Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HD WIDENER
HW XQEM F

Digitized by Google

KPH 9001

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

E. b. 14.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Richard Nordhausen.

Dreiundsechzigster Band.
(Nr. 1—26.)

E. b. 14.

Berlin 1903.
Verlag der Gegenwart.

Digitized by Google

U. Geneva. 1923. 7.

KH154

KPH 9001

HARVARD COLLEGE
SEP 15 1930
LIBRARY

Conant fund

Digitized by Google

Register.

Dreiundsechzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

Seite

Die Legitimität. Von Caliban 3
Deutschland und die Monroelehre. Von Kurd von Strantz . 17
Marokko und die europäischen Mächte. Von Dr. J. Wiese (Berlin) 19
Diäten für Reichstagsmitglieder. Von v. Horn (Weimar) . . 36
Ansprüche aus dem Dienstverhältnisse. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin) 53
Ein Kaiserbild. Von Caliban 65
Nörgeleien von Jenseits des Oceans. Von Dr. Curt Heinrich (Buenos Aires) 66
Bavaria indelebilis. Von Dr. Cajus Moeller 81
Speculation und Spiel. Von Dr. L. H. Müller 97
Der Abschluß. Von Caliban 113
Kaiserin Augusta und der Clericalismus. Von * * * . . . 113
Am Aschermittwoch. Von Caliban 129
Graf Crailsheim und unsere Diplomatie. Von * * * . . . 130
Luxuszulagen. Von Caliban 145
Polonia irredenta. Von Kurd von Strantz 146
Der General-Feldmarschall. Von Caliban 177
Das Angelsachsenthum und Deutschland. Von Kurd von Strantz 177
Der Kopenhagener Besuch des dritten deutschen Kaisers. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin) 225
Die neue Diplomatie. Von Caliban 241
Die Reform der Krankenversicherung. Von Kreisgerichtsrath Dr Benno Hilse (Berlin) 245
Höhere Politik. Von Caliban 273
Freihändler über die Wirkung der Handelsverträge. Von Kurd von Strantz (Berlin) 274
Kaufmännische Schiedsgerichte Von Mil Richter (Leipzig) . . 278
Deutsche Träumereien, nationalpolitische Dummheiten. Von Kurd von Strantz 289
Königs-Reisen. Von Caliban 305
Das allgemeine Wahlunrecht. Eine Betrachtung zu den Reichstagswahlen. Von Johannes Gaulke 306
Ungarn und die Armeefrage. Von Julius Patzelt (Wien) . . 307
Das russische Spiel in der Mandschurei. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin) 310
Sieger im Wahlkampf. Von Caliban 321
Russengefahr in Indien und das englische Heer. Von Karl Blind 322
Eine habsburgische Sphinx. Von Pannonicus 337
Jenseits vom Wahlgewühl. Von Caliban 369
Englands neue Nordseeflottenstation. Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau) 370
Königsmord von Gottes Gnaden. Von Caliban 385
Geschichtspolitisches über Finland und Skandinavien. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin) 386
Die Sieger. Von Caliban 401
Ueber Beweiswürdigung im Strafproceß. Gedanken und Erinnerungen. Von Timm Kröger 402

2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.

Bau und Leben der Zelle. Von Eduard von Hartmann 1. 21. 37
Wilhelm Wundt der Psychologe. Von Paul Meschke 49
Die volkswirthschaftliche Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht. Von Oberstabsarzt Dr. Neumann 68
Socialhygienische Alarmzeichen. Von Eduard Sokal 85
Aerzte und Kurpfuscher. Von Dr. Alphons Fuld (Mombach-Mainz) 131
Mitleid oder Sport? Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin) 167
Seit wann besteht Leben auf der Erde? Von Curt Grottewitz 180
Zur Schutzschildfrage. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen 195
Tod und Unsterblichkeit. Von Dr. Arthur Ruppin 196
Zur Socialpsychologie der Suggestion. Von Eduard Sokal (Berlin) 213
Die universelle biopolare Energie. Von Albert Kniepf (Hamburg) 226
Ein Capitel zur Wohnungsfrage. Von Culturingenieur Gebers (Ostende) 242
Der Stand der Forschung über die Abstammung des Menschen. Von Curt Grottewitz 259
Der Mechanismus des Lebens. Von Curt Grottewitz . . . 338
Die Bedeutung der Schnurrhaare. Von Dr. Th. Zell . . . 357

3. Vermischte Aufsätze.

Zur Psychologie des modernen Menschen. II. Von Johannes Gaulke (Berlin) 4
Das Grundeigenthum. Von Leo N. Tolstoy. Deutsch von Wilhelm Thal 33
Die Festungen. Eine geographische Skizze. Von Dr. B. Bruhns 82
Ca canny. Von Karl Noetzel 99. 116
Das Alte Testament im Lichte der neueren Mythen- und Sagenkunde. Von Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch) 114
Die neueste Volkszählung in Irland. Von Karl Blind . . . 132
Moderne Weltanschauung und Nietzsche'sche Philosophie. Von Dr. Arthur Ruppin 147
Zur Christusfrage. Von Carl Andresen (Blankenese) . . . 161
Die preußische Garde in den Märztagen von 1848. Von Carl von Wartenberg 163
Bürgercultur. Von Rudolf Klein (Berlin) 165
Die Betrügerin. Von Caliban 209
Soldatenmißhandlungen. Zeitgemäße Betrachtungen von Theodor von Sosnosky 210
Kurzsichtige Officiere. Von Carl von Wartenberg 257
Die deutsche Frau im Berufe. Von Frau Dr. Eliza Ichenhaeuser (Berlin) 291
Ueber Geschichtsauffassung vom gesellschaftswissenschaftlichen Standpunkte aus. Von Dr. Hugo Brunner 324
Rassenkämpfe. Von Johannes Gaulke (Berlin) 353
Der Deutsche und sein Vaterland. Von Dr. Curt Heinrich . . 355
Weltbeglücker und ihre Illusionen. Von Karl Noetzel . . 372. 387
Die gälische Bewegung in Irland. Von B. Prilipp 390
Bildung und Ehe. Von A. v. Hartmann 406

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Skat. Von Max Hoffmann 11
Nach den Flitterwochen. Von Gustav Beßmer 27. 43
Ueber's Grab. Skizze von Agnes Harder 59
Im Gewitter. Von Laurenz Kiesgen 74
Cagni's Schlitten-Expedition zum Nordpol 104. 139. 154
Der Ueberjüngling. Eine Momentaufnahme aus dem modernen Familienleben. Von Theodor von Sosnosky 125
Die Zeiten. Von Josef Stutzin 154
Der Stern der Mutter. Von Carl Schultes 172
Wenn der Wind sich gedreht hat. Von M. Zehme 173
Der betrogene Schwiegersohn. Skizze von Julius Knopf . . 188
Bismarck. Von Max Bewer (Dresden) 193
Die drei Nägel. Von Kurd Laßwitz 203
Skizzen. Von E. Clauß (Eisenach) 221
Siegerin. Von Maria Schade 234
Die silbernen Beschläge. Von Maxim Gorki. Deutsch von Wilhelm Thal 251
Christl. Von Emil Ertl 267. 284
Der gottlose Filczik. Von Koloman Mikszath. Deutsch von Wilhelm Thal 301
Cand. med. Annie. Von Josef Stutzin 315
Des alten Zechers Mailied. Von Carl Schultes 317
Schach der Dame! Von Gustav Johannes Krauß 329
Sokrates' Tod. Eine Skizze von Timm Kröger 347
Der alte Condor. Novelle von Ewald Gerhard Seeliger 364. 381
Der Ungeborene. Von Max Wundtke 398
Alte Tage. Von Friedrich Kroff (München) 413

Digitized by Google

Register.

Seite

Aus der Hauptstadt. Von Ajax: Ehren-Compagnien 12. Die abgelehnten Gerichtsschreiber 157.
— Von K. v. B.: Cui prodest? 29.
— Von Timon d. J.: Der Retter 30. Anti-Goethe 189. Ein Kammergerichts-Urtheil 190. Einzige Sorge 254.
— Von Prinz Vogelfrei: Politische Tagebuchblätter 44. Der Reform-Minister 60. Politisches Tagebuch 77. 90. 142. 173. 205. Die Seeschlacht in Berlin 189. Der Rheinische Bauernverein 254. Kronstadt gegen Agram 333.
— Von C. v. W.: Fauler Friede 107.
— Von Spero: Amorosa 158. Fabel und Fibel 206.
— Von Elisabeth Zimmer: Die Richtungen 206.
— Von Julius Knopf: Socialdemokratische Freiheit 236.
— Von Max Kempff: Harz-Bummel 316. 333.
— Von C. von Wartenberg: Graf Häseler a. D. 331.
— Von Hans Schmidkunz: Das Wettergespräch 348.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Einiges über Charakterkunde. Von Dr. Georg Meyer (Berlin) . . . 6
Lyrische Stiefkinder. Streiflichter auf die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Von Theodor von Sosnosky . . . 8
Gustav Falke. Zu seinem 50. Geburtsfeste. Von Otto Promber 23
Gedankenmelodien. Studie über die lyrischen Mittel in der Dichtung. Von Julius Konst. v. Hoeßlin . . . 39
Die Ehe zwischen Vetter und Base als dramatisches Problem. Von Rudolf Krauß . . . 42
Ueber die culturhistorische Bedeutung Indiens. Von Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen) . . . 58
Plagiat. Von Otto Promber . . . 70
Eine Helmholtz-Biographie. Von Dr. Georg Biedenkapp . . 87
Amalie Skram. Von Alfred Semerau (Charlottenburg) . . 102
Franziska da Rimini. Tragödie von Martin Greif. Von R. Bartolomäus . . . 119
Tolstoj — Prophet oder Charlatan? Von Anton Weis-Ulmenried . . . 120
Von den Ursachen der gegenwärtigen Culturstockung. Von Eduard Engels (München) . . . 134
Ellen Key. Von Anna Brunnemann (Dresden) . . . 136
Ein anderer Armer Heinrich. Von Max Kempff . . . 139
Wilhelm Bölsche. Von Professor Th. Achelis (Bremen) . . . 149
Zu Klopstock's Gedenken. Von O. Wentorf . . . 168
„Man —." Eine Betrachtung von Irma v. Troll-Borostyáni 170
Das Gesetz Goethe's in der Menschenbildung und Rassenkreuzung. Von Heinrich Driesmans . . . 183
Zur Wiedergeburt des Märchens. Von Professor Th. Achelis (Bremen) . . . 197
Theorien des Zukunftsdramas. Von Dr. Alfred Nossig . . 215
Thomas Carlyle. Von Paul Meschke . . . 230
Hysterische Frauen. Von Max Hoffmann . . . 233
Nietzsche's Briefe. Von Paul Meschke . . . 246
Ueber die Bestandtheile der deutschen Personennamen. Von A. Baß (Leipzig) . . . 249
Vom neuen Frauenroman. Von Hans Benzmann (Berlin) . 261
Otto Julius Bierbaum's Lyrik. Von A. Matthes (Berlin) . . 264
„Herodes und Mariamne" und „Monna Vanna". Eine Tragödie und eine Komödie. Von O. Wentorf . . . 279
Selma Lagerlöf. Von Alfred Semerau (Charlottenburg) . . 282
M. Barrès, der Berichterstatter. Von Paul Wiegler . . . 293
R. W. Emerson. Von Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen) . . 299
Mundart und Bühne. Von Alfred Baß (Leipzig) . . . 311
Stimmen aus dem 18. Jahrhundert über Theater und Schauspieler. Von Siegfried Siehe (Steglitz) . . . 327
Was das Volk liest. Von Irma v. Troll-Borostyáni . . . 341
Neues aus der französischen Literatur. Von Anna Brunnemann (Dresden) . . . 343
Volksspiele und Volksfeste. Von Max Hoffmann (Berlin) . . 359
Von chinesischer Lyrik. Von J. Norden . . . 361
Sadismus und Masochismus als Massenepidemie. Von Dr. Grävell . . . 376
Der Verfall des Theaterstandes. Von Josef Jellinek . . . 378
Ein Johannes der modernen Kunst. Von Gustav Gugitz (Wien) . . . 393
Maeterlinck und Eduard von Hartmann. Von Anton Korwan (Homburg v. d. H.) . . . 396
Eine „Faust"-Studie. Von Eugen Reichel . . . 409

b. Bühne und Bühnenkritik.

Seite

Dramatische Aufführungen: Die beiden Schulen (Capus) 13. Pastor Hansen (Möller) 13. Der blinde Passagier (Blumenthal u. Kadelburg 45. Krieg im Hause (Misch) 45. Sonnwendtag (Schönherr) 61. Heimkehr (Volkmar) 78. Nachtasyl (Gorki) 91. Das Thal des Lebens (Dreyer) 109. Sanatorium Siebenberg (L'Arronge) 109. Der reine Mann (Dörmann) 127. König Tod (Erdmann) 142. Die Gerechtigkeit (Ernst) 142. Dornröschen (Marx) 142. Die Localbahn (Thoma) 159. Der Schleier der Beatrice (Schnitzler) 174. Der arme Heinrich (Schultes) 190. Die Siegesfeier (Katsch) 190. Timandra (Wilbrandt) 207. Auf Storhove (Björnson) 236. Pelleas und Melisande (Maeterlinck) 236. Die Schloßherrin (Capus) 236.

6. Bildende Künste.

Graphische Ausstellungen. II. Von J. Norden . . . 14
Laokoon. Von Dr. Heinrich Pudor . . . 15
Deutsches Kunstgewerbe. Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee) . . . 24
Der Bildungswerth der bildenden Künste. Von A. Matthes (Berlin) . . . 55
Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden 78. 92. 143. 174. 223. 269
Oeffentliche Placate und die Reclamekunst. Von Mil Richter (Leipzig) . . . 88
Hans Thoma. Von J. Norden . . . 110
Alfred Kubin. Von J. Norden . . . 125
Vom Wesen und von der Erzeugung des Kunstwerkes. Von Johannes Gaulke (Berlin) . . . 151
Das Gewand des neuen Buches. Von A. L. Plehn (Berlin) . 186
Echte und falsche Bilder. Von Karl Eugen Schmidt (Paris) 200
Zur Aesthetik der Spitze. Von Dr. Heinrich Pudor . . . 217
Modernes Mäcenatenthum. Von Johannes Gaulke (Berlin) 218
Die siebente Ausstellung der Berl. Secession. Von J. Norden 254. 286. 349
Die Monumentalmalerei in Deutschland. Von Rud. Klein (Berlin) 296
Der Niedergang der Broncetechnik. Von Dr. Heinrich Pudor 302
Von Münchener Kunst und Art. Von Eduard Engels (München) 312
Impressionismus. Von Otto Grautoff (München) . . . 313
Große Berliner Kunstausstellung 1903. Von J. Norden 317. 382. 414
„Sächsische Kunstausstellung Dresden 1903". Von J. Norden 334. 366
Eine neue nordische Architektur-Renaissance. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin) . . . 379
Eine vergessene Kunstübung. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin) 412

7. Musik.

Die Tanzidyllen der Miß Duncan. Von J. Norden . . . 62
Der Verfall der Gesangskunst. Von Dr. Adolph Kohut . . 71
Schikaneder. Von Paul Marsop . . . 199
Eine neue „Volksoper". Von Dr. Arthur Seidl . . . 236
Opern und Concerte: Philharmoniken-Abende u. s. w. 61. Anno 1757 (Richard u. Bernhard Scholz) 79. Louise (Charpentier) 222. Till Eulenspiegel (Reznicek) 350. „Das war ich" (Batka u. Blech) 350. Der Zauberknabe (Regel u. Goldberger) 350.

8. Notizen.

v. Alten 159. Andrejew 319. Beer 318. Beier 47. Bewer 239. Beyle 111. Bleibtreu 111. Bieberstein 94. Brockhaus 190. 303. 399. Claretie 319. Dehn 94. Delitzsch 239. Dreher 238. Fischer & Franke 159. 271. 415. Goethe 31. 47. 319. Gorkij 47. Grabein 399. Grautoff 303. Hagemann 175. Harnack 47. Heinemann 47. 351. Heinze 191. Hertz 95. Heyck 191. Hirschfeld 47. Hoffmann 95. Jensen 47. Kernstock 239. Klaatsch 239. 318. Koenigsberger 255. Kraemer 63. Kunstanstalten 47. Lindner 287. Metze 239. Meyer 159. Moeller-Bruck 95. Meyer-Förster 271. Pochhammer 47. Polack 94. v. Poschinger 335. Pudor 303. Ratzel 95. Riehl 31. Sapper 63. v. Savoyen 111. Schlismann 319. Schneider 339. Schultze-Naumburg 159. Seeck 191. Sievers 175. Stüber 239. Tschechoff 319. Vieweg u. Sohn 31. Weddingen 159. Westarp 94. Wülker 31. Zabel 111.

9. Offene Briefe und Antworten.

Frau Luisa. Von K. v. G. (Dresden) 46. Friederike Brion und das Goethedenkmal in Straßburg. Von O. Karrig 93. Keine Capetinger. Von Johannes Heidsieck 110. Noch einmal der Generalfeldmarschall. Von Generalleutnant z. D. Dietz 238. Goethe und Friederike Brion. Von Adolf Wechßler 270. Ehre, wem Ehre gebührt. Von Dr. Grävell 287. Zu „Pelleas und Melisande". Von Obronski, Impekoven & Cie. 287. Das Papstthum und die Scheiterhaufen-Politik. Von Karl Blind 383.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 3. Januar 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Bau und Leben der Zelle. Von Eduard von Hartmann. — Die Legitimität. Von Caliban. — Zur Psychologie des modernen Menschen. II. Von Johannes Gaulke. — **Literatur und Kunst.** Einiges über Charakterkunde. Von Dr. Georg Meyer (Berlin). — Lyrische Stiefkinder. Streiflichter auf die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Von Theodor von Sosnosky. — **Feuilleton.** Skat. Von Max Hoffmann. — **Aus der Hauptstadt.** Ehren-Compagnien. Von Ajax. — Dramatische Aufführungen. — Graphische Ausstellungen. II. Von J. Norden. — Laokoon. Von Dr. Heinrich Pudor. — Anzeigen.

Bau und Leben der Zelle.

Von Eduard von Hartmann.

1. Der Bau der Zelle.

Daß ein Organismus aus Zellen und eine Zelle aus Zellhülle, Zellinhalt und Kern besteht, pflegen heute die Kinder in der Schule zu hören. Schleiden und Schwann hielten die Zelle noch für ein Bläschen mit flüssigem Inhalt; M. Schultze bestimmte sie als ein Klümpchen von Protoplasma, das nach Brücke besser Elementarorganismus heißen sollte. Die Zellhülle ist kein nothwendiger Bestandtheil der Zelle; sie fehlt z. B. bei den Amöben, Rhizopoden, Schleimpilzen, weißen Blutkörperchen und den meisten Zellen des Thierkörpers. Pflanzenzellen haben mehr oder minder starke Zellhüllen; Thierzellen außer den Knorpelzellen zeigen in der Regel nur da, wo sie den Abschluß eines Gewebes bilden, eine einseitige Zellhaut. Auch der Kern ist kein unentbehrlicher Bestandtheil der Zelle, wenngleich verbesserte Färbmethoden Kerne auch in solchen Zellen erkennen gelehrt haben, die man früher für kernlos hielt. Der Kern ist wesentlich eine Ansammlung kleinerer färbbarer Körperchen; diese können sich in einem oder mehreren Kernen zusammenfinden oder auch gar nicht zusammenfinden. Im ersteren Falle spricht man von einkernigen und mehrkernigen, im letzteren Falle von kernlosen Zellen. Kernlos in diesem Sinne scheinen die Spaltpflanzen zu sein, zu denen die blaugrünen Algen und die Spaltpilze gehören, insbesondere die im Meerwasser lebende Beggiatoa mirabilis; sie stellen damit eine primitivere Structur der Zelle dar als die kernhaltigen Zellen.

Wenn somit die Bildung einer abschließenden Hülle und die Ansammlung von Körnchen zu einem Kern erst secundäre Erscheinungen an der Zelle sind, so muß man ihre Definition auf individualisirtes Protoplasma beschränken. Je nachdem dieses lebt oder nicht, hat man eine lebende oder abgestorbene Zelle vor sich. Die lebende Zelle ist der organische Mikrokosmos. Die Größe der Zelle wechselt von den mikroskopisch kaum wahrnehmbaren bis zu den fingerlangen, mehrkernigen, quergestreiften Muskelfasern und den meterlangen, vieltausendkernigen, einzelligen Meeresalgen. Der sichtbare Bau der Zelle zeigt überall eine Mischung relativ festerer und relativ flüssiger Theile. Erstere sind theils Fäden oder Wände von gallertartiger Beschaffenheit und dem Vermögen, sich ausdehnen zu lassen und sich zusammen zu ziehen, theils Einschlüsse mannigfacher Art in Gestalt beweglicher Körperchen und Körnchen; letztere dagegen sind theils auch noch lebendes Protoplasma von stärkerem Wassergehalt, theils eingeschlossene Säfte, die zur Lösung von Nahrungs- und Ausscheidungsstoffen dienen.

Die Fäden bilden das eigentliche Zellgerüst, sie sind theils gewunden, theils parallel und vielfach unter einander verbunden. Die active Contractilität tritt an ihnen besonders deutlich hervor. Sie gleichen darin den Muskelprimitivfasern; die der Ortsbewegung dienenden Wimpern und Geißeln, die bei vielen einzelligen Organismen aus der Zellwand hervorragen, sind nur als äußere Fortsetzungen der contractilen Fäden zu betrachten. Die pendelnden, stoßenden, rudernden, wellenförmigen und schraubenförmigen Bewegungen der Wimpern und Geißeln lassen erkennen, eine wie mannigfache Bewegungsfähigkeit auch den Fäden innerhalb der Zelle zukommen kann, die sie zum Fortschieben der Zelleinschlüsse benutzen. Bei manchen frei beweglichen Zellen, wie die weißen Blutkörperchen es sind, zeigen die Fäden eine strahlige Anordnung, die von einem winzig kleinen, neben dem Kern belegenen Centralkörperchen ausgeht und dieses nach allen Richtungen mit der Oberfläche verbindet. Bei den meisten Zellen dagegen tritt solche central ausstrahlende Anordnung der Fäden erst unmittelbar vor der Zelltheilung hervor, um die starken, inneren Bewegungen dieses Vorganges zu leiten.

Bei den Pflanzenzellen sieht man vielfach eine schaumige Beschaffenheit des Zellinhaltes. Diese entsteht dadurch, daß die überall vorhandenen, mit Flüssigkeit erfüllten Hohlräumchen (Vakuolen) sich durch Ausschwitzung vermehrter Flüssigkeit ausdehnen und das zwischen ihnen liegende gallertartige Protoplasma zu dünnen, wabenartigen Theilungswänden ausrecken. Solche Zellen sind natürlich den physikalischen Gesetzen der Schaumstructur unterworfen, insbesondere den Veränderungen, die solche Structur bei einseitigem Druck und Zug und bei Einlagerungen kleiner Körperchen zeigt, und manche Erscheinungen lassen sich aus diesen Gesetzen allein erklären. Bei stärkerem Zug können auch die Schaumwaben sich in parallele Fäden ausrecken; denn die Waben und die Fäden sind ja beide nur Verdichtungen des Protoplasma. Noch dauert der Streit der Schulen über die Tragweite der Fädchen- und Schaumstructur und die Grenzen ihres Vorkommens fort. Das Ergebniß dürfte sein, daß alle Structurunterschiede fließend sind, je nach den äußeren Umständen und den Lebenszwecken der Zelle. Denn die Fäden können sich zu Strängen verdicken, zu Plasmaklumpen

Digitized by Google

zusammenziehen und wieder zu einem feinsten Filarnetz ausbreiten, in einzeln herumschwimmende Fadenstücke zerfallen, aus solchen wieder zusammenwachsen, sich aus langgezogenen Schaumwaben bilden und in der gleichmäßigen Masse des Protoplasma zu verschwinden scheinen, während Vakuolenbildung in diesem Protoplasma eine Schaumstructur einleitet. Daß verschiedene geübte Forscher in denselben mikroskopischen Objecten oft ganz Verschiedenes zu sehen behaupten, zeigt am besten, wie schwierig und vieldeutig diese Beobachtungen und wie wandelbar ihre Objecte sind.

Der Zellinhalt zeigt außer dem Faden- oder Wabengerüst, dem flüssigeren Protoplasma und dem Zellsaft noch mancherlei Einschlüsse. Dies sind zum Theil Hohlräumchen mit Zellsaft, die schwächer lichtbrechend sind als das gallertartige Protoplasma, und feste, nicht gelöste Nahrungsvorraths- oder Ausscheidungsstoffe, z. B. Stärke, Glykogen, Schleim- und Fetttröpfchen, Eiweißkrystalloide, Dotterkörner und solche Pigmentkörner, die keinen Zweck mehr für das Leben haben, sondern Niederschlagsproducte eines unvollkommenen Stoffwechsels sind. Alle diese Bestandtheile sind wohl als Hülfsmittel oder Producte des Lebens, aber nicht als lebendige Organe des Zellleibes zu betrachten. Zum anderen Theil bestehen aber die Einschlüsse aus kleinen Körnchen, Körperchen, Stäbchen oder Fädchenenden, die als Organe bestimmter Lebensverrichtungen anzusehen sind. Die Körnchen zeigen ihre Lebendigkeit schon dadurch, daß sie sich in lebhafter activer Gleichbewegung an den Plasmasträngen und -fäden entlang bewegen, an denen sie haften, oder denen sie eingebettet sind; ihre Selbstbewegung verläuft scheinbar theilweise unabhängig von den Massenverschiebungen, die in den Strängen und Fäden selbst vor sich gehen, und von denen sie natürlich auch mit beeinflußt werden.

Diese lebendigen Körner kann man eintheilen in Physoden und Chromatophoren. Die Physoden sind stärker lichtbrechend als das gallertartige Protoplasma: ihre Aufgabe scheint eine ähnliche zu sein, wie die der rothen Blutkörperchen in den Thieren, nämlich die Oxydation ihrer leicht oxydirbaren Körnersubstanz durch aufgenommenen Sauerstoff und seine Verbreitung und Uebertragung im activen Zustande durch den ganzen Zellinhalt. Während die Physoden farblos sind und erst durch besondere Färbmethoden deutlich sichtbar werden, zeigen die Farbträger oder Chromatophoren von selbst eine Färbung; diese pigmentirten Körperchen sind die Träger der wichtigsten Lebensfunctionen. So ist z. B. das Blattgrün (Chlorophyll) der grünen Pflanzen Vermittler der Kohlensäurezerlegung, die allen chemischen Synthesen vorangehen muß. Auch bei den Thieren scheinen manche Pigmentkörnchen Aufgaben zu haben, die noch nicht genügend geklärt sind; die Schwächlichkeit der Kakerlaken oder Albinos steht mit dem Mangel bestimmter Pigmente in Verbindung. Die Blattgrünkörner sind im zerstreuten Tageslicht vieleckige Scheiben, die ihre Breitseite dem Lichte zuwenden; bei directem Sonnenlicht ziehen sie sich zu kleinen Kugeln oder Ellipsoiden zusammen. Sie können sich theilen, indem sie sich in die Länge strecken, dann Biskuit- und Hantelform annehmen und sich endlich in zwei Körner abschnüren. Sie stehen den Organen nahe, die aus Zuckerlösung die Stärke bilden (Amyloplasten oder Leukoplasten) und sich bei hellem Lichte unter Ergrünen in Blattgrünkörner umwandeln können. Die Blattgrünkörner können endlich auch aus farblosen Organen anderer Art (Trophoplasten) durch Umbildung entstehen. Die Pigmentkörner in den gelben und orangerothen Blüthen gehen aus farblosen Trophoplasten hervor und zeigen mannigfache Formen, z. B. die von Dreiecken oder Trapezoiden, von Spindeln oder von Sicheln.

Der Kern hat bald rundliche oder ovale, bald hufeisen- oder ringförmige, bald gelappte, zackige und tief eingekerbte Gestalt, bald die eines vielfach gewundenen Stranges. Den fragmentirten Kern kann man schon als mehrere Kerne auffassen, die durch feine Plasmabrücken unter einander verbunden sind. Bei manchen vielkernigen Zellen ist die Zahl der Kerne typisch bestimmt, bei anderen unbestimmt und mit dem Wachsthum der Zelle zunehmend. Auch im Kern ist ein feines Fadengewebe von einer wenig färbbaren Substanz (Linin oder Plastin) das Gerüst, an dem Körnchen von stärker färbbaren Substanzen (Chromatin oder Nukleïn) aufgereiht sind, und das eine flüssigere Zwischensubstanz durchsetzt, in der allerlei Einschlüsse enthalten sind. Eine zarte Haut, die Kernmembran, pflegt den Kern einzuschließen, und ein oder mehrere Kernkörperchen sind besonders starke Verdichtungen der protoplasmatischen farblosen Substanz (Linin), durchsetzt von Anhäufungen der färbbaren Substanz (Chromatin oder Nukleïn). Der Kern bildet danach gleichsam eine Zelle in der Zelle, nur daß ihm das Centralkörperchen mit den von ihm strahlenförmig ausgehenden Fäden fehlt. Außerhalb der Kernmembran ist der Kern von einer verdichteten Plasmaschicht umgeben, in welcher auch das Centralkörperchen seinen Platz hat; mit ihr zusammen bildet er die „Markzone“ der Zelle, während die übrigen peripherischen Schichten der Zelle ihre „Rindenzone“ bilden. Für Mark- und Rindenzone werden sehr verschiedene Namen gebraucht, wie denn überhaupt die Nomenklatur sehr schwankend ist. Die Schicht verdichteten Protoplasmas um den Kern herum fehlt auch denjenigen Zellen nicht, die der Rindenzone ermangeln und nur aus einem Kern zu bestehen scheinen, wie z. B. die Köpfe der Spermatozoïden; sie ist auch dem Kern unentbehrlich, wenn er nach Verlust der Rindenzone diese regeneriren soll.

Das Centralkörperchen ist ein an der Grenze der mikroskopischen Sichtbarkeit belegenes rundliches oder ovales Theilchen chemisch differenzirter protoplasmatischer Substanz. Es ist in vielen Zellenarten schon jetzt als auch im Ruhezustande vorhanden aufgefunden worden und macht sich bei Allen bemerklich, wenn sie in die Zelltheilung eintreten. Wie der Kern das Centrum für die chemischen Vorgänge in der Zelle (Assimilation und Dissimilation, Ernährung, Verdauung, Ausscheidung), so ist das Centralkörperchen das motorische Centrum der Zelle, von dem alle einheitlichen Bewegungsreize, also auch die der Zelltheilung ausgehen. Mehrkernige Zellen haben so viel Centralkörperchen wie Kerne, weil die fruchtbare Theilung jedes Kernes unter Leitung eines Centralkörperchens vor sich gehen muß.

Wir dürfen uns nicht einbilden, daß unsere optischen Hülfsmittel die Grenze der Structurverschiedenheiten in der Zelle erreichen. Nur besonders große Zellen sind hinreichend günstige Beobachtungsobjecte für die Unterscheidung der bereits erörterten Organisation; bei kleineren und kleinsten Zellen sind viele dieser Organe unwahrnehmbar, ohne daß wir deßhalb ihr Vorhandensein zu bezweifeln brauchen. Selbst bei den größten Zellen läßt sich die radiäre Fädenstrahlung, die von dem Centralkörperchen ausgeht, erst in einiger Entfernung von demselben erkennen, während dicht am Centrum die Radien zur Undeutlichkeit verschwimmen, weil sie sehr fein werden müssen, um neben einander Platz zu haben. Dieser Theil heißt auch die Sphäre. Eine einfache Muskelfibrille pflegt man immer das letzte zu nennen, bis wohin gerade das benutzte Mikroskop reicht, während ihre Spaltbarkeit unbegrenzt scheint. Die mit Zellsaft gefüllten Hohlräumchen im gallertartigen Protoplasma vergrößern sich bald durch vermehrte Ausschwitzung, bald verkleinern sie sich durch Aufsaugung ihres Inhaltes bis zum Verschwinden; man wird aber nicht annehmen, daß sie in dem Augenblick schon völlig verschwunden sind, wo sie dem Blick entschwinden oder in dem Augenblick erst entstehen, wo ihre Größe sie wahrnehmbar macht. Wir sind deßhalb genöthigt, auch eine submikroskopische Structur anzunehmen, z. B. in einem Körnchen, das aus chemisch verschiedenen Stoffen gemischt ist, eine bestimmte structurelle Anordnung dieser Stoffe vorauszusetzen. Letzten Endes beruhen ja die scheinbar qualitativen Unterschiede der

Digitized by Google

chemischen Verbindungen selbst nur auf einer Verschiedenheit der molekularen Structur, und zwischen dieser chemischen Structur und der sichtbaren anatomischen ist noch ein weites Gebiet, das von der Natur sicherlich nicht übersprungen wird.

Man hat sich bemüht, diese Lücke durch speculative Constructionen einigermaßen auszufüllen, indem man besondere Elementarorganismen als Träger der Fähigkeit zur Nahrungsaufnahme, Aufbau, Ausscheidung, Bewegung, Selbsttheilung und Regulation supponirte. Man gelangt aber mit solchen Hypothesen über Worte nicht hinaus und läuft Gefahr, manche Fähigkeiten auf verschiedene hypothetische Stoffe zu vertheilen, die vielleicht selbst in den einfachsten biologischen Einheiten nur vereinigt vorkommen. Selbst darüber sollte man keine voreilige Entscheidung treffen, ob das Protoplasma in seiner submikroskopischen Structur nach Art eines Mosaiks oder eines pointillistischen Gemäldes aus discreten biologischen Einheiten zusammengesetzt ist, oder ob es fließende Uebergänge zwischen den stetig verbundenen Theilen aufweist, sofern sie aus einer Vielheit chemischer Moleküle bestehen. Da unsere Mikroskope nahezu an der Grenze der Leistungsfähigkeit des Lichtes angelangt sind, da die kleinsten erkennbaren Unterschiede der Länge der Lichtwellen nahekommen und bei weiteren Vergrößerungen die Erscheinungen der Lichtbeugung allzu störend und entstellend wirken müßten, so ist die Aussicht sehr gering, in den submikroskopischen Bau des Protoplasma noch erheblich tiefer einzudringen. Insbesondere sind die Vorstufen der kernhaltigen Zellen, die kernlosen Spaltpilze, vorläufig ein unbekanntes Land für uns, und es dürfte schwer fallen, in ihre Organisation tiefer einzudringen und die Functionen ihrer Elementarorgane zu erkennen, aus deren Zusammensetzung sich die Kerne der kernhaltigen Zellen erst aufgebaut haben müssen.

Die Zellhülle, die Geißeln, die aus ihr hervorragen, die Physoden und die Hohlräumchen (Vakuolen) sind Producte des Protoplasma, d. h. sie entstehen nicht aus einander durch Theilung, sondern aus dem sie umgebenden Protoplasma durch Differenzirung und Ausscheidung. Selbst wenn eine Vakuole sich zu theilen scheint, so ist es doch nur das sie umschließende Protoplasma, das durch seine Einschnürung die Theilung des Hohlraums vollzieht. Im Gegensatz zu ihnen können das Protoplasma selbst, der Kern, die Farbträger und die Centralkörperchen nur durch Theilung aus ihres Gleichen entstehen; sie heißen deßhalb auch Organe erster Ordnung, während jene ersteren als Organe zweiter Ordnung bezeichnet werden. Die Organe zweiter Ordnung können fehlen, ohne daß die Zelle auf eine tiefere Organisationsstufe hinabsinkt, die erster Ordnung nicht.

Nach alledem ist der Bau der Zelle wesentlich verschieden von demjenigen unorganischer Gebilde. Zwar können die Letzteren außer der amorphen und krystallinischen Structur unter Umständen auch eine gallertartige oder leimartige haben (z. B. kolloidales Platin und andere Metalle), und zusammengesetzte chemische Verbindungen können in Krystalloiden ohne scharfe Ecken, Kanten und Ebenen auftreten. Aber damit wird der Unterschied zwischen der unorganischen und organischen Natur doch nicht überbrückt; denn die unorganischen Gebilde haben in jedem ihrer Theile eine gleichartige Structur, die organischen nicht, und deßhalb giebt es auch nur in den Letzteren eine Arbeitstheilung unter den Theilen von verschiedenem Bau, d. h. unter den Organen. Entscheidend aber ist doch erst der Umstand, daß bei der Zelle Bau und Arbeitstheilung die Lebenserscheinungen hervorbringen hilft, die bei den unorganischen Gebilden fehlen. (Fortsetzung folgt.)

Die Legitimität.

Dem frommen Dresdener Hofe würde sich, so nahmen die allerhöchsten Ehestifter an, das Kind der frommen toskanischen Großherzogin Luise ohne Beschwerden einfügen. Im sogenannten Elbflorenz, wo eine katholische Dynastie über rein protestantische Unterthanen herrscht, befleißigt sich die Krone seit den Tagen August's des Starken eines gar gottgefälligen Lebenswandels. Stadt und Umgebung, das kokette Bergländchen und die koketten Baulichkeiten prachtliebender Fürsten predigen sinnenfrohen Genuß, auf dem Balkon Europas fühlen sich Europas Schönheiten zeitweilig recht zu Hause — aber kein sächsischer Monarch legt ihnen mehr sein Reich zu Füßen. Was von den petites maisons galanter Tage noch besteht, das dient jetzt streng sittlichen Zwecken. Mit dem berühmten Meißner ist die berühmte Leichtlebigkeit in die Brüche gegangen. Biedere, ein bißchen spießige, aber handfeste Ehrbarkeit hat die gebrechliche Tändelei des Porzellan-Jahrhunderts ersetzt.

Die junge Toskanerin fand sich nicht zurecht in der Gutenstuben-Atmosphäre, die das Dresdener Schloß erfüllte. Sie hatte sich von ihrem Gatten und vom sächsischen Lande andere Vorstellungen gemacht, hatte wohl geglaubt, daß die Fürstin eines Staates, dessen Einwohner zur guten Hälfte socialdemokratisch wählten, darauf bedacht sein müßte, um Volksliebe zu werben. Ihre Frohnatur zeichnete Menschen und Dinge, die ihr gefielen, gern aus, und sie hielt es für kronprinzessinnenhaft, der Vorsteherin eines Wohlthätigkeitsvereines selbstgefertigte Handarbeiten zu schenken, den würdigen Mitgliedern einer Gratulationsdeputation höchst eigenhändig das jüngste Prinzchen zu reichen. Wenn sie Jemanden empfing, oder wenn sie zu Jemandem ging, dann ließ sie die Krone im Futteral. Unsympathisch berührt ihr Wesen den nicht, der dem monarchischen Gedanken treu anhängt. Die Toskanerin war modern, war politisch klüger als die geistig nicht allzu hochstehenden Hochstehenden, Ernsten und Gestrengen am sächsischen Hofe, die in selbstgeschaffener Einsamkeit thronen und gar nicht bemerken, daß ihnen alle lebendige Fühlung mit dem Volke abhanden kommt. Die Toskanerin war dazu ein frisches Menschenkind. Sie hatte der Convention gehorcht und sich dem Gatten anvertraut, den höfischer Rathschluß ihr bestimmte. Wohl auf das Selbstbestimmungsrecht, nicht aber auch auf das Recht der Persönlichkeit hatte sie verzichtet. Als man ihr sogar das aus den Händen winden wollte, als sie mit 32 Jahren erkannte, daß ihr Schlimmeres bevorstand denn dem bigotten Wettinersprossen, der sich zu Möncherei gewandt hatte, da beschloß sie, ihre nächsten 32 Jahre lieber in Acht und Bann, mit dem rothglühenden Brandmal auf der Stirn zu verbringen, als im geistigen Tod und mälig nahenden Irrsinn. Ob sie in eine klug gelegte Falle gerathen ist, ob das pervers-leichtfertige Bürschlein, ihr Bruder, sie zum Bruche hetzte oder ob ihr der gefährliche Entschluß ganz aus Eigenem kam, Schimpfreden hat sie nicht verdient und den ersten Stein wider sie aufzuheben sollte den Nächstbetheiligten überlassen bleiben.

Man soll der verdrießlichen Angelegenheit nicht sentimentalisch und nicht mit lehrhafter Pedanterie gegenübertreten. Dresden wird den Scandal vergessen, obgleich Scandale immer da am längsten nachhallen und am hellsten phosphoresciren, wo Stille und Dunkelheit walten. Die Fürstin hat unter keiner Brutalität und Bosheit zu leiden gehabt. In herzlich guter Absicht wurde an ihr herumgedoctort und herumerzogen, sie sollte eine Königin werden wie Andere mehr, und konnte es doch nicht. Ihr imponirte die etwas kasernenhafte Weisheit derer wenig, die ihr Hausarrest auferlegten, und insgeheim machte sie sich über den gewissenhaften Militarismus, über die mangelnde geistige Beweglichkeit ihrer Umwelt lustig. Es steckte viel von dem Temperament und der Art der Lieblingsschwester des alten Fritz in ihr. Wie diese, so fand auch sie nicht das

Digitized by Google

rechte Feld zur Bethätigung. Sie hätte eine treffliche Landesmutter werden können, und man wollte sie zur Landesschwiegermutter wandeln. Ist es deßhalb verkehrt, mit der Entrüstungskeule auf sie einzuschlagen, so darf sich ihr Mann gleichfalls von jeder Schuld freisprechen. Wenn irgendwo, dann treffen hier Nietzsche's schwere Worte von den ungleich Gepaarten zu, aber auch von dem Ehebruche des Weibes, der erst eintrat, als die Ehe das Weib gebrochen hatte.

Allmälig werden sich die Regierenden abwenden müssen von den so lange starr aufrecht erhaltenen Grundsätzen der Ebenbürtigkeit und Legitimität. Nicht nur der Wahnsinn im Hause Wittelsbach, nicht nur der finstere Spuk im Hause Habsburg, der das Blut der Jungen zu phantastischen Ausschreitungen und befremdlichen Ungewöhnlichkeiten peitscht, auch die billige Rücksicht auf die Gefürsteten selber muß von den alten Anschauungen ablenken. Sie haben Menschenrechte wie wir, die Menschen im Kronenschmucke. Zerstört man ihr inneres Glück, nimmt man ihnen durch waghalsige Operationen mit dem Legitimitätsmesser das Herz, so werden sie es sicherlich nicht wie Sanct Ottegebe für irgend einen armen Heinrich, für Volk und Staat, hingeben. Sie werden ohne diesen Muskel zu existiren suchen. Aber wie alle Menschen mit einem verstümmelten oder einem ganz fehlenden Organe weder zu ihrem Heile, noch zu dem der Nation, deren Schicksal sie doch in geschlossener Hand halten. Caliban.

Zur Psychologie des modernen Menschen.

Von Johannes Gaulke (Berlin).

II.

Wir haben gesehen, daß zur Zeit der Renaissance der Kampf Aller gegen Alle, die Unsicherheit der Zustände und der Rechtsverhältnisse eine allgemeine Erscheinung war. Ein Menschenleben galt Nichts, die Persönlichkeit Alles. Heute wird das einzelne Menschenleben, insofern es ein Arbeitssubject darstellt, viel höher gewerthet, die Persönlichkeit dagegen weniger. Das Auge des Gesetzes wacht über Hoch und Niedrig, Arm und Reich. Der Einzelne muß seinen Willen dem Willen der Gesellschaft unterordnen. Alle Beziehungen der Menschen zu einander sind geregelt; es wird Jedem von Staats- und Gesellschaftswegen der Grad seiner Lebensintensität vorgeschrieben, über den er nicht ungestraft hinausleben darf. Der Staat garantirt ihm eine große Anzahl von Rechten, dafür legt er ihm aber auch die entsprechende Anzahl von Pflichten auf. Die allgemeine Entwickelungstendenz geht dahin: die individuelle Bethätigung immer mehr der gesellschaftlichen unterzuordnen, oder: den Einzelnen in die Masse aufgehen zu lassen. — Wir leben unter geordneten Zuständen!

Als Grund der geordneten Zustände wird gemeinhin die steigende Cultur angeführt; von religiöser Seite auch das Christenthum, dessen Lehren zwar langsam aber stetig an Boden im Volke gewonnen haben. Der Mensch erblickt in dem Menschen nicht mehr den Feind, sondern den Freund und Bruder, und er vertritt darum seine Interessen am Besten, wenn er die des Nächsten vertritt. Beide Erklärungsversuche haben eine nicht unbedeutende Lücke aufzuweisen. Es hat Völker mit hoher Cultur gegeben, die nie mit dem Christenthum in Berührung gekommen sind, noch eine diesem verwandte Religion besessen haben. Die Geschichte lehrt uns ferner, daß die Zustände gerade im Mittelalter, als das gesammte Volksleben mit Christenthum durchtränkt war, keineswegs geordnet gewesen waren. Ebenso wenig ist auch der Nachweis zu erbringen, daß die moderne Cultur lediglich eine Folge-Erscheinung des Christenthums gewesen sei. Bei allen Völkern, die unter günstigen klimatischen Bedingungen leben und einer regsamen Rasse angehören, hat sich eine geistige Betriebsamkeit und eine Verfeinerung der Sitten, also ein Zustand der Cultur herausgebildet trotz aller religiösen Lehren und Irrthümer. Keine Zeit ist bildungssatter und reicher an Culturelementen gewesen als die Renaissance, und doch war sie im Grunde genommen religionslos; jedenfalls hatte sie keinen Hauch vom Geiste des asketischen Christenthums verspürt. Die Renaissance zeichnete sich aber auch durch möglichst ungeordnete Zustände aus, woraus zur Evidenz hervorgeht, daß diese keineswegs die Vorbedingung des culturellen Aufstiegs eines Volkes darstellen, noch als eine Begleiterscheinung des Culturlebens gelten können.

Wir müssen daher für die „geordneten" Zustände, die unserer Zeit wie dem modernen Menschen erst das rechte Kolorit geben, auf anderem Wege zu erforschen suchen. Wie bereits an früherer Stelle dargethan, eröffnet sich uns eine neue Perspective, wenn wir bei Ergründung einer Culturerscheinung das herrschende Wirthschaftssystem in den Kreis unserer Betrachtung ziehen.

In Zeiten der Bedarfsdeckungswirthschaft, wo der Producent zugleich Konsument seiner Producte ist, spielen die geordneten Zustände im Wirthschafts- und Gesellschaftsleben keine besondere Rolle. Selbst dort, wo das Prinzip des Erwerbs neben dem der Bedarfsdeckung einherläuft, auf der Stufe der handwerksmäßigen Waarenproduction, sind die geordneten Zustände noch keine wirthschaftliche Nothwendigkeit. Das Absatzgebiet ist noch beschränkt, der Producent setzt seine Waaren zum Theil noch selbst um, er ist noch nicht auf Verkehrs- und Beförderungsmittel großen Styls angewiesen, die erst durch das Zusammenwirken Vieler in einem geordneten Staatswesen geschaffen werden können. Je primitiver die Wirthschaft entwickelt ist, um so einfacher und ungeregelter sind die Zustände. Mit der intensiveren Entwickelung der Productivkräfte und der Zunahme des Privateigenthums, da erst stellt sich das Bedürfniß nach einer straffen Organisation, nach geordneten Zuständen heraus, damit erstens die Verkehrsbeziehungen geregelt werden, zweitens aber die producirenden Stände gegen die räuberischen Ueberfälle der nicht producirenden Stände geschützt werden. Während des ganzen Mittelalters, also in einer Zeit, wo sich der Uebergang von der Bedarfsdeckungs- zur Erwerbswirthschaft vollzog, können wir einen steten Kampf der Producenten gegen die Aneigner fremder Arbeitsproducte beobachten. Kurzum, die geordneten Zustände sind eine Folge-Erscheinung der wirthschaftlichen Entwickelung; sie bilden überall eine gesellschaftliche Nothwendigkeit, wo es etwas zu beschützen giebt, das Privateigenthum nämlich. Je ausgedehnter der Privatbesitz ist, um so geordneter sind die Zustände.

Am Anfang aller Cultur hatte der körperlich Starke das Recht; aus der Masse seiner Volksgenossen arbeitete er sich zu einem Führer und Herrscher heraus. Im Laufe der Entwickelung ersteht ihm in dem wirthschaftlichen Starken ein natürlicher Widersacher. Ersterer kann seine Herrschaft nur durch die brutale Gewalt behaupten, geordnete Zustände bedeuten das Ende seiner Herrschaft. Der wirthschaftlich Starke dagegen herrscht durch das Gesetz, seine Macht ist illusorisch, wenn ihm nicht ein großer Gesetzesapparat zur Seite steht. Die dritte Herrschaftsperiode würde der geistig Starke eröffnen. Schon Plato proclamirt in seinem „Staat" die Herrschaft der Weisen, eine ideale Forderung, die wir einstweilen, vielleicht auch für immer, in das Gebiet der Utopie verweisen müssen.

Unsere Zeit steht ganz unter der Herrschaft des wirthschaftlich Starken. Hierin liegt das wesentliche Unterscheidungsmerkmal zwischen der Cultur der Gegenwart und der Renaissance. Durch eine glückliche Combination von Umständen war jener Zeit die Herrschaft der körperlich Starken, die meistens auch geistig Starke waren, vorbehalten. Das Krämerthum, dessen Augenmerk ausschließlich auf den Erwerb

Digitized by Google

gerichtet ist, hatte in jener Zeit keinen Einfluß auf die Entwickelung der Dinge.

Der wirthschaftliche Ausdruck des Krämerthums ist der Capitalismus, der die Zustände im Interesse der Producenten sichtet und ordnet. Er hat in die gesammte Waarenproduction und Circulation System gebracht, er hat alle Beziehungen der Menschen zu einander von Grund auf umgestaltet, er hat aber auch Abhängigkeitsverhältnisse von ungeahnter Ausdehnung geschaffen. Die capitalistische Waarenproduction ist nur unter dem Schutze des Gesetzes und der Staatsaufsicht denkbar. Für die Waarencirculation bilden ebenfalls geordnete Zustände die Voraussetzung, nur deßhalb ist der Krieg eine Ausnahme im Völkerleben geworden, während er früher die Regel war.

Sicherheit und Stabilität der Zustände ist die Forderung und die Lebensbedingung des Capitalismus, nach innen wie nach außen. Soll Handel und Wandel gedeihen, müssen alle gewaltsamen Eingriffe in das Wirthschaftsgetriebe nach Möglichkeit vermieden, mindestens aber in ihrer Wirkung abgeschwächt werden. Die Bestimmung des Menschen in der capitalistischen Gesellschaft ist die Arbeit, als wirthschaftliche Thätigkeit gedacht, nicht das Ausleben der Persönlichkeit. Darum wird die Arbeit geschützt, aber auch die Arbeitsausbeutung. Auf Arbeitgeber wie Arbeitnehmer lasten gleich viele Rechte und Pflichten. Damit aber auch ein Jeder sich seines Abhängigkeitsverhältnisses jederzeit bewußt wird, ist er registrirt und nummerirt. In der modernen Gesellschaft geht Niemand verloren, mag er äußerlich uniformirt sein oder nicht. Der Capitalismus besitzt ein erstaunliches Organisationstalent. Sein letztes Ziel dürfte die Regelung von Angebot und Nachfrage, von Production und Consumtion sein. Damit hätte er sich aber selbst überwunden, das Princip der reinen Erwerbswirthschaft preisgegeben, und er würde zur Bedarfsdeckungswirthschaft werden. An seine Stelle träte alsdann der Socialismus, als Wirthschaftssystem, der eine Bedarfsdeckungswirthschaft allergrößten Styls ist, aber auf einer von der primitiven Bedarfsdeckungswirthschaft wesentlich verschiedenen Basis. Letztere braucht keine geordneten Zustände, der Socialismus, der die denkbar größte Entfaltung und Ausnutzung der Productivkräfte im Interesse aller Mitglieder der Gesellschaft erstrebt, ist dahingegen nur unter höchst geordneten Zuständen denkbar. Was der Capitalismus begonnen hat, die Ausschaltung der Persönlichkeit aus dem Productionsproceß, wird er vollenden; er wird aber auch mit derselben Wahrscheinlichkeit dem Einzelnen noch mehr Pflichten gegen die Gesellschaft aufbürden, als es in einer früheren Wirthschaftsordnung je der Fall gewesen ist.

Nachdem wir die Bedeutung der geordneten Zustände für unser Wirthschaftssystem erkannt haben, können wir uns nunmehr mit der Anschauungs- und Ideenwelt des capitalistischen Menschen beschäftigen. Wir haben gesehen, daß die wirthschaftliche Thätigkeit ursprünglich Mittel zum Zwecke des Erwerbs gewesen war, ehe sie Selbstzweck wurde. Nachdem der Fetischcharakter des Geldes einmal erkannt war, verlor die alte Anschauung, daß das Geld zum Ausgeben da sei, stetig an Boden. Der Besitzende hält es fortan fest, um es im capitalistischen Betriebe zinstragend anzulegen. Der Bourgeois führt aus diesem Grunde im Vergleich zu den Grandseigneurs und Großwürdenträgern der Kirche ein verhältnißmäßig bescheidenes Leben. Die moderne wirthschaftliche Thätigkeit absorbirt alle anderen Interessen. Wir haben kein Mäcenatenthum, weil die besitzende Classe, die sich heute mehr als zu anderen Zeiten die Rolle eines Mäcens gestatten könnte, vollauf mit sich zu thun hat. Das Geschäft fesselt sie in viel höherem Grade, als es irgend eine andere Bethätigung thun könnte. Die alten Grandseigneurs waren gezwungen, sich für allgemeine Culturaufgaben, für künstlerische und wissenschaftliche Angelegenheiten zu interessiren, weil für sie kein anderes Bethätigungsfeld vorhanden war. Die Pflege einer ästhetischen Cultur war so recht ihre Lebensaufgabe; ihr ganzes Leben war mit Kunst durchtränkt. Dahingegen erstreckt sich der moderne Luxus fast ausschließlich auf äußeren Tand, auf die Kleidung und die Wohnungseinrichtung. Doch bewegt sich auch in dieser Hinsicht der moderne Geschmack mehr nach der Richtung des Comforts als der reinen Aesthetik. Berücksichtigen wir, daß die Beschäftigung mit der Kunst sowohl für den Producenten als auch für den Consumenten viel Muße voraussetzt, so wird dieser Wandel der Anschauung und des Geschmackes in seinen Grundursachen uns erst recht verständlich. Wir haben wohl producirende Künstler in Fülle, aber kein kunstconsumirendes Publicum. Der capitalistische Unternehmer sowohl wie der Arbeiter, die alle ohne Unterschied ihre Arbeitskraft in den Dienst der Erwerbswirthschaft stellen, finden einfach nicht mehr die Zeit, sich eingehend mit den außerhalb ihrer eigentlichen Berufssphäre befindlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Darin ist die Lösung des vielfach umstrittenen ästhetischen Problems unserer Zeit enthalten. Eine ästhetische Cultur, etwa im Sinne der Antike oder der Renaissance, ist nur möglich in einer Wirthschaftsordnung, der das Prinzip der Bedarfsdeckung, aber nicht das des unbegrenzten Erwerbs zu Grunde liegt.

Zu keiner Zeit hat die herrschende Classe ein weniger intensives Dasein geführt als heute, zu keiner Zeit ist aber auch das Bethätigungsgebiet der Menschen enger begrenzt gewesen. Die Menschen sind in allererster Linie Berufsmenschen. Dies gilt sowohl von der herrschenden wie von der arbeitenden Classe. Es ist das Verhängniß unserer Zeit, daß Jeder arbeiten muß, d. h. im wirthschaftlichen Sinne arbeiten muß. Der Proletarier bringt seine Arbeitskraft auf den Markt, um als Werthäquivalent dafür Geld oder die zur Fristung des Lebens nothwendigen Sachgüter einzutauschen. Der Besitzende hat es nicht nöthig, seine Arbeitskraft zu verkaufen, er ist aber einem anderen Zwange unterworfen: dem capitalistischen Geiste, der unsere Zeit beherrscht. Darum ist ihm das Leben nicht ein ästhetisches Problem, sondern ein wirthschaftliches. Inhalt bekommt sein Leben erst, wenn sich ihm Gelegenheit bietet, sich wirthschaftlich zu bethätigen, um sein Vermögen zu vergrößern. Wohl niemals hat das gleißnerisch gelbe Metall eine größere Anziehungskraft auf die Menschen ausgeübt als zur Zeit des Hochcapitalismus. Es müssen sich im menschlichen Hirn seit Beginn der capitalistischen Aera ganz merkwürdige psychologische Vorgänge abgespielt haben, ehe die Anschauung, daß der Gelderwerb Lebenszweck sei, Allgemeingut werden konnte. Unser ganzes Erziehungssystem ist von dieser Anschauung durchdrungen. Wir lernen für das Leben, nicht für die Schule, was so viel bedeutet als: Wir lernen, um das Erlernte im Leben praktisch zu verwerthen im Sinne des wirthschaftlichen Rationalismus, nicht aber aus Liebe für eine wissenschaftliche Disciplin oder für die Kunst. Das ist der Grund, daß unseren humanistischen Gymnasien so viele Feinde erwachsen sind.

Es ist der Fluch des Capitalismus, daß er den Menschen zu einem Erwerbsautomaten gemacht hat. Wer durch wirthschaftliche Thätigkeit oder durch besondere Glücksumstände ein Großvermögen erworben hat, läßt es im Allgemeinen nicht hierbei bewenden. Wer eine Million erworben hat, denkt nicht daran, sich vom Geschäfte zurückzuziehen und das Erworbene für künstlerische oder wissenschaftliche Zwecke anzulegen, sondern sein ganzes Streben wird meistens darauf gerichtet sein, sich eine zweite Million zu eigen zu machen. Der Gedanke, daß ein Großvermögen für ihn persönlich recht überflüssig ist, kommt ihm gar nicht in den Sinn. Er erwägt kaum, daß er die Rente, die ihm eine Million abwirft, für die Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse kaum verbrauchen kann, mag er auch noch so opulent leben, aber dennoch strebt er nach ungezählten Millionen. In einer

Digitized by Google

merkwürdigen Verkennung des Gebrauchswerthes des Geldes läßt er es sich an seinem Besitz genügen. Er fühlt wohl instinctiv, daß das Geld ein gewaltiges Machtmittel darstellt, aber er weiß nichts Rechtes damit anzufangen. Es geht ihm wie dem Feldherrn, der seine Truppen für die Parade abdrillt, um sich an dem glänzenden Schauspiel, das sie ihm bieten, zu erfreuen, der sich aber nicht entschließen kann, sie in den Krieg zu schicken, aus Furcht, sie zu verlieren.

Es ist ein Phantom, dem der Millionenjäger nachjagt. Er legt sich nicht selten alle erdenklichen Entbehrungen auf, er verzichtet gern auf alle Genüsse des Lebens, um in seinem Hauptbuch am Jahresschluß wieder eine Ziffer mit möglichst viel Nullen vermerken zu können. Der Geizhals, jene Caricatur des Typus Mensch, existirt nicht nur im Lustspiel, sondern in Wirklichkeit; wir sehen ihn täglich über die Bühne des Lebens gehen. Der Erwerbssinn bringt alle Regungen zum Schweigen. Alle Dinge und alle Erscheinungen des Lebens können in Geld umgewerthet werden. Für den Philosophen sind Raum und Zeit Formen der Anschauung, für den ökonomischen Rationalisten sind sie Geldäquivalente. Time is money! Der Werth einer Arbeitsstunde läßt sich zifferngemäß feststellen. Der Arbeiter verkauft, wie es nationalökonomisch heißt, seine Arbeitskraft; im Grunde genommen verkauft er aber seine Freiheit, seine Zeit. Freiheitsberaubung heißt nichts weiter als Zeitberaubung. Unfrei ist Jeder, der nicht nach eigenem Ermessen über seine Zeit verfügen kann.

„Ich empfinde sie, die gefesselten Millionen", sagt John Gabriel Borckman, der hier als Gegenpol von Benvenuto Cellini angeführt sei. Beide, der kraftvolle Wirklichkeitsmensch wie der abstracte Bühnenmensch Ibsen's, erhalten für uns bei näherer Betrachtung eine symbolische Bedeutung: sie sind die typischen Repräsentanten der herrschenden Classe ihrer Zeit. In obigem Satz ist die Weltanschauung des capitalistischen Menschen enthalten. Borckman ist eine brutale Herrschernatur mit einem Stich in's Groteske und Phantastische, dabei aber ohne einen rechten Schwung der Seele. Er möchte alle Reichthümer der Welt zusammenscharren, lediglich aus Freude an ihrem Besitz, nicht etwa aus einem bestimmten Zweckgedanken heraus, um sie vielleicht für irgend welche idealen Unternehmungen anzulegen, oder um sich besonders raffinirte Genüsse durch sie zu verschaffen. Im Gegentheil ist er, wie die meisten seiner Standesgenossen, in dieser Hinsicht ein sehr anspruchsloser Mensch. Das Geld ist sein Gott, er treibt einen sinnlosen Millionencultus, der seine zartesten Empfindungen tödtet, dem er selbst das häusliche Glück an der Seite der Jugendgeliebten opfert. Das subjective Wohlbefinden gilt ihm nichts, er verachtet die Menschen, die ein behagliches Dasein erstreben; sein Leben erhält erst Inhalt durch die stete Aufregung, die der Gelderwerb und Geldbesitz verschafft. Ein fortwährendes Fallen und Steigen, Verlieren und Gewinnen, das sind die Momente, die ihm das Leben begehrenswerth machen. „Ueberfahren werden wir alle mit einander — einmal — im Leben. Da muß man aber eben wieder aufstehen und thun, als ob nichts geschehen wäre." Das ist die Philosophie des capitalistischen Herrenmenschen, der da glaubt, die wirthschaftlichen Verhältnisse dirigiren zu können, aber schließlich selbst zu einem Spielball der Verhältnisse wird.

Die Extreme wohnen oft dicht zusammen, in der Brust des einzelnen Menschen, wie in der menschlichen Gesellschaft überhaupt. Der Sohn John Gabriel's empfindet nicht wie sein Vater. Ihm steht das subjective Wohlbefinden höher als Geld und Gut, er will leben und lieben, das Herrschaftsphantom des Vaters hat ihn nicht berührt. Ibsen hat hier mit psychologischem Scharfsinn eine Erscheinung behandelt, die sich täglich im Leben abspielt: die Söhne treten oftmals nicht in die Spuren der Väter, sie treten wohl das Erbe an, aber nicht um es zu behalten, sondern um es zu vergeuden. Die Verschwendungssucht der Söhne mag als das Correctiv der sinnlosen Erwerbssucht der Väter angesehen werden. Dieses Correctiv ist indessen mangelhaft, an der allgemeinen Wirthschaftstendenz und der durch sie gezeitigten Geistesrichtung wird dadurch im Wesentlichen nichts geändert.

Der spiritus capitalisticus regiert die Welt. Er läßt nicht Raum für andere Zwecke. Den riesigen Unternehmen unserer Zeit prägt er seinen Stempel auf. Er durchwühlt die Erde und die Meere nach ihren Schätzen, er gestaltet die Oberfläche unseres Planeten nach seinem Ermessen um, er versetzt Berge und Thäler, mit einem endlosen Eisenbahnnetz durchzieht er die Länder und hebt die Entfernungen auf; er rüttelt an allen Werthen, er achtet nicht der historischen Rechte weder des Einzelnen noch des Staates und der Gesellschaft, er löst alte Staatsbildungen auf und schafft neue, die seinen Zwecken besser dienen. Es liegt auf der Hand, daß Derjenige, der einen Hauch von diesem Geist verspürt hat, der wie John Gabriel Borckman die Millionen „empfindet", für die Cultur des Geistes, die immer eine gewisse Abgekehrtheit von der Welt zu ihrer Voraussetzung hat, nicht mehr empfänglich ist. Daher führt die Kunst nur noch ein bescheidenes Dasein. Der Capitalismus absorbirt die schöpferische Kraft, und es tritt damit ein neues Geschlecht schaffender Menschen auf die Bildfläche.

In früheren Zeiten hatte sich die durch den Menschen wirkende schöpferische Kraft vorwiegend auf künstlerischem Gebiete bethätigt. Der schaffende Mensch fragte nicht lange nach dem Zweck seiner Arbeit, er schuf aus einem inneren Drange heraus, um das von sich zu geben, was in ihm war. Im Gegensatz zu dem zwecklos schaffenden Künstler behält der capitalistische Unternehmer immer den Verwerthungszweck seines Unternehmens im Auge. Er ist auch ein Schöpfer, aber ein Schöpfer anderer Art; er verarbeitet fortwährend alte Werthe, um neue zu gewinnen. Durch eine Reihe von Vertragsabschlüssen weiß er ein Sachvermögen zu verwerthen, derart, daß es immer neue Erscheinungsformen annimmt. Er setzt mit seinem Gelde tausend Hände in Bewegung, um aus den Tiefen der Erde Eisenerze und Kohlen zu fördern. Er hat das Rohmaterial für seine Unternehmungen gewonnen. Durch einen neuen Productionsproceß verwandelt er es in Waaren, die ihren Weg über den Erdball nehmen und sich während dieses Circulationsprocesses wiederum in die ursprüngliche Werthform, in Geld, umsetzen. Dann setzt ein neuer Turnus der Production und Circulation ein. Aber es ist das Verhängniß des capitalistischen Menschen, daß ihm die volle Befriedigung aus seiner Thätigkeit nicht erwächst; weil er die Millionen „empfindet", die er noch nicht besitzt, die er aber um jeden Preis besitzen möchte, wird er seines Lebens nimmer froh. Der furor capitalisticus hat ihn gepackt! Mitten im Wirthschaftsleben stehend, wo der ewige Kampf tobt, fortwährend auf der Suche nach neuen Absatzartikeln und Absatzmärkten, in ewiger Furcht vor der Concurrenz und vor Wirthschaftskrisen, stets auf dem Anschlag, Alles, was ihm in der Ausführung seiner Pläne im Wege steht, niedertreten, bis er selbst, ein gehetztes Wild, niedergetreten wird — das ist die Tragik des capitalistischen Menschen.

Literatur und Kunst.

Einiges über Charakterkunde.

Von Dr. Georg Meyer (Berlin).

Das Problem von der Individualität liegt seit Langem in der Luft. Künstler, Gelehrte, Juristen, Pädagogen: Alle

Digitized by Google

suchen sie von ihrem Standpunkt aus Zugang zu dem interessanten Gebiet zu gewinnen, und zahlreich sind die Versuche, tiefer darin einzudringen. Betrachtet man aber die bisherigen Ergebnisse auf ihren wissenschaftlichen Werth hin, so muß man einsehen, daß an Bleibendem nur wenig geschaffen worden ist. Wendet man sich insbesondere an die universitäre Psychologie in der Erwartung, hier umfassendere Aufschlüsse zu erhalten, so ist man gar völlig enttäuscht. Bisher in der Hauptsache darauf beschränkt, den allgemeinen seelischen Mechanismus zu erforschen, hat zwar auch sie seit Anfang der neunziger Jahre — zuerst in Frankreich), dann auch in Deutschland — begonnen, ihr Augenmerk auf die „individuellen Differenzen" zu richten, aber ihre dahingehenden Bestrebungen, so werthvoll sie in mehr als einer Hinsicht auch sein mögen, kranken doch durchweg an zwei Mängeln. Dieses ist erstens der Umstand, daß eigentlich mehr Psychodiagnosis gegeben wird als Psychognosis, und zweitens die überwiegende Bevorzugung des Experimentes.

Was zunächst Letzteres betrifft, so wollen sämmtliche Autoren, wenn sie die übrigen Methoden, die uns hier von Nutzen sein können, auch nicht stricte ablehnen, doch sie gegenüber dem Experiment weit in den Hintergrund gedrängt wissen. Es ist dies meines Erachtens eine schablonenhafte Uebertragung aus anderen Gebieten der Naturwissenschaften auf gänzlich ungeeignete Verhältnisse. Ich würde dem Experiment gern den Vorrang auch für die individualpsychologische Forschung einräumen, wenn ich mir hier Ersprießliches von ihm versprechen könnte, wenn ich sicher wäre, daß uns durch diese Methode wirklich der natürliche Mensch und nicht nur ein Laboratariumsgeschöpf zugänglich würde, und wenn ich mich der Hoffnung hingeben könnte, daß uns das Experiment über einige der einfacheren Funktionen hinaus zu irgendwie complicirteren Gebilden hinzuführen vermöchte. Mir sind sämmtliche Methoden willkommen, die uns in der Erkennung des menschlichen Charakters weiterbringen können, auch das Experiment, aber ich bevorzuge entschieden diejenigen, die auf den Menschen in seinem natürlichen Thun und Treiben anwendbar sind, die Selbstbeobachtung und die Fremdbeobachtung, und für diese in erster Linie die Physiognomik im weitesten Sinne des Wortes. Ich will weiter nichts als diejenigen Methoden, deren sich alle Menschenkenner von jeher bedient haben und in alle Zukunft bedienen werden, wissenschaftlich präcisiren und verfeinern. Das Experiment hat hierfür mehr nur einen heuristischen Werth. Daß übrigens eine derartige Präcisirung populärer Weisheit gar wohl möglich ist, ersieht man aus der neueren Entwickelung der Graphologie. Mag die graphologische Praxis in Folge der oft ungeheuren Complicirtheit der Fälle und eben in Folge der Unvollkommenheit der Charakterkunde noch manche Schwierigkeiten bieten, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen — und ist auch in weiten Kreisen anerkannt worden —, daß die Theorie auf sicheren wissenschaftlichen Grundlagen ruht.*)

So nothwendig aber auch für die Praxis — und darauf will ich hinaus — die Erkennung des Charakters ist, so ist sie doch nicht eigentlich dasjenige, was uns zunächst am Herzen liegen soll. Das ist weniger die Psychodiagnosis als die Psychognosis: der einfach beschreibende Theil der Charakterkunde. Und ich komme nun zu der anderen Lücke in den bisherigen Bestrebungen.

Läßt man die Arbeiten vorüberpassiren, die dieses Gebiet streifen — ein umfassendes Werk ist seit Bahnsen's „Charakterologie" (1867) nicht erschienen —, so fällt auf, daß meist gerade die schwierigsten Fragen in Angriff genommen wurden: die Entwickelung des Charakters, Einfluß des Milieus, der Erziehung, des Klimas auf den Charakter, Veränderlichkeit des Charakters, Eintheilung der Charaktere in bestimmte Gruppen und dergleichen mehr. Gewiß sind dieses Alles sehr verlockende und wichtige Fragen, aber einerseits dürften sie heutzutage wohl schon kaum spruchreif sein, andererseits treffen sie immer noch nicht das naturgemäß Nächstliegende. Bevor wir an derartige Einzelfragen herangehen, müssen wir uns erst einmal einen Ueberblick über das so ungeheuer reichhaltige Gebiet verschaffen: wir müssen zu allererst das gesammte Rohmaterial sammeln, dieses kritisch sichten und die Elemente feststellen.

Fragen wir uns, wo dieser Rohstoff zu finden ist, so fällt unser Blick naturgemäß auf das Material, welches in der Sprache angehäuft ist. Es ist bemerkenswerth, daß keiner der officiellen Autoren verfehlt hat, seine Reverenz vor diesem „vieltausendjährigen Erfahrungsschatz populärer Menschenkenntniß" zu erweisen, daß jedoch ebenso wenig einer es gewagt hat, sich nun mal ernstlich mit diesem Schatz zu befassen. Hinter der Achtungsbezeugung kommen die professoralen Bedenken gleich hinterdrein. Man genirt sich, seinen Zunftgenossen mit einem derartig unwissenschaftlichen Material zu kommen. Freilich ist das Material höchst unwissenschaftlich, und Niemand wird sich kritiklos desselben bedienen, aber es ist viel edles Metall darin enthalten. Man mag gegen die populäre Charakterkunde einwenden, was man will, sie wird doch stets der Ausgangspunkt sein müssen für jede wissenschaftliche Charakterkunde. Eine solche, wenn sie sich nicht auf einige armselige Begriffe beschränken will, kann gar nicht des angehäuften enormen Materials entrathen, sie kann sich gar nicht eine von Grund auf neue Terminologie schaffen.

In dieser Erkenntniß habe ich es zunächst unternommen, sämmtliche Eigenschaftsbezeichnungen zusammenzustellen, sämmtliche Begriffe, die irgend etwas in sich enthalten, was zur Kennzeichnung der psychischen Persönlichkeit des Einzelnen, zur Charakterisirung seiner Individualität geeignet und gebräuchlich ist. Sie stellen — allein die deutschsprachlichen Bezeichnungen — die stattliche Reihe von etwa 3300 dar.*)

Man hat neuerdings versucht, den populären Begriff der Charaktereigenschaft zu discreditiren. Man hat sich dabei die Sache sehr leicht gemacht, indem man auf die Unhaltbarkeit von Begriffen wie „Egoismus", „Grausamkeit" und dergleichen hinwies. Mag an den populären Eigenschaftsbezeichnungen im Einzelnen aber auch noch so viel zu bemängeln sein, der Begriff der Charaktereigenschaft wird doch für immer vollgiltig bestehen bleiben. Zwar offenbart sich die menschliche Psyche nur in gewissen Erscheinungen, aber aus der unbestreitbaren Thatsache, daß diese Erscheinungen bei jedem Individuum ganz bestimmte Regelmäßigkeiten aufweisen, leitet sich ohne alle Frage die Berechtigung her, auf dementsprechende Gesetzmäßigkeiten in den Anlagen zu schließen, die wir, um mit ihnen rechnen zu können, als Charaktereigenschaften mit einer bestimmten Bezeichnung belegen. Ob wir diese Charaktereigenschaften bereits heute begriffsmäßig zerlegen können oder nicht, das verschlägt zunächst gar nichts.

Mit der obigen Materialsammlung ist nun freilich noch nicht viel mehr geleistet, als etwa der Marmorblock herangeschafft für das zu schaffende Bildwerk. Das Material ist, wie gesagt, sehr roh, sozusagen gemischt. Unbedingt erforderlich scheint mir, es kritisch zu sichten und alles Unbrauchbare daraus zu entfernen, also aus der populären Terminologie eine wissenschaftliche Terminologie zu schaffen.

Die Unvollkommenheit der populären Namengebung beruht darauf, daß sie nicht nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut worden, sondern mehr den Bedürfnissen der socialen Lebenspraxis entsprungen ist Dieser Herkunft entspricht die Art ihrer Mängel. Manche Eigenschaftsbezeichnungen beruhen auf oberflächlichem Urtheil, fassen

*) Ich verweise auf meine Arbeit: „Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie." Gustav Fischer, Jena 1901.

*) Veröffentlicht in den „Graphologischen Monatsheften" 5. Jahrg. Seite 68 ff. und 6. Jahrg. Seite 85 ff.

Digitized by Google

heterogene Dinge nach mehr äußerlichen Kennzeichen zusammen. Dahin gehört z. B. die „Lügenhaftigkeit“. Warum lügt der Mensch? — Aus Furcht vor Strafe, eines positiven Vortheils willen, um zu renommiren, um über die Leichtgläubigkeit seiner Mitmenschen zu triumphiren, aus Mitleid, aus Bosheit, ja, es giebt Fälle, in denen man überhaupt nicht dahinter kommt, warum eigentlich gelogen wird. Ein weiteres derartiges Beispiel ist die „Beständigkeit“. Der Eine ist beständig, weil er ein reales Ziel vor Augen hat, welches eine derartige Macht auf ihn ausübt, daß alle anderen auftauchenden Motive in den Hintergrund gedrängt werden; der Andere, weil er jeglicher Eindrucksfähigkeit ermangelt, weil in ihm neue Motive überhaupt nicht auftauchen. Er arbeitet wie eine Maschine, „hat Sitzfleisch“. Vielleicht sind auch Manche beständig aus „Grundsatz“. Was bedeutet das: „Grundsätze haben“? Ist es ein Zeichen von Stärke, oder ist es nur ängstliche Rücksichtnahme auf die Meinung der Welt oder ist es im anderen Falle gar ein Zeichen von Verknöcherung? — Weitere aus gleichem Grunde unbrauchbare Begriffe ließen sich massenhaft häufen. Bei manchen dieser mag man ja dahin gelangen, ihnen eine ganz bestimmte eingeschränktere Bedeutung beizulegen, aber heute geben sie noch allzu leicht zu Irrthümern Veranlassung, und man verzichtet auf sie zunächst lieber ganz. Das Mangelhafte an diesen Begriffen ist also, daß sie nicht eindeutig sind. Stellt man bei ihnen die Frage: „warum“, „aus was für Motiven“, so kann die Antwort in den einzelnen Fällen sehr verschieden ausfallen, ja es können geradezu direct entgegengesetzte elementare Anlagen zu Grunde liegen.

Eine weitere Gruppe, welche in der populären Terminologie einen breiten Raum einnimmt, aber nichts desto weniger für uns unbrauchbar ist, bilden alle die Eigenschaften, welche ein Werthurtheil enthalten. Eine Anschauung aber, welche nicht vor allen Weltanschauungen besteht, kann nicht beanspruchen, als wissenschaftliches Gesetz zu gelten. Diese Frage ist seit Nietzsche zur Genüge discutirt worden, und man sollte meinen, daß hierüber nachgerade keine Zweifel mehr bestehen könnten. Wenn man aber sieht, was heutzutage mit derartigen Begriffen — selbst in wissenschaftlichen Kreisen — immer noch für ein Unfüg getrieben wird, so muß man einsehen, daß diese so einfach erscheinende Wahrheit noch weit davon entfernt ist, sich durchgerungen zu haben. Das klassische Beispiel hierfür ist die einstmals viel genannte „moral insanity“. Zwar ist das Wort in der Wissenschaft heute verpönt, aber sein Geist spukt fort unter dem weiten, Vieles bedeckenden Mantel der „Imbecillität“. Begriffe wie „gut“, „böse“, „tugendhaft“, „verworfen“ sowie überhaupt sämmtliche moralischen Eigenschaften dürfen in einer wissenschaftlichen Terminologie nicht erscheinen. Auch mit solch vagen Bezeichnungen, wie „normal“, „krankhaft“, „entartet“, sollte man möglichst vorsichtig sein.

Derartige, von seinem Ursprung sich herleitende Mängel weist der populäre Sprachschatz noch eine Reihe weiterer auf, die erörterten sind aber die wichtigsten. Alle Eigenschaften, welche vor diesen und ähnlichen Kriterien nicht Stich halten, müssen ausgemerzt werden. Indem ich genanntes Material in diesem Sinne einer kritischen Sichtung unterwarf, ist es um mehr als Drittel zusammengeschmolzen, immer noch ein außerordentlich reichhaltiger Schatz.

Auf diese Weise haben wir zunächst eine Uebersicht über das gesammte Gebiet der individuellen Differenzen gewonnen und haben eine reine und auch praktisch brauchbare wissenschaftliche Terminologie geschaffen. Der Werth dieser Errungenschaft soll keineswegs überschätzt werden, aber immerhin ist hiermit für die gesammte Charakterkunde schon Manches gewonnen. Wir haben gewissermaßen die Einstiegstelle erreicht, und die eigentliche Hochtour, die Kletterarbeit, kann beginnen. Unsere nächste Sorge muß nun sein: die Definition aller übrig gebliebenen Begriffe, eine Arbeit, welche zum großen Theil zusammenfällt mit der Zurückführung der oft sehr complicirten Charaktereigenschaften auf ihre Elemente. Dieses Bemühen mag vor der Hand noch vielfach mißglücken, aber ist erst einmal die Nothwendigkeit einer Aufgabe erfaßt, so pflegt der Erfolg am Ende nicht auszubleiben.

Lyrische Stiefkinder.

Streiflichter auf die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts.

Von Theodor von Sosnosky.

Wenn man so durch den deutschen Dichterwald streift und sich dabei Aug' und Ohr ungetrübt und unbefangen bewahrt, so wird man inne, wie vorurtheilsvoll und ungerecht, wie blind und taub die berufenen Hüter dieses Waldes, die Literaturhistoriker, oft ihres Amtes walten, und wie verständnißlos das Publicum darin umherwandelt. Da stehen herrliche Bäume voll Eigenart, wahre Zierden des Waldes, aber sie werden von Gestrüpp und Schlingpflanzen verdeckt und überwuchert und müssen unbeachtet verkümmern, weil der erwärmende, belebende Sonnenstrahl des Erfolges nie ihre einsamen Wipfel vergoldet. Andere Bäume dagegen, gewöhnliche, unschöne, ja verwachsene, werden sorgsam gehegt und gepflegt, in vortheilhafter Stellung und Beleuchtung präsentirt und marktschreierisch angepriesen. Das Publicum aber bewundert sie entweder pflichtschuldig oder sucht sich hierzu Objecte nach dem eigenen Geschmack aus, besser gesagt: nach der eigenen Geschmacklosigkeit.

Am deutlichsten kann man diese Ungerechtigkeit aus den verschiedenen Literaturgeschichten und ganz besonders aus den Anthologien erkennen, denn diese sind die sichersten Barometer für die Gunst, deren sich ein Lyriker beim Publicum erfreut, und man darf keck behaupten, der Grad dieser Gunst werde durch die Zahl der Gedichte bestimmt, die einem Lyriker in einer derartigen Sammlung zugemessen ist. Sogar die Anthologien, die von einem — wenigstens beabsichtigt — höheren Standpunkt aus zusammengestellt sind, wie Bern's „Deutsche Lyrik“, Storm's „Hausbuch“, Busse's „Neuere deutsche Lyrik“, Bierbaum's „Moderner Musen-Almanach“ und Gemmel's „Perlenschnur“ legen dafür ein beredtes Zeugniß ab. Denn spiegeln sie auch nicht den Geschmack des großen Publicums wieder, so doch den ihrer Herausgeber oder bestimmter literarischer Kreise.

Da giebt es nun einige Lyriker, die nahezu von allen Anthologien arg vernachlässigt oder völlig ignorirt werden, und von diesen Stiefkindern der Literarhistorik und des Publicums soll im Folgenden die Rede sein.

Was einem aufmerksamen Beobachter dabei vor Allem in die Augen springen muß, ist die ganz besonders stiefmütterliche Behandlung, die sich die Lyriker aus Oesterreich gefallen lassen müssen. Diese Erscheinung rührt nicht etwa daher, daß Oesterreich, wie Busse behauptet, seit Lenau keinen ernst zu nehmenden Lyriker hervorgebracht habe, sondern in erster Linie von dem Umstande, daß die Verfasser von Literaturgeschichten und Herausgeber von Anthologien fast ausnahmslos Norddeutsche oder doch Reichsdeutsche sind, bei ihrer Auslese vor Allem ihr eigenes Vaterland im Auge haben und nur dann über die schwarz-gelben Grenzbalken herübergreifen, wenn es sich um einen Lyriker handelt, dessen Ruf über diese hinaus bis zu ihnen gedrungen ist. In zweiter Linie ist diese Vernachlässigung des österreichischen Elements wohl auch der herkömmlichen Geringschätzung zuzuschreiben, mit der man „draußen im Reiche“ auf Alles herabzusehen pflegt, was aus dem Donaustaate kommt.

Das ist z. B. Johann Gabriel Seidl. Das Publicum unserer Tage kennt ihn nicht einmal dem Namen nach, es

Digitized by Google

weiß nur von seinem norddeutschen Namensgenossen Heinrich Seidel etwas; Literarhistoriker thun meist nur seiner Balladen gnädig Erwähnung. Daß er Lieder von rührender Innigkeit und herzlicher Schlichtheit gedichtet, die es verdienten und die volle Eignung hätten, volksthümlich zu werden, das erfährt das Publicum durch sie nicht. Seine Gedichte „Heimweh", „Die Elemente der Liebe", „Am Kamin" und „Abschied" sind Perlen, die man aus dem Meere der Vergessenheit zu holen bisher leider unterlassen hat, sind sie doch in keiner einzigen der vorhin genannten Anthologien zu finden. Hier nur eine einzige Probe:

Die Elemente der Liebe.

Vier Elemente rufen
Die Welt der Lieb' an's Licht,
Und was sie göttlich schufen,
Vergeht hienieden nicht.

Die Augen sind das — Feuer,
Das Liebe weckt und nährt,
Und wärmer stets und treuer
Sie spiegelt, sie verklärt.

Die Luft, der Hauch der Liebe,
Sind Seufzer, still und leis,
Durch die sie ihre Triebe
So sanft zu lindern weiß.

Das Wasser — sind die Thränen,
Ein Quell, der nie versiegt,
Der wechselnd Lust und Sehnen
Auf seinen Wellen wiegt.

Das Herz, das ist — die Erde,
Worin sie Wurzeln schlägt,
Und Jubel und Beschwerde,
Als ihren Reichthum hegt.

Das Herz — es ist die Erde,
Worauf die Liebe lebt,
Das Herz — es ist die Erde,
Worein man sie begräbt.

Ein anderes Stiefkind aus Oesterreich ist Graf Albrecht Wickenburg. Er ist, obwohl er schon einige sechzig Jahre zählt, weder in den mir bekannten Auflagen der Polko noch in Busse's Anthologie auch nur mit einem einzigen Gedichte vertreten, und Alfred Biese thut in seinem Buche „Lyrische Dichtung", worin er sich mit der Lyrik der neuen Zeit eingehend beschäftigt, seiner gleichfalls mit keinem Sterbenswörtchen Erwähnung. Und doch hat dieser Mann einige Gedichte geschrieben, denen sich wahrlich die ersten Lyriker nicht zu schämen brauchten, so z. B. das wunderbar melodische, in der Form lebhaft an Gilm's „Allerseelen" erinnernde Gedicht „Es ist vorbei", aus dem hier eine Strophe um ihres herrlichen Wohllauts willen angeführt sei:

Was willst du Wald mit deinem Wipfelrauschen
Und deiner Quellen süßer Murmelei?
Ich war gewohnt, viel hold'rem Klang zu lauschen —
Es ist vorbei.

Oder das vielleicht noch schönere Gedicht:

Der Friedhof der Namenlosen.

Tief im Schatten alter Rüstern
Starren Kreuze hier am düstern
Uferrand,
Aber keine Epitaphe,
Sagen uns, wer unten schlafe
Kühl im Sand.

Still ist's in den weiten Auen,
Selbst die Donau ihre blauen
Wogen hemmt,
Denn sie schlafen hier gemeinsam,
Die die Fluthen still und einsam
Angeschwemmt.

Alle, die sich hier gesellen,
Trieb Verzweiflung in der Wellen
Kalten Schooß,
Drum, die Kreuze, die da ragen,
Wie das Kreuz, das sie getragen,
Namenlos!

Auch die hochbegabte Eugenie delle Grazie ist so ein Stiefkind der Literarhistoriker und Anthologieherausgeber. R. M. Meyer, der sich nicht scheut, dem anmaßenden Wahnwitz der Symbolisten begeistert das Wort zu reden, gedenkt dieser Dichterin mit keiner Silbe; Bartels begnügt sich in seiner „Literatur der Gegenwart" damit, einmal ihren Namen zu nennen, und Busse hat in seiner Anthologie nicht das kleinste Plätzchen für sie übrig, trotzdem — böse Zungen könnten sagen: weil — sie Liebesgedichte geschrieben hat, die den seinen an Tiefe und Eigenart entschieden über sind. Man braucht nur ihre wunderbare „Zigeunermusik" zu hören, namentlich das zweite Gedicht aus diesem Cyklus, das dem wild-sehnsüchtigen Vibriren echter Zigeunerklänge mit unnachahmlicher, verblüffender Kunst Ausdruck giebt:

Irgendwo, irgendwo
Hab' ich mein Glück begraben —
Helft suchen mir, helft suchen mir,
Ich muß es wieder haben!

Ich kenn' das Grab, ich kenn' das Grab:
Ein Rosenstrauch welkt inmitten,
Mein Liebster geht darüber hin
Mit langen harten Schritten.

Nicht so charakteristisch, aber noch eigenartiger in der Idee ist das vierte dieser Zigeunerlieder:

Was zucken die braunen Geigen
So seltsam in eurer Hand?
„Wir haben darüber als Saite
Ein Menschenherz gespannt!

Ein armes, närrisches Herze
Zergeigen wir, Stück für Stück —
Das lacht in seinem Schmerze
Und weint in seinem Glück!"

Auch Ferdinand von Saar ist in Deutschland noch nicht so bekannt, wie es ein reichsdeutscher Dichter seines Ranges muthmaßlich wäre.

Aber auch einige Lyriker aus dem Deutschen Reich müssen sich von Seiten der Literaturhistorik und des Publicums eine stiefmütterliche Behandlung gefallen lassen. So z. B. Heinrich Vierordt, von dem R. M. Meyer ebenfalls nichts zu berichten weiß und Busse ein einziges, keineswegs charakteristisches Gedicht bringt. Und doch verdiente seine prächtige Ballade „Die Küraſſiere von Reichshofen" dieselbe Werthschätzung, die Freiligrath's bekanntem „Trompete von Gravelotte" zu Theil geworden ist, deren würdiges Gegenstück sie bildet. Und geradezu hinreißend wirkt die poetische Wucht in desselben Dichters „Sturm", das bezeichnender Weise in keiner einzigen Anthologie zu finden, also wahrscheinlich ganz unbekannt geblieben ist. Es mag daher hier folgen:

Aus Mitternacht, da komm' ich her,
Fuhr' über's finst're Nordermeer;
Die Welle schlug, die See ging hoch,
Ich aber grollte lauter noch.

Und als ich schnob zur Felsenschlucht,
Da schwoll und scholl der Ströme Flucht;
Und als ich fuhr durch's Föhrenthal,
Brach jäh der Stämme Kraft zumal.

Stolz, fesſellos und ungebeugt,
An eis'ger Gletscherbrust gesäugt;
Die wilde Fluth mein wildes Roß,
Der Walfisch war mein Spielgenoß.

Auf hoher See, auf wilder See,
Um schneegekrönte Bergeshöh',
Bei heller Mondlichtfluthen Pracht,
Da sauſ' ich aus dem Reich der Nacht.

Von Wolken ist mein Haupt umhüllt,
Vom Donner ist mein Haupt umbrüllt,
Und lodernd sprüht der Blitz umher,
Als wär' sein Reif vom Golde schwer.

Gewaltig, wuchtig, adlerkühn,
Und brause her und brause hin
Um Hütte, Mast und Schloß und Thurm —
Ich bin der Sturm, ich bin der Sturm!

Manche Dichter wieder sind dem Publicum zwar als Belletristen bekannt, nicht aber als Lyriker. So dürften selbst von den zahlreichen Verehrern Ludwig Ganghofer's nur die Wenigsten wissen, daß er neben seinen Romanen und Novellen auch zwei Gedichtbände geschrieben hat, die keineswegs tiefer stehen als jene, sondern, ohne gerade bedeutend zu sein, ebenso liebenswürdig anmuthen und es daher verdienten, ebenfalls beachtet zu werden. Man dürfte sogar nicht fehlgehen, wenn man den sympathischen Reiz, den dieser Autor selbst den banalsten und abgenutztesten Stoffen seiner Dirndlromantik zu verleihen weiß, der lyrischen Ader zuschreibt, die in ihm pulsirt. Daß dieser auch Verse entströmen, die mehr bedeuten als gefällige Dutzendpoesie, das möge nachstehendes Gedicht beweisen:

„Still liegt das Meer, tief und gedehnt,
Ein Bild der stillen Wonne,
Nach welcher sich der Himmel sehnt,
Der Tag und seine Sonne.

Die Sonne sinkt — da trinkt ihr Blut
Das Meer in tiefen Zügen.
Die Möven tauchen auf die Fluth,
In Schlummer sich zu wiegen.

Die Segel ziehen meereinher
Und suchen still den Hafen —
O dürft' auch ich, geliebtes Meer,
In deinen Armen schlafen!"

Digitized by Google

Dasselbe Schicksal theilt Wilhelm Jensen. Auch ihn kennt das Publicum fast ausschließlich als Erzähler, und auch die Kritik behandelt seine Lyrik nur so nebenher und von oben herab. Ja R. W. Meyer findet es in seiner Literaturgeschichte nicht einmal der Mühe werth, auch nur die Titel der Gedichtsammlungen dieses Autors zu nennen, und Busse fertigt ihn im Vorwort seiner „Neueren deutschen Lyrik" mit den wegwerfenden Worten ab, er sei „auf halbem Wege stehen geblieben" und habe sich der „musikalischen Lyrik zugewandt." Und damit nicht genug. Dieser Kritiker, der es nicht zu vertragen scheint, wenn man im Punkte Lyrik anderer Ansicht ist als er, nimmt es sogar krumm, wenn man Jensen mit Auszeichnungen behandelt, wie ich es in meiner Anthologie gethan, und behauptet, ein einziges Gedicht Mörike's — „Das verlassene Mägdlein" — wiege „den ganzen Jensen und noch zwei Dutzend Lyriker wie dieser" auf. Nun, sehen wir zu, ob diese verwegene Behauptung auch wahr ist, und vergleichen wir das Gedicht Mörike's mit einem solchen von Jensen. Leider kann dieser Vergleich nicht so durchgeführt werden, wie es wünschenswerth wäre, nicht auf demselben Gebiete. Jensen hat nämlich kein einziges Gedicht geschrieben, das dasselbe Thema behandelt wie das Mörike'sche Gedicht. Man ist daher gezwungen, ein ganz verschiedenartiges Gedicht Jensen's zu wählen. Aber das thut nichts; der Vergleich läßt sich auch so durchführen, denn er wird zur Genüge darthun, ob die Behauptung Busse's gerechtfertigt ist. Hier zunächst:

Das verlassene Mägdlein.

Früh, wann die Hähne kräh'n,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde steh'n,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken;
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von Dir
Geträumet habe.

Thräne auf Thräne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

Das ist ein schlichtes Volkslied, das nach entsprechender Vertonung förmlich ruft und in solcher seine Wirkung gewiß nicht verfehlen wird. So wie es ist, ohne Melodie, kann es aber auf hervorragende Schönheit kaum Anspruch erheben, und die Formen „geträumet" und „stürzet" mit ihren Flickfilben gereichen ihm keineswegs zur Zierde; gewöhnlich bedienen sich nur Dilettanten solcher Vers-Füllsel. Dagegen Jensen:

Auf der Frohburg.

Der Himmel blitzt vom Mittagsgolde,
Und keine Wolke trübt sein Blau,
Es nickt die rosenblasse Dolde
Rundum, gefüllt mit lichtem Thau;
Im Felde sammeln sich die Staare,
Ein gelbes Blatt flirrt hin und her —
Das ist der Herbst, der stille, klare,
O Freund, das ist kein Sommer mehr.

Und friedlich bringt der Tag entgegen
In Wechselstunden Ernst und Scherz,
Und ruhevoll mit gleichen Schlägen
Freut seiner Habe sich das Herz;
Ein kühler Hauch spielt durch die Haare
Am Schläfenrande hin und her —
Das ist der Herbst, der stille, klare,
O Herz, das ist kein Sommer mehr.

Und ein anderes Herbstgedicht von ihm, das aber leider etwas zu lang ist, um hier ganz wiedergegeben zu werden, von dem daher nur zwei Strophen angeführt seien:

Herbstsehnsucht.

... Doch leuchtend zieht's mich in die Weite,
Um die der gold'ne Schleier rinnt,
Es weben summendes Geleite
Mir Waldesquell und Haidenwind;
Ein Wolkenschiff, aus Schnee die Linnen
Gebläht, durchkreuzt die blaue Bai,
Mit seinem Flug möcht' ich von hinnen —
Wohin? Entflieh'n — woh'n es sei!

... Doch glänzend zieht das Segellinnen
Dahin, im Blau der Weite fort;
Wie Schnee im Lichte seh' ich's rinnen,
Nur meine Träume steh'n an Bord.
Ein braunes Blatt durchirrt die Lüfte,
Und um mich schauert kühl der Wald,
Die Sonnenluft ist ohne Düfte
Und ohne Klang — verblüht, verhallt!

Und den Mann, der diese entzückenden Verse gedichtet hat, wagt Busse als elenden Dutzendlyriker hinzustellen! Sapienti sat!

Daß das Publicum nur den Erzähler Jensen kennt und die Literarhistoriker stets nur von diesem sprechen, das ist für die classische Verständnißlosigkeit, Flüchtigkeit und Gleichgiltigkeit beider Theile überaus bezeichnend, denn gerade als Erzähler läßt Jensen sehr viel zu wünschen übrig, in seinen neueren Romanen nachgerade Alles. Seine völlige Unfähigkeit, lebenswahre Gestalten zu schaffen, seine gänzliche Vernachlässigung der realen Lebensverhältnisse, sein überaus eng begrenztes episches Stoffgebiet, das ihn bei seiner enormen Fruchtbarkeit zu beständiger Wiederholung zwingt, dazu noch eine unausstehliche Manirirtheit der Sprache: das Alles läßt ihn zum Erzähler wenig taugen. Er ist kein Schriftsteller, er ist bloß Dichter! Seine Muse wandelt wie im Traume durch die Wirklichkeit, sie stößt sich an den scharfen, harten Kanten und Ecken des Lebens die zarten Glieder wund, sie strauchelt über die realen Dinge, die sie nicht wahrnimmt, und ruft so den Eindruck des Unbeholfenen, Läppischen, ja fast Lächerlichen hervor: ist sie aber aus dem conventionellen Getriebe der menschlichen Gesellschaft in die Einsamkeit der Natur hinaus geflohen, so wird sie eine andere: sie wirft die lästigen Modegewänder ab und steht in herrlicher Schönheit da. Ein märchenhafter Zauber geht von ihr aus, ein eigener wunderbarer Duft, den man nirgend sonst wiederfindet, und entzückende Klänge sind es, die von ihren Lippen kommen. Auf weltentrückter, meerumrauschter Hallig, auf blumenbesäten, von Schmetterlingen übergaukelten Waldwiesen oder auf einsamer, sonniger Haide: da fühlt sie sich heimisch, und am wohlsten ist ihr „in des Sommers Geisterstunde", in der „reglosen" Stille des sonnenbrütenden Hochsommermittags. Die eigenartige Poesie dieser Tageszeit hat, — man darf es keck behaupten — kein Dichter je so berückend schön in Worte zu bannen verstanden, wie Jensen. Hier eine Probe, den Anfang des Gedichtes „Auf dem Schwarzwald":

Die Wolken ziehen von Mittag her,
Weißleuchtende Segel in blauem Meer.
Wie alte Tempelsäulen steh'n
Ernstgraue Felsen; im Windesweh'n
Darüber wallend ein grüner Kranz,
Und um sie im schimmernden, flimmernden Glanz
Wie reiches Geschmeide
Rothblühende Haide.

Doch im Dämmern des Waldes in moosiger Kluft
Von Tannennadeln ein schauernder Duft;
Ein Lichtstrahl, der verloren irrt,
Ein plätschernder Quell, ein Tauber girrt;
Verhallend stößt der kreisende Weih
Fernher aus den Lüften klagenden Schrei
Hoch über den Zweigen;
Sonst tiefes Schweigen.

Und wie wunderbar ist die Mittagsstimmung in folgenden Worten wiedergegeben:

„Ganz still; es liegt der Mittagsschein
Wie Flammen auf den fernen Bergesmatten;
Ein Hauch wacht auf und schlummert ein,
Und lautlos kürzen sich die Giebelschatten.
Vom Garten leisen Athems weht
Ein heißer Duft von Thymian und Lavendel,
Und leise hin und wieder geht
Der alten Wanduhr Amorettenpendel."

Solcher herrlichen Stimmungsbilder könnte ich noch eine Menge anführen, wenn es der Raum erlaubte, aber ich muß mich leider beschränken. Und dieser Dichter, dieser Stimmungszauberer, ist dem deutschen Publicum fast gänzlich unbekannt, er ist — man sollte es kaum glauben — in einer so umfangreichen Anthologie wie Polko's „Dichtergrüße" (14. Auflage) mit keinem einzigen Gedicht vertreten! Und was beinah noch merkwürdiger ist: sein ihm persönlich

Digitized by Google

befreundeter und poetisch verwandter Landsmann Theodor Storm hat in seinen „Hausbuch Deutscher Dichter" bloß ein einziges Gedicht von ihm aufgenommen, ein Verhalten, das bedrohter Dichter-Eitelkeit bedenklich ähnlich sieht.

Jensen empfindet diese stumpfe Gleichgiltigkeit des Publicums, diese sträfliche Verständnißlosigkeit der Kritik, auch tief und bitter:

„Ein letztes armes Stück begrab'ner Zeit
Steht heut' die Dichtung unter fremder Menge,
Die um sie her nach neuen Göttern schreit."

Und er höhnt:

„Du verlachst die Tagesmode?
Du verachtest ihren Sold?
Narr! Es geht die Kunst nach Brode,
Und die Schönheit geht nach Gold" . . .

Kaum viel bekannter als Jensen's Gedichte dürften die lyrischen Gedichte Theodor Fontane's sein; die Literaturgeschichten thun ihrer gar nicht oder höchst flüchtig Erwähnung. Friedrich Kirchner läßt sie in seiner „Deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" zwar gelten, vermißt in ihnen aber den „Herzschlag tieferer Empfindung", womit er dem Dichter entschieden Unrecht thut und zeigt, daß er aus der abgeklärten Ruhe dieser Verse das feine Timbre des Herztones nicht herauszuhören vermochte, daß er für Kälte hält, was nur Ruhe ist. Wer gleich diesem nunmehr verstorbenen Literarhistoriker solcher Meinung ist, der sei auf folgende Verse Fontane's verwiesen:

„Mein Herze, glaubt's, ist nicht erkaltet,
Es glüht in ihm so heiß wie je,
Und was Ihr drin für Winter haltet
Ist Schein nur, ist gemalter Schnee.

Doch, was in alter Lieb' ich fühle,
Verschließ' ich jetzt in tiefstem Sinn
Und trag's nicht fürder in's Gewühle
Der ewig kalten Menschen hin.

Ich bin wie Wein, der ausgegohren:
Er schäumt nicht länger hin und her,
Doch was nach außen er verloren,
Hat er an inn'rem Feuer mehr."

Damit hat Fontane nicht nur jenen Kurzsichtigem geantwortet, sondern seine Eigenart so treffend gekennzeichnet, wie es der objectivste Kritiker nicht besser könnte.

Seine Gedichte nehmen in der deutschen Lyrik eine ganz besondere Stellung ein, denn sie stehen in ihrer überlegenen, doch keineswegs bitteren oder verletzenden Ironie ganz vereinzelt da. Nur bei dem als Lyriker leider auch zu wenig gekannten Fr. Th. Vischer und bei Bauernfeld finden sich manchmal verwandte Töne; aber das Knurrige, Grobe, das diesen beiden Nörglern und Murrköpfen eigenthümlich ist, fehlt Fontane völlig. Seine Ironie ist mild und nachsichtig, denn sie ist der Ausdruck einer geläuterten, zu reiner Weisheit abgeklärten Weltanschauung. Lächelnd blickt er von deren dunstfreier Höhe auf das närrische, aufgeregte Hasten und Treiben der Menschen herab, die in der trüben Stickluft der Leidenschaften, im Nebel des Unverstandes, den trügerischen Phantomen nachjagen, welche sie für ihr Glück halten. Er weiß: „Alles ist wichtig nur auf Stunden" und:

„Eigentlich ist Alles nichts,
Heute hält's und morgen bricht's,
Hin stirbt Alles, ganz geringe
Wird der Werth der ird'schen Dinge."

Aber diese Erkenntniß stimmt ihn nicht bitter; er nimmt sie ruhig hin als etwas Unabänderliches. Warum das so ist und nicht anders, darnach fragt er nicht, denn er weiß, er wird nie Antwort bekommen:

Die Frage bleibt.

Halte Dich still, halte Dich stumm,
Nur nicht forschen, warum? warum?
Nur nicht bittre Fragen tauschen,
Antwort ist doch nur wie Meeresrauschen.

Wie's Dich auch aufzuhorchen treibt,
Das Dunkel, das Räthsel, die Frage bleibt.

Der Gedanke an den Tod hat für ihn nichts Furchtbares mehr: ein Schlaf, aus dem man nicht mehr erwacht; und was man verläßt, ist nichts Kostbares. Nach gut durchschlafener Nacht schließt er seine Morgenbetrachtung mit den erkenntnißschweren Worten:

Alles war freundlich, Alles war nett —
Aber wenn ich weiter geschlafen hätt'
Und thät von alldem nichts wissen,
Würde mir's fehlen, würd' ich's vermissen?

Was der Wahrheit seiner Verse eine so eindringliche Kraft verleiht, ist deren völlige Ungezwungenheit. So einfache, natürliche Verse sind wohl noch niemals geschrieben worden; trotz Rhythmus und Reim klingen sie, als habe er sie ohne Rücksicht auf Leser nur so vor sich hingesprochen, wie man eben im wirklichen Leben spricht. Dabei sind sie aber nichts weniger als alltäglich und trivial, und ihre vornehme Nonchalance ist himmelweit verschieden von dem absichtlichen Sichgehenlassen Liliencron's oder der berechneten koketten Saloppheit Heine's. Form und Inhalt vereinigen sich bei Fontane's Versen zu einem Triumph des Realismus, der in der deutschen Lyrik einzig dasteht und neben dem sich der mit so viel Lärm in Scene gesetzte „consequente Realismus" der Modernsten, der auf die Lyrik übertragene Naturalismus Holz' und Schlaf's recht kläglich ausnimmt. Der Wunsch, den Fontane in einem seiner Gedichte äußert (Unterwegs und Daheim III):

„Ich möchte leben, bis all' dies Glühen
Rückläßt einen leuchtenden Funken
Und nicht vergeht wie die Flamm' im Kamin,
Die eben zu Asche gesunken."

dieser Wunsch wird in Erfüllung gehen: was er nach seinem Hingang zurückgelassen, ist mehr als ein „leuchtender Funke", es ist ein helles, stilles Licht, das auf dem Altare der Poesie als ewige Lampe brennen wird.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Skat.

Von Max Hoffmann.

Wir saßen — wie jeden Donnerstag Abend — auf Freund Willi's Bude zu Dreien beim Skatspiel. Wenn ich Willi's Heim als Bude bezeichne, so will ich seine Junggesellenwohnung nicht etwa herabsetzen. Denn sie ist vollkommen stylvoll. Er ist zwar bloß freier Schriftsteller, besitzt aber die beneidenswerthe Eigenschaft, öfter von irgend einer bejahrten Mäcenin oder einem geheimnißvollen Onkel eine nette Summe vermacht zu bekommen, und hat es Dank dieser Fähigkeit im Laufe der Jahre zu einem hübschen Vermögen gebracht, das ihm eine respectable Rente abwirft. Daher steht auch Willi's Wohnung ganz auf der Höhe der modernen Waarenhaus-Vornehmheit. Willi selbst fühlt sich nirgends so wohl wie bei sich zu Hause. Und deßhalb hatte er eines Tages zu uns gesagt: „Wißt Ihr, Kinder, immer in der Kneipe oder im Café herumzusitzen, ist doch eigentlich stumpfsinnig bis zur Gehirnerweichung. Ihr seid hiermit feierlich für jeden Donnerstag Abend zu mir geladen. Da klopfen wir einen gemüthlichen Skat und unterhalten uns geistreich."

„Mit Ersterem bin ich vollkommen einverstanden, das Letztere wird schwieriger sein," bemerkte Klaus Becker, der dicke „ewige" Referendar.

„Nun, dann ohne Geist! Für Deinen Leib wird sicher gesorgt sein, darauf kannst Du Dich verlassen. Verpflegung Ia, dafür bürgt Frau Mathilde, meine alte treue Wirthschafterin.

So also war der Donnerstag für uns der jour fix bei Willi geworden . . .

Digitized by Google

Wir hatten bereits eine Stunde gespielt, und Willi verlor beständig. Er war schon ganz nervös geworden und trank einen dreisternigen Cognac nach dem anderen. Endlich, nachdem wir ihm einen Grand mit vier mit der größten Eleganz herumgeholt hatten, warf er ärgerlich die Karten hin und wollte sich erheben.

„Schluß!" rief er. „Ist ja furchtbar langweilig heut."

„Halt!" fiel der dicke Referendar ruhig ein. „So schnell geht das nicht. Erst muß regelrecht noch einmal herumgespielt werden."

Willi fügte sich als tadellos correcter Gesellschaftsmensch dem Gesetz und verlor noch dreimal. Dann aber stand er auf, zündete sich eine frische Henry Clay an, ließ sich auf den Divan fallen und sagte: „Jetzt kommt der zweite Theil des Abends. Nun redet mal was! Drei auf der Höhe des zwanzigsten Jahrhunderts stehende Menschen werden doch wohl einen Abend ohne solch' neckisches Zufallsspiel auskommen können. Erzählt etwas! Was giebt's Neues?"

„Wißt Ihr schon," fing der Referendar bedächtig an, „daß in Capri" —

Willi fuhr ganz entsetzt empor. „Nun hört's aber auf! Will der dicke Klaus hier womöglich eine Geschichte aus höheren Regionen vorbringen. Wir leben doch nicht auf dem Uranus! Nee, lieber Freund, verschone uns mit Klatsch, hörst Du? Ich schlage vor, einer von uns erzählt irgend eine interessante Begebenheit aus seinem Leben."

„Dazu ist Niemand geeigneter als Du," erklärte ich. „Du hast doch so viel in Deinem beinahe dreißigjährigen Dasein erlebt" —

„Ach ja," fiel Klaus lebhaft ein. „Irgend ein pikantes Erlebniß!"

Willi sah ihn strafend an. „Du bist hier nicht in Deiner Damengesellschaft!"

„Du hast ja Recht," beruhigte ich ihn. „Aber wir sind der Ansicht, daß keiner von uns etwas Amüsanteres wird erzählen können als Du. Du warst doch immer Willi, der Unwiderstehliche!"

Er fühlte sich sichtlich geschmeichelt und setzte sich bequem zurecht. Ich hatte mich in eine Ecke des Sopha-Umbaues gedrückt. Klaus, der dicke, füllte behäbig den Lutherstuhl vor dem Schreibtisch aus. Ein feiner Havannaduft zog in phantastischen Wolken durch das Zimmer, und die bläulichen Rauchschleier gaben all den seltsamen Kunstgegenständen die rechte Stimmung. Und Willi begann:

Im Anschluß an unser Spiel fällt mir eine kleine Skatgeschichte ein. Also ich hatte eine Frau kennen gelernt. Wißt Ihr, so eine von den jungen, frischen Blondinen, die halb an Mondschein, halb an eine germanische Kriegerin erinnern. Ihr boshaften Europäer werdet natürlich gleich wieder auf Nebengedanken dabei kommen; aber ich sage Euch, es war ganz harmlos. Ihr Mann war bedeutend älter als sie, steinreicher Rentier, vielfacher mehrstöckiger Hausbesitzer, kurz und gut, sie hatte sich, wie ich stillschweigend annahm, geopfert. Ich hatte damals noch die Absicht, Maler zu werden, lebte wie ein Wolkenwandler, fühlte mich untröstlich über ihr nach meiner Meinung bedauernswerthes Schicksal und hatte als Entschädigung für sie nichts Eiligeres zu thun, als mich Hals über Kopf in die Unglückliche zu verlieben. Platonisch. Ich war ja noch ein völlig unerfahrener Jüngling und wagte nicht, mir das Geringste von meiner Verliebtheit merken zu lassen, obwohl mich Frau Thea oft verstohlen so schelmisch anblickte, daß mein Blut zu sieden begann.

Ich war einer freundlichen Einladung des Mannes gefolgt und dann häufiger Gast bei ihnen geworden. Und da, an den langen Winterabenden, spielten wir Skat, was für den Mann so ziemlich der Gipfel aller menschlichen Unterhaltungen und Vergnügungen war. Er machte sich's dabei meist recht bequem und saß im Schlafrock mir gegenüber, während Frau Thea im geschmackvollen Hauskleid, chic und reizend wie immer, zwischen uns Beiden an der einen Seite des Tisches saß. Wir spielten für meine damaligen Verhältnisse ziemlich hoch, und dabei ging es mir fast immer wie heut: Ich verlor. Obgleich ich kein schlechter Spieler mehr war. Da paßte ich auf und bemerkte zu meiner Entrüstung, daß der Herr Rentier nicht ehrlich war. Dieser alte Filou schämte sich nicht, seinen Gast nach allen Regeln des corriger la fortune zu bemogeln! Wenn ich aber einmal darüber aufbrausen wollte, dann traf mich ein so räthselvoller Blick Thea's, daß ich demüthig schwieg. Was wollte sie nur? Fürchtete sie, daß es durch eine Rüge meinerseits zum Bruch kommen und ich aus ihrer Nähe verbannt werden könnte? Mit innerem Jubel glaubte ich zu bemerken, daß sie empfand, wie sehr mein Herz für sie schlug, und ich verlor ohne Murren, als Kämpfer im Dienst einer Märtyrerin.

Aber meine ungestillte Sehnsucht begann mich zu quälen, und machte mich ganz traurig und elend. Ich war ja so unschuldig, ich verstand nicht diesen vielsagenden Händedruck, wenn ich mich verabschiedete, nicht das verheißungsvolle Aufleuchten ihrer Augen, wenn ich kam.

„Ein aztekenhaft moralischer Mensch!" brummte Klaus.

„Freilich! Ich bin doch keine moderne Schriftstellerin! Aber nun hört weiter und unterbrich mich nicht, Klaus! Eines Abends saßen wir wie gewöhnlich beim Skat. Auf dem Tisch stand eine Punschbowle, deren kräftiger Dampf prickelnd in meine Nase stieg, und eine angenehme häusliche Stimmung hatte sich verbreitet. Und ich gewann! Fast jedes Spiel des Alten wurde herumgerissen. Die Sache war sehr einfach: die gute Frau hielt nämlich ihre Karten so, daß ich hineinsehen konnte, und so wurde er trotz seiner krampfhaften Mogelversuche besiegt. Aber Frau Thea wollte mir auch einen fühlbaren Wink davon geben, daß sie auf meiner Seite kämpfe. Doch wie sollte sie das machen? In der einen Hand hielt sie die Karten, mit der andern spielte sie aus; sie hätte also noch eine dritte Hand haben müssen.

Da merkte ich mit einem Mal, daß etwas Eigenthümliches an meinem linken Fuß herumkrabbelte. Es war hübsch weich, und eine wohlige Wärme strömte davon aus. Vorsichtig blickte ich hinunter, und — was meint Ihr, was ich da sah?"

„Was wird's gewesen sein!" meinte Klaus. „Der kleine Mops des Rentiers?"

„Haha!" lachte Willi. „Klaus, der Gemüthsmensch! Nein, es war ein niedlicher, seidenbestrumpfter Frauenfuß. Ich sah Frau Thea überrascht und dankbar an, und sie lächelte — lächelte verschmitzt hinter ihren Karten —"

„Was ist denn das, Thea?" erschreckte mich plötzlich der Mann. „Störe mich doch nicht immer mit Deinem Fuß! Du bringst mich ganz aus meiner Berechnung. Dein eigener Schade!" . . .

Willi schwieg lächelnd, legte sich auf den Divan zurück und sog nachdenklich an seiner Cigarre.

„Na und?" fragte Klaus neugierig.

„Furchtbar schwerfällig bist Du! Die vermeintliche Unglückliche war eben einfach eine Kokette, die sich mit dem unerfahrenen Jüngling einen Spaß machte. Sie fühlte sich recht wohl in ihrem Heim und lachte innerlich über den dummen Jungen. Eine gewisse Selbstüberwindung hat sie ja freilich dabei bewiesen, daß sie mich einmal gewinnen ließ."

„Wieso?"

„Ich erfuhr es erst nach einiger Zeit, kurz bevor ich mich zurückzog. Ihr Mann mußte nämlich das Geld, das er mir abnahm, immer in neuen Hüten für sie anlegen" . . .

Aus der Hauptstadt.

Ehren-Compagnien.

Kann es im Grunde Denen, welche von der heutigen Ordnung unseres Staatswesens nichts wissen wollen, verübelt werden, wenn sie nicht aufhören, von der Tribüne des Reichstags in's Land hinauszuschreien, daß im Heere der Paradedienst bereits alle ernsten Dienstzweige überwuchere und daß es Angesichts einer solchen Thatsache unverantwortlich sei, unsere junge Mannschaft zu ihrer Ausbildung noch Jahre lang bei der Fahne festzuhalten? Selbst Leute, die nicht von Parteihaß geblendet sind, müssen einräumen, daß unendlich viel Zeit und Arbeit an militärische Schauspiele vergeudet werden, die doch kaum Anderes als Spielereien sind. Und sind diese etwa der Opfer werth, die der Recrut durch seine Einstellung in das Heer gezwungen wird, dem Vaterlande zu bringen? Wäre ihm nicht besser gedient, wenn er weniger zu paradiren hätte, aber früher zu „Muttern" zurückkehren und sich hier in seinem bürgerlichen Beruf recht bald weiter ausbilden könnte? Aber je häufiger sich Klagen über das Anschwellen des „Parade-Unfugs" vernehmen lassen und je eindringlicher aus ihm die an sich durchaus thörichte, aber hier scheinbar begründete Forderung abgeleitet wird, die schon mit großer Rücksichtslosigkeit gekürzte Dienstzeit noch weiter zu beschneiden, desto eifriger wird er betrieben. So erreicht in dem Verbrauch an Ehren-Compagnien keine andere europäische Armee, auch nicht die russische, in der eigentlich Parademarsch und Paraden zu Hause sind, den Record der deutschen. Oft möchte man glauben, das deutsche Reich hielte sein gewaltiges Heer nur auf den Beinen, damit es den Bedarf an solchen Compagnien decken könne. In dem Maße hat in den letzten Jahren ihre Verwendung zugenommen, daß auch nicht eine Nummer der bekannten „Woche", mehr ohne ein Bild von einer auf dem Bahnhof oder einer vor dem Schlosse aufgebauten Ehren-Compagnie erscheinen kann. Zweifelsohne dürften im Laufe der Jahre ihre Abonnenten vermöge der Anschauung mit den ihr eigenen dienstlichen Obliegenheiten bereits so vertraut geworden sein, daß sie sie ohne die geringste militärische Ausbildung spielend erfüllen könnten.

Vor den Ehren-Compagnien haben fremde Fürstlichkeiten, wenn sie auf deutschem Boden weilen, nur noch in den Nächten Ruhe. Verlassen sie bei Tage ihr Absteigequartier oder den Salonwagen des Sonderzuges, so fällt auf sie ihr erster Blick; und ob sie nun wollen oder nicht, es bleibt ihnen nur übrig, ihre Front abzuschreiten, sie an sich vorbeimarschiren zu lassen und jeden zu ihr gehörenden Officier mit einem Orden zu beglücken. Wie oft wird nicht ferner bei Reisen einheimischer regierender Herren „großer Empfang" angesagt, bei dem sie nach der allerneuesten Vorschrift gleich mit zwei Ehren-Compagnien zu bedenken sind! Aber wohlgemerkt, an verschiedenen Plätzen. Indessen hieraus allein ließe sich noch nicht der immense Verbrauch dieser Gattung von Compagnien erklären. Daß das deutsche Reich ein wenn auch

Digitized by Google

nicht ausschließlich, so doch immerhin vorwiegend militärisches staatliches Gemeinwesen ist, wird seit einiger Zeit der Nation auch durch die Stellung von Ehren-Compagnien bei Gelegenheiten zum Bewußtsein gebracht, wo von Rechtswegen nur der bürgerliche Frack zur Geltung kommen sollte. Vor großartigen Feiern wissen die Deutschen sich gar nicht mehr zu retten. Zu jeder Zeit giebt es ein Denkmal zu enthüllen, eine Kirche einzuweihen, eine höhere Lehranstalt oder ein neues Kunstgebäude zu eröffnen; und jedes Mal rückt mit klingendem Spiel eine Ehren-Compagnie heran, um an dem betreffenden Portal Posto zu fassen. Aber auch der so doch recht erheblich erweiterte Rahmen scheint dem Bedürfniß noch nicht entsprochen zu haben. Neuerdings kommen Ehren-Compagnien auch bei Leichenbegängnissen von schlichten Bürgersleuten zur Anwendung, die still für sich gelebt haben. Selbst Herrn Friedrich Krupp sind militärische Ehren erwiesen worden, als er zu seiner letzten Ruhestätte geleitet wurde; und dabei war doch schon längst bekannt, daß er weder politischen, noch militärischen Ehrgeiz besessen, daß er weder ein Heros des Geistes noch ein solcher der That war, und daß er sich glücklich schätzte, wenn seine recht bescheidenen, von Nichtigkeiten erfüllten Kreise nicht von Anderen gestört wurden. Nicht mehr und nicht weniger wollte er nach Außen sein als der freigebige Besitzer immenser Reichthümer, die ihm aus einem gewaltigen, seinen Namen führenden Unternehmen zuflossen. Vergeblich schaut man daher bei ihm nach irgend welchen nennenswerthen persönlichen Verdiensten um Staat und Reich aus; und selbst wenn man die Anerkennung der Leistungen des von Großvater und Vater ererbten, von Besoldeten geleiteten Unternehmens illogischer Weise auf ihn übertragen will, so darf doch nicht übersehen werden, daß diese Leistungen bei Heller und Pfennig honorirt wurden und zu allseitigem Befremden das deutsche Reich sehr oft genöthigt war, weit höhere Preise als die Staaten des Auslandes zu zahlen. Gegen schweres Geld hat die Firma Krupp Geschütze und Panzerplatten an die Verwaltungen der deutschen Armee und der deutschen Marine geliefert; Herr Isidor Löwe auf Actien versieht sie mit Gewehren gegen nicht minder schweres Entgelt. Wäre es hiernach nicht recht und billig, auch ihn mit Ehren-Compagnien zu bestatten, wenn auch sein letztes Stündlein geschlagen hat? Ist nicht auch er an dem Staate ein reicher Mann geworden und liefert nicht auch er an das Ausland Waffen? Bald wird es dahin kommen, daß auf das Andenken eines Entschlafenen ein Makel fällt, wenn zu seinem Begräbniß sich keine Ehren-Compagnie einfindet.

Offenbar sieht unter sothanen Umständen die Heeresverwaltung für die nächsten Jahre einer bedeutenden Steigerung des Verbrauchs an Ehren-Compagnien entgegen. Nur so ist die außergewöhnliche Sorgfalt zu verstehen, die sie in der erst vor Kurzem in Kraft gesetzten neuen Garnisondienst-Ordnung auf den diese Compagnien betreffenden Paragraphen verwandt hat. In der That, an Alles ist gedacht; und in glücklicher Weise spiegelt sich in ihm das überreiche Maß an Erfahrungen wieder, das das deutsche Heer auf dem fraglichen Gebiete in dem letzten Jahrzehnt hat sammeln können. So verlangt der Paragraph unter Anderem, daß die Musik der Ehren-Compagnie zu schweigen, wenn der zu Ehrende spricht, aber wieder zu intoniren hat, wenn er schweigt. Niemals wäre es der Heeresverwaltung in den Sinn gekommen, an eine Sache so viel Nachdenken zu verschwenden, von der sie nicht überzeugt wäre, daß ihre Entwickelung noch lange nicht abgeschlossen ist, daß diese noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht hat. Und in welchem Grade der bisherige Verbrauch an Ehren-Compagnien noch entwickelungsfähig ist, muß Jeder erkennen, der tiefer in die politischen Zustände Frankreichs unmittelbar vor Ausbruch der großen Revolution eingedrungen ist. Trotzdem Ludwig XVI. schon zwei wesentliche Einschränkungen des Königlichen Haushaltes vorgenommen hatte, zählte seine Garde, welche in den Schlössern und auf den Straßen die militärischen Honneurs zu erweisen hatte, noch im Jahre 1789 9050 Mann; und unausgesetzt war sie beschäftigt. Denn wo der König sich auch zeigte, überall wollte er von ihr mit allem nur denkbaren militärischen Pomp begrüßt werden. Haarklein schildert diese Ceremonien Henri Taine in seiner „Entstehung des modernen Frankreich". Ein wahres Glück ist aber für die deutsche Armee, daß ihre maßgebenden Stellen zu wenig Zeit haben, um Geschichtswerke zu studiren. Sonst würde sie, ehrgeizig, wie sie nun einmal sind, der Record des französischen Königthums im Verbrauch an Ehren-Compagnien um den Schlaf in den Nächten bringen; und es würden kaum wenige Jahre vergehen und auch wir hätten diesen Verbrauch zu seiner höchsten Entwickelung gebracht. Wenn bisher Leute vorhanden waren, welche die auf die Stellung von Ehren-Compagnien verwandte Zeit und Arbeit ungeachtet der geschmälerten Dienstzeit glaubten verantworten zu können, so würden sich gewiß leicht auch solche noch finden lassen, die zu dem Gleichen bereit sind, wenn ihr Verbrauch die Dimensionen annehmen sollte, die er unter dem sechzehnten Ludwig Frankreichs gehabt hat. Füge es daher des deutschen Reiches guter Stern, daß man noch recht lange keine Zeit zu Geschichtsstudien erübrigt, damit die Wehrkraft seines Heeres so bald noch nicht an nutzlosen militärischen Schauspielen, die kindlichen Spielereien verteufelt ähnlich sehen, völlig in die Brüche gehe! Ajax.

Dramatische Aufführungen.

Die beiden Schulen. Lustspiel in drei Acten von Alfred Capus. (Residenz-Theater.) — Pastor Hansen. Schauspiel in fünf Akten von Ernst Möller. (Neues Theater.)

Die Tage vorm Feste brachten eine solche Hochfluth von Theaterstücken, denen man in der Direction Zugstückskraft zutraute, daß es schlechterdings unmöglich ist, allen gerecht zu werden. Glücklicherweise haben wir das an dieser Stelle auch nicht nöthig. Der abscheuliche Brauch, kurz vor Mitternacht mindestens drei Spalten über jeden dramatischen Jammerbalg zu schreiben; die Versimpelung der Tageskritik zwingt eine Wochenschrift noch nicht dazu; auch ihrerseits die Coulissenproduction Stück für Stück am Leserauge vorübermarschiren zu lassen. Wenn irgendwo der Anfang damit gemacht werden kann, die lächerliche Ueberschätzung der Theaterspielerei einzudämmen, so ist in ernsten und ehrlichen Wochenschriften der Platz dazu. Hoher Gewinn dünkt mich jede Zeile, die einem elenden Drama mißgönnt und dafür einem guten Buche geschenkt werden darf. Schenken wir also fleißig, und mißgönnen wir nach Kräften. Unsere Dichter, auch die besten, harren oft vergeblich Monate lang darauf, daß Jemand sich eingehend mit ihrem „nur" in Buchform erschienenen Geisteswerke befasse; der seichte Gründling, der drei Gewalt-Acte auf die Bühne bringt, zwingt am selben Abend hundert Federn in Bewegung. Wir haben offenbar den Sinn für das Lächerliche verloren.

Im Residenz-Theater setzte man den Stammgästen Herrn Alfred Capus aus Paris vor, einen interessant ausschauenden Urgallier. Angenehm fiel es auf, daß er die Katzbuckelei vorm Publikum, zu der ihn Herr Lautenburg veranlaßte, offenbar nur widerwillig mitmachte. Er verbeugte sich ein paar Mal, um den Mißbräuchen des Landes zu huldigen, aber er that es obenhin, halb aus Erbarmen. Ueber sein Lustspiel „Die beiden Schulen" ist nicht viel zu sagen. Französisch mag sich dies Geplauder netter ausnehmen, mag es vielleicht berückend wirken; die Uebersetzung hat dem Geglitzer den Glanz genommen. Auch die Berliner Schauspieler verfehlten völlig Tempo und Ton. Das klang Alles so schwerfällig und gesucht, an den Haaren herbeigezogen; das wies mit Fingern auf die constructiven Mängel des angeblichen Lustspiels hin. Capus hat einmal prächtige Feuilletons geschrieben, voll pariſischem Leichtsinn und pariſischem Muth zur Frechheit. Seitdem er Stücke fertigt und seine Feuilletons dialogisirt, sind Leichtsinn und Frechheit jener Gemüthsstimmung gewichen, die der galizische Einwanderer Chutzpe nennt. Genau so fahrlässig, wie unser Pariser Weltanschauungen baut, zimmert er Dramen. Im ersten Acte erhofft man sich noch bewegtes Spiel — für die folgenden; der leere erste Act enttäuscht zwar, aber als breite Exposition für lustige Tollheiten, die kommen sollen, läßt man ihn gelten. Nachher trägt sich jedoch Nichts zu, als Geplauder. Dies ist der Gedanke des Werkes: es giebt zwei Arten von Männern, liebenswürdige Draufloſsfahrer die Einen, die ihre Frauen wohl grundsätzlich betrügen, indessen doch leidlich glücklich machen, und steife Würdebären die Anderen, die ihr Weibchen nach der Kunst langweilen und dabei, sobald sich ihnen nur mal Gelegenheit bietet, gleichfalls vom Pfade abirren. Unkluge junge Frauen werden unter Umständen geneigt sein, den unverbesserlichen Springinsfeld zu verabschieden. Haben sie jedoch erst die zweite Schule kennen gelernt, den ehrbaren Staatsrath, der sie sieben Jahre lang treu anschmachtet, um im achten, kurz vorm Ziel seiner Wünsche, ein Allerweltsdämchen auf den Schooß zu nehmen, dann verloben sie sich rasch neuerdings mit ihrem ersten, allzu leicht entzündlichen, aber doch wenigstens amüsanten Ehemanne. Eine hübsche und weise Moral. Wenn Capus sie kurzweiliger vorgetragen und Herr Alexander sich ihrer angenommen hätte, dann wäre trotz aller technischen Schwächen des Stückes ein Erfolg möglich gewesen.

Tendenzmache groben Kalibers, hoffnungslose Tendenzmache ist Ernst Möllers „Pastor Hansen". Dieser nationalsociale Edeling wird von seiner Frau, einer reichen Fabrikantentochter, betrogen; von seinem Patron, dem Baron, mit junkerlich-agrarischer Brutalität mißhandelt; von seinem kirchlichen Vorgesetzten sanft aus Amt und Würde gedrängt. Er rächt sich an ihnen, indem er rastlos freisinnige Ansprachen hält und in aufgeklärter Gesinnung macht. Der Poet hilft ihm durch betrübend plumpe Theatermätzchen, die so thöricht zusammengelesen und so aufdringlich zur Schau gestellt werden, daß sie auch harmlosen Seelen redlichen Widerwillen erwecken müssen. Nirgendwo findet sich ein menschlicher Zug, nirgendwo ein dichterisches Ahnen, nirgendwo ein Keimkräftiges in diesem fünfactigen grauen Elend ... Am Schlusse schenkt die brave Gemahlin des ekligen Agrariers dem lieben Pastor ein Kirchlein zum eigenen Gebrauch, und es wird „Nun danket alle Gott" gesungen. Wenn sich hinter dem Verfassernamen Ernst Möller wirklich ein ehemaliger Pastor verbirgt, dann sollte man eine Sammlung für ihn veranstalten, ihm gleichfalls eine Kirche bauen und dafür nur das Versprechen abnehmen, kein Theater mehr zu machen.

Digitized by Google

Graphische Ausstellungen.

II.

Otto Greiner ist zur Zeit auf der „Sechsten Ausstellung der Berliner Secession" so gut vertreten, wie noch nie früher in Berlin. Man kennt wohl die meisten seiner Blätter aus Vervielfältigungen in Kunstzeitschriften und manches einzelne war auch schon auf anderen Ausstellungen zu sehen. Aber hier hat man so ziemlich sein ganzes oeuvre beisammen, von den „Fliehenden Faunen" aus dem Jahr 1889 bis in die allerjüngste Zeit hinein; dazu eine große Anzahl wundervoller Studien und Skizzen. Auch steht das Urtheil über Greiner schon lange fest; schon seit zehn Jahren, wo er in dem „Urtheil des Paris" eines seiner allerbesten Blätter schuf. Seitdem gilt er uns als einer der vornehmsten Vertreter der Steindruckkunst in Deutschland. Man kann sogar sagen, daß er als Bahnbrecher für die Entwickelung der modernen Lithographie in Deutschland zu bezeichnen ist. Und zwar einer Kunst, die mit der des Franzosen, die in den letzten Jahren bei uns eine so bedeutende Einwirkung auf manche Künstler gewonnen hat, namentlich in coloristischer Beziehung, nichts gemein hat. Seine Kunst ist durch und durch deutsch in der Gewissenhaftigkeit der Zeichnung, in der schlichten Vortragsweise, in dem Ernst der Auffassung, in der Wahl der Motive. Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als er z. B. zwischen seinen Studien in feinster Federzeichnungstechnik und etwa den Blättern eines Steinlen und Toulouse-Lautrec besteht, die im Zimmer nebenan zu sehen sind.

Man merkt's, daß Greiner vom Handwerk, vom lithographischen Handwerk herkam, das er in den Jahren 1884—88 in seiner Vaterstadt Leipzig übte, in seiner rauhen, entbehrungsreichen Jugendzeit. Alexander Liezenmayer in München und der Stuttgarter Verleger Kröner ebneten ihm die Wege zur freien Kunst. Man wollte ihn damals in München, wo er von 1889—92 studirte, durchaus zum „Illustrator" machen. Aber das war ihm nicht frei genug und er beantwortete diese Absichten am Ende seines Münchener Bildungsgangs mit dem Paris-Blatt und dem Bacchantenzug. Beide Blätter, das „Urtheil" übrigens in einer Lithographie aus dem Jahre 1894, sind auch jetzt auf der Secessions Ausstellung zu sehen.

Man weiß, wie für ihn dann in der Folge die Eindrücke auf dem classischen Boden Italiens und die intime Bekanntschaft mit Klinger maßgebend wurden. Daß zwischen den beiden Leipzigern eine geistige Verwandtschaft besteht, ist nicht zu bezweifeln. Sie ist so groß, daß man Greiner mitunter als einen Nachahmer, zum mindesten als einen Schüler Klinger's bezeichnet hat. Aber Beides ist falsch. Und es besteht zwischen dem philosophischen, tiefernsten, nahezu pessimistischen Klinger und Greiner mit seiner heiteren Lebensauffassung und der ursprünglichen Frische, mit der er, einem Rathe Altmeister Menzel's folgend, allzeit das Nächstliegende anschaut und seine unmittelbare Umgebung studirt, doch ein großer Wesensunterschied. Aber gemeinsam ist Beiden die Freude an der unverhüllten Schönheit des menschlichen Körpers, dessen Darstellung für sie immer das A und O des Kunstschaffens geblieben ist. Aber auch hier wieder ein Unterschied: während der Aeltere dabei zu vergeistigen sucht, steht für den Jüngeren das Streben nach einer möglichst genauen anatomischen Charakteristik auf dem ersten Platz. So gelangte er auch zum Porträt, das Klinger ziemlich fern liegt. Zudem bedingte auch schon die verschiedene Technik, deren sich die Beiden bedienten, eine gewisse Verschiedenheit in der Ausdrucksform: dort die Oelmalerei und die Radirung, hier fast ausschließlich die Lithographie, denn der Stiche und Aetzungen von Greiner sind nur gar wenige aufzuzählen: „Ganymed", der hier zusammen mit Röthel- und Federzeichnungstudien dazu ebenso gezeigt wird, wie der „Dante und Virgil". Daß aber manche seiner Lithographien auf den ersten flüchtigen Blick hin den Eindruck von Radirungen machen, kommt wohl daher, daß er nicht die tonige oder farbige Kreidetechnik anderer Steindruckkünstler, sondern in der Regel das Strichverfahren anwendet.

Sein oeuvre an der Hand des Katalog's hier aufzuzählen, führt zu weit. Es sind fast alle Hauptwerke, wenn auch nicht immer in der Originalgröße, vorhanden, auch viele Bildnisse, Büchereizeichen, Festkarten und Diplome. Von den vielen Studien und Skizzen erregen besonderes Interesse die zu dem großen Oelgemälde „Odysseus und die Sirenen", an dem er schon seit ein paar Jahren arbeitet. Man kann darauf gespannt sein, wie es ausfallen wird. Vielleicht zeigt sich uns dann ein neuer Greiner. In diesen Studien giebt er sich noch ganz als der alte — als wohl der beste Zeichner unter den heutigen deutschen Steindruckkünstlern. Ihn als Maler kennen zu lernen, wird vom größten Interesse sein. Fast möchte ich aber glauben, daß ihm der Uebergang zur Bildnerei leichter fallen dürfte, als zur Malerei, weil ihm eben von jeher die Form wesentlicher war, als die Farbe.

* * *

Ein gewaltiger Sprung, der von Greiner zu den Franzosen. Nicht bloß in Bezug auf die technischen Ausdrucksmittel und die Darstellungszwecke, sondern auch hinsichtlich der Motive. Den Menzel'schen Rath, die tägliche Umgebung auf's emsigste zu studiren, befolgte er ja nicht in realistischem Sinne. Nichts liegt ihm ferner, als die Menschen, Sitten, Zustände seiner Zeit mit intimer Beobachtungstreue zu schildern. Er sieht und giebt aus seiner Umgebung nur den Menschen im Allgemeinen, und in seinem Umgange mit der Natur abermals im Allgemeinen, den nackten Menschen in freier Natur unter südlicher Sonne. So wird er ihm höchstens hier zum Träger einer antiken Sage oder Naturauffassung, dort zum Symbol einer allegorischen Idee. Blätter, wie die des noch unvollendeten Cyklus „Vom Weibe" oder die „Kreuzigung" bilden mit ihrem vielen, obschon auch immer symbolischen und allegorischen Neben- und Beiwerk eine Ausnahme.

Ganz anders die Franzosen nebenan.

Da stehen wir mitten drin im Leben, im Pariser Leben auf den Boulevards, auf dem Rennplatz, im Café chantant und im Cabaret, hinter den Coulissen der Theater und im Foyer, im chambre séparée und im Alkoven, im Club und im Bois. Auch viel Nacktheit, aber nicht die keusche, classische Nacktheit als Hymnus auf die Schönheit; sondern die halbverhüllte und halbgezeigte, naturalistische Refrains zu einem Cultus des Sinnenkitzels. Eine Kunst groß in ihren Ausdrucksmitteln, aber klein in ihren Motiven; keine Kunst der geistigen Ruhe und idealreiner Betrachtung, sondern eine des prickelnden Esprits und der nervenreizenden Frivolität. Die illustrirten Witz- und Salonblätter, die caricaturistischen Almanache förderten die'e Kunst und die Künstlercabarets und -clubs nährten sie. So bildete sich dort eine Graphik aus, die sozusagen im Telegrammstyl arbeitet: nur das Nothwendigste in Formen und Farben giebt sie, das aber mit überzeugendster, treffendster Charakteristik. Jede Linie — ein vollständiges Signalement, jeder Farbentupf eine Offenbarung. Da wirbelt und springt alles, da lärmt's und jauchzt's, da entblößt und deckt es sich auf, wie in einer grotesken oder raffinirten Cancanquadrille im „Moulin Rouge" oder auf dem „Bal Bullier" . . . Ein Chic, eine Verve, ein Brio in diesen Placaten, Flugblättern, Illustrationen, wie im Pariser Leben . . .

Und dazwischen dann wieder ein bissiges politisches Bonmot mit abgrundtiefen Deutungen; oder eine Seite aus dem Buch, in dem die Geschichte das sociale Elend der unteren Volksclassen verzeichnet mit erbarmungslos hartem Grissel; oder ein Blick in das satte Dasein des Bourgeois mit seinem Scheinanstande und seiner Flitterehre . . .

Es ist schwer, da die einzelnen Künstler anders, als allenfalls nur durch die äußeren Merkmale ihrer technischen Handschrift auseinanderzuhalten: dem Geiste nach sind sie kaum von einander zu unterscheiden. Daß die meisten dieser Künstler, wie Toulouse-Lautrec, Steinlen, Lunois, Valloton u. s. w. auch zu den erstclassigen Placatzeichnern gehören, versteht sich nach Allem von selbst. Das Blitzartige ihrer Auffassung, das Markante, wenn auch nicht Grelle und Schreiende ihrer Farbengebung, das Charaktervolle ihrer Linie — befähigt sie dazu und andererseits entwickelte gerade die Placatzeichnerei diese ihre Fähigkeiten und ließ sie auch für andere Zwecke eine ebensolche flotte und prickelnde Technik sich aneignen.

Am zahlreichsten ist, wie gesagt Theophil Steinlen vertreten, mit ca. 50 Handzeichnungen, mehr als 50 Skizzen und über 60 Lithographien und Stichen. Acte und Vorstadttypen, Caféhausscenen, und Boulevardfiguren, Illustrationen, wie die bluttriefenden, hohnlachenden 9 farbigen Zeichnungen „Visionen Victor Hugo's", oder die 15 Lithographien: „Chanson de femmes", wo Frivolität und Mutterliebe, Mädchentreue und Fraueneitelkeit, Weiberschlauheit und Jugendnaivität in tollem Reigen an uns vorüberhuschen; seine Landschaftsstudien — die hier wohl am wenigsten bekannt gewesen sein mögen — und allerlei Alltagslebensscenen aus dem Postbureau und dem Café, von der Dorfstraße und dem Markt, von den Kohlengruben und der Feldwiese . . . Auch ein Exemplar des berühmten Riesenplacats „La rue" ist, in der Entrée, zu sehen . . . Henri de Toulouse-Lautrec zeigt eine Reihe lithographischer Caricaturen aus der Pariser Bühnenwelt, wie Sarah Bernhardt als Phädra, die Réjane und Galipaux, die Barthet und Mounet-Sully, Brasseur und die Linder, u. A. Alexander Lunois stellt farbenfunkelnde Scenen vor und hinter den Coulissen des Variété-Theaters „Imparzial" aus, geistreiche Lithographien, wie das auch die Bildniß-Holzschnitte von Felix Valloton sind mit ihrer eigenartigen Schattenriß-Wirkung. Maurin giebt sich in seinen farbigen Lithographien mehr malerisch, als rein zeichnerisch, d. h. für ihn ist, wie z. B. im Blatt „Das Bad", die feine Abwägung der Töne immer auch eine Hauptsache. Die Farbe ist bei ihm kein Mittel bloß der Erhöhung des Effects, sondern ein Mittel auch der plastischen Modellirung. Noch mehr sondert sich von den Erstgenannten Auguste Lepère mit seinem Holzschnitt „Die Prozession" ab, der fast auf die Ausdrucksmittel der alten Deutschen zurückgreift. Einen eigenen Standtpunkt behauptet auch Jean Weber mit seinen geschlossenen Compositionen und seiner oft grausigen Phantastik. Wie hier die Krüppel, die auf einem andern bekannten Blatt sich um's Gold prügeln, einen Kreis schließen um den Henker, der das jugendschöne Glück köpfen will, wie dort alte Vetteln und Hexen lüstern und neidisch dem Ringkampf zweier nackter blüthenweißer Weiber voll strotzender Jugendkraft zuschauen — das ist von sehr starker Wirkung. Man möchte an Goya denken, wäre die künstlerische Handschrift nicht eine andere.

Eine Reihe anderer Künstler, als Maler uns wohl vertraut, Eugène Carrière, der Dämmerungssüchtige, Albert Besnard, der ekstatische Lichtanbeter, Jacques Emile Blanche, der die Mitte zwischen jenen Beiden hält, Antonio de la Gandara, der stylisirende Porträtist, und andere noch reden als Lithographen und Radirer keine andere Sprache, als mit Pinsel und Oelfarbe. Von großem Interesse sind die 10 Radirungen von Edouard Manet, weil — sie eben von ihm sind. Ein buntes Allerlei: Chinesen und kleine Mädchen, Marine und Katzen, Seifenblasen und Stillleben . . .

Digitized by Google

Und dann ist auch Rodin da. Man sieht eine Actzeichnung von ihm: ein ganz flüchtiger Umriß, dann mit dünner röthlichbrauner Farbe noch flüchtiger über die umrissenen Flächen hingefahren und doch trägt dieses, man möchte fast sagen „Nichts", unverkennbar den Stempel des großen Bildners.

Diese Actzeichnung und eine beliebige von Otto Greiner stellen wohl den größten Gegensatz dar, der auf dieser Ausstellung überhaupt zu finden ist. Und doch sind sie beide — hohe Kunst. J. Norden.

Laokoon.

Selbstanzeige.

Laokoon. Kunsttheoretische Essays von Dr. Heinrich Pudor. 252 Seiten. Verlag Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig. Die vorstehende Schrift zerfällt in drei Theile: Laokoon oder Gedanken zu einer Lehre vom Kunstschaffen; Laokoon und die classische Kunst; Laokoon und die moderne Kunst. Während die formale Aesthetik die Kunstgesetze begrifflich zu entwickeln suchte, wird in der vorliegenden Schrift von den Gesetzen der Anschauung ausgegangen. Denn da die Kunst angeschaut wird, muß sie den Gesetzen unserer Anschauung unterworfen sein, und die Grenzen unserer Anschauung müssen zugleich auch Kunstgrenzen sein. Es werden daher die Anschauungsformen und die Gesetze der Anschauung entwickelt und von hier aus die Gesetze für die künstlerische Darstellung gefunden. Unsere Anschauung vollzieht sich vermöge der Sinne. Für die künstlerische Darstellung kommen in Betracht Gesichtssinn und der Gehörsinn. Man kann dementsprechend unterscheiden zwischen den Künsten des Gesichtssinnes (bildende Kunst) und denjenigen des Gehörssinnes (Dichtkunst und Musik). Die Grenzen des Gesichtssinnes gelten für die Grenzen der bildenden Künste, und die Grenzen des Gehörssinnes für die Dichtkunst und Musik. In den Zeiten des Verfalls der Kunst wurden diese Grenzen übergangen, und das, was in das Gebiet der einen Kunst gehört, wurde in das der anderen bezogen.

Ferner wird gemäß unserer Anschauungsformen unterschieden zwischen Raumkünsten und Zeitkünsten. Die Raumkünste haben es mit Ruhe und Zustand zu thun, die Zeitkünste mit Bewegung und Veränderung. Das geeigneteste Beispiel zur Erläuterung dieser Gesetze bildet die Gruppe des Laokoon. Es handelt sich um die Frage, warum Laokoon, wie er in dem berühmten Kunstwerk dargestellt ist, nicht schreit. Vorerst sei kurz hingewiesen auf den Stand der Frage. Voraussetzung für die Untersuchung des Grundes, warum Laokoon nicht schreit, ist der Umstand, daß ein Mensch, der einen heftigen physischen Schmerz erleidet, zu schreien pflegt. Laokoon wird von der Schlange in die Seite gebissen: trotzdem aber schreit er nicht. Winckelmann gab als Grund für dieses Nichtschreien an: Das Schreien sei ein Ausdruck maßlosen Leidens. Maßloses Leiden aber vertrage sich nicht mit der edlen Einfalt und stillen Größe, das ist mit dem Charakter der griechischen Kunstwerke. Winckelmann setzt also das Schreien als Maßlosigkeit dem maßvollen griechischen Wesen gegenüber. Nun ist offenbar, daß, wenngleich das griechische Wesen zum guten Theil in der Mäßigung liegt, und wenngleich die griechischen Kunstwerke im allgemeinen die Mäßigung zum Ausdruck bringen, diese Mäßigung das Schreien als einen vorübergehenden Zustand nicht ausschließt, und daß in der That andere Kunstwerke des maßvollen griechischen Geistes das Schreien dargestellt haben. So schreit Philoktet im Sophokleischen Stücke. Dies Sophokleische Stück ist aber ein poetisches Kunstwerk, während der Laokoon ein plastisches Kunstwerk ist. Vielleicht wird also der Grund, warum Laokoon nicht schreit, während Philoktet sehr wohl schreit, darin liegen, daß sich das Schreien, der Ausdruck maßlosen Leidens, nicht mit dem Charakter der plastischen Kunstwerke und sehr wohl mit dem der poetischen Kunstwerke verträgt. Lessing sagt: das Schreien ist formlos, das Plastische aber soll formenschön sein; deßhalb schließt das Plastische das Schreien aus. Dieser Grund trifft aber den Nagel noch nicht auf den Kopf. Denn auch das poetische Kunstwerk soll formenschön sein, und doch findet sich in den Dramen und Epen das Schreien. Die oben gegebene Eintheilung der Künste legt den Grund näher an die Hand. Die Plastik gehört zu den Künsten des Gesichtssinnes. Die Poesie gehört zu den Künsten des Gehörsinnes. Das Schreien kann nur Gegenstand des Gehörssinnes, niemals aber des Gesichtssinnes sein. Also kann das Schreien von einer Kunst des Gesichtssinnes nicht zur Darstellung gebracht werden. Der Schrei wird gehört, nicht gesehen, ein plastisches Kunstwerk wird gesehen, nicht gehört. Laokoon hätte den Mund noch so weit aufreißen mögen, man würde ihn niemals schreien gehört haben: denn das Wesen des Schreies liegt im Laut, nicht im Mundaufsperren. Der Laokoon hat den Zweck, angeschaut zu werden; den Schrei aber kann man nicht anschauen. Man kann wohl einen offenen Mund anschauen, ein offener Mund aber ist kein Schrei, wohl aber etwas Häßliches.

Aehnlich sagt Schopenhauer im dritten Bande seiner „Welt als Wille und Vorstellung": „Man konnte nicht aus Marmor einen schreienden Laokoon hervorbringen, sondern nur einen den Mund aufreißenden und zu schreien sich fruchtlos bemühenden, einen Laokoon, dem die Stimme im Halse stecken geblieben: „vox faucibus haesit." Das Wesen und folglich auch die Wirkung des Schreiens auf den Zuschauer liegt ganz allein im Laut, nicht im Mundaufsperren."

Man kann im Allgemeinen sagen: das was in das Gebiet des Gesichtssinnes gehört, darf nicht Gegenstand der Kunst des Gehörssinnes werden, und das, was in das Gebiet des Gehörssinnes gehört, darf nicht Gegenstand der Kunst des Gesichtssinnes werden. Das Schreien, Singen, Lachen gehört in das Gebiet des Gehörssinnes, es wird gehört; es darf also nicht Gegenstand der Kunst des Gesichtssinnes werden. Der Laokoon des Virgil, welcher den Zweck hat, gehört zu werden, schreit. Der Laokoon in der berühmten plastischen Gruppe, welcher den Zweck hat, gesehen zu werden, schreit nicht.

Freilich hatte nun der Künstler der Laokoongruppe noch die Aufgabe, dem Zuschauer begreiflich zu machen, warum der Laokoon selbst, also der von der Schlange gebissene Priester, den der Künstler darstellte, nicht schreit. Denn der Laokoon selbst in Person, als ihn die Schlange biß, wird doch nicht deßhalb nicht geschrieen haben, weil sich das Schreien nicht mit der bildenden Kunst verträgt. Nehmen wir z. B. an, daß auf der plastischen Gruppe des Laokoon dargestellt wäre, wie die Schlange eben den Kopf erhebt, um zu beißen. In diesem Falle wäre es das Natürliche gewesen, daß der Priester in seiner Todesangst geschrieen hätte. Und wenn der bildende Künstler einerseits dargestellt hätte, wie die Schlange eben beißen will, und andererseits das Schreien des Priesters nicht dargestellt hätte, so wäre er unwahr gewesen. Der Künstler mußte vielmehr aus der Reihe von Momenten, während deren Laokoon mit seinen Söhnen von den Schlangen erwürgt wurde, denjenigen wählen, während dessen der Laokoon in Wirklichkeit nicht schrie oder zu schreien keine Ursache hatte oder nicht zu schreien vermochte, nämlich den Augenblick, in dem die Schlange den Biß in die Seite ausführte. Eine nothwendige und unausbleibliche Folge des Bisses ist es, daß der Unterleib sich einzieht. Sobald aber der Unterleib sich einzieht, ist es unmöglich zu schreien, denn beim Schreien wird der Unterleib herausgetrieben In dem Augenblicke des Bisses also wurde der Schrei erstickt. Diesen Augenblick also mußte der Künstler wählen, wenn es seine Aufgabe war, den nicht schreienden Laokoon darzustellen. Und diesen Augenblick hat er auch gewählt. Wir sehen in der Gruppe, wie die Schlange den Laokoon in die Seite beißt, wie der Unterleib des Laokoon sich krampfhaft einzieht, wie der Schrei erstickt, wie der Mund schmerzvoll nur ein wenig geöffnet ist. — Man muß also bedenken: Laokoon in dem Moment, in welchem er dargestellt ist, konnte nicht schreien. Aber der Grund, warum der Künstler gerade diesen Augenblick wählte, liegt darin, daß es ihm als plastischen Künstler überhaupt unmöglich war, den Schrei darzustellen, sintemalen der Schrei gehört, sein Werk aber gesehen wird.

Ueberaus interessant ist es nun, daß in der Aeneide Virgil's Laokoon erst von der Schlange ergriffen und gebissen wird, und daß dann erst „sein Wehruf erschallt wie des Stieres Gebrülle, der tief verwundet vom Altare läuft!" Ebenso wie Laokoon dicht vor dem Bisse, wird er dicht nach dem Bisse geschrien haben. Da der Schrei gehört wird, der Schrei indessen in das Gebiet des Gehörssinnes gehört und von der Kunst des Gehörssinnes dargestellt werden kann, so erzählte Virgil, wie Laokoon erst gebissen wird und dann laut aufschreit.

Der zweite Theil der Schrift heißt: „Laokoon und die Kunst der Renaissance". Hier werden die im ersten Theil gefundenen kunsttheoretischen Gesetze an Beispielen weiter erläutert. Das Gleiche geschieht im dritten Theil „Laokoon und die moderne Kunst". Sowohl die bildenden Künste als die Dichtkunst und Musik werden zur Erörterung herangezogen, und stets war es das Bestreben des Verfassers, nicht trockene logisch-ästhetische Dogmen aufzustellen, sondern vielmehr von der lebendigen Empfindung, die von der sinnlichen Anschauung angeregt wird, auszugehen und die Kunst selbst als Empfindung aufzufassen. Einige dieser Essays sind übrigens vordem in Zeitschriften, auch in der „Gegenwart", erschienen. Der Laokoon, gerade weil er ein kunsttheoretisches Buch ist, soll ein Buch für das deutsche Volk sein. Denn Deutschland ist heute reich genug, selbstständig genug und erzogen genug, daß es ein Kunstvolk werden kann. Deßhalb möge der Laokoon in jedem derjenigen deutschen Heime Eingang finden, in denen man sich ernstlich bemüht, sich nicht nur für Kunst zu interessiren, sondern auch Kunst verstehen zu lernen. Dr. Heinrich Pudor.

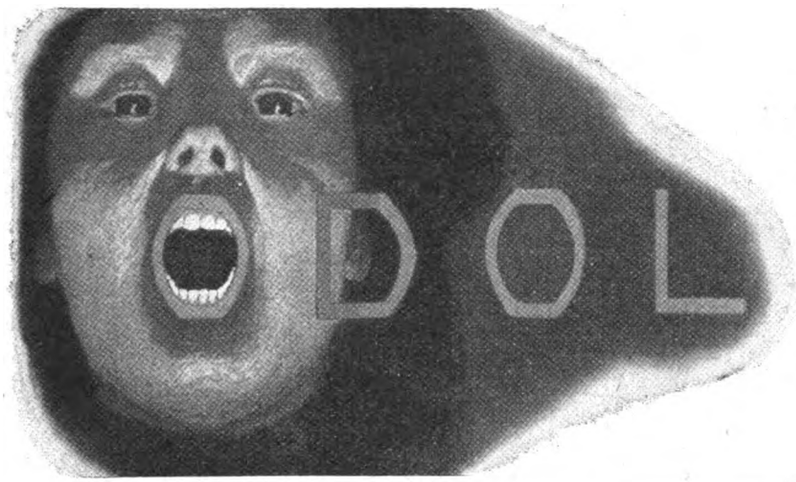
Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google



Die Jahre flieh'n, — die Zähne sollen bleiben,
Vollzählig, stark, gesund und schön und rein. —
Doch wollt Ihr Das, müßt Ihr's auch danach treiben
Müßt Eurem Munde gute Pflege weih'n. —
Drum will ich's mahnend in die Herzen schreiben, —
Vernehmt's, ich rufe laut in's Land hinein
Für Eurer Zähne Zukunft, Glanz und Wohl
Den besten Neujahrswunsch: „Odol! — Odol!"

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- u. Electro-Ingenieure, -Techniker und Werkmeister.
Director **Jentzen.**

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.
Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.
Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
f. Masch.- u. Elektrotechnik. Ingenieure, Techn. u. Werkm. Laboratorien. Progr. frei. Dir.: E. Boltz
Staatl. Oberaufsicht.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.
Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.
Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.
Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.
In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag
Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserem Verlag ist erschienen:
Die Gegenwart.
General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ
Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.
Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.
Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.
Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.
Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Abonnement
auf das
I. Quartal 1903.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.
Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.
Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die in dieser Nummer beigelegte Beilage von der Einladung zum Bezug der Monatsschrift „Das Banner der Freiheit" von Gottfried Schwarz aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 10. Januar 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Deutschland und die Monroelehre. Von Kurd von Strantz. — Marokko und die europäischen Mächte. Von Dr. J. Wiese (Berlin). — Bau und Leben der Zelle. Von Eduard von Hartmann. (Fortsetzung.) — **Literatur und Kunst.** Gustav Falke. Zu seinem 50. Geburtsfeste. Von Otto Promber. — Deutsches Kunstgewerbe. Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee). — **Feuilleton.** Nach den Flitterwochen. Von Gustav Beßmer. — **Aus der Hauptstadt.** Cui prodest? Von K. v. B. — Der Retter. Von Timon d. J. — Notizen. — Anzeigen.

Deutschland und die Monroelehre.

Von Kurd von Strantz.

Der leidige Venezuelastreit, wo sich das großmächtige Reich sogar noch der englischen Mitwirkung unter italienischer Heeresfolge versichert hat, um weniger unser gutes Geld zurückzuerhalten als die nordamerikanische Großmannssucht in Schranken zu halten. Der Venezuelastreit sollte die europäische Interessengemeinschaft gegenüber dem südamerikanischen Freibeuterthum beweisen. In dieser Rechnung dürfte ein Umstand nicht stimmen: der europäische Gegensatz der königlichen Engländer wider die republikanischen Angelsachsen über dem großen Wasser. Der großmäulige Nordamerikaner, der gern mit dem sogenannten amerikanischen Volke eigner Schöpfung prahlt, ist weiter nichts als ein überseeischer Engländer Dank der nationalen Schwäche der übrigen Bestandtheile der Vereinigten Staaten, die volklich die Mehrheit haben. Zu dem Drittel deutschen Blutes kommen nicht unbeträchtliche romanische und selbst slawische Bruchtheile, der lieben Judenschaft gar nicht zu gedenken, so daß die englisch-irische Kopfzahl nicht volle zwei Drittel der Gesammtbevölkerung bildet. Die Iren sind indeß nicht nur auf den englischen Inseln Todtfeinde ihrer britischen Unterdrücker, und sie halten den amerikanischen Engländern die Wage. Nur die Sprache eint sie, aber ich bin mit dem in Rassenfragen sachverständigen Dr. Albrecht Wirth der Meinung, daß dem gegenwärtigen politischen und wirthschaftlichen Aufschwung der Union, der noch nicht seinen Höchststand erreicht hat, der nationale Zerfall folgen wird, der das deutsche Element dann zur gebührenden Geltung bringen wird, sofern es sich nicht nach dem Beispiel seiner volksverrätherischen reichsten Dollarjäger in kindischer englischer Nachahmung selbst aufgiebt. Hat doch selbst der englischgesinnte Prinz Heinrich bei seiner amerikanischen Hetzfahrt seiner früheren Ordonnanz den Gebrauch der englischen Sprache verweisen müssen, obschon dieser deutsche Matrose erst etliche Jahre amerikanische Luft geathmet hatte, in der mehr als 20 Millionen deutscher Landsleute leben. Der europäische Engländer fühlt sich trotz schlechter Behandlung mit Recht eines Stammes mit dem englisch redenden Nordamerikaner und wird ihm nie ernstlich die Zähne zeigen, da sonst Canada überhaupt für das Mutterland verloren wäre, dem thatsächlich nur das dortige einheimische Franzosenthum treu bleibt. Der französische Canadier fürchtet nicht ohne Grund im großamerikanischen Völkerbrei zum wirklichen Engländer werden zu müssen, was er als politischer Unterthan des englischen Königs stets mit Erfolg vermieden hat.

Hoffentlich gelingt der gutgemeinte deutsche Schachzug, das europäische England von der englischen Republik zu trennen, die unser Volksthum unterdrückt und sich sogar erlaubt, uns den Schutz des Deutschthums in Südamerika zu verwehren. Wäre der deutsche Michel nicht erst 1870 zum eignen Volksbewußtsein erwacht, so würde er bei der Stärke seines Volksthums, das zu Beginn des staatlichen Lebens der Union zahlenmäßig dem Engländerthum gleichstand und es im wichtigsten Staat Pennsylvanien sogar an Kopfzahl übertraf, die Gleichberechtigung der deutschen Zunge erzwungen haben, zumal bekanntlich nur durch den Unverstand deutscher Unabhängigkeitskämpfer die Staatssprache nicht die deutsche geworden ist, da sie in üblicher deutscher Fremdensucht ihre Stimmen zu Gunsten der englischen Mundart abgaben. Natürlich streitet jetzt der deutsche Republikaner, der sich von seinen Dollarkönigen willig knechten läßt und das bestechlichste englische Beamtenthum mit deutscher Geduld erträgt, im angelsächsischen Schlepptau für das englische Wahlvaterland wider die deutsche Heimath, die gar nichts von ihm haben will, nur die beste Abnehmerin seiner Erzeugnisse ist, sich aber freuen würde, wenn er etwas weniger charakterlos sein anständiges Volksthum bewahren würde, anstatt es für das schwindelhafte Amerikanerthum englischen Gepräges würdelos fortzuwerfen. Wir erleben also jenseits des Oceans dasselbe erbauliche Schauspiel, daß unser eigen Fleisch und Blut, unser schlimmster Widersacher und der beste Bundesgenosse unserer Volksfeinde ist, wie der Elsaß-Lothringer, der Schweizer, der Belgier und der Holländer.

Daß wir einen südamerikanischen Raubstaat zur Erfüllung geschäftlicher Pflichten anhalten, ist kein neues Ereigniß. Unter Bismarck spielte sich der Vorgang fast lautlos ab, da selbst Nordamerika vor diesem Träger des deutschen Prestiges ehrerbietig zurückwich. Das Uebermaß der an den argwöhnischen Amerikanern verschwendeten Freundlichkeiten hat auch folgerichtiger Weise nur eine um so größere Anmaßung des emporgekommenen Gernegroß gezeitigt, dem man nicht etwa zu Gemüthe geführt hat, daß sein Staatswesen ein Völkergemisch bildet, wo das Deutschthum nicht an die Wand gedrückt werden darf, sondern den man mit geschichtlichen Erinnerungen höchst zweifelhaften Werthes einfangen zu müssen glaubte. Der ungebildete, aber praktische Amerikaner hat kein Verständniß für den alten Fritz, der lediglich

Digitized by Google

als berechtigten Racheact gegen das treulose Albion die amerikanischer Empörer als erster Fürst anerkannte. Die Kraft der nordamerikanischen Vereinigten Staaten liegt aber auch gar nicht auf nationalem Gebiet, der wahren Grundlage jedes Volkslebens, sondern lediglich in ihrer günstigen wirthschaftlichen Lage als geschlossener Handelsstaat, der jedoch vorläufig theilweise am eigenen Reichthum erstickt. Ohne Europa wären ihre Ackerbauern vernichtet, und trotzdem wollen sie der alten Welt das politische und wirthschaftliche Gesetz vorschreiben.

Zum ersten Male hat Deutschland sich demüthig der Genehmigung des Nordens zum Einschreiten im Orinokobecken vergewissert und leider soll neben kleineren Geldgebern die Discontogesellschaft hauptsächlich geschützt werden, deren Geschäfte unter eines späteren preußischen Finanzministers Mitarbeit dem alten Kaiser so bedenklich erschienen, daß er diesen findigen Kopf stets als Minister ablehnte. In Griechenland und Portugal waren wir auch milder, obschon gerade der kleine Sparer in Mitleidenschaft gezogen war. Uebler als die spanischen Mischlinge haben diese Staaten auch nicht gewirthschaftet, mag auch der präsidentielle Freibeuter in Caracas eine besondere Züchtigung verdient haben. Wir wollen auch nicht vergessen, daß die Hinterleute der Discontogesellschaft die fanatischsten Freihändler und Wortführer der Nationalzeitung sind, denen lediglich das Auslandsinteresse als Großhandelsgewinn zu vertreten selbst der höfliche und keineswegs agrarische Herr Reichskanzler vorzuwerfen für nöthig fand. Sind das Großbankenthum und die Händlerpartei auch nicht gerade die würdigsten Volksglieder, für die unsere Kriegsschiffe klar zum Gefecht machen müssen, so soll ihnen doch der Anspruch auf Reichsschutz nicht verkümmert werden, da sonst ausländische Schuldner überhaupt das Zinsenzahlen vergessen könnten. Merkwürdig bleibt es aber doch, daß wir solchen unsicheren Halbwilden so beträchtliche Geldbeträge zur Verfügung stellen, ohne völlig gesichert zu sein, während der letzte Großgewerbekrach unsere Armuth gezeigt hat und fremdes Geld noch lohnende Anlagen bei uns in Hülle und Fülle findet. Sollten nicht die etwas exotischen Gründergewinnste die weltbürgerliche Bankwelt allzu sehr gelockt haben, da der dumme Actionär gewöhnlich mit den ursprünglichen Machern nicht identisch ist? Freilich die Discontogesellschaft und ihre Vorgängerin sind mit der großen Venezuelabahn hängen geblieben, was aber kaum der Fürsorge der Banken entsprang, sondern die Antheile ließen sich wohl nicht mehr einführen. Den Welsern war einst das Land verpfändet und sie selbst zu Erbstatthaltern Venezuelas ernannt worden, eine Erinnerung, die vielleicht auch Herrn v. Hansemann gereizt hat. Jedenfalls wollen wir territorial gegenwärtig dort nichts suchen, da die einzige schwäbische Bauernansiedlung ein aussichtsloses Unternehmen war und deren Mitglieder richtiger nach Südbrasilien zu überführen sind.

Viel wichtiger als die ganz klare örtliche Lage sind freilich die nicht einwandsfreien internationalen Verhältnisse. Daß der Büttelbund der beiden Großmächte diesseits und jenseits des Canals unvolksthümlich ist, kann man der Reichsregierung nicht als Schuld anrechnen, da die verewigte englische Großmutter schon unter Bismarck die deutschen Kreise, freilich damals ziemlich erfolglos, gestört hat. Obschon uns England stets dank der deutschen Ehrlichkeit und manchmal wohl auch Dummheit über den Löffel barbiert hat, wäre es unklug, seine Hülfe im Einzelfall zurückzuweisen, wo eine unzweifelhafte Interessengemeinschaft besteht. Herzerfrischend wirkte auch die plumpe Anrempelung des deutschen Volkes durch Rudyard Kipling, eines mäßigen Novellenschreibers von angeblich orientalischer Herkunft, dem gegenüber das Oberhaupt dieses Volkes auf die Rassengemeinschaft unter schmeichelhaften Worten für den Dichterling hingewiesen hatte. Trotzdem steckt in dieser undankbaren Rücksichtslosigkeit viel von der sprichwörtlichen englischen Erbweisheit, die nur auf das eigene Interesse sieht. Der Satz: „right or wrong, only my country“ ist der höchste Ausdruck einer staatsmännischen Vaterlandsliebe und nur für deutsche Philister unmoralisch. Nicht die menschlich bedauerliche, aber für Nichtdeutsche höchst gleichgiltige Vergewaltigung der Buren mußte uns mit dem Unterdrücker verfeinden, sondern unsere Interessengemeinschaft mit diesem niederdeutschen Stamm, der auf der südafrikanischen Wacht gegen England stand und unser Vorposten für die Zukunft war, ehe wir den nackten Felsen Helgoland mit Halbdeutschafrika bezahlten. Bismarck's Weggang bewies es überraschend schnell, daß wir eben die britische Erbweisheit nicht besitzen. Seemännisch gewährt uns England jetzt jedenfalls eine Rückendeckung, politisch liegt aber die Rücksichtnahme auf den vermeintlichen amerikanischen Vetter zu Tage.

Die deutschfeindlichen Hetzereien und das Bedauern, das arme Albion auf unserer Seite zu sehen, entstammen derselben englischen Quelle auf beiden Gestaden des Oceans. Jedenfalls wird England der Monroelehre nur schwächlich entgegentreten, nachdem wir diesem Uebergriff Amerikas schon unliebsame Zugeständnisse gemacht haben. Thatsächlich haben sich die Vereinigten Staaten nach napoleonischem Muster zu Schiedsrichtern aufgeworfen und wir mußten dieses Anerbieten ergreifen, um der darin liegenden Ausschließungstheorie die Spitze abzubrechen. Daß jetzt Amerika den Haager Weltgerichtshof vorzieht, beruht nur auf der praktischen Erwägung, daß man dieser harmlosen Behörde die Ausführung ihres Bescheides nicht zumuthen kann und somit die Entschädigungsfrage versumpfen muß, wenn die große Schwesterrepublik nicht eingreift. Jede thatkräftige Einmischung selbst zu Gunsten unserer Ansprüche verstärkt den bisher recht schwachen und mit spanischer Heftigkeit bestrittenen Einfluß des Nordens im übrigen neuen Welttheil und verdrängt wirthschaftlich und politisch die verhaßten europäischen Nebenbuhler. Nur für die Ehre der Großmacht wendet auch Nordamerika keine Mittel auf, aber zum Vortheil des Geldsackes seiner Unternehmer könnte es leicht unsere Forderungen selbst abfinden oder sich für deren Befriedigung verbürgen. Dann ist es aber der Gebieter von Orinoko und hat den ersten Schritt zur wirthschaftlichen Unterwerfung der spanisch-lusitanischen Colonialwelt gethan, die sich selbst im benachbarten Mexiko trotz erheblicher Gebietsabtretungen bisher der republikanisch-englischen Erwürgung erwehrt hatte. England verfolgt, abgesehen von der Erhaltung seines im Süden doch nur minderwerthigen Colonialbesitzes, bloß Handelszwecke in Mittel- und Südamerika, wo es zudem unter französischem und deutschem Wettbewerb zu leiden hat. Es hat keinen Anlaß, nicht etwa bei günstiger Gelegenheit mit Nordamerika gegen das europäische Festland gemeinsame Sache zu machen, wenn es dadurch seine Handelsbetheiligung und seine Colonien rettet. Also über den venezolanischen Schadenersatz hinaus hat es an unserer Beihülfe gar kein Interesse.

Für uns stehen aber große geschlossene, deutsche Siedlungen in Südbrasilien und am La Plata auf dem Spiele, deren Bestand und Erweiterung wir durch kluge Leitung des Auswanderungsstromes gegen lusitanische Uebergriffe zu sichern eben erst begonnen haben, nachdem gerade dieses Siedlungsgebiet durch eine falsche Maßnahme der preußischen Regierung in der Zeit der ohnmächtigen Schwäche amtlich in Verruf gethan worden war, statt den Tücken der brasilianischen Landbesitzer durch kräftiges, völkerrechtliches Einschreiten zu begegnen. Wir müssen die Kopfzahl thunlichst verstärken, um den Massenniederlassungen von Italienern und jüngst Polen gewachsen zu sein, soll ein volklich einheitliches deutsches Gebiet entstehen. Wir würdigen es, daß die Reichsregierung mit äußerster Behutsamkeit vorgeht und irgendwelche politische Absichten leugnet, die zur Zeit auch in zweiter Reihe stehen und nur den Argwohn der entarteten portugiesischen Mischlinge erwecken würden. Aber diese Zurückhaltung sollte sich nur gegen die betreffenden südamerikanischen

Digitized by Google

Staaten richten, wo die Deutschenhetze auch lustig blüht, da die faulen, regierenden, stark mit indianischem Blut versetzten Colonialspanier und -portugiesen den ernsten Fleiß der deutschen Ackerbauern fürchten.

Doch schon seit längerer Zeit gehen die Warnrufe von Nordamerika aus, das sich die ursprünglich verständliche Monroelehre mit willkürlicher Verachtung der alten Welt zurechtgelegt hat. Natürlich ist sie lediglich eine Machtfrage, die weniger der eigenen Kraft als der Hoffnung auf die Uneinigkeit Europas entspringt, ein Umstand, der sicherlich bei England am meisten zutrifft. Der Präsident, der dem gedachten Grundsatz seinen Namen gab, wollte bloß bei dem Erwerb des spanischen Florida das dortige Festsetzen einer anderen europäischen Macht verhindern, und in der Beschränkung auf das nördliche Festland erscheint das amerikanische Begehren verständlich. Die Ausdehnung auf die ganze neue Welt bedroht die Aufsaugung der minderwerthigen iberischen Rasse durch das kräftigere Angelsachsenthum, aber auch den wirthschaftlichen Ausschluß Europas und die Verengländerung seiner Siedler. Weder unsern Handel, noch weniger aber unser Volksthum dürfen wir nach dessen schmählicher Erdrosselung in Nordamerika diesen republikanischen Engländern überlassen. Ja, zerfiele die Union auch in einen deutschen Freistaat, dem sich ein südamerikanischer anschließen könnte, so würden wir den Grundsatz achten, da alles Deutschthum im eigenen Interesse von selbst dann zum Mutterlande drängt. Darin liegt auch das Geheimniß der angelsächsischen Verbrüderung in allen Welttheilen und gerade in Nordamerika, wo man wohl gelegentlich den Stammverwandten mit Worten ärgert, aber ihn im Grunde als Bruder liebt. Nur amerikanische Unverfrorenheit hat es daher auch bewerkstelligen können, die bequeme Lehre nach eigenem Belieben zu deuten und zugleich außerhalb der neuen Welt Eroberungen, wie Hawai, Philippinen, Samoa und die größte Karolina zu machen. Deutschland wird dauernd mit der liebenswürdigen Bitte um Zustimmung ein erforderliches Einschreiten in Südamerika nicht erreichen, wenn es nicht im Nothfall gewillt ist, seine Handlungsfreiheit unter Ablehnung der anmaßenden Monroelehre zu erzwingen. Dem unkriegerischen Säbelrassler Bruder Jonathan in seiner unvergleichlich günstigen landschaftlichen Lage gleich die Pistole auf die Brust zu setzen, ist sicherlich undiplomatisch und würde vielleicht einen vorzeitigen Krieg heraufbeschwören, der unseren mittel- und südamerikanischen Handelsinteressen schädlich sein würde. Aber nirgends ist die gepanzerte Faust, die im Auslande leider stets zur Sammetpfote wird, angewandter als gegenüber dem frechen und rücksichtslosen Yankee, dem lediglich die rohe Gewalt Eindruck macht.

Marokko und die europäischen Mächte.

Von Dr. J. Wiese (Berlin).

In dem unabhängigen Sultanat Marokko, dem Magreb el Aksa, dem Lande des äußersten Westens, wie es der Araber nennt, haben sich die Verhältnisse bedenklich zugespitzt. Der junge Sultan Abdul Aziz hatte durch sein Verhalten schon längst die Unzufriedenheit der Bevölkerung erregt. Namentlich wurde ihm seine Beschäftigung mit Automobilen, photographischen Apparaten u. s. w. verübelt. Andere wieder behaupten, daß der Sultan thatsächlich die Culturfortschritte civilisirter Staaten schätze, sein Land wirthschaftlich zu heben versuche und den im Lande Weilenden seinen Schutz angedeihen lasse. Jedenfalls hat die Thatsache, daß er den Mörder eines evangelischen Missionars aus dem Hauptheiligthum der Stadt Fez hervorholen, durch die Straßen peitschen und öffentlich erschießen ließ, einen Aufstand gegen den Sultan hervorgerufen. Ein Gegensultan ist aufgetaucht, die Empörer sind siegreich vorgedrungen und beunruhigen das Land dermaßen, daß die vor Allem in Marokko interessirten europäischen Mächte, Spanien, England und Frankreich, aus Furcht, daß eins dem anderen zuvorkommen möchte, wenn der große Fischzug in trüben Wassern vor sich geht, Kriegsschiffe nach dem Nordwestwinkel Afrikas gesandt haben. Damit wendet sich wieder das Interesse der marokkanischen Frage zu, die im Völkerconcert eine höchst wichtige Rolle spielt und eine noch wichtigere in Zukunft spielen wird.

Es ist eigentlich ein blutiger Hohn auf die Weltpolitik Europas, daß unmittelbar an seinen Pforten, an den Gestaden des Mittelmeeres, nur durch wenige Seemeilen von Spanien getrennt, noch ein Staat existirt, dem bis tief in das 19. Jahrhundert hinein die europäischen Großmächte Tribut zahlten, und in dem noch heute die Vertreter fremder Nationen nicht in der Residenz des Herrschers wohnen dürfen, sondern in einem entfernten Küstenorte. Ein Land, das sich überhaupt gegen alle fremdländischen Einflüsse fester abgeschlossen hat als China und Korea! Und dennoch ist dieses Land Marokko dank seinen Herrschern, die es durch jahrhundertelange blutige Kriege, Erpressungen, wahnwitzige Hofhaltungen u. s. w. wie eine Citrone ausgepreßt haben, seinem völligen Zusammenbruch nahe.

Frankreichs Stellung zur Marokkofrage ist seit Langem zur Genüge bekannt. Gelehrte und Politiker, Schriftsteller und Militärs haben seit langen Jahren die Begierde nach Marokko wachgerufen und genährt. Die Besetzung Marokkos gehört zu einem Stück der großen französischen Mittelmeerpolitik, die Frankreich hartnäckig seit der Eroberung Algeriens verfolgt, das „durch Tunis und Marokko complimentirt werden müsse". Frankreich ist vor zwei Jahren in die Wüste Sahara vorgedrungen und hat die Tuatoasen erobert. Damit hat es sich seinen Weg zur Senegalcolonie frei gemacht, und es könnte, wenn es wollte, jenes kühne Werk einer Transsaharabahn in's Leben rufen. Daß es aber nicht der ärmliche Handel der Oasen war oder hin und wieder vorkommende Streitigkeiten der alten Berberstämme, die Frankreichs Vorstoß veranlaßt, ist ohne Weiteres ersichtlich. Die Umklammerung Marokkos ist das Ziel, die Eroberung des Tafilelt, der Durchbruch zum Atlantik, die Occupirung des minenreichen Sus.

Was Spanien und seine Stellung zur marokkanischen Frage betrifft, so zeigte man sich zwar vor zwei Jahren über das Vorgehen Frankreichs verstimmt. Noch bis in die jüngste Zeit hat man in Spanien, das seit langen Jahren in Marokko die sogenannten Presidios und die Hafenstadt Ceuta besitzt, von der großen spanischen Tradition, dem Kampfe gegen die Mauren, geträumt. Aber im Allgemeinen herrscht doch jetzt in Spanien die Erkenntniß vor, daß man die Mittel nicht besitzt und in Zukunft nicht besitzen wird, seinen Wünschen auch den nöthigen Nachdruck zu geben. Man vertröstet sich auf bessere Tage in unabsehbarer Ferne und wünscht daher den Status quo in Marokko.

Für England aber stehen in Marokko so wichtige Interessen auf dem Spiele, daß man dessen Aerger über das Vorgehen Frankreichs um so mehr begreifen kann, als es in einen Zeitpunkt fiel, wo von allen Seiten Englands imperialistischer Politik Schwierigkeiten entgegen traten und es nicht mit dem nöthigen Nachdruck auftreten konnte. Fällt Marokko nämlich Frankreich oder dem französischen Protectorat anheim, so hat England nicht mehr allein den Schlüssel zum Mittelmeer und zum Seeweg nach Indien. Ja, Frankreich gewinnt in diesem Falle zu einer an sich wichtigen Position ein wichtiges und reiches Hinterland, das durch die Sahara, deren wichtigste Oasengruppen bereits in französischer Gewalt sind, mit den Besitzungen in Senegambien, im Sudan, am Tschadsee, Französisch Kongo-Ubangi, ein Ganzes bilden würde.

Digitized by Google

Ein Alarmartikel der „Morning Post“ beklagt es bitter, daß von Tanger bis Marokko der französische Einfluß vorherrsche, während das bisherige Ansehen Englands, das in den Tagen des Sir Drummond Hay unantastbar war, der Verachtung preisgegeben sei. Der Artikel ist für die englische Auffassung so charakteristisch, daß ich ihn im Auszuge bringen möchten: „Wenn sich irgendwo ein Brite zu beklagen hat, dann erhält der Kläger noch von seinem eigenen Consulat eine Zurechtweisung, während bei Klagen eines Franzosen sofort nach dem Rechten geschaut wird. Die französische Sprache wird in den Schulen der Richterstädte gelehrt. Die Franzosen haben immer die Wichtigkeit der Erlernung ihrer Sprache zu schätzen gewußt. Frankreich gewährt Tausenden von Mauren Schutz, die als seine Unterthanen eingetragen sind, während Großbritannien nur unwillig eine Art von Schutz zu Handelszwecken ausübt. Das ist zweifellos sehr ehrenhaft, aber die Politik bringt Großbritannien in Marokko im Vergleich zu Frankreich große Nachtheile. Die „Richter“ in Hazan, die als unmittelbare Nachkommen des Propheten einen außerordentlichen politischen und religiösen Einfluß in Marokko haben, sind zwei Generationen hindurch französische Unterthanen gewesen. Frankreich steht an der Spitze der wissenschaftlichen und militärischen Unternehmungen in Marokko und schließt so allmälig einen immer engeren Kreis um das Land. Großbritannien kann nicht müßig zusehen, wie das alte Reich zum Todeskampf gedrängt wird. Wir haben niemals gemeint, daß Großbritannien sich mit Frankreich um den Besitz von Marokko bewerben sollte. Aber wir haben große Interessen im Lande, die sich hauptsächlich auf die Beherrschung der Straße von Gibraltar beziehen. Schätzen wir diese Interessen oder lassen wir sie trotz der jüngsten Drohungen außer Acht? Es ist nicht gerade leicht zu sagen, was geschehen soll. Neutralisation in Verbindung mit gewissen inneren Reformen und einer Auffrischung der Beziehungen zwischen der maurischen Regierung und den auswärtigen Mächten wird vorgeschlagen. Frankreich würde diesen Vorschlag nicht gutheißen, aber die anderen Festlandsmächte, vor Allem Deutschland, in Verbindung mit Großbritannien, könnten Frankreich die Nothwendigkeit eines solchen Schrittes klar machen.“

Die Rolle, die die „Morning Post“ Deutschland in der marokkanischen Frage zutheilen möchte, wird es kaum bereit sein zu übernehmen. Daß wir bei einer künftigen Auftheilung Marokkos unsere Interessen wahren und besonders in Nord- und Westmarokko Kohlenstationen erwerben müssen, ist selbstverständlich.*) Im Uebrigen muß Deutschland vor Allem in Marokko seine Handelsinteressen weiter ausbauen und befördern. Wie bedeutend diese schon heute sind, geht aus einer soeben erschienenen Schrift von Paul Mohr „Marokko“ (Siemenroth, Berlin) hervor, aus der ich Wesentliche über den deutsch-marokkanischen Handel wegen der Wichtigkeit der Sache bringen möchte.

Im Handel mit Marokko steht England an erster, Deutschland an zweiter Stelle, wenn man den Handel mit Algerien dem von Frankreich nicht hinzurechnet. Seit dem 1. Juni 1890 hat Deutschland mit dem Sultanat einen Handelsvertrag geschlossen; Graf Tattenbach hat damit einen großen diplomatischen Erfolg errungen. Alle durch Deutschland eingeführten Waaren zahlen einen zehnprocentigen Einfuhrzoll. Die Berechnung der Zölle geschieht nach dem Engrospreis, den die Waaren auf dem Markte des Einfuhrhandels bei Baarzahlung haben. Das Charakteristische an dem Vertrage ist, daß er Bresche in die berechnete Handelsisolirung Marokkos legt. Für einen großen Theil der Waaren wird erst eine Ausfuhrerlaubniß — allerdings gegen einen mitunter nicht geringen Ausfuhrzolltarif — gestattet. In der Hauptsache bringt Deutschland auf den marokkanischen Markt neben billigen Metallwaaren Artikel des Wohlstandes, für die sich stets ein schwierigerer Absatz erzielen läßt als für solche des unmittelbaren Bedarfs. Stückfarbige und wollfarbige Tuche, aus reiner Wolle hergestellt, sogenannte Levantiner, farbige und indigowollblaue Tuche, seidener Satin aus Elberfeld, Wollsatin aus Gera und Greiz sind die hauptsächlichsten Importartikel. Die feineren Tuche werden zu Hosen, Jacken und Mänteln der wohlhabenden Araber und Juden verarbeitet, für die Armee des Sultans werden hauptsächlich rothe und gelbbraune Wollstoffe geliefert. Groß ist der Bedarf wie überall in Nordafrika an Seiden- und Brocatstoffen. Was die weiteren aus Deutschland importirten Artikel betrifft, so sind zu nennen Nähmaschinen, und zwar solche mit Handbetrieb, ferner billige Näh- und Packnadeln aus Nürnberg und Fürth, westfälische Drahtstifte, Thür- und Vorlegeschlösser, Emaille, Kochgeschirr, Nürnberger Spielwaaren, billiges Glas, Porzellan und Steingut. Die Steingutwaaren kommen aus Saargemünd, die Porzellantassen aus Schlesien. Unter den weiter aus Deutschland eingeführten Producten spielen noch eine große Rolle Anilinfarben, Spiritus, Schreibwaaren, Pappe, Pottasche, welches letzteres zur Fabrikation von Schmierseife verwendet wird. Der Spiritus wird meist von den Juden consumirt, die ihn zur Anisette-Erzeugung gebrauchen.

Bedeutender als der Import aus Deutschland ist der Export von Marokko zu uns trotz der mangelhaften und theueren Schiffsverhältnisse. Für fast alle marokkanischen Ausfuhrartikel ist Deutschland ein sehr bedeutender Abnehmer. Nach Deutschland gehen große Mengen von Ziegen-, Ochsen- und Schaffellen, ferner ist Deutschland ein starker Abnehmer von bitteren und süßen Mandeln, Bohnen, Erbsen, Eiern, Datteln, Bienenwachs, Olivenöl, Gummi, Wolle. An dem Getreidegeschäft Marokkos ist Deutschland noch unbetheiligt.

In geradezu bewundernswerther Weise hat sich der deutsche Handel seit der Jannasch'schen Handelsexpedition in Marokko im Jahre 1866 gehoben und das englische Monopol gebrochen. Deutschland hat sich hier mit einem Schneid auf einigen Plätzen eine geradezu beherrschende Stelle erobert, daß wir mit großem Vertrauen in die Zukunft blicken können, wenn es in der gleichen Weise fortfährt, wenn es nie vergißt, mit welch' unabläßiger Mühe und Arbeit hier der Grund gelegt ist. Wir haben in Deutschland eine Anzahl Exportvereinigungen und große Handelskammern; wenn diese sich zu einer gemeinsamen Action zusammen fänden, um den marokkanischen Handel studiren zu lassen, dann würde Deutschland vielleicht den ersten Rang im Maghreb erringen. Es ist aber keine Zeit zu verlieren, sonst kommen uns Andere zuvor. Marokko ist leider in Deutschland noch zu unbekannt. Wenn der kaiserliche Consul in Fez schreibt: „Ein Hemmniß für die Ausbreitung des deutschen Handels mag auch sein, daß man die marokkanischen Verhältnisse noch zu wenig kenne und kein rechtes Zutrauen zu denselben hat“, so bezeichnet das auf's Beste den herrschenden Zustand. Marokko müsse in Deutschland bekannter werden als ein Absatzgebiet von immenser Zukunft.

Was fehlt, ist eine neuere gewissenhafte Untersuchung der gegenwärtigen wirthschaftlichen Verhältnisse, um daraufhin energischer den marokkanischen Markt von Deutschland aus versorgen zu können. Geradezu unverständlich ist es, weßhalb unsere Zuckerindustrie sich diesen großen Markt noch so vollkommen entgehen läßt. Gegen den belgischen Zucker, der jetzt viel nach dem Maghreb kommt, wird deutscher sicher concurriren können. Bedauerlich ist es auch, daß jeder Consulatsbericht darüber Klage führt, daß im Verkehr mit Deutschland — 1901 liefen allein 312 deutsche Schiffe die sieben marokkanischen Häfen an — die Frachtraten zu theuer, die Verbindung zu ungleichmäßig und, was das Bedauerlichste ist, die Schiffe mit voller Fracht die marokkanischen Häfen

*) Bei der Haltung unserer Regierung und nach der venezolanischen Blamage aber trotz aller Selbstverständlichkeit nicht wahrscheinlich. D. H.

Digitized by Google

anlaufen. Auf die Weise geht einestheils ein enormer Procentsatz des deutschen Handels auf fremde Schiffe, und anderntheils wird der Ausbreitung des deutschen Handels ein schweres Hemmniß in den Weg gelegt.

Bau und Leben der Zelle.

Von Eduard von Hartmann.

(Fortsetzung.)

2. Das Leben der Zelle.

Die Lebenserscheinungen sind zunächst chemischer Art und bekunden sich durch den Stoffwechsel. Die Zelle verbraucht die chemische Energie ihrer Körpersubstanz und muß deßhalb die verbrauchte durch neu zugeführte und angeeignete ersetzen. Sie baut beständig ihren Körper ab, um seine Substanz zu verbrauchen, und baut ihn ebenso beständig wieder auf, um ihn in seiner Form und seinem chemischen Bestande zu erhalten. Auch die Flamme verbraucht Stoff und erhält ihre Form so lange, als ihr an gleichem Orte neuer Stoff zum Ersatz des verbrauchten zugeführt wird; aber die hierfür sorgende Structur (Docht, Brenner, Heerd u. s. w.) ist ihr von außen durch menschliche Absicht gegeben, während die Zelle sie sich selber giebt oder von ihrer Mutterzelle empfängt.

Das Verbrauchte wird nicht nur ersetzt, sondern mehr als ersetzt, und der Ueberschuß, der zum Aufbau gelangt, stellt sich als Wachsthum dar. Auch die Krystalle wachsen in der Mutterlauge; aber sie haben keinen Verbrauch, also keinen Stoffwechsel, und sie bedürfen seiner nicht, da sie keine Verwendung für frei werdende chemische Energie haben, wie die Zelle. Die Zelle setzt die beim Stoffverbrauch frei werdende chemische Energie theils in Wärme um, theils in chemische Leistungen der Assimilation, die einen Energieaufwand erfordern, theils in mechanische Bewegung, theils endlich in Licht oder Elektricität. Auch unorganische Gebilde können chemische Energie in Bewegung oder sonstige Energieformen umsetzen, z. B. ein Gewehr die chemische Energie des Pulvers in die Bewegung des Geschosses; auch sie bedürfen dazu eines Anstoßes, der sehr schwach im Verhältniß zu den von ihm veranlaßten Energieentbindungen sein kann und deßhalb technisch „Auslösung" heißt. Die Zelle bewegt sich ebenfalls nur in Folge von Auslösungen; aber ihre ausgelösten Bewegungen oder sonstigen Energieumsätze unterscheiden sich dadurch von denen eines unorganischen Gebildes, daß sie den Zwecken des Lebens dienen, d. h. der Athmung, Verdauung und Ausscheidung, der Aufsuchung und Aufnahme von Nährstoffen, der Flucht vor Schädlichkeiten und endlich der Zelltheilung und Zellverschmelzung.

Die Bewegungen gelten uns als Lebenserscheinungen, als deutliches Merkmal des Lebens, wenn sie ersichtlich diesen Zwecken unmittelbar oder mittelbar dienen. Wir nennen die Auslösungen, welche die innere Energie der Zelle in's Spiel setzen, Reize, sofern wir die Bewegungen, mit denen die Zelle auf sie reagirt, als Lebensbewegungen, d. h. als den Zwecken des Lebens dienende Bewegungen, anerkennen. Nicht der Begriff des Reizes unterscheidet die Lebensvorgänge von mechanischen Auslösungsvorgängen, sondern nur die Zwecke, die durch die ersteren erfüllt werden. Wenn eine beschädigte Zelle sich regenerirt, so sehen wir darin eine Lebenserscheinung, weil die Wiederherstellung dazu dient, die durch die Verletzung gestörten Lebensfunctionen wieder in Ordnung zu bringen, die verlorenen Organe oder Theile von Organen zu ersetzen u. s. w. Wenn ein beschädigter Krystall oder ein durchschnittener Tropfen sich wieder herstellt, so sehen wir darin keine Lebenserscheinung, weil der Krystall und der Tropfen weder vor der Verletzung noch nach der Wiederherstellung Lebenserscheinungen zeigen. In demselben Sinne rechnen wir die Theilung einer Zelle zu den Lebenserscheinungen, weil ihr Ergebniß zwei lebende Zellen sind; die Theilung eines hängenden Tropfens bei zu starkem Flüssigkeitszufluß nennen wir dagegen nicht eine Lebenserscheinung, weil sie keinem Leben dient, weil die beiden Producte der Theilung selbst kein Leben zeigen. In ähnlicher Weise sehen wir in der Bildung von Hohlräumchen mit Zellsaft innerhalb des Zellplasma eine Lebenserscheinung, weil jedes derselben eine Retorte für lebensdienliche chemische Processe darstellt; in der Schaumstructur, die sich in einem Oeltröpfchen unter Zufuhr von Seifenlösung bildet, sehen wir dagegen keine Lebenserscheinung, weil bei ihr kein Stoffwechsel im Dienste des Lebens stattfindet.

Wenn geriebener oder erwärmter Phosphor leuchtet, so ist das keine Lebenserscheinung, weil er nicht der Erhaltung einer typischen Form im Wechsel des Stoffes dient; wenn dagegen erwärmte oder geriebene oder chemisch gereizte niedere Thiere oder Pflanzen leuchten, so zeigt das eine gesteigerte Athmung an, die dazu dient, das Gleichgewicht des Lebens den veränderten Verhältnissen gegenüber zu erhalten. Oft dient auch das thierische Leuchten dem Zusammenfinden der Geschlechter (Johanniswürmchen) oder dem Aufsuchen der Nahrung in den lichtlosen Tiefen des Meeres. Die elektrischen Entladungen einer Leydener Flasche weisen auf kein Leben hin, wohl aber die eines elektrischen Rochens oder Aales, weil sie der Ueberwältigung der Beute oder der Abwehr von Feinden dienen. Sie stammen aus dem Protoplasma von Zellen, die eine sonst unmerkliche Eigenschaft alles Protoplasmas zu besonderer Stärke herausdifferenzirt haben.

Man sieht, daß ganz verwandte Vorgänge in unorganischen Gebilden anders beurtheilt werden als in organischen, weil sie sich dort als Mittel zu Lebenszwecken darstellen und hier nicht. So greift die teleologische Betrachtung schon in die Unterscheidung der organischen von der unorganischen Natur ein; nur die zweckmäßige Verwendung der durch die Auslösungsreize actualisirten inneren Energie, nur die zweckmäßige Reaction im Dienste der stoffwechselnden Formerhaltung, Vergrößerung und Vermehrung der Zelle scheint uns das Vorhandensein eines Lebens zu verbürgen.

In Folge der chemischen Zusammengesetztheit des Protoplasma ist die Reizempfänglichkeit der Zelle selbst auf schwache Reize bedeutend, und zugleich spricht sie auf sehr mannigfaltige Reize an, z. B. auf solche der Schwere, des Lichtes, der Wärme, auf elektrische und chemische. Lösungen von außerordentlicher Verdünnung können noch frei herumschwimmende Zellen anlocken. Männliche Fortpflanzungszellen werden von weiblichen nur der gleichen Art angezogen und schon dadurch bei frei durch einander herumschwimmenden Fortpflanzungszellen die Kreuzung vermieden. Wenn die ausgestreckten Scheinfüße eines Rhizopoden sich begegnen, so fließen sie mit Leichtigkeit zusammen; wenn dagegen die Scheinfüße zweier gleichartiger Rhizopoden sich begegnen, so ziehen sie sich vor einander zurück. Diese Erscheinung ist nicht daraus zu erklären, daß das Protoplasma zweier Individuen derselben Art so verschieden ist, um Abstoßung statt Anziehung zu bewirken, sondern nur daraus, daß die Reize von der Peripherie zum Centrum der Zelle geleitet werden, daß das Centrum verschieden reagirt, je nachdem ihm zwei gleichzeitige Berührungsreize aus zweien seiner Scheinfüße zugeleitet werden oder nur einer aus einem, und daß ein Bewegungscentrum die Verschmelzung und das Zurückweichen der Scheinfüße leitet. Es muß also das Zellplasma nicht nur Reizempfänglichkeit, sondern auch Leitungsfähigkeit sowohl für äußere Reize als auch für innere Erregungsimpulse besitzen. So weit es an einer Centralisation der Reactionen noch fehlt, muß jeder Theil die Reize, die jeder andere aufnimmt, zugeleitet erhalten, damit jeder Theil so reagiren kann, wie es das Zusammenwirken aller Theile zu den Zwecken des Lebens verlangt. So ist z. B. die Wurzelspitze nur in zwei

Digitized by Google

Millimeter Länge reizbar für die Einwirkung der Schwere, aber nicht sie selbst vermag eine erforderliche Biegung oder Krümmung auszuführen, sondern nur das hinter ihr liegende Gewebe, das für die Einwirkung der Schwere selber nicht mehr reizempfänglich ist. Insoweit bereits Centralisation besteht, müssen alle Theile ihre Reize zum Centrum senden und von diesem ihre Impulse erhalten. Wo mehrere Centra für bestimmte Functionen bestehen (z. B. für Ernährungs- und Bewegungsimpulse), da muß auch zwischen diesen Centren (z. B. Kern und Centralkörperchen) ein harmonisches Zusammenwirken bestehen, wie wir es im höchsten Maße bei der Zelltheilung sehen. Bei mehrzelligen Organismen muß für eine Reizleitung zwischen den Zellen gesorgt sein. Diese besteht in ausgestreckten Scheinfüßen oder Plasmafäden, Verlängerungen des Zellplasma; sie reguliren bei den Pflanzen und in manchen nervenlosen thierischen Geweben das harmonische Zusammenwirken der Zellen, indem sie die Zellhüllen durchbrechen. Bei fortschreitender Centralisation werden sie zu Nervenfibrillen. Jede Nervenzelle bildet mit dem Nervenfortsatz einerseits und den Verzweigungen der von ihr ausgehenden Fibrillen (den Dendriten) andererseits ein einheitliches Ganze, ein Neuron. Wie aber bei den Pflanzen feine Plasmafäden von einer Zelle zur anderen gehen, so sind auch die Neuronen nicht unbedingt gegen einander abgeschlossen, sondern sind vielfach durch Fibrillen verbunden. Indem das zeitweilige Aussenden von Scheinfüßen oder Plasmaverlängerungen sich zu dauernden Organen der Zelle verfestigt, z. B. zu Nervenfibrillen, Bindegewebs- oder Muskelfasern, bildet die Zelle mit ihnen Gewebe, die in zusammengesetzten Organismen für bestimmte Zwecke specialisirt sind. Diese Lebensthätigkeit der Zelle nennt man deßhalb die gewebebildende oder formative.

Die Bewegungen der Zelle sind theils innere, theils äußere. Zu den ersteren gehören die Verschiebungen und Contractionen des Protoplasma in den Fäden und Strängen, die Wanderungen der Körnchen an den Plasmafäden entlang, die Bildung und Auflösung, Vergrößerung und Verkleinerung und Spaltung von Hohlräumchen, die Wanderungen des Zellsaftes, die Veränderungen in der osmotischen Durchlässigkeit der Zellhülle, Kernhülle und Hohlräumchenwände, und endlich die inneren Bewegungsvorgänge bei der Zelltheilung. Zu den äußeren Bewegungen gehören die Bewegungen der Wimpern, Geißeln und Scheinfüße und die Glitschbewegung der kieselschaligen Diatomeen und zellstofffschaligen Oscillarien. Bei den beiden Letzteren ist die Schale mit einer ganz feinen, körnerfreien Plasmaschicht überzogen, durch deren Verschiebungen ein langsames Gleiten der Zellen auf fester Unterlage bewirkt wird.

Die Bewegung durch Scheinfüße ist zuerst an Amöben beobachtet und danach amöboïde Bewegung genannt, sie kommt aber auch bei vielen einzelligen Organismen, bei Wanderzellen in mehrzelligen Organismen und bei vielen Zellen im Jugendzustande, z. B. den Furchungszellen der Amphibieneier vor. Diese nackten Zellen haben zwar keine Hülle, aber doch eine Oberflächenschicht von körnchenfreiem, verdichtetem Protoplasma, das mit dem inneren, körnchenhaltigen Protoplasma in beständigem Stoffaustausch steht. Wo die Spannung der Oberflächenschicht durch Erschlaffung nachläßt, da drängt das Plasma hin und bildet eine Ausstülpung. Bald zeigen sich in ihr feine Fädchen, an denen Körnchen hineingleiten. Strömt dann der Haupttheil des Zellplasma nach, so hat die Zelle sich verschoben, vorausgesetzt, daß ihre Reibung auf der Unterlage genügend groß ist. Um die Reibung zu erhöhen, sondert die Zelle einen klebrigen Saft ab. Die Verdichtung der Oberflächenschicht des Protoplasma ist erheblich größer, als sie nach den physikalischen Gesetzen der Tropfenbildung sein würde; demgemäß ist auch die Erschlaffung der Oberflächenschicht oder ihr Contractionsnachlaß an einer Stelle nicht als ein zufälliger physikalischer Vorgang, sondern als eine Lebenserscheinung aufzufassen, die wahrscheinlich mit einer verstärkten Contraction anderer Theile zusammenwirkt, um das Plasma an der Stelle geringsten Widerstandes heraus zu pressen. Die von einander getrennten Furchungszellen eines Froscheies zeigen in ihrem Verhalten zu einander deutlich, daß die Zellen nach eigenen Gesetzen leben und die physikalischen Gesetze der Tropfen und Flüssigkeitsblasen zwar benutzen, aber zu ihren Zwecken modeln und zum Theil in ihr Gegentheil verkehren. Manchmal nähern sie sich einander ruckweise, fügen sich zusammen, gleiten an einander entlang, vollführen Drehungen, lagern ihren Zellinhalt mit Rücksicht auf die berührten Nachbarzellen um; manchmal fehlen aber auch der einen oder der anderen Zelle diese Neigungen. —

Die höchste und verwickeltste Lebenserscheinung der Zelle ist ihre Vermehrung, die durch Selbsttheilung erfolgt. Während bei vielzelligen Organismen das Mutterindividuum als solches fortbesteht, wenn es Tochterindividuen bildet und abstößt, hört bei den einzelligen Organismen das Mutterindividuum als solches auf zu existiren, während seine Bestandtheile in zwei neu gebildeten Tochterindividuen fortbestehen. Es giebt eine einfache oder directe und eine verwickelte oder indirecte (mitotische) Zelltheilung. Die Erstere beginnt mit einer Kerntheilung, wie solche auch bei der Umwandlung einkerniger in mehrkernige Zellen vorkommt; sie schreitet aber zur Theilung der Zelle fort, welche bei mehrkernig bleibenden Zellen unterbleibt. Die Kerntheilung ist mit einer Theilung des oder der Kernkörperchen verbunden, dagegen ist eine Theilung des Centralkörperchens bis jetzt bei der directen Theilung nicht beobachtet worden. Die directe Theilung ergiebt Gebilde, die zwar gewissen Lebensverrichtungen vorstehen können, aber weder dauernd bestandfähig noch fortpflanzungsfähig sind. Um den Bestand der Art zu sichern, muß die indirecte, mitotische Theilung eintreten, die sich unter der Leitung des Centralkörperchens vollzieht. Wenn man eine in mitotischer Theilung befindliche Zelle durch vorsichtige Aetherisirung in ihrem Bewegungscentrum lähmt, so geht sie zu der einfachen Theilung über, nimmt aber nach dem Aufhören der Narkose die mitotische Theilung wieder auf. Dies ist der deutlichste Beweis, daß die mitotische Theilung nicht aus physikochemischen Ursachen entspringt, sondern von Impulsen abhängig ist, die denjenigen des motorischen Nervensystems in den Thieren entsprechen; denn nur solche sind der Lähmung durch Narkose unterworfen.

Die einfache oder directe Theilung ist zu vergleichen mit dem Durchschneiden einer hölzernen Uhr in zwei halb so dicke Stücke, deren jedes halb so lange Achsen und die Hälfte der Räder enthält. Die mitotische Theilung dagegen ist vergleichbar dem Verfahren eines Uhrmachers, der die Uhr in ihre Theile zerlegt, nicht nur jede Achse ihrer Länge nach, sondern auch jedes Rädchen seiner Dicke nach halbirt, und dann die Theile wieder zu zwei halb so dicken Uhren zusammensetzt. Nur das letztere Verfahren kann Uhrwerke liefern, die dasselbe leisten wie die ungetheilte Uhr. Man kann sich ein Uhrwerk denken, das zu einem bestimmten Zeitpunkt sich durch eine mechanische Vorrichtung in zwei Hälften theilt nach Art der einfachen Theilung, aber nicht eines, das sich von selbst auf mechanischem Wege nach der zweiten Art theilt, d. h. die Lage seiner Theile umordnet, jeden seiner Theile halbirt und dann die Hälften aller Theile wieder in die ihnen entsprechende Lage bringt. Am wenigsten könnten die Producte der mechanischen Selbsttheilung eines Uhrwerkes die Fähigkeit des ganzen Uhrwerkes bewahren, sich auch weiterhin von Neuem zu theilen, wie dies bei den Producten der indirecten Zelltheilung wirklich der Fall ist. Die mitotische Theilung ist deßhalb besonders geeignet, die Eigengesetzlichkeit und Zielstrebigkeit der Lebenserscheinungen schon am Elementarorganismus der Zelle zur Anschauung zu bringen, ähnlich wie die Regeneration verletzter und beschädigter Zellen es nach anderer Richtung hin vermag. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Gustav Falke.

Zu seinem 50. Geburtsfeste. Von Otto Promber.

Es wird heutzutage viel gedichtet. Vom begeisterungsfähigen Primaner und Backfisch, die ihre ersten Reimversuche unternehmen, über den Reimschuster, Durchschnittsdichter und geschickten aber epigonenhaften „Goldschnittlyriker" hinaus bis zum gottbegnadeten Künstler giebt es Tausende von Musenjüngern, die gar zu gern den deutschen Dichterwald bereichern möchten. Für die weitaus Meisten kommt früher oder später die Ernüchterung. Sie finden schließlich, daß der gute Wille allein noch lange nicht zum Berufenen macht und der Berufene noch nicht zu den Ausgewählten gehört! Unter den vielen Tausenden, die im Garten der Poesie lustwandeln und sich in dem Glauben berauschen, daß auch ihr Kopf einmal zu den lorbeergekrönten Häuptern zählen wird, giebt es kaum ein Dutzend, die den Gnadenbrief auf zukünftigen Künstlerruhm heimlich in der Tasche tragen. Und was haben diese Wenigen bei aller Begabung an Fleiß und Mühe aufzubieten, ehe sie das hohe Ziel ihrer künstlerischen Laufbahn erreichen! Auf wie viele Enttäuschungen und Hindernisse müssen sie sich gefaßt machen! Die Zeiten, wo ein Ludwig Uhland sang:

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt —

die Zeiten sind längst vorüber. Zu dem naiven Herzenston, der ehemals den Dichter bestimmte, hat sich im Laufe der Zeit das Erforderniß rhythmischen Feingefühls uud geistiger Speculation gesellt. Da wir bereits eine ganze Anzahl von dichterischen Größen besitzen, die für irgend eine Dichtungsart als Meister betrachtet werden können, ist es sehr leicht, in blinde Nachahmung zu verfallen, sehr schwer aber, eine neue Fährte, die zum Gipfel des Musenberges führt, zu entdecken. Das stärkste Talent überkommt zeitweilig ein gelindes Gruseln, wenn es wahrnimmt, was schon alles an lyrischen Schönheiten erzeugt worden ist; wenn Aufstrebende aber bedenken, daß unsere großen Unterhaltungsblätter manchen Tag über hundert Gedichte „zur gütigen Prüfung" erhalten, so können sie bald die Lust verlieren, in dem großen lyrischen Concert mitzusingen. Das Angebot übersteigt lange schon ganz bedeutend die Nachfrage, und da das Verständniß für die Lyrik im Zunehmen begriffen ist, ist keine Aussicht vorhanden, daß das Mißverhältniß abnehmen werde. Je mehr Interesse eben für die Lyrik vorhanden ist, desto mehr Lyriker entstehen! Viele Blätter sind bereits so weit, daß sie selbst auf den Abdruck wirklich hervorragender lyrischer Darbietungen verzichten, wenn nicht bereits einen allgemein bekannten Poeten zum Autor haben oder nicht eine maßgebende Stimme der Protection für den Verfasser spricht.

Doch genug mit diesen sachlichen Erörterungen. Ich will mich heute mit einem Dichter beschäftigen, der zu den besten lyrischen Kräften Deutschlands zählt und jedem Gebildeten längst eine liebe, achtunggebietende Erscheinung ist. Ich meine Gustav Falke. Geboren am 11. Januar 1853 zu Lübeck, lebte Falke seit vielen Jahren, den Beruf eines Musiklehrers ausübend, in Hamburg. Neben größeren Prosadichtungen wie Romanen, Humoresken u. s. w., die bei Behandlung des Lyrikers nicht in Frage kommen, gab uns der Dichter die Gedichtbände „Mynheer der Tod" (1891), „Tanz und Andacht" (1893), „Zwischen zwei Nächten" (1894), „Neue Fahrt" (1897) und „Mit dem Leben". In allen diesen Büchern, die — mit Ausnahme von „Zwischen zwei Nächten" (Cotta, Stuttgart) bei Alfred Janssen, Hamburg, erschienen sind — offenbart sich ein hervorragendes Talent, das sich getrost neben den bedeutenden Lyrikern der Vergangenheit und Gegenwart sehen lassen kann.

Gustav Falke besitzt in der Vielseitigkeit seiner Begabung wohl alle Eigenschaften, die einen gediegenen Lyriker auszeichnen. Er verfügt in gleichem Maße über Kraft und Zartheit, Gedankentiefe und rhythmische Feinfühligkeit, Schönheit des Wortes und Eigenart der Darstellung. In seinen Dichtungen tritt dem Leser eine liebenswürdige Persönlichkeit entgegen, dazu ein scharf umrissener Charakter von durchaus vornehmer Prägung. Das Bemerkenswertheste an ihm ist die Thatsache, daß ihm ein überaus feines Gefühl für Anmuth eigen ist — eine Eigenschaft, die bei deutschen Männern von jeher nicht gerade oft zu finden war. Man entschuldigte diesen Mangel gern mit der Erklärung, daß Kraft, Tiefe und männlicher Ernst neben gefälliger Anmuth und Grazie nicht bestehen können — eine Folgerung, die durch Niemand besser als durch die Wesenheit unseres Dichters widerlegt wird. Falke ist ein durch kluge Selbsterziehung äußerst vielseitiger Charakter, der in oft entgegengesetzten Eigenschaften zur Reife gediehen ist. Diese Wahrnehmung scheint auch Dr. M. Spanier gemacht zu haben, der in seinem Buche „Gustav Falke als Lyriker" (Alfred Janssen, Hamburg) schreibt: „Es giebt in deutschen Landen nicht Viele, die so voll tiefer Andacht sein können und zugleich so graziös tanzen wie unser Poet. Wenn man seinen Versen lauscht, ist es Einem oft, als sähe man zarte Mädchen in zierlichem Reigen und Weichen, in sanftem Schweben und Wiegen einen bunten Reigen schlingen." Ich illustrire diese Worte durch das schöne Falke'sche Bild „Das Gartenfest":

Rosen, Guitarren und Lachen!
Schatten geistern von ferne —
Ach wie bald, und der heiterste Tag
Schläft, und es wandeln die Sterne.

Becher und athmende Brüste!
Glück ist ein Augenblinken —
Einmal muß auch der zärtlichste Arm
Vom Nacken sich lösen und sinken.

Trübsinn ist Sünde, seid fröhlich!
Horch! wer trat in den Garten?
Sieh' in geöffneter Pforte den Tod,
Wortloses Winken und Warten.

Fräulein, was brachte euch Schrecken?
Lachen verstummt und Geklimper —
Klirrendes Glas und entblätterter Kranz,
Seufzer und sinkende Wimper.

Wie anmuthig ist hier das Wechselspiel der bacchantischen Freude und des mahnenden Ernstes dichterisch kryställisirt, und welche eigenthümliche Empfindung läßt der vornehme Schlußklang im Herzen des Lesers zurück! Man darf nur die letzten beiden Zeilen jedes der vier Abschnitte aufmerksam lesen, um zu fühlen, wie sicher der Dichter das Verhängniß, das der Tod unbemerkt über das Lustgelage ausbreitet, fortschreiten läßt, und wie wenig Worte er nöthig hat, um ein Miniaturbild der Lebenskomödie zu zeichnen. Jede Phrase, jedes Breittreten von Gedanken und Stimmungen liegt ihm fern. Mit den knappsten Mitteln weiß Gustav Falke die größten Wirkungen zu erzielen. Bei alledem haben wir noch die vornehme Ruhe unseres Dichters zu bewundern, die seinen Darbietungen einen classischen Anstrich giebt. Allerdings ist dieses classische Gepräge nicht von der Art, wie wir es bei unseren „Classikern" zu finden gewohnt sind, da Falke zu jenen Poeten gehört, die sich neue Errungenschaften auf dem Gebiete der Dichtkunst zu eigen machen und selber bahnbrechend wirken. Man könnte seine Dichtungsweise neuclassisch nennen.

Manchmal freilich führt ihn das Bestreben, durch neue Ausdrücke und dem Bilde angepaßte rhythmische Einlagen abgebrauchte Vorstellungen aufzufrischen, auf kleine Abwege. So finden sich z. B. in dem Poem „Vorbeimarsch" — das

Digitized by Google

etwas an Liliencron erinnert — Bezeichnungen, die sich nicht gerade gut ausnehmen und den Eindruck des Gekünstelten machen. Doch sind dies nur Einzelheiten.

Unser Dichter will kein träges Genußleben, das nur verweichlicht. Er will der bleiben, der er bisher gewesen ist: ein muthiger Lebenskämpfer. Ruhigen Schrittes steigt er zur Höhe, kein Abgrund kann ihn mehr schrecken. Sein Ringen, das sich von demjenigen lyrischer Schwärmer sehr unterscheidet, zeigt uns einen thatkräftigen festen Charakter, einen Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat. Wie bezeichnend für ihn ist sein „Gebet“:

Herr, laß mich hungern dann und wann,
Satt sein macht stumpf und träge,
Und schick' mir Feinde, Mann um Mann,
Kampf hält die Kräfte rege.

Gieb leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Flugkraft in goldne Ferne,
Und häng' den Kranz, den vollen Kranz,
Mir höher in die Sterne.

Was viele Leser bei Gustav Falke's Dichtungen anheimeln wird, ist dessen inniges Empfinden für Weib, Kind und Familie. Welche Herzlichkeit tritt z. B. in dem Poem „Die feinen Ohren“ zu Tage, das er seiner Mutter gewidmet hat:

Du warst allein,
Ich sah durch's Schlüsselloch
Den matten Schein
Der späten Lampe noch.

Was stand ich nur und trat nicht ein?
Und brannte doch,
Und war mir doch, es müßte sein,
Daß ich noch einmal Deine Stirne strich
Und zärtlich flüsterte: Wie lieb ich Dich.

Die alte böse Scheu,
Dir ganz mein Herz zu zeigen,
Sie quält mich immer neu.
Nun lieg' ich durch die lange Nacht
Und horche in das Schweigen —
Ob wohl ein weißes Haupt noch wacht?

Und einmal hab' ich leis gelacht:
Was sorgst du noch,
Sie weiß es doch,
Sie hat gar feine Ohren,
Ihr geht von deines Herzens Schlag,
Obwohl die Lippe schweigen mag,
Auch nicht ein leiser Ton verloren.

Dieses Gedicht ist im Flusse erstarrtes Gold, ein feines Cabinetstück, dessen Werth durch keinerlei äußere Mittel aufgewogen werden könnte! Anmuthige Sinnigkeit und Lieblichkeit gehen bei unserem Dichter Hand in Hand und geben besonders seinen Kinderbildern einen oft entzückenden Reiz. Ich denke dabei an die innigen Verse „Meinem Kinde“, an das zarte Gedichtchen „Das Licht“, an das schalkhafte Poem „Confirmandinnen“, an das Amorettenbild „Seliger Eingang“ und an das naive, aus intimster Anschauung geborene Gedicht „Unschuld“, das hier Platz finden möge:

Knarrt die Thür und durch halben Spalt
Schiebt sich die zierlichste Gestalt,
Trägt eine Tulpe in der Hand:
Sieh' mal, Papa, was Ursel fand!

Wirklich? Was Du nicht sagst. Ei seht!
Die schönste Tulpe vom ganzen Beet.
Gefunden hast Du den Feuerhelm?
Ich fürchte, Du flunkerst, kleiner Schelm.

Sie kichert und guckt in den Kelch hinein,
Freut sich, und ich soll böse sein?
Gelbt sich am Griffel das Näschen und macht
Hatschi, hatschi, ganz fein und sacht.

Hellstes Glück, kindliche Lust,
Die keines Bösen sich bewußt,
Lautere Unschuld, die nicht wägt,
Ob ihr Thun auch Thränen trägt.

Dienert nicht lange: Mit Verlaub?
Nimmt sich von Allem ihren Raub,
Liebt, was leuchtet, schmaust, was schmeckt.
Für wen ist denn der Tisch gedeckt?

Ist mir's auch um die Tulpe leid,
Fühl' keinen Zorn, nur leisen Neid:
Viel schönere Blumen weiß ich stehn
Und muß daran vorüber gehn.

Es wäre zu wünschen, daß die Feinheit der Nuance, die die Falke'schen Poesien athmen, gebührende Würdigung fände und auch der geistige Mittelstand endlich den großen Unterschied zwischen schlechten und guten Gedichten herausfühlen lernte. Bisher war den weitaus meisten Lesern immer der Stoff selbst, nicht aber die Behandlung des Stoffes die Hauptsache. Grobe Effecte, ob sie nun in's sentimentale oder humoristische Genre fielen, fanden mehr Theilnahme als gedankenvolle und herzerquickende Feinheiten ...

Gustav Falke liebt es, in wenigen Zeilen eine Begebenheit darzustellen, wodurch seine Dichtungsweise, auch wo sie in lyrischer Form auftritt, einen epischen Anstrich erhält. Dies gilt z. B. von den Poesien „Ein Gang durch's Fischerdörfchen“, „Das Birkenbäumchen“, „Die zierliche Geige“, „Der Alte“, „Am Himmelsthor“ u. s. w., die alle von besonderer Schönheit sind. Zum Schlusse der angeführten Proben möchte ich noch das prächtige, in der „Gegenwart“ bereits einmal erwähnte Gedicht „Ein Tageslauf“ hier wiedergeben, in dem das Persönliche des Dichters am markantesten in den Vordergrund tritt:

Sitz' ich sinnend, Haupt in Hand gestützt:
Schöner Tag, hab' ich dich recht genützt?

Einen Kuß auf meines Weibes Mund,
Liebesgruß in früher Morgenstund'.

Sorg' um's Brot in treuer Thätigkeit.
Offnes Wort in scharfem Männerstreit.

Einen guten Becher froh geleert,
Kräftig einem argen Wunsch gewehrt.

Leuchtend kommt aus ewigem Sternenraum
Noch zuletzt ein seliger Dichtertraum.

Sinnend sitz' ich, Haupt in Hand gestützt:
Schöner Tag, ich hab' dich ausgenützt.

Und nun eine kleine Mahnung an das Volk der Denker und Dichter:

Geht hin und holt euch die schönen Werke eines Poeten, der werth ist, gelesen und geliebt zu werden und ohne Zweifel zu den glänzendsten Sternen am deutschen Dichterhimmel zählt! Schlagt aber nicht den Weg zur Leihbibliothek ein, sondern den zu eurem Buchhändler. Was sind ein paar Mark, die nur zu oft für äußeren Tand ausgegeben werden, gegenüber dem Genusse, den ein gutes Gedichtbuch bietet! Und wie schön ist es, einen Dichter sein eigen zu nennen, den man nicht bloß aus Anthologien, und Zeitschriften kennen gelernt hat — nein, dem man sich hingeben kann wie einem brüderlichen Freunde, wenn des Tages Lärm und Tosen verrauscht ist!

Deutsches Kunstgewerbe.

Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee).

Die deutsche bildende Kunst der Gegenwart und letzten Vergangenheit schaut in einer merkwürdigen Vereinigung des anscheinend Unverträglichen zugleich vorwärts in die Zukunft und rückwärts in alte Zeiten. Sie schafft selbstständig, und sie reproducirt auch wieder so unselbstständig, als wäre jene Selbstständigkeit eine Sünde und sie selbst keine Kunst, sondern eine Wissenschaft. Sie macht sich mit Stylen so

Digitized by Google

viel zu thun, wie früher wohl nie, und sie hat den Vorwurf, es mangle ihr an Styl, doch noch lange nicht überwunden. Sie theilt mit dem jetzigen und letztvergangenen Stand der übrigen Küuste den häufigen Typus des Künstlers, der über seine Sache auch schreibt und redet.

Nicht von jeder der bildenden Künste gilt das Gesagte in gleicher Weise. Am wenigsten wohl von der Malerei; sie hatte seit jener Zeit, da das Nachbilden classischer Vorbilder ein erhabenes Ideal war, viel und lang Vergangenheit gemacht und hat sich dann, trotz fremder Einflüsse, um so eigenartiger aufgeschwungen. Die Plastik scheint ihr zu folgen. Ganz anders die Architektur, die eigentliche Vertreterin des sogenannten Styls. Sie hat es jetzt so weit gebracht, daß in ihrem Repertoire nur noch einige sehr entfernte Style zu vermissen sind. Dabei fehlt zwischen theoretisch genauester Nachbildung und freiester Verwendung kaum eine Zwischenstufe, und diese Reihe setzt sich, am ehesten durch eine Weiterbildung der deutschen Renaissance einerseits („Villenstyl"), durch eine Anpassung an Geschäftsbedürfnisse andererseits („Waarenhausstyl") fort in die ersten Spuren einer kommenden Eigenkraft.

Am meisten wohl gilt das Eingangs Gesagte, das Bild eines doppeltblickenden Januskopfes in unserer bildenden Kunst, von dem Kunstgewerbe und jetzt genauer von dem, dessen Begriff man heute gern an die Stelle des Begriffs „Kunstgewerbe" setzt: von der sogenannten decorativen oder angewandten Kunst, seit längerem auch als „anhängende Künste" bezeichnet. Es wäre interessant, in knapper Uebersicht die jüngste Geschichte dieser „vierten" Kunst daraufhin anzusehen: etwa beginnend mit der ersten allgemeinen Industrie-Ausstellung in London 1851, welche die Engländer zu einem nunmehr so erfolgreichen Wettkampf mit den Franzosen antrieb, fortgesetzt besonders durch die Museumsgründungen in Wien, Berlin, München während der sechziger Jahre, neu vorwärts gebracht durch die kunstgewerbliche Ausstellung zu München 1876 und die Gewerbeausstellung zu Berlin 1879, dann verstärkt durch die üppig anschwellende, zumal Vorlagen aufhäufende kunstgewerbliche Literatur — Alles noch vorwiegend reproducirend und rückwärts gewandt, bis endlich die neue, vorwärts schauende Productivität kam, zum Ausdruck gebracht namentlich durch die berühmt gewordenen Kleinkunstzimmerchen auf der Ausstellung zu München 1897 und durch die in diesem Jahre aufschießenden neuen Zeitschriften für „decorative" Kunst u. s. w.

Dazu gehört aber noch eine Bewegung der letzten Jahre, deren näherer Verfolg ebenfalls sehr lehrreich wäre: die unter den Schlagworten „volksthümliche Kunst" und „künstlerische Erziehung" gehende Bewegung. Die bildende Kunst und die Kunstwissenschaft sollen demnach ebenso populärisirt werden, wie es andere Künste und Wissenschaften schon sind. Wir Alle sollen wenigstens einigermaßen theilnehmen am Leben der bildenden Kunst, sollen uns genügende Vorstellungen machen von griechischem Styl oder von der Barocke, sollen sehen und kaufen lernen und sollen dadurch zurückwirken auf die Praxis der Kunst, zumal in nationalem Sinne.

Dazu genügt natürlich nicht ein traditionsloses Neuschaffen in der Kunst, das ja so häufig eine Specialsache einzelner reformerischer Kräfte ist und, so lange es unter dem Druck einer Theuerkeit steht, wie eben beim meisten jetzigen Kunstgewerbe u. s. w., mit den Massen zu wenig Fühlung bekommt. Dazu gehört auch eine Berücksichtigung der heute nun einmal nicht zu vertilgenden und nicht durchaus zu bestreitenden Interessen für Traditionelles. Die gegenwärtigen Kirchen sind nicht so beschaffen, daß sie eine Moderne in der kirchlichen Kunst begünstigen könnten; die neuen Aufraffungen der römischen Kirche zu einem Geistes-, nicht bloß einem hierarchischen und politischen Leben schließen ein ausdrückliches Verlangen nach Zurückgehen sogar über die Renaissancestyle zur Romanik und Gothik ein. Und so lange Rococomöbel, Barockhäuser, Renaissancezimmer, gothische Schnitzereien und romanische Ornamente nun einmal allerorts gewünscht werden; so lange ferner maßgebende Stimmen ein Ausnützen dessen, was uns alte Style bieten, geradezu fordern: so lange wird die Praxis und die Theorie der Kunst dem nachfolgen müssen. Unsere Sammlungen schließlich wollen, selbst wenn sie noch so reichlich eine ihnen dringend zu wünschende Reformirung erhalten, wenigstens in der Hauptsache verstanden werden. So thut auch eine rückwärts schauende Kunstpflege und Kunstbetrachtung allenthalben noth. Ein moderner Künstler, den wir näher kennen lernen werden, erzählt von seinen Lehrjahren in der Kunstgewerbeschule zu München Ende der siebziger Jahre, daß dort zu seinem Bedauern jeder Unterricht über romanischen und gothischen Styl fehlte. Und so reich auch die Kunstliteratur an unvermeidlichen und vermeidlichen Darstellungen der Kunstgeschichte und vieler ihrer Einzelheiten ist: an übersichtlicher Belehrung über die Beschaffenheit und die springenden Punkte der verschiedenen Style, an möglichst einfachen Anschauungshülfen und Musterformen fehlt es doch noch.

Inmitten all' dieser neuen Bewegungen und alten Mängel und bei dem Umstand, daß unsere bildende Kunst ihre Blicke so weit über die Zeiten spannt, wird es zunächst aus dem allgemeinen Interesse einer Erkenntniß dieser Lage und dann auch aus persönlichem Interesse die Mühe lohnen, eine künstlerische Individualität näher kennen zu lernen, die in sich wie nicht bald eine jener weiten Spannung gerecht wird: einen Mann, dessen eine Arbeitsseite uns zurückführt in die Vergangenheit, und dessen andere Arbeitsseite uns in die jüngste Gegenwart stellt; der als Schriftsteller und als Künstler uns gleich sehr Grund giebt, ihn aufmerksam zu verfolgen.

Ich meine den zu München wirkenden Bildhauer, Kunstmaler und Kunstgewerbemann Hans Sebastian Schmid. Was ich von seinen ausgeführten Werken (meist kunstgewerblichen), von seinen Entwürfen und seinen literarischen Werken vor mir habe, ist nicht Vieles, aber viel. In erster Linie denke ich an die verstreuten kurzgewerblichen Einzelarbeiten in Ausführung. Sie charakterisiren ihren Schöpfer als bestrebt, der Heimath Materialien zu einem heimischen Styl abzugewinnen. Sein Ornament ist reichlich, manchmal etwas unruhig, doch nie bloß aufgesetzt, sondern stets aus dem Sinn des Ganzen herausgearbeitet.

Die vielleicht beachtenswerthesten unter den mir vorliegenden Stücken sind Tafelgeräthschaften, namentlich Theegeräthe. Sie wurden zumeist ausgeführt von J. Winhart in München, dessen Kupfergefäße auch sonst sehr geschätzt werden, und dessen ständiger Mitarbeiter und alleiniger Modelleur unser Künstler ist. Seine Neuheiten in Theegeräth, zum Theil heraldische Menschenfiguren und Fabelthiere darstellend, wurden in einem Musterschutzproceß von einem maßgebenden Fachmann als außergewöhnlich eigenartige und hervorragende Leistungen bezeichnet. Im Uebrigen wiegen Pflanzenmotive vor; der ornamentale Reichthum herrscht überall, doch zeigt er allmälig eine größere Ruhe. Besonders originell sind vier Theekesselträger, ebenfalls von Winhart ausgeführt; der eine ist ein Amor, den Theekessel über dem Feuer haltend und dieses anblasend. Aehnlich ist die Zeichnung zu einem Flacon: auf dem wieder sehr reich geschwungenen Untersatze des Behälters balancirt ein Amor, sich sehnend nach dem Duft der Blumen, die aus der Deckelspitze des Behälters herauswachsen. Das Werk wurde in Silber ausgeführt (durch M. Strobl) und befindet sich im Besitz eines privaten Käufers. Eine sehr humorvolle, reich umrankte Tischglocke erschien als Illustration im Adreßbuch deutscher Kunstgewerbezeichner. Ein kleiner Renaissancekelch (ebenfalls von Strobl in Silber ausgeführt) kam an einen bekannten katholischen Kunstfreund; seine Ornamentirung gehört zu den ruhigsten, die ich von Schmid kenne. Ein gothischer Altar, nach M. Schongauer

Digitized by Google

selbstständig entworfen und mit Ausnahme einiger vorhandener Theile ebenso modellirt, erhielt auf einer Ausstellung zu Nürnberg u. A. einen Preis. Ein Reliquienaltar im alten Dom von St. Zeno in Reichenhall ist mir unbekannt geblieben; ebenso ein Prunkschreibzeug und ein reichverzierter Ehrensäbel, die beide für Adelige ausgeführt worden sind.

In zweiter Linie denke ich bei H. S. Schmid an Kunstgewerbewerke, die nicht in Ausführung, sondern nur im Entwurfe vorliegen. Ich meine hauptsächlich seine „Entwürfe für modernes Kunsthandwerk" (München, H. Lukaschik). Es sind sechs Hefte Vorlagen, zum Theil farbig. Sie führen durch verschiedene Sparten des künstlerischen Handwerkes hindurch, von Zimmermöbeln bis zu Kirchengeräthen. Immer wieder waltet bei ihnen das Bestreben, das Ornament aus der Construction erwachsen zu lassen, es zum Ausdruck der Bestimmung des Werkes zu machen und ihm, namentlich durch Vorlagen aus der heimischen Flora und Fauna, nationalen Charakter zu geben. Den Geist dieser Werke durch Beispiele zu erläutern, ist hier nahezu unmöglich. Ein paar abgerissene Bemerkungen müssen genügen.

Vor Allem versteht es Schmid, sich von fremden Moden fernzuhalten und lieber noch in älterer Tradition zu gehen, als durchaus apart sein zu wollen. Neben den Anklängen an ältere Style finden sich jedoch auch Entwürfe, die „in ihrer Gesammterscheinung völlig neu und unbeeinflußt von allen bisherigen Stylarten sind". So drei hohe, verzierte Aufsatzthüren: „baum- oder strauchartige, modern stilisirte Pflanzen versperren symbolisch den Eingang, bis die Zauberkraft des Schlüssels und ein Druck auf die Klinke das Hinderniß beseitigt." Aehnliche Symbolik findet sich bei einer Bettlade, an der die Mohnblumen über dem Haupte auf den Schlaf, die aufgehende Sonne zu den Füßen auf das Erwachen hindeutet; bei einem Waschschränkchen, dessen Decoration sich auf das Wasser bezieht, und dergleichen mehr.

Noch ein besonderes Verdienst, allerdings mehr technischer Art, könnte sich der Schöpfer dieser Entwürfe erwerben, wenn er Vorschläge zu Möbeln machte, die theils „in einander zu verwandeln", theils als eine verwandte und für den Gebrauch einheitliche Gruppe zusammen zu stellen sind — etwa ein Erkerdivan mit angefügten Schränkchen u. s. w. — oder dergleichen mehr. Es ließen sich dabei wohl erst recht originelle Decorationswirkungen erzielen. Die vorliegenden Vorwürfe widersprechen dem insofern nicht, als sie überhaupt den Ausführenden keineswegs binden wollen; sie sind auch für Den werthvoll, der sich mit einem Drittel der Ornamentik und mit der Hälfte der Colorirung begnügen will. Grundlagen aber, die nicht mehr zu verlieren sind, hat unser Künstler jedenfalls gegeben.

„Edelmetall- und Broncearbeiten, Kirchengeräthe" sind — um noch ein Beispiel zu nennen — der Inhalt des fünften Heftes. Schreiber dieses hat sie anderswo etwas näher beschrieben und beurtheilt. Hier nur so viel, daß auch in ihnen eine reiche Flora auftritt, und daß der Künstler bei den Schmucksachen noch mehr als sonst dem Ausführenden freie Hand läßt: es wäre „haltlos, Bestimmtes vorschreiben zu wollen. Verschiedene Auffassung und Ausführung kann nur erwünjcht sein". Hervorgehoben sei auf Tafel 21 ein großer Silbertafelaufsatz, der Schmid's Geschicklichkeit im constructiven Verwerthen des Pflanzlichen ganz besonders glücklich zeigt. Leider sind durch ein Versehen zwei Tafeln dieses Heftes, die in Farbentönen erscheinen sollten, farblos ausgefallen.

In dritter und letzter Linie denke ich bei Hans Sebastian Schmid an den Kunstschriftsteller. Sein Hauptwerk ist die „Kunst-Styl-Unterscheidung", ein bequem zugängliches, aber reichhaltiges Büchlein, das uns über die geschichtlich wichtigsten Style bis herab zum Kunstschaffen von heute belehrt. In vier Auflagen hat es sich (ebenfalls bei H. Lukaschik in München) aus einem kleinen Anfang vielseitig entwickelt; Manchem wird die vorletzte Auflage lieber sein, Manchem die letzte, die an Irrthümern reiner und im Ganzen an Specialcapiteln reicher ist. Auch diesem Werke kann ich hier kein näheres Eingehen, sondern nur eine oder die andere Beleuchtung widmen. Ein Hauptverdienst des Büchleins ist jedenfalls seine Knappheit, die lieber Vieles unberücksichtigt läßt, als an Uebersichtlichkeit zu verlieren. Immerhin möchte man nicht bloß dies und das zur Noth berücksichtigt, sondern auch noch manches Wesentlichere einbezogen sehen. Die „Uebergangsstyle zur mittelalterlichen Kunst" treten in ihrer dreifachen Gestalt, als „römisch-christlicher Styl", als „germanisch-altchristliche Kunst" und als „byzantinischer Styl" in der dritten Auflage greifbarer hervor, als es in den übrigen Auflagen geschieht. Allein auch die weiteren Kreise der Kunstliebhaber wird es interessiren zu erfahren, was es da noch alles an wirklich Beachtenswerthem giebt. Mehrmals macht Schmid aufmerksam auf die urgermanische Form des Ornamentes, auf das „Flechtwerk": es ergab mannigfache „band- oder riemenartig verschlungene Muster". Wir bekommen auch einige Illustrationen zu sehen, die es veranschaulichen; dabei wird irrthümlicher Weise „Keltisches" ohne Weiteres zum „Altgermanischen" gerechnet.

Die Sache liegt aber nun doch etwas anders. Nicht allein eine „altgermanische" und zunächst keine christliche Erscheinung ist das, was Schmid meint, sondern eine alteuropäische überhaupt. Es handelt sich um den Styl, der noch gar nicht lange (und zwar hauptsächlich von A. Conze) entdeckt ist und wegen seiner rudimentären Ausbildung und seiner mangelnden Sicherstellung eine Menge mehr tastender als treffender Namen führt. Man spricht am liebsten, wenngleich wohl am irrigsten, von „prähistorischer" Kunst, daneben auch vom „Styl des Nordens", von (alt)indogermanischer, alteuropäischer, pelasgischer Kunst. Sie findet sich mit merkwürdiger Uebereinstimmung sowohl im Norden, z. B. in Gräberfunden und Pfahlbauten, als auch auf griechischem und vorderasiatischem (trojanischem) Boden, auf Kreta und auf Cypern. Sie blühte vor Homer und wurde ungefähr zu seiner Zeit aus den griechischen Landen von den deutlich verschiedenen orientalischen Einflüssen verdrängt. Sie kennzeichnet sich besonders durch jenes auf Flechtwerk zurückgehende geometrische und Bandornament („Entrelasses"); neben diesem fehlen zwar Pflanzen völlig, wohl aber kommen Thiere (mit Ausschluß des Löwen) und, namentlich im „Pelasgischen", auch Menschen als Ziermotive vor, die zum Theil, besonders später im Altchristlichen, eine eigenthümliche Auflösung in's Ornament oder eine Zusammensetzung aus Schnörkeln zeigen. Dieser Styl ist zunächst der einer kaum jemals fehlenden Ornamentik auf Geräthen, namentlich in Töpferarbeiten; die ältesten Epochen der griechischen Vasenmalerei, die „mykenische" und die „geometrische", bieten für ihn Hauptbeispiele. Viel später, in einer Zeit, da sonst Römisches das „Prähistorische" immer mehr verdrängte, finden wir ihn wieder in der „irischen Schreibkunst", die in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends einen bekannten und interessanten, durch decorative Fülle wohl unterschiedenen Zweig der älteren christlichen Miniaturmalerei bildet.

Ueber diese letztere Kunstart, die überhaupt in der „germanisch-altchristlichen Kunst" eine große Rolle spielte, möchte ich von unserer Vorlage ebenfalls gern Einiges erfahren. Dabei könnte auch der Begriff der „carolingischen Kunst" mit einbezogen werden. Die flechtwerkartige Structur als „germanische Ureigenheit" finden wir dann an der Hand unseres Führers wieder im romanischen Styl. „Die deutschen Urwälder und Sümpfe hatten Flechtmaterial reichlich geboten. Wir haben Kunde, daß es zu Beginn der romanischen Zeit im deutschen Lande noch ganz aus Reisern und Weiden geflochtene, mit Lehm verkittete, bewohnte Burgen gab. Im deutsch-romanischen Bandornament finden wir die verschiedenen Muster der germanischen Zierflechterei nachgebildet."

Digitized by Google

Diese kritische Probe aus unserem Büchlein (dessen neueste Auflage gerade hier dürftiger ist) war mit Absicht ausgewählt. Die Sache ist für die Allgemeinheit insofern wichtig, als ein Streben nach nationaldeutschem Styl in der Gegenwart gerade an jenem „flechtwerkartigen Element" eine nahe liegende Anknüpfung findet. Und Schmid's vorerwähnte „Entwürfe" zeigen sogar, daß derselbe Mann, der hier als unser historischer Lehrer auftritt, in seinen eigenen künstlerischen Leistungen auf jenes Element als auf ein urgermanisches Gut zurückkommt.

Aber noch eine andere Gruppe von Umständen ist aus jenen Zeiten von weitergreifender Wichtigkeit. In der spätrömischen und frühchristlichen Kunst erscheinen nämlich manche Züge der gegenwärtigen Kunst in sehr naher Weise vorgebildet. So waltet das, was heute als „Naturalismus" umstritten wird, einigermaßen auch schon in der ältesten christlichen Kunst. Ebenso aber gab es den „Illusionismus" in eigenthümlichen Gestaltungen auch schon damals; noch mehr: er ist eine (spätere) Eigenthümlichkeit der römischen Bildkunst, die auch bei Schmid nicht eben besser wegkommt, als es sonst üblich ist. Die in der Literaturgeschichte viel genannte „Wiener Genesis" ist jetzt seit ihrer Herausgabe und Erklärung durch Fr. Wickhoff (Wien 1895) auch ein reichhaltiges Zeugniß der Kunstgeschichte geworden; die Aufschlüsse ihres Herausgebers, namentlich über Stylistisches, wie z. B. über die (specifisch römische) „continuirende Darstellung" sollten jetzt ebenso für das Allgemeininteresse verarbeitet werden, wie wir es schließlich auch von den Ergebnissen der „Byzantinistik" wünschen dürfen.

Zum Wichtigsten bei all dem gehört ein sehr enger Zusammenhang all dieser mittelalterlichen Anfänge mit den heidnischen Ueberlieferungen. Es mag dahingestellt bleiben, wie weit ein solches Stylbüchlein darauf einzugehen hätte; jedenfalls darf aber auch andererseits der Zusammenhang nicht zu einfach genommen werden. Die christliche Basilica ist nicht unabhängig von der Grundform des Tempels im westeuropäischen Alterthum, sollte aber jedenfalls nicht, wie es häufig immer noch geschieht, schlechtweg als „Nachbildung der römischen Basilica (Gerichts- und Markthalle)" hingestellt werden.

In den Stylen der „Neuzeit" weiß uns Schmid, gegenüber dem sonstigen Zusammenwerfen der verschiedenen Arten der Renaissance sowie dem der folgenden Style unter eine gemeinsame Vorstellung von „barock", in eine feingegliederte Reihe von Stylfolgen hineinzuführen. Wer so viel giebt, erweckt das Verlangen nach mehr. So könnte zwischen Barock und Rococo noch die französische Unterscheidung eines Uebergangsstyles, des „Régence", erwähnt und als Nebenform der Barocke der Jesuitenstyl etwas deutlicher herausgearbeitet werden. Die Barocke selbst schien mir beinahe in der ersten Auflage des Büchleins von der Spätrenaissance genauer unterschieden zu sein; über ihr Verhältniß zu Ludwig XIV. und über eine wesentliche Verschiedenheit zwischen ihrer französischen und ihrer deutschen Gestalt erhält man eine so knappe Andeutung, daß ich Näheres ungern vermisse.

Von da an folgt nun im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte ungefähr ein halbes Dutzend „Style" (wir citiren wieder nach der dritten Auflage). Zunächst der Rococo- oder „Muschelstyl" (1700—1780), dann seine Endform, der „Zopfstyl" (dessen Beschreibung allerdings etwas undeutlich bleibt). Nun kommt der tiefgehende Einschnitt, den die französische Revolution zwischen das „ancien régime" und die seitherige Zeit des „dritten" Standes legte. Das nächste Ergebniß dieser Wandlungen für die Kunst war der „Empirestyl" (in Schmid's ziemlich guter Darstellung den Jahren 1800 bis 1820 zugeschrieben); seine Endperiode wird in Deutschland als „Biedermaierzeit" (1820 bis 1840) unterschieden und von unserer Vorlage deutlich gekennzeichnet. Dabei hieß es früher: „Die Schwärmerei für idyllische Zurückgezogenheit bekunden wunderlich erfundene Gartenhäuschen, Stege, Ruhebänke aus wirklichen Baumästen zusammengestellt und dergleichen mehr." Die letzte Auflage des Stylbüchleins hat diese Stelle gestrichen. In der That dürfte die erwähnte Eigenthümlichkeit nicht erst diese späte Zeit charakterisiren: sie gehörte bereits zu den gefühlvollen, dilettirenden Spielereien der fin de dix-huitième siècle und ist z. B. schon aus Schiller's berühmter Gartenkalenderrecension von 1794 zu ersehen.

* * *

In solcher Weise könnten wir uns noch lange und vielfach mit dem Künstler und Autor unterhalten, und zwar um so mehr, als nicht bald eine kunstschaffende und kunstverstehende Persönlichkeit so wie Hans Sebastian Schmid im Stande ist, auf die uns nahe liegenden Interessen einzugehen. „Volksthümlich" tritt er überall auf; und wie sehr wir dies brauchen, erkennt man vielleicht erst so recht bei seinen Leistungen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Nach den Flitterwochen.

Von Gustav Beßmer.

Man braucht gerade kein Pechvogel zu sein, um die überlegene Miene, die gewisse Glückliche aufsetzen, ärgerlich zu finden. Häufig findet man sie bei Verlobten oder Jungverheiratheten männlichen Geschlechts, sehr selten beim weiblichen Theil.

Fritz Kästner, von Beruf Rechtsanwalt, gehörte nicht zu Denen, die ihren Gefühlen einen Zwang auferlegen, allein die theilnahmvolle Ueberlegenheit, die er als neugebackener Ehemann für unverheirathete Freunde hatte, war einfach unangenehm.

Es war einige Wochen nach seiner Verheirathung, als er auf der Straße mit einem solchen zusammenstieß. Hans Georg Wagner war ein Schulgenosse des Rechtsanwalts. Er war Architekt; seine Entwürfe erfreuten sich eines gewissen Rufes. Er war noch unverheirathet, obgleich er die Dreißig längst hinter sich hatte. Weit entfernt, der hartgesottene Egoist und Lebemann zu sein, als den ihn einzelne töchterreiche Familien bezeichneten, besaß er nur eine gewisse Scheu vor allem Bindenden, somit auch vor dem Standesamte. Für seine Jahre war er noch gut erhalten, sein Blondhaar reichte noch aus, die Blöße des Schädels zu decken. Gelassen und stillvergnügt schritt er durch's Leben, das Schicksal seiner Ehelosigkeit mit gutem Humor ertragend.

Kästner, der sich herablassend nach seinem Befinden erkundigt und die Mittheilung, daß er sich wohl befinde, ungläubig angehört hatte, machte den Vorschlag, ein nahes Weinhaus aufzusuchen. Unter dem Einfluß des Weines knöpfte sich sein innerer Mensch auf; nach der ersten Flasche genoß der Architekt eine, mitunter etwas intime Schilderung ehelichen Glückes. Bei der zweiten wurde er über die tiefe Stufe des Junggesellenthums im Allgemeinen und des seinen im Besonderen aufgeklärt. Zum Schlusse wurde er wieder etwas aufgerichtet durch die tröstende Versicherung, daß es noch Zeit, allerdings hohe Zeit sei, aus der Wüste seines Daseins in das Mekka der Ehe einzuziehen. Freudig erregt über diese Mittheilung bezahlte er die Zeche.

Wieder auf der Straße, behielt ihn sein Begleiter im Schlepptau. In einer stillen Villenstraße, die von zwei Baumreihen durchzogen war, machte er Halt. Es war inzwischen Abend geworden, die ersten Gaslaternen flammten auf; auf einem nahen Kirchthurme schlug es Acht.

„Hast Du schon einmal eine ordentliche Häuslichkeit gesehen?" fragte er freundlich. Der genossene Wein hatte ihn leutselig gemacht. Hans Georg Wagner drehte an seinem Schnurrbart. Der Andere bot so viel Anlaß, sich im Stillen über ihn lustig zu machen, daß er ihm nicht gram sein konnte.

„Bis jetzt habe ich geglaubt, in einer solchen aufgewachsen zu sein," sagte er lächelnd.

„Komm mit!" beschied Kästner, seine Gefühle schonend, lakonisch.

* * *

Einige Wochen waren in's Land gegangen, als es der Zufall wollte, daß sich der Weg der Beiden wieder kreuzte. Die Erscheinung des Rechtsanwaltes hatte eine tiefgreifende Veränderung erlitten. Den Blick am Boden, theilnahmslos für die Umgebung, kam er einher. Der

Digitized by Google

festliche Gefühle andeutende Cylinder war einem runden Hute gewichen; die Augen darunter blickten trüb und finster; der sonst so zärtlich gehegte Schnurrbart schien ohne Binde genächtigt zu haben.

Als der Freund ihn ansprach, wollte er Eile vorschützen, allein so billig ließ Jener ihn nicht ziehen. Unter dem Vorwande seinen Rath zu benöthigen, nagelte er ihn auf eine Bank in den nahen städtischen Anlagen fest. Die vorgeschützte Angelegenheit war bald erledigt; der Mann des Rechtes machte keine Miene, sich zu erheben, er starrte auf den Wegsand, den schon die fallenden Blätter deckten. Zu Häupten des Paares breitete eine Birke ihr graziöses Zweiggehänge aus, behängt mit goldgelbem Laube, das in der Herbstsonne einen leuchtenden Glanz annahm.

„Wer mir das vor vierzehn Tagen gesagt hätte!“ murmelte er schließlich, die Stille unterbrechend; ein tiefer Seufzer folgte. Der Architekt betrachtete ihn von der Seite.

„Der Arme hat gewiß seine Frau verloren!“ durchzuckte es ihn. Er, Hans Georg Wagner, hatte natürlich die Anzeige übersehen, wie Alles, was sich auf den Familienstand bezog. Wenn er bedachte, daß sie wenige Wochen vordem noch in Gesundheit und Frohmuth vor ihm gestanden!

Er ergriff die Hand des Gebeugten und schickte sich an, sein Beileid auszusprechen.

„Du bist verrückt!“ stöhnte Kästner, sich losmachend. „Sie lebt!... Aber verloren habe ich sie dennoch,“ setzte er dumpf hinzu.

Der Andere athmete auf. Obgleich — klarer geworden war ihm die Sache dadurch nicht. „Wahrscheinlich Untreue!“ dachte er, tactvoll schweigend. Das Gefühl, daß eine Erklärung am Platze sei, mußte der Gute auch ohne besondere Andeutung haben.

„Erinnerst Du Dich des Fensterpfeilers in dem grünen Salon?“ begann der nach einer Weile schmerzlich. Wagner erinnerte sich dunkel. Das Verhalten des Freundes erschien ihm nachgerade etwas seltsam.

„Dieser Fensterpfeiler ist Schuld an meinem Unglück!“ stöhnte der Anwalt.

„Aber —.“ Er brach ab. Rechtzeitig noch sagte er sich, wie gefährlich Widerspruch einem geistig Gestörten gegenüber sein konnte, und geistig gestört mußte der Arme sein. Für alle Fälle rückte er etwas fort, dem Bankende zu.

„Kein Aber!... Es ist so... Laß Dir's erzählen!“ Der Architekt war am äußersten Bankende angelangt. „Es mögen jetzt acht Tage sein, daß sich im Wesen meiner Frau eine eigenthümliche Zerstreutheit zeigte. Ich fand sie öfter vor dem Fensterpfeiler stehen und ihn tiefsinnig betrachten. Es ist nicht meine Sache, neugierige Fragen zu stellen, allein schließlich bat ich sie doch, mir den Grund dieses seltsamen Interesses mitzutheilen. Sie seufzte nur und wandte sich ab. Hand in Hand mit dieser seltsamen Erscheinung zeigte sich eine Verminderung ihres Appetits. Ich drang auf Aufklärung.

Was nun folgte, ist mir dem Sinne nach noch so im Gedächtniß, wie wenn es sich gestern ereignet hätte. Ich erzähle Dir den Hergang. Schließlich ist es mir auch ein Bedürfniß, zu hören, ob ich wirklich in einem Punkte unrecht gehandelt haben sollte... Also, ich drang in sie.

„‚Nun denn,‘ sagte sie nach einem letzten Zögern, ‚aber vergiß nicht, daß Du die Aussprache gewollt hast.‘

Ich betheuerte ihr, daß ich die Thatsache nicht aus dem Gedächtniß verlieren werde. Wir traten vor den ominösen Fensterpfeiler.

„‚Findest Du nicht auch, daß dieser Platz leer, ärmlich leer ist?‘ begann meine Frau. ‚Dieser leere Fleck giebt dem Zimmer etwas geradezu Unmöblirtes.‘ Sie betrachtete abwechselnd mich und den Fensterpfeiler mit gespannten Blicken. Wären wir nicht erst zwei Monate verheirathet gewesen, ich hätte ihr in's Gesicht gelacht, allein in den ersten Wochen hat man Rücksichten zu nehmen — ich zwang mich zum Ernst. Ich fände den Platz nicht leer, sagte ich freundlich.

„‚Aber Männchen!‘ stöhnte sie. ‚Ich begreife nicht, wo Du Deine Augen hast!... Mir ist es geradezu unbegreiflich, wie Mama diese ganze Wand‘ — die „Wand“ ist, ich habe es nachträglich genau gemessen, neunundzwanzigeinhalb Centimeter lang — ‚eine Fläche von dieser Ausdehnung völlig unmöblirt lassen konnte!‘

Meine gegentheiligen Versicherungen verhallten. Der Platz mußte ausgefüllt werden. Man hätte sonst frei an's Fenster treten, auf einer kleinen Fläche sich frei bewegen können. Meine Frau triumphirte, sie hatte auch bereits eine Idee, eine ganz bestimmte und ganz vorzügliche Idee. Sie persönlich würde auf die Durchführung verzichtet haben, aber da ich selbst den Zustand unmöglich fand — eine Behauptung, die mich einfach verblüffte — sah sie nicht ein, weßhalb sie mir diese Idee noch länger vorenthalten sollte. Sie hatte in der Auslage einer Möbelfabrik ein reizendes Stück gesehen, einen Salonständer, Jugendstyl, wunderbar schlank, kurz — entzückend!... Ob ich ihn mit ansehen wolle?

Ich dankte. Ihrer Beschreibung nach hatte ich es schon gesehen. Es war mir durch seine totale Verrücktheit aufgefallen. Es mochte nicht ganz so hoch sein wie das Zimmer; in der Form erinnerte es an einen Bohrthurm. Viel Material war an dem Dinge trotzdem nicht; es konnte billig sein. So viel stand fest: sein Anblick wirkte erheiternd. Ich erfuhr, daß noch zwei Büsten dazu gehören; die eine komme oben zu stehen, die andere in die Mitte. Das Ganze solle nur etwa dreihundert Mark kosten.

Ich setzte mich unwillkürlich; sie trat neben mich und legte mir den Arm um den Nacken. Eine Art Gedanken-Association ließ mich an das kaudinische Joch denken. „Weißt Du, Schatz, der Verkäufer hat mir erklärt, daß sie zu dem Preise einfach geschenkt seien. Der ursprüngliche Preis sei fünfhundert Mark gewesen. ... Du siehst, daß wir eigentlich zweihundert Mark sparen.“

Nun wollte mir diese Art, Ersparnisse zu machen, nicht einleuchten, allein, wenn ich in erster Lesung nicht einwilligte, kam es zur zweiten; so viel hatte ich in den zwei Monaten unserer Ehe bereits gelernt. Zudem war Lilli seit etwa vierzehn Tagen „für Jugendstyl“. Meine Schwiegereltern hatten diesen Styl bei ihren Einkäufen stiefmütterlich behandelt... Ich hatte übrigens gerade einen langwierigen Proceß gewonnen, den ich so gut wie verloren erachtet hatte. Das Honorar hatte ich für einen großartigen amerikanischen Jalousieschreibtisch in ähnlicher Preislage und für einen Pelzmantel für meine Frau bestimmt.

„Ach, Du süßes Huhn... Nein, wie unpraktisch Ihr Männer doch seid!“ rief sie lachend. „Die Sache könnte nicht einfacher sein. Statt des Schreibtisches kaufen wir den Ständer, und wenn Du Deiner kleinen Frau absolut den Pelzmantel verehren willst, wird er mit Dank angenommen.“ Ich war überwältigt. Welcher Mann würde es mit mir nicht auch gewesen sein!... So viel Uneigennützigkeit hatte ich nicht erwartet.

Zwei Tage vergingen, ohne daß von der Sache weiter gesprochen wurde. In einem Winkel meines Herzens tauchte die Hoffnung auf, sie könne vielleicht anderen Sinnes geworden sein und auf den Kauf verzichten. Heute wüßte ich besser Bescheid; man ist als neugebackener Ehemann doch noch unglaublich naiv.

Da, plötzlich, zeigte sich der alte Zustand wieder, nur stärker, als das erste Mal. Bei Tische saß sie in sich versunken; ab und zu starrte sie mich von der Seite an und schien die Lippen öffnen zu wollen. Das war von ihr aus die ganze Unterhaltung. Ihr Geist schien bei dem Ständer zu sein. So fragte ich denn, ob er noch nicht gekauft sei.

„Er ist gekauft!“ seufzte sie mit einer geradezu unglücklichen Miene. Einige Augenblicke später brach sie in Thränen aus. Ich beugte mich über sie; ihre kalte thränenfeuchte Wange legte sich gegen die meine. Ich zeigte mich von der weichsten Seite und sprach zu ihr, wie man zu einem Kinde spricht. Und da kam es denn heraus: der Verkäufer hatte ihr zu dem Ständer — Stück für Stück — eine ganze Saloneinrichtung im Jugenstyl aufgehängt!...

„Weißt Du,“ schloß sie unter Schluchzen, „immer wieder sagte er: „Gnädige Frau, wenn Sie den Styl wahren wollen, müssen Sie dieses Stück unbedingt noch dazunehmen.“ ‚... Gott, ich glaube, der Mensch hat mich hypnotisirt!... Und dann waren die Sachen zum Unglück alle so entzückend... Und dann war noch Erna Rothe mit, und die sagte immer: ‚Aber Lilli, ich kenne Dich einfach nicht mehr. Woher hast Du denn dieses Rechnen?... Und was die alte Garnitur betrifft, die stellst Du doch einfach auf die Bühne.‘ ... Ich konnte ihr doch nicht sagen, daß Du nichts von den Zinsen nehmen willst.‘

„Sie war so geschmackvoll gewesen, nicht zu sagen, von ‚meinen Zinsen‘. Ich schwankte, ob ich eine Scene machen oder lachen sollte. Ich entschied mich für den Mittelweg.

„Beruhige Dich!“ tröstete ich sie. „Dieser geriebene Kerl hat einfach Deine Geschäftsunkenntniß benutzt... Na, wozu bin ich Anwalt... Ich sage Dir, die Sache ist in einer halben Stunde erledigt... Im Uebrigen, Schatz, wirst Du Dir eine Lehre nehmen.“ Ich führte gleich einige Paragraphen an, mittelst deren ich ihm auf den Leib rücken konnte, falls er ja Schwierigkeiten machen wollte. Im Eifer dieser fachlichen Erörterungen hatte ich nicht bemerkt, daß sich im Wesen meiner Frau eine Veränderung vollzogen hatte. Haltung und Miene zeigten eine Energie, die in seltsamem Gegensatz stand zu der Gebrochenheit, die sie kurz zuvor noch an den Tag gelegt. Sie stand am Tisch, mit einer Hand sich auf die Platte stützend.

„‚Du... Du wirst doch nicht sagen wollen, daß Du eine Bestellung, die ich gemacht, rückgängig machen, mich gewissermaßen mundtodt erklären wolltest?!‘“ sagte sie, jedes Wort betonend. ‚Zudem erklärte ich Dir doch schon, daß ich nicht allein war. Ich könnte mich nicht mehr auf der Straße zeigen, so würde ich von Erna lächerlich gemacht!‘...

Ich war starr. Sie glaubte also wirklich, ich werde mich von diesem Gauner über das Ohr hauen lassen! — Unter uns gesagt: heute bezweifle ich, ob der Kerl wirklich so schuldig war. — Ich war als Anwalt einfach unmöglich, wenn die Geschichte herauskam. Das Haar sträubte sich mir, wenn ich an die Witze dachte, die meine Collegen reißen würden. Ich sagte ihr das Alles unumwunden und sehr bestimmt.

„‚Natürlich Du und wieder Du!‘ lachte sie auf. ‚Du, als Mann, als Herr der Schöpfung, Du wachst ängstlich über Dein Ansehen!... Aber ich, ich bin ja nur eine Frau!“... Was hat's zu sagen, wenn ich zum Gespött werde! Und meinst Du, meine Freundinnen wüßten weniger zu spotten, als Deine „Herren Collegen?!“... Ueberhaupt: wer weiß denn von der Sache, wenn Du selbst schweigst?! Erna glaubt Dich einverstanden... Gott, man wird doch eine Zimmereinrichtung wechseln dürfen!‘

„Die Deine Eltern vor zwei Monaten gekauft haben,“ setzte ich kalt hinzu.

Sie zuckte die Achseln. „Sei unbesorgt! Ich werde es ihnen beizubringen wissen,‘ sagte sie hochmüthig. Der Zorn packte mich; ich machte eine Bemerkung über die Erziehung einziger Töchter reicher

Digitized by Google

Eltern und über die Ergebnisse dieser Erziehung. Weißt Du, was sie mir zur Antwort gab: ‚Das einzige Gute ist, daß dieses so schlecht erzogene Geschöpf die Kosten von seinem Vermögen zu bezahlen vermag.“

Einen Augenblick war ich wie vor den Kopf geschlagen. Ich hatte es ihr vor unserer Verheirathung angedeutet, daß nichts mich so im Innersten empören würde, wie eine Anspielung auf unsere verschiedene beiderseitige Vermögenslage. So hübsch mein kleines Vermögen genannt werden konnte, verglichen mit dem ihren, war es bescheiden. Auf der anderen Seite reichte mein Einkommen reichlich für unsere Lebensführung aus; meine ausdrückliche Bedingung war, daß ich Alles bestreiten würde und das Vermögen für allenfallsige Nachkommenschaft reservirt bleiben solle. Ich habe keine Semmel genossen, die von ihren Zinsen bezahlt worden wäre ... Und nun stand sie vor mir, hochmüthig, auf ihr Geld protzend, das Ganze auf den Geldstandpunkt hinausspielend! Sie, die wußte, daß dieses Geld bei mir gar nicht mitbestimmend gewesen war, daß ich einzig sie selbst gewollt hatte! ...

„‚Nach den Flitterwochen
Kommen die Zitterwochen,‘“

citirte der Architekt. „Im Uebrigen solltest Du bedenken, daß sie gereizt war,“ setzte er besänftigend hinzu. „Und dann scheinst Du den Anfang mit den persönlichen Bemerkungen gemacht zu haben.“

„Wirklich?! ... Habe ich vielleicht die Saloneinrichtung gekauft?!“ rief der Anwalt gereizt. „Natürlich ... ich hätte mir's denken können! Du, als Junggeselle, und nachdem Sie Dir neulich hübsche Augen gemacht hat und Ihr Euch so gut unterhalten habt, wie solltest Du Dich in die Lage des Ehemannes und noch dazu in meine versetzen können!“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Cui prodest?*)

Wie ein gefangener Vogel im goldenen Käfig, an dessen Gitterstäben er sich beständig Kopf und Flügel verletzt, so fristete Prinzessin Luise im Dresdener Palast am Taschenberg als Gemahlin des sächsischen Thronfolgers ihr Dasein. Zwar ist es ihr zuletzt gelungen, die Gitterstäbe zu durchbrechen. Aber sehr theuer ist ihr die Freiheit zu stehen gekommen. Mit gelähmten Flügeln liegt der Vogel am Boden. Mag es ihr später auch so scheinen, als wenn sie wieder fliegen könne, für die jetzt tief gekränkten und schwer niedergedrückten Freunde, die sie auf des Erdenlebens Höhen haben wandeln sehen, wird Prinzessin Luise sich nie wieder erheben.

Ist es indessen nicht Thorheit, zu sagen, sie wäre eine Gefangene gewesen? Werden denn vor Eingekerkerten die Flügelthüren weit aufgerissen, wenn sie aus einem Zimmer in ein anderes treten wollen? Steht etwa für sie sogleich ein elegantes Gefährt am Portal bereit, wenn sie die Lust anwandelt, das Haus zu verlassen? Sind Eingekerkerte bald in München, bald in Salzburg, bald in Paris, bald in einem fashionablen Seebade anzutreffen und weicht vor ihnen die Menge der Freien in ehrfurchtsvoller Scheu zurück, um ihnen die Straße zu öffnen? Bringt endlich etwa eine Gefangene überall dorthin, wohin sie ihren Fuß setzt, Freude und Frohsinn mit, wie es die ebenso anmuthige wie liebenswürdige Kronprinzessin von Sachsen gethan hat? Regt sich nicht bei dem Anblick einer Unfreien weit eher Traurigkeit und Mitleid? Wie Wenige wußten aber, daß, wohin sich auch die Prinzessin begab, ihr Kerkermeister sich stets in ihrem Gefolge befand? Und dieser war kein Anderer als die Etiquette der Höfe. Sich selber gehörte sie nur, wenn sie allein in ihrem Zimmer war und dessen Thüren fest verschlossen hatte. Sonst stand sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend unter der Obhut von Aufpassern, welche die Etiquette angestellt hatte, und die in der Maske des persönlichen Dieners streng darauf zu sehen hatten, daß sie innerhalb der Schranken des höfischen Zwanges blieb.

Nun giebt es wohl ein Mittel, solches Fürstenleid zu mildern. Vor der Arbeit hält das Leid nicht Stand. Aber einer Prinzessin ist sie fast immer versagt. Mag ein Prinz den inneren Frieden finden, indem er sich in den Dienst seines Vaterlandes stellt, wie soll eine Fürstin dieses Friedens theilhaftig werden, deren berufliche Thätigkeit nicht über die Erfüllung der Pflichten der Repräsentation hinausgeht? Wo es für eine Frau wirklich etwas zu thun giebt, da strecken sich ihr tausend dienstbeflissene Hände entgegen, um ihr die Arbeit abzunehmen. Nicht einmal ist ihr erlaubt, ihre Kinder selber zu erziehen Sie darf nur zusehen, wie Andere sich um sie bemühen und durch's Leben geleiten. Um sich aber ungeachtet der Ungunst dieser Verhältnisse ein Feld befriedigender Thätigkeit zu verschaffen, dazu gebrach es der Kronprinzessin an der erforderlichen Kraft. Zweifellos ist sie regen und empfänglichen Geistes. Was ihr auch begegnen mag, an Nichts geht sie gleichgiltigen Blickes vorüber. Die Kunst, namentlich die Musik, ist ihr eine Quelle reiner Freuden; und stets hat sie selber zu prüfen gesucht, wenn von ihr verlangt wurde, sie solle von Anderen festgelegte Wahrheiten als vollgiltig anerkennen. Die Dogmen der katholischen Kirche verloren bei dem Durchlesen evangelischer Schriften ihre Macht über sie; und je mehr diese sich von der lutherischen Orthodoxie entfernten, desto mehr fühlte sie sich durch sie in ihrem religiösen Empfinden gehoben. Aber zu wenig waren doch Geist und Wille geschult, als daß sie fähig gewesen wäre, sich einer andauernden geistigen Arbeit zu widmen, die ihr über die Gefangenschaft hinweghalf.

Weniger beängstigend wäre auch der Kronprinzessin der goldene Käfig erschienen, wenn sie irgend einer wahlverwandten Seele ihr gepreßtes Herz hätte erschließen können. Wo hätte sie aber auf Verständniß rechnen dürfen? In Dresden begriff man nicht, wie sie für sich Anderes als die Uebrigen beanspruchen konnte. Wandte sie sich um Trost an das Elternhaus in Salzburg, so wies man sie an ihren Beichtvater, sie, die längst verlernt hatte, in dem katholischen Priester den Vermittler in ihren Anliegen bei Gott zu erblicken.

Baar jedes Rückhalts, den der Segen der Arbeit gewährt, und jedes Zuspruches von nahestehenden Freunden, die mit ihr fühlten, wäre die Kronprinzessin Luise in ihrem Käfig schon längst der Verzweiflung anheimgefallen, wenn ihr nicht die Aussicht auf eine Königskrone gewinkt, und wenn sie ihre Kinder weniger innig geliebt hätte. Halb im Ernst, halb im Scherz meinte sie oft, daß Vieles anders und besser werden würde, wenn sie sich erst Königin nennen dürfe. Von dieser Wandlung erhoffte sie nicht bloß die eigene Freiheit, sondern auch eine gründliche Auffrischung der dumpfen Luft, von der nach ihrer Ansicht die sächsischen Königsschlösser erfüllt waren. Zu den Kindern zog es sie aber unwiderstehlich hin; und wer sie in dem Kreise ihrer kleinen Schaar beobachten konnte, mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß es keine bessere Mutter unter den Fürstinnen geben könne. Indessen wohl verstanden: unter Fürstinnen. Niemals knüpft sich in Königshäusern das Band zwischen Eltern und Kindern so fest wie in dem schlichten Heim des Bürgers. Dort gehören die Kinder dem Vater und der Mutter nur zum Theil; und weil sie sich mit ihnen nur verhältnißmäßig selten beschäftigen können, bleiben ihre Kinder ihnen am letzten Ende fremd.

Da leuchteten mit einem Male in den düsteren Käfig aus dem sympathischen Antlitz eines jungen Mannes zwei verführerisch schöne Augen hinein. An einem dritten Ort hätte die Kronprinzessin Luise sicherlich ihrer auch dann kaum geachtet, wenn sie von anderer Seite darauf besonders aufmerksam gemacht worden wäre. Aber diese Augen begegneten ihr täglich, nein stündlich unter demselben Dache, oft gerade dann, wenn sie sich am unglücklichsten fühlte. Und immer schienen sie ihr zu sagen: Ich verstehe Dich, und daher bemitleide ich Dich auch. Ein starker Charakter konnte die Kronprinzessin niemals genannt werden; und so gab sie sehr bald die Sympathie, die sie selber erweckt hatte, dankbaren Herzens zurück. Die große gesellschaftliche Kluft, die zwischen ihr und dem Gegenstand ihrer erwachenden Neigung lag, konnte diese nicht zurückhalten. In der engen Umgebung und in dem täglichen Verkehr trat der untergeordnete Sprachlehrer sehr bald vor dem liebenswerthen Menschen zurück. Namentlich in der Kinderstube der Fürstenhäuser fallen leichter als anderswo die Schranken der Standesunterschiede. Hier wollen die Fürsten einmal nicht Fürsten sein und sich so geben und auch so von den Anderen genommen werden, wie es unter den geringeren Sterblichen gebräuchlich ist. Von ausgetauschter Sympathie bis zur hingebenden, zu jedem Opfer bereiten Liebe wird aber der Weg um so schneller zurückgelegt, je verlockender die Aussichten sind, die das gebrachte Opfer eröffnet. Der Geliebte sollte sie auch aus dem Käfig befreien. Hätte Prinzessin Luise am sächsischen Hofe frei athmen können, die verführerisch schönen Augen des Sprachlehrers hätten niemals eine Macht über sie gewonnen. Vor dem Drange nach Erlösung aus der erdrückenden Luft hielt aber weder die zur Vernunft mahnende Anwartschaft auf eine Königskrone noch die warnende Stimme der Liebe zu ihren Kindern Stand.

Ein Verhängniß war es, daß der junge Sprachlehrer sich gerade zu der Zeit im Königsschlosse einfand, wo die Kronprinzessin der Verzweiflung am nächsten war; aber nur für die Fürstin selber, ihre Angehörigen und ihre Freunde. Den Römlingen kam der Belgier sicherlich nicht ungelegen. Eine Königin nach Art der Prinzessin Luise konnte nie und nimmer ihren Beifall finden. Sehr treffend wurde neulich von einem Historiker ausgeführt, daß das christlich-katholische Bekenntniß und die römische Kirche scharf von einander zu trennen sind. Jenes stehe auf religiösem Boden, die römische Kirche habe aber mit der Religion absolut Nichts gemein. Ihr alleiniges Ziel sei seit undenkbaren Zeiten die Ausübung der Herrschaft um des Herrschens willen. Wahrhaftig, nicht darauf kommt es ihr an, den Pilgern auf Erden das Dasein zu erleichtern und sie würdig auf das Jenseits vorzubereiten, sondern nur dahin will sie hinaus, daß die gesammte Welt ihr Ordre parire. Einfältige Politiker haben gemeint, die Einführung von Verfassungen würde ihrer Macht in den civilisirten Staaten Abbruch thun. Das Gegentheil ist eingetreten. Früher leitete Rom die Geschicke der katholischen Nationen

*) Ich gebe diese Ausführungen eines nicht ganz Uneingeweihten Raum, da sie sich bemühen, neues Licht in die Scandalsache zu bringen. Viele Einzelheiten des Aufsatzes vertragen aber durchaus ein Fragezeichen. Die psychologische Seite des Falles wird sich erst später behandeln lassen. D. H.

Digitized by Google

vermittels der Fürstenhäuser, deren Nachwuchs von seinen Dienern in seinem Sinne erzogen wurde. Jetzt, wo der Priester die Pfarrkinder an die Wahlurne treiben kann, hat es noch ein zweites Eisen im Feuer. Seit Jahrhunderten ist die Position der römischen Kirche nicht so günstig gewesen wie heute; und in dem Bewußtsein ihrer Machtfülle ist sie auch weiter denn je davon entfernt, auch nur das Geringste von ihrem Besitzstand fahren zu lassen. Neben der Centrumspartei sichern ihr einen großen Einfluß auf die Entwickelung des Deutschen Reiches die ihr treu ergebenen katholischen regierenden Fürstenhäuser. Wurde dieser Einfluß aber nicht durch die Kronprinzessin Luise bedenklich gefährdet?

In den Zeitungen war vielfach die Flucht der Kronprinzessin mit ehelichen Zerwürfnissen begründet worden. Bevor der Sprachlehrer auf dem Plan erschien, ist hiervon niemals etwas zu spüren gewesen; und auch nachher sind sie aller Wahrscheinlichkeit nach ebenso wenig eingetreten. Bis in die letzte Zeit ist der Kronprinz seiner Gemahlin in inniger Liebe zugethan gewesen; und bis zu dem Erscheinen des Sprachlehrers hat Nichts die Prinzessin in dem Entschluß wankend machen können, ihrem Gatten für das ganze Leben eine treue Gefährtin zu sein. So sehr schienen ihr die beiderseitigen Interessen mit einander verwachsen zu sein, daß sie den Prinzen zu ihren Ansichten und Anschauungen hinüberzuziehen suchte, wenn sie diese als die allein richtigen erkannt hatte, damit sie eben friedlich und glücklich neben einander hergehen könnten. Und Kummer und Herzeleid bereitete es ihr stets, wenn sie wahrzunehmen glaubte, daß Andere sich zwischen sie und den Prinzen drängten und die von ihr erstrebte Uebereinstimmung hintertreiben wollten. Hatte nicht außerdem eine gütige Vorsehung die Prinzessin mit einer seltenen Anmuth des Körpers, des Gemüths und des Geistes ausgestattet, der gegenüber kalt zu bleiben auch weniger empfänglichen Naturen als der ihres Gemahles kaum gelungen wäre? So lange der Kronprinz selber noch abhängig war, ließ sich der Einfluß der Prinzessin auf ihn noch leicht paralysiren. Wie aber, wenn er König war? War dann nicht auch für die Prinzessin die Bahn frei? Und hatte sie nicht ketzerische Neigungen, mit denen sie sich bedenklich den religiösen Anschauungen des sächsischen Volkes näherte, des Volkes, das den confessionellen Riß zwischen sich und seinem Herrscherhause niemals überwinden, niemals aufhören wird, auf dessen Rückkehr zum evangelischen Bekenntniß zu hoffen? Wahrscheinlich wäre zwar ein solcher Schritt Seitens des muthmaßlich nächsten sächsischen Königs auch unter dem Einfluß der Prinzessin Luise nicht gewesen. Aber er war doch nicht unter allen Umständen ausgeschlossen; und wenn er von ihrem Gemahl nicht zu befürchten war, so konnte ihn vielleicht doch sein Nachfolger auf dem Throne thun, dessen Mutter dieselbe ketzerische Luise ist. Rom läßt sich nur sehr selten von unwillkommenen Ereignissen überraschen. Auch der unwahrscheinlichsten Eventualität weiß es in der Regel rechtzeitig vorzubeugen. Und welche Opfer die Erweiterung oder die Wahrung seines Besitzstandes kostet, ist ihm durchaus gleichgiltig. Ob Menschenleben, an die sich reiche Hoffnungen knüpften, für immer vernichtet werden, ob ganze Familien in tiefe Traurigkeit auf unabsehbare Zeiten versetzt werden, ob Schmach und Schande sich an glänzende Namen heftet, das verschlägt nichts, wenn es den Triumph der Kirche gilt. Es soll hier nicht gesagt werden, daß der Sprachlehrer, dem die Kronprinzessin in's Ausland folgte, und dem zuliebe sie ihre ganze Vergangenheit und ihre ganze Zukunft preisgab, nicht auf einwandfreiem Wege in seine Stellung am kronprinzlichen Hofe gelangt wäre. Aber andererseits läßt sich nach den Praktiken der römischen Kirche auch nicht darauf schwören, daß sie bei der Wahl des streng katholischen Sprachlehrers ihre Hand nicht mit im Spiel gehabt und sie ihre Rathschläge ihren eigenen, auf die Entfernung der Prinzessin Luise von der Seite ihres Gemahls gerichteten Interessen nicht angepaßt hätte. Daß sie bei der Anstellung des jungen Belgiers mitgesprochen hat, erscheint mir unzweifelhaft. Einerseits ist es ja allgemein bekannt, daß die Mitglieder des sächsischen Königshauses ihren Pflichten als katholische Christen untreu zu werden fürchten, wenn sie sich bei der Lösung ernsterer Fragen nicht der Zustimmung ihrer Geistlichen vergewissern wollten. Und die Frage, wer als Lehrer im täglichen Verkehr mit den kronprinzlichen Kindern stehen soll, von denen mindestens Eines einmal den Thron besteigen wird, ist doch wirklich nicht von nebensächlicher Bedeutung. Andererseits kann als erwiesen gelten, daß der belgische Sprachlehrer erst gewählt wurde, nachdem die römische Geistlichkeit vor der Anstellung einer anderen Persönlichkeit gewarnt hatte. Und endlich: um den Ursachen einer befremdlichen Begebenheit und Handlung auf die Spur zu kommen, empfiehlt es sich stets, darnach zu forschen, wer aus ihnen Nutzen gezogen hat oder wenigstens hätte ziehen können. Stößt man aber mit der Frage „Cui prodest?“ nicht unmittelbar auf die römische Kirche? Nach der Flucht der Kronprinzessin ist sie für absehbare Zeiten von jeder Besorgniß um ihren Besitzstand im sächsischen Fürstenhause befreit. Sollte der Kronprinz eine zweite Ehe eingehen, so dürfte die Nachfolgerin der Prinzessin Luise die Lectüre evangelischer Schriften nicht minder heftig verabscheuen als die Römlinge selber. Wer außer der römischen Kirche hätte aber noch Anlaß, die Tragödie im Dresdner Königsschloß mit Genugthuung zu begrüßen?

„Aber Beweise! Beweise!“ Verzeihung! Nur Vermuthungen, nicht Behauptungen werden hier ausgesprochen. Ueberdies ist die römische Kirche viel zu vorsichtig, um ihren Widersachern Beweismaterial zu liefern. Nicht einmal die von ihren Schlägen Vernichteten, noch Diejenigen, die diese Schläge geführt haben, noch endlich die als Handlanger an dem Werke Betheiligten kommen jemals in die Lage, gegen sie zu zeugen. Die Prinzessin Luise wird ebenso wenig davon etwas wissen wollen, daß die Herrschsucht Roms sie zu Falle gebracht hat, wie ihr Geliebter annehmen, daß er in der Römlinge besonderen Dienst trat, als er in die Stelle eines Sprachlehrers am kronprinzlichen Hofe in Dresden berufen wurde. Wie Marionetten setzt die römische Kirche ihre Acteure in Bewegung. Aus dem Mangel an greifbaren Beweisen geht noch lange nicht ihre Unschuld hervor. Fällt aber nicht auch noch der Umstand erheblich in's Gewicht, daß den Römlingen die Gemüthsverfassung, in welche schließlich die warmblütige, lebensdurstige Prinzessin durch die trostlose Existenz in dem goldenen Käfig versetzt worden war, aus erster Hand bekannt sein mußte? Der römischen Kirche Diener gehen in streng katholischen Fürstenhäusern täglich ein und aus. Nicht einmal des Beichtstuhles bedürfen sie, um dort zu erfahren, was in dem Einzelnen vorgeht; und zudem hielt die Prinzessin Luise mit ihren Gedanken niemals hinter dem Berge. Mit Heimlichkeiten dürfte sie sich zum ersten Male in ihrem Leben abgegeben haben, als sie ihre Flucht über Salzburg nach Zürich vorbereitete. Nichts wäre leichter gewesen, als zur Ausführung des gegen sie geplanten Schlages den richtigen Zeitpunkt und das richtige Werkzeug zu wählen.

Der goldene Käfig ist gesprengt. Der befreite Vogel liegt aber gebrochen am Boden. Wer die Kronprinzessin Luise genauer gekannt hat, weiß, daß sie schon jetzt bittere Thränen über ihr grausiges Schicksal vergießt. Und zu diesen Thränen gesellen sich die Klagen aller Derer, die davon durchdrungen sind, daß sie die Letzte gewesen wäre, die ein solches Ende verdiente. In dem sächsischen Volke ließ sich in den Weihnachtstagen sehr häufig die Ansicht vernehmen: „Es ist ja klar, die Ketzerin mußte fort.“ Mag auch jede unmittelbare Schuld der römischen Kirche an dem Fall der jungen, anmuthigen, von zahllosen Freunden verehrten, von manchen unter ihnen geradezu angebeteten Fürstin mit Erfolg in Abrede gestellt werden, — von aller Verantwortung für ihr tragisches Ende wird sie um keinen Preis freigesprochen werden können. Wird auch die Frage „Cui prodest?“ außer Betracht gelassen, so ist doch immer noch auf der Römlinge Conto die dumpfe, schwüle Luft zu setzen, in welcher der eingefangene Vogel zu ersticken glaubte. Nur an einem Hofe konnte sie sich entwickeln, der seit Jahrhunderten im Banne der römischen Herrschaft steht.

K. v. D.

Der Retter.

Die Neujahrsbesuche sind insofern eine vortreffliche Einrichtung, als sie den Strebern empfindlichen Schaden bringen. Am ersten Morgen des neuen Jahres pflegt jede anständige Excellenz ein entschiedener Alkohol-Feind und außerdem in einer Stimmung zu sein, die ihn selbst gegen Castro aufreizen könnte. Carrièrefreudige junge Leute bringen sich deßhalb durch eine unvorsichtige Visite zwölf Stunden nach Silvester leicht um die Früchte arbeitsvoller Monate. Krummer Rücken zur Unzeit thut Gott leid.

Excellenz zerriß ärgerlich die Karte, die ihm der Diener auf dem herkömmlichen Silbertablett gereicht hatte. „Er wollte sich absolut nicht hinauswerfen lassen,“ bemerkte Anton schüchtern. „Und im Interesse des Landes fordert er Sie auf, unverzüglich den beiliegenden Brief zu lesen.“

Kein ehrenwerther Mensch verlangt am Neujahrsmorgen von einem Mitmenschen, daß er Briefe lese. Darum sind ja die postalischen Neujahrs-Glückwünsche erfunden worden, die man uneröffnet sofort in den Papierkorb werfen kann. Excellenz legte die Linke fest auf die Magengegend, die Rechte auf die hohe Stirn. Dann erst benutzte der Würdenträger beide Hände dazu, um den Brief des Fremdlings zu öffnen.

Seine Miene hellte sich plötzlich auf. Wie wenn Sodawasser die Zuckerreste fragwürdigen Sectes fortspült. „Eintreten lassen!“ befahl er.

„Sie rauchen doch nicht?“ waren seine ersten Worte an den Besuch. „Offen gestanden — ich vertrage den Cigarrenrauch schlecht. Wenigstens heute Morgen. Also sagen Sie — welches ist Ihr Recept zur Beseitigung des Zweihundert Millionen-Deficits?“

Der Fremde ließ sich mit natürlichem Anstand auf dem nächsten Sessel nieder. „Die Branntweinsteuer wird Ihnen von denen um Zubeil nicht bewilligt werden; mit der Biersteuer erzürnen Sie Roesicke-Dessau, der jetzt zur Freisinnigen Vereinigung gehört und der nächstkommende Mann hinter Barth ist. Ich schlage Ihnen die Reichs-Einkommensteuer mit Lotterie vor. Sie erheben die geplante Steuer nicht erst vom Einkommen über 2500 Mark, sondern von jedem Bürger ohne Ausnahme. Sie nehmen nicht ein bis drei Procent, sondern den doppelten Satz.“

Das fahle Antlitz der Excellenz röthete sich leicht. Ein herzgewinnendes Lächeln spielte um seine etwas schlaffen Lippen.

„Gleichzeitig aber,“ so fuhr der Fremde eintönig fort, „lassen Sie auf jede Steuerquittung eine Loosnummer drucken. Jeder Steuerzahler nimmt damit kostenfrei an der großen Reichslotterie theil, die allviertel-

Digitized by Google

jährlich gezogen wird und neben zahlreichen kleinen Gewinnen einen Hauptgewinn von fünf Millionen Mark bringt. Seien Sie überzeugt, das Steuerzahlen wird unter diesen Umständen in Deutschland zu einer Volksbelustigung, und auch der begabteste Finanzminister kann von nun an keine Deficits mehr machen."

Die Excellenz langte nach der Cigarrenkiste. „Sie rauchen?" fragte der Staatsmann zärtlich. „Bitte, zünden Sie sich eine an. Mir thut der Dampf wohl. Und wie wollen Sie neben den Geldschwierigkeiten die politischen beseitigen?"

„Diese Henry Clay bringt mich darauf," entgegnete der Fremde. „Der amerikanische Plan eines Tabak-Trustes wird Ihnen bekannt geworden sein? Der Trust will Deutschland erobern und die deutschen Fabriken ihrer Abnehmer berauben. Er legt zu dem Ende in einen Bruchtheil der von ihm verkauften Cigarrenkisten Anweisungen auf Pfropfenzieher, Automobile und andere Gebrauchsgegenstände. Gesetzlich läßt sich gegen dies Prämiensystem wenig thun, nicht wahr?"

„Gar nichts." Die Excellenz lauschte gespannt.

„Na also. Wir übertragen die Idee einfach in's Politische. Bei der nächsten Reichstagswahl erhält jeder Wähler ein amtlich verschlossenes Couvert. In allen liegt der regierungsfreundliche Wahlzettel; in einem Bruchtheile außerdem noch eine Anweisung auf Automobile, lenkbare Luftballons, Villen am Gardasee, Millionär- und Intendantenstellen. Der Wähler hat nun nichts zu thun, als dem Wahlcommissar das verschlossene Couvert zu reichen. Der legt den regierungsfreundlichen Zettel in die Urne und händigt die etwa vorhandene Anweisung auf eine Prämie dem Wähler ein. Ich verbürge mich dafür, es kommen bei diesem Wahlsystem höchstens drei Agrarier, aber keine Socialdemokraten in's hohe Haus. Sehr angenehm ist übrigens für Sie, daß das Wahlcouvert gleichzeitig eine alte liberale Forderung erfüllt, bessere Wahrung des Wahlgeheimnisses betreffend. Barth wird also einverstanden sein."

Die Excellenz fühlte keine Spur eines Magendrückens mehr. „Bleiben Sie doch zu Tisch," sagte sie, dann schwanden ihr vor Entzücken die Sinne . . .

„Es muß zu viel Likör in die Bowle gethan worden sein," meinte die Frau des Hauses besorgt, als sie ihren hohen Gatten fünf Minuten später halb bewußtlos in seinem Arbeitszimmer fand. „So schlimm hast Du es ja noch nie gehabt, Männchen!"

„Zu viel Zucker!" stöhnte die Excellenz. „Zucker verwandelt sich eben im Magen in Alkohol, und das wissen die Dummköpfe nicht. — Laß mich zu Bette bringen!" **Timon d. J.**

Notizen.

Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Acht Vorträge von Alois Riehl. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Weniger zu belehren, als vielmehr anzuregen, ist die Bestimmung der Schrift. Sie will der Philosophie unter den wissenschaftlich Gebildeten neue Freunde gewinnen und weiteren Kreisen das Verständniß für die philosophischen Bestrebungen der Gegenwart vermitteln. Von den Vorträgen, die den Inhalt der Schrift bilden, sind die fünf ersten den theoretischen Aufgaben der Philosophie gewidmet. Sie erörtern das Verhältniß der Philosophie zur Wissenschaft im Alterthum und in der neueren Zeit und handeln von der kritischen Philosophie, den Grundlagen der Erkenntniß, dem naturwissenschaftlichen und dem philosophischen Monismus; der sechste Vortrag über Werthprobleme zeigt in der Person des Sokrates das Beispiel philosophischer Lebensführung, der folgende hat die Frage des Pessimismus (Schopenhauer und Nietzsche) zum Gegenstande; eine Betrachtung über Gegenwart und Zukunft der Philosophie faßt zum Schlusse die Ergebnisse der Schrift zusammen.

Goethes Sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von Eduard von der Hellen. (Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.) Diese „Jubiläums-Ausgabe" soll daran erinnern, daß die erste Gesammtausgabe von Goethes Werken, die Grundlage aller folgenden, 1806 bei Cotta zu erscheinen begann; sie soll „das Jahrhundert dieses Bundes" als würdiges Denkmal abschließen. Es liegen bis jetzt zwei Bände von den vierzig, der 1. und der 12., vor, und sie geben uns das feste Vertrauen, daß die neue Ausgabe wirklich dem äußeren Anlaß ihres Hervortretens und dem Namen, den sie trägt, Ehre machen wird. Die Prinzipien, nach denen die Werke aufgenommen sind (aus dem Nachlaß nur das in künstlerischer und wissenschaftlicher Beziehung wirklich Bedeutende), nach denen die Gestaltung des Textes durchgeführt ist; die Anordnung, wonach jeder Band mit einer allgemeinen Einleitung eröffnet, mit erläuternden Anmerkungen zu den einzelnen Werken beschlossen wird; die Ausstattung in Papier und Druck, das Alles verdient volles Lob. Der 1. Band, den ersten Theil der Gedichte (in der Reihenfolge der Ausgabe letzter Hand, die überhaupt für die Anordnung der Werke maßgebend war) enthaltend, ist von Eduard v. d. Hellen herausgegeben, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen. Die Einleitung giebt eine gute, wenn auch nicht erschöpfende Charakteristik der Goethe'schen Lyrik; die Anmerkungen enthalten das Wichtigste über Entstehungszeit, Textwandlungen, äußere Vorbilder, biographische und sonstige Beziehungen der einzelnen Gedichte, sie sind in ihrer knappen Fassung, die sich nicht an Goethe-Philologen wendet, wohl aber dem gebildeten Literaturfreund eine Menge interessanter Aufschluß-Details vermittelt, geradezu vorbildlich für ähnliche Ausgaben zu nennen, die in gutem Sinn volkstümlich sein wollen. — Der 12. Band enthält die drei „klassizistischen" Versdramen: Iphigenie, Tasso, Natürliche Tochter; Herausgeber ist Albert Köster. Auch er hat seines Amtes, besonders als Komentator, trefflich gewaltet. Mag in der Auffassung des Tasso, als einer im tiefsten Kern tragischen Dichtung, immerhin auch Derjenige, der ihm darin beistimmt, bekennen, daß hier etwas Definitives, unbedingt Bindendes sich schwerlich wird sagen lassen, so gebührt ihm allgemeiner Dank für die Einführung zur „Natürlichen Tochter", dem in seiner Seelentiefe und unerbittlichen Tragik so oft verkannten Drama, und für den Anhang, in dem er über den Plan der ganzen Trilogie, deren erster Theil bekanntlich die uns vorliegende Tragödie bildet, alles noch Auffindbare mittheilt. — Wir dürfen, nach den Namen der Mitarbeiter, unter denen wohl keiner der heutigen Goetheforscher von Bedeutung fehlt, mit Bestimmtheit annehmen, daß die folgenden Bände den Erwartungen, die durch die vorliegenden geweckt werden, vollauf gerecht werden; und so sei denn der Jubiläums-Ausgabe ein guter Fortgang und ein schöner Erfolg bei der Goethe-Gemeinde gewünscht, die sie erweitern und bereichern möge!

Die gute und schlechte Erziehung in Beispielen von ***. (Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.) Es ist kein Büchlein für gelehrte Pädagogen, es wendet sich unmittelbar an die Väter und Mütter unserer Kleinen in einer Reihe von Beispielen guter und schlechter Erziehungsmethoden, die vortrefflich geeignet sind, sorgsame Eltern zum Nachdenken anzuregen und in Stand zu setzen, Fehler gegen die Hauptgrundsätze guter Erziehung zu vermeiden.

Dichtung und Wahrheit von Goethe. Illustrirte und kommentirte Ausgabe, unter Mitwirkung von Prof. Julius Vogel und Dr. Jul. Zeitler herausgegeben von Prof. Dr. R. Wülker. (Verlag von Herm. Seemann Nachfolg., Leipzig.) Mit einem wirklichen Staats- und Prachtbuch, das sowohl den Goetheliebhabern im Besondern, der deutschen Familie jedoch im Allgemeinen Freude machen muß, ist der Verlag von Hermann Seemann Nachfolger auf dem Markt erschienen. Es sei gleich gesagt, daß es sich nicht um eines der überladenen und übelberufenen „Prachtwerke" handelt, wenngleich das Bestreben zu erkennen ist, einen geeigneten Geschenkartikel zu schaffen und sich nicht etwa rein-wissenschaftlich zu gebärden. Die Ausstattung wurde sowohl im Innern wie im Aeußern ruhig, zum Vortrag des Werkes passend, gehalten, jedes specifisch moderne Buchzierath, das nur störend gewirkt hätte, wurde vermieden; es wurde vielmehr — und darin beruht der Gegensatz zu den meisten bisherigen Klassikerausgaben — der Hauptnachdruck auf durchaus authentische, zeitgemäße Illustrationen gelegt. Das Werk enthält nur solche Bilder, welche thatsächlich Bezug auf den Inhalt haben, also die Bilder jener Städte und Personen, welche in Goethe's „Dichtung und Wahrheit" eine Rolle spielen und aus jener Zeit stammen. Die wenigen darin verwendeten Zier- und Schlußstücke sind in diesem Werke zu ersten Mal aus alten Sammlungen reproducirt und stammen aus der Jugendzeit Goethe's. Ein großer Theil der Illustrationen wird zum ersten Mal in diesem Werke veröffentlicht; der Herausgeber selbst, Geheimrath Prof. Dr. Wülker, sowie sein Bruder in Frankfurt haben ihre reichhaltigen Goethesammlungen speciell für dieses Werk zur Verfügung gestellt. Die Schrift endlich stammt ebenfalls aus der Zeit von ca. 1800 und ist nach alten Formen ausgegossen. In einem solchen Gewande ist noch kein Monumentalwerk unserer großen Dichter erschienen, es macht eine ungemein sympathische Ausnahme. Man wird nochmals zum Lesen des Werkes angeregt, dessen verborgene Kostbarkeiten hell an's Licht treten. Es ist ein Geschenkwerk von literarischem, von kunst- und kulturhistorischem Werth.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals **von Stosch**

erscheinen in der Monatschrift

Deutsche Revue * Herausgegeben von **Richard Fleischer**

Eben beginnt ein neuer Jahrgang. Monatlich ein Heft von 128 Seiten. Vierteljährl. M. 6.—

Das Januarheft liefert jede Buchhandlung zur Ansicht, auch die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** M. 3.—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. M. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. M. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. M. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. M. 4.
Salomon Süditalien. M. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. M. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. M. 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten d. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen von

Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

Eine **sehr gut erhaltene**

literarische Privat-Bibliothek

ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie der **gesellschaftlichen Produktion** von

Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 M.

C. J. v. Dühren,

Atelier für Kunst-Photographie,

Berlin W., Lützowstraße 97.

Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Bismarcks Nachfolger.

Roman von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

Abonnement

auf das

I. Quartal 1903.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaßlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 17. Januar 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Grundeigenthum. Von Leo N. Tolstoy. Deutsch von Wilhelm Thal. — Diäten für Reichstagsmitglieder. Von v. Horn (Weimar). — Bau und Leben der Zelle. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst.** Gedankenmelodien. Studie über die lyrischen Mittel in der Dichtung. Von Julius Konst. v. Hoeßlin. — Die Ehe zwischen Vetter und Base als dramatisches Problem. Von Rudolf Krauß. — **Feuilleton.** Nach den Flitterwochen. Von Gustav Beßmer. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Politische Tagebuchblätter. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — **Offene Briefe und Antworten.** Frau Luisa. Von H. v. G. (Dresden). — Notizen. — Anzeigen.

Das Grundeigenthum.

Von Leo N. Tolstoy. Deutsch von Wilhelm Thal.

Es bleibt mir nur noch wenig Zeit zum Leben, und vor meinem Tode möchte ich Euch Arbeitern sagen, was ich über Eure bedrückte Lage gedacht habe, und wie ich mir die Mittel denke, die Euch aus dieser Lage befreien sollen.

Vielleicht wird Euch etwas von dem, was ich gedacht habe und noch denke — und ich habe viel darüber nachgedacht — von Nutzen sein.

Ich wende mich natürlich zuerst an die russischen Arbeiter, unter denen ich lebe, und die ich besser kenne als die Arbeiter der anderen Länder, doch ich hoffe, auch diesen werden einige meiner Gedanken nutzbringend erscheinen.

I.

Die Thatsache, daß Ihr Arbeiter gezwungen seid, Euer Leben im Elend zu verbringen, daß Ihr zu einer harten, für Euch nutzlosen Arbeit verurtheilt seid, während andere Leute, die gar nicht arbeiten, von den Ergebnissen Eurer Arbeit profitiren; die Thatsache, daß Ihr die Sclaven dieser Männer seid, was nicht sein sollte — diese Thatsache fällt Jedem in's Auge.

Doch wie soll man ihr abhelfen?

Das erste, einfachste und natürlichste Mittel, das sich ganz zuerst bietet und seit langer Zeit geboten hat, besteht darin, mit Gewalt denen, die von Eurer Arbeit leben, das fort zu nehmen, wovon sie unrechtmäßig profitiren. So handelten im Alterthum die Sclaven im Rom, im Mittelalter die Bauern in Deutschland und Frankreich, so handelten sie mehrmals in Rußland, zu den Zeiten des Stenka Razin, des Pugatscheff, und so handeln die russischen Arbeiter manchmal noch heute.

Dieses Mittel bietet sich den unterdrückten Arbeitern vor allen anderen, und doch erreicht es nicht nur nie sein Ziel, sondern es verschlimmert die Lage der Arbeiter noch, anstatt sie zu verbessern. Im Alterthum, als die Macht der Regierungen noch nicht so stark war wie heute, konnte man auch auf den Erfolg einer Revolte hoffen, doch heute, wo die Regierung, die stets die Nichtarbeitenden beschützt, ungeheure Geldsummen, Eisenbahnen, Telegraphen, Polizei, Gendarmerie und Armee in Händen hat, werden alle Versuche dieser Art stets enden, wie kürzlich die Aufstände in den Regierungsbezirken Pultawa und Charkow geendet haben, nämlich mit der Unterdrückung der Aufständischen, und die Machtgewalt der Nichtarbeitenden über die Arbeitenden wird nur noch stärker werden.

Wenn Ihr versucht, mit Gewalt gegen die Gewalt zu kämpfen, so handelt Ihr ähnlich wie ein Gefesselter, der, um sich zu befreien, an den ihn umwindenden Stricken zerrt. Er wird die Knoten nur fester zusammenziehen. Ebenso steht es mit Euren Versuchen, mit Gewalt wieder zu gewinnen, was man Euch mit Gewalt genommen hat.

II.

Diese Thatsache, daß das Mittel des Aufstandes sein Ziel nicht erreicht und die Lage der Arbeiter nicht verbessert, sondern sie eher verschlimmert, ist jetzt allen klar. Das erklärt auch, warum die Männer, die den Arbeitern wohlwollen oder es wenigstens behaupten, in der letzten Zeit ein neues Mittel ersonnen haben, um sie aus der Sclaverei zu befreien. Dieses Mittel basirt auf folgender Doctrin. Wenn alle Arbeiter des Landbesitzes beraubt sind, den sie vorher inne hatten, und Alle Fabrikarbeiter werden (was nach dieser Doctrin zu ebenso bestimmter Stunde wie der Sonnenaufgang eintreten muß), wenn sie Syndicate und Genossenschaften gründen, Proclamationen erlassen und ihre Anhänger in die Parlamente schicken, so werden sie ihre Lage immer mehr verbessern, sich schließlich selbst alle Fabriken, alle Productionswerkzeuge, auch den Grundbesitz aneignen und dann vollständig frei und wohlhabend sein. Obwohl diese Doctrin unklar ist und willkürliche Vorschläge, Widersprüche, ja, ganz einfach Dummheiten aufweist, so verbreitet sie sich doch seit einiger Zeit immer mehr und mehr.

Diese Doctrin ist nicht nur in den Ländern zur Geltung gekommen, wo die Mehrzahl der Bevölkerung schon seit mehreren Generationen der Feldarbeit abtrünnig geworden ist, sondern auch da, wo die Mehrzahl der Arbeiter noch nicht daran denkt, der Erde untreu zu werden. Eine solche Lehre, die vor Allen den Feldarbeiter, den gewöhnlichen, gesunden und heiteren Bedingungen der verschiedenartigen, ländlichen Arbeiten entreißt und ihn den ungesunden, traurigen und gefährlichen Bedingungen der eintönigen und stumpfsinnig machenden Arbeit unterwirft, die ihm die Unabhängigkeit raubt, deren sich der Feldarbeiter erfreut, eine solche Lehre,

Digitized by Google

sollte man meinen, könne in den Ländern, wo die Arbeiter noch von der Erde leben, nicht den geringsten Erfolg haben. Doch diese Lehre, und was man den Socialismus nennt, wird selbst in einem Lande wie Rußland, wo 98 % der Arbeiter sich noch mit dem Ackerbau beschäftigen, gern von den übrigen 2 % anerkannt, die der Feldarbeit untreu geworden sind.

Der Grund dafür liegt auf der Hand. Der Arbeiter, der die Feldarbeit aufgiebt, läßt sich unwillkürlich von der dem Stadt- und Fabrikleben anhaftenden Verführung fortreißen. Und die Berechtigung dieser Verführung liefert ihm die socialistische Lehre, die die Vermehrung der Bedürfnisse als eine Bedingung für die Vervollkommnung des Menschen betrachtet.

Kaum haben diese Arbeiter einige Brocken der socialistischen Doctrin gelernt, so rühmen sie sie ihren Kameraden mit ganz besonderem Eifer und betrachten sich, dank dieser Propaganda und den neueren Bedürfnissen, die sie angenommen haben, als vorgeschrittene Männer, die dem groben Muschik, dem Feldarbeiter, weit überlegen sind.

Glücklicher Weise giebt es in Rußland nur wenige dieser Arbeiter, und die ungeheure Masse der russischen Feldarbeiter hat die socialistische Lehre noch nicht vernommen oder betrachtet sie, wenn sie sie vernommen, als etwas gänzlich Fremdes, das mit ihren wirklichen Bedürfnissen in keinem Einklang steht. Alle socialistischen Mittel, Versammlungen, Propaganda, Wahlen, mit einem Worte Alles, was dazu beiträgt, das traurige Loos der Fabrikarbeiter zu mildern, hat für die freien Feldarbeiter nicht das geringste Interesse.

Der Feldarbeiter braucht nicht einen erhöhten Lohn, kürzere Arbeitszeit, gemeinschaftliche Casse; er braucht nur Eins: Grund und Boden. Daran aber fehlt es überall, so daß er sich mit seiner Familie nicht ernähren kann. Und von diesem einzigen, wirklich nothwendigen Bedürfniß steht Nichts in der socialistischen Lehre.

III.

Daß die Erde, die freie Erde, das einzige Mittel zur Verbesserung ihres Schicksals und zur Befreiung von der Sclaverei bildet, darüber sind sich alle intelligenten russischen Arbeiter klar.

Ueber diesen Punkt schreibt ein russischer Arbeiter an einen Freund:

Wenn man Revolution macht und der Grund und Boden trotzdem Privateigenthum bleibt, so ist diese Revolution selbstverständlich nutzlos. So erzählen unsere Brüder, die im Auslande, in Rumänien leben, es gäbe dort eine Verfassung, ein Parlament, doch fast der ganze Grund und Boden ist in den Händen der Besitzer. Welchen Vortheil hat das Volk von diesem Parlament, wo man sich nur mit dem Parteikampfe beschäftigen soll, während das Volk von den Besitzern auf das Härteste bedrückt wird? Die Besitzer haben auf diesen Ländereien Weiler, d. h. Wohnungen erbaut. Gewöhnlich geben sie die Hälfte des Ertrages den Pächtern, und zwar gewöhnlich nur für ein Jahr. Hat der Bauer tüchtig gearbeitet, so säet im nächsten Jahre der Besitzer selbst auf dem so vorbereiteten Felde und schickt den Landmann nach einer andern Gegend. Der Unglückliche ist, wenn er einige Jahre bei einem Besitzer gelebt, noch dessen Schuldner. Die Regierung nimmt ihm für ihre Steuern die letzten Mittel, das Pferd, die Kuh, den Wagen, den Pflug, die Wäsche, das Bett, das Geschirr, und Alles wird für ein Spottgeld verkauft. Dann zieht der arme Bauer mit seiner hungrigen Familie zu einem anderem Besitzer, der ihm besser erscheint. Dieser giebt ihm Ochsen, Pflüge, Korn u. s. w., doch nach einiger Zeit wiederholt sich dieselbe Geschichte. Er geht zu einem dritten — dieselbe Sache. Was die Ernte betrifft, so miethen sich die Besitzer, die selbst gesäet, Arbeiter, und die Bezahlung erfolgt gegen Ende der Ernte; doch wenige Besitzer bezahlen die Arbeiter; die meisten behalten, wenn auch nicht den ganzen Lohn, so doch wenigstens die Hälfte zurück. Und dagegen giebt es kein gerichtliches Urtheil! Das ist Eure Verfassung, das ist Euer Parlament!

Der Grund und Boden ist das Erste, wonach das Volk streben müßte. Ich glaube, die Fabriken werden von selbst das Besitzthum der Arbeiter werden, wenn die Bauern Land besitzen, es bearbeiten und frei und ungehindert von dieser Arbeit leben. Dann werden Viele thatsächlich darauf verzichten, in den Fabriken zu arbeiten, d. h. die Concurrenz wird für die Handwerker geringer werden, der Lohn wird steigen, die Arbeiter werden ihre Genossenschaften, Cassen u. s. w. gründen und den Principalen selbst Concurrenz machen können. Die Letzteren werden dann keinen Vortheil mehr haben, selbst Fabriken zu besitzen, und sich mit den Arbeitern einigen. Der Grund und Boden ist der hauptsächlichste Gegenstand des Kampfes. Und das muß man den Arbeitern erklären. Selbst wenn sie die Erhöhung des Lohnes durchsetzen, so werden sie doch nur ein vorläufiges Zugeständniß erzielen, bis die Gemüther sich beruhigt haben, dann werden sich die Lebensbedingungen von Neuem ändern. Anstatt eines Unzufriedenen wird es zehn geben, die seine Stelle einnehmen wollen, und immer werden sie doch nicht Lohnerhöhung fordern können!"

Wenn die in dem Briefe über die Verhältnisse in Rumänien angeführten Thatsachen auch nicht ganz genau sind, und wenn die Unterdrückung in anderen Ländern auch nicht gleich schrecklich ist, die Hauptsache bleibt doch immer, daß die erste Bedingung zur Verbesserung der Arbeiterschicksale der Grund und Boden bildet, wie es in diesem Briefe klar und deutlich ausgesprochen ist.

IV.

„Der Grund und Boden ist der Hauptgegenstand des Kampfes", schreibt jener unwissende Bauer. Die socialistischen Gelehrten dagegen behaupten, der Hauptgegenstand des Kampfes seien die Fabriken und dann erst der Grund und Boden. Damit die Arbeiter nach der socialistischen Lehre die Erde bekommen können, müssen sie vor Allem mit den Capitalisten um den Besitz der Fabriken kämpfen und erst, wenn sie diese sich erobert, werden sie sich auch die Erde erobern. Die Menschen bedürfen der Erde, und man sagt ihnen; um sie sich zu erwerben, müßten sie sie vor Allem verlassen, um sie sich dann, vermöge eines sehr complicirten Verfahrens, wie es die socialistischen Propheten vorschreiben, von Neuem zusammen mit Fabriken zu erwerben, die für sie gar keinen Nutzen haben.

Dieses Verfahren, sich Fabriken zu erwerben, die man nicht braucht, um daraufhin die Erde zu bekommen, die man braucht — dieses Verfahren erinnert an die Tactik gewisser Wucherer. Z. B. Du verlangst von einem von ihnen tausend Rubel. Du brauchst nur Geld, doch der Wucherer sagt zu Dir: Ich kann Dir die allzu kleine Summe von tausend Rubeln nicht leihen, aber leihe Dir doch von mir fünftausend Rubel, dann bekommst Du für viertausend mehrere hundert Pud Seife, einige Stücke Seide und andere Gegenstände, die Du nicht brauchen kannst; nur unter dieser Bedingung kann ich Dir die tausend Rubel geben, die Du brauchst. Ebenso schlagen die Socialisten, nachdem sie zu Unrecht erklärt haben, die Erde sei ein der Fabrik gleichwerthiges Arbeitswerkzeug, den am Mangel an Grundbesitz krankenden Arbeitern vor, auf die Erde zu verzichten, und sich mit dem Besitz von Fabriken zu beschäftigen, in denen Kanonen, Gewehre, Parfüms, Seife, Spiegel, Bänder und Luxusgegenstände aller Art hergestellt werden; und wenn diese Arbeiter Spiegel und Bänder gut und schnell herstellen können, aber unfähig geworden sind, die Erde zu bearbeiten, dann sollen sie auch diese bekommen.

Digitized by Google

V.

So seltsam es auch scheinen mag, daß ein Arbeiter, der das Feld- und Waldleben aufgegeben, sich freut, wenn er nach zehn Jahren, ja, manchmal sogar nach Verlauf einiger Generationen, von seinem Principal an einem Orte, wo eine Pestluft herrscht, ein Häuschen bekommt und dazu vielleicht ein kleines Gärtchen von etwa drei Quadratmetern Umfang, wo er vielleicht nur ein paar Gurken oder Heliotropen ziehen kann, so ist diese Freude doch sehr begreiflich. Die Möglichkeit, auf der Erde zu leben, sich von ihr durch seine Arbeit zu nähren, war und bleibt stets eine der Hauptbedingungen für das glückliche und unabhängige Leben der Menschen. Alle Menschen wußten und wissen das, und darum haben sie stets nach einem diesem Leben entsprechenden Dasein gestrebt, genau wie der Fisch das Wasser sucht.

Die socialistische Lehre aber sagt, ein solches Leben unter Pflanzen und Thieren sei zum Glück der Menschen nicht erforderlich, man brauche nicht in der Landarbeit die Befriedigung fast aller nothwendigen Bedürfnisse zu finden, nein, man müsse in den Industrie-Gebieten leben, wo eine Pestluft herrscht, und die Befriedigung der stets wachsenden Bedürfnisse, nur durch die unsinnige Fabrikarbeit erzielt werden kann. Und die Arbeiter, die nur die schönen Seiten des Fabriklebens kennen, glauben daran und reiben alle ihre Kräfte in dem erbärmlichen Kampfe gegen die Capitalisten auf, um geringere Arbeitszeit und eine Lohnerhöhung von wenigen Pfennigen zu erzielen.

Sie bilden sich ein, sie verrichten ein äußerst bedeutendes Werk, während sie doch nur alle ihre Kräfte entfalten sollten, um wieder zum Leben in der Natur, zur Landarbeit zurückzukehren.

Aber, sagen die Socialisten, wenn es auch richtig ist, daß das Leben in der Natur höher steht, als das in den Fabriken, — die Fabrikarbeiter sind so zahlreich, und sie haben das Landleben seit so langer Zeit verlassen, daß ihre Rückkehr zur Feldarbeit bereits unmöglich ist. Unmöglich, weil eine solche Veränderung die Quantität der Producte der Fabrikindustrie, die den Reichthum des Landes ausmachen, ohne das geringste Bedürfniß nur verringern würde. Aber wenn dem auch nicht so wäre, so wäre doch nicht genügend Land vorhanden, um alle Fabrikarbeiter anzusiedeln und zu ernähren.

Diese Behauptung, die Rückkehr der Fabrikarbeiter zum Landleben würde den Reichthum der Menschen verringern, ist ungenau, weil das Landleben für die Arbeiter durchaus nicht die Möglichkeit ausschließt, einen Theil ihrer Zeit der mechanischen Arbeit zu widmen, entweder im Hause selbst oder in der Fabrik. Und wenn in Folge dieser Theilung eine Verringerung der Production der nutzlosen und schädlichen Gegenstände, die man jetzt in den großen Fabriken mit außergewöhnlicher Schnelligkeit herstellt, eintreten, wenn ein Stillstand in der jetzt so gewöhnlichen Ueberproduction der nutzlosen Gegenstände sich geltend machen, die Qualität der Felderzeugnisse, der Gemüse, der Früchte, der Hausthiere dagegen sich verbessern würde, so würde der Reichthum der Menschen dadurch keineswegs geringer werden, im Gegentheil, er würde wachsen.

Die Behauptung, es würde an Grundbesitz fehlen, um alle Fabrikarbeiter anzusiedeln und zu ernähren, stimmt auch nicht, denn in den meisten Ländern — von Rußland gar nicht zu sprechen, wo der Grund und Boden großen Gutsbesitzern gehört, — wären die den großen Besitzern gehörigen Terrains für alle Fabrikarbeiter von Rußland, ja, von ganz Europa hinreichend, um alle zu ernähren, vorausgesetzt, daß die Cultur auf den Grad der Vervollkommnung gebracht wird, die sie bei den augenblicklichen Fortschritten der Technik annehmen kann, ja, wenn sie nur den Grad der Vervollkommnung erreicht, deren sie sich bereits vor vielen tausend Jahren in China zu erfreuen hatte.

Wer sich für diese Frage interessirt, mag das Buch von „Kropotkin, die Eroberung des Brodes“ oder Field's „Factories and Workship“ oder ein sehr gutes Buch von Popoff „Das Getreidefeld“ lesen. Er wird dann sehen, wie viele Familien die Erde bei einer guten Cultur noch zu ernähren vermag, wie viel mehr Menschen heutzutage von demselben Fleckchen Erde leben können. Das vervollkommnete Culturverfahren würde sicherlich auch von den kleinen Ackerbürgern angewendet werden, wenn sie nicht wie jetzt ihr ganzes Einkommen den Großgrundbesitzern abtreten müßten, die ja kein Interesse daran haben, die Production eines Grund und Bodens zu erhöhen, aus dem sie ohne die geringste Mühe großen Nutzen ziehen.

Man sagt, es würde nicht genug freie Erde für alle Arbeiter geben, also hätten die Arbeiter auch gar keinen Vortheil, sich die von den Großgrundbesitzern mit Beschlag belegte Erde zu Eigen zu machen.

Ebenso gut könnte der Besitzer eines Hauses den Haufen Menschen beurtheilen, die während eines Unwetters vor der Thür dieses unbewohnten Gebäudes stehen und ein Obdach verlangen. „Man darf diese Menschen nicht in's Haus lassen, denn es ist zweifelhaft, ob Alle darin wohnen können. Laßt die herein, die es verlangen, dann wird man sehen, ob Alle oder nur ein Theil Platz haben, und wenn Alle nicht darin wohnen können, warum sollte man die nicht herein lassen, die Platz finden?“ Ebenso ist es mit der Erde. Laßt die Erde, die man den Arbeitern genommen hat, Denen, die sie verlangen, dann wird man ja sehen, ob sie genügt oder nicht. Außerdem ist diese Behauptung, es fehle für die jetzt in den Fabriken beschäftigten Arbeiter an Grund und Boden, von vornherein irrig. Wenn die Fabrikarbeiter sich heut' von dem Brode nähren, das sie kaufen, so ist das noch kein Grund, daß sie nicht selbst diesen Grund und Boden bebauen, dem dieses zu ihrer Ernährung dienende Brod entstammt, gleichviel, ob dieser Grund und Boden in Indien, Amerika, Australien oder Sibirien liegt. So haben also alle Behauptungen, die Fabrikarbeiter dürften nicht zur Erde zurückkehren, keinerlei Begründung; im Gegentheil ist es klar, daß diese Rückkehr dem Allgemeinwohl nicht nur nicht schaden, sondern es vermehren und die chronischen Hungersnöthe in Indien, Rußland und anderswo unterdrücken würde, die die augenblickliche schlechte Vertheilung von Grund und Boden deutlicher beweisen, als alles Andere.

Es ist ja richtig, daß überall, wo die Fabrikindustrie besonders entwickelt ist, wie in Belgien, Holland und einigen Staaten von Amerika, das Leben der Arbeiter derartig sich verschlechtert hat, daß ihre Rückkehr zum Landleben äußerst schwierig ist. Doch diese Schwierigkeit schließt nicht die Möglichkeit aus, daß sich eine solche Rückkehr verwirklichen ließe. Um sie eintreten zu lassen, müssen die Arbeiter vor allen Dingen einsehen, daß diese Veränderung für ihr Wohl nothwendig ist, sie müssen nach Mitteln zu ihrer Verwirklichung suchen und ihre industrielle Sclaverei nicht (wie es ihre socialistische Doctrin lehrt) als einen ewigen, unveränderlichen Zustand betrachten, der zwar verbessert, aber nicht vollständig ausgerottet werden kann.

Selbst die Arbeiter, die bereits das Landleben verlassen haben und von der Fabrikarbeit leben, haben nur eins nöthig: sie müssen nach Mitteln suchen, sich von der Sclaverei der Fabrik zu befreien und sich auf dem Lande anzusiedeln; alles Andere, wie Versammlungen, Gesellschaften, Streiks, kindliche Umzüge mit Fahnen, der 1. Mai, ist nutzlos. Das Haupthinderniß für die Ansiedelung und Befreiung bildet der Umstand, daß der Grund und Boden von Gutsbesitzern mit Beschlag belegt worden ist, die nicht darauf arbeiten. Die Arbeiter müssen Grund und Boden verlangen, solchen von ihrer Regierung fordern, und damit begehren sie nicht etwa Fremdes, das ihnen nicht gehört, sondern ihr Recht, ihr absolutes und hauptsächliches Recht; sie wollen auf der

Digitized by Google

Erde leben und sich von ihr ernähren, ohne dazu die Erlaubniß der anderen Menschen zu erbitten. Die Abgeordneten der Arbeiter müssen in den Parlamenten für die Sache kämpfen, die arbeiterfreundliche Presse muß sie vertreten, und die Fabrikarbeiter selbst müssen sich darauf vorbereiten.

Das gilt für die Arbeiter, die das Landleben verlassen haben. Für diejenigen, die wie die Mehrzahl der russischen Arbeiter von der Landarbeit leben, reducirt sich die Frage auf Folgendes: Wie können sie ihre Lage verbessern, ohne das Land zu verlassen und den Verlockungen des Fabriklebens anheimzufallen? — Dazu ist Eines nothwendig: überlaßt den Arbeitern Grund und Boden, den jetzt die Großgrundbesitzer mit Beschlag belegt haben.

Man spreche in Rußland mit dem ersten, besten Bauern, dem man begegnet, man spreche mit einem Stadtarbeiter, frage ihn, warum er nicht gut lebt, alle werden dasselbe antworten: Es ist kein Grund und Boden da, man weiß nicht, was man arbeiten soll.

Und hier bei uns in Rußland, wo das ganze Volk beständig über Mangel an Grund und Boden klagt, erklären die Männer, die der Sache des Volkes zu dienen glauben, man müsse in den Fabriken gegen die Capitalisten kämpfen und sich dann erst mit der Wiedergewinnung von Grund und Boden beschäftigen.

„Aber müssen denn alle Menschen auf dem Lande leben und Ackerbau treiben?" fragen alle Diejenigen, die sich dermaßen an das künstliche Leben von heute gewöhnt haben, daß ihnen das als etwas Seltsames und Unmögliches erscheint.

„Aber müssen denn alle Menschen auf dem Lande leben und Ackerbau treiben?" Ja, warum nicht; wenn es Leute giebt, die den seltsamen Geschmack haben, die Sclaverei der Fabrik dem Lande vorzuziehen, so wird sie Niemand daran hindern. Es handelt sich einfach darum, jedem Menschen die Möglichkeit zu geben, wie ein Mensch zu leben. Wenn wir auch wissen, daß es wünschenswerth ist, daß jeder Mensch eine Familie hat, so sagen wir doch nicht, daß Jeder sich verheirathen und Kinder haben muß; wir sagen nur, der Organismus der Gesellschaft ist schlecht, wenn er nicht einem Jeden diese Möglichkeit liefert.

VI.

Zur Zeit der Leibeigenschaft sagten die Bauern zu ihrem Herrn: „Wir gehören Euch und die Erde gehört uns!" d. h. trotz aller Ungleichheit und trotz aller Grausamkeit, die darin liegt, daß ein Mensch einem anderen zu Eigen gehört, fanden sie die Thatsache, daß ein Mensch das Recht haben sollte, die Erde zu besitzen, die er nicht bearbeitet, noch grausamer, noch unberechtigter. Allerdings haben russische Bauern in der letzten Zeit nach dem Beispiel der Großgrundbesitzer bereits Grund und Boden gekauft und verkauft. Doch nur wenige leichtfertige und von Habsucht verblendete Menschen handeln so. Alle wirklichen russischen Ackerbürger sind fest überzeugt, daß die Erde denen, die sie nicht bearbeiten, nicht gehören darf. Wenn sie den Arbeitenden auch jetzt von den Nichtarbeitenden entrissen worden ist, so wird doch eine Zeit kommen, wo sie denen, die sie jetzt besitzen, wieder fortgenommen wird; dann wird sie wieder werden, was sie sein soll: Ein Gemeingut. Und die russischen Bauern glauben mit vollem Recht, daß das bald der Fall sein wird. Heutzutage ist die Ungerechtigkeit, die Unsinnigkeit, die Grausamkeit, die darin liegt, daß Nichtarbeitende Grund und Boden besitzen, so deutlich geworden, wie es vor fünfzig Jahren die Unsinnigkeit, die Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Leibeigenschaft war. Ist nun die Zahl der Menschen größer geworden oder sind die Menschen aufgeklärter, — heute sehen alle Diejenigen, die Grund und Boden besitzen, was sie vor fünfzig Jahren nicht sahen: Der Bauer, der sein ganzes Leben gearbeitet hat, hat nicht Brod genug, weil er nicht hat säen können; er hat nicht genug Milch für die Kinder und Greise, weil er nicht genug Weide besitzt; er hat kein Holz, um einzuheizen und die wurmstichige Hütte auszubessern, während der Großgrundbesitzer, der nicht arbeitet und in seinem großen Hause lebt, kleine Hunde mit Milch ernährt, elegante Pavillons und Ställe errichtet, Parks und Wälder anlegt und in einer Woche ißt und trinkt, wovon sich das vor Hunger sterbende Dorf ein ganzes Jahr ernähren könnte. Die Ungerechtigkeit, Unsinnigkeit und Grausamkeit eines solchen Zustandes springt jetzt einem Jeden in die Augen, wie sich früher Jeder über die Ungerechtigkeit, Unsinnigkeit und Grausamkeit der Leibeigenschaft klar war. Sobald die Menschen die Ungerechtigkeit, Grausamkeit eines solchen Zustandes einsehen, muß dieser unweigerlich in der einen oder anderen Weise ein Ende nehmen. So hat die Sclaverei aufgehört, und so muß auch das Grundeigenthum sehr bald verschwinden.

Diäten für Reichstagsmitglieder.

Von v. Horn (Weimar).

Die derzeitigen geradezu trostlosen Zustände unseres parlamentarischen Lebens, welche nur den Gegnern deutscher Entwickelung Genugthuung bereiten können, haben wieder einmal die allgemeine Aufmerksamkeit in hohem Maße auf sich gelenkt und Erörterungen darüber herbeigeführt, in welcher Weise hier dauernd Abhülfe geschaffen werden könne. Vielfach und immer von Neuem und immer häufiger wird der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß eine wirkliche Besserung der jetzigen verworrenen und unerträglichen Verhältnisse nur dann eintreten werde, wenn auch den Reichstagsabgeordneten Diäten bewilligt würden.

Ob eine solche Maßregel wirklich von dem erhofften gewaltigen und durchschlagenden Erfolge begleitet sein wird, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls würde sie nach den bisher gemachten Erfahrungen von einer keineswegs zu unterschätzenden Bedeutung sein; soll jedoch der Frage über die Nützlichkeit der Diätenbewilligung näher getreten werden, so bleibt dabei noch eingehend zu erwägen, ob und welche Vorbehalte und Bedingungen etwa an die Bewilligung zu knüpfen sein würden.

Bei dem Zugeständniß des directen Wahlrechtes galt seiner Zeit die Diätenlosigkeit des Gewählten als Ausgleich und Gegenleistung. Dieser Grundsatz der Diätenlosigkeit steht zwar heute noch verfassungsmäßig fest; steht aber nur auf dem Verfassungs-Papiere und ist thatsächlich vielfach durchbrochen. Denn einer großen und immer noch wachsenden Anzahl von Reichstagsabgeordneten hat man zum Diätengenuß auf Staatskosten dadurch zu verhelfen gewußt, daß man ihnen gleichzeitig Mandate für das Abgeordnetenhaus und damit auch Diäten aus Staatsmitteln verschaffte. Da nun beide Parlamente meistens gleichzeitig tagen, so waren den Doppelmandataren zugleich Diäten gesichert. Der Beweis scheint somit erbracht zu sein, daß die gesetzlich festgelegte Diätenlosigkeit der Reichsboten thatsächlich gar nicht mehr durchführbar ist, und daß man jetzt Reichsboten ohne Diäten und Reichsboten mit Diäten versammelt sieht. Man hat damit gewissermaßen Reichsboten erster und zweiter Classe geschaffen und einen Zustand herbeigeführt, der auf die Dauer ganz unhaltbar ist.

Wenn man erwägt, daß dem mit einem Abgeordnetenmandate Betrauten damit auch eine ganz besondere Fülle von Privilegien verliehen wird, um ihn in Stand zu setzen, seine ganze Arbeitskraft und Thätigkeit einzig und allein der Erfüllung seines ehrenvollen Auftrages zu widmen, und daß ein Abgeordneter, welcher sich Mandate für zwei gleichzeitig

Digitized by Google

arbeitende Parlamente übertragen läßt, unmöglich auch gleichzeitig zweimal seine ganze Arbeitskraft und Thätigkeit jedem der beiden Aufträge widmen kann, daß er vielmehr im allergünstigsten Falle die übernommenen Verpflichtungen nur halb zu erfüllen vermag und seine Kraft halbiren muß, so ergiebt sich daraus eigentlich ganz von selbst die grundsätzliche Unzulässigkeit der — gesetzlich allerdings nicht verbotenen — Uebernahme von Doppelmandaten. Hätte man bei Erlaß der preußischen Verfassungsurkunde voraussehen können, daß einmal die Zeit kommen könnte, in der neben dem preußischen Landtage auch ein deutscher Reichstag in Berlin tagen werde, so würde ohne Zweifel in weiser Fürsorge der Möglichkeit von Doppelmandaten hier ein Riegel vorgeschoben worden sein.

Diesem mit dem Geist der preußischen und der Reichs-Verfassung nicht im Einklang stehenden und immer weiter um sich greifenden Mißbrauch würde jedenfalls durch Bewilligung von Diäten an die Reichstagsabgeordneten ein Ende gemacht werden. Es würde damit aber auch die Zahl geeigneter Bewerber um Reichstagsmandate ganz von selbst sehr erheblich steigen, weil notorisch sehr viele geeignete Männer wegen der unerschwinglichen Kosten des Aufenthaltes in Berlin bislang genöthigt gewesen sind, von einer Candidatur Abstand zu nehmen.

Selbstverständlich müßte aber neben der Bestimmung, welche Diäten dem Reichstagsabgeordneten bewilligt, auch die Anordnung getroffen werden, daß ein Reichstagsmitglied während der Wahlperiode keiner anderen parlamentarischen Körperschaft angehören darf.

In diesem Falle kämen die Doppelmandate von selbst in Wegfall. Der Reichstagsabgeordnete wäre, der Würde seines Auftrages entsprechend, vollkommen unabhängig von den Sonderinteressen der Parteien anderer Parlamente, er wäre frei und selbstständig und könnte sich ganz der Erfüllung seiner Mandatspflichten widmen.

Ein nach diesen Grundsätzen zusammengesetzter Reichstag, der in voller Unabhängigkeit von den Sonderparlamenten der Einzelstaaten sich seiner hohen Aufgaben bewußt bleibt, würde gewiß sehr bald das im Schwinden begriffene allgemeine Vertrauen wieder erobern, ohne daß die Frage einer etwaigen Aenderung der Wahlmündigkeit zur Erörterung gestellt werden müßte.

Bau und Leben der Zelle.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Die färbbaren Theile des Kernes, die für gewöhnlich theils in dem oder den Kernkörperchen zusammengedrängt, theils im Kern zerstreut sind, lösen sich bei Beginn der indirecten Theilung in ihre Körnchenbestandtheile auf, während das Fädchengerüst des Kernes sich in einen langen, knäuelförmig gewundenen Faden umwandelt, an dem die Körnchen der Länge nach lückenlos aufgereiht sind, und die Kernmembran verschwindet. Das vom Centralkörperchen zur Zelloberfläche gehende Fadengerüst geräth in Spannung, wird dadurch sichtbar, wenn es zuvor unsichtbar war, und zeigt eine strahlenförmige Anordnung, deren gespannte Geradlinigkeit nur durch den zwischen die Strahlen gelagerten Kern eine Ausbiegung erleidet. Der Knäuelfaden im Kern spaltet sich der Länge nach zu einem Doppelfaden, der auch mit zwei Schichten von färbbarer Substanz (Chromatin oder Nuklein) besetzt ist, und zerfällt dann der Länge nach in Bruchstücke, deren Zahl für jede Organismenart typisch und constant und immer gerade ist (2 bis 168). Zugleich spaltet sich das Centralkörperchen in zwei, deren jedes das Centrum einer Strahlung ist; die beiden Centralkörperchen senden auf den einander abgekehrten Seiten ihre contractilen Strahlen nach der betreffenden Seite der Zelloberfläche, während sie auf den einander zugekehrten Seiten ihre Strahlen in einer spindelförmigen Figur einander zusenden und gemein haben. Die Bruchstücke des Doppelfadens im Kern (die Kernsegmente oder Chromatosomen) spalten sich nun der Länge nach, und von jedem Bruchstück wandert die eine Hälfte zu dem einen, die andere Hälfte zu dem anderen Centralkörperchen hin, indem sie in gebogener Gestalt mit der Biegung voran an den contractilen Fäden oder Strahlen der Spindelfigur entlang gleitet. In der Nähe jedes Centralkörperchens wandeln sich die halbirten Kernsegmente oder Chromatosomen wieder durch das Knäuelstadium in einen Kern zurück, während die Spannung der Strahlungsfäden nachläßt und die beiden Strahlungssterne nebst der Spindel undeutlich werden. Zugleich mit der Wanderung der Kernsegmente beginnt die biskuitförmige Einschnürung der ganzen Zelle, die mit der Abschnürung zweier Zellen aus der einen endet.

Bei vielkernigen Zellen mit typischer Kernzahl geht die Abschnürung der Zelle der Theilung aller Kerne voran. Bei vielkernigen Zellen ohne typische Kernzahl, z. B. bei den Riesenzellen einzelliger Algen, findet die Theilung durch Absterben der ältesten nach beiden Seiten hin fortgewachsenen Stücke statt, welches ihre Wachsthumsproducte freimacht und als selbstständige Individuen fortdauern läßt. Die in der Rindenzone belegenen Physoden und Chromatophoren haben bei keiner Zellenart eine typische Zahl. Sie verhalten sich deßhalb auch bei einkernigen Zellen ähnlich wie die Kerne bei vielkernigen Zellen von unbestimmter Kernzahl. D. h. jede Tochterzelle erhält die ungefähre Hälfte der Organe der Rindenzone, und diese spalten sich nach Bedarf, sobald die erhaltene Mitgift den Bedürfnissen der Tochterzellen nicht mehr genügt.

Während der mitotischen Theilung quillt die Zelle stark auf, und diese Quellung bewirkt eine erhöhte Spannung aller contractilen Fäden innerhalb der Zelle. Das Aufquellen muß auf eine Veränderung der osmotischen Durchlässigkeit der Zellhülle, bezw. der Oberflächenschicht des Protoplasma zurückgeführt werden, und diese Veränderung der Zellmembran ist selbst schon eine Lebenserscheinung, ebenso wie diejenigen Veränderungen osmotischer Scheidewände, die der Auslese der chemisch verschiedenen Stoffe dienen. Die radiale Spannung des vom Centralkörperchen ausgehenden Fadengerüstes ist das zusammenhaltende Gegengewicht gegen den aus einander treibenden Druck der Aufquellung. Selbstverständlich muß dieser Druck der Quellung und der ihm entgegen wirkende Zug der radiären contractilen Fasern den physikalischen Gesetzen folgen. Denkt man sich das Centralkörperchen halbirt, so muß der Zug der contractilen Fasern, der an den entgegengesetzten Enden der Zellmembran seine Ansatzpunkte hat, die Hälften des Centralkörperchens aus einander rücken, falls die zwischen beiden Hälften verbleibenden Verbindungsfäden (die Spindelfigur) einen schwächeren Zug ausübt als die nach der Peripherie verlaufenden Fasern, was wohl vorausgesetzt werden darf. Aber der Zug könnte doch das Centralkörperchen nicht halbiren, wenn es nicht schon in sich die Spaltung vorgebildet enthielte und zu derselben hinneigte. Bei der allerdings ungewöhnlichen Theilung einer Zelle in drei oder mehr Tochterzellen muß das Centralkörperchen die Tendenz zur Dreitheilung oder Viertheilung in sich haben; die aus der Zellgestalt ableitbare Zugverschiedenheit versagt hier als Erklärungsmittel ebenso wie der Gegensatz der zwei verschiedenen Elektricitäten.

Die eigentliche Lebenserscheinung in dem motorischen Centrum der Zelle ist also die Tendenz des Centralkörperchens selbst zur Spaltung, wie sie im Kern die Umordnung des Chromatins, die Längsspaltung des Knäuelfadens, sein

Digitized by Google

Zerfall in die typische Zahl von Bruchstücken und die Wanderung der Bruchstückhälften zu den beiden Centralkörperchen ist. Nimmt man an, daß der Kern das Centrum der Ernährungs- und Fortpflanzungsvorgänge ist, und daß im Kern wieder das Chromatin oder Nukleïn den Träger der qualitativen Leistungen darstellt, so erscheint die Halbirung der Kernsegmente oder Chromosomen und die Vertheilung ihrer Hälften an die beiden Tochterzellen als der eigentliche Vorgang der Vererbung. Bei der Wechselbefruchtung der Infusorien wird die Hälfte der Chromosomen von jedem Infusorium an das andere abgegeben und dadurch eine Mischung der Qualitäten beider erzielt. Bei der geschlechtlichen Fortpflanzung würde der Kern des befruchteten Eis, der aus der Verschmelzung des Eikerns und Spermakerns entstanden ist, die doppelte Zahl von Chromosomen enthalten, als der Typus der Art es verlangt. Um dies zu vermeiden, hat sowohl das Ei als auch das Spermatozoid bloß die Hälfte der typischen Chromosomenzahl, die der Art zukommt, beide sind also atypische Producte der Gattung, die erst durch ihre Vereinigung den Typus der Gattung wiederherstellen.

Ueber die Ursachen, welche die Zelltheilung hervorrufen, sind wir noch sehr im Unklaren. Bald gilt die übertreichliche Ernährung, bald der Mangel an Nahrung, bald die Reizung durch Schädlichkeiten mannigfacher Art, bald der Einfluß der Witterung und die periodischen Aenderungen der Umgebung, bald innere Vorgänge im Entwickelungsgang zusammengesetzter Organismen (z. B. Eintritt der Pubertät), bald das Aufhören des gegenseitigen Druckes der Zellen auf einander als Ursache der Zelltheilung für die Einzelzelle. Alle diese Factoren können unter Umständen Zelltheilung einleiten, unter anderen Umständen aber ganz ohne solche Wirkung bleiben. Es giebt keine Art von Reiz, die mit mechanischer Sicherheit die Zelle zur Theilung zwingen könnte; sondern die Zelltheilung ist immer nur eine Reaction der Zelle selbst, die eintritt oder ausbleibt, je nachdem sie für das Leben der betreffenden Zellgattung selbst oder für das Leben des Individuums höherer Stufe, dem sie als Glied eingefügt ist, zweckmäßig ist oder nicht. So wenig die Zelle zur Ernährung und zum Wachsthum gezwungen werden kann, so wenig zur Theilung; sie ernährt sich selbst, wächst nur bis zu einer bestimmten typischen Größe, aber nicht darüber hinaus, und theilt sich selbst je nach Bedarf. Sehen wir doch, daß nicht die gemästeten Vögel im Herbst, sondern die ausgehungerten im Frühling sich paaren, weil dies für den Bestand ihrer Arten zweckmäßiger ist. Wie bei den zusammengesetzten Organismen, so tritt auch bei den einfachsten der innere Trieb zur Vermehrung unter solchen Umständen auf, unter denen die Vermehrung für den Bestand der Art am vortheilhaftesten ist, sei es, daß die Umstände den getheilten Zellen die günstigsten Ernährungsbedingungen bieten, sei es, daß sie ihnen bloß weniger ungünstige als den ungetheilt fortbestehenden Zellen bieten. Wir verstehen wohl den teleologischen Zusammenhang, aber nicht seine physikochemische Vermittelung, und noch weniger, wie diese Vermittelung allein ausreichen könnte, dem Zweck zu genügen. —

Der Zelltheilung steht die Zellverschmelzung gegenüber. Wenn die Erstere dazu dient, die Individuenzahl der betreffenden Zellenart zu vermehren, so dient die Letztere der Verjüngung, indem sie, ähnlich wie die Vorrichtungen zur Verhinderung der Selbstbestäubung der Blüthen, die Inzucht verhindert und an ihre Stelle die Plasmamischung der Kreuzung setzt, die befördernd auf die Abänderung wirkt. Bei den Milchsaftgefäßen und Siebröhren der Pflanzen kommen Zellenverschmelzungen vor, die anderen Zwecken dienen und mit Fortpflanzung nichts zu thun haben. Auch Chomotaphoren oder Farbträger vereinigen sich bei den Conjugaten zu je zweien mit einander, obzwar ihre Verschmelzung noch zweifelhaft ist. Bei Infusorien sehen wir nach einer Reihe von Theilungen die Vermehrungskraft erschöpft; aber der theilweise Chromosomenaustausch zweier sich an einander legender Individuen der gleichen Art giebt beiden die Fähigkeit zu fortgesetzten Theilungen zurück. Hier fehlt noch ebenso wie bei der Copulation gleichartiger Schwärmsporen jede Andeutung einer Geschlechtsverschiedenheit; die sich vereinigenden Chromosomen der beiden Kerne erscheinen durchaus gleichartig und gleichwerthig. Der Geschlechtsunterschied der Fortpflanzungszellen erscheint als eine secundäre Erscheinung, die nicht so sehr ihre Chromosomen und ihre Marktheile als vielmehr ihre Rindentheile betrifft. Die erste Andeutung eines Geschlechtsunterschiedes zwischen den Fortpflanzungszellen findet sich bei der Conjugatenart Spirogyra. Zwei Fäden mit Fortpflanzungszellen legen sich neben einander und bilden Leitersprossen. Aber je zwei Fortpflanzungszellen kommen sich nicht wie bei Mesocarpus in der Mitte je einer Sprosse entgegen, sondern die Zellen des einen Fadens zeigen trotz anscheinend gleicher Beschaffenheit und Größe eine größere Beweglichkeit als die des anderen, und wandern durch die Sprossen zu ihnen hinüber, um dort die Verschmelzung zu vollziehen. — Mitgabe von Vorrathsplasma und Beweglichkeit sind beides gleich nützliche Eigenschaften für die Fortpflanzungszellen, die aber einander bis zu einem gewissen Grade ausschließen; soll beiden Anforderungen genuggethan werden, so muß die eine Zelle mit Vorrathsplasma auf Kosten der Beweglichkeit, die andere mit Beweglichkeit unter Verzicht auf Vorrathsplasma ausgestattet werden. Die erstere passive, ruhende, entwickelungsfähige nennt man dann die weibliche Fortpflanzungszelle oder das Ei; die letztere active, agile heißt die männliche Fortpflanzungszelle, das Spermatozoid oder die Spermie. Ei und Spermie gehen aus Zellen hervor, die diese Unterschiede noch nicht zeigen, sondern erst durch Plasma-Aneignung oder Plasma-Abstoßung erlangen (Ovocyten und Spermatiden, die durch Theilung von Spermatocyten entstehen); diese wieder werden durch andere Zellen (Ovogonien und Spermatogonien) producirt, die sich aus den in der früheren Embryozeit noch neutralen Urgeschlechtszellen umbilden. Auch diese Entstehungsgeschichte der Fortpflanzungszellen deutet darauf hin, daß ihre Geschlechtsunterschiede secundärer Art sind. Wenn in den inneren Theilen beider ein wesentlicher Geschlechtsunterschied liegt, so dürfte er eher in den Centralkörperchen als in den Kernen und ihren Chromosomen zu suchen sein.

Das Ei hat eine Hülle mit einem oder mehreren Canälen (Mikropylen), die so eingerichtet sind, daß nur Spermien derselben Art eindringen können, damit Kreuzung mit anderen Arten vermieden werde. Nähert sich einem Seesternei eine Spermie gleicher Art, so bildet es eine kleine warzenartige Erhebung, den sogenannten Anziehungskegel, durch den es der Spermie entgegenkommt und gleichsam den Weg weist zum Eindringen. Die Eier der Moose scheiden Zucker, die der Farne Apfelsäure aus, welche Stoffe auf die gleichartigen Spermien anlockend wirken. Sobald eine Spermie, sei es ganz, sei es als bloßer Spermienkopf unter Zurücklassung des Mittelstücks und der Geißel, in eine Mikropyle eingedrungen ist, bildet das Ei sehr rasch eine Hülle, die die Mikropylen verschließt und das Eindringen weiterer Spermien verhindert. Gelangen dennoch mehrere Spermien in ein Ei, so verschmilzt nur eine von ihnen mit dem Eikern und die übrigen gehen durch Auflösung zu Grunde. Nur bei mehrkernigen Eiern, wie sie bei Phykomyceten und Askomyceten vorkommen, müssen so viel Spermien eindringen, daß mit je einem Eikern sich ein Spermienkern verbindet. Das Centralkörperchen des Eis ist vor und bei dem Befruchtungsvorgang nicht wahrnehmbar und geht wahrscheinlich bei ihm zu Grunde; das der Spermie übernimmt allein die motorische Leitung. Nur so weit unbefruchtete Entwickelung eines Eis vorkommt, zeigt es sich, daß auch das Ei ein Centralkörperchen besitzt, das dann seinerseits aus seiner

Digitized by Google

Unwahrnehmbarkeit heraustritt, indem es die motorische Leitung übernimmt. Ein unbefruchtetes See-Igel-Ei kann in Folge chemischer Reize (z. B. Chlormagnesiumlösung oder wässerigen Spermaextrakt) in die Entwickelung eintreten, die dann aber mehr oder minder unvollkommen durchgeführt wird. Bei den Blattläusen scheint ein nicht ausgestoßener Halbkern mit Chromosomenhälften den fehlenden Spermienkern zu vertreten, wenn ein unbefruchtetes Ei zur Entwickelung gelangt.

Der Spermienkern dringt zunächst in centraler Richtung in die Eizelle ein (genauer: senkrecht zur Tangente der Berührungsstelle), ohne sich um den Eikern zu kümmern, biegt dann aber plötzlich in die Richtung um, die ihn geradewegs zum Eikern hinführt, und legt sich neben diesen. Schon vor der Berührung wirkt seine Anwesenheit im Ei als Reiz auf den Eikern; dieß zeigt sich darin, daß dieser in heftige amöboïde Bewegung geräth. Die gleichzahligen männlichen und weiblichen Chromosomen beider vereinigten Kerne (bei der Maus z. B. je zwölf) bleiben bis zur ersten Furchung oder Zelltheilung des befruchteten Eis unverschmolzen und gesondert liegen; erst wenn sich die Eizelle theilt, vermischen sich in jeder ihrer beiden Furchungszellen die (zwölf) männlichen und die (zwölf) weiblichen Chromosomenhälften zu einem neuen Kern in der oben geschilderten Weise. Aber auch bei dieser Vermischung der Bestandtheile der männlichen und weiblichen Halbchromosomen scheint keine eigentliche Verschmelzung derselben stattzufinden, sondern nur eine Durcheinandermengung der Chromatinkörnchen männlichen und weiblichen Ursprungs. Das wenige Protoplasma, das als Markschicht den Spermienkern umgiebt und das Protoplasma des Eis haben sich vorher im ungefurchten Ei gemischt. Sobald sich der Eikern und Spermienkern an einander gelegt haben, sind durch ihre Lage zu einander die Achsen des künftigen Embryo bestimmt. Die erste Theilungsebene des Eis, die zugleich zur Medianebene des Embryo wird, geht nämlich beim Frosch durch die Verbindungslinie beider Kernmittelpunkte, und die Schwanzseite entspricht der Seite, von der der Spermienkern her eingedrungen ist und sich dem Eikern genähert hat.

Die Vorgänge bei der Befruchtung sind nicht minder auffällig als die bei der ungeschlechtlichen Selbsttheilung einer Zelle; ihre Zweckmäßigkeit ist um so merkwürdiger, als hier zwei Zellen von ganz verschiedener Herkunft sich in ihrer Organisation und ihren Tendenzen auf einander angelegt zeigen und harmonisch zu den Zwecken des Gattungslebens zusammenwirken. —

Diese Darstellung hat sich mit Absicht auf die körperlichen Lebenserscheinungen beschränkt. Gewöhnlich wird unter die Lebenserscheinungen auch die Sensibilität oder Empfindungsfähigkeit gerechnet. Eine solche kann jedes Individuum nur an sich selbst, keines an einem anderen wahrnehmen. Man kann nur aus den übrigen wahrnehmbaren Lebenserscheinungen schließen, daß sie nach Analogie der eigenen inneren Erfahrung auch mit Empfindung verbunden seien. Dabei ist ein doppelter Irrthum möglich: es kann einerseits wegen des großen Unterschiedes der Zelle vom Menschen Empfindung geleugnet werden, wo sie vorhanden ist, und es kann andererseits Empfindung auch in solchen Vorgängen oder in solchen Momenten der Reactionen vorausgesetzt werden, wo nur bewußtlose Mechanisiruug oder unbewußtpsychische Functionen oder eine Vereinigung beider in Betracht kommen. Die Untersuchung, wie weit im Leben der Zelle Empfindung, d. h. eine subjectiv-ideale Erscheinung, mitspielt, ist Aufgabe der vergleichenden Psychologie; die Biologie als solche hat ihrer Aufgabe genügt, wenn sie die körperlichen Lebenserscheinungen erforscht, die der objectiv realen Erscheinung angehören. Natürlich darf jede Wissenschaft in die andere übergreifen, um die Grenzgebiete zu erhellen. Es ist sogar sehr wünschenswerth, daß jeder Forscher auf einem Specialgebiet sich auch mit den angrenzenden Gebieten beschäftigt, um nicht in einseitigen Specialismus zu verfallen. Aber es ist ebenso zu wünschen, daß er bei solchen Erörterungen sich der Hereinziehung einer anderen Disciplin in die seinige bewußt bleibt.*)

Literatur und Kunst.

Gedankenmelodien.

Studie über die lyrischen Mittel in der Dichtung.

Von Julius Konst. v. Hoeßlin.

Ueber das Wesen der Kunst zu streiten — wie es in der Hochfluthszeit der Metaphysik Brauch war — wäre heutigen Tages überflüssig. Wir wissen, daß Kunst die Gestaltung von irgend etwas ist, das eine Psyche voll, bis in ihre innersten Tiefen erlebt hat; und wir können uns denken, daß dieses „etwas" sowohl der Eindruck, den ein Vorgang des Lebens, ein Naturbild, eine Persönlichkeit erweckt hat, sein kann als die Schauern, die in uns „der schöne Schein der Traumwelten" oder „der bildlose Wiederschein des Urschmerzes" wachrufen.

Was uns heute weit mehr als die metaphysische Begründung der Kunst interessirt, ist die psychologische Frage über die Mittel, welche die Gestaltung des im Inneren Erschauten möglich machen. Was ist dasjenige, das bewirken kann, daß das, was der Künstler in seinem Inneren erlebt, nun auch von Anderen mitempfunden wird?

* * *

Um zunächst bei der Dichtung zu bleiben.

Die inneren Erlebnisse werden einmal zur Nachempfindung übertragen mittels der Wiedergabe der Worte, der Thaten, der Bewegungen und Gesten, welche Aeußerungen dieser zu übermittelnden inneren Erlebnisse sind. Fragen wir, wodurch es möglich ist, daß diese Thaten und Worte das Psychische übermitteln, so liegt die Antwort nahe: es geschieht durch die Associationen, die sie auslösen.

Wer fröhlich ist, lacht, und wer betrübt ist, dem zeichnet sich der Schmerz in Furchen auf seinem Gesichte. Bestimmte Art von Gedanken füllen seine Seele, und seine Worte, wenn er spricht, haben ein anderes Tempo, als das der Worte, die er im Zustande des Glückes redet. Wer beim Anblick rückkehrender Helden vom Kriege in Begeisterung geräth, ruft ihnen Rufe der Verehrung zu u. s. w. Diese Aeußerungen sind mit den psychischen Zuständen, deren Aeußerungen sie sind, associativ verbunden. Die psychischen Zustände werden von diesen Bewegungen, Gedankenfolgen und Worten begleitet — die Seelenzustände erzeugen diese Außerungen; aber die Aeußerungen rufen, sobald sie in Erscheinung treten, auch die Seelenzustände wieder wach. Das Eintreten des Einen bedingt naturnothwendig auch den Eintritt des Anderen.

Wenn wir ein junges Mädchen, an die Wand einer Mauer angelehnt, weinen sehen, so empfinden wir dadurch,

*) Vgl. Friedrich Reinke, Grundzüge der allgemeinen Anatomie zur Vorbereitung auf das Studium der Medicin nach biologischen Gesichtspunkten bearbeitet, Wiesbaden 1901, S. 25—170; Johannes Reinke, Einleitung in die theoretische Biologie, Berlin 1901, S. 203—220, 242—267, 409—446; derselbe, Die Welt als That, 2. Aufl., Berlin 1901, S. 161—174, 196—234. Wilhelm Roux, Ges. Abhandlungen über Entwickelungsmechanik der Organismen. Leipzig 1895, Bd. II, S. 277—418. Oscar Hertwig, Die Zelle und die Gewebe, 1. Buch, allgem. Anatomie und Physiologie der Zelle, Jena, 1893. Wilson, The Cell in Development and Inheritance, New-York, 1900.

Digitized by Google

daß das Bild der Thränen und des sich widerstandslos Anlehnens associativ in uns das Gefühl des Schmerzes hervorruft, den Gemüthszustand dieses Mädchens mit. Derselbe Proceß vollzieht sich, wenn wir die Leidenschaften, die Neigungen, Stimmungen, die Willensentschlüsse der Gestalten der Dichtung nacherleben. „Wenn Grethchen eine Sternblume pflückt und ihre Blätter abzupft, eines nach dem anderen, um die Blume zu fragen, ob ihr Geliebter ihre Leidenschaft erwidert; wenn sie, das letzte Blatt ausrupfend, mit holder Freude aufschreit:

„Er liebt mich!"

und Faust erwidert:

„Ja, mein Kind! Laß' dieses Blumenwort Dir Götterausspruch sein. Er liebt Dich! Verstehst Du, was das heißt? Er liebt Dich."

(Er faßt ihre beiden Hände.)

Margarethe.

„Mich überläuft's —"

so sind alle diese hier gegebenen Momente schon in uns — (sei es durch die Spuren, die ein ähnliches Erlebniß in unserer Psyche zurückgelassen hat, sei es durch das in uns unbewußt schlummernde Ererbte der Erlebnisse unserer Vorfahren) — mit den Gefühlen, die sie hier wachrufen, associativ verbunden. Wenn wir lieben, zweifeln wir, wir wenden uns fragend an das Orakel; die Bestätigung unserer Hoffnung erfüllt uns mit den Schauern, die in dem Seufzer Ausdruck finden:

„Mich überläuft's!"

Die in der Dichtung wiedergegebenen oder geschilderten Aeußerungen erwecken also in uns Gemüthsbewegungen, die zunächst nur unsere eigenen sind. Aber da sie durch Worte, Gedankenfolgen, Thaten, Gesten Anderer entstanden sind, so verknüpfen wir sie mit diesen Worten und Gedanken und construiren aus diesen Bestandtheilen psychische Scheingestalten, die wir hinausprojiciren, und nachzuempfinden glauben ... obwohl der geistige Inhalt dieser Gestalten nur die associativ in uns erweckten Gemüthsbewegungen sind.

* * *

Diese Art der Gefühlsübermittelung und der Gestaltung von geistigen Persönlichkeiten, die wir außer uns projiciren, ist der modernen Psychologie längst schon bekannt.

Jedoch neben diesen associativen Kunstmitteln der Uebertragung der Inhalte giebt es noch einen anderen Weg, auf dem es möglich ist, daß Allerinnerste der Seele dem Zuhörer zu suggeriren. Dieses zweite Uebertragungsmedium der Poesie ist die zwar ungehörte, aber um so mehr empfundene Musik von Vorstellungen und Bildern, die Melodien von Gedanken.

Das Wesen der Musik überhaupt besteht darin, daß gewisse Eindrücke (z. B. die hörbaren Töne) in Beziehungen zu einander je nach ihrer Intensität (Höhe oder Tiefe) oder je nach ihrer rhythmischen Aufeinanderfolge stehen, so daß aus den Complexen dieser Eindrücke formale Einheiten entstehen, die ganz bestimmte Inhalte unseres Seelenlebens, d. h. Stimmungen und Gefühle auslösen.

Aber diese Eindrücke, die sich auf einander beziehen, brauchen nicht immer hörbare Töne und Klänge zu sein. Wir wissen, daß die hörbaren Töne je nach der verschiedenen Schwingungszahl, die sie erregte, sich von einander unterscheiden; z. B. die des Tones großen C 131,25 in der Secunde beträgt, einen tieferen Ton, während eine größere Zahl von Schwingungen, z. B. die des kleinen F 175, einen höheren Ton erzeugt. Das die Töne aufnehmende Centralorgan wird bei einem höheren Tone intensiver erregt (also im Falle unseres Beispieles an den Kraftaufwand, den die 44 Schwingungen mehr bedingen) als bei einem niedrigen. Und diese Unterschiede der Intensität der Wirkungen, welche die Töne auslösen, machen überhaupt, wenn die Töne rhythmisch auf einander folgen, die Melodien möglich.

Aber wie die Töne durch ihre Schwingungszahl, können auch die Farben und auch die Vorstellungen und die Gedanken Empfindungseindrücke verschiedener Intensität erregen. Z. B. die Vorstellung eines stillen Teiches afficirt unsere Seele in einem geringeren Grade als die Vorstellung des wehenden Windes. Das Bild des Windes, der mich umweht, erregt in mir Erinnerungen, die reicher meine Seele bewegen — es ist das stürmische Meer, das Bild der von den Fernen herkommenden und nach Fernen hinsausenden Luftzügen. Wenn mir diese Vorstellungen bei dem Bilde des Windes auch nicht bewußt werden, so werden sie doch unbewußt miterregt, und sie bestimmen hiermit die Intensität (also die Höhe) des Eindruckes dieses Bildes. Ebenso können wir sagen, daß die gelben Blätter auf dem Boden einen „tieferen" Empfindungseindruck auslösen, als die bewegte Vorstellung des Verbreitens u. s. w.

Nehmen wir nun zur Erläuterung des Gesagten ein Beispiel, z. B. das eine Gedicht Stephan Georges:

„Umkreisen wir den stillen Teich,
In den die Wasserwege münden!
Du suchst mich heiter zu ergründen,
Ein Wind umweht uns frühlingsweich.

Die Blätter, die den Boden gilben,
Verbreiten neuen Wohlgeruch,
Du sprichst mir nach in klugen Silben,
Was mich erfreut im bunten Buch.

Doch weißt Du auch vom tiefen Glücke,
Und schätzest Du die stumme Thräne?
Das Auge schattend auf der Brücke,
Verfolgest Du den Zug der Schwäne."

Als Gedankenreihe gewiß zusammenhanglos.

a) Umkreisen wir den stillen Teich, in den die Wasserwege münden,
b) Du suchst mich heiter zu ergründen,
c) Ein Wind umweht uns frühlingsweich.

Wir vermissen den Causalzusammenhang, und zwar nicht nur den logischen — denn auf den kommt es doch in der Dichtung niemals an — sondern den psychologischen, den Zusammenhang der Associationen zwischen Aeußerungen und Motiven. Gretchen vernimmt das Liebesgeständniß Faustens „Er liebt Dich. Verstehst Du, was das heißt? Er liebt Dich!" und ruft aus: „Mich überläufts!" Mit diesem einzigen Worte werden alle Associationen, die die Gluthen der Leidenschaft einer Seele wachrufen, erweckt. Aber hier? — „Du suchst mich heiter zu ergründen," schön! „Ein Wind umweht uns frühlingsweich. — Die Blätter, die den Boden gilben, verbreiten neuen Wohlgeruch" ... Werden hiermit Associationen erweckt? Oder steht etwa das Folgende in einem psychologischen Causalzusammenhang zu dem obigen als Aeußerung einer Gemüthsbewegung! „Du sprichst mir nach in klugen Silben, was mich erfreut im bunten Buch." Eigentlich eine geistlose Banalität. Und doch diese zwölf Verse in ihrem formalen Zusammenhang ... gehören sie nicht zu den schönsten unserer lyrischen Dichtung?*) Worin besteht ihr Reiz? Nicht in den Gedanken, nicht in den associativen Aeußerungen einer Gemüthsbewegung, sondern in den musikalischen Intervallen zwischen den Bildern, die eben durch diese Abstandsbeziehungen mit einander eine innere, zwar ungehörte, aber um so mehr empfundene Melodie von Bildern und von Gedanken erzeugen. Das Bild „Umkreisen wir den stillen Teich" erweckt einen bestimmten Empfindungston in unserer

*) Ich möchte diese Frage für meinen Theil unbedingt verneinen. Neben einander gekleckste Bilder und eingeschobene „persönliche Bemerkungen" ergeben kein lyrisches Kunstwerk. D. H.

Digitized by Google

Seele, der seiner Höhe nach ein anderer ist, als der Ton, den die Vorstellung: „In den die Wasserwege münden“ auslöst, und diese beiden Empfindungstöne verbunden mit dem dritten Ton, den das folgende Bild auslöst, und diese drei wiederum mit dem vierten geben ein musikalisches Motiv, das sich in der Folge zu einer Gedankenmelodie abrundet, die den tiefen, innersten Seelenzustand des Dichters widerspiegelt, und die, vom Zuhörer vernommen, den gleichen Seelenzustand in ihn erweckt, wie ein Gesang.

Es würde hier zu weit führen, wenn ich zeigen wollte, warum das rhythmische Intervallenspiel Ausdruck von Gemüthsbewegungen ist, und auf welchem Wege dieses Intervallenspiel Gemüthsbewegungen in der Psyche des Zuhörers wachruft. Hier würde genügen, wenn ich darauf hindeutete, daß Gemüthsbewegungen Strebungen sind — und zwar entweder von einem ernsteren, trüberen Zustand der Seele zu einem heiteren starken (Sehnsucht, Hoffnung), oder umgekehrt von einem freudigeren, starken Zustand zu trüberen Stimmungen und Vorstellungen (Trauer, Todesahnung, Furcht). Die Intervallen als die Spannungen zwischen seelischen Erregungszuständen verschiedener Intensität — je nach Höhe und Tiefe der Töne — sind Abbildungen der Gemüthsbewegungen; sie sind Strebungen von ihren stofflichen Inhalten losgelöst; ein Wollen an sich, als reiner, unterinteressirter Form, die aber nicht in krystallischer Erstarrniß des ästhetischen Urtheiles harrt, sondern die Leben und Bewegung ist, abgebildete Leidenschaft, Trauer, Hoffnung, Sehnsucht — ohne etwas Ersehntes, ohne etwas Erhofftes — eben Gemüthsbewegung an sich.

Ob die Mittel, welche diese Abbilder des Gefühlslebens bedingen, hörbare Töne oder in ihren Gefühlswerthen verschieden betonte Vorstellungen und Gedanken sind, ist hier gleichgiltig.

* * *

Es ist selbstverständlich, daß solche reine gedankenmelodische Mittel nur in der Lyrik möglich sind.

Im Drama und in den epischen Dichtungsarten (Roman, Novelle, Ballade) greift die Gedankenmelodie nur da ein, wo die Mittel der äußeren Lebensabbildung zum Ausdrucke des Allerinnersten versagen.

Eine Fülle dergleichen unhörbarer, innerer Melodien bietet uns Goethe's „Faust“. Am augenscheinlichsten wahrnehmbar sind sie in der Scene, die uns in ihrer ursprünglichen naturalistischen Fassung überliefert worden ist, und die er später wie durch einen magischen Zauberstab mit den seltsam schönsten Gedankenmelodien erfüllt hat. Ich meine: Die Kerkerscene.

Vergleiche man die beiden Fassungen dieser Scene, diejenige in Prosa des „Urtextes“ nach der Göchhausen'schen Abschrift mit der Umgearbeiteten. Die Scene im „Urfaust“ ist eine getreue Abbildung des Vorganges, wie er sich in Wirklichkeit abgespielt haben würde; die Worte und die Repliken folgen auf einander naturnothwendig, nach Gesetzen des psychischen Lebens; ihre Beziehungen sind die des natürlichen Causalzusammenhanges. Aber die Scene in ihrer jetzigen Form? ... Ist sie nur eine Versification? Auch die „Iphigenie“ hat Goethe von ihrer ursprünglichen Fassung in Jamben übertragen, aber in der „Iphigenie“ handelt es sich nur um eine Harmonisirung des Dialogs; die Worte gleiten leichter dahin, im metrischen Gleichmaß; aber von einer Melodie der Vorstellungen und der auf einander folgenden Gedanken kann in der „Iphigenie“ nicht die Rede sein. Dagegen in der Kerkerscene? Hier sind überall zwischen den starken und naturalistischen Aeußerungen, die durch ihre enorme psychologische Wahrheit vollkommen genügen würden, um die Tragik und die großen Leidenschaften Margarethe's wiederzuspiegeln, Zwischenvorstellungen hineingefügt worden. Halte man die beiden Texte neben einander:

Dort im „Urfaust“ heißt es gleich am Anfang der Scene, nachdem Grethchen im Wahn von ihrem Kinde spricht, daß sie es getränkt habe, und daß man es ihr genommen habe:

„und sagen, ich habe es umgebracht, und singen Lieder auf mich! ... Es ist nicht wahr ... es ist ein Märchen, das sich so endigt, es ist nicht auf mich, daß sie's singen.“

Faust (der sich zu ihr hinwirft).

„Grethchen!“

Margarethe.

„Wo ist er! Ich hab' ihn rufen hören!“

In der jetzigen Fassung endigt die Replik Margarethe's mit den Versen

Ein altes Märchen endigt so,
Wer heißt sie's deuten?

Und dann:

Faust.

Ein Liebender liegt Dir zu Füßen
Die Jammerknechtschaft aufzuschließen.

Margarethe.

O, laß uns knie'n, die Heiligen anzurufen,
Sieh! unter diesen Stufen
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böse
Mit furchtbarem Grimme
Macht ein Getöse.

Faust.

Grethchen! Grethchen!

Margarethe.

Das war des Freundes Stimme!
Wo ist er? Ich hab' ihn rufen hören.

Schon die Aenderung:

„Ein altes Märchen endigt so,
Wer heißt sie's deuten?“

bringt die Gedankenmelodie herein.

Die Aeußerung: „es ist ein Märchen, das so endigt, es ist nicht auf mich, daß sie's singen“ ist psychologisch richtiger. Grethchen wird bange vor dem Gedanken, daß die Menschen ihren Mord in Liedern singen, und will diesen Gedanken wegscheuchen. Die Vorstellungen von „alten Märchen“ und ihren „Deutungen“ liegen außerhalb der Situation. Wenn also die neue Fassung doch stärker wirkt, und das thut sie gewiß, so ist keine andere Erklärung möglich, als daß sie durch die Intervallen wirkt, welche diese Bilder auslösen.

Die hinzugefügte Replik:

„O, laß uns knie'n, die Heiligen anzurufen!
Sieh! unter diesen Stufen
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böse
Mit furchtbarem Grimme
Macht ein Getöse“ ...

ist vollends Melodie. Grethchen weiß es noch gar nicht, daß der anwesende Mann ihr Geliebter ist; sie hält ihn noch für ihren Henker und will doch mit ihm knieen, um die Heiligen anzurufen!

Psychologisch unmöglich, auch nicht durch den Wahnsinn erklärlich. Und doch um die ganze Psychologie der Welt würden wir diese sieben Verse nicht preisgeben wollen. Sie wirken magisch durch ihre starken Bilder, mit den starken,

Digitized by Google

in ihren Gefühlswerthen abgegrenzten Gefühlstönen; die Knieenden, welche die Heiligen anflehen — und das Bild der siedenden Hölle mit dem Getöse der Teufel.

* * *

Ueber die beabsichtigte Umarbeitung dieser Scene schrieb einmal Goethe an einen ihm befreundeten Dichter: „Einige tragische Scenen waren in Prosa geschrieben, sie sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke, im Verhältniß gegen das Andere, ganz unerträglich. Ich suche sie deßwegen gegenwärtig in Reime zu bringen, da dann die Idee wie durch einen Flor durchscheint, die unmittelbare Wirkung des ungeheuren Stoffes aber gedämpft erscheint."

Das war die ursprüngliche Absicht Goethe's.

Zum Glück ist ihm diese Dämpfung nicht gelungen. Denn selbst dort, wo er durch die Versification Harmonien in die naturalistischen Formen hereinbrachte, wirken die stylisirten Worte stärker und kräftiger noch als die ursprünglichen.

Aber der Dichter hat, als er die Scene umzuschaffen anfing, nicht nur stylisirend die Bilder und Gedanken in harmonische Einheiten und rhythmischem Gleichmaß zu einander gebracht. Er hat durch die Hinzufügung neuer starker Bilder Beziehungen hergestellt, die mehr als Harmonien und Rhythmus sind; die Beziehungen, die wir als die Bestandtheile der Gedankenmelodien kennen gelernt haben. So hat er an einer anderen Stelle zwischen der im Urtexte vorhandenen Aufmunterung Faustens

„Komm! wir entgehen dem schrecklichen Schicksal"

und der Antwort Margarethe's:

„Küsse mich! Küsse mich!"

fünf Verse hinzugefügt. Jetzt ruft Faust:

„Komm mit! Komm mit!"

Und darauf folgt das psychologisch unmotivirte, aber melodisch so unsagbar ausdrucksvolle:

„O weile!
Weil' ich doch so gern, wo Du weilest."

Faust:

Eile!
Wenn Du nicht eilest,
Werden wir's theuer büßen müssen.

Margarethe.

Wie? Du kannst nicht mehr küssen?

Ich überlasse es dem Leser, die neuen Hinzufügungen in dieser Scene aufzusuchen. Er wird finden: wo neue Bilder hinzugekommen sind, sind auch melodische Gebilde ausgelöst worden.

* * *

Ich sprach vorhin von einem Unterschied zwischen Melodie und Rhythmus.

Rhythmus besteht durch die harmonische und symetrische Vertheilung, sei es von Klängen und Wortsilben, sei es von Bildern und von Gedanken zu „ästhetischen" Einheiten. Schönheit ist sein Zweck. Er entspricht dem Bedürfniß des Menschen nach Zusammenfassung des Wahrgenommenen unter einer bestimmten Ordnung, einem gleichen Maß. Die Schönheit vermag nichts Bestimmtes auszudrücken, sondern das Gegebene äußerlich sinnlich zu vereinheitlichen; sie ist die Abwehr der Dissonanz. Insofern ist der Rhythmus ein Moment jeder Kunst überhaupt — kein nothwendiges, aber immerhin eines, das, wenn es hinzukommt, ohne die charakteristischen Ausdrucksmittel zu stören und zu verflachen, willkommen ist. Auch der associative — der sympathetische, der naturalistische Ausdruck kann rhythmisirt werden, so z. B. die naturalistisch äußerlich ordnungslos ausgestoßenen Worte in derselben Scene: „Tag! Es wird Tag! Der letzte Tag! Der Hochzeitstag! Sag' Niemand, daß Du die Nacht vorher bei Grethchen warst", zu dem stylisirten:

„Tag! Ja, es wird Tag! Der letzte Tag bringt herein!
Mein Hochzeitstag sollt' es sein!
Sag' Niemand, daß Du schon bei Grethchen warst."

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Die Gedankenmelodien aber, von denen ich hier gesprochen habe, sind etwas viel Tieferes als der Rhythmus. Ihr Wesen ist die Veräußerlichung positiver Inhalte, die oft hinter dem associativen Leben der Seele da sind — — und die nur durch Mittel gleich denen der Musik Anderen übermittelt werden können.

Die Ehe zwischen Vetter und Base als dramatisches Problem.

Von Rudolf Krauß.

Die christliche Weltanschauung hat der Verwandten-Ehe, in der die heidnische Cultur nichts Arges erblickte, vom moralisch-religiösen Standpunkt aus das Urtheil gesprochen, wenn sich auch ihre strenge Auffassung im Laufe der Zeit wesentlich gemildert hat. Und die fortschreitende naturwissenschaftliche Erkenntniß hat ihr Recht gegeben. Obgleich die medicinischen Acten über die ganze Frage noch keineswegs geschlossen sind, so neigt doch die allgemeine Ansicht überwiegend dahin, daß durch eine Verbindung zwischen Blutsverwandten bis zum dritten Grade die Nachkommenschaft in ihrer physischen und psychischen Beschaffenheit zwar nicht nothwendig geschädigt werden müsse, wohl aber leicht geschädigt werden könne, und die Erfahrung des täglichen Lebens bestätigt diesen Satz, indem sie Jedem, der sehen will, verkümmerte, blöde, schwachsinnige, fallsüchtige Menschenkinder vor Augen stellt — die Früchte solcher Verwandten-Ehen.

Um so mehr muß man sich darüber wundern, daß eine Kunstepoche, die auf den Namen der naturalistischen nicht wenig stolz ist, der Liebe zwischen Vetter und Base im Drama einen so auffallend weiten Spielraum gewährt, jedenfalls einen viel weiteren, als das wirkliche Leben rechtfertigt. In ernsten Schauspielen so gut wie in Lustspielen und Schwänken sind der Vetter, der um die Base freit, die Base, die zum Vetter eine stille Neigung im Herzen oder eine laute auf der Zunge trägt, stehende Figuren. Die Ursache dafür ist durchsichtig genug: es walten hier in erster Linie bühnentechnische Rücksichten. Auf diese Weise kann der Autor sein Liebespaar bequem und ohne viel Kopfzerbrechen zusammenbringen. Denn der Vetter hat sozusagen stets die Thürklinke zur Wohnung seiner Verwandten in der Hand, kann dort nach Belieben ein- und ausgehen, also jeder Zeit im geeigneten Augenblick in die Handlung hineinplatzen.

Genau vom selben Standpunkt aus ist das Verhältniß von Pflegegeschwistern im Drama zu beurtheilen, nur daß gegen Liebschaften und Verlobungen zwischen solchen wenigstens keinerlei physiologische Bedenken in's Feld geführt werden können. Spuken in einem modernen Stück nicht Vetter und Base, so treten darin um so sicherer Pflegebruder und Pflegeschwester auf, die ja nicht minder zwanglos einander auf der Bühne begegnen können. So viele pflegegeschwisterliche Beziehungen wie im Drama giebt es im Leben überhaupt nicht, und gewiß führen solche hier weit seltener zu zärtlichen Verhältnissen oder gar zu Ehen wie dort.

Digitized by Google

Vielleicht werden unsere Dramatiker behaupten, daß sie nicht bloß von bühnentechnischen Rücksichten, sondern auch von einem sentimental-poetischen Motive geleitet werden. An den ungezwungenen Verkehr zwischen Vetter und Base knüpfen sich wunderschöne Erinnerungen an Jugendglück und Jugendliebe. In der That rettet sich manchmal so eine erste Neigung in das spätere Leben hinüber. Aber in der Regel ist sie doch nicht recht geeignet, die echte Liebesleidenschaft zu wecken. Das Gewohnte, Alltägliche, was dem Menschen unablässig vor Augen und leicht erreichbar ist, taugt viel weniger dazu, seine Phantasie aufzuregen, als das Fremde, das urplötzlich, mit den Reizen des Neuen und Ungewohnten geschmückt, in sein Dasein eintritt. An dem harmlosen und erlaubten Umgang, der von Jugend an zwischen nahen Verwandten stattfindet, wird sich also das große Feuer der Geschlechtsliebe nur ausnahmsweise entzünden; in der Regel müssen wir Verbindungen zwischen Verwandten oder Jugendfreunden als Verlegenheits-Ehen, nicht als Liebesheirathen betrachten.

Es ist ganz überflüssig, eine lange Reihe von Beispielen für das Auftreten von verliebten Vettern und Basen oder Pflegegeschwistern im Drama der Gegenwart aufmarschiren zu lassen: sie bieten sich jedem Theaterbesucher fast täglich von selbst dar. Es genügt, einen beliebten Autor auf's Gerathewohl herauszugreifen — sagen wir, Hermann Sudermann. In seiner „Heimath" läuft neben der tragischen Haupthandlung eine Liebesgeschichte zwischen der Schwester der Heldin und ihrem Vetter, einem kleinen Leutnant — übrigens hier recht charakteristisch für das Aschenbrödel, das keine Gelegenheit zu sonstigem männlichem Verkehr hat. Auch „Fritzchen" wird von der Verwandten, die im Hause seiner Eltern Aufnahme gefunden hat, heiß geliebt und widmet dieser den besseren Theil seiner Gefühle. Georg im „Johannisfeuer" heirathet schließlich seine niedliche Cousine, nachdem er eine andere verführt und in's Elend gestürzt hat. Diese andere ist seine Pflegeschwester: dasselbe Verhältniß, aus dem Sudermann schon in einem seiner älteren Stücke, „Sodom's Ende", ähnliche tragische Folgen gezogen hat.

Mehr noch als über diese altmodische Gepflogenheit unserer Dramatiker muß man sich indessen darüber wundern, daß in einem Zeitalter, das so gerne medicinische Beobachtungen und physiologische Lehrsätze zum Ausgangspunkt poetischer Wirkungen nimmt, jenes Motiv noch keine positive Verwerthung gefunden hat. Den Zerfall einer Ehe, die ursprünglich harmonisch gewesen, aber in das Gegentheil umgeschlagen ist durch das Dazwischentreten so eines unglücklichen Geschöpfes, das den Eltern täglich mit stummem Vorwurf zu predigen scheint, daß die Natur ihre Vereinigung nicht gewollt habe; die Leiden einer Frau, die sich mit den grausamsten Gewissensbissen peinigt, deren selbstquälerisches Treiben bis an die Grenzen des Irrsinns reicht — all' dies zu schildern, müßte doch eine schöne und reizvolle Aufgabe sein. Das Verhalten des Mannes ließe dabei verschiedenartige Möglichkeiten zu: er könnte sich — entweder über das Unglück selbst oder über den Zerstörungsproceß, den es bei seiner Frau im Gefolge hat — nicht minder abhärmen als sie; er könnte aber auch leichtfertig dem häuslichen Elend entfliehen und sich in wilden Vergnügungen betäuben. Zwischen diesen beiden entgegengesetzten Polen giebt es dann noch der Abstufungen genug: er könnte in stiller Arbeit, in öffentlicher Wirksamkeit Trost suchen und dergleichen mehr.

Oder eine andere Wendung der Grundidee! Man stelle sich ein junges Mädchen vor — keinen gedankenlosen Backfisch, der seine Tage im Harren auf den ersehnten Bräutigam vergeudet, nein, eine ernstgestimmte Jungfrau, die den strengen Wissenschaften, zumal den Naturwissenschaften, nicht ganz ferne steht, die wie über das Leben überhaupt so auch über die Ehe und ihre Zwecke nachgesonnen hat und sich klar geworden ist, daß sie einmal heirathen wird, nicht bloß um Gattin, sondern auch um Mutter zu werden, ja der von vornherein die Mutterpflicht als das Heiligste und Weihevollste erscheint! Und dieses Mädchen liebt — ihren Vetter. Der Zufall will vielleicht obendrein, daß unter ihren Augen, im Hause von Verwandten oder nahen Freunden, als warnendes Beispiel eine solche verkümmerte Menschenpflanze vegetirt, die der gefährlichen Verbindung zwischen zwei Blutsverwandten ihr trauriges Dasein verdankt. Eine entsetzliche Angst umwindet sie, daß auch sie dazu verdammt sein könne, einem Kretin das Leben zu schenken. In ihrem Inneren entbrennt ein furchtbarer Kampf zwischen Liebe und Vernunft, ein Kampf, der natürlich je nach dem Temperament der Heldin, nach dem Charakter des Mannes ihrer Wahl, nach ihrer sonstigen Umgebung, nach den äußeren Verhältnissen diesen oder jenen Ausgang nehmen kann.

Doch von welcher Seite man immer das Thema betrachten mag: Keiner möge daran rühren, ohne daß er einen Ariadnefaden besitzt, der ihn sicher durch die geheimsten Irrgänge der menschlichen Seele leitet. Da genügt es nicht, einen pikanten Fall zu construiren und ihn zum Vergnügen eines sensationshungrigen Publicums durch die üblichen drei oder vier Acte bis zu einem gewaltsamen Schluß hindurch zu zerren. Aber auch nicht mit nervöser Ueberreiztheit, mit krankhafter Ueberspanntheit, die das Schmerzliche zum Folternden, das Peinigende zum Widerwärtigen entarten ließe, ist diesem Problem beizukommen. Hoch droben im Norden, da haust ein alter Magier, der mit seiner dialektischen Zauberkunst und zugleich mit seinem lodernden Haß gegen die Lüge der rechte Mann für so etwas wäre. Aber es scheint, als ob er freiwillig dem Dienst der dramatischen Muse für immer entsagt habe, und wenn nicht — nun, dann wäre er der Letzte, der es nöthig hätte, sich einen Stoff von fremder Hand darreichen zu lassen. Mit grimmigem Lächeln würde er wohl jeden Vermessenen in die gebührenden Schranken weisen, der seine Cirkel zu stören wagte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Nach den Flitterwochen.

Von Gustav Beßmer.

(Schluß.)

Als ihn der Andere etwas besänftigt hatte, fuhr er fort: „Ich wußte also für künftig, woran ich war. Madame waren in der Lage, selbst den Beutel zu ziehen, der Mann hatte in dieser Ehe nichts dreinzusprechen. Natürlich habe ich das auch nicht weiter gethan. Ich nahm im Corridor meinen Hut von der Wand und ging, zuerst zu den Schwiegereltern, die mir in's Gesicht Recht gaben, nachdem sie sich vergewissert hatten, daß ich ohne die Tochter gekommen war. Im Uebrigen stellten sich die guten Leute, ganz wie Tochter, auf den Geldstandpunkt. Papa erklärte sich, schon mir gegenüber, zur Deckung bereit. Er lud mich zu einer Flasche Steinberger und einer Saltapartie ein

Ich bat ihn, die Partie mit seiner besseren Hälfte zu machen und empfahl mich. Vom Bureau aus schrieb ich meiner Frau, daß ich die Verwaltung ihres Vermögens niederlege. Ich mußte diesen Brief schreiben. Ich wäre vorher keiner Arbeit fähig gewesen. Der Brief war zudem die bloße Consequenz ihrer geradezu unqualificirbaren Erklärung.

Am Abend haben wir uns beiderseitig auf einen bloßen Gruß beschränkt, wie wir überhaupt in den drei Tagen, die seitdem verflossen sind, im gegenseitigen Verkehr die Gewohnheiten der Trappisten angenommen haben. Anderen Tages besuchte mich mein Schwiegervater auf dem Bureau. Ich habe ihm erklärt, daß ich keinenfalls das erste Wort sprechen werde. Seine Tochter scheint das auch nicht zu wollen, wie er zugegeben hat. Die Sache kann also auf die Dauer interessant werden," schloß er mit bitterem Lachen.

„Armer Kerl!" murmelte der Freund. „Sag' mal: im Grunde liebst Du sie doch trotz alledem?" setzte er nach einer Pause beiderseitigen Schweigens hinzu.

Digitized by Google

„Gewiß!“ versetzte der Andere. Er hob den Kopf, den er in beide Hände gestützt hatte.

„An Deiner Stelle würde ich ihr schreiben.“

Ein Kopfschütteln war die Antwort.

„Wenn Dir mit meiner Vermittlung gedient sein sollte“, fuhr der Architekt fort, „ich bin bereit.“

„Von mir aus kannst Du's versuchen. Zu verderben ist nichts mehr,“ entschied der Gatte. „Nebenbei bemerkt — weißt Du, was sie gestern gethan hat! ... Sie hat mich“ — er zögerte und schluckte — „sie hat mich auslogirt ... Ich nächtige jetzt im Gastzimmer ... Ja, ja, mein Lieber“ — er legte ihm die Rechte auf die Schulter — „ich weiß, was Du sagen willst: daß ich dazu nicht zu heirathen brauchte.“

* * *

Zu den Dingen, die ungesäumter Ausführung bedürfen, gehören vor Allem die guten Vorsätze. Ein guter Vorsatz, der nicht sofort verwirklicht wird, bleibt meist Vorsatz. Hans Georg Wagner hatte sich ernstlich vorgenommen, die feindlichen Gatten auszusöhnen. Mitten in seine Arbeit hinein — er war bemüht den Baugrund für ein geplantes Haus mit vierzimmerigen Stockwerken so einzutheilen, daß sechs Zimmer auf das Stockwerk kamen — mitten hinein in diese seine ersprießliche Thätigkeit folgten ihm die Gedanken an das entzweite Paar. In der Tiefe seiner Mannesbrust, in einer jener finsteren Ecken, darin die bösen Gedanken nächtigen, schlief noch ein zweiter Vorsatz. Er hatte ihn zwar mannhaft zurückgewiesen, vielmehr, er glaubte ihn zurückgewiesen zu haben: der Gedanke, der Hausfreund einer Frau zu werden. Hier entging man dem Damoklesschwert des Geheirathetwerdens, das dort über Einem hing, wo man es statt mit der Frau des Hauses, mit der Tochter zu thun hatte. Außerdem hatte die Sache noch andere, nicht auszudenkende Vortheile verschiedentlicher Art. Schon einmal hatte er den Posten bekleidet, aber der Gatte war dahinter gekommen und hatte ihn engherziger Weise abgesetzt. Hans Georg Wagner mußte lächeln: der Gute! Sein Nachfolger — ein solcher war an seine Stelle getreten — war einfach vorsichtiger.

Es war ihm geglückt, an Stelle der vier Zimmer deren sechs unterzubringen, er hatte sie, was er ursprünglich nicht mehr für möglich gehalten, einfach noch kleiner gemacht. Während der Arbeit war ihm der Gedanke gekommen, ein siebentes Zimmer herauszuschlagen, er widerstand jedoch für den Augenblick, so verlockend die Idee auch war und schob die Sache auf den Abend auf. Kurz vor Tisch machte er sich auf den Weg.

Da stand er nun im Wohnzimmer. Durch die gegenüberliegende Thüre trat sie ein, blaß, mit röthlich geränderten Augen. Das zarte Gesichtchen, das aus dem weichen Rahmen der Jugendstylfrisur herausſah, zeigte ein Gemisch von Kummer und Verlegenheit.

„Gnädigste Frau,“ begann er, nachdem er ihre warme rundliche Rechte gefühlvoll gedrückt hatte, „ich weiß Alles. Er hat mir gebeichtet.“

Sie griff nach dem Taschentuche und preßte es abwechselnd an beide Augen. „Wer mir das vorausgesagt hätte!“ Sie sank in einen Stuhl, legte den Arm halb über die Lehne und beschäftigte sich damit, die nun reichlich fließenden Thränen zu trocknen. Hans Georg Wagner's Herz erbebte in Mitgefühl und Empörung. Geradezu unverantwortlich war's von dem Kerl, eine so junge und hübsche Frau so zu quälen! Nette Einrichtung, diese Ehe, wenn aus ihr das Recht abgeleitet werden konnte, ein zartes Geschöpf unglücklich zu machen! Vor Allem mußte er sie trösten, diese Thränen konnte er nicht mitansehen.

„Wenn Sie wüßten, wie er bereut! Ich habe ihn von einem Selbstmordversuch abgehalten,“ log er.

Die junge Frau ließ den Arm sinken und sah ihn aus thränenfeuchten Augen ungläubig an.

„Er hat auch allen Grund!“ fuhr er fort. „Ich in seinem Falle hätte überhaupt kein Aufsehen von der Sache gemacht. Bei Licht betrachtet haben Sie noch eine sehr große Mäßigung bewiesen. Sie hätten statt einer Zimmereinrichtung gleich mehrere, zwei, drei, ein halbes Dutzend kaufen können.“

Der Thränenstrom der Weinenden war im Versiegen; ein zartes Roth trat auf ihre blassen Wangen. „Das ist wahr,“ sagte sie nachdenklich und mit einem leisen Aufathmen. „Sie machen mich da auf etwas aufmerksam, daran ich, offen gestanden, nicht dachte ... Doch — um auf meinen Mann zurückzukommen — wenn er so denkt, weßhalb zeigt er sich dann so verstockt?“ Sie hatte sich erhoben, das nasse Taschentuch entglitt ihrer Hand und fiel zu Boden.

„Du mein Gott, er — schämt sich eben,“ beschied der Architekt achselzuckend. „Er hat nur einen Wunsch, den, daß über die ganze Sache kein Wort weiter gesprochen würde. Bedenken Sie, daß Sie es mit einem Neugen zu thun haben! Empfangen Sie ihn möglichst freundlich, mit einem — sagen wir einem Händedruck, und die ganze Sache wird begraben sein.“

„Hm, ich weiß nicht,“ zögerte die junge Frau. „Sind Sie auch ganz sicher?! ... Und wenn er sich umbringen wollte, wollte er es auch meinetwegen thun?“

„Gnädige Frau ... Sie zweifeln noch!“ — Hans Georg Wagner fuhr sich durch das Haar — „Ich werde Ihnen den Beweis liefern. Er wird doch in den nächsten Augenblicken nach Hause kommen. Lassen Sie mich eine Minute mit ihm allein! Irre ich nicht, so höre ich schon seinen Schritt ... Also nochmals — kein Wort über Vergangenes!“

Frau Lilli verschwand nach nochmaligem kurzem Zögern. Einige Augenblicke später standen die Freunde sich gegenüber.

„Nun?“ begann Kästner ironisch. „Offen gestanden, wundere ich mich, daß Du überhaupt gekommen bist.“

Der Architekt trat nacheinander an alle drei in's Zimmer führende Thüren, öffnete sie und blickte hinaus.

„Aha!“ spottete der Gatte. „Auch abgefahren! ... Uebrigens keine Furcht — sie ist in der Küche; ich hörte sie sprechen ... Unordentliche Wirthschaft!“ Er hatte das am Boden liegende Taschentuch erblickt und es mit dem Fuß unter den Tisch gestoßen. Hans Georg Wagner stieß einen grunzenden Ton aus, bückte sich, kroch unter den Tisch und bemächtigte sich des Tuches.

„Ich bitte Dich!“ spottete der Andere. „Ueberlaß doch derlei den Mädchen! Oder hat sie Dich in der kurzen Zeit so abgerichtet? ... Was ... was soll denn das?! Was soll ich denn mit dem Tuche?! ... Mensch, hast Du die Sprache verloren?!“

Der Architekt hielt ihm noch immer das Tuch vor die Augen.

„Befühlen!“ gebot er lakonisch.

„Es ist feucht.“

„Naß!“ verbesserte der Andere. „Naß — von Reuethränen. Hier auf der Stelle hat sie sie geweint. Ein Stein hätte sich erbarmen können. Sie trägt sich mit Selbstmordgedanken. Außerdem schämt sie sich ... Sie hat nur den einen Wunsch, daß kein weiteres Wort über die Sache verloren würde. Bedenke, daß Du es mit einer Reuigen zu thun hast! Empfange sie möglichst freundlich! Sei großmüthig! Gieb ihr sogleich einen Kuß! Das heißt — besondere Großmuth gehört nicht dazu. Ich besorge es ohne das, wenn Du haben willst ... Kurz: gieb ihr einen Kuß und schweige über alles Vergangene!“

Der Gatte hatte ihn an der Schulter gefaßt. „Hör' mal, Junge, wenn Du mich zum Besten halten solltest —“

„Na, sei so freundlich! ... Daß Du zum Danke mir einen Arm ausrenkst“ — er machte sich los. „Uebrigens kannst Du ja sogleich die Probe machen. Ich entferne mich. Halt — noch etwas“ — er griff sich an die Stirne — „Du hast Dich noch darüber beklagt, daß sie Dich auslogirt und Dein Bett in das Fremdenzimmer verbannt habe. Das habe ich vergessen. Ich werde es auf der Stelle nachholen.“ Er hatte die Thürklinke in der Hand.

„Mensch, ich glaube, Du wärest fähig,“ rief Kästner. Er wollte ihm nachstürzen, im gleichen Augenblicke hörte er sich angesprochen; Frau Lilli war durch die rückwärts liegende Thüre eingetreten.

* * *

Noch waren nicht vierundzwanzig Stunden vergangen, als die Beiden die ihnen so streng auferlegte Verpflichtung, mit keinem Worte auf das Vergangene zurückzukommen, gebrochen hatten. Da kam denn der wahre Sachverhalt an den Tag.

Frau Lilli sank in einen Fauteuil; der Gatte wollte an's Telephon, um den Freund auf diesem Wege zu fordern. Am Apparat machte er Halt. Frau Lilli lachte, sie lachte so anhaltend, daß er Geschmack an der Sache gewann und mitlachte.

„Ach, Männchen! ...“ stöhnte sie. „Offen gestanden, wollte ich ihn erst für uns behalten — er hat etwas so Gelungenes; ich glaube, er würde mich unterhalten haben — aber jetzt ...“ Ihr kleiner Mund preßte sich zusammen, ein grausamer Zug trat auf das hübsche madonnenhafte Geschichtchen.

„Ja?!“ fragte der Gatte gespannt.

„Jetzt wird er verheirathet,“ sagte Frau Lilli kalt.

— — — —

Und so kam es denn auch.

Aus der Hauptstadt.

Politische Tagebuchblätter.

Das evangelisch-lutherische Landesconsistorium in Sachsen hat angeordnet, daß hinfort Kronprinzessin Luisa aus dem Kirchengebete ausgeschlossen werde.

Da Kronprinzessin Luisa zur Zeit noch den römisch-katholischen Glauben bekennt, zeugt die Maßnahme des sächsischen Consistoriums von ebenso hohem Mannesmuth wie wahrhaft christlichem Empfinden. Wie leicht könnte der Papst es übel vermerken, daß man ein Kind der alleinseligmachenden Kirche in lutherischen Gebeten nicht mehr erwähnt! Das Consistorium hätte warten sollen, bis die Kronprinzessin zum evangelischen Glauben übergetreten ist, dann hätte es Niemanden als die eigenen Kirchenangehörigen verletzt, und das thut nichts. Wenn im Uebrigen darauf hingewiesen wird, daß Christus die Ehebrecherin vor den Steinen des Pöbels schützte, so hat dies selbstverständlich für ein Consistorium

Digitized by Google

keine vorbildliche Bedeutung. Wäre dem Herrn und Heiland im entscheidenden Moment ein hochwürdiges Consistorium entgegengetreten, so hätte er es zuversichtlich nicht gewagt, diese Respectspersonen an irgend einer Maßnahme zu hindern, die sie für nöthig hielten.

*

„Den Soldaten des 16. Armeecorps ist seit geraumer Zeit durch Corpsbefehl verboten, Schnaps zu trinken und den im Bereich des 16. Armeecorps befindlichen Wirthschaften wurde seiner Zeit hiervon Mittheilung gemacht. Mehrere Wirthe in Longville bei Metz kehrten sich an das Verbot nicht und verkauften an Soldaten Schnaps. Der „Metzer Ztg." zufolge hat nun der commandirende General des 16. Armeecorps Graf Häseler den Soldaten den Besuch der betreffenden Wirthschaften verboten. —"

„Aus Saigon wird gemeldet: Um die unter den Truppen überhand nehmende Trunksucht zu bekämpfen, hat General Coronat befohlen, daß in Zukunft jene Soldaten, welche drei Mal wegen Trunkenheit bestraft werden sollten, eine besondere Uniform tragen, durch welche sie als Trunkenbolde gekennzeichnet werden."

Die Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich ist hocherfreulich. Die früheren Meinungsverschiedenheiten machen immer mehr einer freundschaftlichen Uebereinstimmung der Ansichten Platz. Man darf wohl die gemeinsamen scharfen Maßregeln gegen den Schnapsgenuß als Vorboten neuer Zweibünde ansehen. Unsere Regierung ist zu dem glänzenden Erfolge ihrer langjährigen Bemühungen um die Gunst der Pariser Staatsmänner herzlich zu beglückwünschen.

*

„Vergessen schon ihr Toben und Schrei'n,
Und wie sie beschimpft unf're Todten;
Nun geh'n wir ein schmutziges Bündniß ein
Mit schamlosen Hunnen und Gothen."

Am 6. März 1899 dankte der Kaiser Herrn Rudyard Kipling in einem theilnehmenden Telegramm für die herzerhebende Art, in der er die Thaten unserer großen gemeinsamen Rasse besungen habe. Rudyard Kipling besingt diese Thaten seitdem weniger herzerhebend, aber mit größerer Ehrlichkeit.

*

Das katholische Sonntagsblatt „La vera Roma" schreibt unterm 28. December 1902: „Glücklich die Franzosen, die 1870 mit Elsaß-Lothringen unter die Herrschaft Deutschlands kamen. Alles Andere als Revanche! Dieser verständige und tapfere Kaiser, der jetzt kaum mehr dem Namen nach Protestant ist, begünstigt die katholischen Märtyrer, die die Sanskulotten von der Seine geachtet haben. Elsaß und Lothringen füllen sich mit verbannten Ordensbrüdern und frommen Schwestern, und jene alten Franzosen sehen sich gezwungen, ihrem Vaterland untreu zu werden und ihren Eroberer zu segnen. Kürzlich hat Kaiser Wilhelm beim heiligen Vater die Errichtung einer katholischen theologischen Facultät an der Kaiserlichen Universität Straßburg betrieben und erreicht. Die für diese Errichtung stipulirten und von Deutschland unterschriebenen Bedingungen sind von reinstem apostolisch-römisch-katholischen Gepräge. Wir sprechen davon noch genauer. Unterdeß unterhaltet Euch damit, mit vollen Lungen zu rufen: Es lebe Wilhelm II!"

Rom scheint wirklich stark an der Treue der Wettiner zu zweifeln, daß es mit so nachhaltiger Thatkraft ein neues katholisches Herrscherhaus in Deutschland zu begründen sucht!

*

Um die einmaligen Ausgaben für 1903 zu decken, wird das deutsche Reich neuerdings eine Anleihe von etwa 240 Millionen Mark aufnehmen.

Zuweilen hat es sein Gutes, Staat zu sein und über den Gesetzen zu thronen. Jeden Hausvater, der ähnlich darauflos wirthschaftete wie das Reich und Raubbau auf Kosten der Zukunft triebe, statt seine regelmäßigen Ausgaben durch regelmäßige Einnahmen zu decken, jeden Hausvater dieser Art würde man unter Vormundschaft stellen.

Glücklicher Weise sind die finanziellen Hülfsquellen des Reiches unerschöpflich. Sie bestehen in seinen Papierfabriken und in der Reichsdruckerei, die unaufhörlich Staatsschuldenscheine in jeder beliebigen Höhe herstellen kann.

*

Von kirchlichen Kreisen, die auf eine sehr hohe Stelle Einfluß haben sollen, ist angeblich gegen die Handlung und den Text der Richard Strauß'schen Oper Feuersnoth Stimmung gemacht und das Unritterliche des Vorganges auf der Bühne stark hervorgehoben worden. Ferner wird von einer Aeußerung der Kaiserin über die Liebesscene zwischen Justinian und Theodora im König Laurin berichtet: „Man muß sich schon schämen, in's Schauspielhaus zu gehen".

Ich halte beide Erzählungen für unwahr. Wenn schon armselige Spiegelbilder des Lebens, wie die Bühne sie darbietet, so schroffen Tadel hervorrufen, welche Schärfe müßte dann bei der Erörterung gewisser Vorgänge in Dresden und Wien angewandt werden! Das Licht in der Kammer des Bürgermädchens; die Verführung des Gekrönten durch eine hergelaufene Person — was sind sie gegen Wilhelmine Adamovic' und Giron's Thaten! Wird aber schon das bißchen Theater-Unritterlichkeit und -Schamlosigkeit hart getadelt, wie zornig müßten dann besonders die kirchlichen Kreise über die Ereignisse am Dresdener und österreichischen Hofe sein! Nun, und von diesem Zorne verlautet einstweilen in der Oeffentlichkeit nicht das Geringste.

*

Der Berliner Vorwärts ruft in einer Abonnements-Einladung aus: „Es giebt keine unabhängige bürgerliche Presse! Es giebt keinen Muth der Wahrheit in der von der Bourgeoisie gedungenen Presse. Es giebt auch keine Vernunft mehr, es sei denn die Gerissenheit in der Wahrung ihrer Geschäftsinteressen. Ein elender feiger Byzantinismus lastet auf unseren öffentlichen Verhältnissen. Die „Ritter vom Geiste" sind in Wirklichkeit Lakaien der capitalistischen Herrschaften. Sie verkaufen sich an die Regierung, an die Interessengruppen des Besitzes, oft an den Profitsinn eines einzelnen Zeitungsspeculanten.

Die bürgerlichen Blätter sind Brutstätten geistiger und sittlicher Verwahrlosung. Kein Funken heiligen Feuers lebt in ihnen, keine Tapferkeit und keine Ehrlichkeit. Ihre politischen Auslassungen sind schlimmer als bezahlte Inserate, weil ihrer Verlogenheit nicht einmal ein Gesetz wider den unlauteren Wettbewerb Einhalt gebietet."

Diese genaue Kenntniß der bürgerlichen Preßcorruption läßt darauf schließen, daß der Autor des in Bausch und Bogen schimpfenden Aufrufes längere Zeit in der Branche gearbeitet hat. Oder aber er verdankt sein Wissen einem kühnen Rückschlusse. Die Firma Paul Singer u. Co., die jetzt den Vorwärts herausgiebt, betrieb früher am Werder'schen Markte ein Confectionsgeschäft und zeichnete sich damals besonders durch ihren Geschäftstheilhaber Rosenthal und dessen allerdings ebenso corrupte wie bodenlos gemeine Ratschläge an die Adresse der hungernden Mäntelnäherinnen aus. Daß die Angestellten der Firma die dort herrschende Verwahrlosung auch anderwärts suchen, und daß sie Jedermann für einen feige zitternden Commis und Unternehmer-Lakaien halten, weil sie selbst es sind, ist nicht weiter verwunderlich.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Der blinde Passagier. Lustspiel in drei Aufzügen von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg. (Lessing-Theater.) — Krieg im Hause. Romantisches Lustspiel in vier Aufzügen von Robert Misch. (Kgl. Schauspielhaus).

Eine zwingende Nothwendigkeit, an dieser Stelle über Blumenthal und Kadelburg's „Blinden Passagier" zu berichten, liegt nicht vor. Das Stück giebt sich freilich als Lustspiel aus, und es ist auf einem richtigen Theater gemimt worden, aber seine Sehnsucht geht unverkennbar nach dem Circus. Busch oder Schumann hätten die Sache denn auch sicherlich besser gebeichselt. Sie haben beide wirkliches Wasser zur Verfügung, was dem Director Neumann-Hofer mitunter fehlt, und sie verstehen sich trefflich auf decorative Effecte, die Neumann meist nur im Directionszimmer zu entfalten weiß. Nichtsdestoweniger möge die neue Schöpfung der verbündeten Humoristen des Lessing-Theaters auch hier einige anerkennende Worte finden. Wir nähern uns unverkennbar der idealen Zeit, wo die Kunst endgiltig auf den Brettern nichts mehr zu suchen hat und wo in der Rubrik „Dramatische Aufführungen" nur noch Manege-Pantomimen und Clownspäße besprochen werden. Versuchen wir es deßhalb, uns der goldenen Epoche schon jetzt würdig zu zeigen und referiren wir in ihrem Sinne.

Ganz wunderbar sind an dem neuen Stücke die Schiffsausrüstungsgegenstände, welche Herr Ballin von der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft zu Reclamezwecken gern zur Verfügung gestellt hat. Die Empfindung, daß hier die Meininger hinsichtlich der Echtheit noch übertroffen seien, ist erhebend und geeignet, das Publicum von vorn herein günstig zu stimmen. Auch die anderen Firmen, die an der Einrichtungs-Lieferung betheiligt waren, haben Ehre mit ihrer Arbeit eingelegt. Die Wandeldecoration im ersten Acte, die entzückende Fjordlandschaft sind Meisterstücke moderner Bühnenmaltechnik. Vielleicht läßt es sich in Zukunft ermöglichen, das Meer etwas nordischer, die Gletscherpracht unmittelbarer zu gestalten. Erst wenn dem Zuschauer aus den Coulissen Eisluft entgegenströmt, wenn er den salzigen Odem der See zu athmen glaubt, erst dann hat der Ausstattungs-Realismus auf der ganzen Linie gesiegt. Ein besonderes Lob verdient die Regie noch für die naturgetreue Darstellung hohen Seeganges und der Schrecken, welche die Seekrankheit mit sich bringt. Hier entsprach geniales Können hohem Wollen. Das Lessing-Theater möge auf der beschrittenen Bahn tapfer weiter marschiren: denn sonst wird ihm der andere Circus am Schiffbauerdamm das Leben sauer machen.

Digitized by Google

Um den Erfolg des „Blinden Passagiers" bemühten sich in ihrer Art auch die Textdichter. Dem Einen von ihnen verdanken wir wohl die reizenden Clowntypen, männlichen und weiblichen Geschlechts, welche zwischen den Decorationen herumlaufen. Der kleine Beamte, der ein Billet zur Nordlandfahrt gewonnen hat und nun auf dem Schiffe als Millionär gilt; der überschlaue Fuchs, der den vermeintlichen Millionär für sein Töchterlein kapert; die junge Frau des Zahlmeisters, welche dem geliebten Manne reglementswidrig gefolgt ist und sich für eine junge Wittwe ausgiebt; das entzweite Paar, das sich willig wieder die alten Rosenketten anlegt — alles das ist sehr angenehmes Beiwerk zu den Ausstattungswundern Auch die Scherze des zweiten Verfassers machen sich nett. Es ist langweilig, in alten Witzblatt-Bänden zu lesen, aber es ist kurzweilig, dieselben bejahrten Humore von fidelen Käuzen vorgetragen zu hören. Allerdings sollte die Direction in Zukunft dafür sorgen, daß die Schnurrenerzählerei sich nicht allzu störend breit macht und das Interesse von der Ausstattung abzieht. Herr Ballin hat die schönen Einrichtungsgegenstände doch nicht deßhalb gratis geliefert, daß sie theilsweis unbeachtet bleiben.

Mit freundlichem Wohlwollen nahm das kunstverständige Berliner Publicum auch das romantische Lustspiel „Krieg im Haus" des trefflichen Robert Misch auf. Diesem Werke eignet eine reizende, originell erfundene Handlung. Zur Schwedenzeit waren die bösen Krieger immer arg hinter den jungen Mädels her. Deßhalb ließ ein vorsichtiger Papa seine Tochter nach Knabenart erziehen und verheimlichte Allen, auch dem Kinde selbst, ihr Geschlecht. So kam es, daß sich die junge Dame in einem Alter, wo sie schon an's Heirathen denken konnte, noch immer für einen Jüngling hielt. Ist das nicht entzückend? Als nun ein schwedischer Hauptmann auf's Schloß kommt, da singt und säuft, ficht und rauft sie mit ihm. Ach nein, und wie possirlich dem Fräulein Hausner die Hosen standen! Es war zum Todtschießen komisch. Zuletzt kommt natürlich Alles an's Tageslicht. Die junge Dame foppt den Hauptmann eine Weile lang, bis sie sich endlich seiner Liebe erbarmt und ihn heirathet. Gereimt ist die Geschichte auch noch. Sie wissen, alle Mitglieder der begabten Familie Misch reimen, und bei einem Lustspiel machen sich die Verse so schön — wie darf man also Robert Misch, dem Schaffenden, die Zuflucht zu ihnen verargen? Und da Gott so oft Gnade für Recht ergehen läßt, dürfen wir den beliebten Autor mit Fug einen Dichter von Gottes Gnaden nennen. Hoffentlich thut er's dann nicht mehr wieder.

Offene Briefe und Antworten.

Frau Luisa.

Der Streit um die Kronprinzessin von Sachsen und ihren Liebhaber beschäftigt die Oeffentlichkeit hoffentlich nicht nur deßhalb so lebhaft, weil es sich bei diesem Ehebruche um eine Fürstlichkeit und eine Beinah-Kronenträgerin handelt. Ich nehme an, daß auch das Außerordentliche des Falles in sittlicher Hinsicht die Aufmerksamkeit rege macht. Und zwar vor Allem die Haltung, welche Dame Luisa und ihr Amant einzunehmen geruhen.

Ich kann mir nicht helfen, und der Herr, der in Nr. 2 der Gegenwart die begeisterte Apologie Luisa's veröffentlichte, mag mir meine Ketzerei verzeihen: seine Heldin beträgt sich meines Erachtens geradezu dirnenhaft. Statt Schande und Schmerz still in einem Winkel zu verstecken, posaunt sie beide in die Welt hinaus, rühmt sich mit ihnen und bläht sich zu einer Zerbrecherin alter Tafeln auf. Sie spricht von der „unerträglichen Zärtlichkeit" ihres Gatten, die ihr „zu derb" vorkam, die „verletzend", „kaum erträglich", „in ihrer absoluten Ungeniertheit qualvoll" war. Millionen von Ehefrauen, besonders aber fürstliche Ehefrauen, wären glückselig, wenn ihr Mann ihnen eine so leidenschaftliche Zärtlichkeit entgegenbrächte! Und die Frage sei erlaubt: welche Art von Zärtlichkeit wendet denn Monsieur Giron an? Liebt er etwa übersinnlich? Weder er noch seine zartfühlende Dame, die sich öffentlich des illegitimen Sprößlings unterm Herzen rühmt, sehen danach aus. Die Kronprinzessin hat selbst zugegeben, daß ihr Mann immer gut zu ihr gewesen sei. Um so häßlicher ist es, daß sie ihn unaufhörlich beschimpft, höhnisch über seine Neigungen und Abneigungen spricht. Ich für mein Theil halte es noch immer für besser, seinen Beruf im Militärdienst zu suchen und ein eifriger Jäger zu sein, als schlüpfrige oder gar gemeine Romane zu lesen. Und ich für mein Theil finde die Ausplauderung ehelicher Intimitäten schlechthin widerlich. Der Dresdener Hof hält sich vornehm zurück, schweigt und läßt die Flüchtlinge sprechen, die er an Aristokratie der Gesinnung weit überragt. Wenn er reden wollte, so könnte er Manches sagen über die eigenartige Manier, in der Luisa ihre Empfänge abhielt, Radpartien in Herrenbegleitung ausführte und ihrem Manne Liebe vorlog, während sie ihn frech betrog. Die ehemalige Kronprinzessin hält viel von Nietzsche und dem Uebermenschenthum; sie hat von ihm die schöne Theorie des Sichauslebens gelernt. Aber der Erhabene vor Maria Sils haßte die Lügner und Betrüger. Lug und Trug hat seine Schülerin von ihm nicht gelernt.

Die Kronprinzessin langweilte sich am Dresdener Hofe. Nicht immer gab es Radelpartien, und nicht immer hatte Madame Gelegenheit, ihre Prinzen mit Pfeil und Bogen auf die älteren Damen zu hetzen, die sie in Audienz empfing. Da die Mutter von fünf Kindern noch ein brennendes Verlangen nach Romantik empfand, so konnte sie sich mit der königlichen Pflicht nicht versöhnen. Sie meinte, alle Annehmlichkeiten des Lebens vereint genießen zu können: das Ansehen der Fürstin und die ungebundene Freiheit des kleinen Mädchens aus dem Volke. Sie begriff nicht, daß ein Hof andere Aufgaben als die hat, seine Mitglieder zu amüsiren: für die ernste Würde ihrer Stellung hatte sie in ihrer ruhelosen Oberflächlichkeit kein Verständniß. Es mag sein, daß sie mit einem ähnlich gearteten Manne glücklicher geworden wäre; wahrscheinlich ist es nicht. Regellose, seicht-phantastische und selbstsüchtige Naturen wie die ihrige fühlen sich in jeder anderen Lebenslage wohler als in ihrer augenblicklichen.

Bei dem backfischhaft-romantischen Zuge der Kronprinzessin konnte es nicht ausbleiben, daß ihre Flucht mit flimmernder oder je nach Bedarf auch finsterer Romantik umkleidet wurde. Wie nennt man im bürgerlichen Leben eine Frau, die erotischen Zuckungen erliegt, nachdem sie ihrem Manne fünf Kinder geschenkt hat, und die sich dann so wenig im Zaum hat, daß sie mit einem unreifen Bengel durchbrennt — wie nennt man doch gleich eine solche Frau? Für die Toskanerin muß natürlich eine Extrawurst gebraten werden. Der Durchgang einer gekrönten Venus — ja, Bauer, das ist ganz was Anderes. Da läßt man den ganzen Apparat spielen, den die Leihbibliotheks-Romane darbieten. Also erstens: die arme Gefangene auf hohem Thurm, der grausame Gatte, die boshaften Schranzen, tausend tückische Quälgeister, die der unglücklichen Schönheit nicht einmal ein Lächeln erlauben. Zweitens: Kerker und Irrenhaus bedrohen das vornehme Geschöpf, wenn es sich nicht sclavisch verhaftetem Zwange beugt. Alle Schrecken des Mittelalters steigen empor. Felix Philippi wird die Geschichte so auf die Bühne bringen. Drittens: an allem Jammer sind eigentlich die Jesuiten Schuld. Sie haben Giron an den Hof geführt, haben die Kronprinzessin in seine Netze getrieben, alldieweil sie nicht streng-römisch gesinnt war, auch der Kirche keine Bürgschaften für die Zukunft bot. Begreifen Sie? Eine unsagbar schaurige Verschwörung. Hohnlachend stürzt der Papst, von Rampolla übel berathen, das zarte Fürstenkind in den Rachen der Sünde und vernichtet damit oder schädigt doch schwer das Ansehen des glaubenstreuen, Rom ergebenen sächsischen Königshofes. Und Rom war Jahrhunderte hindurch als klug verschrieen, das thörichte Rom! Wenn jetzt nicht alle Freigeister für die Aufgeklärte gegen die albernen Jesuiten Partei nehmen, dann verstehe ich die Welt nicht mehr. Und wenn übermorgen Frau Schultze mit ihrem Hausknecht durchgeht, dann steckt entweder Rom dahinter oder der Graf Bülow. Je nachdem Frau Schultze in Mischehe lebt oder der Hausknecht ein agrarischer Gegner des Zolltarifes war. Wie billig heutzutage die Geheimnisse sind! Man kann sie einzeln zu Fabrikpreisen beziehen.

Alles in Allem: Deutschland darf sich freuen, die Dame Luisa auf verhältnißmäßig gute Art losgeworden zu sein. Unsere Fürstinnen mögen auch ihr Päckchen zu tragen haben, doch sie tragen es mit Geduld, und die Schamlosigkeit hat in diese deutschen Häuser keinen Zutritt. Man wird dem Dresdener Hofe und dem sächsischen Kronprinzen bedauernde Theilnahme nicht vorenthalten können, denn die Wunde ist schwer und brennt. Trotzdem: was heute Giron gethan hat, hätte in zwei Jahren ein Stallmeister gethan. Das Dirnenthum bleibt sich allezeit gleich. Wir wollen es nicht in den Grund der Hölle verdammen; es hat zweifellos seine Existenzberechtigung. Aber wir wollen uns auch nicht das Lachen verbeißen, wenn man uns ein verliebtes Gänschen deßhalb als freies Genie und Ueberedelmensch aufschwatzen will, weil es nahe am Throne stand. Unsere Bengalfeuer können wir besser verwenden als zur Verherrlichung pflichtvergessener, von jäher Brunst befallener Ehefrauen mit fünf Kindern.

Dresden. K. v. G.

Notizen.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Heft XI und XII. (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München, Kaulbachstraße 51a.) Gerade zur Winterszeit mahnen die langen Abende, die uns an's Zimmer fesseln, zu abwechslungsreicher Ausspannung von Kopf und Geist. Wie kaum ein anderes Bilderwerk spenden die herrlichen Bilderfolgen des großzügigen Werkes „Alpine Majestäten" geistige Erholung. Die soeben erschienenen Hefte XI und XII, mit denen der zweite Jahrgang schließt, bieten neben dem Begleit-Texte aus der Feder des bekannten Alpenforschers Platz und einer Uebersichtskarte der Alpen wiederum eine Fundgrube packender Scenerien des Hochgebirgs. Da sind vor allen Dingen die meisterhaften Aufnahmen eines Sella aus den Hohen Tauern und aus dem Kaukasus zu nennen. Nicht weniger fesseln uns die mächtigen Schneegipfel Groß- und Klein-Venediger und Reichenspitz-Gruppe. Das Salzburger Schiefergebirge wird in übersichtlichen Aufnahmen zu Gesichte geführt. Ueberwältigend wirken die Panoramen der Berner Alpen mit der Königlichen Jungfrau. Aus den

Digitized by Google

Ortler Alpen sind Königsspitze, Ortler und Thurwieser Spitze imposante Repräsentanten eis- und schneebedeckter Gebirgs-Riesen. Aus den Nordrhätischen Alpen zeigt sich uns der bergspiegelnde und bergumschlossene Lüner See, und die Lechthaler Alpen bieten uns hochinteressante Aufnahmen. Das eiserne Thor bei Bludenz zeigt mächtig zerklüftete Fels-Spitzen in imposanter Anlage der Formen. — Wir wünschen dem schönen Unternehmen gesegneten Fortgang!

Paul Pochhammer hat im wohlbekannten Verlage von B. G. Teubner, Leipzig, eine Uebertragung von Dante's Göttlicher Komödie erscheinen lassen, die wir der ernsten Aufmerksamkeit unserer Leser dringend empfehlen möchten. Die Göttliche Komödie ist in aller Leute Mund; es giebt zahlreiche Uebersetzungen von ihr, darunter Bassermann's und Gildemeister's verdienstvolle Arbeiten — aber gelesen wird sie kaum noch. In mehr als einer Beziehung ist das betrübend, steigt doch aus dem gewaltigen Werke in schönem Strahle so reine und starke Poesie auf, giebt es doch kein ergreifenderes, großartigeres Denkmal der großartigen Renaissancezeit. Pochhammer geht den Weg, der Dante auch bei uns volksthümlich machen könnte. Er verdeutscht das Buch: mit Vorsicht und pietätvoller Liebe dem Inhalte nach, mit Entschlossenheit hinsichtlich der Form. Statt der Terzinen giebt er Stanzen. Der kühne Schritt ist durchaus zu loben und spricht von vornherein für Pochhammer's feines Sprachgefühl. Die Terzine wird immer ein Fremdling in Deutschland bleiben; die vollklingende, wohlklingende Stanze hat längst Heimathsrecht bei uns. Wie Pochhammer die Sprache behandelt, dafür zeugt seine Uebersetzung der berühmten Eingangsverse des dritten Gesanges:

Durch mich geht man ein in die Stadt der Klage,
Durch mich dahin, wo ewig Schmerz nur wohnt,
Durch mich zum Volk, das ich verloren sage!
Mich schuf, der allgerecht bestraft und lohnt:
Der Vater, machtvoll schon vor ird'schem Tage,
Der Sohn, und der als Geist der Liebe thront!
Von Ewigkeit bin ich — für Ewigkeiten:
Die Hoffnung laßt zurück beim Weiterschreiten!

Wir wünschen dem vortrefflich ausgestatteten, von H. Vogeler-Worpswede geschmückten Buche, daß es sich recht viele deutsche Familien erobern möge.

Von dem Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, das Dr. Magnus Hirschfeld im Namen des wissenschaftlich-humanitären Comités bei Max Spohr, Leipzig, erscheinen läßt, liegt der vierte Jahrgang vor. Wir dürfen auch diesem Bande nachrühmen, was wir über seine Vorgänger sagten: mit ruhiger Entschiedenheit und einem sympathischen Ernste, der jeden unzüchtigen Gedanken ausschließt, behandelt er das durch Krupp's jähen Tod so „actuell" gewordene Problem. Der Kampf gegen den § 175 ist neuerdings sehr nachdrücklich aufgenommen worden. Es ist der Kampf einer Minderheit, und Hülfsgenossen wie der Vorwärts, der in beschränktem Haß und aus Parteirücksichten den unnöthigen und schändlichen Schlag wider Krupp führte, Hülfsgenossen dieser Art machen den Kampf noch schwieriger. Das normale Empfinden sträubt sich heftig dagegen, dem dunklen Geheimniß näher zu treten. Gerade weil man es Jahrhunderte lang nicht gelten ließ, nicht beachtete oder todtschwieg, sieht es uns heute noch mit Sphinxaugen an. Aber eine Aufklärung, eine thunlichst vollkommene, alle Winkel erleuchtende Aufklärung über das Problem werden auch die Anhänger des § 175 erstreben müssen. Handelt es sich bei der Homosexualität thatsächlich um eine Naturanlage, einen Naturtrieb, dann ist die criminelle Bestrafung auf die Dauer unhaltbar. Den Beweis für die Existenz dieses unwiderstehlichen Naturtriebes aber führt das Jahrbuch in ziemlich bündiger Weise. Man mag ihm widerstrebend folgen, mag sogar, wie der Schreiber dieser Besprechung, jedes freundliche Wort nur sehr widerstrebend niederschreiben — Gerechtigkeit über Alles: das Jahrbuch überzeugt am Ende, weil es erschüttert und rührt. Zu viel Ehrlichkeit, zu viel Muth und Wissen ist darin. Kommt es zur Aufhebung des § 175, so darf sich das Jahrbuch einen Hauptverdienst daran zuschreiben.

Die höheren Schulen in Preußen und ihre Lehrer. Eine Sammlung der wichtigsten Gesetze, Verordnungen, Verfügungen und Erlasse nach amtlichen Quellen herausgegeben von Adolf Beier, Kanzleirat im preußischen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Zweite gänzlich durchgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. (Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle a. S.) Das Buch behandelt die Stellung der höheren Lehrer dem Staate gegenüber mit allen ihren Rechten und Pflichten. Es enthält alle Gesetze, Verfügungen und Verordnungen, die sich auf das höhere Schulwesen beziehen. Um die Uebersichtlichkeit des Stoffes zu befördern, hat der Verfasser ihn in zwei Theilen angeordnet: der erste berücksichtigt die Gesetze und Verordnungen, die sich auf die Einrichtung und Anerkennung, Revision und Verstaatlichung der höheren Schulen beziehen, auf die Vorschulen und höheren Privatschulen, auf Lehrpläne und Aufgaben, Lehrmittel und Bibliotheken, Aufnahme, Versetzung und Entlassung, Besuch; dann auf die Prüfungen und die Berechtigungen. Dieser ganze Theil giebt in seiner Gesammtheit gewissermassen eine Entwickelungsgeschichte des preußischen Schulwesens. Im zweiten Theil des Buches, nicht minder umfangreich an Seitenzahl und Abschnitten, hat der Verfasser alle die zahlreichen Bestimmungen zusammengestellt, die den Lehrer an den höheren Schulen angehen: Vorbereitung für das Lehramt an höheren Schulen, die Bestimmungen über die anstellungsfähigen Kandidaten wissenschaftlichen Hilfslehrer, die Verordnungen über Ernennung und Bestätigung, Rang- und Titelverhältnisse, Ordensverleihungen, Besoldungen, Diensteinkommen, auch an nichtstaatlichen höheren Schulen und Gewährung von Staatszuschüssen; Dienstwohnungen, Taggelder, Reise- und Umzugskosten, Versetzung in den Ruhestand, Hinterbliebenenfürsorge, Pflichten der Lehrer, Förderung in den wissenschaftlichen Bestrebungen u. A. m. Dem Veralten des für unsere Lehrer höchst wichtigen Buches soll, wie das schon bei ähnlichen Sammlungen mit Erfolg geschehen ist, dadurch vorgebeugt werden, daß alle weiteren sich auf das höhere Schulwesen beziehenden Gesetze, Verordnungen und Verfügungen, die nach dem Erscheinen dieser Auflage ergehen, in jährlichen Ergänzungsheften vereinigt werden, bis schließlich eine neue Bearbeitung des Buches nicht mehr zu vermeiden ist.

Der Schleier der Maja. Von Wilhelm Jensen. (C. Reißner, Dresden und Leipzig.) Wie den Menschen aus den Banden der Maja, erst der nicht mehr von den Sinnen umflorte Zustand des Nirwana löst, so ziehen die Personen des Romans aus falschen Beobachtungen noch falschere Schlüsse, sie handeln in der Absicht, einander zu helfen, dem Scheine nach unhaltbaren Zuständen ein Ende zu machen, unrichtig, sie erreichen endlich fast gegen ihren Willen doch das glückliche Ziel. Verschiedene Fabeln laufen nebeneinander her, durchschlingen und kreuzen sich, aber alle haben dieselbe Tendenz, das Walten der Maja aufzuzeigen. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Roman eben durch dies Gleichmäßige, Lehrhafte an Interesse einbüßt, zumal da denn doch wirklich gelegentlich die ganze Blindheit einer ad hoc geschaffenen Romanfigur dazu gehört, um den beirrenden Schleier nicht durchschauen zu können. Ein wenig des Guten zu viel thut der Dichter auch in der Anlehnung zahlloser Beziehungen, dem Schlagen zahlreicher Fäden, die er nachher leicht fallen läßt oder jedenfalls nicht gründlich ausnutzt. Anderes ist vortrefflich gerathen. Fast ohne merkbare Mittel gelingt dem erfahrenen Schriftsteller die Darstellung der dumpfen, freudlosen Schwüle, die von der unglücklichen Ehe Dr. Jaenichens ausgehend sich dem Hause und der Umgebung des Paares mittheilt. Wunderbar sind, wie immer bei Jensen, die Naturschilderungen.

Maxim Gorkij, „Warenjka Olessowa" (bei Richard Wipke Leipzig). Der junge, sehr gelehrte Privatdocent Ippolit Sergejewitsch, der bisher fern von Weib und Welt hinter seinen Büchern gelebt hat, lernt auf dem Gute seiner Schwester die Warenjka Olessowa, ein derbes Evakind, lebensfreudig und liebeluftig, kennen. Ihre Natürlichkeit und ihre Offenherzigkeit ziehen ihn an. Ihre sinnliche Schönheit weckt seine Sehnsucht nach dem Weibe. Er verliebt sich in Warenjka, obwohl er sich vortäuscht, er suche sie nur, um sie zu erziehen. Dazwischen fühlt er, daß er nicht lebhaft, nicht kräftig und nicht grob genug ist für sie, und er wagt es nicht, einen entscheidenden Schritt zu thun. So endet das Spiel mit einem kleinen unerwarteten Abenteuer, das für Ippolit einen sehr beschämenden Ausgang nimmt und ihn rasch, aber schmerzhaft aus seinem Bangen zwischen Furcht und Hoffnung erlöst. Gorkij steht in diesem Buche nicht ganz auf der Höhe. Landstreicher und ähnliche Leute gelingen ihm besser als Gesellschaftsmenschen, in deren Kreis er nicht warm wird und seine dichterischen Eigenschaften nicht voll zu entfalten weiß.

Das Bibliographische Institut hat Band 5 und 6 seiner neuen Goethe-Ausgabe erscheinen lassen. Band 5 enthält den von Professor Harnack eingeleiteten und discret begleiteten Faust. Ein fleißiges, verdienstvolles Stück Arbeit. Der Erläuterer drängt sich niemals unangenehm und störend auf, aber seine fürsorgliche Hand spürt man überall. Das Vorwort ist ein Muster vornehmer Klarheit; die „Anmerkungen des Herausgebers" enthalten eine Fülle feiner Gedanken und Erklärungen. Mit großer Sorgfalt und Liebe ist der Text des Gedichtes durchgesehen und gesäubert worden. — Den 6. Band (Iphigenie, Tasso, Natürliche Tochter, Mitschuldige, Laune des Verliebten) hat Karl Heinemann selbst übernommen. Man kennt seine gediegene, gründliche, dabei feinsinnige Art. Sie verbürgt uns einen gedeihlichen Fortgang des groß angelegten Werkes, wie sie dem Verlage dafür bürgt, daß diese neue Goethe-Ausgabe sich rasch bei allen Gebildeten einführen wird.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Was bezweckt die Kasseler **Hafer-Kakao-Trink-Kur?**

Die Hafernahrung ist für Gesunde wie Kranke von wohlthätigstem, oft geradezu wunderbarem Einfluss. Die Aerzte haben darum die Erfindung von Hausens Kasseler Hafer-Kakao mit Freuden begrüsst und die neuerdings sehr in Aufnahme gekommene **Kasseler Hafer-Kakao-Trinkkur** findet auf ihren Rat viele dankbare Anhänger. Ist jemand längere Zeit magen- oder darmleidend, oder sind Kinder in der Ernährung zurückgekommen, schwach, scrophulös, blutarm oder bleichsüchtig, so teile man die Kur so ein, dass man gerade zu solchen Tageszeiten eine Tasse Hausens Kasseler Hafer-Kakao zu sich nimmt, zu denen man sonst an derartige Getränke nicht gewöhnt ist, also ausser dem Frühstück in der Zeit Vormittags zwischen 10 und 11, Nachmittags zwischen 4 und 5 und Abends vor dem Schlafengehen zwischen 9 und 11 Uhr. Hat sich jemand an Hausens Kasseler Hafer-Kakao gewöhnt, so wird er diese Kur monatelang fortsetzen können und finden, dass sie die Blutbeschaffenheit bessert, die Nerventhätigkeit anregt und eine reichliche Anbildung der Körpergewebe, Fett und Muskulatur bewirkt. Ein kurzer Versuch genügt natürlich nicht. Auch bei geistiger Abspannung und dauernder Mattigkeit hat diese Kur schon hervorragendes geleistet. Hausens Kasseler Hafer-Kakao ist nur echt in blauen Cartons à 1 Mk., niemals lose.

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen von

Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

C. J. v. Dühren,

Atelier für Kunst-Photographie,

Berlin W., Lützowstraße 97.

Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Eine **sehr gut erhaltene**

literarische

Privat-Bibliothek

ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Epische Dichtungen von **Richard Nordhausen.**

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte

der

Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 24. Januar 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Wilhelm Wundt der Psychologe. Von Paul Meschke. — Ansprüche aus dem Dienstverhältnisse. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Der Bildungswerth der bildenden Künste. Von A. Matthes (Berlin). — Ueber die culturhistorische Bedeutung Indiens. Von Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen). — **Feuilleton.** Ueber's Grab. Skizze von Agnes Harder. — **Aus der Hauptstadt.** Der Reform-Minister. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — Die Tanzidyllen der Miß Duncan. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Wilhelm Wundt der Psychologe.

Von Paul Meschke.

Es ist durchaus nothwendig, daß die Ergebnisse der Lebensarbeit unserer großen Forscher und Denker Gemeingut des Volkes werden, in die der engeren Wissenschaft ferner stehenden Kreise eindringen und nicht nur der Besitz Weniger bleiben. Im anderen Falle ist keine einheitliche Volkscultur möglich. Es kann dann bei dem völligen Umschwung der Forschungsergebnisse in neuester Zeit nicht ausbleiben, daß zwischen den einzelnen Bestandtheilen des Volkes sich in geistiger Hinsicht eine immer größere Kluft aufthut. Es muß dahin kommen, daß ein großer Theil des Volkes stagnirt, in überkommenen mittelalterlichen Anschauungen befangen bleibt, ohne den Blick frei und hoffend in die Zukunft zu werfen. Die Führenden aber schreiten mit Riesenschritten vorwärts. Die Möglichkeit eines Verständnisses wird immer geringer, die Gefahr der Zerrissenheit und Befehdung wächst. Geistige Trennung der einzelnen Volksschichten aber ist der größte Feind aller Volkscultur, vorausgesetzt, daß man unter Cultur mehr versteht als bloße technische Vervollkommnung. Denn was die Einen auf Grund ihrer gewonnenen Voraussetzungen zu schaffen suchen, bemühen sich die Anderen von ihren Anschauungen aus im Keime zu ersticken. Daher gilt es, die Gesammtheit des Volkes mit vorwärts zu reißen, die Ergebnisse moderner Forschung in immer weitere Kreise zu tragen. Das Aufeinanderstoßen der Meinungen, welches sich hieraus zunächst ergiebt, ist kein Einwand; jede Uebergangszeit ist zwiespältig. Wenn auch bedenkliche und reactionäre Köpfe sich scheuen, die von der Wissenschaft gewonnenen Schätze durch Uebermittelung an die Gesammtheit nutzbar zu machen, so läßt sich doch mit Freuden feststellen, daß zu keiner Zeit so sehr wie heute daran gearbeitet worden ist, der Wissenschaft ihren esoterischen Schulcharacter abzustreifen, sie zu einem Factor der Volksbildung zu machen. Dies ist ja auch die einzige Möglichkeit, das geistige Niveau der Völker zu heben. Wieviel aber in dieser Richtung noch gesündigt wird, erhellt deutlich, wenn man z. B. das schreiende Mißverhältniß betrachtet, welches sich zwischen der exakt philologisch arbeitenden Theologie und unserem Schulunterricht herausgebildet hat. Der Einwand, daß Ernst und Strenge der Wissenschaft durch Popularisation leiden müssen, ist durchaus hinfällig. Die Wissenschaft soll nicht nach Volksgunst schielen und seicht werden. Der Stoff einer jeden Wissenschaft ist zu spröde, als daß bedeutende Ergebnisse anders zu Tage gefördert werden könnten, denn durch angestrengtes, ernstes Eindringen. Hierzu wird aber immer nur eine geringe Anzahl von Menschen befähigt sein, die sich ein solches Ziel als Lebensaufgabe setzt. Es verträgt sich hiermit jedoch durchaus die Forderung, den gewonnenen Schatz nicht zu vergraben, sondern in Umlauf zu setzen. Wenn auch die Forschung selbst niemals populär sein kann, so kann das Ergebniß weiteren Kreisen verständlich nahe gebracht werden. Diese Verbreitung ist sittliche Pflicht.

Ich möchte an dieser Stelle auf eine wissenschaftliche Disciplin hinweisen, die in der Neuzeit eine außerordentliche Umwälzung erfahren hat. Wie auf vielen anderen Forschungsgebieten haben sich auch in der Psychologie neue Strömungen geltend gemacht. Die Ansichten über Object und Methode der Psychologie, und in Folge dessen auch die Ergebnisse, weichen hier von früheren Standpunkten so wesentlich ab, daß ältere und moderne Psychologie geradezu contradictorische Gegensätze bilden. Die Bedeutung dieser Disciplin liegt darin, daß sie als die allgemeinste Geisteswissenschaft die Grundlage aller anderen Geisteswissenschaften abgeben muß. Da sich um die moderne Psychologie vor allen Anderen Wilhelm Wundt die bedeutendsten Verdienste erworben hat, so liegt es nahe, gerade seine Stimme zu hören.

Wilhelm Wundt ist am 16. August 1832 in Neckarau geboren. Ein Süddeutscher von Geburt, ließ er sich nach medicinischen Studien 1857 in Heidelberg als Docent nieder. Im Jahre 1865 wurde er a. o. Professor der Physiologie, und 1874 wurde er als Professor der Philosophie nach Zürich berufen. Dann nahm er 1875 einen Ruf nach Leipzig an, wo er seitdem als Professor der Philosophie thätig ist. Wundt blickt zurück auf ein siebenzigjähriges Leben und eine fünfundvierzigjährige Lehrthätigkeit.

Obwohl Wundt von der medicinischen Wissenschaft ausging, so begab er sich doch schon 1863, nachdem er verschiedene physiologische und naturwissenschaftliche Arbeiten geliefert hatte, auf das philosophische Gebiet mit seinen „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele". Ich nenne noch kurz die folgenden philosophischen Hauptwerke: Grundzüge der physiologischen Psychologie 1873—74. Logik 1880. Ethik 1886. System der Philosophie 1889. Grundriß der Psychologie 1898. Seit 1881 erscheinen die „Philosophischen Studien", die man als Organ der Wundt'schen Schule bezeichnen könnte.

Digitized by Google

Im „System der Philosophie“ faßt Wundt die Ergebnisse seiner Forschungen zusammen und verarbeitet sie zu einer geschlossenen Weltanschauung. Es ist bezeichnend für diesen Denker, daß er sein System erst aufstellt, nachdem er sich bereits durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Einzelwissenschaften einen bedeutenden Ruf erworben hatte. Sein System ist durchaus auf inductiv gewonnener Grundlage aufgebaut. Keine im blauen Aether unfruchtbarer Begriffsspaltereien schwebende Speculation. Die Philosophie ist ihm nicht eine ohne Zusammenhang mit den Einzeldisciplinen selbstständig für sich existirende Wissenschaft; noch bildet sie gar ihre Grundlage. Sondern sie setzt nach Wundt vielmehr die Ergebnisse aller Einzeldisciplinen voraus. Ich gebe seine eigene Definition wieder: „Philosophie ist die allgemeine Wissenschaft, welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten allgemeinen Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System zu vereinigen hat.“ So könnte man Wundt's Philosophie mit einer Pyramide vergleichen, die von breiten, festgefügten, sicheren Fundamenten sich erhebend emporstrebt. Damit wird Wundt durchaus der Induction, die das Prinzip modern-exakter Forschung bildet, gerecht. Wohingegen man, um im obigen Bilde zu bleiben, die Weltconstructionen eines Schelling und Hegel mit ihren willkürlichen Voraussetzungen eines höchsten Princips, — Absolutum, Idee — aus dem die Fülle der Einzelerscheinungen deducirt werden müsse, mit dem fruchtlosen Versuch vergleichen könnte, den Bau einer Pyramide bei der Spitze zu beginnen und von da aus sich dem festen Erdboden zu nähern. Man sieht bereits aus diesem Hinweise auf das rein Methodologische, daß Wundt ein vorsichtiger und besonnener Denker ist, der ohne speculative Intuition arbeitet.

Wichtiger für die Allgemeinheit als die Kenntniß des Wundt'schen Systems einer abgerundeten Weltanschauung ist die Bekanntschaft mit dem Psychologen Wundt. Die Psychologie ist für ihn eine der Einzeldisciplinen, die der Philosophie vorhergehen müssen. Daraus ergiebt sich, daß sie nicht als Ausschnitt aus einem philosophischen System behandelt werden darf. Sie ist ganz auf sich gestellt. Hier ist das Hauptarbeitsfeld Wundt's. Psychologie als Wissenschaft im modernen Sinne, d. h. empirische Psychologie, ist noch sehr jung. Wundt selbst, dessen Name in der Geschichte der psychologischen Forschung immer als der eines Bahnbrechers genannt werden wird, erklärt, daß auf diesem Gebiet noch manches Problem seiner Lösung harrt.

Wundt beginnt mit einem Angriff auf ältere psychologische Theorien. Natürlich waren schon vor ihm Ansätze zu einer empirischen Behandlung der Psychologie vorhanden. In der Hauptsache jedoch befand sich die Psychlogie durchaus im Bannkreise der Metaphysik, wurde von metaphysischen Hypothesen überwuchert. Die spiritualistische metaphysische Psychologie bezeichnete sich als die Wissenschaft von der Seele. Stillschweigende, vor aller Untersuchung feststehende Voraussetzung war dabei, daß der Mensch eine Seele, d. h. eine immaterielle, untheilbare, einfache, unzerstörbare Substanz besitze. War man sich auch darüber einig, daß die Seelensubstanz nach dem Tode des Menschen fortdauern müsse, so herrschten doch verschiedene Ansichten über ihren Zustand vor der Verbindung mit einem materiellen Leibe. Wenn man consequent war, so folgerte man aus ihrem substantiellen Charakter zugleich mit ihrer Fortdauer auch ihre Präexistenz. Größere philosophische — wenn auch nicht theologische — Schwierigkeit machte es schon, sie zwar in alle Ewigkeit hin unveränderlich fortdauern zu lassen, dabei aber doch ihre zeitliche Entstehung aus Nichts durch einen schöpferischen Akt Gottes zu behaupten. Diese creatianistische Ansicht durchbrach bereits inconsequent den Substanzgedanken. Alle seelischen Functionen, wie z. B. Denken, Fühlen, Wollen wurden nun als Aeußerungen oder Handlungen dieser Seelensubstanz betrachtet. Auf alle Fälle war die Seele etwas von den einzelnen realen psychischen Vorgängen, deren wir uns bewußt werden, wohl Unterschiedenes. Diese Ansicht der alten spiritualistisch-metaphysischen Psychologie deckt sich so ziemlich mit der auch heute noch meistverbreiteten vulgären Anschauung. Diese Uebereinstimmung zwischen altwissenschaftlicher und vulgär-religiöser Ansicht läßt deutlich erkennen, daß die metaphysische Seelenlehre nichts gethan hat, als daß sie eine uralte mythologische Begriffsbildung philosophisch ausbaute. Da der Mensch nun so in zwei substantiell verschiedene Theile, eine immaterielle Seele und einen materiellen Leib, zerlegt war, so sah man sich genöthigt, dieser Seele irgendwo im menschlichen Körper einen Sitz anzuweisen. So läßt z. B. Kartesius die Seele in der Zirbeldrüse wohnen. Hier sollten dann die körperlichen Veränderungen auf die Seele einwirken, woraufhin diese ihre Handlungen, Vorstellen, Denken u. s. w. ausübe. Umgekehrt ließ man beim Wollen die Seele körperliche Veränderungen hervorrufen. Als man dann mehr auf die außerordentlich verwickelten physiologischen Hirnprocesse zu achten begann, die mit den Bewußtseinsprocessen verbunden sind, sah man sich vor einer neuen Schwierigkeit. Die Annahme eines einzigen Centralheerdes, an dem die Wechselwirkung stattfinden sollte, erwies sich als falsch. So kam man sogar zu dem Auswege, die Seele, da sie ja als immateriell keine Ausdehnung besitzen konnte, wandern zu lassen; sie immer an der betreffenden Stelle des Gehirns anwesend zu denken, wo der einen Bewußtseinsvorgang hervorrufende physiologische Proceß stattfand, oder wo umgekehrt die Seele Leibesactionen bewirken sollte. Da nun aber eine genauere physiologische Untersuchung ergab, daß bei unseren Bewußtseinsvorgängen die mannigfaltigsten Gehirnpartieen zu gleicher Zeit thätig sind, so war auch dieser Ausweg abgeschnitten. Das unausgedehnte Seelenatom müßte denn zu ein und derselben Zeit an verschiedenen Theilen des Hirns anwesend sein, um daselbst Einwirkungen zu empfangen und hervorzurufen. Quod absurdum. Die Hauptschwierigkeit dieser ganzen Theorie aber liegt in der Lehre von der Wechselwirkung zwischen zwei durchaus ungleichartigen Substanzen. Die eine Substanz ist materiell, die Andere immateriell. Zwischen solchen ungleichartigen Substanzen kann aber nie eine Wechselwirkung stattfinden. Das raumlose Seelenatom kann der Materie gar keinen Angriffspunkt bieten, und umgekehrt setzen materielle Veränderungen materielle Ursachen voraus. Die Philosophie hat sich auch über dieses Problem vergebens den Kopf zerbrochen und zur Lösung zu sehr fragwürdigen metaphysischen Hypothesen, wie z. B. Occasionalismus und prästabilirter Harmonie, gegriffen. Beide suchen die Vermittelung durch Gott herzustellen. Die Annahme einer substantiellen Seele ist, da eine solche in keiner Erfahrung gegeben ist, durch nichts zu beweisen. Wir werden weiterhin sehen, daß diese Auffassung nicht einmal etwas zur causalen Erklärung der psychischen Vorgänge selbst leistet, mithin auch nicht als Hypothese wissenschaftliche Berechtigung hat. Denn jede Hypothese findet ihre Begründung nur darin, daß sie vom causalen Denken als nothwendiges Zwischenglied irgend welcher Vorgänge gefordert wird.

Das extreme Gegenstück der eben behandelten spiritualistischen metaphysischen Seelenlehre ist die materialistische Psychologie. Sie ist trotz alles Geschreies, mit dem der Materialismus sich als eine auf reiner Erfahrung aufgebaute Weltanschauung geberdet, ebenso metaphysisch wie die erstgenannte. Faßte diese die Bewußtseinsvorgänge als die Aeußerungen einer Seelensubstanz, so faßt die materialistische Psychologie alle psychischen Processe als Producte der Materie auf, behauptet ihre Ableitung aus Lagerungen und Bewegungen der materiellen Gehirnatome. Diese Psychologie, besser Gehirnphysiologie genannt, begeht gleich im Eingange eine ungeheuere petitio principii. Die reine Materie, das von der Naturwissenschaft vorausgesetzte allgemeine Substrat der ganzen Körperwelt, ist in keiner Erfahrung gegeben. Die

Digitized by Google

Naturwissenschaft, welche untersuchen will, was der Körperwelt nach Abzug aller subjectiven Zuthaten zukommt, hat sich in ihrem Streben nach Herstellung eines widerspruchslosen Zusammenhanges zwischen den einzelnen Vorgängen der Körperwelt durch das causale Denken genöthigt gesehen, einen hypothetischen Hilfsbegriff, die Materie mit ihren Eigenschaften der Ausdehnung und Undurchdringbarkeit, einzuführen. Die Materie ist demnach keine Erfahrungsthatsache, sondern eine Hypothese, gerade so wie die Annahme des Aethers. Immerhin hat diese Hypothese für die Naturwissenschaft wissenschaftliche Berechtigung, da sie vom Causalprincip gefordert wird, für die Erklärung der physikalischen Vorgänge etwas leistet. Andererseits versucht man aber sogar in rein naturwissenschaftlichen Kreisen ohne die Materienhypothese auszukommen und eine rein energetische Physik aufzustellen. Ich erinnere an die Arbeiten von W. Ostwald „Die Energie und ihre Wandlungen 1888“ und „Ueberwindung des wissenschaftlichen Materialismus 1895“. Ob die Naturwissenschaft ohne die hypothetische Annahme einer Materie auskommen kann, haben wir hier nicht zu untersuchen. Wundt verneint es. Aber er weist diese Hypothese aus der Psychologie hinaus und in ihre naturwissenschaftlichen Grenzen zurück. Uns kommt es hier darauf an, die von vornherein falsche Basirung der materialistischen Psychologie festzustellen. Es geht nicht an, aus einer doch erst durch unser bewußtes Denken zu Stande gekommenen hypothetischen Materie wiederum die Bewußtseinsvorgänge als ihr Product abzuleiten. Oder man bewegt sich im Zirkel. Freilich, für erkenntnißtheoretische Erörterungen fehlt dem Materialismus das Organ.

Ich erwähnte bereits, daß sich Ansätze zu einer empirischen Behandlung auch in der älteren Psychologie finden. Ich beschränke mich auf die Anführung zweier Hauptrichtungen. Den Versuch einer empirischen Behandlung macht die „intellektualistische Psychologie“, indem sie die Herleitung aller psychischen Vorgänge, also auch des Wollen und Fühlens, aus den Vorstellungen unternimmt. Ihr Hauptfehler liegt darin, daß sie die Gleichwerthigkeit des Wollens und Fühlens mit den Vorstellungen übersieht, ersteres zu etwas Secundärem herabdrückt. Die „Descriptive“ oder „Vermögenspsychologie“ glaubt eine causale Erklärung der concreten psychischen Vorgänge geleistet zu haben, wenn sie sie unter Begriffe wie Wille, Verstand, Vernunft, Gedächtniß u. s. w. subsumirt. Sie kommt nicht über Classification hinaus. Sie hypostasirt menschliche Begriffsbildungen zu realexistirenden Vermögen und verwechselt causale Erklärung mit Beschreibung. Natürlich kommen zwischen allen diesen Richtungen zahlreiche Verbindungen und Uebergänge vor.

Allen diesen Theorien setzt Wundt seine eigene Psychologie entgegen und entwickelt seine Ansicht über Object und Methode einer wissenschaftlichen Seelenlehre. Diese ist ihm eine durchaus empirische Disciplin, ja die empirischste, die überhaupt denkbar ist. Die Definition dieser als „Wissenschaft von der Seele“ — Seele als Atom gefaßt — habe ich bereits zurückgewiesen. Ebenso falsch aber ist es von einer Wissenschaft der inneren Erfahrung“ zu reden, wie es die intellektualistische und Vermögenspsychologie thut. Danach hätte der Mensch einen inneren und einen äußern Sinn; mit ersterem erkennt er die Körperwelt, mit letzterem die eigenen psychischen Phänomene. Im Gegensatz zu dieser Trennung einer äußeren und inneren Erfahrung behauptet Wundt: es giebt überhaupt nur eine einzige Erfahrung, d. i. die unmittelbare Gewißheit, welche ein Jeder in den einzelnen Bewußtseinsvorgängen hat. Es giebt zwar psychische Inhalte, wie z. B. Gefühle, deren Untersuchung nur der Psychologie zukommt. Umgekehrt aber giebt es keinen Gegenstand der Naturerkenntniß, welcher nicht, insofern wir doch eine Vorstellung von diesem Gegenstande haben, einer psychologischen Untersuchung unterworfen werden könnte. Aeußere und innere Erfahrung dürfen daher nicht als zwei besondere Erfahrungsgebiete aufgefaßt werden; diese Bezeichnungen drücken nur die Möglichkeit eines doppelten Standpunktes gegenüber der an sich untheilbaren unmittelbaren Erfahrung aus. Daher definirt Wundt die Psychologie als die „Wissenschaft von der unmittelbaren Erfahrung“. Die Zerlegung unseres Bewußtseinsinhaltes in ein Subject und eine diesem gegenüberstehende Außenwelt, von der unser Leib einen Theil bildet, ist erst das Ergebniß eines langen psychologischen Processes, der Entwickelung des Ichgefühls. Die Gründe für diese Trennung in Subject und Object sind psychologischer Natur. Jeder Mensch besitzt eine unklare Vorstellung dieser Zweiheit; eine logische Begriffsbestimmung aber ist erst am Ende einer psychologischen Untersuchung möglich. Der naturwissenschaftliche Subjectsbegriff — Subject gleich Leib — ist auf alle Fälle hinfällig, denn der Leib ist ja nur eins unter vielen Objecten. Die Grenze zwischen Naturwissenschaft und Psychologie ist bei Wundt genau festgelegt. Jede Erfahrung zerfällt in zwei Bestandtheile, Inhalt und Auffassung. Indem die Naturwissenschaft untersuchen will, welche vom auffassenden Subject unabhängigen Vorgänge unseren Vorstellungen, die doch einen Theil der unmittelbaren Erfahrung ausmachen, entsprechen, muß sie zu mancherlei Abstractionen und in Folge dessen zu Hypothesen greifen. Die Psychologie aber untersucht den ganzen Inhalt unserer Erfahrung mit allen den Eigenschaften, die wir ihm beilegen. Sie ist daher empirischer als die Naturwissenschaft.

Wir sahen schon oben, daß es nun nicht die Aufgabe der Psychologie sein kann, die unmittelbaren konkreten Erfahrungsinhalte des Bewußtseins auf hypothetische Atomverbindungen der Materie zurückzuführen oder sie von vornherein willkürlich als Handlungen einer Seelensubstanz zu deuten. Es giebt nur eine Art der wissenschaftlichen Erklärung, die Causalerklärung. Auf psychologischem Gebiete findet eine Causalerklärung aber nur dann statt, wenn man die zusammengesetzten psychischen Vorgänge, die psychischen Complexe auf die einfachsten, im unmittelbaren Bewußtsein gegebenen psychischen Realitäten zurückführt, sie aus diesen entstehen läßt. Dabei wird man an einer untersten Grenze ankommen, an der die empirische Psychologie wenigstens Halt machen muß. Der empirische Charakter unserer Disciplin bleibt gewahrt, weil wir ja unmittelbare Erfahrungsinhalte auf nichts hypothetisch oder gar willkürlich Angenommenes zurückführen, sondern auf die einfachsten Realitäten, deren wir im Bewußtsein habhaft werden können. So versucht denn Wundt den gesammten Bewußtseinsinhalt durch Analyse in die einfachsten Elemente zu zerlegen. Man kann diese empirische Psychologie auch experimentell nennen, da sie sich zu ihren Untersuchungen des Experimentes bedient. Beide Ausdrücke bezeichnen dasselbe. Die dritte von Wundt gebrauchte Bezeichnung „physiologische Psychologie“ weist natürlich nicht auf Ableitung der psychischen Vorgänge aus physiologischen hin. Die physiologische Psychologie hat nur neben der Herleitung der complexen psychischen Inhalte aus einfacheren die Aufzeigung der den psychischen Processen nach Wundt parallel gehenden physiologischen zu leisten.

Als einfachste psychische Elemente stellen sich ihm nun die einfachen Empfindungen der verschiedenen Sinnesgebiete, z. B. Tonempfindungen, Farbenempfindungen, Druckempfindungen u. s. w. und die Gefühle der Lust, Unlust, Spannung, Lösung, Erregung und Beruhigung dar. Es ist auf eine strenge Unterscheidung dieser beiden Arten von Elementen zu halten. Besonders im Gebiete des allgemeinen Sinnes, wohin z. B. Druck- und Schmerzempfindungen gehören, war und ist noch jetzt zum Theil eine Vermengung dieser beiden Bezeichnungen zu Hause. Empfindungen sind auf Objecte bezogene, Gefühle auf das Subject bezogene psychische Elemente. Natürlich darf nicht von einem Empfindungs- und Gefühlsvermögen gesprochen werden. Wirkliche Realität haben immer nur die einzelnen concreten Elemente. Von diesen sind niemals zwei einander nach Qualität und Intensität durchaus gleich. Die

Digitized by Google

Aehnlichkeit unter ihnen aber führt zu Begriffsbildungen, wie Empfindung, Gefühl. Beide kommen niemals getrennt von einander vor. Es giebt keine Empfindung ohne ein sie begleitendes Gefühl, und kein Gefühl, das nicht in einer Empfindung sein Substrat hätte. Trotzdem lassen sich die Gefühle nicht als Wirkungen der Empfindungen auffassen, da ein und dieselbe Empfindung bei gleichem Subjecte zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Gefühlen begleitet sein kann. Die Gefühle sind den Empfindungen gleichwerthig und dürfen nicht als etwas Secundäres aufgefaßt werden. Hingegen können Willensregungen nicht als eine besondere dritte Classe von Elementen bezeichnet werden, da jedem Gefühl bereits eine Willensrichtung inne wohnt. Gefühle und Willensregungen sind nichts specifisch Verschiedenes. Wundt behält den Ausdruck Willensvorgang für Complexe zurück. Man kann danach die Gefühle als Theilinhalte des Willensvorganges ansehen, sie diesem unterordnen. Andererseits läßt sich aber auch sagen, das Wollen sei bereits in den Gefühlen vorgebildet. Solche durchaus einfache psychische Elemente kommen nun allerdings nicht isoliert in der Erfahrung vor, sondern sie sind immer zu Complexen zusammengesetzt. Da die Elemente aber in wechselnder Weise mit einander Verbindungen eingehen, so sind wir berechtigt, ihre selbstständige Existenz anzunehmen. Aus diesen nicht weiter abzuleitenden Elementen entstehen sodann durch Verbindungen die psychischen Gebilde. Als solche erkennt Wundt die intensiven Vorstellungen, die extensiven Vorstellungen und die Gemüthsbewegungen. Vorstellungen sind Empfindungs-, Gemüthsbewegungen, Gefühlscomplexe. Eine intensive Vorstellung ist z. B. der Zusammenklang mehrerer Töne, also ein Complex mehrerer gleichzeitiger Tonempfindungen. Die extensiven Vorstellungen zerfallen in räumliche und zeitliche Gebilde. Raum und Zeit werden genetisch abgeleitet, d. h. unter gewissen psychologischen Bedingungen findet eine räumliche und zeitliche Anordnung der Empfindungen statt. Nicht aber haben wir bereits vor aller Erfahrung eine fertige Raum- und Zeitanschauung, wie es die Kantisch-nativistische Theorie behauptet. Natürlich sind nun auch die Vorstellungen wieder von Gefühlen begleitet; so z. B. ein Zusammenklang von einem Harmonie- oder Disharmoniegefühl. Wie die Empfindungselemente gehen auch die Gefühlselemente Verbindungen ein, von denen Wundt drei Arten annimmt: intensive Gefühlsverbindungen, Affecte und Willensvorgänge. Bei ersteren verbinden sich mehrere Gefühle zu einem momentanen Totalgefühl, bei den beiden letzteren haben wir es mit einem zeitlichen Verlauf mehrerer Gefühle zu thun. Alle diese psychischen Gebilde stehen wieder im engen Zusammenhange. So setzt jede Gemüthsbewegung eine Vorstellungsgrundlage voraus. Ein intellektloses Wollen, wie es Schopenhauer annahm, giebt es nicht. Der Verbindungen, die die psychischen Gebilde mit einander eingehen, lassen sich zwei unterscheiden, Associationen, d. h. Verbindungen, die sich im Zustande der passiven Aufmerksamkeit vollziehen, und Apperceptionsverbindungen, die bei activer Aufmerksamkeit vollzogen werden. Solche Apperceptionsverbindungen sind die Functionen der Beziehung, Vergleichung, Synthese und Analyse. Wenn ich z. B. irgendwelche psychischen Gebilde nach ihrer Aehnlichkeit vergleiche, so liegt natürlich in ihnen selbst schon eine Aehnlichkeit. Zugleich tritt aber der Vergleichungsact als ein neuer Inhalt in's Bewußtsein. Nur muß man sich wiederum hüten, von einem Vermögen des Verstandes zu reden. Realität hat nur die jedesmal stattfindende, einzelne, concrete Functionsausübung. Da immer mehrere der psychischen Inhalte unter einander ähnlich sind, so greifen wir zu Begriffsbildungen wie Empfindung, Vorstellung, Verstand u. s. w., mit denen wir einzelne Inhalte zusammenfassen. Aber diese Classificationsbezeichnungen dürfen niemals als real existirende Vermögen angesehen, hypostasirt werden. Dasselbe gilt vom Bewußtsein. Dieses ist nichts, was außerhalb der angeführten psychischen Vorgänge vorhanden wäre. Es ist vielmehr nur ein zusammenfassender Ausdruck für den Zusammenhang der Gesammtheit aller Gebilde. Das einheitliche Bewußtsein spaltet sich nun in zwei Theile. Es kommt zur Trennung des Selbstbewußtseins von dem Bewußtsein anderer Dinge. Das Selbstbewußtsein, die Bildung des Ich, geht von durchaus sinnlichen Empfindungsgrundlagen aus. Es sind dies diejenigen Empfindungen, die sich durch eine gewisse Constanz auszeichnen und in ihrer Zusammensetzung die Vorstellung des eigenen Leibes ergeben. Ist einmal der Leib von anderen Objecten unterschieden, so zieht sich das Selbstbewußtsein immer mehr auf's Gefühl und den Willen zurück. Der Leib wird dann auch als etwas Fremdes betrachtet. Im Appercepionsvorgang fühlen wir uns schließlich durchaus als wollend, ohne daß jedoch alle Empfindungsgrundlagen völlig aus dem Selbstbewußtsein schwinden. Die Trennung von Subject und Object ist vor sich gegangen. Ich und Außenwelt stehen sich gegenüber. Das Ich ist demnach das „Erzeugniß, nicht die Grundlage der psychischen Vorgänge". Es ist nicht der substantielle Träger, sondern ein Product. Seine Einheit, die meist als Beweis für seine Substantialität angeführt wird, ist bedingt durch die Stetigkeit, mit der im psychischen Proceß die Veränderungen vor sich gehen. Das Gegentheil, die Auflösung des Ich zeigt sich bei pathologischen Zuständen, beim Irresein, woselbst die psychischen Veränderungen anormal verlaufen. In Folge des psycho-physischen Parallelismus ist dabei auch eine Erkrankung des Gehirns zu beobachten.

Nach alle dem ist der substantielle Charakter der Seele unhaltbar. Der Ausdruck Seele kann weiter nichts bezeichnen als die Gesammtheit der psychischen Processe. Wundt nennt seine Theorie von der Seele im Gegensatz zur substantiellen eine actualistische. Der Seele kommt zwar nicht Einfachheit zu, wohl aber Einheit. Man könnte sie, um einen Nietzsche'schen Ausdruck zu gebrauchen, einen Gesellschaftsbau nennen. Mit dem Seelenatom wird also keineswegs das Seelische selbst aufgegeben.

Betrachtet man den Bewußtseinsinhalt ohne Voreingenommenheit, so muß man zugeben, daß Alles in einem unaufhörlichen Fließen begriffen ist. Man sieht leicht, daß zur Erklärung dieser Prozesse nichts ungeeigneter ist als das seelische Atom. In der That hat auch die Lehre von der Seelensubstanz keinen wissenschaftlichen Ursprung. Ihre Wurzeln reichen in's Mythologische zurück. Hoffnungen, Wünsche und Bedürfnisse haben die Forderung der Fortdauer des Ich und damit seiner Einfachheit gezeitigt.

Ich möchte an dieser Stelle noch auf eine Schrift Wundt's hinweisen: „Hypnotismus und Suggestion". 1892. In empirisch-exakter Weise werden hier die Hypnose und die Suggestion gesondert behandelt. Bei den vielfachen occultistischen und spiritistischen Bestrebungen der Jetztzeit möchte man besonders eine weiter verbreitete Kenntniß gerade dieser kleineren Abhandlung wünschen. Die Ausdehnung dieses Gegenstandes verhindert ein weiteres Eingehen auf dieses interessante Gebiet an dieser Stelle. Wundt urtheilt an anderer Stelle über den Hypnotismus gegenüber abergläubigen Vorstellungen: „In Wirklichkeit ist Alles, was bei diesen Erscheinungen der exakten Prüfung standhält, ohne Schwierigkeit im Allgemeinen psychologisch und physiologisch erklärbar; was aber nicht auf diesem Wege erklärbar ist, das hat sich noch stets bei näherer Prüfung als abergläubige Selbsttäuschung oder als absichtlicher Betrug erwiesen."

Hat die Psychologie ihre beiden ersten Aufgaben, die Aufzeigung der psychischen Elemente und die Darlegung der Verbindungen, die diese eingehen, gelöst, so muß sie auf Grund des so gewonnenen Thatsachenmaterials drittens die psychologischen Gesetze entwickeln, die beim Zustandekommen der Verbindungen obwalten. Wundt unterscheidet hier psychologische Beziehungsgesetze und Entwickelungsgesetze. Unter

Digitized by Google

der ersten Classe führt er auf die Gesetze der psychischen Resultanten, Relationen und Contraste; unter der zweiten die Gesetze des geistigen Wachsthums, der Heterogonie der Zwecke und der Entwickelung in Gegensätzen. Ich greife an dieser Stelle nur das Gesetz der psychischen Resultanten als das wichtigste heraus. Hier entwickelt Wundt seine Lehre von der psychischen Causalität. Er weist die Anwendung des naturwissenschaftlichen Causalitätsbegriffes auf psychologisches Geschehen zurück, indem er zeigt, daß die quantitative Aequivalenz von Ursache und Wirkung gar nicht zum Wesen der Causalität als solcher gehört. Das Princip der quantitativen Aequivalenz von Ursache und Wirkung hat nur Sinn für die Naturwissenschaft, weil daselbst allem Geschehen eine constante Materie hypothetisch untergelegt wird. Wo aber die Hypothese von der Materie, als der Grundlage der Vorgänge, keine Anwendung findet, wie beim psychischen Geschehen, da sind wir auch nicht berechtigt, die Aequivalenz von Ursache und Wirkung in's Causalgesetz hineinzulegen, den Effect also als die bloße Summirung der wirkenden Ursachen anzusehen. Jeder psychische Vorgang ist natürlich nur unter Voraussetzung bestimmter psychologischer Bedingungen, ohne die er nicht eintreten würde, möglich; niemals aber läßt er sich als Summation der Bedingungen aus diesen im Voraus berechnen. Eine Anschauung, von der wir ja im praktischen Leben Alle geleitet werden. Die psychische Causalität ist eine andere als die physische. Ein psychisches Gebilde zeigt bedeutend mehr Eigenschaften, als sich aus bloßer Summirung der Elemente ergeben würden. Die Resultante ist mehr als die Summe der Componenten. Es macht sich beim psychischen Geschehen im Gegensatz zum physischen ein Princip schöpferischer Synthese bemerkbar. So ist z. B. die räumliche Anordnung mehrerer Empfindungen, also eine Strecken- oder Körpervorstellung nicht dadurch erklärbar, daß man diese Vorstellung als Summe der Empfindungen ansieht. Denn den einzelnen Empfindungen kommt nichts Räumliches zu. Die räumliche Anordnung ist zwar durch das Zusammenwirken der Elemente bedingt, kommt aber doch als etwas Neues hinzu. Ihre besondere Anwendung findet die Lehre von der psychischen Causalität bei der Untersuchung über die Willensfreiheit. Die bisherigen Lösungsversuche scheiterten daran, daß man zwischen psychischer und physischer Causalität keinen Unterschied zu machen wußte. Alle Gesetze, die Wundt für psychisches Geschehen aufstellt, sind aus den psychischen Thatsachen inductiv abgeleitet.

Damit ist die Untersuchung im Allgemeinen abgegrenzt. Das seelische Leben hat sich als eine Einheit erwiesen, deren Theilinhalte unter einander im engsten Zusammenhang stehen. Die Psychologie Wundt's ist durchzogen von dem Gedanken der Entwickelung. Es ist unzulässig, von angeborenen Vorstellungen und Begriffen zu reden. Die Complexe entstehen aus den Elementen. Die höheren Functionen sind erst möglich, nachdem psychische Inhalte vorhanden sind, die verarbeitet werden können. Dies zeigt sich auch deutlich an der psychologischen Entwickelung des Kindes. Und wie hier eine individuelle Entwickelung anzunehmen ist, so setzt schließlich das seelische Leben der höheren Wesen, also auch des Menschen, die einfacheren Bewußtseinsformen niederer Wesen voraus, hat sich aus ihnen generell entwickelt. Die Seele des Menschen unterscheidet sich von der des Thieres nicht qualitativ.

Eine besondere Methode für psychologische Untersuchungen giebt es nicht. Diese Disciplin kann sich keiner anderen Methoden als die empirische Naturwissenschaft bedienen. Diese aber gewinnt ihre Resultate durch reine Beobachtung oder durch Experimente. Das Experiment unterscheidet sich von der reinen Beobachtung dadurch, daß die zum Entstehen eines Vorganges nothwendigen Bedingungen willkürlich herbeigeführt oder variirt werden. Erweist sich die reine Beobachtung als ausreichend bei der Betrachtung verhältnißmäßig verharrender Objecte, so muß bei der Untersuchung der im Flusse begriffenen Vorgänge die experimentelle Beobachtung eintreten. Die ältere Psychologie hat sich ausschließlich der Selbstbeobachtung bedient. Wenn man aber bedenkt, wie durch die Selbstbeobachtung der Verlauf des Psychischen Geschehens, z. B. eines Affectes, modificirt werden muß, so wird man von vornherein zugeben, und die Geschichte der Psychologie zeigt es, daß durch die reine Selbstbeobachtung niemals feste Resultate erzielt werden können. Stimmen doch die alten Psychologien nicht einmal in den fundamentalsten Fragen überein. Das Experiment muß angewendet werden bei der Untersuchung von Vorgängen. Nun haben wir es in der Psychologie mit einem fortwährenden Fließen, mit Processen zu thun. Daraus ergiebt sich mit Nothwendigkeit die Forderung der experimentellen Beobachtung. Wenigstens für die Individualpsychologie. Denn auch die reine Beobachtung kann in den Dienst der Psychologie treten. Es giebt nämlich gewisse relativ constante psychische Gebilde, die als die Niederschläge einer langen, generellen psychischen Entwickelung aufzufassen sind: Sprache, Mythus, Sitte. Deren psychologische Untersuchung fällt nicht mehr der individuellen, sondern der Völkerpsychologie zu. Da wir nun auf Sprache, Mythus und Sitte wegen ihrer relativen Constanz keinen experimentellen Einfluß ausüben können, so tritt in der Völkerpsychologie die Methode der reinen Beobachtung in ihre Rechte. Wundt hat sich um die Ausbildung und Anwendung des Experimentes in der Psychologie außerordentliche Verdienste erworben. Er hat in Leipzig ein Institut für experimentelle Psychologie begründet, welches bei der Einrichtung ähnlicher Institute in Deutschland und im Ausland als Muster gedient hat.

Hält man die Resultate, zu denen die empirische Psychologie trotz ihrer Jugend bereits heute gelangt ist, gegen die Ergebnisse, welche die frühere Speculation über die Seele für Wissenschaft ausgab, so giebt es kein Schwanken, wohin man sich neigen soll. Die empirische Wissenschaft der Psychologie läßt zwar heute noch manches Problem ungelöst, aber man darf die Lösungen mit Sicherheit von ihr erwarten. Bedenkt man, daß die Psychologie die Grundlage für alle Geisteswissenschaften abgeben muß, wie wichtig besonders auch in practischer Hinsicht die genaue Kenntniß des psychischen Lebens für Pädagogik, Ethik, Rechtsprechung ist, so wird diese Erkenntniß des eminenten Werthes unserer Disciplin immer mehr Mitarbeiter und Anhänger zuführen müssen. Wenn diese Zeilen einiges Interesse für psychologische Fragen erwecken, so haben sie ihren Zweck erfüllt.

Ansprüche aus dem Dienstverhältnisse.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Seit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches hat sich eine gewisse Beunruhigung Derjenigen bemächtigt, welche darauf angewiesen sind, sich bei ihren Verrichtungen der Unterstützung und des Beistandes Anderer bedienen zu müssen, welche also die Arbeitskraft Dritter gebrauchen. Anlaß hierzu bietet vornehmlich der Grundsatz im B. G.-B. § 616, wonach der Dienstverpflichtete des Anspruches auf die Vergütung nicht dadurch verlustig geht, daß er für eine verhältnißmäßig nicht erhebliche Zeit durch einen in seiner Person liegenden Grund ohne sein Verschulden an der Dienstleistung verhindert wird. Denn die Spruchübung der Gerichte geht sowohl hinsichtlich des Geltungsgebietes dieser Rechtsregel als noch mehr in Auslegung der in ihr enthaltenen gesetzgeberischen Willensmeinung auseinander. Die eine Partei will sie überall gelten lassen, wo Jemand die Arbeitskraft des Anderen zu seinem Nutzen verwendet; die zweite Partei will ihre

Digitized by Google

Anwendbarkeit auf das gewerbliche (kaufmännische) Arbeits- oder Dienstverhältniß ausschließen. Wieder Andere halten ein ständiges Arbeitsverhältniß gegen feste Bezüge für erforderlich, Andere schränken den Begriff einer „verhältnißmäßig nicht erheblichen Zeit" sehr eng ein, während er überwiegend sehr weit gefaßt wird. Daß bei derart von einander abweichenden Auslegungsgrundsätzen einander schroff widerstreitende Endergebnisse zu Tage treten, liegt auf der Hand. Dies hat zur Folge, daß in den betheiligten Kreisen Mißtrauen gegen eine unparteiische Rechtspflege wachgerufen wird; eine Erscheinung, welche in einem Rechtsstaate ernstlich zu bekämpfen ist.

Der Umstand, daß neben den ordentlichen Gerichten auch Sondergerichte, nämlich Gewerbegerichte, Innungsschiedsgerichte und Handelsgerichte zur Entscheidung derartiger Rechtsstreite berufen sind, trägt dazu bei, den gordischen Knoten noch mehr zu verwirren und das Labyrinth zu erweitern, worin die Irrgänge dieser Rechtslehre zusammenlaufen. Denn dieser Umstand verhindert eine alle Theile bindende Entscheidung des Reichsgerichtes. Die überwiegende Mehrzahl solcher Rechtsstreite unterliegt außerdem überhaupt keinem Rechtsmittelzuge, weil ihr Streitwerth unter 100 Mark zurückbleibend die Anfechtung der Urtheile der Gewerbegerichte gemäß Gew.-Ger.-G. § 55 ausschließt. Die Tageszeitungen tragen zu der Verwirrung das Ihrige bei durch Wiedergabe von Entscheidungen ohne Thatbestand oder Rechtsbegründung. Sie mehren die Unklarheit und steigern das Gefühl der Rechtsunsicherheit, während schon viel zur Klärung geschähe, wenn die nach dieser Richtung hin abweichenden Grundsätze der Gewerbeordnung, des Handelsgesetzbuches und des Bürgerlichen Gesetzbuches in vergleichender Uebersicht vorgeführt werden würden.

An Stelle der Dreigliederung im Handwerk — Meister, Geselle und Lehrling — hat die Gewerbeordnung v. 21. Juni 1869 die Gruppen der Arbeitnehmer und der Arbeitgeber einander gegenübergestellt. Daran hält das B. G.-G. §§ 611 ff. in der Lehre von dem Dienstvertrage mit der Maßgabe fest, daß es dafür den Dienstverpflichteten und den Dienstberechtigten setzt, während H. G.-B. § 63 die Ausdrücke Handlungsgehülfen und Principal gebraucht. Im Wesentlichen stimmen aber alle drei Rechtssysteme darin überein, daß sie als Arbeitnehmer, Dienstverpflichteten, Handlungsgehülfen den seine Arbeitskraft verdingenden aber als Arbeitgeber, Dienstberechtigten, Principal den eine fremde Arbeitskraft dingenden Theil der werkthätigen Bevölkerung begrifflich zusammenfassen. Das Handelsgesetzbuch regelt nun bloß das Dienstverhältniß des Principals zum Handlungsgehülfen, so daß die kaufmännischen Hülfskräfte wie Comptoirdiener, Kutscher ꝛc. nach den Grundsätzen des bürgerlichen Rechtes und die in der Fabrik mit technischen Arbeiten beschäftigten Personen nach denen des Gewerberechtes zu beurtheilen sind. Darnach kann es vorkommen, daß die in einem Fabrikbetriebe beschäftigten Personen je nach der ihnen übertragenen Thätigkeit dem Handelsgesetzbuche, der Gewerbeordnung, dem Bürgerlichen Gesetzbuch oder einer Gesindeordnung unterstellt sind. Und hierin liegt der Hauptgrund für die den Laien meist unverständlichen Widersprüche der ergangenen Endurtheile.

Das Gewerbe- und das Bürgerliche Recht halten nämlich Arbeitnehmer oder Dienstverpflichtete niederer und höherer Ordnung auseinander und bestimmen dementsprechend deren Rechte und Verpflichtungen aus dem Arbeits- oder Dienst-Vertrage. In die erstere Gruppe gehören nach Gew.-Ord. § 122 Gesellen, Gehülfen und Arbeiter. Der Lösung ihres Arbeitsverhältnisses soll eine vierzehntägige Kündigung vorangehen. Doch wird zugelassen, solche ganz auszuschließen oder abzukürzen und zwar entweder mittels Vertrages in jedem Einzelfalle oder durch eine formgerecht erlassene Arbeitsordnung. Das Gleiche gilt für Fabrikarbeiter gemäß Gew.-Ord. § 134. Aber selbst bei Aufrechterhalten der Regel kann von Seiten des Gewerbetreibenden das Arbeitsverhältniß ohne Einhalten einer Kündigungsfrist gelöst werden, wenn der Arbeitnehmer zur Arbeit unfähig wird. Dies trifft doch unbedenklich zu, wenn er zu einer militärischen Dienstleistung einberufen wurde, gleichviel von wie langer Dauer sie ist. In Folge dessen erscheint es nicht gerechtfertigt, bei einer vierzehntägigen Einberufung den Arbeitgeber zur Fortzahlung des Arbeitslohnes für verpflichtet zu halten, zumal solche auch nicht unter den Begriff einer verhältnißmäßig nicht erheblichen Verhinderung fallen kann. Bei nichtgewerblichen Arbeitern mit niederen Dienstleistungen sind die Lohnzahlungsperioden ausschlaggebend. Denn auf Grund B. G.-B. § 621 ist die Kündigung, wenn die Vergütung nach Tagen bemessen ist, an jedem Tage für den folgenden Tag; wenn sie nach Wochen bemessen ist, spätestens am ersten Tage zum Schlusse der Woche. Hat man sie nach Monaten bemessen, so ist sie spätestens am fünfzehnten des Monats für dessen Schluß zulässig. Auch hier kann eine Abkürzung der Fristen erfolgen, doch müssen die Bedingungen für beide Theile gleich sein. Daß der Gesetzgeber nicht gewollt haben kann, die wirthschaftlichen Lasten aus der Militärpflicht bei Arbeitern und Dienstverpflichteten niederer Ordnung auf den Arbeitgeber abzuwälzen, läßt sich schon daraus entnehmen, daß in dem ersten Entwurfe nur bei einem dauernden Dienstverhältniß mit festen Bezügen der Grundsatz in B. G.-B. § 616 vorgesehen war. Wenngleich diese Beschränkung später aufgegeben wurde, so kann immerhin doch nicht der Dienstverpflichtete als der wirthschaftlich schwächere Theil gelten, seit durch das G. v. 10. Mai 1892 Fürsorge für die Familien der zu Friedensübungen einberufenen Personen getroffen wurde, so daß auch nicht die Rücksichtnahme auf solche die gesetzgeberischen Körperschaften dahin zu beeinflussen vermochte, zu ihren Gunsten dem Arbeitgeber die Verpflichtung aufzuerlegen, ein Arbeitsverdienst zu zahlen, ohne eine Arbeitsleistung erhalten zu haben.

Anders liegt dies bei den Dienstverpflichteten höherer Ordnung, d. h. solchen, welche zu höheren Dienstverrichtungen verwendet werden oder in einer besonderen Vertrauensstellung sich befinden. Dies sind Handlungsgehülfen, Betriebsbeamte, Werkmeister, Techniker und Privatbeamte. Uebereinstimmend fordern H. G.-B. § 66, Gew.-Ord. § 133a, B. G.-B. § 622 eine sechswöchentliche Kündigung und lassen die Dienstlösung nur zum Quartalsschlusse zu. Eine Abkürzung der Kündigungsfristen darf nach H. G.-B. § 67, Gew.-Ord. § 133aa nicht unter einen Monat betragen und nur zum Monatsschluß erklärt werden. Nach B. G.-B. § 623 soll bei einem die Erwerbsthätigkeit des Verpflichteten vollständig oder hauptsächlich in Anspruch nehmenden Dienstverhältnisse die Kündigungsfrist zwei Wochen betragen, doch ist sie jeder Zeit zugelassen. Uebereinstimmend kann auf Grund H. G.-B. § 70, Gew.-Ord. § 133c, B. G.-B. § 626 das Dienstverhältniß von jedem Theile ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist gekündigt werden, wenn ein wichtiger Grund vorliegt. Als einen solchen führen H. G.-B. § 72, Gew.-Ord. § 133c in Sonderheit anhaltende Krankheit, längere Freiheitsstrafe oder Abwesenheit des Dienstverpflichteten auf. Wird er wegen eines dieser an der Verrichtung seiner Dienste verhindert, so kann der Principal oder Betriebsunternehmer ihn ohne Einhalten einer Kündigungsfrist entlassen, bei einer militärischen Dienstleistung den Handlungsgehülfen aber nur, wenn solche acht Wochen überdauert. Aus dem Nichteinfügen dieser dem Handlungsgehülfen zugestandenen Vergünstigung folgt, daß sie dem Betriebs- und dem Privat-Beamten nicht zugestanden werden sollte. Weil das G. v. 30. Juni 1900, durch welches als § 133ab in die Gewerbeordnung der Ausschluß der Abkürzung einer Kündigungsfrist für Betriebsbeamte mit einem Jahreseinkommen über 5000 Mk. oder im Auslande beschäftigt eingefügt wurde, die Militärdienstzeit hervorhob, folgt, daß der Gesetzgeber diese Vergünstigung den Gewerbegehülfen höherer Ordnung

Digitized by Google

nicht zuzugestehen beabsichtigte. Obgleich nun nach Gew.-Ord. § 133c und H. G.-B. § 63 der Anspruch auf die vertragsmäßigen Leistungen für die Dauer von sechs Wochen in Kraft bleibt, wenn die Verrichtung der Dienste durch unverschuldetes Unglück verhindert worden ist, so gestattet doch der Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens nicht, eine militärische Dienstleistung gleichviel von wie langer Dauer unter den Begriff eines unverschuldeten Unglücks zu bringen.

Literatur und Kunst.

Der Bildungswerth der bildenden Künste.

Von A. Matthes (Berlin).

Goethe hat einmal, als man ihn nach dem Sinn einiger seiner Verse fragte, erwidert, er wisse selbst nicht, was er dabei gedacht habe. Er meinte nicht, er habe es vergessen, sondern er habe es überhaupt nie gewußt. Das ist ein sehr merkwürdiger Ausspruch, zumal da es sich hier um eine Kunst handelt, die meist von bewußter Erfassung des Inhaltes zu unbewußter Gestaltung der Form fortgeht; denn dies ist der Weg der redenden Künste überhaupt, ist auch der Weg des Dichters. Er folgt dem Drange des Herzens oder dem Spiele der Phantasie, die bewußt in ihm arbeiten, aber Rhythmus, Metrum, Reime, die ganze äußere Form entstehen ihm fast unbewußt; er sieht erst an dem fertigen Product, mit welcher Regelmäßigkeit, mit welcher Kunstgemäßheit, den inneren Gesetzen, den Gesetzen, die ihr der Inhalt gab, auch die äußere Form folgte.

Doch ist auch, was den Inhalt anlangt, noch ein starkes unbewußtes Element mit thätig, das vielleicht von dem Einfluß der unbewußt concipirten Form auf diesen herkommt, nicht bloß die allgemeine Vernunft, der Geist der Sprache, sondern der Formgeist dieses Inhaltes, wie man's wohl nennen könnte. Muß doch manchmal selbst der Mathematiker über den Geist seiner eigenen Formeln erstaunen, die oft viel weiter sehen, als er selbst bei ihrer Abfassung, und indem der Schreibstift seinen Gedanken vorauseilt, ihm klüger dünken als er selbst. In diesem Sinne hat sich z. B. sogar der große Euler über sein Verhältniß zu seiner Wissenschaft geäußert.

Man könnte dieses Element des Unbewußten in Kunst und Wissenschaft vielleicht geradezu zum Maßstab des genialen Antheils an ihren Schöpfungen machen, wie sich in der That die geläufigste Anschauung des Genies dieser Grundauffassung sehr annähert. Kant, der sie auch hat, glaubte dieses Genie, wenigstens für seine systematische Philosophie, in seiner Kategorientafel geradezu gefangen genommen zu haben, und man wird ihm das in gewissen Grenzen nicht bestreiten können; denn es gelang ihm damit, fast äußerlich rechnend, ohne tiefere, nähere Erfahrungserkenntnisse in den Künsten zu besitzen, beispielsweise in dem ersten Theil seiner Kritik der Urtheilskraft eine Kunstlehre zu entwickeln, in der Schiller und Goethe das Wesen ihrer eigensten Künstlerpersönlichkeiten ausgesprochen fanden.

Man könnte, diesen Weg weiter verfolgend, zu der Behauptung gelangen, so müsse sich auch einmal das große Welträthsel endgiltig lösen. Es müsse einmal Jemand gelingen, der objectiv und glücklich genug wäre, die Resultate der Einzelwissenschaften, die instinctiv einheitlich auf dieses Ziel hinarbeiten, in eine Universalformel, in eine Hypothese des Weltbaues nach seinem ganzen inneren und äußeren Zusammenhange zu fassen, und darin das Welträthsel so zu knüpfen und zu lösen, daß sich alles weitere Bestreben der Philosophen nur auf die Erfassung und Erklärung dieser Formel beschränken könnte. Damit würde sich zugleich die Philosophie zu dem Range einer wirklichen Wissenschaft in dem ganz exacten Sinne unserer heutigen Chemie oder Physik oder zu einer eigenen Universalkunst oder Universalkunstwissenschaft zu erheben.

In der That ist dieser Gedanke auch in der Philosophie nicht ganz neu. In der Ars magna des Raimundus Lullus, die im Mittelalter viele hervorragende Geister, z. B. auch Giordano Bruno beschäftigte, und deren Gedanke sich in der Ars combinatoria von Leibniz auf seltsame Weise mit der Idee einer Universalgedankenschrift, der lingua universalis, verquickte, finden wir bereits eine Ahnung dieses Problems, in der Kategorientafel Kant's den ersten Versuch einer exact begründeten und z. Th. auch bewährten Ausführung, in den Systemen Fichte's, Schelling's, Hegel's weitere Unternehmungen, von der Kant'schen Philosophie aus zu einer solchen, den gedanklichen Weltinhalt gesetzmäßig aussprechenden Formel zu gelangen. Woran sie scheitern mußten, war die damals noch ungenügende Ausbildung der Einzelwissenschaften, war die Selbstherrlichkeit, mit der sie sich, ganz unabhängig von diesen, auf die eigenen Beine stellen zu können glaubten, wobei sie natürlich nur immer zu einem Herumdenken um das Problem, zu einem Herumrollen des Welteies, nie aber zu seiner geraden Aufstellung, seiner inneren weltinhaltlichen Erfassung gelangen konnten.

Inzwischen aber sind die Einzelwissenschaften sehr erheblich fortgeschritten, die Naturkräfte in ihrer Einheit und Zusammengehörigkeit näher erkannt, die Chemie hat in ihrem periodischen System der Elemente ein Wunder von immanenter Vernunft aufgestellt, das sich in seiner Gesetzmäßigkeit und Einfachheit des Baues nur dem Wunder des gestirnten Himmels vergleichen läßt, die Psychologie sogar hat exacte Methoden eingeschlagen. Und so werden wir vielleicht bald einmal auch in der Philosophie von einem wirklichen Versuche Näheres hören, in dieser neuen Weise eine Universalhypothese des Weltbaues nach seinem Zusammenhang von innen und außen zu begründen, ähnlich wie man in der Chemie zur Aufstellung des periodischen Systems der Elemente kam. Eine solche Formel würde, wie die Mechanik des Himmels, wie die Mechanik der Organismen (die sogenannte Darwin'sche Theorie), wie das periodische System der Elemente, weiter sehen als alle unsere Erfahrungserkenntniß, obwohl sie auf ihr aufgebaut wäre und durch sie nur immer von Neuem bestätigt und erleuchtet werden könnte; sie würde unseren Begriffsbildungen und Anschauungen über das Wesen des Weltalls nach langen Irrwegen, denen der Alchimie im Verhältniß zur Chemie vergleichbar, endlich definitiv feste Bahnen anweisen.

So verhält es sich also mit dem Problem von Inhalt und Form schon in den redenden Künsten — Musik, Poesie, Philosophie —, — ich schließe die Letztere mit guten Gründen, wenn auch entgegen der üblichen Auffassung nach dem mir vorschwebenden, im vorausgehenden angedeuteten Ideal ausdrücklich in die Künste ein —, die sich des Materials der Töne, Worte, Gedanken, Begriffe und ihrer Zeichen bedienen. Die Form giebt schon hier oft weit mehr als den zunächst empfundenen oder gedachten Inhalt. Sie hat sozusagen ihre eigene Vernunft, ihren eigenen Geist unabhängig von dem vom Künstler bewußt hineingelegten Inhalt, und je mehr sie davon hat, desto mehr ist sie wirkliche Kunstform, krystallisirtes Genie. In gesteigertem Maße noch zeigt sich uns dieses Verhältniß bei den Werken der bildenden Künste — Architektur, Malerei, Plastik — was ihre Entstehung betrifft, gerade aber das Resultat, die Wirkung des fertigen Werkes auf den Beschauer, dessen Verhältniß zu ihm, ist hier ein weniger freies, ein enger gebundenes, und darauf beruht der andersartige, in gewissem Sinne höhere, exaktere Bildungswerth der bildenden Künste.

Digitized by Google

Der bildende Künstler geht sehr häufig, ursprünglich, im Gegensatz zum Dichter bei seinen Kunstschöpfungen, von rein formalen Erwägungen aus, ohne an einen gedanklichen, geistigen Inhalt zunächst überhaupt zu denken. Böcklin z. B. concipirte nach seinen neuerdings bekannt gewordenen Mittheilungen an Guido Hauck seine „Gefilde der Seligen" anfangs lediglich als Motiv, „wo über ein dunkles Gewässer im Vordergrund zwischen Bäumen hindurch ein in hellstem Glanze strahlendes Gelände herüberleuchtet". Für die Staffage kam ihm der naheliegende Gedanke, ein Fährmann sollte eine Selige an's jenseitige Ufer hinübertragen. Dieser mußte nothwendig die physische Fähigkeit des Tragens mit den Eigenschaften eines vernunftbegabten Wesens vereinigen. So ergab sich ganz von selbst der Centaur. Auch bei anderen Bildern ging er häufig von der Beobachtung einer effectvollen Contrastwirkung aus. Die gedankliche Tiefe kam ihm gewöhnlich selbst erst mit der Raumbildung, der Vertiefung der Fläche in die dritte Dimension, wobei ihm dann manchmal Gedanken in solcher Fülle zuströmten, daß ihm einst Graf Schack, in sein Atelier tretend, unbemerkt eine ganze Weile zusehen konnte. Er malte damals einen heiligen Hain mit einem bewachenden Einhorn und gestand, er habe beim Malen sich vorgestellt, was dieser Hain alles an Geheimnissen einschließen müsse.

Der Genießende hingegen nimmt bei den bildenden Künsten dem Kunstwerk gegenüber trotzdem keine andere Stellung ein, als bei den redenden; er fragt zunächst nach dem Inhalt und will unmittelbar eine Wirkung auf seine Seele wahrnehmen. Und hierbei kommt ihm ein zweiter Unterschied, in dem er sich zu dem schaffenden Künstler selbst befindet, sehr entgegen. Dieser kann, wie wir selbst bei einem so gedankentiefen, phantasiereichen Künstler, wie Böcklin, sahen, das Kunstwerk meist nicht einmal in einem Geistesact voll concipiren; er kann es aber noch viel weniger mit einem einzigen Wurfe schaffen. Wo das manchmal so scheint, wie bei Rafael's Sixtinischer Madonna, ist es nur Täuschung, Irrthum. Denn es ist dann immer nicht schwer nachzuweisen, daß andere selbstständige Werke bereits die Vorstudien bildeten, wie bei Rafael's Sixtina seine sämmtlichen übrigen Madonnenbilder, die in der That die beste Einführung in das tiefere Verständniß der Sixtina geben und die Erfassung ihres inhaltlichen Reichthums und des Reichthums an formalen Schönheiten sehr erleichtern. Vielmehr entsteht dem bildenden Künstler sein Bild immer successiv, manchmal in einem Zeitraum bis zu zehn, ja zwanzig Jahren. Der Beschauer aber empfängt es als fertiges und faßt es und genießt es mit einem Blick.

Mehr als das Eine, die Gewißheit: Hier ist Kunst, dieser oder jener Art, dieses oder jenes Ranges, kann aber auch dem gewiegtesten Kenner dieser eine Blick nicht geben. Nicht selten aber wird auch er, und zwar gerade bei den originellsten, bedeutendsten Werken, ein wenig befremdet davorstehen, wie seiner Zeit Viele vor Böcklin standen, wie heute noch Viele vor Klinger stehen. Welcher Weg bietet sich da nun, um in das Verständniß einzutreten? Der Kunstgelehrte, der den Weg des schaffenden Künstlers kennt, wird gewöhnlich auch dessen Weg einschlagen, an den Formen haften bleiben und von der Einzelbetrachtung dieser zu einer formalen Analyse des Werkes schreiten. Die gelehrte Kunstschriftstellerei, soweit sie nicht in bloßen Dilettantismus verfällt, geht heute in der That meist diesen Weg, und das, namentlich bei Betrachtung der antik classischen Kunst mit ihren schwierigen, durch vielfache Verstümmelung und mangelhafte Ueberlieferung gestellten Problemen, mit vollem Recht.

Das genießende Publicum aber geht, und zwar gleichfalls völlig mit Recht — es will ja genießen und nicht studiren — einen ganz anderen Weg. Es empfängt das Werk fertig, wie es vor ihm dasteht, als Verkörperung eines geistigen Inhaltes, den es durch das Anschauen unmittelbar in sich aufnehmen will. Es sucht also von dem ersten Empfangen des seelischen, gefühlsmäßigen und geistigen Eindruckes aus durch inhaltliche Synthese die äußere Form unmittelbar auf ihren inneren Werth hin zu erfassen. Nun aber tritt hier gewöhnlich ein großer Irrthum ein, der das Verständniß gerade tieferer Werke erheblich erschwert und oft ganz verhindert. Man bringt ihn meist von dem Genuß der populäreren, redenden Künste mit, man meint, das Werk müsse von selbst, wie eine Dichtung oder gar ein Musikstück, auf die Seele wirken, sie packen und erheben. Geschieht dies nicht sogleich, begegnet man in Folge der Neuheit der Form oder der Idee hier Schwierigkeiten, so wird das Werk schnell mit einigen spöttischen Bemerkungen abgethan.

„Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie", könnte man von diesen viel zu Vielen sagen. Aber sie selbst gehen nun gar, da sie keinen Inhalt oder vielmehr kein Verhältniß zum Inhalt finden, zur formalen Betrachtung, und beurtheilen z. B. einen Sessel, der nichts weniger als eine bloße Sitzgelegenheit sein soll, wie etwa den von Klingers Beethoven, lediglich als solche, stoßen sich an der Nacktheit der Figur, kurz an allen Unterschieden von der gemeinen alltäglichen Wirklichkeit, wodurch gerade am häufigsten der hohe, innere Gehalt eines Werkes erst erreicht wird, worin er geradezu beruhen kann. Bestenfalls aber, vielleicht mitgezogen vom Strom der Begeisterung einiger Weniger, suchen sie, anstatt selbst an das Kunstwerk heranzutreten und sich seiner zu bemächtigen, nun in der eigenen Seele mit vieler Mühe doch nach einem Inhalt, welcher der Form da draußen vielleicht entgegen kommt und sie ihnen auf irgend eine Weise faßbar macht. So erhalten wir dann über das Kunstwerk eine Menge Aeußerungen, die uns wohl einen Blick in die Seele der Beschauer thun lassen, aber nichts weniger als das Kunstwerk selbst und seinen Inhalt vorstellen, seinen Werth aussprechen, seine Tiefen erschließen, seine Schönheit begreifen, und wenn man sie alle oder nur einige zusammenhält, die heilloseste Verwirrung der Gedanken und Gefühle offenbaren.

Armes Kunstwerk, das ein solches Unheil anstiften kann! Bist du wirklich so arm, ein Product solcher Verwirrung, oder sind es nicht vielmehr nur deine Beurtheiler, deine Genießer, und ist nicht vielmehr bloß die Oberflächlichkeit schuld, mit der sie an dich herantreten? Noch bedauernswerther solcher Aufnahme gegenüber ist dein Schöpfer, der Künstler — und man darf sich nicht wundern, wenn er, wie so Viele, angesichts des Ueberwiegens solcher Urtheile sein Ohr ganz den Stimmen von außen verschließt. Er wird es thun, je ernster er es selbst mit seiner Kunst nimmt, je tiefer er von dem Bewußtsein ihres Werthes durchdrungen ist. Aber ihm läßt sich vielleicht helfen, und zwar schöner helfen, als er es selbst in seinen schönsten Träumen sich träumen ließ.

Er schuf vielleicht wirklich mehr aus rein formalen Erwägungen, oder er schuf instinctiv, unbewußt von seinem feinen formalen Gefühl geleitet, einen Inhalt weit über die ursprüngliche, bewußte, eigene, künstlerische Absicht oder Idee hinaus. Und wer nun bewußt denkend an das Kunstwerk herantritt mit verwandter Seele und, die äußere Form consequent mit seinen inneren Gedanken verarbeitend, einheitlich erfaßt und durchdringt, der kann vielleicht Entdeckungen machen, die dem Künstler selbst neu sind, und den Werth des Kunstwerkes, sofern dessen Inhalt erkannt und ausgesprochen sein muß, erhöhen, das was da nur als äußere Form faßbar dasteht, im Geiste einheitlich nachschaffen und durch diese Gedankenschöpfung jenen Hungrigen, Durstigen, Ratlosen, die sich ihm nahen, das originale Werk vermitteln.

Diese Aufgabe kann in der That die Kunstschriftstellerei erfüllen, und auf sie ist der bildende Künstler unter allen Umständen mehr noch angewiesen als der Musiker oder Dichter, denen meist schon genügend geholfen ist, wenn sie überhaupt ein Publicum haben. Er wird sie erfüllen müssen,

Digitized by Google

wenn er nicht unbedingt eine eigene persönliche Meinung haben will, wenn er vor Allem nicht in der eigenen Seele, sondern in dem wirklichen Product nach dem Inhalt sucht und sich dieses bemächtigt. Dies wird ihm dann gelingen, wenn er die inhaltliche Synthese, zu der das Publicum allein neigt, mit der formalen Analyse, die der Künstler und Kunstgelehrte fast allein kennt, verbindet und so das Publicum selbst dazu erzieht, beide Factoren bei Aufnahme von Kunstwerken gleichmäßig zur Geltung kommen zu lassen.

Und dies ist der eigentliche Bildungswerth der bildenden Künste gegenüber den redenden, der Musik und Poesie, ein Bildungswerth, der sich mit dem der exacten Naturwissenschaften gegenüber den freien Geisteswissenschaften, oder auch mit dem der Philosophie in dem oben entwickelten Sinne gegenüber dem herkömmlichen vergleichen läßt. Jene lösen den eigenen Seeleninhalt von selbst aus, unter allen Umständen, und müssen ihn auslösen; nur mit dem Reichthum der eigenen Seele wird der Genuß wachsen, mit dem man eine Dichtung, ein Tonstück aufnimmt. Die Werke der bildenden Künste aber fordern und thun noch ein Mehr, ein Weiteres darüber hinaus.

Man muß an sie selbst von außen herantreten, und als sichtbare äußere Formen, wie sie dastehen, als „verkörperte Geister" können sie uns dann trotzdem in ganz bestimmte Gedankenrichtungen zwingen, die in letzter Linie so unverrückbar sind, wie es nur die eine Wahrheit ist. Ihr möglicher Spielraum in der inneren Seele ist ein begrenzterer, beschränkterer. Sie mögen auch in mancher Weise verschieden auf verschiedene Seelen wirken, aber nur eine Auffassung, eine Erklärung kann die wahre, und alle Anderen nur in dem Grade der wirklichen Annäherung an diese werthvoll sein. Denn wir haben es nicht mit beweglichen Tönen, Phantasien, Gedanken, sondern mit ganz bestimmten Formen zu thun, in denen sich eine Seele, ein Geist verkörpert hat, und nur dieser eine Geist, nicht mehrere, können wahrhaft in ihnen leben. Wir haben es in den bildenden Künsten im höchsten Sinne mit einer Philosophie der Formen zu thun; besonders die Plastik ist eine solche im höchsten Grade, wie umgekehrt die Philosophie eine Plastik der Gedanken, daher das größte Philosophenvolk, die Griechen, auch die plastische Bildkunst wie kein anderes pflegten, und diese selbst eine Verkörperung des höchsten Gedankens jener, der Platonischen Ideen oder Aristotelischen Entelechien darstellt (Vollendung der bloßen Naturmöglichkeiten, urbildliche Form).

Um ein Beispiel auch aus der Gegenwart heranzuziehen, so erlaube man mir noch einmal den Hinweis auf Klinger's, bereits in Nr. 27 und 28 v. J. behandelten Beethoven. Noch immer fabelt man von einem Geistesheros, der da den Thron Jupiter's, des Donnerers, eingenommen habe — und seltsam, dieser Thron hat in seiner Form keine Spur von antiker Classicität, ist vielmehr mit Sinnbildern der orientalisch und griechisch beeinflußten christlichen Geschichte erfüllt. Der Gedanke vom Sturze der alten Götter liegt ja Klinger's Gedankenwelt zweifellos nahe, wie wir an seinem Christus im Olymp sehen. Aber wenn er dort schon nicht einmal Christus auf den Thron Jupiter's setzt, was in der That äußerst geschmacklos und geschichtlich unwahr wäre, wenn diesen vielmehr, indessen sich Christus milde naht, titanische Gewalten der Heidenwelt selbst unterminiren, so wird man es im Sinne Klinger's auch schlechthin bestreiten dürfen, daß er nun etwa gar Beethoven auf Jupiter's Thron habe setzen und den Adler Jupiter's über den neuen Herrscher habe staunen lassen wollen.

In der That wäre ein solches Motiv auch für Beethoven selbst rein äußerlich, nichts als eine leere, prunkende Feier, die seinem wahren inneren Wesen und einzigen Werthe nicht entfernt sich annäherte. Sie liegt aber auch dem Wollen und Streben Klinger's an sich ganz fern, der nirgends eine beliebige Vermischung, sondern eine reinliche Scheidung dieser zwei Elemente, des heidnischen und des christlichen, und zwar im Sinne einer Feier des Sieges des letzteren will, wie wir auch an seinem Christus im Olymp sehen. Allerdings meint er nicht ein Christenthum in einem confessionell oder orthodox beschränkten Sinne, sondern in dem Sinne der erhöhten, der seelisch vertieften Menschlichkeit, wie es auch unsere Classiker Lessing, Herder, Goethe, Schiller aufgefaßt haben, wie es den Deutschen im eigenen Wesen liegt, wie es hiernach auch diese zwei großen Deutschen, Beethoven und Klinger, empfunden haben oder noch empfinden.

Nichts deutet in dem, was durch Else Assenijew's Erklärung als vermutliche Meinung Klinger's selbst bekannt geworden ist, darauf, daß Klinger's eigene Gedanken jene Richtung genommen hätten; vielmehr wird weder von einem Jupiter- noch von einem Johannesadler, sondern einfach von einem Adler als dem Erschwinger höchster Höher gesprochen — und in diesem allgemeinen Formensinn wird sich also Klinger's Conception wohl gehalten haben. Aber sollte Klinger selbst ursprünglich an einen Thron Jupiter's und an einen Adler Jupiter's gedacht haben — dies könnte ja bei dem eigenthümlichen Verhältniß, das ich zwischen Form und Inhalt der Entstehungsweise nach in den bildenden Künsten dargelegt habe, an sich sehr wohl möglich sein — so könnte man uns doch die Berechtigung nicht bestreiten, aus seinem eigenen Wesen und dem Wesen seiner Kunst zu einer tieferen Deutung fortzuschreiten. Immer wird sich ja auch im Leben, in tausend unbewußten, unwillkürlichen Aeußerungen, auch gegen eine ursprüngliche entgegengesetzte Absicht, das eigentlichste Wesen einer Persönlichkeit dem scharfen Beobachter instinctiv aussprechen.

Und hier erfahren wir nicht bloß, daß er lange und gerade auch zur Zeit der Conception seines Beethoven in der Mitte der achtziger Jahre ein eifriger Bibelleser, namentlich, wie's ihm als bildendem Künstler natürlich, ein eifriger Leser der an schwung- und prunkvollen Bildern so reichen Apokalypse des Johannes war. Wir bemerken nicht nur unter seinen centralen Ideen den menschheitsgeschichtlichen Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum, sondern auch das persönliche Motiv des Kampfes von Sinnlichkeit und Sittlichkeit, ein außerordentlich starker Abscheu vor den Verwüstungen der Ersteren tritt wiederholt hervor; so in seiner Venus, die über die Köpfe ertrinkender Menschen dahin braust, so in der Salome, deren Halbfigur mit ihren starren, öden, durch Ausschweifungen entgeisteten Zügen über zwei Männerköpfen, dem eines Greises und dem eines Jünglings, triumphirt.

Was endlich meine Deutung auf das musikalische Thema des Agnus dei aus der Missa solemnis als geistigen Vorgang in Beethoven betrifft, so deutet allerdings Else Assenijew nirgends darauf auch nur entfernt hin. Sollte das Klinger's Gedanken wirklich ganz fern gelegen haben, so wäre es ein ganz unvergleichlicher Segen von oben, ein ganz ungeheurer Triumph des Formprincips seiner plastischen Kunst an diesem Werk. Ungesucht hätte sich ihm, da er selbst nach seinem höchsten Ausdruck für Beethoven suchte, eine Form geboten, die dem consequent denkenden Beschauer d e n inneren Vorgang in Beethoven wiederspiegelt, in dem dieser selbst seine höchste Leistung sah. Jedenfalls läge auch die absichtliche Gestaltung gerade des musikalischen Themas Klinger's sonstigen Neigungen nicht fern. Man weiß ja, daß er häufig durch die Musik sich anregen ließ, daß er in seiner Brahms-Phantasie Brahms'sche Lieder in einem ganzen Cyklus von Radirungen in Bildform umgesetzt hat. Was die Bedeutung der Einzelformen seines Werkes betrifft, deren Schönheit wir im Vergleich des Originals mit dem ursprünglichen Gypsmodell bei Keller und Reiner so recht genießen konnten, so konnte mir auch hier das eindringende Studium nur in mannigfacher Weise meine ursprüngliche Auffassung bestätigen.

Digitized by Google

Ueber die culturhistorische Bedeutung Indiens.*)

Von Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen).

Seit den Tagen, wo Friedrich v. Schlegel 1808 in seiner Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier auf das ferne Wunderland nachdrücklich hinwies, hat unsere Kenntniß des Landes und seiner verwickelten Geschichte sich nicht wenig vermehrt. Die Romantiker, auch hier die klugen und kühnen Pfadfinder, eröffneten der Wissenschaft nach den verschiedensten Richtungen hin die Einblicke in bisher so gut wie unbetretene Gebiete; besonders aber sollten der Sprachwissenschaft und mit ihr im Bunde der vergleichenden Religionswissenschaft und andererseits der Philosophie aus diesen Anregungen die wichtigsten Ergebnisse, ja ganz neue, mit revolutionärer Kraft wirkende Entdeckungen erstehen. Ein Mann wie Max Müller, trotz aller seiner Fehlschlüsse doch unstreitig eine imponirende Erscheinung, der nicht müde wurde, die geradezu einzigartige Bedeutung Vorderindiens zu preisen, ist der Typus für die Fülle geistiger Beziehungen, die uns, d. h. die gesammte europäische Cultur mit den siegreichen arischen Erobern des Pendjab verknüpfen, eine ideale Einheit, die zu Recht besteht trotz aller räumlichen Entfernung und zeitlichen Unterschiede. Es ist deßhalb selbstverständlich, daß in dem großen Werk der Helmolt'schen Weltgeschichte auch die Geschichte Indiens einen hervorragenden Platz gefunden hat.

Wir können uns am schnellsten über diesen Verlauf orientiren, wenn wir ihn uns, wie Prof. E. Schmidt schreibt, in ein Schauspiel von drei Acten zerlegt denken, von denen der erste erfüllt ist durch die Kämpfe zweier Rassen um die Herrschaft, der zweite durch den Streit zweier Religionen, der dritte durch das Ringen um die wirthschaftliche Ausnutzung des Landes. Im ersten großen Zeitalter stoßen Arier und Drawida auf einander; das Ergebniß ihrer Kämpfe ist die Entwickelung einer Mischrasse und eines Mischvolkes, dessen staatliche, sociale, religiöse Einrichtungen theils aus der Verschmelzung beider, theils aus der stärkeren Kraft des einen oder anderen Theiles zu erklären sind. Das so entstandene Mischvolk ist der Träger der hinduischen Gottes- und Weltanschauung; semitisch-turanisch-mongolische, von Nordwesten her eingedrungene Stämme sind die Bringer des Islam, und das gewaltige Ringen beider bildet den zweiten Abschnitt. Im dritten aber tritt der Europäer auf den Plan, und der wirthschaftliche Wettbewerb um die Reichthümer des Landes endet mit dem völligen Zusammenbruche sowohl der mohamedanischen als auch der hinduischen Selbstständigkeit, mit dem Siege der größeren geistigen Befähigung, Zielbewußtheit und Kraft. Von der Urzeit bis zur Wende des ersten zum zweiten Jahrtausend nach Christo dauerte die Zeit einheimischer, arisch-drawidischer Entwickelung — das indische Alterthum, — dreiviertel Jahrtausende die — mittelalterlichen — Kämpfe des Hinduthums mit der fremden Religion, und die indische — neue — Zeit begreift nur die letzten anderthalb Jahrhunderte in sich, die freilich genügt haben, das Wesen des ganzen Volkes in viel tieferer Weise umzugestalten, als es die Jahrtausende vorher vermocht haben (S. 348). Selbstverständlich kann ich an dieser Stelle nicht, selbst nicht in den flüchtigsten Umrissen, diese Entwickelung verfolgen, muß mich vielmehr mit dem Hinweis auf einige besonders bedeutsame Stadien begnügen.

Dazu gehört unfraglich in erster Linie der Buddhismus, der auf lange Zeit die Geschichte seines Heimathlandes beherrscht hat. Man mag von dem Wesen und der Wirksamkeit der Religionsstifter neuerdings so bescheiden, um nicht zu sagen verächtlich denken, wie man es für gut und angemessen hält, aber niemals sollte man die geniale Persönlichkeit als solche antasten; denn das enthält meines Bedünkens einen groben psychologischen Mißgriff. Das gilt auch von Gautama, ohne daß damit selbstverständlich die üppige Legendenliteratur, die sich natürlich auch hier vorfindet, in Schutz genommen werden soll. Aber man kann umgekehrt sagen, daß eben diese Erzählungen und Schilderungen seines Wirkens den unmittelbaren Reflex des felsenfesten Glaubens darstellen, den die Jünger ihrem Meister entgegen brachten. So stellt sich auch unser Gewährsmann zu dem Problem, wenn er sagt: Die Grundlinien der Legende sind zu einfach und natürlich, als daß sie die ausschweifende Phantasie einer späteren Zeit erfunden haben sollte, so die Erzählung seiner Herkunft von einem vornehmen Geschlecht und seiner Erziehung, seiner frühen Verheirathung, sein Angestecktsein vom allgemeinen Weltschmerz seiner Zeit, sein Fliehen aus der Welt, seine Selbstpeinigung, seine Loslösung vom Brahmanismus, sein Ende. Vor Allem müssen wir uns seine Persönlichkeit so denken, wie sie die Ueberlieferung schildert: sicherlich verdankt ihr die neue Lehre einen großen Theil ihres Erfolges. Wir glauben der Legende, wenn sie uns sagt, daß sich bei ihm eine achtunggebietende körperliche Erscheinung und angeborene Würde verband mit hoher geistiger Bildung, wenn sie uns schildert die Macht des Blickes, die Sicherheit seiner Ueberzeugung, die Gewalt seiner Rede, seine Milde, Freundlichkeit, Herzensgüte, den Zauber seiner Liebenswürdigkeit. Als Ananda (sein Lieblingsjünger) seinen Meister darauf aufmerksam machte, daß der Maller Roya ein einflußreicher Mann sei, dessen Gewinn für die Lehre ein großer Vortheil sein würde, ergoß er eine solche Fluth von Liebe über jenen, daß er nicht anders konnte, als dem Lehrer folgen, wie das Kalb der Kuh folgt! Der Zug der Menschenliebe war es vor Allem im Wesen Buddha's, der ihm die Herzen der Menschen gewonnen hatte. Wohl hatte er sein metaphysisches System durchgearbeitet, wohl hatte er manche Regeln für das Leben seiner Jünger theils brahmanischen Orden entnommen, theils selbst neu aufgestellt; aber nicht ihnen verdankte der Erleuchtete den Erfolg. Was ihn am meisten von den Brahmanen unterschied, war der warme Pulsschlag eines von Nächstenliebe erfüllten Herzens. In dem System, wie es später festgestellt ist und noch jetzt in Ceylon fortlebt, liegt nur die geistlose Arbeit des Epigonenthums vor; im Buddha lebte und wirkte die Originalität eines hohen, edlen Geistes und die wohlmeinende Kraft eines reinen, warmen Gefühls. Und daß dies noch in den ersten Jahrhunderten nach ihm fortgewirkt hat, das zeigen uns die Edikte des Asoka. Nicht als Buddhist war dieser zur Regierung des mächtigen Magadha (269 v. Chr.) gelangt; etwa 261 hatte er sich zur Lehre bekehrt, um sie erst seit 259 öffentlich zu bekennen; aber in seinen Erlassen findet noch die Menschenliebe des Meisters lauten Widerhall in der glühenden Begeisterung des königlichen Jüngers. Asoka umfaßt mit heißer Liebe die ganze Menschheit: Alle Menschen sind wie meine Kinder. Wie ich meinen Kindern alles Heil und Glück in dieser und der anderen Welt wünsche, so thue ich dies auch den Menschen. In zahlreichen, auf Felsen und Steinsäulen eingegrabenen Ansprachen wendet er sich an seine Völker mit der Belehrung über das, was die Religion fordert. Der König legt Allen an's Herz: sittliche Reinheit, Wahrheit, Edelmuth, Milde, freundliche Rede, Güte gegen Alle, Achtung und Gehorsam gegen die Eltern, Liebe zu den Kindern, Nachsicht mit den Schwachen, Erbarmen mit allen Geschöpfen, Achtung vor den Priestern, weitgehende Duldung anderer Glaubensbekenntnisse, Freigebigkeit im Almosenspenden, Unterdrückung von Zorn, Leidenschaft, Grausamkeit. Wie anders erscheint hier Buddha's Lehre als in dem verknöcherten Formelkram des heutigen Buddhathums! (S. 388.) Aber freilich ist dem gegenüber auch nicht die Kehrseite zu verkennen, die unsere modernen Buddhaschwärmer in ihrer unkritischen Begeisterung nur zu gern übersehen, nämlich der

*) Mit besonderer Bezugnahme auf den zweiten Band der Helmolt'schen Weltgeschichte. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1902.

Digitized by Google

kranke Pessimismus der Weltanschauung, der es bei seinem ausgeprägten Nihilismus zu keiner recht thatkräftigen Sittlichkeit, wie sie noch jenem König vorschwebte, kommen lassen kann, und daneben der Zug eines kalten Egoismus, der sich möglichst billig durch dies Jammerthal von Welt durchzuschlagen sucht. Wie schon angedeutet, die meisten idealen Regungen Gautama's wurden später erstickt durch den Ballast von Ceremonien, Opfern und verdienstlichen Werken, die der Entfaltung einer reinen, guten Gesinnung keinen Raum mehr ließen. Es ist übrigens sehr bezeichnend, daß heute sich die Anhänger des Buddhismus in Ceylon nicht, wie man vielleicht denken sollte, aus den niederen Schichten des Volkes rekrutiren, sondern umgekehrt aus den höchsten Kasten. Daß der Glaube seit etwa 1000 n. Chr. von der Hindureligion bis auf kleine vereinzelte Bruchtheile verdrängt und aufgesogen wurde, ist nicht zum Wenigsten seiner eigenen Schwäche und Zerfahrenheit zuzuschreiben. Psychologisch interessant ist sodann die Herrschaft und noch mehr die Wandelung des Islam auf der vorderindischen Halbinsel. Wir sehen hier, wie öfter, daß ursprünglich rohe Stämme mit verheerender Wucht über ein gesegnetes Land herfallen, um dann nach einiger Zeit die höhere Gesittung ihrer Unterthanen langsam in sich aufzunehmen und zu einer neuen, eigenartigen Culturblüthe zu entfalten. Dies uns von Spanien her bekannte Schauspiel wiederholt sich auch hier; nach Jahrzehnten unerhörter Greuel und Blutthaten, wo die hochgesteigerte brahmanische Bildung geradezu zertreten zu sein schien, erwacht plötzlich wieder ein künstlerisches und wissenschaftliches Streben bei den Mongolenfürsten, prachtvolle Bauten erheben sich — vor Allem bewundert und berühmt ist der Tadsch Mahal bei Agra, der Traum in Marmor, wie man ihn auch wohl genannt hat, ein Grabmal des Großmogul Dschehan und seiner Gemahlin (Mitte des 17. Jahrhunderts). Oder wir begegnen Menschengestalten, wie Akbar, den die Geschichte mit dem Beinamen des Großen geschmückt hat. Und auch der Zug ist eigenthümlich bei diesen Bekennern des Islam, daß sie, eben durch die Berührung mit der höheren Cultur, den instinctiven Fanatismus ihres Standpunktes fahren lassen und sich zu einer sehr weitherzigen Toleranz, wie sie Lessing z. B. im Sultan Saladin verherrlichte, emporringen. Das läßt sich, wie Schmidt schreibt, auch bei Akbar verfolgen, der bei seiner Thronbesteigung ein guter Mohamedaner war; noch 1576 trug er sich mit der Absicht, nach Mekka zum Grabe des Propheten zu pilgern. Aber bald danach wurden zu dem Gedankenaustausch der philosophischen Abende (jeden Donnerstag Abend hatte er hierzu bestimmt) nicht nur der mohamedanische Mollah, sondern auch der gelehrte brahmanische Priester und selbst der römische Missionar hinzugezogen. Keine ihrer Lehren erschien ihm als die einzig wahre. Unter ihrem Einfluß und in seinem vertrauten Freundesverkehr wandelte sich ihm die Vorstellung des zornig-eifrigen Gottes, die Mohamed von Moses übernommen hatte, in die eines mit gleicher Liebe alle Wesen umfassenden höchsten Wesens, vertiefte sich ihm die Lehre des vermenschlichten Gottes zu einem reinen, über alles Sinnliche erhabenen Glaubens, nach dem die Gottheit nicht durch Offenbarung, sondern allein durch die Vernunft und den Verstand erkannt werden kann, eine Gottheit, der man nicht durch allerlei Ceremonien und leere Formeln, sondern nur durch sittlich reines Handeln dienen muß. Verlangt der schwache Mensch nach sinnlichen Symbolen des höchsten Wesens, so sind die erhabensten die Sonne, die Gestirne oder das Feuer. In Akbar's Auffassung Gottes war kein Raum für rituelle Vorschriften, keiner für Propheten oder Priester (S. 424). Der letzte Theil des Dramas ist, wie oben erwähnt, ausgefüllt durch die Berührung Indiens seitens europäischer Mächte, und zwar zum Zweck wissenschaftlicher Ausbeutung, eine Colonialgeschichte, in der schließlich England allen anderen Rivalen gegenüber als unbestrittene Siegerin sich behauptet hat. Die einzelnen Stadien dieses Processes sind zu bekannt, um hier weitläufig besprochen zu werden; es mag genügen, die Anfangs- und Endpunkte anzugeben. Am 20. Mai 1498 ankerte die kleine Flotte des Portugiesen Vasco de Gama auf der Rhede vor Kalikut, 1858 wurde Indien, das 1876 durch Parlamentsbeschluß zum Kaiserreich erklärt wurde, England einverleibt, das jetzt nicht ohne schwere Sorgen über sein Kleinod wacht. Trotz aller Verbesserungen in den verschiedenen Verwaltungszweigen und trotz der Verwendung auch einheimischer Kräfte im Colonialdienst will es der Regierung nicht gelingen, einen Zustand wirklicher Ruhe und Befriedigung herzustellen. Die schlimmste Gefahr bilden die religiösen Feindseligkeiten, namentlich der mißliche Umstand, daß gerade die kriegerischesten Stämme dem Islam angehören, und daß mit ihnen Rußland seit Jahrzehnten liebäugelt, um einen verderblichen Sturm auf der Halbinsel zu entfachen, der die englische Herrschaft über den Haufen wirft. Sollen wir zum Schluß ganz knapp die hervorragende Bedeutung Indiens zusammenfassen, so besteht sie erstlich für die Wissenschaft darin, das wir dort wie auf einer Musterkarte die verschiedenen Religionen und philosophischen Systeme anschaulich studiren können. Dasselbe gilt für die Anthropologie, Ethmographie, von anderen Forschungen, wie Literatur u. s. w. noch ganz abgesehen. Dazu kommt für uns das besondere Interesse, daß wir als Sprößlinge der Arier begreiflicher Weise dieser hochentwickelten Cultur entgegen bringen. In zweiter Linie sind es wirthschaftliche und commercielle Probleme, deren Lösung es gilt, und auch in dieser Hinsicht birgt Vorderindien einen verschwenderischen Reichthum, eine Fruchtbarkeit des Bodens, eine Fülle von Producten (unter ihnen auch von Metallen), die auf unabsehbare Zeit hin eine Ausbeutung des Landes versprechen. Ueber alle diese Fragen bietet der vorliegende, trefflich ausgestattete Band der Helmolt'schen Weltgeschichte, den ich hiermit dringend empfehle, gründliche Belehrung.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ueber's Grab.

Skizze von Agnes Harder.

Hinter dem Dorfe, am Ende der breiten, doppelten Lindenallee, lag der Begräbnißplatz derer von Hallern. Kein Gitter engte ihn ein. Das schwarze Marmorkreuz, das in seiner Mitte stand, sah nach allen Seiten auf Grund und Boden, der den hier Schlafenden gehört hatte.

Am Morgen war der Gärtner dagewesen, hatte Kränze von Georginen und Astern um den letzten Hügel gelegt, jedes gelbe Blatt aufgelesen und Sand und Kadick gestreut. Jetzt stand die Wittwe des Entschlafenen neben dem Stein, auf den sie einen Strauß weißer Rosen gelegt hatte. Er verdeckte den oberen Theil der Inschrift. Aber sie kannte jene Worte so gut! „Hier liegen in Gott Egon von Hallern-Lindenberg, geb. den 10. Mai 1849, gest. den 25. September 1899" — nun gaben die weißen Rosen die Platte frei — „und seine Ehefrau Beate, geborene Freiin von Dornau, geb. den 17. März 1857, gest. den —".

Frau Beate stand und starrte mit thränenlosen, brennenden Augen auf ihren eigenen Leichenstein. Daß es immer dieselbe Qual blieb, heute, wie vor drei Jahren an seinem Todtenbette! Immer nur der Wunsch, das fehlende Datum da unter den Rosen ergänzen zu dürfen, heute noch, aus eigener Macht! Noch schreckte sie in der Nacht auf, weil seine wilden Schmerzensschreie in ihrem Ohr klangen, mit denen er sich gegen das verheerende Krebsleiden wehrte, wie das Thier gegen einen übermächtigen Feind, der schon seine Eingeweide durchwühlt. Und noch fühlte sie das schauernde Entzücken ihrer Brautzeit, wenn die seine Hand über seine Briefe strich, in denen nur Liebesworte standen. Hier ruhen in Gott! Nicht sich zum Trost hatte sie die Worte in den Stein graben lassen. Ihr waren sie nichts. Aber er war kirchlich gewesen, wie seine Standesgenossen in diesem Theile Deutschlands alle. Sie glaubte nur an dieses Grab, und wie um sich immer von Neuem zu beweisen, daß sie ein Recht auf ihn habe, über das Grab hinaus, stand ihr Name da auf dem Stein.

Digitized by Google

Langsam ging sie durch die Lindenallee zurück. Die schwarze Schleppe ihres Trauerkleides fegte die gelben Blätter zusammen. Neben ihr riß der Pflug die Stoppel auf. Die schönen, grübelnden Augen folgten der Furche. Saatzeit. Und ihre Augen würden wachen! Mochte der Sohn fern von ihr den bunten Rock tragen. Es lagen Sorgen auf den Gütern. Die waren jenes Todten Erbtheil und die gehörten ihr, ihr allein, die hielten ihre starke Natur, daß der Grabstein noch warten mußte. Warten! —

Am Nachmittag meldete der Diener zwei fremde Frauen. Er habe ihnen gesagt, daß die gnädige Frau heut' nicht zu sprechen sei, aber sie hätten sich nicht abtrösten lassen, sie müßten die gnädige Frau sehen.

Die Gutsherrin ließ sie hereinkommen. Wahrscheinlich eine Bettelei. Heute wollte sie geben mit vollen Händen.

Eine Frau, wohl zehn Jahre jünger als sie selbst, sauber und nicht einmal ärmlich gekleidet, ein junges Ding von sechzehn, hübsch, nicht gewöhnlich, scheu sich hinter der Mutter haltend.

„Ich bin das frühere Stubenmädchen aus dem „Weißen Roß" in der Stadt, gnädige Frau, wo der selige gnädige Herr immer einzukehren pflegte." Frau Beate nickte freundlich.

„Und das ist Ihre Tochter?"

„Ja, das ist unsere Tochter."

„Sie sind Wittwe?"

„Mein Mann verunglückte voriges Jahr beim Färben, wie er die Wollen auswusch. Der selige gnädige Herr hatte ihm das Geld gegeben, daß er sich selbstständig machen konnte, wie er einmal versprochen hatte, mich zu heirathen. Was seine Kinder aus erster Ehe waren, die sind dann nach Ostafrika gegangen, in die Colonien, und darum bin ich auch hier, gnädige Frau. Sie schreiben ja jedes Mal, wir sollen auch hin. Jetzt hätten wir gerade Gesellschaft, nächste Woche, von Hamburg aus. Frauen sollen ja da so rar sein. Für die Anna haben sie schon einen Mann parat, und ich bin ja auch erst vierunddreißig." Sie strich in leichtem Wohlgefallen an ihrer vollen Erscheinung über die Falten ihres Kleides. „Als der selige gnädige Herr kam, war ich gerade siebzehn."

Sie sah aufmerksam zu dem großen Bilde hin, das über dem Schreibtisch hing. Unwillkürlich zog Frau von Hallern an der Gardinenschnur. Das Bild lag im Schatten.

Was wollte die Frau nur? Es schien ihr, als finge die Erde unter ihr zu schwanken an. Sie begriff noch nichts, dennoch wurden Füße und Hände eiskalt. Hastig griff sie nach den Lehnen des Sessels. Dann sagte sie, und sie kannte ihre eigene Stimme nicht:

„Weßhalb seh'n Sie das Bild so an?"

Die Frau wendete fast beleidigt den Kopf.

„Dem seligen gnädigen Herrn sein Bild? Unserm seligen gnädigen Herrn, Annchen," sie versuchte jetzt vergebens die Tochter in den Vordergrund zu stoßen. „Aber die gnädige Frau wissen doch, unser Kind, habe ich gesagt. Und er hat immer für die Anna gesorgt, das muß ich ihm lassen. Er wollte ja auch, daß sie die Mittelschule besuchte. Für das letzte Zeugniß hat er ihr noch einen Thaler gegeben, und noch als er das letzte Mal da war, der selige gnädige Herr, hat er gesagt: wenn Du heirathest, Anna, hat er gesagt, und ihr so freundlich über den Kopf gestrichen, wenn Du heirathest, schenke ich Dir tausend Thaler. Nun haben sie ja drüben schon einen parat, und wenn wir wirklich nächste Woche schon fortmachen, habe ich gedacht —"

Sie wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Frau von Hallern war an ihr vorbei geschritten, ganz gerade und fest. Ein Schlüssel rasselte. Das Fach des Schreibtisches sprang auf. Sie wußte so genau, wo die abgezählten Octoberzinsen lagen, die Augen konnten ruhig versagen, die Hand zuckte nicht.

Umständlich verwahrte die Frau die drei braunen Scheine. Als sie mit ihrer Arbeit fertig war, war das Zimmer leer. Es war keine Thür in's Schloß gefallen. Der dicke Teppich hatte die Schritte aufgesogen.

„Komm, Mutter", sagte Anna ängstlich.

Aergerlich stieß diese die Hand des Mädchens zurück.

„Hab' Dich nicht, Anna. Sieh Dich ruhig um. Er war nicht so hochnäsig, das weißt Du ja. Recht muß doch Recht bleiben."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Und bestimme ich also, daß meine sterblichen Reste nach Dornau in die elterliche Gruft überführt werden sollen, andernfalls mein Sohn des gesammten mütterlichen Erbtheils verlustig geht. — Haben Sie wörtlich nachgeschrieben, lieber Morwitz?"

Der Justizrath sah über seine Brille hinweg nach dem hellen, ovalen Fleck auf der Tapete, wo gestern noch das Bild des Gatten hing, und schüttelte den Kopf.

„Meine liebe Frau von Hallern, ich gebe Ihnen noch einmal die Versicherung, daß nach dem neuen B. G.-B. gar kein Codicill zu Ihrem Testament nöthig ist. Jede von Ihnen unterschriebene Bestimmung, die in Ihrem Schreibtisch liegt, ist bindend. Sie können daher, was Sie jetzt im ersten Zorn anordnen —"

Frau Beate unterbrach ihn.

„Möglich. Mir ist aber dieser Weg noch der sicherste. Zudem, Niemand kann wissen, ob man das richtige Papier in meiner Brieftasche fände. Ich sagte Ihnen schon, daß ich in den nächsten Tagen in's Ausland gehe, zunächst, für den Winter, nach Rom. Wer weiß, wohin dann? Ich will mein Leben genießen, mein guter Morwitz, endlich gebe ich Ihnen Recht, Sie redeten mir ja schon so lange zu. Sie sehen, die Trauer ist abgelegt. Ein wenig altmodisch bin ich im Augenblick, aber das ändert ein kurzer Aufenthalt in Berlin. Egon kann die Güter ruhig übernehmen, der Verwalter ist tüchtig, und Sorgen erziehen. Er wollte noch einige Jahre Officier bleiben — aber schließlich, man kann sich auch in der Kreisstadt amüsiren, wenn eine ihrer stärksten Attraktionen auch über das große Wasser geht. Warum ringen Sie die Hände, mein Freund? Sicher ist das nicht der erste Fall in Ihrer Praxis — wird nicht der letzte sein. Natürlich entschuldigen Sie Herrn von Hallern, das Sprichwort von der Krähe, ich weiß. Im vergangenen Jahr starb der Mann meiner alten Köchin. Er hatte sie weidlich gequält, und ich wies sie auf die Vergeltung hin, denn diese Leute glauben an den Lohn der Tugend. Wissen Sie, was mir die alte Mine antwortete? Uns' Herrgott is ok man en Mannsbild —"

„Um Gottes Willen, hören Sie auf, Sie lästern."

Die schöne, stattliche Frau sah mit eigenthümlichem Lächeln auf den eifrigen Mann, der nun aufgeregt im Zimmer hin und her ging.

„Also seien wir sachlich, guter Morwitz. Die Familiengruft in Dornau ist ja schließlich die ideale Seite der leidigen Angelegenheit. Nun zum Praktischen, der Verrechnung meines Eingebrachten. Sie begreifen, daß ich nur eigenes Geld in die Reisetasche stecken will. Herr von Hallern war sehr verschuldet, als ich ihn heirathete, und natürlich lebten wir in Gütergemeinschaft!" —

Aus der Hauptstadt.

Der Reform-Minister.

Sitzung des preußischen Staatsministeriums.

Der Ministerpräsident: Eine ernste und große Stunde rückt heran. Seien wir ihrer würdig, meine Herren! Sie wissen, daß die Unzufriedenheit im Lande mit jedem Jahre steigt. Eigentlich fühlt sich kein Stand mehr wohl. Nehmen Sie eine beliebige Zeitung einer beliebigen Partei — überall klingt Ihnen der Ruf nach Reformen entgegen. Meine verehrten Collegen, lassen Sie uns nicht länger als bloßen Hemmschuh von Staats wegen gelten. Lernen wir neuzeitlich denken! Volkes Stimme ist Gottes Stimme. Geben wir dem Volke Reformen!

Der Cultusminister: Hurra! Die Weiterentwickelung der Reli—

Der Ministerpräsident: Einen Augenblick! Was zerfleischt die Nation am grimmigsten? Der Classenkampf! Hier müssen wir also zunächst einhaken.

Der Minister des Innern: Sehr wahr! Die socialen Versicherungsgesetze genügen nicht —

Der Ministerpräsident: Ich bin gleich so weit. Außerdem fehlt heutzutage dem Bürger das Bewußtsein, daß sein kühnes Streben Anerkennung, Belohnung, sozusagen Prämiirung finde.

Der Handelsminister: Köstliche Idee! Hohe Export-Prämien!

Der Ministerpräsident: Die Unternehmungslust wird steigen, wenn die Unternehmenden sicherer als bisher auf lohnenden Gewinn rechnen dürfen.

Der Justizminister: Jawohl, der unlautere Wettbewerb muß mit Haut und Haaren ausgerottet werden. Es fehlt uns ein Streikgesetz. Es —

Der Ministerpräsident: Sorgen wir durch unsere Reformen dafür, daß Jeder fröhlicher und williger als bisher dem Glücke die Hand biete! Wer nicht wagt, der nicht gewinnt, muß Preußens idealer Wahlspruch werden. Und neben dem persönlichen Glücke — dies vor Allem! — soll Jeder nach dem Glück und dem Gewinn des Ganzen, des Staates, streben!

Alle (begeistert): Bravo! (Redner wird umarmt.)

Der Ministerpräsident: Dies ist also mein Programm: Beendigung des Classenkampfes durch Einführung einer neuen Classe: Prämiirung kühn Wagender; Sicherung besserer Gewinne für den Bürger! Deßhalb habe ich beschlossen, die Vierclassen-Lotterie in eine solche mit fünf Classen zu verwandeln, mehr Gewinne von tausend und dreitausend Mark einzusetzen, am Schlusse der letzten Ziehung eine Prämie von 300000 Mark zu geben und außerdem den Preis des ganzen Looses für alle fünf Classen zu erhöhen.

Prinz Vogelfrei.

Digitized by Google

Dramatische Aufführungen.

Sonnwendtag. Drama in fünf Acten von Karl Schönherr. (Deutsches Theater.)

Karl Schönherr's Erstlingsdrama, der „Sonnwendtag", hat weder bei den Premièrengrößen des Deutschen Theaters noch bei der Berliner Kritik Liebe und freundliche Führung gefunden. Die Ausschlaggebenden im Parkett zischten, die sonst immer zu rasendem Jubel bereite Gallerie schwieg, und die Recensenten stellten mißmuthig fest, daß Anzengruber so etwas doch ganz anders angefaßt habe. Na ja, Anzengruber ist todt und Karl Schönherr ein Neuling, dem man das Leben so schwer wie möglich machen muß. Das gehört auch zum Capitel von der Verrohung und Versimpelung unsrer Kritik: dem Stückeschmierer, der Jahr für Jahr herz- und geistlos seinen vieractigen Schund zusammen stoppelt, begegnet man mit zitternder Hochachtung, die großen Todten preist man allenfalls auch, kühlt aber dafür sein Müthchen an Denen, die noch etwas zu hoffen geben, erwürgt die unsicher tappende Jugend. Wirthschaft, Horatio, polnische Wirthschaft sogar.

Schönherr kennt sich in seinem Berufe noch nicht aus. Er ahnt von Weitem, daß ein wirksames Stück der wirksamen, starken Handlung bedürfe, und daß packende Actschlüsse von Nöthen seien. Er weiß aber nicht, daß diese wirksame Handlung, diese packenden Actschlüsse organisch aus einem Keime entsprießen müssen wie der große Baum aus dem Senfkörnlein. Daß es bei Todesstrafe verboten ist, äußere Effecte heranzuzerren und Schlager zu ersinnen, die entweder mit dem Drama Nichts zu thun haben oder seinen klaren Gang heillos verwirren. Schönherr giebt zu viel und muß zu viel geben, weil er die große Kunst, im kleinsten Punkte die höchste Kraft zu sammeln, noch nicht gelernt hat. Sein Held, der Augentrost der Mutter, die Hoffnung ihres Alters, mag nicht länger Theologie studiren. Das ist darum sehr unangenehm für ihn, weil die Mutter mit brünstiger Sehnsucht den Tag, Nichts mehr als den Tag erwartet, wo ihr Hans die Weihen empfängt. Zweitens aber hat Hans ein Dorf-Stipendium erhalten, das sein Bruder der Gemeinde zurückzahlen muß, wenn der Hans abtrünnig wird. Selbstverständlich geht's dem Bruder elend schlecht; Hansens Abfall vom Glauben würde für den Besitzlosen die wirthschaftliche Vernichtung bedeuten. Schönherr arbeitet, wie man sieht, schon hier mit zwei Kartenspielen. Aber sogar diese doppelte Mischung dünkt ihn noch nicht kräftig genug. Es müssen noch stärkere Künste heran. Hans wird von den Gesinnungsgenossen aus der Stadt aufgefordert, ihnen Gelegenheit zur Entzündung eines Sonnwendfeuers zu schaffen. Das Sonnwendfeuer, das ist das Symbol der Freien, und der rasende Haß der Clerikalen wendet sich gerade gegen dies Zeichen nahender Aufklärer. Dem Verfasser zu Liebe ereignet es sich nun, daß im ganzen Dorfbezirk allein die Wiese des Rosnerbauern, des Bruders unseres Helden, für die Sonnwendfeier frei ist. Hans giebt sie her. Und in der knirschenden, sinnlosen Wuth über den nun unabwendbaren Ruin schlägt der Rosnerbauer den Störrischen todt.

Alle diese Vorgänge entwickeln sich nicht logisch aus einander. Es fehlt der beseelende Antrieb von Innen, die leitende, gluthende Idee. Darum muß immer wieder ein neuer Anstoß, eine Ueberraschung von Außen kommen. Wie, wenn im Dorfe auch nur ein einziger Unabhängiger gesessen hätte, der mit der Entzündung des Feuers auf seiner Bergwiese einverstanden gewesen wäre? Wie, wenn die 500 Kronen, die der Rosnerbauer zurückzahlen muß, von irgend einem Freunde der guten Sache, dem früher so beliebten Manne mit der großen Brieftasche, gespendet worden wären? Warum macht denn Niemand im Stücke auch nur einen Versuch, dies Geld aufzutreiben? Weil es dem Dichter nicht in den Kram passen würde. Warum erschlägt Kain den Abel? Eine zwingende Nothwendigkeit ergiebt sich aus dem Drama ganz und gar nicht. Aber es ging dem Autor um den tragischen Schluß. Genau aus demselben Kunstverstande heraus schuf er die viel erörterte Endscene, in der Hansens Mutter still ihren Hausaltar abräumt und die Heiligen, an denen ihr Herz so viele Jahre lang mit zärtlicher Verehrung gehangen hat, in den Winkel stellt. Auch die Handlungsweise der alten Frau ist psychologisch nicht begründet. Schönherr hat hier nur an den Effect, nicht an die Charakteristik gedacht.

So muß, wer das Werk kritisch durchsiebt, den jungen Poeten wacker schmälen. Man könnte ihm noch viel mehr Sünden ankleiden, ihn hart tadeln besonders dafür, daß er ängstlich jeder großen dramatischen Auseinandersetzung von innerer Bedeutung aus dem Wege geht. Allzu schwerfällig und unlebendig ist daneben seine Charakterzeichnung. Die Bauern Schönherr's sind nur so lange echt, als sie sich räuspern und spucken, im Uebrigen fehlt ihnen die Rundung, die Farbe der Sinnesart. Und doch! Was für prächtige Auftritte weiß dieser junge Mensch zu gestalten! Wie verwogen packt er den Stoff, sobald es zu sichtbaren Gipfeln emporgeht! Temperament und Feuer, wie so leicht in keinem Zweiten, stecken in diesem Schönherr. Die Kritik sollte ihn nur tadeln, um ihm den Weg freizumachen, den er sich in jugendlichem Uebereifer jetzt noch selber versperrt.

Opern und Concerte.

Wer in der unruhvollen Arbeit der musikalischen Tageskritik drin steht, wird leicht versucht, die künstlerischen Erscheinungen, die einander jagen, allzu getreulich mit allen Details in's Auge zu fassen und ihnen unter dem frischen Eindrucke eine Stellung anzuweisen, die ihnen im ganzen und großen Getriebe des Kunstlebens nicht zukommt. Anfänger, Durchschnittsvirtuosen erheben in der Musik einen Anspruch auf breite Beachtung, die in anderen Kunstregionen unbekannt ist. In rascher Flucht wird in den Concertsälen Eines vom Anderen verdrängt, und das Meiste verrauscht spurlos, ohne Nachhall, ohne Einfluß auf ein Publicum, das ja oft nur von einer Handvoll Statisten mit Freibillets markirt wird ...

Das Wenige, das im Momente der Ueberschau und der Sammlung im Interesse des Musikmenschen haften bleibt, sind in erster Linie doch immer die Werke selber, soweit sie eigenkräftige neue Kunst darstellen. In den verflossenen Wochen dieses Concertwinters ist wieder sehr viel zusammenmusicirt worden, von dem weder hier noch überhaupt viel zu reden ist. Dafür giebt zunächst die künstlerische Arbeit unserer großen Orchesterinstitute erfreulicherweise einen immer reicheren Ertrag an modernlebendiger Production. Die Philharmoniken-Abende Arthur Nikisch's zeigen schon seit einiger Zeit gegen früher eine bewegliche Physiognomie. Wichtiger als die Aufführung zweier Werke Tschaikowsky's, für den Nikisch von jeher mit Eifer eingetreten ist, — es war die Suite in D-moll und die von früher bereits bekannte fünfte Symphonie — war die Wiedergabe von Anton Bruckner's „Zweiter", die damit zum ersten Male in Berlin erklang. Im Styl minder selbstherrlich und eigenartig, minder „Brucknerisch" als die späteren, trägt sie im Charakter der tonpoetischen Gedanken doch ganz des Meisters Züge, vor Allem im Scherzo und im letzten Satze, der Stellen von wundervoller Intimität aufweist. Dazu kam weiter eine Vorführung von Richard Strauß' „Heldenleben", die manches Ueberraschende lehrte. Man erinnert sich noch an den gelinden Sturm, den Strauß bei der ersten Aufführung seiner Symphonie im Opernhause erlebte. Jetzt konnte man wohl das Gute einer vernünftigen, sachgemäßen Einführung und Erläuterung wahrnehmen. Reimann's liebevolle Analyse im Programmbuche erhellte Manchem das Dunkel, und gar Viele sah man mit der neulich hier besprochenen kleinen Leuckart'schen Orchesterpartitur bewaffnet. Die vielverschlungene Detailarbeit, die beim ersten Hören schwer zu entwirren schien, enthüllte sich schön und klar, die klanglichen Härten erschienen minder grell und stets durch den Gedankenausdruck bedingt. An der tiefgehenden Wirkung hatten aber auch Nikisch und seine Künstler ein bemerkenswertes Verdienst. In der Klangwirkung der Aufführung im Opernhause überlegen, großzügig und kraftvoll angelegt, reichte die Wiedergabe wohl nahe an das Ideal, das der Tondichter träumen mag. In eine andere Welt führte im nächsten Concerte Felix Weingartner's zweite Symphonie in Es-dur. Weingartner's wechselvolles Schaffen mag manches kritische Gemüth zu ehrlichem Widerspruche reizen. In seinen beiden Symphonien mit ihrem heiter lächelnden Tonspiel sollte er vielleicht am ehesten vor Einwänden sicher sein. Hier deckt sich einmal vollkommen Wollen und Können, was bei anderen höher zielenden Werken des Componisten nicht eben immer der Fall ist. Hier bleibt er geschmackvoll, liebenswürdig und zwingt sich nicht zum Ikarusflug in's tragische Land ...

Der Conservatismus der Weingartner-Programme, die aus dem Bannkreise der Klassiker nur schwer herauskommen, wurde durch die Aufführung einer Symphonie von Recznicek, die ich leider nicht gehört habe, sowie eines bisher unbekannten Berlioz'schen Werkes durchbrochen; Schillings' Oedipusprolog, Ducas' geistvolle Orchestercaprice L'apprenti sorcier, die man ebenfalls hörte, waren bereits von früherer Gelegenheit bekannt. Bei dem Berlioz'schen Werke handelte es sich um die Symphonie funèbre et triomphale, die 1840 zur Gedächtnißfeier für die Julikämpfer und zur Einweihung der Bastillensäule geschrieben worden ist und jetzt im ersten Bande der großen kritischen Berliozausgabe von Malherbe und Weingartner bequem zugänglich ist. Der Charakter einer bestellten Gelegenheitscomposition spricht sich im Grunde nur in dem Aufgebote eines ungewohnten Orchesterapparates aus, der für eine Massenaufführung zur Verfügung stand. Im Uebrigen ist das Werk echter und bester Berlioz, kühn und kräftig in der Architektur, und in seinem Uebergang von elegischer Trauer zur sieghaften Apotheose von hinreißendem Schwunge. Schmerzlich ist es, daß Weingartner's verdienstliche Vorführung von einem Theile der Hörer abgelehnt wurde. Man redet immer von der fortschreitenden Intelligenz im Musikpublicum. Kann es einen schlagenderen Beweis von Unbildung geben als diese Respectlosigkeit dem Werke eines genialen Meisters gegenüber, der doch heute als geschichtliche Größe einem Jeden einen Anflug von Ehrfurcht einflößen sollte?

Die „modernen Concerte", wie Richard Strauß jetzt seine Abende mit dem Berliner Tonkünstlerorchester getauft hat, behaupten eine ehrenvolle und nicht leichte Position in recht rühmlicher Weise und haben einen treuen und verständnißvollen Anhängerkreis gefunden. Dem früheren Programm getreu war die Liszt'sche Kunst mit den Festklängen, der auf eine romantische Philosophie gestimmten Héroide funèbre und der stolzen Hungaria vertreten. Bruckner's schon im vergangenen Winter versprochenes symphonisches Erstlingswerk kam zunächst an die Reihe, dazu Bruchstücke aus dem Guntram und Alexander Ritter's „Faulem Hans" und Schillings' allzu raffinirt erklügeltes „Zwiegespräch", das

Digitized by Google

dem jungen Meister wohl ebenso wenig neue Freunde gewonnen haben dürfte wie einst bei seinem ersten Erscheinen unter Weingartner. Wetter hörte man Richard Strauß' viersätzige symphonische Phantasie „Aus Italien", das Jugendwerk, das er als Zwanzigjähriger schrieb. An das breit melodische Tonbild „Aus der Campagna" reiht sich darin der frische heroische Satz „In Roms Ruinen", bemerkenswerthe Klangfeinheiten bringt das Stück „Am Strande von Sorrent", und zum lustigen Ende wogt über einer neapolitanischen Gassenmelodie der Lärm südländischen Volkslebens auf. Der frische, straffe Zug des Ganzen hilft über manche etwas kühl und nüchtern empfundene Stelle hinweg, und die sichere technische Arbeit zeigt den künftigen Meister, der bald nachher im „Don Juan" freieren Zielen zustrebt. Emil Sauer spielte mit feinstem Klangsinn und erstaunlicher Präcision sein neues zweites Klavierconcert, über das man dem Künstler leider wenig Angenehmes sagen kann. Ihm fehlt der ansprechende melodische Fluß seines ersten, die Gedanken sind geschmackvoll zurechtgearbeitet, doch wenig prägnant und ohne logische Entwickelung aneinander gereiht. Im letzten Concerte hörte man die symphonische Dichtung „Pan", die Hermann Bischof geschrieben hat. Das Werk geht ganz auf den Ausdruck innigen Naturempfindens aus und gestaltet den dankbaren, vielleicht an Einzelheiten überreichen Stoff des Programmes geschickt und stimmungsreich aus. Schließlich zeigte ein kleiner ausgelassener und doch geistreicher Orchesterscherz „Marche joyeuse" von Emanuel Chabrier den Componisten der Gwendoline als flotten Humoristen.

Siegmund von Hausegger, dessen „Barbarossa" man vor'm Jahre freudig begrüßte, kam wieder zu einem Wagnervereinsconcerte nach Berlin und brachte fünf neue Gesänge mit Orchester zu Dichtungen von Konrad Ferdinand Meyer, Liliencron und Gottfried Keller mit. Man respectirt die Beherrschung der technischen Mittel, die sich in ihnen ausspricht, ohne sich von ihrem musikalischen Gehalte überzeugen zu lassen. Statt großer lyrischer Anschauung bietet er gewandte Kleinmalerei, und dazu werden für die stillen, intimen Gedichte Orchestermassen von unverhältnißmäßiger Wucht aufgeboten, wie es ja bei dieser modernen Orchesterlyrik nur zu oft der Fall ist. Für die große Dirigentenaufgabe, die Hausegger sich mit der Dantesymphonie gestellt hat, setzte er viel Begeisterung und sichere geistige Durchdringung des Werkes ein, ohne seiner Aufführung den großen Zug zum Transscendentalen aufprägen zu können. Generalmusikdirector Steinbach, der sich nun zu seiner letzten Concertreise mit den Meiningern anschickt, bot als Neuheiten eine feingearbeitete Serenade von Georg Schumann, ein geschmackvolles Concertstück Robert Kahn's und ein Tongedicht von Walter Lampe, dessen temperamentvoll bewegter Gedankeninhalt in eine farbenreiche Orchestersprache gekleidet ist. Ferruccio Busoni hat an seinen muthigen Versuchen, in eigenen Orchesterabenden unbekannte zeitgenössische Werke zur Geltung zu bringen, wenig Freude erlebt. Die allzu unvorsichtige und weitherzige Ausführung des Plans forderte Widerspruch heraus, für die gute Absicht sollte Jeder dankbar sein. Es wäre schade, wenn Herr Busoni die Lust zu weiteren Vorstößen für immer verloren haben sollte.

Mit einer gewichtigen Reihe neuer Werke feierte der Philharmonische Chor ein Geburtstagsfest. Zwanzig Jahre liegen bereits die ersten Anfänge der Vereinigung zurück, — zwanzig Jahre, die für sie eine Zeit ernster künstlerischer Arbeit und ein Aufsteigen zu höchsten Zielen bedeuten. Außer Werken von Rudorff und R. Kahn hörte man den großangelegten dreizehnten Psalm des ernstbegabten Otto Taubmann, ein kleines Werk „Der Abend", in welchem Richard Strauß mit dem Apparate des sechzehnstimmigen Chores eigenartig experimentirt, und das kunstvoll geformte, feierlich schwermüthige Sonnenlied von Friedr. E. Koch, das nur in manchen Stellen etwas papierene Musik enthält.

Liebhaber moderner Musikeindrücke fanden im Uebrigen in den Kammermusikabenden am ehesten ihre Rechnung. Es ist merkwürdig, wie der Wettstreit auf diesem einst so exclusiven Gebiete zusehend anwächst. Neue Kammermusikvereinigungen und kein Ende, — und die Kunst selber steht sich bei all dem geschäftigen Eifer recht gut. So hörte man von Waldemar Meyer und Genossen das wundervolle Bruckner'sche Quintett, sowie ein gehaltvolles Klavierquintett des ernsten Italieners Sgambati. Die Herren Gülzow und Da Motta machten unter Mitwirkung der Herren H. Müller, Diestel und Borisch mit interessanten Werken von Cesar Franck und Tanejew bekannt: eine aus Bläsern der Königlichen Capelle neu gebildete Vereinigung brachte ein gefälliges Sextett Hans Huber's zu Ehren. In dem allezeit rührigen Berliner Tonkünstlerverein führten die Herren van Lier und Kwast eine poetisch reizvolle Cellosonate Ludwig Thuille's vor. Einen prächtigen Abend verdankt man dem ausgezeichneten Brüsseler Streichquartett der Herren Schörg, Daucher, Miry und Gaillard; das von ihnen gespielte Quartettwerk von Vincent d'Indy läßt mit seinem in ausdrucksvollster Wandlung immer wiederkehrenden Grundthema in jedem Takte den seinen, auf das Esoterische gerichteten Künstlerkopf dieses Franzosen erkennen. Dazu kommen die Abende der Böhmen, des Holländer-Quartetts, von Halir und Genossen, und anderen Vereinigungen, die den Ehrgeiz haben, ihre Programme modern zu beleben ... Im Gebiete der Lyrik haben sich die bekannten Namen der Modernen sonderbar fest auf den Programmen großer und kleiner Concertgeber eingebürgert. Aber der Berufenen sind nicht viele. Blutige Anfängerinnen wollen heute schon an ihren Liederabenden mit Richard Strauß paradiren. So wird Begeisterung für moderne Kunst auch wohl schon zu neumodischer Schablone.

Hermann Springer.

Die Tanzidyllen der Miß Duncan.

Der Berliner hat für die Kunst der Pantomime wenig übrig. Bis zum Genuß der Linie an sich, bis zum weitgehenden Verständniß für Seelenanalyse durch Mimik und Geste hat er sich offenbar noch nicht durchgerungen. Er hat zu viel mit Politik, mit Volkswirthschaft, mit Verstandesproblemen, mit der Kritik und hundert anderen guten und bösen Dingen zu thun, die — mit Kunst Nichts zu thun haben. Gewiß — er liebt auch die Kunst. Hätten wir sonst so viele Theater, von denen einige doch auch zuweilen der Kunst dienen, so viele Kunstsalons und Ausstellungen und die Concertfluth? Also — zugestanden: er hat für Kunst gewiß was übrig, genießt er sie auch meistens auf eigene Art. Aber für die Kunst des Tanzes und der Pantomime hat er nur wenig, oder gar nichts übrig. Sie ist ihm Mumpitz, Akrobatik ...

So glaubte ich bisher, auf Grund einer ganzen Reihe von Erfahrungen.

Freilich — Eines kann ihm zur Entschuldigung dienen. Etwas sehr Wesentliches. Bekam er denn überhaupt was zu sehen? Auf den Variété-Bühnen — lascive und pikante Gliederverrenkungen in knisternden Seidendessous; in den sogenannten „Balletten" unserer Ausstattungstheater militärische Marschevolutionen und sinnloses Gespringe möglichst großer, schwerer Mädchen in möglichst geschmacklosem Flitterstaat über möglichst sichtbaren und möglichst prall sitzenden Tricots. In unserem Hoftheater aber ist die höhere Tanzkunst das Stiefkind, das man ganz in der Routine und Tradition hat stecken lassen, ohne auch nur diese selbst eigentlich zu pflegen ...

Da kamen Severin und dann die Saba Yacco und dann Charlotte Wiehe. Und siehe da — es schloß sich allmälig ein Kreis von Feinschmeckern zusammen, die Gefallen an der Pantomime zu finden begannen. An der wortlosen Action, an dem Drama, das durch Geste und Mimik allein zum Ausdruck gebracht wird. Freilich — Holzschnittmanier; eine groblinige Action wird durch groblinige, stark accentuirte Bewegungen verständlich gemacht. Aber das Tiefste, das Innerste, die Blume des Seelischen blieben unausgedrückt oder häufig im Conventionellen stecken.

Da kam Isadora Duncan ... Und ich hörte, daß es schwer halte, ein Billet zu ihren Vorstellungen zu erhalten. Nicht etwa bloß im Sinne einer schweren Belastung, oder vielmehr eigentlich einer großen Entlastung des Geldbeutels des Durchschnittssteuerzahlers, sondern auch, weil der Andrang so sehr stark sei. Man denke — das Saal-Ungethüm des Kroll'schen Etablissements, das der neue Generalintendant hoffentlich wird streichen können aus der Zahl der Hoftheaterinstitute, fast bis auf den letzten Platz besetzt! Trotz der außerordentlich hohen Preise!

Das ist ja erstaunlich. Da muß also wirklich viel dran sein! — sagte ich mir. Und ich that einen tiefen Griff in den Beutel, der den Steuerboten fast mehr noch interessirt, als mich selbst, und erstand mir nach langem Queue-Stehen ein blaues Stückchen Carton, das mir 1½ Stunden ästhetischen Genuß vermitteln sollte, zu 3 Mk. 33⅓ Pf. die halbe Stunde. Und ich überzeugte mich davon, daß wirklich „viel daran" ist.

Aber auch noch von etwas Anderem überzeugte ich mich. Davon, daß dem Berliner allem Anschein nach das Herz doch noch nicht so recht warm wurde gegenüber dieser Kunst. Ich will nicht annehmen, daß das Geflüster und Gerede von der gänzlichen Tricotlosigkeit der Tänzerin, noch auch die Absicht, die begeisterten Münchener Lobeshymnen selbstbewußt nachzuprüfen und womöglich zu reduciren, den großen Andrang erklären, und daß, als nun die Tricotlosigkeit so absolut gar nicht „pikant" erschien und andererseits die Begeisterung der Isarathener sich so durchaus berechtigt erwies, eine gewisse Verstimmung und kühle Zurückhaltung Platz griffen. Denn für den Riesensaal klang der Beifall recht schütter, und er schien mir auch immer nur von denselben Zuschauern auszugehen. Also kann ich nur annehmen, daß das rechte Verständniß, die rechte Empfänglichkeit bei der Masse doch noch fehlten.

Freilich, auch hier wieder kann Eines als Erklärung, ja gar als Entschuldigung dienen! Dieser Saal läßt eben keine Stimmung aufkommen für so intime Kunst. Die Riesenöffnung der Bühne, ihre ungeheure Breite, die die vorgeschobenen Coulissen nur um Weniges kürzten, ihre große Tiefe — und mitten drin die kleine Gestalt der großen Künstlerin, wie ein Schmetterling in einem Glashause, das für eine Giraffe bestimmt ist. Dazu der gewaltige Saal selbst: die Stein und Stuck gewordene Langeweile. Es ist zu bedauern, daß die Vorstellungen nicht im Saale unseres Künstlerhauses stattfinden, oder etwa im Schall und Rauch-Theater. Am liebsten freilich sähe ich sie im Freien, auf einer Waldwiese oder auf einem umbuschten Rasenplatz am Ufer eines stillen Weihers, wenn die Nachmittagssonne über ihn hinglitzert und Alles in einen goldigen Schimmer taucht.

* * *

So raffinirt fein die Kunst der Miß Duncan ist, so wird sie in unmittelbarer Berührung mit der Natur gerade am schönsten wirken. Ich kann mir auch „lebende Bilder" nach Gemälden von Böcklin, von Thoma, Botticelli immer nur im Freien gestellt denken ... Und dazu, unsichtbar hinter Gebüschen verborgen, die Musik von Schalmeien und Violen ...

Wir sprechen von Tönen und Harmonien in der Malerei, von Farben, von Licht und Schatten in der Musik. Das will sagen, daß

Digitized by Google

man sehr wohl mit den Ausdrucksmitteln der einen Kunst die Wirkungen einer anderen erzielen kann. Ein Bild kann wie ein Lied ohne Worte wirken und eine Symphonie wie ein Gemälde. Richard Wagner's „Sehnsuchtsmotiv" aus Tristan und Isolde hat Melchior Lechter zu einer seiner schönsten Kunstverglasungen inspirirt, und ich kann mir sehr wohl denken, daß Conrad Ansorge oder Richard Strauß zu Melchior Lechter's „Orpheus", Lesser Ury's „Jeremias" oder Walter Leistikow's „Ziehende Schwäne" eine den Stimmungsgehalt und die Rhythmik des Gemäldes getreu wiedergebende Musik erfinden könnten... Der Zusammenhang von Wort und Ton, von Dichtkunst und Musik ist Jedermann geläufig. Und daß zwischen dem Tanz und der Musik ein gleicher Zusammenhang besteht, braucht auch nicht erst nachgewiesen zu werden. Ganz abgesehen von der Uebereinstimmung des Tactes, sprechen wir von einem sanften Walzer, einer feurigen Mazurka, einem leidenschaftlichen Czardas, einem neckischen Polka, einem stürmischen Galopp in doppeltem Sinne: in dem des musikalischen Charakters und in dem des Wesens der Bewegung.

Von diesem Standpunkte aus wäre die Kunst einer Miß Duncan also nichts Eigenartiges. Eine solche Uebereinstimmung zwischen Musik und Geste bildet natürlich auch hier die Grundlage.

Aber es ist doch etwas ganz Anderes. Es ist nicht die Uebertragung bloß eines gewissen Tactes und Rhythmus in Bewegung. Es ist auch nicht das, daß sie ihre eigenen Tanzschritte erfindet, die mit den üblichen Zwei- und Dreiviertel-Bewegungsformen der Salon- und Nationaltänze Nichts oder nur gar wenig gemein haben, noch weniger mit all' den Entrechats, Pirouetten, Battements der Balletkunst. Sondern es ist das, daß sie Empfindungen und Seelenzustände in die Sprache einer schreitenden, gleitenden, schwebenden, sich wiegenden, sich beugenden, schwingenden, selten hüpfenden Geberde übersetzt. Und da beschränkt sie sich nicht mehr auf die Empfindungen und Seelenzustände, die durch die Musik ausgelöst werden. Sie zieht auch solche heran, die durch die Werke der Plastik und der Dichtkunst zum Ausdruck gebracht, oder aber erst geweckt werden.

Wenn sie Botticelli's weltberühmte „Primavera" tanzt, so geht sie sozusagen von dem statuarischen Moment aus, den der Maler festgehalten hat. Aber sie entwickelt aus ihm heraus nicht bloß das Wesen der holdseligen Jungfrau, sondern sie weiß auch den ganzen Geist der herben Schönheit des Quattrocento zu übermitteln. Ihre Kunst unterscheidet sich von der landläufigen Pantomime stets dadurch, daß sie nicht eigentlich agirt. Sie tanzt z. B. Ambrosio de Predis' Gemälde „Engel mit der Viola". Das weite, lange, violette, rothgefütterte Gewand ist das des Bildes. Die Flügel fehlen; die Viola desgleichen. Nun beginnt sie zu tanzen. Und wiederum ist's bald der geigende Engel, den wir sehen, bald aber empfinden wir nur den Geist der sphärischen Musik, die er seiner Viola entlockt. Und wenn sie zur Musik von Giovanni Pecci „Bacchus und Ariadne" tanzt, so ahmt sie nicht die Wildheit der Bacchantinnen, die Liebestrunkenheit des Gottes nach — sie deutet das Alles nur leise an, aber die ganze Bewegungsharmonie strömt dionysische Lebenslust aus. Und wie sollte sie wohl aus Gluck's „Orpheus" den Chor „die Schatten belauschen Orpheus" agiren? Sie schildert nur mimisch und tanzend das Entzücken der Abgeschiedenen, und doch glauben wir auch mitten im lautlosen Reiche der Schatten zu sein... Nicht immer bedarf sie der Musik zur Anregung oder Begleitung. Eine ihrer interessantesten Studien ist „der Tod und das Mädchen". Weder Musik, noch auch den sonst oft verwandten einleitenden Dichtungstext giebt's hier dazu. Und doch — wie klar, wie verständlich, wie stimmungsvoll auch hier wieder Alles: wie da das Mädchen über die blühende Flur des Lebens hintänzelt, Blumen pflückend und bewundernd, mit dem Frühling tändelnd und dem Sonnenschein kosend, und dann plötzlich der Tod herankommt, immer näher und näher, und wie sie erst befremdet aufschaut und das Spiel wieder aufnimmt, dann erschauernd erschrickt und sich auf's Neue aufrafft, und wie der Kreis, den sie tändelnd umschreitet, immer enger wirkt und enger, und wie sie in die Knie bricht und noch einmal aufstrebt und dann zusammensinkt, wie eine vom Frost geknickte Blume... Es war wohl das Feinste, was sie an jenem Abend bot...

Ich sagte es schon erst — die sogenannte Tricotlosigkeit ist nicht im Geringsten „anstößig". Sie erscheint Einem vielmehr als das ganz Natürliche, wie bei den Tänzerinnen auf einer Vase, einem Basrelief der griechischen Antike. Im Gegentheil — das glänzende, seidene, fleischfarbene Tricot gerade würde wie eine Disharmonie empfunden werden. Und ihre durchsichtigen, faltenreichen, allen Bewegungen des Körpers herrlich folgenden, bald längeren, bald kürzeren, bald weißen, bald farbigen oder gestickten, flatternden oder anmuthig geschürzten Gewänder sind zehnmal „anständiger", als die kurzen, zahlreichen Gazeröckchen, aus denen die langen rosa Beine der Balleteuse hervorwirbeln...

Das Wort ist in diesen Tagen oft gefallen: das heutige Ballet habe sich aus dem Rococo entwickelt. Das ist doch nicht ganz so. Vielmehr greift Miß Duncan vielfach gerade auf die idyllische Bewegungsharmonie der Tänze der Rococozeit zurück, von denen uns die Ueberlieferung erzählt, noch mehr aber auf die antiken Urbilder des Tanzes. Und sie hat auch ganz Eigenes: mitunter hat man die Empfindung, als sehe man eine Blume sich neigen und heben, wenn der Frühlingswind sanft über die blühende Wiese hinstreicht. Und wie ihr das Verständniß für ästhetische Bewegungsgesetze angeboren ist, so auch ein ungemein feines musikalisches Empfinden. Sie weiß die kleinsten Nuancen herauszuholen und plastisch zu verwerthen... Ob diese und jene Musik sie zu bestimmten Tanzgebilden anregt, oder ob sie zu ihren plastischen Seelenzustandsschilderungen sich erst die entsprechende Musik hinzusucht? Es wird wohl Beides zutreffen, einmal so, das andere Mal so. Tanzt sie doch Chopin, wie sie Gluck tanzt und Couperin. Nur, wenn's ein Gemälde in's Choreutische zu übertragen gilt, muß sie natürlich erst die Musik sich suchen. Und sie trifft immer das Richtige.

Daß auch sie manch' Conventionelles, wenn auch immer im Rahmen ihrer eigenen Individualität hat in Rhythmen und Figuren — wer wird ihr das vorwerfen wollen? Ihr Mädchen in der ersterwähnten Studie rief hier und da die Erinnerung an ihre „Musette" wach und in „Pan und Echo" giebt's ähnliche Bewegungen, wie in „Ariadne und Bacchus"...

Ob ihre Kunst was Neues in unserer Zeit bedeutet? Ja und nein. Ich kenne Ballerinen wie z. B. Virginia Zucchi, die Momente hatte, die mindestens ebenso überzeugend und ebenso schön sind, wie die Formensprache der Duncan, und was Eleonora Duse z. B. in der „Todten Stadt" durch Mimik und Geberde von seelischem Empfinden zu veranschaulichen wußte — das stand, wie sie es that, vielleicht noch höher, als das Können der Californierin...

Zum Schlusse aber ein Gespräch neulich im Stadtbahnwagen. Zwei Herren unterhalten sich von der Duncan. „Die Presse hat wieder einmal übertrieben! Ja, es ist ja ganz nett, wenn auch allzu eintönig auf die Dauer. Aber das könnten viele von unseren Tänzerinnen auch — es ist ihnen nur viel zu simpel!"

Ich hätte gerne gewußt, ob er dabei an die Tänzerinnen des Metropol- und des Thaliatheaters gedacht hat. Vermuthlich wohl!

J. Norden.

Notizen.

Weltall und Menschheit. Herausgegeben von Hans Kraemer. (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin.)

Zur glücklichen und allseitig befriedigenden Lösung einer so vielseitigen und umfassenden Aufgabe, wie dies Buch sie sich gestellt hat, gehört nicht nur ein tüchtiger Herausgeber nebst einem Stabe hervorragender Fachgelehrter, sondern vor Allem auch ein Verleger, der nicht nur die erforderlichen, für ein solches Werk sehr bedeutenden Mittel, sondern auch den Muth besitzt, sie in vollem Umfange in den Dienst der Sache zu stellen. In dieser Beziehung steht die Firma Bong u. Co. in erster Reihe da. In richtiger Erkenntniß, daß das beste, eindringlichste und nachhaltigste aller Lehrmittel das Bild ist, hat der auf einer technisch sehr hohen Stufe stehende Verlag das Werk mit einer Menge künstlerisch ausgeführter Illustrationen, darunter ein großer Theil sehr schöner Farbendrucke, ausgestattet.

Das ganze Werk ist auf 100 Lieferungen in 5 Bänden berechnet, von denen der erste Band (auch in schönem und haltbarem Einbande) bereits vorliegt. Es wird darin die Erforschung der Erdrinde, Erdrinde und Menschheit, und die Erdphysik behandelt. Welches Kapitel wir auch aufschlagen, ob die Ausführungen über die erdgeschichtlichen Perioden, über die geologische Thätigkeit des Wassers und des Windes, über die Entwickelung des Bergbaues oder über die Erdrinde in ihren Beziehungen zur Menschheit, überall finden wir die gleiche klare und plastische Art der Darstellung, die Sapper's Feder auszeichnet. Dasselbe kann man von dem durch Marcuse bearbeiteten dritten Theil, der Erdphysik, sagen, dem die ungleich schwierigere Aufgabe zufiel, den trockenen rein mathematisch-physikalischen Theil in eine anziehende, allgemein verständliche Form zu bringen. Besonders willkommen und zeitgemäß Angesichts der jüngsten Ereignisse dürfte das ausführliche, von prachtvollen Abbildungen (worunter eine große Reihe von Faksimiles äußerst seltener alter Kupferstiche) unterstützte Kapitel über Vulkanismus und Gebirgsbildung sein. Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne gründliche Belehrung gefunden zu haben.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- u. Electro-Ingenieure, -Techniker und Werkmeister.
Director **Jentzen.**

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
f. Masch.- u. Elektrotechnik. Ingenieure, Techn. u. Werkm. Laboratorien. Progr. frei. Dir.: E. Boltz
Staatl. Oberaufsicht.

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Ein wichtiges geographisches Handbuch ist:

Der Grosse Seydlitz

In völliger Umarbeitung erschien soeben die
23. Auflage.
Ein starker Band (704 Seiten) mit 284 Karten und Abbildungen in Schwarzdruck, sowie 4 Karten und 9 Tafeln in Farbendruck.
In Leinenband 5,25 Mk. In Halbfranzband 6 Mk.
Tüchtige Redakteure halten das Werk ständig auf der Höhe der Zeit. Gesamtverbreitung der Seydlitzschen Geographie 1½ Million Exemplare.

Zum Selbststudium f. d. Hausbibliothek u. d. Kontor.

Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.
Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.
Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.
X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 ℳ.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Neu erschienen und durch alle Buchhandlungen aus dem Verlage O. Grimm in Budapest zu beziehen:

Claudine's Schuljahre von Willy
Claudine in Paris von Willy
Claudine's Ehe von Willy

Jeder Band 3 Mark

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 31. Januar 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein Kaiserbild. Von Caliban. — Nörgeleien von Jenseits des Oceans. Von Dr. Curt Heinrich (Buenos Aires). — Die volkswirthschaftliche Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht. Von Oberstabsarzt Dr. Neumann. — **Literatur und Kunst.** Plagiat. Von Otto Promber. — Der Verfall der Gesangskunst. Von Dr. Adolph Kohut. — **Feuilleton.** Im Gewitter. Von Laurenz Kiesgen. — **Aus der Hauptstadt.** Politisches Tagebuch. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — Anzeigen.

Ein Kaiserbild.

Das interessante Bild Wilhelms II. ist von den Porträtmalern der Politik immer noch nicht fertiggestellt worden. Sie pinseln unaufhörlich daran herum, Einige, weil sie ihre eigene Kunst recht in's Licht setzen möchten, die Meisten aber, weil ihnen die Psyche des Porträtirten immer noch nicht deutlich genug vor Augen steht und weil sie deßhalb mit sorgender Seele die Aehnlichkeit des Gemäldes bezweifeln. Das macht, wir hören eigentlich wenig vom Kaiser. Zwar schallt der Lärm der Hofberichte durch die Gasse, zwar werden seine Reden und Meinungsäußerungen tausendfältig erläutert, zwar schwirrt der Markt von Anecdoten über ihn. All' diese zersplitterten Einzelzüge indeß ergeben kein organisches Gesammtbild. Haß und Byzantinerei fälschen die Thatsachen mit gleicher Geschäftigkeit, und was sie nicht verderben, das zertrampelt die blödsichtige Dummheit der berufsmäßigen Leitartikelschreiber, die sich Allesammt einen Kaiser nach ihrem Bilde schaffen. Ansätze zu ernsthaften und ehrlichen psychologischen Studien sind wohl reichlich vorhanden, doch was hilft alle Schärfe der Analyse, wenn sie durchgehends auf brüchiges, werthloses oder unechtes Material stößt?

Da ist es denn eigentlich als günstige Fügung zu betrachten, wenn ein kluger Mann aus der unmittelbaren Nähe des Monarchen sich vor allem Volk eingehend über ihn äußert. Indem wir dem Weisen lauschen, wird uns erst recht klar, wie wichtig die haarscharf genaue Kenntniß der kaiserlichen Eigenart in allen ihren Verzweigungen für das deutsche Volk ist. Nur wenn wir den geprüften Maßstab besitzen, an dem jede That und jedes Wort des Herrschers gemessen werden kann, nur dann sind wir im Stande, ihn gerecht zu beurtheilen. Nur dann sehen wir im Gewölk der Zukunft den Weg, den er schreiten wird, und können uns rechtzeitig darüber entscheiden, ob wir ihm folgen wollen oder nicht. Die vielleicht ungerechte Zurückhaltung und mißmuthige Kühle, die jetzt im Lande herrscht, wird sicherlich einer anderen Stimmung Platz machen, sobald uns Charakter und Wesensart Wilhelms II. kein halbes Räthsel mehr sind.

Noch tappen wir vielfach im Dunkeln. Wer vermag mit Bestimmtheit zu sagen, ob die aufwühlenden kaiserlichen Meinungsäußerungen, zum Exempel die von Swinemünde, Essen und Breslau, einem rasch zufahrenden Actionsbedürfniß, einem stürmenden Temperamente oder diplomatisch-politischer Erwägung entspringen? Wiederholt hat der Fürst in Reden und Trinksprüchen gesetzgeberische Maßnahmen angekündigt; die später entweder ganz ausgeblieben sind oder, nachdem sie in wesentlich abgeschwächter Form an den Reichstag oder die Landtags-Kammern gelangt waren, dort spurlos verschollen. Ist der Weg zwischen Gedanken und Ausführung bei Wilhelm II. weiter als bei anderen Menschen, obgleich doch gerade ihm ungewöhnliche Machtmittel zur Verwirklichung seiner Ideen zur Verfügung stehen? Oder versteht er in schwierigem und lobenswerthem Kampfe mit sich selbst sein Temperament machtvoll zu zügeln, und verschmäht er es dann nicht, einen erkannten Irrthum schweigend fallen zu lassen, obgleich er ihm einst in prächtiger Rede opferte? Oder verlieren für seinen beweglichen Geist Dinge und Gedanken rasch die lebendige Farbe, so daß sie bald von neuen Eindrücken verdrängt werden? Ueberhaupt, wie groß ist die Assimilationsgabe des Monarchen, den wir doch als einen Eigenen kennen? Inwieweit ist — dies die wichtige Schlußfrage, die sich aus dem Vorangegangenen ergiebt — seine Weltanschauung gefestet, so daß grundstürzende Aenderungen nicht mehr zu erwarten sind? Von der Beantwortung dieser Frage hängt Alles ab. Als Freiherr v. Eckardstein seine schon vor der Gründung verkrachte Kaiserpartei in's Leben rufen wollte, da war die Frage für ihn offenbar erledigt. Wir Anderen wünschen uns seine offenbar genaue Kenntniß der kaiserlichen Psyche. Weil sie uns aber mangelt, darum stehen wir zögernd und abwartend still.

Deßhalb verdient, es sei nochmals hervorgehoben, Graf Bülow Dank, wenn er Aufklärung zu geben sucht. Er ist, Alles in Allem, doch ein beträchtlicherer Politiker und ein feinerer Menschenkenner als Mr. Maple's Schwiegersohn, der bisher nur ungewöhnliche Geschäftsklugheit, höhere Gaben aber nicht gezeigt hat. Der Reichskanzler steht dem Kaiser in jeder Beziehung nahe. Es fehlt ihm nicht an Gelegenheiten, ihn zu studiren und liebevoll zu ergründen. Höhen und Thäler, die unserem Blick verschleiert sind, liegen für ihn im hellen Licht. Solch' einen Begünstigten und solch' einen gewitzten Scharfäugigen hört man gern, wenn er ein psychologisches Colleg über den ersten und wichtigsten Mann im Staate liest.

In zwei Reichstagsreden befaßte sich Graf Bülow mit dem Kaiser. Zwei Züge seines Charakters, seiner Wesensart hob er hervor. Wilhelm II., so sagte er, vertrage sehr gut einen Widerspruch. Er wolle gar keinen Reichskanzler, der ihm nicht unter Umständen widersprechen könne. Niemand

Digitized by Google

sei so wenig voreingenommen wie der Kaiser. Am zweiten Tage erklärte der Kanzler, daß dem Monarchen ein freier, vorurtheilsloser Sinn eigne, ein großer Zug im ganzen Wesen. „Der Kaiser hat nichts Kleinliches an sich, und was Sie ihm auch vorwerfen mögen: ein Philister ist er nicht." Diesen letzten Ausspruch quittirte der Reichstag, so heißt es im Zeitungsberichte, mit großer Heiterkeit; der erste rief „Lachen bei den Socialdemokraten" hervor. Heiterkeit und Lachen sollen uns wenig berühren. Fragt sich nur, ob wir durch den Kanzler neuen Baustoff für die wissenschaftliche Kaiserforschung erhalten haben.

Der Herrscher verträgt einen Widerspruch sehr gut. Einen Widerspruch, wie Graf Bülow ihn wagt, oder einen wuchtigen, folgenschweren, wie Bismarck ihn wagen mußte? Einen Widerspruch, der sich aus der Tiefe aufreckt, oder einen netten, kleinen Widerspruch? Kleinliches haftet dem Kaiser nicht an, sagt der Kanzler, und man wird ihm unbedingt glauben. Ueber Pudelsprünge sieht er lächelnd hinweg, über Widersprüche, die ihn nicht endgiltig von seinem Wege ablenken. Niemand ist, dem Grafen Bülow zu Folge, so wenig voreingenommen wie der Kaiser. Ein Superlativ, den der moderne Geschmack verpönt, der aber das Gute hat, eine unumwundene Bejahung zu sein. Nur daß er wieder leider mehr epigrammatische Spitze als scharfes Charakteristicum ist. Er gipfelt das Vorhergesagte, weist aber keine neue Bahn. Und wir bleiben im Dunkeln.

Daß Wilhelm II. kein Philister sei, die Anmerkung darf wohl kaum als sensationelle Neuheit gelten. Graf Bülow meinte zwar, nicht Philister zu sein, wäre sehr viel werth im zwanzigsten Jahrhundert. Umgekehrt bin ich der Ansicht, daß die moderne Lebensführung das Philisterium unbarmherzig ausrottet. Keine Zeitspanne war weniger philiströs als das Ende des neunzehnten Jahrhunderts; und der Zeitcharakter hat sich seitdem wohl kaum verändert. Den in seinem Wesen ganz modernen deutschen Kaiser ausdrücklich für einen Nichtphilister zu erklären, bedeutet deßhalb eine runde und nette Plattheit. Erfreulicher ist der Hinweis auf den großen Zug im Wesen des Herrschers und auf den Mangel alles Kleinlichen. Das ist schillernde Farbe. Aber zugleich auch neues Räthsel, weil das Schillernde an dieser Farbe die Unbestimmtheit ist. Der diplomatische Charaktermaler legt in die Schalen des Ja und Nein kein Quentlein; er giebt nur der Zunge der Wage einen kräftigen Stoß, daß sie munter hin und her pendelt. Seine Worte sagen Nichts, weil sie Alles sagen sollen. Und vielleicht sagen sie Alles, weil sie Nichts sagen möchten.

Caliban.

Nörgeleien von Jenseits des Oceans.

Von Dr. Curt Heinrich (Buenos Aires).

Eines muß dem Deutschen, der sich längere Zeit jenseits der schwarz-weiß-rothen Grenze, sei es im alten Europa, sei es „über der See" aufhält, bald klar werden: geliebt werden wir noch immer nicht. Vielleicht sogar weniger denn je. Was wir geworden sind, dazu hat uns allein die eigene Kraft — per tot discrimina rerum — gebracht und für das, was wir werden müssen, dürfen wir uns auch auf nichts Anderes verlassen, als auf die eigene Kraft.

Es ist dies ja wohl keine neue Wahrheit, aber sie kann wie alle anderen Erkenntnisse tiefer oder oberflächlicher erfaßt werden, und hieran liegt es dann, welche grundsätzlichen Directiven für unser Handeln wir daraus ziehen werden.

Gott sei Dank ist ja deutscher Patriotismus überall in der Welt, wo Deutsche wohnen, in erfreulicher Kräftigung begriffen. Aber noch fehlt auch viel, und besonders fehlt in der alten Heimath noch allzu sehr das Verständniß dafür, was „Patriotismus", wenn er eine Macht sein soll, eigentlich ist, nämlich: die tief innerlich gefühlte Nothwendigkeit, die ganze wirthschaftliche, geistige und gemüthliche Existenz unauflösbar mit dem Volksthum zu verbinden. Nicht Vaterlandsstolz und -eitelkeit, sondern Vaterlandsliebe!

Das neunzehnte Jahrhundert hat dieses Bewußtsein zuerst entstehen lassen. Bismarck's Aufgabe ist es gewesen, einem damals möglichst großen Volkscomplex mit gemeinsamen wirthschaftlichen, geistigen und gemüthlichen Interessen die Erkenntniß des gemeinsamen Volksthums und die nur so mögliche politische Machtstellung zu geben.

Für unendlich Viele war damit das Ziel erreicht, auch — für Bismarck.

Nun hat das zwanzigste Jahrhundert die Erbschaft des neunzehnten angetreten. Wehe aber dem Volke, dem eine Erbschaft ein todtes Capital bleibt. Dem neuen Geschlechte darf sie nichts Anderes sein, als eine neue Aufgabe, die stets in derselben Richtung liegen, aber nie der alten gleichen wird.

Und jetzt erhebt sich für uns die actuelle Frage: An welchem Punkte stehen wir? Haben wir Deutschen schon die neue Aufgabe klar erkannt, an deren Erfüllung wir alle, aber auch alle Kräfte setzen müssen?

Ich glaube, die Entstehung einer ganzen Reihe Schlagwörter, die noch vor einem Jahrzehnt fast unbekannt waren, allein könnte die Frage beantworten. Da steht am auffälligsten in allen Seiten und Columnen des tintenklexenden Säculums, tönt am lautesten in allen Reden, Toasten das neue Vorwort in allen wichtigen oder wichtigthuenden Haupt- und Staatswörtern: Weltwirthschaft, Weltpolitik, Weltverkehr. Fast scheint der alte Schlachtruf: „national" übertönt zu werden von dem neuen, dessen Anmaßung in dem ostasiatischen „Weltmarschall" hübsch caricirt worden ist. Aber es scheint eben auch nur so, denn bei näherer Betrachtung sehen wir, daß die beiden Parolen sich vereinigen müssen, um ein werthvolles Feldgeschrei für den weiteren Vormarsch der Culturmenschheit zu liefern.

Ich sage ein „Feldgeschrei", denn es geht in den Kampf: Volksthum gegen Volksthum schärfer als je. Stehen wir doch heute vor der Thatsache, daß sich in einem verhältnißmäßig jungen Erdtheil aus den ursprünglich verschiedensten Bestandtheilen ein neues Volksthum gebildet hat, dessen Repräsentant Theodor Roosevelt vor Kurzem es ausgesprochen hat, was das Bekenntniß jedes Volksthums sein muß: „... Vor Allem wollen wir vor keinem Kampfe, moralischem oder physischem, innerem oder äußerem, zurückweichen, immer in der Ueberzeugung, daß der Kampf gerecht ist; denn allein durch den Kampf, durch die harte und gefahrvolle Anstrengung werden wir zum Ziel und zur Erfüllung gelangen, d. i. zur wahrhaften Größe unseres Volksthums."

Diese Worte des nordamerikanischen Präsidenten müssen von jedem Deutschen unterschrieben werden; dann werden wir Auslug halten, wohin der Marsch zu gehen hat.

Wenn wir den Geschichtsbüchern folgen, so ist die Zeit nach 1871 die Zeit des „Ausbaues", der Befestigung. Gewiß von reindeutschem Standpunkt. Aber wie eng erscheint dann doch diese Bezeichnung, wie selbstgefällig retrospectiv jener anderen gegenüber, welche das Ganze im Auge hat und — heute unser aller Gefühl ... das Wesentliche ausspricht: die Zeit des wirthschaftlichen Aufschwungs.

Es kann nicht in der Absicht dieser Zeilen liegen, statistische Beweise zu bringen. Niemand wird darnach lange suchen müssen. Nur will ich schon hier darauf hinweisen, daß die gewaltige schnelle Entwickelung in Production und Vertheilung von wirthschaftlichen Werthen nicht an gewisse begrenzte Segmente unserer Erde gebunden ist, sondern sich überall — in verschiedener Weise, mehr oder minder aber all überall zeigt. Wer, wie Schreiber dieses, Gelegenheit hatte, eine den großen Culturcentren gewiß fernliegende Stadt

Digitized by Google

wie etwa Buenos Aires (heute ca. 300000 Einwohner) näher in ihrer Entwickelung kennen zu lernen, wird da besonders lebhaft zustimmen.

Dem wirthschaftlichen Aufschwunge aber folgt auf den Fersen — trotz aller zeitweisen Krisen — das wachsende wirthschaftliche Bedürfniß, wie es ihm vorausgegangen ist. Das wirthschaftliche Interesse und das Bewußtsein von der Primärbedeutung der ökonomischen Basis müssen auch darum stetig steigen, weil 1. die Totalbevölkerung steigt; 2. mit fortschreitender Cultur — oder sagen wir Civilisation — ein immer größerer Theil in den Kreis derselben gezogen wird; und vor Allem, weil 3. immer breitere Schichten der socialen Gliederung größeren Antheil an den Culturwerthen (höhere Lebensführung) verlangen müssen. Production und Consumtionskraft, d. i. Reichthum wachsen also, müssen mit zwar wechselnder, aber im Ganzen steigender Schnelligkeit wachsen.

Das Interessante ist nun, daß in diesem nothwendigen Vorwärtsschreiten der Kampf sich nicht nur im privatwirthschaftlichen Leben zeigt, sondern auch die nationalen Verbände — jedes Volksthum — werden in vorderster Linie wirthschaftliche Schutz- und Trutzbünde. Dabei sehen wir, daß die Erkenntniß der nothwendigen materiellen Basis durchaus nicht schädlich ist für die idealen Interessen eines Volksthums. Ganz im Gegentheil, es tritt dadurch eine Vereinigung des äußeren und inneren Lebens ein, die die sicherste Gewähr für einen aufrichtigen, dauerhaften „Patriotismus" liefert, der sich in den Tagen der Gefahr zu beweisen haben wird.

Denn diese werden eben nicht ausbleiben. Es kann wohl keine grundlosere Utopie geben, als die Hoffnungen der modernen Friedensapostel. Die großen nationalen Gemeinschaften, die sich im neunzehnten Jahrhundert gebildet haben, stehen heute vor der wohl noch bedeutungsvolleren Aufgabe, dem eigenen Volksthum die wirthschaftliche Zukunft — so weit Menschen blicken können — zu sichern. Das Ziel ist die Sicherheit, alle Werthe, welche zur Befriedigung der sich stets steigernden Bedürfnisse — materiellen und ideellen — dienen, zu jeder Zeit und möglichst ökonomisch beschaffen zu können. Der Wege und Mittel dazu sind heute zwei. Erstens: äußerste, möglichst vortheilhafte Anspannung der nationalen Arbeit. Zweitens: äußerste Anspannung der nationalen Wehrkraft.

Die nationale Arbeit soll gewisse Mehrwerthe schaffen, um andere Werthe, welche bei der nöthigen natürlichen (Boden, Klima) und künstlichen Arbeitstheilung innerhalb der eigenen Volksgemeinschaft nicht oder nicht genügend producirt werden, im Auslande vortheilhaft kaufen zu können. Bei der großen Verschiedenheit unter den Völkern, welche die Erde bewohnen, sowohl was das engere Arbeitsfeld als auch die allgemeine Culturhöhe betrifft, ist ein Markt für absehbare Zeit gesichert. Ihn für sich günstig zu gestalten, ist zunächst nur Sache von Geschicklichkeit und Tüchtigkeit der nationalen Arbeit wie des angesammelten nationalen Capitals.

Im Speciellen hat sich die Frage ja heute so entwickelt, daß die führenden mitteleuropäischen Volksgemeinschaften, wie England — und drüben auch schon Nordamerika, gezwungen sind, für ihre der Culturhöhe entsprechende, industrielle Mehrproduction diejenigen Güter, die ihnen fehlen oder auch nur wünschenswerth sind, außerhalb zu kaufen.

Die Concurrenz dieser Mächte wird den Inhalt bilden der eigentlichen Weltgeschichte von heute und morgen, da ihr Ausgang für Entwickelung und Bestehen jedes Volksthums maßgebend ist.

Da aber, wie wir gesehen haben, in dem Volksthum die ganze wirthschaftliche, geistige und gemüthliche Existenz des modernen Menschen wurzelt, wird er auch stets zu seiner Erhaltung und Förderung Alles einsetzen müssen.

Es kann der Fall eintreten: Eine Volksgemeinschaft sieht ein, daß ihre Chancen in dem wirthschaftlichen Kampfe sich verschlechtern, weil ihre politische Machtsphäre zu gering ist, d. h. ein bestimmtes Absatz- oder Kaufgebiet fehlt, wo sie sichere und bedeutende Vorzüge gegenüber der Concurrenz genießt. (Neu erworbene Landtheile, Colonien.)

Dieser Mangel wird sich mit der Zeit zu einer Existenzfrage verschärfen und die Nation, sofern sie überhaupt noch entwickelungsfähig ist, dazu zwingen, das Recht des Stärkeren walten zu lassen.

Oder: ein höchstentwickeltes Volk muß seinen Stand und Reichthum vertheidigen gegen ein fremdes Volksthum, das in einem Kampfe Gewalt gegen Gewalt weniger zu verlieren hat und in seiner Entwickelung an einem Punkte angelangt ist, wo es nach instinctivem Gefühl sich selbst und Anderen gegenüber die Kraftprobe ablegen muß. (Rußland in nicht zu ferner Zukunft.)

In beiden Fällen tritt zu dem wirthschaftlichen Kampfe der politische, dessen ultima ratio die Kanone bleiben wird.

Ich glaube, die beiden Eventualitäten angeführt zu haben, die bei jeder Entschließung deutscher Politik mitschwingen sollten. Keine Beunruhigung des Tages, kein plumpes Herausplatzen an unrechtem Ort ist damit gemeint, sondern ein stilles, verständnißvolles, entschiedenes Bereitsein.

Das Zustandekommen des Colonial-Congresses und das lebhafte Interesse, das seine Verhandlungen bei dem Publicum erregt haben, ist ein günstiges Zeichen für die wachsende Betheiligung an einer wirklich modernen Politik. Aber wie Viele haben sich auch die späteren Consequenzen der dort gewonnenen Ueberzeugungen und gefaßten Resolutionen klar gemacht?

Die immense Bedeutung eines sicheren Colonialbesitzes für die weitere wirthschaftliche Entwickelung eines Landes ist unbestritten. Deutschland hat keine Colonien oder doch nur solche, die auch den minimalsten Anforderungen (sans phrase) nicht entsprechen können. Man hat zunächst Trost für diese traurige Thatsache darin gefunden, daß man auf das kräftige Anwachsen des deutschen Einflusses und erfolgreicher deutscher Arbeit in fremden, besonders überseeischen Ländern hinwies und sich für eine planmäßige Colonisation Südbrasiliens und Argentiniens aussprach. Keiner kann mehr für diese letztere Resolution sein als Verfasser dieser Zeilen. Wir können hier auf friedlichem Wege schöne Eroberungen machen, Tausende von deutschen Landsleuten werden hier eine neue Heimath finden und durch ihre vielfachen Beziehungen dem alten Vaterlande reichlich wieder erstatten, was sie ihm durch Abkunft und Erziehung verdanken; besonders wenn von drüben keine Unbesonnenheiten begangen werden. Aber nun erhebt sich die Frage, wie lange wird der wirklich große Vortheil für uns hier dauern? Man darf nie vergessen, daß sich in den klimatisch günstig gelegenen Theilen die Dinge — mutatis mutandis — gerade so entwickeln wie in Nordamerika. Es bildet sich eine neue Rasse, etwas anders geartet als auf der nördlichen Halbkugel und der romanischen Grundlage entsprechend langsamer; aber die beiden Factoren der befruchtenden Kreuzung und des wachsenden Heimathsinnes wirken auch hier sehr stark. Der in Argentinien geborene Deutsche würde heute schon — es ist mir hier sehr klar gesagt worden — in einem Conflict mit Deutschland unbedingt auf argentinischer Seite stehen. Die Vortheile, die ein politischer Colonialbesitz bietet, vor Allem die wirthschaftliche Ausnahmestellung und die Vorherrschaft der eigenen Sprache — kein Festhalten an der Muttersprache in der Diaspora kann dies ersetzen — werden in Südamerika nie zu erhalten sein. Dagegen werden die „Vereinigten Staaten" unserem Export hierher in nicht ferner Zeit sehr grimme Concurrenz machen. Trotz aller Verschiedenheit der Rassen wird ihnen dabei neben ihrer wirthschaftlichen Stärke auch die Monroe-Doctrin „Amerika den Amerikanern" zu Hülfe kommen.

Sorgfältigste Pflege der Beziehungen, liberalste Förderung von Handel und Verkehr — was im Einzelnen von

Digitized by Google

Nöthen, ist im Colonialcongreß gesagt worden — sind Südamerika gegenüber Pflichten deutscher Politik, das andere muß die deutsche Arbeit leisten.

Aber das ist eben lange, lange nicht genug für unsere Entwickelung; wir brauchen ein größeres und sicheres Feld, auf dem wir von vornherein der Concurrenz gegenüber gewisse Vortheile besitzen, wo wir die Herren sind und deutsches Volksthum sich im engsten Anschluß an die alte Heimath mächtig entwickeln kann.

Diese nothwendige Bedingung muß aber in Deutschland überall erst eingesehen werden. Sie wird zu Wehrzwecken das Volk opferwillig stimmen, sie muß die Regierung von kleinlicher Kastenpolitik zurückhalten und immer mehr zu dem Princip bringen: für den großen Zweck die besten Mittel und die besten Männer, woher sie auch stammen.

Wenn ich mir nun auf einen persönlich wahrscheinlichen Weg hinzuweisen erlaube, so geschieht dies nicht zuletzt beeinflußt durch die Lectüre der guten „Times". Mißgunst sieht bekanntlich allein schon recht scharf. Dann sind aber schon thatsächlich Bestrebungen und Arbeiten in der Gegenwart da, welche ein weiteres Zielstecken in die Zukunft hinein erlauben. Ich denke an die Bagdadbahn. Könnte sie nicht einst durch wirklich deutsches Gebiet laufen, an Stätten uralter Cultur vorbei und durch Gegenden, denen deutsche Tüchtigkeit verbunden mit moderner Technik die sagenhafte Fruchtbarkeit des Alterthums wiedergegeben haben? Ist hier nicht eine viel naheliegendere Eingangspforte zu dem ältesten, gewaltigsten Erdtheil als das ferne, allzu dicht bevölkerte China? Nur muß man sich darüber klar sein; allein auf friedlichem Wege werden wir dazu nicht gelangen. Vorher wird über unsere Zukunft noch einmal auf Schlachtfeldern entschieden werden. Was der Anlaß sein, worum es sich handeln wird?

Es ist immer ein vermessenes, meist auch ein wenig lächerliches Unterfangen, in Gedanken — oder mit der Feder — Ereignisse und Entwickelungen anticipiren zu wollen, die dann einst „im Raume" unter harten, gewaltigen Erschütterungen vielleicht verwirklicht werden, vielleicht auch nicht. Aber wenn auch die Schicksalsgöttin Manchen, der an dem dunkeln Vorhange neugierig nestelte, derb auf die Finger geklopft hat, die „Gedanken" sind doch die Pioniere der Thaten und der dunkle Instinct eines Volksthums ist „sich des rechten Weges wohl bewußt".

Die Auseinandersetzung mit dem Slaventhum muß einmal eintreten; ich habe schon darauf hingewiesen, daß für Rußland das völkerpsychologische Bedürfniß kommen wird, für sein Prestige den älteren Culturnationen gegenüber zu kämpfen. Ebenso muß das deutsche Volksthum, um seine Stellung als Weltmacht fest zu etabliren, noch einmal seine Stärke zeigen, die man ihm heute durchaus nicht mehr so glaubt, wie kurzsichtige „Patrioten" daheim in lärmendem Stolze annehmen.

Dieser Kampf wird dann auch die Entscheidung über das durch Prophezeiungen schon so oft vernichtete Oesterreich bringen. Uebrigens, sind nicht genug trübe Voraussagungen für das Donaureich in den letzten fünfzig Jahren wenigstens partiell in Erfüllung gegangen? Nun wird wohl doch — après la bataille — ein „größeres Deutschland", vielleicht auf etwas veränderter Grundlage, entstehen und neben ihm ein wirkliches „Oester"-, d. h. östliches Reich slavischen Charakters. Auf diesem Wege wäre es dann möglich, an das Mittelmeer zu gelangen, was für ein Deutschland mit vorderasiatischen Besitzungen eine Nothwendigkeit sein müßte. Als Krönung des Ganzen würde sich ein engeres Bündniß mit dem aufstrebenden Italien darstellen, dem die „Italia irredenta" in übrigens ganz normaler Weiterentwickelung von 1859—1870 zufallen würde.

Eine Utopie, wird man sagen; zugegeben, aber eine Utopie, die als ferneres Ziel dem deutschen Volksthum bei allen Windungen und Wechselfällen der Tagespolitik als tief innerlich getragene Zukunftshoffnung und große Aufgabe dienen kann. Die Erfüllung liegt bei den Göttern. Im Einzelnen wird diese „Utopie" schon heute als Wegweiser gelten können, so zur geschickten Contrapolitik gegen die „lateinischen" Vereinigungsbestrebungen, die in letzter Zeit offiziell und in der Presse — in der französischen so durch François de Nion — zu Tage getreten sind.

Die Hauptsache bleibt aber: das Bewußtsein muß überall in Deutschland still mächtig werden, daß wir noch eine Aufgabe zu erfüllen haben, die von uns einst die äußerste Anstrengung verlangen wird, und auf die wir uns in jeder Hinsicht rüsten müssen. Das geschieht nicht dadurch, daß allzu eifrige Leute der Regierung bei allen möglichen Anlässen der Tagespolitik Verlegenheiten bereiten; unsere altfränkischen „Alldeutschen" leisten der Sache schlechte Dienste.

Es geschieht auch nicht dadurch, daß das Vertrauen der Nation in eine besonnene aber zielbewußte Politik durch Aeußerungen eines allzu persönlichen Regimentes erschüttert wird. Leider muß constatirt werden, daß recht viele Handlungen des Bundeshauptes, in letzter Zeit besonders seine Haltung zu England gerade bei den Deutschen im Ausland sehr verstimmt hat und den Fremden — alles Andere denn imponirt.

Aber ebenso wenig dienlich und verständnißvoll scheint uns die allzu lärmende Burenbegeisterung oder besser der Engländerhaß des Volkes. Er giebt vielleicht die Erklärung für die so scharf verurtheilte Anglomanie in der obersten Leitung.

Daß die menschlichen Sympathien den zähen Bauernhelden gehören, ist ja selbstverständlich; doch unsere Politik — es kann nicht oft genug wiederholt werden — darf dadurch nicht beeinflußt werden. Wir haben nur, nur deutsche Politik zu treiben. Und — wir müssen wünschen, in kritischer Zeit Männer unser zu nennen, die das, was sie für nothwendig erkannt haben, mit einer Rücksichtslosigkeit verfolgen, wie sie Joe Chamberlain besitzt. Man lese übrigens den Essay über ihn in M. v. Brandt's „Ostasiatischen Erinnerungen".

Auf einen zweiten Bismarck können wir nicht hoffen.

Die volkswirthschaftliche Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht.

Von Oberstabsarzt Dr. Neumann.

Oberstabsarzt Düms-Leipzig, bekannt durch sein Handbuch der Militärkrankheiten, hat im zehnten Beiheft zum Militärwochenblatt 1902 einen Aufsatz erscheinen lassen, der sich mit der volkswirthschaftlichen Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht eingehend befaßt. Er schildert die Bedeutung der Wehrpflicht vom Standpunkt des Arztes für das körperliche und geistige Wohl des Volkes. Der springende Punkt ist nach Düms die Frage, ob die allgemeine Volksgesundheit unter dem Einfluß der Wehrpflicht gesteigert wird. Der Soldat verläßt die Armee in der That mit einem Plus an Körperbeschaffenheit und Leistungsfähigkeit. Der Beweis läßt sich nach meiner Ansicht insofern in faßbaren Werthen geben, als die Heeressanitätsstatistik, die bereits Virchow vor Jahrzehnten als eines der werthvollsten Grundmomente der Gesundheitsstatistik überhaupt dargestellt hat, beweist, wieviel Mannschaften von den überhaupt eingestellten als gesund und dienstfähig entlassen werden! Da die Dienstuntauglichen während der Dienstzeit entlassen werden, so bleibt nach Abschluß der Dienstzeit ein bestimmter Procentsatz übrig, die gesund in die Heimath gehen. Dieser Procentsatz beträgt im

Digitized by Google

Durchschnitt etwa 95 %. In welcher Weise die Wehrpflicht gesundheit befördernd wirkt, hat Düms des Näheren auseinander gesetzt — körperlich und psychisch. Die Armee als körperliche und geistige Bildungsschule erfüllt bekanntlich diese Aufgabe in musterhafter Weise.

Düms greift die Frage, daß die ländliche Bevölkerung wehrkräftiger ist als die industrielle, die ja auch von Anderen behandelt worden ist, ohne indeß zu einem Abschluß zu gelangen. Die Schwierigkeit der Beurtheilung liegt auch nach meiner Ansicht darin, festzustellen, zu welcher Classe ein Militärpflichtiger zu rechnen ist. Bei der großen Verschiebung zwischen Stadt- und Landbevölkerung, zwischen agrarischer und industrieller Thätigkeit ist ein zahlenmäßiger Nachweis sehr schwer.

Ich möchte nun noch einen Schritt weiter gehen als Düms, und finde unter Beibehaltung des Düms'schen Themas die Berechtigung darin, daß ich bereits früher in meiner Prophylaxe im Militärsanitätswesen (München 1900, Verlag von Seitz und Schcurer) und in einer anderen Zeitschrift (Blätter für Volksgesundheitspflege 1901, Heft 28) auf die Beziehungen der Armee zur Volkshygiene hingewiesen hatte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Volkswirthschaft von der Volkshygiene abhängig ist.

Alle Bestrebungen, so kann man wohl ohne Uebertreibung sagen, auf dem Gebiet der Volkshygiene sind der Volkswirthschaft förderlich. Düms hat nachgewiesen, wie die Wehrpflicht die Leistungsfähigkeit hebt. Sie hebt aber auch die Widerstandskraft, sie tilgt die persönliche Empfänglichkeit für krankmachende Einflüsse. Die Dienstzeit vermag dies deßhalb, weil alle die Momente, die zur gesundheitlichen Hebung in Betracht kommen, unter militärischen Verhältnissen sich viel leichter übersehen lassen, als in der Bevölkerung. Dazu kommt die Ueberwachung durch die Truppenärzte und das wachsende Verständniß der Vorgesetzten und der Armeeverwaltung für die hygienische Bedeutung. An einer anderen Stelle (Das hygienische Princip in der Armee. Jahrbuch für Armee und Marine, Juni 1902) habe ich diese Punkte besonders in's Auge gefaßt.

Ich gehe daher, am Thema festhaltend, weiter als Düms, indem ich ausführen möchte, daß die Wehrpflicht nicht nur eine Schule der Erziehung des Volkes zu besserer körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit sei, sondern auch eine Schule der Gesundheit überhaupt.

Diese Erziehung der Soldaten zur Gesundheit, die weit verschieden ist von jener hyperhygienischen Aengstlichkeit, die im Fahrwasser unpraktischen Humanitätsdusels segelt, kann in leichter und geeigneter Weise vorbildlich wirken für die Bevölkerung.

Damit gewinnt aber die Erziehung des Soldaten eine volkswirthschaftliche Bedeutung; denn die Hygiene ist der Grundpfeiler jeder Volkswirthschaft.

Mit der Erziehung der Soldaten zur Hygiene werden aber auch die Forderungen Hueppe's erfüllt, der als positives Ziel eine aufbauende Hygiene verlangt. Neben der Darstellung der Schäden hierbei, die eine Vernachlässigung der gesundheitlichen Momente schafft, muß sich der positive Erfolg zeigen. Er hat sich in der deutschen Armee durch die einfache Thatsache gezeigt, daß die Erkrankungs- und Sterbeziffer in den letzten drei Jahrzehnten um etwa 50 % gesunken ist.

Ich verzichte darauf, dies im Einzelnen noch nachzuweisen — will aber ein Beispiel herausgreifen: das Zurückgehen der ja auch in nichtmilitärischen Kreisen bekannten Erkrankungen an Fingerentzündungen (Umlauf Panaritium). Durch eine positive Finger- und Handpflege sind die Erkrankungen und ihre Folgen ganz erheblich zurückgegangen. Das sind doch Erfolge, die auch für die Volkswirthschaft von Bedeutung sind. Die deutsche Armee hat nach Krocker unter allen Armeen den hygienischen Vorsprung beibehalten. Die Sterblichkeit in der deutschen Armee betrug 1889/90 3,3 %, in Frankreich 5,4 %, in England 5,7 %, in Oesterreich 6,3 %, in Italien 7,5 %, in Spanien 10,4 % der Kopfstärke. Die neueste Statistik zeigt aber auch, in welcher Regelmäßigkeit die Erkrankungs- und Sterbeziffer abgenommen hat. Sie ist geringer als die der entsprechenden Altersclasse der bürgerlichen Bevölkerung.

Daß die Erfolge, die sich zahlenmäßig auch im Einzelnen nachweisen ließen, lediglich eine Folge der Hebung der hygienischen Maßnahmen in der Armee gewesen sind, ist ausgemacht. Die Armee besteht, so sagt man, aus ausgesuchten jungen Männern. Gewiß; es wird aber dabei vergessen, daß das Zusammenwohnen dieser jungen Männer in der Kaserne in Bezug auf die Uebertragung von Krankheiten ein Gefahrsmoment allerersten Ranges bildet. Die Richtigkeit dieses Satzes ist tausendmal bewiesen, und so ist es, wie Krocker (Deutsche medicinische Wochenschrift 1895, Nr. 49) sagt, ein Triumph vorbedachter Maßnahmen, um so mehr, als doch die Armee in kurzem Zwischenraum eine große Vermehrung erfahren hat, wenn die Erkrankungsziffer in ihr gesunken ist. Es starben an Infectionskrankheiten und erkrankten:

1882/83	0,70 % K.*)	34,4 % K.*)
1883/84	0,68 „	28,4 „
1884/85	0,66 „	28,4 „
1885/86	0,51 „	27,8 „
1886/87	0,57 „	24,8 „
1887/88	0,55 „	20,5 „
1888/89	0,47 „	14,2 „
1889/90	0,44 „	11,2 „

In diesen Erfolgen liegt ein gesundheitliches Moment in Bezug auf die Volkswirthschaft.

Ihre Ursachen liegen in der erhöhten Sorgfalt für Leben und Gesundheit bei allen Phasen des militärischen Lebens, in der Fortbildung des militärärztlichen Personals und in der Erziehung der militärischen Bevölkerung zur Gesundheit. Das Princip der allgemeinen Wehrpflicht ist in erster Reihe ein hygienisches Princip. Das Ergebniß der Aushebung ist gewissermaßen eine Kritik der Volksgesundheit. Wer militärtauglich ist, ist in der Regel gesund — und wer gesund ist, der stammt auch aus einer gesunden Familie, und wer durch die hygienische Schule der Armee gegangen ist, der wird auch die praktischen Lehren mit hinausnehmen in die Bevölkerung, zu der er wieder zurückkehrt.

Wenn der Soldat sieht und lernt, wie ihn die Reinlichkeit am eigenen Körper vor Infectionskrankheiten bewahrt, wie die Hautpflege, die Haar- und Nagelpflege vor Erkrankungen schützt, so wird er den Nutzen von Waschungen und Bädern nicht vergessen, wenn er das Soldatenkleid abgelegt hat. Die Haut kann ihre wichtigen Functionen nur ausüben, wenn sie reinlich gehalten wird, die Schleimhaut des Mundes und der Zähne muß gepflegt werden, Fußkrankheiten lassen sich lediglich durch intensive Reinlichkeit verhüten.

Der Normal-Soldat stammt nicht aus Kreisen, in denen die Reinlichkeit zu den unabweisbaren Bedürfnissen gehört. So ist die individuelle Soldatenhygiene ein Punkt, der als Lehrgegenstand eingeführt ist.

Wir erwarten von der gesundheitlichen Belehrung viel. Wir lehren dem militärischen Vorgesetzten, wie er auf die beste Weise für die Gesundung seiner Mannschaften sorgen kann, wir erfüllen die Armeeverwaltung mit hygienischen Grundsätzen, wir halten Vorträge über Militärhygiene in militärischen Anstalten vor Officieren und Mannschaften, wir erziehen den Einzelnen oder lassen ihn durch seine Vorgesetzten erziehen zur Gesundung. Zugegeben sei, daß diese Erziehung ihre Unterstützung findet in dem mächtigen Factor der Disciplin, und daß die Erfolge daher auch leichter zu

*) Kopfstärke.

Digitized by Google

erringen sind als unter bürgerlichen Verhältnissen schlechthin gesagt.

In einer Veröffentlichung (Beziehungen zwischen Civil- und Militärmedicinalwesen 1902, Zeitschrift für gerichtliche Medicin und öffentliches Sanitätswesen) habe ich dargelegt, wie eng gerade die gesundheitlichen Beziehungen zwischen Armee und Volk sind. Die Garnison theilt das hygienische Schicksal ihres Standorts, durch Handel und Wandel, durch Verkehr und Berührung treten allerhand Uebertragungsmomente hervor. Gleichartig sind die Abwehrbestrebungen der Behörden, wie sie ja neuerdings in einem Erlaß des Reichskanzlers zu § 39 des Reichsgesetzes betreffend die Abwehr gemeingefährlicher Krankheiten gegeben worden sind.

In dem Vorbild aber, das die Armee zweifellos in den Erfolgen giebt, die ihr durch die gesundheitliche Erziehung geworden sind, kann die Volkswirthschaft nur einen Ansporn sehen, ihr zu folgen.

Nicht die Form der ausreichend gegebenen Verfügungen, wie sie für Heer und Volk vorhanden sind, sondern der hygienische Geist, der in ihnen lebendig erhalten werden soll, der bestimmt den Werth der Gesundheitspflege jener positiven, eminent praktischen Wissenschaft.

Man hat nun neuerdings geglaubt, daß in der Belehrung des Volkes in hygienischen Dingen ein Weg gegeben sei, die Erfahrungen der Gesundheitslehre nutzbar zu machen für die Allgemeinheit; die Summe behördlicher Verfügungen und Erläuterungen umzusetzen in den lebendigen Vortrag des gesprochenen Wortes. In Aerztekreisen — in diesen zuletzt — aus Gründen, die ich an anderer Stelle erörtert habe (Reichsmedicinalanzeiger 1901), hat man nunmehr wohl auch eingesehen, daß die Popularisirung der Wissenschaft auf lediglich hygienischem Gebiet sich wohl erreichen läßt. Hat doch die Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten sich jetzt auch zu Vorträgen vor einem großen Publicum entschlossen. Sie folgt hierbei den Pfaden, die der Deutsche Verein für Volkshygiene schon seit zwei Jahren beschritten hat.

In der Gründung von Zweigvereinen des deutschen Vereins für Volkshygiene erblicke ich mit vielen anderen Aerzten ein hygienisches Moment von wichtiger Bedeutung, und somit auch im Düms'schen Sinne einen Factor für die Bedeutung der Volkswirthschaft.

Ist die Volkswirthschaft nur ersprießlich möglich, wenn sie sich auf einer Hebung und gesteigerten Leistungsfähigkeit einer Volksgesundheitspflege aufbaut, so darf das Vorbild, welches die allgemeine Wehrpflicht gegeben hat, ceteris paribus auch gelten für das Volk.

Würde mithin, so wie in der Armee die Hebung aller hygienischen Momente intensiv betrieben wird, in der Bevölkerung hygienisch gearbeitet werden, wir würden bald weiter sein. Die Armee ist mit ihren 500 000 Angehörigen ja nur ein sehr kleiner Theil der 50 Millionen der Bevölkerung, auch nur ein kleiner Theil, wenn man sie mit ihren gesunden Männern in Vergleich stellt mit der betreffenden Altersclasse (18 Millionen). Sie ist aber volkswirthschaftlich von Wichtigkeit mit ihrer Wehrpflicht, nicht nur im Düms'schen Sinne der Erziehung zur körperlichen und geistigen Vervollkommnung, sondern auch in dem von mir früher ausgesprochenen und hier wieder nachgewiesenen Sinne der Gesundheitspflege.

Auf diesem Gebiete feiert gerade der viel geschmähte Militarismus seine Triumphe, die ihm unbestritten sind.

Ganz gewiß lassen sich für die Bevölkerung nicht alle Dinge übertragen, wie sie bei der Armee in Geltung sind — auch nicht in gesundheitlicher Beziehung. Wir würden dann — das gebe ich zu — dahin gelangen, daß die behördliche Anordnung Alles thut, und daß Alles — von der Behörde erwartet wird. Steht man aber auf dem Standpunkt, daß es die Verordnungen und Verfügungen allein nicht sind, die die Volksgesundheitspflege heben, daß die moderne Hygiene den Charakter der Staatswissenschaft abgestreift hat und zur Volkswissenschaft geworden ist, sie, die vor hundert Jahren zu den Zeiten Peter Frank's noch den Namen der medicinischen Polizei trug, so wird man auch zweifelsohne von einer Belehrung des Volkes viel erwarten dürfen. Der Weg der Belehrung durch den Arzt, als geborenem Führer und Leiter, ist in der Armee mit Erfolg beschritten worden, hier wird die officielle Fürsorge der Behörde umgesetzt in die lebendige Lehre.

Dieser Weg kann, in die richtigen Bahnen geleitet, auch in der Bevölkerung, in Schule und Haus, auf Eltern- und Volksunterhaltungsabenden beschritten werden, am ersprießlichsten in ad hoc gegründeten Vereinen für Volkshygiene. Das Princip der allgemeinen Wehrpflicht löst mithin nicht nur ihr eigenes hygienisches Princip im eigenen Interesse, als Grundlage aller Volkswirthschaft kann nur eine Volksgesundheitspflege angesehen werden, die im Volke ihre Wurzeln gefaßt hat, die Erziehung des Volkes zur Volksgesundheit. Giebt die Armee die ihr anvertrauten Jünglinge leistungsfähiger ab, als sie sie empfangen hat, so wird sie sie auch empfänglicher und bildungsfähiger gestaltet haben für die wichtigen Lehren einer Volkshygiene und somit auch einer Volkswirthschaft.

Literatur und Kunst.

Plagiat.

Von Otto Prember.

Plagiat ist ein garstiges Wort — auch für den ehrlichen Schriftsteller. Ein garstiges schon deßhalb, weil es manchen Literaten des geistigen Diebstahls verdächtigt, dem es nie einfällt, sich mit fremden „Federn" zu schmücken, während es Andere unbehelligt läßt, die mit fremder Wichse „schmieren, wie man Stiefel schmiert". Unter dem Begriffe Plagiat verstehen wir eine mehr oder weniger wortgetreue Entwendung geistigen Besitzes aus fremden Schriftwerken, ohne Angabe des Urhebers. Will es nun der böse Zufall, daß die Arbeit eines Autors in den Hauptsachen mit der eines anderen Verfassers zusammenfällt, so können sehr leicht bedauerliche Schlüsse entstehen, die auf einen der beiden Urheber einen falschen Schein werfen. Ein Anderer wieder kann Jahre lang von fremden Ideen leben, weil er es versteht, fremde Werthe umzuwerthen, hier einzuschalten, dort auszuschalten und Dublo-Gedanken mit Spitzfindigkeit in ein neues Wortkleid zu stecken, ohne daß ihn je ein böser Zufall überraschte. Gerade diejenigen Schriftsteller, die keine Schaumschläger sind, kommen nicht selten in den Verdacht, geistige Erzeugnisse — fremder Herkunft zu liefern, während sich durch Wortprunk Vielerlei verdecken läßt, was sonst auf offenbaren Diebstahl hinweisen würde. Es scheint übrigens, als ob es heutzutage für einen Schriftsteller besser sei, mit Worten und Phrasen gut umgehen zu können, als große selbstständige Gedanken zu fördern. Je größer das Hasten und Treiben auf allen Gebieten des Lebens wird, desto urtheilsloser giebt man sich dem angenehmen Scheine hin, und desto weniger fragt man darnach, ob man mit echter frischer Geistesnahrung oder nur mit einem Surrogat, einem zusammengetragenen Gemengsel gespeist wird.

Schon vor einer Reihe von Jahren ist dieses Thema in der „Gegenwart" erörtert worden, wenn auch nur in wenigen Zeilen. Damals kam man zu dem Schlusse, daß es sehr leicht möglich sei, ohne Wissen und Wollen

Digitized by Google

geistige Parallelen zu liefern. Ich selbst kann hierzu ein Pröbchen des Beweises geben. Vor vielen Jahren kam mir der Gedanke: „Die Erinnerung gleicht dem Weine, je älter sie ist, desto besser schmeckt sie". Wie erstaunt war ich aber nun, als ich mehrere Jahre darauf, ohne daß mein Aphorismus der Oeffentlichkeit übergeben worden wäre, in den „Fliegenden Blättern" eine Sentenz fand, die den gleichen Gedanken in beinahe demselben Wortlaute zum Ausdruck brachte! Ich war verblüfft. Ich fragte mich: Wie ist es möglich, daß zwei Menschen denselben Gedanken finden und diesen in annähernd dieselben Worte kleiden? Und doch sind solche Fälle in der Zeit unseres regen geistigen Austausches gar nicht so selten. Sogar häufiger, als man annehmen sollte! Besonders reiche Erfahrungen kann in dieser Hinsicht Derjenige machen, der für die Erzeugnisse der Spruchliteratur Interesse zeigt. Sei es dem Schreiber dieser Zeilen erlaubt, aus genanntem Gebiete einige Parallelen, die wohl alle als selbstständige Geistesfunken zu betrachten sind, vorzuführen.

D. Haek sagt in seinem Spruchbüchlein „Splitter und Späne": „Mache Dich vor Allem nur von der Einbildung frei, daß Dir die Einbildung fehle". Wie erinnert dieses Wortspiel an den Leixner'schen Ausspruch, der sich in dessen „Randbemerkungen eines Einsiedlers" vorfindet: „Alle Menschen sind eitel, einige darauf, daß sie es nicht sind!" Und wie schließt sich dieser Ausspruch wiederum einer Sentenz von O. E. Wantalowicz an: „Wenn ein Weib aus Emancipation alle Eitelkeit abgestreift hat, dann ist sie eben darauf wieder eitel."

Der steiermärkische Spruchdichter Adolf Frankl sagt in seinen „Lachenden Wahrheiten":

Die Consequenz, ich lobe sie,
Doch soll man nie zu weit sie treiben,
Und wenn man dumm ist, soll man nie
Aus Consequenz — ein Esel bleiben.

In den „Fliegenden Blättern" aber finden wir von K. v. K. das Epigramm:

Consequenz — gelobt sie sei —
Doch darf man sie nicht zu weit treiben
Und, macht man eine Eselei,
Aus Consequenz ein Esel bleiben!

Hier ist die Aehnlichkeit so überraschend, daß sich uns allerdings die Fragen aufdrängen: Welcher von den beiden Sprüchen ist das Duplicat? Ist der erstere nur die Verbesserung des letzteren, oder ist der letztere der Nachhall des ersteren? — Und nun drei gleichartige Sprüche, die durch ihre Gleichartigkeit nicht weniger verblüffen, aber der Feder dreier verschiedener Verfasser entstammen:

Gradaus aus dem Mund gekommen,
Wird am ehsten krumm genommen.

* * *

Manches ist auf Erden fade,
Aber Eines ist zu dumm:
Spricht man Etwas aus gerade,
Nehmen es gleich Viele krumm

* * *

Harmlos flog manch' Wörtchen aus,
Böse ist es angekommen;
Sagst du Etwas g'rad heraus,
Wird's gewöhnlich krumm genommen.

Die Pointe ist Wortspülicht, liegt aber doch nicht so zu Tage, daß Jedermann auf sie treten muß.

Um von der großen Anzahl geistiger Parallelen eine kleine Auslese zu bieten, mußte ich mich auf die epigrammatische Dichtung beschränken. Wie viele Romane und dramatische Werke mögen aber existiren, die als Ganzes betrachtet nicht weniger verblüffende Gleichungen aufweisen! Kommt es doch hin und wieder vor, daß fremdsprachliche Werke nach ihrer Uebersetzung in's Deutsche mit einem bekannten Werke unserer Muttersprache eine geradezu überraschende Identität aufweisen! Und rechnet man hierzu noch die zahlreichen dramatischen Erzeugnisse, die sich bezüglich ihres Inhaltes mit epischen Producten unserer Belletristik decken, so steht man vor einem Chaos von absichtlichen und nicht absichtlichen Gleichungen. Es wäre eine verzweifelt schwierige Aufgabe, zu entscheiden, inwiefern bei einer literarischen Arbeit der Vorwurf des Plagiirens berechtigt ist, da mancher Schriftsteller, der mehr Anpassungsvermögen als schöpferischen Geist besitzt, so entlehnt, daß ihm Niemand beikommen kann, während ein Anderer, der durchaus selbstständig schafft, vom tückischen Zufall einen empfindlichen Streich erhält. Bei größeren Arbeiten dürften Theile wörtlicher Rede oder die wörtliche Folge von Sätzen aus dem Original das beste Erkennungszeichen des Plagiats sein; bei kleineren Arbeiten hingegen läßt sich so viel wie Nichts behaupten, wenn nicht ganz besondere Merkmale zum Verräther werden. Wie sich wildfremde Menschen verschiedener Völkerschaften in ihrem Gesichtsausdruck frappirend ähneln können — derart, daß wir eine solche Uebereinstimmung ohne verwandtschaftliche Beziehung kaum für möglich halten, so können sich Dichtungen gleichen, die durchaus als selbstständige Arbeiten zu betrachten sind und deren Gleichartigkeit nur durch ein allgemeines Zeitereigniß, eine allgemeine Anschauung, eine allgemeine Schlußfolgerung u. s. w. erklärt werden kann. Auch können Dichtungen, die sich uns tief in die Seele prägen, nach Jahren unbewußt in ihrem Leitgedanken schöpferisch auferstehen, ohne daß es dem neugestaltenden Verfasser einfiele, eine fremde Arbeit zu copiren. Schließlich kann selbst der ehrlichste und begabteste Schriftsteller nicht sagen, daß ihn nie ein fremder Gedanke angeregt hätte. Dessen ungeachtet aber müssen wir daran festhalten: Geistige Selbstständigkeit ist die erste Tugend des Schriftstellers — seine Ehre und seine Würde!

Der Verfall der Gesangskunst.

Von Dr. Adolph Kohut.

Es gab wohl noch nie eine Zeit, wo so viel gesungen, aber auch keine Zeit, wo im Gesang so viel gesündigt wurde wie heute. Nicht nur die lyrischen, epischen und dramatischen Handlanger, sondern auch die Künstler und Künstlerinnen, die Priester und Priesterinnen Polyhymnias verüben ästhetische Missethaten unter dem weiten Mantel der Generaleinladung zu einer allgemeinen Singerei, welcher der Poet die Worte verliehen: „Singe, wem Gesang gegeben in dem deutschen Dichterwald." Es singt und klingt in allen Tonarten, in Dur und Moll, in Piano, Pianissimo, Crescendo und Fortissimo, von Männlein und Weiblein, auf königlichen Hochschulen wie Privatconservatorien, auf Bühnen und in Concertsälen, in Vereinen und geschlossenen Gesellschaften, es piepst und zwitschert in den Käfigen der Gesangslehrer und Gesangslehrerinnen — aber man kann nicht behaupten, daß die Philomelen besonders zahlreich wären und angenehm sängen.

Geradezu widerlich wirkt der Dilettantismus auf dem Gebiete des Gesanges, und er hat solche Verheerungen angerichtet, daß das Urtheil des musikliebenden Publicums oft derart verwirrt ist, daß es zwischen gutem und schlechtem Gesang gar nicht mehr unterscheiden kann.

Einige wenige altbewährte Meister und Meisterinnen des Gesanges ausgenommen, welche noch immer eine mächtige Zugkraft ausüben, sind die meisten Solisten und Solistinnen nicht mehr im Stande, die Säle zu füllen, und in Groß-

Digitized by Google

städten wie Berlin, Wien, München, Dresden ꝛc. haben die Concertdirectoren und -agenten alle Hände voll zu thun, um die Adressen Derjenigen ausfindig zu machen, welche gewillt sind, sich Billets zu Concerten — schenken zu lassen, damit wenigstens die öden und leeren Räume der Singakademien, philharmonischen und sonstigen Concertlocale einigermaßen voll werden. Der Sänger oder die Sängerin, welche für schweres Geld, das sie dem Concertagenten für das Arrangement eines Concertes zahlen, ein Auftreten ermöglichen, um sich dadurch bekannt zu machen, ahnen in den meisten Fällen nicht, daß das p. t. Publicum und der hoch zu verehrende Adel, vor dem sie sich graziös verbeugen, zuweilen aus — Dienstmädchen, Köchinnen, Ladendienern und Hausknechten bestehen, denen die betreffenden gnädigen Frauen die ihnen geschenkten Freibillets zukommen lassen. Die Herrschaften selbst finden es zu langweilig, in eigener Person den faden Singsang anzuhören.

Es liegt hier offenbar ein Krebsschaden vor, dessen Heilung — und sei es auch nur durch heroische Gewaltmittel — versucht werden muß. Dieser Krebsschaden heißt: der Verfall der Gesangskunst.

Wenn die Concerträume sich leeren und gleichsam ein Krach des Gesanges eingetreten ist, wenn die Reihen tüchtiger, stimmbegabter Sänger und Sängerinnen bedeutend gelichtet sind, so hat nicht das rauchlose Schießpulver einer scharfen und abwehrenden Kritik das Unheil angerichtet, sondern die heutzutage unzulängliche, mangel- und fehlerhafte technische Vor- und Ausbildung. Die Kunst des Gesanges, d. h. der altitalienischen classischen Gesangsschule, in welcher noch eine Adelina Patti, eine Marcella Sembrich und Elisabeth Manstein gebildet wurden, ist eben fast ausgestorben. Das edle Belcanto ist ein Bonmot von heute und ein Witz von gestern. Der moderne Nachwuchs hat weder Zeit noch Lust, sich Jahre lang mit ernsten Gesangsstudien abzuquälen. Eine Dame wie die Sigrid Arnoldson, welche volle sieben Jahre hindurch Tonbildung getrieben hat, gehört zu den seltensten Ausnahmen.

Ist ein schöner und großer Ton vorhanden, so muß das eben genügen; wenn nur die Stimmkraft und Stimmfülle vorhanden sind, so braucht man sich nicht mit Tonbildung und dergleichen Kinkerlitzchen abzuquälen! Das sind casas d'España ... Man legt einfach los, schmettert das hohe C heraus, daß die Balken biegen, und die Claque spendet frenetischen Beifall. Mein Liebchen, was willst du noch mehr! Das Gold in der Kehle muß in Barren, noch von der Schlacke gar nicht gereinigt, auf den künstlerischen Markt geschleudert werden. Eine Ausprägung des edlen Metalls wäre zeit- und geldraubend. Ideologe und kritische Bedenken sind in unserer realistischen Zeit ein längst überwundener Standpunkt. Wozu Schule, wenn man Stimme hat? Ein Tenor mit colossalem Material ist ein von den Theaterdirectoren und Impresarii sehr gesuchter Artikel. Der Mann mit dem hohen C und dem wenigen Hirnschmalz verdient so viel Geld, daß er ein Narr sein müßte, vorerst noch strenge und langsame Tonstudien, wie sie die alte italienische Gesangsschule vorschreibt, zu machen!

Es klingt gegenwärtig nur noch wie ein Märchen aus alten Zeiten, wenn wir hören, daß die in altitalienischer Schule ausgebildeten großen Tenoristen der Vergangenheit, wie z. B. ein Heinrich Sontheim und ein Theodor Wachtel, noch mit achtzig bezw. siebzig Jahren glockenrein intonirten, sich durch eine überaus deutliche Textaussprache auszeichneten, über ein wunderbares Falsett verfügten und durch die Schönheit und Kraft der Bruststimmen alle Welt bezauberten. Wo sind die Tenoristen, welche, gleichsam gegen den verwüstenden Einfluß der Zeit gefeit, die ewige Jugend der Kunst verkörperten? Sänger wie Farinelli, Porpora, Scarlatti, Sassaroli, Formes, Mitterwurzer, Lablache, Roger, Rubini, Ravelli u. s. w., die noch mit sechzig, ja siebzig Jahren wie Jünglinge sangen, giebt es in der Gegenwart nicht. Schon mit fünfzig Jahren, oft auch früher sind unsere deutschen Sänger müde, todtmüde, die Stimmbänder sind erschlafft, das Tenor-, Bariton- oder Baßorgan ramponirt, mit der Cantilene geht es gar nicht mehr, und das Recitativ klingt wie hohle Declamation. Das Ende vom Liede ist, daß sie Gesangslehrer — meist miserable — werden.

Ich bin wahrlich kein „laudatori temporis acti" und möchte um des Himmels willen die „gute alte Zeit", welche oft nichts weniger als gut war, nicht aus dem Grabe erwecken. Der Lebende hat Recht — aber mit unerbittlicher Gewalt drängt sich doch die Frage auf: Wie kommt es, daß es früher, auch außer den genannten, noch so viele Sänger und Sängerinnen gab, die selbst bis in ihr spätes Alter im Vollbesitz ihrer Stimmmittel und ihrer ganzen gesangskünstlichen Leistungsfähigkeit waren? Welche Sängerin der Gegenwart z. B. wird mit 82 Jahren noch so schön und stylgerecht singen wie Pauline Viardot-Garcia?

Da wir aber auf dem Gebiete des Operngesanges keine Urweltkünstler und Hippopotamusse haben, so müssen wir nach den natürlichen Ursachen des Verfalls der Gesangskunst forschen.

Bei aller Verehrung und Bewunderung Richard Wagner's und seiner Musik muß doch hervorgehoben werden, daß die Musikdarmen des Meisters, freilich ohne sein directes Zuthun, auf die Entwickelung und die Blüthe der Gesangskunst von verderblichem Einflusse waren. Seit der dominirenden Herrschaft der Wagner'schen Musik, welche die höchsten Anforderungen an die Kraft und Wucht der Stimmen, also an das brutale Material stellt, sehen unsere Bühnenleiter in erster Linie darauf, ob der betreffende Sänger ein Stimmcoloß ist. Die Hauptsache ist, daß er eine Stentorstimme besitzt, daß er brüllt wie ein Schakal: dann ist sein Glück gemacht. Schulung war und ist nebensächlich, und da bei Wagner'schen Opern das Recitativsingen das Alpha und das Omega der Kunst des Sängers ist, bedarf er der Cantilene nicht, ja, sie steht ihm sogar vielfach im Wege. Also fort mit ihr! Man trennt sich ja mit leichtem Herzen von ihr, um so mehr als die Cantilene außerordentlich viel Studium, einen schönen, vollen, großen Ton, das An- und Abschwellen des Tones, das Portament, vollkommen ausgeglichene Register, Triller- und Coloraturfertigkeit, deutliche Textaussprache und dergleichen antiquirte Requisiten mehr erfordert, die man nicht so leichten Kaufs, sondern erst durch Jahre langen, beharrlichen und hingebenden Fleiß erwirbt. So wurde denn Richard Wagner der vergötterte Componist all' jener Sänger und Sängerinnen, die nichts gelernt haben, dafür aber arrogant sind; denen Gott ein schönes Organ gegeben und die sich einbilden, daß sie nun auch die Gabe haben, diese Himmelsspende nach Gebühr zu behandeln ... Da Wagner'sche Dramen seit Jahrzehnten Casse machen, waren die Intendanten und Directoren gezwungen, sie in erster Reihe aufzuführen, und da nur colossale und umfangreiche, wenn auch ungehobelte Stimmen den Wagnerfanatikern imponirten, wurden und werden solche Sänger und Sängerinnen mit riesigen Summen bezahlt — aber die Erfahrung hat gelehrt, daß die Herrlichkeit bei den meisten nicht von langer Dauer war, und daß die Wagnersänger- und Sängerinnen schon nach wenigen Jahren ihre Stimmen kläglich eingebüßt haben.

Ich nenne aus der Fülle der vom raschen Stimmenverfall Heimgesuchten nur die einstigen Säulen des Wagnerheiligthums Scaria, Sylva, die Mallinger, die Leisinger, Rosa Sucher ... das Weitere verschweig' ich, doch weiß es die Welt!

Da in letzter Instanz die Kraft der Lunge und das Singen mit voller Bruststimme entschied und der schöne und edle Ton immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde, mußte selbstverständlich eine Kraftleistung, die der natürlichen

Digitized by Google

und künstlerischen Basis entbehrte, ein Ende mit Schrecken nehmen. Die kläglichen und beklagenswerthen Folgen sind nicht ausgeblieben. Was Alles haben wir innerhalb der letzten Jahrzehnte auf der Bühne und im Concertsaal selbst von sogenannten berühmten Virtuosen zu hören bekommen! Heinrich Ferdinand Manstein sagt darüber treffend in seiner „großen italienischen Gesangsschule" unter Anderem: „Hier hört man unaufhörlich geschmacklose, schlecht ausgeführte, der Harmonie widersprechende Verzierungen, gemeckerte Läufer und Triller, dort einen langweilig schleppenden, taktwidrigen Gesang mit unaufhörlichem, schrecklichem und betäubendem Schreien durchwebt, welches, wie man meint, unzweideutige Zeichen der Wärme und der vorzugsweise dramatischen Empfindung sind. Fast überall hört man falsch singen, falsch aussprechen und schleppend mianen, und Alles dieses wird beklatscht. Und warum? Weil der Mangel am Studium und guter Schule den wahren Geschmack und schönen Vortrag verdorben und verbannt hat. Ununterrichtete und ihren Fehlern preis gegebene Sänger haben unmerklich auch den Geschmack des Publicums corrumpirt, welches jetzt das Mittelmäßige für schön und das Schlechte für mittelmäßig hält."

Seitdem dies geschrieben wurde, haben sich die Zeiten und der Geschmack des Publicums noch mehr zum Schlechteren verändert.

Man mißverstehe mich nicht. Richard Wagner hatte durchaus nicht Absicht, die menschlichen Stimmen zu ruiniren; wollte er auch keine Opern im landläufigen Sinne schreiben, und nannte er sie auch „Musikdramen", bei denen es ihm in erster Linie auf orchestrale Effecte ankam, so kannte er doch die wundervollen Wirkungen des Gesanges zu genau, um nicht Sänger und Sängerinnen hochzuschätzen und zu cajoliren. Man lese nur seine förmlichen Liebesbriefe und ausgesuchten Schmeicheleien, welche er an seine Primadonnen richtete, die seine Elsas, Elisabeths, Evas, Brünhilden, Sieglinden u. s. w. waren. Vor einer Schröder-Devrient, einer Krite-Wüst, einer Garrigues-Schnorr, einer Jachmann-Wagner, einer Friedrich-Materna, einer Lilli Lehmann oder einem Tichatschek, Mitterwurzer, Degele und Scaria hatte er einen heillosen Respect, und er bot alle Künste seiner Liebenswürdigkeit und seiner gewinnenden Persönlichkeit auf, um die Primadonnen und Meistersinger bei guter Laune zu erhalten. Und gerade einige der hier genannten classischen Vertreter und Vertreterinnen des Wagner-Gesanges beweisen deutlich genug, daß die Wagner'sche Musik als solche an und für sich kein Unheil anrichtete und die Stimmorgane vergiftete. Wohl aber verführte der leichte Erfolg, den man in Wagner'schen Rollen durch den bloßen Besitz einer großen, wenn auch noch so ungeschulten und naturalistischen Stimme erzielte, dazu, Nichts oder soviel als Nichts zu lernen, und da weder Seitens der Künstler noch der Bühnenvorstände bei Zeiten dem groben Unfug gesteuert wurde, schritt das Unglück schnell. Bald wurde es öde in Trojas Hallen, d. h. Opern- und Concertsäle leerten sich, denn rechts und links lagen die stimmberaubten Opfer des naturalistischen Singens. Opfer fielen hier, weder Lamm- noch Stier-, aber Menschenopfer, unerhört!

Die Capellmeister der früheren Zeit haben sich lange bemüht, dem Verfall der Gesangskunst Einhalt zu thun. Ich verweise nur auf die Beispiele von Julius Rietz, Ferdinand Hiller und Wilhelm Jahn. Doch ihre Stimme verhallte wie die des Predigers in der Wüste, und sie vermochten nicht, gegen den Strom zu schwimmen. Schließlich ließen sie Alles so gehen, wie es dem lieben Gott oder, besser gesagt, den Herren Tenoristen oder verehrten Divas gefiel. Die Folge war eine allgemeine Vernachlässigung der Methodik des Gesanges, leichtsinnige Oberflächlichkeit und empörende Unzulänglichkeit in der Schulung der Organe, und eine geradezu zur Epidemie gewordene Lethargie im ganzen Gesangsunterricht. Die Stimmverwüstung war um so radicaler, als die Lehre der altitalienischen und classischen Gesangsschule nicht allein in Deutschland, sondern auch in dem sonnigen Italien, dem einstigen gelobten Lande des Gesanges, fast ganz ausgestorben ist. Hüben wie drüben herrscht eine wüste Anarchie; hüben wie drüben ist leergebrannt die Stätte, wilder Stürme rauhes Bette, und mit Entsetzen hat man Virtuosen und Virtuosinnen gehört, welche aus Italien zu uns kamen, um hier ihr Licht, d. h. ihren Gesang, leuchten zu lassen.

Schon vor vielen, vielen Jahren hat in Wien der kaiserl. königl. Operndirector Wilhelm Jahn in seinen sechs offenen Briefen seine Stimme gegen die hereinbrechende Sündfluth des verwilderten Geschmackes und der Zuchtlosigkeit des Gesanges erhoben, indem er nachdrücklich darauf aufmerksam machte, daß nur eine unter staatlicher Oberaufsicht stehende Schule, in welcher nach altitalienischer akademischer Methode Stimmen ausgebildet würden, es ermöglichen lasse, daß eine Umkehr zum besseren Gesang stattfinden könnte. Wenn das so fortginge, daß durch das naturalistische Wagnersingen die Stimmen ruinirt würden, würde es bald keinen Sänger mehr geben, der im Stande wäre, wenn auch nur mit annähernder Meisterschaft, die schwierige Cantilene sowie den Bravourstyl eines Händel, Bach, Haydn, Cherubini u. s. w. zu beherrschen. Die Folgen würden dann nicht ausbleiben, d. h. diese und andere große Meister des bel canto würden bald von der Bühne und dem Concertpodium verschwinden und nur noch im Staub der Archive modern. Diese Prophezeiung Jahn's wird leider von Tag zu Tag immer mehr zur Wahrheit, und man kann wohl sagen, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo man Sänger und Sängerinnen, welche die genannten Meister wirklich zu interpretiren im Stande sind, als wahre Weltwunder anstaunen dürfte.

Neben den hier hervorgehobenen Momenten, welche den Verfall der Gesangskunst herbeigeführt haben, sind die Hauptschuldigen an der grenzenlosen Corruption im Gesangsleben die eben so unwissenden wie gewissenlosen Gesangslehrer und Gesangslehrerinnen, die durch eine schlechte, verkehrte, unsinnige und schwindelhafte sogenannte „Gesangsmethode" heillosen Schaden anrichten, indem sie blühende Stimmen ruiniren und herrliches Material unheilbar verwüsten.

Das Unheil, welches die Kurpfuscher durch ihre Quacksalbereien und ihre angepriesenen Heilmittel stiften, indem sie die Gesundheit ihrer Nebenmenschen untergraben, ist gar nichts gegenüber den Missethaten, welche die Charlatane des Gesangsunterrichts vollführen, die nicht allein physisch, sondern auch moralisch und finanziell ihre Opfer zu Grunde richten. Während jedoch bei ersteren in manchen gar zu krassen Fällen die Behörden einschreiten und ihnen das Handwerk legen, weil das Gesetz dazu eine Handhabe bietet, dürfen die durch Reclame und allerlei unlautere Mittel bekannt und berühmt gewordenen Professoren und Professorinnen des Gesanges ungestört ihr Schelmengewerbe ausüben, ohne daß der Arm des Strafrichters sie packen kann.

Hier liegt augenscheinlich eine höchst beklagenswerthe Lücke im Gesetze vor, was nicht der Fall wäre, wenn die Forderung Jahn's und vieler Vertreter des bel canto sich verwirklichte, daß der Staat, der sich sonst um die Nahrungsmittelverfälschung und um die Apotheken und Droguericen so sehr kümmert, gegen die moralischen Giftbuden, wie sie in so manchen Conservatorien und Privatunterrichtsheilanstalten etablirt sind, endlich einmal einschreiten würde.

Wenn auf irgend einem Gebiete das Wort Mazarin's: „Mundus vult decipi" seine Anwendung finden kann, so ist es auf dem des Gesangsunterrichtes: Die Welt will betrogen werden. Namentlich in den Welt- und Großstädten giebt es durch Cliquen, Coterieen und Kameraderieen emporgekommene sogenannte Meister, die ihre unglückseligen Opfer durch jahrelange Contracte derartig an sich zu fesseln wissen, daß an

Digitized by Google

ein Entrinnen aus der Schlinge vor der Hand nicht mehr zu denken ist. Die mit dem Nimbus der Berühmtheit und der Größe umgebenen Schwindellehrer machen es wie die viel umworbenen ärztlichen Specialisten, indem sie ihren Schülern und Schülerinnen mit Virtuosität große Honorare abzuknöpfen verstehen, dafür ihnen aber die Stimme klein machen. Statt jede Stimme individuell zu behandeln, wie dies die altitalienische classische Gesangsschule vorschreibt, findet gewöhnlich eine Massenabschlachtung statt. Daneben blüht das System des Halbstundenunterrichts. Es liegt doch auf der Hand, daß kein Schüler innerhalb der kurzen Zeit von seinem Meister Etwas profitiren kann — ganz abgesehen davon, daß diese fabrikmäßige Bearbeitung einer Stimme an diejenige des Schuhleders erinnert, d. h. die höhere künstlerische Weihe vollständig flöten geht. Die Kunst wird hier nicht allein zum Geschäft, sondern zum Ramsch-Ausverkauf, zum gemeinen Schacher herabgewürdigt. Wenn schon die streng akademischen Uebungen zur künstlerischen und harmonischen Ausbildung eines Stimmorgans unglaublich viel Zeit in Anspruch nehmen — wo soll da noch Zeit übrig bleiben, um auf die Herzen und Seelen der Schüler einzuwirken und sie mit dem Idealen und Edlen dieser Kunst zu erfüllen?

Aus dem hier Gesagten ist klar ersichtlich, daß unsere Gesangskunst, die auf einer schiefen Ebene sich befindet und dem unaufhaltsamen Verfall entgegengeht, einer radicalen Cur bedarf. Wollen wir, daß unsere Künstler masculini und femini generis die Aufgaben, die ihnen der Componist vorgeschrieben, wirklich lösen, und wollen wir, daß Polyhymnia nicht mehr ihr Haupt in Trauer zu verhüllen braucht, wenn sie an unsere gesanglichen Zustände denkt, dann muß eine Reformation an Haupt und Gliedern eintreten.

Vor Allem ist es eine unbedingte Nothwendigkeit, daß wir zur bewährten Schule des altitalienischen Gesanges zurückkehren, daß unsere Sänger und Sängerinnen nicht mehr gröhlen und schreien, sondern singen lernen, und zwar bei denjenigen wenigen Vertretern der altitalienischen Bolognesischen Gesangsschule, welche das Geheimniß und die Wissenschaft dieser Kunst sich noch bewahrt haben.

Die Lehren, welche der größte deutsche Singemeister Johann Mikisch, dessen Gesangssystem ich vor einigen Jahren (Leipzig-Reudnitz, Karl Rühle's Musikverlag) herausgegeben habe, verkündet, müssen, weil sie auf natürlichen, rationellen und einzig richtigen Gesetzen ruhen, zur allgemeinen Norm erhoben werden. Die Methode der Stimmbildung und Tongebung dieses Lehrers einer Schröder-Devrient, einer Agnese Schebest, eines Zezi, Risse, Gerstäcker und anderer Gesangsgrößen, die lediglich seinem meisterhaften Lehrsystem es zu verdanken hatten, daß sie vollendete Priester und Priesterinnen des Gesanges wurden, ruht eben auf den gesunden und ewig wahren Grundlagen der richtigen Athemführung, des Tonanschlags und der Körperhaltung.

In seiner classischen Abhandlung über das Athmen sagt er u. A.: „Sowie die Führung des Bogens beim Violinspiel das Wesentlichste zur Erzeugung eines schönen Tones ist, so ist's beim Singen die Verwendung des Athems, durch welche der Sänger über den Ton seiner Stimme gebietet. Der Ton muß herausgezogen, nie aber herausgestoßen werden. Man muß den Athem so leise fassen lernen, daß man mit dem geringsten Hauche oder Luftstrahl einen Klang hervorbringt, der nach und nach zum stärksten Ton in allen Richtungen an- und abschwillt. Die französische Phrase: „C'est le ton, qui fait la musique", enthält darum einen tiefen Sinn. Der Ton ist der Stoff aller Musik. Er ist so mannigfaltig wie die Physiognomie der Menschen.

Das zweite Erforderniß ist, daß die Gesangslehrer und -lehrerinnen ihre Kunst nur dann ausüben dürfen, wenn sie staatlich geprüft, d. h. vor einer Commission, bestehend aus hervorragenden Componisten, Capellmeistern, Theaterdirectoren u. s. w. ihren Befähigungsnachweis für die Tonbildung geführt haben. Nur solche Professoren und Professorinnen böten eine gewisse Bürgschaft dafür, daß sie die gesunden Stimmen nicht ruinirten, und daß sie das ihnen übergebene Stimmmaterial zum Nutzen und zum Heil der Kunst zu verwerthen im Stande seien.

Gerade in Deutschland bringt die gütige Natur mehr große, blühende und schöne Stimmen hervor wie in jedem anderen Lande, aber leider wird auch in keinem anderen Lande auf dem Gebiete des naturalistischen wie des Kunstgesanges so unverantwortlich darauf gesündigt und drauf los gewirthschaftet als gerade bei uns.

Wann wird endlich der Staat, der sich um so manches Unwichtige kümmert, seine volle Aufmerksamkeit der Philoxera vastatrix des Kunstlebens zuwenden?

Wann wird das Publicum aus seinem Dusel erwachen und von seinen Favoritsängern und -sängerinnen nicht allein einzelne virtuos hinausgeschmetterte und mit schwerem Geld bezahlte Töne, sondern auch süßen, innigen und harmonisch abgerundeten Kunstgesang verlangen?

Wann ...?

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Im Gewitter.

Von Laurenz Kiesgen.

Gegen 3 Uhr Nachmittags erhob sich der Referendar Johann Franz Thieme, der bei seinen Freunden der „Don" hieß — es war eine verschämte Abkürzung für Don Juan —, von dem knarrenden Ledersopha seiner Junggesellenstube. Er stand, die Arme beim Gähnen hochgereckt, einen Augenblick wie rathlos da, als müßte er sich besinnen, wo er wäre und was er vorhabe. Das wurde ihm aber sofort klar, als er das schmale und lächerlich kleine Briefchen auf dem Tische durch die im Zimmer herrschende künstliche Dämmerung schimmern sah. Er zog das Kärtchen noch einmal aus seiner Umhüllung und las wieder die kurze Einladung zu einem Plauderstündchen um 5 Uhr, das ihm kurz vor Mittag von Julie gesandt worden war. Sie erwarte ihn, schrieb Julie, da sie den Abend allein zur Verfügung habe, bestimmt.

Die Nachricht schien ihm äußerst angenehm zu sein; denn sie rief auch jetzt in seinem jugendlichen Gesichte das überlegene Siegerlächeln hervor, das ihm nicht übel stand. Vielleicht hatte Julie ihn deßhalb gebeten, weil er nun doch den letzten Tag in dem kleinstädtischen Neste war, und es war jetzt fast klar, daß ihre frühere Sprödigkeit nur Schein oder gar Furcht gewesen war. Wo er ihr weiter nicht mehr in den Weg treten würde, da hatte sie nun am Abend vor der Trennung vor, ihm einen Beweis ihrer Zuneigung zu geben. So hatte er die Weiber immer gefunden: unentschlossen und gar feig, wenn Gefahr zu wittern war; aber rücksichtslos ihrer wahren Natur folgend, wenn Alles in Sicherheit ablief. Dies Abenteuer durfte er, der Don, sich um Alles in der Welt nicht entgehen lassen.

Seine Abreise mußte morgen in aller Frühe erfolgen, es gab noch eine Menge zu thun; wenn er sich jedoch tummelte, blieb hinreichend Zeit. Das unterbrochene Mittagsschläfchen, das er sonst bis über 4 Uhr ausdehnte, lag ihm in den Gliedern, entschlossen begann er, sich für den Besuch umzukleiden. Die Dämmerhelle und eine gewisse Dumpfigkeit im Zimmer wollte er durch das Aufziehen der Jalousien verscheuchen. Indem er das Fenster aufmachte, sah er mit einem Blick in die bleigraue Färbung des Himmels, daß ein Gewitter im Anzuge war. Das hatte freilich schon den ganzen Nachmittag in der stechenden Julihitze gedroht; aber daß es so bald schon kommen würde, wie es den Anschein hatte, das war ihm sehr ungelegen. Er mußte sich beeilen.

Als er am Spiegel stand und den zartrothen Shlips umlegte, kam ihm auf einmal der Gedanke an Juliens Mann. Das verursachte eine plötzliche Unterbrechung der schönen Bilder, die ihm über die kommenden Stunden vorgaukelten. An dem Menschen kam ihm Alles unangenehm vor bis auf den Namen. Unsagbar lächerlich klang ihm dies Gustav Heiter. Die kleine, vierschrötige Gestalt, der breite Mund, der meist verbindlich grinste in einem unästhetisch haarigen Gesichte, und dann der Name Heiter! Hätte er eine Ahnung, diesen widerborstigen Knaben anzutreffen, dann wollte er lieber ... Doch das war ja ausgeschlossen. Julie schrieb ausdrücklich, daß sie allein sei.

Draußen lag es dunstig und schwer auf der Straße. Als Johann Franz die Hausthüre hinter sich zuzog, meinte er, die dicke Luft müsse

Digitized by Google

ihn ersticken, so beengend wirkte die vom Asphalt aufsteigende Hitze gegen die Kühle des Hauses. Nur wenige Menschen waren zu sehen; Alles hielt sich hübsch in den Stuben. Sogar die Jungen, die ihn sonst im Schlummer mit ihrem Geschrei geärgert hatten, saßen, wie Krähen mit herunter hängenden Flügeln, auf dem Rinnstein des Trottoirs und erzählten sich etwas. Franz Thieme schritt ohne besondere Hast aber fest aus. Ungesucht kamen die Erinnerungen an Julie und begleiteten ihn auf dem Wege.

Im Schützengarten hatte er sie zum ersten Male gesehen. Wie immer, wenn seine Freunde als Unterbrechung der gewöhnlichen Langeweile, die den Ort beherrschte, einen anständigen Abend verleben wollten, waren sie seit 9 Uhr über der Bowle hergewesen und schon sehr lustig, als gegen Mitternacht der Fabrikant Heiter erschien. Einer aus der lustigen Runde, ein Kaufmann, kannte ihn. Bald saß Herr Gustav Heiter mit am Tische, seine Frau als einzige Dame im Kreise der theilweise Bezechten. Der Fabrikant schien diese unschickliche Thatsache wenig zu empfinden; er war mit seiner Frau auswärts gewesen, und Beide thaten sehr ermüdet. Der Gatte, der ordentlich in der nachgefüllten Bowle aufräumte, bekümmerte sich nur insoweit um seine Gemahlin, als er ihr sehr häufig mit „Prost Julie“ zutrank. Er fing auch sogleich an, seine Nachmittagserlebnisse zum Besten zu geben. Der Kaufmann, ein geriebener, stiller Schalk, brachte ihn hierauf mit einigen Redensarten auf sein Lieblingsthema, die Brieftaubenzucht. Nun erhielten die Anderen bald Stoff genug zum Lachen; denn sobald der Fabrikant auf Tauben zu sprechen kam, gab er sich das würdevolle Ansehen einer hervorragenden Specialität, und die Erfolge, die er davon getragen haben wollte, konnte außer ihm kein Mensch glauben. Nach Art der Durchschnittsgeister glaubte er seine Behauptungen stets durch stärkere überbieten zu müssen, und er nahm dabei den Mund so voll wie beim Trinken. Dies Letztere besorgte er mit Nachhaltigkeit, bis seine Zunge anfing, schwer zu werden. —

Thieme erinnerte sich, daß er an diesem Abend noch lange nicht den Schlaf gesucht hatte. Die Gesellschaft kam ihm hohl vor. Ein paar Bemerkungen über einen verliebten Jüngling verdarben ihm vollends die Laune, und er wurde trotzdem von dieser Anspielung mit seinen Gedanken schneller auf das Ziel hingedrängt, zu dem sie den Weg bereits genommen hatten. So ging er und ließ in dem warmen Hauche der Mainacht die entfesselten Geister des Weines und der Liebessehnsucht frei schalten. Erstere stimmten ihn muthig; die Liebe machte ihn weich. Immer wieder kam er auf Gedanken von der armen, mißverstandenen Frau zurück, und er bohrte sich ohne jeden Anhalt in die Meinung hinein, daß Julie tyrannisirt wurde. Sollte er als frei denkender Mensch da nicht die gleich gestimmte Seele aus der Thatlosigkeit, wie sie die Oede eines so langweiligen Nestes leicht erzeugt, herausreißen helfen? Hatte er nicht die Pflicht dazu? Aber da kamen ihm — wie lächerlich! — moralische Bedenken, weil Julie einen Mann hatte. Aber das war's ja: diesen gefühllosen Mann, der ein fein empfindendes Frauenherz nach dem, was er diesen Abend gesehen, einfach nicht verstand, den wollte er, nun ja, corrigiren. Für moralische Bedenken gab's überdies Theologen; er war Jurist. Schließlich war es ihm in derselben Nacht klar geworden, daß er Julie heftig und wahr liebte. Diese Liebe konnte auch ihm selbst willkommene Abwechselung bringen, wenn es ihm nur schnell gelang, eine Aeußerung der Gegenliebe herbeizuführen. —

Die Häuser zu beiden Seiten der Straße, meist villenartige Neubauten, hörten auf; der Referendar beeilte sich, in den Wald zu kommen, dessen Eingang unter hochgewölbten Baumriesen dunkel, aber einladend vor ihm lag. Die Wanderung auf dem Landwege war nicht angenehm; dicker Staub ging bei jedem Schritte in die Höhe. Der dunstige Sonnenschimmer war vergangen, ohne Glanz und wie in tödtlicher Ermattung lag die Landschaft. Es war zu erwarten, daß in dem Wäldchen, das dicht bis vor das elegante Haus des Fabrikanten reichte und durch das man bequem in einer Viertelstunde geschritten war, eine staublose, kühle Luft herrsche. Die Gewitterschwüle lastete aber, wie Johann Franz gleich zu seinem Unmuthe merkte, auch auf dem dunklen Waldwege.

Die Wipfel brausten leise in einem anhaltenden, seltsamen Tone. Dem einsam und nun gemächlich Schreitenden kam die Erinnerung an das schöne Waldfest, das sich vor kaum drei Wochen hier recht lustig ausgetobt hatte, und bei dem ihm ein gefälliger Umstand die Gunst gebracht hatte, eine Zeit lang Juliens alleiniger Führer zu sein. Er war ihr seit dem ersten Treffen im Schützengarten häufiger begegnet, manchmal in Begleitung ihres Mannes, einige Male allein. Immer glaubte er ihren Blick wärmer zu spüren, wenn er zu kurzer Begrüßung ein paar Worte der Höflichkeit mit ihr wechselte; es war klar, sie hatte seine ritterliche Aufmerksamkeit empfunden und freute sich ihrer. Denn sie müßte keine Frau sein, wenn sie nicht gemerkt hätte, daß die meisten Begegnungen von seiner Seite nicht ohne Absicht erfolgten.

Wenn er sich nicht auf die Frauen verstanden hätte! Vielleicht wäre es einem minder erfahrenen Kenner gar nicht aufgefallen, wie sehr Frau Julie in ihn verliebt war. Ihr Gatte hatte keine Ahnung davon; beim Waldfeste war er es sogar gewesen, der ihn gebeten hatte, sich etwas seiner Frau anzunehmen: „Mein lieber Herr Referendar, ich komme da mit einer eigenartigen Bitte. Julie möchte noch hierbleiben, und ich Unglücksmann bekomme da eben eine Depesche in einer geschäftlichen Angelegenheit, Sie können denken, halb erwünscht, halb lästig: in einer halben Stunde kann ich wieder da sein.“ Und als er der Bereitwilligkeit des Referendars sich dankend versichert, rief er im eiligen Davonschreiten: „Amüsirt Euch gut!“

Es war schon so dunkel, daß man anfing, die Lampions zur italienischen Nacht anzuzünden. Johann Franz segnete im Geheimen den unbekannten Depeschensender: Julie sollte sich nicht langweilen. Er war in der Stimmung, die er mit wunderbar zu bezeichnen pflegte. Als der Gatte fort war, führte er seine Rolle als Beschützer einer verlassenen Frau mit Humor und Geschick durch, und Julie verdarb ihm das Spiel nicht, indem sie auf seine launigen Einfälle mit natürlicher Heiterkeit einging, dabei aber doch sich nicht einmal in einem Blicke gehen ließ. Johann Franz sah in seiner Seligkeit nur ihre sprudelnde Fröhlichkeit; das war der Jubel der Liebe. Hinterher hatte er die Kühnheit, an einer stillen Stelle, wo sie sich von der Polonaise verloren hatten, seiner Dame einen Kuß auf die erhitzten Wangen zu drücken. Ihr Schmollen und vollends die Bemerkung, das werde sie ihrem Manne sagen, stimmten ihn noch übermüthiger und lustiger, und als nachher der Fabrikant zurückkam und die Führung mit einer Pulle Sect belohnte, mußte er über die Geschicklichkeit staunen, mit der Julie ihre Verliebtheit in ihn, den jungen, hübschen Kerl, vor dem Gatten zu verbergen wußte.

Offenbar, es war eine von den klugen Frauen. Sie verstand, ihre Empfindungen im Zaume zu halten, und gab jedenfalls nur dem hartnäckigen Werben nach. Darum freute ihn ganz außerordentlich ein Ueberschäumen des Gefühls, wie es sich in der einfachen Briefstelle heute kundgab. Es sagte nicht viel, und doch, wieviel ließ sich dahinter lesen, daß sie „den Abend allein zur Verfügung“ habe und ihn „bestimmt“ erwarte! Das schreibt kein naives Mädchen, das schreibt eine Frau, die toll und sehr verliebt ist. Ihm brauchte man nicht mit der ganzen Hand zu winken. Eigentlich fing ihm heute erst die Gegend an interessant zu werden, und es dauerte ihn fast, daß er nun morgen schon weg mußte.

Der Weg ging etwas bergan. Auf einem mäßigen Hügel ließen die Bäume eine Lichtung. Gerade, als er sie erreicht hatte, hob sich der Wind stärker; irgendwo brach ein Ast und knatterte nieder. Und wirklich — er streckte prüfend die Hand aus — das waren Regentropfen. „Unangenehme Geschichte!“ Hastig schritt er die Höhe vollends hinan und war bald an dem Mauerreste, der vom Verschönerungsverein des Städtchens sorgsam gehütet wurde. Der alte Thorbogen gab ihm Unterstand. Jetzt brach der erste Anstoß des Gewittersturmes los, scharf und pfeifend. Er riß die Epheuranken von dem spärlichen Ziegelgemäuer los und zerrte sie, züngelnden Schlangen gleich, in die kochende Luft. Mit dem ersten Donnerschlag ging ein heftiger Platzregen nieder.

Rathlos schaute Johann Franz in die herabstürzenden großen Tropfen, die blitzend von den Steinen auf dem Wege wieder in die Höhe spritzten. Wenn das nur nicht den ganzen Abend so regnete. Sollte er sich überhaupt zurückhalten lassen, die paar Minuten bis zum Hause Juliens zu laufen? Doch es fiel ihm ein, daß ein naßgeregneter Liebhaber eine lächerliche Figur spielt. Er sah sich in dem alten Steinreste um dessen Anblick in ihm so etwas wie romantische Erinnerungen weckte. Mit der Ueberzeugung des überall zugreifenden Juristen hielt er dafür, daß dies natürlich die Trümmer einer Raubritterburg wären. Sehr geistvoll schien ihm der Gedanke, daß er da sozusagen auf befreundetem Gebiete Unterschlupf gefunden habe; denn er sagte sich mit einem gewissen Stolze, daß er ein moderner Raubritter und im Begriffe sei, einen guten Fang zu thun.

Das hatte geblitzt. Wie eine goldene feurige Kette fiel der Strahl quer über den Wald. Er meinte, die Enden der Zickzacklinie auf die wogenden Baumwipfel zücken zu sehen und hatte die Empfindung, als wenn die Bäume sich vor dem Strahle duckten. Oder thaten sie's vor dem entsetzlichen Donner? Das knatterte und rasselte, als müßten nun eherne Stücke des geborstenen Himmelsgewölbes herniederschmettern. Dann trat plötzlich eine lautlose Pause ein, beängstigend still. Und dann hörte er das Rauschen des Regens, der wieder einsetzte, so aufdringlich, als vernähme er die einzelnen Tropfen auf die einzelnen Blätter fallen.

Als er mißmuthig eine Weile diesem Geräusche gelauscht hatte, sah er von der Wand einen kleinen Feuerfalter aufschweben, der dort irgendwo mit gefaltenen Flügeln gesessen und jetzt durch die Menschennähe aus seiner Sicherheit aufgescheucht sein mochte. Johann Franz verfolgte den taumelnden Flug der röthlichen, glänzenden Flügel. Das Thier verstand die todbringende Regenfluth wohl zu vermeiden, flatterte plötzlich in die Höhe und wollte über den Kopf des Zuschauers hinweg sich tiefer in die Thoröffnung retten, als es auf einmal mitten in der Luft, wie angefaßt, unter leise zitternden Flügelschlägen verharrte. Verwundert sah Johann Franz genauer hin; der Falter war in ein Spinngewebe gerathen. Ehe er einen Befreiungsversuch machen konnte, schoß die Eigenthümerin der Falle, eine feiste, schwarze Spinne, hervor und umklammerte das Opfer mit tödtlichen Armen.

Ein häßliches Gefühl stieg in Johann Franz auf. War der schöne Falter Julie? Dann fiel ihm eine ekelhafte Rolle zu. Oder war es vielmehr nicht so, daß er selbst der Falter war, und die Spinne der große Naturtrieb, die Leidenschaft, die ihn erfaßt hatte? Keinesfalls entkam Einer seinem Schicksale. Für Jeden spannte sich irgendwo das verfluchte Netz, in dem er zappelnd zu Grunde ging.

* * *

Frau Julie stand am Fenster und sah zufrieden in das Unwetter hinaus, das sich vom trockenen Zimmer ganz gemüthlich betrachten ließ und die Aussicht auf einen schönen Abend eröffnete. Sie war in der

Digitized by Google

That sehr zufrieden mit sich selbst. Denn nachdem sie auf der eitlen Durchführung ihres Willens fast in auflehnendem Trotze bestanden hatte, war, als ihr doch die Folgen etwas zu gewagt erschienen, ein freundlicher Zufall gekommen, ihre Besorgnisse fortzuräumen. Nichts konnte ihr erwünschter sein als dies heftige Gewitter.

Frau Julie fühlte sich in ihrer Ehe eigentlich recht zufrieden. Sie konnte sich von Seiten ihres Gatten über keine Vernachlässigung beklagen. War er auch manchen Abend in der Woche nicht zu Hause, so fehlte ihm vielleicht die Empfindung dafür, wie einsam es seiner Frau daheim sein mußte, die wenig in Gesellschaft ging, selten Besuche empfing und in dem kleinen Haushalte ohne Kinder nicht gar zu viel Beschäftigung hatte. In anderen Zeiten blieb ihr Mann auch wieder um so mehr zu Hause, und es waren kleine Festabende, wenn er bei guter Laune sie oft durch seine wirklich schnurrigen Einfälle erheiterte. Allerdings verbrachte er manche lange Stunde auf dem Taubenschlage, dessen tadellose Pflege ihm oft näher lag als das Nothwendige. Gestern Abend war es darüber zu einer kleinen Auseinandersetzung gekommen; denn Julie war keine von den Frauen, die bei Unrecht zu schweigen verstehen. Heute, am Morgen, hatte nun der Mann von einer Reise zu einem Schulfreunde in der Großstadt gesprochen, mit dem er sich in letzter Zeit öfter traf. Julie wollte den nutzlosen Meinungswechsel nicht wieder am Morgen heraufbeschwören, darum nahm sie kurz und entschlossen sich vor, diesmal den Nachmittag nicht ohne Sang und Klang verrinnen zu lassen. Johann Franz, der doch bald fort mußte, sollte ihr ein Stündchen fortplaudern, und so schrieb sie ihm den Brief.

Er war kaum fortgetragen, als der Entschluß ihr bitter leid that. Was hatte sie mit dieser Einladung angestellt? Wenn sie es recht bedachte, war damit ihr eigener und ihres Gatten guter Name auf's Spiel gesetzt. Hätte sie doch die Sache ungeschehen machen können! Aber es ging nicht mehr; sie mußte nun zusehen, wie sie sich mit Ehren aus dem bösen Handel herausziehen konnte.

Glücklicher Weise änderte sich am Mittag das Bild. Gustav wollte lieber ein andermal den Besuch in der Stadt machen. Daran war die Sorge für seine Tauben Schuld. Mit grimmigen Ausdrücken erzählte er von einer grauen Katze, die er in Lauerstellung am Schlage getroffen und nur durch seine Dazwischenkunft verhindert hatte, Beute zu machen. Wie er dies Raubzeug kannte, kam es hartnäckig wieder. Es mußte ihn auf dem Posten finden. Dem sauberen Taubenfreunde wollte er einen Denkzettel geben. Außerdem, meinte der Fabrikant, werde wahrscheinlich ein ordentliches Wetter niedergehen, und Julie sah mit heimlicher Freude, daß die Anzeichen hierfür wirklich drohend waren.

Allerdings, wenn ihr Mann daheim war, mochte der eingeladene Referendar nur ruhig kommen. Als Mann von Bildung würde er sich auch geschickt mit der Anwesenheit des Gatten abfinden; einen Abschiedsbesuch war er, da sie sich doch oft genug getroffen hatten, ohnehin schuldig, und es konnte ein sehr lustiger Abend daraus werden. Ihr Mann liebte die unvorbereiteten Feste.

Aber die Heftigkeit, mit der das Gewitter losging, hatte ihr auch noch die große Beruhigung gebracht, daß Johann Franz wahrscheinlich gar nicht kommen werde. Das war das Beste. So konnte sie den unglücklichen Brief als ungeschrieben betrachten. Den Inhalt würde er vergessen. Mochte er übrigens denken, was ihm beliebte, sie fragte wirklich Nichts danach, ihn wiederzusehen. Es war ein wohliges, sozusagen häusliches Gefühl, das sie bei der Betrachtung der niederstürzenden Regenmassen empfand; wie das goß! Wie silberne Wolken fielen nach dem heftigen Donnerschlage die Tropfen herab, wenn man gegen die dunkle Wand des Waldes vor dem Hause sah. Julie schloß das Fenster, damit es nicht hereinspritzte. Vom Boden des Gartens stieg ein feiner Sprühregen wie weißer Dampf wieder empor.

Gustav befand sich nicht bei ihr im Zimmer. Vor einer Viertelstunde war er hinaufgegangen, auf den Anstand, wie er sagte. Leise sich wiegend und ein Lied summend stand Julie und schaute hinaus, so lange schon der Platzregen anhielt, der zu ihrem Erstaunen plötzlich wie auf Befehl aufhörte. Draußen mußte es unheimlich stille sein. Jetzt fing ihr Herz raiend an zu schlagen; denn auf dem Waldwege, der von dem dunklen Baumschatten sich noch schwärzer abhob, erschien in heller Kleidung — ja, er war es in der That — Johann Franz.

* * *

Julie hatte ihm selbst die Hausthüre geöffnet; ihr Mädchen war ausgegangen. Jetzt standen sie sich im Besuchszimmer, das im Flur gleich links lag, einander gegenüber. Er hielt wahrhaftig noch den Hut in der Hand, daneben den triefenden Schirm. So sehr war er innerlich von dem Alleinsein mit dieser Frau ausgefüllt, daß er die einfachen Schicklichkeitsregeln darüber vergessen hatte. Julie war nicht weniger erregt; sie errötheten Beide in dem Bestreben, sich gegenseitig über ihre Verlegenheit zu täuschen. Als nun Juliens Blicke an diesem schwarz und weiß gewürfelten Strohhut hafteten und sie die auf den Teppich rinnenden Tropfen verfolgte, kam Johann Franz plötzlich zum Bewußtsein des Verstoßes; er lief hinaus an den Kleiderständer.

Sie hatte sich gefaßt, als er wieder eintrat.

„Sie kommen unter Donner und Blitz, Herr Thieme", sagte sie und hörte fast unmuthig seine Bemerkung: „Wie ein Gott oder ein Sieger! Ist's nicht so, gnädige Frau?"

Sie erwiderte Nichts darauf. Ihr Auge senkte sich vor dem Feuer, das in seinen schwarzen Augen brannte, sie war jetzt wirklich besorgt, daß ihr Gatte nicht anwesend war, und vergaß ganz, daß er jeden Augenblick hereinkommen konnte. Die Aengstlichkeit, die eine feinempfindende Frau jedesmal einem leidenschaftlichen Momente gegenüber spürt, stieg wie eine Beklemmung in ihr empor, und sie wußte kaum, wie banal sie es sagte: „Finden Sie es nicht furchtbar schwül hier?"

Natürlich, es war sehr schwül da. Wenn man das Fenster öffnete, mußte doch ein wenig Abkühlung hereinkommen; aber als Julie es wirklich weit offen gemacht hatte, kam nur wenig Fluß in die eingeschlossene dumpfe Zimmerluft, und der einströmende Zug hatte etwas von der Festigkeit einer nassen Gewandung an sich. Auch hörte man ein beständiges Murren draußen; die volle und erlösende Entladung des Gewitters schien noch nicht nahe zu sein.

Während Julie einen Augenblick am Fenster blieb und den rasch zuckenden Blitzen zusah, spähte Johann Franz im Zimmer umher. Von dem grünen Plüschsessel, auf dem er Platz genommen, sah er gerade in einen hohen Trumeauspiegel hinein. Jedesmal, wenn draußen ein Blitz aufzuckte, zeichnete das Glas Juliens feine, das Auge liebkosende Gestalt ab. Er erschauerte; wohin führte die Thüre rechts vom Spiegel, die eine reiche Plüschdraperie halb verdeckte?!

Sie zwangen sich zu einem nichtssagenden Gespräche über Vergnügungen im Orte, über Bekannte, über das Wetter. Johann Franz schlug das Herz sehr; ihm war, als entdecke er mit jeder Wendung und jedem Worte neue Reize an ihr. Ihn entzückte ihre schlecht verhehlte Verlegenheit, sie zitterte vor seiner Nähe. Er war geneigt, anzunehmen, daß er sie schon ganz in der Gewalt habe.

Julie zog, wie in Gedanken, an der Klingel; der dünne Ton sagte ihr erst, daß Niemand zur Bedienung da war. Sie mußte sich selber bemühen. Als sie aber aufstand, erhob Johann Franz sich gleichfalls.

„Was brauchen wir denn weiter, Julie?" fragte er mit klangloser Stimme. „Bleiben Sie!"

Halb verwundert, halb empört stand sie da. Das war verwegen. Was berechtigte ihn, ihren Vornamen zu nennen?

Aber nun erstarrte sie fast. Das war Leidenschaft, die aus dem einen Worte in ihr Ohr stieß: „Julie!"

Und dann mit hastiger Kürze:

„Morgen bin ich fort. Sie müssen mich anhören. Wir sehen uns vielleicht nie mehr, nie mehr im Leben. Siehst Du, ich wußte es gleich, Du bist nicht die Frau für diesen Mann. Du willst das Leben, die Liebe, die Lust. Willst Du mich anhören?"

War dies denn möglich? Er beschimpfte sie ja in ihrem eigenen Hause. Ein heftiger Zorn stieg in ihr auf, gleichwohl konnte sie kein Wort sagen.

Aber für Johann Franz kam jetzt die große Entscheidung. Er fühlte den dumpfen Bann gebrochen, der wie eine Last auf ihm gelegen hatte. Nun kam das Exempel auf seinen Grundsatz: Alle Weiber sind schwach. Dies starre Verweilen, dies Roth- und Blaßwerden, diese leisen Zuckungen waren Anzeichen, daß sie ihm erlag. Kein Wort weiter; nun mußte er handeln. Schnell trat er auf die Frau zu und umschlang sie.

Die Redensart vom lähmenden Entsetzen bewahrheitete sich hier. Als Johann Franz wie ein Unsinniger die zuckenden Lippen Juliens küßte, sank sie einen Augenblick willenlos in seine Arme. Diesem plötzlichen Angriff gegenüber fühlte sie nicht die Kraft, den Arm emporzuheben. Wenn ihr Mann jetzt vor ihr aus dem Boden gewachsen wäre, so hätte es sie nicht aufgerüttelt. Ein paar Augenblicke dauerte diese Schwäche. Dann stand auf einmal das Zimmer grell im Lichte eines draußen niederfahrenden Blitzes. Der Moment, wo Johann Franz vor dem plötzlichen Strahl zusammenzuckte, gab Julie Besinnung und Kraft wieder. Rauh riß sie sich aus der unwürdigen Umarmung los; ein drohendes Donnergrollen entlud sich über dem Hause und ließ die Fenster klirren.

Da hörte man draußen ganz vorsichtig eine Thür gehen. Julie fuhr ineinander, als hätte sie ein Schlag getroffen. Sie erlebte ganz den furchtbaren Augenblick: Wenn ihr Mann — denn der war's draußen zweifellos — sie gerade in den Armen jenes Menschen angetroffen hätte! All' ihre Wuth über das unwürdige Benehmen des Eindringlings verflog in der Vorstellung dieser schrecklichen Möglichkeit. Mit dem Ausrufe „Mein Mann!" stürzte sie durch das Nebenzimmer fort.

Aber auch Johann Franz war bei dem verdächtigen Geräusch zurückgefahren wie ein plötzlich ertappter Mörder. Den Ausruf Juliens mußte er für Komödie halten; hatte sie ihm denn nicht geschrieben, daß sie den Abend allein sei? Aber es war verteufelt, er hatte das Spiel verloren. Jetzt würde sie nicht mehr zum Vorschein kommen. So hatte er sie doch, verfluchte Geschichte, ganz falsch geschätzt. Er war zu heftig gewesen. Es blieb ihm nun gar nichts mehr übrig, als das Haus zu verlassen.

Im Begriffe, dies löbliche Vorhaben auszuführen, hörte er auf dem Flur eine bekannte Männerstimme heftig etwas rufen, was er nicht verstand, und gleichzeitig fiel ein Schuß. Ein zweiter folgte kurz darauf und ein harter Fall gegen die Thüre. Dann war's still; durch's Fenster hörte man den Regen rauschen.

* * *

Die Wirkung der Schüsse auf Johann Franz war ungeheuer. Die Hand sank von der Thürklinke herab wie bei einem Todten. Seine

Digitized by Google

Augen blickten wild, fast wie im Wahnsinn; der Mund öffnete sich, als sollte ein Schrei des Entsetzens laut werden, aber es kam kein Ton. Die wilde Flucht aller möglichen Gedanken machte ihn unwillkürlich taumeln, und dann kam dumpfe, niederschmetternde Erwartung.

Die Stimme: das war Juliens Mann. Wie kam er plötzlich daher? Hatte er ihn in eine Falle gelockt? Ehe noch der erste Schuß fiel, war es für ihn gewiß, daß dieser kalte Egoist seine Frau tödten würde. Sie war ihm im Flur begegnet, ihr Auge hatte dem Gatten die Schuld verrathen, dann kam der Schuß. Sie lag gegen die Thüre, er hatte den Fall gehört. Ohne ein Wort der Rechtfertigung, schuldlos ... o Du armes Weib! Ein trockenes, heißes Gefühl spürte er in seinen Augenlidern, dann merkte er, wie das Blut rasend zum Gehirn schoß, zum Zerspringen. Der Athem setzte eine Weile aus, aber er rang, er wand sich, nun kam er keuchend wieder. Der Schweiß troff in Tropfen von der Stirn, das war Todesangst; denn nun —

Mitten in der Portière von dunkelrothem Sammet sah er plötzlich das Gesicht des Fabrikanten, dessen Blick groß und starr auf ihm haftete. Eine unheimliche, furchtbare Entschlossenheit schien in dieser Starrheit zu liegen, und mehr die entsetzliche Ruhe des Auges, als die weiße Hand, die den Revolver hielt, zwangen Johann Franz mit einem gräßlichen Schrei in die Knie.

Aber der Fabrikant wußte zu dem, was sich da vor ihm ereignete, nichts zu sagen. Das war doch der junge Referendar aus der Stadt? Gewiß, das war er. Was fiel ihm ein, schreiend vor ihm hinzustürzen? Der Revolver? Hochgradige Nervosität, wie das bei diesen jungen Leuten jetzt Mode war? Mein Gott — er warf die Waffe hinter sich.

„Was soll das, Herr Referendar?“ sagte er fast streng. „Stehen Sie doch auf!“

Mit einem Ruck sprang Johann Franz in die Höhe. Er hätte Niemandem verrathen können, was er in den langen Augenblicken, die er an der Erde gelegen, gedacht hatte. Nun auf einmal stand ihm der beschränkte Gärtner Laufenberg im Sinne, der ihm einmal die lächerliche Geschichte von der Königgrätzer Schlacht erzählte. Als Schütze hatte der Alte, der redselig Jedem die Sache mittheilte, hinter einem Birkenstämmchen Deckung gesucht, als plötzlich eine Salve der Oesterreicher seinen Nebenmann wegriß, und er eine Kugel in's Bäumchen einschlagen hörte. Der Stoß gegen seine Helmspitze erfüllte ihn mit dem furchtbaren Gefühl, daß ihm nun das Geschoß in's Gehirn fahre. Einige Minuten habe er gemeint, er sei todt. Johann Franz hatte zu der Geschichte hellauf lachen müssen; jetzt begriff er den guten Alten. Er spürte ganz die Freude, daß ihm sein Feind mit dem Fortwerfen der Waffe das Leben schenkte, und fast mechanisch rangen sich Dankesworte über die zuckenden Lippen. Dann überkam ihn wieder das Entsetzen, er brach ab.

„Lassen Sie gut sein,“ unterbrach ihn der Fabrikant lächelnd und mit bedauerndem Schütteln des Kopfes vor dieser Unmännlichkeit, „ich habe bloß etwas zum Vergnügen geschossen. Ja, zum Vergnügen, lieber Herr ..., diesmal ist Ihr Schrecken thatsächlich nur für die Katz gewesen. Ich habe Ihnen einen feinen Kater gestreckt. Wollen Sie sehen?“

Die letzten Worte klangen in des armen Referendars Ohr wie aus weiter Ferne: er hatte begriffen. Herr Gott, war es denn möglich, daß er nach einer solchen Blamage noch vor dem Manne stand, der ihn durchschauen mußte, und vor dem er sich so erbärmlich gedemüthigt hatte? Die Scham schlug ihm mit rother Gluth in's Gesicht, er sagte etwas, aber er wußte nicht was, riß die Thüre auf und wäre fast über die Katze gestolpert, die da in ihrem Blute lag. Er erwischte seinen Hut vom Haken und eilte schon durch den Garten, als der Fabrikant, ob dieser schleunigen Flucht hoch erstaunt und belustigt, ihm lachend nachrief: „Aber so bleiben Sie doch, Menschenskind! Nehmen Sie wenigstens Ihren Schirm mit in den Regen hinaus!“

Mochte er rufen! Was kümmerte Johann Franz der Schirm und der Regen? Es blitzte nicht mehr; nur in der Ferne murrte es noch dumpf. Ein stetiger, dichter Regen goß auf die Baumkronen nieder, die in unaufhaltsamer Bewegung große Tropfen und kleine Wasserlachen auf ihn herabschütteten. Es that ihm wohl.

Donnerwetter, er war blamirt, ganz fertig. Die Theorie von den gefügigen Weiberchen hatte einen schweren Stoß bekommen. Der einzige tröstliche Ausblick war, daß die Betheiligten schweigen würden und nichts herauskäme. So schritt er, wie ein begossener Pudel, durch den fröhlich rauschenden Wald.

Aus der Hauptstadt.

Politisches Tagebuch.

Die gründliche Verbesserung der Lage der Postunterbeamten hat begonnen. In Berlin allein erhalten von 6100 fest angestellten Unterbeamten volle 2000 das Prädicat „Ober“. Sämmtliche Unterbeamte mit dem Prädicat Ober haben den Stern und die vierfache Schleife am Kragen erhalten, wie sie schon früher üblich war. Ganz unabhängig davon sind die neu eingeführten goldenen Schulter-Plattschnüre. Diese werden den etatsmäßig angestellten Unterbeamten bei tadelfreier Führung nach einer Gesammtdienstzeit von 15 Jahren verliehen. Hat der Dienst nicht während der ganzen Zeit bei der Reichspost- und Telegraphenverwaltung stattgefunden, so müssen die letzten 5 Jahre in der Stellung als vollbeschäftigter Post- oder Telegraphen-Unterbeamter zugebracht sein. Die Schulter-Plattschnüre werden am Dienstrock und an der Sommerlitewka getragen.

Diese Fortschritte in der Socialreform verdienen lebhaft begrüßt zu werden. Fraglich ist nur, ob die nicht ohnehin schon schwer beladenen Briefträger zu den anderen Lasten auch noch die goldene Last der Sterne, Schleifen und Plattschnüre tragen können. Mindestens muß ihnen versprochen werden, daß man sie in Zukunft nicht etwa auch noch metallen beschwert. Glücklicher Weise dürfen wir uns in dieser Beziehung auf den Finanzminister verlassen. Er ist fest entschlossen, durch keinerlei Gehaltserhöhung das specifische Gewicht der Briefträger-Portemonnaies zu erhöhen.

*

Zu Geheimen Canzleiräthen werden hinfort nur noch solche Beamten ernannt, die als Abiturienten oder als Leutnants in den Verwaltungsdienst eingetreten sind. Die Anderen können es hinfort nur noch zum Ober-Canzleirath bringen. Es soll durch diese Neueinrichtung unangenehmen Verwechselungen zwischen höheren und mittleren Beamten vorgebeugt werden.

Endlich also unterscheiden wir uns hinsichtlich des Ordens- und Titelwesens deutlich von China! Bisher ähnelten unsere Rangclassen und unsere Auszeichnungen auffallend denen des Reichs der Mitte. Während aber in China jeder tüchtige Beamte die höchsten Titel erlangen kann, jeder Bauernsohn und frühere Feldwebel die gelbe Jacke, die große Pfauenfeder u. dergl. m. gewissermaßen im Schreibpulte zu liegen hat, vermögen hinfort in Preußen nur die besser Geborenen hohe Mandarinennamen zu erringen. Nicht nur, daß dieser Umstand die mittleren und kleinen Beamten herzlich erfreuen und sie zu weiterem Fleiß anspornen wird — nein, auch unsere Cultur hebt sich dadurch. Wenn die Chinesen uns nicht bald nachfolgen, zeigen sie klar, daß es ihnen trotz aller Bemühungen niemals gelingen wird, sich zu einer wirklichen Culturnation zu erheben.

*

„Richtig! Wie überall!“ Diese Randbemerkung hat der Kaiser einem Schriftstücke angefügt, worin dargelegt wurde, daß die französische Bourgevisie sich gegen die Hebung der Arbeiterclasse sträube. Graf Bülow hielt es für nöthig, diese Randglosse dem Reichstage mitzutheilen und darauf hinzuweisen, daß der Kaiser genau so denke wie die socialdemokratische Fraction, die bei derselben Stelle des Schriftstückes: „Ganz wie bei uns!“ gerufen hatte.

Es ist gut, daß in der Socialdemokratie wenigstens einstweilen keine Redacteure des Berliner Tageblattes sitzen. Sonst hätten wir bereits mehrere Leitartikel-Serien über die kommende neue Aera gelesen. Gerade wie aus einzelnen Bemerkungen des Kaisers über Schifffahrt und Handel seine starke Neigung zum Liberalismus bewiesen wurde, gerade so kann auch seine vom Reichskanzler amtlich mitgetheilte Notiz den Leuten um Singer Ministerhoffnungen in's Herz hauchen. Bebel ist leider mit seinen Ausdrücken sehr unvorsichtig gewesen, und so darf er für sein Theil nicht darauf rechnen, Ballin zu verdrängen.

*

Wegen Beleidigung des deutschen Kronprinzen wurde der Schlosser Gustav Emil Sommer, der über die Reisen des Kronprinzen abfällige Bemerkungen gemacht und dabei Schimpfworte gebraucht hatte, von der Potsdamer Strafkammer zu 3 Monaten Gefängniß verurtheilt.

Die Anklagen wegen Kronprinzenbeleidigung fangen unerwartet zeitig an. Werden sie im selben Tempo gewissenhaft fortgesetzt, so wird eine beträchtliche Vermehrung der Richterstellen nothwendig und damit endlich ein allgemeiner und dringender Wunsch unserer Referendare erfüllt werden. Wir dürfen uns jedenfalls schon jetzt auf einen neuen starken Andrang zur richterlichen Laufbahn gefaßt machen.

*

Aus einer Sonntagsnummer der „Vossischen Zeitung“:

> Wanted young English lady for 2—3 hours the day walking with my daughter 7 years old in exchange of dinner. Call on 1—4 o'clock.
> Frau Dr. S....
> Schl....str. .., Station S....platz.

Es fragt sich, wie hoch einer gebildeten Dame in Berlin das Abendessen berechnet wird, wenn man für ein bloßes Mittagbrod drei Stunden Arbeit im Spaziergehen verlangt. Das Nachtquartier wäre nach alledem gut und gern seine fünf Stunden tägliche Arbeit werth, so daß die young english lady, wenn sie auch einmal frühstücken und ihre Wäsche besorgen lassen möchte, am Zehnstundentag nicht festhalten dürfte. Allerdings ist der Zehnstundentag auch nur für stramme Fabrikarbeiter eingeführt; junge Damen bedürfen dieses Schutzes nicht.

*

Digitized by Google

Lady patroness

mit literarischen Beziehungen wird von jungem Satiriker und Lyriker gesucht.

„L." ...'s Büreau.

Keine Satire zu schreiben, ist nach Juvenal schwer, Satiren schreiben also furchtbar leicht. Der moderne Poet aber braucht einen ganzen Apparat, eine Lady patroness mit literarischen Beziehungen zu diesem simplen Geschäft. Hoffentlich kann ihm Max Klinger mit seinen großen Erfahrungen im Lady patroness-Wesen helfen.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Heimkehr. Schauspiel in fünf Aufzügen von Hans Volkmar. (Berliner Theater.)

Man muß die Philister hassen und bekämpfen, zweifellos. Graf Bülow selber hat sich neulich gegen sie erklärt und auf das gute Vorbild des Kaisers hingewiesen. Nur schade, daß zuweilen ausgemachte Philistertödter just die allerärgsten Philister sind und gar keinen Grund haben, zornschnaubend wider Ihresgleichen vom Leder zu ziehen.

Dr. Dihme, den uns der Mann mit dem wunderschönen Pseudonym Hans Volkmar als neuen Simson hinstellen will, ist ein blondbärtiger Spießer, der den Trieb hat, die anderen Spießer verblüffen zu wollen. Durch eine großartige Erfindung ist es ihm gelungen, zwölf Millionen einzuheimsen, und diese zwölf Millionen will er seiner geliebten Vaterstadt spenden. Unter gewissen Bedingungen, natürlich. Spendable Wohlthäter stellen immer gewisse Bedingungen. Zu seinem Leidwesen muß der Nabob die böse Erfahrung machen, daß man seine edlen Absichten gründlich mißversteht. Abscheuliche Beschränktheit grinst ihm auf Schritt und Tritt entgegen. So etwas von Dummheit giebt es wirklich nur in seinem lieben Heimathsneste. Wer kann es dem Dr. Dihme verdenken, daß er die Geduld verliert und zu guter Letzt ein braves Mädel heirathet, das von dem stumpfsinnigen Kleinstadtvolk übel geplagt wird, und daß er die zwölf Millionen für sich und seine Nachkommen behält? Wer kann es dem Verfasser verargen, wenn er ganze Eimer voll ätzender Lauge auf dies Kasiergezücht ausgießt und sich in Hohn und Spott, grimmiger und knüppeldicker Satire gar nicht genug zu thun vermag? Nein, diese Kerle, vom Bürgermeister bis zum Pastor, vom Amtsrichter bis zum Apotheker haben es verdient, daß ein Großer sie bis auf's Blut geißelt. Hans Volkmar's Hiebe klatschten nur so. Das entzückte Publicum klatschte mit.

Schade, daß da ein störender Umstand war, der den Philisterfeind daran hinderte, mit voller Ganzheit in den Applaus einzustimmen und den Herren Volkmar und Dihme jubelnd Recht zu geben. Die Bedingungen nämlich, welche der Doctor den braven Kleinbürgern stellt, sind so albern, daß die Leute einigen Respect verdienen, wenn sie lieber auf die Zwölfmillionen-Gabe verzichten, statt Dihme's Dummheiten mitzumachen. Der Wohlthäter will, daß man in dem Neste ein Krematorium baue. Außerdem sollen die Bürger grundsätzlich keine Fabriken in dem Orte dulden und auf jede Eisenbahn-Verbindung verzichten. Wahrhaftig, die Männer, die solchen Unfug ablehnen, mögen in der Kneipe, beim Scat und im maschinenmäßigen Amtsleben versteinert sein — sie erheben sich doch noch über den reichen Narren, der ihnen derartige Gesetze aufzwingen will.

So haut Volkmar's Satire daneben. Sie setzt ganz lustig ein, macht sich aber bald selber unmöglich und versinkt dann rasch in grauer Langweile. Der sentimentalische Schluß macht das Drama vollends unmöglich.

Aus unseren Kunstsalons.

Natürlich nur das Allerwesentlichste. Sunt certi denique fines. Zu deutsch: Man weiß sich vor Bildern nicht mehr zu lassen! Eine Folge des wilden Concurrenzkampfes ist dieser unaufhörliche Wechsel der Ausstellungen in unseren Kunstsalons. Eine verhängnißvolle Folge, denn stilbeschaulicher Kunstgenuß schließt diese Jagd nach dem Neuesten, das darum doch was Altes sein kann, natürlich aus ...

Aber es muß doch anerkannt werden, daß selbst in der hinter uns liegenden Weihnachtszeit in unseren Salons andererseits doch nicht das Bazarprincip überwog: auch der kritisch umschauende Kunstfreund fand Kunstwerke, die so oder so seine Aufmerksamkeit fesseln konnten.

Im Vordergrunde standen da wieder einmal allerlei Impressionisten.

Bei Paul Cassirer gab's gar eine förmliche Ausstellung der „Berliner Secession" im Kleinen. Louis Corinth und Max Slevogt und Linde-Walther, dazu noch die Leistikow's von neulich; Georges Mosson, die beiden Hübner, von Kardorff und von König, endlich E. Hancke, R. Breyer, E. Pottner. Diese, die Hauptvertreter der Berliner Secession jüngerer Linie, drückten dem Ganzen den Stempel auf. Es sind ja diese drei die begeistertesten Nachbeter der großen französischen Impressionisten und auch unseres Liebermann's in ihrer letzten Form. Daß diesen ein nachhaltiges ernstes Studium vorausgegangen ist, das — ich hab's hier schon oft betont — merkt man den Bildnissen und Landschaften jener jüngeren Deutschen kaum an. Immerhin ließ sich in dieser Ausstellung hier und da erkennen, daß auch sie sich zu bemühen scheinen, ihre Farbenimpressionen durch einen etwas größeren Formenrespect zu zügeln. Da war z. B. ein Damenbildniß von Hancke, in grün und schwarz auf blaugrauem Hintergrunde, das beträchtlich mehr Sorgfalt aufwies, als man es sonst bei diesem Künstler gewohnt ist. Nur — setzt das Bestreben, Formen lediglich durch Farben geben zu wollen, eine größere technische Reife voraus. Man sehe sich z. B. nur die Hände auf diesem und anderen Bildnissen an. Das gilt auch von Robert Breyer und Pottner. König, der sich immer mehr von den Schotten, als von den Parisern beeinflußt zeigte, sucht in dem lebensgroßen Bildniß seines Vaters, eines stattlichen Officiers, mehr Eigenes zu geben. Eine mittlere Stellung nimmt Ulrich Hübner ein. Er wird in seinem Vortrag immer breiter und freier und behält dabei seine schöne Farbe und seine Achtung vor der Naturform bei. Hoffentlich macht er aber jetzt in Bezug auf Breite Halt. Es waren von ihm namentlich eine Reihe schöner Hamburger Motive zu sehen. Wie sehr ihn mitunter die Sisley und Monet beeinflussen, das sieht man so recht an dem weißen Landhause mit den grauen Jalousien zwischen grünen Bosketts. Von Heinrich Hübner möchte ich besonders die junge Engländerin in Hellbraun im Freien hervorheben. Auch von Kardorff war Gutes zu sehen: kleine, in Auffassung und Farbe feine Landschaftsausschnitte. Max Slevogt stellt einen sonnigen Laubengang aus von stark Liebermann'scher Empfindung und Auffassung. Von fortreißendem Brio und brillanter Verve ist seine große Bildnißskizze der Sado Yacco. Louis Corinth wird immer wilder. Zu seinem großen, coloristisch nicht uninteressant auf Roth gestimmten Familienbildniß kann man nur den Kopf schütteln. Wo will er hinaus? Solch' „genialische" Sudelei hätten die alten Meister nicht einmal als Farbenskizze gelten lassen wollen — wir sollen sie für ein fertiges Bild nehmen! Erträglicher ist sein „Diogenes", eigentlich nur eine Gruppe von Acten, durch den Humor, der im Ganzen zum Ausdruck kommt, wie da der Menschensucher mit seiner Laterne in allerlei Straßenvolk hineinleuchtet und die Gassenjungen ihren Spott mit dem weisen Sonderling treiben.

Wer weiß, wann wir Münchener und Berliner wieder im Rahmen unserer „Secession" so beisammen sehen werden. Bekanntlich hat's nun auch zwischen ihr und der „Münchener Secession" Krach gegeben. — Leistikow und Liebermann, v. Hofmann und Slevogt sind aus dieser ausgeschieden und jene will im Sommer getrennt ausstellen. Also abermals eine Secession der Secession! Nun — uns soll das weiter das Kunstgenießen nicht verderben.

* * *

Man bleibt im Kreise der Impressionisten, wenn man sich von jener Bildersammlung bei Cassirer einigen Künstlern bei Eduard Schulte zuwendet. Von großem Interesse war da Gaston La Touche. Mit diesem Pariser Farbenschwärmer habe ich mich hier schon im vorigen Jahre beschäftigen können. Die neuen Bilder, die er jetzt zeigte, bestätigen das frühere Urtheil. Man kann ihn durchaus als einen Rococomaler der modernen Zeit bezeichnen. Mit den Watteau und Boucher hat er die Anmuth und das Tändelnde der Linie gemeinsam; mit den Modernen die Freude am raffinirten Farbenproblem. Sichtlich geht ihm dieses über Alles. Von ihm geht er aus; in seiner Bewältigung schwelgt er. Harmonien in Grün und Gelb und Roth sind ihm die liebsten. Bei seinen Interieurscenen läßt er gern das grelle Tageslicht durch grüne und gelbe Fenstervorhänge fallen; er liebt die festliche Beleuchtung eines Salons, in der er Weltdamen bei der Begrüßung und Unterhaltung zeigt; er liebt es, flirtende Paare der Gesellschaft im discreten Schein der five-o-clock-Lampe zu belauschen; er berauscht sich an dem warmen rothgelben Farbenconcert im Foyer und auf der menschenwimmelnden Freitreppe der Großen Oper zu Paris in der Nacht eines Maskenfestes; er läßt ein mondgleich leuchtendes Licht von dem Halbmond ausgehen, der auf dem Haupt der in nächtlicher Stunde in grünen Fluthen zwischen Schwänen badenden Diana erstrahlt. Und er giebt sich in dem Allem gemäßigter, ich möchte sagen cultureller, als z. B. der auch in Paris schaffende Spanier Hermen Anglada, auch kein Unbekannter, der ebenfalls in Farbenproblemen sich nicht genug thun kann. Anglada hat mit den Spaniern von der Art der Villegas, Beulliure y Gil, Gallegos u. s. w. nichts gemein. Mehr erinnert er an Zuloaga: es ist derselbe Zug der Linie von großer Klarheit und Schärfe; andererseits aber erscheint er durchaus von Besnard, dem Lichtekstatiker, und von Daumier, dem großen Künder der Helldunkel-Geheimnisse, beeinflußt. Seine Bilder mauert er mitunter förmlich auf: so pastos ist hier und da der Farbenauftrag. Den Fuchs und den Rappen im Stall möchte man ordentlich mit der Drahtbürste striegeln. Entzückend ist die Farbenharmonie in einem anderen Pferdebilde: ein schwarzer und weißer Hengst unter tiefblauem Himmel spiegeln sich im gewitterregen-

Digitized by Google

nassen buntschillernden Boden. Aber er malt auch andere Dinge, als Gäule. Und hier begegnet er sich in den Motiven rein malerisch mit La Touche. Ihn fesselt im „Jardin de Paris“, wo er Typen und Scenen gern sucht und findet, der Gegensatz zwischen rothem Laternenlicht und grünem Holzgitterwerk und dagegen setzt er eine Gruppe von decolletirten Damen in duftigen Gewändern von schimmernden Halbtönen, und von schwarzbefrackten blonden Herren, in deren müden Gesichtern kein Zug des Entgegenkommens für das herausfordernde Lächeln der Halbweltlerinnen zu entdecken ist. Oder er malt eine entgeistert blickende Morphinistin mit grünlich schimmernden Augen im fahlen Gesicht, das so unheimlich mit dem schwarzen Kleide und gewaltigen schwarzen Hute contrastirt. Dann wieder interessiren ihn die heimischen Zigeunerinnen, die in grellbunten Falbelkleidern hier an einer dunklen Mauer hinhuschen, dort im Zwielicht einer schlechtbeleuchteten Hacienda üppige Tänze ausführen zu den Klängen der Mandolinen, auf denen gelbgesichtige, dunkelgekleidete Landleute herumklimpern. Manches ist bei Anglada roh, Anderes, z. B. die gelblich weiße Dame, die vom fahnefarbigen Saalhintergrund kaum sich abhebt, so daß nur das Haar und die Augen gleichsam zwei schwarze Flecke in der opalisirenden Bildfläche bilden, recht gesucht — aber es steckt doch ein ungeheures Können in seinen Gemälden.

Einen neuen impressionistischen Landschafter Frankreichs lernte man in M. E. Louis Gillot kennen. „Neu“ nicht in der Art, nur als Erscheinung. Sein Impressionismus reicht noch in die Zeit vor dem Pointillismus zurück. Er ist ein Freund der für die Pariser Straßenphysiognomie so charakteristischen und so unendlich reizvollen Silbergraustimmung, die bald einen wärmeren, in's Gelbliche, bald in ein kühleres Blau hinüberspielenden Schimmer annimmt. So schildert er uns mit einem temperamentvollen Brio die Quais mit den rauchigen Dampferflottillen und die Boulevards mit ihrem Menschengewimmel, die großen Plätze und Gärten mit den schönlinigen grauen und violetten Häusersilhouetten ringsum und den bunten Farbenflecken der Spaziergänger, die Seine stromauf und stromab mit ihren Brücken, enge dunstige Gäßchen mit hochragenden Baugerüsten, die Champs Elysées in der Nachmittagsdämmerung mit dem eleganten Corso — man bekommt ordentlich Sehnsucht nach Paris vor diesen Bildern . . .

Gewiß — es ist Geschmackssache, aber mir giebt der Impressionismus dieses Gillot doch unendlich viel mehr Stimmungsgehalt, als die späteren, d. h. der Art nach späteren Pointillisten. Und ähnlich geht's mir mit den „hellen“ und den „dunklen“ Schotten.

Denn jene schottischen Landschafts- und Figurenmaler, die im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts auf dem europäischen Continent auftauchten und so überraschend wirkten, nahmen auch vor Allem durch ihren Stimmungsgehalt gefangen. Wir waren danach gewohnt, sobald man von schottischen Malern sprach, die Vorstellung von etwas Dunkeltönigem, Romantischem zu haben. Wir sahen im Geiste farbensatte, aber dunkeltönige Gäßchen und Quais aus Hafenstädten, über denen pittoreske Schlösser und Kirchen aufragen; wolkenfetzenumflatterte düstere Hochthäler; nebelumwallte Berghalden; sturmzerzauste Haiden in nächtlicher Stunde. Aber es giebt noch ein anderes Schottland — ein lichtes, helles, zartlöniges, wie es uns „The Group of Glasgow Landscape Painters“ zeigt. Auf Corot und Daubigny greifen diese Maler zurück, die John Henderson, J. Morris Henderson, R. M. G. Coventry, A. Brownlie Docharty, während Archibald Kay und natürlich A. K. Brown mehr eine eigene Handschrift zeigen, wenngleich auch dieser hier eine hellere Palette handhabt als sonst gewöhnlich. Betritt man diesen schottischen Saal bei Schulte — der letzte in der Straße — so hat man zunächst den Eindruck eines lichten sanften Grüns an den Wänden ringsum: frühlingsduftige Wiesen, zartgrüne Waldinterieurs mit silbernen Bächlein, stilles grünliches Gewächs unter sonnigem Laubdach — u. s. w. Eine erstaunliche Uniformität weisen diese Maler auf den ersten Blick auf. Erst bei näherem Zuschauen entdeckt man auch hier und da eine ausgesprochenere Eigenart in Motiven und Farben. Immerhin — wie mir jene dunkleren Schotten lieber sind als diese hellen, so auch die französischen Vorbilder dieser letzteren, die Corot und Daubigny. Merkwürdig übrigens dieser Kreislauf der Einflüsse und Vorbilder: einst wurde die Art der Constable und Turner für die Fontaineblau'er maßgebend, und jetzt kehren die Maler jenseits des Canals als zu Vorbildern zu dieser französischen Landschaftsmalerei aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, obschon sie eine Kunst aus zweiter Hand war, und lehnen sich ängstlicher an diese an, als an die Heimathsgenossen, die jene doch so stark beeinflußt hatten.

Wer weiß, was wir noch mit und an unseren deutschen Impressionisten einst im internationalen Kunstanschauungsverkehr erleben werden? Einstweilen glaube ich freilich noch nicht, daß sie ihrerseits Franzosen und Schotten stark sollten beeinflussen können. Damit das geschehe, müßte erst die Voraussetzung erfüllt sein, daß sie alle empfangenen Eindrücke und Anregungen selbstständig verarbeiteten und umwertheten. Das ist aber heute doch wohl nur bei einigen wenigen Führenden der Fall.

J. Norden.

Opern und Concerte.

Anno 1757. Heitere Oper in drei Aufzügen. Text von Richard Scholz. Musik von Bernhard Scholz. (Kgl. Opernhaus.)

Herr Bernhard Scholz, Componist und Conservatoriumsdirector aus Frankfurt, ist nebenbei Specialist für patriotische Preußenopern. Vor Jahren hat er eine Partitur „Ziethen'sche Husaren“ geliefert, und neuerdings besorgte ihm sein Sohn Richard Scholz das Libretto einer „heiteren Oper“ aus der nämlichen Friedericianischen Zeit, die „Anno 1757“ überschrieben ist. Zum Krönungs- und Ordensfeste hatte man an der Königlichen Bühne besonderen Bedarf und fand, daß das neue Werk des Herrn Scholz den Ansprüchen des Festtages hübsch genügen könne.

Stramm militärisch und erbaulich, besitzt „Anno 1757“ die wesentlichen Qualitäten, die von einer preußischen Festoper verlangt werden. Mit einer komischen Instructionsstunde auf dem Schloßhofe von Gotha geht es an, im zweiten Acte hat man über eine possirliche Revue der Streitkräfte der Reichsarmee zu lachen, im dritten fahren die Preußen mit Macht in die galante Lotterwirthschaft hinein, und General Seydlitz läßt den „vaterländischen Sang“ von Friedericus Rex anstimmen. Den historischen Kern der Begebenheiten giebt der Ueberfall von Gotha im September 1757 ab. Beim Seydlitz'schen Heere steht ein junger und schöner Rittmeister, für den Elschen, die Tochter des Gothaer Schloßhauptmanns, erglüht. Wenn sie anfängt, im Garten ihre zärtlichen Gefühle für den muthigen Preußen den Lüften zu klagen, wird die Sache bedenklich. Die Lyrik der Dame und ihres Liebhabers ist unangenehm wässerig. Da findet man an den sonstigen kleinen Genrebildchen, welche die Autoren sauber herausgepinselt haben, noch eher einiges Behagen. Auf die Casernenhofblüthen des Gothaer Unterofficiers folgt im ersten Acte ein verunglücktes Ständchen französischer Officiere, die deutschen Mägdlein nachstellen, mit anschließender handfester Prügelei. Im zweiten eine Serenissimuskomödie, executirt vom Prinzen von Hildburghausen, die man nicht gerade geschmackvoll zu finden braucht. Schließlich großer Galahofball im Gothaer Schlosse. Damen im Reifrock tanzen mit ihren Cavalieren fein zierlich Bourrée und Menuett, bis die Preußenschaar der Herrlichkeit flugs ein Ende macht. Dieser Ball giebt ein hübsches Bild von seinem malerischen Reize, und da die Musik dazu nicht von Herrn Scholz stammt, sondern von dem alten Musicus Muffat, so ist auch der Rahmen echt. Solche Einlagen altmeisterlicher Stücke bessern die Wirkung des Ganzen merklich auf. So lange der leichte Spielopernstyl angeschlagen wird, fließt das musikalische Bächlein recht munter. Die compositorische Handwerksarbeit ist glatt und klar, und Plattheiten werden außer in der banalen Liebesaffäre kaum vorgebracht. Das ist aber ein mageres Verdienst, wenn sonst positive künstlerische Qualitäten nicht zu entdecken sind. Die feinkomische Note fehlt dem Werke durchaus. Wie nahe lag es mit der Kleinkunst eines discreten musikalischen Humors, hier und da auch mit leiser parodistischer Nuance das Zeitcolorit herauszuarbeiten!

Für das Werk setzten sich die Künstler der Königlichen Bühne mit einer Hingebung ein, die man bei solchen Aufgaben doppelt anerkennen muß. Und dabei wurde die Arbeit nicht einmal wenigstens durch einen Eintagserfolg belohnt. Trotz des Festabends herrschte eine eisige Stimmung im Hause. Die Regie des Herrn Droescher leistete in der Belebung der Bühnenbilder Musterhaftes. Und kein Geringerer als Richard Strauß hatte zu dirigiren.

Im Opernhause gebietet jetzt ein neuer Herr, über den phantasievolle Reporterseelen schon tiefsinnige Zukunftsbetrachtungen angestellt haben. Der Fall Scholz legt vor Allem den Wunsch nahe, daß er die höfischen Unterhaltungsbedürfnisse dieser Art auf ein unvermeidliches Minimum beschränken möge. An dem Unglücksfalle vom achtzehnten Januar ist er natürlich unschuldig.

Hermann Springer.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Verlag der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft m. b. H., München.

Soeben erschien:

Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit.

Von Dr. G. Grupp.

I. Bd. 37 Bogen in 8°, illustr. M. 9.—, in Calico gebd. M. 11.—.

Der Verfasser bietet hiermit ein neues Werk seiner kulturgeschichtlichen Forschungen und Studien. In demselben wird die Kultur der römischen Kaiserzeit in eine neue Beleuchtung gerückt und sie in Beziehung gesetzt zu der gleichzeitigen und folgenden christlichen Kultur. Auf das soziale Leben wird ein Hauptaugenmerk gerichtet.

Ein zweiter Band, „Die Anfänge der christlichen Kultur" behandelnd, wird das Werk abschließen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

~~Preis 3 Mark.~~ Schön gebunden 1 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- u. Electro-Ingenieure, -Techniker und Werkmeister.
Director **Jentzen.**

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Hervorragend schöne Weihnachtsgeschenke sind:

Diplomatenleben.

Bunte Bilder aus meiner Thätigkeit in vier Weltteilen.

Von **Sir Edward Malet,**
früherem Botschafter am Berliner Hof.

Einzig autorisierte deutsche Bearbeitung von **Heinrich Conrad.**

Umschlagzeichnung von Peter Behrens.

Preis brosch. Mk. 6,—. In eleg. Leinwandeinband M. 7.50.

Allg. Ztg., München. Sein Buch giebt ihn in seiner vornehmen Denkart wieder . . .
Berl. Neueste Nachrichten: . . . eine Fülle interessanter Nachrichten, die um so höher zu werten sind, als sie durchweg auf persönlichen Erlebnissen beruhen.
Frankf. Zeitung: . . . hat sich ein besonderes Verdienst dadurch erworben . . .
Die Zeit, Wien. Ergreifend ist die Schilderung von des Verfassers Zusammentreffen mit Bismarck nach Kaiser Friedrichs Tod.
Weser-Zeitung, Bremen. Ziemlich einzig in seiner Art . . .

Assessor Assemacher in Italien.

Freuden und Leiden eines rheinischen Jubiläumspilgers

von **Albert Zacher.**

Ein starker Band von 672 Seiten. — Umschlagzeichnung von Albert Genick (Rom).

Preis M. 6,—, eleg. geb. M. 7,50.

Der bekannte Schriftsteller Richard Voß schrieb dem Verfasser:
Hochgeehrter Herr! In Begleitung Ihres famosen Assessors Assemacher reiste ich dieser Tage durch Italien. Es war eine ungemein interessante und amüsante Pilgerfahrt, für welche ich Ihnen mit meinem Komplimente zugleich meinen Dank ausspreche. **Ich prophezeie Ihrem Rheinländer einen Triumphzug durch das deutsche Vaterland.**
Die Gegenwart, Berlin, 8. November 1902. Ein braves Buch voll Laune und Munterkeit . . . Zacher hat sich auch in diesem Werke wieder als der vortreffliche Kenner von Land und Leuten und als der vortreffliche Stilist gezeigt, dessen Arbeiten dem verständnisvollen Leser alleweil einen köstlichen Genuß bereiten.

Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Das freie Wort.

Eine Auswahl von Beiträgen aus den bisher erschienenen Jahrgängen 1901—1902 der Halbmonatsschrift

Das freie Wort.

Herausgegeben von **Max Henning.**

Preis des ca. 15 Bogen starken Bandes in elegantem Leinenband Mk. 2.—.

Wer sich über die Ziele der Halbmonatsschrift „Das freie Wort" unterrichten will, dem sei diese Auswahl, die nur Artikel von bleibendem Wert enthält, empfohlen. Wer in den Kreisen von Freunden und Bekannten Propaganda für „Das freie Wort" machen will, dem bietet sich hier zu sehr billigem Preise ein schönes Geschenkwerk.

Polonia irredenta

Von **Roman Sembratowycz.**
Preis Mk. 2.—.

Die Post, Berlin, 9. Nov. 1902. Der Verfasser verschmäht es, irgend eine Behauptung aufzustellen, für welche er nicht vollgiltige positive Beweise in der Hand hat.
Hannoverscher Courier, 18. Nov. 1902. Der ruthenische Politiker Sembratowycz hat in diesen Tagen in einer sehr lesenswerten Broschüre einige der Schleichwege aufgedeckt, mit deren Hilfe die Polen die ausländische Presse über die Zustände in der preußischen Ostmark wie in Galizien systematisch täuschen.
Reichenberger Zeitung, 9. Nov. 1902. Durch dieses objektive Verfahren hat der Verfasser ein für die Schlachta geradezu vernichtendes Material zusammengetragen und allen an der Polenfrage beteiligten Ländern einen unschätzbaren Dienst geleistet.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 7. Februar 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Bavaria indelebilis. Von Dr. Cajus Moeller. — Die Festungen. Eine geographische Skizze. Von Dr. B. Bruhns. — Socialhygienische Alarmzeichen. Von Eduard Sokal. — **Literatur und Kunst.** Eine Helmholtz-Biographie. Von Dr. Georg Biedenkapp. — Oeffentliche Placate und die Reclamekunst. Von Mil Richter (Leipzig). — **Aus der Hauptstadt.** Politisches Tagebuch. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. **Offene Briefe und Antworten.** Friederike Brion und das Goethedenkmal in Straßburg. Von O. Karrig. — Notizen. — Anzeigen.

Bavaria indelebilis

Von Dr. Cajus Moeller.

„Bayern, zu verderben seid Ihr nicht!" Das Zeugniß entstammt einem Gedicht König Ludwig's I., und dieser intellectuell meist unter- wie moralisch überschätzte Herr kannte „sein" Volk, wenn er auch nie das heimathliche P'älzisch gegen das klangvollere Altbayrisch vertauschen lernte. Welche Ströme von Verderbniß sind von Alters her auf dieses Volk hernieder gegangen, seit der Zeit der durch Ertränken in der Isar geförderten Gegenreformation und des italianisirten Münchener Hofes! Die schöne Kurfürstin Adelheid brachte die Minister in das Gefängniß, die nicht offene Hoftafel für ihre piemontesischen Landsleute dulden wollten; ihren Vorschlag, die barbarischen Bayern auszuweisen und dafür Italiener anzusiedeln, mußte freilich selbst in dem Reich unmittelbar nach dem 30jährigen Krieg ihr schwacher Gemahl Ferdinand Maria zurückweisen. Später nach gehäuften Kriegsleiden und der jetzt 100jährigen Montgelaszeit mit ihrer merkwürdigen Mischung aus Rohheit und hohem geistigen Streben begann der Rückschlag unter jenem Ludwig I., der genau wie sein unglücklicher Enkel Ludwig II. stets eine geistige Richtung gegen die andere auszuspielen suchte und in der öffentlichen Discussion absichtlich die „Derbheit" förderte. Indirect ist er damit der Urheber jener „räudigen Presse" geworden, die einst der eifrig großdeutsche Ludwig Steub als das unerwünschte einzige Erbtheil einer angeblich großen Zeit bezeichnet hat. Es ist Bayern verblieben, und der aus den verschiedenen größeren Städten sich über das Landvolk ergießende publizistische Jauchestrom erregt allsommerlich je nachdem das entsetzte oder das ergötzte Erstaunen des norddeutschen Touristen.

Die Lectüre dieser Erzeugnisse befremdet besonders durch ein Moment. Noch weit mehr als durch die Verderbniß durch die geistige Oede. Aeltere Reichshauptstädter können sich des „Beobachters an der Spree" entsinnen, eines unsagbar dürftigen Blättchens voller Localklatsch; auf diesen geistigen Leisten sind, abgesehen von einiger theatralisch drapirter Rohheit, jene Organe zugeschnitten. Dabei übt ein Theil von ihnen offen Erpressung. Von Zeit zu Zeit kündigt ein solches Blatt irgend einem Provinzialstädtchen den Besuch seines „Redacteurs" an. Dann sammeln die örtlichen Parteien gegenseitig den Lästerstoff, um ihn dem Gewaltigen zu Füßen zu legen. Im Uebrigen befehdet man sich in diesen Städtchen auch sonst gegenseitig aus bester Kraft mit anonymen Briefen und handschriftlich cursirenden Schmähgedichten. Der Spottvers ist dort eine Waffe wie im äußersten germanischen Norden. Sicher werden von den zwei Millionen der Reichshauptstadt und ihrer Vororte nicht so viel anonyme Briefe geschrieben wie in einer bayerischen Mittelstadt. Dabei ist das wirthschaftliche Leben stark unterhöhlt und speciell in München auf diesem Gebiet die gegenseitige Begünstigung der bodenlosen Speculation sehr zu Hause. Den Ruf der altväterischen Biderbheit hat das dortige Geschäftsleben längst eingebüßt.

„Ach, wie dumm geht's in Bayern zu." Der Ausruf bildet den Titel einer vor 37 Jahren in München erschienenen Flugschrift, und an der Schwelle des deutschen Bürgerkrieges von 1866 kennzeichnete der altbayerische Particularist Heinrich Noë die politische Dürre des kleinen Hintertreppen- und Kammerfoyerkrieges unter dem höheren einheimischen Beamtenthum. Das Jahr 1870 fand dann in der bayerischen Volksvertretung eine Anzahl hochbegabter, national gesinnter Männer. Nie wird man die Namen Völk, Stauffenberg und Fischer anders nennen dürfen als mit höchsten Ehren; aber wie bald verblaßte das Alles wieder, besonders seit dem Hingang dieser Koryphäen. Jetzt streitet sich die Presse darüber, ob für die höhere juridische Laufbahn das Corps oder der Münchener akademische Gesangverein besser empfiehlt, ob der clericale Kämmerer und Reichsrath Freiherr von Soden, seit zwei oder seit drei Jahren wieder zum ersten Male an der Tafel des Prinzregenten sitzen durfte. Jetzt wird die amtliche Laufbahn der katholischen Geistlichen und Gymnasiallehrer zumeist durch ihren Einfluß auf die Kammerberathung und besonders auf den Cultusetat bestimmt. Der Zustand ist genau wie in den letzten Zeiten der alten Landstände um Ausgang des 18. Jahrhunderts: wer dem Staat eine Bewilligung verschafft, erhält Beförderung für sich und die Seinen. Nur ist an die Stelle des Adels der geistlich gewordene Bauernsohn getreten, ein Tausch, den nicht jeder Beobachter als vortheilhaft anerkennen will.

Die Wirkung des Systems reicht bis in die akademischen Kreise hinauf. Der Würzburger Professorenstreit war an sich äußerst unerheblich, aber er gewährte Einblick in höchst unerquickliche Verhältnisse und Bestrebungen. Der Kampf wurde in die Presse getragen und nach dem berühmten

Digitized by Google

geistlichen Ausdrucke in ihm hier und da die Wahrheit als kostbares Gut mit weiser Oekonomie behandelt. Man konnte sich einige Male an Dahlmann's herbes Wort über den herkömmlichen Weg des deutschen Professors gemahnt fühlen. Der im Laufe des Streites erfolgte Wechsel im Cultusressort lehrte an erster Stelle den Satz, daß ein bayerischer Cultusminister vor Allem den alten Knigge studirt haben muß. Die schöne Mainstadt ist übrigens von Alters her ein berufener Sitz interner Gehässigkeit; neben dem bekannten leichten Blut der Bevölkerung war dort meist die „Stechäpfel"-literatur ein örtliches Merkmal, wie auch jetzt wieder. Man zog bei jener Professorencontroverse zu der Herkunft und der Confession sogar die Lehrauciennetät an der Julius Maximilians-Universität in die Debatte. Aber unbeirrt erklärte der neue Cultusminister, daß die Docentenjahre auf deutschen Universitäten entscheiden und der Mantel der weißblauen Gesinnung allein nicht den Ausschlag giebt.

Das führt auf den alten Streit zwischen Autochthonen und „Nordlichtern", wie er besonders an der Isar gespielt hat. Die „Berufenen" König Maximilian's II. und seines „Demiurgos" Wilhelm v. Dönniges haben zweifellos unter dem Neid und der Beschränktheit der Eingeborenen zu leiden gehabt, aber sie trugen unleugbar selbst einen Theil der Schuld. Dingelstedt z. B. war im höchsten Grade anmaßend und rücksichtslos; der bei aller Derbheit echt hanseatisch weltkluge Geibel mochte doch aus seiner Geringschätzung des gesammten bayerischen und katholischen Wesens nie ein Hehl machen; in gewissem Sinne hat ihm Zeitlebens der protestantische Theologe angehangen. Wie hatte der idealistische aber kränkliche Großneffe der preußischen Luise (durch die hildburghausensche Mutter, die Schwestertochter der Königin) sein Bayern durch die Zufuhr norddeutschen Geisteslebens befruchten und fördern wollen; thatsächlich bereitete er das von ihm nicht mehr erlebte Jahr 1866 vor, zog aber zugleich in den breiten Volksschichten mittelst des Neidgefühles einen Fremden- und Preußenhaß roher Art groß und half so indirect die Volksverdummung durch die unfläthige Kleinpresse emporbringen. Er kannte das Volk nicht. Die alten Aufklärer des 18. Jahrhunderts mit ihrer Hebung der Elementarschulen waren da auf einem weit geraderen Weg gewesen, als dieser dichtende König mit dem landfremden Musenhof um sich.

Und doch, und doch ... Welch' ein Kern steckt in diesem Volk. Welche Begabung nicht bloß für Plastik, Malerei und Musik, sondern auch für Rede und Schriftthum. Spricht der Landtagsbauer über die „Preußen" oder den Reformkatholicismus, dann wird er seinem Pfarrer confuses Zeug nachschwätzen, aber laß ihn über den Mißbrauch der Waldaufsicht durch den gehaßten „Forstner" zu Wort kommen, und Du wirst Dein Wunder hören. Nicht umsonst galten und gelten in der deutschen Socialdemokratie die Bayern für die besten Köpfe. Welch' eine Capacität war der Volksschullehrerssohn und Spänglergeselle Karl Grillenberger! Wie einst Martin Schleich von seinen Landsleuten rühmte: Das bayerische Volk ist der einzige durch das Wirrsal der alten Reichsgeschichte unzermahlen hindurch gekommene deutsche Stamm, ein Eckstein des deutschen Volksthums. Dort ruhen noch reiche Schätze unverbrauchter Volkskraft.

Aber wer wird sie heben? Der bürgerliche Liberalismus der bayerischen Großstädte in seiner jetzigen Verfassung wahrlich nicht. Oder vielleicht der politische Katholicismus? Die Thatsache, daß das einzige deutsche Land mit zugleich katholischer Dynastie und katholischer Bevölkerungsmehrheit in der Schlachtstellung des Reichstagscentrums den weitaus schwächsten Punkt bildet, giebt darauf allein schon die ausreichende Antwort.

Die Festungen.

Eine geographische Skizze. Von Dr. B. Bruhns.

Man hat heutzutage gelernt, die Städte in anderer Weise zu beurtheilen, als es früher geschehen ist. Man begnügt sich nicht mehr mit der rein topographischen Darstellung und der Aufzählung verschiedener interessanter Einzelheiten aus der Geschichte eines Ortes und aus dem landschaftlichen Charakter seiner näheren oder ferneren Umgebung, man sucht vielmehr seine Bedeutung aus seiner Stellung innerhalb großer Gruppen und aus deren Wechselverkehr mit anderen Städtegruppen zu begreifen und die verschiedenen Schicksale städtischer Entwickelung aus den natürlich gegebenen Bedingungen der Lage und der Umgebung abzuleiten.

Eine solche besonders interessante Gruppe bilden die Festungen. Insofern sie der Sperrung eines beschränkten Landstriches, einer Straße dienen, ist der Ort ihrer Anlage von den geographischen Verhältnissen bedingt. Sobald es sich aber um ein großes künstlich aufgebautes System der Landesvertheidigung in einem Großstaat handelt, der sich aus einer langen Zeit geschichtlicher Ereignisse heraus entwickelt hat, ist die Reihe der Ursachen so vielgestaltig und reichhaltig, daß der Begriff des Zufallsbedingten erfüllt ist.

Und das ist bei unseren modernen Festungen der Fall. In ihnen selbst prägen sich die Wechselfälle der Geschichte aus, in ihrer Gruppirung und Vertheilung die Resultate kriegsgeschichtlicher Forschung, in ihrer Lage die Vortheile der rein geographischen Bedingungen. Das sind die drei Gesichtspunkte, die man bei ihrer Einzelbetrachtung sich vor Augen halten muß.

Ueber die Leistungsfähigkeit und den Werth beständiger Festungswerke hat der Krieg von 1870/71 vorzüglich die bedeutsamsten Aufschlüsse gegeben.

Als die deutschen Armeen 1870 die französischen Grenzen überschritten, stand eine lange Kette von Festungen ihrem Vordringen hindernd im Wege. Freilich war in der vorhergehenden Zeit ihre Ausrüstung und Befestigung stark vernachlässigt worden, und nur bei Metz hatte man begonnen, durch einen Kranz vorgeschobener Forts Stadt und Besatzung für einen längeren Widerstand fähig zu machen. Aber trotzdem haben einige von ihnen einen maßgebenden Einfluß auf den Verlauf des Krieges ausgeübt. In erster Linie sind zu nennen Metz, Straßburg, Belfort und Paris.

Durch die blutigen Schlachten bei Mars la Tour und Gravelotte am 16. und 18. August war der Plan Bazaine's, sich auf die Armee Mac Mahon's nach Châlons zurückzuziehen, vereitelt und Bazaine gezwungen worden, in Metz den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten. Ein Versuch, am 31. August und 1. September die Cernirungslinie zu durchbrechen, scheiterte. So kam es, daß nach einer Belagerung von zehn Wochen außer der Festung selbst 173 000 Franzosen als Kriegsgefangene in die Hände der Deutschen fielen. — Metz war an sich eine nicht sehr bedeutende Stadt von 55 000 Einwohnern, die nicht in der Lage gewesen wäre, diese große Truppenmasse aufzunehmen, wenn nicht auf den Höhen in ca. $^1/_4$ Stunden Entfernung 4 starke Forts errichtet gewesen wären. Es war eine Folge des übrigen Kriegsverlaufes, daß eine Entsetzung nicht möglich war, aber die Belagerung hielt auch ein der eingeschlossenen Armee an Zahl nahe gleichkommendes Heer vor den Wällen fest, das sonst anderweitig Verwendung hätte finden können. Erst am 17. October wurde es verfügbar.

Straßburg mußte als Hauptstadt des französischen Departements Niederrhein und als stärkster Waffenplatz Frankreichs nothwendig von den Deutschen erobert werden. Es hatte eine Besatzung von etwa 20 000 Mann, die erst während der Belagerung ihre feste Organisation und letzte Ausbildung erhielten. Forts fehlten, dafür besaß es aber die nach dem Rhein gerichtete sehr starke Citadelle. Die deutschen Einschließungstruppen bestanden schließlich aus mehr als 60 000

Digitized by Google

Mann. Vom 13. August bis 27. September, d. h. über 6 Wochen lang, währte die Belagerung, und erst nach dem Fall der Stadt konnte General v. Werder mit einem Theil des Belagerungsheeres die Vogesen überschreiten und die Eroberung Belforts versuchen, während der andere Theil zur Verstärkung der deutschen Linien vor Paris verwandt wurde.

Mit einer Besatzung von nur 17—18 000 Mann hielt sich Belfort unter der Führung des tapferen und höchst thatkräftigen Oberst Denfert bis zum Beginn der Friedenspräliminarien fast 15 Wochen lang. Die Stadt ist klein mit nur 8400 Einwohnern, aber geschützt durch eine ganze Kette von Befestigungswerken, die auf den Höhen ringsum gelegen und außerordentlich widerstandsfähig sind. Jeden Fußbreit des Vorgeländes vertheidigte die französische Besatzung, und erst am 8. Februar mußte sie sich auf die innere Festung zurückziehen. Am 14. Februar wurde der Platz unter ehrenvollen Bedingungen übergeben. Durch seinen langen Widerstand hat Belfort dem Lande einen großen Dienst geleistet und ihm einen wichtigen District erhalten. Außerdem hat es eine Truppenmenge von schließlich etwa 13 000 Mann vor seinen Mauern festgehalten.

Die definitive Entscheidung des Krieges fiel vor Paris. Paris hatte seine Befestigung vom Jahre 1840 an erhalten und war umgeben von einem Fortgürtel von 83 km Ausdehnung. Bei seinem Ausbau hatte man folgende Ziele vor Augen gehabt:

1. Schutz der Hauptstadt an sich.
2. Beschäftigung einer feindlichen Armee von mindestens 400 000 Mann bei einer Belagerung.
3. Gewährung der Möglichkeit für die eigenen Truppen, sich zu reorganisiren.
4. Gewährung von Zeit für diplomatische Interventionen.

Die Lebensmittel waren demnach auf 60 Tage berechnet und die äußeren Forts so weit vorgeschoben, daß die Stadt selbst vor einer Beschießung gesichert erschien. In der That war auch nur eins der Belagerungsgeschütze in der Lage, seine Geschosse bis in die Stadt selbst zu werfen: das war der lange 24-Pfünder, der zudem auf diese Entfernung ungenügende Treffsicherheit gewährte.

Im Wesentlichen hat Paris den Erwartungen entsprochen, die man an seine Widerstandskraft stellte. Nur in einem Punkte hatte man es überschätzt: das an Zahl sehr schwankende Belagerungscorps stieg zu keiner Zeit auf die Zahl von 400 000 Mann. Anfang October lagen vor der Festung 202 000 Mann Infanterie, 34 000 Mann Cavallerie, im November sogar nur 189 000 Mann Infanterie und 17 500 Mann Cavallerie. Dafür betrug die Besatzung abgesehen von der sedentären Nationalgarde 281 000 Mann, bei der Kapitulation noch 249 000 Mann. Die Zahl der nothwendigen Einschließungstruppen kam also gerade auf die Hälfte der vorher angenommenen Menge. Vom 19. September bis zum 26. Januar leistete die Festung Widerstand, also über 4 Monate, mehr als doppelt so viel, wie man gerechnet hatte. Daß die Formirung neuer Armeen, die durch Gambetta bewerkstelligt wurde, und die Intervention der Mächte keinen besseren Erfolg hatte, dafür kann nicht die Festung verantwortlich gemacht werden.

Wohl aber war ein anderer Umstand von großer Bedeutung: die Sperrung der Zufuhrlinien für das Belagerungsmaterial aus Deutschland. Diese Sperrung war die Aufgabe der Festungen Toul auf der Linie Straßburg-Paris, Soissons und La Fère auf den Linien Rheims-Paris und Laon-Paris, und Diedenhofen, Montmédy und Mézières auf der Linie, die längs der belgischen Grenze nach Paris führte. Und mehr noch als durch diese Festungen wurde der Verkehr behindert durch die Unterbrechung der Bahnstrecken und Zerstörung der auf ihrem Wege gelegenen Kunstbauten. Dies Letztere ist von besonderer Bedeutung: die Zufuhr der Geschütze und der nöthigen Munition wurde vielmehr durch solche rasch zu bewerkstelligende Zerstörungen, wie die des Tunnels von Nanteuil oder der Oise-Brücke zwischen Breil und Chantilly verhindert, als durch die lange vorher mit großen Kosten vollführten Festungsbauten.

Zudem zeigte sich bei allen den kleineren Festungen, daß sie ihren Widerstand aufgeben mußten, sobald die Beschießung aus den großen Belagerungsgeschützen begann. Wie v. Bruhn in seinem Aufsatz „Bemerkungen über Festungen und Festungskrieg in der Gegenwart" (Jahrbuch für die deutsche Armee und Marine, 1877, Bd. 25) angiebt, fielen 10 Festungen nach sehr kurzer Beschießung von $^1/_2$ bis 2 Tagen aus großen Belagerungsgeschützen, während bei 3 Plätzen das Ziel schon durch Feldgeschütze erreicht werden konnte

Aus dieser kurzen Skizzirung der Ereignisse von 1870/71, deren weitere Ausführung hier nicht am Platze ist, ergeben sich folgende Lehren für die Bedeutung der Festungen, zunächst für die einer großen Festung mit weit vorgeschobenen Forts. Ist sie die Hauptstadt einer Provinz oder eines Landes, so hängt von ihrem Besitz oder Nichtbesitz häufig die Herrschaft über diesen Landestheil ab. (Straßburg, Belfort, Paris. In Deutschland ist hier als Beispiel namentlich Königsberg zu nennen, ferner auch Breslau, das, wie es scheint, im Kriegsfall rasch sehr stark befestigt werden kann.) Ferner kann die Festung einer geschlagenen Armee als Refugium dienen, wo sie sich reorganisiren oder die Ankunft einer äußeren Entsatzungsarmee abwarten kann (Metz, Paris, heute dazu noch z. B. Straßburg, Ulm). Endlich entzieht sie den Armeen des Feindes die zu ihrer Einschließung nothwendigen Truppentheile. Deren Zahl ist von verschiedenen Factoren abhängig, namentlich von dem Umfang des Fortgürtels und der Stärke der eingeschlossenen Besatzung und Heerestheile.

Den Werth der kleinen Festungen sieht man dagegen vorzüglich darin, daß sie die Zufahrtsstraßen sperren. Diese Sperrung kann jedoch mit demselben Erfolg durch eine Zerstörung der Kunstbauten auf den Straßenzügen erreicht werden.

Man wird daher bei allen Festungen darauf besonderen Werth legen müssen, daß ihre Widerstandskraft, etwa durch bombensichere Kasematten für Mannschaft und Munition, auf's Höchste gesteigert werde. Der Gürtel von vorgeschobenen Werken ist von außerordentlicher Bedeutung für alle größeren Festungswerke. Für diese, in denen sich gegebenen Falls auch recht beträchtliche Linientruppen einschließen lassen müssen, ist es unbedingt erforderlich, daß sie ein weites Manöverfeld besitzen, wo die Truppen noch wesentlich vor den feindlichen Geschossen gedeckt sind. Die Entfernung dieser Forts von der inneren Umwallung wird von den verschiedenen Autoritäten verschieden angegeben. 3 bis 7 km sind die betreffenden Grenzwerthe.

Ein anderer wesentlicher Factor für die Werthschätzung der Außenwerke, zu denen übrigens außer den Forts noch die in den Intervallen liegende provisorisch zu errichtenden Einzelbatterien und offenen Werke gehören, liegt in ihrer moralischen Wirkung. Jede Belagerung bringt den Bewohnern der Stadt unerhörte Leiden, die nothwendig zu den schwersten Klagen und eventuell auch zu revolutinärer Auflehnung führen. Um deren demoralisirenden Einfluß auf die Truppen zu vermeiden, ist es nothwendig, diese möglichst von jeder Berührung mit der nichtmilitärischen Bevölkerung abzuhalten. Weiter wirkt stets bei einem Heer eine langdauernde Unthätigkeit im höchsten Grade schädlich auf Manneszucht und Disciplin. Daher ist es erwünscht, daß zu zahlreichen Operationen und zur Beschäftigung der Mannschaften bei der Vertheidigung einer sehr weiten Linie der genügende Raum vorhanden ist. Aber auf der anderen Seite muß man bedenken, daß eine so weite und umfangreiche Vertheidigungslinie eine entsprechend große Besatzung fordert, die auf die Stärke der für die Feldschlacht verfügbaren Truppen wesentlich einschränkend wirkt.

Digitized by Google

Die Vertheilung solcher großen und kleinen Festungen muß sich nun nothwendig den Plänen anschmiegen, die die Heeresleitung für den Fall eines Krieges hat. Je mehr sie auf die Schlagfertigkeit des Feldheeres Werth legt, desto mehr wird sie bemüht sein, die Zahl der kostspieligen Festungen zu beschränken.

Das erste vollständig ausgearbeitete System zu einer Landesvertheidigung ist von Vauban 1678 aufgestellt worden. Er forderte für den Schutz der französischen Nordgrenze 2 etwa 20 km von einander entfernte Linien von je 13 Festungen, im Uebrigen aber Demolirung sämmtlicher anderen Werke, deren große Zahl nur von schädlichem Einfluß auf den Verlauf des Krieges sei. Sein System war auf dem damaligen Modus der Kriegführung basirt, der die Entscheidung durch Besetzung der Städte eines Landes herbeiführte, während das Feldheer nur nebenbei als Entsatzheer Verwendung fand. Dies Verhältniß hat sich jetzt geändert. Ohne auf die verschiedenen Systeme der Militärschriftsteller Sainte-Suzanne 1819, Jomini 1830 u. A. einzugehen, soll in dieser Skizze nur der Forderungen gedacht werden, die der bedeutendste Systematiker der Gegenwart, der belgische General Brialmont, aufgestellt hat.

In seinem Werke von 1898: „Progrès de la défense des états et de la fortification permanente depuis Vauban" faßt er diese in folgenden Sätzen zusammen (S. 36/37): 1. Die Hauptstadt des Landes ist zu befestigen, wenn sie einen entscheidenden strategischen Punkt einnimmt, oder wenn sie auf die Nation einen solchen Einfluß ausübt, daß ihre Besetzung durch den Feind das Ende des Krieges bedeutet. Während für Paris diese Bedingungen offenbar zutreffen, wird man für Berlin dasselbe nicht behaupten können. 2. Es sind die Punkte zu befestigen, wo große internationale Verkehrslinien einen Strom oder Fluß überschreiten, der eine strategische Schranke bildet. Das ist z. B. der Fall beim Rhein. 3. Es ist ein dauerndes befestigtes Lager am Knotenpunkt der wichtigsten Straßen und Eisenbahnen jeder Invasionszone zu errichten und durch 2 oder 3 Plätze derart zu stützen, daß eine befestigte Gegend (une région fortifiée) gebildet wird. Wir werden später sehen, wie man diese Forderung in Frankreich erfüllt hat. 4. und 6. Durch Sperrforts oder durch provisorische Befestigungen sind alle Verkehrswege über Bergketten und große Sümpfe zu sperren, so weit sie für den Feind nothwendig oder nützlich sind. 5. Hinter einer Bergkette, die eine strategische Schranke bildet, ist ein Centralplatz zu errichten, um als Stützpunkt für die Operationen einer Armee zu dienen, die sie vertheidigen soll.

Weiter fordert er 7., daß in jeder vom Hauptkriegsschauplatz entfernten Provinz, deren vorübergehende oder dauernde Besetzung für den Feind von Interesse ist, eine Festung von großer Ausdehnung errichtet werde. Punkt 8 und 9 endlich betrifft die Vertheidigung der Küsten und Inseln, mit der wir uns hier nicht beschäftigen.

Dieses Brialmont'sche System hat theilweise Verwendung gefunden bei dem französischen Befestigungssystem, das seit 1871 an der deutschen Grenze errichtet worden ist. Hier wird eine erste Grenzlinie gebildet durch die Festungen Belfort, Epinal, Toul, Verdun, Mézières. Zwei Bahnlinien ziehen sich hinter und vor dieser Festungskette wesentlich parallel zu einander von Givet an der belgischen Grenze hin bis Porrentruy in der Schweiz, die mehrfach mit einander durch Querlinien verbunden sind und eine Reihe von aus dem Inneren kommenden Eisenbahnlinien aufnehmen. Diese 5 Festungen sind von einem Kranze von Forts umgeben, die, weit vorgeschoben, viel Spielraum für eine operirende Armee zwischen sich lassen und im Falle einer Einschließung und Beschießung es wesentlich verhindern, daß die Geschosse in die Stadt selbst einschlagen.

Außer diesen Hauptpunkten wurde eine Reihe isolirter Forts errichtet, die, einmal zwischen Belfort und der Schweizer Grenze, dann zwischen Belfort und Epinal und zwischen Toul und Verdun jede nach Frankreich einmündende Straße sperren. Der größte Zwischenraum zwischen diesen Sperrforts steigt nur einmal bei Toul auf 2 deutsche Meilen. Dadurch bleiben zwei Lücken von Epinal bis Toul und von Verdun bis Mézières, die durch die Feldarmee zu decken sind. Dafür sind aber an den von Deutschland herüberkommenden Eisenbahnlinien noch einige Forts vorgeschoben, und namentlich die einzige zwischen Toul und Epinal vorbeiführende Bahn, die nicht über einen der 5 festen Hauptplätze geht, durch 3 hintereinander liegende Werke gesperrt.

Hinter dieser ersten Linie wird die zweite Vertheidigungslinie gebildet durch die zwei Festungsgruppen von Rheims-Laon-Soissous-La Fère und von Langres-Dijon-Auxonne-Besançon, die gewissermaßen zwei enorme, befestigte Operationsfelder (s. Punkt 3 der Brialmont'schen Forderungen) darstellen, in die eine geschlagene Armee sich zurückziehen und in denen sie sich neu formiren kann. Ihre Lage gerade hinter den beiden Lücken der ersten Reihe dient noch besonders zu deren Schutz.

Dahinter aber erhebt sich Paris, als eine gegen 1870 noch enorm ausgebaute große Festung. Außer einem doppelten engeren Gürtel von Befestigungswerken, der so weit vorgeschoben ist, daß er schon an sich die Stadt gegen eine directe Beschießung sichert, ist ein äußerster, nicht durchaus zusammenhängender Kreis von Forts gebildet, die bis zu 15 km vor der Stadtbefestigung liegen. Innerhalb dieses Kreises kann die bei Paris im Falle einer Belagerung jedenfalls vorhandene Armee sich frei bewegen, ohne mit der Stadtbevölkerung selbst in Berührung zu kommen, was nach dem eben Gesagten von großem Werthe ist.

Im Gegensatz zu diesem französischen Befestigungssystem entspricht das deutsche mehr den Forderungen, die ein anderer Schriftsteller, Oberstleutnant a. D. v. Heyde, in seiner Studie: „Landesbefestigung" (1886) ausgesprochen hat (S. 75 ff.).

Für die Grenzbefestigung genügt ihm eine Festungslinie, die 15 bis 20 geographische Meilen Distanz zwischen den einzelnen Festungen aufweist. Diese müssen für eine nachhaltige Vertheidigung befähigt und mit einem Kranze von Forts umgeben sein, um sich möglichst bis zum Schluß des Krieges halten zu können. Sind sie an einem Fluß gelegen, so müssen sie den Uebergang und den Aufmarsch auf dem jenseitigen Ufer selbst Angesichts des Feindes ermöglichen. Kleinere Festungen neben diesen großen sind im Allgemeinen nicht nöthig. Wo solche aber etwa zum Schutz eines Stromüberganges oder zur Erweiterung der Flankensicherung eines der großen Werke wünschenswerth erscheinen, ist nothwendig, daß sie durch sichere Hohlräume und genügende Stärke der Besatzung auch möglichst uneinnehmbar sind. Für die großen Festungen sind besonders die Hauptstädte der Provinzen geeignet, von deren Besitz auch die Herrschaft über die Provinz abhängt.

In Deutschland besitzen wir eine solche Festungsreihe am Rhein, wo Straßburg, Mainz, Cöln die glänzend ausgerüsteten Punkte ersten Ranges mit weit vorgeschobenen Forts bilden, eine Linie, die verstärkt ist durch die Festungen zweiten Ranges Neu-Breisach südlich von Straßburg, Germersheim zwischen Straßburg und Mainz, Coblenz zwischen Mainz und Cöln, und Wesel im äußersten Norden. Dieser Kette ist wie die Spitze eines Keils das mächtige Metz vorgelagert, hinter dem bis zu Anfang 1902 Diedenhofen, Saarlouis und Bitsch als wenig bedeutende Festungen bestanden. Diedenhofen ist seitdem am 17. März 1902 aufgelassen worden, und Bitsch, das sich 1870/71 als uneinnehmbar erwiesen hatte, mag ähnlich wie Königstein in Sachsen und das Fort Boyen zwischen dem Löwentin- und Kisorin-See im äußersten Nordosten als Dépôt für wichtige Schätze, Acten ꝛc. von Bedeutung im Kriege werden. Dem Vormarsch einer Armee können die leicht zu umgehenden Punkte kein wesentliches Hinderniß bieten.

Digitized by Google

Im Osten ist diese erste Linie nicht so geschlossen ausgeprägt. Hier sind Königsberg, Thorn und Posen die Punkte ersten Ranges, während Breslau, ohne selbst als Festung bezeichnet zu werden, doch mit Festungswerken umgeben ist und damit für eine sehr starke Befestigung im Kriegsfalle wohl vorbereitet erscheint. Memel*), Groß-Glogau, Glatz liegen nahe auf der gleichen Linie, ihnen wird aber eine bei Weitem geringere Bedeutung beigemessen.

Für die zweite Linie fordert v. Heyde zwei bis drei große Festungen, die, ca. 15 bis 20 geographische Meilen hinter der ersten gelegen, einer geschlagenen Armee als Stützpunkt für ihre neue Sammlung dienen. In Deutschland könnte man als Beispiele hierfür Ulm und Ingolstadt ansehen, die, abgesehen von der kurzen Entfernung, mit ihren Forts wohl den Bedingungen an solche große Festungen entsprechen. Magdeburg ist nur mehr ein allerdings recht bedeutender Stapel- und Waffenplatz, der nicht für eine längere Vertheidigung eingerichtet ist, während Spandau einmal wohl als wichtigster Platz für Waffen- und Munitionsergänzung, dann aber auch gewissermaßen als Citadelle von Berlin seine große Bedeutung hat. Im Osten würde Küstrin, wichtig auch durch seine Lage an der Hauptzugangsstraße nach Berlin, als solche Festung der zweiten Linie zu erwähnen sein. Ueber seine Bedeutung gehen freilich die Angaben in der Literatur sehr auseinander.

Was endlich die Befestigung der Landeshauptstadt anbetrifft, so hält v. Heyde diese nicht für wünschenswerth, da sie durch ihre Größe zu viel Truppen beansprucht, falls nicht durch ihre Eroberung die Landesregierung ihre Herrschaft verliert und durch Aufhören geordneter Verhältnisse die Widerstandskraft des Landes überhaupt gebrochen wird. Daß dies für Berlin nicht zutrifft, ist schon oben erwähnt worden.

Ueberblicken wir noch einmal diese beiden kurz skizzirten Festungssysteme, so fällt uns wohl ein eigenthümlicher Unterschied dabei auf: In Frankreich spricht sich eine Aengstlichkeit und Furcht vor einer neuen Invasion aus, die wir in Deutschland nicht kennen. Hier sind durchaus nicht alle Straßenzüge gesperrt, und man gewinnt den Eindruck, als vertraue die Militärverwaltung mehr der Schlagfertigkeit des stehenden, stets kampftüchtigen Heeres als den vielen Wechselfällen ausgesetzten Festungswerken. Nicht in den todten, engen Wällen liegt die Sicherheit des Landes, sondern im kräftigen Zuschlagen, im siegessichern Kampf auf offenem Felde. Aber dies stolze Vertrauen artet nicht in Leichtsinn und Uebermuth aus: wenn es sich auch in erster Linie auf die feste Basis der activen Kraft stützt, so hat es in zweiter Linie einen guten Rückhalt in den wenigen, aber darum auch wohl widerstandsfähigen Bollwerken.

Wird das immer so bleiben? — Vorläufig, so lange wir unser kräftig und energisch geführtes Heer haben, ja! Aber die Geschichte lehrt auch, daß stets auf eine Zeit höchster Activität eine Zeit der Erschlaffung folgt. Dann werden sich unsere Nachkommen wohl nicht so sicher fühlen hinter der jetzigen Reihe der Festungen, und auch Deutschland wird sämmtliche Straßen und Wege sperren und hinter verbarricadirten Thoren ängstlich nach der Grenze schauen, wenn nicht der Zufall geschichtlicher Entwickelung es vorher — ganz anders kommen läßt.

*) Zweck, „Litauen" (1898) erwähnt außer der Citadelle bei Memel keinerlei Festungswerke.

Socialhygienische Alarmzeichen.

Von Eduard Sokal.

Aus der spiegelglatten Oberfläche der herkömmlichen socialpolitischen Phrase tritt in neuerer Zeit immer mehr ein Gebiet von Fragen und Untersuchungen hervor, das von den früheren Forschern meist nur flüchtig gestreift wurde: das Gebiet der socialen Hygiene. Die sociale Fragestellung hat sich durch die Errungenschaften der bacteriologischen Aera wesentlich vertieft und erweitert. Wir wissen nunmehr, daß die Bacterien nicht Krankheitsursachen im absoluten Sinne des Wortes sind, so daß mit dem Eindringen der Bacterien auch die Krankheit gesetzt wäre, sondern daß sie nur in einem durch äußere Einflüsse entsprechend prädisponirten Organismus ihre verderbliche Wirkung entfalten können. Durch die Summirung unendlich kleiner schädlicher Eingriffe und Veränderungen werden die Gewebe und Säfte des Organismus umgestaltet, die Hilfstruppen, die er zum Kampf mit den Bacterien aufbieten kann, lahmgelegt, in seine Schutzwälle eine Bresche gerissen und auf diese Weise die Krankheitsanlage, die selbst schon Krankheit ist, vorgezeichnet. Durch das sogenannte „Culturleben" werden außerdem die natürlichen primitiven Bedingungen des Kampfes um's Dasein verrückt, die physische Vollwerthigkeit tritt als ernstliche Siegeschance immer mehr in den Hintergrund, und so wird dann durch das eherne unerbittliche Naturgesetz die Degeneration ebenso herangezüchtet, wie es einstmals die physische Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit wurde. Der resignirte Ausspruch mancher pessimistischer Socialpolitiker: Es muß noch um Vieles schlimmer werden, ehe es besser werden kann — mag in erster Linie für die physische Seite des Menschen Geltung haben.

Ueberblickt man demnach vom Standpunkt der modernen Wissenschaft das gewaltige, von einer naiven Beobachtung bunt zusammengewürfelte Heer der „Krankheitsursachen" des Volksglaubens, als: Kummer, Ueberanstrengung, Erkältung ꝛc., so erkennt man, daß in diesen ungenauen Angaben immerhin die schätzbaren Resultate einer uralten Erfahrung, gewissermaßen einer Urerinnerung des Menschengeschlechtes, niedergelegt sind. All diese Einflüsse schädigen den Organismus und sind prädisponirende Momente für das Eindringen der Krankheitskeime. Ihre Einschränkung ist die erste Aufgabe einer wirklichen socialen Hygiene, und diese hätte zunächst bei der Erziehung einzugreifen. Wir kennen Alle eine Unzahl von bewährten hygienischen Vorschriften, die wir nicht befolgen, weil sie uns nicht durch eine vernünftige Erziehung in Fleisch und Blut übergegangen sind. Es wird sorgfältiger darauf geachtet, daß das Kind die Gabel in der linken Hand hält, als daß es den Bissen gehörig zerkaut. „Unsere natürlichen Feinde," wie der grimmige satyrische Ausspruch eines französischen Schriftstellers die Eltern und Erzieher nennt, „pfropfen auch manches giftige Reis auf die gesunde Pflanze des kindlichen Gemüthes." Die geschlechtliche Frühreife, von der bereits Hufeland in der „Makrobiotik" sagte, daß sie eine der größten Gefahren für die europäische Culturmenschheit bedeutet, hat seit seiner Zeit gewiß mächtig an Ausbreitung gewonnen. Die hellen Augen der Kinder sind in Gefahr, und wer kennt sie nicht, diese etiolirten Pflanzen der Großstadtluft, die bereits gebrochen und geknickt sind, ehe noch der Sturm des Lebens sie berührt hat? In den meisten Fällen verdienen aber die Eltern die Strafe, welche die Kinder trifft.

Nach zwei Richtungen hin können die Eltern und insbesondere die Mütter vorzugsweise gegen die Kinder sündigen: wenn sie es an der seelischen Wärme, der Zärtlichkeit fehlen lassen, oder wenn sie physisch unfähig sind, ihrer Mutterpflicht zu genügen und dadurch zur Verkümmerung des kindlichen Organismus beitragen. In den letzten Jahren hat ein Werk des berühmten italienischen Criminalisten Cino Ferriani unter dem Titel „Entartete Mütter" durch das Aufdecken ungeahnter Abgründe menschlicher Grausamkeit und Verworfenheit selbst dem Beherztesten Entsetzen eingeflößt; in einer kürzlich erschienenen Abhandlung veröffentlicht der rastlose Forscher Bunge die Resultate seiner Untersuchungen über die unheimlich zunehmende „Unfähigkeit der Frauen, ihre

Digitized by Google

Kinder zu stillen". Diese beiden Darstellungen ergänzen sich zu einem höchst betrübenden Gesammtbilde. Entartete Mütter! Einen grauenhafteren Gegensatz hat es wohl noch nie gegeben, als der in den beiden Titelworten des italienischen Werkes enthalten ist. Denn das Fortbestehen der Art ist an das Muttergefühl geknüpft, und das ganze Gebäude der gesellschaftlichen Moral ist ein morscher Coloß auf thönernen Füßen, sobald einmal die natürlichen Instincte gelockert sind, welche den socialen Bindekitt darstellen. Es wäre banal, der Mutterliebe einen Lobhymnus zu singen. Sie ist selbstverständlich, bedingungslos, zwecklos, und darin besteht ihre schlichte Größe. Die größte Selbstaufopferung und Entsagung, der willigste Opfermuth ist in ihr ebenso selbstverständlich zu finden, wie sonst eben nur — der rücksichtslose Egoismus zu finden ist. Hören wir die Stimme eines Dichters: „Wißt Ihr, was das ist, eine Mutter zu haben? Wißt Ihr, was es heißt, ein Kind zu sein, ein armes, schwaches, nacktes, elendes, ausgehungertes, auf der Welt alleinstehendes Wesen, und neben Euch, um Euch eine Frau zu fühlen, welche geht, wenn Ihr geht, welche stillsteht, wenn Ihr stillsteht, Euch zulächelt — nein, man weiß trotzdem noch nicht, was eigentlich eine Mutter ist. Ein Engel ist da, der Euch anblickt, der Euch die Sprache, das Lachen, die Liebe lehrt, der Eure Finger an seinen Händen erwärmt, Euren Körper auf seinen Knieen, Eure Seele an seinem Herzen! Ein Engel, der Euch seine Milch reicht, wenn Ihr klein, sein Brod, wenn Ihr groß seid, sein Leben immer! Zu ihm sagt Ihr Mutter, und er sagt zu Euch Kind, so milde, daß diese beiden Worte Gott erfreuen!" (V. Hugo.) Und nun halte man dagegen Ferriani's Schilderung von Müttern, die durch langsame Qualen ihre eigenen wehrlosen Kinder grausam sterben lassen! Aus den trockenen Ziffern und Documenten Ferriani's blickt uns ein Medusenhaupt entgegen, das man sich zwingen muß zu betrachten, ohne daß einem das Blut in den Adern erstarrt.

Immerhin sind die „moralisch entarteten Mütter" Ferriani's seltene, überaus seltene Ausnahmen. Sie sind so schauerlich und grotesk, daß sie über das echt Menschliche, welches doch an sich des Traurigen genug bietet, hinauszugehen scheinen und wohl für eine psychologische Betrachtung, nicht aber für eine sociale That der Hülfe und Abwehr genügende Anhaltspunkte bieten. Bemerkenswerth ist allerdings, daß einen großen Theil den mit allem Raffinement des Hasses mißhandelten kleinen Wesen die sogenannten „Kinder der Liebe" stellen, und es hat hier beinahe den Anschein, als würde der Haß, mit dem die Gesellschaft die Mutter verfolgt, unmittelbar an das Kind weitergegeben werden. Jedenfalls stellen aber die moralisch entarteten Mütter eine viel unbestimmtere und geringere sociale Gefahr dar als die — physisch entarteten Mütter, über die uns Bunge in seiner Abhandlung berichtet.

Mit der Frage der künstlichen Säuglingsernährung durch Kuhmilch u. s. w. haben die Bunge'schen Ausführungen nur wenig zu thun. Viele bedeutende Aerzte behaupten bekanntlich, daß bei sorgfältigster Durchführung der künstlichen Kuhmilchernährung die Kinder ebenso gut gedeihen wie an der Mutterbrust. So unwahrscheinlich dieses nach Bunge a priori erscheinen muß, da die Zusammensetzung der Milch bis auf's Kleinste den verschiedenen Bedürfnissen der einzelnen Säugethierarten angepaßt scheint und ihre chemische Aussonderung aus dem ganz anders zusammengesetzten Blutserum eines der größten Wunder der lebenden Natur ist, so wird man doch Angesichts so ernster Behauptungen jedenfalls die Möglichkeit zugeben müssen, so lange man das Gegentheil nicht statistisch bewiesen hat. Praktisch ist dies jedenfalls so gut wie von gar keiner Bedeutung. Denn wenn es sich auch herausstellen sollte, daß bei kundiger und verständnißvoller Durchführung der künstlichen Ernährung die Entwickelung des Kindes dieselbe sei wie bei den Brustkindern, so ist es doch klar, daß bei der großen Masse des Volkes die künstliche Kinderernährung sich nie und nimmer in dieser Weise durchführen lassen würde. Dazu stimmen auch die Ergebnisse der statistischen Untersuchung. Es wurde beispielsweise für Berlin festgestellt, daß die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre unter den mit Kuhmilch ernährten Kindern sechsmal so groß ist wie unter den an der Brust ernährten. Angesichts dessen gewinnt die Frage, aus welchem Grunde die Frauen ihre Kinder nicht mehr stillen, eine erhöhte und geradezu tragische Bedeutung.

Die Antwort auf diese Frage lautet nach Bunge ganz einfach: weil sie es nicht mehr können und physisch unfähig dazu sind. Nach seinen Untersuchungen ist der Theil der Frauen, welche es aus bloßer Bequemlichkeit oder Eitelkeit unterlassen, verhältnißmäßig gering; wohl aber ist die physische Unfähigkeit zum Stillen in erschreckendem Wachsthum begriffen. Er glaubt, aus seinen Forschungen schließen zu dürfen, daß schon gegenwärtig in vielen Städten Mitteleuropas die Mehrzahl der Frauen unfähig ist, zu stillen. Dr. Ph. Biedert, der bekannte Kinderarzt, hat eine historische Untersuchung über diesen Gegenstand angestellt und kommt zu dem Resultate, daß im Alterthume die künstliche Kinderernährung gänzlich unbekannt war; erst um das Jahr 1500 tauchen die ersten Angaben über künstliche Kinderernährung auf. Da stehen wir denn also historisch noch nicht allzuweit von der Quelle dieser betrübenden Erscheinung, und sie dürfte sich daher höchst wahrscheinlich noch bis auf ihren Ursprung zurückverfolgen lassen.

Dies war das Ziel der zwar nicht sehr ausgedehnten, aber (was viel wichtiger ist) in mustergiltig-kritischer Weise durchgeführten statistischen Untersuchung von Bunge. Es kann hier leider nicht im Einzelnen auf die Methodik der mit großem Fleiß und Scharfsinn zusammengestellten Tabellen eingegangen werden, deren Ergebniß in Kürze skizzirt werden soll. Zunächst ist durch die Bunge'sche Zusammenstellung die Erblichkeit der Unfähigkeit zum Stillen klar erwiesen. Kann eine Frau ihr Kind nicht stillen, so kann fast ausnahmslos auch die Tochter nicht stillen, und die Fähigkeit ist unwiederbringlich für alle kommenden Generationen verloren.

Eine andere Tabelle (Gruppe II) gewährt uns wieder einen deutlichen Einblick in den Causalzusammenhang zwischen dem Alkoholismus und der vererbten Unfähigkeit zum Stillen. Die Mutter hat noch die Fähigkeit; die Tochter hat sie nicht mehr: die Ursache der vererbten Abnormität muß daher beim Vater gesucht werden. Und in 67 Procent, also weit mehr als der Hälfte aller Fälle, ist der Vater dann ein notorischer Säufer oder zumindest ein unmäßiger Gewohnheitstrinker.

In ihrer Gesammtheit gewähren die Bunge'schen Tabellen einen tiefen Einblick in den Verlauf der Degeneration. Die Unfähigkeit zu Stillen ist keine isolirte Erscheinung; sie ist erblich, hat zur Hauptursache den Alkoholismus und paart sich auch mit anderen Symptomen der Degeneration. Die Kinder werden ungenügend ernährt, und so steigert sich die Entartung von Generation zu Generation, bis sie — schließlich zum qualvollen Untergang des Geschlechtes führt.

Fragt man aber nach den Mitteln zur Verhütung der Degeneration, so sind diese, da Staat und Gesellschaft kaum in absehbarer Zeit mit gesetzlichen Maßnahmen in diese Verhältnisse eingreifen werden, ausschließlich in die Hand des Individuums gegeben. In seiner eigenen Lebensführung und in der Eheschließung bestimmt Jedermann das Schicksal zukünftiger Geschlechter, und mit Recht stellt Bunge als gebieterisches Postulat auf, daß sich im Volksbewußtsein die einfache Wahrheit festsetze, es sei das Zeugen kranker, entarteter Kinder das schwerste Verbrechen, welches Menschen überhaupt begehen können. Hiermit wäre auch der wichtigste Schritt zur Beschwörung der drohenden Degeneration geschehen, und bis dahin müssen leider alle „socialhygienischen Alarmrufe" mehr oder minder ungehört verhallen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Eine Helmholtz-Biographie.

Von Dr. Georg Biedenkapp.

Leo Königsberger, ein Freund und College des berühmten Physikprofessors, hat uns mit dem ersten Bande einer Helmholz-Biographie bedacht (Verlag F. Vieweg u. Sohn, Braunschweig). Das Buch umfaßt die ersten vier Jahrzehnte von Helmholtzens Leben bis zu seiner Wiederverheirathung mit Anna v. Mohl. Den breitesten Raum nimmt die Darlegung der wissenschaftlichen Forschungen ein, aber das Biographische ist immer noch so reichhaltig, daß auch Derjenige auf seine Kosten kommt, der den physikalisch-physiologischen Gebieten ferner steht.

Die Verehrer des Mannes, der in Berlin allein zweimal durch Standbild verewigt ist, rühmen ihn als Bahnbrecher auf dem Gebiete der Optik und Akustik, als den Erfinder des Augenspiegels und des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft. Seine Feinde haben ihn des Plagiats an Schopenhauer, Robert Mayer und Ohm beschuldigt. Es wird heute von keinem Sachverständigen mehr in Abrede gestellt, daß das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und vor Allem der Hauptnachweis dafür, die mathematische Berechnung des mechanischen Wärmeäquivalents, von Robert Mayer fünf Jahre früher gefunden und veröffentlicht wurde. Es geht durchaus nicht mehr an, die Sache so darzustellen, wie es bisher aus übelberathener Freundschaft für Helmholtz geschah: als habe Mayer das Gesetz ausgesprochen, Helmholtz es erst mathematisch bewiesen. Nein, Helmholtz war in Bezug auf dies Gesetz, dessen Entdeckung ihm eine große Empfehlung für seine glänzende Laufbahn war, nur der Nachentdecker. Je länger dies geleugnet wird, um so mehr schadet man dem Todten. Aber warum denn es leugnen? Bleibt nicht die Erfindung des Augenspiegels, die physiologische Optik und die Lehre von den Tonempfindungen ein großer Ruhmestitel? Und läßt sich denn jene Nachentdeckung als eine bewußte erweisen? Die vorliegende Biographie belastet nach der einen und entlastet nach der anderen Seite. Ich glaube, daß sich auf ihrer Grundlage eine versöhnende Stellungnahme finden läßt.

Fassen wir zunächst die Belastung in's Auge. Robert Mayer hatte seine Entdeckung 1842 in Liebig's Zeitschrift für Chemie veröffentlicht und dann 1845 in einer eigenen Schrift über die organische Bewegung umfänglich und mathematisch die Mechanik der Wärme vom Sonnenball bis zum Blutmolekül dargelegt und Licht, Wärme, Elektricität, Chemismus, Gravitation und Bewegung als verschiedene Formen des unvermehrbaren und unverminderbaren Kraftfonds der Natur nachgewiesen. Als Helmholtz dann zwei Jahre später mit demselben Gedanken kam, wurde ihm die Ehre der Entdeckung gut geschrieben, während Robert Mayer durch widrige Schicksale im Verborgenen blieb. Wer nun an der Selbstständigkeit Helmholtzens nicht gern zweifelte, der konnte mit Recht annehmen, daß der damals 22jährige Gelehrte doch nicht absolut jenen Mayer'schen Aufsatz in Liebig's Zeitschrift gelesen haben mußte. Helmholtz war mehr Mathematiker und Physiker, in die Chemie arbeitete er sich damals erst tiefer ein. Ja, wenn der Mayer'sche Aufsatz in den „Annalen für Physik und Chemie" gestanden hätte, dann hätte es mit tollen Dingen zugehen müssen, wenn Helmholtz ihn nicht gesehen hätte. So konnte man sich trösten. Aber nun belastet die Biographie. Wir sehen aus ihr, daß Helmholtz damals gerade mit größter Aufmerksamkeit die Polemik Liebig's gegen gewisse Gegner verfolgte und 1843 einen Aufsatz über das Wesen der Fäulniß und Gährung veröffentlichte. Darnach kann man schlechterdings kaum zweifeln, daß Helmholtz die Liebig'sche Zeitschrift und ebenso den darin enthaltenen Mayer'schen Aufsatz gelesen haben muß.

Man steht vor einem Räthsel, das sich nur durch die auch aus der Biographie hervorgehende Gedächtnißschwäche und nervöse Erkrankungen Helmholtzens erklären läßt. Er hat Mayer gelesen, allein er hat vergessen, daß er ihn gelesen, und hat dann die Keime, die von jener Lectüre in ihm zurückgeblieben waren, von Neuem selbstständig zu Leben gebracht.

Der Glaube an ein bewußtes Plagiat ist um so schwerer anzunehmen, als Helmholtz nicht nur von Seiten eines trefflichen, prächtigen Vaters, sondern auch durch einen so gewaltigen Lehrer wie den Physiologen Johannes Müller eine ganz vorzügliche Erziehung empfing.

Helmholtzens Vater, ein geborener Berliner, nahm an den Freiheitskämpfen der Jahre 1813 und 1814 trotz schwächlichen Körpers Theil, sattelte darnach aus Gewissensbedenken vom Theologen zum Philologen und Philosophen um und wurde später Gymnasiallehrer und Professor zu Potsdam. Mütterlicherseits stammte der berühmte Physiker von einem hannöverschen Artillerieofficier, in dessen Adern englisches und französisches Emigrantenblut rollte. Helmholtz konnte sich der stolzen Abkunft von jenem William Penn rühmen, der seines Glaubens wegen mit zahlreichen Colonisten die englische Heimath verließ, um eine neue in Amerika zu finden. Dieser Quäker war ein moderner Solon, dessen Namen untrennbar mit der Geschichte Philadelphias und Pennsylvaniens verknüpft ist. Helmholtz ist also mindest dreifach gemischten Blutes, und da auch aus den zahlreichen Briefen seines Vaters, die in der Biographie abgedruckt sind, ein ganz vorzüglicher Charakter und scharfer Kopf spricht, so fällt es gewiß schwer, anzunehmen, daß der Abkömmling so edlen Blutes eines bewußten Plagiates zu zeihen wäre.

Der Briefwechsel zwischen Vater Helmholtz und Sohn ist, fast möchte ich sagen das Schönste an der ganzen Biographie. Auf der einen Seite die schwungvollen Gedanken des Vaters, der sich ganz in die idealistische Philosophie Kant's und Fichte's eingelebt hat, und auf der anderen der nüchterne Geist des Sohnes, der das Experiment als Basis der Wissenschaft betrachtet. Der Vater warnt vor dem Materialismus, zu dem die Naturwissenschaft verführe. Er solle die Grenze und Aufgabe seines Gebietes begreifen und nicht in das rein Geistige des Staates übergreifen, sowie der Religion und Moral. „Denn dies sind keine Producte und Erscheinungen der Natur, sondern des Geistes, und wer sie aus der materiellen Welt ableiten wollte, der zerstörte ihr höheres Wesen, der zerstörte den menschlichen Stolz und profanirte unsere heiligsten Güter, welches eben die ewigen, rein geistigen sind." „Mag auch die isolirte Naturforschung manchen zufälligen, äußerlich nachzuweisenden Nutzen stiften können," so heißt es in einem anderen Briefe, „einen wissenschaftlichen Fortschritt, ja selbst sichere und tiefere Einwirkung auf das Leben wird sie nur in der Begleitung der Philosophie gewinnen, da eben die gestaltende Kraft schon der reine Gedanke ist, und das Geistige wie überhaupt jede neu durchbrechende Idee allemal neue Sphären und Aufgaben, bei Beobachtung unter einem neuen Lichte des Gedankens eröffnet."

Viel kühler dagegen schreibt der Sohn: „Wir mathematischen Naturforscher sind zu einer sehr ängstlichen Genauigkeit in der Prüfung der Thatsachen und Schlußfolgen disciplinirt und zwingen uns gegenseitig, unsere Gedankensprünge in den Hypothesen, mit denen wir das noch unerforschte Terrain zu sondiren suchen, sehr kurz und knapp zu machen." Des Weiteren weist der Sohn die „trivialen Tiraden" von Vogt und Moleschott weit von sich, diese Leute seien keine Repräsentanten der Naturforschung, denn sie besäßen weder Achtung vor den Thatsachen noch Besonnenheit in den Schlußfolgerungen. Schopenhauer habe ihm gründlich mißfallen.

Bekanntlich hat Schopenhauer das Größenverhältniß zwischen Kant und Helmholtz durch den Unterschied zwischen

Digitized by Google

Montblanc und Maulwurfshügel illustriren wollen. Da versteht man es, daß der alte Helmholtz auf den Beleidiger seines Sohnes auch nicht gerade Loblieder singt. Schopenhauer, so schreibt er, wolle in seinem hohen Alter endlich Aufsehen erregen, da er bei den Philosophen eine so schlechte Aufnahme gefunden habe. Er speculire auf das Zeitungspublicum und auf die für Sonderlinge so geneigten Engländer.

Auch politisch mag ein leiser Gegensatz zwischen Vater und Sohn gewaltet haben. Der Sohn spottet über die Demokraten, der Vater über höfische Wissenschaft. Jedoch sei hier eine feine Bemerkung des alten Helmholtz nicht übergangen: „Hinter den Formen des feineren Umganges liegt in der Regel ein tiefer Sinn, der nur vergessen ist, daher sie denn auch gar sehr beliebt machen und fördern; ihnen Seele zu geben, damit sie aufhören, leere Form und Schein zu sein, kommt auf einen Jeden selbst an."

Ein jüngerer Bruder des Physikers wollte sich dem Maschinenbaufach widmen. Es war damals die Uebergangszeit, wo der Gewerbetreibende und Techniker noch über die Achsel angesehen waren. Da ist ein Brief interessant, den Helmholtz seinem Bruder zur Bestärkung in seinem Vorsatze schrieb: „Was den Streit über ‚Handwerk' und ‚nicht Handwerk' betrifft, so sehe ich aus Deiner Darstellung, daß Du die Sache keineswegs so auffaßt, daß ich auf die Seite R.'s und seiner gelehrten Verachtung der banausischen Beschäftigungen treten müßte. Der Werth des Arbeitens hängt nicht von dem Material, was man bearbeitet, ab, ob es unorganische Materie oder Geistesproducte seien, sondern von der Größe der geistigen Kraft, mit der es bearbeitet wird, und davon, ob die Arbeit nur den Zweck des Lebensunterhaltes habe oder ob sie Sache des freien, geistigen Interesses sei. Wer so arbeitet, wie er es von seinem Lehrer oder Meister einmal zu machen gelernt hat und nur beabsichtigt, dadurch die Mittel für seine Subsistenz oder sein Vergnügen zu erlangen, der wird durch das Maschinenmäßige der Arbeit geistig abgetödtet; wer aber aus Lust an der Sache arbeitet und demzufolge strebt, die Sache zu fördern, der wird durch die Arbeit veredelt, welche es auch sein mag."

Der Bruder, an den diese Worte gerichtet waren, wurde später Director der großen Rheinischen Stahlwerke bei Ruhrort.

Es sind schon mehrere Biographien vorhanden und auch die von Helmholtz gehört zu denen, aus welchen das Interesse des späteren Kaisers Wilhelm an der Wissenschaft lebhaft hervorgeht. Als Helmholtz einem Ruf nach Heidelberg folgte und damit die Universität Bonn verließ, soll der Prinz von Preußen in scharfen Ausdrücken Bericht über die Gründe des Abgangs von Helmholtz gefordert und die Absicht ausgesprochen haben, sich persönlich nach Baden hin zu verwenden, um Helmholtz dort seines Contractes entbinden und ihm zu neuen Verhandlungen mit der preußischen Regierung Raum geben zu lassen. Der Prinz habe sich schon früher sehr mißbilligend über die Art geäußert, wie in der Verwaltung der preußischen Universitäten die wissenschaftlichen Rücksichten den kirchlichen und politischen nachgesetzt worden sind. Bei Helmholtz kam vielleicht auch noch der Umstand hinzu, daß dieser ein Zögling des medicinisch-chirurgischen Friedrich Wilhelms-Instituts in Berlin war. Bei fünf Kindern konnte der alte Helmholtz seinen ältesten Sohn Hermann nur auf diese Weise zum medicinischen Studium gelangen lassen, daß er ihn in dies Institut eintreten ließ, wobei sich der junge Mann verpflichten mußte, eine Anzahl Jahre als Militärarzt zu fungiren.

Ueber Helmholtz' Jugendzeit erfahren wir, daß er bis zum 7. Jahre schwächlich und kränklich, später in der Schule gerade kein Wunderkind, erst in den oberen Classen ein sehr guter Schüler war. Seine mathematisch-physikalische Richtung mag zum Theil auf den Umstand zu verrechnen sein, daß sein sehr tüchtiger Mathematiklehrer auch Freund und College seines Vaters war und damals, als Helmholtz in den oberen Classen des Gymnasiums saß, die Eisenbahnen in Deutschland Eingang fanden. Speciell die Strecke Berlin-Potsdam war eine heiß umstrittene, der die thörichtesten Bedenken entgegen gehalten wurden. Auch war der Telegraph bereits entdeckt, und allenthalben kündigte sich eine Zeit an, in der die Anwendungen der exacten Wissenschaften Trumpf wurden. Das hat Helmholtz offenbar auch bewußt oder unbewußt in der Wahl seines Berufes beeinflußt.

Für seine Laufbahn hat, wie die Biographie klar erkennen läßt, der etwas ältere Du Bois-Reymond vielfach Schrittmacherdienste geleistet, und so liest sich dies Leben wie das eines echten Sonntagskindes, dem die Schicksalsparze nur selten in die Quere schnitt.

Oeffentliche Placate und die Reclamekunst

Von Mil Richter (Leipzig).

Kaum ein Jahrzehnt ist es her, daß das Placat aus dem Lande jenseits der Vogesen zu uns herüberkam. Während man hier zu Lande dem Fremden sonst gewöhnlich zugeneigt ist, empfing man es merkwürdiger Weise mit einer Abneigung, die sich hier und da bis zur Verpönung steigerte. Aber es hat sich dennoch zu behaupten gewußt. Das zeigt wenigstens die Entwickelung, die das Placatwesen innerhalb des letzten Jahrzehnts genommen hat. Auch der frisch aufblühende Industriezweig zeigt es uns, der aus ihm in so raschem Wachsthum hervorging. Ueberall ist das Placat vertreten: bei Ankündigungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, beim Verkauf der Literaturerzeugnisse, bei öffentlichen Veranstaltungen bedienen wir uns seiner, am häufigsten jedoch begegnen wir ihm im Geschäftsleben. Mitten im bunt bewegten Leben der Großstadt prangt es an dickleibigen Placatsäulen, wir finden es im Schaufenster der großen Waarenhäuser, in öffentlichen Locales dient es als Stubenzierde, und in Zeitungen und Zeitschriften hat es längst seine Heimath aufgeschlagen. Bald begegnen wir dem gewöhnlichen Schriftplacat mit seinen breiten, farbigen Lettern, bald dem Figurenplacat mit seinen lustigen und lebensvollen Gestalten, mit den lachenden Frauengesichtchen und den satyrisch-schalkhaften Figuren. Seltener schon sehen wir das künstlerische Placat mit den vornehmen, schönheitsvollen Gestalten aus dem socialen oder gesellschaftlichen Leben. Diese Gattung der Placate ist uns immer interessant, weil sie schön, eigenartig und vor allen Dingen mit einer Fülle künstlerischer und technischer Reize ausgestattet sind.

Hier begegnen wir den Anfängen zu einer Reform der Reclamekunst. Denn in der Hauptsache kommt es auf die Verwendung der technischen Mittel an, um eine wirkungsvolle Reclame durch das Placat zu erzielen. Darin liegt die Kunst der Reclame. Sie ist eine Geschicklichkeitskunst, — eine Modekunst, aber auch eine Calculationskunst. Denn das Placat soll Effect erzeugen. Also müssen wir die Mittel so nehmen, wie sie uns wirkungsfähig erscheinen.

Zunächst die Schrift.

Sie ist das Mittel der einfachen Placatkunst. In der öffentlichen Reclame spielt sie allerdings gewöhnlich eine untergeordnete Rolle. Sie wird übertönt durch den übertriebenen Bildschmuck, durch die Größe der Farbenplastik. Und doch ist die einfache Schrift auf weißem Untergrunde nicht minder wirksam. Allerdings ist hierbei für die technische Wirksamkeit das Arrangement ausschlaggebend. Auf dieses kommt es einzig und allein an. Die Zusammensetzung der Schrift muß nach ganz bestimmten Gesichtspunkten erfolgen. Wenig Text, möglichst gar keinen, aber charakteristische Stichworte. Und diese müssen ganz besonders durch eine vornehme

Digitized by Google

Schriftart hervorgehoben werden. In dieser textlichen Einfachheit liegt der Schlüssel zum Erfolg. Schon von Weitem muß man sehen können, um was es sich bei dieser oder jener Anzeige handelt. Denn wenn man durch die Straßen oder über die Plätze der Großstadt schreitet, streift man das Placatwesen nur mit flüchtigen Blicken. Man betrachtet das, was einem auffällt. Sehen wir da schon von Weitem ein Wort in starken, breiten Lettern glänzen, das der Inbegriff der ganzen Anzeige ist, mit dem sich ihr Inhalt deckt, ja, das uns auf den ersten Blick errathen läßt, was es überhaupt für eine Bewandtniß mit dem angekündigten Gegenstande hat, also ein Wort, daß Alles sagt, was wir wissen wollen, — dann betrachten wir es näher, es interessirt uns, und wir lesen noch den übrigen Text dazu. Das ist der äußere Reiz, die Anziehungskraft, die Wirkungsfähigkeit der Reclame. Und deßhalb hat dieses auffallende Hervorheben von Schlagwörtern einen so außerordentlichen Werth. Den übrigen Raum lassen wir frei. Denn eine solche Leere ist das zweite Erforderniß. Der freie Raum erhöht offenbar die Wirkungsfähigkeit. Zunächst bringt er ja dem Auge eine wohlthuende Abwechselung. Dann läßt er aber auch die Schrift stärker durchscheinen: wir sehen sie weiterhin leuchten durch den umgebenden weißen Schein des Papieres. Das sind die Bedingungen des Schriftarrangements. Darin liegt der Erfolg. Aber darin liegt auch eine große, bedeutungsvolle Aufgabe der Reclamekunst überhaupt. Man hat sich von diesem einfachen Schriftplacat vielfach abgewendet, weil man es nicht wirkungsfähig genug fand. Doch diese Wirkungslosigkeit war eben darin zu suchen, daß man das Placat mit einem Uebermaß an textlichem Inhalt belastete. Die Idee, überhaupt die Absicht verlor sich in allerhand Tüfteleien. Man führte alles Mögliche an, was man verkaufen wollte. So entstand eine Art geschäftlicher Speisezettel, bisweilen auch eine Art Programm. Wie lange sich dieser Irrthum behauptet hat, zeigt ein Blick auf unser Placatwesen. Nur vereinzelt finden wir die Bedingungen erfüllt. Nur selten hebt sich eine Anzeige aus dem bunten Wirrwarr der Bilder und Reflexe ab, die durch die originelle Einfachheit des Schriftsatzes Effect macht.

Daneben gelangt das Placat zu seinem Rechte, ja gewissermaßen zu Ehren. Das Figurenplacat sowohl als das farbige. Nur fehlt in beiden noch vielfach die Consequenz, die Harmonie, die Einheitlichkeit der Züge. Figuren sind ja hier nichts weiter als Clichéabdrücke und können deßwegen auch vom künstlerischen Gesichtspunkte aus nicht so streng beurtheilt werden. Denn es ist Fabrikwaare. Vielfach sind sie nur aus einer Vergrößerung der geschäftlichen Signets entstanden. Aber gleichviel — sie müssen jedenfalls in ihrer äußeren Erscheinung zum Charakter des Placates passen. Auch sie müssen sich mit dem Inhalte der Anzeige decken, ihn charakterisiren. Denn die Figuren sollen ja das Mittel zur Wirknng sein. Das Bild ist hier Hauptsache, die Schrift Nebensache. Zu diesem Bilde aber gesellt sich noch die Farbentechnik. Sie soll die Wirkungsfähigkeit unterstützen. Deßhalb wird es gut und vortheilhaft sein, zwischen der Figurenzeichnung und der Farbentechnik Contraste zu erzielen. Der Charakter des Bildes muß sich von der Farbe abheben. Das ist der Zweck des öffentlichen Placates, die Kunst seiner Technik. In die Figuren müssen wir das Hauptgewicht legen. Frohe, anmuthige Gestalten erwecken zuerst Interesse. Ueberhaupt Bilder aus der Natur, aus dem Leben, aus der Gesellschaft sind am vortheilhaftesten. Lachende, lebenslustige Frauengestalten bilden daher die wirkungsvollsten Motive des Placates. In ihren Zügen liegt Grazie, in ihrem Antlitz Freude und Lust, Schalkhaftigkeit und Chic, in ihrem Charakter der Reiz des Modernen, des Natürlichen, des Lebenswahren. Und wenn wir noch so hastigen Schrittes um die Straßenecke biegen, vor der eine Placatsäule aufgepflanzt ist, wir können nicht vorüber eilen, ohne einen flüchtigen Blick nach jener triumphirenden Frauengestalt hinüber geworfen zu haben, die uns mit freundlichem Blicke zulächelt. Was ist es, das uns an diesem Bilde reizt, was uns fesselt? Eine einfache Copie des Frauentypus, wie wir ihm tagtäglich begegnen — weiter nichts. Eine Person aus dem Leben, die durch das Placat wiedergegeben ist — das ist Alles. Meistens ohne subjective Zuthaten, ohne ornamentales Beiwerk. Wodurch wirkt sie? Denn wir betrachten sie ja — wir schauen ihr nach oder treten näher zu ihr heran. Ein Schein des Lächelns liegt auf ihrem Antlitz. Aus den Zügen leuchtet eine ansprechende Schalkhaftigkeit. In ihren Bewegungen giebt sich eine lustige Satyre kund.

Das sind die Mittel, die uns reizen. Dabei sind auch die Aeußerlichkeiten verlockend. Ein einfaches Kleid umgiebt den schlanken Körper. Die entblößten Arme geben dem Ganzen einen wohlthuenden Anblick. Barköpfig und mit aufgelöstem Haar hält sie uns irgend etwas entgegen. Aber ihr Blick ist scharf, gewissermaßen stechend, herausfordernd. Dahin zielt das künstlerische Motiv: Im Blick soll der Ausdruck liegen, der Effect und die Wirkungsfähigkeit. Oder ein kleines Mädchen mit lockigem Haar fällt uns durch ihre gesunde, strahlende Gesichtsfarbe besonders in die Augen. Ihr volles Gesicht, ihre Jugendfrische, die klaren schwarzen Augen, die rothen, runden Backen, der muntere, fröhliche Ausdruck — das Alles verkörpert in so treffender Weise die Wirkungsfähigkeit eines Nahrungsmittels, daß kaum ein schöneres, in seiner Gesammtheit wirkendes Motiv gedacht werden kann. Man sieht überall Natur und Leben, Frische und Schönheit — das interessirt uns nicht bloß, das entzückt, erheitert uns. Darum betrachten wir es — vielleicht gar ein zweites Mal, und wir betrachten es wieder. Diese Motive sind so einfach — namentlich technisch.

Schon mit dem einfachen Schwarzdruck als Clichédruck ist viel zu erreichen. Erhöht wird die Wirkungsfähigkeit allerdings durch den Buntdruck. Aber auch hier leistet die Einfachheit größere Dienste als ein wechselvolles Durcheinander. Mit zwei Farben ist daher in der Regel mehr zu erreichen als mit einer Menge von Farbenabstufungen. Eine solche Fülle würde höchstens allzugroße Anforderungen an das Auge stellen. Erst nach einem unbequemen Suchen nach dem Kern der Sache würde man die wirkliche Absicht herausfinden können. Aber gerade dieses Suchen lenkt den Betrachter ab. Es verleidet ihm die Freude am Beschauen. Das sind die ersten und obersten Voraussetzungen für den Placatdruck, wie er an den Reclamesäulen Verwendung findet. Welche weiteren Erfordernisse sich hieran knüpfen, werden die Betrachtungen des künstlerischen Placates zeigen.

Noch ein anderes technisches Moment kann hier nicht unerwähnt bleiben. Es gehört zur consequenten Durchführung einer günstigen Reform. Zunächst eine Frage: Unter welchen Gesichtspunkt haben wir eigentlich die Reclamesäulen zu stellen? Denn sie bilden ja immerhin eine nicht unwesentliche, ja nothwendige Erscheinung im Stadtbilde. Sie sind unentbehrlich geworden wie so manche andere moderne Einrichtung auch. Und wenn man sie heute beseitigen wollte, würde ein solcher Zustand für den Geschäftsmann, für den Reisenden, für den Fremden möglich sein? Sie würden jedenfalls Alle nirgends einen entsprechenden Ersatz dafür finden. Also sind sie ein Bedürfniß. Und damit punctum.

Doch nein — sie sind ja auch zugleich eine gewichtige Erscheinung im Großstadtleben. Fassen wir sie nun als Sehnswürdigkeit, als Zierde auf oder nur als Wegweiser, als Orientirungstafel? Letzteren Fall angenommen, würde man sie eben nur unter den geschäftlichen Gesichtspunkt stellen können. Sie würde nichts weiter als eine geschäftliche oder verkehrspolitische Einrichtung sein. Aber selbst wenn man sie als Zierde nicht gelten lassen will — sie stehen auf parkgeschmückten Plätzen oder inmitten sauber eingerichteter Alleen, zwischen Prachtbauten und Denkmälern, und da müssen wir

Digitized by Google

sie mindestens von einem ästhetischen Gesichtspunkte aus betrachten. Denn wenn man sich in einer solchen Umgebung befindet, müssen wir uns fragen: stören sie den Gesammteindruck oder nicht? Sind wir doch daran gewöhnt, uns an solche Kleinigkeiten zu stoßen. Unser ästhetisches Gefühl entrüstet sich, wenn in einer schnurgeraden Baumreihe irgend ein losgerissener Stamm die Ebenmäßigkeit durchbricht. Ja, es entrüstet sich schon, wenn inmitten gut bestellter Parkanlagen ein Fetzen fortgeworfenen Papieres umher liegt. Es belästigt uns, und wir sind empört über das Unästhetische eines solchen Anblicks. Stört aber nicht ebenso auch die Placatsäule inmitten einer künstlerisch geordneten Umgebung? Empfinden wir es nicht unangenehm, wenn wir, versunken in ästhetischen Betrachtungen, ringsum Symmetrie und Naturschönheit, wenn wir Alles nach unserem Geschmack eingerichtet finden, nun mit einem Male durch den Anblick der Placatsäulen in eine ganz andere Welt hinein gebracht werden, ganz andere Vorstellungen erhalten, vor Allem aber einen unpassenden Contrast in dem ordnungslosen Durcheinander der Placatzettel empfinden. Wir ärgern uns über eine solche Störung, und es kann vorkommen, daß der Anblick jener häßlichen Blößen, die zwischen den Falten des Placatgewandes hervorlugen, die Freude am Beschauen eines geschmackvoll eingerichteten Parkplatzes verleidet.

Nicht die Mannigfaltigkeit der Anzeigen verursacht die Störung, sondern der Wirrwarr im Arrangement. Wir finden keine Planmäßigkeit, sondern nur Unordnung, Anzeigen über Protestversammlungen und Theater, über Mundwasser und Bachconcerte, Bismarckliteratur und Leihhausversteigerungen, Dombaulotterien und Variétévorstellungen — Alles ohne bestimmte Absicht, Alles durcheinander und nebeneinander. So löst ein Gedanke den anderen, eine Vorstellung die andere ab, ohne daß wir befriedigt wären. Und jeder neue Eindruck wird durch einen anderen Gegensatz vernichtet. Daraus erklärt sich die Unduldsamkeit des Reclameplacates. Wenn wir es deßhalb zu einer Zierde im Stadtbilde erheben wollen, dürfte sich zunächst die Einrichtung von Vorzugsplacaten empfehlen, die künstlerisch hergestellt und an denjenigen Plätzen angebracht werden müßten, die ihrer ganzen Anlage und Umgebung nach eine solche Bevorzugung beanspruchen. Aber auch das Arrangement der Anschlagzettel müßte nach dem Gesichtspunkte der Planmäßigkeit erfolgen. Eine gewisse Einheitlichkeit würde nach dem Charakter der Anzeige erzielt werden. Dazu müßten für die einzelnen Gebiete besondere Felder geschaffen werden, so eins für Politik, für Wissenschaft und Kunst, Vergnügungen und Sehenswürdigkeiten und so fort. Dadurch würde vor allen Dingen die Mannigfaltigkeit der Eindrücke vermieden werden. Die lästige Verschwommenheit des Gesammtbildes würde verschwinden und das öffentliche Reclamewesen als etwas Ganzes im Sonntagskleide erscheinen. Insofern wäre es aber auch im Stadtbilde eine Zierde, ein ästhetisch wirkender Factor.

Größere Dimensionen hat die Reclame in ihrem Mutterlande angenommen. Dort beherrscht sie Alles. Ihre laute Sprache tönt wie ein tausendfältiges Echo des Geschäftslebens zurück. Und wir haben oft gar keine Ahnung davon, in welchen eigenartigen und originellen Formen und Tonarten sie hier auftritt. Am ausgeprägtesten und frappantesten ist immer die Straßenreklame mit ihren witzigen und possenhaften Einfällen. Jedes Haus, jedes Gebäude, jede Einrichtung, überhaupt jedes Plätzchen, das vom Publicum beobachtet werden kann, ist mit einem Reclamezettel belegt. Ja, bis hinein in die stillen Stätten des Friedhofes ist sie sogar gedrungen: auf Grabsteinen lesen wir die verblüffende Inschrift: Hier ruht in Gott Herr soundso, Schuhmachermeister dort und dort wohnhaft, in dessen Geschäft die elegantesten und dauerhaftesten Stiefel für Damen und Herren zu haben sind. Oder noch origineller: Hier wird einst Herr soundso ruhen, Hutfabrikant in dort und dort, bei welchem täglich großer Ausverkauf billiger Herrenhüte stattfindet. Das sind Zoten, die wir Gott sei Dank nicht kennen.

So treten dort alle möglichen Raffinements auf, alle Tollheiten und alle Trics leistet sich die Reclame. Da wird Alles herangezogen, um einen neuen Einfall zu einem Reclamespiel zu machen. Menschen und Thiere dienen als wohlfeile Mittel. Beispielsweise der Elephant, welcher von einem Gastwirth in den Straßen herumgeschickt wird In seinem Rüssel einen Speisezettel tragend, preist er das Menu dem Publicum an. Oder die Theater und Variétés werden benutzt, die Reclame in das grelle Rampenlicht zu stellen. Kaum ist der Vorhang aufgezogen, und das Publicum wartet aufmerksam und staunenden Blickes auf den Beginn der Vorstellung, da erscheint plötzlich ein Mann auf der Bühne und schreit mit aller Lungenkraft durch den Saal: Sogleich wird die Vorstellung beginnen. Die Damen und Herren sind noch bei der Toilette. Ich habe ihnen eben eine Probe unserer neuen Zahnpasta vorgelegt, sie ist ganz vorzüglich gefunden worden. Die Dose kostet nur soundso viel und ist bei der Firma soundso zu haben. Plötzlich fällt ein Regen bunter Zettelchen, welche die neue Zahnpasta anpreisen, in's Publicum hernieder. Auf der Bühne aber ist der Reclamemann verschwunden, und die Vorstellung beginnt. Das ist die active Reclame mit ihren unduldsamen Uebertriebenheiten und ihren unlauteren Mitteln.

Glücklicher Weise haben sich diese bei uns nicht eingebürgert. Sie sind uns — den kunstsinnigen Deutschen — verhaßt. Wir bedienen uns anderer, vornehmerer Mittel. In erster Linie haben wir das Placat in unsere Dienste genommen. Immer mehr gewöhnt sich die Geschäftswelt daran, eine vornehme Reclame mit Hülfe eines guten, künstlerischen Placates zu machen, weil sie immer mehr zu der Ueberzeugung kommt, daß dadurch am ehesten der gewünschte Erfolg erzielt werden kann. Diese Richtung hat auch das öffentliche Reclamewesen eingeschlagen. Auch es befindet sich auf dem Wege zur vornehmen Placatkunst.

Aus der Hauptstadt.

Politisches Tagebuch.

Oberamtmann L. Spamer in Darmstadt wünscht dem Präsidenten des Reichstages die Vollmacht zu ertheilen, daß er während einer Sitzung, sobald es ihm zweckmäßig erscheint, verkünden könne, bis zum Schluß der Sitzung sei die Immunität der Abgeordneten aufgehoben. Die Verkündung soll durch drei Glockenzeichen oder bei großem Lärm durch Aufrichten eines schwarzen Fähnchens am Präsidentenpulte erfolgen. Sobald das Zeichen gegeben ist, unterstehen die Abgeordneten für jedes Wort und jede Handlung dem Strafgesetze. Ein Polizeicommissar erscheint mit zwei Schutzleuten in Civil, aber „mit kleinen Abzeichen" versehen, im Saale, nimmt in der Nähe des Präsidenten Platz und notirt alle Aeußerungen, auf Grund deren die Abgeordneten strafrechtlich belangt werden können. Spamer's Vorschlag ist darum so glücklich, weil Dank ihm in Zukunft alle Präsidialkrisen vermieden werden können. Kommt irgend ein Vollmar oder Bebel noch einmal auf Krupp und Kaiserreden zu sprechen, so genügt die Hissung der schwarzen Flagge, um den Schutzmann in Thätigkeit treten zu lassen. Vielleicht könnte man im Reichstage auch eine besondere Marienburger Polizeiwache einrichten, der alle gefährlichen Abgeordneten zur weiteren nachdrücklichen Behandlung überwiesen werden müßten.

*

Zur Enthüllung des Standbildes Friedrichs des Großen in Washington, des Geschenkes des Kaisers an die nordamerikanische Union, soll sich eine Officiers-Deputation nach Amerika begeben. An der Spitze der Abordnung wird Feldmarschall Graf Waldersee stehen.

Venezuela kann also aufathmen. Wie Tungfuhsiang und die Kaiserin-Wittwe gerettet war, als der Weltmarschall nach China kam, so darf jetzt auch Castro sich sicher fühlen.

*

Digitized by Google

Dem Alten Fritz wird es in Amerika ergehen wie dem Dichter Heine — erst hat man für sein geschenktes Denkmal überhaupt keinen Platz, und dann stellt man's an ganz entlegener oder schwer zugänglicher Stelle auf. Die Officiers-Deputation geht wahrscheinlich deßhalb nach Amerika, damit wenigstens einige Europäer sich durch den Augenschein davon überzeugen, wo das Monument hinkommt. Denn sonst wird es möglicher Weise trotz allen Suchens von Niemandem wieder aufgefunden werden können.

*

Nach Fertigstellung des Posener Schlosses wird Wilhelm II. Eigenthümer von 53 Schlössern und schloßartigen Gebäuden einschließlich der Jagdschlösser sein. Von diesen befinden sich drei in Berlin. Auf Potsdam und seine Umgebung entfallen nicht weniger als 13. Im Stadtkreis Kassel befinden sich drei Schlösser. Ferner gehören dem Kaiser: das Residenzschloß in Hannover, das Stadtschloß in Stettin, die Schlösser in Wiesbaden, Straßburg i. E., Schwedt an der Oder, Breslau, Celle, Charlottenburg bei Berlin, Freienwalde an der Oder, Homburg v. d. Höhe, Königsberg i. Pr., Königswusterhausen, Osnabrück, Oliva, Koblenz, das Schloß in Urville, die Hohkönigsburg, Schloß Stolzenfels a. Rh., Jagdschloß Rominten, das Schloß Schönhausen, Jagdschloß Grunewald, das Jagdschloß in der Goerde, die Burg Hohenzollern, Jagdschloß Hubertusstock, das Schloß in Cadinen, das Schloß Jägernhof bei Düsseldorf, Schloß Georgsgarten, die Burg Sonneck a. Rh., Jagdschloß Springe, das Schloß zu Benrath, zu Brühl, das Schloß zu Erdmannsdorf i. Schl., das Jagdschloß Letzlingen, und schließlich kommt noch hinzu das Residenzschloß in Posen.

Da das Schloß in Posen nach ministeriellen Angaben dazu dienen soll, die deutsche Gesinnung und das monarchische Empfinden der Bevölkerung zu stärken, so haben königstreue Männer keinen Anlaß, sich hinsichtlich der royalistischen Empfindungen der übrigen Provinzen zu ängstigen. 52 Schlösser genügen einstweilen. Allerdings kann ich mir nun erklären, warum sich in Hinterpommern die agrarische Fronde so breit macht, und warum die Bayern so gotteslästerliche Reden über Swinemünde halten. Beiden Bezirken fehlen Posen'sche Schlösser.

*

Ludwig Pietsch schreibt in der Schlesischen Zeitung:

„Es fand die Aufführung von Shakespeare's neu einstudirtem Heinrich V. statt, mit Christians in der Rolle des jungen ritterlichen Königs, der von dem Dichter so gezeichnet ist, daß man, wenn diese Zeichnung losgelöst werden könnte von der ganzen Umgebung und dem mittelalterlichen Milieu, sie stellenweise für ein wohlgetroffenes Porträt unseres Kaisers halten könnte. Wem fiele das nicht auf, wenn er den Erzbischof von Canterbury von König Heinrich sagen hört:

Hört ihn nur über Gott'sgelahrtheit reden,
Und, ganz Bewund'rung, werdet Ihr den Wunsch
Im Innren thun, der König wär' Prälat;
Hört ihn verhandeln über Staatsgeschäfte,
So glaubt Ihr, daß er einzig das studirt;
Horcht auf sein Kriegsgespräch, und grause Schlachten
Vernehmt Ihr vorgetragen in Musik.
Bringt ihn auf einen Fall der Politik,
Er wird desselben gord'schen Knoten lösen,
Vertraulich wie sein Kniband: daß, wenn er spricht,
Die Luft, der ungebund'ne Wüstling, schweigt,
Und stumm Erstaunen lauscht in aller Ohren,
Die honigsüßen Sprüche zu erhaschen. . .“

Alle Achtung! Für einen Altmodischen wie L. P. ist das wirklich recht modern.

*

Demokratische und socialdemokratische Blätter beschweren sich darüber, daß der Rothe Adler-Orden 3. Classe dem etwa 20jährigen Fürsten zu Schönburg-Waldenburg in Bonn verliehen worden sei. Hämisch fügen sie hinzu, der Fürst sei durch den frühzeitigen Tod seines Vaters schon im Alter von sechs Jahren in den Besitz des Fürstentitels und der Besitzungen seiner Familie gelangt und gegenwärtig bei der Universität in Bonn als studiosus juris immatriculirt.

Den Demokraten ist es schwer recht zu machen. Statt als geschworene Gegner alles Titel- und Ordenswesens froh darüber zu sein, wenn Titel und Orden durch die Art der Verleihung als das gekennzeichnet werden, was sie in Wahrheit sind: als leere Decoration — statt dessen gerathen sie in loyale Entrüstung über eine hocherfreuliche Handlung des Monarchen. Sie würden sich wahrscheinlich auch in der Zeit, wo „Gazetten nicht geniret“ wurden, hell über den historischen Erlaß des Alten Fritz sich entrüstet haben, der einen Titeldurstigen zum Wagenrath ernannte — „nicht Wagenrad“, wie der große König spöttisch hinzufügte.

*

„Der Papst,“ so meldet das „Wolff'sche Bureau“ aus Rom, „empfing den deutschen Reichstagsabgeordneten v. Frege mit Gemahlin.“ Das berühmte, etwa zehn Jahre alte und nie erblassende Geschlecht derer v. Frege galt bisher für eine Stütze des sächsischen Protestantismus. Nach den letzten Vorgängen im Königreich Sachsen wird sich freilich Niemand darüber wundern, daß die katholische Kirche dort Boden gewinnt und gerade die vornehmen Geschlechter unwiderstehlich zu sich hinüberzieht. Schade, daß Giron kein Abbé ist, wie zuerst berichtet wurde. Er könnte dann später bei der Uebertrittsfeier die Taufe vornehmen.

*

Die Börsenpresse und der Druckfehler.

„. . . Wir haben diese Bankleitung schon ungezählte Male darauf hingewiesen, daß ihre gegenwärtigen Emissionen und ihre ganze Handhabung der Geschäfte unsern Beifall nicht finden!“

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

Nachtasyl. Scenen aus der Tiefe in vier Acten von Maxim Gorki. (Kleines Theater.)

Wenn es nach Recht und Gesetz ginge, wenn wir ein Theaterpublicum hätten statt einer willenlosen Herde, die sich von hundert Aufdringlichen vorschreiben läßt, was gut ist und was nicht gut, dann reichten die Räume der kleinen Bühne Unter den Linden kaum für den zehnten Theil ihrer Besucher aus. Man braucht die Gaben, die sie bietet, nicht begeistert zu überschätzen. Unter den Kritikern, die ihr gegenüber jetzt nach Worten der Bewunderung japsen, haben die Meisten noch jede neue Mode mit derselben japsenden Bewunderung willkommen geheißen. Aber auch wer beispielsweise in Wedekind's Erdgeist keine neue Kunstoffenbarung sieht, sondern den verwegenen Ulk eines Vielkönners, der heute noch in der glücklichen Lage ist, sich und seine Hörer zum Narren zu halten; wer Maxim Gorki's abenteuerlich wüste und technisch rührend ungeschickte Scenen aus der Tiefe nicht als tiefgründige Urpoesie anstaunt, auch der wird dem prächtigen kleinen Theater gern seine Hochachtung bezeugen. Hier ist eine Bühne, die von wirklichen Künstlern, von Kunstverständigen geleitet wird. Hier ist eine Bühne, von der die Maßgebenden lernen können. Selbst wenn die Maßgebenden mit dem Hochmuth des Kasse machenden Geschäftsmannes auf die jungen Anfänger herabsehen, die bei ihnen gelernt haben. Diese Lehrlinge sind über ihre Meister hinaus. Denn sie wußten mit warmer Liebe zur dramatischen Kunst Opfermuth und Wagemuth zu verbinden. Ihnen ist noch immer Musentempel, was den anderen längst Kuhstall mit milchenden Kühen geworden ist.

Gorki's interessantes Stück setzt so schwerfällig ein, daß man zwei Acte hindurch mit aller Mühe nicht zu erkennen vermag, wohin der Dichter steuert. In bisweilen ermüdender Breite reiht er Scene an Scene, Bild an Bild, ohne daß die Farben intensiver werden, oder der Hintergrund sich erweitert. Dann folgt ein derber Knalleffect aus der älteren Tragödie: der Liebhaber der Frau erschlägt im Taumel den Ehemann, nachdem ihre verbrecherischen Gespräche, die auf seine Ermordung hinauslaufen, echt comödienmäßig belauscht worden sind. Der vierte Act steigt zu beträchtlicher Höhe empor. Er führt in dämmernde Fernen hinein, die dem modernen Theater sonst völlig unbekanntes Land sind. Hier wird der Poet wieder, was die Poeten unserer Zeit sammt und sonders nicht mehr sein können, weil die Flugkraft ihrer Schwingen nicht ausreicht. Mahadöh, der Gott der Erde, der erlöst und gewaltig erhebt. Von diesem vierten Acte aus betrachtet, gewinnen die drei anderen seltsames Licht. Man vergißt die armselige Handlung, auf die es gar nicht ankommt, vergißt alle bühnentechnischen Schnitzer und Unbeholfenheiten und läßt ursprüngliches, blutwarmes Leben in starkem Strahle auf sich wirken. Dies Stück lebt in Wahrheit. Es spielt in der verlorenen Tiefe der Gesellschaft, aber über den schrecklichen Schmutz flattert goldnes Sonnenlicht hin. Dies Stück lebt, weil es den Abschaum der Erde und zugleich die Sternenwelt spiegelt.

In das Gewimmel verlotterter Lumpe steigt Luka, der Pilger, hinab. Wir wissen nicht, von wannen er kommt und wohin er geht. Er mag selber zu den Elenden gehören, doch er ist ein Elender, wie Gorki es angeblich in früher Jugend war. Vielleicht grüßt der Poet in diesem Alten sich selber, seine Weltanschauung und seine große Menschenliebe. Luka weiß für jeden der Verwahrlosten einen Trost, einen Rath, eine Hilfe oder doch eine freundliche Lüge, die den Jammer der Spelunke auf Minuten scheucht. Er hält keine Moralpauken, davor bewahren uns Gorki's künstlerische Instincte. Aber auf das Stolze und Heilige im Dasein weist er hin, und er beschreibt den Weg, der die Menschheit aus dem Morast zu himmelnahen Gipfeln führt. Der Glaube an die Menschheit ist schon ihre Errettung. Sage den Menschen, daß sie gut sind, sei selber fest davon überzeugt, und sie werden zur Güte streben. Jeder soll bedenken, daß er ein Baustein ist am ewigen Werke, daß seine Thätigkeit nicht ausgeschaltet werden kann und daß die Seele des Alls Schaden leidet, wenn auch nur Einer sich von der Mitarbeit ausschließt.

Wundervoll charakterisirt Gorki die Einwirkung des geheimnißvollen Pilgers auf das verkommene Gesindel. Er stellt Typen auf, wie sie

Digitized by Google

Hogarth's und Höllenbreughel's Phantasie nie ersonnen hat, weil Hogarth und Breughel das russische Reich von heute nicht kannten. Dieser Baron, der um ein bißchen Schnaps wie ein Hund auf allen Vieren kriecht und wie ein Hund bellt; der zum schmierigen Vagabunden geworden ist, ohne es recht zu merken, in aller Schmierigkeit und Selbstentwürdigung daher noch den Aristokraten markirt. Dieser ehedem gefeierte Tragöde, den der Branntwein in den Koth stürzte und der nun seinem verlorenen Namen in erschütternden Tönen nachjammert. (Wir besprechen hier sonst grundsätzlich keine schauspielerischen Leistungen, doch die Gestalt Reichers, die man im Traum und Wachen nicht vergißt, ist werthvoll genug, um ihretwegen alte Tafeln zu zerbrechen. Welche Wildheit der Verzweiflung, die doch keine Kraft mehr aufbringt, um loszubrechen, sprach aus dem zerstörten Antlitz, und welch ergreifender Schimmer des Glückes flog darüber, nun der eine Mensch sich fand, der im verwüsteten Bruder noch den Bruder ehrte und liebte!) Mit unfehlbar sicherer Meisterschaft hat Gorki diese und andere Gesellen der Tiefe gezeichnet. Die Dirne, die sich ein heimliches Ideal geschaffen hat und anbetend zu dem Phantom von Liebsten aufschaut, während sie sich für Kopeken verkauft. Der Bruder Leichtsinn, den das Gefängniß verdorben hat; der Galgenhumorist Satin; das Scheusal von Herbergsmutter . . Strich bei Strich sitzt, und jedes Wort ist köstlich, weil es just so und nicht anders lauten muß. Dies Stück Gorki's ist das Stück der Spielzeit von 1903.

Aus unseren Kunstsalons.

Wie im vergangenen Winter schon, so haben sich auch jetzt wieder der „Westclub", die „Freie Kunst", der „Märkische Künstlerclub", der „Club Berliner Landschafter" und die „Gesellschaft deutscher Aquarellisten" zu einer gemeinsamen Ausstellung im „Künstlerhause" zusammengethan.

Das ist gut und erfreulich, wie damals schon hier dargethan wurde. Ich verstehe nur nicht, was in den Einladungen die Beibehaltung der fünf Namen bedeuten soll. Es sind ja doch nur Ausstellungsverbände und auf dieser Collectivausstellung hängt Alles, in Bezug auf Vereinszugehörigkeit, kunterbunt durcheinander und einen Catalog mit Gruppen unterscheidender Aufführung der Künstler giebt's auch nicht. Es giebt überhaupt keinen Catalog . . .

Die Ausstellung macht im Uebrigen einen anmuthenden Eindruck. Man begegnet manch' unverkennbarem Streben, Eigenes zu geben. Namentlich auf dem Gebiete der Landschaft. Besonders augenfällig ist's, daß die zahlreichen Brachtschüler immer mehr und mehr bemüht sind, in Motiven und Farbenstimmungen selbstständig ihre Wege zu gehen. Zwei der Hervorragendsten unter ihnen fehlen dieses Mal leider: Theodor Schinkel und Louis Lejeune. Wenigstens habe ich in der drei Zimmer füllenden Bilderfluth nichts entdecken können. Auch sie zeigten im vorigen Jahre schon Eigenes, ebenso wie Alfred Liedtke, August Achtenhagen, Kayser-Eichberg u. A. noch. Kayser-Eichberg hat freilich auch dieses Mal wieder „romantische" Kiefern zu zeigen, aber daneben sehen wir von ihm ein Fischerdörfchen an einem umwaldeten See mit feinempfundenem Licht- und Schattenspiel auf den Waldmassen, das schon beträchtlich über seinen vorjährigen Emancipations-Versuch, die märkische Sonntagsstimmung, zu stellen ist. Eines der schönsten Bilder ist von Alfred Liedtke: unter klarblauem Himmel auf einem Hügel gelbbraune Birken, die der Herbstwind gründlich zaust. Etwas Frisches, Ursprüngliches lebt im Bilde. Man glaubt, die kräftige Luft mitzuathmen, und man möchte gegen den Wind ankämpfen. August Achtenhagen überrascht mit einem ganz eigenartigen Figurenbild: „Zwiegespräch". Eine junge Dame in Weiß sitzt mit dem Rücken uns zugekehrt an einem grünen Gartentisch. In ihrem hochhinaufgekämmten braunen Haar und im Kastanienzweig darüber spielen die Sonnenstrahlen. In flotter Stellung hat auf der Ecke des Tisches, im Schatten, ein junger Mann mit dunklem Krauskopf, in malerischem dunkelgrünen Biedermeierfrack, Platz genommen. Er beugt sich tief zum Mädchen herab, so daß auch sein Gesicht kaum zu sehen ist. Es ist ein sehr geschicktes Arrangement von Grün und Weiß und Licht und Schatten. Ein anderer „Märker", Felix Krause, zeigt in einem großen Bilde voll Feierabendstimmung und Sommerluft einen im Zwielicht unter breitästigen Bäumen an einer Hausmauer sitzenden jungen Mann in Hemdärmeln, der schwermüthige Weisen seiner Ziehharmonika entlockt. Pigulla, der im vorigen Jahre noch ganz „Marke Bracht" war, läßt uns dieses Mal einen Blick auf das rauchige, dunstige Eisenbahntreiben bei der Colonnenbrücke werfen. Die Auffassung ist durchaus malerisch und in dieser Beziehung besser als bei seinem anderen Straßenbilde, der „Potsdamer Brücke" von der Höhe des Hauses an der Südwestecke gesehen.

Die Thurmspitzen-Perspective liebt Karl Langhammer. Wie oft schon hat er in ihr uns Havellandschaften mit hochgethürmten braunvioletten Wolkenballen gezeigt. Auch er kommt uns dieses Mal anders. Er führt uns in die römische Campagna in einem sehr großen, fast monumental wirkenden Gemälde. Auf Gelbbraun und Grauviolett ist es gestimmt. Freilich die Wolken spielen auch hier wieder eine Hauptrolle. Da stehen sie, eine ganze Burg über dem dunkel rosa-lilafarbigen Höhenzuge, der am Horizont die ganze Landschaft durchquert. Unten dunkelgraublau, werden sie nach oben zu immer lichter. Vorn die weite Ebene sonnenverbrannt, herbstlichbraun und gelb. Eine majestätische Ruhe liegt über dem Ganzen; die herbe Poesie der Einsamkeit . . . Wirbelndes Leben dagegen malte Otto H. Engel. Wirbelndes Kampfleben der Elemente irgendwo an einer Insel oder Festlandküste der Ostsee. Grau der Himmel, grau die schäumenden Wogen und Wellen, die gegen die Düne donnern, auf der unter sturmgepeitschten Bäumen ein einsames Fischerhaus steht. Die Zeichnung des bewegten Wassers hier und da vielleicht etwas hart, aber es steckt doch sehr viel scharfe Beobachtung und feines Empfinden in dem Bilde. Auch Ludwig Dettmann, der Königsberger Akademiedirector, stellt ein Unwettermotiv aus. Ein Gewittersturm ist über den See und den ihn umkränzenden bewaldeten Hügelzug hingezogen. Dunkel die Stimmung; das Wasser noch unruhig; das Schilf und Röhricht von mächtigen Windstößen noch durcheinander geschüttelt; regenglänzend der schwärzlich-grüne grasige Uferhang, die Laubmassen über ihm; drüben jenseits des Wassers das Stück eines Regenbogens; auf den tanzenden Wellen bunte Farbenreflexe und abgerissene Binsen und Zweige . . .

Nur noch zweier Landschaftsmaler sei gedacht. Hans Hermann hat sich aus Holland ein neues Motiv geholt: ein qualmender Flußdampfer unter grauem Himmel im lehmfarbenen Strom am Landungsplatz, auf dem allerlei Frachtgüter und wartende Landleute eine feine Abwechslung von kräftigeren Farbenwerthen in die Graustimmung des Ganzen hineinbringen. Und dann Max Uth, der den Motiven von dunklen, regenfeuchten Gäßchen und Plätzen belgischer Städtchen mit Laternenlicht-Effecten treu geblieben ist, aber eine eigenartige Technik zeigt, indem er den sehr pastos aufgetragenen und dann abgeschliffenen Untergrund mit dunklen Lasuren behandelt. Er erzielt so schöne Dämmerungstöne und eine in die Tiefe wirkende Durchsichtigkeit der Luft.

Unter den Figurenmalern muß ich dieses Mal an erster Stelle Karl Ziegler nennen. Er hat mit seinem dunkeltönigen, in Haltung und Ausdruck sehr charakteristischen Selbstbildniß die flachen und trockenen Frauen- und Kinderporträts neulich bei Schulte wieder reichlich wett gemacht. Max Schlichting's übliche Dame in den Dünen gehört nicht zu seinen glücklichen Arbeiten; auch Meng-Trimmis hat Besseres zu zeigen gehabt. Eine feine Stimmung in Dunkelgrün und Violett stellt Julie Wolfthorn aus — das Bild einer brünetten Dame im Lehnstuhl, lebensvoll aufgefaßt, geschmackvoll gegeben. Philipp Franck bringt wieder alte Frauen im Freien. Dieses Mal sind es Kartoffelschälerinnen. Eine sehr fleißige, tüchtige Arbeit, aber doch schon die Mode von vorgestern. Auch die Taufmutter, die den weißgekleideten Täufling auf den Knien, so feierlich im schwarzen Festgewand im Garten neben dem Kaffeetisch sitzt, ist gut gemalt, aber nur wenig interessanter, als die Kartoffelschälerinnen. Seine alten Frauen der beiden letzten Jahre zeigten doch noch mehr Eigenleben. Es wäre gut, wollte der Künstler sich nunmehr anderen Motiven zuwenden. Aus diesen scheint er Alles herausgeholt zu haben, was herauszuholen war.

Genug von den „Fünf-Vereinlern" . . . Bei Eduard Schulte begegnen wir wieder einmal einer Stuck-Ausstellung. Sie nöthigt Einem ein Kopfschütteln ab. Das reizvoll Individuelle seiner Phantasiekunst ist allmälig zur Manier erstarrt. Es fehlt für den Beschauer das Ueberzeugende einer inneren Antheilnahme des Künstlers. Schlimmer noch, daß man denselben Eindruck gegenüber den Tafeln gewinnt, wo er nicht die Wege der Neubelebung antiker Mythenstoffe wandelt, Böcklin nachwandelt, wenn auch in eigener Auffassung und mit eigenen Ausdrucksmitteln, die er mitunter bis zum Brutalen und Cynischen zu steigern wußte, oder andererseits nicht sich in dämonischer Leidenschaftlichkeit ergeht, wie auf Bildern in der Art der „Vertreibung aus dem Paradiese", die „Erinnyen", die „Sünde". Ich meine Gemälde, wie einige der Bildnisse und die „Pietà". Es ist traurig zu sagen, daß kaum je ein deutscher Künstler, der überhaupt einen Namen hatte, eine so schlechte „Pietà" gemalt hat, wie hier Stuck. Und was soll man zum Doppelbildniß des Malers und seiner Gattin sagen? Eine Steifheit bis zur Leblosigkeit; pompejanische Wandmalerei in — modernen Costümen. Daß das Bild farbig von guter Wirkung ist, macht jene Mängel nicht wett. Von den Saharet-Bildnissen wird man auch nur den Kopf in Gouache als lebensvoll bezeichnen können. Wären nicht die alten „spielenden Faune", die Variante der nicht minder bekannten „Sünde", die aber an die der Pinakothek nicht heranreicht, und das „Glühwürmchen", sowie von den Bildnissen das der „Danzarina", das nicht bloß coloristisch, sondern auch im Ausdruck fesselnd ist — das Ergebniß wäre sehr traurig für den Maler Stuck. Der Bildner aber glänzt auch hier mit dem großartigen Athleten, dem verwundeten Centaur, der wundervollen Amazone und der Tänzerin von packendster Bewegung. Ja — hier hat uns ein Künstler Eigenstes zu sagen mit temperamentvoller Kraft und schöner Materialbeherrschung.

Auch für Fritz von Uhde's „Heilige Drei Könige" vermag ich mich nicht zu erwärmen. Wohl zieht die Madonna, d. h. das deutsche Landmädchen durch Anmuth und Gemüthsinnigkeit an, aber von den Empfindungen, die die „Könige" bewegen, ist hier wenig zu spüren und vom Standpunkt der Raumkunst-Wirkung aus ist der ganze Entwurf nicht geglückt: es giebt viele leere Stellen. Von den Collectionen des

Digitized by Google

jungen Breslauer, Eugen Spiro, und der drei Oesterreicher, Adolf Zoff, Max Kurzweil und Victor Scharf, interessiren am meisten die Bilder dieses Letzten, der in Paris schafft. Wohl zeigt er noch keine durchgebildete eigene Handschrift und weckt Erinnerungen an verschiedene Vorbilder, aber in seinen Landschaften verhilft er doch einer feinen Stimmung zum Ausdruck und in seinen Bildnissen, wie in dem Doppelporträt von Mutter und Kind und in jenem anderen, das er „Das Bilderbuch" genannt hat, auch im Selbstporträt und dem des Herrn Jurié-Lavandol verräth er guten Farbengeschmack und zeigt er wirkungsvolle Harmonien, die sich ihm scheinbar ohne Mühe geben. Spiro wirkt bei aller tüchtiger Arbeit mitunter recht kalt und trocken; von Zoff aber läßt sich sagen, daß er „sehr hübsche" Bilder malt — das ist heute zu wenig. Mit Vergnügen sieht man dagegen wieder einige Bilder von Gregor von Bochmann. Neues sagen sie uns weder mit ihren estländischen Motiven, noch mit ihren ungewertheten altniederländischen Ausdrucksmitteln. Aber da das „Alte", das sie bringen, seine Kunst ist, so erfreuen sie Einen. Daß Bochmann sehr wohl auch die großzügige Weise Moderner zu meistern vermag — das bewies seine Ausstellung im Sommer in Düsseldorf schlagend.

Genug auch von Schulte, wo wieder die Fülle der Gesichte für eine Salon-Ausstellung von fast verwirrender Wirkung ist. Blicken wir einen Augenblick noch in den Oberlichtsaal von Keller & Reiner. Hier zeigt Hermann Hendrich eine ganze Reihe großer farbenbunter illustrativer Bilder zu Goethe's „Märchen" aus den „Unterhaltungen der Auswanderer". Es ist ein Mißgriff. Daß Hendrich über eine gewisse Phantastik der Ausdrucksmittel gebietet, wird zugestanden. Wenigstens dort, wo es sich um eigene Erfindungen handelt, oder um die Darstellung altbekannter Sagenhelden und mystischer Gestalten. Aber das Goethe'sche Märchen eignet sich überhaupt nicht zu einer farbigen Illustrirung. Alle Mittel sind zu schwach, die zauberische Wirkung der goldstreuenden Irrwische, der von innen leuchtenden Schlange, der geheimnißvollen strahlenden Könige, der Pracht des Tempels u. s. w. wiederzugeben. Dazu hat Hendrich auch zeichnerisch nicht allzu glücklich gearbeitet und vor Allem — die Phantasie erscheint lahm und kraftlos. Der Garten z. B., in dem Lilie sitzt, oder gar diese selbst! Der Riese vor dem Tempel, die Schlange als Brücke — nein, es war ein Mißgriff ... Im selben Raum ist eine Reihe der feintönigen, graziösen Borchardt'schen Frauen und Mädchen aus der Biedermeierzeit in harmonisch zusammengestimmten dunkelfarbigen Interieurs zu sehen. Sie haben schon längst sich viele Freunde gewonnen in ihrer Verbindung von niederländischer Kraft mit der Anmuth der Rococomaler ... Eine neue Erscheinung ist der in Berlin ausgebildete Amerikaner Arthur Johnson. Ihm haben es sichtlich unser Ludwig v. Hofmann und die Pariser Luministen angethan. Nackte lebenslusttrunkene Menschen in farbenprächtiger, sonnenleuchtender Landschaft malt er mit starken Accenten und in feierlichem Rhythmus. Aber das Meiste wirkt noch grell und marktschreierisch. Es fehlt das Maßvolle einer feindurchgebildeten Harmonisirung. Talent steckt jedoch viel drin und daß er gut zeichnen kann, beweisen auch namentlich seine Skizzen und Studien in Blei und mit der Feder. Auch über einen gewissen Humor verfügt er und man wird sich den Namen immerhin merken müssen ...

J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

Friederike Brion und das Goethedenkmal in Straßburg.

In Nr. 40 der „Gegenwart" vom 4. October 1902 wendet Herr Professor Froitzheim sich gegen eine Andeutung oder Verewigung der Sesenheimer Episode Goethe's auf einem Relief des dem Dichter in Straßburg zu errichtenden Standbildes.

Nicht ganz mit Unrecht weist der Herr Professor auf den Lebenslauf Friederike Brion's hin, wie er mehr als einen Makel aufzuweisen gehabt hat, nachdem Goethe sie verlassen hatte. Was nach den Froitzheim'schen Ausführungen und Belegen in moralischer Beziehung noch von Friederike Brion übrig bleibt, ist recht wenig, beinahe nichts.

Nach Goethe kam Lenz, dann zwei Vertreter der Theologie, die Herren Gambs (protestantische Facultät) und Reinbold (katholische Facultät), und den Beschluß scheinen einige Jünger des Mars aus einer benachbarten Garnison gebildet zu haben. Daß Friederike Brion bei diesen zärtlichen Verbindungen mehr als ein Mal glückliche oder vielmehr unglückliche Mutter wurde, darf nicht gerade in Erstaunen setzen, um so weniger, als sie nach den Froitzheim'schen Ausführungen ein Mädchen gewesen ist, das sich durch „die Unbeständigkeit seines maßlos weichherzigen Wesens" hervorthat.

Für die Beurtheilung der Frage, ob unter obwaltenden Umständen das Andenken Friederike Brion's auf dem Straßburger Goethe-Denkmal Berücksichtigung finden kann, ist das Verhalten des Mädchens nicht entscheidend, ebenso wenig wie das in moralischer Hinsicht so wenig einwandsfreie Leben Goethe's selbst. Will man im Hinblick auf den Lebenswandel Friederikens nach Goethe's Abschied die Sesenheimer Episode auf dem Standbilde nicht andeuten, so kann man mit demselben Recht die Errichtung des Monuments überhaupt verneinen. — Doch nicht dem Menschen, sondern dem Dichter Goethe, einem Heros der deutschen Nationalliteratur, wird man ein Denkmal errichten. Da es sich nun speciell um ein Monument in Straßburg handelt, so kann die Pfarrerstochter von Sesenheim nicht wohl übergangen werden. Die Sesenheimer Episode, deren Mitte das Bild Friederikens, wie es in „Wahrheit und Dichtung" vorliegt, einnahm, bezeichnete einen Glanzpunkt in Goethe's dichterischem Schaffen. Keine Andere als die blondbezopfte Elsässerin hat ihn zu jenen zarten und innigen lyrischen Gedichten begeistert, die zu den Perlen der deutschen Nationalliteratur gehören Ein Verdienst kann Friederike hierfür zwar nicht beigemessen werden, aber sie bildete den Anlaß, das treibende Stimmungsmotiv, dessen Einfluß sich Goethe's dichterische Natur nicht entziehen konnte.

In diesem Falle hat das künstlerische Empfinden, nicht die Wissenschaft das entscheidende Wort zu sprechen. Nicht, wie Herr Professor Froitzheim meinte, könnte mit derselben oder vielleicht noch größeren Berechtigung etwa Egmont's Klärchen, das niemals existirte, auf dem Straßburger Denkmal verewigt werden, sondern nur Friederike Brion, denn sie beherrschte Goethe's Vorstellungskreis. Während eines großen Abschnittes seines Straßburger Aufenthaltes spielte sie in dem Gefühls- und geistigen Leben des Dichters die Hauptrolle.

Von der Froitzheim'schen Friederike Brion wird sich das deutsche Volk um so lieber trennen, als dieser Figur aus Goethe's Dichtung die reizendste Mädchenblüthe gegenübertritt, die für alle Zeiten einen gewissen Maßstab für Liebreiz und Anmuth der äußeren Erscheinung, für Natürlichkeit und geistige Lebensfrische bilden wird. Nicht umsonst hat Goethe seine Friederike einmal mit einem Reh verglichen, das über Rain und Matten leichten Laufes dahineilt. Schwankende Baumzweige, bewegliche Bäche, nickende Blumenwiesen und ein meilenweit freier Horizont bilden, um mit Goethe zu reden, den Hintergrund, aus dem die schlanke Gestalt hervortritt. Und so wird dieses flinke Reh forteilen durch alle Jahrhunderte hin über blumige Wiesen und grüne Saatäcker; trotz des schweren Rüst- und Schießzeugs der Wissenschaft wird es nie erhascht werden, denn die deutsche Poesie ist sein schützender Genius.

Wie sagt doch ein neuerer Dichter, der auch einst zwischen deutschen Bergen und am Rheinstrom Frau Minne zu Ehren die Saiten seiner Leier erklingen ließ?:

„Das Glück läßt sich nicht jagen
Von jedem Jägerlein,
Mit Wagen und Entsagen
Muß drum gestritten sein." —

Als Friederike im Jahre 1772 ihre Neigung dem Dichter Jac. Lenz zuwandte, da war sie ihrem ersten Geliebten gleichwerthig geworden. Will man ihr daraus einen Vorwurf machen, daß sie an Charakterstärke nicht einen Goethe überragte? Und weil sie diese Seelenstärke nicht hatte, darum soll auch ihre poetische Figur zum alten Eisen geworfen werden, und obendrein noch aus Rücksicht auf die verehrlichen Straßburger, bei deren Altvordern einst ein Sohn Friederikens als Pastetenverkäufer umging! Herr Professor Froitzheim meint, daß diese Reminiscenz eine gewisse Art von Klatschbasen zu einem Shocking veranlassen könnte. Weit begründeter würden kritische Bemerkungen mit Bezug auf Goethe sein. Sein Leben bot gerade auf dem besprochenen Gebiet mehr als einen Anlaß zur — Satire!

Herr Professor Froitzheim bemerkt u. A. weiter, daß Friederike Brion französisch-normannischer Abkunft gewesen sei. Auch ohne, daß er uns ihren Stammbaum bis zum Urgroßvater, wo nach altem Herkommen die Familiengeschichte eines Deutschen zu beginnen pflegt, vorführt, soll diese Behauptung als stichhaltig angesehen werden, zumal die französischen Laute des Namens Brion einigen Verdacht erregen können. Aus ihrer Abkunft aber leitet sich nach Herrn Prof. Froitzheim die Unbeständigkeit des weichherzigen Wesens Friederikens her. Goethe war deutscher Herkunft und doch auf erotischem Gebiet von einer staunenswerthen Unbeständigkeit und Weichherzigkeit. Trotz aller Schwermuth und Wertherei des Zeitalters waren Goethe und Friederike fröhliche Kinder des Rheinlandes. So kamen sie zusammen, so genossen sie ein kurzes Glück, dann schieden sie von einander unter einigen Thränen, doch die Herzen brachen nicht, auch nicht dasjenige Friederikens, wie man aus den Belegen, die Herr Professor Froitzheim in seiner Abhandlung anführt, wohl entnehmen kann. Ob das Herzzerspringen und die Abkehr vom Leben, die weitere Verzichtleistung auf dessen Freuden nach dem Scheitern eines ersten Glückes als specifisch deutsch zu bezeichnen sind, soll hier nicht weiter untersucht werden.

Wenn Friederike Brion wirklich französischer Herkunft gewesen ist, so waren deren Züge in ihrer Erscheinung und Natur nahzeu verblaßt und vom deutschen Lebenselement aufgesogen worden. Ihre Erscheinung, wie sie von Goethe geschildert wird, läßt nicht einmal einen annähernden Vergleich mit einer französisirten Germanin oder germanisirten Französin zu. Bei der ersten Begegnung entwirft Goethe kurz folgende Schilderung von seinem Reh aus der Sesenheimer Flur: Schlank und leicht,

Digitized by Google

als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Kopfes der Hals zu zart. Aus heiteren, blauen Augen blickte sie sehr deutlich (wohl hell und bestimmt) umher und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in der Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte. Und dazu kam die deutsche Nationaltracht, um den Eindruck des Anmuthigen und Liebreizenden noch zu erhöhen. Wenn Goethe ferner bemerkt, daß Friederike auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin gestanden habe, so tritt sie uns eben als ein elsässer Kind gegenüber. Ihr Frohsinn, ihr mittheilsames Gemüth, ihre Vertrauensseligkeit, wie Goethe sie schildert, verleihen Friederike wohl individuelle, aber auch Züge der Stammesart. Sie war eine Süddeutsche aus einem ehemaligen, 1870 wieder gewonnenen deutschen Grenzgebiet. Die Einflüsse des provinziellen, localen, geistigen und sittlichen Milieu des Elsaß können aber in der Individualität einer Friederike Brion doch wohl nur unschwer verkannt werden.

Es gäbe wohl nur einen Umstand, der die Uebergehung der Sesenheimer Episode auf dem Straßburger Denkmal rechtfertigen würde: der Nachweis, daß Friederike vor ihrer Bekanntschaft mit Goethe die Künste einer raffinirten Koketterie erfolgreich ausgeübt habe. Dann wäre Goethe allerdings vollständig verblendet gewesen und er das Opfer einer jugendlichen Intriguantin geworden, die mit einem als satanisch zu bezeichnenden Raffinement zu operiren verstand. Unter Zugrundelegung eines solchen, gänzlich einwandfreien Nachweises würden Goethe's Lieder, die er Friederikens Anregung verdankte, die Bedeutung einer beklagenswerthen Fälschung erhalten. Nur mit einer tiefschmerzlichen Resignation könnte das deutsche Volk in Zukunft seines großen Dichters gedenken. Doch dieser Nachweis wird aus psychologischen Gründen niemals gelingen. Eine raffinirte Kokette erröthet nicht holdselig; das that aber Friederike Brion.

„Ein rosenfarbenes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht".

Möge die Muhme Weisheit dieses Frühlingswetter nicht ganz vergessen, wenn sie über Naturkinder einer bewegten Zeit Gericht zu halten sich anschickt.

O. Karrig.

Notizen.

Bismarck's Leben, Thaten und Worte sind dem Deutschen ein Lehrbuch der Politik und müssen es in Zukunft immer noch mehr werden. „Mit vollem Recht erblicken die Deutschen in Bismarck ihr politisches Vorbild; aber diese allgemeine Vorstellung soll ihnen noch weit mehr als bisher in Fleisch und Blut übergehen. Bei jeder Gelegenheit müssen sie fragen: Was würde Bismarck wohl in diesem Falle thun? Nur auf solche Weise können sie sich die ihnen noch fast vollkommen fehlende politische Erziehung im Laufe einiger Generationen vielleicht aneignen Lernen müssen sie von Bismarck, unausgesetzt, in tiefster Ehrfurcht und Bescheidenheit, um zu erkennen, wie deutsche Politik überhaupt getrieben werden muß". Diese beherzigenswerthen Sätze waren vor Kurzem in einem Berliner Blatt zu lesen, und sie sind gewiß allen denkenden Deutschen aus dem Herzen gesprochen. Möge sich das Bestreben, bei jeder Gelegenheit zu fragen: Was würde Bismarck wohl in diesem Falle thun? immer mehr bethätigen. Ein praktischer Behelf dazu ist unlängst auf den Büchermarkt gekommen in Gestalt eines stattlichen Buches unter dem Titel „Bismarck als Erzieher" von Paul Dehn (J. F. Lehmann), das nahezu 2000 Aussprüche Bismarck's wohlgeordnet enthält und mit seinem Register die Beantwortung der Frage erleichtert: Was würde Bismarck wohl in diesem Falle thun?

„Späte Blumen" betitelt Adolf Graf von Westarp den Gedichtband, den er seinen Freunden vom schweren Krankenlager sendet. Wir haben wiederholt auf Westarp's hohe Begabung, auf seinen edeldeutschen Geist und den schönen Kampfmuth hingewiesen, den er allen nationalen Schädlingen gegenüber zeigt. Unvergessen sind ihm die flammenden Lieder, womit er in trüber Zeit, treuer Eckart und Gewissensschärfer, für den vom Undank umheulten Bismarck eingetreten ist. Dieser vornehme Zorn, dies vaterländische Empfinden lodert ungeschwächt in dem adligen Dichtersmanne. Daneben entfaltet sich immer anmuthiger die blaue Blume echter Lyrik in seinen Versen. Immer ergreifendere Töne findet er, um die Wunder des Werdens zu schildern, die ihm leider so selten zu sehen vergönnt sind, und unerschöpflich reich ist seine Palette. Bezeichnend indessen sind und bleiben für diesen Mann seine Sturmgedichte, die knappen Lieder, in denen sehnender Drang zur Höhe, noch immer ungebändigte Lust am Kampfe loht. Wir können es uns nicht versagen, zwei bezeichnende Proben Westarp'scher Verskunst zu geben:

Sternschnuppe.

Durch den Weltraum flog ein Meteor;
Leuchtend ging es auf und leuchtend nieder,
Und es zogen von der Erde wieder
Heiße Wünsche mich zu ihm empor.

Ach, gleich euch, ihr fallenden Gestirne,
Leuchtend ziehen eine gold'ne Spur,
Untergeh'n, doch sei's in Flammen nur
Und den Lorbeer um die Siegerstirne!

*

Preis dem Kampfe.

Es träut die Wolke, es steigt die Fluth,
Der Sturm braust durch die Tannen,
Nun gilt es zu zeigen den deutschen Muth,
Steht fest, steht fest, ihr Mannen!
Nun gilt es den Kampf für das Heimathland,
Mit Gott, mit Gott und mit starker Hand
Die feindlichen Mächte zu bannen.

Im Kampfe, ha, das ist deutsche Art,
Für das Höchste und Beste zu streiten.
Im Kampfe, da werden die Herzen uns hart,
Da giebt es kein ängstliches Gleiten;
Da hilft kein Zagen und kein Verzeih'n,
Da hilft nur das Schwert, das Schwert allein
Und eisernes Vorwärtsschreiten.

Drum preis' ich dich, brausender Sturmgesang,
Euch berghochsteigende Fluthen,
Drum preis' ich den blutigen Waffenklang,
Des Zorns wildlodernde Gluthen;
Sie geben uns wieder den deutschen Mann,
Sie zeigen, was Deutschland ist und kann,
Sie scheiden die Schlechten und Guten.

E. Pierson's Verlag, Dresden, hat dem Buche eine würdige Ausstattung mit auf den Weg gegeben.

Die deutsche Ausgabe des Buches „Napoleon I. in der Verbannung", übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein, (bei H. Schmidt und C. Günther, Leipzig) liest sich flüssig und angenehm. Das Werk O'Meara's, welches unter dem Titel: Napoleon in exile or a voice from St. Helena im Jahre 1822 in London erschien, ist unzweifelhaft das hervorragendste aller Memoirenwerke über Napoleon. Einmal, weil dieser Autor nicht, wie Las Cases, Montholon oder Gourgaud, mit Napoleon von früher her bekannt war, ihm vielmehr als einem persönlich Fremden gegenübertrat und deßhalb mehr als Jene, denen Vieles an Napoleon geläufig und nicht besonders erwähnenswerth erschien, zu einer genauen, in's Kleine gehenden Schilderung des Kaisers geeignet erscheint. Hinzu kommt, daß O'Meara als Nichtfranzose von den Rücksichten entbunden ist, welche die Anderen nehmen zu müssen glaubten. Manchmal hat man bei den Mittheilungen des Buches den Eindruck, als wäre der Autor ein moderner Ausfrager, der ganz plötzlich mit ganz unvermittelten, wie aus dem Hinterhalt hervorbrechenden Fragen über Napoleon herfällt, und man ist erstaunt über die Bereitwilligkeit Napoleon's, womit er dem englischen Arzte Rede steht.

Ansprechende Typen aus der Lehrerschaft unserer kleinen Städte und Dörfer führt Fr. Polack in seinem hübschen Werke „Kantor Grobe und andere Leute" vor. Polack, als der Herr Kreisschulinspector, schildert aus eigener frischer Anschauung, und man gewinnt den Autor lieb, während er uns von seinen Lehrern erzählt. Es steckt

Digitized by Google

ein großes Stück Lebensweisheit und, was nicht minder werthvoll ist, ein kerndeutscher Geist in dem Buche, dem sogar der biedermeiersche Zug, der es durchweht, trefflich zu Gesichte steht. Wer sich für Leid und Freud' unserer braven Lehrer interessirt, der möge an Polack's „Kantor Grobe" nicht vorübergehen: Der Verlag (R. Herrosé in Wittenberg) hat das Buch sehr nett ausgestattet.

Wir haben schon wiederholt auf die von Hedda und Arthur Moeller-Bruck besorgte Poe-Ausgabe hingewiesen, durch deren Veröffentlichung sich der fleißige Verlag von J. C. C. Bruns', Minden i. W., sowohl um den amerikanischen Dichter wie um seine deutschen Freunde verdient macht. Es liegen jetzt Band 2 und 7 der auf insgesammt zehn Bände berechneten Ausgabe vor. Sie enthalten die Gedichte Edgar Allan Poe's und Hans Pfaalls Mondfahrt und andere Geschichten. Das phantastische Novellenbuch bringt eine Reihe von Erzählungen, die in Deutschland zum Theil noch ganz unbekannt sind; just an diesem siebenten Bande merkt man, wie nothwendig die dankenswerthe That des Verlages gewesen ist. Wir kommen im Zusammenhang auf beide Bände zurück, sobald das Werk vollendet vorliegt, hoffen aber, daß es schon vorher zu einem Liebling aller Literaturfreunde wird. Die gediegene und gründliche Arbeit der Herausgeber, die als erste den Manen des seltsamen Dichters gerecht wird, hat vollen Anspruch auf diesen Lohn.

Max Hoffmann. Hochzeitsnacht. Geschichten in Moll und Dur. Breslau. Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottländer. 1903. Der den Lesern der „Gegenwart" wohlbekannte Erzähler Max Hoffmann hat durch die Herausgabe seiner verstreut erschienenen novellistischen Skizzen die erzählende Literatur um einen beachtenswerthen Band bereichert. Was Hoffmann's Erzählungen einen besonderen Reiz verleiht, ist die Echtheit des Empfindens. Der Leser gewinnt überall den Eindruck, daß die Gestalten geschaut und die einzelnen Episoden in irgend einer Form durchlebt sind. Im ersten Theil wirft Hoffmann grelle Streiflichter auf verschiedene sociale Zustände und Verhältnisse. Eine ergreifende Tragik ist in der ersten Erzählung „Hochzeitsnacht", nach der das Buch benannt ist, entwickelt — das sang- und klanglose Ende eines Proletarierpaares, das nach einer freudlosen Erdenlaufbahn in die kalte Winternacht hinausgestoßen ist, während noch die Luft von dem heiseren Geschrei der Zechkumpane erzittert. Die schweren Accorde, die im ersten Theil angeschlagen sind, werden durch einen versöhnenden Humor gemildert und abgeschwächt. Vielleicht noch stärker kommt die Eigenart des Erzählers bei den Geschichten in Moll zur Geltung. Aus ihnen spricht eine abgeklärte Lebensphilosophie, die sich, je nachdem es die Situation erheischt, bald mit verächtlicher Ironie, bald mit liebenswürdigem Humor mit den Dingen abfindet. Die Geschichten spielen im Salon, auf der Straße und in den Wohnungshöhlen von Berlin und sind stets in einem trefflichen Localkolorit gehalten. Am anschaulichsten sind indessen die Gestalten der Straße und Destille geschildert. Hier sitzt jedes Wort am rechten Platz, während Hoffmann, wenn er sich auf das glatte Parquet des Salons begiebt, dann und wann zu viel Worte verschwendet. Einem bon mot oder einer prekären Situation zu Liebe verweilt er länger bei dem Gegenstand, als gerade nöthig, wie in der Skizze „Ehrliche Arbeit", wo man den Eindruck der Unwahrscheinlichkeit nicht los wird. Doch von diesen kleinen Einwänden abgesehen, ist das Buch von einem gesunden, männlichen Geist getragen nnd kann darum als eine anregende Lectüre allen denen empfohlen werden, die von der weibischen Erotik der modischen Literatur noch nicht angekränkelt sind. J. G.

Jedes neue Werk Friedrich Ratzel's ist ein Genuß für den literarischen Feinschmecker. Der berühmte Gelehrte gliedert den Stoff, den er zu behandeln sich anschickt, stets mit origineller Kraft, und den Grundgedanken weiß er unaufdringlich immer so in den Vordergrund zu schieben, daß der einheitliche, große Zug auf jeder Seite imponirend hervortritt. Wir haben bereits beim ersten Bande seiner vergleichenden Erdkunde „Die Erde und das Leben" (Bibliographisches Institut, Leipzig) auf diese Besonderheit seines Schaffens hingewiesen. Ratzel schrieb damals: „Die Aufgabe der Geographie ist noch nicht erfüllt, wenn die Oberfläche der Erde beschrieben ist. Seitdem Humboldt der Welt seinen „Kosmos" gegeben hat, können wir uns ein treues Bild der Erde ohne den Hintergrund einer großen Weltansicht nicht denken. Jede geographische Erscheinung muß in ihrer Verbindung mit dem Weltganzen zur Darstellung kommen. Wenn der Leser schon auf den einleitenden Seiten dieses Buches Abweichungen von den üblichen Erdbeschreibungen begegnet, so wolle er sie auf mein Streben zurückführen, selbst Gestalt, Größe und Bewegung der Erde nicht als ein für allemal bestimmt und aus ihren kosmischen Wechselbeziehungen gelöst hinzustellen. Auch habe ich weiterhin keine einzige Erderscheinung betrachten wollen, ohne sie auf ihre Verbindung mit dem Leben auf der Erde zu prüfen." Das ist Ratzel's Programm auch für den zweiten Band, der sich mit dem Wasser beschäftigt. Wie er es ausführt, dafür ist ein genügendes Wort des Lobes nur schwer zu finden. Mit einer liebevollen wissenschaftlichen Genauigkeit, die jedem Laien die verwickeltsten Vorgänge und Hypothesen klar macht, verbindet der Verfasser bewundernswerthe Anschaulichkeit der Darstellung. Das ganze gewaltige Gebiet wird erschöpfend, bis in seine verborgenen Seitenthäler hinein, abgehandelt; alles moderne Wissen über den Gegenstand ist in diesem Bande vereinigt. Die Vornehmheit der classisch schönen Sprache sucht ihresgleichen und läßt nur den einen Wunsch offen, daß es recht bald recht vielen deutschen Gelehrten gegeben sein möge, unsere liebe Muttersprache mit Ratzel's Meisterschaft zu handhaben. Wie das Bibliographische Institut seine populär wissenschaftlichen Bücher ausstattet, weiß man. Die farbigen Tafeln wie die schwarzweißen Illustrationen sind von gleicher künstlerischer und technischer Vollendung. Es ist hier wieder ein Dauerwerk auf den Markt gegeben worden, auf das neben den unmittelbar Betheiligten der gesammte deutsche Buchhandel stolz sein darf.

Heinrich von Schwaben. Eine deutsche Kaisersage von Wilhelm Hertz. 3. Auflage. Mit Buchschmuck von Hellmut Eichrodt. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart. Einer anmuthigen deutschen Kaisersage aus den Zeiten des Saliers Konrad hat Hertz den Stoff entnommen, den er in jungen Tagen, auf einer Italienfahrt, von dichterischem Heimweh nach der schwäbischen Heimath erfüllt, bearbeitet hat. Auch von dieser Verserzählung gilt, was der intimste Kenner der Hertz'schen Dichtweise, Richard Weltrich, gerühmt hat, daß das Werk mit jedem Reiz der Schönheit sich geschmückt habe. „Helle Lebensfreude athmet es; Grazie umfließt es, ein Strom von Wohllaut ist seine Sprache, und aus allen Ecken und Enden quillt Schalkhaftigkeit und Humor." Es ist ein erfreuliches Zeichen für die Gesundheit des literarischen Empfindens, daß auch heute, bei allem Ringen nach neuen Formen, diese abgeklärte Gabe eines unserer älteren Meister noch vollen Anklang, ja man kann sagen erneute Schätzung findet.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos

von

August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik

von

August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Eine **sehr gut erhaltene**

literarische

Privat-Bibliothek

ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

Neu erschienen und durch alle Buchhandlungen aus dem Verlage G. Grimm in Budapest zu beziehen:

Claudine's Schuljahre von Willy

Claudine in Paris von Willy

Claudine's Ehe von Willy

Jeder Band 3 Mark

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte

der

Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

C. J. v. Dühren,

Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.

Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.

Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Hervorragendstes Festgeschenk:

Felix Dahns sämtl. poetische Werke.

Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.

In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.

Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.

Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 14. Februar 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Speculation und Spiel. Von Dr. L. H. Müller. — Ca canny. Von Karl Noetzel. — **Literatur und Kunst.** Amalie Skram. Von Alfred Semerau (Charlottenburg). — **Feuilleton.** Cagni's Schlitten-Expedition zum Nordpol. — **Aus der Hauptstadt.** Fauler Friede. Ernste Worte eines altpreußischen Militärs. Von C. v. W. — Dramatische Aufführungen. — Hans Thoma. Von J. Norden. — **Offene Briefe und Antworten.** Keine Capetinger. Von Johannes Heidsieck. — Notizen. — Anzeigen.

Speculation und Spiel.

Von Dr. L. H. Müller.

Ich habe als praktischer Jurist den Eindruck, als ob das Börsenspiel, die sogenannte Jobberei, sich in den letzten Decennien in der äußeren Form geändert hat. Früher spielte das Publicum direct mit dem Jobber als seinem Gegencontrahenten, heutzutage spielt man meist — durch Vermittelung des Jobbers. Der Jobber hat sich in den „Commissionär" verwandelt, ein auf den ersten Blick sehr harmloses Costüm. Der Commissionär verdient beim Geschäft Nichts als eine kleine Courtage und hat im Uebrigen „kein Interesse daran", ist „unparteiisch". Dabei giebt er noch seinen eigenen guten Namen als Deckung für fremde Spielgelüste her. Das lockt! Der „Laie" ist meist noch viel weniger im Stande, sich durch die Klippen und Abgründe des Börsenspieles selbst durchzuarbeiten, als z. B. der Alpendilettant ohne Führer einen Gletscher passiren kann. Aber das Spielen kann er nicht lassen und geht zum dunklen Ehrenmanne, der das Nöthige für ihn besorgt. In welches Rechtsverhältniß er zu Letzterem tritt, ob er sein Agent, Mandatar, Commissionär ist, wird übrigens selten genau festgestellt. Darüber „schlurt man weg". Im Wesentlichen ist es Commission. Jener Herr macht nun nicht etwa das Geschäft selbst: nein, der wendet sich an einen Dritten. Es giebt da eine geheime, aber streng hierarchische Rangordnung. Der Dritte an einen Vierten u. s. w. Oft werden ein halb Dutzend Zwischenglieder eingeschaltet, die letzten mit Vorliebe außer Landes. Schließlich weiß man absolut nicht, mit wem man zu thun hat, und das — soll man auch nicht. Das Commissionsgeschäft ist in Wirklichkeit keineswegs ein harmloses Geschäft: es verträgt allzu penibles auf-die-Finger-passen nicht. An sich ist der Commissionär ein Mann, der jeden Augenblick seine Rolle mit der eines Verkäufers oder Käufers vertauschen kann, d. h. also gesetzlich berechtigt ist, die guten Chancen seines Kunden für sich selber zu verwerthen, die schlechten ihm auf den Hals zu laden. Darin besteht sein Profit, nicht in dem bißchen Courtage, und seine Kunst darin, dies den Kunden nicht merken zu lassen. Volkswirthschaftlich genommen ist das Commissionsgeschäft immer ein gefährliches Geschäft.

Das Börsenspiel ist Differenzenspiel. Es wurde bisher betrieben als An- und Verkaufsgeschäft mit Lieferung der Waare zu bestimmten Terminen, sei es direct, sei es durch Vermittelung von Commissionären. Je nach der Preislage bei Abschluß und bei Eintritt des Termins hatte entweder Käufer oder Verkäufer die Differenz auszuzahlen. An Lieferung der Waare selbst dachte Niemand, wenn auch die Berechtigung zur effectiven Lieferung stets ausdrücklich in den gedruckten Bedingungen des Schlußnotenformulars stand. Es giebt Börsenplätze, wo auf diese Art jährlich das Vielhundertfache der gesammten Jahresproduktion eines Landes in einem bestimmten Artikel „umgesetzt" wurde. So z. B. die großen Getreidebörsen in New-York und Berlin. — In dies schändliche Treiben griff seit Ende der achtziger Jahre das Reichsgericht mit immer festerer Hand ein. Es handelte sich darum, den Laien zu retten, der mit solchen Geschäften „hineingelegt" war und nun Differenzen bezahlen sollte. Das geltende Civilrecht in Deutschland erklärte von jeher Forderungen aus einem Spielgeschäft für nicht klagbar. Aber die Gerichte hatten sich bisher stets durch die nie fehlende Clausel der effectiven Lieferung in den Schlußnoten irre führen lassen und den Spielcharakter solcher Schlußnoten nicht zugestehen wollen. Jetzt sagte das Reichsgericht: „Es kommt auf die Gesammtumstände an. Aus ihnen muß die wirkliche Absicht der Parteien ermittelt werden. Wenn z. B. ein kleiner deutscher Handwerker mit 10 000 Mk. Vermögen für 100 000 Mk. Getreide an der New-Yorker Börse kauft oder gar verkauft, so können weder er noch sein Gegencontrahent ein reelles Geschäft beabsichtigt haben, sie haben also spielen wollen. Solche Geschäfte sind nicht klagbar." Das Reichsgericht stellte noch eine Reihe anderer Indicien auf und entschied dem entsprechend in zahllosen Fällen. Wie ein Blitzstrahl schlug dies neue Rechtsprechungsprincip in die Jobberkreise ein. Was ist dagegen gewinselt und gezetert! Wie hat die Börsenpresse Feuer vom Himmel heruntergefleht auf diese „Muckerei", diese „Begünstigung des Wortbruchs", und was man sonst für „freie" Ausdrücke brauchte. Besonders bemerkenswerth ist hier noch der Widerstand gewisser Unterinstanzen, zumal in den Seeplätzen, gegen die Auffassung des Reichsgerichtes, der sie sich doch gesetzlich zu fügen hatten — ein Widerstand, der sich fast nicht von Auflehnung unterschied und bis heutigen Tages nicht überwunden ist. Schließlich kam die Gesetzgebung dem Reichsgericht zu Hülfe. Im Jahre 1896 erhielten wir das Börsengesetz, welches den Terminhandel für einige Artikel ganz verbietet oder an bestimmte Voraussetzungen knüpft, ferner die Klagbarkeit von Termingeschäften von Eintragung beider Contrahenten in's Börsenregister abhängig macht. Thatsächlich ist durch dies segensreiche Gesetz der Terminhandel in Deutschland auf vielleicht $^1/_5$ seines früheren Umfanges beschränkt und das Zetergeschrei der

Digitized by Google

Börsenkreise entsprechend gesteigert. Nun begnügte man sich allerdings nicht mehr mit Zetergeschrei, sondern sah sich schleunigst nach einem Surrogat um. Es wäre zu schade gewesen, wenn soviel hervorragende Geisteskräfte hätten brach liegen müssen. Und diesen Ersatz fand man: es ist das sogenannte Cassageschäft.

Cassageschäft heißt effective Lieferung gegen baare Zahlung. Also die denkbar solideste Form von Handelsgeschäften. Wollte man solche Geschäfte einschränken, so könnte man nur gleich den ganzen Handel verbieten. Das Cassageschäft ist nicht bloß seinem Wesen nach solide: es wird auch nur von soliden Firmen betrieben, hauptsächlich von Großbankgeschäften. Merkwürdig, daß auch hier fast ausschließlich die Form des Commissionsgeschäftes gewählt wird. Die Großbanken mit ihren Riesencapitalien fügen sich in diese bescheidene Rolle und kaufen für Hinz und Kunz Papiere, wenn sie welche haben wollen, gegen eine kaum nennenswerthe Provision. Man ist versucht, diese Thätigkeit uneigennützig zu finden. Ueberhaupt versteht man ja nicht recht, wobei die Banken eigentlich all' die Säcke Goldes verdienen, die sie doch haben müssen, um ihre strahlenden Paläste zu bauen und ihren Directoren Gehälter zu geben, die hinter fürstlichen Civillisten nicht zurückstehen. Das solide Publicum tritt mit Banken in Verbindung, indem es bei ihnen Gelder auf Contobuch einlegt, Wechsel discontirt oder auch ein Bißchen lombardirt. Ja, bei allen diesen Geschäften wird nicht gerade blutig verdient. Die Reichsbank, ein Actienunternehmen, das sich nur mit dem Allersolidesten befaßt, hauptsächlich mit Discontirung der Wechsel reicher Börsianer, damit die ums Himmels willen nicht in Verlegenheit kommen, — giebt vielleicht 5—8% Dividende, was für ein Actienunternehmen nicht übertrieben ist, und dies Wenige auch nur, weil das Deutsche Reich ihm in Gestalt der Notenausgabe eine zinsfreie Anleihe gestattet. Lucrirte sie daran die Zinsen nicht, so wäre manches Jahr nichts übrig, und ihre feenhaften Marmorpaläste könnten nicht gebaut werden. Womit verdienen denn nun andere Banken, die längst nicht so „an der Quelle sitzen", ihre oft vier- bis fünffach höheren Dividenden? Die Frage läßt sich vielleicht beantworten, wenn wir uns das Wesen dieser Commissionscassageschäfte einmal etwas näher ansehen.

In den Tageblättern findet man in der Regel fast täglich eine volle Seite oder mehr angefüllt mit einem Verzeichniß von Börsenpapieren, hinter denen ihre Tagescourse vermerkt sind nach „Brief" und „Geld". Es handelt sich meist um Actien irgend welcher industriellen Unternehmungen. Alle diese Papiere werden an der Börse gehandelt Zug um Zug, sie bilden das Contingent der Cassapapiere. Zum Terminhandel sind nur Wenige zugelassen, so z. B. hat der Norddeutsche Lloyd diese zweifelhafte Ehre. Die Umsätze in diesen Papieren sind manchmal das Vielfache des gesammten Betrages, zu dem sie ausgegeben sind, so daß man sich wundert, woher die Stücke alle kommen, da doch ein großer Theil jedenfalls immer fest liegt. Die Course dieser Papiere stehen in sehr geringer Beziehung zu der Rentabilität dieser Werke. Letztere können noch glänzende Dividenden geben, und doch sinken die Course plötzlich um 10—15% und mehr, und umgekehrt. Bei diesem Cassaverkehr wird also das Unbegreifliche Ereigniß. Aber das Reichsgericht hat gegen ihn bis jetzt sehr wenig Einwendungen. Klagen auf Forderungen aus Cassageschäften sind stets des Erfolges sicher, denn das Reichsgericht sagt: „Wenn die Waare wirklich da ist und gegen baar verkauft wird, so sind allerdings im geschäftlichen Verkehr starke Verluste für den Contrahenten möglich. Aber das sind dann Verluste aus Speculationsgeschäften. Speculationsgeschäft ist kein Hazardspiel. Helfen können wir nur dem, der im Spiel Schulden contrahirt hat." Dieser Standpunkt des Reichsgerichtes kommt nun den Banken bei ihren Commissionsgeschäften ganz herrlich zu Statten. Die Sache wird jetzt ff. „gedeichselt": Die große Zahl derjenigen, die das Spielen nicht lassen können, ist heute, da, wie gesagt, der Terminhandel für sie unzugänglich ist, förmlich angewiesen auf Commissionsgeschäfte in Cassapapieren. Nun ist die Spielwuth stets weit größer als die disponiblen Mittel — hat Einer 10 000 Mark, so will er um 50 000, hat Einer 100 000, um 500 000 spielen. Das benutzt die Bank. Sie sagt ihm: „Gieb uns Deine 10 000 oder 100 000 Mark als Unterpfand. Dann kannst Du bei uns für 50 000 oder 500 000 Mark Papiere kaufen. Du müßtest sie allerdings sofort abnehmen und baar reguliren. Das machen wir aber so, daß Du uns alle gekauften Papiere sofort im Voraus für den Kaufpreis verpfändest. Du kannst aber dabei nach Belieben mit den Papieren handeln, und den Erlös des Verkauften schreiben wir Dir gut." Dabei steht sich die Bank vollkommen sicher, denn sie hält sich bei Coursverlusten an die 10 000 resp. 100 000 Mark Unterpfand, und höher als 20% des Nominalwerthes der Einkäufe belaufen sich die Coursdifferenzen so leicht nicht. Auf dieser Basis beginnt nun ein flottes „Cassageschäft". Der Spieler kauft und verkauft nach Belieben, ohne einen Pfennig zu zahlen, kriegt aber auch nie die Waare zu sehen. Dem Spieler ist das ganz gleich. An der Waare liegt ihm nichts, er kennt das betreffende Unternehmen meist gar nicht und will nur an den Coursschwankungen profitiren. Eine Weile geht die Sache gut, bis mal die Course aus irgend einer Veranlassung ein paar Procent purzeln. Dann heißt's erst: „Wir bitten um Verstärkung Ihres Depots". Das wiederholt sich, bis der Unglückliche seinen letzten Pfennig hergegeben, das gute Geld hinter dem schlechten hinterdrein geworfen hat. Ist er so weit, dann — zieht die Bank den Strick um den Hals ihres Kunden zu, d. h. sie „realisirt". Die „Realisirung" des Depots besteht darin, daß sie dem Depotinhaber eine Verkaufsschlußnote mit ungünstigen Coursen schickt. Unter zehn werden neun auf diese Art ihr Depot los, und am anderen Tage steigen die verkauften Papiere meist wieder. Diese Geschäftspraxis unterscheidet sich materiell von einem Spiel so wenig wie ein Ei vom anderen. Sie ist aber viel gefährlicher als der Terminhandel, denn bei diesem müssen immerhin bestimmte Termine abgewartet werden. Beim „Cassageschäft" kann die Bank jeden Augenblick zugreifen. Ihr Kunde natürlich auch, aber dem hilft das nichts. Nun sagt man vielleicht: „Ja, aber dabei kann doch auch nicht so viel herauskommen. Die Bank muß die Papiere doch ihrerseits gegen Baar einkaufen und kriegt sie auch nicht unter'm Marktpreis, wenn sie sie nicht auf Lager hat. Ist der Cours, zu dem sie später realisirt werden, geringer, und macht sich die Bank für die Differenz aus dem Depot bezahlt, so hat sie schließlich doch nur ihre Auslagen wieder." Letzteres ist richtig, die Sache liegt aber in praxi anders. Die Bank kann erstens immer als Selbstverkäufer eintreten, und die Course schwanken an einem und demselben Börsentage schon ein Bißchen, so daß die Bank immer in der Lage ist, den Kunden mit einem etwas höheren Kaufpreis zu belasten, als sie selbst gezahlt hat. Die Hauptsache aber ist Folgendes: Dem Kunden sagt man allerdings: „Wir kauften für Ihr Depot das und das", aber thatsächlich legt man das Gekaufte nicht in separate Verwahrung, sondern behält es im eigenen Portefeuille, gemischt mit allen anderen Werthen. Es giebt ein ebenfalls sehr heilsames Reichsgesetz von 1896, das Depotgesetz. Dieses verpflichtet den Commissionär, die seinen Kunden zu Eigenthum gehörigen Papiere in separate Verwahrung zu bringen, aus der er sie bei Gefängnißstrafe nicht wieder entnehmen darf. Das „Eigenthum" an den fraglichen Papieren aber geht auf den Kunden über, sobald ihm der Commissionär die Gattung und Nummern der gekauften Stücke schriftlich aufgegeben hat. Auf diese Nummernmittheilung kann der Käufer verzichten, und diesen wichtigen Verzicht fordert die Bank von ihm, d. h. sie läßt ihn gedruckte Bedingungen unterschreiben, in denen an möglichst unauffälliger

Digitized by Google

Stelle dieser Verzicht ausgesprochen ist. Wer nicht auf Nummern verzichtet, mit dem macht die Bank einfach keine Geschäfte. Die Bank reservirt sich also das volle Verfügungsrecht über das Gekaufte und läßt den Kunden nie Eigenthümer werden. Dies Verfügungsrecht nutzt sie dann in ihrem Interesse aus. Den Eingang der gekauften Stücke stellt man stets auf das Genaueste buchmäßig fest, nicht aber — den Wiederausgang. Sobald also ein für einen Kunden angeschafftes Papier steigt, wird es von der Bank zu eigenem Profit wieder veräußert. Kommt der Kunde und will auch verkaufen, so gelingt es meistens, ihn mit Hoffnung auf weiteres Steigen hinzuhalten. Nach einiger Zeit tritt dann wieder ein Sinken ein, und das Geschäft ist gemacht.

Im letzten Grunde liegt die Sache noch anders: die Bank wartet überhaupt nicht die Ordres ihrer Kunden ab, sondern sie macht täglich Speculationsgeschäfte en gros für eigene Rechnung. Wird nun von Seiten eines Kunden ein Auftrag ertheilt und besitzt die Bank durch ihre Einkäufe dies Papier, so prüft sie, ob die Chancen dafür günstig oder ungünstig sind. Im ersten Fall schreibt sie dem Kunden, sie habe seinen Auftrag leider nicht ausführen können. Im zweiten Fall bekommt er das Gewünschte, hat aber wenig Ursache, darüber vergnügt zu sein. Das ganze Commissionsgeschäft der Banken mit Privatleuten ist also nichts als eine Art Rückversicherung ohne Prämie für ihre eigenen Speculationsgeschäfte. Geht's gut, so heimst sie den Gewinn ein, geht's schlecht, so wälzt sie den Schaden auf den Kunden ab. Natürlich kann sie auf diese Art nicht jedes Malheur pariren. Die ungeheuren Verluste, die die Banken in den letzten Jahren erlitten haben, schreiben sich meist aus ihren Speculationsgeschäften her. Aber sie würden doppelt so hoch gewesen sein, wenn man nicht Gelegenheit gehabt hätte, einen großen Theil — in Form von Cassageschäften — auf Privatkundschaft abzuwälzen.

Ich nehme an, daß diese nach meiner Annahme ganz ungehörige Geschäftspraxis auf gesetzlichem Wege leicht zu beseitigen wäre. Schon das Reichsgericht behält sich eine gewisse Handhabe vor. Es sagt: „Wenn das Cassageschäft als solches nur ein Scheingeschäft, eine Simulation war, thatsächlich aber ein Spiel darunter verborgen liegt, so gilt es eben als Spiel." Aber der Beweis der Simulation ist schwer zu führen. Besser wäre es, wenn das Depotgesetz durch ein paar Paragraphen verschärft würde, etwa dahin, daß Commissionsgeschäfte nicht eher klagbare Forderungen erzeugen können, als bis das Commissionsgut in's Eigenthum des Committenten übergegangen ist. Dann würde der Nummernverzicht den Commissionären nichts nutzen. Denn so lange wie sie den Eigenthumsübergang hinhalten, haben sie eben auch keine rechtlichen Ansprüche, und von dem Moment ab, wo das Eigenthum übergeht, verliert das Geschäft seinen Spielcharakter.

Aus vorstehenden Ausführungen wird nun auch verständlich werden, weßhalb in einem und demselben Industriepapier oft so ungeheure Umsätze gemacht werden können, trotzdem Alles „per Cassa" geht. Die Waare spaziert eben beim verkaufenden Commissionär durch die Vorderthür herein und durch die Hinterthür wieder hinaus, während dem Kunden gesagt wird, sie lagere still und ruhig in dessen Depot. Daß die industriellen Krisen stark mit diesen Scheinumsätzen in Verbindung stehen, unterliegt gar keinem Zweifel. Das Steigen und Fallen der Course spielt für Actienunternehmungen dieselbe Rolle, wie für den Landmann das Wetter. Würden die Banken nicht in der Lage sein, täglich nach Belieben von irgend einem Papier zu bekommen, so würden sie in größerem Umfange keine Cassageschäfte machen können, und dann — gäb's überhaupt keine Coursnotirung mehr für das betreffende Unternehmen. Jedes Spielgeschäft bedarf einer gewissen Unterlage. Es muß ein bestimmter Werth vorhanden sein, um den gespielt wird. Ist das der Fall, so können die Spielumsätze diesen Werth tausendfach übersteigen. Aber — sie können ihn nie ganz entbehren. So dienen die Silos dem Korndifferenzenspiel. Sie beseitigen den Einwand, die gekaufte Waare sei in natura nicht vorhanden. In den Silos ist sie immer da, man braucht nur einen Check, einen Warrant, oder wie sie heißen, zu kaufen. In derselben Weise benutzen die Commissionsgeschäfte den Stock disponibler Papiere, der sich auf dem Markte herumtreibt. Es handelt sich um ein verderblich wirkendes und volkszerrüttendes Spiel, das in möglichst solide und ehrbare Formen gekleidet ist. Der Wolf im Schafpelz ist immer der Schlimmste. Ich halte das Cassageschäft für viel gefährlicher und schädlicher als das Termingeschäft. Selbstverständlich giebt es reelle Cassageschäfte, denn sie sind eben die Form des reellen Handels. Es kommt eben darauf an, diejenigen Geschäfte zu kennzeichnen, die sich der reellen Form nur als Maske bedienen. Das geschieht am besten, wenn die stete Verfügungsgewalt der Börse über Industriepapiere eingeschränkt wird.

Ca Canny.

Von Karl Noetzel.

Im December vorigen Jahres brachte die „Times" eine Reihe von Aufsätzen über die Ursache des Rückganges oder wenigstens des Stillstandes in der englischen Industrie. Zu dem gleichen Thema äußert sich unserer früherer Gesandter in China, Herr v. Brandt in der Zeitschrift für Socialwissenschaft. Beide Untersuchungen gipfeln in der Behauptung, daß nicht die staatliche Handelspolitik, wohl aber die Thätigkeit der so viel bewunderten Gewerkvereine die Schuld treffe an der augenblicklichen industriellen Krise in England. Das angeführte Material läßt darüber in der That keinen Zweifel bestehen. Es handelt sich hierbei um principielle Fragen von höchster politischer Bedeutung. Nicht bloß für England ergeben sich wichtige Lehren, auch für die Arbeiter und Politiker der ganzen Culturwelt. Um es gleich vorauszunehmen, so scheint mir der Gang der englischen Verhältnisse zunächst einen gewichtigen Beweis für die alte Doctrin erbracht zu haben, daß ein Gegensatz zwischen den Interessen von Arbeitern und Arbeitgebern nicht existirt. Wo ein solcher künstlich construirt wird, wie das hier geschehen ist, da müssen stets beide Theile darunter leiden. Ferner lehrt uns die sociale Entwickelung jenseits des Canales, daß die allgemeine wirthschaftliche Aufklärung noch lange nicht so weit fortgeschritten ist, daß wir die sociale Reform durch Selbsthülfe ersetzen können. Englische Gewerkvereinspolitik und deutscher Staatssocialismus stehen sich diametral gegenüber, und das Richtige scheint in ihrer Mitte zu liegen, jedenfalls nicht in der ausschließlichen Betonung des ersten Princips. Schließlich handelt es sich noch um eine politische Lehre von allgemeinster Bedeutung: Keine Standesvertretung darf Macht haben über die materielle Existenz ihrer Mitglieder, indem so jede freie Meinung unterdrückt und die verderbliche Tyrannei der leitenden Persönlichkeiten erzielt wird. Ich führe nämlich die Möglichkeit für den weiter unten zu schildernden, unheilvollen Einfluß der Gewerkvereinspolitik darauf zurück, daß aufgeklärtere Mitglieder schweigen mußten, um nicht aus dem Gewerkverein ausgestoßen zu werden und so ihrer Spareinlagen in Form von Unfalls-Altersversicherung verlustig zu gehen. Montesquieu hat vor etwa 150 Jahren die so berühmt gewordene Lehre aufgestellt von der Trennung der beiden Gewalten, der executiven und der legislativen. Das war auf das Staatswesen berechnet, es hat aber auch Bedeutung für jede Politik treibende Gemeinschaft. Wären die englischen Gewerkvereine nicht mit Unterstützungscassen

Digitized by Google

verbunden gewesen, so hätten sie meines Erachtens eine normale Entwickelung nehmen müssen.

Auch im politischen Leben werden Fehler bloß deßhalb gemacht, daß sie in Zukunft vermieden werden können. Unser nationales Wirthschaftsleben hat nun in Vielem eine analoge Entwickelung durchgemacht wie das englische. Deutschland hat hier sehr Vieles von England gelernt. In entscheidenden Momenten ist es aber durchaus seine eigenen Wege gegangen. So vor Allem in der Socialpolitik. Es wäre nun nicht das erste Mal, daß der Lehrer vom Schüler lernt. England wird sich hierzu bequemen müssen, wenn es aus seinem gegenwärtigen Dilemna herauszukommen beabsichtigt. Sein nationaler Ehrgeiz bliebe dabei unberührt. Politische und sociale Erfahrungen gehören ebenso wie technische Erfindungen und wissenschaftliche Entdeckungen der ganzen Menschheit an.

Wo immer es sich um die englischen Gewerkvereine (Trade unions) handelt, ist man gewohnt, nur Ausdrücke der Bewunderung zu vernehmen und des Bedauerns darüber, daß wir in Deutschland noch nicht so weit in der Selbsthülfe vorangeschritten sind. Unstreitig wäre Selbsthülfe das einzig richtige Princip, wenn alle Individuen genügend wirthschaftlich und moralisch aufgeklärt wären, um zu begreifen, daß ihr bleibendes Interesse sich nie auf der Schädigung der Interessen Anderer aufbauen kann, und wenn des Weiteren jeder Einzelne auch gewillt wäre, die Interessen Anderer als gleichberechtigt zu achten. Wie indeß die Praxis lehrt, existirt eine solche Aufklärung noch nirgends. Selbst die englischen Gewerkvereine, welchen in der Regel die größte politische Reife zugestanden wird — mit welcher Berechtigung, das werden wir sogleich sehen — besitzen sie lange nicht. Ferner darf ein Moment keineswegs übersehen werden: Die Mitglieder besagter Gewerkvereine machen bloß die bei Weitem kleinere Zahl der gesammten englischen Arbeiterschaft aus, man kann sie als deren Elite bezeichnen. Der Rest aber, gleichsam ein fünfter Stand, befindet sich in weit schlechterer Lage als beispielsweise bei uns, da die Rücksicht auf die Trade unions in England bis jetzt noch keine staatliche Arbeiterfürsorge im Sinne unseres Arbeiterversicherungs-Gesetzes aufkommen ließ. In Deutschland hätten sich die Dinge nicht so gestalten können. Die allgemeine Meinung hätte direct vom Staate verlangt, daß er sich der bedürftigen Majorität annähme. So konnte denn auch hier die allgemeine Arbeiterversicherung durchgesetzt werden. Allerdings war damit für die Bildung von Gewerkvereinen nach englischem Vorbilde von vornherein die eigentliche Veranlassung genommen. Es wird auch von gewisser Seite her ein gewaltiges Geschrei erhoben, die normale Entwickelung der Selbsthülfe sei hiermit absichtlich unterbunden worden. Indeß konnte die deutsche Staatsregierung sehr wohl für sich geltend machen, es komme ihr zu, alle Arbeiter zu schützen, und gerade vor Allem diejenigen, welche Mangels Tüchtigkeit und Intelligenz sich nicht selber zu helfen vermochten. Die politische Praxis hat allerdings immer noch gelehrt, daß die Selbsthülfe eines Standes in vorzüglicher Weise geeignet erscheint, das Standesbewußtsein zu heben, die öffentliche Meinung auf vorhandene Uebel hinzuweisen und deren Beseitigung auf dem Wege der gesetzlichen Reform zu erzwingen. In diesem Sinne bildet die Coalition ein unentbehrliches Hülfsmittel jeder modernen Gesetzgebung. Ebenso bedeutet es indeß einen alten politischen Erfahrungssatz, daß man die gesetzliche Normirung der Rechte und Pflichten eines Standes nie allein von dessen Vertretung bestimmen lassen darf, da diese, gleichwie ein jedes wirthschaftliche Einzelwesen, die natürliche Neigung hat, seinen größtmöglichen Vortheil selbst auf Kosten Anderer zu erstreben. Der Staat aber hat die Interessen aller Stände gleichmäßig zu berücksichtigen und sie untereinander auszugleichen. Von diesem Gesichtspunkte aus durfte die deutsche Staatsregierung nicht einer selbstvereinigten Minorität das Monopol auf den Schutz vor Krankheit und Invalidität garantiren, damit sie existiren könne in der vagen Aussicht, einmal sämmtliche Arbeiter in sich zu vereinigen, während die Masse bis dahin ungeschützt bleibt. In England ist das nun thatsächlich der Fall, aber auch dort steht die öffentliche Meinung auf Seiten der Regierung.

Der Gegensatz in der Socialpolitik Englands und Deutschlands erklärt sich aus der Verschiedenheit im Nationalcharakter. Der Engländer schätzt vor Allem Selbstständigkeit. Nur wer sich selber helfen kann, genießt seine Achtung und Sympathie. Zu dieser einseitig männlichen Auffassung erscheint er allerdings berechtigt, als er andererseits im großartigen Maßstabe Wohlthätigkeit übt an Arbeitsunfähigen, also Kindern und Kranken. Wer aber gesund ist, der soll ganz auf eigenen Beinen stehen und sich von Niemanden helfen lassen, selbst nicht vom Staate. Das klingt logisch, und doch äußert sich hier ein verbohrter Doctrinarismus. Völlig außer Acht gelassen werden die so verschiedenen Anlagen der menschlichen Natur und das nun einmal zum Organismus ausgewachsene Wirthschaftsleben, welches die wirthschaftliche Zukunft des Individuums im Großen und Ganzen schon in der Wiege bestimmt. In eine höhere Classe sich zu erheben, ist heutzutage selbst bei großer Tüchtigkeit und Intelligenz — und wie selten finden sich Beide vereinigt — nur in Ausnahmsfällen möglich. Für den Engländer entscheidet aber bloß der Erfolg. Dem Erfolgreichen verzeiht er eigentlich Alles, z. B. Chamberlain und Cecil Rhodes. „Wer zu Grunde geht, der hat nichts Besseres verdient!“ denkt er im Grunde seines Herzens.

Hinzukommt das durch eine Jahrhunderte lange glorreiche Geschichte großgezogene Nationalgefühl. Die durch eigene Kraft zu machtvoller Blüthe emporgelangten Trade unions werden von der ganzen Welt bewundert. Sie sind ein Gegenstand englischen Nationalstolzes geworden. Darum kann man es auch mit in den Kauf nehmen, wenn der größere Theil der Arbeiterschaft des großen Inselreiches im Alter und bei Krankheit der Armenpflege zur Last fällt. Ob man allerdings auch, um diesen Stolz zu schonen, ruhig mit ansehen wird, wie die englische Industrie an ihm zu Grunde geht, — und nicht eher wird die blind ehrgeizige Eintagspolitik der Trade unions Halt machen — das wird die nächste Zukunft entscheiden. Große und schwer wieder einzuholende Schädigungen sind schon jetzt erlitten worden, aber noch sieht man keinen ernsten Versuch zum Widerstande gegen die verderbliche Tyrannei der Gewerkvereine. Daß überhaupt die Tactik der ursprünglich nur vom gesunden Menschenverstande geleiteten Gewerkvereine eine derartig aller wirthschaftlichen Logik spottende und zum Ruin der heimischen Industrie unaufhaltsam hinführende Wendung nehmen konnte, das erklärt sich vielleicht wiederum zum größten Theil aus dem englischen Nationalcharakter. Der Engländer ist vorwiegend praktisch veranlagt. Praktisch nennt man solche Leute, welche ihre ungetheilte Aufmerksamkeit der nächsten Umgebung zuwenden, und denen darum in einem gewissen Umkreis kein Vortheil entgeht. Praktische Leute sind, namentlich bei geringer Bildung, naturgemäß kurzsichtig und im Großen und Ganzen beschränkt. Wer den Blick in weitere Fernen gerichtet hat, dem kann es allerdings gelegentlich einmal passiren, daß er die auf dem Boden zu seinen Füßen liegende Stecknadel übersieht. Kein Denker war praktisch, und doch sind ihre Spuren geblieben, während diejenigen der praktischen Leute verwischt sind. Dauernden Erfolg erzielt bloß, wer die Gegenwart mit Zukunftsblicken betrachtet. Napoleon nannte solche Leute verächtlich Ideologen. Er selbst war keiner. Es blieb aber auch von seinen Schöpfungen nichts als die Erinnerung an eine gewaltige Persönlichkeit. Der Engländer hielt wenigstens noch bis vor Kurzem die Deutschen für Ideologen. Der englische Fabrikant schickt

Digitized by Google

seine Söhne vorwiegend in die eigenen Fabriken, damit sie als gewöhnliche Arbeiter von der Pike auf dienen sollen. Der deutsche Fabrikant läßt die seinigen auf Universitäten und Hochschulen, vor Allem die Theorie beherrschen lernen. Nun geht die Wissenschaft voran und Hand in Hand mit ihr die Industrie. Der Deutsche findet sich mit Leichtigkeit in alle Neuheiten, denn er versteht ihre Grundlagen, der Engländer kann nicht mit, er ist bloß auf sein altes Verfahren dressirt. Einen classischen Beleg hierfür bildet die Theerfarben-Industrie. Sie hat ihren Ursprung in England, und die ersten Millionen wurden damit dort verdient. Heute beherrscht Deutschland $^4/_5$ des Weltmarktes. Aehnliche Verhältnisse finden wir in der Socialpolitik. Auch hier verdanken wir England die Initiative. Die Arbeiterschutz-Gesetzgebung wurde in England inaugurirt, aber erst Deutschland führte sie bis zu ihrer letzten Consequenz, der obligatorischen Arbeiterversicherung. Die englischen Gewerkvereine dachten bloß an das Wohlergehen ihrer Mitglieder; das Schicksal der nicht zu ihnen gehörigen Arbeiter war und ist ihnen völlig gleichgiltig, ja sie bedrücken Letztere, wenn es in ihrem Vortheile zu liegen scheint. Die deutsche Arbeiterpartei zielt auf die wirthschaftliche Erhöhung des gesammten Arbeiterstandes hin. Das gilt wohl noch immer für Utopie. Aber ohne Zweifel ist der Durchschnittsarbeiter in Deutschland viel besser daran und auch viel gebildeter als der nicht zu Gewerkvereinen zählende englische Arbeiter.

Was nun die Thätigkeit der Gewerkvereine im Allgemeinen anbetrifft, so ist auf ihre unbestreitbaren Verdienste schon weiter oben hingewiesen worden. Sie haben die Achtung vor dem englischen Arbeiter erzwungen und nicht im geringsten Theile die Gesetzgebung im socialen Sinne beeinflußt und das zwar, ohne eine eigene Parlamentspartei zu besitzen, lediglich durch ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung und in ihrer Eigenschaft als Wähler. Gleichzeitig boten sie ihren Mitgliedern eine treffliche Erziehung zum Gemeinsinn, zur Tüchtigkeit und Solidität. Trunksucht wurde nachdrücklich bekämpft, arbeitsscheue Elemente aus ihrer Mitte ausgeschlossen. Ihre ständigen Vertretungen nahmen den Conflicten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern ihre frühere Heftigkeit. Alles in Allem erschien der Trade Unionismus bis noch vor ganz kurzer Zeit als eine der Ursachen von Englands Industriehöhe und in vorzüglicher Weise geeignet, das Einvernehmen zu fördern zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Wenn der vorurtheilsfreie Beobachter an der ganzen Beobachtung etwas auszusetzen gehabt hätte, so wäre das die von vornherein allzu eng auf den nächsten Vortheil gerichtete englisch-praktische Gesinnung, mit welcher man dort so weit zu kommen glaubt. Sie birgt aber nur allzu oft ein gut Theil engherzigen Egoismus. Jeder einzelne Gewerkverein war von vornherein nur auf das Wohl seiner Mitglieder bedacht. Die Solidarität der einzelnen Vereine untereinander läßt bis jetzt noch außerordentlich viel zu wünschen übrig; es ist vorgekommen, daß bei großen Streiks eine Vereinigung gegen die andere Spionendienste leistete. Alles das war natürlich nicht auf den ersten Blick sichtbar, und das Ausland, namentlich Deutschland, konnte sich nicht genug thun in der Bewunderung der englischen Trade unions. Die Sympathie erreichte ihren Höhepunkt, als auf einem der letzten Socialistentage, ich glaube in Berlin, Vertreter der englischen Gewerkvereine erklärt hatten, sie dächten gar nicht daran, den Capitalismus zu beseitigen, sie hegten nur die eine Absicht, sich möglichst gut unter ihm zu stellen. Damals sprach man viel von der politischen Reife des englischen Arbeiters, und man wäre dazu berechtigt gewesen, wenn die Trade Unionisten in der That die dort betonte Solidarität mit den Capitalisten praktisch bewiesen hätten. Dafür sprach unter Anderem die viel bewunderte Einrichtung der sogenannten gleitenden Lohnskalen, wonach für bestimmte Zeiträume die Arbeitslöhne gemeinsam festgesetzt wurden und zwar je nach den Marktpreisen für die Rohmaterialien und das fertige Product. Praktisch bedeutete das die völlige Gleichstellung von Arbeit und Capital. Aber auch hierbei blieben diese ehrgeizigen Führer der Trade Unionisten nicht stehen; sie wollten das Capital beherrschen. Sie erstrebten ganz direct eine Beschränkung der Production im Interesse ihrer Mitglieder und construirten damit einen völlig unhaltbaren Gegensatz zwischen ihrem Interesse und demjenigen der Arbeitgeber, aus deren Benachtheiligung sie eigenen Vortheil zu ziehen gedachten. Natürlich wandte sich die Praxis gegen sie selber, wie ich gleich zeigen werde, und das hätte jeder nur einigermaßen politisch Denkende gleich voraussagen können.

Gehen wir nunmehr etwas näher auf das von den Trade unions angewandte sogenannte Ca'canny-System ein. Ca'canny ist schottisch und bedeutet so viel als: „ich kann nicht" im Sinne von „langsamer!" „nicht übereilt". Diese Praxis bestand nun einfach darin, daß den Arbeitern vorgeschrieben wurde, nicht „zu rasch" zu arbeiten. Ursprünglich war das ein zwar durchaus nicht loyales, aber wohl recht wirksames Mittel, um die Arbeitgeber zur Nachgiebigkeit zu zwingen. In letzter Zeit scheint indeß das Ca'canny-System zur dogmatischen Vorschrift geworden zu sein: der Arbeiter soll nicht mit voller Kraft arbeiten, damit möglichst viele Arbeiter angestellt werden können. Die Unmoral und Gefährlichkeit dieser Doctrin liegt auf der Hand. Es bedeutet einen völligen Mangel jedes wirthschaftlichen Verständnisses und eine beispiellose Verbohrtheit, wenn angenommen wird, der Arbeiter sei factisch im Stande, die Production zu beschränken, während diese doch bloß die Resultirende der gesammten im wirthschaftlichen Organismus wirken den Factoren darstellt. Ferner wird ein gewaltiges Moment dabei völlig übersehen: die internationale Concurrenz. Ganz abgesehen von der großen und entsittlichenden Unehrlichkeit, welche doch unstreitig darin liegt, daß man sich zu dem vollen Gehalte engagiren läßt in der bestimmten Absicht, nicht seine volle Leistung zu geben, wird auch durch dieses Vorgehen jedes persönliche Interesse des Arbeiters an seiner Hände Werk zerstört, und nur dieses garantirt ja ein günstiges Endresultat und gewährt persönliche Zufriedenheit. Man vergesse auch nicht, daß auf diese Weise dem Einzelnen jede Möglichkeit genommen wird, durch eigene Tüchtigkeit voranzukommen. Der Arbeiter wird somit einfach genöthigt, auf seine Persönlichkeit zu verzichten und sinkt zur Maschine herab, zum willenlosen Mechanismus in der Hand der Gewerkvereinsführer. Das sieht eigentlich jedes Kind. Aber entweder erweist sich der praktische Blick des Trade Unionisten nicht auf diese Entfernung hin zuverlässig oder — und das ist das Wahrscheinlichere — auch die verständigen, einsichtigen Elemente müssen sich den ehrgeizigen Führern fügen, weil diese die Macht haben, sie aus dem Gewerkvereine auszustoßen, und dann gehen ihre gesammten Ansprüche auf Kranken-, Invaliditäts- und Arbeitslosigkeitsversorgung — meistens ihre einzige Ersparniß — einfach verloren, ohne daß eine Gerichtsbarkeit darin Hülfe leisten kann. Das Gleiche gilt von den Vorarbeitern und Meistern. Diese gehören ebenfalls Gewerkvereinen an und werden sich deßhalb wohl hüten, dem Fabrikherrn faule Arbeiter zu denunciren. Wie gut ist da in Deutschland für die ebenfalls freiwillig vereinigten Arbeiter gesorgt! Sie brauchen sich nicht von ihren Parteipäpsten vergewaltigen zu lassen. Schlimmsten Falles treten sie einfach aus. Ihre Pensionsansprüche bleiben unter allen Umständen gesichert, weil der Staat sie garantirt. Um es gleich voraus zu sagen: Es bleibt für England keine andere Möglichkeit, aus der gegenwärtigen Wirthschaftskrise siegreich hervorzugehen, als Deutschlands Beispiel zu folgen und die allgemeine obligatorische Arbeitsversicherung einzuführen. Nur so wird es gelingen, den unerträglichen Despotismus der Gewerkvereine zu brechen und deren Mitglieder aus willenlosen

Digitized by Google

Handlangern wiederum zu denkenden und strebenden Industriearbeitern zu machen, welche von ihrer Arbeit Genuß und Nutzen haben wollen, durch eigene Kraft vorwärts streben und nicht in Rücksicht auf eine vage Doctrin auf alle persönliche Würde zu verzichten geneigt sind.

Dies voraus. Wie aber äußern sich in den einzelnen Industrien die nachtheiligen Folgen des Ca-Canny-Systems? Ich berufe mich in allem Nachstehenden auf die „Times". Was zunächst das Baugewerbe anbetrifft, so sind die Bauten viel theurer geworden, dabei schreiten sie langsamer voran und zeigen im Allgemeinen eine geringere Solidität. Während früher pro Tag und Mann 1000 Steine gelegt wurden, beträgt die Durchschnittsleistung jetzt 400 Steine; es werden aber auch solche zu 330 (von Arbeitern selbst angegeben), zu 200 und selbst zu 70 Steinen namhaft gemacht. Die Ruthe (5 qum.) gewöhnlicher Mauer kostet heute 20—22 Lire; vor 20 Jahren wurden nur 12—14 Lire bezahlt. Aehnliche Zustände finden sich in allen anderen Zweigen des Bauhandwerks. Daher gehen viele Bestellungen in's Ausland. So wurden namentlich aus Schweden Thüren, Fensterrahmen und Einfassungen um die Hälfte, bis zu einem Drittel billiger bezogen als in England selbst. Ein Versuch der Tischler, durch Streik diese Einfuhr zu verhindern, mißlang vollkommen.

Ebenso unerfreulich liegen die Verhältnisse im Maschinenbau. Die Gewerkvereinler halten hier an dem Satze „Ein Mann, eine Maschine" fest und stehen principiell allen Neuerungen feindlich gegenüber. Daher haben sich viele Fabrikanten entschließen müssen, neue Maschinen in besonderen Räumen aufzustellen und von auswärtigen Arbeitern bedienen zu lassen. Natürlich geht diese, früher in eminentem Sinne englische Industrie immer mehr zurück, wobei sich Deutschland als mächtiger Concurrent erweist. Am bornirtesten und einseitigsten zeigt sich die Tyrannei der Gewerkvereine in der Dampfmaschinenfabrikation und im Schiffsbau, worin bekanntlich lange Zeit hindurch England den Weltmarkt beherrschte. Die Einführung von Zeit und Arbeit sparenden Maschinen wird dort entweder direct verhindert, oder aber es werden die Arbeitgeber gezwungen, dieselbe Anzahl von Arbeitern zu halten wie früher, auch darf die Production nicht größer werden, und die Anzahl der Lehrlinge ist auf das Aeußerste beschränkt.

Dieselben Erscheinungen finden sich bei den Eisengießereien, und auch vom Eisenbahnbetrieb wird gemeldet, daß, wiewohl die Gewerkvereine dort noch wenig Eingang gefunden haben, doch die Leistungen geringer geworden sind und es kaum mehr möglich erscheint, einen Einzelnen durch Lohnerhöhung auszuzeichnen, ohne daß zugleich alle anderen Arbeiter derselben Classe die gleiche Lohnerhöhung beanspruchen: So weit hat die falsche Tactik der Trade unions auch in ihr fern stehenden Gewerben Schule gemacht.

Ganz schlimm steht es um die Glasfabrikation. Ein Zweig, die Anfertigung von Spiegelglas mit abgeschrägten Rändern (bevelled plate glass), ursprünglich eine englische Specialität, ist fast völlig aufgegeben worden, und wird schon nahezu der gesammte englische Bedarf aus Belgien bezogen, wiewohl dort diese Industrie erst geschaffen werden mußte. In der Flaschenfabrikation in Yorkshire ist der Gewerkvereinler Herr der Situation. Er verbietet, die Lehrlinge während ihrer Lehrzeit etwas zu lehren, er verbietet seinen Mitgliedern, in Fabriken zu arbeiten, wo Maschinen zur Anwendung kommen, und besteht darauf, daß allen in demselben Zweige der Fabrikation beschäftigten Arbeitern derselbe Lohn gezahlt werde. Die Folgen davon sind denn auch deutlich bemerkbar: von den 12 Fabriken zur Herstellung von Flaschen aus dunklem Glase (Black bottle trade) existiren nur noch 3. Der übrige Bedarf wird von Deutschland aus gedeckt. Im Jahre 1900 begann endlich die Firma Nettle und Moore, der ewigen Streitigkeiten mit den Gewerkvereinen müde, deutsche Arbeiter sammt ihren Familien, fast 800 an Zahl, bei ihrer Fabrik in North Woolwich anzusiedeln. Der Erfolg soll erwiesen haben, daß auf diese Weise die deutsche Concurrenz leichter zu bekämpfen sein dürfte. (Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Amalie Skram.

Von Alfred Semerau (Charlottenburg).

In dem Romane „Nachwuchs" von Amalie Skram gegen den Schluß hin findet man folgende Stelle, der ich zum Verständniß einige Sätze voranschicken möchte. Der Fettwaarenhändler Myre ist wegen Wechselfälschung zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt. Er liegt krank, seine Frau Petra besucht ihn, und nun ist das Bruchtheil des Gespräches, das sie führen und das ich citire, von Bedeutung: „Ich habe es so herrlich hier im Gefängniß", fuhr Myre fort, während er sich drehte und wandte, um besser zu liegen. „Ja, Petra, Du kannst es wohl nicht verstehen, und Du mußt nicht böse auf mich sein, aber diese Gefängnißzeit ist die beste Zeit meines Lebens gewesen." — „Dann hast Du also nicht an die Schande und das Elend von mir und den Kindern gedacht?" — „Ach ja! Ach ja! Aber vor Gottes Richterstuhl sehen die Dinge anders aus. Wie manch' Einer, der dasselbe gethan hat wie ich, wenn auch nur auf andere Weise, geht frank und frei umher? Nur weil sie Geld haben und hochgestellt sind. Ich habe in dieser Zeit so viel über dies Alles nachgedacht, und ich glaube, daß Er da oben einen größeren, weiteren Blick hat für diese Dinge als die Menschen." — „Es kann doch nicht richtig sein, zu lügen und betrügen," sagte Petra. — „Nein, nein, aber Gott sieht das Gemüth an, die Reue! Denk' doch an den Räuber am Kreuz und an die Ehebrecherin." — „Reue, sagst Du?" Petra warf den Kopf in den Nacken. „Wenn Du heute aus dem Gefängniß entlassen würdest und von Neuem anfangen solltest, würdest Du es dann nicht wieder ebenso machen wie früher?" — Myre antwortete nicht gleich. Er öffnete seine halb geschlossenen Augen und sah zu der weißgekalkten Decke empor. „Ja," sagte er endlich. „Ich fürchte mich davor. Weil ich so arm bin. Aber wenn ich Geld genug verdienen könnte, meinst Du, daß ich dann stehlen und betrügen würde?" Während Myre sprach, hatten ihn heftige Fieberschauer geschüttelt und sein fieberheißes Gesicht war noch röther geworden. Petra konnte sehen, wie ihm das Blut in den Schläfen pochte. „Geld genug," sagte Petra, „Jesus hatte nicht, wohin er sein Haupt legen konnte. Aber stahl und betrog er deswegen?" — „Jesus war auch nicht mit Petra Lucisa Friman verheirathet und hatte keine Kinder in die Welt gesetzt," antwortete Myre, der immer unruhiger wurde und sich von Zeit zu Zeit stöhnend nach dem Herzen griff.

Mit dem Eheproblem hat sich Amalie Skram unaufhörlich beschäftigt, aber nicht oft hat sie so schneidende Worte gefunden, um eine Ehe zu charakterisiren, wie die, die Myre hier zuletzt spricht. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß die Skram fast nur Ehegeschichten geschrieben hat, Geschichten von unglücklichen Ehen. Es wäre begreiflich gewesen, wenn sie, die Frau, sich ihres Geschlechtes angenommen und alle Schuld am Unglück der Ehen den Männern beigemessen hätte; aber sie ist mit einer anerkennenswerthen Vorurtheilslosigkeit zu Werke gegangen. Sie hat so gut Männer geschildert, welche das Liebesglück ihrer Frauen zerstört haben, wie Frauen, die den Mann oder ihren Mann zu Grunde gerichtet haben. Neben Ring, Lorck, Mejer, Gerner stehen Petra, Ory, die Tante Ravn, Oline. Zwischen ihnen steht

Digitized by Google

Knut Tandberg und seine Frau Birgit: hier trennen sich die Menschen, die fühlen, daß ihre Liebe nun hin ist und nicht wollen, daß ihre Ehe auf Lüge und Heuchelei weiter bestehe, freiwillig. Und in dem Briefe, in dem Birgit von Knut Abschied nimmt, findet sich die schöne Stelle: Wärst Du zu mir gekommen und hättest mir ehrlich die Wahrheit gesagt, so hätte ich Dir geantwortet: Warte und sieh, ob es Dir Ernst damit ist. Und wenn dann einige Zeit hingegangen wäre und Du wärst abermals gekommen und hättest gesagt: Ich habe gewartet und es ist mir Ernst damit, so hätte ich Dich frei gegeben und hätte Dir ohne jede Bitterkeit Lebewohl gesagt. So viel Rücksicht, meine ich, schulden zwei Menschen einander, die zusammen gelebt und Kinder gezeugt habe.

Nicht immer so leicht und glatt trennen sich die Menschen wieder, die ein Zufall, ein Schicksal, ein Sinnenrausch zusammengeführt hat. Der Tod muß in ihr Leben greifen als Erlöser und Heiland, und wenn er nicht freiwillig kommt, dann sucht man ihn. Capitän Riber, den Ory zu Tode gequält hat, geht in's Wasser, Ravn, Myre sterben; Constanze Ring vergiftet sich, Lucie Gerner stirbt im Wochenbett, Mimi und Ines gehen zu Grunde.

Wie entstehen nun diese Ehen und woran scheitert schließlich ihr Glück? Geschlossen werden sie aus Berechnung: die Frau soll versorgt sein. Der Mann ist gut situirt, hat Ansehen und Einfluß, er ist eine gute Partie, also gilt es ihn zu fangen: so heirathet Ory den Capitän Riber, die Tante Ravn ihren Mann, Constanze den Großkaufmann Ring. Allerdings darf man nicht hinzuzusetzen vergessen: die Eltern bestimmen ihre Töchter zu diesen Glanzpartien, tragen also eigentlich die Schuld an allem folgenden Elend. Die Töchter finden aber niemals später Gehör mit ihren Klagen bei den Eltern. Wenn sie sich über die Untreue ihrer Männer beschweren, sagen die Mütter: Das ist nun einmal so, und uns ist's gegangen wie Euch. Daran müßt Ihr Euch gewöhnen, das müßt Ihr tragen. Ganz resignirt sagen es die Mütter, aber auch ganz selbstverständlich. Und dann verstehen erst die Töchter die Mütter nicht, sie können es nicht glauben, daß ihre Väter auch so waren, wie ihre Männer sind, dann begreifen sie das still getragene Elend und die Größe ihrer Mütter, und diese Erkenntniß zwingt ihnen Thränen ab, Thränen des Leids über diese traurige Welt und dies jammervolle Leben. Sie nehmen ihre Enttäuschung auf sich, suchen nach dem Glück, vermeinen es bei einem anderen Manne zu finden und enden, wenn alle ihre Illusionen verflogen und zerstoben sind, ihr Leben freiwillig. Man muß gelesen haben, wie Constanze Ring allmälig Schleier nach Schleier, welche die Dinge in ihrer dürren Nacktheit verbergen, wegzieht, wie sie von einer zerstörten Hoffnung zur anderen kommt, wie das Leben all' seinen goldigen Glanz und bethörenden Zauber verliert und sie aus der Welt geht, weil sie das Leben so satt hat, daß sie es nicht länger mehr ertragen kann. Constanze sagt zwar von sich an ihrem letzten Lebenstage, sie wäre eine Egoistin durch und durch, und das wäre ihres Lebens große Sünde gewesen; aber an dieser Sünde ging sie nicht zu Grunde, sondern das Leben war eben für sie arm an Hoffnungen und Wünschen geworden, es gab für sie keine Illusionen mehr.

Das Band, das in diesen aus Berechnung geschlossenen Ehen die Gatten an einander knüpft, ist ja ohnehin lose genug: meist handelt es sich auch noch um ein junges Mädchen und einen reifen Mann, um einen bedeutenden Altersunterschied, der wieder die geistige Trennung bedingt. Der Mann ist der Frau überlegen an Kenntnissen, Erfahrungen, Lebensgewandtheit. Für ihn giebt es viel weniger Enttäuschungen; er sieht und nimmt die Dinge, wie sie sind. Dinge, die für ihn kaum noch in Betracht kommen, stehen der Frau sehr hoch. Von Anfang an also stehen sich Mann und Frau als völlig Fremde gegenüber. Erst erkennen sie es nicht, suchen sich vielleicht auch darüber hinwegzutäuschen, endlich aber läßt es sich doch nicht mehr verbergen, und nun zeigt sich die unergründliche, unausfüllbare Kluft, die von vorn herein da war, über die keine Brücke, kein Steg führt. Ein inniges Miteinanderleben war so wie so schon ausgeschlossen, jetzt heißt's noch eine Weile neben einander gehen, dann sich trennen, freiwillig oder durch Zwang; das Leben scheidet sie oder der Tod. Und was giebt es nicht Alles, das Mann und Weib von einander trennt, grundsätzlich trennt, möchte man sagen. Das Alles findet man in den Ehegeschichten von Amalie Skram. Es ist, als hätte sie sich einen Zettelkasten angelegt, als leide sie an einer Ueberfülle von Material. Wie kann doch die Frau den Mann peinigen, zu Grunde richten. Man denke nur an Ory, die den braven Durchschnittsmann Riber in's Wasser treibt, der doch um Nichts besser und schlechter als Andere! Und was weiß die Ravn ihrem Mann nicht Alles anzuthun, und Petra ist alles Andere als ein weibliches Vorbild. Leidet der Mann nicht ebenso durch die Frau, wie sie durch den Mann? Amalie Skram hat es an Wahrheit nicht fehlen lassen, wenn sie ihre Frauenbilder vor uns hinstellt. Eher ein Zuviel als ein Zuwenig kann man ihr in der Schätzung ihres Geschlechts nachsagen. Selten hat wohl eine Frau mit dieser Ungebogenheit und Unerbittlichkeit die Boshaftigkeit, die Lust zum Uebelthun, die Trägheit, die Liederlichkeit jeder Art bei dem Weibe geschildert wie sie: eine Musterkarte schlechter weiblicher Eigenschaften läßt sich leicht aus ihren Romanen und Novellen zusammenstellen. In der Art, wie sie Mann und Weib gegenüberstellt, ist sie von wirklich anerkennenswerther Objectivität. Partei nimmt sie nicht, sie richtet auch nicht, sie scheint nur einfach die Thatsachen festzustellen, nach denen das Leben zwischen zwei Menschen unmöglich ist und sein muß, zwischen zwei Menschen, die zu einander gekommen oder geführt worden sind. Meist heißt es bei ihr: Die Frau verlangt eben zuviel vom Leben, jedenfalls mehr, als das Leben bieten kann. Und an dieser Unerfüllbarkeit ihrer Forderungen geht sie zu Grunde. Und der Mann? Der Mann, der doch mehr vom Leben weiß als die Frau, geht durch die Frau zu Grunde: sie reibt ihn in täglichem Kampf auf, allmälig; man möchte es kaum glauben, daß dieser widerstandskräftige Riber, dieser Schiffstyrann, dem Alles bedingungslos gehorcht, durch die junge Ory, die eben erst in's Leben hinausgetreten ist, besiegt, vernichtet wird. So stirbt auch der arme Myre, die rührendste tragikomische Gestalt, der Amalie Skram zum Leben verholfen hat, an Petra.

Die Ehen, die so unglücklich enden, brauchen durchaus nicht immer aus Berechnung geschlossen zu sein. Dann verstände sich ja das Elend von selbst, dann wäre die Aneinanderkettung zweier nicht zusammen gehörender Schicksale weiter nichts als ein Mißgriff von Außen. Die Skram schildert auch Liebesehen, die Knut Tandberg's und Birgit's, die Lucien's und Gerner's. Doch auch diese Ehen gehen unglücklich aus. In einer Novelle von Maupassant unterhalten sich zwei Freundinnen von der Ehe, und die eine sagt: „Wie können sich zwei Menschen lieben, die sich immer sehen?" Die Liebe stirbt in der Ehe, und man kann die todte Liebe noch lange mit sich herumschleppen wie Birgit, weil man sich nicht von dem geliebten Todten trennen kann. Woran die Liebe stirbt? An der Gewohnheit, die zur Gleichgiltigkeit wird. Sie schwindet, wie eine Blume verkümmert, um die sich Niemand sorgt, die langsam vergeht, aber noch nicht ganz vertrocknet ist und nur da ist, um an ihr Dasein zu erinnern. Eine verkümmerte, unerquickliche Liebe! In das Leben des Mannes, dem seine Frau schon ganz entfremdet ist, tritt ein Mädchen. Um seinetwillen erfolgt Trennung, Birgit schlägt sie vor. Die Frau ist hier die Stärkere, Willenskräftigere. Sie trägt das Unabänderliche und glaubt auch, daß den Kindern das Aufwachsen in einem Heim, in dem der Mangel gegenseitiger Liebe der Eltern die Atmosphäre kalt und neblig macht, mehr schadet als der Druck,

Digitized by Google

den ein Bruch und die Trennung vielleicht auf sie ausüben werden. Also nicht einmal die Kinder sind das Bindeglied zwischen zwei einander fremd gewordenen Gatten. Völlige Klarheit, reinliche Scheidung ist das Beste, keine falsche Sentimentalität, kein Sichversteckenwollen hinter den Schutz der Gesellschaftsmoral und der Convention gegenüber den nackten Thatsachen.

Der Advokat Gerner heirathet die Tivolisängerin Lucie aus Liebe oder aus Neigung oder aus Furcht, daß er sie einmal doch an einen Anderen verlieren könnte. Die Ehe wird unglücklich, obwohl Lucie nicht den geringsten Hehl aus ihrer Vergangenheit, die sehr bewegt ist, gemacht hat, obwohl sie den redlichen Willen hat, eine anständige Frau zu sein und zu bleiben. Gerner weiß ganz genau, was er thut, als er sie heirathet; er müßte alle Folgen tragen. Er kommt aber nicht über die Vergangenheit seiner Frau fort. Für ihn bleibt sie im Grunde trotz aller Liebe, deren seine selbstzufriedene, trocken correcte Natur fähig ist, die Tivolisängerin, die schon einmal ein Kind gehabt hat. Dieser Frau mit einer Vergangenheit hat Amalie Skram eine Frau ohne Vergangenheit gegenüber gestellt. Ory kommt nicht über die Vergangenheit ihres Mannes weg, weil sie selbst rein, behütet, unbekannt mit physischen Forderungen die Seine geworden ist. Ory wie Constanze wie Ines verlangen zu viel vom Leben, doch Ory geht in ihrer Forderung noch weiter als Constanze. Die Vergehungen ihres Mannes lagen doch vor der Ehe, sie aber verlangt Rechenschaft von ihm, der sich in der Ehe Nichts mehr zu Schulden kommen läßt. Das sorgfältig behütete Mädchen wühlt sich in den Schmutz immer mehr hinein, stellt ihn sich noch größer vor, erpreßt Geständniß nach Geständniß von ihrem Mann. Es ist, als wollte die Skram die Folgen zeigen, welche die ängstliche Hut der Eltern, ihre Furcht, die Kinder könnten von natürlichen Dingen erfahren, haben kann. Man kann sich keinen Begriff machen, wenn man es nicht gelesen hat, wie dies kleine unschuldige Ding Ory den braven biederen Capitän Riber peinigt und in den Tod treibt.

Ehegeschichten involviren nicht selten Kindergeschichten. Amalie Skram hat einen großen Roman geschrieben, in dem sie sich mit dem Verhältniß der Eltern zu den Kindern beschäftigt.*) In ihm finden sich zwei charakteristische Stellen für ihre Auffassung. Severin, der eine Bibelstelle auslegen soll, sagt: „Der Ausspruch ‚wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so kommet ihr nicht in das Himmelreich' beweist, daß Jesus die Hoffahrt der Erwachsenen tadeln will, die verlangen, daß die Kinder über Nichts eine Ansicht haben sollen. Jesus hat sehr wohl gewußt, daß die Kinder ernsthaft nachdenken und oft mehr verstehen, als die Erwachsenen glauben. Die Juden dazumals waren genau so wie die Christen heutzutage. Sie behandelten die Kinder wie das liebe Vieh, und sie bekamen wahrscheinlich ebenso viel Prügel wie wir." „Unsinn," sagte Myre und rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her. „Ja," rief Fie aus, „unser Religionslehrer sagt, die Kinder sollten nicht denken und nur glauben, was ihnen die Erwachsenen sagen." — „Natürlich! Was sollten sie sonst wohl auch glauben," sagte Myre barsch. — „Ja, aber das können wir Kinder nicht — — Und wenn nun Jesus zum Beispiel nur geglaubt hätte, was die Erwachsenen sagen, was wäre denn daraus geworden!" rief Fie. — Weiter heißt es, Severin liest: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" — „Ja, das sind sicher nicht solche Kinder gewesen, wie wir heutzutage haben," unterbrach ihn der Vater. — „Jesu Worte müssen unbedingt genommen werden, sonst haben sie keine Giltigkeit," sagte Severin. „Und wer eines dieser Kleinen ärgert," fuhr er fort, „dem wäre es besser, das ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er ersäufet würde, wo es am tiefsten ist." — „Das ist ein ernstes Wort," sagte Myre. — „Ja, und damit hat Jesus den Eltern sagen wollen und allen Denen, die mit Kindern zu thun haben, daß sie sich hüten sollen, ihnen ein schlechtes Beispiel zu geben. Die Eltern, die ein schlechtes Beisspiel geben, sind schuldiger und verdammungswürdiger als die Kinder, die sich danach richten."

Amalie Skram hat in ihrem großen Roman gezeigt, wie die Kinder einer unglücklichen Ehe alle elend zu Grunde gehen: Severin erhängt sich, Fie muß den ungeliebten Mann nehmen, die kleine Louise wird sterben, und Mathea verblüht. Es ist ein sehr traurig stimmendes und Nachdenken erweckendes Buch, das da erzählt, welche Klüfte die Kinder von den Erwachsenen trennen, wie sie einander nicht verstehen, wie sie sich immer mehr von einander entfernen, bis sie nie mehr zusammenkommen können. Und hier kommt noch all' das Elend unglücklicher Eheverhältnisse hinzu, Sorgen um die tägliche Nahrung. Haben die Eltern mehr Pflichten den Kindern gegenüber oder mehr Rechte? Fie beantwortet diese Frage in dem Briefe, in dem sie mit ihrer Mutter Petra abrechnet und der also anfängt: „Ich mache keine Ueberschrift, denn ‚liebe Mutter' kann ich nicht schreiben, weil Du mir nicht lieb bist und ich keine Lust mehr habe, zu lügen," und der schließt: „Du redest davon, wieviel die Kinder ihren Eltern schulden. Du meinst wohl, ihrer Mutter, denn ich habe nie gemerkt, daß Du fandest, wir schuldeten Vater etwas. Ich will Dir nur sagen, ich finde, die Eltern schulden ihren Kindern viel mehr. Die Kinder haben sie nicht gebeten, sie in die Welt zu setzen, auch werden sie nicht aus Rücksicht auf das Vergnügen der Kinder gezeugt. Mit solchen Redensarten solltest Du mich lieber verschonen. Jetzt, wo ich selber ein Kind in die Welt gesetzt habe, macht so etwas keinen Eindruck auf mich mehr."

Die Kühnheit, mit der Amalie Skram diesen Fragen nachgeht, der des Verhältnisses der Ehegatten zu einander und der des Verhältnisses der Eltern zu den Kindern, die Consequenz, mit der sie das Material bis in's Detail hinein prüft, die Unerbittlichkeit, mit der sie die Ergebnisse ihrer Forschungen mittheilt, die strenge Liebe zur Wahrheit, die keine Um- und Abwege kennt, haben ihre literarische Stellung fixirt. Würde man ihre Bücher lesen und nicht wissen, daß eine Frau sie schrieb, so würde Niemand eine Frau als Schöpferin dieser kraftvollen, durchaus männlichen Werke vermuthen, männlich nach Inhalt und Form. Da wird beim heiklen Ding nicht ängstlich der Name vermieden, der trifft; da bleibt uns Allzunatürliches nicht erspart. Da giebt es kein Abschweifen, keine Schwatzhaftigkeit, die um einer Kleinigkeit willen sich festredet. Vorwärts geht es, vorwärts ohne Reflexion, ohne spitzfindige psychologische Grübeleien: aus sich sollen die Menschen und ihre Schicksale klar werden. Diese Frau kann erzählen wie ein Mann, und auch im Norden giebt es nicht viele Männer, die ihr an literarischer Bedeutung und Tiefe und Kraft gleich kommen.

*) In deutscher Sprache haben wir von Amalie Skram bei Hermann Seemann Nachfolger: Knut Tandberg, Frau Ines, Gebet und Anfechtung; bei Albert Langen: Nachwuchs, Ein Liebling der Götter, Sommer, Im Irrenhause, Verrathen; bei Ernst Fiedler, Leipzig: Constanze Ring, Lucie, Die Leute vom Felsenmoor.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Cagni's Schlitten-Expedition zum Nordpol.*)

I.

Die nördlichste Breite.

Mittwoch, 11. April. Um 3 Uhr sind wir aufgestanden; der Canal ist zugefroren, aber die Eisdecke ist noch zu dünn, um die Schlitten

*) Aus dem Werke des Herzogs Ludwig Amadeus von Savoyen: „Die Stella Polare im Eismeer" (F. A. Brockhaus, Leipzig). Wir verweisen auf unsere heutige Besprechung des Buches.

Digitized by Google

tragen zu können. Um 6 Uhr gelingt es uns jedoch, ihn an einer schmaleren Stelle zu überschreiten. Nachdem wir hinüber sind, bricht das Eis zusammen, und eine halbe Stunde später befinden wir uns auf der schönen Ebene, die wir gestern Abend gesehen haben.

Ich habe wie gewöhnlich die Dauer aller Marschpausen, selbst der kürzesten, Minute für Minute zusammengerechnet; einschließlich eines Aufenthalts von 11—12¼ Uhr zur Einnahme des Pemmikans und einer anderthalbstündigen Marschunterbrechung zum Zweck der Oeffnung eines Durchganges durch einen breiten Eiswall, der uns um 1½ Uhr den Weg versperrte, haben wir 3 Stunden 50 Minuten gehalten. Wir sind bis 4 Uhr marschirt, und nach meiner Berechnung haben wir daher in den sechs reichlichen Marschstunden, in denen wir ziemlich rasch vorwärts gekommen sind, etwa 24 Kilometer zurückgelegt. Ziehe ich die auf einigen kleinen Umwegen nach Nordost oder Nordwest verlorene Strecke ab, so glaube ich, 22 Kilometer weiter nach Norden vorgedrungen zu sein. Eine zufriedenstellende Tagesleistung in Betreff des zurückgelegten Weges, aber noch mehr in Anbetracht der kurzen Zeit, die wir dazu gebraucht haben!

Ich habe mich noch nie so frisch gefühlt wie heute in dem Augenblicke des Lageraufschlagens, und doch leide ich seit drei Tagen schwer unter einer Magenverstimmung, die, wie ich glaube, durch den Genuß des Pemmikan hervorgerufen worden ist, von dem wir in der Absicht, an den anderen Lebensmitteln zu sparen, vielleicht zu viel zu uns genommen haben. Auch Petigax hatte gestern Leibschmerzen, und ich habe die Verwendung des Pemmikan auf das von der Ration vorgeschriebene Maß beschränkt. Zwei Dosen Laudanum haben mir gut gethan, wenn ich auch noch nicht wieder völlig hergestellt bin. Der Zeigefinger der rechten Hand schmerzt mich seit einigen Tagen fortwährend heftig, aber ich binde ihn nicht auf aus Furcht, die Wunde zu vergiften, und weil es auch keinen Zweck hätte, da ich weder Zeit noch Gelegenheit habe, ihn ausheilen zu lassen. Ich werde ihn mir erst am Tage der Rückkehr besehen. Wird das ein Glücks- oder ein Unglückstag sein? Ich hoffe noch, hoffe noch immer, und der heutige Tagesmarsch belebt meine Hoffnungen.

Um 4 Uhr hellte sich der Himmel für einen Augenblick auf, und die Sonne kam zum Vorschein, umgeben von einem prächtigen blauen, grünen, gelben und rothen Ringe und einem grünen, gelben und rothen Nebenringe. Um 6 Uhr ist die Temperatur — 28° und der Himmel von Neuem bedeckt.

Donnerstag, 12. April. Heute früh um 7 Uhr, während wir gerade mit dem Abbrechen des Lagers beschäftigt sind, erhebt sich in Folge einer Eispressung nicht weiter als hundert Meter von uns entfernt eine wahre Eismauer von 12—15 Meter Höhe; es ist der höchste Eiswall, den ich gesehen habe. Riesige Blöcke stürzen mit Donnerkrachen auf der Seite, auf der wir uns befinden, herab, nachdem sie auf andere Blöcke aufgeschlagen sind, welche wie Spreu bis zum Gipfel des Eiswalls emporgeschleudert werden, um dann wieder herunterzurollen. In Folge ihres Sturzes erhebt sich ein Eisstaub, der wie ein Wirbelwind den ganzen Fuß des Walles einhüllt. Das starke, anhaltende Knirschen der Pressung wird von dem Getöse jenes angeheuren Blocksturzes übertönt, von das Eis, auf dem wir uns befinden, erbebt. Das Schauspiel ist imposant, aber wir sind in hohem Grade nervös geworden und beeilen uns, die Hunde anzuspannen, um sobald wie möglich fortzukommen.

Nachdem wir uns auf den Weg gemacht haben, überschreiten wir bald darauf zwei bis drei in Bewegung befindliche Pressungslinien. Auf einer von diesen stürzt der Schlitten mit dem Schlafsack um, und Canepa und ich geben uns verzweifelte Mühe, ihn wieder aufzurichten und weiterzuschaffen, während große Stücke Eis uns um die Beine umherzurollen beginnen.

Heute haben wir einen Marsch gemacht, wie er zu den Ausnahmen gehört. Von 8—11¾ Uhr ging es beständig rasch vorwärts, ohne daß wir länger als ungefähr vierzig Minuten anhalten mußten, um über einige kleine Eiswälle und zwei Canäle hinüberzukommen. Nachdem ich die Mittagshöhe genommen hatte, die 84° 29′ 2″ nördl. Br. ergab, brechen wir einige Minuten später wieder auf und marschiren bis 2½ Uhr rasch über eine Reihe schöner Ebenen hinweg. Dann verlangsamen wir unseren Schritt etwas, um eine Fläche zerklüfteten Eises zu überschreiten, jenseits deren sich ein riesiger, vor Kurzem, höchstens vor einer Woche, zugefrorener See ausdehnt. Es ist auffallend, daß sich bei so veränderlichen Winden eine so ausgedehnte offene Wasserfläche hat bilden und erhalten können. Auf jeden Fall ist sie willkommen. Die Hunde ermüden auf den Salzausscheidungen, aber es geht raschen Schrittes ohne Unterbrechung und genau in der gewollten Richtung vorwärts.

Wenn sich eine starke Pressung geltend machte, während wir uns mitten auf dem See befinden, so würde es sicherlich schlecht ablaufen. Daher treiben wir die Hunde, welche vor Ermüdung fast nicht weiter können, immer mehr an. Namentlich sind die vor den Schlitten mit dem Schlafsack und dem Zelte gespannten ganz erschöpft. Moro, der mit einem anderen Hunde zusammen zuvorderst angeschirrt ist, ein kräftiges, gutes Thier, hat die Zunge eine Spanne weit aus dem Maule heraushängen und röchelt, zieht aber aus aller Kraft weiter. Canepa spannt sich zur Unterstützung vor diesen Schlitten, ich treibe die vier übrigen vorwärts, indem ich auf die Hunde mit einem dicken Strick losschlage, und endlich laufen wir fast, da wir sehen, wie die dünne Eisdecke des Sees an einigen Stellen bricht und das Wasser sich durch die Oeffnungen rasch verbreitet. Um 4¼ Uhr erreichen wir Alle, Menschen und Thiere, athemlos eine etwas festere Eisfläche, welche das Ufer des Sees bildet. Nach einer Ruhepause von zehn Minuten treten wir den Weitermarsch an und erreichen um 4¾ Fenoillet und den Schlitten, der uns immer eine halbe Stunde voraus ist.

Petigax ist fortgegangen, um zwischen den herumliegenden Eisblöcken einen Lagerplatz zu suchen; es hält schwer, einen zu finden. Die Pressungen, die sich durch dumpfes Getöse ankündigen, lassen es unräthlich erscheinen, am Fuße dieser eben erst entstandenen Wälle zu bleiben. Rechts von uns erstreckt sich ein Arm des Sees nach Nordnordost; wir können ihn aber nicht erreichen, da sich dazwischen vor kurzer Zeit ein Canal geöffnet hat. Jenseits des Canals befindet sich eine Ebene. Vor deren Mitte errichten wir das Zelt, das dem frischen Südostwinde, der sich jetzt erhoben hat, ausgesetzt ist.

Das Thermometer zeigt — 32°, aber was thut das? Heute haben wir nicht weniger als 35 Kilometer, davon am Nachmittage sicher 20 zurückgelegt und wir befinden uns daher unter einer Breite von 84° 40′. Wir sind davon ganz begeistert, und gern stimme ich Petigax zu, der den Vorschlag macht, unseren schönsten Marsch mit einem Schluck Rum zu feiern.

Der Wind rüttelt am Zelte, und wir hören rings um uns her das Getöse der Eispressung, aber die Hunde rühren sich ganz gegen ihre Gewohnheit nicht und bellen auch nicht; man könnte sagen, daß sich im ganzen Umkreis des Zeltes kein einziger befindet. Es ist etwas Ungewohntes ... arme, gute Thiere!

* * *

Sonntag, 15. April. Trübe Atmosphäre, Nordwind und dann sehr heftiger Nordostwind, begleitet von reichlichem Schneefall; man sieht nichts, und es wäre unmöglich, sich auf den Weg zu machen. Wir sind darüber nicht sehr ärgerlich, weil ich glaube, daß die Hunde ohne einen Ruhetag schwerlich weiter gekonnt hätten. Gestern Abend haben sehr wenige ihren Pemmikan gefressen, ein deutliches Anzeichen ihrer Uebermüdung.

Wir benutzen unseren Aufenthalt dazu, die Ladungen besser zu befestigen, ferner zwei Schlitten auszubessern und den schadhaftesten, den ich mich entschlossen habe, zurückzulassen, vollständig abzuladen. Während die beiden Führer diese Arbeit verrichten, bringen Canepa und ich sämmtliche Zugleinen und so viele Geschirre, als sich überhaupt ausbessern lassen, in Ordnung, ich löse die Knoten auf und binde sie wieder fest, Canepa näht.

Dann entschließe ich mich dazu, den Finger aufzuwickeln, der mich seit zwei Nächten nicht schlafen läßt; Petigax hilft mir dabei. Die Fingerspitze ist halb vereitert, der nach hinten gedrängte Nagel verletzt das Fleisch; ich habe, so gut ich es vermochte, alle Unreinheit und abgestorbene Haut mit der Scheere entfernt, den Finger mit einer starken Sublimatlösung gewaschen und wieder verbunden; aber er schmerzt mich jetzt mehr als zuvor. Ich fürchte, der Finger ist zu angegriffen, um noch Temperaturen von — 30° ertragen zu können, gegen die ich mich, namentlich wenn der Wind geht, nicht zu schützen vermag, weil es unbedingt erforderlich ist, daß auch ich arbeite, wenn wir vorwärtskommen wollen, und wenn ich arbeite, muß ich mich mehr oder weniger der Hand bedienen.

Während ich das Essen zubereite, bekommt einer der beiden Töpfe ein Loch; der Boden ist durchgebrannt. Wir sind über den Unglücksfall ganz erschrocken, weil man mit einem einzigen Topfe (wie lange wird dieser noch halten?) viel Zeit verliert und bedeutend mehr Petroleum verbraucht. Wir essen sehr nachdenklich und fragen uns immerzu: „Wie fangen wir es an, ihn auszubessern?“ Unter den verschiedenen Vorschlägen wird der Fenoillets angenommen, der uns in diesem Augenblick als erleuchtender Genieblitz erscheint: den Deckel als Schutzboden zu verwenden. Nachdem der Erfinder seinen Ausspruch gethan hat, macht er sich mit Petigax an die Arbeit, während Canepa einige Geschirre fertig näht und ich an meinem Tagebuche schreibe und wie immer Kilometer und Rationen zusammenrechne. Um 9½ Uhr ist der Topf ausgebessert; sein Fehler besteht darin, daß er von Nickel ist und nicht wie der Nansens von Kupfer. Zum Glück hat er ungefähr die Form eines abgestumpften Kegels, und der Deckel, der größer ist als der Boden, hat, nachdem er unter diesem angebracht worden ist, ringsum festgehammert werden können. Um zu erproben, ob das Gefäß auch hielt, bot ich Fenoillet einen Ehrenpunsch an, der aus einem Liter Wasser, einem halben Löffel Rum, 15 Gramm Zucker und drei Tropfen Citronensaft bestand. Es wurde ein Hoch ausgebracht, als wir sahen, daß der Schutzboden kaum bemerkbar tropfte.

* * *

Sonnabend, 21. April. Am Nachmittag haben wir nicht weniger als 22 Kilometer zurückgelegt und lagern daher unter einer Breite von 85° 44′. Die Temperatur ist — 29°; der klare Himmel, die nördliche Brise verheißen uns die Fortdauer des schönen Wetters, und das Eis vor uns ist eben.

Natürlich fällt es mir gar nicht ein, jetzt umzukehren. Aber es ist billig, daß ich es meinen Gefährten mittheile, deren Leben mit dem meinen verknüpft ist und in meinen Händen liegt. Nach dem Essen setze ich ihnen unsere Lage und meine Pläne aus einander.

Digitized by Google

„Wir haben noch für 33 Tage volle Rationen, die verkürzt für 44 Tage, also bis Ende Mai reichen können. Gehen wir noch eine Woche vorwärts, so werden wir uns auf der Rückkehr an diesem Punkte mit Lebensmitteln auf 30 Tage bei verkürzter Ration befinden. Zwar haben wir 40 Tage gebraucht, um bis zu diesem Lagerplatz zu gelangen, aber bei der Rückkehr können wir sowohl wegen der milderen Temperatur wie wegen der geringeren Schlittenzahl und unserer größeren Erfahrung auf einen viel schnelleren Marsch rechnen. Nun ließe sich, wenn wir noch 6 bis 7 Tage lang solche Märsche zurücklegen wie gestern und vorgestern, ein Ergebniß erzielen, das zwar nicht den vollen Erfolg brächte, aber doch wenigstens in hohem Grade befriedigend wäre. Andererseits kann uns eine Verlängerung des Vormarsches auf der Rückkehr harten Entbehrungen und auch sehr ernsten Gefahren aussetzen, wenn uns unglücklicher Weise ein Schneesturm überraschen sollte. Die 56 Kilometer, die wir jetzt in 2 Tagen zurückgelegt haben, lassen sich dann nicht einmal in 4 Tagen zurücklegen, und geht die Rückkehr langsam von Statten, so könnte uns, abgesehen von dem Mangel an Lebensmitteln, auch das Thauwetter überraschen, ein Umstand, der uns ebenfalls verhängnißvoll werden könnte."

Nachdem ich den Leuten in dieser Weise das Für und Wider einer letzten äußersten Kraftanstrengung dargelegt habe, frage ich sie nach ihrer Meinung. Die Antwort war der einstimmige Ruf: „En avant! Wir gehen vorwärts, bis wir mindestens den 87. Breitengrad erreicht haben!"

Sollten wir denn gerade jetzt von Gott verlassen werden? Ich bin von Hoffnung erfüllt, und mit mir hoffen diese drei Männer, für die ich eine wahre Bewunderung empfinde.

Sonntag, 22. April. Heute sind wir um 5 Uhr noch etwas müde aufgestanden, wie es nach folgenschweren Entscheidungen der Fall zu sein pflegt. Ich habe heute Nacht viel überlegt und habe voll Schmerz auf einen meiner glänzendsten Träume verzichtet, der in mir lebte, und der mir nicht allzu weit von der Erfüllung entfernt zu sein schien. „Den 87. Grad erreichen!" Dazu mußten wir ungefähr 160 Kilometer in einer Woche zurücklegen. Ein schwieriges Unternehmen! Aber gesetzt auch, es gelänge uns, so war doch die Aussicht, die Strecke auf dem Rückwege ebenso rasch zurückzulegen, nichts weniger als sicher. Es wäre ein so abnormer und außergewöhnlicher Glücksfall, daß man nicht zum zweiten Male auf ihn rechnen darf. Und was würde aus uns, wenn uns das schlechte Wetter überraschte, während wir uns 84 Kilometer weiter nördlicher befänden? Heute besitzen wir noch Lebensmittel auf 44 Tage, aber auch nur bei verkürzten Rationen, bei denen keine weitere Ersparniß mehr möglich ist, ohne die Leute zu schwächen. Im Schweigen der von der hellen strahlenden Sonne erleuchteten Nacht drängte sich diese Erwägung meinem Geiste immer klarer, immer bestimmter, immer gebieterischer auf, und nach und nach sanken alle Einwendungen in sich zusammen, die von unserem brennendem Verlangen, von meinem Ehrgeize erhoben wurden. Ich bin entschlossen, umzukehren, sobald wir die Breite von 86° 30′ erreicht haben, und sollte dies auch in den allernächsten Tagen geschehen. Kaum habe ich diesen Entschluß gefaßt, als mich der Zweifel befällt: Werden wir die Breite von 86° 30′ auch erreichen?

* * *

Die Hunde, von denen ich befürchtete, sie möchten ermüdet sein, laufen sehr gut. Sie legen Strecken von einer Stunde, mitunter von fünfviertel Stunden zurück, ohne einen Augenblick anzuhalten; dann fünf Minuten Ruhe, die ich ihnen mit der Uhr in der Hand gönne, und sie sind wieder frisch wie beim Aufbruch. Allerdings sind die Schlitten sehr leicht beladen; der schwerste, der immer derjenige ist, auf welchem der Schlafsack liegt, wiegt einschließlich des Fahrzeuges selbst nicht ganz 200 Kilogramm. Aber es unterliegt doch keinem Zweifel, daß wir jetzt in Folge der täglichen Todesurtheile (Hundeschlachtungen!) lauter sehr gute Hunde haben, die außerdem sehr gut gezogen sind und aus Erfahrung wissen, daß, wenn sie aus Trägheit ihren Schritt verlangsamen, auf unsere Zurufe tüchtige Prügel folgen.

So eilen wir bis um 6 Uhr in nördlicher Richtung weiter; dann nähern wir uns einem Eiswall, der von West nach Ost sehr weit verläuft und wegen seiner anscheinenden Breite uns das Herz vor Erregung über einen möglichen Aufenthalt rascher schlagen läßt. Wir überschreiten ihn jedoch ohne Nachhülfe der Pickel in wenigen Minuten. Jenseits des Walles liegt ebenes Eis, übersät von Blöcken und kleinen Erhöhungen, welche durch ihre Ueberschneidungen in der Ferne den Eindruck von geschlossenen Linien machen. Ich halte sie für weitere Eiswälle, und die zu wiederholten Malen wiederkehrende Aufregung macht nervös und beschleunigt unseren Schritt noch mehr.

Erst um 7½ Uhr machen wir Halt; wir müssen reichlich die 22 Kilometer zurückgelegt haben, die uns vom 86. Grade trennten. Wir schlagen das Lager am Fuße eines kleinen Hügels auf, der uns Schutz gegen den Südwestwind gewährt, der sich zu Mittag erhoben hat. Der Himmel hat sich bewölkt, aber die Temperatur bleibt niedrig und läßt uns hoffen, daß das schöne Wetter noch anhalten werde. Wir sind trotz unserer Müdigkeit sehr aufgeregt und haben auch guten Grund dazu: wir sprechen davon, daß wir morgen die Breite von 86° 16′ erreichen können, wenn die Eisverhältnisse es gestatten, und unsere Gespräche drehen sich heute Abend mehr denn je um Nansen. Bei der Beschaffenheit des Packeises, wie wir es in den letzten drei Tagen angetroffen haben, verstehen wir es nun, wie zwei Mann mit drei Schlitten am Tage 30 Kilometer zurücklegen konnten.

Der heute überschrittene See, der sich nach Osten und Westen so weit ausdehnt, wie das Auge reicht, muß der sein, der durch seinen Widerschein am Himmel jenen langen, breiten dunkeln Streifen erzeugte, den wir am 20. sahen. Ich muß daran denken, daß, wenn wir ihn 48 Stunden früher erreicht hätten, wir vielleicht, anstatt bequem über ihn hinwegzumarschiren, schwankend und entmuthigt an seinem Ufer Halt gemacht hätten, und wer weiß, ob wir dann nicht auf unsere letzte Anstrengung, die jetzt gekrönt werden soll, verzichtet hätten!

Montag, 23. April. Wir waren berauscht vom Erfolge! Nachdem das Zelt aufgeschlagen war, trug ich den Kochapparat hinein, und Petigax hängte die Töpfe ein, um sie mit Schnee zu füllen. Es waren viele Stunden vergangen, daß wir uns nicht gesprochen hatten; ich reichte ihm die Hand und wechselte einen kräftigen Druck. Ich dankte ihm für Alles, was er gethan hatte, um mich zu unterstützen; ich wollte ihm sagen, daß die Hand, die er drückte, die eines dankbaren Freundes sei, aber ich weiß nicht mehr, was ich gesagt habe, weiß im Uebrigen auch nicht, ob er mir zuhörte. Er stammelte, er habe nur seine Pflicht gethan, aber seine Stimme war gleich der meinigen von Bewegung erstickt, und in seinen Augen schimmerten wie in den meinigen Thränen.

„Die Flagge!" rief ich ihm zu, und wir verließen das Zelt, ohne an den Kochapparat zu denken. Wir suchten im Kajak fieberhaft nach unserer kleinen Flagge, befestigten sie an einem Bambusstabe, und sie schwenkend, brach ich in den Ruf aus: „Evviva l'Italia! Evviva il Re! Evviva il Duca degli Abruzzi!" Und jeden meiner Rufe beantworteten die Anderen mit Jubelgeschrei, aus dem man die ganze überwältigende Freude ihres Herzens heraushörte.

Erschalle weithin, heiliger Ruf, erstrahle weithin über diese jungfräulichen ewigen Eisgefilde, funkelndes Kleinod, denn keine Eroberung des Schwertes, keine Glücksgunst wird fortan glänzender die Krone des Hauses Savoyen schmücken! — —

Früh um 9 Uhr waren wir bei bedecktem Himmel und einer nördlichen Brise, die sich in den ersten Morgenstunden erhoben hatte, aufgebrochen. Wir waren bis 10½ Uhr rüstig weiter marschirt, dann zerriß beim Ueberschreiten eines Eiswalles die Zugleine eines Schlitten Canepa's. Glücklicher Weise war ich vorn, und es gelang mir, die sechs Hunde festzuhalten, ehe sie um meine Schlitten herumbiegend den Spuren von Petigax und Fenoillet folgen konnten. Dieser Zwischenfall kostete uns indessen eine halbe Stunde Zeit. Dafür wurden wir durch eine ausgedehnte Ebene entschädigt, auf welcher ich eine Viertelstunde Halt machte, um die Mittagshöhe zu nehmen; um 12 Uhr 20 Minuten waren wir wieder auf dem Marsche über neugebildetes Eis, das sich zu bewegen begann.

Bald darauf befanden wir uns mitten zwischen Eispressungen, die von allen Richtungen zu kommen schienen. Das Eis schwankte nach allen Seiten, schob sich über einander und bildete unter lautem Krachen Wälle: Canäle öffneten sich in Schlangenlinien, und wo andere sich schlossen, erhoben sich neue Wälle. Noch nie hatte ich das Eis so lebendig, so zuckend, so drohend gesehen. Die Hunde heulten erschreckt und wollten nicht weiter; wir trieben sie durch Rufe an und halfen voll Sorge bald dem einen, bald dem anderen Schlitten nach. Endlich erreichten wir die Führer, die auf einer kleinen Fläche sehr alten Eises Halt gemacht hatten, das im Vergleich zu dem dünnen ringsum sehr fest erschien. Hier schöpften wir Athem. Nach einer Viertelstunde hörten die Pressungen auf, und man vernahm nur noch ein leichtes Knirschen, das die letzten Zuckungen dieser mächtigen Bewegung begleitete.

Wir nahmen den Marsch wieder auf. Ich hatte mich noch nie so erschöpft gefühlt; ich konnte mich nicht mehr auf den Füßen halten, und auch die Hunde wollten vom Weitermarsch nichts wissen; man mußte sie alle Augenblicke schlagen. Um 2½ Uhr stießen wir auf einen Canal; wir überschritten ihn, indem wir auf einen großen Eisblock sprangen, der mit dem Packeise auf der anderen Seite fest verbunden zu sein schien, in Wirklichkeit aber rings von Wasser umgeben war. Inzwischen setzten sich die beiden Eisfelder in Bewegung, und wir blieben auf der schwimmenden Insel eingeschlossen, welche bei dem ersten starken Stoße in Trümmer zu gehen drohte. Es vergingen einige Augenblicke großer Erregung; wir mußten um jeden Preis von da fort. Zum Glück schloß sich der Canal auf der nördlichen Seite ein wenig. Petigax und Fenoillet verloren keine Zeit und stellten mit bewundernswerther Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit mitten unter niederstürzenden Blöcken, auf Eisschollen, die jede Secunde zu versinken drohten, einen Uebergang her, mit dessen Hülfe wir in einem Augenblick die Schlitten in Sicherheit brachten.

Wir suchten einen vor dem Südwestwinde, der sich etwas frisch erhoben hatte, geschützten Platz und tranken hier unseren Nachmittagskaffee. Die Mittagshöhe ergab eine Breite von 86° 4′ (genauer 86° 3′ 48″). Es fehlten noch 18 Kilometer, dann hatten wir die höchste Breite Nansen's erreicht, und diese konnten wir in höchstens 4 Stunden zurücklegen. Das Wetter begann drohend auszusehen, das Eis vor uns erschien jedoch gut. Wir entschlossen uns daher zu dem Versuch, noch heute Abend um jeden Preis 86° 16′ zu erreichen.

Um 3½ Uhr waren wir wieder unterwegs. Jetzt kamen weite Ebenen, dann frisches Eis, dann ein zugefrorener See. Den Hunden schien die kurze Ruhe gut gethan zu haben, und sie zogen willig, ohne ein einziges Mal stehen zu bleiben; auch ich habe mich von der

Digitized by Google

seltsamen, plötzlichen Mattigkeit von heute Morgen vollständig erholt. Wir überschritten zweimal den See, der sich wie ein riesiges Hufeisen mit der Krümmung nach Osten hinzog, und gelangten auf ebenes, leicht zu passirendes Packeis, das Anfangs mit Eisblöcken übersät war, später aber keine Erhöhung, keine Rauhigkeit mehr zeigte.

Petigax und Fenoillet gingen hinter einander ungefähr hundert Schritte der Expedition voraus, welche schweigend einherzog und zwei Furchen hinterließ, die sich in der Ferne verloren. Ich sah jeden Augenblick nach der Uhr; trotz der Schnelligkeit des Marsches gingen wir über eine Stunde bis anderthalb Stunden ohne den geringsten Aufenthalt weiter; dann nach fünf Minuten Ruhe neuer Marsch. Es wurde 7, es wurde 8 Uhr, und noch immer marschirten wir vorwärts. Wir mußten die 18 Kilometer schon längst zurückgelegt haben, aber in diesem Augenblick gab ich mir davon weder Rechenschaft, noch dachte ich daran. Das Fehlen jeder Schwierigkeit, die Gleichförmigkeit, die Eintönigkeit des Marsches hatten mein Gehirn eingeschläfert; ich schritt wie ein Nachtwandler hinter meinen Schlitten her, die meiner nicht bedurften. Meine Gedanken schweiften weit weg, weit weg von Eis und Frost; ich befand mich in der Mitte grünender Gefilde, in einem milden Klima ... ich träumte ...

In den kurzen Ruhepausen sahen wir uns lächelnd an, aber Niemand sprach ein Wort; vielleicht glaubten wir, unsere Stimme müsse den Zauberbann lösen, der uns zum Siege führte.

Es war 9 Uhr vorbei; Petigax hatte seinen Posten an der Spitze wieder eingenommen und ging mit langen Schritten voraus, die Expedition hinter sich lassend. Die Entfernung zwischen den Schlitten vergrößerte oder verkleinerte sich, aber keiner blieb mehr stehen. Der Himmel war wieder klar geworden, der Wind hatte sich von Neuem nach Norden gedreht, und das Eis war jetzt mit kleinen Erhöhungen besät.

Es fehlte eine Viertelstunde an 10 Uhr. Mein Geist kehrte in die Gegenwart zurück, und ich dachte daran, daß wir morgen ja auch noch marschiren müßten. Ich rief Petigax zu und gab ihm ein Zeichen, er möchte nicht weiter gehen, wir wollten das Lager aufschlagen. Zu unserer Linken lag ein kleiner Hügel; an diesen führten wir die Schlitten heran, so daß sie gegen den Nordwind geschützt waren, und stellten sie in einer Reihe auf; das Zelt wurde herunter genommen und aufgerichtet.

Unter dem Zelte kehrt mir in dem ersten ruhigen Augenblick, in dem sich jede Faser des Körpers in Folge der langen Anstrengung auszudehnen, nachzulassen scheint, die klare Erkenntniß der Thatsachen zurück. Wir haben gesiegt! Wir haben den größten Entdecker des Jahrhunderts übertroffen! ...

* * *

Dienstag, 24. April. Gestern Abend habe ich den Entschluß gefaßt, den ganzen heutigen Tag und morgen bis Mittag noch weiter zu marschiren, dann die Mittagshöhe zu beobachten, die Mahlzeit einzunehmen und hierauf den Versuch zu machen, ob wir in einem einzigen Marsche wieder hierher an diese selbe Stelle zum Lagern zurückkehren können. Nach meiner Berechnung müssen wir dann sicher die Breite von 86° 30′ erreichen.

Der Vorschlag findet den Beifall Aller, obgleich Allen der Wunsch, den 87. Grad zu erreichen, aus den Augen leuchtet und ihnen das Herz erfüllt. Aber ich sträubte mich gegen diesen allgemeinen Wunsch; ich suche alle, mich eingeschlossen, davon zu überzeugen, daß es, offen gesagt, eine Thorheit ist, wollten wir zu den 464 Kilometer, die wir hier im äußersten Norden von Kronprinz-Rudolph-Land entfernt sind, noch 111, also beinahe den vierten Theil, hinzufügen: dies ist zu viel!

Kurz nach 6 Uhr stoßen wir auf einen breiten Kanal, der von Osten nach Westen verläuft; wir müssen halten. Jenseits des Kanals dehnt sich eine weite Fläche neugebildeten Eises aus, das stark zerklüftet und von zahlreichen Canälen durchschnitten ist. Auch wenn ich nicht daran verhindert wäre, würde ich es mir hier zweimal überlegen, ob ich mich da mitten hinein wagen sollte oder nicht; die Erinnerung an die Aufregung von gestern früh ist noch zu frisch. Andererseits befinden wir uns nach dem guten heutigen Marsche nach meiner Schätzung in der Breite von 86° 31′, und wollten wir auch noch einen halben Tagemarsch weit auf diesem Eise vordringen, so würden wir sehr wenige Kilometer gewinnen und Gefahr laufen, einige Schlitten einzubüßen. Die Hunde sind sehr ermüdet, und auch wir spüren noch die Nachwehen der gestrigen Anstrengung. Ich halte es daher für das Räthlichste, hier endgiltig Halt zu machen; auch die beiden Führer sind meiner Ansicht.

Die Sonne strahlt hell und klar. Ich ziehe den Sextanten hervor und nehme die Sonnenhöhe, um danach die Länge bestimmen zu können; sie ist 65° 19′ 45″ östl. von Greenw. Inzwischen ordnen Fenoillet und Canepa die Schlitten und schlagen das Zelt in einer Art von kleinem Amphitheater aus niedrigen Hügeln, die uns gegen den Nordwind schützen, auf. Auf dem nördlichsten dieser Hügel, der beinahe vom Wasser des Canals bespült wird, pflanzen wir den Bambusstab auf, an dem unsere Flagge weht.

Nach einem kurzen Schweigen kommt wieder die lebhafteste Unterhaltung in Gang, wie sie unter diesem armseligen, zerfetzten Zelte noch niemals stattgefunden hat. Der Gedanke, der immer wiederholt wird und an dem wir uns stets ergötzen, ist der an unsere Ankunft in der Hütte, an die Ueberraschung des Prinzen und der Gefährten, die nach den Nachrichten über den Beginn unseres Marsches jede Hoffnung verloren haben müssen, daß wir irgend welchen Erfolg erzielen könnten. Es wird der Vorschlag gemacht, ein großes Plakat aus einem Stück Zeltleinwand herzustellen und darauf 86° 30′ zu schreiben, damit sie es schon von weitem sehen, wenn wir ankommen. Wir sprechen von unseren Familien, von der Rückkehr ins Vaterland. O wie wonnig erscheint uns die Zukunft!

Wir treten ins Freie. Das Thermometer zeigt —35°, aber trotzdem sehe ich zum ersten Male die beiden Führer nach dem Essen auf- und abgehen. Sie sprechen von ihrer Heimath! Von ihrem Courmayeur, dessen Wiesen gerade jetzt wieder grün werden, nachdem sie so lange unter dem weißen Mantel des Winters geschlummert haben. Wir bleiben alle lange Zeit draußen mit einem Herzen, das vor Seligkeit schwillt. Wir sind am Ende aller unserer Leiden. Jetzt erscheint uns die Rückkehr als ein Spaziergang, und der Blick richtet sich nicht mehr sehnsuchtsvoll nach Norden, sondern nach Süden, wo jenseits dieser Eismassen, jenseits eines kalten Meeres und der steilen Berge Skandinaviens, jenseits all dieser Hemmnisse unsere Lieben uns erwarten.

Die Luft ist vollkommen rein; zwischen Nordosten und Nordwesten treten klar die unzähligen, oft seltsam gestalteten, schwarzen, blauen und weißen Spitzen, Zacken oder Kuppen der riesigen Eisblöcke hervor, welche durch die Pressungen in die Höhe gehoben worden sind. Weiterhin am strahlenden Horizonte zieht sich im Halbkreise von Osten nach Westen eine riesige bläuliche Mauer hin, die aus dieser Entfernung gesehen unübersteiglich erscheint.

Es ist unser „Terrae ultima Thule"!

Dagegen dehnt sich im Süden, von der Mitternachtssonne beschienen, weiß und funkelnd die Ebene aus.

Mittwoch, 25. April. Heute Nacht habe ich sowohl vor Kälte wie vor großer seelischer Erregung kein Auge zu schließen vermocht, und auch die Leute haben wenig geschlafen. Um 7 Uhr sind wir auf den Füßen; wir nehmen nur den Pemmikan zu uns und beginnen die Schlitten zurechtzumachen. Ich habe den Entschluß gefaßt, einen zurückzulassen; wir müssen daher alle abladen, da wir auch einen Theil des Pemmikans, der bisher zur Unterlage für die übrige Ladung gedient hat, hervorholen, da wir ihn zum Zweck der Vertheilung zur Hand haben müssen. Nachdem alle Ladungen wieder untergebracht sind, wiegt der schwerste Schlitten 190 Kilogramm und der leichteste, von dem eine Zeitlang nichts hinweggenommen wird, 170 Kilogramm

Ich lege drei mit Siegellack dicht verschlossene Blechröhren auf den Schnee, die eine der bekannten, an das Hydrographische Amt der Königlichen Marine adressierten Karten enthalten. Auf die Karte habe ich geschrieben: „25. April 1900. Breite 86° 31′ N., Länge 68° östlich von Greenwich. (Ich halte diese Angaben innerhalb von ein paar Minuten für annähernd richtig.) An diesem äußersten nördlichen Punkte angelangt, trete ich den Rückweg mit Lebensmitteln auf 30 Tage, 200 Rationen Pemmikan, 4 Schlitten und 34 Hunden mit 300 Rationen an. Alle bei bester Gesundheit. Cagni."

Aus der Hauptstadt.

Fauler Friede.

Ernste Worte eines altpreußischen Militärs.

Vorsicht ist nach Falstaff der bessere Theil der Tapferkeit. Von dieser äußerst zweifelhaften Wahrheit scheinen heute auch viele deutsche Männer durchdrungen zu sein. Wer wagt noch seine Ansicht auszusprechen, wenn er befürchten muß, mit ihr irgendwo anzustoßen? Um so freudiger ist es zu begrüßen, wenn einmal ein beherzter Mann ohne Umschweife ausplaudert, wie er in Wahrheit gesonnen ist. Generalleutnant von Liebert, meines Wissens zur Zeit noch Kommandeur einer Division des Brandenburgischen Armee-Corps, stach bei einer öffentlichen Feier in ein Wespennest, als er mit edlem Freimuth bekannte, daß er Nichts heißer ersehne als einen frischen, fröhlichen Krieg. Sicherlich lief es bei dieser Aeußerung, um einen actuellen Ausdruck zu gebrauchen, manchem Philister kalt über den Rücken; und wer sie nur in seinem Morgenblatt las und den Sprecher nicht persönlich kannte, der mag sich in ihm eine Landsknechtnatur aus dem Dreißigjährigen Kriege vorgestellt haben, die da glaubte Hungers sterben zu müssen, wenn dem Sengen und Morden plötzlich ein Ziel gesetzt würde. Indessen der Herr General ist ein Mann von sehr modernen Anschauungen und dabei auch nichts weniger als ein Bramarbas. Freude am Morden und Sengen ist es nicht gewesen, was in ihm die Sehnsucht nach einem Kriege geweckt hat. Zwar verrathen die Zeitungen nicht, ob und wie er sie begründet hat. Wer aber weiß, daß er ein ebenso hervorragender Politiker wie Militär ist, wird sich leicht sagen können, welchen Erwägungen sie entspringt.

Die Geschichte lehrt, daß nichts in dem Maße reinigend und veredelnd auf die Völker wirkt wie der Krieg. Und wahrhaftig, die deutsche Nation ist bereits wieder einmal auf dem Punkte angekommen, wo sie

Digitized by Google

in sich zu gehen hat, wenn sie sich nicht selber aufgeben will. Bis auf eine kleine Minderheit jagt sie nur noch dem Profit nach; und dieser soll wieder die Mittel zu reichem Genießen gewähren. Ihm wird Alles geopfert: Ueberzeugung, die eigene Würde, die Wahrheit. Für einen Gimpel gilt, wer nicht bloß an sich, sondern auch an die Anderen denkt, für einen Narren, wer so kühn ist, eine Katze auch eine Katze zu nennen. Haben wir uns damit nicht bereits recht bedenklich den Zuständen Preußens vor der Katastrophe von 1806 genähert? Macht nicht in seinen berühmten Denkwürdigkeiten der Feldmarschall Boyen für die schmachvollen Kapitulationen vieler preußischer Festungen die sittliche Verkommenheit der besseren Kreise verantwortlich, deren schnöde Selbstsucht keine Grenzen gekannt, und die für die Begriffe von Ehre und Vaterland jedes Verständniß verloren hatten? Von welcher Kraft und Schönheit zeigte sich aber die preußische Volksseele nach der Züchtigung von 1806! Wer hätte ihr vorher noch die gewaltige Thatkraft zugetraut, die sie in der Vorbereitung und Durchführung der Befreiungskriege entwickelte? Schon diese eine Erfahrung würde genügen, um einen heute ausgesprochenen Wunsch nach Krieg begreiflich zu machen. Aber es steht noch eine zweite aus neuester Zeit zur Verfügung. Als nach 48 die weiße Reaction in Preußen ihr Unwesen trieb, konnte wieder einmal der Vaterlandsfreund verzweifeln. Alles schien in's Schwanken gerathen zu sein; und kaum hatte Wilhelm I. den Thron bestiegen, als er schon wieder abdanken wollte, weil es ihm an der Kraft fehlte, das drohende Chaos zu entwirren. Wer aber konnte in den drei Kriegen, die Bismarck zur Herbeiführung der Wiedergeburt der deutschen Nation brauchte, und in der großen glänzenden Epoche von Frankfurter Frieden bis zur Entlassung des Begründers des Deutschen Reiches dasselbe Volk wieder erkennen, das nach der Ansicht der Zeitgenossen durch die Reaction dem sicheren Untergang geweiht worden war? Allerdings ist der Krieg ein radicales Mittel. Er gleicht einem schweren operativen Eingriff, der eben so leicht den Tod wie die völlige Genesung bringen kann. Aber die Wahl zwischen ihm und einem sicheren allmäligen Hinsterben kann doch nicht schwer sein. Niemand darf daher den General von Liebert einen raufluſtigen Landsknecht schelten, wenn er durch einen Krieg sein Volk sittlich wieder heben will.

Noch mehr aber als der von allem Gefühlsdusel freie Politiker kann sich heute der erfahrene und einsichtsvolle Militär versucht fühlen, für Deutschland den Krieg herbeizusehnen. In der Regel wirkt eine längere Friedenszeit nach errungenen Lorbeeren auf die Heere einschläfernd; und so ist die preußische Armee auch zweimal gründlich eingeschlummert: das eine Mal nach dem glorreichen Siebenjährigen Kriege, das andere Mal nach den Befreiungskriegen. Durch diese Erfahrungen aber gewitzigt, und weil es nach dem Friedensschluß auch galt, den eingeheimsten Gewinn sicher zu stellen, entwickelte die deutsche Armee nach dem letzten großen Feldzug sogleich eine Thätigkeit, die eher allem Anderen, nur nicht einem gründlichen Ausruhen ähnlich sah. Und je weiter sie sich zeitlich von dem letzten Feldzuge entfernte, desto rastloser arbeitete sie. Beständig tauchten neue Ideen auf, wurde organisirt und reorganisirt, die Kopfstärke erhöht, gute Waffen durch bessere ersetzt. Als Wilhelm II. an die Spitze der deutschen Armee getreten war, schien ihr Streben nach Vervollkommnung gar neue Flügel erhalten zu haben. Denn seit diesem Zeitpunkt legt sie eine geradezu fieberhafte Thätigkeit an den Tag. Ist es nicht schon Tollheit, da noch einen Krieg herbeizuwünschen, damit das deutsche Heer nicht auf Abwege gerathe? Aber die Arbeit an sich erhält es noch nicht auf den richtigen Bahnen. Sie muß auch den Forderungen des Krieges angepaßt sein. Wer kennt aber diese noch, nachdem seit dem letzten in Frankreich abgegebenen Schuß mehr als dreißig Jahre vergangen sind? Auf welchen Gebieten wird nicht über das Ziel hinausgeschossen, auf wie vielen nicht der kriegsmäßigen Ausbildung unmittelbar entgegengewirkt? An allen Ecken und Enden stößt der erfahrene Militär auf Auswüchse schlimmer Art, die sich nur in einer zu langen Friedensperiode einstellen konnten.

Ueberwuchert nicht seit einer geraumen Reihe von Jahren die militärische Schaustellung die ernste, auf den Kriegsdienst gerichtete Arbeit bereits so sehr, daß sie von urtheilslosen Leuten für die Hauptaufgabe unseres Heeres angesehen werden kann? Und verhallen nicht alle warnenden Stimmen im Winde, ob sie sich in der Presse oder im Reichstag zu Gehör bringen? Unaufhörlich wird die Trommel zum Parademarsch gerührt. Und welcher Sachkundige gewinnt es über sich, darauf hinzuweisen, daß er doch nicht zu jeder Jahreszeit von jeder Truppe verlangt werden könne? Wie lange mag wohl in Hannover für die Heerschau gedrillt worden sein, die dort vor einigen Wochen abgehalten worden ist, trotzdem nach dem Reglement und nach dem Stande der Ausbildung über die Hälfte der Mannschaften noch gar nicht hätten paradiren dürfen? Niemand findet auch den Schneid, es auszusprechen, daß jede Erweiterung des Paradewesens von der Armee zu büßen ist, deren Zeit für die kriegsmäßige Ausbildung immer mehr zusammenschrumpfen muß. Man hat es nicht glauben wollen, daß der Friedricianische Paradegriff, der im Mai vorigen Jahres vom Ersten Garde-Regiment zu Fuß auf Geheiß aus der historischen Rumpelkammer herausgeholt worden war, in diese nicht wieder zurückgebracht werden würde. Jetzt ist er bereits für das gesammte Garde-Corps reglementarisch eingeführt; und über ein Kleines, so wird die ganze deutsche Armee ihn bei militärischen Schaustellungen zeigen müssen. Eine wie hohe Bedeutung haben ferner die großen Herbstübungen und von diesen namentlich die Kaisermanöver für die Erziehung unserer höheren Führer! Aber es scheint, als wenn in den letzteren nur noch Theater gespielt wird. Vor Allem haben sie zu „klappen", wie ein gut einstudirtes Theaterstück klappen soll; und je großartiger der Anblick, den ein Gefecht bietet, desto höher wird es denen angerechnet, die es inscenirt haben. „Um so etwas zu sehen, könnte ich Tag und Nacht hindurch an tausend Meilen reisen," meinte der zu den vorjährigen Kaisermanövern eingeladene englische Feldmarschall Lord Roberts nach der ersten großen Kavallerie-Attaque. Einige wollen aber aus demselben Munde auch gehört haben, daß solche Actionen in dem wirklichen Kriege nicht vorkommen können. Nach dem Umfang zu schließen, den die militärischen Schaustellungen in neuester Zeit bei uns angenommen haben, hat Preußen-Deutschland Kriege weder jemals geführt noch in Zukunft zu führen, ist vielmehr für die deutsche Nation schon längst die Aera des ewigen Friedens angebrochen.

Wäre des Weiteren die Fluth von Veränderungen und Neuerungen in dem Uniformwesen, in der das deutsche Heer schon beinahe erstickt, möglich, wenn man sich stets gegenwärtig halten könnte, welchen Zwecken es im Kriege zu dienen hat? Wessen Blick geschärft ist, der vermag in einer größeren Garnison in vierwöchentlichen Zwischenzeiten an jedem ihm begegnenden deutschen Soldaten mindestens eine Veränderung seines Anzugs festzustellen. Die Armeelieferanten und die Verleger der militärischen Instructionsbücher, die nach jeder Neuerung wieder umzuarbeiten sind, haben freilich gute Tage. Aber in dem Heere selber feiert die Confusion Triumphe. Die Uniform soll nicht blos ihren Träger als einen Angehörigen der Armee zu erkennen geben, sondern innerhalb dieser auch die Waffengattung, die Rangunterschiede und die Dienstobliegenheit. Wenn heutzutage die Reservisten und Landwehrleute zum Regiment zurückkehren, kommen sie aus den Fragen nach der Bedeutung dieses und jenes Abzeichens, dieses grauen Rockes und jenes braunen Lederstiefels gar nicht mehr heraus. Und wer könnte ihre Neugierde sogleich befriedigen? Wahrscheinlich nicht einmal die Herrn im Kriegsministerium, die sie selber ausgeheckt haben. Der Krieg dürfte schon im Gange sein, ehe man sich unterscheiden gelernt hat. Und dabei kann von der Kenntniß der Uniform das Schicksal eines Tages abhängen. Cavallerie-Patrouillen sollen z. B. ein Corps der Linie aufsuchen. Sie stoßen aber auf Leute mit Gardelitzen. Also nehmen sie an, diese gehören zum Garde-Corps, während sie in Wahrheit Theile des gesuchten Linien-Corps sind. Niemandem wird es einfallen, die Patrouillen vorher darauf aufmerksam zu machen, daß jetzt auch einzelne Regimenter der Linie die Gardeuniform tragen dürfen. Den verhängnißvollsten Irrungen und Verwechselungen öffnet das Bestreben, unausgesetzt die Uniformen des deutschen Heeres zu verändern, Thür und Thor.

Nur Massenfeuer verlangt das moderne Gefecht. Für dieses hat die Schießfertigkeit des Einzelnen eine weit geringere Bedeutung als früher. Weniger der Schütze selber, als sein Führer ist für die Schußleistung verantwortlich zu machen. Er trifft die zur Durchführung des Feuergefechtes erforderlichen Anordnungen. Ganz von selbst mußte sich hieraus ergeben, daß der Schießdienst, so weit er sich auf die Ausbildung des Einzelnen erstreckte, mit schwächerem Nachdruck als bisher betrieben wurde; schon um Zeit und Gedanken für nunmehr wichtigere Dienstzweige zu gewinnen. Statt dessen sind aber gerade in diesem Punkte nicht bloß die Anforderungen beträchtlich in die Höhe geschraubt worden. Um ihre Befriedigung sicher zu stellen, hat man ganz bedenklichen Mittel angewandt. Die deutsche Armee steht in dem Ruf, daß sie schon aus eigenem Antrieb in vollem Maße ihre Pflicht zu thun vermag. Trotzdem wurde zur Steigerung der Pflichterfüllung mit allerhand fein erklügelten Auszeichnungen und Prämien für hervorragende Schießleistungen noch an den Ehrgeiz appellirt. Trotzdem ließ man aus demselben Grunde sehr deutlich durchblicken, daß es mit der Carriere zu Ende wäre, wenn nicht ein bestimmter Grad von Schießfertigkeit erreicht würde. Daß der Ehrgeiz den Menschen veredelt, werden selbst Diejenigen nicht behaupten wollen, die an ihn so kräftig und rücksichtslos appellirt haben. Nichts untergräbt so sicher als er die Kameradschaft in dem Offizier-Corps. Durch die leicht zu verstehenden Winke mit der Verabschiedung aber werden ängstliche Gemüther schließlich um alle Besinnung gebracht. Wie oft war in den Zeitungen zu lesen, daß sie in ihrer Verzweiflung zur Ergänzung dessen, was ihnen nach Ansicht ihrer Vorgesetzten an Leistungen fehlte, unerlaubte Wege eingeschlagen haben, die sie unmittelbar vor ein Kriegsgericht führten. Ohne zwingenden Grund wird hier also der sittliche Gehalt des deutschen Offizier-Corps und mit ihm die Existenz des sittlich schwächeren Offiziers gefährdet. Denn die an die Truppen in der Schießfertigkeit gestellten Ansprüche gehen weit über die Forderungen des Krieges hinaus.

In den Reglements sind die Grundsätze festgelegt, nach denen im Kriege zu verfahren ist. Wenn das deutsche Heer auf etwas stolz sein kann, so unbedingt auf diese. Aber auch sie haben es im Laufe des langen Friedens nicht vor häßlichen Auswüchsen bewahren können. In allen steht obenan, daß dem Führer der weiteste Spielraum zur Bethätigung seines Ichs bleiben soll. Wird aber damit gesagt, daß er thun und lassen kann, was er will? Hat er sich nicht im Rahmen der von denselben Reglements gestellten Aufgaben zu halten? Muß er nicht bedenken, daß er nicht ewig auf seinem Posten bleiben, sondern einmal einem Nachfolger Platz machen wird, der vielleicht in allen Punkten anderer Meinung ist? Immer mehr geht im deutschen Heere der Blick auf das Ganze verloren. Fast jeder mit einer größeren Commandogewalt Ausgestattete sucht nur sich selber auszuleben, so lange er im Besitz jener ist, ohne Rücksicht darauf, was nach ihm kommt. Ein höherer General, der erst vor Kurzem aus dem

Digitized by Google

Dienste geschieden ist, schwor darauf, daß der nächste Krieg gegen Rußland gehen und sicherlich nicht lange auf sich warten lassen würde. Deßhalb mußte in den ihm unterstellten Truppen alle Welt bis zum jüngsten Rekruten herunter russisch lernen, und damit dieses möglichst schnell bewerkstelligt wurde, waren an den Wänden der Kasernenstuben zahllose Tafeln mit russischen Inschriften angebracht worden. Bekanntlich ist die russische Sprache eine der schwersten, so daß auch in mehreren Jahren kaum nennenswerthe Fortschritte von den zu ihrem Studium angehaltenen Regimentern gemacht sein konnten. Außerdem ist nach dem Besuch des Kronprinzen des deutschen Reiches in Petersburg der Nachfolger des verabschiedeten Befehlshabers aller Wahrscheinlichkeit nach der Ansicht, daß Rußland und Deutschland doch noch nicht so bald an einander gerathen werden. Genug! es ist zu wetten, daß mit dem in dem betreffenden Corps mit so unbequemem Nachdruck gepflegten Russenthum demnächst wieder aufgeräumt werden wird. Ein anderer Commandeur lebte der Ueberzeugung, daß in dem zukünftigen Kriege sämmtliche Officiere und Unterofficiere seines Regimentes schon während der ersten Phasen des Gefechtes in's Gras beißen würden, und daher veranstaltete er fleißig große Uebungen, in denen Gefreite Bataillone und Musketiere Compagnien führten. Vermittelst einer Schablone ist es kein Kunststück, auch solche Gefechte, in denen noch dazu blind geschossen wird und Niemand sein Leben zu riskiren braucht, zu Stande zu bringen. Natürlich hatte der Nachfolger dieses genialen Commandeurs von den Kämpfen der zukünftigen Kriege nicht so pessimistische Vorstellungen, und alsbald war es mit den zu hohen Functionen berufenen Gefreiten und Musketieren aus. Welche Verschwendung von Mühe und Zeit aber bei diesen von persönlichen Neigungen oder richtiger gesagt Marotten eingegebenen Experimenten! Jawohl Verschwendung! Denn pro nihilo arbeitet die Truppe, wenn der Nachfolger im Commando völlig andere Wege als sein unmittelbarer Vorgänger wandelt. Frisches Blut muß allerdings durch die neuen Vorgesetzten den Regimentern zugeführt werden. Aber an den allgemeinen, in den Reglements festgelegten Grundsätzen darf um keinen Preis gerüttelt werden, wenn die Armee nicht einem allgemeinen Wirrwarr entgegensteuern soll. Nur der lange Friede trägt die Schuld daran, daß hierfür das Verständniß von Jahr zu Jahr zurückgeht und die höheren Vorgesetzten ungestört ihren Liebhabereien nachgehen können.

Wer weiß endlich heute noch etwas davon, daß im Kriege gute Nerven für den Officier die vornehmste Voraussetzung zur Erfüllung seiner schweren Aufgabe sind, und daß er, wenn er sie nicht besitzt, getrost, wie der Berliner sagen würde, „einpacken" kann? Nerven von Stahl brauchen nicht bloß die höheren Führer, deren Befehle und Anordnungen über Leben und Sterben von vielen Tausenden entscheiden, sondern auch die Officiere bei den Truppen, die Obersten, Majors, Hauptleute und Leutnants, die ihre Mannschaften in den Kampf zu führen haben. Aus der Art aber, wie heutzutage in der Armee auf sie losgestürmt wird, läßt sich gut und gern schließen, daß man oben den Krieg für ein Kinderspiel hält, bei dem gute Nerven wohl willkommen, aber nicht unbedingt erforderlich sind. Von einer Stetigkeit des Dienstbetriebes ist schon lange Nichts mehr zu merken. An fein säuberlich ausgearbeiteten Programmen fehlt es zwar nicht. Aber sie werden eigentlich nur aufgestellt, um nachher sogleich wieder umgestoßen zu werden. Nicht nach, sondern neben einander sollen ferner alle Dienstzweige gefördert werden. Ja nicht bloß das! In den einzelnen Zweigen hat nicht selten die vorbereitende Uebung der Uebung, welche die Vorbereitung gilt, erst zu folgen. Und damit um Himmels willen Niemand auch nur einigermaßen das durchführen kann, was er sich vorgenommen hat, wird jedem höheren Vorgesetzten das Recht eingeräumt, zu jeder Zeit über die ihm unterstellten Truppen zu verfügen. Täglich kann ein Hauptmann oder Major riskiren, daß ihm seine Truppe, die er doch bis zu einem bestimmtea Zeitpunkt auszubilden hat, von irgend einem Höheren entzogen, die eigene Arbeit jäh unterbrochen und die für diese zur Verfügung gestellte Zeit rücksichtslos gekürzt wird. Eine Engelsgeduld gehört dazu, um Dem gegenüber die Ruhe und die Lust am Schaffen zu behalten. Aber nur der findet sie noch, dem es nicht verschlägt, ob er weiter dienen kann oder heimgeschickt wird. Wer mit dem Amt auch sein Brot verliert, muß stündlich aus dem Häuschen gerathen. Denn er darf nicht hoffen, daß in der Beurtheilung seiner Leistungen den sie erschwerenden Momenten Rechnung getragen wird. Dazu stellt man den Officieren zu gern die Existenzfrage; als wenn die Unruhe im Dienstbetrieb noch nicht ausreichte, sie aus den Fugen zu bringen. Zu keiner Zeit sind die Officiere des deutschen Heeres so schnell verbraucht worden wie in dem letzten Jahrzehnt; und es heißt durchaus nicht den Teufel an die Wand malen, wenn man die Befürchtung äußert, daß sich dies in dem zukünftigen Kriege auf das Bitterste rächen wird.

Nur die allerbedenklichsten der durch den langen Frieden im Heere gezeitigten Auswüchse sind hier zur Sprache gebracht worden. Sie dürften aber ausreichen, die Sehnsucht eines ehrlichen Soldaten nach einem Kriege zu rechtfertigen. Denn wie die Dinge bei uns nun einmal liegen, ist nur von diesem noch zu erwarten, daß er die Auswüchse, welche die Tüchtigkeit der deutschen Armee in Frage stellen, beseitigen wird. Zwar sind noch viele Tausende von Männern am Leben, die in drei, mindestens aber in zwei Feldzügen haben feststellen können, was der Krieg verlangt. Sie stehen zum größeren Theil auch noch in dem Alter, wo der Mensch am schärfsten zu urtheilen vermag. Aber in einem zu starken Tempo eilt unsere Zeit dahin. Wer hört noch auf die des Krieges wirklich Kundigen? Rückständig sind sie bereits geworden; zugleich aber auch lästig. Lästig deßhalb, weil sie wie das Gewissen der Armee erscheinen, das gewaltsam zum Schweigen gebracht werden muß, um die gefahrvollen Bahnen unbesorgt weiter wandeln zu können.

Fast um dieselbe Zeit, wo der Ausspruch des preußischen Generals bekannt wurde, vertrat in der französischen Deputirtenkammer der allzu oft genannte Herr Jaurès die entgegengesetzten Anschauungen. Er erhoffte alles Heil von dem nunmehr anbrechenden ewigen Frieden, in welchem die Nationen sich nur noch auf wirthschaftlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Gebieten befehden und auch Elsaß-Lothringen ohne Schwertstreich an Frankreich zurückfallen würde. Die Rede des Herrn Jaurès war, wie einer seiner Gegner sehr treffend bemerkte, ein Vortrag von Poesie. Sie wurde aber von der großen Menge für eine politische That ersten Ranges ausgegeben. Der Ausspruch des Generals von Liebert wies auf den bittern Ernst der Wirklichkeit hin, rief dafür aber den Unwillen der Festgenossen hervor, denen sich kopfschüttelnd die Philister draußen anschlossen. Wer von Beiden ist indessen der größere Patriot? Derjenige, der seinen Landsleuten eitel Wind vormachte? Oder der Freimüthige, der den Schleier lüftete, um zu zeigen, daß es mit dem Vaterlande bergab geht, wenn sein Volk sich nicht bald auf sich selber besinnt und dies auch in seinen Vorbereitungen auf den Krieg zum Ausdruck kommt? General von Liebert ist zu einsichtsvoll, als daß er an die alsbaldige Befriedigung seiner kriegerischen Gelüste glauben sollte. Zwecklos war es aber darum doch nicht, sich offen zu ihnen zu bekennen. Heutzutage ist schon Viel gewonnen, wenn die maßgebenden Kreise einmal aufhorchen, und das thun sie unbedingt in dem Falle, wo eine Persönlichkeit von seiner Bedeutung sich vernehmen läßt. Nicht Herr Jaurès, wohl aber Herr von Liebert hat sich um sein Vaterland verdient gemacht.

C. v. W.

Dramatische Aufführungen.

Das Thal des Lebens. Historischer Schwank in vier Acten von Max Dreyer. (Deutsches Theater.) — Sanatorium Stebenberg. Volksstück in fünf Acten von Adolf L'Arronge. (Berliner Theater.)

Die Verfehltheit des Dreyer'schen Schwankes hat das eine Gute gehabt, daß man sich weniger mit ihm und mehr mit der Censur befaßte, die dem Stück vor der Geburt das Lebenslicht ausblies. Herr v. Hammerstein wies im Abgeordnetenhause auf eine geschichtliche Begebenheit hin, die Herrn Dreyer zu seiner Arbeit begeistert hatte, die aber hohenzollerisch-monarchisches Empfinden verletzt. Vor dem Oberverwaltungsgericht wurde geltend gemacht, die Erlebnisse des Ammenkönigs Hans Stork bei der gelangweilten jungen Markgräfin erinnerten einigermaßen an Frau Luises Ehe-Irrung und ihren Giron. Das sind zwei bemerkenswerth unkluge Urtheilsgründe. Ein monarchisches Empfinden, welches durch Monarchenthaten verletzt wird, ist gewiß übel daran, doch kann dafür unter keinen Umständen der Possendichter verantwortlich gemacht werden. Da muß die Monarchie schon selber zusehen, wie sie aus der Klemme kommt. Noch unschuldiger ist Dreyer an der Reise Ihrer Königlichen Hoheit der Kronprinzessin von Sachsen nach Genf. Er hat seine Posse geschrieben, ehe die erlauchte Dame ausriß. Ihn für ihre Seitensprünge büßen zu lassen, ist geradezu unerhört. Fast möchte man in diesem Falle von einem Gewaltacte der Censur sprechen. Es befremdet ihr Vorgehen doppelt, weil sie bei dem Verbot von Paul Heyse's Maria von Magdala offenbar besser berathen gewesen ist. In der That geht es nicht an, Christi Tod mit dem mehr oder minder großen Entgegenkommen einer Straßendirne in Verbindung zu setzen. Sie und der Dichter mögen es noch so gut gemeint haben — höher als ihre Meinung und höher als alle poetischen Blumen dieses Dramas steht das Christenthum, steht die heilige, makellose Erinnerung an den Gewaltigen, der den Mechanismus des Naturgesetzes mit göttlicher Hand zerbrach und dessen herrlicher Opfertod unmöglich von den Entschließungen einer Horizontalen abhängig gemacht werden kann.

Um auf Dreyer's Schwank zurückzukommen: er gefiel in der Mitte, der Anfang war schwerfällig und grob unglaubwürdig, der Schluß überflüssig und langweilig. In der Markgrafschaft, wenigstens in ihren maßgebenden Kreisen, ist plötzlich ein Keuschheitstaumel ausgebrochen. Se. Hoheit, der echte Serenissimus, sehnt sich nach einem männlichen Erben und kann es nicht ertragen, daß anderen Leuten seines Ländles die Buben wild zuwachsen. Er läßt also im fruchtbarsten Thale des Reiches verkünden, daß uneheliche Geburten hinfort mit dem Tode der Mutter bestraft werden sollen. Darum Krawall im Ammenrevier; der Anführer der Rebellion wird gefangen fortgeführt und in die Schloßgarde gesteckt. Hier kommt ihm die Frau Markgräfin zart entgegen. Jugend gesellt sich zu Jugend und hat natürlich keine Tugend. Das Ländle erhält seinen Thronerben, der glückliche Markgraf widerruft das Keuschheitsedikt, da er jetzt selbst eine Amme gebraucht. Der erste und letzte Aufzug, auch breite Scenen des zweiten Actes werden schwer gefährdet durch einen unglücklichen Pastor, der sich dauernd für das Ammenwesen einsetzt und stocksteife Reden gegen die Sittenstrengen hält. Diese Figur

Digitized by Google

verräth so recht Dreyer's innere Humorlosigkeit. Seine Späße sind alle angeklebt; sogar recht nette Witzworte, die er einflicht, wirken wie aus dem Notizbuche stammend. Nichts fließt aus den Personen und den Situationen. Die karge Handlung würde unterhalten, wenn auch nur ein paar von den Menschen, die sie vorwärts schieben, echt wären. Aber Alles ist Talmi: Talmi Held und Heldin, ödes Talmi die Bauern — welch' saftige Lustigkeit könnten die Scenen im Ammenthale athmen! — Talmi das Um und An des Hofes. Eine Witzblattidee, nach Witzblattmanier ausgeführt. Schade darum! —

Wie Ludwig Fulda im Kaltwasser, so wendet sich auch L'Arronge mit Wuth gegen die Kurpfuscher. Sein Sanatorium Siebenberg zeigt die Scheußlichkeit dieser mißrathenen Kerle nach allen Regeln der Unkunst auf. Der studirte Arzt muß darben, der Schwindler heimst das Geld scheffelweise ein. Glücklicher Weise hat er eine aus der Art geschlagene Tochter, während der prächtige Sohn des Gelehrten Spielschulden macht. Beide kriegen sich nach etlichem Gethue. L'Arronge veröffentlicht in seinem Kampfstücke sämmtliches officielle Material gegen die Kurpfuscherei. Sogar eine Statistik der Vorbestraften erläßt er uns nicht. Wohin die poetische Gestaltungswuth den würdigen Greis wohl noch verschleppen wird? Es ist bedauerlich, daß in seiner weitverzweigten Bekanntschaft kein Mensch den Muth hat, ihm die Feder aus der Hand zu nehmen. L'Arronge hat so großen Respect vor den approbirten Aerzten — vielleicht wagt einer von ihnen die That, ihn über seine derzeitigen geistigen Potenzen aufzuklären und macht sich dadurch wirklich um die leidende Menschheit verdient.

Hans Thoma.

Eines der bekanntesten lithographischen Selbstbildnisse Thoma's zeigt uns den Meister im Brustbilde. Wuchtig und gedrungen sitzt der Kopf auf kurzem Halse und breitem Oberkörper. Ernst und fest die Züge des Gesichts, das ein kurzgeschnittener Bart umrahmt. Unter der hohen, mächtigen Stirn blickt ein Paar großer Augen weit hinaus, klar und klug, mild und treuherzig. Am unteren Rande des Bildes ragt eine Palette, die des Künstlers Linke fest gepackt hat. Im Freien steht der Alte. Hinter ihm steigen schmalstämmige Bäume himmelan. Zwischen ihnen erblicken wir in weiter, weiter Ferne rechts einen Reigen jauchzender Mädchen, links einen Ritter, der über die sonnige Flur auf Abenteuer auszieht ... Lebenslust und die freie blühende Natur — die Triebkraft und der Ausblick des Kunstschaffens eines ernsten, fugenfesten Mannes, der weiß, was er will und was er kann.

Ein Selbstbildniß, das ein Selbstbekenntniß ist.

Wir haben auch geschriebene Selbstbekenntnisse von ihm. In einem Aufsatz, den er, der damals schon gefeierte Künstler, in der „Gesellschaft" zur Frage von „Kunst und Staat" veröffentlichte und aus dem wir erkennen, daß ebenso wenig wie seine lange Vereinsamung ihn hatte verbittern können, die allenthalbliche reiche Anerkennung, die er fand, seine Anschauung von dem geringen Werth des öffentlichen Urtheils nicht zu verändern vermochte, heißt es:

„Thun und Wirken als Ausdruck eines ruhigen, in sich gegründeten Seins, ohne vorgefaßte Absicht, damit die Welt zu beglücken, belehren zu wollen — ein frohes Spiel der in ihm liegenden Kraft — ohne immer an das Bewußtsein einer Endabsicht, eines Zweckes dieses Schaffens anzustoßen, das ist das Wesen eines Künstlers."

Das ist auch das, was aus jenem Selbstbildniß als das ureigene Wesen Thoma's zu uns spricht.

An den malerischen Ausdrucksformen dieses seines Wesens nahmen Jahrzehnte hindurch Anstoß, die an ihn herantraten unter dem Eindruck der Werke akademischer Routine und Tradition oder aber geistreich experimentirenden, pikant prickelnden modernen Schaffens ... Und sie fanden ihn altmodisch, schwerfällig, häßlich, talentlos ... So häßlich und talentlos, daß einst eine Reihe von Künstlern in demselben Karlsruhe, wo der Schwarzwälder Bauernsohn jetzt Director der großherzoglichen Bildergalerie ist, sich an den Kunstverein mit der Bitte wandten, keine Bilder mehr von Thoma auszustellen — sie erregten zu großes Aergerniß bei dem „kunstsinnigen" Publicum!

... Ich schlage Hermann Becker's dickleibigen Band „Deutsche Maler" aus dem Jahre 1888 auf — kein Wort von Hans Thoma; ich greife zu Ludwig Pfau's „Aesthetische Schriften", Bd. I: „Maler und Gemälde", aus dem Jahre 1888 — kein Wort von Hans Thoma; ich sehe in Wilhelm Lübke's „Geschichte der deutschen Kunst" (Ausgabe 1890) nach — auch dort kein Wort von dem Frankfurter Meister, der in diesem letztgenannten Jahre schon 51 Jahre alt war! ... Mehr als drei Jahrzehnte schon hatte der Künstler mit Pinsel und Palette, Stift und Stein gearbeitet und geschaffen, als man ihn, den Urdeutschen, endlich für sein Volk entdeckte, ihn, dem auch Paris und Italien auf seinem Bildungsgange nichts hatten anhaben können und den man wohl gerade darum erst entdecken mußte. Ja — urdeutsch in seiner Eckigkeit und Schwerfälligkeit, in seiner Schlichtheit und seiner Derbheit, in seiner Empfindungstiefe, Gemüthsinnigkeit, Treuherzigkeit, Keuschheit ...

Heute — nun heute wissen wir es, was wir an ihm besitzen; heute sieht man, umgekehrt wie einst, nur noch das Schöne und Gute in seinem Werk und übersieht das Unschöne und Ungelenke; heute ist eine Thoma-Ausstellung kein „öffentliches Aergerniß", sondern ein bedeutsames Ereigniß ...

Und das ist auch die Februar-Ausstellung bei Keller & Reiner, die im Zeichen Thoma's steht. Eine Ausstellung, die sich sehen lassen kann: 32 Oelgemälde, die natürlich nicht alle auf gleicher Höhe stehen und von denen man z. B. „Siegfried und Brunhilde" und „Christus und Magdalena" besser fortgelassen hätte, dazu 45 Algraphien und übermalte Steindrucke, nahezu 40 Radirungen und 30 Blätter aus der „Sammlung zeitgenössischer Kunstblätter"! Und das Ganze umfaßt einen Zeitraum von 27 Jahren. Aus dem Jahre 1874 stammt das älteste Gemälde, eine kleine „Flucht nach Egypten", aus dem Jahre 1901 die jüngsten: das „Paradies" (das große, das hier auf der Secession-Ausstellung schon zu sehen war), „Christus und Magdalena" und die „Frühlingsarbeit", ein Gemälde, das wieder Alles bietet, was in Thoma Gutes und Edles lebt.

Einiges mag noch genannt werden. So aus den 70er Jahren die decorative „Abendröthe" mit dem flammenden, von lichtgrünen Streifen durchzogenen Himmel, der sich im Teich, dem regungslosen, mit dem plumpen Kahn, spiegelt und die große „Puttenwolke mit Blumenguirlande", dann ein Schwarzwaldmotiv mit Jäger, von schöner, warmer, graubrauner Stimmung; aus den 80er Jahren eine den Meisten wohl ganz fremde, fast möchte man sagen, flott hingeworfene italienische Guitarrenspielerin von reizvoll toniger Wirkung; die wundervollen Bogenschützen, wo der bräunliche kraftstrotzende, sehnige, schlanke Leib so schön gegen den tiefblauen Himmel steht, der „Meergreis" (Aquarell) mit seiner ganzen tiefen Tragik der Meereseinsamkeit und der Menschenvereinsamung, das große dunkle „Felsenthal" mit seinem geheimnißvollen Einsamkeitszauber; aus den 90er Jahren und dem Jahre 1900 einige jener wundervollen Landschaftsausschnitte, die mir zusammen mit vielen der lithographischen Figurenbilder Thoma's immer das Liebste und Tiefste aus dem Born seines Kunst- und Natur- und Menschenempfindens und Erfassens sind, ferner der „Unkrautjäer" und „Ritter und Drache" und zwei Frauenbildnisse, deren Gemüthsinnigkeit man nicht mehr vergißt, wenn man sich einmal in sie hineingesehen hat, trotz des so häßlichen Rahmens, der das eine von ihnen verunziert ... Wie manches der Oelgemälde, sind die graphischen Blätter fast durchweg bekannt, heute — bei der großen Volksthümlichkeit, die der Maler inzwischen erreicht hat ... Und soll es noch ein weiteres Mal gesagt werden, daß diese Blätter heute zum Allerbesten gehören, was wir von Kunst in unser Haus tragen können, bis in die Kinderstube hinein? ...

Wie Feierabendstimmung, die ja Thoma selbst so oft gemalt hat, überkommt's Einen, wenn man inmitten dieser Gemälde und Blätter weilt. Etwas, wie milde Ruhe und sanfte Freude. Oder es ist, als landete man in einem stillen Hafen voll beseligenden Friedens nach wilder stürmischer Fahrt draußen auf den hochgehenden Wogen des Meeres unseres heutigen Kunstlebens; als umfinge uns herzerquickend das traute Heim, wenn wir müde und verwirrt zurückkommen von abenteuerlicher Wanderung durch fremde Länder voll zauberischen Trugs und blinkenden Scheinglanzes ... Heimath! Die Welt von Vorstellungen, die in diesem Klang liegt, wird dem Empfindungsfeinen immer die Vertiefung in ein Thoma-Bild auslösen müssen: „daheim" wieder in den Tagen der Kindheit und der Jugend mit ihrem reinen Glück, ihrer ungetrübten Freude, ihrem Märchenzauber und Hoffnungsglanz, ihrem unbewußten Naturverständniß; daheim auch auf der Scholle Erde, wo man sie verlebt hatte, auch wenn sie nicht gerade im Schwarzwald, im Taunus, in der Rheinebene ihren gesundenden Duft ausströmt ... Heimathszauber — das ist's, was Thoma's Kunst wirkt. Ich möchte glauben, nicht bloß für den Deutschen, wenn auch für diesen mit verdoppelter Kraft.

Und gerade jetzt, wo an die Stelle des gleich nach der „Entdeckung" zum Theil recht künstlich großgezogenen Thoma-Begeisterungsdusels allmälig ein ruhiges und wirklich verständnißvolles Genießen getreten ist.

Wer dieses Thoma-Genießen gelernt hat — und Viele mußten es erst lernen — der verlebt jetzt im Keller & Reiner'schen Kunstsalon wahre Feierstunden ... Dann aber suche er auch noch die Ausstellung der „Theuerdank"-Künstler im Amelang'schen Salon für Schwarz-Weiß-Kunst auf: freudig wird er sich davon überzeugen, welche Früchte die Entdeckung jenes Kunstwesens gezeitigt hat, das in unserer Zeit in Hans Thoma in die Erscheinung trat ... J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

Keine Capetinger.

Geehrte Redaction!

Sie lassen in der „Gegenwart" vom 29. November 1902 (Nr. 48) den Herrn von Strantz sagen: „Ein Anjou-Guise aus einem Nebenzweig des französischen Königshauses hat die Erbtochter des alten lothringischen

Digitized by Google

Stammesfürsten geheirathet, und der Gemahl Maria Theresia's tauschte ohne jedes nationale Bedenken Toscana gegen sein Stammland ein. Das ehrwürdige Erzhaus ist daher so capetingischen Ursprunges wie die Bourbonen selbst u. s. w."

Letzteres ist wohl nicht richtig, da zwar Karls I. Tochter Isabella sich mit Renatus von Anjou vermählte, die capetingische Linie indeß schon 1473 wieder ausstarb. Es folgte dann Renatus II. (René), der ein Enkel Antons von Poudemont war, eines Neffen jenes Karl. Damit aber kam der Mannesstamm der von Gerhard von Lothringen (1048) abstammenden Herzöge wieder zur Regierung. Daß die Guisen ihren Ursprung auf König René zurückführen, beweist gleichfalls Nichts für die Behauptung des Herrn von Strantz, mit dessen Artikel ich im Uebrigen völlig einverstanden bin. Hochachtungsvoll

Weilburg. Johannes Heidsieck.

Notizen.

Das mit Spannung erwartete Werk des Herzogs Ludwig Amadeus von Savoyen: „Die Stella Polare im Eismeer" ist bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen. Es rechtfertigt ganz und gar den Ruf, der ihm voranging. Hoher wissenschaftlicher Ernst und wissenschaftliche Tiefgründigkeit paaren sich hier durchwegs mit schriftstellerischem Können. Der feine Vortrag unterscheidet das Buch zu seinem Vortheil von Nansen's großer Arbeit, in der — ohne daß wir ihren hohen Verdiensten zu nahe treten möchten — manchmal literarische Wirkungen mit unzulänglichen Mitteln angestrebt werden. Ein Glanzstück des Buches sind die Schilderungen des tapferen Capitäns Umberto Cagni über seine Schlittenexpedition zum Pole, die wir Dank dem Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung auszugsweise in unserem Feuilleton bringen. Die Schwierigkeiten des Vordringens, die noch größeren des Rückzuges, der unter unsäglichen Entbehrungen angetreten werden mußte, sind mit plastischer Kraft dargestellt. Cagni hat sich auch sonst als Kernmensch bewährt und war während der ganzen Reise die feste Stütze des Herzogs. Das Buch liest sich Dank der anschaulichen Schreibweise oft wie ein fesselnder Roman, so z. B. die Capitel über die Befreiung der Stella aus dem Eise, welche das Schiff lange Zeit in dringende Gefahr gebracht und die Mannschaft bereits gezwungen hatte, es aufzugeben. Man erkennt an jeder Zeile des Buches, wie viel Arbeit auf den Polreisen der Expeditions-Mitglieder harrt und wie falsch die Anschauung ist, daß sie sich während der langen Polar-Nacht behaglich auf die Bärenhaut strecken können. Der Herzog selber theilt gelegentlich mit, daß er vor Arbeit gar nicht dazu gekommen sei, in seiner Bibliothek zu lesen, die er in Erwartung zahlreicher müßiger Stunden mit an Bord genommen hatte. — Die Ausstattung des Werkes macht dem Verlage Brockhaus wieder hohe Ehre. Ein künstlerischer Sinn hat die Zeichnungen geordnet und ihnen malerische Wirkung verliehen. So ist ein werthvolles und zugleich schönes Buch entstanden, dem es nicht schwer fallen wird, sich zahlreiche Freunde zu schaffen.

Den Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig, der sich fast unschätzbare Verdienste um die Cultur des Buches erworben hat und mit Stolz von sich behaupten darf, nur Treffer zu veröffentlichen, diesen fleißigen und klugen Verlag mußte Henri Beyle (Stendhal) besonders anziehen. Wir besitzen keine irgendwie brauchbare Uebersetzung dieses einzigen Franzosen, der den Lesern seiner Zeit um fünfzig Jahre voraus war. Obgleich Goethe und Nietzsche warm für ihn eintraten, blieb sein Werk doch immer ein Leckerbissen für wenige Feinschmecker. Stendhal's Stylbesonderheiten, seine kühle, nüchterne Sprache mögen das ihrige dazu beigetragen haben in einer Zeit, die romantischen Ueberschwang verlangte. So beginnt man den genialen Psychologen erst jetzt schätzen zu lernen. Friedrich v. Oppeln-Bronikowski hat seinen Roman „Le rouge et le noir" in's Deutsche übertragen. Sinngemäß und stylgetreu. So vermag auch das breite Publicum, sofern es überhaupt literarische Regungen hat, die eigenartigen Vorzüge des berühmten Romans nachprüfen. „Roth und Schwarz" macht durchweg den Eindruck, als halte sich eine starke Kraft über Gebühr zurück und unterdrücke mit Heldenkraft jede Versuchung, andere Romanschreiber auf ihrem eigensten Felde zu schlagen. „Um im Romanstyl zu reden," heißt es einmal mit spöttischer Betonung, als vom Glück des Helden bei seiner ersten Liebe die Rede ist und die Phrase fällt, daß er nach seinem ersten nächtlichen Besuche nichts mehr zu wünschen gehabt habe. Für die forcirte Kälte der Stendhal'schen Schilderung ist besonders das Schlußcapitel bezeichnend. So schreibt ein Psycholog, der die tönende Phrase einmal ihrer selbst wegen, dann aber auch darum haßt, weil sie feine und messerscharfe Reflexionen verpfuscht. — Sublimirt erscheinen die schriftstellerischen Vorzüge Stendhal's in seinen classischen Untersuchungen „Ueber die Liebe". Sie verlangen den Ehrenplatz in einer Bibliothek, die sich mit diesem Stoffe befaßt und die, wie nicht nur Sammler wissen, die reichhaltigste aller Bibliotheken der Welt ist. Mit geistreicherer Schärfe ist das vielerörterte Thema kaum je behandelt worden. Die verborgenen Empfindungen des Verliebten, Werben und Vergehen der Leidenschaft haben keinen aufmerksameren und raffinirteren Beobachter gehabt, und was das Hervorbringen von Material, das zu Erzählen von Beispielen und Anekdoten anbelangt, so erscheint Stendhal als ein neuer, verfeinerter Brantôme. Wer die große Wissenschaft gründlich studiren will, der höre zu allererst Stendhal's Colleg.

Durch die Mandschurei und Sibirien. Reisen und Studien von Rudolf Zabel. Mit 146 Abbildungen, zumeist nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, theilweise gezeichnet von C. Arriens, und dem Porträt des Verfassers. (Leipzig, Georg Wigand). So umfassend unser Schriftthum der Reisebeschreibungen auch ist, so besitzen wir doch keine Darstellung, die uns die Mandschurei und Sibirien im heutigen Zustande schildert. Der Verfasser dieses Buches hat während des chinesischen Feldzuges die Mandschurei durchquert. Nicht ohne persönliche Gefahren auf sich zu nehmen, drang er in das Aufstandsgebiet ein. Anfangs noch mit der Bahn — später mußte er sich mit einer Draisine behelfen, die von vier Mandschus gezogen war. Die Reise ging schließlich nach Port Arthur und nach dem künftigen Endpunkt der transsibirischen Eisenbahn, nach Dalny. Dort hat Rußland in aller Stille seit einigen Jahren gearbeitet und die Grundlage für eine Stadt geschaffen, die in der Zukunft für Handel und Politik von großer Bedeutung werden wird. Die Mittheilungen Zabel's sind überhaupt die ersten, die uns über die dortigen Zustände unterrichten. Sie sind um so mehr werth, als Zabel einen sehr vorurtheilslosen Standpunkt innehält, klare Augen besitzt und die Wichtigkeit der russischen Arbeit am Meerbusen von Talienwan vollkommen richtig zu schätzen versteht. Besonders interessant ist die eingehende Abhandlung, in der Zabel darstellt, wie Rußland in unaufhaltsamer Arbeit durch ganz Asien bis zum Stillen Ocean vorgedrungen ist. In dem Bestreben, sich hier das größere „Rußland" zu schaffen, liegt der Schlüssel für das Verständniß der moskowitischen Politik gegenüber China, England und Japan. Wir pflichten dem Verlage bei, wenn er den betreffenden Schilderungen Zabel's hohe Bedeutung beimißt. Sie stellen den Hauptwerth des Buches dar, und jeder Politiker, der über den Tag hinausblickt, wird sich in diese lehrreichen Darstellungen vertiefen müssen. Wenn auch der Inhalt bei einem derartigen Buche vor Allem den Werth bestimmt, so ist die Form doch nicht Nebensache. Man darf dem Verfasser das Zeugniß ausstellen, daß seine frische Darstellungsgabe sehr unterhält, ohne zu verflachen, und sehr belehrt, ohne jemals langweilig zu werden. Die sehr gut ausgeführten Bilder sind zumeist vom Verfasser aufgenommen; auch die von Arriens ausgeführten Zeichnungen behandeln gut gewählte Vorwürfe. Das Werk ist in Anbetracht der bevorstehenden Eröffnung der transsibirischen Eisenbahn durchaus zeitgemäß und dürfte für die Gebildeten aller Stände und Berufe eine werthvolle Bereicherung ihres Wissens und eine sehr willkommene Lectüre bilden.

Königgrätz. Von Karl Bleibtreu. Mit Illustrationen von Chr. Speyer. In farbigem Umschlag 2 Mk., geb. 3 Mk. (Carl Krabbe, Stuttgart.) Der bekannte Autor hat abermals eins seiner ergreifenden echt dichterischen Schlachtenbilder, die doch in jedem Pinselstrich wissenschaftlich begründet sind, aufgebaut. In gewaltigen Zügen rollt sich das Schicksal des großen Tages ab. Die Großthaten der preußischen Garde und der Division Franseky hat der Dichter in glühenden Farben gemalt, ohne dabei der hingebenden Bravour der Oesterreicher zu vergessen. Die große Reiterschlacht bei Stresetitz zieht plastisch greifbar vorüber und die ganze Darstellung faßt wie die Einzelheiten auf beiden Seiten zu einem erst jetzt vollständig abschließenden Bilde zusammen. Chr. Speyer's stimmungsvolle Zeichnungen schmiegen sich dem Texte eng an und ergänzen ihn oft mit lebendiger Kraft.

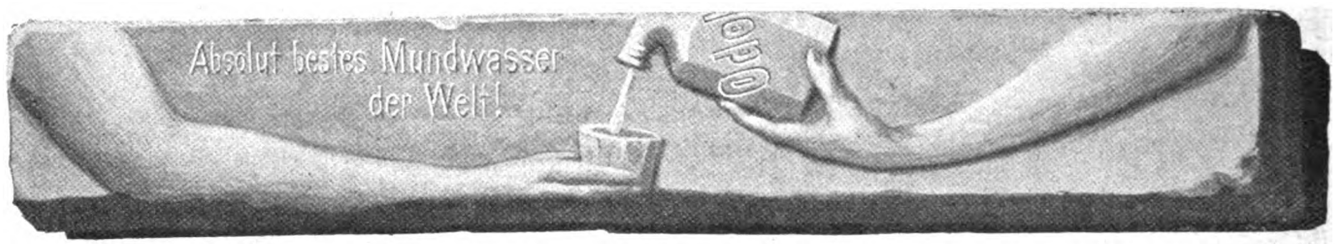
Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57e Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google



Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
f. Masch.- u. Elektrotechnik. Ingenieure, Techn. u. Werkm. Laboratorien. Progr. frei. Dir.: E. Bolts.
Staatl. Oberaufsicht.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.
Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Neu erschienen und durch alle Buchhandlungen aus dem Verlage G. Grimm in Budapest zu beziehen:
Claudine's Schuljahre von Willy
Claudine in Paris von Willy
Claudine's Ehe von Willy
Jeder Band 3 Mark

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.
Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.
Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.
Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.
In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag
Carl Jacobsen, Leipzig.

Verlag von Roßberg & Berger in Leipzig.
Soeben erschien:
Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.
Von
Dr. **Karl Walcker,**
Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.
Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.
Preis 4 Mk.
Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

C. J. v. Dühren,
Atelier für Kunst-Photographie,
Berlin W., Lützowstraße 97.
Telephon: VIa 11809.
Dem **kunstliebenden Publikum** empfehle ich mich zur **Anfertigung von Photographien jeder Art.** — Für die künstlerische Vollendung meiner Arbeiten bürgt das Interesse, das hervorragende Künstler und Kunstkenner an denselben nehmen.
Ich lade die verehrlichen Interessenten zur **Besichtigung der Ausstellung in meinem Atelier** ein, und bitte mir etwaige Weihnachtsaufträge möglichst zeitig zukommen zu lassen. — **Vorherige Anmeldung** der Aufnahmen wäre erwünscht. **C. J. v. Dühren.**

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**
Hervorragendstes Festgeschenk:
Felix Dahns sämtl. poetische Werke.
Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.
In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.
Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.
Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

In unserem Verlag ist erschienen:
Die Gegenwart.
General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ
Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.
Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 21. Februar 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Abschluß. Von Caliban. — Kaiserin Augusta und der Clericalismus. Von * * *. — Das Alte Testament im Lichte der neueren Mythen- und Sagenkunde. Von Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch). — Ca canny. Von Karl Noetzel. (Schluß.) — **Literatur und Kunst.** Franziska da Rimini. Tragödie von Martin Greif. Von R. Bartolomäus. — Tolstoj — Prophet oder Charlatan? Von Anton Weis-Ulmenried. — Alfred Kubin. Von J. Norden. — **Feuilleton.** Der Ueberjüngling. Eine Momentaufnahme aus dem modernen Familienleben. Von Theodor von Sosnosky. — **Aus der Hauptstadt.** Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Der Abschluß.

Die venezolanischen Wirren sind beendet. Vielleicht ging es deßhalb so schnell, weil die Zeitungen ihnen mit ausgeprägter Wurstigkeit gegenüber standen. Wenn die Parlamente tagen und die Reichstagswahlen ihren Rübezahlschatten über Berg und Thal werfen, bedarf man der außergewöhnlichen Sensationen nicht so dringend. Auch spielte die angebliche Tragödie Luisa's von Sachsen geruhig weiter und sorgte für den pikanten Tagesskandal. Venezuela hätte in die diesmal hoffentlich heißen Sommermonate fallen müssen. Dann wäre der langersehnte Weltkrieg daraus geworden. Jetzt stellt sich der ganze Handel nüchtern als das dar, was er im Anfang nicht schien: eben als bloßer Handel. Und zwar als ein Handelsgeschäft, das für Deutschland mit beträchtlichem Verluste abschließt.

Man braucht nicht mit General Liebert den Krieg als unentbehrlichen Culturfactor auszugeben, und braucht noch weniger den Heulmeiereien der Abrüstungs-Kassandren zu glauben, die Nordamerika mit Zittern für die stärkste Weltmacht erklären, weil seine neurasthenische Volksseele am stärksten schreit. Zwischen kriegerischem Uebermuth und grundsätzlichem feigem Verzicht auf's klirrende Waffenspiel bleiben einer großen Nation allerlei Möglichkeiten. Nun besteht kein Zweifel daran, daß die von Bowen vermittelte Beendigung des Castro-Skandals eine schwere Niederlage der Vertragsmächte, vor Allem aber ihrer deutschen Führerin und ein glänzender Sieg des Monroe-Gedankens ist. Bisher hat ihn außer Speck von Sternburg, unseren sehr eigenthümlichen neuen Botschafter in Washington, Niemand anerkannt; von nun an wird ihm Niemand mehr die Anerkennung verweigern dürfen. Deutschland und England haben sich ihm gebeugt. John Bull wird man in Washington und außerhalb Washingtons dankbar für seine Nachgiebigkeit sein; Frau Germania dagegen, die Urheberin des Streites, darf in Zukunft nicht mehr darauf hoffen, zum Thee eingeladen zu werden. Prinz Heinrich ist umsonst nach Amerika gereist, umsonst geht der Alte Fritz über's Meer. Selbst die Thatsache, daß ein New Yorker Sportsclub den Seeprinzen und seinen kaiserlichen Bruder zu Ehrenmitgliedern ernannt hat, selbst dies Ereigniß ändert Nichts an der politischen Lage.

Graf Bülow will die Kriegsfurie nicht leichtfertig heraufbeschwören. Sein Zögern ehrt den weisen Friedensfreund. Immerhin wird Nordamerika zur Zeit nicht im Ernst daran denken, einer europäischen Macht vom Range Deutschlands den Handschuh hinzuwerfen. Es hätte rasen und toben können, wenn auf venezolanischem Gebiete die deutsche Flagge gehißt worden wäre, hätte sich aber zähneknirschend in das Unvermeidliche fügen müssen. Der Sieg über Cervera's Holzschiffe, der einen Unfallstodten kostete, überhitzt sogar Onkel Sam's unbändiges Selbstvertrauen nicht. Nur unter der Voraussetzung, daß die vertragsbrüchigen dunklen Caballeros einen empfindlichen Denkzettel empfangen und deutsche Art gelehrt bekommen sollten, erwärmte sich die öffentliche Meinung Deutschlands für die Blokade. Ein Bankierkrieg war durchaus unpopulär. Für den Cours der Discontobank-Antheile opfert man hier zu Lande wenigstens einstweilen noch nicht das Blut und die gesunden Knochen der blauen Jungen.

Und nun die unerwartete Moral von der Historie: die größte, die immer siegreich gewesene Militärmacht Europas wagt sich nicht an einen südamerikanischen Raubstaat heran, sobald Washington und New York Einspruch erheben. Mit diesem Posten schließt die politische Bilanz des Venezuela-Handels ab. Auf der anderen Seite erhalten wir in langen Zwischenräumen die paar hunderttausend Mark, die unsere Kaufleute rechtens zu fordern haben; die Gerichtskosten des Processes, die Kosten der Blokade und der unterschiedlichen Bombardements, die sich auf Millionen belaufen, haben wir selber zu tragen. Ein Kläger, der die Kosten zahlen muß, gilt in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten stets für hineingefallen ... Also auch diese Bilanz, bei der es sich nur um baares Geld dreht, schließt schlecht für uns ab. Michel, der bloß noch in Citaten starke, hätte auf seiner Haiden bleiben sollen, statt sich in solche Ueberseegeschäfte einzulassen.

Caliban.

Kaiserin Augusta und der Clericalismus.

Von * * *.

Die Frage der Eröffnung von Männerklöstern in Baden weicht nicht von der Tagesordnung. Zwar ist neuerdings eine darauf bezügliche Mittheilung der Presse, wonach die Entscheidung in den nächsten Tagen fallen werde, in officiöser Form dementirt worden, aber diese Ableugnung stieß

Digitized by Google

ziemlich allgemein auf starken Zweifel. Nach wie vor besteht der Eindruck, daß der Badische Hof in der einen und anderen Persönlichkeit dem Plan sympathisch gegenüber stehe, und der Artikel eines Münchener Blattes, der zuerst auf diese Erscheinungen hingewiesen hatte, hat daher überall Beachtung gefunden. Bekanntlich wurde dabei auf die Haltung der Großherzogin hingewiesen, die den ultramontanen Bestrebungen nicht abgeneigt sei. Die weitere Entwickelung wird lehren, wie weit diese Angaben begründet waren und welche Folgen daraus für das Land entspringen. Es ist nicht uninteressant, bei dieser Gelegenheit sich der Vorgänge zu erinnern, die wir heute auf Grund historischer Quellen in dem Lebensgange der Mutter der Großherzogin, der Kaiserin Augusta, festzustellen in der Lage sind. Sie beweisen uns unwiderleglich, wie diese hohe Frau, deren Wiege in Weimar gestanden und deren Fähigkeiten ein Goethe mit liebenswürdiger Höflichkeit geschildert hat, sich zu gewissen Bestrebungen verhielt, denen sie vielleicht einen religiösen Charakter beimaß, während sie thatsächlich einen sehr starken ultramontanen und selbst fremdländischen Untergrund hatten.

Man kennt die starken Antipathien, die zwischen der Kaiserin und dem Fürsten Bismarck viele Jahre lang bestanden haben. Der Letztere stellte gelegentlich die Frage, ob es die katholisirenden Neigungen der hohen Frau seien, die sie zu dem hartnäckigen Widerstande gegen seine Politik geführt, oder ob die Lust am Widerstande sie zu der Bundesgenossenschaft mit dem Clericalismus veranlaßt habe.

Wie dem auch sei, diese Neigung, ultramontane Interessen in der preußischen Politik zu vertreten, hat sie bei verschiedenen Gelegenheiten mit einem Eifer bekundet, der um so erstaunlicher erscheinen mußte, als sie hierbei der Politik des Kaisers in's Gehege kam.

Die Kaiserin, so schilderte es Fürst Bismarck oft, und so sagte er es in seinen „Gedanken und Erinnerungen" wieder, war die vornehmste Beschützerin jener katholischen Abtheilung im preußischen Cultusministerium, von der der Reichskanzler später einmal im Reichstage erklärte, daß sie die Vertretung des Vaticans in der Hauptstadt und die stärkste Festung des Polenthums gewesen sei. An ihrer Spitze stand Geheimrath Krätzig, der sich in dem Hause des Fürsten Radziwill seine Instructionen holte. Das Schlimmste aber war, daß der damalige Cultusminister von Mühler, obwohl er das Gefährliche dieser Einmischung erkannt hatte, unter dem Einflusse seiner Frau sich ihrer Abschaffung entschieden widersetzte und in dieser Haltung die Unterstützung der Kaiserin erfuhr. Und so einflußreich war dieser Schutz, daß es dem Fürsten Bismarck nicht gelang, über dieser so wichtigen Frage die Demission Mühler's zu erreichen; er mußte vielmehr, wie er selbst gesteht, ein nebensächliches Vorkommniß, das die Verwaltung der Museen betraf, benutzen, um seine Entlassung endlich durchzusetzen, und erst dann gelang es ihm, die polnisch clericale Institution mitsammt Herrn Krätzig zu beseitigen. Nicht lange nach diesen Vorgängen finden wir den Namen der Kaiserin mit dem politischen Verhalten des legitimistischen clericalen, französischen Botschafters Gontaut Biron verbunden, der in ihrem Kreise mit auffallender Auszeichnung behandelt wurde. Fürst Bismarck hat auf Grund seiner amtlichen Ermittelungen festgestellt, das Gontaut-Biron es war, der der Kaiserin jenen Gérard als Vorleser empfohlen hat, der über die ihm zur Kenntniß gelangenden Vorgänge am Berliner Hofe direct an Gambetta berichtete.

Es sind dies Berichte gewesen, die nachher die Grundlage zu den scandalösen Veröffentlichungen der Mme. Adam unter dem Titel der „Société de Berlin" gegeben haben. So wurde die dem Rathe Gontaut's folgende Fürstin das Opfer ihres Vertrauens einer Persönlichkeit gegenüber, die Bismarck sogar in Verdacht gehabt hat, daß sie während ihrer Hofstellung mit Fürst Gortschakow geheime Beziehungen unterhalten habe.

Wir wissen, wie die Kaiserin während des Culturkampfes sich für die Interessen der Centrumspartei verwandt hat. Darüber existiren zahlreiche Auslassungen des großen Kanzlers in seinem nachgelassenen Werke. Wie sie innerlich zu jenen Vorgängen stand, darüber besitzen wir das Zeugniß ihrer Hofdame Gräfin Schimmelmann, nach deren Aussage die Kaiserin mit den Jahren der katholischen Weltanschauung immer näher rückte. H. v. Petersdorff, in seiner der Kaiserin durchaus wohlwollenden Biographie, erwähnt, wie sie mit dem streitbarsten katholischen Würdenträger, dem fanatischen Vorkämpfer des Vaticans, dem Schweizer Cardinal Mermillod in Baden verkehrt und in Schriftwechsel mit dem bekannten Bischof von Orléans, Dupanloup, stand. Die Kaiserin scheute nicht davor zurück, in Zuschriften an katholische Vereine an der von ihrem kaiserlichen Gatten und dem Fürsten Bismarck befolgten Kirchenpolitik absprechende Kritik zu üben. Es war unter dem Eindruck solcher Gegenactionen, daß der Reichskanzler an seinen Freund und Collegen Roon die Worte schrieb: „Es ist um den Verstand zu verlieren. Ich habe seit 26 Stunden nicht geschlafen, die ganze Nacht Galle gespieen, und mein Kopf ist wie ein Glühofen." In der weiteren Entwickelung blieb dem Kaiser schließlich Nichts übrig, als scharf Stellung gegen diese weibliche Einmischung zu nehmen und das Verhalten der Kaiserin zu verurtheilen. Damals erkannte sie, daß sie dem großen Gegner nicht gewachsen sei. Il paraît, que je suis de trop ici, mit diesen Worten soll sie das Zimmer des Kaisers verlassen haben. Der Nuntius Galimberti aber, der später als Vermittler in dem Friedensschluß mit der Curie in Berlin erschien, äußerte nach einer langen Unterhaltung mit der Kaiserin: „Fürwahr, sie sprach wie eine Katholikin".

Diese Vorgänge kommen uns in Erinnerung, wenn jetzt Erzählungen über ähnliche Neigungen des badischen Hofes erzählt werden. Die weitere Entwickelung wird, wie gesagt, bald zeigen, wie weit sie begründet sind und ob Herr von Brauer dazu eine ähnliche Stellung einnimmt, wie vor Jahren sein großes Vorbild.

Das Alte Testament im Lichte der neueren Mythen- und Sagenkunde.

Von Paul Seliger (Leipzig-Gautzsch).

Es ist ein gewaltiger Irrthum, anzunehmen, der mythen- und sagenhafte Charakter der Erzählungen des Alten Testamentes sei erst in Folge der vielbesprochenen neuen und neuesten Entdeckungen erkannt worden. Neu ist einzig und allein das daran, daß er jetzt so offenkundig zu Tage getreten ist, daß sich selbst Theologen einer Erkenntniß nicht mehr verschließen können, die für jeden unbefangen Denkenden schon längst als selbstverständlich gilt. Diese Rückständigkeit ist eine natürliche Folge der theologischen Bildung oder, richtiger gesagt, Verbildung, welche es über sich brachte, die Mythen und Sagen aller „heidnischen" Völker als das zu betrachten, was sie sind: nämlich als Erzeugnisse des dichtenden Volksgeistes, die selbstverständlich keinen Anspruch auf thatsächliche Wahrheit erheben können, während man in den ganz gleichartigen Ueberlieferungen des jüdischen Volkes dagegen unfehlbare göttliche Offenbarung erblickte, an der zu rütteln Frevel am Heiligsten war. So lange die biblischen Erzählungen als selbstständig gelten konnten, trat dieser Widersinn noch nicht so grell zu Tage, da man sich immer darauf zu berufen vermochte, eben die abweichende Gestalt sei ein

Digitized by Google

Beweis dafür, daß die „heidnischen“ Erzählungen Irrthümer enthielten. Diese Ausflucht wurde aber in dem Augenblicke unmöglich (und nur hierin beruht die Bedeutung der letzten Entdeckungen Delitzsch's und Anderer), wo man zu der Erkenntniß gelangte, daß die biblischen Ueberlieferungen zum großen Theil ihr genaues Vorbild in den babylonischen Keilschrifttexten haben. Denn um jetzt noch den Offenbarungscharakter der Bibel zu retten, müßte man behaupten, daß dieselben Erzählungen, die man, so lange sie nur in den Keilschrifttexten vorlagen, als heidnische nichtige Fabeleien betrachten müßte, nun auf einmal, sobald sie in hebräischer Sprache und in hebräischen Schriftzeichen überliefert wurden, als unfehlbare göttliche Offenbarung zu gelten hatten. Trotz des Beifalls aber, den Delitzsch's Ausführungen beim Deutschen Kaiser gefunden haben, der als oberster Bischof der preußischen Landeskirche sehr wohl in der Lage wäre, einen maßgebenden Einfluß auszuüben, glaube ich nicht, daß die Anregung, die der Herrscher erfahren hat, von irgend welchen praktischen Folgen begleitet sein wird. Theologie und Kirche sind weit davon entfernt, sich von rein theoretischen, wissenschaftlichen Erwägungen leiten zu lassen, und so wird auch diese Frage, nachdem sie vielleicht noch einige Zeit ein leichtes Wellengekräusel verursacht hat, als unbequem wieder von der Tagesordnung abgesetzt werden. Und mit allem Nachdruck muß darauf hingewiesen werden, daß in dieser Beziehung zwischen der Orthodoxie und dem „freisinnigsten“ Theologen nur ein Grad-, kein Artunterschied besteht. Selbst der „freisinnigste“ Theologe ist gezwungen, den biblischen Ueberlieferungen eine ganz andere Stellung zuzuweisen als den Mythen und Sagen anderer Völker — oder er würde in demselben Augenblicke aufhören, Theologe zu sein. Die gleiche erkünstelte Mittelstellung nimmt die „liberale“ Theologie dem Inhalte des Neuen Testamentes und der Person Jesu gegenüber ein. Am schärfsten hat Strauß das Dilemma gekennzeichnet, in das sich die Vertreter der genannten Richtung verwickeln, wenn er sagt: „Entweder ist Christus Gottes Sohn, oder er ist es nicht. Ist er es, nun gut, so ist Euer Widerspruch dagegen hinfällig — ist er es nicht, so habt Ihr kein Recht mehr, zu ihm zu beten und ihn zum Mittelpunkt Eures Gottesdienstes zu machen.“ Es ist ein wahrer Jammer, zu sehen, wie sich unsere angesehensten Theologen abmühen, zwischen diesen beiden Klippen hindurch zu laviren, anstatt die einfache Consequenz aus ihrer Auffassung zu ziehen, daß Jesus ein Mensch gewesen ist wie wir alle. Man wird unwillkürlich an ein anderes ätzendes Wort desselben berühmten Kritikers erinnert, daß es Leute giebt, „die wohl Gründe haben, sich noch Christen zu nennen, Grund aber wahrlich keinen mehr“.

Um nun zu zeigen, wie unvereinbar die Ergebnisse der modernen alttestamentlichen mythen- und sagengeschichtlichen Forschung mit jeder theologischen Auffassung sind, will ich im Folgenden etwas näher auf die Darlegungen eingehen, welche Hugo Winckler in seiner „Geschichte Israels in Einzeldarstellungen“, namentlich im zweiten Theile des Werkes, der die Legende behandelt (Leipzig, Verlag von Eduard Pfeiffer, 1900) gegeben hat. Ich beschränke mich dabei auf die Untersuchungen über die drei „Erzväter“, theils weil diese vollständig genügen, einen Einblick in das zu Grunde gelegte System zu gewähren, besonders aber, weil die Ueberlieferungen aus der ältesten Zeit der israelitischen „Geschichte“ naturgemäß ihren mythologischen Charakter am klarsten hervortreten lassen.

Winckler geht davon aus, daß die drei „Erzväter“, Abraham, Isaak und Jakob, mit gewissen Kultstätten verknüpft sind, an denen ihr Name haftet. Abraham gehört nach der jetzigen Gestalt der Sage nach Hebron, Isaak nach Beer-seba und Jakob nach Sichem. In Abraham sind wie in so vielen Gestalten der Mythologie mehrere Figuren zusammengefloſſen, und wir können deutlich zwei Rollen unterscheiden, die ihm beigelegt werden. Das ist einmal die eines der beiden Dioskuren, welche er dort spielt, wo er mit Lot, seinem Bruderdioskuren, zusammen genannt wird. Die andere, davon zu trennende, spielt er als Bruder und Gatte seiner Schwester und Frau Sara oder Sarai. Das Wesen der Letzteren ist klar bestimmt: sie ist die Istar der babylonischen Mythologie. Abraham ist also in dieser seiner Rolle ihr Bruder und Gemahl Tammuz-Adonis. Da Beide Geschwister sind, so müssen sie einen Vater haben. Das ist bei den Babyloniern der Mondgott Sin. Wir würden also daraus schließen können, daß die Gottheit, als deren heroischer Niederschlag dieser Abraham gelten soll, im Wesentlichen der Mondgott war. Auch zwischen Dioskuren und Mond besteht ein mythologischer Zusammenhang, denn der Monat des Sin ist der Monat des Jahresanfangs, der Frühjahrssonne, wo Mond und Sonne in den Zwillingen des Thierkreises zusammentreffen. Beide stellen als Planeten dar, was die Zwillinge als Fixsterne. Die Dioskuren können nie vereint sein (daher die Trennung Abrahams von Lot): der Mond scheint in der Nacht, die Sonne bei Tage. Beide haben eine Schwester: das dritte große Gestirn, welches die Dämmerung regiert, die Istar-Venus.

Diese Vermuthung von der Beziehung Abraham's zum Mondgott erhält ihre Bestätigung durch die Angaben unserer Ueberlieferung über die Vorgeschichte Abraham's. Sein Vater stammt aus Ur in Chaldäa, der Stadt des südbabylonischen Mondcultes, muß aber, um nach Kanaan zu kommen, über Harran ziehen und dort wohnen bleiben. Erst Abraham zieht dann von Harran in das ihm angewiesene Land. Harran ist aber der andere große Mittelpunkt des Monddienstes im Bereich der Euphratcultur. Wir kommen also auf zwei von einander unabhängigen Wegen zu dem Ergebniß, daß die Gestalt Abraham's ein Ausfluß des Mondgottes sei. Damit stimmt auch die Zahl von Abraham's Knechten überein, die 1. Mos. 14, 14 auf 318 angegeben wird und die der Anzahl der Tage entspricht, während welcher der Mond in seinem Jahresumlaufe thatsächlich sichtbar ist.

Ursprünglich war Abraham nicht in Hebron ansässig, sondern in Kirjat-Arba in Galiläa, und ist erst von da nach dem Süden versetzt worden. Arba (die Zahlenbezeichnung für „vier“ im Assyrischen) ist aber selbst Gottesname. Das Gleiche gilt für das Seba (Sieben) in Beer-seba („Siebenbrunnen“) im Süden, wo sich Abraham nach der Legende zuerst niederläßt (1. Mos. 21, 22—32). Die Beziehung der Zahlen vier und sieben zu dem Mondcult liegt aber sofort offen vor Augen: es sind die beiden heiligen Zahlen der Mondphasen, die vier Viertel und die sieben Tage jedes Viertels des Mondes. Die Legenden über Isaak, der in Beer-seba heimisch ist, sind schon längst als eine bloße Wiederholung der Abrahamsagen erkannt worden.

In Jakob sind zwei Naturen vereinigt. Einmal hat er eine mythologische Bedeutung als Mondgott, dann aber als Stammvater des Volkes Israel eine genealogische. Als Letzterer sitzt er in Sichem, als Ersterer in Betel. War Abraham der Gott der vier Viertel und sieben Tage, so ist Jakob der Vater von zwölf Söhnen: den zwölf Monaten. Ist jener der Mond in seiner Beziehung zum Monat, so dieser in seiner Vollendung des Jahres. Und damit die Legende keinen Zweifel über sein Wesen lasse, so hat sie auch neben der Darstellung der Jahreseintheilung nach 12 Monaten die andere nach 72 Einheiten von je 5 Tagen, wie sie uns in mesopotamisch-kleinasiatischen Urkunden vor 1000 v. Chr. bezeugt ist, benutzt. Die Zahl der Nachkommen Jakob's und seiner Söhne ist 72 von 5 Frauen (1. Mos. 46). Das Jahr vollendet sich in 5×72 Tagen.

Die gesammten Familienverhältnisse Jakob's spiegeln seine Mondnatur wieder. Sein Schwiegervater Laban führt den Namen vom Mond (Lebenâ). Dieser hat zwei Töchter: Lea und Rahel. „Lea aber hatte glanzlose Augen, während Rahel schön von Gestalt und schön von Antlitz war.“ Laban

Digitized by Google

giebt Jakob zuerst Lea zur Frau, nachdem er 7 (!) Jahre um Rahel gedient hat, und als Jakob sich über den Betrug beschwert, antwortet ihm Laban: „Es ist hier nicht der Brauch, daß man die Jüngere vor der Aelteren weggiebt. Führe mit dieser die Woche (!) zu Ende, so soll Dir auch die Andere zu Theil werden.“ Die blödäugige ältere Lea ist der Neumond, die schöngestaltige jüngere Rahel der Vollmond. Jede erhält obendrein noch eine Magd, so daß von den 4 Mondphasen die 12 Söhne, die Monate, geboren werden. Lea hat 6 Söhne und 1 Tochter, Dina. Letztere ist die Istar; die 7 Geschwister sind also die Gottheiten der 7 Wochentage, von denen die eine, die des Freitags (Veneris dies), weiblich ist.

Diese Eintheilungsweise geht weiter: Die Leasöhne haben ihrerseits 27 Söhne, die Zahl der Tage des periodischen (siderischen) Monats, die Söhne Silpa's, der Magd Lea's 14 (es werden sogar die Enkel zu Hülfe genommen, um die Zahl der Tage der Monathälfte vollzumachen). Joseph scheidet als Sonnenheros aus, dafür haben aber Benjamin 10 und die beiden Söhne der Rahelmagd Bilha 5, zusammen 15 Nachkommen. Rechnet man diese zu den obengenannten 14 hinzu, so ergiebt sich die Zahl 29, die Zahl der Tage des synodischen Monats. Wenn Benjamin bei Tische 5 mal so viel aufgetragen wird wie seinen Brüdern, und er 300 Silberlinge und 5 Ehrenkleider erhält, so liegt die Zahlensymbolik, welche auf den Kalender Bezug nimmt, offen zu Tage. Er ist der zwölfte und jüngste Sohn und entspricht dem zwölften Monat. Die 300 Silberlinge stellen die 30 Tage dar, zu welchen die fünf überschüssigen Tage, die Epagomenen, kommen, die den Schluß des Jahres bilden und festlich begangen wurden. Die gleiche Anspielung liegt darin, wenn Joseph fünf von seinen Brüdern dem Pharao vorstellt.

Endlich ist noch eine merkwürdige Bezugnahme auf den Sternenhimmel und den Kalender in der Legende von den Zügen der Brüder nach Egypten erhalten. Allmonatlich geht eins von den Thierkreiszeichen unter. Kommt eins davon mit der Sonne in Berührung, so wird es von dieser verschlungen, mythisch ausgedrückt: wenn einer der Söhne des Mondgottes zum Sonnengotte kommt, so verfällt er diesem. Das ist der Grundton von den Reisen der Söhne Jakob's, der 12 Monate oder 12 Thierkreisbilder, nach Egypten. Jedesmal behält Joseph (der, wie schon oben erwähnt, Sonnengott ist), einen bei sich. Als er den Jüngsten bei sich hat, d. h. wenn das zwölfte Thierkreisbild untergegangen ist, dann ist das Jahr zu Ende. Endlich findet Joseph's Abwesenheit aus der Zahl der 12 durch diesen Mythos ihre Erklärung: eines der Thierkreisbilder ist immer durch die Sonne unsichtbar gemacht.

Winckler behandelt zwar noch die ganze israelitische Geschichte bis Salomo einschließlich in derselben Weise als Niederschlag der mythologischen Vorstellungen des alten babylonischen Naturdienstes oder als von diesen beeinflußte Umgestaltung und Deutung geschichtlicher Begebenheiten. Ich will mich aber aus den oben angegebenen Gründen auf das Gesagte beschränken und nur noch einige besonders interessante Punkte ganz kurz hervorheben. So erklärt Winckler die viel berufene Stelle Josua 10, 12—14, in welcher der Stillstand von Sonne und Mond erzählt wird, dadurch, daß Josua sich dabei als Träger der Rolle Jahves im Weltenmythos, näher als Personification des Frühlichtes zeigt, das seine Brüder Sonne und Mond zur Unterstützung im Titanenkampfe anruft. Die erwähnte Bibelstelle hat wohl mehr als irgend eine andere der Wissenschaft Fesseln auferlegt: ihretwegen nannte Luther Kopernikus einen Narren, ihretwegen mußte Galilei widerrufen, und ihretwegen standen Kopernikus' Werke bis in die zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts auf dem Index, so daß sich also kein gläubiger Katholik mit ihnen beschäftigen durfte, ohne in die Strafe der großen Excommunication zu verfallen. — Saul ist Mondheros, David, dessen Name dem der Tammuzgottheit Dôd entnommen ist, und Salomo (dem Gotte Salman oder Selem entsprechend), sind Sonnengottheiten, und zwar David eine Verkörperung der aufsteigenden Sonne (des ersten Halbjahres), Salomo der absteigenden (des zweiten Halbjahres). Daraus ergiebt sich auch die Rolle des weisen Salomo, denn Nebo (der babylonische Gott des Winterhalbjahres), ist zugleich der Gott der Wissenschaft und der Schreibkunst.

So viele Richtigstellungen im Einzelnen vielleicht auch noch nöthig sein werden, so glaube ich nicht, daß sich gegen Winckler's Behandlungsweise etwas Stichhaltiges wird einwenden lassen, da er nur die schon seit langer Zeit in der gesammten mythologischen Forschung befolgte Methode auf die alttestamentlichen Ueberlieferungen angewandt hat. Besonders beweiskräftig ist in dieser Hinsicht die so häufig in den Erzählungen zu Tage tretende Zahlensymbolik, die auf das Unverkennbarste auf den babylonischen Kalender und seine Eintheilung des Mond- und Sonnenjahres hinweist. Daß die Zeitrechnung nach dem Monde älter ist als die nach der Sonne, erklärt auch die selbst bei dem damaligen Stande der Astronomie auffallende Thatsache, daß der Mondgott der Vater des Sonnengottes, der Mondheros Jakob Vater des Sonnenheros Josef ist.

Es ist nun ein bemerkenswerther Zug, daß diese Zahlensymbolik mit ihren directen Hinweisen auf die Jahreseintheilung sich lediglich in den Sagen aus der Patriarchenzeit vorfindet, die mit den geschichtlich bedeutungslosen Zügen von Nomadenscheichs, als welche die „Erzväter“ zu gelten haben, ausgefüllt ist, dagegen in demselben Maaße verschwindet, wie die Darstellung zu fester consolidirten staatlichen Zuständen und zu geschichtlich besser beglaubigten Begebenheiten fortschreitet, so daß sie in den Ueberlieferungen über die Königszeit nur noch ganz vereinzelt und in keinem Falle so unverkennbar anzutreffen ist wie früher. Das einzige Kriterium zur Unterscheidung des geschichtlichen Kerns, der unzweifelhaft vorhanden ist, von den mythologischen Zuthaten bilden die Analogien, welche die israelitische Geschichte zu der Geschichte anderer orientalischer Völker oder solcher, deren Entwickelung stark vom Orient aus beeinflußt worden ist wie die der Griechen, darbietet. So bringt z. B. Winckler die Reihe der persischen Könige nach Herodot's Darstellung in directe Beziehung zu der Aufeinanderfolge der israelitischen Könige; Israels angeblicher Zug durch die Wüste zeigt alle die Erscheinungen, wie die Züge Alexander's, auch Herodot's Bericht über Xerxes' Zug gegen Griechenland ist eine Wiederholung desselben altorientalischen Mythos, der Motive klar zeigt, die uns biblische Mythen auf ihre Urform zurückführen lassen.

Ca Canny.

Von Karl Noetzel.

(Schluß.)

In der Flintglasfabrikation (Tischgeräth, Vasen, Schalen, Lampenglocken, buntes Glas) scheint das Ca Canny-System seine größten Triumphe zu feiern, natürlich mit dem entsprechenden Erfolge: von den 50 Fabriken, welche einstmals vor 25 Jahren blühten, existiren bloß noch 20, und deren Production soll noch um mehr als um die Hälfte zurückgegangen sein. Nicht nur in England, sondern auch in den englischen Colonien, in Südamerika, Spanien und Rußland ist das Geschäft in deutsche und österreichische Hände übergegangen.

Aehnliche Mißstände herrschen in der Birminghamer Weißblech- und Messing-, sowie in der Gewehrfabrikation.

Digitized by Google

In letzterer Industrie widersetzten sich die Trade unions der Einrichtung von Unterrichtsclassen, weil dadurch der Markt mit gelernten Arbeitern überschwemmt werde, sehr zum Nachtheil der schon vorhandenen.

In den Sheffieldgewerben, Englands industriellem Stolz, bekämpfen sich zwar die einzelnen Gewerkvereine gelegentlich sehr heftig, aber ihr gemeinsames Streben zielt doch dahin, „die Ausübung der Gewerbe Denjenigen zu wahren, die darin beschäftigt sind, und die Festsetzung der Lohnsätze in Händen zu behalten". Sie erzielen ersteres dadurch, daß sie die Annahme von Lehrlingen für gewisse Zeitabschnitte, oft von 5 bis 10 und mehr Jahren, ganz untersagen oder sie auf die von Söhnen der Arbeiter in dem Gewerbe beschränken — das andere, indem sie an der Stückarbeit und an den alten Preisen festhalten, oder, wo neue Sachen gemacht werden sollen, auf hohen Preisen, oft verschieden, je nach der Rentabilität des Geschäftes, bestehen. Der größte Nachtheil aber, den die Gewerkvereine dem Gewerbe zufügen, besteht darin, daß sie sich der Maschinenarbeit entschlossen widersetzen oder, wo sie dennoch eingeführt wird, bei gleichzeitiger Erhöhung der Löhne die Production möglichst herabzudrücken bemüht sind. Diesem Umstande ist der ungeheure Erfolg der amerikanischen Concurrenz zuzuschreiben. Ein Gros Federmesserfedern zu schmieden ist ein Tagewerk, mit der Maschine wird ein solches in 10—15 Minuten hergestellt, und zwar besser und gleichmäßiger als mit der Hand. Ebenso werden die hohlen Rasirmesserklingen und Scheeren in Deutschland gestanzt und nur mit der Hand geschliffen, aber die Sheffield Gewerkvereine haben ihre Genehmigung zur Verwendung so erzeugten Rohmateriales versagt. Bei der Anfertigung von Sägen haben ähnliche Thorheiten der amerikanischen Concurrenz, bei Handwerkszeug derselben und der französischen zum Siege verholfen." (Brandt.) Auch im Blechgewerbe sind die Leistungen um 10—15% gegen früher zurückgegangen und die Löhne erheblich gestiegen. Daher gehen viele Bestellungen nach Deutschland und Holland. Neue zeitsparende Maschinen werden absichtlich so schlecht und langsam bedient, daß die Fabrikanten keinen Vortheil in der Verwendung erblicken.

Dieses einige Beispiele für den nachhaltigen Schaden, welchen die falsche, auf künstliche Beschränkung der Production und Herabsetzung der individuellen Leistungsfähigkeit gerichtete Politik der Gewerkvereine der englischen Industrie zugefügt hat. Allerdings sind die Gewerkvereinler anderer Meinung. Sie weisen immer wieder auf ihre Principien hin. So heißt es in einem am 20. December in der Times veröffentlichten Schreiben von 16 Gewerkvereinen: „Der Hauptzweck der Gewerkvereine ist es, gewisse Minimumbedingungen der Beschäftigung zu erlangen und zu erhalten. Das Gewerkvereinsthum ist also bestrebt, die Arbeit aus der Kategorie der rein materiellen Waaren zu entfernen, deren Preis durch ihren verhältnißmäßigen Mangel oder Ueberfluß bestimmt wird, und der Arbeit die Macht zu geben, auf der Grundlage von Vernunft und Gerechtigkeit ihre Vereinbarung zu treffen. Indem es hier für den Durchschnittsarbeiter einer im Leben allgemein geltenden Regel Geltung verschafft, hat es der Gemeinschaft einen ungeheuren Dienst erwiesen, denn es verhindert, daß große Massen von Arbeitern unter das Niveau industrieller Leistungsfähigkeit herabgedrückt werden" (Brandt). Eine solche Tactik könnte allerdings von jedem Wohlmeinenden nur mit Freude begrüßt werden; leider aber spielen Vernunft und Gerechtigkeit hier thatsächlich bisweilen eine sehr geringe Rolle. In dem Ca-Canny-System ist von Beiden auch keine Spur mehr wahrzunehmen. Und dabei bekennen sich die Gewerkvereine ganz offen zu ihm. So heißt es in dem Organ der Socialdemokraten „Justice" am 28. December 1901: „Gewerkvereinsthum ist, offen und ehrlich, eine Einrichtung, bestimmt, das Gewerbe im Interesse seiner Mitglieder individuell und collectiv zu beschränken, und Derjenige, der sich darüber beklagt, daß das Gewerkvereinsthum das Gewerbe und den Wettbewerb einschränke, verurtheilt in der That das Gewerkvereinsthum, weil es seine natürliche Aufgabe erfüllt, und könnte sich mit ebenso viel Grund darüber beschweren, daß ein Schiff schwimmt, wenn es vom Stapel gelassen wird, anstatt zu sinken" (Brandt). Das ist deutlich genug, sollte man meinen, und namentlich der Vergleich von dem schwimmenden Schiffe ist von einer eigenartigen Logik.

Daß man übrigens auch im Auslande mit der Zeit anfängt, die Kehrseite des so bewunderten Trade Unionismus zu begreifen, beweist eine Aeußerung des Stahltrust-Vorstandes Schwab, die Brandt mittheilt: „Der Grund der Inferiorität des englischen Arbeiters gegenüber dem amerikanischen ist das Gewerkvereinsthum in England. Dort gehen diese Vereine von verkehrten Principien aus: sie ersticken allen persönlichen Eifer für die Arbeit, beschränken die Arbeitsleistung für den einzelnen Arbeiter und lassen keine Lehrlinge zu. Wenn man aber den Eifer und das Interesse an der Arbeit zerstört und das Vorwärtskommen des Einzelnen durch persönliche Anstrengungen so gut wie unmöglich macht, dann leidet auch das Ergebniß der Arbeit. Hart arbeiten bringt Niemandem um. Mir hat es auch nichts geschadet." Ich glaube, damit ist der Kernpunkt der Sache getroffen.

Die Arbeitgeber haben zum Theil den Kampf mit den Gewerkvereinen aufgenommen und auch vielfach siegreich durchgeführt. Aber es kommt hier noch ein ungeheuer erschwerendes Moment dazu in der Unterstützung, welche die Gewerkvereine bei den Behörden und in der öffentlichen Meinung finden. Da die städtischen Beamten gewählt werden, so ist es natürlich, daß sie auf die Stimmen der Arbeiter Rücksicht nehmen, ebenso die Parlamentsmitglieder. Mehr als ein Industrieller hat den Kampf mit den Trade unions einfach deßhalb aufgegeben, weil er sich mit seiner Fortführung in das eigene Fleisch geschnitten hätte. Verschiedene Firmen haben die Gewerkvereine auf Ersatz für in Folge von Ausständen, Boykottiren und Postenstehen erlittenen Schaden verklagt; die Gerichtshöfe haben die Forderungen anerkannt und die Gewerkvereine mit ihrem ganzen Vermögen dafür haftbar erklärt. Damit wären letztere allerdings an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen. Hier erweist sich nun die ganze Arroganz der Trade unions: Es wurde ihrerseits ein Parlamentsantrag ausgearbeitet des Inhaltes: es sollen die Kranken- und Invaliditätscassen in der Weise von den Gewerkvereinen getrennt werden, daß der Vorstand derselbe bleibt, der Fond nach wie vor auch zur Agitation zur Verfügung stehen, aber in keiner Weise als haftbares Vermögen der Gewerkvereine betrachtet werden kann. Man weiß wirklich nicht mehr, was hier größer ist, die Arroganz oder die Naivität. Denn worauf das hinausgeht, liegt doch auf der Hand. Der Vorstand will nach wie vor durch die Verwaltung der Cassen ein Mittel in der Hand haben, um Gehorsam der Mitglieder zu erzwingen, und keine Gerichtsbarkeit soll ihn darin behindern können. Auf diese Weise soll denn den Arbeitgebern auch noch die letzte Möglichkeit genommen werden, sich der maßlosen Tyrannei der Trade unions zu widersetzen.

Während ich noch mit diesen Zeilen beschäftigt bin, lese ich, daß in der Parlamentssitzung vom 1. Mai in der That der Antrag gestellt wurde, es solle gesetzlich verhindert werden, daß die Trade unions in ihrer Eigenschaft als Corporation für die Handlungen ihrer Mitglieder mit ihrem Vermögen haftbar seien. Der Antrag wurde, wenn auch nur mit 29 Stimmen Mehrheit, abgelehnt mit der Erklärung: Das Unterhaus sei zu keinerlei Neuerungen in der Arbeitsgesetzgebung geneigt, bevor nicht nachgewiesen werden könne, daß die bestehende Gesetzgebung nicht ausreiche, die gesetzlichen Rechte der Arbeiter zu garantiren.

Im Interesse der englischen Industrie — ein Interesse, das bei uns allerdings „rein akademisch" ist — wäre es

Digitized by Google

durchaus zu wünschen, daß das Parlament in dieser festen Haltung verharre. Allerdings wird die englische Regierung dann auch genöthigt sein, über kurz oder lang die letzte Consequenz dieses ihres Verhaltens zu ziehen und die allgemeine obligatorische Arbeitsversicherung einzuführen. Darin würde ich aber nicht nur, wie weiter oben gesagt, den einzigen Rettungsweg aus dem gegenwärtigen Dilemma erblicken, sondern es wäre auch ein immer dringender werdender Act der Gerechtigkeit ausgeübt gegenüber den, wie es heißt, mehr als zwei Dritteln nicht corporirter, englischer Arbeiter, die bis jetzt noch bei Krankheit und Alter der Armenpflege zur Last fallen. Die Tyrannei der Trade unions wäre damit ein für allemal gebrochen und die vernünftigeren Elemente unter ihren Mitgliedern somit nicht mehr genöthigt, zu allen Thorheiten ihrer Leitung zu schweigen.

Die oben beschriebene Krise in der englischen Industrie, zum größten Theile, wenn nicht ausschließlich, hervorgerufen durch die falsche Politik der englischen Gewerkvereine, giebt uns mehrere wirthschaftspolitische Lehren von allgemeiner Bedeutung. Politik heißt nichts Anderes als zielbewußtes Handeln. Wir nennen eine Politik falsch, wenn sie zu entgegengesetzten Zielen führt, als den beabsichtigten. Die oben gekennzeichnete Politik der Gewerkvereine ist somit zweifellos als falsch zu bezeichnen. Sie geht von völlig falschen Doctrinen aus. Sie setzt voraus, es bestehe zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in Hinsicht auf den Umfang und die technische Vollkommenheit der Production irgend ein Gegensatz. Das ist grundfalsch. Hier kann nur von vollendeter Solidarität die Rede sein. Arbeitgeber und Arbeiter stehen sich um so besser, je größer die Production ist, d. h. die dem Absatz entsprechende, und je concurrenzfähiger das Product. Das ist eigentlich Gassenweisheit. Der Gewerkverein verlangt aber von dem Fabrikanten, er soll, um mehr Arbeiter beschäftigen zu können, seine Production einschränken und keinerlei Arbeit sparende Maschinen anstellen, d. h. also freiwillig auf mögliche Vortheile verzichten. Dies Vorgehen bedeutet ein völliges Uebersehen der internationalen Concurrenz und müßte daher, wie ich das auch thatsächlich nachgewiesen zu haben glaube, zur Vernichtung einer Reihe einheimischer Industrien führen. Ueberlegene Technik bedeutet unbedingt einen Vorsprung auf dem Weltmarkte. Zudem erblicke ich eine kaum zu begreifende Illusion darin, wenn die Gewerkvereine annehmen, durch privates Vorgehen könnten einmal gemachte technische Fortschritte wirklich unangewandt bleiben. Logik und Erfahrung beweisen tausendfach das Gegentheil. Die Erfindung einer jeden Zeit und Menschenarbeit sparenden Maschine bedeutet immer einen mühsam erkämpften Schritt voran im schweren Existenzkampfe der ganzen Menschheit. Die Menschheit aber als compacte, kämpfende Masse läßt sich keinen einmal errungenen Vortheil wieder abjagen. Wer das versucht, geht dabei zu Grunde. Und in der That haben wir ja gesehen, daß dies das Schicksal derjenigen Industrien war, in welchen sich der bornirte Doctrinismus der Gewerkvereine der Einführung technischer Neuerungen widersetzte. Daß aber eine solche blinde Eintagspolitik überhaupt durchgeführt werden konnte, beweist schlagend, in wie ungleichem Tempo die sociale Evolution in England fortschritt, indem sie die Gewerkvereine zur Ausschlag gebenden wirthschaftlichen Macht sich auswachsen ließ, bevor ihre Mitglieder sich zur Erkenntniß der elementarsten wirthschaftlichen Begriffe erheben konnten. Sie begriffen nicht einmal, daß das Wirthschaftsleben einen Organismus darstellt, der keinerlei willkürliche Eingriffe gestattet. Sie wagten eine Beschränkung der Production. Freiheit der Production bedeutet für die wirthschaftende Masse dasselbe wie Freiheit des Denkens für das mündige Individuum. Die Gewerkvereine machen sich somit eines unerhörten socialen Obscurantismus schuldig. Man begreift den Eigensinn der sie leitenden Kreise um so weniger, als doch alle hierher gehörigen Erfahrungen bereits gemacht sind. Es braucht bloß erinnert zu werden an die Mißerfolge der fast sämmtlich eingegangenen Productivgenossenschaften großen Styles. Die waren weder im Stande, Krisen zu überstehen, da ihre Mitglieder doch leben mußten, noch konnte sich die Lage des einzelnen Arbeiters erträglich gestalten, da er statt eines Herrn seine sämmtlichen Kameraden zu Herren hatte. Dann kann auch das nicht oft genug betont werden: wenn der Reingewinn selbst eines sehr gut gehenden Werkes an die einzelnen Arbeiter vertheilt wird, kommt doch auf jeden Einzelnen außerordentlich wenig. Dies Wenige aber in der Hand des Unternehmers vereinigt, hilft ihm, Krisen zu überwinden und selbst in schlechten Zeiten den Betrieb fortzusetzen. Der Engländer ist viel zu praktisch, um sein sicheres Brod bei einem privaten Unternehmen aufzugeben und selber das Risiko zu tragen. Er beabsichtigt gar nicht die Beseitigung des Capitalismus, er möchte sich nur möglichst gut unter ihm stehen. Das beweist wenigstens ein gesundes wirthschaftliches Urtheil. Leider kann das von den angewandten Mitteln weniger behauptet werden. Wenn man in Jemandes Dienste steht, sollte man meinen, daß es thöricht sei, einen höheren Lohn zu beanspruchen als die Herrschaft zahlen kann, ohne sich zu ruiniren. Aber gerade diese Praxis üben die Gewerkvereine. Um von ihren Brodherren möglichst viel Vortheil zu erlangen, vernichten sie deren Wohlstand.

Der aufgeklärtere Arbeiter wird aus der Politik der englischen Gewerkvereine und deren unbeabsichtigtem Resultate vor Allem die Lehre ziehen, daß sein Wohlergehen mit dem Blühen der heimischen Industrie Hand in Hand geht, und dementsprechend ebenso eifrig bestrebt sein, sich jede technische Neuerung sich rasch anzueignen, wie er gar nicht auf den Gedanken kommen wird, als vermöge er die aus dem gesammten Wirthschaftsorganismus resultirende Größe der Production irgendwie zu beeinflussen. Das ist im Grunde alte Weisheit. Sie wurde indeß bisher nur von der officiellen Wissenschaft gelehrt und von den bürgerlichen Parteien gepredigt, und das macht sie vielleicht schon von vornherein in socialistischen Kreisen verdächtig. Hoffentlich wohnt dem von der englischen Trade union erbrachten praktischen Beweis größere Ueberzeugungskraft inne. Glücklicher Weise ist, dank der bei uns obligatorischen Arbeiterversicherung, auch so wie so wenig Aussicht vorhanden, daß ehrgeizige Führer unsere geeinigte Arbeiterschaft zu einer industrieschädlichen Politik zwingen können. Der vernünftig denkende Mann braucht sich hier nicht vergewaltigen zu lassen aus Furcht, seine Ersparnisse zu verlieren.

Man hat, wie schon oben erwähnt, es vielfach für ein machiavellistisches Vorgehen der deutschen Staatsregierung erklärt, daß sie durch Einführung der obligatorischen Arbeitsversicherung geradezu die Bildung mächtiger Gewerkvereine zu unterbinden erstrebt habe. Selbst wenn dieses wirklich die leitende Idee der Initiative gewesen sei, so kann ich nur den dabei erwiesenen politischen Weitblick bewundern. Die Coalition der Arbeiter ist ja damit an sich durchaus nicht behindert, es ist nur dafür gesorgt, daß sie nicht den einzelnen Arbeiter vergewaltigen kann. Darum bin ich ohne alle Sorge, daß die deutsche Socialdemokratie jemals in den industrievernichtenden Doctrinarismus der englischen Trade unions verfallen sollte. Principielle Fehler werden immer nur von Einzelnen gemacht. Die Masse irrt sich selten in dem, was ihr materielles Interesse bedeutet. Und das liegt beim Arbeiterstand zweifellos im Blühen der nationalen Industrie. Wenn nun eine aufgeklärte Arbeiterschaft sich zur Vertretung ihrer Interessen in Gewerkvereine vereinigt, so wird eine moderne Regierung von vorn herein, schon um der politischen Erziehung ihrer Mitglieder willen, das mit Wohlwollen betrachten. Allerdings wird der Staat weder dulden, daß andere Interessengruppen durch die Coalition geschädigt werden, denn er hat die Interessen Aller zum Ausgleich zu

Digitized by Google

bringen, noch daß das einzelne Individuum durch die Coalition in seiner Freiheit beeinträchtigt werde. Ein Jeder muß den Verband auch wieder verlassen können, falls er nicht mehr mit dessen Politik einverstanden sein kann, und es darf ihm dadurch keinerlei materieller Schaden erwachsen. Diese Seite der staatlichen Fürsorge scheint indeß in England noch nicht begriffen zu sein. In Deutschland erkannte man die Nothwendigkeit, das arbeitende Individuum vor der Vergewaltigung durch die Masse zu schützen, indem man die obligatorische Arbeiterversicherung einführte.

Literatur und Kunst.

Franziska da Rimini.

Tragödie von Martin Greif. Von R. Bartolomäus.

Daß wir in einer Zeit der Reaction leben, in einer Zeit wenigstens erfüllt mit reactionären Bestrebungen, ist Niemandem unbekannt und ebenso wenig, daß diese reactionären Bestrebungen oftmals von Persönlichkeiten unternommen und geleitet werden, die weniger aus dem rücksichtslosen Feuer idealistischer Begeisterung ihre Kräfte entnehmen, als aus der Sorge, welche allerdings ebenfalls ein verzehrendes Feuer darstellt, aus der Sorge, es sei um sie und ihre Bedeutung geschehen, wenn ihre Rückschrittsbestrebungen nicht einen Sieg, und zwar einen glänzenden Sieg davontragen. Wie lange dieser Sieg bestehen bleibt, ob auch nur noch das nächste Geschlecht an ihn glaubt, das ist ihre Sorge nicht; genug, wenn sie gesiegt haben.

Von anderen Gebieten abgesehen, so ist namentlich die Kunst und in ihr vor allem die Poesie der Ort, wo Geister, mit einer namhaften Lectüre ausgestattet, mit einem gewissen Kunstgefühl getränkt, sich bemühen, in ihrem Teile und auf ihrem Gebiete zu dem Siege beizutragen, mit dem uns die Reaction beglücken will.

Es gab eine Zeit, wo ein Trauerspiel nothwendig Fürsten, wenigstens Edelleute, zu Helden haben mußte; es gab eine Zeit, wo man den eigentlichen Zweck des Trauerspiels darin fand, die Geschehnisse dieser Personen darzustellen, wo Geschehnisse von Personen anderer Stände allerhöchstens im Lustspiel, und zwar möglichst zur Belustigung auf deren Kosten, statthaben konnten. Auf diesem Standpunkt steht namentlich Shakespeare; selbst im Lustspiel sind seine Fürsten nicht ohne eine Beimischung von tragischem Pathos, von Pathos und Schmerz gewissermaßen, daß sie in dieser Umgebung auf der Bühne erscheinen müssen.

Uns, der modernen Welt, ist keineswegs ein Geschehniß von Fürsten tragisch, von Kaufleuten, Bauern komisch. Uns erscheinen die Fürsten nicht mehr, wie jenen großen Dichtern der Vergangenheit, von furchtbaren, ihre Umgebung zerschmetternden Leidenschaften zerrissen, um von einem noch höheren Fürsten selbst in Furcht und Schrecken zerschmettert zu werden. Sie können uns nicht mehr so erscheinen, denn sie sind nicht mehr in der Lage, jene Leidenschaften zum Ausdruck zu bringen. Ihnen ist nicht mehr ausschließlich der Boden der Willkür, den Andern der des Rechts geweiht; auch sie wachsen ausschließlich auf einem Felde, auf dem Alle wachsen. Ihre Leidenschaften sind wie Leidenschaften Aller; bei ihren Liebesverhältnissen, Hochzeiten hören wir nicht mehr den Donner einer Machtvollkommenheit grollen, der „Städte und Länder einäschert."

Der Glanz der Titel im Personenverzeichniß versetzt uns nicht mehr in die „Sphäre reiner Menschlichkeit", in jene Sphäre, wo man, ohne alltägliche Sorgen, nur seinen Wünschen und Leiden lebt. Uns versetzt es nicht mehr in ahnungsvolles Grauen, wenn Prinz Johann die Prinzessin Christine liebt, der alte Fürst sie ihm aber nicht geben will — in ahnungsvolles Grauen weder für unsern Geldbeutel, wie die ehrsamen Bürger jener Zeiten, noch für unser Leben, wie die Söldner von damals.

Ein wichtiges Zugmittel für die Tragödie ist mithin fortgefallen. Tragisch kann uns in Zukunft Prinz Emil oder Prinzeß Käthe nur interessiren, wenn sie leiden wie wir, wenn sie empfinden, wie wir empfinden würden, würden wir uns in ihrer vom Dichter dargestellten Lage befinden. Damit hat die Fürstentragödie als solche ihre Berechtigung verloren. Das politische Leid ist uns kein tragisches Leid mehr, weil es nicht mehr einer freien Leidenschaft unterliegt, sondern Beziehungen, die dem Recht und der Berechnung unterstehen, wie Erscheinungen des alltäglichen Lebens. Das sprach schon Napoleon aus, als er zu Goethe sagte: „Was will man mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!" Das heißt, was Ihr Schicksal nennt, gehört nicht mehr in die Poesie.

Das ist eine Wahrheit, an die, wenn nicht Alle, doch Viele glauben und die Jeder empfinden würde, wenn er sich die Fürsten unserer Zeit auf der Bühne mit dem Pathos der Könige Shakespeare's, Calderon's, ja selbst noch Philipp II. vorstellte — die Wirkung wäre Lachen, nicht Zittern.

Das wissen auch die Dichter, welche trotz alledem noch immer aus den verlassenen Schächten vorzeitlicher Dramatik schöpfen, recht gut. Sie wenden sich deßhalb mit Vorliebe den Zeiten zu, in denen man diese Schächte noch bebaute, und, so müde wir es auch sind, sie werden nicht müde, uns irgend welche Fürsten vorzusetzen, die wir gänzlich ungenießbar finden würden, wenn nicht unsere ästhetischen Erinnerungen uns mit einer Art Wehmuth erfüllten, daß wir diese braven Leute nicht ebenso begeistert mehr anhören können, wie jene reinen Idealgestalten der sogenannten Jugendschriften in unserer Kindheit.

Es ist aber nicht nur das Hineinleben in eine jugendlich-idealistische Nebelwelt, was so manchen Dichter der Mitwelt sich an dieser Art Reaction betheiligen heißt; es ist auch das, was man — in der Poesie — Patriotismus nennt.

Wenn ich von „deutscher Treue", von „deutschem Glauben" u. s. w. rede, so ist das eminent patriotisch — für den Redner. Dem Dichter kann dies nicht genügen, der Dichter bedarf einer Versenkung in den Stoff, aus dem diese Dinge im Volksgemüth entstehen und entstanden sind, welche sein Eigenthum sind — und was aus dieser künstlerischen Arbeit entsteht, das ist patriotisch für die Poesie, mag er dem Rednerpatriotismus so wenig wie möglich entsprechen. In diesem Sinne sind Figuren wie Falstaff eminent patriotisch, während jener rednerische Patriotismus solche Charaktere zu verzeichnen, wenn nicht zu verstecken, sich angelegen sein läßt.

Der rednerische Patriotismus führt zur Selbstüberschätzung, der wahre Patriotismus zur Liebe zum eigenen Wesen und Volksthum; jener ist Tageserscheinung und weicht dem Verderben, dieser ist ewig und macht lebendig. —

Ein Hauptrepäsentant dieser Reactivirungspoesie ist Martin Greif. Ein wehmüthiges Gefühl ergreift den Leser seiner Dichtungen, die das fürstliche Trauerspiel in alter Pracht heraufsteigen zu lassen sich bemühen. Es ist ein wehmüthiges Gefühl, aber auch ein Gefühl der Genugthuung, wenn man erkennt, wie inhaltsleer von wahrer Leidenschaft diese Helden sind und wie die Art der Dichtung diesen Mangel an wahrer Leidenschaft sich zu verhehlen bestrebt, aber nicht zu verhehlen vermag.

Franziska da Rimini, Tragödie in 5 Akten. 1892.

An Einzelheiten der Sprache, des Ausdrucks, der Gedanken will ich vorübergehen, an Einzelheiten, wie

„Der wicht'gen Klausel, die zu gewähren Du allein im Stande" (S. 19),

Digitized by Google

„Den beiden Reifen, die zu einem Diadem vernietet sind“ (S. 7),
Dem Füllen, das in den Sattel geschmeichelt wird (S. 16),
Dem Sporn, dem ein Ziel gesetzt ist (S. 16),
Der Anstalt, die der Begegnung vorgekehrt wird (S. 73),
an Wendungen, wie
Das genügt! (S. 9, 86),
Nun aber fort! (S. 15),
Verfolgen wir den Vorfall weiter nicht! (S. 59).

Sie gehören nicht der Art des Verfassers, sondern seiner Schreibweise im Allgemeinen an.

Aber die unendliche Gleichgiltigkeit, mit welcher Verf. seine Figuren aufstellt, mit der er die von ihm selbst erfundenen Situationen ausnutzt, lassen auch ein Gefühl von Gleichgiltigkeit in dem Leser entstehen, das ihn nicht verläßt bis an's Ende, wenn er es erreicht.

Wie matt ist Raimondo's Auslassung S. 9! Wie häßlich wirkt es, wenn Lucinde vor Lanciotto kniet und so elend und matt spricht (S. 15) und dann wie eine vom Liebhaber getäuschte Ladnerin ihrem Herzen Luft macht!

Wie unendlich abgeschmackt ist die ganze Vorstellungsscene, ebenso das Geschwätz des zukünftigen Liebespaares, ganz entsprechend der Bemerkung Guido's, er habe Paolo noch gewiegt (S. 24).

Silvio Pellico in seiner Francesca da Rimini hatte sich des großen Vortheils nicht begeben, wie der Verfasser, der von vornherein die beiden Brüder im Gegensatz zu einander darstellt. Die beiden Brüder bei Greif hätten noch durch viel geringfügigere Dinge zum Streit gebracht werden können als durch die Liebe zu demselben Mädchen.

Die Liebe zu Franziska? Aber Lanciotto liebt sie gar nicht — er schließt überhaupt nur eine politische Ehe! Wie kann uns sein Verhältniß in dieser poetisch weiter interessiren? Ganz anders Pellico (I, 1):

Lanciotto.
non v'ha rege al mondo
Felice, pari di Lanciotto!

Wie ganz anders bei ihm! Zwei Brüder, die sich herzlich lieben, die beide dasselbe Weib lieben! Der Liebhaber bemüht, um des Bruders willen, seine Liebe zu verstecken, das Weib, um seiner Ehre willen!

Anders Greif! Wer weiß, ob sich bei ihm das Liebespaar überhaupt liebt? Die beiden sagen es, aber es geht ihnen, wie Bulwer von Lamartine sagt:

he whines, but he sheds no tears!

Eben, weil sie sich nicht recht lieben, oder, weil sie es nicht recht auszudrücken verstehen, wird sich Paolo eher seiner Schuld bewußt als seiner Liebe, ebenso Francesca; sie gestehen sich ihre Schuld eher und mit mehr Worten als ihre Liebe.

Der dritte Akt bringt die Katastrophe. Bei Silvio Pellico wird sie dadurch herbeigeführt, daß Francesca jetzt erst erfährt, der Geliebte liebe sie wieder (III, 2):

Paolo
eternamente
Più e più sempre t'amerò!
Francesca
Fia ver?
M'amavi?

Greif findet die Katastrophe in der früheren Braut, Lucinde, Lanciotto's; diese läßt er sie herbeiführen, und wie herbeiführen! Lucinde wirft ihm seine Untreue vor, Lanciotto wird heftig gegen sie, sie beschimpft ihn. Francesca steht dabei — man sieht sie förmlich das banale Grinsen einer Kokette anstellen, wenn sie sagt:

Mir scheint, sie sprach die unwillkommene Wahrheit
Und erntet dafür nicht besondern Dank (S. 58).

Unter solchen Personen ist es freilich angebracht, daß Malatesta's Leiche auf der Bühne bleibt, ohne daß sich Jemand um sie kümmert (S. 62).

Jeder unbefangene Leser oder Zuschauer erwartet jetzt, daß Lucinde ihren Part weiterspielen und Francesca vernichten werde. Aber nein, sie hat die Katastrophe herbeigeführt und jetzt ist ihre Thatkraft zu Ende! Alles überbietet sich hier in Unglaublichkeiten. Lucinde haßt nicht die bevorzugte Geliebte, sondern weil sie annimmt, Francesca habe um ihre Brautschaft mit Lanciotto gewußt und sich trotzdem mit ihm vermählt!

Das Schattenhafte der Francesca aber erreicht seinen Höhepunkt, wenn sie, statt auf ihre Liebe zu Paolo, sich darauf beruft, daß sie ein Recht habe, ihn weiter zu lieben, da sie ihn einmal geliebt.

Jeder Leser wird erwartet haben, daß dieser Troubadour, dessen Lied (S. 83) übrigens der Glanzpunkt des ganzen Stückes ist, Paolo selbst sei; aber er ist es nicht, vielmehr erscheint er erst im fünften Act wieder.

Francesca ist in Todesgefahr! — feierliche Stimmung! Plötzlich erscheint Fräulein Bella mit ihrer Collegin und führt den Seneschall von Ravenna mit der Frage ein:

„wen bringen wir?“

Offenbar ist hier versucht, die kindliche Lebhaftigkeit der Italienerinnen darzustellen, mit derselben Absicht, welche jedes Pferd zum „Zelter“ machen läßt (S. 90). Nachdem der Seneschall noch Francesca zugemuthet hat, sie solle errathen, daß das Reichspanier komme, was gewiß Niemand errathen kann, bricht sie in einen langen Monolog aus, bis Paolo erscheint.

Man erwartet, oder vielmehr man hofft auf Mord und Selbstmord; aber Francesca warnt vor solchem unsittlichen Thun. Lanciotto, der dazu kommt, ist von ganz anderer Leidenschaft und ersticht gänzlich unmotivirt die Heldin, unmotivirt, denn bei dieser Francesca hätte der Tod Paolo's genügt, sie zur gehorsamen Gattin zu machen, sie, die dem Dichter durch fünf Acte willenlos folgt, die ausgeartete Tochter einer Mutter, die es schon im letzten Acte ahnte, daß hier Jemand ermordet werden würde (S. 103).

Das Lanciotto zum Schlusse knirschend dasteht (S. 104), entspricht dem Charakter dieses lahmen Bösewichts; er hat Alles verrichtet, wozu er das Licht der Lampen erblickte.

Und das Ganze? Während Leser bei Pellico fortwährend in Aufwallung gehalten werden zwischen den Flammenbächen der Leidenschaft seiner Personen, können sie sich in diesem Stücke des Gefühls nicht erwehren, daß Greif besser gethan hätte, den Stoff — den edlen Marmor! — nicht zu gestalten, er, der ihn spalten mußte, um ihn zu behandeln. Um so weniger, als es derartige Tragödien sind, die an die poetische Epoche zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erinnern und mit dieser Erinnerung ein Recht auf Beachtung zu haben meinen, ja mit einigen lyrischen Perlen auf ihrem altmodischen Kleide eine Zeit lang wirklich haben und umso mehr den Strom der Entwickelung zeitgemäßer und wahrhaft nationaler Poesie aufhalten.

Tolstoj — Prophet oder Charlatan?

Von Anton Weis-Ulmenried.

Kein moderner Schriftsteller hat einen so gewaltigen und nachhaltigen Einfluß auf unsere Zeit ausgeübt, keiner ist so tief in unser Geistesleben eingedrungen und hat ihm so sehr seine Spur aufgedrückt, wie Tolstoj — so fremdartig er auch uns Westeuropäern in jeder Beziehung erscheint. Man braucht nur sein Gesicht anzuschauen, um zu erkennen, wie fremd er

Digitized by Google

uns eigentlich ist. Dieser Mann mit dem Bauerngesicht und den unheimlich stechenden Augen, dessen Züge bald von primitiver Derbheit, bald von schwärmerischem Fanatismus zu erzählen scheinen — er stammt aus einer anderen Cultur, ja sozusagen aus einer anderen Welt. Er ist Nationalrusse, nur Russe durch und durch — hinter all' seinen philanthropischen Indignationsschriften lauert das Mißtrauen des echten Moskowiters gegen die europäische Civilisation überhaupt. All' die Einflüsse, die er vom Westen empfangen, sind bei ihm russificirt. Und doch gilt er als das größte schriftstellerische Genie der Gegenwart, trotz seines anerkannten Dilettantismus und seiner geradezu erstaunlichen Einseitigkeit. Seine Schriften sind seit Jahren internationales Gemeingut und erfreuen sich einer starken Verbreitung. Im Laufe weniger Jahre ist Tolstoj zu einer beispiellosen, universellen Popularität gelangt und zwar im Gegensatze zu anderen Schriftstellern gerade in den unteren, breiten Volksschichten. Es ist dies eine ganz merkwürdige Erscheinung, die sich wohl nur folgendermaßen erklären läßt.

Bei Tolstoj ist nüchternste Verstandesthätigkeit mit dem feinsten Verständnisse für die leisesten Regungen des Herzens vereint oder gemischt, und das Ergebniß oder der Effect dieser Mischung ist „Zerrissenheit". Er schildert „zerrissene" Menschen und übt dabei eine übertrieben schneidende Kritik an der modernen Gesellschaft. Darin lag das erste Moment, das ihn mit dem Westen in Berührung brachte. In Tolstoj war plötzlich aus dem großen, wenig gekannten Russenvolke ein Mann aufgetaucht, der dieselben Töne der Kritik anstimmte, die das ganze 19. Jahrhundert bei uns durchdröhnten — nur daß dieser Russe in seiner Kritik um so durchgreifender, großartiger, beißender war, als er Andere an haarspalterischer Logik und bohrender Psychologie übertraf. Bei ihm fand der Westen jenes sociale Mitleid wieder, das von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an allmälig sich zum beherrschenden Zuge der europäischen Literaturen entwickelt hatte, indem auf Byron's Herrenliteratur eine Literatur der Massen, der „Enterbten des Glückes" folgte. Alles, was in dieser Hinsicht andere Russen (Dostojevsky, Gontscharov, Turgénjev u. A.) Europa zu bieten vermocht hatten, war bei Tolstoj in's Großartige, ja Monumentale gesteigert. Dazu kam ein weiteres, entscheidendes Moment: Tolstoj ist ein Mann, der stets den Muth der äußersten Consequenz gehabt hat. Er schied aus dem Leben der „Oberen Zehntausend", als er die Nichtigkeit dieses Lebens erkannt hatte. Und wie er Schritt vor Schritt seine Lehre entwickelte, so ging er ihr immer zugleich mit der That nach. Europa bot sich das ungewöhnliche Schauspiel, einen Grafen, gewesenen Officier und berühmten Dichter, Bauer werden zu sehen, der hinter dem Pfluge einherging und sich geradezu mit Geflissentlichkeit dem Bauernwesen und Bauernleben zu assimiliren suchte. Das wirkte wie ein elektrischer Schlag; denn nichts ersehnten die tief innerlich zerrissenen und haltlosen Menschen der westlichen Cultur mehr, als einen erlösenden Genius und ein neues Evangelium. In Tolstoj nun schien dieser Erlöser und dieses Evangelium erstanden. Was Andere als Sehnsucht empfunden oder als Ideal ersehnt hatten, das setzte dieser Russe unter dem staunenden und von Jahr zu Jahr steigenden Antheil der gesammten Welt in die That um. Seine Lehre und sein Beispiel waren scheinbar ebenso imponirend wie consequent und übten in Folge ihrer verblüffenden Einfachheit unzweifelhaft einen großen Reiz aus. Hierin ist also wohl der Grund zu suchen für Tolstoj's enorme Popularität. Und so gilt denn dem großen Publicum, das sich willig und gedankenlos von gewissen unkritischen Panegyrikern hypnotisiren läßt, Tolstoj als Prophet und Anbahner einer herrlichen Zukunft des Menschengeschlechtes, eines ewig währenden Reiches beständigen Friedens in Liebe und Freiheit. Es erblickt in ihm, allerdings mit Unrecht, einen originellen, tiefsinnigen Denker und Dichter, einen unvergleichlichen Moralphilosophen und Socialpolitiker, weil es die ganze Verkehrtheit und Haltlosigkeit der vermeintlich so beglückenden Tolstoj'schen Weltanschauung übersieht, weil es keinen Blick hat für die Gefährlichkeit und Verderblichkeit der radicalen, so verführerischen Irrlehren dieses Mannes, die geeignet sind, nicht nur Einzelne auf Irrwege zu leiten, sondern im ganzen Zeitalter verhängnißvolle Verwirrung anzustiften. „Sein weitreichender Prophetenruhm ist nicht hervorgegangen aus der allgemein einleuchtenden, weil vernunftmäßig zwingenden Wahrheit seiner Lehren, sondern vielmehr einzig und allein aus der künstlerischen Wahrheit seiner Darstellung der Seelenqualen eines halt- und steuerlos gewordenen Gemüthes, aus der künstlerisch wahren Schilderung derjenigen Gemüths- und Geisteskrankheit, welche nicht nur Tolstoj, sondern das ganze Abendland im engeren Sinne gleich einer Seuche heimsucht. Bei solchem Gesundheitszustande können seine verworrenen Lehren nicht heilend, sondern nur vollends vergiftend wirken."*)

So lange Tolstoj sich bloß mit praktischen Fragen aus dem Gebiete der Philanthropie und Pädagogik befaßte, war er verhältnißmäßig ungefährlich, ja er war fesselnd und lehrreich in seiner naiven, guten Absicht, wenn auch die seiner Weltanschauung eigen gewesene Einfalt und Schlichtheit arglose, wohlgesinnte Gemüther leicht zu der Meinung verführen konnte, Wissenschaft und Bildung seien der Erwerbung wahrer Lebensweisheit hinderlich; diese könne nur auf dem Wege der Intuition und Offenbarung erworben werden. Zweifellos geistreich ist seine Schrift „Was sollen wir also thun?" (über seine traurigen Erfahrungen im Winter 1881 zu Moskau und über seine Bekanntschaft mit dem sectirerischen, reichen Bauer Sjutajev, der einen so nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübte), wiewohl er hie und da der Versuchung erliegt, aus einzelnen Fällen allgemein giltige Schlüsse zu ziehen. Auf gesundem, festen Boden steht er auch noch, wenn er predigt, daß der „Sinn des Lebens" in der Liebe liege, in Eintracht und Selbstaufopferung, und das wahre Glück in naturgemäßem Leben, in Arbeit, gutem Familienleben, in Gesundheit und einem schmerzlosen Tode. Ernstlich gefährlich, insbesondere allen Halbgebildeten, Unfertigen, umstürzlerisch Angehauchten, wurde er erst, als er religiöse, philosophische, politische u. s. w. „Wahrheiten" zu verkünden begann und seine ethischen Theorien in ein religionsphilosophisches System zusammen zu stellen, ein förmliches Programm aufzustellen versuchte. Da verschloß er die Augen gänzlich vor der Wirklichkeit und von einer grotesken Schlußfolgerung zu einer anderen, noch abenteuerlicheren getrieben, offenbarte er gleichzeitig gewaltige Lücken in seiner Bildung und gab sich große Blößen betreffs logischer Beweisführung. Tolstoj's „Religion" ist nicht nur theoretisch unklar und widerspruchsvoll, sondern auch praktisch unzufriedenstellend, da er im Kampfe gegen orthodoxe Mystik und dogmatische Ueberspanntheit in das entgegengesetzte Extrem verfiel und dem religiösen Glauben wenig oder keine Nahrung für Gemüth und Phantasie ließ. „Es muß geradezu als kindischer Uebermuth bezeichnet werden, wenn Tolstoj, gänzlich unbewandert in wissenschaftlicher Forschung, das Neue Testament nach seinem Geschmack umredigiren will durch Gutheißung des einen Capitels und Verwerfung des anderen." (Alfred Jensen, „Grefve Leo N. Tolstoj", Finsk Tidskrift 1902, August- und Septemberheft.) — Ueber Tolstoj's Religionsphilosophie giebt der hervorragende russische Philosoph A. Kozlov, ehemaliger Professor an der Universität Kiew, folgendes Urtheil ab: „Tolstoj's Religion ist weder Religion noch systematische Philosophie; sie ist Sittenlehre, aber ohne hinlängliche Basis, und das Obligatorische in seinen Sittengeboten kann nicht objective Giltigkeit vor der Vernunft bekommen. Die menschliche Natur, die Sitt-

*) Anti-Tolstoj. Von H. v. Samson-Himmelstjerna. Berlin 1902, S. 113.

Digitized by Google

lichkeit und Tolstoj's Logik widersprechen einander. Seine sittlichen Forderungen sind daher nicht erfüllbar und entsprechen keinem klaren, erreichbaren Ziele. Seiner „Religion" fehlen die Bedingungen für den religiösen Glauben, insbesondere die metaphysische Kenntniß über Grund und Ursprung der Dinge, sowie auch die Voraussetzung für die Entwickelung der religiösen Gefühle. Einerseits ist sein religiöses Ideal ganz eudämonistisch, andererseits sind seine Sittengebote so, daß sie in Wirklichkeit nicht einmal die Befriedigung der natürlichsten Selbsterhaltungstriebe gestatten und das versprochene irdische Glück äußerst zweifelhaft machen. Ein solches System kann weder wissenschaftlichen theoretischen Werth, noch praktische Bedeutung für's Leben haben. — Tolstoj's Moralsystem ist ein rationalistischer Dualismus ohne bestimmte Grenzen zwischen den inneren und äußeren Kenntnißquellen; seine Metaphysik ist ein idealistischer Dualismus mit Vermischung von Materie und Vernunft; seine Ethik ist ein sich selbst widersprechender Eudämonismus, gewonnen durch quietistische Askese." — In ähnlicher Weise äußern sich der Dichter und Essayist D. S. Merezikovsky in seiner Studie „Tolstoj und Dostojevsky", Petersburg 1901, Professor N. Karjejev und der philosophische Schriftsteller Fürst D. N. Certelev, die unter voller Anerkennung von Tolstoj's belletristischer Begabung und guten Absichten Widersprüche und Mängel in seiner Ethik und Sociologie nachweisen. L. E. Obolensky (Tolstoj jego filosofskija i nravvennyja idei, Petersburg 1887) erklärt Tolstoj's ethische Gesetze für unvollständig, weil sie nur negiren, verbieten; es fehle ihnen die successive Entwickelung oder Vervollkommnung, ebenso die Liebe als Centralpunkt der christlichen Lehre.*) A. L. Volynsky nennt Tolstoj den literarischen Exponenten des russischen Bauers sans phrase, ausgerüstet mit klarem sens commun und mit naivster Freimüthigkeit, aber ohne einen metaphysischen Himmel und ohne poetischen Gefühlsflug. Die Docentin der Philosophie an der Universität Bern, Esther Luba Axelrod, legt in einer scharfsinnigen Abhandlung („Tolstoj's Weltanschauung und ihre Entwickelung", Stuttgart 1902) dar, daß Tolstoj's Philosophie nichts Neues enthalte und daß es sich nicht lohne, mit einem „Philosophen" zu disputiren, der alle historische Wissenschaftlichkeit Lüge und Humbug nenne. Tolstoj's Stärke liege in seinem scharfen Blick für das Negative in unserer Civilisation, für die Schattenseiten in Kunst, Wissenschaft und Kirchenlehre. M. v. Brandt äußert sich in seiner Gorkij-Studie (Deutsche Rundschau, Mai 1902) folgendermaßen über Tolstoj: „Es ist ein großer Fehler, in Tolstoj einen neuen Lehrer oder Verkünder einer neuen Religion zu sehen. Er ist vielmehr eines der interessantesten Beispiele für geistige Rückständigkeit, brechend mit aller Entwickelung und allen Errungenschaften vergangener Jahrhunderte, um zum Urzustande oder einem diesem möglichst nahestehenden zurückzukehren. Und nicht einmal darin ist er originell, sondern nur Nachbeter zahlreicher Vorgänger in seinem eigenen Vaterlande." — Von allen Fragen der Lebensphilosophie gilt eben Mephisto's Wort: „Du kannst nichts Dummes, nichts Gescheites denken, was nicht die Vorwelt schon gedacht!" — Am schärfsten geht wohl Michajlovsky mit seinem berühmten Landsmann in's Gericht, indem er ihm Egoismus, Inconsequenz zwischen Lehre und Lebenswandel, literarische Eitelkeit und reine Geschäftemacherei vorwirft — wohl nicht ganz mit Unrecht. Erzählte ja Turgénjev, daß Tolstoj auf ihn den Eindruck eines ausgemachten Don Juan und vollendeten Egoisten gemacht habe, und Lombroso, der im Sommer 1897 Tolstoj besuchte, schrieb u. A.: „Wie jeder bedeutende Mann hegt auch Tolstoj eine hohe Meinung von sich." — Tolstoj's Leben ist übrigens tiefen socialen Untersuchungen stets fremd geblieben, und die Verachtung, die er gegen die Wissenschaft seit seinen unfruchtbaren Studentenjahren in Kasan hegt, ist einfach kindisch. Sein an sich edles Streben, den „Sinn des Lebens" zu finden, und die ehrgeizige Thatkraft seines unruhigen Geistes haben ihn mit eiserner Consequenz von einem Versuch und doctrinären Theoretisiren zum anderen getrieben. Es ist bei ihm stets ein unaufhörliches, unruhiges Suchen nach wahrem Glück zu beobachten, und dieses Jagen und Suchen offenbart sich sowohl in seinen Schriften, wie objectiv sie auch zu sein scheinen, als auch in seinem Leben. — Einer argen Inconsequenz macht sich Tolstoj z. B. auch bezüglich der Steuerverweigerung schuldig. „Es ist ja wahr, daß er den Fiscus durch Verminderung der Accise- und Zollgefälle schmälert, indem er sich des Genusses von Kaffee, Thee, Tabak, Alkohol und der Verwendung anderer Luxusgegenstände enthält, deren seine nicht ohne Koketterie und eigentlich nur decorativ und sportartig ostentativ in Scene gesetzte bäuerliche Lebensweise nicht bedarf. Aber in dieser Weise schädigt er die Regierung oder den Staat kaum merklich; denn mit diesem Beispiel wird er schwerlich in weitem Umfang Schule machen gegenüber dem allgemeinen Luxusbedürfnisse. Aber wohlweislich hat er sich gehütet, dem Staate empfindliche Steuereinbuße beizubringen, indem er der eigenen Lehre vom Segen der Eigenthumslosigkeit nachlebte, durch's Aufgeben seines beträchtlichen Vermögens, oder durch dessen Verschleuderung an unproductive, steuerfreie, mehr oder weniger beschauliche Anachoreten. So weit hat seine Gesinnungstüchtigkeit nicht gelangt. Nur zu einer sehr durchsichtigen Fiction hat er sich entschlossen; auf seine Gemahlin hat er sein Vermögen übertragen, zu Folge ihres Vorhaltens: „Du hast Deine Kinder nicht wie Bauern aufwachsen lassen; Du hast sie mit den Bedürfnissen von jungen Grafen und Gräfinnen Tolstoj erzogen und darfst ihnen jetzt nicht Alles nehmen, was ihnen Bedürfniß geworden ist." Nachgeben solchem Vorhalten gegenüber ist aber ein gefälliger Selbstbetrug, ein absichtliches Ueberhören der Stimme des Gewissens; denn es führt zu dem Satze: mein erster Fehltritt entschuldigt nicht nur alle späteren Verirrungen, sondern verpflichtet mich zu ihnen. Auch kommt es ja praktisch auf dasselbe heraus: ob Tolstoj seine Familie gräflich unterhält oder ob er bei ihr als sorgenfreier Pensionär lebt und als solcher seinen noblen Passionen als literarischer Prophet nachgehen, Besuchern gegenüber Hof halten darf u. s. w. Es wäre auch ziemlich auf dasselbe herausgekommen, ob Tolstoj sein Vermögen auf Nimmerwiedersehen auf seine Gemahlin übertrug mittelst notariellen Actes, mit dem Servitut des persönlichen Verpflegtwerdens, wodurch er der Confiscationsgefahr entging — oder ob die Uebertragung stillschweigend, nur faktisch, nicht rechtlich geschah." — „Seit Tolstoj sich die verhängnißvolle Mitarbeiterschaft E. H. Schmitt's*) hat aufdrängen lassen, hat sein Prophetenthum einen ganz anderen Charakter angenommen. — Die Verkoppelung Tolstoj's mit Schmitt hat nun aus dem Prophetenthum ein Geschäft gemacht, in welchem mindestens gänzlich unbegründeter Hochmuth — von der Möglichkeit anderer Interessen nicht zu reden — sich geltend zu

*) Betreffs der „Liebe" und deren Auffassung unterscheidet sich Tolstoj überhaupt von anderen Dichtern, insbesondere von Turgénjev, für den die Liebe eine wesentlich poetische Seite im menschlichen Leben und außerdem eine schicksalsschwere Macht ist, die Männer zu Sclaven oder Trotteln machen kann. Tolstoj verschönert niemals die Liebe mit poetischen oder elegisch sentimentalen Zügen; er betrachtet sie fast ausschließlich als Voraussetzung und vorübergehendes Moment in der für den Bestand der sittlichen Gesellschaft nothwendigen Ehe. Ihm ist das Hohe, Edle, Köstliche, das der Liebe und nur ganz allein der beseligenden Macht gewaltiger Leidenschaft auf allen Gebieten der Kunst zu verdanken ist, fremd. So ist die Liebesepisode in den „Kosaken" in so trockenem Tone gehalten, daß man die Absicht merkt, gegen die sentimentale Erotik zu protestiren. Tolstoj's Gedankengang ist dabei vollkommen klar: Sinnliche Liebe ist Sünde, die Ehe ist aus sinnlicher Liebe hervorgegangen, ergo ist auch die Ehe Sünde, und in Folge dessen müssen Mann und Frau zusammen leben wie Bruder und Schwester.

*) Herausgeber der Zeitschrift „Ohne Staat", in welcher er Tolstoj's Weltanschauung dem großen Publicum „klarzumachen" sucht und dessen Lehren „mit einem phantastischen Rankenwerk rhetorischer Blumen und pomphaften Phrasen" ausschmückt.

Digitized by Google

machen sucht, und welches freilich durch sein täuschend prunkendes Kleid der übermüthigen Halbbildung zur gefährlichen Falle wird, zugleich aber auch erwünschte Gelegenheit bietet, die ganze Hohlheit und Haltlosigkeit der als „wissenschaftlich" sich rühmenden, angeblich unsäglich beglückenden Weltanschauung rücksichtslos nachzuweisen. Es ist keine ungerechte und allzuharte Bezeichnung, wenn das von der Firma Tolstoj-Schmitt als Edelmetall Angepriesene Talmigold genannt wird."*) — Nachdem Tolstoj in einer langen, glücklichen Ehe Vater von mehr als einem Dutzend Kindern geworden, von denen das jüngste geboren wurde, als er bereits das respectable Alter von sechzig Jahren erreicht hatte, fiel es ihm ein, die absolute Keuschheit in der Ehe zu predigen. Er hat also, während er seinem innersten Wesen treu blieb, durch seine verflossenen Ansichten und Handlungen einen Strich nach dem anderen gezogen, und derzeit ist von dem geistreichen Schriftsteller wenig mehr übrig geblieben als ein wunderlicher, strenger, asketischer Greis, der mit dem radicalen Fanatismus der Raskolniks überhaupt Alles, was Cultur heißt, negirt und ein phantasie- und herztödtendes sogenanntes „Urchristenthum" verkündet. Leo Tolstoj der Greis verleugnet Leo Tolstoj den Jüngling und Mann; der Prophet und Apostel bedauert, je Künstler gewesen zu sein, je dem Unterhaltungsbedürfnisse, je der Lebensfreude der Menschen gedient zu haben. Die tiefe ethische Scrupellosigkeit, die sich auch in den Erstlingswerken des Dichters, in dem latenten Urtheil über die verschiedenartigen Menschen offenbart, sie hat mit dem zunehmenden Alter jeden anderen Sinn in ihm überwuchert, und aus dem aristokratischen Jüngling comme il faut den eifernden Muschik im Bauernkittel gemacht. Das bunte, vielgestaltige Leben, das Entzücken des Künstlerauges, erregt nun seinen Zorn, weil es die Menschen ablenkt von der Frage nach dem „Sinn des Lebens". Wissenschaft und Kunst, Liebe und Alkohol, sie werden verdammt als Narkotica, die Rausch erregen und uns unfähig machen zum stillen Lauschen auf die Stimme des Gewissens, die da lehrt, wie wir leben sollen. Der barmherzige Bruder ist das Lebensideal des ehemaligen Lebemannes geworden, der Friede des Gewissens sein höchstes Gut, werkthätiger Stoïcismus seine Lebensphilosophie. Nach Tolstoj's rigoroser Lehre hat das Leben nur den Einen Sinn der permanenten Selbstheiligung durch schlichten Gottesglauben und brüderliche Werkthätigkeit. Nie ist das Wort des Nazareners: „So ihr nicht werdet wie die Kindlein" von einem genialen Geiste so ernst genommen worden wie von Tolstoj, der nur Eines noch schätzt am Menschen: fromme Einfalt und Demuth. Das ganze complizirte Gebäude unserer socialen, wissenschaftlichen und künstlerischen Cultur erscheint ihm demnach als Blendwerk, die Lebensführung des geduldigen Ackersmannes als die einzig christliche. Die Städte haßt er als die Bollwerke der sogenannten Cultur, die auf Ungleichheit aufgebaut ist; an und von der Erde soll der Mensch leben, dem Uebel nicht widerstreben**), die Unsittlichkeit der Gewalt durch passiven Widerstand brechen, wie „Iwan der Narr". Er bekämpft die Meinung, daß die Verfeinerung und Ausbreitung der Cultur zur Gerechtigkeit und Brüderlichkeit führen könne, und fordert gleich Rousseau die Rückkehr zur Natur als zur gleichmachenden Allmutter. Er ist der Ueberzeugung, daß der Fortschritt die Sclaverei nur vergrößern und vervielfältigen werde und sieht in der Vermehrung der Güter keine Entschädigung für den Verlust des Urgutes der Gleichheit und Erdnähe. Bedürfnißlosigkeit dünkt ihn weit sicherere Garantie des Glückes als noch so große Anspannung in der Beschaffung der Genußmittel. In sich selbst, im aprioristischen Gottesglauben und in der Moral absoluter Selbstverleugnung sucht Tolstoj den unverrückbaren Standpunkt der Weltbetrachtung, und die Welt, die sich dem System der Selbstentäußerung nicht anpassen will, erklärt er kurzweg für schlecht, für vernichtungswürdig. Er verlangt von seinen Gläubigen, daß sie mithelfen, diese Welt zu beseitigen, und wenn es anders nicht möglich sei, auch durch Selbstverneinung. Die „Kreutzersonate" proclamirt ganz im anachoretischen Sinne den geschlechtlichen Strike zur Paralysirung der auf Fortpflanzung der Gattung hinwirkenden Liebesillusion. — Tolstoj ist Socialcommunist, aber seine Utopie ist nicht die eines Bellamy oder Bebel, sondern die der Apostel und Heiligen, die den Lebensgenuß verabscheuten. Der Socialismus erstrebt Reichthum für Alle, Tolstoj aber möchte mit dem Evangelium sagen: „Eh' geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in's Himmelreich komme".

Trotz scheinbarer liebenswürdiger Friedsamkeit steht mithin Tolstoj da als ein Anarchist von unvergleichlich einfacherer, aber gewiß auch verhängnißvollerer, gefährlicherer Art als sein sittsam bescheidener, wissenschaftlich hochgebildeter und klar in die Zukunft blickender Landsmann Fürst Krapotkin in London. Im Nihilisten, als den man Tolstoj früher betrachten konnte, machte sich doch eigentlich nur der Widerwille gegen das Bestehende geltend und der unbestimmte Glaube: von selbst und irgendwie wird Neues, Besseres auf den Trümmern des Zerstörten emporsprießen. In den letzten Jahren aber erklärte sich Tolstoj offen als Anarchist, dem bereits eine Neuordnung der Dinge vorschwebt, wie sie nach Forträumung des Bestehenden eingeführt werden soll. (Vgl. seine „Moderne Sclaven", „Das einzige Mittel", „Auferstehung".) Tolstoj's Ideen wirken um so verderblicher, als er zu den religiös gefärbten Anarchisten gehört, die im täuschenden Gewande verlockender, hochherziger Bestrebungen für ihre darum weniger leicht erkennbaren Umsturztendenzen Propaganda machen. Seine Socialpolitik fordert daher — wiewohl sie sich rühmt und gerühmt wird, Politik der höchsten Humanität zu sein und den Menschen auf den Gipfel der denkbar erhabensten Weltanschauung emporzuheben — zu rücksichtsloser Abwehr heraus. „Wenn sein mystisch getrübter Blick noch fähig wäre zum Erkennen des Zieles, welchem der von ihm empfohlene Weg der Staatslosigkeit zuführt, hätte sein leidenschaftlich nach Wahrheit forschendes Auge vom eigenen Politiksystem sich abgewandt, hätte ihm sein grauenvolles Ziel vorgehalten und gezeigt, daß die Menschheit, sowie sie staatliche Geordnetheit aufgiebt, zu schrecklich barbarischer Tiefe herabsinkt, ja sogar zu thierischer Wildheit sich erniedrigt — weshalb denn auch der unvollkommenste, der schlechteste Staat immer noch der Staatslosigkeit vorzuziehen ist." *)

Wenn Tolstoj jede richterliche Thätigkeit und jede Strafe principiell perhorrescirt, wenn er Steuerverweigerung, Verweigerung des Militärdienstes, Nichtbetheiligung an staatlichen Einrichtungen, Verzicht auf jeden Handelsverkehr u. s. w. anempfiehlt, so ist er moralischer Nihilist, und das ideale Ziel seiner vielgerühmten Weltanschauung ist dann kein über-, sondern ein untermenschliches, und die Menschheit würde ganz gefährlich nahe zur Vierfüßigkeit zurücksinken. Tolstoj sagt ausdrücklich von seiner politischen Weltanschauung: Was dabei herauskommt, weiß ich nicht. Nach ihm ist Grundbedingung jeder Sittlichkeit stets gewesen: die Frage nach den etwaigen Folgen wegzuwerfen! Dadurch kennzeichnet er seinen Standpunkt als einen tief unmoralischen. „Das einzige Ziel, das Tolstoj befolgt, ist: Befriedigung seines

*) H. von Samson-Himmelstjerna „Anti-Tolstoj", Berlin 1902, S. 108, 111, 116.

**) „Aus seiner Zwangsvorstellung von der ‚Nichtabwehr des Uebels', aus dieser fixen Idee heraus, die wie der Wahn eines Hypnotisirten für alle Kritik unzugänglich ist, entwickelte sich auf dem Wege fortgesetzter Autosuggestion das ganze Gebäude seiner Irrlehren, die um so gefährlicher und um so ansteckender wirken mußten, als sie in letzter Instanz aus einem weithin verbreiteten, allgemein getheilten Gemüthszustande entsprungen sind." H. v. Samson-Himmelstjerna „Anti-Tolstoj".

*) H. v. Samson-Himmelstjerna, „Anti-Tolstoj".

Digitized by Google

Gewissens, angeblich des höchsten und competentesten Richters. Das Gewissen kann aber nur persönlichen, gar nicht allgemeinen und objectiven Zwecken dienen. Ob in mystischen Nebel eingehüllt, Tolstoj über seine Politik sein Gewissen beruhigt, das geht nur ihn an, nicht uns, und kann uns im Grunde recht gleichgiltig sein; darüber brauchte er uns gar nichts zu sagen. Wenn er aber öffentlich verlangt, an seiner Gewissensberuhigung sollen auch wir Genüge finden, so ist das eine Anmaßung des Träumenden dem Wachenden gegenüber. Wir verlangen hinsichtlich Tolstoj's Politik keine Gewissens-, sondern eine Vernunftantwort auf die Frage: „Was kommt dabei heraus?" *)

Der mögliche Einwand, daß es sich nicht lohne, Tolstoj's mystische Moral und Politik so tragisch zu nehmen und sich darüber aufzuregen, ist nicht stichhaltig. Denn wenn ein großer Geist, der ja Tolstoj unstreitig ist, sich verirrt, pflegen gerade seine Irrthümer enthusiastische Anhänger zu schaffen und Schule zu machen, wie ja thatsächlich allenthalben schon Jüngergemeinden bestehen, die auf alle Kundgebungen Tolstoj's wie auf Offenbarungen lauschen und die bereits in einem öffentlichen Organ, der von Schmitt herausgegebenen Zeitschrift „Ohne Staat" ihre Vertretung gefunden haben. Kein Wunder bei dem nihilistischen Charakter unserer verworrenen und wildbewegten Zeit! Ueberall Abwendung von gläubigen Anschauungen; überall mehr oder weniger bewußt, mehr oder weniger offen hervortretend dieselbe vage Unzufriedenheit mit allem Bestehenden; überall dieselbe Abneigung den noch herrschenden Anschauungen und dominirenden Gewalten gegenüber; überall, in Kunst, Wissenschaft und Politik die Neigung zum Umwerthen aller Werthe. Insbesondere sind Tolstoj's letzte Schriften den Umsturzparteien verschiedener Richtung Wasser auf ihre Mühle, wie überhaupt seine „Modernen Sclaven" dadurch so gefährlich und verderblich sind, als durch diese Schrift bei den Arbeitern grimmiger Haß gegen die Arbeitgeber angefacht und genährt wird, statt sie, wie Tolstoj es vielleicht will, zu christlich friedfertiger Liebe zu erziehen. Tolstoj ist auch zu vehement in seinen Anklagen gegen den modernen Geist, als daß man umhin könnte, ihm nicht zu opponiren; zu gewaltig in der Dialektik und zu sehr durchdrungen von heiligem Ernst, als daß man seine fixen Ideen pietätvoll ignoriren oder gar toleriren dürfte. Die Annahme des Tolstoj-Evangeliums würde nicht Selbstbefreiung, sondern Widernatur und Vergewaltigung bedeuten; hieße, das Beste des eigenen Wesens negiren. Ich kann Tolstoj wohl beistimmen in der strengen Beurtheilung der modernen Cultur. Er will aber diese Cultur vernichtet wissen, wir aber müssen sie zu adeln versuchen. Er sagt: zurück hinter die Cultur! — wir: hinaus über die Cultur! Er verlangt, daß wir den Ballast der Bildung über Bord werfen. Wir hingegen sehen unser Ziel darin, diesen Ballast im Schiffe richtig zu vertheilen. Er verlangt, daß wir bedürfnißlos und beschränkt wie die Bauern werden und so zur reinen Natur zurückkehren. Unsere Cultur, das Ergebniß von Jahrtausenden, kann doch unmöglich dazu bestimmt sein, wie dereinst die antike Cultur finsterer Barbarei Platz zu machen — sondern dazu, das Abendland zu höheren Lebensformen emporzuheben; Ziel der Menschheit kann doch nicht Vernichtung der Cultur, sondern deren weitere Ausbildung und Veredlung sein. Wenn die Fabriksarbeit z. B. für viele Menschen gesundheitsschädlich ist, so kann daraus nicht gefolgert werden, daß alle Fabrikation, alle Erfindungen, aller Luxus beseitigt werden müssen, sondern nur, daß Technik, Gesetzgebung und andere Factoren so vervollkommnet werden müssen, daß die schädlichen Wirkungen der Arbeit auf ein Minimum reducirt werden. Könnte Tolstoj's Schlagwort: „Pereat cultura! Fiat justitia!" durch einen Zauberschlag realisirt werden, so würde die erste Aufgabe der Menschheit nach einer solchen Katastrophe unbedingt die sein, wieder nach Formen des menschlichen Zusammenwirkens zu suchen, aus denen nach und nach sich eine neue Gesellschaft mit Regierung, Bureaukratie, Militarismus ꝛc. bilden würde. Das will aber Tolstoj nicht einsehen. Einen ebenso ungeschulten und bedenklich kurzsichtigen Dilettantismus verrathen seine Gedanken über Pauperismus, Körperarbeit und dergleichen. Dichter halten eben rein idyllische Naturzustände für möglich, und bei Tolstoj tritt nur zu oft der Dichter an die Stelle des Denkers. Es wäre für Tolstoj überhaupt besser gewesen, den Rath oder vielmehr die Bitte Turgénjev's zu befolgen*), wie man auch Matthew Arnold's Aeußerung über Tolstoj in seinen „Essays in Criticism" (London 1900) nur beipflichten kann: „Perhaps he has not done well in abandoning the work of poet and artist."

Die Tolstoj'sche Weltanschauung bietet allerdings den Irrenden und Steuerlosen ein Asyl, aus welchem sie durch neue Wahrnehmungen nicht mehr aufgeschreckt werden können, weil sie sich eben jeder Wahrnehmung verschließen. Der normal Veranlagte aber kann es in diesem Asyl nicht aushalten, eben weil er unfähig ist, in heroischer Willensanspannung zu verharren und taub und blind zu bleiben gegen jede Erfahrung. Das Tolstojthum setzt zu seiner Verwirklichung die Zertrümmerung all dessen voraus, was an Cultur auf Erden bereits geschaffen; die Verwahrlosung aller Stätten der Kunst und Wissenschaft, den Verzicht auf alle die edleren Genüsse des Geistes und guten Geschmacks. Zu allen Zeiten hat es weltmüde Büßer gegeben, die in Wüsten flohen und das Leben haßten, aber allgemein ist die Weltflucht nicht geworden, selbst in den Zeiten schwerer Heimsuchung der Menschheit. Und heute liegt sie uns ferner als je. Wir bedürfen ihrer auch nicht, um jenen Seelenfrieden zu erringen, dem Tolstoj die ganze Cultur zum Opfer bringen will. Dies wird bei genauerer Betrachtung des Tolstoj'schen Seelengleichgewichts klar. Dieses stützt sich auf den Gottesglauben, auf körperliche Gesundheit, entspringend angestrengter Arbeit in freier Luft, und auf das Vollgefühl socialer Gerechtigkeit, aus dem Bewußtsein hervorgehend, nichts zu genießen, das irgend welcher Ausbeutung, irgend welcher Sclavenarbeit seine Entstehung verdankt. Die sogenannte Cultur mit all ihrem Flitter und Comfort erscheint ihm deßhalb so verwerflich, weil sie die aufreibende Arbeit ganzer Classen hinsiechender Lohnsclaven zur Voraussetzung hat. Aber gerade hierin setzt sich Tolstoj in Widerspruch mit dem Streben unserer Zeit, unter Wahrung aller Culturgüter jede Sclaverei zu beseitigen theils durch Ueberwälzen der schwersten Arbeiten auf die Maschinen; theils dadurch, daß sie die Arbeitenden zu Herren in Staat und Gesellschaft machen will, die dann schon wissen würden, sich den vollen Ertrag der Arbeit zu sichern und diese so einzurichten, daß sie nicht Siechthum mit sich bringt und von den Genüssen des Daseins ausschließt. Die sociale Idee bietet ihren Gläubigen das stärkste der Tolstoj'schen Beruhigungsmomente und in schmackhafterer Form als der der Entsagung, sie bietet die Hoffnung auf sociale Gerechtigkeit. Die rein physiologischen Wirkungen der körperlichen Erfrischung aber suchen und finden immer neue von der Körperarbeit ausgeschlossene Tausende im Freiluftsport. Den zweifelfesten Gottesglauben endlich ersetzt auch das längst der Offenbarung entfremdete Gemüth durch das dunkle Bewußtsein von der Heiligkeit des Lebens und des geheimnißvollen Zusammenhanges alles Seins und Werdens. Das pantheistische Faust-Bekenntniß: „Wer darf bekennen: ich glaub' ihn nicht", ist zum Gefühlsdogma aller

*) H. v. Samson-Himmelstjerna, „Anti-Tolstoj".

*) Von seinem Sterbebett in Bougival aus schrieb Ende Juni 1883 Turgénjev an Tolstoj: „Mein Freund! Kehre zurück zur literarischen Thätigkeit! Auch sie ist ja eine Gabe, welche Du bekommen von der Stelle, von der Alles kommt. Ach, wie glücklich wäre ich, wenn ich glauben dürfte, daß meine Bitte Einfluß auf Dich hat! Mein Freund, großer Schriftsteller Rußlands, höre auf meine Bitte!"

Digitized by Google

Denkenden und Schauenden geworden. So lassen sich alle Elemente der Tolstoj'schen Zufriedenheit aus dem Grundcomplex trennen und durch lichtere, lebensfreudigere voll ersetzen. Nur aus der ruhigen, leidenschaftslosen Betrachtung der Natur und Menschenwelt ersprießt die Erkenntniß der Gesetze, denen wir nicht widerstehen dürfen, die wir auszunützen suchen müssen. Jede forcirte Weltanschauung trübt und fälscht das Weltbild. Goethe, dem alles Nebelhafte, Verworrene, Turbulente als Trübung des ruhigen Erkenntnißvermögens verhaßt war, schrieb nicht mit Unrecht den vielverschrieenen Satz:

Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz im dreißigsten Jahre.
Kennt er nur erst die Welt, wird der Betrog'ne der Schelm.

Alfred Kubin.

Von J. Norden.

Es ist bald ein Jahr her, daß der junge Oesterreicher Alfred Kubin im Salon von Paul Cassirer eine große Anzahl von Zeichnungen ausstellte, die, äußerst vielseitig in den Entwürfen, auf einen einzigen Accord gestimmt sind: auf den Zusammenklang von Hohn und Grausen. Im Zeichen eines furchtbaren „Lasciate ogni speranza!" sind sie entstanden. Aber auch das Horazische „Odi profanum vulgus et arceo" könnte der Sammlung vorangesetzt werden als stolzes Motto eines Einsamen auf eisiger Höhe. Oder ist's nicht nur der Stolz des Einsamen — ist's nicht auch die erhitzte Fieberphantasie eines Kranken? Schon damals warf ich die Frage auf, als diese Blätter mit ihrer grotesk-grausigen Phantastik zum ersten Male in Berlin in jenem Salon auftauchten. Die Frage, ob wir es hier mit dem Ende eines sensationssüchtigen Anfanges oder mit dem Anfang eines verhängnißvollen Endes zu thun haben, bleibt für mich auch heute noch offen. Um sie zu entscheiden, müßte man den Künstler persönlich kennen oder wenigstens wissen, ob er Anderes zu schaffen vermag, als solche Blätter voll Hohn und Grausen. Um ihm gerecht zu werden, muß man seine Herkunft, seinen Bildungsgang, die Mitte, in der er lebt und schafft, kennen.

Nichtsdestoweniger aber läßt sich jedenfalls behaupten, daß wir in Kubin eine für unsere Zeit voll grausamster Gegensätze charakteristische Erscheinung vor uns haben, der gegenüber das Herz des Menschenfreundes sich in bitterem Weh zusammenkrampft ... Und man braucht wahrlich nicht ein verträumter Idealist zu sein, um diesen Schmerz zu empfinden ...

Warum ich auf Kubin noch einmal zurückkomme? Weil mir eine Mappe vorliegt, in der Hans von Weber-München 15 jener Blätter zusammengestellt hat, Facsimiledrucke der Kunstanstalt von J. B. Obernetter-München.*) Das war ein guter Gedanke, wofern man eben die Kubin'schen Phantasien als culturgeschichtlich werthvolle Zeitdocumente betrachtet. Denn ist der junge Künstler auch ein einsamer Märtyrer seiner eigenen Weltanschauung, so wurzelt diese andererseits doch auch in dem Pessimismus unserer Tage. Potenzirt tritt er bei ihm nur in die Erscheinung. Der Künstlerphilosoph sieht nur das Häßliche, das Furchtbare, das Grausige im Menschenthum und in seiner Schicksalsführung. Der Belgier Antoine Wiertz ist sozusagen der hellste Sonnenschein im Vergleich zu Kubin, und der Spanier Goya zog auch nicht die letzten Consequenzen, wie der junge Oesterreicher. Sascha Schneider's „Gefühl der Abhängigkeit" ist das reine Idyll, hält man es zusammen mit Kubin'schen Blättern, wie der „Pendel", wo der Mensch am Schwanze einer gräßlichen zusammengeknäulten Schlange mit dem Kopfe eines Blutegels hängend, wehrlos, machtlos hin- und hergeschwungen wird über dem Abgrund der nachtdunklen Ewigkeit, oder mit jenem „Todesstunde" bezeichneten — der Uhr, deren langsam aber sicher vorrückender Zeiger ein bluttriefendes Schwert ist, das einen angstverzerrten Kopf nach dem anderen, wie sie da am Ziffernblatt vorstehen, unbarmherzig niedersäbelt, oder mit der „Macht" — ein seehundähnlich gestaltetes riesiges Ungeheuer, das auf dem mit Skeletten, Schädeln, Knochen besäten Erdball lastet. Grausig ist auch der „Angstschrei": ein vom Pfeil tödtlich getroffenes Thier vom Katzengeschlecht, dessen Qualen zwei Aasgeier von einem Ast aus stumpfsinnig zusehen, des Augenblickes gewärtig, wo sie über den Cadaver herfallen können. Man glaubt den Schrei zu hören, den das todtwunde Thier ausstößt. Denn das ist's — etwas dämonisch Zwingendes und Bezwingendes geht von diesen Phantasien und Symbolen aus. Nicht bloß, weil sie an und für sich, als Gedanke, grausig sind, sondern weil das auch die Ausdrucksmittel sind. Die Klinger'sche „Zeit" in „Zeit und Ruhm" gleitet im Vergleich zu Kubin's „Krieg" wie ein holdes Mägdelein dahin, und auf Stuck's gleichnamigem Bilde nimmt sich der symbolische Reiter wie ein harmloser Spazierreiter aus .... Von solcher Phantastik sind auch die übrigen Blätter: „Die Epidemie", „Der Hunger", „Die Pest", „Das Grausen", „Das Schicksal". Von der „Geburt des Menschen" an, wo ein riesiges Schalthier mit seinen furchtbaren Zangenscheeren die Kindlein in's graue Nichts hineinschleudert, bis zu seiner letzten Stunde, wo der Tod als „bester Arzt" an's Lager tritt, der Erlöser von den Qualen, die dem Künstler das Leben sind — eine gleiche Stimmung Alles beherrschend. Und am Schlusse dann das Nirwana, die große, unendliche Wüste, unter nachtdunklem Himmel und mitten drin riesengroß und unvergänglich ein Sphinx als Verkörperung eines unerbittlichen „Versunken — Vergessen", in dem Alles vergeht, außer der Ewigkeit selbst ....

Etwas Dämonisches und etwas Visionäres liegt in diesen Blättern, in denen Landschaft und Figürliches, Idee und Ausdruck immer großartig zusammenstimmt und Alles im Ganzen so erstaunlich kühl überlegend und sicher zugreifend geformt wird. Es ist wirklich, als zeichnete der Künstler nur im Traum erlebte Visionen mit der Treue eines mechanischen Apparates nach .... Und doch ist Alles Schöpfung wacher Phantasie eines Künstlers von größter Eigenart.

*) „Alfred Kubin", Herausgeber Hans von Weber, München 19, Romanstr. 26 (Preis 20 Mk., Luxusausgabe, auf Japanpapier, numerirt 35 Mk.).

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Ueberjüngling.

Eine Momentaufnahme aus dem modernen Familienleben.

Von Theodor von Sosnosky.

Personen:

Die Mutter.
Der Sohn, zwanzig Jahre alt.

Ort: Eine Sommerfrische im Gebirge.
Zeit: Ein Sommernachmittag.

Sohn (in hochmodernem, lichtem Sommeranzug auf dem Sopha liegend und eine Cigarette rauchend, gähnt laut und ohne den Mund zu bedecken): Herrgott, fad ist's heut' wieder! Rein zum hinwerden! ... Und die Uhr will nicht vom Fleck! Erst halb sechs! ... Scheußlich, so was!

Mutter (über eine Handarbeit gebeugt, mit sanftem Vorwurf): Du solltest Dich mit Etwas beschäftigen, Emil! Dann würde Dir die Zeit schon vergehen.

Sohn (wegwerfend): Möcht' wissen, mit was!

Mutter (wie früher): Aber Emil! Es giebt doch so viel, was Du thun könntest!

Sohn (unehrerbietig, fast drohend): Mir scheint gar, das soll eine Anspielung auf's Lernen sein? ...

Digitized by Google

Mutter: Schaden thät's Dir wirklich nicht, lieber Emil!

Sohn: Aber langweilen thät's mich!

Mutter (seufzend): Leider!

Sohn (ungezogen): Warum denn leider? Du sagst das ja, als ob's das größte Unglück wär'!

Mutter: Ja weißt Du, Emil, ein Glück ist's grad' nicht! Bedenk' doch nur: im Herbst sollst Du die Prüfung machen, und Du hast noch so wenig gelernt!

Sohn: Was liegt denn d'ran?!

Mutter: Das kannst Du noch fragen?!

Sohn (frech): Ja, das frag' ich.

Mutter: Du wirst die Prüfung nicht bestehen können!

Sohn: Dann mach' ich sie halt nicht.

Mutter (vorwurfsvoll): Wie kannst Du so Etwas sagen, Emil? Hast Du denn gar keinen Ehrgeiz?

Sohn: Ehrgeiz?! Für das dumme Jus? ... Nein, den hab' ich nicht im Geringsten.

Mutter: Was wird denn der Papa dazu sagen!?

Sohn: Das ist mir ganz Wurst!

Mutter: Emil!

Sohn (grob): Was denn?

Mutter: Wie kannst Du so reden?!

Sohn: Ist nur die Wahrheit.

Mutter: Traurig genug!

Sohn (barsch): Was ist denn da wieder traurig dabei? Soll ich dabei unglücklich sein, wenn der Papa anderer Ansicht ist als ich?

Mutter: Jedenfalls sollte Dir's nicht gleichgiltig sein. Und wenn Du's schon dem Papa nicht zu Liebe thun willst, so solltest Du's wenigstens mir zu Liebe thun.

Sohn (unmuthig): Bitt' Dich, hör' mir mit diesen Sachen auf und verdirb mir die Laune nicht! Gut ist die so wie so nicht! ... Sag' mir lieber, was ich machen soll, um diese schauderhafte Langweil' umzubringen!

Mutter: Ich hab' Dir's ja schon gesagt.

Sohn (wie früher): So laß mich doch mit dem gottverdammten Jus aus! Das thu' ich nicht. Weißt Du denn nichts Anderes als immer nur das blöde Büffeln?

Mutter: So lies Etwas!

Sohn (gedehnt): Lesen? ... Was denn? Ich hab' ja nichts Ordentliches.

Mutter: So bitt' den Papa um ein Buch! Er hat sehr interessante Werke.

Sohn (höhnisch): Das kann ich mir denken! Du glaubst doch nicht im Ernst, daß ich diese botanischen Scharteken lesen soll oder so was.

Mutter: Nein, das glaub' ich nicht; ich weiß ja leider, daß Du dafür keinen Sinn hast. Aber der Papa hat auch einige sehr interessante Reisewerke.

Sohn: Reisewerke! ... Könnt' mir einfallen! Die soll er sich nur behalten! Was geh'n denn mich die Congoneger und diese ganze schwarze und braune Bagage an und die wilden Viecher alle! Ueber so was bin ich hinaus!

Mutter: So lies den Roman in „Ueber Land und Meer"; er ist sehr schön ... von Ompteda ist er.

Sohn (gedehnt): Ist er pikant?

Mutter: Pikant? ... Nein, aber ...

Sohn (einfallend): Dann pfeif' ich drauf. Ueberhaupt diese Familienblätter — lauter Schund! ... Wenn ich wenigstens einen französischen Roman da hätt'! ... Freilich auch die heißen nicht viel! Mir noch viel zu zahm, wenigstens in der Uebersetzung.

Mutter (mit feinem Spott): Warum hast Du nicht französisch gelernt, dann könntest Du diese Sachen im Original lesen.

Sohn (ärgerlich): Kommst Du mir schon wieder mit dem verfluchten Lernen! Als ob man nur zum Lernen auf der Welt wär'! Nicht einmal in den Ferien hat man davor Ruh'! Zum Kuckuck hinein! Ich will mich jetzt unterhalten und nichts sehen und hören vom Lernen. Mir wird immer ganz übel, wenn Du oder der Papa mir damit kommen, so ekelhaft ist's mir!

Mutter (seufzend): Leider!

Sohn (grob): So hör' doch schon auf mit Deinem ewigen Leider und Deinem Seufzen! Das ist rein zum davonlaufen! (Es tritt nun eine lange Pause ein, während welcher die Mutter mit trauriger Miene an ihrer Arbeit schafft und der Sohn Rauchringe gegen den Plafond bläst.)

Sohn: Herrgott, jetzt ist's erst drei Viertel! Ich hätt' geglaubt, es müßt' schon mindestens eine Stund' vorüber sein ... Das ist ja nicht zum Aushalten in dem Nest! Da krepirt man ja vor Langweil!

Mutter: Wenn Du nichts thun willst, glaub' ich's gern, daß Dir die Zeit so lang wird. Schau den jungen Heilinger an: der klagt nie über Langweil'. Der weiß sich immer zu beschäftigen.

Sohn (sich aufrichtend, und den Cigarettenstummel in die Zimmerecke schleudernd, mürrisch): Den Heilinger! ... Ich bitt' Dich, laß mich nur mit dem aus! Den Kerl kann ich nicht schmecken.

Mutter: Da thust Du ihm sehr unrecht, denn er ist ein sehr sympathischer, ordentlicher junger Mann. Er ist ...

Sohn (mit ärgerlichem Hohn einfallend): ... sehr brav und anständig, lernt sehr fleißig, macht seine Prüfungen mit Auszeichnung und so weiter und so weiter ... Ich kenne die Litanei schon auswendig ... hör' sie ja oft genug! Das ist mir aber Alles ganz Wurst, er ist doch ein ekelhafter Kerl, g'rad darum! Solche Büffler und Stubenhocker kann ich nicht ausstehen. Den darfst Du mir nicht vorhalten! ... Soll ich vielleicht auch zur Unterhaltung stundenlang im Wald liegen oder endlose Schachpartien machen wie dieser Trottel? Das ging' mir ab!

Mutter (nach einer Pause): So schau den Rank an! Der ist doch sicher kein Büffler und Stubenhocker und ein lustiger Bursch. Der hat mir erst neulich gesagt, daß ihm die Ferien viel zu schnell vergehen und daß er sich von einem Tag auf den andern freue ...

Sohn (verächtlich): Mein Gott, der! ... Der ist doch nur ein dummer Bub'!

Mutter: Das macht nichts ... dumm ist er übrigens nicht im Geringsten, im Gegentheil! ... Er lernt ja freilich auch sehr wenig, aber er hat nie Langweil'. Er radelt ...

Sohn (einfallend): Ist mir zu fad!

Mutter: ... Er macht schöne Bergtouren. Er kennt schon fast die ganze Gegend hier ...

Sohn: Noch fader!

Mutter: Er rudert und schwimmt ...

Sohn: Am fadesten! ... Der Kerl hätt' ein Fisch werden sollen! ... steckt ja den halben Tag im Wasser ... spaßiger Gusto!

Mutter: Versuch's nur einmal, lieber Emil, raff' Dich auf, und mach' eine kleine Bergpartie. Es würde Dir sehr gut thun. Die herrliche Luft, die wundervolle Natur, die gesunde Bewegung ... Alles zusammen ... Du würdest ein anderer Mensch werden ...

Sohn (spöttisch): Danke bestens! Die Luft ist auch herunten ganz gut, und auf die Natur pfeif' ich! Was hab' ich denn von ihr?! Grüne Bäume, einen blauen Himmel und kahle Felsen! Das seh' ich von da unten auch. Da brauch' ich doch nicht erst hinaufzukraxeln, mich abzuschwitzen und hundsmüd zu machen! Den Unsinn mach' ich nicht mit. Die ganze Bergfexerei kann mir gestohlen werden.

Mutter: Die Bergfexerei mag ich auch nicht, aber wenn man mit Maß und Vernunft Bergtouren macht, so ist das noch lange keine Fexerei. Könnt' ich nur, ich wär' gleich dabei! Aber meine Brust kann's leider nicht vertragen ... Und es ist gar nicht so mühsam, wie Du glaubst. Schau, der Papa ist doch kein starker Mann, und die Partien greifen ihn gar nicht an; im Gegentheil: sie thun ihm gut.

Sohn: Dann soll er sie nur machen! Ich thu's nicht.

Mutter: Ja, wenn Du gar nichts thun willst, dann ist's freilich schwer, dann darfst Du Dich aber auch nicht beklagen, wenn Du Dich langweilst.

Sohn (nach einer Pause): Wenn wenigstens die Sennerinnen hübsch wären, dann ging's ja noch an. Aber die sind ja nur in den Romanen hübsch, in Wirklichkeit sollen's häßliche, alte Ludern sein.

Mutter (mit sanftem Vorwurf): Man geht doch nicht wegen der Sennerinnen auf die Berge.

Sohn (spottend): ... sondern wegen der schönen Natur! Weiß schon, die kann mich aber gern haben, die schöne Natur! Die ganze Naturbewunderung, das ist ja doch Alles nur leerer Schwindel, das bilden sich die Leut' nur ein.

Mutter (unmuthig): Ich bitt' Dich, Emil, red' nicht so! Weil Du es nicht kennst und verstehst — leider Gottes! — so darfst Du deßhalb darüber noch nicht schimpfen und spotten, wenn es anderen Menschen Freude macht. Vielleicht — ich wünsch' es und hoff' es sogar —, wird auch für Dich noch die Zeit kommen, wo Du das begreifen und nicht verstehen wirst, wie Du einmal darüber hast spotten können.

Sohn (überlegen thuend): Das bezweifl' ich!

Mutter: Es wär' sehr traurig, wenn Du recht hättest!

Sohn: Für mich nicht!

Mutter: Aber für mich!

(Längere Pause.)

Sohn: Wenn man wenigstens Tennis spielen könnt'! Aber nicht einmal das kann man in diesem gottverfluchten Nest! Gestern frag' ich dieses Fräulein Pichler oder Pechler, oder wie sie schon heißt, ob sie gerne Tennis spielt, und was sagt die dumme Gans darauf: sie kennt's nicht! ... Nicht Tennis spielen können! So was! Und diese Person ist aus Wien und thut furchtbar gebildet! ... Auch die kleine Hopp hat, scheint mir, nur sehr dunkle Begriffe vom Tennis ... Ueberhaupt die Mädels hier! ... Eine gräuliche G'sellschaft!

Mutter: Das kann ich nicht finden. Die Frieda Janotta ist ein sehr nettes Mädel, auch sehr hübsch ...

Sohn: Uebel ist sie nicht, aber so fad! ... Alles nimmt sie gleich krumm, und dann wird sie saugrob.

Mutter: Wenn sie grob ist, wird sie schon wissen, warum ...

Sohn: Ich kann so zimperliche Gredln, die keinen Spaß verstehen und so unschuldig thun, nicht leiden. Lauter Schwindel! Man kennt ja die Weiber! ... Rein lächerlich so was! ...

Mutter: Die Weiber magst Du ja kennen, Emil — schlimm genug, wenn's wirklich der Fall ist! — aber die anständigen Frauen kennst Du nicht, sonst würdest Du anders reden.

Sohn: Bitt' Dich, hör' mir nur mit den sogenannten anständigen Frauen auf! Die giebt's nicht!

Mutter (bitter): Also bin auch ich nicht anständig?

Sohn (betroffen): Pardon! Das hab' ich natürlich nicht gemeint.

Mutter: Siehst Du! Und ich bin nicht die Einzige, das darfst Du mir glauben.

Digitized by Google

Sohn (spöttisch): Na, Viele giebt's nicht!

Mutter (mit leisem Spott): Woher hast Du denn solche Erfahrungen mit Deinen zwanzig Jahren?

Sohn (gereizt): Als ob man ein Methusalem werden müßt', bis man die Weiber kennt! Das ist auch so ein blödes Vorurtheil, daß man, wenn man jung ist, nichts versteht. So was ist einfach lächerlich! G'rad' wir Jungen wissen und sehen Alles besser, weil wir uns Alles leichter merken und noch nicht vertrottelt sind.

Mutter (bitter): Du bist heute sehr artig, das muß man Dir lassen!

Sohn (ärgerlich): Wenn Du Alles gleich auf Dich beziehst, kann man überhaupt nicht reden. Aber das ist so recht Frauen-Manier! Gleich Alles persönlich nehmen und sich nie zu einem höheren Standpunkt aufschwingen! . . .

(Längere Pause.)

Sohn: Ich möcht' nur wissen, warum sich der Papa g'rad auf dieses öde, gottverlassene Nest da capricirt hat! Es ist ja nicht zum Aushalten hier!

Mutter: Aber Du weißt doch, der Papa will und muß Ruhe haben, dafür ist hier gerade der rechte Ort.

Sohn: Dafür ja, aber auch für die scheußlichste Langweil'! . . . Ich find' das sehr egoistisch vom Papa, daß er uns hierher geschleppt hat. Er kann ja hingehen, wohin er will! Aber warum sollen denn auch wir mit?

Mutter (verweisend): Das ist doch klar: wo der Papa ist, dort gehen auch wir hin, ich bin doch seine Frau und Du sein Sohn! Siehst Du das nicht ein?

Sohn: Nein, das seh' ich ganz und gar nicht ein. Was ihm recht ist, braucht doch nicht auch uns recht zu sein!

Mutter (einfallend): Mir ist's recht!

Sohn: Mir aber nicht! Ich will mich unterhalten und das Leben genießen und nicht vor Langweil' zu Grund' gehen! Darauf hat der Papa Rücksicht zu nehmen, und ich hab' ein Recht, es zu verlangen. Ich bleib' nicht länger in diesem ekelhaften Nest, ich will wo anders hin, wo Leben und Zerstreuung ist. Am liebsten in ein Seebad oder wenigstens nach Ischl, Gmunden oder so was.

Mutter: Darauf wirst Du wohl verzichten müssen.

Sohn (barsch): Warum?

Mutter: Weil der Papa Dir das Geld dazu nicht geben wird.

Sohn (höhnisch und zornig): Natürlich! . . . Das liebe Geld! . . . Um das thut ihm immer leid! Am liebsten möcht' er sich in sein Geld einwickeln.

Mutter (vorwurfsvoll): Emil! Wie kannst Du von Deinem Vater so sprechen!?

Sohn: Warum soll ich's denn nicht sagen?! Es ist ja die Wahrheit. Der Papa ist ein Knauser, der seinen Sack nie aufmachen will.

Mutter (streng): Emil, Du versündigst Dich! Der Papa hat für Dich schon so viel gethan, viel mehr, als Dir und uns gut war, und das ist der Dank dafür!

Sohn (höhnisch): Ich hab' nichts gemerkt von dieser Freigiebigkeit.

Mutter (erregt): Wie kannst Du das sagen!? Erst im Frühjahr hat der Papa für Dich Schulden gezahlt!

Sohn: Mein Gott, die paar Gulden!

Mutter: Die paar hundert Gulden, willst Du wohl sagen.

Sohn: Also meinetwegen, die paar hundert Gulden; ich hab' mir das nicht so gemerkt. Ich schau' nicht jeden Kreuzer an, wie der Papa.

Mutter (wie früher): Nein, das thust Du nicht, davon wissen wir etwas zu erzählen! Und wenn Du's nicht bald lernst, dann wirst Du uns noch an den Bettelstab bringen.

Sohn (mit wegwerfender Geberde): Geh! Geh! Komm mir nur nicht mit solchen Theaterphrasen! Bettelstab! . . . Lächerlich! . . . Glaubst Du denn, ich bin ein kleines Kind, das nicht weiß, ob seine Eltern Geld haben oder nicht? Glaubst Du, ich weiß nicht, daß der Papa ein sehr anständiges Einkommen hat und sehr wohl zahlen kann?

Mutter (einfallend): Ein anständiges gewiß, aber nicht so viel, daß Du das Geld zum Fenster hinauswerfen kannst, und dann weißt Du doch: der Papa ist kränklich, alle Jahr wird ihm sein Amt schwerer, lang wird er's nicht mehr ausüben, wenn er nicht zusammenbrechen will, und dann ist's aus mit dem schönen Einkommen.

Sohn: Na, ich mein', bei seiner Knauserei muß er sich doch schon genug erspart haben, um davon zu leben! Und schließlich hast Du doch auch ein Vermögen in die Ehe gebracht! Das wird ja wohl auch nicht kleiner geworden sein. Ich glaub', da kann ich mir schon was erlauben!

Mutter: Du vergißt nur, daß Du auch Schwestern hast.

Sohn (wegwerfend): Ah was! Die! . . . Die sind ja verheirathet! Die brauchen's nicht!

Mutter: O, die brauchen's sehr! Du weißt doch, wie knapp es der Elsa geht.

Sohn (achselzuckend): Warum war sie eine so dumme Gans und hat den Hungerleider geheirathet! Ist ihre Schuld, wenn sie jetzt nichts zu nagen und zu beißen hat! Was geht das mich an? . . . Soll ich vielleicht darum darben und auf Alles verzichten? Dazu hab' ich nicht die geringste Lust!

Mutter (gekränkt, mit bebender Stimme): Was Du da sagst, Emil, das kannst Du nicht verantworten. Wir, und Dich darben lassen! . . . Und das sagst Du mir, Deiner Mutter, die Alles, Alles für Dich thut, die Zeitlebens viel, viel zu gut mit Dir war — ich bereu's jetzt tief, weil's nicht zu Deinem Besten war — mir sagst Du's in's Gesicht! . . . Wenn Dich Gott nur nicht einmal furchtbar dafür straft!

Sohn (verächtlich): Fürcht' mich nicht, den giebt's ja nicht!

Mutter: O! den giebt's! . . . Daß Du so . . . mit mir . . . bist, das ist seine Strafe dafür, weil ich mit Dir so nachsichtig war . . . (bricht in heftiges Schluchzen aus).

Sohn (erhebt sich vom Sopha, unwirsch): Herrgott, das auch noch! . . . Immer diese verfluchten Scenen! . . . Du weißt doch . . .

Mutter (erhebt sich rasch, unter Thränen): Ich geh' schon . . . ich geh' schon (eilt schluchzend aus dem Zimmer).

Sohn (die Hände in den Hosentaschen auf- und abgehend, für sich): Ekelhaft! . . . Immer gleich diese Heulerei! . . . Man wird bald nichts mehr reden dürfen! . . , Wenn ich nur fort könnt'! . . . Das ist ja nicht zum Aushalten . . . Aber ohne Geld? . . . Geht nicht . . . Wenn mir nur wer was pumpen thät'! . . . Vielleicht drück' ich's dem Alten doch heraus . . . ich droh' ihm halt, daß ich mich umbring' . . . Vielleicht hilft das? . . . (er ist indessen am offenen Fenster stehen geblieben und blickt hinaus. Wird plötzlich aufmerksam): Wer ist denn Die da? . . . Hab' ich noch nicht gesehen . . . scheint nicht übel zu sein . . . jetzt schaut sie herauf . . . Uj, . . . ist die schiech! . . . so was? Und von Weitem hat's der Broni vom Seewirth gleich gesehen . . . Die Broni . . . das ist ein fescher Kerl! . . . Die muß ich kriegen! . . . Ich geh' jetzt zum Seewirth . . . wenigstens hab' ich 'was zu thun . . .

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der reine Mann. Schwank in vier Acten von Felix Dörmann. (Neues Theater.)

Es muß viel Humor in der Welt geben, schon weil so viele Menschen von ihm sprechen und weil so viele Schriftsteller sich humoristisch bethätigen. So wird von Rudolf Rittner erzählt, daß er einen Schwank geschrieben und irgendwo in Berlin habe aufführen lassen — von demselben Rudolf Rittner, den ich, zuletzt nach der Première von Dreyer's „Thal des Lebens", für den humorlosesten Menschen der Moderne gehalten habe. Neben dem Schauspieler Rittner zeigte Felix Dörmann aus Wien sein komisches Können. Dörmann ist wer, Dörmann hat erotische Lyrik geschrieben, die ihn zum deutschen Verlaine macht. Auch sonst ist er hochbegabt für Sumpf-Botanik. Leider sind ihm günstige Kritiken zu sehr in den Kopf gestiegen. Deßhalb versuchte er etwas ganz Neues, nämlich den literarischen Schwank zu schaffen. Und zwar so:

Man spricht immer von der männlichen Forderung, daß das Mädel keusch und rein sei — warum soll ein Mädel nicht auch 'mal den reinen Mann fordern? Björnson hat das Thema bereits behandelt. Die Sache ist also literarisch. Damit sie gleichzeitig ein Schwank bleibt, ersinnt Felix Dörmann geistreiche Scherze. Ein reines Mädel — na ja, das ist eine, die sich fleißig wäscht, bemerkt ein Kleiner von den Seinen. Der jungen Dame, die sich auf den keuschen Junggesellen versteift, redet die ganze Hôtelgesellschaft einen bekannten Lebemann als den Ersehnten auf. Nachdem der Lebemann den Spaß etliche Zeit lang mitgemacht hat, verliebt er sich in das Spaß-Object. Seine Unberührtheit wird indeß von den Eingeweihten wie von der naiven Jungfrau selbst, die sich ihr Ideal nicht rauben lassen will, mit Zähigkeit vertheidigt, so daß er sich nicht offenbaren darf. Zum Glück greift der Theatergott ein. Das weiße Dämlein belauscht eine Auseinandersetzung zwischen dem Unbefleckten und einer seiner zahllosen Verehrerinnen von ehedem. Da erbarmt sich ihr liebendes Herz des Gefallenen, und sie nimmt sich seiner für alle Zukunft an. Zuweilen scheint es, als beabsichtige Dörmann eine echte Satire; zuweilen riskirt er Anläufe zur Charakterkomödie. Im selben Augenblick aber schlägt er auch schon solch' albernen Circus-Clown-Purzelbaum und erniedrigt sich so tief zum schalen Possenreißer, daß man seine paar guten Absichten vergißt. Der Wiener hat das Publicum von allen Seiten packen und mit allen Mitteln bearbeiten wollen; kein Wunder, daß keins ausgiebig genug war und jedes versagte. Es ist ein ruheloses Hin und Her, dem doch die carnevalistische Ausgelassenheit des wirklichen Schwankes völlig fehlt und in dessen gequälte Witze immer gerade zur Unzeit der überlegene Poet hineinguckt. Am Ende langweilt die geschraubte Stylosigkeit, das bunte Zuvielerlei. Durch Reinheit zur Einheit! ist ein schönes Wort. Dörmann's reiner Mann hat es leider nicht zu beherzigen verstanden.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Neu erschienen und durch alle Buchhandlungen aus dem Verlage G. Grimm in Budapest zu beziehen:

Claudine's Schuljahre von Willy
Claudine in Paris von Willy
Claudine's Ehe von Willy

Jeder Band 3 Mark

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.
Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.
Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Magen-Leiden
Darm-Leiden
Durchfall
Blutarmut
Bleichsucht

Bei

wird

Hausens Kasseler Hafer-Kakao

als hervorragend wohlthuendes und leicht verdauliches Kräftigungsmittel von mehr als 10000 Aerzten ständig verordnet.

Nur echt in blauen Cartons à 1.00 Mk., niemals lose.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.
X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 *M.*

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** *M.* 3,—.
Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.**
Letzteres gilt auch von:
Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.
Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Hervorragendstes Festgeschenk:
Felix Dahns sämtl. poetische Werke.
Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.
In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.
Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.
Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 28. Februar 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Am Aschermittwoch. Von Caliban. — Graf Crailsheim und unsere Diplomatie. Von * * *. — Aerzte und Kurpfuscher. Von Dr. Alphons Fuld (Mombach-Mainz). — Die neueste Volkszählung in Irland. Von Karl Blind. — **Literatur und Kunst.** Von den Ursachen der gegenwärtigen Culturstockung. Von Eduard Engels (München) — Ellen Key. Von Anna Brunnemann (Dresden). — Ein anderer Armer Heinrich. Von Max Kempff. — **Feuilleton.** Cagni's Schlitten-Expedition zum Nordpol. II. — **Aus der Hauptstadt.** Politisches Tagebuch. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Anzeigen.

Am Aschermittwoch.

„Aber andererseits laßt uns nicht blind festhalten an veralteten, wissenschaftlich überwundenen Dogmen, etwa gar aus Angst, es möchte hierdurch unser Gottesglaube und wahrhafte Religiosität Schaden leiden! Bedenken wir, daß alles Irdische in lebendigem Fluß ist, Stillstehen gleichbedeutend mit Tod. Schauen wir hin auf die gewaltige pulsirende Kraft, mit welcher die deutsche Reformation große Nationen der Erde auf allen Gebieten menschlicher Arbeit, menschlichen Fortschrittes erfüllt! Aber auch die Reformation ist nur eine Etappe auf dem Wege zu dem uns von Gott und in Gott gesteckten Ziele der Wahrheit. Ihm streben wir nach in Demuth, aber mit allen Mitteln der freien Forschung der Wissenschaft, freudig uns bekennend zu der von hoher Warte mit Adlerblick geschauten und hochgemuth aller Welt kundgegebenen Loosung der Weiterbildung der Religion."

So hatte Professor Delitzsch, die plötzlich erstandene Leuchte menschheiterlösender Wissenschaft, vor des Kaisers Majestät ausgerufen. „Weiterbildung der Religion" — das war die höflich-höfische Verneigung des Gelehrten vor dem Monarchen, der unter'm entflammenden Eindruck babylonischer Enthüllungen das kühne Wort geprägt hatte. Wie Thauwind kam es vom Mittag her. Krokusgleich sproßten tausend Leitartikel auf, die Wilhelm II. für die freisinnige Theologie reclamirten. Längst schon war es bekannt, welch' freundliche Empfindungen er für Harnack, den aufgeklärten Feind Stöcker's hegte, und nun gar spendete er dem radicalen Umstürzler Delitzsch, dem Vernichter der zehn Tafeln, begeisterten Beifall, bekannte sich feierlich zu der Anschauung, daß es eine Weiterbildung der Religion gebe. Damit hatte der Berliner Liberalismus endgiltig gesiegt, und er nahm es in seiner Freude sogar geruhsam hin, daß durch die Ehrenrettung und Erhöhung Babylons „viel vom Nimbus des auserwählten Volkes verloren" ging. Siemens und Ballin waren die ersten Wegweiser der neuen Aera gewesen; zu den Finanz- und Handelsministern gesellte sich nun die Cultusexcellenz. Es hallte ringsum von Nachtigallengejauchz, und betäubender Lenzduft strich durch die Thiergartenstraße.

Gutmüthige Narren, die sich immer wieder betrogen sehen, weil sie immer wieder betrogen werden wollen. Die leicht entzündliche Begeisterung des impulsiven Herrschers hatte Feuer gefangen an der ihn überraschenden Offenbarung, daß das Alte Testament kein letztes Quellenwerk, sondern zum großen Theil Entlehnung und Plagiat wäre. Professor Delitzsch hatte Gedanken in's Laienpublicum geschleudert, die bei Fachleuten zwar seit Langem gang und gäbe, die aber doch leuchtkräftig und verblüffend genug sind, um den Uneingeweihten hinzureißen. Später ist der Kaiser von seiner Ueberschätzung der professoralen Weisheit zurückgekommen. Rasche Aufnahme und Assimilirung alles Neuen und ironische Kritik liegen bei ihm dicht neben einander. Derselbe Delitzsch, der ihm kurz nach einem glänzenden Vortrage als Heros und Künder neuer Erkenntniß erschien, derselbe Professor sinkt im Handumdrehen von dem Piedestal hinab. Nun ist Wilhelm II. wieder ganz Kaiser. Nun weist er, burschikosfreundlich in der Form, doch mit sarkastischer Schärfe in der Sache, den Versuch zurück, der offenbarten Heilandsreligion assyriologisch zu kommen. Er zeigt dem Gelehrten mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit die Grenzen seines Wirkens und tadelt es entschieden, daß er andere Ueberzeugungen „anrempele". Gleichzeitig geht er selber daran, sich ernsthaft mit dem Problem aus einander zu setzen. Man darf in dem kaiserlichen Brief wohl den Niederschlag eingehender theologischer Gespräche, daneben aber auch die eigene Herzensmeinung erkennen. Gerade der Umstand, daß die Ideengänge des Handschreibens sich zuweilen kraus gestalten und daß der Beweisführung, die mathematisch entschiedene Folgerichtigkeit fehlt, gerade das erweckt die feste Vermuthung, der Monarch habe sich im Gewissensdrange alle Unklarheit von der Seele schreiben, habe selbst wieder eine feste Stellung zu dem Problem gewinnen wollen. Es ist zwecklos, in einer politischen Betrachtung auch nur ein Wort über das Problem selbst zu verlieren. Bedeutungsvoll bleibt allein das neue und interessante Material, welches der Vorfall für die psychologische Ergründung und Beurtheilung Wilhelm's II. lieferte. Im Uebrigen trägt der lenzahnende Ballinismus die Kosten des Handels. Mit schwerem Aschermittwochskater büßt er dafür, daß er Anderen ein ausgiebiges Faschingsvergnügen bereitete.

Caliban.

Digitized by Google

Graf Crailsheim und unsere Diplomatie.

Von * * *.

Von welchem Gesichtspunkt man auch die Entlassung des Grafen Crailsheim aus der leitenden Stellung in München betrachten möge, darüber wird heute Niemand mehr im Zweifel sein, daß die letzte Veranlassung dazu die berühmte Swinemünder Depesche gegeben hat. Sie war sicherlich von der besten Absicht eingegeben und konnte als Ausdruck der Gesinnung eines kunstfrohen, aufgeklärten Fürsten gelten. Wäre ihr Inhalt nicht in dieser Form, sondern etwa in Gestalt eines vertraulichen Briefes des Kaisers an den ihm befreundeten bayerischen Prinzregenten kundgegeben worden, so hätte ein späterer Geschichtsschreiber, der in den Archiven davon Kenntniß nahm, ohne Zweifel daraus nur den hochherzigen Sinn eines vielseitigen Monarchen folgern können. So wie der Vorgang erfolgt ist, war er aber nur ein neuer Beweis, daß das Gebiet der Politik kein Feld für temperamentvolle Bekundungen ist, und ferner, daß auch der klügste Monarch bei der im ersten Augenblick nicht immer übersehbaren Tragweite seiner Entschließungen gut thut, die zuständigen Berather wenigstens anzuhören. Er hat dann immer noch die Möglichkeit, seiner Eingebung zu folgen, aber er wird über die Folgen seines Handelns unter allen Umständen klarer sehen können, als ohne Mitwirkung sachverständiger Männer. Ueber diese Dinge ist mancherlei in den Verhandlungen des Reichstags gesagt worden, und der allgemeine Eindruck dabei ist der gewesen, daß Graf Bülow bei allem Bemühen, das Telegramm als unverfänglich hinzustellen, doch dessen Veröffentlichung als unerwünscht erachtet hat. Es ist ja auch inzwischen in weiteren Kreisen bekannt geworden, daß die öffentliche Preisgabe durch das Wolff'sche Telegraphen-Bureau in der Abwesenheit des Kanzlers durch einen in politischen Dingen und besonders in der innerdeutschen Politik wenig erfahrenen Vertreter erfolgt ist. Das Unglück war nun einmal geschehen, und die Leitung unserer auswärtigen Geschäfte hatte nun die Aufgabe, dem damit entstandenen Verdacht, mochte er begründet oder geheuchelt sein, den Boden zu entziehen. Klare Beurtheiler hatten von Anfang an voraus gesehen, daß das Kaisertelegramm ein prächtiges Mittel sei, um gewissen reichsfeindlichen Elementen als Waffe in ihrem Kampfe gegen vermeintliche Berliner Uebergriffe zu dienen. Um so vorsichtiger hatte die verantwortliche Leitung des Reichs fernerhin zu manövriren, um die völlige Grundlosigkeit jener bösartigen Anschuldigungen, als dächte man in Berlin an eine Verkümmerung der sonderstaatlichen Rechte, darzuthun. In gewissen Theilen des bayerischen Volkes — und sie sind keineswegs so gering, wie die officiöse Presse in Norddeutschland glauben machen will — besteht nun einmal der Verdacht, daß der Kaiser die Neigung habe, über die ihm verfassungsmäßig zugewiesene Sphäre hinauszugreifen und damit an die bayerische Selbstständigkeit zu rühren. Dieser Verdacht ist vollkommen grundlos, und ebenso kann keinem Einzigen unter den vier Kanzlern, die bisher die Geschäfte des Reichs geführt haben, der Vorwurf gemacht werden, daß sie nicht in aller Loyalität mit dem zweitgrößten Bundesstaate jeder Zeit verfahren wären. Aber gewisse bayerische Kreise sind nun einmal nicht zu bekehren, und ultramontane Hetzer, die aus der Erregung der Massen ein Gewerbe machen, suchen gierig jeden scheinbaren Anlaß auf, um damit Stimmung gegen das verhaßte protestantische Kaiserthum zu machen. Angesichts dieser Verhältnisse muß es überraschen, daß die preußische auswärtige Leitung den eben begangenen und sogar eingestandenen Fehler wiederholt hat.

Graf Crailsheim hat sich durch den Lärm der clericalen Presse und der von ihr getragenen Partei im Abgeordnetenhause in seiner festen Ueberzeugung, daß die Swinemünder Depesche lediglich ein Zeichen wohlwollenden Interesses des Kaisers für seinen Souverän sei, nicht einen Augenblick erschüttern lassen. Die ostensible Art, wie der bayerische Gesandte in Berlin den Reichskanzler nach seiner Rechtfertigungsrede im Reichstage beglückwünschte, ließ schon darüber keinen Zweifel. Der bayerische Ministerpräsident hat aber auch außerdem dieser seiner Ueberzeugung dem preußischen Gesandten in München gegenüber Ausdruck gegeben. So viel sich nun aus den mannigfaltigen Erörterungen der Münchener Blätter über diesen Vorgang mit ziemlicher Sicherheit entnehmen läßt, hat Graf Crailsheim dabei zwar seine Genugthuung mit der Aufklärung des Reichskanzlers, nicht aber in gleichem Maße mit der Depesche selbst, die ihm in jedem Falle bei Lage der schwierigen Parteiverhältnisse im Lande, nur unerwünscht sein konnte, geäußert. Und wie dem auch sei, man hätte bei uns sich aus der früheren Indiskretion die Lehre ziehen sollen, mit der Veröffentlichung solcher diplomatischen Liebenswürdigkeiten vorsichtig zu Werke zu gehen. Graf Pourtalès kennt offenbar noch nicht die Unebenheiten des Münchener Bodens, auf dem er sich eben erst wohnlich eingerichtet hat. Aber der Berliner Mißgriff hätte ihn doch vor den Confidenzen, die er den „Münchener Neuesten Nachrichten" nach deren eigenem Geständniß gemacht hat, bewahren sollen. Diese Indiscretion — denn eine solche kann man sie heute nennen — hat den letzten äußeren Anstoß zu dem Abgang des bayerischen Ministerpräsidenten gegeben. Denn jetzt brach die clericale Presse mit der Beschuldigung los, der Minister fordere geradezu zur Einmischung des Reichsoberhauptes in die inneren Landesverhältnisse heraus. Ich kann diese Vorgänge nur mit lebhaftem Bedauern constatiren, um so mehr als sie nicht vereinzelt dastehen und auf eine Lockerung in unseren diplomatischen Verhältnissen hindeuten. Ich beobachte seit einiger Zeit eine Neigung unserer auswärtigen Vertreter, sich mit ihrer Persönlichkeit ohne Noth vorzudrängen und Unvorsichtigkeiten zu begehen, von denen unsere Diplomatie früher frei blieb. Die an's Unglaubliche grenzende Naivität, mit der z. B. der deutsche Geschäftsträger in Washington die Bismarck'sche Tradition öffentlich für ganz „antiquirt" erklärt, die Art, wie der Gesandte von Mumm in Luxemburg und Tientsin über die inneren Verhältnisse seines Amtes plaudert, jetzt die Entgleisung in München erwecken den Verdacht, daß die Autorität nicht mehr die alte ist. Ohne Zweifel schreitet auch die Diplomatie in ihren äußeren Formen fort, und sie wird nicht selten durch die Umstände zu freierer Bewegung gezwungen, wo sie früher sich in ängstlicher Zurückgezogenheit bewegte. Wie weit man darin gehen darf, ist Sache des Tactes, und man wird bei der Auswahl unserer Vertreter nicht bloß auf Geburt und gute Verbindungen sehen dürfen. Jedenfalls legen uns die Ereignisse der letzten Wochen den Wunsch nahe, lieber die „antiquirten" Gewohnheiten der Bismarck'schen Zeit wieder aufleben zu sehen als das fröhliche Geplauder anzuhören, das uns im Auslande Ungelegenheiten schafft. Ein in Deutschland bekannter englischer Diplomat, der frühere Botschafter in Berlin, Sir Edward Malet, hat in seinen lesenswerthen Erinnerungen als Ergebniß einer langen Erfahrung hingestellt, daß der Diplomat seinem Lande erheblich mehr nütze, der sich möglichst wenig zum Gegenstande öffentlicher Erörterungen mache. Es wäre nützlich, wenn der Reichskanzler unsere Diplomatie auf die Weisheit dieses Spruches gelegentlich hinweisen wollte. Seine Erfüllung verlangt freilich eine Entsagung, die oft nur nach hartem Kampf mit der der menschlichen Kreatur nun einmal eigenen Eitelkeit erreicht werden kann.

Digitized by Google

Aerzte und Kurpfuscher.

Von Dr. Alphons Fuld (Mombach-Mainz).

Unter all' den bemerkenswerthen Thatsachen, welche der Proceß gegen den Großkurpfuscher Nardenkötter wieder einmal in das helle Licht der Oeffentlichkeit gerückt hat, ist keine andere so bedeutsam wie die Unterstützung, welche staatlich diplomirte Aerzte durch Preisgebung ihres Namens jenem Schwindelunternehmen geliehen haben. Wenn es erlaubt ist, sich aus den Zeitungsberichten ein Bild zu machen von der Stimmung des Publicums, dann scheint es auch, wie wenn gerade diese Verhältnisse die meiste Erregung hervorgerufen hätten; die armseligen Ausflüchte, mit welchen der ärztliche Schächer sich aus dem Netz der Anklagen herauszuwinden suchte, wurden mit Entrüstung und nicht selten mit offenem Hohn im Zuhörerraum aufgenommen. Und ein Gefühl verächtlichen Hohnes ist es auch, das sich Jedem aufdrängen muß, der „voraussetzungslos" die Thatsachen auf sich wirken läßt. Es hält wirklich schwer, namentlich für den, der es an sich selbst Tag für Tag erleben muß, wieviel Entsagung in jeder Beziehung der ärztliche Beruf von seinen Jüngern verlangt, hier noch ein Wort der Milde zu finden. Gleichwohl wäre es ganz verkehrt, mit der Verurtheilung des ärztlichen Sünders die Sache für abgethan zu halten. Die Berliner Tragikomödie ist außerordentlich lehrreich für den, der ihre unbeträchtlichen Acteure bei Seite läßt und die Verhältnisse kennen zu lernen sucht, die solche Erscheinungen zeitigen konnten.

Es liegt mir fern, hier die Frage des Kurpfuschereiverbotes aufzurollen. Ich weiß wohl, daß auch das beste Gesetz der im Verborgenen blühenden Winkelpfuscherei kein Ende bereiten kann; immerhin wären doch solche Riesenbetriebe nicht mehr möglich, die mit Hülfe der Zeitungsreclame bis in die entferntesten Erdenwinkel ihre Polypenarme ausrecken. Und schon damit wäre viel gewonnen. Ich möchte indeß hier nur zu jener unnatürlichen Ehe zwischen Arzt und Kurpfuscher Einiges sagen. Die Persönlichkeit des über Nacht berühmt gewordenen Dr. Kronheim soll dabei ganz außer Betracht bleiben. Ich kenne den Herrn nicht und habe kein Urtheil darüber, ob er nicht erst nach schweren Gewissenskämpfen und in der Sorge für eine darbende Familie dazu gekommen ist, sich zu prostituiren; der jämmerliche Schreiberlohn, den ihm sein Chef gezahlt hat, läßt ja vermuthen, daß es so oder ähnlich gewesen sein mag. Für mich ist Kronheim nur der Typus jener, leider nicht mehr ganz vereinzelten Aerzte, die um Geldes willen ihre wissenschaftliche Ueberzeugung opfern. Manch' Anderer fängt es ja viel, viel geschickter an und gelangt nicht nur zu hohem Einkommen, sondern auch zu einer angesehenen socialen Stellung, aber Alle, die anstatt ehrlich ihr Bestes zu geben, den Liebhabereien einflußreicher Localgrößen und einseitigen Modeströmungen bedingungslos gehorchen, oder die das mächtige Hülfsmittel der Psychotherapie dazu mißbrauchen, um ihren Kuren ein besonderes Relief zu verleihen, sie Alle stehen moralisch nicht höher wie Jener, den jetzt sein Schicksal ereilt hat.

Man ist versucht, sich immer und immer wieder die Frage vorzulegen, wie es nur möglich sein kann, daß solche Persönlichkeiten aus einem Stande hervorgehen, der wie wenige Andere Gemeinsinn, Selbstverleugnung und rücksichtslose Wahrheitsliebe verlangt. Wer sich heute dem Beruf des Arztes widmet, der ist doch — das darf man von vorn herein annehmen — nicht etwa von Haus aus ein scrupelloser Plusmacher, ein Speculant auf die Dummheit des großen Haufens; wer rasch und mühelos zu Geld kommen will, dem liegen doch andere Berufe näher, wie der mühevolle und wenig dankbare des Arztes. Wer sich dem Studium der Heilkunde widmet, den bestimmen zumeist wissenschaftliche Interessen oder andere ideale Motive. Und wenn sich gleichwohl derartige Vorkommnisse häufen, die einen Schatten auf den ganzen Stand werfen, dann kann die Ursache nur an den besonderen Schwierigkeiten der Existenz liegen, mit welchen die Aerzte heute zu kämpfen haben. Man vergegenwärtige sich nur einmal das Loos eines jungen Arztes, der sein Vermögen während des Studiums zum größten Theil verbraucht hat und nun ohne besondere Connexionen und Familienverbindungen genöthigt ist, sich eine Existenz zu gründen. Vor dem die höchsten Anforderungen an wissenschaftliche und technische Tüchtigkeit stellenden Beruf des Landarztes haben Viele eine eigenthümliche Scheu; es ist auch heutzutage für Einen, der nicht durch frühere Assistententhätigkeit oder gute Zeugnisse empfohlen ist, kaum möglich, auf dem Lande eine durch feste Einkünfte gesicherte Position zu finden, und wo jene fehlen, da sind die Verhältnisse mindestens ebenso schwierig wie in der Stadt. Man versucht es also in einer Stadt, am liebsten in der Großstadt mit ihrer fluctuirenden Bevölkerung. Wer aber nicht durch die Protection einflußreicher Kreise oder durch die Gabe, seine Person stets in den Vordergrund zu rücken — die keineswegs immer mit ärztlicher Tüchtigkeit Hand in Hand zu gehen braucht — begünstigt wird, der muß lange Zeit warten, wenn er überhaupt je sein Ziel erreicht. Die Schuld trägt einmal die starke Ueberproduction an Aerzten, die ja, wie ich hier schon einmal hervorgehoben habe, zum Theil vielleicht mehr eine relative ist und in der ungleichen Vertheilung der Aerzte ihren Grund hat, aber gleichwohl in den meisten Städten und überhaupt in den von der Cultur bevorzugten Gegenden eine gewaltige Concurrenz erstehen läßt. Dazu kommt noch das an vielen Orten bestehende System der fest angestellten Cassenärzte, das einigen wenigen besonders Begünstigten zum Nachtheil der Gesammtheit eine kaum sonst in einem freien Berufe erhörte Sonderstellung gewährt. Wie schwierig oft die Existenzbedingungen sind, davon giebt die Statistik der Berliner Einkommensteuer, welche kürzlich durch die Tageszeitungen verbreitet wurde, ein treffendes Bild. Es kann so nicht ausbleiben, daß allgemach ein Stamm von ärztlichen Proletariern heranwächst, die gegen die Arbeiterproletarier noch dadurch im Nachtheil sind, daß ihnen Stand und Erziehung einen ganz außer Verhältniß zu ihrem Einkommen stehenden Aufwand auferlegen. Da kommt denn Mancher, der nicht mehr aus noch ein weiß, dazu, sich nach einem Nebenverdienst umzusehen; er reagirt einmal auf eine jener Annoncen, durch welche Aerzten ein lohnendes Nebeneinkommen zugesichert wird, und — erhält in zehn Fällen sicher neunmal die Antwort eines Kurpfuschers, der, verblümt oder unverblümt, den Namen und Titel des Arztes für seinen Geschäftsbetrieb zu miethen wünscht. Mancher, der in ein solches Dienstverhältniß tritt, hat zunächst vielleicht noch ganz ehrliche Absichten; er hofft die Behandlung der Kranken nach seinen wissenschaftlichen Grundsätzen leiten zu können; er will auch nur für kurze Zeit jenes unwürdige Verhältniß fortsetzen, nur so lange, bis die Einkünfte aus seiner Praxis sich gemehrt haben und was derlei Illusionen mehr sind. Zu spät meistens sieht der Declassirte, der aus den Schranken der Standessitte herausgetreten ist, ein, daß er mit Haut und Haaren dem Pfuscher verschrieben ist. Nun giebt es auch kein Aufhalten mehr auf der abschüssigen Bahn. — Ich gebe gern zu, daß es auch unter den Aerzten scrupellose Geldmenschen giebt, die von vorn herein auf nichts Anderes als auf müheloſen Gewinn ausgehen — der Proceß Vollbeding steht noch in frischem Andenken —, doch das sind sicherlich Ausnahmen. Die Thatsache allein, daß schon um einen Monatslohn von dreißig Mark Aerzte bereit waren, in die Dienste Nardenkötters zu treten, beweist hinreichend, daß nicht rücksichtslose Gewinnsucht das Leitmotiv gewesen sein kann.

Wenn man der hochbedeutsamen Aufgaben gedenkt, welche die Aerzte auf dem Gebiete der öffentlichen und privaten Hygiene, der Rechtspflege und der Socialpolitik zu erfüllen

Digitized by Google

haben, dann ist es unmöglich, solchen Vorkommnissen gegenüber gleichgiltig zu bleiben. Die Allgemeinheit hat ein hohes Interesse daran, daß der ärztliche Stand in seiner breiten Masse auf jener wissenschaftlichen und sittlichen Höhe bleibt, die er bislang behauptet hat. Das ist aber — mag es auch manchen weltfremden Idealisten traurig anmuthen — nur möglich, wenn die wirthschaftlichen Existenzbedingungen wieder bessere, solidere werden. Es ist ja heute, wo gewaltige Bevölkerungsmassen mit einander um den besten Platz an der Futterkrippe ringen, ein wenig aussichtsreiches Bemühen an die Hülfe des Staates zu appelliren. Aber die Aerzte sind nicht zahlreich genug, um Vertreter ihrer Interessen in die Parlamente entsenden zu können, und die Radicalmittel des Streiks und der Boycottirung sind nicht nach Jedermanns Geschmack; sie bieten auch bei der noch wenig straffen Organisation und der Verschiedenheit der socialen Elemente, welche den ärztlichen Stand zusammensetzen, vorläufig noch keine sehr zuverlässigen Aussichten. So bleibt denn nichts Anderes übrig, als von dem Gesetzgeber zu verlangen, daß er die Fehler früherer Zeiten wieder gut mache. Vor Allem wäre es nothwendig, die Lasten zu erleichtern, welche die socialreformatorische Gesetzgebung oder vielmehr deren Handhabung in der Praxis ganz einseitig den Aerzten auferlegt hat. Principielle Zulassung aller arbeitswilligen Aerzte zur Behandlung der Kassenmitglieder, angemessene Honorirung ihrer Leistungen, Festsetzung eines Honorarminimums, das erreicht sein muß, ehe die Kasse die Leistungen für ihre Mitglieder über das vom Gesetz vorgeschriebene Maß ausdehnen darf, Vereinigung der kleinen, leistungsunfähigen Kassen zu großen, kapitalkräftigen Orts- und Bezirks-Krankenkassen das sind die wesentlichsten Forderungen für die Gegenwart. Leider Gottes hat man im Lager der verbündeten Regierungen den dringenden Vorstellungen der Aerzte kein Gehör geschenkt; die Novelle zum Kranken-Versicherungsgesetz, welche demnächst den Reichstag beschäftigen soll, hat fast alle Vorschläge der officiellen ärztlichen Standesvertretung unberücksichtigt gelassen; hoffentlich wird wenigstens die Volksvertretung dem Entwurf nicht ohne wesentliche Verbesserungen ihre Zustimmung ertheilen. Wenn auch nur ein Theil der schwersten Mißstände beseitigt, wenn nur einmal der Stein in's Rollen gebracht würde, dann könnte man dem Geschick beinahe dankbar dafür sein, daß es von Zeit zu Zeit durch Scandalprocesse à la Nardenkötter die Aufmerksamkeit weitester Kreise wachrüttelt.

Die neueste Volkszählung in Irland.

Von Karl Blind.

Intra muros peccatur et extra.

I.

Die jüngsten statistischen Aufnahmen in Irland haben wieder einmal traurige Ergebnisse geliefert. Im Jahre 1841 zählte man dort 8 175 124 Einwohner. England mit Wales (Schottland ausgeschlossen) hatte deren 16 035 198. Heute enthält England mit Wales das Doppelte seiner damaligen Bevölkerung — nämlich 32 526 075. Irland aber nur etwas über die Hälfte: 4 456 546.

Die Zahl der einräumigen Lehmhütten in Irland, an denen sich oft kein Fenster und kein Schornstein befindet, bleibt sich mittlerweile, im Verhältniß zur Einwohnerzahl gesprochen, stetig gleich. Auch in den besser gebauten, aber gleichwohl nur einen Wohnraum enthaltenden Hütten leben und schlafen meist fünf bis neun Menschen zusammen. Die Zahl der Bevölkerung nimmt immer ab, die der Geisteskranken und Blödsinnigen unablässig zu; ebenso die der körperlich Schwachen. Von den Stärkeren wandern Viele aus. Die bei einer Menge Einwohnern vorwiegende Kartoffelnahrung mit Whiskey-Zusatz ist nicht geeignet, ein starkes Geschlecht zu erzeugen. Die Zahl der in Arbeitshäusern und mildthätigen Anstalten Untergebrachten mehrt sich ebenfalls beständig.

Keinem Zweifel unterliegt es, daß die in Irland wie im ganzen Vereinigten Königreiche herrschende feudale Grundeigenthums-Verfassung einen großen Theil der Schuld an diesen Zuständen trägt. Während im eigentlichen England die Mehrzahl der Bevölkerung in den Städten wohnt, ist in Irland das Umgekehrte der Fall. In England stuft sich die mit dem Landbau zusammenhängende Bevölkerung wesentlich in Großgrundbesitzer, Großpächter und eine an Zahl fortwährend abnehmende Heuerlingschaft ab, die erst in neuester Zeit in die Möglichkeit versetzt worden ist, eine Kleinstelle zu pachten. In Irland dagegen hat man es zwar auch mit Großgrundbesitzern zu thun; allein im Gegensatze zu England sind die Großpächter dort selten. An ihrer Stelle findet sich dort etwa eine halbe Million Kleinpächter, die in früherer Zeit oft ihre Zinsverweigerung mit der Donnerbüchse von hinter der Hecke her begründeten, wie ja auch jetzt noch bei diesem Landkrieg schauderhafte Mord- und Gewaltthaten im Schwange sind.

Die Abwesenheit der adeligen Grundbesitzer aus Irland, die für den Wohlstand des Landes so großen finanziellen Schaden bringt, erklärt sich wohl einigermaßen aus diesen Verhältnissen. Die Herren fühlen sich sicherer und angenehmer in London oder an allerhand Vergnügungsorten im Auslande. Es ist eine alte, aber ewig neu bleibende Geschichte, daß ein Gutsbesitzer seinem Verwalter, der über die ihm zukommenden Bedrohungen seines Lebens klagte, aus London die Antwort sandte: „Keine Ihnen zu Theil werdende Bedrohung Ihrer Person kann auf mich einen Einfluß für Verringerung des Pachtzinses üben!"

Indessen muß erwähnt werden, daß der irische Kleinpächter — oder Bauer, wenn man ihn so nennen darf — es oft an gebührendem Fleiß fehlen läßt. Er braut sich gern widergesetzlich seinen Whiskey verstohlener Weise selbst, sitzt mit Vorliebe mit dem meist aus dem niedersten ackerbauenden Stande hervorgegangenen „guten Priester" beim Glase zusammen und läßt im Uebrigen Gott einen guten Mann sein.

Gewiß bedarf das gesammte Vereinigte Königreich einer durchgreifenden gänzlichen Umänderung seiner Grundeigenthumszustände. Da die politische Oberleitung des Staates aber auch heute noch vorwiegend in den Händen von grundbesitzenden Tories und Whigs aus adeligen Geschlechtern liegt, so pfuscht man eben immer nur an der Sache herum. Weitaus der beste Theil der seit zwanzig Jahren vorgenommenen Verbesserungen ist indessen den Iren geworden — nicht obgleich, sondern geradezu, weil sie gewaltthätig vorgingen. In England hält sich die Heuerlingschaft ruhig. Sie hat daher das Nachsehen. In Irland bestehen seit mehreren Jahren Austragshöfe oder Gerichte, durch die der Grundzins über den Kopf der Grundbesitzer hinweg festgestellt wird.

Man spricht wohl vom „Landhunger" des irischen Ackerbauers. Eigenthümlicher Weise jedoch wendet sich der fast durchweg nach den Vereinigten Staaten von Amerika gehende Auswanderer dort nicht dem Landbau zu, wie es so viele Deutsche und Skandinavier thun, sondern er bleibt durchweg in den Städten hängen, thut Kneipen auf, wird politischer Drahtzieher und wirkt auf diesem Gebiete — wie die Zustände der Stadt Neu-York gezeigt haben — in höchst verderblicher Weise. Die den Iren eigene Rednergabe und Findigkeit bringt sie da leicht oben hinauf.

Amerikanische Freunde, die befragt wurden, warum man in ihrem Lande für die sonderbündlerischen Bestrebungen in Irland so viel Zuneigung zeige, erwiderten mir öfters: „Theils machen die Iren das bei uns selbst, da sie über so

Digitized by Google

viele Wahlstimmen verfügen und so großen Einfluß in der Presse üben. Theils möchten wir gerne, daß ihre weitere Einwanderung beschränkt oder sogar eine Rückwanderung veranlaßt würde; und dazu wäre ja ein eigenes Parlament und eine eigene Regierung für Irland gerade uns in Amerika dienlich. Die deutsche Einwanderung begrüßen wir immer freudig."

Woran Irland hauptsächlich krankt, das ist die Macht des römisch-katholischen Pfaffenthums. Das Volk in Unwissenheit zu erhalten, war immer sein Bestreben. Die von England vor bald sechzig Jahren gegründeten „National-Schulen", in denen für die verschiedenen religiösen Bekenntnisse Unterricht ertheilt werden sollte, suchte die Priesterschaft beharrlich zu boycottiren oder unter ihren Daumen zu bekommen. Bei Abstimmungen für Parlamentswahlen ging oft der Geistliche an der Spitze einer Anzahl Stimmberechtigter zur Wahlurne und gab in ihrem Namen sämmtliche Stimmen ab!

Es ist, was Volksbildung betrifft, in neuester Zeit, dank englischem Einfluß, viel besser geworden. Aber immer können von den die ungeheuere Masse der Einwohnerschaft bildenden Katholiken über 16 vom Hundert weder lesen noch schreiben. Bei den verschiedenen protestantischen Gemeinden ist dagegen das Verhältniß theils 7, theils nur 4 vom Hundert.

Für sich, als besonderes Volksthum, die staatliche Unabhängigkeit in Anspruch nehmend, haben sich die Führer der irischen Nationalpartei als grimmige Feinde der Einheit Italiens gezeigt. Eine irische Brigade kämpfte unter dem Papst und seinem napoleonischen Schutzherrn gegen Garibaldi. Der Name dieses Befreiers Italiens, wie der Mazzini's, Cavour's, Ricasolis u. s. w. klingt in den Ohren irischer Ultramontanen wie der von gottverfluchten Teufeln. In dem Blatte eines der Hauptführer der irischen Unterhaus-Partei, William O'Brien's, wurden die italienischen Vaterlandsfreunde als „Räuber und Diebe an dem Eigenthum des Heiligen Vaters" gebrandmarkt.

Schwer ist es da wahrlich, sich für die „Nationalitäts"-Bestrebungen solcher Finsterlinge zu erwärmen.

II.

Nun noch etwas über die „irische Sprache". Der Ausdruck ist eigentlich kaum mehr zulässig. Man könnte ebenso wohl die wendische Sprache als die von Berlin und der Umgegend bezeichnen.

Zu Folge der neuesten Aufnahmen nimmt die Zahl derer, die noch in der alten erisch-keltischen oder gälischen Zunge reden, von Jahr zu Jahr stetig ab. Bald wird es Niemanden mehr geben, der nur in ihr spricht.

Unlängst haben es zwar die Mitglieder der irischen Nationalpartei im Unterhause für gut befunden, dem Papst durch Sir Thomas Esmonde, einen ihrer Genossen, eine in lateinischer und gälischer Sprache abgefaßte Unterwürfigkeitszuschrift überreichen zu lassen. Man könnte daraus schließen, letzteres sei die Sprache der Mehrzahl der Iren. In Wirklichkeit versteht nur noch ein kleiner Bruchtheil von ihnen Gälisch. Von der heutigen Bevölkerung, die rund nahezu fünfthalb Millionen Menschen umfaßt, versteht bloß noch etwas über eine halbe Million diese alte Volkssprache; und nur etwa 21 000 Menschen sprechen sie allein.

Die 4 000 000 dagegen reden und schreiben ausschließlich Englisch. Für sie ist Gälisch so fremd wie Chinesisch. Sie können auch die Buchstaben nicht einmal lesen, in denen die alte Sprache gewöhnlich gedruckt wird. Ein neueres Schriftthum in dieser aussterbenden Zunge giebt es kaum mehr.

Da ich seit langer Zeit der Alterthumskunde, der Heldendichtung und den Sagen des im Laufe der Jahrtausende von so vielerlei Stämmen abwechselnd eroberten und besiedelten Eilandes eingehende Aufmerksamkeit gewidmet hatte, so erkundigte ich mich früher öfters bei mir persönlich bekannten Führern der Nationalpartei im Unterhause: wie Viele von ihnen Gälisch verstehen? Jedem derer, die ich befragte, war die Sprache gänzlich fremd. Ich hörte damals: nur etwa 5 oder 6 von den 103 Abgeordneten Irlands seien mit ihr vertraut; unter diesen aber wolle Mancher nicht des Anderen Mundart gelten lassen.

Trotzdem hat einmal in der vorigen Parlaments-Tagung ein irischer Abgeordneter, Schullehrer seines Zeichens, sich den Spaß machen wollen, den Sprecher und das Haus auf Erisch anzureden; doch wurde ihm das Wort rasch abgeschnitten. Hinterher sollen die wenigen Iren, die ungefähr begriffen, was er sagen wollte, sich doch über die eigentliche Bedeutung seiner Bemerkungen gestritten haben. Ganz verschiedenartige englische Uebersetzungen seiner paar Worte wurden veröffentlicht.

Nichts könnte mir ferner liegen, als des geringsten Völkleins Sprache und alte Literatur mit Spott zu behandeln. Aber die Thatsachen sind zu stark, als daß man sie außer Acht lassen könnte. Wollten die noch Gälisch redenden Iren, die Kymrisch-Keltisch redenden Waliser oder Wälschen, und die zwar auch eine keltische, aber doch wieder den anderen weitläufigen Stammverwandten unverständliche Mundart sprechenden schottischen Hochländer im Londoner Unterhause einen solchen Sprachwirrwarr aufführen, während von den 670 Abgeordneten vielleicht höchstens zwei Dutzend ein paar Worte davon mehr oder weniger verstehen könnten, so würde man bald Auftritte erleben wie im Wiener Reichsrath. Die Macht des Parlamentes führe übel dabei. Auf solchen Rassen- und Sprachzänkereien baut sich leicht eine Willkürherrschaft auf.

Die genauen Ziffern des Niederganges der erisischen Zunge lauten aus neuerer Zeit so. Im Jahre 1881, wo sich die Bevölkerung Irlands auf 5 159 000 belief, gab es noch 885 765, die Erisisch und Englisch, 64 167, die nur Erisisch sprachen. Ich ließ mir damals aus Dublin die genauen Ziffern aus den einzelnen Grafschaften kommen. Darnach war die Masse derer, die nur Erisisch oder beide Sprachen redeten, größtentheils auf den Westen und Süden zusammengedrängt.

Zehn Jahre nachher (1891) war die Bevölkerung Irlands auf 4 704 750 gesunken. Davon sprachen nur noch 642 053 sowohl Erisisch als auch Englisch; und 38 192 bloß Erisisch. Wieder zehn Jahre nachher (1901) war die Bevölkerung auf 4 458 775 herabgegangen. Die Zahl der Zweisprachigen war dann bloß 620 189; die der nur Keltisch Redenden nicht mehr als 20 953.

Es muß der Wahrheit gemäß bezeugt werden, daß in neuerer Zeit es nicht etwa England war, das diesen Rückgang durch irgendwelche gewaltthätige Maßregel veranlaßt hat. Dafür läßt sich ein classischer Zeuge anführen: der um Erhaltung der keltischen Sprache seit vielen Jahren sich abmühende Ire, Dr. Hyde. Er ist so keltisch gesinnt, daß er irische Mären unter dem Schriftstellernamen „Anchraobhin Aoibhinn" veröffentlicht hat; was gleich als ein Sprachpröbchen dienen mag. Er bekennt, daß es im Gegentheil gerade die Priesterschaft, die parlamentarischen Parteiführer und auch die Schullehrer gewesen sind, die planmäßig diese Volksmundart in Verfall gerathen ließen. Der „blutige Sachse" — wie man die Engländer so gern auf dem „Eilande der Heiligen" nennt — war nicht Schuld daran.

Was die Priesterschaft anlangt, so ist nicht zu vergessen, daß ihren höheren, mit dem Vatican eng zusammenhängenden Würdenträgern daran gelegen ist, die Beziehungen zu den Katholiken in England zu unterhalten, auf dessen Umkatholisirung das Papstthum und die Jesuiten-Propaganda fortwährend sein Augenmerk gerichtet hat. Da soll denn das Sprachband zwischen England und Irland nicht gelockert werden.

Wie wenig den mit der erisischen Zunge nicht vertrauten Führern der sogenannten Nationalpartei an der Erhaltung dieser Sprache gelegen war, in der sie jetzt doch dem Papst

Digitized by Google

eine Zuschrift sandten, darüber wurde mir vor ein paar Jahren eine erbauliche Mittheilung gemacht. Der Londoner Verleger von Werken, die alt-irisches Schriftthum behandeln, und der selbst diesen Studien obliegt, suchte einmal bei dem zweit-bedeutendsten Führer der irischen Partei im Unterhause Theilnahme zu erwecken. „Reden Sie mir nur ja nicht von alt-irischer Literatur und Sprache!“ war die kurz abweisende Antwort. Derselbe Führer hat neuerdings wohl ein paar Worte zu Gunsten der betreffenden Sprachbewegung geäußert, als etwas Lärm damit gemacht wurde, um die Engländer zu ärgern. Aber ernstlich konnte er es, zu Folge jener Aeußerung, nicht meinen.

„So groß,“ sagt Anchraoibhin Aoibhinn-Hyde, „ist die Ironie des Schicksals, daß, wenn ein Fremder in Irland Irisch spricht, er gute Aussicht hat, als Feind angesehen zu werden.“ In ein paar Jahren, glaubt er, wird Erisisch ebenso ausgestorben sein, wie die keltische Zunge in Cornwallis. Die letzte Person, die ihrer dort im achtzehnten Jahrhundert mächtig war, hieß Dolly Pentreathe, ein Fischweib im äußersten Westen. Wenn sie über die mit ihr um den Preis der Fische Feilschenden in Zorn gerieth, schrie sie ihnen Flüche in der alten Sprache zu. Das erinnert an den Papagei bei einem Indianerstamm, der seine Sprache aufgegeben hatte. Dieser Vogel, dem man einige unanständige Redensarten in indianischer Mundart gelehrt hatte, wurde sehr alt und bediente sich bis zu seinem Lebensende solcher Sprachreste.

Zum Schluß sei nur noch an ein bekanntes Wort über das Verhältniß Irlands zu England erinnert. „Würde England morgen wieder katholisch,“ so lautet es, „so gäben die irischen Nationalisten sofort ihre Sonderbündlerei auf.“ Die Priesterschaft würde dann plötzlich umschwenken; mit ihr die Masse des Volkes.

Literatur und Kunst.

Von den Ursachen der gegenwärtigen Culturstockung.

Von Eduard Engels (München).

Wir glaubten am Anfang einer neuen Culturperiode zu stehen und sind nicht wenig erstaunt, den heftigen Lebensdrang, der solchen Frühlingszeiten zu eignen pflegt, auf einmal stocken und erschlaffen zu sehen. Was in aller Welt konnte eine Bewegung der Geister, die unzweifelhaft die Keime großer Zukunft in sich trägt, so plötzlich und auf der ganzen Linie zum Stillstand bringen? Sollte sich da vielleicht ein ernsthaftes Gegenstück zu dem Satyrspiel der vielberufenen Bankkatastrophen abwickeln? Ist unsere Culturstockung die Kehrseite unserer Wirthschaftskrise? — Eine materialistische Geschichtsphilosophie hätte da Gelegenheit, die tiefsinnigsten Erörterungen anzuzetteln; mir ist es genug, eine gewisse Aehnlichkeit der beiderseitigen Verhältnisse, die nicht zu verkennen ist, der öffentlichen Nachprüfung zu unterbreiten.

Der nachweisbaren Parallelen scheinen zwei Paare zu sein. Von dem einen, der ungeheuren Ueberproduction hüben wie drüben, brauchen wir nicht lange zu reden, da das Vorhandensein einer solchen Ueberproduction weder zu leugnen noch in der Verderblichkeit seiner Wirkungen zu verkennen ist. Zu keiner Zeit ist mehr und überflüssiger gemalt, geschrieben, musicirt, gedruckt und verlegt worden als heute; zu keiner Zeit hat man das Talent schamloser in Geld umgesetzt und durch Raubbau zu Grunde gerichtet. Es wird die Stunde kommen, wo geschmackvolle Leute weder Buchhandlung, noch Theater, noch Ausstellung betreten, und die productiven Köpfe es vorziehen, Bauern zu werden, statt den Mädchen vom Helikon nachzustellen.

Eine zweite Parallele findet sich in dem Ueberwuchern jenes krankhaften Speculationsgeistes, der die Esel noch allemal auf's Eis gelockt hat, wenn es ihnen bei den habergefüllten Krippen eine Zeit lang zu wohl ergangen ist. Der Mensch, homo sapiens, scheint ein Geschöpf zu sein, dem die Faust des Schicksals nothwendig im Nacken sitzen muß, wenn er bei Verstande bleiben soll. Kaum hatten die Griechen Salamis geschlagen, so begannen sie auch schon dem Macedonier die Wege zur Vernichtung ihres Glanzes zu bahnen. „Als die Römer frech geworden, zogen sie nach Deutschlands Norden.“ Der französische Milliardenregen trieb die Pilze der Gründerzeit aus dem deutschen Boden. Und wie die neuliche Hausse des Industriemarktes den Plusmachern aller Orten die Köpfe benebelte, so verleitete die Hausse der „Moderne Kunst“-Bewegung die Künstler wie das Publicum zu der verruchtesten Romantik des Gedankens und des Formgeschmackes.

Ich denke, wir brauchen heute nicht lange mehr darüber zu streiten, was unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit am Anfang unserer neuen Culturperiode gewesen wäre und noch heute ist. Naturwissenschaft heißt der Boden, auf dem wir den neuen Geistestempel bauen sollen, Naturalismus hat also der Styl zu heißen, in dem wir das Fundament des Bauwerks gestalten müssen. Erdschwere, granitgemeißelte Blöcke und Rusticaquadern gehören in die Grundschächte und Sockelmauern. Nach oben mag man später leichter und spiritueller bauen, in die Wolken mögen zierliche Fialen und durchbrochene Thürme ragen, mit den Winden phantastische Goldhähne im Kreise tanzen — drunten am Staube soll die Materie regieren und in den Gestaltungen der ersten Baujahrzehnte weniger die Hand des Menschen als der Genius der Erde sich offenbaren.

Es ist wahr, unsere Naturalisten haben es den Idealisten schwer genug gemacht, sich zu gedulden, bis die Reihe naturgemäß an sie gekommen wäre. Sie sind in der Unterordnung des Seelischen unter die Materie weiter gegangen, als unbedingt nothwendig gewesen wäre. So tief waren sie von der Größe der Zeitaufgabe durchdrungen, daß sie selbst das Martyrium für diese Aufgabe nicht scheuten und statt des Natürlichen das Häßliche nachahmten. Auch darf nicht in Abrede gestellt werden, daß ein wirklich großer Baumeister, der thatsächlich im Geiste der Materie zu bauen vermocht hätte, den Deutschen nicht erschienen ist. Was wir am Werke fanden, waren enge Handwerksseelen, die den Erdgeist wohl fühlten, aber seine Sprache nicht reden konnten. Ihr Fleiß war groß, aber ihre Größe — Fleiß.

Und so kam es denn, daß die Fundamente des großen Culturgebäudes alsbald der Tummelplatz von allerhand Baukastenarchitekten wurden, die kunterbunt an den verschiedensten Stellen die verschiedensten Experimente anzustellen begannen. Neuromantiker nennt man diese Tändelseelchen, und faßt unter dem zärtlichen Namen Alles zusammen, was an reactionären Kräften unter dieser hellen Sonne des 20. Jahrhunderts ein Fledermausdasein zu treiben wagt. Alles, was nicht die Willensstärke besitzt, den strengen Nothwendigkeiten der Zeit zu dienen, Alles, was aus dem stolzen Dom der werdenden Cultur ein seidenes Zelt für Sammthasen und Schmeichelkatzen machen möchte, all' das läßt seine tausendfältigen, bald sentimentalen, bald frömmelnden, bald satyrischen, bald snobistischen Bestrebungen „Romantik“ schelten. Sehnsucht, Verzweiflung, Rückständigkeit, Schwäche, Verrücktheit haben den Platz eingenommen, den die ruhige Stärke und ein überlegenes Weltverständniß behaupten sollte. Kein gewissenloser Bankdirector hat je toller speculirt, als heute die kleinsten Maurer und Parlierer am Culturbau zu wetten und zu würfeln wagen. Die absurdesten Abenteuer werden keck in Scene gesetzt, verstiegene Symbole, leere Schnörkel, zerbrech-

Digitized by Google

liche Säulchen, verzerrte Rosetten, Krabben, Dreipässe, Voluten, ja selbst Perlen und goldenes Filigranwerk dort zusammen getragen, wo von Rechts und Natur wegen granitene Felsquadern über cyklopischen Urblöcken gethürmt werden sollten.

Und das ist das Peinliche an unserer Lage: nachdem wir über unsere wahre Aufgabe die Nase rümpfen gelernt, beginnt uns auch die Verfehltheit unserer vermeintlichen Aufgaben einzuleuchten. Wir befinden uns, offen gestanden, vis à vis du rien, wie die Bankerotteure, wissen uns buchstäblich weder aus noch ein! Wir glauben an Nichts, hoffen auf Nichts, lieben Nichts. Was wir nicht wägen, hat für uns kein Gewicht, was wir nicht rechnen, dünkt uns, gelte nicht. Philosophie? Wir wissen bloß das Eine: daß jede vergangene wie zukünftige nothwendig falsch sein muß, denn alles Philosophiren ist ein logisches Spiel mit Begriffen, diese Begriffe aber haben wir uns selbst geformt, und es ist klar, daß Niemand mehr daraus hervorholen kann, als von seines Gleichen einmal hineingelegt wurde. Wie aber soll ein Zeitalter, das zu klug und spöttisch wurde, um sich eine allgemeine Weltanschauung zu formen, zu einer großen, schöpferischen Cultur gelangen können? Ist nicht eine siegreiche Weltanschauung die Seele und das ernährende Blut jedes Culturganzen? Besteht nicht das unterscheidende Merkmal zwischen einer wahren und einer Scheincultur darin, daß jene aus ihrer Weltanschauung wie aus einem Samenkorn heraus den ganzen Organismus ihrer körperlichen Erscheinung: ihre Wurzeln, Blätter und Blüthen, ihre Religion, ihre Moral, ihren Staat, ihre Gesellschaft, ihre Sprache, ihren Geschmack, ihre Kunst, ihren Hausrath, ihre Kleider bis hinab zum Spielzeug der Kinder gestaltet? Man erinnere sich irgend einer großen Cultur der Vergangenheit, etwa der gothischen, und betrachte, wie da mikrokosmoshaft „Alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem Anderen wirkt und lebt", die starre, überschwängliche Steilheit ihrer herrschenden Linie die Architektur der Dome nicht minder wie die Verse des Parcival, den Schmuck der Gewänder ebenso deutlich wie den Triumphgesang der Kirche stylisirt. Das ganze Leben dieser Menschen war durchdrungen von dem hohen Zwang gewollter Schönheit; wir aber mögen noch so schwärmerisch von der Schönheit reden, so lange jeder von uns eine andere Schönheit meint und die natürliche Auslese im Kampf um's Dasein keine herrschende Schönheitslinie auf den Thron erhoben hat, werden wir zwar Culturbestrebungen, aber keine wirkliche Cultur besitzen.

Indem ich das Wort Kampf um's Dasein niederschreibe, bin ich mir bewußt, die Klippe bezeichnet zu haben, an der bisher alle unsere culturbildnerischen Kräfte gleich Wellen am Strompfeiler nothwendig zerspellen mußten. Es ist außer Frage, daß in der Entwickelungslehre zugleich unsere stolzeste Errungenschaft und unser schwerstes Verhängniß liegt. Unsere stolzeste Errungenschaft: denn nun erst dürfen wir getrost alle mythologischen Brücken der Vergangenheit hinter uns verbrennen; unser schwerstes Verhängniß: denn wer findet zwischen der prachtvollen Gefährlichkeit der Entwickelungsethik und den im Christenthum stabilisirten Gesetzen unseres gesellschaftlichen Daseins die messerscharfe Scheide? Sicher ist, daß die Natur stets nach dem Recht der Stärke verfährt, sicher, daß die menschliche Gesellschaft nicht bestehen könnte, wenn wir das Beispiel der Natur radical nachahmten. Andererseits brennt uns die Nothwendigkeit einer wenigstens theilweisen Rückkehr zur Natur in Anbetracht der degenerirenden Ergebnisse des socialen Altruismus immer näher auf die Finger, wie denn im Herzen Hunderttausende der Nietzsche'schen Philosophie zugejubelt haben, die in der Preisgabe des Christenthums den einzigen Weg zum Heile sah. Maeterlinck, der sich in seinem neuesten Werke („Der begrabene Tempel") eingehend mit der Angelegenheit beschäftigt hat, kommt zu folgendem Resultat: „Die Ungerechtigkeit der Natur hebt sich in der Gerechtigkeit für die Gattung auf; sie hat Zeit zu warten, und diese Ungerechtigkeit entspricht ihren Größenverhältnissen. Uns aber geht das Alles über den Kopf, und wir zählen nur kurze Tage. Lassen wir die Kraft im Weltall regieren und die Gerechtigkeit in unserem Herzen. Wenn die Rasse unbezwinglich und in ihrer Ungerechtigkeit vielleicht gerecht ist, wenn die Menge selbst Rechte zu haben scheint, die der Einzelmensch nicht hat, und wenn sie bisweilen große, unvermeidliche, heilsame Verbrechen begeht, so hat doch jedes Individuum in der Rasse die Pflicht, im Umkreise seines eigenen Bewußtseins gerecht zu bleiben. Dieser Pflicht dürfen wir erst dann Valet sagen, wenn wir alle Gründe der großen scheinbaren Ungerechtigkeit kennen, denn die, welche man uns angiebt, die Erhaltung der Art, die Auslese und Wiedergeburt der Stärksten, Geschicktesten, am ‚besten Angepaßten', reichen nicht aus, um einen so furchtbaren Wandel eintreten zu lassen." Da hätten wir also einen Wechsel auf die Zukunft an Stelle des sofort einzulösenden, den Nietzsche bot. Auch die Glorification der „Rasse" und der „Menge", die zum Rechte der Stärke legitimirt sein soll, ist beachtenswerth. Der ungeheure Druck des wissenschaftlichen Bewußtseins auf das ethische läßt sich eben nicht länger aufhalten, man öffnet Ventil nach Ventil. Dabei müssen wir uns nun erinnern, daß die moderne Culturbewegung ihre Wurzeln in demselben Gemisch von Altruismus und Egoismus hat, das sie jetzt in's Stocken gebracht: dem zwischen Gewaltthat und Brüderlichkeit schwankenden Socialismus einerseits und der mit Gründung des deutschen Reiches erwachten Nationalitätenbewegung (Kriegsrüstungen — Friedensbedürfniß) andererseits. Wer die wachsende Zahl socialistischer Vertreter in den gesetzgebenden Körperschaften Europas, wer die panslavistischen Bestrebungen Rußlands, die Zersetzung Oesterreichs, den Anschluß Deutschlands an England, die verzweifelten Bestrebungen der allmälig verwaisenden Kirche zu deuten weiß, kann sich der Muthmaßung nicht entziehen, daß die große Frage, an welcher unsere Culturbewegung letzterdings in's Stocken gerathen ist, nicht durch die Waffen des Geistes, sondern diejenigen der Gewalt entschieden werden wird. Das Streben der Rassen nach Reinheit und Macht wird eines Tages spielend die Grenzen zwischen Altruismus und Egoismus verschieben, an denen heute selbst die muthigsten Hände nicht zu rütteln wagen. Dann erst wird die Bahn für eine neue Cultur frei sein, dann auch wird man einsehen, daß fast alle unsere jetzigen Bestrebungen verfrüht waren.

Was uns heute zu leisten obliegt, das ist nicht eine moderne Literatur oder Kunst, sondern die Stählung unseres Volkes zu dem unvermeidlichen Rassenstreit, dem wir entgegen gehen. Als ich auf der Düsseldorfer Ausstellung aus dem Kunstpalast in die unermeßlichen Hallen für Maschinen, Verkehrsmittel, Kriegswerkzeuge, Wohlfahrtseinrichtungen trat, war mir nicht anders, als hätte ich mich von einer Thorheit zu dem wahren Ernst des Lebens durchgerungen. Eine ähnliche Empfindung mögen auch die Künstler haben, wenn sie aus den Fenstern ihrer Arbeitsstuben einen Blick in die Welt hinausthun, und wer weiß, vielleicht führt gerade die jetzige Krise dazu, die besten Kräfte von einer Stelle, wo sie überflüssig sind, an eine andere zu verpflanzen, wo sie thatsächlich etwas „wirken" können.

Auf alle Fälle möchte ich Eines feststellen: Krisen gehören mit zu den heilsamsten Erscheinungen, welche es giebt. Wie die Erde, so bedarf auch der Mensch für sein Schaffen eines Wechsels der Jahreszeiten, und Krisen sind Winter, deren Stürme und Fröste dem Leben Bahn brechen, indem sie alles Morsche, Kranke, Welke von hinnen treiben.

Digitized by Google

Ellen Key.

Von Anna Brunnemann (Dresden).

„Wir sollten es lernen, das Bedeutende im Gegner nicht nur zu respectiren, sondern uns dieses Bedeutenden zu freuen, selbst wenn es sich gegen uns wendet ... Alles Bedeutende ist gesunde Kraft, und daß die in der Nation wachse, das ist doch das Beste." Diese Worte eines hervorragenden literarischen und künstlerischen Führers möchte ich als Motto des folgenden Aufsatzes gedacht wissen mit der einzigen Abänderung: Alles Bedeutende ist gesunde Kraft, und daß die sich heute in den Frauen bethätigt, das ist doch immer das Beste, Nothwendigste, was wir brauchen. Ich beabsichtige darin für die geistvolle schwedische Essayistin Ellen Key einzutreten, die heute Seitens der Frauenrechtlerinnen, zu denen ich mich in weitestem Sinne auch zähle, scharf angegriffen wird.

Ellen Key ist eine Frau, die tief in ihre Wesensart hinabzusteigen und ihr Bestes daraus hervorzuholen vermag. Solches in bunter Mannigfaltigkeit zu thun, ist das erste Erforderniß für die neue Kraftentwickelung der Frauen; daraus sollen die Wege, die künftig zu einer vertiefenden Förderung der Cultur zu gehen sind, erst abgeleitet werden. Es ist falsch, heute, wo Alles auf der Frauenseite im erwachenden Werden und Emporstreben steht, schon bestimmte Richtlinien künftiger Entwickelung als alleinseligmachend vorzuschreiben. Wir stehen mitten im Frühling. Tausend Blüthen brechen auf, erwartete und ungeahnte. Gebt ihnen Luft und Sonne, sich zu entfalten, aber schreibt ihnen die Früchte noch nicht vor, die sie zu bringen haben. Es gehört ein ganzer Sommer des Reifens dazu, ehe wir sie schütteln dürfen.

Wir leben freilich in einer nüchternen, verstandesmäßigen Zeit, wo wir mit wissenschaftlichen Folgerungen und praktischen Wegweisern arbeiten möchten, alles Andere aber gern als unklare, ja sogar gefährliche Schwärmerei zurückweisen. Und Ellen Key schwärmt ein wenig in Bezug auf die Frauenfrage, auf ihr Ideal vom Weib der Zukunft, das mehr eine dichterisch geschaute, als durch logisches Denken gewordene Persönlichkeit ist. Das hat man ihr sehr übel genommen; man verlangt von einer bedeutenden Frau, wie sie es ist, mehr „intellectuelle Sauberkeit", mehr Klarheit in den Irrgängen ihrer Widersprüche. Und nicht mit Unrecht!

Ellen Key hat, wie jede denkende Frau, Stellung zur Frauenfrage genommen, hat einige ihrer letzten Ziele, die vom Augenblickslärm des Tageskampfes übertäubt werden, mißverstanden und dabei recht offenherzig kund gegeben, was ihr an diesem Kampfe unsympathisch ist. Anstatt nun meines Erachtens etwas direct Nützliches oder Schädliches zur Sache selbst zu sagen, hat sie vielmehr nur ihr ureigenes Wesen offenbart, die denkbar reichste Entfaltung einer Frauennatur, was der Frauenfrage indirect nur zu Gute kommen kann.

Es hat sich dabei gezeigt, daß sie sich persönlich zu sehr subtilen Forschungen auf psychologischem, ästhetischem und ethischem Gebiet eignet und prädestinirt ist, viel Tiefes, Feines zur Veredelung der menschlichen Cultur überhaupt beizutragen, als eine der gefühlsmäßig Suchenden, die für bisher noch unergründete Zartheiten auf den genannten Gebieten das erlösende Wort finden. Andererseits hat sich ergeben, daß sie noch zu viel und auf zu complicirte Weise sucht, um sich mit völlig überzeugter Wärme für ein bestimmtes Ideal zu entscheiden. Das hat für die allgemeinen Ideen nur Verfeinerung, Vertiefung und Bereicherung zur Folge. In das energische, zielbewußte Vorgehen der Frauenbewegung freilich, sofern sie eine Kampfesbewegung um Erfüllung berechtigter Forderungen, und so weit sie eine sociale Bewegung ist, die ganz bestimmte, der Allgemeinheit der Frauen nützliche Reformen im Auge hat, paßt es nicht. Darum gebe ich Ellen Key für ihre in die Frauenfrage einschlagenden Artikel: „Mißbrauchte Frauenkraft" und „Das Weib der Zukunft" trotz vieler Schönheiten und Erhabenheiten, die sie enthalten, ihrer Widersprüche wegen ein für allemal den Frauenrechtlerinnen preis. Wir ertappen sie hier bei jenen Engen, die auch eine große Persönlichkeit haben kann, und in die sie dann, kraft ihrer starken Ueberzeugungslust, gern Andere mit hineinzwängen möchte. Und hier steht sie sich mit ihrem großen Selbst im Widerspruch, wenn sie nach allen Begrenzungen, die sie der Frau zuerkennt, doch ausruft: „Jede Frau muß, ohne daß ihr von der Gesellschaft Hindernisse in den Weg gelegt werden, danach streben dürfen, das herauszufinden, was die Natur gerade mit ihr beabsichtigt hat."

Mit diesen Worten giebt Ellen Key die tausend Entwickelungsmöglichkeiten für die Frau ja ohne Weiteres zu — sie selbst ist unendlich weiter als ihre eigenen gelegentlichen Engen und zersprengt sie überall selbst. Selten ist man einer so reichen, die Fülle des Lebens voll erfassenden Frauennatur begegnet, und je mehr wir uns in sie vertiefen, desto mehr Freude dürfen wir an ihr erleben. Es wäre kleinlich von uns, wollten wir ihr unausgesetzt die paar widersprechenden Dinge vorwerfen, die sie über die Frau gesagt, in der sie einen Augenblick lang ein „begrenztes Wesen sah, das von einer zu großen intellectuellen Kraftentwickelung zersprengt werden könnte". Ihre ganze Production straft dieses Wort Lügen, und Alles, was sie darin der Menschheit giebt, giebt sie auch den Frauen.

Für Ellen Key ist die Frauenfrage eben nur ein Theil der großen Menschheitsfrage, und demgemäß nimmt diese Frage auch nur einen ganz geringen Bruchtheil ihres literarischen Schaffens ein. Sie sieht die gegenwärtige directe Agitation als eine nothwendige Uebergangszeit an und ist selbst bereits darüber hinaus. Mit dem feinsinnigen Psychologen Simmel berührt sie sich, wenn sie sagt: „Die Frauen werden einsehen, daß, wenn sie die Summe gleichartigen Strebens vermehren, die Gesellschaftsentwickelung weniger fördern, als indem sie ein wesensverschiedenes Element hineintragen." Sie übersieht dabei, daß dies die Frauen von heute bereits genau so wie sie erkannt haben. Naturen wie Ellen Key und ihre Widersacher ergeben dasselbe große Schauspiel, wenn nicht die Tragik, die sich zwischen einer ersten und der ihr folgenden Generation von Culturbringern abspielt. Es muß starke Pioniere geben, die zunächst das Gewirr der Urwälder niederhauen, um Boden für die Stätten des neuen Glaubens zu schaffen und die ersten Grundpfeiler dazu einrammeln. Sie müssen oft zur Waffe greifen und wackere Kämpen sein. Das neue Geschlecht baut auf dem Boden des größeren Friedens die Gotteshäuser weiter aus und schmückt sie mit den edelsten Blüthen seelischen, vertieften Empfindens. Beide sind für die Cultur durchaus nothwendig; sie ergänzen einander, ja, können ohne einander nicht bestehen — und doch verstehen sie einander selten und werfen sich gegenseitig vor, in ihren Zielen auseinander zu gehen. Ellen Key strebt den zielbewußten Frauenrechtlerinnen zu wenig energisch einem bestimmten, die Frauen allein betreffenden Ziele zu. Sie ist ihnen zu verschwommen, weil sie, die auf den praktischen Nutzen Hinwirkenden, für das complicirte Suchen einer solchen in alle feinen Nuancen des Seelenlebens sich einfühlenden Kraft kein rechtes Verständniß haben und dies Suchen für Schwanken halten. Doch hierin liegen gerade die Feinheiten einer Natur, die gekommen ist, auszubauen und alles im Menschen Schlummernde zu freudiger Mitarbeit am Innen- und Außenleben zu wecken, sogar das, was kaum noch in Worte zu fassen ist.

Aber auch Ellen Key versteht nicht, daß die Frauenrechtlerinnen ihre Ideale durchaus theilen und in ihren letzten Forderungen mit ihr eins sind, und das muß ich ihr zum Vorwurf machen. Abgeschreckt vom Kampf, der so manche rauhe Seite nach außen kehren läßt, sieht ihr sonst so tief blickendes Auge nicht den starken Unterstrom, der von jeher in der Frauenbewegung fluthete und der immer deutlicher zu

Digitized by Google

Tage tritt. Das jetzige Ringen und Kämpfen um eine männliche Cultur ist nur ein Durchgangspunkt, denn nicht anders kann die Frau zu rechtem Verständniß für die Culturarbeit und zu ihrer späteren eigenen Mitarbeiterschaft daran geführt werden, als durch die einzig vorhandene männliche. „So macht", — wie der bereits erwähnte Simmel sagt — „auch der eigenartigste Künstler seine Lehrjahre bei einem unvermeidlich anders Gearteten durch und eignet sich so Ziele und Kunstmittel an, die er nachher selbstständig zu begrenzten Abweichungen modificirt." Jenseits dieses Durchgangspunktes erst erblicken die ernsten und hervorragenden der Frauenrechtlerinnen die eigentliche Culturwerthe schaffenden letzten Ziele der Frauenbewegung. Es ist allerdings bedauerlich, daß Ellen Key, wie leider so Viele, hier einmal den Schein der Oberfläche für das wahre Wesen der Sache genommen hat, und daß sie andererseits ungerechter Weise übersieht, welch' ungeheurer Dank Denen gebührt, die den Boden bereitet haben und die ihn vielfach noch hart vertheidigen müssen, damit die feineren Culturblüthen, wie sie sie bringen möchte, auf ihm auch ungestört gedeihen können. Als eine der reichsten, erquickendsten Erscheinungen aber auf dem gewonnenen Boden jenseits des Kampfes müssen wir Ellen Key begrüßen, und ihre wenigen Schwächen werden belanglos gegenüber Alledem, was sie einsetzt, um an solchen Culturwerthen mitzuschaffen, die dereinst typische Ausdrucksformen für die Bethätigung des Weibes an der Culturarbeit ergeben dürften. Es ist der ganze Reichthum einer stark dichterisch und künstlerisch veranlagten Persönlichkeit, die zugleich ein Adelsmensch ist.

Ihr erster Band Essays, daraus die Aufsätze „Culturveredelung", die „Freiheit der Persönlichkeit" und der Dialog „Ein Abend auf dem Jagdschloß" hervorragen, bedeuten einen Jubelhymnus an die Schönheit des Lebens, die das Individuum mit Seele, Geist und Sinnen zugleich genießen möchte, den germanisch-faustischen Drang in's Unbegrenzte. Daneben stellt sich der heiße Wunsch ein, all' diese aus der eigenen gesteigerten Persönlichkeit hervorquellende Lebensfülle, dieses Glück in Anderen zu erwecken, Andere mit genießen zu lassen.

Wir können uns, führt sie aus, indem wir alle unsere Fähigkeiten in gleicher Weise harmonisch ausbilden, das Leben selbst schaffen, unser Dasein zu einem immer reifer werdenden Kunstwerk gestalten. Wir wollen dabei das Leiden nicht scheuen, das uns größer macht.

Von ihrer allgemeinen Freude an allen Aeußerungen des Lebens geht sie auf ihr vor Allem naheliegende Einzelgebiete über und sagt beispielsweise über das Verhältniß der Geschlechter zu einander, über Liebe und Ehe, Gebiete, auf denen wir nur noch stammeln, sofern es sich um die innerlichsten Erlebnisse der Psyche handelt, das Tiefste und Feinste, was bisher gesagt worden ist. Denn „jetzt beginnen die Frauen den Mann zu lehren, daß die feinfühlige und vielseitige geistige Sympathie der tiefste und dauerndste Theil des Lebens und der Liebe ist". Sie erblickt unendliche Möglichkeiten, auch in der Ehe das Verhältniß zwischen Mann und Frau freier, voller, dauernder zu machen, durch immer größere Bereicherung und in Folge dessen Erneuerung des Einzelwesens. Ihre reinsten seelischen Erkenntnisse gipfeln in einem Hinweis auf das Kind, dieser höchsten Frucht der Cultur, dieses Ausdrucks höchsten Glückes und tiefsten Verantwortlichkeitsgefühles zwischen Mann und Weib. Sie zieht hier bereits die Grundlinien zu ihrem späteren umfangreichen Buch: Das Jahrhundert des Kindes.

In den Neuen Essays, die den von Nietzsche inspirirten Untertitel „Die Wenigen und die Vielen" tragen, nehmen die Anfangs mehr dichterischer Intuition als streng wissenschaftlicher Beobachtung entsprungenen Betrachtungen über Culturveredelung immer schärfere Formen an, so daß sich die Möglichkeit einer Anwendbarkeit für's Leben ihrer Reformvorschläge deutlicher erkennen läßt. Beide Bände von Essays greifen indeß so in einander über, daß sich Ellen Key's Gedanken nur aus Beiden zugleich in großen Zügen darstellen lassen.

Für sie existirt zunächst als Culturträger das starke, vielseitig befähigte Individuum, der Ausnahmemensch, der sich selbst als die hohe Einheit in der culturellen Mannigfaltigkeit auffaßt, das Leben als ein Kunstwerk betrachtet und innere Harmonie zu erstreben unabläßig bemüht ist, der seine Entwickelungsziele mehr auf Sein als auf Wissen richtet, immer nach der Tiefe, nicht nach der Breite strebt. Ueber ihn, den Individualisten, spricht sie herrliche Worte aus, die zugleich ein Hymnus freudiger Lebensbejahung sind: „Ein Mensch, welcher von der Leidenschaft erfüllt ist, ganz sein Selbst zu sein, mit allen Pulsen zu leben, voll sein innerstes Ich auszudrücken, hat nie ein ruhiges, aber immer ein reiches Dasein. Für ihn singt und klingt das Leben, denn er dichtet es selbst, im Fleiß der Alltags und im Rausch der großen Stunden, in den Jahren des Schmerzes und den Augenblicken der Freude. Er weiß, daß das Erlesenste, das er den Anderen schenken kann, zugleich das Höchste ist, was er für sich selbst zu thun vermag: wagemuthig das Dasein mit stets echten — und wenn möglich — auch starken und schönen Aeußerungen seiner eigensten Persönlichkeit zu erfüllen. So gewinnt er für sich und Andere neue Lebenswerthe und neue Lebensanreize. So erweitert er nach Maßgabe seiner Kräfte seinen Winkel des Daseins; so überwindet er, soweit es ihm gegeben ist, die Hindernisse, welche das Sterbende in der Zeit dem Lebenden in den Weg legt." Sie fordert für die Persönlichkeit ihr volles Recht zur Entfaltung, weist sie aber auch in ihre Grenzen zurück, indem sie als erste Forderung für das freigewordene Individuum strenge Selbstzucht aufstellt.

Denn die starke Individualität ist nicht etwas ausschließlich Vorhandenes, sondern etwas in Folge streng durchdachter Ausbildung aller Kräfte Erworbenes „das kleine Kind, der Wilde, der rohe Mensch weisen nur Möglichkeiten zu Individualitäten auf". Und der Individualist ist, wie alle Menschen, dem großen Gesetz des Lebens unterworfen, nach welchem Leiden jeden Mißbrauch der Freiheit begleitet.

Der gereifte, in sich gefestigte Individualist, der zur starken Persönlichkeit herangewachsene Mensch aber fühlt: „daß Nichts ein ehrliches und richtig vollendetes Ganze ist, als bloß das Ganze selbst; daß jedes individuelle Wesen ungeachtet seiner kleinen Ganzheit im weiteren Sinne ein Bruch ist; daß Jeder nur durch Andere vollendet wird und das Ganze durch Alle. Diese Ahnung ist es, die unseren Individualismus um so viel wärmer macht als den irgend einer anderen Zeit, weil unser Selbstgefühl auch Mitgefühl ist."

Das ist's auch, was uns in Ellen Key's reicher Individualität so sympathisch berührt: ihr erwachendes, sociales Empfinden, wodurch sie erst ein Kind unserer Tage wird, bestimmt, für unsere Tage zu wirken. Um dahin zu gelangen, mußte sie, wie jede Persönlichkeit ihrer Veranlagung, durch ernsten inneren Kampf reifen.

Diese mit reichen Gaben an Seele und Geist ausgestattete Nordländerin, die sich zunächst stark mit Ibsen und Nietzsche auseinandersetzte, die, ein echtes Kind ihres Landes, heute von der alten Wikingerfreude, das Leben mit all' seinen Wundern zu erobern beseelt ist, morgen sich ganz in die weltfremden mystischen Seelentiefen versenkt, um ungeahnte Schätze zu Tage zu fördern, hatte sich zu einer aristokratischen Natur mit feinem Stylgefühl und weitgehenden künstlerischen Bedürfnissen und Einsichten entwickelt. Sie empfand jedoch in ihrer ursprünglichen Warmherzigkeit einerseits viel zu social, um sich in ihrem Aristokratismus abzuschließen, anderseits befürchtete sie von den demokratischen Idealen einer allzu raschen Nivellirung der Cultur die Aufgabe des Hohen um des Niedrigen willen oder, wie es ihre

Digitized by Google

Geistesverwandte, die Idealistin Malvida von Meysenburg, einmal ausspricht: „Das Leben der Großen zeigt uns, mit wenigen Ausnahmen, immer dasselbe Schauspiel: die Ueberzeugung, welche sich langsam aus der Erfahrung entwickelt, daß auch die schönsten Werke, die Schöpfungen der erhabensten Begeisterung nur selige Träume großer Seelen sind und von der Menge unverstanden bleiben, und daß die ideale Reform, welche der Genius vollziehen will, den Stempel der Vulgarität erhält, den ihr die Berührung mit der Wirklichkeit der Welt aufdrückt.“ So wendet sie zunächst in ihren Betrachtungen ihr volles Interesse der Einzelpersönlichkeit zu, um deren Lebensgefühl zu steigern, und beschwichtigt ihr sociales Gewissen damit, daß dies mittelbar auch der Gattung und nicht bloß dem Individuum zu Gute kommen wird, und mithin im letzten Grunde kein egoistisches, sondern ein altruistisches Ideal ist: „Mein Glaube geht dahin, daß, so wie die Kinder Israels der Feuersäule folgten, so die Alltagsmenschen aus der Entfernung dem Ausnahmemenschen folgen und auf diese Weise die Menschheit sich vorwärts bewegt.“

Bald führen die individualistische Forderung „Selbstbehauptung“ und die altruistische „Selbstaufopferung“ einen heißen Kampf in ihrer Seele (vergleiche den Aufsatz „Selbstbehauptung und Selbstaufopferung“).

Ihre Evolution, die zuerst von Außen nach Innen ging, nimmt nun den Weg alles der Menschheit wahrhaft nutzbringenden Strebens von Innen nach Außen, denn jedes tüchtige Streben rettet sich von Innen heraus in die Welt. Ihr Blick schärft sich für ihre Umgebung, die von ihren eigenen Idealen noch weit entfernt ist, und ihre geflügelten Ideale erfahren hierbei eine Umwandlung nach der socialen, menschlich praktischen Seite hin. Sie bekennt: „Ein Ideal aufzustellen, von dem sich nicht annehmen läßt, daß die ganze Menschheit es je erreichen könne, stumpft das Idealitätsgefühl ab. Denn man lernt das Ideal als das Unausführbare zu betrachten und landet so im praktischen Materialismus. Ein Ideal mag immerhin so hoch sein, daß die Menschheit in ihrer Gesammtheit weit davon entfernt ist, und daß auch die Höchststehenden es nur erst theilweise verwirklichen können. Aber es muß seinem Inhalt nach so sein, daß es denkbar ist, daß jeder Mensch jeden Tag seines Lebens darnach lebt, und daß die ganze Menschheit es einstmals erreichen kann, ohne in lebensfeindlichen Extremen zu verharren.“ Mit diesen Worten hat Ellen Key die innere Aussöhnung der beiden in ihr widerstreitenden Mächte gefunden und geht nun mit Ernst daran, erreichbare Ideale aufzustellen. Hiermit thut sie ein Stück Culturarbeit und gehört zu den starken Anregern unserer Tage. Mit warmblütiger innerer Theilnahme setzt sie ihre Kraft für die reformatorischen Bestrebungen der Gegenwart ein, solchen zunächst den Vorzug gebend, die ihrer ureigenen künstlerischen Natur entsprechen. Sie begeistert sich für den großen Feiertagstraum Ruskins von der Veredelung des Individuums durch die Kunst und spricht über Kunst und Volk herrliche Worte; es gilt ihr: nicht, wie Tolstoi es fordert, die Kunst zum Volke herabzusenken, sondern das Volk zur Kunst zu erheben. In die Volksseele und in die ihr verwandte Kindesseele weiß sie zu dringen. Ihre reformatorischen Bestrebungen zielen vielfach auf die Bildung des ganz biegsamen Materials der ersten Kindheit hinaus, und immer berührt sie dabei das Feinste und Tiefste der menschlichen Psyche. Den Kindern hat sie einen neuen Band ihrer Essays gewidmet und geht darin von dem Gedanken aus, daß das zwanzigste Jahrhundert das Jahrhundert des Kindes sein soll. Ich kann nicht umhin, gerade diesem Bande, trotzdem er im Gegensatz zu den anderen mehr Positives zu geben bemüht ist, einen gewissen Mangel an Straffheit der Composition, an prägnanter Formulirung des Gedankens vorzuwerfen. Dem Buche wären ein klärendes Ausreifen und größere Kürze und Geschlossenheit von Vortheil gewesen. Und auch hier, um auf meinen Anfang zurückzukommen, wird Ellen Key ungerecht gegen die Frauenrechtlerinnen. Sie scheint dabei geflissentlich nur eine, und zwar eine bereits überwundene Seite der Frauenbestrebungen sehen zu wollen, den Kampf um die männliche Cultur, der sich vielfach noch gegen den Mann als hemmenden Widersacher richtet. Ich habe bereits dargethan, wie sehr sie darin irrt.

Ihre Angriffe gegen bestimmte Ausdrucksformen der weiblichen Forderungen sind aus ihrer eigenen Natur heraus zu erklären. Ihr Individualismus, der alle Entwickelungsmöglichkeiten zulassen soll, sträubt sich gegen das Nivelliren des Denkens und Wollens nach vorgeschriebenen Richtungen hin, wie es starke Kampfbewegungen absichtlich und auch ganz unabsichtlich mit sich bringen. Die weibliche Individualität wird nach ihr weder entwickelt, noch geschützt, sondern fortgeneralisirt; Parteien werden zusammen gehalten, nicht Persönlichkeiten geschaffen. Ellen Key fürchtet die Einseitigkeit — und nicht mit Unrecht, denn es giebt noch starke Einseitigkeiten in der Frauenbewegung. Ich tadle hier unbedingt die Enge, bei der ich auch die in alle Weiten und Tiefen strebende Ellen Key ertappe, doch je mehr ich über ihre letzten Worte nachdenke, finde ich immerhin etwas darin, was uns zur Einkehr zwingt. Hier, meine ich, ist auch der Punkt, wo wir vom Gegner, sofern sie überhaupt noch als Gegner zu betrachten ist, lernen können und müssen.

Ellen Key ist ein Adelsmensch. Wollen wir Solchen die Berechtigung absprechen, die Welt ihrer Gedanken zu äußern, weil sie sich einiger kleiner Irrthümer und Widersprüche nach der augenblicklich nothwendigen praktischen Seite hin schuldig gemacht haben? Das hieße alle Dichter und Künstler aus der nutzbringenden Thätigkeit für die menschliche Entwickelung ausschalten, denn nicht sie wirken unmittelbar auf den Augenblicksnutzen hin. Wer aber wäre heute so armselig, ihren starken veredelnden oder verfeinernden Einfluß, der nicht als bewußte Lehre, sondern als Empfindungsstimmung unbewußt in die Geister einzieht, zu bestreiten. Ellen Key mag für den augenblicklichen Nutzen nicht sofort wirken; sie regt uns an, tausend Gedanken über die menschliche Entwickelungsmöglichkeiten zu denken; wie ein echter Künstler erschließt sie uns das Leben in seinem vollen Reichthum. Nie fehlt es ihr an dem großen Blick für die Wesentlichkeiten des Lebens, und alle Parteirahmen sind ihr viel zu eng.

Sie stellt ein hohes Ideal edler Geistes- und Herzensbildung auf. „Die, die echte Bildung haben, besitzen nicht nur ein reiches und bewegliches Phantasie- und Gefühlsleben, sie vermögen es auch, klarsehend alles Beiwerk der Hauptsache unterzuordnen; sie lassen kleine Gesetze die großen nicht verdunkeln; sie halten folgerichtig Ursache und Wirkung gegen einander; sie treffen eine feine persönliche Auswahl in dem Stoff, den ihre Studien ihnen geben, und sie vertiefen sich in ihre geistigen Eindrücke auf eine viel innigere Art: jeder angeeignete Stoff wird somit Besitzthum der ganzen Persönlichkeit, das will sagen, Gedanken, Gefühle und Phantasie werden in jene Wechselwirkung gebracht, in der sie sich gegenseitig heben, erweitern und stärken. So giebt auch ein kleiner Stoff reiche Nahrung und ein kleines Gebiet vielen Stoff zu verarbeiten. Ein solcher Mensch verschmäht das Zeitungsblatt nicht, aber er studirt bloß das Buch; unter den Büchern hält er sich am liebsten an die Quellen, unter den Menschen an die Selbstdenkenden. Unter die Anlage zur Bildung fällt nämlich auch der Instinct, den großen Eindruck unter den vielen kleinen zu wählen; den feinen unter den vielen rohen, den schönen unter den vielen häßlichen, den weckenden unter den vielen stumpfen.“ Und sie findet diese Anlage bei einem dänischen Matrosen einmal bedeutender als bei vielen „Gebildeten“ ihrer Umgebung. Handelt es sich also hier um unerreichbare Ideale?

Und ist es nicht hierbei gleichgiltig, an wen sie sich insbesondere wendet, wenn sie an das ganze Menschenthum mit all' seinen Fähigkeiten ihren warmen Weckruf ergehen läßt.

Digitized by Google

Auch der Adelsmensch als solcher soll ohne bestimmt formulirte Nützlichkeitsprincipien in unserer Zeit zu Worte kommen, und je öfter, desso besser. Laßt ihn voll sich ausleben in seinem ganzen Reichthum. Andere können Einzelperlen daraus verwerthen und in Rahmen fassen. Wollt Ihr ihn selbst aber in einen Rahmen zwängen, so sprengt er den Rahmen und zeiht Euch der Einseitigkeit. Wir brauchen in unserer nüchternen Zeit phantasiebegabte Menschen, durch die wir alle Aeußerungen des Lebens, die in uns erstickt sind, fühlen und begreifen. Daß sie uns jetzt auch unter den Frauen erstehen, gereicht den Frauen nur zum Segen.

Ein anderer Armer Heinrich.

Von Max Kempff.

Hauptmann's Armer Heinrich ist der Saisonschlager nicht geworden. Die Monna Vanna-Witze erfreuen sich, Gott Lob, bei Tafelgesprächen einer größeren Beliebtheit als die durchtriebensten Späße über Ausschlag und Miselsucht. So wäre von dem Stücke, das sich mit epischem Wortpompe begnügt und die einzige wirklich dramatische Scene des undramatischen Stoffes in den letzten Zwischenact verlegt, so wäre von diesem abermals mißglückten Vorstoße des Dichters eigentlich kaum noch Etwas zu sagen. Riskire ich dennoch ein Nachwort, so hoffe ich, daß es gleichzeitig ein Vorwort sein wird. Ich möchte nämlich auf eine andere, ältere Bühnenbearbeitung der Hartmann'schen Legende hinweisen. Vielleicht, daß man auch ihr jetzt Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Lange vor Gerhart Hauptmann hat Carl Schultes, ehedem Theaterdirector im Wiesbaden'schen, ein Volksschauspiel vom armen Heinrich geschrieben. Es erschien 1894 im Druck und wurde durch den Verlag Entsch allen wichtigen deutschen Theatern, also auch dem Berliner des Herrn Brahm, vorgelegt. Man graulte sich indeß vor der Schrecklichkeit und Abscheulichkeit des Vorwurfes. Dabei that Schultes das Menschenmögliche, um dem Aussatze sein Ekelhaftes zu nehmen. Er bewahrte dem Heinrich das glatte Gesicht — mitunter ist die Lepra so gnädig, diese Milde walten zu lassen — und er wagte nicht entfernt die schauerliche Realistik, die Hauptmann's Buch zu dämonischer Unheimlichkeit erhebt. Erstens lag sie wohl auch dem alten Landsknechte nicht, und zweitens wünschte er, sein Werk aufgeführt zu sehen. Damals waren aber die Theaterdirectoren zimperlicher als heute, wo die Censur ihre liebe Noth mit ihnen hat. Schultes' Volksstück fiel also unter die Spreu, die der Wind verstreuet. Aber der Wind hat sich gedreht und ist vielleicht geneigt, das vergessene Weizenkörnlein wieder mit emporzuheben.

Ich glaube in der That, daß es ein Weizenkörnlein genannt zu werden verdient. Es erfüllt so ziemlich alle Ansprüche, die man billiger Weise an das Volksschauspiel stellen darf. Eine starke Handlung, die sich nicht übermäßig lange mit Hiobsklagen abgiebt; blühende, überquellende dramatische Phantasie; Leben und Menschen auf der Bühne. Darunter gut gezeichnete. Der Knecht Griesebart, Heinrich's Leibknappe, ist z. B. eine ganz vortreffliche Erfindung und offenbar das Vorbild des weit minder saftigen Hauptmann'schen Ottacker. Beide fürchten weder Tod noch Teufel, aber Tod und Teufel auf grünem Felde müssen es sein — vor dem Aussätzigen haben sie Beide Höllenangst. Da der Ottacker die „charakteristischste Figur" in Hauptmann's Drama genannt worden ist und diesen Ehrentitel wohl auch verdient, so mag immerhin auf die merkwürdige Uebereinstimmung hingewiesen werden. Auch andere Aehnlichkeiten finden sich: die rationalistische Auffassung der Heilung, die bei Schultes noch stärker hervortritt als bei Hauptmann und eigentlich den geheimnißvollen Reiz der Legende zertritt; mehrere scenische Arrangements gleichen sich auffallend. Die Vermuthung, daß Hauptmann vor der Niederschrift seines Armen Heinrichs die Schultes'sche Arbeit gekannt hat, drängt sich fast unabweisbar auf. Doch das nur nebenbei. Schultes läßt, wie's vordem Sitte war, den Helden Heinrich in Sünde fallen, ehe er ihn mit der schrecklichen Krankheit straft. Der Schuld folgt die Sühne; der Heilung geht die innere Befreiung vorauf. Es wird wenig, sehr wenig in dem Stücke erzählt. Wir sehen das Seltsame mit eigenen Augen, vor Allem die That von Salerno. Und der dritte Act des Schultes'schen Dramas, der diese machtvolle Scene bringt, ist ein Meisterwerk schlechthin. Schon um dieser Scene willen sollte das Schauspiel gegeben werden. Rührende Größe steckt darin.

Der achtzigjährige, fast erblindete Greis, der fröhlichen Herzens und mit gesundem Humor seinen Lebensabend in Hannover verbringt, glaubt vielleicht nicht mehr daran, daß sich irgend Jemand seines verstoßenen Kindes annimmt. Mag aber doch sein, daß Einer, der ein Mächtiger ist, sich überwindet und das in schlichten Versen geschriebene Buch gelegentlich liest. Darf er auch außer einem Gotteslohn keinen anderen erwarten — am Ende thut der's ausnahmsweise auch einmal.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Cagni's Schlitten-Expedition zum Nordpol.*)

II.

Die Rückkehr.

Donnerstag, 26. April. Heute Morgen sind wir sehr spät aufgewacht und erst Mittags aufgebrochen. Die Hunde bellen gegen ihre Gewohnheit nicht, als sie den ersten Schlitten wegfahren sehen; seit gestern hören wir nicht einmal, daß sie sich gegenseitig anknurren; sie müssen müde sein, wie wir auf dem Marsche bemerken, denn wir müssen sie beständig durch Rufen antreiben. Trotzdem legen wir lange Strecken mit wenigen und sehr kurzen Ruhepausen zurück.

Beim Uebergang über das Eis, das uns am 23. so viele Aufregung verursacht hatte, falle ich in's Wasser. Ich werfe mich nach vorn platt auf das Eis, so daß ich nur bis zum Knie naß werde; aber sei es in Folge dieses Halbbades, sei es in Folge der Anstrengungen der letzten Tage — ich kann mich kaum mehr aufrecht halten und habe große Mühe, meinem Schlitten zu folgen, und an den Stellen, wo der Weg besser ist, halte ich mich an ihn an und lasse mich ziehen.

Um $7^3/_4$ Uhr erreichen wir das Lager vom Abend des 22., und die Führer sind jetzt erstaunt über den riesigen Marsch, den wir am 23. gemacht haben und der sicher der seelischen Erregung über den errungenen Erfolg zuzuschreiben ist.

Menschen und Thiere sind todtmüde, aber nichtsdestoweniger hoffe ich morgen die Stelle zu erreichen, wo wir am 21. lagerten, obgleich sie sehr weit entfernt ist.

Freitag, 27. April. Der Himmel ist noch immer bedeckt, Temperatur — 30°.

Wir brechen um 8 Uhr auf und halten erst um $1^1/_2$ Uhr an, um etwas Kaffee zu uns zu nehmen, den wir vom Frühstück übrig behalten haben; dann machen wir uns rasch wieder auf den Weg. Um 4 Uhr beginnen wir den Uebergang über den „Comersee" und um 6 Uhr lagern wir an dem Punkte, wo wir am 21. Abends waren, das heißt unter einer Breite von 85° 41'. Entschieden können wir uns nicht nur mit Nansen, sondern sogar mit dem seiner schnellen Märsche wegen berühmten Wrangel messen.

Wir können jetzt diese bedeutenden Märsche unternehmen, weil wir nur vier Schlitten haben und weil Messicano, der Hund, der sich an der Spitze des Zuges befindet, noch heute die Fährte verfolgen kann, selbst dort, wo sie völlig vom Winde verweht ist. Es ist ein kleines, weißes, langhaariges Thier mit großen, sehr klugen Augen, dem wir diesen Namen gegeben haben wegen der starken wolligen Behaarung an seinen Beinen, die aussieht wie ein nach unten zu weiter werdendes Beinkleid. Seit dem Aufbruche von der Teplitzbai hat er stets die erste Stelle am ersten Schlitten innegehabt, weil er dem Manne, der der

*) Bruchstücke aus dem 4. und 5. Capitel der „Stella Polare im Eismeer". Von Herzog Ludwig Amadeus von Savoyen. (F. A. Brockhaus, Leipzig.) Vergl. Nr. 7 der „Gegenwart".

Digitized by Google

Expedition vorausschritt, besser folgte als jeder andere, und zwar von Anfang an, ohne sich durch irgend etwas abziehen zu lassen, und dem Befehle, anzuhalten oder aufzubrechen, den pünktlichsten Gehorsam leistete. Obgleich weniger stark als seine Gefährten, zieht er doch unermüdlich mit und stürzt sich auf die Hunde der anderen Schlitten, welche bei der Annäherung an das Lager ihn mitunter zu überholen suchen; man könnte sagen, daß er sich der ganzen Wichtigkeit seiner Stellung bewußt und darauf eifersüchtig ist.

Seit dem Antritt des Rückweges geht der für den ersten Schlitten bestimmte Führer hinter diesem her und überläßt es dem Hunde, die Fährte zu suchen. Messicano galoppirt jetzt wie ein russisches Troikenpferd und hält die Nase beständig auf den Schnee gesenkt. Mitunter verliert er den Weg; dann verlangsamt er seinen Gang und dreht sich um, als wolle er bei seinem Begleiter Hülfe suchen. Dieser schilt ihn aus, und Messicano ängstigt sich auf wahrhaft komische Weise ab, heult, läuft mit heraushängender Zunge im Zickzack hin und her, bis er die Spur wieder entdeckt. Dann schießt er in der gefundenen Richtung von dannen und hält sie oft auf langen Strecken ein, wo es für uns absolut unmöglich wäre, ein Anzeichen unseres früheren Marsches zu bemerken. Diese werthvolle Fähigkeit Messicanos ist um so merkwürdiger, als diese Art Hunde ein sehr wenig ausgebildetes Geruchsvermögen besitzt.

* * *

Mittwoch, 2. Mai. Wir sind durch das schlechte Wetter gezwungen, still zu liegen; Schneetreiben, Nebel und rasender Nordoststurm, der sich gegen Abend nach Norden dreht. Ich binde mir den Finger auf; er ist geschwollen, dick wie das Handgelenk und die erfrorene Spitze schwarz. Ich entferne mit dem Bistouri, das ich in der linken Hand halte, den ganzen schwarz gewordenen Theil. Kaum bringe ich mit der Spitze der Klinge in das Fleisch ein, als sich auch schon eine unglaubliche Menge Eiter entleert und ich eine große Erleichterung verspüre. Ich nehme gleich die ganze Fingerkuppe weg, da das Fleisch abgestorben ist, so daß aus dem gesunden Fleisch ein Stück des Knochens hervorragt, das ganz den Anschein hat, ebenfalls abgestorben zu sein. Als ich das vordere Ende drücke, fühle ich im ganzen Arme einen heftigen Schmerz. Ich glaube, daß wenn ich diesen unnützen Vorsprung lasse, wie er ist, jeder auch noch so geringfügige Stoß mir große Schmerzen verursachen würde, und entschließe mich daher, ihn abzuschneiden. Aber ich habe nur die Scheere, und das kleine Knöchelchen ist sehr hart, weßwegen das Abschneiden sehr weh thut. Zu der kleinen Operation, die ein Arzt in drei Minuten gemacht haben würde, brauche ich volle zwei Stunden, zum geringen Vergnügen meiner Gefährten, die mir beistehen und helfen müssen. Canepa hat es auf einmal nicht mehr mit ansehen können und ist trotz des Sturmes und des Schnees aus dem Zelte gerannt.

Die Temperatur schwankt zwischen — 12° und — 16°.

Freitag, 4. Mai. Heute Abend sprachen wir nach der unvermeidlichen Berechnung der zurückgelegten Kilometer von unserem Milchkaffee, der allen in halber Ration (da wir stets einen Theil davon für den Nachmittag aufheben) jetzt noch viel köstlicher schmeckt als der in der Hütte, und diese Unterhaltung über Kaffee und Milch wiederholt sich fast jeden Tag. Petigax und Fenoillet gestehen mir, daß sie zum ersten Male in ihrem Leben an den frischen Käse von Courmayeur und an tausend Leckereien denken. Es war für mich ein Trost, der ich allein sündhafte Wünsche zu hegen glaubte und mich gewaltig schämte, daß ich mich so oft bei dem Gedanken an lüsterne Phantasien von Kaffee und Milch, von dem herrlichen mürben Gebäck und von dem Blätterteig unseres wackeren Gini, von frischen Mailänder Brötchen, kurz von den unzähligen Ergötzlichkeiten des Gaumens überrasch'e, die früher auf mich nicht den geringsten Eindruck gemacht hatten.

Und jetzt verstehe ich es, warum Nansen so oft von Näschereien, die es ihm zuzubereiten gelungen ist, und von seinen gastronomischen Träumen spricht.

Heute Abend hielten wir Rath, welchen Hund das Todesurtheil treffen sollte; die Wahl fiel auf Alleato, einen schönen starken Hund. Wir wissen nicht mehr, welchen wir schlachten sollen, da die 28, welche uns verbleiben, alle sehr gut ziehen und alle sehr gut bei Leibe sind, mit Ausnahme Messicanos und Pecorellas, eines anderen Thieres vom Schlage Messicanos, das sich ebenfalls sehr gut zum Leithund eignet.

Sonntag, 6. Mai. Wir haben heute 28 Hunde, genau wie Nansen an dem Tage, an dem er die „Fram" verließ, und bei einem Vergleich stellt sich die Beschaffenheit unserer Thiere als bedeutend besser heraus. Vermöge der reichlichen Auslese, die wir haben treffen können, sind es alles ausgewählte kräftige Thiere und haben heute eine geringere Last, jeder nur 23 Kilogramm, zu ziehen, während auf jeden von Nansen's Hunden beim Aufbruch 26 Kilogramm entfielen. Die Betrachtung läßt uns betreffs des übrigen Marsches, der uns noch bevorsteht, das Beste hoffen.

Bei der Nachprüfung der Rechnung vom 25. April bemerke ich, daß ich mich um einen Kilometer zu unseren Ungunsten geirrt habe; wir haben die Breite von 86° 33' erreicht, und es herrscht großer Jubel darüber.

* * *

Freitag, 11. Mai. Die Längenbestimmung ($3^h\ 16^m\ 27^s = 49°\ 7'$ östl. Länge) von gestern Abend ergiebt eine Verschiebung nach Westen um fast einen Grad und würde in der That dem ungefähr in der Richtung des wahren Südost zurückgelegten Wege nicht entsprechen. Heute früh würde ich mich nach dem Ergebniß einer anderen Beobachtung noch weiter westlich befinden, in 48° 16' östl. Länge ($3^h\ 13^m\ 4^s$); aber die Beobachtung war wenig genau. Wir werden sehen, ob, wie ich glaube, das Packeis seine Bewegung nach Süden fortsetzt; es wäre sehr natürlich, da es vom Nordwinde getrieben wird, der auch die Nacht hindurch sehr stark wehte und noch immer eine beträchtliche Stärke besitzt.

Um 5 Uhr früh siedet der Topf schon, und um 7 Uhr befinden wir uns auf dem Marsche quer über eine Ebene, die mit hartgestampftem Schnee bedeckt ist. Es ist kein Marschfieber mehr, es ist eine Tollheit, die sich der Führer bemächtigt hat. Sie marschiren so raschen Schrittes dahin, daß ich nicht begreife, wie sie es stundenlang aushalten können. Ich lasse sie gewähren, denn je rascher wir am Ende marschiren, desto eher kommen wir an's Ziel. Aber sie sind Abends von der Anstrengung ganz erschöpft, ohne es eingestehen zu wollen. Bei dem letzten Löffel Suppe beginnen sie zu nicken, und nach dem Thee schläft der Eine und der Andere verläßt das Zelt, um nicht das Gleiche zu thun; kaum ist der Sack ausgebreitet, liegen Beide wie todt da. Canepa und ich sind bedeutend weniger müde, da wir nicht an der Spitze des Zuges marschiren und natürlich viel mehr als sie die Schlitten benutzen können.

Ohne Unterbrechung geht es bis $11^3/_4$ Uhr weiter; in dieser ganzen Zeit halten wir nur drei Mal auf wenige Minuten an, während welcher die Führer sich ablösen und die Richtung des Zuges genauer bestimmen. Aus der beobachteten Breite von 82° 47' 18" entnehme ich, daß das Packeis immer noch nach Süden getrieben wird, und zwar ziemlich rasch, obgleich die Führer fest davon überzeugt sind, von gestern Mittag bis heute um dieselbe Zeit mehr als 37 Kilometer zurückgelegt zu haben; wäre dies der Fall, so würde die Drift sehr gering sein.

Vor 1 Uhr sind wir von Neuem unterwegs und marschiren bis um 6 Uhr rasch weiter, wobei wir auf vier Canäle stoßen, die uns jedoch nur sehr kurze Zeit aufhalten. Die Führer verschwören sich, daß wir seit Mittag mehr als 10 Kilometer zurückgelegt haben; nach meiner gewohnten Rechnung würden 18 herauskommen. Wir werden es morgen sehen. Kaum halten die Schlitten, so bestimme ich die Sonnenhöhe; der Himmel ist klar und hell. Der Nordwind weht immer noch frisch, heute war er sehr stark; die Temperatur beträgt — 12°.

Sonnabend, 12. Mai. Als Länge von gestern Abend ergiebt sich 48° 40' ($3^h\ 14^m\ 42^s$). Als ich in der Nacht aufwachte, habe ich alle Berechnungen nochmals vorgenommen, und es bleibt kein Zweifel mehr daran. Wenn die Chronometer richtig gehen, so muß sich das Packeis in Bewegung befinden und fortwährend nach Westsüdwest treiben. Es ist seltsam, weil der Wind noch gestern und seit vielen Tagen sehr stark aus Norden geweht hat. Bewegt sich das Packeis einzig unter der Wirkung des Windes, so wird es mit dessen Aufhören auch zum Stillstand kommen, alsdann ist das Uebel weniger groß. Bewegt es sich aber unter dem Einflusse einer starken ostwestlichen Strömung, die in diesen Breiten auftritt, so wird es uns in Anbetracht des Umstandes, daß wir in zwei Tagen 18—22 Kilometer weit nach Westen getrieben worden sind, viele Mühe machen, den 58. Längengrad zu erreichen.

Sollten dagegen die Chronometer in Folge der starken Abnahme der Kälte ihren Gang verlangsamt haben, so hätte ich eine falsche Länge berechnet, die viel weiter westlich liegen würde, als meine Position wirklich ist, die jetzt noch auf dem richtigen Wege zur Insel liegen könnte. Bei einer solchen Möglichkeit kann ich mich nicht ostwärts wenden, bevor ich auf der Breite von Cap Fligely angekommen bin, weil ich Gefahr laufen würde, den Meridian zu überschreiten, ohne das Land zu sehen, und dann verloren wäre. Ich beschließe daher, nach Südosten weiter zu marschiren, einer Richtung, in der ich, selbst unter der Annahme einer starken Abweichung der Chronometer im Osten von Kronprinz-Rudolf-Land vorüberkommen könnte, aber in einer Entfernung, daß ich es sicher erblicken würde, um, wenn ich die Breite von 82° erreicht und kein Land gesehen hätte, mich direct nach Osten zu wenden.

Sonntag, 13. Mai. Nach dem Frühstück mache ich mich an eine genaue Durchsicht der Lebensmittel. Wir haben noch 17 volle Tagesrationen, die ungefähr 23 Tage reichen, wenn wir die Ration um ein Viertel verkürzen. Es bleiben uns aber nur noch 45 Rationen Zwieback. Für die Hunde haben wir noch 100 Kilogramm Pemmikan (200 Rationen), aber außerdem verbleiben uns noch 38 Kilogramm feineren Pemmikans, den wir ursprünglich für die Thiere mitgenommen haben, nun aber für uns aufsparen wollen. Ich habe schon begonnen, jedesmal, wenn die Leute die verkürzte Ration bekommen, zum Ersatz für die Nahrungsmittel, die ich weniger vertheile, ein Kilogramm davon vorwegzunehmen. In den letzten Tagen hatten sie in Folge der sehr langen Märsche großen Appetit, und die ganze Ration war kaum zureichend. Wir sind jedoch noch etwa 148 Kilometer von der Insel entfernt und werden sie sicher vor Ablauf zweier Wochen erreichen, so schlecht auch der Weg sein mag. Zu jener Zeit erschienen 9 Kilometer im Tag als sehr wenig.

Wir nehmen uns vor, sobald wir den Fuß auf's Land gesetzt haben, allen Kaffee und alle Milch, die uns noch verbleiben, in den Topf zu thun und uns einen famosen Milchkaffee zu brauen, um nicht beim Eintreffen in der Hütte den Eindruck von Verhungerten zu machen.

Wir putzen die Carabiner und bessern die Fiasko, sowie die zerrissenen Geschirre aus. Während dann Petigax schläft und die anderen beiden Leute mit philosophischer Ruhe die Essenszeit erwarten, kurire ich an meinem Finger herum, der wieder von Eiter dickgeschwollen ist. Ich müßte ihn öfter pflegen, aber ich habe keine Zeit dazu und namentlich trage ich Bedenken, Petroleum zum Erwärmen des für die Heilung nothwendigen Wassers zu verbrauchen. Ich hoffe mich bald in die

Digitized by Google

Behandlung des „Professors" begeben zu können, wie Doctor Cavalli von uns gewöhnlich genannt wird.

Dienstag, 15. Mai. Wir haben um 5 Uhr Vormittags sehr ermüdet das Lager aufgeschlagen. Nach Mitternacht haben wir noch Eisklippen mit sehr schlimmem Schnee und darauf eine große, sowie verschiedene kleine Ebenen passirt und im Ganzen 8—9 Kilometer zurückgelegt; wir sind damit nicht unzufrieden.

Ich glaube, im Südosten einen Schatten zu sehen, der die Form der Insel hat, aber die Berechnung von heute früh ergiebt ein entmuthigendes Resultat, 50° 27′ 15″ (3h 21m 49s) östl. Länge, und wenn die Chronometer richtig gehen, so ist es unmöglich, das Land zu erblicken. Die Leute schlafen, ich vermag dagegen kein Auge zuzuthun in der Befürchtung, daß jeder kommende Tag sorgenvoller werde.

Mittwoch, 16. Mai. Sobald ich die Mitternachtsmeridianhöhe bestimmt habe, die eine Breite von 82° 18′ (genauer 82° 18′ 22″) ergiebt, setzen wir uns wieder in Marsch. Wir treffen auf eine Reihe von Ebenen, die Petigax zu dem Ausruf veranlassen: „Packeis vom 84. Grade". Aber später, um 4½ Uhr Nachmittags, befinden wir uns am Rande eines breiten Canals, der sich schlangenförmig von Ostnordost nach Westsüdwest hinzieht und Seen, sowie ein Netz von anderen großen und kleinen Canälen bildet.

Wir sind genöthigt, uns ungefähr eine Stunde lang nach Osten und dann nach Ostsüdost zu wenden; endlich gelingt es uns, den Canal zu überschreiten, aber es liegen noch andere vor uns. Nach 6 Uhr lagern wir todtmüde nach einem dreizehnstündigen, äußerst anstrengenden Marsche. Ich nehme eine Sonnenhöhe. Wir sind von Neuem nach Westen abgefallen und sind in 49° 42′ 30″ (3h 18m 50s) östl. Länge. Mittags beträgt die Breite 82° 17′ (genauer 82° 16′ 40″). Wird uns diese unerbittliche Strömung jetzt vielleicht direct nach Westen treiben?

Donnerstag, 17. Mai. Ich hatte mit den Schlitten Halt gemacht, um hier eine Sonnenbeobachtung anzustellen, während Fenoillet weiter ging, um den besten Weg ausfindig zu machen. Als wir uns wieder in Bewegung setzten, blieb der erste Schlitten nicht auf der Fährte, und als die Hunde den Führer vor sich sahen, liefen sie in gerader Linie auf ihn zu, anstatt seinen Fußtapfen zu folgen, die einen weiten Bogen beschrieben. In ihrem Eifer lassen sie sich von dem Schnee, der eine sehr dünne Eisschicht bedeckte, irreführen und stürzen unversehens in einen Canal; alle Thiere, sowie die Hälfte des Schlittens befinden sich im Wasser; die Hunde suchen, um sich zu retten, auf den Schlitten zurückzuspringen und beschleunigen dadurch dessen Untersinken: noch ein Augenblick, und Alles wäre im Wasser verschwunden gewesen. Petigax, der in kurzer Entfernung folgt, eilt im Laufschritt hinzu, faßt das hintere Ende der Kufen, welche allein noch zu sehen sind, und ruft verzweifelt um Hülfe, da er fühlt, er könne nicht länger die schwere Last festhalten, die auch ihn in's Wasser zu ziehen droht. Zum Glück kommen wir rechtzeitig an, um das Fahrzeug sammt den Thieren auf's Eis zu ziehen. Aber in welchem Zustande ist die Ladung! All' unser Pemmikan, der Zwieback und ein Carabiner befanden sich auf dem Schlitten. Da die Kisten mit Zwieback und Pemmikan offen sind, haben sie sich mit Wasser gefüllt, so daß der ganze Inhalt durchnäßt ist; ein Unglück, das uns klein gegenüber der Gefahr erscheint, einen so werthvollen, nahrhaften Theil unserer Nahrungsmittel gänzlich einzubüßen. Es schneit, und es hat daher keinen Zweck, den Zwieback und den Pemmikan zum Trocknen auszubreiten; wir begnügen uns damit, das Salzwasser aus der Kiste herauszugießen, und setzen, nachdem wir den Schlitten wieder beladen haben, unsern Marsch fort.

Freitag, 18. Mai. Die Berechnung der gestern Abend beobachteten Sonnenhöhe ergiebt ein immer trostloseres Resultat: wir sind noch weiter, beinahe bis zum 49. Meridian, getrieben worden (in 49° 18′ 30″ = 3h 17m 14s). Die Sonne ist sehr verschleiert, dabei würde ein Irrthum von 1′ in der Höhe einen Irrthum von ungefähr 10′ in der Länge zur Folge haben. Aber diese Betrachtungen sind sehr wenig geeignet, die Angst zu beschwichtigen, die mich jetzt von Tag zu Tag stärker erfaßt, eine furchtbare Angst betreffs unseres Schicksals. Nach einem neuntägigen Marsch in südöstlicher Richtung befinden wir uns beinahe noch unter demselben Meridian, und meine Hoffnungen auf westliche Winde, ebenes Eis und einen plötzlichen Stillstand dieser unerbittlichen Drift beginnen zusammenzubrechen.

Sonnabend, 19. Mai. Diese ununterbrochene Reihe von Gewaltmärschen hat Menschen und Thiere erschöpft; jeden Augenblick bleiben die Schlitten aus dem einen oder anderen Grunde stehen. Die Marschrichtung muß nach dem Compaß festgestellt werden; während aber sonst eine halbe Minute genügte, um ihn zu beobachten, gebraucht jetzt der Mann an der Spitze drei bis vier Minuten dazu. Diese Verzögerungen, von denen die Expedition früher nichts wußte, sind nicht nur sehr häufig und von langer Dauer, sondern diese selbst setzt sich langsam in Bewegung, als sei sie in ihrer Gesammtheit von unendlicher Mattigkeit befallen, und vermag die Vortheile nicht auszunutzen, die sich ihrer auf gutem Eise bieten; sie ist schwerfällig in ihren Bewegungen, als sei sie schlaftrunken. Angesichts der Schwierigkeit des Ueberganges über einen Canal, der Gefahr beim Ueberschreiten eines Eiswalles gewinnt es den Anschein, als erwachten Alle, Menschen wie Hunde, und als kehrte ihnen ihre alte Energie mit einem Schlage zurück. Aber gleich darauf verfällt die Colonne wieder in ihre müde Gangart und scheint sich nur mit Mühe hinzuschleppen. Ich habe auf einer Ebene ohne Hindernisse in einer Stunde acht Aufenthalte gezählt!

Es ist Mitternacht, Nebel und Schneetreiben sind dichter geworden. Was nutzt es, die Fortsetzung des Marsches unter solchen Verhältnissen erzwingen zu wollen? Ich lasse das Lager aufschlagen.

Dieser augenscheinliche Verfall der physischen Kräfte meiner Begleiter, zu dem sicher auch etwas moralische Niedergeschlagenheit kommt, die sich ihrer in Folge der Drift bemächtigt hat, ist für mich eine neue schwere Sorge. Ich konnte es vor meinem Gewissen nicht verantworten, ihnen die Wahrheit zu verhehlen. Ich kann ihnen jeden Augenblick in Folge eines unglücklichen Zufalles entrissen werden, und dann müssen sie unbedingt wissen, wo sie sich befinden und welche Richtung sie einzuschlagen haben, um sich zu retten. Aus diesem Grunde erkläre ich ihnen auch öfters die Karte, in der unsere Position mit annähernder Genauigkeit eingetragen ist.

Sonntag, 20. Mai. Ich mache einen Ueberschlag über die sehr zusammengeschmolzenen Lebensmittel. Lebensunterhalt für elf Tage bei voller Ration, für fünfzehn bei Zweidrittelration; dabei würden uns noch ungefähr 24 Kilogramm Pemmikan verbleiben, mit denen wir unser Leben noch weitere sechs Tage fristen können; das heißt, im Ganzen haben wir Lebensmittel bis zum 7. Juni. Und dann? Es verbleiben uns 21 Hunde; tödten wir einen Theil davon, so können wir mit den uns noch zur Verfügung stehenden 32 Kilogramm Pemmikan 16 Hunde bis Ende Mai ernähren. Müssen wir denn bis dahin nicht Land erblicken oder die Sonne beobachten können? Diese Sonne, die jetzt unaufhörlich über unserem Haupte ihre leuchtende Bahn zieht und die wir seit dem 17. nur selten und auch dann nur für kurze Augenblicke gesehen haben, die für eine Beobachtung nicht ausreichten, muß sich doch auch wieder einmal zeigen! Morgen müssen wir die letzte Kiste Petroleum in Gebrauch nehmen; wenn wir auf das Trinken nach dem Essen verzichten, so kann es vielleicht noch 20 Tage reichen. Bis zum 10. Juni haben wir also Brennmaterial, das unzweifelhaft zur Fristung unseres Lebens am unentbehrlichsten ist, weil sich von den gerühmten Lachen süßen Wassers, die wir Mitte Mai sicher anzutreffen hofften, nicht die mindeste Spur zeigt, und will man einen Tropfen Wasser haben, so muß man den Kochapparat anzünden und Schnee schmelzen.

Der Tag geht unter sehr traurigen Gedanken hin. Unsere armen Hunde scheinen wie todt zu sein; seit 15 Stunden sind sie stumm und unbeweglich und bleiben auf derselben Stelle liegen, wo sie sich beim Haltmachen hingestreckt haben. Die Leute schlafen fest, nur ich wache, mit Gedanken an die Zukunft beschäftigt. Es giebt Augenblicke, in denen ich glaube, Alles müsse mit einer Katastrophe enden. Wenn die Lebensmittel erschöpft und wir nicht mehr im Stande sind, den furchtbaren Kampf gegen die Drift fortzusetzen, so sehe ich vor meinen Augen allmälig das Gespenst des Hungers und des Frostes auftauchen . . . Das schreckliche Ende De Long's und namentlich das der Expedition Greely's stellt sich meinem Geiste mit allen schauderhaften Einzelheiten dar, und in der unendlichen Stille schweift mein Auge mitleidsvoll über die hochherzigen Gefährten, die neben mir schlummern. Sie haben wie ich eine Familie, die für uns betet, und auf den Schwingen der Liebe erhebt sich die Seele zu Gott, erfüllt sich mit neuer Kraft, und der verjüngte Geist überwindet siegreich jenen Augenblick der Niedergeschlagenheit.

Wir werden bis an's Ende kämpfen, und sollten wir unterliegen, so werden wir kämpfend unterliegen.

Möge Gott uns gnädig sein!

* * *

Dienstag, 22. Mai. Heute müßten wir in der Hütte eintreffen, und wer weiß, in welcher Entfernung wir uns in diesem Augenblick von unserem Eden befinden, das sich uns oft im Traume zeigt und von dem wir so häufig als von einem Ideal der Behaglichkeit und des Lebensgenusses sprechen!

Ich bin in's Freie getreten und habe die Leute nach verschiedenen Richtungen zur Erkundigung ausgesandt, da sich der Canal seit Mitternacht verengen zu wollen scheint. Ich habe den Milchkaffee und den Pemmikan vertheilt, wir haben das Frühstück wirklich nöthig, nachdem wir fast 24 Stunden gefastet haben. Gegen 3 Uhr früh machen wir uns auf den Weg, und es glückt uns, das Hinderniß zu überschreiten, das uns aufgehalten hatte.

Petigax ist in Folge der Behandlung mit Zinksulfat fast wieder hergestellt; aber jetzt hat Fenoillet entzündete Augen; er hat gestern keine Brille getragen, weil es ihm, wie er sagte, unmöglich sei, mit dieser den Weg zu finden. Wenn auch er versagt, werde ich vorausgehen müssen, was ich noch nie gethan habe, weil ich davon überzeugt bin, daß ich das Eis nicht so gut zu beurtheilen verstehe wie die Bergführer, und weil ich wünsche, die ganze Expedition vor mir zu sehen.

Das Wetter ist immer dasselbe; der Wind hat sich nach Südsüdost gedreht. Bis um 4½ Uhr treffen wir ziemlich ebenes Eis an, dann arbeiten wir uns zwischen äußerst unwegsamen Eisklippen hindurch, den schlimmsten vielleicht, auf die wir je gestoßen sind. Zwischen ihnen liegt sehr hoher, weicher Schnee, der die Kräfte von Menschen und Hunden aufreibt. Die Schlitten rücken langsam in Absätzen von 15—20 Meter unter unerhörten Anstrengungen vorwärts. Mitunter sinken wir bei jedem Schritte alle zwei bis drei Meter hintereinander bis zur Hüfte ein; dann halten wir uns ein paar Meter weit auf dem Schnee aufrecht, um von Neuem bis zum Unterleibe, bis zu den Schultern zu versinken. Mühsam müssen wir uns mit Hülfe der Arme und der Knie emporziehen, um wieder zurückzugleiten. Welche Qual! Ich bin

Digitized by Google

mit Petigax einverstanden, daß die Eisklippen des Newtongletschers in Alaska sehr viel leichter zu passiren waren als diese hier. Und auf sie folgen verschiedene Canäle, eine kurze Strecke ebenes Eis und von Neuem Canäle, die uns zwingen, unseren Weg bald in nordöstlicher, bald in südlicher Richtung zwischen anderen Eiswällen hindurch zu suchen, aus denen wir nur unter der größten Anstrengung herauskommen.

Mittwoch, den 23. Mai. Um 9½ Uhr fragt mich einer der Führer, ob es noch lange dauere, bis wir Halt machen; er sagt, daß in der Nähe ein für das Aufschlagen des Zeltes geeigneter Platz liege, und daß es vielleicht schwer halten werde, weiter vorwärts einen solchen zu finden. Ich verstehe den Nebensinn, der in seinen Worten liegt: es ist das erste Mal, daß diese eisernen Männer den Strapazen unterliegen und, wenn auch nicht offen, ihre Müdigkeit eingestehen. Ich hatte schon bemerkt, daß sie sich während der kurzen Ruhepausen auf den Schlitten setzten, was sie früher nie gethan hatten. Trotzdem haben sie heute nicht mehr gearbeitet als gestern, und ich, der ich einst im Vergleich zu ihnen das Minimumthermometer der Anstrengung gewesen bin, bin nicht müde und würde mich im Stande fühlen, noch ein paar Stunden zu marschiren.

Donnerstag, 24. Mai. Noch eine kurze Strecke guten Weges, dann ein paar Stunden lang furchtbare Eisklippen mit hohem, weichem Schnee wie gestern. Der Wind bläst aus Osten und treibt Schnee vor sich her, der dort durch unsere Kleider dringt, wo der Schnee, in dem wir Schritt für Schritt versinken, noch nicht hingedrungen ist. Handelte es sich einfach um den Ruhm, so würden wir das Lager aufschlagen, um gutes Wetter abzuwarten; so aber handelt es sich um das Leben, und wir fahren fort langsam vorzudringen, uns Spanne für Spanne weiterzuarbeiten, entmuthigt durch die Ueberzeugung, daß der Wind uns rascher zurück treibt, als wir vorwärtskommen können. Wir machen es wie die Eichhörnchen, die man zum Vergnügen in sich drehenden cylindrischen Käfigen hält! Auf die Eisklippen folgen einige kleine Ebenen und dann eine Fläche mit Kanälen und so zerklüftetem Eis, daß wir uns den Weg mit Hülfe der Pickel bahnen müssen. Zum Zurücklegen von 1000 Meter brauchen wir über anderthalb Stunden!

Wir haben noch auf zwei Tage Lebensmittel für die Hunde und bei verminderten Rationen auf zehn Tage für uns; am Zwieback haben wir schon gespart, und die Pasta reicht nur noch für zwei Mahlzeiten. Von heute ab gebe ich keinen Thee und Kaffee aus, die ich für die Zeit aufspare, wo wir von Pemmikan leben müssen.

Der Wind weht den ganzen Tag über sehr heftig. Die Leute sind niedergedrückt, und niemand öffnet mehr den Mund. Ich hoffe immer noch, das Land in den ersten zehn Tagen des Juni zu erreichen. Aber ich werde unter den gegenwärtigen Verhältnissen einen schweren Stand haben, meine Hoffnungen wahr zu machen. Auf alle Fälle glaube ich, daß es auch für unsere moralische Haltung besser ist, weiter zu marschieren. Um 9 Uhr Abends setzen wir uns daher wieder in Bewegung, obgleich der Wind keine Miene macht, sich zu legen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Politisches Tagebuch.

Der Landrath des Hannoverschen Kreises Marienburg hat seine Gemeindevorsteher angewiesen, in einem Actenstücke nicht mehr als eine Angelegenheit vorzutragen. Er schreibt: „Trotzdem daß mir nicht leicht derartige Vermengelung getrennter Angelegenheiten entgeht, so ist, abgesehen von mir dadurch erwachsenden Weiterungen, doch durch dieses Verfahren eine zuverlässige Geschäftsbehandlung nicht gesichert. Die Gemeindevorstände und sonstige Comparenten muß ich daher im öffentlichen und ihrem Interesse dringend ersuchen, für jede Angelegenheit eine eigene Eingabe zu machen und nicht mehrere besondere Wünsche, Anträge ꝛc. in einem Schriftstücke vorzulegen." Die Vermengelung getrennter Angelegenheiten ist leider nicht nur im Kreise Marienburg, sondern auch im übrigen politischen Deutschland, besonders in der Hauptstadt Berlin, gang und gäbe. Man denke an die Swinemünder Depesche, die noch nachträglich dem Grafen Crailsheim so großen Aerger bereitet und von der Graf Bülow immer noch nicht weiß, ob sie in sein Ressort gehört! Der Landrath von Marienburg, der im engen Kreise schneidig Ordnung zu schaffen weiß, wird auch im größeren nicht hülflos sein. Bülow's Nachfolger ist gefunden.

*

Im statuenhaft schönen Berliner Thiergarten werden neue Marmorgruppen aufgestellt. Der große Stern kriegt vier weidmännische Bildwerke, mehrere Bank-Anlagen und einen Monumental-Brunnen. Bezahlt wird diese massenhafte Kunstanstrengung von der Großen Berliner Straßenbahn A. G.

Es ist erfreulich, daß die verehrliche und spendable A.-G. mitleidvoll auf ihre Fahrgäste, die sie offenbar sämmtlich für kunstverständig hält, Rücksicht nimmt und alle Straßenbahnlinien hinter den geplanten Kunstwerken seitlich herumführt. Das entschuldigt Vieles.

*

Im „Potsdamer Intelligenzblatt" vom 4. Februar steht folgende Berichtigung:

Potsdam, den 4. Februar 1803.

Sehr geehrter Herr!

In dem gestrigen Bericht über die Kaisergeburtstags-Feier des Evangelischen Männer- und Jünglingsvereins der Friedensgemeinde wird gesagt, die Festrede habe „Lehrer" Dr. Lauschke gehalten. Diese Angabe ist unrichtig. Ich ersuche Sie daher, in Ihrer nächsten Nummer eine dahingehende Berichtigung aufzunehmen, daß die betreffende Rede von Herrn Dr. Lauschke, Oberlehrer an der hiesigen Realschule, gehalten worden ist. Der Titel Lehrer kommt mir nicht zu.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener

Oberlehrer Dr. Lauschke, Leutnant d. R.

Jedem das Seine! Es ist erquickend, zu sehen, daß in unserer zuchtlosen Zeit der altpreußische Wahlspruch und damit der altpreußische Geist doch wenigstens noch von Einzelnen unentwegt hoch gehalten wird.

*

Für antiquirt hat Freiherr Speck v. Sternberg die Anschauung des Fürsten Bismarck erklärt, daß ein Diplomat keine Tochter des Landes heirathen dürfe, bei dem er accreditirt ist.

Der Freiherr ist im Rechte. Unter Bismarck nützten uns unsere Botschafter und Gesandten im Auslande, und da war es gefährlich, wenn eine Dalila über sie kam und ihr Können lähmte. Heute nützen uns unsere Botschafter absolut nichts mehr, — Eulenburg, Holleben, Radolin, Mumm — und so wäre es zwecklose Grausamkeit, ihnen über ihre Verheirathung irgend welche Vorschriften zu machen.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen.

König Tod. Historisches Schauspiel in vier Akten von Hans Erdmann (Theater des Westens). — Die Gerechtigkeit. Komödie in vier Acten von Otto Ernst (Königl. Schauspielhaus). — Dornröschen. Märchenspiel in vier Akten von Marx Möller (Berliner Theater).

In einer Zeit, wo die Anerkannten fast durchweg jämmerlich versagen und die sogenannten Hoffnungen unseres Theaters sich in unkritisirbaren Firlefanzereien erschöpfen, in einer solchen Zeit geht man gern zu den Anfängern, den Männern ohne Namen — es können auch Frauen ohne Namen sein. Müssen schon einmal köstliche Vorfrühlingsabende im Parquett todtgeschlagen werden, so ist's besser, man widmet sie der mit dem Lenz nahe verwandten Jugend statt den greisenhaften Ausgeschriebenen, die sich und uns mit ihren Gequältheiten quälen.

Hans Erdmann, der in Wahrheit ein junges Fräulein ist, hat ein Hohenstaufen-Drama geschrieben und zum Besten der Berliner Rettungsgesellschaft im Theater des Westens aufführen lassen. Das Haus war nur mäßig gefüllt, aber der Beifall rauschte wiederholt mit großer Kraft auf. Ich meine, die Anwesenden hätten minder onkel- und tantenhaft milde sein sollen. Hans Erdmann braucht strenge Kritik, oder sein Talent geht unter. Es fehlt ihm keinesfalls der Blick für scenische Wirkungen, und so viel an ihm liegt, sucht er Menschen von Fleisch und Blut auf die Bretter zu stellen. Einstweilen vergreift er sich jedoch noch mit verblüffender Sicherheit. Gerade da, wo psychologische Motivirung unbedingt nöthig ist, erspart er sich diese Mühe, um an anderer Stelle ganz nutzlos grelles Scheinwerferlicht auf nebensächliche Personen und Episoden zu richten. Hans Erdmann spielt seine Figuren durcheinander, wie es ihm paßt: sobald er einen Cardinal, einen Kaiserbruder, einen Vertrauten nöthig hat, greift er in die blaue Luft, und der Cardinal, der Kaiserbruder, der Vertraute ist da. Von kunstgerechter Scenenführung findet sich bei ihm einstweilen keine Spur. Dieser Mangel muß Hans Erdmann bei einer wirklichen Feuerprobe seines Talentes, also auf einer ernsten Première-Bühne um so gefährlicher werden, als er eine schier unüberwindliche Neigung zur Redseligkeit hat. Der haschischrauchende Emir zum Beispiel, der uns einen ganzen Opiumtraum vornimmt und daneben ruhelos Philisterweisheit ausspricht, dieser unglückselige Emir hätte das Stück unter anderen Umständen todtsicher geworfen. So lang gezogene Lesefruchtsuppe schmeckt selbst im modernen Theater nicht. Im Uebrigen soll anerkannt werden, daß Hans Erdmann ernst und fromm mit dem gewaltigen Stoffe gerungen und sein Möglichstes gethan hat, um die grandiose Gestalt des sechsten Heinrich's mit kräftigem Bühnenleben zu erfüllen. Er ist an der Aufgabe gescheitert, wie Größere vor ihm, aber die Gewalt der Aufgabe ehrt den Dichter selbst dann, wenn er ihrer nicht Herr zu werden vermochte.

Von einer durch lange Jahre als weise erprobten Regel unvorsichtig abweichend, will ich einige Worte der jungen schauspielerischen

Digitized by Google

Begabung widmen, die an diesem Abend, wie der Dichter, zum ersten Male die Berliner Bretter betrat. Fräulein Hedwig Reicher ist echtes Schauspielerblut. Sie kann es vielleicht gar zur großen Künstlerin und Menschendarstellerin bringen, vorausgesetzt, daß sie treulich an sich selbst fortarbeitet. Als Sigelgeita, die stolze Normännin, die sich dem erst glühend gehaßten Kaiser in verzehrender Liebe zu eigen giebt, hatte sie einige prachtvolle Augenblicke. Der wilde Kampf zwischen Zorn und Scham und rasender Leidenschaft wurde mit ebenso schlichten wie reifen Kunstmitteln dargestellt; keinen Zoll breit ging er dabei über die urewige Schönheitslinie hinaus. Nicht minder wirksam war die Auseinandersetzung zwischen ihr und der kaiserlichen Gemahlin. Hier vergaß Hedwig Reicher endlich sich selbst und ihre allzu beflissene Gedankenarbeit, hier quoll ihr heißes Temperament über, und hier rührte sie mit ergreifender Kunst unmittelbar an's Herz. Es ist eine große Hoffnung, die dieser Abend geweckt hat, und darum verdient die schauspielerische Leistung des jungen Mädchens, daß man sie streng unter die Lupe nehme. Noch liegt zu Anfang eine ängstliche Befangenheit auf ihr, die sich wie ein grauer Schleier über die von ihr verkörperte Gestalt breitet. Es ist jammerschade um die köstlichen Farben, die dadurch den Märchenglanz verlieren. Noch müht sich die Darstellerin mehr um Sinn und Geist ihrer Rolle, als es die Dichterin gethan hat, und dadurch verwischt und trübt sie die ohnehin nicht ganz klar gezogenen Linien. Hedwig Reicher muß naiver durch's Kunstland gehen. Was sie an Erleuchtung braucht, wird ihr im rechten Moment von selber zufließen, ihr ganz gewiß. Einstweilen, wie gesagt, denkt sie noch zu viel. Die Leute sind gefährlich — besonders wenn sie sich ihre Denkarbeit anmerken lassen.

* * *

Im Laufe der Woche sind noch zwei andere Theaterstücke aufgeführt worden: Herrn Otto Ernst's „Die Gerechtigkeit" und Marx Möller's „Dornröschen". Die Gerechtigkeit wurde für Berlin extra umgearbeitet, wobei sie einen ganzen Act verlor. Man bedauert, daß die Umarbeitung nicht gründlicher vorgenommen worden ist. Es bleiben jetzt immer noch vier Akte übrig, vier zu viel. Da das Werk bereits an sämmtlichen in Betracht kommenden kleinen Bühnen gespielt und die günstigen Kritiken darüber aller Welt vorgelegt worden sind, hat es keinen Zweck, eine ungünstige zu schreiben. Ich pflichte aber Eduard Engels bei: die Stunde naht, wo geschmackvolle Leute überhaupt kein Theater mehr betreten. Otto Ernst thut sein Möglichstes, uns diese große Stunde zu spenden und uns darauf vorzubereiten. Es wird die beste Stunde sein, die er je gegeben hat. — Marx Möller's Märchenspiel, das die reizend-naive Dornröschen-Geschichte christianisirt und in Reimleim getunkt hat, ist im Berliner Theater mit Beifall begrüßt worden. Am Spielplan wird es jedoch nichts ändern. Alt-Heidelberg's dramatische Qualitäten stehen thurmhoch über dem allerdings wundersamen Effect, den die auseinandergehenden Dornenhecken machen.

Aus unseren Kunstsalons.

Noch einmal der „Neo-Impressionismus".

Man will uns in Berlin mit Gewalt zum Dogma vom alleinseligmachenden Neo-Impressionismus bekehren, zu der Technik, die mit „optischer Farbenmischung" im Gegensatz zur chemischen auf der Palette, arbeitet. Und da die Bilder dieser Punkt- und Strichelchen-Maler allein es nicht vermocht haben, uns unsere bisherigen ästhetischen Anschauungen wie Plunder fortwerfen zu lassen, so mußte das Wort zu Hülfe kommen. Herr Paul Cassirer lud den frischgebackenen Weimarer Professor Henry van de Velde ein, im Salon in der Victoriastraße zu Ehren der dort veranstalteten Ausstellung von Arbeiten französischer, belgischer und deutscher „Neo-Impressionisten", zu denen sich aber auch einige Impressionisten schlechtweg gesellt haben, wie Vuillard und Bonnard, und zur Belehrung des Publicums eine Vorlesung zu halten über das Thema: „Die Erweckung des Stoffes als Schönheitsprincip."

Das klingt recht geistreich und sogar ein wenig geheimnißvoll. Und auch Manches von dem, was der belgische Kunstgewerbler und Aesthetiker vorbrachte, nahm sich recht geistreich und desgleichen mitunter ein wenig geheimnißvoll aus. Ich möchte, offen gestanden, nicht lesen, was die zwei jungen Damen — es waren merkwürdig viele Damen an jenem Abend dort — so eifrig glänzenden Auges und mit süßem Lächeln nachschrieben. Doch das nebenbei. Ich will damit nur zu verstehen geben, daß die wenigsten von den Zuhörern dem Vortragenden bis in alle Einzelheiten hinein zu folgen im Stande gewesen sind. Mitunter ging's schon auf gar zu hohe kunstphilosophische und schönrednerische Gipfel hinauf. Aber bange machen gilt nicht. Sieht man genauer zu, geht man der Sache auf den Grund, so zeigt sich in der Regel, daß da was Altes bloß in neuer Form ausgedrückt ward. Alle Einsichtsvollen stehen heute doch wohl schon auf dem Standpunkte des „l'art pour l'art". Das heißt also, daß nicht das „Was", sondern das „Wie" in der Kunst den Ausschlag giebt. Professor van de Velde drückt das etwa so aus: nicht im Gegenständlichen ist die Schönheit begründet; die erste Spur von Schönheit muß zusammenfallen mit der ersten Spur von Leben des Stoffes; jeder Stoff entwickelt sich von Stufe zu Stufe nach der Seite seines seelischen Wesens hin bis zur vollsten Lebensentfaltung. Das heißt einen Gedanken zu Tode hetzen und damit zugleich ihm eine falsche Richtung geben. Kann man im Ernst von begründeten Ansprüchen eines jeden einzelnen Farbenfleckes oder Punktes auf „Eigenleben" sprechen? Gelangt er nicht vielmehr erst zum Leben durch selbstloses Aufgehen in der Gesammtheit? Und das auch bloß unter der Voraussetzung, daß diese Gesammtheit das Seelenleben des Künstlers zum Ausdruck bringt, wiederspiegelt. Denn das allein kann doch nur heißen, einen Stoff „beleben". Sollte aber der Künstler, d. h. in diesem Falle der Maler, wirklich bloß mit den Mitteln der neo-impressionistischen Technik, die — ich habe das hier schon früher ausgeführt — nur die Bedeutung eines Experiments, im besten Falle eines Durchgangsstadiums hat, und auf keine andere Weise ausdrücken können? Und Tizian, und Rembrandt, und Böcklin? Ist das Alles „todte" Malerei, da ja nach Ansicht van de Velde's es kein Leben giebt, es sei denn im Neo-Impressionismus?

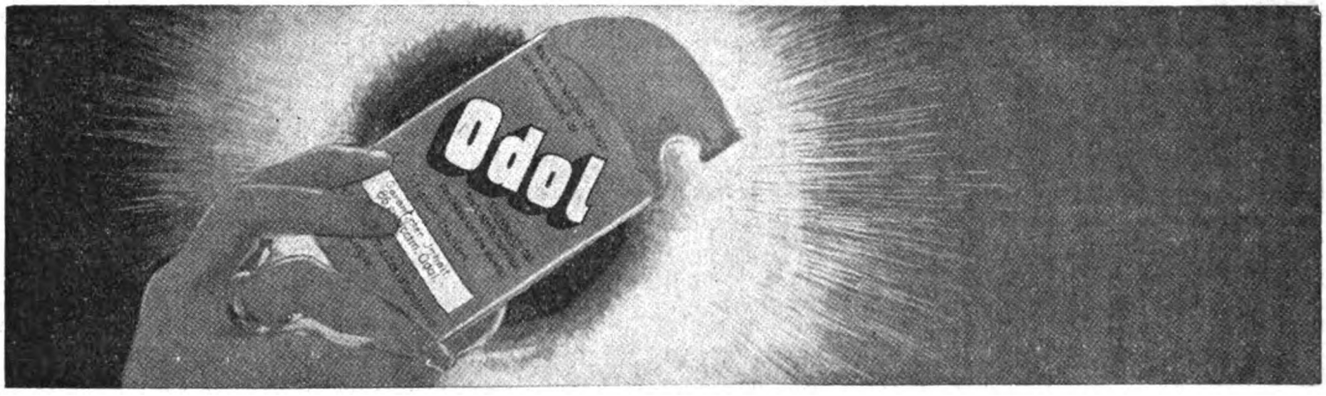
Wir Alle wissen es heute wieder, daß das Stoffelement im Schönheitsbegriff eine erste Rolle spielt. In dem Sinne natürlich, daß die künstlerische Idee an den betreffenden Stoff gebunden ist. Ein Kunstwerk in Bronze muß bei der Conception anders gedacht und empfunden werden, als eines in Marmor oder Granit, oder Holz. Wir wissen auch, daß eine Belebung des Stoffes erst dann vollständig sein wird, wenn aus dem betreffenden Material durch des Künstlers Geist und Technik Alles herausgeholt worden ist, was aus ihm herauszuholen ist. Klinger's aus so verschiedenen Stoffen zusammengesetzter „Beethoven" ist einer der glänzendsten Beweise der Richtigkeit eben dieser Gesetze. Was aber holen denn die Neo-Impressionisten aus ihren Stoffen Anderes heraus, als nur Glanz und Licht? Ist aber das Alles, was die originalen Landschaftsausschnitte bieten, die ein Paul Signac, der blindwüthige Führer der Pariser Ritter vom Orden der „optischen Farbenmischung", oder H. Edm. Croß und Luce malen? „Ja — meint der Herr Professor — man soll ja gar nicht das Leben, die Seele des Modells, d. h. des Gegenständlichen, das gemalt wird, schön finden, sondern die Summe der Organe des lebendig gewordenen Materials des Kunstwerkes selbst." Er sprach so viel von Sackgassen, in die man bei allem Herumdeuteln und Herumstreiten über den Schönheitsbegriff immer wieder hineingerathen sei — mir will scheinen, daß er selbst hier in eine besonders unangenehme Sackgasse gerathen ist . . .

Doch genug. Der Vortrag wird sicher veröffentlicht werden. Dann wird man sich vielleicht eingehender mit ihm beschäftigen können. Nur Eins noch: wirklich zum Staunen neu war bloß die Behauptung des Herrn van de Velde, daß „wir" eine Erfüllung der „l'art pour l'art" in vollem Umfange lediglich im Neo-Impressionismus erblicken. „Wir?" Bitte sehr! „Wir" — d. h. die ungeheure Mehrheit sind ganz anderer Ansicht. Sein „Wir" hatte nur die Bedeutung, daß ein frommer Wunsch als Thatsache ausgegeben wurde. „Wir" glauben vielmehr, daß viele Wege nach Rom führen, daß in unseren Tagen der Proclamirung eines Rechts auf sich selbst auch in der Kunstübung jegliche „Recipe"-Unfehlbarkeit mehr als je verpönt sein und bleiben muß. „Wir" glauben auch, daß es auf haarspaltende Erklärungen des Schönheitsbegriffes, die kommen und gehen in der Zeiten Lauf, überhaupt nicht ankommt. Sondern darauf, daß wir ein Schönheitsempfinden besitzen und es zu bewahren und zu vererben wissen . . .

Und während nun der Vortragende so schönrednerisch über moderne Schönheitsbegriffe sich ausließ, hingen da an den Wänden Bilder herum, die unserem Schönheitsempfinden Hohn sprachen. Außer den erstgenannten Impressionisten schlechtweg, möchte ich hier nur zwei Maler ausnehmen: den Pariser Ryssel berghe und den Deutschen Paul Baum. Sie beherrschen ihre Technik zum mindesten in erfreulicher Weise und werden nicht unleidlich von ihr beherrscht, wie andere „Neu-Eindrücker". Sie haben Geschmack genug, nicht immer das Tüttelchen auf das „J" zu setzen. Niemand wird leugnen, daß des Belgiers „weiblicher Act" eine glänzende Leistung ist, obschon sie neu-impressionistisch durch und durch ist; Niemand auch wird bestreiten können — und wollen, daß Baum in seinen Motiven vom Goldenen Horn, in seiner Frühlingslandschaft mit jungen Weiden eine mittheilsame poetische Stimmung erreicht gerade durch eine auf neu-impressionistischen Principien beruhende Technik, und Jedermann wird zugeben, daß ihre geschickte und maßvolle Ausnutzung ein reizvolles Flimmern der Luft und des Wassers und einen schönen Glanz menschlicher Haut erzielen läßt. Aber ebenso wird Jeder, außer Herrn van de Velde und dem kleinen Häuflein seiner Gesinnungsgenossen, die im Cassirer'schen Saal selbst wohl noch nicht ein halbes Dutzend ausmachten, die früheren Leistungen z. B. eines Curt Hermann und Christian Rohlfs und Hans Olde weit höher einschätzen als ihre nunmehrigen abgequälten Neo-Impressionen, nur wird Jeder auf vielen andern Bildern all' die grellbunten „Einzelleben" und ihre formlose „Summe" für unschön halten müssen, für ein technisches Experiment, nicht für ein Kunstempfinden auslösendes Kunstwerk . . .

J. Norden.

Digitized by Google



Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Ein wichtiges geographisches Handbuch ist:

Der Grosse Seydlitz

In völliger Umarbeitung erschien soeben die

23. Auflage.

Ein starker Band (704 Seiten) mit 284 Karten und Abbildungen in Schwarzdruck, sowie 4 Karten und 9 Tafeln in Farbendruck.

In Leinenband 5,25 Mk. In Halbfranzband 6 Mk.

Tüchtige Redakteure halten das Werk ständig auf der Höhe der Zeit. Gesamtverbreitung der Seydlitzschen Geographie 1½ Million Exemplare.

Zum Selbststudium f. d. Hausbibliothek u. d. Kontor.

Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau.

Neu erschienen und durch alle Buchhandlungen aus dem Verlage G. Grimm in Budapest zu beziehen:

Claudine's Schuljahre von Willy
Claudine in Paris von Willy
Claudine's Ehe von Willy

Jeder Band 3 Mark

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Eine **sehr gut erhaltene**

literarische

Privat-Bibliothek

ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte

der

Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 7. März 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Luxuszulagen. Von Caliban. — Polonia irredenta. Von Kurd von Strantz. — Moderne Weltanschauung und Nietzsche'sche Philosophie. Von Dr. Arthur Ruppin. — **Literatur und Kunst.** Wilhelm Bölsche. Von Professor Th. Achelis (Bremen). — Vom Wesen und von der Erzeugung des Kunstwerkes. Von Johannes Gaulke (Berlin). — **Feuilleton.** Die Zeiten. Von Josef Stutzin. — Cagni's Schlitten-Expedition zum Nordpol. II. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Die abgelehnten Gerichtsschreiber. Von Ajax. — Amoroso. Von Spero. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Luxuszulagen.

Fast ungehört ist der Mahnruf verklungen, den Wilhelm II. vor einigen Jahren gegen den Luxus richtete. Sein abfälliges Urtheil über die allzu prunkvolle Lebensführung auch der Classen, denen glorreiche Ueberlieferung ein altpreußisches Spartanerthum zur Pflicht macht, hat dem Uebel nicht zu steuern vermocht. Die Repräsentationspflicht, das neue Gebot, löscht alle unmodernen aus. Es ist ein toller Wettkampf rundum, einander auszustechen, Geld mit vollen Händen fortzuwerfen und, wenn auch unter Ach und Krach, wenigstens für einen Abend den so beliebten Neid der Besitzlosen zu entfachen. Längst ist der dünne Berliner Thee mit den schwach belegten Butterbroten zur Mythe geworden; auch Zander, Pute und Rehrücken zählen zu den überwundenen Standpunkten. Das Mindeste, was ein schlichter hoher Beamter seinen theilweis erlauchten Gästen vorsetzen darf, sind Kempinski-Leckerbissen. Nur daß Kempinski dergleichen bedeutend billiger liefert, als der schlichte hohe Beamte es von der Stadtküche berechnet bekommt. Nur daß eine einzige derartige Gasterei ein ganzes Monatsgehalt und mehr verschlingt.

Der Klagen über diese leichtfertige Ueppigkeit sind so viele, und in solchem Posaunenton gellen sie durch die Zeitungen, daß es mir unnöthig scheint, die Schaar der Jeremiasse noch zu erhöhen. Gerade jetzt, wo sich allmälig die finanziellen Folgen der neuen Mode für den Staatssäckel geltend machen, werden die Bußprediger und Luxusbekämpfer zur größten Zunft Deutschlands anwachsen. Die theoretischen Luxusbekämpfer, selbstverständlich. Denn wenn man schon den Beamten und Officieren Enthaltsamkeit, Liebe zum dünnen Braunbier und zur Schmalzstulle in's Herz pflanzen möchte, für sich selber wird man keinesfalls auf die Annehmlichkeiten des Trüffel- und Austernzeitalters verzichten wollen.

Indessen — wir stehen nun vor der Entscheidung. Man theilt uns mit, daß die Ministergehälter und die Gehälter ihrer höheren Beamten durchaus unzureichend seien. Sie müßten allesammt im selben Verhältniß wie das Einkommen des Reichskanzlers erhöht werden. Bismarck hatte 54 000 Mk., Hohenlohe's Nachfolger hat 100 000. Ein Minister mit 36 000 Mk. Jahresgehalt konnte damals eine Heldenrolle spielen, als die Großen dieser Erde sich mit Thalerwein und kaltem Aufschnitt begnügten; heute mag er sich vor jedem kleinen Bankier aus W. verstecken. Schon erklärt die Regierung ganz offen, daß eine Miethswohnung zu 22 000 Mk. einem commandirenden General geradezu Entbehrungen auferlege. So bleibt uns nur Zweierlei übrig: entweder machen wir rechtsum Kehrt und marschiren in die Zeit des dritten Friedrich Wilhelm zurück, oder wir passen uns der neuen Zeit an. Man braucht kein Prophet zu sein, um zu erkennen, nach welcher Seite hin die Entscheidung fallen wird.

Mit Recht legt Wilhelm II. besonderes Gewicht auf höfische Repräsentation und kaiserliche Pracht. Eine Monarchie, die nicht glänzt und kein Geld unter die Leute bringt, imponirt den Leuten, oberflächlich wie sie nun einmal sind, sehr wenig. Die Geschenke, welche der Herrscher seiner Hauptstadt großmüthig macht; die reichen Spenden, welche er hüben und drüben ausstreut; die stolze Lebensführung des Berliner Hofes — sie sind Beweise dafür, daß Wilhelm II. wichtige Aeußerlichkeiten nicht unterschätzt. Nun und nimmer darf der Coupons-Reichthum den fürstlichen übertrumpfen. Wenn der Kaiser alte Amüsements, wie die Reiherbeize, das Menuett, wieder zum Leben erweckte, so that er es, weil diesen Prunk ihm Niemand nachahmen konnte, ohne sich lächerlich zu machen. Dem Monarchen, dessen scharfer Blick die Bedeutung des Luxus wohl erkannt hat, mochte der Luxus seiner Officiere dennoch übermäßig erscheinen — sah er doch auch die böse Kehrseite des üppigen Treibens. Trotzdem blieb selbst sein mächtiger Mahnruf wirkungslos. Heer und Verwaltung empfinden es, daß sie schon aus Gründen des Standesstolzes vor der Plutokratie nicht kampflos capituliren dürfen. Und so ruiniren sie sich lieber, als daß sie ohne Weiteres die Waffen senkten. Von allem Anderen abgesehen: es liegt neupreußischer Heroismus in solchem Verhalten.

Man wird ihnen die Bezüge erhöhen, vielleicht verdoppeln müssen, und zwar rechtzeitig, ehe wieder eine Hochconjunctur einsetzt und die Thiergartenstraße noch leistungsfähiger macht.

Caliban.

Digitized by Google

Polonia irredenta.

Von Kurd von Strantz.

Die Polen stützen ihren vermeintlichen Anspruch auf staatliche Anerkennung ihrer Sprache auf eine königliche Kundgebung nach der Wiederherstellung Preußens, die keineswegs eine völkerrechtliche Bedeutung hatte und lediglich von dem allzu häufig wortbrüchigen Zaren Alexander I. Dank der Schwäche Hardenberg's und seines national kaum beachtlichen Königs in Folge der höchst selbstsüchtigen russischen Polenschwärmerei veranlaßt war. In Preußen-Deutschland giebt es formell nur die deutsche Staatssprache selbst in der Kirche. Polen hat freilich den 100 000 Bambergern in den beiden Landkreisen Posen einfach ihre angestammte Sprache kirchlich genommen und verlangt dafür, daß wir seinem Beispiel nicht folgen sollen, was wir leider auch thun, trotzdem nirgends eine staatsrechtliche Pflicht der Duldung des polnischen Gottesdienstes besteht. Aber die deutsche Gutmüthigkeit besonders in Kirchensachen, die häufig sogar in thatsächliche Vaterlandslosigkeit ausartet, läßt sich freilich viel bieten.

Daher ist ein Vergleich mit Galizien, wo die Polen nur über die größere Hälfte der Bevölkerung volklich gebieten und staatsrechtlich volle sprachliche Gleichberechtigung herrschen müßte, wohl nicht belanglos, da ja dort die Polen widerrechtlich zur wirklichen Herrschaft Dank der undeutschen Schwäche der österreichischen Regierung gelangt sind. Galizien wurde ursprünglich gleich den preußischen polnischen Provinzen natürlich deutsch regiert, zumal ein breiter Grenzstrich als schlesisches Land mit Auschwitz (Oswiecim, wie sehr angebrachter Weise unsere Eisenbahnbehörden schreiben), Andrichau und Saybusch (Zywiec) zu Galizien geschlagen, auch die Tratragebirgsgegend um das deutsche Neumarkt völlig deutsch war. Mit Rücksicht auf die gänzliche nationale Verschiedenheit des polnischen West- und des ruthenischen Ostgaliziens ward zeitweise dieses Kronland sogar in zwei getrennte Statthaltereien getheilt. Die Hochschule Lemberg hatte selbstverständlich die deutsche Vortragssprache. Auch hier hat der national gleichgiltige deutsche Liberalismus die deutsche Herrscherstellung untergraben und selbstmörderisch unsere geschichtliche Vormacht gebrochen. Seit 1848 gelang es den politisch so klugen Polen, das deutsche Regierungsgepräge Galiziens schrittweise zu beseitigen und das Deutsch- und Ruthenenthum nicht nur zurück-, sondern mit polnischer Gewaltthätigkeit einfach zu unterdrücken, obschon das österreichische Staatsgrundgesetz die sprachliche Gleichberechtigung der einzelnen Völkerschaften in den gemischtsprachigen Ländern gewährleistet.

1880 betrug trotz aller polnischen Machenschaften und Zählungsfälschungen nach amtlicher Feststellung die deutsche Bevölkerung Galiziens, wo übrigens alle Gebildeten, sowie die zahlreichen Juden auch noch Deutsch sprechen, noch 324 000 Köpfe; 1890 sollte sie nur 211 041 Seelen betragen, obwohl eine Abwanderung nicht stattgefunden hatte, sondern eine natürliche Vermehrung anzunehmen ist. Thatsächlich und künstlich sind somit in 10 Jahren über 100 000 Deutsche im deutschen Oesterreich polonisirt worden und zwar in unmittelbarer Nachbarschaft des deutschen Reiches, da es sich um altschlesische Lande handelt. Das linke Oderufer ist bekanntlich auch in Oberschlesien fast ganz deutsch, und die nunmehr galizischen Gebietstheile Schlesiens sind die südlichste Fortsetzung der mittelalterlichen deutschen Siedlungen, sofern nicht in den Randgebirgen noch quadische Nachkommen deutschen Geblütes sitzen geblieben sind. Manchmal ist die Polonisirung nur äußerlich amtlich, weil die Bewohner katholisch sind, was nach polnischer Staatsanschauung polnisch bedeutet und unser Centrum sich merken soll. Natürlich müssen unsere Volksgenossen aber polnische Predigt und Unterricht über sich ergehen lassen, wie z. B. in Freifeld die deutsche Volksschule in eine polnische verwandelt wurde. Staatsrechtlich ist freilich diese Verslawung gesetzwidrig, was die polnische Schlachta indessen wenig kümmert, ist doch Galizien der Abglanz der alten polnischen Mißwirthschaft geworden. Amtsmißbrauch und Unterschlagung öffentlicher Gelder gehören zu den Eigenthümlichkeiten des polnischen Staatslebens, daß sich stets durch besondere Unduldsamkeit fremden Stämmen gegenüber ausgezeichnet hat. Während wir mit 350 Millionen Mark verkrachten Polen durch Auskauf auf die Beine helfen, treiben deren galizischen Brüder Deutsche und Ruthenen durch amtliche Quälereien, gewissenlose Bankgründungen und andere Mittel kostenlos von der ererbten Scholle. Wir erkennen hier die wahre polnische Gestalt und unsere übertriebene Langmuth. Nationale Staatsfeinde müssen bei billiger Abschätzung enteignet werden, wie schon Bismarck dachte, während jetzt der Ansiedelungscommission durch den polnischen Wettbewerb die Preise vertheuert werden und dadurch häufig das Polenthum wirthschaftlich gestärkt wird. Das angeblich polnische Galizien zählt noch nicht 4 Millionen Polen, dagegen 3 100 000 Ruthenen und fast 1 Million Juden, die als eigennützige Helfer der Schlachta das unglückliche Land auswuchern. Seit der Einverleibung hat Oesterreich 4 Milliarden in diese Erwerbung gesteckt, so daß man mit Recht sagen kann, noch heute lebe dieses polnische Musterland auf österreichische und größtentheils deutsche Kosten. Gerade in Galizien hat der redefrohe, arbeitsscheue und unredliche Pole seine staatliche Unfähigkeit bewiesen, wie ja auch in Russisch-Polen lediglich der deutsche Fabrikant und Wirthschaftsinspector das Land gehoben haben. Wir dürfen aber nicht dulden, daß unsere Volksgenossen an der Grenze verfassungswidrig polonisirt werden, während wir den Polen nicht nur den polnischen Gottesdienst, sondern auch unser gutes Geld für ihre verschuldeten Besitzer lassen. Während wir ängstlich jede Einmischung in die unheilvolle deutschfeindliche Slavenpolitik Oesterreichs vermeiden, veranstalten die anmaßenden Schlachtzizen Grunewaldfeiern in Erinnerung der Schlacht bei Tannenberg, wo der deutsche Orden lediglich durch Verrath erlag. Alle Staatswürdenträger betheiligen sich an solchen deutschfeindlichen Kundgebungen, und der polnische Landmannschaftsminister wohnte amtlich einer Wohlthätigkeitsvorstellung bei, deren Ertrag den vermeintlichen und unwürdigen Opfern des Wreschener Schulaufstandes und Landfriedensbruches zufließt. Die Deutschösterreicher haben auch kurzsichtig bei der Empfehlung der von den Polen so heiß ersehnten Sonderstellung übersehen, daß mit der Dreitheilung des Donaureiches in Oesterreich, Ungarn und Galizien zugleich 350 000 Deutsche geopfert wurden. Da sogar noch die Bukowina aus geographischen Gründen dem neuen Schlachtzizenreiche überlassen werden soll, so würde sich der nationale Verlust noch erhöhen. Die galizischen Polen betreiben unter amtlicher Mitwirkung, darunter viele deutsche Beamte, die Wiederaufrichtung ihres Eroberreiches vom Baltischen zum Schwarzen Meere, wo die Mehrzahl der Bevölkerung nichtpolnischen Blutes war. Neuerdings sind alle Polen, auch bei uns, russenfreundlich und damit dreibundfeindlich; auch ist es kein Zufall, daß gerade ein Pole die österreichische auswärtige Politik leitet, die sich jetzt so glatt mit Rußland trotz der Gegensätze auf der Balkanhalbinsel verständigt. Deutschland ist des Polenthums einziger machtvoller Gegner, wenn Rußland eine hinterhaltige Versöhnungspolitik treibt, und offenherzig hetzt man in Lemberg und Wien gegen den national verhaßten Bundesgenossen. Die Polonia irredenta bedroht das Deutschthum noch empfindlicher als die Italia irredenta.*) Wir sehen uns als volkliche Gesammtheit über die trennenden politischen Grenzen hinaus angegriffen und fühlen nunmehr im Reiche selbst den Deutschenhaß des Völkergewimmels der habsburgischen Monarchie. Galizien ist der allpolnische Heerd,

*) Vergl. die höchst lesenswerthe Schrift eines Ruthenen: Polonia irredenta von Roman Sembratowicz, Frankfurt 1903. Stein Fr. Verlag.

Digitized by Google

auf dem Hoch- und Landesverrath wider alles Deutsche gebraut wird, ohne daß die verbündete Regierung einzugreifen wagte. Auch sind die Polen die Schooßhündlein der Jesuiten, die den heimlichen Primas von Polen, den ungekrönten König, schützen, so daß wir kirchlich den Weisungen des Erzbischofs von Posen und Gnesen folgen müssen und während die galizischen Polen die deutsche Predigt abschaffen, den deutschen Katholiken polnischen Gottesdienst zumuthen. Der preußische Staat ist auffällig schwach gegenüber diesem Sarmatenvolk, das ihm diesseits und jenseits der Grenze den Krieg erklärt hat. Ich möchte nicht schließen, ohne den Deutschen in der Donauebene dringend ein Bündniß mit den Rumänen in Ungarn und den Ruthenen in Oesterreich zu empfehlen, da allein diese Stämme nicht deutschfeindlich und Rumänien im Entscheidungskampfe gegen den slavischen Osten unser einziger natürlicher Genosse ist.

Moderne Weltanschauung und Nietzsche'sche Philosophie.

Von Dr. Arthur Ruppin.

I.

Die Werbekraft der Religionen hat in den letzten beiden Jahrhunderten unzweifelhaft nachgelassen. Das zeigt sich nicht nur in der Verringerung des äußeren Herrschaftsgebietes der Kirche (Civilehe, Befreiung der Schule von kirchlichem Einfluß u. s. w.), es zeigt sich ganz besonders darin, daß Religion und religiöses Gefühl für das Denken und Handeln des Einzelnen an Bedeutung verloren haben. Der Grund hierfür ist nicht schwer zu finden: die Religion hat mit der Entwickelung unseres staatlichen, wirthschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens nicht gleichen Schritt gehalten. Bis zum Ausgange des Mittelalters konnte das religiöse Dogma nach dem damaligen Stande der Wissenschaft und des socialen Lebens noch Antwort auf alle Probleme bieten. In den nächsten Jahrhunderten mußte es diese Rolle mit den zahlreichen neu auftauchenden philosophischen (metaphysischen) Systemen theilen. Heute sind weder Religion noch irgend eins der metaphysischen Systeme in der Lage, uns eine mit den Resultaten der Naturwissenschaften und den im socialen Leben wirksamen Tendenzen in Uebereinstimmung stehende Weltanschauung zu liefern. Der moderne Mensch, der nicht in seiner wirthschaftlichen oder staatlichen Thätigkeit aufgeht, nicht in der Durchforschung eines wissenschaftlichen Specialgebietes sein Genüge findet, sondern sich ein Weltbild schaffen will, in das er als in einen umfassenden Rahmen seine eigene Thätigkeit ebenso wie die Geschehnisse in der Natur und im Völkerleben harmonisch einfügen kann, wird deßhalb die Bausteine zu einem solchen Bilde selbst zusammentragen müssen.

Moderne Weltanschauung! Es versteht sich von selbst, daß hierunter nicht ein neues religiöses oder philosophisches System gedacht werden darf. Religion und Metaphysik heischen für ihre Lehrsätze unbedingten Glauben: die erstere mit Rücksicht auf ihren göttlichen Ursprung, die letztere, weil sie ihre Sätze bewiesen zu haben glaubt. Eine Weltanschauung dagegen will und soll ihre Sätze nicht zum Dogma machen. Sie verzichtet auf eine vollständige Beweisführung, und das mit Recht, weil seit Kant jede Beweisführung über Dinge, die außerhalb der Erfahrung liegen, von vornherein als nutzlos erscheint. Sie will den Menschen nicht durch logische Gründe zwingen, das zu glauben, was sie darstellt; sie will im besten Falle ihre Darstellung wahrscheinlich machen, will darthun, daß sie mit den Resultaten der Naturwissenschaft und Geschichte nicht in Widerspruch steht, sondern daß im Gegentheil diese Resultate erst von ihr aus ihre richtige Beleuchtung als Theil des Weltganzen erhalten. Alles, was man von einer Weltanschauung verlangen kann, ist, daß sie der Erfahrung nicht widerspricht und die Erscheinungen der Welt möglichst organisch in ein Gesammtbild einfügt. Ob aber der Einzelne sich dieser Weltanschauung anschließen will, bleibt immer seinem Belieben überlassen und wird je nach den Bedürfnissen des Einzelnen verschieden sein. Wenn schon in der Art der Befriedigung leiblicher Bedürfnisse unter den Menschen nicht Uniformität, sondern denkbar größte Verschiedenheit herrscht und von uns als berechtigt anerkannt wird, um wie viel mehr muß dies für das weit feinere und zartere metaphysische Bedürfniß und Empfinden gelten! Mancher braucht den persönlichen Gott und die Hoffnung auf eine individuelle Fortexistenz in einem besseren Jenseits, um das Leben im Diesseits erträglich zu finden. Diesem soll man seinen Glauben ruhig lassen. Eine neue Weltanschauung ist ein Bedürfniß nur für Diejenigen, denen es ihre Verstandesschärfe und ihre Kenntnisse unmöglich machen, an den hergebrachten Religions- und Philosophie-Systemen Genüge zu finden.

Wenn man hierauf einwendet, daß eine solche Weltanschauung ja dann gar keine sichere Gewähr für ihre Richtigkeit biete, so ist zu erwidern, daß eine Weltanschauung, ein Weltbild eben mehr ästhetisch als logisch beurtheilt werden muß. Wie Jemand sich für ein Kunstwerk begeistern kann, obwohl es technisch nicht als vollkommen zu bezeichnen ist, so wird auch dem, den eine Weltanschauung befriedigt und gefangen nimmt, ihre absolute Richtigkeit und Beweisbarkeit nicht die Hauptsache sein. Es wird ihm genügen, daß man auch die Unrichtigkeit seiner Weltanschauung nicht beweisen und sein Ideal nicht umstürzen kann, daß die Sätze jener Weltanschauung in der Verlängerungslinie der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung und geschichtlicher Erfahrung liegen und nicht, wie es bei unseren Religions- und Philosophie-Systemen der Fall ist, entweder mit diesen Ergebnissen gar keine Berührungspunkte haben oder ihnen sogar direct widersprechen. Eine Weltanschauung soll, um mit Kant zu reden, keine constitutive, sondern nur eine regulative Idee sein. Sie will nicht besagen, daß es sich so verhält, wie sie es darstellt, sondern sie hat ihre Aufgabe erfüllt, wenn sie so viel Werbekraft in sich hat, um den Einzelnen zu veranlassen, sein eigenes Verhalten so einzurichten und die Ereignisse der Welt so aufzufassen, als ob ihre Darstellung richtig wäre.

II.

Die moderne Naturforschung steht unter dem Begriff der Entwickelung und Stufenfolge. Sie hat diesen Begriff nicht nur innerhalb des Pflanzen- und Thierreichs zur Aufstellung eines Systems aller Thier- und Pflanzenarten benutzt, sondern sie verwendet ihn auch dazu, um zwischen anscheinend ganz getrennten Reichen einen Uebergang herzustellen. So dient der Krystall und Haeckel's hypostasirter Urschleim dazu, um eine Brücke aus der anorganischen Welt in die organische zu schlagen, und die Classe der Protisten (Protophyten und Protozoen) beweist die gemeinschaftliche Wurzel des Pflanzen- und Thierreichs. Der Gedanke einer einheitlichen Stufenfolge aller Geschöpfe ist in der neueren Naturwissenschaft der herrschende. Ueberlegt man nun, daß die anorganische Natur (Erdrinde und Atmosphäre) dem Pflanzenreich, die Pflanzen den Thieren und unter den Thieren wieder einige den anderen und insbesondere dem Menschen zur Nahrung dienen, so kann die Annahme nicht befremden, daß diese Reihenfolge von Zweck und Mittel, von Bedingung und Bedingtem — denn ohne das Anorganische wären die Pflanzen, ohne Pflanzen die Thiere unmöglich — zugleich die Stufenfolge der Entwickelung bildet.

Unter den höheren Thieren, die hiernach die oberste Staffel der Stufenleiter einnehmen, ragt nun aber der Mensch ganz besonders hervor. Zwar lehrt die Descendenztheorie, daß der Mensch nicht anders zu betrachten ist als eine der tausend anderen Arten am gemeinschaftlichen Stamme des Thier-

Digitized by Google

reichs, und für die Zoologie ist dieser Standpunkt sicherlich auch richtig. Aber sobald man seinen Blick auf die Erdoberfläche richtet, auf das Maß von Herrschaft, welches jede Thierart auf ihr ausübt, auf die Spuren, welche jede Thierart ihr einprägt, wird man sich des überragenden Einflusses des Menschen sofort bewußt und sieht ein, daß es im höchsten Grade einseitig, wo nicht lächerlich ist, die Bedeutung irgend eines Thieres für die Oberfläche unseres Planeten mit der Wirksamkeit des Menschen auf eine Linie zu setzen. Die Erzählung der Genesis (1,26), daß Gott den Menschen zum Herrn über alles Gethier und zum Herrn der Erde gemacht habe, ist gewiß naiv, entspricht aber durchaus dem Stärkeverhältniß und der Bedeutung des Menschen im Verhältniß zu den Thieren. Die Leichtigkeit, mit der der Mensch ihm schädliche Thiere ausrottet und in den stärker bevölkerten Gegenden schon ausgerottet hat, seine in gewaltigem Umfange nutzbar gemachte Fähigkeit, Thiere zu zähmen, zu züchten und seinen Zwecken dienstbar zu machen, die Art und Weise, wie er in der Lage ist, die Erdoberfläche umzugestalten, Flüssen ein anderes Bett zu geben, Ströme und Meere zu verbinden, Seen trocken zu legen, Gebirge gangbar zu machen — all' dies scheint darauf hinzuweisen, daß der Mensch in der That das Schlußproduct in der bisherigen Entwickelung der Erde ist, wie er ja auch in der Zoologie als Endglied des Thier-Systems aufgeführt wird.

Können wir aus den Naturwissenschaften nur die Vermuthung entnehmen, daß der Mensch, die Art homo sapiens, das Ziel der Entwickelung sei, so geben uns weiterhin Socialwissenschaft und Geschichte Anhalt dafür, daß nicht der Mensch als Mensch, sondern ein bestimmter Typus des Menschen das Ziel der Entwickelung bildet. Dieser Typus wird näher bestimmt durch die Thatsache, daß nicht der isolirte Mensch, sondern allein der gesellschaftlich lebende Mensch zur Beherrschung der Natur fähig und Träger einer Geschichte ist. Also nicht der Mensch schlechthin, sondern der nach seinen Instincten und Bedürfnissen zum gesellschaftlichen Zusammenleben geeignete Mensch ist das Ziel der Entwickelung. Alle staatliche Gesetzgebung und alle sittlichen Regeln haben denn auch nur den Zweck, durch Begrenzung der Thätigkeits- und Herrschaftssphäre des Einzelnen ihn zu einem socialen Wesen zu erziehen und dadurch ein geordnetes gesellschaftliches Zusammenleben möglich zu machen. Man kann alle Bethätigungen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, auch die Pflege von Kunst, Wissenschaft und Religion, als diesem Zwecke, im Menschen die socialen Instincte zu wecken und wach zu erhalten, untergeordnet ansehen.

Ueberblickt man schließlich die Geschichte der Staaten und sucht aus dem Schieben, Drängen und Kämpfen der Völker, die auf den geschichtlichen Schauplatz treten, ein Facit, das Ergebniß einer Entwickelung herauszufinden, so wird in unserer Zeit, wo das Nationalitätsprincip die politische Entwickelung beherrscht, die Annahme kaum erheblichem Widerspruch begegnen, daß die Bildung großer Nationen, welche ein natürlich begrenztes Gebiet bewohnen, als Ergebniß zu betrachten ist. Ueberall zeigt sich heute, daß nur solche Staaten ein festgefügtes Ganzes darstellen und die Bürgschaft der Dauer bieten, deren Bürger durch gemeinschaftliche Abstammung, und weiterhin durch die Gemeinsamkeit der Schicksale in der Vergangenheit, durch Uebereinstimmung des Denkens und Fühlens, durch die Gleichheit der Bedürfnisse und der Lebensführung verbunden sind. Die Entwickelung auf diesem Gebiete ist noch nicht abgeschlossen; das Nationalitätsgefühl wird sicherlich im zwanzigsten Jahrhundert von noch größerem Einflusse auf die politischen Ereignisse sein als im neunzehnten. Vielleicht liegt dieser Entwickelung als Triebfeder, uns unbewußt, die Thatsache zu Grunde, daß die Menschen nur im Verbande mit Gleichen — gleich in Bezug auf körperliche Organisation, Bedürfnisse und Empfinden — zu den höchsten Leistungen fähig sind.

III.

Die vorstehend skizzirten Entwickelungstendenzen in Natur und Gesellschaft hätte eine moderne Weltanschauung zu berücksichtigen. Wir haben nun eine Idee, welche diese Forderung erfüllt: es ist die Idee von der Fortentwickelung des Menschen über seinen heutigen Artcharakter hinaus. Diese Idee hat zu Vertretern einmal eine Reihe von Zoologen und Anthropologen, welche es für möglich halten, daß der Mensch, ebenso wie er durch künstliche Züchtung seinen Hausthieren gewisse neue Eigenschaften anzüchten oder vorhandene außerordentlich steigern kann, so auch sich selbst durch geeignete Auswahl der zur Fortpflanzung gelangenden Individuen über sich selbst hinaus entwickeln und gewissermaßen zu einem Wesen höherer Art — vom heutigen Standpunkte aus betrachtet — werden kann. Der andere Vertreter dieser Idee ist Friedrich Nietzsche. Aber während der zukünftige Menschentypus sich nach Ansicht der Zoologen und Anthropologen von dem jetzigen hauptsächlich durch physische und intellectuelle Ueberlegenheit auszeichnet, liegt der Unterschied von Nietzsche's „Uebermenschen" gegenüber dem heutigen Menschen vorwiegend auf moralischem Gebiete. Er soll ein Wesen sein frei von den Fesseln socialen Gewissens, die heute den Menschen einschnüren. Ein Wesen, das sich selbst das Gesetz giebt, was gut und böse ist, und sich dieses Gesetz nicht von der herrschenden Meinung, der Masse als ein ewig giltiger Maßstab des Handelns aufdrängen läßt. Menschen also von der Art eines Julius Cäsar, Napoleon I., Bismarck. Wenn sich die Menschheit auf diese Weise über sich selbst erhoben hat, wenn sie aus ihrem Schoße den Uebermenschen hat hervorgehen lassen, dann wird sie zu Leistungen fähig sein, von denen wir uns heute gar keine Vorstellung machen können.

Die Idee des Uebermenschen knüpft in glücklicher Weise an die Lehre der Naturwissenschaften an. Wenn die ganze Natur bisher in einer Stufenfolge bis zum Menschen emporgestiegen ist, was kann es verwunderlich sein anzunehmen, daß die Entwickelung hiermit nicht abgeschlossen ist, sondern der Mensch die Bestimmung hat, sich selbst wieder zu einer höheren Art zu entwickeln? Der Gedanke liegt so nahe, daß er in der Lehre fast aller Religionen von der Existenz von Engeln und seligen Geistern vielleicht bereits vorausgeahnt ist. Schwieriger könnte es scheinen, die Entwickelungstendenzen im socialen Leben mit dem Ideale des Uebermenschen in Einklang zu bringen. Nietzsche selbst hat sich den Weg hierzu verbaut, indem er im Staate den schärfsten Gegner der Entwickelung des Menschen zum Uebermenschen sah. Aber es ist nicht unmöglich, Nietzsche's Lehre in diesem Punkte zu rectificiren. Staat und Uebermensch brauchen durchaus nicht nothwendig einen Gegensatz zu bilden. Wäre dies der Fall, dann hätte die Geschichte noch keine den Typus des Uebermenschen darstellenden Persönlichkeiten hervorgebracht, denn alle Geschichte ist die Geschichte von Staaten, und alle großen Männer, auch Cäsar, Napoleon I., Bismarck haben ihre Kräfte aus dem Staate gezogen. Ob ein großer Mann in einer Menschengemeinschaft, welche keinen Staat darstellt, überhaupt möglich ist, wissen wir nicht, weil die Geschichte uns kein Beispiel dafür an die Hand giebt. Nur eine mißverständliche Auffassung, welche den Staat als eine Zwangsanstalt betrachtet, um die Starken zu knebeln und die Schwachen, die „viel zu Vielen" zu schützen, konnte den Gegensatz von Staat und Uebermensch construiren. Bei einer gesunden Auffassung des Staates als eines rechtlichen Gebildes, welches einer auf abgegrenztem Gebiete seßhaften Nation auch rechtliche Einheit giebt, kann man eher sagen, daß der Staat die Existenz großer Männer ermöglicht, als daß er sie verhindert. Erst der Staat schafft durch den festen Zusammenschluß großer Menschenmassen und die Leichtigkeit, sie in Bewegung und Thätigkeit zu setzen, dem hervorragenden Menschen eine geeignete Basis für seine staatsmännische

Digitized by Google

Wirksamkeit oder für die Verbreitung und Realisirung wissenschaftlicher, künstlerischer u. s. w. Ideen. Der Uebermensch bedient sich des Menschen als Mittels für seine Zwecke ebenso, wie sich der Mensch die Thiere, aus deren Schooße er hervorging, dienstbar gemacht hat.

Sonach steht die in der Gegenwart wirksame Tendenz, den Staat zu stärken, mit dem Ideal des Uebermenschen trotz Nietzsche nicht im Widerspruch. Ebenso ist die Tendenz zur Bildung abgeschlossener Nationen mit diesem Ideale in Uebereinstimmung. Man braucht hierzu gar nicht einmal die Ansicht unserer Rassenfanatiker zu acceptiren, daß nur die reine Rasse in der Lage sei, Tüchtiges zu leisten und große Männer hervorzubringen. Es genügt die Erwägung, daß die Bildung von abgeschlossenen Nationen erstens durch die größere Gleichförmigkeit der Lebensbedürfnisse und Anschauungen der Einzelnen innerhalb der Nation den Anlaß zu Reibungen vermindert und das gesellschaftliche Zusammenleben erleichtert, und daß sie ferner die Entstehung hervorragender Charaktere begünstigt, weil bei Fortpflanzung innerhalb der Nation immer solche Individuen zusammentreten, welche, ohne physiologisch näher verwandt zu sein und die Gefahren der Inzucht hervorzurufen, doch durch die nationale Gemeinschaft in ihren Anlagen in gewissem Grade einander verwandt und ähnlich sind. Hierdurch ist aber die Steigerung und Höherzüchtung bestimmter Anlagen wahrscheinlicher als in einem Volke, in dem Angehörige verschiedener Nationalität sich kreuzen und durch Amphimixis (Weismann) die in irgend einer Richtung hervorragende Beanlagung des einen Gatten durch den anderen, bei dem sie in der Regel nicht auch vorhanden sein wird, geschwächt oder ganz aufgehoben wird.

IV.

Es ist nicht zu leugnen, daß das Ideal eines höheren Menschentypus die Möglichkeit giebt, alle Erscheinungen in der Welt als Mittel zu einem Zweck zu betrachten und in den Gesetzen des Weltwerdens mehr zu sehen als physikalische oder physiologische Phänomene. Die Religion steht der organischen Entwickelung ebenso wie der Staats- und Nationenbildung fremd und verständnißlos gegenüber, sie hat mit allen diesen Erscheinungen keine Berührungspunkte, behandelt sie als adiaphora, obwohl sie es sind, die in erster Linie Sinnen und Streben der Völker erfüllen. Wozu kämpfen die Staaten gegen einander? Wozu entsteht der Mensch immer wieder von Neuem und erobert die Erde, wenn er doch sündig und dem Untergange geweiht ist? Wozu dienen Kunst und Wissenschaft? Auf alle diese Fragen läßt uns die Religion ohne jede Antwort und stellt sich damit abseits von den treibenden Kräften der Gegenwart. Eine Weltanschauung, die die Herausbildung eines höheren Menschentypus zum Ziele hat, kann dagegen alle diese Erscheinungen als Mittel zu ihrem Zwecke in sich aufnehmen. Sie kann der Thätigkeit des Menschen, des Einzelnen sowohl wie der Völker, eine höhere Weihe geben und mit ihrem Lichte selbst die kleinsten Thätigkeiten des Alltagslebens verklären. Vor Allem giebt sie der Kinderzeugung mit Recht eine Stellung von einer Bedeutung, wie sie sie heute leider nicht hat. Durch das Zeugen von Kindern hat jeder Mensch eine Einwirkung auf die Erreichung des höheren Menschentypus, denn er bestimmt hierdurch den Typus zukünftiger Generationen in's Unendliche weiter. Und indem der Mensch sich dieser Bedeutung und Verantwortlichkeit bewußt wird, wird es ihm hoffentlich als Pflicht einleuchten, nur dann Kinder in die Welt zu setzen, wenn von ihnen wirklich eine Förderung und Höherbildung der Rasse zu erwarten ist. Auch jede wirthschaftliche, wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit kann, indem sie dem Staate und dem gesellschaftlichen Zusammenleben der Menschen dient, indirect als Mittel zur Erreichung des höheren Menschentypus betrachtet werden. Es würde zu weit führen, dies hier im Einzelnen darzuthun, aber es wird sich sicherlich keine Erscheinung des socialen Lebens aufweisen lassen, welche zu dem Ideal des Uebermenschen in gar keiner Beziehung stände.

Hat man nun ein Recht, die Auffassung, daß alles Geschehen in Natur und Geschichte im Dienste der Erreichung eines höheren Menschentypus steht, als „die moderne Weltanschauung" zu bezeichnen? Diese Frage muß sich der Einzelne selbst beantworten, weil es eine einheitliche Beantwortung nicht giebt. Dem Einen wird die Idee wirklich ein hehres und begeisterndes Ideal sein, dem Anderen mag sie als blasses Schemen erscheinen, das das Herz nicht warm macht. Einige Einwände bleiben sicher bestehen, so z. B. der dem Astronomen naheliegende Einwand, daß selbst wenn der Mensch das Ziel der Entwickelung auf unserem Planeten sei, dieser Planet doch nur ein Stäubchen im ganzen Kosmos bilde, und daß es kühn erscheine, eine Weltanschauung ausschließlich auf die Erscheinungen, die auf unserem Planeten zu beobachten sind, zu gründen. Was beweise denn, daß die Erde unter den Millionen anderer Gestirne irgend eine bevorzugte Stellung habe? — Und auch der Einwand Riehl's (Fr. Nietzsche, Der Künstler und der Denker. Stuttgart 1898): „Der Uebermensch kann nicht das Ziel der Entwickelung sein. Denn was wäre dann das Ziel des Uebermenschen selber?" giebt zu denken oder eröffnet zum Mindesten eine Perspective, in der die Entwickelung mit dem Uebermenschen noch nicht abgeschlossen ist, sondern von ihm zu weiteren Entwickelungsstufen aufsteigt.

Literatur und Kunst.

Wilhelm Bölsche.

Von Professor **Th. Achelis** (Bremen).

Der vielumstrittene Ausdruck, unser Zeitalter sei ein naturwissenschaftliches, wird jedem Zweifel entrückt, wenn wir unter Naturwissenschaft zugleich eine empirische Erkenntnißtheorie verstehen. In jeder, selbst der ausgesprochen idealistischen Weltanschauung, macht sich für ein schärferes Auge dieser mächtige Factor geltend, der eben Alle zwingt, sich mit diesem Fundament oder, wie Andere wollen, dem Ziel unserer Bildung aus einander zu setzen. Bölsche's ganzes Streben ist nun darauf gerichtet, den unversöhnlichen Kampf zwischen den alten Gegnern, Philosophie und Naturwissenschaft, dadurch zu schlichten, daß er für die Natur, für den Inbegriff der Wirklichkeit, einen höheren Standpunkt erobert, sie im kosmischen Sinne oder, um mit Spinoza zu sprechen, als natura naturans auffassen lehrt, in der auch wir leben und wirken, und von der wir nur einen winzigen, wenn auch den werthvollsten Bruchtheil bilden. Bölsche hat es dabei verstanden, an den lauernden Abgründen der Romantik und Mystik vorüber zu gehen, obschon er den Tiefen dieser geistigen Richtung — wie z. B. für ein größeres Publicum der feinsinnige Aufsatz über Novalis zeigt — wohl gerecht zu werden vermag. Noch charakteristischer ist meines Erachtens für ihn das tiefe und für unsere Tage nicht gerade sehr verbreitete Verständniß Fechner's, des scharfsinnigen Begründers der Atomistik und des eben so geistvollen Dichterphilosophen. Ganz besonders aber ist es Bölsche's Bemühen, Goethe's überragende Persönlichkeit (vergl. seine Schrift „Goethe im 20. Jahrhundert", Berlin 1901) für uns wieder fruchtbar zu machen, nicht zum Wenigsten nach der ganzen Weite und Tiefe seiner umfassenden Weltanschauung, in der eben die Naturforschung unbestritten das Centrum ausmacht. Von

Digitized by Google

den Werken des noch sehr viel versprechenden Denkers (Bölsche ist geboren am 2. Januar 1861 in Köln) erwähne ich den großen, lange Zeit unbeachteten Roman: Die Mittagsgöttin, der das Culturproblem einer religiös-philosophischen Erkenntniß behandelt, den römischen Roman: Paulus und im Zauber des Königs Arpus. Von tieferer Bedeutung ist eine Sammlung von Essays, herausgegeben unter dem harmlosen Titel: Hinter der Weltstadt (Berlin 1901), in welchem ein Aufbau der Lehre des Schönen auf dem Grunde einer geistreichen und scharf eindringenden Naturbetrachtung versucht wird — ein Pendant zu der Fechner'schen Aesthetik von Unten. Eine Reihe von Vorträgen hat er endlich in einem zweibändigen Werk: Entwickelungsgeschichte der Natur, zusammengestellt*); daß der Darwin'sche Gedanke einer immanenten Entwickelung für ihn der maßgebende Ausgangspunkt seiner ganzen Forschung ist, versteht sich von selbst.

Bölsche ist ein rüstiger Vertreter des modernen Monismus, der im scharfen Gegensatz zur dualistischen Spaltung der Wirklichkeit in Bewegung und Empfindung an einer, durch naturwissenschaftliche und erkenntnißtheoretische Erwägungen gestützten Einheitslehre festhält. Es ist nur ein verschiedener persönlicher Standpunkt, der uns ein Außen und Innen vorspiegelt, in der That ist Alles dieselbe innere, einheitliche Entwickelung des großen, umfassenden Allwesens Natur. Auch der vorliegende (letzte) Band seines „Liebeslebens in der Natur" (Leipzig, Eugen Diederichs 1903), der übrigens die weitgreifendsten ethnologischen und sociologischen Untersuchungen an das eigentliche Thema anknüpft, giebt zum Schluß diesem Gedanken wieder einen unverhüllten Ausdruck: Ich sehe keinen Schnitt zwischen schaffender Natur und bewußtem Menschen. Der Mensch ist mir nur eine Stufe der Natur in ihrem eigenen Heraufgange. Wenn die Natur die Liebe bisher gebaut hat mit allen ihren Wundern, warum soll dieser Höhenmensch, der sich zur Wissenschaft aufgerungen, nicht weiter daran bauen? Ist diese Wissenschaft doch erst der Beginn unseres wirklichen tieferen Bewußtseins, des wirklichen Bewußtwerdens der Natur. Was ist die ganze Geschichte der Liebe, wie wir sie hier verfolgt haben, anders als ein Bewußtwerden unserer Selbst, der tiefen Fäden, auf denen wir heraufkommen als Planet und Thier und Urmensch — als Natur! Es ist das große Naturwesen, das in uns sich zurückbesinnt auf sein Werk bisher. Wozu aber dies Zurückbesinnen? Was kann diese plötzliche ungeheure Rückschau der Natur durch das Werkzeug des Menschenhirns anders bedeuten, als das Sichbesinnen, das Sichsammeln zu einem unerhörten, noch höheren Entwickelungsruck selbst? Immer, wenn ich mir diesen Menschen als Naturstufe vergegenwärtige, kann ich mich der Ansicht nicht entschlagen, es sei Alles das, was wir Wissenschaft nennen, all' dieses rastlose Sicheinbohren in das Historische, diese Titanenarbeit, das Vergangene noch einmal aufleben zu lassen, nur eine solche Vorbereitungsarbeit, ein solcher Sammelmoment der Natur vor einer gewaltigsten Schlacht u. s. w. (S. 333). Diese Anschauung setzt freilich, woraus Bölsche mit Fechner und Anderen auch gar kein Hehl macht, voraus, daß uns die Natur, wie bereits angedeutet, nicht als todtes Abstractum gilt, sondern in all ihren Bestandtheilen als organisch, belebt, beseelt, empfindend, sei es wie auch immer, als natura naturans im spinozistischen Sinne — eine Ansicht, die mancher kühlere Kopf als Märchen, Phantasie oder wenigstens als recht persönlichen Glauben zu betrachten geneigt sein möchte. Wir haben über diesen, übrigens uralten, vom dämmernden Schöpfungsmorgen bis in unser angeblich so verstandesklares, naturwissenschaftliches Zeitalter hindurchziehenden Streit hier nicht zu befinden — es dürfte das eine recht langwierige Untersuchung geben —, nur die eine Bemerkung möge man gestatten, daß das einheitliche Denken und zugleich ein sehr wirksames Bedürfniß unseres Gemüths nach einer derartigen Vertiefung und anderseits nach einem irgendwie harmonischen Abschluß mit unverkennbarer Nothwendigkeit drängt.

Es handelt sich in dem vorliegenden Werk um die unendlich lange Entwickelung der Liebe von den thierischsten Instincten bis zur reifsten und sittlichsten Verklärung in der menschlichen Ehe; als eine ganz unentbehrliche, charakteristische Begleiterscheinung spielt das Schamgefühl in diesen Proceß hinein. Hängt dies unmittelbar, wie man wohl gemeint hat, mit der Kleidung zusammen, so daß schon deßhalb der „nackte" Wilde auf sittlich niedriger Stufe steht? Wie verhält sich dazu das überall und auf allen Stufen beobachtete Schmuckbedürfniß, das zuerst (so weit dies eben klimatisch möglich war), in Ermangelung anderer Versuchsobjecte sich der Haut am menschlichen Körper durch das bekannte Tätowiren bemächtigte? Alle diese einander durchkreuzenden Momente werden hier, unter entsprechender Verwerthung ethnographischen Materials, berücksichtigt und geistreich entwickelt. Eine maßgebende Voraussetzung für die ganze Anschauung ist die aus allen möglichen Gründen wahrscheinliche Annahme, daß die ältesten Menschen aus klimatischen Rücksichten bekleidet waren, entgegen der bekannten Vorstellung Rousseau's und Forster's von den Paradiesmenschen auf den tropischen Eilanden. Hier, überhaupt in wärmeren Gegenden, wäre ein sorgfältiges Einhüllen des Körpers ein Widersinn gewesen, und es ist, wie schon angedeutet, sehr charakteristisch, daß (für unseren Horizont) von der Zeit der Entdeckungsfahrten und -reisen an das Fehlen der Kleidung zugleich ohne Weiteres als Zeichen der Barbarei galt. Noch eigenthümlicher ist aber die Thatsache (ein unbewußtes Zurückfallen in völlig prähistorische Verhältnisse), daß, wie unser Gewährsmann berichtet, die centralbrasilianischen Waldindianer, die seiner Zeit K. v. d. Steinen so genau beschrieben, das Kleid als althergebrachten Carnevalsschmuck kennen. Von Zeit zu Zeit regt sich in diesem Phantasievolk der Trieb zum Mummenschanz. Tolle Tänze mit noch tolleren Maskeraden reißen das ganze Mannsvolk hin, als seien sie plötzlich das Wichtigste, absolut Nöthigste in der Welt. Nur die Weiber dürfen nicht dabei sein, das ist nun 'mal geheiligte Sitte. Nun und diese Masken sind veritable Maskencostüme — Costüme plötzlich der Nackten. Aus Blattstreifen und Stroh werden da Mützen, Röcke mit Aermeln und gleich daran gewebten langen Hosen hergestellt. Die Phantasie sieht in den grotesken Sachen Thiere verschiedener Art: der nackte Mensch verkleidet sich als Thier, indem er fellartige Kleider anlegt! ... Sollte nicht in dieser Kleiderkenntniß eine alte Reminiscenz stecken? Eine dunkle Tradition des nackt gewordenen Tropenwilden an eine Kleiderzeit im Norden? (S. 127.) Hier hat die Kunst — der Tanz ist eine solche und zwar ursprünglich im religiösen Dienste — die längst abgelegten Lappen und Fetzen zu ihren Zwecken verwendet, um einen stärkeren Effect zu erzielen — das Tätowieren verzichtet auf diese Mittel, indem es den völlig unbekleideten Leib mit möglichst grellen und schreienden Farben bemalt. Nicht minder hat das sonst geradezu der Verkümmerung ausgesetzte Schönheitsgefühl gegen die für uns selbstverständliche Verhüllung protestirt, wenn es sich um eine völlig freie ästhetische Nachbildung und Idealisirung des menschlichen Körpers handelte, wie wir es mit vollendeter Meisterschaft in der griechischen Sculptur bewundern können. Hier ist alles Erotische, dies wirksamste Reizmittel auf den niederen Stufen, ausgemerzt, das Sinnliche ist die Bedingung zugleich und die Spiegelung des Schönen, für das wir moderne Culturmenschen erst wieder unser Auge schärfen müssen. Die andere Ausbiegung geht in's Reich des Sittlichen, das Erotische, Sexuelle, der bloße Naturtrieb mit seiner verheerenden Wucht und Gewalt findet seine Veredelung und Weihe in der Ehe, die eben damit bezeichnender Weise zu den Urzuständen eine, wenn auch nicht

*) Ebenso sei noch auf eine ähnliche Sammlung hingewiesen: Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen. (Berlin, Bondi 1903.)

Digitized by Google

völlig einwandfreie Parallele bietet, als sie die besondere, individuelle (einerlei wie immer begründete) Neigung unter Ausschluß anderer Menschen voraussetzt. Aber noch viel charakteristischer ist die bei allen Nüancirungen immer wieder zum Vorschein kommende Verhüllung der verheiratheten Frau (ein Vorgang, der noch in vielen Culturſprachen unzweideutig zu erkennen ist — es genügt, auf das Lateinische und Deutsche zu verweisen, wo zwar nur ein kümmerliches Rudiment vorliegt), die damit dem Blick und Anrecht anderer Männer entzogen werden soll.

Doch noch weitere Ausblicke ergeben sich, die letzten Endes über die metaphysische Bedeutung der Liebe entscheiden. Folgt nicht selbst der höchsten, reinsten Liebesregung, die gar nichts Egoistisches kennt, die Ernüchterung, der großartigsten Ekstase die unausbleibliche Abspannung des Alltaglebens, ist nicht Alles eine schlimme Luftspiegelung auf Grund augenblicklicher, schöner Stimmungen in das leere Nichts hinein, droht nicht am Ende das schauerliche Gespenst des Nihilismus, des Nirvana, ist nicht gemäß dem völlig unvermeidlichen Wechsel alles Geschehens, Alles dem Tod, dem Verderben geweiht nach der alten Melodie, daß Alles, was besteht, werth ist, daß es zu Grunde geht, so daß es in der That besser zu sein scheint, daß Nichts entstünde, kann sich somit auch das erhabenste Gefühl diesem eisigen Pessimismus entziehen? Diese letzten Weltfragen, die in ihrem Grunde über alle exacte menschliche Erkenntniß hinausgreifen, sind meines Erachtens deßhalb auch nicht mit den bekannten Mitteln der Wissenschaft zu lösen, sondern müssen als Axiome oder Forderungen des sittlichen Bewußtseins nach einem gewissen Wahrscheinlichkeitsgrad behandelt werden. Bölsche stellt sich, ohne einer flachen Humanitätsschwärmerei und der etwas bedenklichen Lehre von einem ununterbrochenen Fortschritt der einzelnen Menschen zuzustimmen, auf die Seite eines gemäßigten Optimismus, den er so zu begründen sucht: Wir kennen geschichtlich nur ein einziges Stück Natur, nämlich annähernd und andeutungsweise ein Theil Geschichte unseres Planeten, vielleicht sogar seines Sonnensystems, sicher seines Lebens, seiner Pflanzen, Thiere, Menschen, seiner Menschen auch noch durch ein paar tausend Jahre Cultur. In dieser einzig übersehbaren Spanne ist das Frappirende ein Heraufgang der Entwickelung der wunderbarsten Art, ein continuirlicher Heraufgang bis zu intelligenten Wesen und bei denen von Barbarei zur Cultur. Wer diesen Heraufgang nicht sieht, von einem rohen, erkaltenden Meteorblock, wie die Erde war, bis zu Goethe, dem ist nicht zu helfen, es fehlt ihm die Urthatsache alles Bekannten über die Natur. In dieser einzigen Linie findet eine fortgesetzte Ueberbietung in Harmonien statt. Zuerst entsteht die Harmonie des Planetensystems; dann die Harmonien der ältesten Lebensformen, Pflanze und Thier, endlich die Universalanpassung Mensch, sie alle ablösend ... Das Passende, Harmonischere erhält sich bei der Concurrenz mit dem Disharmonischen. Warum denn? Das ist doch logisch, heißt es. Ja, was ist denn Logik? Eine Natureigenschaft offenbar. Die Natur hat ein vorgegebenes Gesetz in sich, daß das Harmonische, das Gute siegt über das Disharmonische, Schlechte, sobald beide in Concurrenz treten. Ich frage, ob das ein pessimistischer Grundzug ist? (S. 365.) Selbstverständlich darf man nicht bei diesen allgemeinsten, von dem Boden des Alltäglichen und der Sphäre des rein Individuellen sich loslösenden Erwägungen die persönlichen Erfahrungen und Stimmungen zu Grunde legen, will man nicht von vorn herein die ganze Bilanz verfälschen; vollends lasse man den Factor des Glückes, der satten Befriedigung aus dem Spiel, da dies Moment begreiflicher Weise durchaus subjectiver Natur ist und keine Verallgemeinerung verträgt. Nicht minder trügerisch sind die oft vorgebrachten eschatologischen Schreckbilder vom Ende aller Dinge, zunächst von der drohenden, unvermeidlichen Vereisung der Erde, vom Tode alles organischen Lebens, vom Erstarren aller noch so schön empfundenen Ideale. Denn sollte diese Zukunft (was noch gar nicht erwiesen ist) uns sicherlich beschieden sein, würde keine Technik und Anpassung diese Welt- oder wenigstens Erdkatastrophe überwinden können, so würden wenigstens bis zu diesem fraglichen Zusammenbruch innerhalb der uns bekannten und vertrauten Welt die sittlichen Forderungen und Ideale als unerschütterliche, weit objectiv erprobte Normen ihre volle Giltigkeit bewahren, und das mag für uns als entwickelungsfähige und vermöge eines dunklen Dranges nach dem Guten strebende Wesen vorläufig genügen. Als eine mindestens zulässige Phantasie aber über diese unserem religiös-sittlichen Empfinden völlig entrückten und deßhalb im gewissen Sinne herzlich gleichgiltigen Epochen unseres Planeten kann man folgende Betrachtung Bölsche's bezeichnen: Setze hinter den einfachen Gedanken der Liebe zum Nächsten, der nach so viel Sonnen, Urzellen, Ichthyosauriern plötzlich bei ein paar Menschen da ist als innerste Stimme der Natur, setze dahinter die Aeonen der Zukunft, in denen die Naturkraft nie stirbt, sondern nur höher und höher die Dinge gipfelt, die Aeonen des Naturforschers, der das Licht eines Sternes durch den uferlosen Raum rinnen läßt, Billionen und Trillionen Jahre lang — und Dich umschauert das alte Wort in neuer Prägung: Die Liebe höret nimmer auf. Auch sie wandert wie jenes Sternenlicht, in jenem „Nimmer" erobert sie die Raumtiefe wie die Zeitfernen, rechts und links, vorwärts und rückwärts. Der Pessimist sagt: Alles ist aus. Ich sage mit dem gleichen Recht: Alles ist Liebe.

Das ist eine Stimmung, wie sie unser größter Dichter mit unvergleichlicher Meisterschaft als Leitmotiv einer im orientalischen Geist entworfenen Kosmogonie malt:

Als die Welt im tiefsten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Brust,
Ordnet er die erste Stunde
Mit erhabener Schöpfungslust.
Und er sprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein schmerzlich Ach,
Als das All mit Machtgebärde
In die Wirklichkeiten brach.
Auf that sich das Licht, so trennte
Scheu sich Finsterniß von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend aus einander flieh'n.

Rasch in wilden, wüsten Träumen,
Jedes nach der Weite rang,
Starr in ungemess'nen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.
Stumm war Alles, still und öde,
Einsam Gott zum ersten Mal!
Da erschuf er Morgenröthe,
Die erbarmte sich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel,
Und nun konnt' er wieder lieben,
Was erst aus einander fiel.

Vom Wesen und von der Erzeugung des Kunstwerkes.

Von. Johannes Gaulke (Berlin).

Frühere Zeiten begnügten sich damit, die Darbietungen der Kunst und Literatur als etwas Selbstverständliches hinzunehmen und sich ihrer zu erfreuen, der Gegenwart hingegen ist die naive Freude über eine Naturerscheinung oder eine Leistung des Menschengeistes abhanden gekommen. Weder die Kunst noch die Wissenschaft, die Liebe noch der Ruhm vermögen den modernen Menschen, der den Glauben an ein Jenseits verloren hat, ganz zu befriedigen. Um diese Lücke, das unbestimmte Etwas, das ihm fehlt, das er aber nicht entbehren kann, auszufüllen, sucht er den letzten Grund aller Erscheinungen und ihre verschiedenen Wechselbeziehungen zu einander zu erforschen und festzulegen. Der hochentwickelte Forschungstrieb ist das charakteristische Merkmal des vorigen Jahrhunderts, eine Begabung, der es seine hervorragenden exact wissenschaftlichen Leistungen verdankt.

Es giebt kein Gebiet menschlicher Culturarbeit, das nicht auf seine Wesensart und Grundursache hin eingehend untersucht worden wäre. Ja, das gesammte Naturreich ist in den Kreis dieser Betrachtung gezogen, und die Kenntniß, die wir von der Entstehung der Naturgebilde, der Thier- und Pflanzenarten gewonnen haben, hat dem Menschen wiederum

Digitized by Google

zur Erforschung der Culturgebiete eine willkommene Handhabe geboten. Nachdem Darwin seine Theorie von der Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl aufgestellt hatte, nahmen schleunigst Philosophen, Aesthetiker und Culturhistoriker diesen glücklichen Gedanken auf, um ihn für ihre Sache fruchtbringend anzulegen. Die Darwin'sche Theorie, auf die Geschichtswissenschaft übertragen, hat hier die Theorie der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung gezeitigt, nach der die ökonomischen Zustände der Gesellschaft der ausschlaggebende Factor für die Gestaltung der politischen, religiösen, juristischen und künstlerischen Verhältnisse sind. Die materialistische Geschichtsauffassung ist wegen ihrer Einseitigkeit und des gänzlichen Verkennens der „Imponderabilien" im Völkerleben, die ich auch als die ekstatischen Momente bezeichnen möchte, in letzter Zeit, wie auch ihre große Nährmutter, die Darwin'sche Theorie, heftig angegriffen worden, aber nicht mit Geschick und Ueberzeugungskraft. Es liegt im Wesen jeder Theorie, daß sie einseitig ist, so auch die materialistische Geschichtsauffassung; sie aber aus diesem Grunde schlechthin zu verwerfen, wäre ebenso einseitig gedacht. Bei gewissenhafter Anwendung dieser Methode dürfte sich dem Forscher dennoch die Erkenntniß aufdrängen, daß sie wenigstens in einem Punkte zutrifft. Für die Beurtheilung historischer Geschehnisse giebt sie uns jedenfalls manchen wichtigen Fingerzeig, und, auf das Gebiet der schönen Künste angewandt, lehrt sie uns erkennen, daß selbst die meteorartigen Erscheinungen am Kunsthimmel, für die wir sonst keine Erklärung haben, ebenso wohl in den allgemeinen Verhältnissen wurzeln und ihr Product sind wie der zünftige Handwerker und der schwatzende Krämer, der nicht über die vorgeschriebene Norm hinauszudenken vermag.

Unter den modernen Kunsthistorikern, die es unternommen haben, das große Gebiet der Kunst mit Wissenschaft zu durchtränken, nimmt Hippolyte Taine eine in seiner Art einzige Stellung ein. Er ist es gewesen, der in seinen akademischen Vorlesungen, die unter dem Titel „Philosophie der Kunst"*) erschienen sind, durchaus bewußt die Theorie Darwin's auf die künstlerischen Geschehnisse, das Wesen und die Erzeugung des Kunstwerkes anwendet. Das große Gesetz von der natürlichen Zuchtwahl, so führt er näher aus, auf Grund dessen man den Ursprung und den Aufbau der verschiedenen lebenden Formen erklärt, ist auf das Geistige ebenso anwendbar wie auf das Körperliche, in der Geschichte ebenso wie in der Botanik und in der Zoologie, auf die Begabungen und auf die Charaktere ebenso wie auf die Pflanzen und auf die Thiere. Durch die Verquickung der Kunst mit der Daseinssphäre des Menschen und Künstlers erhält Taine's Methode einen besonderen Reiz, und dieser Umstand macht sie auch frei von jeder Pedanterie und geschraubten Systematik. Nirgends erinnert er in seinen philosophischen wie kunsthistorischen Betrachtungen an den kühl abwägenden Historiker, der Daten an Daten und Thatsachen an Thatsachen in ermüdender Länge an einander reiht, sondern er erhebt sich in seiner Darstellung nicht selten zu einer dichterischen Höhe, ohne dabei auch nur einen Augenblick den Boden der Wirklichkeit zu verlieren. „Die neue Methode," äußert er sich selbst, „der ich zu folgen bestrebt bin und die sich in alle reinen Geisteswissenschaffen einzuführen beginnt, besteht darin, die menschlichen Werke und in Sonderheit die Kunstwerke aufzufassen als Erzeugnisse und Thatsachen, deren Wesen zu bestimmen und deren Ursachen zu erforschen sind — nichts weiter."

Um ein Kunstwerk, einen Künstler, eine Gruppe von Künstlern richtig zu verstehen, muß man sich den allgemeinen Zustand des Geistes und der Sitten derjenigen Zeit vergegenwärtigen, der sie angehören. Dann nur finden wir die letzte Erklärung und die Grundursache ihres Entstehens. Es verhält sich mit den Werken des menschlichen Geistes wie mit denen der lebendigen Natur, die uns auch erst durch ihre Daseinssphäre verständlich werden. Taine führt zum Beweise dessen eine Reihe verschiedener prägnanter Erscheinungen der Kunstgeschichte an. Die Künste, oder nur besondere Kunstarten, tauchen scheinbar plötzlich auf, um wiederum ebenso schnell von der Bildfläche zu verschwinden. Gehen wir dieser Erscheinung auf den Grund, so werden wir bald sehen, daß sie in gewisser Wechselwirkung zu bestimmten geistigen Strömungen und sittlichen Zuständen stehen, denen sie entsprossen sind und mit denen sie nothwendig zu Grunde gehen müssen. Das griechische Trauerspiel ist eine Begleit- und Folgeerscheinung des heldenmüthigen Freiheitskampfes der Griechen, durch den sie ihre politische und geistige Führerschaft erringen. Mit der Verweichlichung des griechischen Volkes, als Hellas die Beute eines geistig tiefer stehenden Eroberers wurde, büßte auch die griechische Kunst und Dichtung an Kraft und Größe ein. Die gothische Baukunst entwickelt sich mit der Herstellung der Lehnsherrschaft, und sie verschwindet in dem Maße, wie die kleinen unabhängigen Barone von den modernen Monarchien verschlungen werden. Eine analoge Erscheinung bietet die holländische Malerei dar, die ihren Höhepunkt zur Zeit der höchsten politischen Machtentfaltung Hollands, nach dem glänzenden Freiheitskampf der Niederländer erreicht. Ihr Verfall datirt von dem Augenblick an, als Holland die politische Vorherrschaft an England abtritt und zu einer Macht zweiten Ranges herabsinkt, als es seinen Ehrgeiz nur noch darin sucht, die Rolle eines guten Hausvaters zu spielen, der das Errungene zusammenzuhalten bestrebt ist.

Wie die politischen und die sittlichen Zustände eines Volkes, so wirken weiter die klimatischen und örtlichen Verhältnisse bestimmend auf die Wesensart des Kunstwerkes, wie auf die künstlerische Empfindungstiefe und die Gestaltungskraft der Bewohner einer bestimmten klimatischen Zone ein. Jede Zone hat ihre eigene Bodencultur und Gewächswelt, sie schafft aber auch die Vorbedingungen zu einer nur ihr eigenthümlichen Geistescultur. Höchst zutreffend drückt dies Taine mit den Worten aus: „Gleichwie es ein körperliches Wärmemaß giebt, welches durch seine Veränderungen das Erscheinen dieser oder jener Pflanzenart bedingt, ebenso giebt es auch ein geistiges Wärmemaß, welches durch seine Veränderungen die Entstehung dieser oder jener Art von Kunst bestimmt."

Um in das Wesen eines Kunstwerkes recht eindringen zu können, müssen wir unser Augenmerk auch auf den Zweck und das Ziel aller Kunst richten. Schon Aristoteles hat sich eingehend mit dieser Angelegenheit beschäftigt, und seine Untersuchungen dürften der Ausgangspunkt aller folgenden geworden sein. Er hat zuerst auf die hohe Bedeutung des künstlerischen Scheins, näher ausgedrückt: das Scheinen der Idee in der Form (aber nicht in dem Material) der Wirklichkeit, hingewiesen. Nach Aristoteles stellt demnach jedes Kunstwerk eine Nachahmung der Natur dar, und es wird daher, wenn wir an dem aristotelischen Begriff der Naturnachahmung festhalten, dem Beschauer lediglich den künstlerischen Schein der Natur offenbaren, niemals aber die Illusion der Naturwirklichkeit hervorrufen. Zweck und Ziel der Plastik ist, einen lebendigen Menschen in seiner äußeren Erscheinungsform genau nachzubilden; in ähnlicher Weise bildet auch die Malerei wirkliche Gestalten, eine Landschaft, sowie Alles, was in das Bereich der Natur fällt, nach. Auch im Drama und im Roman sind wirkliche Charaktere und Handlungen in einer den natürlichen Vorbildern möglichst getreuen Nachbildung dargestellt. Die getreue Nachahmung eines natürlichen Vorbildes, die stetig erneuerte Naturbeobachtung: das sind unerläßliche Verbindungen für jede ersprießliche Kunstpflege. Alle Schulen verfallen und sinken durch das Aufgeben leben-

*) Hippolyte Taine, Philosophie der Kunst. Aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig, 1902.

Digitized by Google

diger Vorbilder, sobald sie die genaue Nachahmung sich nicht mehr zum Ziele setzen. Das lassen uns namentlich die Werke des Barockstyls mit großer Deutlichkeit erkennen.

Um nun aber die nachahmende Tendenz des Kunstwerkes in ihrer Bedeutung für das gesammte künstlerische Schaffen richtig zu bewerthen und zu erfassen, ist noch ein anderer Umstand, auf den auch Taine sehr nachdrücklich hingewiesen hat, hierbei zu berücksichtigen. Es muß nämlich die Nachbildung mit einer bestimmten Einschränkung und Ausscheidung gewisser Theile des Nachahmungsobjectes vor sich gehen. Es ist nicht der einfache körperliche Anschein, sondern die Logik des Körpers, die zu geben ist. Oder, wie Taine es näher bestimmt: „Im dichterischen wie im malerischen Werke handelt es sich darum, nicht das sinnlich wahrnehmbare Aeußere der Wesen und Begebenheiten zu übertragen, sondern die Gesammtheit ihrer Beziehungen und ihrer Abhängigkeiten, das heißt ihre Logik.“ Zur Erhärtung dieses Satzes führte Taine die vier Marmorgestalten auf dem Grabe der Medici von Michelangelo und die Kirmeß von Rubens an, Werke, die trotz ihres grundverschiedenen Vorwurfs nicht mehr auf der Nachahmung gewöhnlicher Verhältnisse beruhen. Hier wie dort hat der Künstler die Beziehungen der Theile verändert mit der Absicht, einen bestimmten, wesentlichen Charakter des Gegenstandes auszudrücken. „Dieser Charakter ist das, was die Philosophen das Wesen der Dinge nennen, und auf Grund dessen sagen sie, daß es das Ziel der Kunst sei, das Wesen der Dinge zu offenbaren.“ Die Kunst hat demnach das Ziel, den Hauptcharakter, hervorragende und bedeutende Eigenschaften, einen wichtigen Gesichtspunkt und eine hauptsächliche Wesensart des Gegenstandes zu offenbaren, und zwar klarer und vollständiger, als es die wirklichen Dinge thun.

Nun erst, nachdem das Wesen des Kunstwerkes festgestellt ist, können wir seine Erzeugung einer näheren Betrachtung unterziehen. Wie am Anfang schon bemerkt, bestimmt die Daseinssphäre, das heißt der allgemeine Zustand der Sitten und des Geistes, den Artcharakter der Kunstwerke, „indem er nur diejenigen erduldet, die ihm gleich sind, alle anderen Arten aber ausstößt durch Aufstellung einer Reihe von Hindernissen und durch Angriffe, welche sich bei jedem Schritt ihrer Entwickelung wiederholen.“ Die Bestätigung dieses Gesetzes werden wir beim Durchgehen der hauptsächlichsten, geschichtlichen Epochen finden. Jede Zeit erzeugt ihre eigene Kunst, wie jede klimatische Zone die ihr eigene Gewächswelt, und somit spiegelt auch jede Kunstgattung, die Architektur, die Sculptur, die Malerei, die Musik und die Dichtung, jede in ihrer Art die hauptsächlichsten Züge der Zeit und des Volkes wieder. Im alten Griechenland blühte die Plastik, weil die Griechen dem menschlichen Körper eine besondere Würde verliehen hatten. Die Leibescultur war nicht, wie es heute fast allgemein der Fall ist, der Geistescultur untergeordnet, die Griechen hatten im Gegentheil diejenigen Leibesübungen gepflegt, welche männliche Kraft, Gesundheit und jugendliche Elasticität des Körpers hervorrufen. Der Abgott der Griechen war der schöne Mensch, mit dem er nicht nur sein Land bevölkerte, sondern auch seinen Himmel. Das Bildniß des Gottes war kein Sinnbild, sondern ein getreues Abbild des schönen menschlichen Thieres; es war die fleischliche Hülle, welche ihn bedeckte, und die lebendige Form, die sein Wesensgehalt war. Die Griechen hatten auch nicht, wie die Modernen, den Körper dem Kopfe untergeordnet; die Darstellung des schönen Typus Mensch — eines Menschen, der sich eines geschmeidigen, wohlproportionirten Körpers, nerviger Gelenke und fester Muskel erfreut — war das Ziel der griechischen Plastik. Bei der Erzeugung des Kunstwerkes stand der Künstler unter der das gesammte Volk durchdringenden Idee des menschlich Schönen, die im Leben der Nation praktische Gestalt in dem Cultus des Körperlichen, den gymnastischen Uebungen und den Wettspielen annahm. Das war die Ursache der Blüthe der griechischen Plastik und ihre absolute Vorherrschaft im Reiche der Kunst; nie wieder hat eine Kunst so gut das Volksleben ausgedrückt, nie wieder ist sie so volksthümlich gewesen als diese.

Die allgemein wirthschaftliche und sociale Lage hat stets die ihr entsprechenden Bedürfnisse, bestimmte Fähigkeiten und Empfindungen im Menschen geweckt, die einzeln, manchmal auch in ihrer Gesammtheit in der Kunst ihren adäquaten Ausdruck finden. Bald erzeugt sie körperliche Thatkraft oder träumerisches Wesen, rauhe kriegerische Neigungen oder eine unbefriedigte Sehnsucht nach einer vollkommeneren Welt, einen unstillbaren schöpferischen Drang oder eine unbezähmbare Zerstörungswuth, sinnliche Ueberreiztheit oder Abgestumpftheit der Sinne und noch viele andere Anlagen und Begierden in mannigfachen Abstufungen. In Griechenland hatte eine glückliche wirthschaftliche und eine bevorzugt klimatische Lage die körperlichen und geistigen Fähigkeiten in ein harmonisches Gleichgewicht gebracht, ein Zustand, der sich als ein außerordentlicher Kunstfactor erwiesen hat. Im Mittelalter war durch die verschiedenartigen, sich oft durchkreuzenden Culturtendenzen, über die wir uns in diesem Rahmen nicht näher verbreiten können, ein Zustand der Dinge und des Menschengeistes hervorgerufen, der alle Merkmale des Aufstiegs und des Abstiegs, der sinnlichen Ueberreiztheit und Genußfreudigkeit auf der einen und der Weltverachtung und der Askese auf der anderen Seite zeigt. Die gothische Baukunst ist der künstlerische Sproß, der aus dieser eigenartigen Verbindung der verschiedensten Gemüthszustände hervorgegangen ist. Die Gothik könnte in ihrer Fülle von seltsamen Formen, der Mächtigkeit und Kühnheit ihrer Structur und der Zartheit ihrer Ornamentik als die Kunst der mit einer krankhaften Phantasie Belasteten bezeichnet werden. Die mittelalterlichen Menschen bedurften starker, vielfach wechselnder, überschwänglicher Eindrücke, daher wußten sie in ihrer Architektur mit den Hauptelementen der antiken Baukunst, der Säule und dem einfachen Bogen, Nichts anzufangen. Beide wuchsen in der Gothik in's Ungeheuerliche, Phantastische und Unzweckmäßige oder verkrüppelten zu krankhaften, schwächlichen Gebilden. Unendlichkeit in der Größe, aber auch Unendlichkeit in der Kleinheit, eine überflüssige, unzweckmäßige Massenanhäufung von Baugliedern und deren sorgfältige Ausgestaltung und Durchdringen mit Kunst, das sind die hervorstechenden Merkmale der Gothik.

Neue wirthschaftliche Factoren setzen seit der Zeit der Renaissance unaufhörlich ein, und sie haben die Lebensbedingungen und folglich auch den Charakter des Menschen von Grund aus umgestaltet. Die Standesunterschiede sind gefallen oder zu bloßen Formalitäten zusammengeschrumpft, in allen Theilen des menschlichen Lebens hat sich die Last des Unglücks und der Bedrückung verringert. Auf der anderen Seite sehen wir aber als Gegenwirkung den Ehrgeiz und die Begehrlichkeit stetig wachsen. Die Menschen, die Dank der Verallgemeinerung der Bildung in den Stand gesetzt waren, mit der Tradition gründlich zu brechen, fühlten sich fähig, allein durch die Macht ihres Geistes Alles zu erreichen. „Der herrschende Mensch, welcher die Scene einnimmt und welchem die Zuschauer das größte Maß ihrer Aufmerksamkeit und ihres Mitgefühls widmen, ist der ehrgeizige und schwermüthige Schwärmer, René, Faust, Werther, Manfred, das unbefriedigte, leise, unruhige, und unheilbar unglückliche Gemüth.“ Der neue, gleichfalls unbefriedigte Geisteszustand spricht aus allen Kunstwerken mit unverkennbarer Deutlichkeit, in der Dichtung wie in der bildenden Kunst dieselbe Verwirrung, der gequälte oder alterthümelnde Styl, dieselbe krankhafte Sucht nach verblüffenden Wendungen und Wirkungen, dabei aber ein Ueberfluß von Begabungen, Tiefe der Empfindung, namentlich für die Landschaft, und viele neue und eigenartige Regungen. Die außerordentliche Entwickelung der Tonkunst führt Taine namentlich auf den Einfluß des unbefriedigten Gemüthszustandes unserer Zeit zurück. Es giebt

Digitized by Google

auch keine andere Kunst, der es besser gelänge, die verfeinerte und übertriebene Empfindsamkeit des modernen Menschen, seine unbestimmte und maßlose Sehnsucht zum Ausdruck zu bringen. „Da sie auf Beziehungen von Tönen sich gründet, welche keine lebende Form nachahmen und welche vor Allem in der Instrumentalmusik wie die Träume einer körperlosen Seele erscheinen, eignet sie sich besser als irgend eine andere Kunst dazu, die wogenden Gedanken auszudrücken, die Traumbilder ohne Form, die Sehnsüchte ohne Ziel und Grenze, das ganze schmerzensreiche und großartige Durcheinander eines unruhvollen Herzens, welches nach Allem strebt und an Nichts hängt."

Alle Empfindungen und Bedürfnisse einer Zeit, welche den mächtigen Impuls zum künstlerischen Schaffen geben, ja, den Artcharakter des Kunstwerkes bestimmen, vereinigen sich nun aber immer nur in einem Menschen, welcher der vorbildliche Typus Mensch wird. In Griechenland ist es der nackte, körperlich vollkommen entwickelte Jüngling, im Mittelalter der verzückte Mönch und der abenteuerliche Ritter und Troubadour, im 17. Jahrhundert der gewandte Hofmann, und heute ist es der unersättliche und unbefriedigt ringende Faust oder der weichlich sentimentale Werther. Dieser Mensch ist es, den die Künstler darstellen, bald in eine lebende Gestalt zusammengedrängt, wie in der Plastik, Malerei und Dichtung, bald in seine Bestandtheile aufgelöst, wie in der Baukunst und Musik, wo die Kunst Erregungen vermittelt, ohne Menschen zu schaffen. „Also die gesammte Kunst hängt von ihm ab, da die gesammte Kunst nach nichts Anderem strebt als ihm zu gefallen oder ihn auszudrücken."

Wenn es jemals gelingen sollte, das Allerinnerste der Kunst, ihre ganze Wesensart, ihre wundervollen Triebkräfte, ihren letzten Grund klar vor allen Augen aufzudecken, dann ist solches nur denkbar unter Zuhilfenahme der Methode Taine's. Diese erst gewährt dem Forscher einen festen Angriffspunkt, von dem aus er seine Untersuchungen zielbewußt und erfolgversprechend in Angriff nehmen kann. Auf die vielfachen Wechselbeziehungen der einzelnen Culturzweige zu und unter einander ist ja allerdings auch von älteren Forschern ganz allgemein hingewiesen; bisher hat es aber noch Keiner unternommen, die Wesensart und den Charakter des Kunstwerkes ausschließlich aus den allgemeinen und sittlichen Zuständen der Zeit zu erklären.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Zeiten.

Von Josef Stutzin.

„So, kleines Mädel, so wird's gemacht ... In zwei Jahren hab' ich den Krempel hinter mir, bin praktischer Arzt, Wundarzt u. s. w. Dann läßt man sich häuslich nieder und zwar hierselbst oder in irgend einem anderen Nest, wo der Ruf meiner Ahnen noch nicht verschollen ist ... Dr. med. Freiherr Schlick v. Bernburg — klingt nicht übel ... Die praxis elegans kann nothwendiger Weise nicht ausbleiben. Denn manchen Spießbürger wird's kitzeln, den Sohn des Vaters, dem er schweifwedelnd das Getreide abgefeilscht, aus'm Bett herausschlagen und mit einem Thaler ablohnen zu dürfen ... Dann wird geheirathet, frisch weg ... Meinem Alten wird's nicht schmecken. Du bist ja selbst so'ne Spießbürgerin und noch dazu keine vergoldete ... Aber er wird sich fügen. Und wenn er nicht will, dann läßt er's bleiben ... Mit dem Segen des Standesamts auf seinem Haupte kann man nicht umkommen ... Meinst Du nicht, Elschen? ..." „Aber, Hänschen, spotte nicht so ... Siehe, das paßt jetzt nicht her ..." Und es paßte nicht her. Der Sommerabend kam. Aus allen Ecken und Enden erhoben sich ein Rauschen, Flüstern, Tuscheln ... Ein Gewirr von Tönen schwebte in der Luft, von unentwirrbaren, geheimnißvollen Tönen ... Ein rothgoldenes Strahlenmeer ergoß sich über die Tannenwipfel, weiche, kosende Winde fächelten. In der Ferne zirpte die Grasmücke ihr wehmüthiges Lied, schlugen ein paar Häslein ein klagendes Gebell an ... Wie viel Rührung und Weichheit lag darin! Es klang wie das unterdrückte Weinen gepeinigter Kinder, wie das thränenfeuchte Klagelied eines unschuldig Verurtheilten ... Spotte nicht, es paßt nicht her — wie wahr war das! ... Sein Spott verstummte. Ein weiches reines Gefühl überkam ihn. Es war so seltsam. Es war ihm so frei und doch so schwer zu Muthe. Sein Herz strömte über, aber kein Wort wollte mehr über die Lippen kommen. Und das kleine Wesen in seinen Armen schmiegte sich immer mehr an ihn, und eine weiche Sammetwange preßte sich an seine harte, struppige ... Und zwei schwarze Augen leuchteten in die seinen hinein, so treuherzig, so ergeben, so tief ... Dann kamen plötzlich Schritte und Stimmen näher. Bald hörte er den kräftigen Baß seines Vaters und das heisere Flüstern des Försters ... Da sprang der lange, hagere Kerl auf, packte das Mädel wie eine kleine Katze und trug sie in den Wald. Er sprang mit gewaltigen Sätzen über die derben Baumwurzeln, stieß sich mehrmals den Schädel an die Aeste. Es setzte eine Beule nach der andern, eine Schramme nach der andern, aber er spürte nichts ... Das kleine Weib in seinen Armen — vertrieb ihm Hören und Sehen ...

Es klopfte. Ein baumstarkes Dienstmädchen trat mit patschenden Schritten herein und setzte dem Herrn die Lampe vor die Nase. Hinter dem Mädchen kam ein kleines, dickes Persönchen angetrippelt. Ihre Formen verschwanden fast unter der üppigen Fülle ihres Leibes. Die übervollen Wangen, das Doppelkinn und die beiden glänzenden Augen verliehen dem Gesicht jenen unbehaglich leblosen Eindruck, wie wenn man in eine runde Teig-Masse Diamanten hineingeknetet ...

Der blonde Mann mit den weichen, ausdrucksvollen Zügen stand auf und legte seine Hände auf die Schultern der Frau.

„Weißt Du, Else, woran ich eben dachte?"

„Nun, woran?"

„Ich dachte an den Anfang unserer Liebesgeschichte ... Weißt Du noch, wie ich Dich damals in den Wald trug, als gerade Vater —"

„Daß Du noch immer die Kinderei nicht vergessen kannst," erwiderte die Frau tonlos und apathisch.

„Sag' mal lieber, was willst Du heute zu Abend essen?"

Cagni's Schlitten-Expedition zum Nordpol.

(Schluß.)

Freitag, 25. Mai. Ich lasse Pecora todtschlagen, den einzigen übriggebliebenen langhaarigen Hund, der besonders eng mit Messicano befreundet war. Ich hatte ihn bisher mehr seiner guten Eigenschaften als Leithund als seiner Stärke wegen am Leben gelassen, aber seine Kräfte sind jetzt erschöpft. Alle diese langhaarigen Thiere sind weniger wild und gelehriger als die anderen, aber dafür auch weniger widerstandsfähig. Canepa theilt Pecoras mageren Cadaver in 18 Portionen, weil 18 die Anzahl der uns übrigbleibenden Thiere ist. Wir haben noch 17 Kilogramm Pemmikan für sie, also Lebensmittel auf drei Tage bei verkürzter Ration, welche es mir zusammen mit dem Fleisch zweier Thiere ermöglichen werden, 16 bis Ende des Monats zu unterhalten. Den Rest des besseren Pemmikans, der ursprünglich für die Hunde bestimmt war, hebe ich für uns selbst auf.

Bei dem Herausnehmen des Zwiebacks hat Fenoillet die betrübende Entdeckung gemacht, daß er unten in der Kiste durch das eingedrungene Wasser aufgequollen ist und daß uns daher von dem werthvollen Nahrungsmittel sehr viel weniger verbleibt, als wir glaubten. Ohne Zweifel war es nach dem Unglück, bei dem die Kiste in's Wasser gefallen war, sehr schwer, sich beim Austheilen des Gebäcks genau an die vorgeschriebene Ration zu halten, da es sich in Teigklumpen verwandelt hatte, und wenn wir jetzt sehr große Sparsamkeit walten lassen, werden wir noch für fünf bis sechs Tage davon haben; von heute an wird zur Mahlzeit nur Pemmikan ausgeteilt werden. Das Fleisch zur Suppe muß ohne Brot gegessen werden.

Nach dem Essen habe ich meine Begleiter auf eine wahrscheinliche Ueberraschung von Seiten des Eises vorbereitet, das, wie ich fürchte, in den letzten drei Tagen weit nach Westen getrieben worden ist. Ich habe meinen Gefährten auseinandergesetzt, daß unsere Lage, wenn auch nicht beneidenswerth, so doch besser sei, als sie glaubten. Stellt es sich bei der ersten Längenmessung heraus, daß wir uns westlich vom 51. Meridian befinden, so wenden wir uns nach Süden, um entweder auf der Albert-Eduard- oder der Harmsworthinsel zu landen, die, etwas über 55 Kilometer von uns entfernt, zwischen dem 49. und 51. Meridian liegen, und werden auf unserem Marsche in dieser Richtung von derselben Strömung begünstigt werden, die das Vordringen nach Osten so erschwert. Unter Verzichtleistung auf den Milchkaffee können wir noch auf Brennmaterial für 20 Tage rechnen, und dann verbleiben uns noch zwei Kilogramm Petroleum in einer kleinen Reservekiste, die als solche nicht eingerechnet worden ist. So lange wir Feuer anzünden können, werden wir die Entbehrungen nicht übermäßig empfinden, namentlich

Digitized by Google

wenn wir sie uns allmälig auferlegen, wie wir es tun. Nach 20 Tagen können wir noch acht Hunde haben, die für zwei Schlitten ausreichen. Es wird genügen, wenn wir diese mit 125 Kilogramm beladen, indem wir einen Theil der Kleidung und des Schlafsackes fortwerfen. In dieser Lage werden wir uns bis zum 16. Juni befinden und zu diesem Zeitpunkte noch ein Dutzend Kilogramm Pemmikan besitzen, das heißt so viel, daß wir zur Noth noch bis zum 20. zu leben haben. Wir haben also noch einen Monat vor uns, und wir müßten ganz von Gott verlassen sein, wenn es uns nicht glückte, vorher auf eine Insel in der Nähe der Teplitzbai oder, wollte Gott! bei Kap Flora zu gelangen oder einen Bären oder eine Robbe zu erlegen.

Und wenn es zum Aeußersten käme, haben wir da nicht noch unsere Hunde? Die letzten acht könnten uns noch drei Wochen lang am Leben erhalten. Hungersnoth haben wir also nicht zu befürchten; lassen wir darum unseren Muth nicht sinken, welcher viel dazu beiträgt, die physische Energie aufrecht zu erhalten.

Diese an meine Begleiter gerichtete Ansprache richtete auch mich selbst auf und bestärkte mich in meiner Hoffnung, der furchtbaren Schwierigkeiten der Gegenwart Herr werden zu können. Meine Leute lächeln und scheinen überzeugt zu sein. Canepa hört mir zu, aber ich lese in seinem Gesicht die großartige Unbekümmertheit des Matrosen, der gewohnt ist, sein Leben blindlings in die Hände seines Führers zu legen.

Wir zerschneiden unseren Schlafsack und trennen den ganzen oberen Theil vom Kopf an bis beinahe dorthin, wo wir beim Liegen die Knie haben, ab; damit fällt ein gutes Drittel seines Gewichts fort und aller Unrath, der sich namentlich in den Falten unseres Bettes festgesetzt hatte. Der abgeschnittene Theil wird vor das Zelt geworfen und sofort mit großer Gier von unseren armen Hunden benagt, welche heute fasten müssen, da sie nicht arbeiten; so haben wir eine neue Nahrungsquelle für sie entdeckt.

Dienstag, 29. Mai. Spalten und Kanäle öffnen sich nun auf allen Seiten, und das Wasser kommt in großer Ausdehnung wieder zum Vorschein. Ich entschließe mich zur Rückkehr auf das alte, feste Packeis, auf dem wir heute früh gelagert haben. Aber es ist schon zu spät: ein breiter Kanal trennt uns von jener Ebene, die für uns jetzt sozusagen das feste Land darstellt, und wir bleiben als Gefangene auf einer runden Eisscholle zurück, die ungefähr 100 Meter im Durchmesser haben wird.

Jetzt beginnt eine Odyssee voll unerhörter Anstrengungen, um die Kanäle zu überschreiten, um vorwärtszukommen, indem wir von einer Eisscholle auf die andere übergehen. Die Kanäle sind mit Eisstücken angefüllt. Ich springe auf eins davon, und es gelingt mir, indem ich mich eines Bambusstabes, an dem wir einen Haken befestigt haben, als Bootsstange und Ruder bediene, die weniger breiten Kanäle zu überschreiten, wobei ich das eine Ende eines Seiles, das am anderen Ende von meinen Leuten festgehalten wird, mit mir führe. Am gegenüberliegenden Ufer angekommen, schlage ich den Bambusstab oder einen Pickel ins Eis und schlinge das Seil herum, an dem die Leute ziehen. Auf diese Weise bringen sie mit leichter Mühe auch sehr große Eisfelder näher.

Wenn man es nicht gesehen hat, kann man sich nicht vorstellen, wie leicht es ist, sie in Bewegung zu setzen. Mit einem dünnen Seil von vier Centimeter Umfang läßt sich ein Stück ziemlich starkes Eis fortbugsiren, das bis zu 200 Quadratmeter Oberfläche besitzt und einen Block von vielleicht 1000 Tonnen Gewicht bildet.

Ich vervollkommene mich immer mehr in meiner neuen Methode. Ich schwimme die ganze Nacht auf den Eisschollen umher und bringe das Bugsirtau bald auf die eine, bald auf die andere Seite; dabei gerathe ich zwar verschiedene Male in die Gefahr, ein Bad zu nehmen, erreiche aber fast immer meinen Zweck. Beinahe konnte man sagen, daß meine Begleiter an ihrem neuen Berufe als Schiffer Vergnügen finden. Wir haben die Hunde ausgespannt und tragen die Schlitten auf unseren Armen von einer Eisscholle zur anderen, weil wir bei dem ersten Uebersetzen infolge der Aufregung der Thiere in die Gefahr geriethen, einen zu verlieren. Die armen Hunde folgen uns jetzt nahezu demüthig Schritt auf Schritt, als fürchteten sie, im Stiche gelassen zu werden.

Donnerstag, 31. Mai. Heute sehen wir wieder eine Menge Vögel, Krabbentaucher, Alke und Möwen. Ihr Erscheinen bringt einen warmen Lebenshauch in die unendliche Einsamkeit des Todes, die uns umgiebt. Von Ostsüdost bis Südwest zieht sich ein schwarzer Streifen hin, der meinen Blick unausgesetzt fesselt. Ich wehre mich jedoch aus allen Kräften gegen die trügerische Hoffnung, dem Lande näher zu sein, als sich aus den astronomischen Beobachtungen ergiebt. Die Leute schlafen, aber ich kann kein Auge schließen, wie leicht zu verstehen ist. Wie wird diese Odyssee enden?

Freitag, 1. Juni. Ich vertheile jeden Tag ein halbes Täfelchen Zucker auf den Kopf, ungefähr zwölf Gramm, um es in die Feldflaschen zu thun, welche uns jetzt, nachdem die starke Kälte vorüber ist, vortreffliche Dienste leisten; jeder hat die seinige und bedient sich ihrer auch nach den Mahlzeiten. An Wasser werden jedesmal, wenn gekocht wird, anderthalb Liter auf den Kopf vertheilt, das heißt in 24 Stunden drei Becher, die ein Liter ausmachen. Indem wir noch Schnee hinzufügen und die Flasche gut umschütteln, stillen wir mit dieser Menge seit drei Tagen unseren Durst. Zum Fortgießen haben wir kein Wasser!

Wenn wir so das Kochen auf ein einziges Mal am Tage beschränken, können wir mit dem Petroleum bis Ende Juni reichen. Sicher würde es eine große Entbehrung bedeuten, wenn wir auf die stärkenden und kräftigenden warmen Mahlzeiten verzichten müßten, umso mehr, als der Pemmikan in rohem Zustande einen widerlichen Geschmack besitzt; er scheint eine Menge Sand zu enthalten.

Während wir heute die mit sehr gutem Schnee bedeckten Ebenen durchzogen, kamen wir sehr langsam vorwärts und machten oft Halt. Der Mangel an Zwieback und, glaube ich, die Abschaffung des Kaffees und Thees macht sich in den Füßen Aller geltend. Ich weiß in der That nicht, welchem Wunder ich es verdanke, daß ich so rüstig marschieren kann, trotzdem ich mich nur von Pemmikan nähre, den ich vor einem Monat durchaus nicht verdauen konnte. Ich habe stets Schmerzen am Finger, den ich alle zwei bis drei Tage anschneide, ohne ihn je desinfiziren zu können, weil es mir sicher nicht in den Sinn kommt, Petroleum zu opfern, um kochendes Wasser zu erhalten.

* * *

Sonntag, 3. Juni. Wenn wir einen Bär oder eine Robbe erlegen könnten, würden wir vollkommen ruhig in die Zukunft blicken; ein solcher Glücksfall ereignet sich jedoch niemals, wenn man seiner am dringendsten bedarf. Auch heute haben wir eine Bärenfährte entdeckt, das Thier selbst aber bis jetzt nicht zu Gesicht bekommen. Robben dagegen sehen wir häufig, doch stets im Wasser, wo es, selbst wenn man sie erlegte, nicht möglich ist, sie bei Zeiten zu ergreifen, da sie sofort nach der Verwundung untersinken. Man darf nicht glauben, daß wir uns der Kajaks bedienen könnten; diese sind so schadhaft, daß sie, bevor sie in's Wasser gelassen werden können, einer Ausbesserung bedürfen würden, die eine volle Woche in Anspruch nehmen dürfte. Wir können uns aber unter den gegenwärtigen Umständen den Luxus eines Aufenthalts zur Ausführung einer solchen Arbeit nicht gestatten.

Während wir heute früh an dem großen Canale auf- und abliefen, wobei wir fast einen ganzen Tag einbüßten, erblickten wir einen riesigen Fisch, anscheinend einen Walfisch. Es ragten von ihm nur ein Theil des Rückens und das Schwanzende, das eine Flosse trug, aus dem Wasser empor. Zwei kleine Wasserstrahlen zeigten die Lage des Kopfes an, der jedoch nie aus dem Wasser emportauchte.

Zu Mittag habe ich die Mittagshöhe nehmen können; wir befinden uns unter der Breite von 81° 44′ (genau 81° 44′ 2″), auf der Höhe von Kap Brorok; aber wer weiß, wann wir es erreichen!

Dienstag, 5. Juni. Von 6 bis 8 Uhr haben wir, ohne uns einen Augenblick Erholung zu gönnen, inmitten der zahllosen Canäle und Inselchen gearbeitet, um kaum 1000 Meter weit vorwärtszukommen. Dann bleiben wir wie gestern auf einem Eisblock abgesperrt, der sich infolge der Bewegung der Eismassen, die von dem steifen Nordostwinde hervorgebracht wird, von allen Eisstücken ringsum vollständig losgerissen hat. Erst nach anderthalbstündigem Warten gelingt es uns, von ihm fortzukommen, indem wir das Wagniß unternehmen, mit den Schlitten durch das Wasser zu gehen. Wir setzen unsern Marsch quer über das Eis fort, das so zerklüftet ist, daß wir gezwungen sind, uns Schritt vor Schritt mit den Pickeln den Weg zu bahnen. Später treffen wir auf einige Ebenen; aber als wir gegen 5 Uhr das Lager aufschlagen, werden wir im Ganzen wenig mehr als 5 Kilometer weiter nach Osten vorgerückt sein.

Trüb wie die Atmosphäre liegt die Zukunft vor uns. Der kaum aufgelöste, behufs Petroleumersparniß nicht gekochte und von allen mit thierischer Gier verschlungene Pemmikan erinnert mich an den Aufguß von Rennthierfellen und Flechten, die letzten Mahlzeiten der überlebenden Mitglieder der Expedition Greely's. Aber ich scheuche diesen Gedanken von mir fort und ziehe es vor, die Augen zu schließen und einzig der Gegenwart zu leben. Unser Geschick liegt in Gottes Hand.

Jetzt werden wir von heftigem Durste gequält; seit zwei Tagen trinke ich meine Wasserration bis zum letzten Tropfen aus, was sonst nie vorkam, und wache sogar oft aus dem Schlafe auf, weil ich das Bedürfniß fühle, die Flasche an die Lippen zu setzen. Dasselbe ereignet sich bei meinen Leuten. Wir schlafen alle mit der Flasche unter dem Kopfkissen, damit der Inhalt nicht gefriert und wir sie gleich zur Hand haben.

Donnerstag, 7. Juni. Um 6 Uhr kommt die Sonne zum Vorschein, und ich kann ihre Höhe beobachten. Je weiter ich in der Längenberechnung komme, eine um so größere Entmuthigung fühle ich in mir emporsteigen. Wir befinden uns, wenn auch nur wenig, westlich von dem Meridian, unter dem wir uns am 1. des Monats befunden haben, in 52° 47′ 45″ (3^h 31^m 11^s) östl. Länge! In sieben Tagen voll unsäglicher Anstrengungen sind wir nicht einen Meter nach Osten vorgerückt! Was soll aus uns werden?

Freitag, 8. Juni. Wir schmelzen Schnee, um Trinkwasser zu haben und bedienen uns dazu des Hundefettes, das seit vorgestern aufgehoben wird. Eine alte Fleischbüchse, mit einem Stück Band, das so zusammen gefaltet ist, daß es mehrere Dochte bildet, stellt eine sehr einfache Lampe dar, auf der aber unsere nächste Zukunft beruht. Der von den Dochten ausgehende Rauch beleckt die Casserole und lagert eine schwarze Schicht auf dem Schnee ab. Das Wasser, das sich bildet, ist in Folge dessen schwärzlich und hat einen ausgeprägten Fettgeschmack, der allerdings nicht gerade sehr angenehm ist; aber dafür kann man auch nach Herzenslust trinken.

Das uns umgebende Eis weicht immer mehr zurück, und den ganzen Tag über ist es uns unmöglich, unsern Standort zu verlassen. Wir haben in einem Kajak zwei Schenkel des zuletzt geschlachteten

Digitized by Google

Hundes liegen. Von einem lösen wir das Fleisch ab und schneiden es in kleine Stücke, die wir mit etwas Butter (wir haben noch zwei Büchsen davon) und viel Salz in den Topf legen. Dies bildet unser Mahl. Das Fleisch ist allerdings hart und schmeckt süßlich; wir reden uns aber gegenseitig zu und erklären mit lauter Stimme, daß es ganz vorzüglich sei. Niemand hat jedoch seine Portion ganz aufgegessen, und die Reste werden alle in einen Napf gethan und sollen morgen früh unter den Pemmikan, dessen Menge ich noch etwas vermindere, gemischt werden. Mit einem Male löst sich die Büchse, die als Kocher dient, in einzelne Stücke auf, das brennende Fett fließt heraus, und wir laufen Gefahr, daß das Zelt Feuer fängt. Petigax stellt aus einem Stück Blech einen neuen Kocher ohne Löthstellen her, zu dem ich ihm die Idee gegeben habe. Wir fertigen wirkliche Dochte an, indem wir aus einem Sack von Segeltuch die Fäden herausziehen; im Ganzen genommen stellt der neue Kochapparat gegenüber dem heute früh in Gebrauch genommenen einen wirklichen Fortschritt dar.

Sonnabend, 19. Juni. Um 2 Uhr Nachmittags ruft mich Petigax von der Höhe eines Blocks aus, auf den er geklettert ist, um den besten Weg ausfindig zu machen, und bittet mich, mit dem Feldstecher zu ihm zu kommen. Ich halte den Schlitten an und steige auf den kleinen Hügel. Im Südosten sind deutlich zwei Inseln am Horizonte sichtbar, es müssen die Neale- und die Harleyinsel sein, und zu ihrer Linken ein hohes, dunkles Cap, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt ist, unzweifelhaft Cap Mill.

Ich erinnere mich genau der Gestalt des letzteren, von dem ich in meinem Notizbuch eine Skizze entworfen hatte, als wir mit der „Stella Polare" vorbeikamen. Land! Wenige Seeleute werden, glaube ich, eine Bewegung empfunden haben, wie sie uns in diesem Augenblick erfaßte. Auch Fenoillet und der phlegmatische Canepa sind auf die Spitze des Blockes geklettert, wo wir einander festhalten, damit wir alle vier stehen konnten, ohne zu fallen. Eine unendliche Freude wallt in uns empor und läßt unsere Herzen gleichmäßig höher schlagen. In diesem Augenblicke glauben wir nach einem langen Monat des Todeskampfes unverhofft wieder zum Leben zu erstehen und halten uns schon für zweifellos gerettet.

Die Chronometer sind vielleicht täglich drei bis vier Secunden weniger nachgegangen, als ich berechnet hatte, und wir müssen uns einen vollen Grad weiter östlich befinden, als die gestern Abend beobachtete Länge beträgt.

Wir nehmen unseren Marsch mit einem unglaublichen Feuer wieder auf; wir sind frisch wie an dem Tage, an dem wir die Hütte verlassen haben; wir fühlen nicht mehr die Schwere in den Beinen, die uns vorher von Blei zu sein schienen, noch die Leere des Magens, noch den Durst, und anstatt sich langsam hinzuschleppen, zieht die Expedition rasch zwischen den ziemlich unwegsamen Eisklippen hindurch.

Wir treffen auf einige Ebenen, und gerade in der Mitte einer derselben erblicken wir einen schwarzen Punkt: es ist eine Robbe, die zu schlafen scheint. Ich lasse die Schlitten halten und mache einen weiten Bogen, wobei ich hinter den Eisklippen versteckt bleibe, um mich dem Thiere zu nähern. Als ich aber 300 Meter von ihm entfernt bin, sehe ich, wie es sich bewegt, und ehe ich Zeit habe, den Carabiner anzulegen, verschwindet es. Das Thier lag am Rande des Loches, das es durch das mindestens zwei Meter starke Eis gestoßen hatte, eines Loches oder vielmehr eines Tunnels von etwa 60 Centimeter Durchmesser, durch den es seinen Körper, wie ich glaube, nur mit Mühe drängen konnte und der nicht senkrecht, sondern schräg angelegt war. Auch wenn ich geschossen und das Thier getroffen hätte, so wäre es meiner Ansicht nach entkommen, weil es zu nahe an seinem Zufluchtsorte lag, als daß ich Zeit gefunden hätte, es zu erreichen.

Mittwoch, 13. Juni. Um 1½ Uhr Nachts befinden wir uns auf einem ebenen, glatten Eisfelde, dem „Baieise" der Insel! Es ist jedoch sehr dünn, und ich weiß nicht, ob es tragen wird. Zwischen dem Eise und der darüber liegenden Schneeschicht befindet sich Wasser, in dem man natürlich bei jedem Schritt versinkt. Auf dieser Art Sumpf marschieren wir etwa eine Stunde weiter, wobei wir oft kreuz und quer gehen, um den Stellen auszuweichen, an denen wir offenbar versinken würden. Das Wasser reicht uns stets bis an die Knöchel, wir besitzen jedoch eine große Geschicklichkeit, uns der Länge nach hinzuwerfen oder an den Schlitten festzuhalten, um Vollbädern zu entgehen. Nach und nach wird das Eis fester, und endlich bemerken wir, wenn wir mit der Spitze des Pickels aufstoßen, daß die Eisdecke Widerstand leistet. Wir sind gerettet, sind uns aber dessen noch nicht bewußt.

Gegen 4 Uhr früh können wir uns vor Ermattung nicht mehr weiterschleppen. In unserer Nähe befindet sich eine leichte wellige Erhebung, auf welcher der Schnee weniger durchfeuchtet und nicht so breiig ist wie der, auf dem wir seit über drei Stunden gehen. Wir schlagen das Zelt auf und werfen uns auf das Rennthierfell, eingehüllt in unseren guten Federsack. Seit ungefähr 20 Stunden sind wir unterwegs: die Müdigkeit überwältigt die seelische Erregung, die uns bisher aufrecht erhalten hat, und wir schlummern ein.

Freitag, 15. Juni. Die Nacht verging schlaflos. Nach dem Aufstehen müssen wir noch viele Stunden auf unserem Lagerplatze bleiben und auf eine günstige Bewegung der Eismassen warten; nach den erfolglosen und gefährlichen Versuchen von gestern giebt es keinen anderen Ausweg. Fenoillet, um seine Meinung gefragt, räth, das gesammte Material zurückzulassen und den Versuch zu machen, Kronprinz-Rudolfs-Land mit dem wenigen Pemmikan, den wir noch besitzen, zu erreichen und die Hunde mitzunehmen. Ein verzweifelter Versuch, dessen Kühnheit mir gefällt, den ich aber noch für verfrüht halte.

Von der Höhe der Insel aus sieht man ringsum große Wassermengen und in beständiger Bewegung begriffene Eismassen. Gegen 2 Uhr Nachmittags klart das Wetter bedeutend auf, und man erkennt deutlich Kap Brorok und, einem kleinen einzeln stehenden Felsen ähnlich, Kap Germania. Vielleicht ist ihr Anblick für uns ein neuer Ansporn gewesen, den Kampf gegen die Schwierigkeiten, die uns an der Vereinigung mit den Gefährten hindern wollen, wieder aufzunehmen. Die Kanäle im Nordosten scheinen breiter als gestern; dessen ungeachtet gebe ich den Befehl zum Aufbruch.

Nach vielem Hinundher, gefahrvollen Sprüngen und unerhörten Anstrengungen inmitten der Pressungen, über Blöcke hinweg, die sich im labilen Gleichgewicht befinden und sich hinter uns überschlagen, gelingt es uns, die Linie der Eisberge, wo das Eis am schlechtesten ist, zu überschreiten und uns etwa zwei Kilometer in nordöstlicher Richtung von der Insel zu entfernen. Ein breiter Kanal versperrt uns vollständig den Weg. Aber jetzt glauben wir, das Menschenmöglichste gethan zu haben, und warten ab, bis die Pressung ihn verengt. Inzwischen bereiten wir das Essen zu: einen Schenkel und eine Schulter von Salvato, und um den Mund von dem Fettgeschmack zu reinigen, trinken wir einen Becher heißes schmutziges Wasser, in das wir einen Tropfen Milch gegossen haben, die auf dem Boden eines Gefäßes zurückgeblieben ist.

Hinter uns öffnet sich ein breiter See; es scheint das offene Meer zu sein. Hätten wir uns eine halbe Stunde verspätet, so wäre es uns unmöglich gewesen, dieses Eis zu erreichen, welches uns, wenn es auch noch so schlecht ist, noch einen Rettungsweg bietet; denn wenn es nicht in Stücke geht, so können wir spätestens in einer Woche in der Hütte sein.

Sonnabend, 16. Juni. Wir opfern meinen persönlichen Freund Grasso, weil er seinen Namen, der Fette, noch verdient; er liefert viel und sehr gutes Fleisch. Dieser Hund, der mir in Christiania von Dr. Nansen geschenkt worden war, war auf der „Fram" unter dem 85. Breitengrade geboren und konnte sein nützliches Leben nicht besser enden. Wir sind von Neuem in Nebel eingehüllt, und es weht eine steife Südostbrise; möge sie nur nicht etwa das Eis vom Lande wegtreiben!

Dienstag, 19. Juni. In der Nacht vernehme ich beständig ein Geräusch, das sich anhört, als wenn Wellen an das Ufer schlagen, und gehe mehrmals vor das Zelt, um mich zu vergewissern, woher es rühre. Es kommt aus der Ferne, von Süden und Südosten, und ich glaube, es wird von dem Zusammenstoßen der vom Winde getriebenen Eisschollen hervorgebracht. Dieser weht sehr frisch aus Osten und ich kann kein Auge schließen bei dem Gedanken, wir könnten möglicherweise in's Weite, nach Westen, in den Tod getrieben werden.

So sparsam wir auch sind, am Sonnabend wird der Pemmikan vollständig zu Ende sein, und es verbleiben uns dann noch sechs Hunde und das Salz. Wir werden dann auch ganz ohne irgend ein Gefäß sein. Mit dem von uns benutzten Topf ist es Matthäi am Letzten; er geht überall entzwei. Jeden Augenblick erwarten wir, daß sich der Ersatzboden, den wir vor einem Monat angefügt haben, ablöst, und wir haben kein Mittel mehr, ihn auszubessern. Den kleinen Topf können wir schon seit ein paar Wochen nicht mehr auf's Feuer setzen, weil er so durchgebrannt ist, daß keine Reparatur mehr möglich ist. Wir haben ihn mit Wachs verklebt, um kaltes Wasser darin aufzubewahren; denn je mehr der Schnee in dem großen Topfe oder in der Aluminiumpfanne schmilzt, die ebenfalls schadhaft sind, umso mehr muß man sich beeilen, das Wasser auszugießen, damit es das Feuer nicht auslöscht. Diese Operation kann eine Vorstellung von den Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten geben, die wir überwinden müssen, um trinken und unser armseliges Essen kochen zu können. Diese Schwierigkeiten nehmen täglich zu, verursachen großen Zeitverlust und machen uns das Leben immer schwerer.

Ich stehe häufig auf, um einige Peilungen zu prüfen, die ich von hervorspringenden Punkten der Küste genommen habe; wir entfernen uns von dieser nicht merklich, was eine große Erleichterung für mich ist.

Mittwoch, 20. Juni. Während wir schliefen, hat eine sehr leichte westliche Brise das Eis aus einander getrieben, und beim Erwachen sehen wir die Eisfläche, auf der wir gelagert haben, ringsum von Wasser umgeben. Nun sind wir auf dieser fast kreisrunden kleinen Insel von etwa 60 Meter Durchmesser richtig gefangen und müssen die Launen des Windes oder der Fluth abwarten.

Wir verbringen den Tag in einem beständigen Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung. Unsere kleine Insel nähert sich dem Packeise oder entfernt sich von ihm, auf das sich jetzt alle unsere Hoffnungen richten; es ist uns aber nicht vergönnt, es zu erreichen. Der Westwind hält an und weht in immer stärkeren Stößen. Wir setzen große Hoffnung auf ihn.

Donnerstag, 21. Juni. Heute Nacht zogen mir, wie mir dies zuweilen in den letzten Tagen widerfahren ist, in der nervösen, ich möchte fast sagen, vom Hunger erzeugten Schlaflosigkeit Ereignisse, Einzelheiten und bedeutungslose Begebenheiten aus der Vergangenheit durch den Sinn. Längstvergangene Dinge, die ich erst wenige Stunden vorher erfahren oder gethan zu haben glaubte. Eine seltsame Klarheit über Vorgänge, an die ich mich nicht mehr zu erinnern glaubte, vielleicht jene Klarheit des Geistes, die, wie man sagt, Sterbende in ihren letzten

Digitized by Google

Augenblicken überkommt. Sollte ich wirklich in dieser Lage sein? Oder ist es die Furcht vor der dunkeln Zukunft, welche mir die Vergangenheit so deutlich in's Gedächtniß zurückruft? Es ist ein halbwacher Zustand, unterbrochen von Träumen, die sich schließlich immer um eine Schüssel geschmortes Fleisch, ein Cotelett oder einen Risotto drehen. Und doch, so schwach und hinfällig ich mich auch fühle und so entsetzlich abgemagert ich auch bin, ich kann nicht sagen, daß ich Hunger verspüre.

Die ganze Nacht über ist Einer von uns im Freien geblieben; die Wasserfläche breitete sich bald aus, bald zog sie sich zusammen. Wir bleiben einige Stunden lang etwa 20 Meter vom Packeise entfernt. Einige Eisschollen, auf denen wir in unserer Verzweiflung übersetzen zu können hofften, schwammen in unserer Nähe vorüber, ohne daß wir im Stande gewesen wären, sie zu erreichen. Heute früh um 4 Uhr waren wir weniger als vier Kilometer von dem nordwestlichsten Punkte von Karl-Alexander-Land entfernt. Wenn der Nebel zerreißt, was selten und nur auf kurze Zeit geschieht, so erblicken wir einen der schwarzen Felsen von Karl-Alexander-Land; ich peile ihn mehrmals einigermaßen ängstlich mit dem Compaß. Wir bewegen uns nach Nordosten. Mittags befanden wir uns in 81° 33' 33" nördl. Breite.

Gegen 4 Uhr Nachmittags legt sich von Osten her an unsere Insel ein vielfach geborstenes Eisfeld an, auf dem wir aber auch einige Ebenen erblicken. In wenigen Minuten raffen wir unsere Habe zusammen und suchen auf dieses Eis zu gelangen, das, wenn es auch wenig versprechend aussieht, uns doch aus der unerträglichen Gefangenschaft befreit und wenigstens von der Unthätigkeit erlöst. Mit dem Muthe der Verzweiflung wagen wir uns vorwärts. Nach einer Stunde des Kampfes und der schrecklichen Angst auf diesem zertrümmerten, mitten im Wasser schwimmenden Eise sind wir kaum 50 Meter von unserer Insel entfernt, wenden uns aber doch einer Packeisfläche zu, die sich bis zur Küste auszudehnen scheint.

Das Eis ist besser, als es uns von Weitem erschien; es sind viele Ebenen vorhanden, über die hinweg wir auf Karl-Alexander-Land, das uns zunächst gelegene Land, zueilen, wobei wir in großer Sorge sind, es nicht zu erreichen. Bei jeder Eiserschütterung werfe ich einen angstvollen Blick nach vorn, um zu sehen, ob auch kein gefahrbringender Canal uns den Weg versperre, und oft frage ich die vorangehenden Führer um Auskunft; sie antworten mir: „Pou d'eau, bon chemin." Mit einem Male rufen sie: „Vite, vite! Canal qui s'ouvre!" Wir stürzen mit dem Schlitten voran, aber der Canal ist schon mehrere Meter breit geworden; ohne Zaudern springen wir auf die Eisschollen, um das gegenüberliegende Ufer zu erreichen. Als wir aber mitten im Canale sind, der sich beständig rasch verbreitert, setzt sich das vor uns befindliche Packeis nach Süden zu in Bewegung; alle Eisschollen weichen aus einander, und wir bleiben hülflos auf einer neugebildeten, dünnen Eisplatte zurück, die nicht breiter und länger als acht bis neun Meter ist. Wir sagen uns sofort: „Jetzt sind wir aus dem Regen in die Traufe gekommen!"

Das Eisfeld, das wir verlassen haben, setzt sich ebenfalls nach Süden zu in Bewegung, während dasjenige, welches wir erreichen wollten, eine sehr große Geschwindigkeit in derselben Richtung erhält. Unsere Eisscholle und die uns umgebenden bleiben stehen, vielleicht weil sie bei ihrem geringen Tiefgang der Strömung, der Ursache dieser ganzen Bewegung, sehr wenig Fläche zukehren, oder bewegen sich unter dem Einflusse des sehr stark wehenden Südwestwindes nach Norden. Der Canal, in dem wir uns befinden, hat sich in einen See verwandelt, der sich immer weiter nach Norden ausdehnt.

Es liegt in unserem Interesse, uns nicht nach Süden, in's Weite, vom Lande wegtreiben zu lassen, und mehr aus Instinct als aus Ueberlegung kommt uns sofort der Gedanke, den Wind zu benutzen, um nach Norden zu gelangen. Wir holen die Segel der beiden Kajaks hervor und befestigen sie an einer der Zeltstangen aus Bambusrohr; die Ruder dienen uns als Maste. Mit dieser improvisirten Segelvorrichtung haben wir im Nu Alles gethan, was in unseren Kräften steht, um gegen das uns bedrohende Unheil anzukämpfen. Wir haben eine Landpeilung genommen und bemerken zu unserer Freude, daß, während die beiden Eisfelder rasch ihre Fahrt fortsetzen, wir nicht nach Süden abfallen; dagegen folgen fast alle anderen Eisschollen mehr oder weniger rasch der Hauptmasse des Packeises.

Unsere seltsame Schifffahrt hatte ungefähr zwei Stunden gedauert, als wir mit einem Male wahrnehmen, daß sich der See vor uns schließt und das Packeis mit großer Geschwindigkeit auf uns zukommt. Wir werfen so rasch wie möglich Segel und Mast auf ein Kajak und beeilen uns, das Packeis zu erreichen, ehe unsere armselige kleine Insel seinen Stoß auszuhalten hat. Wir verlieren keine Zeit. Kaum befindet sich das große Eisfeld in unserer Nähe, als wir hinüberspringen und Hunde und Schlitten nachziehen. In demselben Augenblick geht das zerbrechliche Fahrzeug, das uns soeben noch getragen hatte, in Stücke und wird zwischen dem Packeis und den Eisschollen ringsum zertrümmert. Wir wenden uns erschüttert um . . . und liebkosen unsere braven Hunde, die uns so auf's Wort gehorcht und so viel Aufopferung gezeigt hatten. Hätten sie auch nur einen einzigen Augenblick gezaudert, so wäre die wenige Habe, die wir noch besaßen, verloren gewesen.

Sonnabend, 23. Juni. Zehn Minuten lang standen wir still in tiefer Bewegung; wir sind wirklich auf Kronprinz-Rudolf-Land, wenige Kilometer von der Hütte, von den Gefährten entfernt!

Um 8 Uhr lichtet sich der Nebel, und Fenoillet, der sich vor dem Zelte befindet, ruft: „Die Hütte!" Wir laufen Alle hin, um sie zu sehen . . . Wir sind wie im Fieber; die Hände zittern uns beim Zusammenrollen des Zeltes und zittern uns noch mehr, als wir die Flagge an das Bambusrohr stecken, das wir an einem Kajak festbinden. Wir wollen mit entfalteter Flagge ankommen, weil wir glauben, die Gefährten müßten daraus entnehmen, daß wir Alle bei guter Gesundheit sind . . . und daß wir nicht mit einem Mißerfolg heimkehren.

Wir steigen den Gletscher, der voller Spalten ist, hinunter. Die „Stella Polare" liegt noch immer an ihrem Platze fest; es werden schwarze Punkte sichtbar, die sich hin und her bewegen, und wir beschleunigen unsere Schritte. Jetzt lassen sich schon die Menschen unterscheiden. Mit einem Male sehe ich durch den Feldstecher, daß Alle zu laufen beginnen; ich erkenne daraus, daß sie uns gesehen haben. Wir steigen in immer stärkerer Aufregung weiter hinab. Nun eilen uns die Freunde entgegen. Es sind ihrer wenige, und vergebens versuche ich sie zu zählen. In diesem Augenblick steigt in mir von Neuem die schreckliche Furcht auf, die zweite Gruppe könne verloren sein; wir sind ihnen schon ganz nahe und wir versuchen Alle, den Doctor heraus zu finden; aber es gelingt uns nicht. Und doch befindet er sich an der Spitze der Leute, und ruft uns mit ihnen, seine Mütze schwenkend, zu: „Hurra, Hurra, Hurra!!!" Wenige Augenblicke darauf liegen wir einander in den Armen. Ich drücke Allen die Hand; Hans sagt zu mir: „Wissen Sie, Querini ist nicht zurückgekehrt!" Ich sehe Cavalli verständnißlos an: er senkt sein Haupt . . . . . .

. . . . . .

Aus der Hauptstadt.

Die abgelehnten Gerichtsschreiber.

Kein Ressort in der Verwaltung des Reiches ist so gut daran als das militärische. Stoßen dessen Forderungen bei der Volksvertretung auf Einwände, so heißt es kurzweg: „Ja, Bauer, das verstehst Du nicht," und im Nu sind sie bewilligt. Wohl befinden sich unter den Mitgliedern des Reichstags auch einige militärische Sachkundige. Aber unter keinen Umständen wollen diese es mit den jeweiligen Machthabern verderben. Fast ausnahmslos gehören sie zu den Parteien, die den Regierenden folgen, wohin sie auch gehen mögen. Andererseits haben die im früheren Beruf gemachten Erfahrungen sie gelehrt, daß es vom persönlichen Standpunkt aus sich niemals empfiehlt, anderer Meinung als die Einflußreichen zu sein. Und was die nichtmilitärischen Volksvertreter anbetrifft, so tritt man ihnen sicherlich nicht mit der Behauptung zu nahe, daß sie von den Dingen, welche die Armee angehen, kaum mehr verstehen, als der Blinde von der Farbe. So sehr ist das deutsche Heer ein Volksheer, daß jeder Gebildete scheel angesehen wird, wenn er es trotz körperlicher Dienstfähigkeit nicht bis zum Reserve-Leutnant gebracht hat. Dennoch herrscht noch in bürgerlichen Kreisen über militärische Verhältnisse eine erstaunliche Unkenntniß. Nur wenn die Forderungen der Heeresverwaltung gar zu unbescheiden werden und die öffentliche Meinung sie verurtheilt, wird auch der Reichstag mitunter bockbeinig. Aber bloß des Anstandes halber. Denn hat er der ihm gewissermaßen aufgedrungenen Entrüstung Luft gemacht, so weiß er nichts Besseres zu thun, als doch Alles sofort bei Heller und Pfennig zu bewilligen. Keine Grenzen kennt sein Vertrauen in die Heeresverwaltung; und eitel Spiegelfechterei sind meistens die Kämpfe, die sich zwischen ihm und ihn alljährlich in der Budget-Commission und im Plenum abspielen. Wie der Reichstag vor Jahren an die Nothwendigkeit geglaubt hat, das Lehrinfanterie-Bataillon das ganze Jahr hindurch auf der vollen Kopfstärke von vier Compagnien erhalten zu müssen, während es früher im Winter bis auf eine Compagnie zusammenschrumpfte, so ist er jetzt davon durchdrungen, daß es der Armee noch an Kavallerie fehlt, um alle Corps mit der ihnen nach der Ordre de bataille zustehenden Zahl von Regimentern auszustatten, so schwört er trotz alles vorher erhobenen Geschreies heute darauf, daß das Vaterland in schwere Gefahren gerathen würde, wenn die „Tanzhusaren" nicht von Düsseldorf nach Crefeld, in die Residenz der deutschen Sammet- und Seidefabrikanten, verlegt werden würden. Und dabei könnte den Herren Reichstagsabgeordneten schon jeder Oberleutnant, der seinen Compagniechef einmal vierzehn Tage vertreten hat, nachweisen, daß das Lehrinfanterie-Bataillon bloß eine Luxustruppe ist, von der die deutsche Infanterie nur die widerwärtigsten Scherereien und beständigen Verdruß hat. Dabei bedarf es nur eines flüchtigen Blickes in die Rangliste des preußischen Heeres, um festzustellen, daß das Garde-Corps vier Kavallerie-Regimenter zu viel hat, die sehr leicht das bei den Linien-Corps vorhandene Manco decken könnten. Dabei würde im ganzen deutschen Generalstab auch nicht ein Offizier aus eigener Ueberzeugung den Beweis von der dienstlichen Zweckmäßigkeit, geschweige denn Nothwendigkeit der Verlegung der „Tanzhusaren" von

Digitized by Google

Düsseldorf nach Crefeld erbringen können. Fast stets braucht die Heeresverwaltung nur zu sagen: „Meine Herren, die Forderung ist begründet.“ Und sofort ist sie dies auch in den Augen des Reichstags.

Endlich ist es aber einmal anders gekommen. Und das trug sich so zu. In dem neuen Militäretat verlangt die Heeresverwaltung — warum auch nicht? — unter Anderem auch Geld für die Schaffung von verschiedenen Gerichtsschreiberstellen zur Entlastung der mit Arbeit überbürdeten Kriegsgerichtsräthe. Als diese Forderung neulich in der Budget-Commission des Reichstags zur Sprache kam, klopfte ein bürgerlicher Jurist bei dem Vertreter des preußischen Kriegsministers ganz leise mit der Frage auf den Busch, wie viele Strafsachen denn eigentlich im Jahr auf einen Kriegsgerichtsrath entfallen. „150 Strafsachen und 56 Urtheile,“ lautete es prompt zurück. „Aber so viel,“ meinte darauf ein anderer bürgerlicher Jurist, „hat ja ein Civilrichter in einem Monat zu erledigen.“ Tableau! Und statt der beanspruchten sieben Gerichtsschreiber bewilligte die Budget-Commission nur einen. In dem Maße hat der Reichstag die Heeresverwaltung bereits verwöhnt, daß es ihr sogar in den Fragen, wo der „Bauer“ wirklich einmal etwas verstehen kann, gar nicht mehr in den Sinn kommt, mit einer Widerlegung von sachkundiger Seite zu rechnen.

Ob aber die verlangten sieben Gerichtsschreiberstellen die Mehrheit des Reichstags nicht stutzig machen und ihr unbegrenztes Vertrauen in die sachliche Begründung der Forderungen der Heeresverwaltung erschüttern müßten? Wenn schon in diesem einen Falle, wo doch eine genauere fachmännische Prüfung mehr als wahrscheinlich war, sozusagen in's Blaue hinein verlangt wurde, was man nur irgendwie bekommen konnte, wie mag es da erst mit den Ansprüchen bestellt sein, wo der „Bauer“ wirklich nichts versteht? Der Fall Dohna, dem man einen Dorn aus dem Fuße zog, dient neuerdings als Warnsignal. Die beinahe kecke Forderung für das Frankfurter Generalcommando desselbigen gleichen. Immer und immer wieder sollte sich der deutsche Steuerzahler an die beantragten und abgelehnten Gerichtsschreiber-Stellen erinnern, damit er bei den nächsten Wahlen zum Reichstag nur Männern seine Stimme giebt, die sich, wenn sie selber ohne militärische Sachkenntniß, verpflichten, jedesmal bei unabhängigen und auch im Uebrigen einwandfreien Sachverständigen Raths zu holen, bevor sie sich über militärische Forderungen schlüssig machen. Nur auf diese Weise kann er sich davor bewahren, daß nicht auch in Zeiten allgemeiner Geldklemme wie heute, in welchen nicht einmal die Mittel zur Befriedigung der dringenden Bedürfnisse vorhanden sind, die von ihm im Schweiße seines Angesichts mühsam aufgebrachten Steuern sogar zu persönlichen militärischen Liebhabereien und zur Erfüllung von begreiflichen, aber darum noch lange nicht gerechtfertigten Wünschen verwandt werden. Wird der deutsche Michel aber auf seiner Hut sein? Gern schon zieht er sich selber die Zipfelmütze über die Ohren. Noch lieber aber hat er's, wenn Andere ihm das Fell über die Ohren ziehen. Auch weiter wird es bei Berathung militärischer Dinge im Reichstage heißen dürfen: „Ja, Bauer, das verstehst Du nicht.“

Ajax.

Amorosa.

Ein Redactionsbüreau. Der ganze Raum riecht nach Tabacksqualm, Kleister und Druckerschwärze. Der Chefredacteur sitzt, mit der Cigarre im Munde, am Schreibtisch und schreibt. Es klopft. Auf sein unwilliges „Herein!“ tritt der Redactionsgehülfe ein.

Chefredacteur. Was giebt's?

Redactionsgehülfe. Da ist eine Dame, Herr Doctor, die Sie durchaus zu sprechen wünscht.

Chefredacteur. In welcher Angelegenheit?

Redactionsgehülfe. Das will sie nur Ihnen sagen.

Chefredacteur (ärgerlich). Dann sagen Sie ihr, das müßte ich unbedingt erst wissen.

Redactionsgehülfe. Sehr wohl. (Ab.)

Chefredacteur raucht und schreibt weiter. Es klopft wieder. (Zornig.) Herein!

Redactionsgehülfe. Herr Doctor, die Dame sagt, sie müßte dringend wegen eines Manuscripts mit Ihnen —

Chefredacteur (in voller Wuth). Um's Himmelswillen! Ich habe nicht die geringste Zeit. Sagen Sie ihr, sie solle ihre Sachen per Post einschicken. (Leise.) Sie lassen sie dann vier Wochen ablagern und schicken sie ihr mit dem Ausdruck des Bedauerns wieder zurück. Dann sind wir sie hoffentlich los.

Redactionsgehülfe. Schön, Herr Doctor!

Als er das Zimmer verlassen will, drängt sich eine Dame herein, schiebt ihn mit energischer Armbewegung hinaus, schließt die Thür hinter sich und tritt dicht an den Schreibtisch. Sie ist ganz in Schwarz gekleidet. Lang und hager. Secessionserscheinung. Breiter Mund, lange Nase, runde Augen, deren große Lider langsam auf- und niederklappen. Dunkle Haare in Cleo de Merode-Frisur, so daß die Ohren unsichtbar sind und das Gesicht ganz schmal erscheint. Ihre Sprache ist ein langgedehntes Flüstern, das manchmal in zarte Flötentöne übergeht.

Dame. Herr Redacteur, ich wollte Ihnen —

Chefredacteur (sie unterbrechend). Wie können Sie ohne meine Erlaubniß hier eintreten?

Dame (fährt fort, ohne auf seine Bemerkung zu achten) — einige Manuscripte unterbreiten.

Chefredacteur (wendet sich ihr, erstaunt über ihre Dreistigkeit, zu und betrachtet sie kopfschüttelnd durch seinen goldenen Kneifer). Aber Fräulein, ich habe jetzt absolut keine Zeit, mich damit abzugeben. Sie sehen, ich bin sehr beschäftigt. In einer halben Stunde muß der Leitartikel in der Druckerei sein. Lassen Sie Ihre —

Dame (unbeirrt). Gestatten Sie, daß ich mich erst vorstelle: Amorosa.

Chefredacteur (muß unwillkürlich belustigt lachen). Großartiges Pseudonym!

Dame (selbstbewußt). Nicht wahr? Das meine ich auch!

Chefredacteur. Und Ihr eigentlicher Name?

Dame. Mieze Mießner, mit 'nem ß. Doch das ist Nebensache. (Sie zieht aus einer Handtasche einen Stoß zusammengefalteter Blätter hervor). Und nun hören Sie, Herr Redacteur! „Die Liebe. Als ich an Deinen Brüsten einst —“

Chefredacteur (hält sich die Ohren zu). Verschonen Sie mich, bitte! Sie sehen, ich habe keine Zeit.

Dame. Ich habe Zeit. Ich kann warten. (Geht nach dem Sopha im Hintergrunde und läßt sich darauf nieder).

Chefredacteur (für sich). Unglaublich! Vielleicht kann ich sie ausräuchern. (Er schreibt und entwickelt einen fürchterlichen Qualm.)

Dame. Sie gestatten! (Sie faßt in die Halsöffnung ihres Kleides, holt ein kleines Etui hervor, zündet sich eine Cigarette an und bläst Rauchringe in die Luft) . . .

Dreiviertel Stunden später drückt der Chefredacteur auf den Knopf einer elektrischen Leitung, die nach der Druckerei führt. Nach einer Weile erscheint ein junger Mensch, dem er das fertige Manuscript mit der Bemerkung einhändigt: „Sofort setzen! Leitartikel!“ — Er bemerkt die Dame, die wie ein Bild vom Stein auf dem Sopha sitzt. Verwundert: Sie sind immer noch hier, Fräulein?

Dame (erhebt sich). Gewiß, Herr Redacteur! Und nun haben Sie wohl auch Zeit, meine Gedichte zu prüfen. Es sind alles Originale und feinste Seelenschilderungen. (Sie breitet die engbeschriebenen Blätter vor ihm auf dem Tisch aus.)

Chefredacteur (seufzt, wirft einen flüchtigen Blick auf die Papiere, stutzt, sieht näher zu und fängt an zu lesen).

Dame (triumphirend). Sehen Sie, Herr Redacteur! Ich wußte es, daß Sie das interessiren würde. Und nun werden Sie es doch gleich drucken lassen, nicht wahr?

Chefredacteur (entrüstet). Im Gegentheil! Sie irren sehr, mein Fräulein! So etwas läßt sich doch nicht drucken!

Dame (verwundert). Warum denn nicht?

Chefredacteur. Aber ich bitte Sie! Das ist ja furchtbar — unanständig!

Dame (klappt ihre Augenlider hoch und sieht ihn schwärmerisch an). Meinen Sie? — Ich finde das nicht.

Chefredacteur. Sehr bedauerlich! Wissen Sie, wenn ich das drucken ließe, könnte ich mich auf mindestens drei Monate gefaßt machen.

Dame. Ach! Nicht möglich! Und ich würde nichts bekommen?

Chefredacteur. Mindestens ebensoviel.

Dame (träumerisch). Das wäre doch sehr interessant.

Chefredacteur. Auch 'n Standpunkt! — Aber sagen Sie, haben Sie denn das Alles selbst erlebt?

Dame (stolz). Alle meine Schöpfungen basiren auf intimsten, inneren Erlebnissen, wie bei allen Schaffenden.

Chefredacteur (murmelt). Tolle Kiste! (Laut.) Also nehmen Sie das nur wieder mit, das ist für uns nicht verwendbar. Vielleicht senden Sie uns gelegentlich etwas Anderes ein.

Dame (nestelt aus dem modern zugespitzten Untertheil ihrer Hängebluse ein Telegramm-Formular hervor). Ich habe vorhin, als die Begeisterung über mich kam, nebenan auf dem Postamt einige Verse niedergeschrieben. Ich werde sie Ihnen vorlesen: „Die welke Rose. So welk wie diese Blume ist bei mir —“

Chefredacteur. Geben Sie sich keine Mühe weiter! Gedichte bringen wir überhaupt nicht.

Dame. Sie haben doch eine Sonntags-Beilage. Da würden sie doch so schön passen.

Chefredacteur. Aber nicht derartige. (Sieht nach der Uhr.) Es ist übrigens jetzt Schluß der Redaction, Fräulein. Ich muß gleich fort und möchte Sie also bitten —

Dame. Galant sind Sie nicht gegen unschuldige junge Damen. Also gut, ich gehe.

Chefredacteur. Sie vergessen Ihre Manuscripte.

Dame (wendet sich in der Thür zurück). Die mögen hier bleiben, damit Sie sie noch eingehend prüfen können. Hoffentlich überzeugen Sie sich noch von ihrem hohen Werth. Ich komme morgen wieder. (Schnell ab.)

Chefredacteur. Gräßlich! (Er zündet sich eine frische Cigarre an, nimmt die Manuscripte, knipst das elektrische Licht aus und guckt in's Nebenzimmer, wo der Redactionsgehülfe eifrig schreibend sitzt). Lieber Werner, schicken Sie doch diese lyrische Seele eines literarischen

Digitized by Google

Ueberweibes sofort per Post zurück. Aber eingeschrieben! Sonst bekommt es die gefährliche Dame fertig, den Empfang zu bestreiten und reclamirt.

Redactionsgehülfe. Sehr wohl, Herr Doctor. Soll ich eine Begründung für die Ablehnung hinzufügen?

Chefredacteur. Ist nicht nöthig. Doch halt! Schreiben Sie: Amorosa est scabiosa.

Redactionsgehülfe (lächelt). Barbarisches Latein! Vielleicht versteht sie's auch gar nicht?

Chefredacteur. Das ist gleich — wenn wir nur wenigstens von ihr erlöst sind! (Er rafft schnell einen Stoß verschiedener Zeitungen zusammen, die er auf dem Heimwege in der Straßenbahn durchsehen will, und entfernt sich eilig). Spero.

Dramatische Aufführungen.

Die Localbahn. Komödie in drei Acten von Ludwig Thoma. (Neues Theater.)

Ludwig Thoma, der durch seine oft derben Witze im Simplicissimus weiten Kreisen bekannt sein dürfte, hat sich nun auch als Bühnendichter versucht. Er schrieb eine Komödie, die in einem kleinen bayrischen Städtchen spielt und die er „Die Localbahn" nannte. Mit Glacéhandschuhen und Peitschenhieben geißelt er darin die politische und ethische Gesinnungslosigkeit der großen Menge, die ihrem Bürgermeister Ovationen bringt, weil er Muthesmuth zeigt, ihn aber aus demselben Grund dann fallen läßt, um ihm schließlich wiederum zu huldigen, als er dem obersten Regierungsbeamten für seinen bewiesenen Muthesmuth reumüthig Abbitte zu leisten verspricht. In dieser Rückgratlosigkeit der Menge liegt viel Satyre, aber um diese Satyre für ein Stück zu verwerthen, dazu reicht die Kraft des Verfassers nicht aus. Nur der erste Act ist gut und unterhaltend. Die beiden nachfolgenden Acte sind Wiederholungen. Thoma erscheint Anfangs als ein neuer Aristophan, entpuppt sich aber dann als ein verwässerter Kotzebue.

Gespielt wurde glänzend. In einer kleinen Episodenrolle trat Frau Rambs als Gast auf. Für was? Dies dankbare Röllchen hätte auch eine weniger bedeutende Künstlerin genau so wirkungsvoll mimen können. Mit Glück führte sich Herr Giampietro in eine Väterrolle ein. Von den Uebrigen sei noch Herr Thurner und das semmelblonde Fräulein Höflich besonders genannt. Das Beste aber an dem Stück war die Regie. Das Zusammenspiel war äußerst flott, lebendig und hob das charakteristische Milieu scharf hervor. Dieser Erstaufführung sah man mit besonderem Interesse entgegen, nicht des Stückes wegen, sondern weil Max Reinhardt, der mit seinem „Kleinen Theater" dem „Deutschen Theater" erfolgreiche Concurrenz bietet, diesmal auch als Director des „Neuen Theaters" deputirte. Die Vereinigung zweier Theater unter ein Scepter birgt Gefahren in sich, kann aber auch sehr Ersprießliches für das Berliner Kunstleben bringen. Herr Director Reinhardt scheint das Zeug in sich zu haben, gleichzeitig an zwei Stellen Gutes zu schaffen. L.

Notizen.

Neue Kanonen? betitelt sich eine soeben im Verlage der königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin erschienene Broschüre aus der Feder des Generalleutnants v. Alten, eines unserer hervorragendsten Tactiker, der soeben unsere Militärliteratur durch ein — nach einstimmigen Urtheile der Fachpresse erstclassiges — tactisches Werk, „Kriegskunst in Aufgaben", bereichert hat. In dem großen Streit, der seit Einführung der Rohrrücklaufgeschütze mit Schutzschilden in Frankreich um die Neubewaffnung unsere Artillerie entbrannt ist — ein Streit, in den die „Gegenwart" sehr frühzeitig eingriff — darf die Stimme v. Altens um so gewichtiger eingeschätzt werden, als er neben dem technischen und artilleristischen Standpunkt vor Allem den der Truppenverwendung zur Geltung bringt Nach Schilderung des Rohrrücklaufgeschützes und der Vortheile der Schutzschilde, nach eingehender Beleuchtung der Geschoßfrage gelangt der Verfasser zu dem Ergebniß, daß die wesentlichen Fragen über die Neubewaffnung unserer Feldartillerie zur Entscheidung reif seien. Die Einführung des den alten Kanonen weit überlegenen Rohrrücklaufgeschützes sei eine Nothwendigkeit. Es müsse mit Schilden, die gegen Schrapnellstahlkugeln sichern, versehen, und sein Kaliber müsse so groß sein, wie es unter dieser Belastung die Rücksicht auf Handlichkeit und Beweglichkeit irgend gestatte.

Paul Schultze-Naumburg hat sich rasch einen Namen durch seine feinsinnige Kritik des modernen kunstgewerblichen Wollens und Schaffens, mehr noch durch sein eigenes, hoch verdienstliches Wollen und Schaffen gemacht. Wir stehen nicht an, sein bei Eugen Diederichs, Leipzig, in vierter Auflage erschienenes Buch „Häusliche Kunstpflege" für ein Standard-Werk zu erklären, das mit vollem Recht Anspruch erheben darf auf die oft mißbrauchte Empfehlung: „Es sollte in jedem gebildeten Hause zu finden sein." Denn Schultze-Naumburg will das gebildete Haus erst in Wahrheit zu einem solchen machen. Noch stecken wir abgrundtief in der Barbarei, noch sind unsere Wohnungen, unser „erweitertes Kleid" trostlose Sammelsurien alles möglichen Ungeschmacks, Ankläger unserer Gedankenlosigkeit. Der Verfasser öffnet uns die Augen über den herrschenden Styljammer und die Scheußlichkeit der angeblichen Prunkausstattungen, die wir in unsere Miethscasernen stellen. Seinen Ausführungen wohnt überzeugende Kraft inne, weil sie nicht nur niederreißen, sondern auch aufbauen. An der Hand seiner Rathschläge kann sich jeder ernsthaft Wollende ein wirklich gebildetes, nicht Auge und Gefühl verletzendes Heim bauen, sogar in den abschreckenden Zinspalästen der Großstadt. Alles, was Schultze-Naumburg über den Gegenstand sagt — und er hat viel zu sagen — darf auf unsere gespannte Aufmerksamkeit Anspruch erheben. Ueber Thüren und Fenster, Wände und Oefen, Teppiche, Vorhänge, Möbel und Bilder, über Zimmerpflanzen, Bronzen und Küchen spricht er mit gleicher Sachkenntniß. Erbitterter Krieg ist gegen das Unechte und Angeklebte, gegen Schein und Schwindelprunk nie geführt worden als in diesem köstlichen Buche. Es wirkt wie ein Jungbrunn. Möge es bei den „Gegenwart-Lesern" begeisterte Aufnahme finden, möge seine Saat allenthalben auf fruchtbaren Boden fallen!

Von der sechsten gänzlich umgearbeiteten und stark vermehrten Auflage von Meyer's Großem Konversationslexikon ist soeben im Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien der zweite Band erschienen. Er umfaßt die Stichworte Astilbe und Bismarck. Bei der Menge des behandelten Stoffes mußte bei der Eintheilung des Raumes naturgemäß sehr haushälterisch zu Werke gegangen werden; umso erstaunlicher ist es aber, wie viel Wissenswerthes, wie viel Daten und Fakten in gedrängter Kürze erschöpfend erörtert werden. An Uebersichtlichkeit gewinnt der Inhalt durch die zahlreichen in den Text hineingestreuten Ueberschriften, die den Stoff größerer Abhandlungen in besondere Abschnitte eintheilen. Trefflich sind wieder die vielen vorzüglichen Abbildungen und die zahlreichen technischen Zeichnungen, Pläne und Risse, welche die Artikel wissenschaftlichen Inhalts begleiten.

Dr. Otto Weddigen, Literatur und Kritik, Betrachtungen über die literarischen Zustände in Deutschland. (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.) Der Verfasser geht mit ziemlicher Schärfe gegen allerlei Mißstände auf literarischem Gebiete vor. Er ist dabei nicht durchaus originell, doch spricht immer redliches Bemühen aus seinen Aufsätzen. Mode, Dilettantismus, Ueberproduction und Leichtfertigkeit, bösen Willen und Bestechlichkeit der Kritik macht Weddigen für unser litterarisches Elend verantwortlich. Den Staat klagt er an, daß er nichts thue, um diese Mißstände zu beseitigen oder zu mildern. Für die Jugend fordert er eine Vertiefung und Erweiterung des Studiums der deutschen Nationalliteratur. Man könnte wünschen, daß dem Verfasser eine flüssigere und lebendigere Schreibweise eigne, damit er eindringlicher auf das große Publicum wirke. Jetzt läßt er sich noch zu sehr gehen, versteht sich nicht zu concentriren und genügt den heutigen hohen Ansprüchen an die Form des Essais nicht durchaus. Immerhin sind seine Aufsätze recht lesenswerth.

Von dem schönen Sammelwerk Jungbrunnen (Verlag von Fischer & Franke, Berlin) liegen vier neue Hefte vor und zwar Nr. 35. Frau Holle und andere Märchen der Brüder Grimm, mit Bildern von Erich Kuithan. Mk. 1.25. Nr. 36. Genovefa, illustrirt von Richard Mauff. Mk. 1.50. Nr. 37. Münchhausen, illustrirt von Wilhelm Stumpf. Mk. 1.50. Nr. 38. Der kleine und der große Klaus, des Kaisers neue Kleider, Märchen von Ch. Andersen in Bildern von Ernst Ewerbeck. Mk. 1.—. Erich Kuithan weiß auch diesmal den Märchenton auf's Beste zu treffen. Schlicht, naiv und poetisch durch und durch ist Alles, was er schafft. Richard Mauff hat zu der Erzählung von der rührenden Dulderin Genovefa Zeichnungen von großem Adel des Ausdrucks geliefert, die in ihrer ruhigen Schönheit und Bestimmtheit ein musterhaftes Vorbild geben. Wilhelm Stumpf hingegen hat mit seiner flotten kräftigen Manier den münchhausischen Humor prächtig zu packen gewußt und die schwierigen phantastischen Probleme, wie z. B. das des Hasen, der auch auf dem Rücken Beine hatte, spielend gelöst. Der Letzte in der Reihe, Ernst Ewerbeck, besitzt eine eigene, sehr charakteristische Ausdrucksweise, die er mit voller Sicherheit handhabt und die sich durch die glückliche Erfindung, Humor, eine prächtige, hie und da etwas zur Caricatur neigende Behandlung der Phisiognomien, aber auch durch einen offenen Sinn für das Landschaftliche auszeichnet. Alles in Allem, lassen sich die vier Bändchen als recht gelungene und erfreuliche Schöpfungen bezeichnen, denen wir im Interesse des vaterländischen Unternehmens ebenso wie des Publicums die beste Aufnahme wünschen. Es sei nochmals darauf hingewiesen, daß im Abonnement jedes Bändchen nur eine Mark kostet.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Königreich Sachsen.
Technikum Hainichen
f. Masch.- u. Elektrotechnik. Ingenieure, Techn. u. Werkm. Laboratorien. Progr. frei. Dir.: E. Boltz.
Staatl. Oberaufsicht.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.
Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Verlag der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft m. b. H., München.

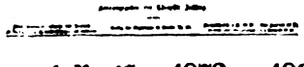
Soeben erschien:
Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit.
Von Dr. G. Grupp.
I. Bd. 37 Bogen in 8°, illustr. M. 9.—, in Calico gebd. M. 11.—.
Der Verfasser bietet hiermit ein neues Werk seiner kulturgeschichtlichen Forschungen und Studien. In demselben wird die Kultur der römischen Kaiserzeit in eine neue Beleuchtung gerückt und sie in Beziehung gesetzt zu der gleichzeitigen und folgenden christlichen Kultur. Auf das soziale Leben wird ein Hauptaugenmerk gerichtet.
Ein zweiter Band, „Die Anfänge der christlichen Kultur“ behandelnd, wird das Werk abschließen.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.
Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.
Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.
Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.
In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag
Carl Jacobsen, Leipzig.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**
Soeben erschien:
Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.
Von
Dr. **Karl Walcker,**
Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.
Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.
Preis 4 Mk.
Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M
Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.
Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.
Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** M. 3,—.
Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.**
Letzteres gilt auch von:
Allmers Röm. Schlendertage. M. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. M. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. M. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. M. 4.
Salomon Süditalien. M. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. M. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. M. 4.
Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Hervorragendstes Festgeschenk:
Felix Dahns sämtl. poetische Werke.
Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.
In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.
Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.
Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaßlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 14. März 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Christusfrage. Von Carl Andresen (Blankenese). — Die preußische Garde in den Märztagen von 1848. Von Carl von Wartenberg. — Bürgercultur. Von Rudolf Klein (Berlin). — Mitleid oder Sport? Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin). — **Literatur und Kunst.** Zu Klopstock's Gedenken. Von O. Wentorf. — „Man —." Eine Betrachtung von Irma v. Troll-Borostyáni. — **Feuilleton.** Der Stern der Mutter. Von Carl Schultes. — Wenn der Wind sich gedreht hat. Von M. Zehme. — **Aus der Hauptstadt.** Politisches Tagebuch. Von Prinz Vogelfrei. — Dramatische Aufführungen. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Zur Christusfrage.

Von Carl Andresen (Blankenese).

Die liberale Theologie dringt mittelst mühevoller kritisch-historischer Forschung immer tiefer in das Leben und die Lehre des geschichtlichen Jesus von Nazareth ein, wobei sich schon längst herausgestellt hat, daß das kirchliche, aus der Christologie hervorgegangene Christusbild dem geschichtlichen Jesus in vielen Punkten nicht entspricht.

Man sucht jetzt von verschiedenen Seiten und sehr verschiedenen Standpunkten aus ein neues, richtigeres Bild von Jesus zu malen, wobei ein Jeder auf dasjenige an Jesus das Licht fallen läßt, was seiner subjectiven Auffassung als das besonders Schätzenswerthe an ihm erscheint. Der Eine sieht in ihm einen allem Metaphysischen abholden Schwärmer für einen idealen Zukunftstaat; der Andere hebt gerade Jesu in schlichten Worten verkündigte Auffassung vom persönlichen Gottvater und vom ewigen Leben, und seine nur mit dieser Auffassung vereinbare Ethik als das Wesentliche hervor. Wieder Andere sehen in ihm zur Hauptsache nur einen Reformjuden. Es wird die schwere und wichtige Aufgabe der nächsten Zukunft sein, nun ein objectives, einheitliches, möglichst der Wahrheit nahe kommendes Bild von Jesus zu gewinnen.

Die kritisch-historische Forschung kann hinsichtlich Jesu nur die geschichtlichen Begebenheiten festzustellen suchen, muß aber das innere Geistesleben Jesu und dessen Ursache als Problem bestehen lassen. Und doch wird von Jesus kein umfassendes Bild gewonnen werden können, ohne daß diesem Problem näher getreten und Stellung zu der Frage genommen ist, ob wir in Jesus einen hervorragenden Menschen wie Zarathustra, Laotse, Buddha, Paulus, Mohammed, Luther u. s. w. zu sehen haben, oder ob er sich von diesen specifisch unterscheidet und uns in ihm ein außergewöhnliches Wirken des göttlichen Geistes, eine besondere Offenbarung Gottes entgegentritt.

Der protestantische Rationalismus ist, nachdem er die Jesus physisch und psychisch aus unserer Gemeinschaft reißende Auffassung des orthodoxen Christenthums überwunden hatte, ich möchte sagen, stillschweigend dazu übergegangen, keine specifische Verschiedenheit Jesu von anderen hervorragenden Männern anzunehmen. Das Vorurtheil des natürlichen Menschen, welches durch den Maßstab der normalen Erscheinungen bestimmt wird, fällt ja dieses Urtheil ohne weitere Erörterung. Bei einer Frage, ob Jesus eine Abweichung vom Normalen ist, darf aber nicht das normale Vorurtheil, sondern nur besonnene Prüfung entscheiden. Wenngleich der moderne Culturmensch der in Rede stehenden Frage gemeiniglich von vornherein so ablehnend gegenüber stehen mag, wie etwa der Materialist der Frage, ob es einen intelligenten Gott gebe, so meine ich doch, daß wenigstens Diejenigen, welche eine providentielle Leitung Gottes in der Geschichte der Menschheit und eine besondere Offenbarung Gottes durch große Männer anerkennen, bei der Einzigartigkeit der Persönlichkeit Jesu der Frage, ob uns in ihm eine einzigartige Offenbarung Gottes entgegentritt, nicht ausweichen werden.

Bei allen großen Männern, wie immer sie sich Gottes Willen hingeben und sich durch Gott leiten lassen mögen, und wie immer Gott sich in ihnen in besonderer Weise offenbaren mag, ist doch vieles rein individuell, d. h. Sache ihrer eigenen, unvollkommenen, aus dem bewußten Denken von unten her entwickelten geistigen Individualität. Die Frage ist nun die, ob sich bei Jesus auch unvollkommenes Individuelles findet, oder ob in ihm der Geist Gottes vollkommen wirkte, d. h. ob er seinem Geiste nach nur Gott war. Wäre das Letztere der Fall, so würde seine Veranlagung sich specifisch, nicht nur graduell von der unsrigen unterscheiden.

Die Frage, ob die Veranlagung Jesu specifisch von derjenigen anderer großer Männer verschieden war, wird wissenschaftlich und direct wohl erst dann entschieden werden können, wenn unsere psychologischen Kenntnisse weiter fortgeschritten sein und wir ein abschließendes Urtheil darüber gewonnen haben werden, was Veranlagung — Veranlagung im Gegensatz zur Vererbung — überhaupt ist. Wer die Frage noch nicht beantworten kann, was Veranlagung überhaupt ist, der, meine ich, kann selbst kein Urtheil darüber haben, ob die Veranlagung Jesu von der unsrigen specifisch verschieden war oder nicht.

Wenden wir uns mit dieser Frage an das Selbstzeugniß Jesu. Einem solchen dürfen wir, insoweit dessen geschichtliche Wirklichkeit feststeht, von vornherein Vertrauen entgegenbringen, weil Jesus alles, was er sagte, äußerte, ohne sich um Ansehen bei den Menschen zu kümmern, und weil er nicht phantastisch, sondern äußerst besonnen und verständig war.

Für Aussagen Jesu hinsichtlich des Wesens seiner Persönlichkeit ist das Johannes-Evangelium die gegebene Quelle. Jesus sagt hier von sich: „Ich bin von Gott ausgegangen und bin von ihm aus da; ich bin nicht von mir selbst —

Digitized by Google

d. h. als Sache des bewußten Denkens; siehe syrischen Evangelientext — gekommen, sondern er hat mich gesandt." „Ihr seid von unten her aus dem Weltall; ich bin von oben herab nicht aus dem Weltall." „Ich bin vom Himmel herniedergekommen." „Wenn Ihr mich kennt, so kennt ihr auch meinen Vater, und von nun an kennt ihr ihn und habt ihn gesehen." U. s. w. Aber auch bei den Synoptikern finden wir nicht nur, daß Jesus von dem Bewußtsein erfüllt war, eine einzigartige Mission zu erfüllen, sondern auch daß seine Persönlichkeit eine in einem Gegensatz zu allen anderen Menschen stehende Erscheinung sei. Er hob dieses fortwährend hervor, indem er die Menschen als Ihr sich selbst gegenüberstellte; er sprach stets von „ihr" und „ich", nicht von „wir". — Während Jesus einerseits durch sein Thun völlige Selbstverleugnung und Aufopferung documentirte, bekundete er andererseits vom menschlichen Standpunkt das höchst denkbare Maß eines Selbstgefühls, indem er die Menschen lehrte, um Vergebung ihrer Sünden zu bitten, aber niemals um Vergebung eigener Sünden bat. Er forderte die Menschen zur Buße auf, ohne jemals von eigener Buße zu sprechen. Als Nur-Mensch hätte Jesus nach seiner eigenen Lehre vor Gott hintreten müssen mit den Worten: „sei mir armen Sünder gnädig", was er aber nicht nur nicht that, sondern was bei ihm, wie er war, ein innerer Widerspruch gewesen wäre. Jesus vergab zum Aergerniß vieler Juden Sünden und stellte die Frage, wer ihn selbst einer Sünde zeihen könne.

Jeder kann an sich selbst erfahren, daß er, je mehr er Jesus und seiner Lehre folgt, um so mehr die eigene Sündhaftigkeit abstreift und um so mehr Impulse zu immer weiterer Entfaltung des eigenen inneren Lebens empfängt. Jesus steht in unerreichter, wahrhaft menschlicher Größe da. Indem wir unser eigenes Thun an dem Maßstab Jesu messen, gelangen wir demuthsvoll zum Gefühl und zur Erkenntniß unserer eigenen Unvollkommenheit in einem Maße, wie wir solches beim Vergleich mit keinem Menschen sonst finden würden. Für Goethe ist Jesus die höchste Offenbarung Gottes in der sittlichen Welt; er sagt, es sei in seiner Natur, sich vor Jesus zu beugen, gleichwie es in seiner Natur sei, die Sonne zu verehren als die mächtigste, für uns Erdenkinder sichtbare Offenbarung Gottes, in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes anzubeten, wodurch allein wir leben, weben und sind. Schleiermacher glaubt an die unvergängliche centrale Bedeutung der Persönlichkeit Jesu für das Seelenleben des Volkes. J. St. Mill stellt Jesus nicht nur in die erste Reihe der Männer, deren unser Geschlecht sich rühmen darf, sondern er schreibt, daß Jesus eine einzigartige Persönlichkeit und seinen Vorgängern so unähnlich wie seinen Nachfolgern sei.

Weder den sittlichen noch den geistigen Jesus sehen wir allmälig zu der unvergleichbaren und unerreichten Höhe heranwachsen. Bei seinem ersten öffentlichen Auftreten in Galiläa meinen die Seinigen, er sei verrückt geworden. Man wundert sich, daß er die Schrift kennt, wo er doch nicht studirt hat. Dabei setzte Jesu Lehre durch die Genialität in der Form, durch die Natürlichkeit, Verständlichkeit und Markigkeit die Hörer in großes Erstaunen und drängte ihnen das Urtheil auf die Lippen, er lehre wie Einer, in dem Kraft sei, und nicht wie die Schriftgelehrten. Jesus sprach auch von den höchsten Dingen stets natürlich und ohne den Eindruck zu erwecken, als ob er schwer darüber nachdenken müsse. Auch sagte Jesus niemals: „Ueber dieses oder jenes habe ich früher vor meinem öffentlichen Auftreten anders gedacht"; auch hören wir niemals, daß er während der Zeit seines Wirkens einen Ausspruch später bereut oder zurücknimmt. Er stand auf einer so hohen geistigen Stufe, daß er niemals etwas zu verbessern hatte. Mit überraschendem Griff erledigte er nicht nur einen gerade vorliegenden Fall, sondern traf gleichzeitig eine grundsätzliche Entscheidung für alle Fälle.

Wessen Auge geübt ist, geschichtliche Heilande aus ihrer Zeit und Umgebung heraus zu verstehen, der wird erkennen, daß Jesus nicht aus seiner Zeit und Umgebung heraus geboren sein kann. Die ganze religiöse und sittliche Entwickelung der jüdischen Nation drängte zu einer Erscheinung, wie Jesus war, nicht hin, sondern von ihr fort, und nachher feindlich gegen sie an. Die Lehren aller Religionsstifter, wie sie aus ihrer Zeit und aus ihrem Volk hervorgingen, wurden früher oder später von eben diesem Volk aufgenommen und weitergebaut. Die Religion Mohammed's würde nur bei den Arabern denkbar sein. Die ganze Denkweise Jesu stand aber von Anfang an in schärfstem Gegensatz zum Judenthum, und ist gerade von den Juden später nicht aufgenommen und ausgebildet worden. — Die Religion der Juden würde ohne die Erscheinung Jesu wahrscheinlich nur wenig bekannt geworden sein und nur wenig Beachtung gefunden haben. Sie selbst ist von den überlegenen Religionen anderer vorderasiatischer Culturvölker vielfach beeinflußt worden, aber sie hat niemals auch nur den geringsten Einfluß auf andere Religionen ausgeübt. Der jüdische Gott würde auch als „Herr der ganzen Welt" niemals zur Verehrung über die Grenzen des jüdischen Volkes heraus gekommen sein. Den Vortheil aber bot der göttlichen Vorsehung, welche den Bereiter einer Menschheitsreligion in die Welt senden wollte, die jüdische Religion, daß um den einen, den jüdischen Gott, zum Vater aller Menschen zu erheben, nicht erst ein Heer anderer Götter, wie in den meisten anderen Religionen, zu beseitigen war.

Unsere Stellung zu der Frage, ob Jesu Veranlagung specifisch oder nur graduell von der unsrigen verschieden war, bedingt die Art, wie wir an seine Lehre herantreten und diese auffassen. Wer Jesus als nur graduell verschieden auffaßt, muß ihn als in den Auffassungen und der Weltanschauung seiner Zeitgenossen befangen betrachten. Dann erscheint an ihm aber Vieles unverständlich und widerspruchsvoll. Es ist undenkbar, daß Einer, welcher an das baldige Kommen des Gottesreiches, an das bevorstehende Ende der Welt glaubte, eine Ethik lehrte, deren Kern in einem Werden und Wachsen, einem sittlichen und geistigen Heranreifen zur Vollkommenheit besteht. Sehen wir in Jesus dagegen eine sittlich und intellectuell vollkommene Persönlichkeit, so werden wir nicht annehmen, daß er auf dem beschränkten Boden der Vorstellungen seiner Zeit und seines Volkes stand, sondern davon ausgehen, daß die Vorstellungen seiner Zeitgenossen ihm nur die Veranlassung boten für die Form seines Lehrens und Einwirkens, daß er sich der Vorstellungen seiner Umgebung bediente als der einzig möglichen Ausdrucksweise, in welcher er seine ganz neuen, großen Richtlinien überhaupt mittheilen konnte. Ganz ersichtlich haben die Jünger Jesu und deren Nachfolger Jesus und seine Lehren nach ihren Anschauungen aufgefaßt und sie demgemäß vielfach falsch ausgelegt; sie entstellen Jesus fortwährend, wo sie ihn zu erhöhen hoffen. Auch die von Paulus verkündigte, nur von pharisäischem Gedankengang aus verständliche Auffassung von Jesus als Opferlamm war Jesus fremd und wird sich als unhaltbar erweisen. Jesus selbst aber bewährt im Gegensatz zu allen seinen Nachfolgern seine Meisterschaft immer gerade darin, daß er, wenn wir uns an seine leitenden Grundgedanken halten, unüberwunden dasteht, ja Geschlechtern und Zeitaltern, welche mit neuen Fragen an ihn herantreten, immer neue lichte Seiten seines Wesens und seiner Lehre enthüllt. Auch haben wir keinen Grund zu der Annahme, daß Jesus und seine Lehre früher oder später einmal übertroffen werden, und daß eine Religion, welche sich auf ihr aufbaut, einmal zu einer Erstarrung und Ueberwindung kommen wird.

Angesichts dessen, daß wir keinen abschließenden, philosophischen Beweis eines über die Natur erhabenen freien Gottes haben, zeigt uns die außergewöhnliche Offenbarung Gottes in Jesus, daß Gott nicht nur in den Naturgesetzen

Digitized by Google

besteht und selber ein unwirkliches abstraktes Gebilde unserer Phantasie ist, sondern daß er wirklich ist als lebendiges, freies, geistiges Wesen. „Wer das Zeugniß — welches uns in Jesus gegeben ist — annahm, setzte fest, daß der Gott wirklich ist (Ev. Joh. 3, 33)." Wer an Christus glaubt, wird nothwendiger Weise an einem lebendigen Gott glauben; wer nicht an ihn glaubt, wird gemeiniglich eine eingreifende Vorsehung überhaupt leugnen. Ohne den Glauben an Christus als den Gottmenschen, in dem Gott erkannt und ergriffen werden kann, würde der Glaube an den providentiell lenkenden Gott schwinden und dem Glauben an die alleinige Herrschaft der eisernen Naturgesetze Platz machen. Es würde uns dieses zu einer mechanistischen Weltanschauung oder zum Pantheismus oder zum Deismus hinführen. Ob die Menschheit ohne Christus dazu gekommen sein würde, den persönlichen Gottvater zu erkennen, ob sie ohne das persönliche Vorbild Jesu den seinsollenden Zustand erreichen würde, muß fraglich erscheinen angesichts der Thatsache, daß alle vorchristlichen Culturepochen, trotzdem einzelne Weise in ihnen nur hervorragende religiöse und moralische Gesinnung bekundet und gelehrt haben, wieder in sich zerfallen sind. Wir dürfen annehmen, daß ein Christus, um uns zum von Gott gewollten Ziel, zum ewigen Leben zu führen, nicht nur sehr förderlich, sondern nothwendig war.

Der moderne Mensch hat gelernt, universal zu denken und zu fühlen. Zwar wird er in der Religion nicht wieder oder nicht dauernd für einen Standpunkt zu haben sein, welcher der heiligen Schrift der Juden einen principiellen Vorzug vor den heiligen Schriften anderer Völker zuerkennt und das jüdische Volk als besonders religiös hinstellt. Er wird nur für einen Standpunkt zu haben sein, welcher die religiösen Dinge frei von Particularismus von universalem, allgemein menschlichen Gesichtspunkt aus betrachtet. Eine Theologie, welche vor dieser Thatsache die Augen verschließt, wird, ehe sie es sich versieht, in der religiösen Entwickelung der Menschheit auf einem zurückgebliebenen Standpunkt stehen. Will unsere Theologie die Religion der Zukunft vorbereiten, so wird sie sich über den einseitigen jüdischen und abendländisch christlichen Standpunkt erheben und Welttheologie werden müssen.

Aber der moderne Mensch dürfte wohl für eine centrale Offenbarung Gottes in Jesus zu gewinnen sein. Jesus entspricht, freilich nicht als der jüdische Messias (der parsische Çaoschyank), wohl aber als „der nicht von sich selbst gekommene Gottessohn" der persönlichen Anschlußbedürftigkeit des menschlichen Gemüths und wird als solcher von allen Menschen, welcher Rasse sie auch angehören, aufgenommen werden können.

Von dem durch das System eines Paulus und die weiteren Umwandlungen der Christusvorstellungen im Christenthum entstellten Jesus ist ein großer Glanz in die abendländische Culturepoche gefallen. Anstatt nun heute, wo unser Gesichtskreis sich universal erweitert hat, die Veranlagung Jesu aber ein noch nicht abschließend gelöstes Problem ist, Jesus als einen nicht specifisch von anderen bedeutenden Männern verschiedenen Reformjuden hinzustellen, dessen Thun und Lehre zur Ueberwindung bestimmtes Menschenwerk und Menschenwitz seien, dürfte zum mindesten der Versuch lohnend erscheinen, den vom Boden des Judenthums losgelösten Jesus als die centrale Offenbarung Gottes auf den weiteren Plan der religiösen Entwickelung der Menschheit zu stellen und zu sehen, ob und welche Leuchtkraft dann von ihm ausgehen wird. Damit wird, so wie seiner Zeit dem ursprünglichen Judenchristenthum das auf den weiten Plan der Welt griechisch-römischen Geistes gepflanzte Heidenchristenthum gegenübergetreten ist, jetzt dem seitherigen abendländischen Christenthum ein „Universalchristenthum" gegenübertreten.

Die preußische Garde in den Märztagen von 1848.

Von Carl von Wartenberg.

Kaum einige fünfzig Jahre sind seit den unruhigen Tagen des März 1848 verstrichen. Mancher befindet sich noch unter den Lebenden, der aus eigener Wahrnehmung von ihnen erzählen kann. Trotzdem hat sich auch um sie schon der Schleier der Legende gelegt. Namentlich gilt dies von der Flucht Kaiser Wilhelm's I. als Prinz von Preußen nach England. Niemand vermochte mehr zu unterscheiden, was in der Darstellung dieses Ereignisses, das gründlicher als alles Andere die Zustände Preußens in dem bösen Jahre beleuchtet, erdichtet war und was den Thatsachen entsprach. Ohne Zweifel hat sich daher Professor Oncken in Gießen mit der Veröffentlichung seiner Abhandlung über den Verlauf der fluchtartigen Reise des späteren ersten Trägers der deutschen Kaiserkrone ein Verdienst erworben. Vielfach hat er mit großem Erfolg den Schleier der Legende beseitigt, und die einzelnen Begebenheiten stehen so klar vor den Augen des Lesers, als wenn er sie miterlebt hätte. Aber vollen Glauben kann auch er nicht beanspruchen. Nicht der behandelte Stoff trägt hieran die Schuld, sondern die nicht immer ganz einwandfreie Benutzung der geschichtlichen Quellen. Ihr allein ist es zuzuschreiben, daß in einem Punkte die geschichtlichen Thatsachen nicht nur nicht klar gelegt, sondern so verdunkelt worden sind, daß nun die Wahrheit vollkommen auf dem Kopf steht. Gestützt auf die Erinnerungen der Gräfin Oriola, einer im Jahre 1848 schon hochbetagten Palastdame, berichtet Professor Oncken, daß die preußische Garde, welche auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm's IV. trotz ihrer glänzenden Erfolge gegen die Aufständischen die Hauptstadt des Reiches in dem letzten Drittel des März geräumt hatte, auf ihrem Marsch nach Spandau alle Merkmale der inneren Auflösung gezeigt habe. So intensiv wäre diese gewesen, daß die Mannschaften sich sogar ihrer Waffen entledigt hätten. Und keineswegs wäre all' dies Ungeheuerliche der alten Gräfin nur im Traume erschienen. Auf keinen Geringeren als den Prinzen von Preußen selber habe sie sich in ihren „Erinnerungen" berufen können. Von der Citadelle von Spandau aus habe der hohe Herr sich von der trostlosen Verfassung der preußischen Gardetruppen überzeugen können. In Wahrheit aber ist deren Haltung auf jenem Marsche über alles Lob erhaben gewesen.

Große Entrüstung hat die falsche Beschuldigung der preußischen Garde unter ihren Officieren und vor Allem in den Kreisen der alten Herren entfacht, die in den kritischen Märztagen von 1848 unter ihren unbefleckten Fahnen gestanden haben. Denn Alle wissen es nicht anders, als daß die preußische Garde damals zu keiner Zeit und in keiner Lage von dem Pfade der Pflicht abgewichen ist. Die alten Officiere fragen aber einander, warum sich denn Professor Oncken zur Ergründung der geschichtlichen Wahrheit nicht an sie gewandt habe. Es läßt sich indessen vollkommen verstehen, wenn auf ihr Zeugniß verzichtet wurde. Wer verdient mehr Glauben: der Darsteller von geschichtlichen Begebenheiten, der sie schriftlich festlegt, unmittelbar nachdem sie an ihn herangetreten sind, oder der bejahrte Erzähler, der sie erst in seiner Erinnerung zusammensucht? Das Gedächtniß ist ein sehr unzuverlässiger Factor, und dazu kommt die namentlich alten Officieren eigene Neigung, die Ereignisse, an denen sie selber betheiligt gewesen sind, unbewußt zu Gunsten der eigenen Person auszuschmücken. Mit voller Ueberzeugung berichten so besonders hoch betagte Kriegshelden von Ruhmesthaten, die sie in ihrer Jugend vollführt haben, von denen aber kein Anderer jemals etwas gehört, geschweige denn gesehen hat. Selbst Männer von außergewöhnlich starkem Denkvermögen machen hierin keine Ausnahme. Völlig in seinem Recht war daher Professor Oncken, wenn er die noch lebenden Augenzeugen aus dem Spiel und nur die todten reden ließ. Trotz Alledem muß es doch befremden, daß er

Digitized by Google

einer Frau und noch dazu einer Dame, die im Alter schon weit vorgerückt war, das Wort ertheilt hat. Mit Vorzügen aller Art hat die gütige Vorsehung das schöne Geschlecht ausgestattet, und es ist nicht zu verwundern, daß das sogenannte stärkere Geschlecht beständig zu seinen Füßen liegt. Aber Eines geht doch über des Weibes Kräfte: die objective Wahrnehmung. Ueberall ist es mit seinem, ja, sagen wir einmal subjectiven Empfinden dabei. Fast immer sind die Verhältnisse anders geartet, haben sich die Begebenheiten anders zugetragen, als sie ihm erschienen sind, und besonders schlimm ist es um die Zuverlässigkeit der weiblichen Berichterstattung bestellt, wenn, wie in dem vorliegenden Falle, Darstellungen Anderer wiederzugeben sind. Und selbst wenn Professor Oncken diese Eigenthümlichkeit des schönen Geschlechts nicht gelten lassen will — mußte ihn nicht schon das hohe Alter der Gräfin Oriola skeptisch machen? Wenn die Siebzig bereits überschritten sind, ist die Fähigkeit, klar zu urtheilen, nur in den selteneren Fällen noch ungeschwächt. Ja, wenn es sich um völlig nebensächliche Dinge gehandelt hätte, z. B. um die Stunde, zu der der Prinz von Preußen am Tage seines Eintreffens in Spandau gefrühstückt hat, so ließe sich auch gegen die Verwerthung der Bekundung einer alten Dame kaum etwas einwenden. Aber der Ruf einer preußischen Truppe ist wahrhaftig keine Kleinigkeit. Einem Bataillon in Venezuela wird es höchst gleichgiltig sein, was man von ihm denkt. Preußische Regimenter trifft es noch nach Menschenaltern tief in's Herz, wenn ihnen, hier noch dazu ohne jede Berechtigung, nachgesagt wird, sie hätten sich der Untreue gegen ihren Soldateneid schuldig gemacht. Für ihren makellosen Ruf geben sie ihren letzten Athemzug hin. Um so weniger dürfen ihn Andere ohne stichhaltigen Grund beflecken.

In der Regel wird die Bewegung des Jahres 1848, auch so weit sie das Königreich Preußen angeht, bedeutend unterschätzt. Richtig ist allerdings, daß es einer klar sehenden und thatkräftigen Regierung eines Kleines gewesen wäre, sie äußerlich sogleich im Keime zu ersticken, und daß es nach der Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung der Reaction unter Führung des unglückseligen Ministeriums Manteuffel sehr bald gelungen ist, den verhängnißvollen früheren Cours wieder aufzunehmen. Aber bei den Regierten ging der Drang nach einer weniger gehemmten politischen Bethätigung doch tiefer und war allgemeiner, als die Herren Regierenden und ihre Freunde sich es träumen ließen. Auch preußische Officiere und Soldaten sind denkende und fühlende Individuen, die sich der Einwirkung dessen, was um sie hergeht, nicht entziehen können. Die brennenden Fragen der Zeit gehen auch ihnen im Kopf herum, und wer nicht ganz tactfest ist, läßt sich von den Führern im Streit mit fortreißen. Auch preußische Officiere kamen vielfach aus den Fugen, als in dem „tollen" Jahre mit aller Gewalt eine neue und vor Allem glücklichere Aera in's Leben gerufen werden sollte. Auch einzelne preußische Truppentheile ließen damals in verschiedenen Momenten das feste Gefüge vermissen. Unter den Officieren, welche das Jahr darauf in dem Wallgraben der Festung Rastatt als Meuterer erschossen wurden, befanden sich auch Angehörige der preußischen Armee. Nicht Abenteurer waren sie gewesen, die dorthin zu gehen pflegen, wo etwas los ist. Die Begeisterung für die neuen Ideen, deren Verwirklichung nach ihrer Ansicht die Befreiung des Volkes von der drückenden Bevormundung durch das herrschende Regiment bringen würde, hatte sie getrieben, sich den Aufrührern anzuschließen. Heiliges Feuer der Vaterlandsliebe loderte in ihrer Brust. Vom richtigen Wege waren sie nur abgewichen, weil sie diesen in dem allgemeinen Taumel aus den Augen verloren hatten. Entgleist waren unter der Wucht der scheinbar hereinbrechenden besseren Zeit auch jene preußischen Officiere, die am Rhein — ich könnte ihre Regimenter nennen — in politischen Versammlungen sehr eingehend die Frage erörterten, ob nicht die Wahl der Officiere durch die Untergebenen ihrer Ernennung durch den König vorzuziehen wäre. Wer heute derartige Gedanken nur leise andeuten wollte, müßte riskiren, daß er auf seine geistige Verfassung hin einer besonderen Prüfung unterzogen würde. Damals bekannten sich zu ihnen aber ganze Officiercorps, und es gehörte schon ein gut Theil von Entschlossenheit dazu, sie in den öffentlichen Erörterungen als absurd und mit dem geleisteten Eid der Treue unvereinbar zu verwerfen. Noch lange zitterte selbst in der Armee die Bewegung von 1848 nach. Daß der Soldat und der Officier das active Wahlrecht ausübten, erschien noch manches Jahr Vielen ebenso selbstverständlich, wie daß an der Wahlurne oder richtiger am Wahltisch sich der Untergebene durch die Abgabe seiner Stimme in unmittelbaren Widerspruch zu seinem Vorgesetzten brachte. Anstandslos konnten sich dort Unterofficiere auf die Seite der heftigster Gegner des Königs stellen, während ihr Hauptmann oder Major den Freund der Dynastie wählte. Sogar im Jahre 1859 hatten sich noch nicht alle Theile der preußischen Armee in der durch Nichts zu erschütternden Treue gegen den Soldateneid wiedergefunden. Recht bunt ging es noch an einzelnen Stellen in der Mobilmachung zu, die bekanntlich Napoleon III. veranlaßte, dem von ihm in Italien gegen Oesterreich geführten Kriege in dem Frieden zu Villafranca schleunigst ein Ende zu machen; und es dürfte als erwiesen anzusehen sein, daß die damals an dem eigenen Heere gemachten unerfreulichen Wahrnehmungen König Wilhelm I. wesentlich in dem Entschluß bestärkt haben, dieses von Grund aus zu reorganisiren. Je tiefer und nachhaltiger aber die Bewegung von 1848 eine größere Anzahl von Officieren und sogar Truppentheile des preußischen Heeres in Mitleidenschaft zog, um so höher ist die preußische Garde zu stellen, an der sie abglitt wie der Regentropfen an einem Stahlpanzer. Als der Sieg von St. Privat daheim im Vaterlande bekannt wurde und man übersehen konnte, was die Garde auf dem Schlachtfelde vor Metz vollbracht hatte, da fiel es den bisherigen eingefleischten Widersachern der preußischen Gardeofficiere wie Schuppen von den Augen. „Hut ab vor diesen Helden, denen ihr Leben Nichts ist, wenn es gilt, Deutschlands Grenzen zu schirmen." So riefen gerade Diejenigen, die noch nach 1866 für sie nur Hohn und Spott gehabt hatten. Wie leicht wiegen aber die Ruhmesthaten von St. Privat gegenüber der bewunderungswürdigen Haltung der preußischen Garde an jenem schlimmsten aller Tage, an welchem ihr König sie zwang, als Sieger das Feld vor revoltirenden Volksmassen zu räumen! Wer konnte damals von heute auf morgen sehen? Ihren König ließen sie bei dem Ausrücken aus Berlin in den Händen dieser Volksmassen. Mußten sie sich nicht fragen, ob nicht der unheilvolle Befehl der Anfang vom Ende des stolzen preußischen Staates, der herrlichen Schöpfung eines Friedrich des Einzigen und von Männern wie Stein, Scharnhorst und Gneisenau sein würde? Bittere Thränen sind den Edlen auf dem Marsche von Berlin nach Spandau die Wangen hinuntergelaufen. In der Tasche mögen sie die Fäuste geballt haben; aber der Mund verrieth Nichts von dem schweren, in der Brust tobenden Kampfe. Nicht einen Augenblick wankte ihr Pflichtgefühl. Nicht einen Augenblick verloren die Officiere ihre Mannschaften aus der Hand. Das haben sie nicht bloß selber ihren Söhnen und Neffen erzählt. Es wird auch durch die kriegsgeschichtlichen Werke des Generalstabs bestätigt. Und hätte sich die Garde in den Märztagen von 1848 weniger zuverlässig erwiesen, wie ließe sich dann die große Befangenheit Friedrich Wilhelm's IV. erklären, die sich seiner bemächtigte, so oft er später einer preußischen Gardetruppe begegnete? Das böse Gewissen hätte sich Schuldigen gegenüber gewiß nicht geregt. Und wie hätte sich erst Wilhelm I. zu der Garde gestellt, wenn sie Zeichen der Schwäche hätte erkennen lassen? Er, dem die Soldatentreue über Alles ging! Wie sehr war ihm

Digitized by Google

aber bis an sein Lebensende gerade dasselbe Corps an's Herz gewachsen, dessen völlige Auflösung er laut Professor Oncken nach den „Erinnerungen" der Gräfin Oriola von der Spandauer Citadelle aus feststellen konnte!

Zu keinem seiner Corps fühlte sich Wilhelm I. in dem Maße hingezogen wie zu dem Garde-Corps. Selbst nachdem er den Thron bestiegen hatte, blieb er noch sein eigentlicher Commandeur. Prinz August von Württemberg, ein edler Mann von großer Selbstlosigkeit, war es nur dem Namen nach. So eingehend beschäftigte er sich auch noch als deutscher Kaiser mit ihm, daß es jedes Mal ein längeres Fragen gab, wenn er zu den Uebungen auf dem Kreuzberg bei Berlin und auf dem Bornstädter Felde bei Potsdam erschien und ein Bataillon zufällig einen anderen Führer als seinen Commandeur hatte. „Aber wo ist denn Röder, wo Arnim, wo Bentivegni?" Das waren in der Regel die ersten Worte, die er an den zur vorschriftsmäßigen Meldung heransprengenden Regiments-Commandeur richtete. Und wenn er genöthigt war, einen Officier des Garde-Corps in ein Linien-Corps zu versetzen, so fühlte er ihm vollkommen den Schmerz der Trennung nach. Oft suchte er sogar Balsam auf die Wunden zu legen, die er nach seiner Ansicht hatte schlagen müssen. Bei der Heeresvermehrung nach dem Feldzug 1866 hatte auch das Garde-Corps an die zu formirenden neuen Truppentheile der Linie Officiere und Mannschaften abzugeben. Den Mannschaften gab er als Schmerzensgeld in einer Cabinetsordre eine Gardelitze am Kragen mit, den Officieren gestattete er auf demselben Wege, den Helm und die Namenszüge ihres alten Regiments weiter zu tragen. Als er wenige Jahre darauf bei einer größeren Festlichkeit einen so ausgestatteten Leutnant der Linie unter vielen anderen Kameraden antraf, äußerte er selber sein lebhaftes Erstaunen über die seltsame Uniform. „Aber wo kommen Sie denn her?" redete er ihn an, „kein Mensch kann ja erkennen, bei welchem Regiment Sie stehen." In dem Bemühen, den Kummer der von der Garde zur Linie Versetzten zu lindern, hatte ihn das gute Herz die große Unzweckmäßigkeit seiner Cabinetsordre gänzlich übersehen lassen. Gab aber ein Officier selber zu erkennen, daß er auf Grund seiner privaten Verhältnisse den Uebertritt zur Linie dringend wünschen müsse, so suchte der hohe Herr die Veranlassung des Wunsches zu beseitigen, gleichviel wie tief er dabei in seine Schatulle zu greifen hatte; und als ihm dies bei einem jungen Leutnant nicht gelungen war, da klopfte er ihm bei der Abmeldung auf die Schulter und tröstete ihn mit der Hoffnung, daß er ihn vielleicht doch noch einmal in die Garde werde zurückholen können. In dem fünften Bande seiner deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts nennt Heinrich von Treitschke die Undankbarkeit einen Erbfehler der Hohenzollern. Nur zwei Monarchen wären von ihm frei gewesen: Friedrich der Einzige und Wilhelm I. Wie weit die Dankbarkeit Kaiser Wilhelm I. reichte, haben nicht bloß die Söhne, sondern auch die Enkel und Urenkel Derer erfahren können, gegen die er sich verpflichtet glaubte. Nicht bloß in der Anerkennung seiner unvergleichlichen Haltung während der bösen Märztage von 1848 dürfte die unwandelbare, innige Hingabe des Monarchen an sein Garde-Corps begründet sein. Auch auf die Dankbarkeit für die Treue, die es seinem Vorgänger auf dem Throne unter trostlosen Verhältnissen gehalten hat, ist sie unbedingt zurückzuführen. Daß Kaiser Wilhelm sich als Prinz von Preußen über den Marsch der Gardetruppen von Berlin nach Spandau geäußert hat, soll keineswegs bestritten werden, wohl aber, daß er richtig verstanden worden ist. Ob er nicht vielleicht dem Benehmen der beobachteten Truppen gerade sein volles Lob mit der Bemerkung gezollt hat, daß er bei der vom König an sie gestellten unerhörten Zumuthung sich keineswegs gewundert haben würde, wenn sie in Spandau in völliger Auflösung und ohne Waffen angekommen wäre? Solchen Worten unbewußt einen entgegengesetzten Sinn zu geben, war in einer politischen Lage sehr leicht möglich, in der Alles aus den Fugen gerathen zu sein schien, in der auch die ruhigsten und nüchternsten Geister von einer grenzenlosen Schwarzseherei ergriffen worden waren. Konnte in den bösen Tagen allgemeiner Charakterschwäche eigentlich nicht von vorn herein angenommen werden, daß auch die Garde versagt hätte? Wären Professor Oncken die innigen Beziehungen Kaiser Wilhelm's I. zu dem Garde-Corps nur annähernd bekannt und verständlich gewesen, so hätte er sicherlich schon in ihrer Würdigung die Bekundungen einer altersschwachen, nur subjectiv urtheilenden Palastdame in einer so bedeutungsvollen Frage wie der hier erörterten unbenutzt und so den Ruf der vornehmsten preußischen Truppen unbefleckt gelassen.

Unter mannigfachen Zeichen soll unsere Zeit stehen. Mit gutem Grund kann sie auch die Epoche sensationeller Enthüllungen genannt werden. Vergeht doch fast keine Woche, in der nicht in Folge von veröffentlichten Memoiren und ähnlichen Schriften die Tagespresse Anlaß hat auf durchaus neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung von Ereignissen der jüngsten Vergangenheit aufmerksam zu machen. Gute Tage haben allerdings die Verleger solcher Enthüllungen. Aber auf deren Profit kann es für den Verfasser doch weniger ankommen als auf die Wirkung auf die Leser. Ist aber diesen das als historisch wahr Erkannte unter allen Umständen zuzuführen, auch wenn es ihr Urtheil und ihre Stimmung noch zum Nachtheil der Allgemeinheit beeinflussen kann? Wie brandenburgische Truppen sich unter dem Großen Kurfürsten in dieser oder jener Lage benommen haben, ist heute nur noch von geschichtlicher Bedeutung. Denn sie sind längst von der Bildfläche verschwunden. Die preußische Garde von 1848 existirt aber heute noch. Ohne Frage wird das Vertrauen in sie erschüttert, wenn ihr nachgesagt wird, sie habe einmal ihrem König und Kriegsherrn die Treue brechen können. Ist es hiernach schon äußerst bedenklich, geschichtlich erwiesene schwere Verfehlungen von Truppen gegen ihren Fahneneid unter Angabe ihres Namens in die Oeffentlichkeit hinauszutragen — in welchem Lichte erscheinen da erst die ebenfalls in aller Oeffentlichkeit gegen sie erhobenen Beschuldigungen, die der geschichtlichen Wahrheit in's Gesicht schlagen? So anerkennenswerth auch die Zerstörung zahlreicher von der Zeit um die „Flucht des Prinzen von Preußen" gewobenen Legenden durch die Abhandlung des Professors Oncken sicherlich ist, mit der Verbreitung der neuen, von der Palastdame Gräfin Oriola verbrochenen Legende von der Untreue der preußischen Garde gegen ihren Fahneneid hat er sich bis auf seinen auf sensationelle Enthüllungen bedachten Verleger um Niemanden verdient gemacht: weder um das preußische Volk, das Gefahr läuft, der Zuverlässigkeit seiner Truppen zu mißtrauen, noch um das Andenken des entschlafenen Kaisers, noch um die früheren und jetzigen Officiere dieses Corps, die sich in ihren Kameraden von 1848 als Träger ihrer Soldatenehre auf's Tiefste verletzt fühlen müssen, noch endlich um die eigene Glaubwürdigkeit auf dem Gebiete der Geschichtsforschung, die zum Mindesten nicht gehoben worden ist.

Bürgercultur.

Von Rudolf Klein (Berlin).

Man möchte über den heutigen Tiefstand der Allgemeincultur verzweifeln, wüßte man nicht aus der Evolutionsgeschichte, daß solche Interregna naturbedingt sind. Eine Pflanze, in ein anderes Klima gebracht, verändert sich nach einer Zeit krankhaften Stillstandes, ein Thier, gänzlich anderen Verhältnissen ausgesetzt, schafft sich unter Umständen neue Organe, seine Lebensmöglichkeiten fortzuführen. Aber Pflanze

Digitized by Google

und Thier können hierbei auch zu Grunde gehen. Und so steht der Mensch unserer Tage, der sich seit den letzten dreißig Jahren in der schlimmsten Krise dieser Häutung befindet, vor dieser Gefahr, den rechten Anschluß zu verpassen.

Schaut man heute auf die Uncultur, die Einen rings umgiebt, vom Gelehrten und Kaufmann bis herab zum Bauern und Handwerker, so geräth man in einen leichten Zorn und möchte die Gleichgiltigkeit gegen das Schöne und die Geschmacklosigkeit dieser Leute als eine Art Bosheit und Ressentimentfeindschaft auslegen, woran die Art dieser Leute, den neuen Bestrebungen entgegenzutreten, nicht unbetheiligt ist. Und doch fehlt ihnen zum Theil nichts weniger denn der gute Wille. Vollends verwirrt und hülflos unter der Fülle gänzlich gewandelter Eindrücke gelingt es den Wenigsten, das Rechte zu wählen und zu verstehen, da es in der That schwer ist für sie, zu glauben, daß Alles, auf dem noch ihre Väter und sie grau geworden sind, nun Nichts sein soll. Und so trifft denn die größte Schuld jene Demagogen, die mit ebenso viel Dummheit wie thierischer Bosheit die Grundfesten der Gesellschaft zu erschüttern trachteten, statt zu bedenken, daß nur leichte Achsenverschiebungen die neuen Krystallisationen ermöglichen können. Und der schwere Irrthum aller Stände von heute, die sich dem Werdenden noch nicht anzuschließen vermögen, ist der, nicht zu erkennen, daß Alles, was sie ihr Eigen nennen und wie eine heilige Erbschaft hüten, an Geschmack und Stylreinheit dem, das ihre Väter ihnen hinterließen, auch nicht annähernd mehr gleicht, daß sie statt Gold eine abgegriffene fettige Talmimünze zwischen den Fingern drehen, daß bei ihrem neuen Guß das Beste in die Schlacke ging, und daß sie in dem abtrocknenden und verblaßten, einschrumpfenden Kleid einhergehen, unter dem sich eine neue, organisch gewachsene Haut bilden soll.

Die vornehmste Aufgabe aller Derer, die es angeht, wäre somit, diesen Unsicheren ein gewissenhafter Führer zu sein, kein Irrlicht auf moorschwankem Grunde, sondern ein zuversichtlicher Stern über den labyrinthisch verwirrten Gängen. Hierzu aber ist vorerst die eigene Erkenntniß von Nöthen, daß es genau so viel am Wesen Derer zu erhalten giebt — das wahre Erbe ihrer Väter —, wie niederzureißen. Ja, daß Jenes die Hauptsache ist. Ist nämlich das wahre Wesen unseres Volkes in allen Schichten von den Zwittergebilden der Uebergangszeit gereinigt, so wird sich der neue Krystallisationsgang von selbst der Zeit entsprechend abspielen. Statt dessen zimmern die Zukunftsherolde und Messiasse eine Utopie höchst nach ihrem eigenen Geist und rathen dem verwundert staunenden Volke, nun hineinzuwachsen.

Die Parole aber, die Alle, die sich zur Führerschaft berufen fühlen, auf ihre Fahne schreiben sollten, heißt demnach: Traditionalismus! Und zwar durch alle Classen und Stände. Natürlich geht diese Loosung die unteren Classen zumeist an. Denn die schlimmste Frucht der socialistischen Volksverhetzung ist die mangelnde Achtung vor dem Handwerk. Jeder will heute sein, Keiner mehr werden. Man hat den kleinen Leuten immerzu eingeredet, die Reichen seien Schafsköpfe und Schurken, und daß sie das Gleiche wie die reichen Leute seien (eine Behauptung, die genau betrachtet ja nicht übel ist; doch ich will hier nicht satyrisch reden und so hat Keiner Lust, an seinem Platz zu bleiben). Ich sprach von der mangelnden Achtung vor dem Handwerk, in Folge derer es heute ganz unmöglich ist, daß aus der Tradition des Berufes eine culturbedingende Verfeinerung des Menschen vor sich gehe. Denn nicht nur, daß sogenannte „bessere" Leute ihre Kinder dem Handwerk vorenthalten, auch Handwerker, die etwas Geld gemacht haben, halten ihre Kinder schon für zu gut, den gleichen Beruf weiter zu führen, statt daß das Geschäft durch Generationen in der Familie bleibt und sich an dem Besitzer und der Besitzer an ihm cultivire. Ein in erster Generation reich gewordener Bäcker sagte: „Das haben meine Kinder nicht mehr nöthig."

Da liegt die Krankheit der werdenden Städte, der Händlergeist regiert sie. Und da hören wir dieselben „Freisinnigen" und Demokraten einmal gegen alles Conservative eifern und dann über den Mangel an Cultur klagen, während sie deren eigene Todtengräber sind. Und dabei ist es gerade hierum nirgend so schlimm bestellt wie in Deutschland. Ich kannte in Belgien einen Maler, der einen seiner Söhne Maler, den anderen Conditor, den dritten Tischler werden ließ. Während man sich bei uns hierzu erst entschließt, wenn die Kinder Idioten sind. Und ich kenne einen jungen Architekten, durchtränkt in jeder Empfindung von wahrer Cultur — sein Vater und dessen Vorfahren sitzen seit Generationen in einem Schuhwaarengeschäft mit eigener Werkstatt, in der der Bruder des Architekten, ein gebildeter Mensch, mitarbeitet. Nur so kann in die breitesten Schichten Bildung und Cultur getragen werden. Und nicht dadurch, daß man den Leuten, wie die Socialisten es möchten, aufrührerische Bücher in die Hand giebt. Der Mann, der Schuhe fabrizirt, wird öffentlich von Jedermann gemieden, während man der pomadisirten Commisseele Zutritt gewährt.

Wie Volksaufwiegler so die Urheber der selbstbejammerten Uncultur sind, sehen und suchen sie diese bisweilen in unserem Beamtenstand und machen für dessen vorhandene, doch vom Vortheil weit überragten Mißstände den Staat verantwortlich. Als ob der preußische Beamtengeist eine Pickelhaube sei, die er bereit hält, Jedem in die Stirn zu drücken, der willig ist, in seine Dienste zu treten. Wenn hier Schäden zu heilen sind, so ist das Volk selbst für sie verantwortlich zu machen, da sie tief im ganzen Volke wurzeln. Und nie dürfen wir vergessen, daß dieser Geist es ist, der Preußen groß gemacht hat. Der noch zu sehr sich selbst bewußte Unterofficiergeist der kleinen Beamten muß sich zum wahren Officiergeist heben, der völlig unpersönlich sich zum Besten des Einzelnen wie der Gesammtheit, der Sache hingiebt. An seine Stelle darf unmöglich das Ideal „freisinniger" Journalisten gesetzt werden. Wir würden da allzu bald in österreichische, ja spanische Zustände verfallen.

Denn dies Beamtenthum, das von allem Zeitlich-Unzulänglichen gereinigt werden kann und soll, ist von Staats wegen genau so ein Hüter des Traditionalismus und somit ein Culturförderer wie der Bürger auf der anderen Seite, den wir ebenso wenig auf der Höhe fanden. Auf die einfachste Weise seine Function verrichten und so mit der ganzen Seite seines Wesens sich einer Sache hingeben, bedingt in jedem Beruf einen gewissen Styl, dessen Träger natürlich nicht unterlassen darf, den Anschluß an alle werthvollen Errungenschaften seiner Zeit zu erreichen. In unseren Tagen finden wir solchen Styl einmal bis zum Letzten ausgebildet im royalistischen Heer, dann beim katholischen Clerus. Diese beiden Universal-Organismen verleihen ihren Gliedern ein unverweigerliches Gepräge, auf dem sich wachsen und leben läßt im Schatten der Ehrfurcht einflößenden, erblichen Würde des Glanzes und der Macht der Vergangenheit, gegen die alle individuellen Auflehnungen nutzlos sind. Solche Organisationen müssen der Grundstock einer jeden Nation sein, da in ihnen das Wesen des Volkes wie in einem kostbaren Gefäß über die Jahrhunderte zusammenfließt, für Jeden ein erreichbarer Trank der Labe, so er noch nicht allzu weit vom Wege abgeirrt ist. Und daß gerade in unserem Volke eine nie versiegende Ader für Heroenverehrung steckt, hat es durch seine nicht einzudämmende Burenbegeisterung bewiesen, das einzig wirklich Erfreuliche an diesem politisch höchst unzulänglichen Gebahren.

Und wenn die Pioniere der Einzelnen vor Allem in unserem Jahrhundert Manches aufzudecken und auszugraben hatten, sie hätten es aus dem Geist dieser Mächte, nicht ihm entgegen, thun sollen. So ist das Militär heute weniger eine Wehr, denn ein lebendiges Symbol, in dem das preußische Grundwesen seine reinste Form annimmt und Jedem

Digitized by Google

ein Vorbild ist. Wenn daneben das Bürgerthum den Adel als veraltet angreift, so sollte es sich vorerst einmal klar machen, daß es nur mit ihm wetteifern kann, so es sich seine sämmtlichen Vorzüge zu eigen gemacht hat, das Wesen jeder Ritterlichkeit und die Rechte des Degens, wie in England der Bürger es in solchen Dingen dem Adel gleich gethan hat. Während es wiederum Sache des Adels ist, sich den Einwirkungen der Zeit nicht zu verschließen. Doch ist ihm heute in cultureller Beziehung weniger vorzuwerfen als den meisten anderen Kreisen.

Was ist denn der Mangel der Mehrzahl unserer Künstler von heute anderes, als daß ihr die Cultur des Adels fehlt. Ging früher der Künstler mit den Großen des Landes, so konnte man um 1890 in Berlin das ergötzliche Schauspiel erleben, daß man aus der dumpfen Atmosphäre einer Hinterhauswohnung die Welt reformiren wollte, die „Welt", von der man so gut wie Nichts kannte.

So wird denn Jeder aus seinem Stamm die eigene Blüthe treiben müssen — statt durch ein falsches Gleichheitsideal die Charakteristiken der Arbeit zu verwischen — die sich zum Strauße binden. Wie jeder Beruf sich seine eigene Sprache bildet, dessen Fachausdrücke so organisch gewachsen sind, daß sie blutwarm scheinen, so muß er nach Außen hin in jeder Weise sich manifestiren, doch nicht in leeren Aeußerlichkeiten. So bildet sich dann der Styl, den heute die Künstler im Leben vermissen, von selbst, und der sich auf eine von Innen bedingte Culturlosigkeit nicht aufpfropfen läßt, wie die moderne kunstgewerbliche Bewegung es wünscht. Ein Styl wird nicht durch Preisausschreiben erzeugt. Er wächst von Innen heraus. Mit solchen Erzeugnissen weiß der Einzelne Nichts anzufangen, er versteht sie so wenig wie einzelne Worte einer fremden Sprache, die er nicht beherrscht, und deßhalb dürft Ihr es ihm auch nicht verübeln, daß er von der modernen Bewegung nicht viel wissen will. Die Socialisten haben durch ihre Volksverhetzung der durch die Uebergangszeit bedingten Culturentwurzelung Vorschub geleistet, nun schaffen die Künstler, losgelöst vom Volke, und das Volk versteht sie nicht. Zeigt dem Volk, diesem hellaugigen Burschen, mal wieder, was und wer es ist, und daß es sich seiner nicht zu schämen braucht — es wird Euch dann schon entgegen kommen, mit Euch Hand in Hand gehen. Sitzt der kleine Mann wieder seit Generationen voll Stolz in seinem Beruf, so wird er aus ihm heraus ganz von selbst seine Umgebung künstlerisch gestalten, wie es in früheren Zeiten geschah.

Mitleid oder Sport?*)

Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin).

Der Klügere giebt nach — dieses curiose Sprichwort, mit dem man gewöhnlich — den Dümmeren zur Nachgiebigkeit zu bewegen sucht, findet nicht nur im Verkehr der Individuen, sondern auch in der Berührung socialer Gruppen häufig eine fatale Anwendung. Lange genug haben die Aerzte gegen die Kurpfuscher, Antivivisectionisten u. s. w. diese zweifelhafte Weisheit geübt, haben es unter ihrer Würde gefunden, den dreist hingeworfenen Fehdehandschuh aufzuheben, und mit skeptischer Gelassenheit die heftigsten Angriffe aufgenommen, die gegen sie, zumeist mit verdecktem Visir, gerichtet wurden. Die es aus Indolenz und Stolz verschmäht hatten, ärztliche Themen vor Laien zur Besprechung zu bringen und rechtzeitig zum Gegenstand volksthümlicher Belehrung zu machen, mußten mälig erfahren, daß ihre Stimme dann keinen Wiederhall mehr fand, und daß die weiten Kreise des Publicums in Ermangelung gesunder wissenschaftlicher Kost sich mit allerlei gefälschten Surrogaten vertraut gemacht hatten. Sie konnten es schließlich nicht einmal leugnen, daß das Gebäude ihrer Kunst auf dem schwankenden Untergrunde menschlich unvollkommener Erfahrung, mehr oder weniger gewagter Schlüsse, hypothetischer Verallgemeinerungen ruhte, während ihre Gegner allerdings auf einem viel solideren und breiteren Fundamente bauten: auf der menschlichen Dummheit. Und so geschah denn aus diesen und mancherlei anderen Gründen das Unvermeidliche: es machte sich immer deutlicher eine für beide Theile unheilvolle Entfremdung zwischen den Aerzten und dem großen Publicum fühlbar. Endlich erhob auch die antivivisectionistische Strömung ihr Haupt und schloß sich zu einem Weltbunde zusammen, der nebst der großen Menge einzelne hervorragende Laien und manche abtrünnige Aerzte zu seinen Mitgliedern zählt, in letzter Zeit überall eine rege Agitation entfaltet und die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung aus verschiedenen mißverständlichen, ersonnenen oder phantastisch übertriebenen Motiven bedroht. Allmälig besann sich freilich auch der Aerztestand auf die unvermeidliche Nothwehr, und in vornehmer Weise stellten sich nun die Coryphäen der wissenschaftlichen Forschung in die erste Linie des Gefechtes. Altmeister Virchow veranlaßt kurz vor seinem Tode eine neue Auflage des classischen Vortrages über den Werth des pathologischen Experimentes und versieht ihn mit einem kräftigen Nachwort: Professor Rubner, der berühmte Hygieniker, weist in einer Abhandlung über „Volksgesundheitspflege und medicinlose Heilkunde" nach, daß die spärlichen Weizenkörner in der Spreu der Naturheillehre der wissenschaftlichen Medicin entwendet sind; in vortrefflicher Weise plänkeln ferner Stolz und Ughetti mit dem Feinde, und in einer glänzenden polemischen Broschüre unter dem Titel „Antivivisectionsbewegung, Naturärzte und Wissenschaft" zückt Professor Max Flesch eine scharfe Klinge gegen die Aerzte, die sich gegen ihr besseres Wissen zu Handlangern einer forschungsfeindlichen Bewegung herabwürdigen.

Die Antivivisectionsbewegung hat nach den Angaben von Professor Flesch ihren Ausgang genommen von den pietistisch conservativen Kreisen Englands.

Entsprechend diesem Ursprungskeime hat sich ihre Entwickelung gestaltet; es haben sich ihrer bisher mit Vorliebe pietistische, auf reactionärem Boden stehende Kreise angenommen. Am besten zeigen dies Sachsen und die Schweiz, wo die Bewegung mit der Agitation für das Schächtverbot zusammengetroffen und von denselben Leuten zunächst bezüglich des Schächtverbotes — auch hier entgegen dem einstimmigen Urtheile der competenten Fachleute — mit Erfolg geführt worden ist. Ueberall sind den conservativen Kreisen und der höchsten Aristokratie angehörende Elemente hervorragend an dieser Bewegung betheiligt. Es ist ja leicht zu verstehen, daß eine Bewegung, die in intensiver Weise an das Mitgefühl des Menschen für das wehrlose Thier appellirt, zahlreiche Anhänger findet; schwer zu erklären ist es aber aus dem Standpunkte des reinen, von allen sonstigen Motiven ungetrübten Mitgefühls heraus, daß gerade die mit dem wissenschaftlichen Versuch verbundene Schädigung der Thiere das an sich unzweifelhaft berechtigte Mitleid zu einer derartigen Höhe steigern soll, daß der Raum dafür innerhalb der Thierschutzvereine zu eng wird, und daß eigene Vereine und ein eigener Weltbund neben jenen den Leitern nöthig erscheinen. Allenfalls wäre das motivirt, wenn die Vivisection nach ihrer Ausbreitung gegenüber anderen an den Thieren verübten Grausamkeiten eine so hervorragende Rolle spielte, das in ihr eine ganz eigenartige Erscheinung des Sittenlebens zu Tage träte.

Wie stellt sich aber nach Flesch der Sachverhalt dar, wenn man die Verhältnisse ruhig und unbefangen, ohne das Prisma forschungsfeindlicher Tendenzen oder selbstsüchtiger Kurpfuscherfälschungen betrachtet? Zu welch' zahllosen

*) Professor Max Flesch, Antivivisectionsbewegung, Naturärzte und Wissenschaft. Frankfurt a. M. 1902.

Digitized by Google

Grausamkeiten gegen den „fünften" Stand der Thiere erachtet sich der Mensch als berechtigt, nicht nur zu Zwecken der Ernährung — das wäre als ein Theil des Kampfes um's Dasein zu verstehen — sondern um des Sports und der Genußsucht willen? Welch' raffinirte Grausamkeit wird da tagtäglich vieltausendfach verübt, wenn ein lebendes Thier mit dem Messer durch die breite Gewebemasse des Schließmuskels zur Lösung von der Schale geschnitten, dann diese Wundfläche und die zarte Schleimhaut mit beißendem Citronensaft beträufelt und schließlich durch die Speiseröhre gequetscht und in die ätzende Salzsäure — Pepsinmischung des Mageninhaltes — versenkt wird? Das ist unübertrieben das Schicksal der Austern und Muscheln, des Hochgenusses unserer Feinschmecker. Krebse und Hummer werden lebend in siedendes Wasser geworfen. Ebenso geht es unter den Fischen dem Aal. Wie werden die Frösche zum Erbeuten der Froschschenkel gemartert, lebende Schildkröten mit glühendem Eisen aus ihrer Schale getrieben. Und gar die Ausschreitungen des Waidwerks! Jagdkundige berichten, daß vielfach kaum ein Viertel der Thiere direct durch den Schuß falle; drei Viertel werden nur angeschossen und machen einen schweren Todeskampf durch. Hunderte von Thieren fallen manchmal an einem Tage durch die Hand eines Jägers als Jagdbeute; eine Tagesleistung, so groß oder vielleicht größer als der gesammte Thierverbrauch eines mittelgroßen physiologischen Instituts im Jahre! Und die Jagd hat durchaus nicht immer den mildernden Umstand für sich, daß die Beute zur Nahrung dient. Wie häufig gilt sie nur dem Vergnügen und der (zumeist völlig gefahrlosen) Befriedigung der Eigenliebe, wenn es sich z. B. um die Federn des Auerhahns handelt; wieviel Thiermorde hat die Putzsucht zu verantworten, wenn die Vogelbälge zum Schmucke der Damenhüte herbeigeschafft werden sollen? Wo bleibt die Entrüstung und der Entsetzensschrei der antivivisectionistischen Weltbündler gegenüber den Ausschreitungen des Pferdesports und dem Anglisiren der Pferde zur Herstellung willkürlich statuirter Schönheitstypen, gleichwerthig den zopfig verschnittenen Bäumen mancher moderner Gärten? Es gehört nach Flesch's treffender Excursion fürwahr ein guter Theil Heuchelei und böser Wille dazu, unter all' den Gräueln, die im Erwerbs- und Genußleben tagtäglich vor aller Welt sich abspielen, die in der Verborgenheit der wissenschaftlichen Arbeit nicht einmal einen großen Raum einnehmende und sicher in der Intention der weitaus meisten Forscher von ernsten und edlen Ueberlegungen getragene Ausübung des Thierversuchs zu bekämpfen und zum Object eines eigenartigen Mitleidssportes zu machen!

Literatur und Kunst.

Zu Klopstock's Gedenken.

Von O. Wentorf.

Wir Deutschen stecken mehr in der Vergangenheit als uns heilsam ist. Das zeigt sich z. B. in unseren Bildungsanstalten. Die Geschichte der „neuesten Zeit" endet nur zu oft noch mit dem Jahre 1871. Die Reibungselektricität stiehlt dem Galvanismus und der Inductionselektricität die Zeit. Die Zöglinge wollen zur Literatur unseres Jahrhunderts geführt werden und in der vergangenen begräbt man sie.

So hörte ich kürzlich Jemand sich äußern. Man muß sich hüten, der Vergangenheit Unrecht zu thun. Die geschichtliche Bildung ist nicht zu entbehren, kaum zu überschätzen. Am wenigsten für den, der in der Gegenwart voll wirken will. Aber damit ist nicht gesagt, daß wir der Geschichte in ihren kleinsten Tritten, in ihren zahlreichen verschlungenen Seitenwegen zu folgen haben. Sonst kommen wir eben gar nicht erst auf die Straße, die wir gehen sollen. Es gilt, die großen Richtlinien aufzuspüren. Und das geschieht noch immer nicht genug. Es fehlt uns noch immer an dem richtigen Augenmaß für das, was unserer Zeit, was dem Gegenwartsmenschen Noth ist. Deßhalb ist es freudig zu begrüßen, wenn man öfter die Frage stellen hört: Was bedeutet dies oder jenes Stück Geschichte für uns? Was hat diese geschichtliche Persönlichkeit uns noch zu sagen? So fragen auch wir: Was bedeutet Klopstock, der große Mann seines Jahrhunderts, dem jetzt Lebenden? Erweist er sich als eine Kraft unter uns, wie etwa der zwei Jahre später verstorbene Schiller? Ist sein Andenken lebendig unter uns, weil sein Geist es ist?

Zu seinem 100jährigen Todestage wird man in der Kirche zu Ottensen eine Klopstockfeier veranstalten. Unter Glockenklängen wird sein Grab feierlich bekränzt werden. Aber ich sah dies Grab öfters zu anderen Zeiten. Die Linde, die es beschattet, prangte im Schmuck der grünen Blätter und hellen Blüthen. Zehn Schritte davon flutheten Ströme von Menschen vorbei. Dicht gefüllte elektrische Wagen, glänzende Equipagen rollten vorüber. Denn die Klopstockstraße dort mündet in einen der schönsten Wege Norddeutschlands, der an Sommertagen von Tausenden aufgesucht wird. Wer von Allen warf auch nur einen Blick hinüber zu der Stätte, wo der einst unter fürstlichen Ehren bestattete Dichter ruht? Wann naht sich einer aus der Schaar der reichen Fremden, die allsommerlich diesen Weg kommen und die doch sonst Alles gesehen haben müssen? Und es wäre sogar ganz „interessant", dieses Grab unter der Linde mit den überschwenglichen Grabinschriften. Auf Meta's Stein lesen wir die von Klopstock verfaßte Inschrift: Margaretha Klopstock erwartet da, wo der Tod nicht ist, ihren Freund, ihren Geliebten, ihren Mann, den sie so sehr liebte und von dem sie so sehr geliebt wird. Aber hier aus diesem Grabe wollen wir mit einander auferstehen, Du, mein Klopstock und ich und unser Sohn, den ich Dir nicht gebären konnte. — Betet den an, der auch gestorben, begraben und auferstanden ist. Darunter: Sie ward geboren den 16. März 1728, verehelicht den 10. Junius 1754 und starb den 28. November 1758. Ihr Sohn schlummert in ihrem Arm. — Auf Klopstocks Stein aber steht: Deutsche, nahet mit Ehrfurcht und mit Liebe der Hülle Eures größten Dichters.

Und jetzt liegt das Grab, von dem Volke fast vergessen. Doch noch etwas Anderes belehrt uns überzeugender über das Verhältniß Klopstock's zu unserer Zeit. Seine Werke stehen wohl immer noch ehrwürdig in unseren Classikerbibliotheken. Aber wann, wann einmal nehmen wir einen Band von ihnen in die Hand? Und thun wir das, wie lange fesselt er uns? Nun mag man sagen, unsere leichtlebige Zeit könne nur aus Bequemlichkeit zu Klopstock kein Verhältniß gewinnen. Er wolle eben, wie alles Große, mit Anstrengung studirt sein. Doch ich glaube nicht, daß das der Grund ist. Das kann man auch in Bezug auf Schiller oder Goethe sagen. Ich möchte unserer Zeit über die Vernachlässigung Klopstock's keinen Vorwurf machen.

Ueberblicken wir sein Werk. In wenig Gruppen sammelt sich Alles: Religion, Liebe, Freundschaft und Natur. Das sind weite Gebiete. Aber bei näherer Prüfung zeigt sich große Einseitigkeit. Zunächst werden alle Stoffe nur von einer Seite, der des Lyrikers, geschaut. Und dann sind auf den Saiten dieses Lyrikers nur zwei Haupttöne, die immer wiederkehren: der Ton dithyrambischer Begeisterung und thränenseliger Empfindsamkeit. Die Veranlagung für diese Töne führte natürlich wieder rückwärts zur Einseitigkeit in der Auswahl einzelner Stoffe. Und so ist es im letzten

Digitized by Google

Grund ebenso die Eintönigkeit der Stoffe als die der Behandlung, die uns an Klopstock ermüdet.

Am meisten springt ja freilich die Behandlungsweise in die Augen. Wir sind gar so weit entfernt von der religiösen Ekstase, von der im Begeisterungsrausch stammelnden Liebe oder Freundschaft. Wir sehen in diesen Dingen nüchterner, klarer, aber wir dürfen auch sagen wahrer. Denn halten wir die Thaten jener Zeit neben die Worte, so kommen wir nicht zu kurz. Das zeigt Klopstock's Lebensgang, der doch einer der Edelsten war. „Ewige" Liebe zur Fanny erfüllt ihn. Trotzdem er Korb über Korb erhält, wendet er sich nicht Anderen zu. Fanny's Bruder und sein Freund Schmidt spottet: Klopstock, der sich groß geträumet, küsset langsam wie er reimet unter lauter Ach und Weh. Gleim, der möchte wohl noch gehen, denn er küßt, ich hab's gesehen, wie er reimt ex tempore." Aber schon ein wenig später, als Gleim ihn nach Magdeburg gebracht hatte, fand er, „daß es eine ungemein süße Sache sei, wenn man von liebenswürdigen Leserinnen zugleich geliebkost und verehrt würde". Bekannt ist ja der naive Brief an Bodmer: „Und noch eine Frage, die auch einigermaßen bei mir mit zur Gegend gehört; — wie weit wohnen Mädchen ihrer Bekanntschaft von Ihnen, von denen Sie glauben, daß ich einen Umgang mit ihnen haben könnte? Das Herz der Mädchen ist eine große, weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tiefsinniger Weiser sein will. Nur dürften die Mädchen ja nichts von meiner Geschichte wissen" (seiner Liebe zu Fanny). Aber auch später ist er trotz seiner Meta im Stande, sich in einige liebenswürdige Hamburgerinnen zu verlieben. Er liebte Meta wie Fanny, Done wie Meta und Cäcilie Ambrosius nicht minder. Und doch war das nicht Täuschung oder Heuchelei. Das beweist deutlich, wie Klopstock z. B. Done und Meta neben einander stellt: O käme sie, die wir gleich zärtlich lieben, von dort aus ihrer Wonn' herab, herab zu mir und meiner Done und sähe mich; sie würde Dir, denn sie kennt mich viel besser, als Du mich jetzt noch, Done, kennst, ach! sagen, würde Dir des Himmels Bewohnerin mit sanftem Laut und Schimmer in dem Blicke: „Gespielin einst in unserer Welt, er liebet Dich! wie er mich liebte, so liebt er Dich!" Ihr Sohn, ein Genius voll Morgenröthe, ergriffe seine Laute dann zu lispeln in die Saiten: Meta und Done, Dich! Heuchelei hat Klopstock auch in dem Verkehr mit seinen hohen Gönnern fern gelegen. Er schreibt wohl einmal an den Grafen Wellsperg, als Kaiser Joseph die Dedication der Hermannsschlacht angenommen und ihm ein Medaillon mit Brillanten verehrt hatte: „Der Kaiser wird mir verzeihen, daß ich vor ihm gezittert habe. Aber ich habe doch wie ein Deutscher gezittert!" Aber er schraubt ja seine Empfindungen nur so hoch; sie kommen immer wie auf hohen Stelzen geschritten. In Wirklichkeit vergiebt er sich im Verkehr mit dem dänischen König oder mit dem Grafen Bernstorff gar nichts. Er läßt in Gesellschaften hochstehende Personen sich um ihn bemühen.

Wenn wir so durch eine Einzelperson den Geist einer ganzen Zeit verstehen lernen, so werden wir im Urtheil vorsichtig sein. Man kann sie nicht grob, wie es wohl geschieht, mit Gefühlsschwelgerei oder Idealitätsdusel abthun. Sie ist aber auch nicht Muster als die erhabene Zeit hoher Ideale. Die Stellung zu jener Zeit aber ist, wie wir das an den Literarhistorikern sehen, immer ausschlaggebend für die Stellung zu Klopstock's Werk.

Kehren wir nach der Abschweifung zu diesem zurück. Es ist sehr zu bedauern, daß Klopstock so selten einfach menschlich ist. Fast Alles durchsetzt er mit überschwänglichem Gefühl. Der Gipfel ist wohl in der Ode „An Gott" erreicht, in der er Gott bittet, Fanny's Herz ihm zuzuwenden: Dann, wenn sie mit mir Deinen erhabenen Ruhm gen Himmel weinet, betend, mit schwimmendem, entzücktem Auge, will ich mit ihr hier schon das höhere Leben fühlen! Das Lied vom Mittler, trunken in ihrem Arm von reiner Wollust sing' ich erhabener dann den Guten, welche gleich uns lieben, Christen wie wir sind, wie wir empfinden?

Dr. Hamel stellt in seiner Klopstock-Biographie einmal die „Furcht der Geliebten" dem Goethe'schen „Die schöne Nacht" gegenüber. „Cidli, Du weinest und ich schlummere sicher, wo im Sande der Weg verzogen fortschleicht; auch wenn stille Nacht ihn umschattend decket, schlumm'r ich ihn sicher. Wo er sich endet, wo ein Strom das Meer wird, gleit' ich über den Strom, der sanfter aufschwillt. Denn, der mich begleitet, der Gott gebot's ihm! Weine nicht, Cidli."

Goethe dagegen in der Schlußstrophe: Wie ergötz' ich mich im Kühlen dieser schönen Sommernacht! O wie still ist hier zu fühlen, was die Seele glücklich macht! Läßt sich kaum die Wonne fassen. Und doch wollt' ich, Himmel, dir tausend solcher Nächte lassen, gäb' mein Mädchen eine mir. Dr. Hamel meint, beim Lesen beider Lieder erfasse man die christlich-germanische Stimmung der Liebe im Gegensatz zur egoistisch-heidnischen. Mir scheint, es ist einfach die natürlich menschliche Stimmung. Es ist die Stimmung, die auch Klopstock gehabt hat. Später hat er ihr einmal Ausdruck gegeben in Edone, einem der wenigen Liebeslieder, die uns gesund anmuthen: Bei jenes Thales Blumen, die ich ihr lesen will, bei jenen Myrtenzweigen, die ich ihr flechten will, beschwör' ich Dich, Erscheinung, auf, und verwandle Dich! Verwandle Dich, Erscheinung, und werd Edone selbst! — Das einfach Menschliche lag wohl Klopstock von Natur nicht fern. Ich glaube, der unglückliche Messias mit seinem frühen, überschwänglichen Ruhm trägt die Schuld, daß der Dichter sich nach der Seite nicht entwickelte. Hätte er es nicht für seine Aufgabe gehalten, das in der Jugend begonnene Werk nun auch zu vollenden, in dem Geiste zu vollenden, in dem es begonnen war, so wäre er wahrscheinlich zur Erde zurückgekehrt, hätte festen Boden unter den Füßen gewonnen und seine Gesammtdichtung schwebte dann nicht so haltlos gleichsam zwischen Himmel und Erde.

Doch sehen wir jetzt auf das, was als das Höchste von je an ihm gepriesen ist und was es ja vielleicht zur Pflicht macht, immer wieder zu ihm zurückzukehren: seine Sprache. Nach Luther war er hier der Größte vor Goethe. Er bereicherte unsere Sprache durch edle Bildungen, unter seiner Hand wird sie wohllautend und geschmeidig zum Ausdruck zarter Gefühle, wird kräftig, stolz, erhaben dem Edlen und Höchsten entsprechend, das dargestellt werden soll. Wohlklang und Rhythmus einen sich zu einer musikalischen Wirkung, die sich mitunter messen kann mit der der Bibel oder der Goethe'schen Sprache. Z. B. Ich entfloh ihr und sang, und der bewegte Hain und die Hügel umher hörten mein flötend Lied! Und des Baches Gespräche sprachen leiser am Ufer hin. Oder: Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde! Wie beugt sich der Wald! Wie hebt sich der Strom. Sichtbar, wie Du es Sterblichen sein kannst; ja, das bist Du, sichtbar, Unendlicher!

Die antiken und selbsterfundenen Versmaße, die Klopstock gebrauchte, scheinen mir nun freilich für unsere deutsche Sprache ungeeignet. Er verwendete sie bekanntlich als Gegner des Reims. Er läßt sich in einer Ode an Voß 1782 so vernehmen: Die späteren Sprachen haben des Klanges noch wohl, doch auch des Silbenmaßes? Statt dessen ist in sie ein böser Geist mit plumpem Wörtergepolter, der Reim, gefahren. Red' ist der Wohlklang, Rede das Silbenmaß. Allein des Reimes schmetternder Trommelschlag was der? Was sagt uns sein Gewirbel, lärmend und lärmend, mit Gleichgetöne?

Klopstock ging wohl von der Ansicht aus, die in unseren Tagen wieder aufgestellt wird: Wenn die Sprache ganz wahr sein soll, wenn sie jeder Betonung des Gedankens, jeder Schwankung des Gefühls entsprechen soll, darf sie nicht die Reimfesseln tragen. Der freie Rhythmus muß die Form

Digitized by Google

unserer Dichtung sein. Klopstock lud sich freilich die noch härteren Fesseln der strengen antiken Versmaße auf. Allein sein Sprachgenius handhabt sie so, daß wir sie sehr oft wie freie Rhythmen lesen. Daß der Reim manchmal unerträglich wird, daß seine Schellen oft über schwachen Inhalt wegtäuschen sollen, ist ja wahr. Er wird der künstlerischen Wirkung immer gefährlich, wenn er z. B. in längeren Dichtungen als männlicher oder als weiblicher Reim in Kurzzeilen auftritt. Aber damit ist gegen die rechte Verwendung noch gar nichts gesagt. Man lese, um Bedeutung und Wirkung des Reimes zu erfahren, nur zwei Gedichte nacheinander. Etwa „Das Rosenband" — meinem Empfinden nach das schönste Liebeslied Klopstock's — und daneben Goethe'sche Liebeslieder. Oder die Ode Sommernacht und daneben Goethe's „Erster Verlust". Oder man vergleiche „Heinrich der Vogler" mit einer Liliencron'schen Ballade. Wohl erschweren Versmaß und Reim die Darstellung. Aber um so mehr Kraft in die Form gebunden ist, um so mehr wirkt die Dichtung. Wenn trotz der Formbeengungen der Inhalt seinen Ausdruck erhält, wenn die Engen als Naturformen des Leibes erscheinen, dann erst verspüren wir die höchsten Wirkungen. Ob aber nun mit oder ohne Reim, Klopstock bleibt doch ein Meister der Sprache, und Schrifttsteller werden immer noch gut thun, ihn studirend zu lesen. Aber auch die, denen es nicht Beruf ist? Mir scheint, sie haben keine Ursache. Sie werden überhaupt Niemand zu lesen haben, den sie nicht wegen seines Inhaltes lesen.

Wir haben noch des Vaterlandssängers zu gedenken. Klopstock hat zu einer Zeit, als das deutsche Reich doch nur noch Schein war, das deutsche Vaterland mit aller Kraft und Begeisterung besungen, die ihm eigen war. Er hat deutsches Wesen gepriesen, hat gelehrt, sich deutsch zu fühlen, sich mit Selbstbewußtsein als ein Deutscher zu fühlen. Wohl schießen in seinen Oden und Bardiaten Begeisterung und Empfindsamkeit über das Ziel hinaus. Aber spotten sollte man darüber nicht. Er will deutsche Dichtkunst, nicht Nachahmung, selbst nicht der Griechen. „Ich seh', an den wehenden Lorbeer gelehnt, mit allen ihren goldenen Saiten, o Grieche, Deine Leier stehn, und gehe vorüber! Den Wettlauf zwischen der britischen und deutschen Muse hat Klopstock ja in einer bekannteren Ode dargestellt. Es ist eine der wenigen Oden, die ganz dichterisch geschaut sind. Das 1766 gegen die herrschende Anglomanie gedichtete „Wir und Sie" könnte heute fast noch populär werden. „Sie sind sehr reich! und sind sehr stolz! Wir sind nicht reich! und sind nicht stolz! Das hebt uns über sie! Wir sind gerecht! das sind sie nicht! Hoch stehn sie! träumen's höher noch! Wir ehren fremd' Verdienst. Sie dringen in die Wissenschaft bis in ihr tiefstes Mark hinein! Wir thun's! und thaten's lang'! Wen haben sie, der kühnen Flugs wie Händel Zaubereien tönt? Das hebt uns über sie! Wen traf ihr Barde ganz das Herz? In Bildern weint er! Griechenland, sprich Du Entscheidung aus!" — Nur merkwürdig, daß der Dichter nicht erkannte, daß auch er in Bildern weinte, und daß Griechenland ihn unzweifelhaft in seinem Urtheil mit den Briten verdammt haben würde.

Wenn wir von Klopstock's übrigen Dichtungen zu seinen Epigrammen kommen, ist uns, als wären wir in eine andere Welt versetzt. Das Uebermaß des Gefühls ist verschwunden; die tönende Gespreiztheit der Sprache macht einfacher Kürze Platz. Die Gedanken packen uns. Auch wir in unserer Zeit haben sie noch zu denken. Hier steht der Dichter unserer Zeit noch am nächsten. Er beurtheilt Shakespeare: Warum man Shakespeare mit der Bewunderung liest, ihn, dessen Gegenstand so selten Schönheit ist? Weil er, was er auch wählt, mit Leben beseelt. — Oder. Vom rechten Gebrauch der Feile: Willst Du Dein Bild vom Untergange retten, so mußt Du es so sehr nicht glätten. Der Arm, an dem so viel die Feile macht und schafft, die gar zu helle Stirn hat keine Kraft und kein Gehirn. Oder: „In zwanzig Versen des Homer liegt wahrer, tiefgedachter Regeln mehr als in des Lehrbuchs ausgedehnten, bis zum Schlafen fortplaudernden zehnhundert Paragraphen."

Wir haben vom Messias geschwiegen. Denn er kommt bei der Frage: Was giebt Klopstock uns? erst in letzter Linie. Es ist tragisch, das Lebenswerk, das seinen Namen auf die Nachwelt bringen sollte, entzündet kein Herz mehr. Nur die Inhaltsangaben der zwanzig Gesänge spuken in den Literaturgeschichten.

„Man —."

Eine Betrachtung von Irma v. Troll-Borostyáni.

So bescheiden und harmlos es sich präsentirt, giebt es doch kein bedeutungsvolleres und wuchtigeres, kein fürchterlicheres Wort als das unscheinbare: „man".

Einem Feinde gleicht es, der aus sicherer Deckung den Wehrlosen überfällt; einem Gespenste, vor dem nicht nur Abergläubische und Schwächlinge zittern; einem Tyrannen, dessen Despotismus selbst tapfere Geister sich schwer zu entziehen vermögen.

Denn wer ist „man"? Wo können wir den fassen, der sich dahinter birgt? „Man" ist Niemand und doch eine compacte Masse, eine Chimäre und doch eine reale Macht, es ist nirgends und überall, es umgiebt uns wie die Luft, die wir athmen, wir können ihm nicht entrinnen und es doch nicht packen.

Eine Tarnkappe ist es, unter deren unsichtbar machendem Schutze der Zwang des Herkommens, das Urtheil der öffentlichen Meinung, daneben aber auch Neid, Haß und feige Verleumdung ihr Wesen treiben.

Wenn niedrige Mißgunst die Kraftäußerung eines Talentes oder eine schöne That benörgeln, so muß das „man sagt" den tückischen Angriff decken. Wenn in intimen Kreisen zur Würze der Unterhaltung die chronique scandaleuse gepflegt wird, so leitet sich die böse Kunde, die bestimmt ist, den guten Ruf des lieben Nächsten zu schädigen, selten anders ein als ungefähr: „Wissen Sie schon? — Ich habe gehört... ‚man' erzählt sich ..." u. s. w.

In seiner vornehmsten Bedeutung wird durch das Wort „man" die öffentliche Meinung bezeichnet.

Je strenger wir diese auf Sinn und Begriff prüfen, um so tiefer werden wir in geheimnißvolle Dämmerung geführt. Ja, es darf wohl gesagt werden: die Macht der öffentlichen Meinung, welcher zu Zeiten ein Jeder sich beugt, mag er sie außerdem als einen Gott anbeten oder als einen Götzen verspotten, beruht großen Theils in dem mystischen Helldunkel, womit sie umgeben ist. Dieses undurchdringliche, sinntäuschende Dämmerlicht findet seinen charakteristischen Ausdruck in dem Wörtchen „man".

Doch nicht durch dunkle Worte, sondern durch möglichst helle läßt es sich zeigen, wie dunkel ein Begriff ist. Dies möchte ich nun versuchen.

„Oeffentlich" heißt eine Meinung, sofern sie sich in breiten Massen des Volkes ausspricht, verbreitet, fortbildet.

Was aber ist denn „Meinung"? Meinen ist nicht wissen. Das Wissen beruht auf dem Erkennen der Gründe; das Meinen dagegen ist eine Ueberzeugung aus Instinct, aus uncontrolirbarer Neigung mit halben Gründen oder ganz ohne Gründe. Daher ist auch die Kritik, welche die öffentliche Meinung übt, keine Kritik der prüfenden Vernunft, sondern eine Kritik des Gefühls, einer grundlosen Neigung oder eines ebenso grundlosen Widerwillens. Und daher tritt auch in den verschiedenen Ständen zu Folge ihrer verschiedenen Bildungsstufe und der hieraus entspringenden Verschieden-

Digitized by Google

artigkeit ihrer Geschmacksrichtung oftmals eine verschiedene öffentliche Meinung zu Tage. Zu voller Macht entwickelt sich diese freilich erst dann, wenn sie in den verschiedenen Gesellschaftsschichten Wurzel gefaßt hat; aber auch die in einzelnen socialen Gruppen herrschende allgemeine Ansicht übt auf die Angehörigen dieser Gruppe einen oft unwiderstehlichen Zwang aus.

Zu dieser Unterwerfung unter die öffentliche Meinung wird schon in frühester Jugenderziehung der Grund gelegt. „Das schickt sich nicht", so wird das Kind ermahnt. „Was würde ‚man' sagen, wenn man Dich dies thun sähe." Oder: „So lerne doch fleißiger! Was würde ‚man' von Dir denken, wenn Du bei der Prüfung durchfielest." So wird das Kind dahin gelenkt, die getadelte Handlung aus dem Grunde für Unrecht zu halten, weil „man", d. h. die öffentliche Meinung sie verurtheilt, und die Erwerbung von Kenntnissen und Bildung als eine Bedingung zur Erlangung von Ansehen bei den anderen Leuten zu schätzen. Nicht im Gut oder Böse, nicht in der Schädlichkeit oder Nützlichkeit seines Thuns und Lassens, sondern im Urtheil der öffentlichen Meinung lernt es den Werthmesser seiner Handlungen erblicken. Das Urtheil der Mehrzahl wird zum Regulator der individuellen Lebensführung, und fast Alles, was geschieht, wird auf den Effect berechnet.

Dies wäre nun kein großes Uebel, wenn der öffentlichen Meinung unbedingt zu trauen wäre. Da sie aber nicht wägend und prüfend vorgeht, sondern sich impulsiv durch Sympathien und Antipathien für Personen und Dinge leiten läßt, so ist sie mannigfachen Irrthümern unterworfen. Das alltägliche Leben nicht minder wie die Geschichte der Völker lehrt uns, welch vielartige Wandlungen und Irrungen die öffentliche Meinung durchmacht. Zeigt sie sich einerseits starrsinnig conservativ, indem sie, sich an das gewohnte Herkommen, an überlieferte Anschauungen hartnäckig festklammernd, allem Neuen gegenüber, sei es in den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung oder in den Strömungen künstlerischen Schaffens oder in den Erscheinungen des socialen Lebens sich ablehnend und voreilig aburtheilend verhält, so läßt sie sich andererseits für eine zündende Idee, aber auch ebenso scrupellos für einen sittlichen und geistigen Irrwahn zu glühendem Enthusiasmus und wildem Fanatismus fortreißen.

Wer eine Geschichte der öffentlichen Meinung zu schreiben unternehmen würde, hätte in ihren Annalen schwerwiegende Hemmnisse culturellen Fortschrittes und ebenso viele Schauder furchtbarer Verirrungen wie heroische Großthaten eines begeisterten Volkswillens zu verzeichnen.

Die Greuel der Inquisition hätten nicht vollbracht werden können, wenn die öffentliche Meinung nicht im Banne des Zauber- und Hexenglaubens gelegen wäre, aber auch die zu Boden gerungenen Völker hätten sich nicht den blutigen Lorbeer ihrer Befreiung von der Faust des corsischen Eroberers um ihre Stirnen gewunden, wenn nicht die zu gluthberauschter Freiheits- und Vaterlandsliebe emporgeflammte öffentliche Meinung ihnen die unwiderstehliche Kraft heiliger Leidenschaft verliehen hätte.

Nehmen wir Alles in Allem, so zeigt sich die öffentliche Meinung als ein Proteus, der seine Gestalt ändert, so wie wir sie festzuhalten glauben. Sie fragt nicht nach dem, was wahr oder irrig, was recht oder unrecht ist. Sie liebt und haßt zuerst und urtheilt hinterdrein. Sie erforscht und erkennt nicht, sondern meint, ahnt und empfindet. Daher verwechselt sie oft genug das ihr Zusagende mit dem Gerechten, den Erfolg mit der Moral und obendrein den nächsten Erfolg, der vielleicht später ein Mißerfolg wird. Zuweilen aber trifft sie in der dämmernden Kritik ihres sittlichen Empfindens das Rechte, und das macht ihre Hoheit aus, dann äußert sie sich als Volksgewissen.

Wäre der von ihr ausgeübten Herrschaft eine hierdurch markirte Grenze gezogen, so dürfte man sich dieser wohl unbedenklich unterwerfen. Da sie aber sich noch leichter durch Irrlichter täuschen, wie durch den zündenden Funken eines großen und wahren Gedankens entfachen läßt, so übt ihre auch im Irrthum unbeschränkte Macht auf die Culturentwickelung der Gesellschaft einen weit mehr hemmenden als fördernden Einfluß.

Sie hält die große Masse der Menschen in socialer Knechtschaft, da jeder Einzelne durch die Tragweite des öffentlichen Urtheils gezwungen ist, sich den allgemeinen Anschauungen selbst dann anzupassen, wenn er sie als irrig erkennt, und sich den seiner eigenen Klasse gemeinsamen Lebensregeln zu fügen. Ueber die unbedeutenden wie über die wichtigen Angelegenheiten sind Regeln vorgeschrieben, die Niemand, außer in jenen seltenen Fällen, in denen großer Geist, großer Reichthum oder sehr hoher Rang einen Menschen in Stand setzen, der Gesellschaft eher zu gebieten als sich von ihr gebieten zu lassen, zu verletzen wagt. Der Verständigere ist genöthigt, die Maximen der Minderverständigen, der in der Zwangsjacke des Herkommens Steckenden, — der „Vielzuvielen" — zur Norm seiner Handlungsweise zu machen. Wie oft geschieht es, daß Einer das von ihm als recht und vernünftig Erkannte nicht durchzuführen wagt, weil er hierdurch mit einer herrschenden Sitte, mit einem durch Gewohnheit zum Gesetz erhobenen Brauch in Conflict gerathen würde. Eine Sitte, eine Anschauung, zu deren Gunsten sich kein anderes Argument vorbringen läßt als deren Allgemeinheit, ist eben hierdurch schon gerichtet.

Wir leben in einer Zeit, wo das Recht auf freie Entwickelung der Individualität, das Sichausleben der persönlichen Eigenart zu einem Schlagwort geworden ist. Aber die Macht der öffentlichen Meinung, welche die individuelle Freiheit so schwer beeinträchtigt, ist noch unerschüttert. Der Grund hiervon liegt in einer gewissen geistigen Indolenz und Aengstlichkeit, die über Irrthümer und Thorheiten wohl zuweilen spöttisch lächelt, es aber für zu strapaziös oder auch für gefährlich für das eigene gesellschaftliche Ansehen hält, dagegen anzukämpfen. Und doch sollten alle freien Geister, sollte Jeder, dem an der Schaffung günstiger Bedingungen für vielseitige Culturfortschritte gelegen ist, es als Aufgabe betrachten, diese in ihren Wirkungen oft sehr verhängnißvolle Macht einzuschränken. Sie sollten es als sociale Pflicht erkennen, einerseits an dem Urtheil der öffentlichen Meinung freimüthig Kritik zu üben, ihre Irrungen aufzuzeigen und zu berichtigen, andererseits aber zugleich ihre eigene Lebensführung nicht im Hinblick darauf, wie das Urtheil der Menge sie begutachten möge, sondern nach dem Ermessen ihrer eigenen Vernunft zu regeln.

Dies nenne ich eine sociale Pflicht, weil die durch nichts als die berechtigten Interessen der Gesammtheit eingeschränkte Freiheit der Persönlichkeit, die sorgsame Pflege der Individualität eine Bedingung allen Fortschrittes, die Wurzel der geistigen Blüthe eines Volkes ist. Je größer die Entwickelung der individuellen Fähigkeiten ist, desto vollkommener ist die körperliche und geistige Kraft des einzelnen Menschen und desto vorzüglicher seine Eignung, durch seine persönliche Bethätigung an den großen Culturaufgaben der Gesellschaft mitzuarbeiten.

Wenn man mit Diesem und Jenem spricht, so heißt es oft: „Ja, wir sind ja freilich über den Unsinn hinaus. Aber wer in der Welt lebt, muß sich ihren herrschenden Anschauungen fügen." Und durch dieses Sichfügen der Denkenden und Wissenden wird die Gewaltherrschaft der öffentlichen Meinung immer mächtiger. Sie ist ein Moloch, der sich an den Opfern des freien Thuns und Denkens nährt.

Es ist aber eine ganz irrige Ansicht, daß es unmöglich sei, sich dem Zauberbann des öffentlichen Urtheils zu widersetzen, daß der Einzelne sich der Allgemeinheit unbedingt unterwerfen müsse. Auf die öffentliche Meinung läßt sich anwenden, was Goethe von der Kritik sagt: „Man kann sich

Digitized by Google

gegen sie weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen."

Zu unseren vornehmsten Pflichten gehört die: gegen uns selbst wahr zu sein, und Niemand ist wahr gegen sich selbst, der es nicht wagt, seine Ueberzeugungen auszusprechen und ihnen gemäß zu leben.

Würden alle Diejenigen, die in ihrem Innern die Vernunftwidrigkeit gewisser allgemeiner Anschauungen erkennen, zusammenstehen, so würde sich eine ganz ansehnliche Schaar bilden, um dieses ebenso schmähliche wie lächerliche Joch, die bleiche Furcht vor dem Urtheil der Menge, abzuschütteln. Und wenn Jeder den Muth der Wahrhaftigkeit besäße, das, was er nach sorgsamer Prüfung als das Rechte und Vernunftentsprechende erkennt, unbekümmert darum, ob Andere ein beifälliges oder mißliebiges Urtheil darüber fällen mögen, durchzuführen, dann würde sich in der Gesellschaft allmählich die Erkenntniß Bahn brechen, daß sie das Recht nicht habe, sich in die Lebensführung des Einzelnen einzumischen, so lange dieser nichts thut, wodurch Jemandem ein Schaden zugefügt wird. Hierdurch würde der die Freiheit der Individualität so empfindlich und heimtückisch knechtende Zwang überlebter, dem modernen Zeitbewußtsein nicht mehr entsprechender Formen und Bräuche gebrochen und der öffentlichen Meinung die zu Recht bestehende Schranke gezogen, daß sie nur unmoralische — d. i. socialschädliche — nicht aber auch ungewohnte, dem allgemeinen Herkommen widersprechende Handlungen verurtheile.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Stern der Mutter.

Ein letzter Gedanke.

Von Carl Schultes.*)

Die Thorheit, die im Leben ich begangen,
So vielgestaltig wie der Stunden Zahl,
Die ich auf dieser Erde konnt' erlangen,
Sie lag auf mir gleich einer Höllenqual!
Das Gute aber, das ich je hienieden
Zu thun vermeint', es war ein ärmlich Nichts,
Wie ein verqualmend Flämmchen, hingeschieden
Bei dem Erscheinen hellsten Sonnenlichts!
Mein ganzes Leben glich nur einem herben
Und wilden Traume, denn — ich lag im Sterben! —

*

Mein Athem flog in kurzem Stoß von hinnen! —
Die Meinen fand ich um das Lager steh'n,
Sah ihre heißen Thränen niederrinnen,
Und hört' ihr brünstiges, vergeblich Fleh'n.
Mir blieben nur noch wenige Secunden,
Dann war vollendet meines Seins Geschick,
Es nahte sich — mit tiefem Groll empfunden —
Des Erdenlebens letzter Augenblick!
Um Hülfe ließ vom Einen zu dem Andern
In höchster Angst ich meine Blicke wandern!

*

Vorbei! Vorbei! Ich konnte mich nicht trügen!
Ein schwerer Seufzer sich der Brust entrang,
Ich mußte mich wie all' die Andern fügen,
In deren Ohr der letzte Laut verklang. —

Da zuckte auf vor mir ein helles Leuchten,
Als dräng' durch tiefe Nacht ein reiner Stern,
Und während meine Athemzüge keuchten,
Klang süßes Tönen wie aus weiter Fern'.
Ein Himmelslaut war es aus treu'stem Munde
Der Mutter: „Kind, ich bin bei Dir zur Stunde!" —

*

Da ließ das Wühlen nach in meinem Herzen,
Auch Geist und Körper fühlten sich nun frei
Von Seelenqualen und von Erdenschmerzen,
Als ob ich plötzlich neugeboren sei!
Die Eine — der ich treu selbst in Gedanken —
Sie nahte mir aus fernem Geisterland,
Und lächelnd sah mein Lebenslicht ich wanken;
Denn auf der Stirn fühlt' ich die liebe Hand,
Die meine ersten Schritte einst that lenken,
Zum letzten Liebesgruß sich niedersenken!

*

Ein Seufzer: „Mutter!" und — ich hatt' vollendet!" —
Da fühlte ich mich aufgelöst in Licht,
Und tausend Sonnenwelten abgewendet
Vom Erdensterne dacht' ich seiner nicht!
Ich kannte nur ein einziges Bestreben:
Mit diesem Leuchten, das mein neues Sein,
Gleich all' dem Licht, von dem ich war umgeben,
Den Weltraum zu durchdringen im Verein!
Befreit, erkannt' die Seele keine Schranke,
Sie war nun selbst — ein göttlicher Gedanke!

*

Da taucht' ich tief hinein in unf're Sonne,
Der kleinen Menschenwelt Erhalterin,
Und ihre Lichtgluth ward mir eine Wonne,
Da ich nun selbst ein Theil der Gluthen bin,
Und wollte ich auf ander'm Sterne weilen,
So war es kaum gedacht, auch schon gethan;
Denn durch die Ewigkeit des All's zu eilen,
Dem Lichtgedanken war's ein Spiel fortan,
So gab es Nähe nur und keine Ferne —
Ein Wonnestrahl, flog ich durch all' die Sterne. —

*

Nur Eines war vom Erdensein geblieben —
Doch fühlte ich, so war es rings im All —
Ein überirdisch-seelenhaftes Lieben
Durchdrang auch mich, wie all' den Gluthenschwall!
Die Seelen derer, die auf Erden weilten,
Dem einzig „menschbewohnten" Himmelsstern,
Gleich mir nun Licht, sie alle, alle eilten
Nach einem sich'ren Ziele in die Fern',
Und immer vorwärts mit Gedankenschnelle
So fluthet sehnend fort die Gluthenwelle! —

*

Es schien, als ob von ungezählten Welten
Für jeden Lichtstrahl eine sei bestimmt,
Nur dieser mag sein Liebesehnen gelten,
Bis Ruh' in ihr und doch kein End' er nimmt. —
Auch ich fühlt' meinen Stern im Weltall blinken,
Ein Urgebild von hohem Sonnenrang,
Aus diesem weht der Seele zu ein Winken,
Wie Heimathgruß dereinst zum Herzen drang.
„Dort ist die Ruh!" so klang das Lied der Lieder,
Und Licht zu Licht flog ich zum Stern hernieder!

*

Doch kaum berührte ich die Sonnenerde,
Da klingt das Lichtmeer auf im Sphärenton:
„Willkommen hier zu einem ew'gen Werde,
Zurückgekehrter, heißgeliebter Sohn!
Von hier aus stieg zur dunklen Erde nieder
Dein Geist, dem diese schwere Prüfung galt,
Nun bist befreit Du bei den Deinen wieder
In aller Seelen lichter Urgestalt!
Hier ruh', fortwirkend in die fernste Ferne,
Im ew'gen Licht auf Deinem Muttersterne!" —

*) Wir freuen uns, diese formschönen und empfindungstiefen Verse des nun einundachtzigjährigen „alten Landsknechtes" veröffentlichen zu können. Sie sind doppelt interessant in Hinblick auf die Berliner Première seines „Armen Heinrichs", auf den Max Kempff hier neulich liebevoll hingewiesen hat, und sie zeigen, daß der Alte den Dichter-Ehrennamen noch heute ungeschmälert verdient.

Digitized by Google

Wenn der Wind sich gedreht hat.

Von M. Zehme.

Achtundvierzig Jahre hindurch hatte sie das jeweilige Amt und die Würden des Gatten getheilt, war mit ihm vom Assessor zum Gerichtspräsidenten avancirt.

Er war allmälig dünn- und weißhaarig geworden und müde. Gegen die beiden ersten Thatsachen hätte es zwar Hülfsmittel gegeben — er verschmähte sie; die dritte jedoch wurde einfach fortgeleugnet, die durfte nicht existiren, vollends nicht so kurz vor dem „Fünfzigjährigen". Und die verläßlichen Räthe und Richter, die strebsamen Assessoren und Referendarien, die Alles wissenden Unterbeamten schließlich waren doch nicht umsonst am Platze! Mit diesem Hofstaat ließ es sich wohl regieren.

Als aber die präsidentlichen Mundwinkel immer schlaffer herabsanken und die freundlichen Aeuglein sich trübten, wurde der Hausarzt befragt, bedrängt — bestimmt; denn die kleine Präsidentin hatte Haare auf den Zähnen, und die Reise ging in ein Verjüngungsbad.

Während dieser Wochen wurden hoffnungsvoll gemunkelt von der nahe bevorstehenden Pensionirung — — mit nichten: noch ein letztes Mal aufgeblüht kehrte der Präsident heim, um vier Wochen später in Amt und Würden den allerletzten Athemzug zu thun.

Gegen dieses Gesetzes Erfüllung konnte sich seine temperamentvolle Frau nicht mehr wehren. Sie hatte aufgehört, eine „Persönlichkeit" zu sein, nahm aber doch noch die Erinnerung an eine prunkvolle und allgemeine Bestattungsfeierlichkeit in ihr Wittwenleben mit hinein, wie sie ihr als Expräsidentin nicht geblieben wäre.

Durch Vermögen und Pension änderte sich nun zwar in den Bequemlichkeiten ihres Daseins nichts. Aber der Verkehr mit der Jugend, der Jahresball fehlten ihr, das Ehenstiften und Vorsehung spielen und das amüsante Zuschauen bei der Entwickelung mehr oder minder harmloser Romane, wie sie in der Gesellschaft umlaufen. Diese lebhafte Antheilnahme entsprang nicht dem Hang zur Intrigue, sondern einer Originalität des Charakters, deren reeller Hintergrund etwa vom Stamme der alten Freunde geahnt wurde: die Präsidentin „sollte" einfachster Herkunft sein, ihre Schönheit und Grazie „sollten" ihr diese unerwartete Zukunft gebaut haben, eine oberflächliche Bildung, die sie sich mit gleicher geistiger Grazie angeeignet haben „sollte", täuschte nur über die Vergangenheit. Eh bien! Jedenfalls bewahrte sie ihr Temperament vor dem Zuviel der äußeren Form, vor jeder Geziertheit; eher entschlüpfte ihr hin und wieder, im Affect zuerst, ein kräftiges Wort aus der Kindheit Paradies; und da dies bei dem blind verliebten Gatten nicht strenger geahndet wurde, als mit Küssen, die den vorwitzigen Mund schlossen, so folgten der ersten mehr solche Ungenirtheiten. Ja, sie gefielen an ihr, wenn sie auch nicht Schule machten. Und ihr gefiel es, „eine köstliche Frau, aber ein Original durch und durch" zu sein. Da konnte sie sich nach Herzenslust gehen lassen, man deutete der Gemahlin des Activen nichts übel; man erschmeichelte auch ihre Auszeichnung und Einladung durch einen kecken Ton am leichtesten, und — man tanzte besonders gern auf ihren Bällen.

Als Frau de trente ans dann wurde sie zu Vereinen herangezogen, mindestens als zahlendes Mitglied. Sie stand schließlich an der Spitze von Allem.

Jugend und Grazie hatte sie ziemlich kummerlos scheiden sehen, sie war von des Daseins Freuden zu stark engagirt und fand auch nebenbei, daß ihr die Formenfülle und Lässigkeit der Bewegungen nicht schlecht ständen. Ihren Heinz aber betrauerte sie aufrichtig als Gatten und als den Menschen, der ihr Stellung gegeben; denn allmälig empfand sie, daß sie nicht mehr die volle Macht besaß, die sie ein Menschenalter hindurch den Anderen gegenüber gebraucht und mißbraucht hatte. In den Vereinssitzungen überging man jetzt ihre früher goutirten Einfälle, gönnte ihr aber weiter Platz und Wort in Rücksicht auf ihre Verdienste aus früherer Zeit, bis ihr ihr Temperament wieder einmal einen Streich spielte.

In der Sitzung eines nutz- und segenbringenden Frauenvereins, dem sie seit beinahe fünfundzwanzig Jahren in Treue vorgestanden hatte, war die Verwittwete auch wieder erschienen. Sie grüßt cordial nach allen Seiten und suchte sich dann einen Platz unter Denen, die sie im Vergleich zu sich selbst „die Jugend" nannte. Jugendliche Frauen und reife Jungfrauen der Aristokratie nahmen sie ja gern in ihre Mitte. Es war Schluß des Vereinsjahres, und ein Fräulein XYZ wollte in fließender Rede die günstigen Resultate ihres gemeinsamen Wirkens den verehrten Anwesenden zu Gehör bringen. Fließend war wohl die Rede und ohne Ende auch, jedoch in dem sanften Lispelton geführt, der der Dame eigen war. Eine gewisse nervöse Abspannung prägte sich in etlichen Mienen aus. Die verwittwete Präsidentin aber bekam plötzlich ihr Gamingesicht, was ihr die Jahre nicht hatten nehmen können. Und mit der doppelten Ungenirtheit ihres Charakters und der Schwerhörigen, deren eine sie geworden war, rief sie plötzlich:

„Wenn doch die Gans da oben aufhören wollte! Ich verstehe sie ja gar nicht!"

Zuerst ringsum im Kreise ein krampfhaft verbissenes Lachen. Dann aber, als man das Erblassen der geehrten Rednerin bemerkte, ging ein jäher Stimmungswechsel vor sich. Der Kreis um sie lichtete sich rasch, man wußte nicht, wie sich verhalten, ob verzeihen oder in Acht und Bann thun?! Es war doch eine Insulte erster Güte gewesen, wenn im Tiefinnersten auch Alle befreit aufathmeten, als die Beleidigte, eine plötzliche Unpäßlichkeit erfindend, schloß.

Das große enfant terrible entfernte sich schneller als sonst und sagte daheim zur Vertrautesten aller Vertrauten, der alten Dienerin:

„Johanne, ich glaube, ich habe wieder 'mal eine Dummheit gemacht!"

Bitter rächte sich auch baldigst an ihr die zoologische Titulatur der Gekränkten, indem man ihr in einem officiellen Schreiben für ihre aufopfernde Thätigkeit den tiefgefühltesten Dank ausdrückte, diese aber nicht weiter beanspruchen wollte ꝛc.

Ein humorvolles und zugleich verzeihendes Lächeln spielte beim Empfange des blauen Briefes um ihren Mund.

„Sollte mir wirklich früher so etwas nie passirt sein? Oder doch! Aber Heinz, es wird Zeit, Dir zu folgen — der Wind hat sich gedreht!"

Aus der Hauptstadt.

Politisches Tagebuch.

In der Budget-Commission des Abgeordnetenhauses erklärte Ministerialdirector Althoff auf eine Anfrage, ob der Secretär des historischen Instituts in Rom, Professor Aloys Schulte, ein doppeltes Gehalt beziehe: Professor Schulte lese im Sommer in Breslau und wirke im Winter in Rom. Sein Gesammteinkommen sei nicht höher, als es ihm nach seinen Leistungen zustehe. Es sei zwar nicht regulär, daß ein Beamter zwei volle Gehälter gleichzeitig beziehe; doch komme das öfter vor. Indessen schwebten schon Verhandlungen, um in Zukunft das römische Gehalt dem Professor Schulte als Remuneration zufließen zu lassen. Er begreife nicht, warum die Commission diese Frage nicht auf sich beruhen lasse. Dies unwillige Erstaunen des Ministerialdirectors über die vorlaute Dreistigkeit und naseweise Aufdringlichkeit der Commission war nur zu berechtigt. Wenn man auch zugeben muß, daß die Abgeordneten sozusagen die Vertreter der Steuerzahler sind und sich deßhalb über die Verwendung der Steuergelder unterrichten müssen, so ist doch ihre Neugier gerade im Falle Schulte unverzeihlich tactlos. Die Regierungsvertreter haben nämlich bei der Forderung von 10 000 Mk. für das Archiv in Rom der Commission die doppelte Besoldung des Professors Schulte verschwiegen. Für gebildete und repräsentable Leute giebt es aber nichts Unangenehmeres, als auf fahlem Pferde ertappt zu werden und dann darüber noch umständlich reden zu hören. Hier wäre discretes Schweigen Abgeordnetenpflicht gewesen. Wenn die Herren Deputirten sich unangenehm bemerkbar und lästig machen, dann pfeifen die Regierungsvertreter am Ende noch auf das ganze Parlamentsspiel!

*

Der Kronprinz hat seine Bonner Studien beendet und eine längere Reise angetreten.

Vielleicht führt sie ihn auch an den Rhein und giebt ihm Gelegenheit, eine gewisse reizende Universitätsstadt an diesem Flusse wenigstens oberflächlich kennen zu lernen.

*

Gegen die Behauptung, der kaiserliche Babel- und Bibel-Brief sei aus fremder Feder geflossen, hat sich die Norddeutsche Allgemeine Zeitung in einer hochofficiösen Note gewandt. Kein von anderer Seite herrührender Entwurf, so schrieb sie, wäre dabei irgendwie benutzt worden. Selbstverständlich, ohne Weiteres selbstverständlich. Niemand, der Wilhelm's II. Art und Weise kennt, hat seine Autorschaft angezweifelt. Der Brief an Hollmann trägt in Form und Inhalt unverkennbar die Spuren seines Geistes. Leider fährt die Norddeutsche Allgemeine Zeitung nach ihrer dankenswerthen, aber überflüssigen Feststellung, und nachdem sie ihrer Notiz durch die Wendung vom „Gepräge der kaiserlichen Persönlichkeit" das Gepräge der bülowischen Persönlichkeit aufgedrückt hat, wie folgt fort: „Die Rheinisch-Westphälische Zeitung würde ihrem nationalen Standpunkt Nichts vergeben, wenn sie der geistigen Bedeutung des Monarchen, die nicht auf byzantinischer Erfindung beruht, unbefangen gerecht werden wollte, statt bei socialdemokratischen Verkleinerungskünsten mitzuhelfen." Eine solche Anpreisung des Kaisers in einem officiösen Blatte verletzt, ohne unzüchtig zu sein, gröblich das Schamgefühl jedes monarchisch empfindenden Mannes. Regenten von der Art Wilhelm's II. muß es unsagbar peinlich sein, ihre geistige Bedeutung in der abhängigen Regierungspresse attestirt zu finden. Uebrigens ist es noch gar nicht sicher, daß Diejenigen die geistige Bedeutung des Monarchen zu verkleinern beabsichtigten, die ihn nicht als Autor des Hollmannbriefes gelten lassen wollten.

Unsere Staatsmänner sind anmuthreich, ohne Zweifel. Aber auf die Goethe'sche Anmuth, die in's Geben gelegt werden soll, auch in's Geben von Lobsprüchen und Schmeichelworten, verstehen sie sich offenbar sehr schlecht.

*

Digitized by Google

Der Entschluß des deutschen Kaisers, die Absendung der Statue Friedrich's der Großen zu vertagen, findet in Amerika allgemeinen Beifall. Viele Blätter erörtern eingehend die Gründe, weßhalb dieses Geschenk den Amerikanern unwillkommen sein müsse. Die Armeekreise seien entrüstet, daß ein europäischer Monarch den einzigen Vertreter des militärischen Genius in der Kriegsakademie abgeben solle, und erhoffen eine Vertagung ad calendas graecas.

Der Alte Fritz hat sich im Laufe der letzten Jahre im Potsdamer Königssarg wiederholt mit hörbarem Ruck herumgedreht. Man sollte ihm jetzt endlich die auch den Todten so nöthige Ruhe gönnen.

Prinz Vogelfrei.

Dramatische Aufführungen

Der Schleier der Beatrice. Drama in fünf Acten von Arthur Schnitzler. (Deutsches Theater.)

Nun kann man sich ungefähr erklären, weshalb der scheidende Machthaber aus der Schumannstraße sich so lange krampfhaft dagegen sträubte, des erfolgverwöhnten Schnitzler's neuestes Werk zu spielen. Die Weigerung hatte Aufsehen gemacht. Brahm durfte Schnitzler nicht wie den ersten Besten behandeln. Er war ihm einigermaßen verpflichtet. Der „Grüne Kakadu" zählt zu den stärksten Trümpfen der angeblich naturalistischen Bühne, sein Dichter zu den Theekindern der neuen Schule — und trotzdem wand und drehte sich Herr Brahm, um das jüngste Kind der Schnitzler'schen Laune nicht im Hause behalten zu müssen. Er hat dann schließlich, unterm Siegeszeichen der Belagerung von Pisa, die ihm alle Hungersnoth ersparen wird, auch die Belagerung von Bologna riskirt. Allerdings mit entschiedenem Mißerfolge. Schnitzler wurde lebhaft und ausdauernd angezischt.

Der sonst so klare und Kluge kommt uns diesmal auffallend verworren. In einen wilden Renaissancetag stopft er eine Tragödie voll Blut und Leidenschaft hinein. Aber der Dichter des süßen Mädels von Wien kann keine rothen Tragödien schreiben. Vor den Thoren Bolognas liegt der Borgia, morgen wird er die Stadt erstürmt und verbrannt haben — darum laßt uns heute leben. Ganz zufällig läuft dem Herzog Lionardo auf der Gasse ein wunderbar schönes Mägdlein in die Arme, und in einem Anflug von toller Daseinslust begehrt der Vielerfahrene ihrer. Um den Preis der ehelichen Trauung sagt sie zu, und eine Stunde später giebt es zwei Schlimmgepaarte mehr. Jung Beatrix ließ sich nämlich vom Herzoge überreden, sein Weib zu werden, als sie auf dem Wege zur Kirche war, wo sie dem Jüngling Vittorino angetraut werden sollte. Vittorino ersticht sich stracks. Er hat aber eigentlich wenig an der Treulosen verloren: seine ehemalige Braut, die junge Gemahlin des Herzogs, ist seit drei Tagen die Geliebte des Dichters Filippo. Fräulein Beatrice weiß mit ihrem Liebesempfinden offenbar Haus zu halten und doch sehr verschwenderisch umzugehen. Wie die Dame beim Herzoge weilt, packt sie brennende Sehnsucht nach Filippo. Sie stürzt zu ihm hin, um wieder ihm, nur ihm zu gehören, erzählt ihm jedoch unvorsichtiger Weise, daß sie neulich heißen Liebestraum vom Herzoge geträumt habe. Darauf hin nimmt der allzuarg spintisirende Dichter kurz entschlossen Abschied vom Leben. Die unternehmende Dame entflieht nach einigem Gethue, läßt aber in der Eile ihren Brautschleier liegen und erweckt dadurch den finsteren Verdacht des bedauernswerthen Herzogs. Schon soll sie zum Tode verurtheilt werden, als sie sich entschließt, den Herrn Gemahl so weit wie möglich aufzuklären. Man pilgert also in Filippo's Haus, wo der Schleier breit und schön mitten im Zimmer liegt, und hier hat ein Bruder Beatricens nach längerem Hin und Her die verständige Idee, der jungen Dame einen Dolch in's Herz zu bohren.

Wie ein toller, zusammenhangloser Traum muthet diese phantastisch wirre Handlung an. Sie soll echten Renaissancegeist sprühen, Beatrice ist spielendes Kind und Verderberin zugleich, ein ahnungsloser Dämon, der lächelnd mit Seelen und Menschenglück tändelt. Die Drittelung der Vorgänge bedingt eine Drittelung des Interesses. Alle Feinheit und aller Glanz des Gedankens, den der Verfasser über das Stück ausgießt, zumal über seinen Poeten Filippo, macht doch die erklügelte Gewagtheit und Verfahrenheit der Vorgänge nicht vergessen. Schnitzler wollte die Tragödie der flammenden Lebens- und Genußsucht schreiben. Er sagt das zu wiederholten Malen sehr deutlich. Aber Lebenslust ist nicht in Rechenexempeln darzustellen. Auch durch dramatische Rechenexempel nicht.

Aus unseren Kunstsalons.

Ludwig von Hofmann gehört zu den ausgesprochenen Physiognomieen unter unseren jüngeren Malern. Und seine Physiognomie täuscht nicht, wie so viele andere. Es steckt wirklich Etwas dahinter. Ein starkes Eigenleben und ein festes Wollen. Darum bleiben seine Bilder im Gedächtniß haften mit ihren rauschenden Farbensymphonieen und gleitenden Linien. Der Lyriker unter den neuidealistischen Coloristen. Aber keine Lyrik empfindelnder, zierlicher Biedermeierei und auch nicht die Lyrik eines süß lächelnden, graziös-eleganten Rococo, die Lyrik der Watteau und Boucher. Es ist mal mehr die schwüle Poesie der Neu-Intaliener, mal die schwermuthsvolle der Schotten, dann aber wieder dionysischer Festgesang ... Und ein berückender Märchenerzähler ist er auch. Ich meine das nicht nur im Sinne der Farbenmärchen. Die mittelalterliche Legende müßte ihm wundervoll liegen. In Sonderheit Parzival's Jugenderlebnisse, Tristan's und Isolden's Liebestraum und Sehnsuchtsmotiv. Dieses hat einst Melchior Lechter mächtig bewegt, und eine seiner schönsten Fensterverglasungen hat er diesem Motiv gewidmet. Und der Pariser Georges Rochegrosse malte jenes: „Le chevalier aux fleurs". Es wäre interessant, diese Werke mit der Art zu vergleichen, wie Hofmann die Aufgaben zu lösen suchen würde.

Die Märchen, die er uns bisher erzählt hat, versetzen uns immer in den Garten Eden, oder an arkadische Gestade, wo blühende Mädchen und Frauen, nackt oder in wallenden, leuchtenden oder dunkelglühenden Gewändern im Reigen auf und ab schweben, oder in farbenschimmernden stillen Gewässern auf- und niedertauchen, kraftstrotzende, schlanke Jünglinge im sonnigen Grase unter seltsam gebogenen und schillernden Bäumen, zwischen üppigen, fremdgestalteten, buntglänzenden Blumen glückselig hinträumend ... Lyrisch der Stimmung nach, decorativ in der rein malerischen Wirkung — so giebt sich Hofmann am liebsten. Und Stimmung und Ornament fließen harmonisch zusammen. Ganz deutlich ist in seiner Malerei die Einwirkung des modernen Kunstgewerbes mit seinem Cultus der Linie. Zu diesem gesellt sich die jauchzende Freude an der Farbe. Sie wird mitunter bacchantisch; ist immer losgelöst vom Wirklichkeitssinn. Der Maler erfindet sich seine eigenen Farben in der Natur und fügt sie zu berauschenden Harmonieen zusammen. Aber wenn ich sage „bacchantische Farbenfreude" — so schließt das nicht den Eindruck einer beseligenden Ruhe, eines tiefen Friedens aus, den so viele seiner Bilder machen. Das aber ist das Geheimniß der Harmonieen seiner Palette, der Anordnung seiner Linien. Und nirgends drängt sich dabei die Berechnung auf — unmittelbar theilt sich Alles als Empfindung mit. Selbst da, wo das Bild im landläufigen Sinne zum decorativen Entwurf, zum Wandornament wird ...

So drängt es sich Einem wieder Alles auf, wenn man jetzt im Oberlichtsaal bei Keller & Reiner sich in der Sammlung älterer und neuerer Hofmann'scher Bilder ergeht. Daß Böcklin, Klinger, Thoma, die Japaner anregend gewirkt haben — das ist nicht zu leugnen. Aber doch ist's so ganz was Anderes, was schließlich aus diesen Anregungen hervorgegangen ist.

Für mich steht im Mittelpunkt dieser Sammlung das große „Idyll", das auf der „Internationalen" zu Berlin vor sieben Jahren solch' Aufsehen erregte. Frisch wie damals wirkt es heute noch in seinen Farben und seinem seelischen Gehalt. Das beste Gemälde in einer langen Reihe ihm stofflich verwandter, die Hofmann gemalt hat. Auch seine verschiedenen „Adam und Eva" gehören in diese Gruppe hinein. Zwei lebensgroße junge Menschenkinder, unsagbar klare Ruhe in den Gesichtszügen, auf grüner Wiese am stillen, den Abendhimmel wiederspiegelnden Weiher. Nackt im Grase sitzend, träumerisch sinnend in die Ferne blickend der dunkellockige Jüngling; wie er in jugendlicher Kraft strotzend und in elementarer Frische das Mädchen, einen tiefrothen Rock um die Hüften, das braunrothe Haar zusammennestelnd, vom Abendsonnenschein umspielt. Massige, weithin leuchtende weiße Wolkenballen am blauen, nach unten zu grünlich verblassenden Himmel; rosig glimmende Dunststreifen hinter den monumentalen Baumgruppen. ... Eine weltentrückte, friedenträumende Stimmung, die bezwingend sich uns mittheilt. Vom Alltagsstaub und vom Wust des Gewöhnlichen badet sich die Seele rein, versenkt man sich in das Bild mit ihr.

Hier hat Hofmann wohl die schönste seiner lyrischen Weisen geschaffen. Um ihretwillen allein schon kann man ihm solch ein Bild nachsehen, wie die große „Erschaffung der Eva". Gott Vater, ein graubärtiger Riese, hält das eben geformte Weib in seinen großen Händen; nichts von der Urmutter hat es; puppengleich nimmt es sich aus, und der schlafende Adam vorne ganz und gar conventionell. Dazu das häßlich Gelb im Himmel, gegen das allerdings das glühende Roth-Violett der Morgenwolken am Horizont prächtig steht ... Verläßt der Künstler den Boden des rein Lyrischen, will er ganz und gar episch werden, wie hier, so giebt's leicht ein Versagen ... Ganz lyrisch aber wieder ist die kleine Variation zum Motiv des „Idylls": das Mädchen, nackt, an einem Baume lehnend; der Jüngling weiter nach hinten zu im leuchtend gelbgrünen Rasen am Ufer eines blauen Gewässers gelagert. Frühlingsstimmung in der Luft, auf der Flur, in den Weiden, in den jungen Menschenleibern. Eine Symphonie in lichten gelben, grauen, bläulichen, grünlichen Tönen; die Accorde des Nackten aus ihr, einem Leitmotiv gleich, hervorstechend und wie ein geistreicher Paukenschlag das rothe Kopftuch des Mädchens. Noch ein anderes Eden-Motiv: ein Knabe, mit einer Lanze bewehrt, helläugig, blondlockig, schlank in seinen Gliederformen, vielleicht zu schlank gar, am Rande eines Hanges stehend, den oben in der Mitte ein Gebüsch krönt und auf dem Mädchen liegen und sitzen, plaudernd oder träumend, während hinten eine Mutter mit ihren Kleinen aufwärts schreitet ... Auch hier wieder jene beseligende, voll ausklingende Friedensstimmung.

Nur noch zwei Bilder nenne ich aus der Zahl der übrigen, die zumeist auch frühere Motive leicht variiren, oder gar schon zu sehen gewesen sind. Zwei Landschaften. Ohne irgend welche Stilisirung, ohne phantastische Farbenharmonien: ganz und gar Natur und Wirklichkeit.

Digitized by Google

Eine düstere, graubraune Berglandschaft mit einzelnen Schneekuppen, vielleicht ein Herbstmotiv aus dem Riesengebirge voll schwermüthigem Einsamkeitszauber das eine Bild; das andere eine Abendstimmung von der Mittelmeerküste: eine plätschernde violette Wasserfläche mit still ausrollenden langgestreckten Wellenlinien; im nächtlichen Dunst Fischerböte hinausziehend mit röthlich flimmernden Laternen am Bord. Eine neue Note bei Hofmann, dieser schlichte Realismus. Wie ein Ausruhen zwischen seinen schwirrenden, funkelnden Farbenphantasien ...

* * *

Soll ich noch was von Arnold Rechberg sagen, von dem — ebenfalls bei Keller & Reiner — einige Cartons und Plastiken zu sehen sind? Viel darf's nicht sein. Genug, übergenug, daß man dem Dreiundzwanzigjährigen einen eigenen, mit Bildern geschmückten, in silberner Schrift auf Dunkelgrau gedruckten Katalog nebst kurzer Lebensbeschreibung gewidmet hat. Aus dieser erfahren wir, daß der Künstler erst seit einem Jahre den Kaufmannsberuf mit seinem jetzigen vertauscht hat; daß Klinger und Dietz ihn dazu ermuthigt haben, und daß der Leipziger Professor Seffner ihn in sein Atelier aufgenommen hat ... Ich sage, ist das Alles, der anspruchsvolle Katalog u. s. w., nicht etwas zu viel der Ehre schon für einen „Werdenden"? Wie viele schöne Talente sind in den letzten Jahren an solchem Frühlob nahezu erstickt! Im Uebrigen sei zugegeben, daß es ein ungewöhnlich starkes Talent ist, das uns hier entgegentritt, und daß sein technisches Können im Hinblick auf die kurze Arbeitszeit schon höchst anerkennungswerth ist. Aber in den acht Cartons habe ich nicht gar so viel erstaunlich „selbstschöpferischen Gedankenreichthum" entdecken können. Klinger einerseits, Nietzsche andererseits haben bei seiner Entwickelung Gevatter gestanden. Und sie ist noch nicht abgeschlossen. Warten wir also Weiteres ab. Seinen Cartons „Der Weg zur Größe", „Auf der Höhe", „Genie" möchte ich jedenfalls einige der plastischen Arbeiten vorziehen, vor Allem die Büsten „Das Schicksal" — allegorisirt in dem Kopf einer alten Frau mit leeren Augenhöhlen — und „Der Jüngling von Sais" — ein Jünglingskopf von seltsam bewegendem Ausdruck, der den Textspruch: „Wehe aber dem, dem zu viel Wahrheit ward, denn er muß daran sterben" wahr macht. Mit Sprüchen versieht Rechberg alle seine Arbeiten ... Wer mit 23 Jahren solche Werke schaffen konnte, dessen Entwickelung wird man mit Interesse im Auge behalten.

* * *

Nicht viel Worte auch über Claude Monet. Es ist an dieser Stelle schon so oft und so viel von seiner künstlerischen Wesensart und seiner Bedeutung in der Evolution der zeitgenössischen Kunst die Rede gewesen. Wer ihn noch nicht kennt, den Sonnen- und Farbenfreund, der ein Pfadfinder und Wegweiser den Impressionisten geworden ist, wenn er auch selbst nicht ganz den Weg zu Ende gegangen ist, wo der neulich erst hier behandelte Neo-Impressionismus schließlich an die Stelle der Kunst das farbenwissenschaftliche Experiment gesetzt hat, der gehe jetzt zu Cassirer. Dort findet er 17 Bilder von ihm. Bis auf eines, das vortreffliche Bildniß der Mme. M., das auf der Secessionsausstellung 1901 so viel Aufsehen und Bewunderung erregte, hier noch nicht gesehene. Und in diesen Bildern, die ein Menschenalter umfassen, denn jenes älteste zeigt das Datum 1866, das jüngste das von 1900, findet er den Entwickelungsgang des Künstlers selbst gekennzeichnet. Man sieht, wie Monet zuerst noch an dunklen Tönen und am Lokalcolorit festhält und gleichzeitig vor der Form noch eine gehörige Achtung besitzt, wie er dann diese immer mehr und mehr dem Princip des Lichtes und des Farbenglanzes um seiner selbst willen opfert und damit zugleich immer heller und heller wird; man sieht auch, wie seine Technik immer andere Ausdrucksmittel heranzieht, das Ziel zu erreichen, und wie er zuletzt bald leise und flüchtig hinwischt, bald die Farbenflecke aufmauert, einen gleichtönigen Untergrund durch stellenweises Uebermalen und Ueberkleistern zu buntem Geflimmer und glitzerndem Geschwirre auflöst. Man sieht auch — vor Allem — wie ein Monet studirt. Oft genug hat er dasselbe zeichnerische Motiv farbig verschieden behandelt, je nach Jahres- und Tageszeit, Luft- und Lichtverhältnissen. Zwei Beispiele hierfür werden jetzt gezeigt: Betheuil an der Seine in der Sonne und bei verschleiertem Licht; dann die Themse bei London im Morgennebel, durch den die Thürme von St. Paul bläulich hindurchschimmern, in verschiedenen Momenten des schließlich wohl siegreichen Versuchs der Sonne, die graublauen, auf dem Wasser brütenden, die Quais verschleiernden Dünste zu durchbrechen und zu verscheuchen. Selten hat sich seine Kunst so groß gezeigt wie hier, wo er mit den scheinbar einfachsten, aber wohl abgewogenen Mitteln den überzeugendsten Wahrheitseindruck zu erreichen vermochte. Auch in der Wahl der Motive giebt's hier eine große Vielseitigkeit. Sogar norwegischen Wintermotiven begegnet man. Den Kolsaas haben aber allerdings andere Maler anders aufgefaßt, als er hier erscheint, wo der Berg einem im Schnee hingelagerten riesigen, dunkelhaarigen Kameel gleicht.

Diese Sammlung steht im Mittelpunkt der diesmaligen Cassirer-Ausstellung. Sie zeigt außerdem noch u. A. eine ganz neue bretonische Landstraße voll Seewind und Meeresduft, die schwer daherstapfende Weiber und einen Fischer unter grauem Himmel umspielen, von Lucien Simon, eine höchst eigenartige Scenerie vom Genfer See — über einer rohen Steinmauer hinweg sehen wir das milchfarbene Wasser und hoch oben am Horizont weiße Segel schimmern — von Charles Cottet, ältere Bilder von Max Liebermann, eine äußerst malerisch empfundene Pastell-Actstudie und eine ebensolche Scene auf dem fahnengeschmückten Balcon des Café Bauer von Max Slevogt, dessen vielbeschrieener „Verlorener Sohn" hier auch wieder zu sehen ist, ein paar feine Stillleben von Robert Breyer, von denen namentlich das mit dem hohen Blumenglas und ein anderes, weiß in weiß, ebenso kühn gestellte, wie geschmackvoll gelöste Aufgaben bedeuten, und — zuletzt, aber nicht an letzter Stelle — drei winterliche Gouache-Landschaften von Walter Leistikow: drei Riesengebirg-Motive, wie er sie aus den Fenstern von Gerhart Hauptmann's Villa in Agnetendorf jüngst hat sehen können mit ihrem ganzen Zauber von leuchtenden Schneeflächen, blauen Schatten, von weißschimmernden Bergkuppen, verschneiten Dächern und braunen Nebeln, die um die blaugrauen Bergwände sich winden. Drei Bilder von frischester Ursprünglichkeit des Eindruckes und zielbewußter Kraft in der Wiedergabe der Eindrücke. ... J. Norden.

Notizen.

„Regie. Studien zur dramatischen Kunst." Von Dr. Karl Hagemann. Verlegt bei Schuster & Löffler, Berlin. Dieses tüchtige und interessante Buch ist in erster Linie für den nicht handwerksmäßigen, sondern kunstverständigen Regisseur geschrieben. Dessen Aufgabe sucht Hagemann zu fixiren, und zwar zunächst allgemein: Mit den gesammten Ausdrucksmitteln der jeweiligen Bühne die dramatische Dichtung als Gesammtkunstwerk in einer der dichterischen Absicht der congenialen Weise zur scenischen Darstellung zu bringen, hierin besteht die Aufgabe des Regisseurs. Er ist der Stellvertreter des Dramatikers auf der Bühne. Demgemäß hat er sein Augenmerk stets auf das Ganze zu richten, er hat die einzelnen Charaktere der Gesammtheit einzugliedern. Er achtet darauf, daß der Grundton des Stückes festgehalten wird. Hagemann unterscheidet sodann specielle „Textregie" und „Rahmen- oder Umwelt-„regie" und versteht hierunter etwa das, was Paul Lindau „Inhaltsregie" und „Formenregie" nennt (Regie im eigenen Sinne und Inscenirung). In einem geschichtlichen Ueberblick über die Entwickelung der Regiekunst werden die Ansichten Johann Elias Schlegel's, Diderot's, Mercier's, Gottsched's, Lessing's, Goethe's und Schiller's, Tieck's, Immermann's, Laube's über diesen Gegenstand mitgetheilt und verglichen, ganz besonders wird Laube's und Dingelstedt's Verdienste um die Regiekunst hervorgehoben und charakterisirt. Von Bedeutung sind auch die Ausführungen Hagemann's über die persönliche Stellung des Regisseurs gegenüber den Schauspielern. Der Regisseur muß nicht nur ein wahrhaft durchgebildeter und intelligenter Künstler sein, sondern vor Allem ein makelloser Charakter. Der Verfasser wendet sich scharf gegen alle Regieschablone und gegen die Regieführung im Nebenamte. In dem nächsten Capitel theilt Hagemann seine Ideen über die Illusionsfähigkeit des modernen Theaterbesuchers, sowie über die Mittel mit, vermöge welcher eine möglichst absolute Illusion seitens der Bühnenkunst erzielt wird. Ausführlich geht er auf das sogenannte Milieu ein, auf die Zimmereinrichtungen auf der Bühne, die thatsächlich ganz andere sein müssen wie die in der Wirklichkeit, auf Bühnenperspective, Bühnenoptik und -akustik, die an Zeichnungen erläutert werden, Coulissen, Fußboden ꝛc. Er beleuchtet die Vortheile der „Drehbühne" (von Karl Lautenschläger) und die der „Reformbühne" (von Fritz Brandt), wobei er der ersteren den Preis zuertheilt. Weitere Capitel sind der Rollenvertheilung, dem Dialog, der Aussprache, dem Anordnen der Gruppen gewidmet. Von besonderem Interesse für den künstlerischen Regisseur und Theaterbesucher sind schließlich die letzten Capitel, die über Styleinheit, über den Begriff Styl, über idealistische und naturalistische Kunst handeln. Bzm.

Süd- und Mittelamerika. Zweite, neubearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. W. Sievers. Mit 145 Abbildungen im Text, 10 Kartenbeilagen und 20 Tafeln in Holzschnitt, Aetzung und Farbendruck. (Allgemeine Länderkunde, III. Theil.) 14 Lieferungen zu je 1 Mk. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. Rührig ist der Verlag am Werke, die zweite Auflage seiner „Allgemeinen Länderkunde" weiter zu fördern. Schon beginnt als III. Theil „Südamerika" zu erscheinen, das diesmal, ebenso wie „Nordamerika", in Würdigung der Bedeutung beider Kontinente als selbstständiger Erdtheile, in einem besonderen Band dargeboten wird. Mittelamerika und Westindien sind deßhalb bei Südamerika mit behandelt, um die beiden Bände auf gleichen Umfang zu bringen. Getreu dem Programm der zweiten Auflage der „Länderkunde" — Anordnung des Stoffes nach natürlichen Landschaften — wird der Band außer den einleitenden Abschnitten „Erforschungsgeschichte" und „Allgemeine Uebersicht" folgende Capitel enthalten: „Das ungefaltete Land des Ostens" mit den Unterabtheilungen: Guayana, Die Llanos, Amazonien, Brasilien, Die La Plata-Länder und Patagonien; „Das gefaltete Land des Westens" mit den Unterabtheilungen: Die südlichen Cordilleren, Die mittleren Cordilleren, Die nördlichen Cordilleren (peruanische, ecuatorianische, colombianisch-venezolanische), Das übrige Venezuela und die Inseln der Nordküste; „Westindien" und „Centralamerika".

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Verlag der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft m. b. H., München.

Soeben erschien:

Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit.

Von Dr. G. Grupp.

I. Bd. 37 Bogen in 8°, illustr. M. 9.—, in Calico gebd. M. 11.—.

Der Verfasser bietet hiermit ein neues Werk seiner kulturgeschichtlichen Forschungen und Studien. In demselben wird die Kultur der römischen Kaiserzeit in eine neue Beleuchtung gerückt und sie in Beziehung gesetzt zu der gleichzeitigen und folgenden christlichen Kultur. Auf das soziale Leben wird ein Hauptaugenmerk gerichtet.

Ein zweiter Band, „Die Anfänge der christlichen Kultur" behandelnd, wird das Werk abschließen.

Verlag von Roßberg & Berger in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte

der

Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Eine **sehr gut erhaltene**

literarische

Privat-Bibliothek

ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** *M.* 8,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Hervorragendstes Festgeschenk:

Felix Dahns sämtl. poetische Werke.

Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.

In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.

Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.

Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaßlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 21. März 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der General-Feldmarschall. Von Caliban. — Das Angelsachsenthum und Deutschland. Von Kurd von Strantz. — Seit wann besteht Leben auf der Erde? Von Curt Grottewitz. — **Literatur und Kunst.** Das Gesetz Goethe's in der Menschenbildung und Rassenkreuzung. Von Heinrich Driesmans. — Das Gewand des neuen Buches. Von A. L. Plehn (Berlin). — **Feuilleton.** Der betrogene Schwiegersohn. Skizze von Julius Knopf. — **Aus der Hauptstadt.** Die Seeschlacht in Berlin. Von Prinz Vogelfrei. — Anti-Goethe. — Ein Kammergerichts-Urtheil. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Der General-Feldmarschall.

Wilhelm II. weiß zu belohnen. Der frühere Chef seines Militärcabinets, Herr von Hahnke, den ungewöhnliche kaiserliche Gnade bereits zum Generaloberſten befördert hatte, ist noch eine Stufe weiter hinaufgeklommen, zur höchsten Staffel der Heereshierarchie. General-Feldmarschall darf er heute mit freudigem Stolze sich nennen. Mit dem Monarchen selber, mit dem Souverän des verbündeten Nachbarstaates und dem Grafen Waldersee steht er formell in gleichem Range. Früher ward solche seltene Ehrung nur leitenden, zehnfältig erprobten Kriegsmännern, genialen Schlachtengewinnern verliehen; selbst einem Grafen Roon, der die schwierige Reorganisation der preußischen Armee glorreich durchgeführt hatte, fiel sie als nur als ganz unerwartete, köstliche Frucht in den Schooß. Jetzt ist sie zum ersten Male einem puren Friedensmilitär zu Theil geworden.

Darüber zu rechten, ob Herr v. Hahnke durch seine Thaten und seine Verdienste um das deutsche Heer vollgiltigen Anspruch auf die hohe Auszeichnung hat, darüber zu rechten ist Niemandes Amt. Der ehemalige Chef des kaiserlichen Militärcabinets und jetzige Gouverneur von Berlin ist ein Talent, das fast immer in der Stille gewirkt hat. Nur zuweilen, so bei der leidigen Kotze-Affaire, drang sein Name in die Oeffentlichkeit. Immerhin mag er als einer der Ersten Anspruch auf die strahlende Würde haben, wenn überhaupt mit der altpreußischen Ueberlieferung gebrochen und ein glänzender Kriegstitel für bescheidene Friedensleistungen gespendet werden soll. Dies Wenn, das ist der Haken.

Sehr hohe Titel und Orden, mit denen noch Wilhelm I. märkisch sparsam umging, sind neuerdings allgemeiner geworden. Der Schwarze Adler fiel außer dem Lord Roberts so zahlreichen anderen Glücklichen zu, daß er kaum noch zu den schier unerreichbaren, auch von Großen heiß erstrebten Decorationen zählt. Unsere Diplomatie hat sich damit eines starken Machtmittels und einer stets dankbar aufgenommenen Lockung und Belohnung begeben. Doch mag ein aufgeklärter Titel- und Ordenfeind mit dem Laufe der Dinge um so zufriedener sein. Uns minder Aufgeklärten und Nichtdiplomaten ist vor Allem der Gedanke peinlich, daß mit der häufigen Austheilung der höchsten Gunst ihre Würde und Höhe abnimmt. Für die Armee, deren sogenannte Uniform schon eine Auszeichnung ist, sind Auszeichnungen unentbehrlich. Je schwerer der Soldat sie zu erringen vermag, um so nachhaltiger setzt der Ehrgeizige seine Kraft dafür ein. Werden ihm die leuchtenden Sterne tiefer gehängt, so bedarf es der Schaffung funkelnderer Lichtträger, wenn der alte Anreiz ungeschwächt walten soll. Damit steht aber der Staat und der oberste Kriegsherr vor einer Schraube ohne Ende.

„Sedan oder Jena?"*) heißt ein in vieler Beziehung lesenswerthes Buch, das unser Heer vor Verknöcherung und herzloser Erstarrung im Gamaschendienste bewahren möchte. Nach Jena führten 1806 auch der Mandarinismus und das ordenbehängte Büreaukratenthum, das um so gedankenärmer war, mit je gewichtigeren Titeln seine Vertreter umherstolzirten. Man sollte den alten, ehrwürdigen Würden Inhalt und Bedeutung nicht rauben, man sollte sie rarer machen. Denn im entscheidenden Augenblicke werden sonst die Männer fehlen, welchen diese Würden passen, und welche sie mit Aufopferung ihrer ganzen Person zu erobern entschlossen sind. Caliban.

Das Angelsachsenthum und Deutschland.

Von Kurd von Strantz.

Der an sich belanglose Venezuelastreit hat grell den Gegensatz des Deutschen Reiches und seines über dessen enge Grenzen hinausragenden Volksthums wider die englisch-irische Rasse beleuchtet, deren Stammverwandtschaft mit uns wir von dem allzeit practischen Engländerthum an beiden Gestaden des Weltmeeres nur allzu oft und vertrauenselig zu unserem Schaden haben ausbeuten lassen. Während der englisch-französischen Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts zahlte Deutschland mit weiten Grenzstrichen vom Jura bis zum Meer die Zeche, während England eine französische Colonie nach der anderen blattweise gleich einer Artischocke verzehrte. Als schließlich Albion auf dem Wiener Congreß das Kapland und die hinterindische Halbinsel Malakka behielt, wurde Holland mit den südlichen (österreichischen) Niederlanden des alten Reiches entschädigt, also dem werthvollen Ueberbleibsel des burgundischen Kreises, von dem schon die Freigrafschaft, Lothringen, des Elsaß und die Südhälfte Flanderns, des Hennegaues und ganz Artrecht (Artois) und Kammerich (Cambrey) Frankreich zugefallen waren. Daß schließlich das

*) Sedan oder Jena? Roman von Franz Adam Beyerlein. (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.)

Digitized by Google

französischerseits geschaffene Belgien nicht ebenfalls das Schicksal seiner südlichen Landestheile erlitt, verdankt es nicht dem ohnmächtigen Säbelgeraffel John Bulls, sondern der Furcht vor dem deutschen Schwert und besonders Preußens.*)

Ueber dem großen Wasser sind mehr als 20 Millionen Deutsche Bürger der englischen Republik geworden, die nur dem Zufall und der nationalen Schwäche des Deutschthums ihr englisches Gepräge zuschreiben kann. Neuamsterdam (New York) war eine holländische Siedlung, und der größte Neuenglandstaat Pennsylvanien fast ausschließlich deutsch bevölkert. Dies wäre unsere nationale Rechnung mit Großbritannien und seinem Tochterland. Materiell ist der Verlust nicht geringer gewesen. Seit dem Verfall des Merkantilismus und von der französischen Continentalsperre an, die den deutschen Handel vernichtete, hat England das schutzlose und gewerblich zurückgebliebene Deutschland vom Belt bis zur Adria und den Alpen mit seinen Industrie-Erzeugnissen überschwemmt, nachdem wir in den Festlandskriegen ihm vorher seine Söldner aus unserem Blut geliefert und rührige Hände dadurch dem Gewerbe entzogen hatten. Noch das stolze neudeutsche Reich lag im Banne der wirthschaftlichen Vergewaltigung durch England, da selbst im Reichstage Mitglieder des englischen Cobdenklubes als willenlose Sendlinge des britischen Freibeuterthumes saßen und Englands Geschäfte thatsächlich, wenn auch hoffentlich unabsichtlich und selbstlos besorgten, da es sonst ein wirtschaftlicher Landesverrath gewesen wäre, der freilich dem sog. deutschen Großhandel nur nützte. Erst die Abkehr vom Freihandel brachte dem Gewerbe und Handwerk die langersehnte Rettung, da auch schon die Landwirthschaft durch den Mangel eines Schutzzolles dem ausländischen Raubbau, darunter des amerikanischen Weizens preisgegeben war. Der wirthschaftliche Schaden, den wir den eigennützigen Stammesvettern jenseits des Canals in's Schuldbuch schreiben müssen, steht also dem volklichen Verlust an Land und Leuten gleich und ist noch keineswegs überwunden, wie wir ja auch noch auf eine territoriale Vergeltung rechnen dürfen.

Die Folge hätte nunmehr nur ein bitterer, unversöhnlicher Engländerhaß sein müssen, wenn bloß Funken wahren Volksgefühles in unserer Brust lebten. Aber weit gefehlt! Niemals war die gesellschaftliche und politische Anglomanie größer, als wir uns endlich wirthschaftlich ermannten und vorher wenigstens einen allzu kleinen Bruchtheil des alten französischen Raubes wiedergewonnen hatten. Englischer Sport, englische Kleidung, englischer Kunstgeschmack und selbst die gräßlich verstümmelte und abgeschliffene neuenglische Sprache, die der schönen vollen angelsächsischen Mundart entartete und verwelschte Tochter ist, wurden bei uns tonangebend. Entlehnungen sind sonst kein besonderes volkliches Unglück, nur wir fremdenliebenden Deutschen müssen ein beschränkteres Maß halten, um unsere schon so verwaschene Eigenart zu bewahren, sind doch schon die Engländer ein trauriges Beispiel nationaler Verbildung. Stammlich sind die Bewohner der großbritannischen Eilande Niederdeutsche, die die keltischen Briten völlig auffogen oder, wie in Wales, dem Welschland, unberührt ließen. In Schottland sind die Pikten der Niederung germanischen Blutes, nur die Hochländer keltische Skoten. Auch Irland hatte einen starken nordgermanischen Bruchtheil bereits vor der englischen Eroberung aufzuweisen, die zugleich eine beträchtliche angelsächsische Einwanderung veranlaßt. Connaught ist ganz englisch. Die dänischen und normannischen Einfälle verstärkten den germanischen Charakter der Inselwelt. Freilich zerstörten die französirten Nordmänner die niederdeutsche Mundart, die zunächst als Volkssprache unangetastet blieb. Erst die römisch-griechische Bildung, auch ein Unheil unseres festländischen Deutschthums, verschmolz in der verhängnißvollen Zeit des Humanismus beide Landessprachen zu dem heutigen Mischmasch, dem Muster einer kurzen, häßlichen Geschäftssprache. Nur das ungebildete Volk bevorzugt noch die angelsächsischen Wortwurzeln, da es die fremden französisch-lateinischen Ausdrücke nicht versteht. Aber das Angelsachsenthum ist nicht nur sprachlich entartet, auch geistig ist es zu seinem Nachtheil umgewandelt.

Die abgeschlossene und geschützte Lage der britischen Inseln hat freilich die ungestörte Steigerung wirthschaftlichen Wohlstandes bewirkt, aber auch eine schädliche Ueberschätzung des materiellen Gewinnes herbeigeführt, die in einem öden Händlerthum den Gipfel der volklichen Wohlfahrt sieht. Die Erzeugung und der Absatz von Massenartikeln machen den Lebensinhalt dieses sonst so thatkräftigen wikingerhaften Seefahrervolkes aus, das uns stammlich so nahe steht, aber durch seine eigenthümliche Entwickelung trotz allen Reichthums den hochgemuthen germanischen Sinn für das Edle und Schöne mit einem niederen, herzlosen Krämergeist vertauscht hat. Die Nachäffung auf diesem Wege würde daher eine schwere Schädigung unserer Eigenart sein, auch sind die wirthschaftlichen Verhältnisse durchaus nicht gleichartig. England hat eben mit seinem praktischen, nüchternen Verstand bereits dank der festländischen Zwistigkeiten, wo es der lachende Dritte war, den Rahm abgeschöpft, und seine amerikanische Siedlung hat in dem unermeßlichen Neuland die Bodenschätze des Erdballs vereint, die dem alten Europa versagt sind. Das volkliche Selbstbewußtsein und das stolze Kraftgefühl der Engländer dürften freilich nachahmenswerth sein, sofern wir uns von den Schattenseiten fernhalten. Der Engländer ist andererseits der Mann des falschen Scheins, der lediglich auf der socialen Stufenleiter mit allen Mitteln emporklimmt und schon vor Erreichung des Ziels den Anschein einer höheren lediglich materiellen Lebenshaltung erweckt. Der widerwärtige Snobismus ist das Kennzeichen des neuzeitlichen Angelsachsen, der im Geld und der entsprechenden äußeren gesellschaftlichen Lebensführung den Daseinszweck sucht und findet, eine grob sinnliche und äußerliche Auffassung, die jedes höheren Strebens baar ist. Darnach ist Rothschild das englische Ideal, und nicht zufällig ist ein Nachkomme des jüdischen Geldverleihers, Anselm Rothschild, englischer Peer geworden und das Frankfurter Stammhaus erloschen, nachdem eine Milliarde deutschen Vermögens von den Helfershelfern der berüchtigten hessischen Kurfürsten zusammengerafft und dem deutschen Volkskörper nunmehr entzogen ist. Freilich die Genossen aus dem englischen Hochadel sind trotz der stolzen, scheinbar geschichtlichen Herzogswürden größtentheils nicht besserer Herkunft. Der Schwiegersohn des Königs hat einen Großvater, dessen Bankgeschäft der Enkel noch heute angehört. Wir wollen zur Ehre des Bankiers Duff, wie der ursprüngliche Name des Duke of Fife lautet, annehmen, daß er nicht ein solch' übler Börsenjobber, wie sein Enkel, gewesen ist. Der Besitzer des größten Theils der City von London, der Herzog von Northumberland ist ein ganz gewöhnlicher Herr Smithon seiner kaufmännischen Abstammung nach, die nicht weiter als ein Jahrhundert zurückliegt. Kaum ein Dutzend Adelsgeschlechter sind Uradel, wie der feste zahlreiche Kern unseres Adels. Dabei liegt der Engländer vor solchen Lords trotz aller demokratischen Redensarten ebenso in Verehrung auf dem Bauch, wie unsere demokratischen Spießbürger, die sonst jeden deutschen Junker hassen, dessen karges Vermögen jedenfalls anständigerer Herkunft ist, als die bedenklichen Reichthümer des neugebackenen englischen Hochadels. Aber das Geld riecht besonders in England nicht, ohne daß wir uns von ähnlicher Anschauung freisprechen könnten. Fast scherzhaft berührt es, daß diese Emporkömmlinge mit hochtrabenden entlehnten Namen ihre Herkunft nicht selbstbewußt bekennen, sondern sich mit den falschen Federn der Stammbäume längst erloschener Geschlechter schmücken. Sie schämen sich also im gewerbreichen und kaufmännischen

*) Vergl. Kurd von Strantz, das verwelschte Deutschthum jenseits der Westmarken des Reiches. Leipzig, Berlin 1902, Friedrich Luckhardt. 2. ergänzte Auflage.

Digitized by Google

England des entsprechenden Ursprunges, obschon es doch sicher keine Schande ist, von Spinnern und Rhedern abzustammen, zumal das schmutzige Speculantenthum doch erst der neueren Zeit angehört. Die redliche Arbeit adelt demgemäß nach englischer Anschauung nicht.

Der Nichtsthuer mit ererbten oder erspeculirten Renten gilt erst als wahrer Gentleman und Anwärter für's Oberhaus, was freilich auch die edlen Lords nicht abhält, waghalsige Börsenspieler zu sein, die mit den beliebten Pfundantheilen (share zu 1 £ Sterling) die kleinen Leute in der Patsche sitzen lassen, nachdem sie den Cours hochgetrieben und ihre Papiere verkauft haben. Auch festländische Dumme werden nicht verschmäht und dank des Anreißerthums unserer Banken gründlich ausgenommen. Dies ist die wahre Gestalt des wirthschaftlich so kraftstrotzenden Engländers, dessen Unternehmungsgeist uns abgeht, was im wirthschaftlichen Wettbewerb jedenfalls zu bedauern, sonst aber kein Schaden für unser trotzalledem gesünderes Volksthum ist. Freilich belastet der Engländer seinen Kopf weniger mit theilweise unfruchtbarem Wissen. Unsere thörichte und undeutsche Gymnasialbildung wird ihm in solchem bescheidenen Umfange eingetrichtert, daß sein praktischer Sinn nicht abgestumpft wird und seine Augen nicht blöde werden. Aber auch sonst ist er geistig wenig regsam, soweit es sich nicht um den Gelderwerb handelt, wozu häufig mehr Rücksichtslosigkeit und Schlauheit, als Wissen und edle Begabung gehörten. Andererseits wäre uns auch eine bessere Pflege der Muskelkraft zu wünschen, nicht in den kindischen Formen des englischen Sports, sondern unseres deutschen männlicheren Turnens und Wanderruderns.

Nordamerika bildet das abgeblaßte Abbild dieses europäischen Engländerthums, soweit es die starke deutsche Blutmischung zuläßt. Aber der englische Dünkel des moralisch vielleicht noch tiefer stehenden Yankees hat die armen Deutsch-Amerikaner so geblendet, daß sie in angeborener unschöner Nachahmung ihres weit edleren Ursprunges und ihrer besseren Anlagen thatsächlich schon vergessen und sich einfach unter dem Irrwahn von einem neuen amerikanischen Volke anglisiren lassen. Wenig selbstbewußt und national erscheint daher das ähnliche Bestreben der Reichsregierung, die gerade diesen Yankees um den Bart geht, statt das amerikanische Deutschthum moralisch zu stützen und gegen den nationalen Widersacher, den Yankee, auszuspielen. Es mangelt anscheinend in unseren maßgebenden Kreisen an der geschichtlichen und rassenhaften Erkenntniß, zumal die Diplomatie durchschnittlich allzu oberflächlich gebildet und besonders in Deutschland ihre nationale Widerstandskraft in scharfem Gegensatz zum Engländerthum unter königlicher oder republikanischer Staatsverfassung bedauerlicherweise abgestumpft hat. Die Lobhudeleien des Herrn v. Speck-Sternburg gehören in dieses Capitel, auch ist er erst als Major in den auswärtigen Dienst getreten, also trotz seines Gesandtenranges ein Anfänger in diesem Geschäftsbereich, der sich eben von dem amerikanischen Aufschwung hat blenden lassen, einem Aufschwung, der keineswegs in der Tüchtigkeit der Bevölkerung, sondern lediglich in dem noch unerschöpften jungfräulichen Boden begründet ist. Dabei handelt dieser Diplomat sicherlich auf höhere Weisung und im Sinne des Vorstellungskreises, der die eigenartige Hetzfahrt des Prinzen Heinrich v. Preußen veranlaßt hat. Das Yankeethum wird verwöhnt und das Deutschthum, das ihm zahlenmäßig und rassenhaft ebenbürtig ist, zum Völkerdünger herabgedrückt, obschon sich die Vereinigten Staaten mit der Rüpelhaftigkeit des unerzogenen Jungen Dank der selbstaufgestellten Monroelehre, die damals nirgends anerkannt oder beachtet wurde, amtlich in unsere auswärtigen Beziehungen einmischen.

Da das scheinbare Engländerthum der Union fast zur Hälfte Iren enthält, die sich in nationalem Widerstreit mit den Angelsachsen auch über'm Weltmeer befinden, so erscheint unsere amtliche Unkenntniß des starken deutschen Bruchtheils als schwerer politischer Fehler. Freilich, die gesellschaftliche deutsche Oberschicht ist stark verengländert. Aber ist es bei uns anders? Nur das Volk war im 18. Jahrhundert in Deutschland noch deutsch geblieben, der größte deutsche Fürst, Friedrich II., ein arger Spötter unseres Volksthums. Wo blüht bei uns jetzt die Anglomanie? Die deutsche verächtliche Fremdenliebe herrscht natürlich auch in Amerika, wo der Deutsche staatsbürgerlich mit dem Engländer zusammengeschweißt und dank seiner volklichen Schwäche dem neuenglischen Muster des Yankees unterlegen ist. Wir wünschen uns dringend die gleiche Anmaßung und das gleiche Selbstvertrauen, die zur Herrschaft führen müssen. In dieser Richtung sind uns die Angelsachsen bisher leider unerreichte Vorbilder volklichen Selbstbewußtseins, einerlei ob es dünkelhaft und dummdreist erscheint. In der Politik entscheidet allein die Gewalt, und auch die volklichen Fragen, übrigens die höchsten politischen, sind lediglich Machtfragen. Der Engländer ist thatenfroh, das nachbismarckische Deutschland thatenscheu und redelustig. Die Amerikaner lassen ihren groben Reden immer die That folgen, so in Cuba und auf den Philippinen und jetzt in Venezuela. Ist es nicht erbärmlich, daß die größten Land- und Seemächte in Washington ängstlich antichambriren? Freilich ist das treulose Albion nur ein unzuverlässiger Bundesgenosse, der nach Neigung und Blutsverwandtschaft mit Naturnothwendigkeit zum yankeehaften Amerika halten muß. So lange wir dort nicht die nationale Fahne entrollt und unsere Volksgenossen in Amerika wider den Yankee aufgerufen haben, ist jedenfalls das amtliche Amerika politisch unser Gegner, wie es wirthschaftlich unser gefährlichster Feind schon lange ist.

Das gemeinsame Wirthschaftsgebiet eint Engländer und Deutsche in der Union und läßt uns als wirthschaftliche Widersacher erscheinen, obwohl wir nur die leidenden Theilnehmer an diesem wirthschaftlichen Kampfspiel bilden, da unsere Landwirthschaft mit dem Raubbau und Bodenreichthum des klimatisch so vielseitigen nordamerikanischen Erdtheils nicht in Wettbewerb treten kann. Wir müssen also nothgedrungen dem deutsch-amerikanischen Landwirth den Absatz seiner Erzeugnisse in der alten Heimath erschweren, sollen wir nicht selbst zu Grunde gehen. Die Selbsthülfe einem Volksgenossen gegenüber ist betrüblich, entfällt aber sofort, wenn sich Nordamerika national auflöst und ein deutscher Volksstaat sich der englischen Erwürgung entzieht. Wir haben ein Lebensinteresse an solchem Vorgang, da wir zwanzig Millionen unseres Stammes nicht aufgeben dürfen, damit sie unsere Mitbewerber über See wirthschaftlich und volklich stärken. Sobald die gänzliche Bevölkerung Nordamerikas sich vollzogen hat, was vielleicht schon in einem halben Jahrhundert geschehen kann, wird der wirthschaftliche Kampf ruhen, den gerade England zur Umgarnung seiner alten Siedelung benutzt. Das nahrungslose Britannien nimmt mangels einer leistungsfähigen Landwirthschaft, die es schon um des ausführenden Großgewerbes willen aus riesenhafter Gewinnsucht vernichtet hat, gern die amerikanischen Lebensmittel auf und bleibt Amerikas sicherer europäischer Markt. Bei Fabrikaten ist es schon weniger willig, auch ist es selbst so entwickelt, daß der jüngere Nebenbuhler es so leicht im eigenen Lande nicht schlagen kann. Unser internationales Händlerthum bereichert sich zwar an der amerikanischen Weizenüberschwemmung, sieht aber in der Maschineneinfuhr nicht solchen Nutzen und ist daher selbst für Industriezölle zu haben, während es landwirthschaftlich unbedingten Freihandel verkündet. Nur aus tactischen Gründen vertheidigt es die niedrigen Caprivi'schen Schutzzölle, die lediglich als Finanzzölle wirken und dadurch die Militärlast erleichtern. Der wirthschaftliche Gegensatz läßt sich zur Zeit nicht lösen, da vor dem Beginn einer rationellen Landwirthschaft mit Düngung, zahlreichen menschlichen Arbeitskräften und dem gleichen Verhältniß von Hackfrüchten und Gemüse-

Digitized by Google

bau der Deutschamerikaner außerhalb des Landes die Verwerthung seiner Bodenerzeugnisse suchen muß.

Wir müssen daher so bald wie möglich den nationalen Keil zwischen das amerikanische Engländerthum und Deutschthum treiben, sonst könnte Bruder Jonathan beim Eintritt regelmäßiger Wirthschaftsverhältnisse nach der Art alter Culturländer unsere Volksgenossen bereits volklich verspeist und wir uns mit unserem eigenen Fleisch und Blut unsere stärksten überseeischen Nebenbuhler großgezogen haben. Nicht die national würdelose und politisch feige Aufgabe des nordamerikanischen Deutschthums und die Duldung der Aufsaugung eines so starken Bruchtheils unseres Volkes durch Engländer und minderwerthige Iren, denen jetzt schon Slaven und Italiener an die Seite treten, so daß unser dortiges Volksthum nach zwei Seiten den Kampf um sein nationales Dasein aufzunehmen hat, darf unsere nationalpolitische Loosung sein. Die Schwäche unseres Volksgefühls und die häufig fehlende Einsicht in die Entwickelung der europäischen Stämme Nordamerikas haben uns schon zur schwerwiegenden, schwarzseherischen Unthätigkeit beim Streit um unsere höchsten Güter, um unser Volk selbst, verleitet, das nicht an politische veränderliche Grenzen gebunden ist. Diese Grenzen entsprechen beispielsweise selbst in Europa gar nicht dem Umfange unseres wirklichen Volksgebietes vom Rigaer Meerbusen bis zur Maas, von der Ostsee zur Adria.

Statt das besondere deutsche Element der Vereinigten Staaten zu fördern und zu einer engeren nationalen Verbindung mit dem Mutterland, zunächst auf geistigem, sprachlichem Gebiet zu veranlassen, umschwänzeln wir die ungeschliffenen Yankees, das verzerrte Abbild der schon dünkelhaften, geistig hohlen Engländer, wie dies besonders beim Besuch des Prinzen Heinrich hervortrat, wo man gerade die Ehrung unserer überseeischen Volksgenossen zur Schau hätte tragen müssen. Dagegen spendete man den offen ausgesprochenen Vertretern der gelben Presse und ihren Gesinnungsgenossen allzu reichlich Beifall und Orden. Eine deutsche Kundgebung mußte dieser Besuch werden, freilich waren dann ganz andere Macher dazu nothwendig. Das bißchen Englisch verdreht uns eben die Köpfe, und jetzt werden auch nur Yankeegrößen in Berlin empfangen, die schon richtige europäische hofstolle Kaiserjäger geworden sind, eine ganz eigentlich englische Eigenschaft, die gerade den stolzen Republikaner erblich belastet. Sicherlich ist gegen solche Liebenswürdigkeiten unsererseits Nichts einzuwenden, wenn wir nur damit irgend welche politische Erfolge erzielt hätten und darüber unsere nationale Pflicht gegenüber dem amerikanischen Deutschthum selbst nicht vergäßen. Venezuela dürfte uns doch die Augen öffnen, wo England und die Yankee-Union sich an gegenseitigen Wuthausbrüchen wider unser Reich zu übertreffen suchen. Die harmlose Ueberhebung Bowen's würden wir bei einem europäischen Diplomaten nicht dulden, aber er hat die gelbe Presse hinter sich und demüthigt absichtlich unsere bescheidene Politik. Mit dem Hute in der Hand kann man politischen Rüpeln, die sich selbst als Diplomaten in Hemdsärmeln bezeichnen, nicht Eindruck machen, und als solche muß man größtentheils die sogenannten Staatsmänner Nordamerikas ansprechen, sofern sie nicht durch die europäische Schule der politischen Gesittung gegangen sind. Der soeben gestorbene Weltreisende General v. Korff hat diesen Leuten scheinbar hochmüthig die Abkunft von Zwischendeckern vorgeworfen, aber er hat Recht behalten. Die wahre Herzens- und Geistesbildung fehlt den Milliardären, und leider ist der deutschamerikanische Protz dank seiner Verengländerung diesen Dollarjägern nur allzu ähnlich geworden.

Das niedere deutsche Volk hat sich allein seine Eigenart in der neuen Welt bewahrt, da es sich nicht zum amerikanischen Affen erniedrigt hat. Unsere oberen Gesellschaftsschichten sind die lächerlichen Träger der verächtlichen Ausländerei, wenn auch jetzt ein erfreulicher Wandel eingetreten ist und vielleicht sogar unsere Diplomatie noch davon ergriffen werden wird. Dann dürfen sich freilich deutsche Diplomaten nicht ihrer englisch-amerikanischen Frauen rühmen, noch ihnen ihre Laufbahn verdanken. Volkliches Selbstbewußtsein besitzt gerade der deutsche Diplomat als echter Deutscher gar wenig, und daher werden sie national zu Pantoffelhelden, was der alte Menschenkenner Bismarck am klarsten erkannt hatte. Wir müssen jedenfalls unser politisches Verhältniß zu den angelsächsischen Staaten auf eine nationale Grundlage stellen, wodurch wir auch Amerika vom vereinigten Königreich trennen. Das stolze Albion ist wohl mächtig an Gebietsumfang und unterworfenen fremden Völkern, aber klein an englischer Volkszahl, so daß es diesen Mangel durch Anschluß an die Brüder über dem großen Wasser ausgleichen muß. Trotz kleiner Häkeleien ist ihm dies auch gelungen, worüber wir uns nicht täuschen dürfen. Blut ist eben dicker als Wasser, und wir wollen nach dem gleichen Grundsatz in voller Volkswürde handeln, somit unsere Volksgenossen von den Yankees trennen und nicht mit den englischen Vettern zu unserem Schaden und deren Spott mit der bisherigen geringen Selbstachtung erfolglos liebäugeln. Das amtliche Deutschland dürfte sich doch endlich über die Vergeblichkeit seiner Liebesmühen klar sein, die ihm das Vertrauen des Volkes schon fast gekostet haben. Selbst in der Burensache hat die Regierung das werthvolle nationale Element übersehen, da der bloße Humanitätsdusel uns freilich nicht burenfreundlich machen dürfte. Schon der von Bismarck geahnte Gedanke an ein gemeinsames hoch- und niederdeutsches Südafrika mußte uns auf die burische Seite ziehen. Unsere amtliche Parteinahme für England ließ Chamberlain das seinen Börsenleuten, zu denen nun auch weitschauende Imperialisten traten, freie Bahn dort unten und hat eigentlich erst den Vernichtungskrieg ermöglicht. Den Sieg dankt Albion freilich nur dem Kampf gegen die wehrlosen Frauen und Kinder, obwohl die gesittete Welt ein solches Verfahren bisher nicht kannte. Was würde England sagen, wenn wir nach einer sehr wohl möglichen glücklichen Landung — denn für was haben wir sonst unsere Kähne — in gleicher mordbrennischen Weise gegen Weib und Kind hausten. Freilich wir vergessen die Gefühlsseligkeit des dummen deutschen Michels, die ein unverdientes Glück Englands bedeutet.

Seit wann besteht Leben auf der Erde?

Von Curt Grottewitz.

Die Darwinistische Zuchtwahltheorie beruht auf der Voraussetzung, daß Thiere und Pflanzen in ungeheueren Zeiträumen Gelegenheit hatten, sich zu immer neuen Arten zu entwickeln. Denn im Grunde hing es doch vom Zufall ab, ob ein Nachkomme eines Elternpaares eine vortheilhaftere Eigenschaft besaß. Bis neue Charaktere ganz allmälig durch Überleben der tüchtigeren Individuen, durch Vererbung der nützlichen Eigenschaften und Herauszüchtung noch nützlicherer zu Stande kamen, konnten ungezählte Jahrtausende, ja vielleicht Jahrhunderttausende vergehen. Man denke sich einmal, wie lange Zeiträume wohl dahinrollen müssen, ehe aus Armen nach darwinistischer Entwicklungsweise Flügel entstehen können. Nehmen wir an, eidechsenartige Wesen, wie sie die Dinosaurier waren, hatten sich gewöhnt, auf ihren Hinterbeinen zu stehen und die vorderen Gliedmaßen frei in der Luft zu halten. Damit aus den letzteren Flügel würden, mußten viele tausende von eigenartigen Organen — Federn — aus ihnen hervorwachsen, es mußten aber auch in der Anatomie der Arme und des Brustapparats mannigfache Veränderungen eintreten, alle Knochen mußten ferner sehr leicht werden und

Digitized by Google

sich mit Luft füllen können, damit der Körper durch sein Gewicht nicht den Schwung der Flügel wirkungslos mache. Nun trat unter diesen Urvögeln — wie wir sie nennen wollen — einmal ein Wesen auf, das an irgend einer Stelle des Armes eine winzige Hervorragung hatte, die später einst zu einer Feder werden sollte. Nun vererbte sich diese Eigenschaft zwar, aber konnte nicht lange, lange Zeit vergehen, bis wieder einmal ein Nachkomme auftrat, bei dem diese Hervorragung einen kleinen weiteren Fortschritt nach der Gestalt der Feder hin machte? Es war doch ganz dem Zufall anheimgestellt, ob solch ein Nachkomme im nächsten Jahre, oder nach zehn, hundert, tausend Jahren erst auftrat. Und womöglich ging dieser Nachkomme mit dem fortgeschritteneren Merkmal zufällig zu Grunde, und es vergingen wieder Jahre, Jahrzehnte, — ja, was hindert uns denn anzunehmen: Jahrtausende — ehe wieder ein Individuum geboren wurde, das nur den Status des untergegangenen erreichte. Was ist die Feder doch schon für ein komplicirtes Organ, wenn man sich denken soll, daß sie durch den Zufall über die Leiber ungezählter Generationen hinweg zu Stande kommen soll. Ist es nicht, als ob wir Ziegelsteine immer von neuem wieder auf einen Haufen werfen würden, bis sie sich zufällig einmal so ordneten, daß sie selbst nur eine kleine Hütte bildeten? Und könnte das nicht noch eher geschehen, als die Entstehung einer Feder durch richtungslose planlose Ausbildung in dem spröden Stoff des Organischen und über das Leben vieler Individuen dahin! Und so wie die eine Feder soll sich das ganze Heer von Federn an den Flügeln, womöglich am ganzen Leibe auf demselben Wege entwickeln. So soll sich auch der Brustschulterapparat in seinen einzelnen Knochen und Muskeln, so der ganze Körper umwandeln, damit das Thier flugfähig wird. Es ist gar nicht auszudenken, was für Zeit eine solche Entstehung so wunderbar zweckvoller Organe und Formen voraussetzt. Darwin war sich auch dieser Thatsache bewußt, er rechnete mit ungezählten, unfaßbar großen Zeiträumen.

Darwin war als Geologe in der Schule Lyell's groß geworden. Dieser, der größte der Geologen, hatte die alte Katastrophentheorie beseitigt und gezeigt, wie die Erdrinde, Berg und Thal, Erdfeste und Wasser durch allmälige Entwicklung entstanden war. Wie heute noch das Wasser Sandkorn um Sandkorn vom Gebirge trägt, um es in der Ebene anzuhäufen und wie dadurch ganz allmälig in langen Zeiten eine Anschwemmungsschicht entsteht, so waren durch ähnliche erdumgestaltende Processe alle die Erdschichten nach und nach entstanden, aus denen der feste Panzer unseres Planeten zusammengesetzt ist. So konnte Lyell aus dem jährlichen Schlammabsatz des Nils und des Mississippi, aus dem Vorrücken des Niagara-Falles einen Schluß auf die Zeit ziehen, seit welcher jene Flüsse ihre Schlammschicht abgelagert, der Niagara-Fall seine abtragende Thätigkeit geübt hatte. Er kam dabei auf ganz gewaltige Zahlen. Und wenn er diese zu Grunde legte, bei den Ablagerungen früherer Erdperioden so erhielt er ein ungeheuer hohes Alter der Erdrinde. Da nun bereits in den unteren Ablagerungen, in der ältesten paläozoischen Periode Ueberreste von Lebewesen gefunden werden, so mußte sich also das erste Leben auf der Erde bereits vor ganz unglaublich langer Zeit geregt haben. Diese Auffassung, daß kaum eine Grenze für die Entstehungszeit des Lebens zu kurz bemessen werden könne, paßte nun vorzüglich zu Darwin's Zuchtwahltheorie. Je mehr Zeit man zur Entwicklung solcher spontan auftretender Formen hat, um so eher ist es möglich, daß sich schließlich dieses erstaunlich vielseitige Reich des Organischen, diese Millionen von Arten, diese Milliarden von zweckdienlichen, höchst sinnreich construirten Organen ausbilden konnten.

Es ist klar, daß der Darwin'schen Zuchtwahltheorie der Boden entzogen wird, wenn es nachzuweisen ist, daß die Zeit, seit welcher die Erde Lebewesen trägt, in feste niedere Grenzen zu fassen ist. Die gewaltige Autorität Lord Kelvin's, eines unserer größten Physiker, war es, dem es gelungen ist, die Meinung von der Unbegrenztheit des organischen Zeitalters zu zerstören und auf erdphysikalischen Vorgängen beruhende Berechnungen für das Alter der bewohnbaren Erde aufzustellen. Schon in den sechziger Jahren vermochte Lord Kelvin wenigstens die Annahme zurückzuweisen, daß das Leben auf der Erde schon seit vielen Milliarden von Jahren existire. Wir wissen, wieviel an Wärme der Erde jährlich verloren geht. Würde diese Wärme sich seit zwanzigtausend Jahrmillionen angesammelt haben, so würde sie genügen, um einen hundert Mal so großen Körper wie unsere Erde auf 100 Grad zu erhitzen. Das heißt, eine solche Wärme würde die Erde mit all' ihrem Gestein zum Schmelzen bringen. Und solange die Erde feuerflüssig war, konnten auf ihr natürlich keine Lebewesen existiren. Lord Kelvin hat im Laufe der Zeit seine Rechnungen vervollständigt und auf immer solidere Basis gestellt. Gerade die Wärmeabgabe unseres Planeten erwies sich als gutes Mittel zu Altersabschätzungen. In jüngster Zeit ist der Schmelzpunkt vieler Gesteine festgestellt worden. Dabei ist das Ergebniß sehr bemerkenswerth, daß die Temperaturen, bei denen die verbreitetsten Felsarten schmelzen, keineswegs so hoch sind, als man dachte. Lord Kelvin hatte anfangs gemeint, daß die obere Grenze für das Festwerden der Erdrinde um 400 Millionen Jahre hinter der Gegenwart zurückliege. Auf Grund der neueren Experimente muß die Zahl als noch bedeutend zu hoch gegriffen betrachtet werden. Danach liegen die Grenzen für die Erstarrung unseres Planeten zwischen 20 und 40 Millionen Jahren.

Nachdem die Erde einmal erstarrt war, ging die weitere Abkühlung ziemlich rasch vor sich, da der feste Erdpanzer eine dichte Hülle um den heißen Erdkern bildete. Die Wärme der Oberfläche aber verflog sehr bald in den Weltenraum. Anfangs, als die Rinde zwar fest war, aber noch glühte, erfüllten heiße Dämpfe von Zink, Quecksilber, Schwefel, Phosphor und natürlich von Wasser die Luft. Aber diese Dämpfe schlugen sich sehr bald nieder bei der weiteren Abkühlung, nur der Wasserdampf blieb, bis die Temperatur unter 100 Grad herabgesunken war. Dann fielen heftige Regenmassen zur Erde herab, und bildeten Meere und Flußsysteme, und es begann jener Kreislauf des Wassers, ohne den kein Pflanzenleben und kein Thierleben möglich ist. Die Abkühlung der Erdoberfläche und der Kreislauf des Wassers begannen so bald nach der Erstarrung der Erdoberfläche, daß hierfür kein besonderer Zeitraum angesetzt zu werden braucht. Als es Wasser gab, war auch Pflanzenleben möglich, und man muß deßhalb damit rechnen, daß schon im ersten Jahrhundert nach dem Festwerden niedere Kryptogamen vegetirten. Wachsen doch in den heißen Quellen des Yellowstone Parks in Nordamerika Algen bei einer Temperatur von 74 Grad Celsius.

Nun fragt es sich aber, ob nach der Erstarrung der Erde bereits das Sonnenlicht so stark war, daß Leben auf unserem Planeten möglich war. Es haben aber Helmholtz sowohl wie Newcomb und auch Lord Kelvin selbst aus Berechnungen der Sonnenstrahlung die Ansicht begründet, daß das Centralgestirn vor 40 Millionen Jahren noch nicht so warm gewesen ist, um durch sein Licht und seine Wärme Leben auf der Erde zu unterhalten. Erst vor 20—25 Jahrmillionen befand sich die Sonne, obwohl sie damals noch nicht so warm war wie jetzt, in einem Zustande, daß Pflanzen und Thiere auf der Erde gedeihen konnten. Wenn daher nach rein physikalischen Berechnungen die Entstehung der Organismen in die Zeit zwischen 20 und 40 Jahrmillionen von der Gegenwart aus versetzt werden kann, so giebt uns der Zustand der Sonne eine noch engere Eingrenzung der gewonnenen Daten. Danach liegt der Anfang des Lebens mehr in der Nähe der 20 als der 40 Millionen.

Digitized by Google

Die Berechnungen weisen darauf hin, daß nicht mehr als 25 Millionen Jahre etwa seit dem Auftauchen der organischen Welt auf unserem Planeten verflossen sind.

Gegen diese auf einer Unzahl von Experimenten und feinsten Ueberlegungen beruhende Berechnung sind ja von verschiedenen Seiten Einwände erhoben worden. Aber sie sind von Geologen gemacht worden, und man merkt ihnen an, daß sie nicht viel Gewicht haben, sondern nur gewissermaßen gewaltsam hervorgesucht worden sind, weil die Berechnungen Kelvin's so ganz und gar nicht mit den geologischen und biologischen Anschauungen zu vereinen sind. Die Argumentationen der Gegner Kelvin's sind im Grunde die: in so kurzer Zeit kann sich das organische Leben nicht so reichartig entwickelt haben, die Anschauung verstößt gegen die Darwinsche Entwicklungslehre, darum muß sie falsch sein. Aber selbst die Geologen müssen doch der Ansicht der Physiker so weit nachgeben, daß sie nicht mehr als 100 Millionen Jahre für das organische Zeitalter in Anspruch zu nehmen wagen. Doch auch bei dieser Erhöhung der Altersschätzung waltet die Besorgniß vor, daß in so kurzem Zeitraum sich nicht das Leben, wie es in den mächtigen Ablagerungen so vieler Erdepochen seine Spuren hinterlassen hat, abgespielt haben könne. Und, in der That, ob 25 oder 100 Millionen Jahre, wie ist es möglich, daß sich in so kurzer Zeit durch zufällige Variation alle die unzählbaren, so fein ihrem Zwecke angepaßten Organe entwickelt haben können. Das stimmt ohne Zweifel nicht zu der Lehre Darwin's.

In der Biologie wie in der Geologie hat das Princip der allmäligen langsamen Entwicklung entschieden zu Einseitigkeiten geführt. Wir brauchen nur eine Katastrophe wie die große Ueberschwemmung im Riesengebirge im Jahre 1896 in ihren Wirkungen zu verfolgen, um einzusehen, daß diese viel größere Bedeutung haben als die jahrhundertlange langsame Abtragung von Gesteinsmaterial durch die Bäche bei normalem Verlauf. In einer einzigen Nacht kann das Wasser soviel Sand, Schlamm und Steine in die Thäler bringen wie sonst kaum in Jahrhunderten. Man darf daher bei Berechnungen des Alters von Erdschichten nicht einseitig den normalen Verlauf der erdbildenden Faktoren in Ansatz bringen, sonst gelangt man eben zu übergroßen Zahlen.

In der Biologie aber lassen sich die Berechnungen Lord Kelvin's nur verstehen, wenn wir von Darwin's Lehre einer zufällig auftretenden Variation und allmälig sich vollziehenden Entwicklung absehen. Hugo de Vries hat ja nun glücklich die Darwinianer wenigstens soweit gebracht, daß sie anstatt der allmäligen eine sprungweise erfolgende Entstehung neuer Arten anerkennen. Allein wenn dieser Forscher annimmt, daß zwar neue Formen sofort in einer gewissen Vollkommenheit auftreten, daß sie aber ebenso richtungslos und planlos entstehen wie die Varietäten, so ist mit dieser Anschauung noch nicht viel gewonnen. Denn unter den neu entstandenen Arten findet nach der Annahme de Vries' ein Kampf um's Dasein statt, es erhalten sich also nur die passenden. Und das Passende, das entsteht eben doch wieder zufällig, und wie lange Zeiten mögen vergehen, wo nichts Passendes entsteht! Auch hier sind, um die Entstehung der organischen Zweckmäßigkeit erklärlich zu machen, wieder gewaltige Zeiträume zu Hilfe zu nehmen. Fehlen diese, so konnte im Wirbelspiel des Zufalls nichts Zweckmäßiges entstehen.

Ganz anders liegt die Sache, wenn wir uns die Entwickelung im Sinne Lamarck's denken. Besteht ein direkter Zusammenhang zwischen einer Form und der Umgebung, in der sie sich befindet, so ist die Annahme langer Entwickelungsperioden entbehrlich. Der Gebrauch gestaltet ein Organ ziemlich schnell um, das Wasser, die feste Erde, die Luft, worin ein Thier lebt, übt auf seinen Körper einen Einfluß aus, der diesen so umwandelt, daß er dem Aufenthaltsorte immer mehr gewachsen ist. Dazu gehört gar keine lange Zeit. Wir wissen es von uns Menschen. Werden wir auf ein neues Arbeitsfeld gestellt, so arbeiten wir uns ein, unser Organismus wird gezwungen, seine Kraft nach einer bestimmten Seite zu richten, und diese Seite wird dadurch eben kräftiger, sie paßt sich den neuen Verhältnissen an. Es ist dasselbe bei den Thieren und bei den Pflanzen. Jedes Wesen erfährt individuell die Macht der Umgebung, „es ist ein Produkt der Verhältnisse". Die Umwandlung erfolgt nicht planlos, nicht richtungslos, sondern sie geschieht eben im Sinne der Anpassung. Hier handelt es sich nicht um einen Zufall bei der Entstehung einer neuen Form, sondern um ein zweckmäßiges Wirken der Umgebung. Das von oben kommende Licht zwang die Flunder, die bekanntlich im Gegensatz zu den anderen Fischen auf der Seite schwimmt, ihre Augen nach der Richtung des Lichtes zu lenken. Dabei wurde das eine Sehorgan, das sich auf der dem finsteren Meeresgrunde zugewandten Seite des Kopfes befand, durch fortgesetztes Zerren der Augenmuskeln immer mehr nach der dem Lichte zugewandten Seite des Körpers, des Kopfes geschoben. So kam es denn, daß die Flunder beide Augen auf einer Seite des Kopfes hat und natürlich auf der Seite, die beim Schwimmen nach oben gerichtet ist. Da das Licht im Meere aber natürlich nur von oben kommt, während nach unten zu Finsterniß herrscht, so ist diese Augenstellung für das Thier sehr zweckmäßig. Die eigenartigen Lebensverhältnisse, der Aufenthalt dicht über dem Meeresgrunde, die Richtung des Lichtes, die dadurch hervorgerufene Bewegung des Thieres haben es bewirkt, daß diese zweckmäßige Stellung der Sehorgane zu Stande kam. Dazu sind natürlich keine langen Zeiträume erforderlich. Denn es trat nicht unter den Flundern ein Individuum auf, das das eine Auge an einer etwas anderen Stelle sitzen hatte wie die Artgenossen, es hing nicht vom Zufall ab, daß in ähnlicher Weise immer wieder einmal ein Nachkomme ein Auge besaß, das sich immer mehr und mehr der Oberseite näherte. Denn welches seltsame Spiel des Zufalles hätte dazu geführt, eine solche Augenstellung hervorzurufen! Und wenn doch eine solche Zufallszüchtung im Spiele gewesen wäre, welche Zeit würde sie beansprucht haben, um diese ganze weite Wanderung des Auges von der Unterseite zur Oberseite des Kopfes zu Stande zu bringen! Wissen wir nun, daß in wenig Millionen Jahren die ganze organische Formenwelt entstand, daß also für die Entstehung einer einzelnen Art oder eines einzigen Organes nur ein recht geringer Zeitraum übrig bleibt, so werden wir dazu kommen, das Zuchtwahlprincip zu verwerfen und einen formenden Einfluß der Umgebung auf das einzelne Individuum anzunehmen. Es gab wahrscheinlich aber Zeiten, wo irgend ein Theil der Erde besondere Umwandlungen durchmachte! Während solcher Veränderungen der Umgebung vollzogen sich vermuthlich auch umfassende Veränderungen in der Thier- und Pflanzenwelt. Wir unterscheiden große Erdepochen, in deren Ablagerungen sich organische Welten verschiedenen Gepräges befinden. Bisher hat man annehmen müssen, daß diese Erdperioden ungeheuere Zeiträume umfassen, eben weil sie so verschiedenes organisches Gepräge tragen. Allein jeder Zustand der Erdoberfläche, jede Erdperiode formte die Thier- und Pflanzenwelt in zweckmäßiger Weise um. Und dazu bedurfte es keiner so unermeßlichen Zeiten. So stellt sich nun die Darwinistische Zuchtwahltheorie im Gegensatz zu den Berechnungen über das Alter der Erde; die neolamarckistischen Anschauungen über die Entwickelung der organischen Welt stehen mit ihnen in Einklang.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Das Gesetz Goethe's in der Menschenbildung und Rassenkreuzung.

Von Heinrich Driesmans.

Das Gesetz von der „Erhaltung der Kraft" und das Gesetz von der „Erhaltung des Stoffes" ergeben sich, wenn man Kraft und Stoff für bloße Verwandelungsformen ein und desselben unerforschlichen Grundwesens ansehen darf, als Specialfälle einer tieferen, grundlegenden Gesetzlichkeit. Keine Kraftregung wie kein Stofftheilchen geht jemals verloren. Die Energie des Weltalls ist eine konstante, unveränderliche Größe. Alles erscheint immer wieder nur in verwandelter Gestalt, und wenn eine Lebensregung verschwindet oder neu entsteht, so ist das in der bloßen Umsetzung einer Kraft in die andere begründet. Die Materie geht aus einem Aggregatzustand in den anderen über, wie Eis in Wasser, Wasser in Dampf, aufwärts und so abwärts, und verwandelt dabei nur die Form oder die Zusammensetzung. „Beide große Gesetze," sagt Haeckel, „das physikalische Grundgesetz von der Erhaltung der Kraft und das chemische Grundgesetz von der Erhaltung des Stoffes können wir zusammenfassen unter einen philosophischen Begriff, als Gesetz von der Erhaltung der Substanz."

Einen dritten Specialfall dieses Grundgesetzes kann man die jetzt sogenannte lex parsimoniae nennen, die richtiger indessen das Gesetz Goethe's hieße, denn dieser größte Dichter-Denker war ihr Entdecker, wie Robert Mayer später der des Specialfalles von der „Erhaltung der Kraft," und Lavoisier des anderen von der „Erhaltung des Stoffes." Dieser dritte Fall des natürlichen Grundgesetzes besagt, das keinem Theil eines organischen Systems etwas zugelegt werden kann, ohne daß einem anderen dagegen etwas abgezogen werde, und umgekehrt. „So sind z. B. Hals und Extremitäten auf Kosten des Körpers bei der Giraffe begünstigt," bemerkt Goethe, „dahingegen beim Maulwurf das Umgekehrte stattfindet." Hier findet er „die Schranken der thierischen Natur, in welchen sich die bildende Kraft auf die wunderbarste und beinahe auf die willkürlichste Weise zu bewahren scheint, ohne daß sie im Mindesten fähig wäre, den Kreis zu durchbrechen oder ihn zu überspringen. Der Bildungstrieb ist hier in einem zwar beschränkten, aber doch wohl eingerichteten Reiche zum Beherrscher gesetzt. Die Rubriken seines Etats, in welche sein Aufwand zu vertheilen ist, sind ihm vorgeschrieben; was er auf jedes wenden will, steht ihm bis auf einen gewissen Grad frei. Will er der einen mehr zuwenden, so ist er nicht ganz gehindert, allein er ist genöthigt, an einer anderen sogleich etwas fehlen zu lassen; und so kann die Natur sich niemals verschulden oder gar wohl bankrott werden". (Morphologie: Osteologie IV.) So ist der Körper der Schlange gleichsam unendlich, und er kann es nach dem Gesetz Goethe's deswegen sein, weil er weder Materie noch Kraft auf Hülfsorgane zu verwenden hat. Sobald diese in einer anderen Bildung hervortreten, wie z. B. bei der Eidechse nur kurze Arme und Füße hervorgebracht werden, so muß die unbedingte Länge sogleich sich zusammenziehen und ein kürzerer Körper stattfinden. Die langen Beine des Frosches nöthigen den Körper dieser Creatur in eine sehr kurze Form, und die ungestaltete Kröte ist nach eben diesem Gesetze in die Breite gezogen. Ein weiteres Beispiel für unser Gesetz auf der Stufe der höheren Organisation bietet das Fehlen der oberen Schneidezähne bei den Zweihufern dar, indem hier die darauf verwendbare Masse oder Lebensenergie zur Bildung der Hörner oder des Geweihes aufgebraucht ist. Doch genug der Beispiele damit.

Wir wenden uns nun dazu, das Walten dieses Gesetzes im menschlichen Organismus zu verfolgen. Diese Aequivalenz, dieser stetige Ausgleich, der, wie Goethe sagt, „bis zu den formlosesten organischen Naturen hinabreicht", soll uns hier beschäftigen, erstens insofern er das Ebenmaß der harmonischen Menschenform begründet, und, zweitens, bei der Kreuzung verschiedener Menschentypen — Rassen — sich bewährt und geltend macht.

Zu dem ersteren Zweck müssen wir zunächst nochmals auf eine Betrachtung Goethe's in der „Morphologie" zurückgreifen. „Der Hauptpunkt der ganzen weiblichen Existenz," heißt es da (a. a. O.), „ist die Gebärmutter. Sie nimmt unter den Eingeweiden einen vorzüglichen Platz ein und äußert, entweder in der Wirklichkeit oder Möglichkeit, die höchsten Kräfte in Anziehung, Ausdehnung, Zusammenziehung u. s. w. Nun scheint die Bildungskraft auf diesen Theil, durch alle vollkommeneren Thiere, so viel verwenden zu müssen, daß sie genöthigt ist, bei anderen Theilen der Gestalt kärglich zu verfahren; daher möchte ich die mindere Schönheit des Weibchens erklären: Auf die Eierstöcke war so viel zu verwenden, daß äußerer Schein nicht mehr stattfinden konnte." Nun dürfte man auf den ersten Blick ersehen, daß diese Verhältnisse zwar für die meisten Thiergattungen, nicht aber für den Menschen gelten. Das Menschenweib nimmt den äußeren Schein für sich in Anspruch, wiewohl die Bildungskraft bei ihm nicht minder, nein, unvergleichlich mehr auf die Gebärmutter verwenden mußte. Seine übrige Gestalt erscheint dabei nicht zu kurz gekommen; die Eierstöcke haben seine Schönheit nicht beeinträchtigt, vielmehr gehoben und verklärt. „Das Weib ist eben nur das Weib durch seine Generationsdrüse", sagt Virchow. „Alle Eigenthümlichkeiten seines Körpers und Geistes oder seiner Ernährung und Nerventhätigkeit: die süße Zartheit und Rundung der Glieder bei der eigenthümlichen Ausbildung des Beckens, die Entwickelung der Brüste bei dem Stehenbleiben der Stimmorgane, jener schöne Schmuck des Kopfhaares bei dem kaum merklichen weichen Flaume der übrigen Haut, und dann wiederum diese Tiefe des Gefühls, diese Wahrheit der unmittelbaren Anschauung, diese Sanftmuth, Hingebung und Treue, kurz Alles, was wir an dem wahren Weibe Weibliches bewundern und verehren, ist nur eine Dependenz des Eierstockes." Alle diese bezaubernden und berauschenden Eigenschaften des Weibes sind gleichsam nur verkleidete Tastorgane und Fangarme, die der „Hauptpunkt der ganzen weiblichen Existenz", das verborgene Ovarium, in die äußere Welt der Erscheinungen ausstreckt. Das Menschenweib scheint somit dem Gesetze Goethes zu widersprechen, denn die Aequivalenz der organischen Energie tritt bei ihm in keiner Weise merklich hervor. Nicht bloß im conventionellen Sprachgebrauch gilt es gar als das schönere Geschlecht! Aber es heißt zugleich auch das schwächere Geschlecht. In seiner Schwäche, in seiner absoluten Wehrlosigkeit dürfte sich dann wohl das unwandelbare Gesetz der Natur bekunden. Gegenüber dem Thier, das überall seine Wehr und Waffe dem Organismus angebildet mit in's Leben bekommt — sei es im Horn, Geweih, Stoßzahn, in der Kralle, harten, hornigen Haut oder der Schnelligkeit und Länge der Beine und Füße — ist der Mensch an und für sich das völlig wehrlose Geschöpf, bei dem alle Kraft, die im übrigen Thier auf solcherlei natürliche Schutzwehr und Waffe zur Verwendung kam, zur ausgiebigeren Gehirnbildung aufgebraucht worden. Ein in Etwas entsprechendes Verhältniß, wie das erwähnte zwischen oberen Schneidezähnen und Horn- oder Geweihbildung. Hier wie dort findet sich der betreffende organische Kraftbestand, statt nach unten ins Gebiß, nach oben in die Hirnschale getrieben und dort zum weiteren Ausbau aufgewandt, daß eine Mal der äußeren knöchernen Kapsel, das andere Mal der inneren mäßigen Windungen. Genie und Wahnsinn, Vernunft und Thierheit trennt nur eine dünne Wand — so könnte man auch diese Verhältnisse und Vorgänge ansprechen. Vermöge seiner reicheren, entwickelteren Gehirnbildung ist der Mensch im Stande, sich

Digitized by Google

die Wehr und Waffe in Gestalt von Schwert, Speer und Panzer, Schild künstlich zu erzeugen, die das Thier mühelos sich organisch erwächst, und in dem Maße wie er dazu fähig wurde im Laufe seiner menschlichen und Culturentwickelung, mag die Tendenz zur organischen Wehrhaftmachung, die im Urmenschen vorhanden war und noch im heutigen Wilden im gewissen Grade ist, allmälig erloschen sein. Alles das nun, was hier vom Menschen im Allgemeinen gesagt ist, gilt in erhöhtem Maße vom menschlichen Weibe im Besonderen. Wenn das Weib als solches nach Wilhelm von Humboldt der Natur einen Schritt näher steht als der Mann, so ist es diesem auf der anderen Seite wiederum einen Schritt voraus. Es ist in ungleich stärkerem Maße noch auf seine bloßen seelisch-geistigen Kräfte und Fähigkeiten im Kampf ums Dasein angewiesen, als sein Lebensgefährte; es ist noch weit wehrloser von Natur aus, als dieser, der doch über Muskelkraft und Fäuste zur Vertheidigung und zum Sichdurchsetzen im Leben verfügt. Seine Waffen als „Weib" sind nur seelischer und geistiger Natur, und bestehen in der Erregung des Gefühls und der Empfindung, als Mitleid, Sinneslust und Liebe auf der einen, und in Täuschung, Bethörung, List auf der anderen Seite. Hierin nun dürfte, um auf unseren Leitgedanken zurückzukommen, die Aequivalenz der Lebenskraft sich bekunden. Dem Weibe ist alle äußere Schutzkraft zu Leibesschönheit, Gefühlsaktion und Geistesliſt gerathen! Ich halte nun dafür, daß die „mindere Schönheit" des weiblichen Thieres nicht sowohl auf Rechnung der „Eierstöcke" zu setzen ist, als vielmehr mit auf seine nach Außen gewendete Schutzkraft, die ihm gleich dem Männchen natürliche Waffen anwachsen ließ. Die völlige Nachinnenziehung dieser Kraft und ihre Verwendung und Verbrauchung zum Ausbau und der formenschönen Gestaltung des weiblichen Körpers und Geistes, hat das Weib, indem es damit so gänzlich wehrlos wurde, so anmuthig, so rührend, so ergreifend, berückend und durch seine Liebe überwältigend gemacht. Hat ihm ferner die harmonisch in sich geschlossene Körper- und Geistesbildung verliehen, das feinere, sichere Tactgefühl und Gleichgewicht von Seele und Geist, um welches es dem unausgesetzt in äußeren Kämpfen und inneren Conflicten stehenden, mit Zwecken und Zweifeln ringenden Manne einen Schritt voraus ist und einer künftigen, abgeklärteren, reineren, harmonischer in sich beruhenden Menschheit um ebensoviel näher steht.

Wie Mann und Weib, so stehen hinsichtlich der natürlichen Aequivalenz einander die Grundrassen der Mongolen und Arier gegenüber. Es mag sonderbar erscheinen, wenn ich hier das männliche Princip von jenen, das weibliche von diesen vertreten sein lasse; allein wir werden in der Folge ersehen, daß bei der Kreuzung die feineren, edleren Menschenmerkmale vorzüglich von Seiten des arischen Typus, die gröberen und gemeineren von Seiten des mongolischen vererbt werden. Zunächst haben wir bei einer jeden solchen Kreuzung von reinen Ariern und Mongolen vier Grundtypen zu unterscheiden: einen rein arischen und einen rein mongolischen Typus, die sich in geringer Minderheit trotz intensiver Mischung behaupten, ferner ein Kreuzungsprodukt, bei dem das mongolische, und endlich eines, bei dem das arische Element entschieden durchschlägt, ohne jedoch das jeweilige andere Element völlig zu unterdrücken. Ungeachtet des fortwährenden Schwankens, Entstehens und Vergehens zahlloser Zwischenstufen, ragen diese vier Typen aus dem wogenden Meer eines solchen Rassengemisches gleich Felsen; sie tauchen immer wieder empor, so oft sie auch unter den brandenden Wellen begraben erscheinen. Die beiden Kreuzungsprodukte kommen nun für unseren Gedankengang vorzüglich in Betracht. Wo immer der Typus sich für das mongolische Element entscheidet, äußert sich dies darin, daß er den specifischen Rassenausdruck besonders in der Kopf- und Schädelbildung mitbekommt. Das Kreuzungsprodukt erwirbt vor Allem den Rundkopf mit dem mongolischen Gesichtsausdruck, während die Leibesgestalt in den arischen Charakter fällt. Und hier bekundet sich nun wieder die lex parsimoniae, das Gesetz Goethe's, indem bei solcher Kreuzung für die Letztere mehr Kraft erübrigt wird, als ihr beim rein arischen Typus zugewiesen ist. Die Kopf- und Hirnbildung des Mongolen ist eine tiefer stehende als die des Ariers, und stellt mithin geringere Anforderungen an die organische Lebenskraft; das solchermaßen gleichsam frei werdende plastische Vermögen kann sich infolgedessen auf die Leibesgestaltung werfen und wird von dieser thatsächlich absorbirt. Denn die Forschung hat ergeben, daß solche Kreuzungsproducte an Leibeshöhe und Gestalt die reinen Arier in der Regel zu übertreffen pflegen. Wenden wir uns nun zu dem zweiten Kreuzungsproduct, bei dem das arische Element durchschlägt, so begegnen wir der merkwürdigen Erscheinung, daß das mongolische Element hier keineswegs, wie zu erwarten wäre, in umgekehrt entsprechender Weise die Leibesbeschaffenheit beisteuert, um einen Langkopf mit arischer Gesichtsprägung zu tragen. Vielmehr pflegen sich in diesem Falle alle typischen arischen Merkmale vereinigt zu zeigen, wobei das mongolische Element sich nur in ganz unscheinbarer, fast unmerklicher Form geltend macht. Ich will indessen zunächst nicht weiter vorgreifen, sondern sogleich zu den Forschungsergebnissen übergehen, welche über diese Verhältnisse jüngst bekannt geworden sind und unser Gesetz in ganz eigenartiger Weise beleuchten und bestätigen.

Der englische Anthropologe T. H. Holland*) hat kürzlich eine interessante Studie über die Kreuzungsergebnisse beim Eindringen eines fremden Typus in eine Rasse veröffentlicht, die er, um einen geologischen Vergleich anzuwenden, als „Berührungseffecte" bezeichnet, deren Natur und Grad nothwendiger Weise von gewissen veränderlichen Factoren abhängen muß. Der Werth solcher ethnischen Berührungsmetamorphose ist noch selten einer quantitativen Analyse unterworfen worden; die meisten Studien in dieser Richtung gründen sich auf politische, linguistische oder rein nationale Verschiedenheiten und verfehlen damit, die Frage wurzelhafter Veränderung bei ethnischer Vermischung zu treffen. Das Princip der vergleichenden Anatomie kann indessen folgerichtig auf ethnologische Probleme angewendet werden, nämlich daß Aehnlichkeit in der Organisation und den physischen Charakteren Verwandtschaft durch die Abstammung bedingt. Wir dürfen nun a priori annehmen, daß das durchschnittliche Ergebniß einer ethnischen Kreuzung alle Zwischenstufen der Grundrassen enthalten wird. Allein einige Charaktere werden sich wohl der Metamorphose zugänglicher erweisen als andere. So ist z. B. erwiesen, daß, wenn mongolisches Blut einer arischen Rasse beigemischt wird und sich daraus Rundköpfigkeit ergiebt, gleichzeitig das Breitgesicht und andere mongolische Charaktere erscheinen. Alle Hindukasten sind solcher Maßen das Ergebniß von Berührungsmetamorphose, und da sie einer verhältnißmäßig jungen Blutmischung entsprungen sind, zeigen sie eine größere Unregelmäßigkeit und innerliche Veränderlichkeit in den physischen Charakteren, als z. B. die reinblütigen Junglestämme. Strenge Endogamie in einer Kaste zielt dahin, die Grundbestandtheile zu verschmelzen und Einförmigkeit des Typus zu erzeugen. So hat man die Lahoul Kanets**) im Verdacht, reines indisches Element einzuschließen, das nicht mit tibetanischem Blut vermischt war, ebenso wie hinduisirte Tibetaner, die nicht aus Zwischenehen hervorgegangen. Die meisten dieser Lahoul Kanets zeigen einen Mischlingscharakter, während in einigen die indischen Merkmale sich einheitlich erhalten haben, und in einem noch kleineren Theil sich der

*) The Kanets of Kulu and Lahoul, Punjab: a study in contact-metamorphism. By T. H. Holland, A. R. C. S., F. G. S., Geological survey of India. — Journal of the anthropological institute of Great Britain and Ireland. Vol. XXXII, 1902. (p. 96).

**) Volksstamm in Pendschab.

Digitized by Google

reine tibetanische Typus ausspricht. Während nun die Tibetaner ausgesprochen rundköpfig, breitgesichtig und von verschiedener Hautfarbe sind, ist die Zahl der entschieden mongolischen Gesichtsbildungen unter den Lahoul Kanet's so gering, daß man sie fast für Atavismus halten könnte. An der Grenze Indiens gegen den Himalaja trifft dies langköpfige Volk der Ebene mit den rundköpfigen Stämmen zusammen, die das Hochland von Tibet bewohnen. Die Gebirgspässe gestatten einen so beträchtlichen Handelsverkehr, der jedes Kastensystem mit wurzelhafter Vermischung bedroht. Vom Pendschab südostwärts nach Bengalen läßt sich eine stufenweise Abnahme der Langköpfigkeit feststellen in den entsprechenden Kasten. Die hohen Kasten des Pendschab sind entschieden und einheitlich langköpfig, während die in Bengalen, sogar die Brahmanen, mit einem Index von 78,7, eine ausgesprochene Neigung zur Rundköpfigkeit zeigen. Die Thatsache, daß die hellfarbigen Fremden, die sich selbst „Arya" nannten und vor etwa viertausend Jahren durch das nordwestliche Thor in Indien einbrachen, vollkommenere Ueberreste ihres Blutes im Pendschab zurückgelassen haben als in den südöstlicheren Provinzen, stimmt mit allen späteren Beobachtungen ebenso wie mit dem Zeugniß der classischen Hinduschriften überein. Die mongolische Grenze, die im Pendschab bis zum Centralhimalaja zurückgedrängt worden, erstreckt sich in Bengalen bis zu seinen südlichen Ausläufern und sogar bis in die Ebene, wo der arische Andrang vermuthlich weniger fühlbar war. Und die Zone der „Berührungsproducte" zwischen den beiden Typen ist enger im Pendschab als in Bengalen, oder mit anderen Worten, die Grenzlinie würde auf einer ethnographischen Karte scharf in jener Provinz ausfallen, wäre aber in Bengalen unmöglich mit Genauigkeit zu bestimmen.

Jene Kanet's sind nun zahlreich genug, um wohlausgebildete Merkmale zu zeigen, und dürften von kleinen, zufälligen Vermischungen mit fremdem Blut wohl nicht beeinträchtigt werden. Sie verbreiten sich an einer der großen centralasiatischen Handelsstraßen entlang, die Verkehr mit der Bevölkerung des Inneren erlaubt. Und als Ergebniß der thatsächlichen Mischung zeigen die Individuen mit tibetanischer Tendenz in den Kopfmaßen eine Anlehnung an den indischen Typus in den anderen Charakteren. Kein einziger Lahoul Kanet ist daher rein tibetanisch in seinen Körpermaßen. Der andere Theil, dessen Kopfmaße Anlehnung an den indischen Typus zeigen, der also langköpfiger ist als der Durchschnitt, ist hingegen zugleich mehr schmalgesichtig und höher gebaut. Hier herrscht also eine allgemeine Tendenz gegen den indischen Typus zu in allen Charakteren, die jedoch durch einen gewissen Bestandtheil tibetanischen Blutes gleichsam gezügelt wird, dergestalt, daß z. B., je größer die Individuen sind und je mehr sich im Allgemeinen ihre Kopfbildung der indischen nähert, ein gewisser Prognathismus durchschlägt, der in dem gleichen Maße wächst und als solcher überall das tibetanische Blut verräth und unverkennbar macht.

Soweit T. H. Holland. Wir erschließen aus seinen Forschungsergebnissen auch für den letzteren Fall der Kreuzung bei durchschlagendem arischem Element Goethe's Gesetz. Der Prognathismus als tiefer stehende, mit geringerem Kraftaufwand zu erzielende Gesichtsbildung giebt wiederum gleichsam plastisches Vermögen frei, das sich in der Vereinigung aller übrigen arischen Merkmale ergehen kann. Dieser Prognathismus wirkt hier wie ein Ventil, durch das sich die mongolische Natur entlädt und der arischen Luft schafft. Und wir können beobachten, daß auch dieser Typus durchschnittlich stattlicher, höher und in allen übrigen Merkmalen „arischer" geartet erscheint, als der rein arische Typus. Wiederum scheinbar ein Paradoxon, aber aus unserem Gesetze der natürlichen Aequivalenz sehr wohl verständlich und erklärlich. Wir können diesen Vorgang nämlich vortrefflich in Europa verfolgen. Skandinavier und Engländer zeigen häufig mehr oder minder stark ausgeprägten Prognathismus, und zwar findet man diesen wiederum häufiger bei hochgewachsenen Individuen, als bei mittelgroßen und untersetzten. Mag er nun hier als Atavismus anzusprechen sein, oder sich von der mongoloiden Urbevölkerung Europas herschreiben — die vorausgesetzt werden darf —, oder endlich auch auf directe Vermischung arischer mit mongolischen Elementen in geschichtlicher Zeit (Finnen und Lappen) zurückzuführen sein: jedenfalls hat dieser Prognathismus hier genau ebenso wie bei den von Holland angeführten Kreuzungsfällen aus Indien functionelle Steigerung der übrigen Organe und Merkmale bewirkt, oder besser erlaubt. Für das Kreuzungsproduct mit mongolischem Durchschlag andererseits haben wir nicht minder drastische Beispiele in nächster Nähe. Die Bevölkerung Brandenburgs und Preußens führt bekanntlich einen hohen Procentsatz slavischen Blutes in sich. Mag dieses sich nun von den alten Preußen, Wenden, Kassuben oder Polen herschreiben, gewiß muß es stark mit mongolischem Element getränkt gewesen sein. Denn diese slavischen Völkerschaften waren in hohem Grade rundköpfig, und sie haben ihren Rundkopf auf die heutige Bevölkerung Altpreußens vererbt. Wer die stattlichen, hochgewachsenen Menschen dieses Landes betrachtet, zumal Officiere und Grenadiere, der muß erstaunen über die kleinen, fast winzig zu nennenden Köpfe, die oft auf den mächtigen Schultern sitzen und sich den echten germanischen Langschädeln gegenüber verhalten wie etwa Taubeneier zu Hühnereiern. Und diese Köpfe scheinen, je höher die Schultern sich erheben, um so kleiner zu werden. Es sind Köpfe mit brachykephaler Tendenz. Wie häufig ist Preußen-Deutschland schon als das europäische „Reich der Mitte" bezeichnet worden. Diesem Vergleich liegt eine tiefere Wahrheit zu Grunde, als man gewöhnlich damit zu verbinden pflegt. Es ist in der That das rundköpfige Element der preußisch-deutschen Bevölkerung, das überall die einflußreichen und leitenden Stellen besetzt und am leichtesten in sie zu gelangen pflegt vermöge seiner größeren Anpassungsfähigkeit, seines Streberfleißes, seiner unverwüstlichen Ausdauer und vor Allem — der Abwesenheit aller ideellen und ideologischen Geistesveranlagung.

Ich komme auf den Leitgedanken zurück, und möchten zum Schluß einer Aeußerung des namhaften französischen Anthropologen Lapouge über den Stand der heutigen Rassenkreuzung in Europa Raum geben, die mir in vortrefflicher Weise die oben dargelegten Verhältnisse und zugleich im Rahmen unseres Gesetzes zu veranschaulichen scheint. „Der Straßenhund", heißt es da*), „ist bis jetzt das schönste Product der Kreuzungen. Gegen ein ähnliches Ideal steuert die Menschheit ebenfalls. Schon sehen wir in unseren Städten nur Subjecte mit hellen Augen und dunklen Haaren, und umgekehrt, lange Gesichter, verbunden mit runden Schädeln, Züge, welche eigentlich für ein anderes Gesicht geschaffen scheinen, die Nase zu kurz und die Mundöffnung zu breit, das Kinn zu groß. Die Arme sind zu kurz für die Beine oder die Beine zu lang für den Rumpf; der Bart hat einen anderen Typus als das Haupthaar; die Brachycephalen tragen Köpfe von Ariern; die kleinen Köpfe der Méditerranéens sind auf Arierhälse gepflanzt, dicker als sie selbst, und ruhen auf riesenmäßigen Leibern. Die Nichtübereinstimmung herrscht oft in den einzelnen Organen. Die Nase ist manchmal lang auf der einen, kurz auf der anderen Seite, die Scheidewand schräg; beide Augen verschieden gefärbt oder der Augapfel in einer nicht für ihn passenden Höhle untergebracht; beide Hälften des Schädels unsymmetrisch, und das nämliche manchmal bei den beiden Schaufeln des Beckens der Fall. Die inneren Organe entgehen nicht der Disharmonie; auch sie sind von Rasse

*) L'hérédité dans la science politique. Revue de l'Anthropologie 1888; S. 184.

Digitized by Google

zu Rasse verschieden, besonders zwischen Brachycephalen und Ariern.

So läßt sich das Walten des Goethe'schen Gesetzes schließlich bis in die einzelnen Organe hinein verfolgen. Ich kann und will indessen nur die großen, allgemeinen Gesichtspunkte hier festhalten, und muß es dem genannten Gelehrten überlassen, seine weiter in's Einzelne gehenden Forschungsergebnisse vor dem Gesetze der natürlichen Aequivalenz zu verantworten. Ich weiß nicht, ob und in wie weit Lapouge Holland sich des Letzteren bei ihren anthropologischen Studien bewußt geworden sind, und möchte ihnen so wie allen übrigen Forschern, die sich mit dieser Materie befassen, diese bedeutsamen und lehrreichen Verhältnisse hier nur in kurzer Darlegung vor Augen gerückt und veranschaulicht haben.

Das Gewand des neuen Buches.

Von A. L. Plehn (Berlin).

Vor etwas mehr als einem halben Jahrzehnt erschienen in den Auslagen unserer Buchläden die farbigen Bildumschläge, welche darauf berechnet waren, für den Inhalt, der sich darin barg, Reklame zu machen, indem sie in lustiger Räthselschrift etwas darüber verriethen. Es waren Plakate kleinen Maßstabes, die ihren Zweck sehr gut erfüllten. Man vergaß nicht so leicht Bilder, wie jenes eindrucksvolle Blatt mit dem Thomas Theodor Heine auf den Roman „Hunger" des Norwegers Hamsun aufmerksam machte. Jene Jammergestalt, welche sich auf die Höhe einer Treppe geflüchtet hat, um auch dort noch von den Schaaren rother Wölfe verfolgt zu werden, die in regelmäßiger Reihung als Flächenornament über die Seite laufen.

War das Buch einmal verkauft, so hatte der Umschlag seinen Zweck erfüllt und hätte füglich dem Einbande von anspruchsloserer Beschaffenheit Platz machen sollen. Denn im Privatzimmer ist es durchaus vom Uebel, wenn das einzelne Buch die Blicke so stark auf sich zieht. Dann könnte der Bildkarton in eine Mappe wandern — wenigstens in dem Fall, daß er wie das angeführte Beispiel künstlerischen Werth hatte. Wie der deutsche Reklameumschlag eingerichtet war, stand seiner späteren Behandlung als graphisches Blatt nichts im Wege. Nur die Vorderseite trug das Bild, und sie konnte darum ohne Beschädigung losgelöst werden. Die französischen Bände dieser Art pflegen anders beschaffen zu sein. Der Druck vertheilt sich nämlich über beide Seiten und den dazwischen liegenden Buchrücken. Diese Dekoration im Zusammenhange entspricht, wenn man es recht überlegt, völlig dem Sinn des Einschlages, indem sie ihn als ein Ganzes behandelt. Aber man bekommt auf diese Art niemals das ganze Bild zu Gesicht und es würde zerstört werden, wenn man es abtrennen wollte.

Diese Anfänge des neuen Buchdeckels übten einige Zeit lang noch eine Wirkung auf die Einbände aus dauerhafterem Material aus, welche die deutschen Verleger anfangen, den Büchern schon von vornherein zu geben. Es wird der Versuch gemacht, die englische Sitte bei uns einzubürgern, nach welcher das Buch schon fest gebunden gekauft wird. Um die bewährten Gepflogenheiten im Verkehr der Verlagsbuchhandlungen und der Sortimenter zu erhalten, wird das unaufgeschnittene Exemplar in einem simplen Papp- oder Leinenband gefaßt, der es widerstandsfähiger gegen Beschädigung macht. Das genügt auch für die Dauer bei der breiten Masse des Lesefutters, welcher mit einmaliger Lektüre schon Ehre genug geschieht. Werke, welche ein Leben über Generationen hinaus verdienen, mögen dann später ein zweites würdigeres Kleid erhalten, welches der Eigenthümer des Buches nach eigenem Geschmack auswählen wird. Im Allgemeinen aber kann der Einband für eine ganze Auflage billiger und gediegener zugleich hergestellt werden als für das einzelne Exemplar, mit dem man zum Buchbinder geht. Nun konnten besonders Feinfühlige gegen diese Neuerung Protest erheben, als gegen einen Weg mehr, auf dem die Schablone in unser Leben einzudringen beginnt. Es mag als die vornehmere Erscheinung hingestellt werden, wenn jedes Buch seine besondere Außenseite für sich hat, statt das alle Welt es in gleicher Ausstattung erhält. Aber gesetzt den Fall, daß der Verleger eine gute Wahl zu treffen wußte, kann andererseits für eine Reform des Einbandes viel wirksamer Propaganda gemacht werden, wenn gleich ein ganzes Regiment dafür ausrückt, als wenn der einzelne Liebhaber noch so geschmackvolle Zusammenstellungen von Deckelbekleidungen und Vorsatzpapier für seine eigene Bibliothek ausprobirt. Jener betreibt Geschmackscultus im im Großen, dieser bleibt mit seinen individuelleren Bestrebungen in engem Kreise.

Die Pionierarbeit der Bildumschlagszeichner machte sich noch in den ersten Verlegerbänden in einer Eigenthümlichkeit bemerkbar: das Gegenständliche des Ornaments trat nämlich stark in den Vordergrund. Wurde auch im Allgemeinen größere Zurückhaltung gewahrt, so streift doch manche Erscheinung noch geradezu an das Bildmäßige. Die Pflanzenornamente, hin und wieder auch landschaftliche und figürliche Motive, treten mit dem Anspruch auf, in ihrer Bedeutung genau erkannt zu werden. Die Beziehung zum Buchinhalt beschränkt sich nicht immer auf eine diskrete Liniensymbolik, welche durch das Maß der Beweglichkeit und durch den Unterschied des Starren, Geschwungenen oder Krausen dem Ernst oder der Heiterkeit der Schriftstellergedanken gerecht zu werden sucht. Hin und wieder soll geradezu beim ersten Blick die Neugier des Eiligen befriedigt werden, der nicht schnell genug erfahren kann, welche Gedanken von der Lektüre zu erwarten sind.

Auch drängte sich das Ornament in Gebiete, die ihm eigentlich nicht zukommen. Die vorhergehende Zeit hatte unterschieden zwischen einer überreich verzierten Kategorie von Einbänden, den sogenannten Geschenkbüchern, und einer solchen von ganz schlichter Erscheinung für jeden anderen Gebrauch. Dafür genügten freudlose Farben, reizloses Material und lieblose Arbeit. Im Gegensatz dazu bemächtigte sich nun ein zuweilen überspannter Schmuckeifer auch der Ausstattung jener Buchdeckel, welche strenge Wissenschaft einschließen. Darwin mit Pflanzenornamenten, Anatomie mit einer sinnvollen Randleiste! Sicherlich sollte auch die Bibliothek des Gelehrten würdig ausgestattet sein, ein Einbandmaterial, welches dem Auge gefällt, thut dem Ernst des Studierzimmers keinen Abbruch, aber der Schmuck dürfte nicht den Charakter des Spielerischen tragen und den Anschein erwecken, als solle man sich gerade mit ihm eingehender beschäftigen. Bei dem Maß, was an dieser Stelle einzuhalten wäre, spielt die Deutlichkeit der Ornamentformen eine Rolle. Die Neigung, sie allzu wichtig zu behandeln, liegt ein wenig im Zuge der Zeit. Was sich winzig und zusammengedrängt dem Auge verheimlichen würde, das tritt deutlich hervor, wenn die Details auseinanderrücken und sich selbstgefällig ausbreiten.

Dieser Ueberfluß von Zierformen mußte eine Uebersättigung und damit eine Rückkehr zur Einfachheit hervorrufen. Nun braucht diese keineswegs wieder zu der alten Gleichgiltigkeit gegen ästhetische Ansprüche zu führen. Die Wohlgefälligkeit des Buchäußeren braucht sich ja nicht in den Zierlinien auszudrücken. Die angenehme Farbenzusammenstellung, der Reiz des Bekleidungsstoffes und vor Allem eine sorgfältige Arbeit können ganz ohne Schmuckzuthaten eine sehr vornehme Erscheinung geben, welche den schlichten Band weit über den reich ornamentirten stellt, falls dieser in den anderen Puncten nicht gleich liebevoll behandelt ist. Englisches

Digitized by Google

Beispiel wirkte anspornend zu dem Versuch mit der Einfachheit, und so haben neuerdings auch deutsche Verlegerfirmen Bände eingeführt, die nur mit schlichtem Leder, mit Leinewand oder mit einem dieser Materialien in Verbindung mit Papier bekleidet sind. Das Ornament wird in solchen Fällen ganz ausgeschlossen, höchstens läuft eine feine Goldlinie längs des Deckelrandes hin und die Titelbezeichnung wird durch die Wahl einer eindrucksvollen Type möglichst dekorativ gestaltet. Zuweilen greift man auch — gleichfalls dem Vorgang von jenseits des Canals folgend — zu einer Faksimileschrift, welche als Autograph den Namen des Autors oder für eine Biographie denjenigen des Dargestellten wiedergiebt. So wird die Schrift eine Art Ornament. Immerhin hat dieser Modus auch Bedenken gegen sich. Da nämlich in der Regel der Titel auf dem Buchrücken wiederholt wird und zwar wegen des beschränkten Raumes in Drucktypen, so sieht man bei dem geschlossen daliegenden Buch unter Umständen beide Schriftarten mit ihren verschiedenen Liniencharakteren gleichzeitig, was sowohl der gleichen Bedeutung der beiden Inschriften wie auch der einheitlichen ästhetischen Erscheinung widerspricht.

Je einfacher nun der Buchdeckel ausgestattet wird, desto wichtiger wird die Farbenwahl, die weder schreiend noch tot erscheinen darf und zu der sich je nach persönlichem Geschmack ein abstechendes oder ein in der gleichen Farbe heller getöntes Vorsatzpapier gesellen mag. Manche der Verlegereinbände, die bisher erschienen sind, können demjenigen gute Winke geben, der seinen Bibliothekbestand beim Buchbinder neu auffrischen lassen will. Zusammenstellungen von Blaugrau und Roth oder von Himbeerfarbe mit mildem Myrtengrün, Goldbraun mit Ockergelb, auch manche Blau und Grün neben einander erweisen sich als nicht zu kühne Wagnisse. Neuerdings kommen sowohl für die äußere wie für die innere Deckelseite die Marmorpapiere in Betracht, welche nach verwandten Mustern des achtzehnten Jahrhunderts heute wieder in reicher Abwechselung von Colorit und Musterung hergestellt werden. Ihre Linienzüge halten im Charakter die Mitte zwischen dem Geader des Steins, von dem sie den Namen tragen, und den Bizarrerien einer weichen Holzmaser. Somit stellen sie eine Art von neutralem Ornament dar, daß der Linie ihr Recht in der Dekoration wahrt und das doch so anspruchslos auftritt, um auch auf dem Arbeitstisch des Gelehrten ernsthaft genug zu erscheinen.

Nun kann man wohl einwenden, daß in alten Zeiten, deren Takt in Fragen der Dekoration oft so beachtenswerthe Winke giebt, die Einbände gelehrter Codices und solcher Bücher, die beim Gottesdienst gebraucht wurden, viel reicher verziert waren, als wir es uns beim modernen Buch je träumen lassen. Geschnitzte Elfenbeintafeln, getriebenes Goldblech und reichliche Edelsteinauflage im Verein mit Emailleverzierung, beschäftigten die Augen wirksamer, als jedes eingepreßte Ornament im modernen Pappdeckel. Dafür aber hatte solches Buch auch den Werth und Rang eines Schatzes und stellte eine verehrte Seltenheit dar. Je größer aber der Bücherreichthum wird, über den jeder Einzelne verfügt, desto angemessener wird eine möglichst zurückhaltende Einkleidung der einzelnen Bände, um so mehr, da es sich doch nur um den sehr billigen Luxus von ein wenig bedrucktem Papier handeln würde.

Dafür mögen sich dann gewisse Bücher besonders vornehmen Charakters durch ein reicheres Gewand auszeichnen, auf dem sich auch das Linienspiel eines eigentlichen Ornaments ausbreitet. Auch diese Kategorie ist unter den modernen Verlegerbänden vertreten. Das bleibende Schema für Maß und Anordnung wird sich allmälig herausbilden. Einstweilen findet sich noch öfter eine Eigenthümlichkeit, die wieder auf den Reklamebuchumschlag zurückweist, der doch auf die Wirkung im Schaufenster berechnet war. Hier kam nur der obere Deckel zur Geltung, folglich genügte es, ihn allein zu schmücken. Der feste Einband aber, der auf Dauer berechnet ist, muß für die Verhältnisse eingerichtet werden, die sich aus dem Gebrauch ergeben. Wird das Buch in die Hand genommen, so wird es auch von allen Seiten gesehen. Dennoch waren die ersten Verlegereinbände — und ein großer Theil davon ist noch heute — nur auf der Vorderseite decorirt, und die Rückseite wird nur zuweilen durch das Verlegersignet ausgestattet, das folglich häufig in unverhältnißmäßig kleiner Abmessung auf sonst leerer Fläche steht.

Es ist bezeichnend, daß sogar unter den früheren Buchbandentwürfen von Paul Kersten, der im Laufe der letzten Jahre soviel auf diesem Gebiet geleistet hat, sich wiederholt solche befinden, bei denen uns ein einzelnes Rechteckornament gezeigt wird. Wollte man nun dasselbe Muster für beide Deckel verwenden, so würde doch die Verbindung zwischen ihnen fehlen. Praktisch führt diese Vernachlässigung des Rückens dazu, daß der Buchbinder diese so wichtige Fläche, welche beim aufrecht in der Reihe stehenden Buche allein sichtbar ist, mit Lückenbüßerzierrat aus seinem eisernen Bestand ausfüllt. Wenn aber einmal ein Künstlerentwurf vorhanden ist, so sollte durch ihn auch die Einheitlichkeit des ganzen Bandes gewahrt werden.

Das hat man neuerdings eingesehen, und so bezeichnet im Charakter auch von Kersten's Einbänden das Weltausstellungsjahr 1900 einen Wendepunkt. Von da an hat er nicht nur stets die gleiche Rücksicht auf beide Deckel genommen, sondern es finden sich auch ganz bestimmte Grundsätze für die Orientierung des Ornaments. Dieses zieht sich nämlich stets über den Rücken und bezeichnet ausdrücklich die wichtige Stelle, wo Buch und Hülle zusammengeheftet sind. Und vom Rücken aus, der die Näthe des Buchbinders verdeckt und schützt, ziehen sich nach den Seiten über die Deckel die Zierlinien hin. Diese nehmen wohl zuweilen noch die Form von Buchbeschlägen an, indem sie dem oberen und unteren Deckelrande parallel laufen. Das ist dann ein unschuldiger ornamentaler Atavismus, durch den an eine frühere Art der Zusammenfassung von mittelalterlichen Folianten erinnert wird. Oder die Ornamente werden statt zu symbolischen Klammern zu einem feinen Liniennetz, das vom Rücken aus seine Maschenreihen über beide Deckel spannt. Zuweilen werden die einzelnen Fäden mit einander durch kleine Flächen in abstechender Farbe zusammengehalten: auch eine Art Erinnerung an die Kleinode auf alten Evangelienhandschriften. Häufig begegnet man auch den Eckverzierungen selbst bei Einbänden aus einem einzigen Material. Diese Gewohnheit ist gleichfalls so etwas wie ein Ueberrest der Verstärkungen aus Metall oder Leder, welche an diesen, der Beschädigung am meisten ausgesetzten Stellen, sonst üblich waren. Da die Lederecke am Papierband auch heute noch in Gebrauch und durchaus von Nutzen ist, so steht auch das Ornament an dieser Stelle nicht ganz unmotivirt, indem es einen Platz ausfüllt, an welchem das Auge eine Hervorhebung gegen den übrigen Theil der Fläche zu finden erwartet. Jedenfalls ist die Verzierung hier besser am Platz, als in der Mitte der Seite die nachgeahmte Schließe, welche sich auch zuweilen als Ornamentmotiv findet. Sie hat in unserer aller Erinnerung keinen Platz mehr, und bei den beschränkten Abmessungen, auf die sich, der Bequemlichkeit des Lesenden zu Liebe, das moderne Buchformat beschränkt, ist es nicht vortheilhaft, wenn im Ornament all zu zahlreiche Punkte besonders ausgezeichnet werden. Der Rücken wird auf alle Fälle der bevorzugte Punkt bleiben müssen, damit sich auch beim Bucheinband das Ornament aus der Construction ergäbe.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der betrogene Schwiegersohn.

Skizze von Julius Knopf.

Wenn ein in der Mitte der Dreißig stehender Junggeselle ein flott gehendes Geschäft sein eigen nennt, so wird er nicht nur von den gewerbsmäßigen Heirathsvermittlern überlaufen, gezwackt und gepfiffen, auf daß er seine Pflicht als Mensch und als Staatsbürger erfülle und auf legalem Wege für den Fortbestand des Staates sorge, unter Zahlung einer entsprechenden Summe an den geschäftigen Vermittler — nein, er selbst fühlt das Bedürfniß, nach des Tages Mühen und Aerger in ein molliges Heim zu schlüpfen, wo eine theure Gattin liebend seiner harrt und den gedeckten Tisch und gestickte Hauspantoffeln bereit hält. Als tüchtiger Geschäftsmann ist er natürlich darauf bedacht, eine möglichst große Mitgift zu ergattern, denn wenn sein Unternehmen auch noch so herrlich gedeiht — Geld zur Erweiterung und Ausdehnung seines Geschäftes kann er immer gebrauchen.

Siegfried Baum war in diese Jahre gekommen, in denen sich der Mensch aus den leichten Fesseln der Liebelei heraussehnt, um sich in die soliden Ketten der Ehe zu legen. Aber Siegfried Baum war ein idealer Mensch, der die berufsmäßigen Heirathsvermittler haßte und sie von sich abschüttelte, schon wegen der schönen Provision, die sie von der Mitgift fortschnappten.

So war es ihm höchst gelegen gekommen, daß sein Geschäftsfreund Salomon ihm aus purer Gutmüthigkeit und Liebe eine gute Partie offerirte. Salomon hatte die älteste Tochter eines wohlhabenden Dresdner Bankiers geheirathet; die zweite war bereits verlobt, aber die jüngste war noch zu haben. Zwanzig Jahre alt, nett, fesch und fünfzigtausend Mark. In Salomon's Privatcomptoir wurde die Sache perfect. Ganz günstiges Angebot, umsomehr, als da noch viel zu erben war; und dieweil Baum noch am selben Tage in Dresden geschäftlich zu arbeiten hatte, so kündigte der gute Salomon ihre Ankunft telegraphisch an. Eine Stunde später saßen sie vergnügt in einem Abtheil zweiter Classe der Königlich preußischen Staatseisenbahn, und mit einem gemeinsamen Bekannten, den sein Weg nach Bodenbach führte, klopften sie vergnügt ihren Zweipfennig-Skat.

Ein schönes, vornehmes Heim, in das Salomon seinen zukünftigen Schwager führte; es zeugte Alles von einem gediegenen Wohlstand. Baum's forschender, taxirender Blick bemerkte es wohl — nirgends augentäuschender, billiger Bazarkram; sogar die Nippes echte Broncen.

Die alten Rosenfeld's prächtige Menschen, nett, liebenswürdig, nur ein bißchen befangen, wie ihm schien. Natürlich, schließlich war's doch keine Kleinigkeit, nun auch das Letzte von drei lieben Kindern aus dem Haus und in die Ehe gehen zu lassen. Das liebe Kind war eigentlich nicht so recht sein Geschmack. Meta lispelte, hatte dünnes Haar und schielte — alles drei Eigenschaften, die gerade nicht sein Fall waren. Aber sonst gefiel sie ihm ganz gut. Gott, nur äußerliche Menschen geben was auf Aeußerlichkeiten. Nett war sie, und ein gutes Herz besaß sie auch, hatte ihm Salomon gesagt, und das war schließlich die Hauptsache. Tags über war er ja auch im Geschäft, und für die paar Abendstunden brauchte er keine Venus zur Frau.

Nur eines fiel ihm unangenehm auf: seine Praxis hatte ihn gelehrt, daß zwanzigjährige junge Mädchen in der Regel jugendlicher ausschauen, als dieses Fräulein Meta. Als er in einem unbelauschten Augenblick deswegen den braven Salomon ausholte, wurde der Gute ganz perplex und verlegen, und eine flüchtige Röthe schoß über sein gelbbraunes Gesicht. Er murmelte etwas, das wie „über ihre Jahre gereift" klang und — machte ihn auf ein farbenprächtiges Wandgemälde aufmerksam. Wirklich echter Böcklin — zwanzigtausend Em.

Siegfried Baum betrachtete ehrfurchtsvoll das kostbare Bild. Er kniff das linke Auge zu, rundete die Hand röhrenförmig vor dem rechten Auge, wie er's oft in Schulte's Kunstsalon gesehen, und beschaute das Bild mit Kennerblicken. Dabei überhörte er's fast, als ihm Rosenfeld erzählte, seine zweite Tochter sei bei den zukünftigen Schwiegereltern zu Besuch.

Den Abend verbrachte man gemeinschaftlich auf der Brühl'schen Terrasse. Ein wunderlieber Sommerabend. Recht einsam war es da oben, die nahen Elbvororte hatten die Besuchermassen an sich gezogen. Die ruhigen Sterne schimmerten, ein perlender Strom von Silber glitt über das Wasser. Ganz hell und Abendstille, nur ein leises Plätschern der trägen Wellen. Hin und wieder das schrille Warnungstuten eines vorübergleitenden Vergnügungsdampfers. Siegfried Baum wurde weich um's Herz; die Luft so mild, und das Rehfilet delicat; wirklich ausgezeichnet! Er fühlte sich wohlig und betrachtete Meta mit zärtlichen Blicken. Recht vortheilhaft sah sie aus in dem weiten Empirekleid, das tactvoll verhüllte, was sie nicht besaß. Und sie war so gebildet, hatte die höhere Töchterschule besucht und konnte Klavier spielen. Ihre häuslichen Tugenden hatte ihm Salomon mit gewandter Zunge geschildert.

Der Geschäftsfreund stieß ihn an. Ob er wollte? Gewiß wollte er. Die fünfzigtausend Mitgift würden nicht vor dem Spiegel aufgezählt werden; das wußte er, und das war schließlich die Hauptsache.

Als sie nach Hause gingen, bot er ihr in wohlgesetzten Worten seine Hand an; er war stets ein guter Verkäufer gewesen. Auf das Ereigniß vorbereitet, stutzte Meta dennoch einen Augenblick. Hastig sprach er auf sie ein, ohne ihr Zeit zur Ueberlegung zu lassen. „Fräulein, bitte, entscheiden Sie sich gleich, ich habe keine Zeit, muß morgen früh wieder nach Berlin, in's Geschäft."

Da zögerte sie nicht länger und sagte, nicht erröthend, ja.

Zwei Monate später feierten sie Hochzeit, die Mitgift stimmte auf Heller und Pfennig, es war von beiden Seiten ein reelles Geschäft gewesen, nur daß seine Meta schon sechsundzwanzig Lenze hatte kommen sehen. Das ungalante Standesamt hatte es verrathen.

Auf der Hochzeit lernte er seine dritte Schwägerin Selma kennen. Sie sah viel jünger aus als seine Frau und war bedeutend hübscher. Entzückend geradezu. Ein seltsam Gefühl stieg in ihm auf. Das war eine Frau, geschaffen zum Lieben, und wenn er sie bekommen hätte —! Zehntausend Mark weniger würd' er genommen haben.

Die Jahre gingen dahin in gleichmäßigem Tacte. Baum wurde Vater eines Sohnes und einer Tochter, sein Geschäft blühte, es hatte sich bedeutend vergrößert, er war ganz zufrieden mit sich, seiner Familie und der gesammten Welt.

Da kam seine Schwägerin Selma aus Dresden zum Besuch. Der armen Frau, die kurz nach der Schwester geheirathet, hatte das Leben arg mitgespielt. Ihr Mann war ein Poltron; sie wollte sich von ihm scheiden lassen. Doch trotz ihres Kummers hatte sich Selma glänzend entwickelt: volle Formen, elegante, ebenmäßige Figur, frische Wangen und leuchtende, interessante Frauenaugen. Wie seine Meta dagegen abfiel!

Als er sich nach Tisch dem gewohnten Mittagsschlaf überlassen wollte, hörte er die beiden Frauen im Nebenzimmer heftig mit einander reden.

Er vernahm Selmas weiche Altstimme. „Du willst Dich gegen mich aufspielen, Du, Meta? Du, die Du nur durch einen Betrug zu Deinem Mann gekommen bist!"

Mit einem Schlage löste sich die Müdigkeit von ihm, er sprang auf, schlich an die Thüre und lauschte erregt.

Seine Frau sprach begütigend auf die Schwester ein, doch Selma war im Zuge und ließ sich nicht halten.

„Ich bin ein Unglückskind! Mein ganzes Leben verpfuscht durch einen Zufall. Meinetwegen kam Siegfried nach Dresden, die jüngste Tochter, mich, wollte er freien, und ich Aermste mußte mich Tags zuvor mit diesem Menschen verloben, diesem Filou!" Sie schrie es mit gellender Stimme. „Gerechter Gott! Meta, wie kam Dir das gelegen, da Deine eigene Verlobung zurückgegangen war!"

In jähem Umschwung der Gefühle schluchzte, weinte, wimmerte sie. Meta suchte sie zu beruhigen. Und immer noch weinend, abgebrochen und leise klagte Selma: „Mich sperrte man in's Zimmer, da Siegfried kam, und Dich führte man ihm vor, als die Jüngste. Ewiger im Himmel, was habe ich gethan, daß Du mich so gestraft hast!"

Gewaltsam hielt Baum an sich, um nicht in's Zimmer zu stürzen und die Weinende an sich zu reißen.

Das arme, liebe, süße Geschöpf! Dicke Thränen kamen ihm in die Augen, rollten ihm über die Backen. Er wischte sie nicht ab. Bis seine Blicke getrübt wurden und er nichts mehr sehen konnte.

Betrogen! Schändlich betrogen um sein Lebensglück! Sein Kopf dröhnte, wie von den Schlägen eines unablässig im Tacte darniedersausenden Hammers. Er fluchte gräßlich in sich hinein. Schalt die Schwiegereltern Spitzbuben, seinen Schwager Salomon einen Gauner und beschimpfte seine Frau mit zuckenden Lippen und unhörbarer Stimme.

Ihn so zu betrügen! Ihn, den gerissenen Geschäftsmann. Während seiner langjährigen kaufmännischen Thätigkeit konnte sich kein Einziger rühmen, ihn jemals über's Ohr gehauen zu haben. Im Gegentheil! Und diese scheinheilige Dresdener Bagage — o, empörend, unerhört!

Aber er wollte es ihnen schon geben, seinem sauberen Schwiegervater und der braven Schwiegermutter, die immer so lieb that, und seinem Schwager Salomon, dem Halunken, und seiner Frau. Na, Meta sollte was erleben.

Da hörte er Selma Adieu sagen. Sie wollte eine Stunde spazieren fahren, um ihre Nerven zu beruhigen. Am liebsten wäre er mit ihr gefahren, weit fort, hinaus in die Welt. In ihrem jetzigen Gemüthszustand würde sie nicht nein gesagt haben. Aber kaum hatte er den Gedanken gefaßt, so warf er ihn wieder aus seinem Hirn heraus. Denn sein Renommé — sein Geschäft!

Da wurde die Thüre aufgerissen, schnell, hastig, daß sie ihm an den Kopf flog. Baum fuhr auf und hielt sich klagend den Schädel.

„Habe ich Dir weh gethan?" fragte Meta erschreckt.

„Gewiß hast Du mir weh gethan!" schrie er sie an. „Sehr weh hast Du mir gethan, Du, und Deine ehrbaren Eltern auch. Ich habe Alles gehört, verstehst Du, Alles! Wie kann man einen anständigen Menschen nur so reinlegen!"

„Pfui, Siegfried!" Meta hatte ihren ersten Schreck überwunden. „Schäme Dich, Siegfried, so zu mir zu reden. Bin ich Dir nicht stets eine gute, treue, tüchtige Hausfrau gewesen? Habe ich Dir nicht alles in Ordnung gehalten? Selma hätte es sicher nicht, die ist nur für

Digitized by Google

Putz und Gesellschaft. Führe ich nicht selbst die Küche, damit Dir nur Alles schmeckt und gut bekommt! Und wie siehst Du aus? Frisch und gesund, und dick und fett bist Du geworden. So hätte Selma nicht für Dich gesorgt, denn sie kann ja gar nicht kochen."

„Selma kann nicht kochen?" Baum stutzte, schüttelte aber gleich darauf ungläubig den Kopf.

„Wenn ich's Dir sage", bekräftigte Meta, „frag' sie selbst."

Nicht kochen! Siegfried Baum dachte an alle die schönen Gerichte, die seine Frau so apart bereitete. Bei Kempinski aß man bei Weitem nicht so gut. Das stimmte ihn versöhnlicher. Schließlich, seine Meta war ja wirklich eine gute Frau, die ihm alle seine Wünsche an den Augen absah. Vielleicht hätte Selma nicht —. Schöne Frauen haben nicht nöthig, die Dienerinnen ihrer Männer zu sein. Aber nein, nein — dieser schändliche Betrug!

Da schlug es vier. Um Gotteswillen, für diese Stunde hatte sich sein bester Kunde angemeldet. Ein Auftrag von fünftausend Mark stand in Frage. Allerhöchste Zeit für ihn. Hastig verabschiedete er sich von seiner Frau, stürmte keuchend die Treppe herunter und fuhr in's Geschäft.

Aus der Hauptstadt.

Die Seeschlacht in Berlin.

„Die wichtigen Angelegenheiten müssen von den Abtheilungschefs und den Dirigenten mündlich besprochen werden. Das ist namentlich nothwendig in schwierigen Lagen, z. B. im Kriegsfall." (Staatssecretär Tirpitz bei der Berathung über den Neubau des Reichs-Marineamtes.)

Der Staatssecretär der Marine: Wie steht die Schlacht?

Der anwesende Wirkliche Geheime Rath: Nicht zum Besten. Das feindliche Geschwader hat unsere Linienschiffe zurückgedrängt und liegt, nach den eben eingelaufenen telegraphischen Meldungen, jetzt in Schußlinie unserer Forts.

Der Staatssecretär: In Schußweite unserer Forts? Und die Forts rühren sich natürlich nicht! Das kommt davon, wenn man nicht überall selber dabei sein kann. (Er geht an den Fernsprecher.) Bitte Amt Eins!

Der vortragende Rath: Eckernförde ist von einer Landung bedroht. Wenn wir nicht sofort die neuen künstlichen Schleusen öffnen und dadurch den Weg unpassirbar machen, so fürchte ich —

Der Staatssecretär: Schon gut! Schicken Sie unverzüglich einen Boten in's Ministerium für die öffentlichen Arbeiten, damit man von dort aus die Ueberschwemmung anordne! Ach, lieber Himmel! Das sind nun die traurigen Folgen des reichstäglichen Geizes! Hätte man uns den Neubau in der Bellevuestraße bewilligt, so brauchten wir nicht erst lange zu laufen und zu telephoniren! (Ruft in den Fernsprecher hinein.) Potztausend, hören sie doch — Amt Eins!

Das Fernsprech-Fräulein: Hier Amt Sieben!

Der Staatssecretär (schnaubend): Solch eine dumme Gans richtet das geliebte Vaterland zu Grunde! (brüllt) Amt Eins!

Das Fernsprech-Fräulein: Bitte etwas lauter! Bitte rufen!

Der Staatssecretär (mit krampfhafter Sanftheit): Nummer 1551, Kriegsministerium!

Eine Stimme: Hier Weigelstock & Co., Conditorwaaren en gros!

Der Staatssecretär (gebrochen): Die Schlacht und der Krieg sind verloren! Falscher Anschluß! Ich wollte das Kriegsministerium auffordern, unverzüglich das feindliche Geschwader von den Forts aus bombardiren zu lassen. Nun ist es zu spät. (Er sinkt vernichtet in den Sessel.) Aber das kommt davon, wenn Laien sich in Marine-Angelegenheiten mischen und nöthige Neubauten gedankenlos ablehnen!

(Lange Pause der Verzweiflung.)

Ein eilender Bote: Sieg, Sieg! Der Rückzug unserer Linienschiffe war nur eine Finte. Sie lockten den Feind in ungünstiges Wasser, gingen dann unvermuthet wieder vor —

Der Staatssecretär (stammelt ein stilles Gebet): Gott segne den falschen Anschluß! Sonst hätten unsere Befestigungen auf die eigenen Schiffe schießen müssen!

Der eilende Bote: Und zermalmten den Gegner. Ein kurz vorher gelandetes Corps wurde von der sofort ausrückenden Eckernförder Besatzung gepackt und vernichtet.

Der Staatssecretär: Ja — aber geschehen denn Wunder und Zeichen? Die ganze Gegend ist doch überschemmt, so daß kein Mensch aus Eckernförde herauskonnte —

Der vortragende Rath: Verzeihen, Excellenz — der Bote, den wir in's Bauministerium mit dem Ueberschwemmungsbefehl sandten, ist mit der Pferdebahn nicht mitgekommen und außerdem unter ein Automobil gerathen!

Der Staatssecretär (aus tiefem Herzen): Gott segne den Reichstag! Aber das soll auch die letzte Seeschlacht sein, die ich von einem nicht central gelegenen Reichs-Marineamt aus schlage!

Prinz Vogelfrei.

Anti-Goethe.

Und als ihr erstes März-Tütiti
Die Amsel probend gestammelt,
Hat sich in der Philharmonie
Der Goethe-Bund versammelt.

Aus Kleiderhandel und Kleinfinanz
War manche geschwollene Null da;
Im frischgestrichenen Einser-Glanz
Strahlt' Sudermann und Fulda.

Nicht rannten mit dem Kopf durch die Wand
Die freiheitdürstenden Großen,
Nur wo eine Thüre offen stand,
Da wurde sie eingestoßen.

Des religiösen Dramas Weh
Malt' Sudermann gediegen;
Von Wilde und seiner Salome
Hat er dagegen geschwiegen.

Ueber Schamgefühl und Anderes mehr
Macht Ludwig dann groß Wesen;
Er hatte die Beispiele Tags vorher
Bei Wilhelm Bölsche gelesen.

Fast ist dem poet'schen Vertrauensmann
Zu Lieb' ein Wunder geschehen:
Der alte Goethe war drauf und dran,
Im Grabe sich umzudrehen.

„Mein Name deckt solchen Geistesschwund!
Mein guter Name verschandelt!"
Verdrossen lauscht' er, wie der Bund
Die „Frage weiter behandelt".

Da lacht' er und schloß dann, milder gestimmt,
Die müden Augenlider:
„Den Schlaf, den mir ihr Treiben nimmt,
Giebt mir ihr Reden wieder!"

*

Digitized by Google

Ein Kammergerichts-Urtheil.

Die Zeit ist schlimm. Sogar der Selbstverlag
Und Pierson bringen wenig Geld den Neuern.
Nun will man, zu erhöh'n den Dicht-Ertrag,
Anthologien erbarmungslos besteuern.

Zwei Zeilen eine Mark! Das zahlt kein Mensch,
Denn auch Verleger haben ihre Mucken.
Solche Tantièmen sichert nicht 'mal Entsch,
Und Niemand wird Anthologien mehr drucken.

Der letzte große Sammler, der erschien,
War Grünenthal. Er fand den Stein der Weisen,
Verlegte nur Reichsbank-Anthologien
Zu populär herabgesetzten Preisen.

Die um sein Erbe kämpft seit Jahr und Tag,
Nun sah man Ella den Proceß verlieren.
Die Zeit ist schlimm. Sogar der Selbstverlag
In Reichsbanknoten will nicht mehr rentiren.

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen

Der arme Heinrich. Volksschauspiel in fünf Abtheilungen von Carl Schultes. (Carl Weiß-Theater.) — Die Siegesfeier. Historische Komödie in vier Acten von Hermann Katsch. (Kgl. Schauspielhaus.)

Carl Schultes' Armer Heinrich, dessen wir in unserer vorletzten Nummer eingehend gedachten, hat im Berliner Carl Weiß-Theater seine Erstaufführung gut überstanden. Das belebte Werk fesselte durch den flotten Scenenbau, die saubere technische Arbeit und den gesunden Humor, der das ernste Thema wohlthuend umspielt. Der Aussatz ist kein angenehmer Vorwurf für eine Bühnenarbeit; immerhin hat Schultes versucht, uns den unglücklichen, passiven Helden näher zu bringen und ihn zum dramatischen Helden zu machen, indem er Schuld und Sühne in das Schauspiel hineinbrachte. Das Carl Weiß-Theater hatte sich redliche Mühe mit dem Werke gegeben, die Ausstattung war ungewohnt gut, und die Mehrzahl der Schauspieler that, was in ihren Kräften stand. Daß die Schultes'schen Knittelverse, die den naiven Ton Hans Sachsischer Mären angenommen hatten, oft unzureichend wiedergegeben wurden und dadurch seltsam fremd klangen, war vorauszusehen; sie verlangen besonders vorsichtige Behandlung. Es wäre für das Stück besser gewesen, wenn Schultes auf dies Experiment verzichtet und sich lieber der melodiösen Versprache bedient hätte, die sein hier veröffentlichtes Gedicht „Stern der Mutter" so sehr auszeichnet. Es hätte dann in keinem Kritikerhirn der Argwohn entstehen können, daß unser alter Landsknecht unabsichtlich die verschollene Legendensprache angewandt hätte und eben nur solche Knittelverse schreiben könnte. Der Beifall des Publicums war freundlich.

Herr Hermann Katsch, der von Beruf Maler ist, hat uns schon ein Drama „Die Collegin" gespendet und jetzt den Pinsel abermals zeitweilig in die Ecke gelegt. Ich weiß nicht, ob er recht daran thut. Ohne mich über seine Begabung für die Malerei auslassen zu wollen und ohne die Ideen über Malerei zu theilen, die er in seiner „Siegesfeier" entwickelt, möchte ich doch behaupten, daß seine Bilder bedeutend besser sind als seine Stücke. Dies soll kein Compliment für die Bilder bedeuten. Herrn Katsch's „Siegesfeier" ist, rund und nett heraus gesagt, eine wenig wichtige Dilettantenarbeit. Beim besten Willen ist es mir nicht möglich gewesen, an dieser historischen Komödie etwas historisch oder komisch zu finden.

Breitspurig und zähflüssig setzt die Handlung ein. Dem Maler Pacuvius geht es, wie allen Malern auf der Bühne: Geld hat er keins, aber dafür viel Gemüth, viel Geist, viel bestrickende Liebenswürdigkeit. Es ist eine Wonne, zu schauen, wie nett er mit seinen Kindern spielt, wie gut er sein Weib behandelt, trotzdem die Brave ihn doch nicht versteht. Was verschlägt es unter solchen Umständen, daß er sie ein Bißchen hungern und in die Gefahr gerathen läßt, als Sclavin verkauft zu werden? Pacuvius hat eben viel Gemüth. Im Schlußacte, wo er entwürdigenden Sclavendienst thun und auf alle Kunst verzichten muß, tröstet er sich damit, daß er ja nun erst recht eigentlich ein freier Mann, das heißt ein sorgenfreier, sei. Kein Talent, doch ein Charakter. Wenn er so bei seinen Bildern sitzt, kommen ihm allerlei poetische Vorstellungen, die er gern zu einer Theater-Vorstellung verdichten möchte. „Was ist die Bühne denn anders als ein gleitend Bild, wo statt gemalter richtige Menschen stehen?" fragt er sein Weib und zeigt damit, daß er von der ästhetischen Grundlage der Malerei so wenig Ahnung hat, wie von der dramatischen Kunst. Immerhin gelingt es ihm, den mächtigen Besieger Karthagos, Scipio den Jüngeren, für sein Trauerspiel und besonders für die von ihm erfundene Versenkung zu interessiren. Zwar fällt das Stück auf der Probe durch, weil der Hauptdarsteller sternhagelbetrunken ist und das Stichwort verschläft; zwar wird Pacuvius als säumiger Zahler in die Sclaverei verkauft und muß Bretter anstreichen, aber am Ende befreit ihn sein großer Gönner Scipio doch und die Iliona, Pacuvius' Schauspiel, wird schließlich mit dem so beliebten durchschlagenden Erfolg gespielt. Neben der Haupthandlung läuft viel uninteressantes Kleinbegebniß her; ein langweiliges, farbloses Liebespaar macht sich vor Allem unangenehm breit. Der Verfasser hat die Gelegenheit benutzt, um seine Erfahrungen über das Bühnenvölkchen in antike Hüllen zu stecken und allerlei Coulissenulk auf die Bretter zu bringen. Durch den Gegensatz zwischen der ernsten Majestät Scipio's und dem leichtfertig frohen Treiben der Schauspieler wird der zweite Act sogar angenehm belebt, und wenn Katsch nicht auch hier seiner unleidlichen Manier gefolgt wäre, kunterbunt aufeinander zu packen, was ihm gerade einfällt, dann hätte er wenigstens einen unbestrittenen Theilerfolg erstritten. Was soll's aber, daß er den Helden Scipio ohne alle Noth eine längliche Darstellung des Falles von Karthago geben und ihn über die Unzulänglichkeit der Tragödie, Menschen zu bessern und zu bekehren, orakeln läßt? Auch Pacuvius leistet sich in diesem immerhin besten Acte des Stückes allzu ausgedehntes Kunstgeschwätz, wie ihn überhaupt der Autor zum ebenso redseligen wie wehrlosen Herold seiner Meinungen macht. Katsch nimmt es mit dem Drama nicht ernst genug. Er tändelt mit dem Stoffe, scheert sich den Kuckuck um seine kraftvolle Ausgestaltung und ist zufrieden, wenn ihm hier und da ein niedliches Genrebildchen gelingt. Gewiß, die „Siegesfeier" ist in manchen Scenen frischer und anmuthiger als irgend eine der anderen Neuheiten, die das Königl. Schauspielhaus heuer herausgebracht hat — aber was nützen diese paar grünen Oasen in der gelben Wüste? Katsch bleibt immer an der obersten Oberfläche. Römischen Geistes hat er keinen Hauch verspürt, und die an sich herzerfrischende Naivetät, womit er verschollenes Leben neu gestalten will, ohne eine Ahnung von seinen Grundbedingungen zu haben, dies unbekümmerte Drauflosgehen bringt offenbachischen Operettenton in seine Historie hinein. Ohne daß er es wünscht oder beabsichtigt. Solche Kunstübung verdient es nicht einmal, daß man sich ihretwegen sonderlich erregt, wie einige Zischer und Pfeifer im Hause thaten. Selbst lauwarm, will sie lauwarm aufgenommen werden.

Notizen.

Der neue (10.) Band des Brockhaus ist eine rechte Augenweide für den, der die meisterhaften Abbildungen nur flüchtig durchblättert, eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung aber für den, der sich mit diesem Hausschatz des deutschen Volkes ernstlicher beschäftigt. Zur seichten Con-

Digitized by Google

versation wird das Werk wohl kaum mehr benutzt wie vor hundert Jahren. Jetzt ist der Besitz des Brockhaus ein unvergleichliches Rüstzeug für den Kampf um's Dasein. Fünfhundert der hervorragendsten Gelehrten und Praktiker haben sich in den Dienst des Werkes gestellt und ein von Anfang bis Ende einheitliches Werk geschaffen. Nicht nur das Wichtigste, auch das Neueste registrirt Brockhaus auf allen Gebieten. Auf den Artikel „Krankenversicherung" muß aufmerksam gemacht werden, aus dem das riesige Anwachsen dieser Organisation hervorgeht, und auf die Uebersicht über die Seestreitkräfte der einzelnen Staaten, die zeigt, wie sehr auf diesem Gebiete das Deutsche Reich noch hinter den anderen Großmächten zurücksteht. Eine besondere Erwähnung verdienen die dem 10. Bande in reicher Anzahl beigegebenen Tafeln. Blätter wie die vier bunten Costümtafeln sind eine Musterleistung, ebenso die beiden großen Chromotafeln „Käfer" und die effectvolle Tafel „Kolibris", welche diese niedlichen Geschöpfe sogar mit dem Metallschimmer ihres bunten Gefieders wiedergiebt. Fast ist da des Guten zu viel gethan. Die Karten und Pläne zeichnen sich durch ihre Exactheit und klare Darstellung aus, so daß sie ihren Zweck voll erfüllen. Text und Abbildungen vereinigen sich in der neuen Ausgabe des Brockhaus zu einem harmonischen Ganzen, wie es trefflicher nicht gedacht werden kann.

Geschichte der deutschen Literatur von Goethe's Tode bis zur Gegenwart. Von Paul Heinze. Zweite neubearbeitete Auflage. (F. A. Berger, Leipzig). In der verwirrenden Fülle und Vielgestaltigkeit neuzeitlicher poetischer Erscheinungen dem gebildeten Laien ein aufklärender, zurechtweisender Führer zu sein, ist die Aufgabe des vorliegenden Buches. Sie ist von dem Verfasser mit Glück gelöst worden. Sein Buch steht über den Parteien, die sich in der Gegenwart auf literarischem Gebiet eifriger denn je befehden, es wird nach allen Seiten hin den lebenskräftigen Zügen der Gesammtrichtung wie der poetischen Begabung und künstlerischen Schulung der einzelnen Dichter mit bestem Willen und gutem Erfolge gerecht. Das Buch ist ausgezeichnet durch eine lichtvolle Gruppirung des Stoffes. In scharf abgegrenzten Capiteln sammelt es das Verwandte, nach einschneidenden Gesichtspunkten trennt es das aus verschiedenen Wurzeln in verschiedener Formung Emporgewachsene; sein Buch erstrebt und erreicht endlich eine beachtenswerthe Vollständigkeit. Namentlich für die lyrische und epische Dichtung der jüngsten Jahrzehnte ist die neue Literaturgeschichte ein willkommener und zuverlässiger Berather, auch über das Bedürfniß des gebildeten Kunstlaien hinaus. Heinze hat nicht nur eine möglichst große Vollständigkeit im Verzeichniß der behandelten Dichter angestrebt, sondern ebenso eine umfassende und wohlbegründete Zuverlässigkeit seines Welturtheils. Die Charakteristiken und Beurtheilungen der Dichter, ebenso wie die der Dichterwerke sind fast durchweg schlagend, treffend und wohl begründet; sie zeugen von der ästhetischen Bildung nicht minder als von dem gesunden Sinn des Verfassers. Einen höchst erfreulichen Eindruck macht es auch, daß er in der Eintheilung der Dichter nicht blindlings der Schablone der üblichen Literaturgeschichten gefolgt, sondern völlig selbstständig verfahren ist. Durch das Ganze weht ein erfrischender Hauch, und der Verfasser hat sich kein geringes Verdienst damit erworben, daß er endlich einmal in den Wust von Namen und Titeln, in dem die neueste Literaturgeschichte fast erstickte, Licht und Ordnung gebracht hat.

Monographieen zur Weltgeschichte XVI: „Der Große Kurfürst". Von Professor Dr. Ed. Heyck. (Mit 101 Abbildungen, 2 Facsimiles und 1 Karte). — XVII. „Kaiser Augustus". Von Professor Dr. Otto Seeck. (Mit 106 Abbildungen). Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing. Die geschichtliche Gestalt des Großen Kurfürsten ist durch Erdmannsdoerffer festgelegt und man kann mit Prof. Dr. Heyck sagen, daß das von jenem gezeichnete Bild in den Hauptzügen dauern wird. „Er ist es, der die alte, in ehrlicher Anbetung befangene J. G. Droysen'sche Auffassung von dem prädestinirten Beruf des brandenburgischen Staates, neben dem alles Andere negative Kehrseite war, und von der Unfehlbarkeit, der politischen Sündenlosigkeit Friedrich Wilhelm's zerstört hat; durch ihn ist der Große Kurfürst wieder zu dem Menschen gemacht worden, welcher Irrthümer begehen, sie als solche erkennen, bereuen und sie rückgängig machen kann." Dieselbe wahrheitsgemäße, historisch richtige Darstellung, die Erdmannsdoerffer's Schriften die epochale Bedeutung gegeben haben, finden wir auch in dem neuen Buche Heyck's über den Großen Kurfürsten. Auch Heyck, der als Historiker bekannt genug ist, so daß man die Selbstständigkeit seines Urtheils nicht besonders hervorzuheben braucht, schildert den Großen Kurfürsten, seine menschliche und staatsmännische Entwickelung, auf Grundlagen der neuesten Feststellungen, als den, der er wirklich war, als kein Genie, wohl aber als einen weitblickenden, zielbewußten Mann und Herrscher, der in einer kleinen Zeit nicht immer groß handeln konnte. Man kann von dieser bedeutenden und bewunderungswürdigen Herrscherpersönlichkeit sagen, daß es oft größer ist, in kleinen Zeiten, die eigene Gradheit und große Lebensauffassung, falls es der Allgemeinheit heilsam ist, zu verleugnen als sich immer correct durchzusetzen. In dieser wahrhaft menschlichen rührenden Größe steht dennoch der Große Kurfürst, der wie kein anderer Kämpfe in sich und um sich, in Staat und Familie durchzumachen hatte, vor uns gerade durch die neuesten Forschungen. Heyck giebt im Uebrigen ein übersichtliches klares Bild von der Entwickelung der politischen und socialen Verhältnisse, besonders fein sind seine Charakteristiken der einzelnen treibenden Persönlichkeiten und berühmten Zeitgenossen, so z. B. des Königs Karl X. Gustav von Schweden, Georg Friedrich von Waldeck's, der Oranier, Paul Gerhard's u. A. Besonders interessant sind die Illustrationen, insbesondere die verschiedenen Porträts des Kurfürsten, und die alten Städtebilder, namentlich die Ansichten vom alten Berlin. Hingewiesen sei auch auf die Colonialthätigkeit des Großen Kurfürsten. Seine weitgehenden Pläne in dieser Beziehung werden genau entwickelt und durch Illustrationen erläutert. — Auch die andere Monographie behandelt eine äußerst interessante, uns allen sympathische historische Materie: das Zeitalter des Kaisers Augustus. Professor Dr. Otto Seeck entwirft von den langjährigen Wirren, Bürgerkriegen und politischen Intriguen, die der Begründung des Imperiums voraufgingen, ein klares Bild, so daß wir theilweise ganz andere Anschauungen von jenen bedeutsamen Ereignissen und ihren Urhebern erhalten als wir sie von der Schule, auf der diese Wirren naturgemäß nur sehr oberflächlich behandelt werden können, davontrugen. Nebenbei werden uns interessante Einblicke in die römische Cultur gewährt. Ausführlich werden die Einrichtungen des Kaisers selbst in den Schlußcapiteln gewürdigt. Auch aus dieser ungemein gründlichen, doch leicht lesbar geschriebenen Darstellung leuchten insbesondere die ausgezeichneten einzelnen Charakteristiken hervor. So ist namentlich die Persönlichkeit des Marcus Antonius neben der des Octavian außerordentlich plastisch und lebendig dargestellt. Als Illustrationen sind nur Reproductionen nach den alten Bildwerken, Büsten, Münzen und sonstigen Kunst- und kunstgewerblichen Erzeugnissen verwendet. Bzm.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen von

Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

Eine **sehr gut erhaltene**

literarische

Privat-Bibliothek

ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart".**

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos von

August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik von

August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Bismarcks Nachfolger.

Roman von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben beginnt zu erscheinen:

Felix Dahns sämtl. Werke poet. Inhalts.

◆◆ Neue Folge. ◆◆

15 Liefgn. zu je 1 Mk. oder 4 Bde. zu je 3—5 Liefgn.

Inhalt: **Band I:** 1. Sigwalt und Sigridh. 2. Stilicho. 3. Der Vater und die Söhne. **Band II:** 1. Am Hof Herrn Karls. 2. Herzog Ernst von Schwaben. 3. Fünfzig Jahre. 4. Meine welschen Ahnen. **Band III:** Walhall. **Band IV:** Kaiser Karl und seine Paladine.

Der erstmalig erschienenen und im Jahre 1898 vorläufig abgeschlossenen Gesamtausgabe der Werke des Dichters **Felix Dahn** lassen wir nun anschließend die Romane und Erzählungen **bis auf die neueste Zeit** folgen. Man hat die „Neue Folge" mit Spannung erwartet, bildet sie doch eine notwendige Ergänzung der früher erschienenen Bände. Ausstattung und Format sind die gleichen wie früher, so daß die „Neue Folge" sich auch äußerlich einheitlich anschließt. Die „Neue Folge" erscheint in Lieferungen oder in Bänden und ist völlig selbständig. Einzelne Lieferungen oder Bände werden nicht abgegeben. Die bisherigen Einzelausgaben bleiben zu den alten Preisen bestehen. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Möchte sich wie die Gesamtausgabe auch die „Neue Folge" der Dahnschen Werke in alle Schichten der deutschen Bevölkerung verbreiten. Felix Dahn hat wie kein anderer lebender Dichter ein freudiges, geschichtlich wohlbegründetes Deutschtum verkündet. Seine Werke sind ein Schatz der nationalen Literatur und sollten in keinem deutschen Hause fehlen.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Gelehrte
Journalisten
Anwälte
Kaufleute

sowie überhaupt alle Personen, die geistig stark zu arbeiten haben, beugen Abspannung, Gehirnübermüdung, Magennervosität und Blutarmut durch regelmässigen Genuss von Hausens Kasseler Hafer-Kakao in wirksamster Weise vor, namentlich wenn sie ihn nicht nur zum Frühstück, sondern vor allem als Zwischenmahlzeit um 10 Vormittags und 5 Abends sowie vor dem Schlafengehen zu sich nehmen. Kasseler Hafer-Kakao wirkt auf Blutbildung und Nervenleben ausserordentlich günstig ein, er führt sozusagen den ermüdeten Organen schnell die richtigen Ersatzstoffe zu und erfrischt sie. Darum ist er namentlich auch für die Schulkinder wertvoll und wird von mehr als 10000 Aerzten ständig verordnet. Nur echt in blauen Cartons à 1 Mk., niemals lose.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** ℳ. 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ. 4.
Salomon Süditalien. ℳ. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ. 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, genealogischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlags-Buchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.
Gegründet 1883.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 28. März 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Bismarck. Von Max Bewer (Dresden). — Zur Schutzschildfrage. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen. — Tod und Unsterblichkeit. Von Dr. Arthur Ruppin. — **Literatur und Kunst.** Zur Wiedergeburt des Märchens. Von Professor Th. Achelis (Bremen). — Schikaneder. Von Paul Marsop. — Echte und falsche Bilder. Von Karl Eugen Schmidt (Paris). — **Feuilleton.** Die drei Nägel. Von Kurd Laßwitz. — **Aus der Hauptstadt.** Politisches Tagebuch. Von Prinz Vogelfrei. — Fabel und Fibel. Von Spero. — Die Richtungen. Von Elisabeth Zimmer. — Dramatische Aufführungen. — Anzeigen.

Bismarck.

Von Max Bewer (Dresden).

Starker Sohn der deutschen Erde,
Den das Mark der Mark gebar,
Der ein Groller und ein Donnrer
Durch den deutschen Himmel war,
Fegtest ihn in Sturmgewittern
Nord- und südwärts wolkenklar,
Bis er sonnenrein und strahlend
Wie Dein blaues Auge war!

Eisern nannte Dich Dein Alter,
Doch Dein Herz war zart und fein,
Um Dich, hämmernden Gestalter,
Lohte nicht nur Feuerschein,
Grazien liehn Dir ihre Launen,
Schwermuth gab Dir Poesie,
Du aus allen Seelentönen
Eine Heldensymphonie!

Als Du aus Berliner Gassen
Einst als Kind nach Hause kamst
Und zum ersten Male wieder
Eines Pfluges Klang vernahmst,
Aus dem Schooß der Heimathscholle
Athmen sahst den heil'gen Rauch,
Stiegen in Dein Knabenauge
Thränen heil'ger Rührung auch!

Und es drang aus Deiner Seele
Damals schon ein edler Schwur,
Diese Erde soll den Feinden
Dienen nicht zum Spotten nur!
Dieses Land, das Luther schützte
Und den alten Fritz gebar,
Das Luisens Staub empfangen,
Ward für Dich ein Hochaltar!

Jung und schlank, ein echter Junker,
Zogst Du in die Welt hinaus,
Wie ein Percy mit dem Schläger
Sprangst Du keck in manchen Strauß,
Trankest in verschwärmten Nächten
Deiner Jugend schäumend Glück,
Aber trugst aus allen Fahrten
Silbern Deinen Schild zurück!

Einsam dann auf Deinem Gute
Tolltest Du die Jahre aus,
Bis besänft'gend eine Gattin
Ordnete Dein wildes Haus,
Wo der Sect in vollen Flaschen
Gern das Morgenlicht begrüßt,
Das Dich oft auch sah als Grübler,
Der vertieft im Hamlet liest!

Still nun ward's in Deinen Mauern,
Wo sich aller Sturm verlor,
Plötzlich aber drang ein Tosen
Grell an Dein erschrecktes Ohr,
Aufruhr schäumte sturmdurchdonnert
Wild um Deines Königs Schloß,
Und Du sprengtest ihm zu Hülfe
Wie ein Ritter Götz zu Roß!

Mächtig scholl zum ersten Male
Deine Stimme durch das Land,
Ein Vendée-Graf vor zerriss'nen
Königsdeichen nahmst Du Stand,
Doch des Königs schwanke Blicke
Sahen nicht den jungen Stab,
Der nur wenigen Gemüthern
Wieder Halt und Hoffnung gab!

Ach, da packte in der Seele
Dich das deutsche Elend an,
Sahst am Hof nur Memmen schleichen,
Aber nirgends einen Mann,
Und es trieb Dich Dein empörtes
Blut vor Friedrich Wilhelm hin:
„König, brauchst Du einen Streiter,
So nimm mich nur, wie ich bin!"

Und Du wardst ein Gottesstreiter,
Wie das Land noch Keinen sah,
Dachtest deutsch nur, alles And're
War Dir Wurscht und Hekuba,
Doch der Volkssturm toste weiter
Eisig pfeifend bis auf's Mark,
Zagend stand selbst König Wilhelm
Noch im Babelsberger Park ...

Digitized by Google

Wollte auf den Thron verzichten,
Seiner Sterne ungewiß,
Bis ihm den Erlaß des Abschieds
Deine Hand in Fetzen riß:
„Kämpfen wollen wir als Männer
Im Vertrauen nur auf Gott,
Helden sind wir, wenn wir enden
Auch wie Strafford durch's Schaffot!"

Stelltest Dich mit breiten Schultern
Hellumzischt von Spott und Hohn,
Redemächtig, schwertgewaltig
Vor den Hohenzollernthron,
Und Du trugst den greisen König,
So wie einst Christophorus
Hob das Kind auf seine Schultern,
Durch den sturmgeschwollnen Fluß!

Aber auch seit diesem Tage
Warst Du ihm wie angetraut,
Der in seiner schwersten Stunde
Nur auf Dich sein Glück gebaut,
Du sein Diener und Berather,
Er Dein König und Dein Freund,
Wie zwei Nibelungenhelden
Hatte Euch die Noth vereint!

Doch der Wind, der Euch umbrauste,
Blieb kein Sturm in Worten mehr,
Hoch von Schleswig, meerumschlungen,
Pfiff die erste Kugel her,
Wie ein Römer Alles wagend,
Stürmtest Du zum Kampfe hin,
Schleswig-Holstein, Dich bezwingend,
Sträubende Sabinerin!

Aber wie ein Gottesgrollen
Ueber den verwegnen Raub,
Hob ein dumpfes Wehn und Rauschen
An im deutschen Eichenlaub,
Wie ein rächendes Gewitter
Quoll herauf der Bruderkrieg,
Daß beklommen selbst den Männern
Bang das Herz im Busen schwieg!

Dumpf wie eine Himmelswarnung
An dem Kriegserklärungstag
Löste über Deinem Haupte
Krachend sich ein Donnerschlag,
Alles zuckte, Alles bebte
Tieferschüttert bis in's Blut,
Aber Du riefst vom Balkone:
„Horcht, der Himmel schießt Salut!"

Doch die Stunde sollte kommen,
Wo auch Dir das Herz gebebt,
Wo die Schale Deines Glückes
Um ein Haar zu hoch geschwebt,
Sahst in Deines Königs Mienen
Einen tiefen Schmerz und Gram,
Als bei Königgrätz der Kronprinz
Ihm noch nicht zu Hülfe kam!

Schon griff Deine Hand zum Säbel,
Stülptest Dir den Helm in's Genick,
Um in stürmenden Schwadronen
Zu begraben Dein Geschick,
Gott und Du nur können wissen,
Was Dein Inn'res damals litt,
Bis aus krachenden Kanonen
Preußen doch den Sieg erstritt!

Bismarck, Bismarck! scholl es brausend
Und bewundernd durch die Welt,
Erst verspottet, nun gepriesen,
Erst ein Narr und jetzt ein Held,
Bismarck! zischte auch in Frankreich
Voller Neid ein Kaiserpaar,
Und Du fühltest, daß Dein Sieg nur
Eines Krieges Anfang war!

Aber listig wie Odysseus
Hieltest Du den Erbfeind hin,
Bis kein Gott mehr bändgen konnte
Seinen kriegsverbissnen Sinn,
Flammend kreuzten sich die Schwerter,
Seines sprang und Deines stand,
Und ein Kaiserreich erstrahlte,
Wo ein anderes verschwand!

Unermeßlich ward Dein Preisen,
Daß Du ihn in Stücke hiebst,
Doch Dein höchster Ruhm sei immer,
Daß Du selbst bescheiden bliebst,
Wie ein Bauer gingst Du ruhig
Heim zu Deines Herdes Glück,
Einen Trunk, wie Luther, liebend
Und des Abends Hausmusik!

Wie ein Faust des zweiten Theiles
Bautest Du nun still am Reich,
Schirmend alt und neue Lande,
Dies durch Damm und das durch Deich,
Goldner reiften rings die Felder,
Voller quoll der Schlote Rauch,
Schutz verschafftest Du den Kranken
Und den Altersschwachen auch!

Und vom stillen Heimathherde
Breitete sich Deine Hand
Friedenfördernd, segenspendend
Ueber jedes Nachbarland,
Wie der alte Fritz in Deutschland
Gründete den Fürstenbund,
Legtest Du zum Völkerfrieden
Weithin durch Verträge Grund!

Schaffend wie ein echter Deutscher
Durch die Heimath für die Welt,
Sahst Du plötzlich all' Dein Planen
Wie von einem Blitz zerschellt,
Von der Macht gewaltger Fülle
Ließ man nur den Namen Dir,
Eben noch ein Kanzler-Cäsar,
Plötzlich nun ein König Lear!

Worte fürchterlichen Zornes
Strömtest klagend Du in's Land,
Wie ein Polyphem, dem heimlich
Man das Auge ausgebrannt,
Stiller dann und immer reiner
Wurde Dein verklärter Sinn,
Streutest wie ein Abschiednehmer
Nur noch milde Weisheit hin!

Männer, Frauen, Kinder hörten
Deiner Vaterstimme zu,
Wie verdoppelt stand an Stämmen
Oft der Wald von Friedrichsruh,
Selbst der Kaiser kam zu huldgen
An des Löwenkämpfers Herd,
Als er Dir aus purem Golde
Ein Germanenschwert verehrt!

Digitized by Google

Und wie Gold ging Deine Sonne
Dann in Eichen still zur Ruh,
Wohl Millionen deutscher Augen
Sahen Dir in Thränen zu,
Als Du wie ein Kind im Sterben
Betetest in Schmerzen weich:
„Nimm mich nun nach allen Leiden,
Vater, nimm mich in Dein Reich!"

Strahlendster der deutschen Streiter,
Leuchtend Du in Sieg und Tod,
Dessen Name einst von allen
Bergen hell in Flammen loht,
Ja, so lange eine Zunge
Noch zwei deutsche Silben spricht,
Kann in dieser Welt vergehen
Auch der Name Bismarck nicht!

Heilig sei der Staub den Deutschen,
Wo Dein Haupt in Schlummer liegt,
Heilig jeder Zweig am Baume,
Der Dich dort in Frieden wiegt,
Ewig wie die deutsche Erde
Stehe auch Dein Grabmal fest,
Schuft und Schurke, wer es jemals
Einen Feind betreten läßt!

Anmerkungen des Verfassers:

Zu Strophe zwei: Gegen die Bezeichnung „Eiserner Kanzler" wandte sich auch Herbert v. Bismarck in einer Tischrede gelegentlich seiner Wiener Hochzeit. Er sagte, das Herz seines Vater sei nicht eisern, sondern eher weich oder wie die Engländer sagten cotton, baumwollen zu nennen. Bei Bismarck war nur der Wille eisern, aber sein Empfindungsleben ungemein fein und zart; es reagirte schmerzlich, das Willensleben alarmirend, auf jeden Eindruck, so daß Bismarck selbst auf den Vorwurf, er sei eigentlich gar keine eiserne, sondern eine mimosenhaft nervöse Natur antwortete: „Wenn ich nicht nervös wäre, wäre ich nicht der Bismarck!" Diesen Unterschied zwischen Willens- und Empfindungsleben gilt es bei ihm festzuhalten; er macht Manches in ihm klar, was sich sonst zu widersprechen scheint.

Zu Strophe drei: Bismarck wurde als Knabe in die Plaßmann'sche Anstalt nach Berlin in Pension gegeben; strenge Disciplin, ein Leben zwischen engen Häusern, Heimweh nach Feld und Flur machten ihm das Herz schwer; der langentbehrte Anblick eines pflügenden Bauern entlockte ihm Thränen.

Zu Strophe vier: In seinem Schullesebuch fand der Knabe Bismarck eine ihn tiefpackende Geschichte, die er niemals mehr vergessen konnte. Sie spielte in Venedig, wo auf einem Theater ein Deutscher auftritt, der von den Wälschen als solcher verspottet wird, bis Jemand darauf hinweist, daß die wichtigsten Erfindungen von Deutschen gemacht worden seien, die Buchdruckerkunst, das Pulver u. s. w. Bismarck schwor sich damals, diesem edelsten der Völker dienen zu wollen, und die selbstgewählte Inschrift auf seinem Grabe: ein treuer, deutscher Diener Kaiser Wilhelms I. zeugt, mit dem Ernst des Todes, für die tiefe Wirkung dieser einfachen venetianischen Geschichte.

Zu Strophe sechs: Auf Kniephof bildeten Faust und Hamlet neben historisch-politischen Werken Bismarck's Lieblingslectüre.

Zu Strophe sieben: Als 1848 die Revolution ausbrach, eilte Bismarck mit einigen Landleuten seiner märkischen Gegend, der preußischen Vendée, dem König zu Hülfe.

Zu Strophe zehn und elf: König Wilhelm hatte in Babelsberg den Entwurf zu einer Urkunde für seine Thron-Verzichtleistung schon in der Hand, die Bismarck in kleine Stücke zerriß und in einen Bach warf; die Worte Bismarck's sind historisch getreu.

Zu Strophe 13: „Als die schleswig-holsteinische Frage auftauchte, sagte ich mir: „dat Land und die Lüüt müßt wi hebben; ich kam mir vor wie ein Römer, der Sabinerinnen raubt," ist eine Aeußerung Bismarck's. Daß unter diesen die jetzige deutsche Kaiserin war, konnte sein stolzester Gewinn sein!

Zu Strophe 15: Historisch genau so vor dem Bundeskanzler-Palais während eines plötzlichen Gewitters geschehen und wörtlich so von Bismarck gesprochen!

Zu Strophe 16 und 17: Daß Bismarck sich bei Königgrätz an die Spitze einer attackirenden Schwadron setzen wollte, sagte er später selbst.

Zu Strophe 28: Bismarck's letzte vernehmbaren Worte waren: „Nimm mich auf in Dein Reich!" ...

Schlußbemerkung: In dem vorstehenden Gedicht kommen als Farbenbezeichnungen nur blau, silbern und gold vor (1., 5 und 28. Strophe); es sind die Wappenfarben Bismarck's; möchte das Gedicht selbst auch die Seelenfarben des edlen Fürsten zur deutlichen Prägung gebracht haben. Max Bewer.

Zur Schutzschildfrage.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen.

Nur ein paar Punkte sollen hier berührt werden, denen im heftigen Widerstreit der Meinungen nicht die gebührende Beachtung geschenkt zu werden pflegt und die doch meines Erachtens von entscheidender Bedeutung sind. Theoretische Auseinandersetzungen werden, so gelehrt und „sachverständig" sie immer sein mögen, die Schutzschildfrage der Feldartillerie sicher nicht lösen: „mit Worten läßt sich trefflich streiten" u. s. w. Nur die Praxis kann entscheiden: der wirkliche Krieg, und Friedensversuche.

Ersterem gebührt unbedingt der Vorrang als Lehrmeister. Alle Friedenserfahrungen verlieren jeden Werth, wenn sich erweist, daß sie mit den Kriegsthatsachen nicht übereinstimmen. Nun steht es mit den Kriegserfahrungen hinsichtlich der Schutzschilde freilich kümmerlich; aber ein paar sind doch gemacht worden, und zwar im Burenkriege. Es gab damals auf beiden Seiten zwar keine eigentlichen Feldgeschütze mit Panzern, wohl aber damit versehene Maxim-Nordenfeldt-Maschinengeschütze von kleinem Caliber (3,7 cm). So konnten, was die Bewegungsfähigkeit von mit Schutzschilden belasteten Feldgeschützen angeht, Erfahrungen nicht gesammelt werden, denn die Maschinengeschütze blieben auch mit ihren Stahlschilden hinter dem Gewicht jener weit zurück. Aber wohl hat sich gezeigt, in wie weit Schutzschilde durch die von ihnen gewährte Deckung nützen. Dabei hatten sie meines Wissens nur eine Dicke von 3 mm, also dieselbe, gegen welche bei Krupp'schen Versuchen mit Infanterie-Nahfeuer, sowie mit Schrapnells, deren Füllung aus Stahlkugeln bestand, eine verheerende Wirkung erzielt wurde. Nun steht das Lee-Metford-Gewehr ballistisch im Allgemeinen auf moderner Höhe, und von den Schrapnells der britischen 15-Pfünder kann man auch nicht sagen, daß sie spottschlecht waren. Trotzdem gaben die Panzer der Maxim-Nordenfeldt-Maschinengeschütze eine solche Sicherheit, daß auf burischer Seite in ein paar Fällen ein vereinzeltes derartiges Geschütz den Kampf gegen englische Infanterie und Artillerie noch stundenlang fortführen konnte, als die unmittelbar daneben stehenden, nicht mit Schutzschilden versehenen 7,5 cm Feldgeschütze durch das feindliche Gewehr- und Schrapnellfeuer längst zum Schweigen gebracht waren. Jener Panzer, dessen Schutz theoretisch in Zweifel gezogen werden konnte, schützte also praktisch. Und nicht nur, daß solche einzeln auftretende „Pompoms" im Stande waren, das Feuer fortzusetzen, sie hielten ein paar Mal eine ganze Batterie englischer Feldgeschütze geradezu in Schach.

Im Beiheft zum „M.-W.-Bl." 1901, Heft 8, hat ein deutscher Mitkämpfer auf Burenseite — er wurde bei der burischen Artillerie verwendet; ich weiß aber nicht, ob er von Haus aus Artillerist war — seine Beobachtungen und die Schlüsse daraus mitgetheilt. Da heißt es: „Die Panzerschilde gewährten gegen Schrapnell- wie Gewehrfeuer ausgezeichneten Schutz, und deßhalb arbeitete die Bedienung hinter ihnen weit ruhiger und besser. Die Rücksicht auf Feuerwirkung aber ist stets in den Vordergrund zu stellen; hierzu gehört auch, daß man dem feindlichen Feuer möglichst lange Trotz bietet ... Der Vortheil (der Schutzschilde) war jedesmal so in die Augen springend, daß ich eine derartige Einführung bei unserer Artillerie dringend befürworten möchte."

Digitized by Google

Auch im Frieden läßt sich hinsichtlich der Schutzschilde mancherlei feststellen: bis zu einem gewissen Grade der Schutz, den sie gewähren, und völlig die Beweglichkeit der durch Schutzschilde schwerer gewordenen Feldgeschütze. Nur dürfen wir mit diesen im Großen vorzunehmenden Proben — im Großen, damit möglichst viele Stimmen, und nicht bloß etwa die weniger zufälliger Gegner gehört werden — nicht säumen. Schon General v. Alten hat in dieser Beziehung sein caveant consules gerufen. Selbst wenn die gepanzerten Geschütze nicht die Ueberlegenheit über die ungepanzerten besitzen sollten, wie von ihren Verfechtern behauptet wird, flößen sie doch der damit versehenen Partei sicherlich starke Zuversicht ein und kann ihr Fehlen umgekehrt ein gewisses Unbehagen bei der anderen Partei nach sich ziehen. Und Eins darf nicht übersehen werden: jenes Vertrauen auf die Ueberlegenheit der eigenen Waffe kann eines schönen Tages zum Mitgrund für den Kriegsausbruch werden: rasch zuschlagen, so lange die Ueberlegenheit besteht.

Natürlich — das weiß jedes Kind — kein Schutzschild ohne Rohrrücklauf. Wird letzteres System aber einmal, selbstverständlich in Krupp'scher oder Ehrhardt'scher Verbesserung, als überlegen anerkannt — und trotz der abwehrenden Erklärung des Kriegsministers in der Budget-Commission scheint es, als ob man sich auf dem besten Wege hierzu befinde — dann können wir auch an den Schutzschilden nicht achselzuckend vorübergehen. Außer Frankreich und kleineren Mächten, wie Belgien, Dänemark und wahrscheinlich noch einigen anderen haben sich die „praktischen" Amerikaner dafür entschieden. Das neue Feldgeschütz der Vereinigten Staaten hat Schutzschilde, und das sollte uns zu denken geben. Von ihnen verächtlich zu sprechen und sich gegen sie ablehnend zu verhalten, lediglich weil Frankreich sie zuerst einführte, das ist doch der Gipfel der Thorheit. Haben wir nicht auch, angeregt durch Frankreichs Vorgehen auf diesem Gebiete, seiner Zeit das rauchschwache Pulver erhalten? Deutschland ist so reich an Erfindungsgeist und technischem Können, daß es ruhig den Franzosen den Triumph lassen kann, einmal bahnbrechend gewirkt zu haben. Und der Gipfel der Thorheit wäre, im Kriege eine mögliche Deckung verschmähen zu wollen, welche die Waffenwirkung vielleicht nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern steigert. Blut ersparen, soweit es ohne Beinträchtigung einer entschlossenen Kriegführung möglich ist: das muß in dem auf die allgemeine Wehrpflicht gegründeten Massenheeren unserer Zeit die Parole sein. „Wie viel Blut wäre erspart worden," schreibt General Colmar Frhr. v. d. Goltz („Roßbach und Jena") „wenn die preußischen Grenadiere und Musketiere nur gewagt hätten, sich im feindlichen Feuer niederzulegen." Es wäre traurig, wenn unserer Feld-Artillerie einmal nachgesagt würde: viel Blut würde erspart worden sein, wenn sie nicht die Schutzschilde verschmäht hätte.

Tod und Unsterblichkeit.

Von Dr. Arthur Ruppin.

Der Gedanke, daß alle lebenden Wesen früher oder später dem Tode anheimfallen, ist uns so in Fleisch und Blut übergegangen, daß uns eine Ausnahme von dieser Regel höchst verwunderlich erscheinen dürfte, und doch hat, wie schon in früheren Schriften, so neuerdings wieder der berühmte deutsche Biologe Prof. Weismann darauf hingewiesen*), daß es eine große Reihe von Lebewesen giebt, über welche der Tod keine Gewalt hat. Es ist dies nämlich das große Heer der einzelligen Organismen, die in den verschiedensten Bildungen vorkommen und theils dem Pflanzenreich (wo sie nach Haeckel Protophyten heißen) theils dem Thierreiche (Protozoen) angehören.

Diese Einzelligen vermehren sich bekanntlich durch Theilung und zwar in der Regel durch Zweitheilung, d. h. das ausgewachsene Individuum schnürt sich in der Mitte ein und theilt sich in zwei Tochterindividuen, welche nach kürzerem oder längerem Wachsthum ihrerseits wieder zur Theilung schreiten. In diesem Cyklus von Leben und Fortpflanzung hat der Tod keine Stelle. Denn das Mutterindividuum stirbt hier nicht, sondern setzt sein Leben unmittelbar in seinen beiden Töchtern fort. „Unser Körper," sagt Weismann (a. a. O. I, S. 283) „altert und vermag zuletzt nicht mehr weiter zu leben, bei den Einzelligen aber giebt es kein Altern und keinen in den normalen Entwickelungsgang des Individuums gehörigen Tod. Die Einzelligen besitzen also gewissermaßen Unsterblichkeit, d. h. sie können wohl vernichtet werden durch äußere Agentien, Siedehitze, Gifte, Zerquetschen, Gefressenwerden u. s. w., aber ein Theil der Individuen jeder Epoche entgeht diesem Schicksal und setzt sich fort in die kommenden Zeiten. Denn genau genommen ist ja auch das Tochterindividuum nur eine Fortsetzung des Mutterindividums, es enthält nicht nur die Hälfte seiner Substanz, sondern auch die Structur. — — Die Tochter ist einfach die halbe Mutter, die sich nachträglich ergänzt, und die andere Hälfte der Mutter lebt auch als zweite Tochter weiter fort; nichts stirbt bei dieser Vermehrung."

Daß hier zwischen den Einzelligen und den Vielzelligen ein Unterschied besteht, ist nicht zu bestreiten, und es ist merkwürdig, daß die Wissenschaft diese Thatsache, daß zwischen den Einzelligen und Vielzelligen die Einführung des physiologischen, d. h. normalen Todes liegt, bisher so wenig hervorgehoben hat. Weismann selbst sagt mit Recht, daß, wenn man es richtig betrachtet, die Erscheinung des Todes eigentlich viel wunderbarer und unbegreiflicher ist als die Unsterblichkeit. Nur weil wir durch tausendfache Erfahrung und die Ueberlieferung aller Zeiten den Tod als etwas Unvermeidliches anzusehen gewohnt sind, halten wir ihn für das Natürlichere, weniger Wunderbare. „Gesetzt, wir besäßen zwar schon unsere heutige Anschauung vom Leben als einem Verbrennungsproceß und dem Stoffwechsel als dem Mittel, diesem stets wieder neuen Brennstoff in Gestalt neuer Lebenstheilchen hinzuzufügen, wir wüßten aber andererseits nichts von der Existenz von Vielzelligen und ihrer Vergänglichkeit, sondern kennten nur die Einzelligen mit ihrer unbegrenzten Vermehrung durch Theilung und machten nun die Beobachtung, daß die Vielzelligen alle vergänglich sind, einen natürlichen und unvermeidlichen Tod besitzen, so würde uns das zuerst ganz unverständlich erscheinen, da wir doch auch bei ihnen das Leben fortwährend durch Zufuhr neuen Brennstoffs geschürt sehen. Nicht das potentiell unbegrenzte Weiterleben der Einzelligen erschiene uns sonderbar und überraschend, sondern das Begrenztsein des Lebens der Vielzelligen, der natürliche Tod, und wer weiß, ob dann nicht manche jener lediglich an Einzelligen geschulten Naturforscher sagen würde, es könne auch bei den Vielzelligen keinen natürlichen Tod geben, da die Einzelligen uns ja bewiesen, daß das Leben eine unendliche Kette von vergänglichen kleinsten Lebenseinheiten sei."

Wenn man im Sinne dieser Betrachtung den Tod als ein Problem faßt und die Frage aufwirft, aus welchem Grunde die Vielzelligen (d. h. alle höheren organischen Wesen) im Gegensatz zu den Einzelligen nach einer gewissen Lebensdauer dem Tode anheimfallen, so hängt dieser Unterschied nach Weismann mit dem Unterschiede in der Art der Fortpflanzung eng zusammen. Die Vielzelligen vermehren sich bekanntlich nicht durch Theilung sondern durch Keimzellen, und die Erhaltung der Art, das Ziel alles Naturgeschehens, ist gesichert, sobald dafür gesorgt ist, daß Keimzellen producirt werden und zur Befruchtung gelangen. Der Unsterblichkeit der Individuen bedarf es hierzu nicht.

*) Vorträge über Descendenztheorie. 2 Bde. Jena 1902.

Digitized by Google

Diese haben vielmehr, sobald sie eine Reihe von Jahren hindurch Keimzellen erzeugt und sich auf diese Weise fortgepflanzt haben, ihre Aufgabe im Dienste der Arterhaltung erfüllt, und die Natur hat an ihrer Fortexistenz nun kein Interesse mehr. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!“

Für die Unsterblichkeit haben die Vielzelligen die hohe Differencirung in ihrer Structur und ihren Organen eingetauscht. Während bei den Einzelligen die eine Zelle alle Functionen, die das Leben bedingen nnd erhalten, zu erfüllen hat, sind bei den Vielzelligen diese Functionen auf eine große Anzahl von einander qualitativ verschiedener Zellarten und Zellgruppen ertheilt. Diese hohe Differencirung nach dem Princip der Arbeitstheilung hat die einzelnen Zellen des Körpers der allseitigen Leistungsfähigkeit beraubt und sie durch die Beschränkung auf eine bestimmte Funktion gewissermaßen einseitig verkrüppelt, aber die Leistungsfähigkeit des ganzen Organismus ist durch diese Specialisirung unendlich gesteigert worden. Freilich die Fähigkeit, die den Einzelligen innewohnt, ihre gesammte Körpersubstanz unverringert auf die Tochterzellen zu übertragen, ging hierbei verloren. Die hochdifferencirten Körperzellen vermögen durch Vermehrung nur neue Zellen derselben Art hervorzubringen, sie ermangeln der Fähigkeit, ein ganzes Individuum mit all seinen zahlreichen Zellarten aus sich entstehen zu lassen und fallen deßhalb als unnütz für die Erhaltung der Art dem allmäligen Untergange anheim.

Nur die Keimzellen vermögen wieder ein neues ganzes Individuum aus sich hervorzubringen und bei ihnen besteht in der von Weismann sogen. „Continuität des Keimplasmas“ eine der Unsterblichkeit der Einzelligen analoge Erscheinung. Das Keimplasma, d. h. die durch Verschmelzung der väterlichen und mütterlichen Keimzellenkerne entstehende Substanz, aus der sich das neue Individuum aufbaut, wird nämlich bei diesem Aufbau nicht völlig aufgebraucht, sondern ein Theil davon erhält sich, wächst durch Assimilation und bildet die Keimzellen des neuen Individuums, so daß also die Keimzellen aller Generationen in einem ununterbrochenen materiellen Zusammenhang stehen. Wir stehen mit allen unseren Vorfahren nicht nur durch die Tradition geistig, sondern durch die Continuität des Keimplasmas auch körperlich in Verbindung, denn unsere Keimzellen sind im wahrsten Sinne des Wortes ein (wenn auch natürlich verschwindend kleines) Stück dieser Vorfahren selbst. „Das Keimplasma einer Art wird also nie neu erzeugt, sondern es wächst und vermehrt sich nur unaufhörlich, es zieht sich fort von einer Generation zur anderen wie eine lange in der Erde fortkriechende Wurzel, von der in regelmäßigen Abständen Sprossen emportreiben und zu Pflänzchen werden, zu den Individuen der aufeinander folgenden Generationen. Sieht man die Verhältnisse nur von Seite der Fortpflanzung an, so erscheinen die Keimzellen als das Wichtigste an dem Individuum, denn sie allein erhalten die Art und der Körper sinkt fast zu einer bloßen Pflegstätte der Keimzellen herab, einem Ort, an dem sie sich bilden, unter günstigen Bedingungen ernähren, vermehren und zur Reife gelangen. Aber man kann die Sache auch umgekehrt auffassen, und die unendliche Wurzel des Keimplasmas mit seinen immer wieder aufs Neue zu Individuen werdenden Keimzellen als das Mittel betrachten, durch welches allein der Natur die Aufgabe gelingen konnte, vielzellige Organismen zu schaffen, Individuen von hoher und höchster Differencirung und Leistungsfähigkeit, und geeignet zur Anpassung an alle möglichen Lebensbedingungen, also zur Ausnutzung aller sich darbietenden Lebensmöglichkeiten.“ Mit dem Tode zahlen alle höheren Organismen den Tribut dafür, daß sie sich eben zu höheren Organismen entwickelt und die Stufe der Einzelligen verlassen haben.

Literatur und Kunst.

Zur Wiedergeburt des Märchens.*)

Von Professor Th. Achelis (Bremen).

Es sind gerade hundert Jahre verflossen, als Tieck im Kaiser Octavian den Ruf anstimmte:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' herauf in alter Pracht!

Nur Schade, daß ein so trockener Gesell bei all' dem bunten Aufputz der Romantik sie nicht zu beschwören vermochte, das mußte er Eichendorff und Anderen, die wirklich ursprünglich dichterisches Gefühl besaßen, überlassen. Immerhin haben auch hier, wie auf den meisten Gebieten, die Romantiker als kühne Pfadfinder gewirkt und Sinn und Verständniß für die eigenartigen Reize dieser der Aufklärung so unzugänglichen Urwelt eröffnet. Aber die unerquicklichen Verhältnisse zu Anfang des vorigen Jahrhunderts begünstigten begreiflicher Weise nicht das Wachsthum einer so zarten Pflanze. Die Epigonen im silbernen Zeitalter der Literatur hatten unter harten Kämpfen um andere Ideale zu ringen, und so blieb es unserer an den schärfsten Gegensätzen leidenden Gegenwart, die von einem Extrem in's andere verfällt, vorbehalten, sich an dem lieblichen Duft des Märchens zu erfreuen. Vom Naturalismus zum Symbolismus und Märchentraum — das ist die Entwickelungslinie der Moderne. Man mag nun noch so viel Gespreiztes und Gekünsteltes unserem jüngsten Deutschland vorwerfen, so viel ist für einen unbefangenen Beobachter unbestreitbar, daß diese letzte Wendung der Dinge, dieser Sprung in das uralte Wunderland des „Nie und Immer“, wie es Laßwitz jüngst genannt, eine naturgemäße Reaction gegen den alles Gemüth und Empfindung ertödtenden Mechanismus darstellt, den als wahren Alpdruck die moderne Sociologie und Naturforschung in ihren schärfsten, radicalsten Vertretern heraufbeschworen hatte. Eine unwiderstehliche Sehnsucht ist erwacht, sich aus dieser erdrückenden Umklammerung in die Freiheit persönlichen Empfindens hinauszuretten, die z. B. auch in der vielfach mystisch angehauchten Alleinheitslehre unserer Tage hervorbricht. Man beruhigt sich nicht mehr bei dem hergebrachten Dualismus oder bei dem angeblich so einleuchtenden Mechanismus, diesem äußeren Gerüst des Werdens, sondern besinnt sich eben darauf, daß gerade hier das Räthsel erst beginnt. Kurz, die Goethe'sche Naturanschauung, die Fechner'sche „Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht“ begann Wurzel zu schlagen, und die bekannte Energetik ist nichts anderes als ein Versuch, und zwar ein höchst machtvoller, nach dieser innerlichen Richtung hin unsere ganze jetzige Naturauffassung und -erklärung umzugestalten. Auch Professor K. Laßwitz ist von Haus aus ein exacter Mathematiker und Physiker (in der Schule der modernen Atomistik und kritischen Philosophie herangewachsen), und doch hat er uns soeben wieder eine Reihe reizender Märchen beschеert, die von seiner dichterischen Feinfühligkeit und einem liebenswürdigen Humor neuerdings ein beredtes Zeugniß ablegen.

Was ist die erste maßgebende Voraussetzung des Märchens? Die große umschließende Einheit der Wirklichkeit, die wir verstandesklugen Menschen, um uns in dem unendlichen Labyrinth zurechtzufinden, in reinlich abgegrenzte sogenannte Reiche zerschnitten haben. Wir reden uns ein, daß sie immer so in dieser unnahbaren Isolirung bestanden haben. Diesem Schulschema, dieser durch die Weisheit der Jahrhunderte beglaubigten Fibel (oder sollen wir lieber sagen

*) Mit Bezug auf das Buch von K. Laßwitz, Nie und Immer. (Leipzig, Eugen Diederichs, 1902.)

Digitized by Google

Fabel?) setzte nun die Phantasie (so könnten wir es zunächst nennen, um keinen Anstoß bei den gestrengen Lenkern der zünftigen Wissenschaft zu erregen), die schrankenlose Einheit und im gewissen Sinne Vergleichbarkeit aller Dinge und Wesen entgegen. Zunächst also der Thier- und Menschenwelt, die, wie ja nachgerade auch unsere exacte psychologische Forschung zugiebt, wesensverwandt sind, Sprossen desselben Baumes. Wo wir uns mit den üblichen Verlegenheitsausdrücken helfen, Instinct, unbewußte Anpassung u. s. w., da ist freilich das Märchen consequenter. Für den sogen. Naturmenschen (eine Stufe, der wir, psychologisch genommen, Alle einmal angehört haben) sind die Thiere seiner Umgebung deßhalb eben so vernunft- und sprachbegabt, wie er selbst, — nur daß uns stumpfen Erdenkindern meist der richtige Schlüssel zur Entzifferung ihres geistigen Lebens verloren gegangen ist. Um diese geistige Consolidarität nun noch erheblich zu verstärken, kommen schwerwiegende religiös-ethische Momente hinzu — Seelenwanderung, Verwandtschaft mit Thieren, so daß sie geradezu als Schutzheilige (im katholischen Sinne) verehrt werden u. s. w. Aber die einmal begonnene Beseelung kann hier natürlich nicht stocken; Bäume, Pflanzen, der ganze Bereich der sogenannten unorganischen Natur ist nicht todt, sondern echt mythologisch von innerem Leben erfüllt, animistisch, wie der ethnologische Ausdruck lautet. Es handelt sich jetzt für uns nicht darum, kritisch über diese Auffassung zu Gericht zu sitzen, sondern darum, ihre ideelle Möglichkeit und Folgerichtigkeit (ganz abgesehen somit von ihrer empirischen Wahrheit und Beweisbarkeit) anzuerkennen. Wer das nicht vermag, für den hat das Märchen jeden tieferen menschheitlichen, psychologischen und vollends philosophischen Sinn verloren, für den ist es lediglich ein phantastisches und zwar recht müßiges, wohlfeiles Spiel mit völlig aberwitzigen Vorstellungen, die man lieber nicht in unsere so wie so schon wenig gesicherte, vielmehr mühsam nach allen Richtungen gegen die mannigfachsten Sturmläufe vertheidigte Weltanschauung hineinmischen sollte. Dem geht, was ich zum Schluß auch noch hinzusetzen möchte, freilich auch jeder Humor ab. Einige Proben mögen diese Färbung veranschaulichen; der leidige Schematismus des Schuldrills wird in einem Capitel: Schiefe Gedanken, erbaulich ironisirt: Der unendliche Aluminiumdraht der Schulreform könnte in einen einzigen Goldklumpen zusammengestampft werden, die Lehrer sind zu gut. Sie sind zu gescheit, zu gebildet, zu weitblickend, technisch zu trefflich geschult, zu gewissenhaft, zu gut dirigirt. Unter solchen Kräften muß auch der dümmste Schüler, von Classe zu Classe gewälzt, zuletzt den Purzelbaum der Reifeprüfung erlernen und in dem großen Berechtigungssack aufgefangen werden. Ein Gymnasium ist eine so vorzüglich eingerichtete Bildungsfabrik, daß in diesem tadellos arbeitenden Mechanismus auch die zähesten Strohköpfe zu weißem Staatsmehl vermahlen werden, das nun in schöne lockere, dextringlänzende Beamtensemmeln verbacken zu werden wartet. Und ist es einmal gebacken, so muß es auch gegessen werden. Wohl dem Volke, das einen guten Magen hat. So trefflich ist das Schulsieb, daß es alles Mittelgut, und was darunter ist, unbedenklich verarbeitet; kommt es aber an einen absonderlichen Gehirnbau, an einen von denen, darin die Samenkörner der großen Zukunftsgedanken ruhen, und kann es ihn nicht klein kriegen, so legt es ihn vorsichtig zurück mit dem Consilium abeundi — Du wärest zu schade, um gemahlen zu werden. Und wem dies gelungen, der darf seinen eigenen Weg suchen. Nicht minder belustigend ist die folgenreiche Erfindung des Gehirnspiegels, vermittelst dessen die Gedanken und Vorstellungen unmittelbar von jenem sachkundigen Beobachter fixirt werden können, ja durch die schöpferische Kraft des Künstlers ebenso direct die Ideen als Gemälde vor den Augen des erstaunten Zuschauers hintreten. Oder die vortreffliche Einrichtung der modernen Fernschule, wodurch alle unsere letzten Errungenschaften jämmerlich überholt erscheinen. Hier giebt es sinnvolle Meßapparate, unter den Sitzen der Schüler angebracht, welche die geistige Ermüdung der Zöglinge bestimmen und automatisch functioniren, so daß in dem betreffenden Augenblick der Schüler von dem durch den Phonograph erfolgenden Unterricht wohlwollend ausgeschlossen wird. Des gänzlich veralteten Sprechens bedient sich nämlich weder der Lehrer noch der Schüler mehr, Alles wird durch Maschinen besorgt, so daß auch Beide ruhig zu Hause bleiben können und sich nicht mehr im alten Schlendrian nach jenem Unterrichtslocal zu begeben brauchen. Im Uebrigen hat auch Manches auf unserem alten Planeten sich verändert, wovon Folgendes zeugen mag: Die wichtigsten Staaten Amerikas sind das Kaiserreich Kalifornien, das Königreich Newyork, die Anarchistenrepublik Cuba, der Kirchenstaat Mexiko und das südamerikanische Sonnenreich. Oder: Nachdem durch die directe Verwendung der Sonnenstrahlung zur Arbeitskraft die Technik der herrschende Stand geworden waren und die Arbeitsmittel in ihrer Hand vereinigt hatten, gründeten sie einen Staat auf Actien, indem sie alles von Südamerika zwischen den Wendekreisen verfügbare Land ankauften. Da sie ihre Macht direct von der Sonne ableiteten, benannten sie diesen Staat den Sonnenstaat. Ueber die hohen Gebirge, wie über die Baumwipfel und Steppen der weiten Ebenen zogen sie ihre Strahlungssammler u. s. w. (Es giebt jetzt auch Lichtfernsprechstellen, z. B. zwischen dem Kreuzberg und dem Chimborasso; später aber hat man dafür chemische Erntaster eintreten lassen.) Andererseits drängen sich auch tief ernste Betrachtungen dem Leser auf, die freilich meist nur flüchtig angedeutet sind und sich wohl hinter den üppig wuchernden Ranken des sogenannten Volksaberglaubens verstecken. Sehr anziehend, fast rührend ist z. B. die Erzählung: Die drei Nägel, mit stärkeren Effecten durchsetzt die Frau von Feldbach. Ueberall ist aber (und das ist die Hauptsache) nicht wie bei den meisten älteren Romantikern, selbst bei dem genialen E. T. A. Hoffmann, das Wunder ein theatralischer Zauberspuk, der uns in die unheimliche Wahnsinnsnacht verstricken soll, auch nicht die mystische blaue Blume, das Symbol alles Geheimnißvollen, Ueberirdischen, Dämonischen, sondern ein organisches Ergebniß aus gewissen eigenartigen, höchst gespannten Empfindungen und Stimmungen, die mit der nüchternen, objectiven Beurtheilung der Wirklichkeit in Widerspruch gerathen, ohne diesen causalen Zusammenhang für uns unbefangenere Leser oder Zuschauer deßhalb aufzuheben. Andererseits verstehen wir wohl diese phantastische Verirrung, wenn wir uns völlig in die Situation hineindenken und namentlich in jene hochgradige nervöse Erregung, aus welcher jenes angebliche Wunder als eine Störung der Naturgesetze geboren ist. Novalis, der tiefsinnigste unter den Romantikern, sagte einmal im Hinblick besonders auf seine Dichtung und Weltanschauung: Poesie ist das absolut Reelle, dies ist der Kern meiner Philosophie. Je poetischer, desto wahrer, und im ähnlichen Sinne eines höchst gesteigerten ästhetischen Wahrheitsgehaltes äußerte sich Goethe Eckermann gegenüber: Je incalculabler und incommensurabler eine poetische Production für den Verstand ist, desto besser. An der Unverbrüchlichkeit und Gesetzmäßigkeit der Natur darf selbstverständlich nicht gerüttelt werden, sonst brechen wir selbst zusammen, wenn uns der sichere Boden unter den Füßen entweicht, und der ästhetische Genuß bleibt gleichfalls aus. Aber es gilt, das Wunder und den Wunderglauben, der unserer flachen Zeit verloren gegangen ist, psychologisch wieder zu begründen, als den Urquell alles Schönen und Großen auf der Erde, aller Poesie und Kunst, jedes Ideals. Und dies ebenfalls nicht in der Wiederauffrischung abgestandener Mysterien, die immer todt sind, oder eines spukhaften Spiritismus, sondern in der Belebung des schöpferischen, thatkräftigen Glaubens an die schrankenlose Einheit des Lebens, der Wirklichkeit, alles Seienden, sei es ein Felsblock oder ein ragender Genius der Menschheit, wie Goethe oder Kant.

Digitized by Google

Diesen tiefdurchdringenden Blick kann und soll uns das Märchen wiederbringen und schärfen, damit wir von der Dumpfheit der gewöhnlichen socialen Versclavung erlöst werden, oder wie es im West-östlichen Divan heißt:

Und so lang' Du das nicht hast,
Dieses: Sterb' und Werde,
Bist Du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

In diesem Sinne ist auch das vielcitirte Wort Maeterlinck's zu verstehen: Poesie hat keinen anderen Zweck als den, die großen Straßen, die vom Sichtbaren zum Unsichtbaren führen, offen zu halten. Deßhalb ist die allererste Anforderung an einen Märchendichter unserer Zeit, daß er trotz aller kritischen Schärfe doch noch wahre Ursprünglichkeit und Unbefangenheit besitzen muß, in diesen Jungbrunnen hinabzutauchen, um sich an den Perlen echter unverfälschter Volkspoesie zu erfreuen. Jede künstliche Aneignung und Nachahmung wird sich gerade hier, wie das klar genug zu Tage liegt, bitter rächen. Daß bei Laßwitz diese Befürchtung nicht zutrifft, wird mir Jeder Recht geben, der nur einen flüchtigen Blick in das vorliegende Buch geworfen hat. Ich will übrigens zum Schluß nicht unterlassen, zu bemerken, daß es auch ein richtiges, merkwürdig fesselndes Thiermärchen und zwar in einer längeren Erzählung enthält, in der originellen Fassung: Homchen, ein Thiermärchen aus der oberen Kreide.

Schikaneder*).

Von Paul Marsop.

Es giebt ein zweifaches Wien. Das, mit dem die Gesellschaftsmenschen, die Oberflächlichen, die commis voyageurs der Aesthetik und der Volksmoral gut Bescheid wissen, und das auch gar gern von sich selbst redet. Es ist die Metropole der flotten, pointengespickten Feuilletons, der breit behaglichen Schmausereien, der in's „Mollete" gewendeten und für das Bedürfniß der Leute vom Schottenring zurecht gestutzten Modekünste. Daneben lebt und schafft ein anderes Wien: das ernst zu nehmende, das unbekümmert um politisches Tagesgezänk, Finanzschwindel, Bühnenklatsch und gastronomische Allanzereien sich im Dienste der Wissenschaft erfolgreich mühende. Es stellt sich als eine in keiner Weise organisirte, und dennoch einflußstarke Republik der Geister dar. Mächtiger als alle Regierungsgewalten, als alle slavischen, polnischen, ungarischen Sonderbestrebungen, als die Demagogie jedweder Farbe und Schattirung birgt es die geistigen Kräfte in sich, welche die Völker Oesterreichs zusammenhalten und es in heiteren wie trüben Tagen fortschrittlichen Zielen, deutschen Idealen zu lenken. Man kennt im Norden, Osten und Westen Deutschlands dieses Wien ebenso wenig, wie man dort viel vom rührigen, geistig productiven München weiß. Es ist nämlich im deutschen Süden nicht üblich, sich seine Fleißzeugnisse auf beide Achselklappen zu stecken und, wenn den Pflichten des Tages genug gethan ist, auch in der Erholungsstunde mit einer aufgeschraubten Katheder-Aureole spazieren zu gehen. Der Wiener Docent, Lehrer, Beamte läßt sich, wenn er Feder, Cirkel, Skalpell bei Seite gelegt hat, von irgend welchem anderen liebenswürdigen, zuvorkommenden, anspruchslos auftretenden Mitmenschen kaum unterscheiden. Auch das mag dem Vorurtheil Nahrung geben, der Wiener schlängele sich an den Außenseiten des Daseins herum. Der Satz: um ein Volk kennen zu lernen, müsse man es bei seiner Arbeit aufsuchen — er scheint für so Manche nur Geltung zu haben, wenn sie durch Amerika oder Italien reisen.

Im ernsthaften Wien nimmt man auch die Kunst sehr ernst und schreibt kunstkritische Bücher, die allen Anforderungen strenger Wissenschaft genügen, dabei in der Darstellung einen auffrischenden, rhythmischen Zug haben und dem Fachmann wie dem Laien willkommene Anregung bieten. Von einem dieser Bücher, das bisher nur in wenig akustischen Gelehrtenstuben nach Verdienst gewürdigt wurde, möcht' ich heute sprechen: von Komorzynski's „Schikaneder".

Eine ganz vortreffliche Arbeit, die allen Musikfreunden, insbesondere allen Mozart-Verehrern auf das wärmste empfohlen sei! Der Verfasser, ein Wiener Literarhistoriker und Kunstschriftsteller, welcher sich innerhalb weniger Jahre einen geachteten Namen erwarb, hat seinen Stoff sehr übersichtlich disponirt und ein beträchtliches neues, ihm auf Grund eingehender aktenmäßiger Forschungen zugewachsenes Material in streng sachlicher Behandlung verwerthet. Bei ruhiger, klarer, schrittweise vordringender Beweisführung gelangt er zu dem Ergebnisse, daß Schikaneder bisher unter einer ungerechten Beurtheilung zu leiden hatte, ja, daß selbst ein Otto Jahn in seiner ausgezeichneten Mozart-Biographie seine Fehler zu schroff betonte, seine Vorzüge nicht genügend hervorhob. Vielgenannte Größen der Bühnen theilen oft mit den Mächtigen des Welttheaters insofern ein gleiches Geschick, als ihnen bald nach ihrem Dahinscheiden die Legende im Schlimmen und Guten Züge andichtet, die späterhin von einer vorurtheilsfreien Forschung nicht leicht zu beseitigen sind. Für sentimentale Mozartianerinnen, auch für Historiker dritten Ranges, die gern mit billigen Antithesen spielen, hatte es einen eigenen Reiz, einen engelhaft aufgestutzten, mit allen Tugenden eines Gartenlaubenhelden geschmückten Tondichter einem schwarz in schwarz gemalten Bösewicht gegenüberzustellen, der sein wehrloses, vertrauensseliges Opfer schmählich betrügt und aussaugt. Doch es war nicht an dem. Weder entbehrte Mozart so ganz der Lebensklugheit, noch auch ging Schikaneder darauf aus, seinen Freund Wolfgang Amadeus, der mit fröhlichen Kumpanen von der Scene gern guter Dinge war, wie eine Citrone auszupressen. Das leichtlebige Regensburger, sich rasch und schmiegsam dem Humor, Geschmack und Temperament der Wiener einpassende Kind zeigte sich als gewitzter Theaterdirector wie Andere mehr, als findiger Mann, der stets gewandt und resolut das Beste ergriff, was ihm die Umstände boten. Er war eitel und stets dazu geneigt, sein eigenes, nicht unbeträchtliches Können in's hellste Licht zu stellen, aber unfähig, eine Schlechtigkeit zu begehen, und Freunden wie Arbeitsgefährten gegenüber durchaus nicht knauserig.. Ein Virtuos, der jedes Fleckchen auf den Brettern vorzüglich auszunutzen verstand; in seiner Art ein brillanter Regisseur, mit einem starken Hang zum äußerlich Glänzenden, doch auch hinwiederum im Stande, aus jedem Opern- oder Schauspielauftritt das irgendwie Erreichbare an scenischer Wirkung herauszuschlagen. Schließlich trieb ihn seine maßlos ausschweifende Prunksucht in Größenwahn und Geistesverwirrung hinein. Man kann auf ihn im eigentlichen Wortsinne den Satz anwenden, welchen Wagner auf Berlioz und dessen Orchester münzte: er begrub sich unter dem Wust seiner Maschinen. Aber selbst diese seine Cardinalschwäche verdient keinen allzu harten Tadel. Denn er war kein Heuchler. Er machte kein Hehl daraus, daß er mit bunten Aufzügen, mit dem Luxus in der Entfaltung der Statisterie, mit Feuerwerken und Reiterspielen schlechtweg das Publicum anlocken wollte. Unter dem Vorwande der „Wahrung historischer Treue" den Zuschauer mit decorativem Firlefanz abzuspeisen: das war eine Finte, auf die man erst im neunzehnten Jahrhundert kam. Darum bleibt freilich das Bestreben, die Schaubühne zu einer Schaukastenbühne herabzuwürdigen, unter allen Umständen verwerflich.

Brachte es indessen Schikaneder auch auf ein vollgerüttelt Maß von Begehungs- und Unterlassungssünden, so

*) Emanuel Schikaneder. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters von Egon von Komorzynski. (Berlin, B. Behr's Verlag.)

Digitized by Google

spricht anderntheils nicht Weniges zu seinen Gunsten. Er ist als Theaterleiter für Lessing und Shakespeare, für Schiller und Goethe in Tagen eingetreten, da jene Heroen der Dichtung noch nicht in den Schulfibeln als Classiker bezeichnet waren; er hat, anstatt den am österreichischen Hof und in der Gesellschaft der Kaiserstadt damals allmächtigen Italienern zu huldigen und sich auf diese Weise einen sicheren Erfolg und einflußreiche Gönner zu gewinnen, dem deutschen, mühsam nach Anerkennung ringenden Singspiel die Pfade geebnet. Auch als „Schaffender" war er der Schlechtesten Keiner. Er hatte nicht die Fähigkeit, Charaktere in scharfen, einprägsamen Linien zu zeichnen. Hingegen verfügte er über einen frischen, gesunden Mutterwitz und besaß die Gabe, von einer mit regem Fabulirsinn entworfenen Exposition ungezwungen zu weiteren, nicht minder glücklich erfundenen Situationsbildern überzuleiten. Seine derbsten Schwänke und Späße sind immerhin beträchtlich erquicklicher als die Wortverdrehungen und Witzeleien unserer modernen Lustspielfabrikanten. Denn er hat sie dem lebendigen Volksempfinden abgelauscht. Es charakterisirt die gesammte deutsch-österreichische Dramatik, daß sie auf jeder Stufe ihrer Entwickelung wurzelecht geblieben ist. Saiten, die später von Raimund, Grillparzer, Anzengruber mit Meisterhand angeschlagen wurden, klingen bereits in den Volksstücken und Zauberopern Schikaneder's harmonisch zusammen. Nicht als um- und neugestaltender Poet, aber als wackerer Vermittler zwischen dem ursprünglichen, schaffenskräftigen Wiener Volksgeiste und Denen, die diesen Geist durch idealisirend symbolische oder kernhaft realistische Ausprägung in typische Kunstformen bannten, muß Schikaneder unter die führenden Männer der neueren Theatergeschichte gezählt werden.

Noch zu schreiben bleibt das Werk, in dem die Wechselbeziehungen eine ausführliche Würdigung erführen, welche während des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts zwischen den Dichtern und den Tonsetzern Deutsch-Oesterreichs bestanden haben. Die Aufgabe ist ebenso dankbar wie schwierig. Sie will einen ganzen Musiker und zugleich einen sattelfesten Historiker, dem das „Document" nur Mittel zum Zweck ist, der mit freiem, eindringlich prüfendem Blick erkennt, was trotz aller Wandlungen und Culturvariationen innerhalb eines bestimmten Volkskreises dem Ahnherrn wie dem Enkel gleichmäßig zu eigen ist. Komorzynski hat mit seinem „Schikaneder" für ein derartiges Werk eine werthvolle Vorstudie geliefert. Der verdiente Erfolg, den er mit ihr davontrug, spornt ihn vielleicht zu höherem Fluge an.

Echte und falsche Bilder.

Von Karl Eugen Schmidt (Paris).

Kann man jemals mit Bestimmtheit sagen, ob ein Gemälde echt oder falsch ist, d. h. ob es von dem Manne gemalt ist, dessen Unterschrift es trägt, oder von einem anonymen Nachahmer? Die meisten Leute werden unbedenklich mit Ja antworten, aber diese Antwort hat nur in solchen Fällen Giltigkeit, wo der Stammbaum des Bildes bescheinigt ist, und selbst dann kommt es vor, daß man getäuscht wird. Im Grunde hat ja diese Frage nicht die geringste Bedeutung. Von Wichtigkeit ist sie erst durch unsere ungesunden Zustände in Kunstsachen geworden, Zustände, deren Merkmal darin besteht, daß die Käufer nicht den Inhalt, sondern die Etikette bezahlen. Nur die allerwenigsten Bilderkäufer schaffen sich heutzutage ein Bild an, weil es ihnen gefällt. In den überwiegend meisten Fällen kauft der Mann einen Corot oder einen Courbet oder sonst irgend einen Namen, und allein der Name ist es, der den Werth seines Besitzes ausmacht. Sollten sich diese Zustände jemals ändern, was allerdings nicht zu erwarten ist, so würde der Zwischenhändler fast ganz verschwinden, und der Käufer würde seine Aufträge in der Werkstatt des Künstlers selber abgeben. Denn die Schätzung des Namens und die Mißachtung des Werkes selbst ist nur eine Folge der kunsthändlerischen Praxis.

Die Fälschung von Bildern, d. h. die Anbringung von berühmten Namen auf Gemälden unberühmter Leute läßt sich fast in allen Fällen auf die Kunsthändler zurückführen. Die Fälscher arbeiten gewöhnlich direct für einen Händler, der sie nicht besser bezahlt, als ihre thatsächlich geleistete Arbeit es verdient. Der unter solchen Verhältnissen arbeitende Maler setzt auch nur in den seltensten Fällen den berühmten Namen auf seine Arbeit. Das wird von dem Händler besorgt, und der Händler bringt dann das für fünfzig Franken gekaufte Bild für fünfzehntausend auf den Markt. Nirgends in der Welt steht der Handel mit gefälschten Bildern in so hohem Schwung, wie in Paris, weil der Kunsthandel überhaupt nirgends so ausgebildet ist wie hier. Im Hôtel Drouot werden die internationalen Preise des Kunstmarktes bestimmt, und die Händler der Rue Laffitte beherrschen dieses Handelsgebiet nicht nur in Europa, sondern auch in Amerika. Neben diesen Händlern, die selbstverständlich Kenner sein müssen, giebt es auch noch officielle Experten, die bei den Versteigerungen im Hôtel Drouot jeden zum Verkauf gelangenden Gegenstand vorher abschätzen müssen, und die außerdem gegen eine feststehende Gebühr zu privaten Abschätzungen herangezogen werden können. Wenn es also überhaupt Leute giebt, die mit Bestimmtheit ein Urtheil über die Echtheit eines Gemäldes abgeben können, so müßte man sie in den Pariser Kunsthändlern und Experten finden. Aber auch diese Leute fallen oft genug herein, und daher kann man sagen, daß unter Umständen ein absolutes Urtheil nicht zu erlangen ist.

Ein Bild von dem noch lebenden Landschafter Trouillebert wurde von sämmtlichen Händlern und Kennern für einen Corot gehalten und auf successiven Verkäufen immer mehr in die Höhe getrieben, bis Trouillebert selbst die Arbeit eines Tages zu Gesicht bekam und erklärte, er sei der Urheber und seine Unterschrift sei nachträglich entfernt und dafür die des bekannten Malers hingemalt worden. Alsbald fiel der Werth des Bildes von 60 000 auf fünfhundert Franken.

Es kommt aber auch vor, daß echte Bilder für gefälscht erklärt werden, und hie und da spielen bei diesen Erklärungen unsaubere Motive mit. Ein Privatsammler entdeckte eines Tages bei einem Trödler am Boulevard Clichy eine Landschaft, die er für einen Daubigny hielt. Der Trödler verlangte vierhundert Franken, und um seiner Sache sicher zu sein, wandte sich der Sammler an den Experten Lasquin, der damals officieller Experte im Hôtel Drouot war. Lasquin erklärte sich bereit, das Bild zu besichtigen und zu beurtheilen, und erhielt dafür fünfundzwanzig Franken. Die Beiden gingen zu dem Trödler, und der Sachverständige machte ein zweifelhaftes Gesicht, zuckte die Achseln und erklärte seinem Auftraggeber nach gründlicher Untersuchung, seiner Ansicht nach sei das Bild nicht die Arbeit eines bekannten Meisters, und er rathe nicht zum Ankauf. Der Sammler gab sich damit zufrieden und ging nach Hause. Nun sind aber Sammler seltsame Käuze, die ihr Steckenpferd auf alle mögliche närrische Art reiten. Kaum war der Mann zu Hause angekommen, als er schon anfing, die Sache zu bereuen. Das Bild kam ihm nicht aus dem Kopfe, und um seine Ruhe zu haben, ging er am nächsten Morgen wieder zu dem Trödler und sagte ihm, er habe sich die Sache schließlich doch überlegt und wolle das Bild für die verlangten vierhundert Franken kaufen.

Der Trödler zuckte bedauernd die Achseln:

„Thut mir leid, aber das Bild ist verkauft!"

Digitized by Google

Der enttäuschte Liebhaber wandte sich zum Gehen, da er sich aber jetzt einmal für das Bild interessirte, fragte er den Händler, ob er den Käufer kenne, und der Händler antwortete:

„Aber Sie müssen ihn ja besser kennen als ich: es ist ja der Herr, der gestern mit Ihnen dagewesen ist, um das Bild zu sehen."

Sie können sich denken, daß der Sammler bei dieser Kunde ein seltsames Gesicht schnitt. Sogleich sprang er in einen Fiaker und fuhr zu Lasquin. Das erste, was er hier erblickte, war das Bild des Trödlers. Der Mann nahm kein Blatt vor den Mund, schnitt alle Entschuldigungen des Experten ab und erklärte rund heraus, er werde die Sache vor Gericht bringen. Das ganze Hôtel Drouot gerieth darüber in Aufregung, denn die ehrenwerthe Gesellschaft, die hier ihren Beruf ausübt, fürchtete mit Recht, das Abenteuer könnte die ganze Corporation berühren. Lasquin wurde von seinen Collegen gezwungen, um Gnade zu bitten, Vermittler suchten den betrogenen Sammler auf. Der aber merkte, daß er hier einem guten Geschäfte auf der Spur war und ließ nicht locker. Lasquin wollte ihm umsonst das betreffende Bild überlassen. Nein, vor Gericht soll die Sache ausgetragen werden. Schließlich mußte der betrogene Betrüger nicht weniger als zehntausend Franken Schweigegeld bezahlen, um den Fall nicht vor die Oeffentlichkeit zu bringen, was ihn in seiner Stellung ruinirt hätte.

Nach dem Tode eines bekannten Sammlers und Kenners wurde der nämliche Lasquin von den Erben als Sachverständiger über den Werth der hinterlassenen Gemäldesammlung befragt. Als man ihm einen angeblichen Corot zeigte, den die Erben für ein werthvolles Bild hielten, zuckte der Experte lächelnd die Achseln und sagte: „Sehr geschickt gemacht, aber falsch."

Die Erben durchfuhr ein kalter Schauer.

„Nicht möglich! Sie müssen sich irren. Bitte, sehen Sie sich das Bild genau an."

Der Sachverständige sah das Bild genau an und sagte dann:

„Ein Zweifel ist nicht möglich: das Bild ist falsch. Es ist nach meiner Ansicht 150 Franken werth."

Den Erben dachten sich: der Mann irrt sich am Ende doch; unser verstorbener Verwandter war ein feiner Kenner und würde kaum ein falsches Bild gekauft haben. Wir wollen doch lieber noch einen Experten fragen. Sie wandten sich diesmal an Durand-Ruel, begingen aber die Unvorsichtigkeit, ihm das Urtheil seines Collegen Lasquin mitzutheilen. Entweder weil er den Collegen nicht bloßstellen wollte oder weil er das Bild wirklich für falsch hielt, schloß sich der bekannte Händler und Sachverständige dem Urtheil Lasquin's an, erhöhte aber den Werth des Bildes auf vierhundert Franken.

Die Erben waren noch nicht zufrieden. Sie wandten sich an einen dritten Experten, an Tripp. Dieser gleich Durand-Ruel sehr bekannte Kunsthändler steht in dem Rufe, seinen Collegen gerne ein Schnippchen zu schlagen. Als er das fragliche Bild gesehen und die Ansichten seiner beiden Vorgänger gehört hatte, sagte er einfach: „Ich gebe Ihnen 25 000 Franken dafür." Schließlich wurde das Bild im Hôtel Drouot versteigert und von Tripp für 40 000 Franken gekauft. Eine ähnliche Geschichte mit einem für falsch gehaltenen echten Bilde passirte vor einigen Jahren einem kleineren Kunsthändler, der bei Lebzeiten Daubigny's mit diesem Künstler in enger Verbindung gestanden hatte. Der Händler hatte dem Maler eines Tages für einige hundert Franken eine Landschaft abgekauft, weniger um sie wieder zu verkaufen, als um sie in seiner eigenen Wohnung aufzuhängen. Denn in jedem Kunsthändler steckt trotz allen Handelssinnes auch ein Stück Liebhaber. Unser Mann behielt das Bild, bis nach dem Tode Daubigny's die Arbeiten dieses Malers das zwanzigfache ihres früheren Geldwerthes erreichten. Dann sagte er sich, er sei doch nicht reich genug, um ein Capital an der Wand hängen zu lassen, suchte seinen bekannteren Collegen Bernheim auf, erzählte ihm von seinem Daubigny und verkaufte ihn nach vorangegangener Prüfung für 25 000 Franken. Am nämlichen Tage erhielt Bernheim von Georges Petit 40 000 Franken für das Bild, und drei Tage später verkaufte Petit das Werk an einen reichen und vornehmen Homme du monde für 60 000 Franken. Der nunmehrige Besitzer erzählte in seinem Club von seinem Kaufe, und seine Freunde beeilten sich, ihn zu verspotten und ihm zu versichern, das Bild sei falsch und keine dreihundert Franken werth. Schließlich packte den Mann die Angst, er eilte zu Georges Petit und setzte durch, daß der Kauf rückgängig gemacht wurde. Petit seinerseits gab das Bild an Bernheim zurück und ließ sich seine vierzigtausend Franken wiedergeben, und Bernheim trug den falschen Daubigny zu dem ursprünglichen Verkäufer, um sein Geld zurückzuverlangen.

Der Mann konnte betheuern und schwören, so viel und heiß er wollte, daß er das Bild von Daubigny selber in der Werkstatt des Malers erhalten habe, es nützte ihm nichts. Bernheim hörte ihn kaltlächelnd an und sagte: „Ja ja, das kennen wir. Aber Du solltest doch einen Anderen hineinlegen als mich, der ich selber in dem Geschäfte bin." Der Mann mußte also seinen Daubigny zurücknehmen, und das war ein Glück für ihn, denn einige Wochen später wurde er für sechzigtausend Franken gekauft und hängt jetzt als unbestritten echter Daubigny im Metropolitan-Museum in New-York.

Daß Laien sich in der Beurtheilung der Echtheit von Bildern irren, ist natürlich. Daß Sachverständige, Kunsthändler und officielle Experten sich irren können, haben wir eben gesehen. Was soll man aber sagen, wenn der Urheber selber seine Arbeit nicht mehr wiedererkennt? Der Fall scheint unglaublich, kommt aber gar nicht so selten vor. Ich selber habe vor einigen Jahren in Wien ein kleines Beispiel davon erlebt. Dort besuchte ich mit meinem inzwischen verstorbenen Freunde Eugen Jettel die Gemäldesammlung der Akademie. Jettel ging einige Schritte hinter mir her, und schließlich waren wir durch einen Saal von einander getrennt. Unter anderen Bildern hängt in dieser Sammlung eine große Landschaft, die Jettel in seiner Anfangszeit in Oesterreich gemalt hat. Ich fragte ihn, nachdem ich an diesem Bilde vorübergekommen war und im anstoßenden Raume auf ihn gewartet hatte:

„Nun, wie gefällt Ihnen der Jettel?"

Er sah mich erstaunt an: „Was für ein Jettel?"

„Ja, haben Sie ihn denn nicht gesehen? Er hängt gleich da nebenan."

Jettel hatte nichts gesehen. Wir gingen zurück, und ich führte den Maler vor sein eigenes, dreißig Jahre früher gemaltes Bild. Er schaute es verdutzt und ungläubig an, las den Namen, seinen eigenen Namen, und sagte im Tone des höchsten Erstaunens:

„Na, da hört doch Alles auf!"

Dann untersuchte er das Bild an allen Ecken und Enden, und erst nach einer geraumen Weile fiel ihm auf einmal ein, wann und wo er es gemalt hatte. Und sich gleichsam entschuldigend sagte er:

„Das hätte ich wahrhaftig nicht geglaubt, daß ich jemals so schlechte Bilder gemalt habe!"

Die folgende Geschichte wurde mir von einem früheren Gerichtsvollzieher und jetzigen Rentier erzählt, der seine freie Zeit im Hôtel Drouot und in den Ausstellungen verbringt und eine sehr hübsche kleine Sammlung besitzt. Eines Tages hatte er eine Forderung einzutreiben, sagen wir, eine Zwangsversteigerung vorzunehmen, fand aber bei dem Schuldner außer einem kleinen Bilde von Vollon nichts, was des Verkaufes werth war. Er rieth also seinem Auftraggeber, sich

Digitized by Google

mit dem Schuldner zu vergleichen und an Zahlungsstatt das Bild anzunehmen. Dies geschah, und der Gläubiger verkaufte das Bild einem Händler für 1200 Franken. Der Händler gab es weiter für dreitausend Franken, erhielt es aber nach einigen Tagen als falsch zurück und verlangte nun seinerseits seine zwölfhundert Franken zurück. Also kam der Mann zu dem Gerichtsvollzieher, der ihm zur Annahme des Bildes gerathen hatte, und klagte ihm sein Leid. Der Beamte war sehr erstaunt, denn er war als feiner Kenner von der Echtheit des Bildes überzeugt. Um jedem Zweifel ein Ende zu machen, rieth er dem Besitzer des Bildes, einfach einen Fiaker zu nehmen und zu Vollon selbst zu fahren. Eine Stunde später war der Mann wieder da und zeigte das in vier Stücke geschnittene Bild.

„Da sehen Sie, was Vollon zu dem Bilde gesagt hat. In Stücke hat er es geschnitten und gesagt, es sei eine elende Schmiererei, nicht mehr von ihm als von Hobbema."

Mein Gewährsmann war ebenso erstaunt wie in seiner Eigenschaft als Kenner verletzt. Aus diesem letzteren Grunde spürte er der Herkunft des Bildes nach, von dem ehemaligen bösen Schuldner zu einem von dessen Freunden, von da zu einem kleinen Händler und schließlich zu einem Rahmenmacher. Dem Rahmenmacher wurde das zerfetzte Bild mit der Frage gezeigt:

„Kennen Sie das Bild da?"

„Natürlich kenne ich es," antwortete der Mann, „aber wer hat es so zugerichtet?"

„Kein Anderer als Monsieur Vollon."

„Monsieur Vollon? Aber warum?"

„Weil das Bild falsch ist!"

„Was? Falsch? Na, da hört aber doch Alles auf! Haben Sie einen Fiaker da?"

„Jawohl, da hält er vor der Thüre."

„Na, dann nur gleich eingestiegen und zu Monsieur Vollon gefahren!"

Bei dem Maler angekommen, hielt ihm der Rahmenmacher ohne Umschweife das zerstörte Bild hin und sagte:

„Ist es möglich, daß Sie das Bild da für gefälscht erklärt und zerschnitten haben?"

„Freilich ist es falsch," sagte der Maler, „und noch dazu eine recht elende Fälschung."

„Aber Monsieur Vollon!" rief der Handwerker, „Sie haben mir das Bild ja selber gegeben! Erinnern Sie sich doch! Es mag freilich zwanzig Jahre her sein. Ich hatte Ihnen damals ein halbes Dutzend Rahmen für den Salon gebracht. Da aus dieser Ecke haben Sie es herausgeholt, zusammen mit zwanzig oder dreißig anderen Skizzen, und haben mir gesagt, ich könne mir eine davon heraussuchen. Erinnern Sie sich nicht mehr?"

Und jetzt erinnerte sich der Maler und gab zu, daß das zerschnittene Bild seine eigene Arbeit war. Wie Zettel entschuldigte er sich, indem er sagte:

„Das Bild ist so schlecht, daß ich niemals geglaubt hätte, es wäre von mir."

Um den Besitzer zu entschädigen, schenkte ihm dann der Künstler ein besseres und größeres Bild.

Auf der anderen Seite kommt es auch vor, daß Künstler selber zu den Fälschungen ihrer Bilder die Hand bieten. Corot, der weder für den Ruhm noch für Geld arbeitete, sondern einzig um des Genusses willen, den er bei der Arbeit selber empfand, legte seinen Bildern nur den geringsten materiellen Werth bei. Sie freuten ihn, so lange er an ihnen arbeitete, waren sie aber einmal fertig, so war es ihm einerlei, was aus ihnen wurde. Aus reiner Gutmüthigkeit hat er eigenhändig Fälschungen seiner Bilder besorgt. Einer seiner guten Freunde war der mittelmäßige Landschafter de Villers, der selber kein Hehl daraus machte, daß zahlreiche von Corot unterzeichnete Bilder von ihm gemalt waren.

De Villers pflegte mit einem Bilde in die Werkstatt Corot's zu kommen und sein Leid zu klagen: kein Geld, die Miethe fällig, die Händler wollen nichts nehmen.

„Da habe ich Dir meine letzten Arbeiten mitgebracht. Willst Du nicht so gut sein und sie einmal ansehen?"

Corot sah sie an und schüttelte den Kopf.

„Aber mein lieber Junge, wie haust Du daneben?" sagte er dann bedauernd. „Wie schwer ist Deine Luft, und zurück geht es gar nicht. Und Dein Laub ist ganz aus Blech. Das muß zittern im Winde. Und dann ist die Sache zu eintönig: da, da setzt man einen rothen Fleck hin."

Und während er das sagte, hüpfte er mit spitzem Pinsel über die Leinwand des Freundes und brachte die nöthigen Correcturen an. De Villers schaute zu und ermuthigte den braven Corot durch unausgesetztes Lob und fortwährenden Dank. Und wenn Corot dann fertig war und sagte:

„So, siehst Du, jetzt kann man die Sache doch anschauen!" dann rückte de Villers mit seiner Hauptbitte heraus:

„Wenn Du mir einen ganz großen Gefallen thun willst: schreib Deinen Namen drauf. Mit meinem Namen kauft es mir der Händler doch nicht ab, und wenn er es thut, giebt er mir höchstens zwanzig Franken. Aber mit Deinem Namen bekomme ich wenigstens dreihundert."

Und der gutmüthige Corot nahm den Pinsel und malte die fünf großen Anfangsbuchstaben hin, die den Werth des Bildes verzehnfachten. De Villers aber war nicht der einzige arme Teufel von Landschafter, dem Corot auf diese Weise eine Einnahmequelle verschaffte. Der große Landschafter war einer jener überaus guten Menschen, die nichts abschlagen können, und wer immer sich in einem ähnlichen Anliegen an ihn wandte, konnte mit fast absoluter Sicherheit auf Erfüllung seines Wunsches rechnen. Daher kommt es, daß es mehr Bilder mit der echten Unterschrift Corot's giebt, als selbst dieser überaus fleißige Mann in seiner langen Laufbahn eigenhändig hätte malen können.

Bei anderen Malern haben die Hinterbliebenen zur Irreführung des Publicums geholfen. Der Nachlaß des ungarischen Landschafters von Pal, der im Irrenhause von Charenton bei Paris gestorben ist und von dessen Werken unlängst die ungarische Regierung in Pest eine Ausstellung gemacht hat, ist zum größten Theile unter dem Namen eines der berühmtesten Franzosen aus der Schule von Fontainebleau in den Handel und in die Sammlungen gekommen, und zwar hat die Wittwe des französischen Meisters selber bescheinigt, die Bilder Pal's entstammten der Werkstatt ihres Gatten. Der fast mittellosen Frau kann man dabei kaum einen Vorwurf machen, zumal sie kaum den zwanzigsten Theil von dem Gewinne erhalten hat, den der hier als erfindungsreicher Versucher aufgetretene Kunsthändler einstreichen konnte.

Wie soll man nun die Gewißheit haben, wirklich gute Bilder zu besitzen? Die Sache ist im Grunde außerordentlich einfach. Jemand, der einen Wein gut findet, weil ihm die Etikette gefällt, und nicht weil ihm der Wein schmeckt, verdient kein Mitleid, wenn man ihm den schnödesten Rachenputzer als Liebfrauenmilch und Johannisberger vorsetzt. Ebenso wenig verdient der Sammler Mitleid, der Bilder lediglich um ihrer Signatur willen anschafft. Ein solcher Sammler ist ein Banause, und es geschieht ihm Recht, wenn er hineingelegt wird. Vielleicht werde ich Sie nächstens einmal an den Ort führen, wo die Plafonds und Supraporten fabricirt werden, welche als echte Werke Nattier's, Lancret's und Boucher's die Paläste amerikanischer Milliardäre schmücken, und bei unserer Wanderung durch die Werkstatt, worin diese Malereien entstehen, werden wir weniger Entrüstung über die Schändlichkeit des Malers, als Bewunderung für seine Geschicklichkeit — und Schadenfreude über die Betölpelung der unverständigen Millionenprotzen verspüren. Wenigstens geht es mir so, wie ich leider gestehen muß. Vielleicht ist das ein dunkler Punkt oder eine Lücke in meinem moralischen

Digitized by Google

Bewußtsein, — jedenfalls würde ich keinen Finger rühren, um so einen juwelenbehängten Eisenbahn-, Petroleum- oder Stahlkönig vor der gründlichen Beschwindelung zu warnen und zu retten.

Wer Wein oder Bilder kauft, soll kaufen, was ihm schmeckt und gefällt, ohne sich um Unterschrift und Etikette zu bekümmern. Dann mögen vielleicht die Anderen über ihn lachen, aber er darf dann ruhig zurücklachen, denn unter diesen Umständen kann er nimmermehr hinter's Licht geführt werden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die drei Nägel.*)

Von Kurd Laßwitz.

Heide und Kieferwald rechts und links — die Heide gedörrt von der Julisonne, der Wald weithin verkrüppelt vom Raupenfraß — mitten durch eine endlose gerade Doppellinie, darauf jagt donnernd eine Wolke von Rauch und Staub —

Der Eilzug hat seine größte Geschwindigkeit angenommen, als wollte er dieser Gegend so schnell wie möglich entfliehen. Endlich taucht es von ferne auf wie Hügel, einzelne Fichten mischen sich unter die Kiefern, ein einsames Wärterhaus huscht vorüber wie ein flüchtiger Streif — jetzt ein paar kurze Stöße — dann verdeckt ein Einschnitt die Aussicht —

„War hier eine Station?" fragt ein Reisender, aus seinem Schlummer auffahrend.

„Nur eine Weiche," sagt der Herr ihm gegenüber. „Die Strecke ist umgebaut, die Kurve war zu eng für den Schnellzugverkehr."

„Sie kennen diese Gegend?"

„Ich denke — habe das ganze Frühjahr hier gelegen. Uebrigens ganz nette Wohnung beim Förster. Jetzt muß ich wieder her. Morgen geht die Vermessung hinter Schrobeck an."

„Schrobeck?" fragt der Erste. „Was ist das?"

„Die Ruine dort oben — wenn Sie zurückblicken — sehen Sie? Eben ist sie vorbei."

„Habe noch nie davon gehört."

„Kennen Sie nicht die Sage von den Nägeln von Schrobeck? Es haust ein Gespenst da oben."

„Mache mir nichts aus solchen Sagen, es ist eine wie die andere," brummte der Reisende und lehnte sich wieder zurück.

„Habe auch keine Zeit mehr, sie zu erzählen," sagte der Baumeister, seinen graublonden Vollbart zurecht zupfend. „Muß gleich aussteigen." Und er schickte sich an, seinen leinenen Staubmantel zusammen zu packen.

* * *

In der Gegend wußte jedes Kind, was es mit der Ruine auf sich hatte. Es gab freilich nicht viele Kinder hier herum, ausgenommen die beim Förster und bei den paar Holzhauern drüben in Niederstein. Es gab überhaupt nicht viele Leute in der Gegend, sie alle aber wußten es, daß der letzte Ritter von Schrobeck verhext war, als grauer Zwerg umzugehen bis auf den heutigen Tag, und sie wußten auch, wie er erlöst werden könnte. Und wem das gelang, der machte sein Glück. Seltsam, daß es noch Keinem gelungen war — — aber nicht Jeder hatte die Eigenschaften, die dazu gehörten, oder die Umstände trafen nicht zusammen, oder es war Etwas bei der Beschwörung versehen worden, oder — ja, das mochte es wohl eigentlich sein, was die Leute abhielt — sie glaubten selbst nicht recht an die Geschichte, die sie Jedermann zu betheuern bereit waren.

Es war aber ganz einfach.

Man mußte nur, wenn der Mond schien, in der Nacht des achten Sonntags nach Trinitatis zur Ruine Schrobeck hinaufsteigen, dort vor der Thür des verfallenen Thurmes ein Tuch auf die Erde breiten, an die Mauer klopfen, dann langsam neun Schritte rückwärts gehen und drei Mal rufen: „Drei und frei!" Wenn man dies, mit der gehörigen Zwischenpause, zum dritten Male gerufen hätte, so würde unweigerlich der Herr von Schrobeck in Gestalt eines grauen Zwerges erscheinen und auf das Tuch die drei goldenen Nägel legen, derentwegen er verflucht worden war. Er hatte sie nämlich einst, um sie zu verspielen, aus dem Sarge seiner Ahnfrau gezogen. Wer aber diese drei Nägel besaß, der hatte damit drei Wünsche frei. Wenn er einen Nagel fortwarf und dabei einen Wunsch aussprach, so geschah sofort, was er wollte. Und beim Fortwerfen des dritten Nagels wäre dann der Geist erlöst gewesen.

* * *

Der Bahnwärter an dem einsamen Häuschen war ein alter Mann. In die neuen elektrischen Apparate an den Blockstationen hatte er sich nicht mehr finden können. So hatte man ihm hier einen Posten gegeben, wo er nicht viel anders zu thun hatte, als regelmäßig seine Strecke abzugehen.

Jetzt stand er mit seiner zusammengerollten Signalfahne im Arm neben dem Wärterhäuschen, als der Eilzug vorüberbrauste. Sein Blick war mit ängstlicher Spannung auf jedes Fenster der Wagenreihe gerichtet, ob nicht eines sich öffnete, ob nicht ein Tuch herauswinkte — es kam kein Zeichen. Und nun folgte sein Auge dem letzten Wagen, dessen Rückseite im Enteilen sich rasch zusammenzog, bis er im nächsten Einschnitt entschwand.

Lange noch stand der Wärter, in die Ferne starrend — nur zuweilen hob sich seine Brust stärker unter einem Seufzer —

Wie viel Hunderte von Menschen fliegen hier jeden Tag an ihm vorüber! Am Morgen haben sie die Sonne über dem Meere aufgehen sehen, am Abend wird sie ihnen von Schneegipfeln widerleuchten, vor wenigen Stunden rauschte um sie der Lärm der Großstadt, — er aber stand unmittelbar neben dem Weltverkehr einsam und abgeschnitten von der Lebenswelle. Nichts drang zu ihm als das eintönige Signal der Glocke und das Gerassel der Räder, und sie brachten ihm keine Nachricht. Er sah nach der Uhr. Längst mußte der Zug die nächste Station erreicht haben. Ob er einen Brief mitgebracht hatte? Ueber drei Stunden hatte der Bote von dort bis zu ihm zu gehen, und heut' am Sonntag ging er überhaupt nicht.

„Paul," rief es aus der offenen Thür der Hütte.

Er trat ein. Auf dem alten Lehnstuhl an dem kleinen Fenster saß eine müde Frau mit grauem Haar und vergrämten Zügen. Sie blätterte in einem Kalender.

„War er nicht darin?" fragte sie.

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Er hätte gewiß herausgewinkt," sagte sie. „Ich ängstige mich Tag und Nacht. Es sind schon über vier Wochen, daß der Brief kam. Gestern waren's vier Wochen, und in vier Wochen wollt' er bei uns sein. Mit Frau und Kind. Das liebe Würmchen — ach! Und alle Noth hat ein Ende!"

„Ich glaub's nicht, ich glaub's nicht!" sagte der Mann und setzte sich schwer auf die Bank am Ofen. „Es wäre zu viel Glück. Ich kann Deinen Traum nicht los werden von dem verunglückten Zuge."

„O Gott, o Gott! Noch im letzten Augenblick, wenn wir ihn da verlieren sollten, unsern Otto! Zwölf Jahre ist er fort, zehn Jahre haben wir nichts von ihm gehört, bis jetzt vor vier Wochen. Es geht ihm gut, er kommt wieder, und jetzt sollten wir ihn verlieren! 'S ist wahr, es droht ihm ein Unglück, — aber man kann es abwenden. Du weißt meinen andern Traum, den vom grauen Zwerge. Das bedeutet jedes Mal etwas Gutes, wenn ich den träume. Und Du solltest es doch thun!"

„Es ist ja Unsinn, laß mich in Ruh' damit."

„Und wenn's Unsinn wäre — schaden kann es doch nichts. Heut' ist der achte nach Trinitatis, es ist Mondschein, Vollmond, heute könnt's doch sein mit dem Schrobeck. Und wenn's nicht ist, so war's ein Spaziergang."

„'S ist eine Versuchung."

„Du solltest es doch riskiren. Wenn ich nur laufen könnte, ich thät's gleich. Aber mit dem Hinkefuß — ich komm' nicht mehr den Berg 'nauf."

Sie schwieg. Dann fing sie wieder an: „Daß es grad' so zusammentrifft, der Tag und der Mondschein, und grad' mit unserem höchsten Wunsche! Ich kann nicht davon los. Wenn Du die gold'nen Nägel bekommst, kannst Du gleich wünschen, daß der Otto gesund hier ist. Dann kann ihm nichts mehr geschehen. Thu's zu meiner Beruhigung!"

„Alte, Du weißt, ich glaub' nicht dran, darum nützt es auch nichts. Ich thät' mich nur schämen vor mir selbst."

„Thu' mir's zu Liebe, ich glaub' dran."

„Wenn der Traum nicht wäre, ich dächt' überhaupt nicht dran. Deine Träume freilich, damit hat's Etwas an sich, das ist schon wahr. Aber ich kann auch nicht fort von der Strecke."

„Heute kannst Du schon. Der Güterzug fällt heute aus, und der Courirzug kommt erst um zwei. Um Eins schon kannst Du längst wieder hier sein."

Der Mann stopfte sich eine Pfeife und schwieg.

„Der Flischke war auch wieder hier", begann die Frau auf's Neue. „Ich glaube, er war angetrunken, er schimpfte. Und hinten am Busch wartete der braune Michel auf ihn. Die Kerle haben was vor. Er wollte Dir's eintränken," sagte der Flischke, „Du hättest ihn aus dem Dienst gebracht. Auf Deiner Strecke könnt' auch 'mal was passiren."

„Es ist nicht wahr, daß ich ihn angezeigt hab', aber er hat nie richtig seinen Dienst gethan. Du siehst, nun kann ich schon recht nicht

*) Aus „Nie und Immer", neue Märchen von Kurd Laßwitz (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig). Vgl. den Aufsatz in vorliegender Nummer: „Zur Wiedergeburt des Märchens", von Professor Th. Achelis.

Digitized by Google

fort, wenn die schlechten Kerle in der Gegend lungern. Daß sie den Michel wieder herausgelassen haben, ist ein wahres Unglück."

„Es kann ja nichts passiren. Du bist wieder da, um Deine Strecke abzugehen, mehr kannst Du nicht thun. Und nun mußt Du erst recht zum Schrobeck. Wenn Du die Nägel hast, kann Dir der Flischke nichts anhaben, und der Otto kommt morgen glücklich nach Hause. Thu's doch, Paul, thu's dem Otto zu Liebe!"

„'S ist ja doch Unsinn," brummte der Mann in den Bart. Aber er sagte es nicht mehr laut.

* * *

Mit ungewissem Dämmerschein lag das Mondlicht über der Hügellandschaft ausgebreitet, die Ebene im Norden verlor sich in nebliger Ferne. Kein Lüftchen regte sich; hin und wieder ein schwaches Wetterleuchten durch die Julinacht.

Silberne Punkte glänzten auf den Epheublättern, die sich um die verfallenen Mauern der Ruine Schrobeck rankten, undurchdringliche Schatten schoben sich zwischen lichte Streifen. Deutlich und klar hob sich die voll beleuchtete Seite des alten Thurmes ab; nur die Thüröffnung gähnte schwarz darin, ein finst'rer Eingang in geheimnißvolle Nacht.

Der Bahnwärter stieg schwerfällig über die wankenden Steinstufen des ehemaligen Burghofes. Athemschöpfend lehnte er sich an die Mauer und richtete seine Blicke auf die Oeffnung des Thurmes. Ein paar Fledermäuse schossen hin und her, sonst kein Laut. Der Mann an der Mauer verharrte lange unbeweglich. Doch jetzt fuhr er erschrocken empor. Aus dem Thurme klang ein vernehmbares Poltern, als stürzten Steine herab — ein Schwarm Fledermäuse flog aus der Oeffnung — dann wieder blieb es still. Der Wärter raffte sich zusammen und schritt langsam der Thür des Thurmes zu. Er fühlte sein Herz schlagen, er wagte nicht, in den Thurm zu blicken, als er sein Tuch vor der Thür ausbreitete und drei Mal mit einem Stein an die Mauer pochte. Dann ging er langsam rückwärts. Seine Tritte knirschten auf den Kalktrümmern des Bodens, es war ihm, als antwortete ein gleiches Knirschen aus dem Thurme. Er zählte halblaut seine Schritte; jetzt blieb er stehen und rief schnell, als wollte er ein ferneres Schwanken selbst abschneiden: „Drei und frei!"

Dumpf hallte der Ton von der Mauer nach. Sonst blieb Alles stumm. Nach einer Weile rief er zum zweiten Male. Wieder kein Laut. — Er schüttelte den Kopf über sich selbst — wenn ihn Jemand hörte, er mußte zum Gespött werden. Aber wer konnte ihn hier hören? Er dachte an seine Frau, an seinen Sohn, sah fest auf die Thurmthür und rief laut zum dritten Male:

„Drei und frei!"

In demselben Augenblick prallte er in furchtbarem Schreck zurück und hielt sich krampfhaft mit den Händen an einem Mauerrest. Die Stille der Nacht unterbrach ein gewaltiges Krachen, eine weiße Wolke erhob sich aus der Thür des Thurmes und schwankte gespenstisch im Mondenlicht, und in der Oeffnung erschien hell beleuchtet eine graue, zwerghafte Gestalt. Dem Wärter stockte der Athem, er brachte kein Wort aus der Kehle, — nein, er täuschte sich nicht — deutlich erkannte er über dem grauen Mantel der kleinen Gestalt das Gesicht mit dem weißen Barte, den Kopf bedeckte eine graue Kapuze. Der Mann und der Zwerg standen sich ohne Bewegung gegenüber — da erhob der Zwerg langsam den rechten Arm, drei blitzende Gegenstände fielen auf das Tuch und im nächsten Augenblick war die Erscheinung verschwunden.

Schweigen ringsum, die Wolke hatte sich verzogen, die Thüröffnung gähnte leer und finster wie zuvor.

Einen Augenblick dachte der Wärter, es ist ein Traum. Er ermannte sich und schritt auf das Tuch zu — er sah es darauf glänzen im Mondlicht — das Blut schoß ihm in den Kopf, eine furchtbare Angst ergriff ihn — er wußte nicht mehr, was er that — er raffte das Tuch zusammen und stürzte fort. Die Steine polterten um ihn bergab, er flog weglos, durch den Wald, bis er den Fuß des Hügels erreicht hatte — da sank er erschöpft auf ein Felsstück und suchte sich zu sammeln. Noch hielt er das Tuch in der Hand geballt, deutlich fühlte er die Nägel darin, aber er hatte nicht den Muth, das Tuch zu öffnen. Immer ging es ihm durch den Sinn — ein Teufelsspuk, es bringt Unglück!

* * *

Es knackte im Gebüsch — er fuhr auf. Wo war er überhaupt? Nach welcher Seite lag die Bahn? Um Gotteswillen — sein Dienst! Es war hohe Zeit, seinen Gang zu machen. Nur jetzt nicht verirren! Er steckte das Tuch in die Tasche und lief vorwärts — hier war dichtes Unterholz, hier kam er nicht durch, er mußte umkehren. Der Angstschweiß rann ihm von der Stirn, er rannte Hügel auf, Hügel ab — endlich, da lag die Bahnstrecke dicht neben ihm. Er kletterte hinab und stand auf dem alten Geleise. Aber nun war's nicht mehr weit zu der Weiche, die er zuerst revidiren mußte. Sie führte vom Neuen auf das alte Geleise, auf welchem vor dem Umbau die Züge in enger Kurve gelaufen waren. Jetzt hatte man darauf, einige hundert Schritte weiterhin, einen Steinbruch angelegt, woraus Baumaterial abgefahren wurde. Deswegen war das Geleise bis dorthin erhalten worden.

Als der Wärter sich der Weiche näherte, befiel ihn ein neuer Schrecken. Die Laterne war verlöscht. Er erkannte deutlich, daß die Weiche auf das todte Geleise eingestellt war. Ein Mensch machte sich überdem an dem richtigen Geleise zu thun. Der Wärter rief ihn an.

Im selben Augenblick fühlte er sich rückwärts ergriffen, von vorn sprang der Mann vom Geleise herzu, und ehe er wußte, wie ihm geschah, war der erschöpfte Wärter überwältigt, gebunden, am Schreien durch einen Knebel gehindert. Es war offenbar Alles sorgfältig vorbereitet Die beiden Männer schleppten den Gebundenen ein Stück seitwärts in den Wald nach dem neuen Geleise zu und ließen ihn dort liegen, indem sie ihm höhnisch gute Nacht wünschten.

In ohnmächtiger Wuth riß er an seinen Banden. Vergebens! Furchtbare Bilder jagten durch seine Seele. Höchstens noch eine Stunde, dann mußte der nächtliche Eilzug kommen. Er mußte auf das todte Geleise fahren, in den Steinbruch stürzen! Und mit ihm vielleicht sein Sohn — gewiß! — — Und keine Hülfe?

Er wand sich hin und her, bis ihm die Kraft versagte. Dann wieder lag er still, zermarterte sein Hirn — er betete aus tiefster Seele — nichts rührte sich um ihn.

Weiter und weiter rückte der Mond durch die Zweige — keine Hülfe? — Noch einmal! Sollten die Stricke sich nicht lockern lassen?

Er zerrt seine Hand gewaltsam empor und fühlt einen scharfen Schmerz, die Haut wird geritzt — Ach! Die Nägel! Die Nägel — jetzt erst erinnert er sich wieder daran — wenn es doch wahr sein sollte? — Wenn er einen Nagel fortstoßen könnte!

Er fühlte mit den Fingern — er kann von außen eine Spitze erreichen, sie dringt durch Tuch und Tasche — eine Anstrengung aller Kräfte — er kann den Nagel herausreißen! Ist es denn ein gold'ner Nagel? Was weiß er — er stößt ihn fort und denkt nur: Wär' ich frei!

Da gleitet sein Arm aus dem Strick, mit dem er an seinen Leib gebunden war, er kann sein Messer erfassen — die Stricke sind durchschnitten, der Knebel entfernt — kaum traut er seinen Sinnen —

So ist es doch wahr! So hat der Zwerg die Zaubermacht bewährt?

Frei! Er stürzt nach dem Waldrand. Er kann von hier die Weiche nicht sehen, aber drüben gar nicht weit schimmert das Licht von seinem Häuschen. Vielleicht ist es noch Zeit, zu retten, zu warnen! —

Er springt auf den Bahndamm — Zu spät! Dumpfes Rollen in der Ferne — schon blitzen dort hinten die Lichter des Zuges — keine Minute mehr, und das Unglück ist geschehen.

O könnt' er den Zug aufhalten! Wenn ein Wunder geschähe, daß er stehen bliebe — sonst ist keine Rettung!

In dieser Noth greift er nach dem zweiten Nagel.

„Gott verzeihe mir!" murmelt er. „Zug, stehe still!"

Und horch — das Rollen hört auf, der Zug verlangsamt sichtbar seine Bewegung — zwar die Maschine schnaubt noch und arbeitet mit gleicher Kraft ja noch heftiger, noch rascher stößt sie die Dampfwolken hervor — das Triebrad dreht sich wie rasend, aber die anderen Räder stehen still, der Zug kommt nicht näher, er kann die schwache Steigung nicht überwinden, als hinge eine Riesenlast an ihm — nur ganz langsam, lautlos, gespenstisch, kaum merklich gleitet er vorwärts, während der Wärter athemlos ihm entgegenstürzt —

Jetzt ist er an der Weiche — Wunder über Wunder! Die Weiche steht richtig! Zwar die Laterne brennt noch immer nicht, aber der Wärter überzeugt sich im hellen Mondlicht, die Weiche steht richtig — auf den Schienen kein Hinderniß — Alles in Ordnung —

Da, im Taumel des Wunderbaren, denkt er wieder an sich, seines heißesten Wunsches, an seinen Sohn, an das Versprechen, das er seiner Frau gegeben —

Wenn das Glück kommen soll, so ist jetzt die Zeit — er greift nach dem dritten Nagel, wirft ihn fort und ruft:

„Komm zurück, unser Sohn!"

Und siehe da, der Zug nähert sich wieder, wieder beginnen die Räder zu rollen, die Schienen donnern unter ihnen, in gewohnter Weise braust der Zug heran, ungefährdet in den richtigen Weg lenkt die Maschine —

Der Wärter ist zurückgesprungen und starrt in die Fenster, und im letzten Wagen, im hell erleuchteten Abtheil am offenen Fenster steht — sein Sohn!

* * *

„Otto! Otto!"

War er's denn wirklich? Ja, ja, es war keine Täuschung, er hat ihn deutlich erkannt. Noch starrt er dem Zuge nach, dessen Laternen schon entschwunden sind — dann stürzt er vorwärts seinem Hause zu — was wollte er eigentlich? Ja richtig, die Laterne muß angezündet werden — und — und die Mutter muß es wissen — ob sie ihn auch gesehen hat?

Auf dem schmalen Rande am Geleise rennt er auf seine Wohnung zu — da — da ruft's ihm plötzlich entgegen:

„Halt! Vorsicht! Langsam!"

Er blickt auf.

Aus dem Graben am Bahndamm hat sich eine graue Gestalt aufgerichtet — der Zwerg! Der Zwerg!

Dem Wärter schwindelt es. Er will stehen bleiben, da tritt sein Fuß auf eine weiche, glitschige Masse — er gleitet aus und stürzt zusammen.

Die Gestalt im Graben richtet sich auf.

Digitized by Google

„Nur Ruhe, Ruhe, Mann! Ich bin nicht der Ritter von Schrobeck — der ist ja erlöst!“

Die Gestalt ist herangetreten und hilft dem Wärter auf die Füße. „Sie haben sich doch nichts gethan? Nein? Na, 's ist mir auch so gegangen, bin auch ausgeglitscht und in den Graben gerutscht — war nur eben dabei, mir die Kleider etwas abzuputzen — gut, daß ich den alten Wettermantel anhatte —“

Der Wärter erholte sich.

„Um Gottes willen, wie haben Sie mich erschreckt! Wie konnt' ich wissen, daß Sie hier sind, Herr Baumeister!“

„Na, ich bin nicht weniger erschrocken — aber ich bin schuld daran — warum mußt' ich auf den dummen Spaß verfallen — na, seien Sie mir nicht böse, ich habe keine schlechte Angst ausgestanden, als ich Sie nicht auf der Strecke fand — und die Weiche verstellt — der Teufel möge die Schufte holen!“

„Wie? Da haben Sie die Weiche wieder in Ordnung gebracht?“

„Mit knapper Noth. Wenn diese Nonnen hier — Aber nun lassen Sie uns erst einmal vorsichtig weiter am Damm entlang gehen, daß Sie Ruhe in Ihrer Bude bekommen. Wissen Sie denn, weßhalb Sie hier gefallen sind? Weßhalb ich Sie anrief?“

„Ich seh' es jetzt. Die verflixten Raupen sind's — ich hab' schon gestern einen Zug im Walde gesehen.“

„Ja, die Raupen von Liparis monacha, der Nonne, dem Fichtenspinner, die uns den Wald abfressen. Sie wandern jetzt, zu vielen Millionen in einem Zuge. Und heute Nacht sind sie auf die Idee gekommen, hier auf dem Bahndamm entlang zu spazieren.“

„'S ist gräßlich, man kann kaum treten.“

„Na, das ist nur eine kleine Seitenpartie, wir sind schon darüber fort. Der Hauptzug kriecht weiter unten, hinter Ihrer Bude, über's Geleise, und wir können Gott danken, daß er's thut; hätte er nicht den Zug aufgehalten — wer weiß, ob ich die Weiche rechtzeitig herumgebracht hätte, denn sie war richtig verkeilt. Aber diese Viecher haben ja das Geleise wie mit Oel geschmiert, da kann die stärkste Maschine nicht bergauf fahren.“

„Was? Wie?“ fragt der Wärter stammelnd. „Die Raupen haben — — aber die Nägel — — Da sind Sie wohl gar selbst — Herr Baumeister — oben auf der Ruine —“

„Ja, ja, leider. Na, hören Sie 'mal zu. Es versteht sich, wenn Sie Schaden gehabt haben, ich komm' für Alles auf. Na, bestraft bin ich genug durch die Angst. — Also, ich komm' gegen Abend droben beim Förster an. Die herrliche Mondnacht lockt mich, noch zur Ruine hinauf zu steigen. Ich sitze wohl eine Stunde da. Prächtig! Da höre ich unten Jemand den Berg herauf kraxeln. Ich denke, was sucht einer jetzt hier? Da fällt mir die Geschichte vom grauen Zwerg ein — sollte etwa? Ich rechne nach, am 18. Mai war Pfingsten — richtig, heut' ist der achte Sonntag nach Trinitatis und Vollmond dazu — aha, denke ich, das siehst Du Dir 'mal an.“

Ich krieche hinter die Thüröffnung und schlag' meine Kapuze in die Höhe — und nun geht die Beschwörung los. Auf einmal zwackt mich der Uebermuth, ich denke, hast Du nicht irgend was da, was als Nagel gelten kann? Ich such' in der Tasche und richtig, da find' ich noch ein paar Messingstifte. Na, und so weiter.

Nun der Schreck, als ich Sie erkannte, wie Sie den Berg 'runterrannten. Ich fürchte, der Mann verliert den Kopf und verpaßt den Dienst, und ich denke an die Strecke. Also ich nach. Aber ich kann Sie nicht finden. Ich gucke in Ihre Bude, Sie sind nicht da. Nun fällt mir die Weiche ein. Ich laufe die Strecke entlang, ob Sie dort sind. Da seh' ich, die Laterne brennt nicht. Sie hatte vorher gebrannt, ich hab's deutlich von oben gesehen. Ich mache mich also daran — und, Gott sei Dank, ich wurde noch fertig. Aber wo haben Sie denn gesteckt — —?“

„Mich hatten sie gebunden, und ich kam frei — durch den Nagel —“

„Aber — Herr Baumeister — wenn das so war, mit dem Wunsche, so ein Zufall — daß ich von selbst frei kam, daß der Zug durch die Raupen fuhr, wenn das gar nicht die gold'nen Nägel machten, so war's am Ende auch gar nicht der Otto —“

Der Wärter starrte leichenblaß auf den Baumeister, der ihn fragend ansah.

„So ist der Otto gar nicht zurückgekommen?“ schrie der Wärter und blieb stehen.

„Der Otto, der Otto!“ rief eine Stimme. „Wo bleibst Du denn, Paul?“

Die Frau des Wärters kam von der Bude hergehinkt.

„Ich hab's schon gemerkt, Du warst oben. Der Otto war im Zuge — ich hab' ihn deutlich erkannt — er fuhr ganz langsam vorbei — er hat mich geseh'n — es war der Otto! der Otto!“

Aus der Hauptstadt.

Politisches Tagebuch.

Graf Bülow hat wieder einen seiner guten Tage hinter sich, die so sehr schwer zu ertragen sein sollen. Er besiegte im Parlamente glorreich alle Gegner der augenblicklichen Regierungspolitik und theilte den verblüfften Volksboten bei dieser Gelegenheit gleich mit, daß wir in Venezuela Alles erreicht hätten, was von Anfang an erstrebt worden und nach Lage der Verhältnisse überhaupt erreichbar gewesen wäre. Die Discontobank mag Graf Bülow's Anschauungen beipflichten, und der Reichstag hat es gleichfalls gethan. Das ist seine Sache. Was mich aber bei dem Handel verdrießt, ist die tändelnde Leichtlebigkeit, womit der Reichskanzler den Venezuela-Streit rednerisch beendet. Wollten Sie etwa noch einen Sühneprinzen in Berlin haben? fragte er mit geistreichem Scherz den unbefriedigten Herrn Hasse. „Nun, ich glaube, wir haben an dem ersten gerade genug gehabt.“ Um seinen anfechtbaren Standpunkt im Castro-Skandal zu retten, verhöhnt der Graf das einzige Ergebniß des langwierigen China-Rummels, ein Ergebniß, das er selber herbeigeführt hat: den Besuch des Prinzen Tuan in Berlin. Er spottet heute mit Aristokratengrazie über einen diplomatischen Triumph, den die halbamtliche Presse seiner Zeit mit vollen Backen gepriesen, und auf den der Kaiser damals offenbar besonderen Werth gelegt hat. Wurde doch über das Ceremoniell des Besuchs und über die wichtige Kotaufrage wochenlang unterhandelt; mußte doch ihretwegen der Prinz die Reise nach Berlin unterbrechen und in Genf sitzen bleiben! Nun ist das Alles nur noch Stoff zu einem billigen Spaße! Unter diesem Umständen muß es den Halboffiziösen schwer fallen, weitere Erfolge unserer amtlichen Politik schwungvoll zu feiern. Sie wissen ja heute schon, daß Graf Bülow über's Jahr die Abmachungen mit Castro, die jetzt als Inbegriff staatsmännischer Weisheit und klug gebändigter Stärke gelten, grausam verulken wird. Oxenstierna's gallige Bemerkung, daß die Weltgeschichte mit sehr wenig Witz gemacht werde, trifft auf die Staatsmänner des neuen Deutschlands nicht mehr zu. Mindestens darf man ihnen die Absicht, Weltgeschichte mit Witzen zu machen, kaum noch abstreiten.

*

„Ein Mann, der am Krückstock geht, gehört nicht in den Reichstag.“ Das denkwürdige Wort, welches anno 1893 ein leider nicht sofort mit dem Krückstocke zur Ordnung gerufener, nationalliberaler Abgeordneter auf den damals gegen Herrn Schmalfeld candidirenden Altreichskanzler gemünzt hatte, kam neulich im preußischen Abgeordnetenhause wieder zur Sprache.

Wir versuchen mit aller Macht, den Amerikanern ein Standbild des Alten Fritz zu schenken, das sie durchaus nicht haben wollen. Man behalte es doch ruhig im Lande! Wir sind nicht reich an Leuten, die im passenden Augenblicke den Krückstock zu schwingen wissen, und wir sollten deßhalb, da Standbilder bei uns ja Mode sind, als warnendes Exempel wenigstens ihre Statuen vor unseren Abgeordnetenhäusern aufstellen lassen.

*

In einem sehr freigesinnten Berliner Blatte stand zu lesen, als der tragische Selbstmord der Gesindeballbesucherin Hajdozy besprochen wurde: „Der handwerksgeübte Mädchenjäger dürfte keine Gewissensbisse über die Folgen seines Triumphes haben, wird sich beim nächsten Sectsouper seinen Intimen ruhig als Thäter bekennen, vielleicht noch einen Ruhmestitel daraus machen. Den Kerl sollte man brandmarken. Es giebt eine Operation, die jeden Don Juan auf alle Zeiten dem weiblichen Geschlecht ungefährlich macht. Man lege sie ihm als Strafe auf. Es dürfte bei dem Charakter des Festes — zum Gesindeball haben nur Eingeladene Zutritt — nicht schwer sein, den Schuldigen herauszufinden.“

Digitized by Google

Hier wird mit aller Redlichkeit und ernsthafter Entschiedenheit Verhängung einer Leibesstrafe gefordert, die viel grausamer, inhumaner und mittelalterlicher als die Prügelstrafe ist. Ich kann mich der schrecklichen Forderung des demokratischen Urhebers der Notiz nicht anschließen. Sie läßt aber erwarten, daß man in den Reihen seiner Freunde den Wunsch, bei viehischen Rohheitsverbrechen die weit mildere und menschlichere Prügelstrafe anzuwenden, nicht länger als unerhörte Jahrhundertsschmach bezeichnen wird. Prinz Vogelfrei.

Fabel und Fibel.

Längst war es hier und da aufgefallen, daß die kleinen Geschichten in der Fibel große Aehnlichkeit hatten mit den alten, aus grauer Vorzeit stammenden Fabeln, aber es war noch nicht gelungen, einen Zusammenhang zwischen Beiden nachzuweisen. Da machte sich ein junger Lehrer an die Arbeit und untersuchte, ob die Fibel wirklich eine Originalleistung sei oder nur eine Wiederholung dessen, was schon immer im Volksbewußtsein lag. Und nach langer, hingebender Forschung kam er zu der Ueberzeugung, daß nicht bloß ein Zusammenhang zwischen Fabel und Fibel bestände, sondern daß Letztere nur Ueberliefertes wiedergebe. Eine stolze Befriedigung über das Ergebniß seiner Arbeit erfüllte ihn, und er faßte den Entschluß, es der Welt mitzutheilen.

Er berief also eine Versammlung, und da er als kluger und ernster Mann bekannt war, so kamen seine Amtsgenossen und die Neugierigen in hellen Schaaren, und auch die Behörde schickte Abgesandte, um zu hören, was er zu sagen habe.

Er verbreitete sich in stundenlanger Rede eingehend über den Gang seiner Untersuchung und schloß: „Verehrte Anwesende! Man sagt, daß die Fibel ungefähr dreihundert Jahre alt sei, und auf den Titelblättern sieht man die Namen der Männer gedruckt, die sie hergestellt haben sollen. Sie sollen die Urheber sein. Das ist ein Irrthum. (Hört, hört!) Diese Männer haben immer nur Einer vom Andern abgeschrieben (Bewegung). Und wenn sie das nicht thaten (Aha!), dann haben sie aus der Volksüberlieferung geschöpft. Es sind Fabeln, die den Stoff lieferten. Aus der Fabel ist die Fibel entstanden (Unruhe). Aber Originalarbeit ist die Fibel niemals. Man thut deßhalb auch Unrecht, die Verfertiger unter die sogenannten „Schaffenden“ zu rechnen. Viel eher könnte man sie Abschriftsteller nennen (Murren!). Der Werth der Fibel soll dadurch durchaus nicht herabgesetzt werden; denn sie wird immer als die Niederschrift dessen gelten müssen, was im Kindergemüth des Volkes schlummerte!“ (Vereinzeltes Bravo — lautes Zischen.)

Diese Eröffnungen riefen in den betheiligten Kreisen ungeheures Aufsehen hervor. Die Autorität vieler würdiger Männer gegenüber ihren ABC-Schützen schien in Gefahr zu sein; denn was sollte daraus werden, wenn die Schüler erst wußten, daß sie keine selbstständigen Arbeiter waren? Man setzte deßhalb eine Commission ein und beauftragte sie, die Untersuchungen des jungen Lehrers nachzuprüfen. Und siehe da! Das Ergebniß dieser Nachprüfung war ein durchaus zufriedenstellendes. Dem Vorsitzenden, Rector Hammelsprung, gelang es nämlich, die meisten der Fibelverfasser in eigener Person vorzuführen, und sie bezeugten unter ihrem Eide, daß sie ihre Fibeln aus der Offenbarung ihres erleuchteten Ingeniums erzeugt hätten. Einer der ehrenwerthen Herren erklärte sich sogar bereit, dem jungen Lehrer mit eigenhändiger Keilschrift beweisen zu wollen, daß er Unrecht habe. Das war aber nicht nöthig, denn die Meinung aller Biedermänner hatte ihn bereits gerichtet.

Die Fabel war wieder in ihre Schranken zurückgewiesen, und die Fibel war gerettet. Spero.

Die Richtungen.

Von Elisabeth Zimmer.

Vor dreißig Jahren hatte ich meinen ersten Roman vollendet.

Da stand ich nun pochenden Herzens vor dem Verleger, einem Freunde unserer Familie. Zu meiner Freude „geruhte“ er, gleich den Beginn meines umfangreichen Manuscriptes zu durchfliegen. Der Anfang aber lautete so:

„Es war am Abend eines heißen Spätsommertages. Rothgolden stand die Sonne am Horizont, erfrischend strich der Abendwind durch die Obstbäume längs der Landstraße, und friedlich tönte vom nahen Kirchthurm das Abendgeläute. Der alte Hirte winkte seinem getreuen Hund, die still grasenden Schafe zum Heimgehen zu sammeln. — Da kam fröhlich des Wegs daher ein Bauernmädchen . . .“

Hier stockte schon der Lesende und sprach kopfschüttelnd: „Aber, junger Freund, wie langweilig und alltäglich. Idyllische Bauerngeschichten! Wer liest heutzutage noch dergleichen? Der moderne Dichter schöpft aus der Geschichte. — Und dann: mehr Schwung und Begeisterung, eine packende, bilderreiche Sprache! Lassen Sie sich Zeit, lesen Sie poetische Werke, studiren Sie Geschichte und dann schreiben Sie wieder.

Nur historisch: das ist modern!“

Ich ging. Ich ließ mir Zeit. Ich las alle historischen und patriotischen Schriften, deren ich habhaft werden konnte. Ich verschlang Gedichte, bis ich mit Schwung und Begeisterung vollgepfropft war — dann schrieb ich meinen Roman um.

Nach einigen Jahren stand ich wieder vor dem gestrengen Richter, und dies Mal begann ich so:

„Ein glühender Spätsommertag des Jahres 1870 sank in das Bett des Todes. In Blut und Feuer getaucht neigte sich der Sonnenball gegen die unheildrohenden Wetterwolken im Westen, und die ganze Natur athmete dumpfe Kampfesunruhe und finstere Schlachtbereitschaft. Brausend griff der Gewittersturm die stolze Schlachtreihe hochaufgerichteter Pappeln längs der Heerstraße an, dumpf dröhnte die Abendglocke vom nahen Kirchthurm, und der alte Schäfer mit dem Stelzfuß — vor den Düppeler Schanzen hatte er ein Bein verloren — befahl durch einen Feldherrnblick seinem eifrigen Adjutanten, die zerstreute Truppe zum Rückzug zu sammeln.

Da wankte bluttriefend ein gefangener Franzose . . .“

Weiter kam der Gefürchtete auch dies Mal nicht, sondern rief stirnrunzelnd:

„Aber bester Herr, wie schwulstig und verbraucht! Kriegsgeschichten! Wer liest heutzutage noch dergleichen? Der moderne Dichter schöpft aus dem täglichen Leben. — Und dann: keine geschraubten Perioden, sondern knappe, klare Sätze! Schreiben Sie doch einfach, vielleicht humoristisch, auch sinnlich und so derb wie möglich. Studiren Sie das Leben der untersten Classen, beschreiben Sie's ohne jedes Beschönigen.

Nur naturalistisch: das ist modern!“

Ich gehorchte wieder. Ich studirte das Volksleben — und das gründlich. Wie ich dann meine Arbeit zum dritten Mal vor die höchste Instanz brachte, hatte ich folgendermaßen angefangen:

„Au, wie heiß war's heute. Nackt möchte man sein. Und baden. Den ganzen Tag. Sogar Frau Sonne wirft die letzten Wolkenhüllen ab. (Gut, daß die Menschlein sich da geblendet abwenden müssen.) Und steigt in's Meer hinab. Wohl bekomm's. — Frisch gedüngte Obstbäume! — Der Abendwind verbreitet Kühle. Und bazillengeschwängerten Mistgeruch. Im Straßengraben schnarcht der alte Hirt. Im Schnapsdusel. Man riecht's. Der Wind fährt ihm in die dicke blaue Nase. Er niest — das Aufbruchszeichen für den räudigen Hund. Heulend jagt er die grunzenden Schweine. Sie hatten behaglich im Schlamm gewühlt. Den ganzen Tag. Eben wie — Schweine. Das Kreischen

Digitized by Google

des Abendglöckleins treibt Hirt und Heerde. Dem heimischen Saustall entgegen. — Da torkelt eine triefäugige Dirne . . ."

Hier warf mir der harte Mann mein Werk vor die Füße und schrie empört: „Entsetzlicher Mensch, wie abscheulich und unmodern! Grasses Proletarierelend! Wer liest heutzutage noch dergleichen? Der moderne Dichter schöpft aus seinem eigenen Innenleben. — Und dann: diese rohe Deutlichkeit statt einer verfeinerten, das Meiste nur andeutenden Sprache. Haben Sie keine Nerven? Gehen Sie, studiren Sie Ihr innerstes Selbst, durchwühlen Sie jeden Winkel Ihres Denkens und Fühlens, bis Sie selbst nicht mehr wissen, was Sie ursprünglich wollten. Wenig Gedanken, keine Handlung, dafür umso mehr persönliche Empfindungen, eingehüllt in ahnungsvolles Halbdunkel.

Nur mystisch, symbolistisch, stimmungsvoll: das ist modern."

Nun kenne ich mein erhabenes Ich in- und auswendig, daß es mir schwindelt vor meiner eigenen Uebergröße. Nun werde ich es machen wie Schmock in Freytag's Journalisten: Soll ich schreiben stimmungsvoll, schreibe ich stimmungsvoll. Den Anfang habe ich schon, der heißt so: „Ein bleicher Spätsommertag geht schlafen. Bleich, ach so bleich. — Wo blieb seine Sonne? — Es regnet und rauscht. Bleich, ach so bleich. — Klagend reißt der Herbstwind die Locken meiner Bäume, und dämmernd liegt etwas darunter. Was? Wer? Bin ich's? Vielleicht. Bleich, ach so bleich. — — — Weideten hier nicht ehemals Schafe? Oder waren es Schweine? Bleich, ach so bleich. — — — Von den Fußspitzen bis zum Scheitel durchrinnt mich ein Zucken, im innersten Mark packt mich Eiseskälte, und im Hirn, im leeren, brennt höllenheiß die Frage: Und — was — bin — ich? — — — Da schleicht es hinter mir her, das Bleiche, ach so Bleiche — — —"

Aber das weiß ich: Ist meine Schreibweise wieder aus der Mode, bis mein Werk dies Mal fertig ist, dann plage ich mich nicht weiter. Ich warte vielmehr ganz ruhig ab, bis eines Tages eine meiner vier Richtungen wieder an die Reihe kommt; dann stürme ich gleich zum Verleger und bin endlich ganz modern!

Dramatische Aufführungen.

Timandra. Trauerspiel in fünf Acten von Adolf Wilbrandt. (Berliner Theater.)

Da Herr Wilbrandt unermüdlich weiter Dramen schreibt und auch immer noch Bühnen findet, die seine parfümirten Epigonenstücke aufführen, so muß der Chronist seinetwegen auch weiter in's Theater gehen. Hübsch ist das nicht. Ueber Wilbrandt's Romane darf man vielleicht verschiedener Meinung sein. Cotta druckt sie, und was immer man Cotta nachsagen möge, ein gewisses literarisches Niveau hält der Actiencoloß inne. Aber die Stücke Wilbrandt's enthalten zusammengefaßt alle Fehler der Romane desselben Schriftstellers: seine philiströse Verliebtheit in's schöne Wort, seine unmöglichen Charakterschilderungen, seine phantastische Ahnungslosigkeit im Umgang mit großen Ideen. Je herzhafter und nachhaltiger er um sie wirbt, desto klarer wird Einem der gewaltige Abstand zwischen ihnen und ihm. Ein schreibfertiger, nur allzu kokett spielerischer Dilettant; Einer, der sich's zu leicht macht, weil er Meister zu sein glaubt und sich schon als Meister fühlte, ehe er sein Gesellenstück vollbracht hatte. Immerhin wird es Leute geben, die seinen saloppen und reichlich selbstgefälligen Roman-Styl eigenartig oder doch genießbar finden. Die Bühnenwerke Wilbrandt's dagegen stellen ihn bloß. Wie unglaublich compromittirend ist diese Timandra-Tragödie, die Sokrates und Plato, den Tod des atheniſchen Weisen, die Jünglingsjahre seines rasenden Schülers auf die Bretter zerrt! Sokrates erschöpft sich in Banalitäten, die Xantippen's Ungeduld erklären und dem Gerichte, das ihn zum Schierlingsbecher verdammte, vor der Nachwelt das Zeugniß gerechter Strenge ausstellen. Wilbrandt's Sokrates hat nach dem Empfinden des Zuschauers den Tod schon im dritten Acte verdient. Plato schneidet nicht viel besser ab. Die schöne Timandra bietet ihm ihre Liebe dar, und der Jüngling greift nach dem Apfel, was den künftigen Weltweisen wenigstens ahnen läßt. Nun aber tritt Sokrates zwischen das hoffnungsvolle Paar. Es gefällt ihm durchaus nicht, das Timandra aus Liebe zu Plato einem seiner Symposien im Herrenkleide beiwohnte. Er redet so viel auf den armen Plato ein, daß der offenbar recht Wankelmüthige und Leidenschaftlose die sündige Leidenschaft für die verheirathete Dame abschwört. Schließlich ist man seinem guten Rufe etwas schuldig, besonders, wenn man's einmal zu jenem Ruhme bringen wird, der Einem das Grab erwärmt. Timandra wird fuchsteufelswild. Auch sie erhoffte sich viel von Plato: einmal, weil er jung und ganz nett ist (Harry Walden spielte ihn, der Prinz Karl Heinrich aller Backfische) und außerdem erblickt sie in ihm so etwas wie einen Erlöser des Frauengeschlechtes aus sclavischer Abhängigkeit. Sie schwört dem Philister Sokrates blutige Rache. Ein berühmter Volksredner, der gleichfalls um ihre Liebe wirbt, verpflichtet sich, den Verhaßten auf gesetzlichem Wege bei Seite zu schaffen, wenn Timandra ihm schenkt, was Plato dankend ablehnte. So wird Sokrates als Verführer der Jugend zum Tode verurtheilt. Damit aber die ausgleichende Gerechtigkeit zum Siege gelange, stellt der Kerkermeister neben den für Sokrates bestimmten Schierlingstrank gleich eine zweite Portion hin, welche die reuige Timandra zu sich nimmt. Da liegt sie nun, die so viel Anmuth hatte, und auf zwei Leichen lastet trüb die Dratte. Denn auch Plato ist für dies Leben die Luft verloren — er geht hin und schreibt seine unsterblichen Werke, damit Wilbrandt, der Tragödiendichter, Citate daraus anbringen kann.

Es wäre schwer, der unfreiwilligen Komik dieser Vorgänge gegenüber ernst zu bleiben, wenn die Langweile nicht glücklicherweise den Spaß erstickte. Sokratischen Geistes hat der Verfasser keinen Hauch verspürt. Der Held wird bei ihm zum tugendboldigen alten Onkel, dessen Schwatzhaftigkeit die zwischen Mannesart und Altweiberthum gezogene Grenze fortwährend überschreitet. So leer und öde schleppen sich die Acte hin, und so kunstvoll hat Wilbrandt es verstanden, alle Größe des Vorwurfes herauszuretouchiren, daß man jeden biederen Schulze oder Lehmann seinen aufgeblasenen Hohlköpfen und ihren gleichgiltigen Erlebnissen vorziehen würde. Es ist nicht recht, Namen, Schicksale und Citate von Heroen zu borgen, um flache Unbedeutende mit einem Glorienschein zu schmücken. Dergleichen sollte, wie jede andere Falschmeldung, in unserem polizeilich so gut organisirten Culturstaate verboten sein.

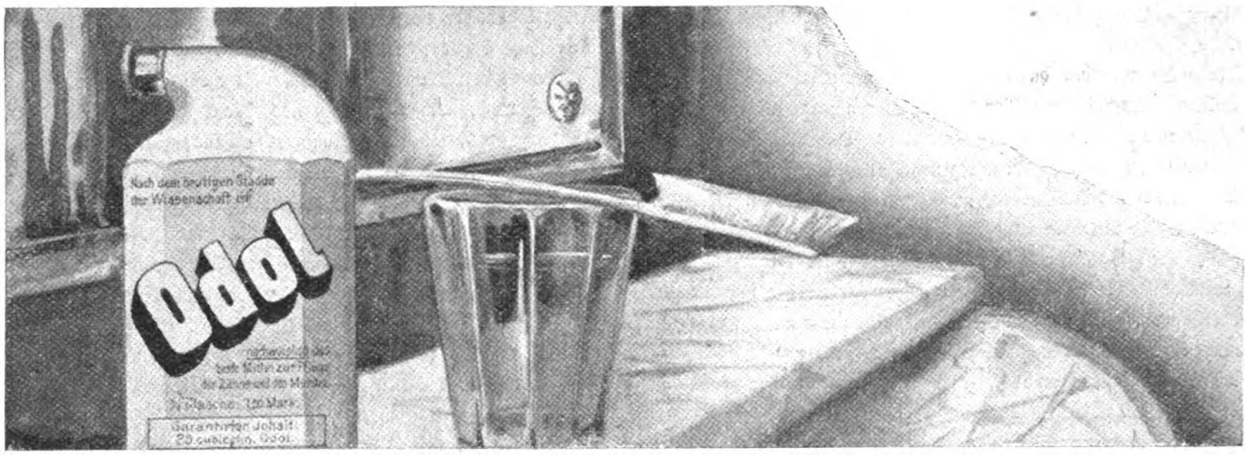
Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google



Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.

Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos

von

August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik

von

August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Schriftsteller,
die v. ihr. Arbeiten schnell e. belieb. Anz. **Copien** resp. **autograph. Abzüge** wünschen, brauchen nur **Concept** zu send. an **Dr. Lunze's** Dresd. Copir-Anst., Dresden IX.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Abonnement
auf das
II. Quartal 1903.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaßlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 4. April 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Betrügerin. Von Caliban. — Soldatenmißhandlungen. Zeitgemäße Betrachtungen von Theodor von Sosnosky. — Zur Socialpsychologie der Suggestion. Von Eduard Sokal (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Theorien des Zukunftsdramas. Von Dr. Alfred Nossig. — Zur Aesthetik der Spitze. Von Dr. Heinrich Pudor. — Modernes Mäcenatenthum. Von Johannes Gaulke (Berlin). — **Feuilleton.** Skizzen. Von E. Clauß (Eisenach). — **Aus der Hauptstadt.** Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Anzeigen.

Die Betrügerin.

Frau Rothe ist wegen Betruges zu anderthalb Jahren Gefängniß verurtheilt worden. Die Untersuchungshaft wurde ihr nicht ganz angerechnet. Eine strenge Strafe, wenn man sie mit der vergleicht, welche gemeinhin gaunerische Bankdirectoren zu treffen pflegt — notabene, nachdem sie erwischt worden sind. Frau Rothe hat für ein Eintrittsgeld von rund drei Mark immerhin Erkleckliches geleistet, ihre Besucher sehr nett unterhalten und auch den Nichtgläubigen angenehme Nervenreize bescheert. Man kann für den lumpigen Thaler nicht mehr verlangen. Hätte ich gewußt, welche Seltsamkeiten ein Stockwerk unter meiner Wohnung vorgingen und welch' ein interessantes Geschöpf sich in der kleinbürgerlich ärmlichen Hülle der geistbesessenen Kesselschmiedsfrau barg, dann wäre ich sicherlich zehnmal lieber in ihre wohlfeilen Seancen als in unsere Modetheater gegangen. Betrogen hätte ich mich hier wie dort nicht fühlen können: denn so wenig es Betrug ist, wenn mir das rohe Spectakelstück irgend eines berühmten Theaterschriftstellers als Kunstwerk oder ein dialogisirtes Epos als Drama aufgeschwatzt wird, so wenig waren Frau Rothe's Geistesthaten brutaler Schwindel. Der Leser entrüste sich nicht voreilig über den Vergleich. Wir werden ihn noch weiter ausspinnen und, in allen Ehren für sämmtliche Betheiligte, als berechtigt anerkennen müssen.

Das Blumenmedium hat ganz gewiß den mildernden Umstand der Hysterie für sich. Auch geschworene Gegner der occultistischen Wissenschaften, Aufgeklärte tip top, geben sicherlich zu, daß hysterische Personen für ihre Schelmenstreiche nur in geringem Maße haftbar gemacht werden dürfen. Ihre unbändige und unwiderstehliche Eitelkeit, die Sucht, von sich reden zu machen, für abnorm zu gelten und als Wunder angestaunt zu werden, dieser geile Trieb peitscht seine Opfer zu phantastischen Unglaublichkeiten. Jeder Arzt, jeder Student der Medicin kennt Dutzende von Fällen, die wie freche Lügenmären anmuthen. Gesteht man der Frau Rothe die Hysterie zu — und das haben die Sachverständigen allesammt gethan —, so lag kein Anlaß vor, sie für verantwortlicher als die anderen Unverantwortlichen ihres Schlages zu halten. Die Rothe hat in ihrem Mediumberuf keine Schätze gesammelt. Es wäre ihr gewiß leicht gefallen, sich zu bereichern. Gläubige werden opferwillig, sobald sie den Lohn ihres Glaubens erreichbar vor sich zu sehen meinen, und religiös heftig erregte Menschen spenden den Aposteln mit tiefinniger Wollust von dem eigenen irdischen Gute. Aber der Vorwurf, mit Hülfe der Geisterwelt schmierige Erpressungen versucht zu haben, ist dem Medium von keiner Seite auch nur andeutungsweise gemacht worden. Seine Lebensführung war fast rührend bescheiden, bescheiden wie die des „Impresario" Jentsch, den die Mückenseiger als einen Dreiviertel-Cagliostro hinstellen möchten, und der, wenn man der aufgeklärten Lärmpresse trauen wollte, Millionen hinter sich gebracht hat. In der Gerichtsverhandlung ist festgestellt worden, daß beide Leute oft genug sich nur die von ihnen verauslagten baaren Reisekosten vergüten ließen, wenn sie in fremde Städte fuhren, und daß sie im Uebrigen schon von einem warmen Abendbrod, das ihre Verehrer ihnen darboten, hochbefriedigt waren. So handeln keine Betrüger, so handeln nicht einmal Menschen, die irgend eine Sache berufsmäßig treiben. Wo in aller Welt findet man eine Selbstlosigkeit, die sich freudig producirt, umständliche und unbequeme Reisen unternimmt und sich schweren Beleidigungen und Gefahren aussetzt, ohne dafür reichliches Entgelt zu erhalten? Wer gerecht sein will, darf der Rothe und ihrem Stab nicht das Schandmal gemeinen Betruges aufbrennen. Rationalistisch betrachtet ist sie eine arme Hysterische, die statt in's Gefängniß in eine psychiatrische Anstalt gebracht werden sollte. Sie hat, wenn man sie schon durchaus einsperren mußte, das minder compromittirende Irrenhaus eher verdient als zahlreiche sexuelle und Rohheits-Verbrecher. Und an den tausend Wahrsagerinnen und anderen notorischen Schwindlerinnen gemessen, die die Hauptstadt der Intelligenz unsicher machen und die kein Polizist belästigt, ist Anna Rothe eine sittliche Capacität.

Der Fall Rothe zeigt aber noch ein anderes Gesicht, und schwer versündigt sich am Geiste unserer Tage, wer geschlossenen Auges an dieser geheimnißvoll schrecklichen Maske vorübergeht. Dem Unbefangenen ist klar, daß Frau Rothe wenigstens zu Beginn ihrer Thätigkeit an ihre mediumistische Kraft geglaubt hat. Und weiter: die Aussagen einer ganzen Reihe würdiger Zeugen vor Gericht beweisen unwiderleglich, daß sie ebenfalls an diese Kraft glauben und daß sie durch Vermittelung der Rothe ungeahnte Einblicke in die Dunkelwelt des Unsterblichkeits-Räthsels gewonnen zu haben meinen. Dem Worte ehrenwerther, hochgebildeter und einwandsfreier Männer, dem in feierlicher Gerichtssitzung gegebenen

Digitized by Google

Worte ist genau so viel Glauben zu schenken wie den Darlegungen des Herrn Professors Dessoir. Mit Reporterwitzen kommt man über den klaffend sich aufthuenden Riß nicht hinweg. Hier versagt die sonst wunderbare Wirkung des Gefasels von der Höhe unserer Erkenntniß, der Erleuchtung des zwanzigsten Jahrhunderts und dergleichen mehr. Ein non liquet ist einfach unabweisbar. Wie wäre es dem Andenken des Professors Roentgen ergangen, wenn Freunde erst nach seinem Tode von seiner Erfindung berichtet hätten, ohne im Stande zu sein, sie zu wiederholen? Die Justiz darf nicht über wissenschaftliche Streitfragen aburtheilen oder Hypothesen billigen und verwerfen wollen. Sie verläßt damit den festen Boden und geräth nothwendig in den Sumpf. Die Stirn des Verurtheilten umwindet sofort die Märtyrer-Aureole.

Als zuerst der Geist über Frau Rothe kam, — aufgeklärte und gebildete Menschen wie wir können sich ganz gut einmal die Auffassung der im Uebrigen mit Recht von uns verlachten Occultistengemeinde zu eigen machen — als das Medium zuerst seiner Kraft inne ward, da bedurfte es keiner künstlichen Nachhülfe. Es verschwendete den Segen rückhaltlos, sorglos. Während aber die Kraft nicht wuchs, wuchs das unbändige Verlangen, Größeres zu leisten. Gefällige Freunde, schwärmende Verehrer wußten sich des Lobpreisens nicht genug. Hoch über alle Nebenbuhler hinaus stieg nun auch in ihren eigenen Augen die Gefeierte. Weiber und Künstler erliegen allzu leicht der süßen Lockung. (Denn das Naturell der Frauen ist so nah mit Kunst verwandt.) Frau Rothe wollte die Concurrenz übertrumpfen, noch nie Dagewesenes leisten oder doch wenigstens alles, was Andere vor ihr vollbracht hatten, glänzender vollbringen. So legte sie sich — nehmen wir einmal diesen Hergang als erwiesen an — auf die Apporte. Sie begnügte sich nicht mehr mit der Pythia-Rolle und dem Ruhm der Hellseherin, den ihr Niemand entreißen konnte, weil der Dämon wirklich in ihr steckte, sondern sie betrat eine nicht von ihr gemeisterte Bühne. Nun verschwimmen die Umrisse. Niemand sieht mehr, was Lüge und was Wahrheit, was Taschenspielerei und was unbegreiflich Seltsames, Ueberirdisches ist. Eine Gauklerin, eine Künderin neuen Wissens? Ich glaube, sogar der Staatsanwalt ist hier und da leiser Zweifel nicht völlig Herr geworden. Sonst hätte man die Frau nicht über ein Jahr lang in Untersuchungshaft gehalten. Der Fall lag aber ganz ungewöhnlich schwierig.

Das Medium mag der Unaufrichtigkeit schuldig sein. Denn sie wollte mehr geben, als sie hatte; darum griff sie dann und wann, zuletzt vielleicht sogar gewohnheitsmäßig, zur Täuschung. Dem aufstrebenden Künstler mag Aehnliches begegnen. Um die wilden Erwartungen der Gasse und des Schaupöbels zu erfüllen, die Posaunenstöße der guten Freunde als gerechtfertigt erscheinen zu lassen, spannt er seine Kräfte übermäßig an. Nach den ersten Arbeiten weiß er ziemlich genau, wie weit und wozu sein Vermögen reicht — und doch spornen ihn Scham und Ehrgeiz, mehr zu geben. So wird er zum Lügner an seiner Kunst, zum Betrüger an dem kostbaren Gute und an seiner Gemeinde. Er setzt den Fuß auf ellenhohe Socken, umhängt sich mit krausem Zierrath, bläht sich auf und überschreit sich. Ein Judas an sich selbst. Wie die Kunst, so wäre auch die Wissenschaft von dem, was wir nicht wissen können, um manchen Schritt weiter gedrungen, wenn unser Allzumenschliches uns nicht hinderte, unsere hysterische Eitelkeit, unsere schauspielerhafte Ruhmsucht. Aber deßhalb Betrug — Betrug? Wer wird so Holdes und Süßes mit so unholdem Namen belegen?

Caliban.

Soldatenmißhandlungen.

Zeitgemäße Betrachtungen von Theodor von Sosnosky.

Das Thema „Soldatenmißhandlungen" ist wieder einmal hochactuell. Kaum war der wilde Ansturm der Socialdemokraten im österreichischen Parlament abgeschlagen, so erhob Bebel seine gewichtige Stimme im deutschen Reichstag, und will man der Wahrheit die Ehre geben, so muß man feststellen, daß sein und seiner Partei Auftreten sich von dem seiner Gesinnungsgenossen in Oesterreich überaus vortheilhaft unterschied, wie ja überhaupt das deutsche Parlament trotz der Zolltarifscandale noch lange nicht auf jenem Tiefpunkt angelangt ist, auf dem das österreichische — ein wahres Haus der „Gemeinen" — schon seit Jahren steht.

Natürlich darf man sich über Bebel's und der Seinen Gesinnung dem Miltär gegenüber keinen Illusionen hingeben; sie ist ja kaum viel freundlicher als die der Herren Daszynski und Pernerstorfer: aber das thut nichts; jedenfalls hat er die Würde gewahrt und den Anschein zu erwecken gewußt, als wär' es ihm wirklich nur um die Sache zu thun, als zöge er nur gegen die Schäden der Armee zu Felde und nicht gegen diese selbst.

Bei den österreichischen Socialdemokraten aber spie der wüthendste Haß aus jedem ihrer Worte hervor und verrieth, daß ihnen die Soldatenmißhandlungen nur ein hochwillkommener Anlaß waren, diesem Haß gegen Alles, was des Kaisers Rock trägt, Luft zu machen und es wieder einmal nach Herzenslust zu besudeln ...

Eine objective Erörterung dieses Themas würde man in der gesammten Presse Oesterreichs vergebens suchen, denn die officiösen Blätter und militärischen Fachzeitschriften sind natürlich Partei, die übrige Presse aber steht fast ausnahmslos unter dem Banne der „Ideale" von 1848, fühlt sich also sozusagen verpflichtet, gegen die Armee Front zu machen oder, im günstigsten Falle, doch kein Wort zu deren Gunsten zu sprechen.

Wer über dieses Thema sine ira et studio sprechen will, sieht sich daher gezwungen, mit seiner Feder in's Ausland zu flüchten. — —

Um diesem Thema ganz gerecht werden zu können, muß man ein wenig weit ausholen.

Daß für die Humanität heutzutage wirklich viel geschieht, unendlich mehr als in früherer Zeit, steht fest. Aber das ist doch nur eine Humanität sozusagen von Staats- und Vereins wegen; im Uebrigen jedoch ist von ihr just nicht allzu viel zu bemerken. Im Gegentheil: wir können überall eine wachsende Verrohung der Umgangsformen, eine erschreckend zunehmende Verpöbelung des öffentlichen Tones feststellen, einen Concurrenzkampf auf allen Gebieten, wie er rücksichtsloser nie geführt worden und wobei der Schwächere erbarmungslos niedergetreten wird, dazu eine beispiellose Ausbeutung der Arbeitskräfte. Wir können Brutalität mitunter selbst an solchen Stätten, von solchen Menschen verübt sehen, die im Dienste der Humanität stehen oder doch stehen sollen, — in Spitälern und von Aerzten. Kurz: wohin wir auch blicken, von der vielgepriesenen Humanität unserer Zeit vermögen wir nur verdammt wenig zu bemerken, sowohl im öffentlichen Leben als im privaten. Und bezeichnender Weise auch bei Denen nicht, die das Wort stets so emphatisch im Munde führen, bei den Socialdemokraten. Ihr öffentliches Auftreten in Parlament und Presse, ihr Insceniren der brutalsten Gewaltthaten läßt wenigstens nicht das Geringste davon merken. Aber freilich: man weiß ja, welch' eigenthümliche Auffassung diese Herren von der Humanität, der Freiheit und den Menschenrechten haben — siehe: Latour, Lamberg, Lichnowsky! ...

Bei dieser allgemeinen Verwilderung wär' es kein Wunder, wenn sie auch in der Armee eingerissen wäre. Das ist jedoch durchaus nicht der Fall. Im Punkte Humanität hat sich in

Digitized by Google

der Armee im großen Ganzen kaum etwas wesentlich geändert, in Manchem aber nur zum Vortheil, wie z. B. die Abschaffung der Prügelstrafe und des Spießruthenlaufens beweist. Nichtsdestoweniger können sich gerade ihr gegenüber gewisse Leute in Vorwürfen nach dieser Richtung nicht genug thun. Das Verlangen nach einer humanen Behandlung der Mannschaft ist an sich ganz gewiß vollauf berechtigt, aber über das Wie der Ausführung geben sich die Leute, die es stellen, meist sehr unrichtigen Vorstellungen hin. Da soll natürlich Alles mit Güte und Nachsicht geschehen, das ist ja das Programm der Humanitätsapostel. „Die Zukunft gehört der Güte" hat Baronin Suttner irgendwo einmal gesagt. Die Zukunft mag ja der Güte gehören, obwohl auch das sehr zu bezweifeln ist; die Gegenwart gehört ihr aber entschieden nicht und kann ihr auch nicht gehören. Allerdings ist die Güte ein sehr wichtiger Erziehungsfactor, aber doch auch ein sehr bedingter. Ist sie nicht mit Strenge gepaart, so wird sie nicht nur werthlos, sondern geradezu verderblich. Man frage nur einmal einen erfahrenen Schulmann oder Erzieher, wie weit er mit Güte allein kommen kann! Nicht einmal bei den fügsamsten Elementen vermag er damit allein sein Auskommen zu finden, nicht einmal für ein paar Dutzende kleiner Buben reicht er damit aus. Um wie viel weniger erst bei einem so riesigen Conglomerat der verschiedenartigsten, oft äußerst wiederspänstigen, unbotmäßigen jungen Leuten, wie es die Armee darstellt! Nur eine wahrhaft eiserne Disciplin ist im Stande, diesen Hunderttausenden ein festes Gefüge zu geben, sie aus einer disparaten, ungeordneten, widerstrebenden, unverläßlichen, ja unter Umständen gefährlichen Menschenmasse zu einem einheitlichen, sicher und verläßlich arbeitenden Organismus, zu einem Instrument der Ordnung, zu einer mächtigen Wehr für Staat und Volk zu formen. Wem das nicht einleuchtet, wer das für die obligaten militärischen Entschuldigungsphrasen hält, dem wäre dringend zu empfehlen, er möge es einmal versuchen und einer Compagnie oder auch nur einer Rekrutenabtheilung all' Das, was die Leute vom Dienste wissen müssen, nur mit Güte beizubringen, ohne Strenge und ohne Strafen. Binnen wenigen Wochen wäre die ganze Schaar keine Soldatenabtheilung mehr, sondern eine wilde, unbändige Rotte, die ihrem Führer nicht nur den Gehorsam künden, sondern auch auf das Frechste entgegen treten, ihn sogar zur Zielscheibe ihres Spottes, zum ohnmächtigen Popanz machen würde. Es ist daher sehr zu bedauern, daß sich dieses Experiment aus naheliegenden Gründen nicht durchführen läßt, denn Nichts vermöchte die Humanitätsfexe so drastisch ad absurdum zu führen, wie ein derartiger Versuch, ihre Humanitätstheorien in praktische Wirklichkeit umzusetzen. Uebrigens bedarf es dieses Experiments nicht einmal; man braucht bloß unsere modernen Kinder anzusehen, die ja schon zum großen Theil nach den Prinzipien der Humanität, also nur oder hauptsächlich mit Güte erzogen werden, und man wird erkennen — wenn man vor lauter Humanität nicht blind ist — wie herrlich weit es diese Erziehungsmethode gebracht hat: Anmaßung, Frechheit, Bosheit, Unfolgsamkeit und Widerspänstigkeit sind die Kennzeichen der Kinder von heute; wohlerzogene, folgsame Kinder gehören zu den seltensten Ausnahmen. All' das würde sich unfehlbar auch in der Armee geltend machen, wenn dieses Erziehungssystem in ihr Eingang fände. Bei Militär geht es eben durchaus nicht an, daß der Vorgesetzte seine Untergebenen höflich ersucht, dies oder jenes „gefälligst thun zu wollen", ja, es genügt oft nicht einmal, daß er einfach dazu auffordert, er muß unbedingt befehlen, sonst gehorchen sie ihm nicht. Jeder Befehl muß darum einen energischen, nachdrücklichen Charakter haben, muß so klingen, daß er jeden Einwand oder gar Widerspruch im Voraus erstickt, als ob er den unausgesprochenen Nachsatz hätte: Wenn Du das nicht thust, wirst Du schon sehen, was Dir geschieht! ... Daß dem militärischen Befehle, zumal begrifffstützigen oder gar widerspänstigen Leuten gegenüber, oft durch ein Kraftwort größerer Nachdruck verliehen wird, liegt in der Natur der Sache und ist unter Umständen einfach unvermeidlich. Daß dies derber und häufiger zu geschehen pflegt, als es sich von Rechts wegen gehörte, kann und soll nicht geleugnet werden. Aber ist denn das nur beim Militär der Fall? Kommt es nicht auch anderswo vor? Fluchen und schimpfen die Vorgesetzten nicht auch im Civil oft genug mit ihren Untergebenen? Die Herren mit ihren Dienern, die Frauen mit ihren Mägden, die Lehrer und Erzieher mit ihren Schülern, die Eltern mit ihren Kindern? Wird da jedes Wort auf die Wagschaale gelegt? Wird nicht von gewissen Namen aus dem Thierreiche überreichlicher Gebrauch gemacht? ... Die sich in diesem Punkte rein von jedweder Schuld wissen, mögen nach dem Militär Steine werfen; andere haben kein Recht dazu. Und am allerwenigsten jene, die dies am meisten thun: wer sich in solchen Ausdrücken zu ergehen pflegt, wie gewisse Leute im Parlament, der hat jedes Recht verwirkt, sich über die groben Worte Anderer aufzuhalten, und das um so mehr, als derartige Ausdrücke im „hohen Hause" und gebildeten Menschen gegenüber noch viel weniger auf dem Platze sind als in der Caserne, im Verkehr mit einem halsstarrigen Bauernjungen oder einer verkommenen Großstadtpflanze.

Was die Rauhheit der militärischen Dienstsprache noch befördert, ist das Gefühl der Verantwortlichkeit, das jedem Officier, jeder Charge in viel höherem Grade innewohnt, als es bei irgend einem anderen Berufe der Fall ist. Kommt es doch kaum in einem so sehr darauf an, daß Alles klappe und wie am Schnürchen gehe, und jeder Vorgesetzte weiß, daß er es entgelten muß, wenn das in seiner Machtsphäre nicht der Fall ist. Kein Wunder also, daß er es vorzieht, selber zu rüffeln als gerüffelt zu werden, oder aber, wenn er gerüffelt wird, dies in verstärkter Auflage nun seinerseits zu thun. Das bringt das hierarchische System einmal so mit sich. Da wird — bildlich gesprochen — der Nasenstüber, den der Höchste dem nächst Hohen giebt, in der langen Kette der Rangstufen mit steter Verstärkung weiter gegeben, bis er beim Letzten als kräftiger Fußtritt endet. Das ist nicht nur beim Militär so, sondern überall, wo dieses System herrscht, also bei allen Behörden.

Diese Erscheinung der progressiven Dienstgrobheit im Besonderen wie der Grobheit den Untergebenen gegenüber im Allgemeinen ist sicherlich nichts weniger als lobenswerth und soll hier auch keineswegs in Schutz genommen werden. Aber sie liegt eben, wie es scheint, tief in der menschlichen Natur und würde sich selbst dann nur schwer und allmälig entwurzeln lassen, wenn der feste Wille dazu vorhanden wäre. Der ist aber leider nirgend zu bemerken, nicht nur beim Militär nicht. Es ist darum ungerecht, immer gerade bloß dieses zum Amboß dahinzielender Hammerschläge zu machen; wenn überhaupt, so ist dieser Ton noch am ehesten bei ihm zu entschuldigen.

Dies um so mehr, als da noch die Tradition hinzukommt, die vom Soldaten, also auch vom Officier, eine gewisse Rauhheit verlangt, einen landsknechtmäßigen Kraftjargon, der für den Casernenton typisch geworden ist, und dessen Caricatur wir in den „Casernenhofblüthen" der „Fliegenden Blätter", in einer gewissen Sorte von Militärhumoresken und auf der Bühne, in Possen und Schablonenstücken bis zum Ueberdrusse ausgenützt finden. Tritt in so einem Stück, so einer Geschichte ein älterer Officier auf, so ist er von zehn Fällen gewiß in neun ein Haudegen, der unter seinem Schnauzbart keinen Satz hervorbringen kann, ohne ihn mit einem mehr oder weniger derben Fluch zu würzen, einem „Bombenelement", „Himmelsakrament" oder dergleichen, der in seinem leicht erregbaren Zorn gräulich herumwettert und poltert, dabei aber im Grunde ein seelenguter Kerl ist, — nur sein „rauhes Handwerk" hat ihm solche Eisenfressermanieren angewöhnt. Solche Figuren sind

Digitized by Google

natürlich Schablonen und Caricaturen, und kein vernünftiger Mensch wird sie ernst nehmen, aber ein Körnchen Wahrheit ist doch dabei, und es ist jedenfalls bezeichnend, daß sie den traditionellen Typus des Soldaten von echtem Schrot und Korn darstellen. Damit beweisen sie, daß man eine gewisse polternde Rauhheit als ein charakteristisches, nachgerade nothwendiges Merkmal des Officiers betrachtet, ohne das man sich ihn gar nicht recht denken kann. Diese typische Tradition bleibt aber auf den wirklichen Officier nicht ohne Eindruck, sie macht sich bei ihm oft ganz unbewußt als mächtige Suggestion geltend, und vermag seine Ausdrucksweise, sein ganzes Thun und Lassen zu beeinflussen. Da er zudem diesen rauhen Ton schon bei seinen Kameraden antrifft, so gewöhnt er sich ihn bald auch selber an. In dieser Barschheit den Ausdruck von Herzensrohheit oder Brutalität zu sehen, wie das die Feinde der Armee zweifellos thun, wäre aber in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ungerechtfertigt. Wenn ein Officier im Dienste barsch und hart ist, herumflucht und wettert, so hindert das durchaus nicht, daß er außer Dienst der beste und liebenswürdigste Mensch der Welt und für das Wohl der ihm anvertrauten Leute, derselben, die er im Dienste so furchtbar verwettert, väterlich sorgsam bedacht ist. Das oft mißbrauchte Sprichwort von der rauhen Schaale, die einen weichen Kern birgt, trifft in solchen Fällen wirklich zu, und die traditionelle Officiersschablone auf der Bühne entbehrt auch in dieser Hinsicht nicht einer gewissen Wahrheit.

Bei der Beurtheilung des Casernenjargons darf ferner nicht außer Acht gelassen werden, daß diese Barschheit bis zu einem gewissen Grade ihre Berechtigung hat, namentlich einem widerspänstigen Material gegenüber, denn unter dem Volke giebt es nicht wenige Leute, besonders die roheren Naturen, denen nichts so zu imponiren vermag wie gewaltige Grobheit. Bei solchen Menschen wäre, wie bei Menagerierthieren, Güte und Sanftmuth nicht nur ganz ohnmächtig, sondern gefährlich, denn sie würden sie als Schwachheit auslegen; ja selbst einfache Strenge würde nicht genügen. Sie muß durch Kraftworte unterstützt werden, um vollen Erfolg zu erzielen; je kräftiger und drastischer, um so wirksamer. Auf einen groben Klotz gehört eben ein noch gröberer Keil, das alte Sprichwort ist psychologisch tief begründet. Diese Leute vertragen schon eine tüchtige Portion Grobheit, und es fällt ihnen nicht im Traum ein, sich dadurch „beleidigt", in ihren „Menschenrechten" gekränkt zu fühlen, wie die Humanitätsfexen behaupten dürften. So zartbesaitete Seelen haben sie nicht, und selbst die kräftigen Schimpfnamen aus dem Thierreiche erscheinen ihnen nicht als ernste „Beleidigung", zumal wenn sie vom Vorgesetzten gebraucht werden; sind sie in ihrer Sphäre doch etwas Alltägliches! Für solche Menschen ist daher ein Vorgesetzter, der nicht gehörig flucht und schimpft, gar kein rechter Vorgesetzter, ähnlich, wie das russische Weib aus dem Volke es selbstverständlich findet, daß ihr Mann es prügelt, und an dessen Liebe zweifelt, sobald er es nicht mehr thut ...

Aber trotz alledem soll dem Casernenjargon, dieser linguistischen Form übelverstandener „Schneidigkeit" durchaus nicht das Wort geredet werden; er bleibt in jedem Falle häßlich, und es sollte auch ohne ihn gehen. Mögen ihn die Officiere ihren Feldwebeln und Corporalen überlassen. Ihnen steht es übel an, in ihrer Ausdrucksweise an solche zu erinnern oder gar an ... Abgeordnete.

Viel schärfer als die wörtliche Mißhandlung ist natürlich die thätliche zu verurtheilen. Vom groben Wort zur groben That ist zwar im Grunde nur ein kleiner Schritt, aber ein sehr bedeutsamer. Daß er beim Militär häufiger gemacht wird als in irgend einem anderen Beruf — die Schule ausgenommen — ist auf dieselben Ursachen zurückzuführen, die für die gröbere Tonart daselbst geltend gemacht worden sind, so daß es einer eigenen Erörterung nicht mehr bedarf: Günstige Gelegenheit, herausfordernder Anlaß, traditionelle Rauhheit verführen dazu mit vereinten Kräften; ganz besonders aber die verhältnißmäßig große Machtvollkommenheit, die bei Militär jedem Vorgesetzten seinen Untergebenen gegenüber eingeräumt ist. Für ein rohes, brutales oder auch nur jähzorniges Naturell — und solche giebt es im Officiercorps natürlich ebenso wie in jedem anderen Stande — fällt es unter solchen Verhältnissen natürlich schwer, der Versuchung zu widerstehen, und Officiere, die ein solches besitzen, erliegen ihr nur zu leicht.

Aber selbst da kann man, wenngleich nicht zur Entschuldigung, so doch zur Entlastung anführen, daß die Versuchung, ja die Herausforderung zu einer Thätlichkeit in manchen Fällen so mächtig ist, daß eine ganz besondere Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung dazu gehört, ihr zu widerstehen. Jeder Lehrer und Erzieher wird das nach seinen eigenen Erfahrungen wohl begreifen, geht es doch in der Schule und namentlich bei der häuslichen Erziehung nur selten ohne Klaps oder Puff ab, und in einzelnen besonders schweren Fällen muß auch eine Ohrfeige entschuldigt werden. Sie kann, am rechten Ort, und natürlich ohne Rohheit verabreicht, sogar vom allergrößten pädagogischen Werthe sein. Beim Militär handelt sich's nun zwar nicht um schlimme Buben wie in der Schule, aber im großen Ganzen liegen die Verhältnisse doch ähnlich, und man darf annehmen, daß ein wohlbedachter Schlag nicht nur bei einem ungezogenen Rangen, sondern auch bei einem widerhaarigen Soldaten von heilsamer Wirkung sein kann.

Damit soll diese gewaltsame Pädagogik aber keineswegs befürwortet werden, denn das hieße der Brutalität Thür und Thor öffnen und den Unterofficieren, die ohnehin oft genug einer allzu drastischen Erziehungsmethode zuneigen, ein böses Beispiel geben. Directe thätliche Mißhandlungen der Mannschaft durch Officiere kommen übrigens auch nur selten vor.

Nicht so selten dagegen, jedenfalls öfter als es im Interesse der Armee zu wünschen wäre, tragen sich Fälle zu, die man als indirecte Mißhandlungen bezeichnen kann und deren Urheber ausschließlich Officiere sind. Sie bestehen zum Theil in barbarischen Strafen, zum Theil in unmenschlichen Anforderungen an die physische Leistungsfähigkeit der Mannschaft bei Uebungen und Manövern. In dem einen Fall ist Hartherzigkeit und Grausamkeit das Motiv, im anderen überdies maßloser Ehrgeiz, der mit außerordentlichen Leistungen glänzen will und dabei auf die Gesundheit, ja das Leben der ihm anvertrauten Mannschaft keine Rücksicht nimmt. Ein in der Erregung des Augenblicks ertheilter Schlag oder Stoß ist zwar stets tadelnswerth, aber er kann menschlich begreiflich und überdies praktisch sehr wirksam sein: eine indirecte Mißhandlung durch grausame Strafen und Anforderungen aber ist unbedingt als verwerflich zu verurtheilen, und hat für die Gesammtheit der Armee immer sehr üble Folgen. Officiere, die sich derlei zu Schulden kommen lassen, verdienten daher strenge Strafen — der schlichte Abschied wäre noch die mildeste — im Wiederholungsfalle unbedingt Festung oder Cassirung, zumal dann, wenn es sich erwiesener Maßen um Grausamkeit allein handelt. Jenen Strebern aber, die ihre Leute halbtodt schinden, um sich damit den goldenen Kragen oder die Generalsborte zu verdienen, sollte an deren Statt der blaue Bogen zu Theil werden, und zwar in ungnädiger Form. Ein paar solcher drastischen Exempel statuiren, und dem bösen Unfug, der dem Rufe der Armee so unsäglichen Schaden anthut, wäre ein Ende gemacht.

Uebrigens wird auch in diesem Punkte von Seiten einer gewissen Presse stark und gehässig übertrieben, und das Publicum wird bei allen derartigen Alarmberichten gut daran thun, äußerst skeptisch zu bleiben und ihnen erst dann zu glauben, bis positive Beweise vorliegen. Die Massenunfälle, die sich alljährlich angeblich bei den Herbstmanövern ereignen, pflegen in der Regel nur in der so erfinderischen Phantasie

Digitized by Google

der Armeefeinde zu entstehen und in Wahrheit, wenn sie nicht ganz erfunden sind, auf vereinzelte Fälle zusammenzuschrumpfen.

Immerhin muß aber anderseits zugegeben werden, daß sich Vorfälle, wie sie jüngst Bebel im deutschen Parlament und vorher Daszynski im österreichischen vorgebracht hat, leider auch wirklich zutragen. Der officielle Dementirapparat wird durch den Ressortminister zwar stets fleißig in Bewegung gesetzt, aber sie ganz wegzuzaubern, gelingt ihm in der Regel doch nicht. Semper aliquid haeret. So ist es auch F. Z. M. Graf Welsersheimb in seiner großen Vertheidigungsrede vom 5. März d. J. nicht ganz geglückt. Allerdings wußte er so manchen Sensationsfall seines socialdemokratischen Blendwerks zu entkleiden, allerdings gelang es ihm, die maßlose, boshafte Gehässigkeit der Socialdemokraten darzuthun: aber die Ueberzeugung hervorzurufen, daß im X. Corpsbezirk, dessen Zustände Daszynski als wahrhaft himmelschreiend gebrandmarkt, wirklich Alles zum Besten bestellt sei, dazu war er nicht im Stande. — —

Das Verhalten der Behörden in solchen Fällen ist überhaupt meist nichts weniger als klug. Mit dem Ableugnen und Vertuschen ist der Sache des Militärs wenig geholfen und viel geschadet. Die schlimme Folge ist ein wachsendes Mißtrauen in der Bevölkerung und deren Neigung, den Feinden der Armee Glauben zu schenken. Mit dem Leugnen und Vertuschen erreichen jene also gerade das Gegentheil von dem, was sie wollen: sie treiben Wasser auf die Mühle der Socialdemokraten. Wollen sie diesen mit Erfolg begegnen, so müssen sie jenen Uebelständen abhelfen und zwar gründlich, müssen die Schäden freimüthig zugestehen und die Uebelthäter unnachsichtig bestrafen. Leider sind sie aber meist so kurzsichtig, in dem, der dies von ihnen verlangt, einen Gegner zu sehen. Möchten sie doch bedenken, daß nicht das die wahre Liebe ist, die den Fehler des geliebten Gegenstandes nicht sieht oder nicht sehen will, sondern die, welche sie schmerzlich empfindet und zu verbessern strebt, weil sie das, was sie liebt, möglichst tadellos und vollkommen haben will. Wer diese Uebelstände tadelt, braucht darum noch lange kein Feind der Armee zu sein; im Gegentheil: solcher Tadel kann von dem heißen Wunsche dictirt sein, die Armee möge so makellos dastehen, wie das einem Stande geziemt, der die Ehre genießt, des Kaisers Rock zu tragen.

Zur Socialpsychologie der Suggestion.

Von Eduard Sokal (Berlin).

Es ist eine offene Streitfrage von größter, principieller Bedeutung, ob die psychischen Erscheinungen und Vorgänge den physikalischen Processen (im weitesten Sinne des Wortes) gleichgestellt werden können. Die hohe Wichtigkeit dieses Problems für das Gesammtbild einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung leuchtet von selbst ein; es gehört zu jenen Columbuseiern der Forschung, für die uns bis jetzt — der Columbus fehlt. In der fortlaufenden Reihe der physikalisch-chemischen Processe, in welcher nach dem ehernen Gesetz der Erhaltung der Energie jede Einnahme und Ausgabe gebucht ist, giebt es, streng genommen, keinen Platz für den fremden Eindringling der psychischen Phänomene, die, ohne selbst einer quantitativen Messung zugänglich zu sein, in der objectiven Welt quantitative, nach Zahl und Gewicht meßbare Veränderungen, Störungen des sonst eingetretenen Verlaufes hervorrufen. Der Uebergang eines quantitativ nicht bestimmbaren Etwas, also in diesem Falle der psychischen Processe, in quantitative physikalische Energie-Umwandlungen müßte freilich nach unseren gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Anschauungen einem Wunder gleichgestellt werden.

Aber auch die gegentheilige Auffassung, die sich uns als einzige Alternative darbietet, stößt auf bedeutende Schwierigkeiten. Diese Alternative besteht darin, daß die Vorgänge der physischen und psychischen Welt einander parallel laufen, ohne sich gegenseitig zu beeinflussen. Physische und psychische Ereignisse wären nach dieser Auffassung wie Buchstaben zweier wildfremder Alphabete regellos an einander gekettet, so daß es nur ein Zufall wäre, wenn ein Wort in der einen Sprache zusammengestellt, auch in der anderen einen Sinn ergäbe. Die deutsche Philosophie hat für diese eigenthümliche, nicht ursächliche Verknüpfung einen eigenen terminus technicus „Parallel-Erscheinungen", „Epiphänomena" eingeführt. Die Menschen würden im Sinne dieser Anschauung leben und handeln, Staaten gründen, Gedichte verfassen, sich Wohlthaten erweisen oder in rasender Wuth gegen einander toben, dies Alles — getrieben durch rein physische Triebe und Kräfte, als ob das Denken und Wollen gar nicht existire. Jene Gestalten großer Dichter, wo die Natur selbst auf frischer That ertappt zu sein, und der Schleier, welcher über dem Geheimniß der Schöpfung ruht, gelüftet erscheint, würden demnach, wenn die Causalität psychischer Vorgänge geleugnet wird, nur von einer fabelhaften Kenntniß des physischen Organismus Zeugniß ablegen; das Wort vom „Dichterblick, der Herz und Nieren prüft"; müßte in seiner nackten Brutalität wahr sein.

Wenn nun irgend etwas aus dem gewaltigen Gebiete psychischer Documente gegen diese Auffassung Protest einlegt, so sind es die Phänomene der Suggestion, welche der berühmte russische Gehirnphysiologe W. v. Bechterew in einer kürzlich erschienenen Abhandlung einer knappen, aber meisterhaften Discussion unterworfen hat. Nirgends tritt uns so deutlich das Mißverhältniß zwischen dem verschwindend kleinen Impuls und seiner nachhaltigen intensiven Wirkung entgegen. Der „unbewußte" psychische Vorgang, mit dem der moderne Psycholog ebenso geläufig operiren muß, wie der Chemiker mit dem „Atom", welches auch naturgemäß niemals der sinnlichen Wahrnehmung zugeführt werden kann, scheint berufen, diese Lücken auszufüllen, den Abgrund naturphilosophischer Zweifel, der sich sonst hier jäh aufthun müßte, zu überbrücken. Das Wesentliche an dem Menschen ist für den modernen Psychologen nicht das „Plein air" der klar bewußten Ideen und Vorstellungen, sondern das halb unbewußte Dämmerlicht der Begierden, Triebe und Instincte, welche auf seine Handlungen den bestimmenden Einfluß ausüben. Und wenn andererseits der wissenschaftlichen Psychologie unserer Zeit so häufig der Vorwurf gemacht wird, daß sie mit dem wirklichen Menschenleben, mit seinen Leiden und Freuden, seinen Kämpfen und Sorgen nur weniges gemein hat und die Fülle der Erscheinungen zu schematischen Abstractionen verkommen läßt, so können die Versuche, die Janet in Paris und Bechterew in Petersburg über die von Janet sogenannte „Influence somnabulique et le besoin de direction" wohl als Antwort darauf gelten Diese Forscher gingen zunächst von der Beobachtung hypnotischer Schlafzustände bei Hysterischen aus. Man ist zuweilen im Stande, bei Hysterischen auch die schwersten Krankheitssymptome durch Suggestion zeitweise vollständig zum Verschwinden zu bringen. Zunächst sind die Kranken dann von allen lästigen Erscheinungen frei, ihr Ernährungszustand ist befriedigend, ihre geistigen Thätigkeiten wieder hergestellt. Nach einiger, meist nicht sehr langer Zeit treten jedoch alle früheren Störungen wieder ein. Dabei macht sich ein merkwürdiges Symptom bemerkbar. Wie bei dem Gebrauch der Narcotia, Morphin ꝛc. tritt mit impulsiver Gewalt das Bedürfniß nach Wiederholung der hypnotischen Einwirkung und zwar in immer kürzeren Zeiträumen auf. Die Person des Hypnotiseurs erlangt auf den Kranken eine fast unbeschränkte Gewalt und füllt sein ganzes Sinnen und Denken aus. Vor Jahren kam einmal, wie Janet erzählt, ein junger Arzt zu Charcot

Digitized by Google

und bat ihn um ein Mittel, durch welches er sich eines hysterischen Mädchens entledigen könnte, an dem von ihm eine derartige ominöse Wundercur vollzogen wurde. Würde man solche Kranke alle 24 Stunden hypnotisiren, so würden sie ihr Leben in einem anscheinend normalen Zustande verbringen, aber ihre Persönlichkeit wäre im Grunde eine andere geworden und würde sogar in den kleinsten Willensacten zum Hypnotiseur in einem Verhältniß sclavischer Abhängigkeit stehen. Von diesen krassen und unheimlichen Fällen führen zahlreiche Uebergänge zum normalen Leben. Gar nicht so selten sind Individuen, welche nur mit Mühe oder überhaupt nicht zu der geringfügigsten Willensentscheidung sich aufraffen können. Sie bestürmen den Arzt mit den minutiösesten Fragen: Soll ich essen? Soll ich ausgehen? Soll ich aufstehen? und folgen automatisch, wenn auch nicht lange, seinen Vorschriften — einem Uhrwerk gleich, das nur für kurze Zeit aufgezogen werden kann. — Manchmal treten diese Erscheinungen bei ihnen plötzlich aus Anlaß besonderer Ereignisse, die eine wichtige Entschließung erfordern, auf. In die Salpêtrière kommen jährlich einige Dutzend Mädchen, die aus Anlaß eines Heirathsantrages von dieser Krankheit, der Aboulie (Willenslosigkeit) befallen werden. Man hielt sie, wie Janet mittheilt, gewöhnlich dadurch, daß man für sie Entscheidung fällt. Dazu kommt der gewohnheitsmäßige moralische Selbstankläger, die je einige Monate in zerknirschter Gemüthsstimmung den Arzt aufzusuchen, auf eine tröstliche Zusprache sehr leicht sich beruhigen, um nach einigen Monaten wieder zu kommen. Mehr oder weniger Sclavennaturen sind wir, wie es scheint, alle, und die Herrschaft, die dämonische Willensriesen über uns erlangen können, ist demnach leicht erklärlich.

Nach Bechterew ist Suggestion nichts Anderes als „die unmittelbare Uebertragung oder Impfung bestimmter Seelenzustände mit Umgehung des Willens, ja nicht selten auch des Bewußtseins des aufnehmenden Individuums". Darin ist gemäß seiner Auffassung der wesentliche Unterschied gegeben gegenüber der Ueberzeugung, welche nicht anders wirksam ist, als unter Zuhülfenahme logischen Nachdenkens und bei voller Betheiligung des persönlichen Bewußtseins. Der Weg der Suggestion führt „nicht durch den Haupteingang, sondern sozusagen von der Hintertreppe aus in die inneren Gemächer der Seele". Als zwei der Suggestion nahe verwandte Formen psychischer Beeinflussung erwähnt Bechterew den Befehl und das Beispiel. Beide wirken in gewissen Beziehungen zweifellos ganz nach Art der Suggestion und sind dann von dieser nicht unterscheidbar. In anderen Beziehungen aber, soweit sie sich an den Verstand wenden, stehen sie der logischen Ueberzeugung sehr nahe. Bekannt ist die ansteckende Wirkung der Selbstmordmanie, sowie der anarchistischen Verbrechen. Auch das militärische Kriegscommando verdankt seine Wirkung gewiß nicht ausschließlich der Furcht vor der Strafe, sondern es handelt sich immer zugleich um suggestive Vorgänge, um unmittelbare Ueberimpfung einer bestimmten Idee. Es ist ohne Weiteres klar, daß der suggestiven Uebertragung psychischer Zustände viel zahlreichere Wege offen sind, als der Ueberzeugung. Ueberredung führt im Allgemeinen nur zum Ziele, wo sie sich an einem gesunden und klaren Verstand wendet. Die Erfolge der Suggestion sind im Allgemeinen am auffallendsten bei geringer logischer Entwickelung, bei Kindern und im einfachen Volke. Es fällt ihr daher in unserer Erziehung fraglos eine nicht zu unterschätzende Rolle zu.

Trotzdem also Suggestion in diesem Sinne so alt ist, wie der geistige Verkehr der Menschen untereinander, so ist doch ein intimerer Einblick in die Natur des suggestiven Einflusses erst in neuerer Zeit ermöglicht worden durch die Entwickelung der Lehre von der künstlichen oder beabsichtigten Suggestion. Wie über die Verbreitung von Infectionen noch in neuerer Zeit die allerverworrensten Anschauungen herrschten, bis es gelang, die betreffenden Mikroben in Reinculturen zu züchten und damit künstliche Impfungen vorzunehmen, so gab es auch in Beziehung auf die Suggestion und das psychische Contagium nur eine Reihe unklarer und wesenloser Vorstellungen, so lange die Bedingungen künstlicher Ueberimpfung von Seelenzuständen mittelst beabsichtigter Suggestion unbekannt waren.

Der Versuch hat dargethan, daß solche vorsätzliche psychische Impfung am leichtesten zu verwirklichen ist bei einem besonderen Zustande des Bewußtseins, den man Hypnose nennt, und der nach Bechterew's Dafürhalten lediglich als eine künstlich erzeugte Varietät des normalen Schlafes sich darstellt. In der Hypnose gelingen bekanntlich die allerverschiedensten Suggestionen, doch steht es dahin, ob es möglich sei, einem Hypnotisirten alles zu suggeriren, was wir wünschen. Nach Ansicht einiger Autoren giebt es überhaupt keine Einschränkung für die Suggestion, während Andere daran festhalten, es könne in der Hypnose nur das suggerirt werden, was der psychischen Natur des Hypnotisirten entspreche. Praktisch und in socialwissenschaftlicher Beziehung handelt es sich hierbei im Wesentlichen um das Suggeriren von verbrecherischen Handlungen. Es wurde behauptet, daß der Hypnotisirte auf suggestivem Wege zu jedem beliebigen Verbrechen veranlaßt werden könne. Andere sind hinwiederum geneigt, diese Behauptung auf eine allzu weit gehende Verallgemeinerung von Laboratoriumsbeobachtungen zurückzuführen.

Bechterew selbst vermag sich nach seinen zahlreichen Erfahrungen nicht Denjenigen anzuschließen, welche der Suggestion den Werth eines übermächtigen Agens zuschreiben, mit dem sich in der Hypnose alles Erdenkliche erzielen ließe. Nach seiner Ansicht steht die Kraft der Suggestion nicht allein in Abhängigkeit von richtiger Handhabung und Aufrechterhaltung der Suggestion, sondern auch von dem Boden, auf welchen letztere fällt, also von den psychischen Eigenschaften des der Suggestion sich unterwerfenden Mediums. Der psychische Widerstand, welcher der Suggestion im Zustande der Hypnose entgegentritt, hängt wesentlich davon ab, inwiefern das zu Suggerirende sich im Widerspruch befindet mit dem Ideengange, mit den Neigungen und Ueberzeugungen des Mediums. Fällt dieser Widerspruch hinweg, so wirkt die Suggestion ausgiebig und prompt. Einer starken Natur gegenüber mit entgegengesetzten Anschauungen kann sie sich machtlos erweisen. Dies verringert indessen in keiner Weise die hohe Bedeutung der Suggestion als psychisches Agens. Naturen mit starkem Charakter und unwandelbaren Ideen findet man nicht allzu häufig; wie groß dagegen ist die Zahl jener moralischen Krüppel, die sich von Verbrechen, von Unsittlichkeit und Antastung fremden Eigenthums nur durch die Furcht vor dem Gesetze abgehalten fühlen! Genügt es da nicht, solchen Individuen in der Hypnose die Möglichkeit der Straflosigkeit zu suggeriren, jene Furcht vor gesetzlicher Ahndung einzuschläfern, und zugleich in ihrer Phantasie gewisse vortheilhafte Seiten der verbrecherischen Handlungsweise hervorzuheben, um sie zur Ausführung von Verbrechen geneigt zu machen, zu welcher sie sich sonst nimmer entschlossen hätten?

Fragen wir nun, wie es möglich sei, daß Ideen oder Seelenzustände dritter Personen auf uns überimpft werden und uns ihrem Einflusse unterordnen, so ist die Annahme wohl begründet, diese psychische Vaccination gehe ausschließlich vor sich durch Vermittelung unserer Sinnesorgane. Hierbei fällt wohl fraglos die wesentliche Rolle dem Gehörorgan zu, da im Allgemeinen die Suggestion durch das gesprochene Wort als die am weitesten verbreitete und zugleich anscheinend als die wirksamste Form der Suggestion zu betrachten ist. Allein auch andere Organe, vor Allem das Sehorgan, können als Vermittler der Suggestion auftreten. Man denke an die Wirkungen mimischer Bewegungen und Gestikulationen. Sehr wenige Personen sind im Stande, dem ansteckenden

Digitized by Google

Einflusse des Gähnens zu widerstehen. Der Anblick des Citronenessens ruft bei vielen Leuten unwillkürliches Zusammenpressen der Lippen und reichliche Speichelabsonderung hervor. Auch an Beispielen von suggestiven Einwirkungen mittelst des Tast- und Muskelsinnes fehlt es nicht. Ein classisches Beispiel für diese Gruppe ist der Fall jenes zum Tode verurtheilten Verbrechers, dem bei geschlossenen Augen suggerirt wurde, es sei eine seiner Venen geöffnet worden und daraus ergieße sich ein ununterbrochener Blutstrom. Nach einigen Minuten fand man den Mann todt, wiewohl nicht Blut, sondern nur warmes Wasser an seinem Körper herabgerieselt war. Was Suggestion durch das Muskelgefühl anlangt, so sind hierüber in der Pariser Salpêtrière mehrfach Untersuchungen an Hysterischen angestellt worden, wobei diese Art von Suggestion sich in manchen Fällen als sehr wirksam bewährte. Wurden einer Hysterischen im hypnotischen Schlafe die Hände zum Gebet gefaltet, so nahmen ihre Gesichtszüge sofort einen flehenden Ausdruck an. In einem anderen Falle, als man ihre rechte Hand zur Faust geballt hatte, zeigten sich auch drohende Mienen auf dem Antlitze der Kranken. That doch bereits Pascal den grimmigen Ausspruch: „Für die meisten Menschen genüge es, um fromm zu werden, daß sie sich mit Weihwasser besprengen und verrückte Geberden annehmen."

Ich habe bereits früher erwähnt, daß es zweifellos Individuen giebt, welche allen Suggestivwirkungen widerstehen. Es dürften wohl gerade diese vollständigen, vielleicht „autosuggestiblen" Individuen sein, welche auf Andere die mächtigsten Suggestivwirkungen ausüben. In einem geistreichen Vorworte zur Bechterew'schen Abhandlung weist Flechsig darauf hin, wie die Geschichte und speciell die Culturgeschichte, so mächtige Wirkungen der Suggestion aufweist, daß kaum ein Historiker achtlos an diesen Erscheinungen vorübergehen darf. Nicht nur bei Entstehung religiöser Secten pathologischen Charakters, bei Krampfepidemien, in der Besessenheit des Mittelalters u. dgl. mehr zeigt sich ihre Wikung, sie reicht unendlich viel weiter. In einem gewissen Sinne kann man sogar nach Flechsig die Geschichte des menschlichen Intellects als einen ununterbrochenen Kampf zwischen Hypnotiseuren und Antisuggestionirten auffassen. Während die Wissenschaft, insbesondere die exacten Naturwissenschaften darauf ausgehen, alle Suggestivwirkungen aus der Betrachtung der Welt zu entfernen, zielen eine ganze Anzahl mächtiger Factoren heute wie vor Jahrtausenden dahin, der Menschheit im Wesenlichen auf suggestivem Wege zu einem subjectiv befriedigenden Dasein zu verhelfen. Man kann daher die Frage aufwerfen, ob am Ziel der Menschheits-Entwickelung die Befreiung von allen suggestiven Einflüssen oder die vollkommene Unterwerfung unter die Herrschaft mehr oder minder phantastischer Autosuggestionen zu finden sein wird. Ist Letzteres der Fall, so sind die exacten Naturforscher auf dem Irrweg und ein Helmholtz lediglich ein Fehlgriff der Schöpfung. Die Beantwortung dieser Frage blickt jedoch selbst aus dem Bereiche der naturwissenschaftlichen Untersuchung heraus und muß der individuellen Weltanschauung vorbehalten bleiben.

Literatur und Kunst.

Theorien des Zukunftsdramas.

Von Dr. Alfred Nossig.

Daß wir einem neuen Drama entgegengehen, leugnet heute Niemand. Aus dem Schooße der Cultur, die durch eine neue Weltanschauung, durch neue naturwissenschaftliche und socialpolitische Ideen befruchtet wurde, wird eine neue Kunst, eine neue Dichtung geboren und als ihre Krone reift ein neues Drama heran: dies geben alle zu. Was aber Viele bestreiten, ist die Notwendigkeit, ja selbst die bloße Nützlichkeit theoretischer Erörterungen über das Wesen und die Aufgaben dieses Zukunftsdramas, dessen Ansätze vor unseren Augen entstehen.

„Nicht wir leiten die Entwickelung, — meint Henri Lavedan in einer Enquête über das neue Drama — wir werden im Gegentheil von ihr geleitet. Ob wir es wollen oder nicht, wir gehören unserer Zeit an, wir sehen die Dinge nicht mehr in demselben Lichte, wie unsere Vorgänger; unser Hirn ist so beschaffen, daß es anders concipirt. Nicht durch Ueberlegung gelangen wir dazu, in unseren Werken dieser allgemeinen Tendenz neuen Ausdruck zu verleihen. Für mich wenigstens gilt dies."

Und eine ähnliche Ansicht spricht ein Dichter aus, dessen Richtung von der Lavedans himmelweit verschieden ist, Maurice Maeterlinck: „Ich glaube, daß eine Entwickelung thatsächlich stattfindet, aber daß alles, was man betreffs ihrer sagen könnte, sie wenig fördern würde. Sie gehorcht verschwiegenen und sehr sicheren Gesetzen, welche unsere Hände oder unsere Intelligenzen wahrscheinlich nicht erreichen können."

„Die Blumen der menschlichen Seele gleichen den Blumen der Erde und wir könnten Alle zusammen noch so lange um einen Rosenstock oder eine Lilie herum plaudern, sie würden deßhalb weder besser noch rascher aufblühen. Sie werden geduldig warten, bis die Gesetze ihres Daseins ihnen befehlen, sich gemäß der im Dunkel ihres Kernes eingezeichneten Form zu öffnen."

Daß die Boulevarddramatiker à la Lavedan die literarische Entwickelung nicht leiten, ist völlig sicher. Daß sie nicht durch Ueberlegung dazu gelangen, eine neue Richtung einzuschlagen, gebe ich ebenfalls ohne weiteres zu. Wenn in ihren Werken thatsächlich irgend eine neue Tendenz und sei es nur betreffs einiger Details der Technik, zu bemerken ist, so ist ihr Hirn dafür wahrhaftig nicht verantwortlich zu machen. Andere haben für sie gedacht. Was ich jedoch bestreite, ist, daß das Drama, daß ein Zweig der höchsten schöpferischen Thätigkeit des Menschen überhaupt ohne Ueberlegung vorwärts gebracht werden könne. Was ich bestreite, ist, daß die Dramatiker einer gewissen Zeit durch die Beschaffenheit ihres Hirnes gezwungen seien, nach derselben Kunstformel zu concipiren.

Hauptmann und Sudermann! Hervieu und Rostand! Das sind nicht nur verschiedene dichterische Individualitäten, es sind auch verschiedene literarische Programme. Jeder sucht und versucht eine andere Technik, jeder schafft sich in dieser Uebergangsepoche eine eigene Dramaturgie, in der die ältesten und die neuesten Bühnenformeln seltsam durcheinanderfluthen. Nur die klare, kritische Ueberlegung kann dieses Chaos sichten, kann feste Anhaltspunkte für das neue Drama liefern.

Wenden wir uns nun zu den Gleichnissen des dramatischen Magus vom Norden. Die Form der Lilie, die im Dunkel ihres Kernes eingezeichnet ist, haben die Intelligenzen unserer Gärtner längst ergründet. Diese Zauberer sind auch im Stande, durch sehr einfache Mittel das Wachsthum einer Lilie zu beschleunigen, ihre Gattung zu veredeln, ihre Form zu modificiren. Sollte es mit dem Drama nicht ebenso bestellt sein? Es giebt heute bekannte Dichter, die in einem Styl schreiben, welcher vor fünfzig Jahren modern war. Läßt es sich nicht denken, daß man durch ein vergleichendes Studium der verschiedenen Epochen des Dramas seine Entwickelungsgesetze ergründen, durch die Feststellung der Bedürfnisse der Gegenwart die zeitgemäßen Reformen bestimmen, durch ihre Präcisirung das Aufblühen des neuen Dramas beschleunigen und seinen Charakter veredeln könnte?

Digitized by Google

Einigt man sich im Princip über die Nützlichkeit theoretischer Erörterungen betreffs des Weges, den das Drama einzuschlagen hat, so entsteht eine fernere Frage: dürfen dramatische Dichter selbst solchen Betrachtungen nachhängen?

Diese Frage erscheint auf den ersten Blick paradoxal, ja widersinnig. Wie? Ob es den Dramatikern gestattet ist, sich über ihre Kunst Gedanken zu machen? Bevor sie an ein Werk gehen, die Principien ihrer Schaffensart zu erwägen? Wer denn ist hierzu berufen?

Wie befremdend es auch dem Unbefangenen vorkommen mag: Thatsache ist, daß man fast allgemein dem dramatischen Dichter die Berufung zur Feststellung der Principien seiner Kunst abspricht und sie ausschließlich den Literarhistorikern und Kritikern zuerkennt. „Ein Kerl, der speculirt", behauptet man, kann kein Dichter mehr sein. Besonders in Frankreich ist diese Anschauung verbreitet. Francisque Sarcey sprach eine fast von der gesammten französischen Kritik getheilte Ansicht aus, als er in einer seiner Theaterchroniken, die eine gewisse Berühmtheit erlangte, die Existenzberechtigung von Dichtern-Theoretikern bestritt. „Vous voulez devenir auteur dramatique, écrivez des pièces. Nous sommes là, nous autres critiques, pour faire la théorie de votre théâtre." Theorien aufstellen, bevor man ein Stück schreibt, heißt den Pflug vor die Ochsen spannen. Wahre Dramatiker raisonniren nicht, oder erst, wenn ihre schöpferische Kraft erlahmt ist. Das Formuliren einer Aesthetik ist ein sicheres Zeichen der Talentlosigkeit ...

Vergleichen wir mit den Worten des zünftigen Kritikers die Anschauung eines Dichters, dem man ein gewisses Talent nicht absprechen kann, Lope de Vega's: „Nur diejenigen, heißt es in der ‚Schönen mit den Goldaugen', welche Dichter zu werden nicht vermochten, können behaupten, daß die Dichtung von Intelligenz und Studien unabhängig sei. Wenn irgend Jemand zufällig ein annehmbares Stück ohne Principien verfaßt hat, so ist dies eine Ausnahme, die nichts zu bedeuten hat." Und ähnlich sagt Lessing: „ ... Wer erfinden will, muß auch raisonniren können. Nicht jeder Kunstrichter ist ein Genie; aber jedes Genie ist ein geborener Kunstrichter. Er hat die Probe aller Regeln in sich."

Gegen diese Einsicht wehrt man sich heute noch. „Der Dichter kann Dramen schreiben — scheint man sagen zu wollen — weil er eine instinctive Begabung hierzu hat, wie ein Tenor zum Singen; aber zum Aufstellen von Theorien ist er nicht gelehrt und tiefsinnig genug. Kann er es, dann ist er eben kein Dichter ..."

Vergleichen wir die Geschichte der dramatischen Theorie mit der Geschichte der Dichtung, so überzeugen wir uns von der Haltlosigkeit dieser Ansicht. Horaz hat eine ewig brauchbare „Ars poëtica" geschrieben: sind seine Oden darum schlechter? Lope de Vega, der Verfasser der „Neuen Kunst, Komödien zu schreiben", hat daneben tausend Dramen gedichtet, unter denen sich manches unvergängliche Meisterwerk befinden soll ... Pierre Corneille verdanken wir zwei „Discurse über die Tragödie" und das classische Drama der Franzosen. Aehnlich hat Diderot das moderne französische Drama begründet und zugleich die Theorie desselben in seiner Abhandlung „Ueber dramatische Poesie" geschaffen. Dieselbe Doppelaufgabe löste Lessing für Deutschland in noch glänzenderer Weise.

Damit ist aber die Reihe der theoretisirenden Dichter noch lange nicht abgeschlossen. Schiller ist als Dramatiker und Aesthetiker gleich classisch. In Hebbel's Vorreden und kurzen Abhandlungen findet man mehr dramatische Weisheit als in manchen dickleibigen Professorenbänden, und doch ist es ein gottbegnadeter Dichter, der zu uns spricht. Otto Ludwig, der Verfasser der tiefsinnigsten „Shakespeare-Studien", ist der Dichter der „Maccabäer". Richard Wagner hat sich mit dem Kunstwerk der Zukunft ebenso intensiv theoretisch wie schöpferisch beschäftigt. Wer wird einem Victor Hugo dichterische Begabung absprechen, weil er dem „Cromwell" und dem „Ruy Blas" bedeutsame theoretische Programme vorgesetzt? Dumas der Jüngere hat kein Stück ohne theoretische Vorrede in die Welt geschickt, und doch hat er Jahrzehnte lang das Weltrepertoire beherrscht. Niemand wird über die „Journalisten" den Stab brechen, obwohl Gustav Freytag die beste moderne „Technik des Dramas" verfaßt hat. Und selbst Maeterlinck, der das Raisonniren zu verpönen vorgiebt und vom Dichter nur Dichtungen verlangt, hat sich in zwei theoretischen Abhandlungen über die Aufgaben des neuen Dramas in viel klarerer — wenn auch nicht überzeugenderer — Weise vernehmen lassen als in seinen Dichtungen ...

Man darf es wohl sagen: das Brauchbarste, was wir auf dem Gebiete der Theorie und der Technik des Dramas besitzen, verdanken wir den Dichtern; und dies ist eigentlich selbstverständlich. „O, ihr Verfertiger allgemeiner Regeln — ruft Diderot — wie wenig versteht ihr die Kunst und wie wenig besitzt ihr von dem Genie, das die Muster hervorgebracht hat, auf welche ihr sie baut und das sie übertreten kann, so oft es ihm beliebt!"

Auf allen Gebieten wären die schaffenden Künstler die berufensten Codificatoren der Kunst; nur daß ein Maler oder Musiker selten auch mit der Feder umzugehen versteht, während der Dichter als geborener Schriftsteller seine Ideen mit Leichtigkeit ausdrückt. Ich will zugeben, daß es auch unter den Dichtern zwei Rassen giebt, eine mehr reflektirende und eine mehr instinctive; indeß, kein Dichter höherer Art kann der gebieterischen Nothwendigkeit entgehen, sich die Principien seines Schaffens klar zu machen. Nur daß die reflectirenden Dichter diese Principien schriftlich formuliren, die instinctiven sie bloß durchdenken.

Heute mehr als je müssen eine fruchtbare Kritik und die Ueberlegung der Dichter zusammenwirken, um bei der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Schlagworte, bei der Macht krankhafter Richtungen, den richtigen Entwickelungsweg für das Drama zu bestimmen. Allerdings kann man heute nicht mehr daran denken, ein geschlossenes System von Regeln aufzustellen, welches als Codex des dramatischen Handwerkes für die kommenden Jahrhunderte maßgebend sein sollte, wie dies in früheren Epochen, etwa für die griechische Tragödie und das spanische Drama geschehen war. Das Gebiet des dramatischen Schaffens ist heute so umfassend, die Mannigfaltigkeit der dramatischen Arten so groß, die Freiheit in ihrer Behandlung so allgemein zugestanden, daß der moderne Theoretiker des Dramas Alles vermeiden muß, was es einschnüren würde. Die Methode, welche die Poetik früherer Zeiten befolgte, ist für ihn überhaupt unzulässig: Aristoteles, Horaz, Lope, Boileau durften sich mit dogmatischen Vorschriften begnügen, unmotivirte, axiomatische Regeln des Geschmacks aufstellen. Seit Lessing können wir nur analysiren, vergleichen, folgern, begründen und als ultima ratio die Richtigkeit unserer Theorien durch Werke, die in ihrem Geiste geschaffen wurden, auf der Bühne zu erweisen versuchen.

Die Fragen, welche heute geklärt werden müssen, sind nicht mehr diejenigen, welche Lessing und seine Zeitgenossen beschäftigten. Während man damals im Princip darüber einig war, daß die Giltigkeit der Aristotelischen Poetik anzuerkennen ist, und nur in der Auslegung derselben auseinanderging, etwa die drei Einheiten und die Erzeugung von Furcht und Mitleid in dieser oder in jener Weise aufgefaßt haben wollte, hat der Geist unserer Zeit an den Grundlagen der dramatischen Conception gerüttelt und jedes ihrer bisherigen Hauptelemente in Frage gestellt. Für uns ist es zweifelhaft geworden, was überhaupt als dramatisch zu gelten hat, ob es gewisse ewige, unverrückbare Gesetze des dramatischen Schaffens giebt oder ob man die überlieferten durch völlig neue zu ersetzen hat. Wir wissen nicht mehr, ob die Handlung zum Wesen des Dramas gehört: ob oder in welchem Maße dramatische Conventionen zulässig sind. Die äußere

Digitized by Google

Form des Dramas, die Behandlung der Sprache, schwankt zwischen Extremen; in der Zeichnung der Charaktere tappt man unschlüssig herum. Der ganze Stil des Dramas ist problematisch geworden, die Verschiedenheit der dramatischen Arten hat den Blick für die Rangordnung derselben getrübt.

Kurzum, die Theorie des kommenden Dramas hat andere, aber darum nicht leichtere, sondern eher viel schwierigere Aufgaben zu lösen, als sie dem Verfasser der „Hamburgischen Dramaturgie" vorlagen.

Zur Aesthetik der Spitze.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Man kann drei Arten von Spitzen unterscheiden: die Handspitze oder echte Spitze, die Maschinenspitze und die gewebte Spitze. Vom künstlerischen Standpunkt aus am interessantesten dürfte die Handspitze sein, ohne daß damit gesagt sei, daß die Maschinenspitze mit Kunst nichts zu thun hätte. Nur der Kenner vermag die eine von der andern zu unterscheiden. Freilich hat man bei der Handspitze einen weit größeren Spielraum, insofern man hier nicht an die Rapports der Maschinenspitze gebunden ist, welche die Abstände der Nadeln bezeichnen und innerhalb deren sich das Muster wiederholen läßt. Indessen läßt sich der Rapport erweitern und außerdem kann man Stücke verschiedenen Musters zu einer Spitze zusammensetzen, wobei wiederum die Handarbeit zur Geltung kommt.

Die Werthschätzung der verschiedenen Spitzenarten hängt im Uebrigen zum Theil von dem persönlichen Geschmack ab. Indessen kann man auch hier ein Kriterium aufstellen, indem man darnach fragt, welche Spitzenart den echten und ursprünglichen Spitzencharakter am besten zur Geltung bringt. Leider herrscht nun auf dem Gebiete der Spitzenliteratur und der Spitzennomenclatur eine beträchtliche Verwirrung. An guten Büchern ist großer Mangel. Das beste Buch über die Spitze dürfte das Seguin'sche sein. Auch die Arbeit der Frau T. Frauberger, Düsseldorf, ist sehr anerkennenswerth. Das englische Werk der Frau Palliser ist reichhaltig, aber kritiklos. Im vorigen Jahre erschien in dem Wiener Kunstverlag Schroll & Co. ein Werk mit dem anspruchsvollen Titel „Die Entwickelungsgeschichte der Spitze" von Dr. M. Dreger, das ebenso lückenhaft wie kritiklos geschrieben ist und den künstlerischen Standpunkt fast gar nicht heranzieht, obwohl es aus der reichhaltigen Wiener Spitzensammlung bemerkenswerthe Beispiele in vortrefflichen Abbildungen bringt.

Ich halte es für nöthig, an dieser Stelle mit einigen Worten auf die Entstehung der Spitze einzugehen. Frau Frauberger leitet die Spitze, woran schon das Wort erinnert, aus der Franse ab und meint, daß sie aus der Webarbeit hervorgegangen sei, indem man nämlich die stehenbleibenden Fäden nicht herabhängen ließ, sondern zu einem Muster verknüpfte und so eine Art Umrahmung schuf. Dann wäre die Spitze ursprünglich Fransenknüpfarbeit. Für die ältesten Muster waren dabei diejenigen der uralten Netzarbeit maßgebend, wie wir sie von den Macramè-Arbeiten her kennen. Mit dieser Erklärung stimmt wie gesagt das Wort Spitzenkante (Kante ist das holländische Wort für Spitze) französisch dentelle (Zähnchen) oder points, italienisch punti. Daneben findet sich im Italienischen merlo und merletto = Zinne, Zinnchen; letzterer Ausdruck war ehedem ebenso gebräuchlich wie „Spitze". Auf der anderen Seite war freilich, woran sich Frau Frauberger hält, in alter Zeit das Wort „passement" für Spitze üblich; aber doch nur als Gattungsname: dies erhellt beispielsweise aus einer uns erhaltenen Rechnung der Königin von Navarra aus dem Jahre 1582, in der es heißt „passement faict a l'esquille à haute dentelle pour mettre à des fraizes."

Andere leiten dagegen die Spitze von der A jour-Arbeit ab, derart, daß man begann, durch Herausziehen der Fäden (punto tirato) ein Muster herzustellen, für das die Spitze charakteristisch war.

Mir selbst scheint nun die natürlichste Erklärung für die Entstehung der Spitze folgende zu sein. Als charakteristische Verzierung weisen die Spitzen von den ältesten Zeiten bis heute das Zackenmuster auf. Auf Letzteres deuten, wie wir sahen, auch die Namenbezeichnungen in den meisten Sprachen. Dieses Zackenmuster ist aber wiederum ein beliebtes romanisches Motiv, das sich von der Zinnenbekrönung herschreibt. Zinne wiederum (italienisch merlo) ist im 16. Jahrhundert ein beliebter Ausdruck für Spitze. Am wichtigsten aber ist, daß der „zinnige" Schmuck der Stoffränder im ganzen Mittelalter beliebt war, wie man noch auf den Gemälden jener Zeit, besonders der italienischen Kunst sehen kann. Nach alledem ist kein Zweifel, daß das Wort Spitze-Zinne-merlo sich von dem Motiv der romanischen Zinnenbekrönung herschreibt, das wir auch auf anderen Gebieten des mittelalterlichen Kunsthandwerkes finden, z. B. beim Möbel, wie bei dem bekannten Schrank in der Kirche zu Obazine aus dem 12. Jahrhundert.

Daraus folgt, daß die Spitze, zum Mindesten als Stoffumrahmung ein Erzeugniß der romanischen Zeit ist, nicht aber der Renaissance und eine Nachbildung eines zuerst in der Architektur verwendeten Ornamentes ist (die Klosterkirche zu Lorch ist voll von derartigen Zackenmustern). Was der Saum am Kleide, das ist die Zinne am Gebäude, und der romanische Zackenfries steht vermittelnd zwischen beiden.

Um nun das Kriterium für die classische Spitze zu finden, müssen wir daran festhalten, daß die Spitze den Kleidersaum (am Aermel oder am Kragen) ziert und demzufolge überleitet von dem Kleid selbst in die „Luft": zum Theil ist sie Stoff, zum Theil schon „Luft" — sie ist in aere gearbeitet und heißt heute noch als besondere Art „Luftspitze". Diese Eigenart beruht auf dem Durchbruch, derart, daß hier und da Stellen im Stoff ausgespart sind und ein freier Raum entsteht. Ursprünglich war nach der ästhetischen Richtung hin die Wirkung der Spitze in der subtilen Zackenart begründet, zugleich aber in der Abwechselung von Stoff und Luft. Als nun die Spitze später nicht nur als Saum, sondern auch als Besatz („passement") verwendet wurde, trat zu dem Contrast zwischen Stoff und „Luft" noch etwas Anderes hinzu, bezugsweise der Contrast wurde verschärft, indem an den „luftigen" Stellen der dunklere Stoff hindurchschien. Wenn die Spitze vordem (romanische und gothische Zeit) auch farbig hergestellt wurde, tritt im Renaissancezeitalter der Charakter der Weißwäsche hervor und damit zugleich der Contrast der weißen Spitze zu dem durchscheinenden dunklem Kleiderstoff. Von nun ab wird bei der Spitze die Schwarz-Weiß-Wirkung auf Grund der durchbrochenen Arbeit die Hauptsache. Genau wie die ästhetische Wirkung des Buchschmuckes in Schwarz-Weiß auf dem Contrast und auf einer gewissen Art der Vertheilung der schwarzen und der weißen Werthe beruht, so bei der Spitze. Wie immer und überall in der Kunst, kommt es auch hier darauf an, daß diese Wirkung in einseitiger, aber intensiver Weise zur Geltung kommt. Dies ist der Fall bei der italienischen Renaissance-Spitze. Immerhin tritt bei ihr noch das plastische Element hervor. Am reinsten und vollkommensten aber erscheint dieses Princip durchgeführt bei der Alençon, Brüsseler und besonders Valenciennes-Spitze. Und der Erfolg giebt mir Recht, denn die Valenciennes-Spitze gilt noch heute als die Krone der Spitzen und wird am höchsten bezahlt. Dieser Ansicht ist übrigens auch Dr. M. Dreger, wenn er schreibt: „Das Wesen der Valenciennes besteht darin, daß die Figuren direct aus denselben durchlaufenden Fäden wie das Netz

Digitized by Google

gemacht werden, so daß Dichte und Solidität außerordentlich sind; diese Spitzenart ist in gewissem Sinne die folgerichtigste Durchbildung der Grundspitze überhaupt. Die Arbeit war überaus mühsam; während in Lille z. B. bei einfacheren Spitzen eine Arbeiterin an einem Tage drei bis fünf Ellen erzeugen konnte, brachte man es bei einer Valenciennes täglich nur auf $1^1/_2$ Zoll, bei besonderen breiten und sorgfältig gearbeiteten Stücken sogar nur auf 24 Zoll im Jahre, und das bei täglich fünfzehnstündiger, augenverderbender Thätigkeit. Ein paar Männermanschetten erforderten oft zehn Monate Arbeit, woraus sich der ungeheure Preis dieser Spitzen, bis 4000 Livres für ein Paar, wohl erklärt."

Die venezianische Reliefspitze dagegen bedeutet eine Entartung und in der That war ihre Zeit nicht die Blüthe-periode der Kunst, sondern die beginnende Verfallperiode.

Wir können nunmehr die verschiedenen Spitzenarten folgendermaßen gruppiren:

1. Flachspitzen.
2. Reliefspitzen.

Beide Gruppen lassen sich dem Materiale nach scheiden in

1. Leinenspitzen.
2. Seidenspitzen.

Und der Herstellungsart nach in

1. Handspitzen oder echte Spitzen.
2. Maschinenspitzen.

Die Handspitzen wiederum zerfallen in

1. Geklöppelte Spitzen.
2. Gehäkelte Spitzen.
3. Genähte Spitzen.

Material und Werkzeug soll wie immer im Kunsthandwerk auch hier seine Spuren hinterlassen. Bei der gehäkelten Spitze soll man die Knötchen, bei der geklöppelten Spitze die Oesen sehen, und die genähte Spitze soll am meisten flach und zart wirken; für diese letztere paßt daher der seidene Faden am besten. Immerhin ist die classische Spitze nicht die genähte seidene Spitze, sondern die gehäkelte oder geklöppelte leinene Spitze. Hier wiederum kommt auf die Feinheit des Fadens alles an. Wir sahen schon oben, welche Bedeutung die Art des verwendeten Fadens bei der Spitze spielt (Maschinenspitze und Handspitze). Der Grund nun, daß die Brüsseler Spitze einen so hohen Rang bekleidet, liegt nicht am wenigsten darin, daß der Flachsbau, der den leinenen Faden erzeugt, in Holland und Belgien am meisten in Blüthe steht. Noch heute ist der holländische Flachsbau mustergiltig für alle Länder, der Export aus diesem Lande ist sehr bedeutend, und Irland beispielsweise, das selbst eine bedeutende Spitzenindustrie hat, nimmt Holland als Vorbild für die Cultur des Flachsbaues.*) Wir haben hier ein Beispiel, wie eng sich in moderner Zeit Landwirthschaft und Industrie berühren und wie im letzten Grund auf die Landwirthschaft Alles ankommt, wie aber zugleich die Letztere bestrebt sein muß, ihrerseits die landwirthschaftliche Industrie zu pflegen und zu entwickeln.

Eine Verbindung von geklöppelten und genähten Spitzen ist der sogenannte „point lace", bei welchen die Hauptlinien geklöppelt und die Verbindungslinien genäht sind. Guipure-Spitzen dagegen sind diejenigen, bei welchen besonders kräftige Faden mit seidenen Schnüren umsponnen werden. Im weiteren Sinne gilt heute der Ausdruck für alle Spitzen ohne Netzgrund, sollte indessen nur im ersteren Sinne angewendet werden, da der Ausdruck von cuipure d'or kommt.

*) Auch Dreger sagt: Was den Niederlanden vor Allem einen großen Vorsprung sicherte, das war der außerordentlich feine Leinenfaden, der in keinem anderen Lande in solcher Güte hergestellt wurde und nun immer größere Bedeutung für die Spitze erlangte. Den vorzüglichsten Flachs hatte Brabant, am besten gebleicht wurde in Haarlem, und das feinste Gespinnst erzeugte Mecheln.

Was nun die moderne Spitze anbetrifft, so steht heute künstlerisch unzweifelhaft die Spitze des Wiener k. k. Spitzencursus oben an. Auf der einen Seite zeigt sie einen freudigen Naturalismus, auf der anderen bringt sie den wahren, oben gekennzeichneten Charakter der Spitze in ihrer Schwarz-Weiß-Wirkung auf Grund des Durchbruches (Technik) und des Charakters der Weißwäsche (Material) zur Geltung. Freilich ist nicht zu leugnen, daß die Errungenschaften dieses Wiener Spitzencursus zu Th. auf diejenigen der Plauener Industrieschule zurückgehen. Der Letzteren darf es als großes Verdienst angerechnet werden, daß sie das Naturstudium pflegte schon zu einer Zeit, als die Philologie und Archäologie allein herrschte, auch in der Kunst, und Naturalismus verpönt war. In der That wäre auch die glänzende Entwickelung der Plauener Industrie, wie ich betonen muß, nicht möglich gewesen ohne die anregenden und erziehlichen Einflüsse der Industrieschule. In geradezu idealer Weise blieb sie stets in Berührung mit der Industrie und führte dieselbe zugleich, statt sich von ihr führen zu lassen oder links von ihr zu stehen.

Noch auf einen Punkt möchte ich aufmerksam machen: wir haben schon oben gesehen, daß die Spitze dem allgemeineren Gebiet der Weißwäsch-Stickerei zuzurechnen ist und daß die Schwarz-Weiß-Wirkung für die Spitze charakteristisch ist. Es war daher ganz natürlich, daß das Auge in dieser Industriegegend vornehmlich nach dieser Rücksicht der Schwarz-Weiß-Wirkung, und zwar im Gegensatz zur Farbenwirkung, geschult wurde. Nur so ist es zu verstehen, daß die meisten farbigen Erzeugnisse der Plauener Industrie in hohem Grade unerquicklich sind, und daß auch die Leistungen der Industrieschule nach dieser Richtung hin nicht auf der Höhe ihrer sonstigen Leistungen stehen. Eine Aenderung ist in dieser Beziehung nicht zu erwarten und vielleicht nicht einmal wünschenswerth. Denn bei der Weißwäschstickerei kommt es auf die Linienstructur und auf die Vertheilung der Flächen an, während die Bedeutung der Farbe mit Absicht übersehen werden muß; selbst der plastische Aufbau der Pflanze muß gegenüber der flächenhaften und linearen Wirkung der einzelnen Glieder zurücktreten. Denn die classische Spitze ist, wie wir sahen, Flachornament, und ihre besondere Wirkung beruht auf dem Durchscheinen des dunkleren Stoffuntergrundes im Gegensatz zu der weißen durchbrochenen Arbeit. Nach dieser Richtung hat sich die Spitze weiter zu entwickeln, und der k. k. Spitzencursus in Wien hat diesen Weg mit Erfolg beschritten.

Modernes Mäcenatenthum.

Von Johannes Gaulke (Berlin).

Man rühmt die außerordentlich gesteigerten Culturbedürfnisse des modernen Menschen, das rege Interesse, das allen Neuerscheinungen der Kunst und Literatur entgegengebracht wird. Die endlosen Erörterungen, die in der Tagespresse an jede beliebige künstlerische Darbietung geknüpft werden, sind ganz dazu angethan, den naiven Leser mit einem heiligen Respect von unserer Zeit zu erfüllen. Wie haben wir es in jeder Hinsicht doch so herrlich weit gebracht! Die Kunst ist zum Volke hinabgestiegen und die Literatur ist Dank der gewaltigen Fortschritte der Buchdruckerkunst zu einem Allgemeingut geworden! Freilich hat es uns keine verflossene Culturperiode gleich gethan an Verbrauch von Papier und Druckerschwärze. Leider ist aber der Consum dieser beiden Artikel nicht der Gradmesser des Culturlebens, ebensowenig wie es die Quantität der künstlerischen Production ist. Es hat Zeiten gegeben, die in künstlerischer Beziehung außerordentlich productiv gewesen sind, wie das Zeitalter

Digitized by Google

Ludwig XIV., denen aber keineswegs das Merkmal einer ästhetischen Cultur eigen ist. Es kommt nie auf das Quantum, sondern nur auf das Quale an. Die künstlerische Production muß so beschaffen sein, daß sie die Weltanschauung ihrer Zeit reflectirt; nur in diesem Fall vermag sie eine anhaltende Wirkung auf die Menschen auszuüben und weiter über ihre Zeit hinaus zu wirken. Dies ist der Grund, daß die Werke der Antike und der Renaissance noch heute eine lebendige Sprache sprechen. Die Künstler jener Zeiten hatten aus der Volksseele geschöpft, darum fanden ihre Werke wiederum Verständniß im Volke. Was im Volke lebte, das religiöse Empfinden, die Sehnsucht nach einer besseren Welt, brachte die Kunst zum Ausdruck. Die Kunst war eine religiöse und damit eine öffentliche Angelegenheit.

Im Laufe der Entwickelung hat die Kunst ihre ursprüngliche Bedeutung eingebüßt, weil die Religion und der Glaube an ein Jenseits jene Momente, die dem Menschen früherer Zeit das charakteristische Colorit, Lebenszuversicht, Frohsinn und Zufriedenheit gegeben haben, in den Hintergrund gedrängt sind. Der moderne Mensch, dem dieses unbestimmte Etwas fehlt, das er aber nicht entbehren kann, sucht darum nach einem Ersatz für das verlorene Paradies. Der Eine findet ihn in der Beschäftigung mit der Wissenschaft, der Kunst oder der Philosophie, der Andere in der körperlichen Arbeit.

Wir haben kein Institut, das, wie etwa die katholische Kirche des Mittelalters, eng mit der Kunst verknüpft ist. Das gesammte kirchliche Ceremoniell war mit Kunst durchtränkt, war doch die Kirche selbst in ihrer besten Zeit eine künstlerische Schaubühne größten Styls. Für eine solche Kunst, die in ihrer Art zwecklos ist, das heißt sich nicht als Waare jederzeit umsetzen läßt, ist heute kein Raum. Die Kunst mußte daher, wollte sie überhaupt noch ein bescheidenes Nachleben führen, sich den veränderten Zeitverhältnissen anpassen. Anfänglich ein Mittel hervorragender Geister, sich mit der Welt und ihren Erscheinungen abzufinden, wurde sie allmählich zu einer wirthschaftlichen Thätigkeit, zu einem Mittel des Gelderwerbs. War der Künstler früher ein Prophet und Führer seines Volkes, so wurde er nunmehr zu einem Handwerker, der sein Publicum bedient.

Stand die Kunst in der vorcapitalistischen Zeit außerhalb des allgemeinen Wirthschaftsgetriebes, so paßte sie sich nunmehr dem Princip der Waarenproduction und -Circulation an, das sich auf die Formel: Geld — Waare — Geld bringen läßt. Der Künstler producirt, um sein Product als Waare gegen Geld umzutauschen, das er wiederum zu Productionszwecken anlegen kann. Seine wirthschaftliche Thätigkeit beginnt und endet in der Geldform. Die Kunst ist industrialisirt und capitalisirt.

Diese Auffassung mag übertrieben klingen, ich glaube aber doch hiermit den Kern der Sache getroffen zu haben. Zwar giebt es noch Künstler, die sich außerhalb des Wirthschaftsgetriebes stellen, die selbst darben, nur um das, was in ihnen steckt, entwickeln zu können, sie zählen aber zu den Ausnahmen. An der Gesammtlage der Kunst wird dadurch nichts geändert. Wer reussiren will, muß sich obigem Princip unterordnen. Ueberschauen wir unter Berücksichtigung dieses Umstandes die großen Kunstjahrmärkte, so kann uns der Waarencharakter der Kunst nicht länger verborgen bleiben. Die meisten Ausstellungsobjecte sind auf den banausischen Geschmack eines kaufkräftigen Publicums abgestimmt. Der Künstler malt für die Ausstellung! In diesem Sprachgebrauch ist die Werthung der Kunst schon enthalten.

Mit dem Princip der Waarenproduction in der Kunst könnte man sich vielleicht aussöhnen, wenn unser kaufkräftiges Publicum zugleich ein künstlerisch Empfindendes wäre und die Pflege der Kunst ihm ein thatsächliches Bedürfniß wäre. Dies ist aber nicht der Fall. Die besitzende Classe, die ausschließlich als Kunstconsument in Betracht kommt, ist plebejischer Herkunft, sie hat keine auf viele Generation zurückgreifende Tradition, die im Menschen- wie im Völkerleben ein Faktor von hoher erzieherischer Bedeutung ist. Es giebt im Englischen ein Sprichwort: Three generations are necessary to bring up a gentleman. Dies Wort läßt sich auch auf das ästhetische Empfinden in Anwendung bringen. Nicht jeder, mag er auch über die bedeutendsten Geldmittel verfügen, kann die Rolle eines Mäcens spielen. Vorbedingungen dazu sind: ein geläuterter Schönheitssinn, künstlerische Ideen und die Fähigkeit künstlerisch zu genießen. Die Mäcene der vorcapitalistischen Zeit waren nicht nur Auftraggeber, sondern im gewissen Sinne auch Mitarbeiter der Künstler, die sie beschäftigten. Die Idee zu einem Werk war in ihnen latent vorhanden, sie besaßen nur nicht die Fähigkeit, sie zu verwirklichen und bedurften daher eines Könners (Künstlers), der sie in dieser Beziehung ergänzte. Mäcen und Künstler müssen eine geistige Ehe eingehen, soll das Werk gedeihen. Ersterer ist hierbei der gebende, Letzterer der empfangende Theil. Zu den bedeutendsten Werken der Renaissance haben feinsinnige Mäcene die erste Anregung gegeben. Die Idee eines Umbaues Roms im Sinne der Antike ging von kunstsinnigen Päpsten aus, ebenso die Anregung zu den weltberühmten Malereien in der Sixtinischen Capelle und in den Stanzen des Vaticans. Michelangelo und Raffael hätten wahrscheinlich, ähnlich wie unsere deutschen Meister, denen kein so bedeutendes Mäcenatenthum zur Seite stand, ihre Kraft in der Klein- und Staffeleikunst zersplittert, wären ihnen nicht in Julius II. und Leo X. zur rechten Zeit verständnißvolle Mäcene entstanden.

Es haben sich zu allen Zeiten mit aller Entschiedenheit Stimmen gegen das Mäcenatenthum erhoben; nicht selten mag auch der Künstler seinem Mäcen und Auftraggeber als ein Hinderniß in der Entwickelung seiner Idee empfunden haben. Auch diesen Umstand dürfen wir nicht unberücksichtigt lassen. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß es immer Mäcene gegeben hat, die unvernünftige Forderungen an den Künstler gestellt haben und bestrebt gewesen sind, seine Individualität der ihrigen unterzuordnen. So wenig ersprießlich ein solches Mäcenatenthum auch sein mag, so ist es immerhin dem modernen Mäcen-„Publicum" vorzuziehen. Es ist immer noch besser, einem Herrn zu gehorchen, als vielen! Der Künstler, der für den Markt arbeitet, hat vielmehr Wünsche zu berücksichtigen als derjenige, der im Auftrage eines Mäcens arbeitet. Eine Ausstellungsarbeit, also eine Marktwaare, muß so beschaffen sein, daß sie in keiner Hinsicht Anstoß erregt, das Werk muß „gefallen", es muß sich in der besten Gesellschaft sehen lassen können, es muß aber auch „allgemein" verständlich sein, d. h. es darf keine zu hohen Ansprüche an das Denkvermögen des Publicums stellen. Darum wird allen Neuerern in der Kunst das Leben so herzlich sauer gemacht.

Das Ausstellungswesen ist der Fluch der Kunst, da das Kunstwerk hier in die Circulationssphäre des Capitals geräth, den Stempel der Waare empfängt. Wir müssen aber hierbei berücksichtigen, daß die Kunstwaare im Gegensatz zu jeder anderen Waare nicht dem ökonomischen Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen ist. Von einer Nachfrage kann hier im Grunde genommen überhaupt nicht die Rede sein, da das Kunstbedürfniß des kaufkräftigen Publicums doch nur höchst platonisch ist. Die meisten unserer Finanzleute kaufen weniger aus Bedürfniß als aus Eitelkeit, sie kaufen nicht das Kunstwerk, sondern den berühmten Namen und zahlen in diesem Fall auch Preise, die oft in keinem Verhältniß zu dem künstlerischen Werth der Arbeit stehen. Es schmeichelt ihnen, das Werk eines berühmten Meisters zu besitzen, das nicht jeder besitzen kann. Es ist die Classe des Parvenus, die es den großen Herren nachmachen wollen, aber doch keine rechten Herren sind. Sie lieben es auch, sich mit einer Schaar von Künstlern zu umgeben; das macht in der

Digitized by Google

Gesellschaft einen guten Eindruck und kostet herzlich wenig. Gelegentlich erachten sie es wohl auch als eine Art Anstandspflicht, ihren Protégés eine Arbeit abzukaufen. Andere kaufen wohl gar aus Mitleid mit einem darbenden Künstler, der ihnen als ein würdiger, talentvoller junger Mann empfohlen ist. Das zeugt von einer edlen Gesinnung und macht einen noch besseren Eindruck. Es ist beschämend für den producirenden Künstler, welcher Mittel der Verschleißer seiner Waare sich bedient, um den Käufer „breit zu schlagen". Wir leben in einer Zeit der socialen Fürsorge für das arbeitende Volk — warum sollte da nicht auch für die darbenden Künstler ein Scherflein abfallen? — Eine prächtige Schilderung der Pariser Kunsthändler und ihrer Geschäftskniffe entwirft Karl Eugen Schmidt in einem Artikel „Künstler und Kunsthändler":

„Bilder werden ja bekanntlich nicht nach ihrem Werthe bezahlt, sondern bei der Höhe des Preises spielen viele äußere Umstände mit. Vor Allem kommt es da auf die Seltenheit einer bestimmten Marke an. Je seltener die Werke eines Künstlers sind, desto höher stehen sie im Preise. Es ist also die Aufgabe des Kunsthändlers, die Bilder des betreffenden Künstlers selten zu machen. Am bequemsten und sichersten geht das, indem der Künstler ganz einfach stirbt. Thut er das nicht, so ist ihm vielleicht auf eine andere Art beizukommen und man kann eine künstliche Theuerung herbeiführen. Man macht z. B. einen Contract, wonach der Künstler nur an den contrahirenden Händler verkaufen darf, wofür sich dann dieser verpflichtet, alles zu nehmen und dafür einen bestimmten Preis zu zahlen. Gelingt es einem Händler, auf diese Art einen Künstler einzufangen, so hält er den Gefangenen zunächst so knapp wie möglich. Niemals theilt er ihm mit, welche Preise er erzielt, damit der Mann hübsch demüthig bleibe. Erst wenn er ihn ganz fest hat, so daß an ein Entwischen nicht mehr zu denken ist, macht sich der Händler an die zweite Hauptoperation. Das Einfangen des Künstlers und seiner Arbeiten ist nur das Vorspiel: Die Hauptsache ist jetzt, daß die Bilder im Markte steigen."

Weiter bemerkt Schmidt, daß gegenwärtig die Impressionisten in Paris an der Mode wären, und zwar nicht nur die führenden Meister, wie Claude Monet, Sisley, Pissara, sondern Alles, was sich impressionistisch gebärdet. Dagegen hat die Schule von Fontainebleau schon abgewirthschaftet und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Händler keine Bilder mehr davon in Händen haben. Dasselbe Schicksal wird aber auch den Impressionisten erblühen, sobald die Kunsthändler alle Arbeiten, die nur in Betracht kommen, verschleißt haben werden. Alsdann wird sich die merkwürdige Thatsache ergeben, daß in zehn Jahren ein Claude Monet billiger zu haben ist als heute.

Zu dieser hohen wirthschaftlichen Einsicht sind unsere Kunsthändler allerdings noch nicht gelangt; bei uns wird immer nur ein einziger hoffnungsvoller Künstler „creiirt", dessen Werke man als zugkräftige Kaufobjecte erkannt hat. — In Summa: die Kunst ist ein Luxusartikel, der bei geschickter Ausnutzung der „Conjunctur" auch zu einem Handelsartikel werden kann. Der kulturellen Bedeutung der Kunst sind sich nur wenige bewußt.

* * *

Der Künstler ist in eine domestikenhafte Stellung zur Gesellschaft gerathen. Entbehrt ihn schon die Gesellschaft, so kann es der Staat erst recht. Im Budget aller modernen Staaten ist das Conto für künstlerische und ästhetische Zwecke äußerst bescheiden. Es kommt oft genug vor, daß ein Museum, das vom Staate unterhalten wird, ein künstlerisches Angebot aus Mangel an Baarmitteln ablehnen muß, während derselbe Staat für unproductive und culturwidrige Zwecke jahraus jahrein ungezählte Millionen ausgiebt.

Die Kunst ist dem bescheidenen Pflänzlein Vergißmeinnicht zu vergleichen, das im Verborgenen blühet. Der Staat schien lange Zeit nichts von ihrer Existenz zu wissen, dann trat aber plötzlich eine Wendung ein: der Staat nahm sich höchst nachdrücklich und mit aller Entschiedenheit der vernachlässigten Kunst an. Die Staatslenker und Staatshäupter hatten einsehen gelernt, daß sich die „zwecklose" Kunst als Propagandamittel für bestimmte Zwecke verwenden läßt. Schon die katholische Kirche hatte den außerordentlich agitatorischen Werth der Kunst erkannt, und sie nahm sie daher in der Erkenntniß, daß ein Götzenbild einen tieferen Eindruck auf die urtheilsunfähige Masse hinterläßt als die Predigt und die Litanei, in ihren Cultus auf. Der moderne Staat folgt ihren Spuren, aber nicht erröthend, sondern höchst selbst- und zielbewußt. Wurde die Kunst einst zum höchsten Ruhme Gottes und der Kirche ausgeübt, so sollte sie fortan als gehorsame Dienerin die Größe des Staates und seiner Häupter preisen. In unseren demokratischen Zeitläuften ist ohnehin schon die Staatsidee in's Wanken gerathen, und der monarchische Gedanke hat vollends an Boden im Volke verloren. Was lag da näher, als daß der Staat die erschütterte Position durch alle erdenklichen Mittel wieder zu gewinnen suchte! In der Verfolgung seiner Zwecke ist ihm jedes Mittel gut genug. Wir erleben es täglich, daß jede dem Staate unbequeme Meinung von seinen Geschäftsträgern als der Ausdruck einer ehrlosen Gesinnung gestempelt wird, ja daß selbst Männer, die öffentliche Schäden aufdecken, unter Anklage gestellt werden.

So war denn der Kunst allmälig die liebliche Aufgabe zugefallen, den destructiven Tendenzen der Zeit entgegenzuarbeiten. In erster Linie war die Plastik dazu ausersehen, den Leuten die patriotische Gesinnung einzuschärfen. Die patriotischen Denkmäler wuchsen bald zu Dutzenden aus der Erde. Und nicht lange währte es, da war das ganze Land von der Denkmalsseuche heimgesucht. Keine Stadt, kein Flecken, kein Dorf blieb von einem Kaiser- oder Kriegerdenkmal verschont. Es wurde mit Hochdruck gearbeitet. Dem Volke sollte die Macht des Staates und die Größe seiner Regenten durch ein sichtbares Zeichen ad oculos demonstrirt werden. Selbst die Geister der Vergangenheit wurden zu dem Zweck heraufbeschworen. Könige und Fürsten, die nie mit kühner Hand in den Gang der Geschichte eingegriffen hatten, Feldherren und Staatsmänner, deren Namen kaum auf die Nachwelt gekommen sind, wurden durch ein Denkmal in Erz oder Stein gefeiert. Und nachdem den Helden der Vergangenheit und Vergessenheit der Tribut der „Dankbarkeit" gezollt war, und es anfing, an „Motiven" zu fehlen, da nahm man Zuflucht zu den Lebenden, um ihnen ein Denkmal auf Vorschuß zu errichten. Es war ein Gedanke, eines Renaissancemenschen würdig.

Aber, wie es immer im Leben geht: der Zweck, den man verfolgt, wandelt sich unmerklich in sein Gegentheil um. Erhabenheit und Lächerlichkeit wohnen Wand an Wand. Die übereifrigen Patrioten hatten die Rechnung ohne den industriellen Capitalismus gemacht. Während die Kunst noch kurz vorher als eine Bagatelle betrachtet wurde, die man „anstandshalber" mit in den Kauf nimmt, zogen weitblickende Fabrikanten, sobald die Nachfrage nach patriotischen Kunstwerken stetig wuchs, sie in das Bereich der capitalistischen Unternehmung. Die Denkmalkunst wurde industrialisirt. Broncegießereien, die bis dahin Gegenstände für den Hausbedarf hergestellt hatten, legten sich nunmehr auf die Fabrikation von Kaiser- und Kriegerdenkmäler. Es war ein vornehmer und zugleich lucrativer Artikel. An darbenden jungen Künstlern fehlte es auch nicht, die jedes erwünschte Modell auf Accord oder in Lohnarbeit gegen schlechte Besoldung anfertigten.

In der Blüthezeit der neudeutschen patriotischen Kunst wurden die Kaiser- und Kriegerdenkmäler wie Stockgriffe

Digitized by Google

oder Lampenfüße verhandelt. Geschäftsreisende zogen, mit Musterkatalogen ausgerüstet, durch Stadt und Land, um überall, wo sich ein Bedürfniß nach patriotischer Kunst geltend machte, ihre Offerte abzugeben und nöthigen Falls auch Stimmung für ein Denkmal zu machen. Es versteht sich von selbst, daß die auf der Höhe ihrer Zeit stehenden Fabrikanten zugleich bestrebt waren, allen patriotischen Ansprüchen, die man an ein Denkmal stellen kann, gerecht zu werden. Es wurden patriotische Denkmäler in jeder Preislage, von 1000 Mark aufwärts, fabrizirt, von der einfachen Büste bis zur ganzen Figur, mit und ohne allegorisches Beiwerk, mit einfacher oder schwungvoller Inschrifttafel — die Größe des patriotischen Denkmals richtete sich immer nach der Größe des Geldbeutels der patriotischen Auftraggeber. —

Die Industrie hat auf der ganzen Linie gesiegt. Sie hat das Handwerk und ganze Kunstzweige überflüssig gemacht. Die moderne monumentale Plastik läßt uns das Fiasko der von capitalistischen Grundsätzen beherrschten Kunst mit ganzer Deutlichkeit erkennen. Aus der Fülle der patriotischen Denkmäler tritt auch nicht eins hervor, das uns etwas Eigenartiges zu sagen hätte, noch ein neues Symbol oder eine neue Allegorie aufzuweisen hätte. Die Kunst ist nun einmal eine eigensinnige Herrscherin, sie läßt sich nicht nach capitalistischen Grundsätzen bewerthen und verwerthen. Geräth sie aber in den capitalistischen Productions- und Circulationsproceß, dann büßt sie sofort ihren eigenartigen Zauber ein und wird zum Handwerk.

Der Erfolg hängt in der Kunst wie in der Industrie von der capitalistischen Leistungsfähigkeit des Producenten ab. Die Herstellung eines Kunstwerkes erfordert Geld und abermals Geld, alsdann gute geschäftliche Beziehungen (die oftmals noch mehr werth sind als Geld!) und nebenher etwas Talent. Die alte Phrase, daß das Talent sich durchringe, ist durch die Wucht der Thatsachen gründlich ad absurdum geführt. Die Grandseigneurs der Künstlerschaft sind in den seltensten Fällen bei Beginn ihrer Laufbahn unbemittelt gewesen. Und diejenigen, die nicht mit Glücksgütern gesegnet waren, sind bei Zeiten von ihrem Mäcen „entdeckt" worden, der sie dann mit den nöthigen Mitteln versehen hat, damit sie sich in ihrer Kunst bethätigen können. Max Klinger hätte sein großes Talent mit höchster Wahrscheinlichkeit nicht so schnell und vielseitig entwickelt, wäre er ein armer Teufel gewesen. Das Ausführungsmaterial seines viel bewunderten und viel geschmähten „Beethoven" stellt allein schon ein nicht unbedeutendes Capital dar. Böcklin, der Nichts besaß außer seinem Talent, hat lange kämpfen müssen, ehe ihm die gebührende Anerkennung wurde, und auch diese wäre ihm wohl niemals von den Zeitgenossen zu Theil geworden, hätte er nicht nach langen Jahren des Ringens endlich seinen Gönner gefunden.

Es lassen sich noch viele berühmte Namen anführen, deren Träger durch günstige gesellschaftliche und geschäftliche Beziehungen zu Ansehen und Vermögen gelangt sind. Wer aber zählt die Namen Derer, die im steten Kampf um die Existenz elend zu Grunde gegangen sind, mögen sie auch über noch so große Talente verfügt haben! Und auf der anderen Seite sehen wir eine Fülle von schwächlichen Talenten eine unheimliche Productivität entfalten, weil sie es sich leisten können. Ihre „goldene" Durchschnittswaare ist es, die den Markt beherrscht, für die auch unter Umständen höhere Preise erzielt werden als für die Arbeiten ernst strebender Künstler. Am schlechtesten ist immer der gestellt, der nur mit seiner Arbeitskraft ausgerüstet in den wirthschaftlichen Kampf tritt, um so mehr, wenn er für eine Sache kämpft, die, wie die Kunst, im Grunde genommen überflüssig ist; jedenfalls kein modernes wirthschaftliches Bedürfniß ist.

Mit dieser Thatsache muß sich Jeder, der den dornvollen Weg der Kunst betritt, abzufinden suchen. Die Kunst gilt in der capitalistischen Gesellschaft als ein Luxusartikel, der wie jede andere Waare nach dem Angebot bewerthet wird. Im Widerspruch mit dieser Thatsache steht eine andere: Die Heranzüchtung eines künstlerischen Nachwuchses. Der Staat gründet Schulen und Hochschulen für die Kunst, wo dem bescheidensten Talent Gelegenheit zu seiner Ausbildung geboten wird, gerade als wäre ein ungeheures Bedürfniß nach Kunst vorhanden. Was Wunder, wenn sich der jungen Leute der holde Wahn von ihrer Unentbehrlichkeit bemächtigt! Treten sie dann nach Absolvirung ihrer Studien in's Leben, dann kommt ihnen eines Tages die Erkenntniß, daß der Staat sich wohl ihre Ausbildung hat angelegen sein lassen, aber nicht für ihre Existenz Sorge trägt. Es liegt ein frivoles Spiel in der systematischen Züchtung eines künstlerischen Nachwuchses. In früheren Zeiten hat man sich weniger um die Ausbildung des Künstlers von Staatswegen gekümmert, ihn aber um so mehr mit Aufträgen bedacht. Auch dieser Umstand ist insofern bemerkenswerth, als er uns lehrt, daß die Persönlichkeit höher bewerthet wurde, während heute allerlei Nebenumstände, gesellschaftliche Beziehungen, Bildungsgang, Empfehlungen und dergleichen mehr den Ausschlag geben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Skizzen.

Von E. Clauß (Eisenach).

Jung gewohnt, alt gethan.

Eine Landstraße in endloser Perspective. Die Blätter der abgeblühten Obstbäume an der Seite staubgrau. Ihre Stämme werfen schmale Schattenstreifen auf den Weg. Ueber den Feldern flimmert die Sommersonne. Der Wanderer, der die eintönige Straße beschreitet, beginnt unbewußt, in stumpfsinniger Langeweile, die schmalen Schattenstreifen zu zählen, die er zurücklegt, oder die Zahl der Steinhaufen festzustellen, die in regelmäßigen Abständen, zum Zerkleinern aufgeschichtet, an beiden Seiten der Chaussee liegen. Ganz in der Ferne rasselt ein schneller leichter Wagen, der eine Staubwolke hinter sich läßt, in der Nähe klingt das eintönige Picken zweier Hämmer auf zerspringenden Steinen. Die Arbeiter, die die Werkzeuge führen, tragen Schutzbrillen; gebückt, müde, maschinenmäßig, verrichten sie ihre freudlose Arbeit. Einer von ihnen sieht auf, reibt sich den vom langen Krummstehen schmerzenden Rücken, läßt den Hammer ruhen und greift mit lechzendem Behagen in die Tasche des alten Rockes, der an niedrigem Aste neben ihm hängt. Da rastet sein Kamerad auch, beobachtet gierig, wie viel der Andere in der Schnapsflasche läßt, aus der er einen tiefen Schluck nimmt. Gluckend rinnt der Branntwein in die abgesetzte Flasche zurück, die dann dem Genossen gereicht wird. Der Erste leckt noch die letzte Spur des einzigen Labsals im täglichen Frohndienst von den breiten Lippen, wischt sich mit dem Handrücken den Mund und beginnt aus dem Stegreif, die Worte kommen dumpf und knurrend, wie das Murren eines großen Hundes aus seiner Kehle, eine Unterhaltung:

„Ich schlä mei Wei' älle Täg."

Der Zweite hat schlürfend getrunken, korkt die Flasche zu und fragt gleichgiltig:

„Ha, wege waas?"

Einen Augenblick, während er im dichten Blondschopf wühlt, denkt der Erste nach:

„Ha, mei Vatter hat's so g'macht, na mach i's aa so."

„Ja, dees nimmt aber d'Lieb", sagt der Zweite und reicht die Flasche zurück, die wieder in die Seitentasche des alten Rockes geborgen wird.

„Ja, d'Lieb nimmt's freili," giebt der Erste zu, greift nach seinem Steinpickel und klopft wieder stumpfsinnig vor sich hin, in der grellen Sonne, an der staubigen Landstraße, die sich hinzieht wie ein langes, ödes, hoffnungsloses Leben.

Das alte Lied.

Noch ist halbschichtiger Tag, da schreitet der Laternenanzünder über den Fahrdamm, neben dem sich die Glacis hinstrecken. Der ehemalige Festungswall trägt Bäume. Kahles Geäst streckt sich wie sehnend nach dem bleigrauen Himmel, von dem es leise niederrieselt, man weiß nicht recht, ob Schnee, ob Regen. Schmutziger Schlick bedeckt die Straße, auf der, von abgearbeiteten Gäulen gezogen, ein Lastwagen in den ausgefahrenen Spuren hinknarrt. Die Fußgänger, es sind nicht Viele

Digitized by Google

auf den Glacis, passiren 'mal eine Glatteisstelle und versinken dann wieder im Morast. Alles sieht schmutzig und unfreundlich aus: die halb abgerutschte, überhängende, rußige Schneedecke auf den Dächern, die fernen Höhenzüge mit den ausgeaperten Aeckern, im grauen Dunst schwimmend. Eine Schaar Krähen streicht schleppenden Fluges krächzend nach dem dichteren Gehölz. Die Lichter, von der kleinen Flamme am langen Stabe entzündet, blinken auf; ihr röthlich-gelber Schein kämpft sich über das matte Licht des ersterbenden Tages. Zwei alte müde Arbeiter, ein junges Mädchen, das einen großen Carton schleppt und ein Schulbübchen mit auf seiner Mütze balancirendem Federkasten kommen dem Laternenanzünder entgegen. Er ist ein junger, kräftiger Mann, sieht aber verdrießlich aus. Da — ein Ton wie aus weiter Ferne, ein weicher, lockender, zager Flötenton und darnach ein paar Strophen, noch scheu, noch gleichsam tastend. Die Menschen stehen plötzlich still und lauschen und spähen nach dem Baume, auf dessen höchstem Wipfel ein schwarzer Vogel sitzt. Und noch einmal ein paar abgebrochene Töne. „'ne Amsel," sagt der Laternenanzünder, und sein eben noch verdrießliches Gesicht hellt sich auf, „ich hab' ihr schon gestern gehört. Das is nu' die erste." Das Bübchen hat seinen Kasten heruntergerissen und sperrt seine runden Augen weit auf, das kleine Ladenmädchen sieht dem Laternenanzünder freundlich in's Gesicht, und der eine Graukopf sagt zum Anderen: „Nee, so'n Vogel, wie der schon pfeift," und nickt Beifall hinauf. Da bricht der Gesang jäh ab, und mit schütterndem Tak-tak-tak streicht die Amsel davon. Die fünf Menschen, die sich einen Augenblick zusammenfanden, gehen auseinander. Der Junge pfeift, das blasse, müde, junge Ding summt ein Liedchen, die beiden Alten, die vorher schweigsam neben einander herstapften, werden gesprächig und unterhalten sich von Jugendzeiten, der Laternenanzünder rückt die Mütze unternehmend auf's linke Ohr.

Frühling, Hoffnung, Liebe, altes, altes Lied, in Sehnsucht und Erinnerung klingst du auch den Glückenterbten!

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Louise. Musikroman von Gustave Charpentier.
(Königliches Opernhaus.)

L'heure bleue auf dem Montmartre — blaue Dämmerungsschleier, die sich auf Kuppeln und Dächer der Riesenstadt niedersenken und das weite Häusermeer in weichen Dunst einhüllen. Zu Häupten die ernst ragenden Steinmassen von Sacré Cœur, unten das Ungeheuer Paris, dessen Stimme nur gebrochen in die Höhe hinaufdringt. Man muß die wundersame suggestive Macht solcher Pariser Stunden erlebt haben, um für die Stimmungen der Louise so empfänglich zu sein, wie Charpentier, der Montmartrekünstler, es wünscht. Er hat den Trank der Zauberin Lutetia eingeschlürft und kann nicht von ihm lassen. In seinem naiven Rausche erklingt ihm ein sinnlich heißer Hymnus auf „Paris" — das Idol, vor dem die Liebenden seines Dramas im Ueberschwange ihres ungebundenen Glücks auf die Knie sinken — Paris, die Stadt der Wollust, der Dämon, dem der Fluch des alten Vaters gilt — Paris, cité de force et de lumière! cité de joie! cité d'amour!

Diese Symbolik führt der Dichter seinen Hörern immer wieder und in immer neuer Form zu Gemüthe. Das eine oder andere Mal wirkt sie sogar weniger eindringlich als aufdringlich. In der Straßenscene des zweiten Aufzuges verkörpert sich das Symbol „Paris" in der Gestalt des „Nachtschwärmers" im Narrengewand, der im Morgengrauen unter die armselige Gesellschaft der Straßenkehrer, Milchfrauen und Zeitungsmädchen tritt und sich mit einem Anfluge von dämonischer Größe vorstellt: „Je suis le Plaisir de Paris." Der alte gebrechliche Lumpensammler, den er in seinem wilden Wirbel zu Boden reißt, ist der Vater eines Mädchens, das er verführt hat. Daneben die Straßenkehrerin, die vor zwanzig Jahren die „Königin von Paris" war und noch heute ohne Reue von jenem „Paradies der Freude" schwärmt. Und nachher die kleinen Mädchen im Modeatelier, die liebeshungrig schwärmen und der lockenden „voix de Paris" folgen — Paris, cité de joie...

Dieses Ineinander von Stimmungen bewegt künstlerisch stärker als die traurige Alltagsgeschichte der eigentlichen Handlung. Der erste Act, der Louise im trübseligen Heim der Eltern, beim müden Vater und der bösartigen, keifenden Mutter vorstellt, ist mit seinem umständlichen Dialog einigermaßen ermüdend und abschreckend. Aber mit dem Vorspiel des zweiten Actes blüht frisches Leben auf. „Paris erwacht" — ein prächtiges, knappes Stimmungsbild, die Symphonie der „cris de Paris". Jeder, der Paris kennt, wird wissen, wie sehr die langgezogenen melodischen Rufe der Straßenhändler in das Bild von Altparis hineingehören. Vom frühen Morgen an mischen sich in den engen Gassen diese charakteristischen Melodiebrocken zu einem lustigen Durcheinander. Von Alters her schon hat sich das Volkslied ihrer bemächtigt. Schon im sechzehnten Jahrhundert stellte Jannequin, unter den Tonmeistern des alten Frankreichs der originellsten einer, die cris de Paris in einem eigenartigen Stücke zusammen. Charpentier fügt mit glücklicher Hand diese schmiegsamen Melodien bald, wie in jenem Vorspiel, zu einem symphonischen Ganzen, bald verleiht er ihnen im Drama selber motivische Bedeutung. So erhält vor Allem der erste Theil des zweiten Actes, die Morgenstimmung im Montmartreviertel, ein Colorit, dessen besonderem Reize man sich nicht leicht entziehen kann. Ungemein frisch ist auch die folgende Atelierscene angelegt, und nur flüchtig klingt in das Liebesschwärmen des Mädchens ein etwas süßlicher und sentimentaler Ton hinein. Ganz auf breite lyrische Wirkung ist der dritte Act mit seiner Liebesscene gestellt. Ohne in eine unangebrachte, hochdramatische Leidenschaft zu verfallen, erreicht das Stück hier eine Wärme des Ausdrucks und eine Intensität des Empfindens, die den Hörer mit fortreißt. Etwas vom zweiten Tristanact, in's modern Pariserische übersetzt, — wenn das nicht zu paradox klingt.

Wie der erste, so ist auch der Schlußact etwas matt und langwierig. Louise hat Freiheit und Liebe gekostet. Im zweiten Acte sah man, wie sie aus der dumpfen Nähstube hinauseilt in die Arme des Geliebten, im dritten schwärmt das Pärchen hoch oben über den Dächern von Paris, und in ihre Liebeseinsamkeit bricht der tolle Maskenjubel der Bohêmes herein, die Louise zur Muse des Montmartre krönen. Der Taumel endet mit dem Erscheinen der Mutter, die das Mädchen zum kranken Vater heimholt. So ist im Schlußacte das Vögelchen wieder im Käfig. Aber in dem eintönigen Grau dieses stumpfen Lebens wird Louise nur zu bald von der Erinnerung an den Glücksrausch überwältigt. Sie fordert ihre Freiheit, und der Vater stößt sie auf die Straße, auf den Lippen den Fluch über Paris, das die Jugend verdirbt und vergiftet.

Der Musiker Charpentier wird, scheint es, etwas von oben herab behandelt. Ich finde das verwunderlich. Ich meine, die Aufgabe, die ihm seine Louisendichtung stellte, hat er ohne Rest bewältigt. Das will nicht sagen, daß er ein Tondramatiker von Wagner'scher Wucht, ein Originalgenie ist. Tiefgründige Lebenstragik gab es in dieser Musik nicht auszudrücken. Aber Charpentier ist das, was sein Stoff verlangte, ein eminenter, feinsinniger Stimmungskünstler. Als Musiker der jüngsten Generation, die durch die Wagner'sche Kunst hindurchgegangen ist, versteht er sich vor Allem auf eine reizvolle Farbenmischung, die hier und da auch wirklich neuartig berührt. Seine Kunst liegt im Kolorit, nicht in der Linie. Die melodische Erfindung, die Kraft prägnanter Motivbildung ist bei ihm nicht stark entwickelt, und das ist seine Hauptschwäche. So erscheint das Material seiner Tonsprache bald ein wenig flach, gestaltlos, bald auch von unbewußter Nachempfindung abhängig. Trotz allem, die Partitur der Louise ist die frische That eines fruchtbaren und lebensvollen Künstlertemperamentes.

Wer in Charpentier's Werk weiter nichts als ein Stück Armeleutedramatik, eine Veristenoper gewöhnlichen Schlages erblickt, dem muß für die Grundstimmung des Ganzen das Organ fehlen. Bei der Wirkung auf der deutschen Bühne soll man nicht vergessen, daß die „Louise" ein urfranzösisches und speciell urpariserisches Werk ist. Vieles entzieht sich sogar glattweg der Verdeutschung. Neitzel's Uebersetzergeschick in allen Ehren — aber sein Text wirkt stellenweise recht peinlich. So wenig sich die Meistersinger sammt Tabulaturregeln und den Kraftausdrücken der Prügelscene in's französische Idiom zwängen lassen, so wenig kann man die Straßenscenen oder das im Original so lustige Durcheinanderschwatzen der kleinen Näherinnen im Deutschen plausibel wiedergeben. Ueberhaupt diese „Pariserinnen" der Berliner Aufführung! Unsere braven königlichen Sängerinnen und Chordamen sahen als Nähfräuleins im eleganten Modeatelier mit ihren Waschblousen den graziösen Pariser Urbildern verzweifelt wenig ähnlich. Für die Inscenirung giebt es Schwierigkeiten in Menge. So wird das abendliche Montmartre-Panorama, das Aufflammen der Lichter in der Millionenstadt trotz Geschick und Vorsicht vielleicht immer ein ziemlich mäßiger Coulisseneffekt bleiben, wie hier in der Berliner Aufführung mit ihrer unwahrscheinlichen Lämpchenillumination. Die naturalistische Wiedergabe eines solchen Wirklichkeitsbildes ist am Ende schwerer zu Stande zu bringen als Rheingold- und Götterdämmerungs-Effekte. Und wie wenig kam die Stimmung heraus, die in den Straßenscenen des zweiten Actes steckt! So war die Berliner Louisen-Aufführung trotz allem lobenswerthen Bemühens doch so unpariserisch wie möglich. Von den Künstlern auf der Bühne war eigentlich nur der Julien des Herrn Philipp echt. Natürlich und unaufdringlich im Spiel, frisch in der Erscheinung, entsprach er dem Typus eines modernen Montmartrepoeten. Fräulein Destinn ging in der großen Liebesscene des dritten Actes prachtvoll aus sich heraus. Aber im Ganzen war sie für eine Louise zu wenig gallisch, zu schwerblütig. Dem Musikalischen kam die bewundernswerthe Energie des feinfühligen Dr. Muck zu Gute. Mit ihren mancherlei Mißgriffen war die Aufführung nicht ohne Schuld daran, daß das Publikum hier kaum die rechte Fühlung mit dem Werke gewann. Wir beschweren uns darüber, wenn uns etwa Pariser Wagnervorstellungen allzu „französisch" vorkommen. Sollten wir uns in umgekehrtem Falle nicht um so peinlicher vor Stylsehlern in Acht nehmen?

Hermann Springer.

Digitized by Google

Aus unseren Kunstsalons.

Ein neues Malmittel — das ist die Sensation der jüngsten Ausstellung bei Eduard Schulte. Es bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als eine sehr wesentliche Vereinfachung der Maltechnik. Notabene für den, der zu malen versteht. Es wäre furchtbar, wenn dem nicht so wäre, wenn etwa dem Dilettantismus die Sache noch bequemer gemacht würde, als bisher. In gewisser Beziehung geschieht das nun allerdings wirklich. Der Apparat ist beträchtlich viel einfacher geworden. Aber im Uebrigen — der Dilettant wird sicher immer am seltensten zum Pastellstift greifen. Setzen wir aber für Pastellstift — Oelfarbestift, so haben wir das neue Malmittel. Und seine Handhabung dürfte denn doch nicht gar so leicht sein, wie es den Anschein hat. Die „Vereinfachung" ist also anders aufzufassen.

Der das neue Malmittel erfunden hat, ist der französische Impressionist Raffaëlli. Längere Zeit schon hat er darnach getrachtet, dem Oelmaler die Möglichkeit zu gewähren, ebenso schnell arbeiten zu können, wie es bei der Pastellmalerei der Fall ist. Endlich ist es ihm gelungen. Er erfand einen Oelfarbenstift, der ganz ebenso gehandhabt wird, wie ein Pastellstift, d. h. ganz trocken wird mit ihm gestrichen und gezeichnet und zwar auf jedem beliebigen Grunde, Leinwand, alle Arten Papier, Holz, Glas, Seide u. s. w. Wie ein Crayon wird der ziemlich weiche, aber nicht bröcklige, sondern vielmehr zähe Stift angespitzt und dann arbeitet man darauf los. Die Farbe trocknet nicht ein, wird aber sehr bald nach dem Auftragen trocken; ein Nachdunkeln, ein Reißen und Platzen der Farben ist ausgeschlossen; Töne können mit einander gemischt, oder auch auf einander gesetzt werden; Siccative sind also überflüssig, wie ein Mischen auf der Palette. Man kann die fertige Malerei matt lassen, oder sie mit einem der üblichen Firnisse überziehen. Mit einem Kratzmesser und ein wenig Terpentin läßt sich jede Farbe sofort wieder entfernen.

Somit sind Palette und Pinsel in Zukunft überflüssig geworden, und all' die häßliche Schmutzerei beim Oelmalen wird vermieden. Vor Allem aber: man kann mit dem neuen Malmittel unvergleichlich viel rascher arbeiten, rascher und sicherer. Tizian's Sehnsucht: „Was könnte man mit den Farben nicht malen, wenn man sie in den Fingern hätte!" erscheint hier erfüllt. Denn thatsächlich kann man jetzt mit dem Finger malen: um die feinsten Uebergänge, breite, glatte Flächen zu erzielen, wird die Farbe einfach mit ihm verrieben. Dabei hat aber Raffaëlli selbst schon 215 verschiedene Töne zusammengestellt, die nach Nummern geordnet sind, ganz so wie bei den Pastellstiften, da die Töne von denen der Oelfarben in Tuben abweichen ...

Das klingt nun Alles sehr schön und verheißungsvoll. Wie aber steht's mit der praktischen Verwirklichung der neuen Methode? Nun — es ist nicht zu viel versprochen. Bei Schulte sind über 90 Werke französischer, deutscher, englischer, holländischer und schwedischer Maler ausgestellt, die durchweg mit den bâtons Raffaëlli hergestellt wurden. Und der Effect ist wirklich überraschend. Wenn man Jemand, der nichts von diesen Stiften weiß und dem man nichts davon gesagt hat, daß sie bei diesen Bildern angewandt wurden, wenn man ihn rathen lassen wollte, welcher Technik sich diese Maler hier bedient haben, er würde bald auf Pastell, bald auf Oelmalerei, bald auf Tempera, Gouache ꝛc. rathen. Und andererseits beschränkt das neue Mittel nicht im Geringsten die Bethätigung der eigenen Handschrift. Der Eindruck der einzelnen Bilder ist genau so, als wenn der betreffende Maler sie mit Pinsel und Oelfarben oder aber mit dem Pastellstift u. s. w. gemalt hätte, je nachdem.

Immerhin möchte ich annehmen, daß diese Art der Malerei nicht nach Jedermanns Geschmack sein wird. Wer gewohnt ist, ganz breit und vollsaftig mit dem Pinsel dreinzufahren, der wird diesem vor dem Stift wohl den Vorzug geben. Mir sind auch schon Aeußerungen in diesem Sinne bekannt geworden. Heinrich Zügel z. B., der vortreffliche Münchener Thiermaler, hat sich gegen die Stifte ausgesprochen. So wird's noch manchen Anderen geben. Aber den Vorzug der Stifte für Studien- und Skizzenzwecke wird ohne Zweifel Jeder zugeben müssen. Man denke nur, mit welchen Mühen der Maler zu kämpfen hat, wenn er das bewegte Meer oder aber irgend einen bestimmten Moment eines Sonnenunterganges festhalten will. Das wird ihm hier natürlich erleichtert. Ein kleines Album in der Tasche, ein Kästchen mit 50 bis 60 Stiften unter dem Arm und die Ausrüstung ist fertig. Und da er Farbe auf Farbe setzen, und mit dem Finger auf den Carton selbst mischen kann, so viel er will, geht die Arbeit natürlich viel, viel leichter und rascher von Statten.

Das Verfahren hat also gewiß eine große Zukunft.

Neben den Franzosen Raffaëlli, Th. Steinlen, A. Besnard, J. Chéret u. A., die alle — ich betone es noch einmal — hier genau die gleiche künstlerische Individualität zeigen, wie sonst, neben den Engländern Alfred East und Fred J. Foottet, dem alten holländischen Meister H. W. Mesdag und seinem Landsmann Th. van Hoytema, neben dem Norweger Fritz Thaulow, der hier in einem Schneebilde fast noch mehr Illusion erzeugt als sonst, interessiren selbstverständlich besonders die deutschen Maler. Es sind ihrer auch schon vierzehn, die sich in der Raffaëlli'schen Methode versucht haben. Zu ihnen ist auch noch Ludwig von Hofmann zu rechnen, dessen neulich hier besprochenes großes Gemälde „Die Erschaffung Eva's" ebenfalls in dieser Technik ausgeführt ist. Und ich brauche nur Namen zu nennen, wie Felix Borchardt und Eugen Kampf, Otto Modersohn und Franz Skarbina, Fritz von Wille und Joseph Block, um eine Vorstellung davon zu geben, wie verschiedenen Zwecken und Auffassungen die neue Stifte gerecht zu werden vermögen. Besonders überraschend sind die Wirkungen beim Worpsweder Modersohn, der sein Bild leicht gefirnißt hat, übrigens mit diesem „Moor" eines seiner schönsten Gemälde schuf, und bei Franz Skarbina, der einen Januarabend in der Umgegend der Marschallbrücke geschildert hat, ganz mit der gleichen prickelnden Verve, wie mit Oelpinsel und Pastellstift sonst. Fritz von Wille's „Morgensonne" ist von einer zarten Duftigkeit, wie er sie in anderen Bildern kaum je erreicht hat. Von besonderem Interesse ist es, die in der Vortragsweise so verschiedenen Bilder mit einander zu vergleichen, wie z. B. Jules Chéret's zierliche Frauengestalt, die täuschend einer Pastellzeichnung gleicht, und Carrier-Belleuse's „Tänzerin", die ungemein pastos gemalt ist. Merkwürdiger Weise ist unter den nahezu sechzig hier vertretenen Malern kein einziger Pointilliste oder Neu-Impressionist anzutreffen — man sollte aber denken, daß just sie am eifrigsten nach den „Bâtons" greifen, weil gerade ihrer Strichelchen- und Fleckenmethode diese trockenen Stifte sehr zu Gute kommen müssen.

* * *

Von dem, was wir sonst noch auf dieser Schulte-Ausstellung finden, sei nur Weniges hervorgehoben. An erster Stelle das neueste Bild von Eugène Burnand, dem schweizerischen Maler, der, wenn wir von Böcklin absehen, weil wir ihn unter die Deutschen zu rechnen längst schon gewöhnt sind, heute wohl der namhafteste unter seinen Landsleuten ist. In Berlin kennen und schätzen wir ihn schon seit circa zehn Jahren. Kennen ihn in seinem seltsamen Dualismus einmal als einen vorzüglich realistischen Schilderer von Land und Leuten seiner Heimath, dessen Bauern, Alpenkinder, Berglandschaften rein malerisch, wie auch in Bezug auf Charakteristik zu dem Besten dieser Art gehören, dann aber auch als einen tiefangelegten Ideenmaler, der sich gern religiösen Stoffen zuwendet, die er auch als Freilichtmaler behandelt, im Uebrigen aber in einem ganz anderen Styl als jene Bilder. Ich erinnere beispielsweise an den „Mann der Schmerzen" (Christus in Gethsemane) und an „Petrus und Johannes". Immerhin läßt sich von diesen religiösen Bildern sagen, daß sie meistens im Geiste Uhde's aufgefaßt waren. Mit ihm hat das neueste nur noch das gemein, daß die Köpfe solche zeitgenössischer Landsleute des Malers sind. Das hoheitsvolle Gemälde hat das „hohepriesterliche Gebet Christi" (Ev. Joh. Cap. 17) zum Gegenstande. Burnand nimmt an, daß der Heiland es nach der Einsetzung des Abendmahls gesprochen habe. Judas Ischarioth hat sich schon entfernt; der Tisch ist abgeräumt und nur ein schneeweißes Linnen bedeckt ihn; weiß auch ist die Hinterwand, weiß sind die Gewänder Christi und der elf Jünger, von denen sechs zur Rechten, fünf zur Linken Christi gruppirt sind. Alle stehen. Christus hat die Hände erhoben und blickt aufwärts. Kein abgehärmtes Gesicht, nicht der übliche Spitzbart — frisch die Farbe, voll die Wangen, die ein blonder Vollbart umrahmt; hellblau die Augen; der Ausdruck von einem durch herzbewegliche Milde verklärten tiefen Ernst. Man lese die Worte Vers 7—16 dazu, um diesen Ausdruck ganz zu verstehen und den der elf Zuhörer. Wie sind die durchweg individuell aufgefaßt! Es ist gewissermaßen eine Uebertragung des Werkes des großen Lionardo in's Moderne, aber dieses Moderne ist andererseits stylisirt gegeben. Trotz des vielen Weiß wirkt das Ganze nicht frostig, sondern nur feierlich. Das macht, daß die aus der weißen Fläche so plastisch hervortretenden Köpfe, dunkle und blonde, uns sofort in ihren Bannkreis hineinziehen. Mit dem Ausdruck eines jeden einzelnen der Köpfe harmonirt immer auch die Haltung des Betreffenden auf's Glücklichste. Eine monumentale Malerei, die Schulte so auch sehr geschickt ausgestellt hat zwischen großen, grünen Pflanzen über einer dunkelbraunen, niedrigen Draperie.

Sodann mache ich noch auf die Collection Fritz Strobentz-München aufmerksam. Namentlich auf die schönen Dachauer Typen, Männer und Frauen. Eine neue Erscheinung ist die Schwedin Anna Boberg. Eine ungemein temperamentvolle Künstlerin, die hauptsächlich decorative Wirkungen anstrebt und mit großer Kühnheit in pastosem, farbenprickelnden Vortrag zu erreichen sucht. Objective Schilderungen der landschaftlichen Reize der Lofoten sind es aber, wenn wir Bilder anderer Scandinaven gedenken, die die gleichen Motive brachten, nicht. Anna Boberg legt in Alles eine sehr subjective und im Uebrigen wenig abwechselungsreiche Auffassung hinein. Daß sie mitunter große Leuchtkraft erzielt, sei gern zugestanden ... J. Norden.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.**

Eine **sehr gut erhaltene**
literarische
Privat-Bibliothek
ist sofort zu verkaufen.
Näheres durch die **Expedition der „Gegenwart“.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.
Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** *M.* 3,—.
Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.**
Letzteres gilt auch von:
Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.
Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.
Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.
Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.
Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.
In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag
Carl Jacobsen, Leipzig.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.
Soeben ist erschienen:
Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.
X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 *M.*

Königreich Sachsen.
Technikum-Hainichen
f. Masch.- u. Elektrotechnik. Ingenieure, Techn. u. Werkmst. Laboratorien. Progr. frei. Dir.: E. Boltz
Staatl. Oberaufsicht.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Der König von Babel.
Ein Epos
von
August Sturm.
Auf der Höhe.
Neue Lyrik
von
August Sturm.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

In unserem Verlag ist erschienen:
Die Gegenwart.
General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*
Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.
Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Abonnement
auf das
II. Quartal 1903.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die heute beigelegte Preisliste der Cigarren- und Tabak-Fabrik von Heinrich Reesing in Blotho in Westf. aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 11. April 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Kopenhagener Besuch des dritten deutschen Kaisers. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin). — Die universelle biopolare Energie. Von Albert Kniepf (Hamburg). — **Literatur und Kunst.** Thomas Carlyle. Von Paul Meschke. — Hysterische Frauen. Von Max Hoffmann. — **Feuilleton.** Siegerin. Von Maria Schade. — **Aus der Hauptstadt.** Socialdemokratische Freiheit. Von Julius Knopf. — Dramatische Aufführungen. — Eine neue „Volksoper". Von Dr. Arthur Seidl. — **Offene Briefe und Antworten.** Noch einmal der Generalfeldmarschall. Von Generalleutnant z. D. Dietz. — Notizen. — Anzeigen.

Der Kopenhagener Besuch des dritten deutschen Kaisers.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Vor Wilhelm II. ist kein deutscher Kaiser in der dänischen Hauptstadt gewesen. Als Kronprinz des deutschen Reiches freilich war 1873 Kaiser Friedrich dort. Er hatte in Stockholm dem neuen schwedisch-norwegischen König Oskar II. einen Besuch abgestattet, der die Beziehungen zwischen den Hohenzollern und den Bernadottes zuerst auf den Fuß der Herzlichkeit brachte. Als er von Malmö nach Deutschland zurückkehren wollte, erwartete ihn dort der dänische Thronfolger mit einer Einladung nach Kopenhagen, die nicht abgelehnt wurde, aber auch nicht zu politischer Annäherung geführt hat. Vor zwei Menschenaltern war König Friedrich Wilhelm IV. in der dänischen Hauptstadt, als Gast jenes Christian VIII., der mit ihm eine gewisse Charakterähnlichkeit besaß, und dessen 1848 erfolgter Tod zu der schleswig-holsteinischen Erhebung der nächsten Jahre und damit indirect zu der 1864 eingetretenen Auflösung der alten dänisch-oldenburgischen Monarchie geführt hat. Kaiser Wilhelm II. kommt jetzt zum dritten Mal in das „nordische Athen", aber nach langer Unterbrechung. Im Sommer 1888, kurz nach den beiden deutsch-preußischen Thronwechseln jenes Jahres war er auf der Heimreise von St. Petersburg und Stockholm dort, nicht lange nachher in Begleitung seines Bruders, des Prinzen Heinrich zum zweiten Male, wobei er auf die Anregung eines dortigen Blattes von dem Straßenpublicum ausgepfiffen wurde. Den neben ihm sitzenden König Christian IX. machte das sehr unglücklich; wie die dänische Hofüberlieferung wissen will, hätte der deutsche Gast darauf ruhig gesagt: „In London wird das Concert noch sehr viel stärker sein." Obschon Kopenhagen kaum für die wahrheitsliebendste Großstadt der bewohnten Erde gelten kann, wird man doch dieser Geschichte eher Glauben zu schenken geneigt sein; zu Gunsten Deutschlands wird dort nicht leicht die sonst recht fruchtbare Erfindungsgabe angestrengt.

Das cumberländische Herzogspaar hat sich der Begegnung demonstrativ entzogen. Im Uebrigen fand der kaiserliche Gast die dänische Königsfamilie in den meisten Verzweigungen vor: die britische Königsgemahlin, die russische Zarenwittwe: mit den Kopenhagener einheimischen Fürstlichkeiten eine für einen Familienrath durchaus hinreichende Tafelrunde. Zwar das Haupt dieses Rathes fehlte, „Europas Schwiegermutter". Königin Luise ruht seit 1898 in der von Klopstock besungenen Roeskilder Domkirche; damit ist diesem Familienrath die schärfste antideutsche Tendenz genommen worden. Die rührige alte Dame haßte das neue Deutschland nicht nur als Dänenkönigin, sondern auch als geborene Landgräfin von Hessen-Cassel. König Christian hat zu viele deutsche Ueberlieferungen, um unbeschadet eines nachhaltigen Schmerzes um den Verlust von 1864 den Gegensatz gegen die Berliner Politik für sein Lebensprincip anzusehen. Ein großer Theil der Prinzen von Holstein-Glücksburg hat früher im preußischen Militärdienst gestanden, und zu Lebzeiten des ersten deutschen Kaisers versäumte der Dänenkönig nie, die noch jetzt gebrauchte Wiesbadener Frühlingscur durch einen Besuch bei dem Kaiser in Homburg v. d. H. zu unterbrechen, der natürlich stets courtoisievoll erwidert wurde. Einmal, 1881, kam der König auch nach Berlin, und zwar in Begleitung seiner Gemahlin; im Hof des alten Schlosses küßte ihr der alte Kaiser die Hand mit der Begrüßung: „Majestät, jetzt ist Alles vergeben und vergessen". An dieser ritterlichen Aeußerung soll sich dann längere Zeit der Kopenhagener Hofwitz gütlich gethan haben. Unbeschadet einer Aeußerung bei der goldenen Hochzeitsfeier vom 26. Mai 1892 über die „leider" verlorenen dänischen Bewohner von Schleswig hat König Christian auch später überwiegend auf ein äußerliches gutes Einvernehmen mit dem mächtigen südlichen Nachbarreich Werth gelegt. Die ihm von dem russischen Schwiegersohn gezollte besondere persönliche Werthschätzung hat er zumeist im versöhnlichen Sinne verwandt. Die Kieler Zweikaiserbegegnung, zwölf Tage nach jener Kopenhagener Familienfeierlichkeit, wird in eingeweihteren dänischen Kreisen für sein Werk ausgegeben; wie es heißt, hatte der Zar ihn um die Aeußerung eines besonderen Wunsches ersucht, und mußte dann versprochener Maßen die Scheu vor der persönlichen Begegnung mit dem impulsiven deutschen Reichsoberhaupt überwinden. Der durch eine Reihe von Verfassungskämpfen hindurchgegangene Dänenkönig weiß eben, daß an dem Bestande des deutsch-preußischen Reiches die jetzigen Monarchien und Dynastien ein ganz ausgesprochenes Interesse besitzen und mißtraut daneben für sein neues Herrscherhaus der großskandinavischen Idee. Während des akuten Verfassungskampfes von 1885—94 wurde er

Digitized by Google

vielfach von der dänischen Opposition als „Deutscher“ bezeichnet, was sich tragikomischer Weise noch stärker auf seine so entschieden antideutsche Gemahlin erstreckte. Man wolle nicht „auf kurhessisch“ regiert werden, hieß es damals am Oresund mündlich und handschriftlich. Auch jetzt wieder hat bei dem vorjährigen Potsdam-Berliner Besuch seines ältesten Sohnes der König hier und da in der dänischen Revanchepresse Bemerkungen lesen können, die ihn an die Tage der Jugendzeit mahnen konnten. An jene zehnjährige Thronfolgerzeit nämlich, während deren ihm die ultranationale Kopenhagener Publicistik mit Vorliebe die ursprünglich deutsche Familiensprache vorhielt und sogar aus deutschen Inschriften auf Reisekoffern wochenlange Artikelnahrung sog.

In jener erlauchten Tafelrunde wird sich eine besondere Aufmerksamkeit wohl auf die Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm II. und der Zarenwittwe Maria Feodorowna gerichtet haben. Von dem ersten russischen Besuch des Kaisers hat nämlich eine zeitweilige Verschärfung in den deutsch-dänischen Beziehungen datirt. Bei dem Abschied in Peterhof brachte die damalige Zarengemahlin unerwartet die völkerrechtlich längst beseitigte schleswigsche Angelegenheit zur Sprache. Die nächste Antwort des Kaisers war die zu Frankfurt a. O. am Denkmal des Prinzen Friedrich Karl gehaltene Rede über die durch 46 Millionen Menschen zu vertheidigenden Erwerbungen der Jahre 1864—71. Jenem 16. August 1888 folgte am 18. December desselben Jahres eine verschärfte Schulsprachenverordnung in den schleswigschen Grenzbezirken. An den diesmaligen Kopenhagener Besuch werden wieder Erwartungen mit Bezug auf einen zu ändernden „schleswigschen Kurs“ geknüpft. Die eingeweihteren dänischen Kreise sollen diese Hoffnung darauf stützen, daß die Auslieferung des welfischen Hausvermögens an den Herzog von Cumberland einer Bitte der damals noch lebenden Dänenkönigin Luise bei einer früheren Kopenhagener Anwesenheit des Kaisers zuzuschreiben gewesen sei. Beruht der Hinweis auf Wahrheit, dann ist er wohl stark unvorsichtig, denn den Dank des Welfenhauses für jenes Entgegenkommen haben doch eben erst die jüngsten Wochen gezeigt. Die südlich der Königsau wirksame Politik der „festen Hand“ kann hier und da zu Härten führen, aber ein Nachlassen würde dort der deutschen Sache ganz unübersehbarem Schaden bringen. Sie ist lediglich die Antwort auf eine von dänischen Behörden unterstützte Agitation für Losreißung deutschen Reichs- und preußischen Staatsgebiets, und sie hat die berufsgemäße dänische Propaganda in jenen Grenzbezirken bereits sehr erfolgreich zurückgedrängt. In Schleswig ist nachgerade genug experimentirt worden, gerade wie in Elsaß-Lothringen und an unserer Ostgrenze; ein Kurswechsel würde jetzt nirgends mit so verständnißvoller Heiterkeit aufgenommen werden, wie gerade am Oresund, und nach ganz kurzer Zeit würde man dort diese Belustigung nicht einmal zu verbergen für nöthig halten. Im großgermanischen Sinne ist gewiß das beste Einvernehmen zwischen Deutschland und Skandinavien durchaus zu wünschen, aber den Schweden liegt Helsingfors mehr am Herzen als Hadersleben. Die Norweger wieder denken an nichts als an ihren Unionsstreit, und die Dänen sollten nur einmal zuerst erklären, das für sie die schleswigsche Klausel im Prager Frieden vom 23. August 1866 ebenso wenig existirt wie seit 11. October 1878 nach dem österreichischen Verzicht für jene beiden Paciscenten, die er völkerrechtlich überhaupt stets ausschließlich anging. Damit wäre der Beunruhigung jener Grenzbevölkerung die Wurzel abgeschnitten, und dann könnte auch die dortige sogenannte Zwangspolitik eine gewisse Milderung erfahren. Se no, no.

Die universelle biopolare Energie.

Von Albert Kniepf (Hamburg).

Etwa ein Drittel der Menschen können fühlen, daß ein Magnet außer seiner dynamisch wirkenden Energie auch eine aus seinen Polen unsichtbar kommende Strahlungsenergie besitzt, wenn sie die Fingerspitzen oder die innere linke Handfläche den Polen nähern. Man hat dann von jedem Pol eine andere Empfindung, vom positiven Pol eine lauwidrige, vom negativen eine anscheinend kühlere, aber angenehmere. Manche Personen empfinden dies stärker (Kinder z. B. in den meisten Fällen stark), andere schwächer oder gar nicht. Es ist aber noch nicht unzweifelhaft gelungen, diese Strahlung objectiv darzuthun; sie erweist sich aber nach den Forschungen des Freiherrn Carl von Reichenbach für sehr lichtempfindliche Augen im Dunkeln farbig leuchtend, jedoch scheint sie auf die jetzige photographische Platte keinen Einfluß auszuüben. Es sind nun mehr als 50 Jahre her, daß Reichenbach seine sehr umfangreichen Forschungen über die hier in Frage kommende Energieform in verschiedenen und eingehenden Werken veröffentlichte. Sein Prüfungsmittel war aber ausschließlich der „sensitive“ Mensch, d. h. er benutzte die feine Empfindlichkeit an Hunderten Sensitiven, um dieser feinen fluiden Energieform in der Natur nachzuspüren. Nach seinen Ergebnissen muß sie als ein universell thätiges, mit allen übrigen Kraftformen immer verschwistert auftretendes Agens oder Dynamid aufgefaßt werden, dessen Rolle auch im Rahmen der organischen Welt und der lebenden Zelle von fundamentaler Bedeutung ist. Reichenbach stieß damit auf den fast allgemeinen Widerstand der schulgelehrten Kreise und Physiker, die von einer solchen Kraftform schon deßhalb nichts wissen wollten, weil sie objectiv mit ihren Instrumenten und physikalisch registrirenden Mitteln noch nicht nachzuweisen war. Doch fanden sich auch eine Reihe weniger vorurtheilsvoller Gelehrter von Ansehen, die es in einigem Maße prüften und die Sache bestätigten. Es giebt viele Sensitive, die das „Od“, wie Reichenbach es nannte, im Dunklen leuchten sehen und es sonst jederzeit an tausenderlei Dingen, Körpern und Gegenständen als Strahlung oder als unsichtbare Atmosphäre und Aura fühlen. Die Lebewesen und der Mensch selbst haben ihre mannigfach polarisirte Körperstrahlung, desgleichen auch die anorganischen Körper, besonders deutlich die polarisch angeordneten, wie die Krystalle, womit Reichenbach viel experimentirte. Unsere rechte Körperseite leuchtet bläulich, die linke mehr gelblich oder röthlich, jene ist negativ polarisch, diese positiv. Eine rechte Hand dem ebenfalls bläulich leuchtenden Pol eines Magneten genähert, ergiebt eine unangenehme Empfindung, weil gleichnamige Paarung vorhanden ist, am röthlich leuchtenden Magnetpol hat man dagegen eine wohlthuende Kühle. Sehr sensitive Personen erkennt man daran, daß sie geneigt sind, in abnorme Zustände zu verfallen, sie sind somnambul, schlafwandelnd, mondsüchtig, disponiren aber auch zu Krämpfen. Somnambulismus und Krampfzustände stehen in einem odisch-polaren Gegegensatz, obwohl sie auch gemischt auftreten.

Das Od ist nach Reichenbach sowohl verladbar, wie fortleitbar, und zwar läßt es sich zum Unterschiede von der Elektricität durch alle Körper mehr oder minder gut fortleiten. Metalle, Glas, Harze, Haare, Seidenfäden sind alle sehr gute Odleiter, die Leitung schreitet so langsam fort, daß man ihr mit den Augen gut folgen kann. Im Finstern sieht man deutlich, wie die Leuchte an einem Drahte fortschreitet, an welchem man einen Odpol angebracht hat; Reichenbach verfolgte diese Leitung bis auf 160 Fuß, aber sie geht viel weiter. Diese Energie wirkt aber auch durch Strahlung in die Ferne und erregt andere Körper odisch, sie in erhöhte Eigenstrahlung versetzend. Sie gleicht bald der Elektricität, bald der Wärme, bald dem Schall, bald dem Magnetismus, ohne mit ihnen gleichwesentlich zu sein, und wenn sie der

Digitized by Google

modernen Physik bisher entgangen ist, so liegt dies theils daran, daß sie stets verschwistert mit den übrigen Energieformen auftritt, theils an ihrer zumeist unsichtbaren und feinen Form, in der sie sich in der Natur offenbart. Neuerdings hat aber auch die experimentelle Physik eine eigene Strahlung vieler Körper und Stoffe da gefunden, wo sie leichter controlirbare Formen zeigt, und so kommen die Physiker endlich auf Reichenbach's ganz gleiche Funde hinaus. In den künstlich erregten, relativ unsichtbaren Strahlungen der Elektricitätsphysik, wie in den gemischten X-Strahlen, Kathoden- und Glaswandung-Strahlen der evacuirten Röhren sehen wir dieselbe ätheroide Energieform thätig, nur in mehr concentrirter Weise. Der französische Physiker Le Bon sagt aber über die vielen schwer sichtbaren Körperstrahlungen, daß sie nicht als „Licht" betrachtet werden können und „eine besondere Energieform" darstellen. Die physiologischen Wirkungen und Gesetze dieser Energieform sind von Reichenbach ausführlich dargelegt, womit auch schon über ihr objectives Verhalten in Vielem werthvolles Material geschaffen wurde. Dies wird natürlich aber noch sehr zu ergänzen sein. In der Physik ist man bisher wenig über unzusammenhängende Beobachtungen der verschiedenartigen Qualitäten dieser Strahlung hinausgekommen, auch entdeckt man hier immer noch Neues, und Manches erscheint abweichend von Reichenbach, weil es sich beim modern physikalischen Experiment theilweise um neue Formen des Aetheroids handelt.

Kürzlich entdeckte der Physiker Warburg, daß eine elektrische Spitzenausströmung in reinem Stickstoffgas in eine große, 8 cm lange Flammenerscheinung auslief, die auch ein Drahtgitter ungehindert durchsetzte und auf einer Fläche aufstoßend weißliche Wolken an dieser erzeugte. Diese Lichterscheinungen findet man aber bei Reichenbach sehr oft ganz genau ebenso geschildert, nur sahen seine Sensitiven solche, das elektrische Spitzenlicht fortsetzende Flammen im Dunkeln unter allen Umständen und schon in gewöhnlicher Luft. Daß sie sich in Stickstoffgas bis zur allgemeinen Sichtbarkeit erheben, mag in hinzukommenden chemischen Veränderungen begründet sein, die Warburg hierbei gleichfalls vermuthet. Auch nach Reichenbach ist der Chemismus ein lebhafter Entwickeler von „Od", wie bekanntlich auch elektrische Vorgänge mit ihm einhergehen. Wo aber Elektricität spielt, findet aber zugleich Aetheroid- oder Odentwickelung statt, doch diese findet andererseits an allen anderen Energieformen viele Quellen, sei es auch bei gewöhnlichen mechanischen Vorgängen, wie Stoß, Schlag, Reibung, ebenso bei Wärme- und Tonschwingungen, kurz, was man will!

Wir haben jedoch seit Reichenbach noch einige andere, bisher wenig oder gar nicht beachtete Entdecker auf diesem sehr reichhaltigen und weiten Gebiet. Die exakte Schulphysik übersah es, weil ihre Mittel nicht verfeinert genug sind, dagegen erreichten jene Forscher bei der Physik Nichts, weil sie mit allzu subtilen und der objectiven Feststellung schwer zugänglichen Methoden arbeiteten und vorläufig so arbeiten mußten.

So entziehen sich z. B. auch die physiologischen Pendel-Experimente des Dresdener Forschers J. K. Bähr („Der Dynamische Kreis", Dresden 1861) einer exakt zu nennenden Nachprüfung, weil bei ihm das physiologische Element unter keinen Umständen ausgeschaltet werden kann und die Einwände der Suggestion sowohl, wie der Täuschung durch unbewußte Muskel-Mitwirkung, schwerlich jemals ohne allen Zweifel ausgeschlossen werden können. Bähr gelangte jedoch auf ganz anderem Wege als Reichenbach zu ähnlichen Ergebnissen von rein dynamischen, ätheroiden Eigenschaften der Elemente und Körper, und seine mit großer Mühe durch viele Jahre angestellten Forschungen enthalten viele neue und originale Funde, wofern man seinem Verfahren nicht jede wissenschaftliche Bedeutung schon deßhalb absprechen will, weil das Pendel, nur wenn mit unserm Finger berührt, diese merkwürdigen Verknüpfungen bloslegt. Vor Bähr waren jedoch die Erscheinungen des physiologisch wirkenden Pendels auch schon bekannt, aber er entdeckte ihre Systematik und vor Allem ihren Zusammenhang mit dem Erdmagnetismus. Ich möchte indeß glauben, daß auch dieser sehr feine Kopf noch seine wissenschaftliche Rechtfertigung finden wird, wenn auch nur durch Hinzukommen sichererer und andersartiger Entdeckungen gleicher Richtung. Die von ihm eingeschlagene rein subjective Methode hatte freilich nicht auf Anerkennung seitens der modernen Schulphysiker zu rechnen, dies war ganz ausgeschlossen. Sie bot noch weit mehr Bedenken dar, als diejenige Reichenbach's. Außerdem aber konnte Bähr keine praktischen Anwendungen aus der Sache folgern, während Reichenbach deren viele hygienischer und medicinischer Art bereit hatte und z. B. die ja schon immer bekannt gewesenen und praktisch von altersher benutzten Erscheinungen des sogenannten Lebensmagnetismus an der Hand seiner systematischen Untersuchungen über das verwickelte Wesen der Polaritäten des menschlichen Körpers ausführlich erörterte. Doch beschränkte sich seine Lehre nicht nur auf diese hygienisch wichtige Sache, sondern sie gewährte auch mannigfache Aufklärung über viele andere physiologische und psychologische Erscheinungen.

Ein dritter sehr bedeutender, aber im Fortpflanzen und Verbreiten seiner höchst merkwürdigen Ergebnisse sehr wenig vom Glück begünstigter Entdecker auf dem fraglichen Gebiet war der Chemiker Martin Ziegler, lange Zeit Director einer chemischen Fabrik in Spanien, später durch viele Jahre Privatforscher zu Genf. Er gelangte wiederum auf ganz anderen Wegen als Reichenbach und Bähr völlig selbstständig zu gleichen Resultaten und nannte die fragliche Energieform anfänglich la Zoicité, dann Pouvoir irritant; dies zum Unterschiede von der mechanisch wirkenden Kraft des Magneten (Pouvoir dynamique). Denn wie Reichenbach fand er an der Strahlung des Magneten die polarisch wirkende Form im leicht handlichen Typus vor, nur erzielte er damit ganz neue Wirkungen, von welchen Reichenbach Nichts gewußt hatte. Er experimentirte mit dem menschlichen, thierischen und pflanzlichen Organismus in durchaus originaler und hochinteressanter Weise; gerade auch weil er die große Bedeutung für die Lebenserscheinungen erkannt hatte, bezeichnete er diese Energie anfänglich als „Pouvoir irritant". Erst später gerieth er auf Reichenbach's Schriften und schloß sich ihm in der Wahl des Namens „Od" an. Ziegler hebt gleichfalls die Sonderstellung dieser neuen Energieform hervor und erforschte ihre geheimnißvollen Eigenschaften in neuen Richtungen. Er entdeckte auch zahlreiche Verwendungen, die für die Medicin wichtig sind, aber da sie dem System der Schulmedicin zuwiderliefen, so hatte er selbst in dieser Beziehung kein Glück, und seine Eingaben und Darlegungen, die er an die Academie française richtete, wo Pasteur dominirte, den Vieles davon nämlich anging, blieben völlig unbeachtet. Ziegler starb 1893.

Die Forschungen dieses genialen Vorläufers einer neuen großen Aera der Naturwissenschaften sind nur zu einem kleinen Theile in einer zu Genf erschienenen, 81 Seiten völlig neuer Thatsachen enthaltenden Schrift gedruckt worden, sie ist nicht mehr im Handel; alles Weitere wurde noch nicht einmal druckfähiges Manuscript. Der Titel jener Schrift lautete „Le Rayonnement Magnétique", sie behandelte die physiologischen Wirkungen und mannigfachen Eigenschaften der Strahlung von Magnetstäben in combinirten Anordnungen solcher und in Beziehung auch zum Erdmagnetismus bezw. dessen ätheroider (odischer) Strahlung, wobei der örtliche magnetische Meridian in das System der Ziegler'schen Magnetstab-Anordnungen eingeht. Magnetstäbe in verschiedenen Winkelstellungen übereinander um einen gemeinsamen Punkt drehbar, entwickeln in ihrer Strahlung, diese auf den animalischen Körper fortgeleitet, verschiedene, mit den Drehungswinkeln sich ändernde, physiologisch gesetzmäßige Wirkungen auf die inneren Organe je nach den Zonen des Körpers vom Kopf bis zu

Digitized by Google

den Füßen. Ziegler schildert diese Wirkungen an Kaninchen symptomatisch und anatomisch, aber man muß sagen, daß es vieler Geübtheit und Sachkenntniß bedürfte, diese Experimente nachzumachen. Ziegler selbst war aber außerdem ein Sensitiver. Er z. B. vermochte den odischen Brennpunkt von Linsen, wozu er sich am besten solcher aus weichem Eisen bediente, durch sein Tastgefühl zu bestimmen und sagt, daß dieser Brennpunkt, der schwächer auch bei Linsen aus Glas auftritt, weiter entfernt von der Linse liege als der gewöhnliche Fokus vom Licht. Für die Meisten dürfte ein solcher unsichtbarer Aetheroid-Fokus überhaupt nicht zu ermitteln sein, Ziegler behauptet aber von ihm viele experimentelle Wunderdinge. Seine Ergebnisse waren jedoch nicht nur eingebildete. Dies erhellt aus der Thatsache, daß er schon Anfang der 80er Jahre die Existenz einer unsichtbaren Strahlung aus allen gewöhnlichen Flammen kannte, derselben Strahlung, die vor ein paar Jahren wieder selbstständig von dem schon genannten Physiker Le Bon entdeckt und photographisch nachgewiesen worden ist. Le Bon nannte sie „schwarzes Licht" und kann ihre Entstehung nicht weiter erklären. Ziegler aber fand diese Radiation aus Flammen nicht von ungefähr und zufällig, sondern schloß auf ihre Existenz methodisch auf Grund des ganzen Systems seiner Entdeckungen und noch ehe er etwas davon wahrgenommen hatte — ein Verhalten, das wissenschaftlich weit vorzüglicher ist, als das der zahlreichen Zufallsentdeckungen. Daher auch kann er uns über die Entstehung dieser Strahlung aufklären, indem er darlegt, daß sie den chemischen Vorgang der Verbrennung begleite, da durch jede Annäherung von Atomen oder Körpern negatives Od erzeugt und eine dementsprechende Strahlung hervorgerufen wird. Aus allen Flammen, sagt er, entweichen stets negativ-odische Strahlen, denn während des Aktes der Verbrennung nähern sich die Atome des Wasserstoffs, Kohlenstoffs und Sauerstoffs, indem sie in einen anderen Aggregat-Zustand übergehen, während sie sich in Moleküle von Wasser und Kohlensäure verwandeln.

Die moderne Physik bleibt hier bei den „Strahlen" stehen und weiß nichts weiter damit anzufangen, als sie so gut es geht deutlich nachzuweisen. Damit begnügte sich ein Genie wie Ziegler nicht, und die Art schon, wie er sie nachweist, ist wiederum schöpferisch. Er concentrirt sie, indem er sie in dem odischen Fokus einer Kugel aus weichem Eisen, die er an der Flamme einer Lampe vorbeiführt, vereinigt. Dieser Fokus wird alsdann für ihn sehr fühlbar und zeichnet sich durch schädliche, unangenehme physiologische Wirkungen aus. Dies kleine Laboratoriums-Experiment aber ist nur der Vorläufer und das Vorbild großer Untersuchungen über die unsichtbare Strahlung von Himmelskugeln, der Gestirne also, die durch ihre gegenseitige Bestrahlung und auch durch ihre Bewegungen die bedeutsamsten Eigenstrahlungen entwickeln, die es giebt, welche Ziegler in Bezug auf physiologische und meteorologische Wirkungen vielfach untersuchte. Es ist noch keine „Astrologie", die er auch gar nicht kannte, sondern etwas Verwandtes, aber physikalisch noch Nachweisbares. So kam er von dem „schwarzen Licht" auf kosmische Verknüpfungen!

So giebt es also in den Sonnenstrahlen ebenfalls unsichtbare X-Strahlen. Schon Reichenbach wußte sehr wohl darum und untersuchte ihre Wirkungen, wie sie unmittelbar und ohne künstliche Experimente sind, am menschlichen Körper und an Pflanzen. Dieses Sonnen-Aetheroid durchdringt aber auch den Erdball und durchfluthet auch die dunklen Meerestiefen, wo man neuerdings die vielen stark selbstleuchtenden Fische gefunden hat. Sie leben daher auch im „Sonnenlicht", aber es ist verschieden von dem, was unsere Augen sehen. Da nun aber die meisten Bewohner der ewig dunklen Tiefe von 1000 und mehr Faden Augen haben und außerdem oft auf's Prächtigste gefärbt sind, weiß, purpur, gelb, grün, violett, und da es schließlich kein Leben ohne Sonne giebt, so kann hier die Zufuhr von Sonnenenergie nur in den unsichtbaren Strahlen des großen Gestirns gefunden werden. Sie sehen es jedoch sicher niemals, aber die Tiefe und alle ihre Dinge und Wesen strahlt für sie in eigenem Licht. Als ein Netz des „Challenger" einmal ein riesiges Exemplar dieser Fische aus jenen großen Tiefen heraufbrachte, schrieb einer der Naturforscher auf dem Schiffe mit seinen Fingern seinen Namenszug auf die Körperfläche des Thieres und sah ihn dann nach eingetretener Dunkelheit in feurigen Buchstaben zum Vorschein kommen.

Reichenbach und auch andere Forscher, welche sich mit Sensitiven und Somnambulen beschäftigten, schildern oft, daß Sensitive in den menschlichen Körper hineinschauen können, ebenso wie sie das Innere anderer Dinge durch die Wandungen hindurch deutlich sehen. Doch selbst so durchdringen die unsichtbaren Strahlen der Sonne Alles und gelangen auch in unser Inneres. Diesen Alles durchdringenden und beständigen, fast ungehemmten Austausch hat unsere biopolare Energie nur noch mit der Schwere gemein.

Sie regulirt aber auch die organischen Bewegungen. So benutzte Ziegler als Prüfungsmittel Exemplare der sensitiven Pflanze drosera palustris und bringt die räthselhaften Bewegungen ihrer Blätter beliebig durch allerlei Od hervor. Er zeigt so, wie im Moment einer starken Verdichtung von atmosphärischer Luft negativ polarisirtes, und durch Luftverdünnung positives Od entsteht, die verschiedene Wirkung auf die Blätter der drosera ist ein exaktes Kennzeichen. Indeß auch diese Experimente, die er mit mannigfachen Mitteln ausführte, erfordern genaue Sachkenntniß.

„Wo immer ein Zustand in einen anderen übergeht, wird Od erzeugt," sagt Ziegler; „zugleich aber erregt oder erhöht ein strahlender Körper die Strahlung in einem anderen in seiner Sphäre, mit der Maßgabe jedoch, daß bei gleichartiger Polarität diese erregende Thätigkeit gegenseitig sinkt! Doch werden wir uns demnach nicht mehr wundern, die biopolare Energie überall und in schier unerschöpflicher Menge zu finden, im Größten wie im Kleinsten thätig und besonders ausgeprägt bei polarischen Anordnungen des Stoffes vom einfachen Mineral bis hinauf zum Menschenleib und je nach ihrer Quelle und deren Eigenschaften in der Qualität unendlich wechselreich. So erscheint diese Strahlung, zumal man sie auch verladen uud fortleiten kann, als fluider Stoff, aber er ist schließlich unfaßbar flüchtig und fein. Die Chemikalien sind nach Reichenbach und Ziegler vielfach polarisirte Odquellen. Ziegler brachte Alles auf die vier polaren Grundtypen des Magnetstabes und experimentirte mit diesen vier Qualitäten auch physiologisch sehr verwickelt.

Doch wir haben nach ihm noch neue Vertreter dieser Forschungen. So hat der russische Arzt Dr. Pogorjelsky 1898/99 sehr interessante Unterscheidungen zwischen Elektricität und „physiologischer polarer Energie" veröffentlicht, es betrifft dasselbe Gebiet, wobei er bereits die neueren Ergebnisse der Physik mit allerlei Strahlungen zum Vergleich heranziehen konnte, deren Typus er in einer Reihe mit der Elektricität gleichzeitig auftretender und bisher irriger Weise zu dieser gerechneter oder kaum gehörig beachteter Erscheinungen wiederfindet, ebenso aber auch im sogenannten Lebensmagnetismus. Da im animalischen Körper elektrische Vorgänge vorhanden sind, so verstehen sich hierbei die aetheroiden ganz von selbst, und sie sind physiologisch viel reicher und wichtiger zur Ergründung der organischen Functionen als jene und ebenso wichtig wie die chemischen. Man kann daher auch die organischen Processe mit Chemismus nicht genügend erklären. Raoul Pictet zeigte durch seine Kälte-Experimente, daß das organische Leben noch in sehr tiefen Temperaturen fortbesteht, wo chemische Processe nicht mehr stattfinden; er schloß daraus, daß es eine besondere Lebenskraft gäbe, was die Beängstigung modern gebildeter Köpfe hervorrief, die darin eine „Gefahr" in Bezug auf Rückkehr mystischer Lebens-

Digitized by Google

anschauungen erblickten. Diese Leute übereilen sich. Die vitale Energie besteht, aber man kann ihr Wesen erklären. Es ist die biopolare Energie, sie geht durch die gesammte Natur und ist in den organischen, wie den bisher fälschlich als anorganisch bezeichneten Gebilden thätig, im Menschen, wie im Krystall, im Atom der Chemiker, wie in der Sonnenthätigkeit. Nach den sensationellen mikroskopischen Forschungen von Prof. v. Schrön in Neapel „lebt" aber auch die anorganische Natur durch Keimtypen und Plasma-Gebilde von ähnlicher Art wie die organische, vegetative und animalische, und das Lebendige ist hier schon in einfachen Formen vorhanden.

Ein anderer epochemachender Entdecker auf dem in Rede stehenden Gebiet einer neuen, universell thätigen Energieform ist der Lemberger Elektrotechniker Franz Rychnowski. Er erzeugt durch einen von ihm erfundenen Apparat ein Fluidum in beliebigen Mengen, das er Elektroid oder Aetheroid nennt und als durchaus nicht gleichwesentlich mit der Elektricität bezeichnet. Bei ihm tritt die biopolare Energie greifbar heraus und wird dem grob physikalischen Experiment durch ihre concentrirte Form zugänglich. Ihre Herstellung ist gegenwärtig wohl noch Geheimniß des Entdeckers, doch haben sich schon Viele von den merkwürdigen Eigenschaften dieses aus Röhren frei herausströmenden, im Dunkeln leuchtenden Fluidums überzeugt. Es bildet bei seiner Ausströmung einen violetten Lichtbüschel; nähert man ihm eine Geißler'sche Röhre, so füllt sie sich mit dem bekannten blassen Licht, wobei die Fluidflamme in etlichen Decimetern Abstand, ganz gleich, ob oberhalb oder unterhalb der Röhre, gehalten wird. Eine elektrische luftleere Glasbirne wird von dem Fluidum durchströmt, es bilden sich innerhalb des Glases leuchtende Wölkchen, der Kohlenfaden geräth in's Glühen. Eine Berührung mit der Hand entlädt die Birne elektrisch, ihr Leuchten erlischt. So setzt sich das Fluid unter Umständen in Elektricität um. Ein luftleerer Glasballon, der lose auf einen Draht aufgesetzt ist, wird durch das Aetheroid in rotirende Bewegung gebracht und influencirt einen zweiten Ballon in seiner Nähe, in diesem eine Drehung in entgegengesetzter Richtung hervorrufend, und wie der Entdecker selbst behauptet, bringt sein Fluid solche Glaskugeln durch Strahlung direct und ferner durch gegenseitige Influenz der Kugeln nicht nur in combinirte Rotation, sondern macht sie auch in elliptischen Bahnen umeinander kreisen, ertheilt ihnen auch magnetische Polarität und eine gegen die Mitte hin anziehende Sphäre. In den „Psychisch. Studien", November-Heft 1899, schreibt er ferner, „daß dies Agens den Körpern auch ihre dynamische Spannung verleiht, auf Grund deren sie sich als unseren Sinnen zugängliche Körper darstellen, während eine dies Agens nicht enthaltende, energieberaubte Masse für die menschlichen Sinne nicht mehr faßbar, unwägbar, mithin auf ihre physische Existenz unbeweisbar wird."

Diese aus seinen experimentellen Erfahrungen gewonnene Behauptung des Entdeckers eröffnet neue Ausblicke auf die Konstitution der Materie und auf die Wechselbeziehungen der Kraftformen, denn hiernach bildet das Aetheroid eine ihrer Hauptformen und kann, wie er auch an obigen Experimenten zeigt, die übrigen Energieformen erzeugen. Doch nicht nur das, sondern er verwendet nebenher sein Agens auch zu mannigfachen Wirkungen auf die organische Zelle, z. B. zu Conservirungs- und zu Heilzwecken, ähnlich den Wirkungen, welche man immer vom sogenannten Lebensmagnetismus behauptet hat. Darin kommt es nun dem „Od" Reichenbach's und Ziegler's völlig gleich, ruft auch bei Annäherung unseres Körpers oder der Hände die von Reichenbach oft als „odisch" bezeichneten Gefühle und Empfindungen hervor. Aber ganz ebenso behauptete der Elektrotechniker Tesla von den Röntgenschen X-Strahlen, daß sie, wie er an sich fand und wie es einer seiner Assistenten bestätigen konnte, biomagnetisch wirken. Sogar die „physiologische polare Energie" des Dr. med. Pogorielskij stimmt hiermit ganz überein, indem er bei Heilungen mit Elektricität die Wirkung stets jener biopolaren Energie zuschreibt.

Demgegenüber hat die Feststellung einer Reihe hierher gehöriger Strahlungen durch die Physik eine ergänzende Bedeutung. So haben neuerdings die amerikanischen Physiker Rutherford und Soddy im „Philosophical Journal" Beobachtungen über Körperstrahlen mit den stark radiirenden Verbindungen des Elements Thorium veröffentlicht. Sie gelangten zu der Ansicht, daß es sich in diesen Strahlen um einen „besonderen Stoff" zu handeln scheine, der nicht mit dem der Strahlenquelle gleichwesentlich sei. Gesehen haben sie ihn noch nicht, behaupten jedoch etwas Feinstoffliches vor sich zu haben. Sie können wohl begreifen, wie sich jener „Stoff" im Thorium fortgesetzt erzeuge, wissen nicht, wie er entsteht und vergeht und erkennen nur, daß hier Erscheinungen vorliegen, „welche sich von den bisherigen physikalischen und chemischen Anschauungen entfernen, auch vermag der geheimnißvolle Stoff ferner anderen, sonst unwirksamen Körpern in seiner Umgebung diese Bestrahlungsfähigkeit mitzutheilen." Der geheimnißvolle Stoff aber ist nur die hier erörterte Energieform! Sie erscheint freilich als Stoff im selben Sinne wie die Elektricität und strahlt in und aus allen Körpern, aber nur in wenigen, wie in Radium, Thorium, in Uranverbindungen ist die Strahlungsenergie stark genug, um leicht wahrgenommen zu werden. Sie ist von Jedermann in großem Maßstabe zu beobachten in den von Reichenbach künstlich nachgeahmten Polarlichtern der Erde, auch im St. Elmsfeuer, in den Irrlichtern und in vielen Phosphorescenz-Erscheinungen spricht sie sich schon sichtbar aus. Da sie unablässig schon dem Erdmagnetismns anhaftet und durch diesen eine vielen Einflüssen unterworfene und fluctuirende, im Polarlicht sichtbare Aura der Erde bildet, die als solche alles Irdische durchdringt und überall feine polarische Strahlungen erregt, so kann man sich nicht wundern, daß diese Energieformen zum Erstaunen der Physiker, wie Reichenbach schon sagte, unablässig und schier unversieglich aus den Körpern quillt, wobei sie noch außerdem durch zahllose Vorgänge im Kleinen wie im Großen in unendlicher Mannigfaltigkeit wiederum wechselseitig erregt wird. Denn jede Differenzirung irgend welcher Zustände wird zu einer Quelle dieses, in seinen Formen je nach Ursprung sehr verschiedenartigen, daher auch ebenso abweichend qualificirten und auch vielfältig abweichend dynamisirten Agens.

In seinen feineren Formen ist es bis jetzt nur physiologisch erkennbar, denn der Nerv ist weitaus empfindlicher in diesen Richtungen als unsere physikalischen Instrumente. Wenn alle die subtilen Strahlungen, z. B. schon die Aura unseres Körpers und der Hände, sowie die Strahlung des Magneten auf die photographische Platte wirken würden, so wäre sie nicht eine Minute lang gebrauchsfähig zu erhalten und würde immer sofort belichtet werden. Gleichwohl sagte auch Ziegler, sein Od wirke bei genügender Exposition auf die Trockenplatte, aber es gilt für viele Fälle nicht, wo das Fluid allzu verfeint ist.

Rychnowski freilich und auch Pogorjelskij erzielen mit ihrer gröberen Energieform beliebig Photogramme, Pogorjelskij unterscheidet aber solche von Elektricität (Elektrogramme) und solche mit seiner physiologischen polaren Energie (Radiogramme), die er denen mit Röntgenstrahlen gleichsetzt.

Vor Allem aber bedeutet die experimentelle Entdeckung Rychnowski's durch Aetheroid rotirender, gravitirender und polarisirter Glasballons einen Umsturz der Lehre über die entsprechenden kosmischen Erscheinungen. Im Anschluß daran, insofern er dies Fluid auch für physiologische Wirkungen verwerthet, liefert es die Grundlagen für eine einheitliche Verknüpfung des Anorganischen mit dem Organischen, des bisher anscheinend Todtstofflichen mit dem Leben, des Größten und Weiten mit dem Lebenskreise des Kleinen durch eine Energieform, als deren Umsetzungen nach Rychnowski

Digitized by Google

die bisher sogenannten todten Kräfte, Schwere, Wärme, Elektricität nur zu betrachten sind. Durch die feinen Potenzen, d. h. in ihrer Feinheit theilweise über unser sinnliches Erkennen weit hinausgehenden „biopolaren" Influenzerscheinungen, Rück- und Nebenwirkungen der übrigen groben Energieformen steht Vieles im Universum in mannigfach combinirten Verknüpfungen, unmittelbar und mittelbar auch da, wo man es bisher nicht vermuthete. Auch die einfachen Gravitationserscheinungen haben ihre biopolare Influenz schon durch die Begegnungen der Gestirne, ebenso ihre stationären Positionen, die scheinbaren Winkelstellungen in ihrem Wechsel, die Parallelen der Declination — Ziegler controlirte das jahrelang ausführlich durch den odischen Fokus von Linsen, er behauptete auch die Existenz zweier unsichtbarer dunstförmiger großer Körper zwischen Erde, Venus und Sonne und berechnet den Umlauf eines solchen auf 120 Tage. Er prüfte durch einen combinirten Apparat die physiologische Wirkung der unsichtbaren Strahlung der Venus während ihres Vorübergangs an der Sonne vom 6. December 1882, ebenso der odpositiven Mondstrahlung bei Sonnenfinsternissen. Von alledem ist der Wissenschaft bisher Nichts bekannt, und es klingt ihr phantastisch, weil sie dafür noch keine Prüfungsmittel besitzt. Ich erinnere aber an Ziegler's schwarze Strahlung aus Flammen und deren spätere Bestätigung durch Le Bon. Es ist zu vermuthen, eines Tages wird das Material des Mondes durch dessen unsichtbare Strahlung für uns näher bestimmbar sein, denn auch das sogenannte „Odlicht" hat sein Spectrum, dessen Entdeckung durch viele Bestätigungen von Sensitiven wir Reichenbach verdanken.

Sicher ist schon heute, daß diese nun nicht mehr geheimnißvolle Energieform auch den für die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts noch „todten" Stoff allenthalben durchfluthet, und da sie nach Reichenbach auch Sympathie und Antipathie in der socialen Welt und somit Glück und Unglück sogar bestimmt, aber auch im Krystall unerschöpflich lodert und glüht und aus seinen Polen flammt, so taucht sie die Welt im Großen und im Kleinen und auch da, wo sie uns in Finsterniß und Tod gehüllt erscheint, in ein lebendiges, ewiges Feuer. Es ist vielleicht dasselbe „ewige Feuer", das nach Heraklit, dem Schüler der zoroastrischen Lichtreligion, auch „in die Finsterniß scheint" und in das sich Alles, wie er sagt, umsetzt, „wie Gold in Waaren und Waaren in Gold". Das hohe Alterthum hat bekanntlich schon einmal um elektrische und magnetische Erscheinungen gewußt; die entsprechenden Künste der Priester in antiken Tempeln der historisch bekannten Cultur waren nur Nachklänge jener älteren Wissenschaften einer jenseits unseres geschichtlichen Horizonts belegenen, urzeitlichen hohen Cultur. Das Thema wurde behandelt in einem Aufsatz der „Hamburger Nachrichten" vom 24./25. November 1898 No. 275/76 über „Magnetismus und Elektricität im Alterthum" an der Hand antiker Gemmen, deren Darstellungen der Dioskuren sich nur durch die Kenntniß des Elektromagnetismus erklären lassen.*) Aber aus alle dem zu schließen, hat man das „ewige Feuer" hier geschilderter Art als in der ganzen Natur vorhanden durch sensitive Wahrnehmung gekannt, die angeführten Worte des Heraklit deuten ebenfalls darauf hin, und der zoroastrische Gegensatz von einem Gotte des Lichts und einem der Finsterniß war ursprünglich nicht nur religiös und parabolisch, sondern auch streng wissenschaftlich für die Eingeweihten zu verstehen. Zwischen jener urzeitlichen Wissenschaftscultur, die sogar den Eintritt der großen Fluth astrologisch berechnet haben soll, und der heutigen Naturwissenschaft liegt demnach eine Aera des Rückganges der Erkenntniß, und wir kommen jetzt dahin, jene uralte Weltanschauung von einer in Allem waltenden lebendigen Lichtkraft, die Niederes und Hohes, Mechanisches und Geistiges verknüpft, zu erneuern. Und da sind wichtige uralte Wahrheiten noch nachzuholen.

*) Der physikalisch wohlbewanderte, anonyme Verfasser sagt zum Schluß, daß hier noch ein erstaunliches Geheimniß walte, dessen volle Aufklärung die Entwickelung der Menschheit erst in das rechte Licht stellen würde.

Literatur und Kunst.

Thomas Carlyle.

Von Paul Meschke.

Freuen darf man sich, daß die Kenntniß Thomas Carlyle's in Deutschland immer weitere Kreise zieht. Die meisten seiner Werke liegen in guten deutschen Uebersetzungen vor, und auch für die, denen es bei der Hast unserer Zeit an Muße zu eingehendem Studium Carlyle's fehlt, ist seit Kurzem durch eine Carlyle-Auswahl gesorgt, welche systematisch geordnete Auszüge aus seinen zahlreichen Schriften enthält und die Bekanntschaft mit seiner Gedankenwelt erleichtern will. Diese Auswahl trägt den schönen Titel „Arbeiten und nicht verzweifeln". Da sie wirklich instructive Stellen bietet, kann man sie Freunden Carlyle's nur empfehlen.

Thomas Carlyle wurde am 4. Dec. 1795 zu Ecclefechan in Schottland als Kind wenig begüterter Eltern geboren. Wie so vielen Großen wurde ihm eine an Entbehrungen reiche Jugend zum harten Lehrmeister und Führer. Die Sorge des täglichen Lebens hat ihn lange Zeit hindurch nicht verlassen. Der schottische Nationalcharakter trägt das Gepräge des Ernstes. Ein ernster Geist und tiefe Auffassung spricht aus allen Worten Carlyle's zu uns. Man schickte ihn bis zum neunten Jahr auf die Dorfschule, vom neunten bis vierzehnten Jahre auf die Lateinschule zu Annan. Seine Leiden auf dieser Lateinschule kann man in dem Roman „Sartor Resartus" lesen. In diesem Buche stellt Carlyle in phantasiereicher Form seine eigene Entwickelung dar. Das Gymnasium zu Hinterschlag, wo der Knabe Diogenes Teufelsdröckh Bildung empfangen soll, ist die Schule zu Annan, Diogenes Teufelsdröckh ist Carlyle selbst. „Meine Lehrer," heißt es da, „waren schweinslederne Pedanten ... Eine Unzahl von todten Vocabeln pfropften sie uns ein und gaben sich dabei dem eitlen Wahne hin, unseren Geist damit zu bilden." So war die Natur des Knaben darauf angewiesen, sich selbst zu helfen, und er verschlang mit Eifer alle Bücher, deren er habhaft werden konnte. Carlyle ist immer Autodidact gewesen. Seine Eltern, besonders seine von ihm hochverehrte Mutter, waren strenggläubige Puritaner. Sie bestimmten den Sohn, nach Absolvirung der Lateinschule Theologie zu studiren. In Edinburg hat er auch den vorbereitenden Theil dieses Studiums, welcher nach dem Lehrplan der Zeit alte Sprachen, Mathematik und Philosophie umfaßte, vollendet. Besonders die Mathematik zog ihn an. Ihr widmete er sich mit großem Eifer. Auch hier führte er ein ärmliches Leben. Aber darüber klagt er nicht. Wieder ist es der Jammer des scholastischen Betriebes, der ihn im „Sartor Resartus" zu bitter satirischen Worten treibt. In diese Zeit fällt ein wichtiger Abschnitt in Carlyle's innerer Entwickelung, der später noch genauer in's Auge zu fassen sein wird. Als er nach Beendigung der vorbereitenden Disciplinen zum eigentlichen Studium der Theologie sich anschicken sollte, konnte er es nicht mehr mit seinen innersten Ueberzeugungen vereinbaren, dieses Ziel weiter zu verfolgen. Schwere Zweifel waren ihm gekommen. Groß wird der Schmerz seiner streng puritanisch-gläubigen Mutter gewesen sein, die immer mit ängstlicher Sorge über seine Seele gewacht hatte. Aber jetzt war Carlyle auf einem Punkte

Digitized by Google

angekommen, von dem aus er nach eigenem Gewissen seinen Weg einschlagen mußte. Da er sich eine gute mathematische Durchbildung angeeignet hatte, nahm er in Annan die Stelle eines Mathematiklehrers an. Dann ging er als Lehrer nach Kirkcaldy, wo sich sein Leben eng mit dem Irving's, des bekannten Stifters der Irvingianersecte, verknüpfte. Auch seine erste Liebe fällt in diese Zeit, die Liebe zu Margarethe Gordon, deren Bild im „Sartor Resartus" gezeichnet ist. Blumine heißt sie dort, und in der Zuneigung zu ihr fühlt Diogenes Teufelsdröckh zum ersten Male die Süße und Qual der Liebe. „Wie ein Stern unter Erdenlichtern leuchtete sie." Aber bald kam es zur Lösung, Carlyle verließ Kirkcaldy und wandte sich nach Edinburg. Von jetzt an begann er die Feder zu führen. Fortan lebte er als Schriftsteller. In Edinburg lernte er Jane Welsh kennen, die ihm zur Gefährtin des Lebens werden sollte. Aus einem schöngeistigen Verhältniß, gemeinsamer Lectüre und Gedankenaustausch erwuchs das Verständniß. Jane erkannte bald die Hoheit und das Feuer seiner Seele. Hauslehrerjahre in London folgten. Dieser Londoner Hauslehrerstellung verdankte es Carlyle, daß er Paris sehen konnte, den Ort der französischen Revolution, die er in seinem Geschichtswerke später so anschaulich und lebensvoll dargestellt hat. Bald sehnte sich seine Seele nach Einsamkeit. Er pachtete ein kleines Landgut, Hoddam Hill in Schottland, wo er unter stillen Studien lebte, während sein Bruder die Bewirthschaftung übernahm. Im Jahre 1826 schloß er seine Ehe mit Jane Welsh. Unter ihrem Einflusse begab er sich nach Edinburg, wo er Mitarbeiter der „Edinburgh Review" wurde. Noch einmal zog er sich in die Einsamkeit nach Craigenputtock, einem Pachtgute, zurück, bis er schließlich 1834 seinen dauernden Aufenthalt in London nahm. Uns Deutsche interessiren noch zwei Reisen, die er 1852 und 1858 nach Deutschland unternahm. Eine große Auszeichnung wurde ihm 1865 zu Theil: das Rectorat der Edinburger Universität, ein Ehrenamt, wurde ihm übertragen. Damals hielt er seine berühmte Rectoratsrede „Ueber die Wahl von Büchern", in der er seine Ansicht über Ziele und Mittel des Universitätsstudiums darlegt, und aus der unendliche Liebe zur studirenden Jugend spricht. Bald darauf wurde ihm seine Gattin durch den Tod entrissen. Was sie ihm gewesen ist, ersieht man am besten aus ihrer Grabschrift, die Carlyle selbst verfaßt hat. Ich entnehme ihr die folgenden Worte: „Vierzig Jahre lang war sie die treue und liebende Genossin ihres Gatten und hat ihn unermüdlich durch Wort und That gefördert, in allem Würdigen, das er jemals vollbracht oder zu vollbringen strebte." Nicht unerwähnt bleibe, daß ihm, dem Kenner deutschen Geistes und deutscher Geschichte 1874 der Orden Pour le mérite verliehen wurde. Am 5. Februar 1881 beschloß er sein arbeitsreiches Leben.

Die ersten Arbeiten Carlyle's bewegen sich ausschließlich auf literar-historischem Gebiete. Carlyle war Kenner der Weltliteratur. Besonders tiefe Anregung empfing er von Deutschland aus. Sein erster größerer Aufsatz behandelte Goethe's Faust. Daran schloß sich in den nächsten Jahren das „Leben Schiller's" und die Uebersetzung des „Wilhelm Meister". Weitere Aufsätze über Jean Paul, Goethe, Novalis, Voltaire u. A. folgten. Bereits in dieser Anfangsepoche zeigt sich die große Verehrung für Goethe, an der Carlyle sein ganzes Leben hindurch festgehalten hat. Goethe ist sein großer Führer. Ihm übersandte er auch seine Uebersetzung des „Wilhelm Meister". Die Folge war ein reger Briefwechsel zwischen Beiden. Sehnsüchtig hat Carlyle gewünscht, seinen treuen Berather Goethe von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Erst zwanzig Jahre nach Goethe's Tode konnte Carlyle zum ersten Male deutschen Boden betreten. Die Engländer haben Goethe überhaupt erst durch Carlyle kennen gelernt. Die Vorurtheile gegen Goethe'sches Heidenthum hat Carlyle mit kräftiger Hand zerstreut. Neben Goethe stand für ihn Jean Paul. Der Einfluß dieses Dichters zeigt sich am deutlichsten im „Sartor Resartus". Die eigentliche Bedeutung Carlyle's aber liegt auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung, Socialpolitik, Philosophie, im Besonderen der Geschichtsphilosophie. Da ich nur beabsichtige, die Grundprincipien von Carlyle's Weltanschauung darzulegen, so gehe ich hier nicht auf eine Besprechung seiner socialpolitischen und historischen Werke ein. Ich erwähne „Einst und Jetzt", „Die französische Revolution", „Geschichte Friedrichs des Großen" und „Briefe und Reden Oliver Cromwell's. Carlyle's Geschichtsschreibung zeigt das Gepräge plastischer Darstellung und größtmöglicher Objectivität.

Als Philosoph steht Carlyle in engem Zusammenhange mit dem deutschen philosophischen Idealismus, wie er im Anschluß an Kant besonders von J. G. Fichte ausgebildet worden ist. Gewiß hat Vieles aus der Gedankenwelt dieses älteren philosophischen Idealismus für uns nur noch historischen Werth. Es wäre ein grober Anachronismus, wenn wir über Bord werfen und unbeachtet lassen wollten, was die seit den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts in entgegengesetzter Richtung sich bewegende Entwickelung des Denkens gezeitigt hat, ein Anachronismus, welcher auch in der von Carlyle selbst ausgesprochenen Lehre von der Relativität aller Symbole seinen Gegner finden würde. Aber trotzdem ist der Rückgang auf den älteren philosophischen Idealismus berechtigt, ja gar nicht aufzuhalten, insofern als das Hegel'sche Geschichtsschema „Thesis, Antithesis, Synthesis" bei jeder geschichtlichen Entwickelung sich geltend macht. Beruht es doch auf thatsächlich vorhandenen psychologischen Gesetzmäßigkeiten. Nur darf dies Schema nicht zum alleinigen Princip geschichtlicher Entwickelung erhoben werden. Es ist bekannt, wie auf die idealistische Speculation der Kant, Fichte, Schelling, Hegel der Rückschlag in Gestalt der materialistischen Weltauffassung erfolgte und bis in weiteste Laienkreisen hinein seinen Einfluß geltend machte; zumeist wohl, weil dieser Lehre von der absoluten Realität der Körperwelt das naive, erkenntniß-theoretisch nicht geschulte Denken entgegenkommt, sodann in Folge der populären Darstellungsform, in die sich aus eben diesem Grunde die materialistische Lehre leicht gießen läßt. Inzwischen ist nun die materialistische Weltauslegung endgiltig in die Schranken einer bloß physikalischen Hypothese zurückgewiesen worden, und es hat sich die Synthese der beiden früheren Stufen zu vollziehen begonnen. Damit gewinnt natürlich auch Carlyle erneute Bedeutung. Etwas Neues bietet der Philosoph Carlyle dem Kenner der deutschen Philosophie allerdings nicht. Seine philosophie-geschichtliche Bedeutung ist vielmehr darin zu sehen, daß er die Lehre Kant's nach England verpflanzt hat. Aber da der Schwerpunkt seiner Philosophie in der Ethik liegt, und Carlyle nicht in der trockenen Sprache Kant's und Fichte's, sondern in phantasiereicher, oft poesiedurchtränkter Rede predigt, so wirkt er ganz anders als diese auf unser Gemüth ein.

Fichte hat einmal gesagt: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist." Dieses Fichte'sche Wort ist auch aus der Seele Carlyle's gesprochen. Ueberhaupt zeigt Carlyle große Verwandtschaft mit Fichte. Doch darf der Einfluß Fichte's nicht überschätzt werden, da Carlyle's Weltbild bereits abgeschlossen war, als er Fichte kennen lernte. Auch für Carlyle ist die Philosophie keine Sache, die mit dem sonstigen Leben ohne Verbindung wäre. Weltanschauung und Lebensführung sind ihm eines. Wie Fichte betont er die Ethik. Der wichtige Umschwung in seiner inneren Entwickelung, der ihn davon abhielt, weiterhin die theologische Laufbahn zu verfolgen, wurde bereits erwähnt. Der Grund dieses Umschwunges ist in seinen philosophischen und mathematischen Studien zu suchen. Man kennt aus der Geschichte der Philosophie die Bedeutung des Hobbes'schen Naturalismus und Locke'schen Empirismus für England. Zogen auch die Engländer nicht die letzten Consequenzen dieser Theorien, so dauerte es doch nicht lange, bis

Digitized by Google

man von deren Grundlagen aus in Frankreich zum Sensualismus und Materialismus fortschritt, bis man im système de la nature eine rein mechanistische Weltanschauung aufstellte. Und diese Stufe des Denkens mußte auch Carlyle durchlaufen. Ein Leben ohne Weltanschauung war ihm unmöglich. Während man sich in England damit begnügte, mit dem „gesunden Menschenverstande" die Einzeldisciplinen zu bearbeiten, verlangte Carlyle nach einer allgemeinen Synthese, nach einem archimedischen Punkte der Weltbetrachtung. In Frankreich fand er ein solches System, und seine mathematische Bildung trieb ihn in dieser Periode dazu, die mechanistische Theorie von der absoluten Nothwendigkeit anzuerkennen. Aber sein Herz blutete unter diesem Gedanken, daß er ein willenloses Rad im Getriebe der großen Weltmaschine sei. Mit der Gewißheit der Freiheit war ihm zugleich aller Sinn des Lebens vernichtet. Hätte er wenigstens Theorie und Praxis zu trennen verstanden. Hätte er wenigstens in der Philosophie die absolute Nothwendigkeit anerkennen können, ohne sich im Leben darum zu kümmern. Aber Weltanschauung und Leben waren ihm ja centaurisch verwachsen. Heißt es doch im „Sartor Resartus" von Diogenes Teufelsdröckh: „Für die Idee lebte, wirkte und focht er." Ach, und hier war eine Idee, für die er nicht zu wirken vermochte, die alle Schaffensfreudigkeit in ihm tödtete. So verbrachte er in innerem Zwiespalt lange Zeit, bis endlich sein Herz den Sieg errang, die Gewißheit der Freiheit wieder als belebende Sonne emporstieg. Trotzig stand nun sein freies Ich der mechanischen Welt gegenüber, trotzig schleuderte er der absoluten Nothwendigkeit sein „ewiges Nein" entgegen: „Was fürchtest Du denn? Kannst Du nicht leiden, was es auch immer sei, und als ein Kind der Freiheit, wenn auch ausgestoßen, Tophet selbst unter Dich treten, während es Dich verschlingt? Laß es denn kommen; ich will ihm in's Auge sehen und ihm die Stirn bieten."

In diesem Augenblick fühlte er sich wieder stark. Im eigenen Ich, in der Kraft, die sich noch im Untergange aufbäumt und besiegt über das siegende Schicksal triumphirt, hatte er den Punkt gefunden, auf dem er fußen konnte. Aber eine endgiltige Lösung des Problems war das nicht. Der Knoten war zerhauen, nicht entwirrt. Denn Welt und Ich standen sich nun wie zwei erbitterte Feinde gegenüber, wie Reiche der Finsterniß und der Helle. Die Gewißheit des Herzens verlangte nach Rechtfertigung vor dem Verstande, und vom „ewigen Nein" mußte zum „ewigen Ja" fortgeschritten werden. Auf diesem Wege wurde Kant zum Führer. Er bedeutet für Carlyle's Entwickelung dasselbe wie für die Fichte's. Wie er durch seinen transcendentalen Kriticismus — dessen Richtigkeit oder Falschheit im einzelnen ich hier dahingestellt sein lasse — Fichte vom spinozistischen Determinismus befreite, so erbrachte er auch für Carlyle den verstandesmäßigen Beweis der Freiheit und zeigte ihm zugleich den Weg zur Versöhnung von Ich und Welt. Was vermag denn der Mensch zu erkennen? Etwa mehr als diese in Zeit und Raum ihm erscheinende Welt? Sind aber Zeit und Raum nicht rein subjective Formen der menschlichen Anschauung? Wie kann der Mensch also das An-sich der Welt, das er doch gar nicht erkennt, dem Banne blind mechanischer Naturnothwendigkeit unterwerfen? So sprach Kant. So sprach Carlyle. Und weiter. Alle Erscheinung deutet hin auf etwas, das erscheint das der Erscheinung zu Grunde liegt. Wie sich im eigenen Ich der Mensch als eine freie Kraft erfaßt, so löst sich für Carlyle nun auch die Körperwelt in eine Vielheit von Kräften auf, welche räumlich angeschaut die Materie ergeben. Das An-sich der Welt ist göttliche Kraft, ist die Gottheit. Nicht als ob Carlyle Welt und Gott gleichsetzte. Vielmehr reicht die Gesammtheit der göttlichen Kräfte über die Welt hinaus. Die göttliche Kraft geht nur zum Theil in unsere Vorstellung ein. Das ist Panentheismus. Alles in Gott. Ob Carlyle die Gottheit persönlich oder unpersönlich gedacht hat, ist schwer zu entscheiden, da er oft in Bildern redet. Ich glaube die hierauf bezüglichen Stellen im Sinne der unpersönlichen Auffassung interpretiren zu müssen. Doch scheint sich in der späteren Zeit eine Hinwendung zur persönlichen Fassung, also zum Theismus vollzogen zu haben. Und nun ist auch eine Versöhnung von Welt und Ich möglich. Die Welt ist nicht mehr eine dem Ich fremd gegenüber stehende Materie, keine es bedrohende Maschine. Sie ist Kraft von unserer Kraft, Geist von unserem Geist. Damit soll die Herrschaft unabänderlicher Regeln nicht geleugnet werden. Aber wer wollte den Abgrund des Unendlichen ausmessen? Mit Vorliebe bezieht sich Carlyle immer und immer wieder auf die Worte des Erdgeistes im „Faust". „Bist du nicht, ‚der Gottheit lebendiges Kleid'? Beim Himmel, Er selber ist es also, der durch dich redet, lebt und liebt in dir, ja lebt und liebt — in mir!" Was aber ist des Menschenlebens Sinn? Wahrheit und Arbeit predigt Carlyle. Sei eingedenk deiner Göttlichkeit, fliehe Falschheit und Lüge! Jage nicht dem Glücke nach, sondern erfülle deine Pflicht, getragen von dem „hohen, feierlichen, fast schauerlichen" Bewußtsein, daß deine Arbeit eine in alle Ewigkeit hin weiter reichende Wirkung ausübt! Alle Bedeutung des Lebens liegt im Handeln für die Gemeinschaft. Es klingt beinahe wie ein Wort Fichte's wenn Carlyle sagt: „Halte es nicht für deine Aufgabe, dich kennen zu lernen. Wisse vielmehr, woran du arbeiten sollst, und arbeite daran wie ein Hercules."

Im Mittelpunkt der Geschichtsphilosophie steht bei Carlyle die Lehre vom Helden. Seine Vorträge über „Helden und Heldenverehrung" sind ja bekannt. Das Wort Held hat bei Carlyle einen außerordentlich umfassenden Sinn. Spricht doch Carlyle vom Helden als Gottheit, Propheten, Dichter, Priester, Schriftsteller und König. Was haben sie alle, soweit sie wahre Helden sind, gemeinsam? Die tiefe Aufrichtigkeit. „Der Held ist der, der in der inneren Sphäre der Dinge lebt, in dem Wahren, Göttlichen und Ewigen, das immer, den meisten ungesehen, vorhanden ist unter dem Zeitlichen, Alltäglichen." Nur der Held in diesem Sinne vermag Bleibendes zu schaffen. Denn nur er trägt der inneren Natur der Welt Rechnung. Und die Natur ist eine gerechte Richterin, welche, wenn auch langsam, sicher alles Unwahre der Vernichtung preisgiebt, Spreu von Weizen scheidet. Ueberall, wo eine große Bewegung in die Erscheinung tritt, sehen wir den Helden, der als Blitzstrahl den Brennstoff entzündet. So kommt Carlyle zur Ueberzeugung: „Die Weltgeschichte, d. h. die Geschichte dessen, was der Mensch in der Welt vollbracht hat, ist im Grunde die Geschichte der großen Männer, die in ihr gewirkt und geschafft haben." Wie alles in der Welt ein Symbol des Göttlichen ist, so ist der wahrhaft große Mensch, der Held, das höchste Symbol, in dem die Gottheit redet. Er ruft der Menschheit immer wieder das wahre Wesen der Welt, den wahren Sinn und die großen Ziele des Lebens in's Gedächtniß zurück, wenn sie auf Abwegen wandelt. Er treibt die Menschheit im Vervollkommnungproceß vorwärts. Christus, Mahomet, Dante, Shakespeare, Luther, Goethe und andere, sie alle waren solche Helden, Symbole der Gottheit. Carlyle ist Gegner der Milieutheorie. Gar oft hat die Zeit nach einem Helden geschrieen, aber er ist nicht erschienen. Nicht die Zeit, nicht die Umstände bringen ihn hervor. Aber andererseits ist der Held, wenn seine Arbeit Frucht bringen soll, von der Umgebung abhängig. Nicht um seiner selbst willen lebt ja der Held. Hört ihn sein Volk nicht, so hat er umsonst gelebt. Jeder Held ist durchdrungen vom Bewußtsein der Wahrheit, von der Göttlichkeit seiner Sache. Für sie kämpft er, von ihr sucht er zu überzeugen. Freilich offenbart sich die Ewigkeit nur im zeitlich vergänglichen Symbol. Nichts besteht auf die Dauer, ohne sich wandeln zu müssen und „kein Mensch glaubt und kann genau das glauben, was sein Großvater glaubte". Aber das Bewußtsein der Relativität, der Gedanke,

Digitized by Google

daß einst wieder ein anderer den Sieg über ihn davontragen wird, schwächt die Kraft des Helden nicht, hält ihn nicht vom Handeln ab. Jeder Held bringt die Menschheit um einen neuen Schritt vorwärts. Und so groß ist das Bewußtsein der göttlichen Sendung, daß der Held, wenn seine Stimme keinen Widerhall findet, durch jedes Mittel von der Wahrheit seiner Lehre zu überzeugen trachtet. Dankenswerth dünkt mich in dieser Hinsicht Carlyle's Rettung des Mohamed. Ein seichter theologischer Rationalismus hat sich darin gefallen, diesen Mann als einen eitlen Pseudopropheten hinzustellen. Wie, fragt Carlyle, Mohamed sollte ein Betrüger gewesen sein? Es wird Zeit, die Fabel von der Taube und ähnliches endlich als gehässige Erfindungen zurückzuweisen. Er, der zu seinen Arabern sagte: Eure Götter sind nichts als Holz; Gott allein ist, er war wahrlich ein Prophet wie je einer. Ruhmsucht hätte ihn getrieben? Aber er gab ja alles auf, was er besaß, Güter und geachtete Stellung. Er wurde ein Spott seiner Landsleute. Daß er das Schwert zog, soll das ein Gegenargument sein? Hat das Christenthum nicht auch mit dem Schwerte sich ausgebreitet? Der Held sucht zu überzeugen. Hört man ihn nicht, so greift er sogar zur Waffe. Für diese rauhen Nomaden war Mohamed der rechte Prophet. Er war nicht der größte Prophet, aber er war ein Mensch, wie ihn Zeit und Umgebung allein forderten. In dieser Rettung offenbart sich der weltweite Blick Carlyle's Aller Anstoß zu neuem Leben geht vom Helden aus. Er sucht Glauben zu erwecken, Glauben an die Göttlichkeit der Welt, und ein Leben nach dieser Gewißheit. Nicht Dogmenglauben verlangt daher Carlyle. Jede Zeit, in der ein solcher Glaube an die Göttlichkeit des All' herrscht, ist nach Carlyle fruchtbar. Die Scepsis lähmt, tödtet. Sie kann nichts schaffen. Dann wird die Welt zur Maschine. Dann schwindet auch der Glaube an große Männer, an Helden. Aber „keinen traurigeren Beweis seiner eigenen Kleinheit kann ein Mensch geben als den, an große Männer nicht zu glauben". Wenn aber sceptische Zeiten auch nichts Positives hervorbringen können, so vermögen sie doch Gutes zu wirken. Alle Symbole sind ja unvollkommen, relativ. Alle veralten. Die Scepsis zerstört unwahr gewordene Formen. Das ewige Wesen besteht. Die Scepsis ist kein Ende. Sie ist ein Anfang. Ein weltfreudiger Zug, ein fester Glaube an Vervollkommnung spricht aus Carlyles Geschichtsphilosophie.

Es ist beklagenswerth, daß einer der tiefsten deutschen Geister, Friedrich Nietzsche, sich einer gerechten Beurteilung Carlyle's verschlossen hat. Und doch berührt er sich mit Carlyle in so vielen Punkten. Man findet Nietzsche's Urtheil, in dem er Carlyle eine „beständige leidenschaftliche Unredlichkeit gegen sich" vorwirft, in der „Götzendämmerung", im zwölften Abschnitt der Streifzüge eines Unzeitgemäßen. Nietzsche war ein scharfsinniger Psycholog, welcher „Ohren noch hinter den Ohren" hatte. Hier aber hat ihn eine haarspalterische Psychologie zu einem durchaus falschen Urtheil über Carlyle geführt. Der Kenner Carlyle's lese Nietzsche's Worte und urtheile selbst, ob er ihnen beistimmen kann.

Hysterische Frauen.

Von Max Hoffmann.

Wenn man die physischen und damit zusammenhängend die psychischen Unterschiede zwischen Mann und Weib eingehend betrachtet, so muß es sonderbar erscheinen, daß es Menschen gegeben hat und noch giebt, die einer völligen Gleichstellung von Mann und Weib im gesellschaftlichen, wirthschaftlichen und politischen Leben das Wort reden. Abgesehen davon, daß das Weib schon an und für sich durch seine Constitution von einer ganzen Anzahl von Berufen, die für den Culturfortschritt der Menschheit von großer Wichtigkeit sind, ausgeschlossen ist, so stellt doch überhaupt jedes Weib so sehr die ganze irdische, ich möchte sagen thierische Abstammung des Menschen durch verschiedene seiner leiblichen Functionen vor unsere Augen, daß es begreiflich ist, wie es im höheren Fluge der Gedanken immer wieder gestört wird, ja, meist gar nicht dazu kommt. Man hat sich wohl bemüht, jene niedrigen Aufgaben des Weibes, z. B. das Säugen des Kindes, als etwas Heiliges hinzustellen — die ganze Malerei des Mittelalters dreht sich eigentlich um diese Sache — und für die Angelegenheit der Fortpflanzung der Menschheit ist ja auch eine solche Höflichkeitsphrase gewiß ganz gut; in Wahrheit aber haben wir gerade in diesem Vorgang eine Kluft zwischen Mann und Weib, die unüberbrückbar ist. Wozu noch Andere kommen, die ich nicht erst zu erwähnen brauche. Daß das Weib trotzdem seit Jahrtausenden in jeder Weise verherrlicht und als Idealgestalt hingestellt wird — allerdings in der modernen Zeit viel mehr als früher —, beweist eben den weit größeren Idealismus des Mannes, der das Wesen, das er liebt, wie eine Gottheit verehrt und bis zu den Sternen erheben möchte, was sich das Weib mit lächelnder Genugthuung als selbstverständlich gefallen läßt. So entstand die Verhimmelung der Frau von der Zeit der Troubadours an bis zu der philiströsen Verliebtheit der jüngsten lustigen Ehemänner, und die bekannteste Ueberschwänglichkeit leistete sich wohl Schiller mit seinen viel deklamirten Versen auf die Frauen, wie überhaupt die Männer der ganzen classischen und romantischen Literaturepoche in übertriebener Weise den Weibern zu Füßen lagen. Man kann geradezu sagen, daß der Ruhm der großen und kleinen Helden der sogenannten zweiten Blütheperiode unserer Literatur durch die Frauen gemacht ist. Beim Durchlesen der Biographien von Goethe und Schiller bis zu den kleinsten Romantikern kann man immer auf einen Mann mindestens ein halbes Dutzend Frauen zählen, die irgend eine, wenn auch für den Betreffenden oft nicht sehr vortheilhafte Rolle spielen.

Es wäre das nun noch nicht so schlimm, wenn nicht das Weib, sobald ihm die Gelegenheit gegeben wird, auf irgend einem Gebiet hervorzutreten und einen Einfluß auszuüben, von jener Nervosität ergriffen würde, die so recht das Merkmal der Weltdame ist, von der Hysterie. Gewiß, es hat auch unter den hochbegabten Männern nervöse Naturen gegeben und giebt es noch; aber der eigentliche Kern dieser Männer wird nicht davon berührt, und sie wurzeln fest in dem harten Boden ihrer Persönlichkeit, während das Weib, sobald ihm die Möglichkeit gegeben ist, Etwas zu bedeuten, wie ein Irrwisch hin- und herfährt. Charakterlosigkeit ist so recht das Kennzeichen der hysterischen Dame. Man hat wohl das Weib als Sclavin hingestellt und gesagt, wir kennen sein wahres Wesen nicht, weil es ja seit Jahrtausenden in einem Abhängigkeitsgefühl gehalten worden ist. Das Sprunghafte, Unberechenbare in den weiblichen Gedanken und Handlungen hat zu der Ansicht geführt, im Weibe etwas Räthselhaftes zu bewundern, und Heine singt sogar davon, daß der Gedanke von der Sphinx im Wesen jedes Weibes liege. Nun treten aber gerade schlechte Eigenschaften des Weibes bei einer ganzen Reihe von Frauen am stärksten hervor, die vermöge ihres Ranges und ihrer Mittel in völliger Unabhängigkeit leben konnten. Alle diese Frauen — ich erwähne aus der Unzahl nur Elisabeth von England, Christine von Schweden und Katharina von Rußland — hatten im Grunde ihres Herzens nur den einen Wunsch, sich gemäß ihrem Temperament auszuleben. Es waren in jeder Hinsicht exaltirte, durchaus excentrische Personen, ohne wahre Empfindung, kurz, hysterische Egoistinnen. Sie waren stets bereit, ihren Mann, ihre Verwandten, ihren Geliebten dem eigenen augenblicklichen Interesse zu opfern, ohne Rücksicht auf etwas Anderes als

Digitized by Google

ihre niedrige Genußsucht. Man hat das jüngste betrübende Ereigniß in einer Königsfamilie als die That einer starken weiblichen Persönlichkeit hinzustellen versucht. Schön — wenn die betreffende Dame gesagt hätte, ich entsage gern allem Tand und Flitter, ich will ein tüchtiges, thätiges bürgerliches Dasein beginnen und keine Drohne, sondern ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein, dann hätte man sich's gefallen lassen können; aber nur deßhalb dieser Schritt, um ungehindert die Umarmungen eines glattwangigen Jünglings genießen zu können?! Und ihre Bijouterien und Spitzen läßt sie sich schleunigst nachschicken! Ist das starke Persönlichkeit, freie Individualität?

Die krankhaften Eigenschaften der hysterischen Frau treten oft ganz plötzlich zu Tage und werden längere Zeit mit Geschick verborgen gehalten. Denn die Verstellungskunst liegt ja sehr in der natürlichen Veranlagung des weiblichen Geschlechts, und nicht umsonst sind unsere hellsten Bühnensterne augenblicklich Frauen. Die dem Manne innewohnende Kraft und von ihm im öffentlichen und privaten Leben geforderte Offenheit ersetzt die Frau in ihrem Wirkungskreise durch List und Schlauheit. Es kommt ihr deßhalb nicht so sehr auf die Wahrheit an, und sie ist unerschöpflich im Erfinden von Nothlügen. Ihre verschiedenen Aussagen flattern wie Spreu im Winde aus einander, und wenn sie heute Jemandem aus persönlicher Neigung ein Geschenk macht, so sagt sie nach einiger Zeit, wenn ihr stets vorhandenes Mißtrauen erwacht ist, sie hätte es dem Betreffenden nur zu einem bestimmten Zwecke zur Verfügung gestellt, oder fordert es gar zurück. Alles sucht sie zu ihrem persönlichen Vortheil zu wenden, ohne Rücksichtnahme auf die Rechte Anderer; sie fühlt sich durch festen Widerspruch verletzt und zurückgesetzt und ist leicht empfindlich gereizt, ohne für irgend welche Logik empfänglich zu sein. Mit dieser Ichsucht hängt eng eine gewisse Gefallsucht zusammen, aus der sich die Titelsucht der meisten Frauen erklärt. Auch Frau Giron wird sich immer als Prinzessin fühlen, und Gräfin Lonyay muß selbst von ihrem Gatten mit Hoheit angeredet werden. Ein gewisses, wenn auch grobsinnliches ästhetisches Gefühl steht hiermit in Verbindung. Verschiedentlich ist mir von hysterischen Frauen versichert worden, daß sie lieber von einem „feinen" Manne einen Backenstreich hinnehmen würden, als daß sie einem „gewöhnlichen" Arbeiter die Hand zum Gruße reichten. Dahin gehört auch die Putz- und Vergnügungssucht. Concerte, Theater, Bälle, Badeörter zu besuchen, Reisen zu machen, fortwährend etwas Neues zu sehen, davon träumt die Hysterische beständig, ohne daran zu denken, daß Welt und Leben nicht bloß als ein Genußmittel betrachtet werden dürfen, sondern daß es auch ernste Pflichten giebt, denen sich Niemand ungestraft entziehen sollte, und die nachhaltigere Befriedigung hinterlassen als jene schillernden Seifenblasen.

Bei dieser eigentlich durchaus criminellen Veranlagung der weit verbreiteten hysterischen Species des generis feminini möchte es verwunderlich erscheinen, daß von weiblicher Seite ein geringeres Contingent für das Strafrecht gestellt wird als von männlicher. Ein Lobredner des Weibes möchte daraus vielleicht auf dessen edlere Veranlagung schließen. Verschiedene Momente erklären aber leicht diese nur dem oberflächlichen Blick auffallende Erscheinung. Die hauptsächlichste Veranlassung zum Verbrechen und zur Vagabondage ist der Mangel einer ausreichenden Existenz. Ein Millionär braucht nirgends einzubrechen und hat keine Veranlassung, Jemanden auf der Straße anzufallen und zu berauben, der gut Situirte wird kein Landstreicher. Das Weib aber hat es in vielen Fällen verstanden, als Frau, Schwester oder sonstige Angehörige die Fürsorge für seine wirthschaftliche Existenz auf die Schulter eines Mannes zu wälzen. Es sucht sich in erster Linie ein sorgenfreies Leben zu sichern, um dann seinen Launen freien Lauf zu lassen. So bewegt es sich in ruhigen Kreisen und wird vor Leidenschafts- und Verzweiflungsverbrechen und vor Landstreicherei (als Tippelschickse) bewahrt. Und wenn bei dem hysterischen Weibe alle Stränge reißen, so bleibt ihm zuletzt noch die Prostitution als müheloser, staatlich concessionirter und privilegirter Erwerb. Und damit wären wir bei dem Punkte angelangt, aus dem sich alle Fehler des hysterischen Weibes ergeben und der schon in dem Worte Hysterie liegt.

Thatsache ist, daß die hysterische, exaltirte und excentrische Frau in den sogenannten besseren und besten Kreisen der Gesellschaft sehr verbreitet ist und einen Einfluß ausübt, der besonders auf Kunst und Literatur verderblich wirkt. Man denke an Ibsen, der diese Art Frauen als starke Naturen, die Männer aber als Waschlappen hinstellt und dadurch zum großen Theil seinen Erfolg gehabt hat! Durch den Cultus, der mit den Hysterischen getrieben wird, wird ihr Auftreten beständig gestärkt. Man sollte lieber den guten Hausfrauen, den stillen, sanften und gemüthvollen weiblichen Naturen mehr Beachtung widmen und Verehrung entgegen bringen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Siegerin.

Von Maria Schade.

Auf den Dächern der Häuser liegt Schnee. Dicht und weißgrau umhüllt er sie, so daß ihre Umrisse gegen den Himmel undeutlich werden. Dieser Himmel hat dieselbe weißgraue Farbe. Tief hängt er herab, schwer von den Schneemassen, die nur darauf zu warten scheinen, sich herniederzulassen, um die verhüllte Erde noch mehr zu verhüllen. Die Beleuchtung matt, unsicher. Die Ferne verschwimmt wie in Nebel. Man weiß nicht recht wo die weißgrauen Dächer aufhören und der weißgraue Himmel anfängt. Ein paar Krähen flattern durch die erstarrte Luft. Ihr Flügelschlag ist Angst.

Sie sitzt am Fenster: der ermattete Körper zurückgesunken in das Polster des Lehnstuhls, die müden Hände im Schooße gefalten. Ihr Gesicht ist bleich. Es hat die weißgraue Farbe des Alters. Ebenso das Haar, das in tiefem Scheitel auf die Stirne fällt. Bei der unsicheren Beleuchtung verschwimmen ihre Züge. Man weiß nicht recht, wo das weißgraue Haar aufhört und das weißgraue Gesicht anfängt.

Sie blickt hinaus. Die Augen, die das tiefe und doch so leuchtende Blau ihrer Jugend behalten haben, sind müde dieser weißgrauen Welt, in der man nicht recht weiß, wo das Leid aufhört und das Glück anfängt.

Sie durchdenkt ihr Leben. Grau steigt es vor ihr auf: — ein Alltagsleben. Sie sucht. Ein Augenblick genossenen Glückes ist es, nach dem sie schmachtet wie die erstarrte Erde nach dem erweckenden Sonnenstrahl. Aber was ihre frierende Seele erwärmen könnte, das müßte ein echtes, ein wahres Glück sein, nicht eine jener Scheinfreuden, die nur aufflackern, um zu verlöschen. Wie sollte ihr Leben, das nach all den kühnen heißen Jugendträumen so still, so einförmig geworden war, ein solches Glück aufzuweisen haben? —

Sie lächelt: das Lächeln eines Menschen, der die Antwort zu kennen glaubt, bevor er noch die Frage gethan. Ermüdet schließt sie die Augen . . . . . .

. . . . . .

Die weißgrauen Wolken theilen sich, als ob eine unsichtbare Hand sie auseinanderschiebe. Blau schimmert der Himmel vor. Die Sonne lacht hernieder. Ihr Lachen ist Sieg. Das weiße Gewand, das die Erde umhüllt hat wie das Sterbekleid die Todte, verschwindet. Der kalte eisige Schmuck der Bäume gleitet herab. Warm, üppig quillt es aus den Aesten, die sich emporrecken wie der Erwachende nach langem Schlaf. Die Wiesen schimmern grün, als wäre flüssiger Smaragd über sie gegossen. Unzählige Blumen heben die leuchtenden Häupter wie wachsende Sterne. Der morsche Wiesenzaun, der unter der Bürde, die der Winter auf seine Schultern gehäuft, hatte sterbend zur Erde sinken wollen, steht wieder aufgerichtet da, jung geworden durch die lebenweckende Berührung der frischen Heckenrose, die wieder zu ihm gekommen ist, sein Alter zu stützen und zu versüßen. Die Dächer der Häuser sind nicht mehr weißgrau und verschwommen. Scharf zeichnen sich ihre Umrisse an dem wolkenlosen Himmel ab. Die rothen Ziegeln glänzen. Alles glänzt, Alles lebt. Aber kein geräuschvolles prunkendes Leben nach außen. Kein lockender Vogelruf, der in diesem andächtigen Frieden einen Wunsch, eine Sehnsucht wecken könnte. Kein vorlautes Summen einer emsigen

Digitized by Google

Biene, das als Zeichen eines Schaffens für sich selbst, die gemeinsame Harmonie stören müßte. Ein stilles innerliches Entfalten in jedem Halm, jedem Blatt. Ein Blühen, gleichviel ob gesehen oder nicht: ein Blühen, um zu blühen.

Da — — ein Schritt, leicht — leise. Aber doch ein Ton in dieser großen Stille.

Ein junges Mädchen kommt daher, den langen Reisemantel weit geöffnet. Das blonde Haar fällt in tiefem Scheitel auf die weiße Stirn. Die Stirn gesenkt. An den langen Wimpern hängt eine Thräne. Aber das Gesicht nicht entstellt durch Schmerz. Stiller Friede verklärt es.

Jetzt bleibt sie stehen. Sie hebt das Haupt. Mit der Hand beschattet sie das tiefe und doch so leuchtende Blau ihrer Augen. Die Thräne macht für einen Moment ihren Blick unsicher . . .

Aber jetzt . . . jetzt sieht sie das Haus dort . . .

Die Thräne ist herabgeglitten. Keine Spur mehr, daß sie gewesen.

Das rothe Ziegeldach leuchtet wie ein Freudenfeuer. Es ist, als strecke es sich ihr entgegen.

„Ich komme . . .“ flüstert sie. „Gleich bin ich wieder bei Dir . . .“

Rascher schreitet sie vorwärts.

Die Blumen neigen sich vor ihr. —

Das Haus, das ihr dort entgegenleuchtet, ist das Haus ihres Oheims, das sich der früh Verwaisten liebevoll aufgethan hatte, um ihr eine neue Heimath zu werden. Und das war es ihr auch geworden Die Einsame hatte ihre Einsamkeit nicht mehr gefühlt, die Arme nicht mehr ihre Armuth. Alles, was der Oheim besaß, besaß auch sie. Vater und Mutter war er ihr geworden, Bruder und Schwester zu gleicher Zeit, dieser gütige Mann, der so ernst blieb im Scherzen und so heiter im Schmerz. Er sah sie heranwachsen und sich entfalten wie die Blumen in seinem Garten und die Pflanzen auf seinen Feldern, und ein Wunsch, ihr mehr noch zu sein wie bisher, wurde in ihm wach. Aber diesen Wunsch drängte er zurück, wenn er im Spiegel sein kahles Haupt sah und den weißen Bart. Nur glücklich wollte er sie wissen: das war es, was seine große Liebe verlangte.

Und auch sie hatte sich ein Glück geträumt, das aber jenseits der friedlichen Felder ihres väterlichen Freundes lag und weit von der Ruhe des Hauses mit dem rothen Ziegeldache. Sehnsüchtig breitete sie ihre Arme nach dem Leben aus Sie fühlte, daß sie schön war. Und dieses Gefühl gab ihr die Kraft, zu wünschen. Sie wollte sich glühend bewundert sehen, glänzend umworben. Das einzige Erbtheil von ihrer verstorbenen Mutter war eine schöne Stimme. An die Stimme knüpfte sie kühne Träume. Diese konnten dem Oheim nicht lange unentdeckt bleiben. Zuerst lächelte er — gütig und weise. Dann erschrak er vor der unerwarteten Kraft, die in den sehnsüchtigen Wünschen lag. Und schließlich gab er nach, weil er das geliebte Kind nicht unglücklich machen wollte. Von diesem Augenblicke an sah sie sich nur noch im Lichterglanz der Bühne, umbraust vom Sturme des Beifalls, zu ihren Füßen Blumen, um ihre Schläfen Lorbeeren. Und während sie sich ganz diesen Träumen hingab, hatte sie keinen Blick für den Freund neben sich, dessen hohe Gestalt sich immer mehr neigte, der bleicher und bleicher wurde, und dem die Hand zitterte, wenn er sie in die ihre legte.

Als sie aus seinem Hause schied, war sie ausgerüstet wie eine Prinzessin. Bis zuletzt hatte ihr der Wohlthäter wohlgethan — wenn auch mit blutendem Herzen. Der Gedanke, daß sie nun bald in der großen Stadt sein werde, in der das Leben wogte, und wo sie für ihre glänzende Laufbahn ausgebildet werden sollte, ließ kein schmerzliches Gefühl der Trennung in ihr aufkommen. So schritt sie denn sorglos dahin, unbekümmert um den Zurückbleibenden, der sie nicht begleitet hatte, weil er vorgab, daß die alte Wunde, die ihm eine französische Kugel gerissen, wieder schmerze.

Auf dem Bahnhofe konnte sie das Einlaufen des Zuges kaum erwarten. Der langjährige Diener des Hauses, der das Reisegepäck trug, stand hinter ihr.

Plötzlich hörte sie ihn leise schluchzen. Erstaunt wandte sie sich um.

„Es ist nur unseres armen Herrn wegen,“ sagte der Alte wie entschuldigend. „Ich mag gar nicht mehr daran denken. Die ganze Nacht hat er geweint. Durch die Thür hab' ich's durchgehört. Aber um die alte Kriegswunde war's nicht. Ein Herr wie der unserige weint nicht, wenn's ihm ein Bißchen am Fuße weh thut. Wo ich ihn die vielen Jahre kenne . . .“

Sie hörte nicht weiter. Gleich einem Schleier sank es ihr von den Augen.

Wie hatte sie nur so lange blind sein können!

Der Zug raste heran. Die Maschine fauchte. Der Dampf zischte. Die Räder knatterten.

Aber auch dieses Getöse, das jedes andere Geräusch verschlang, hörte sie nicht. An ihr Ohr drang nur das leise schmerzliche Weinen, das der alte Diener in der Stille der Nacht erlauscht hatte.

Die Wagenthüren wurden aufgerissen. Die Leute stiegen ein . . .

Sie sah es nicht. Vor ihrem Auge schwebte nur das Bild eines würdigen Antlitzes, über dessen bleiche Wangen die Thränen liefen: Thränen eines ernsten Mannes, eine Seltenheit, und darum kostbar.

Die Fahrkarte, die ihre Finger sorgsam, fast schüchtern umklammert hielten, als wäre es die Wunderblume, die ihr einen geheimen ersehnten Schatz öffnen sollte, zerriß sie. Die Fetzen warf sie auf den Bahndamm, damit das schwarze Ungeheuer sie zermalmen sollte, wenn es dahinstürmte nach der Welt . . .

Dann wandte sie sich um.

„Klaus!“ sagte sie nur. „Wir gehen nach Hause . . .“

So war sie denn dahingegangen mitten durch die blühende Natur, deren Blühen sie nicht sah, weil ihr Herz bebte, ihre Seele zitterte. Den langen Reisemantel hatte sie weit geöffnet, damit sie schneller ausschreiten könne.

Dort . . . Das Haus . . .

Da war es, daß sie stehen geblieben.

Ob er wieder weinte?

Ihr bangte vor diesen Thränen, die einer Undankbaren galten, einer Selbstsüchtigen, die ihre Reize und Gaben hinaustragen wollte in die Welt, Allen zur Schau, sie nur entziehend dem, der ein Recht auf sie besaß, weil sie sich unter seiner weisen und gütigen Hand entfaltet hatten.

Ob er wieder weinte?

Fortküssen wollte sie ihm die Thränen. Das gute treue Gesicht in ihre Hände nehmen, und es liebkosen — ganz sanft, wie er es so gern mochte.

Und wenn die Thränen noch immer nicht versiegten? — Jetzt waren es wohl Freudenthränen.

Dann wollte sie leise an das Klavier treten und seine Lieblingslieder singen. Aber zuvor würde sie das Fenster öffnen, damit es auch sein Garten höre, die grünen Felder und drüben der stille Wald — sein Wald. So würde sie von seinem Alter die Sorgen scheuchen, wie er die Sorgen genommen hatte von ihrer Jugend.

Und wenn sie jetzt eintrat . . .? Was er wohl sagen würde?

Nichts. Denn das Glück ist stumm.

Und da war es, daß sie flüsterte: „Ich komme . . . Gleich bin ich wieder bei Dir . . .“

Und rascher schritt sie vorwärts.

Die Blumen neigten sich vor . . . . . .

. . . . . .

„der Siegerin“.

Die Greisin schlägt die Augen auf wie erwacht durch dieses Wort, das ihre Lippen unwillkürlich geflüstert, als sie sich selbst so fest, so sicher dahinschreiten sah.

Da — — Wieder die weißgrauen Dächer. — Der weißgraue Himmel. — Die ängstlich flatternden Krähen.

„Eine Siegerin . . .“

Sie wiederholt es zuerst ganz leise, als scheue sie sich, dieses Wort auszusprechen, dann laut.

„Das — — das sollte also sie gewesen sein? — Und gerade in dem Augenblick, als sie der sicheren Siegeslaufbahn, die zum Betreten vor ihr lag, auf immer den Rücken gewendet?

„Eine Siegerin, auf der Stirn den Frieden . . .“

So sollte sie ausgesehen haben, nachdem sie eben jenen harten Entschluß gefaßt, der sie aus einer glänzenden Zukunft zurückgeschleudert in das graue Alltagsleben?

Wie oft hatte sie nicht an diesen Gang gedacht, der sie von ihrem erträumten Glücke geschieden, denn von einem erträumten Glücke trennt man sich schwerer als von einem wirklichen! Und es waren Stunden gekommen, in denen sie ermüdet in der Pflege des alten Freundes, dessen Lebensabend sie als treue Gattin gestützt und verjüßt, und müde der Einsamkeit, die sie mit ihm theilte, wieder die alte Sehnsucht empfunden nach Glanz, nach Leben. Stunden, düstere, schwere, in denen sie sogar jenen Gang zurück vom Bahnhofe — verwünscht hatte.

Und jetzt, als sie die Frage nach einem Glück ihres Lebens gethan, nach einem echten, wahren Glück, da zeigte sich ihr jener Augenblick, den sie als Zertrümmerer ihres Glückes angesehen? — Und in jenem Bilde hatte sie sich selbst kaum wiedererkannt!

Seltsam!

Also das sollte das Glück sein, das die Macht hatte, ihre frierende Seele zu erwärmen wie der Sonnenstrahl die erstarrte Erde?

Plötzlich rieselte es durch ihren Körper: warm, wohlig, als wäre das alte stockende Blut wieder jung geworden. Ihr Herz klopft. Aber nicht unsicher wie der zitternde Finger eines Greises; kraftvoll, gleichmäßig sind seine Schläge. Sie möchte aufjubeln, denn sie hat vergessen, daß ihre Stimme schon lange das Jubeln verlernt. Sie möchte aufspringen, denn sie denkt nicht daran, daß ihre Füße sie nicht mehr tragen können.

Daß sie dieses echte, dieses wahre Glück nicht gleich in jenem Augenblicke gefühlt hatte! — Daß sie nicht einmal gewußt, daß das für sie das Glück war!

Noch immer schaut sie hinaus zum Fenster. Aber ihr Blick ist ein anderer geworden, denn jetzt sieht sie, wo die weißgrauen Dächer aufhören und der weißgraue Himmel anfängt. Und mehr noch: sie sieht, wo im Leben, das nicht mehr nebelhaft und weißgrau vor ihr liegt, das Leid aufhört und das Glück anfängt.

Ihre Augen werden immer tiefer.

Sie fühlt, daß das wirklich Große, das wirklich Hohe ja nie von uns richtig gesehen wird, wenn es in unserer Nähe ist, wie man erhabene Gegenstände nicht ausnehmen kann, wenn man ihnen zu nahe steht.

Sie flüstert:

Digitized by Google

„Muß man denn dazu erst fernsichtig, also alt werden?“
Und daß sie das Glück nicht gleich empfunden hatte!
Ihr Herz klopft.
Sie lauscht. Es ist, als lausche sie auf diese Schläge wie auf eine Stimme.
Dann neigt sie langsam das Haupt. Und wieder flüstert sie:
„So ist es. — Das echte, das wahre Glück fühlt man überhaupt nicht gleich. Es besteht ja nicht darin, daß wir uns glücklich fühlen, sondern daß sich durch uns Andere glücklich fühlen.“
Ihr Flüstern erlischt, denn das Glück ist stumm.
Und lautlos fühlt sie die segenbringende Nähe dieses Glückes, das schon immer neben ihr dahingegangen war, und doch nicht von ihr gesehen gleich einem stillen Freunde, der uns vor Gefahren und Enttäuschungen behütet, und dessen Wesen wir nicht erkannt, weil er nicht uns und unseren thörichten Wünschen geschmeichelt.
Sie lächelt: das verklärte Lächeln eines Menschen, der die Antwort versteht, die er auf seine letzte Frage erhalten.

Aus der Hauptstadt.

Socialdemokratische Freiheit.

Ein neu Gesetz ist, wie Ihr wißt,
Jüngst vom Parteivorstand erschienen:
Es darf Genosse Journalist
Nur solchen Bürgerblättern dienen,
Bei denen, ohne Deutelei,
Es sicher ist und zuverlässig,
Daß gegen die Gesammtpartei
Nicht hämisch sie und nicht gehässig.

Der löbliche Parteivorstand,
Der allem Halben sonst so gram ist,
In dem, was er zu Recht erkannt,
Noch viel zu zahm und lendenlahm ist.
Und darum hier verkündet sei
Für die Genossen Versikexe
Und jedes Mitglied der Partei
Die einzig richt'ge aller Lexe.

Der Journalist, er schreib' jetzund
Nur für Genossenblätter ständig,
Doch Du, Genosse, von dem Schund
Der anderen Autoren trenn' Dich!
Man führ' Theaterstücke auf,
Hör' Lieder, poesieumflossen,
Nehm' Belletristik nur in Kauf,
Die angefertigt von Genossen.

Es folge auch der Aerztestand,
Die Hebeamme, Bebel's Leitung,
Und roth sei auch der Fabrikant,
Von welchem das Papier der Zeitung.
Auch achte peinlich man hierbei,
Daß das Papier für alle Glossen
Und die Journale der Partei
Entstamm' den Lumpen von Genossen.

Julius Knopf.

Dramatische Aufführungen.

Auf Storhove. Schauspiel in drei Acten von Björnstjerne Björnson (Deutsches Theater). — Pelleas und Melisande. Von Maurice Maeterlinck (Neues Theater). — Die Schloßherrin. Lustspiel in drei Acten von Alfred Capus (Königl. Schauspielhaus).

Einen großen Erfolg, welcher der Theater-Kriegsgeschichte dieser Saison noch einen anderen Ausgang geben könnte, erhofft sich kaum noch wer, aber die Premièrenspielerei wird trotzdem fröhlich fortgesetzt. Brahm hat Björnson's von vornherein unrettbar verlorenes Drama „Auf Storhove“ den Händen Lindau's entreißen zu müssen geglaubt und damit dem Director von Alt-Heidelberg einen gar nicht mit Geld zu bezahlenden Liebesdienst erwiesen. Im Neuen Theater müht sich Reinhardt ehrlich ab, Unerhörtes zu bieten und die Männer des alten Schlendrians zu beschämen. Nur schade, daß er die Collegen doch nur halb zu Tode ärgert, so lange er ihnen das Publicum nicht fortfischt. Maeterlinck's „Pelleas und Melisande“ werden ihm bei diesem Fischzug leider wenig behülflich sein. Im Königlichen Schauspielhause hat man's in der Noth einmal mit den verteufelten Franzosen versucht. Indessen ist Capus' „Schloßherrin“ das allzu salopp gearbeitete Stück eines Erfolgverwöhnten, der sich die Sache thunlichst leicht macht und den Sieg dadurch an seine Fahnen zu fesseln sucht, daß er ausschließlich für das Pariser Publicum, für seine Launen und Theaterbedürfnisse schreibt. Aber man sage, was man wolle: Berlin ist nicht Paris, und der Geschmack an der Spree steht mindestens augenblicklich noch nicht auf das spaßig Rührselige. Auch die „Schloßherrin“ fiel deshalb sänftiglich ab.

Von Björnson's letzter Gabe, einer Umschreibung seines Laboremus, werden just die Freunde des Norwegers so wenig wie möglich sagen wollen. Eine Dame Maria verursacht aus perverser Lust am Bösen und aus schmählicher Schadenfreude lauter Unheil auf dem stillen Gutshofe, wo die Sippe der Ura's gemeinsam haust. Sie steckt ein Bureau in Brand, weil sie weiß, daß gewisse werthvolle Papiere nicht versichert sind. Vorher schneidet sie die Feuerlöschrohre entzwei. Daneben verräth sie schnöder Weise der Konkurrenz wichtige Geschäftsgeheimnisse, sucht den jüngeren Bruder ihres Gatten zu verführen und eine Kainsthat heraufzubeschwören. Weßhalb sie all' diesen Unfug verübt, wie ihre Entwickelung war und ihr schlimmes Wesen sich erklärt, das verschweigt uns Björnson. Nur die bösen Früchte läßt er uns sehen. Ein bißchen viel Obst auf einmal. Die Häufung von Schändlichkeiten ermüdet, und Maria's Max und Moritz-Streiche würden den Hörer zur Raserei bringen, wenn sie nicht theilweis unfreiwilliger Busch wären. Maria wird dann im dritten Acte durch den weisen Dr. Kann entlarvt. Jeder herbeigerufene Criminalpolizist hätt's schon im zweiten Acte gethan. Der ihr zudictirten Strafe des Selbstmordes unterzieht sich die Dame selbstverständlich nicht. Dafür wird sie zur Lydia des Laboremus-Dramas, die ihre leibhaftige Tante ist, nach Paris gehen. Björnson hat sich diesmal bös verhauen und ein bedauerliches Nachlassen seiner schöpferischen Kraft gezeigt. Er entwickelt sich beängstigend rasch zum Nichts-als-Moralprediger und merkt dabei gar nicht, daß der Redner den Gestalter zum Hause hinauswirft.

Maeterlinck's „Pelleas und Melisande“ ist, auch in diesen Blättern, so oft besprochen worden, daß ein näheres Eingehen auf das märchensonderbare Gedicht erübrigt. Leute mit feinem Sinne fesselt die Stimmungschönheit dieser zarten und tiefen Scenen mit nicht alltäglicher Macht; unser Theaterpublicum, das für solche Gaben noch lange nicht reif ist, kommt in kein Verhältniß zu den seltsamen Menschen und Begebnissen. Es langweilt sich ästhetisch. Saurer Mops nennt man das beim Kommiß. Reinhardt hat, dies sei dankbar anerkannt, das Aeußerste gethan, um die Wirkung der Scenenfolge zu erhöhen. Was er und Corinth an köstlichen Bühnenbildern dem Auge geboten haben, sucht seinesgleichen und löst zuweilen just da tiefe Eindrücke aus, wo des Dichters Kunst nur von ferne und leis zu uns spricht. Daneben stand die schauspielerische Kunst an diesem Abend auf einsamer Höhe. Von Rechtswegen müßte Berlin, nur um dieser Leistungen und dieses Inscenirungsgenies willen, dem Maeterlinck'schen Drama dreihundert Wiederholungen bereiten. Wie ich es aber zu kennen glaube, wird es kaum dafür zu haben sein.

In Capus' „Schloßherrin“ fällt die Gestalt des zermorschten Pariser Lebemannes auf, der gesunden Menschen keine große Daseinsfreude gönnt, weil er sich selber keine mehr erwartet; der cynische Verneiner und kalte Teufel. Diese Figur ist gut gesehen und interessant. Daß sie sich zum Schlusse durch eine langathmige Tugendrede eines ziemlich gleichgiltigen Gentlemans umkrempeln läßt, erinnert an die gute Marlitt, und marlittisch wie der Tugendredner muthet auch die Schloßherrin an, die den blasirten Ekel von Ehegatten gegen den liebenswürdigen Moralhelden umtauschen möchte. Capus' Dialogwitz giebt sich diesmal gar bescheiden. Vielleicht ist indeß sein Uebersetzer Herr, Theodor Wolff, der rasch Alternde, daran schuld.

Eine neue „Volksoper“

ward soeben zu München der europäischen Menschheit geboren und feierlichst allda aus der Taufe gehoben. „Der Dusle und das Babeli“ lauten die Namen des anscheinend recht lebenskräftigen Zwillingspaares, Karl von Kaskel heißt ihr glückseliger Vater, W. Schriefer die strahlende Frau Mama und die nicht wenig stolze „Wehmutter“: A. M. Kolloden, während als bewährte Amme die Verlagsfirma Schott in Mainz berufen wurde. Taufzeuge und Ehrenpathe war der Intendant der Königl. Hofbühne, Ernst von Possart; als amtirender Geistlicher fungirte bei dem würdigen Acte Hofcapellmeister Fischer mit Herrn Regisseur Müller als Meßner, benebst zahlreicher, männlicher wie weiblicher Assistenz vom „großen Dienst“. Und die hochansehnliche Taufschmaus-Gesellschaft bildete in bester Toilette ein dicht gefülltes Haus von blasirten Premièren-Habitues und wirklichen Kunstfreunden, die beim Verlassen des Schauplatzes — die professionellen „Nörgler“ natürlich abgerechnet — übereinstimmend der Meinung waren: das Fest sei doch

Digitized by Google

recht hübsch gewesen — die sanften, holden Kleinen hatten auch gar nicht einmal unartig dazwischen geschrieen! Schon frühere Taufefeiern desselben Hauses waren höchst angenehm und erfreulich verlaufen. Was Wunder also, wenn sich auch zu diesem solennen Familienfeste die zahlreich Eingeladenen „mit Vergnügen" herbei gefunden hatten und in dem weitschichtig bequemen Empfangssaale bei festlich erleuchteten Räumen sich ordentlich drängten. Zwar hörte man anläßlich der obligat dazu gespendeten Musikbeiträge in den Wandelgängen hier und da das fatale Wort „Dilettantismus" einander zuraunen. Indessen, bei uns zu Lande pflegt man ohne Weiteres geringschätzig schon Dilettant zu sagen, wenn man zufällig gerade weiß, daß der Betreffende es „nicht nöthig hätte". Gewiß, Herr von Kaskel hat es in diesem Sinne ja wohl auch nicht eben nöthig — immerhin wäre es ein verhängnißvoller Irrthum anzunehmen, daß er deßwegen allein schon durchaus ein Dilettant in musicis sein müsse: denn dazu schreibt er selbst doch einen viel zu guten, technisch gewandten und auch vielfach recht wirksamen Tonsatz, in welchem höchstens die hin und wieder etwas „mittenmang" angebrachten Quartsext-Accorde (für gewöhnlich allerdings ein ziemlich untrügliches Anzeichen harmonistischer Unselbstständigkeit) einiges Bedenken erwecken könnten. Andererseits haben wir nun schon den nachgeahmten Wagner, den halb unverstandenen, den mißverstandenen und den übertriebenen Wagner gehabt, und wissen es Alle nachgerade: es kommt ja doch wieder so ganz anders, als wir und die ganze Welt mit uns es immer erwarten! Warum also sollen wir immer wieder und immer noch mit diesem Wagner allein gefüttert werden und soll nicht auch einmal eine harmlose Volksoper im guten, alten lyrischen Sinne ihren Weg machen? Das also kann es allein nicht wohl sein, was zuletzt doch noch einen leisen Schatten auf die strahlende Versammlung werfen, dem fröhlichen Feste einen herberen Nachgeschmack in der Rückerinnerung dennoch bereiten wollte. War es vielleicht der Umstand, daß sich Alles bei solchem Anlasse mehr die heitere Volksoper als gerade die rührselig-empfindsame gewärtigte und erhoffte? Oder war es am Ende der Begriff Volk, der zu dieser glänzenden Assemblée und vornehmen Soirée mit seinen unwillkürlichen Reminiscenzen an die misera contribuens plebs den leidigen Mißklang zuletzt ergab? — Ich glaube fast, es giebt ein Problem dabei zu erörtern. Mit Begriff wie Genre der „Volksoper" ist man neuerdings ein wenig bei uns krebsen gegangen, seit in Wilhelm Kienzl's, allerdings musikalisches Schauspiel benamsetem Evangelimann die erste Volksoper öffentlich begrüßt wurde, Siegfried Wagner mit seinem ersichtlich als solche gedachten Herzog Wildfang ein Aufsehen erregendes Fiasko erlitt und darauf hin Karl Weis, mit seinem als solche sogar ausdrücklich angemeldeten „Polnischen Juden" frischweg auf gewisse bekannte Instincte des Schau- und Hör-Pöbels speculirend, skrupellos in theatralischem Effect und musikalischer Sensation machte. Auch E. von Reznicek hat bekanntlich seine „Till Eulenspiegel"-Oper verbotenus zur Volksoper stempeln wollen.

Also: Wer oder was ist eine Volksoper? Je nun, das hängt wohl ganz und gar schon davon ab, was wir als solches Volk selbst auffassen und bezeichnen wollen. Ist es jener angeblich gute Kern der großen Masse, auf den ein Hans Sachs unbedingtes Vertrauen hat, von dem aber die skeptischen Meister, Nachtigall vorne dran, gar nicht so unzutreffend die gegentheilige Charakteristik entwerfen, indem sie ablehnend durch einander rufen: „Oho! Das Volk? Ja, das wäre schön!" „Wenn spricht das Volk, halt' ich das Maul!" Oder ist es jener hohe Inbegriff aller derer, welche eine gemeinsame Noth empfinden aus dem Katechismus des jugendlich feurigen Communisten Wagner? Wie nun aus diesem ärgerlichen Dilemma glücklich wieder entkommen?! . . . Ich glaube, die Meisten von uns sind sich auf Grund zwingender Erfahrungen darüber einig: Dieses sogenannte Volk empfindet eine gemeinsame Noth immer nur an seinem Beutel und höchstens in seinen Fleischtöpfen — eine übereinstimmende schwere Noth der Zeit wie der gesammten zeitgenössischen Cultur, in den Tiefen des Herzens und der Seele, spürt noch kennt es nicht; und ich habe schon einmal an anderer Stelle (vergl. „Kunst und Cultur", S. 475 f.) des Näheren ausgeführt, wie der große Fehlgriff, der verhängnißvolle Trugschluß in R. Wagner's Leben und Lehre mir eben jener Ideal-Begriff und Social-Glaube „Volk" gewesen zu sein scheint, der zu den heikelsten Widersprüchen oder mißlichsten Folgerungen führen muß, — wie denn auch figura in unseren Tagen sehr deutlich weithin zeigt. Thatsache ist und bleibt jedenfalls: Wenn wir Hans Sachs-Wagner wirklich erst einmal Recht geben und zu solcher Voraussetzung unsererseits schon zustimmen wollen, dann müssen wir — nach dem einhelligen Urtheile, das ihr durch sothanes Volk selbst, bei ihrer Uraufführung zu München, soeben geworden — auch diese Kaskel'sche Volksoper als wahre Höhe der Kunst, als ein edles Culturerzeugniß unbedingt bejahen und begrüßen. Aber „Volksstimme = Gottesstimme: Nein, das wollen wir dem lieben Gott doch lieber nicht anthun!" — hat Peter Hille einmal fein und tief in seinen Aphorismen es formulirt. Und thatsächlich haben wir auch noch niemals bemerkt, daß sich dieses Volk, wenn schon berechtigter Weise nach der heiteren Oper seines Geistes, dann z. B. nach dem aristokratischen Humor eines Cornelius'schen Barbier von Bagdad, der Götz'schen Widerspenstigen oder des Wolf'schen Corregidor gesehnt hätte; viel eher und weit lieber lechzte wie rief es stets nach dem sentimentalen Rührbrei-Genre auf diesem mit Recht so beliebten Felde. Und dieses, kein Anderes, bildet eben die entschiedene Gefahr, bedeutet es doch gar zu leicht ein Unterhalb der Kunst, zum Mindesten mehr ein Herab als ein Hinauf: wie ich denn von der sogenannten Veredelung einer Unterhaltungskunst der Massen persönlich, offen gestanden, auch so schlecht wie nur möglich zu denken mit den Jahren reiflich gelernt habe und aller holden Illusion darin mich baar und ledig weiß. Das Gespenst Surrogat meldet sich dräuend; das dunkle Fragezeichen steigt herauf: Syrup, Saccharin oder Zucker?

Nun soll ganz sicherlich nicht im Geringsten hiermit geleugnet werden, daß uns in dem neuen v. Kaskel'schen Werke ein so weit ganz ansprechendes, auch freundlich zu begrüßendes Erzeugniß der angemessen präparirten Volks-Muse gewonnen und damit in der That dem deutschen Opernspielplane ein willkommener Zuwachs bescheert worden ist. Die Thatsache, daß es zu solchen grundsätzlichen Betrachtungen immerhin lebendige Anregung gab, spricht ja ohne Zweifel auch für Wesen und Werth der sympathischen Neuheit. Gleichwohl wird kaum mit Erfolg zu bestreiten sein, daß sie jene oben aufgezeigte Klippe zu umschiffen nicht vermocht hat und, je mehr sie durch eine Reihe fesselnder, auch vornehmer Wirkungen überrascht, im Kerne zuletzt doch hinter den gedachten Erwartungen eines Besseren noch zurückgeblieben ist. Das Ganze ist nämlich, in Ansehung zumal des derb-herben Landsknecht-Milieus, das sonst ja ganz hübsch und fesselnd gezeichnet erschiene, viel zu gemüthvoll-sinnig gerathen, des Componisten weiche Melodik allzu contrastarm auf das Sanftmüthige, Fromm-Herzige, Zart-Innige gestimmt, als daß die oberflächlichen „Sentiments" dicht hinter der Bewußtseinsschwelle nicht ihre „süße" Rechnung vorwiegend dabei finden sollten. Zahlreiche rein lyrische Ruhepunkte auf das Thema „Liebe und ein wenig Flötenblasen" rütteln die angenehm gestreichelten Nerven auch nicht eben zu markigerer Innervation und charaktervolleren Thaten schlagkräftiger Dramatik auf, so daß etwas von dem Uebermaß des Unterrockes, das zwischen den Landsknechtzelten inmitten des harten Kriegslebens einigermaßen unbegreiflich sich hin und her treibt, auch aus der Partitur leidiger Weise hervorguckt und sogar gelegentlich berechtigte Zweifel darüber aufkommen läßt, wie nur diese Frundsbergischen Mannen unter so viel ebenso holder wie verweichlichender Weiblichkeit eine derartige Berühmtheit in der Geschichte erlangen konnten. So fehlt bei allem compositorischen Gefühl für klare, sichere Linien zuletzt eben die rechte, gesättigte Plastik für das grelle Lampenlicht der Bühne, und entbehrliche Umständlichkeiten des (im Uebrigen nicht gar so unebenen) Librettos, Ungereimtheiten der psychologischen Motivirung darin, wie auch gelegentliche Text-Entgleisungen sogar, thun vollends das Ihre zu weiterer, gelegentlicher Verwirrung der Fäden, Drähte wie Triebfedern dieser sogenannten Handlung. Gehe ich etwa fehl, wenn ich z. B. die ganz unglücklichen Retardirungen des dritten Aufzuges besonders auf Schriefer's Hand zurückführen zu sollen vermeine, welcher österreichische Dichter bekanntlich auch Verfasser von Eros und Psyche gewesen ist? Ganz ähnliche dramaturgische Züge und technische Fehler scheinen mir nämlich hier wie schon im Textbuch jener Zerngner'schen Oper (III. Act.) vorzuliegen. Dabei ist jedoch ein gewisser feinfühliger Ernst in Auslese und Zusammenstellung der alten Lieder und Weisen, rein poetisch genommen oder sprachlich betrachtet, keineswegs zu unterschätzen, wie anderseits den Componisten eine leichte Stylisirung, gezogen aus den übernommenen Tönen zur einheitlich organischen Belebung wiederum all' der gefälligen Einzelnummern, vor einer allzu auffälligen Nachbarschaft mit dem seligen Neßler sehr wohl bewahrt hat. Freilich — das liebe Volkslied dichtete und sang diesmal für sie! Aber dieser Grundton ist im Ganzen, wie man sagen muß, auch gut festgehalten. Ueberdies ist die Instrumentation recht geschickt, wenn schon etwas zu monoton und, wie gesagt, nicht drastisch genug ausgefallen, die durchweg vocale Grundlage in der Schreibweise eine entschieden günstige Beigabe zum Ganzen. Und Trinklieder, Liebesgesänge, Marschchöre, Gebete ꝛc. giebt es allerdings die schwere Menge, wobei nur die Chöre in Stimmführung noch reicher und in Modulation wohl freier behandelt sein könnten. Wieder einmal eine ganz musikalische Oper also, das altbekannte rein lyrische Drama, mit viel Stimmung, sehr viel Melodie und anmuthender Milieu-Entfaltung, aber halt verflixt wenig eigentlicher vernünftig gebauter Handlung!

„Der Dusle und das Babeli" — vergl. Herder's Stimmen der Völker in Liedern und Des Knaben Wunderhorn! Fast will es mir sogar scheinen, als ob wir hier einen letzten Ausklang, alemannischen Extract mit specifisch Schwyzer Färbung, oder doch ein volksthümliches Residuum des alten Mythos von Siegfried uud Brünnhilde — mutatis mutandis — in typo vor uns hätten. Man darf nur auch nicht vergessen, daß Dusle eigentlich Dursli ursprünglich lautet und ethymologisch auf ursus: der Bär (Bern!) hinweist — also so etwas wie Bärenjungen, den starken Bärenbezwinger bedeutet. Ist's nicht das Lied der alten deutschen Heldentreue mit der täuschungsvollen Zwischenliebe (Gutrune!) draußen in der Fremde, auf der siegreichen Wanderschaft, was wir darin ganz deutlich noch zu erkennen vermögen? Auch das Melodiensuchen auf der selbstgeschnitzten Pfeife und selbst der verhängnißvolle Zaubertrunk — Vergessenheitstrank der fremden Intrigue fehlt da nicht in unserer Textdichtung. Schade nur, daß sie's nicht sinnenfälliger noch herausgestellt, sinnvoller betont und für die nachempfindende Phantasie herausgearbeitet hat! — Dieser Dusle also, ein lebfrischer, vierschrötiger Bursch voll gesunder Kraft, ist trotz dem fröhlichen Tiridibi seiner Weidenpfeife nun einmal dusenackig fuchswild, weil der Alte nicht zulassen will, daß er das noch zu junge Blut Babeli schon heuren soll. Rasch entschlossen läßt er sich von den eben

Digitized by Google

durch sein Heimathsdorf, Pfäffikon in der Schweiz, ziehenden Frundsberg'schen Landsknechten anwerben, sein ängstlich Lieb trostlos allein zurücklassend und auf Wiederkehr über's Jahr vertröstend. Die rassige Lagerdirn, die ihm anläßlich der Anwerbung mit funkelndem Aug' und brünstigen Lippen den „Willkomm" zugetrunken und ihn damals ganz ersichtlich satanisch zunächst angezogen hatte, findet bei ihm später gleichwohl — merkwürdiger Weise! — kein Gehör mehr für ihr Liebessehnen. Als das Heer im Lager vor Pavia (statt, wie das bezügliche Volkslied angiebt, in Flandern), rastet und er dem Regimentsschreiber eben einen treuherzigen Liebesbrief an das Babeli in die Feder dictirt hat, kommt dieses auf seiner schmerzlichen Wanderung, ihn zu suchen, plötzlich leibhaftig mit dem altbewährten Dorfkrüppel Michel als Freund und Begleiter hier selber an. Dieser gute deutsche Michel und hinkende Lahmfuß, der als Führer just über die Alpen ebenso deplacirt erscheint, wie er völlig unmotivirt genau in dem Augenblicke, da er das arme, einfältige Babeli doch vor Allem beschützen sollte, von ihrer Seite verschwindet, ist in unserem Drama eine mehr als drollige Figur, und offenbart in dieser seiner verunglückten Grundverfassung gleich eine der dramaturgischen Untiefen unseres Textbuches. (Im dritten Acte liegt er als schlafende Gardedame zwischen den Beiden im Biwack herum — eine Art von züchtigem Nothungschwert in's Birch-Pfeifferische für die höhere Tochter übersetzt!) Kein Kunststück nun, wenn die dem Babeli zuerst allein begegnende, arglistige Gemma, die sich von da an — zweite, verzweifelte Untiefe! — immer consequenter zum unvermeidlichen bösen Princip abgegriffener Opernschablone entwickelt, derart eine äußerst bequeme Gelegenheit findet, ihrem Hasse gegen die sittige Nebenbuhlerin gleich freiesten Lauf zu lassen, und die nach dem Dusle fragende reine Maid hinterhältig-fälschlicher Weise nach dem Zelte des Locumtenens der Landsknechte verweist, der leichter Hand und kurzer Weil' von diesem frischen Menschenfleisch für sich Gebrauch zu machen sucht. Des Babeli herzbeweglichen Angstschrei und durchdringend lauten Hülferuf von Innen vernimmt natürlich der ebenso selbstverständlich gerade jetzt wieder um die Ecke biegende Dusle, eilt flugs herbei und erschlägt, gleichfalls leichter Hand und kurzer Weil', im andeutenden Verfahren — den eigenen Vorgesetzten. Trotz diesem folgenschweren Mord aber und seiner obligaten Blutlache: freudiges Wiedersehen und noch freudigeres Duettensingen der beiden schlicht naiven Naturkinder in selbstvergessenem Triebleben bei immer noch unbegreiflich leerer Scene oder völlig unbeweglichen Prospecten und Decorationen — ganz italienische operia seria, Schema A! Endlich Alarm im Heerlager, der gottlob auch den alten Michel wieder hierher mobilisirt: Der Ehrenretter jungfräulicher Unschuld hat sein soldatisch Leben verwirkt — Georg von Frundsberg selben verhängt im Standgericht über den Helden den schimpflichen Tod am hohen Galgen. Babeli aber protestirt heftig dagegen vor allem Volk und heischt zum Mindesten Gerechtigkeit für die mutige Wahrung bedrängter Frauentugend — mit Erfolg, denn der eiserne Landsknecht-Hauptmann läßt sich alsbald wieder erweichen und begnadigt ihn zum ehrlichen Tod auf dem Schlachtfelde, inmitten der verlorenen Schaar beim Entscheidungssturm auf die Stadt am nächsten Morgen. Eine fesselnde Scene von gar nicht übler Wirkung. III. Act: Langwierige Nachtgespräche, Gespensterseher und fromme Morgengebete des Heeres allerchristlichster Nation; nochmalige Anschläge des wilden Weibes auf das kostbare Leben der Unschuld, Auszug zur Schlacht und Siegers Heimkehr — denn der Dusle war gar nicht so duselig, wie er nach seinen Motiven wohl scheinen mochte. Da es ihm, wie weiland Napoleon III. vor Sedan, vom Schicksale nicht vergönnt sein sollte, an der Spitze seiner verlorenen Schaar den eigenen Tod zu finden, bringt er nach einer Reihe von dröhnenden Schüssen hinter der Scene, die im Orchester unten leider so ganz und gar keine entsprechende Gegenliebe finden, geschweige denn einem nachhaltigeren Instrumentalaufruhr begegnen, wenigstens seine Meisterstückstrophäe in Statistengestalt des von ihm höchst eigenhändig gefangen genommenen Vetter — nein, König Franz zu seiner tadellosen Rechtfertigung aus der heißen Kulissenschlacht gleich mit. Das Markedenter-Mensch seinerseits — „sie war von je ein Bösewicht, drum zürnt des Himmels Strafgericht"! — hat gleichzeitig draußen die wohlverdiente Freikugel (Motto: „Sechse treffen — sieben äffen!"), viel zu spät für uns, ereilt: sie scheidet auf der effectvoll drapirt rasch beigestellten Bahre, natürlich unter ausdrücklicher Entsühnung, mild versöhnt aus dieser besten der möglichen Welten. Und die große, bis dahin tief schmerzliche Haupt- und Staatsaction voller Laster und Intriguen löst sich — ganz unausbleiblich — um so lieber nunmehr in ein allgemeines Wohlgefallen auf, als der Landsknecht-Oberste denn doch ein menschlich-allzumenschlich Rühren nachgerade in seiner gepanzerten Brust fühlen muß und dem Dusle, unter Erhebung in den Fähndrichstand, die „Frau Fähndrichen" endlich auch für dieses Leben gönnt: sie kriegen sich. „Sursum corda — excelsior!" Wer möchte angesichts solcher verblüffenden Evangelienharmonie des Volks-Sittlichen aus allen Zeiten noch daran zweifeln, daß wir sogar hier, bei dieser volksthümlichen Geschichte vom schweizerischen Hans und seiner Grethe, zuletzt auf den Höhen der Menschheit selber wandeln? Zumal, da sich in künstlerischer Beziehung doch die engste Beziehung zum unversieglichquellenden, unerschöpflich schöpferischen Volksliede, vorübergehend auch zu Gluck'scher Erhabenheit, bereits deutlich ergeben hat und zudem, beim hochnothpeinlichen Gericht, zwanglos der Ausblick auf unsere modernen Elf Scharfrichter, sowie eine entfernte Erinnerung an R. Strauß' Till und wiederum Thuille's Lobetanz sich noch ergiebt.

Der Erfolg war, wie bereits gemeldet, ein ausgesprochener, wenn auch ein Gefühl rechtschaffenen Ingrimms Unsereinen dabei beschleichen wollte, wie ungerecht, direct gastunfreundlich vor wenigen Wochen erst an der nämlichen Stelle dem Fremden Brûneau von den Münchnern begegnet worden war, anläßlich der deutschen Erstaufführung seines Zola'schen Messidor, in welchem Werke doch wahrlich noch ganz andere künstlerische Qualitäten, trotz der verunglückten Pantomime, stecken. Nebenher freilich kann es wirklich im Grunde nur gut thun, wenn die üblichen Münchner Wagner-Clique- und Local-Erfolg-Premièren auch einmal ein wenig durch Anderes frei durchbrochen werden. Auch Herr von Kaskel wohnt ja seit einiger Zeit an der Isar, und damit ist also obendrein, nach dem berechtigten Wunsche Vieler, ein deutscher Bewerber hier nunmehr zu Worte gekommen. Ein Deutscher, dessen liebenswürdiges Talent es gewiß verdient — wie ich ausdrücklich gleich nochmals hinzufügen will. Dr. Arthur Seidl.

Offene Briefe und Antworten.

Noch einmal der Generalfeldmarschall.

Die Schriftleitung wolle mir gestatten, zu dem Aufsatze „Der General-Feldmarschall" von Caliban in Nr. 12 Ihrer geschätzten Zeitschrift folgende kurze Bemerkungen zu machen:

Der Herr Verfasser scheint von der Ansicht auszugehen, General-Oberst v. Hahnke sei zum General-Feldmarschall ernannt worden. Es ist dies aber thatsächlich nicht der Fall. Dadurch, daß ihm von Sr. Majestät dem Kaiser der Rang als Feldmarschall verliehen worden ist, verbleibt er nach wie vor General-Oberst, hat also auch nicht das Recht, die Abzeichen eines Feldmarschalls zu tragen. Es ergiebt sich dies mit einwandfreier Sicherheit aus der Rangliste, welche zuerst die General-Feldmarschälle und dann unter besonderer Ueberschrift die General-Obersten aufführt. Unter Letzteren befinden sich Friedrich, Großherzog von Baden, und Freiherr v. Loë, Beide mit dem Rang als General-Feldmarschall. Diesen Beiden ist jetzt im Range General-Oberst v. Hahnke zugesellt worden, ohne (ebenso wenig wie die beiden Genannten) zum Feldmarschall ernannt worden zu sein und dessen Uniform tragen zu dürfen.

Aber selbst wenn sich der Herr Verfasser lediglich an das Wort „Feldmarschall" hält, so kann doch folgender Satz kaum aufrecht erhalten werden: „Früher ward solch' seltene Ehrung nur leitenden, zehnfältig erprobten Kriegsmännern, genialen Schlachtengewinnern verliehen." General v. Wrangel wurde im Jahre 1856 zum Feldmarschall ernannt, und ich glaube kaum, daß der Herr Verfasser obige Worte auf ihn wird in vollem Sinne anwenden wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dietz, Generalleutnant z. D.

Notizen.

Der unseren Lesern durch seine geist- und lichtvollen philosophischen und naturwissenschaftlichen Schriften rühmlich bekannte Psychologe und Physiologe, Professor Dr. Eugen Dreher, der am 5. März 1900 in seinem 59. Lebensjahre gestorben ist, hat in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes eine Fülle interessanter und origineller Abhandlungen veröffentlicht, und es war ein alter Wunsch der vielen Verehrer des Verewigten, daß diese zerstreuten Studien einmal gesammelt würden. Die pietätvolle Wittwe Eugen Dreher's hat sich nun ein großes Verdienst erworben, dadurch, daß sie diese Lücke auszufüllen bestrebt war, indem sie unter dem Titel: Philosophische Abhandlungen von Prof. Dr. Eugen Dreher (R. v. Deckers Verlag, G. Schenk, Berlin) die bedeutsamsten Essays ihres Gatten herausgegeben hat. Das umfangreiche und trefflich ausgestattete, mit einer Biographie und dem Verzeichniß der Schriften und Aufsätze Eugen Dreher's versehene Werk bringt unter anderem die folgenden Monographien: „Die geistige Strömung während des Mittelalters und während der neueren Zeit", „Darwin's kulturhistorische Bedeutung", „Das Dasein einer Metamorphose", „Goethe's Bedeutung als Naturforscher", „Der Aberglaube", „Ueber die ästhetische Erziehung der Jugend", „Friedrich der Große als Lehrer", „Lenau's Savonarola und die Albigenser", und „Am Schlusse des Jahres". Die ganze Lebens- und Weltanschauung dieses Denkers und Forschers, welcher dem dualistischen System huldigte, indem er Materialismus und Idealismus streng auseinanderhielt, tritt uns in voller Schärfe entgegen, doch ist der Verfasser keineswegs Principienreiter. Sein Bestreben ist vielmehr stets darauf gerichtet, durch exacte Naturforschung und durch die Hülfsmittel der strengen Logik und der

Digitized by Google

inductiven Methode die Wahrheit zu erforschen und sie rücksichtslos auszusprechen. Sein fesselnder Styl versteht es, selbst die verwickeltesten Fragen und Probleme einleuchtend zu behandeln, so daß auch der Laie dadurch in die Lage versetzt wird, sich ein eigenes Urtheil über die seinem Geist, Herzen oder Gemüth nahestehenden Gegenstände zu bilden. Wie poetisch das Empfinden Drehers war, mag schon die nachstehende Stelle beweisen, die wir aus seiner Abhandlung „Am Schlusse des Jahres" herausgreifen: „Wer verbürgt uns ein Jenseits, das hinter der Nacht des Grabes der gläubigen Seele winkt? Ist dieses Leben vielleicht nicht ein Traum, der, ausgeträumt, zu keinem Erwachen führt, ein Traum, dessen Bedeutung mit dem Tode für uns auf immer erlischt? Wohl ist das Leben ein Traum, wie Dichter und Philosophen dies einstimmig lehren, aber ein Traum, der auf ein Erwachen des Träumenden hinweist. Vor allem ist es hier die Zeit und der aus ihr geschöpfte Begriff der Ewigkeit und der Unendlichkeit, die uns Bürgschaft für ein Jenseits leisten. Denn obwohl wir uns als unendliche Wesen fühlen, obwohl wir wissen, daß unserem Leben ein Ziel gesteckt ist, so fordert dennoch unser Geist im Widerspruch mit sich selbst für das All die Unendlichkeit im Raum und Zeit. Indem wir aber das Unendliche für das in Anspruch nehmen, was wir doch nur in Raum und Zeit, als endliche Dinge also, wahrnehmen, zeigen wir, daß unser Geist ein Anrecht auf das Ewige hat, welches sich in dieser Forderung des Unendlichen malt." A. K.

Bewer's Bismarckschriften sind nicht durch den Buchhandel, sondern nur direkt gegen Einsendung des Betrages vom Goethe-Verlag in Dresden-Laubegast zu beziehen. Es sind dies: Bewer, Bei Bismarck (1 Mk., 72 S.). Rembrandt und Bismarck (1 Mk.). Gedanken über Bismarck (2 Mk.). Bismarck im Reichstag (50 Pfg.). Bismarck, Moltke und Goethe gegen Georg Brandes (50 Pfg.). Bismarck und der Kaiser (1 Mk. 50 Pfg.). Papst Leo XIII. in Friedrichsruh (1 Mk., von Bismarck noch „mit Interesse gelesen"). Ein Goethepreis (Goethe und Bismarck behandelnd, 90 Pfg.). Bismarck vor Gericht (30 Pfg.). Der Handlanger (30 Pfg.). Bismarck's Geist (30 Pfg.), die letzteren drei künstlerisch illustrirte Volksblätter. Diese Schriften sind meist nur durch heftige Angriffe in der Tagespresse bekannt geworden, sollten aber als Stimmen eines Zeitgenossen über Bismarck in öffentlichen und privaten Bibliotheken gesammelt werden. Viele dieser Schriften, auch die noch zu Lebzeiten Bismarck's erschienenen, von bitterem Humor erfüllten 80 Grabschriften auf Bismarck sind vom Fürsten mit Dankschreiben an den Autor entgegen genommen worden; trotzdem werden sie todtgeschwiegen, weil Bismarck nach Speck von Sternburg nun einmal zu den Antiquaria gehören soll. Es ist aber Volkspflicht, seinen Geist so lebendig wie möglich zu halten!

Unter den neueren Dichtern, die in der großen Vergangenheit unseres Volkslebens leben und just deßhalb der Gegenwart so gut vorstehen, ist Ottokar Kernstock zweifellos einer der sympathischsten. Wohl alle unsere Leser kennen die ansprechenden Verse, die der steirische Poet in den Fliegenden Blättern veröffentlicht und die diesem, jetzt leider verflachten, Blatte wenigstens von Zeit zu Zeit einen literarischen Anstrich geben. Kernstock geht durchaus eigene Wege. Seine Muse hat nichts gemein mit jener Art „allermodernster" Lyrik, welche in Sumpf und Dickicht führt, und die Erzeugnisse der Weltstadt-Cabarets, die keine neuen Ideale schaffen, sondern nur alte vernichten wollen, stehen zu seinen Weisen allerdings in scharfem Gegensatz. Gewiß, der steirische Dichter ist von der alten Schule. Er glaubt noch an Nachtigallen, edle Frauen, Mannesmuth und Sterne, und ihnen gilt sein Lied. Sein vor einiger Zeit in zweiter Auflage erschienenes Buch „Aus dem Zwingergärtlein" (Braun und Schneider, München), erzählt in der dem Verfasser eigenen Weise, von „helden lobebaern" und junger Liebe Leid und Lust. Wie ein frischer Trunk aus dem Jungbrunn Deutscher Poesie ist hier jede Zeile. Wir geben nur die Anfangsstrophe eines Gedichtes aus dem prächtigen Buche wieder:

Ein birnbaum stet am straßenrain,
stolziert mit grünen zweigen.
Da gab mir die viltraute mein
von rotem gold ein vingerlein
und tet sich zu mir neigen.
Auf meine hand ihr trehnlein fiel:
Far wol, far wol, mein herzgespiel!
Keins andern werd ich eigen!

Unsere Hypermodernen werden über Kernstock's sinnige Weisen achselzuckend hingehen. Wir andern aber, denen Novalis und Eichendorff noch nicht zu den überwundenen Größen zählen, freuen uns, daß über dem schmutzigen Qualm der Weltstadtpoesie der Sang eines kerndeutschen Mannes hell und frohlockend aufklingt. In allen deutschen Häusern werden deßhalb die frischen und markigen Strophen Kernstock's eine gute Statt finden, und wir wünschen nur, daß der alte steirische Dichter den jungen Reichsdeutschen auch fernerhin recht fleißig den Weg zur Gesundung der neuerdings so jämmerlich maltraitirten Deutschen Lyrik zeige. V. K.

Zweiter Vortrag über Babel und Bibel von Friedrich Delitzsch. Mit 20 Abbildungen. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) In weit höherem Grade als der erste hat dieser zweite Vortrag über den engen Zusammenhang der biblischen Ueberlieferung mit der babylonischen Cultur, den der berühmte Assyriologe am 12. Januar im Beisein des Kaiserpaares vor der Deutschen Orientgesellschaft gehalten hat, die Geister erregt. Im Gegensatz zu den zum Theil leidenschaftlichen Erörterungen seiner Gegner steht die leidenschaftslose Ruhe, mit der Delitzsch in diesem nunmehr in seinem Wortlaute vorliegenden Vortrage an der Hand der Denkmäler und der Keilschrifttexte das Material überzeugender Thatsachen vorführt, auf die sich seine zwingende Beweisführung stützt Wenn auch durch seine Forschungen und Nachweise, die jetzt durch die Auffindung des großen Gesetzbuches des Königs Hammurabi eine noch festere Grundlage gewonnen haben, das althebräische Schriftthum seinen Charakter als offenbarte Schrift verliert, so bleibt dadurch seine hohe Bedeutung als einzigartiges Denkmal eines großen, bis in unsere Zeit hineinragenden religionsgeschichtlichen Processes unberührt, und es ist darum als ein großes Verdienst der assyriologischen Wissenschaft anzuerkennen, daß es ihr schon jetzt, wo die Ausgrabungen auf den altbabylonischen Culturstätten bei weitem noch nicht abgeschlossen sind, gelungen ist, auf zahlreiche räthselhafte Stellen des Alten Testaments ein aufklärendes Licht zu werfen.

Fritz Stüber's „Wiener auf Reisen und daheim" (Oesterreichische Verlagsanstalt, Linz-Wien-Leipzig) muthet aus jeder Zeile durch ausgesprochene Eigenart an. Stüber giebt die charakteristischen Züge der Wiener beiderlei Geschlechts mit echtem Wiener Humor wieder und lehrt uns viele typische Wiener Eigenthümlichkeiten kennen, die von den landläufigen Wiener Humoristen bisher gar nicht beachtet worden sind.

Hauptmerkmale der Baustile. Herausgegeben von J. Schneider (Seminarlehrer) und O. Metze (Architekt). Kleine Ausgabe. Folio. 10 Tafeln mit gegenüberstehendem Texte. Kart. Mk. 1,60. Leipzig, F. Hirt & Sohn. Die Arbeit ist recht empfehlenswerth für alle, welche eine sichere Bekanntschaft mit den ersten Grundbegriffen der Baustile gewinnen und auf dem so gelegten Grunde später weitere Studien aufbauen wollen. Mit Vermeidung alles nur für eingehendes Sachverständniß Nöthigen werden uns hier vollendet schöne Gesammt- und Theilansichten von hervorragenden Baudenkmälern geboten, aus denen wir uns mit Leichtigkeit ein klares, richtiges Bild von den wichtigsten Eigenthümlichkeiten jeder Bauweise zu dauerndem Besitze sichern können. Erhöht wird die Brauchbarkeit dieses handlichen Atlasses durch kurzen, erläuternden Text, der in leicht verständlicher Fassung das Wissenswürdigste über die im Bilde gegebenen Stilarten bringt und den Abbildungen gegenüber gestellt ist.

In „Weltall und Menschheit", herausgegeben von Hans Kraemer (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin) verbreitet sich Dr. Hermann Klaatsch eingehend über das Thema „Menschenaffen und Affenmenschen". Seine theilweise schroffe Ablehnung der früheren Hypothesen von dem engen Verwandtschaftsverhältniß zwischen Mensch und Affe wird in allen Kreisen mit Genugthuung aufgenommen werden, die nicht mehr auf dem unhaltbaren, übrigens von Darwin selbst niemals eingenommenen Standpunkt stehen, daß der Mensch lediglich eine Fortentwickelung und höhere Ausbildung der Affen darstelle, während man in den letzteren thatsächlich nur weitläufige „Vettern", d. h. in ihrer Entwickelung stehen gebliebene oder gar zurückgesunkene Seitensprossen eines gemeinsamen Vorfahrenstammes erblicken darf. Die klaren und leidenschaftslosen Ausführungen werden in wirksamer Weise durch eine Fülle von Illustrationen unterstützt, zu denen im weitesten Umfang, im Gegensatz zu der Mehrzahl früherer Publicationen ähnlicher Art, die Photographie herangezogen wurde, um sämmtliche Objecte mit absoluter Naturtreue wiederzugeben.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Hausens Kasseler Hafer-Kakao

wird als hervorragend wohlthuendes und leicht verdauliches Kräftigungsmittel angewendet bei

Blutarmut u. Bleichsucht
Magen- u. Darmleiden
Durchfall
Magerkeit

und ist für

Kinder d. bekömmlichste Getränk.

Nur echt in blauen Cartons à 1 Mk., niemals lose.

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Bad Reinerz

Klimatischer waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampfbädern, Inhalationen, Kalkwasserkuren** und **Massage, Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kuranstalt.** — Angezeigt bei **Krankheiten** der **Nerven,** der **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** und **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer Leiden** und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Kurzeit von Anfang Mai. Gegen Schluß Ermäßigungen. Hochquellen-Wasserleitung. Eisenbahnstation. Auskunftsbücher unentgeltlich.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: Herm. Oesterwitz, Dessau.

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.
Studie von
A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Schriftsteller,

die v. ihr. Arbeiten schnell e. belieb. Anz. **Copien** resp. **autograph. Abzüge** wünschen, brauchen nur **Concept** zu send. an **Dr. Lunze's** Dresd. Copir-Anst., Dresden IX.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** ℳ 3,—.
Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ 4.
Salomon Süditalien. ℳ 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Abonnement
auf das
II. Quartal 1903.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 18. April 1903. 32. Jahrgang
Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die neue Diplomatie. Von Caliban. — Ein Capitel zur Wohnungsfrage. Von Culturingenieur Gebers (Ostende). — Die Reform der Krankenversicherung. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Nietzsche's Briefe. Von Paul Meschke. — Ueber die Bestandtheile der deutschen Personennamen. Von A. Baß (Leipzig). — **Feuilleton.** Die silbernen Beschläge. Von Maxim Gorki. Deutsch von Wilhelm Thal. — **Aus der Hauptstadt.** Der Rheinische Bauernverein. Von Prinz Vogelfrei. — Einzige Sorge. Von Timon d. J. — Die siebente Ausstellung der Berliner Secession. I. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Die neue Diplomatie.

Speck von Sternburg entwickelt sich. Nachdem er, ein getreuer Höfling Sr. Majestät Teddy Roo, den Freund des Alten Fritzen zum Bahnhof gebracht und vom Berliner Lokal-Anzeiger das ehrende Zeugniß erhalten hat, bei dieser Gelegenheit ohne Concurrenz durch's Ziel gegangen zu sein, übt der Thatenmuth in seiner Brust unheimliche Spannkraft. Eine neue Zeit rückt herauf; ihre Diplomatie besteht darin, mit der Speckseite nach der Wurst zu werfen und den fremden Völkern durch stolzes Internationalbewußtsein zu imponiren. Unter Bismarck galt es noch für diplomatisch, mit einiger Würde aufzutreten, Niemandem nachzulaufen und den Kammerherren und Kammerdienern zu überlassen, was ihres wichtigen Amtes ist. Unter Bismarck galt es für keine staatsmännische Heldenthat, pünktlich beim ersten Abfahrtszeichen am Salonwagen des regierenden Präsidenten zu stehen und dabei die huldvolle Erlaubniß von ihm zu erhalten, während seiner Abwesenheit von Washington die Präsidialrosse zu benutzen. Bismarck und bismarckische Anschauungen sind antiquirt. Heute reitet der deutsche Botschafter in der weißen Stadt um dieselbe Stunde bescheidentlich dankbar auf Roosevelt's Pferd spazieren, wo Mister Theodor sich majestätbeleidigende Studentensongs vorgröhlen läßt und fidel schmunzelt, wenn er als künftiger Zerschmetterer Wilhelm's II. gepriesen wird. Es ist eine neue Diplomatie erstanden, der Graf Bülow nicht nur freudig das Recht einräumt, Amerikanerinnen zu heirathen, sondern die überhaupt im Amerikanismus das Heil erblickt. Bloß die sympathischen Seiten des Amerikanismus, das aufrechte unbändige Freiheitsgefühl und der hohe nationale Stolz gehen ihr einstweilen noch ab.

Der Baronin Speck von Sternburg, geborener Miß Langham, fehlt es glücklicher Weise nicht daran. Sie capricirt sich einerseits auf die würdige Repräsentation des deutschen Reiches, worüber das Berliner Tageblatt ausführlich berichtet, und sie versteht es andererseits, den seit 1871 hier und da mit Recht übel vermerkten deutschen Hochmuth, eine bismarckische Antike, zu bändigen. Es ist lehrreich und nützlich, ihre doppelte Thätigkeit zu studiren.

„Im Botschaftshotel werden", so theilt das Speckofficiöse Berliner Tageblatt mit, „während der todten Saison gewaltige Veränderungen vorgenommen werden, damit für den Spätherbst eine würdige Repräsentation des Deutschen Reiches ermöglicht wird. Die Baronin will den großen Empfangssaal in der Beletage mit narzißgelbem Seidendamast verkleiden lassen, so daß der jetzt etwas unwirthliche Raum einen sehr behaglichen Eindruck hervorrufen muß. Der ihm angrenzende Salon erhält eine Ausschmückung in blauem Satindamast und rückt zum Boudoir der Dame des Hauses auf. Der Ballsaal wird mit chinesischen Geweben decorirt, wobei Scharlachroth vorherrschen wird. Die übrigen Gesellschaftsräume erhalten ihre Ausstattung aus den bisherigen Sternburg'schen Residenzen in Simla und Kalkutta, wo sich namentlich schöne Agera-Teppiche und seidene Draperien in glänzenden Farbenschillerungen, indoportugiesische Divans, seltene Holzschnitzereien und ein großer Reichthum an Silber in Form von Kannen, Vasen, Schüsseln und Tabletten befinden sollen." Die Baronin weiß, wie man das Deutsche Reich von heute würdig repräsentirt. Narzißgelber Seidendamast, blauer Satindamast, chinesische Gewebe, Farbenschillerungen, Silber, Reichthum — hip hip hurra! Da indoportugiesische Divans und schöne Agera-Teppiche aber nach Bewunderern schreien, so winkte Frau Baronin Sternburg den dafür bezahlten deutschen Unterdiplomaten und ihren Damen. Die Damen verstanden den Wink nicht und theilten der Chefeuse hochachtungsvoll ergebenst mit, daß sie nach deutscher Sitte den ersten Besuch von Madame Baronin erwarteten. Selbstverständlich mußte dieser deutschen Arroganz gegenüber sofort ein Exempel statuirt werden. Wenn man auch von der grausamsten Strafe absah und die Männer der Uebelthäterinnen nicht zwang, neuerdings eine Rede Speck's von Sternburg anzuhören, so wurden sie doch auf der Stelle abgekehrt.

Graf Bülow aber wird im Reichstage erklären, daß die Anschauung von der Exterritorialität der Botschaften eine antiquirte Idee Bismarck's sei, und daß Diplomaten, die amerikanische Frauen heirathen, ihnen selbstverständlich auch pariren müssen.

Caliban.

Digitized by Google

Ein Capitel zur Wohnungsfrage.

Von Culturingenieur Gebers (Ostende).

Zweifellos ist es, daß die Anhäufung von Menschen in den modernen Großstädten allgemein den Menschen der Natur mehr und mehr entfremdet, daß also die Millionenstädte nichts weniger als einen natürlichen Zustand darstellen. In den ersten Anfängen menschlicher Cultur wohnten unsere Vorfahren in Familienverbänden, später auch in kleineren Ansiedelungen zusammen, die aber immer nicht so groß waren, daß ihre Bewohner ihr Nahrungsbedürfniß nicht hätten in der nächsten Umgebung decken können. Gab das umliegende Land keine ausreichenden Nahrungsmittel mehr her, so wurde die Ansiedelung getheilt oder in eine andere Gegend verlegt. Je mehr Fortschritte die landwirthschaftliche Bodenbearbeitung und die Ausnutzung der mittelbaren und unmittelbaren Bodenerzeugnisse machte, um so mehr Einwohner konnten die alten Siedelungen fassen und ernähren. Als dann Kampf und Streit, der menschlichen Natur entsprechend, zwischen einzelnen Ansiedelungen ausbrach, wurden diese mit Schutzwehren umgeben und zogen in Folge dessen benachbarte Anwohner in den Bereich ihres Schutzes, so daß sie sich mit der Zeit zu Dörfern und Städten ausbildeten. Mit dem allmäligen Fortschreiten der Cultur, d. h. mit der Vervollkommnung der Arbeitsgeräthe, dem Anwachsen gewerblicher Anlagen, dem Bedürfniß nach wissenschaftlicher Forschung u. s. w., vergrößerten sich die Orte mehr und mehr, so daß wir schon im Alterthum mit „Großstädten" zu rechnen haben. Das alte Rom hatte nach Plinius einen Umkreis von etwa 18 km. Die genaue Einwohnerzahl ist uns nicht bekannt geworden, die angestellten Berechnungen schwanken zwischen einer und zwei Millionen, doch glaube ich nicht, daß die Stadt je auch nur annähernd eine Million Einwohner gehabt hat. Das Weichbild Berlins hat z. B. heute einen Umfang von ca. 45 km, die Hälfte der hiervon umschlossenen Fläche ist bebaut und von noch nicht zwei Millionen Menschen bewohnt. Die in Rom bebaute Fläche betrug also höchstens ein Drittel der in Berlin mit Gebäuden besetzten Fläche; eine derartige Ausnutzung von Grund und Boden, wie wir sie heute kennen, fand aber in den Städten des Alterthums nicht statt. Mögen die alten Wohnstätten an und für sich in Folge engerer Straßen näher an einander gestanden haben haben, immerhin haben wir aber im Allgemeinen mit Einfamilienhäusern zu rechnen, die Miethscaserne in ihrem heutigen Umfange kannte man noch nicht. Heute können die Großstädte sowohl in Bezug auf ihre Größe wie auf ihre Anzahl als ein Zeichen unserer schnelllebigen Zeit mit ihrer gewaltigen industriellen Entwickelung angesehen werden. Wie jede Anhäufung von Menschen in einer Anzahl, die es der nächsten Umgebung unmöglich macht, die erforderlichen Nahrungsmittel aufzubringen, als ein Widerspruch gegen die Natur anzusehen ist, so ist sie andererseits ein nothwendiges Uebel, wenn die Cultur fortschreiten und gedeihen soll.

Ein derartiges, demnach naturwidriges Zusammenströmen und dauerndes Zusammenleben von Menschen auf verhältnißmäßig kleinem Raume muß auf das sittliche Verhalten und auf die körperliche und geistige Gesundheit an und für sich von ungünstigem Einfluß sein. Allerdings hat Professor Brentano neuerdings nachweisen zu können geglaubt, daß die Großstädte oder die vorwiegend industriellen Gegenden gegenüber den Gauen mit Landwirthschaft treibender Bevölkerung einen höheren Procentsatz brauchbarer Rekruten aus den Gestellungspflichtigen liefern, daß demnach also die sittliche und körperliche Entwickelung der in der Industrie beschäftigten Bevölkerungskreise, vornehmlich also der Städter, besser sein müsse als die der ländlichen Bevölkerung. Doch stehen diese Untersuchungen auf so schwachen Füßen, gehen von so unzutreffenden Voraussetzungen aus und theilen das Gebiet unseres Vaterlandes so willkürlich in Gegenden mit überwiegend industrieller oder überwiegend ländlicher Bevölkerung ein, daß sie einer ernstlichen Prüfung gegenüber nicht Stand halten können. Schon das Auge zeigt dem aufmerksamen Laien den großen Unterschied in dem allgemeinen Gesundheitszustand der ländlichen und der städtischen Bevölkerung, wenn man von der letzteren die vielleicht im Laufe eines Jahrzehntes zugewanderten, auf dem Lande geborenen und erzogenen Volksschichten abzieht.

Zwar bieten die modernen Städte in hygienischer Beziehung viele Vortheile und Annehmlichkeiten gegenüber dem platten Lande, nie und nimmer kann durch diese aber die Einwirkung der freien Natur und die durchweg gesundheitsgemäßere Lebensweise der Landbewohner ersetzt oder gar übertroffen werden. Um so mehr Grund ist vorhanden, die hygienischen Einrichtungen der Großstadt immer weiter zu vervollkommnen und jedem Einwohner Lebensbedingungen zu schaffen, die denen in der freien Natur möglichst nahe kommen. Dieses Bestreben ist nicht neu, in unzähligen Fällen hat es aber zu durchaus falschen Maßnahmen und noch verkehrteren Ansichten geführt, die in folgenden Zeilen eingehend untersucht werden sollen.

Gehen wir von der Aufstellung des Bebauungsplanes aus. Da wird zunächst bei der Wahl der Straßenrichtung nicht selten ohne Rücksicht auf das Klima des Ortes viel zu schematisch vorgegangen. In verhältnißmäßig dunklen Gegenden finden wir viele noch neue Straßen, die genau von Osten nach Westen laufen, so daß die nördliche Häuserfront nur an wenigen Tagen des Jahres genügend erhellte Wohnräume aufweist. Im sonnigeren Süden laufen Straßen nicht selten direct von Norden nach Süden, wodurch im Sommer die Westfront am Nachmittag und Abend zu dauerndem Aufenthalte unbrauchbar wird, wenn nicht besondere Schutzmaßregeln gegen die Sonnenstrahlung oder lebhafte Ventilationsvorrichtungen getroffen werden. Doch können auch diese eine ausreichende Abkühlung der bis zum späten Abend bestrahlten Wände während der Nacht nicht bewirken, so daß bei anhaltender Hitze der Aufenthalt in diesen Räumen von Tag zu Tag unangenehmer wird. In Gegenden mit lebhaften, vorwiegend aus einer Richtung kommenden Winden finden wir lange, gerade Straßen, die in der vorherrschenden Windrichtung liegen: unabläßiger Staub, der durch die ganze Straße gefegt wird, und Erschwerung des Verkehrs wie des Athmens sind die Folge dieser verfehlten Anlage. Gerade der Staubgehalt der Großstadtluft ist der gefährlichste Feind der Menschen, da er zumeist mit einer großen Menge kleiner und kleinster Steintheilchen vermischt ist, die eine lebhafte Reizung und Beschädigung der Athmungsorgane bewirken und damit den Menschen für Erkrankungen der Luftwege auf schnellste Weise empfänglich machen. Die in der Stadtluft etwa enthaltenen Gase sind in der Regel in viel zu geringer Menge vorhanden, um eine merkliche Schädigung der menschlichen Gesundheit hervorzurufen. Bei der Aufstellung der Bebauungspläne muß also in weitgehenderer Weise auf das Klima des Ortes und auf die vorherrschende Windrichtung Rücksicht genommen werden, als es bisher geschehen ist. Auch auf die Anlage tiefer Vorgärten wird bisher viel zu wenig Bedacht genommen, weil die Vorgärten in der Stadt zu theuer sein und weil nichts Ordentliches darin wachsen soll. Das erste Bedenken kann man beseitigen dadurch, daß man im Wohnviertel den eigentlichen Straßenkörper nicht breiter anlegt, als für den Verkehr unbedingt nöthig ist, denn ein über das Bedürfniß in seiner Breite hinausgehender Straßenkörper ist in der Anlage wie in der Unterhaltung unverhältnißmäßig theuer und begünstigt nur die Staubentwickelung mehr als nöthig. Verwendet man die überflüssige Straßenbreite zu Vorgärten, so lassen sich solche in ausreichender Tiefe für ein gedeihliches Wachsen der Pflanzen schaffen (mindestens 6—8 m), die vielfach üblichen Vorgärten von 3 m Tiefe können naturgemäß nur bei außerordentlich

Digitized by Google

guter Pflege einen mäßigen Pflanzenwuchs zeitigen. In Stadttheilen mit weniger leistungsfähiger Bevölkerung sollte man nach einem sehr beachtenswerthen Vorschlage Professor Nußbaum's in seinem Gutachten über die Stuttgarter Stadterweiterung überhaupt nur an der Sonnenseite Vorgärten anlegen, die dann eine große Tiefe erhalten und in das Eigenthum der Stadt übergehen können. Zugleich kann damit an dieser Seite statt des gepflasterten Bürgersteiges ein sauberer Kiesweg in diese Anlage gelegt werden; die Straßenbau- und Unterhaltungskosten werden dadurch verringert und die ganze Anlage gewinnt an Reiz und Wohlbehagen für das anwohnende wie das durchgehende Publicum.

Von größerer Bedeutung als der Bauplan ist für den Einzelnen die Bauweise und Bauart des Hauses, in dem er wohnen muß. Da herrscht zunächst in der einen Stadt die geschlossene, in der anderen mehr die sogenannte offene Bauweise, d. h. die Häuser haben durchweg einen bestimmten, für die einzelnen Stadttheile vielleicht verschiedenen Abstand (zumeist 3—8 m) von einander. Diese Maßnahme ist in den letzten Jahrzehnten als ein ganz hervorragendes Mittel zur Gesundung der Großstadtwohnungen gepriesen worden — ob mit Recht, das mögen die folgenden Zeilen beweisen. Vorweg will ich bemerken, daß in Stuttgart, wo der Hausabstand oder Bauwich seit etwa einem halben Jahrhundert allgemein vorgeschrieben ist, dieser ursprünglich nicht aus hygienischen, sondern, wie sich vor Kurzem herausgestellt hat, aus feuerpolizeilichen Gründen eingeführt wurde: weil das Hinterland durchweg sehr tief und seine starke Ueberbauung zugelassen war, sollte durch den Bauwich ein stets offener, mit der Spritze passirbarer Eingang zu den Hintergebäuden geschaffen werden. Die Hygiene hat sich erst viel später des Bauwichs als eines vermeintlich guten Mittels zu einer gründlichen Durchlüftung des eng bebauten Hinterlandes bemächtigt. In Wirklichkeit dient er einer lebhaften Durchlüftung nur zu Zeiten starken Windes, da (u. A. auch in dem oben erwähnten Gutachten) nachgewiesen ist, daß die Luft sich wellenförmig auf und ab bewegt und folglich in jeden oben offenen Raum einzufallen vermag, wenn er im Verhältniß zu seiner Höhe nur groß genug ist. Die Hofräume können also auch ohne den Bauwich genügend durchlüftet werden, da der Luft in Folge der schrägen Dachconstructionen immerhin eine erhebliche Bewegung nach unten vorgeschrieben wird. Ist der Bauwich demnach zur Durchlüftung des Hinterlandes nicht erforderlich, so bringt er ihm noch große Unannehmlichkeiten, indem er den Straßenstaub auch in die Höfe und somit in diejenigen Fenster und Räume eindringen läßt, die den Vorzug haben, vom Geräusch der Straße abgelegen zu sein. Daneben vertheuert er aber das Bauen in sehr fühlbarer Weise. Nicht nur, daß für jedes Haus ein entsprechend größerer Bauplatz gekauft werden muß — der Einheitspreis für den Grund und Boden wird durch den Bauwich in kaum nennenswerther Weise vermindert, da Ersterer hauptsächlich von dem Verhältniß zwischen Angebot und Nachfrage und erst in zweiter Linie von der zulässigen Ueberbauung abhängt —, auch die Errichtung des Hauses vertheuert sich, da vier Außenwände erforderlich sind. Dazu kommt, daß das alleinstehende Haus unbedingt kälter ist als das in geschlossener Bauweise errichtete, um so mehr, je enger der Bauwich im Verhältniß zur Gebäudehöhe ist, da hiermit der Feuchtigkeitsgrad der freistehenden Giebelwände mangels ausreichender Belichtung und Durchlüftung wächst. Alle diese Umstände berühren den Geldbeutel des Hauseigenthümers oder Miethers direct, indirect wird er noch dadurch betroffen, daß in Folge des Bauwichs verhältnißmäßig weniger Menschen an derselben Straßenlänge wohnen können, als wenn in geschlossener Reihe gebaut werden kann. Dadurch wird der auf den Einzelnen entfallende Antheil an Straßenbau-, Reinigungs-, Beleuchtungs- und Bewachungskosten wie der Antheil an den Kosten der durch den Bauwich nutzlos verlängerten Wasserleitungs- und Canalisationsleitungen erheblich vergrößert, denn schon der schmale Bauwich beträgt gewöhnlich ein Achtel bis ein Fünftel der Hausfront. Um diesen Betrag werden also die gesammten Tiefbaukosten in der Anlage und Unterhaltung zu Ungunsten der Einwohner erhöht, und das ist in seiner Wirkung nicht zu unterschätzen, wenn man bedenkt, daß fast überall der Etat des Tiefbaues in den Städten die größten Summen aufweist und nicht selten 25—30 Procent aller Ausgaben verschlingt. Was aber der Einzelne hier mehr aufwenden muß, muß er an anderer Stelle zu ersparen suchen. Ist somit aus hygienischen Gründen der Bauwich kein Erforderniß, so sollte er um so eher auf das eigentliche Landhausviertel (ohne bestimmt vorgeschriebene Breite) beschränkt bleiben, als er auch in Folge der kahlen, dunklen und meist feuchten Giebelwände wie in Folge der Unsauberkeit, die gewöhnlich in ihm herrscht, jedes Feinempfinden verletzen muß.

Kommen wir nun zu dem eigentlichen Aufenthaltsraum der Menschen selbst, zum Wohnhaus. Seine Bauart ist natürlich in erster Linie Sache des Einzelnen, doch sollte auch hier noch mehr Rücksicht auf das Klima des Ortes und auf die Feuchtigkeitsverhältnisse der Luft genommen werden insofern, als in dunkleren Gegenden ein helleres, in helleren Gegenden ein dunkleres Baumaterial für die Außenwand zu wählen wäre, um die Einwirkung der Sonnenstrahlen in zweckmäßiger Weise zu regeln. Auch auf einen genügenden Widerstand der Wände gegen aufsteigende oder anfallende Feuchtigkeit wird nicht immer in ausreichender Weise Bedacht genommen, doch würde es den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten, hier in dieser Beziehung alle möglichen Einzelheiten aufzuführen.

Eine nicht unbedeutende Rolle spielt die Höhenlage der Wohnung. Hier wird immer noch wieder versucht, auf Grund unvollkommener oder falsch verstandener statistischer Nachweise die hochgelegenen Stockwerke gegenüber den unteren Etagen in Mißcredit zu bringen. Durch zahlreiche Untersuchungen in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts ist zwar bewiesen, daß die Sterblichkeit in den oberen Geschossen größer ist als in den unteren, und daß vornehmlich die Keller und Dachgeschosse die bei Weitem größte Sterblichkeit aufweisen. Daraus kann man aber nicht einfach den Schluß ziehen, daß die oberen Stockwerke allgemein ungesunder sind als die unteren. Ich glaube, daß dieser Unterschied vielmehr in der durch größere Wohlhabenheit bedingten besseren Lebenshaltung der Bewohner der unteren Stockwerke gegenüber denen der oberen Geschosse liegt; diese besteht nicht allein in der besseren Ernährung, sondern vor allen Dingen auch in einer ausgedehnteren Gesammtkörperpflege, die gerade in der Großstadt so nöthig ist, und in dem in den unteren Stockwerken zumeist Platz greifenden weiträumigeren Wohnen. Selten sind die unteren Stockwerke so dicht bevölkert, wie es im Verhältniß zu dem Luftraum der Wohnung in den oberen der Fall zu sein pflegt. Wollte man also den statistischen Sterblichkeitszahlen eine vergleichende Beweiskraft zusprechen, so müßte daneben das durchschnittliche Einkommen der Bewohner sowie der Luftraum der Wohnungen, umgerechnet auf den Kopf der Insassen, angegeben werden.

Auch die an derartige statistische Erhebungen geknüpften Erörterungen dahinzielend, daß die Bewohner höherer Stockwerke in bessere gesundheitliche Verhältnisse gelangen, wenn sie in die unteren Geschosse ziehen, und zwar trotz Beibehaltung der alten Lebensweise, erscheinen mir ziemlich müßig. Abgesehen von verhältnißmäßig wenigen gemeinnützigen Unternehmungen, die wirklich billige Wohnungen errichten konnten, in denen das Wohnen an und für sich schon wegen ihrer neuen, hygienisch vollkommeneren Bauart gesünder ist, ist mit dem Einziehen in die unteren Stockwerke allgemein eine, wenn auch nur mäßig bessere Lebenshaltung verbunden. Denn die Miethen in den unteren Stockwerken sind durchweg höher als

Digitized by Google

in den oberen, und nur um vermeintlich gesunder zu wohnen, ist noch kein Mensch aus einem höheren in ein unteres Stockwerk gezogen, wenn er auch nicht im Stande war, den dafür geforderten höheren Mietzins zu entrichten. Wäre es Thatsache, daß mit der höheren Lage der Wohnung an sich die Sterblichkeit wüchse, dann müßte ja das Wohnen in den oberen Etagen der amerikanischen „Wolkenkratzer" geradezu lebensgefährlich sein, während die unteren Stockwerke der dumpfen, altstädtischen Straßen, z. B. des noch vor zehn Jahren sehr ausgedehnten Hamburger Gängeviertels, in dem die Cholera eine so reiche Beute fand, beinahe das Ideal gesunden Wohnens sein müßten, da sie vom Straßenstaub wenig zu leiden haben.

Der Grund für die größere Sterblichkeit in den oberen Stockwerken wird zumeist in der angeblich größeren Feuchtigkeit dieser Wohnungen gesucht. Das Wohnen in den meist feuchten, niedrigen Kellern der Altstädte kann der Gesundheit nicht zuträglich sein; heute werden aber, namentlich in Häusern mit Hochparterre, Kellerräume gebaut, so hoch, so hell, so geräumig und so gut gegen aufsteigendes Grundwasser geschützt, daß das Wohnen darin jedenfalls gesünder ist als in den unteren Etagen manches vor dreißig bis vierzig Jahren erbauten Hauses der Groß- und manches noch heute errichteten Hauses der Kleinstädte.

Die ungesundeste Wohnung bietet allerdings das Dachgeschoß, da das Dach kaum so dicht sein wird, daß es bei anhaltenden Niederschlägen keinen Regen durchläßt. Für das Dachgeschoß würde also die Folgerung, daß die größere Sterblichkeit in den oberen Stockwerken in der vermehrten Feuchtigkeit begründet sei, zutreffen können. Für das gesunde Wohnen ist es aber gleichgiltig, ob dieses Dachgeschoß über einem einstöckigen oder einem zwanzigstöckigen Hause liegt, seine Feuchtigkeit ist im Allgemeinen dieselbe. Hieraus sollte aber nur die Lehre gezogen werden, zunächst die Dachconstructionen so zu verbessern, daß keine Feuchtigkeit mehr durchdringt, und dann das Dachgeschoß überhaupt nicht als Wohnung zu verwenden, sondern für die verschiedenen Bedürfnisse der Familien auszustatten. In die voll ausgebaute Etage unter dem Dachgeschoß sollte aber das Wasser, welches durch das Dach etwa eindringt, auf keinen Fall gelangen können. Das läßt sich durch entsprechende Decken- und Wandconstructionen leicht verhindern.

Gegen das aufsteigende Grundwasser läßt sich das Mauerwerk ebenfalls leicht vollkommen abdichten, so daß die Etagen auch von dieser Seite keine Feuchtigkeit zu erwarten haben sollten. Bleibt noch das durch die Wände selbst eindringende Niederschlagswasser, eine völlige Austrocknung der Wände vor dem Beziehen der Wohnung vorausgesetzt. Auch gegen dieses kann man sich durch die Schaffung von Lufträumen im Inneren der Wände oder durch ihre Verkleidung mit wasserdichtem Material ziemlich sicher schützen. Hier sei noch bemerkt, daß von Freunden des Bauwichs nicht selten behauptet wird, daß er eine natürliche Ventilation für die freistehenden Giebelwände und die anstoßenden Zimmer bilde. Zahlreiche Versuche haben aber bewiesen, daß eine natürliche Ventilation durch das Mauerwerk der Wände nur noch bei starkem Winde stattfindet, da das Mauerwerk, wenn auch porös, dem Durchdringen der Luft doch einen zu großen Widerstand selbst bei lebhaftem Winde entgegenstellt und die Luft eher an den Wänden hochgetrieben wird, ehe sie sie durchdringt. Daher kommt es auch, daß die freistehenden Wände am schmalen Bauwich durchweg kalt und feucht sind. Bei gleicher Witterung werden also — ein gutes Dach und sorgfältige Abdichtung gegen aufsteigendes Grundwasser vorausgesetzt — die Außenwände der Wohnungen in allen Stockwerken denselben Feuchtigkeitsgrad haben, da dieser von der umgebenden Luft und der Porosität des verwendeten Baumaterials abhängig ist. Die Feuchtigkeit der einzelnen Wohnung hat demnach mit ihrer relativen Höhenlage wenig zu thun, es ist vielmehr anzunehmen, daß eine Wohnung um so trockener sein muß, je höher sie liegt, da in den höheren Luftschichten für gewöhnlich eine stärkere Luftbewegung herrscht, die Ventilation also lebhafter ist. Dazu kommt, daß die Einwirkung der Sonnenstrahlen stärker ist und daß die höher gelegenen Wohnungen nicht so direct unter der Ausdünstung des Bodens zu leiden haben wie die unteren Stockwerke. Nichtsdestoweniger ist anzuerkennen, daß das oberste Wohngeschoß im Winter kälter ist als die darunter liegenden. Der Grund hierfür liegt aber nicht in der angeblichen größeren Feuchtigkeit, sondern nur darin, daß der Luftraum über dem Obergeschoß, mag er nun Bodenraum oder freier Luftraum sein, nicht geheizt wird, daß also durch die Decke eine verhältnißmäßig große Wärmemenge nach oben abgegeben werden muß. Es spielt daher auch hier keine Rolle, ob das oberste Stockwerk eines Hauses zugleich das unterste oder ob es das zehnte oder zwanzigste Geschoß ist.

Im Sommer ist das Dachgeschoß natürlich das heißeste, weil es den Sonnenstrahlen die breiteste Auffallfläche bietet, und weil der Auffallwinkel sich einem rechten Winkel viel mehr nähert als der Einfallwinkel in die Etagenfenster. Je steiler die Sonnenstrahlen auffallen, um so stärker ist ihre Wirkung. Diese Wirkung ist aber dieselbe, ob es sich um das Dach eines einstöckigen oder eines mehrstöckigen Hauses handelt. Vermeiden wir also, wie schon oben gefordert, direct unter dem Dach gelegene Wohnungen, und die Kindersterblichkeit in den oberen Etagen wird ein ganz anderes Bild aufweisen. Denn nicht in den Etagen an und für sich ist diese Sterblichkeit so enorm hoch, sondern im Wesentlichen nur in den Dach- oder Erkergeschossen, die überdies gewöhnlich am dichtesten bevölkert sind.

Ein großer Uebelstand unserer hochgelegenen Wohnungen gegenüber den unteren Geschossen liegt allerdings in den Treppen. Daß das Treppensteigen in den dumpfen, mangelhaft gelüfteten und beleuchteten Treppenhäusern gesund sei — wer wollte es behaupten? Aber läßt sich denn dem nicht abhelfen? Ohne nennenswerthe Kosten ist es in erster Linie möglich, die Treppenhäuser einer ununterbrochenen gründlichen Lüftung zu unterziehen. Dann geben uns aber die amerikanischen Wohnthürme ein vorzügliches Beispiel zur Beseitigung aller mit dem Treppensteigen verbundenen Uebelstände in den durchaus gut arbeitenden Personen- und Gepäckaufzügen. Weßhalb haben diese in Deutschland bisher so wenig Anklang gefunden? Könnten wir auf alle Gebäude der Großstädte ein oder zwei Stockwerke aufsetzen und neben den Treppen Aufzüge einrichten, der größte Theil der allgemeinen Wohnungsnoth wäre mit einem Schlage beseitigt!

Andererseits liegt es aber auf der Hand, daß die Wohnungen der oberen vor denen der unteren Geschosse den Vortheil größerer Staubfreiheit der Luft und größerer Helligkeit haben, und das sind zwei Vortheile, die für den immerhin eng umgrenzten Aufenthaltsraum der Menschen in der Großstadt gar nicht hoch genug eingeschätzt werden können! Der Straßenstaub kann hochgelegene Wohnungen nicht so arg belästigen wie die unteren Stockwerke, da die schwereren und damit gefährlichsten Theile des Staubes gewöhnlich nicht so hoch gehoben werden oder nach kurzer Reise wieder niederfallen. Die Helligkeit aber ist der größte Feind unzähliger Mikroorganismen.

Den vielfach gezogenen Schluß, daß das allein stehende Einfamilienhaus auch für unsere Großstädte die gesundeste Wohnform darstelle, halte ich daher für einen Trugschluß, der gar leicht auf falsche Bahnen führen kann. Ja, das Einfamilienhaus kann ein Ideal gesunden Wohnens sein, wenn das Haus, genügend frei gelegen, so groß ist, daß es ein wirklich weiträumiges Wohnen gestattet. In diesem Falle stellt es aber sehr hohe Anforderungen an den Geldbeutel, oder es erfordert bei den Grund- und Bodenpreisen der Großstadt und ihrer Umgebung einen Miethzins, den nur

Digitized by Google

der wirklich Begüterte aufzubringen vermag. Für die übrigen Einwohner (und hierhin gehören in den meisten Großstädten 80—90 Procent der Bevölkerung) aber erzeugt das Einfamilienhaus in Folge seiner erheblich höheren Baukosten für den Kubikmeter Wohnraum — Grund und Boden, Fundamente, Dachconstruction und Straßenbau mit allem Zubehör kosten für ein Einfamilienhaus fast dasselbe wie für ein sechsstöckiges Gebäude, an Bauzinsen hierfür entfällt also bei ersterem ein sechsmal so hoher Betrag auf die einzelne Wohnung wie bei letzterem — nur eine vermehrte Wohndichtigkeit, die mit hygienischer Wohnungspolitik blitzwenig zu thun hat. Denn die Ursache gesunden Wohnens liegt nicht in einem möglichst großen Luftraum um das Haus herum, sondern in einer möglichst geräumigen Wohnung.

Läßt sich demnach das englische Einfamilienhaus nicht ohne Weiteres auf deutsche Verhältnisse übertragen, so trifft dieses in ähnlichem Maße zu für die amerikanischen Wolkenkratzer, mit denen wir unsere Großstädte nicht verunzieren möchten. In Deutschland müssen wir also nach einem goldenen Mittelweg suchen, dessen Ziel ist, bei möglichst reizvollen Straßen ein möglichst schönes Gesammtbild mit möglichst billigen und gesunden Wohnungen zu schaffen. Hierhin führen uns entsprechende Rücksichtnahme bei der Straßenanlage in den oben erwähnten Beziehungen. Daneben sollten im eigentlichen Wohnviertel die Baublöcke möglichst groß gewählt und im Innern von der Bebauung so weit frei gehalten werden, daß auch die nach hinten gelegenen Zimmer durchweg ausreichend erhellt werden. Dazu muß hinter der Hoffront ein Raum frei bleiben, der der anderthalbfachen Haushöhe (bis zur Dachtraufe gemessen) im Allgemeinen gleich kommt. Dieselbe Breite muß auch die Straße erhalten, doch ist die Fahrbahn nicht breiter vorzusehen, wie es für den Verkehr unbedingt nöthig ist. Ist die Errichtung kleiner, billiger Wohnungen von Bedeutung, so kann dem in vorzüglicher Weise Rechnung getragen werden durch einen Vorschlag, den Prof. Nußbaum in seinem oben erwähnten Gutachten macht. Große Baublöcke sollen ringsum in geschlossener Reihe mit herrschaftlichen Wohnungen besetzt werden, während das Innere des Blocks durch eine Reihe ganz durchlaufender Privatstraßen, die als Schmuckhöfe anzulegen sind, aufgeschlossen wird; an diesen können dann kleine Wohnungen errichtet werden. Durchführbar ist dieser Vorschlag natürlich nur dann, wenn sich der ganze Baublock in einer Hand befindet. Die Höhe der Häuser soll außer im Villenviertel durchweg drei bis sieben Stockwerke betragen, doch sind in Häusern mit mehr als drei Stockwerken neben der Treppe Personen- und Gepäckaufzüge sowie Nothleitern anzulegen.

Erweitert man eine Stadt nach diesen Gesichtspunkten und sorgt durch eine ausgedehnte Wohnungsaufsicht dafür, daß keine Wohnung stärker benutzt wird, als es nach ihrem Luftraum für das Wohlbefinden der Insassen erlaubt sein sollte, so wird man schneller zu billigeren, gesunderen Wohnungsverhältnissen gelangen, als wenn man durch ein Verbot das dritte und vierte Stockwerk abschaffen wollte. Wohin derartige allzu scharfe Baubeschränkungen führen, beweist am besten die Stadt Stuttgart, in der die Miethen für kleine Wohnungen von zwei und drei Zimmern bei Weitem höher sind als in fast allen anderen Großstädten unseres Vaterlandes.

Auch einen nicht zu unterschätzenden moralischen Gewinn dürfte eine Stadtanlage im Sinne dieser Abhandlung bringen: die Wiederbelebung eines engeren und weiteren Heim- und Heimathsinnes der minder bemittelten Kreise. Bisher ging das Streben der Städtebauer nicht selten dahin, das Landhausviertel möglichst reich sowohl in Bezug auf eine ästhetisch schöne Linienführung der Straßen wie auf die Herstellung der Letzteren selbst auszustatten. Dahingegen erfahren die Wohnquartiere der minder Bemittelten gewöhnlich eine recht stiefmütterliche Behandlung: einfache, gerade Linienführung der Straßen, meist ohne Vorgärten, und wenig freie Plätze ist die Signatur dieser Stadttheile. Bei den verhältnißmäßig sehr theueren industriellen Anlagen spielt es keine Rolle, ob hier einige Bequemlichkeiten oder Annehmlichkeiten für den Arbeiter mehr geschaffen werden oder nicht, ganz abgesehen davon, daß eine eingehende Gewerbeaufsicht jetzt überall dafür Sorge trägt, daß in jedem Arbeitsraum auch weitgehendes Licht- und Luftbedürfniß befriedigt wird. In den Villenvierteln sind die Straßen schon durch die anstoßenden, wohlgepflegten Gärten mit den hübschen Landhäusern, denen Licht und Luft von allen Seiten in reichem Maße zuströmt, bei guter Linienführung in ästhetischer und gesundheitlicher Beziehung für eine Stadt das denkbar Vollkommenste. Nun sollte man aber auch weiter gehen und dem Beamten, kleinen Kaufmann und Arbeiter die Wohnstätte möglichst heimisch zu machen suchen. Wenn der Arbeiter am Abend von seiner modernen Arbeitsstätte nach Hause geht und dabei vielleicht mit hübschen Villen geschmückte Straßen berührt, so soll er in sein Wohnviertel zunächst nicht die Empfindung mitnehmen, daß hier bei der ganzen Straßenanlage zu Gunsten seiner wohlhabenden Mitbürger übermäßig gespart sei. Ferner wird er wie seine Familie sich in dem Heim wohler und behaglicher fühlen, wenn es in gärtnerisch geschmückter Gegend liegt, als wenn es von dunklen, öden Mauern umgeben ist. Und weßhalb soll man hier nicht auch eine ästhetisch schöne Linienführung bei der Straßenanlage wählen, wenn's dem Stadtsäckel nichts kostet? Das „Grün" hat stets eine erziehende und belebende Wirkung auf Geist und Körper des Menschen ausgeübt, und wir können den Großstädten keinen nachhaltigeren Gewinn verschaffen, als wenn wir sie mit vielen und ausgedehnten gärtnerischen Anlagen versehen.

Die Reform der Krankenversicherung.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Einheitliche Grundsätze sind eine wesentliche Bedingung der gesammten Arbeiterversicherung, soll sie der Aufgabe genügen, welche sie auf socialpolitischem Gebiete zu erfüllen hat. Der Umstand, daß die Kranken-, die Unfall-, die Alters- und Invaliditäts-Versicherung nicht gleichzeitig, vielmehr in zeitlichen Zwischenräumen eingeführt und in verschiedenen Vorlagen ausgebildet wurden, hatte zur Folge, daß jede davon eigenartig ausgestaltet ist, auch die einzelnen Gesetze zum Theil von einander widersprechenden Anschauungen beherrscht werden. Bei der geplanten Abänderung des zur Zeit geltenden Versicherungsrechtes wird eine Uebereinstimmung hergestellt werden müssen. Das Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juli 1899 und die Unfallversicherungsgesetze vom 30. Juni 1900 haben bereits manche Widersprüche beseitigt und eine, wenngleich beschränkte Uebereinstimmung dieser beiden Versicherungsarten gebracht. Angesichts dessen durfte die Hoffnung gehegt werden, es werde auf dem Gebiete der Krankenversicherung in gleichem Sinne vorgegangen werden. Und was bisher über die Vorarbeiten dazu in die Oeffentlichkeit gelangte, schien geeignet, diese Erwartungen zu rechtfertigen. Um so größer war die Enttäuschung, als die Vorlage bekannt wurde. Sie entspricht keinem der bisher bekannt gegebenen Verbesserungsvorschläge, läßt vielmehr die jetzige Zersplitterung der Kräfte fortdauern, indem die zahlreichen verschiedenartigen Casseneinrichtungen nicht mit einander verschmolzen, sondern beibehalten werden. Man muß also mit den alten Unzuträglichkeiten auch zukünftig rechnen. Dieser Umstand ist für sich allein geeignet, Stimmung gegen die Vorlage zu machen, obgleich nicht verkannt werden soll, daß sie einzelne Verbesserungen bringt. Dazu gehört u. A. die Ausdehnung

Digitized by Google

der Krankencassen-Fürsorge von 13 auf 26 Wochen, ferner die Erweiterung der Wöchnerinnenunterstützung von 4 auf 6 Wochen, endlich die Beseitigung der Bestimmung, daß geschlechtliche Ausschweifungen ein Grund zur Ablehnung der Krankenunterstützung seien. Diesen Vergünstigungen steht aber der Nachtheil gegenüber, daß die bisherige Höchstgrenze der Beiträge von 2 vom Hundert auf 3 vom Hundert des Arbeitsverdienstes gesteigert wird. Im Vergleich mit dem gewährten Vortheile kann dieser unumgängliche Nachtheil freilich nicht sehr in's Gewicht fallen.

Der vornehmste Zweck der Krankenversicherung ist zweifellos der, daß Berufskrankheiten und Volkskrankheiten thunlichst beseitigt, also im Keime unterdrückt werden. Die Geschlechtskrankheiten gehören nun unbestreitbar zu denjenigen Störungen der körperlichen Unversehrtheit, welche in stetiger Zunahme begriffen sind und welche auf die nächste Umgebung, zumal auf die Nachkommenschaft, ihre schrecklichen Wirkungen erstrecken. Deßhalb wird auf ihre Bekämpfung jetzt mehr als je Bedacht genommen. Der Umstand, daß gegenwärtig geschlechtliche Ausschweifung als Krankheitsursache das Versagen der Krankenfürsorge herbeizuführen vermag, wird bestimmend dafür, daß der Geschlechtskranke den Vertrauensarzt über die Ursache und den Sitz der Krankheitserscheinungen zu täuschen sucht oder ihn gar nicht consultirt, sich vielmehr zu der Inanspruchnahme eines Kurpfuschers entschließt. Auf diese Weise wird verschuldet, daß das Heilverfahren überwiegend nicht fachgemäß und gründlich durchgeführt wird, sich vielmehr auf augenblicklichen Stillstand der Krankheitserscheinungen beschränkt, wodurch der zurückgebliebene Keim der Krankheit seinen zerstörenden Einfluß weiter auszuüben, also zum allmäligen Siechthum zu führen vermag. Hiergegen soll die geplante Abänderung helfen. Bei der Gemeindeversicherung und bei Ortskrankencassen ist der beabsichtigte Erfolg erreichbar. Er wird jedoch versagen, wo eine Betriebskrankencasse in Betracht kommt. Denn da hier dem Betriebsunternehmer oder seinem Vertreter Vorsitz und Cassenführung in eigener Person gebührt, werden die Cassenmitglieder von der Inanspruchnahme der Krankencassen-Fürsorge absehen, um die Ursache, den Sitz der Krankheitserscheinungen dem Arbeitgeber nicht bekannt werden zu lassen. Könnte sich doch in Sonderheit für weibliche Mitglieder, etwa Verkäuferinnen, Buchhalterinnen u. s. w. als mittelbare Folge ihrer Krankmeldung die Entlassung aus der Beschäftigung ergeben. Der Entlassungsgrund würde ihnen ferner das Erlangen einer neuen Arbeitsgelegenheit erschweren.

Es müßte also das System der Betriebs- und Fabrikskrankencassen aufgegeben werden. Für ihr Beseitigen spricht auch noch der Umstand, daß die Betriebsunternehmer, welche bei Unzulänglichkeit der Betriebskrankencassen zu Vorschußzahlungen herangezogen werden können, auf ihre eigene Entlastung Bedacht nehmen und diejenigen Arbeiter entlassen werden, welche in ihrer Gesundheit derart erschüttert sind, daß sie häufig und langandauernd der Krankenunterstützung bedürfen. Die gleiche Gefahr liegt bei den Innungs-, Knappschafts- und Baukrankencassen vor. Die meisten entlassenen Arbeiter werden entweder völlig brodlos oder darauf angewiesen, eine Beschäftigung zu suchen, durch die sie die Mitgliedschaft bei einer Ortskrankencasse erlangen. Das gefährdet wieder die Leistungsfähigkeit der Letzteren. Hierin vermag jedoch nur eine Verschmelzung sämmtlicher Krankencassen Wandel zu schaffen. Diese Reform empfiehlt sich gleichmäßig im Interesse der Versicherungspflichtigen wie der Arbeitgeber. Letzteren wird die Meldepflicht erleichtert, Beide dadurch entlastet, daß die Cassenbeiträge sich dank Verminderung der Verwaltungskosten niedriger stellen müssen, so daß trotz der Cassenmehrleistungen die in Aussicht genommene Erhöhung der Höchstgrenze von 2 vom Hundert auf 3 vom Hundert entbehrlich wird. Den erkrankten Versicherten schließlich wird das Aufsuchen des Cassenarztes und die Durchführung des Heilverfahrens leichter gemacht. Denn wenn für ein größeres Gemeinwesen nur eine Casseneinrichtung besteht, so können die Cassenärzte für kleinere, örtlich abgegrenzte Bezirke bestellt werden. Der Arzt wohnt dann mitten unter seinen Pflegebefohlenen und ist in den Stand gesetzt, ohne Zurücklegen einer größeren Wegstrecke, also ohne größeren Zeitverlust, den am Ausgehen verhinderten Erkrankten zu besuchen, während andererseits der Ausgangsfähige sich ebenso rasch zu dem nahewohnenden Arzte begeben kann. Dieser Umstand allein rechtfertigt den Wunsch, daß mit den verschiedenartigen Casseneinrichtungen aufgeräumt und dafür nur örtlich abgegrenzte Cassenbezirke geschaffen werden.

Will man aber die jetzige Vielgliederung beibehalten, so muß doch unter allen Umständen mit der Unbilligkeit gebrochen werden, wonach der unehelichen Wöchnerin, wenn sie in einem gewerblichen Betriebe beschäftigt war, eine Wöchnerinnenunterstützung gewährt, dagegen versagt wird, wenn sie in der Landwirthschaft gearbeitet hat. Auch fehlt es an einem hinreichenden Grunde, die Uebernahme des Heilverfahrens abzulehnen, wenn die Krankheitserscheinungen auf Trunkfälligkeit zurückzuführen sind, zumal jetzt, wo die Geschlechtskrankheiten übernommen werden, fehlt es durchaus daran. Beide Krankheiten sind im Arbeiterstande gleich häufig und schädlich. Die Uebernahme des Heilverfahrens verspricht jedoch den günstigen Erfolg, daß durch Unterbringen in eine Trinkerheilstätte der Trunkenbold von seiner Leidenschaft befreit, mithin erreicht werden kann, was das geplante, aber nicht zur Ausführung gebrachte Trunksuchtsschutzgesetz bezweckte.

Literatur und Kunst.

Nietzsche's Briefe.

Von Paul Meschke.

Eine werthvolle Ergänzung zu Nietzsche's Werken und zu der von Elisabeth Förster-Nietzsche herausgegebenen Nietzschebiographie bilden Nietzsche's Briefe. In diesen Briefen tritt uns ein großer Geist und edler Mensch unverhüllt entgegen. Mag man zur Gesammtheit der Nietzsche'schen Philosophie oder zu ihren einzelnen Theilen, zu ihren Grundlagen und Folgerungen stehen wie man will, nie wird man den Reichthum des Geistes und den Ernst, mit dem Nietzsche an die großen Lebensprobleme herantritt, in Frage stellen dürfen. Wenn wir hinter dem Werke die Persönlichkeit aufsuchen, so erblicken wir einen starken männlichen Charakter, dessen glänzende Lauterkeit uns immer in Fesseln schlagen wird.

In Nietzsche's Schrift „Schopenhauer als Erzieher" findet sich der Satz: „Ich mache mir aus einem Philosophen gerade so viel, als er im Stande ist, ein Beispiel zu geben." Wenn man diesen Satz als Maßstab zur Abschätzung Nietzsche's selbst nähme, Nietzsche würde die Probe bestehen. Ein Beispiel kann nur die Persönlichkeit geben. Und Nietzsche ist ein heroischer Charakter. Für die Kennzeichnung seiner Philosophie dürfte wohl das von ihm selbst geprägte Wort „dionysischer Pessimismus" am zutreffendsten sein. Er ging bekanntlich vom „romantischen Pessimismus" Schopenhauer's aus. Allein bereits in seinen ersten Schriften finden sich Züge, die über Schopenhauer's Quiëtismus hinausweisen. Die philosophie-geschichtliche Stellung des späteren Nietzsche aber wird geradezu durch seine Ueberwindung des Pessimismus bestimmt werden. Mit Schopenhauer erkennt Nietzsche alles Harte und Schreckliche des Lebens an, aber nicht, um

Digitized by Google

es zu bejammern und die nihilistische Folgerung der Willensverneinung daraus zu ziehen, sondern er erkennt alles Furchtbare und Grausame des Lebens als nothwendig zur Erhöhung des Typus Mensch. In einem Briefe an den Musikschriftsteller Dr. Carl Fuchs vom 29. Juli 1888 nennt er sich den „Erfinder einer neuen Art Pessimismus, eines dionysischen, aus der Stärke geborenen, der sich das Vergnügen macht, das Problem des Daseins an seinen Hörnern zu packen". Freudiges Ja sagen zum Leben, nicht trotz der Leiden, sondern wegen der Leiden: das ist dionysischer Pessimismus. Der dionysische Pessimist lebt heroisch. Wenn wir die Briefe lesen, so thun wir einen Einblick in Nietzsche's Seele, der uns erkennen läßt, wie sein ganzes späteres Leben ein solches heroisches Leben ist, eine Paraphrase über sein Wort: „Die geistigsten Menschen, vorausgesetzt, daß sie die muthigsten sind, erleben auch bei Weitem die schmerzhaftesten Tragödien: aber eben deßhalb ehren sie das Leben, weil es ihnen seine größte Gegnerschaft entgegenstellt." (Götzendämmerung.) Wahrhaft ergreifend tritt uns in den Briefen die Tragik in Nietzsche's Leben entgegen, seine körperliche Erkrankung, seine Vereinsamung. Bereits 1878 sah er sich genöthigt, die Baseler Professur, die er seit 1869 inne hatte, aufzugeben. Der Zustand seiner Augen und quälende Kopfschmerzen zwangen ihn dazu. Ein Kranker war er fortan, der im Gebirge und im Süden ein einsames Leben führte, ganz nur mit seiner Aufgabe beschäftigt. Jetzt erst schuf er seine Hauptwerke. Und wenn er auch manchmal in seinen Briefen über sein Leiden klagt, sich selbst nach dem Tode sehnt und das Leben verachtet, immer wieder ringt er sich zur Lebensbejahung empor. Er weiß: noch ist die Lebensaufgabe nicht vollbracht. So schreibt er am 15. Juli 1882 seinem Freunde Erwin Rohde: „Welche Jahre! Welche langwierigen Schmerzen! Welche innerlichen Störungen, Umwälzungen, Vereinsamungen! Wer hat denn so viel ausgestanden als ich? Leopardi gewiß nicht! Und wenn ich nun heute über dem Allen stehe, mit dem Frohmuthe eines Siegers und beladen mit schweren neuen Plänen — und, wie ich mich kenne, mit der Aussicht auf neue, schwerere und noch innerlichere Leiden und Tragödien und mit dem Muthe dazu! so soll mir Niemand darüber böse sein dürfen, wenn ich gut von meiner Arznei denke: mihi ipsi scripsi — dabei bleibt es." Welche Harmonie des Philosophen und Menschen! Was für ein Abstand aber, wenn man Nietzsche's Briefe mit denen Schopenhauer's vergleicht! Beide, Nietzsche und Schopenhauer, sind Einsiedler des Geistes. Während aber Nietzsche mit immer sehnsüchtigeren und weicheren Worten nach Liebe und Freundschaft verlangt, wird Schopenhauer zum gehässigen Polterer. Auch Nietzsche war radical gegenüber Ideen, aber er überträgt seinen Haß nicht auf die Vertreter der Ideen. Sein Standpunkt spricht sich in den Worten aus: „Dem einzelnen Menschen gegenüber seien wir mitleidig und nachgebend, im Aussprechen unserer Weltanschauung starr wie die alte Römertugend" (an Paul Deussen, 1870). Dem entsprechend handelt er. Als David Strauß sein Buch „Der alte und der neue Glaube" geschrieben hatte, ließ Nietzsche eine erregte Streitschrift erscheinen, „David Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller". Strauß hatte in oberflächlicher Weise gegen Schopenhauer's Pessimismus einen seichten oder, wie Nietzsche schrieb, „schamlosen Philisteroptimismus" aufgestellt. Hierüber besonders war Nietzsche empört. Bald darauf starb Strauß. In einem Briefe an Freiherrn von Gersdorff (11. Febr. 1874) erwähnt Nietzsche auch Straußen's Tod. „Gestern hat man in Ludwigsburg David Strauß begraben. Ich hoffe sehr, daß ich ihm die letzte Lebenszeit nicht erschwert habe, und daß er, ohne etwas von mir zu wissen, gestorben ist. Es greift mich etwas an." Man wird hierbei an ein kleines Ereigniß im Leben Schopenhauer's erinnert. Im Jahre 1820 hatte der Philosoph Beneke, damals noch ein junger Mann von 22 Jahren, eine Kritik der Schopenhauer'schen Lehre geschrieben. In dieser Kritik fanden sich Anführungszeichen an einigen Stellen, wo sie nicht hingehörten. Beneke gab dem Setzer Schuld, Schopenhauer aber glaubte, es sei auf seine Untergrabung abgesehen. Er schrieb daher eine „Nothwendige Rüge erlogener Citate". Seitdem vergingen 32 Jahre. Beneke ertrank (jedenfalls lag Selbstmord vor) 1854 in Berlin. Aber auf Schopenhauer wirkt sein Tod nicht versöhnend. Noch nach 32 Jahren findet er folgende cynische Worte: „Ich glaube, er hat es schließlich dem Empedokles gleich thun wollen und ist in Gott weiß welches Loch gesprungen, wo ihn der Teufel finden kann. Statt der ehernen Pantoffeln wird wohl einmal die goldene Brille ausgeworfen werden. Frägt sich, ob ein Derangement seiner ‚Angelegtheiten' (terminus aus Beneke's Psychologie) oder seiner Angelegenheiten ihn dazu bewogen hat." So schrieb der Philosoph des Mitleids an Frauenstädt. Mag Beneke vielleicht auch leichtsinnig citirt haben, dieser Brief bleibt für Schopenhauer bezeichnend. Welcher Abstand in den Charakteren Schopenhauer's und Nietzsche's!

Während der erste Band der Nietzschebriefe die Briefe an Pinder, Krug, Deussen, v. Gersdorff, Fuchs, Frau Baumgartner, Frau Louise O., v. Seydlitz u. A. enthält, findet sich in dem zuletzt herausgegebenen zweiten Bande der Briefwechsel mit Erwin Rohde. Nur Weniges kann hier natürlich aus der Fülle hervorgehoben werden. Rohde war wie Nietzsche classischer Philologe. Beide sind Schüler Ritschl's. Rohde ist 1898 als Professor in Heidelberg gestorben, nachdem er vorher bereits in Kiel, Jena, Tübingen und Leipzig dieselbe Stellung inne gehabt hatte. Nach seinem Tode verhinderte zunächst der Widerspruch seiner Gattin die Herausgabe seiner Briefe an Nietzsche. Aus leicht begreiflichen Gründen scheute sie sich, Documente des innersten Seelenlebens ihres Gatten der Oeffentlichkeit vorzulegen. Später, anderen Sinnes geworden, hat sie selbst die Herausgabe gewünscht. Aber auch jetzt liegen Rohde's Briefe nicht in der Gesammtheit vor. Einige hatte Rohde selbst vernichtet, und auch aus den erhaltenen und veröffentlichten sind manche Stellen auf Wunsch der Angehörigen Rohde's fortgelassen worden.

Dieser Briefwechsel der beiden Männer ist ein Lied auf die Freundschaft. Das Glück und die Nothwendigkeit ihrer Freundschaft — dieser Gedanke kehrt in den Briefen Beider in hundert Variationen wieder. Nietzsche war eine nach Freundesliebe heiß verlangende Seele, ein Freund ist ihm ein „unbegreiflich hohes Wunder". Und er besaß manchen Freund. Erst in der späteren Zeit fühlte er sich immer einsamer, als die Differenzen der Weltanschauung zwischen ihm und seinen Freunden immer größer wurden und „das persönliche Schlußergebniß eines Buches für ihn gewöhnlich war, daß ein Freund ihn gekränkt verließ". Das aber gehört für Nietzsche zur Freundschaft: Verständniß zu finden für seine Gedanken und sein Werk. Wie sehnsüchtig schaut er im Nachgesang zu „Jenseits von Gut und Böse" aus nach neuen Freunden! Und welche Bedeutung für sein ganzes Sein und Wirken er der Freundschaft zuschreibt, geht aus seinen Worten hervor: „Ja, wenn man keinen Freund hätte! Ob man's noch aushielte? ausgehalten hätte? Dubito" (an Freiherrn v. Gersdorff, 1. April 1874). Die Freundschaft zwischen Nietzsche und Rohde ist wohl im Sommer 1866 in Leipzig angeknüpft worden. Ueber dem Bunde schwebten als Genien die Geister Schopenhauer's und Richard Wagner's. In deren Verehrung trafen sich beide Freunde. Die ersten mitgetheilten Briefe an Rohde schreibt Nietzsche aus Naumburg. Die Zeit des Pfortenser Schullebens, die Bonner und Leipziger Studentenjahre lagen hinter ihm. Auch Rohde hatte Leipzig verlassen und bereitete sich zum Examen vor. Nietzsche war damals Soldat, und mit Humor unterzeichnet er mit vollem Titel „Kanonier der 2. Batterie der reitenden Abtheilung des Feldartillerieregiments Nr. 4". Zwar erscheint ihm das Soldatenleben meistens recht öde, er sieht in ihm eine Entfremdung

Digitized by Google

von allen seinen Interessen; gleichzeitig weiß er aber auch die andere Seite des Soldatenlebens zu schätzen. „Dies Leben ist zwar unbequem, aber als Zwischengericht genossen unbedingt nützlich. Es ist ein fortwährender Appell an die Energie eines Menschen." Er freut sich, als der beste Reiter unter 30 Rekruten zu gelten, und ergeht sich Rohde gegenüber in humorvoll-plastischen Darstellungen seines Kanonierlebens. Wir sehen ihn morgens zwischen 5 und 6 Uhr eifrig mit Pferdeputzen und Stallreinigen beschäftigt, dann auf seinem Balduin die Reitbahn entlang stürmen, bemüht, sich einen reglementmäßigen Sitz anzueignen, Geschütze laden, reinigen, kurz Alles verrichten, was ein tüchtiger Kanonier zu leisten hat. Freunde hatte er in Naumburg nicht, nur Bekannte. Allerdings schloß er sich an den Naumburger Oberpfarrer Wenkel an. Dieser, eine Hegelianer, war zu Schopenhauer bekehrt worden, und erfreut theilte Nietzsche dem Freunde mit, daß man jetzt in Naumburg selbst von der Kanzel herab des Meisters Lehre vernehmen könne. Rohde liebte den Freund in gleichem Maße. Er schreibt: „Warum soll ich Dir nicht offen sagen, wie viel ich Dir verdanke! und wie mir mit dem Gedanken an Deine Freundschaft eine wesentliche Säule der Existenz weggezogen würde." Im Gefühle ihrer Zusammengehörigkeit fassen Beide den Plan, gemeinsam eine Zeit lang nach Paris zu gehen. „Das wird der wahre Rosensommer unseres Lebens sein, und sein Duft soll uns nachher die Arbeit und die Dumpfheit der Stubenluft würzen" (Rohde an Nietzsche). Nach der Rückkehr aus Paris schlägt Nietzsche vor, sich zu habilitiren. Es kam anders. Der Traum erfüllte sich nicht. Nietzsche's außerordentlich früh erfolgende Berufung nach Basel vereitelte den Plan. Als Nietzsche's Militärzeit abgelaufen war — ihr Ende war für ihn sehr unangenehm, da er sich beim Sprung auf's Pferd eine Brustmuskel zerrissen hatte, wodurch eine langwierige Eiterung entstand — ging er nach Leipzig, um sich für die Universitätslaufbahn vorzubereiten. Am 17. August 1868 traf er noch einige Tage mit Rohde in Naumburg zusammen. Vom 16. October 1868 bis zum 15. März 1869 hielt er sich in Leipzig auf. Hier in Leipzig hatte er wieder hinreichend Gelegenheit, seine Leidenschaft für Musik zu befriedigen. Ueber Wagner'sche Musik schreibt er damals an Rohde: „Ich bringe es nicht über's Herz, mich dieser Musik gegenüber kritisch kühl zu verhalten; jede Faser, jeder Nerv zuckt in mir." Noch ist seine Verehrung für Wagner'sche Musik im Aufblühen begriffen. Immer mehr wächst sie in der Folgezeit, bis von 1877 an der allmälige Abfall eintritt. Auch über den späteren Abfall von Wagner läßt sich den Briefen Manches entnehmen. Es läßt sich mit Bestimmtheit erkennen, daß die Abwendung nicht aus gekränkter Eitelkeit erfolgt ist, wie man von verschiedenen Seiten behauptet hat. Nietzsche componirte selbst, und zusammen mit seinen Freunden freute er sich über manche ihm gelungene Composition. Nun unterliegt es allerdings keinem Zweifel, daß Wagner ihm eines Tages in derber Weise ein abfälliges Urtheil über seine Compositionen in's Gesicht gesagt hat; ebenso sicher ist es, daß Wagner selbst Nietzsche's Abfall mit aus diesem Vorkommniß herleiten zu müssen geglaubt hat. Man erkennt aber aus den Briefen, daß diese scheinbar so nahe liegende Annahme nicht haltbar ist, daß der Grund der Abwendung viel tiefer lag. Ein ganz ähnliches Vorkommniß liegt nämlich auch zwischen Nietzsche und Hans von Bülow vor. Auch dieser hat einmal eine Nietzsche'sche Composition verurtheilt. Einem Briefe an Rohde aus dem August 1872 legte Nietzsche das Bülow'sche Urtheil bei und schrieb dazu: „Ueber meine letzte Composition, die ich in Bayreuth Euch vorspielte, habe ich mich endlich belehren lassen; der Brief Bülow's ist für mich unschätzbar in seiner Ehrlichkeit: lies ihn, lache mich aus und glaube mir, daß ich vor mir selbst in einen solchen Schrecken gerathen bin, um seitdem kein Clavier anrühren zu können." Und ein Jahr später schlug er bei einem musikalischen Preisausschreiben Bülow, „von dessen unbedingt giltigem Urtheil, von dessen kritischer Strenge er die allergünstigste Meinung und Erfahrung habe," als einen der Preisrichter vor. Wagner stand ihm höher als Bülow. Und da sollte er dessen ganze Musik aus gekränkter Eitelkeit, wegen eines abfälligen Urtheils zurückgewiesen haben? Diese Annahme hat keine psychologische Wahrscheinlichkeit. Mit Recht weist sie auch der Herausgeber im Vorwort zum zweiten Bande der Briefe zurück. In Leipzig lernte Nietzsche 1868 zum ersten Male Wagner kennen, als dieser bei seinem Schwager Professor Brockhaus sich zu Besuch aufhielt. Da Nietzsche in dieser Familie als Verehrer Wagner'scher Musik bekannt war, äußerte Wagner den Wunsch, ihn zu sehen. Nietzsche erhielt eine Einladung, und voller Freude schreibt er damals an Rohde, wie Wagner durch Musik und Vorlesen aus seiner Selbstbiographie den Abend verschönt habe. Dazwischen hatten Beide ein längeres Gespräch über Schopenhauer, von dem Wagner rühmte, daß er wie kein anderer Philosoph das Wesen der Musik erkannt habe. Sehr lustig ist die Schilderung der Vorbereitungen Nietzsche's für diesen Besuch. Zufällig sollte er an dem Abende einen neuen Ballanzug erhalten. Der Anzug erschien auch gerade noch zur rechten Minute. Aber, o weh, der Sclave des Schneidermeisters fordert sofortige Bezahlung. Nietzsche beruft sich darauf, daß er nur dem Meister selbst Zahlung zu leisten habe. Es hilft ihm nichts, und der Streit um den Anzug entbrennt. „Ich kämpfe im Hemde: denn ich will die neue Hose anziehen." Allein der Schneider ist zähe und verschwindet mit dem neuen Anzuge. „Ich brüte im Hemde auf dem Sopha und betrachte einen schwarzen Rock, ob er für Richard gut genug ist." Im März 1869 begab sich Nietzsche nach Basel, um die durch Ritschl's Vermittelung ihm angetragene Professur zu übernehmen. Von da an beginnen die Briefe ihren sonnigen Charakter mehr und mehr zu verlieren. Für Beide, Nietzsche und Rohde, beginnt die Zeit des Kampfes. Nietzsche ging mit gemischten Gefühlen nach Basel. Allgemein pries man ihn glücklich, man ließ sich, wie er schreibt, durch den Titel Professor blenden. Aber bei ihm ist bereits ein Widerwille gegen alles rein Philologische vorhanden. In diesem Urtheile über die Philologie stimmt mit ihm auch Rohde überein. Auch diesem erscheint es nicht als das Wünschenswertheste und der Menschheit Dienlichste, in alten, staubigen Manuskripten herumzustöbern, winzige Fündchen zu machen und stolz zu sein auf die „ungeheure Wichtigkeit" einer philologischen Conjectur. In dieser Richtung bewegen sich ja auch Nietzsche's Erstlingsschriften. Die rein philologisch-historische Betrachtung soll durch eine philosophische ergänzt, vertieft werden. Da stießen nun allerdings Beide bald auf Widerstand. Gegen Nietzsche's „Geburt der Tragödie" richtete von Wilamowitz-Möllendorf seine „Zukunftsphilologie", gegen die dann wieder Rohde in seiner Schrift „Afterphilologie" in die Schranken trat. Es war leicht vorherzusehen, daß Nietzsche unter den Baseler philologischen Collegen sich schwerlich heimisch fühlen werde. Zunächst schloß er sich nur an den alten Rathsherrn und Professor Wilhelm Vischer etwas an. Später fand er Freunde in dem Theologen Overbeck und in Jakob Burckhardt. Im Anfang schreibt er: „Ich fühle mich unter der Masse meiner geehrtesten Collegen so recht fremd und gleichgiltig." Uebrigens war Nietzsche, wie wir von Jakob Burckhardt wissen, ein ausgezeichneter Lehrer, und von dem Fleiße, mit dem er seine Vorlesungen vorbereitete, giebt der Nachlaß zum Theil Zeugniß. In dieser anfänglichen Einsamkeit war es ihm ein rechter Trost, Wagner in Tribschen nahe zu wissen. So oft es seine Zeit erlaubt, eilt er hinüber. Wagner ist ihm ein „verschwenderisch reicher und großer Geist, ein energischer Charakter und bezaubernd liebenswürdiger Mensch". Mit einer Anspielung auf Rohde's damaligem italienischen Aufenthalt nennt er Tribschen sein Italien. Der größte Wunsch,

Digitized by Google

das fortwährende Bestreben Nietzsche's war, seinen Freund Rohde in eine Baseler Professur zu bringen, um ihn bei sich zu haben. Als der Philosoph Teichmüller von Basel nach Dorpat ging, wollte Nietzsche selbst dessen Professur übernehmen und seine eigene an Rohde abtreten. Und da dieser Plan sich nicht verwirklichen ließ, suchte er Rohde wenigstens nach Zürich zu bringen. Aber auch dieses Vorhaben scheiterte. Rohde mußte in den „kimmerischen" Gefilden Kiels, wo er sich als Privatdocent niedergelassen hatte, bleiben. So blieben sie räumlich getrennt; immer aber sannen sie auf Mittel und Gelegenheiten, sich zu sehen, und des öfteren kamen sie auf wenige Tage zusammen. Von 1876 an fließen die Briefe spärlicher, was wohl in der Verlobung und Verheirathung Rohde's seinen Grund hat. Auch die Anschauungen der Freunde gingen mit der Zeit über manche Fragen aus einander. Dies tritt zunächst in einem Briefe Rohde's vom 16. Juni 1878 zu Tage, wo Rohde seine Gedanken über Nietzsche's damals letzte Schrift „Menschliches Allzumenschliches" ausspricht. Diese Schrift bezeichnete einen vollkommenen Abfall Nietzsche's von seinem früheren Ideale, das er im Wesentlichen im Genius, d. h. im Philosophen, Künstler und Schopenhauer'schen Heiligen gesehen hatte. Jetzt trug er einen durchaus metaphysik-feindlichen Positivismus vor. Der Künstler war ihm ein „Verherrlicher der religiösen und philosophischen Irrthümer der Menschheit" geworden. (Menschl. Allzumenschl. Aphor. 220.) Rohde ist erstaunt, ja schmerzlich berührt, daß der Freund so seine ganze Seele ausgezogen habe. Auf diesem Wege kann er nicht mit schreiten. Aber mit wunderbar divinatorischem Scharfblick schreibt er: „Ich glaube aber ernstlich, daß Du keineswegs nun am Ziel Deiner Bahn angekommen bist; Deine Entwickelung beschreibt eine gebogene Bahn und wird vielleicht einst ... zu ihrer ursprünglichen Richtung zurückkehren." In der That ist dies ja auch erfolgt. „Menschliches, Allzumenschliches" war nur eine zeitweise Reaction gegen die auf die Spitze getriebene künstlerische Metaphysik, es trat hier eine in Nietzsche vorhandene Richtung dominirend in den Vordergrund, um bald wieder abgelöst zu werden. Der spätere Nietzsche der dritten Periode steht dem Nietzsche der ersten Periode wieder näher. Der Schopenhauer'sche Heilige zwar wird fallen gelassen; der Philosoph und Künstler aber rücken wieder in die höchste Rangordnung ein. Wenn aber Rohde auch über „Menschliches Allzumenschliches" schmerzlich erstaunt war, auf das persönliche Verhältniß hat diese Gedankendifferenz zunächst keinen Einfluß gehabt. Nietzsche ist erfreut, daß Rhode's Freundschaft zu fest ist, als daß ein Buch sie trennen könnte. „Habe Dank, theurer Freund! Deine alte Liebe neu besiegelt!" ruft er Rohde zu (1879). Daß die letzten Briefe Rohde's vernichtet sind, bleibt bedauerlich. In schriller Disharmonie nämlich klingt der Briefwechsel aus. Es müssen schließlich ganz tiefliegende Gründe eine Entfremdung Beider herbeigeführt haben. Der Ton der letzten Briefe (1887) ist überaus heftig. Da Rohde seine eigenen Briefe aus dieser Zeit den Flammen übergeben hat, so ist es ganz unmöglich, irgendwie in den Grund der Entfremdung einen Einblick zu thun, eine Vermuthung auszusprechen. Nach den Briefen Nietzsche's sieht es aus, als ob eine Meinungsverschiedenheit über den Philosophen Taine den Anlaß gegeben habe. Aber wenn auch Nietzsche mit sehr heftigen Worten für Taine eintritt, dies allein kann die Entfremdung nicht erklären. So ist der Endeindruck des Buches schmerzlich, und wehmüthig legt man es aus der Hand. Zwei Männer, die sich zwei Jahrzehnte hindurch treue Freunde gewesen sind, sehen wir zuletzt sich immer mehr von einander entfernen. Klagend springt eine Saite auf der Leier ihrer Freundschaft. So weit aber ist die Entfremdung nie gegangen, daß alle Zusammengehörigkeit vernichtet, alle Erinnerung Dessen, was sie gemeinsam hatten, verlöscht wäre. Ergreifend sind die Worte von Nietzsche's Schwester: „Als die Nachricht von Rohde's Tod zu uns kam und ich sie meinem geliebten, kranken Bruder mittheilte, sah er mich lange mit großen, traurigen Augen an: ‚Rohde todt? ach!' sagte er leise und bewegt, dann wandte er schweigend und in tiefen Gedanken das Haupt, eine große Thräne rollte langsam über seine schmale Wange herab."

Ueber die Bestandtheile der deutschen Personennamen.

Von A. Baß (Leipzig).

Im ersten Acte der Walküre hören wir die bedeutsamen Worte aus dem Munde des Wälsungen Siegmund:

„Friedmund darf ich nicht heißen;
„Frohwalt möcht' ich wohl sein:
„Doch Wehwalt muß ich mich nennen.
. . . . . .
„Des Wehes waltet' ich nur.
. . . . . .
„‚Wehwalt heißt Du fürwahr?
„Nicht heiß' ich so,
„Seit Du mich liebst:
„Nun walt' ich der hehrsten Wonnen!
„‚Und Friedmund darfst Du
„‚Froh Dich nicht nennen?
„Heiße mich Du
„Wie Du liebst, daß ich heiße:
„Den Namen nehm' ich von Dir!
„‚Doch nanntest Du Wolfe den Vater?
„Ein Wolf war er feigen Füchsen!"

Auf diese Weise gab der Meister des Ringes seinem Sinne für altdeutsche Namengebung beredten Ausdruck. Namenlust und Verständniß für den hohen Sinn des dichterischen Spieles sehen wir an verschiedenen Stellen seiner Werke, so in dem Wellenspiele der Rheingoldtöchter: Woglinde, Wellgunde, Flosshilde, so auch in mehrfacher Beziehung auf die Namen Biterolf, Parsifal und vor Allem auch im Namen des hehrsten aller Helden, dem schon im Mutterschooße das Geschenk des Namens von Seiten der Wunschmaid Brünnhilde zu Theil ward:

den Namen nehm' er von mir —
„Siegfried" freu' sich des Siegs!

Wagner hat das Verdienst, nicht nur wie zahlreiche seiner Zeitgenossen durch seine Werke altdeutsches Erbgut wieder zum bewußten Besitze des deutschen Volkes zu machen, er besaß auch das Geschick und die Fähigkeit, durch zahlreiche und geeignete Neubildungen uns mit seinen Gaben zu bereichern und dadurch zu zeigen, daß es durchaus nicht unmöglich ist, gute und brauchbare Namen neu zu schaffen. Es ist zahlenmäßig festgestellt, daß unsere meisten Frauennamen aus fremden, nicht der eigenen Muttersprache entnommen sind; Wagner hat uns in seinen Dichtungen eine ziemlich hohe Zahl prächtiger Mädchennamen hinterlassen, wir brauchen sie nur aufzugreifen, und wir erfüllen dadurch nur eine Pflicht uns und unserer Sprache gegenüber, die lange verabsäumt worden ist. Die Walkürennamen Wagner's sind folgende: Brünnhilde, Gerhilde, Ortlinde, Waltraute, Schwertleite, Helmwige, Siegrune, Grimgerde, Roßweisse.

Es mag ja Manchen geben, dem diese Namen zu poetisch, zu schwungvoll erscheinen, dem kann aber leicht abgeholfen werden. Wir besitzen gegen 7000 verschiedene deutsche Vornamen, da werden sich wohl zwei oder drei Namen finden, die wir unseren Kindern für's Leben mitgeben können, dann brauchen sie nicht, so lange sie leben, erborgtes Gut und fremde Habe mit sich zu führen, sondern sie dürfen Stolz empfinden, „Deutsche zu sein" und „deutsch zu heißen".

Digitized by Google

In der Sprache erkennen wir die unmittelbare Offenbarung unserer Gedanken. Diese aber, die inneren Worte des Geistes, erhalten Form und Gestalt, Körper und Leben durch den lautlichen Ausdruck. Sein Reichthum, seine Regelmäßigkeit der Bildungen und Ableitungen läßt uns wiederum auf die geistige Beweglichkeit und Freiheit des Volkes schließen.

Aus der Sprache können wir aber auch ersehen, welchen culturgeschichtlichen Höhepunkt zu den verschiedenen Zeiten das Volk erreicht hat; die Sprache ist wandelbar, sie ist nicht todt, sondern birgt reges Leben in sich. Von keimenden Wurzeln ausgehend, treibt sie tausendfache Aeste und Zweige; das einzelne Wort, seine Bildungen, Ableitungen erscheinen am Baume der Sprache als duftende Blüthe, als schimmerndes Blatt. — Die alten deutschen Namen führen uns zurück in die Glanzzeit wahren Germanenthums, in die Zeit, da Bär und Wolf durch deutsche Wälder schweiften, als in heiligen Hainen die Helden sich zusammenschaarten, um der Gottheit zu dienen oder sich zum Kampfe gegen den Feind zu sammeln. Ein stattliches Bild deutscher Culturgeschichte entrollt sich unseren Blicken, wenn wir die alten Namen näher betrachten. Nicht nur Benennungen aus der umgebenden Natur, aus Wald und Feld treffen wir an, vorzüglich sind es solche, die sich auf die Aeußerungen des häuslichen wie des öffentlichen Lebens beziehen. Aber auch das tief angelegte Gemüthsleben der alten Germanen kommt hierin zum Ausdruck, ihre Tugenden, ihre Ideale sind hier in unvergleichlich gewaltig schöner Art der Nachwelt überliefert worden. Da finden wir nicht solche prosaische und geistig arme Benennungen wie die der Römer waren, germanischer Geist und deutsche Kraft weht uns allenthalben aus der Menge altdeutscher Namen lebensfrisch und farbenprächtig entgegen.

Die meisten Namen sind zweitheilige Zusammensetzungen, von denen der erste Theil der bestimmende, der zweite dagegen der Hauptbestand der Namensform ist. In den weitaus meisten Fällen giebt das erste Wort eine nähere Bestimmung, Verallgemeinerung, Verstärkung oder auch eine Vergleichung an, während das zweite Wort die Grundlage des Namens bildet, so daß der Name Siegfried etwa bedeutet:

der durch den Sieg mächtige Herrscher,

d. h. im Einzelnen: fried, frid der Friedensherrscher und sieg'sig durch, vermittels des Sieges. So lassen sich im Allgemeinen gewisse Erklärungen der deutschen Vornamen geben, eine unmittelbare und unbedingten Anspruch auf Autorität erhebende Uebertragung bleibt aber stets ein Wagniß, für das unsere heutige Wissenschaft, die Germanistik, nicht einzutreten vermag.

Als Spiegelbild germanischen Wesens, gewissermaßen als deutsche Culturgeschichte „in nuce" sei hier auf die am häufigsten vorkommenden Stämme der Zusammensetzungen aufmerksam gemacht und ihre Bedeutung, soweit sie nicht leicht ersichtlich ist, beigefügt.

Wir beginnen mit der Darstellung derjenigen Wörter, die sich auf das Abstracte, auf geistige Wesen, die Gottesverehrung u. Aehnl. beziehen.

Geistige Bezeichnungen: Gott und seine Nebenformen Gaut, Goß, Gos; in oberdeutschen Namen dafür auch Ans, As im nordischen, Os im angelsächsischen Sprachgebrauche.

Niedere Gottheiten und mythische Wesen sind vertreten als: Alb, Alf, Elb, Elf, das sind die Alben und Elfen. Thurs und Hum oder Hun bedeutet den Riesen. Der alte Name Ingo findet sich in unserem, durch Volksdeutung verkehrten Engel wieder, der Name Irmin bezeichnet endlich die oberste Gottheit als deutschen Kriegsgott. Namen der Gottesverehrung sind Alah, das Gotteshaus der alten Deutschen, im angelsächsischen Ealh, im nordischen Elec. Mit Wih wurde der geweihte Hain bezeichnet.

Benennungen des Gemüthes, der Eigenart sind unter Anderen: Rath, Ragen, Regin, Rein der Rath, Hugu der denkende Geist, Fruot klug, Wille, Thank, Dank, Muth, Win der Freund, Flat schön.

Allgemeine und besondere Benennungen des Weibes sind: Itis, sächsisch Ides, gleich dem nordischen Dis, ferner Drud oder Trut, entsprechend unserem heutigen Traute, die Geliebte, sowie Run mit dem Beigeschmack der Zauberin, der Priesterin.

Krieg und Sieg, Kampfestoben und Waffennamen bilden die größten Namenspender der alten Deutschen; da hören wir von: Patu, goth. Badu der Kampf, Gunt, Hild, Hadu, Wig, Sig, die alle den männermordenden Krieg verkörpern, und endlich Wal die Walstatt des Todes, das Schlachtfeld. Als Waffennamen und Theilbenennungen von Kriegsgeräthen sind allgemein verbreitet: Isan das Eisen, Brunja, Brünne der Harnisch, Ger, goth. Gais, nord. Gisli das Wurfgeschoß, Grima, Helm die Kopfbedeckung, Schilt die Schutzwaffe und Rant, Rand der Schildesrand, Ag, Agin, Agil und die Abschwächungen Eg, Egin, Egil zeigt uns die Ecke, die Spitze und Schneide der Waffe an, Ort ist gleichfalls der Name für Spitze, wie Ask die Esche, den Speerschaft bezeichnet.

Zu diesen Namen gehören aber auch diejenigen, die kriegerische Eigenschaften, also in gewissem Sinne das Gesetzbuch germanischer Manneszucht versinnbildlichen, dazu rechnen wir: Aljan, Ellen die Kraft und Stärke, desgleichen Magan, Megin, Mein. Die schnelle Stärke des germanischen Reisigen kündet sich in Sin, Sint, Swind, die Kühnheit in Balt und Nand, Kuon, und Hart, Fast (fest), Warin, Werin nennt uns den wehrhaften Krieger, Rich den mächtigen Herrscher der Gewalt.

Aus dem Bereiche der wirthschaftlichen Namen stammen zahlreiche folgender Art: Hêr der hehre Herr, andererseits auch Heri, Hari das Heer, das wir auch noch in Folk, Volk als Kriegsschaar verkörpert finden. Deut goth. Thiuda, angels. Theod, ahd. Diot ist unser deutsch, d. h. volksthümlich, dem Volke eigen; ähnlich auch die Stämme Liut, Luit die Leute, Land das Land, Mark die Grenze.

Die bürgerlichen Standesbezeichnungen sind ebenfalls reichlich vertreten in Schalk der Knecht (vgl. Marschalk), Deo, Diu der Diener, Diorna die Dienerin, Thegan, Degan, engl. Thane der Knappe, Erl nord. Jarl, engl. Earl der Graf (goth. Airls). Karl engl. Keorl bezeichnet den freien Mann des Volkes, Kuni, Chunni, Fara das Geschlecht, Adal ist im altdeutschen Sprachgebrauche der Name für Geschlecht, die Edeln, die auf eine Ahnenreihe blicken können.

Besitz und Verwaltung ist vertreten durch: Uodal das Stammgut, Od, goth. Aud, angels. Ead bezeichnet das Gut. Garto das Gehege in Haus und Hof. Berga, Birg, Burg heißt das Bergende, Schützende, Munt der Mannesschutz gegenüber dem unmündigen Kinde, der Frau. Fried, Frid verheißt Schutz und Schirm, ebenso Wart. Das Wort Walt mit seinen Nebenformen Wald, Dalt, Dald, Olt, Old benennt die Thätigkeit des waltenden, herrschenden Herrn.

Ehre, Recht, Sitte und Gesetz ist mehrfach dargestellt in: Hlut, Lut, Hruot, Ruth, langobard. Chlod und Chrod der Ruhm, Ruf, Er die Ehre, Hruom, Ruom der Ruhm, Mar das Berühmte (die Märe), Amal die Arbeit, Erchan vollkommen, Ewa, Ea Recht und Gesetz (unsere Ehe), Alt erfahren, klug und sein Gegenstück Niwi, Niu jung, kräftig. Gast der Fremde, der Krieger, Ali, Eli die Fremde, Heim die Heimath.

Pracht und Glanz, äußeres Erscheinen ist angezeigt durch: Heit heiter, sonnig, glänzend, Peraht, Bercht, Bert,

Digitized by Google

engl. bright die Pracht, Braun, Brun das Brennende, Louc, Lohe die Flamme, Tag, Dak die Helle, Snea der Schnee, Sunna die Sonne.

Vertreter des Waldes und seiner Bevölkerung finden wir in: Witu, wood engl. das Holz, der Forst, Ar der Adler, Bär, Wolf (Olf), Hraban, Hram der Rabe, Eber und Ebur, Wurm die Schlange, desgleichen Lint (Lintwurm), Swan der Schwan.

Die altdeutschen Personennamen, aus zwei selbstständigen Stämmen bestehend, wurden in der Folge oft verkürzt; so wurde der vollklingende Name Haduwig zusammengezogen zu Hedwig, und die zweistämmige Kürzung brachte es sogar fertig, den Namen Konrat, Kuonrat zu Kurt zu verschmelzen. Auf diese und ähnliche Weise entstanden die durch den häufigen Gebrauch bedingten Kurz- und Koseformen der altdeutschen Personennamen, die vorhandenen einstämmigen Namen sind sämmtlich dieser Kürzung zu verdanken, und selbst die Namen wie Ernst, Karl, Ida, Emma u. A. sind wahrscheinlich nur Reste alter Doppelnamen. Vielfach haben derartige Kosenamen Spuren beider Stämme erhalten, in anderen Fällen dagegen nicht. Um aus einem vorhandenen Doppelnamen die Kurzform zu bilden, konnte man verschieden verfahren. Die zweistämmige Kürzung wurde erwähnt, außerdem konnte auch derart einstämmig verkürzt werden, daß man den letzten Stamm einfach abstrich und dann dem ersten einen das Geschlecht bezeichnenden Laut (für Knaben o, für Mädchen a) anfügte. So entstanden die heutigen Kürzungen Danko, Bodo, Berno, Benno und Gisela, Erna u. A. m. Ueber die Einzelheiten der sprachlichen Neu- und Weiterbildungen kann an dieser Stelle nicht ausführlich berichtet werden, zu diesem Zwecke sehe man eines der vielen Namenbücher der Deutschen ein, etwa Khulls, Deutsches Namenbüchlein, oder das umfassendere A. Baß, Deutsche Vornamen nebst Stammwörterbuch, Leipzig, 1903, O. Ficker.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die silbernen Beschläge.

Von Maxim Gorki. Deutsch von Wilhelm Thal.

Wir waren drei Kameraden — Semka Karguſa, ich und Mischka, ein bärtiger Riese mit blauen Augen, die stets über Alles lächelten und stets in Folge Trunkenheit angeschwollen waren. Wir hausten im Felde, außerhalb der Stadt, in einem alten, halbzerfallenen Gebäude, das aus einem mir unbekannten Grunde „die Glashütte“ genannt wurde, — vielleicht weil keine einzige Scheibe an den Fenstern ganz war. Wir verrichteten allerlei Arbeiten; wir reinigten die Höfe, stellten Gräben und Gruben her, rissen Gebäude und Hecken ab, und eines Tages hatten wir sogar versucht, einen Hühnerhof anzulegen; aber das war uns nicht gelungen. Semka, der seinen Verpflichtungen mit pedantischer Ehrlichkeit nachkam, zweifelte an unsern architektonischen Kenntnissen und trug, als wir uns eines Mittags ausruhten, die Nägel, zwei neue Bretter und die Axt, die uns der Besteller übergeben, ohne weitere Umstände in die Schenke. Man jagte uns deßhalb davon; da man uns aber Nichts nehmen konnte, so leitete man weiter keine Ersatzklage gegen uns ein. Wir fügten uns in das Unvermeidliche, und alle Drei waren wir mit unserm Schicksal unzufrieden, was in unserer Lage ganz selbstverständlich und berechtigt war.

Manchmal nahm unsere Stimmung eine recht unangenehme Form an; es erwachte in uns ein feindseliges Gefühl gegen Alles, was uns umgab, und verleitete uns zu ziemlich heftigen, vom Strafgesetzbuch verbotenen Gewaltthätigkeiten. Doch im Allgemeinen waren wir melancholisch, stumpfsinnig, suchten hauptsächlich, wie wir Etwas verdienen konnten, und murrten nur sehr schwach über die Tücken des Schicksals.

In den Augenblicken, wo wir gar keine Arbeit hatten, und diese Augenblicke kamen weit häufiger vor, als es unumgänglich nothwendig war, — träumten wir!

Semka, der Aelteste und Gesetzteste von uns Dreien, ein vierschrötiger Bauer aus Penza, ein früherer Gärtner, den das Schicksal zum vollendeten Trunkenbold gemacht, dabei ein verbitterter Skeptiker, träumte recht klar und bestimmt.

Er wünschte sich wenig.

„Wie wär's, wenn man einfach nach Sibirien ginge?“ sagte er manchmal, wenn wir mit leerem Magen an der Erde lagen und uns irgendwo im Schatten vor der Stadt ausstreckten und unsere Zukunft zu errathen versuchten, indem wir einen flüchtigen, aber hartnäckigen Blick in das Dunkel warfen. „Ja, ja, da hätte ich mein Glück gemacht. Ich hätte da einen braven Mann getroffen und wäre sofort zu ihm in die Lehre gegangen. ‚Lieber Freund,‘ hätte ich ihm gesagt, ‚thun wir uns zusammen . . .‘ Da hätte ich ruhig leben können, ja, ja.“

„Warum muß man denn gerade nach Sibirien gehen?“ fragte ich ihn eines Tages.

„Warum? Alter Freund, weil sich da die wahren Leute ersten Ranges finden . . . es giebt viele; sie sind leicht zu finden . . . Dagegen hier . . . hier trifft man sein ganzes Leben lang keinen braven Mann. Und wenn man sich ganz allein daran machte, dann würde man um nichts und wieder nichts umkommen. Man ist nicht damit vertraut, die Hand ist nicht daran gewöhnt.“

Mischka konnte nicht mit lauter Stimme träumen. Aber man brauchte nur seine gutmüthigen, beständig in die Ferne schweifenden blauen Augen zu betrachten, man brauchte ihn bloß mit seinem sanften Trunkenboldlächeln zu beobachten, wie er sich über seinen dichten, langen Bart strich, der stets mit einigen Gegenständen garnirt war, die eigentlich gar nichts darin zu suchen hatten, wie Vogelfedern, Brodkrumen, Eierschalen und dergleichen; man brauchte nur einmal sein naives und offenes Gesicht zu betrachten, um sofort in ihm den echten, träumerischen russischen Bauern zu sehen.

Auch ich träumte, aber meine Träumereien sind eigentlich nur für mich allein interessant.

Wir hatten uns alle Drei in einem Nachtasyl getroffen, etwa zwei Wochen vor der Geschichte, die ich hier erzählen will, und die ich recht interessant finde.

Zwei oder drei Tage später waren wir bereits Freunde, das heißt, wir gingen überall zusammen hin, theilten uns unsere Pläne und Wünsche mit, theilten zu gleichen Theilen Alles, was einem von uns in die Hände fiel, und hatten im Allgemeinen unter uns eine stillschweigende Offensiv- und Defensiv-Allianz gegen das Leben geschlossen, das uns mit so großer Feindseligkeit behandelte. Den Tag über suchten wir mit größtem Eifer, ob es nicht irgendwo Etwas zum Abreißen, zum Sägen, zum Graben oder zum Transportiren gab, und hatten wir so Etwas gefunden, so machten wir uns zunächst mit größtem Eifer an die Arbeit.

Da aber Jeder von uns zu der Ueberzeugung kam, daß er doch eigentlich zu höheren Dingen bestimmt war, als zum Beispiel Dunggruben auszuräumen und zu reinigen, was für Die noch schlimmer ist, die damit nicht vertraut sind, — so gefiel uns die Arbeit nach ungefähr zwei Stunden nicht mehr. Dann begann Semka, an der Nützlichkeit dieser Arbeit zu zweifeln.

„Man gräbt eine Grube, und warum? Wegen des Schmutzes. Wenn man den Schmutz nun ganz einfach auf den Hof schüttete? Das kann man nicht, denn die Leute behaupten, es rieche schlecht. Der Schmutz und schlecht riechen, — das erzählen Euch nur die Leute, die Nichts zu thun haben. Werft zum Beispiel eine Salzgurke hin, was soll denn die riechen, so klein wie sie ist? Sie wird einen Tag liegen bleiben, dann wird Nichts mehr übrig bleiben, sie ist verfault. Es ist ja wahr; wenn man einen todten Menschen in die Sonne legen würde, das ist etwas Anderes; der würde einige Zeit lang riechen, weil . . . weil er ein Thier von sehr starkem Kaliber ist.“

Durch solche Sentenzen und Erklärungen Semka's wurde unser Arbeitseifer stark abgekühlt . . . Es war ziemlich vortheilhaft für uns, wenn die Arbeit nach dem Tagelohn abgeschlossen war, doch bei einer Accordarbeit passirte es meistens, daß wir uns den Lohn vorher geben ließen und aufzehrten, bevor die Arbeit noch bis zu Ende ausgeführt war. Dann gingen wir zu dem Besteller, um eine Lohnerhöhung zu fordern; meistens setzte man uns vor die Thür und drohte uns, die bereits bezahlte Arbeit mit Hilfe der Polizei beendigen zu lassen. Wir erklärten dann, daß wir mit hungrigem Magen nicht arbeiten könnten, und bestanden mit mehr oder weniger großem Eifer auf einer Lohnerhöhung, die wir auch meistens erhielten.

Gewiß war das nicht sehr richtig gehandelt, dafür aber sehr vortheilhaft für uns, und schließlich ist es doch nicht unsere Schuld, wenn die correcte Ausführung einer Handlung fast nie für den Betreffenden vortheilhaft ist.

Die Verhandlungen mit dem Besteller übernahm stets Semka und führte sie auch mit künstlerischer Gewandtheit durch. Denn er nahm sein Recht mit dem Tone eines Mannes in Anspruch, der von der Arbeit vollständig erschöpft ist und unter ihrem Gewicht demnächst erliegen muß.

Mischka hörte stillschweigend zu, blinzelte mit seinen blauen Augen, lächelte ruhig und friedfertig und that, als wenn er Etwas sagen wollte. Gewöhnlich sprach er sehr wenig, und nur im betrunkenen Zustande war es ihm möglich, eine Art Speech loszulassen.

„Brüder!“ rief er dann lächelnd, und seine Lippen verzerrten sich eigenthümlich. Er fühlte ein Kitzeln in der Kehle und hustete einige Zeit nach der begonnenen Rede, indem er die Hand auf die Kehle legte.

Digitized by Google

„Na?“ ermuthigte ihn Semka ärgerlich und ungeduldig.

„Ach, meine Brüder, wir leben wie die Hunde ... ja, noch schlimmer ... und warum? Ja, das weiß man nicht. Aber man muß wohl annehmen, es geschehe nach dem Willen Gottes. So sage ich mir auch jetzt, wir verdienen unser Hundeleben, weil wir nicht viel werth sind.... Wir sind nicht viel werth ... na ja, habe ich nicht Recht? Jedem wird nach seinen Handlungen beschieden, also müssen wir unser Loos ertragen.“

„Schafskopf!“ versetzte Semka kurz und gleichgültig auf die unruhigen und ängstlichen Bemerkungen seines Kameraden.

Dieser zog die Schultern ein, wie ein ertappter Verbrecher, lächelte schüchtern und schwieg, mit den Augen blinzelnd.

Wir bummelten nach dem Bazar, um dort unsere Arbeit anzutragen, drängten uns durch die Menge und stießen auf eine kleine, dürre alte Frau mit runzligem und strengem Gesicht. Ihr Kopf zitterte, und auf ihrer Eulennase wackelte eine große Brille mit silbernen Rändern; sie schob sie beständig zurecht, und ihre kleinen Augen glitzerten.

„Ihr seid frei? Ihr sucht Arbeit?“ fragte sie uns, während wir Drei sie mit gierigen Augen ansahen.

„Sehr gut,“ sagte sie, nachdem sie von Semka eine ehrfurchtsvolle und bestätigende Antwort erhalten. „Ich hätte eine alte Badestube abzureißen und einen Brunnen zu reinigen, wieviel nehmt Ihr dafür?“

„Das müßte man sehen, Madame, ob das Bad von Madame groß ist,“ sagte Semka sehr verständig und ehrfurchtsvoll.... „Auch den Brunnen müßte man sehen, es giebt ja verschiedene, manchmal sind sie sehr tief.“

Man forderte uns auf, uns die Arbeit anzusehen, und schon eine Stunde später schlugen wir, mit Axt und Hacken bewaffnet, tüchtig auf das Dach des Badehauses los, das wir zusammen mit der Säuberung des Brunnens für fünf Rubel abzureißen versprochen hatten. Das Badehäuschen stand in einem Winkel des Gartens, der ziemlich verfallen war. Nicht weit davon stand in einem Kirschbaumdickicht ein Kiosk, und vom Dache des Badehauses aus sahen wir, daß die kleine alte Frau in dem Kiosk auf einer Bank saß und auf ihrem Schooße ein großes Buch hielt, in welchem sie aufmerksam las ... zuweilen warf sie einen kurzen und scharfen Blick zu uns herüber; das Buch wackelte auf ihrem Schooß, und seine massiven Beschläge, die augenscheinlich aus Silber waren, glänzten in der Sonne.

Keine Arbeit geht schneller und leichter von Statten, als das Abreißen.

Wir arbeiteten tüchtig in den Wolken trockenen Staubes, nieften jeden Augenblick, husteten, schnäuzten uns und rieben uns die Augen. Das Badehäuschen knarrte, krachte und fiel in halbverfaulten Stücken, die so alt wie seine Besitzerin waren, zu Boden.

„Na, drückt mal ein Bißchen, Brüderchen, — alle zusammen!“ befahl Semka, und die Balken fielen — einer nach dem andern — mit dumpfem Krachen zur Erde.

„Was mag denn das für ein Buch sein, es ist sehr dick,“ fragte Mischka träumerisch, indem er sich auf seine Holzhacke stützte und sich mit dem Handrücken den Schweiß vom Gesicht wischte. Der Staub hatte ihn in einen Mulatten verwandelt, er spuckte ein Bißchen in seine Hände, hob seine Axt hoch, um sie in den Spalt zwischen den Balken hineinzudrängen, was ihm auch gelang, und fügte ebenso träumerisch hinzu: „Wenn es das Evangelium wäre? Nein, dazu ist es ein Bißchen zu dick.“

„Was kümmert Dich denn das?“ fragte Semka.

„Mich, gar Nichts, ich höre nur gern aus einem Buche vorlesen, wenn es ein heiliges Buch ist.... Es gab bei uns im Dorfe einen Soldaten, Afrikan hieß er; wenn der die Psalmen zu lesen anfing, dann klang es wie eine Trommel; er las sehr gut.“

„Na, und weiter?“ fragte Semka von Neuem, indem er sich eine Cigarette wickelte.

„Nichts ... es klingt gut, wenn man auch Nichts davon versteht ... Trotzdem wirst Du so was auf der Straße nicht hören ... man versteht Nichts davon, aber trotzdem merkst Du, daß es für die Seele gemacht ist.“

„Man versteht Nichts davon ... und trotzdem sieht man, daß Du dumm wie ein Esel bist,“ erklärte Semka spöttisch.

„Das ist ja bekannt, Du sagst immer Dummheiten,“ sagte der Andere.

„Wie soll man denn mit solchen Dummköpfen reden? Verstehen sie denn überhaupt etwas? gebt lieber auf die Balken Acht!“

Das Badehaus stürzte zusammen die Trümmer fielen nieder und ertranken gleichsam in den Staubwolken, die die Blätter der nächsten Bäume bereits grau färbten. Die Julisonne schonte unsere Rücken und Schultern, die sie mit Schweiß bedeckte, keineswegs. Aus unsern, mit Staub und Schmutz bedeckten Gesichtern konnte man keineswegs ersehen, welcher der vier Menschenrassen wir angehörten.

„Das Buch ist mit Silber beschlagen, seht nur“, sagte Mischka von Neuem.

Semka erhob den Kopf und blickte starr nach dem Kiosk hinüber.

„Es sieht so aus,“ meinte er kurz angebunden.

„Also ist es das Evangelium.“

„Na ja, das ist das Evangelium, was weiter?“

„Nichts!“ ...

„Von solchen Dingen habe ich gerade genug.... Aber wenn Du die heilige Schrift liebst, dann solltest Du zu der Frau hingehen und sagen: „Lesen Sie mir doch ein Bißchen vor, Großmutter! ... wir haben keine Gelegenheit dazu ... in die Kirche können wir nicht gehen, dazu sind wir zu schmutzig und sehen auch nicht anständig genug aus ... aber unsere Seele, mußt Du sagen, ist auf dem richtigen Fleck ... na, geh doch!“

„Du meinst wirklich, ich soll gehen?“

„Aber gewiß, geh' doch!“

Mischka warf seine Axt hin, zog sein Hemde glatt, wischte sich mit dem Aermel den Staub vom Gesicht und sprang von dem Badehause zur Erde.

„Sie wird Dich schön anschnauzen, Du dummer Kerl,“ brummte Semka mit ungläubigem Lächeln, blickte aber mit größter Neugier seinem Kameraden nach, der sich einen Weg durch das riesenhafte Unkraut bahnte und dann auf den Kiosk zuschritt.

Mit nackten, schmutzigen Armen und gebeugtem Oberkörper schritt er wackelnd und schwerfällig weiter, rannte im Vorbeigehen an das Gesträpp an und lächelte mit schüchterner, sanfter Miene. Die Alte erhob das Haupt, als der Landstreicher sich ihr näherte, und maß ihn mit ruhigen Blicken.

Die Sonnenstrahlen spielten auf den Gläsen ihrer Brille und auf den Silberbeschlägen. Sie schickte ihn aber nicht zum Teufel, wie Semka vermuthet hatte. Wir konnten durch das raschelnde Laub nicht hören, worüber Mischka mit der Frau sprach, aber wir sahen, wie er sich schwerfällig zu den Füßen der Alten neigte, so daß seine Nase fast das aufgeschlagene Buch berührte. Sein Gesicht war ruhig und heiter; wir sahen, daß er in seinen Bart blies, um den Staub herauszutreiben, sich endlich mit vorgestrecktem Halse in ungeschickter Pose niederließ und die kleinen, trockenen Hände der Alten zu betrachten begann, die langsam die Blätter des Buches umwandten.

„Sieh doch, dieser dicke, struppige Hund.... Er ruht sich aus ... gehen wir auch hin! ... warum sollen wir hierbleiben? ... er läßt es sich gut sein, und wir sollen für ihn arbeiten? Gehen wir hin!“

Zwei oder drei Minuten später saßen wir auch an der Erde, Semka und ich, zu beiden Seiten unseres Kameraden. Die kleine alte Frau sagte kein Wort bei unserem Erscheinen, sie begnügte sich, uns einen starren, kurzen Blick zuzuwerfen, und fing von Neuem an, in den Seiten des Buches zu blättern, in welchem sie augenscheinlich Etwas suchte.... Wir saßen in einem Kreise von üppigem Grün, über uns das frische Laub und der klare, wolkenlose Himmel. Zeitweise fuhr ein leichter Windhauch vorüber, und die Blätter begannen mit jenem geheimnißvollen Tone zu murmeln, der die Seele stets lind und weich stimmt. Und nun erwachte in uns jenes sanfte, beruhigende Gefühl, das den Menschen an die Unendlichkeit denken läßt, die ihn von dem inneren Staube reinigt, oder bei dem er ihn doch wenigstens für einen Augenblick vergißt.

„Paulus, Diener Jesu Christi,“ begann die kleine alte Frau. Ihre Stimme klang wie ein gebrochenes Gemecker; aber trotzdem lag Frömmigkeit und strenger Ernst darin.

Bei ihren ersten Worten bekreuzigte sich Mischka eifrig, Semka rutschte auf der Erde hin und her und suchte eine bequemere Lage. Die kleine Alte sah ihn fortwährend an, ohne im Lesen aufzuhören.

Semka, der ein rechter Heide war, gähnte ganz laut, während sein Kamerad ihm einen vorwurfsvollen Blick aus seinen blauen Augen zuwarf und seinen struppigen, ganz mit Staub bedeckten Kopf fast bis zur Erde neigte.

Ohne im Lesen aufzuhören, warf die Alte einen strengen Blick auf Semka, und das brachte ihn in Verlegenheit. Er rümpfte die Nase, schielte, und da er den durch das Gähnen verursachten unangenehmen Eindruck gern verwischen wollte, so stieß er einen tiefen Seufzer aus.

Einige Augenblicke verflossen in tiefer Stille. Die monotone, einförmige Vorlesung wirkte beruhigend.

„Denn der Zorn Gottes enthüllt sich vom Himmel aus, gegen jede Gottlosigkeit und ...“

„Was machst Du denn da?“ rief die Vorleserin Semka plötzlich zu.

„Ich ... ich ... Nichts, lesen Sie nur weiter, ich höre zu,“ erklärte er demüthig.

„Warum faßt Du denn die Beschläge mit Deiner dicken, schmutzigen Hand an?“

Die Alte wurde ärgerlich.

„Aus Neugier ... weil ... weil die Arbeit so fein ist ... ich verstehe mich nämlich darauf ... ich bin Schlosser ... da habe ich sie eben angefaßt.“

„Höre!“ befahl die kleine Alte in trockenem Tone; „sage, was habe ich Dir eben vorgelesen?“

„Wenn Sie wollen! — ich habe Alles verstanden.“

„Na, sprich ...“

„Na, das war eine Predigt, das heißt, eine Unterweisung im Glauben ... es handelte auch von der Gottlosigkeit ... das ist doch ganz einfach und ganz richtig. Das ist erschütternd.“

Die Alte schüttelte traurig den Kopf und sah uns Einen nach dem Andern vorwurfsvoll an.

„Verirrte Geschöpfe ... Steine ... geht an die Arbeit!“

„Sie scheint ärgerlich zu sein,“ erklärte Mischka und lächelte verlegen.

Digitized by Google

Semka kratzte sich den Kopf, gähnte, blickte der Frau nach, die, ohne sich umzuwenden, durch den kleinen, schmalen Gartenweg fortging, und sprach mit träumerischer Miene:

„Die Beschläge des Buches sind aus Silber."

Dabei lächelte er über das ganze Gesicht, als wenn er irgend etwas Angenehmes verzehrte.

Wir verbrachten die Nacht im Garten neben den Ruinen des jetzt schon vollständig abgerissenen Badehauses, reinigten den Brunnen bis zum Mittag des zweiten Tages und warteten nun auf unsern Lohn; wir saßen im Hofe, unterhielten uns und stellten uns ein kräftiges Mittagbrot und das in nächster Zukunft winkende Abendessen vor. An die ferner liegende Zukunft zu denken, fiel Keinem von uns ein.

„Warum kommt sie denn nicht, die alte Hexe?" rief Semka mit halblauter Stimme ungeduldig. „Sollte sie schon abgefahren sein?"

„Oh, wie er spricht!" sagte Mischka und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. „Was hat er denn, daß er so auf sie schimpft? 'ne kleine alte Frau, 'ne richtige gute, alte Frau, und er schimpft auf sie! Hat der Mensch einen Charakter!"

„Du hast ja so Recht," höhnte sein Kamerad, „diese alte Vogelscheuche!"

Diese angenehme und interessante Unterhaltung meiner Freunde wurde durch das Erscheinen der alten Frau unterbrochen. Sie näherte sich uns, hielt uns die Hand mit dem Gelde hin und sagte verächtlich:

„Da, nehmt und macht, daß Ihr fortkommt; ich wollte Euch eigentlich das Badehaus zersägen lassen; aber Ihr verdient das nicht."

Da wir der Ehre nicht gewürdigt wurden, das Bad zersägen zu dürfen, worüber wir jetzt übrigens nicht besonders böse waren, nahmen wir stillschweigend das Geld und gingen unserer Wege.

„Ach, die alte Hexe," begann Semka, kaum, daß wir aus der Thür waren — „habt Ihr das gesehen, wir verdienen es nicht. Alte Hexe; na, jetzt kann sie weiter schmökern!"

Mit diesen Worten steckte er seine Hand in die Tasche und holte zwei kleine, glänzende Gegenstände hervor, die er uns mit triumphirender Miene zeigte.

Mischka blieb stehen, steckte neugierig seinen Kopf vor und blickte nach Senka's erhobener Hand.

„Du hast die Beschläge abgebrochen?" fragte er erstaunt.

„Da sind sie ... aus Silber; selbst Jemand, der sie nicht braucht, wird noch einen Rubel dafür geben."

„Na, so etwas! wann hast Du denn das gemacht? Steck's weg, damit kein Unglück passirt."

„Ja, ich werde es verstecken ..."

Wir gingen schweigend weiter über die Landstraße.

„Ein netter Streich!" sagte Mischka ganz träumerisch für sich. „Er hat sie ohne Weiteres abgerissen. Ja, und dabei ist es solch gutes Buch. Die Alte wird sicher auf uns böse sein."

„Ach, nicht doch, wie kannst du das sagen? Paß nur auf, sie ruft uns zurück und giebt uns noch ein Trinkgeld," höhnte Semka.

„Und wieviel willst du dafür haben?"

„Aeußerster Preis, neun Griven*) — keine Kopeke laß ich ab; es kostet mich selbst soviel. Siehst Du, ich habe mir dabei einen Nagel abgebrochen."

„Verkauf sie mir," bat Mischka schüchtern.

„Dir? Willst Du dir vielleicht Manschettenknöpfe daraus machen lassen? Kauf' sie Dir doch, es giebt hübsche Knöpfe; das ist gerade so Etwas für Dich."

„Nein, aber wirklich, verkaufe sie mir," wiederholte Mischka mit leiser, bittender Stimme.

„Na, ich sage Dir ja, kaufe sie Dir doch; wieviel willst Du mir dafür geben?"

„Wieviel kommt auf meinen Theil?"

„Ein Rubel zwanzig."

„Und wieviel willst Du haben?"

„Einen Rubel."

„Na, laß 'n Bißchen ab, es ist ja für einen Freund."

„Alter Schafskopf, wozu brauchst Du sie denn?"

„Das geht Dich Nichts an, verkaufe sie mir nur!"

Der Verkauf wurde abgeschlossen, und die Beschläge gingen für den Preis von neunzig Kopeken in Mischka's Hände über.

Er blieb stehen, drehte sie in den Händen hin und her, wackelte mit dem behaarten, struppigen Kopf und betrachtete aufmerksam mit gerunzelter Stirn die beiden Stücke Silber.

„Hänge sie Dir doch an die Nase," rieth ihm Semka.

„Warum?" entgegnete Mischka ernsthaft. „Das thue ich nicht; ich werde sie der guten alten Frau bringen und zu ihr sagen: Da, gute Alte, wir haben aus Versehen diese Dinger mitgenommen; da, nimm sie zurück, bringe sie wieder an Ort und Stelle auf das Buch ... Aber Du hast sie ja mit dem Leder abgerissen, wie wird das jetzt aussehen?"

„Wie, Du Dummkopf, Du willst sie ihr wirklich hintragen?" fragte Semka und riß vor Erstaunen den Mund auf.

„Aber gewiß ... Siehst Du, solch Buch muß vollständig sein; das ist nicht recht, davon die Stücke abzureißen ... Und die kleine alte Frau könnte auch ärgerlich darüber werden; sie wird auch bald sterben ... Darum will ich ... Wartet einen Augenblick auf mich, Freunde ... Ich will nur hinlaufen."

Und bevor wir noch Zeit hatten, ihn daran zu hindern, verschwand er mit langen Schritten um die Ecke.

„Ist das ein Rindvieh von einem Menschen, solch Esel!" entrüstete sich Semka, der die möglichen Folgen der That wohl erkannt hatte. Dabei fluchte er bei jedem dritten Wort in der schrecklichsten Weise und suchte mich zu überzeugen.

„Komm schnell, er wird uns zu Grunde richten. Wahrscheinlich haben sie ihm jetzt schon die Hände auf dem Rücken gebunden, und die alte Canaille läßt die Polizei holen ... Da gebe man sich nur mit solchem Schmutzian ab ... er wird uns um Nichts und wieder Nichts in's Gefängniß bringen. Nein, solch eine Kröte, wie kann ein Mensch nur so gegen einen Kameraden handeln! Ach, Du lieber Gott ... Nein, was ist doch jetzt aus den Menschen geworden ... Na, zum Teufel, was stehst Du denn da und schimmelst? Du warteſt wohl? ... Na, wartet nur, bis der Teufel Euch holt, Ihr Hallunken, die Ihr seid. Verdammte Kerls. Na, kommst Du nicht? Na dann ..."

Nachdem er mir etwas unglaublich Häßliches prophezeit, versetzte er mir wüthend einen Faustschlag in die Seite und lief schleunigst davon.

* * *

Ich wollte gar zu gerne wissen, was zwischen Mischka und unserer früheren Arbeitgeberin sich abspielte, und wanderte langsam ihrem Hause zu. Es fiel mir keinen Augenblick ein, daß ich mich dadurch einer Gefahr oder irgend einer Unannehmlichkeit aussetzte.

Als ich am Hause angelangt war und ein Ohr an einen Spalt der Hecke legte, hörte und sah ich Folgendes. Die Alte saß auf den Stufen ihres Hauses, hielt die Beschläge ihrer Bibel in den Händen und betrachtete durch ihre Brille mit strengem, forschendem Blick das Gesicht Mischka's, der mir den Rücken wandte.

Trotz des strengen, trockenen Blickes ihrer scharfen Augen bildete sich eine milde Falte in ihren Mundwinkeln; man sah, daß die kleine alte Frau ein gutmüthiges Lächeln unterdrücken wollte, das Lächeln der Verzeihung. Es standen hinter der Alten noch drei Personen, welche zusahen: zwei Frauen, die eine mit rothem Gesicht und einem bunten Tuch um den Kopf, die andere ohne Kopfbedeckung mit einer Narbe am linken Auge, während hinter ihrer Schulter sich die Gestalt eines Mannes mit einem weißen Backenbart zeigte. Er blinzelte jeden Augenblick in seltsamer Weise mit seinen beiden Augen, als wenn er zu Mischka sagen wollte:

„Alter Freund, mach' schleunigst, daß Du fortkommst."

Mischka versuchte, sich stammelnd zu erklären:

„Ein so seltenes Buch .... Sie haben gesagt, wir wären alle Hunde und Lumpen. Da habe ich mir denn gedacht, — mein Gott, das ist ja richtig .... Man muß ja der Wahrheit gemäß sagen, wir sind Kröten und verlorene Geschöpfe .... Feiglinge sind wir! Und dann habe ich mir weiter gedacht: Die Dame ist eine alte Dame; vielleicht ist dieses Buch ihr ganzer Trost .... Und was wird man mir schon viel für die Beschläge geben? ... ja, wenn sie noch auf dem Buche sind, dann sind sie etwas werth .... Da habe ich mir denn gesagt: wie wär's, wenn ich zu der alten Dame hinginge und ihr die Sachen wieder zurückbringe? Außerdem haben wir, Gott sei Dank, ein ganz klein Bißchen verdient und können uns ernähren. So, jetzt Adieu, ich gehe."

„Warte mal," hielt ihn die Alte zurück, „hast Du denn verstanden, was ich Dir gestern vorgelesen habe?"

„Ich? kann ich denn überhaupt 'was verstehen? ich höre, ja, aber was weiter? sind unsere Ohren für Gottes Wort geschaffen? wir können Nichts verstehen. Mit dem Herzen hört man, das ist wahr, aber das Ohr nimmt Nichts auf. Adieu!"

„Schön!" sagte die Alte schleppend, „aber nein, warte doch!"

Mischka seufzte ängstlich, daß man es im ganzen Hofe hörte, und stampfte wie ein Bär auf und ab. Augenscheinlich fing diese Erklärung an, ihm unangenehm zu werden.

„Soll ich Dir noch etwas vorlesen?"

„Hm, die Kameraden warten."

„Schick' sie zum Teufel; laß sie; Du bist ein braver Kerl, laß sie gehen!"

„Gut," willigte Mischka mit leiser Stimme ein.

„Du willst sie gehen lassen, ja?"

„Ja!"

„Es ist gut, Du bist ein braver Kerl .... Du bist ein wahres Kind .... Dabei hat er einen Bart, fast bis auf die Brust ... bist Du verheirathet?"

„Ich bin Wittwer, ... sie ist todt, meine Frau."

„Und warum trinkst Du? Du bist doch ein Trunkenbold, nicht wahr?"

„Ja, ein Trunkenbold; ich trinke."

„Warum?"

„Warum? ich trinke; aus Dummheit trinke ich. Ich bin dumm, darum trinke ich. Ja, wenn ein Mensch Vernunft hätte, würde er dann so tief sinken?" meinte Mischka melancholisch.

„Du hast ganz richtig geurtheilt; na, also, werde vernünftig und erhebe Dich. Besuche die Kirche, höre das Wort Gottes, das ist die ganze Weisheit."

„Ja, das ist sicher," meinte Mischka, fast stöhnend.

*) Ungefähr zwei Mark.

Digitized by Google

„Und ich werde Dir noch etwas vorlesen; — willst Du?"

„Wenn Sie wollen," sagte Mischka, vor Angst und Verlegenheit fast umkommend.

Die Alte holte hinter ihrem Stuhl wieder ein erbauliches Buch hervor, blätterte darin, und ihre meckernde Stimme ließ sich im Hofe vernehmen: „So giebt es keine Entschuldigung für einen Menschen, der über einen andern zu Gerichte sitzt; denn mit demselben Urtheil, das er über die Andern fällt, klagt er sich selbst an."

Mischka nickte mit dem Kopf und kratzte sich die linke Schulter.

„Denkst Du wirklich, Du, Mensch, daß Du dem Urtheil Gottes entgehen kannst?"

„Madame," sagte Mischka in kläglichem Tone, „lassen Sie mich um Gotteswillen fort. Ich will lieber ein andermal wiederkommen und Ihnen zuhören; jetzt habe ich zu großen Hunger. Mir ist der Leib ganz hohl .... Seit gestern Abend haben wir nichts gegessen."

Die Dame schloß heftig ihr Buch.

„Geh; mach', daß Du fortkommst," sagte sie in kurzem, schneidendem Tone, der im ganzen Hofe wiederhallte.

„Gott sei Dank!" rief er und lief fast auf die Thür zu.

„Unbußfertige Seelen, — Herzen wie die Raubthiere" — es klang wie ein Zischen, das ihm bis über den Hof folgte.

* * *

Eine Stunde später saßen wir in der Herberge und tranken Thee mit Kalatsch.*)

„Sie sah mich so durchbohrend an, wie ein Schraubenzieher," sagte Mischka und lächelte mir mit seinen gutmüthigen, sanften Augen zu. „Ich blieb und dachte bei mir: ‚Ach, mein Gott, warum bin ich nur hergegangen, ich stehe ja wie auf der Folter ....' Anstatt mir die Beschläge fortzunehmen und mich gehen zu lassen, fing sie eine Unterhaltung an. Sind die Leute komisch! .... ich sage ihr in meiner Seeleneinfalt: ‚Da, gute Frau, da sind Deine Beschläge, sei nicht böse auf mich' .... sie aber meint: ‚Nein, warte noch .... erzähl' mir 'mal, warum Du sie zurückgebracht hast' .... na, und so quält sie mich weiter ..... Ich schwitzte sogar bei ihrer Unterhaltung, wahrhaftig!"

Dabei lächelte er noch immer in derselben milden Weise.

Semka sagte mürrisch und spöttisch, als er die Geschichte seiner Irrfahrt beendet hatte:

„Du thätest wahrhaftig besser, zu sterben, Du gutmüthiger Esel; sonst werden Dich nächstens die Mücken und die Fliegen auffressen."

„Ach, das sagst Du nur so, komm', trinken wir ein Glas, weil die Geschichte so gut abgelaufen ist."

Und vergnügt tranken wir zusammen auf den Verlauf dieser eigenthümlichen Geschichte.

*) Kleine Weißbrötchen.

Aus der Hauptstadt.

Der Rheinische Bauernverein.

Während das Centrum zitternd nach der noch immer zu hoch hängenden Frucht greift, der es seit Jahren entgegenbangt und die evangelische Empörung ihm nun im letzten Augenblick entreißen will, legen andere und gefährlichere Feinde im Osten wie im Westen die Axt an seine Obstbäume. Sollte der Bundesrath sich gegen Preußen erklären und die Exilirung der Jesuiten nicht aufheben wollen, so wäre die angeblich regierende Partei damit um den Lohn treuer fünfjähriger Dienste betrogen, und die Wählerschaft könnte mit einigem Rechte fragen, weßhalb denn große Parteien unvorsichtiger als große Kaufleute handeln. Ist man der Zahlungsfähigkeit eines Kunden nicht ganz gewiß, so verlangt man eben vorherige Einsendung des Rechnungsbetrages. Immerhin nützt dem Centrum der Fortbestand des § 2 bei gewissen Gläubigen doch mehr als die Aufhebung. Tausende von Katholiken stimmen für die Centrumscandidaten nur aus heißem Zorn über die Bedrückung ihrer Kirche. Sie würden wahllau werden, sobald Niemand unter ihren Brüdern mehr den Märtyrerkranz trüge.

Wichtiger als alle Paragraphen der Maigesetz-Rückstände sind für den Wahlausgang die polnische Revolte und die agrarische Fronde am Niederrhein. Mit den Nationalpolen hat Graf Ballestrem und der Klerus es verschüttet. Wären klingende Worte entscheidend, dann fielen außer Oberschlesien auch sämmtliche westphälischen Mandate des Centrums in die Krallen der Glos-Slaski-Leute. Aber Hunde, die auffällig laut bellen, beißen nicht gern. Zudem hat die Geistlichkeit noch immer große Macht über die Herzen der Weiber, und wenn der echte Nationalpole seine Frau auch zuweilen prügelt, um ihr die Lieb' zu erweisen, so wagt er doch in politischen Dingen den Kampf nicht zugleich mit ihr und dem Herrn Pfarrer aufzunehmen. Die Wreschener Bewegung, in deren Feuer man freilich besser kein Oel gegossen hätte, ist heute noch nicht stark genug, um den Thurm zu sprengen. Knallerbsen wirken nicht als Dynamit-Patronen.

Auch mit den rebellischen Bauernländern weiß das Centrum fertig zu werden. Wie glorreich ging einmal die siegende Sonne der Memminger und Sigl auf — Sonne, wo bist du geblieben? Bayern wird wieder, nicht zuletzt Dank dem klugen Dr. Heim, unumschränkt von der Kaplanokratie beherrscht. Der Aufruhr am Niederrhein ist zunächst gleichfalls ungefährlich. Zunächst, das heißt: für die bevorstehende Reichstagswahl. Schreiner wird zur Strecke gebracht werden, und das um so leichter, als er keine Kraft ersten Ranges und außerdem kein so geriebener Taktiker wie seine Gegner ist. Die Insurrection mit dem Dreschflegel war immer die Insurrection der Naiven, zumal da, wo der Krummstab regiert.

Doch aus Schreiner's Gebeinen wird der Rächer erstehen, wie den Herren Siemianowski und Napieralski die Wasserpolacken gehört, trotzdem und alledem. Die agrarische Frage ist in Bauernvereinen nicht mehr tot zu drücken, Bayern und Rheinländer werden, wenn der rechte Mittler kommt, zusammen marschiren. Abgründe trennen sie, was die Gemüthsart und den Volkscharakter anbelangt, indeß die Noth schafft sonderbare Zeltgenossen. Wer es mit dem Centrum böse meint, soll deßhalb nicht mit allzu lärmenden Kanonen auf seine Feste schießen. Der Wurm sitzt in in den Balken, und die Frohnknechte weigern sich entschieden, das Holzgefüge durch Steinmauern zu ersetzen. Macht man sie aber durch evangelisches Getöse graulich, so lassen sich Wasserpole und Bauer vielleicht doch noch einmal zur Theilnahme am Neubau bewegen.

Prinz Vogelfrei.

Einzige Sorge.

Demnächst erscheint, was Jeder merk',
In einer Leipz'ger Druckerei
Bülow's gesammtes Redewerk
Bis Frühling 1903.

Das ganze Deutschland lauscht gespannt
Und dröhnt von wuchtigem Applaus.
(Auch Hohenlohe gab 'nen Band
Gesammelter Rhetorik 'raus.)

Doch weil der Mensch im neuen Reich
Sich neue Bücher höchstens borgt,
Hatt' Hohenlohe's Weisheit gleich
Auch für den Lesergreis gesorgt.

Ein Zettel lag in seiner Hand,
Wenn er zu reden sich vermaß;
So gab's doch einen stets im Land,
Der Hohenlohe's Reden las.

Und dieses schafft mir Kümmerniß,
Und dies verdüstert mir den Sinn:
Das Bülow-Werk erscheint gewiß,
Wo aber ist der Leser hin?

Timon d. J.

Die siebente Ausstellung der Berliner Secession.

I.

Sie hat es dieses Mal sehr eilig gehabt. Aber man wird es ihr Dank wissen, daß sie der „Großen Berliner" um einen Monat zuvorgekommen ist. Publicum und Kritik und wohl auch die Künstler selbst,

Digitized by Google

die so eine Weile allein das Feld behaupten können. Noch ein anderer Umstand gewährleistet ihnen einen gewissen Erfolg „hors concours". Die Ausstellung ist nämlich weit kleiner als sonst. Die Graphiker haben ja im Winter ihre eigene Ausstellung; die Zahl der Mitglieder der Secession ist beträchtlich geringer geworden, und ein Theil der Münchener sind grollend und schmollend fortgeblieben. So giebt's im Ganzen nur etwa 200 Oelgemälde und kaum mehr als ein Dutzend Sculpturwerke. Das schadet aber, wie gesagt, Nichts. Im Gegentheil: um so besser kommt das Einzelne zur Geltung.

Im Uebrigen war bei der Eröffnung Alles wie sonst: einiges Gedränge, die gewohnte oratio pro domo des Vorsitzenden, Max Liebermann, der abermals für die Berechtigung secessionistischer Kunstbestrebungen eintreten zu müssen glaubte, obschon doch kein Einsichtsvoller mehr diese Berechtigung bezweifelt; der gewohnte Kaisertoast des Oberbürgermeisters von Charlottenburg und — en route!

Neu war nur, daß die Liebermann'sche Philippika dieses Mal nicht im Katalog veröffentlicht worden ist. Das Vorwort hat ein anderes Mitglied der Ausstellungsleitung geschrieben, Wilhelm Trübner, der glücklicher Weise klarer und besser malt, als schreibt. Seine Ausführungen gipfeln darin, daß es für die Künstler sehr erfreulich ist, wenn Ausstellungen und Sachverständige sie dem Publicum näher bringen.

Nun natürlich! Auch daran zweifelt Niemand.

* * *

Also die Ausstellung ist erfreulich klein und — auch das sei gleich gesagt — die Durchschnittshöhe der Leistungen nicht unerfreulich gering. Allerdings spielen in diesem Verbande lebender Künstler eigentlich drei Todte die Haupttrümpfe aus: unbedingt Giovanni Segantini, von dessen drei Gemälden — die in ihrer ganzen materiellen und künstlerischen Größe dieselben Wände des Entrées zieren, wo im vorigen Jahre Eduard Munch seinen unklaren Cyclus zeigte — nächstens mehr die Rede sein soll und die, wenn sie auch schon nicht mehr ganz unbekannt sind, in Berlin doch zum ersten Male erscheinen; dann Edouard Manet; endlich, wenn man will, noch ein Deutscher — Wilhelm Leibl, der durch ein Herrenbildniß und ein Reiterporträt von größtem coloristischen Reiz vertreten ist.

Nur das Allerwenigste unter dem Uebrigen reicht an die malerischen Werthe dieser Werke einiger Maßen heran. Ich nehme bloß Max Slevogt's Reiterbildniß eines württembergischen Ulanen und Walther Leistikow's skandinavische Kirche in Felsenlandschaft aus — hier kann von vollem Heranreichen gesprochen werden.

Doch von diesen und anderen Werken deutscher Maler, in Sonderheit der Berliner Secessionisten, später ...

Die Fremden stechen stark hervor, und unter ihnen sind natürlich wieder die französischen Impressionisten am zahlreichsten vertreten. Beiläufig: rund ein Drittel aller Kunstwerke entfällt auf's Ausland ...

Ich nannte schon erst Manet. Außer den beiden bekannten licht- und farbenfunkelnden Bildern „Der Garten" und „Mein Garten", und dem nicht minder berühmten „Spargelbund" ist eine „Flußdampferstation" von ihm zu sehen, ein Bild, an dem allein man schon die ganze große Kunst dieses Bahnbrechers coloristischer Auffassung genau studiren kann. Uebrigens gilt das Gleiche auch von Claude Monet's „Kathedrale". Ein wunderbares graublaues Luftgeflimmer, in dem massig und doch auch zeichnerisch fein gegliedert ein Theil des gewaltigen Baues aufstrebt, die Häuserchen an der schmalen Straße daneben wie zur Seite drängend. Auch Pissaro ist mit seinen Bauerntypen gut vertreten, und um so interessanter, als man Figürliches selten von ihm zu sehen bekommt. Die uns wohlbekannten Zeichner und Graphiker Toulouse de Lautrec (ebenfalls todt), Helleu, Jean Forain sind hier einmal auch als Maler vertreten. Lautrec verleugnet auch hier nicht den oft grotesken Humor seiner scharfen Charakterisirungskunst in Mädchen-Studien aus der Welt der Maupassant'schen „boule de suif" und in einer Schilderung des Volksball-Locals „Moulin de la Galette". Von Helleu sehen wir zwei wahrhaft blendende Freilichtbilder: hellgekleidete Damen auf dem sonnigen Deck einer Lustjacht. In einer Rennplatzscene bekundet Forain ein sehr feines coloristisches Empfinden. Weniger bekannt sind André Albert, der uns in einem „Intérieur" einen Mann und eine Frau bei der Morgentoilette und auf einem anderen Bilde eine Modellstudie zeigt — zwei Arbeiten eines naturalistischen Impressionismus von unverfälschter Echtheit — und O. Bonnard, der u. A. auch ein Modell ausstellt. Von J. E. Blanche zwei schönfarbige, flott hingehauene Stilleben, von Felix Vallaton eine Straße aus Nizza von stark wirkenden Gegensätzen in den Localfarben, die glattflächig hingestrichen sind. Vom seltsamen Paul Cézanne, der Manet'sche Ausdrucksweise mit japanischem Styl vermengt, ist sowohl ein Bildniß wie Landschaftliches, namentlich ein grellbunter Garten zu sehen.

Die Franzosen hängen alle in den beiden südlichen Cabineten zusammen. Dort auch finden wir die beiden Israëls, Vater und Sohn. Der große Joseph zeigt auf's Neue die schönen „Bootsarbeiter", die hier bereits besprochen wurden. Dazu eine alte Kaffee-Schwester von Rembrandt'scher Helldunkelkraft und ein breit hingeworfenes Brandungsmotiv. Der Sohn Isaac, der in der Farbe und Structur so sehr an Liebermann erinnert, stellt u. A. Fabriksmädel und Dienstmädchen aus. Von Niederländern habe ich einstweilen weiter Niemand entdecken können. Aber der Belgier Emile Claus ist da, einer der liebenswürdigsten Pointillisten, der seine Technik umsichtig auch in Bezug auf die Wahl der Motive ausübt.

Zwei Skandinaven zeigen hier ein anderes Gesicht, als wir es an ihnen gewohnt sind. Fritz Thaulow, der pariserische Norweger, der so gern in Raffaëlli's Fußtapfen tritt, hat hier u. A. eine Flußlandschaft von außerordentlich starkem Farbenglanz, und wie das strudelnde blaue Wasser gemalt ist, zeugt von schärfster Beobachtung und großem Können. Peter Severin Kröyer, der geniale Däne, bringt eine „Weinlese" in Südtirol, ein durch das viele Sonnengeflimmer auf den Winzern und Winzerinnen unruhig wirkendes und im Uebrigen für Kröyer ungewöhnlich und unliebsam glatt gemaltes Bild ... Nichts von Unruhe und Glätte in dem Riesenbilde des vielgerühmten jungen Russen J. Maljawin, des ungeheuer talentvollen Repinschülers, dessen kleinrussische Weibergruppe „Das Lachen" seit 1899 auf Reisen und nun endlich auch bei uns angelangt ist. Durchweg rothgekleidete Bäuerinnen im Felde, die, der Himmel weiß, aus welchem Grunde eine lautschallende, über die Steppe hintönende Lache anschlagen. Von bezwingendem Humor, wie Repin's berühmte Lachsalve der „Saporoger Kosaken". Mit einer Bravour, man möchte fast sagen, mit einer berserkerhaften Wuth hingestrichen, daß „die Stücke fliegen". Und doch sitzt jeder Fleck an der richtigen Stelle und erfüllt seine Aufgabe, zu modelliren. Einige andere Jungrussen, vor Allem Serow und Somow, sollen noch nachkommen. Dann mag hier auch noch Einiges über diesen und jenen Ausländer nachgetragen werden ...

J. Norden.

Notizen.

Hermann von Helmholtz von Leo Koenigsberger. Zweiter Band. Mit zwei Bildnissen in Heliogravure. (Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.) Der erste Band der großen Helmholtz-Biographie ist in der Gegenwart eingehend gewürdigt worden. Die Entwickelung, das Leben und Wirken und die Bedeutung einer Persönlichkeit zu schildern, die durch den Umfang und die Tiefe des Wissens und die Macht des Könnens die meisten ihrer Zeitgenossen überragt, alle Welt durch das Product ihrer Arbeit während mehr als eines halben Jahrhunderts in Staunen und Bewunderung versetzt und der Wissenschaft neue fundamentale Lehren geschenkt und neue Wege zu fruchtbarer Thätigkeit gewiesen hat — das war eine ebenso reizvolle wie schwierige Aufgabe, deren Durchführung dem Verfasser, welchem nicht nur die Feder, sondern auch die auf eingehender Sachkenntniß ruhende Theilnahme für Person und Stoff zu Gebote stand, durchaus gelungen ist. In dem hiermit vorliegenden zweiten Bande des Werkes, welches für die gesammte wissenschaftliche Welt und weite Kreise des gebildeten Publicums von dem größten Interesse ist, wird die Heidelberger Epoche des großen Naturforschers fortgesetzt und seine Thätigkeit als Professor der Physik in Berlin von Ostern 1871 bis Ostern 1888 geschildert. Ein dritter Band von geringerem Umfange wird das Werk abschließen und unmittelbar nachfolgen.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft m. b. H., München.

Soeben erschien:

Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit.

Von Dr. G. Grupp.

I. Bd. 37 Bogen in 8°, illustr. M. 9.—, in Calico gebd. M. 11.—.

Der Verfasser bietet hiermit ein neues Werk seiner kulturgeschichtlichen Forschungen und Studien. In demselben wird die Kultur der römischen Kaiserzeit in eine neue Beleuchtung gerückt und sie in Beziehung gesetzt zu der gleichzeitigen und folgenden christlichen Kultur. Auf das soziale Leben wird ein Hauptaugenmerk gerichtet.

Ein zweiter Band, „Die Anfänge der christlichen Kultur" behandelnd, wird das Werk abschließen.

Neu erschienen und durch alle Buchhandlungen aus dem Verlage G. Grimm in Budapest zu beziehen:

Claudine's Schuljahre von Willy
Claudine in Paris von Willy
Claudine's Ehe von Willy

Jeder Band 3 Mark

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 *M.*

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M.*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Schriftsteller,

die v. ihr. Arbeiten schnell e. belieb. Anz. Copien resp. **autograph. Abzüge** wünschen, brauchen nur **Concept** zu send. an **Dr. Lunze's** Dresd. Copir-Anst., Dresden IX.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: **Herm. Oesterwitz, Dessau.**

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von

A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** *M.* 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaßlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 25. April 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Kurzsichtige Officiere. Von Carl von Wartenberg. — Der Stand der Forschung über die Abstammung des Menschen. Von Curt Grottewitz. — **Literatur und Kunst.** Vom neuen Frauenroman. Von Hans Benzmann (Berlin). — Otto Julius Bierbaum's Lyrik. Von A. Matthes (Berlin). — **Feuilleton.** Christl. Von Emil Ertl. — **Aus der Hauptstadt.** Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — **Offene Briefe und Antworten.** Goethe und Friederike Brion. Von Adolf Wechßler. — Notizen. — Anzeigen.

Kurzsichtige Officiere.

Von Carl von Wartenberg.

Im vorigen Jahr wohnte ich dem Festact eines im hohen Ansehen stehenden Berliner Gymnasiums bei. Ich sah die Anstalt in pleno. Daß die Herren Professoren und Oberlehrer fast ohne Ausnahme Brillen trugen, ist nichts Befremdendes. Nur noch mit dieser kann der Deutsche sich einen Gelehrten, vor Allem einen Philologen vorstellen. Entsetzen packte mich aber bei der Musterung der Schüler, also derjenigen Kategorie der heranwachsenden Generation, die sie zu führen haben wird. Welcher der noch dazu meistens recht schmächtigen Jungen hatte da keinen Kneifer auf der Nase? Ein Anblick zum Erbarmen war es! Und keineswegs haben wir es hier mit einer außergewöhnlichen Erscheinung zu thun, die etwa durch ganz besondere Verhältnisse bedingt war. Professor Cohn hat vor einiger Zeit die Sehschärfe der Schüler eines Breslauer Gymnasiums untersucht und hierbei 69% von ihnen für kurzsichtig erklären müssen. „Pah!" wird es heißen, „was geht den Staat die Kurzsichtigkeit an? Ob kurzsichtig oder nicht. Schlechte Augen machen die deutschen Jungen noch nicht unfähig zum Dienst im Heere. Sind unsere Officiere, die das Pince-nez oder das Monocle tragen, etwa weniger tüchtig als ihre Kameraden, die ihrer nicht bedürfen? Der General von Göben war einer unserer hervorragendsten Heerführer in den letzten großen Feldzügen, und dennoch sehen wir ihn auf dem Markt in Coblenz mit der Brille dargestellt." — Nun, die Hand auf's Herz, der kurzsichtige Officier ist wirklich nicht so tüchtig wie sein besser sehender Kamerad. So große Fortschritte die Optik auch gemacht hat und auch gewiß noch weiter machen wird, das normale Auge wird sie niemals ersetzen können. Ein Stümper bleibt der Kurzsichtige immer, und vor Allem der kurzsichtige Officier. Zehnmal eher kann ohne Nachtheil für das dienstliche Interesse der Officier verwachsen sein. Schiefe Schultern, krumme Beine, eine verkrüppelte Hand hindern ihn selten an der Ausübung seines Berufs. Kann er aber nicht sehen, was er sehen muß, so ist er völlig unbrauchbar.

Kurzsichtigkeit ist selten angeboren. In der Regel ist sie die Folge intensiven Arbeitens bei zu kümmerlich oder zu reichlich gespendetem Lampenlicht in mehr oder minder zusammengekauerter Haltung; und festgestellt wird sie meistens erst dann, wenn es nichts mehr nützt, dieses Arbeiten einzuschränken. Wem wird es aber mehr zugemuthet als jener Jugend, die wir auf dem Festact des Berliner Gymnasiums näher kennen gelernt haben? Und um wie viele Eindrücke ist der Junge schon bis zum Augenblick gekommen, wo er sich dessen bewußt wird, was ihm die Studirlampe angethan hat! Wie viele gehen ihm noch verloren, bis die Eltern sich entschließen, ihm ein Augenglas zu kaufen! Die Phase der noch nicht durch Brille oder Kneifer bekämpften Kurzsichtigkeit fällt aber gerade in das Alter, in welchem einerseits die geistige Aufnahmefähigkeit am größten ist und das Aufgenommene sich am nachhaltigsten einprägt, andererseits sich der Charakter festzulegen pflegt. In beiden Richtungen hinkt der kurzsichtige Junge hinter dem normalsichtigen her. Weil sein Gesichtskreis kleiner ist, werden seine selbstständigen Ausarbeitungen nicht die Gedankenfülle und Schärfe im Urtheil aufweisen können, wie die seiner von der Vorsehung freundlicher behandelten Kameraden. Weil er in der Ferne nichts mehr sicher erkennt und nicht weiß, wie das nur dunkel Geahnte in der Nähe aussehen und auf ihn wirken wird, wird er schüchtern. „Was? Sie sind kurzsichtig?" meinte eine kluge Frau zu einem Referendar, der sich ein an der Wand hängendes Bild ansehen sollte und hierzu ein Augenglas hervorzog. „Sie sind eine Ausnahme. Den Kurzsichtigen erkenne ich in der Regel an der Schüchternheit, mit der er unter eine größere Gesellschaft tritt. Sie aber schossen ja vorhin direct auf die Dame des Hauses los." Was ist denn aber Schüchternheit Anderes als Unentschlossenheit, veranlaßt durch innere Unruhe, die wieder ihrerseits aus der Befürchtung entsteht, unvermuthet mit neuen Dingen befaßt zu werden? Von langer Hand kann sich der Normalsichtige auf sie vorbereiten, sich klar darüber werden, wie er sich zu ihnen zu stellen hat. Für den Kurzsichtigen heißt es fast immer: ‚Hic Rhodus, hic salta'. Noch wichtiger aber als ein möglichst weiter geistiger Gesichtskreis ist für den Officier ein auf innerem Gleichgewicht beruhender fester Wille. Oft kommt es für ihn weniger auf das an, was er will, als darauf, daß er überhaupt etwas will. Oft wiegt der feste Entschluß mehr als die klarste Erkenntniß.

Legt nun etwa der Kurzsichtige das Stümperhafte, das ihm anhaftet, zu dem Zeitpunkt ab, wo er zu dem Augenglas seine Zuflucht nimmt? Mehr hat er durch dieses sicherlich vom Leben. Aber freier in der Aufnahme von Eindrücken durfte er sich auch mit ihm nicht fühlen. Ist er nicht beständig ein Sclave seiner Brille oder seines Kneifers? Wie oft hat er nicht die Brille zurechtzusetzen! Und was

Digitized by Google

beginnen, wenn er sie bei dem Schlafengehen auf den Nachttisch gelegt hat und plötzlich Licht machen muß, um eine eingelaufene Mittheilung zu lesen, das unentbehrliche Vademecum aber auf die Erde gefallen und dabei womöglich entzwei gegangen ist? Beansprucht nicht auch der Kneifer, daß der Besitzer stets an ihn denkt? Bittere Rache nimmt er an diesem, wenn er ihn bei dem Ausgehen auf dem Schreibtisch liegen läßt oder nicht auf die Schnur achtet, an der er befestigt ist. In helle Verzweiflung kann der Besitzer gerathen, wenn er in dringenden Fällen nicht zur Stelle ist oder sich nicht sogleich auf die Nase klemmen läßt. Aber damit noch nicht genug. Versagt das Augenglas nicht auch den Dienst, wenn Regentropfen an ihm hinabgleiten, oder wenn es beschlägt? Auf die Dauer kann die Sorge um den unentbehrlichen Gegenstand den Kurzsichtigen nur noch kleinmüthiger machen als er ohnehin schon ist; ganz abgesehen davon, daß er in den Augenblicken, wo es nicht functionirt, von der ihn umgebenden Welt im weiteren Umkreis so gut wie abgeschnitten ist. Um so waghalsiger will es mir scheinen, wenn Kurzsichtige in Gebiete vordringen, die von der Cultur wenig oder gar nicht beleckt sind. Was beginnen sie, wenn die mitgenommenen Gläser verloren gegangen sind? Emin Pascha's Heldenmuth verdient schon an und für sich alle Bewunderung. Aber völlig wird man ihm erst gerecht, wenn man bedenkt, daß seine Kurzsichtigkeit fast an Blindheit grenzte. Konnte er sich doch unbewaffneten Auges nicht einmal in seinen Wohnräumen zurechtfinden. Sein jähes Ende ist nur dem Umstand zuzuschreiben, daß er eine Thür für ein Fenster hielt und so in die Tiefe stürzte. Freiwillig ziehen aber die kurzsichtigen Forscher in die noch dunkeln Erdtheile. Nur ihre eigene Haut tragen sie dabei zu Markte; und wer ihnen in die Gefahren folgt, thut es auch nur aus eigener Entschließung. Anders der kurzsichtige Officier und seine Mannschaft. Wie, wenn er diese in den Kampf zu führen hat, nachdem er kurz zuvor sein Augenglas verloren! In diese entsetzliche Lage kam in der Schlacht von St. Privat-Gravelotte ein Commandeur der preußischen Garde. Sein Bataillon wurde gänzlich zusammengeschossen, weil er keine Ahnung von der Stellung des Feindes hatte, die er angreifen sollte. Er selber befand sich unter den Todten. Reicht nicht allein die Erinnerung an den unglücklichen Commandeur aus, jedem kurzsichtigen Officier in dem Augenblick, wo er in das Gefecht zieht, Selbstvertrauen und Thatkraft zu rauben?

Für das Vaterland ist das Beste noch gerade gut genug; und deßhalb wird auch in das deutsche Heer, das ja ein Volksheer ist, der beste Theil der Nation eingestellt. In ihn sind aber auch die kurzsichtigen Officiere mit einbegriffen. Sehr vollkommen ist mithin das Beste durchaus nicht. Wohl aber ist es noch verbesserungsfähig. Unerläßliche Bedingung zur Einreihung in die deutsche Marine sind unter Anderem auch tadellose Augen. Von Rechts wegen sollten sie auch für die Einstellung in das Landheer gefordert werden. Entschlösse man sich aber hierzu, würde die Heeresverwaltung in arge Verlegenheit gerathen. Denn kaum die Hälfte der für Officiere vorgesehenen Stellen würde sie besetzen können. Weil die Marine noch mit einem verhältnißmäßig kleinen Officier-Corps auskommen kann, darf sie hinsichtlich seines Ersatzes noch sehr anspruchsvoll sein. Der große Bedarf an Officieren für das Landheer nöthigt aber zur Bescheidenheit. Indessen auch die Heeresverwaltung könnte ihre Anforderungen bedeutend in die Höhe schrauben, wenn man den besten Theil der Nation nur verbessern wollte. Es ist in den meisten Fällen wirklich so: wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Wenn man heute nur wollte, könnte schon nach zehn Jahren auch die Heeresverwaltung jeden Officiersaspiranten ablehnen, dessen Sehschärfe zu wünschen übrig läßt. Nur von der unglückseligen Studirlampe wäre die auf den höheren Unterrichtsanstalten heranwachsende männliche Jugend fortzujagen; und die deutschen Optiker könnten verhungern. Sie selber wäre sicherlich hiermit sehr einverstanden. Bei den Philologen, wie überhaupt bei allen jenen Leuten, welche die Verantwortung für die geistige Entwickelung der Nation zu tragen meinen, wird freilich mein Vorschlag Kopfschütteln, wenn nicht Entrüstung begegnen? „Um Himmels willen! Wie soll denn da das Pensum bewältigt werden?“ Aber das wird ja gar nicht verlangt. Viel zu hoch ist es bemessen. Lediglich deßhalb werden unserer Jugend die Augen verdorben, weil man sich von der irrigen Auffassung nicht frei machen kann, daß die heranwachsende Generation ohne einen gewaltigen Vorrath von Kenntnissen im späteren Leben nicht bestehen wird. Nicht das Wissen, sondern das Können trägt den Menschen vorwärts; und das Können wächst mit dem Selbstbewußtsein, das er, wahrhaftig nicht zum kleinsten Theil, aus der körperlichen Ungebundenheit schöpft. Keineswegs soll der Junge mit dem Lernen fertig sein, wenn er die Schule verläßt. Aber nur so viel braucht er von ihr für das Leben draußen mitzunehmen, daß er im Stande ist, selber seine geistigen Fähigkeiten weiter auszubilden. Wenn hierauf die Schule ihre Aufgabe beschränkt, wird sie immer noch den an sie zu stellenden Anforderungen gerecht. Um die Hälfte kann unbedenklich das von ihr zu bewältigende Pensum herabgesetzt werden. Erst dann wird auch bei uns die schon von den Römern aufgestellte Forderung: „mens sana in sano corpore“ ihrer Erfüllung entgegengehen. Aber wie kann man nur gegen die Macht der Verhältnisse ankämpfen wollen? So können jedoch nur Thoren fragen. Viel mächtiger als die Verhältnisse ist in der Entwickelung der Nationen der Einfluß der Persönlichkeit. Ohne Luther keine Reformation, ohne Ludwig XIV. keine spätere Revolution, ohne Bismarck kein geeintes deutsches Reich. Wäre endlich in neuester Zeit das preußische Schulwesen in der Art, wie geschehen, reformirt worden, wenn es nicht Wilhelm II. persönlich verlangt hätte? Mit einem Schlage könnte nicht bloß in Preußen, sondern auch in dem ganzen übrigen Deutschland die Jugend von der Studirlampe vertrieben werden, wenn derselbe Monarch auch die gründliche Einschränkung des Schulpensums fordern wollte. Die Verfassung hinderte ihn, wie wir gesehen haben, nicht daran, die jüngste Schulreform im Widerspruch mit fast sämmtlichen im Schulfach ergrauten Männern in die Wege zu leiten. Warum sollte sie ihm hier mit einem Male hinderlich sein? Zum Mindesten um das Doppelte würde sich aber die militärische Qualität des Officier-Corps heben, wenn ihm Kurzsichtige nicht mehr eingereiht zu werden brauchten. Dann würden sich in körperlicher Ungebundenheit und demzufolge auch in größerem Selbstvertrauen alle seine Angehörigen allen Situationen gewachsen fühlen. Dann brauchte nicht mehr fast die Hälfte von ihnen die in den ernstesten Augenblicken zu fassenden Entschlüsse auf die in den meisten Fällen sehr unzuverlässigen Wahrnehmungen derer stützen, welche die Entschlüsse auszuführen haben. Dann würde der verbesserungsfähige beste Theil der deutschen Nation so verbessert worden sein, daß er nicht mehr der beste Theil faute de mieux, sondern der absolut beste Theil wäre. Und wahrhaftig! auch die gesammte Nation würde sehr erheblich von der Einschränkung des Schulpensums profitiren. Freilich würde auch von den Gesichtern unserer Gebildeten und Gelehrten die Brille ganz verschwinden. Hat aber etwa sie uns den Ruf der Denker verschafft? So nennen uns die anderen Nationen doch nur, weil wir mehr als sie selber in das Wesen aller Dinge einzudringen suchen. Wie würden wir den Ruf erst rechtfertigen, wenn bei uns das normale Auge wieder Allgemeingut geworden und die so erhöhte Aufnahmefähigkeit eine noch intensivere Gedankenarbeit ermöglichte! Und nicht bloß dies. In welchem Maße würden auch äußere Erscheinung und innerer Gehalt unserer Gebildeten gewinnen! Nicht in sich verloren, den Kopf gesenkt, den Rücken gekrümmt wie jetzt, sondern

Digitized by Google

aufgerichtet, mit steifem Nacken, mit gelassen, aber wirklich schauendem Auge würden sie alle daherschreiten und ihrer Haltung und ihrem Gang auch ihr Denken, Fühlen und Handeln entsprechen. In erschreckender Weise nimmt das von Bismarck in der deutschen Nation erst mühsam geweckte Selbstbewußtsein wieder ab; und die anderen Völker machen sich schon wieder ebenso wie früher über den gutmüthigen Michel lustig, dem Alles geboten werden könne. Unbedingt würde die Ausrottung der Kurzsichtigkeit auch ein wirksames Gegengewicht gegen das Erlahmen unseres nationalen Selbstbewußtseins bilden und das Ausland wieder lernen uns mit Achtung begegnen.

Angesichts des Unheils, das durch das Alkoholgift im deutschen Volke angerichtet worden, hat der Staat sich, so will es wenigstens scheinen, auf seine Pflichten besonnen. Wann wird er der kaum minder verderblichen Kurzsichtigkeit zu Leibe gehen? Wartet er hiermit auch nur noch ein Jahrzehnt, so werden auf unseren höheren Unterrichtsanstalten nicht mehr wie jetzt 69, sondern 100% Kurzsichtige festgestellt werden, so ist es ferner mehr als wahrscheinlich, daß nicht die Hälfte unserer Officiere, sondern fast alle mit dem Kneifer oder der Brille auf der Nase in den Krieg ziehen müssen und in diesem beständig ihre guten Geister anflehen, daß sie nicht, wie der beklagenswerthe Bataillons-Commandeur bei St. Privat-Gravelotte, von ihrem Vorrath an Augengläsern getrennt und die Schlachten nicht bei Regenwetter oder Schneegestöber geschlagen werden.

Der Stand der Forschung über die Abstammung des Menschen.

Von Curt Grottewitz.

Noch vor etwa einem Jahrzehnt konnte Jeder, der wollte, leugnen, daß irgend eine Zwischenstufe zwischen Mensch und Thier vorhanden sei. Denn die vorhistorischen Funde von Menschen mit sogenannten affenartigen Merkmalen verdienten nach Aussage der ersten wissenschaftlichen Autoritäten wenig Glaubwürdigkeit. Wer nun freilich, durch die Wucht der Thatsachen gezwungen, von der Richtigkeit der Abstammungslehre überzeugt war und die offenbare körperliche Gleichartigkeit zwischen Mensch und Menschenaffen beobachtete, der konnte kaum im Zweifel sein, daß beide Arten von Wesen einen gemeinsamen Ursprung haben müssen. Zwischenglieder mußten ja doch einmal aufgefunden werden, das war nur eine Frage der Zeit.

Nun mögen ja Viele unter dem Einflusse Darwinistischer Ideen der Meinung sein, daß nach und nach eine Unmenge von Zwischengliedern zwischen dem Menschen und seinem thierischen Ahnherrn zum Vorschein kommen werde, so daß dann ein lückenloser Uebergang hergestellt sein würde. Allein die letzten Jahre haben gezeigt, daß die Entwickelung von neuen Arten keineswegs Schritt für Schritt zu erfolgen braucht, sondern daß sie sogar meist ziemlich sprungweise vor sich geht. So kann auch die Entwickelung aus einem Thier beim Menschen in wenigen Etappen zu Stande gekommen sein. Es brauchen am Ende nicht mehr als fünf, sechs Formen gewesen zu sein, die den Uebergang von dem thierischen Vorfahren zum Herrn der Erde herstellen.

Eine solche Uebergangsform ist jetzt unzweifelhaft sicher bekannt, andere Uebergangsformen aber lassen sich mit einiger Leichtigkeit erschließen, nachdem in dem letzten Jahrzehnt mehrere Knochenreste aufgefunden worden sind, die, wenn nicht in die directe, so doch in eine seitliche Vorfahrenreihe des Menschen gehören. Um es gleich vorwegzunehmen: alle diese Funde haben bisher in glänzender Weise das bestätigt, was wir über den Entwickelungsgang des Homo sapiens vermuthen mußten. Und darin liegt gewiß eine große Gewähr dafür, daß wir auch im Uebrigen mit unseren Annahmen auf dem richtigen Wege sind.

Worauf gründen sich diese Annahmen? Wir finden beim Menschen zunächst eine große körperliche Gleichartigkeit mit den menschenähnlichen Affen, und dann kennen wir einige sehr interessante Vorfahren dieser Affen aus der Tertiärzeit. Aeußerlich genommen mag Schimpanse oder Orang-Utang dem Menschen am ähnlichsten sein. Allein weder diese beiden Anthropomorphen noch der Gorilla sind doch mit dem Menschen so sehr in Parallele zu stellen wie die vierte Form von Menschenaffen: der Gibbon. Dessen Gebiß stimmt nämlich sehr auffällig mit dem menschlichen zusammen. Und die Zahl, Form und Stellung der Zähne sind ja das wichtigste Unterscheidungszeichen der Säugethiere. Auf dem Gebiß beruht die Art und Weise, wie sie sich nähren, was sie verzehren, wie sie angreifen und wie sie sich vertheidigen, es spiegelt sich im Gebiß die ganze Lebensweise des Säugethieres wieder. Darum werden wir auch der Aehnlichkeit des Gebisses bei dem Menschen und dem Gibbon einen entscheidenden Werth beilegen. Der Gibbon steht von allen Anthropomorphen also dem Menschen am nächsten. Nun wird allerdings daraus Niemand folgern, daß der Mensch vom Gibbon abstamme. Denn der Gibbon kann sich ebenso nach einer bestimmten Richtung hin specialisirt haben wie der Mensch. Aber das erscheint doch sehr sicher, daß die Vorfahrenreihen beider Wesen sich in einem gemeinsamen Stammherrn berühren werden.

Es ist eine glückliche Thatsache, daß wir Vorfahren vom Gibbon kennen. Ja, wir kennen nur Vorfahren von gibbonartigem Gepräge. Von den drei anderen Anthropomorphengattungen sind uns keine vorlaufenden Formen bekannt, ausgenommen, daß ein entwickelungsgeschichtlich bedeutungsloses Fragment von einer Schimpanseart aufgefunden worden ist. Erst von einer ziemlich späten Zeit des Tertiär an begegnen wir dem Menschenaffen. Wir finden sie im mittleren Miocän zuerst, und diese Zeit ist ja nur durch Pliocän vom Diluvium getrennt. Von den Vorfahren des Gibbon kannte man lange Zeit nur zwei Gattungen, den Pliopithecus und den Dryopithecus, die Letztere allerdings in mehreren Arten. Es ist nun sehr bedeutsam, daß das Gebiß dieser Gibbonvorfahren dem menschlichen sehr ähnlich ist. Von den einem Dryopithecus gehörigen Zähnen, die im Bohnerz der schwäbischen Alp gefunden wurden, sagt Branco, daß sie menschenähnlicher sind, als die irgend eines anderen fossilen oder lebenden Anthropomorphen. Man kann ja allerdings nicht mit Sicherheit sagen, daß ein Dryopithecus der directe Vorfahre des Menschen gewesen sein müsse. Es ist ebenso gut denkbar, daß irgend ein noch nicht entdeckter Vetter des Dryopithecus der Stammherr des Menschengeschlechtes sei. Aber immerhin können wir annehmen, daß dieses von einem Anthropomorphen von dryopithecusartigen Eigenthümlichkeiten abstamme.

So war denn der Ahnherr des Menschen ein Menschenaffe, dessen Eckzähne nur wenig über die anderen Zähne hervorragten und bei dem die hinteren Backenzähne abgestumpfte Höcker besaßen. Das wilde Aussehen, das die großen Menschenaffen der Gegenwart in Folge ihrer mächtigen Eckzähne und ihrer scharfen Backenzähne erhalten, war diesem menschlichen Vorfahren keineswegs eigen. Im Uebrigen mag er ein Wesen von der Größe eines Schimpanse oder auch noch größer gewesen sein. Er mag auf Bäumen gelebt und sich seiner Gliedmaßen zum Klettern bedient haben. Sein Gehirn war noch klein, die Kinnladen darum noch ziemlich weit vorgestreckt, kurzum er hatte noch den ziemlich kleinen Gesichtswinkel der heutigen Anthropomorphen.

So können wir uns denn etwa das Bild des Menschenahnen, als er noch auf der Anthropomorphenstufe stand,

Digitized by Google

zurecht construiren. Und so hatte man es sich bereits zurecht construirt, als man noch von den neueren Dryopithecusfunden Nichts wußte. Das Bild muß man vor Augen behalten, wenn man die Entwickelungsrichtung des Menschen kennen lernen will. Aus dem kletternden Baumwesen mit vier Händen wurde ein Mensch mit aufrechtem Gange, mit langen Gehbeinen und kurzen Armen. Das Gehirn wurde groß, das Gesicht rechtwinkelig (orthognath), die Eckzähne blieben in einer Linie mit den übrigen Zähnen und schoben sich in Folge der Kieferverkürzung dicht an Schneide- wie Backzähne heran. Es blieb keine Lücke mehr wie im Gebiß der Anthropomorphen.

Diese beiden Endglieder der menschlichen Entwickelung kann man sich nun durch mehrere Zwischenstufen verbunden denken. Man hat da in der That an Wesen gedacht, die in ihrer Schädelbildung zwischen Menschenaffen und Menschen in der Mitte stehen, deren hintere Gliedmaßen Gehorgane werden und deren Arme sich verkürzen.

Dergleichen Uebergangsformen glaubte man bisher nun eine große Menge annehmen zu müssen. Das ist indeß, wie ich aus einander gesetzt habe, keineswegs nöthig. Uebrigens ist diese Zahl der Uebergangsformen bei Weitem nicht so wichtig wie die allgemeine Entwickelungsrichtung, die jene Formen darstellen würden. Es wäre daher von großer Bedeutung, wenn wir nur wenigstens eine oder zwei der vorhandenen Zwischenglieder auffinden würden.

Und es ist von allergrößter Bedeutung, daß wir in der That zwei solche Verbindungsglieder in der Ahnenreihe des Menschen seit seiner Dryopithecusstufe aufgefunden haben. Das eine, der bekannte Dubois'sche Affenmensch — Pithecanthropus erectus — ist so bedeutsam, wie wir es nur wünschen können, selbst wenn man annehmen muß, daß dieses Wesen nicht in die ganz directe Ahnenreihe des Menschen gehört. Das zweite Verbindungsglied ist definitiv erst jetzt, erst im letzten Jahre entdeckt worden. Denn bis dahin wurde die Echtheit, die Glaubwürdigkeit dieses Documentes noch von den ersten Autoritäten bestritten oder mindestens angezweifelt.

Dieses zweite Document betrifft nicht nur die directe Ahnenreihe des Menschen, sondern es giebt auch Aufschluß über den unmittelbaren Vorgänger des Homo sapiens. Im vergangenen Jahre wurde bei Krapina in Kroatien ein großes Gräberfeld vorzeitlicher Menschen aufgefunden. Man kam so in den Besitz von Schädelresten von nicht weniger als acht Individuen. Alle diese Schädel wiesen in sehr einheitlicher Weise Merkmale einer tiefer stehenden Entwickelungsstufe auf. So sind hier die Kinnladen sehr weit vorspringend, während doch die Kinnbildung fehlt. Die Zähne haben sehr starke Schmelzfalten, und über den Augen ragen sehr kräftige Augenbrauenwülste hervor. Der Fund beseitigt außerdem jeden Zweifel an der Echtheit des berühmten Neanderthalschädels. Mit ihm stimmen die Krapiner Kopfknochen in ganz auffälliger Weise überein. Gegen die Folgerungen, die anfänglich an den Schädel vom Neanderthal am Rhein geknüpft wurden, wandte sich die ganze wuchtige Autorität Virchow's, der jenen für den Schädel eines jetztzeitlichen Idioten erklärte. So sehr nun viele Forscher an der Möglichkeit festhielten, daß der Mensch einst das Entwickelungsstudium durchgemacht habe, auf welches der Neanderthalschädel hindeutete, die Beweiskraft des Documentes war nicht sicher. Und so erging es auch einem in Belgien gefundenen Document, das dem vom Neanderthal ganz und gar ähnlich war; auch der Schädel von Spy wurde als unglaubwürdig, als unecht verworfen.

Als nun Dubois mit seinem Pithecanthropus auftauchte, da wurde die Erinnerung an den Neanderthalschädel wieder lebendig. Vor zwei Jahren hat G. Schwalbe in den Bonner Jahrbüchern (Heft 106) den Neanderthalschädel einer neuen, gründlichen Untersuchung unterworfen. Ihm erscheint es unzweifelhaft, daß dieses Document von einer tiefer stehenden Menschenart Kunde gebe, einer Menschenart, die eine sehr flache Stirn besaß, und deren Schädelraum sehr klein war. Immerhin konnte man auch jetzt noch die Beweiskraft des Documentes bezweifeln und damit auch den Deductionen Schwalbe's die Basis entziehen.

Da ist nun der Fund von Krapina von unschätzbarer Bedeutung. Denn die Schädel, die hier entdeckt wurden, sind selbst in nebensächlichen Dingen denen vom Neanderthal und von Spy so ähnlich, daß auch an der Echtheit der beiden Letzteren nicht mehr zu rütteln ist. Die Existenz einer tieferstehenden Menschenart ist damit endgiltig erwiesen. Dieser Vorläufer der heutigen europäischen Menschenrassen, dieser Homo Neanderthaliensis oder primigenius, wie er genannt wird, steht also dem thierischen Stammherrn um eine Stufe näher. Er hat ganz offensichtlich die Merkmale, die wir an einem unmittelbaren Vorfahren des Homo sapiens voraussetzen mußten, sein Schädelraum ist viel kleiner, die Stirn flacher als beim heutigen Menschen. Er besitzt stark hervortretende Augenwulste, und seine Kiefer ragen wie beim Affengesicht weit vor. Dabei entbehrt der sehr stark entwickelte Unterkiefer doch des Kinnes, das um so mehr vorspringt, je höher eine Menschenrasse der Jetztzeit entwickelt ist. Das sind also alles pithekoide (affenartige) Merkmale.

Um zarte Gemüther zu schonen und, da man keine sicheren Documente hatte, nicht voreilige Schlüsse zu ziehen, trat man der popularisirenden Darstellung entgegen, als ob der Mensch vom Affen abstamme. Aber schließlich war die alte Darstellung doch im Wesentlichen richtig. Es hilft Nichts, wir brauchen uns dagegen nicht zu sträuben, es ist ganz richtig gesagt: wir stammen von Affen ab. Allerdings hat sich der Mensch nicht aus einem heute lebenden Affen entwickelt. Aber seine Vorfahrenlinie schneidet sich mit der dieser Thiere. Und zwar geht die Menschenlinie in die der Affen über. Denn Affen waren die Vorfahren sowohl der heutigen Affen als der heutigen Menschen. Es scheint ganz sicher zu sein, daß die Affen aus den Halbaffen hervorgegangen sind. Diese treten schon bei Beginn der Tertiärperiode auf, zu jener merkwürdigen Zeit, wo die Säugethierwelt eine plötzliche rapide Entfaltung und Specialisirung zeigt. Viel später erst, in der mittleren Miocänzeit, tauchen die echten Affen und auch die Menschenaffen auf. Wieder um eine lange Epoche später, im jüngeren Pliocän, begegnen wir dem Pithecanthropus. Und der hat so viel Gibbonartiges, daß seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Dryopithecus außer Zweifel stehen. Außerdem hat er mit seinen Gehbeinen so viel Menschenartiges, daß nahe Verwandtschaft zwischen ihm und dem Menschen bestehen muß. Das Ergebniß ist daher, daß der Mensch von Anthropomorphen, von Affen abstammt.

Zu diesem Ergebniß hatten uns schon die Erwägungen über die Vorfahren des Gibbon geführt. Jetzt hat uns der Homo Neanderthaliensis auf dieselbe Bahn gelenkt. Und wieder in dieselbe Entwickelungsrichtung verweist uns der Pithecanthropus erectus. Der Neanderthalmensch ist schon ganz Mensch, wir betonen also an ihm die affenartigen Merkmale, der Pithecanthropus dagegen steht in der Entwickelung so mitten innen, daß man schwanken muß, ob man ihn noch als Affen mit Menschenmerkmalen oder aber als Menschen mit ausgeprägten Affeneigenschaften bezeichnen soll. Ein Document, das besser die Entwickelungsrichtung des Menschen klarstellte, das besser die Vermuthungen über die Herkunft, die Abstammung unseres Geschlechtes bestätigte, läßt sich kaum denken. Wer ferner noch die Entwickelung des Menschen aus affenartigen Vorfahren leugnet, der leugnet, obwohl die Beweise vorhanden sind. Was früher Hypothese war, ist jetzt Wahrheit geworden. Wer gegen diese auftritt, der begiebt sich seinerseits auf das Gebiet der Hypothesen.

Digitized by Google

Aus den vier Knochen, die Dubois auf Java ausgrub, läßt sich das Bild des Affenmenschen sehr gut reconstruiren. Dieses Wesen besaß, wie der Oberschenkel beweist, bereits lange Gehbeine, und sein Schädel steht, was die Größe des Innenraums betrifft, genau in der Mitte zwischen Menschenaffen und Menschen. Im Uebrigen besitzt der Schädel auch viele Merkmale vom Gibbon, und Virchow hätte am liebsten den Pithecanthropus für einen großen Gibbon erklärt. Allein gegenwärtig neigen doch die Forscher alle der Ansicht zu, daß wir im Pithecanthropus eine zwischen Affen und Menschen vermittelnde Form vor uns haben. G. Schwalbe deckt in seinen „Studien über Pithecanthropus erectus“ (Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie 1899, Bd. I) elf Merkmale auf, die den javanischen Affenmenschen vom Gibbon unterscheiden. An eine Identität der Art ist darum gar nicht zu denken. Der Affenmensch nimmt eine vermittelnde Stellung auch gegenüber den anderen drei Affengruppen ein, natürlich nur so weit, als nicht die Capacität, sondern die Form des Schädels in Betracht kommt. Der Pithecanthropus steht eben der Urform der Anthropomorphen, Schmal- und Breitnasen näher, als dies bei irgend einem lebenden Vertreter dieser drei Gruppen der Fall ist. Denn diese haben sich in der Gegenwart sehr stark specialisirt, so daß sie von dem ursprünglichen Typus, aus dem auch der Mensch hervorging, jetzt bedeutend abweichen. Der Pithecanthropus steht dagegen der Urform noch näher. Es ist nun nicht sicher, daß dieser ein wirklicher directer Ahne des Menschen sei. Es ist ebenso gut möglich, daß er eine Seitenlinie darstellt. Allein das ändert an dem Werthe des Documentes sehr wenig. Denn der Repräsentant der Hauptlinie mag im Uebrigen ausgesehen haben wie er will, den großen Schädelraum und die Gehbeine des Pithecanthropus muß er auch besessen haben, soll er wirklich der Ahnherr des Menschen gewesen sein. Wenn man übrigens der Meinung ist, daß die Entwickelung in ziemlich starken Sprüngen vor sich gegangen ist, dann wird man möglichst auf die Annahme von Seitenlinien verzichten. Es ist sehr wohl möglich, daß die Abstammungslinie des Menschen direct zum Pithecanthropus führt. Dafür spricht auch, daß dieser mancherlei Beziehungen zum Neanderthalmenschen aufweist.

Durch den Letzteren und durch den Pithecanthropus ist nun die Abstammungslinie des Menschen in der erwünschtesten Deutlichkeit festgelegt. Danach kann man sich von der Entwickelung des Homo sapiens seit Beginn des letzten Tertiärabschnittes, des Pliocän folgendes Bild machen. Der dryopithecusartige Thiermensch lebt auf Bäumen, auf denen er sich mit seinen vier Händen ziemlich leicht bewegt. Er nährt sich wohl hauptsächlich von Früchten, zu deren Zermalmung kurze und abgeplattete Zähne ausreichen. Er ist ein großes Thier, das bei seinem gesicherten Baumleben kaum ernstliche Feinde besitzt. Dieser Thiermensch gedeiht vorzüglich. Vielleicht war es die gewaltige Körpergröße, die das Leben auf Bäumen erschwerte, vielleicht die starke Vermehrung, in Folge deren der Reichthum an Baumfrüchten nicht mehr ausreichte. Kurzum der Menschenaffe versuchte auf den Hinterbeinen zu gehen. Diese Gangart aber war ziemlich schwerfällig, mit ihr wäre er schonungslos den großen Raubthieren zum Opfer gefallen, wenn nicht zugleich die Hand ihre Beweglichkeit und Geschicklichkeit benutzt hätte, um gewaltige Knüttel und Steine als Waffen zu gebrauchen. Die Geschicklichkeit der Hand ging in gleichem Schritt mit der Beweglichkeit des Geistes. Das Eine hängt mit dem Anderen zusammen, und Beide sind hervorgerufen durch die aufrechte Gangart. Dieser Gang wäre unmöglich gewesen ohne eine größere Ausbildung des Geistes, und diese wäre wirkungslos gewesen, wenn der Intellect nicht in der Hand eine geschickte Ausführerin seiner Ideen gehabt hätte. So erreichte der Menschenaffe die Stufe des Affenmenschen, die hinteren Gliedmaßen wurden längere Gehbeine, die Gestalt wurde aufrecht, das Gehirn und der Schädel um ein bedeutendes größer. Nun behielt der Vorfahre des Menschen diese Entwickelungstendenz bei. Seine Beine wurden noch gerader, seine Hand noch geschickter, sein Schädel größer. Die Kiefer, die früher noch zur besseren Aufnahme der Nahrung mit dem Maule und zur besseren Ausführung des Beißens sehr weit vorgestreckt waren, verkürzten sich ungemein. Das war gegen Ende des Tertiär oder zu Beginn des Diluviums. Aus dem Affenmenschen war der Neanderthalmensch, der Urmensch hervorgegangen. Im Kampfe mit Mammuth und Urelefant, mit Rhinocerossen mußte der Mensch bessere Waffen ersinnen. Der Urmensch ist geistig schon kaum noch verschieden vom älteren Steinzeitmenschen. Körperlich aber hatte schon dieser alle pithecoiden Merkmale verloren. Der wirkliche Mensch war entstanden.

Literatur und Kunst.

Vom neuen Frauenroman.

Von Hans Benzmann (Berlin).

Der Frauenroman, d. h. der von Frauen geschriebene Roman, nimmt in der Literatur der Gegenwart eine Stellung ein, wie niemals vorher in irgend einer Literaturepoche. Er ist von Bedeutung, nicht nur, weil an ihm eine größere Anzahl von wirklich begabten Dichterinnen als jemals vorher Antheil hat, sondern auch, weil sich in ihm mehr wie in den von Männern geschriebenen Romanen die gegenwärtige Kultur, das Seelenleben des modernen Menschen, im Besonderen aber die neuzeitlichen Bestrebungen der Frau und der mit diesen zusammenhängenden socialen und ethischen Tendenzen widerspiegeln. Er ist vorzugsweise Zeitroman. Ich betonte es an dieser Stelle schon einmal, daß es der Frau stets mehr darauf ankommt, Empfindungen, Ideen, Tendenzen durch eine Dichtung zu äußern als in erster Linie künstlerisch zu wirken. Auch die Bedeutung des modernen Frauenromans ist hauptsächlich im Inhaltlichen zu suchen. Die Frau als Dichterin und Schriftstellerin, bisher entweder im Einzelfall nur Kraftnatur oder im Allgemeinen nur Familienblattdichterin, nimmt nunmehr in ihren Romanen zu allen öffentlichen Fragen Stellung. Die Dichterin der Gegenwart ist sich bewußt geworden, daß sie die berufene Darstellerin des individuellen Lebens der Weibesseele ist.

Nur einige wenige Dichterinnen zeigen sich in diesem oder jenem ihrer Werke als originelle Künstlerinnen. Zu diesen Wenigen gehört Clara Viebig. Ihr frühestes Werk „Kinder der Eifel“ (sämmtliche Romane und Novellen sind im Verlag F. Fontane u. Co., Berlin, erschienen) war ein künstlerisch werthvolles und vielversprechendes Buch. Es ist mir neben dem „Weiberdorf“ eines der liebsten der Dichterin und der modernen Prosaliteratur überhaupt geblieben. Diese harten und leidenschaftlichen, in Liebe und Haß, Hingebung und Selbstsucht gleich unergründlichen, in Pflichtgefühl und Rechtsbewußtsein, in Sichschuldigfühlen und -unschuldigfühlen, in Reue und Sühne gleich unbeugsamen Menschen des Eifellandes leben vor uns! Und diese Wirkung konnte nur durch einen prägnanten, natürlich künstlerischen Styl erreicht werden. Keine Zeichnung, die einen Gegenstand auf's getreueste wiedergiebt, vermag diesen so deutlich vor uns hinzustellen, wie eine nur das Wesen des Gegenstandes charakteristisch und synthetisch wiedergebende — d. h. künstlerische — Darstellung. Bei dem Roman spricht ein zweites künstlerisches Moment mit: die Composition. Wenn ich Clara Viebig's erste Novellen stylvoll nenne,

Digitized by Google

so bezieht sich dies Urtheil auch auf die Composition, auf den Styl der Handlung. Von diesem gesunden, gewissermaßen normalen künstlerischen Empfinden verspüren wir wenig in den nächsten Romanen und Novellen der Dichterin, „Rheinlandstöchter", „Dilettanten des Lebens" und „Vor Thau und Tag". Alle diese Geschichten beschäftigen sich mit städtischen Verhältnissen und mit dementsprechenden socialen und psychologischen Problemen, die dem Talent der Dichterin ursprünglich durchaus fremd sind. Daher die dilettantenhafte Wirkung, die durchweg von diesen Romanen ausgeht. Auch der vielgerühmte Roman „Es lebe die Kunst" wirkt auf mich unwahr, stylllos in jeder Beziehung, etwa so, wie ein verzerrtes, caricaturenhaftes Bild wirklicher Verhältnisse und ihrer Menschen. Aller moralische Ernst und alles ehrliche Streben, die sich auch in dieser Dichtung kund geben, können gegen diese Wirkung nicht aufkommen. Das „Weiberdorf" endlich war dann wieder einmal eine wirkliche Dichtung, und sie wurde es, weil die Dichterin sich selbst in diesem Stoffe wiedergefunden hatte, ihr ureigenes Gebiet, das sie unumschränkt beherrschte. Die Handlung entwickelt sich in bewunderungswürdiger Natürlichkeit, die Stimmung ist von steter Geschlossenheit und Spannung, wie sie nur nothwendiger, lebendiger Kunst eigen ist. Ein frischer Hauch urwüchsigen Könnens, elementarer dichterischer Kraft liegt über der ganzen Dichtung. Einem heiklen Problem geht die Dichterin kühn zu Leibe. Mit herzerfrischendem Freimuth schildert sie das liebestolle Treiben in einem einsamen Eifeldorf. Die Frau wird in in ihrer ganzen natürlichen Begehrlichkeit dargestellt. Hier ist Alles Kunst und darum Leben! Auch die Novellensammlung: „Die Rosenkranzjungfrau" enthält ein paar ausgezeichnete, künstlerisch werthvolle Skizzen. Gelungen sind auch hier vor Allem die Eifelgeschichten in Folge der nur andeutenden und darum echt poetisch und deßhalb wiederum lebenswahr wirkenden Darstellungsweise. Dazu sind diese Geschichten, wie auch die dem Berliner Leben abgesehenen kleinen Novellen, von einem echten kecken und frischen Humor durchwürzt.

Reife Werke sind endlich die letzten beiden größeren Romane „Das tägliche Brod" und „Die Wacht am Rhein", obwohl sie auf mich nicht so originell wirken wie die ersten Eifelgeschichten und „Das Weiberdorf". Der Roman „Das tägliche Brod" erzählt uns von den Schicksalen eines einfachen, guten Menschen, des Dienstmädchens Mine. Er spielt hauptsächlich in der Sphäre der Dienstboten, und ist also in erster Linie Milieuroman. Aber durchaus nicht dies allein, hiermit ist nur die allgemeine Stimmung charakterisirt, von der zwei Menschen, voll des individuellsten Lebens, und deren Schicksale sich abheben. Mit bewunderungswürdiger Kraft hat die Dichterin diese beiden spröden Charaktere, die beiden Dienstmädchen Mine und Bertha, gestaltet. Nicht Typen schildert sie, sondern zwei besondere Menschen stehen lebendig vor uns. Sie wurzeln in ihrem Heimathsboden. Und in solchem Fühlen, in solchem Wesen wurzelt auch der Dichterin eigene Kraft und Originalität. Darum gelangen ihr diese Gestalten. Hinzu kam als schöpferisches Moment ein inniges Mitgefühl mit dem Leiden, dem Schicksal, der Art und dem Wesen der Niedriggeborenen, der Schlichtgütigen, der immer Arbeitsamen, nie Verzagenden, immer Hoffnungsvollen, ein starkes, heißes Mitgefühl mit den Tüchtigen und mit den in der Stille mit dem Schicksal Kämpfenden. So floß Leben und Herzblut in diese Dienstmädchengeschichte, die social im besten Sinne ist, weil sie nicht tendenziös ist. Von der Zeit löste sich Clara Viebig schließlich in ihrem bisher letzten großen Roman: „Die Wacht am Rhein" los. Auch dies ist ein ernst zu nehmendes Werk. Auch hier schöpft Clara Viebig aus ihrem Eigensten, aus ihrem Erleben, aus den Verhältnissen und der Geschichte ihres rheinischen Heimathlandes. Der Roman spielt in Düsseldorf in den Jahren 1830 bis 1870, und zwar erleben wir mit den handelnden Personen die Geschicke der Rheinprovinz, die, preußisch geworden, doch erst ganz allmälig wirklich preußisch wird. In prächtigen, lebensvollen Gestalten steht sich rheinisches und preußisches Wesen gegenüber. Wie ganz anders lebenssaftig und blutvoll muthen uns diese Menschen, die alten Wirthsleute Zilges und ihre „Trina", die spätere Frau Feldwebel, vor Allen die eine Hauptfigur des Romans, der Feldwebel selbst, ein Preuße vom alten Schlage, und die andere Hauptfigur, die Tochter des Feldwebels, Josefine, gegen die Charakter früherer Erzählungen, etwa des Romanes: „Es lebe die Kunst", an! Und ebenso ist es mit der Composition und mit dem Styl: Nichts erinnert an den Familienblattroman, Nichts an die gesuchte oder stets nach Stimmungseffecten haschende Manier der Naturalisten, es entwickelt sich Alles in einfacher, natürlicher Weise, die Ereignisse werden einfach, gar nicht romanhaft erzählt, und doch weiß uns die Dichterin zu fesseln, eben weil sie wirkliche Menschen geschaffen hat, Menschen mit eigenem Fühlen, aus deren Zusammenleben sich eigenartige psychologische Conflicte ergeben. Die große Kunst, durch unaufdringliches Charakterisiren des äußeren Menschen und seines Wesens den Menschen zugleich zu verinnerlichen und ihn so ganz lebendig vor uns hinzustellen, wird von der Dichterin hier endlich auch in einem Romane größeren Styles ausgeübt. Den Hintergrund bilden die interessanten localen und zeitlichen Verhältnisse, die sich gewissermaßen in den Schicksalen der Feldwebelfamilie spiegeln. Reich ist der Roman an künstlerisch bedeutenden Episoden. Ich erwähne z. B. die Schilderung der Barrikadenkämpfe in Düsseldorf: Feldwebel Rinke muß hierbei seinem eigenen Sohne entgegen treten. Er vermag nicht auf den Rebellen zu schießen, und erschießt sich selbst: den Conflict zwischen Pflicht und Vaterliebe vermag er nicht zu überwinden. Der zweite Theil des Romans erzählt uns von den Schicksalen der Josefine und ihrer Familie. Einen Höhepunkt der Erzählung bildet wiederum die Darstellung von Kämpfen, von den Kämpfen zwischen Preußen und Frankreich, denen Josefinens blühender Sohn Peter zum Opfer fällt. Die Stimmung jener großen Zeit ist kaum in einem anderen Roman so in ihrer ganzen Tiefe und Breite künstlerisch erfaßt und veranschaulicht worden wie in diesem Frauenroman ...

Eine ganz andere, von vornherein künstlerisch sicherere Persönlichkeit tritt uns in Ricarda Huch entgegen. Ihr Schaffen ist weniger von Zeittendenzen abhängig und weniger von einem bestimmten heimathlichen Milieu beeinflußt worden, charakteristisch für sie ist vielmehr ein eigenartiges romantisches Empfinden, das sich nicht nur im Inhalt ihrer Romane äußert, sondern auch im Styl. Diese Romane hätte ebenso gut ein originell empfindender Mann geschrieben haben können. Ricarda Huch's Romandichtung ist Weltanschauungsdichtung in einem höheren Sinne. — Es giebt Punkte, in denen die Weltanschauungen der Romantik und der Renaissance sich berühren. Auch die Romantik vertrat die Vergötterung des Ichs als des Weltganzen Seele und Schöpfers. Auch sie führte über diesen Gipfel zur Niederung einer tiefen Skepsis, der romantischen Ironie. Im Paradoxismus der romantischen Ideen spiegelt sich die Wirklichkeit, er ist das realistische Moment des romantischen Idealismus, gewissermaßen die Pforte, die in das Leben und in seinen bunten, wirren Wechsel, in das Chaos der Dinge zurückführt aus dem Reiche der Illusionen. Wir leben und wollen leben. Ueber Daseinsöde und -abgründe, Todesschrecken tanzen Phantasie, Empfindung, Stimmung und Ironie ... An einem Abgrund kämpft der Mensch mit seinem Schicksal. Wenn seine Kraft erlahmt, wenn sein Herz verzweifelt, wenn Heiterkeit die Abgründe nicht mehr zu überfliegen vermag, dann vernichte er sich selbst und sein Weh, wie er sich selbst erschaffen hat. So erkenne ich die Weltanschauung der Ricarda Huch aus derem Romane: „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem

Digitized by Google

Jüngeren" (jetzt Cotta'scher Verlag). — Mit ruhigeren, seelenvolleren Augen blickt uns dieser romantische Geist aus dem neuen Romane der Dichterin: „Aus der Triumphgasse" (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig) an. Ein merkwürdiges Buch, von dem zugleich eine Kühle und Wärme der Empfindung ausgeht, in welchem auf dunkle Dinge kein Licht fällt und doch all' der Schatten wie in eigenem Glanze, wie in einem goldigen Phosphorlichte leuchtet. Ein Buch, das im romantischen Style von menschlicher Verkommenheit erzählt, von Mord und Ehebruch, von Lastern, Krankheit und Krüppeln. Ein goldiges Rembrandtdunkel hüllt alle Ungeheuerlichkeiten sanft und milde ein, die Schwingen der ewigen Liebe überschatten Alles. Man kann von einer Handlung, die sich in dem Romane entwickelt, kaum reden. Objectiv aber wird in einem äußerst vornehmen, blühenden Styl — und hierin beruht die Eigenart des Buches — über allerlei Begebenheiten berichtet, die sich in den Häusern einer der verrufendsten Gassen einer norditalienischen oder südösterreichischen Stadt (Triest?) abspielen. Am meisten erinnert das Buch an Selma Lagerlöf's „Antichrist". Im Mittelpunkte dieser dunklen Begebenheiten und Existenzen steht die alte Farfalla, ein von ihrem trunksüchtigen Manne verlassenes Weib. Sie erzieht ihre Kinder, darunter einen bettlägerigen Krüppel, unter härtesten Entbehrungen, um sie demselben Schicksal, demselben Elend auszuliefern, das seit Jahrhunderten ihr Geschlecht, ihr Volk hat verkümmern lassen. Charakteristisch für diese bittere und milde Ironie und für den Styl der Dichtung ist folgender Ausspruch über das Wesen der alten Farfalla: „Man sah auf dem Grunde dieser ruhigen und klaren Augen, wenn man lange tief hineinblickte, einen immer unterdrückten, nie gesättigten Hunger nach Schlaf und Thränen. Trotzdem lebte sie nicht ohne Vergnügen . . ." Man erkennt, welche Kluft zwischen dem älteren und dem neuen Roman der Dichterin liegt: aus denselben Ideen werden ganz andere Consequenzen entwickelt. So unterscheidet sich stets bei rechten Künstlern die Reife von der Jugendlichkeit.

Man hat Frau Andreas-Salomé bisweilen den Vorwurf gemacht, daß ihre Novellen allzu sehr von Reflexionen durchsetzt seien, daß sie „ergrübelt" seien. Ich kenne die meisten und besonders die letzten ihrer Werke („Fenitschka", „Eine Ausschweifung", „Aus fremder Seele", „Menschenkinder" und „Ma", sämmtlich bei Cotta, Stuttgart); aber ich habe gerade aus ihren Dichtungen den tiefsten künstlerischen Genuß geschöpft. Lou Andreas gehört meines Erachtens zu den feinsten Künstlerinnen der Gegenwart. Sie ist allerdings Problemdichterin, aber ihre Menschen, seien sie tief grüblerische, denkende und dichtende oder naive, von ihren Instincten geleitete Naturen, sind immer Menschen, freilich nicht Menschen gewöhnlicher Art, sondern seltene, individuelle Persönlichkeiten. Zu ihren besten Novellen gehört: „Aus fremder Seele", eine Spätherbstgeschichte. Ich möchte den Inhalt dieses feinen künstlerischen Gebildes nicht zerpflücken. Es ist ein Buch voll tiefer Stimmung und Weisheit, voll Resignation und Liebe, das man mit Andacht lesen muß. Die Hauptfiguren des Romans sind zwar ältere Typen, wie sie z. B. auch in Jensen's ersten Romanen erscheinen, aber sie sind von Poesie und Eigenart so umgeben, daß sie uns neu erscheinen. Unvergeßlich wird Jedem, der das Buch gelesen hat, die milde Gestalt des Predigers Arnsfeld bleiben, des „Himmelspastors", der den Glauben verloren hat, aber in der Liebe zu den Menschen das Heil gefunden zu haben wähnt, und schließlich bekennen muß, daß er einzig seinen Pflegesohn liebt. Dieser Pflegesohn aber wendet sich vom Vater ab, als er erkennt, daß all sein frommes und beglückendes Wesen eine Lebenslüge ist. Lou Andreas liebt es überhaupt, Probleme aufzuwerfen und in strengstem Eifer für das Wahre alle Consequenzen zu ziehen. So stehen wir in jeder ihrer Novellen gleichsam vor einem Dilemma, auch noch am Schluß derselben. So ist freilich das Leben auch; es kehrt sich nicht an unsere Wünsche, Ideen, an unsere einseitige Logik. Aber im Leben gleichen sich die Gegensätze dennoch viel leichter aus als in diesen Geschichten. Die Freude am Leben ist der Geist, der Leben schafft: Das ist die Art des Lebens! Das spricht auch Lou Andreas bisweilen am Schlusse ihrer Novellen aus, wenn auch zunächst noch etwas zaghaft. Wie überhaupt in ihren Dichtungen sich die Sehnsucht nach einer optimistischen Erkenntniß des Lebens stark bemerkbar macht neben dem stärkeren Drange nach Wahrheit, die Sehnsucht nach einer Versöhnung zwischen Idee und Leben. — Neben dem religiösen Problem bewegt sie das sexuelle, soweit es das Weib angeht. Namentlich in ihren Novellen: „Fenitschka" und „Eine Ausschweifung" bildet der Zwiespalt zwischen dem Streben des Weibes nach vollkommener Entwickelung ihrer individuellen geistigen Fähigkeiten und zwischen der instinctiven Sehnsucht nach Liebe und Glück, ganz in der Liebe zum Manne aufzugehen, ja nach geistiger Unterordnung unter den Willen eines Mächtigeren, den tieferen, wesentlichen Inhalt. Gerade diese Novellen kranken in mehrfacher Beziehung am Problematischen. Die Empfindung ist stärker als die Idee. Mit dieser Erkenntniß hat die Dichterin dann den Weg zum Leben, zur Natur und zu einer ursprünglichen Kunst zurückgefunden. Dies beweist ihre köstliche Novelle: „Ma", die ich für eine der besten modernen Novellen halte. Hier klingt das Lied von der Mutterliebe, von echtem Frauenwesen gewaltiger, überzeugender denn je. Fast möchte man sagen: das mystische Lied von der Mutterliebe, wenn die kleine, rührige, in der Liebe zu ihren Töchtern glückselige „Ma" nicht ein so rührend natürliches Geschöpf wäre, oder gerade weil sie dies ist. Die Mutterliebe kämpft hier sogar gegen die Liebe zum Manne. Das sind ganz andere Probleme wie die in den früheren Novellen behandelten. Hier kämpft Natur gegen Natur, Empfindung gegen Empfindung. Aber ohne Dilemma geht es auch hier nicht ab. Auch diese Novelle endet mit einem heiligen Entsagen. Entspricht dies wirklich dem Wesen der kleinen „Ma" und dem Leben?

Ganz noch im schwülstigen, romantischen Style ist Elisabeth Dauthendey's erstes Buch: „Hunger" (Verlag von Schuster und Löffler, Berlin) gehalten, doch es lebt auch etwas von jenem feinen, mystischen Naturempfinden in diesem Erstlingswerke, das die Romane der jüngeren skandinavischen Schule, der Knut Hamsun, Krag, Michaelis u. A. so ungemein poetisch erscheinen läßt. Jedenfalls aber ist es eine Erzählung ohne innere Nothwendigkeit und Lebenskraft, hingeschrieben in vagen, ahnungsvollen Empfindungen, die leider auf dem Papiere zu schönen Phrasen geworden sind. Reifer erscheint die Dichterin bereits in dem zweiten Romane: „Vom neuen Weibe und seiner Liebe" (derselbe Verlag). Vor Allem ist der Styl in diesem Buche von schöner Knappheit, Prägnanz, Zartheit und Ausdrucksfähigkeit. Freilich, das Ideenhafte wird ernsthaft logisch, aber dichterisch und frauenhaft einseitig ausgesponnen. Der ideelle Inhalt des Romanes beruht hauptsächlich auf der Fiction, daß der heutige Mann unwerth des modernen, emancipirten Weibchens sei. Elisabeth Dauthendey findet nun keine Resignationsformel für das Weibchen, sondern sie holt einen alten Fetisch aus der romantischen Rumpelkammer hervor. „. . . So muß das neue Weib mit aller Inbrunst nach der Freundschaft mit dem Weibe suchen. Und die ruhige Beglückung, die das Weib im Weibe finden wird, das wird die weckende Frage und Verwunderung werden, welche zu einer Annäherung der Geschlechter helfen wird. Sie sind glücklich ohne uns. Was geben sie einander? Warum wollen sie uns nicht mehr? Oder brauchen sie wohl etwas Anderes, als wir ihnen bislang gaben? — So werden die Besten unter den Männern fragen, wenn immer mehr der Besten des Weibsgeschlechts sich der Ehe, wie sie jetzt ist, verweigern." Die Inbrunst, mit der diese merkwürdig ungesunden und abstracten

Digitized by Google

Ideen vorgetragen werden, erinnert mich an die Leidenschaftlichkeit des Gebetes junger asketischer Nonnen: sie beten mit einer sündhaften Inbrunst. Sie erinnert auch an den zornigen Gerechten, der soweit in seinem Rechte und Eigensinn geht, daß er, falls er der Gerechte bleiben will, plötzlich capituliren und zum Gegner übergehen muß. Und Elisabeth Dauthendey geht auch zum Gegner über: sie kehrt zur Natur zurück in ihrem dritten reifen Roman: „Zweilebig“ (derselbe Verlag). Katharina von Gemmingen, die Heldin des Romans, will sich leben, aber eine dunkle Sehnsucht der Sinne und der Seele läßt sie nicht eher Ruhe finden als bis diese Sehnsucht gestillt ist. Katharina findet nach wechselvollem Schicksal, nach Enttäuschungen und Erniedrigungen den gleichwerthigen Geliebten und Gemahl. Mit dieser Pointe schließt der Roman: „Ich wußte es, Geliebte, daß Du kommen würdest. Wir Zweilebigen unter den Menschen brauchen doppelte Seligkeiten; wir müssen uns an der eigenen Kraft berauschen und dann uns in das himmelstürmende Glück, das uns nur ein Anderer geben kann, begraben, bis zu einer neuen Auferstehung zu uns selbst.“ Das ist eine feine und kluge Sentenz, eine Sentenz von gestern und von heute und von aller Ewigkeit. Das Werk ist im Uebrigen reich an feinen poetischen Stimmungen und stylistischen Schönheiten.

Schließlich seien noch einige Einzelwerke aus der Masse hervorgehoben. Ein psychologisch und künstlerisch interessantes Buch lieferte Frau Maria Janitschek: „Die neue Eva“ (Verlag von Hermann Seemann Nachf., Leipzig). Der Styl des Buches ist glänzend, farbig, raffinirt, impressionistisch, funkelnd wie geschliffenes Krystall. Die Schilderungen vom modernen, decadenten Weibe, die den Inhalt des Buches bilden, erinnern uns in ihrem dunklen, geheimnißvollen Milieu, in der raffinirten, intimen Erotik an die französischen Satanisten, an Baudelaire und Huysmans. Das instinctive Liebesleben des Weibes wird bloßgelegt, aber nicht nur das des jungfräulichen, sondern auch das des hysterischen oder verdorbenen Weibes, das allen Lüsten zugänglich ist und nach immer stärkeren und feineren Genüssen lechzt. Es sind freilich Sonderfälle, die die Dichterin schildert; aber was wir hier gewissermaßen durch das Vergrößerungsglas erblicken, davon mag ein Hauch, ein Keim auch in unbefangenen weiblichen Gemüthern leben und auf dem geheimnißvollen Grunde einer Seele weben, die uns keusch wie das Sonnenlicht erscheint. So will ich es denn nicht glauben, daß Frau Maria Janitschek diese geistvollen Novellen um des Effectes, um der heiklen Themen willen geschrieben hat, sondern um der Wahrheit, der Kunst willen und aus Freude am Seltsamen und Sündhaft-Schönen.

Reife, edle Kunst bietet uns Frau Helene Voigt-Diederichs in ihrem Romane: „Regine Vosgerau“ (Verlag Eugen Diederichs, Leipzig). Ein Landmädchen, Regine Vosgerau, ist die Heldin, deren seelischer Entwickelung vom Mädchen zum Weibe, von Schuld zur Sühne wir mit wachsender Spannung und Rührung folgen. Ausgezeichnet ist es der Dichterin gelungen, unaufdringlich all' das Unbewußt-Sinnliche und Keusche, das in der aufblühenden Weibesseele lebt und webt, die Heimlichkeiten, das Vegetative und Elementare der Seele zu schildern. Sie erinnert in ihrer Art, in ihrem Style an den Dänen J. P. Jacobsen. Was sie gesehen und erlebt hat, das erzählt sie in einem romantisch-realistischen, durch Prägnanz des Ausdruckes und feinste psychologische Charakterisirungskunst einfach innerlichen Styl. Sie ist derber und klarer wie Jacobsen, aber ihre Gebilde durchfließt das feine seelische und poetische Fluidum, das auch die Kunst Jacobsen's als eine so eindringlich feine, lebensvolle und wahre erscheinen läßt.

Klaus Rittlands (Pseudonym) neuer Roman: „Ein Moderner“ (Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin) ist ein spannendes und interessantes Buch: die vornehme Welt einer großen Stadt Pommerns (Stettin) wird meisterhaft in denselben geschildert, und zwar in einem eleganten, flotten Style. Moderne Gesellschaftsmenschen aller Art, die kokette, sinnliche und egoistische Millionärstochter, die etwas beschränkte, nur dem Pferdesport lebende Generalstochter, Assessoren, Kaufleute, Officiere, Maler, Alle sind ausgezeichnet getroffen: den Kern der Erzählung bildet eine Liebesgeschichte zwischen dem decadenten Schwächling und Kunstdilettanten Assessor Schirmer und der lebensmuthigen, gesund empfindenden Malerin Erdmuthe Lentz. Ueber die Unnatürlichkeit dieses Verhältnisses hilft uns die Kunst der Verfasserin nicht hinweg. Derartige Probleme löst das Leben wohl einmal, aber schwer die Kunst.

Otto Julius Bierbaum's Lyrik.

Von A. Matthes (Berlin).

Vor mir prangt ein Exemplar der vierten Auflage, d. h. des 26.—32. Tausends von Bierbaum's gesammelter Lyrik mit dem seltsamen Titel „Irrgarten der Liebe“. Das Geheimniß dieses großen äußeren Erfolges liegt offen zu Tage, nämlich theils in der durch einige Ueberbrettlnummern leicht gewonnenen Popularität des Dichters, theils in dem billigen Preise, bei dem auf eine hohe Absatzziffer von vorn herein gerechnet war. Dem äußeren geht ein innerer Erfolg zur Seite, zwar nicht eine entsprechende Anerkennung in neueren Literaturgeschichten, wo Bierbaum als ein „wunderbares Gemisch aus Anempfindelei, Mache und barockem Humor“ figurirt; aber es ist für den, der ein feines Ohr dafür besitzt, keine Frage, daß Bierbaum Schule gemacht hat unter den jüngeren Lyrikern. Andererseits ist bekannt geworden, daß die Sammlung durch den halben Grillparzerpreis ausgezeichnet wurde, was man wohl auch als besondere Werthschätzung Seitens dazu Berufener zu den inneren Erfolgen rechnen darf. Alles zusammengenommen scheint mich zu berechtigen, Bierbaum's Lyrik vor allen Anderen an dieser Stelle einer Prüfung auf ihren wahren Werth zu unterziehen, zumal da sie ihrer Verbreitung und Bedeutung entsprechend öffentlich kaum schon genügend gewürdigt worden ist.

Bierbaum einfach unter die Anempfindler zu stecken, geht nicht an; es finden sich zwar bei ihm nicht selten Anklänge an Goethe, Bürger, Claudius, J. P. Hebel, Petöfi u. A., und auch an mehr oder weniger bekannte Bilder lehnt er sich häufig an. Seine Archaismen erinnern an die Butzenscheibenpoesie, sein Naturburschenthum an Liliencron u. A. Aber Alles das sind Aeußerlichkeiten, und sie haben wenig zu bedeuten, wenn wir nur etwas Eigenschöpferisches in ihm finden, und das finden wir.

Bierbaum ist in Grünberg in Schlesien geboren. Sein Name, der hochdeutsch Birnbaum heißen würde, weist auf alemannische oder schweizerische Herkunft väterlicherseits; nur seine Mutter mag Schlesierin gewesen sein. Die anschauliche Bildkraft des alemannischen Volksstammes und die Sentimentalität des Schlesiers finden wir auch in seiner Lyrik vereinigt. Einen sentimentalen Kloß hat ihn einmal ein literarischer Caricaturist genannt, und er selbst hat dies Wort gelegentlich von sich nicht ohne ein gewisses Selbstbehagen wiederholt — ein Beweis, daß er sich in ihm erkannt fühlte. Eine bedeutende plastische Kraft, verbunden mit einer weichen Empfindsamkeit machen das Eigenthümliche seiner Lyrik aus. Es sind die Elemente, aus denen sich die Lyrik überhaupt constituirt; bei ihm finden sie sich in concentrirter, aber auch einseitig ausgebildeter Form zusammen, und zwar nicht im Gleichgewicht, sondern so, daß unverkennbar die Bildkraft die führende Stelle hat.

Dies mag in Etwas auch mit seinem Entwickelungsgange zusammenhängen. Bierbaum kam von den bildenden Künsten,

Digitized by Google

besonders von der Malerei, in die Lyrik. Er hat eine Reihe von Schriften über Münchener Jahresausstellungen, Böcklin, Stuck, Uhde vor und neben seinen Gedichten verfaßt und veröffentlicht. Besonders war ihm Böcklin ein Lehrmeister. Seine Gedichte schließen sich am liebsten an Bilder an. In der kleinen Sammlung ausgewählter Gedichte: „Nemt, Frouwe, disen Kranz" zählt man allein wohl mehr als ein halbes Dutzend, die geradezu nach oder zu Böcklinbildern geschaffen sind („Gott Vater zeigt Adam das Paradies", „Die Mauer entlang", „Roseninsel", „Abends durch die Dämmerung" u. s. w.). Andere Gedichte sind zu anderen Bildern, so „Ein Pfingstlied" zu Dürer's Pfingstjunker. In wieder anderen Gedichten entwirft er Gemälde, für die ich keine Urbilder kenne, und die, ausgeführt, Künstlern oft sehr dankbare Stoffe bieten würden (allerdings nur Künstlern vom Range eines Thoma oder Böcklin, die sich schließlich doch ihre Stoffe nur selber wählen), so „Die Birke", „Abend und Nacht am Meer" und viele Andere.

Immer wird eine scharf umrissene, fertig vor Augen befindliche Situation abgeschildert, selten ein Vorgang abgewickelt, die Entwickelung einer Scene am zeitlichen Faden gegeben. Wo dies versucht wird, gelingt es nur halb, weil das Gedicht dann in lauter fertige, unzusammenhängende Einzelsituationen sich auflöst. Häufiger schon, obwohl sie auch meist fehlen, finden sich gedankliche Deutungen, Auslegungen in die Schilderungen verwoben. Weitaus das Meiste ist reine Bildplastik und Lautmalerei. „Bilde, Künstler, rede nicht; nur ein Hauch sei Dein Gedicht" — diese Leitworte Goethe's hat Bierbaum in viel strengerer, einseitigerer Weise als Goethe selbst sich zu Eigen gemacht. Die eigenthümliche Kunst der Bierbaum'schen Lyrik liegt neben der genauen Beobachtung dieser Regel noch in der feinen, lautsymbolischen Art seiner Schilderungen.

Alliteration und Assonanz häuft er in einer Verszeile oft so und in so bezeichnender Weise, daß diese für sich die ganze Situation treffend kennzeichnet oder eine Naturmusik nachahmt, wie „O Segensang des Sensenschwungs", „Grünumbuscht und bunt umblüht", „Goldkorngarbenüberdacht", „Inselheckensicher". Er hat hier gezeigt, wie viel unerschlossene Schönheiten unsere Sprache noch birgt; seine Gedichte mögen darum kaum oder doch nur sehr schwer und unvollkommen in andere Sprachen zu übersetzen sein. Daran sind auch neue Wortbildungen, Wortzusammensetzungen, Agglutinationen, die bekanntlich unter den lebenden europäischen nur die deutsche Sprache in solcher Weise zuläßt, stark betheiligt. Einige Beispiele sind: Mittagssonnenüberglüht, Sommertraumstrosteinsamkeit, Altersfaltenweich, Glücksgedankenwellen, Hoffnungstaubenflügelschlag, Sonnengluthdurchschwelt, Flitterzart, Bebebang. Ein Schönheitsurquell der deutschen Sprache, den Goethe nur gelegentlich in den Liedern des „Satyros" oder den Versen der „Pandora" leise gestreift, und Rückert in seinen Uebersetzungen aus dem Sanskrit in Nachbildung der Urfassung, z. B. der Gitagovinda, aufgerührt hat, ist hier, so viel ich sehe, zum ersten Mal in reichhaltiger und ursprünglicher Weise erschlossen worden.

Auch die Bilder sind oft sehr eigenartig und treffend. Der Tag schießt goldene Pfeile bei Aufgang, und läßt bei Nacht die goldene Krone sinken, während der Mond auf der anderen Seite emporsteigend das Gold zu Silber „eist". Die Nacht kommt im Muschelwagen, die Arme ausbreitend, mit schwimmflugbereiten schwarzen Schwänen, der Blüthenbaum hebt tausend helle Becher voll Duft und Schaum zum hohen Himmel, das Korn neigt sich, den Bund des Liebespaares segnend, vom Himmel hängt die Fahne der Freude dunkelblau, unbewegt, sonnendurchprunkt, die Sonne glüht gütevoll wie ein Heilandsherz, Tante Mors (der Mond) schielt zur Nacht über die Erde mit der silbernen Glatze und wirft seinen Silberspeer, daß sie, wie er, ein spukender Leichnam werde. Selten mißglückt ihm hierbei eine Zusammensetzung, wie „menschenweit", „herzgeschwind", oder neue Wortbildungen wie „schaken" als Grundwort des vermeintlichen Diminutivums schäkern, das bekanntlich nicht deutschen, sondern hebräischen Ursprungs und noch nicht lange in Gebrauch ist. Sehr häufig sind dem Altdeutschen entlehnte Formen mit Glück angewandt, wie Blust, Bluh u. A.

Inhaltlich herrscht eine große Mannigfaltigkeit, die nicht selten geradezu widerspruchsvoll erscheint: ausgelassene Lustigkeit und tiefe Melancholie, Pan und Christus, Liebe aller Art, Laune, Humor, kindliche Scherz- und Spielweisen, düstere und erhabene Phantasieen, Lehrhaftes (Mönchs Kunst zu lieben), Naturstimmungen, Gefühlsregungen, Seelenkämpfe, Gebet und Glaubensbekenntnisse, alles dieses wechselt mit einander so bunt, daß man an der Person des Verfassers irre werden könnte, wenn nicht sprudelnde Lebenslust, jauchzende Freude den Grundton abgäbe. Einzelne Stücke sind so musterhaft im Vortrag, daß sie zum Recitiren geradezu einladen und dem Recitator die dankbarsten Stoffe liefern; so „Der Tod krönt die Unschuld", „An die Nacht" (düsteschwüle, feuchteschwere, rauschende, raunende, sternenleere, schwarze, sammtene Sommernacht), „Des Narren Lied" und „Die Nonne". „Aus der Herrgottperspective" bietet eine so liebevoll eingehende Darstellung eines alten Jüngferchens, daß man sie mit Augen zu sehen glaubt bis auf die Falten um den Mund und die grauen Taubenaugen. Wie da der Herrgott seine Hände auf des Jüngferchens Haupt legt und ein Zittern sie befällt, das ist wunderbar zart und fein gegeben.

Bierbaum kennt die Vorzüge seiner Poesie und schildert sie in Mönch's Kunst zu lieben, in folgenden, zweifellos ein Stück Selbstspiegelung enthaltenden Versen:

„Es war aus deutschem Herzenssaft,
Voll tumper, teutscher Bauernkraft,
Kein Wort zu weng, kein Wort zu viel,
Im derben Eichenknorrenstyl.
Und doch so fein gemalt, getuscht,
Mit Rauschgoldbronce überhuscht,
Mit Rankenreben reich verziert,
Mit Bildwerk viel verkleinodirt,
Voll Kunst und Liebe, Preis und Pracht,
Es hat der Fleiß daraus gelacht."

Es ist klar, daß diese glänzende Seite seiner Eigenart auch ihre Schattenseite haben muß, und diese bleibt näherem Zusehen nicht lange verborgen. Auf die Vorzüge, die dem Dichter im Gegensatz zum Maler die allmälige Entwickelung eines Vorganges, einer Stimmung nach Gründen und Folgen bietet, muß Bierbaum ganz verzichten. Er hat auch kein Talent dafür. Es finden sich beispielsweise nur zwei Balladen in seiner Sammlung unter etwa 300 Nummern, und auch diese gehören noch zu dem Minderwerthigen. Nur die nackte Abschilderung fertiger Situationen bietet seinem Talente die volle Möglichkeit, alle Künste spielen zu lassen, und nur hier sitzt dann Schlag auf Schlag, jedes Wort schon für sich ein Gedicht. Niemand vermöchte z. B einen Pan Böcklin's besser zu schildern als er in den Versen: „Grün umbuscht und bunt umblüht, Mittagsonnenüberglüht, Inselheckensicher sitzt Pan und schnitzt. Schnitzt aus Fliederholze sich, Eine Flöte meisterlich, Und er setzt sie an den Bart, Fliederzart."

Aber man darf nicht weiterlesen. Wo er von dem ihm vorschwebenden lebendigen Meisterbilde zur Schilderung eines daran geknüpften Vorganges oder Erlebnisses übergeht, versagt alle Gestaltungskraft — man liest nur noch leere, fast wirre Worte. Am glücklichsten und zugleich eigenartigsten, ja beinahe unvergleichlich ist er daher nur da, wo er, wie im „Spätsommer", nur Bilder in Haupt- und Beiworten schildert.

„Hellster, grellster Sommertag, Sonnengluthdurchschwelte Luft,
Mattverhaltner Finkenschlag, Schwerer, schwüler Blumenduft."

Aehnlich giebt er in der „Sehnsüchtigen Melodie" einem seiner eigenartigsten Gedichte, einen glühenden Dithyrhambus

Digitized by Google

auf die Lebensluft, rauschend wie Tambourinklänge, in lauter Beiworten nach Motiven von Böcklin's „Lebensinsel“: Es bleibt dabei ganz der Phantasie des Lesers überlassen, die einzelnen Theilstücke selbst zum Bildganzen zu componiren, und so nicht nur die Vorstellung, sondern auch die Idee des Ganzen zu gewinnen. Die Agglutination, die bloße Nebeneinanderstellung bezeichnender, meisterlich gewählter Worte, die wir schon bei seinen Wortbildungen beobachten konnten, sehen wir hier zu ganzen Gedichten ausgewachsen, die lebendige Anschauung durch unmittelbare Vorstellung und Lautsymbolik geben wollen — und wo die Fassungskraft des Lesers hinreicht, auch wirklich geben.

Es leuchtet ein, daß Gedichte dieser Art nichts weniger als melodiös fließend sein können, daß sie sich aber doch durch ihre Lautmalerei dem harmonischen Element der Musik stark annähern, und diesem Umstande, der einer modernen Richtung in der musikalischen Composition entgegenkommt, mag es Bierbaum, neben seiner Popularität und persönlichen Beziehungen, die auch Minderwerthigem Geltung verschafften, zu verdanken haben, daß er zu den meist componirten neueren Lyrikern gehört. Dieser Mangel an liedartigem Charakter, der fehlende Zug der Melodie wird aber schwerlich Bierbaum jemals zu wahrer Volksthümlichkeit durchdringen lassen; es wird bei salonmäßiger Geltung bleiben, über die wohl auch „Der lustige Ehemann“ niemals hinausgekommen ist, von dem ich übrigens hier am besten ganz geschwiegen hätte.

Noch andere Schwächen treten deutlich hervor. Es fehlt nicht nur ganz der epische Faden, die Fabulierlust, man vermißt auch fast ganz das dramatische Element, die große Leidenschaftlichkeit. Es scheint so überhaupt an allem, was ich den großen Athem des Genies nennen möchte, die Hingabe der ganzen Person, das Aufgehen in dem Stoff zu fehlen. Trotz der langen Worte und bisweilen athemlosen Verse wird man den Eindruck einer seltsamen Kurzathmigkeit nicht los. Man merkt bei aller Bewunderung für die Kleinkunst des Künstlers doch überall etwas wie Künstelei, Puppentheaterhaftes. Besonders seine Figuren haben alle etwas Puppenmäßiges, Geziertes. Um sich das recht klar zu machen, so vergleiche man z. B. seinen gekünstelten Pan mit dem saft- und lebenstrotzenden Kerl in Goethe's Satyros. Zur Unleidlichkeit steigt diese Seite seiner Eigenart in ewigen Grotesken und Visionen, in denen er zum Manieristen seiner eigenen Manier wird.

Es giebt eben eine Originalität, in der eine Beschränkung liegt, die nur auf Grund einer Beschränkung, einer gewissen Einseitigkeit vorhanden sein kann; sie steht im Gegensatz zu der des Genies, bei dem die Originalität nicht solche einseitige Beschränkung, sondern tiefe Naturursprünglichkeit, Urschöpferkraft ist. Bierbaum ist originell nur in dem ersten beschränkten Sinne des einseitig beanlagten, starken Talents. Wir haben solche Originalitäten nicht bloß unter den Lyrikern, wo Heine und Bierbaum nebeneinander zu stellen sind, sondern auch in der Erzählungskunst, wo etwa Keller und Storm eine ähnliche Stellung einnehmen, ja man wird vielleicht alle subjectiven Künstler im Verhältniß zu den objectiven, also einen Beethoven gegenüber Mozart, einen Schiller gegenüber Goethe, einen Michel Angelo gegenüber Rafael als Manieristen bezeichnen können, so groß und packend, die Natur überragend und eben damit verderbend, ihre Manier auch sein kann.

Immerhin nimmt Bierbaum mit seiner Originalität noch eine relativ gesunde volle Mittelstellung ein, wenn wir ihn im Verhältniß zu noch einseitiger oder mangelhafter ausgebildeten Originaltalenten betrachten. Von dem nervösen Dehmel, für dessen Poesie mir immer das von ihm im „Tanzlied“ meisterhaft gezeichnete Bild einer auf Meereswellen spielenden Rose bezeichnend schien, unterscheidet er sich durch die gesündere, festere Auffassung und Aufstellung seiner Gegenstände, von dem allzu derb zufassenden, immer in großen Massen gewaltsam bildenden, sicheren Liliencron durch die größere Feinheit, Zartheit, Buntheit, Wärme in der Behandlung seiner Stoffe. Bierbaum steht in der Mitte zwischen Dehmel und Liliencron, gleichsam unter dem Zeichen der lebensvollen Malerei, wie jener unter dem Zeichen der gestaltlosen, verschwommenen Tonkunst, dieser unter dem der starren, kalten Plastik.

Ich würde kein Bedenken tragen, ihn, nicht nach der Art, aber der Bedeutung und dem Werte seiner Originalität neben Heine zu stellen. Wem dies zu hoch gegriffene scheinen sollte, der dürfte m. E. entweder Heine zu hoch oder Bierbaum zu gering schätzen. Heine wird zweifellos m. E. heute noch in weiten Kreisen überschätzt. Es war ja immer das Schicksal oder Glück großer originaler Talente, daß sie, leichter faßbar in ihrer Originalität und Bedeutung, neben, ja bisweilen über das wirkliche, tiefe, gesunde, ganz vollwüchsige Genie gestellt wurden. Der allgemeinste Unterschied beider liegt übrigens auf der Hand und ist leicht so auszusprechen: was bei Heine das Jüdische, ist bei Bierbaum das Deutsche seiner Eigenart. Bei beiden bemerken wir auch neben einer gewissen Ich-Ironie einen beträchtlichen Ich-Cultus, der bei Bierbaum besonders da unangenehm berührt, wo er sich gegen trübe Liebes- und Lebenserfahrungen kehrt, auch gegen vermeintliche Neider oder Verkleinerer unter seinen literarischen Collegen, über die er wohl am allerwenigsten Grund hat, sich zu beklagen, da er es immer verstanden hat, mehr Hammer als Ambos zu sein.

Auf auch entfernt an Heine erinnernde, andere schwache Seiten hier näher einzugehen, hat uns der Dichter durch eine reinliche Säuberung seines „Irrgartens der Liebe“ in dessen neuen Auflagen glücklich erspart. Poetisch werthlose, moralisch höchst bedenkliche Partien, wie „Das Haus im Irrgarten“, „Sentimentale Reise“, „Sub rosa Veneris“, die uns den Dichter in fast krankhaften Schwächezuständen zeigten und die ganze Sammlung in erster Auflage verleideten, und auch sonst manches Minderwerthige hat er selbst mit energischen Strichen ganz beseitigt. Es blieb noch manches, was die meisten Leser sicher nicht vermissen würden, so werthvoll es dem Dichter bei seinen Lebensanschauungen als persönliche Erinnerung scheinen mag. Mir ist darum am liebsten immer noch die ältere kleine Sammlung „Nemt, Frouwe, disen Kranz“, die fast alles wirklich Bedeutende schon enthält. Empfehlen ließe sich auch für etwaige künftige Auflagen noch die Streichung der für Außenstehende wenig interessanten Dedicationen an etwa fünfzig bekannte und unbekannte Personen, von so liebenswürdiger Seite sie auch den Verfasser zeigen, zumal da er sich für persönliche Widmungszwecke eine Privatauflage drucken ließ. Werthloses kann dadurch keinen höheren Werth erhalten und Werthvolles im Werthe nicht gesteigert werden. Auch in eine wirkliche oder erträumte „Unsterblichkeit“ läßt sich auf solche Weise Niemand mitnehmen, dazu müßte man schon mindestens ein Goethe sein.

Es mag noch erwähnt sein, daß die Sammlung von dem ätherisch-zarten Vogeler-Worpswede mit Leisten und Vignetten geschmückt ist. Dem Inhalt des Buches, dem Charakter von Bierbaum's Lyrik entspricht das nicht ganz; diesem entsprechend hätte Valloton mindestens die Hälfte des Buchschmuckes liefern müssen, dessen Manier auch besser zum kleinen, dicken Format und Umschlag gepaßt hätte. Aber auch der Titel entspricht ja dem Inhalt nicht einmal. Ein Irrgarten ist's, aber nicht nur ein Irrgarten der Liebe. Es ist ein Irrgarten des Lebens. Der Dichter scheint darin bisher aus Princip alle Consequenz vermieden zu haben. Nur mit der Poesie, erklärt er selbst einmal, war es ihm stets ernst. Aber er versteht darunter mehr die Form als den Inhalt, „einen schönen Reim zu runden in deutscher Sprache, der allerherrlichsten, dem Gut der Güter.“

Tiefere Dichter könnten ihn belehren, daß Poesie nichts als der tiefste Inhalt des Lebens selbst ist. Ein Irrgarten

Digitized by Google

des Lebens bliebe also auch ein Irrgarten der Poesie, wenn man nicht hoffen könnte, aus diesem Meer des Irrthums noch einmal glücklich aufzutauchen. Die Lust, mit Sucht oder ohne Sucht nach Wahrheit jämmerlich zu irren, nimmt schließlich ein Ende. Und dies wollen wir auch von der künftigen Entwickelung des Dichters, der bereits im Irrgarten so ernste, heilige Töne, wie „Der Schmerz ist ein Schmied" und „Oft in der stillen Nacht" anzuschlagen wußte, in seinem eigenen Interesse wünschen und hoffen. Denn eine Stelle in der Literatur als ein Sprachkünstler eigener Art, die Bierbaum sicher ist, hat wenig zu bedeuten, wenn nicht auch ein Mensch, ein wirklicher Mann dahinter steht, und Bierbaum wäre jetzt dem Schwabenalter nahe genug, um sich von manchen Thorheiten seines Irrgartens auf den tiefen Ernst des Lebens etwas ernstlicher zu besinnen, als dies bisher in gelegentlichen guten Stunden geschah. Er hat, wie manche seiner Gleichnisse uud Sprüche zeigen, auch zu einem originellen Didaktiker gute Anlagen — und hier dürfte das dankbarste Feld seiner zukünftigen Thätigkeit liegen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Christl.

Von Emil Ertl.

Christl war das Kind einer Bauerntochter, die eine glänzende Carrière gemacht hatte. Sie war nämlich nicht bei den Schweinen und Kühen geblieben, zwischen denen sie aufgewachsen war, sondern durch Vermittelung des Pfarrers rechtzeitig in die Stadt gekommen, um bei dem Domherrn das Kochen zu erlernen. Bald stellte sich heraus, daß sie ein Küchengenie war, und als sie, der hohen Schule entwachsen, in's Leben und in die große Armee der Küchendragoner eintrat, durcheilte sie im Fluge die niederen Ränge des Extra- und für-Alles-Mädels und brachte es in der weiblichen Dienstbotenhierarchie rasch bis zur „Perfecten". Denn wenn es zur Sage geworden ist, daß jeder Soldat den Feldherrnstab im Tornister trage, so entscheidet im Wirkungsfelde des Heerdes und der „Anricht" noch ausschließlich das Können, und keine Ancienität, keine Protection, nur Erfolg und Verdienst allein verleihen den dirigirenden Kochlöffel des Oberbefehls und der absoluten Herrschergewalt.

Wie absolut diese Gewalt ist, davon können Leute, die mit den Gesetzen der Küche nur oberflächlich vertraut sind, kaum eine blasse Ahnung haben. Was eine richtige „Perfecte" ist, die läßt sich nichts dreinreden, aber auch schon von gar Niemandem; Alle sind ihr unterthan, das ganze Haus zittert vor ihr. Und Resi war eine richtige, im Guten wie im Schlimmen. Jede ihrer Dienstgeberinnen nannte sie während der ersten vierzehn Tage eine „Perle". Aber nur während der ersten vierzehn Tage. Nach Ablauf dieser Frist kam es gewöhnlich zu einem Auftritt, und der süße Wahn riß entzwei. Die energische Arbeitskraft, mit der Resi die Dinge anfaßte, enthüllte ihre Kehrseite, einen rücksichtslosen bösen Humor. Wehe ihrer „Gnädigen", wenn sie sich an einem kritischen Tage in ihre Nähe wagte! Wehe den Häfen, Tellern und Töpfen, falls sie nicht aus Eisen oder ähnlichem Stoffe waren, die sie an solchen Tagen anfaßte!

Eine Dame sagte einmal: „Resi, möchten Sie nicht wenigstens ein schönes langjähriges Zeugniß besitzen, wenn Sie einmal heirathen?"

Sofort sprang die gewappnete Antwort über Resis Lippen: „Vielleicht, daß der Meinige sich von vornherein einbild't, daß ich ein dummer Patsch bin, der sich Alles gefallen laßt?"

Sie schien sich's in den Kopf gesetzt zu haben, eine möglichst reichhaltige Sammlung von Abgangszeugnissen mit in die Ehe zu bringen, die ihr Gendarm ihr versprochen hatte. Mit gesetzmäßiger Stetigkeit vermehrte sich diese Sammlung wohlgestempelter Papiere, auf denen durchwegs mit der gleichen Herzenskühle bescheinigt stand, daß Resi treu und redlich gedient habe und gesund entlassen worden sei. Von einer „Perle" war nirgends mehr die Rede.

Es giebt Naturen, die nichts weniger zu ertragen im Stande sind, als das Einerlei des Alltags. Können sie sich keine Feste bereiten, so bereiten sie sich wenigstens Ungelegenheiten. Auch Resi liebte es, die Einförmigkeit des Daseins durch kleine Katastrophen zu beleben. Drückte die betreffende „Gnädige" ein oder mehrere Augen zu und ließ sich durch die ersten Eruptionen den Perlenwahn noch nicht ganz zerstören, sondern versuchte das Unvermeidliche mit Sanftmuth zu ertragen, so steigerten sich die Scenen wie in einem gut gebauten Drama. Wenn dann schließlich auch der bestgedrehte Geduldfaden riß und die Dame sich schweren Herzens entschloß, einer sonst so tüchtigen Person den Dienst aufzusagen, so fing die Resi gar zu toben an, nahm die Priorität, gekündigt zu haben, für sich in Anspruch und setzte eine Ehre darein, wie ein gestürzter Minister ihre Entlassung „über eigenes Ansuchen" erhalten zu haben. So hatte sie sich eine bestimmte, eigenartige Technik des Platzwechselns ausgebildet, die sie mit Virtuosität handhabte.

Allmälig war es ihr rein zum Bedürfniß geworden, das Elend der Dienstbarkeit durch einen regen Situationswechsel und den Reiz neuer, wenn auch nicht immer besserer Verhältnisse erträglicher, oder auch unerträglicher zu gestalten. Und nur ein einziges Mal wurde sie durch eine Kündigung unangenehm überrascht und machte sogar einen leisen Versuch, sich an ihr Amt zu klammern. Denn zu diesem Zeitpunkte hätte sie aus bestimmten, deutlich mahnenden Gründen gewünscht, sich ein paar Gulden zurückzulegen, was ihr früher nicht im Traume eingefallen war. Die mittelbare Ursache dieses plötzlich erwachten Sparstriebes war der schon einmal erwähnte Gendarm, der ihr gerade in dieser für sie so kritischen Zeit mit besonderer Beflissenheit zu verstehen gab, daß seine Löhnung eben hinreiche für seinen „standesgemäßen" Unterhalt. Erübrigen könne er nichts.

Das klang nun nicht eben ermunternd, und von diesem Augenblicke war sie sich einig darüber, daß er ein „Haderlump" sei. Aber sie fand, daß jetzt nicht der richtige Moment war, es ihm zu sagen. Wahrscheinlich lauerte er ohnedies schon auf einen Anlaß, mit ihr zu brechen. Aber so leicht würde sie's ihm nicht machen. Möglich, daß später sein Gewissen sich doch regen, und er mit einigem Geld herausrücken würde? Und schließlich gab es ja auch ein Gericht ... Sie wußte, daß er zahlen mußte, wenn sie ihn verklagte; aber eine „Perfecte" fürchtet sich vor dem Gericht wie vor dem Spital und macht nur im äußersten Falle Gebrauch davon. Auch untergrub sie sich ja die Ehe-Aussichten, wenn sie sich den Erwählten verfeindete oder seine Conduitenliste belastete. Darum sah sie sich genöthigt, für die Unkosten ihrer Unvorsichtigkeit vorderhand aus Eigenem aufzukommen und sich in der Küche eine Zeit lang ganz als „Perle" zu benehmen. Aber die Hofräthin, bei der sie damals bedienstet war, nahm Aergerniß an ihrer äußeren Erscheinung und erklärte, daß sie sie in ihrem ehrbaren Hause nicht länger dulden könne.

Die Resi war anfangs ein wenig betroffen, bald aber gab ihr der Aerger, daß sie ihren Grundsätzen untreu geworden, ihre Fassung wieder. Sie suchte jetzt von den üblichen Scenen so viel wie möglich nachzuholen, sagte der Hofräthin tüchtig ihre Meinung und erklärte es für eine Lächerlichkeit, von einem Aergerniß zu sprechen. Ein Kind zu bekommen, sei das gute Recht jeder Dienstmagd, und in der Hoffnung zu sein, das Privilegium jeder angehenden Mutter. Uebrigens könne sie ja gleich gehen, wenn sie der Hofräthin nicht anstehe, sie habe schon längst kündigen wollen und reiße sich nicht darum, ihre vierzehn Tage zu machen in einem Hause, wo man nicht einmal in Kupfer koche.

Damit packte sie ihre Siebensachen zusammen, ließ durch einen Dienstmann ihren Koffer fortschaffen und verließ, während der Braten in der Herdröhre anbrannte, angethan mit ihrem schönen Federhute, in dem sie selbst aussah wie eine „Gnädige", stolzen Schrittes diese schnöde Stätte.

* * *

Christl erblickte das Licht der Welt in jenem gewissen großen, düsteren Gebäude, wohin in ihrer schweren Stunde alle Mütter flüchten, die kein eigenes Heim und auch nicht die nöthigen Mittel besitzen, sich wenigstens den Schein eines solchen vorübergehend zu erkaufen.

Niemand sehnte sich nach der Ankunft des jungen Weltbürgers, Niemand freute sich darauf. Im Gegentheil: Wenn ein bloßer Wunsch ein werdendes Lebewesen hätte aus der Welt schaffen, sein Dasein in aller Stille austilgen können, so hätte es überhaupt keinen Christl gegeben, und das für ihn recht zweifelhafte Vergnügen, geboren zu werden, wäre ihm für immer erspart geblieben. Vielleicht war es eine beschämende Vorahnung dieser seiner Entbehrlichkeit, die ihn veranlaßte, sogleich bei seinem Eintritt in die Welt sich nach besten Kräften darin nützlich zu machen. Er hielt nämlich seinen Einzug in's irdische Jammerthal unter so seltenen und erschwerenden Umständen, daß eine ganze Anzahl bebrillter Herren sich versammelt hatte, um von ihm zu lernen. Und als er nun endlich zum Vorschein kam, da sah sich der älteste dieser Herren, der ein Professor war, veranlaßt, ihn mit einer besonderen Ansprache zu begrüßen und seinem Auditorium vorzustellen, gewisser Maßen unter lobender Anerkennung seiner schon in so zartem Alter um die Wissenschaft erworbenen Verdienste.

„Hier haben Sie endlich," sagte er ungefähr, „das Kind, dessen geringer Lebenskraft in Zusammenhang mit den vorerwähnten Complicationen wir diesen äußerst instructiven, schönen Fall verdanken. Sie sehen, ich habe mich nicht getäuscht, — ich sagte Ihnen vorher, daß es nicht athmen wird, und ich lege Werth darauf, festzustellen, daß dies wirklich nicht der Fall ist. Meine vorhin ausgesprochene Hypothese findet hierdurch eine nicht gering anzuschlagende Unterstützung. Ich bin überzeugt, daß auch die üblichen Belebungsversuche, die wir unserer bewährten Schulhebamme überlassen wollen, ohne jedes Resultat bleiben werden."

Digitized by Google

Christl aber schien es sich in den Kopf gesetzt zu haben, interessante Fälle zu schaffen. Aller Voraussicht zum Trotz widerstand er den unsanften Liebkosungen nicht, mit denen die wuchtige Hand der „Madam" seinen schmalen rothen Rücken bearbeitete. Vielmehr ließ er sich nach einer kurzen Weile zu ein paar kleinen Athemzügen herbei, dann zu einigen etwas ausgiebigeren, und schließlich begann er thatsächlich zu athmen, Anfangs freilich nur unregelmäßig und mit gelegentlichen Unterbrechungen, allmälig aber ganz ordnungsgemäß, wie es sich für ein hoffnungsvolles Säugethierchen schickt.

Kaum spürte er genügend Luft in seinen winzigen Blasebälgen, so trieb ihn auch schon der menschliche Ehrgeiz, hinter seinen Altersgenossen nicht zurückzustehen und sein Dasein auf dieselbe Art zu beweisen wie sie. Muthig setzte er an und machte einen ersten Versuch zu greinen. Und siehe, es gelang, gelang mit jedem neuen Versuche besser, so daß bald kein Zweifel mehr sein konnte: Christl schrie, vielleicht mit einem kläglicheren und fadenscheinigeren Stimmchen, als nöthig gewesen wäre — aber er schrie.

Die Mutter in ihrem Bette, obgleich fast sterbend und in ihrer Schwäche kaum im Stande, die Lippen zu bewegen, seufzte leise auf, mit geschlossenen Lidern, und flüsterte enttäuscht: „Lebt er wirklich?"

Und der Professor, der inzwischen am entgegengesetzten Ende des Saales mit seinen Hörern um ein anderes Krankenbett beschäftigt war, richtete sich auf und blickte erstaunt herüber, daß die Brillengläser gleichsam drohend blitzten und funkelten. Er schüttelte fast wie ungehalten den Kopf und schien ebenso wie die Mutter zu fragen: „Lebt er denn wirklich?"

Ja, er lebte, und da er schrie, mußte die ganze Welt daran glauben. Er lebte und unterschied sich nicht sonderlich von anderen Altersgenossen; höchstens, daß er vielleicht ein Bißchen schwerer von Begriffen war. Denn die Kunst des Weinens, die man sonst eigentlich als selbstverständlich voraussetzt, hatte er erst erlernen müssen.

Das Lachen aber sollte er niemals lernen.

* * *

Für eine Dienstmagd mit 14 Gulden Monatslohn ist es keine Kleinigkeit, 7 Gulden monatlich an Kostgeld für ihr Kind zu entrichten. Aber Mutter bleibt Mutter, und was sollte sie schließlich thun? Der Vater zeigte sich andauernd als „Haderlump" und wollte Nichts zahlen. Er weigerte sich zwar nicht geradezu, hielt sich aber feige im Hintergrund — der Dienst nahm ihn angeblich so sehr in Anspruch. Früher, als es galt, sie „herumzukriegen", da hatte er freilich mehr freie Zeit gehabt. Jetzt ließ er sich nur schwer finden, und wenn sie seiner einmal habhaft wurde, gebrauchte er faule Ausflüchte.

Nach Resi's Ansicht wäre es das Vernünftigste gewesen, hätte „unser Herrgott den Christl zu sich genommen". Da er aber hierzu ebenso wenig geneigt schien wie der Gendarm zu einer Beitragsleistung, so sollten die Leute sehen, daß eine „Perfecte" auch noch allein Etwas vermag. Darum sollte der Christl nicht nur einen Kostplatz, er sollte sogar einen „besseren" Kostplatz haben.

Ein „besserer" Kostplatz, wie ihn die Mutter sich vorstellte, mußte vor Allem in der Stadt sein, denn auf dem Lande verbauert man, und für den Bauerndienst war Christl doch zu gut. Es sollte etwas „Besseres" aus ihm werden, etwa ein Hausbesorger, oder ein „Greisler", oder vielleicht gar ein Amtsdiener. Ein pensionsfähiger Amtsdiener! Mit einem Worte etwas „Besseres". Darum mußte er natürlich gleich von vorn herein bei „besseren" Leuten untergebracht werden, damit er auch eine Bildung lernte.

Der Dr. Schaffer, bei dem die Resi jetzt bedienstet war, wollte dies durchaus nicht verstehen. Er redete ihr zu, den Kleinen auf's Land zu geben, auf das Bauerngütl ihres Vaters. Dort ißt so ein Kind mit, ohne daß man's merkt, hat gute Luft und seine gesunde Kost. Und ein Bauer werden ist doch hundertmal gescheiter als ein Hausmeister!

Ja, so ein Herr hatte gut reden; was wußte der vom Bauerndienst und von der Bauernkost? Satt zu essen haben sie schon auf dem Lande, das ist wahr — aber was! Fast das ganze Jahr kein Fleisch, nichts als Brod, Gemüse und Milch. Und von solcher Nahrung sollte ein Kind groß und stark werden? Nein, da zahlte sie lieber die Hälfte ihres Lohnes für einen Kostplatz bei Leuten, die sich selbst etwas vergönnten und das Kind gutherzig mitessen und mittrinken ließen, was es bei ihnen gab: Fleisch, Kaffee und Bier, an Sonntagen sogar einen Wein.

Und dann blieb noch Eines zu bedenken. Es war doch das gute Recht jeder „Perfecten", wenn sie Ausgang hatte, ihr Kind zu besuchen. Auch darum mußte Christl ein Städter werden.

Seine Zieheltern waren Hausmeistersleute und wohnten eine Treppe tief auf einen engen Hof hinaus, der durch hohe Feuermauern gegen die Sonne geschützt war. Durch die knapp über dem Erdboden gelegene Fensterluke drang freilich nicht viel Luft in das kellerartige Wohnzimmer, das zugleich als Küche diente. Aber das ist gesund für ein Kind: die Luft ist ohnedies im Winter zu kalt, im Sommer zu heiß, im Frühjahr und Herbst „giftig". Die Hauptsache blieb doch die Kost. Und wie gut hatte es Christl da! Die braven Leute schauten auf seine Ernährung, als ob er ihr eigenes Kind gewesen wäre. Seine Ziehmutter stopfte in ihn hinein, was möglich war. Jeder Ton des Unbehagens wurde für ein Anzeichen von Hunger genommen. Und am Feierabend, wenn der Ziehvater bei seinem Biere saß, versäumte er selten, dem Kinde etwas davon einzuflößen. „Damit er recht stark wird", sagte er in seiner gutmüthigen Art.

Der kleine Christl sah aber vorderhand nicht danach aus, als sollte jemals ein Kraftmaier aus ihm werden. Mit sechs Monaten steckte er noch ebenso schmächtig und verhutzelt in seinem Kissen wie am ersten Tage. Und als er ein Jahr alt geworden war, konnte er noch kaum aufrecht sitzen, geschweige auf seinen dünnen Beinchen stehen.

Die Baronin, die im ersten Stock wohnte und sich in Alles mischte, was sie nichts anging, sagte: „Was macht Ihr denn mit dem Kinde, gute Frau, daß es sich nicht erholen kann? Wird es denn ordentlich genährt?"

„O, der kriegt g'nug z' essen", erwiderte die Ziehmutter etwas gekränkt. „Wir vergunnen ihm Alles, was wir selber haben: Knödel und Salat, Fleisch, Bier, Kaffee ..."

Die Baronin bemerkte, daß für dieses Alter Milch die angemessenere Nahrung sein möchte. Aber die gute Frau fiel ihr in's Wort: „Ja, seh'n S', Frau Baronin, es sind nicht alle Kinder gleich. Der Christl, der ist gar ein g'scheiter Bub', der weiß schon, was gut ist. Wurst und Speckgrammeln sind ihm das Allerliebste. Aber g'rad Milli mag er halt keine."

Daß Christl keine „Milli" mochte, erfüllte seine Mutter mit Stolz. Milch war das einzige, was zu Hause in der Bauernwirthschaft stets im Ueberfluß vorhanden war; folglich schätzte sie es gering von Kindesbeinen auf. Sie stimmte mit der Hausmeisterin überein: der Christl war viel zu gescheit, um Milch zu trinken; der wußte, was gut ist.

Blaß und mager freilich sah das Kind dabei aus und schrie oft wie am Spieß, ohne daß man gewußt hätte, warum? Das war einmal bei Kindern nicht anders. Vielleicht bekam er schon Zähne! Oder sollte er noch immer Hunger haben? Resi gewöhnte sich, an Sonntagen, wenn sie ihn besuchen kam, ihm etwas mitzubringen, ein Stück kalten Braten oder eine Chocoladetorte, oder was sonst vom Herrschaftstisch abfiel. Und wenn sie um Monatsanfang das Kostgelo brachte, legte sie manchmal noch einen Gulden extra darauf, den sie bei besonderen Anlässen erhalten hatte, als Trinkgeld zu Neujahr, oder von Tischgästen des Hauses.

„Damit der Christl manchmal ein warmes Nachtmahl haben kann — vielleicht ein Goulasch oder ein Beuschel."

Die Hausmeistersleute machten einige Umstände: „Aber was glauben S' denn, wir lassen ihm so nichts abgehn."

Schließlich nahmen sie das Geld doch gerne: „Na ja, wenn S' glauben — besser ist besser, Essen und Trinken halt' Leib und Seel' zusammen."

* * *

Die Baronin aus dem ersten Stocke ließ es sich nicht ausreden, daß das blasse, schwächliche Geschöpf, das unten im Keller vegetirte, seiner widersinnigen Ernährungsweise zum Opfer fallen müsse. Aber Christl war nun einmal der Mann der Unwahrscheinlichkeiten. Auch hatte er auf dem Gebiet der „schönen Fälle" schon genug geleistet und fühlte sich vorderhand nicht verpflichtet, die Aufmerksamkeit lernbegieriger Aeskulape neuerdings auf sich zu lenken. Er hielt also den Kopf hoch und mauste sich immer wieder heraus, so oft er auch am Verlöschen war. Freilich demonstrirte er auch hierdurch eine bemerkenswerthe Thatsache, nämlich daß die menschliche Seele mit dem Leibe zäher verwachsen ist, als man gemeiniglich annimmt, und daß es manchmal recht schwer fällt, sie auszutreiben.

Als Christl endlich auf die Beine gekommen war, begann er sich im Hause nützlich zu machen. Der Ziehmutter half er das Grünzeug putzen und das Kochgeschirr säubern. Wenn sie die Stiege rieb, schleppte er Schaff und Zuber, wenn sie in der Waschküche hantirte, überwachte er die Feuerung und schleifte Kohlen herzu. Gab es nichts Dringenderes zu thun, so beschäftigte er sich damit, im Hofe die Katzen zu scheuchen, welche die Sperlingsnester beschleichen wollten.

Im Sommer mußte der Gehsteig vor dem Hause besprengt werden, bevor er vom Staube gereinigt wurde. Christl trug die gefüllte Gießkanne, die beinahe so groß war wie er selbst, vom Brunnen auf die Straße. Sie war ungeheuer im Verhältniß zu seinen Kräften. Er brachte sie immer nur ruckweise ein paar Schritte weit vorwärts, dann mußte er wieder Athem schöpfen und rasten. Aber mit unendlicher Geduld und Beharrlichkeit zog und schob er so lange daran, bis er sie an Ort und Stelle hatte. Es gewährte ihm eine gewisse innere Befriedigung, sich zu rackern. Ganz als empfände er seine Ueberflüssigkeit auf dieser Welt und fühlte das Bedürfniß, sein Vorhandensein durch Arbeit zu rechtfertigen.

Lachen und springen, wie andere Kinder es treiben, lag nicht in seiner Natur. Alles strebte nach einem Zweck, schien wie eine ernste Pflichterfüllung. Ein Zug von Resignation beherrschte sein Wesen. Freudlos war er wie ein Alter und anscheinend gleichgiltig gegen Alles. Aus sich heraus ging er fast nie. Nur wenn seine „Muatta" nach ihrem alle vierzehn Tage erneuten Besuch wieder Abschied von ihm nahm, da kam es vor, daß mit einem Male seine ganze Art sich veränderte. Da konnte es geschehen, daß er sie plötzlich überfiel und stürmisch umhalste: daß er sich an sie klammerte, sie nicht fortlassen

Digitized by Google

wollte, oder inständig bat, ihn mitzunehmen. Bei solchen Gelegenheiten konnte man sehen, daß in dem kleinen, lichtlosen Arbeitsthierchen mit den alten, faltigen Gesichtszügen doch kindliche Gefühle und Leidenschaften lebten.

Einige Male, als sie ihm Gutenacht sagte und ihn küßte, brach er sogar in bittere Thränen aus.

„Muatta, warum därf i' denn net bei der Muatta bleiben?"

Die „Perfecte" wurde beinahe gerührt.

„Weißt, Christl, mir hamm halt kein' Vattern. Dein Vatter is ein . . . Na, laß gut sein, wenn i' einmal ein' Terno g'winn', nacher ziehn wir uns z'samm, gell?"

Frau Pölzl nahm es sehr krumm, daß Christl solche Scenen machte. Bekam er vielleicht nicht genug zu essen? Die Resi mußte ja auf den Gedanken kommen, als ob sie ihm etwas abgehen ließen. Und sie zahlten doch eher drauf aufs Kostgeld. Keine Spur, daß sie was davon einsteckten. Sie behandelte Christl, als hätte er sie „verzunden".

„Rein als ob da eine Höll' wär'! Bin i' net zu ihm wie die leibliche Muatta? Undankbarer Bankert! Wenn S' wollen, können S' ihn mitnehmen, mir stehn net an auf die sieben Gulden!"

Die Resi mußte begütigen.

„Er mant's net so, er is halt a dalketer Bua. Hör jetzt auf mit Deiner Heulerei, vaunzeter Fratz!"

Im Winter, als der erste Schnee gefallen war, trug Christl dem Ziehvater die nöthigen Geräthe auf die Straße, den Gehsteig zu säubern. Dazu ein schweres Kistchen mit Sand, Kohlenmüll und Sägespänen; denn nach Beseitigung der Schneekruste mußten die Pflastersteine bestreut werden, wegen des Glatteises. Die Baronin aus dem ersten Stock, die beobachtete, mit welchem Ernst und Eifer das blasse Männchen mit den dünnen O-Beinen dem Hausmeister an die Hand ging, schenkte ihm zum Heiligen Abend alle Geräthe in verkleinerter Ausgabe, Hacke, Reisigbesen und dergleichen und auch eine nette kleine Schiebkarre dazu. Die gute Dame hatte gedacht, ihm Spielzeug zu schenken; aber sie hatte ihm Arbeitswerkzeuge geschenkt. Denn jedes Ding gewinnt seine Bedeutung, die es für seinen Eigenthümer hat, erst durch den Gebrauch, den er davon macht. Und Christl ging mit seinen Geräthen sogleich an die Arbeit. Es fielen in dieser Christnacht ungeheure Massen Schnee vom Himmel, immerzu, immerzu. Christl mochte scharren und kehren, so viel er wollte, jedesmal mußte er, sobald er ans Ende gelangt war, wieder von vorne anfangen. Aber er ließ es sich nicht verdrießen, so sehr er auch fror in seiner durchnäßten Hausjacke. Er dachte gar nicht daran, in der warmen Stube unterzuschlupfen, und fand es ganz in der Ordnung, daß die Pflegeeltern sich willig entlasten ließen und in Festkleidern in die Mette zogen. Für ihn hatte, da er sich im Besitz der Geräthe wußte, die Pflicht begonnen, sie zu gebrauchen und sich damit nützlich zu machen.

Einmal, an einem reinen kalten Wintermorgen, als Christl wieder mit seinem Nährvater auf dem Bürgersteige arbeitete, sah er am Nachbarhause eine glänzende Kutsche vorfahren und anhalten. Der Wagen war schwarz lackirt, die Speichen der Räder leuchteten kirschroth, das Geschirr der glattgestriegelten Rappen blitzte, so blank war es gescheuert, und auf dem Bock saß ein feiner Kutscher mit Cylinder und Pelzkragen. Ein vornehm aussehender Herr stieg aus der Kutsche, warf den Wagenschlag zu und verschwand im Hausflur.

Der Hausmeister hatte ehrerbietig seine Kappe gelüftet, während Christl mit offenem Mund zur Seite stand.

„Herr Pölzl", sagte er schüchtern; „Herr Pölzl? . . ."

„Na, was willst denn?"

„Der hat aber eine schöne Eklipasch!"

„Ja, das ist der Herr von Wolf, der neuli' ein'zogen is. Du, der is Dir reich!"

„Hat er mehr als — tausend Gulden?"

„Ui je! Hunderttausend!"

„Hat er ein' Terno g'macht?"

„Nein, es heißt, er hat si' auffig' arbeit'. Jetzt wohnt er im ersten Stock mit seiner alten Muatta, die soll eine ganz arme Person g'west sein. Aber der Bua, das heißt der Herr von Wolf, wie er ein Bua war, der war immer der Erste in der Schul und nachher is er halt Baumeister worden und hat's auch richti' zu was 'bracht."

Christl schwieg und überlegte. „Kann's jeder zu was bringen, wenn er viel lernen thut?" fragte er endlich.

„Freili'! Kannst 's auch einmal zu was bringen, wennst fleißig lernen thust."

Herr Pölzl sagte dies im Scherz, mehr obenhin, ohne viel dabei zu denken. Er nahm seinen Pfeifenkopf vom Rohre, ließ das Wasser herausträufeln und steckte ihn wieder an. Dann setzte er gemächlich seine Arbeit fort.

In Christls Seele aber war ein Samenkorn gefallen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Aus unseren Kunstsalons.

Adolf Menzel.

„4. Mai 1873 — Norwegische Fettaustern — Leere Schalen." So steht's auf einem Albumblatt, das mit einigen dreißig anderen und zwei Oelgemälden soeben im „Künstlerhause" an der Hinterwand des großen Ausstellungssaals zu sehen ist, steht's in den großen, schnörkligen Schriftzügen des Altmeisters zu lesen . . .

Der ganze Menzel steckt in dieser Notiz auf dem Albumblatt drin. Diese Gewissenhaftigkeit, diese Genauigkeit, dieser Respekt vor dem Kleinsten. „Leere Schalen!" Ja — das sehen wir doch gleich, verehrter Meister — Sie selbst haben ja diese Fettaustern gezeichnet und das heißt, daß ein Irrthum ausgeschlossen ist. Aber nein — trotzdem „leere Schalen!"

Auf seine Kunst angewandt hätte das leicht in spitzige Pedanterie umschlagen können. Wir wissen es, daß dem nicht so ist; daß Menzel mit seiner Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit doch ganz impressionistisch das wiedergiebt, was er so genau und gewissenhaft studirt. Das ist's, was diese und ihr ähnliche Randbemerkungen bezeugen. Ein Beweis seiner erstaunlichen Beobachtungsschärfe. Aber das „Wie" der Wiedergabe giebt schließlich den Ausschlag. Und die ist durchaus impressionistisch. Freilich nicht im Sinne vieler der jungen Herren von der Secession. Wenn die nur halbwegs so gut zeichnen könnten, wie der junge und wie der alte Menzel. Denn er ist auf gleicher Höhe geblieben, über zwei Menschenalter hindurch. Hand und Auge sind dem 88-Jährigen zu Diensten, der am „15. April 1903" die wundervoll breit und flott, so plastisch und coloristisch gegebene Zeichnung eines Arbeiters vollendete, und der im Jahre 1847 in der „kurfürstlichen Wildkammer zu Cassel" einen „4'3" langen Eber" skizzirte . . . Nur wer so beobachtet und studirt, wie diese Randbemerkungen eben es symptomatisch andeuten — vermag so überzeugend zu wirken in Allem, was er auf die Leinwand oder auf Papier bringt, sei's in Blei, Gouache, Oelfarbe, sei's Mensch oder Thier, Kirchthurm oder Austernschale, Geige oder Brunnen, Leuchter oder Thorbogen, Steinmarke oder Degengriff, Menschengewimmel oder ein einsamer Baumstamm, kunstvolles Gitterwerk oder ein Busentuch, ein Dromedarauge oder eine todte Biene — es giebt Nichts, was sein Stift und Pinsel nicht mit vollster sachlicher Treue und größtem künstlerischem Können auszudrücken vermöchte . . .

Das zeigt auch diese sensationelle Ausstellung Jedem, der bewundernd vor ihr steht. Sie zeigt auch, daß die Ausdrucksmittel dieses unvergleichlichen Könners von jeher die gleichen waren. Nur etwa die Mäuse, die Bienen, das gerupfte Huhn aus dem Jahre 1847 sind in Strichmanier mit hartem Blei gezeichnet, daß es wie gestochen aussieht. Aber schon der Eberkopf aus demselben Jahr zeugt vom Bestreben, auch coloristisch zu wirken. Und den Charakter seiner allbekannten künstlerischen Handschrift weist denn auch fast alles Uebrige auf: wie da gewischte und getupfte Flecke mit breiten, sicheren kleineren oder größeren Strichen, ausgesparte Lichter, scharfe Contraste von Hell und Dunkel harmonisch zusammenwirken, um den Eindruck überzeugendster Wahrheit zu machen. Man studire nur darauf hin, wie er das architektonische Detail an dem Thurm der schwarz gegen weiß stehenden Dresdner Hofkirche und die Menschlein auf dem Platz davor, oder das Baugerüst an der Kuppel der „Französischen Kirche" zu Berlin, oder aber die Rappen-Rücken nach dem Regen behandelt hat! Hier haben wir den Impressionismus eines Könners, von dem das Wort stammt: „Fleiß ist Talent."

Sehr wahr, aber allzu bescheiden. Mit allem Fleiß allein wird Niemand ein solches Bild vom „Kreuzberg" neben der ganzen ländlichen Umgebung aus den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts malen, wie Menzel hier es gethan hat. Ein Document des künstlerisch abgeklärten Realismus mitten in der Zeit der Blüthe der „romantischen Landschaft". Da giebt's kein stilisirendes „Corrigiren" der Natur, keine „pittoreske" Composition, keine „conventionelle" Farbe — sondern lediglich ein Stück Natur, wie es in Wirklichkeit aussah, und wie Menzel es auch sah . . . Eine unverzeihliche Blamage, wenn Berlin diese Landschaft des Zweiunddreißigjährigen sich von einer anderen Stadt entführen ließe, oder gar von einem ausländischen Museum oder Sammler. Und auch das andere Gemälde, der Blick in einen dämmerigen Winkel vor dem im rothen Lichterdunst schimmernden Hochaltar einer Salzburger alten Kirche mit kostbarem Gitterwerk, geschnitztem Gestühl und einigen Andächtigen müßte bei uns bleiben. Wer malte wohl Anno 1855 so im Geiste der Wirklichkeit und zu Ehren einer Ganzwirkung, die doch nur auf der richtigen farbigen und zeichnerischen Behandlung des Einzelnen beruht?

Nein, verehrter Meister — da ist doch mehr als Fleiß und mehr als Talent . . .

Giovanni Segantini.

Einem der größten Maler der Neuzeit gilt die letzte Ausstellung bei Keller & Reiner vor Beginn der sommerlichen saison morte. Dem größten Maler des neuzeitlichen Italiens, der von einer tückischen

Digitized by Google

Krankheit im blühendsten Mannesalter inmitten seiner Alpenwelt hingerafft, seit bald vier Jahren im Grabe ruht und der doch in seinen Werken noch mitten unter uns weilt in aller Lebendigkeit seiner machtvollen, scharf ausgeprägten Persönlichkeit und immer fortleben wird.

Denn Giovanni Segantini war einer von den Großen. Er würde so fortleben, auch wenn er nichts als die Hälfte nur der zur Zeit im Kunstsalon in der Potsdamer Straße ausgestellten Gemälde und Zeichnungen hinterlassen hätte, oder gar bloß die drei zum Theil noch nicht einmal vollendeten Tafeln, die den Eingang des Secessionshauses beim Theater des Westens schmücken. Er war ein Großer, weil er ein Ganzer und ein Eigener war. Und den Stempel solcher inneren und äußeren Geschlossenheit und Eigenart trägt jedes Einzelne, was unter seinem Pinsel oder Stift hervorgegangen.

Man weiß, daß der Selfmademan, der er war — der Alles, was er künstlerisch besaß, selbst erworben hatte — man weiß, daß er das reiche und tiefe Gedanken- und Empfindungsleben, welches den Boden jenes Erwerbungsprocesses bildete, nicht bloß mit Pinsel und Stift zum Ausdruck gebracht, daß Segantini auch eine Selbstbiographie verfaßt und für italienische Kunstzeitschriften geschrieben hat. „Das Zwingende — erklärte er einmal — das ein Kunstwerk ausübt, steht im Verhältniß zur Kraft, mit der es vom Künstler während der Entstehung empfunden wurde, und diese Kraft wieder im Verhältniß zur Reinheit und Feinheit der Sinne." Sein ganzes Werk bekräftigt die elementare Wahrheit dieser Worte. Weil jene Kraft so groß in ihm war und sein Sinn so rein und verfeinert, ward ihm auch, wie abermals er selbst sagt, die „Natur zu einem Instrument, auf dem er Alles spielen konnte, was ihm im Herzen sang", und es sang dort von dem „intimsten Wesen der Dinge" . . .

Der Schweinehirt von einst, der verhältnißmäßig nur kurze Zeit auf der Mailänder Kunstschule schulmäßig „gelernt" hatte, und der bald schon in die Einsamkeit seiner heißgeliebten Berge hinauszog — er verdankte Alles diesem „Sang". So, durch ein ehrlichstes, liebevollstes, intimstes Umgehen mit der Natur ergründete er ihre malerischen Geheimnisse, gelangte er ganz von selbst zu seiner Technik der Strichelchen- und Punktirweise, lange, bevor er was von den Pariser Pointillisten und Neo-Impressionisten gehört und gesehen hatte. Und er bildete sie weit sorgfältiger und zweckmäßiger aus, als Jene. Ich möchte keine Hochalpenlandschaften von Monet oder Sisley oder Pissaro, oder gar von der Signac und Luce und Croß sehen. Und ich könnte auch überhaupt keinen einzigen Alpenmaler nennen, der Segantini in der Wiedergabe der krystallklaren Alpenluft, des Sonnenscheins auf Alpenmatten und Schneefirnen nur entfernt gleich käme. Um so wunderbarer diese Wirkung, als er seine Farbenstrichelchen so dick und fest zusammengeknetet neben einander hinsetzt, daß die Bilder, ganz in der Nähe betrachtet, der Rückseite eines Gobelingewebes gleichen. Aber was weiß er Alles zu sagen in dieser Manier. Wie klar und scharf erscheinen die zackigen Bergzüge, die wie gemauert dastehen, bald im Weiß des ewigen Schnees leuchtend, bald rosig erstrahlend im Scheine der Morgensonne und des Abendlichtes, von felsiger Structur in der Nähe, von reizvollem Spiel in Licht und Schatten und Farbentönen; wie rauh und haarig, möchte man sagen, das Tannenkleid dieses Felsenleibes; wie narbig und doch saftig der Rasenteppich der Matten und Hänge; wie fest umrissen stehen Mensch und Thier und Haus und Dorf, die verkrüppelten Bäume und die klobigen Steinblöcke in der durchsichtigen Luft, wie heben sie so sich auch noch vom Hintergrunde ab selbst auf dem zweiten und dritten Plan; ja liegt gar ein Dörflein weit hinten in einer Mulde — auch dort noch erscheint's ganz plastisch und von Luft umflossen und drängt sich doch nicht vor und schädigt doch nicht den Eindruck des Vordergrundes. Und die Durchsichtigkeit der Schatten seiner Menschen, Thiere, Bäume dort, wo sie in der Sonne stehen, und dieses Sonnenlicht auf dem weißen Schnee, dem grauen Felsenboden, dem grünen Rasengrund. Das heißt malen können. Man hat immer die Empfindung, daß seine Technik ihm ein innerstes Bedürfniß ist, daß er anders gar nicht malen könnte. Darum auch können Andere sie nicht mit dem gleichen Erfolge nachahmen. Er aber weiß mit ihr die verschiedensten Luft und Lichtstimmungen wiederzugeben: frühestes Morgenlicht, die Gluth des Mittags, schwüle Dämmerung und die Pracht des Abendhimmels und die lichte Mondnacht; eisige Winterluft und schwere Gewitterwolken; und ebenso das Zittern und Flimmern des Bergsees, das Glitzern und Glänzen der Schneerift, den aufwirbelnden Staub der Landstraße; und ebenso die Haut des Menschen, das Fell des Schafes, die Rinde der Zwergbirke und das Nadelkleid des Wachholders, die Blüthenpracht der Alpenrosen und das Moos des Felsblockes. Das ist das Eine . . . Dazu das Zweite, was jener „Sang im Herzen vom intimsten Wesen der Dinge" ihn erfassen lehrte: die Harmonie von Mensch und Thier und Landschaft in der Einsamkeit des Naturlebens. Sie ist absolut und erscheint als ganz selbstverständlich. Man kommt dahinter erst, wenn man sich klar zu machen sucht, warum die Segantinischen Bilder aus dem Bauern- und Hirtenleben, dem er spürend und suchend in immer höhere Regionen nachzog, und das er immer ganz mitlebte, so ungeheuer überzeugend wirken. Man betrachte nur jetzt darauf hin auf der Ausstellung die abendliche Heimkehr der Schafe in den Stall, oder des Künstlers langjähriges Modell, die kleine „Baba", wie sie zwischen ihren Schafen im Sonnenbrand geblendeten Auges strickend am Zaune lehnt, die „Heu-Ernte" unter der schmalen dunklen Wolke, die die Sonne wohl unserem Blick entzieht, nicht aber ihren goldigen Schein; die „Alm" im Blumenschmuck des Mai, voll Frühlingssonnenglanz in der doch noch so herben Luft, durch die die Schneeberge so klar und scharf herüberleuchten; vor Allem das berühmteste Gemälde „Zwei Mütter" — die Kuh mit ihrem Kälbchen zu Füßen, die junge Sennerin mit ihrem Säugling auf dem Schooße, Mutter und Kind schlafend, im Stall, den nur eine röthlich brennende Laterne erhellt, ein Zwiegesang auf den Segen der Mutterschaft, so bei Mensch, wie bei Thier — oder den ersterwähnten Cyclus in der Secession: Die „Natur" mit ihrem Erwachen von Mensch und Thier, die hinausziehen zum gewohnten Tagewerk in bräunlicher Morgendämmerung, während hinter den Bergen die Sonne aufsteigt; das „Leben" mit seiner feierlichen Sommerpracht über Mensch und Thier, die vom Tagewerk heimkehren; der „Tod" — ein winziger Beerdigungszug in grandioser Alpenwinterlandschaft. Man denkt an des Psalmisten Wort: „Unser Leben währet siebenzig Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen" . . . Von einer Reihe anderer Gemälde sehen wir die zeichnerischen Entwürfe und Skizzen, so von „Letzte Mühen des Tages", von „Die Schafschur", so auch von „Die Liebe am Quell des Lebens", von „Die schlechten Mütter" u. A.

Diese letzten Bilder künden uns ein Drittes in der Kunst Segantini's. Die Wandlung des Dorfleben- und Höhenmalers zum Symbolisten. Seine ganze Weltanschauung, in der sich buddhistische neben christlichen, darwinistische neben mystischen Elementen finden, ward schließlich so durchdrungen von Naturempfinden, daß Beides zu einem Ganzen verschmolz. Vorgänge im Menschenleben und im Naturleben ergänzen sich gegenseitig, spiegeln sich gegenseitig wieder, kleiden sich, die Einen in die Formen der Anderen. Sünde und Schande, Hochgefühle der Liebe und dumpfe Schwermuth, melancholisches Lächeln und die Süße des Schmerzes, Frühling und Winter, Herbst und Sommer — fließen ineinander in diesen Allegorien und Symbolen . . .

Da auch einige decorative Arbeiten und ein Freilichtporträt, das der Schwester des verstorbenen Berliner Kunstmäcens Königs, bei Keller & Reiner jetzt zu sehen sind — so ist's wirklich eine ausreichende Kennzeichnung der Kunst des großen Todten, die uns zur Zeit hier geboten wird.

Und noch einmal — er ist nicht todt, er lebt unter uns und wird uns Alle weit, weit überleben . . .

Franz Skarbina.

Von den Gipfeln dieser Höhenkunst steigen wir herab in die Niederungen unseres Alltagslebens, wenn wir für einen Augenblick noch bei Paul Cassirer eintreten. Wenige Tage vor Beginn der Secessions-Ausstellung eröffnete dort einer ihrer früheren Leiter eine eigene Sonderausstellung . . . Alltagsleben in den Niederungen — gewiß, in dieses versetzt uns Franz Skarbina. Aber er weiß uns von ihm mit Geschmack und Geist vorzuplaudern und mit einer immer gleich sichtlichen Freude an Farbenproblemen. Mitunter wird diese zur Hauptsache. Harmonien von Braun und Blau, wie der „französische Fischer", von Grau und Grün, wie der „Backofen", von Roth und Grau, wie im „Rauhreif", von Opal und dunklem Graugrün, wie im Pastell „Abendhimmel", ließen sich einige dieser Bilder nennen. Und selbst da, wo der Maler uns was zu erzählen hat — und er thut es gern — schmücken seine Erzählungen coloristische Pikanterien und geistreiche Paletten-Einfälle. Wenn er z. B. ein Liebespaar in schwüler Frühlingsnacht unter blühenden Kastanienbäumen am Lützow-Ufer dichtumschlungen lustwandeln läßt, wenn er uns eine modische Spaziergängerin spät Nachmittags am Landwehrcanal in der Königin-Augusta-Straße zeigt, während westlich hinter den Baum-Silhouetten Abendgluth am Himmel steht, die mit den gelben Gasflammen der Straßenlaternen sich im Wasser spiegeln, in das, an der Balustrade lehnend, ein Droschkenkutscher hineinschaut; oder wenn er eine junge Mutter, die ihr Liebstes verlor, in tiefer Trauerkleidung, gegen das lichterstrahlende und farbenfunkende weihnachtliche Schaufenster eines Spielwaarenladens stellt, vor dem jauchzende Kinder sich drängen; ja selbst da noch, wenn er uns in eine Hamburger Matrosenschenke oder in einen holstein'schen Wurstladen führt. Ueberall das Bestreben, über die bloße Illustration hinauszukommen.

J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

Goethe und Friederike Brion.

Der größte Theil der gebildeten Welt ist heutzutage der Ansicht, daß alle die Beschuldigungen, die gegen Friederike Brion erhoben wurden, in der Hauptsache gerechtfertigt seien, obwohl die gelehrten Goetheforscher die darauf bezüglichen Beweisführungen niemals anerkannten. Lassen Sie uns die Sache aber auch einmal vom psychologischen Standpunkte betrachten, der, wie uns bedünken will, etwas zu sehr vernachlässigt worden ist; und fragen wir uns vor Allem, in welchem Licht Goethe dabei erscheint.

Die Herren Ankläger beginnen damit, daß sie sagen: „Friederike Brion, die man irrigerweise ein echt deutsches Mädchen genannt hat,

Digitized by Google

war von normännisch französischer Abkunft, daher die Unbeständigkeit ihres maßlos weichen Wesens". Im Gegensatz hierzu erschien sie Goethe sowohl ihrer Erscheinung, als ihrem Wesen nach als Urbild einer echt deutschen Tochter. Goethe wird also schon hier als ein schlechter Menschenkenner bezeichnet. Da Friederike schon in Folge ihrer Abstammung leichtsinnig war (die Herren scheinen anzunehmen, daß jede Französin leichtsinnig sei), wurde Goethe von einer ländlichen Cocette an der Nase herumgeführt, indem er sie für eine züchtige Jungfrau hielt. Wir haben geglaubt, um als Dichter Menschen schildern zu können, müsse man auch Menschenkenner sein; aber die Herren belehren uns eines Anderen.

In zweiter Linie wird behauptet, daß Friederike durch Goethe verführt worden sei. Wir wissen, daß er sie geliebt hat, wie vordem keine Andere. Wir wissen, daß er entzückt war von ihrer Anmuth, von ihrer reinen Unbefangenheit, von ihrem gesellschaftlichen Talent, von der süßen „Jugendblüthe dieser lieblichen Gestalt, von dem Blick voll Treu und Güte". Wir wissen, daß er ihr die zartesten und innigsten Lieder gewidmet hat. Wir wissen, daß er jede Stimmung, die ihn beherrschte, poetisch zum Ausdruck bringen mußte. Wenn er nun mit Friederike den höchsten Liebesrausch gefeiert hätte, so wäre das die Krönung eines immer inniger und immer zärtlicher werdenden Liebessehnens gewesen, von dem es ganz undenkbar ist, daß es nicht in flammender Schrift in seinen Dichtungen zum Ausdruck gekommen wäre. Statt dessen lesen wir nur von schmollenden Gesichtern und von Verstimmungen aller Art, die nur darauf zurückgeführt werden können, daß Göethe sich zu dem erwarteten Verlöbniß nicht entschließen konnte, und, nach langem Schwanken, es vorzog, den Verkehr mit Friederiken ganz aufzugeben. All' das kommt für die Herren nicht in Betracht. Sie sehen in Goethe einen zweiten Casanova, der jedes hübsche Mädchen, das er erreichen konnte, sofort verführte. Wir waren bisher der Ansicht, daß der Mann, der im Weibe nur das Geschlecht liebt und die sinnliche Schönheit, nicht das Zeug zum Dichter habe. Nur der, glaubten wir, der über die Sinnlichkeit hinweg, in der Frau die Anmuth und Hoheit des Geistes, die Heiligkeit des Herzens bewundert und verehrt, nur der könne sich in der Liebe das Feuer der Begeisterung holen, das ihn in höhere Sphären hebt. Die Herren belehren uns auch hier eines Anderen. Auch hier ist es ihnen nur um die Thatsache, um den Act zu thun. Alles Andere kümmert sie nicht. Deßhalb wird consequenterweise behauptet, Goethe habe Friederike zur Mutter gemacht; er habe sich aber nicht das Mindeste um ihr Kind bekümmert, obwohl er noch in Correspondenz mit Friederiken stand, als es zur Welt kam. Sollen wir Goethe eine solche Herzlosigkeit, eine solche Roheit, eine solche Niedrigkeit der Gesinnung zutrauen? Daß er sich auch nicht ein Mal nach ihrem Befinden erkundigt?

Es unterliegt nun wohl keinem Zweifel, daß über Friederike, nachdem Goethe sie verlassen hatte, der Klatsch in seiner fürchterlichen Gestalt hereinbrach. Die liebenswürdige, gastfreie Familie und das gemüthliche Pfarrhaus waren schon längst ein Stein des Anstoßes und ein Ziel giftigsten Hasses und Neides unter der katholischen Geistlichkeit und der katholischen Bevölkerung. Es läßt sich denken, daß für den Bruch mit Goethe die allerbedenklichsten Gründe herausgefunden und der armen Friederike zur Last gelegt wurden. Ueberdieß kennt man auf dem Lande ein anderes als ein sinnliches Liebesverhältniß gar nicht. Gemeinheit nennt man, nebenbei gesagt, in Elsaß, was wir Liebenswürdigkeit, Leutseligkeit nennen. Alles Maß des Vernünftigen überschreitet aber die Beschuldigung, sie, die evangelische Pfarrerstochter, habe von dem katholischen Kaplan ein Kind empfangen. Diese Behauptung trägt den Stempel ihrer Herkunft deutlich an der Stirne.

Goethe hat Friederike nach acht Jahren wieder besucht und schreibt an Charlotte von Stein von der vortrefflichen Aufnahme, die er dort gefunden habe; er ist entzückt von dem Edelmuth Friederikens und von der Güte der Eltern. Die Herren behaupten, Goethe sei gekommen, um sein Wort einzulösen und Friederiken seine Hand anzubieten; habe es aber unterlassen müssen, da er sie in hochinteressanten Umständen gefunden habe. Nun müssen wir aber doch fragen, wie kommt Goethe dazu, ohne allen Grund an die Stein solche Lügen zu schreiben? Die Stein wußte von keinem Sesenheim und von keiner Friederike; aber in der Freude seines Herzens mußte er es der Freundin mittheilen, daß er sich mit dieser Familie nun vollständig ausgesöhnt habe, gegen die er sich immer noch verschuldet fühlte. Wäre die Behauptung der Herren richtig, so hätte er, als nur halbwegs vernünftiger Mensch, über Sesenheim sein säuberlich still geschwiegen.

Nun kommen wir zu „Wahrheit und Dichtung". Da müssen wir doch vor Allem fragen: wie kommt Goethe dazu, die Sesenheim-Idylle zu schreiben, wenn sich dort nur Abscheulichkeiten zugetragen haben? Die Herren führen als Grund dafür an, daß man nicht nur in Sesenheim, sondern auch in Straßburg, nach Goethe's Abgang nicht gut von ihm gesprochen habe. Es war allerdings vierzig Jahre her; aber böse Zungen sterben nicht aus. So erzählte man sich, daß ein Pastetenbäckerjunge, der in Straßburg herumlief, ein Sohn von Friederike sei. Er, der Pastetenbäckerjunge war zwar auch schon 20 Jahre todt; aber die Herren sahen ihn immer noch in den Köpfen der Straßburger herumlaufen und nehmen deßhalb an, das sei Grund genug für Goethe gewesen, um sich von der Sesenheimer Geschichte rein zu waschen, indem er ihr einen ganz anderen Anstrich zu geben suchte. Sollen wir das glauben? Sollen wir glauben, daß Goethe so unklug war, die Sesenheimer Frage an die Oeffentlichkeit zu bringen, wenn irgend welche Schuld sein Gewissen dabei gedrückt hätte? Wer in aller Welt wußte etwas von Sesenheim und seiner Friederike ohne „Wahrheit und Dichtung"? Auch haben die neuesten Forschungen ergeben, daß Goethe darin Alles mit Stillschweigen übergangen hat, was ihn in der Erinnerung peinlich berühren konnte. Wenn aber je der Pastetenbäckerjunge dennoch in einem oder dem anderen Kopf der Straßburger gespukt haben sollte, so war das doch sicher kein Grund für Goethe, die lieblichste aller Idyllen zu erfinden. Auch wäre er dazu gar nicht im Stande gewesen, denn dichten und lügen ist zweierlei. Eine so innige und herzliche Schilderung von Erlebnissen wird nur Dem gelingen, der sie erlebt hat, und Goethe hat vor Allem stets seine eigenen Stimmungen vor uns aufleben lassen in ungeschminkter Weise; aber gewiß nie das Gegentheil von dem, was er erlebt hat. Was ihn über Friederike zu schreiben veranlaßte, sagt er uns sehr deutlich in den „Spiegelungen". Da heißt es: „Das lange Zeit fortgehegte Bild wogt innerlich lieblich und freundlich hin und her, viele Jahre im Innern. Das liebevoll früh gewonnene, lang erhaltene wird endlich in lebhafter Erinnerung nach außen ausgesprochen." — Das also ist es, was Goethe veranlaßt hat, die Sesenheim-Idylle zu schreiben: sein innerer Drang war es, und nicht der Pastetenbäckerjunge, der vor 20 Jahren in Straßburg herumlief. Die Herren belehren uns allerdings eines Anderen.

Ferner schreibt er in den „Spiegelungen" von Friederike, dem Mädchen, das er bei seinem letzten Besuch in so schimpflicher Verfassung getroffen haben soll und von der er in den Zeitungen lesen mußte, daß sie, eine evangelische Pfarrerstochter, einem katholischen Caplan ein Kind geboren habe, von diesem Mädchen schreibt er: „Es entsteht die Möglichkeit, sich eine zweite Gegenwart zu verschaffen und Friederike von ehemals in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu lieben. So kann sie nun, ungeachtet alles irdischen Dazwischentretens sich auch wieder in der Seele des alten Liebhabers eine holde, werthe belebende Gegenwart lieblich erneuen." Eine schönere Rechtfertigung als diese Worte könnte es für Friederike nicht geben. Die Herren sehen aber darin nur ein Anerkenntniß von Goethe's Schuld, weil er die Beschuldigungen mit keinem Worte erwähnt! Daß er es unter seiner Würde findet, des sinnlosen Klatsches auch nur mit einer Silbe zu erwähnen, das glauben die Herren nicht; sie sind vielmehr der Ansicht, daß er schweige, weil er nichts zu sagen wisse.

Zum Schluß möchten wir noch erwähnen, daß Friederike in Meisenheim begraben liegt. Ein Fremder ließ sich das Grabmal zeigen auf dem, neben Friederikens Bildniß, die Worte stehen: „Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie, so reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh." „Ja, ja," meinte der Todtengräber, „die Aermste ist am Sonnenstich gestorben." — Die Beweisführung der Herren hat uns manchmal an diese Todtengräberlogik erinnert; auch war wohl schon für Manchen die Dichtersonne ein Sonnenstich.

Ulm a. D. Adolf Wechßler.

Notizen.

Hauptblätter der graphischen Kunst des 15.—18. Jahrhunderts in getreuen Nachbildungen. Herausgegeben und verlegt von Fischer & Franke, Berlin. Preis jedes Blattes 25 Pf. Wir haben hier ein Werk vor uns, das insofern einzig dasteht, als es bei außerordentlich billigem Preise in denkbar getreuen Nachbildungen einen guten Theil jener herrlichen Schätze der Kunst der Vergangenheit den weiten Volksschichten erschließt, welche bisher nur den Bemittelten und eigentlichen Kunstfreunden zugänglich waren. Auf die Ausführung und Ausstattung der schönen Blätter ist die größte Sorgfalt verwendet. Insbesondere hat sich der Verlag mit feinem Verständniß für die in der Art des Materials begründete künstlerische Wirkung bemüht, auch das Papier der Hauptblätter in Structur und Färbung den Originalen täuschend ähnlich fertigen zu lassen. Mögen die Blätter erreichen, was sie bezwecken: die Freude am Genusse guter Kunst überall zu verbreiten.

Lena S. Roman von W. Meyer-Förster. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Das Erscheinen eines neuen Romans von Wilhelm Meyer-Förster, dem schnell berühmt gewordenen Verfasser von „Alt-Heidelberg", wird Interesse erwecken. Die Handlung des neuen Romans ist fesselnd erfunden; besondere Anerkennung verdient der technische Aufbau. In der Heldin seines Romans, die wir von der „kleinen Lena" sich zur vollendeten Weltdame entwickeln sehen, hat Meyer-Förster mit intimer Kenntniß der Frauenpsyche eine Gestalt geschaffen, die jedem Leser unvergeßlich bleiben wird. Der Hauptwerth des Romans liegt in der überaus feinen und zarten Schilderung seelischer Zustände und Conflicte; er darf ganz besonders auch der deutschen Frauenwelt empfohlen werden.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

3. und 4. Teil.
Herausgegeben von **La Mara.**

2 Bde. Mit je 2 Abbildungen. Etwa 24 und 26 Bogen. 8°. Jeder Band geh. ℳ 6.—, geb. in Ganzleinw. ℳ 7.—.

A. u. d. T.: Franz Liszt, Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Band VI u. VII.

Hiermit gelangen Liszts Briefe an die Fürstin Wittgenstein zum Abschluss. Die letzten 25 Jahre seines Lebens umfassend, geben sie von der unentwegten Treue seiner Beziehungen zu ihr Kunde. Über seinen Eintritt in den geistlichen Stand, sein Verhältnis zu den ihm Nächststehenden, zu Wagner u. Bayreuth, zu den Besten u. Grössten seiner Zeit, über sein Schaffen, Denken u. Fühlen empfangen wir Aufschluss in diesen intimsten Bekenntnissen, die sich als das herrliche Vermächtnis des grossen Künstlers und Menschen an das Interesse aller Gebildeten wenden.

Carl Bleibtreus Illustr. Schlachtenschilderungen:

Neu:

Amiens-St. Quentin.

Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—20. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Le Mans.

Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—15. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von Roßberg & Berger in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte der Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872—1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Schriftsteller,

die v. ihr. Arbeiten schnell e. belieb. Anz. **Copien** resp. **autograph. Abzüge** wünschen, brauchen nur **Concept** zu send. an **Dr. Lunze's** Dresd. Copir-Anst., Dresden IX.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: **Herm. Oesterwitz, Dessau.**

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von

A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** ℳ 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ 4.
Salomon Süditalien. ℳ 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 2. Mai 1903. 32. Jahrgang Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Höhere Politik. Von Caliban. — Freihändler über die Wirkung der Handelsverträge. Von Kurd von Strantz (Berlin). — Kaufmännische Schiedsgerichte. Von Mil Richter (Leipzig). — **Litteratur und Kunst.** „Herodes und Mariamne" und „Monna Vanna". Eine Tragödie und eine Komödie. Von O. Wentorf. — Selma Lagerlöf. Von Alfred Semerau (Charlottenburg). — **Feuilleton.** Christl. Von Emil Ertl. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Die siebente Ausstellung der Berliner Secession. II. Von J. Norden. — **Offene Briefe und Antworten.** Ehre, wem Ehre gebührt. Von Dr. Grävell. — Zu „Pelleas und Melisande". Von Obronski, Impekoven & Cie. — Notizen. — Anzeigen.

Höhere Politik.

Der New Yorker Diplomat Speckie beschäftigt die Aufmerksamkeit Europas in so hohem Maße, daß selbst ein nicht gewöhnlicher Ehrgeiz dadurch befriedigt sein muß. Mit Spannung studirt die politische Welt Sternburg's neue Methode, Amerika friedliebend zu machen. Daß der deutsche Botschafter als Einziger am Bahnhof erscheint, um dem großen Roosevelt glückliche Reise zu wünschen und seine ein bißchen eigenthümlichen Späße mit breitem, dankbarem Lächeln zu quittiren; daß die Gemahlin dieses Staatsmannes amerikanische Sitten in der deutschen Botschaft einführt und Onkel Sam zu Liebe eine Palast-Revolution heraufbeschwört — alles das weicht vom würdigen Althergebrachten bereits weit ab. Immerhin könnte es als Ausfluß übertriebener Anfänger-Beflissenheit gelten, die mit der Zeit von selber nachlassen wird und sich zwanglos aus einem Mangel an diplomatischem Tact erklärt. Aber Speck von Sternburg setzt seine brünstigen Bemühungen um Amerikas Gunst fort, trotzdem nun auch die kaiserliche Einladung nach Kiel unhöflich abgelehnt worden ist und Staatssecretär Hay die Affronts unablässig häuft, ohne von Roosevelt irgendwie gerüffelt zu werden. Washington scheint es förmlich darauf abzusehen, das Deutsche Reich und seinen gekrönten Vertreter zu kränken. Nutzlos verschwendet ist all' unsere Liebenswürdigkeit. Die Reise des Prinzen Heinrich, die stimmungsvolle Meteor-Taufe — was ist von alledem übrig geblieben, als der ulkige Proceß zweier Sectfirmen? Ziellos wie der Heinebrunnen irrt die freundschaftlich angebotene Statue des Alten Fritz im ungastlichen Lande umher. Zum Lohn für all' unser heißes Werben überraschen uns amerikanische Politiker mit der Eröffnung, daß während des Venezuela-Rummels der Frieden mit Deutschland nur noch an einem Haar gehangen habe. Ausschließlich den heroischen Anstrengungen der Regierung sei es zu danken gewesen, daß die durch Prinz Heinrich und Miß Ally angeblich verbrüderten Nationen heute nicht in erbittertem Krieg mit einander liegen.

Unter diesen Umständen scheint der gegen Baron Speck erhobene Vorwurf berechtigt, er beurtheile den amerikanischen Volkscharakter grundfalsch, wenn er jenseits des großen Grabens durch Schmeicheleien und Verbeugungen staatsmännische Triumphe zu erzielen hoffe. Je besser man den Yankee behandle, desto gröber werde er. Diese Menschenart vertrage trotz ihrer schlechten Zähne und ihrer principiell verdorbenen Magen ganz gewaltige Mengen von Süßigkeiten. Was sie aber dafür als Gegengabe biete, sei nichts Appetitliches, wenn auch im Lande der genialen Spucker Alltägliches und Selbstverständliches.

Speck's Methode müßte thatsächlich als plump und thöricht belächelt werden, wenn sie darauf abzielte, Deutschland und Nord-Amerika zu wirklichen Freunden zu machen. Sam verlangt aufrechte Männlichkeit und ein trimmes Gebahren, entschiedene, straffe Haltung und nationalen Stolz von denen, die er achten und lieben soll. Wer sich selbst klein macht und sich seinen ergebenen Diener nennt, den behandelt er en canaille. Wie man Nigger behandelt. Nirgendwo ist der autokratische Zug, die unverhohlene Brutalität der Tyrannei stärker als im freien Lande Amerika. Das Alles wissen unsere Staatsleiter, weiß Wilhelm II. selbstverständlich so gut wie wir. Schlägt er dennoch einen anderen Weg ein, so ist es gewiß, daß er zu dem Ziele nicht gelangen will, das kurzsichtige Politiker ihm unterschieben.

Alle Welt kennt das königliche Wesen des deutschen Kaisers, seinen hohen Begriff von der Herrscherwürde zu gut, als daß man ihm zutrauen könnte, er laufe irgend Jemandem nach, der solche Zärtlichkeit mit Hohn und Grobheit bezahlt. Es ist gewiß, daß die Liebenswürdigkeiten, welche Wilhelm II. beispielsweise den Franzosen erwiesen hat, zum Theil der gebefreudigen Natur des Herrschers entsprungen sind, daß sie aber andererseits ganz bestimmte politische Zwecke verfolgen. Aehnlich muß möglicher Weise seine so heftig angefeindete Haltung im Burenkriege beurtheilt werden. Es liegt dem Kaiser Nichts daran, sich mit Frankreich zu verfeinden, er wünscht vielmehr die starken Pariser Antipathien zu besiegen und auch den Boulevards eine ruhige Auffassung des Anno 1871 Geschehenen zu ermöglichen. Ob die Höflichkeit die gewünschte Wirkung erzielen wird, bleibt fraglich; bei der gallischen Sinnesart und dem vornehmen Empfinden des gebildeten Culturvolkes ist die Möglichkeit dazu jedenfalls vorhanden. Weßhalb Wilhelm II. England poussirt, liegt weniger klar auf der Hand. Es wird klarer, wenn man Speck's Reden und Treiben in Washington zum Vergleiche heranzieht und sich vergegenwärtigt, daß er seine Capriolen keineswegs auf eigenes Risiko wagen darf. Er marschirt gebundene Route und schwenkt ein, wie nach einem noch nicht antiquirten Worte Bismarck's die Botschafter einschwenken sollen: wie Unterofficiere.

Digitized by Google

Des Kaisers Liebe gilt seinen Kriegsschiffen. Deutschlands Zukunft liegt ihm auf dem Wasser. Selber noch diese Zukunft zu erleben, muß sein glühender Wunsch sein. Aber noch ist diese unsere Flotte fast lächerlich klein. Noch darf ihr keine Kraftprobe zugemuthet werden. Darum wurde Schönfelder belobt, als er vor Samoa einem Zusammenstoß mit englischen und amerikanischen Kreuzern behutsam aus dem Wege ging; darum mußte Diederichs von Manila zurück, als das deutsche Geschwader dem Seehelden Dewey ernsthaft lästig wurde. Wir sind einstweilen den Gegnern zur See nicht gewachsen. Daß sie unsere Gegner sind, empfindet Niemand mehr als sie, die mit Wuth im Herzen dem Aufblühen unserer Marine zuschauen, und die das sehr richtige Empfinden haben, dem gefährlichen Nebenbuhler müsse so bald wie möglich der Kragen umgedreht werden, ehe er für solche Prozedur zu kräftig geworden ist. Wilhelm II. sorgt mit Hingebung dafür, daß dergleichen blutige Gedanken sich nicht in Thaten umsetzen können. Er feiert England, er läßt den Amerikanern dicke Speckbraten in den Rachen werfen; er geht freundlich auf die Wünsche der beiden bösartigen Cumpane ein und opfert ihnen zuweilen sein gutes Recht, wie in der Samoa-Frage, verschenkt unter Umständen eine Hose für einen Hosenknopf, nur um die Oger bei einigermaßen guter Laune zu erhalten. Der Kaiser will keinen Kampf, aus sehr simplem Grunde. Aber ruhelos arbeitet er an der Vervollkommnung des deutschen Flottenmaterials und an seiner Vergrößerung. Schon liegen dem Reichstage neue Marine-Tabellen vor. Es fehlt nur noch die Mehrheit, die mit seinen Augen in die Zukunft blickt und dem Kaiser giebt, was in diesem Falle des Kaisers ist. Dann würde vielleicht sehr bald der Tag erscheinen, wo Teddy Roo keine Bahnhofsspäßchen mehr wagt und wo ein neuer Burenkrieg anders ausginge. Caliban.

Freihändler über die Wirkung der Handelsverträge.*)

Von Kurd von Strantz (Berlin).

Drei freisinnige und darum natürlich freihändlerische Professoren Süddeutschlands, Brentano und Lotz in München und Fuchs in Freiburg i. Br., haben wissenschaftlich den Ruhm der Caprivi'schen Handelsverträge stützen wollen und lassen aus ihren volkswirthschaftlichen Seminaren Abhandlungen tüchtiger Hochschüler erscheinen, die gewöhnlich nach dem Herzen ihrer Meister sind. Hier liegt jedoch ein treffliches Kuckucksei im freihändlerischen Nest vor, und dem Herausgeber ist der Kampf zwischen wissenschaftlicher Wahrheit und handelspolitischer Ueberzeugung sicherlich nicht leicht geworden, was ich dem liberalen Professor Dr. Fuchs zur besonderen Ehre anrechnen will. Der werthvolle Beitrag selbst ist aus der Feder eines Balten, der also unserer Handelsvertragspolitik Caprivi'scher Prägung durchaus sachlich gegenübersteht und am russischen Adoptivvaterland ein warnendes Beispiel einer verkehrten Hochschutzpolitik zur Aufpäppelung einer künstlichen Industrie hat. Bekanntlich ist es ein Glaubenssatz der Freihändler, daß nur der begehrliche Großgrundbesitz Vortheil von einem Steigen der Getreidepreise hat, da der Bauer eigentlich alle Körnerfrucht im Haushalt verbrauche oder verfüttere. Wovon er sich kleiden, Steuern zahlen und Wirthschaftsgeräthe anschaffen soll, davon weiß der unwissende Verstand des handelspolitischen Freisinns Nichts. Nun prüft hier ein junger Gelehrter die Verhältnisse des kleinbäuerlichen und gewerbreichen Reichslandes, um zu einem beschämenden Ergebniß für die Heldenthat des beschränkten Generals zu kommen, der keineswegs ein stumm gehorchender Unterofficier, sondern ein eigensinniger, colonialfeindlicher Anhänger seines Rathes, Excellenz Goering, war, der bei des Officiers mangelnder volkswirthschaftlicher Bildung natürlich ein leichtes Spiel hatte. Der Krebsschaden unserer Diplomatie, die sich größtentheils aus völlig unvorbereiteten Herren, frisch vom Sattel, recrutirt, Herren, welche nicht immer über das nur formale eingepaukte Wissen der Referendarsprüfung verfügen, ja öfters noch nicht einmal das Gymnasium durchgemacht haben, erklärt sich bei dieser sinnwidrigen Verwendung von sonst vielleicht ganz tüchtigen Officieren. Die spätere amtliche Erfahrung kann selten diesen ursprünglichen Mangel ergänzen und setzt einen erheblichen Fleiß voraus, der gerade den gallopins unserer Gesandtschaften mit ihrem geisttödtenden Gesellschaftszwang besonders erschwert wird. Beklagte sich der Staatssecretär des Auswärtigen Amtes schon mit Recht über die Unzulänglichkeit der Gerichtsassessoren für den Consulatsdienst mangels jeglicher praktischer volkswirthschaftlicher Kenntnisse, so darf man vom diplomatischen Leutnant in dieser Beziehung überhaupt nicht reden. Freilich ist ja die geschichtliche und volkswirthschaftliche Weisheit unserer Beamten überhaupt schwach, und doch liegt gerade im auswärtigen Dienst der Schwerpunkt der Vorbildung auf diesen Wissenszweigen. Bankhaus und Handelskammer sind nur Theile dieser erforderlichen praktischen Kenntnisse, da der Handel sich durch Presse und vielvermögende Geldleute schon bemerkbar macht, während die Volkskraft nicht in dessen Vermittelungsgeschäft, sondern in der Landwirthschaft und im Gewerbe jeder Art liegt. Auch hier wird häufig nur die Industrie gehört. Daher muß der Consul nicht allein den deutschen Getreide-Einführer hören, sondern auch die Wirkung auf die heimische Landwirthschaft beurtheilen können. Versteht er es nicht im Ausland, so wird er als vortragender Rath unbewußt zum Anwalt des internationalen Handels und damit des Auslandes, was wir unter Caprivi erlebt haben und wofür jetzt wieder bedenkliche Anzeichen vorliegen. Doch kehren wir zur volkswirthschaftlichen Untersuchung über unser westliches Grenzland zurück, das sicherlich keinen ostelbischen Junker kennt, der sich vom Brod der armen Arbeiter bereichern will, obwohl der Hauptgewinnst in die Tasche des Getreidehändlers, Müllers und Bäckers fließt, eine Thatsache, die den volksfreundlichen Freihändler nicht weiter anficht. Er nennt sich freilich nicht mehr gern Freihändler, sondern lieber Handelsvertragsfreund, obgleich selbst der böseste Agrarier vernünftige und gerechte Handelsverträge gar nicht bekämpft. Das Land der fast schon bedenklichen Zwergwirthschaft, da selbst Lothringen kein eigentliches Güterland ist, leidet schwer unter dem jüdischen Getreidehandel Mannheims, der mit billiger Brodfrucht das Land überschwemmt und die kleinbäuerliche Arbeit ertraglos macht. Gemüse- und Obstbau sind durch die Oeffnung der Grenzen schutzlos geworden. Also gerade der Kleinbauer und Gärtner sind in diesem Gebiete eindringlichster Bodenbearbeitung in einen dauernden Nothstand versetzt, dessen Vortheil lediglich dem großcapitalistischen Einfuhrhandel zufällt. Mir scheint aber der berühmte kleine Mann bedeutend werthvoller als der Großhändler, der durch seinen nicht immer redlich erworbenen Reichthum die berechtigte Begehrlichkeit der Menge weckt und der Nährvater der Socialdemokratie ist. Während die Nachbarländer, Frankreich und die Schweiz fast unübersteigliche Zollschranken errichteten und den Schutzwall noch stetig erhöhten, erniedrigte das selbstlose Deutschland seine Schutzzölle und vernichtete nachweisbar gerade die Leistungsfähigkeit des kleinbäuerlichen Betriebes, der auch ohne Getreidebau nicht leben kann. Während das Elsaß bei ungenügenden Viehzöllen von der schweizerischen Einfuhr erdrückt und somit selbst die Viehzucht unlohnend wird, deren Erhaltung jetzt sogar der Freihandel gnädig der Landwirthschaft zugestehen will, verschließt Frankreich seinem ehemaligen Grenzland die Thore. Der französische Absatz war aber früher

*) Leo Berkholz, Die Wirkung der Handelsverträge auf Landwirthschaft, Weinbau und Gewerbe in Elsaß-Lothringen, Tübingen 1902, Mohr. Pr. 7 Mk.

Digitized by Google

trotz der dichten Bevölkerung ein Erforderniß zum Gedeihen der bäuerlichen Wirthschaft.

Am meisten haben jedoch zwei Hauptnahrungszweige des kleinbäuerlichen Betriebes gelitten, deren hoher Ertrag einen Ausgleich durch Uebergang zu anderer Bodenbestellung nicht gestattet. Einen Weinberg und ein Hopfenstück kann man nicht beliebig in einen Kartoffelacker verwandeln, will man sich nicht selbst an den Bettelstab bringen. Ein Händler kann wohl heute mit Hosen, morgen mit Effecten und schließlich mit Hasenfellen schachern. Ein Bauer ist aber an eine Bodenart gebunden, dessen Eigenschaft und Größe unveränderlich sind. Eine Ausnützung der Conjunctur ist selten möglich. Beim Parcellenbetrieb kann man wohl die Hackfrucht ändern und andere Gemüsearten einführen, aber die wesentlichen Bestandteile der Bodenbestellung sind feststehend. Selbst die Schweineaufzucht kann häufig dem Wechsel der Marktlage nicht folgen, und nach beendeter Mast sind beim Preisrückgang die Borstenthiere unverkäuflich. Der Landwirth verlangt daher dauernde mittlere Preise wie jeder ordentliche Betrieb. Auch Handel und Industrie wollen angeblich nur feste Aussichten mittelst der Handelsverträge. Trotzdem lebt die Mehrzahl des Händlerthums von ungesunder und häufig unehrlicher Speculation, die sich auch schon der Industrie bemächtigt hat. Aber die schweren Industriekrisen sollten doch eine Lehre sein, der Bankwelt nicht mehr einen solchen Einfluß auf das Großgewerbe zur treibhausartigen Ausnutzung der Conjunctur zu belassen, der zu verhängnißvollen Rückschlägen führen muß, wie wir seit zwei Jahren mit schweren Verlusten an unserem Volksvermögen wiederum erfahren haben.

In den Reichslanden mit 231947 landwirthschaftlichen Betrieben entfallen 83,87 vom Hundert auf Wirthschaften bis 5 ha = 20 Morgen. Bloß 0,25 vom Hundert sind Güter über 100 h = 400 Morgen, also im teilweise leichten, lothringischen Boden kaum ein wirklicher Großgrundbesitz. Trotzdem sind 43,39 vom Hundert der landwirthschaftlich genützten Fläche mit Getreide und Hülsenfrüchten bestellt, wobei zu berücksichtigen ist, daß in diesem hochcultivirten Lande doch noch 5,75 vom Hundert der Ackerfläche Brache sind, was einen Rückgang der Bodenbearbeitung bedeutet, da man lieber Düngung und Bestellung spart, als den zwanzigsten Theil des Ackerbodens auch noch unter den Pflug nimmt. Die Aufforstung in Lothringen entzieht ebenfalls der Landwirthschaft sonst ertragreiche Strecken, die aber jetzt unlohnend geworden sind. Trotzdem hat die Getreide-Einfuhr jährlich noch 803 209 dz zu decken, einen Betrag, den eine intensive Landwirthschaft wohl aufbringen könnte, lockte sie der Ersatz ihrer Mühen. Lothringen allein könnte die erforderliche Menge erzeugen, da der Wald häufig auf gutem Ackerboden steht. Der Hagenauer Forst und die Waldungen der Rheinebene sind andererseits auch guter Weizen- und Roggenboden. Das Gebirge reicht völlig für einen im Interesse der Landescultur nöthigen Waldbestand aus. Die ziemlich häufigen und unwirthschaftlichen Hutungen sind besser mit Holz zu bestocken, da sie nur eine magere Weide liefern. Dem nicht fachmännisch vorgebildeten Verfasser der Schrift entgeht dieses Verhältniß, so daß er an die Nothwendigkeit einer Getreide-Einfuhr glaubt, die bei einem guten Zollschutzsystem übrigens der deutsche Osten spielend ausschalten könnte. Man hätte nur nötig, den amerikanischen Weizen und russischen Roggen für nicht so billiges Geld bis zum Oberrhein zu fahren, während unsere Eisenbahntarife und die Aufhebung des Identitätsnachweises nebst den Zollvergütungen für die Ausfuhr die Versorgung des bevölkerten Westens mit Brodfrucht aus dem heimathlichen Osten einfach verhindern. Selbst die Schweiz verschmäht jetzt unser benachbartes Getreide und lebt von der überseeischen Mannheimer Getreidezufuhr über die holländischen Häfen.

Ein Uebergang zum Anbau von Handelsgewächsen, deren Preise ebenfalls schon gedrückt sind dank der italienischen und algerischen Zufuhr, würde auch die Parcellenwirthschaften vernichten, deren Dasein trotz der nothwendigen Nebenbeschäftigung in der Industrie oder im Handwerk doch nur kümmerlich ist. Der freundliche Rath des Händlerthums, statt Getreide lieber die lohnendere Zwiebel zu bauen, würde einen zu großen Bruchtheil jüdischer Bevölkerung voraussetzen, um diese sicherlich sehr gesunde Frucht vertilgen zu können. Ein Uebermaß der Erzeugung würde natürlich auch die Folge einer solchen Vermehrung des Anbaues einzelner Handelsgewächse sein. Gerade Elsaß-Lothringen liefert den Beweis, daß ein richtiges Verhältniß zwischen Getreidebau und der mehr gartenmäßigen Cultur von Gemüse- und Handelsgewächsen bestehen muß und für die Volksernährung erforderlich ist. Der anscheinend wesentlich lohnendere Tabak- und Weinbau müßte vom Rückgang der Bodenbestellung mit Korn Vortheil ziehen. Aber in diesem Tabak- und Weinland erblicke ich ein immer verderblicher werdendes Darniederliegen dieser sonst so einträglichen Betriebe. Während die Preise der Körnerfrucht um ein Drittel gesunken sind, wächst die billigere Einfuhr der Großhändler und Großmüller stetig, und dabei muß der kleinste Landwirth 20—25 Ctr. verkaufen, wie amtlich festgestellt ist.

Unsere zollpolitische Schwäche gegenüber Italien, um den unsicheren Cantonisten beim Dreibunde zu halten, der zum Dank bald den französischen Handelsvertrag abschloß, hat den kleinbäuerlichen Weinbau, den größten des Reiches, fast ertraglos gemacht, ohne die italienischen Hoffnungen zu erfüllen. Nur das schmähliche Gewerbe der Kunstweinherstellung hat unredlichen Nutzen davon gezogen. Machte schon der billige Verschnittwein, der zur Hälfte des sonstigen Zollsatzes in's Inland gelassen wird, dem Landwein, der sonst nicht weiter absetzbar ist, einen unlauteren Wettbewerb, so wirkt die fast freie Traubeneinfuhr zur Weinbereitung beinahe vernichtend. Der kräftige Farbstoff der italienischen Trester ermöglicht einen mehrfachen Aufguß, so daß von einer kleinen Menge italienischer Trauben eine ungeheuere Fässerzahl sogenannten Weines gewonnen werden kann, mit dem kein wirklicher Wein im Preise streiten kann. Dies sieht jetzt selbst der Freihändler ein, wie wir oben mitgetheilt haben. Aber erst mußte der arme Winzer fast an den Bettelstab gebracht werden, ehe diese voraussichtliche Wirkung der Zollermäßigung erkannt wurde. Der damalige Staatssecretär des Auswärtigen Amtes war Herr v. Marschall, der als früherer badischer Beamter und Grundbesitzer die gleichen Verhältnisse diesseits des Rheins genau kannte und selbst grundsätzlich Schutzzöllner ist. Eine solche politische Thorheit, die wirthschaftliche Wohlfahrt des eigenen Landes dem etwa möglichen Vortheil auswärtiger Bündnisse zu opfern, konnte also auch diesem klugen Manne trotz seiner schutzzöllnerischen Ueberzeugung widerfahren.

Die Unerfahrenheit der gelehrten Theorie übersieht sodann die Gefahr der Aufhebung der Staffeltarife. Ob der internationale Handel dadurch geschädigt wird, ist völlig gleichgiltig. Der unerhörte Aufschwung Mannheims auf Kosten der deutschen Bauernschaft ist eher ein Schaden, da es wichtiger ist, daß der ostelbische Ueberschuß an Getreide mittelst verbilligter Eisenbahnbeförderung im Westen abgesetzt wird, als daß Königsberger Händler an der unbedeutenden schwedischen Ausfuhr und die Mannheimer Getreidehändler an der Ueberfluthung des Oberrheins mit ausländischer Brodfrucht große Vermögen gewinnen, denen die dauernde Verarmung des ländlichen Ostens und der westlichen Bauernschaft gegenübersteht. In diesem Punkte ist der Verfasser der gedachten Schrift zu zärtlich für die Großmüllerei bedacht, die die kleinen elsässischen Mühlen zu Grunde richtet. Schon bei der Teigwaarenfabrikation (Nudeln und Maccaroni) muß er selbst die schwere Schädigung anerkennen, die uns das zollgeschützte Ausland bei unserer Zollermäßigung bereitet, zumal der ausländische Wettbewerb noch durch die Rückvergütung des Zoll-

Digitized by Google

satzes bei Ausführung der Fabrikate uns im eigenen Lande den Absatz streitig macht. Während der unpraktische Freihandel die Ausdehnung des Anbaues der Handelsgewächse empfiehlt, sehen wir Anderen den Erfolg dieses Rathes und unserer allgemeinen landwirthschaftlichen Zollermäßigung in den Reichslanden. Der Hopfenbau leidet unter der Zufuhr österreichischen und amerikanischen Hopfens, der uns dazu noch den englischen Markt raubt. Während wir unsere Grenzen schutzlos öffnen, verschließen sie andere Erzeugungsländer, so daß der französische Absatz völlig stockt. Der ausländische Tabak schädigt gleichfalls den Verschleiß heimischer Arten, die das Ausland zollgeschützt finden. Der Gänseleberpastete hat der französische, einfuhrverbotartige Zoll den alten Markt genommen; das Gleiche gilt vom Sauerkraut. Italien und selbst Marokko überschütten uns mit Geflügel und Eiern, obschon das milde Klima der gesegneten Rheinebene die Hühnerzucht mit ihrem Nebenerzeugniß wirksam unterstützt und der bäuerliche Kleinbetrieb diesem Zweige der Landwirthschaft günstig ist. Die Großviehhaltung leidet unter dem Viehwucher, da der meist jüdische Viehhändler gerade bei der elsässischen Parcellenwirthschaft durch den Mißbrauch der Vieheinstellung den capitalarmen Bauern erdrosselt und dadurch eine gesunde Entwickelung der Viehzucht hindert. Eine bessere Preisgestaltung zumal bei dem großen Bedarf in Folge der starken kriegerischen Besatzung des Reichslandes würde die Viehzucht lohnend machen, weßhalb jetzt die Handelsvertragsfreunde sogar der Erhöhung der allzu niedrigen Viehzölle zustimmen. Die früher blühende Hammelausfuhr nach Frankreich ist natürlich von dem klugen Nachbarn völlig unterbunden worden.

Als Ergebniß der Caprivi'schen Handelspolitik müssen wir also eine schwere Beeinträchtignng des Gedeihens des kleinbäuerlichen Besitzes auf allen Gebieten der Landwirthschaft in Elsaß-Lothringen feststellen, denen bloß die weitere Blüthe des internationalen Getreidehandels und seiner verwandten Einfuhrzweige gegenübersteht. Wer volkswirthschaftlich in unserem socialen Zeitalter der staatlichen Förderung im Interesse der Volksgesundheit bedarf, kann wohl füglich der Einsicht des Lesers überlassen bleiben. Grausamer haben sich die Unkunde der berufenen Staatsmänner und die Selbstsucht des kaum national gesinnten und national schätzbaren Händlerthums an der Volkswohlfahrt noch niemals gerächt. Trotzdem zögert die Regierung, ihr Mindestmaß des vorgeschlagenen Zollschutzes aus liebevoller Sorge für den Handel und aus directer Angst vor den Gegenmaßregeln des Auslandes nach den bescheidenen Anträgen der Zollcommission des Reichstages zu erhöhen, obschon der amerikanische Hochschutzzoll und die englischen Zollbestrebungen deutlich zeigen, daß wir mit Nachgiebigkeit Nichts erreichen, sondern einfach nach dem Beispiel des gesammten Auslandes unsere heimische Erzeugung mit zulänglichen Zollsätzen schützen müssen, sollen wir nicht unsere Landwirthschaft vernichten und das Geld unserer Ernährung dem Auslande schenken.

Die Zollermäßigung in Verbindung mit einer vertraglichen Festlegung der gegenseitigen Zollsätze wurde hauptsächlich mit dem grundsätzlich richtigen Erforderniß der Stetigkeit der Absatzverhältnisse und dem Bedürfniß des Großgewerbes nach auswärtigen Märkten begründet. Zum Begriff dieser Stetigkeit gehört besonders die Ausschließung von plötzlichen Zollerhöhungen, die die Einfuhr lahmlegen. Es war schon ein Hohn auf diese Voraussetzung, daß zwei unserer wichtigsten Wirthschaftsgebiete des Auslandes, zumal für den Westen und das Reichsland, unbekümmert um die schöne Theorie Dank ihres autonomen Hochschutzzolltarifs ihre Grenzen unseren gewerblichen Erzeugnissen nach den Vertragsabschlüssen fest verschlossen, wir ihnen jedoch ohne jede Gegenleistung Dank der Meistbegünstigungs-Bestimmung unsere Thore trotz unserer eigenen entwickelten Industrie mit betrübendem Erfolge für den ausländischen Wettbewerb öffneten. Zugleich mit dem Inkrafttreten der meisten Handelsverträge führte Frankreich die letzte Zollerhöhung ein, die einem Einfuhrverbote gleicht und im Laufe der Vertragsdauer sehen wir die hindernde Wirkung des Mac-Kinley- und Dingley-Tarifs. Aber nicht nur mit Getreide und Fleischwaaren überschüttet uns Amerika, sondern auch mit Maschinen. Ja, unsere Landwirthschaft benutzt vorzüglich amerikanische Muster, die doch unsere auch zollgeschützte Industrie in gleicher Güte herstellen müßte. Ich habe auf dem Lande fast nur Deering's-Mähmaschinen gesehen, die zugleich als Garbenbinder freilich vollendete Erzeugnisse der Maschinenkunde sind. Die billigen amerikanischen Fahrräder unterbieten unsere Waaren, die in Amerika mit über 100 Mark Zoll für das Stück belegt sind, während wir drei Mark erheben. Der theoretische Freihändler sagt freilich: Ja, was kann ich für die Meistvergünstigungs-Verträge, die doch seiner unpraktischen Lehre entsprungen sind und noch heute gepriesen werden? Daß Argentinien ebenfalls willkürlich seine Zölle je nach dem Maße der Raublust seiner jeweiligen republikanischen Herrscher erhöht und dann zum Dank für die Finanzhülfe noch seine Auslandszinsen nicht zahlt, dürfte bekannt sein. Aber auch die Vertragsstaaten, wie Oesterreich, die Schweiz und Rußland haben ihr Großgewerbe gesichert und unsern Absatz mit unserer harmlosen vertraglichen Zustimmung stetig beschränkt.

Welche Freude über die Maschineneinfuhr nach Rußland herrschte bei den Freihändlern, die sie als Folge der Verträge priesen! Leider ist sie nur das Ergebniß der Witte'schen Industriepolitik, um später die deutschen Maschinen um so sicherer vom russischen Markte auszuschließen. Die dortigen Anlagen bedürfen unserer Muster, die sie jetzt schon nachbilden, und an Amerika haben wir ja bereits das warnende Beispiel erlebt. Auch ohne Vertrag hatte Rußland uns nöthig. Dafür zeigt unsere Handelsbilanz eine stets wachsende und erschreckende Passivität. Eine Milliarde an Waarenwerth führt Amerika bei uns ein, und noch nicht die Hälfte geht aus Deutschland dorthin. Der Ueberschuß unserer Fabrikateinfuhr ist ziemlich unbedeutend, noch nicht 1,8 Milliarde, während sich unsere gesammte Einfuhr auf fast $4^1/_2$ Milliarden, darunter 1,2 Milliarde Fabrikate, beläuft. Es hat sich also keine Hoffnung unserer durch die fremden Zollschranken schwer bedrängten Industrie erfüllt. Auch der schon wieder geschwundene Aufschwung unseres Großgewerbes, besonders in Eisen und Kohle, beruhte lediglich auf der Aufnahmefähigkeit des heimischen Marktes. Die Ausfuhr, die doch das Leben der Industrie angeblich bedeuten sollte, ging sogar zurück, da die inländischen Preise lohnender waren. Trotzdem bestand aber die große Fabrikateinfuhr von über 1 Milliarde. Unsere zugleich capitalistischen-Ausfuhrgewerbe auf chemischem und elektrischem Gebiete sind von der Zollgesetzgebung unberührt, da unsere chemischen Erzeugnisse unübertroffen sind und die Elektricität nur unter dem allgemeinen Geldmangel und dem wirthschaftlichen Niedergange leidet. Der Bankbruch unserer Handelsvertragspolitik ist daher vollständig. Bezeichnend ist eine schlesische Stimme, die doch dem neuen Abgeordneten des ländlichen pommerischen Wahlkreises Grimmen, dem Bergrath Gothein, nahe steht, obschon Pommern weder Bergbau noch eine bedeutende Industrie besitzt, um einen solchen capitalistischen Vertreter rechtfertigen zu können: „Die deutsche Eisenindustrie ist enttäuscht über die Resultate der Vertragsverhandlungen. Die von Oesterreich ihr gegenüber gemachten kleinen Zugeständnisse sind nur scheinbar. Unsere Ausfuhr nach Oesterreich in Eisen wird aber so minimal bleiben, wie sie bisher war. Wirthschaftlich hat der neue Vertrag für die deutsche Eisenindustrie gar keinen Vortheil." Ob Herr Gothein diese Kundgebung bei seinen Wahlmachenschaften verrathen hat? Nur Großbritannien gegenüber befinden wir uns in activer Handelsbilanz, aber noch ist England nur wenig zollgeschützt. Canada hat schon Unterschiedszölle eingeführt. Außerdem besteht mit dem Inselreich nur ein alter Vertrag, der zeit-

Digitized by Google

weilig verlängert ist, und der Zucker ist dort unsere Haupteinfuhr, die jetzt auch schon stärker belastet wird.

Elsaß-Lothringen hat nur Nachtheile auch in seiner hoch entwickelten Industrie von dem neuen Zollsystem gehabt. Die Ermäßigung der Feingarnzölle hat ihm den bisher unbestrittenen deutschen Markt geraubt, indem diese Preisgabe die übermächtige englische Spinnerei und die zollverschanzte schweizerische Industrie wettbewerbsfähig sogar im deutschen Inlande machte. Auf der Spinnerei und Weberei beruht aber der gewerbliche Wohlstand des Reichslandes. Beiden Industriezweigen dient auch das dortige Maschinengewerbe, sofern es nicht für den Eisenbahn bedarf arbeitet. Unsere Gewebe-Industrieist schon schwer durch die Verdrängung vom überseeischen Markt geschädigt, so daß sie wohl die Bewahrung des heimischen Absatzes heischen konnte, sollte doch die Vertragspolitik das Besatzgebiet der Industrie sichern und erweitern. Der Einbruch des ausländischen Großgewerbes, darunter der kleinen Schweiz, ist doch für unsere Reichsleitung geradezu beschämend. Während uns Frankreich noch mit seinen Luxusartikeln überschwemmt und die Ertragsfähigkeit unserer Bronce-Industrie mit Erfolg hemmt, ist das reichsländische Gewerbe in seinen Kunstgegenständen, wie Glas, Krystall, Porcellan und Papier, vom alther beherrschten französischen Markte allmälig verdrängt worden, so daß es schon durch Errichtung von Zweiganstalten jenseits der Grenze den Zollschranken die Spitze hat bieten müssen, was national höchst bedenklich ist, da dadurch französische Beziehungen ins Grenzland hinüber wieder angeknüpft werden. Dabei handelt es sich theilweise um Besonderheiten des Weltmarktes, wofür gerade die elsaß-lothringischen Werke bisher die einzigen Herstellungsstätten waren, wie z. B. eine besondere Art von Brillen- und Uhrgläsern. Die bekannten Nanziger Ziergläser und Kunsttöpfereien sind bloß reichsländische Ableger, aber häufig in französischer Hand und damit erfolgreiche Wettbewerber nicht nur im französischen Inland. Alle diese naturgemäßen Wirkungen mußte eine weitsichtige Staatskunst vorausschauen und nicht, um nicht eingetroffener politischer Vortheile willen durch das makkabäische Geschrei des Händlerthums verleitet, gerade das angeblich doch besonders zu fördernde Ausfuhrgewerbe opfern und sogar auf dem heimischen Markte einem leistungsfähigen fremden Wettbewerbe in Folge der erheblich gefallenen Zollsätze für lange Jahre preisgeben. Alle diese Folgerungen aus den Handelsverträgen zieht auch der theoretische Beobachter in seiner sachlichen Schrift, obwohl er der vermeintlichen Stetigkeit der Absatzverhältnisse ein unverdientes Lob singt, aber auch die schwankenden Grundlagen dieser Festigkeit der Märkte im In- und Auslande mit gründlicher Schärfe beleuchtet.

Lehrreich ist daneben die Einwirkung des Strom- und Canalsystems auf die Marktlage der Industrie. Das Elsaß liegt am größten Flusse des Reiches und ist von Schifffahrtsgräben durchzogen, die freilich auch nach dem zollpolitisch verschlossenen Frankreich führen. Aber auch dieser Vortheil ist ungenügend. Die Wasserverhältnisse sind eben unzuverlässiger als der stets offene Schienenstrang, was sich unsere Mittelcanalfreunde gesagt sein lassen mögen. Indessen erscheint ein Saar-Mosel-Canal für den lothringischen Erz- und Kohlenbau eine Lebensfrage, und die Landwirthschaft ist solchen örtlichen Canälen stets geneigt, wie die ländliche Bewegung für den masurischen Canal zeigt. Gerade die verkehrte Zollpolitik der Reichsregierung schreckt freilich mit Recht unsere Landwirthschaft vor der Bewilligung des Mittellandcanals zurück, der nur ein neues Einfallthor für fremdes Getreide über die Schelde- und Rheinhäfen von diesen Strommündungen bis Magdeburg und Berlin bedeuten würde, während das östliche Brodkorn unverkäuflich bliebe.

Bis auf den vorübergehenden Bedarf an Werkzeugmaschinen für Rußland, deren Lieferung uns aber später einen selbst gezüchteten Wettbewerb bereiten wird und thatsächlich auch ohne unseren Handelsvertrag erfolgt wäre, hat das Reichsland also nur eine schwere Beeinträchtigung seines sonst so blühenden Großgewerbes zu verzeichnen gehabt, vom Schaden der Landwirthschaft ganz zu schweigen. Die Benachtheiligung des Weinbaues wirkt aber auch mittelbar anticulturell. Der veränderte Geschmack und die Abwendung von den französischen Rothweinen hat im Rhein-, Nahe-, Mosel- und Saargebiet zur Anlegung von Rebgärten auf bisherigem ziemlich werthlosen Forstboden geführt, auch die Umwandlung der Eichenschulwaldungen, der sogenannten Lohhecken, in Folge der übermäßigen Einfuhr des Quebrachoholzes als Gerbstoffes zur Nothwendigkeit gemacht, obschon die großgewerblichen Lederfabriken den zollfreien Eingang des übrigens schlechteren, aber sehr billigen Ersatzmittels kaum verlangen können. Freilich, der preußische Handelsminister ist selbst Quebrachogerber, so daß ihm seine Berufsgenossen die Vertheuerung des Rohstoffes sehr verdenken würden, wennschon gerade die ärmsten Bauerngemeinden der rheinischen Gebirge an einem Schutzzoll auf Quebrachorinde zur Erhaltung dieser nur bei günstiger Südlage für den Weinbau zu verwendenden Gelände betheiligt sind. Elsaß-Lothringen ist unser größtes Weinland, wo auch häufig in der heißen Ebene die Rebe gezogen wird. Die niedrigen Hänge sind seltener mit Eichenniederwald bestockt, dagegen fast überall mit Kastenholz, d. h. der eßbaren Kastanie bepflanzt. Beim Waldreichthum des Landes würde es wohl angängig sein, die Kastenholzanforstung in höheren Lagen fortzusetzen und die unteren Abhänge mit Weinstöcken zu bepflanzen. Gerade der große Bedarf an landwirthschaftlichen Erzeugnissen durch die dichte Bevölkerung und die starke Belegung mit Soldaten würde die erwünschte Deckung durch die Vergrößerung der Anbaufläche für Brodgetreide finden und andererseits dem lohnenderen Weinbau einen Ersatz auf der Höhe verschaffen. Freilich, die bereits erwähnte Schädigung der Winzerei durch den italienischen Wettbewerb hält die Weinbauern von einer weiteren Ausdehnung des Rebgeländes ab und hindert eine kostspielige Veredelung der Traubenarten und eine sorgsamere und dadurch theure Kellerbehandlung, um den Landwein haltbar zu machen. Früher war der Mosel- und Saarwein auch nur Gegenstand des örtlichen Verkehrs und des Haustrunkes, während die guten Lagen jetzt theurer als der Rheinwein bezahlt werden. Freilich ist eine fachmännische Weinbehandlung vorangegangen, die man früher beim mangelnden Absatz nicht kannte. Aber ohne einen hohen Wein- und Traubenzoll kann man dem capitalsarmen Winzer einen solchen nothwendigen und segensreichen Fortschritt nicht zumuthen. Die deutschen Bordeauxtrinker haben auch nur Vortheil davon, da der französische Rothwein fast um die Hälfte billiger geworden ist und auch noch höheren Zoll erträgt, insofern jetzt nach glücklicher Besiegung der Reblaus ein Ueberangebot in französischen Weinen herrscht. Nicht nur in Norddeutschland trinkt man gegenwärtig den heimischen Wein, nein, auch England wendet sich unseren Weißweinen zu. Eine geschickte Zollpolitik würde gerade jetzt die Hebung der Landescultur mit einer beträchtlichen Mehrung des Volksvermögens verbinden können und gerade zum Vortheil der kleinbäuerlichen Kreise, die doch auch der Freihandel schützen will. Der Weinbau ist stets Kleinbetrieb gewesen, da er zu vieler Arbeitskräfte bedarf, so daß die ganze Familie mitarbeiten muß.

Leider hat die Reichsregierung dank des socialdemokratischen Gespenstes ihre Vorlage im Reichstage fast unverändert durchgedrückt, ein Sieg, den sie selbst wohl kaum erwartet hat. Der neuen Volksvertretung fällt nun die schwierige Aufgabe zu, die stumpfe Waffe des angenommenen Zolltarifs in solcher Weise zu schärfen, daß beim Abschluß der neuen Handelsverträge unsere wirklichen Erwerbsstände zu Gunsten des internationalen Handels und der undeutschen Börse nicht allzu großen Schaden erleiden. Ueber den Mindestzoll wird aber das Ausland kaum hinausgehen wollen, nachdem die berufene Hüterin

Digitized by Google

unserer wirthschaftlichen Interessen unter Zustimmung des Reichstags durch den Zolltarif erklärt hat, mit 5 Mk. für das Brodkorn auszukommen, dem Frankreich einen Schutz von 6 Mk. für den Dc. gewährt, was doch unsere amtlichen Volkswirthe hätte nachdenklich stimmen müssen. Bekanntlich hat auch das so reiche und klimatisch begünstigte Nachbarland sein Ziel bereits erreicht. Die Brodversorgung erfolgt lediglich durch die einheimische Erzeugung und das fremde Getreide ist völlig vom inländischen Markt ausgeschaltet. Unsere großgewerbliche Krisis hat gezeigt, daß wir noch ein armes Volk sind, das also eines um so größeren Zollschutzes bedarf, um sich beim Wettbewerb auf dem Weltmarkt behaupten zu können. Die gedachte Schrift der Handelsvertragsfreunde, die sich schon des offenen Eingeständnisses ihres freihändlerischen Herzens schämen, beweist die Nothwendigkeit einer kräftigen Zollschranke, wie sie der Tarif wohl dem Großgewerbe, aber nicht der schutzbedürftigeren und capitalsarmen Landwirthschaft bewilligt hat.

Kaufmännische Schiedsgerichte.

Von Mil Richter (Leipzig.)

Seit Jahren haben die Handlungsgehülfen die Nothwendigkeit besonderer Gerichte zur Entscheidung in kaufmännischen Streitigkeiten betont. Das patriarchalische Verhältniß zwischen Principal und Handlungsgehülfen ist wohl heute zum größten Theile einem nüchternen Erwägen geschäftlicher Gesichtspunkte gewichen. Deßhalb ist auch das Auftreten von Differenzen zwischen diesen beiden Parteien immer häufiger geworden. Wenn man aber nach deren Ursache forscht, so findet man vielfach gar keine tieferen Gründe, sondern eine bloße Unkenntniß der Rechtsverhältnisse, in der Regel wohl auch einen Mangel an Verständniß für die socialen Forderungen, welche oft den Gegenstand solcher Streitigkeiten bilden. Kam es zu einer gerichtlichen Entscheidung, so zog der Handlungsgehülfe in den meisten Fällen doch den Kürzeren, weil er aus wirthschaftlichen Gründen, wenn es sich um eine Anstellungs- oder Kündigungsfrage handelte, bis zur Beilegung des Rechtsstreites nicht stellenlos sein konnte. Andererseits schreckten ihn wohl auch die ziemlich hohen Kosten ab, die mit einem Gerichtsverfahren verbunden waren und noch sind. Und last not least kam gewiß der Umstand hinzu, daß die Entscheidungen von juristisch gebildeten Richtern getroffen wurden, die den nöthigen Einblick in die kaufmännischen Verhältnisse, überhaupt wohl nicht das rechte fachmännische Verständniß in kaufmännischen Fragen besaßen, die viel einfacher durch eine gegenseitige Aufklärung als auf Grund des Rechtsstandpunktes gelöst werden konnten.

Man wird es daher wohl begreiflich finden, daß zuerst aus dem Handlungsgehülfenstande heraus die Forderung geltend gemacht wurde, ein Gerichtsverfahren zu schaffen, welches die angeführten Uebelstände beseitigte. Hierzu waren die kaufmännischen Schiedsgerichte ausersehen, über deren Errichtung, Organisation und Thätigkeit vor Kurzem ein Gesetzentwurf dem Bundesrathe zugegangen ist.

Eigentlich zielte das Bestreben nicht dahin, Kaufmannsgerichte zu schaffen, sondern Schiedsgerichte. Der Entwurf spricht von Ersteren, obwohl er die Forderung nach Letzteren befriedigen soll. Nun sind aber die Kaufmannsgerichte keineswegs dasselbe wie die Schiedsgerichte. Jene dienen ihrem ganzen Wesen nach dazu, um Urtheile zu fällen, also zu verurtheilen. Daß diese Art der Entscheidung auf dem Wege der Verurtheilung eine Verbitterung der Parteien im Gefolge hat, ist ohne Weiteres einleuchtend. Ihre Thätigkeit übt also auf das Verhältniß zwischen Principal und Handlungsgehülfe einen in socialpolitischer Hinsicht durchaus ungünstigen Einfluß aus. Dagegen soll die Hauptaufgabe der Schiedsgerichte gerade darin liegen, in Streitfällen zu entscheiden, also überhaupt eine friedliche und beide Parteien möglichst aussöhnende Beilegung der strittigen Angelegenheit herbeizuführen. Aus diesem Grunde ist es wohl auch als ein Vortheil anzusehen, daß der Entwurf die Errichtung selbstständiger Schiedsgerichte, wenn er auch diesen Ausdruck irreführender Weise nicht gebraucht, in's Auge gefaßt hat in Städten, die über 20 000 Einwohner zählen.

Von verschiedenen Seiten wird auch jetzt noch immer die Angliederung der Schiedsgerichte an die bestehenden Amtsgerichte besonders da, wo eine selbstständige Einrichtung nicht möglich ist, befürwortet. Das ist jedoch entschieden ein Nachtheil und es wäre zu bedauern, wenn der Bundesrath diese Wünsche im Entwurf noch berücksichtigte. Auch dann, wenn die Streitfälle durch eine Sachverständigencommission unter dem Vorsitz eines Amtsrichters erledigt werden sollten, würde nicht der Zweck erreicht werden, den man eben gerade von Seiten der Handelsangestellten erreichen will. Die Beschleunigung des Verfahrens wäre bis zu einem gewissen Grade illusorisch und der aus Fachleuten sich zusammensetzende Gerichtshof würde doch unter dem Einfluß des juristisch geschulten Vorsitzenden stehen, dem eben die Erfahrungen aus der kaufmännischen Praxis fehlen. Deßhalb rede ich einer Angliederung der Schiedsgerichte an die Gewerbegerichte das Wort. Wenn auch Letztere in der Hauptsache von Arbeitern in Anspruch genommen werden, so liegt darin für den Handlungsgehülfen keine Gefahr. Ist nicht der Gewerbe-Arbeiter oder Handwerker in den Fabriken meistens bei Weitem wirthschaftlich besser gestellt als der Handelsangestellte? Sind nicht in beiden Berufskreisen dieselben socialen Bedürfnisse und Bestrebungen vorhanden, die hier in wirthschaftlichen Streitfällen eine gegenseitige Annäherung wünschenswerth erscheinen lassen?

Unbefriedigt läßt der Entwurf allerdings diejenigen Handlungsgehülfen, die in Städten unter 20 000 Einwohner ansässig sind. Er stellt zwar Bedingungen auf, unter denen auch in diesen Orten Schiedsgerichte geschaffen werden können, aber diese facultative Errichtung wird sicherlich Schwierigkeiten und Umständlichkeiten mit sich bringen, weil erstens die Bedürfnißfrage zu entscheiden ist, und weil zweitens gerade in diesen kleineren Orten mit weniger entwickeltem Handel, die zu derartigen Functionen sich eignenden Personen nicht vorhanden sein werden. Außerdem hat dazu die höhere Verwaltungsbehörde ihre Genehmigung zu ertheilen, was eine weitere Verschleppung der Streitigkeiten bedeuten dürfte. Einfacher würde es daher wohl sein, wenn die in den eben genannten kleineren und kleinen Städten zum Austrag zu gelangenden Streitfälle an die obligatorischen Schiedsgerichte der größeren Orte verwiesen würden. Diese würden darnach gewissermaßen einen bestimmten Gerichtsbezirk zu umfassen haben. Abgesehen von diesen Ausstellungen entspricht die Einrichtung von Schiedsgerichten in der in § 1 des Entwurfes festgesetzten Weise den mit den Gewerbegerichten bisher gemachten, nicht ungünstigen Erfahrungen.

Eine weitere Bestimmung ist die, daß diese kaufmännischen Sondergerichte auf Angehörige des Apothekerberufes und auf solche Handlungsgehülfen, welche mehr als 3000 Mark Jahresgehalt haben, keine Anwendung finden sollen. Daß bei Ersteren eine Ausnahme gemacht wird, ist verständlich, daß aber Kündigungsangelegenheiten und ähnliche Streitfälle der letzteren Kategorie von Handlungsgehülfen nicht vor derartigen Schiedsgerichten zum Austrage gebracht werden sollen, dafür liegt eigentlich kein Grund vor. Erstens wird auch in solchen Fällen eine schnelle Erledigung am Platze sein und zweitens wird eine gründliche Behandlung der Streitfälle, die ja bei dieser Höhe des Betrages sehr erwünscht ist, nicht illusorisch gemacht. Denn Schiedsgerichte sollen doch

Digitized by Google

nicht etwa weniger gründlich in ihren rechtlichen Entscheidungen sein, als die ordentlichen Gerichte! Sie sollen ja gerade eine fachmännische Beurtheilung der Streitfälle ermöglichen und daher wohl auch den Vorzug der Gründlichkeit besitzen. Wenn aber eine gründliche Rechtsbehandlung eines solchen höher bewertheten Falles vor dem ordentlichen Gericht außerdem noch erfolgen soll, dann ist eben das einzige Mittel die Berufung an ein solches. Daß der Spruch eines Schiedsgerichts dieser vorausgeht, kann bei der schnellen Erledigung Seitens des Letzteren keine Verschleppung bedeuten und bei den geringen Kosten auch keine Vertheuerung. Andererseits würde aber die Entscheidung des Rechtsfalles vor einem Schiedsgerichte durch die fachmännische Begründung und Behandlung der Frage den Vortheil haben, daß hierdurch eine Grundlage geschaffen würde, auf der sich der mit den kaufmännischen Usancen nicht vertraute Richter ein besseres Urtheil bilden und sich sicherer in die Materie hineinarbeiten könnte. Das erscheint mir als ein nicht unwichtiger Punkt des § 2 des Entwurfes. Aber gleich der nächste Paragraph bringt eine ähnliche Ausnahme. Es sollen nämlich Streitfälle, die auf die sogenannte Concurrenzklausel und damit zusammenhängende Conventionalstrafen zurückzuführen sind, ebenfalls nicht vor kaufmännischen Schiedsgerichten zur Verhandlung gelangen. Völlig gleichgiltig ist es jedenfalls, ob der Principal oder Gehülfe eine Forderung in solchen Fällen geltend macht; denn in beiderlei Hinsicht hat eben doch Letzterer in erster Linie ein Interesse an einer schnellen Erledigung der Sache. Wie oft ist nicht der Gehülfe, auch wenn der Principal den Einwand geltend macht, gezwungen, mit der Annahme einer neuen Stellung bis zum Austrage des Processes zu warten! Im Uebrigen wird aber doch der bereits erwähnte Gesichtspunkt der fachmännischen Beurtheilung, welche nur dem aus Fachleuten zusammengesetzten kaufmännischen Sondergerichte möglich ist, den ordentlichen Gerichten als Berufungsinstanz sehr zu Statten kommen.

Nach dem Entwurfe kann außerdem irgend ein Streitfall durch vorher zu schließenden Vertrag vor einem privaten Schiedsgericht seine Erledigung finden. Seine Zusammensetzung muß jedoch in derselben Weise erfolgen, wie sie für die obligatorischen Schiedsgerichte vorgeschrieben ist. Diese Bestimmungen erscheinen völlig überflüssig. Man fragt sich, wozu dann eigentlich ein Schiedsgericht da sei, wenn schließlich die meisten Fälle durch vertragliches Abkommen gar nicht vor das Schiedsgericht gelangen. Dem Gehülfen aber wird durch einen derartigen Vertrag nur die Meinung beigebracht, für ihn wäre der Weg des Rechtes damit gewissermaßen abgeschnitten. Was soll dann bei der doch immerhin willkürlichen und daher keineswegs einwandsfreien Zusammensetzung eines solchen privaten Schiedsgerichts für die Unparteilichkeit garantiren? Denn wenn auch der Geist des Gesetzentwurfes sie verlangt, sein Wortlaut gewährleistet sie nicht. Als obligatorische Gerichtsorgane können die Schiedsgerichte eben nur dann gelten, wenn ihre Zuständigkeit nicht durch Ausnahmebestimmungen aufgehoben wird.

Endlich kommen noch die Bestimmungen hinsichtlich der Berufung in Betracht. Die Grenze, die diese von dem einfachen Verfahren trennt, wird durch eine Werthsumme von 100 Mark festgesetzt. Es wird ohne Weiteres einleuchten, daß diese Werthziffer unbedingt zu niedrig gegriffen ist; denn wohl in keinem der Fälle, die vor einem Schiedsgerichte zur Entscheidung gelangen, wird ein geringerer Betrag das Streitobject bilden. Bei Kündigungsangelegenheiten sowohl, als bei Fällen hinsichtlich der Concurrenzklausel wird mindestens ein Betrag von einigen hundert Mark oder bezw. einige Monatsgehälter in Frage kommen. Man hat diese Bestimmung einfach aus dem Gewerbegerichtsgesetz (die betreffenden Vorschriften sind in §§ 26 bis 61 enthalten) herübergenommen, ohne zu bedenken, daß das Object des Streites bei dem Handlungsgehülfen wohl in allen Fällen ein weit höheres ist als das des Arbeiters, bei dem es sich in der Regel nur um einen Wochenlohn handeln wird. Wenn also hier die Grenze des einfachen vom Berufungsverfahren durch eine Werthziffer von 300 Mark festgesetzt würde, so dürfte den praktischen Bedürfnissen gewiß mehr entsprochen werden.

Damit hätten wir die wichtigsten Punkte des Entwurfes gestreift, die einer eingehenden Prüfung werth erscheinen. Denn in den angeführten Punkten dürften die hauptsächlichsten Mängel, die in das Gesetz nicht mit hinübergenommen werden möchten, liegen. Sonst zeigt der Entwurf unbestreitbar das anerkennenswerthe Bestreben, dem wenig bemittelten Angestellten des kaufmännischen Berufes die Möglichkeit zu geben, sich auf schnellem und wenig kostspieligem Wege Recht zu verschaffen und damit der Gefahr einer wirthschaftlichen Schädigung zu entgehen. Deßhalb dürfte auch das neue Gesetz in seiner Tendenz zum socialen Frieden die Anerkennung der besonnenen Kreise des Handlungsgehülfenstandes finden.

Literatur und Kunst.

„Herodes und Mariamne“ und „Monna Vanna“.

Eine Tragödie und eine Komödie.

Von O. Wentorf.

Es hat einen eigenen Reiz, das kaltgestellte Werk des Dithmarschers mit dem beifallgekrönten Drama des Belgiers zu vergleichen. Die Berechtigung zum Vergleich ergiebt sich aus der im Wesentlichen gleichen Grundidee. Freilich läßt sich nicht der ganze reiche Inhalt eines Dramas in einen Satz pressen; es ist ja die Darstellung eines Lebensausschnittes. Von manchen wird aus diesem Grunde die Aufstellung eines Problems oder einer Grundidee für überflüssig gehalten. Das Leben vollziehe sich eben nicht nach Problemen. Aber wenn's nur auf die Realitäten ankäme, so könnten wir uns die ganze Kunst sparen; die hat man im Leben besser als auf der Bühne. Die Kunst fängt da erst an, wo in der Materie, in den Wirklichkeiten Ideen sich gestalten. Als Grundidee des Maeterlinck'schen Stückes sehe ich an, daß das Vertrauen die Lebensbedingung der Liebe ist. Man hat auch wohl eine noch tiefer gehende und weiter fassende Idee in dem Stück gefunden, nämlich die, daß das Reine und Edle in dieser Welt an dem Gemeinen zerscheitert. Allein dann hätte meiner Ansicht nach das Drama tragisch enden müssen. Hier, wo am Ende die Lüge das Mißtrauen übertrumpft, wo ihr die Berechtigung wegen ihrer Nothwendigkeit zuerkannt wird ... Marco: „Komm zu Dir, Vanna, Du mußt noch lügen, da man uns nicht glaubt“ ... hier kann doch wohl das nicht als Grundidee angesehen werden. Aber selbst wenn man sie bestehen ließe, würde die Berechtigung zu einem Vergleich nicht hinfällig, denn auch in Herodes und Mariamne läßt sich eine engere und eine weitere Idee aufstellen. Das Nächstliegende ist auch hier, die oben für Monna Vanna ausgesprochene Idee anzunehmen: Die Liebe stirbt am Mißtrauen. Mariamne: „Kannst Du nicht mehr vertrauen, seit Du den Bruder mir — dann wehe mir und wehe Dir!“ „Und leistete ich den (Schwur), wer bürgt Dir, daß ich ihn halte? Immer nur ich selbst, mein Wesen, wie Du's kennst. Drum denke ich, Du fängst, da Du mit Hoffnung und Vertrauen doch enden mußt, sogleich mit Beiden an!“

Man hat deßhalb Hebbel's Drama auch wohl die Tragödie des Mißtrauens genannt. Die weitergreifende Idee ist hier die, daß der Liebende in dem Geliebten die Rechte der

Digitized by Google

Persönlichkeit zu achten hat. Herodes vernichtet das Recht auf freie Verfügung über die eigene Person, indem er Mariamne unter's Schwert stellt. Dies von den Modernen so gern behandelte Problem von dem Rechte der Persönlichkeit findet sich zweifellos schon bei Hebbel. Allein da Beides hier eng zusammenhängt, zum Theil sich deckt — Herodes stellt Mariamne unter's Schwert, weil er ihrer Liebe nicht vertraut — so sind wir berechtigt zu sagen, Hebbel behandle dasselbe Thema wie Maeterlinck, nämlich das Vertrauen als Grundbedingung der Liebe.

Die bezeichnete Idee hätte auch an einem Freundesverhältniß dargestellt werden können. Beide Dichter wählten mit richtigem Blick die eheliche Liebe, in der das Vertrauen in höchstem Maße die Grundbedingung des Glückes ist. Es besteht aber ein wesentlicher Unterschied in dem Verhältniß zwischen Herodes und Mariamne und zwischen Guido und Gioranna. Das erste Paar verbindet eine Liebe, die anfänglich von beiden Seiten gleich stark und rein ist. Nicht nur Herodes hat den Gedanken gefaßt, sich selbst zu tödten, wenn Mariamne stürbe, auch diese schwört ihrer Mutter: „Ich sterbe, wenn er stirbt. Handle denn und sprich nicht mehr." Es ist ein Verhältniß, das Mariamne charakterisirt in den ebenfalls an die Mutter gerichteten Worten: „Ich zog es vor, dem Mann ein Weib zu sein, dem Du mich zugeführt, und über ihn die Makkabäerin so zu vergessen, wie er den König über mich vergaß." In dem Maeterlinck'schen Stück ist es anders. Zwar betheuert Monna Vanna beim Eintritt in Prinzivalli's Zelt, daß sie ihren Gemahl liebe, innig liebe. Allein im weiteren Verlauf des Gespräches klingt es doch anders: „Er hat mich glücklich gemacht, soweit man es werden kann, wenn man den thörichten Träumen entsagt, für die unser Menschenleben nicht zu passen scheint ... es ist die Liebe, die das Schicksal mir bestimmt hat." Sie ist jung, schön und arm gewesen. Guido hat sie trotz der Verleumdung gefreit. Sein Vertrauen that ihr wohl, und so nahm sie ihn, trotzdem ihr Herz im frühesten Dämmerschein eine andere, höhere Liebe sah. In diesem Punkte hat Hebbel den glücklicheren Griff gethan. Denn kann man höchstes Vertrauen fordern, wenn höchste Liebe fehlt? Monna Vanna fordert Glauben. Sie durfte ihn fordern, wenn sie jene Liebe zu ihrem Gatten trug, von der sie im Zelt sagt, daß sie nicht die ihre sei. Sie sagt zu Prinzivalli: Ich habe nie mit einem Menschen so geredet außer mit Marco, Guido's Vater ... und selbst bei ihm ist es ein ander Ding." Ihr Mann hat also gar nicht in ihrer Seele Tiefen gesehen. Wir werden daher von dem Unglauben Guido's und des Volkes ungefähr gleich sehr, d. h. gleich wenig ergriffen. Es verwundert uns vielmehr Monna Vanna's geringe Welt- und Menschenkenntniß, die für Heiligstes und Höchstes von der Menge Verständniß fordert.

Vergleichen wir nun die Conflicte in den beiden Dramen. Bei Hebbel entsteht der Conflict so, daß Mariamne sich weigert, Herodes die Zusicherung zu geben, mit ihm zu sterben. „Man stellt auf Thaten keinen Schuldschein aus, am wenigsten auf Schmerzen und auf Opfer, wie die Verzweiflung zwar, ich fühl's, sie bringen, doch nie die Liebe sie verlangen kann!" Herodes fürchtet, Antonius möchte einst seinen Platz einnehmen, und er beauftragt seinen Schwäher Joseph, Mariamne zu tödten, wenn er selbst in Egypten durch Antonius fallen sollte. Mariamne erfährt das und weigert dem Heimkehrenden den Willkomm. Sie verzeiht ihm allerdings innerlich das erste Mal, er soll das Vertrauen beweisen, da er gleich wieder in's Feld ziehen muß. Allein Herodes glaubt wegen ihrer kühlen Haltung Grund zum Mißtrauen zu haben, und stellt sie zum zweiten Male unter's Schwert. Da täuscht sie ihn durch das glänzende Fest, auf dem sie tanzt, und zwingt ihn, bei der Rückkehr sie zum Tode verurtheilen zu lassen. „Sie wollte ihren Tod von Dir und rief das wüste Traumbild Deiner Eifersucht, selbstmörderisch gaukelnd und uns Alle täuschend, auf ihrem Feste in ein trügerisch Sein. Das fand ich streng, nicht ungerecht. Sie trat als Larve vor Dich hin, die Larve sollte Dich reizen, mit dem Schwert nach ihr zu stoßen."

In dem Drama Maeterlinck's entschließt sich Monna Vanna gegen den Willen des Gatten, zur Rettung der Stadt ihre weibliche Ehre zu opfern und nur mit einem Mantel bekleidet in das Zelt des Söldnerführers zu gehen. Ihr Gemahl Guido glaubt ihr bei der Rückkehr nicht, daß sie unberührt geblieben sei. Das treibt sie, Prinzivalli ihre Liebe zu gestehen und ihren Gemahl zu belügen.

Die Handlung verläuft also bei Maeterlinck einfacher, sie wirkt leichter. Bei Hebbel ist sie vielverschlungen. Es ist schwerer, ihr zu folgen, und das thut der ersten Wirkung Abbruch. Nach ihrem Erfassen freilich erhöht das die Freude an dem Kunstwerk.

Die Hingabe der weiblichen Ehre, die Monna Vanna vollziehen will, ist viel erörtert. Es ist die Frage gestellt, ob man das, was man der eigenen Person wegen nicht thun dürfe, ob man das Anderer wegen dürfe. Mir scheint die Frage für das Drama nicht von Belang; denn es handelt sich nicht darum, ob Monna Vanna das hätte thun dürfen, sondern ob sie ihrer Natur nach so handeln konnte und mußte. Allerdings hat Maeterlinck versäumt, das scharf und deutlich darzulegen. Aber es ist doch nicht schwer denkbar, daß eine Frau aus Mitleid mit der hungernden Stadt das Opfer bringt. Principiell würde ich allerdings die Berechtigung dieses Opfers verneinen. Eine That soll nicht nach ihrem Erfolg bestimmt werden. Eine unsittliche Handlung wird dadurch nicht berechtigt, daß zehn, hundert oder mehr Menschenleben der Noth und dem Elend entgehen. Dann könnten der Despotenmord und zum Theil der Anarchismus ihre Berechtigung erweisen. Man könnte ja allerdings auch sagen, die Hingabe ihres Leibes war für Monna Vanna keine unsittliche Handlung, es war nur etwas Aeußeres, ihr Inneres ward nicht berührt. Das kann aber bei einer idealen Auffassung der Verbindung zwischen Mann und Weib nicht gelten. Diese Verbindung kann von einem Weibe nicht eingegangen werden mit dem, mit dem sie sich nicht eins fühlt zur Erzeugung eines neuen Geschlechts. Thut sie es doch, so ist es Sünde gegen das entstehende Geschlecht. Aus diesem Grunde wäre in einem solchen Falle ein tragisches Ende nothwendig. Die „Judith" Hebbel's fordert von den Priestern ihren Tod, wenn ihre Hingabe an Holofernes Folgen haben werde. So mußte auch für Monna Vanna dem Entschluß zur Hingabe der Entschluß zur Selbstvernichtung folgen.

Beide Dramen haben auch das gemeinsam, daß sie geschichtlich sind. Nicht in dem Sinne, daß sie bis in's Kleinste die betreffende Zeit darstellten und Alles auf der Stufe ihres Geistes stände. Das ist bei Beiden nicht der Fall, am wenigsten bei Maeterlinck, an dem man die geschichtliche Realistik wohl nur im Gegensatz zu den früheren Dramen gelobt hat. Beide Dramen sind geschichtlich insofern, als der Stoff, der ihre Ideen trägt, der Geschichte entnommen ist und als der Geist der jeweiligen Periode einen besonderen Schein wirft auf Charaktere und Handlung. Beide benutzen die Geschichte, nach Hebbel's Wort, wegen des düsterrothen Lichts, daß sie in ein Labyrinth wirft, in das sich auch unser Fuß verirren könnte. Mit unendlicher Bewunderung erfüllt uns das Talent Hebbel's, seinem Drama die geschichtliche Basis zu geben. Den Hintergrund bilden die gewaltigen Kämpfe zwischen Octavian und Antonius im römischen Weltreich. Davor sehen wir Kampf und Ringen des Herodes, der sein Volk und Land zu neuer Macht führen möchte, aber von allen Seiten gehindert wird: Von den Priestern und Pharisäern, weil sie das Volk vom Heidenthum abgeschlossen erhalten wollen, von der ränkespinnenden Makkabäerin Alexandra, die den Emporkömmling haßt; von den Römern, die ihn nicht zu groß wachsen lassen wollen. „Ich gleiche dem Mann

Digitized by Google

der Fabel, den der Löwe vorn, der Tiger hinten packte, dem die Geier mit Schnabel und mit Klauen von oben drohten und der auf einem Schlangenklumpen stand." Ich wüßte wenig zu nennen, was dem ersten Act zur Seite zu stellen wäre. So meisterhaft er als expositioneller Theil ist, so meisterhaft ist er auch als Darstellung der Zeitverhältnisse. Man empfindet den Puls jener Zeit, man athmet den sie beherrschenden Geist. Nichts in dem ganzen Stück fällt aus dem Rahmen, von den Hauptgestalten bis zum Pharisäer, dem römischen Hauptmann und den Dienern herab. Der Gang der Ereignisse unterstützt mit seiner Wucht in wunderbarer Weise die innere Handlung. Man denke nur daran, wie Herodes, von dem Sieger Octavian mit einer neuen Provinz belehnt, aus Egypten zurückgekehrt, und nun Mariamne ihm mit der Maske der Untreue das Schwert in die Hand zwingt, sie und damit sein eigen Glück zu vernichten.

Maeterlinck steht hierin weit hinter Hebbel zurück. Die Art und Weise z. B., wie er Zeitverhältnisse in der Gestalt des Marco Colonna zeichnet, hat für mein Empfinden etwas Erzwungenes an sich. Man merkt zu deutlich, daß er die Zeit illustriren will in seinen Reden. Aus dem Rahmen fällt eigentlich ganz der dritte Auftritt des zweiten Aufzuges, das Zeitgespräch. Er bildet eine Welt für sich, die der Dichter mit besonderer Liebe gestaltet hat, die voll edler Schönheit ist, aber den Eindruck der Einheit des Kunstwerkes stört. Der Schein, den der Geist der Zeit über das ganze Stück wirft, ist überhaupt nur schwach, und er wird nicht selten unwirksam gemacht durch modern philosophische Reden, z. B.: „Denn wer gerecht sein möchte, muß sein Leben lang zu seinem Kummer zwischen zwei oder drei ungleichen Ungerechtigkeiten wählen." Oder: „Es ist gerecht und höchst ungerecht, wie Alles, was man thut, und das Leben behält Recht." Wir finden wohl auch bei Hebbel Stellen, die über den Geist jener Zeit hinausragen. Aber es ist eben ein aus der Zeit Heraufragen, nicht ein Hineinragen von unserer Zeit aus. Die Sprache stört uns nicht in der Illusion wie mitunter bei Maeterlinck. Man vergleiche hierzu die Schlußscene des fünften Actes.

Beiden Dramen ist ferner das gemeinsam, daß es der Mann ist, der durch Mangel an Vertrauen die Liebe zerstört. Lag es nicht nahe, die wankelmüthige Frau, die ja auch viel leichter Ursache zum Zweifel haben kann, zu nehmen? Ich glaube doch, daß beide Dichter die Psychologie der Geschlechter recht erkannt haben. Der zweifelnde, des Vertrauens ermangelnde Mann ist typisch, weil die Eifersucht auf den Alleinbesitz des Weibes ihm etwas uralt Ererbtes ist und — weil er die Treue des anderen Geschlechtes an der eigenen mißt. Die Darstellung des Mißtrauens ist aber in beiden Dramen wieder grundverschieden. Hebbel lehrt uns verstehen, wie Herodes trotz seiner Liebe das Vertrauen verlieren konnte. Auf Stufen führt er uns den Weg, die auch wir hätten erschreiten können. Die Erzählung von dem Weibe, das sich im Schmerz um den verstorbenen Mann aus dem brennenden Hause nicht hat retten lassen wollen, ruft die ersten Stimmen wach. Der Haß der Alexandra und der an Mariamnes Bruder begangene Mord lassen sie stärker erklingen. Wird die Gattin dem Mörder ihres Bruders, dem Feind ihrer Mutter die Treue halten? Dann tritt Joab auf und erzählt, wie Antonius das Bild des getödteten Bruders angeschaut und mit Begierde gefragt habe: „Gleicht sie dem Jüngling, der so schmählich starb? Ist sie so schön, daß jedes Weib sie haßt?" Das bohrt in seiner Seele. „Die Welt hat manchen König noch, und Keiner ist darunter, der mit Dir den Thron nicht theilte, der nicht Deinetwegen die Braut verließe und das Weib verstieße, und wär's am Morgen nach der Hochzeitsnacht!" Und endlich tritt die Seelenstimmung hinzu, die aus seinem ganzen Verhältniß zur Welt resultirt. Von Allen gefürchtet, gehaßt, angefehdet und bekämpft, verleumdet, verwünscht und verflucht, sehnt er sich, ein Herz ganz zu eigen zu haben, zu besitzen im Leben und im Sterben. Bei Maeterlinck ist alles gröber und äußerlicher. Guido glaubt dem Wort seines Weibes nicht, das diese unter heiligsten Betheuerungen ihm zuruft. Motivirt wird dieser Zweifel einzig durch die rohe Forderung Prinzivallis.

Vergleichen wir endlich die Zeichnung der Charaktere. Herodes zunächst ist der emporringende Gewaltige, von dämonischem Trieb beseelt, sich und seinem Volk Herrscherstellung zu erkämpfen, klug, beharrlich, stark, rücksichtslos im Verfolg seiner Pläne, grausam und mörderisch gegen die, die sie kreuzen, jeden Feind mit besonderer Waffe bekämpfend, gegen Antonius unterwürfig und duldend, gegen Octavian stolz, freimüthig und offen. Um den Dämon Herrschsucht und Stolz in sich zu bändigen vor dem mächtigeren Römer, ist ihm selbst sein Höchstes, seine Liebe, nur ein Mittel. „Und um meinen Stolz zu zähmen, knüpf' ich an mich, was mehr ist, als ich selbst, und mit mir stehen oder fallen muß." Getrieben von diesem Dämon, verliert er den Blick für die richtige Beurtheilung des Verhältnisses zwischen ihm und den Menschen. Er achtet selbst in seinen Nächsten nicht das Recht ihrer Persönlichkeit. Sie werden ihm Dinge, die ihm zu dienen haben. „Du stehst zu ihm, wie ich, Du bist, wie ich in Deinem Heiligsten gekränkt, wie ich, zu Ding herabgesetzt!"

Im Guido steckt nichts Dämonisches, eher etwas Philisterhaftes. Er mißt nach alt hergekommenem Maß und ist darum unfähig, Neues und Höheres zu messen und zu verstehen. Er ist egoistisch, so daß es ihm nicht in den Sinn kommt, sein Glück für das Leben und Glück Anderer hinzuopfern. Im Uebrigen ist er kein niedriger Charakter, er ist ein ganz ehrenwerther Mann, dem für seine Ehre sein Leben nicht zu lieb ist. Sein Ehrbegriff ist heute noch lange nicht ausgestorben: Er kann die ihm angethane Schmach vergessen, wenn zur Sühne das Blut des Entehrers geflossen ist.

Beide Charaktere sind vortrefflich gezeichnet. Aber während in Hebbel's Drama Mariamne und Alexandra, ja sogar Salome und Titus in ihrer Art gleichwerthig sind, steht in Maeterlinck's Werk selbst die Titelheldin zurück. Monna Vanna leidet an Inconsequenzen, die das Drama zur Komödie machen. Sie hat ein Gefühl für jene hohe, einzige Liebe, sie scheidet sehr genau davon die Liebe zu ihrem Mann, die Pflichtliebe. Sie redet im Namen jener Liebe: „Es ist nie zu spät für eine Liebe, die ein Leben füllt ... Sie verzichtet nicht. Wenn sie nichts mehr erwartet, sie hofft doch noch ... Wenn sie nichts mehr hofft, sie rafft sich doch noch einmal auf." Sie weiß nun, daß diese Liebe sie ergriffen hat; das Ende des dritten und der vierte Auftritt des zweiten Aufzuges beweisen das. Und doch thut sie keinen Schritt, sie will zurückkehren in das alte Verhältniß, als sei nichts geschehen. Sie will Wahrheit und Vertrauen und tritt doch mit einer inneren Lüge vor ihren Mann. Ihr Erstes mußte sein, Klarheit zu schaffen über ihr jetziges Verhältniß zu ihrem Manne. Wie hätte sie denn weiter leben wollen in dem alten Verhältniß mit einer Liebe im Herzen, die, als ihr Mann ihr nicht glaubt, so schnell und sinnlich leidenschaftlich hervorbricht? „Gianello, ich liebe Dich! Erwidere meine Küsse doch! Sie sind es, auf die es ankommt." Und endlich: Wie wird aus der sanften, reinen Monna Vanna so im Handumdrehen die unheimlich geschickte und sichere Lügnerin, die abgefeimte Heuchlerin? Die höchste Liebe bewirkt solches Wunder doch wohl ebenso wenig wie das bewiesene Mißtrauen des Mannes.

Neben diese Gestalt halte man Mariamne. Sie ist die stolze, starkgeistige und leidenschaftliche Makkabäerin. Ihre Liebe aber ist größer als ihr angeborner Stolz. Der Tod ihrer Liebe ist die Vernichtung ihres Lebens. Die tragische Wirkung, die von dem inneren Ersterben Mariamnes ausgeht, schneidet bis in's innerste Mark. „Ich fühle keinen

Digitized by Google

Schmerz mehr, denn zum Schmerz gehört noch Leben, und das Leben ist in mir erloschen, ich bin längst nur noch ein Mittelding vom Menschen und vom Schatten und faß es kaum, daß ich noch sterben kann." Einen Mangel könnte man an der Zeichnung Mariamnes finden. Ihr Charakter ist zu sehr nach innen gewendet. Sie enthüllt so wenig, daß bei einer Aufführung schwer aufgefaßt werden kann, was ungesagt in ihren Worten liegt. Vielleicht ist das mit ein Hauptgrund gewesen, daß bei der ersten Aufführung in Wien „das Publicum durchfiel". Es ist schon gesagt, daß die übrigen Charaktere in Herodes und Mariamne nicht zurückstehen. Dagegen befriedigen Prinzivalli und Marco Colonna in Maeterlinck's Drama nicht. Marco scheint zunächst ein schwatzhafter Greis zu sein, entpuppt sich aber dann als Weltweiser. Er braucht den dritten Theil des ersten Aufzuges, um seinem Sohne die Forderung Prinzivalli's auszusprechen und rückt endlich noch ebenso langsam damit heraus, daß er so schlau gewesen ist, zunächst Monna Vanna und dann der Signoria die erwähnte Forderung zu unterbreiten. — Prinzivalli ist hohen Geistes, tapfer, treu, ehrlich, gelehrt und den Fragen der Kunst und Wissenschaft zugänglich. Sein Leben wird beherrscht von der einen Liebe, „der tiefen, schmerzlichen Wahrheit, die ein Lebensglück zerstört". Und an den Gegenstand dieser hohen, einzigen Liebe stellt er die entwürdigende Forderung, allein und nur mit einem Mantel bekleidet in sein Zelt zu kommen. Marco sucht das zu erklären, zur Linken des Menschen stehe „die Begierde, die Leidenschaft, was weiß ich, der Wahnsinn, in den wir unaufhörlich fallen." Er fragt: „Wo ist der gute Mensch, der nie auf ungeheuerliche Gedanken kam?" Allein ich behaupte doch: Wenn Prinzivalli der war, als der er geschildert wird, und wenn ihn die Liebe beseelte, wie sie im zweiten Aufzuge sich zeigt, so konnte er diese brutale Forderung nicht stellen. Denn man tritt sein Heiligstes nicht mit Füßen. Es ist mir ganz unverständlich, weßhalb Maeterlinck die Forderung so formulirte. Hätte ein einfaches Kommen in's Zelt es nicht genau so gut gethan? Die pikante Blöße unter dem Mantel schadet freilich dem Theatererfolg nichts, im Gegentheil! Aber sie gefährdet den ganzen Charakter Prinzivalli's.

Maeterlinck's Drama hat in Deutschland einen merkwürdigen Erfolg errungen. Es ward Alt-Heidelbergs Nachfolger und ist zu sehen auf großen und kleinen Bühnen. Meiner Ansicht nach sind die Stärken des Stückes nicht dramatischer Art, und die feinen Schönheiten, die das Werk literarisch werthvoll machen, erschließen sich nicht so bei einer Aufführung, sie sind denen, die sich an Alt-Heidelberg erlabten, überhaupt nicht zugänglich. Woher denn nun der Erfolg? Er ist zu einem Theile verursacht durch die Thätigkeit der ehrlich begeisterten Anhänger des Dichters, zur Hauptsache aber durch — Mode. Das Werk des deutschen Dichters aber, das jenes weit überragt, muß Aschenbrödel sein. Wann wird das Satyrspiel enden, daß wir uns in der Literatur von der Mode wie ein Bär am Nasenring führen lassen zu den Norwegern, zu den Russen, zu den Italienern und nun zu den Belgier-Franzosen?

Selma Lagerlöf.

Von **Alfred Semerau** (Charlottenburg).

Ich werde Euer fröhliches Lachen und Eure lustigen Lieder nicht mehr hören. Ich muß nun von Euch und allen den lebensfrohen Leuten am Ufer des Löfven scheiden. Ihr lieben Alten! Ihr habt mir in früheren Zeiten viel gegeben. Ihr habt der einsam Lebenden die erste Botschaft von dem reichen Wechsel des Lebens gebracht. Ich sah Euch den Kampf der Götterdämmerung am See meiner Kinderträume auskämpfen. Doch was habe ich Euch gegeben? Wird es Euch vielleicht freuen, daß Eure Namen wieder zusammen mit denen der geliebten Plätze erklingen? Möge aller Glanz, der Euer Leben erhellt, wieder auf die Gegend fallen, wo Ihr umhergewandelt seid! Noch steht Borg, noch existirt Björne, noch erhebt sich das von See und Wasserfall, Park und lachenden Waldwiesen umgebene Ekeby Schloß am Löfven, und wenn man auf den breiten Altanen steht, hört man die alten Sagen den Sommerbienen gleich in der Luft summen. Da wir gerade von Bienen sprechen, will ich Euch noch eine alte Geschichte erzählen. Der kleine Ruster, der als Trommelschläger 1813 mit dem schwedischen Heer in Deutschland war, wurde seitdem nicht müde, von dem wunderbaren Lande im Süden zu erzählen. Die Leute dort waren so hoch wie ein Kirchthurm, die Schwalben so groß wie Adler und die Bienen wie Gänse gewesen.

„Nun, und die Bienenkörbe?"

„So groß wie gewöhnliche."

„Wie konnten die Bienen dann aber hineinkommen?"

„Ja, das war ihre Sache," sagte der kleine Ruster.

Muß ich nicht dasselbe sagen, lieber Leser? Hier sind nun die Bienen der Phantasie Jahr und Tag unter uns herumgeschwärmt, aber wie sie wieder in den Bienenkorb der Wirklichkeit kommen sollen, das muß wahrhaftig ihre Sache bleiben. — —

Das ist der Schluß von Selma Lagerlöf's Wermlandserzählungen „Gösta Berling". Sehr charakteristisch für sie, für ihre Art zu erzählen. In allem, was sie geschrieben hat, schwärmen die Bienen der Phantasie, und immer muß sie es dem Leser überlassen, sie in den Bienenkorb der Wirklichkeit einzusperren, überhaupt einzufangen. Sie ist eine Märchenerzählerin, nur daß sie ihre Märchen sich auf realem Boden abspielen läßt, nur daß sie ihre Märchen localisirt, in Wermland, in Dalare oder sonstwo. Sie beschreibt die Oertlichkeit ganz genau, realistisch in Details und doch von feiner Poesie umwoben. Wie weiß sie uns lebendig zu machen den langgestreckten See, die üppige Ebene und die blauen Berge, welche den Schauplatz bilden, wo Gösta Berling und die Ekebycavaliere ihr lustiges Leben führen. Sie hat ein ganz persönliches Verhältniß zur Natur, sie vermenschlicht die Elemente, stattet sie mit Leidenschaften aus: der Ekeby'er Wasserfall wird durch eine gewaltige treppenartige Felswand von Granit verursacht, von der die Wellen der Björksjöälf mit Donnergetöse hinabstürzen. Schwindlig von der Fahrt fallen sie über einander und stoßen sich. Zornig fahren sie auf, bespritzen einander mit Schaum, fallen wieder über einen Stein oder einen Floßbalken und erheben sich wieder, um wieder unter beständigem Schäumen, Zischen und Brüllen hinzufallen. Und nun rücken diese wilden, erhitzten, von der Lenzluft berauschten, von der neugewonnenen Freiheit trunkenen Wogen zum Sturm gegen die alte Steinmauer an. Sie kommen zischend und um sich beißend heran, stürmen an und ziehen sich wieder zurück, als hätten sie sich die weißlockigen Köpfe gestoßen. Es ist ein regelrechter Sturm, sie benutzen große Eisschollen als Schutzdach, sie machen Mauerbrecher aus Floßbalken, sie stoßen, brechen, brausen an dieser starken Wand, bis es auf einmal aussieht, als riefe ihnen Jemand „Achtung!" zu. Da fahren sie zurück, und ihnen folgt ein großer Stein, der sich aus dem Damme losgelöst hat und donnernd in der Fluth versinkt. Es sieht aus, als wären sie selbst hierüber erstaunt, sie stehen still, sie jubeln, sie halten Rath — und dann geht es wieder los. Da sind sie wieder mit Eisschollen und Floßbalken, unartig, unbarmherzig, wild und toll vor Zerstörungslust. „Wenn nur der Damm erst fort wäre!" sagen die Wogen. „Wenn der Damm erst fort ist, soll die Reihe an die Schmiede und die Mühle kommen." Der Tag der Freiheit ist gekommen ... Fort mit den Menschen und allem Menschenwerke. Sie haben uns mit Kohlen beschmutzt, sie haben uns mit Mehl

Digitized by Google

bestäubt, sie haben uns in's Joch gezwungen, als wären wir Ochsen, uns im Kreise gedreht, uns eingesperrt, unsern Lauf durch Schleusen gehemmt, uns die schweren Räder treiben und die klotzigen Floßbalken fortschaffen lassen. Doch nun wollen wir frei werden. Der Tag der Freiheit ist da! Hört es, Ihr Wogen dort oben im Björksee, hört es, Ihr Brüder und Schwestern in Sumpf und Moor, in den Bergwässern und den Waldbächen! Kommt Alle herbei! Stürzt Euch in die Björksjöälf, kommt mit frischen Kräften, donnert, zischt und seid bereit, die Jahrhunderte lange Sclaverei abzuschütteln, kommt! Das Bollwerk der Tyrannei soll fallen. Ekeby vergehe! . . . Es giebt wenig Dichter in der Gegenwart, welche die Fähigkeit haben, eine seitenlange Schilderung einer Oertlichkeit, eines Schlosses, einer Stadt, einer Landschaft zu geben, ohne zu langweilen. Selma Lagerlöf gehört zu diesen Wenigen. So durfte Dickens die Maibaumschenke ausführlich beschreiben, so Willibald Alexis die Burg Hohenziatz. So die Lagerlöf die Stadt Diamante, den Löfvensee, den Sommerpalast der Alagona, den Mongibello. Man muß ihre Meisterschaft hierin bewundern, wie sie das Unbeseelte, die starre Natur, Menschenwerke wie Städte und Bauten, zu beseelen weiß. Bei alledem kein überflüssiges Wort, keine Umständlichkeit, keine Weitschweifigkeit. Immer passen die Bilder, die sie für ihre Vergleiche braucht, immer sind sie bestimmt, plastisch, deutlich sichtbar. Und die Vergleiche fließen ihr nur so zu, sie braucht nur in diese Fülle hineinzugreifen. Trotz dieses Bilderreichthums in Allem, was sie geschrieben hat, eine klare einfache Sprache, die nie mit überflüssigem Putz behangen ist, ein knapper Styl, der in seiner Kürze äußerst wirksam ist. Gedankenreihen weiß sie in kurze Sätze zusammenzudrängen, und diese Sätze haften in unserem Gedächtniß. Gösta Berling nimmt Abschied von Anna Stjärnhöck. „Wirst Du mich bald vergessen haben?"

„Fahre nun, Gösta! Wir sind nur Menschen!"

So läßt sie manche Verbindungen in Gefühlen und Gedanken ihrer Menschen bei Seite, der Leser muß das Fehlende ergänzen, sie giebt nur ganz kurz, epigrammatisch das Gedanken- und Gefühlsergebniß. Nur das Wesentliche und Wichtige, das Entscheidende beinah nur giebt sie, daher scheint trotz der lockeren Composition, die man an ihren größeren Werken bemerken kann, doch Alles geschlossen, concentrirt: ein starker innerer Zusammenhang bei einer gewissen äußeren Zusammenhanglosigkeit ist stets vorhanden.

Ihre Art zu erzählen ist merkwürdig genug, und der Eindruck, den ihre Werke hinterlassen, ist dementsprechend. Die Menschen, die sie schildert, bleiben uns stets in einer gewissen Gefühlsferne, wir fühlen nicht unmittelbar mit ihnen, es ist ein Unterschied zwischen ihren Gedanken und Gefühlen und den unsrigen. Sie sind von Interesse für uns, gewiß, aber doch in gewissem Abstande. Man kann nicht über ihr Leid weinen, sich an ihrer Freude nicht freuen. Wir stehen in der Nähe, beobachten sie voller Theilnahme, weil die Situationen uns anziehen, in denen sie sich befinden. Nicht die Menschen prägen sich uns so sehr ein, als diese Situationen, die mit einer vollendeten Kunst dargestellt sind. Einzelne von ihnen hat man nach Jahren noch so kräftig in der Erinnerung, als hätte man den frischen Eindruck erst heute erfahren; so bleibt uns das ganze Gösta Berling-Buch im Gedächtniß: Das Weihnachtsdiner, La cachucha, Die Auction in Björne. Man müßte gerade von diesem Werke alle Capitel anführen. Aber auch sonst, wer kann die Legenden von der alten Agneta, vom Fischerring, vom Schatzkästlein der Kaiserin vergessen?*)

*) In deutscher Sprache sind alle Hauptwerke von Selma Lagerlöf erschienen: bei Franz Kirchheim in Mainz die „Legenden und Erzählungen", „Wunder des Antichrist"; bei Albert Langen in München „Jerusalem"; bei Georg Heinrich Meyer „Unsichtbare Bande"; bei Jos. Roth in Stuttgart „Astrid"; bei Häffel in Leipzig „Gösta Berling"; dasselbe Buch und „Eine Gutsgeschichte" bei Reclam in Leipzig.

Es giebt kein Buch von Selma Lagerlöf, das man in einem Zuge durchzulesen gezwungen wäre. Was uns leidenschaftlich, gewaltsam möchte man sagen, in ihren Bann ziehen könnte, fehlt ihr völlig. Es giebt bei ihr so wenig das Aufschreien einer gequälten Seele, wie das Jauchzen eines von Freude bewegten Herzens. Und wenn sie einmal das Eine oder das Andere geben will, so liegt das fernab von unserem Gefühlsweg. Die Unmittelbarkeit des Gefühls, das directe Sprechen der Seele zur Seele finden wir nicht bei ihr. So kommt's denn, daß bei aller Frische und Pracht der Farben uns das Bild, das sie giebt, nicht frisch genug, nicht unberührt genug erscheint. Selbst in ihren Liebesscenen vermissen wir eine persönliche Note, stark aufquellendes Gefühl, aufflammende Leidenschaft — und doch hat sie prachtvolle Liebesscenen gedichtet im Gösta Berling, im Wunder des Antichrist, in Jerusalem. Man möchte sagen: in diesen Scenen walte ein gewisses geistiges Element vor; das sinnliche trete zu sehr zurück. Man bedauert einzelnen ihrer Menschen gegenüber, daß sie so wenig Erdenschwere haben, der Erde sind sie entrückt und für den Himmel noch nicht reif, so sind sie denn taumelnde Zwitter, die wir Mühe haben, uns verständlich zu machen. Gösta Berling wird uns genau beschrieben als jung, hochgewachsen, schlank und blendend schön. Hätte man ihm einen Helm aufgesetzt und ihn mit Panzer und Schwert bekleidet, so hätte er zum Modell für die Marmorstatue des schönsten Atheners gepaßt. Er besaß die tiefen Augen des Dichters und das runde, feste Kinn des Feldherrn; Alles an ihm war schön, fein, ausdrucksvoll und von Genialität und geistigem Leben durchglüht. So sieht also Gösta Berling aus. Wenn ihn nach dieser Beschreibung sechs Maler darstellen sollten, würden sechs grundverschiedene Bilder entstehen; denn Selma Lagerlöf giebt eine Auslese idealer Eigenschaften, aber keinen charakteristischen Zug. Gösta Berling ist beinahe überhaupt keine lebensfähige und lebenskräftige Natur, kein Mensch, sondern eine Verkörperung so und so vieler Eigenschaften, die wir in den einzelnen Situationen an's Licht treten sehen. Wir können überhaupt kaum an das Menschthum, an die Menschlichkeit der Ekebycavaliere glauben, Jeder von ihnen drückt eine oder zwei oder mehrere Eigenschaften aus, aber keine Persönlichkeit. Gösta Berling ist sicherlich eines der farbenreichsten und farbenprächtigsten Bücher, die es giebt, aber doch die Menschen, die in diesem wundervollen Werke uns vorgestellt werden, haben etwas merkwürdig Unlebendiges, Unwahrscheinliches. Wir können sie nicht glauben. Niemand darf uns sagen, das sind Menschen. Gösta Berling hält dem Teufel, der in der Weihnachtsnacht die zwölf Cavaliere in der Ekeby'er Schmiede besucht, eine Rede: „Wir Cavaliere haben auch wirklich auf sie gewartet, denn wir sind bisher kaum vollzählig gewesen. Wir sind nämlich mehr als wir scheinen, wir sind die durch alle Zeiten wandernde Zwölfmännerschaar der Sage. Zwölf waren wir, als wir von dem wolkenverhüllten Gipfel des Olympus herab die Welt regierten, und Zwölf, als wir Vögeln gleich in den grünen Zweigen der Weltesche Ygdrasil thronten. Wohin die Dichtung zog, folgten wir ihr nach. Saßen wir nicht als zwölf Ritter in Artus' Tafelrunde, sah man nicht zwölf Paladine in Kaiser Karl's Heer? Einer von uns war Thor, einer Jupiter, das kann man uns noch heute ansehen. Man erkennt den Götterglanz unter den Lumpen, die Löwenmähne unter der Eselshaut. Die Zeit hat uns übel mitgespielt, doch wenn wir dort sind, wird die Schmiede zum Olymp, das Cavalierhaus zum Walhall. Doch wir waren nicht vollständig. Man weiß, daß sich unter den Zwölfen der Dichtung stets ein Loke, ein Prometheus befindet. Er hat uns bisher gefehlt. Ich heiße Ew. Gnaden willkommen." Kurz vorher hat Selma Lagerlöf die Cavaliere uns vorgestellt: . . . Keine Eintagsfliegen, keine Modehelden, nein, Männer, deren Andenken noch heute in Wermland lebt, muthige, kraftvolle Männer. Sie besitzen keine vergilbten Pergamente und zu-

Digitized by Google

geschnürten Geldbeutel; sie sind arm und sorglos, Cavaliere von Kopf bis zu Fuß. Keine Muttersöhnchen, keine schläfrigen Gutsbesitzer. Irrende Ritter, fröhliche Gesellen, kühne Abenteurer ... Doch die Cavaliere sind, wie Gösta Berling ausführt, mehr als das. Es sind keine Menschen, keine Personen, es sind Personificationen.

Man kann das Gösta Berling-Buch in verschiedener Art beleuchten und der Einwände mancherlei machen: es ist doch Dasjenige unter allen Werken der Selma Lagerlöf, was das größte Aufsehen gemacht und den reichsten Eindruck hinterlassen hat. Es weist eine Menge Gestalten auf, die, in mannigfache Situationen gestellt, prächtige Bilder abgeben: vor Allem die Majorin, dann Onkel Eberhard, Patron Julius, der Brobypastor, Mamsell Marie, der Bärentödter Andreas Fuchs. Mit diesen habe ich nur einige aus der Fülle genannt. Aermer an Gestalten sind die beiden anderen größeren Werke „Wunder des Antichrist" und „Jerusalem", darum aber nicht ärmer an Interesse-Erweckung und an Reichthum und Pracht der Bilder. Gemeinsam ist ihnen Beiden die glanzvolle Einleitung: Die Geschichte vom Christuskind, vom echten und vom falschen, auf dessen Krone der Spruch eingeritzt ist: Mein Reich ist nur von dieser Welt, und das Gespräch Ingmar Ingmarssons auf seinem Brachfeld beim Pflügen an einem Sommermorgen — ein Selbstgespräch von anschaulicher Lebendigkeit. Man würde nicht zu weit gehen, wenn man sagte, daß diese Einleitungen die Krone der Werke überhaupt wären.

Selma Lagerlöf liebt die Symbolik: sie erzählt die Geschichte von der Gräfin Märta und den Elstern und erklärt zum Schluß: der Geist ist ein Ewighungernder. Diese Wahrheit hatte diese arme Erdenwanderin nicht zu erkennen vermocht. Der Geist kann von Spiel und Schein nicht leben. Erhält er keine andere Nahrung, so wird er einem wilden Thier gleich erst Andere und zuletzt sich selbst zerreißen. Sie erzählt die Geschichte vom gelehrten, kenntnißreichen Khevenhüller und der Waldfrau, und diese Waldfrau symbolisirt das Genie. Khevenhüller hat der Waldfrau einmal einen Dienst geleistet, und sie hat ihm als Lohn versprochen, daß seine beiden Hände jedes beliebige Kunstwerk fertig bringen können, doch nur eines von jeder Art. Als er sie bittet, diese Gabe von ihm zu nehmen, sagt sie: „Habe ich Dir je verboten, Andere Deine Wunder nachahmen zu lassen, was wollte ich Anderes, als das Genie vor handwerksmäßiger Arbeit bewahren?" Und dann die Geschichte von Peter Nord und Frau Fasta. Da heißt es: Zwischen Weihnachten und Ostern, den Festen der Geburt und des Todes, kommt die Fastenzeit des Lebens. Vom Leben soll man Nichts begehren, es ist eine arme, freudenlose Fastenzeit. Man kann ihm nie glauben, wie es sich auch verstelle. Im nächsten Augenblicke ist es schon wieder häßlich und grau. Es kann nicht dafür, es versteht es nicht besser. Peter Nord fühlte sich beinahe stolz, daß er dem Leben sein tiefstes Geheimniß abgelauscht. Er glaubte die gelbblasse Frau Fasta im Bettlergewande, mit der Fastnachtsruthe in der Hand, über die Erde schleichen zu sehen. Und er hörte, wie sie ihn zähneknirschend anfuhr: „Du hast mitten in der Fastenzeit, die man Leben nennt, das Fest der Freude und der Heiterkeit feiern wollen. Dafür sollst Du in Schimpf und Schande leben, bis Du Dich gebessert hast." Mit dieser Symbolik hängt auch ihre Art, die Thiere zu vermenschlichen und die Menschen thierisch zu zeichnen, zusammen: Im Cavalierhause lebte ein alter Raubvogel, erzählt Selma Lagerlöf vom Vetter Kristoffer. Er saß stets in der Ofenecke und paßte auf, daß das Feuer nicht ausging. Er war grau und plusterig. Der kleine Kopf mit dem großen Schnabel und den erloschenen Augen hing traurig an dem langen mageren Halse, der sich aus einem dichten Pelzkragen erhob: denn der Raubvogel trug auch im Sommer einen Pelz. Daneben muß man halten, was Selma Lagerlöf vom großen Bären in Gurlitta klätt erzählt.

Gleich allen bedeutenden Dichtern hat sich Selma Lagerlöf ihren eigenen Styl geschaffen. Sie erzählt in kurzen Sätzen, ohne Perioden, in Sätzen, die sich dem Gedächtniß einprägen gerade in Folge ihrer Knappheit. Ihre Gleichnisse sind deutlich und originell, ihre Bilder immer glücklich gewählt. Man weiß, was sie erklären sollen. Selma Lagerlöf hat eine eigenthümliche Art zu erzählen. Sie springt. Nicht in ruhig dahinwallendem Flusse geht die Erzählung weiter. Stoß-, ruckweise erzählt sie; alle ihre größeren Werke zerfallen in Bilder, in Gruppenbilder. Die Hauptpersonen kehren nur in ihnen wieder und wieder: Gösta Berling, Gaetano Alagona, Micaela, Ingmar, Gertrud und die Anderen. In immer andere Lagen kommen sie, und in der Art, wie sie sich in ihnen benehmen, erklären sie sich uns. Wir meinen Anfangs, ganz einfache Naturen vor uns zu haben, bis wir bei näherer Betrachtung merken, daß sie doch nicht so wenig complizirt sind, als wir annahmen. Allmälig zeigen sie ein reiches inneres Leben. Ein Capitel im Gösta Berling-Buch ist überschrieben amor vincit omnia. Man braucht in diesem Werk nicht lange nach Belegen für dies alte Wort zu suchen; daß die Liebe Alles besiegt, zeigt die Majorin, Ebba und Elisabeth Dohna, Mamsell Marie und Marie Dillner, Onkel Eberhard und der Brobypastor und das Bettlermädchen. Und wen macht sich Gösta Berling nicht zu Eigen? Anna Stjärnhök, Marianne Sinclaire, Elisabeth Dohna. Die Liebe besiegt Alles — diesen Spruch müßte man als Gesammtüberschrift setzen über die Werke der Selma Lagerlöf. Das Aufsehen, das sie mit ihren Büchern erregt hat, ist wohlverdient, und man kann sich lebhaft erklären, welchen Eindruck ihre Werke nicht nur im Norden, sondern auch bei uns machten. Originell in Bild und Wort, von einer glänzenden Phantasie, vollendet im Styl, immer klar und einfach weiß sie trefflich zu erzählen; sie ist eine Meisterin im Malen farbenprächtiger Bilder, wie wir sie seit langer Zeit nicht mehr schauen konnten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Christl.

Von Emil Ertl.

(Schluß.)

Die Baronin aus dem ersten Stock hatte Christl einen Schulranzen geschenkt und einiges Geld für Bücher und Hefte. Er war überglücklich, daß er nun zur Schule gehen durfte, und wachte jeden Morgen vor fünf Uhr auf, aus Angst, zu spät zu kommen. Jede Viertelstunde, die er sich von seinen häuslichen Geschäften absparen konnte, benutzte er für seine Aufgaben, und Abends mußte man ihn regelmäßig zwingen, zu Bette zu gehn, er fand immer noch einen Buchstaben, den er nicht genügend geübt, ein Wort, das er nicht oft genug in sein Heft gemalt hatte.

Das Lernen wurde ihm furchtbar sauer. Die einfachsten Dinge, die seine Kameraden sofort begriffen, wollten ihm durchaus nicht in den Kopf. Aber an Fleiß und Eifer übertraf er alle. Trotzdem wurde der Lehrer oft ungeduldig mit ihm.

Du hast ja guten Willen, Christl, bist ein braver Bursch; aber halt rein mit Brettern verschlagen! Was ist denn Dein Vater?"

„I' weiß net, Herr Lehrer."

Die ganze Classe lachte. Der Lehrer bereute seine Frage. Er hätte sich doch erinnern sollen ...

„Na," sagte er gutmüthig, „ist der Vater wahrscheinlich schon gestorben ... Ein Professor wird er kaum gewesen sein."

Zu Hause saß Christl oft in einem dunklen Winkel und weinte. Er wollte so gerne recht viel lernen, es sollte etwas Rechtes aus ihm werden. Dann brauchte seine Mutter nicht mehr bei anderen Leuten in Dienst gehen. Dann würde er ihr ein eigenes Zimmer nehmen und bei ihr wohnen. Sie würden immer beisammen sein, und sie würde ihn lieb haben und herzen, wie sie manchmal konnte, wenn sie wollte.

Digitized by Google

Daß sie es jetzt so selten that, vermißte er wie ein Dürstender einen Trunk Wasser. Aber er machte sich's eigentlich nicht klar. Es war nur eine stumpfe, unausgesprochene Sehnsucht nach Liebe in ihm. Und dabei ein beklemmendes Gefühl, als ob er doch nichts Gutes verdiene. Er war ihr zur Last, er kostete ihr beständig Geld, er spürte es aus mancher ihrer Reden, daß er ihr zur Last war. Und wenn er auch keine Worte dafür hatte und keine rechten Begriffe von all diesen Dingen — es drückte ihn doch auf's kleine Herz. Es lebte so ein leises, dunkles Bewußtsein in ihm, als ob er eigentlich kein Recht hätte da zu sein. Einer, der nicht einmal einen „Vattern" besaß ... Und dessen Mutter bei fremden Leuten dienen mußte, um das Kostgeld aufzubringen, das beinahe unerschwinglich war — sie gab es ihm jedesmal gewissermaßen vorwurfsvoll zu verstehen, so oft sie es erlegte.

Nur lernen, etwas werden, etwas verdienen — das schwebte ihm als einziges großes Ziel vor Augen. Und nun ging es so spießig, nun war er so begriffsstützig und dumm! Das machte ihn oft ganz elend. Sein kindliches Liebesbedürfniß hatte einen maßlosen Ehrgeiz in dem kleinen verkümmerten Körper geweckt. Er wollte alle Kameraden in Schatten stellen durch seine Leistungen. Wollte der Erste sein unter ihnen, daß er es vor allen Anderen zu Etwas brächte. Und nun ließen die Fähigkeiten den Willen in Stich. Er fühlte es auf Schritt und Tritt, daß er hinter den Anderen zurückblieb, daß er der Ungeschickteste war von Allen. Er war mit Freuden bereit, sich zu plagen, zu rackern, zu schinden, wenn es nur auch was nützte? Einstweilen merkte man nicht viel davon.

Auch im Sommer, als es Ferien gab, gönnte er sich keine Erholung. Er mußte immer nachholen, Lücken ausfüllen, die ungeschickte, widerstrebende Hand geschmeidiger machen, den unendlichen Kampf mit den Tintenpatzen führen, mit den Federn, die sich spießten und einen Streukegel schwarzer Tupfen über das Papier warfen oder schmierende Fasern nachzogen.

Der Lehrer hatte ihn einmal bei Seite genommen und ihm wohlwollend auf die Schulter geklopft. Er möge die Courage nicht verlieren, durch Eifer und Ausdauer lasse sich Vieles wettmachen. Er wolle ein Auge zudrücken und ihn aufsteigen lassen.

„Aber nur so fortfahren, nicht locker lassen!"

Nein, von Lockerlassen war keine Rede. Christl wollte ganz sicher „so fortfahren", aber nun trat allmälig die Rechtschreibung hinzu, und im Rechnen drohte das Bestimmen des Stellenwerthes. Waren das Probleme! Wie sollte er sich dies Alles merken? Er verzehrte sich förmlich in Lerneifer, verlor alle Eßlust und blieb völlig stecken in seiner ohnedies unzulänglichen körperlichen Entwickelung.

„So ein Crispinderl!" sagte seine Gönnerin, die Baronin. „Er soll doch eine Classe repetiren, was liegt denn daran?"

Ihn traf es wie eine bange Drohung. Repetiren! Da würde er um ein volles Jahr später sein Ziel erreichen.

„Geh, Christl," sagte der gutmüthige Pölzl, „plag' Dich net so. Du hast halt kein' Kopf zum Lernen. Das macht ja nix. Ich bin auch immer mehr für's Praktische g'west, und es is doch was 'worden aus mir."

Er ahnte nichts von den ehrgeizigen Plänen Christls, oder unterschätzte seine hochfliegenden Absichten. Auch hätte ja Christl selbst kaum ausreichende Auskunft ertheilen können, wäre er geradezu gefragt worden, was er sich eigentlich vorstelle. Es war alles dunkel in ihm, triebartig. Er hing an seiner Mutter mit einer halb unbewußten heißen Liebe, die er durch kein Wort sich selbst oder Andern auszudrücken vermocht hätte, nur durch schüchternes Anschmiegen, durch heftiges Umarmen, wenn sie gut zu ihm war, und durch bittere Thränen, die er jetzt ängstlich geheim hielt, wenn sie ihn wieder verlassen hatte. Und da war nun so ein verschwommener Vorstellungs- und Hoffnungsknäul hinzugekommen, den keine Vernunft entwirren konnte. Aber es waren lockende Schönheiten darein gewickelt: Ein freundliches Beisammensein in Liebe und Licht, ein gutes Loos, der alternden Mutter durch den herangewachsenen Sohn bereitet ...

Und dieses dämmernde Feenreich, dieser halbe Traum des sehnsüchtigen Kindergemüths, diese Fatamorgana einer möglichen Zukunft, die in seiner Einbildungskraft webte, stand immer in einer gewissenlosen Verbindung mit dem im Nachbarhause wohnenden Baumeister Wolff.

Er hatte ihn öfters wieder gesehen seit jenem Tage und beobachtete ihn jetzt mit großen, sehnsüchtigen Augen. Einmal, als er aus der Schule nach Hause ging, sah er auch die alte Dame aus dem Thore treten, am Arm des Baumeisters. Herr Wolff führte sie gewissermaßen behutsam, wie etwas Heikles, wie etwas Zerbrechliches und sehr Werthvolles, und geleitete sie an den Wagen, der bereit stand, half ihr hinein und hüllte sie liebevoll in weiche, warme Decken. Das war also die Mutter, von der es hieß, daß sie einst arm gewesen, und daß sie jetzt behaglich und sorglos bei ihrem reichen Sohn lebe! Wie fein und vornehm sie aussah! Die Begegnung machte auf Christl einen tiefen Eindruck. Es war für ihn ein Erlebniß.

Ganz verstört kam er heim, da fiel ihm ein, daß er für Nachmittag eine Strafaufgabe zu liefern habe. Sogleich setzte er sich hinter seine Schreiberei und fing entmuthigt an zu rechnen. Aber es wollte durchaus nicht stimmen, und Frau Pölzl erleichterte ihm nicht eben die Arbeit. Sie klapperte an ihrem Herd, mehr als nöthig gewesen wäre, und plötzlich herrschte sie ihn an:

„Hast denn schon wieder Aufgaben? Deck jetzt einmal den Tisch auf!"

Sie war überhaupt keine Freundin der Gelehrsamkeit und ärgerte sich insbesondere, daß Christl, welchen sie früher wie eine Magd verwendet hatte, diesem Dienste immer mehr durch Pflichten entzogen wurde, die sie doch als dringlichere anerkennen mußte.

„Eine Rechnung muß ich machen, als Strafaufgab'," sagte Christl ehrlich.

„So? Eine Straff! Hast wieder net aufgepaßt! Oder hast g'schwätzt?"

„I hab's halt net verstanden," sagte Christl kläglich.

Frau Pölzl war nun einmal gereizt. Sie lachte höhnisch auf und sagte zu ihrem Mann: „Den Buaben haben s' ganz verdraht. Mir kommt vor, je mehr er lernt, je dümmer wird er!"

Der Ziehvater bemerkte, wie der Knabe zusammenzuckte, er fühlte, wie das rasche Wort seinem Ehrgeiz wehe that. Gutmüthig stand er auf und strich dem armseligen kleinen Menschen über das glattgeschorene Haupt.

„Laß gut sein, Christl, ein Gelehrter brauchst net werden, wennst nur ein braver Kerl bleibst.

Christl beugte sich tief über seine Arbeit, und seine Thränen tropften auf das Papier herab.

* * *

Eines Abends, als die Pölzl's sich eben zum Abendbrod hinsetzen wollten, erklärte Christl, er könne nichts zu sich nehmen, es sei ihm übel. Seine Wangen glühten, während ein eisiger Fieberschauer seinen schmächtigen Körper schüttelte.

Die Schule war an eben diesem Tage wegen einer ausgebrochenen Scharlachepidemie in behördlichen Auftrag geschlossen worden. Schwer zu errathen war es also nicht, was dem Christl fehlte.

Kaum war er zu Bett gebracht, so begann er auch schon zu deliriren. Er rief und weinte nach seiner „Muatta" und hatte es beständig mit einem Brief zu thun, den er an sie geschrieben haben wollte. Man beruhigte ihn mit der Vorspiegelung, Pölzl habe den Brief bereits zugestellt. Dann glaubte er wieder in der Schule zu sein und bekam eine Strafaufgabe nach der anderen, so sehr er den Lehrer um Nachsicht bat, so eifrig er auch betheuerte, seine Lection fleißig gelernt zu haben. Schließlich verfiel er in einen unruhigen Schlummer, und auch die Zieheltern glaubten, sich zur Ruhe legen zu können. Aber es dauerte nicht lange, so fuhr Christl wieder empor. Sie beschlossen, die Nacht über abwechselnd an seinem Bette zu wachen. Er phantasirte jetzt fortwährend, nur mit kurzen Unterbrechungen, und hatte es beständig mit Herrn Wolff zu thun und mit einem Wagen, in dem die „Muatta" einsteigen sollte.

In aller Frühe eilte Pölzl ins Spital, um zu bitten, daß man das kranke Kind abhole. Auf dem Rückweg begab er sich in das Haus, wo Resi bedienstet war, und berichtete ihr von der Erkrankung Christls.

Sie nahm die Nachricht ziemlich gelassen hin. Ohnedies war sie längst eine Halbgebrochene. Keine Stürmerin mehr, aber auch keine „Perle". Unaufmerksam und lässig im Dienst, von mürrischer Passivität und froh, wenn sie auf einem halbwegs erträglichen Platz in Ruhe bleiben konnte. Die Sorge, die Freudlosigkeit hatten ihr Temperament aufgezehrt. Eine stumpfe Gleichgiltigkeit war zurückgeblieben.

Also der Christl war krank! Und schon im Spital!

„Wär' eh' am Besten, wenn ihn unser Herrgott glei' zu sich nehmet ... Na ja, was kann ma' machen? I' wer'n halt besuchen ... Gehn S' nur wieder, Herr Pölzl, daß Ihnen unser Herr net sieht, er hat immer glei' so eine Angst für unsere Kinder, wegen der Ansteckung, wissen S'."

Gegen die Ansteckungsgefahr war übrigens schon gesorgt. Der Desinfectionswagen stand bereits vor dem Hause, als Pölzl heimkehrte. Und als Resi nächsten Sonntag ihren Christl im Spital besuchen wollte, erfuhr sie, daß er sich auf der Infectionsabtheilung befinde, deren Besuch den Angehörigen der Kranken verwehrt sei. Sie mußte sich also nicht nur für dieses, sondern auch für die nächsten Male damit begnügen, beim Thorwart Erkundigungen einzuziehen, der die Freundlichkeit hatte, die Anfrage telephonisch weiterzugeben.

Die Antwort lautete fürs Erste nicht eben günstig, aber auch nicht geradezu beunruhigend. Vierzehn Tage später klang sie schon zweifelhafter. Die Constitution des Kleinen sei eben sehr untergraben gewesen, sonst hätte sich schon etwas machen lassen. Jedenfalls dürfe er längere Zeit keine Schule besuchen, wenn er wieder herauskäme. Nach weiteren vierzehn Tagen hieß es, es sei keine Hoffnung mehr. Als Resi das nächste Mal vorsprach, war sie darauf gefaßt zu hören, daß Christl im Sterben liege. Es wurde ihr aber gesagt, er habe sich doch wieder erholt, vielleicht, daß seine zähe Natur ihn herausreiße. Der Scharlach sei nun ganz vorüber, nur eine gefährliche Nachkrankheit habe sich eingestellt; das nächste Mal könne sie ihn besuchen, er werde in einigen Tagen aus der Infections- in die chirurgische Abtheilung übetragen werden.

Sie erbat sich an einem der nächsten Tage von ihrer Herrschaft eine freie Stunde, machte im Vorbeigehen in einer Spielwaarenhandlung einen kleinen Einkauf und begab sich bangen Herzens ins Spital. Als

Digitized by Google

sie den weißgetünchten Saal betrat, erhob sich eine barmherzige Schwester von der Seite eines Krankenbettes und ging ihr mit fragendem Blick entgegen. Sie nannte den Namen, die Schwester wies sie mit stummer Geberde nach einer seitlichen Fortsetzung des Saales, wo etwas abseits von den übrigen zwei kleine Betten standen.

„Sie sind abgesondert," bemerkte sie leise, „weil sie von drüben kommen."

Die Mutter erblickte zwei Geripplein mit matten, traurigen Augen und erschreckend wächsernen Wangen. Sie zweifelte, daß eines davon ihr Christl sein sollte, und wußte jedenfalls nicht welches. Schon wendete sie sich an die Schwester, in der Meinung, diese habe den Namen falsch verstanden, und wollte ihr ihn wiederholen, da ertönte aus einem der Betten ein schwaches: „Muatta!"

Sie schrak förmlich zusammen, daß Geripplein auch reden sollten können, im nächsten Augenblicke aber lag sie schon an der Seite des Bettes auf den Knieen und hielt ihr Kind in den Armen, seine fahlen Wangen mit Küssen und Thränen bedeckend. Es war, als wollte sie in dieser einzigen Minute alles wieder einbringen und gut machen, was das Leben, was widrige Verhältnisse, was der Vater, was sie selbst verabsäumt und gesündigt hatten an diesem liebedurstigen kleinen Kinderherzen.

Die barmherzige Schwester, die zur Seite stand, berührte sie leise an der Schulter und bedeutete ihr mit wenigen geflüsterten Worten, daß sie sich fassen und an sich halten möge, im Interesse des Kindes und der übrigen Kranken. Sie erhob sich, ihre Thränen trocknend, und reichte Christl das Spielzeug, das sie ihm mitgebracht hatte. Es war ein „Werkl", eine kleine runde Dose, die, wenn man drehte, eine niedliche Melodie orgelte. Die Töne perlten hervor, gleich fallenden Tropfen, es klang fein und gemessen wie ein winziges Glockenspiel.

„Geh', spiel' was, Christl," ermunterte die Krankenschwester.

Er drehte ein paar Mal die Kurbel, ließ aber bald wieder davon ab. Die Töne, so zart sie waren, schienen ihm weh zu thun. Ein kleiner Seufzer hob seine eingefallene Brust. Er blickte traurig und theilnahmslos vor sich hin, die kleine Drehorgel gleichsam pflichtschuldig in den abgemagerten Händen haltend.

„Freut Di' die Musi' net, Christl?" fragte die Mutter sanft. „Willst vielleicht was Anders? Soll i' Dir was Anders bringen, Christl?"

„Bittschen, Muatta?"

„Was willst denn, Christl, sag', was D' willst? Was soll Dir denn die Muatta bringen?"

„Bittschen, mei' Rechenbuach?"

„Aber geh', Tschapperl, wirst do' net lerna wollen?"

Er sah ihr traurig in die Augen, als hätte er sie nicht verstanden.

„Bittschen, Muatta, mei' Rechenbuach?" wiederholte er.

Sie konnte der Bitte nicht widerstehen. „Ja freili', Christl, wennst willst, bring' i' Dir's schon. Soll i' 's gleich holen geh'n?"

Er nickte stumm.

Sie dachte an nichts Anderes mehr, als daß sie ihm einen Wunsch erfüllen konnte. Und da er nun einmal sein Rechenbuch verlangte . . . es war ja das Einzige, was sie noch für ihn zu thun vermochte . . .

„Wart' nur ein Bissel, Christl, glei' bin i' wieder da, i' bring' Dir's g'schwind!"

Sie gab ihm noch einen Kuß und eilte fort. Mit fliegendem Athem jagte sie durch die Straßen, um nur ja rechtzeitig wieder zurück zu sein, bevor die Stunde zu Ende ging, während welcher Besuche der Angehörigen im Spital gestattet waren. Sie traf Frau Pölzl zu Hause, suchte und fand das gewünschte Buch und kehrte zurück, mehr laufend als gehend. Es fehlten fünf Minuten auf drei Uhr. Man ließ sie noch ein.

An der Thür des Krankensaales trat ihr die Schwester entgegen, ruhig wie immer, aber mit einer gewissermaßen feierlichen Miene. Sprachlos vor Schreck hing die Mutter an ihrem Mund.

„Unser Herrgott hat ihn zu sich genommen."

* * *

Als Herr Pölzl nach dem Leichenbegängniß die wenigen Siebensachen Christl's zusammenkramte, um sie seiner Mutter zu bringen, fand er in einem Schulhefte den Brief, von dem der Knabe am Abend seiner Erkrankung phantasirt, und den er, wie sich jetzt herausstellte, wirklich geschrieben hatte.

Er lautete:

„Liebe Mutter ich bin sehr grang bittschen kumm und bring mir eine Medicin ich mus bald wieder g'sund werden weil ich lernen mus und zu etwas bringen wihl das ich Dir nacher ein sebrates Zimmer nimm und mich zu Dir ziech Christoph."

Aus der Hauptstadt.

Die siebente Ausstellung der Berliner Secession.

II.

Es will mir sehr bezeichnend erscheinen, daß Max Liebermann dieses Mal an seiner Wand als pièce de resistance ein Bild zeigt, das schon 21 Jahre alt ist: seine „Bleiche". Wenn er in seiner Eröffnungsrede erklärte, die Secession lasse Jeden „auf seine Façon selig werden", so wurde der Fünfunddreißigjährige jedenfalls auf ganz andere Weise selig als der Sechsundfünfzigjährige. Das ist nichts Neues. Neu aber ist, daß Meister Liebermann es für möglich hält, auch heute noch zu seiner Malerei von damals sich zu bekennen. Freilich ist diese „Bleiche" eines seiner besten Bilder aus jener Zeit. Coloristisch steht sie in der Mitte zwischen seiner einstigen Dunkelmalerei und der späteren Hellmalerei; zeichnerisch aber bekundet sie noch einen Respekt vor der Form, der mitunter, z. B. in der Behandlung des Laubwerkes fast etwas — der Führer der Secession verzeihe mir das harte Wort — Akademisches hat. Mit seinem künstlerischen Raumgefühl sind die Weiber in das Bild — wieder brauche ich ein hartes Wort — hineincomponirt worden: so ungemein natürlich in der Haltung und so glaubhaft am Platze gerade, wo sie sich befinden. Das Gleiche gilt von den Linnen auf dem grünen Rasen. Kommt noch dazu ein schönes auf Grün gestimmtes Gesammtcolorit. Ganz in der Nähe hängen neue Bilder, wenngleich wir dasselbe Motiv von ihm schon früher behandelt sahen. In den beiden Ausschnitten aus der „Papageienallee" des Amsterdamer Zoologischen Gartens herrscht freilich noch eine ganz andere coloristische Verve: der blaue Kittel des Aufsehers, der die blaugelben und rothblauen Vögel von den Sitzstangen herabnimmt, die geradezu blendenden Sonnenlichtflecke auf dem Rasen am Rande des grauvioletten schattigen Alleebodens und auf diesem selbst, die bunten Flecke im Hintergrunde, die von den Kleidern der Damen, Kinderfrauen, Kinder herrühren — das giebt ein ganz famoses Farbenconcert unter dem dunkelgrünen Gezweige. Und wieviel Luft steckt in diesem Baumgange; und wie ist dabei Alles mit dem Pinsel nur so hingehauen. Und doch hat's Halt und in bestimmter Entfernung feste Form.

Und neben dieser neuen, seligmachenden Façon die alte! Ist's nicht, als ob der Gründer und Redner der Secession, der in seinem schlichten Selbstbildniß hier so ernst und gleichzeitig milde blickt, beweisen wollte, daß es ihm ernst ist mit jenem Wort? Nicht ihm allein. Auch seinem guten Kameraden. Es geht durch die diesmaligen Bilder der Berliner Secession wie ein Zug der Beruhigung, der inneren Sammlung an Stelle einer streitlustigen Sensationssucht. Bei Alt und Jung, bei den Führern und ihrer Gefolgschaft.

Da ist z. B. gleich auch Max Slevogt. Der vielumschriene Maler des „Verlorenen Sohnes" und der „Scheherezade" — um nur zwei seiner bekanntesten Bilder aus einer nicht gar weit zurückliegenden Vergangenheit zu nennen — hat dem vorjährigen, schon weit zahmeren Bravourstück des d'Andrade-Bildniß nunmehr eine andere Bildnißarbeit folgen lassen, dem sicher auch alle conservativsten Ausstellungssäle sich weit öffnen würden. Denn es ist in jedem Sinne ein vortreffliches Gemälde, dieses Reiterbildniß in Freiluft. Ein würtembergischer Dragoner in blaugelber Uniform hält auf einem Schimmel am Rande eines Kornfeldes, um von diesem sichtlich hoch gelegenen Punkte aus einen Augenblick Umschau zu halten. Ungezwungen und von größter Natürlichkeit ist die Haltung von Mensch und Thier; man hat die Empfindung, als würde der Reiter gleich weitertraben. Dazu die Ausführung von großer Sorgfalt in Zeichnung und Modellirung. Endlich und vor Allem der rühmlichst bekannte coloristische Feingeschmack. Darin ist er auch hier der Alte geblieben. Auf drei Töne ist das Ganze gestimmt: auf Blau, Gelb, Grau. Wahr und schön fügt es sich zusammen: das Blau und Gelb der Uniform gegen das Blau und Grau des Himmels und das Grau und Gelb von Roß und Feld.

Oder Louis Corinth, der derb drauflos fahrende Corinth. Malt er uns da jetzt in Lebensgröße, höchst sorgfältig abermals in der Zeichnung, einen schwarzweiß gefleckten, prächtig plastisch in sonniger Sommerlandschaft dastehenden, nur seltsam schmal- und dünnschädeligen Stier, den — wenigstens einen Witz, eine Ausgelassenheit der Idee muß es bei Corinth immerhin geben — eine junge modisch und kokett in schwarz Gaze über lila Seide gekleidete junge Dame, die ihr Röckchen graziös zur Seite rafft, an einem breiten rosa Band hält. Der Einfall eines humoristischen Zeichners im Style eines Galeriebildes gegeben . . . Ganz unverfälschter Corinth ist aber ein zweites Bild. Dabei auch humoristisch bis zur Caricatur: Odysseus, in der Gestalt eines alten Bettlers, verprügelt vor den höchlichst belustigt zuschauenden verschlemmten Freiern den greulichen triefäugigen, wirklichen Bettler Iros mit Fußtritten in den Bauch und Faustschlägen in's weinrothe Gesicht. Grotesk wirkt diese Gruppe, während das Uebrige minder gelungen ist, und mit einer an Liederlichkeit grenzenden Bravour ist das Ganze gegeben. Für verfehlt halte ich seine Gertrud Eysoldt als Wilde's Salomé mit dem Kopf des Täufers: keine Spur von Aehnlichkeit, und in der Psychologie weit hinter der Salomé von 1900 zurückbleibend . . .

Nun etwas Landschaft zur Abwechselung. Also Walter Leistikow, da ja von den Führern der Secession die Rede ist. Der Unnachgeahm-

Digitized by Google

teste von ihnen Allen. Auch er dieses Mal ganz ohne stylistische Sondereffecte. „Bloße" Natur. Aber wie gesehen und gegeben. Ein in brauner Felsenlandschaft Südschwedens aufleuchtendes weißes Kirchlein in nordisch heller Sommerabendstimmung und diese herbe, rauhe Natur voll künstlerisch empfundener Einsamkeitspoesie. Man denkt fast an Segantini. Dann eine Fischerflottille in einem norwegischen Fjord mit blauen und violetten Effecten in den vorspringenden Felsenrücken und den schmalen Buchten zwischen ihnen und mit glänzendem Abendscheingeflimmer auf dem bewegten Wasser, in dem die Böte mit ihren großen rothbraunen, so schön gegen das Blau und Violett stehenden Segeln förmlich auf und ab tanzen. Solch' Wasser hat Leistikow bisher noch nicht gemalt. Die vielen Freunde seiner Grunewaldmotive finden auch dieses Mal zwei solcher Bilder, von denen besonders der Hubertussee in Sommermittagluft den Eindruck eines Liedes ohne Worte macht.

Stark fällt hiergegen Ludwig von Hofmann ab. So Schönes, wie er neulich bei Keller & Reiner zu zeigen hatte, giebt's hier nicht. Sondern gerade nur ebenso Verfehltes, wie dort die „Erschaffung Evas" war. Jetzt heißt das Bild: „Nach dem Sündenfall". Das gleiche häßliche Colorit — doch wohl nicht, weil's mit Raffaëllistiften gegeben ist? — der gleiche verunglückte Gottvater; Adam und Eva in ungeschickt gewählter Stellung. Nein wirklich — das Epische liegt Hofmann nicht. Ich sagte es neulich schon. Und auch seine decorativen Mythologien sind mißglückt: weder „Leda mit mit dem Schwan", noch „Europa und der Stier" zeigen die temperament- und geschmackvolle Palette, über die der Künstler doch sonst verfügt.

Und nun der Letzte von den Vorstandsmitgliedern der Secession — Wilhelm Trübner. Natürlich wieder ein lebensgroßer Reiter. Wir kennen diesen Fuchs mit den breit und holzig hingestrichenen Reflexen auf dem spiegelglatten Fell, dem lichtgekleideten sonnenverbrannten jungen Mann, dem der Rahmen oben fast den Kopf abschneidet, vor saftigem Laubhintergrund in freier Luft. Eines seiner Lieblingsmotive, seitdem er, der vom feintönigen, so delicat malenden Leibl herkam, zur breiten Impressionsmalerei en plein air übergegangen ist. Auch der blauröckige, blonde, rothbäckige bayerische Postillon ist Geist vom selben Geist. Eine colossale Kraft bekundet Trübner immer; man möchte sagen, er malt mit ehernem Arm und eisernem Pinsel. Da kommt die junge Dame unter grünem, sonnenscheindurchzitterten Laubdach nicht allzu gut davon, d. h. als Dame; malerisch ist dieser Accord von Weiß und Grün, den kürzlich auch Slevogt mit einem ähnlichen Motiv anschlug, interessant und wirkungsvoll. Daß Trübner'sche saftiggrüne Landschaften von schönem Stimmungsgehalt auch hier nicht fehlen, versteht sich von selbst . . .

Das wären also die Führer unter den Malern im Vorstande der Secession. Von der Gefolgschaft das nächste Mal, wie auch von den übrigen Ausstellern. Nur zwei aus der Gefolgschaft gliedere ich gleich heute hier an, weil ich zuletzt von Trübner sprach und diese Beiden ganz sichtlich in seinen Spuren wandeln. Seine Frau, Alice Trübner, ist sogar kaum von ihrem Gatten und Meister zu unterscheiden. So, wie sie eine ältliche Dame von braunrother Gesichtsfarbe im Bett unter rother Filzdecke auf weißgrauem Kissen gemalt hat, ist das Bild in der Factur ganz und gar von Trübner's Art. Bei dem Frankfurter J. Nußbaum geht diese Aehnlichkeit nicht so weit. Vor Allem — er hat einen anderen Pinselstrich. Aber sonst könnte man doch auf Trübner rathen, wenn man vor seinem großen Bilde steht, das einen Landauer mit lebensgroßem Kutscher auf dem Bock und einen braungekleideten Kaufherrn im Fond des Wagens auf einer Spazierfahrt im sonnigen Park zeigt. Die beiden braunen Gäule schneidet links der Rahmen mitten durch, wir sehen nur die Hinterbeine. Auch hier übrigens, wie bei Corinth's Stier, eine Illustration im Styl eines Galleriegemäldes . . . Eben auch nur eine Façon, selig zu werden . . .

J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

Ehre, wem Ehre gebührt!

Im Jahre 1904 werden wir den hundertsten Todestag des größten deutschen Philosophen zu feiern haben. Immanuel Kant ist, wie weiland Sokrates für die alte Welt, für uns der Bahnbrecher einer modernen Weltanschauung. Um ihn schaart sich eine Phalanx von Geistesmännern, die täglich größer wird. Ihm in sichtbarer Weise den schuldigen Tribut der Verehrung und Dankbarkeit zu entrichten, wäre eine Ehrenpflicht. Setzt man in diesem Jahre dem bedeutendsten Tondichter in Berlin ein Ehrenmahl, so sollte man auch dem Heros des Gedankens in der Reichshauptstadt ein seiner würdiges Monument errichten. Nicht bloß Deutsche, auch die Denker der ganzen civilisirten Erde werden gewiß gern zu solcher Ehrung beisteuern. Wäre es doch ein Zeichen, daß in unserer als materialistisch verschrieenen Epoche der echte Idealismus noch gilt und sich bewährt!

Das Denkmal aber denke ich mir etwa in dieser Weise: Auf einem breiten Sockel erblickt man aus weißem Marmor die Gestalt eines griechischen Jünglings, der in tiefes Sinnen versunken ist, neben ihm die Idealfigur der Göttin der Weisheit, die ihn inspirirt. Auf dem Sockel vorne das Medaillon Kant's, gehalten von den Reliefiguren der „Kritik" und des „Friedens", hinten ein Relief; Boëthius im Kerker empfängt den Besuch der Philosophie, die ihn tröstet, welche berühmte Scene bekanntlich den Gegenstand des ältesten romanischen Gedichtes, des Boëthiusliedes, bildet. Auf den Seiten Reliefs der Vorgänger Kant's in Deutschland und seiner Nachfolger in zwei schönen Gruppen (etwa Albert der Große, Meister Eckart, Nikolaus von Cusa, Paracelsus, Jakob Böhme, Thomasius, Leibniz, Wolf, Mendelssohn, Jakobi — Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Schopenhauer, Fechner, Beneke, du Prel, Lotze). So wäre das Denkmal eine Huldigung an die Philosophie und ihre Bedeutung für die Cultur; es wäre ein beredtes Zeugniß des deutschen Idealismus, der uns nicht verloren gehen soll.

Freiburg i. Br. Dr. Grävell.

Sehr geehrter Herr!

Wir finden in Ihrer geschätzten Wochenschrift vom 11. d. M. in der Besprechung über „Pelleas und Melisande" die Notiz: „Was er und Corinth an köstlichen Bühnenbildern geboten haben, sucht seines Gleichen." Dem gegenüber erlauben wir uns, darauf hinzuweisen, daß Herr Corinth allerdings an den Bühnenbildern insofern betheiligt ist, als nach seinen Figuren die Costüme angefertigt worden sind. Die Decorationen jedoch wurden nach den alleinigen Ideen und Entwürfen unseres Herrn Leo Impekoven von unseren Herren Obronski und Impekoven in unseren eigenen Ateliers ausgeführt, derart, daß Herr Obronski den landschaftlichen, Herr Impekoven den architektonischen Theil gemalt hat.

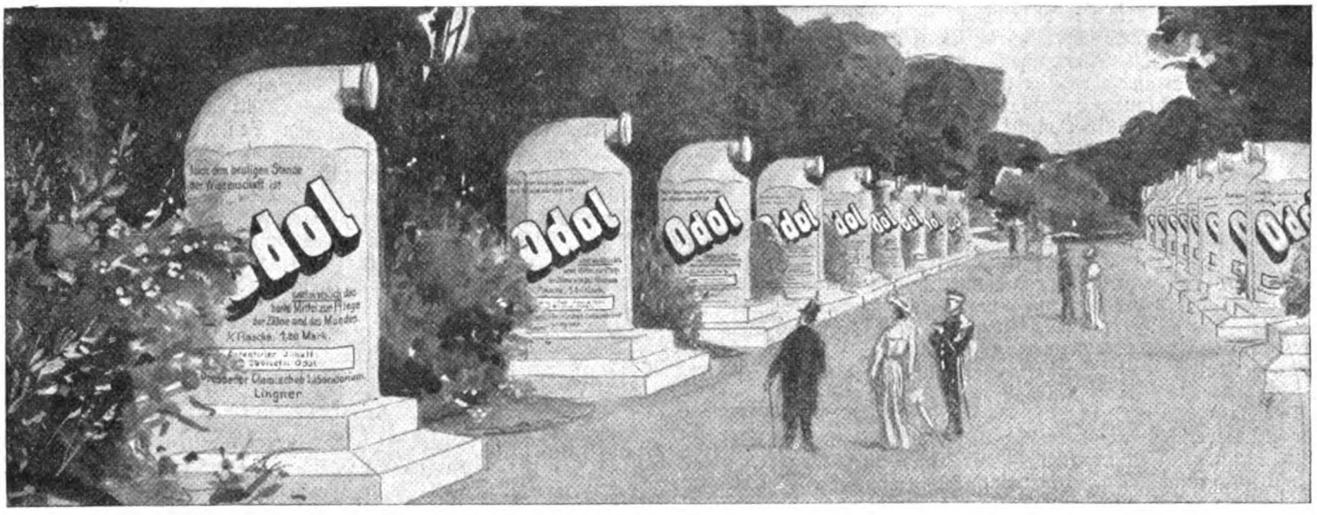
Hochachtend

Obronski, Impekoven & Cie.

Notizen.

Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. Von Theodor Lindner. Zweiter Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. Der Inhalt dieses zweiten Bandes zeigt deutlich, wie falsch die landläufige Vorstellung ist, als sei einmal die Entwickelung Europas im Mittelalter von äußeren Antrieben wenig beeinflußt, fast in sich abgeschlossen gewesen, und als gäbe es andererseits eine außerdeutsche Geschichte nur insoweit, als die einzelnen Völker von Deutschland beeinflußt gewesen seien. Das alte Wort „ex Oriente lux" findet in jenen Jahrhunderten reichlich seine Bestätigung, und wenn die arabische Kultur auch nach kurzer Blüthe bald greisenhaft dahinsiechte, so ist doch das Westland stark durch sie befruchtet worden. In anderen Zeiten wieder hat tiefe Geistesnacht und rohe Barbarei von Asien her die abendländische Bildung bedroht, als die Mongolen vordrangen und der Slawenwelt der osteuropäischen Tiefebene ihr Gepräge so stark aufdrückten, daß das heutige Rußland noch jetzt durch feste Schranken von der europäischen Kulturgemeinschaft getrennt ist. Während der Verfasser bei der Darstellung der außerdeutschen Verhältnisse sich auf die Werke namhafter Forscher stützt, betritt er in den Abschnitten über die deutsche Geschichte sein specielles Arbeitsfeld. Hier geht er auf die Quellen selbst zurück und vermag durch sie der Darstellung reicheren Inhalt zu geben. Wohl abgewogene Urtheile, scharf umrissene Charakterbilder zeichnen besonders diese Kapitel aus. Welcher Umschwung hat sich in den letzten 20 Jahren in der Beurtheilung unserer mittelalterlichen Kaisergeschichte und vornehmlich über den Werth der italischen Politik vollzogen! An Stelle der idealen Verklärung, in der sie früher erschien und die noch Gustav Freytag zu den Worten begeisterte, daß nicht die politischen Erfolge und Niederlagen das Größte wären, was die Staufen den Deutschen bereitet hätten, sondern der beste Segen eines großen Herrscherlebens sei vielmehr, daß es Glanz in Millionen Herzen sende, ist eine viel nüchternere Auffassung getreten. Nicht umsonst ist die lebende Generation bei dem großen Meister realer Politik in die Lehre gegangen, und so beurtheilt auch Lindner den mittelalterlichen Imperialismus nicht günstig: „Die Richtung auf Italien (unter den Ottonen) war verhängnißvoll und staatsverderblich", und noch herber lauten die Worte, in denen er das Wirken des Rothbarts und Heinrichs des Löwen zusammenfaßt: „Der Welf hat Dauernderes geschaffen, als sein kaiserlicher Besieger". Wohl kommen auch bei Lindner die physischen Verhältnisse, von denen die Entwickelung eines Volkes beeinflußt wird, zu ihrem Rechte, aber die extreme Richtung lehnt er ab, welche die menschlichen Bestrebungen in erster Linie aus wirthschaftlichen Verhältnissen herzuleiten sucht und in allem Thun nur eine Magenfrage erblickt. So wird er der geistigen Bedeutung und der sittlichen Größe der geschichtlichen Helden und Völker in vollem Maße gerecht.

Digitized by Google



Seltene Gelegenheit!

400 Stück um nur Mark 3.

1 prachtvolle Uhr mit prima Ankerwerk genau gehend, 3jährig. Garantie, 1 wunderschönes Diadém gefasst mit 13 imit. Brillanten (sehr täuschend), modernster Damenschmuck für Kopf, Hals u. Haar, 1 Paar Ohrgehänge mit imit. Brillanten (Patentverschluss), 1 eleg. Ring mit imit. Brillant für Herren u. Damen, 1 Cravattennadel mit imit. Brillanten, 1 Collier bestehend aus ca. 100 imit. orientalische Perlen (letzte Neuheit), 1 Album, 12 Cartons best. 24 schöne Bilder, 80 Metallgegenstände für Correspondenzgebrauch, 1 Schnur echte Korallen best. aus ca. 150 Stück. Diese reizenden 400 Stück mit der Uhr, die allein das Geld werth ist, sind pr. Postnachnahme um nur Mrk. 3 nur kurze Zeit zu haben von **BRAVMANN's Internat.-Exporthaus, Krakau Postfach 77.**

N. B. Für Nichtpassendes Geld retour.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Carl Bleibtreus
Illustr. Schlachtenschilderungen:

Neu:

Amiens-St. Quentin.

Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—20. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Le Mans. Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—15. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Schriftsteller,

die v. ihr. Arbeiten schnell e. belieb. Anz. Copien resp. **autograph. Abzüge** wünschen, brauchen nur **Concept** zu send. an **Dr. Lunze's** Dresd. Copir-Anst., Dresden IX.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: Herm. Oesterwitz, Dessau.

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von

A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** M. 8,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. M. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. M. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. M. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. M. 4.
Salomon Süditalien. M. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. M. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. M. 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaylerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 9. Mai 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Deutsche Träumereien, nationalpolitische Dummheiten. Von Kurd von Strantz. — Die deutsche Frau im Berufe. Von Frau Dr. Eliza Ichenhaeuser (Berlin). — **Literatur und Kunst.** M. Barrès, der Berichterstatter. Von Paul Wiegler. — Die Monumentalmalerei in Deutschland. Von Rudolf Klein (Berlin). — R. W. Emerson. Von Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen). — **Feuilleton.** Der gottlose Filczik. Von Koloman Mikszath. Deutsch von Wilhelm Thal. — **Aus der Hauptstadt.** Der Niedergang der Broncetechnik. Von Dr. Heinrich Pudor. — Notizen. — Anzeigen.

Deutsche Träumereien, nationalpolitische Dummheiten.

Von Kurd von Strantz.

Nicht nur in den maßgebenden, amtlichen und noch höheren Kreisen ist es Mode geworden, die Freundschaft mit Frankreich in etwas sehr nachdrücklicher Art zu suchen und aus allerhand belanglosen Höflichkeiten der stets liebenswürdigen Franzosen auf die Anbahnung eines freundnachbarlichen Verhältnisses zu schließen, ja sogar, wenn auch gänzlich grundlos, das baldige Ende des französischen Rachegedankens anzunehmen. Politische sonst beachtungswerthe Zeitungsschreiber haben ernsthaft die Versöhnung mit dem Erbfeind erörtert und mitleidsvoll dessen Ohnmacht wider das waffengewaltige Deutschland zur Ueberzeugung ungläubiger Gegner als bestes Beweismittel hervorgehoben. Auch die Stimmung des lieben Publikums entsprach diesen irreführenden Friedensschalmeien. Unkenntniß von Land und Leuten und die völlige Verkennung der politischen Gestaltung der Weltlage seit Bismarck's Weggang kennzeichnen diese auffälligen nationalpolitischen Kannegießereien. Wenn der Altreichskanzler dem klugen und damals noch leidlich frischen Hohenlohe das kleine Licht in der großen Laterne, den späteren Fürsten Münster, auf dem Pariser Botschaftsposten folgen ließ, so zeigte er damit deutlich, daß unsere französische Politik keinen Werth auf die zufällige Vertretung an der Seine legte, sonst hätte sie nicht einen Diplomaten hingesandt, der sich in London, gelinde gesagt, nicht ausgezeichnet hatte. Der Verhätschelung der Welfen dankt er freilich noch den Fürstenhut und hat sogar durch seine vornehme Grobheit den Leuten am quai d'Orsay gelegentlich Eindruck gemacht. Ein Fürst gleicher Art ersetzte ihn. Er hatte als Gesandter in Weimar geendet, um in den Hofdienst zu treten, der wohl kaum besondere Anforderungen an die geistige Begabung stellt. Die polnische Verirrung und die Anglomanie in Berlin ließen den vornehmen und loyalen Posener Großgrundbesitzer, der eine reiche englische Gattin mit indischem Gold und Blut besessen hatte, ebenfalls den Hermelin und sogar noch einen Botschafterposten gewinnen. Er muß sich wohl nicht sonderlich bewährt haben, daß er endlich über Byzanz und Petersburg in der rue de Lille landete. Nach richtiger Bismarck'scher Ueberlieferung genügt ja in Paris ein vornehmer Gastgeber, wie es Fürst Radolin in hervorragendem Maße ist. Aber ich fürchte, daß jetzt auch in Paris Politik, natürlich bloß die schwächliche Versöhnungspolitik gemacht werden soll. Kennt schon der Pariser kaum die Provinz, so zeichnet sich der fremde Diplomat noch mehr durch seine Unkunde über Frankreich aus, zumal ein wirkliches Geschichtsverständniß in nationalem Sinne und eine eindringliche Beobachtung der echten, nicht immer zu Tage liegenden Volksstimmung niemals starke Seiten der Diplomatie und besonders unseres Auslandsdienstes waren. Bismarck's einzige Fehler beruhten größtentheils auf der unzulänglichen Berichterstattung seiner Beamten. Er täuschte sich in den Magyaren und opferte deßwegen das ungarländische Deutschthum. 1866 versagte der übliche magyarische Verräthermuth gänzlich, und Andrassy gelang es, die äußerst wichtige Forderung Bismarck's, das Bündniß den beiderseitigen Verfassungen einzuverleiben, mit nichtssagenden Freundschaftsbetheuerungen abzulehnen; den Schaden trägt jetzt unser Reich. Der Sieg der Curie beruht auf gleichen Irrthümern des sonst so scharf blickenden Staatsmannes, die seinen Berathern hauptsächlich zur Last fallen. Auch verquickt sich hiermit der erste Versuch der Aussöhnung Frankreichs mit dem allzu großmüthigen Sieger. Man hätte es nicht für möglich halten sollen, daß deutsche Diplomaten, darunter natürlich der tüchtige Officier, aber jedenfalls schlechte Diplomat Manteuffel, nach dem Talleyrand'schen Muster verfuhren und selbst zur Stärkung des immer noch achtungswerthen Widersachers beitrugen. Freilich die französisch gesinnte erste deutsche Kaiserin und die evangelische Orthodoxie standen auf der gleichen Seite. Arnim und Manteuffel schwärzten Bismarck förmlich bei St. Vallier, dem französischen Minister, und Goutaut-Biron, dem Berliner Botschafter, an, der das Ohr der Kaiserin besaß. War doch ihr Vorleser Gérard französischer Späher und hat sich später als Gesandter in Brüssel als amtlicher Schützer solcher Spione erwiesen. Arnim's Strafe war hart, aber gerecht. Die französische Republik ist allein unser Heil, weil sie aus berechtigter Angst vor dem Oberbefehlshaber des Heeres im Kriegsfall und dessen cäsarischen Anwandlungen kriegsscheu ist. Die Monarchie, deren große Anhängerzahl freilich für den deutschen Kaiser in geschickter Lobhudelei schwärmt, auch vielleicht wirklich in ihm den thatkräftigen Herrscher verehrt, jedoch wohl nicht ohne den Hintergedanken, aus seinen Schwächen Vortheil für ihr Vaterland zu ziehen, kann nur im erneuten Kampfe wider das stete Opfer gallischer Kriegslust, Deutschland, wieder erstehen. Der Ruhm des französischen König- und Kaiserthums beruht auf dem Raub deutschen Gebietes. Die nothdürftig beendete Zerrissenheit des Reiches hat freilich die französischen Aussichten verschlechtert, aber noch sind die Wunden nicht vernarbt, solange die deutschen Außenländer ohne Zusammenhang mit dem

Digitized by Google

Mutterland bleiben und der größte Theil der französischen Eroberungen der alten Heimath nicht wieder gewonnen ist.*) Fand doch selbst der Kronprinz nichts dagegen zu erinnern, als sich Bismarck nach Sedan bloß mit dem Elsaß begnügen wollte und thatsächlich Metz nur aus strategischen Gründen schließlich festgehalten wurde. Daß Lothringen damals erst 100 Jahre französisch war, scheinen unsere Staatsmänner vergessen zu haben. Hatte Bismarck die französischen Absichten auf Belgien durch Veröffentlichung des Benedetti'schen Vorschlages gebrandmarkt, so dachte selbst er nicht daran, einer Wiederholung des Versuches durch engere Verbindung dieses unseres alten Tochterlandes mit seinem einstigen mutterländischen Horte vorzubeugen. Die Briefschaften Thiers', über die französische Blätter ganz andere Mittheilungen machen, als unsere deutschen, beweisen die rührende Fürsorge Manteuffel's für die französischen Interessen, die geradezu würdelos ist, was sich ja nachher in dem Schreiben des späteren Statthalters der Reichslande an den Metzer Bischof wieder gezeigt hat. Die vaterlandslose Gefühlsduselei und die humanistische Weltbürgerlichkeit sind ja bekannte unerfreuliche deutsche Eigenschaften, die uns auch das Bild Goethe's verdunkeln. Dieser Nachlaß Thiers' hat gegenüber dem deutschen Liebeswerben selbst in den vorsichtigen französischen Zeitungen den Chauvinismus wieder recht deutlich entfacht und dürfte ernsthafte Politiker, die überhaupt Frankreich aus persönlicher Anschauung kennen, doch endlich darüber belehren, daß die edle Vaterlandsliebe der Franzosen stärker als alle Vernunftsgründe ist und ihre Ruhmsucht ja leider stets ihre vortheilhafte Rechnung im gutmüthigen Nachbarlande gefunden hat. Der Franzose glaubt nicht an die staatliche Einheit Deutschlands, ist doch auch die Hälfte unseres Volkes außerhalb der Grenzen des kleindeutschen Reiches geblieben. Auch der Spannung zwischen Berlin und München legt er folgenschwerere Bedeutung bei, als sie nationalpolitisch hat. Andererseits erinnert er sich bei seinen Reisen, die ihn nur nach Süddeutschland führen, mit Wohlgefallen der noch heute dort herrschenden Französelei. Die kleinen Hofgesellschaften sprechen noch gar zu gern französisch, und ist es im Norden etwa anders? Der Grad des französischen Chauvinismus ist aber thatsächlich von den auswärtigen Beobachtungen abhängig, mag die französische Brille häufig die Thatsachen auch mit allzu rosigen Farben, wie z. B. in Böhmen, färben. Der Wiener Botschafter hat lebhaften Verkehr mit den Jungtschechen, und die französische Regierung knüpft wirklich Hoffnungen an die Verslawung oder den Zerfall des Habsburger Reiches, die uns gefährlich werden dürften und sollen. Halten wir vielleicht die Thätigkeit der alliance française in Holland und der Schweiz und der société pour la vulgarisation de la langue française in Belgien (eines belgisch verbrämten Ablegers der älteren und umfassenderen Kampfgenossenschaft) für harmlose Veranstaltungen von zwecklosen Sprachvereinen? Der Berner Botschafter und der Brüsseler Gesandte sind die amtlichen Leiter dieser Hetzgesellschaften, um die politische Auffaugung dieser deutschen Außenlande national und sprachlich vorzubereiten. Wir haben diesen Machenschaften nichts entgegenzustellen, obschon sich die heimliche Wühlarbeit auf deutschem Volks- und Sprachboden abspielt. Sollte die französische auswärtige Regierungspolitik nicht zielbewußter und thatkräftiger als unsere matte Versöhnungsstaatskunst sein, die unter dem Schein der Friedensliebe eigentlich nichts thut und diese bequeme Unthätigkeit mit diplomatischer Ueberlegenheit rechtfertigt, hinter der aber nur ein bedauerlicher Mangel an volklichem Verständniß und tieferer Sachkunde steckt? Die Vielgeschäftigkeit der Franzosen hat bisher stets Erfolge gezeitigt. Auch waren wir doch bisher sonst allzusehr Hansdampf auf allen Gassen, ohne irgendwelche Vortheile zu erzielen. Der gebotene Rückschlag ist ja nach Bülow's amtlicher Versicherung endlich erfolgt. Das Fortwursteln der innern österreichischen Politik scheint jedoch unsere auswärtige Loosung geworden zu sein. Aber selbst kleine Gesichtspunkte, die nur hübsch eigennützig sind, werden in der großen Politik wirkungsvoll, wie unser geliebtes England in Südafrika und im Sudan, oder die gleich umbuhlte Union mit ihrem Imperialismus bewiesen haben. Wir haben demnach so schöne Beispiele kräftigen Erfolges bei den Mächten unserer Vorliebe, daß man sich über unsere Lernunfähigkeit wundern muß. Der Niedergang Frankreichs ist ja auch eine häufige hohle Redensart, um unsere unschuldige Vertrauensseligkeit in Frankreichs Abkehr von jeglichem Rachedurst zu beschönigen. Ein besiegtes Land, das Dank unserer Nachsicht sich ein riesiges Colonialreich schafft, jährlich zahlreiche Schaaren unserer Volksgenossen aus Elsaß-Lothringen und Belgien zur Auffrischung seines Blutes aufnimmt und französirt, dazu täglich nationale Fortschritte in der Westschweiz, Luxemburg und Belgien macht, ist wahrlich nicht im volklichen Absterben begriffen, zumal seine wirthschaftlichen Verhältnisse viel stetiger und gesünder als die unsrigen sind. Freilich die sinnenfälligen Erfolge unseres doch immerhin zweifelhaften Industrialismus fehlen ihm, sein Handel bleibt stehen, aber seine Landwirthschaft und das Kunstgewerbe gedeihen. Auch haben wir trotz unseres industriellen Aufschwunges die geschmackvollen französischen Erzeugnisse nicht einmal bei uns selbst vom Markte verdrängen können. Die Industriekrisen haben uns mehr Geld gekostet, als den Franzosen durch den Stillstand ihres Handels entgangen ist, der übrigens keineswegs am Hungertuch nagt, sondern nur von uns überflügelt ist. Der Franzose ist conservativ und nicht allzu unternehmungslustig. Andererseits sind wir financiell lächerlich arm gegen das reiche Frankreich, das uns ja seit Ludwig XIV. weidlich ausgesogen hat. Ein Panamakrach hätte uns vernichtet. Jenseits der Vogesen merkt man diese financiellen Aderlässe kaum. Ein ausreichendes Zollschutzsystem hält die ausländische Preisunterbietung fern, ohne die Verbraucher übermäßig zu belasten. Dieses Bild geordneter wirthschaftlicher Zustände wird von der leidigen Politik kaum getrübt. Der Franzose ist eben patriotisch, und der staatliche Kampf gegen die Kirche macht den Priester und Clericalen nicht zu Vaterlandsfeinden, wie sie die Ultramontanen bei uns leider waren. Nur der deutsche Socialist besudelt seine eigene Heimath, der französische bewilligt jede Heeresforderung. Der Verfasser hat noch jüngst Frankreich bis zu den Pyrenäen durchstreift und obige Schilderung überall bestätigt gefunden. Aber auch der Revanchegedanke glüht noch unter der Asche in voller Stärke, und bei Volksfesten und politischen Anlässen brennt er lichterloh, spottet daher unserer friedensseligen Quacksalbereien, die den warmherzigen Volkscharakter und dessen ehrgeizige, streitlustige Träger verkennen.

Während wir absichtlich die weitere Sedanfeier zur Schonung der französischen Empfindlichkeit unterlassen, benutzt der Franzose jede Gelegenheit zur Gedächtnißerneuerung der Folgen des letzten Krieges und belebt zielbewußt die Erinnerung an die verlorenen Grenzlande, deren Widergewinn ihm nationale Ehrensache ist. Das Heer pflegt die Aufreizung fast berufsmäßig. Denn wozu leistet sich Frankreich auch die schier erdrückende Rüstung, wenn es bloß der Abwehr eines Angreifers gälte? Es weiß genau, daß wir es nicht bedrohen werden, da wir ja volklich weniger feinfühlig sind und uns gar nicht bewußt sind, daß der elsässische Sundgau mit Beffert (Belfort) und Mömpelgart noch französisch ist, von Hochburgund, Lothringen und den französischen Niederlanden ganz zu schweigen. Alle erlogenen Schauergeschichten über die deutsche Beutelust und weitere Eroberungsabsichten werden geglaubt und auch gelegentlich selbst vom internationalen Figaro wieder aufgetischt, wie es jetzt sogar der

*) Vergleiche: Kurd von Strantz, Das verwelschte Deutschthum jenseits der Westmarken des Reiches (Freigrafschaft Hochburgund, Westschweiz, Lothringen, elsässischer Sundgau und die französische Niederlande) Berlin 1902. Fr. Buckhardt, 2. vermehrte Auflage.

Digitized by Google

besonnene Claretie bei den Thiersbriefschaften in diesem Blatte thut. Auch der iberische, durchaus unfranzösische Baske in Béarn und in Bayonne ist so chauvinistisch wie sein französirter deutscher Landesgenosse an der Ostgrenze gesonnen. Wir unterschätzen diesen Patriotismus, der uns übertrieben erscheint, der auch sachlich unberechtigt, aber jedenfalls besser als unsere fremdbürgerliche Gesinnung ist. Mir persönlich erscheint dieses Uebermaß jedoch anerkennenswerther, als der deutsche Mangel an werkthätiger Vaterlandsliebe. Ein Glück, daß uns der Franzose auch künftig den Krieg um die nationale Ehre erhalten wird, den unsere Friedensfreunde so gern aus der Welt schaffen möchten.

Die deutsche Frau im Berufe.

Von Frau Dr. Eliza Ichenhaeuser (Berlin).

Die deutsche Frau im Berufe*), so lautet der Titel des vierten Bandes des Handbuches der Frauenbewegung. Die Verfasser Dr. Robert Wilbrandt und Lisbeth Wilbrandt geben darin eine Skizzirung der historischen Entwickelung der Frauenberufsfrage von dem Augenblick an, in dem sie erstand, als der Bauernhof nicht mehr Alles selbst producirte, als die Großfamilie sich mehr und mehr auflöste und Alles nach den aufblühenden Städten drängte; sie zeigen, wie hier der Frauenüberschuß nach und nach ein so großer wurde, daß im 15. Jahrhundert in Nürnberg, Basel, Frankfurt a. M. auf 1000 Männer gegen 1200 Frauen kamen, wie die Frauen die Hauptmasse der Armen bildeten (im Jahre 1410 waren von Männern 8 %, von den Frauen 39 % Arme) trotzdem sie damals noch zu den Zünften zugelassen waren, in der Textilindustrie sogar die weibliche Arbeit die männliche ziemlich um das Doppelte während der Periode der reinen Handarbeit überragte; sie weisen darauf hin, daß Frauenelend und die Prostitution derartig enorme Proportionen annahm, daß es erst der Reformation bedurfte, um die sittliche Stellung der Frau wieder zu heben, die Zünfte aber leider gleichzeitig wegen des Stockens von Handel und Gewerbe die Frauen vom Handwerk ausschlossen, bis die Entwickelung der Industrie die Frauenarbeit wieder nothwendig machte und die wirthschaftliche Umwälzung im Verein mit Ursachen geistiger Art die durch sie herbeigeführte Frauenberufsfrage im 19. Jahrhundert zu einer der wichtigsten und eindringlichsten machte.

Diese, die Frauenberufsfrage der Gegenwart darzustellen, ist der Hauptzweck der Verfasser.

Nach Erörterungen ihrer Ursache und Entwickelung fassen sie entsprechend der Reichsstatistik die sämmtlichen 6 1/2 Mill. erwerbsthätigen Frauen in folgende Gruppen zusammen:

	Weibliche Erwerbsthätige.
1. Landwirthschaft (sammt Gärtnereien, Forstwissenschaft, Fischerei und Thierzucht) . . .	2 753 000
2. Häusliche Dienste (bei der Herrschaft lebende Dienstboten und Hausbeamtinnen, Aufwartefrauen, Lohnarbeit wechselnder Art) . . .	1 551 000
3. Industrie und Gewerbe verschiedener Art (auch Bergbau und Hüttenwesen)	1 519 000
4. Handel und Verkehr (auch Gastgewerbe) . .	580 000
5. Pflege, Erziehung und freie Berufe (Krankenpflege und Hülfsthätigkeit, Gesundheitsdienst, Erziehung und Unterricht, Kunst, kirchliche Anstalten, gelehrte Berufe)	174 000
	6 577 000

In dieser Reihenfolge werden die Berufsgruppen an der Hand einschlägigen Büchermaterials behandelt. Hier gehen die Verfasser sehr gründlich vor. Um die Lage der Frauenarbeit in der Landwirthschaft darzustellen, wird die Gesammtlage der deutschen Landwirthschaft erörtert, es wird gezeigt, wie die Landflucht der letzten Jahrzehnte auch die Frauen ergriffen hat, trotzdem nach der Statistik der absoluten Abnahme von 223 000 berufsthätigen Männern in der Landwirthschaft eine absolute Zunahme von 170 000 weiblichen Erwerbsthätigen in der Landwirthschaft gegenüber stehen, wie dies größtentheils auf eine Veränderung der Statistik zurückzuführen, mehr als die Hälfte der großen Zunahme der weiblichen Erwerbsthätigen in der Landwirthschaft nur Schein sei, während über eine halbe Million Frauen, die in der Landwirthschaft der eigenen Familie mitgearbeitet hatten, ohne von der Statistik als Berufsthätige angegeben zu werden (oder als berufslose weibliche Angehörige figurirten) von der Landwirthschaft fort in die Stadt gezogen sind als Dienstmädchen und Industrie-Arbeiterinnen.

Interessant ist die Feststellung, wie wichtig und bedeutend die Arbeit der mitthätigen weiblichen Angehörigen ist, und wieviel umfangreicher die thatsächliche Theilnahme der Frau am landwirthschaftlichen Berufe ist, als die Statistik sie angiebt. 2 1/4 Millionen giebt sie an, thatsächlich sind es 4 Millionen im Hauptberuf und 2 in folgenden Gruppen:

1. Mitthätige Angehörige im Hauptberuf .	2 250 000
2. Mägde, Hofgängerinnen, Tagelöhnerinnen, Wanderarbeiterinnen	1 250 000
3. Selbstständige Landwirthinnen	345 000
4. Weibliche Gutsangestellte	18 000

Hierzu treten noch 1 3/4 Millionen im Nebenberuf thätige Frauen.

Trotz dieser außerordentlich großen Antheilnahme der Frauen am landwirthschaftlichen Berufe, und trotz des schlechten Standes der Landwirthschaft empfehlen die Verfasser den Frauen, sich des landwirthschaftlichen Berufes noch mehr zu bemächtigen.

Der zweiten Gruppe, die die zweitgrößte Anzahl von Frauen umfaßt, „Häusliche Dienste", widmen die Verfasser der Dienstbotenfrage und ihren Ursachen eine recht verständnißvolle Würdigung und wiederholen die von Dr. Stillich, mir und Anderen aufgestellten Reformvorschläge.

Die dritte Berufskategorie „Industrie und Gewerbe verschiedener Art" umfaßt nur 32 000 Frauen weniger als die „häuslichen Dienste", 1 519 000 gegen 1 551 000 Frauen, da aber auch in der Hausindustrie die Angaben höchst unvollständig sind, ist auch in der Industrie die Zahl der weiblichen Erwerbsthätigen größer als die Statistik angiebt. Nach einer kurzen Besprechung des Arbeiterschutzes erörtern die Verfasser die Lohnfrage bezw. die Vergleichung von männlichen und weiblichen Löhnen, die einen so großen Unterschied ergiebt, daß die Letzteren beispielsweise bei den Buchdruckern nur etwas mehr als ein Drittel der männlichen Löhne repräsentiren. Der Jahreslohn der Berliner Arbeiterin schwankt um 500 Mk. herum, während ihr Existenzminimum auf etwa 600 Mk. anzusetzen ist. Die Ursache der niedrigen weiblichen Löhne sind in der meist gänzlich fehlenden Berufsbildung und mangelnden Organisation zu suchen, gleichzeitig ein Fingerzeig, wo eine Reform hier einzusetzen hat. Die vorgeschlagenen Reformen zur Einschränkung der Arbeit der verheiratheten Fabrikarbeiterin lauten u. A.: Mehr Versicherung vor Allem der Waisen, Heirathsversicherung auf Grund einer von den ledigen jungen Arbeitern zu tragenden Steuer, schärferer Zwang gegen gewissenlose Väter, Reform der Heimarbeit, dann vorläufig Halbtagsschicht für alle Mütter, die das Bedürfniß des vollen Tagesverdienstes nicht nachweisen; Krankengeld in der Höhe des vollen Lohnes 4—6 Wochen vor und 6 Wochen nach der Entbindung, Krippen und Kinderhorte, Reformen, denen man nur zum Theil zustimmen kann.

*) Verlag von W. Moser, Berlin S.

Digitized by Google

Die Zahl der weiblichen mithelfenden Angehörigen in der Großindustrie beträgt 11 600, die der Inhaberinnen, Geschäftsleiterinnen 8500, die der Verwaltungs-, Comptoir- und Bureauangestellten 6700, des weiblichen technischen Aufsichtspersonals 2100. In handwerkartigen Allein- und Kleinbetrieben bis zu 5 Personen sind 466 000 Frauen thätig.

Am stärksten zugenommen haben die Frauen in der vierten Berufskategorie, im Handel und Verkehr, und zwar um 281 600 oder 94 %, und zwar im Waaren- und Productenhandel 250 000, im Hausirhandel 35 000 und im übrigen Handelsgewerbe 17 000. Trotzdem die weiblichen Handlungsgehülfen am Anfang höher bezahlt werden als die männlichen, bleiben sie doch auf einer niederen Stufe stehen, weil sie weniger lernen als der als Lehrling eintretende Mann. Das Durchschnittsgehalt der Ladenmädchen beträgt nach einer Thätigkeitsdauer von 3 ½ Jahren in Berlin 57,50 Mk., in anderen größeren Städten Deutschlands nur 27—47 Mk. monatlich. Der große Andrang zu diesem Berufe, der Mangel an Berufsbildung, die fehlende Organisation tragen auch hier die Hauptschuld. Die kaufmännisch tüchtig ausgebildeten Buchhalterinnen, Correspondentinnen, Stenographinnen, Cassirerinnen und Expedientinnen können es natürlich zu sehr viel höheren Gehältern bringen.

Von den 35 000 im Hausirgewerbe thätigen Frauen sind 33 000 selbstständig, die 17 000 im übrigen Handelsgewerbe gezählten sind: als Stellenvermittlerinnen, Verlegerinnen bezw. Verlegerswittwen, Zeitungsträgerinnen, Selbstständige und Verkäuferinnen im Buch-, Kunst- und Musikalienhandel, darunter 300 kaufmännisch gebildete Angestellte mit Gehältern von 30—100 Mk. monatlich, in der Handelsvermittelung (Vertreterinnen auswärtiger Gesellschaften haben 1800 Mk. Einkommen erreicht) etwa 150 Frauen mit eigenem Bankgeschäft, außerdem Bankbeamtinnen mit Jahresgehältern von 2400 Mk., und als Versicherungsagentinnen thätig.

Von den Erwerbsthätigen, die unter dem Namen „Beherbergung und Erquickung zusammengefaßt werden, sind die 261 000 weiblichen die größere Hälfte, darunter 47 000 selbstständige Wirthinnen, Hôtel-, Restaurations-, Café- oder Pensionsinhaberinnen, die an der Leitung großer Betriebe nicht weniger betheiligt sind als an den kleinen.

In diesem Capitel wird auch die Kellnerinnenfrage erörtert und folgende Reformvorschläge gemacht: Mindestruhezeit von 9 Stunden für alle Gehülfen über 16 Jahre, 10 Stunden für solche unter 16 Jahren, 3 Stunden Pause während der Arbeitszeit, eine Freiheit von 36 Stunden in jeder Woche; Freiheit am Sonntag während des Hauptgottesdienstes; gesetzliche Beseitigung des Sitzverbotes; Ausschluß der Kellnerinnen unter 16 Jahren; Ausdehnung der Schutzbestimmungen auf das gesammte Hülfspersonal. Hier muß die Mindestruhezeit von 9 Stunden als zu gering bezeichnet werden.

Im Verkehrsgewerbe spielen die 7000 Post-, Telegraphen- und Fernsprechgehülfinnen und die 24000 Eisenbahnangestellten die wichtigste Rolle. Einen sehr viel kleineren Raum nehmen die Fleischbeschauerinnen und einen noch minimaleren die Bibliothekarinnen, Dolmetscherinnen, Graphologinnen, Detectivbeamtinnen und Reporterinnen ein.

Die fünfte Berufsgruppe „Pflege, Erziehung und freie Berufe" verteilt sich auf die einzelnen Gebiete folgendermaßen:

1.	Krankenpflege, Hülfsthätigkeit und Gesundheitsdienst	79 000
2.	Erziehung und Unterricht	73 000
3.	Kunst und Kunstgewerbe	12 000
4.	Kirchliche Anstalten	11 000
5.	Gelehrte Berufe	etwa 200

Auf dem zuerst genannten Gebiete ist sowohl als Krankenpflegerinnen, wie auch auf dem Gebiete der socialen Hülfsthätigkeit, als Armen- und Waisenpflegerinnen, ferner als Gefängnißbeamtinnen Platz. Unter den 73 000 unter Erziehung und Unterricht angeführten Frauen befinden sich 66 000 Schullehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, ferner Lehrerinnen die privat oder an Anstalten in Musik, Malen, Kunstgewerbe, Sprachen, Haushaltung, Industrie, Landwirthschaft und Handel unterrichten, an wissenschaftlichen Instituten angestellte Frauen u. s. w.

Immerhin ist in Deutschland die Zahl der weiblichen Lehrer geringer als die der Männer im Gegensatz zu anderen Ländern, wo das umgekehrte Verhältniß herrscht. Da andererseits die berechtigte Forderung, daß Mädchen in erster Linie durch Frauen erzogen werden sollen, immer lauter wird und auch theilweise, so bei der Neuregelung des Mädchenschulwesens in Preußen 1894, bereits Rücksicht genommen worden ist, dürften tüchtige Kräfte hier noch ein Arbeitsfeld finden.

Von den 12000 in Kunst und Kunstgewerbe beschäftigten Frauen sind 10000 in Musik, Theater und Schaustellungen aller Art, 1700 in der bildenden Kunst und im Kunstgewerbe, 300 in Literatur und Dichtung thätig. Daß auf diesem Gebiete zum Erfolg starke Talente nöthig sind und daß nur diese zum Ruhm emporsteigen, daß neben einer Mittelschicht wirthschaftlich und social gutgestellter Künstlerinnen, Schriftstellerinnen und Kunstgewerbetreibenden sich eine im Dunkel verschwindende Menge befindet von denen besonders unter den Schauspielerinnen viele durch die Noth auf ein tiefes moralisches Niveau herabgedrückt sind, ist nur allzu bekannt leider ohne deshalb doch genügend abschreckend zu wirken.

Die kirchlichen Anstalten zählen 9600 Nonnen, 1400 weibliche Dienstpersonen in den Klöstern und 430 Anstaltsbeamtinnen.

Folgende gelehrte, auf academischer Ausbildung beruhende Berufe in denen etwa 200 Frauen in Deutschland thätig sind, stehen ihnen offen: Der juristische (allerdings nur als juristische Lehrerin, Politikerin, Leiterin von Rechtsschutzstellen u. s. w.) der ärztliche, zahnärztliche, der philosophische (als Oberlehrerin, Lehrkraft in Mädchengymnasien, Assistentin in wissenschaftlichen Instituten), der Apothekerberuf, der Chemikerberuf im Dienste der Industrie, der wissenschaftliche Schriftstellerinnenberuf, der volkswirthschaftliche (als Fabrikinspektorin u. s. w.) und die wissenschaftliche Bibliothekarin.

Durch diese Eintheilung der Materie und ihre gewissenhafte statistische, historische und sociologische Behandlung ist trotz vieler Mängel ein sehr brauchbares Nachschlagewerk für Fachleute geschaffen worden. Was ich aber — und ich glaube, mit mir ein großer Theil des Publicums — von einem Handbuche das den Titel trägt „Die Frau im Berufe" erwartete, daß es auch für die berufsuchende oder in ihrem Beruf weiterstrebende Frau ein praktischer Rathgeber werde, das ist es nicht geworden, weil es die einzelnen Berufe nur cursorisch behandelt, sie in Kategorien zusammenfaßt und der Laie trotzdem am Schlusse der Berufskategorien die Lehranstalten angegeben sind, sich nur schwer zurechtfinden kann und durchaus das nicht findet, was er zu seiner Orientierung sucht. Umso erstaunlicher ist es, wenn die Verfasser solche Autoren, die wirklich praktische Rathgeber für die erwerbsuchenden Frauen geschrieben haben, die sie sogar ziemlich häufig als Quelle benutzen, angreifen, wie Schreiberin dieses, weil sie Berufe angeblich in zu rosigem Lichte gesehen habe, über die Schwierigkeiten zu leicht hinweggehüpft sei und den berufsuchenden Frauen zu reichlichen Lohn — sogar für Kerbschnitzerinnen — in Aussicht gestellt habe. Ich möchte hiergegen feststellen, daß ich sowohl in der Vorrede, wie auch in fast jedem Einzelartikel meines Buches „Erwerbsmöglichkeiten für Frauen" vor den Schwierigkeiten, die hauptsächlich in der bisherigen oberflächlichen Fachbildung der Frau liegen, gewarnt und stets eine ernste gründliche Vorbereitung verlangt habe. Ich habe weder für Kerbschnitzerinnen noch für etwas anderes zu reichlichen Lohn versprochen,

Digitized by Google

sondern stets nur die übliche Bezahlung, also Ziffern, genannt und das Kerbschnitzen überhaupt nie als Einzelberuf auch nur erwähnt, sondern wörtlich, „die Beherrschung der schwedischen Kerb- und Flachschnitzerei, der italienischen Steinmosaik, des Lederschnitt, der Aetzarbeit, des Leder- und Holzbrennens, der Nagelarbeiten, der Zinngravier- und Bossierarbeit, die Keramik-Malerei und möglichst auch an derer Techniken" zusammen für Kunstgewerbe-Lehrerinnen empfohlen, weil damals — ich schrieb meine Erwerbsmöglichkeiten vor 6 Jahren — in Dilettantenkreisen vielfach die Mode herrschte, sich irgend eine dieser Techniken anzueignen, der Lehrberuf daher damals, wie mir Frauen, die sich in diesem Berufe sehr gut ernährten, persönlich versicherten, ganz einträglich war. Ich nannte das übliche Honorar von 10 Mk. monatlich für einen Wochenvormittag und daraus konnte entschieden kein Mensch auf allzu üppiges Einkommen schließen. Sicherlich aber sind die meisten Berufe die im Handbuch den Frauen empfohlen werden, wie beispielsweise die Landwirthschaft und der Dienstbotenberuf noch viel weniger einträglich.

Eine weitere Beanstandung, die ich an dem vierten Theil des Hauptbuches der Frauenbewegung zu machen habe, ist, daß er nicht von ein und demselben Geiste beseelt, nicht von der warmen Ueberzeugung durchdrungen ist wie der erste und vierte Band, in denen nur in der Bewegung stehende Frauen des In- und Auslandes zu Worte gekommen waren. Das Verfasser-Ehepaar des vierten Bandes steht der Frauenbewegung mitunter geradezu fremd gegenüber, so, wenn es nach der Schilderung der Zunahme der Frauenarbeit in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bemerkt: „Zunächst war es nicht die Frauenbewegung, sondern die allgemeine weltgeschichtliche und wirthschaftliche Entwickelung, die die Zunahme der Frauenarbeit in Deutschland bewirkte." Das heißt Ursache mit Wirkung verwechseln. Was ist denn die Frauenbewegung anderes, als eine Folge der geistigen, socialen und wirthschaftlichen Entwickelung? Und ihre Sorge galt der Erringung einer Stellung in den neuen wirthschaftlichen Verhältnissen. Die Begründung von Bildungs- und Erwerbsvereinen und Schulen um die Frauen zu befähigen, ihrer neuen Arbeitssphäre, die durch die rapide industrielle Entwickelung vielfach aus dem Hause in die Werkstatt verlegt wurde, gerecht zu werden, gehörte zu ihren ersten Aufgaben mit denen sie in Deutschland um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts begonnen. Ohne sie wäre die 94 procentige Zunahme von Frauen in Handel und Verkehr und die 53prozentige in den öffentlichen Diensten und freien Berufen ganz unmöglich.

Ebenso irrig ist die Behauptung „Die Frauenbewegung habe von jeher die Zunahme der Frauenberufsarbeit vor allem unter dem Gesichtspunkte betrachtet, daß die Frau, die nicht Mutter ist, heutzutage Berufsarbeit suchen muß und soll". Die Frauenbewegung hat die Frauenberufsarbeit vom ersten Tage an bis heute vor Allem nicht unter dem genannten, sondern unter dem Gesichtspunkte betrachtet, daß die große Zahl der nichtheirathenden Frauen durch die Arbeit Lebensinhalt und wirthschaftliche Selbstständigkeit erhalten. Und Luise Otto Peters, auf deren Broschüre „Das Recht der Frauen auf Erwerb" die Verfasser sich berufen, hat in eben dieser Broschüre die Ehe als den schönsten von der Hand der Natur vorgezeichneten Beruf der Frauen bezeichnet, es aber eine Begriffsverwirrung genannt, wenn man ihn als einzigen hinstellt, weil dies den thatsächlichen Verhältnissen widerspreche, weil die Statistik beweise, daß hier die Frauen in der Mehrzahl wären, nicht jedes Mädchen heirathen könne und die Ehen sich verminderten. Auch sie plaidirt hauptsächlich für die unverheirathet bleibende Frau in ihrer Forderung, die Mädchen auch für einen anderen Beruf als den der Ehe vorzubereiten. Da man aber vorher nicht wissen könne, welches Mädchen heirathen würde und welches nicht, da man nicht wissen kann, welche Frau durch Krankheit, pekuniäres Mißgeschick, Verlust des Mannes als Ehefrau oder Wittwe auf ihre eigenen Leistungen angewiesen sein werde, da es schließlich auch jeder Ehefrau, die nicht durch Kindererziehung und Haushalt vollständig absorbirt ist, unbenommen sein muß, den Mann durch ihre eigene Erwerbsarbeit zu unterstützen, so geht daraus mit Evidenz hervor, daß jedes Mädchen für irgend einen Beruf, für den sie Fähigkeiten und Neigung hat, vorbereitet werden müsse. Das ist eine Forderung der Frauenbewegung.

Literatur und Kunst.

M. Barrès, der Berichterstatter.

Von Paul Wiegler (Stuttgart).

Es ist eines der Bücher des französischen Jahres, welche dem Gewerbefleiß unserer Feuilletonisten entgangen sind vielleicht, weil des ehrbaren Fibelschreibers Emile Zola Verdienste um eine über das Grab ragende Werthung der ungeheuren „Misérables" des Victor Hugo, weil die Trauer des Verlegers Charpentier zu anstrengende Buchung forderten. Der Band heißt Maurice Barrès, „Scènes et Doctrines du Nationalisme". Warum ritten nicht auch gegen diese Sammlung des spürenden Träumers, schwärmerischen Zerfaserers, letzten Latinisten die Gedanken der weltbürgerlichen Schriftsteller an? Indessen, große, laute Entrüstung ist so dem Absatz ferngehalten worden. Nicht zappelte unter gesinnungsvollen Messern der Barrès der wahren Gestalt, welcher sonst verflucht worden wäre. Viele ethnische Ursachen hätten den Haß, der als Haß immer gut ist, hervorgelockt. Denn was ist das Gros der fünfhundertundsieben Seiten? Tagesselaverei und eine unterste Gattung von Schaufpielen, Vereinsprotocolle, ungeistige Gruppentactik, ärgerlichstes Reporterwesen. Ihre aus edlem Herzen emporquellende Peinlichkeit mag nur der durchfühlen, welcher selbst in ähnlichen Bedrängnissen seufzte. Hier haben die Mittelbourgeoisie-Armuth des Auchdichters Coppée, die vergebliche Bravour des Infanteristen Déroulède, Gemeinderäthe und Studentengeschrei die Rolle jenes „düsteren und leidenschaftlichen Treibers" gespielt, der bei Nietzsche Erkenntnißverlangen hieß, aber ebenso als heimtückische Fessel einer Corporation die Seelen der Besten aufwühlen und zerschinden kann. Der bejahrt gewordene Liebling des Herrn Nordau, der Unstäte, dessen Namenslettern einst verführerischste Ergötzung im Geistig-Sittlichen bedeuteten, jetzt eine These sind (oft habe ich über ihn geschrieben, oft werde ich über ihn schreiben) wandert durch sein härtestes Inferno. „Eingetrocknet ist sie in allen Tintenfässern Frankreichs, die Tinte, welche mir half, mehrere Hauptvorgänge dieses Buches zu zeichnen." Man sieht Barrès in seinen abgeschlossenen Thaten und empfindet Schmerz, da nicht verborgen ist, welche schlimme Alterationen, nur leise durch den Majaschleier sanfter Friedenssehnsucht umhüllt, von jeher Kaufpreis der That bei ihm waren. Diesmal sind seiner psychotherapeutischen Stationen sechs an der Zahl, und sie nennen sich: Geschichte des Bundes „französisches Vaterland", den freigeistige Schankwirthe als „les patriotards" mit Consequenz verhöhnt haben; Geschichte des Unternehmens „L'Action française", bestehend aus schlechten Zeitungsplänen, unnützen Baccalaureat- und Schriftstellerdiners; Tagebuch von Rennes; der lächerlich mißglückte Brumaire jenes ewigen Straßburgrächers, welcher dem Pferde des Generals Roget in die Zügel fiel und als ein entgleister Abenteurer verbannt wurde; ferner papierene Tristia des aus Charmes (Vosges) gebürtigen Lothringers, dem die Ver-

Digitized by Google

kümmerung der Ostgrenze ein mit Absicht geschärftes Wundfieber im Blute gelassen hat, und endlich Schutzzöllnerisch-Coloniales. Unbehaglich, nach Art eines Markrhetors, der für grobe Ohren seine Stimme übermäßig gebrauchen muß, wird der hoffnungslose Lehrgewinn der Einsamkeit, daß Frankreich „auseinandergesellschaftet und enthirnt" sei, für trägere Intelligenzen wiederholt. Dumpfe Verdammniß liegt auf all' diesen Declamationen, welche gleich damit begannen, daß der General Bazaine als ein Verrätherschemen, der die neuen, unfranzösischen Preßtruppen des Syndikats erschrecken soll, der Erde entrissen wurde. Der Bankerottirer seines äußersten Parteigängerthums ruft dessen trübverworrene Einweihung in's Gedächtniß zurück und muß im selben Athemzuge gestehen, wie sehr es ihn betrogen hat. Prahlerisch wird der Briefwechsel gedruckt, der im Januar 1899 Herrn Jules Lemaître zum straßenfüllenden Adjutanten Boulanger's gesellte; aber zwanzig Seiten später wird Barrès' im October 1901 geschehener Austritt mit Unerfahrenheit, privaten Dingen selbstschmeichlerisch entschuldigt, und dem heroischen Augenblick wird ein dünnes, verdrossenes Sterbelied gesungen. „Hélas, les circonstances" . . . und still davon. In Stümper haben sich die Baccalaureusse, unfertigen Spitalärzte und Gerichtsbeamten offenkundig verwandelt, welche, ehrgeizige Anzettler, den Literaturbeschäftigten Maurice Barrès als Führer erkoren, seinen Traum von der Allgemeinheit in gewöhnlicheren Caricaturen nachträumten. Das Epos vor dem bretonischen Soldatentribunal, die Capitel des Zornes, eingeleitet mit der gefährlichen Auskunft, die Handlung eines Judas Ischariot sei nur social, unabhängig vom Motiv des Handelnden zu betrachten, sind jetzt ein Kampf, dessen todte Niedrigkeit uns anbellt. Die sallustische Prosa, welche in einigen Abbildern (denen des Oberkellner-Advokaten Demange, des von bewundernder Liebe mit Zuckerwerk und Blumen beschenkten Obersten Picquart und des vom heiligen Geist umflammten Theaterhändlers Linguet-Claretie) noch ihre ganze, köstliche Grausamkeit übt, ist der Farbe beraubt und schlaff. Gelegentlich spricht ein Barrès, der gar nichts mehr ist als ein Pfennigzeiler: „Dieser schamlose, mit vielen Frauen in hellen Toiletten besetzte Saal erinnerte an das, was der Prince de Ligne von dem Säckchen aus Belgrad erzählte, in dem man zugleich das Abgestorbene, das Verbrannte und die Essenz der Rosen roch. Alle Düfte Arabiens, die Wasser des Jordans und selbst Gold, sie könnten die Beschmutzung nicht abwaschen, den Gestank des Verrathes nicht bedecken." Eine freiwillige Degradation umgiebt uns, die sich wehrt, dem kranken, vom väterlichen Gespenste dunkel bedräuten, über Sein und Nichtsein grübelnden Prinzen des Dänenlandes verglichen zu werden: „Wir schwuren den festesten Schwur, daß vor Allem Frankreich sein müßte. Eher denn Hamlet, waren wir junge Jägerofficiere." Hier werden Helden gewünscht! ist noch immer auf der Affiche zu lesen. Aber nur der Centralafrikaforscher Morès, der Gouverneur Galliéni, der Oberst Marchand sind zur Verlängerung der Serie auf den Schauplatz, und anstatt des Schildes „Helden" wird ihnen das Schild „gute Gesichter" umgehängt. Dazwischen bricht halb lügnerisch, halb schluchzend das Bedürfniß nach Größerem hervor. Das ach! so unholde „Vive l'armée!" wird mit den Worten vertheidigt: „Im Uebrigen bedingt das Vivat! nicht mit Nothwendigkeit unseren Glauben an eine greifbare Realität. Wir leben umringt von Schatten. Falstaff, Hamlet, König Lear hat es nie gegeben; sie wirken auf die Menschheit. Der General, den wir loben, ist ein Geschöpf unseres Geistes, ein Typus. Die Typen bilden sich um in Wesenhaftes, heften sich dem Wirklichen ein. So mögen zum Mindesten die Typen leben!" Aber zertrümmert ist das Symbol, verhäßlicht sind die Ziele, und wie die warnende Ergänzung des melancholischen: „O souvenirs d'une allégresse qui n'eut pas de lendemain" klingt der Ruf der Ahnung, welchen Barrès an der Schwelle des Dreyfusjahres umsonst sich nahegebracht hatte: „Das Seltene, Nichtdagewesene, Unerhörte, Unbekannte, das man uns gewähren sollte, sind die Voraussetzungen des Lebens. Wir haben bis zu dieser Stunde nicht die Mittel, die Zeiten zu verstehen, da unsere Nation, einheitlich, richtungsvoll und überfließend, unter den Weltträgerinnen ersten Ranges war. Solches Studienmaterial ist unseren jungen Historikern, ihnen, welche die Vergangenheit aus dem Gegenwärtigen zu erklären sich mühen, versagt. Et certainement ce n'est pas cette mauvaise petite histoire malsaine qui comblera cette désolante lacune de notre éducation."

Jedoch das ist nur der erste Anblick des Buches; ein zweiter ist möglich, ein zweiter werde gewiesen und sei ausgedehnt zum Wagniß einer (unvollständigen, aber von heißester Liebe durchdrungenen) Forschung, welche den verschiedensten Gegenden der französischen Cultur sich zukehren muß. So werden gewisse Erscheinungen enträthselt, welche Merkmale der Sittlichkeit jener Rasse im ganzen neunzehnten Jahrhundert gewesen sind und irgendwann dort Alles zum Gehorsam zwingen können. Verschwiegen wurde bisher der „Scènes et Doctrines" festlicher Theil, lyrisch-idyllische Stücke von der in Chénier'schem Classicismus gebändigten, silbernen und doch mit aufreizend starken Tönen untermischten Anmuth, die Barrès zu eigen ist. Den Brutus der nationalistischen Clubs, welcher um Mitternacht die Schwätzergilde im Café Voltaire verlassen hat und ohne Begleiter seinem entlegenen Hause zuschlendert, hebt eine ermuthigende Phantasie nach der venetianischen Lagune und nach dem Armenierkloster San Lazzaro. Die Sonne stirbt im Glanze der Kuppeln, schwarze Gondeln bewegen sich auf blinkenden Wassern, und in die Abendschönheit hallt das Ave Maria; der nationalistische Wille jedoch verliert sich an das bannendere Geheimniß dieser mönchischen Niederlassung, wo greise Benediktiner die Jugend des armenischen Volkes in nationaler Zucht um sich scharen, und, inmitten des lauen Wollustbades der Meeresbucht, der entrissenen Heimath schwül-kaltes Klima dem Geiste nach um sie legen. Ihr Laboratorium wird dem Dichter Maurice Barrès eine Musterwerkstatt, Musterwaffen sind ihm die Waffen ihres Systems. Ueber das lothringische Hochplateau von Sion-Vaudémont streift (incognito) jene Fürstin, welcher der Hauptessay des Buches „Amori et dolori sacrum" gilt, die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, umflossen vom Lichte der schönen Seele, worin der griechische Snob Christomanos sie gekleidet hat. Und Barrès fragt: „Ist es nicht seltsam rührend, diese unglückliche Fürstin, die einer der poetischsten und seltensten Geister unserer Zeit war, an so einsamem Gestade zu treffen, während sie nach ihrer Familie Ursprung Ausschau hält und sich Empfindungen hingiebt, deren Ueberschwang und Tiefe ein Musiker leichter als ein Wortkünstler zu schildern vermöchte?" Nach dem Chateaubriandschlosse Combourg wallt der Reporter, der im Staube von Rennes sich plackte und verschlechterte. Bei der Wiege des Sängers, welcher unter den Zinnen, in kindlichem Halbschlummer, dicke Käuze an seinen mondweißen Vorhängen entlang flattern sah, läßt er sich von Visionen umschweben: „Welch' erlesene Befriedigung, mit dem Blick auf der Herrenburg leidvoll strenger Façade auszuruhen, in ihren Gewölben unterzutreten, selbst ihr Echo zu wecken und unser Antlitz dem Wind ihrer Mauertürmchen darzubieten!" Und dem am Sumpfrand Kauernden zerrinnt in Nichts, was dort unten seine Seele beschlagnahmte.

Aber noch ist eines dieser Fragmente, das wichtigste und dem Datum nach heutigste übrig, der theoretische, sich verantwortende und das Künftige anordnende Eingang. Durch seine Meditationen verschiebt sich der Standpunkt, das Buch, welches das Aussehen hatte, als wäre es zur Selbstbelastung, als ein Vorbau zu noch unfreierem Parteidienst den Artikelkästen entnommen, transformirt sich zu einer Befreiung nach — es ist erlaubt, in einem Essay über Barrès diesen Majestä-

Digitized by Google

tischen zu erwähnen — Goethe'schem Beispiel. Plötzlich wird zur Sicherheit, daß der Barrès des Jahres 1902 (der an seinem Werke über die lothringische Heimath arbeitet), das Parteigängerthum nicht bloß bedauert, sondern (fast gelinde) verleugnet, wie man Feindliches, Ueberwundenes verleugnet. „J'aurais été infiniment plus calme", wagt er für den Fall zu behaupten, daß ihm der Erfolg des Tumultes, der „klägliche, unfruchtbare" parlamentarische Antiparlamentarismus früher zum Bewußtsein gelangt wäre. O, das von diesem Tage ab Barrès ein Apostat bliebe, der, niemals mehr sichtbar in der Kohorte der „simples antiministériels", die meinetwegen Herr Lemaître zum Triumphe über die braven Combes, Pelletan und Genossen führen mag! Klar ist ihm die jämmerliche Hohlheit der Politikerprofession. Zwar bäumt sich gegen Nietzsche's Verachtung des so elenden Zeitvertreibs seine Eitelkeit auf, und er tadelt seinerseits den stolzen Deutschen als einen Paralysie-Candidaten, als einen ob seiner höheren Gesittung aufgeblasenen Pedanten (die hastige Thronrede soll verziehen sein). Aber dann beugt sich der lothringische Franzose einem anderen Aphorismus des Mannes von Sils-Maria. Er thut das Dogma des patriotischen Räsonnements ab: „Eine Trauer, welche den Gegenständen keine Schönheit ließ, die mich hätte anziehen können und die Neigung zu ernsten Gedanken gab, hat mich in meine wahre Bestimmung zurückgebracht." Er unterbreitet seiner Gemeinde (die groß an Zahl ist) eine Apologie seines Werdens, geschrieben gegen alberne Kritiken des Herrn Doumic. Sie ist ein Gipfel in Barrès' Literatur. Er sagt, daß er kein fettes Kalb wolle (wie der verlorene Sohn, der aus der Sünde sich an die Brust des Vaters fand), daß er wohl nicht geradeaus wie ein Pfeil geflogen, jedoch unablässig sich treu gewesen sei: „Penser solitairement, c'est s'acheminer à penser solidairement", ist seine hübsche Antithese. Und also erläutert er seine Schriften (in Sätzen, die ebenso viele Epochen des französischen Geistes sind): „Ich bin Individualist gewesen und nannte schonungslos meine Gründe; ich predigte die Entwickelung der Persönlichkeit durch eine gewisse Disciplin innerer Betrachtung und Analyse. Ich habe die Idee des ‚Ich' durchgraben, weithin und einzig mit der Methode der Dichter und Romanziers, der inneren Beobachtung. Ich war hinabgestiegen, hinabgestiegen in Abgründe Sandes, ohne Halt, bis ich drunten fand und als Stütze die Gemeinsamkeit." Das Folgende ist prophetisch: „Alle Meister, die vor uns kamen, und die ich geliebt habe, nicht nur die Hugo, Michelet, sondern die, welche der Uebergang sind, die Taine und Renan, glaubten an eine unabhängige Vernunft, die in Jedem von uns existirte ... Lasset ab davon! Wir sind nicht Herren der Gedanken, die in uns geboren werden. Nicht unserer Intelligenz entstammen sie; sie sind Reactionen, in denen sehr alte physiologische Veranlagungen sich äußern ... Angekettet ist die menschliche Vernunft, und mit allen unseren Schritten gehen wir nur unserer Vorläufer Schritte."

Hier sinkt eine Welt zusammen, und der Mehrheit wird es scheinen, als wolle hier ein hinterlistiges Evangelium in Finsternissen die Niederung umlagern. Aber Maurice Barrès hat gelernt, sich zu orientiren: „In diesem Uebermaß der Demüthigung tröstet uns eine erhabene Süßigkeit, lädt uns ein, all' unserer Knechtschaft und dem Tode uns zu fügen. Man begreife recht, lalle es nicht bloß mit den Lippen nach, sondern mache es sich zur tiefsten Gegenwart: Wir sind — das ist anatomische Wahrheit — die Fortsetzung unserer Ahnen. Sie denken und sprechen in uns." Schwellend tönt Barrès' Hymnus: „Milde Antigone, Jungfrau von zwanzig Jahren, Du wolltest Dich entziehen, dem Hymen Dich weihen. Aber Antigone, die Du so alt bist wie der Labdakiden ruhmvolles Geschlecht, Du mußtest Einsprache erheben. Ein ausländischer Gebieter ist Kreon. Er sagt: ‚Ich kenne dieses Landes Satzungen und wende sie an.' Denn mit seinem Verstande urtheilt er. Welch' kleines Ding, Ding unserer Oberfläche ist der Verstand! Antigone aber beschwört die ererbten Gefühle herauf, sie läßt sich von jenem Unbewußten begeistern, das Achtung, Liebe, Furcht, ohne Unterscheidung, zu einer überwältigenden Macht der Verehrung eint. Unter dieser Macht der Verehrung, die auch sie zu empfinden fähig ist, wankt die Stadt, versöhnt sich um Antigone. Und Kreon, von einer Trauer mehr empfangend als von seinen Ueberlegungen, fällt auf beide Kniee nieder."

Die Oedipustochter sei uns ein Gleichniß, das Gleichniß der Erlösung des Instincts. In ihr sei hinfort die Idealität verkörpert, deren Regungen in diesem Umriß angedeutet worden sind, und welche vielleicht bisher nur als die Laune unehrlicher Zwischenträger gegolten hat, bald jedoch als mehr wird gelten müssen. Sie hat nichts zu schaffen mit dem Worte des Großvaters Hugo: „Il faut que l'idéal soit respirable, potable et mangeable à l'esprit humain", nichts mit dem Millenium des borstigen Hauseigenthümers von Médan, nichts mit der Brutalität der besoldeten Gendarmen, welche im Auftrag der dritten Republik ihre Erbärmlichkeit promenieren. Nein: diese „puissance de vénération" ist im Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts eine Revolte gegen die Zeit gewesen, seit sie dunklen Qualen der erschütterten Volkheit sich entwand. Aus scheuen Selbstgesprächen der Elite und manchem zerreißenden Aufschrei, welcher alsbald verstummte, hat sie sich gekräftigt zu einer Forderung wacher Tapferkeit. Sie hieß der Reihe nach „Das Unvorhergesehene", „Die Eroberung des Ideals", „Die Idee", „Das Unbewußte", in ihren Enttäuschungen „ennui" der Jahrhundertkinder, „mal de France", „Mißbrauch des inneren Lebens". Nun ist diese Verabredung der Geister reif und schwer geworden, und sie begnügt sich nicht mehr mit Einzelnen, sie will das Gewissen Aller.

Daß diese Verabredung der Geister an die republikanischen Pforten klopft, ist notorisch, aber nur Mißgunst hat sie aufgenommen. Ein französisches Document sei citirt, das Gutachten des bürgerlichen Moralprofessors Ch. Renouvier (eines durchschnittlichen Orthodoxen der französischen Aufklärung): „Das Unglück des 19. Jahrhunderts war es, daß es in sittlicher Hinsicht nicht des 18. Erbschaft antrat." Die Philosophen und Genies des neuen Frankreichs, unter ihnen wiederum Renan und Taine, werden von diesem Schullehrer als „aus der Art geschlagene Geister" abgestraft: „Es wäre an der Zeit, daß Frankreich von diesen Haarspaltereien ließe und aufhörte, nach deutschem Vorbild den Geist der Ueberlieferung, welcher leblose Einrichtungen conservirt, zu pflegen; beginnen sollte es mit Eifer und Ueberzeugung den Kampf um das Vernunftrecht und die Vernunftwahrheiten, gegen das vorgebliche historische Recht und den Irrwahn." Zwei Documente von Nichtfranzosen: Des Grundtvigianers Björnson Spruch vom Lande des Hochmuths und der Revolutionen und die Meinung des Herrn Georg Brandes (welcher allerdings Sudermann für einen Dichter hielt und erst neulich „entdeckte", daß die Völker von irrationellen „Zauberworten" beeinflußt werden): „Sollte es den Genannten wirklich gelingen, das französische Geistesleben auf das Geleise zu treiben, für das sie ihm die Weiche gestellt, so wäre dies mit seinem Niedergange und seiner Vernichtung gleichbedeutend, die Arbeit des 18. und die beste des 19. Jahrhunderts wäre umsonst. Glücklicher Weise haben Politiker wie Waldeck-Rousseau, Jaurès und Clemenceau ..." Im Namen aber derer, welche in Frankreich sich der instinctlosen, rationalistischen Normalität nicht unterworfen haben, sondern für die Erlösung des Instincts gestorben sind oder, was nützlicher ist, leben, sei dem gegenüber Nietzsche's Weihe proclamirt: „Gehe nur zu Grunde — ich weiß keinen besseren Lebenszweck als am Großen und Unmöglichen, animae magnae prodigus, zu Grunde zu gehen." Und ich taufe die französischen Instinct-erlöser Anhänger des Enthusiasmus, ihre Sehnsucht Enthusiasmus schlechthin, darum weil in ihrer ersten Form, der

Digitized by Google

Stendhalform, dem Helden der „Chartreuse de Parme" Mosca's Schlauheit räth, daß unter absoluter Herrschaft erste Bedingung des Erfolges sei, weder Enthusiasmus noch Geist zu zeigen; jetzt soll glühen, was damals als Hohn nach innen schwälte, und leuchten.

Die Monumentalmalerei in Deutschland.

Von Rudolf Klein (Berlin).

Wie diese Welt der Erscheinungen nur durch die Contraste denkbar ist, durch Werden und Vergehen, Gut und Böse, Arm und Reich, so wird auch der ewige Fluß der Dinge nur durch die Polarität ermöglicht. Dieses eherne Gesetz der Natur ist uns ein Fingerzeig dafür, daß es eigentlich keinen Fortschritt giebt. Denn das uns scheinbar Neue ist nur eine durch Neuverschiebung erwirkte Aenderung der Constellation der Wesensbeständigkeit. Die Dinge kehren wieder, wenn auch in jeder großen Epoche um eine Stufe erhöht. Etwas wesentlich Neues giebt es dabei nicht. Das zeigen uns die schweren Rhythmen, in denen die Weltgeschichte athmet. Wo kämen wir hin, so es einen wirklichen Fortschritt gäbe — die Welt ginge aus den Fugen —, der scheinbare ist da, um der Menschheit beständig verloren gehende Vorzüge zu ersetzen. Unerklärlich nun ist es für uns, welch' innere Ursache diesen äußeren Fortschritt lenkt, da er in seiner bisherigen Form gar nicht an einem Orte vor sich gehen konnte. Betrachten wir heute von unserem verhältnißmäßig kurzen Ausblick den Culturgang, so sehen wir seine Entwickelungslinie sich von Südosten nach Nordwesten um die Erdkugel ziehen: die indische, die griechische, die christlich-germanische Epoche. Und sehen wir uns diese Epochen etwas näher an und in ihrer höchsten Aeußerungsform der Kunst, so finden wir, daß einer jeden der gleiche Polaritätswechsel eigen ist, obgleich äußerlich durch landschaftliche, wie klimatische Verhältnisse grundverschieden: dennoch die folgende zugleich die erhöhende Stufe zur voraufgehenden, eine Erhöhung, die sonderbarer Weise noch dazu nur unter dem geänderten Himmelsstrich möglich war.

Bis einschließlich die christlich-germanische Epoche hat also die Weltgeschichte in ihrem culturellen Entwickelungsdrang beständig den Schauplatz gewechselt, und mußte sie dies der Erhöhung halber, wie wir an ihren Aeußerungsformen erkennen. Wie aber wird es von nun an werden, da dieser Wechsel nicht mehr möglich ist? und demnach die Culturentwickelung ganz anderer Art sein muß in der sich langsam unserem Blick erschließenden Zukunft, deren Ouverture die letzten drei Jahrhunderte bilden. Ein Umstand, der in der That zu der Annahme berechtigt, die germanische Welt bilde nun für Jahrtausende das Herz des Menschheitsorganismus.

Doch bleiben wir beim eigentlichen Thema. An der Hand des äußeren Fortschrittes wie der inneren Gesetzmäßigkeit soll im Folgenden dargethan werden, wie in der Kunst auf die Epoche jener, die unbekümmert um Wirkung und Ziel aus dem Born der Natur schöpfen, eine solche folgt, die das Gesammelte bindet, auf die Grundlinien der Allgemeinheit zurückführt, und umgekehrt. Mit anderen Worten: der Wechsel von Forschung und Glaube, von Naturalismus und Monumentalität soll in seiner Beziehung zur Gegenwart erörtert werden. Denn auf Monumentalität geht die Forderung unserer Zeit. Da aber die Weltgeschichte in gewissem Sinne auch nicht nach ehernem Zwange geht, so folgt dieser Wechsel auch nicht immer ungehört und harmonisch auf einander, und entstehen so jene Intermezzi's, die die Kraft eines Volkes oft für so lange brachlegen, und müssen wir diesen Punkt besonders in's Auge fassen, so wir die deutsche Monumentalmalerei des letzten Jahrhunderts betrachten wollen. Ich sagte, die Geschichtsentwickelung gehe in gewissem Sinne auch nicht nach ehernem Zwange. Denn wie wir finden, daß manche Völker auf der untersten Culturstufe schon sich verbrauchen, so gerathen Andere vielleicht nur um ein Stadium weiter. Während wir in unserer neuesten Zeit finden, daß manchmal ein Volk diese, ein anderes jene Phase der Geistentwickelung besonders vertritt, je nach der individuellen Anlage. Wie ja auch nur die ganz großen Individuen jene gleichen Phasen in einem langen Leben durchlaufen, die wir in der reichen Entwickelung eines Culturvolkes vorgemerkt sehen, die meisten dagegen nur eine vertreten.

* * *

Der Begriff der Monumentalität ist ein schwankender, wie die Kunstgeschichte lehrt. Die Monumentalität entspricht jeder der Hauptepochen, deren Endglied sie bildet. In Indien ist sie rein landschaftlich, räumlich groß, wie das mächtige Naturpanorama der Umgebung. Der Mensch galt Nichts in ihr, er führte das Leben einer Pflanze. In Griechenland kam der Mensch zur Geltung, die Architektur bildete nur seine Folie. In der christlich-germanischen Epoche die Idee des Menschensohnes: die transcendentale Idee wird reincarnirt, das irdische vollständig vergeistigt. In der Hochrenaissance finden wir eine Vermischung der beiden letzten Epochen: in Rafael einigt sich das vorwiegend Körperliche der griechischen Kunst mit dem vorwiegend Spirituellen der frühen christlichen. Mit dem Realismus des 17. Jahrhunderts geht der Begriff des Monumentalen verloren. Nicht das Typische wird dargestellt, das Individuelle, nicht der Mensch, vielmehr die Menschen. Rembrandt allein erreicht hier Monumentalität. Aber der Zusammenhang zwischen Kunst und Architektur ist vorläufig gerissen, die Kunst aus dem Tempel in das Wohnhaus gezogen. Hier ist sie — von Epigonenkünsten abgesehen — während dreier Jahrhunderte geblieben. Die selbstständige Kunst des 19. Jahrhunderts knüpfte an jenen Punkt an, und Jeder weiß, daß ihr, so sehr sie es auch versuchte, wahre Monumentalität, d. h. Zugehörigkeit zur Architektur, fehlte. Sie konnte keine Monumentalität haben, denn Monumentalität, d. h. Styl, ist ein Abschluß, die productiven Künstler des 19. Jahrhunderts aber schöpften mit geringer Ausnahme an der Quelle der Natur, ein Jeder für sich, ohne Absicht auf Zweck und Wirkung. Die Stylversuche, die aus dieser Kunst hervorgingen, wie die der Präraffaeliten in England, waren ungesunder Art. Ebenso der größte Theil jener Monumentalitätsbewegung, die zu Anfang des Jahrhunderts in Deutschland der naturalistischen Kunst voranging. Diese ist für uns besonders von Werth und der Ausgangspunkt unserer Betrachtung.

Welcher Art konnte die Monumentalmalerei nach den Gesetzen von Fortschritt und Beständigkeit daher nun noch sein, und welcher Art war sie, ist somit unsere Hauptfrage. In Deutschland war nach der Reformation die Traditon abgebrochen. Aus ihrem Geist wurde in Holland Kunst geschaffen. Als zu Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland die neue Bewegung einsetzt, ist diese rein literarischer Art, eine theoriegeborene, die an die französischen Bewegungen, die das Erbe Italiens angetreten hatten, anknüpften. Der große Theoretiker Lessing geht zwar direct auf die Stammmutter Antike zurück. In der Kunst aber, deren geistiger Vater er ist, mischen sich Töne aus der Antike, dem Barock und Rococo. Ja, man könnte sagen, alle diese Maler gaben eine durch die Brille des Rococo gesehene Antike. Die Venus Medici ist der unselige Stern, der sie leitet und die Laokoongruppe des neuen Schönheitsideals Taufpathe. Was Lessing in seinen ästhetischen Abhandlungen darlegt, ist in seinen Grundzügen für alle Zeiten unverrückbar, er hat das Wesen monumentaler Kunst erfaßt. Zu bemerken ist nur, daß er, der den französisch antiken Geist auf dem Theater sehr

Digitized by Google

bekämpfte, doch insoweit von ihm (dem Zeitgeist) inficirt war, daß man seine Auffassung der Antike in der bildenden Kunst in gewissem Sinne eine französische nennen könnte, denn das für uns heute unerträgliche Pathos der Laokoongruppe scheint uns durchaus verwandt dem gespreizten Wesen der französischen Kunst des 18. Jahrhunderts. Was er aber in ihr zu sehen glaubt — und was sich in der That in der frühen Antike rein vorfindet — es ist das Grundwesen aller monumentalen Kunst, das auch in späteren Zeiten immer wiederkehrt, so sehr die Kunst ihren Stoffkreis und somit ihre äußere Form wechselt. Aber Lessing's Lehre trug schlechte Früchte, und so verwarf eine spätere Generation mit diesen Früchten auch die Lehre. Der theoretische Lehrer wie seine Schüler hielten es für angebracht, das äußere Gewand der Antike zu copiren; so entstanden die gleichen, hohlen Erzeugnisse, die Lessing auf dem französischen Theater so bekämpfte: dort französisches, hier deutsches Empfinden in griechischem Gewande.

Auf die literarische Sturmzeit des jungen Goethe und Schiller folgte das Bedürfniß nach Styl. In der Malerei aber hatten wir diesen Natursturm gar nicht erlebt. Selbst in Frankreich war, trotz Rousseau, die „bürgerliche Zwischenpause" nur sehr dünn und kurz. Dort aber kann der Empirestyl immerhin als ein Traditionsabschluß gelten. In Deutschland entlieh man diese classische Maske, während man mit Werther jugendlich an der Quelle hätte sitzen müssen. Auf jugendliches Empfinden pfropfte man eine Greisencultur. Es entstand die Kunst der Mengs, Carstens, Kaulbach. Die Kunst des Dritten liegt zwar eine gute Zeitspanne später, doch ist sie der Enkel der gleichen Idee. Mengs ging auf die Hochrenaissance zurück und auf die Antike. Carstens, der klarste, rëincarnirte rein das griechische Metrum. Kaulbach, der dritte der großen Literaten, braute ein Ragout aus Renaissance, Barock und Rococo. Heute können wir die Werke keines dieser Drei ungetrübt genießen. Sie sind uns ein Beispiel für das dunkle Werden der Persönlichkeit. Die Keime zu allen Kunstrichtungen liegen wohl immer vor, nur hängt es von der gesunden Entwickelung eines Volkes ab, ob sie sich in der richtigen Reihenfolge entwickeln, d. h. auf die Kunst der Jugend, die eine der Sinne ist, die des Mannesalters, das ist die des Gedankens, folgt. Ist die logische Entwickelung unterbrochen, so entstehen die Epochen jener Epigonenkünste, die innerlich wie äußerlich auf eine frühere Zeit zurückgreifen und somit nicht der eigene Ausdruck einer Zeit sind, nicht die erhöhte Wiederkehr der in der Wesensbeständigkeit circulirenden Grundzüge. Vielmehr ihre Nachahmung. Das zeigt sowohl die classivistische wie romantische Malerei vom Anfang des Jahrhunderts. — Was auch nützt es schließlich, daß — wie wir dies noch lebhafter in unseren Tagen empfinden — einige Künstler das Bedürfniß nach monumentaler Kunst empfinden, so nicht aus einem Einheitsgedanken heraus zugleich die Tempel geworden sind, in deren Wandflächen ihre Kunst sich eingliedern kann. Monumentale Bilder erträumen, die nicht aus einem culturellen Einheitsgedanken hervorgegangen sind, heißt das Pferd beim Schwanz aufzäumen. Und ist es durchaus sicher, daß eine derartige Kunst größtentheils auf unkünstlerischen Voraussetzungen beruht, beruhen muß, da sie ja nicht ein organisches Endglied ist. Die Bilder des Mengs hatten so ganz noch nicht die Fühlung mit der damaligen Gegenwartsstimmung verloren, da vor Allem in Dresden, wo er schuf, Versailler Prunkstimmung herrschte und er noch über die sinnliche Farbenempfindung des Rococo verfügte. Doch eine wie todtgeborene ist die Kunst des Carstens, weil aus der Idee eines Einzelnen hervorgegangen, mochte seine Seele noch so intensiv das Land der Griechen fühlen. Aber immerhin, auf der Wand eines griechischen Bauwerkes würde diese, wenigstens nach künstlerischen Gesetzen gegliederte Kunst sich sympathischer ausnehmen wie die gemalten Geschichtsanecdoten eines Kaulbach. Dieser Mann ist wohl der unkünstlerischste Künstler „großen Styls", den das Jahrhundert sah. Wer wollte diesem Manne die Fähigkeiten absprechen! Er fühlte gewiß so stark wie irgend Einer den Drang, mit Stift und Pinsel sein Denken zu gestalten; wie weit aber war er vom einfachsten Grundwesen der Kunst entfernt. Monumentale Kunst entsteht entweder durch Verkörperung eines Volksmythos (ich meine inhaltlich) oder aus der Allgemeinidee heraus, die ein Volk aus seinen Lebens- und Ewigkeitsbeziehungen gebiert. Der Mythos lag für jene Künstler nicht mehr nahe genug, es wäre nur die zweite Form möglich gewesen. Dazu aber waren viel zu früh die directen Beziehungen der Kunst zum Leben abgebrochen worden: statt das Monumentale von Innen heraus wachsen zu lassen, verschrieb man es sich aus Griechenland oder begann, wie Kaulbach, die Geschichte mißzuverstehen; gab die Anecdote eines Vorganges, statt den Vorgang in seinem Wesen zu erfassen. Dies hat ein einziger Künstler vermocht: Rethel, der zugleich der einzige, wirkliche Monumentalmaler jener Epoche ist, vielleicht des Jahrhunderts, und einer der stärksten deutschen Künstler überhaupt.

Auf die classische Epoche folgte in Literatur und Malerei die romantische. Diese bedeutete eine Rückkehr zur Natur und eine Vorliebe für das Mittelalter. Sie war eine religiöse Kunst. An Stelle der antiken und geschichtlichen Idee trat die religiöse, die katholische. Die Schule der Nazarener ist eine der der englischen Prärafaeliten verwandte, wenn sie auch nicht diese Bedeutung für unsere Tage erreichte. Der englischen Schule war eine naturalistische vorangegangen, der deutschen nicht. So ist nicht so viel epigonenhafte Abhängigkeit in ihr wie in der deutschen, was Stoff wie Technik anbelangt. Selbst der stärkste der deutschen Schule, Cornelius, kann uns heute nicht als ein Beispiel reiner Kunst gelten, wenn auch das kalte Feuer seines Geistes uns immer wieder zur Ehrfurcht zwingt, wie seine ganze Auffassung der Kunst, die reine Idee zu Objectivem, direct auf die Bahn der religiösen Zukunftskunst weist, während seine Kunstgenossen Overbeck, Veit, Führich sich mehr nur mit der Darstellung der biblischen Legenden begnügten, und zwar in einer Art, die nicht nothwendig als Monumentalkunst genommen zu werden braucht, trotz ihres räumlichen Umfanges. Der einzige Künstler, der aus dieser Schule hervorging, überhaupt der einzige, dessen Lebenswerk in die erste Hälfte des Jahrhunderts fällt und zugleich den höchsten Anforderungen entspricht, ist Alfred Rethel, der leider schon mit 35 Jahren dem Wahnsinn verfiel. Er allein verdient den Namen eines Historienmalers und auch wieder nicht. Er, weil er allein einen geschichtlichen Vorgang der Vergangenheit seinem Wesen nach in gewaltigen Zügen festzuhalten vermochte, und auch wieder nicht, weil dieser Titel für eine so hohe Kunst viel zu eng ist. Der Werth dieser großen Kunst — am reinsten repräsentiren die Fresken des Aachener Kaisersaales sie — liegt nicht in erster Linie in der Verkörperung des geschichtlichen Vorganges, vielmehr in der wahrhaft gewaltigen Darstellung eines allgemein-menschlichen. Ihre Composition ist wahr und von classischer Ruhe und Gliederung zugleich. Gegen den transcendental-religiösen, moralisirenden Cornelius ist er in jeder Beziehung der Realist und inhaltlich wie technisch vollendet, wo jener für unser Empfinden Unzulänglichkeiten aufweist. Den Zukunfts-Cornelius erwarten wir, ein Rethel in das moderne Leben übersetzt wäre der Mann, den wir vermissen: ein Meunier der Malerei.

Zwischen dieser ersten Epoche der deutschen Monumentalmalerei, die theoriegeboren war, und der zweiten, modernen, die aus dem Zeitempfinden sich entwickelte, steht das Zwischenspiel: Anselm Feuerbach. Aus der Costümmalerei der Contureschule ging er hervor und endete in Griechenland. Nicht sah er das edle Hellas durch die Rococobrille, durch die Carstens es sah, er empfand das Land der Griechen mit der gleichen süßen Wehmuth, mit der ein Burne-Jones das

Digitized by Google

Quattrocento nachfühlte. Und diese Wehmuth, die eine Hälfte seiner Kunst, ist es, diese Wehmuth, die so ergreifend schlicht in jenem stillen Grau seiner letzten Bilder ausklingt, die uns den Künstler unersetzlich macht, während auch er sonst nie zu vollem Leben auferstehen konnte, weil seine Seele doch zu wenig Fühlung mit der Zeit hatte.

Der Werth aller dieser Künstler ist, daß sie die Nothwendigkeit und Bedeutung einer monumentalen Kunst erkannten, nur fehlten der ihren die Vorbedingungen, die sowohl gesundes Wachsthum wie freie Entwickelung ermöglichen: ihre Kunst war nicht der Ausdruck einer mächtigen Zeitidee, konnte es auch gar nicht sein bei den herrschenden socialen und politischen Zuständen. Mit der gleichen Intensität, mit der diese Künstlergeneration, die das Erbe der großen literarischen Epoche des 18. Jahrhunderts hütete, an dem Gedanken der Nothwendigkeit einer monumentalen Kunst festhielt, wehrte sich die folgende, aus den productiven Zeitideen schaffende Jugend gegen diesen Gedanken, ja, stand ihm absolut verständnißlos gegenüber, indem ihr die Kunst dieser Epigonen die Möglichkeit einer ferneren Kunst „großen Styls“ aus Eigenem vollends genommen zu haben schien. Der realistische und idealistische Individualismus, der in vereinzelten Vorläufern bis auf den Anfang des Jahrhunderts zurückgeführt werden kann (Ph. O. Runge), beherrschte das Feld. Die productive Jugend knüpfte an jene Kunst an, die in erster Hinsicht Schmuckkunst für das Heim ist, ganz abgesehen davon, daß die Zeit ihr Aufgaben zur Lösung stellte, die nur in diesem Rahmen gelöst werden konnten: die Licht- und Luftexperimente. Wer sich ihnen widmete, haftete so mit dem Blick an der Erde, daß er vorerst gar nicht daran denken konnte, die ewigen Menschheitsfragen in seinen Stoffkreis zu ziehen.

Dazu kam, daß man in Deutschland gar nicht Lust verspürte, diese Leute vor größere Aufgaben zu stellen, und die Wände der an sich architektonisch bedauerlichen, öffentlichen Gebäude von den Nachzüglern jener vorher besprochenen Kunst mit höchst fragwürdigen Werken bedecken ließ. Wie sehr aber in der jungen Generation überhaupt das Verständniß für die Zusammengehörigkeit der Künste geschwunden war, für die Nothwendigkeit eines Einheitsgedankens, diesen Leuten der objectiven und subjectiven l'art pour l'art-Losung, es scheint uns heute unfaßlich. Der erste, der dies wiedererkannte und systematisch formulirte, war Max Klinger. Böcklin kann hier weniger in Betracht kommen, weil er die Tradition der heroischen Landschaft nie aufgegeben hatte und somit gewissermaßen gar nicht anders konnte. Dann aber kehrte Thoma, der ja auch im Realismus des Alltags begonnen hatte, in seinen Werken zu den Gesetzen der monumentalen Kunst zurück, vor Allem in seinen späteren Lithographien, wie ja vorher auch Hans v. Marées, wenn auch ziemlich erfolglos, um diesen Gedanken gerungen hatte. Ihm war die Kunst eine Geometrie. Ein Raumproblem. Für feine Geister ein Leckerbissen, doch was, ohne Inhalt, dem Volk? Und was seine allgemeinen Typenformen ohne Seele? Aber alle diese Künstler standen etwas abseits vom Treiben des Tages und seiner Parole. Klinger, der an Jahren jüngere, stand mitten darin, erkannte die Einseitigkeit der Individualisten und formulirte wieder das Wesen der Monumentalkunst. Und so sehen wir ihn, den alle Modernen verehren, direct an jenen Aesthetiker Lessing anknüpfen, den alle Modernen so sehr verdammen, indem sie seine Lehre mit ihren schlechten Früchten von damals verwechseln. Und so erleben wir heute manchmal das ergötzliche Schauspiel, daß Kunsthistoriker auf den ersten Seiten ihres Buches Lessing verdammen, um am Schlusse ihres Buches ein Loblied auf Klinger anzustimmen, der in seinen späten Blättern die directe Fortsetzung des heroischen Landschafters Preller ist.

Am Schlusse des Jahrhunderts sehen wir also diese drei Künstler, Klinger, Thoma, Böcklin, und Jeden auf eigene Art, den Monumentalitätsgedanken wieder verkörpern. Und doch können wir schon heute sagen, daß keiner dieser Drei die Basis der Zukunftskunst sein kann, so lieb und werth uns Jeder von ihnen ist, ja so bedeutend ihr Werth für die Kunstgeschichte immer sein wird: der Klinger's und Thoma's als Abschluß der Bestrebungen des letzten Jahrhunderts, der Böcklin's als Summe der letzten drei Jahrhunderte. Sie sind ein Abschluß, vor uns aber beginnt eine ganz neue Zeit, und der, der den Steg hinüberbilden könnte, es wäre ein in's moderne Leben übertragener Rethel, mit anderen Worten: ein Meunier der Malerei, der in nicht allzu absehbarer Zukunft das Scepter einem neuen Cornelius würde abtreten müssen. Klinger's größte Kraft liegt heute in der Beherrschung des Raumes, aber dem, was er in diesen Raum gruppirt, fehlt häufig die Leidenschaft. Es ist eine kalte, gehirngeborene Kunst, die intelligente Leute zum Denken anregt, nicht aber die Leidenschaft des Volkes entfesselt. Thoma ist zu viel Idylliker, der Grundzug seiner Kunst ist eine Feierabendstimmung. Und Böcklin, der große Böcklin, hat zu wenig von der dramatischen Leidenschaft des Alltags. Er ist zu viel Lyriker. Seine ganze Kunst ist eine Kunst der „seligen Inseln“, die wir im Traum aus ewig blauen Meeren ragen sehen. Sie ist so schön, so wundersam süß, daß sie zu sehr wehmüthige Thränen der Freude lockt. Man genießt sie am liebsten allein, nicht mal zu zwei'n. Diese Kunst müßte in einem Tempel stehen, den man sich hin und wieder einzeln aufschließen ließe. Denn so sehr Böcklin seine Kunst auf die breiteste Basis stellte, so sehr er in Allem auf das Grundwesen der Dinge geht und die letzten Fragen berührt (niemals hielt er sich beim Detail auf), es ist etwas vom ästhetischen Egoismus in dieser Kunst. So sehr sie auch die Summe der Zeitideen ist: diese Zeitideen waren das Gemeingut einer Elite, und nicht Sakrament dem Volke! Böcklin, der Künstler der Allgemeinheit, ruft dennoch nur den Einzelnen. Die Kunst der Zukunft aber muß das Volk in Schaaren rufen, in die Kniee muß es vor ihr sinken und ein neues „veni creator spiritus“ anstimmen.

* * *

So haben wir gesehen, welcher Art die Monumentalkunst war, ihren Voraussetzungen in der Zeit nur sein konnte und wie sie sich in Zukunft gestalten soll.

In der Vorbetrachtung dieser Abhandlung sprach ich nicht nur in Bezug auf das im Folgenden zu Erläuternde von den Rhythmen der Gesetzmäßigkeit, nach denen die Geschichte athme, ich sprach auch davon, daß diese Grundzüge des in der Menschheit concret gewordenen Seins in jeder Epoche um eine Stufe erhöht wiederkehrten — falls nicht innere Störungen die Reihenfolge in Dissonanzen auflösten —, und daß zwecks dieser Erhöhung, dieser wandelnden Form sich die Geschichte, wie die drei Hauptepochen, die indische, die griechische, die christlich-germanische lehren, des Ortwechsels bedient habe, da sie gar nicht an einem und demselben hätten vor sich gehen können, daß aber nun die Ortwechsel unmöglich geworden seien und deßhalb die Behauptung nicht unberechtigt, die „germanische Welt“ bilde nun für Jahrtausende wohl das Herz der Menschheit, sie mit Blut zu speisen, ein Umstand, der gleichzeitig zur Erkenntniß der Nothwendigkeit führt, die Fortschritt bedingenden Energien müßten fortan anderer Art sein wie in jenen frühen Epochen. Damals war z. B. jedes Volk von selbst national. Heute müssen wir es besonders betonen, weil wir uns durch den Blick in die Ferne verloren haben. Und sollte es vielleicht nöthig sein, dies fortan doppelt zu betonen, gerade weil unsere Mission nun über unsere Grenzen hinausweist? Sagte ich doch, die germanischen Völker seien von nun an das Herz der Menschheit; sollten wir unsere Eigenart besonders betonen müssen, um sie bei dieser Mission nicht zu verlieren und stark genug zu sein?!

Digitized by Google

Die Reformation könnten wir als das Ende der christlich-germanischen Epoche bezeichnen. Was hiernach entsteht, kann, wofern es wahrhaft neu ist, in seinem Gedankengang — abgesehen von den noch durch das Auflösungsblut der alten Zeit gespeisten Culturcentren Venedig und Versailles — als Ouvertüre zur Zukunft gelten. Eine weitere Erkenntniß lehrt uns ein Ueberblick über die Geschichte, nämlich die, daß nicht nur in jeder großen Epoche sich das Gleiche abspiele, wenn auch um eine Stufe erhöht, vielmehr daß das Zeitmaß ein weit geschwinderes wird, und der Culturgang innerhalb des großen, die Völker umspannenden Kreises, häufig sich nochmals an vielen Stellen gleichzeitig im Rahmen eines engeren Kreises abspiele, so vor Allem in unserem letzten Jahrhundert. Die Griechen z. B., das bedeutendste Culturvolk des Alterthums, haben im Lauf mehrerer Jahrhunderte einmal in der Kunst, Philosophie und Literatur jenen circulus durchgangen, der schon in der christlich-germanischen Epoche sich verschiedentlich abspielt, um bei uns in kurzen Zeiträumen einander zu folgen. Doch die Hauptidee, die der freien Forschung und der Betonung des Rechts des Einzelnen, die mit dem 16. Jahrhundert in Erscheinung tritt, ist in ihrer starken Hauptader bis heute die gleiche geblieben. Ihr breiter Strom hat ungeheure Schätze uns zugetragen, zugleich aber machen wir uns kein Hehl mehr daraus, daß wir heute diese Idee als auflösend erkennen, der entgegengesetzt wir die neue religiöse Einheit — die Denker und Volk umschließt — fordern und wünschen, da sie allein die Zukunftscultur und Kunst ermöglichen kann. Doch welcher Art wird diese neue Einheit sein? Ist sie überhaupt möglich? Religionen werden nicht von heute auf morgen. Indien und Egypten liegen begraben. Ihre Religion, die an das Land gebunden war, ist heute ein todter Mechanismus. Die unsere, das Christenthum, das an keinen Landstrich gebunden, ist heute auch in seiner alten Form todt. Langsam reifte es, um in der Gothik seinen Höhepunkt zu erreichen. Aber es ist, vor Allem nach der neueren Auffassung der Person Christi, aller Weisheit Anfang und Ende und sehr wandlungsfähig. Wird es sich nochmals mit den neuen Fortschritt bedingenden Ideen assimiliren, um eine Einheit zu formen? Wer vermöchte es heute zu sagen. Wer vermöchte auch nur zu hoffen, daß sich nochmals ein so mächtiger, tempelschaffender Organismus aus den Allgemeinideen gliedere, als welcher die katholische Kirche bis in unsere Zeit ragt! Daß aus der germanischen Welt die neue Einheit allein erblühen kann, unterliegt keinem Zweifel. Sie hat in den letzten Jahrhunderten der Menschheit die größten Geister und Erfinder gegeben. Doch welcher Art kann sie sein? Kunst- und musikgeboren (wie jede große cultur-religiöse Einheit) muß sie sein, auch spricht dafür die germanische Seele. Sie muß aus dem Innersten der Volksseele kommen, um so durch die Continuität des Blutes den Geist der abgebrochenen Tradition wieder zu beleben, doch mit dem Blick in die Zukunft, ohne rückwärts und seitwärts zu schauen. Wenn wir uns von all' den Schädlingen befreien, die uns umgeben, von den sichtbaren und unsichtbaren Feinden reinigen — und diese sind unsere schlimmsten Feinde, die im eigenen Heim uns nach unseren heiligsten Gütern trachten und den Blick der erwachenden Jugend und des ungelehrten Volkes trüben möchten —, wenn wir uns von diesen Feinden reinigen und dem allein Gehör schenken (ohne Eigennutz und Sonderinteresse), das in der deutschen Seele das uns Allen Gemeinsame ist, so muß ein Ton in Schwingung treten, der zum Chor anschwillt, unsere Völker fortreißt und in Denken und Fühlen zur Einheit bindet, und aus dessen Mitte heraus die Helden erstehen, die singen und sagen und im Bilde formen, darin das Volk sich und seinen Schöpfer wiedererkennt, und das anzubeten ihm ein Bedürfniß ist. Religionen werden nur aus der Volksseele geboren, nicht in der Gelehrtenstube. Es gilt also in erster Linie, unser Volk politisch auf den rechten Weg zu lenken, ihm zu zeigen, daß nur ein wahrhafter Conservativismus es an's Ziel führen kann. Der Mann dieser That hätte viel zu reinigen, nach rückwärts und vorauf, sowohl bei denen, die sich heute conservativ nennen, wie bei allen Parteien der Linken. Hieran schlösse sich die große Reform des Handwerks. Wir werden erst wieder culturell bedeutsam, wenn die Mehrzahl der Arbeiter nicht mehr ein todtes Maschinentheil, vielmehr wieder selbst productiv ist. Denn nur wer mit Lust „einer Sache" lebt, kann relativ Noth ertragen. Die stumpfsinnigsten Berufsarten, für die doch immer Menschenmaterial nothwendig sein wird, müßten zwar nur entsprechend, doch am sichersten in der Lohnbeziehung sein. Wenn das Fundament so tief gegraben wird, muß ein neuer Tempelbau sich wölben lassen, der der sichtbar gewordene Ausdruck der Zukunftsmenschheit ist, deren Kern unser Volk, unsere Rasse bilden wird.

R. W. Emerson.*)

Von Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen).

Mit Carlyle und Nietzsche ist der berühmte amerikanische Denker, auf den vor Jahren bereits Herm. Grimm hinwies, der lebhafteste Vertreter des Individualismus, der großen ragenden Lichtbringer und Pfadfinder für die Menschheit; wir schätzen, wie er erklärt, das ganze Menschengeschlecht nur nach diesen Großen. Unsere Religion ist die liebevolle Verehrung dieser Schutzheiligen. Die Götter der Sage verkörpern die leuchtenden Eigenschaften großer Menschen. Unsere gewaltigen Religionssysteme: Judenthum, Christenthum, Buddhismus, Mohamedanismus — sie sind Nichts weiter, als die naturnothwendige Bethätigung des Menschengeistes. Und doch bekennt er am Schluß seiner Betrachtung: Das Studium vieler Individualitäten führt uns in eine elementare Sphäre, darin das Individuum sich verliert, in der alle Gipfel sich berühren. Gedanken und Gefühle, die dort hervorbrechen, lassen sich nicht in die Schranken der Persönlichkeit bannen. Dies erklärt uns die Kraft der Allergrößten — ihr Geist ergießt sich von selbst. Das ist um so beachtenswerther, als diese Erweiterung unseres Blicks über die Grenze individueller Wirksamkeit hinaus uns in das dunkle, geheimnißvolle Gebiet der Mystik führt — Emerson hat diese Perspective in einem tiefsinnigen Aufsatz: Ueberseele weiter verfolgt —, wo der zergliedernde Verstand die Herrschaft an die unbewußte Triebkraft des Gefühls abtritt. Diese mystische Richtung seines Wesens kannte er auch selbst ganz gut, wie schon die folgende Bezeichnung andeutet: Ich bin ein Dichter, insofern als ich die Harmonien im Geiste und in der Materie erkenne und liebe. Trotz aller Verstandesschärfe war er im Grunde seiner Natur doch ein überzeugter Mystiker, wie wir noch genauer sehen werden, und schon um deßwillen ist er eine sehr interessante zeitgenössische Gestalt, weil gerade gegenwärtig viel mehr, als man gewöhnlich glaubt, starke mystische Strömungen unser geistiges Leben beeinflussen. Ein Maeterlinck z. B. ist nur auf diesem fruchtbaren Untergrunde erklärlich.

Ralph Waldo Emerson, geboren am 25. Mai 1803, als Sohn eines puritanischen Geistlichen in Boston, folgte der althergebrachten Tradition in seiner Familie, indem er gleichfalls das Studium der Theologie erwählte; aber da er durch seine freimüthigen Reden Anstoß erregte, gab er sein Amt auf und lebte nun, emsiger schriftstellerischer Thätigkeit ergeben, auf seinem Landgute zu Concord in der Nähe seiner Geburtsstadt, eine Muße, die nur durch gelegentliche Reisen (auch zu Vortragszwecken) unterbrochen war. Er

*) Mit besonderer Berücksichtigung der bisher erschienenen Werke von E. in deutscher Uebersetzung bei Eugen Diederichs, Leipzig 1902 und 1903 (zwei Bände).

Digitized by Google

wußte eine große Gemeinde andächtiger Hörer durch seine geistvollen, von flammender Beredsamkeit durchglühten Reden an sich zu fesseln, sein Ruhm verbreitete sich auch nach Europa, so daß z. B. die Universität Glasgow ihn zum Lordrector erwählen wollte. Am 27. April 1882 ist der begeisterte Vertreter des Idealismus gestorben.

Das untrügliche Kennzeichen für das wahre Genie ist nach unserem Denker das Emporsteigen der zündenden Gedanken und Offenbarungen aus den unergründlichen Tiefen des Unbewußten durch die Berührung der Einzelseele mit der Allseele, so daß sie ein Schauer der Ehrfurcht und des Entzückens überkommt, eine Art religiösen Wahnsinns. Der große Unterschied (heißt es dann weiter) zwischen Dichtern wie Herbert und Pope, zwischen Philosophen wie Spinoza, Kant und Coleridge und Philosophen wie Locke, Paley und Stewart, zwischen Weltmenschen, die für geschickte Redner galten und einem glühenden Mystiker, der seherisch offenbaren muß, halb verrückt vor der Unendlichkeit seiner Gedanken — dieser Unterschied liegt darin, daß die eine Art von innen, aus eigener Erfahrung, die andere aber von außen, als bloße Zuschauer, sprechen oder gar auf das Zeugniß von Dritten gestützt. Jesus spricht stets von innen heraus, und dies in einem über alle anderen hinausgehenden Grade; hierin liegt das Wunder. Deßhalb verschwindet hier auch selbstverständlich jede Schranke der Bildung und Intelligenz — umgekehrt, man könnte sagen, daß Gelehrsamkeit und Verbildung nur den Sinn und das feine Gefühl für solche überirdische Stimmungen und Erregungen abstumpft. Daher Emerson genau in derselben Weise, wie die Mystiker aller Völker und Zeiten diesen Zustand beschreibt: Unaussprechlich ist jede seelische Vereinigung Gottes mit dem Menschen. Der schlichteste Mensch, der in seiner Ganzheit Gott ehrt, wird selbst Gott; doch für immer und ewig bleibt dieses Einströmen des besseren Selbst neu und geheimnißvoll. Es flößt Ehrfurcht und Staunen ein. Wie kostbar, wie besänftigend ist das Auftauchen der Gottesidee für den Menschen! Die Einsamkeit bevölkert sie und löscht die Wunden unserer Irrthümer und Täuschungen aus. Wenn wir den Gott der Ueberlieferung zertrümmert und den Götzen der Redekunst aufgegeben haben, dann mag Gott das Ufer mit seinem Sein durchglühen (Essays I, 93). So wird man es erklärlich finden, daß Swedenborg ganz besonders, fast überschwänglich von Emerson gepriesen wird, obwohl man nicht vergessen darf, daß er doch nicht blind gegen die seltsamen Schwächen seines Helden ist. Nicht minder begreiflich ist es, daß eine solche selbstständige, nur dem eigenen Gefühl vertrauende Natur sich nicht mit der officiellen Kirche und ihrer Organisation auf die Dauer vertragen konnte, zumal das Bild, das in weiten Kreisen das religiöse Leben seinem Blick bietet, ein recht trauriges, ja trostloses ist: Die Anhänger des alten Glaubens klagen, daß unsere Zeitgenossen, sowohl Gelehrte wie Kaufleute, einer allgemeinen Muthlosigkeit und Müdigkeit verfallen, einer ängstlichen Sorge. Sie glauben an Nichts mehr. In unseren großen Städten ist die Bevölkerung gottlos, materialistisch — kein gemeinsames Band, kein Brudersinn, keine Begeisterung hält sie zusammen. Das sind keine Menschen, sondern Heißhunger, Durst, Fieber und Habsucht laufen umher. Niemals hat es solche Leichtfertigkeit in Glaubenssachen gegeben; man beobachte nur das Heidenthum im Christenthum, diese periodischen Wiedergeburten, das pfauenhafte Zurschautragen von Kirchengebräuchen und gottesdienstlichen Verrichtungen, die Rückfälle in dem römischen Papismus u. s. w. Das Dogma der übernatürlichen Verrichtungen von der Sendung Christi ist gefallen und nun, da er auf seiner ethischen Grundlage allein stehen soll, ist es unmöglich, die ganze Macht seiner menschlichen Persönlichkeit aufrecht zu erhalten (Essays I, 175). Dem gegenüber definirt Emerson (ganz charakteristisch) Religion oder Verehrung als den Seelenzustand Derjenigen, welche die Einheit und innige Verbindung der natürlichen und sittlichen Welt erkennen und schauen, daß allem Schein zum Trotz das Wesen der Dinge in alle Ewigkeit nach Wahrheit und Recht strebt. Für eine solche religiöse Erneuerung des ganzen Sinnes war bei ihm die tiefinnerliche Gluth eines echt mystischen Gefühls eben die wesentliche Voraussetzung.

Es ist ganz natürlich, daß eine solche feinsinnige Persönlichkeit auch ein tiefes Verständniß für den dichterischen Genius gehabt hat, schon die formelle Virtuosität, die eigenartige Plastik des Ausdrucks bezeugt das; aber vor Allem konnte er hier die geheimnißvolle Bedeutung und Majestät des schaffenden Künstlers würdigen. Wie Novalis sagt: die Poesie sei das wahrhaft Reelle, oder Goethe erklärt, daß je unfaßlicher eine Production für den Verstand sei, es desto vortrefflicher sei, so taucht auch Emerson in die unergründlichen Tiefen des Unbewußten und lauscht den Offenbarungen der Seher über den wahren, uns gewöhnlichen Menschen verschleierten Zusammenhang der Dinge. Es ist eine Art innerer Befreiung und Erhebung, die wir erleben und die uns auf die Höhen der Menschheit versetzt. Die Einbildungskraft, die den Dichter berauscht, ist auch (so lautet eine Ausführung) in anderen Menschen thätig. Die Metamorphose erregt im Beschauer ein Freudengefühl; der Gebrauch von Sinnbildern birgt eine befreiende und naheliegende Macht für alle Menschen. Wir scheinen wie von einem Zauberstab berührt, der uns wie Kinder tanzen und umherspringen läßt. Wir gleichen Menschen, die aus einer Höhe in die freie Luft hinaustreten. Das ist die Wirkung, welche alle Gleichnisse, Fabeln, Orakel und andere poetische Ausdrucksformen auf uns ausüben. Darum sind die Dichter befreiende Götter. Die Menschen haben thatsächlich einen neuen Sinn gewonnen und in ihrer Welt eine zweite Welt oder ein ganzes Nest neuer Welten entdeckt ... Wir haben alle Ursache, eine solche Befreiung zu preisen. Das Schicksal des armen Schäfers, der im Schneesturm verirrt und geblendet, wenige Schritte von einer Hütte in einer Schneewehe zu Grunde geht, ist bezeichnend für den Zustand des Menschen. Am Rande des Stromes von Leben und Wahrheit sterben wir kläglich dahin ... Darum eben lieben wir den Dichter, den Erfinder, der in irgend welcher Form, ob in einer Ode oder in einer That, in Erscheinung oder Benehmen uns einen Neugedanken gegeben hat. Er löst unsere Ketten und zeigt uns ein anderes Stück der Weltbühne (Essays I, 62). In großen Umrissen entwirft er uns die königliche Gestalt Shakespeare's, des gewaltigsten Tragöden und doch lieblichsten, zartesten Zeichners geheimster Seelenregungen, der den Dingen und Menschen auf den Grund sah, so daß ihm Nichts verborgen blieb, dessen unerschöpflicher Reichthum uns nie darben läßt. Nur ein vielfach übersehenes Moment sei noch angeführt, es ist seine Fröhlichkeit, ohne die Niemand, wie Emerson sagt, ein Poet sein kann — denn Schönheit ist sein Ziel. Schönheit, den Geist von Freuden, Heiterkeit gießt er über das Weltall aus. Homer liegt im Sonnenschein, Chaucer ist fröhlich und aufrecht, nicht weniger majestätisch und fröhlich — im Gegentheil viel majestätischer und fröhlicher ist Shakespeare. Sein Name läßt in den Menschenherzen Gedanken an Freude und Befreiung erklingen. Was er berührt, empfängt Gesundheit und langes Leben von seinem festlichen Dichterwort. Daß aber unser Denker auch realen Kraftnaturen gerecht zu werden vermag, zeigt seine gelungene Charakteristik Napoleon's. Wohin er uns aber auch in seinen Betrachtungen führt, überall erhalten wir die nachhaltigsten Eindrücke und tiefsten Anregungen, und zwar um so mehr, weil die Gedanken meist einer Ergänzung und Fortführung seitens des Lesers bedürfen. Hermann Grimm nannte ihn den modernsten aller Schriftsteller und ein gelehrter Hindu sagte, er hätte vor Jahrtausenden am Ufer des Ganges das Licht des Tages erblicken müssen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der gottlose Filczik.

Von Koloman Mikszath. Deutsch von Wilhelm Thal.

In Csolto, Majornok und Bodok ist die Ansicht verbreitet, der berühmte Schafspelz des alten Filczik existire eigentlich nur in seiner Phantasie: er spricht davon, prahlt damit, „schlingt ihn um sich", doch in Wirklichkeit hat er gar keinen Schafspelz, hat vielleicht auch nie einen besessen.

Und doch ist es der Fall Die Leute in Gozon erinnern sich noch recht gut daran, namentlich die älteren.

Es war ein großes Ungeheuer mit breitem, schwarzem Lammfellkragen, von dessen beiden Enden die Füße mit den Klauen in Natura wie Quasten herunterhingen und von zwei schönen Silberspangen zusammengehalten wurden. Die beiden untersten Enden waren ein jedes mit einer grünen Tulpe aus Seide bestickt. Er war ein wahres Meisterwerk, an dem der Kürschner weder Arbeit noch Material gespart hatte.

Er war aber auch nicht von Modsik in Gozon gearbeitet, sondern von dem ersten Kürschner in Miskolcz. Selbst wenn Filczik ihn eine halbe Elle hochhob, fegte der Untertheil noch die Erde. Kurz gesagt, im Verhältniß zu diesem Schafspelz war selbst der des russischen Kaisers nichts weiter, als ein Baumwollkittel.

Aber so merkwürdig das Kleidungsstück auch war, und so sehr Filczik auch damit prahlte, der Zahn der Zeit hatte doch keinen Respect davor. Der Zahn der Zeit packte ihn genau so hart an, als wäre der Pelz das kurze Studentenwams des Notarssohnes gewesen. Die Stickerei verblaßte und franzte aus; das gelbe Lederfutter wurde schmutzig und fettig. Die Motten thaten auch ihr Bestes und richteten eine fürchterliche Vernichtung auf dem Futter und dem Kragen an.

Doch Filczik glich einem verliebten Ehemann, der nicht merkt, daß die Rosen auf den Wangen seiner Frau schwinden, obwohl er sie selber pflückt . . . er hatte keinen Blick für diese traurige Verwandlung; er sah in dem Mottenzerfressenen nur den guten alten Pelz vor sich und seine gewohnte Redensart: „Ich schlinge den Pelz um mich", verlor nicht eines Haares Breite von seiner stolzen Bedeutung.

Sommer und Winter hing dieses Prachtstück auf einem schwarzen blanken Nagel, damit Filczik, wenn er auf seinem Schusterschemel saß, ihn immer vor Augen hatte und ihn bewundern konnte. Allerdings saß der Alte nicht übertrieben oft auf seinem Schusterschemel. Darum nannten die Leute ihn auch spottend „Unseres Herrgotts Schuhmacher", da er eigentlich keine anderen Kunden als den lieben Gott hatte.

Der Alte war faul. Wenn er endlich einmal ein paar Stiefel nähte, die einer bestellt hatte, dann erwies er dem Betreffenden sozusagen eine Gnade. Die Leute überliefen ihn deßhalb auch nicht mit Bestellungen, besonders, da er ihnen stets mit Grobheiten aufwartete: „Was braucht ein Bauer Stiefel? Laßt ihn doch barfüßig gehen."

Er war ein unzugänglicher, brummiger Mensch, der niemand und nichts auf der Welt lieb hatte, als besagten Schafspelz.

Konnte es eine himmelschreiendere Herzlosigkeit geben, als wie er sie gegen sein eigenes Kind, seine Rosa zeigte?

Und worin bestand ihr Verbrechen? Ihr Vater wollte sie zwingen, den lahmen Müller in Csolto zu heirathen. Er wollte eine Reseda und eine Brennessel in denselben Topf pflanzen.

War es so wunderbar, daß sie sich zu Tode grämte, ihr Herz in Aufruhr gerieth, ihr Kopf wirbelte und ihre Füße taumelten? Sie ging ihrer Wege und flüchtete mit dem jungen Stuhlrichter. Das war ein großer Fehler, aber Jugend und Weisheit sind selten zusammen. Jeder in der Welt hätte einen Stein auf sie werfen dürfen, nur ihr eigener Vater nicht.

Von dem Augenblick an wurde der Alte noch brummiger und unzugänglicher, und als Rosa kurz darauf reuevoll ihre Eltern besuchen wollte, drehte der alte Filczik ihr mit den Worten den Rücken: „Ich kenne das Fräulein nicht." Er nahm den Schafspelz vom Nagel, verließ das Haus und kam erst heim, als die Tochter wieder gegangen war.

Jetzt hatte die arme Rosa nicht mehr nach Hause zu kommen gewagt. Sie sah ihren Vater nur einmal, als sie mit dem Stuhlrichter durch das Dorf fuhr. Filczik war gerade auf dem Wege zum „vollen Krug" als sie ihm vom Wagen „Vater, lieber Vater" zurief.

Der Alte sah auf, lüftete mit großer Ehrerbietung die Mütze und ging dann stumm weiter. Dieser Mensch hatte wirklich an Stelle des Herzens einen Stein in der Brust.

Alle Leute aus Majornok, die beim Stuhlrichter gewesen waren, konnten nicht genug erzählen, wie gut es Rosa Filczik ging; gerade, als wäre sie eine gnädige Frau. Sie hatte sich die feine Lebensart vollständig angeeignet. Und das konnten sie beurtheilen, denn die Leute aus Majornok sind überall die ersten. Dann kamen sie zu dem Alten mit einem Gruß von der Tochter, ihr lieber Vater möchte sie doch endlich besuchen, sie wolle ihm einen Wagen senden, und man würde ihn sogar auf Seidenkissen betten. Tag und Nacht sollte ihm der köstlichste Honigbranntwein vorgesetzt werden, man wollte ihn achten und ehren, selbst der Stuhlrichter würde ihm herzlich die Hand schütteln. Er sollte nur kommen, je früher, desto besser, denn Rosa wagte nicht mehr, zu ihm zu gehen.

Doch bei dem alten Filczik war das alles verlorene Liebesmüh.

Und doch, wäre er klug gewesen, er hätte nicht nur seine Verhältnisse verbessern, sondern auch den Grundstein zum Glück der Gemeinde für ewige Zeit legen können.

Denn . . . (das bleibt unter uns) dieses Majornok war das gräßlichste Loch in der ganzen Umgegend. Theils, weil die Bewohner die allerärmsten sind, aber hauptsächlich, weil das Dorf nicht eine einzige gebahnte Landstraße, nicht eine Brücke, nicht einmal ein Gemeindehaus besitzt.

Das ist übrigens nicht so wunderbar, da die Comitatsherren nie eine Liebste in Majornok gehabt hatten und sich lieber andern Städten zuwandten, die größere Anziehungskraft besaßen. Da haben wir z. B. die Landstraße von Csolto, die glatt wie ein Brett ist; die Gegend von Bagy kann der schönen Elsbeth Bitro dankbar sein, während das Kirchenspiel Karancs allen Grund hat, die Schwester von Johann Ver zu segnen. Die Welt ist nun einmal nicht anders; ein schönes Frauengesicht kann einer ganzen Gegend aufhelfen.

Majornok kann leider darin nicht mitsprechen.

Der Viceingenieur des Comitats, der die Karte des Comitats zeichnete, ließ, wie man erzählt, Majornok einfach aus. Ja, die hohen Comitatsstände boten dem Nachbarcomitat Hont 180 Gulden, wenn es Majornok einpfarren wollte, doch das Comitat Hont wollte nichts davon wissen. Es konnte ihnen nicht einfallen, alle die Unannehmlichkeiten auf sich zu nehmen, mit denen man das hohe Comitat Majornoks wegen überschüttete.

Ja, wenn Filczik gewollt hätte! . . . Dann hätte Majornok eine Chaussee bekommen, obendrein noch aus rotem Marmor, und alle wären glücklich gewesen. Aber er wies das edle Wohlwollen des Stuhlrichters von sich. Und doch hätte er eine kleine Handreichung brauchen können. Was irdische Güter anbetraf, so war unseres Herrgotts Schuhmacher nämlich schlecht befahren. In der letzten Woche mußten die silbernen Spangen vom Pelz herunter und in den „vollen Krug" wandern.

Aber er wäre nicht „Unseres Herrgotts Schuhmacher" gewesen, wenn ihm dieser nicht in der äußersten Noth zu Hülfe gekommen wäre. Auf einmal fing die Post an, ihm anonym zehn, zwanzig, fünfzig Gulden zu bringen. Das konnte recht gut der oder jener alte Schuldner sein, der plötzlich reich geworden war und ihm das Darlehen nun mit Dank zurücksandte. Es giebt doch noch ehrliche Leute auf dieser Welt.

Zuerst glaubte er, es wäre wirklich in der Ordnung, selbst wenn es auch nicht ihm galt, sondern eigentlich seinem Vater, der ebenfalls Stephan hieß. Er wunderte sich nur darüber, daß sein Vater im Stande gewesen war, so viel Geld auszuleihen.

Als sein Mißtrauen endlich erwacht war, fand er auch bald den Schlüssel zu diesem Rätsel. Die eintreffenden Geldbriefe schickte er unter des Stuhlrichters Adresse zurück. Wie durfte er wagen, einem Filczik Almosen anzubieten? Wußte der Mann nicht, daß Stephans Großmutter von der berühmten Familie Beczky abstammte?

Es kamen nun keine Geldbriefe mehr, dagegen fanden recht traurige Nachrichten den Weg zu ihm. Die schöne Rosa Filczik lag auf den Tod krank. Sie verachtete Glanz und Pracht, an denen sie vorher so viele Freude gefunden, wies die kostbarsten Gerichte und ärztlichen Heilmittel zurück und verlangte nur, ihren Vater zu sehen, nur ihn allein. Sie war also doch nicht so verdorben, die arme Rosa.

Und diese brennende Sehnsucht ging so weit, daß der Stuhlrichter sich genöthigt sah, zuletzt den Alten selbst aufzusuchen.

„Na Alter, nun müßt Ihr mit, ob Ihr wollt oder nicht. Das könnt Ihr Eurer kranken Tochter nicht abschlagen."

„Ich habe keine Tochter!"

„Ihr kommt mit und damit basta!

„Entschuldigen Sie, ich kann nicht, ich habe eilige Arbeit."

„Thut es mir zu Liebe," sagte der Herr Stuhlrichter freundlich.

Filczik seufzte, es war vielleicht der erste Seufzer in seinem ganzen Leben.

„Ihr wollt nicht, Ihr verachtet also Euer Kind?"

„Mit Verlaub, ja!"

„Ihr seid ein Ausschuß der Menschheit!"

„Das ist wohl möglich; von einem so alten Schuster, wie ich es bin, kann man Alles erwarten."

Jetzt versuchte es der junge Mann mit schönen Worten und Versprechungen, aber alle prallten von diesem Marmorherzen ab, selbst Drohungen.

„Verhaften Sie mich, gnädiger Herr, lassen Sie mich in Ketten werfen; ich gehe, wohin man mich schleppt, wohin ich gehen soll."

Zuletzt mußte der mächtige Herr, dem eine ganze Gegend gehörte, wirklich ohne den Schuhmacher abfahren. Doch Michael Suska wäre nicht sein Heiduk gewesen, hätte er nicht unterwegs einen schneidigen Kriegsplan ersonnen.

„Ich kenne diesen Filczik, gnädiger Herr, er wird uns nachlaufen wie ein Schwein dem Futter, wenn . . ."

„Wenn? nun, sprich!"

„Wenn wir ihm seinen Schafspelz stehlen lassen. Er lebt und stirbt für diesen Pelz, er ist ein ganz lächerlicher Kerl."

„Gut! So laß ihm den Pelz stehlen . . ."

Mehr brauchte es nicht für diesen alten ausgedienten Soldaten, wenn man ihm solche Mission in die Hände gab. Seit dem Freiheitskampf hatte er außerdem keine großen Aufgaben mehr zu erfüllen

Digitized by Google

gehabt. Ja, damals ... aber er spricht nicht gern davon, da man ihm schließlich ja doch nicht glauben würde ...

Inzwischen warf sich das kranke Mädchen unruhig auf den Seidenpolstern hin und her und fuhr jedes Mal, wenn sie das Rollen eines Wagens vernahm, zusammen. Sie erhob sich mühsam auf den Ellbogen, lauschte und verbarg ihre abgemagerte Hand in ihrem schweren, schwarzen Haar, das wie ein Mantel um ihr weißes Nachtgewand wallte.

Sie besitzt Alles, was einen Menschen erfreuen kann, und doch ist sie das erbärmlichste Geschöpf auf Gottes weiter Erde, denn ihr fehlt die Gesundheit und noch eins dazu, die Liebe der Eltern. Jede andere Liebe brennt nur, doch die Liebe der Eltern wärmt, und Rosa hat nie so gefroren, wie gerade jetzt.

Nichts gefällt ihr, die Stimme des Mannes, den sie geliebt hat, schneidet ihr in den Ohren. Wenn er nur nicht an ihrem Bett wachte, sondern sie lieber allein liegen ließe. Das Lager ist hart, obwohl es nur aus Seide und Eiderdaunen besteht; die Mädchen müssen das Bett jeden Augenblick glatt legen.

Wie ganz anders wäre es, wenn sie jetzt daheim bei ihrem Vater unter dem Dach der Hütte liegen könnte, neben dem alten Ofen, wenn sie durch das alte Fenster die Glocken von Majornok könnte läuten hören, und der berühmte Schafspelz ihres Vaters ihre eiskalten Füße bedecken würde.

Sie sprach nur von ihm, träumte nur von ihm, auch in der letzten Nacht, und siehe da — die Vorsehung erhörte sie; als sie am Morgen erwachte, lag ihr alter Bekannter, der Schafspelz, auf der rothen Decke ausgebreitet.

Und diese rosenrothen Tulpen, die in so reichlicher Fülle seinen Kragen schmückten, warfen ihren Widerschein auf die bleichen Wangen der Kranken. Eine letzte Freude ist uns ebenso lieb, wie es die erste einmal gewesen sein mag.

Michael Suska hatte schleunigst sein Versprechen eingelöst und sich nicht verrechnet.

Als Filczik zur Nacht heimwanderte, fand er seine Kammer erbrochen, der Schafspelz war verschwunden. Der große Nagel starrte ihm, seines Schmuckes beraubt, leer entgegen. Und der Kalender zeigte bereits auf den Schluß des October; der Winter stand vor der Thür.

Mit gerunzelter Stirn und den Hut in die Augen gedrückt, ging Filczik verzweifelt im Dorfe herum. Dieser Schlag hatte ihn vollständig geknickt. Er wagte nicht, den Leuten in die Augen zu sehen, denn er fürchtete, die spöttische Frage auf ihren Lippen zu lesen:

„Was habt Ihr mit Eurem berühmten Schafspelz gemacht?“

Doch die Hoffnung verließ ihn nicht. Eine innere Stimme sagte ihm, daß der theure Schatz früher oder später wieder zum Vorschein kommen würde. Er kann ja nicht fort sein, der Dieb kann ihn nicht benützen, denn die ganze Gegend weiß ja, daß er ihm gehört.

Er irrte sich auch nicht. Es kam die Nachricht, die Thäter wären entdeckt, und der Schafspelz befände sich beim Stuhlrichter. Im Laufe von vier Tagen könnte der Besitzer sich ihn dort abholen, im entgegengesetzten Falle würde er als herrenloses Gut zum Vortheil des Amtskrankenhauses verkauft werden.

Er machte sich sofort auf den Weg nach dem Amtshause und zögerte keine Secunde. Er ging ja nur hin, um sich sein rechtmäßiges Eigenthum zu holen.

Der Stuhlrichter erhob keine Einwendungen; er gab zu, daß der Schafspelz da wäre, und winkte Filczik stumm, er solle ihm folgen.

Er führte Filczik, der in seinen bestaubten Stiefeln ihm äußerst verlegen nachtrippelte, in ein halbdunkles Zimmer.

„Dort ist Euer Pelz,“ sagte er mit zitternder Stimme und zeigte nach einer Ecke; „nehmt ihn Euch!“

Die alten Augen konnten sich nur schwer an das Dunkel gewöhnen. Unwillkürlich aber fanden sie doch den Weg nach der Stelle, von der ein leises Stöhnen ertönte.

Der Stuhlrichter trat vor und zog den Bettvorhang zur Seite; Filczik wich zurück.

Da lag Rosa, bleich wie eine geknickte Lilie, mit geschlossenen Augen, die Füße mit dem berühmten, gestickten Pelz bedeckt.

Noch im Tode war sie schön. Ein Engel, der die Erde verließ!

Vielleicht öffnet sie nie mehr die schönen Augen, die so schelmisch zu blicken wußten, diese süßen Lippen, die so hinreißend küssen konnten.

Einen Augenblick stand Filczik stumm und unbeweglich, wie in Gedanken, dann trat er mit festen Schritten hin zum Bett und zog die Decke von der Sterbenden fort.

Der sterbende Engel rührte sich nicht, Filczik verzog keine Miene. Er warf nicht einmal einen letzten Blick auf das arme Mädchen. Stumm, ohne ein Wort, verließ er das Zimmer, als wenn ihm die Sache ganz gleichgiltig wäre.

Er drehte sich nicht einmal um, als der Stuhlrichter ihm aufgeregt nachrief:

„Gottloser Mensch!“

Draußen schlang er „sein rechtmäßiges Eigenthum“ um sich und begab sich, obwohl die Nacht bereits hereinbrach, auf abgelegenen Pfaden auf den Heimweg. Er wollte keinem Menschen begegnen. Es stand nichts in seinem Angesicht zu lesen, er schien ruhig, vielleicht obendrein zufrieden, daß er seinen Schafspelz wieder hatte. Der Mann hatte wahrhaftig einen Stein an Stelle des Herzens in der Brust.

Als er sich im Gebüsch dem Bergabhange von Majornok näherte, (da, wo Frau Gelyi der Sage nach zur Nachtzeit mit wilden Pferden herumjagt) stolperte er über einen Gegenstand, der auf der Erde lag.

Es war ein Bettlerbeutel, mit trockenen Brodrinden gefüllt. Auch die Besitzerin des Beutels lag unter einem Baum in der Nähe, eine zerlumpte Bettlerin mit einem Kinde im Arm.

Er legte den Beutel neben sie nieder und strich ein Schwefelholz an, um zu sehen, ob sie nicht todt wären.

Die tiefen Athemzüge verriethen, daß Mutter und Kind in schwerem Schlummer lagen. Eine tiefe Mattigkeit mußte sie in den Schlaf gesenkt haben. Das kalte Wetter, der scharfe Wind und die zerfetzten Kleider pflegen den Schlummer sonst nicht zu befördern. Nur ein völlig Erschöpfter kann so schlafen. Ihre Wangen, namentlich die des Kindes, waren bereits blau vor Kälte, und ihre dünnen Glieder zitterten wie Espenlaub.

Filczik nahm seine Pfeife aus der Tasche, stopfte sie, zündete sie an und setzte sich neben den Schlafenden auf die Erde.

Er betrachtete sie lange, lange Zeit. Er konnte sie ganz deutlich sehen. Der Himmel war voller Sterne. Die Sterne blinkten nieder auf ihn, vielleicht winkten sie ihm zu, vielleicht ermunterten sie ihn zu irgend Etwas. Er beugte sich länger und länger über die Schlafenden, klare Tropfen perlten auf seiner Stirn, sein Haupt sank nieder, und der berühmte Schafspelz glitt von seinen Schultern. Das war gut, denn er schwitzte ohnehin. Und der Schafspelz hatte ihn nie so gedrückt, wie gerade heute.

Als er herabgeglitten war, nahm er ihn und breitete ihn über die Schlafenden. Dann stand er auf, ging weiter, langsam und bedächtig. Einmal stand er still und drehte sich um. Ob er ihn sich wohl wieder holte?

Nein, nein, was würden die Millionen Augen am Himmel wohl dazu sagen?

Und hastig, fast laufend, setzte er seinen Weg nach Hause fort.

Die Nacht war still und kalt; der alte Mann war ohne Pelz, und doch fror ihn nicht.

Ein Gedanke wärmte ihn auf der Stelle, wo andere Menschenkinder ihr Herz zu haben pflegen, wo die Vorsehung ihm aber nach Aussage der Leute nur einen Stein hineingelegt hatte.

Seitdem hat er seinen Schafspelz nicht mehr. Doch er spricht beständig davon, als besäße er ihn noch immer. Er wettet darauf, er prahlt mit ihm; doch die Leute wissen Bescheid und haben keine Angst mehr vor seiner losen Zunge, sondern lassen ihn in Ruhe.

Gott und die Menschen wandten sich ab von ihm, weil er ein gottloser, schlechter Christ ist. Wenn er eines schönen Tages hinter einem Zaune stirbt, werden Raben und Krähen Thränen über ihn vergießen, und die Kirchhofsmauer wird seine letzte Ruhestätte sein.

Aus der Hauptstadt.

Der Niedergang der Broncetechnik.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Die auf äußerliche, oberflächliche Wirkungen zielende Richtung unserer Zeit tritt kaum auf eine andere Weise in solche auffällige Erscheinung, wie in der Werthschätzung der Bronce. In classischen Zeiten der Kunst wurde die Bronce zu den Edelmetallen*) gerechnet. Das Verständniß für Bronce war allgemein verbreitet, und Niemand konnte einen werthvolleren Kunstgegenstand in seinem Hause haben, als eine echte Bronce.

Heute dagegen, in einer Zeit, die auf allen Gebieten die Surrogate und Similisfabrikationen den echten Producten vorzieht, ist auch auf dem hier in Rede stehen Gebiete „Cuivre poli“ ebenso in der Werthschätzung des Publicums gestiegen, als das Verständniß für Bronce verloren gegangen ist.

Was ist „echte Bronce“? Bronce ist bekanntlich eine Legirung des Kupfers mit Zinn unter Beimischung von Zink- und Bleitheilen. Heute freilich möchte man die Definition lieber in folgender Weise geben: Legierung des Kupfers mit Zink unter Beimengung von Zinn und Blei.

Der Niedergang der Broncetechnik besteht einerseits darin, daß man immer mehr Zink beimengte. Hierdurch wurden nämlich die Herstellungskosten verringert, weil die Gußfähigkeit erhöht wird. Zweitens beruht dieser Niedergang, mit dem vorhergehenden im Zusammenhang stehend, auf der geringeren Beimischung von Kupfer. Denn die eigentliche

*) Es ist übrigens unzweifelhaft, daß die alten Griechen der Bronce auf der einen Seite Gold und Silber, und auf der anderen Seite Eisen beigemischt haben. Lüer (die Technik der Broncesplastik) giebt die Möglichkeit einer Mischung mit Eisen zu und läßt diejenige einer Mischung mit Silber und Gold offen.

Digitized by Google

echte Broncefärbung beruht auf dem hohen Kupfergehalt.*) Und je mehr das Kupfer vorherrscht, desto fester und zugleich desto hämmerbarer und dehnbarer ist die Bronce.

Der größte Frevel aber wird heute dadurch getrieben, daß man dem billigen und grobmetallischen Zinkguß durch galvanische Verkupferung oder durch Broncirung ein bronceartiges Aussehen giebt. In Berlin ist auf diesem Gebiete G. Grohe mit Erfolg thätig; auffallend ist dabei, daß er in der Wahl der Künstlerentwürfe hervorragenden Geschmack bekundet und daß seine Erzeugnisse nach dieser Rücksicht auf einer ebenso hohen künstlerischen Stufe stehen, wie sie nach der Seite des Materials hin tiefstehen.

Allgemein beliebt ist ferner heute die Goldbronce. Daß Bronce an sich nicht glänzt und erst durch Patinabildung, d. h. durch Oxydation auf den hervortretenden abgegriffenen Stellen glänzend wird, dafür hatte man das Verständniß verloren. Man suchte Glanz und Flitter selbst bei dem am wenigsten glänzenden Metall, bei der Bronce. Und je mehr man der Bronce ein goldglänzendes Aeußeres zu verleihen suchte, desto mehr sank die Bronce als Edelmetall.

Man könnte es verstehen, wenn Jemand die Bronce als Edelmetall noch dem Golde vorziehen würde, eben weil jenes Metall noch vornehmer wirkt, weil es „stumpfen" Schein hat, weil es nach innen, nicht nach außen glänzt, weil es gewissermaßen das am meisten keusche, zugleich aber das widerstandfähigste Metall ist. Denn die Natur hat der Bronce einen Schutz und eine Waffe im Kampfe gegen das Alter und gegen die Witterung gegeben, wie sie ähnliche Schutzmittel im Thier- und Pflanzenreich auch anderswo vergeben hat. Dieses Schutzmittel der Bronce ist die Patina. Wo so viel Ruß fällt, daß sich keine Patina bilden kann, blättert die Bronce, indem der Ruß ätzend wirkt, wie man es leider an dem herrlichen Reiterbild Friedrich's des Großen in Berlin sehen kann. Im Uebrigen ist jenes Schutzmittel, also die Patina zugleich ein Verschönerungsmittel, und die Natur selbst hat hier eine Tugend aus der Noth gemacht — Grund genug, daß man diese Patina künstlich nachzumachen suchte und der Natur in's Handwerk pfuschte.

So konnte man denn heute Cuivre poli und neben Goldbronce auch künstlich patinirte Broncen sehen — nur echte Broncen sah man wenige.

Elkan in Berlin, welcher eine Reihe von Jahren in Japan gelebt und die japanische Broncetechnik studirt hat, hat das Verdienst, die Broncetechnik wieder etwas veredelt zu haben. Aber Herr Elkan ist nicht nur Künstler, sondern auch Kaufmann, und als solcher kennt er die Verständnißlosigkeit des Publicums für echte Materiale — er trug der Sucht nach Glanz und Schein insoweit Rechnung, als er die oft in's Röthliche spielende Färbung der japanischen Broncen steigerte und veritable kupferrothe Broncen auf den Markt brachte, ähnlich wie der berühmte Barbedienne sich keine Skrupel machte, dem Zeitgeschmack nach Goldbroncen Rechnung zu tragen.

Weiter ist auch insoweit ein Niedergang der Broncetechnik zu verzeichnen, als die Treibarbeit mehr und mehr abhanden gekommen ist und fast nur noch gegossen wird. Unzweifelhaft ist aber die Treibarbeit eine viel edlere und kunstästhetisch höher stehende, als der Guß. Bei den Broncen der alten Etrusker, welche im Kunsthandwerk eine hohe Stufe der Entwickelung einnahmen, war fast alles Treibarbeit, und sehr wenig Guß. Es scheint in der That, als ob die Völker, je weiter sie sich auf anderen Gebieten entwickelt haben, desto mehr auf dem Gebiete der Broncetechnik zurückgekommen sind.

Endlich ist die Broncetechnik auch insoweit niedergegangen, als die Ciselirung, welche an sich gewiß nothwendig ist, übertrieben wurde. Charakteristisch für die Oberflächenbildung guter echter, maßvoll bearbeiteter Bronce ist geradezu die Rauhheit und Unebenheit der Oberfläche. In dieser Rücksicht nähert sich die Bronce geradezu dem Schmiedeeisen. Aber unser Tastsinn war durch Cuivre poli und Messing verdorben und vergröbert, und wir bestrebten uns, die Bronce auch in dieser Beziehung dem Messing anzunähern und sie nicht nur glänzend wie Gold, sondern auch glatt wie Messing zu machen — in derselben Zeit, in der man das Silber und Gold polierte und auf allen anderen kunstgewerblichen Gebieten die Spuren von Werkzeug und Material fortpolirte. Leider muß es gesagt werden, daß auch nach dieser Rücksicht hin der berühmte Barbedienne dem verderbten Zeitgeschmack Rechnung trug.

Aber in den letzten Jahren ist der Umschwung gekommen und zwar zuerst in dem Lande, dessen Volk „das ästhetische Gewissen" zu haben vielleicht nicht ganz mit Unrecht sich brüstet — in Frankreich. In Frankreich kann man heute wieder echte Broncen finden, die reichlich Kupfergehalt haben, die nicht zu viel ciselirt sind, und die zudem von echten Kunsthandwerkern entworfen sind.

*) Bronce mit über 90% Kupfer ist „Kupferroth", mit 90% bis 80% Kupfergelb.

Notizen.

Vom neuen Brockhaus ist soeben der 11. Band erschienen. Von besonderem Interesse ist es, hier neu auftauchende Persönlichkeiten zu verfolgen. Wir nennen u. A. den belgischen Dichter Maeterlinck, seinen Landsmann Meunier, den berühmten Bildhauer und Maler, und Loubet, den Präsidenten der französischen Republik. Zahlreiche neue Artikel sind insbesondere auf dem Gebiete des Militär- und Marinewesens hinzugekommen, z. B. der Militärtarif für Eisenbahnen, Maschinengewehrabtheilungen u. A. Die Artikel über Missionen sind dadurch werthvoll, daß in ihnen die neueste Statistik verwerthet ist, wie sich überhaupt der Brockhaus durch die Benutzung des neuesten und besten Materials auszeichnet. Die künstlerische Ausführung des systematisch ausgewählten Abbildungsmaterials mit den zahlreichen farbenprächtigen Chromotafeln ist beim Brockhaus bekannt. Tafeln von packender Lebenswahrheit und wirklicher Schönheit wie z. B. den „Löwen" sucht man in einem so billigen Volksbuche nicht. Es scheint nur dadurch möglich zu sein, daß die Weltfirma F. A. Brockhaus in ihren eigenen zwölf Geschäftszweigen über alle Hülfsmittel der modernen Technik verfügt.

Otto Grautoff, Die Entwickelung der modernen Buchkunst in Deutschland. (Hermann Seemann Nachf., Leipzig.) Ein ganz vortreffliches, meisterhaft orientirendes Werk; ein wahrer Herold gediegener und vornehmer, dabei unaufdringlicher Buchausstattung. Besondere Kapitel sind der auch von uns wiederholt und gern anerkannten Thätigkeit des Leipziger Verlegers Eugen Diederichs und dem „Jungbrunnen"-Verlag von Fischer & Franke in Berlin gewidmet. Eingehend wird der künstlerisch illustrirte Buchumschlag betrachtet und die ästhetische Gestaltung des Buchinnern und das Ornamentale in der Buchausstattung erörtert. „Das ganze Buch soll ein Kunstwerk sein" ist der Grundsatz, für den Grautoff eintritt. Demgemäß durfte er sich der Pflicht nicht entziehen, auch über den Buch-einband, das Vorsatzpapier und das „ex libris", sowie über die Schrift, den Satz und das Papier das Nöthige zu sagen. Dem durchweg anregend und fesselnd geschriebenen Texte ist ein sehr reichhaltiges Anschauungsmaterial beigegeben, das zahlreiche interessante und werthvolle Schöpfungen aus der deutschen Buchausstattung der letzten Jahre vorführt und in seiner chronologischen Zusammenstellung jedem Bibliophilen und Kunstfreund willkommen sein wird. — Ebenfalls im Verlag von Hermann Seemann's Nachfolger in Leipzig erschienen ist Douglas Cockerall's „Handbuch über den Bucheinband und die Pflege des Buches", aus dem Englischen übertragen von Felix Hübel. (Preis 5 Mk.) Das von einem praktisch thätigen Buchbinder verfaßte Buch will in erster Linie Buchbindern und Bibliothekaren bei der Auswahl gesunder Einband-Methoden behülflich sein. Es berücksichtigt nur englische Methoden, ist also eine willkommene Ergänzung zu den vorhandenen deutschen Handbüchern. Die Lectüre des Abschnittes über „die Pflege des Buches" ist für Jedermann interessant und nutzbringend. Das vorliegende Buch ist der erste Band einer Sammlung von technischen Handbüchern über das Kunstgewerbe, die in erster Reihe für den modernen Kunsthandwerker zu rascher Orientirung über sein Sondergebiet bestimmt sind.

Von den Documenten des modernen Kunstgewerbes ist in diesen Tagen das dritte Heft der Serie „Keramik und Glasindustrie" erschienen. Er ist vorzugsweise den neuen Unterglasurporzellanen der Königl. Porzellanmanufactur Berlin gewidmet, die unter der Leitung Schmüz-Baudiß' ausgeführt sind und deren bemerkenswerthesten Stücke in vorzüglichen Abbildungen repräsentirt sind. Daneben kommt die Königl. Porzellanmanufactur zu Meißen in Bild und Wort imponirend zur Geltung. Weiter enthält das Heft einen Artikel „Gustafsberg's Porzellanmanufactur Stockholm" vom Herausgeber Dr. Heinrich Pudor, dann eine Arbeit „Krystallglasuren" von dem Dresdner Directorial-Assistent Dr. Ernst Zimmermann, ferner prächtige Abbildungen der neuen Goldscheider-Terrakotten und moderner Gläser der hervorragendsten österreichischen und belgischen Glasmanufacturen. Die Ausstattung ist wiederum die denkbar reichste, und der Ueberblick über die moderne Keramik wird in wünschenswerther Weise weitergeführt. — Das einzelne Heft kostet 3 Mark, das Serien-Abonnement 11 Mark.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Carl Bleibtreus
Illustr. Schlachtenschilderungen:

Neu:

Amiens-St. Quentin.

Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—20. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Le Mans.

Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—15. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

3. und 4. Teil. Herausgegeben von **La Mara.**

2 Bde. Mit je 2 Abbildungen. Etwa 24 und 26 Bogen. 8°. Jeder Band geh. ℳ 6.—, geb. in Ganzleinw. ℳ 7.—.

A. u. d. T.: Franz Liszt, Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Band VI u. VII.

Hiermit gelangen Liszts Briefe an die Fürstin Wittgenstein zum Abschluss. Die letzten 25 Jahre seines Lebens umfassend, geben sie von der unentwegten Treue seiner Beziehungen zu ihr Kunde. Über seinen Eintritt in den geistlichen Stand, sein Verhältnis zu den ihm Nächststehenden, zu Wagner u. Bayreuth, zu den Besten u. Grössten seiner Zeit, über sein Schaffen, Denken u. Fühlen empfangen wir Aufschluss in diesen intimsten Bekenntnissen, die sich als das herrliche Vermächtnis des grossen Künstlers und Menschen an das Interesse aller Gebildeten wenden.

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von Roßberg & Berger in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: **Herm. Oesterwitz, Dessau.**

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von

A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Schriftsteller,

die v. ihr. Arbeiten schnell e. belieb. Anz. **Copien** resp. **autograph. Abzüge** wünschen, brauchen nur **Concept** zu send. an **Dr. Lunze's** Dresd. Copir-Anst., Dresden IX.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** ℳ 8,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ 4.
Salomon Süditalien. ℳ 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 16. Mai 1903. 32. Jahrgang Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Königs-Reisen. Von Caliban. — Das allgemeine Wahlunrecht. Eine Betrachtung zu den Reichstagswahlen. Von Johannes Gaulke. — Ungarn und die Armeefrage. Von Julius Paßelt (Wien). — Das russische Spiel in der Mandschurei. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Mundart und Bühne. Von Alfred Baß (Leipzig). — Von Münchener Kunst und Art. Von Eduard Engels (München). — Impressionismus. Von Otto Grautoff (München). — **Feuilleton.** Cand. med. Annie. Von Josef Stutzin. — **Aus der Hauptstadt.** Harz-Bummel. I. Von Max Kempff. — Des alten Zechers Mailied. Von Carl Schultes. — Große Berliner Kunstausstellung 1903. I. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Königs-Reisen.

Die Monarchen Europas sind in ziemlicher Bewegung. Getreue Unterthanen aus der Provinz, welche die Mühen und Kosten einer Fahrt in die Hauptstadt nicht scheuen, kommen dabei augenblicklich kaum auf die Kosten. Majestät sind unterwegs, und die Hoffnung, dem höchsten Herrn durch Hutlüften und Knix seine Ehrfurcht bezeugen zu können, ist verloren. Fast alle Landesväter haben zur Zeit Besseres zu thun, als die Reverenzen der Loyalen entgegenzunehmen. Sie reisen in Politik. König Eduard, den schwere Krankheit noch gemüthlicher und dicker gemacht hat, suchte einen neuen Vierbund anzubahnen: Portugal, Italien, Frankreich und England vor denselben Wagen gespannt — welch' 'ein Triumphzug! Es machte ihm wenig aus, daß man in Rom seit Baratieri's schlimmem Unglück und den Kassala-Tagen kaum noch mit dem alten, ebenso schönen wie kindlichen Vertrauen auf die Meereskönigin blickt. Er hat sich vielleicht auch die Temperatur der französisch-russischen Freundschaft niedriger vorgestellt, als sie, trotz alledem, in Wahrheit ist. Ueber die Buren freilich verliert man in Frankreich, just wie bei uns, kein Wort mehr, und da Marchand davor zurückschreckte, die Boulanger-Laufbahn einzuschlagen, ist auch Faschoda in Vergessenheit gerathen. Aber an der russischen Allianz hängt das Herz der Pariser Presse und des gallischen Volkes in den Departements nach wie vor. Allein den Russen verdankt man seine europäische Position und wird deßhalb keinen Augenblick zögern, für sie gegen England Partei zu ergreifen. Wohl mag in den momentan leitenden Kreisen, bei Loubet und Combes, eine psychologisch erklärliche Anglophilie vorhanden sein; die Nation macht die radicalistischen Seitensprünge der Karthäuser-Bekämpfer indessen nicht mit. So verläuft Eduard's Siegeszug im Sande. Was für ihn um so bedauerlicher ist, als ihn Paris heuer zum ersten Male gelangweilt und den Wunsch, recht bald wieder daheim zu sein, erzeugt hat.

Daß ihn die Gasse nicht mit Steinen und Schimpfreden bewarf, wie unsere Volksseelenkenner voraussagten, ist bei dem Charakter der königsfreundlichen und königslüsternen Pariser selbstverständlich. Wilhelm II. würde bei seinem Einzuge vom Nordbahnhofe oder St. Lazare aus mit der gleichen gemessenen, neidisch-bewundernden Höflichkeit empfangen werden. Seine Reise hat ja auch im Uebrigen große Aehnlichkeit mit der des Britenherrschers. Halbamtlich Beflissene wollten uns zwar aufreden, die Quiriten hätten Guilgelmo mit weit herzlicherer Begeisterung empfangen als den fetten Eduard; wer aber die Quiriten und das entweihte Rom nicht unterschätzt, weiß, daß ihre Begeisterung sich immer in der Grenze einer Hôtelier-Gemüthsbewegung hält. In den amtlichen Kreisen hat der Besuch beim Papste und das überaus feierliche Gepränge dieses Besuches sicherlich einen Stachel hinterlassen. Soll der heurigen Romfahrt Wilhelms II. eine tiefere Bedeutung beigemessen werden, so liegt sie ausschließlich in der Audienz bei Leo XIII. Preußen galt bisher als protestantische Vormacht, und als kampfbereite protestantische Vormacht. Zwei Drittel seiner Einwohner hängen dem Ketzer Luther an. Gerade jetzt, wo die Aufhebung des Jesuitenparagraphen erwogen wird, geht eine starke evangelische Bewegung durch das Land, die übrigens in den anderen Staaten des Norddeutschen Bundes und vor Allem in Sachsen mit verdoppelter Wucht eingesetzt hat. Wilhelm II. treibt auch hier andere Politik als die Mehrheit seines Volkes. Vielleicht will er Bülow's unbegreiflichen Fehler wieder gut und den bösen Eindruck der Ueberschlauheit vergessen machen, welche dem Centrum Geschenke versprach, obgleich ihr die Möglichkeit, zu schenken, will sagen die Mehrheit im Bundesrathe, fehlte. Sei dem wie ihm wolle: erklecklichen Gewinn wird die Regierung aus dem Italienzuge des Kaisers nicht ziehen, weder für die äußere noch für die innere Politik.

Monarchenreisen entbehren heute der Bedeutung, die ihnen im holderen Zeitalter der Cabinetsallmacht innewohnte. Sie sind Höflichkeitsvisiten geworden, Anlässe zu erfreulichen, leider nicht immer ganz zuverlässigen Friedens- und Freundschafts-Trinksprüchen. Wären die hohen Herren weniger eingeschnürt, weniger mit Bankett-, Ball- und Theater paré-Einladungen überschüttet, dann könnte ihr Reisefleiß belohnt werden durch reicher zuströmende neue Erkenntniß. Nun aber sehen sie jedes Colosseum und Forum in bengalischem Lichte, „geisterhaft überflammt, als ergreifendes Zauberspiel aus vergangener Zeit". So melden die Original-Correspondenten. Schade, daß der Reisezug unserer Mächtigen stets ein Zug in die Vergangenheit ist.

Caliban.

Digitized by Google

Das allgemeine Wahlunrecht.

Eine Betrachtung zu den Reichstagswahlen.

Von Johannes Gaulke.

Wenn man in diesen Tagen eine Zeitung — gleichgiltig welcher Parteirichtung — zur Hand nimmt, könnte man aus den unendlichen Wahlbetrachtungen und Agitationsberichten fast den Eindruck gewinnen, als hinge das Wohl und Wehe des ganzen Landes von der Wahl eines Abgeordneten dieser oder jener Parteischablone ab. Allerdings gehört eine große Portion Naivetät zu dieser Annahme. Aber die gütige Natur sorgt dafür, daß die Naiven nicht aussterben. Es wäre auch sonst zu langweilig auf unserem Planeten. Der Glaube macht immer selig, und mag er selbst verkehrt sein.

Der Deutsche ist in dieser Beziehung besonders günstig gestellt. Während die meisten anderen Nationen sich nur ein Gesammtparlament leisten, leistet sich der Deutsche noch zwei Dutzend Nebenparlamente. Bei uns pulsirt ein kräftiges parlamentarisches Leben. Wer wagt da Angesichts so wuchtiger Thatsachen noch von der politischen Kinderstube zu sprechen! Das war früher einmal der Fall, in der guten alten vormärzlichen Zeit. Dann hielt der Parlamentarismus seinen Einzug, und da wurde Alles bei uns anders — besser wage ich nicht zu behaupten.

Es ist seit dem „tollen Jahr" viel bei uns gewählt worden, so viel, daß wohl das Deficit der parlamentslosen Zeit reichlich gedeckt ist. Und das Facit? Hat das in den vielen deutschen Parlamenten vertretene „souveräne" Volk seinem Willen auch nur einmal nachdrücklich Geltung verschafft? Blicken wir zurück, so entrollt sich uns in gewissen Abständen stets dasselbe Bild: viel Geschrei und wenig Wolle. Zu guter Letzt hat die Regierung ihre Vorlagen immer unter Dach und Fach gebracht. Und benahm sich die Volksvertretung besonders renitent, dann wurde eben ohne die Bewilligungsmaschine weiter regiert.

Bei uns hat der Parlamentarismus stets die Rolle des bissigen Hundes an der Kette gespielt, der höchst ungefährlich ist, wenn man ihn in respectvoller Entfernung bellen läßt. Wir haben „starke" und „schwache" Regierungen gehabt, aber sie haben es alle verstanden, die gefährliche Stelle geschickt zu umgehen. Der bissige Hund Parlamentarismus wurde „lokalisirt", derart, daß ihm nicht selten die Lust zum Bellen vergangen ist. Von einigen spontanen Kundgebungen abgesehen, ist der deutsche Reichstag vollends zu der Rolle einer Geldbewilligungsmaschine herabgesunken. Ohne die socialdemokratische Opposition wäre das politische Leben bei uns mit höchster Wahrscheinlichkeit schon lange erstarrt.

Aber es wird weiter agitirt, gewählt und geredet. Alle fünf Jahre spielt sich dasselbe Schauspiel programmatisch ab. Ich las einst in einem Winkelblättchen die kategorische Aufforderung: „Mitbürger, wählt!" Die Redaction hatte aber schlauer Weise unterlassen, einen Candidaten zu empfehlen, um sich mit keinem der geschätzten Abonnenten zu verfeinden. Der Zeitungsverleger hatte die Menschen richtiger taxirt als mancher Minister. Es kommt im Leben immer nur auf den Schein an. Man garantire dem Volke alle erdenklichen Freiheiten auf dem — Papier, und es wird nie wider den Stachel löken. In der Napoleonischen Armee trug jeder Soldat den Marschallstab im Tornister, in abstracto natürlich, de facto profitierte nur der Erfinder dieser Phrase davon. In Amerika steht jedem Bürger ohne Unterschied der Geburt und des Bildungsgrades der Weg zu den höchsten Staatswürden offen, praktisch hat dies aber ebenso wenig zu bedeuten wie die Phrase vom Marschallstab. Jedenfalls sind die Amerikaner derart von der Vorzüglichkeit ihrer Staatseinrichtungen überzeugt, daß sie nie daran gedacht haben, ihre Verfassung zu revidiren, die in vielen Punkten recht verbesserungsbedürftig ist. Es giebt in politischer Beziehung kaum ein weniger revolutionäres Volk als die Amerikaner. Aehnlich steht es mit England. Wie ganz anders sieht es in den halbbarbarischen, despotisch regierten Ländern Osteuropas aus!

Wir ersehen daraus, daß die Phrase von der Volkssouveränität die Menschen überall mit den politischen Zuständen aussöhnt und sie selbst zu gedankenlosen Gesetzesanbetern macht. Weitblickende Staatsmänner haben diesen Volksinstincten stets Rechnung getragen. Bismarck hat dem deutschen Volke das allgemeine Wahlrecht verschafft. Es war dies ein genialer Schachzug, nur ist das Spiel nicht zu einem glücklichen Ende geführt worden. Bei uns hat es die Regierung nie verstanden, das Volk oder die Volksvertretung in dem holden Wahn zu erhalten, daß sie die Vollstreckerin seines Willens sei. „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los." Man fürchtet sich vor der eigenen Schöpfung.

Die Regierung und die Regierungsparteien sinnen darüber nach, wie das allgemeine Wahlrecht spurlos zu beseitigen ist, selbst die Socialdemokratie möchte es, wenn auch nicht aufheben, so doch zu einem Proportional-Wahlsystem, wie etwa in der Schweiz, umwandeln. Unzufriedenheit überall. Das allgemeine Wahlrecht ist zu einem Wahlunrecht geworden. Jede Partei, jeder Wähler empfindet das „Unrecht" in seiner Weise, sie alle nutzen es aber nach besten Kräften in ihrem Interesse aus, indem sie sich gegenseitig das „Heerdenvieh", die große urtheilsunfähige Masse, streitig machen. Daraus erwächst ein neues Unrecht. Eine parlamentarische Körperschaft, die auf Grund des allgemeinen Wahlrechts zu Stande gekommen ist, giebt uns ebenso wenig ein Abbild von der Stimmung im Lande, wie etwa das plutokratische Dreiklassenwahlsystem des preußischen Landtages. Denn die meisten Wähler sind sich überhaupt nicht der Bedeutung ihrer Stimmabgabe bewußt. Man frage einen pommerschen Tagelöhner, weshalb er einen Konservativen wählt, so wird man unter 100 Fällen 99 Mal die Antwort erhalten: „Weil der Herr Landrath oder der ‚gnädige Herr' auch so wählt." — Man gehe in die dunkelsten Gegenden Schlesiens, der Rheinlande oder Bayerns, wo Centrum Trumpf ist, so wird man dieselben Erfahrungen machen. Dort bestimmt das Junkerthum, hier das Pfaffenthum, in dem einen, wie in dem anderen Fall dirigirt eine kleine Interessentengruppe die Wahl. In den Industriegegenden sieht es nicht besser aus. Der socialdemokratische Arbeiter ist zwar im Durchschnitt intelligenter und aufgeklärter als der Landproletarier, aber doch wäre es ein Fehlschluß, wollte man alle socialdemokratischen Wähler als Socialdemokraten bezeichnen, die sich auch nur oberflächlich mit den Lehren des Socialismus bekannt gemacht haben. In den meisten Fällen treibt der wirthschaftliche Druck und die unklare Vorstellung vom Zukunftsstaat die Arbeiter in das Lager der Socialdemokratie.

Das Bild wird aber noch weiter verzerrt, wenn wir die indifferente Masse, die sich aus allen Kreisen und Berufsständen zusammensetzt, in Betracht ziehen, auf die weder schöne Reden noch Freibier und Schnaps politisch anregend wirken. Sie ist im Reichstage ebenso wenig vertreten wie die Frauen und das stehende Heer. Dazu gesellt sich noch die Gruppe Derer, die gern wählen möchten, aber nicht dürfen — aus Vorsicht, weil vielleicht doch der Vorgesetzte oder der Arbeitgeber trotz des amtlich garantirten Wahlgeheimnisses hinter ihre oppositionelle Gesinnung kommen könnte.

Eine Partei, welche die energischste Agitation, das heißt auf gut deutsch Wahlbeeinflussung treibt, hat immer die größte Aussicht auf Erfolg. In dieser Hinsicht ist die Socialdemokratie außerordentlich günstig gestellt. Sie verfügt über einen glänzenden Stab von Agitatoren und Rednern, die — das sei zu ihrer Ehre gesagt — in ihrer überwiegenden Mehrheit aus rein ideellen Beweggründen, im Dienste der Partei, der „guten

Digitized by Google

Sache“ in den Wahlkampf ziehen und unentwegt die Massen bearbeiten. Die übrigen, die „Ordnungs“parteien besitzen kein stehendes Heer von Agitatoren, sie müssen den Entscheidungskampf mit bezahlten Söldern ausfechten. Es liegt mir fern zu behaupten, daß alle professionellen Agitatoren der Ordnungsparteien käufliche Subjecte sind, ich könnte aber auch verschiedene dunkle Ehrenmänner namhaft machen, welche, wie die Landsknechte des Mittelalters, dem Meistbietenden ihre Arbeitskraft verkaufen.

Wie ganz anders würde sich ein Reichstag repräsentiren, der ohne Wahlbeeinflussung zu Stande gekommen ist! Es würden mit höchster Wahrscheinlichkeit die extremsten Parteien, welche stets die rührigste Agitation entfalten, viele ihrer Mandate zu Gunsten der Parteien der „mittleren Linie“ einbüßen. Ein Wahlkreis, der mit „überwältigender Majorität“ einen Konservativen oder Socialdemokraten in den Reichstag schickt, kann schon bei der nächsten Wahl durch irgend welche äußeren Complicationen mit Glanz verloren gehen. Das allgemeine gleiche Wahlrecht ist schon aus dem Grunde sehr anfechtbar, weil es allen Staatsbürgern ohne Unterschied ihres Bildungsgrades und Wissens denselben Einfluß auf die Zusammensetzung der gesetzgebenden Körperschaft einräumt. Die Stimme eines versoffenen Eckenstehers gilt genau so viel wie die des Gelehrten, des Staatsmannes oder des weitblickenden Kaufmanns, welcher der heimischen Industrie neue Absatzquellen erschlossen hat. Das Wahlrecht wird durch die Gleichstellung Aller zu einem Wahlunrecht. Es ist in dieser Einrichtung klar und deutlich die Minderwerthung der Intelligenz ausgesprochen. Es gewährt der wüstesten Agitation den weitesten Spielraum und macht das parlamentarische System zu einer Farce. Im Grunde genommen ist es nur für die verschiedenen wirthschaftlichen Gruppen ein Mittel zum Zweck. Die großen allgemeinen Gesichtspunkte sind den modernen Parlamenten abhanden gekommen. Jede Partei treibt die krasseste Interessenpolitik, mag sie sich im Wahlkampf auch noch so sehr als Hüterin des Volkswohles aufgespielt haben.

Eine Neugruppirung der Parteien thut uns bitter Noth. Was heißt conservativ? was liberal? Hinter dem Namen verbirgt sich doch immer nur eine wirthschaftliche Clique. Weshalb läßt man nicht endlich die Maske fallen? Die Programme der alten Parteien sind so gründlich durchlöchert, daß sie kaum noch ihre ursprüngliche Fassung erkennen lassen. Am deutlichsten läßt die Zersplitterung der einst großen liberalen Partei den allgemeinen Auflösungsproceß erkennen.

Wie schützen wir uns vor dem Parlamentarismus? Wir alle empfinden es dunkel, daß nur ein neuer Wahlmodus das Ansehen der Volksvertretung wieder herstellen kann. Von den vorhandenen Wahlsystemen ist das allgemeine gleiche und geheime Wahlrecht insofern noch das beste, als es der Herrschaft des Geldsackes einen Zügel anlegt. Auf der anderen Seite knebelt es aber die Intelligenz zu Gunsten der compacten Masse, oder zutreffender: zu Gunsten einiger Demagogen, die es in ihrem Interesse geschickt zu handhaben wissen. Gerade die Leute, welche das Volk in's Parlament schickt, verstehen oft am wenigsten seine Wünsche und Bedürfnisse. Selbst in der socialdemokratischen Partei können wir die Beobachtung machen, daß die Führerschaft immer mehr aus den Händen der Arbeiter in die der Akademiker übergeht, was uns schließlich nicht wundern darf, weil die Intelligenz doch in irgend einer Form ihr Herrscherrecht durchdrückt. Weshalb scheuen wir uns also, das Recht der Intellectuellen nachdrücklich zu proclamiren? — Der Gedanke ist alt. Schon Plato hat eine Utopie von der Herrschaft der Philosophen geschrieben. Wie aber treffen wir eine Auslese der Weisen? Das ist des Pudels Kern. Das Dreiclassenwahlsystem trifft eine Auslese nach dem Besitz und Einkommen. Das Wissen und Können läßt sich nicht zifferngemäß feststellen, es sei denn, daß jeder Mensch von Staatswegen eine Prüfung ablegt. Was aber die staatlich approbirte Weisheit auf sich hat, darüber brauche ich kein Wort zu verlieren.

Bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen werden wir das Ideal, das uns vorschwebt, nie erreichen, wir können uns ihm aber nähern, wenn wir es wollen. Zu dem Zweck ist es aber auch nöthig, daß wir eine bestehende Institution auf ihren thatsächlichen Werth hin prüfen. Jedes Recht hat immer nur für eine bestimmte Menschengruppe Bedeutung — es ist ihr „heiliges Recht“, die Anderen empfinden es als ein bitteres Unrecht. Es wird keinem Gesetzgeber, keiner Regierung je gelingen, es Allen recht zu machen, weil die Bedürfnisse, Ansprüche und Ideen der Menschen grundverschieden sind. Darum fort mit der Phrase von der „Gleichheit alles Dessen, was Menschenantlitz trägt“. Die gütige Natur schafft in väterlicher Fürsorge stets von Neuem Ungleichheiten. Das Leben wäre auch sonst zu langweilig.

Ungarn und die Armeefrage.

Von Julius Patzelt (Wien).

Das Ereigniß der letzten Sylvesternacht, der Abschluß der Ausgleichsverhandlungen zwischen der österreichischen und der ungarischen Regierung, hat die öffentliche Meinung diesseits und jenseits der Leitha bisher nur wenig bewegt. Der vollzogenen Thatsache gegenüber verstummte die Kritik an einer Angelegenheit, die durch volle fünf Jahre die Oeffentlichkeit bis zum Ueberdrusse beschäftigt hatte. Die Regierungen waren einig: diesem im Donaureiche seit jeher stärksten politischen Argumente beugten sich die Parteien, und wenn man da und dort auch noch feierlich versichert, gegen den Ausgleich steuern zu wollen, so geschieht das pour l'honneur du drapeau. In Wahrheit ist man der Sache satt und möchte sie je eher je lieber vom Halse haben, wenn es mit Anstand geschehen kann. Ein Blick auf die im ungarischen Abgeordnetenhause tobende Obstruction scheint allerdings gegen diese Wahrnehmung zu sprechen, allein dort wird nicht so sehr um den Ausgleich, den die beiden Ministerpräsidenten in der Sylvesternacht bei Sacher vereinbart haben, als vielmehr um eine andere Sache gekämpft, die für das Ausland allerdings von größerem Interesse ist als etwa die Frage, unter welchen Bedingungen die ungarischen Schweine aus Steinbruch nach Wien-Neustadt gebracht werden können. Nicht der temporäre Ausgleich, d. h. das von Zeit zu Zeit zwischen den beiden Reichshälften zu erneuernde Handelsbündniß ist der Gegenstand der Angriffe der ungarischen Unabhängigkeitspartei, sondern der stabile in der pragmatischen Sanction wurzelnde Ausgleich, der neben der Auswärtigen Politik auch die Armee als eine gemeinsame Institution anerkennt.

Diese Gemeinsamkeit bildet die Grundlage der internationalen Machtstellung der Monarchie, und daraus allein erklärt es sich, das Kaiser Franz Joseph, der in seiner strengen constitutionellen Auffassung demokratischen Bestrebungen nicht mit eisernem Nachdruck entgegenzutreten pflegt, doch mit großer Zähigkeit den Versuchen widerstrebte, die Machtvollkommenheit der Krone auf dem Gebiete der äußeren Politik und dem der Armee zu beschränken. Die im Jahre 1867 getroffenen Vereinbarungen über die dualistische Organisation der Monarchie ließen diese Machtvollkommenheit auch unangetastet, allein sie waren doch nicht klar genug gefaßt, um dem magyarischen Chauvinismus nicht Anhaltspunkte zur allmäligen Rückbildung der 1867er Verfassung in die revolutionäre vom Jahre 1849 zu geben. Schon im Jahre 1868 wurde damit begonnen und seitdem dieses Zermürbungswerk ununterbrochen fortgesetzt, zumal als mit Franz Deak der Führer der Nation gestorben war, der die wesentlich von ihm

Digitized by Google

geschaffene 1867er Verfassung als den Abschluß der staatsrechtlichen Entwickelung Ungarns auf lange Zeit hinaus betrachtet hatte. Schon bei Lebzeiten Deak's wurde übrigens sein rein defensives, nationalpolitisches Programm durch ein aggressives ersetzt, das die 1867er Verfassung im Gegensatze zu der Ansicht ihres Schöpfers nur als eine Etappe auf dem Wege zur vollen Unabhängigkeit Ungarns betrachtete. Da die politischen Führer der Nation seit Jahrhunderten für diese oder, richtiger gesagt, für sich das Recht des bewaffneten Widerstandes gegen die Krone in Anspruch genommen hatten, war es ganz natürlich, daß die Bestrebungen der „Patrioten" jenseits der Leitha sich vor Allem darauf richteten, die gemeinsame Armee zu zertrümmern, oder das ungarische Contingent aus ihr als eine nationale Armee herauszuschneiden, sie dem ungarischen Reichstage zu unterstellen und diesem dadurch das Mittel in die Hand zu geben, der Krone den ihr durch die Verfassung überlassenen Theil der Souveränität thatsächlich zu nehmen und ihr nur mehr den Schein zu überlassen. Der der Unabhängigkeitspartei angehörige Abgeordnete Lótrós hat das vor einigen Jahren im ungarischen Abgeordnetenhause sehr klar ausgesprochen, indem er ausrief: „Gebt uns eine schlagfertige, nationale Armee, und sofort wird zwischen dem Könige und der Nation ein gutes Einvernehmen hergestellt sein."

Leider hat man in Wien trotz klarer Erkenntniß des letzten Zieles dieser Bestrebungen und trotz der Zähigkeit, mit der man ihnen widerstrebte, nicht den Muth gefunden, sie bereits in ihren Anfängen mit allem Nachdruck und offen als das zu bekämpfen, was sie sind, als Verletzungen der 1867er Verfassung. Man hat zwar Alles aufgeboten, sie auf Umwegen unwirksam zu machen, man scheute aber den geraden Weg zu gehen. Dadurch erhielt die Wiener Politik in der Armeefrage für die Fernerstehenden etwas Odisches und Unaufrichtiges, während in Ungarn in immer weiteren Kreisen die Vorstellung Platz griff, daß man in der Wiener Hofburg ganz widerrechtlich mit der Herausgabe von Verfügungen zögere, die in der 1867er Verfassung rechtlich begründet seien. Bereits im März 1868, als der Abgeordnete Varady in der ungarischen Delegation die Errichtung einer nationalen ungarischen Armee forderte und der Regierungsvertreter General Grivicic mit Recht die Debatte darüber in die Frage zuspitzte: Einheit oder Zweitheilung der Armee?, hatte man in Wien nicht den Muth, den Stier bei den Hörnern zu fassen, sondern berief General Grivicic ab und ersetzte ihn durch den Bruder des damaligen Chefs der ungarischen Unabhängigkeitspartei in der thörichten Meinung, durch dieses persönliche Zugeständniß die sachlichen Forderungen des magyarischen Chauvinismus zum Schweigen zu bringen! Natürlich war diese Rechnung falsch. Schon 1870 nahm Koloman Tisza den Antrag Varady's wieder auf und fand an dem damaligen ungarischen Ministerpräsidenten Graf Julius Andrassy einen — rührigen Verbündeten. Graf Andrassy bekämpfte den Antrag, den man schließlich auch abgelehnt hatte, allein erst nachdem Andrassy unter der Hand der Opposition die Zusicherung gegeben hatte, die Organisation der ungarischen Landwehr (Honved) nicht nur zu beschleunigen, sondern auch den Wünschen der Opposition gemäß zu gestalten. Das geschah auch. Es wurde das von den militärischen Autoritäten verworfene und kostspielige französische System der directen Aushebung für die Landwehr angenommen, nur damit die Honveds nicht dem gemeinsamen Herrscher, sondern nur dem Könige von Ungarn den Treueid zu leisten haben. Wohin diese Nationalisirung geführt hat, beweisen die sich häufenden Demonstrationen von Honvedofficieren gegen die Farben und das Wappen der Dynastie und das für den Ernstfall nicht unbedenkliche, zum Theil schlechte Verhältniß der Honvedofficiere zu denen der gemeinsamen Armee. Allein die auf diese Weise „national" organisirte Landwehr genügte den Magyaren keineswegs. Regierungspartei und Officiere waren da eines Sinnes, sie unterschieden sich nur in den äußeren Formen ihrer Politik. Bei dem außerordentlichen politischen Tacte des Magyarenthums hatte sich nach dem Muster Andrassy's bald ein geradezu virtuoses Zusammenspiel von Regierung und Opposition entwickelt, sobald es sich darum handelt, die Rechte des Reichs und der Krone zu Gunsten der Unabhängigkeit Ungarns zu kürzen. Die Regierungen ließen sich in dieser Beziehung von der Opposition sehr gern drängen, wenngleich erst Koloman Tisza diese Tactik in ein System brachte. Er und seine Nachfolger steckten in unzähligen Fällen mit der Opposition unter einer Decke und rangen unter dem Vorgeben, daß die staatsrechtliche Opposition nur dann lahmgelegt werden könne, wenn man die aus dem 1867er Ausgleiche sich ergebenden Consequenzen ziehe, der Krone fortgesetzt Zugeständnisse ab, die thatsächlich über die Bestimmungen dieses Ausgleiches weit hinausgingen. So erreichte man schon 1871 die Zusage, daß die ungarischen Regimenter möglichst in Ungarn concentrirt werden sollen, eine Concession, die $2^1/_2$ Millionen Gulden kostete, wovon Oesterreich $1^3/_4$ Millionen zahlen mußte. Bald folgte auch als äußere Bekundung des staatsrechtlichen Doppelcharakters der gemeinsamen Armee die Umänderung ihrer Bezeichnung in eine kaiserliche und königliche, sowie eine Reihe von Zugeständnissen auf dem Gebiete des Militärbildungswesens.

In Wien fühlte man sehr gut, daß man sich auf einer schiefen Ebene befinde, und zog es deßhalb schließlich vor, auf die Erneuerung des Wehrgesetzes auf zehn Jahre, wie es bis dahin üblich war, zu verzichten, lieber die nothwendige Erhöhung der Präsenzstärke zu unterlassen und sich schließlich mit der einjährigen Bewilligung einer solchen Erhöhung zu begnügen, nur um Ungarn nicht Gelegenheit zu neuen Erpressungen in der Armeefrage zu geben. Diesen Erwägungen war der unglückselige Gedanke entsprungen, die durch die Artilleriereform nothwendige Mannschaftsvermehrung sich auf einem Umwege — nämlich durch Heranziehung der Ersatzreservisten zu verschaffen; eine unergründliche Thorheit, die mit einem Schlage die ungarische Opposition gegen die gemeinsame Armee belebte. Die Regierungen wurden dadurch zunächst in die peinliche Nothwendigkeit versetzt, den Entwurf zurückzuziehen und ihn durch einen anderen, die Erhöhung der Präsenzstärke direct fordernden zu ersetzen, wobei man wiederum den Fehler beging, diese Erhöhung nur auf ein Jahr anzusprechen. Man hoffte auf diese Weise glimpflich davonzukommen, allein in Ungarn hatte man die Blöße, die die gemeinsame Regierung sich gegeben hatte, sofort benutzt und an der begründeten Verstimmung über die hinterhältige erste Vorlage die Agitation gegen die Gemeinsamkeit der Armee überhaupt entzündet.

Die Unabhängigkeitspartei stand dabei nicht allein. Die katholische Volkspartei secundirte ihr, was aber mehr wog, war, daß der Präsident des Abgeordnetenhauses Graf Apponyi den Zeitpunkt für gegeben hielt, an die Durchführung seines ebenfalls separatistischen staatsrechtlichen Programmes zu gehen. Graf Apponyi wird im Auslande vielfach falsch beurtheilt. Man hält ihn für einen Streber, der den Moment herbeisehne, wo er an die Stelle des Herrn v. Szell treten könne. Dieser Auffassung widerspricht die politische Entwickelung und der ganze Charakter des Grafen. An seiner Persönlichkeit haftet nicht der geringste Makel; persönlich unantastbar ist er eine seltene Erscheinung im öffentlichen Leben Ungarns, und seine glänzende rednerische Begabung müßte seinen Einfluß und das Gewicht seiner politischen Persönlichkeit noch erhöhen. Allein Graf Apponyi ist ein Fanatiker der ungarischen Staatsidee, die die nichtmagyarische Mehrheit des Landes so gern mit dem Magyarenthum zu einer einheitlichen, natürlich magyarischen, Nation zusammenschmelzen möchte, der aber als erstrebenswerther staatsrechtlicher Zustand eine Art Adelsrepublik mit dem König an der Spitze

Digitized by Google

vorschwebt. Es ist bekannt, daß Graf Apponyi bei Hofe nicht gerade gut gelitten ist, und das mag in den letzten Jahren seiner Politik einen mehr aggressiven Charakter und auch einen stark demagogischen Einschlag gegeben haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Graf Apponyi Alles daran setzt, um das Verhältniß Ungarns zur Krone, wie er es wünscht, so rasch als möglich zu ordnen. Er kennt wie Jedermann das Entgegenkommen, daß Kaiser Franz Joseph jederzeit Ungarn selbst unter Aufopferung berechtigter persönlicher Empfindungen bewiesen hat, und wenn auch er sowie die officiellen Kreise Ungarns recht gut wissen, daß die angebliche Abneigung des Thronfolgers gegen Ungarn lediglich auf böswilligen Erfindungen und Entstellungen beruht, so ist doch über die Absichten des Thronfolgers so wenig bekannt, daß man in Ungarn es vorzieht, die entscheidenden Schritte zur Erreichung der vollen Unabhängigkeit des Landes noch vor einem Thronwechsel zu thun.. Diesen Erwägungen entsprang der Entschluß Apponyi's, mit seiner Partei (Nationalpartei) in die Regierungspartei einzutreten, als Herr v. Szell zum Nachfolger Banffy's berufen wurde. Er bedang sich dabei die Reinheit der Wahlen in den magyarischen Bezirken aus, was nothwendig ein Anschwellen der auf die Trennung von Oesterreich abzielenden Bewegung zur Folge haben mußte; dagegen gab er sein separatistisches Armeeprogramm nicht auf. Die letzte Fejervarykrise, die ausbrach, als einer der nächsten Freunde Apponyi's, der seither übrigens schon wieder verstorbene Horaeßky als Handelsminister in das Cabinet berufen wurden, ließ erkennen, daß Apponyi den Kampf für sein Armeeprogramm bereits eingeleitet habe, zunächst ohne Erfolg, da der Honvedminister Freiherr v. Fejavary auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers in dem Cabinet verblieb. Da kam die Nassi-Affäre im ungarischen Abgeordnetenhause auf die Tagesordnung, und Graf Apponyi benutzte sie zu einem Handstreiche. Der Abgeordnete Nassi, der zugleich die Honvedofficierscharge besaß, hatte anläßlich der Corvinusfeier in Klausenburg die Demonstrationen gegen das „Gott erhalte"-Lied, das auch nach dem Honvedreglement bei allen großen militärischen Ehrenbezeugungen gespielt wird, geleitet und war deßhalb von seiner Militärbehörde zur Verantwortung gezogen worden. Nassi berief sich indessen auf seine Imunität und brachte die Angelegenheit vor das Abgeordnetenhaus. Die langwierige Debatte hierüber lief schließlich in die Frage aus, ob die Honvedofficiere in disciplinarischer Beziehung am letzten Ende unter dem Befehl der Krone oder unter dem des Abgeordnetenhauses stehen. Graf Apponyi entschied sich für die letztere, oppositionelle Auffassung, ohne daß von Seiten der Regierung mit der in diesem Falle nothwendigen Klarheit diese seine Aeußerung berichtigt worden wäre. Das war zweifellos ein sehr scharfer Verstoß gegen die Krone, der der Opposition zeigte, daß Graf Apponyi eigentlich ihr Mann sei, der sie aber auch ermunterte, den Kampf gegen die Wehrvorlage mit allem Nachdruck aufzunehmen. Graf Apponyi schwankte damals lange, ob er mit der Kossuthpartei nicht sofort gemeinsame Sache machen solle. Zwischen ihm und Herrn v. Szell fanden vertrauliche Conferenzen statt, in deren Verlaufe er seine Forderungen skizzirte, aber erst durch die vorzeitige, in Folge einer Indiscretion erfolgte Veröffentlichung dieser Forderungen scheint er ängstlicher geworden zu sein, sich zunächst mit einer Abschlagszahlung zu begnügen, die Verwirklichung des Restes seiner Forderungen aber für die im nächsten Jahre zu gewärtigende Erneuerung des Wehrgesetzes auf zehn Jahre zu verschieben. Ihr zu Folge soll Ungarn bereits jetzt die Abänderung der Abzeichen, Fahnen und Empleme der gemeinsamen Armee im Sinne ihres doppelten staatsrechtlichen Charakters und zweitens die Einreihung sämmtlicher ungarländischen Officiere der gemeinsamen Armee, soweit sie nicht in aus Ungarn rekrutirten Regimentern dienen, in ungarische Regimenter zugestanden werden. Für nächstes Jahr sollen dagegen folgende Punkte vorbehalten bleiben: Einführung der magyarischen Dienstsprache in den ungarischen Regimentern und die Weisung an sämmtliche nichtungarländischen Officiere in den ungarischen Regimentern, unverweilt das ungarische Staatsbürgerrecht zu erwerben.

Die Opposition des ungarischen Abgeordnetenhauses hat daher die bereits angetretenen Concessionen nicht acceptirt, sondern fordert mehr, und es ist nicht unmöglich, daß sie in dem einen oder dem anderen Punkte durchdringt, da Herr v. Szell nicht den Muth findet, durch ein klares bestimmtes Nein der Obstruction jede Aussicht auf Erfolg abzuschneiden, durch die erwähnten Zugeständnisse aber die schmale Ebene bereits betreten hat, auf der er vorwärts muß, wenn er sich aufrecht halten will. Und dabei kann man Herrn v. Szell nicht einmal die Verantwortung dafür aufbürden; denn seine Schwäche wurzelt zum Theil wenigstens in der Schwäche der Männer maßgebender Kreise, die in dem traditionellen Bestreben österreichischer Politik allen wichtigen Entscheidungen auszuweichen, sich von einer Concession zur anderen gedrängt sehen. Heute macht man Zugeständnisse, um für ein Jahr das erhöhte Recrutencontingent bewilligt zu erhalten, und bereitet damit den Sieg des ungarischen Chauvinismus in der Armeefrage für das nächste Jahr bereits vor. Jeder Mensch sieht, daß die Entwickelung der Dinge in Ungarn auf die völlige Zertheilung der Armee, also auf Vernichtung des Rückgrats der Monarchie und der Dynastie drängt, nur die officiellen Wiener Kreise wollen das nicht bemerken und glauben eine Situation durch Concessionen meistern zu können, die sie im Gegentheil verschärfen müssen.

In Oesterreich sieht man dieser Gestaltung der Dinge mit mehr Ruhe und weniger Interesse zu, als Fernstehende vielleicht glauben werden. Die besten Elemente diesseits der Leitha haben sich gerade gegenüber Ungarn im Interesse der Machtstellung der Monarchie und der Dynastie wiederholt ganz außerordentlich exponirt, ohne dafür einen Dank erhalten zu haben, ja, ohne daß man auch nur auf ihre Potentionen eingegangen wäre. Das hat ihre innige Verbindung mit diesen Interessen im Laufe der Zeit gelockert, und sie glauben es mithin der Krone überlassen zu müssen, sich allein mit Ungarn hinsichtlich der Zukunft der gemeinsamen Armee abzufinden. Nur eine Frage dürfte in Oesterreich für den Fall von wesentlichen, die Einheit der Armee schädigenden Concessionen an Ungarn aufgeworfen werden, eine Frage, die allerdings geeignet ist, die gegenwärtige, die Erneuerung des wirthschaftlichen Ausgleiches mit Ungarn freundliche Stimmung in Oesterreich zu stören. Im österreichischen Herrenhause, also in einer gewiß sehr gemäßigten Versammlung, ist gelegentlich der Berathung der Wehrvorlage die Bemerkung gefallen, daß man es sich überlegen müsse, Gelder für eine Armee zu votiren, die keine einheitliche Organisation mehr leide. Dieses Wort hat tiefen Eindruck gemacht. Die Kosten der gemeinsamen Armee werden bisher bestritten durch den Reinertrag der Zölle, zu dem Oesterreich rund 82 und Ungarn 18 Procent beisteuert, nur der ungedeckte Rest durch Matricularbeiträge (Quoten), die einem Verhältnisse von 65,4 (Oesterreich) zu 34,6 (Ungarn) entsprechen. Werden nun, so calculirt man in Oesterreich, Verfügungen getroffen, die einen entscheidenden Schritt zur Zertheilung der Armee bedeuten, so sei dieser Modus der Bedeckung der Anklagen für das nur mehr dem Namen nach gemeinsame Heer geradezu widersinnig. Den thatsächlichen Verhältnissen entspricht es dann vielmehr, daß das Armeebudget nur durch Matricularbeiträge der beiden Reichshälften gemäß ihrer Beitragszahl, also im Verhältnisse von 58 (Oesterreich) zu 42 (Ungarn) gedeckt, die Zolleinnahmen aber nach ihrer Normirung aufgetheilt werden. Gewinnt diese zweifellos berechtigte Auffassung bei den österreichischen Parteien an Boden, dann dürfte man die Erneuerung des Ausgleiches von einer dieser Auffassung entsprechenden Abänderung des Quotengesetzes (der die

Digitized by Google

Bedeckung der gemeinsamen Ausgaben regelt) abhängig machen, wodurch aber wahrscheinlich die Erneuerung des Ausgleiches unmöglich gemacht werden wird, da Ungarn Nichts so sehr haßt, als die Parität beim Zahlen. Freilich, der gegenwärtige österreichische Ministerpräsident hat in seiner bisherigen Amtsführung glänzende Beweise dafür gegeben, daß er nicht nur die Obstruction, sondern auch das Gewissen der Parteien einzuschließen versteht, und so ist die Wahrscheinlichkeit, daß das österreichische Parlament sich weigern werde, alljährlich Millionen für die Organisation einer selbstständigen ungarischen Armee zu bewältigen, nicht gering. Das willenlos gewordene österreichische Parlament wird sich vermuthlich auch das bieten lassen und sich mit Worten dafür rächen, daß man ihm jährlich recht bedeutende Summen für magyarische Zwecke abzapft; allein für das Ausland bliebe auch bei Erneuerung des wirthschaftlichen Ausgleiches zwischen beiden Reichshälften die Thatsache bestehen, daß die völlige Zertheilung der österreichisch-ungarischen Armee nur mehr eine Frage der Zeit ist, eine Thatsache, die aber besonders für jene Staaten von Bedeutung ist, welche noch an der Idee festhalten, daß die Monarchie der Habsburger eine Mission im Osten Europas hat, die nur ein gut bewohnter Staat erfüllen kann.

Das russische Spiel in der Mandschurei.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Der japanische Marineminister hat Befehl zur schleunigen Instandsetzung sämmtlicher außer Dienst gestellten Kriegsschiffe ertheilt. Wird deßhalb das ostasiatische Inselreich den Kampf gegen die größte Landmacht der Erde aufnehmen? Der müheloſe Sieg über China hat diese klugen Mongolen vielleicht mit überhoher Selbstschätzung erfüllt, und die russische Marine- und Heeresstärke am Stillen Ocean kann mit Sicherheit höchstens der dort eben inspicirende General Kuropatkin beurtheilen; hier gewiß Niemand. Aber wenn die Japaner sich auf die Unterstützung der angelsächsischen beiden Weltmächte verlassen sollten, würden sie sich wahrscheinlich sofort getäuscht finden. Der Einspruch Nordamerikas gegen das mandschurische Vorgehen des Zarenstaates ist äußerst platonisch gewesen, und die japanische Politik hat zwar mit England eine förmliche Allianz zu Stande gebracht; aber die Bündnißunfähigkeit des britischen Reiches war stets ein Hauptaxiom des Fürsten Bismarck, und sie ist in dem jüngsten Jahrzehnt schwerlich größer geworden. Am 13. Februar vorigen Jahres hat zwar Marquis Lansdowne die Interpellation Lord Rosebery's über den damals 14 Tage alten japanischen Tractat dahin beantwortet, daß dieser die Integrität des gesammten chinesischen Reiches bestimme und mithin die Mandschurei einschließe, aber die Sprache der englischen Jingopresse läßt doch keinen Zweifel daran, daß man den chronischen Gegensatz gegen Rußland nicht des Mandschugebietes halber in einen acuten umzusetzen geneigt ist. Die Bekämpfung des gehaßten und gefürchteten „teutonischen Halbvetters" könnte dadurch beeinträchtigt werden. Vollends in dem Augenblick des englischen Minnewerbens um Frankreich würde eine solche Politik absolut keinen Sinn haben; daß man nicht zugleich Frankreichs Bundesgenosse und Rußlands Feind sein kann, leuchtet jedem Engländer von selbst ein.

Geschossen werden wird demnach wegen der Mandschurei auch jetzt wahrscheinlich nicht; oder die Japaner müßten ihre Haut etwas leichtfertig zu Markte tragen wollen. An das jetzige russische Vorgehen in jener Stammesprovinz der chinesischen Dynastie scheint sich trotzdem ein nicht unerhebliches Interesse zu knüpfen. Es zeigt die bekannte Mischung von Brutalität und Glattheit in der auswärtigen Politik des Zarenreiches ganz besonders gut krystallisirt. Die Aufzählung der verschiedenen bezüglichen Manöver während des jüngsten Jahrzehntes würde freilich ermüden und verwirren; es ist wie ein Kaleidoskop: immer etwas Anderes und doch eigentlich wieder stets Dasselbe. Die St. Petersburger Politik erhebt Forderungen oder stellt für die versprochene Räumung der Mandschurei neue Bedingungen. Wird dagegen Widerspruch der übrigen Großmächte laut, dann schweigt man oder versichert sein vollständig uneigennütziges Interesse an dem ungeschmälerten Fortbestande des himmlischen Reiches; ist der Notenaustausch vorüber, dann erneut man die alten Forderungen in anderer Form. Es ist das Spiel Altmacedoniens mit Klein-Hellas oder Roms mit dem Seleucidenreich.

Als ganz besonders bezeichnend muß dabei die Art hervorgehoben werden, wie Nikolaj II. dort zugleich seinen Vortheil zu sichern und den Sohn des Himmels für sich einzunehmen verstand. Das tartarische Blut der national russischen Vorfahren kam da zur Geltung; der weiße Zar verstand, was Angesichts der verschiedenen fremden Uniformen der Nachkomme der erobernden Mandschu's empfinden mußte. Das ministerielle Debut des Grafen Lamsdorff bestand in einer Note mit dem Vorschlag, daß die europäischen Vertretungen Peking räumen sollten; damit kürzte die russische Politik zugleich das ihr unbequeme Waldersee-Regiment ab und erwies der chinesischen Dynastie eine Aufmerksamkeit. Die Folge war ein deutsch-englisches Einvernehmen über gemeinsames Vorgehen im Falle einseitiger Gebietsansprüche von anderen Mächten. Aber diesem Abkommen vom 16. October 1900 folgten alsbald aus der Berliner Wilhelmstraße Bemerkungen über die Nichtanwendbarkeit des Vertrages auf die Mandschurei, und auf der Danziger Rhede soll der 11. September 1901 die rückhaltlose deutsche Zustimmung zur endgültigen Festsetzung Rußlands in der Heimathprovinz der Pekinger Dynastie gebracht haben. Erst daraufhin schloß die Londoner Downingstreet ihr japanisches Bündniß vom 30. Januar 1902, Lord Cranborne's geringschätzige Sprache über diesen jüngsten Bundesgenossen jedoch verrieth bald nachher recht undiplomatisch, wie sehr man ihn als Nothbehelf ansah.

Bemerkenswerth ist, daß die Kosakenlanze genau so früh in der Mandschurei erschienen ist wie die Mandschufamilie selbst im eigentlichen China. Sogar noch etwas früher. Der Sturz der altchinesischen Mingdynastie durch die nördlichen Eroberer erfolgte 1644, aber schon 1639 traten die Russen zuerst in den Amurgegenden auf, und schon 1689 erwarb Peter I. von China die Gebiete östlich des Baikalsees. Im Jahre 1727 folgte ein Handelsvertrag, dann ruhte die Bewegung; aber die in der Krim über den Zarenstaat mühsam siegreich gewesenen Westmächte arbeiteten 1860 im Reich der Mitte für den überwundenen Gegner, der von dem geschwächten China das gesammte Gebiet nördlich des Amur abgetreten erhielt. Nur die eigentliche Mandschurei blieb noch chinesisch, was indeß jetzt wohl die längste Zeit gewährt haben dürfte.

Wie thöricht dann England durch den japanischen Krieg gegen China das Letztere in den russischen Schutz hineinjagte, bedarf kaum der Darlegung. Aber bezeichnend ist, wie die deutsch-englische Verstimmung anläßlich des Jameson'schen Einritts in das Transvaal zu der russischen „Pachtung" von Port Arthur mit entsprechendem Landgebiet führte. Dann kam der südafrikanische Krieg, und mittlerweile befestigte sich die russische Stellung gegenüber China immer mehr. Der Zar wußte recht gut, weßhalb er der englischen Schwiegergroßmutter die strikte Neutralität für jenen Kampf versprochen hatte. Das hätte sich die englische Politik bei ruhiger Ueberlegung selber sagen können, und bekanntlich war die erfahrene Queen selbst jenem Krieg entschieden abgeneigt. Wo es sich freilich um Goldfelder und Diamantengruben handelt, pflegt John Bull von der sonst sprichwörtlichen kühlen Berechnung verlassen zu werden.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Mundart und Bühne.

Von Alfred Baß (Leipzig).

Seit Jahren findet man in den zahlreichen Blättern, die sich mit Kunst und Theater beschäftigen, Aufsätze, kurze Essays und witzige Bemerkungen über das Verhältniß von Bühne und Mundart. Zunächst will ich erst einmal eine kleine Unart berichtigen, die theils unbewußt, theils aber auch nur durch einen sprachlichen Schlendrian hervorgerufen, bis heute ungetadelt geblieben ist. Dialect und Mundart, diese beiden Namen werden unbeschadet ihrer verschiedenen Bedeutung wechselseitig gebraucht. Es ist nöthig, endlich auch für weitere Kreise darzulegen, daß wir unter Dialect einen größeren Abschnitt, sei er nun zeitlicher oder räumlicher Art, versteht als unter dem Namen Mundart. Wir haben wohl eine Mundart von Leipzig, Dresden, Berlin, auch eine sächsische Mundart, eine österreichische, eine tirolische, aber wir haben dagegen einen althochdeutschen, einen mittelhochdeutschen, einen neuhochdeutschen Dialect ebenso wie einen bayerischen oder norddeutschen, der eine mehr oder weniger große Anzahl von Einzelmundarten umfaßt. Dialect bezeichnet stets die größere geschlossene Einheit, hingegen Mundart nur den kleinsten ebenfalls in sich abgeschlossenen Zweig einer größeren Sprachgruppe (Dialect). Sprechen wir aber von dem landschaftlichen Gepräge der Sprache, wie es sich auch auf der Bühne darstellt, so meinen wir in den weitaus meisten Fällen die Mundart einer gewissen Gegend oder einer Gruppe von Personen. Von diesem Standpunkte ist auch das an sich schon scheußliche Wort „Dialecteritis“ für Mundartensucht unserer Bühnenschriftsteller durchaus unangebracht. — So weit wäre ja die Sache in Ordnung. In neuerer Zeit hat sich das Bestreben Geltung verschafft, nicht nur Mundartenstücke, d. h. solche Bühnenstücke zu veröffentlichen und zur Aufführung zu bringen, die lediglich in einer bestimmten Mundart geschrieben sind, sondern zahlreiche große und kleine literarische Geister haben sich gemüßigt gesehen, in ihre künstlerischen Erzeugnisse mit mehr oder minderem Geschick mundartliche Reminiscenzen einzuflechten. Das ist ja an und für sich ganz schön, und man kann darin nur ein Zeichen der Zeit, des Fortschrittes erblicken. Sogar die Bühnenschriftsteller haben erfahren, daß seit dem Aufblühen der Germanistik auch eine Mundartenforschung entstanden ist. Was Wunder, daß sich die praktischsten und geschultesten der Bühnenliteraten diese Kenntniß zu Nutze machten und nun flott in irgend einer möglichst interessanten Mundart los dichteten! Daraus darf man ihnen durchaus keinen Vorwurf machen, sie stehen im Leben mitten drin, und wer den Besten seiner Zeit genug gethan ... Aber wie auch überall in Lehre und Kunst, im praktischen wie im theoretischen Leben: die Auswüchse und die Schattenseiten der neuen Richtung blieben nicht aus, und so sehen wir uns heute der Gefahr gegenüber, daß einerseits von übermüthigen Dichtern die Mundart in übermäßiger Weise ausgebeutet wird und daher den Reiz des Neuen und Abwechselungsvollen einzubüßen droht, und daß andererseits unverständige Bühnenleiter sich den Spaß machen, Stücke, die nicht für die mundartliche Darstellung geeignet und auch nicht dazu eingerichtet sind, trotz alledem in einer, oder was noch schlimmer ist, in einer ganzen Zahl von Mundarten zu geben. So beispielsweise, wenn der Versuch (man möchte sagen die Dummheit) gemacht wird, Schiller's Wallenstein (Lager) in so viel Mundarten zu geben, als verschiedene Landsleute darin dargestellt werden. Das sind entschieden Uebergriffe zu nennen, denn so weit geht die Befugniß der verehrlichen Bühnenleiter doch noch nicht.

So viel steht fest, nicht nur die großen Dramen unserer Classiker (eingerechnet Shakespeare), sowie die übrigen großen Staats- und Hauptactionen sind nicht geeignet, ganz oder auch nur theilweise in der Mundart gegeben zu werden. Es mag ja mitunter vorkommen, daß vereinzelte Sätze, selbst Nebenpersonen einen etwas anderen Charakter tragen als die allgemeine Sprachfärbung zuläßt, das sind aber nur Ausnahmefälle, und sie bezwecken irgend eine meist bewußte Sonderstellung einer Rede oder auch einer Person. Auch schon in früherer Zeit gab es mancherlei Mundartenstücke. Wir brauchen nur eine der zahlreichen Literaturgeschichten aufzuschlagen, um daraus zu ersehen, daß in allen Jahrhunderten, seitdem eine ausgebildete Bühne besteht, derartige Schauspiele gedichtet und aufgeführt worden sind. Der einzige Unterschied zwischen diesen und unseren heutigen Mundartenstücken besteht hauptsächlich darin, daß die früheren Stücke fast ausschließlich für einen räumlich beschränkteren Zuhörerkreis geschrieben waren, als dies heute der Fall ist, wo in einem Theater alle möglichen mundartlichen Aufführungen gegeben werden können, ohne daß mit dem Verständniß der Oeffentlichkeit gerechnet wird. Der Zuhörer soll nicht nur die Mundart seiner engeren Heimath, sondern auch alle möglichen und unmöglichen Mundarten des gesammten deutschen Sprachgebietes beherrschen. Darin liegt aber der Fehler! Unsere Classiker haben, wenn sie überhaupt die Mundartendichtung je in Betracht zogen, damit gerechnet, daß ihre Erzeugnisse, falls sie mundartlich abgefaßt würden, nur einen sehr kleinen Wirkungskreis haben könnten, daher unterließen sie es, sich mit dieser Richtung eingehender zu beschäftigen.

Unsere Modernen, die einen Schritt weitergingen und mit vollem Rechte in die Volksseele, ihr Dichten und Trachten, ihre Ausdrucksweise in Idiom, Wortschatz u. A. m. tiefer einzudringen verstanden als ihre Vorgänger, versuchten nunmehr im Anschluß an die aufkommende Mundartenforschung, sich dieses Gebiet zu eigen zu machen und zur Vervollständigung der wahrheitsgetreuen Wiedergabe der Darstellung auch die Mundart auf der Bühne in größerem Umfange einzuführen. Das ist ihnen durchaus nicht zum Vorwurfe anzurechnen. Den Vorwurf verdienen nur diejenigen Herren, die in übermäßiger Weise aus dieser Errungenschaft Capital schlagen wollten und dadurch eine schöne und wahrheitsvolle Neuerung an den Rand des Verderbens brachten. Mundartenstücke müssen vor Allem in einer Mundart abgefaßt sein. Dabei ist ja nicht ausgeschlossen, daß einige Unterschiede zugestanden werden dürfen, aber ein Mischmasch von allerlei mundartlichem Gerede bleibt eben auch auf der Bühne nur das, was es in Wirklichkeit ist: Mischmasch. Wo sollen aber nun derartige Schauspiele aufgeführt werden? Sollen sie für die Allgemeinheit geschrieben oder nur für einen kleinen Kreis Auserwählter, d. h. eben solcher, welche die Mundart des Stückes beherrschen, bestimmt sein? Nun, die Antwort ist nicht so schwer zu geben: geschrieben sind alle Stücke für die Allgemeinheit Derer, die sie gerade lesen wollen, aufführbar dagegen ist nach meiner unmaßgeblichen Ansicht ein Mundartenstück nur an dem Orte, wo die betreffende Mundart verstanden werden dürfte, oder ... wo etwa die Zuhörerschaft wünscht, daß ein bestimmtes Stück aufgeführt wird. Was nützt es beispielsweise den Leipzigern, wenn ihnen ein noch so prächtiges Stück in friesischer Mundart dargestellt wird? Niemand wird ein Wort davon verstehen, ausgenommen vielleicht Einer oder der Andere, der aus friesischem Sprachgebiete stammt oder gerade friesische Sprachstudien treibt. Die Allgemeinheit darf aber wohl fordern, daß an ihr Verständniß billige Anforderungen gestellt werden, ein Theaterbesucher ist aber nicht immer Germanist, und das ist zu bedenken.

Ich möchte in Vorschlag bringen, daß die reinen Mundartenstücke in erster Linie für Wanderbühnen geschrieben werden sollen. Unter Wanderbühnen verstehe

Digitized by Google

ich dann solche, die in einem gewissen Sprachgebiete von Theater zu Theater ziehen, um daselbst Stücke in der Mundart des betreffenden Landes zu geben. Dabei ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß solche Wanderbühnen auch mal in anderen größeren Städten auftreten, um daselbst Gastvorstellungen zu geben. Beispielsweise kann eine sächsische Wanderbühne außer dem Königreiche Sachsen auch die thüringischen Staaten, die Provinz Sachsen und andere angrenzende Ländertheile regelmäßig besuchen und gegebenen Falles auch Nord- oder Süddeutschland mit ihrer Anwesenheit beehren. In dieser Weise kann wirklich Gutes geboten werden, denn die betreffenden Schauspieler sind naturgemäß ausschließlich Eingeborene des Landes, dessen Mundart gegeben wird, und damit hätten wir schließlich auch den wundesten Punkt unserer heutigen Mundartenstücke und Aufführungen erreicht. Selbst vorausgesetzt, daß der Dramatiker wirklich befähigt ist, in mundartlicher Dichtung etwas zu leisten, scheitern heute die meisten Versuche daran, daß die Schauspieler bei allem guten Willen gar nicht in der Lage sind, einen auch nur einigermaßen getreuen Einblick in die Mundart zu geben. Vielen ist es durchaus unmöglich, einen etwas fremdartigen Tonfall und einen von ihrer natürlichen Sprechfärbung abweichenden Charakter voll und ganz zum Ausdruck zu bringen. Ja, wird denn aber durch solche unsinnigen Aufführungen der Absicht des Verfassers eines Schauspieles entsprochen, der doch wohl bezweckte: uns einen Einblick in die Sitten und Gewohnheiten und schließlich auch in die Sprache seiner darzustellenden Personen zu geben. Ganz im Gegentheil: der Zuhörer wird nur gestört, wenn er von einem Schauspieler derart drangsalirt wird und stundenlang ein Geplapper über sich ergehen lassen muß, daß mit einer wirklichen lebensfrischen Mundart nicht das Entfernteste zu thun hat. Das ist kein Genuß für den Theaterbesucher und entspricht auch nicht dem Verlangen des Bühnenliteraten. Durch eine gute mundartliche Wiedergabe kann manches Stück an Vertiefung und Verinnerlichung gewinnen, deßhalb brauchen wir aber nicht die Mundart auf jedes Stück und jede Aufführung auszudehnen. Gleich unsinnig wäre der Vorschlag, daß wir unsere so schwer erkämpfte Schriftsprache auf den Aussterbe-Etat stellten und wieder zu unseren alten Mundarten durchweg zurückkehrten. Alles mit Maß, auch die Aufführungen von Mundartenstücken.

Von Münchener Kunst und Art.

Von Eduard Engels (München).

Blüthe edelsten Gemüthes
Ist die Rücksicht, doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Die keck vom Zaune gebrochene Fehde zwischen Berlin und München hat ein wenig Leben in unseren Karauschenteich gebracht. Das Gottesgnadenthum der Münchener Kunst ist in Mißcredit gerathen, das Stillleben hat aufgehört für einen idealen Zustand zu gelten, der Dünkel der Machthaber und der Uebermuth der Vasallen beginnen an sich selber irre zu werden.

Alles ist in Bewegung. Rathlos natürlich für's Erste, wie ein gackerndes Hühnervolk, wenn ein Raubvogel seine Sicherheit bedroht, aber doch in Bewegung, aber doch von der Nothwendigkeit überzeugt, sich bethätigen zu müssen!

Heiliger Bimbam, was wird jetzt nicht Alles angezettelt! Sogar eine Maskerade haben sie aufgeführt, um sich Muth zu machen und der lieben Concurrenz ihre heimliche Angst zu verbergen. In alten Zeiten, als die Kriegführung noch anekdotischer war als heute, feierten wohl belagerte Städte mit den letzten gefangenen Ratten und dem Vaterland geopferten Katzen prunkvolle Scheingelage auf ihren Mauern, damit die Belagerer glauben sollten, es seien noch Lebensmittel auf Monate hinaus vorhanden. Ungefähr in dem gleichen Styl und accurat zu dem gleichen Zweck haben einige brave Leute, die es um ihre Vaterstadt besser meinen, als sie es verdient, ein Costümfest „Münchens Niedergang als Kunststadt" veranstaltet, auf welchem sie durch Vorführung lebender Bilder nach Werken der Münchener Kunst vergangener Zeiten den Anschein zu erwecken suchten, als sei dieses glanzvolle Einst noch heute lebendig und die jetzige Dürftigkeit zu bemänteln geeignet!

Was in München die Uhr geschlagen, das hat für Alle, die nicht absichtlich taub und blind sein wollen, die Vertagung der mit so großem Applomp angekündigten Kunstgewerbe-Ausstellung 1904 bewiesen. Man glaube doch nur ja nicht, daß dies Project wirklich an dem „Mangel eines Ausstellungslocales" gescheitert sei! Wären nicht die führenden Künstler unserer Münchener Gewerbekunst seit Jahren vor der Theilnahmslosigkeit unserer Bürger und Behörden nach allen Windrichtungen aus einander gestoben, hätten wir statt einiger sechs großen Namen deren noch ein paar Dutzend in der Stammrolle unserer Modernen zu verzeichnen, man dürfte getrost Zehntausend gegen 0,000 wetten, daß die Ausstellung stattfände trotz Armeemuseum und Glaspalast! Daneben müßte allerdings noch eine andere Bedingung erfüllt werden, die fast nicht minder wichtig ist: jene Friedrich v. Thiersch-Gruppe des Kunstgewerbevereins, die sich jetzt leider an die Spitze der Ausstellungsleitung hinaufgeschlängelt hatte, und der man alles Andere eher als Sympathien für das eigentlich moderne Kunstgewerbe nachsagen kann, sie müßte mit einer kräftigen Geberde bei Seite geschoben und durch den Obrist'schen, Erler'schen, Vereinigten Werkstättenkreis ersetzt werden. Um den Unwillen einigermaßen kennen zu lernen, der sich in Künstlerkreisen gegen die Leitung der Ausstellung durch das Comité des Kunstgewerbevereins angesammelt hatte, muß man sich der Ausstellung der Vereinigten Werkstätten im Jahre 1901 erinnern, die durch das hochgradige Wohlwollen eben jener Herren nahezu vereitelt worden wäre. Im officiellen Katalog jener Ausstellung konnte man schwarz auf weiß lesen: „Auf unsere Bitte, uns zur Ausstellung Theile des leerstehenden Alten Nationalmuseums zu überlassen, ging ein hohes Cultusministerium bereitwillig ein. Sofort jedoch erwachten locale Widerstände, und der Vorstand des Bayrischen Kunstgewerbevereins richtete eine Eingabe an das Ministerium des Inneren, wonach uns zu eröffnen sei, daß bisher der Bayrische Kunstgewerbeverein als alleinige (?) Vertretung des bayrischen Kunsthandwerkes angesehen werde, und daß wir im Anschluß (!) und durch Vermittelung (!) dieser alten Vereinigung die geplante Ausstellung veranstalten möchten. Das Ministerium ging auf diese Bitte ein (!). Die Ausstellungsmöglichkeit schien verloren. Die begonnenen Arbeiten wurden unterbrochen u. s. w. u. s. w." Sobald man sich derartige Vorgänge vergegenwärtigt, kann man unmöglich den Widerwillen der wirklich in Betracht kommenden Künstler gegen die jetzige Ausstellung verkennen. So lange also nicht eine kräftige Palastrevolution in München vor sich gegangen ist, werden alle Bemühungen, das Kunstleben durch Förderung der Handwerkskunst zu heben, vergeblich sein. München kann dann dem Schicksal kaum entrinnen, an seinen „leitenden Männern" zu Grunde zu gehen. O, wie ich diese Menschengattung hasse — sagt Thomas Stockmann ...

Das gilt zum Theil auch für die Münchener Malerei. Nie war das Bedürfniß nach Isolirung oder Cartellbildung unter den jungen Leuten lebendiger als heute. Allenthalben spürt man den demoralisirenden Einfluß einer durch Erfolg satt und träg gewordenen „Elite", und möchte sich sein bißchen Idealismus und Begeisterung durch eine ehrliche Absage an diese Schlaraffenwelt bewahren. Kaum aber regt sich irgendwo

Digitized by Google

ein separatistisches Bestreben mit einiger Aussicht auf Erfolg, gleich erheben die alten Marabus ein grauliches Geschrei, man solle doch um Gottes und der Heiligen willen die Spaltung der Gilde nicht auf's Aeußerste treiben, Einigkeit mache selbst Schwache stark, während durch Uneinigkeit sogar Starke zu Schaden kämen! — Und die jungen braven Burschen, wohl wissend, daß die Marabus krumme Wege genug kennen, um unbotmäßigen Singvögeln das Leben sauer zu machen, fügen sich wider Willen in's Unvermeidliche, lernen nach Erfolg statt nach der Verwirklichung ihrer Träume trachten, wachsen sich zu Marabus aus, eh' sie sich dessen noch recht versehen können.

Ceterum censeo: so lange München nicht den Muth und die Kraft zu einer neuen Secession gewinnt, so lange die vielen köstlichen Begabungen unter den jungen Leuten in eigensinniger Isolirung verharren, so lange nicht eine lodernde Flamme der Begeisterung die Gleichgesinnten zu gemeinsamem Sturmlauf auf die Bastillen des ancien Régime vereinigt, so lange wird München in seiner äußeren Repräsentation und inneren Organisation bergab gehen, und kein Comité für Monumentalbauten, keine Kunstgewerbe-Ausstellung auf Anordnung des Regenten, keine Kritikeraussperrung aus dem Kunstspital des Kunstvereins, ja nicht einmal der heuchlerische Localpatriotismus der Tagespresse kann sie retten.

Hält man sich das Alles vor Augen, so giebt es vielleicht nichts Betrüblicheres als die gegenwärtige Ausstellung des jungen Nachwuchses unserer Secession, so erfreulich diese Ausstellung auch wirken mag, wenn man sich in die derzeitige Lage Münchens resignirt. Gewiß, in einem Zeitalter des Materialismus mit all' seinen Begleiterscheinungen, als Industrialismus, Technik, Naturwissenschaft u. s. w. ist eine naturalistische Kunstübung die einzige, welche an den positiven Aufgaben der Gesellschaft mitarbeiten kann. Andererseits aber umfaßt der Begriff Naturalismus ein sehr weites Gebiet, und es ist keineswegs dasselbe, ob ich dies Gebiet hoch zu Roß durchfliege, in kraftvollem Wanderschritt durchschreite oder als müder Handwerksgesell mit dem Felleisen auf dem Buckel abklappere. Den Arme-Leut-Naturalismus, der sich doch immerhin noch bisweilen zu echter Größe emporbonnerte, sind wir nun vollständig los, aber hol's der Teufel, jetzt sind unsere Naturalisten selbst arme Leute geworden! Mit hängenden Mienen, matten Augen, trägem Puls, stockenden Säften, welk, schwunglos, freudlos, pflichtenbeschwert und sich zur Arbeit zwingend, kommen sie mit ihrem Malgeräth dahergetorkelt, setzen sich vor das nächste beste Motiv und werkeln geduldig eine Abschrift davon auf ihre Leinwand. Die Kunst ist ihnen eine triviale Hantirung wie dem Bauern das Pflügen, dem Maschinisten das Putzen geworden; nicht weil und wenn sie begeistert sind, schaffen sie, sie malen, weil sie nichts Anderes gelernt haben und sich obendrein ernähren müssen. Unter den Berühmtheiten und Matadoren, die sie rings um sich her thätig sehen, ist eben Keiner, der ihnen das große Beispiel der Erbauung gäbe und ihren jugendlichen Enthusiasmus zur Größe — zur Größe selbst um den Preis des eigenen Ruins — aufriefe.

Ausdrücklich betone ich: Ich glaube an diese jungen Leute, die voller Talent stecken und aus ihrer banausischen Haltung sofort erwachen würden, wenn ein frischer Lufthauch sie anregte. Hermann Groeber, Emanuel Hegenbarth, Hans v. Hayeck, Adelbert Niemayer, Joseph Damberger, Theodor Hummel, Alois Hänisch, Richard Kaiser, Linda Kögel, Rudolf Nißl, Schramm-Zittau, Eugen Wolff, sie Alle würden ordentlich aufleben, wenn das Schicksal die dicke Wolke, die jetzt über der Stätte ihrer Wirksamkeit schwebt, hinwegreißen und einen Sonnentag leidenschaftlich bewegten Kunststadtlebens voll Spannung, Ehrgeiz, Opferfreudigkeit, Trotz, Begeisterung, Siegen und Niederlagen heraufführen wollte.

Wird die freventlich vom Zaun gebrochene Fehde mit Berlin genügen, um in dieser Beziehung Wandel zu schaffen? Michael Georg Conrad hat mir einmal geschrieben: Wenn ich auf meine zwanzig Jahre intensiv erlebter Münchener Kunstgeschichte zurückblicke, faßt mich ein Schauder: Wieviele Ströme edlen Künstlerblutes sind in diesem bajuvarischen Biersumpf elend verdampft, wie viele Keime verheißungsvollen Lebens gingen in dem stagnirenden Pfuhl des Spießbürgerthums, in der Oede des Schranzenthums würdelos zu Grunde! Mit wievielen Opfern wurde das sich durchsetzende Echte und Gerechte, Große und Glänzende, das München mit Stolz sein ideales Besitzthum nennen darf, dem Widerstande der Stumpfen und Dummen und Boshaften abgerungen! Unsere besten Werke sind also eigentlich Leichenmäler auf einem ungeheuren Schlachtfelde — Siegeszeichen für die einzelnen Auserwählten, für deren Höhengang Hekatomben verbluten mußten. Aber deßhalb keine Sentimentalitäten; Trotzdem! heißt die Losung für alle Schöpferischen und Aufwärtsschreitenden, trotzdem!!

Impressionismus.*)

Von Otto Grautoff (München).

„L'art ne vit que de fanatisme". Selig sind die Temperamentvollen, denn sie tragen ein Himmelreich in sich, ihre Leidenschaftsstürme öffnen uns die Pforten zu neuen Welten, zu neuen Religionen, zu neuen Schönheiten. „Durch den Wahnsinn sind die größten Güter über Griechenland gekommen", ist eine von Platons tiefsten und unumstößlichen Weisheiten. Wenn aber ein kühnes, mächtiges Temperament auftritt und mit Feder oder mit Pinsel neue Schönheiten predigt, wird dieser altbekannte und oft bewiesene Weisheitsspruch nur allzu oft vergessen oder die Zeit ist nicht reif für ihre größten und stärksten Helden. Also erging es auch Denen, die vor etlichen Jahrzehnten in Paris die plein-air-Malerei und den Impressionismus schufen; ihre Freilichtsorgien und Sonnenscheingelage, ihre frohen Farbenfeste wurden mit Hohn und Spott begeifert, und noch heute erleben wir es, daß man Diejenigen, die die letzte Consequenz des Impressionismus zogen, daß man die Neo-Impressionisten verlacht. Allerdings läßt sich ja nicht leugnen, daß die Neo-Impressionisten, indem sie mit eiserner Consequenz ein Princip bis zum Aeußersten, bis zur Manier verfolgen, unter einer gewissen Einseitigkeit leiden; es hat aber auch Niemand behauptet noch gewünscht, daß die ganze, moderne Malerei in Neo-Impressionismus enden soll. Die prismatische Zerlegung der Farbe, die die Tendenz des Neo-Impressionismus bedeutet, hat sich aber für die Darstellung verschiedener Dinge und Stimmungen als außerordentlich geeignet bewiesen; vor Allem für die Seeluft, für das Meer, für lebhaft bewegte Luftstimmungen, für die Darstellung erregter Volksmassen, für Pferderennen und dergl. mehr; kurzum für die Bewegung. Verallgemeinern läßt sich natürlich da nicht. Beispiele können einzig und allein als Beweise dienen, und es lassen sich schlagende Beispiele anführen. Ich denke da vor Allem an Georges Seurat's Leuchtthurm bei Hachlem, der 1899 bei Arnold in Dresden und kürzlich in der historischen Impressionisten-Ausstellung der Wiener Secession zu sehen war, an Ryfselberghe's „Junge Damen am Strande" und an desselben Künstlers herrliches „Pferderennen", beide waren ebenfalls auf der jüngsten Wiener Secessions-Ausstellung zu sehen. In einer Hinsicht wirkte der kleine Seitensaal der Neo-Impressionisten, in dem auch Valotton's und van Gogh's kräftig leuchtende Werke hingen, seltsam erfrischend und wohlthuend durch die Reinheit und Ungebrochenheit und durch die

*) Gerade weil Grautoff über München „anderer Meinung" als Engels ist, glaube ich ihn hinter Engels sprechen lassen zu sollen. R. N.

Digitized by Google

klare Leuchtkraft der Farben, rein dekorativ genommen. Augen, die sich müde gesehen hatten, wachten wieder auf und erlabten sich an den sonnendurchglänzten Farbenfeerien. Aber man fand auch beim näheren Genießen der Bilder, wie ernst diese viel geschmähten Künstler auf eigenen Pfaden nach Vollendung streben und ringen. Etwa zwanzig Schritt vor dem Gemälde, eher mehr als weniger, liegt der Augenpunkt für neoimpressionistische Bilder, und von dieser Entfernung aus übten die beiden, vorher genannten Werke Ryfselberghe's gewaltigen Eindruck. Die einzelnen mit breitem Pinsel dicht nebeneinander gesetzten Farbenzäpfchen vereinigen sich in der Linse des Auges zu einem geschlossenen Bilde von außerordentlicher Wirkung; die nie ruhende, im Sonnenlicht flimmernde und zitternde Bewegung der Meeresluft, die leichte Brise mit ihrem würzigen Salzgehalt und ihrem Duft von Frische und Kraft ist früher nie so suggestiv zum Ausdruck gebracht. Gleiches gilt für das Pferderennen. Zwei Pferde rasen im wilden Galopp über die saftig grüne Wiese, vorüber an der gespannt und unruhig zuschauenden Menge; man glaubt die Hufe der Rosse aufklatschen zu hören, so stark ist der Eindruck dieses Bildes. Leider fehlte in Wien Ryfselberghe's interessantes Porträt des Dichters Verhaeren, das seiner Zeit auch bei Arnold in Dresden ausgestellt war, wo, wie schon erwähnt, vor vier Jahren eine Impressionisten-Ausstellung stattfand, die zum ersten Male in Deutschland eine Collection von Meisterwerken des Neo-Impressionismus in sich vereinigte. Neuerdings sind ja auch den Berlinern durch den Salon Cassirer mehrfach die Neo-Impressionisten vorgeführt, die jüngsten Enkel Manet's, die sich würdig gezeigt haben, das Erbe des großen Franzosen anzutreten und fortzusetzen. Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist Vincent van Gogh, von dessen Lebenswerk wir in Deutschland erst seit Jahresfrist etwas zu sehen bekamen. Der leidenschaftliche, ernst mit sich ringende Holländer verzweifelte an seinem Talent und schoß sich eines Tages vor seiner Staffelei im Freien eine Kugel durch den Kopf. Gegenwärtig wird dieser Todte in Paris als eines der stärksten Malergenies gefeiert. Das ist übertrieben; aber unzweifelhaft war er als nervöser, suchender Geist, als unermüdlicher Experimentator ein sympathisches und psychologisch hochinteressantes Talent. Er malte so dick, breit und schmierig, wie Niemand zuvor. Man kann fast sagen, er trug die Farbe reliefartig auf und zwar erreichte er thatsächlich damit eine gesteigerte Leuchtkraft: die Allee im Park auf der jüngsten, Wiener Secessionsausstellung, die Rhonebrücke und der grüne Weinstock auf der Münchener Frühjahrs-Secessionsausstellung sind wundervolle, mit Verve hingesetzte Farbenstimmungen. Aus anderen Bildern wiederum spricht sein selbstquälerisches, mühsam und erfolglos ringendes Talent; und das scheint fest zu stehen, er war kein kühner, leidenschaftlicher Neuerer, sondern der Letzte eines großen, ehrwürdigen Stammes. Denn das Princip des Impressionismus läßt sich auf seinen Wegen zu keinen neuen Sensationen steigern.

Die Februarausstellung der Wiener Secession, die in einer Anzahl erlesener Meisterwerke einen Ueberblick über die Entwickelung des Impressionismus in Plastik und Malerei gewährte, bedeutet einen Markstein unter den jüngsten Kunstausstellungen. Wohl waren, schon zu Beginn der neunziger Jahre in München, 1899 in Dresden und in den letzten Jahren vornehmlich in Berlin bedeutende und interessante Impressionisten-Ausstellungen, nirgends aber wurde wie in Wien eine geschlossene Uebersicht über die Entwickelung des Impressionismus von seinen frühesten Anfängen an gegeben. Und doch lag eigentlich dieses Thema für eine Ausstellungsleitung mit offenem Auge und weitem Blick sehr nahe. Mit Tintoretto, Rubens, Jan Vermeer begann diese Ausstellung; an diesen Meistern nehmen wir die ersten Anläufe wahr zum Impressionismus als derjenigen Malweise, die die Wiedergabe der Erscheinung der Dinge, des Eindruckes, welchen diese dem geschulten Auge machen, anstrebt. Aber nicht nur bei den drei genannten Meistern der Renaissance lassen sich Anfänge des Impressionismus constatiren; wir können sie zurück verfolgen bis Michael Pacher und Matthias Grünewald und bis zu manchen Italienern des Quattrocento, bis zu Dierck Bouts und vielen Anderen. Mit acht Bildern aus dem 16. und 17. Jahrhundert und mit zwölf Bildern aus dem 18. und dem beginnenden 19. Jahrhundert ist dieses Thema der Anfänge des Impressionismus bei Weitem noch nicht erschöpft; es wurde dadurch dem Publicum gewissermaßen nur eine Anleitung gegeben, wo und wie die Anfänge des Impressionismus zurück zu verfolgen sind, und die Wiener brauchten ja nur ihr herrliches Velazquez-Cabinet in der kaiserlichen Gallerie zu besuchen, die Altniederländer und Rubens ebenda unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten und die schüchternen, unbewußten, bewußten und kräftigen Ansätze zur Impressionsmalerei mußten sich deutlich vor ihren Augen abheben.

Ein Juwel der Ausstellung war Goya's Stiergefecht. Für viele, die Paris und Spanien nicht kennen, mochte dieses phänomenale Bild ein Ereigniß bedeuten, da es, aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stammend, durchaus impressionistisch gemalt ist, allerdings nicht durchweg mit reinen Farben; das Grau war von der Palette Goya's noch nicht verschwunden. Der Eindruck des Bildes ist überwältigend; im Vordergrund der grausame Stierkampf in der Arena und rings umher die unruhig bewegte und erregte Menge der Zuschauer. Wie wahr ist das gesehen, wie suggestiv ist das zum Ausdruck gebracht! Selbst Manet mit seinem Stiergefecht aus der Sammlung Durand-Ruel vermochte neben diesem herrlichen Goya nur schwer zu bestehen, wenn auch in rein technischer Beziehung die Fortschritte offensichtlich hervortraten. Manet als der große Bahnbrecher, Monet, Pissaro, Renoir und Sisley als die großen Vollender und Heerführer des Impressionismus waren in Wien meisterhaft vertreten. Max Liebermann, den wir alle in Deutschland als ein starkes Talent schätzen, hielt den Franzosen gegenüber durchaus nicht Stand; er erschien dort als ein geschickter, fleißiger Nachkömmling der Impressionisten, aber nicht als das Genie, das Manche in ihm zu sehen glauben. Viel persönlicher, kräftiger und leidenschaftlicher wirkte Max Slevogt mit seinem sonnendurchglühten Sommertag, einer hügeligen Landschaft, in der im Vordergrund auf einem Abhang sich ein junges Mädchen gelagert hat; auch Slevogts Chiemsee-Landschaft fiel gegen die Franzosen nicht ab. Liebermann und Slevogt waren leider die einzigen Deutschen auf der Ausstellung.

Daß auch manche andere deutsche Künstler sich mit den Franzosen messen dürfen, lehrt schon die frische Frühjahrsausstellung der Münchener Secession, trotzdem nicht einmal Habermann, Stuck und Uhde vertreten sind. Der Zufall fügte es, daß ich einen Tag nach Schluß der Wiener Secession die Säle der eben eröffneten Münchener Frühjahrsausstellung durchwandern konnte und so drängten sich unwillkürlich beim Betrachten der künstlerischen Leistungen Jung-Münchens die Erinnerungen an Monet, an Pissaro und die anderen Meister Frankreichs auf; aber es läßt sich nicht behaupten, daß die jungen Münchener schlecht wirkten. Leo Putz' sonnenfreudige Studien, Hermann Groeber's kraftvoll und gesund hingesetzte Skizzen, Anna von Amira's Damenporträt und Freilichtstudie sind individuelle, starke und sichere Talentproben, die von einem soliden und ernsthaften Können das beste Zeugniß ablegen; auch der hoffnungsvolle Hermann Frobenius mit seinem romantischen Bergfrühling, Fritz Behrendt mit zwei Winterlandschaften in einer vollkommen ausgereiften, gründlichen und gewissenhaften Technik; Max Hagen mit drei in ihrer Einfachheit und Großartigkeit fascinirenden Landschaften sind Talente, auf die München stolz sein kann und um die sie manche Kunststadt beneiden darf. Nein, wir sind nicht im Niedergang begriffen, das ruft Jedem diese jüngste Ausstellung wieder

Digitized by Google

entgegen, die die Zukunft Münchens in's beste Licht rückt und gleichzeitig der Akademie und ihren Lehrern, aber auch manchen privaten Kunstschulen ein vorzügliches Zeugniß ausstellt. Gerade in diesem Jahre sehen wir in der Frühjahrsausstellung, wie ernst, gewissenhaft und groß viele Akademielehrer ihre Aufgabe auffassen und lösen, denn bei allen jungen Künstlern läßt sich klar und deutlich nachweisen, welch ein solides und sicheres Fundament sie ihren Lehrern verdanken, ohne daß ihre künstlerische Persönlichkeit Schaden gelitten hätte und unterdrückt wäre. Geht man auf Einzelheiten in den Bildern ein, so gewinnt man immer den Eindruck, daß diese Jüngsten es sich durchaus nicht leicht machen, sondern mit großem Ernst nach Vollkommenheit ringen und in straffer Selbstzucht an sich arbeiten um ihren Zielen, die sie sich nicht niedrig stecken, näher zu kommen. Am Unpersönlichsten tritt die Zügel-Schule in Erscheinung; was die Schüler des großen Thiermalers bei ihrem Meister lernen, ist höchster Achtung werth. Aber wie ein Alp lastet auf den Meisten von ihnen die große und mächtige Persönlichkeit des Meisters. Schramm-Zittau, E. Hegenbarth, Paul Junghanns und wie sie alle heißen, sehen sich nicht nur in der Wahl ihres Stoffes außerordentlich ähnlich. Ihre durch Zügel erworbene und bis zur Vollkommenheit durchgebildete Technik wissen sie sicher zu handhaben. Aber nur langsam und schwer finden sie sich zu sich selber zurück, schwer und mühsam müssen sie um ihre Individualität, die ihr Lehrer nicht genügend berücksichtigte, kämpfen; denn es läßt sich andererseits nicht leugnen, daß gerade die vorher erwähnten drei Persönliches zu geben haben. Das wird die Zukunft lehren; mich dünkt, sehr bald, wenn diese Künstler einmal ihre Kräfte an anderen Stoffen als an Arbeitspferden, an Ziegen und Hühnern erproben.

Der letzte Saal der Münchener Secession ist in dankenswerther Weise den Werken einer jungen holländischen Künstlergruppe eingeräumt, deren Bekanntschaft viel Interessantes bietet. Von Vincent van Gogh sprach ich schon; neben ihm ist Jan Toorop mit einer größeren Collection vertreten, die sehr unvergleichwerthig erscheint. Mit der symbolischen Zeichnung, Glaube und Arbeit, wird ein Europäer schwerlich etwas anzufangen wissen, aber doch scheint mir diese seltsame Phantastik eine ehrlichere Aeußerung seines Talentes zu bedeuten als seine etwas trockenen, neo-impressionistischen Gemälde. Denn Toorop hat sich dem Neo-Impressionismus doch erst in Europa zugewandt; übrigens ist er ein eminent geschickter und raffinirter Zeichner. Sehr stimmungsvoll und bodenwüchsig wirken Eduard Karsens Gemälde aus holländischen Gauen; als das bedeutendste und stärkste Talent aber erscheint Dirk Wiggers mit seiner tief lyrisch empfundenen, großartigen Vedute: Aufgehender Mond von außerordentlichen Qualitäten. Dieser lichte, hellfarbige holländische Saal sticht stark gegen die sechs Säle der Münchener ab; er erregt in München viel Aufsehen, viel Streitereien und viel Kopfschütteln. Er wird und soll aber den Münchener Künstlern nicht als Vorbild dienen. Es ist überhaupt ein Frevel, selbstständigen Künstlern Recepte zu verabreichen, nach denen sie malen sollen, die aber weder ihrem Temperamente noch dem Klima, in dem sie leben, entsprechen. Der Impressionismus hat Großes geschaffen, vielleicht aber wird auch einmal eine Reaktion auf den Impressionismus Großes leisten. Das sollte Manchen zu denken geben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Cand. med. Annie.

Von Josef Stutzin.

Eine sehr große und sehr corpulente Frau in schwarzer, fest anschließender Robe mit mächtiger Boa — die Figur gleicht einem straff gefüllten Mehlsack — tritt mit etwas gewollter Majestät in's Zimmer und läßt sich gewichtig nieder.

Den Arzt mit einem ruhigen und selbstbewußten Lächeln musternd, beginnt sie mit einem feinen Lächeln (das einen Stich in's Süßliche hat). Jedes Wort ist ein Gummirad, das zierlich und sicher über aalglattes Cementpflaster hinweggleitet.

„Ich bin nicht die Patientin, Herr Doctor, ich bin die Mutter. Meine Tochter wartet nebenan. Ich möchte Ihnen, um Ihnen Ihre Aufgabe zu erleichtern, die Lage der Dinge etwas näher erklären, was in Gegenwart eines jungen Mädchens nicht gut möglich wäre. Meine Tochter studirt nämlich Medicin. Sie ist — ohne sie rühmen zu wollen, Sie werden sie ja gleich sehen — ein sehr kluges und sehr hübsches Mädchen, dabei aber sehr folgsam und gefügig. Wie es nun heutzutage einmal ist, man muß, wenn man nicht pecuniär geradezu glänzend gestellt ist, etwas geschickt sein, um für sein Kind eine einigermaßen standesgemäße Partie zu — verzeihen Sie das harte Wort — zu arrangiren. Darum hatte ich mir gedacht: Es ist das Beste, wenn Du Dein Kind studiren läßt. Sehen Sie, Herr Doctor, eine Frau, die studirt, hat einen besonderen Reiz, nicht wahr? Kochen und flicken kann schließlich Jede, aber studiren und doch echt weiblich sein, ist etwas Neues — Pikantes. Und wirklich, gleich im ersten Semester, kommt eines schönen Tages Annie nach Hause und sagt: Mama, denk' Dir nur, ein Herr hat mir eben eine förmliche Liebeserklärung gemacht! — Mein Kind, entgegne ich, das ist nicht der richtige Weg. Erst muß er bei mir Visite machen. Und richtig, anderen Tages kommt er her — ich kann nicht anders sagen: ein sympathischer junger Mann. Ich frage nun gleich: Was ist Ihr Herr Vater? „Ministerialrath, gnädige Frau." Und was sind Sie? „Philologe, im achten Semester, gnädige Frau." Und wie alt sind Sie? „Fünfundzwanzig, gnädige Frau." Nun, sage ich, da Ihr Herr Vater jedenfalls nicht ohne Einfluß ist, so dürfte es Ihnen später nicht schwer fallen, eine entsprechende Anstellung zu finden, und da mein Kind noch jung ist, so kann sie ruhig noch ein paar Jahre warten. Meine Familie ist der Ihrigen nicht unwürdig. Mein Mann war Kanzleirath. Ich verlasse mich auf Ihre Ehrenhaftigkeit. — Ich glaubte, nun wäre das Kind versorgt, und dachte schon daran, sie exmatriculiren zu lassen, — was hätten die anatomischen und anderen Arbeiten noch für einen Zweck gehabt? Interesse hatte sie doch nicht dafür. Aber, wissen Sie, eines Tages kommt Annie ganz bestürzt zu mir und sagt: Denk' Dir nur, Mama, Emil will classischer Philologe sein und versteht kein Wort Latein! ... Mir war er schon lange verdächtig gewesen. Er hatte so wenig akademischen Schneid — war so glatt und geschniegelt wie ein Weinreisender. Ich wende mich an Schimmelpfennig — auf zwanzig Mark kommt es schließlich bei einem solchen Schritt nicht an — und was erfahre ich? Herr Emil Meyer ist ein — einundzwanzigjähriger Cigarrenagent, und sein Vater ist Schienenreiniger bei der Straßenbahn. Wie deprimirend das nun für Annie war! Zwei Monate hatte sie sich mit einem einundzwanzigjährigen Cigarrenmenschen abgegeben! Ich habe ihn auch tüchtig heimgeleuchtet ... Aber es vergehen keine vier Wochen, und ein wirklicher Arzt meldet sich bei mir, Herr Dr. Curt Felsen aus der Charlottenstraße. Das muß ich sagen: ein feiner junger Mann mit sehr guten Manieren, gemessen, liebenswürdig, tactvoll — der reine Aristokrat. Aber Annie meinte, wenn sie allein wären, wär' er ganz anders — spräche er immer von freier Liebe und ähnlichen zweifelhaften Sachen und wäre sehr — anspruchsvoll ... Nein, Kind, sagte ich, das ist nicht der richtige Weg. Am folgenden Tage stellte ich ihn zur Rede, freilich so zart wie möglich. Und denken Sie sich, was er sagt? Er hätte niemals Heirathsabsichten gehabt. Sie wären ja Beide freisinnige, erwachsene Leute und brauchten nicht den Segen des Pfarrers und Standesamts, wenn sie sich leiden mögen ... Nun, er hat seinen Theil bekommen. Aber denken Sie sich, wie peinlich das für Annie war! Nun Gott sei Dank, sie hat ein glückliches Temperament, sie überwindet so was ziemlich leicht ... Ich vergaß Ihnen noch zu sagen, daß Annie während derselben Zeit immer Briefe von einem jungen Russen bekam, einem Mediciner in ihren Semestern. Wir pflegten sie zusammen mit Herrn Dr. Felsen durchzulesen, sie waren so naiv und pathetisch und machten uns vielen Spaß ... Aber nun dachte ich: die Russen sollen ja ernste und ehrenhafte Leute sein, ansehen können wir ihn immerhin. Und richtig, eines Tages bringt mir Annie Herrn Shemjon Petrowitsch Tschitschikontschikow mit — ein unaussprechlicher Name, nicht wahr? ... Ich setze ihm die Sache klipp und klar auseinander, entweder — oder. Er willigt mit Freuden ein. Er kenne kein höheres Glück, als mit Annie das ganze Leben verbunden zu sein. Sie wär' für ihn ein hehres Wesen, eine Göttin ... Annie gewann ihn lieb. Er war so originell, hatte ein schönes feuriges Auge und sang reizend. Ein ganzes Jahr verkehrte er bei uns, um Vier kam er und um Zwölf ging er. Kaffee und Abendbrod nahm er immer bei uns ein, öfter auch das Mittagessen, und so einfach konnte man auch nicht serviren — denken Sie sich, was das Alles gekostet hat! — Aber nun mußte er nach Hause. Sie sprechen mit Ihrem Herrn Vater, sagte ich. Das wird meine erste That sein, erwidert er. Annie bringt ihn zur Bahn. Es war ein rührender Abschied, — und acht Tage später sitzen wir, Annie und ich, uns gegenüber und starren uns an wie Wahnsinnige. Annie hält einen Brief von ihm in der Hand: Sie solle ihn verachten, er wär' der niedrigste Wurm, ein gemeiner Verbrecher, — er könne sie nicht heirathen ... Denken Sie sich nur, dazu läßt er sich — verzeihen Sie das harte Wort — ein ganzes Jahr von uns durchfüttern!

Digitized by Google

Und wie unangenehm das für Annie war!... Ich aber sagte mir: Mit den Akademikern ist es nichts. Sie haben alle zu viel Reflexion... Und wirklich, auf einer kleinen Gesellschaft bei meiner Cousine verliebte sich ein Mecklenburger Kaufmann in Annie — ein etwas älterer und sehr corpulenter junger Mann, aber bieder und ehrenhaft. Er hat Annie rein vergöttert. Wenn sie so neben ihm saß mit einem anatomischen Lehrbuch in der Hand und ihm was von den Muskeln, Nerven und Gefäßen zeigte, wurde es ihm ordentlich feucht in den Augen. Nein, sagt er, wie war ich doch dumm. Ich dachte mir, eine Hand ist eine Hand, hat Fleisch und Blut und Knochen, aber wie, woher, warum — daran habe ich nie gedacht, jetzt leuchtet es einem ordentlich ein... Wir feierten officiell Verlobung, er war sehr begütert. Annie fährt zu seinen Verwandten nach Schwerin, sehr alterthümliche, zurückgebliebene Leute. Denken Sie sich nur, wie sie zurückkam, kommt ein Brief: Annie wär' zu hoch für ihn, er wär' ein einfacher Mann, Annie würde an seiner Seite nicht glücklich werden, seine Verwandten dächten auch so... Wissen Sie, was nun folgte? Annie erklärte mir: Mama, ich hab' genug davon, ich will überhaupt nicht heirathen... Und gerade jetzt habe ich eine wirklich reizende, großartige Partie für sie —

„Was kann ich nur dabei helfen?" fragt lächelnd der Arzt.

„Eben Sie, nur Sie... Sagen Sie ihr, sie muß heirathen, ja muß, sonst würde sie nervös, krank. Und davor hat sie eine Riesen-Angst! Um das zu vermeiden, thut sie Alles!"

Aus der Hauptstadt.

Harz-Bummel.

I.

Goethe und Heine sind ja auch im Harz gewesen. Sie haben uns aber eine Beobachtung von grundlegender Bedeutung nicht übermittelt: daß es nämlich immer regnet, wenn man in Thale anlangt.

Es regnete also in Thale, als wir anlangten. Wir hatten denselben Regen, der uns gleich sehr bekannt vorkam, tags vorher in Berlin verlassen und freuten uns von Herzen, ihn hier gesund und wohlbehalten wiederzusehen.

Schon in Reinstedt hatte uns ein junger Herr auf das Naturereigniß freundlich aufmerksam gemacht. Als wir ihm für seine Höflichkeit dankten, fragte er, ob wir auch zum ersten Male in den Harz führen und ob er sich uns anschließen dürfe. Es reise sich billiger zu Dreien, meinte er, und außerdem sicherer. Da der junge Her unter Anderem einen Bergstock mit sich schleppte, dessen Gewicht das von der königlichen Eisenbahndirection gewährte Freigepäck nicht unwesentlich überstieg, so lehnten wir sein Angebot mit der Begründung ab, daß wir nicht in überseeischen Hölzern machten. Und wir stiegen einsam auf den Hexentanzplatz. Im strömenden Regen, wie es die geheiligte Tradition des Ortes verlangt. Gott sei Dank waren oben noch keine Festspiele zu befürchten, und das machte uns den Weg leicht.

* * *

Vor uns her klomm eine Familie. In Betracht kam für uns natürlich nur die Tochter. „Das Reh" nannten wir sie. Sie hatte einen rothen Sonnenschirm aufgespannt, und lustig flirrte der muntere Fleck durch das grüne Buchicht, durch die blaßgrünen Nebelschleier, die sich zwischen den schlanken grauen Säulen ausspannten. Von der Roßtrappe her dröhnte unaufhörliches Pistolengeknall: es waren aber keine Actionäre der Pommer'schen Hypotheken-Actienbank, die die Consequenzen des augenblicklich stattfindenden Processes zogen, sondern der alte Invalide feuerte gegen Baarzahlung von fünfzehn Reichspfennigen auf das wehrlose Echo und weckte es. Rothes Feuer vor uns, Feuer in der Flanke, so nahmen wir die Höhe.

Oben saßen unter Dach und Fach fünf sächsische Staatsbürger und tranken Kupferberg Gold. Sie hatten bereits elf Flaschen vor sich aufgefahren und schienen in der Stimmung zu sein, sogar die angestammte Dynastie hochleben zu lassen. Die zwölfte Flasche Kupferberg nahm der Jüngste von ihnen, dem Aussehen nach eine mißrathene Kreuzung von Napoleon III. und dem Känguruh, heimlich unter den Rock und schlich damit zu der jungen Dame hinaus, die draußen im Regen Ansichtspostkarten verkaufte. Seine Gefährten rächten sich in nobler Weise: sie füllten ihm die Reisetasche bis oben mit Eis. Dann stimmten sie Männergesangvereinsweisen an. Es waren heitere, nur leider nicht sangeskundige Herren, Allesammt. Ich schätzte, daß sie trotz ihres Sachsenthums das große Loos in der preußischen Staatslotterie gewonnen oder in Kali à la hausse speculirt hatten.

* * *

Als das Reh für etliche Augenblicke aus der Hausthür blickte und in das Wetter lugte, fragte ich es, ob es an diesem Orte denn gar keine Lust zu einem Tänzchen verspüre. Das Reh sah mich zornig an, und ehe ich ihm noch erklären konnte, daß es auch junge Hexen gebe, sehr junge sogar, war es verschwunden. Da wir sonst auch keinerlei Aussicht oben hatten, traten wir den Rückweg an. Es regnete nicht mehr. Es goß statt dessen.

* * *

Aus einer Gegend, die jeder Mensch kennt, und selbstverständlich besser kennt, sind begeisterte Reisebeschreibungen nicht zu liefern. Hätte ich statt nach Thale ein Billet nach dem fernen Kaukasus genommen, so ginge mir die hingerissene Schwärmerei leichter von der Hand. Jetzt aber — wen freut's, wenn ich von den sanften Reizen einer Bodethal-Wanderung im warmen Nachmittagsregen spreche? Der weiße Dampf umqualmt all' die grünen Höhen und wallt phantastisch aus den für ein Mittelgebirgsbächlein hinreichend lärmvollen Wassern empor. Mit gierigen Wurzeln schlürft der Wald das köstliche Getränk: ein unerhört berauschender, schier leidenschaftlichen Duft schlägt aus seinen Tiefen hervor. Ist das ein Arbeiten der Schöpfung! Alle drei Minuten raschelt ein Feuersalamander gemächlich über den Weg — ob er nun auf Raub auszieht oder auf Liebe, jedenfalls ist er, in all' seinem Mangel an Nervosität und seinem lächelnden, geruhsamen Phlegma, ein sympathischer Gesell. Sympathisch wie der Forellenangler in Treseburg, der pitschnaß spät nach uns in den Weißen Hirsch kam und unter'm Siegel der Verschwiegenheit dem ganzen Saal erzählte, daß er heute wieder, trotz des strengen Verbotes, vier Stunden lang geangelt und — was obrigkeitlich erlaubt ist — Nichts gefangen habe. Er ist ein sympathischer Mensch, denn er sorgt in seiner Art dafür, daß die nicht mit Unrecht so beliebten Fische nie aussterben.

* * *

Das Reh haben wir bis heute nicht wiedergesehen, obgleich der Harz weniger Gelegenheit, einander aus dem Wege zu gehen, bietet, als die raffinirten Anlagen manches Curortes. Dagegen durften wir uns neuerdings des jungen Herrn aus Reinstedt freuen. Er schwang seinen Bergstock, als er uns erspähte, wie ein Maori-Häuptling den Fetisch über seinem Haupte schwingt, und kam trotz der mindestens 30 Kilo, die er in einem plaidumwundenen Vorwelttornister transportirte, im Rennfahrerspurt auf uns zugeschossen. „Nein, wie reizend! Man geht doch zu Dreien viel sicherer!"

Wir hatten eben Kloster Michaelstein verlassen, und wohlgelaunt war unser Geist. Kloster Michaelstein dient nämlich, obgleich man es lange schon aufgehoben hat, auch heute schon im Wesentlichen denselben Klosterzwecken wie früher: dem guten Essen, Trinken und Schlafen. Es ist jetzt ein Gasthof. Nach dem behaglichen Frühstück gelüstete es uns, durch das feierliche Schweigen des Waldthales zu wandern, das sich nach dem Forsthaus am Hunsrücken hinzieht. Der Tag war, wie ich ihn liebe: hinter den ernsten Tannen und Fichten stand schwarzer Gewitterhimmel. Aber keine Nadel regte sich im Walde, und die Meisen und Finken, die hier sonst um die Wette mit den Zeisigen lärmen, wagten keinen Laut.

Der Jüngling erzählte uns seine Reiseerlebnisse. Ob wir schon einmal Blankenburg gesehen hätten? Solch' eine Stadt! So niedliche Mädchen! So viele pensionirte Excellenzen! Und überhaupt so vornehm! Zwei Straßen aber sind die vornehmsten: der Erbauer, Herr Bähr, verbietet Jedem, der nicht in ihnen wohnt, sie zu betreten. Auf großen, feierlich weißen Tafeln, die keine richtige Polizeibehörde besser herstellen könnte, verspricht er, Zuwiderhandelnde unbarmherzig dem Gerichte anzuzeigen. Leider schonte er des Jünglings aus Reinstedt, der eine volle, geschlagene

Digitized by Google

Stunde in der allervornehmsten der beiden vornehmen Straßen auf Herrn Bähr wartete, um ein Reiseabenteuer zu erleben und sich von dem Straßen-Agatholles als Zuwiderhandelnder anzeigen zu lassen. Noch schöner ist jedoch der Regenstein! Viel Geschmack hatten die alten Raubritter allerdings nicht. Heute werden die Börsen in viel ansprechenderem Styl erbaut. Am nettesten deuchte den Jüngling die Hermannshöhle. So schön kalt! Und so reizend graulich ...

Zwei, drei Stunden lang begegneten wir keinem Menschen. Das Gewitter war nach Rübeland abgeschwenkt. Prächtig gingen die majestätischen, schweren Aeste, wie Falten eines grünsammetnen Königsmantels, vom freudigen Goldblau der Kuppel los, und zaghaft, ganz zaghaft tropfte in die grünen Finsternisse das Licht. Mittäglicher, heißer Würzhauch auf allen Wegen, und mittägliches Schweigen. Pfespolniza regiert nicht nur in der sandigen Mark.

Der Neinstedter allein verstand ihre Mahnung nicht.

„Das wäre so eine Gegend, Jemand umzubringen," sagte plötzlich mein Freund. „Man packt ihn von hinten, betäubt ihn, erwürgt ihn und wirft ihn unten an das Gatter. Tagelang bleibt er dort unentdeckt liegen. Kein Mensch vermißt ihn zunächst, und Keiner war Zeuge der That in dieser Einsamkeit."

„Sie erlauben!" entgegnete der Neinstedter hastig. „Wer wird sich denn an einem Touristen vergreifen?"

„Was?" Der Begleiter lachte gellend auf. „So ein Tourist hat immer Geld bei sich, besonders am Anfang der Reise. Er ist harmlos, harmlos dumm, spaziert mit wildfremden Leuten in wilde Bergthäler, läßt sich wie Isaak, den Abraham schlachten wollte, an den geeigneten Ort verschleppen, und bums — liegt er da!"

Der Neinstedter war erschreckend blaß geworden. Er sah mich scheu von der Seite an. Mein Lodenhut ist acht Jahre alt, meine Hand rauh und mein Gesicht verbrannt. Ich möchte mir Nachts nicht im Walde begegnen.

„Aber das — das wäre ja Sünde!" stammelte er. „Gott sieht in alle Herzen — es ist eine ewige Gerechtigkeit — außerdem steht Zuchthaus darauf!"

Der Gefährte hub wieder seine scheußliche Lache. „Ein Verzweifelter greift nach jedem Strohhalm — wenn ich Hunger habe und außerdem verdurste, auf meinen Mitverbrecher zählen darf und das Opfer am geeigneten Ort zu packen kriege ..."

Mehr todt als lebendig kam der Neinstedter im Mühlenthal an. Wir setzten uns zu einem Schoppen. Als wir aufbrechen wollten, war jede Spur von ihm verloren.

Max Kempff.

Des alten Zechers Mailied.

Herr Wirth, nun schlag' den Spund heraus,
Den Heber eingesenkt,
Ich hab' umsonst nach Deinem Haus
Die Schritte nicht gelenkt.

Der letzte Thaler, den ich hab',
Er sei nun Dein Gewinn,
Laß schlürfen mich die Gottesgab',
Die Herz erfreut und Sinn!

Das Trinken steht zu jeder Zeit
Dem klugen Zecher frei;
Doch bestens ist dafür gefeit
Der wunderholde Mai.

Jüngst saß in Bremens freier Stadt
Bei'm Wasser man so wohl,
Und declamirt sich müd' und matt:
„Verdammt sei Alkohol!"

Der steife Roland lacht sich krumm,
Die dicke Rose auch:
„Herr Gott, was sind die Menschlein dumm,
Wenn nüchtern Hirn und Bauch!"

„Kommt her an meine Mutterbrust,"
Frau Rose singt es hell,
„Und saugt aus ihr der Jugendlust
Unsterblich reinen Quell!"

„Das Alter sinkt, der Schmerz entflieht,
Es maiet rings das Land,
Den Himmel selber offen sieht,
Wer's Gläslein nimmt zur Hand!"

„Nur Menschen giebt's bei'm Weine hier,
Es gilt kein Stand und Rang,
Die wahre Gleichheit findet Ihr,
Wenn Glas an Glas erklang!"

„Vom Uebel ist nur das ‚Zuviel',
Sei's Liebe oder Haß,
Und jener Zecher irrt vom Ziel,
Der denkt: Er sei ein Faß!"

So sang Frau Rose hell und stark,
Streut süße Düfte aus. —
Niemals kann das des Wassers Quark,
Wär' voll davon das Haus!

Und das käm' nicht vom Himmel her,
Ihr lieben Wasserleut'?
Ich halte Euch, auf Wort und Ehr',
Für's Leugnen zu gescheut!

Drum lobt den Herrn, im Maienschein
Voll wundersamer Pracht,
Ein Achtzigjähr'ger, der beim Wein
Dies Liedlein hat erdacht.

Hannover, im Mai 1903. Carl Schultes.

Große Berliner Kunstausstellung 1903.

I.

Daß der Katalog bisher 150 Nummern weniger aufweist, als der vorjährige, will noch nicht viel sagen: darum hätte jene Ausstellung doch die bessere sein können. Aber dem ist nicht so. Die diesmalige macht ganz entschieden einen erfreulicheren Eindruck. Andererseits hätte auch von ihren 1900 Nummern recht gut der dritte Theil fortbleiben können ... Das alte Lied — ich will es nicht wieder anstimmen. Schließlich — wenn die Künstler selbst sich mit einer derartigen Beeinträchtigung des Gesammteindruckes ihrer Ausstellungen zufrieden geben, uns braucht das leidige Zuviel weiter nicht aufzuregen. Es geht sich ja so leicht an all' diesem einzelnen „Zuviel" vorüber. Schlimm ist aber, daß das „Zuviel" am häufigsten in der Oelmalerei zu Tage tritt, die etwas über tausend Nummern in Anspruch nimmt. Denn noch immer giebt das Niveau der Oelmalerei bei der Werthschätzung nicht bloß in den Augen der großen Masse den Ausschlag, eben weil sie immer am zahlreichsten vertreten zu sein pflegt. Die nächst größte Abtheilung bilden die Graphiker aller Art mit ca. 550 Nummern, von denen allein der „Verband deutscher Illustratoren" ca. 350 beigesteuert hat. Die Zahl der ausgestellten Sculpturwerke beläuft sich auf ca. 275; somit bleiben für alle Arten Kunstgewerbe und die Baukunst zusammen noch nicht 100 Nummern übrig. Doch ist das ein Trugschluß, denn wir begegnen in diesen Abtheilungen großen Gruppen, die überhaupt unter keine Nummer fallen, wie z. B. die „Steglitzer Werkstatt" oder die „Neue Gruppe, Berlin".

* * *

So — das wäre sozusagen das „metrische Signalement" der Ausstellung. Wen's nicht interessirt, der mag's überschlagen, obschon es nicht ganz belanglos ist.

Nun die „Toilette". Sie ist minder reich ausgefallen, als beabsichtigt wurde. Bekanntlich aus Gründen, die für das Comité und die

Digitized by Google

Umbauleitung maßgebend sein mußten. Immerhin ist Einiges geschehen. Die frostigen Sculpturenhallen links und rechts vom Kuppelsaal haben eine andere Bestimmung erhalten: links hat sich der „Verband deutscher Illustratoren" niedergelassen, rechts hat Architekt Roensch seinen Berufsgenossen und den Kunstgewerblern eine ansprechende Stätte bereitet. Da die Meisten ja ihren Rundgang vom Kuppelsaal aus beginnen, so ist zu hoffen, daß die große Masse dieses Mal den von ihr stets so stiefmütterlich behandelten Abtheilungen etwas mehr Beachtung und — Achtung schenken wird als sonst.

Der nächste Saal, jetzt „Saal 6" genannt — wir müssen in diesem Jahre die ganze Geographie des „Landesausstellungspalastes" umlernen, denn während früher z. B. die Säle in der Mittelachse von Süden nach Norden mit den fortlaufenden Nummern 1—9 bezeichnet wurden, heißen sie jetzt 2, 6, 13, 16, 25, 30, 32, 34, 39 — also Saal 6 zeigt keine Veränderung; er ist nach wie vor der gewohnte „Ehrensaal" mit seinen Kundgebungen des Patriotismus zu Lande und zu Wasser, der repräsentativen Kriegs- und Marine- und Bildnißmalerei und der monumentalen Porträtsculptur. Zu den Röchling, Knackfuß, Kossak, Fechner, auch Koberstein, der den Heldentod eines Officiersohnes verherrlicht, haben sich übrigens auch solche gesellt von den beiden Mesdag, von Hans Bohrdt (nämlich eine Marine schlechtweg, ohne allen Patriotismus, eine reichbewegte, farbenschöne Brandung), ja sogar das Bild eines bulgarischen Malers Weschin, der einen rumelischen Pferdemarkt nicht übel schildert.

Dann aber kommt die Hauptüberraschung: der neue große Prunkraum, der sich aus dem früheren Saal 3 mit den beiden östlich und westlich angrenzenden Nr. 25 und 35 zusammensetzt. Ein gewaltiger Raum mit zwei auf breiten Risaliten ruhenden Rundbögen an Stelle der einstigen Zwischenwände und vier großen monumentalen mit Giebelfriesen geschmückten, pylonenartigen Portalen in der Mitte der vier Wände. Ein stumpfes Graublau ist der Grundton der Wände und des Teppichs, der den ganzen Boden deckt. Die oberen Felder der Wände zeigen in mattem Gold romanisirende Ornamentmalerei, Kränze und Künstlerwappen. Die Portale und Gesimse schmücken obelisken- und kugelförmig beschnittene Orangen- und Lorbeerbäume mit goldgleißenden Phantasiefrüchten; bunt ausgemalt, in romanischen Mustern, sind die Innenflächen der beiden Rundbögen; die Risalite und die Portale von antiken Formen täuschen als Material alten gelben Marmor und Bronce, in den plastischen Ornamenten, vor; die Friese zeigen allegorische Aufzüge und Embleme der Künste und Kunstgewerbe und ihrer Beziehungen zu der Natur in einem Styl, der sich aus dem des classischen Rom und dem des Renaissancekünstlers Mantegna zusammensetzt.

Wie wirkt nun dieser Raum? An und für sich haben Professor Albert Baldie, von dem der ganze Entwurf herrührt, und seine jungen Gehülfen ihre Sache gut gemacht: es ist wirklich ein Prunkraum geworden; solange die weiterfolgenden Säle alle ihre gewohnte verstaubte und vergilbte Werktagsphysiognomie zeigen, vielleicht sogar etwas zu prunkvoll. Wie hat man ihn nun ausgenutzt? Das hätte eine prächtige Sculpturenhalle abgegeben, mit schönen Pflanzenarrangements und zahlreichen Sitzgelegenheiten dazwischen; an den Wänden hätten monumentale Malereien hängen können oder Gobelins, und das Ganze hätte so ein vornehmer und stylschöner Mittelpunkt im Gewirr der Säle und Kabinette des „Palastes" werden müssen. Aber passende und genügend gute Sculpturen hat man dieses Mal nicht; Gobelins und Monumentalmalereien, abgesehen von Puvis de Chavanne's Wandgemälde für die Bostoner Bibliothek, und des Brüsselers Albert Ciamberlani „Das heitere Leben", desgleichen nicht; und auch Sitzgelegenheiten und Pflanzenarrangements standen nicht zur Verfügung.

So hat man denn nur ein paar Sculpturen in der Längsachse des Raumes von Ost nach West aufgestellt und drei oder vier teppichbelegte Sitzbänke, die sich lächerlich „zufällig" ausnehmen; an den Wänden aber hängen einreihig ringsum kleinere und größere Bilder von allen möglichen Malern des In- und Auslandes, freilich fast durchweg bedeutenden, wie z. B. die auserlesene Sammlung von Amerikanern, die den westlichen Abschnitt in Anspruch nimmt, oder in dem östlichen die Bilder von Walter Crane und Aublet, Karl Vinnen und Hermann Urban, R. Schuster-Woldan und Ernst Liebermann, Hans Herrmann und Franz Skarbina, und auch Puvis de Chavannes, dessen ebengenanntes, in den Tönen wundervoll zum Raum passendes Gemälde allein den dritten Theil der Südwand einnimmt, aber eigentlich Alles in der Umgebung todtschlägt. Wie die Architektur hier die gesammte Malerei und Sculptur todtschlägt. Sie sollte nur den würdigen Rahmen abgeben, aber sie erscheint als die Hauptsache und all' die vielen, an und für sich guten Bilder wirken bloß als ein Ornament und nicht einmal als ein im Ton mit dem Ganzen harmonirendes.

So wird's denn wieder heißen: „Die Berliner haben keinen Geschmack!" Nicht ganz mit Recht, denn schließlich ist ja der Raum nicht für diese eine Ausstellung „1903" geschaffen worden. Das Comité kann doch auch die Feste nur feiern, wie sie fallen. Und ein Gewinn ist dieser Repräsentationsraum, in dem sich auch die kurze und schlichte Eröffnungsfeier vollzog, ohne Zweifel.

* * *

Im Uebrigen hat man ca. 15 Säle und Cabinete geschlossen, andere ein klein wenig aufgefrischt. Die Hauptsache aber ist natürlich das Walten der Hängecommissare. Zu dem kann man nur „Ja und Amen" sagen: man hat auf geschickte Weise einige sehr annehmbare Räume geschaffen, indem man das Hängen nach Schulen und Gruppen vermieden hat. Von den Deutschen sind nur altem verbrieftem Brauch zufolge die Düsseldorfer in den gewohnten beiden Sälen bei einander geblieben. Daß die ehemaligen 16 Secessionisten zwei eigene Räume — gleich hinter dem Saal der Illustratoren — erhalten haben, erscheint begreiflich, und es sei gleich bemerkt, daß sie bei ihrem diesmaligen geschlossenen Auftreten einen weit besseren Eindruck machen als im vorigen Jahre; sichtlich haben sie sich jetzt ordentlich „zusammengenommen". Geschlossen sind auch die schon erwähnten Amerikaner vertreten, und desgleichen haben eine Schaar belgischer Maler und Bildhauer einen eigenen Saal erhalten, den östlich vom Prunkraum. Eben dort auch begegnen wir — eine Ueberraschung! — einer sorgsam ausgewählten Gruppe von Bildern der Führer des Pariser Impressionismus: Monet, Sisley, Renoir, Pissarro auf dem Gelände beim Lehrter Bahnhofe — was will man mehr? Und was wird man an der Kantstraße dazu sagen? Das ist ein spaßiger Trumpf, den Professor Kampf, der Vorsitzende der Ausstellungs-Commission, da ausgespielt hat.

Im Uebrigen hängen sie alle durcheinander, wenn auch in weiser Auswahl: Berliner und Münchener und Dresdener, und Königsberger und Karlsruher und Worpsweder und die Vertreter anderer deutscher Kunststätten und dazwischen ältere Franzosen und classische Engländer, Niederländer und Spanier ... Das giebt eine anziehende Vielseitigkeit, die uns vereinzelten „Kitsch" auch in den Hauptsälen vergessen macht. Um einen Begriff von der Zerstreuung der Bilder zu geben: Walter Thor treffen wir in vier verschiedenen Sälen an, desgleichen Hugo Vogel und Richard Eschke; Franz Gräsel, Paul Flickel, Albert Aublet, Ludwig Dettmann, Hans Bohrdt, Louis Douzette u. A. in je drei u. s. w. Ganz bequem ist das ja für den systematisch vorgehenden Besucher natürlich nicht, aber er bringt das kleine Opfer gewiß gern, denn der Gesammteindruck der Ausstellung hat dadurch sicher gewonnen ...

Diese Seite der „Toilette" hat schon was von der Psychologie an sich. Von psychologischen Einzelzügen dann das nächste Mal. Jedoch nur das Allerhervorragendste aus den verschiedenen Gebieten der Malerei und aus den übrigen Abtheilungen kann hier berücksichtigt werden. Das sei schon heute betont.

J. Norden.

Notizen.

Prof. Klaatsch bietet in den jetzt zur Ausgabe gelangten Lieferungen 29 und 30 von „Weltall und Menschheit" (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin) eine Fülle werthvoller Anregungen für Gelehrte und Laien, und es ist dabei doppelt erfreulich, daß er in der namentlich von Häckel bis in die neueste Zeit hinein mit großem Eifer vertheidigten Frage der unmittelbaren Abstammung des Menschen vom Affen mit bis an Schroffheit grenzendem Freimuth als scharfer Gegner der unzweifelhaften Irrlehre des Jenenser Gelehrten auftritt. Klaatsch bekämpft, nicht zuletzt unter Anführung von anatomischen Gründen, die Hypothese, daß das Menschengeschlecht etwa eine höhere Entwickelungsstufe der noch jetzt in wenigen Gattungen lebenden sogenannten Menschenaffen wie Orang oder Schimpanse sei und tritt dafür mit großer Wärme für die Theorie ein — denn um unanfechtbare Beweise kann es sich bei derartigen Fragen begreiflicherweise nicht handeln —, daß zwischen Affe und Mensch lediglich eine nahe anatomische Verwandtschaft bestehe, die auf eine gemeinsame Vorfahrenform zurückzuführen sei.

Dr. Rudolf Beer: Spanische Literaturgeschichte I. 148 S. II. 164 S. Leipzig, Göschen 1903, à 80 Pfg. Wer sich über die spanische Literatur gut orientiren will, dem seien die kleinen billigen Bändchen der bekannten Göschen'schen Sammlung empfohlen. Der Verfasser ist im umfangreichen Stoffe gut bewandert und schildert durchaus ansprechend die Entwickelung jenes merkwürdigen Schriftthums, das bei uns noch immer nicht so gewürdigt ist, wie es sein sollte. Eine größere Bekanntschaft mit spanischer Sprache und Literatur würde uns befruchten können und würde die Bande zwischen beiden so originellen Völkern besser ziehen. Es hat mich gewundert, daß Beer den San Juan de la Cruz in zwei Zeilen abmacht, während er der hl. Therese vier Seiten widmet. Er scheint denn doch seine Bedeutung zu unterschätzen, da er schon als Dichter alle Beachtung verdient. Auch hat er in zahlreichen Uebersetzungen auf das deutsche Volk gewirkt. Bei Angabe der neuesten Romanliteratur hätte man mehr Titel angeben sollen, da die Auswahl, die er selbst giebt, mir etwas willkürlich zu sein scheint. So ist z. B. die von ihm erwähnte Familia de Leon Roch meines Dafürhaltens recht langweilig; dagegen hat er z. B. nicht genannt „el sabor de la

Digitized by Google

Arretca", „el cisne de Villamuerta", „'el niño de la bola". Den Historiker Llorente hat er nicht erwähnt, obgleich er doch — trotz seiner Unzuverlässigkeit — bekannt genug ist. Die Verdienste der Jesuiten um die Geschichte ihres Ordens (Historia de la Compañia de Jesus en la Arsistencia de España) sollten auch gewürdigt werden.

Anton Tschechoff. Schatten des Todes. (München, Albert Langen.) Professor Stepannowitsch ist ein Gelehrter von internationalem Rufe, der von allen Seiten mit den höchsten Ehren überhäuft wurde, aber auch außerhalb seines Faches sich als bedeutenden und tiefen Menschen gezeigt hat. Nun ist er alt und kränklich geworden und weiß, daß er in einem halben Jahre nicht mehr leben wird. Und dieses körperliche Leiden und dieses furchtbare Wissen vergiftet ihm alle Dinge. Er kann nicht mehr lachen und kann sich an Nichts mehr freuen; er denkt immer nur an seine Häßlichkeit, an sein Alter und an den drohenden Tod. Die Ehren und Titel sind ihm verhaßt und verleidet, weil sie an Zeiten mahnen, wo er noch kämpfte und siegte, und weil sie ohnmächtig sind in seiner Noth; seine Frau, seine Tochter, seine Freunde werden ihm fremd und fremder, er kann nicht mehr fühlen und handeln wie sie und empfindet ihre Gesundheit oft wie eine Feindschaft, vor der er sich hüten muß. Immer einsamer wird er, immer ärmer, lebenshungriger, stiller; und das Qualvollste ist, daß er sich selbst genau beobachtet, sich selbst verfolgt mit den Augen des Forschers, denen nichts entgeht; er fühlt genau, wie er immer mehr verfällt, immer weniger wirkt und weniger bedeutet. Und näher kommt das graue Gespenst. — Wenn auch an diesem Buche Tschechoff's wieder die echt künstlerische Bewältigung des Stoffes, die feine Beobachtungskunst und die hervorragende psychologische Vertiefung zu bewundern ist, so erscheint doch Vieles künstlich auf den Effekt herausgearbeitet. Das Seelenleben des sterbenden Mannes aber ist zweifellos mit starker Kraft geschildert.

Brichanteau, der Mime. Von Jules Claretie. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Was der geistvolle Director der Comédie Française in den langen Jahren seiner Theaterpraxis an Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt, hat er in der Gestalt des Mimen Brichanteau zusammengefaßt und zu einem wahrhaft classischen Typus des wandernden Komödiantenthums der Provinz geformt. Mit wachsendem Vergnügen wird der Leser den lustigen Gasconnaden und Fanfaronnaden des stimmgewaltigen Menschendarstellers folgen, dem nur die Eifersucht seiner Collegen auf sein phänomenales Organ den Weg zur ersten Bühne Frankreichs versperrt hat, der sich aber trotzdem rühmen darf, Mitglied aller übrigen Theater Frankreichs gewesen zu sein. In den Schilderungen seiner Erlebnisse, seiner Triumphe und seiner Niederlagen wie in der Charakteristik seiner Collegen und Colleginnen entrollt Brichanteau ungemein fesselnde Bilder, die einen Anspruch auf culturgeschichtlichen Werth haben, da die Schauspielergeneration, in der er gelebt hat, dem Aussterben nahe ist. Diese alten Komödianten sind ihren Idealen treu geblieben, während das undankbare Publicum immer neuen nachjagt. Nicht ohne Rührung wird man lesen, wie einer nach dem andern von der alten Garde von dem Schauplatz seiner Thaten abtritt und in's Dunkel der Vergessenheit sinkt, nur nicht Brichanteau, der bis zuletzt — dank seiner Stimme! — als Ausrufer auf einem Rennplatz der Ungunst des Schicksals trotzt.

Beiträge zur Geschichte und Kritik des Naturalismus. Von Dr. Aloys Rob. Schlismann. (Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer.) Das Buch bildet die Vorarbeit zu einem umfassenden Gesammtwerk über den Naturalismus. Es ist mit außerordentlicher Sorgfalt in klarem, prägnantem Styl geschrieben und selbst da, wo es sich wie in der Einleitung mit rein philosophischen Betrachtungen befaßt, jedem Laien durchaus verständlich. Mit eingehender Sachkenntniß, die durch langjährige Studien auf diesem Gebiete bedingt ist, beleuchtet der Verfasser die Stellung der naturalistischen Richtung zur gesammten Kunstanschauung und Kunstbethätigung, ihr allmäliges Hervorwachsen aus den Verhältnissen der Zeit und ihre Abhängigkeit von den philosophischen und socialen Bedingungen. Die Vorzüge und Nachtheile der Erscheinung werden gekennzeichnet und gegen einander abgewogen, und der Einfluß klargelegt, den sie auf das Geistes- und Kunstleben gewann. In knapper, treffender Charakteristik werden die Hauptvertreter der Richtung vorgeführt und ihre specielle Bedeutung erörtert: alles in streng sachlicher Würdigung. Dem Buch ist außerdem eine umfassende Literaturangabe beigefügt, die zum weiteren Studium anregt.

Erzählungen von Leonid Andrejew. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Rasch nach dem in so kurzer Zeit zu internationaler Berühmtheit gelangten Dichter des russischen Barfüßlerthums, Maxim Gorjki, ist im Schriftthum Rußlands wieder ein Erzähler von hervorragender Begabung aufgetaucht, Leonid Andrejew. In seinen meist auf das Düstere und Geheimnißvolle gestimmten Schilderungen aus dem russischen Kleinleben offenbart er eine Kraft psychologischer Analyse, die auch starke seelische Conflicte, wie sie z. B. dem Zusammenstoß westeuropäischer Cultur mit den nationalen Instincten entspringen, meisterhaft zu zergliedern weiß. Mit Interesse wird der deutsche Leser sich in die eigenartigen, mit der Kraft und Sicherheit eines echten, ursprünglichen Talentes geschriebenen Geschichten vertiefen.

„Goethe's Sämmtliche Werke, Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden". (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.) Die Ausgabe umfaßt diejenigen Schriften, in denen Goethe selbst die Summe seiner Lebensarbeit sah, von seinem Nachlaß aber nur das in künstlerischer und wissenschaftlicher Beziehung Bedeutende. Die Feststellung des Textes ist sorgsam erwogen, ein Lesarten-Apparat jedoch vermieden. Kurze Einleitungen und Anmerkungen sind hinzugefügt. Die Ausstattung ist vortrefflich, der Preis — der Band in Leinwand gebunden 2 Mk., in Halbfranz 3 Mk. — erstaunlich billig. Die Bände erscheinen in unregelmäßiger Reihenfolge; außer dem ersten liegen bis jetzt der 6., 12. und 30. Band vor. Der 6. umfaßt Reinecke Fuchs, Hermann und Dorothea und die Achilleis; die Einleitungen und Anmerkungen rühren hier von Hermann Schreyer her. Dieser erinnert zur Achilleis daran, daß Goethe die durch Homer überlieferten Vorstellungen benutzt, aber auch vertieft und umgestaltet habe. „Neu ist die schwesterliche Theilnahme der Leto an dem Schmerz der Thetis, charakteristisch der Haß der Aphrodite gegen die unweiblichen, die Liebe verschmähenden Amazonen, herrlich die Darstellung des Ganymed „mit dem Ernste des ersten Jünglingsblickes im kindlichen Aug'", ideal-erhaben die Liebe der Pallas zu Achilleus." Den 12. Band, der „Iphigenie auf Tauris", „Torquato Tasso" und „Die natürliche Tochter" enthält, hat Albert Köster besorgt. Zur Verwerthung persönlicher Erlebnisse und Erfahrungen des Dichters im „Tasso" wird bemerkt, daß Goethe nach seiner Rückkehr von Italien in Weimar anfangs recht vereinsamt stand; die sich nun auch äußerlich vollziehende Loslösung von Frau v. Stein und das Anknüpfen mit Christiane Vulpius habe dazu beigetragen. „Vor Allem jedoch war er selbst ein Anderer geworden. Als Tasso hatte er sich 1780/81 gefühlt; mit Antonio-Empfindungen kehrte er 1788 zurück. Er war für die Weimarer „ein alter Freund" geworden, „der, lange entfernt, ein fremdes Leben führte" (V. 767) und der jetzt wegen seines vorsichtig ernsten, reifen Urtheils von Manchem für kühl und feindlich gehalten wurde. Die „Annalen" sind der Inhalt des 30., von Oskar Walzel herausgegebenen Bandes. Sie werden hier als das Aschenbrödel unter den autobiographischen Schriften Goethe's bezeichnet, aber es wird auch hervorgehoben, daß sie unter allen Bekenntnissen des Dichters am besten offenbaren, welchen Maßstab er selbst an die Leistungen seiner Spätzeit legte, welche Bedeutung er den einzelnen Richtungen seines unvergleichlich vielseitigen geistigen Strebens zumaß.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

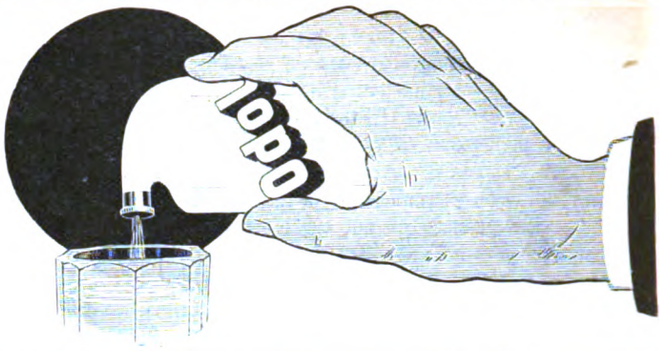
Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher entspricht Odol zur Zeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt.

Wer Odol konsequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.



Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Bad Reinerz

klimatischer waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampfbädern, Inhalationen, Kaltwasserkuren** und **Massage, Molken-, Milch- und Kefyr-Kuranstalt.** — Angezeigt bei **Krankheiten** der **Nerven,** der **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- und Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer Leiden** und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Kurzeit von Anfang Mai. Gegen Schluß Ermäßigungen. Hochquellen-Wasserleitung. Eisenbahnstation. Auskunftsbücher unentgeltlich.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.
Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.
Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.
Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag
Carl Jacobsen, Leipzig.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

3. und 4. Teil. **Herausgegeben von** **La Mara.**

2 Bde. Mit je 2 Abbildungen. Etwa 24 und 26 Bogen. 8°. Jeder Band geh. ℳ 6.—, geb. in Ganzleinw. ℳ 7.—.

A. u. d. T.: Franz Liszt, Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Band VI u. VII.

Hiermit gelangen Liszts Briefe an die Fürstin Wittgenstein zum Abschluss. Die letzten 25 Jahre seines Lebens umfassend, geben sie von der unentwegten Treue seiner Beziehungen zu ihr Kunde. Über seinen Eintritt in den geistlichen Stand, sein Verhältnis zu den ihm Nächststehenden, zu Wagner u. Bayreuth, zu den Besten u. Grössten seiner Zeit, über sein Schaffen, Denken u. Fühlen empfangen wir Aufschluss in diesen intimsten Bekenntnissen, die sich als das herrliche Vermächtnis des grossen Künstlers und Menschen an das Interesse aller Gebildeten wenden.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: Herm. Oesterwitz, Dessau.

Die Reichseinkommensteuer.
Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.
Studie von
A. Ulrich, Oberrevisor a. D.
Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Schriftsteller,
die v. ihr. Arbeiten schnell e. belieb. Anz. **Copien** resp. **autograph. Abzüge** wünschen, brauchen nur **Concept** zu send. an **Dr. Lunze's** Dresd. Copir-Anst., Dresden IX.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.
Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** ℳ 3,—.
Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:
Allmers Röm. Schlendertage. ℳ 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ 4.
Salomon Süditalien. ℳ 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ 4.
Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Dieser Nummer liegt ein Prospekt über das neue in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinende illustrierte Werk „Die Tiere der Erde" von Professor Dr. W. Marshall bei, den wir der freundlichen Beachtung unserer verehrlichen Leser hiermit angelegentlich empfehlen möchten.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 23. Mai 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Sieger im Wahlkampf. Von Caliban. — Russengefahr in Indien und das englische Heer. Von Karl Blind. — Ueber Geschichtsauffassung vom gesellschaftswissenschaftlichen Standpunkte aus. Von Dr. Hugo Brunner. — **Literatur und Kunst.** Stimmen aus dem 18. Jahrhundert über Theater und Schauspieler. Von Siegfried Siehe (Steglitz). — **Feuilleton.** Schach der Dame! Von Gustav Johannes Krauß. — **Aus der Hauptstadt.** Graf Häseler a. D. Von C. von Wartenberg. — Kronstadt gegen Agram. Von Prinz Vogelfrei. — Harz-Bummel. II. Von Max Kempff. — „Sächsische Kunstausstellung Dresden 1903". I. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Sieger im Wahlkampf.

Mit heiterer Gelassenheit wird Wilhelm II., während er sein frühlingschönes Land bereist, die Wahlanstrengungen der Parteien betrachten. Neuerdings wirft man Wahlaufrufe und gedruckte Candidatenreden auch in die Wagen der Luxuszüge, und so mag es sich denn ereignen, daß selbst dem Kaiser von allzu eifrigen Parteigängern politische Belehrungen auf Löschpapier zugesteckt werden. Welche Fülle komischer Gesichte! Die Socialdemokratie, die sich frech brüstet und wild lästert, weil sie nicht daran zweifelt, mit ihren candidirenden Gastwirthen, Cigarrenfabrikanten, Schriftstellern, Rechtsanwälten und Vorwärts-Expedienten die Stimmen der niedergetretenen Hand-Arbeiter zu gewinnen. Ungleiches zieht sich ja freilich an. Der Freisinn, dessen weibliche Hälfte so gern Hülfe vom rothen Bruder hätte und ihm in industriellen Wahlbezirken süße Augen macht, während sie ihn doch überall da verfluchen muß, wo ihr bäuerliche Mandate winken oder wo der satte Bourgeois den Ausschlag giebt. Der Nationalliberalen und Freiconservativen imposantes Officiercorps, hinter dem leider keine Truppencolonnen zu erspähen sind und dem zwischen industriellem Glück und agrarischem Frieden nur die bange Wahl bleibt. Das Centrum, von hundert kleinen Aergernissen verfolgt: Wanzen in der oberschlesischen Tapete, Flöhe im niederrheinischen Pelze. Und die Conservativen zum Schlusse, die es noch immer nicht wagen, auch nach oben hin als treue Bundesgenossen des Landbundes zu erscheinen. Wie kann diesem großen Gemisch von Unzulänglichkeiten Tüchtiges entsprießen? Wo sind die Grundelemente für den heiß ersehnten neuen Reichstag, der alle „patriotischen Wünsche" und „freiheitlichen Forderungen" erfüllen soll? Ein Parlament, das sich nicht mehr geduldig leiten läßt, sondern entschlossen der Regierung den Weg weist, eine solche Männer-Versammlung kann auch den verschlossenen Couverts vom 16. Juni nicht entsteigen. Das souveräne Volk mag entscheiden, wie es will — der Jammer wird der alte bleiben. Und Anno 1908, wenn nicht früher, werden dem sterbenden Reichstage dieselben Grobheiten an den Kopf geworfen werden, die jetzt sein verlästerter Vorgänger unter Todesseufzen hinnehmen muß.

Wilhelm II. hat wahrlich Grund zu heiterer Genugthuung. Da sind zwei Möglichkeiten, mit denen er rechnet, falls ihm Wahlqualen überhaupt das Herz belasten. Entweder siegt, und das ist der wahrscheinliche Ausgang, die alte Mehrheit. Dann wird Kanzler Bernhard redegewandt fortwursteln und fünf Jahre lang neue Sprechtriumphe feiern, falls ihm nicht mal ein lapus linguae passirt. Oder aber die Socialdemokratie der Gastwirthe und Cigarrenfabrikanten erringt zugleich mit der Barth-Truppe einen Wahlsieg, der die heutige Handelsvertrags-Majorität sprengt. Diese Möglichkeit ist gering, denn bei den Stichwahlen entscheidet sich der Freisinnswähler doch nicht für den rothen Budiker oder Vorwärts-Expedienten, und der Freisinn selber kommt nicht in so viele engere Wahlen, daß socialistischer Zustrom ihn sonderlich kräftigen könnte. Aber das Unwahrscheinliche vorausgesetzt: ein niederschmetternder Wahlsieg der Genossen würde gleichzeitig die Zerschmetterung der jetzt geltenden parlamentarischen Form bedeuten. Die Aenderung der Verfassungsbestimmungen über die Reichstagswahlen wäre heute minder schwierig und gefahrvoll als vor zehn Jahren. Durch die verrückte Obstruction hat man den Parlamentarismus entwurzelt und durch unaufhörliches Gerüttel an seinen Grundmauern den Wahn zerstört, er sei Tabu. Wenn die Linke beantragt, daß auch den Frauen das Wahlrecht zu Theil und das wahlberechtigte Alter auf 21 Jahre herabgesetzt werde, wer in aller Welt will dann den Gegner hindern, hinfort nur noch den Dreißigjährigen als wahlreif zu betrachten und zum belgischen System oder zum ständischen Wahlrechte überzugehen? Auf die Dauer kann es sich die Monarchie, wird es sich ein Monarch wie Wilhelm II. überhaupt nicht gefallen lassen, daß der Staat selber den Leuten Waffen in die Hand drückt, die ihn absolut verneinen. Die Socialdemokratie sagt rund heraus, daß sie Königthum und Militarismus vernichten wolle — in dem Augenblicke, wo sie mächtig genug zu sein scheint, um diese unvorsichtige Renommisterei zu verwirklichen, in demselben Augenblick muß nothwendig der Gegenschlag fallen. Darüber täuscht sich kein Verständiger. Macht ist immer vor Recht gegangen, wenn das Recht ihr unbequem wurde. Das Selbsterhaltungsrecht geht zudem über das papierne.

Mit heiterer Gelassenheit darf deßhalb der Starke in's Wahlgetümmel blicken. Er weiß, daß der glänzende Sieg der rothen Fahne ihre schwerste Niederlage bedeuten würde, und deßhalb ist es ihm von Herzen gleichgiltig, wie am 16. Juni die Würfel fallen. Die Socialdemokratie arbeitet Dank ihrer diplomatischen Unklugheit für ihn. Eine kaiserlich

Digitized by Google

königliche Socialdemokratie. Wäre sie nicht, dann hätte der Landbund unerhörte Aussichten. Dieser Landbund aber mit seiner kühl bedächtigen Abneigung gegen die abenteuernde, dabei sprunghafte Welt- und Exportpolitik, mit seinen altpreußischen Tendenzen und seiner bodenständigen Rückständigkeit, dieser Landbund ist die eigentliche Gefahr für das hochmoderne Reich, wie sich's in besonders erleuchteten Köpfen malt.

Caliban.

Russengefahr in Indien und das englische Heer.

Von Karl Blind.

Im Sommer 1899 theilte ein damaliger hiesiger Gesandter einer mit England befreundeten Macht einem vertrauten Landsmanne mit: „Es ist im englischen Cabinet beschlossen, von den beiden südafrikanischen Freistaaten so bald wie möglich Besitz zu ergreifen." Auf die Frage des Besuchers: „Was da die anderen Mächte wohl thun würden?" erfolgte die Antwort: „Die anderen Mächte werden Nichts thun!"

Dies trug sich im Juli 1899 zu — drei Monate vor Kriegsausbruch. Die Meinung ging damals in England um: Der Krieg werde rasch zu Ende sein, wenn die Buren überhaupt zu kämpfen wagten, und man werde Weihnachten in Prätoria feiern! Es kam anders.

Derselbe Gesandte sagte seinem Landsmanne später: „Im November 1900 wird Krieg zwischen Rußland und England geführt werden. England ist des Nachgebens müde. Es glaubt, genug nachgegeben zu haben. Der Krieg wird im fernen Osten ausbrechen."

In der „Gegenwart" ist von diesen Gesprächen schon früher durch mich Mittheilung gemacht worden, als in Südafrika die Entscheidung noch in der Wagschale schwankte. Bewiesen ist durch die Thatsachen, daß das englische Cabinet den Krieg von langer Hand her plante. Die unvorsichtigen Enthüllungen Lord Lansdowne's, seine Angaben über General Wolseley's Vorschläge, haben das vollauf gezeigt. Die beiden südafrikanischen Republiken sind zerstört und in englischen Besitz genommen.

Bei der ursprünglichen Ansicht, man werde mit den Buren leicht aufräumen, stellte man sich offenbar vor, es werde nach einem solchen raschen, Englands Ansehen erhöhenden Siege nicht schwer sein, Rußland im fernen Osten Trotz zu bieten. Herr Chamberlain hatte sich daher nicht gescheut, durch die bekannte Redensart von dem „langen Löffel", den man brauche, um mit dem „Teufel" zu speisen, eine etwas undiplomatische Sprache gegen die Petersburger Regierung zu führen. Gerade so hatte er ja gegen den Präsidenten Krüger vorher das höfliche Wort von dem „Schwamm, den man ausdrücken muß", und von dem „Sande des Stundenglases, der rasch verrinnt" keck hingeworfen. Beides waren eigentlich rednerische Kriegserklärungen.

Der dritthalbjährige Ringkampf in Südafrika hatte es der Londoner Regierung bisher nicht ermöglicht, Stellung gegen Rußland im fernen oder im nahen Osten zu nehmen. An der Grenze von Afghanistan, in Persien, an den Dardanellen thut Rußland seitdem, was ihm zu thun beliebt. Die einst ertheilten Zusicherungen in Bezug auf das Reich des Emirs erklären die Petersburger und Moskauer Zeitungen für fortan abgethan, für null und nichtig.

Was England im Burenkriege gegen ein winziges Völklein unter äußerster militärischer Erschöpfung, durch Aussendung von 288 000 Mann und mit Aufwendung von riesigen, schwere Steuerlast nach sich ziehenden Opfern endlich errungen hat, ist nicht geeignet gewesen, sein Ansehen als Streitmacht zu heben. Sein Heer ist jetzt in zerrüttetem Zustande. Eine eigenthümliche Furcht hat sich überdies der Masse der Engländer bemächtigt, es stehe die Gefahr einer feindlichen Landung bevor. Männer, die bekannter Maßen den russischen Absichten auf Konstantinopel und in Asien vorarbeiten, desgleichen Franzosenfreunde, die uns gern einen neuen Krieg am Rhein auf den Hals laden möchten, benutzen diese Gelegenheit zu einer unablässigen Deutschenhetze. Sie wirken theils unter eigenem Namen, theils unter allerhand angenommenen Federmasken.

II.

In den Londoner Cabinetskreisen herrscht andererseits offenbar die Befürchtung, es sei in Petersburg wohl bekannt, mit welchen Plänen man sich früher in London getragen habe, um Rußlands stetigem Vordringen im Osten ein Ziel zu setzen, und der Rückschlag werde jetzt nicht ausbleiben. Daraus erklärt man sich, wenigstens unter denen, die des tieferen Nachdenkens noch fähig sind, die wiederholten neueren Warnungen Balfour's gegen eine „Russengefahr in Indien".

Zuerst deutete er nur die Möglichkeit einer solchen Gefahr an. Mancher mochte da glauben, es sei das bloß ein Mittel, um die Heeresvorlage durchzudrücken. Indessen entspricht es am Wenigsten dem Wesen dieses Mannes, so den Teufel unnöthig an die Wand zu malen. In einer späteren Sitzung that der Premier aber einen weiteren Ausspruch, der an Deutlichkeit Nichts zu wünschen übrig läßt und in Anbetracht der doch noch bestehenden diplomatischen Beziehungen zwischen London und Petersburg gewiß höchst auffallend ist.

„Natürlich," sagte Herr Balfour, „wenn es immer ein starkes, freundlich gesinntes und unangetastetes Afghanistan zwischen uns und der russischen Grenze gäbe, so wäre die Schwierigkeit eines russischen Vorstoßes wohl sehr groß, und die Truppenzahl, die Rußland bei einem solchen Vorrücken anwenden könnte, würde ohne Zweifel nicht sehr beträchtlich sein. Allein wir mögen mit einem viel gefährlicheren Zustande der Dinge zu schaffen haben, als den der Vorredner in Betracht gezogen hat. Und ich glaube, es wäre nicht klug — ja, ich bin überzeugt, es wäre geradezu wahnsinnig —, wenn wir uns in den schmeichelhaften Traum wiegen wollten, daß wir zur Vertheidigung Indiens nie einen einzigen Soldaten von unseren Küsten werden auszusenden haben."

So spricht man nicht von einer großen Fremdmacht, deren man sicher ist.

In der That hat die Petersburger Regierung längst alle die feierlichen Zusagen gebrochen, die sie, eine nach der anderen, zuerst in Bezug auf die verschiedenen Khanate der früher unabhängigen Tatarei, dann hinsichtlich Afghanistans ertheilt hatte. „Seine Kaiserliche Majestät" — so lautete eines dieser Versprechen, das „auf das Ehrenwort eines Gentleman" der Königin Victoria durch Alexander II. gegeben wurde — „betrachtet Afghanistan als vollkommen außerhalb des Gebietskreises, innerhalb dessen Rußland sich berufen halten mag, seinen Einfluß auszuüben. Keine Einmischung, keinerlei der Unabhängigkeit dieses Staates entgegengesetztes Eingreifen tritt in die Berechnungen Seiner Majestät ein."

Was geschah?

Ein paar Jahre nachher kam der Entwurf eines geheimen Vertrages an's Tageslicht, den Rußland mit dem Emir Schir Ali im Jahre 1878 abzukarten suchte. Es war darin festgesetzt, daß russische Agenten in Kabul und in anderen Städten ernannt, russische Truppen in Afghanistan eingelegt, Heerstraßen durch die russische Regierung von Samarkand nach Kabul, von Kabul nach Herat, von Herat nach Kandahar gebaut; russischen Truppen der Durchzug nach Indien gestattet; Telegraphendrähte überall, wo sich russische Truppen oder Agenten befinden, errichtet, und russischen

Digitized by Google

Heeren die nöthigen Lebensmittel gegen Entschädigung geliefert werden sollen, „wenn es wünschenswerth erscheint, daß die russische Regierung einen Feldzug unternehme, um Krieg in Indien zu führen (to wage war in India)". Unter diesen Bedingungen wollte die russische Regierung die Fortdauer der „Verwaltung Afghanistans" den Nachfolgern und Erben des Emirs gewährleisten.

Man kann den vollen Text dieses Vertrages in einem englischen Blaubuche lesen. (Mittel-Asien, Einlage 2, in Nr. 161). Selbstverständlich haben die englischen Staatsmänner, Parlamentsmitglieder und politischen Schriftsteller in ihrer ungeheuren Mehrzahl die obige kleine Thatsache rein vergessen. Jedenfalls bin ich noch auf Keinen getroffen, der Etwas davon gewußt hätte, so oft ich auch fragte. Das politische Gedächtniß ist in England auffallend kurz.

III.

Schir Ali kam über jenen, glücklicher Weise entdeckten Geheimvertrag zu Falle. Aber nur ein paar Jahre verflossen, und Rußland schritt zu einem gewaffneten Einbruche nach Afghanistan, trieb den zur Grenzregulirung erschienenen englischen Bevollmächtigten, General Lumsden, der mit russischen Bevollmächtigten verhandeln sollte, durch eine Kosaken-Abtheilung in schmähliche Flucht und riß von dem Reiche des neuen Emirs Abdur Rahman, des Verbündeten Englands, ein großes Gebietsstück los. Da schlug Gladstone zuerst anscheinend an den Schild, ließ sich 11 000 000 Pfund Sterling vom Parlament gewähren, um Rußland die Spitze zu bieten, und that schließlich — Nichts.

Wie man an der Newa gelacht haben mag!

Abdur Rahman hat das nie vergessen. In seiner zweibändigen, von dem mir befreundeten ehemaligen obersten Staatssecretär Sultan Muhammad Khan herausgegebenen Lebensbeschreibung finden sich bittere satirische Bemerkungen über diese Ereignisse.

Der verstorbene Emir hat in späteren Jahren versucht, in unmittelbare diplomatische Verbindung mit der englischen Regierung zu kommen durch Einsetzung einer afghanischen Gesandtschaft in London. Sein zweiter Sohn, Nasr-Ullah, kam eigens zu diesem Zwecke 1895 nach London. Abdur Rahman wollte, wie er selbst in dem genannten Werke schrieb, „nicht bloß ein Werkzeug und eine Puppe sein, die man durch einen Vicekönig in Indien tanzen läßt". Aber „man wies den Sohn mit einer trockenen höflichen Verweigerung seines Gesuches ab".

Ja, schlimmer noch: die der englischen Regierung nahestehende Presse machte die spöttischsten Bemerkungen über den „unbequemen, lästigen, allzu lange verweilenden, kostspieligen Gast". Das steht zwar nicht in jenem Buche; allein ich weiß, welche Verstimmung in Kabul durch die Vorgänge erzeugt wurde.

Der jetzige Emir-Habib-Ullah scheint nicht wenig davon angesteckt zu sein. Er hat bisher auffällig gezögert, dem Wunsche des Oberstatthalters von Indien nach einem persönlichen Zusammentreffen auf indischem Gebiete zu entsprechen. Die durch den langen südafrikanischen Krieg veranlaßte Zaghaftigkeit Englands gegenüber den russischen Machenschaften in Persien; die Verletzung der Verträge bezüglich der Kriegsfahrzeuge in den Dardanellen; das wiederholte „versuchsweise" Vorschieben russischer Regimenter hart an die Grenze Afghanistans; die bekannte scherzhafte Art, mit der solche Vorspiele von Petersburg her nicht sowohl zur Täuschung eines verehrlichen Publicums, als vielmehr zur Verhöhnung der durch derlei Unternehmungen Betroffenen erläutert werden: das Alles hat in Kabul einen schlimmen Eindruck hinterlassen.

Kann man sich da wundern, daß Herr Balfour in starken Zweifel geräth, ob noch auf ein starkes, England freundlich gesinntes, unangetastetes Afghanistan zu rechnen sei? Wenn aber nicht — nun, dann liegt eben Indiens Grenze offen!

IV.

Es war in den zwischen dem Kriege von 1870—71 und dem russisch-türkischen Kriege liegenden Jahren, daß ich mit dem damaligen Tory-Führer Disraeli, dem späteren Lord Beaconsfield, über die auf den europäischen und asiatischen Osten bezüglichen Fragen eine einstündige Unterredung im Unterhause hatte. Mit einem gemeinschaftlichen Freunde, einem liberalen schottischen Abgeordneten aus altem Adelsgeschlecht, der 1870 unsere Sache verfochten hatte, war ich dort zu Tisch, und Disraeli, der von meiner Anwesenheit gehört hatte, bat um die Unterredung. Ich will hier nur kurz sagen, was ich vor Jahren anderwärts ausführlich geschildert habe.

Der Tory-Führer wollte in dem stetigen Vordringen Rußlands durch Mittel-Asien nicht die mindeste Gefahr erblicken. Durch die Fragen, die er stellte, bewies er eine auffallende Unkenntniß der Verzweigung panslavistischer Bestrebungen in Europa. An einen bevorstehenden abermaligen Krieg Rußlands im Osten unseres Welttheiles zur Eroberung Konstantinopels glaubte er offenbar nicht. In all' diesen Punkten sprach ich mich im entgegengesetzten Sinne aus und schloß mit den Worten:

„Ich bin überzeugt, das russische Autokratenthum wird, so lange ihm noch große Macht eigen ist, nimmermehr ruhen, bis England von dem Gipfel seiner Größe heruntergebracht ist. Rußland weiß, welchen Werth Indien für den Gewerbs- und Handelswohlstand Englands hat — ein Wohlstand, an dem die arbeitenden Classen der englischen Städte mitbetheiligt sind. Stets wird daher die russische Regierung suchen, näher und näher an Indien heranzukommen, indem es zuerst die äußeren Bollwerke, wie Turkestan, die Türkei und Persien einzustoßen sich bemüht. Ist diese Arbeit gethan, so wird Rußland den schließlichen großen Zusammenbruch und die Zerrüttung herbeizuführen trachten."

Das war gesagt, noch ehe eine Reihe mittel-asiatischer Khanate von Rußland überrannt und erobert waren, und lange ehe es sich Afghanistan genähert oder ein Gebietsstück von ihm abgerissen hatte.

Disraeli erlebte allerdings den Krieg gegen die Türkei. Und er that dann sein Möglichstes, wurde aber im Cabinet selbst gehindert — vor Allem durch den Minister des Auswärtigen, Lord Derby, dessen Vater ihm die politische Laufbahn gegenüber dem stockigen, religiös vorurtheilsvollen Junkerthum der Tory-Partei erleichtert hatte.

Das Einspringen Rußlands nach Afghanistan erlebte Disraeli nicht mehr. Was er wohl heute von seiner im Anfange der siebziger Jahre mir gegenüber gethanen Aeußerung denken würde: „Die Russen haben jetzt die Hände vollauf in Mittel-Asien beschäftigt. Und schließlich glaube ich nicht, daß irgendwelcher Grund zur Klage oder zur Befürchtung in dieser Richtung vorhanden ist."

Welche Eintagspolitik!

Meinerseits hatte ich Disraeli darauf erwidert, wie vor Jahren berichtet wurde:

„Sie werden mir verzeihen, wenn ich sage, daß ich nie begriffen habe, wie ruhig England im Ganzen, ja, mit welch' überraschender Zustimmung sogar nicht wenige Leute in diesem Lande die Vorstöße Rußlands durch die unabhängige Tatarei betrachtet haben. Am Ende ist doch Indien sein Ziel."

Disraeli fühlte den Stachel dieser auf ihn selbst gemünzten Worte. Seiner sonst unbeweglichen Haltung zuwider, rückte er etwas unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Indessen meinte er: es sei doch noch ein langer Weg von der russischen bis an die indische Grenze.

So urtheilte einst auch Salisbury, Balfour's Oheim. Er rieth: „Die Warner sollten sich doch große Karten kaufen, um zu erkennen, wie fern Rußland noch von Afghanistan ist!"

Digitized by Google

Der Neffe sieht sich die Sache heute, im grellen Lichte der Zeitgeschichte, doch etwas anders an. Er kämpft, zusammen mit dem Kriegsminister Brodrick, für die Bildung von sechs Heeresabtheilungen unter Hinweis auf eine „Russengefahr in Indien".

V.

Wie steht es nun aber mit dem Stoffe, aus dem gegenwärtig die Reihen des Heeres gefüllt werden müssen?

Wer die englischen Truppen zur Zeit des Krim-Krieges und selbst noch bis in die Siebziger und Achtziger Jahre hinein gekannt hat, der kann es sich unmöglich verhehlen, daß eine außerordentliche Verschlechterung eingetreten ist. Die früher ohnedies geringe Zahl der Feldarbeiter in England — denn einen eigentlichen Bauernstand giebt es nicht mehr — hat stetig abgenommen, theils durch Zuwanderung in die Großstädte, theils durch Auswanderung. Die Feldarbeiter aber lieferten früher viele gute Mannschaft.

In den schottischen Hochlanden hat aus ähnlichen Gründen, und wegen der Unzufriedenheit der hart durch die Gutsherren bedrängten Kleinpächterschaft, der Eintritt in's Heer so sehr abgenommen, daß in sogenannten hochländischen Regimentern die Mehrzahl aus allerhand in englischen Städten zusammengerafftem, untauglichem Volk besteht. In Irland ist, Dank den Bemühungen der Nationalisten, die Anwerbung ganz außerordentlich zurückgegangen. Die Hoch-Schotten und die Iren aber stellten früher außergewöhnlich viele und tapfere Leute zum Heer. Der eigentliche Engländer, obwohl durchschnittlich muthig, liebt den Kriegsdienst weit weniger.

Es soll hier nicht wiederholt werden, welch' geringwerthige, geradezu unmögliche Mannschaft während des südafrikanischen Krieges zusammengetrommelt worden war, wegen unbedingter Untauglichkeit aber von General Kitchener mit Entrüstung zurückgeschickt werden mußte. Das steht ja noch in frischer Erinnerung. In jüngster Zeit hat man, um nur die Reihen zu füllen, zufolge vielfachem Zeugnisse von Officieren wiederum eine Menge Leute angenommen, die den ohnedieß stark herabgeminderten Anforderungen an Wuchs, Brusttiefe, Alter und Gesundheit keineswegs entsprechen. Die Aerzte drücken dabei beide Augen zu.

Sogar Knaben von 14 Jahren, die augenfällig ihr Alter falsch angaben, sind eingereiht worden. Aus Süd-Afrika kommen bittere Klagen von Officieren, daß die Buren über solche „Soldaten" hell auflachen. „In die Kinderstuben," heißt es, „sollte man die Bürschchen schicken!" In der Presse und im Parlament werden diese Zustände ja täglich erörtert; und zwar in Schrift, Bild und Wort von denen, die sonst mit ihren politischen Grundsätzen der Regierung am nächsten stehen. Hoffentlich wird man nicht später wieder behaupten: das seien nur schnöde Erfindungen deutscher Gegner Englands.

Dazu kommt, daß das ausschließlich für die Vertheidigung des Vereinigten Königreichs gegen einen etwaigen fremden Einfall gegründete Freiwilligen-Heer bei der Regierung und bei den Kriegsbehörden bedenkliche Zweifel an seiner Tüchtigkeit hervorgerufen hat. Man will dies an denen erkannt haben, die sich zum Dienste in Süd-Afrika erboten hatten. Der Versuch der Regierung, etwas bessere Manneszucht in dieser Truppe einzuführen, hat die auffallendsten Folgen gehabt. Eine Masse Officiere und Mannschaft des Freiwilligen-Heeres meldeten sofort ihren Austritt an.

Wie würde es da mit England in einem großen Kriege werden?

Und bei solcher Lage begeht man noch die Thorheit, unser Vaterland als den Feind zu bezeichnen und ein Flottengeschwader zu rüsten, um einem Einbruche von den deutschen Küsten her begegnen zu können! Besser thäte man daran, sich zu erinnern, daß Rußland, wie es nach Konstantinopel und Indien strebt, so auch schon unter Nikolaus I. einen eisfreien Hafen an der norwegischen Küste (Hammerfest), in gerader Linie nach England hin, begehrt hat.

Ueber Geschichtsauffassung vom gesellschaftswissenschaftlichen Standpunkte aus.

Von Dr. Hugo Brunner.

Der vor etlichen Jahren lebhaft entbrannte Streit, ob die Entwickelung und der Fortschritt der Menschheit oder der sie bildenden Völker, d. h. also Dasjenige, was wir mit einem Wort als Geschichte bezeichnen, ein naturwissenschaftlicher Proceß oder das Thätigkeitsproduct Einzelner mehr oder minder hervorragender Menschen sei; ob die Menschheit im Ganzen, ob eine Nation im Einzelnen sich durch sich selbst und die Geistesthätigkeit der Gesammtheit fördere, ob das Verdienst der Förderung den besser begabten Individuen zuzuschreiben sei, — dieser Streit scheint, nachdem er stark auf das Gebiet philosophischer Speculation übergetreten war, zur Zeit in ein ruhigeres Fahrwasser eingelaufen zu sein. Möglich, daß in den Re-, Du- und Tripliken nunmehr Alles erschöpft ist, was sich auf beiden Seiten füglich sagen ließ. In wie weit das, was ich an meinem bescheidenen Theil über Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung hier zur Sprache bringen möchte, zu den Hauptfragen des Streites in Beziehung steht, werde ich am Schlusse dieser Ausführungen näher darzulegen mir erlauben.

Im Allgemeinen ist der Geschichtschreiber geneigt, die Ereignisse, die er behandelt, nach der Zweckmäßigkeit zu beurtheilen, welche sie für den von ihm vertretenen Standpunkt gehabt haben. Sein Standpunkt ist gewöhnlich der der Billigkeit und des Rechtes, wie er sie auffaßt, im Weiteren der Glückseligkeit der Menschheit, die er mit seiner Person als derjenigen eines Normalmenschen identificirt.

Geschichte ist die Summe der Ereignisse oder ein vom Historiker gewählter Ausschnitt aus dieser Summe; — in sich eine Summe von Einzelhandlungen. Da die Handlungen aus Vorstellungen entspringen, welche sich in Willen umgesetzt haben, so beruht die ganze Geschichte auf Vorstellungen, auf Wahrnehmungen, durch die der Wille bedingt ist, und die man deßhalb als die Ursache der Geschehnisse bezeichnen darf. Nothwendigkeit kommt dem Willen insofern zu, als eine bestimmte Wahrnehmung bei einem Individuum zu einer bestimmten Zeit sich in eine bestimmte Willensäußerung umsetzt, falls nicht eine andere, stärkere Wahrnehmung die Aeußerung paralisirt oder eine andere hervorruft. Die gleiche Wahrnehmung kann bei einem anderen Individuum die nämliche Willensäußerung hervorrufen, muß es aber nicht, ebenso wenig wie bei demselben Individuum zu verschiedenen Zeiten. Denn der Angetrunkene handelt z. B. anders als der Nüchterne, der nervös Aufgeregte anders als der Ruhige und Nervenstarke. Ob wirklicher Causalzusammenhang zwischen Vorstellung und Wille vorhanden, ist im vorliegenden Falle bedeutungslos.

Zur richtigen Auffassung der Geschichte wird man von der Frage ausgehen: Was wollen die Menschen auf der Erde?

Was wollen die Geschöpfe überhaupt auf der Erde?

Die Antwort lautet sehr einfach: Sie wollen existiren.

Ihre Berechtigung zur Existenz beginnt mit dem Moment der Keimung und erlischt mit dem Tode. Nur der Lebende hat Recht, aber der auch unbedingt.

Während der Dauer seines Daseins hat jedes Wesen berechtigten Anspruch darauf, vom Leben so viel zu genießen als es kann.

Digitized by Google

Dem Thiere genügt, was die Erde hervorbringt. Bringt sie nicht genug hervor, so sterben soundso viele Exemplare, und zwar immer die schwächeren, ab, während die stärkeren sich auf Kosten oder unter Verdrängung der Letzteren erhalten.

Dem Thier fehlt die Gabe, die Natur zur Erzeugung reicherer Lebensbedingungen zu nöthigen; ihm muß genügen, was die Allernährerin von selbst hervorbringt. Da aber der Mensch jene Gabe besitzt — er übt sie dort vielleicht nicht immer aus, wo die Natur in verschwenderischer Fülle für ihn sorgt, würde aber, in andere Verhältnisse versetzt, sich die Gabe bald aneignen —, so hat der Mensch größere Daseinsberechtigung als die übrigen Geschöpfe. Denn der Stärkere behauptet das bessere Recht — der körperlich Stärkere vor dem Schwachen und Krüppel, den Kluge vor dem Dummen, der geistig und körperlich Ueberlegene vor Allen.

Woraus sich dieses Recht herleitet, wurde oben bereits angedeutet. Das Leben ist nicht freier Wille des Einzelnen, sondern Naturnothwendigkeit. Nicht freiwillig bin ich in die Welt gekommen, scheide auch nicht freiwillig aus ihr: daß ich da bin, hat ein höheres Gesetz gewollt; daß ich bleibe — mit allen Mitteln zu bleiben suche, ist mein gutes Recht — und wie das meine, so das einer jeden Erscheinung.

Aus der einen Nothwendigkeit leiten sich alle anderen Lebensäußerungen her. Dem Löwen ist es unverwehrt, die Antilope zu fressen, der Ziege, die saftigen Kräuter abzuweiden. Demjenigen Menschen, der sich die besten Existenzbedingungen zu schaffen vermag, muß das beste Recht auf der Erde zuerkannt werden. Je erfindungsreicher er in der Schaffung günstiger Lebensverhältnisse ist, um so mehr wächst sein Recht zu sein gegenüber Dem, der Nichts oder Wenig vermag.

Ist nun die Erkämpfung des besseren Platzes in der Sonne mit allen Mitteln erlaubt? Giebt es in dieser Hinsicht ein Unrecht oder nicht? Nein, denn von vorn herein existirt der Begriff des Unrechtes nicht. Der Tiger mordet, um zu leben, Ratten fressen in der Noth schließlich einander gegenseitig auf. Wenn auch nicht, um den Hunger zu stillen, so doch im Kampfe um die Gunst des weiblichen Thieres greift der Hirsch seinen Nebenbuhler an und bekämpft ihn bis zur Vernichtung. Aus ähnlichem Grunde stellen die männlichen Thiere der Species Felis und der Species Sus ihrer eigenen Nachkommenschaft nach. Wenn der Geschäftsmensch seinen Concurrenten mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft, ruinirt, an den Bettelstab bringt und schließlich gar zum Selbstmord treibt, so ist der Unterschied zwischen ihm und der Ratte nur äußerlich. Beide haben den ihnen ohne ihren Willen auferlegten, durch ihre Existenz bedingten Kampf um's Dasein gekämpft.

Und doch wird der Mensch, der diesen Kampf in rücksichtsloser Form kämpft, gehaßt und verurtheilt! Und wenn er gar „unerlaubte" Mittel wie Fälschung, Betrug, Diebstahl, Raub oder gar Mord anwendet, so wird er möglichst unschädlich gemacht, ob ihm gleich diese Mittel nur sein „findiger" Verstand an die Hand gegeben hat. Woher nun dieser Widerspruch? Daß wir hier mit dem Altruismus nicht durchkommen, wird jeder zugeben, der die egoistische Natur des Menschen kennt.

Der einsam Lebende, der nie mit seines Gleichen in Berührung kommt, bedarf keines Sittengesetzes, er kann thun und lassen, was er will. Wenn die Erde plötzlich entvölkert würde bis auf ein einziges Exemplar der Species Mensch, und wenn dann dieser Mensch herkommen und sich selbst ein Strafgesetzbuch und einen Moralcodex auferlegen wollte, so müßte er nicht nur sich selbst lächerlich erscheinen, er würde auch etwas ganz Ueberflüssiges thun.

Alle die Lehren der guten Sitte, wie sie uns von Jugend auf eingeprägt werden; alle Paragraphen der Strafgesetzbücher, auch die palliativen Normen der Lächerlichkeit und Absurdität haben nur Sinn im Verkehr des Menschen mit dem Menschen. Der Mensch allein ist im Kampfe mit seines Gleichen unrettbar verloren, wenn er der Schwächere ist. Da ist ihm der Gedanke der Association gekommen. Wie kleine Raubthiere, wenn sie sich zu gemeinschaftlicher Jagd verbinden, auch des großen Stieres Herr werden, so können Schwächlinge, in genügender Anzahl vereinigt, schließlich dem Mächtigsten ihr Gesetz vorschreiben. Aus dieser Erfahrung zog sich mit Leichtigkeit, ja mit Nothwendigkeit die weitere: je mehr ihrer zusammenhalten, desto größer ist für den Einzelnen die Aussicht, sich seine Existenzbedingungen so günstig als möglich zu schaffen.

Daher Ringbildung die nächste Folge der Gabe gegenseitiger Verständigung, — Ringbildung aller Orten. Der natürlichste Ring ist die Familie; von ihr ausgehend hat der Mensch, im Gegensatz zum Thier, seine Ringe zu dauernden Einrichtungen erweitert. Als er einsah, daß Besitz Macht verlieh, hat er sogar den Besitz auf seine Nachkommen gebracht und die Erbschaftstheorie ausgebildet.

Nun verleiht der Besitz an sich gewiß nicht Macht, wenn er unbenutzt daliegt. Erst die Möglichkeit, mit seiner Hülfe wieder größere Ringe bilden zu können, giebt ihm seine Bedeutung. Denn zum Besitzenden drängt sich der Besitzlose hin, der altgermanische Schatzkönig, der „Goldfreund", der „Ringespender" bildet sich seine Gefolgschaft, den ausgesprochensten Ring, den die Geschichte kennt.

Dem Existenzbedürfniß des Menschen, der Nothwendigkeit, den Hunger zu stillen, um es deutsch auszudrücken, tritt mit der Geschlechtsreife der andere unbezwingliche Trieb hinzu, das Geschlecht fortzupflanzen, der Trieb, den man als Liebe bezeichnet.

Er ist auf der Naturstufe der einzige, der von der Magenfrage ablenkt und sie wirksam unterbricht. Da nun, wie allgemein bekannt und psychologisch erwiesen ist, das Weib denjenigen Mann bevorzugt, der aus der Menge hervorsticht, der vor seines Gleichen als der Ueberlegene erscheint und ihr imponirt, so legt der Mann besonderen Werth auf solche Auszeichnungen, die ihn vor Anderen hervortreten lassen. Und ebenso dürfte es nicht zu bestreiten sein, daß dem männlichen Individuum am Weibe das „Aparte" ganz besonders zusagt, mehr als das allgemein Schöne. Man beobachte nur, und man wird finden, daß jedes weibliche Wesen, in richtiger, wenn auch instinctiver Erkenntniß des männlichen Zuneigungsgrundes, in erster Linie „apart" aussehen will, und daß eine uniforme, wenn auch noch so zweckmäßige Kleidung sie allesammt todtunglücklich machen würde. Daß auf niedrigen Culturstufen diese „aparte" Erscheinung mit sehr einfachen Mitteln bezweckt wird, liegt auf der Hand. Aber die Sucht, sich zu schmücken, um Neigung auf der einen, Furcht und Unterordnung auf der anderen Seite zu bewirken, ist überall die gleiche. Diesem Streben entspringt im modernen Staate die Sucht nach jenen Auszeichnungen, die uns in Gestalt von Titeln, Orden und Ehrenzeichen, Uniformen (die in den Augen der meisten Menschen heute als das Gegentheil ihres Namens aufgefaßt werden) und derlei äußerem Schein entgegentreten. Daher ist Derjenige, der solche Dinge zu vergeben hat, sicher, einen großen Ring zu bilden, und der Fürst muß sich auf sein Handwerk schlecht verstehen, der von diesen Reizmitteln keinen ausgiebigen Gebrauch macht. Schafft er gleichzeitig auf die eine oder andere Weise günstige Existenzbedingungen, so kann er sicher sein, daß der mächtigste Ring sich um seine Person bildet.

Vom Fabrikanten, der viele Arbeiter beschäftigt, ist nicht zu verlangen, daß er ihnen mehr opfert als er muß. Er gewährt ihnen genau so viel, daß sie es vorziehen, bei ihm und nicht bei einem Anderen zu arbeiten. Je mehr er heraus bekommt aus der Fabrik, um so angenehmer kann er das Dasein sich selbst und seiner Familie gestalten, um so mehr

Digitized by Google

kann er seinen Einfluß zur Geltung bringen, den er wieder zu Ringbildungen verwenden wird. Von Pflichten gegen die Arbeiter weiß er von vorn herein Nichts, denn sie arbeiten ja nicht für ihn um seiner Person und seiner schönen Augen willen, sondern nur, so lange er Geld hat. Wenn er trotzdem mehr für sie thut, als er unbedingt muß, so war dazu wieder eine Ringbildung erforderlich, der er sich beugte, und schleunigst antwortet er, damit der Zwang nicht zu weit gehe, mit Gegenringen. Schließlich soll nicht geleugnet werden, daß bei hochentwickelter Cultur auch ethische und moralische Momente ein Wort bei derartigen Bildungen mitreden.

* * *

Alles in Allem genommen, liegt die Grundursache jeglichen Fortschrittes, wenn man die zunehmende Möglichkeit, neue und bessere Existenzbedingungen zu schaffen, so nennen will, naturgemäß in der wachsenden Bevölkerungsziffer, in dem Streben des Dürftigen aber Starken, sich in die besseren Verhältnisse des Reichen empor zu arbeiten.

Ein Volk, welches Raum in seinem Lande hat, hat's nicht sehr eilig mit der Arbeit. Man sagt der französischen Nation nach, daß sie zurückgehe, weil die Ziffer der Geburten bei ihr eine geringere ist als bei anderen Völkern. Warum aber zeugen die Franzosen wenig Kinder? Weil sie wissen, je weniger Menschen sich in den Wohlstand theilen, desto besser hat es der Einzelne. Nur die Furcht vor den stark sich vermehrenden Nachbarvölkern läßt den Umstand als eine Gefahr erscheinen, an und für sich ist er keine oder höchstens insofern nur, als der „Fortschritt" mit der Zeit unterbleibt und die Nation stille steht auf der errungenen Culturstufe. Wäre Frankreich wie England mit einem unpassirbaren Meere umgeben, so möchten seine Bewohner sich so stark oder so schwach vermehren wie sie wollten und könnten, sie würden von keiner Gefahr dieserhalb reden und sich im letzteren Falle nur um so wohler fühlen.

Denn Fortschritt ist ja nicht gleichbedeutend mit Glück! Dem nach Erwerb hastenden, über neuen Problemen sinnenden Menschen ist der Begriff der Zufriedenheit noch sehr verborgen. Ihm ist der Bedürfnißlose weit voraus auf dem Wege zum Glück, da er weit unabhängiger in seiner Existenz ist und nicht nöthig hat, sich in die fesselnden Ringe hineinziehen zu lassen. Wie aber auch diese wieder auf Gewinnung der Zufriedenheit gerichtet sein können, sehen wir an den alten Zünften, die zwar dem Mitgliede in seiner Erwerbsmöglichkeit Schranken auferlegten, ihm dafür aber auch die Concurrenz ausschlossen.

Solche Ringe hat freilich die wachsende Volkszahl gebrochen, und je mehr diese wächst, desto größere Dimensionen werden die Ringe annehmen, wofür unsere Zeit täglich den Beleg liefert. Ihre Bildung wird um so leichter, je größere Herrschaft der Mensch über die Natur erlangt, und je mehr die Schranken zwischen den räumlich Getrennten durch die Möglichkeit der Verständigung auf weite Entfernungen hinschwinden.

Der größte überhaupt denkbare Ring wäre die Vereinigung aller Bewohner der Erde. Aber der ist widersinnig, weil er sich nicht gegen andere abschließt und weil ihm der auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Zweck abgehen muß. Denn wo ein Ring sich bildet, bildet sich mit Naturnothwendigkeit früher oder später ein Gegenring. Der, wenn nicht umfangreichste, doch unserem Denken plausibelste ist derjenige des Nationalitätenstaates. Ueber ihn hinaus wächst zu bestimmten Zwecken die Vereinigung mehrerer Nationen, sei es zum gemeinsamen blutigen oder zum friedlichen Krieg, wie z. B. zu gemeinschaftlicher Handels- oder Zollpolitik u. dergl.

Im Staate selbst gehen wir, so lange die Geburten die Sterbefälle überwiegen, mit Nothwendigkeit einer immer wachsenden Anzahl von Ringen entgegen. Diese gegen einander im Gleichgewicht zu halten, ist schließlich Aufgabe des größten Ringes, des Staates, der freilich, da seine gegenwärtige Form nur von der Mehrheit aufrecht erhalten wird, keineswegs allumfassend und selbst durch die Außenstaaten bedingt ist. Ein allumfassender Staatsring, wie ihn die Socialdemokratie anstrebt, ist — weil er Gegenringe ausschließt — widersinnig und so lange unmöglich, als die Menschen theils stark, theils schwach zur Welt geboren werden. Er würde bei der Menschheit den Quietismus, d. h. denjenigen geistigen Zustand bereits zur Voraussetzung haben, der nach der buddhistischen Religion den Endpunkt alles menschlichen Strebens bilden soll. Das reinlichste und zugleich lehrreichste Beispiel in jener Hinsicht, die katholische Kirche (Kirche nicht mit Religion zu verwechseln!), erhebt bekanntlich den Anspruch, alle geistigen Gegenströmungen ausschließen und allumfassend sein zu wollen. Dabei datirt ihre Befreiung aus der Stagnation, in die sie gerathen war, und das Erwachen zu neuem Leben genau von dem Zeitpunkt, wo die große Gegenströmung einsetzte, zu deren Mittelpunkt Luther sich erhob. Und wie hier im Großen, geht's mit anderen Religionsgesellschaften und Bekenntnissen im Kleinen, wie die Kirchengeschichte auf jeder Seite lehrt.

* * *

An sich ist die Socialdemokratie keineswegs unberechtigt, ebenso wenig wie das Streben nach dem Glück überhaupt. Und müßig ist es vor allen Dingen, die Menschen wegen ihres Thuns verurtheilen zu wollen.

Wenn sich z. B. der stärkere Theil eines Volkes unter einer despotischen Regierung wohl fühlt, und einer solchen zur Erreichung seiner Wohlfahrt bedarf, so besteht diese Regierung eben zu Recht, und man hat sich mit der Thatsache abzufinden. Ein einzelner Mensch könnte nur dann Despot sein, wenn er allen Uebrigen an Stärke und Intelligenz sich überlegen erwiese. Andernfalls müssen ihm die Stärksten und Intelligentesten beistehen, sonst wird die Herrschaft gestürzt, ebenso wie gegentheils die Volksherrschaft. Alles läuft also auf eine Kraftprobe hinaus. Gesetze, welche den Kampf und seine Mittel bestrafen, giebt es nur so lange, als die Superiorität sie aufrecht zu erhalten im Stande ist.

* * *

Ich wende das eben Gesagte und in kurzen Umrissen Hingeworfene auf den Geschichtsschreiber und seine Aufgabe an und frage: Wie soll man nun Geschichte schreiben?

Die Antwort wird dem nicht schwer sein, der die ewigen Ringbildungen der Menschheit wie die Wellenschläge eines Meeres herüber und hinüberfluthen sieht. Wie die Strömung, so ist die Gegenströmung berechtigt, und es macht keinen Unterschied, ob sie beide auf Wahrheit oder Irrthum, auf richtiger oder falscher Vorstellung beruhen. Wer alle die dem Willen der Menschen zu Grunde liegenden Vorstellungen und damit den Urgrund der menschlichen Handlungen wüßte, der würde natürlich im Stande sein, die Geschichte so darzustellen, wie sie wirklich gewesen ist. Ein solch' absolut getreues Bild des Ganges der Weltbegebenheiten vermag aber nur ein mit göttlicher Intuition begabter Geist zu haben, sagen wir: Gott selbst. Der Mensch hat nicht einmal ein richtiges Bild der Vorstellungen eines anderen Menschen. Doch aus einer gemeinsamen Bewegung so und so vieler Individuen auf einen bestimmten Zweck kann auf die, dieser Bewegung zu Grunde liegende Vorstellung zurück geschlossen werden, wie z. B. aus der Begebenheit des deutschen Bauernkrieges auf die Vorstellung, daß das Loos der Bauern als unerträglich gegolten habe.

Dieser Rückschluß ist in den meisten Fällen wohl nicht allzu schwer, wird aber gewöhnlich mehr oder weniger einseitig gemacht, indem der Historiker es unterläßt, auch den Handlungen des Gegenringes bis zu ihrem Urgrund zu folgen. Der Conservative sieht in der Bewegung der Jahre 1848 und 1849 kaum eine Berechtigung; der Mann des Fortschrittes hält die Fürsten und ihre Leute für das Unheil jener Zeit.

Digitized by Google

Fußen wir auf der Thatsache, daß ein und dieselbe Vorstellung bei dem einen Menschen sich so, bei dem anderen anders in Willen umsetzt, daß also z. B. der Eine bei einer Nachricht weint und zusammenbricht, wo der Andere tobt, der Dritte ruhig und entschlossen handelt, so werden wir weiter schließen dürfen, daß auch eine wieder erneuerte Vorstellung nur bei gleich angelegten Individuen gleiche Wirkung äußert. Wenn demnach die der 48er Bewegung zu Grunde liegenden Vorstellungen einem Individuum von heute suggerirt werden, so wird man annehmen dürfen, daß der, der sich vom Treiben der Demagogen angezogen fühlt, auch damals für die Barricadenkämpfer geschwärmt haben würde, und umgekehrt. Kein Mensch kann aus seiner Haut heraus, sowenig wie er seine Handschrift zu ändern vermag; er kann dies letztere umso weniger, je ausgeprägter seine Individualität ist. Nur aus ganz bestimmter Hirnconstruction kann ich mir wenigstens die Thatsache erklären, daß jedes Dogma einer beliebigen Religionsgesellschaft stets auch unter den sog. hellen Köpfen wirklich überzeugte Anhänger gefunden hat und findet, wobei theils ererbte, theils durch Erziehung und Bildung gewordene Anlage und Construction angenommen werden muß. Der Conservative *kann* also nicht denken wie der Socialist, der Skeptiker nicht wie der Gläubige, und ebenso wenig vermag der Eine als Historiker dem Anderen vollauf gerecht zu werden.

Sollte man hieraus nun den Schluß ziehen wollen, daß der Indifferente und Indolente der beste, d. h. unparteiischste Geschichtsschreiber sei? Gewiß nicht, und es könnte nichts Verkehrteres geben. Denn der Schwache und Theilnahmlose wird sich die Mühe überhaupt nicht geben, das Thun und Lassen anderer Menschen ergründen, sich in deren Vorstellungsinhalt vertiefen zu wollen. Wenn aber gesagt wurde, daß in letzter Linie Gott diesen Vorstellungsinhalt ganz zu erfassen allein im Stande ist, und wenn Gott allein ganz leidenschaftslos und über der Menschen Thun erhaben ist, so wird derjenige die Geschichte am richtigsten erfassen, der dem göttlichen Standpunkt erhabener Leidenschaftslosigkeit zustrebt, oder nach Menschenmöglichkeit nahe kommt.

Nicht Jeder wird das können. Nicht Jeder will ja auch Geschichte schreiben. Und schließlich *wollen* viele Geschichtsschreiber auch gar nicht unparteiisch und objectiv Geschichte schreiben. Sie *wollen* ihren einseitigen Standpunkt vertreten, *wollen* derjenigen Ringbildung, die sie für die berechtigtere halten, das Wort reden, und werden damit in tendenziösem Sinne schreiben. Damit werden sie freilich ihrem Geschichtswerk nur einen bedingten Werth verleihen. Ihr Bild bleibt schief. Möglich, und bei guten Schriftstellern ist es gewiß, daß sie ihre Vorstellungen einem großen Theile ihrer Leser mit Erfolg suggeriren werden. Aber ebenso sicher ist es, daß eines Tages wieder die Gegenströmung einsetzt und sie verschlingt.

* * *

Endlich zum Schluß noch ein Wort über die treibende Macht in der Culturentwickelung. Alle der Menschen Vorstellungen beruhen, wie wohl kaum noch Jemand ernstlich bestreiten wird, auf der Erfahrung. Aber bei allem menschlichen Thun spielen Nachahmung und Suggestion eine bedeutende Rolle. Es wird, um die Massen mit sich fortzureißen, immer gewisser, überlegener Geister bedürfen, die sich die sozusagen in der Luft liegenden Vorstellungen ihrer Zeit in hervorragendem Maße zu eigen machen und sie, da sie in der „Erfahrungskapazität", d. h. in der Aufnahmefähigkeit für Vorstellungen, der Mehrzahl der anderen überlegen sind, ihren Mitmenschen suggeriren. Sie schaffen die Verhältnisse nicht, aus denen sie die Ideen abstrahiren; denn alles will erst erfahren sein. Aber thatsächlich machen sie die Geschichte als Mittelpunkte, Leiter und geistige Vertreter der Ringe, deren Vorstellungen sie theils sich zu eigen gemacht, theils wieder suggerirt und verbreitet haben. Will der Historiker also den Kern des Vorstellungsinhaltes einer Zeit richtig treffen, so wird es genügen, denjenigen der Besten der Zeit kennen zu zu lernen. Alle übrige Forschung wird das Bild wohl ergänzen, verbreitern und vertiefen, aber kaum wesentlich ändern.

Literatur und Kunst.

Stimmen aus dem 18. Jahrhundert über Theater und Schauspieler.

Von Siegfried Siehe (Steglitz).

Im Jahre 1784 hatte Schiller seinen Vortrag: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" in Mannheim gehalten, wobei er das Theater in seiner Wirkung über die Religion und die Gesetze stellte. „Wenn keine Moral mehr gelehrt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns Medea noch anschauern, wenn sie die Treppen des Palastes herunter wankt!" Aehnliche Gedanken hatte Theodor Gottlieb von Hippel, als er im Jahre 1791 die Worte schrieb: „Freilich könnte mehr durch Theater als durch Kirche ausgerichtet werden, wenn sich beide das Ehrenwort geben und es halten möchten, daß man hier mit edlem Ernst, dort mit edler Satire das Laster befehden, überall die Tugend beschützen wollte."

Die Ansichten der beiden Männer stimmten darin überein, daß die Schaubühne Hohes zu leisten vermöge, Beide aber hatten verschiedene Erfahrungen gemacht. Den jugendlichen Schiller, der Amt und Vaterland mit der Hoffnung verlassen, beim Theater das höchste Lebensglück zu finden, führte das Geschick zu einer Kunststätte, die unter Dalberg's Leitung zu einer der besten Deutschlands heranreifte. Hippel aber konnte nach dem, was er gesehen und gehört, das Theater nur eine Schule nennen, wo „Koketterie den Schönen und Liebesintriguen den Jünglingen beigebracht werden".

Nach der Auflösung des Gothaer Hoftheaters, dessen Zierde Ekhof einst gewesen, konnten die Bühnen in Mannheim und Hamburg für die vornehmsten gelten. Weit hinter ihnen stand das Berliner Theater Theophil Döbbelin's, und noch weiter zurück traten die übrigen. Das Weimarische Hoftheater wurde erst im Mai 1791 eröffnet.

Für die Berechtigung der Vorwürfe, die Hippel der Schaubühne machte, bringen die Quellen genügende Belege. Aus Göttingen wird 1784 berichtet, wie das „Burschenparterre auf Zweideutigkeiten Jagd gemacht" hätte, wie die Töchter der Professoren „das Gesicht fein züchtig hinter den Fächer zu stecken gezwungen" waren, und sogar Abel Seyler ließ Brandes „Hochzeitsfeier" 1777 darstellen, in der eine Mutter die Tochter belehrte: „Ach was, sobald der Mann so gottlos ist, seine Frau zu betrügen, so hat die Frau auch ihre Freiheit." Das waren freilich Aeußerungen, die kaum zu der Hoffnung berechtigten, die Bühne könne eine „moralische Anstalt" werden.

Ebenso wenig wie viele Stücke befriedigte der Lebenswandel der Schauspieler. Es wird Niemandem einfallen, bei Fleck oder Iffland auch nur den Hauch eines Makels zu suchen. Ja, jener Bund, den der spätere Berliner Generaldirector, Beil und Beck in Gotha und Käserthal einst schlossen, um mit Ernst und Würde ihrem Berufe zu dienen, ist ein unerreicht hohes Vorbild auch für die heutige Schauspielergeneration, und nicht für diese allein, auch für alle die, die gemeinsam zum Wohle eines großen Instituts zu arbeiten

Digitized by Google

haben. Achtbare Schauspieler aber gab es wenige, bei uns sowohl als anderwärts.

In Frankreich warf man um 1790 Komödianten, Scharfrichter und Henker in einen Topf und versagte ihnen die Wahlfähigkeit zu allen Civil- und Militärämtern, und in Deutschland war es nicht anders. Mit Personen, welche in irgend einem Berufe schon gescheitert waren, mit leichtsinnigem Gesindel, das beim Theater noch leichtsinniger zu leben begehrte, wollte Niemand etwas zu thun haben. Armuth und Elend folgten ihren Karren. „Die Königinnen gehen des Morgens ohne Strümpfe, die Staatsminister in zerrissenen Hosen spazieren", schreibt Göcking an F. L. W. Meyer, und die Chronologie des deutschen Theaters berichtet aus dem Jahre 1720: „Die Komödianten erschufen sich Manschetten aus Papier, und die Galakleider ihrer Prinzen waren eben so wohlfeil." „Die Prinzessinnen waren in ihrer Kleidung so schmutzig als in ihrem Witze. Sie hatten keine Strümpfe in ihren Schuhen und keinen Funken Schamröthe in ihrem Gesichte, als die ihnen der Kugellack gab." So ist es kein Wunder, wenn der ehrsame Bürger und der größte Theil der protestantischen Geistlichkeit dem Theater gegenüber sich ablehnend verhielten. Sie berücksichtigten nur nicht, daß es auch rechtliche Schauspieler gab, daß auch andere Stände damals nicht weniger sündhaft waren. Pastor Dietrich von der Berliner Marienkirche warf unter dem Texte: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" einem einzusegnenden Schauspielerpaare die Unredlichkeit des Gewerbes vor, Abendmahl suchende Komödianten wurden abgewiesen, ein christliches Begräbniß dem Schauspieler verweigert, und noch im Mai 1803 hielt beim Leichenbegängniß Beck's in Mannheim „der evangelische Schulhalter nach der Form die Parentation, obgleich der Geistliche zugegen war". Erst als nach dem Aufschwung der deutschen Literatur auch für die deutsche Bühne eine ernstere Epoche begann, finden wir Prediger wie Schleiermacher und Herder im Theater. Aber so gewaltig war noch die Scheu vor dem Tempel Thalia's und Melpomenes, daß der viel geschmähte, unglückliche Pastor Jenisch heilig versicherte, er wäre nicht im Theater gewesen, als er im Anfange des vergangenen Jahrhunderts einen lateinischen Hymnus auf Schauspieler drucken ließ. Ob der Consistorialrath Falmer in Cassel, der 1786 seine Zuhörer ermahnte, dem „abgebrannten Schauspieldirector Böhm beizustehen, weil das Schauspielhaus nicht, wie Einige wähnten, nur eine Zuflucht für Ausschweifende, sondern eine Schule der Tugend sei", die Vorstellungen besucht hatte, läßt sich heute wohl nicht mehr ermitteln. Jedenfalls wirkte seine Rede geradezu verblüffend.

Die Haltung der katholischen Geistlichen dem Theater gegenüber war günstiger. Mönche des Menonitenklosters in Duisburg stellten dem jungen Kotzebue für sein Liebhabertheater ihren Kreuzgang zur Verfügung und besuchten fleißig die Proben. Und was die Geringen thaten, unterließen die Hohen nicht. Die Kirchenfürsten liebten es wie die weltlichen Herrscher, den Glanz ihres Fürstensitzes durch ein Theater zu erhöhen. Der Bischof von Großwardein fand im Capellmeister Dittersdorf seinen Schauspielleiter, der Erzbischof von Hildesheim hatte sein Hoftheater, der Fürstbischof von Osnabrück bezeigte das lebhafteste Interesse. Allen voran aber steht der lebenslustige, schon betagte Kurfürst von Köln und Bischof zu Münster, Maximilian Friedrich aus dem Hause der Grafen von Königseck-Rothenfels. „Um die Schauspielkunst zu einer Sittenschule für das Volk zu erheben", beschloß er, eine ständige Gesellschaft zu engagiren, und er ließ zu, daß Lessing'sche Stücke aufgeführt wurden. Hin und wieder hören wir allerdings auch von einem Eingreifen durch katholisch-christliche Kreise. Beaumarchais' Figaro fiel einem später wieder zurückgenommenen Verbote des Kurfürsten von Mainz anheim, und der kaiserliche Gesandte von Röthlein in Frankfurt a. M. protestirte gegen die Aufführung des sonst trefflichen Stückes von Leisewitz: „Julius von Tarent", angeblich, weil ein Bischof auftrat und die übrigen Geistlichen im vollen Ornat auf der Bühne erschienen, in Wahrheit wohl, weil eine Aebtissin eingestand, daß auch ihr Herz einst gern am Irdischen gehangen.

Das große Publicum, vorzüglich dasjenige Berlins, liebte im Allgemeinen die Theatervorstellungen. Aber auch vom Gegentheil melden uns die Ueberlieferungen. Wie oft hat man den Magistrat der Reichsstadt Ulm wegen des Baues eines Komödienhauses getadelt und ihn erinnert, „die darauf verwendete Summe zur Errichtung eines Zucht- und Arbeitshauses" zu benutzen. In Frankfurt a. M. schnitt man im Mai 1784 die Henkel der Feuerlöscheimer im Theater durch, und kaum ein Jahr darauf verweigerten Viele unter dem Rufe: „Laßt die Barfüßerkirche bauen, wir brauchen kein Komödienhaus", ihre Mithülfe beim Löschen eines Theaterbrandes. Hiervon verräth der originelle Brief der Frau Rath Goethe an Fritz von Stein freilich nichts. Sie pries die gerührten, mitleidigen Frankfurter, die sonst die Theater-Geschichte der Goethezeit nicht kennt, weil sie die Abgebrannten unterstützten, und schließt ihr Schreiben mit den Worten: „Er (der Schauspieldirector) erschien in seinem halbverbrannten Rocke, verbundenen Kopf und Händen, woran er sehr beschädigt war, und hielt eine Rede, seine sechs Kinder stunden in armseligem Anzug um ihn herum und weinten alle so, daß man hätte von Holz und Stein sein müssen, wenn man nicht mitgeweint hätte, auch blieb kein Auge trocken."

Frau Ajas, der angesehenen Patrizierin, Theater-Enthusiasmus und ihre nahen Beziehungen zu Schauspielern stehen einzig da in der Theatergeschichte jener Tage. Wir können des Umganges der Rahel Levin mit Bühnenpersonen hier kaum gedenken. Denn ebenso verachtet wie die Schauspieler waren die Juden. Aber wir vermögen Aeußerungen zu bringen, wie angesehene Personen über die Komödianten dachten. Der Tribunalsrath Meyer verbot seiner Tochter Karoline, der späteren Gattin Jean Paul's, den Verkehr mit einer schwärmerisch geliebten Schauspielerin, Iffland mußte es 1799 in Breslau erfahren, daß Collegen von einem ihm zu Ehren gegebenen Mahle ausgeschlossen wurden, weil einige Theilnehmer sich weigerten, mit gewöhnlichen Schauspielern an einer Tafel zu speisen, und dasjenige Kind des Grafen S . . . f in Schlesien „machte sich der Erbschaft unwürdig, so eines allzu genauen Umgangs mit Spielern, mit Theaterpersonen und Juden überführt werden sollte". Und das Alles geschah zu der Zeit, da die Moral in vielen Kreisen auf denkbar niedrigster Stufe stand, da ein Franzose erzählte, so leicht wie in Deutschland haben es uns die Frauen nirgends gemacht, zu der Zeit, da jene Sophascene zwischen der Gräfin Schlabrendorf und Jean Paul sich abspielte, zu der Zeit, da der Censor den Literaten alles strich, nur nicht offenbare Gemeinheiten. Daß kein Grund vorlag, Schauspieler geringer zu bewerthen als andere Menschen, das hat ein Berichterstatter des Tübinger Morgenblattes ausgesprochen, als er schrieb: „Die allgemeine Gemeinheit war überglücklich, eine Gattung von Menschen gefunden zu haben, an der es ihr officiell erlaubt war, sich fortwährend zu entladen."

Ich kann diesen Artikel nicht schließen, ohne des großen Theaterleiters zu gedenken. Wie oft berichtet Goethe in seinem Tagebuche, daß er die Schauspieler zu sich einlud, mit ihnen arbeitete, sie auszeichnete, sie belehrte! Eckermann läßt ihn sagen: „Schiller verfuhr in demselben Sinne wie ich. Er verkehrte mit Schauspielern und Schauspielerinnen sehr viel. Er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig, und nach jeder gelungenen Vorstellung von einem seiner Stücke pflegte er sie zu sich einzuladen und sich mit ihnen einen guten Tag zu machen."

Neben Schröder in Hamburg, der auf sittenstrengen Lebenswandel seiner Schauspieler hielt, sind es wieder die

Digitized by Google

Großen in Weimar, die an dem verachteten Stande der Schauspieler ein noch heute fortwirkendes Befreiungswerk vollbrachten, die ihrer Zeit weit voraus eilten. Noch lange nach Schiller's Tode hat man dem verdienten Geheimen Finanzrath Stägemann einen Vorwurf daraus gemacht, daß er zu angesehenen Schauspielern Beziehungen unterhielt, ja sogar zu ihren Gesellschaften sich einfand.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Schach der Dame!

Von Gustav Johannes Krauß.

Vor einigen Jahren hatte ich eine merkwürdige freundschaftliche Beziehung. Mein Freund war ein Herr Hauptmann Mhmhm. So hatte er sich, seinen Namen undeutlich murmelnd, bei unserem ersten Zusammentreffen vorgestellt, und so nannte ich ihn in meinen Gedanken weiter, auch als ich längst von dritter Seite erfahren hatte, daß der ältliche Herr mit dem nervösen, graugelblichen Gesicht und dem eigenthümlich verschleierten Blick Waldmüller hieß. Angethan hatte es mir der Herr Hauptmann a. D. auf den ersten Blick. Ich mußte tagsüber sehr oft an ihn denken, und ließ mich nur schwer durch irgend Etwas abhalten, des Abends Schlag Zehn in dem von den Berliner Schachspielern bevorzugten Kaffeehause zu erscheinen, in dem der Hauptmann jeden Abend von acht Uhr an saß, erst einen Berg von Zeitungen und Zeitschriften durchblätterte und dann auf dem Schachbrette seinen Gegnern eine Schlacht nach der anderen abgewann. Das tägliche Zusammensein mit diesem Manne war mir am Ende so sehr zum Bedürfniß geworden, daß ich mich deßhalb sogar mit einer Flamme entzweite, für die ich im Uebrigen gerne, wie Herr Mephistopheles den verliebten Thoren höhnisch nachsagt, Sonne, Mond und alle Sterne zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft verpufft hätte. Meines Liebchens Begehren stand nun nicht nach solchem Feuerwerk. Dagegen ging sie gern in die Oper, und ich sollte sie jedesmal abholen. Die Oper war aber immer um halb Elf aus, mitten in der dem Hauptmann Mhmhm reservirten Zeit. Da entschuldigte ich mich denn einmal mit allerlei Ausflüchten, meine Dame nahm das gewaltig übel und so riß das zarte Band entzwei.

Er, der mich ein so großes Opfer kostete, schien dem um vieles jüngeren Partner auch seinerseits eine gewisse Sympathie entgegen zu bringen. Als ich erst Stammgast in der Schachecke des Kaffeehauses geworden war, kam es sehr selten vor, daß ich ihn bei meinem Eintreffen schon engagirt fand und mich mit der Rolle des Kiebitzes begnügen mußte. Er wartete offenbar auf mich. Das mußte aber auf persönlichem Wohlwollen beruhen, denn mein Schachspiel konnte dem Manne bei Gott nicht sonderlich imponiren. Gegen andere Partner zog ich ja meinen ganz guten Zug auf den vierundsechzig Feldern, ihm gegenüber aber war ich meistens eine todtgeborene Leiche. Das hatte zwei Gründe. Einmal war der Hauptmann der weitaus stärkere Spieler von uns Beiden. So geistvolle Opfercombinationen wie von ihm habe ich von keinem Anderen gesehen. Eine Figur nach der anderen gab er zur Durchführung eines weit berechneten Angriffes hin, und setzte schließlich mit den paar armseligen Steinen, die ihm übrig blieben, den feindlichen König mitten in dessen noch vollzähligem Heere schachmatt. Der zweite Grund war, daß ich mich immer weit mehr mit der Persönlichkeit meines Gegners als mit meiner Partie beschäftigte, wenn ich mit Waldmüller spielte. So glühend mein Schachehrgeiz damals noch war, der Hang, einen interessanten Menschen zu studiren, immer neue Wesenszüge an ihm zu erspähen, mir ein Schicksal zusammen zu phantasiren, durch das er so geworden sein könnte, wie er geworden war, dieser Hang war doch noch stärker. Und Hauptmann Mhmhm war so das richtige Problem für ein Gemüth, das solchen Hang hatte. Er war Officier gewesen, hatte aber so durchaus nichts vom Militär a. D. Vor Allem keine Straffheit und Propertät. Wenn er durch den Saal ging, etwa um sich eine Zeitung zu holen, schob er sich auf in den Knieen leicht geknickten Beinen in schlechter Körperhaltung vorwärts, wie ein schwindsüchtiger Buchhalter. Seine Kleidung war nachlässig, im Gesicht hatte er immer drei Tage alte Bartstoppeln. Was habe ich mir den Kopf zerbrochen darüber, wie der sonderbare Mensch es anfing, niemals frisch rasirt zu sein und doch keinen Vollbart zu kriegen! Herausgebracht habe ich es nie. Und ebenso wenig Glück wie mit diesem kleinen Räthsel hatte ich mit den größeren, schwerer wiegenden, die mir die fragwürdige Gestalt meines Schachfreundes aufgab. Weßhalb mochte er vom Militär abgegangen sein? Schulden halber? Um irgend einer Weibergeschichte willen? Aber der Mann sah so gar nicht darnach aus, als ob er jemals ein Bruder Lustig gewesen sein könnte. Sein durch die feinen, durchgeistigten Züge über alle Maßen anziehendes, aber aschfahles und von frühen Falten tief durchfurchtes Gesicht mit der mächtig gewölbten kahlen Stirn und dem ein wenig willensschwachen Kinn deutete viel eher auf Einen, der sein Lebtag ein etwas melancholischer Träumer gewesen war, bis ihm ein Schicksalsschlag, dem seine weiche Natur nicht gewachsen war, das Rückgrat brach, ihn zum menschenscheuen Sonderling machte.

Im Rückgrat gebrochen, das war das richtige Wort für ihn. So sah er aus. Wenn man in seine stahlblauen Augen blickte, was einem selten genug gelang, denn meistens hafteten diese Augen auf den Schachfiguren oder blickten leer und ziellos in's Weite, dann sah man in einen solchen Abgrund von Lebensmüdigkeit und Lebensekel, daß es einem kalt durch die Adern rieselte. Und menschenscheu war er auch, obwohl er jeden Abend in dem stark besuchten Kaffeehause saß. Er blieb der Einsame mitten im Gedränge, im Durcheinanderwogen der plaudernden Stimmen. Niemals redete er ein Wort, außer über Schachdinge. In der Erörterung einer interessanten Stellung auf dem Brett, oder wenn er über ein Schachturnier sprach, das gerade in Monte Carlo oder sonst wo ausgefochten wurde, zeigte er sich als geistvoller, angeregter und anregender Plauderer. Sowie sich aber das Gespräch anderen Dingen zuwenden wollte, verstummte der eben noch so beredte Mund, die Augen des Hauptmanns nahmen ihren gewöhnlichen leeren, abweisenden Blick an, der ganze Mann schien kleiner und kleiner zu werden, als wolle er von seinem Stuhle verschwinden.

Ein Einsiedel, ein richtiger, weltabgekehrter Einsiedel, der lediglich um des geliebten Brettspiels willen sich täglich für ein paar Stunden zu den verhaßten Menschen gesellte!

Wie mochte er so geworden sein? Was hatte ihm das Rückgrat gebrochen?

Ganze Romane habe ich mir im Laufe der Jahre zur Antwort auf diese Fragen zusammengedichtet. Ich war auf meine Kunst, zu fabuliren und zu combiniren, angewiesen, denn aus dem Hauptmann selber war nichts herauszubekommen, und auch unter den übrigen Stammgästen war Keiner, der den wunderlichen Kauz näher gekannt hätte. Sie wußten alle nur, daß der Hauptmann seit etwa zehn Jahren kam, jeden Abend in der nämlichen Ecke saß, las und dann „schacherte". Es scheine ihm kärglich zu gehen, redeten sie, denn er trage immer alte Kleidung, verzehre ängstlich wenig nnd bleibe die kleine Zeche manchmal dem Markeur einige Tage schuldig. Durch diese üble Lage erklärten sich die Leute auch sein in sich gekehrtes Wesen. Manche meinten freilich auch, es wäre nicht richtig mit dem Hauptmann Waldmüller. Er müsse irgend wann einmal „etwas ausgefressen" haben.

Ich hatte die letzte Hoffnung, das Räthsel dieser sonderbaren männlichen Sphinx aufzulösen, längst verabschiedet, da ereignete sich eines Abends, es war im Februar, zur Zeit der gesellschaftlichen Hochfluth, ein merkwürdiges Ding. Ich hatte wieder einmal ein paar Einladungen abgelehnt und eine Ballkarte verfallen lassen, um mit Freund Mhmhm Schach zu spielen. Wir saßen am Brett einander gegenüber, um uns herum eine ganze Horde Kiebitze, Zuschauer, die sich über den Verlauf der Partie flüsternd unterhielten. Lautes Dreinreden war bei der Partie des Hauptmanns nicht rathsam. Da konnte er sackstiedegrob werden. Ich befand mich wieder einmal in sehr übler Position und zerbrach mir furchtbar den Kopf, wie ich meine Figuren aus der Umklammerung der feindlichen Steine befreien könnte. Auf einmal erschrak ich förmlich. Die blutlose weiße Hand des Hauptmanns war über dem Brette erschienen, hatte den Springer, der mir das Leben am sauersten machte, ergriffen, und ihn auf ein Feld geführt, wo er nicht bloß unwirksam war, sondern im nächsten Zuge schon sogar verloren gehen mußte. Ich traute meinen Augen nicht, mußte aber meinen Ohren trauen. Durch den Kreis der Kiebitze ging ein entrüstetes Gemurre über den offenbaren Fehlzug. Nun sah ich dem Hauptmann in's Gesicht und da erschrak ich regelrecht. Dieses fahle Gesicht war jetzt roth, roth, wie ich's niemals noch gesehen hatte, und die stahlblauen Augen sahen über meine Schulter fort in den Saal hinein, mit einem ganz sonderbaren, verängstigten, und zugleich dringend fragenden Blick, just, als sähen sie da drüben, mitten unter den trinkenden und rauchenden Kaffeehausgästen, einen Geist erscheinen.

Unwillkürlich fuhr ich herum, sah aber nichts, was verdient hätte, mit solchem Blick betrachtet zu werden. Ein paar Tische weiter nahmen eben etliche neue Ankömmlinge Platz. Zwei Herren im Frack, zwei Damen in Balltoilette. Die eine sah herüber. Herrgott, das war ja Frau von Thalburg, die schöne Wittwe, die ich neulich kennen gelernt hatte. Ich sprang auf und machte aus der Ferne meine Verbeugung, im Stillen die prachtvollen weißen Schultern bewundernd, die das über das Decolleté der hellblauen Seidenrobe geworfene Spitzentüchlein unverhüllt ließ. Die Dame nickte sehr gnädig zurück.

Ich wandte mich wieder zum Hauptmann zurück. Der war jetzt wieder so aschgrau im Gesicht, wie immer. In seine Augen konnte ich nicht sehen, denn er hatte die Stirn in die Hand gestützt und dachte offenbar scharf nach, wie er seinen durch den vorigen Fehlzug verlorenen Vortheil wieder zurückgewinnen könne. Nachdem er ziemlich lange gegrübelt hatte, kam in rascher Aufeinanderfolge Zug um Zug, und ich war bald, trotz des Fehlers, den Waldmüller zuvor gemacht hatte, regelrecht „pleite". Die Kiebitze wußten sich nicht zu fassen vor Entzücken über das geniale Endspiel des Hauptmanns. Ich hatte ihm die Sache freilich wieder einmal leicht gemacht. Mir lag ja der sonderbare Zwischenfall von vorhin und die Frage, ob am Ende gar zwischen jener schönen

Digitized by Google

Frau und Waldmüller ein Zusammenhang bestehe, viel zu sehr im Kopf, als daß ich mich hätte sonderlich vertheidigen können.

Sowie ich matt gesetzt war, sah ich mich um. Die kleine Gesellschaft war schon wieder fort.

Wir wechselten noch ein paar Worte über die eben gespielte Partie. Dann reichte ich dem Hauptmann die Hand, um mich von ihm zu verabschieden. Da sagte der auf einmal, nach einem sichtlichen Ruck, als brächte er's nur mühsam aus der Kehle hervor:

„Wo wohnen Sie, Herr Doctor?"

Mein Erstaunen war nicht schlecht. Auch die Kiebitze sahen einander mit großen Augen an. Der unzugängliche Hauptmann!

„Im Westen, in der Lützowstraße," sagte ich endlich.

Waldmüller nickte.

„Und ich in Moabit. Das ist gerade recht. Da begleite ich Sie, wenn's Ihnen recht ist, und wandere dann durch den Thiergarten nach Hause. Ich brauche Bewegung."

Ich war so freudig überrascht, daß ich vergaß, meine Zustimmung auszusprechen. Also doch noch! war mein ganzer Gedanke. Denn daß Waldmüller mir seine Begleitung nur antrug, um endlich einmal sein Herz vor einem mitfühlenden Menschen auszuschütten, war mir sofort klar.

Er hatte übrigens meine Zustimmung gar nicht abgewartet, sondern, sich viel rascher bewegend, als man's an ihm gewohnt war, seinen Schlapphut und den abgetragenen Hohenzollernmantel von dem Haken in der Ecke geholt, an dem sie jeden Abend hingen, und stand nun schon völlig marschfertig vor mir, in sichtlicher Ungeduld, das Local zu verlassen. Ich zog mich eilig an und trat mit meinem unerwarteten Begleiter hinaus in das Schneelicht der Winternacht.

Die ersten paar hundert Schritte wechselten wir kein Wort. Ich sprach nichts, aus Angst, die Bekenntnisse, die sich dem sonderbaren Manne neben mir vielleicht auf die Lippen drängten, durch irgend etwas zurückzuscheuchen. Mir war fast zu Muthe wie einem Schatzgräber, der auch nichts reden darf, soll der aus der Tiefe immer näher heraufglühende Hort nicht wieder zur Höllentiefe versinken. Er schob sich neben mir vorwärts, als habe er längst vergessen, daß er nicht allein ging, die Fäuste in die Manteltaschen gebohrt, mit nach vorne hängendem Haupte.

Auf einmal fragte der Hauptmann halblaut, ohne den Kopf zu heben:

„Herr Doctor — wer war die Dame?"

Also richtig! zuckte mir's durch den Kopf, während ich möglichst gleichgiltigen Tones antwortete: „Eine Frau von Thalburg".

Eine Pause. Dann klang es dumpf zu meiner Rechten, mit einer heiseren, gewürgten Stimme, als hielte den Sprecher eine derbe Faust an der Gurgel:

„Woher — entschuldigen Sie, Herr Doctor — woher kennen Sie die Dame?"

„Ich wurde ihr neulich in einer Gesellschaft vorgestellt," berichtete ich. Da ich fühlte, wie sehr der sonderbare Mensch an meiner Seite darnach brannte, Weiteres über die schöne Frau zu erfahren, erzählte ich nach einigem Zögern aus freien Stücken, was ich wußte. „Sie ist die Wittwe eines ostpreußischen Rittergutsbesitzers. Ihr Mann starb vor einem Jahre. Sie hat eben erst die Trauer abgelegt und bringt jetzt die Saison bei den Berliner Verwandten ihres Seligen zu, um wieder ein bißchen in die Welt zu kommen. Verehrer hat sie bereits zu Dutzenden."

Wieder eine lange Pause. Dann blieb der Hauptmann auf einmal stehen, hob den Kopf und sah mir voll in's Gesicht. Wir befanden uns in der Potsdamerstraße. In dem grellweißen Schein der Gasglühlicht-Laternen konnte ich jeden kleinsten Zug im Gesichte meines Mannes sehen. Da war jetzt alles Leben, Erregung, Bewegung. Um die Nasenflügel, in den Mundwinkeln ruckte und zuckte und arbeitete es, und die stahlblauen Augen brannten.

„Ich bin Ihnen nun wohl eine Erklärung schuldig, Herr Doctor", sagte er. „Also: Diese Frau von Thalburg war einmal meine Frau."

Ich hatte wohl einen Laut der Verwunderung nicht unterdrücken können, denn Waldmüller lächelte eigenthümlich.

„Das hätten Sie nicht erwartet, wie? Ich, der ältliche, abgetakelte Mensch, die problematische Existenz, und diese strahlende große Dame! Aber es ist richtig. Wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen die ganze Geschichte — hätte nicht geglaubt, daß ich jemals zu einem Menschen reden würde darüber. Aber dieses Zusammentreffen heute — und zu Ihnen habe ich ein merkwürdiges Vertrauen . . ."

Ich schämte mich ein bißchen, als er das sagte. Gewiß, es war eine unendliche Theilnahme mit diesem so sichtlich gequälten Manne in mir, aber auch eine ganze Menge jener Neugierde, die er mir offenbar weniger zutraute, als den übrigen Menschen, vor denen er sein Inneres so ängstlich verbarg. Mein schlechtes Gewissen ließ mich in Betheuerungen, daß ich dieses Vertrauen verdiene, vielleicht ein bißchen zu viel thun. Dann schlug ich dem Hauptmann vor, mit mir in die Weinstube zu treten, vor der wir gerade standen, und mir dort in einer behaglichen Ecke, bei einem Glase Rüdesheimer, seine Geschichte zu erzählen.

Er sah erst ein bißchen unschlüssig aus, dann nickte er aber doch.

„Meinetwegen. Hab's ich zwar auch schon seit Jahren nicht gethan, Wein getrunken, aber heute scheint nun mal so ein närrischer Ausnahmetag zu sein."

Wir traten in das Lokal. Das erste Glas leerte Waldmüller auf einen durstigen Zug. Dann begann er zu reden, eintönig, aber so hastig, daß ich den jäh hinschießenden Worten manchmal kaum folgen konnte.

„Der Thalburg, der also nun gestorben ist, war ein Schul- und Jugendfreund von mir. Wir hingen an einander wie die Kletten, vielleicht gerade in Folge unserer Verschiedenheit in allem und jedem. Er der reiche junge Adelige, ich der simple Lehrerssohn, ich ein Traumhans, er ein verwegener kleiner Gesell, der am liebsten zum Himmel hinaufgeklettert wäre, um sich die Sterne herunter zu holen zum Spielzeug. Wir wurden übrigens früh getrennt. Ich mußte in's Kadettenhaus, wozu ich gar keine rechte Lust hatte, aber eine sonderbare Marotte meines gelehrten Vaters hatte mich nun einmal unwiderruflich zum Officier bestimmt. Thalburg studierte weiter.

Wir hörten nun ein Menschenalter hindurch wenig von einander. Er tobte irgendwo draußen in der Welt herum, ich kämpfte im Stillen und Engen den Kampf eines Menschen, der seinen Beruf verfehlt hat. Es gelang mir, trotz meines Hangs zu den Büchern und dem Gedankenspinnen, kein gar zu schlechter Officier zu sein. In den Provinznestern, in denen ich nach einander stand, hatte ich Zeit genug, neben den Anforderungen des Berufs auch meinen Neigungen Genüge zu thun.

Schließlich ich war eben Hauptmann geworden, ereilte mich das übliche Schicksal der Dreißigjährigen. Ich verliebte mich. Ich stand damals in Posen, sie war die Tochter eines höheren Beamten, in dessen Hause ich verkehrte. Verkehren ist eigentlich zu viel gesagt. Ich machte den üblichen Besuch dort, und dabei wäre es wohl auch geblieben, wenn sie nicht gewesen wäre. Die Eltern behagten mir nämlich nicht. Er ein harter, verbissener Mann, bitter geworden durch allerlei Trübes, das er erlebt hatte, Zurücksetzung im Beruf, Familienunglück, was weiß ich! Die Mutter war eine jener übertrieben frommen Frauen, die vor Sorge um ihren Platz im Himmel keine Zeit finden, es auf Erden sich und den Ihrigen auch nur einigermaßen behaglich zu machen. Wenn ich in jenes Haus kam, war mir immer, als könne es keine Fenster haben, durch das die liebe Sonne manchmal hineinschiene, so verdrießlich und frostig, so katakombenmäßig umwehte einen dort die Luft.

Und an diesem Ort der Unlust — sie. Herr Doctor, Sie kennen sie ja, aber davon machen Sie sich keinen Begriff, wie sie mit siebzehn Jahren aussah. Ein Feenkind! Ich war sofort weg und ging auch gleich auf's Ganze. Das Mädchen gab mir sein Ja, die Eltern hatten nichts einzuwenden, und da die Mitgift, die Bettina bekam, zusammen mit meinem bißchen Vermögen gerade die Hauptmannskaution ausmachte, war alles bald im Lot.

Nun folgte die sonderbarste Zeit meines Lebens. Ein anderer an meiner Stelle wäre in der Ehe mit diesem süßen jungen Geschöpfe ein seliger Mann gewesen, ich mit meinem unglücklichen Naturell spürte von Anfang an, mitten im tollsten lyrischen Jubel, ein geheimes Grauen. Das wuchs und wuchs und verdichtete sich bald zu einer maßlos traurigen Erkenntniß. Meine junge Frau liebte mich gar nicht. Sie hatte mich nur genommen, um aus dem unerträglichen Vaterhause fortzukommen, und hätte jeden anderen, der um sie geworben hätte, genommen, wie mich. Nun war sie meine Frau, aber ihr tiefstes Inneres, ihr geheimes, eigentliches Wesen verharrte in jungfräulicher Verschlossenheit. Mir würde es sich nie erschließen, nur dem Richtigen, der ich nicht war. Kam er nicht, der Richtige, so ging alles gut und glatt, äußerlich wenigstens. Kam er, dann gab's eine Katastrophe.

Er kam, und ausgerechnet war's Thalburg, mein Jugendfreund. Der besuchte Verwandte in der Nähe von Posen, und suchte mich natürlich auf. Herr Doctor, ob Sie mir's glauben oder nicht, in dem Augenblick, da ich den Jugendfreund meiner Frau vorstellte, wußte ich auch, was mir bevorstand. Ich biß die Zähne zusammen und wartete ab. Was sollte ich sonst auch thun? Lange zu warten brauchte ich gerade nicht. Acht Tage später, als ich einmal unvermuthet früh vom Dienste nach Hause kam, stand ich vor der Gewißheit.

Ich schickte meine vor Entsetzen halb wahnsinnige Frau aus dem Zimmer und hielt mit dem Manne ernste Abrechnung. Er hielt anständig Stange, das muß ich ihm in's Grab nachrühmen. Er sprach von der Force majeure der großen Leidenschaft, erklärte, sie sofort nach unserer Scheidung heirathen zu wollen und wollte mir vorher Genugthuung geben.

Ich legte ihn auf das Eheversprechen fest, den Zweikampf lehnte ich ab. Ich hätte ihn doch todtgeschossen, und wenn ich mit dem zehnfachen Vorsatz, ihn zu schonen, auf die Mensur getreten wäre. Was sollte dann aus meiner unglücklichen Frau werden. Bei mir behalten konnte ich sie nicht, ihre Eltern hätten sie nicht aufgenommen, andere Verwandte waren nicht da — sie wäre verkommen.

Wir ließen uns also scheiden. Wegen gegenseitiger unüberwindlicher Abneigung. Gleich darauf nahm ich meinen Abschied. Ich taugte zu nichts mehr. Auch sahen mich die Kameraden scheel an. Der Grund meiner Scheidung mochte ihnen nicht recht plausibel erscheinen. Und ich hatte keine Genugthuung genommen!"

Er hielt inne, trank hastig ein zweites Glas, und fuhr dann fort zu reden, in der nämlichen Art, wie bisher. Eintönig, ohne mich anzusehen.

„In der ersten Zeit meinte ich, die Geschichte nicht zu überstehen. Ich hatte mich früher viel mit der Dichtkunst beschäftigt, eifrig gelesen, auch, so ganz für mich einiges geschrieben. Das konnte ich nicht mehr.

Digitized by Google

Die Herren Poeten erzählen in Vers und Prosa ja von nichts anderem als der Liebe, und für mich war das Salz in meine Wunden. Auch die Musik mußte ich sein lassen. Ich hatte früher nicht übel die Geige gespielt, jetzt mochte ich die Fidel nicht mehr anrühren. Es regte mich zu sehr auf. Eine ernste, trockene Wissenschaft, Mathematik etwa, hätte mir vielleicht helfen können: Aber dazu war ich zu wenig gelehrt.

So verfiel ich auf das Schachspiel. So obenhin hatte ich's von jeher getrieben, jetzt verbiß ich mich darein. Herr Doctor, Sie haben wohl keine Ahnung davon, ein wie starker Arm des Lethe in diesem sonderbaren Spiel fließt, das eigentlich kein Spiel ist, sondern eine Wissenschaft, und auch wieder keine Wissenschaft, sondern eine Kunst, die ihren Jüngern alle geistigen Freuden bietet, die eine rechte Kunst zu bieten vermag, das heiße Ringen mit einem widerspenstigen Stoff, die hohe Schöpferfreude im Gelingen. Und dabei hat diese Kunst so gar keine Beziehungen zum Leben, Beziehungen, die Erinnerungen erwecken oder wachhalten. Der richtige Schachspieler ist, während er spielt, losgelöst von Allem. Und wenn er morgen gehängt werden sollte, er denkt nicht daran, sondern nur an das Matt in fünf Zügen, das ihm in der Partiestellung zu liegen scheint. Und wenn ihm gestern Weib und Kind gestorben wären, er denkt bloß an das Matt in fünf Zügen. Das Schachspiel kann eine Manie werden, Herr Doctor, etwas, was den ganzen Tag unsere Gedanken beherrscht und des Nachts unsere Träume, so daß man nichts mehr vor sich sieht als Türme und Läufer und Bauern, schwarze und weiße.

Zu einer solchen Manie habe ich es in mir ausgebildet, förmlich systematisch. Um es zu können, verzichtete ich darauf, meine Lage durch irgend eine Erwerbsthätigkeit zu verbessern. Ich lebe von meinen kleinen Zinsen und spiele unablässig Schach. Tagsüber treibe ich theoretische Studien oder componire Probleme, der Abend gehört dem praktischen Spiel."

„So," schloß er tief aufathmend, „da haben Sie meine Beichte. Falls ich Sie gelangweilt habe, verzeihen Sie mir's. Diese Begegnung hat mich . . . hm, hm, er ist also todt, der Thalburg, . . . todt! — Gute Nacht, Herr Doctor!"

Ehe ich auf den Gruß antworten konnte, hatte Waldmüller den Hut auf den Schädel gestülpt und war davon gestürmt. Ich blieb sitzen, trank langsam die Flasche leer und hing meinen Gedanken nach.

Dieser arme, arme Mensch . . .!

Den nächsten Vormittag traf ich Frau von Thalburg in der Friedrichstraße. Sie saß in einer Droschke und sah über alle Maßen schön und vornehm aus. Da ihr Wagen wegen des Gedränges an der Lindenecke halten mußte, trat ich heran und begrüßte die Dame.

Sie reichte mir sehr gnädig die behandschuhte Rechte und sagte lächelnd:

„Das wußte ich gar nicht, daß Sie ein so eifriger Schachspieler sind. Wer war denn Ihr Gegner? Eine sonderbare Erscheinung!"

„Ein Hauptmann Waldmüller, gnädige Frau", erwiderte ich, ihr schönes Gesicht scharf beobachtend.

Ihr verbindliches, sorgloses Lächeln wich nicht bei dem Namen. Nur die langen seidigen Wimpern vor den lockenden, schwarzen Augen schlugen ein paar Mal hastig auf und nieder.

„Ein guter Spieler?" fragte sie.

„Sehr, gnädige Frau."

„Und hat er gestern . . . spielte er gestern so gut wie sonst?"

„Noch besser, Gnädigste. Alles war hingerissen von der Eleganz, mit der er mich auf's Haupt schlug."

Ich sah es mit heimlicher Schadenfreude, wie das strahlende Lächeln wich und Frau von Thalburg sich ärgerlich auf die Lippen biß. Im selben Augenblick hob vorne auf der Straßenkreuzung der Schutzmann den Arm, der Wagen setzte sich in Bewegung, und Frau von Thalburg wurde mir entführt. Sie sah mich nicht an dabei und erwiderte meinen Gruß nicht. So schwer ärgerte sie's, von dem Verrathenen vergessen zu sein, daß sie den Unschuldigen schlecht behandelte, der ihren Aerger ahnungslos verursacht hatte.

Abends hätte ich dem Hauptmann gern von dieser Begegnung und den Beobachtungen, die ich dabei gemacht hatte, erzählt. Ich hatte keine Gelegenheit. Diesen Abend nicht und keinen der folgenden. Hauptmann Waldmüller war aus seinem langjährigen Stammlokal ausgeblieben.

Erst dachte ich, er wäre krank geworden und wollte seine Wohnung ausforschen, um ihn zu besuchen. Da brachte aber eines Abends einer der Stammgäste die Neuigkeit in's Café, der Hauptmann sitze jetzt allabendlich im Café Royal und spiele dort Schach. Nun wußte ich, daß er mir aus dem Wege ging. Er schämte sich wohl seiner Mittheilsamkeit von neulich.

In's Café Royal bin ich ihm nicht nachgegangen, denn ich wollte mich nicht aufdrängen. Zudem verließ ich Berlin auf längere Zeit. So habe ich vom Hauptmann Mhmhm nichts weiter gehört.

Aus der Hauptstadt.

Graf Häseler a. D.

Feierten bisher hohe Militärs ihr fünfzigjähriges Jubiläum, so ging dies mehr die Truppe, die sie an ihrer Spitze sah, ihre alten Kameraden und näheren Bekannten und allenfalls noch, wenn ihr amtliches Wirken sie häufiger mit Civilbehörden zusammengebracht hatte, auch diese an. Als Graf Häseler, der jetzt verabschiedete commandirende General des XVI. Armee-Corps in Metz, den Tag beging, an welchem er vor einem halben Jahrhundert in das preußische Heer eingereiht wurde, da gab es ein Jubiliren, das weit über die üblichen Grenzen hinausging. Nicht bloß die zunächst Betheiligten feierten die Wiederkehr dieses Tages; nach der Haltung der Presse zu schließen, war fast die ganze Nation wenigstens mit ihrem Herzen dabei. Solche Ehrungen blühen eigentlich nur einem Kriegshelden. War Graf Häseler ein solcher? Vor dem Feinde hat er allerdings schon gestanden. In den drei Kriegen, die Preußen oder Deutschland in den letzten vier Jahrzehnten geführt hat, ist er niemals zu Hause geblieben. Aber Heldenthaten hat er in ihnen nicht vollbringen können, wenigstens nicht Thaten, bei denen die Landsleute daheim aufgehorcht hätten. Und dennoch diese außergewöhnliche Feier seines fünfzigjährigen Jubiläums? Nun, sie sagt nichts Anderes, als daß Graf Häseler unbedingt ein Kriegsheld werden würde, wenn in nächster Zeit das Vaterland seine Kraft wieder einmal auf den Schlachtfeldern zu erproben hätte. Alle trauten ihm zu, daß er die ihm dann unterstellten Heereskörper zu glänzenden Siegen führen würde. Und zweifellos befand sich der Instinct der Nation auf richtiger Fährte. Ueber einen begabteren Feldherrn als ihn dürfte heute die deutsche Armee wohl kaum verfügt haben. Aber zu den Verdiensten, die ihm bei seinem Jubiläum nachgewiesen worden, gehörte auch die über jedes Lob erhabene Ausbildung des XVI. Armee-Corps, die er während dreizehn Jahre mit seltenem Scharfblick für die Bedürfnisse des Krieges geleitet habe. So gern hier des Grafen Häseler hohe Befähigung zum Feldherrn anerkannt wird, so wenig kann zugegeben werden, daß er ein hervorragender commandirender General des Friedensdienstes gewesen ist. Zu ihm hat er entschieden nicht das Zeug. Gewiß, rastlos hat er sich mit seinem Corps beschäftigt. Jede Stunde der dreizehn Jahre gehörte diesem. Aber fast immer war es nur das fertige Instrument, dessen er zur Ausführung seiner zahllosen Pläne und seiner unerschöpflichen Gedanken bedurfte. Wer ein Corps ausbilden, für den Krieg erziehen will, darf nicht so ausschließlich Generalstäbler sein, wie es Graf Häseler ist. Die bedeutenden Erfolge, die ihm jetzt auch in der Erziehung seines Corps zugesprochen worden sind, hat er nach der Ansicht alter, im Krieg und im Frieden ergrauter Praktiker in Wahrheit nicht gehabt.

Ja, überall saß bei der Führung des Corps dem Grafen Häseler der Generalstäbler — sit venia verbo — im Nacken, der nur fertige Leistungen der Truppen bei Besichtigungen oder Manövern zu sehen bekommt und niemals erfährt, wie sie zu Stande gekommen sind, weßhalb sie gelingen konnten oder fehlschlagen mußten. So kann es auch nicht befremden, daß er der Stetigkeit und Folgerichtigkeit des Dienstbetriebes, bei denen sich ganz allmälig das Schwerere auf dem Leichteren aufbaut, kaum irgend welche Bedeutung beimaß. Sehr reich an Wechselfällen ist der Krieg. Jeder Augenblick kann eine völlig andere Lage bringen. Jetzt steht der Soldat vielleicht gerade unter dem Eindruck des Sieges, in welchem er sich für endlose Mühen und Anstrengungen im reichsten Maße belohnt sieht, und aus dem er Hoffnungen auf ein baldiges ruhmvolles Ende des Kampfes schöpft. Eine Stunde später, und er ist schon in die schwerste Niederlage hineingerissen, die ihn an der nächsten Zukunft und am Leben verzweifeln läßt. Um die Mittagsstunde schwelgt er vielleicht im Wohlleben. Ehe der Abend hereinbricht, geht er aber bereits auf Suche nach einem Stück trockenen Brodes und ist überglücklich, wenn er nur noch den Schimmel von ihm zu entfernen braucht, um es genießen zu können. Ein Pedant ist von vornherein ein schlechter Soldat, und wer in seiner Ausbildung Pedanten züchtet, fehlt schwer gegen die Interessen des Dienstes. Aber damit ist doch noch nicht gesagt, daß der Mann von Anfang an und fortgesetzt das dem Kriege eigene, an Wechselfällen überreiche Leben im Frieden zu führen hat. Natürlich muß er auch dieses gründlich kennen lernen. Indessen doch erst dann, wenn seine Erziehung genügend vorgeschritten ist, und stets nur für gewisse, um Himmels willen nicht zu lang bemessene Perioden. Wie sollen die ihm beizubringenden Kenntnisse und Fertigkeiten sonst in Fleisch und Blut übergehen? Dies müssen sie aber. Denn nicht bloß heute und morgen hat er sie anzuwenden, sondern auch noch nach vielen Jahren, wenn er nach langer friedlicher Beschäftigung im bürgerlichen Beruf zu den Fahnen seines Regiments zurückzuholen ist. In der Zeit, in welcher Graf Häseler das XVI. Armee-Corps commandirt hat, konnte sich der erfahrene Beobachter nicht des Eindruckes erwehren, als wenn er unablässig bestrebt war, seinen Truppen das unruhige Dasein des wirklichen Krieges zum Bewußtsein zu bringen. So schnell folgten einander mannigfaltige Uebungen, die nur schwer erkennen ließen, in welchem Stadium der Ausbildung sich die Truppen befanden. Und allen war das Charakteristische gemeinsam, daß der Führer bei ihnen die Hauptperson bildete. Es läßt sich allerdings nicht bestreiten, daß auch die beste Truppe der Welt

Digitized by Google

die Fehler eines seiner Aufgabe nicht gewachsenen Officiers oder Generals nicht weit machen kann. Andererseits sind aber auch glückliche Inspiration und scharfsinnige Berechnungen vergeblich, wenn die Truppe nicht fähig ist, sie auszuführen. Nicht, daß ihrer Bedeutung nach Führer und Truppe auf dieselbe Stufe zu stellen wären. O nein, der Führer ist der wichtigere Factor. Aber ist es zulässig, daß hinter seine Ausbildung diejenige der Truppe zurücktritt? Sicherlich wird man sagen, hier würde dem deutschen Michel wieder einmal eitel Wind vorgemacht. Niemals hätten die Leistungen des XVI. Corps auch nur das Geringste zu wünschen übrig gelassen; niemals hätte es ein Wort des Tadels aus dem Munde des Kriegsherrn zu hören bekommen. Wer wollte hieran zweifeln? Den Bedürfnissen des Augenblickes wird die für die Ausbildung des Metzer Corps beliebte Methode schon entsprochen haben. Ob aber auch der Landwehrmann von ihr noch wird zehren können? Wunderbar müßte es zugehen, wenn dies zuträfe. Was ist denn die deutsche Armee Anderes als ein großes Erziehungsinstitut, als die großartigste Schule des Reiches? Und wie wird denn in unseren Schulen verfahren? Gilt in ihnen nicht stetiger und folgerichtiger Aufbau für die vornehmste Voraussetzung zu einem gedeihlichen Unterricht? Und nicht etwa aus Liebhaberei bekennt man sich zu derartigen Anschauungen. Sie sind vielmehr das Ergebniß langjähriger Erfahrungen und gewissenhafte Erwägungen. Wie käme die gewaltige Schule des deutschen Heeres dazu, sie zu verleugnen, ohne daß ihre Ausbildung und ihre Erziehung darunter zu leiden hätten?

In nicht minder geringem Ansehen stand während der letzten dreizehn Jahre beim XVI. Corps auch *der Drill, d. h. die mechanische Dressur* zur Erfüllung der dienstlichen Obliegenheiten, vornehmlich der Pflicht des militärischen Gehorsams. Generalstäbler sind fast ausnahmslos geistig sehr bewegliche Herren; und es ist nur zu begreiflich, daß sie dieser Art der Dressur wenig oder gar keinen Geschmack abgewinnen können. Nichts mußte seiner ganzen Beanlagung nach auch dem Grafen Häseler unsympathischer sein als ihre Pflege; zumal sie auch von Männern verworfen worden ist, deren große militärische Autorität anzuerkennen ist. Auch ein so aufgeklärter Kopf wie der Feldmarschall Boyen, der bei unverkennbarer Vorliebe für die Ideale des Lebens fast zu nüchtern an die Dinge dieser Welt herantrat, wollte nichts von der mechanischen Dressur wissen und stellte die Ueberzeugung, aus der auch der einfache Mann jeder Zeit zu handeln habe, über Alles. Besitzt aber, was die Dressur angeht, heute noch Boyen's Autorität Beweiskraft? Als er gegen Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts in den Garnisonen Ostpreußens seine dienstlichen Erfahrungen sammelte, war der einfache Soldat nur eine willenlose Maschine mit ganz primitivem Räderwerk. Niemandem war bisher eingefallen, die in ihm schlummernden geistigen Fähigkeiten zu wecken Wie mußte es da den geistig so reich ausgestatteten Leutnant beglücken, wenn er die Bemühungen seinerseits, in dem Untergebenen den denkenden Menschen an's Tageslicht zu ziehen, von Erfolg gekrönt sah! Kommt heute der Rekrut zum Regiment, ist er keine Maschine mehr. Ja, die vorzügliche Volksschule hat es so weit gebracht, daß er für bestimmte militärische Zwecke eigentlich geistig *schon zu rege* ist. Man vergegenwärtige sich doch nur die übertrieben hohen Ansprüche, die das moderne Gefecht erhebt. Bevor die Infanterie bis auf diejenigen Entfernungen vorgedrungen ist, auf denen sich die Entscheidung herbeiführen läßt, hat sie bereits den größten Theil ihrer Officiere verloren. Auf sich und die ihm gleich gearteten und gleich gestimmten Kameraden kann der Soldat sich nur noch stützen, während unausgesetzt der Tod um ihn herum weiter seine reiche Ernde hält und das Wimmern der mit ihm ringenden, verwundeten Gefährten an sein Ohr dringt. „Wie sollst Du hier noch mit dem Leben davonkommen und sogar den Tag als Sieger beschließen?“ Diese Frage legt ihm sein auf der Schule geweckter Verstand vor. Aber er darf ihr nicht Gehör geben. Thut er es dennoch, so zeigt er sogleich dem Feinde den Rücken oder wirft sich nieder, um nicht eher aufzustehen, als bis der letzte Schuß verhallt ist. Nur der unbewußte Gehorsam ist im Stande, den Mann hier bei der Pflicht festzuhalten. Nur mit ihm kann er führerlos noch den Sieg erringen, den das Vaterland daheim von ihm verlangt. Aber ein Gehorsam, durch den die gefährlichen, auf den Schutz des eigenen Lebens gerichteten Gedanken unterdrückt werden, *ist ohne mechanische Dressur, ohne Drill nicht zu haben*. Darauf zu wetten wäre, daß auch Boyen heute für sie eintreten würde. Freilich wäre es ein köstlich Ding, wenn auch der einfache Mann im Gliede in der höchsten Todesgefahr so viel Geistesgegenwart besäße, um aus Ueberzeugung in ihr auszuhalten. Wie wenig Menschen besitzen sie aber überhaupt? Gelten doch schon unter den Officieren diejenigen, die sie nie verlieren, für Helden. Wie kann da ohne Weiteres bei dem Manne vorausgesetzt werden, was dem Officier schon als eine außergewöhnliche Leistung angerechnet werden muß! Schade, daß Graf Häseler nicht wenige Tage vor der Schlacht von Gravelotte-St. Privat in Autreville unweit Pont-à-Mousson an der Mosel die schweren Sorgen mitangehört hat, die ältere Officiere der Garde-Infanterie für die nächste Zukunft äußerten. Viel hatte die Disciplin auf dem Marsche zu wünschen übrig gelassen, da die Mannschaften des Beurlaubtenstandes schon unmittelbar nach ihrem Eintreffen in Berlin mit dem Regiment hatten wieder ausrücken müssen. „Ach! nur ein Ruhetag,“ riefen die erfahrenen Männer aus, „damit wir gründlich im Detail exerciren können.“ Detailexerciren unmittelbar vor der Schlacht? War ein solcher Wunsch nicht schon Wahnsinn? Keineswegs. Das beste Mittel ist es zur Anerziehung und Auffrischung des unbewußten Gehorsams. In ihm wird am Nachhaltigsten gedrillt. Und gerade von diesem Exerciren sprach und dachte man im Corps des Grafen Häseler so überaus gering. Allerdings kam es mitunter auch dort zu Ehren. Aber in der Regel doch nur dann, wenn Paraden vor dem Kriegsherrn in Sicht waren; niemals aus Würdigung seiner Bedeutung für die Pflege des nie versagenden Gehorsams. Ist es unter diesen Umständen nicht verzeihlich, wenn den sachkundigen Beobachter die Furcht beschleicht, es könnte am Ende der Gehorsam der unter der Leitung des Grafen Häseler ausgebildeten Truppen auf dem Schlachtfelde nicht den Anforderungen des modernen Gefechts entsprechen?

Im Frieden sehen ältere Frontofficiere solche Officiere, die vorher fast ausschließlich im Generalstab verwandt worden, nur ungern als Commandeure von Truppentheilen oder Truppenkörpern. Die Erfahrung hat sie gelehrt, daß sie meistens unzutreffende Vorstellungen von der körperlichen Leistungsfähigkeit ihrer neuen Untergebenen mitbringen. Auf den Plänen, die vornehmlich ihr Arbeitsfeld gebildet haben, geht Alles ohne Schwierigkeiten von Statten. Glatteis, strömender Regen und abgebrochene Brücken müssen erst improvisirt werden, um Störungen herbeizuführen. Im Allgemeinen erreicht Jeder pünktlich das Ziel, das ihm der sorgfältig gefeilte Befehl vorgezeichnet hat, gleichviel wie lang die zurückzulegenden Wegestrecken und wie rücksichtslos die dem Marsche voraufgehende Nachtruhe gekürzt worden war. Unwillkürlich disponiren in ähnlicher Weise die sogenannten Generalstäbler, auch dann, wenn sie leibhaftige Bataillone, Schwadronen und Batterien vor sich haben; und nur schwer lassen sie sich davon überzeugen, daß wie allem menschlichen Können so auch der körperlichen Leistungsfähigkeit eine Grenze gesteckt ist. Auch hierin verleugnete der Jubilar als commandirender General fast niemals seine frühere, mit dem Generalstab allzu eng verknüpfte dienstliche Laufbahn. Steht er doch in dem Ruf, daß von allen unseren Generälen in körperlicher Hinsicht er die bei Weitem höchsten Anforderungen an die Truppen stellt. Gewaltig hinkt aber der landläufige Grundsatz, wonach desto mehr geleistet wird, je mehr man verlangt. Oft untergräbt er sogar die Leistungsfähigkeit als solche. Die einfachen Soldaten des Metzer Corps mögen noch ganz glimpflich fortgekommen sein. Bei der jetzt giltigen kurzen Dienstzeit ist die Gefahr, an Gesundheit einzubüßen, weniger groß; was jedoch nicht ausschließt, daß sie auch bei ihnen mitunter sehr ernst sein kann. Wie war z. B. die Welt des Lobes voll, als Graf Häseler während der Kaisermanöver bei Homburg mit einem Gewaltmarsch sondergleichen nicht bloß die Absichten seines Gegners, sondern auch das Programm der Manöverleitung durchkreuzt hatte! „Welch ein Erfolg!“ erscholl es innerhalb und außerhalb der Grenzen des deutschen Reiches. Niemand fragte sich aber, wie viele deutsche Fußsoldaten sich auf diesem staunenswerthen Marsch einen „Knax“ für's ganze Leben geholt haben mögen. Viel schlimmer als die Mannschaften waren bei den übertrieben hohen Ansprüchen an die körperliche Leistungsfähigkeit die Officiere des XVI. Corps daran. Sie konnten nicht nach zwei oder drei Jahren nach Hause ziehen, sondern mußten sie unausgesetzt über sich ergehen lassen; ohne daß sie auch nur andeuten durften, wie sie auf ihre Gesundheit wirkten. In einem officiösen Artikel aus Anlaß des Jubiläums des Grafen Häseler wurde die große Liebenswürdigkeit hervorgehoben, mit welcher der Herr General bei allen Gelegenheiten den Officieren seines Corps ohne Unterschied der Charge begegnet sei. Jeder von ihnen wird dies gern bestätigen. Ob sie sich aber nicht ganz gern eine weniger verbindliche Behandlung hätten gefallen lassen, wenn er dafür ihren Nerven weniger heftig zugesetzt hätte? Vielfach machte er auch die Nacht noch zum Tage, als wenn es im königlichen Dienst nur Kalendertage gäbe. Und nun erst die Alarmirungen, die kein Ende nehmen wollten. Wer die französischen militärischen Fachschriften las, konnte meinen, daß Niemand eine bessere Wacht an der Grenze hätte halten können als Graf Häseler. Aber läßt sich diese denn nur durch Alarmirungen bewerkstelligen? Friedrich der Große und sein nicht minder großer Bewunderer Napoleon konnten noch mitten im Frieden in das feindliche Land einfallen und den Gegner überrumpeln. In der Zeit des Telegraphen und des Telephons, die sogar auf Umwegen in kürzester Frist die allein hier in Frage kommenden Bewegungen größerer Truppenkörper jenseits der Grenze mit Sicherheit melden, sind solche „Coups“ nicht mehr möglich. Häufige Alarmirungen erinnern nur an die Fabel, in der Einer so oft ohne Grund mit dem Wolf drohte, daß Niemand an ihn glauben wollte, als er nun wirklich kam. Wie fallen sie aber auf die Nerven der durch sie Heimgesuchten! Zehnmal besser würde die deutsche Grenze bewacht worden sein, wenn an ihr Truppen mit Führern ständen, die einen gesunden Schlaf haben und wissen, daß der ihnen zugemuthete Dienst nicht über ihre Kräfte gehen wird. Ein innerlich aufgeriebener Officier ist hierüber beständig im Zweifel. Wie gefährlich ist aber der Zweifel! Noch mehr fast als die Furcht lähmt auch er die Thatkraft.

Kein Meister fällt vom Himmel. Alle Kenntniß und Fertigkeit muß erst erworben werden. Der Grad der Beanlagung entscheidet nur über das Tempo und den Umfang, in denen es geschieht. Bei seinen hervorragenden militärischen Fähigkeiten wäre unbedingt Graf Häseler auch ein vorzüglicher commandirender General des Friedens geworden, wenn er nicht ausschließlich Generalstabsofficier gewesen wäre, wenn man bei seiner Heranbildung die goldenen Worte des auch hier wieder zu erwähnenden Feldmarschalls Boyen beherzigt hätte, die in dem ersten Bande seiner „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen“ zu finden sind: „Der talentvollste

Digitized by Google

Officier wird, wenn er zu höheren Stufen emporsteigt, ohne Compagnie-Chef gewesen zu sein, immer in der Behandlung des Soldaten eine Lücke bei sich fühlen." Dieser Mangel an praktischer Erfahrung machte sich sehr empfindlich bei der Ausbildung des XVI. Corps durch den Grafen Häseler fühlbar. Sie allein ist auch daran schuld, wenn ihm die alten Praktiker Erfolge auf diesem Gebiet beim besten Willen nicht zubilligen können. Auch hier zeigt sich wieder einmal, daß schöne Grundsätze nichts nützen, wenn sie nur auf dem Papier stehen bleiben. Für unsere in den Generalstab berufenen Officiere gilt die Regel, daß sie immer wieder in den Frontdienst zurückkehren, damit sie dereinst als höhere Führer und Commandeure wissen, was ihren Truppen dienlich ist, und was sie ihnen bieten dürfen. Graf Häseler hat aber gerade in denjenigen Dienststellungen, in denen praktische Erfahrung aus erster Hand bezogen werden kann, eigentlich nur Gastrollen gegeben, die der Theorie nicht das erforderliche Gegengewicht halten konnten. Sie hinderten ihn somit, sich dem Ideal des Officiers zu nähern, das ich in der glücklichen Vereinigung von Theorie und Praxis, in der Ergänzung des tüchtigen Frontofficiers durch den nicht minder tüchtigen Generalstabsofficier erblicke.

Feldmarschall ist Graf Häseler an dem Tage seines Jubiläums geworden. Diesen Rang erhielt 1870, irre ich mich nicht, nach der Capitulation von Metz auch Prinz Friedrich Karl, der Führer der zweiten deutschen Armee. Als er nach dem Friedensschluß Kaiser Wilhelm I. bat, ihm das III. Corps, das er bis zum Ausbruch des Krieges commandirt hatte, wiederzugeben, da weigerte sich dessen der alte Herr. Ein Feldmarschall stände zu hoch für einen derartigen Wirkungskreis. Also mußte die Ernennung des Grafen Häseler zum Feldmarschall zur Folge haben, daß er das Corps in Metz über kurz oder lang mit einer Armee-Inspection vertauschte. Zu der neuen Stellung würde er aber von allen Seiten, auch von den alten Praktikern, mit aufrichtiger Freude beglückwünscht werden können. Welcher preußische General eignete sich für sie wohl besser als Graf Häseler, der geborene Armeeführer? Zu beglückwünschen wäre aber auch das von ihm bisher befehligte Corps, wenn es in seinem Nachfolger einen commandirenden General erhielte, der sowohl die Nothwendigkeit einer stetig und folgerichtig fortschreitenden Ausbildung wie die hohe Bedeutung des Drills als zuverlässigstes Mittel zur Anerziehung des militärischen Gehorsams mehr zu würdigen und die Grenze körperlicher Leistungsfähigkeit an seinen Untergebenen schärfer zu erkennen vermag als sein genialer Vorgänger. C. v. Wartenberg.

Kronstadt gegen Agram.

Die Kronstädter Sachsen haben Herrn von Szell, zu dessen Getreuesten sie sich mit unerschütterlichem Stolze rechnen, einen neuen großen Gefallen gethan. Einhellig hat die Stadtverordneten-Versammlung beschlossen, ihre Sitzungs-Protokolle von nun an auch in ungarischer Sprache niederschreiben zu lassen, nicht nur in deutscher, wie es bisher üblich war. Der Beschluß ist, wie gesagt, einhellig gefaßt worden; alle deutschen Stadtverordneten erhoben sich für ihn.

Nicht genug kann die politische Klugheit und das vornehme Taktgefühl der Siebenbürger Sachsen gelobt werden. Eben erst hat die magyarische Justiz drei oder vier deutsche Redakteure zu hohen Gefängnißstrafen verdonnert und exilirt, weil die Ueberkühnen ihre Landsleute aufgefordert hatten, deutsche Art zu bewahren. Der ungarischen Justiz darf man solche Mörderurteile nicht vorwerfen: „Ungarn braucht kein Rechtsstaat zu sein, so lange es noch kein Rechtsstaat ist," hat der in solchen Fragen unweigerlich competente Graf Banffy vor Jahresfrist gesagt. Wenn die Deutschen von Siebenbürgen aber rachsüchtig wären, dann hätten sie jetzt wunderbare Gelegenheit dazu, ihre Lust zu büßen. Szell sitzt in der Klemme. Ungarn wird schon wieder einmal gesetzlos regiert. Der Ministerpräsident vermag sich nur zu halten, wenn seine Partei fest zu ihn hält. Die Siebenbürger Sachsen sind ein wichtiger Bestandtheil der Regierungspartei. Schon wackelt sie hier und da, Apponyi ist ein ganz unsicherer Cantonist, so unsicher, daß selbst Franz Josef ihn unmilde behandelt, und Szell zwingt ihn allein dadurch zur Fahne, daß er ihm Bürgschaften und Zusicherungen giebt. Solchen schändlichen Kuhhandel kennen die Sachsen Siebenbürgens gottlob nicht. Als der ungarische Liberalismus im Glück saß, da hat er sie mit Füßen getreten, beschimpft und gemartert. Jetzt, wo es ihm bitter schlecht geht und die Götterdämmerung sichtbar heraufzieht, jetzt beschließt die deutsche Mehrheit von Kronstadt, ihre Sitzungsprotokolle hinfort auch in magyarischer Sprache führen zu lassen.

Diese noble Gesinnung, wie himmelweit ist sie von kroatischer Barbarei verschieden! Ungarn möchte den unbequemen kroatischen Ausgleich von 1868 erwürgen. Pergamente, Unterschriften und Amtssiegel; Verträge und feierliche Versprechungen gelten dem Ofenpester Patriotismus nichts, sobald er keine Bajonette dahinter sieht. „Ungarn braucht kein Rechtsstaat zu sein, so lang es noch kein Rechtsstaat ist." Obgleich im Lande 2 Millionen Kroaten und Serben einigen 60,000 Magyaren gegenüberstehen, soll Kroatien doch verungart, sollen seine Wappen und Fahnen durch ungarische ersetzt werden. In echt slavischer Rohheit haben die Kroaten daraufhin zum Messer und Dreschflegel gegriffen. Der Aufruhr tobt durchs Königreich; schon meldet der officiöse Draht standrechtliche Hinrichtungen. Ruhelos reist der Banus Khuen-Hedervary, der ewige Candidat für den österreichischen Premierposten, zwischen Agram, Wien und Ofenpest hin und her. Er ist kein Jellachich, der gewaltthätig ungarische Revolution niederschlagen würde, und er beklagt es tief, daß seine Agramer nicht wie die Kronstädter sind, lind und duldsam und von Herzen demüthig.

Szell und die Pester Tomback-Magyaren werden sich erkenntlich zeigen. Den Kroaten bleiben ihre Rechte unverkürzt; mit solchen lästigen Rauhbeinen befaßt man sich nicht gern in schwerer Zeit. Den Siebenbürgern Deutschen dagegen stehen für ihr correctes Verhalten besondere Ehrungen bevor. Ein Lloyd-Redakteur ist beauftragt worden, das schöne alte Kurutzenlied um eine passende Strophe zu verlängern, das berühmte, von Pest aus auch deutschen Schulen empfohlene Loblied auf die Deutschen:

Hier geflickt und dort zerrissen
Sind die Lumpen, die sie tragen,
Alles ist an ihnen schmutzig,
Unausstehlich, nicht zu sagen.
Und sie mästen viele Thiere
Und auf ihrem edlen Leibe,
Ungeziefer, das nur ewig
Bei den trägen Deutschen bleibe.

Prinz Vogelfrei.

Harz-Bummel.

II.

In der Gegend von Schierke und Elend haben Faust und Mephistopheles ihren Brockenaufstieg begonnen; zwei bequeme Herren, wie man sieht, die selbst dann weislich den Weg mit der geringsten Steigung benutzten, wenn es sich um eine orgiastische Walpurgisnacht handelte. Schierke ist seitdem noch viel commoder geworden. Jahrzehnte lang hatte es den Ruf, besonders gut gepolsterte Wagen mit besonders elastischen Federn für die Brockenfahrt zu stellen, aber dies Renommé genügte ihm nicht. Und man baute die Brockenbahn. Damit ist der mons bructerorum in die Reihe jener Gipfel eingerückt, die man sich ohne Perronsperre nur schwer denken kann, und bei deren Ersteigung es sich weniger um die Meterzahl, als um die Kilometerpreise handelt.

„So lange ich mich noch wohl auf meinen Beinen fühle, genügt mir dieser Knotenstock", hatte Faust, die Benutzung des Dampfkrebses ablehnend, auf seiner ersten Brockentour gesagt, derselbe Faust, der sonst jede Fahrgelegenheit benutzte. Heute kriechen in der Walpurgisnacht Extrazüge den spukhaften Berg hinauf, und die paar Hexen, die sich noch der herkömmlichen Besenstiele bedienen, müssen im Sausestug innehalten, „wenn die Glocke der Locomotive ertönt oder die Annäherung eines Zuges sonst bemerkbar wird." Es fehlt nur noch der Brocken-Lift. Der Roßtrappe sollte ja schon vor etlichen Jahren ein Personen-Aufzug beschert werden, und nur der gute Einfall des Regierungspräsidenten, von den Unternehmern 100000 Mark Kaution in Werthpapieren für etwaige Unfälle zu verlangen, vereitelte das niederträchtige Attentat.

In den unabsehbaren Gebirgsmassen der Schweiz und Tirols verschwinden die dürftigen Eisenschienenanlagen, und selbst die greuliche Drahtseilbahn, die nach Mürren hinaufgeht, vermag die ewige, stille Pracht dieses Eisgartens nicht zu entstellen. Unsere deutschen Waldgebirge aber werden durch die Tracirung der Lächerlichkeit preisgegeben. Ihre grüne, schweigende Einsamkeit ist ihr Reiz, und das Fehlen jedes anderen Maßstabes als dessen, den die Phantasie herleiht, macht sie imposant. Klappert ein Zug über die Wiese und schnauft mühsam in's Geröll, dann ist der Maßstab da und die Märchenruhe zum Teufel. In den Schierker Karawansereien wird man sich trotzdem noch Jahrhunderte lang um ein Dachzimmer raufen, und die chronique scandaleuse von Harzburg wird ewiglich von auffallend jungen Fürstengemahlinnen und auffallend zähen Beefsteaks zu erzählen haben. Alle die verwunschenen Prinzessinnen aber, die Königssöhne, deren Krone irgendwo im Bodesumpfe liegt — und die im Bärenkleid dahertrotten, bis ein Kuß sie erlöst — diese wirkliche, alteingesessene Aristokratie des Harzes, sie wird für immer in's Exil gehen.

* * *

Gleich hinter der Steinernen Renne, die man im Regen sehen muß und an einem grauen Octobermorgen, zweigt ein wilder Waldweg ab. Granitklumpen sind rings zwischen schwarzgrünen Edeltannen ausgesäet, hellblaue Nadelstreu deckt den Boden, und die Sonnenlichter, die darüber hin flirren, wirken kaum anders als besonders gelb gerathene Partien dieses in unermüdlichem Kunstfleiß gewebten Teppichs. Allmälig verliert sich der Pfad. Das Tannicht wird wirrer und dunkler, kahle Klippen recken sich aus ihm auf.

Wenn man sie erklettert, gewähren sie einen Brockenblick und Blicke auf ferne Siedlungen von Menschen, die unten in Thales Qualm und Rauch behaglich wähnen, sie lebten auch. Immer zwischen übermoosten Felsblöcken und uralten Bäumen hindurch, deren Stämme halb verwittert sind und deren Geäst flechtenschwer herniederhängt, gelangt der rüstige Steiger auf die wirklichen Märchenhöhen des Harzes. Vom

Digitized by Google

Wind zerzaustes, dürftiges, greisenhaftes Gehölz: kahle Steinflächen; tolles Durcheinander von abenteuerlichen Felsbildungen und abenteuerlicheren Baumrecken der Vorzeit — so breitet sich die Scene brockenwärts. Das ist der Harz, wie ihn die Jahrhunderte sahen, die noch keine fahrbaren Touristenstraßen kannten, keine Personen-Aufzüge und Klingelbahnen. Diesen Harz, dies rauhe Spuk- und Gespenster-Gebirg, diese norddeutsche, wilde Einsamkeit der Schweigenden liebt von ganzem Herzen, wer des heutigen Brocken-Treibens und Uebertreibens so satt ist, wie Monsieur Henri Heine vor seinem Aufstieg hierher angeblich der glatten Herren und Frauen satt war.

* * *

Als noch Schwanecke I. König des Brockens war und mit einer durch vortreffliches Roastbeef gemilderten Strenge der table d'hôte präsidirte, als noch idealistische Goslarer Oberlehrer, seine Specialfreunde, hier oben Abgötterei mit Bismarck, dem Bergheiligen, trieben und sich liebreich junger Wandersleute annahmen, ihnen Stiege nach Torfhaus und Oderbrück wiesen, die noch kein Mensch betrat — damals ließ es sich zur Noth auf diesem nüchternsten aller Gipfel leben. Zwar nennt ihn schon Matthias Claudius mit Recht den langen Herrn Philister, und auch die Legende von seiner schönen Aussicht ist von der historischen Kritik längst als plumper Schwindel zu Reclamezwecken entlarvt worden. Vor Zeiten mag es ja hier etwas wie eine Aussicht gegeben haben; da sich aber kein Lebender erinnern kann, ihr je begegnet zu sein, so glaubt unser aufgeklärtes Jahrhundert nicht mehr an ihre Existenz. Trotz alledem, und obgleich zuversichtlich Niemand die windige Fläche mit besonderen Illusionen betritt, enttäuscht sie doch selbst Anspruchslose noch. Eine verworrene Unruhe, die in schneidendem Gegensatze zu der feierlich großen Stille zu unseren Füßen steht, herrscht in den weiten, kahlen Räumen, ein Gewirr von unzufriedenen Menschen, eine Stimmungslosigkeit sondergleichen. Das geht und kommt, automatisch, bloß um „dagewesen" zu sein, beschmiert mit Narrenhänden hunderttausend knallend bunte Ansichtspostkarten und ärgert sich über ihren hohen Preis; feilscht mit den Kellnern, hökert mit den kleinen Fräulein, die mißmuthig Brockenandenken verkaufen — ein trübseliges Geschäft, denn wer wird von dieser Trostlosigkeit noch Andenken mit nach Hause schleppen wollen?

„Das Geschäft stimmt," sagte der Herr am Nebentisch.

„Dicke bekommt sie die Pacht heraus," pflichtete ihm seine Gattin bei.

„Hätten wir doch nur ein einziges Mal solchen Besuch!" seufzte die Tochter. „Aber ich glaube, es liegt daran, daß bei uns nicht das mindeste Alterthum ist, nicht mal 'ne schäbige Sage. Ohne Sage kriegt man heute keine Gäste in's Local."

„Wir müßten eine Heilquelle entdecken," sann der Vater.

„Ja wirklich schade, daß all unser Wasser so genießbar ist," klagte die Tochter wieder. „Aber wie's jetzt liegt — kein Geschäft zu machen!"

Die so sprach, das war das Reh vom Hexentanzplatz, die Bergfee mit dem rothen Sonnenschirm im grünen Dampfe der Buchen!

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister.

* * *

Auf dem Fahrwege, der sich hinter den Schneelöchern mit unserem Fußsteige vereinigt und dann an den spielerischen Ilsefällen vorüber nach Ilsenburg hineinführt, saß neben seinem Steinhaufen ein alter Herr und wärmte sich in einem gewaltigen Blechtopfe sein Mittagbrot. Die Aeuglein funkelten ihm hinter den buschigen, weißen Brauen, als er die Düfte des werdenden Mahles einsog, und schmunzelnd betrachtete er uns, die kurz vorher wohl eine halbe Stunde lang gierig die Forellen in der Ilse angeschwärmt und, nach Art der Peripathetiker, akademische Erörterungen über den Wohlgeschmack dieser Gottesgeschöpfe gepflogen hatten.

„Dreiundsiebzig Jahre bin ich alt," so erzählte uns der betagte Herr. „Da ißt man nicht mehr in der ersten Jugend, und da bekommt man tüchtigen Hunger, nach so 'nen Haufen geklopfter Steine." Er sagte es im Harzer Platt. Da seinen Darlegungen indeß eine gewisse volkswirthschaftliche Bedeutung innewohnt, habe ich sie gleich in unser geliebtes Hochdeutsch übertragen.

Vor Jahren hätte ich sentimental gejammert bei dem Gedanken, daß ein Greis von 73 Jahren sein bißchen Brod mit Steineklopfen an der Chaussee verdienen muß, und ich hätte weitergehend den Plan zu einer socialen Broschüre mit dem Titel: „In letzter Stunde oder: Mußte es dahin kommen?" gefaßt.

Heute aber kam mir der Gedanke, ob der alte Herr, der sich mit solcher Urbehaglichkeit sein Mittagessen bereitet und dessen Blick dabei immer wieder auf den vollendeten Theil seines schweren Tagewerkes fiel, ob er nicht glücklicher und jedenfalls für die Allgemeinheit nützlicher als ein Dutzend Broschürenschreiber war? Auf dies granitene Alter das mit seinen Jahren kokettirte, dem Staub und Wind und Regen der Chaussee, die steinerne Härte der Arbeit dazu dienen mußten, den Wohlgeschmack des schmalen Mittagbrodes zu erhöhen, auf dies granitene Alter haben wir mit Stolz und Ehrfurcht und Neid geblickt.

Ob ihm die Jugend nachgeräth? Max Kempff.

„Sächsische Kunstausstellung Dresden 1903".

I.

Seit sechs Jahren sind wir gewohnt, die Dresdner Künstlerschaft in der vordersten Reihe des deutschen Kunstlebens überhaupt zu erblicken. Wenn auch schon seit Beginn der 90er Jahre sich dort ein regerer, frischerer Zug im Kunstschaffen geltend zu machen begonnen hatte — die erste Internationale Kunstausstellung in der sächsischen Königsstadt im Jahre 1897 war es doch, die mit einem Schlage jene Wandlung in der Werthschätzung Dresdner Kunst und Kunstbestrebungen bewirkte. Zweimal später noch hatte man Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß der große Erfolg jener 1897er Ausstellung kein Zufall war: die „Deutsche Kunstausstellung" vom Jahre 1899, die zweite „Internationale" vor zwei Jahren standen auf gleicher Höhe.

Nunmehr sind die Kunstfreunde auf's Neue eingeladen, eine Dresdner Ausstellung zu besuchen. Im kleineren Rahmen findet sie dieses Mal statt. Keine internationale ist's und keine alldeutsche — nur eine „sächsische". Das heißt, eine Ausstellung in Sachsen schaffender oder aus dem Königreich stammender, wenn auch in anderen Theilen des deutschen Reiches wirkender Künstler. Jene überwiegen natürlich, und unter den sächsischen stehen die Dresdner obenan, wie denn auch die „Dresdner Kunstgenossenschaft" die ganze Ausstellung veranstaltet hat.

Sie ist klein, denn sie weist insgesammt noch nicht 500 Kunstwerke auf. So hat sie auch in den Ausstellungsräumen der Kunstakademie auf der Brühl'schen Terrasse ein bequemes Unterkommen gefunden. Vorsitzender der Ausstellungscommission ist der Bildhauer Friedrich Offermann. Unter den Mitgliedern von auswärts begegnen wir den Namen Max Klinger-Leipzig und Sascha Schneider-Meißen, K. Koepping-Berlin, Fritz v. Uhde-München, Hugo Mühlig-Düsseldorf ... Von einheimischen Mitgliedern nenne ich bloß Professor Carl Bantzer, Professor Paul Kießling, Baurath Julius Gräbner, Geheimrath Karl Woermann, Director der Dresdner Galerie. Was diese Herren alle gemeinsam mit den übrigen des Comités und einigen hinzugezogenen Baukünstlern, wie Max H. Kühne und J. R. Voretzsch, zu Stande gebracht haben, macht wieder den allerbesten Eindruck. Man ist's gewohnt, daß die Dresdner ihre Ausstellungen immer geschickt und geschmackvoll auszustatten wissen, und man ist doch jedes Mal überrascht, in welchem Maße sie das verstehen.

So auch jetzt wieder. Es ist erstaunlich, was aus den nicht allzu schönen Räumen in der Akademie geworden ist. Julius Gräbner hat die Vorhalle und den ersten großen Saal förmlich umgebaut. Links ist die Treppe überbrückt und so ein erhöhter Raum hinzugewonnen; durch Gewölbe-Zwickel ist das Viereck, oben über einen Fries in Broncetönen, die sich wirkungsvoll von dem warmen Gelb der Wände abheben, zu einem Achteck übergeführt. Ein plätschernder Brunnen ist in der Mitte des Raumes eingebaut, der als Sculpturensaal dient. Der nächste Saal, in pompejanischem Roth mit unaufdringlichem goldenem Ornament gestrichen und mit gelbem Teppich zeigt links abermals einen erhöhten Raum mit drei blaugrauen Kojen. So wurden auch hier mehr Wände geschaffen, als ursprünglich vorhanden waren und zudem eine anmuthende architektonische Gliederung erzielt. In Grau und Violett mit blauem Teppich präsentirt sich der nächste fünfeckige Raum, den, wie auch das links anstoßende Cabinet, Fritz Reuter decorirt hat. Aus ihm treten wir in den großen Kuppelsaal, der hellgrau und roth gehalten ist. Hier waltete der feine Geschmack Max Kühns, der hinter diesem Saale auch die ungemein geschickt und stylvoll angelegten kleinen Räume für die Ludwig Richter-Ausstellung geschaffen hat. Um den Kuppelsaal links windet sich ein Gang, den Architekt R. Voretzsch zu einem Ausstellungsraum für Baukünstler und Kunstgewerbler ausgestaltet hat ...

Diese trockenen kurzen Angaben können natürlich keine Vorstellung geben von dem reizvollen Eindruck, den jeder einzelne Raum macht. Mit dem Decorateur hat hier jedesmal auch einsichtsvoll die Hängecommission Hand in Hand gearbeitet; die Bilder passen immer gut zu einander und zu dem Ton der Wände; die Sculpturen stehen überall gut sichtbar und doch nirgends aufdringlich da, vielmehr erfüllen sie an ihrem Platz immer auch einen weise berechneten decorativen Zweck ...

Fast könnte man neidisch werden auf dieses Geschick der Dresdner.

* * *

„Klein aber fein" muß das Urtheil über diese Ausstellung lauten. Wie schön — nicht zum Mindesten auch Dank dem durch weiße Velarien verbesserten Oberlicht — wirkt fast Alles, was hier zu sehen ist!

Daß der gewohnheitsmäßige Ausstellungsbesucher viel Bekanntes antrifft, ist am Ende nur zu begreiflich. Aber Manches gewinnt hier ein ganz anderes Aussehen. So haben z. B. die meisten der Uhde'schen Gemälde, die fast die ganze rechte Wand des Hauptsaales in Anspruch nehmen, wohl kaum je so leuchtend farbig gewirkt, wie hier auf dem tiefrothen Grunde und bei dem feinen silbrigen Oberlicht. Ich meine namentlich die verschiedenen Bilder seiner Töchter im Garten. Neben ihnen sieht man den ebenfalls bekannten Hofschauspieler Wohlmuth als Richard III. und die Grablegung, die ich nicht für eine seiner glücklichsten Schöpfungen halte. Wie diese beiden ist auch ferner sein flottes Selbstbildniß vor der Staffelei bekannt. Neu waren mir aber zwei große Studien eines Mannes mit grünem Krug und eines Radiweibes. Uhde erreichte hier die gleiche Schärfe der Charakteristik, wie in seinem

Digitized by Google

berühmten Bettler. Dieser ganze Saal ist überhaupt sehr interessant. Nicht zum Mindesten durch die Vielseitigkeit der hier vertretenen Malkunst. Vielseitig in den Motiven, in der Auffassung, in der Technik. Man hat nirgends etwa nach geographischen Gruppen gehängt, oder nach Verbänden. An derselben Wand, wo die Uhde'schen Bilder hängen, sehen wir das neueste Gemälde von Eugen Bracht, ein fränkisches Waldmotiv, hochragende düstere Fichten über gelbleuchtendem Sandstein, mit lustigem Sonnenschein vorn auf frischgrünem Wiesenplan, zwei Kühe nach Sonnenuntergang auf der Trift von Franz Hochmann, der hier besonders durch den blauen Ton der einen Kuh seine scharfe Beobachtungsgabe bekundet, ein ostfriesisches Hafenbild von Adolf Fischer-Gurig u. s. w.

... Aber ich möchte hier keinen Führer durch die Ausstellung bieten, obschon das am Platze wäre, weil im Katalog leider der Saal, wo dieses und jenes Kunstwerk zu finden ist, nirgends angegeben ist. Diese mangelhafte Unübersichtlichkeit wäre das Einzige, was an der Einrichtung der Ausstellung zu tadeln ist.

Unter den Dresdnern sind von besonderem Interesse Hans Unger, Richard Müller, Georg Lührig, Anton Joseph Pepino, Bernhard Schröter, Max Arthur Stremel, zur Zeit übrigens in Englar in Eppan, Robert Sterl. Lauter jüngere Künstler, deren Entwickelung zu verfolgen von großem Interesse ist. Daß die Aelteren, daß Meister Gotthard Kuehl, dem der neuerliche Aufschwung Dresdener Kunstlebens so viel zu danken hat, die Bildnißmaler Paul Kießling und Leon Pohle u. A. noch keine neuen Seiten mehr zeigen, das versteht sich von selbst. Sie erhalten sich auf der einmal erreichten Höhe.

Ebenso natürlich ist's, daß von einer specifisch sächsischen oder gar Dresdener Kunst nicht die Rede sein kann. Wenn Kuehl z. B. in Berlin oder München wirkte, dann wären seine Schüler, unter denen Arthur Bendrat, Edmund Körner, H. Nadler, Ufer hervorragen, eben in Berlin und München doch wohl die Gleichen, wie heute in Dresden. Und die Bracht-Schüler, die ebenfalls nur ganz vereinzelt anzutreffen sind, und von denen Manche vorgezogen haben, in Berlin auszustellen — sie waren in Berlin einst dieselben, wie jetzt in Dresden. Die Individualität des Lehrers und die des einzelnen Künstlers geben den Ausschlag, nicht der zufällige Ort des Schaffens. Wie verschieden sind z. B. die soeben genannten jüngeren Dresdner!

Am meisten erfreut hat mich Hans Unger. Er hat sich selbst wiedergefunden. Sein „Welken" ist eines der allerinteressantesten Bilder der Ausstellung. Allegorie und Naturstimmung und Menschengestaltung stimmen hier überzeugend und ungezwungen zusammen. Rothgelber Herbstwald im Hintergrund, davor eine dunkle Trauerweidenwand, ausgezackt natürlich, und ein Wasserspiegel; vorn aber sitzt in Lebensgröße eine Frau, „zwischen zwei Altern", wie der Franzose zu sagen pflegt; in einem faltigen schwarzen, halb antiken Gewande, an den bloßen Füßen Sandalen; seitwärts sitzt sie da und neigt uns ihren schönen Kopf zu: in dem Ausdruck dieser Augen, in den feinen Zügen dieses bleichen, schwarz umrahmten Gesichts liegt ein verhaltener Schmerz, ein Bekenntniß von Abschiedsweh und Jugendsehnsucht, das uns seltsam ergreift. Ein köstlicher Veilchenstrauß in der Linken hat wohl auch mehr als eine coloristische Aufgabe. Welch' eine individuelle Kraft wieder nach den mancherlei Böcklinaden, in denen sich Unger in den letzten Jahren gefiel. Gleichzeitig bethätigt er sich auch als Kunstgewerbler in einigen Silbergeräthen von verblüffend einfachen, schmucklosen, nur durch edle Linien wirkenden Formen ... Dann ist Anton J. Pepino äußerst beachtenswerth. Zwei Landschaften zeigen ihn als einen ungemein farbensicheren Impressionisten. Aber ihnen ziehe ich noch den in weihevoller Dämmerung am Klavier sitzenden jungen, blonden Mann vor. Ohne alle Theatralik ist hier eine hohe Begeisterung zum Ausdruck gebracht und rein malerisch dabei fast Schwarz in Schwarz ein außerordentlicher Effect erzielt worden. Und wie der Künstler in einem Interieur eine Dame am Schreibtisch sitzend, im Profil gesehen, zeigt, wie hier die Farben alle zusammenstimmen und aus diesem Concert der helle, blonde Kopf herausleuchtet, das ist nicht minder gelungen.

Richard Müller's Kunst bleibt sich gleich in der Bethätigung eines schier verwunderlichen zeichnerischen Könnens auf Kosten der malerischen Wirkung. Man kennt ja seine Art, die auch das kleinste graue Härchen in der Augenbraue, das subtilste blaue Aederchen auf einer Nasenspitze nicht übersieht. Das Einzelne ist auch jetzt wieder im „Alten Mann in der Pelzmütze" und in einer „Alten Frau" mit bewunderungswürdiger Virtuosität gegeben, aber man halte nur Pepino's Klavierspieler oder Ufer's hingehauenen Kopf eines Bauern daneben und man wird erkennen, daß Müller's Kunst sozusagen nicht Menschen schafft, sondern nur Bilder. Lührig ist noch immer leicht etwas grell und hart und in seinen Motiven mitunter zu gesucht, wie z. B. hier im „Alten Baum"; aber seine „Alte Griechin", die wir im vorigen Jahre in Düsseldorf kennen lernten, ist noch immer unheimlich lebendig, und das andere dort aufgestellt gewesene Bild „Alter und Jugend" fesselt noch immer durch den Ausdruck des Alten. Robert Sterl wandelt jetzt andere Wege, als einst im „Feierabend" und „Sonnabend-Abend": bei seinem stimmungsvollen „Mondaufgang" und bei der „Kartoffelernte" denkt man fast an Daubigny und Oswald Achenbach, und Sterl gab sich doch einst durchaus — nun sagen wir moderner. Seinem feinen Farbenempfinden thut das weiter nicht Abbruch. Dagegen macht Stremel jetzt in einer Gruppe „Patieuce" legender Damen die Mode des Neo-Impressionismus mit. Er erzielt in anderer Technik im „Gelben Zimmer" bessere Wirkung. Ich nannte noch Bernhard Schröter. Mir ist er neu. Eine erfreuliche Bekanntschaft, dieser junge Landschafter, der in einem dämmerigen Straßenmotiv in der Wiek namentlich eine vielversprechende Großzügigkeit zeigt.

Von sächsischen Landschaftern und einigen anderen Künstlern noch das nächste Mal im Schlußartikel. J. Norden.

Notizen.

Von dem viel genannten Werke „Preußens auswärtige Politik 1850 bis 1858", das Heinrich von Poschinger zur Zeit im Verlage von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., herausgiebt, liegt nunmehr der dritte (Schluß-) Band fertig vor. — Die historische Literatur erfährt durch dieses Werk, welches durchweg nur unveröffentlichte Documente enthält, eine Bereicherung von ganz hervorragendem Werthe. Die drei Bände bringen allein nicht weniger als etwa 163 bisher unbekannte Urkunden und Handbillets des Königs Friedrich Wilhelm IV. und 79 des Prinzen von Preußen. Diese Briefe sind wahre Perlen weltgeschichtlicher Bedeutung. Außer der Correspondenz des Königs und des Prinzen von Preußen mit dem Ministerpräsidenten Frhrn. v. Manteuffel enthält das Werk die diplomatische Privatcorrespondenz Manteuffel's mit Preußens Vertretern im Auslande und den leitenden fremden Staatsmännern. Diese Privatcorrespondenz gewährt einen noch besseren Einblick in die preußische Politik der fünfziger Jahre, als die damit parallel laufenden Staatsacten; denn in der Form der Privatbriefe ließ sich in zwangloser Weise Vieles über Personen und Verhältnisse sagen, was amtlichen Schreiben nicht anvertraut werden konnte. — Besonders der vorliegende dritte Band verdient höchstes Interesse. Er behandelt zumal die orientalische Verwirrung, die 1853 entstand. Manteuffel hat bis zu dem Schlußacte in Paris, an dem er selbst theilgenommen, die Zielpunkte, die er sich gesetzt, nicht in's Wanken kommen lassen. Von Rußland ebenso heiß umworben, wie von den Westmächten und deren Trabanten Oesterreich, hat er unter den größten Schwierigkeiten die goldene Mittellinie eingehalten, unbeirrt durch das Drängen jener kurzsichtigen Politiker, die Preußen um jeden Preis in den fruchtlosen Kampf hineinziehen wollten. Um diese Errungenschaften voll zu würdigen, muß man sich immer vor Augen halten, wie dornenreich unter Friedrich Wilhelm IV. die Stellung des Ministerpräsidenten war. Der König betrachtete die Führung der auswärtigen Politik in weit höherem Maße als seine Domäne, als dies später sein Bruder König Wilhelm that, der sich vertrauensvoll ganz der Führung seines leitenden Staatsmannes hingab. Nun entbehrte aber Friedrich Wilhelm's IV. Politik der Festigkeit, Einheitlichkeit und der Consequenz. Die außerordentlichen Missionen, die der König an die fremden Höfe veranlaßte, durchkreuzten vielfach die festen Linien der Manteuffel'schen Politik und schwächten noch überdies das Ansehen der darüber höchst aufgebrachten ordentlichen Gesandten. Es gehörte, ganz abgesehen von den Fähigkeiten, eine unerschöpfliche Geduld dazu, unter solchen Umständen am Staatsruder stehen zu bleiben und gleichwohl das Schiff vor einem Zickzackcurs zu bewahren, wie dies Manteuffel mit bestem Erfolge gethan. Alle diese Motive und Ziele der preußischen Politik sind noch niemals — auch nicht annähernd — so vollständig dargelegt worden wie in der hier veröffentlichten Correspondenz des Königs und des Prinzen von Preußen mit dem Ministerpräsidenten Freiherrn v. Manteuffel und in dem privaten Briefwechsel, welchen der Letztere mit den preußischen Vertretern im Auslande und den leitenden fremden Staatsmännern u. s. w. führte. So liegt hier ein Werk vor, das für die Kenntniß der politischen Geschichte der Zeit Friedrich Wilhelm's IV. grundlegenden Werth besitzt.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 *M*.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** *M.* 3,—.
Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:
Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.
Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf u. Härtel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Clara Schumann, ein Künstlerleben
von **B. Litzmann.** I. Band. Mädchenjahre. 1819 bis 1840. Mit drei Bildnissen. VIII, 432 S. 8°. geh. M. 9.—, geb. M. 10.—
Man wird mit inniger Freude den herrlichen Briefwechsel aus der Brautzeit Clara und Robert Schumanns lesen, der hier durch B. Litzmann, dem bekannten Literarhistoriker, zum ersten Mal der Oeffentlichkeit übergeben wird. Das Werk bietet auf Grund des literarischen Nachlasses, der ohne Einschränkung zur Verfügung stand, ein anziehendes Bild Clara Schumanns.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*
Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.
Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Carl Bleibtreus
Illustr. Schlachtenschilderungen:
Neu:
Amiens-St. Quentin.
Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—20. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Le Mans. Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—15. Tausend. Preis in farbigem Umschlag M. 1.—, gebunden M. 2.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Die **geistige Ermüdung** der Schulkinder, welche so viele derselben heutzutage kennzeichnet, weicht gemeiniglich dem Hausens Kasseler Hafer-Kakao, welcher schnell die richtigen Ersatzstoffe zu den ermüdeten Organen führt.
Hausens Kasseler Hafer-Kakao ist nur echt in blauen Kartons à 1 Mk., niemals lose.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Hervorragendstes Festgeschenk:
Felix Dahns sämtl. poetische Werke.
Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.
In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.
Preis Mk. 75,—. Gebunden Mk. 96,—.
Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.

C. F. Amelangs Verlag in Leipzig.

Soeben ist erschienen:
Neue Lieder und Mären
von **Martin Greif.**
Sedezformat. Mit einem Porträt des Dichters in Heliogravüre. Brosch. Mk. 3.50, eleg. geb. Mk. 4.—.

Von **Martin Greif** ist früher in unserem Verlage erschienen:
Gedichte.
6. Aufl. Eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.—, mit Marmorschnitt Mk. 4.—.
„... Blättert man nur in den Gedichten, so weht einem ja der Odem einer Poesie entgegen, wie kaum Einem der Lebenden in ähnlicher Weise so tiefen und vollen Stroms entsprudelt wie Greif..."
Der Kunstwart.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Der König von Babel.
Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.
Neue Lyrik
von
August Sturm.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.
Seltene Gelegenheit!

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.
Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.
Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaßlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 30. Mai 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Eine habsburgische Sphinx. Von Pannonicus. — Der Mechanismus des Lebens. Von Curt Grottewitz. — **Literatur und Kunst.** Was das Volk liest. Von Irma v. Troll-Borostyáni. — Neues aus der französischen Literatur. Von Anna Brunnemann (Dresden). — **Feuilleton.** Sokrates' Tod. Eine Skizze von Timm Kröger. — **Aus der Hauptstadt.** Das Wettergespräch. Von Hans Schmidkunz. — Die siebente Ausstellung der Berliner Secession. III. Von J. Norden. — Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — Notizen. — Anzeigen.

Eine habsburgische Sphinx.

Thronfolger haben immer das Interesse der Völker erweckt, über die sie später zu herrschen berufen waren. Begreiflicher Weise ist dies in noch gesteigertem Maße mit dem Prinzen der Fall, den eine Katastrophe in der habsburgischen Dynastie an die Stelle des Kronprinzen Rudolf gebracht hat. Erzherzog Franz Ferdinand ist bis zur mysteriösen Tragödie in Meyerling gar nicht an die Oeffentlichkeit getreten, und auch in den seither verflossenen Jahren wendete sich ihm die allgemeine Aufmerksamkeit eingehender erst aus Anlaß seines Herzensromans mit der Gräfin Chotek zu, die jetzt als Fürstin von Hohenberg seine morganatische Gemahlin ist. In den letzten Jahren hat man vom Thronfolger vornehmlich anläßlich seiner Reisen zu den Höfen von Berlin, Petersburg und London und mehrerer seiner Aeußerungen gesprochen, die er als Protector des katholischen Schulvereins gethan hat. Seitdem steht er im Geruch entschieden klerikaler, sehr russen- und wenig deutschfreundlicher Gesinnung.

Da Erzherzog Ferdinand einstens über eine dualistische Monarchie herrschen soll, möchte man ebenso ostwärts wie westwärts der Leitha gern größere Klarheit über ihn haben. Die Magyaren und die verschiedenen Volksstämme der im Wiener Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder rivalisiren eben um die Erlangung größerer Gunst von Seiten ebenso des Erben wie des gegenwärtigen Trägers der zahlreichen habsburgischen Kronen. Das Magyarenthum schreibt nicht mit Unrecht die in der Monarchie erlangte Präponderanz zum großen Theil dem Wohlwollen zu, das ihm mehr als drei Jahrzehnte lang von Seiten des Kaisers Franz Joseph und ganz besonders von Seiten seiner unvergeßlichen kaiserlichen Gemahlin Elisabeth, wie man wohl sagen darf, sehr wenig verdienter Weise, zugewendet worden ist, und das man bei dem Thronfolger eben deßhalb mit gutem Grunde nicht vermuthet.

Das über ihm schwebende und zum Theil gewiß geflissentlich festgehaltene, um nicht zu sagen beabsichtigte Dunkel sucht nun eine neu erschienene magyarische Monatsschrift „Jövendö“ (die Zukunft) in ihrem ersten Hefte wenigstens bezüglich einiger Aeußerlichkeiten und privaten Züge zu erhellen. Vielleicht noch interessanter, als die Einzelheiten, die sie mittheilt, ist indeß die Einleitung, aus der die Hoffnungen und Befürchtungen des derzeit seine Suprematie über die nichtmagyarischen Völker Ungarns rücksichtslos ausübenden und auch die österreichische Reichshälfte unter sein politisches und wirthschaftliches Dictat beugenden Magyarenthums klar ersichtlich werden. Der betreffende Artikel beginnt mit Constatirung der Thatsache, daß im Wiener Palaste Eugens von Savoyen, im Belvedere, ein Mann mit seiner jungen Gattin und seinen zwei kleinen Kindern lebt, und dieser Mann, den man nicht kennt, sei der künftige König von Ungarn, also unter den obwaltenden besonderen Verhältnissen, die Zukunft des Landes. Es sei also nicht müßige Neugier und nicht ein Eindringen in Privatverhältnisse, wenn man wissen wolle: Wer ist Franz Ferdinand? Was ist sein Glaube, welches sind seine Ueberzeugungen, wie steht es mit der Kraft seines Geistes, welches sind die Schwächen seines Herzens, wie ist sein Temperament, sein Geschmack, seine Erziehung, sein Wissen beschaffen, was sind seine angeborenen Eigenschaften, was seine angenommenen Gewohnheiten, mit einem Wort, seine ganze Natur? Dann heißt es: „Die magyarische Nation aber sieht, wenn sie nach der Hauptgestalt des Belvedere ausschaut, neben der pflichtschuldigen und gesetzlichen Loyalität die unbekannte Finsterniß, vor der sie — erst vor ein, zwei Monaten — wahrhaftig erschrocken ist, als schnöde Wiener Gerüchte gingen, daß unser alter König müde und krank sei, und seinen Thron sozusagen von heute auf morgen seinem Erben übergeben wolle. Ein unausgesprochener, aber beinahe physisch fühlbarer Schauder überlief die Seelen: da kommt Jemand, der über uns gesetzt sein wird, der uns nicht kennt, und den wir nicht kennen. Man konnte fast das liberale Zähneklappern aus Furcht vor dem Unbekannten hören. Leicht erschreckte und nicht an den Boden gebundene Menschengruppen begannen schon davon zu sprechen, auf welche politischen Rechte sie zu verzichten geneigt seien, um nur ruhig ihrer Familie, ihrem Geschäft, ihren Passionen leben zu können. Laufbahnen schlossen sich einfach selbst ab, Ambitionen begannen bereits ihre Richtung zu wechseln. Eine erregte Stimmung durchdrang die Seele der ganzen Nation, der es davon zum Theil fröstelte, zum Theil heiß wurde: Es kommt das Unbekannte, von dem nur das Eine fest steht, daß wir noch nie einen katholischeren, soldatischeren und düstereren König gehabt haben. Es kommt der österreichische — Wilhelm.

Die starke Erregung verging. Wir sahen den König bei uns zu Hause gesund und wohlgelaunt, seine unmittelbare Umgebung pries seine Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit. Wer bei Franz Josef zur Audienz war, mit ihm auf dem Hofball verkehrte, wußte zu erzählen, daß die Redensart

Digitized by Google

von der Elasticität und Munterkeit des Königs keine Redensart sei. Die Nation athmete auf. Aber nach einer kleinen Weile sieht sie drängend und instinctiv nach den geschlossenen Fenstern des Belvedere. Was ist der, der darinnen wohnt und der allem Anschein nach seine weltgeschichtliche Rolle damit begonnen hat, die historische Ordnung zu ändern? In der Geschichte vertritt der jüngere Thronfolger gegenüber dem älteren König in der Regel einen freieren Geist. Seine Hoheit Franz Ferdinand ist aber viel älter als Se. Majestät Franz Joseph. Der Thronfolger ist der Zeit nach vielleicht um vierhundert Jahre hinter dem alten Könige zurück. Das ist der Anschein, von dem der Thronfolger entweder keine Kenntniß oder gegen den er keinen Einwand hat. Schließlich kann ein Punkt seines Regierungsprogrammes sein: Es ist besser, wenn man von mir vorher Böses denkt, dann wird später auch das weniger Gute sie entzücken. „Soll ich das Königsein als Republikaner beginnen und wie Joseph II. beenden?“ Vielleicht ist ihm diese absteigende Carrière widerwärtig und er beginnt als Franz Ferdinand und endet wie Franz Joseph.

Aber er hat noch gar nicht angefangen. Und diese Augenblicke der Vorbereitung auf das Königthum sind in ihrer wirklichen Tiefe das tiefste Geheimniß. Gewiß hat er schon ein fertiges Programm, und wahrscheinlich ist es nur die pflichtgemäße Rücksicht auf den alten König und nur sein soldatisch correctes Wesen, die nicht erlauben, daß er dieses Programm auch nur ahnen lasse. Dieser Mann krankt gewiß nicht an gierigem Ehrgeiz. Und das ist der erste sichere gute Charakterzug, den wir an unserem künftigen König zu vermerken haben.“

Diese in Denkweise und Styl echt magyarischen und darum auch schwer in voller Prägnanz wiederzugebenden Ausführungen lassen deutlich das tiefe Mißtrauen der heute in Ungarn exclusiv und rücksichtslos herrschenden, für den Fortbestand ihrer Herrschaft offenbar fürchtenden Rasse und sich liberal nennenden Partei erkennen.

Ein Wiener Gewährsmann des „Jövendö“ sucht nun durch Aufrollung eines Bildes des erzherzoglichen Familienlebens und Beleuchtung einzelner intimer Charakterzüge die in Ungarn herrschenden Besorgnisse zu zerstreuen. Als gewichtigstes Moment fällt in die Wagschale die Versicherung, daß der Thronfolger ausgezeichnet magyarisch spreche, aber seine Sprachstudien noch immer fortsetze, daß auch die Fürstin Hohenberg ungarische Stunden nehme, weil sie am Preßburger Hofe keine Gelegenheit gehabt habe, die magyarische Sprache zu erlernen. Der magyarische Sprachlehrer des hohen Paares, der päpstliche Kämmerer Dr. Joseph Lányi pflege den Journalisten nur zu sagen: Ich bin ein Magyare mit Leib und Seele, und bedaure, nicht reden zu können, denn dann würde man zu Hause sehen, wie sehr Seine Hoheit und Ihre Durchlaucht die Magyaren lieben.“

Der Wiener Gewährsmann will wissen, daß Kronprinz Rudolf und Erzherzog Franz Ferdinand — wunderbarer Weise — sich gegenseitig nicht sehr geneigt gewesen sein. „Der phantasievolle freie Geist mochte den finsteren, einfachen, auf vorgezeichneten Wegen starr wandelnden Verwandten, der schon damals auf religiös-moralischem Standpunkte stand, ungünstig beurtheilen“, heißt es im Artikel, der als besondere captatio benevolentiae für magyarische Ohren den Ausspruch des Thronfolgers anführt: „Wir können nicht Deutschlands Vasallen sein“. Der bedeutendste und typischeste Politiker des Magyarenthum in den letzten Jahren, der vor kaum zwei Jahren verstorbene Justizminister und Abgeordnetenhaus-Präsident Desider Szilágyi soll seinen publicistischen Bekannten oft „und mit ungewöhnlicher Nervosität“ gesagt haben: „Wir dürfen unser Verhältniß zum Thronfolger nicht verderben. Er ist ein kluger und ernster Mann. Es wäre eine Dummheit, wenn das Magyarenthum es sich im Voraus mit ihm verderben würde.“

Die schließliche Charakteristik des Erzherzogs lautet: „Er ist ein bis zur Schonungslosigkeit ehrlicher Mann. Seine erste Regierungshandlung wird gewiß sein, von Staats wegen mehr Kirchen und Gefängnisse bauen zu lassen. Er wird sich uns Magyaren — wie wir hoffen, nicht so bald — nähern, um Herr über uns zu sein. Er ist weder ein Doctrinär, noch ein Opportunist, er wird in der Monarchie Ordnung schaffen — oder wenigstens tabula rasa machen.“

Ob diese Ordnung oder die eventuelle tabula rasa den Magyaren gefallen wird, ist freilich eine andere Frage.

Pannonicus.

Der Mechanismus des Lebens.

Von Curt Grottewitz.

Nach vielen Enttäuschungen ist die Biologie jetzt fast allgemein zu dem zaghaften Schlusse gekommen, daß die Gesetze der Chemie und Physik nicht ausreichen, um alle Lebenserscheinungen in der Thier- und Pflanzenwelt zu erklären. Dafür giebt es ja keinen Beweis, aber es giebt auch keinen dagegen. Nun braucht man sich ja über die Ansicht derer nicht zu ereifern, die eine Lebenskraft oder eine sonstige außernatürliche Ursache für das Zustandekommen von Lebenserscheinungen annehmen. Mit ihnen ist nicht zu discutiren. Dagegen sind Viele der Anschauung, daß die so eigenartigen Lebensäußerungen ihre eigenen Gesetze haben, die zwar mit den Gesetzen der anorganischen Natur nicht im Widerspruch stehen, aber doch eben nur für das Organische gelten, da dieses ja doch ein besonderes Naturgebiet für sich bilde.

Ein solches besonderes Naturgesetz für das Organische ist nun allerdings nicht bekannt. Aber man muß auch zugestehen, daß viele Lebenserscheinungen, und darunter gerade die bedeutsamsten, nicht oder wenigstens bisher nicht auf Gesetze der Chemie und Physik zurückgeführt werden konnten. Andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß, wenn auch langsam, die mechanische Erklärung des Lebens Fortschritte macht. Und was einmal mechanisch erklärt ist, das ist erklärt. Unser Intellect giebt sich ja nicht eher zufrieden, bis er nicht die mechanischen Grundlagen einer Erscheinung kennt. Und warum sollten wir bei den Erscheinungen des Lebens eine Ausnahme machen, nachdem es sich doch gezeigt hat, daß bereits in verschiedenen Fällen eine chemisch-physikalische Erklärung möglich ist? Die Wissenschaft kann einfach die Hoffnung nicht aufgeben, den Mechanismus des Lebens zu enthüllen.

Noch vor hundert Jahren glaubte man, daß alle physiologischen Vorgänge, aber auch alle organischen Körper das Werk jener unabhängigen Lebenskraft seien. Inzwischen sind viele organische Stoffe, die nur durch die Lebensthätigkeit der Pflanzen und Thiere zu Stande zu kommen schienen, im Laboratorium künstlich dargestellt worden. Durch einfache Zusammenstellung der Elemente, aus denen die organische Verbindung besteht, wurde diese von Menschenhand aufgebaut. Als im Jahre 1828 Wöhler den Harnstoff auf diese Weise künstlich darstellte, da war es mit dem Glauben an die Lebenskraft vorbei. Man hat die Synthese des Harnstoffes als eine epochemachende That bezeichnet, allgemein wird sie so genannt, aber die Consequenz davon scheint jetzt mehr und mehr in Vergessenheit zu gerathen. Was war diese That anderes als ein Beweis dafür, daß Producte der Lebensthätigkeit, Aeußerungen des Lebens auf chemische Gesetze zurückzuführen sind? Der Synthese des Harnstoffes folgte die künstliche Darstellung einer Menge anderer Körper, von denen man angenommen hatte, daß sie nur durch den Organismus hervorgebracht werden könnten. Nun haben diese

Digitized by Google

Körper ja nicht eine ausschlaggebende Bedeutung für das Leben, aber sie hängen doch mit ihm zusammen, und insofern kann man sagen, daß ein Gebiet des Lebendigen bereits von der Chemie erobert worden sei.

Der Mechanismus des Lebens ist allerdings damit noch keineswegs enthüllt. Er ist ohne Zweifel in chemischer Beziehung an die Eiweißstoffe gebunden. Während uns sonst die wichtigsten Baustoffe des Organismus, besonders die Kohlehydrate und Fette in ihrer Zusammensetzung bekannt sind, bereitet die Erforschung der Einweißstoffe der Chemie immer noch unüberwindliche Schwierigkeiten. Wir haben es hier ohne Zweifel mit Körpern von sehr complicirter Zusammensetzung zu thun. Und es ist nur zu begreiflich, daß die chemische Grundlage dieser so wunderbaren, reichartigen Lebenserscheinungen nicht ganz einfach ist. Darum ist es aber auch leicht zu verstehen, daß gerade diese Eiweißkörper der Chemie am längsten Widerstand leisten. Gerade deßhalb kann man sich andererseits der Hoffnung hingeben, daß mit der wissenschaftlichen Bewältigung der Eiweißkörper auch der Mechanismus des Lebens in seiner einfachsten Form erkannt sein wird.

Die Eiweißkörper spielen im Organismus die größte Rolle, sie sind in reichster Quantität im Körper vorhanden, und sie sind vor Allem in jeder Zelle vorhanden. Es ist durch Versuche festgestellt worden, daß Thiere bei reiner Eiweißnahrung nicht nur am Leben, sondern bei voller Leistungsfähigkeit erhalten werden können. Das lebende Eiweiß kann daher als die eigentliche Lebenssubstanz bezeichnet werden. Diese zeichnet sich aus durch eine sehr lockere Verbindung ihrer Atome, so daß diese immer bereit sind, mit herantretenden Stoffen neue chemische Verbindungen zu bilden. Allein die abgespaltenen Bestandttheile werden immer durch neue ersetzt, so daß die lebende Substanz im normalen Falle nie aufgebraucht wird. Sie befindet sich in steter Veränderung, zieht stets Atomgruppen an sich, um auch Atomgruppen abzugeben. Verschiedene Physiologen haben Vermuthungen aufgestellt über die Verbindung im lebenden Einweiß, welche wegen ihrer leichten Zersetzlichkeit die Aufnahme und Abgabe von Atomgruppen verursacht. Allein bis die Zusammensetzung der lebenden Substanz nicht definitiv bekannt ist, hat es keinen besonderen Zweck, über die specielleren chemischen Processe im lebenden Eiweiß Vermuthungen anzustellen. Es genügt vollständig, zu wissen, daß diese lebendige Substanz immerzu Verbindungen eingeht, durch welche sie gewisse Theile von sich abspaltet, während sie andere neu aufnimmt. Nach der Annahme vieler Forscher beruht auf dieser Veränderlichkeit des Eiweißes der Stoffwechsel des Organismus. In dem Stoffwechsel liegt der Mechanismus des Lebens. Indem das Eiweiß fortwährend Atomgruppen abgiebt, erzeugt es Abfallproducte, indem es neue Körper aufnimmt, baut es sich immer wieder auf, und indem es so Stoffe aufnimmt und abgiebt in ununterbrochenem Kreislauf, lebt es. Gewiß, diese Annahme kann erst dadurch endgiltig bestätigt werden, daß die Zusammensetzung der Eiweißkörper erkannt wird, aber sie ist so naheliegend und sie bietet dem denkenden Geiste sehr viel Befriedigung.

Aus der Thatsache, daß die Zersetzungsproducte der einzelnen Zellen verschieden sind, kann man folgern, daß weder die chemischen Vorgänge noch die Zusammensetzung der Eiweißkörper in jeder Zelle oder selbst in jedem Theile der Zelle dieselben sind. Daraus erklärt es sich denn auch, daß die Lebenserscheinungen, die der sichtbare Ausdruck jener chemischen Vorgänge sind, ein sehr verschiedenartiges Antlitz tragen. Der Stoffwechsel ist ja nur die elementarste Bethätigung des Lebens, aber man muß doch bedenken, daß auch die höheren Lebenserscheinungen, wie Bewegung und Empfindung, auf Nerven- und Muskelthätigkeit beruhen, die ihrerseits wieder Stoffwechselvorgänge in den Zellen und den Zellencomplexen zur chemischen Grundlage haben.

Obwohl alle Lebenserscheinungen mit Vorgängen des Stoffwechsels im lebenden Eiweiß verbunden sind, so folgen sie doch außerdem den Gesetzen der Mechanik, und vermittelst dieser müssen sie daher zu erklären versucht werden. So sind denn mancherlei physiologische Vorgänge, wie z. B. der Blutkreislauf, Muskelthätigkeit, Wachsthumsprocesse in ihrem Mechanismus erklärt oder erklärlich gemacht worden. Freilich, es fehlt überall noch die Erklärung des ersten Anstoßes der Bewegung. Genau wie die Chemie nur die nebensächlichen und secundären Baustoffe des Lebens erforscht hat, so kann die Physik bisher auch nur die Enderscheinungen des Lebens erklären, ohne die primären Kräfte zu kennen, die den ganzen Organismus in Bewegung setzen. Allerdings läßt sich so viel sagen, daß durch den Stoffwechsel Energie erzeugt wird, die in verschiedener Form als mechanische Kraft, als Wärme, als Elektricität die mannigfaltigsten Arbeiten im Körper vollbringt. Wie aber diese Energien wirken, so daß die verschiedenartigen Bewegungen oder gar psychischen Vorgänge zu Stande kommen, das ist vorläufig noch in Dunkel gehüllt.

Aber wie wir uns beim lebenden Eiweiß, ohne die specielle Zusammensetzung und den genauen Hergang der chemischen Processe zu kennen, den elementaren Lebensproceß als einen Stoffwechsel erklären konnten, so können wir uns auch von vielen Bewegungserscheinungen ein ziemlich deutliches Bild machen. Wir können ihren Mechanismus begreifen, wenn wir auch die ganz speciellen für den Organismus in Betracht kommenden Gesetze nicht feststellen können. Am weitesten wird man mit der Erkenntniß des Lebensmechanismus vorwärts zu kommen hoffen dürfen, wenn man von dem elementarsten Organismus, den es giebt, von der Zelle ausgeht. Thatsächlich suchen gegenwärtig die bedeutendsten Physiologen die Probleme des Lebens an der Zelle zu lösen. Verworn's „Physiologie", die so viel zur mechanischen Erklärung der Lebenserscheinungen beiträgt, ist in der That reine Cellularphysiologie. An der Zelle, namentlich auch an den einzelligen Organismen, lassen sich ja bereits alle wesentlichen Lebenserscheinungen beobachten, und zwar treten sie hier in ihrer einfachsten, der Beobachtung am leichtesten zugänglichen Form auf. So nimmt z. B. eine Amöbe Nahrung von Außen auf, indem sie diese mit ihrem weichen Protoplasmaleibe umfließt. Unverdaute und Abfallstoffe stößt sie nach einiger Zeit ab. Sie streckt von Zeit zu Zeit Scheinfüße — Pseudopodien — aus und zieht sie dann wieder zurück. Andere mikroskopische Wesen bauen um ihren Körper einen zierlichen Panzer aus Kalk oder Kieselsplittern. Alle diese Lebenserscheinungen machen den Eindruck einer großen Selbstständigkeit der Mikroorganismen, so daß man meinen möchte, mit Bewußtsein oder doch wenigstens aus Instinct handelnde Thiere vor sich zu haben. Das ist auch der Grund gewesen, weßhalb man lange Zeit die physiologischen Beobachtungen an der Zelle für unfruchtbar gehalten hat. Denn wenn hier die Lebensvorgänge schon leicht in ihrem übersichtlichen Verlauf und in ihrer primitiven Form beobachtet werden konnten, so boten sie doch der Erklärung viel größere Schwierigkeiten wie die complicirteren Lebenserscheinungen eines höher organisirten Thieres, von denen wenigstens einzelne Componenten in ihrem Mechanismus zu ergründen waren. Da trat im Jahre 1898 L. Rhumbler (Archiv für Entwickelungsmechanik) mit höchst eigenartigen Experimenten hervor, die zwar den speciellen Mechanismus im Leben der Mikroorganismen nicht erklärten, die es jedoch zur Gewißheit machten, daß wir es hier mit einem reinen Mechanismus, mit einem Wirken mechanischer Gesetze zu thun haben. Rhumbler gelang es nämlich, alle jene erwähnten Lebensäußerungen der Kleinwesen, Nahrungsaufnahme, Abgabe von Abfallstoffen, Vorstrecken von Pseudopodien, ja sogar den Aufbau eines Panzers künstlich nachzuahmen. Chloroformtropfen in Wasser oder Rizinusöltropfen in Alkohol nahmen

Digitized by Google

Fremdkörper gleichsam als Nahrung in sich auf. Die Chloroformtropfen umfließen Schellackfäden so, wie die Amöbe ihre Nahrung umfließt. Das beruht zum Theil auf der Adhäsion, die bewirkt, daß sich der Schellack an den Chloroformtropfen anhängt. Dadurch wird die Oberflächenspannung des Letzteren an der Berührungsstelle vermindert und so fließt der Inhalt des Tropfens nach vorn, er umfließt schließlich den Schellackfaden gänzlich. Wird ein Glasfaden mit Schellack umgeben, so nimmt ihn der Chloroformtropfen in gleicher Weise auf. Nun ist aber Schellack in Chloroform löslich. Der Tropfen verdaute also gewissermaßen den Schellack, der Glasfaden aber gelangte gelegentlich an die Oberfläche des Tropfens und fiel schließlich an das Wasser ab. Dieses besitzt nämlich eine größere Adhäsion zu Glas als der Chloroformtropfen. Nahrungsaufnahme und Abscheidung von Abfallstoffen erfolgte hier also ganz ähnlich wie bei Mikroorganismen, und zwar nach ziemlich einfachen physikalischen Gesetzen. Auf Spannungs- und Druckverhältnissen an der Oberfläche von Tropfen beruht auch das Vorstrecken von Pseudopodien. Das Protoplasma ist ja auch nichts Anderes als ein Tropfen, eine Flüssigkeit, und darum müssen sich darauf die Gesetze anwenden lassen, die für die Oberflächenspannung jeder Flüssigkeit gelten. Nun ist das lebende Eiweiß des Protoplasmas ein chemisch unendlich viel complicirterer Körper als der Chloroformtropfen, und den vielseitigen chemischen Umsetzungen entsprechen natürlich auch viel complicirtere Druck- und Spannungsverhältnisse der Zelle. Aber es ist doch außerordentlich überraschend, wie naturgetreu die leblosen Tropfen viele Lebenserscheinungen der Mikroorganismen nachahmen. Sogar die Fortbewegung, das Pulsiren der Vakuolen im Innern des Zellkörpers und nun besonders der Gehäusebau konnte künstlich nachgemacht werden. Der Letztere zumal ist oft als der Ausfluß eines wunderbaren Instinctes aufgefaßt worden. Schon die Auswahl eines besonderen Baumaterials erschien wunderbar. Die Versuche von Verworn haben indeß gezeigt, daß die Amöben das Baumaterial benutzen, das gerade vorhanden ist, und daß sie, unter künstlichen Verhältnissen aufgezogen, zum Beispiel die Splitter feinzerriebenen Glases verwenden. Rhumbler konnte nun diese scheinbar so kunstvolle Bauthätigkeit mit seinen Chloroform- und Rizinusöltropfen täuschend nachahmen. Nach Gesetzen der Adhäsion und Cohäsion fügte sich das Baumaterial, Glassplitter, Quarzkörner und Anderes, Stein um Stein an den Körper des Tropfens. Es bildete sich ein Gehäuse, das dem mancher Amöben nicht nur bis in die feinsten Details hinein glich, sondern es in einzelnen Fällen an Schönheit noch übertraf.

Rhumbler vergleicht seine Versuchstropfen mit Marionetten, die zwar ein Ebenbild der Amöbe, aber doch nichts Lebendes sind. Sie sind eben chemisch von viel einfacherer Zusammensetzung. Aber trotzdem kommen mechanisch fast dieselben Erscheinungen an ihr zum Ausdruck wie an der Amöbe. Kann man da noch zweifeln, daß auch die Lebensvorgänge der Mikroorganismen solche Mechanismen sind, die nach Gesetzen der Physik zu Stande kommen! Angesichts dieser frappanten Versuche Rhumbler's müssen wirklich die Ansichten Derer immer mehr zurücktreten, die zur Erklärung des Lebens besondere Gesetze für erforderlich halten.

Das Leben in seinen einfachsten Formen als Stoffwechsel, Bewegung, Reaction auf Einflüsse von Außen muß uns als der Mechanismus einer Maschine erscheinen, von der wir die Zusammensetzung der einzelnen Theile zwar nicht kennen, von der wir aber die Gewißheit haben, daß sie sich nach physikalischen Gesetzen bewegt. Nun giebt es freilich eine Menge anderer und ohne Zweifel viel verwickelterer Lebensvorgänge als die sind, welche uns die Amöben darbieten. Das Antworten auf Reize durch Reflexbewegungen, die Instinchandlungen, die Empfindungen, die Gefühle, der Wille und nun vollends das vernunftgemäße Denken, sollen auch sie auf mechanischen Gesetzen beruhen? Nun muß man allerdings unterscheiden zwischen den psychischen Processen und den physiologischen Vorgängen, die jenen zu Grunde liegen. Das Psychische ist ja nur eine Form, in der uns gewisse Processe im Nervensystem erscheinen, ebenso wie uns eine Verbindung, die Wasserstoff in zwei und Sauerstoff in einem Atom enthält, als Wasser erscheint. Das liegt an der Eigenart unseres Intellects, die nach logischen Sätzen zu erklären Sache der Philosophie ist. Aber die physiologischen Vorgänge, von denen das Psychische der Ausdruck, die Erscheinungsform ist, die Leitung der Nerven, die Veränderungen im Gehirn, sie müssen schließlich doch auf denselben Naturgesetzen beruhen, wie die Bewegung oder der Stoffwechsel einer Amöbe. Nimmt man bei dieser einen Mechanismus an, so muß man für die Erklärung aller Lebensvorgänge die Gesetze der Physik und Chemie als maßgebend erachten. Jeder Forscher nimmt doch heute an, daß sich der Mensch, die Wirbelthiere, alle Thiere, die psychisches Leben besitzen, einst aus niederen Typen entwickelt haben, daß sie alle in letzter Stufe aus Mikroorganismen hervorgegangen sind, bei denen sich noch keine Psyche zeigt. Auch diese ist entstanden und hat sich nach und nach weiter entwickelt, bis sie im Menschen jene wunderbare Höhenstufe erreichte. Soll nun in ein Thier, dessen Leben sich bisher nach Gesetzen der Physik und Chemie vollzog, plötzlich ein neues Princip eingezogen sein, das nach anderen als mechanischen Gesetzen wirkte? Glaubt man daran, so muß man schließlich doch auch an eine Lebenskraft glauben, denn jenes nicht nach mechanischen Gesetzen wirkende Princip ist nichts Anderes als die alte Lebenskraft, die in mystischer Selbstherrlichkeit in der Natur nach eigenem Ermessen schaltet und waltet.

Daß sich die Lebensvorgänge auf den höheren Stufen des Thierreichs immer complicirter gestalten und schließlich in den Empfindungen und Gedanken einen so ganz räthselhaft erscheinenden Ausdruck annehmen, das erklärt sich einigermaßen aus der colossalen Mannigfaltigkeit von Zellen, aus denen der Körper der höheren Thiere besteht. In der einzelnen Zelle sind die Stoffwechselbeziehungen zwischen Kern und Protoplasma und zwischen den Theilen dieser Zellbestandtheile offenbar bereits sehr complicirte. In dem Körper eines Säugethieres aber sind die denkbar verschiedenartigsten Zellen mit einander verknüpft, eine unendliche Zahl von Zellen vereinigt sich hier. Jede hat nicht nur ihre eigenen Stoffwechselvorgänge, sondern sie wird durch die chemischen Processe der Anderen beeinflußt, und sie beeinflußt ihrerseits diese. Jeder chemische Proceß aber, jeder Stoffwechsel ist zugleich mit einem Kraftwechsel verbunden. Was für ein Heer von Möglichkeiten ergiebt sich daraus für die Lebenserscheinungen! Alle die zahlreichen Functionen der verschiedenartigen Organe, alle diese nuancirten Empfindungen, Gefühle und Willensäußerungen können mit Leichtigkeit in dieser unendlichen Zahl von Stoffwechselvorgängen des volkreichen Zellenstaates untergebracht werden. Jedem Stoffwechsel entspricht ja nicht nur ein Kraftwechsel, sondern auch ein Formwechsel. Und an unseren mit Sinnen begabten Intellect kommt ja jede Naturerscheinung, jeder physiologische Vorgang in einer bestimmten Form heran, sei es in bestimmten Linien oder Farben, in Lauten oder Worten, ja in Gefühlen oder gar Gedanken.

Das Leben als einen Mechanismus aufzufassen, es nach den Gesetzen der Chemie und Physik zu erklären, sollte deßhalb jetzt nicht mehr principielle Bedenken erregen. Man kann ruhig zugeben, daß es bisher noch nicht gelungen ist, den genauen causalen Verlauf irgend einer Lebenserscheinung zu verfolgen. Andererseits sind uns aber durch Beispiele und Analogien die Lebensvorgänge speciell auf der untersten Stufe der Lebewesen so verständlich geworden, daß wir die Gewißheit bekommen haben, sie müssen mechanisch zu erklären sein. Und schon das ist sehr viel werth. Der Muth zur

Digitized by Google

Forschung und die Hoffnung auf eine Lösung sind ungemein gestiegen. Physiologie und Chemie sind eifrig an der Arbeit, das Problem des Lebens endgiltig zu lösen.

Literatur und Kunst.

Was das Volk liest.

Von Irma v. Troll-Borostyáni.

So viele Wandlungen die literarische Geschmacksrichtung im Laufe der letzten Jahrzehnte durchgemacht hat, ein Zweig der schriftstellerischen Production ist vom launischen Scepter der Mode unberührt geblieben. Die Romanfabrikation für die unteren Schichten des Volkes, der durch Colportagevertrieb in die Küchen und Vorzimmer, in die Keller- und kleinsten Hofwohnungen dringende „Hintertreppenroman" bleibt mit einem Conservativismus ohne Gleichen unwandelbar auf derselben Stufe seines ethischen und ästhetischen Unwerthes.

Während von gewisser Seite gegen die moderne realistische Literatur ein erbitterter Krieg geführt wird, und der um der echten freien Sittlichkeit willen auf die Höhere-Töchterschulen-Prüderie keine Rücksicht nehmende Dichter noch heute manche Verurtheilung erfährt, nimmt man sich nicht die Mühe, seine Aufmerksamkeit der eigentlichen Volkslectüre zuzuwenden.

Als ob es gleichgiltig wäre, welche Art geistiger Nahrung durch die Lectüre dem Volke zugeführt wird, jener großen Masse von Menschen, die gerade noch Lesen und Schreiben gelernt hat und der die Erzeugnisse des vornehmen Schriftthums unzugänglich sind! Man greife einmal aus den Jahr um Jahr von gewissen Verlagshandlungen in massenhafter Zahl hervorgebrachten und durch Colportagevertrieb abgesetzten Schauerromane beliebig ein Dutzend heraus und prüfe sie auf ihren Werth! Die landläufige Moral kommt bei ihnen zwar ganz gut fort. Die bekannte Schablone, der leidenden Tugend schließlich ihre Belohnung, dem Laster und Verbrechen seine Bestrafung zu Theil werden zu lassen, wird getreulich als Richtschnur befolgt. Und man kann sie auch meist keines gerade unzüchtigen Inhaltes anklagen. Trotzdem aber wirken diese elenden Machwerke recht entsittlichend, verrohend und verdummend. Freilich nicht auf den sie etwa zufällig zur Hand nehmenden gebildeten Leser, der über die schwere Menge der darin sich abspielenden Mordthaten, Unterschübe und Vertauschungen von Kindern, Entführungen junger Mädchen und Frauen, Einkerkerungen frommer Unschuld in tiefe, nachtschwarze Burgverließe oder sonstige grausige, unterirdische Gefängnisse und ähnliche Schauergeschichten lächelt — wohl aber auf die Masse der ungebildeten oder mangelhaft gebildeten Bevölkerung, deren Phantasie erhitzt, deren Lebensanschauung irregeführt, deren Gemüth verwildert und deren von einem engen Horizont beschränktes Denken mit einer Fluth wüster Bilder überladen wird. Und was der Text etwa noch zu wünschen übrig läßt, wird durch krasse Illustrationen nachgeholt, in welchen selbstverständlich gerade die „packendsten", d. h. die gräßlichsten Scenen der ganzen Handlung im Bilde dargestellt werden. Wer nicht schon auf die dem Umschlag jeder Lieferung aufgedruckten plumpen Reclamen und auf die verheißungsvollen Titel, wie beispielsweise: „Des Scharfrichters Töchterlein — In den Tod getrieben — Unschuldig verurtheilt — Die Braut des Mörders — Das Vermächtniß des Gerichteten" und tutti quanti hereinfällt, der thut es sicher auf die Illustrationen, welche die Neugier und die dem Ungebildeten eigenthümliche Lust an rohen Sensationen reizen. Und so Viele lassen sich locken, so leicht ist es, den Köder nach der Seite des nach Aufwiegelung der Phantasie, nach dem süßen Behagen des Gruselns lüsternen Volkes auszuwerfen, daß das Geschäft der Hintertreppenroman-Fabrikation heute vortrefflich blüht und die, die es schwunghaft betreiben, zu reichen Leuten macht.

Auch ein Theil der „volksthümlich" geschriebenen, nämlich für die breiten Schichten des Volkes berechneten Criminalromane gehört in diese Kategorie verderblicher Literatur. Sie bietet förmlich eine Schule des Verbrechens dar. Mit Aufgebot aller Mittel, um eine wirksame Spannung zu erzielen, wird die verbrecherische That vom ersten Augenblick des Entschlusses an mit allen Einzelheiten der Ausführung, und dann der wilde Kampf des Verbrechers gegen die sühnende Gerechtigkeit, alle seine Listen und Kniffe, seine Lügen und Verdrehungen, um die Entdeckung seiner Missethat zu verhindern, in breitester Ausführlichkeit und plastischer Lebendigkeit erzählt. Der Leser macht Alles mit. Er gewinnt Interesse am Uebelthäter. Mit der wachsenden Spannung, ob das verübte Verbrechen zur Aufdeckung gebracht wird, keimt und steigert sich der Wunsch, daß es der Schlauheit des Thäters gelingen möge, der Enthüllung seines Vergehens und der ihr folgenden Strafe zu entkommen. Schließlich wird dann doch die Entdeckung durch irgend eine Ungeschicklichkeit des Thäters, durch einen Mißgriff, durch seine Außerachtlassung irgend eines ihm unbedeutend scheinenden oder seiner schlauen Berechnung sich entziehenden Nebenumstandes herbeigeführt. Die Fäden des geschickt gesponnenen Netzes umspannen ihn, er wird entlarvt, zur Verantwortung gezogen und der Strafe überliefert — und dem Roman ist der sattsam bekannte moralische Abschluß gegeben. Im Hirn des Lesers aber springt unwillkürlich ein leises Bedauern auf über die die Entdeckung herbeiführende Unbedachtsamkeit des Verbrechers, den seine Schlauheit einmal im Stich ließ. „Das und jenes, wodurch die Entdeckung herbeigeführt werden konnte, hätte er nicht thun sollen", denkt der Leser. „Wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, hätte ich es nicht gethan, ich hätte so oder so gehandelt, und dann wäre die Sache nicht herausgekommen."

Nun liegt es auf flacher Hand, daß solche Literatur gefährlich und verderblich wirken muß! Es fällt mir natürlich nicht ein, behaupten zu wollen, daß die Lectüre eines spannenden Criminalromanes in jedem Leser die Neigung, ein Verbrechen zu verüben, erwecken müsse. So viel aber steht fest, daß sie, indem sie die Phantasie, das Gemüth und die Gedanken des Lesers dem Denken und Thun des Verbrechers nahe bringt und hierfür lebhaftes Interesse erweckt, keineswegs eine sittliche Wirkung — Mitleid oder Abscheu — zu erzielen vermag, sondern nur eine gefährliche Vertrautheit mit dem verbrecherischen Denken und Wollen bewirken kann.

Man mißverstehe mich nicht. Wenn ich von dem als Volkslectüre dienenden Criminalroman spreche, so habe ich natürlich nicht beispielsweise das großartige psychologische Seelengemälde eines Verbrechers im Auge, wie Dostojewski es in seinem „Raskolnikow" geschaffen hat. Derartige Meisterwerke der Weltliteratur sind jenen Schichten des Volkes, deren Lesehunger mit Colportageromanen gestillt wird, nicht zugänglich, und wenn sie ihnen in die Hände kämen, würden sie sie kaum lesen, da der Mangel einer mit groben Knalleffecten gespickten Handlung in ihnen kein Interesse an solcher Lectüre erwachsen, sie ganz einfach langweilig finden ließe. Der Geschmack dieser Massen ist eben durch das ihnen consequent dargebotene miserable Lesefutter so gründlich schon verdorben, daß er daran Gefallen findet und literarische Erzeugnisse höherer Ordnung meist gleichgiltig von sich wirft.

So stehen wir mitten in dem fehlerhaften Zirkel, daß die Geschmacksverderbniß der in Rede stehenden Bevölkerungskreise die für diese berechneten Literaturerzeugnisse fortwährend

Digitized by Google

verschlechtert, indem ein Autor den anderen, ein Verleger den anderen, damit die Romane „ziehen“, an wüster Kraßheit der dargebotenen Lectüre überbietet, und daß wiederum diese elende Schundliteratur den Geschmack des Volkes immer mehr und mehr verdirbt und verroht. Und damit ist es nicht abgethan. Die Frage nach Werth und Wesen der Volksliteratur ist keineswegs von bloß ästhetischer Bedeutung.

Das Volk hat mit der Jugend die Leichtempfänglichkeit, die naive Ursprünglichkeit der Empfindung, die lebhafte und leicht aufzustachelnde Phantasie gemein. Und diese Eigenschaften sind es, die den durch die Lectüre hervorgerufenen Eindrücken den tiefsten, nachhaltigsten Einfluß auf die Charakterbildung verleihen. Man täusche sich über die Macht dieses Einflusses nur nicht, weil es so schwierig ist, das verschlungene Fadengewirr von Ursache und Wirkung aufzudecken.

Die Erfahrung lehrt, daß der Fall eines sensationellen Verbrechens oftmals rasch nachfolgende Verübung ähnlicher Verbrechen nach sich zieht. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß die leicht bewegliche Phantasie des Ungebildeten durch die allgemeine Erregung, welche die begangene Missethat mit Allem, was daran hängt, hervorruft, im höchsten Grade erhitzt und sein ganzes Vorstellungsvermögen in den Bannkreis des verübten Verbrechens gelenkt wird. Und in sittlich schwachen, aber gewaltthätigen Gemüthern wird durch die Anfüllung der Phantasie mit Bildern des Verbrechens im Verein mit dem dem Menschen eigenen atavistischen Nachahmungstrieb unwillkürlich der Drang geweckt, ein ähnliches Verbrechen zu begehen.

Eine gleichartige, wenn auch nicht so tiefe Wirkung wie die einer in Wirklichkeit ausgeführten That übt die durch wiederholte Lectüre hervorgerufene Aufreizung des Einbildungsvermögens, dessen Vollpfropfung mit abenteuerlichen Vorstellungen der in solchen Schundromanen erzählten wilden oder heimtückischen Gewaltthaten, wozu noch die durch solche Lectüre systematisch betriebene, grenzenlose Verdummung zu rechnen ist. Und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Rohheit, die moralische Verderbniß und die unzureichende geistige Entwickelung, die in den untersten Schichten der Culturvölker als eine traurige Erscheinung zu Tage treten, zum großen Theil auf die üppige Blüthe des bezeichneten Literaturzweiges zurückgeführt werden kann.

Und nicht genug an dem, es wird durch die in Rede stehende Schundliteratur noch ein anderes Gift in die Volksseele geträufelt. Um dem Volke zu schmeicheln und durch diese plumpe Schmeichelei möglichst viele Leser, d. h. Abnehmer der „literarischen Werke“ zu ergattern, wird die feine List angewendet, alle in diesen Romanen ihre Rolle spielenden Scheusale den gebildeten, vornehmen oder besitzenden Gesellschaftsclassen zu entnehmen, in allen den niederen und niedersten Ständen entnommenen Romanfiguren aber regelmäßig die Personification leidender, verfolgter Tugend und Unschuld darzustellen und gleichzeitig die aus der Ungleichheit der wirthschaftlichen Ordnung sich ergebenden Vortheile des Reichthums und höheren Ranges und den auf den Parias der Gesellschaft lastenden Druck der Noth und der Rechtsverkürzung in grellen, zumeist lächerlich stark aufgetragenen und der Wirklichkeit nicht entsprechenden Farben zu beleuchten. Hierdurch wird der Haß genährt, die Erbitterung der Armen und Elenden gegen Alles geschürt, was durch höhere Stellung, durch Besitz, durch Bildung oder günstigere Erwerbsverhältnisse über sie emporragt.

So wahr es ist, daß die bestehenden volkswirthschaftlichen Verhältnisse mit ihren Bergen von Reichthum neben entsetzlichen Abgründen von Noth und Elend einer grundlegenden, eine gesunde, gleichmäßige Circulation des Volksvermögens schaffenden Reform bedürfen; daß es als eine unerläßliche Aufgabe erkannt werden muß, diese große Frage allmälig einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen — eine Aufgabe, an deren Bewältigung alle um das leuchtende Banner des Fortschritts sich schaarenden Geister unserer Zeit arbeiten und die, trotz allen Gegendruckes der Apostel des Rückschritts, die der fortschrittlichen Entwickelung ausgleichender Gerechtigkeit gern ein Bein stellen möchten, ihre Lösung finden muß und wird — eben so sicher wahr ist es auch, daß die Aufstachelung der dunklen Leidenschaften wüsten Hasses und dumpf wühlenden Grolles zur Lösung nicht nur Nichts beizutragen vermag, sondern im Gegentheil die Gefahr in sich birgt, die Erreichung des Zieles in Frage zu stellen. Somit erweist es sich als Pflicht, gegen solche, durch derartige Literaturerzeugnisse unausgesetzt fortwirkende Schädigung der geistigen Gesundheit des Volkes Stellung zu nehmen.

Hiermit steht man aber vor der Frage, auf welche Weise dies am besten geschehen könne.

Meines Erachtens giebt es hierfür ein scheinbar sehr naheliegendes und doch noch nicht versuchtes Mittel, welchem man eine durchgreifende Wirksamkeit voraussagen könnte: die Verdrängung der bestehenden und alljährlich massenhaft auf's neue producirten Schundliteratur durch gute Volksschriften, durch Heranziehung des Volkes, das die stärkste Absatzquelle für den Hintertreppenroman bildet, zur Lektüre guter und werthvoller Literaturerzeugnisse.

Man wird mir entgegnen, daß der bezeichnete Weg bereits durch Errichtung vorzüglicher Volksbibliotheken betreten ist. Und es ist unleugbar, daß diesen Büchereien ein hervorragendes Verdienst um die Förderung des sittlichen Fortschrittes und Hebung der allgemeinen Volksbildung zuerkannt werden muß und daß deren Mehrung der ausgiebigsten Unterstützung Seitens der Regierung und reicher Menschenfreunde im höchsten Grade würdig ist. Dennoch aber bilden die Volksbibliotheken kein genügend durchgreifendes Mittel zur Verdrängung der Colportage-Schundliteratur. Und zwar aus dem Grunde, weil die Massen der Bevölkerung sich an den Genuß der durch diese Literatur ihnen dargebotenen brutalen Sensationen gewöhnt haben und von diesem Vergnügen nicht lassen wollen, die in die Volksbibliotheken aufgenommenen Werke aber meist ungeeignet sind, dieser ihrer Geschmacksrichtung zu entsprechen. Und diese Massen sind zahlreich, sonst könnte der Colportagehandel nicht so schwunghaft betrieben werden. Die Folge hiervon ist, daß nur der ernste, der gebildetere und bildungsanstrebende Theil der Arbeiterschaft die Befriedigung seines Lesebedürfnisses in den bezeichneten Anstalten sucht, während die große Masse des Volkes nach wie vor seine paar Zehnpfennigstücke dem Colporteur in die Hand drückt, um bei der neuen Lieferung solch eines elenden Machwerkes sich wieder an den darin erzählten Schauderthaten gruselnd zu ergötzen. Demgemäß zeigt es sich in der That, daß die Fabrikation und der Absatz des Colportageromans üppig weiterblüht, während die Anzahl der Buchbenutzungen in den allgemein zugänglichen Volksbibliotheken der Großstädte im Verhältniß zur Einwohnerzahl bisher bedauerlicherweise nur sehr schwach ist.

Soll der segensreiche Krieg gegen die in Rede stehende, die geistige und sittliche Hebung des Volkes in weitgehendem Maße hemmende Literaturgattung von Erfolg gekrönt werden, so muß er auf das von Letzterer zur Zeit noch vorwiegend beherrschte Gebiet hinübergespielt und — was ebenso unerläßlich — mit derselben Waffe geführt werden, mittels deren dieses Gebiet von jener erobert wurde und gegenwärtig noch so energisch behauptet wird. Dies kann also nur durch ein geschickt geleitetes Concurrenzunternehmen geschehen. Eine Verlagsgesellschaft hätte gute Volksromane — sowohl Originalarbeiten als auch Uebersetzungen geeigneter fremdsprachlicher Werke — zu erwerben und ganz in derselben Weise wie die bekannten Colportageroman-Verlegers lieferungsweise durch Colportagevertrieb zum Absatz zu bringen. Allerdings müßte, in ersterer Zeit wenigstens, der Kaufpreis dieser Volksromans billiger gestellt werden, als der übliche Preis der Colportageromane ist. Und einen großen pecuniären Nutzen

Digitized by Google

würde das Unternehmen freilich nicht abwerfen. Doch soll es ja gar nicht die Rolle eines „guten Geschäftes“ spielen, wie ja auch die unzweifelhaft als eine dem Volkswohl und dem intellectuellen und ethischen Fortschritt des Menschengeschlechts dienende Macht anzuerkennenden Volksbibliotheken, die dem Volke unentgeltlich gute Lectüre darbieten, ihren Gründern keinerlei materiellen Gewinn einbringen.

Nebst dem niedrigen Kaufpreis wird aber auch selbstverständlich die zweckdienliche innere Gestaltung der Romane eine Bedingung zur Erreichung des gesteckten Zieles bilden. Mit den besten Romanen nach dem Zuschnitt der von dem gebildeten Durchschnitts-Lesepublicum beliebtesten Autoren früherer und gegenwärtiger Zeit, wie Freytag, Hackländer, Gerstäcker, Dickens, Thackeray, Ebner-Eschenbach u. s. w., würde man ja nie und nimmer den gewünschten Erfolg erreichen. Die zu gewinnenden, noch an die gewaltig phantasieerregende Lectüre der ihnen lieb und vertraut gewordenen literarischen Waare gewöhnten Volkskreise würden derartige Erzeugnisse des Schriftthums höchst gelangweilt aus den Händen legen. Mit dem verdorbenen, nach heftigen Sensationen lüsternen Geschmack der Massen muß gerechnet werden, um sie allmälig zur Empfänglichkeit für feinere und edlere ästhetische Eindrücke heranzuziehen. Sollen die an Stelle der bezeichneten Schundliteratur zu setzenden Volksromane erstere erfolgreich verdrängen können, so müssen sie sich durch eine mit starken Mitteln kräftig fortschreitende, dramatisch bewegte, abwechslungsreiche und überaus spannende Handlung charakterisiren. Spielt die Handlung etwa in einer früheren Zeit oder in fremden Landen, so würden die mit der Erzählung verknüpften geschichtlichen, culturgeschichtlichen oder ethnographischen Schilderungen von Land und Leuten noch einen hohen Werth von bildendem Einfluß haben. Indeß wäre dies nicht erforderlich. Denn wenn der Roman auch Nichts zu bieten vermöchte, als eine geist- und gemüthanregende Unterhaltungslectüre, so würde er der ihm gestellten Aufgabe doch völlig entsprechen.

Die Bewegung für Volksbibliotheken hat in den letzten Jahrzehnten eine weite Verbreitung gefunden, und diese wächst von Jahr zu Jahr. Kein Land, welches Anspruch darauf erhebt, unter die Culturstaaten gezählt zu werden, wagt es, sich dieser Bewegung zu entziehen, denn die Erkenntniß, daß die Ausbildung, die geistige Hebung des Volkes eine der vornehmsten Aufgaben der Gesellschaft bildet, und daß die Volksbibliothek als Ergänzung der Volksschule ein hervorragendes Mittel zur Erfüllung dieser Aufgabe bildet, ist überall durchgedrungen. Durch eine Inangriffnahme der Herausgabe und des Colportagevertriebes einer den vorbezeichneten Zwecken entsprechenden Volksromanliteratur würde eben die Volksbibliotheks-Bewegung noch eine weitere Ergänzung finden, in deren Folge jene dichten Kreise der Gesellschaft, deren Bildungsniveau noch ein zu niedriges ist, um ihr Lesebedürfniß mit der in den Volksbibliotheken gebotenen Lectüre befriedigen zu mögen, von den fortdauernden Verrohungseinflüssen befreit, den Ursachen ihrer Geschmacksverwilderrng entzogen und der Segnung allmäliger geistiger Bereicherung theilhaftig würden.

Neues aus der französischen Literatur.

Von Anna Brunnemann (Dresden).

Wir haben uns zunächst noch einmal mit Emile Zola zu beschäftigen, dessen Band „Vérité“, der vier Evangelien dritter Theil, nun in Buchform vorliegt.

„Wirklich — schreibt der Temps —, so entwaffnet sich die Kritik durch den Eindruck vom plötzlichen tragischen Tode Zola's auch fühlen mag, wir sind dennoch gezwungen, diesem 749 Seiten starken Werke die außerordentliche Länge der Sätze, die Unzahl der Personen vorzuwerfen. Alles das verwirrt den Leser, und das Interesse der Erzählung wird durch eine Ueberfülle von Einzelheiten abgeschwächt. Der Verfasser konnte unglücklicher Weise sein Manuskript nicht wieder durchsehen und verbessern.“

Ob Zola noch viel gekürzt und verbessert haben würde, ist anzuzweifeln. All' die hier gerügten Fehler sind längst als Capitalfehler seiner letzten Romane und der bereits erschienenen Theile der „Evangelien“ insbesondere bekannt. Für die Franzosen hat sich Zola längst allzusehr gegen den geheiligten Geist ihrer classischen Sprache versündigt, als daß sie sich noch die Mühe nähmen, die 6—700 Seiten starken Bände gewissenhaft durchzuarbeiten. Wir Deutschen, leider an größere Weitschweifigkeit gewöhnt, vergaben ihm bis zuletzt seine stylistischen Schwächen um des Inhaltes willen. So wollen wir auch heute nicht länger bei dem Hinweis auf diese verweilen, sondern sofort in den geistigen Gehalt des Werkes einzudringen suchen. Die Fabel ist folgende: In dem Dorfe Maillebois ist ein Mord mit Sittlichkeitsverbrechen an einem Knaben verübt worden, und nach vielen vergeblichen Nachforschungen über den Thäter, den die in Parteileidenschaft erregte Presse bald unter den Reactionären, den Radicalen, den Clerikalen sucht, fällt der Verdacht schließlich auf Simon, den Director der Volksschule. Simon ist ein Jude. Die Anstellung eines solchen hatte, trotz der erzieherischen Fähigkeiten der in Frage stehenden Persönlichkeit, einen Skandal hervorgerufen, und die Ignorantinerbrüder, die die christliche Schule leiteten, verfolgten ihn von allem Anbeginn mit ihrem Haß.

Dem Juden wird trotz mangelhafter Beweise der Proceß gemacht. Warm vertheidigt ihn der Advocat Delbos, doch in dessen und des Angeklagten Abwesenheit gelangt noch ein geheimes Actenstück zur Verlesung ... „Es war zehn Uhr, als die Geschworenen wieder erschienen. Die Richter, deren rothe Roben aus dem wechselnden Halbdunkel hervorleuchteten, nahmen ihre Plätze ein, und der Baumeister Jacquin, der Obmann der Geschworenen, erhob sich. Man sah deutlich, daß er sehr bleich war. Mit ein wenig schwacher Stimme verlas er die geheiligte Formel. Die Antwort der Geschworenen war „Ja“ auf alle Fragen; aber sie billigten, ganz unlogischer Weise, dem Angeklagten mildernde Umstände zu, lediglich um die Todesstrafe zu vermeiden. Der Präsident Gragnon sprach sodann mit seiner behaglichen Lebemannsmiene und seinem gewohnten lässigen Nasalton die Strafe aus: Lebenslängliches Gefängniß. Mit einer raschen Bewegung raffte der Staatsanwalt seine Papiere zusammen, erleichtert und erfreut wie ein Mensch, der das erreicht hat, was er wollte. Das Publicum war in rasenden Beifall ausgebrochen, gleich dem Heulen einer hungrigen Meute, der man die warmen Eingeweide des lang gehetzten Wildes hinwirft. Es war das Delirium von Kannibalen, die endlich ihre Gier nach Menschenfleisch sättigen können. Und dennoch hörte man mitten in diesem Aufruhr grauenhafter Wildheit einen Schrei, der das tolle Geheul übertönte, den unablässigen Schrei Simon's: „Ich bin unschuldig!“

Von diesem entsetzlichen Tage an hat der Lehrer Markus Froment, ein Abkömmling jener in begeisterter Menschenliebe entbrannten Froment's, die alle Pierre, den Helden der „Drei Städte“ zum Vater haben, nur einen Gedanken, seinen gemarterten Collegen zu befreien. Er ist von dessen Unschuld überzeugt und hat allen Grund, den Ignorantinerbruder Gorgias des scheußlichen Verbrechens für fähig zu halten. Mit wenigen Gleichgesinnten unternimmt er es, Beweise zur Entlastung des Unglücklichen zu sammeln und Sympathien für ihn in Maillebois und Umgebung zu erwecken. Dieser verzweifelte Kampf Markus mit seiner hartnäckigen Gegnerschaft, den Clerikalen und den Reactionären, ist zugleich ein heldenmüthiger Kampf um die Wahrheit im weitesten Sinne,

Digitized by Google

d. h. um die Vernunft, die die Menschheit erleuchten soll im Gegensatz zu allen egoistischen Mächten, die sie bisher absichtlich verfinsterten, ein Kampf einmal gegen „die Bürgerclasse, die durch den Mißbrauch der angemaßten, am Tage der Theilung errafften Gewalt entkräftet war, als eine reactionär gewordene liberale Classe, die vom Freidenkerthum zum niedrigsten Clerikalismus übergegangen war, im Augenblick, da sie in der Kirche die natürliche Schützerin ihres Raubes und ihres Genusses erkannt hatte." Sodann vor Allem gegen die Kirche selbst, den Katholicismus, „den Stumpfsinn seiner Lehre, die Heuchelei seiner Uebung, die Verderbtheit seines Cultus, seinen mörderischen Einfluß auf das Kind und das Weib, seine sociale Schädlichkeit. Denn die katholische Kirche, das ist der Feind, den wir zuerst aus dem Wege räumen müssen. Vor der socialen Frage, vor der politischen Frage steht die Frage der Religion, die Alles versperrt. Wir können unmöglich einen einzigen Schritt vorwärts thun, wenn wir nicht damit beginnen, die Kirche niederzuschmettern, die Verderberin, die Vergifterin u. s. w. . . ."

Warm tritt Markus Froment für die demokratische, religionslose école mixte ein, die allein im Stande sein wird, alle im Volke schlummernden Energien zu wecken und eine tüchtige, freie, glückliche Generation heranzubilden. Die „Affaire Simon" wird für ihn wie für seine Gegner zur Lebensfrage ihres jeweiligen Princips. Wurde Simon vom Cassationshof, der die Revision seines Processes endlich zu übernehmen gewillt ist, freigesprochen, dann hatte die weltliche Kirche gesiegt; die freie Wissenschaft nahm Besitz von dem Kinde und befreite es von dem Irrthum, bewaffnete es mit der Wahrheit, machte aus ihm Bürger des kommenden Reiches der Gemeinsamkeit und des Friedens. Wenn Simon wieder verurtheilt wurde, dann war die christliche Schule gerettet, konnte fortfahren, die Geister zu verdunkeln und zu betören, und sicherte sich durch das Kind noch ein oder zwei Jahrhunderte abergläubischer Unwissenheit und elender Sclaverei unter dem erdrückenden Gewicht der alten katholischen und monarchischen Gesellschaftsordnung."

Was der Preis des Sieges für die Simonisten bedeutet, das sehen die Dunkelmänner, die Antisimonisten ganz und gar ein, und daher die entsetzlichen Lügengespinnste und Machenschaften, die sie in's Werk setzen, um ihr Opfer immer sicherer zu verderben. Frater Gorgias, dessen Schuld kaum mehr ein Geheimniß ist, wird von den Clerikalen unterstützt. Markus' Stellung ist auf's Aeußerste erschüttert, aber er bleibt standhaft, trotz der verderbendrohenden Wogen, die ihn umbranden. Standhaft auch, als ihn sein heißgeliebtes Weib verläßt, deren Geist durch eine allzu katholische Erziehung umnebelt wurde.

Die Revision des Processes beginnt. Simon ist vom Bagno zurückgebracht worden. Immer furchtbarer wird die Parteileidenschaft entfesselt, aber immer plumper, immer durchsichtiger werden die Machenschaften der Dunkelmänner, immer sprechender die entlastenden Beweise. Indeß kann sich der unabhängigste aller Gerichtshöfe nicht dazu verstehen, Simon freizusprechen; er wird nur begnadigt. Ein halber Sieg, der fast wie eine Niederlage aussieht!

Aber so mancher gute Same ist inzwischen aufgegangen; Markus' wackere Unerschütterlichkeit hat die Herzen gewonnen; eine jüngere, gerechter denkende Generation ist unter seinem Einfluß, fern von der Kirche herangewachsen, und langsam bricht sich die Wahrheit Bahn. Kein Mensch der neuen brüderlichen Gemeinde hält Simon mehr für schuldig, bis schließlich der Haß des wüsten Gorgias, den seine Lastergenossen, die frommen Brüder, seiner ewigen Gelderpressungen müde, im Stich gelassen haben, mit widerlichen Anschuldigungen gegen die Priesterschaft sein scheußliches Verbrechen öffentlich bekennt, die Verantwortlichkeit dafür aber der Kirche zur Last legt. Selbstverständlich wird Simon nun sofort freigesprochen; die Priesterschaft aber ist völlig gerichtet, und schaarenweise strömen die erleuchteten Menschen dem Markus zu, der, wie sein Bruder Lukas („Arbeit"), Vater eines blühenden Zukunftsstaates wird:

„Ganz Frankreich erneute sich; ein ganz neues Volk ging aus seinen tausenden von Communalschulen hervor; die bescheidenen Volksschullehrer vollzogen das Wunder, die Nation zu erneuern für die künftigen großen Aufgaben von Wahrheit und Gerechtigkeit. Alles ging fortan von der Schule aus, sie war das fruchtbare Feld des unendlichen Fortschrittes; man fand sie am Anbeginn jeder vollendeten Reform, jeder neuen Etappe auf dem Wege zur Solidarität und zum Frieden."

Was giebt uns Zola mit diesem neuen Roman? Zunächst eine stark einseitig gefärbte Schilderung der Stimmung im „zwiespältigen" Frankreich zur Zeit des Dreyfusprocesses, einseitig gefärbt, weil er mit Keulenschlägen gegen Bourgeoisie und Kirche anstürmt, als seien sie so ohne Weiteres zu vernichten und als läge hinter ihren hemmenden Schranken die oft recht materialistisch anmuthende menschliche Glückseligkeit sofort zur Aufnahme bereit. Wer Zola's Lebenswerk verfolgt hat, weiß, daß der Kampf gegen diese Feinde den Grundzug seines Werkes ausmacht. Er weiß aber auch, daß der große Naturalist, wenn auch nicht mit der Vertiefung eines feingeistigen Philosophen und Psychologen, so doch auf weit fesselndere Weise zu kämpfen verstand: durch die packende Vorführung des Lebens selbst, durch den Naturlaut der socialen Not. In diesen letzten Parabeln von der Erneuerung Frankreichs und schließlich der ganzen Menschheit sucht er den früheren erschütternden Einblick in die Wirklichkeit nur zu oft durch langathmige Tiraden über seine theueren Schlagworte „Wahrheit" und „Gerechtigkeit" zu ersetzen, sehr zum Nachtheil für die Lebensfähigkeit des Werkes selbst. Er liebt ferner eine reinliche Scheidung zwischen Schafen und Böcken. Alle, die die wenig nuancirten Zola'schen Lieblingsideen vertreten, sind bevorzugte Wesen, die binnen kurzem zu denkbarster Vollendung heranreifen. Die Gegner dieser Ideen aber sind mit allen Mächten der Finsterniß ausgerüstete Gesellschaftsfeinde, über die das Licht schließlich triumphirt, so daß sie im Schmutz ihrer eigenen Laster ersticken müssen. Auch diese Seite Zola's ist genugsam bekannt. Er kennt nur schwarz und weiß; das immer feiner werdende Innenleben wurde ihm von Buch zu Buch fremder. Immer größere Massen von Personen schiebt er, ohne Rücksicht auf ihre individuelle Veranlagung, für seine Theorien zurecht. Heute kämpft er noch für dieselben Ideale wie ehedem, aber damals ließ er uns mit seinen Menschen ringen, hassen und lieben, weil sie trotz mancher Vergröberung wirkliche Menschen waren. Heute erinnern sie nur zu oft an jene bändertragenden gothischen Figuren. Ihr Antlitz und ihre Haltung wird mit Aufgabe der Individualität dem Gesammtwerk untergeordnet, und was sie zu sagen haben, hat ihnen ihr Bildner schön auf Pergament zurechtgeschrieben.

Wie groß aber dennoch sein Können geblieben ist, wenn er wieder in's Leben blickt und Selbsterlebtes schildert, davon legen noch manche Scenen Zeugniß ab, besonders die Scenen vor Gericht, in denen sich Zola, der Schilderer, ganz zu der früheren packenden Wucht und Größe emporschwingt. Mit überzeugender Anschaulichkeit weiß er vor uns hinzustellen, was ihn als unauslöschlicher Eindruck vom Dreyfusproceß überwältigt hatte. Der schon früher citirten Gerichtsscene möchte ich das Erscheinen des Angeklagten vorm Cassationshof anreihen:

„Aber nun ging es wie ein langer Seufzer durch den Saal, und Markus empfand die tiefste Erschütterung seines Lebens. Er hatte Simon noch nicht wieder gesehen. Plötzlich bemerkte er ihn hinter Delbos, an der Anklagebank stehend. Welch' ein herzzerreißender Anblick! Ein kleiner, abgezehrter, gebeugter Mann mit verwelktem Gesicht und spärlichen grauen Haaren auf dem kahlen Kopfe. Wie, diese Ruine, dieses

Digitized by Google

zusammengeschrumpfte Ueberbleibsel, das war sein ehemaliger Kamerad, der einst so geschmeidige, lebhafte Mann? Wohl hatte er nie ein bestechendes Aeußeres gehabt, seine Stimme war schwach, seine Geberden ausdruckslos, aber welch' eine lebensvolle Natur voll Jugendkraft und Zuversicht war er gewesen! Und nun gab das Bagno dieses arme, gebrochene, vernichtete Geschöpf heraus, dieses jammervolle Stückchen Mensch, dem nur noch die glühenden Augen geblieben waren, in denen sein ganzer unbeugsamer Wille und unbezwinglicher Muth sich concentrirte. Nur an den Augen konnte man ihn noch erkennen, und darin konnte man auch die Erklärung seiner Widerstandskraft finden, seines endlichen Sieges, dank der Welt der reinen Idee, der schwärmerischen Einbildung, in der er lebte. Alle Blicke im Saal waren auf ihn gerichtet, ohne daß er sich dessen in Folge seiner erstaunlichen Verinnerlichungskraft auch nur bewußt war, während er selbst all' diese Menschen um ihn herum mit versonnenem Gesichtsausdruck betrachtete. Dann fiel sein Blick auf David, und er sandte ihm ein unendlich liebevolles Lächeln zu, während Markus fühlte, wie der tapfere Kämpfer neben ihm an allen Gliedern zitterte."

Derartige klare, packende Scenen sind wie Oasen in diesem endlosen Gewirr von Menschen. Als Gesellschaftssatire zu roh, als reformatorisches Werk zu einseitig und als Kunstwerk endlich zu formlos, fügt „Vérité" Zola's Verdiensten keinen neuen Ruhmeskranz hinzu. Der früher durch seine packende Darstellungskraft der Noth des Proletariats so erschütternde sociale Schriftsteller vermag heute als zu einseitiger Utopist auch den social Empfindenden nur wenig zu befriedigen.

Ganz andere Wege zur Veredelung des Menschenthums weist sein einstiger Anhänger Joris Carl Huysmans. Er dürfte jetzt geradezu als Antipode Zola's gelten, und es ist ein schlagender Beweis für die Vielgestaltigkeit der Ideenwelt, daß eines seiner Bücher zugleich mit einem Werke des großen Einseitigen erscheint.

Huysmans, der ehemalige überzeugte Naturalist, wandte sich später bekanntlich dem in erkünstelter Lebensweise und Umgebung schwelgenden Dandy- und Decadententhum zu und schuf dessen eklatantesten Typus Des Esseintes („A rebours"). Dann fand er seinen Damascusweg, ging in ein Trappistenkloster und suchte fortan nur in der Mystik und Abgeschlossenheit des Klosterlebens seelische Befriedigung und künstlerische und schriftstellerische Anregung. Dieser letzten Phase ist er treu geblieben, und sein jüngster Roman, „l'Oblat" (Der Laienbruder), vervollständigt die Serie von Werken, die ein witziger Pariser Kritiker die „Encyklopädie des Katholicismus" nennt. Denn Huysmans' Bücher sind keine Romane, sondern langathmige, aber künstlerisch vollendete Beschreibungen, geschichtliche und legendarische Berichte, kunstgeschichtliche Abhandlungen, Alles freilich durchpulst von glühendem, mystischen Verlangen.

Und die leitende Idee des Werkes? Durtal, der einstige Held der „Cathédrale", ist Laienbruder in einer Abtei bei Dijon geworden, und von dort aus verfolgt er den Kampf der Regierung gegen die Congregationen, ohne die geringste Hoffnung für seine guten Benedictiner, die sich noch alle Illusionen über einen günstigen Ausgang machen und dem „bon père Loubet" so gar Schlimmes nicht zutrauen. Sie erhalten aber doch den Ausweisungsbefehl und siedeln in ein belgisches Kloster über. Durtal ist verzweifelt über das Scheiden der frommen Väter; er beginnt in einsamen Selbstgesprächen, eine Form, die Huysmans bevorzugt — wie alle modernen französischen Laienprediger des Romans, die Zola, Bourget und Barrès —, tüchtig gegen die immer rationalistischer werdenden Priester und lauen Katholiken zu eifern, indem er den Papst als alleinigen Halt in der allgemeinen Auflösung ansieht.

Das stark orthodoxe Buch ist zu einseitig dem Klosterleben gewidmet, und zu wenig lebensvoll überhaupt, um als werthvolles literarisches Document des heutigen erbitterten Kampfes gegen die Congregationen angesehen zu werden. Sein eigentlicher Werth liegt in seiner künstlerisch-ästhetischen Seite, denn sein Verfasser hat sich von jeher als außerordentlich feiner Kunstkenner hervorgethan. Die Oblatur, die er hier befürwortet und selbst verwirklicht, ist nicht die mittelalterliche Laienbruderschaft, die sich eine Anzahl von dienenden Brüdern und Schwestern zu den niedrigsten Hantirungen heranzieht, sondern vielmehr eine geistige Anhängerschaft an das Klosterwesen Seitens contemplativ veranlagter Elitemenschen. Sie leben in der Nähe des Klosters, befolgen die Ordensregeln in etwas gemilderterem Maße und machen den Geist des Klosterlebens in sich lebendig, indem sie sich in weltlicher Zurückgezogenheit mit gelehrten und künstlerischen Studien befassen.

So fern uns nun seine Begeisterung für diese ideale Laienbruderschaft liegen mag, so wenig genießbar sein Buch für Diejenigen sein wird, die darin etwas von romanhaften Begebenheiten oder psychologischen Offenbarungen erwarten, so voll dürfte es den Kunstfreund in seinen, den Kunstwerken gewidmeten Capiteln befriedigen.

Mit dem vornehmsten Verständniß und ästhetischen Empfinden ausgezeichnet, hat sich Huysmans Jahrzehnte lang in die so reiche, so herrliche kirchliche Kunst Frankreichs eingelebt und weiß ihre Meisterwerke mit plastischer Deutlichkeit vor uns hinzustellen. So hat er uns die wunderbaren Schätze der Cathedrale von Chartres*) erschlossen. Diesmal giebt er uns eine fesselnde Beschreibung der Schönheiten der Lithurgie und des dabei gepflegten alten a capella-Gesanges (plein chant), ferner eine ganz hervorragende Studie über die noch allzu häufig in der Abgeschiedenheit der Klostermauern vergessene echt kirchliche Kunst der Miniaturmalerei, und schließlich eine geradezu überwältigende Schilderung des Mosesbrunnen zu Dijon, jenes genialen Werkes vlämischer Frührenaissance, das Claus Sluter auf Befehl Philipp's des Kühnen (1384) für ein ehemaliges Karthäuserkloster unter Beihülfe der geschicktesten Bildhauer seiner Zeit ausführte Heute beherbergen die ehemaligen Klostermauern eine Heilanstalt für Geisteskranke.

Ich möchte Huysmans über die packende Gestalt des Moses selbst reden lassen:

„Das überwältigendste dieser steinernen Bildnisse, das, was sofort durch die erschütternde Wucht seines Ausdruckes packte, war der Moses. In einen Mantel gehüllt, dessen Stoff so schmiegsam wie ein wirkliches Gewebe in leichten Falten, wie sanft verlaufende Wogen vom Gürtel bis zu den Füßen wallte, hielt er mit der einen Hand die Gesetzestafeln umklammert und mit der anderen ein geöffnetes Pergament. Das Haupt war gewaltig, wild von Haar umwallt und mit zwei hörnerartigen Auswüchsen bekrönt. Ueber dem Auge wölbten sich mächtige Runzeln, gleichsam ein accent circonflexe über dem harten, fast herausfordernden Blick. Der zweispaltige Bart, der über die Wangen rollte, fiel in zwei mächtigen Wellen über die Brust herab und ließ eine Adlernase und einen gebieterischen Mund frei, der ohne Nachsicht, ohne Erbarmen zu sein schien. Unter dieser Mähne eines wilden Thieres trat das emporgerichtete Antlitz unerschütterlich streng hervor; es war das Antlitz eines Richters und Despoten, ein beutegieriges Antlitz. Moses schien den verlegen gestammelten Entschuldigungen der verbrecherischen Stämme zu lauschen, weniger bereit zu verzeihen, als diese ebräische Rotte zu bestrafen, die er aller moralischen Gebrechen, aller Abgöttereien, aller Schmach für fähig hielt. Dieses gewittergleiche Bildniß, dessen Losbrechen man unmittelbar bevorstehen sah, war von fast übermenschlicher Haltung . . ."**)

*) la Cathédrale.
**) S. 324 u. ff.

Digitized by Google

Hier wie noch an anderen Stellen des Buches feiert Huysmans' Schilderungskunst, von der bereits manches seiner Bücher über Kunst und Künstler Zeugniß ablegte, ihre schönsten Triumphe. Er hält die Wiederherstellung der Laienbruderschaft im oben angegebenen Sinne für dringend nothwendig, um die kirchliche Kunst, die im Aussterben begriffen ist, weil sie einmal der religiösen Inspiration entbehrt, andererseits für ihre herrlichen Erzeugnisse früherer Tage nicht mehr die rechte Theilnahme der Menge findet — wieder zu heben und zu verbreiten. So träumt er von einer Reform des Klosterwesens, und diese Seiten, die den modernen Aestheten charakterisiren, lassen an Originalität nichts zu wünschen übrig. Die Kirche und die Klosteridee können, seiner Ansicht nach, nicht zu Grunde gehen; sie werden sich nur verändern. An Stelle der Klöster werden Stätten der Zurückgezogenheit entstehen, die durch ihre weltliche Außenseite vor Zwangsmaßregeln unbedingt verschont bleiben müssen. Kunst und Künstler sollen an ihrem Ausbau helfen. In der Nähe von Paris wäre eine Art Villencolonie mit Ateliers und einem großen, gemeinsamen Betsaal zu gründen. Hier würden sich Laienbrüder als Literaten, Gelehrte, Kunstforscher, Künstler niederlassen, denen die Museen und Bibliotheken der Großstadt zu ihren Studien, die ländliche Stille zu deren Verarbeitung zur Verfügung ständen. Da sie ein weltliches Werk ausüben und durch keinerlei Gelübde gebunden sind, sind sie auch keinerlei Gesetzesbestimmungen unterworfen. Nun aber soll jeder dieser Laienbrüder einen wirklichen Mönch, wenn nicht in der Kutte, so doch im Priestergewand beherbergen, denn bisher ist noch kein Gesetz vorhanden, was die Gastfreundschaft untersagt. Und auf diese Weise wäre die Laienbrüderschaft im idealen Sinne wieder hergestellt. Ob nach Verwirklichung dieses originellen Gedankens die französische Regierung nicht abermals ein Mittel finden sollte, diese ingeniöse Hintergehung ihrer Absichten zu übertrumpfen?

Wie wunderlich alles das dem mittelalterlich katholischen Geist Entwachsenen auch anmuthet, es ist nur eine neue Form, in welcher das allgemein laut werdende Verlangen nach künstlerischer Gestaltung unseres allzu praktisch, nüchtern und schönheitsarm gewordenen Daseins durch Huysmans zum Ausdruck kommt. „L'Oblat" ist ebenso gut der Niederschlag jener großen Sehnsucht nach Verinnerlichung und Bereicherung unseres Lebens durch die Kunst, wie es die Werke John Ruskin's, der englischen Kunsterzieher, Malvidas von Meysenbug, Ellen Key's und anderer Idealisten sind. Ihnen müssen wir hiermit Huysmans angliedern, obwohl er die Kunst nicht wie jene im socialen, demokratischen Sinne, sondern mehr im aristokratischen Sinne als vergeistigende Kraft des fein empfindenden, den lauten Lärm der Welt meidenden Einzelwesens ansieht. Hier dürfen wir Huysmans wohl nun ernst nehmen — denn seine Beharrlichkeit, mit der er so lange schon dem Klosterleben treu blieb, giebt uns keinerlei Veranlassung mehr, das Gegentheil anzunehmen.

Für alle diese Reformatoren der heutigen Gesellschaft beginnt der Roman immer mehr seine eigenen Gesetze zu verlieren und eine bloße Form zu werden, in die sie ihre socialen, philanthropischen, religiösen oder ästhetischen Betrachtungen willkürlich zu gießen pflegen. Und darum ist der Roman der Zola, Huysmans, Bourget, Barrès u. A. m. weit davon entfernt, ein Kunstwerk zu sein. Flaubert, Maupassant würden mit wahrem Entsetzen diese Anarchie in Bezug auf die von von ihnen heilig gehaltene Form constatiren. Und selbst der Germane, der „keinen Styl hat" und dessen dickbändige Weitschweifigkeit dem Franzosen unerträglich ist, schüttelt verwundert den Kopf ob solch' totaler Umwandlung dieser Anbeter der Form, dieser Prediger der art pour art, die vor lauter Tendenzmacherei und Moralisiren nicht mehr im Stande sind, ein ohne Ermüdung genießbares Buch zu verfassen. Huysmans dürfte als geborener Vlame in Folge seiner germanischen Abstammung entschuldigt sein, und doch übertrifft er sie alle an Schönheit des Styls.

Künstler jedoch bleibt Anatole France, obwohl er der stärkste Tendenzschriftsteller ist, den Frankreich augenblicklich neben Zola aufzuweisen hat, Meister der Form und unerreichter Meister des Styls. Ihm ist die classische Sprache der Schriftsteller des 18. Jahrhunderts eigen; er feilt seine Worte wie ein fein geschliffenes Stilet, dessen haarscharfe Spitze unfehlbar sicher, aber auf elegante, künstlerische Art verwundet.

Unter all' den weitschweifig Schwatzenden ist er der Einzige, der seine Ideen in klare, knappe, plastische Formen zu bringen weiß. Darum gelingt auch ihm noch die kurze Erzählung mit der Meisterschaft Maupassant's. Ein wahres Juwel ist die köstliche Satire auf das Justizwesen: „Jérôme Crainquebille". Neben dem glänzenden Erzähler, dem unversöhnlichen Gesellschaftssatiriker steht hier der warme, von tiefem Erbarmen erfüllte Menschenfreund, der den „Armen im Geiste" mit liebevollem Verständniß und unendlichem Mitleid nahe tritt.

Anatole France versteht das rechte Schauen, das tiefe Erkennen. Wer ist Jérôme Crainquebille? Ein ambulanter Gemüsehändler von Paris, weit über die Sechzig hinaus, der sich als kreuzbraver Mensch durch's Leben geplagt hat. Schon als Knabe pflegte der Dichter diese alten Gesellen zu beobachten, in ihrer biederen Art, die einen derben Scherz nicht verschmäht, aber mit so rührender Einfalt und Redlichkeit den mühevollen Lebensweg geht. Er gewann sie lieb. Er gewann ein schmerzliches Verständniß für die tiefe Tragik, die im Leben dieser Kleinen heute liegt, deren Geistesbeschränktheit versagt, sobald complicirte Denkoperationen von ihnen verlangt werden, für die ein belangloses Hinderniß in ihrer einfachen Laufbahn oftmals zum Verderben wird.

Sein Freund Jérôme schiebt in einer belebten Straße des Hallenviertels seinen Karren, und eine Schuhmacherfrau kauft ihm ein Bund Rüben ab. Während sie in's Haus geht, um die schuldigen 14 Sous zu holen, befiehlt ihm der Schutzmann Nr. 64 weiterzufahren. Crainquebille entgegnet ihm ruhig, er warte auf sein Geld. Der Schutzmann regt sich auf, wiederholt seinen Befehl und glaubt aus der abermaligen gleichen Entgegnung des Händlers „Mort aux Vaches!" (Vache = Kuh, hier synonym mit Faulenzer) eine Beleidigung, die die Gauner den Hütern des Gesetzes zuzurufen pflegen, herausgehört zu haben. Crainquebille wird arretirt. Vor Gericht weiß er sich gar nicht mit den hohen, ihm sehr imponirenden Herren zu verständigen. Sein Hauptzeuge, ein Arzt und Ritter der Ehrenlegion, sagt aus, der Schutzmann Nr. 64 habe falsch gehört. Der schneidige junge Vertheidiger des Alten hält eine sehr schwungvolle Rede, die — er ist Reserveofficier — eher auf eine Verherrlichung der wackeren Militäranwärter hinausläuft, deren hartes Loos als Schutzmann sie allen Angriffen der Volksrohheit aussetzt. Nr. 64 beschwört sodann die Genauigkeit seines Gehörs, und eh' er sich's versieht, ist Vater Crainquebille zu 14 Tagen Gefängniß und 50 Francs Geldstrafe verurtheilt. Er wird abgeführt.

Cipal (Municipalgardist), ruft er den ihn begleitenden Soldaten an — daß mir auch das passiren mußte ... Aber sie reden zu schnell, diese Herren. — Ja, sie reden sehr gut, aber sie reden zu schnell. Man kann sich gar nicht mit ihnen verständigen! Cipal, denkst Du nicht auch, daß sie zu schnell reden?

Der Soldat bleibt ungerührt; er wendet nicht einmal den Kopf nach ihm um.

Warum antworten Sie mir nicht? Aber der Soldat bleibt stumm. Und Crainquebille sagt voll Bitterkeit:

Man redet sogar mit einem Hunde. Warum reden Sie nicht mit mir?

Digitized by Google

Im Gefängniß quält ihn die 14 Tage hindurch nur der eine Gedanke: Wo mochten sie seinen Karren hingestellt haben? Haben sie ihn auch wohl verwahrt?

Nach verbüßter Strafe beginnt er seinen Handel auf's Neue. Aber Alles hat sich verändert. Man begegnet ihm überall mit Mißtrauen. Das macht ihn unwirsch. Um sich zu trösten, greift er zur Flasche, und im Rausch sagt er den Leuten Grobheiten, so daß er immer mehr gemieden wird. So kommt er schließlich ganz herunter, und sein Beruf macht ihm keine Freude mehr. Er weiß gar wohl, wie liederlich er gegen früher geworden ist, und daß ihn die ordentlichen Leute Nichts mehr abkaufen können. In seinem Elend sehnt er sich nach der warmen Zelle und der regelmäßigen Kost des Gefängnisses zurück. Er kennt jetzt das Mittel, hineinzugelangen, und ruft eines Abends dem ersten besten Schutzmann zu: „Mort aux Vaches!“ Verächtlich zuckt der ernste Mann mit den Achseln.

Ich habe Mort aux Vaches gesagt! ruft Crainquebille empört.

Mit eisiger Kälte erwidert der „Sergot“:

Es ist einfach unbegreiflich! In Ihrem Alter sollte man mehr Vernunft besitzen!

Warum arretiren Sie mich nicht?

Wenn wir all' die Taugenichtse arretiren wollten, die uns solch' unglaubliche Sachen zurufen, hätten wir viel zu thun — und was sollte es auch nützen?

Ganz beschämt von dieser großmüthigen Verachtung stammelt Crainquebille: Ich hab' gar nicht zu Ihnen Mort aux Vaches gesagt. Zu Niemand hab' ich's gesagt, nur wegen einer Idee!

Mag's wegen einer Idee sein oder wegen sonst Etwas, entgegnete der Schutzmann mit strenger Milde, es ist einfach unglaublich, denn wenn ein Mann seine Pflicht thut und alle Unbilden der Witterung erduldet, sollte man ihn nicht noch durch alberne Worte beleidigen. Ich befehle Ihnen, Ihres Weges zu gehen.

Crainquebille verlor sich mit gesenktem Haupt und herabhängenden Armen im Dunkel.“

„Vérité“ und „Jérôme Crainquebille“, Beides sind Angriffe auf das Justizwesen im engeren Sinne, und im weiteren Sinne Angriffe auf die ganze heutige Gesellschaft. Zola arbeitet mit einem ungeheueren Apparat von Personen und Ideen. France hingegen giebt ein kurzes, schlichtes Bild des Lebens auf kaum 20 Seiten, und begnügt sich mit den unbedingt zu seinem kleinen Drama nöthigen Personen. Jedes Wort aber ist erlebt. Und darum eben weiß er so tief zu erschüttern und uns so bittere Wahrheiten zu sagen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Sokrates' Tod.

Eine Skizze von Timm Kröger.

Die Fenster sahen nach dem Wald. Ein starker Wind wühlte darin. Aber der Mann, der auf dem Ruhebett lag, sah es nicht. Er hörte wohl an den Fenstern rütteln, aber die heftigen, die zürnenden, die verzweifelnden Baumkronen sah er nicht. Der berühmte Maler sah überhaupt nichts, er war auf beiden Augen blind geworden. Er wird niemals wieder sehen — kein Licht, keine Farben, und niemals wird er wieder malen.

Sein letztes Bild stand auf der Staffelei — Sokrates' Tod. — Lächeln lag um die Mundwinkel des Sterbenden. Und der Sterbende sah mit überlegener Philosophenmiene auf den, der ihn gemacht hatte und ihn doch nicht wahrnahm. Und sah auch auf den Anderen, der des Kranken Hände kaum ließ. Der war des Blinden Freund, er war zugleich des Blinden hoffnungsloser Arzt.

Wie hatte er geredet und getröstet! Wie hatte er getrauert, als er die Wahrheit sagen mußte. Noch ging es wie ein Beben durch den Raum. — Dichter, Philosoph, Gelehrter sollte der Blinde werden, mit fremden Augen, mit seinen Augen sehen. Um die Entbehrlichkeit des Lichts darzulegen, verstieg er sich zu schwungvollen Ergüssen:

Leuchtet nicht — rief er — leuchtet nicht Dein inneres Auge im alten Feuer? Wird es nicht umso mehr aufleuchten, da Dein äußeres erlosch? Haben sich nicht alle Platten und Walzen des Wunderwerkes Deines Gehirns, haben sie sich nicht satt und voll gesogen, voll von dem Glanze, den Dein Malerauge im langen Künstlerleben schaute?

Er streichelte des Blinden Hände.

Freund, ich liebe Dich! Die Blutwärme meiner Hand sagt es Dir. Und Du liebst mich auch. Unsere Pulse grüßen einander. Ist Dein Aug' auch todt und blind, siehst Du mich deßhalb weniger? Mein Gesicht kennst Du auswendig, Du hast es oft genug gemalt. Gemalt hast Du es, weil es so grotesk häßlich ist. So drückte sich Deine liebenswürdige Offenheit aus. Und das grotesk häßliche Gesicht siehst Du als Blinder so gut wie immer.

Meine Nase, meine Nase — die war von je Dein Entzücken. Was sagtest Du noch? Als sie aus der Wurzel schoß — sagtest Du — hatte sie die Absicht, eine Adlernase zu werden und wie ein Geier auf die Erde zu stoßen. Auf halbem Wege besann sie sich — da trug sie ihre Spitze zum Horst und nahm den Adlerflug. So ist sie — sagtest Du — am letzten Ende eine Stülpnase geworden. Nun, schöner bin ich auch jetzt nicht, und mit meiner Stülpnase sitze ich an Deinem Lager.

Der Blinde lächelte. — Er war gerührt.

Wilhelm, Du bist der beste Kerl von der Welt.

Du bist der Beste. Aber Alles, was Du mir vormachst, geht ja nicht. Ich bin Maler und nichts, als das. Mithin bin ich fürder ein unnützer Mensch. Ich kann, ich werde niemals wieder malen. Darüber kann mich nichts hinwegtäuschen. Ich dürste nach rüstigem Schaffen in Licht und Farbe, — Licht und Farbe hat man mir genommen. Die Welt ist mir gram — ich will gehen.

Ich will gehen — wiederholte er. Er drückte des Freundes Hand fest und warm, eine schier brünstige Bitte lag um seinen Mund:

Ich will gehen, und Du sollst mir helfen.

Den Arzt rüttelte es, der Blinde fühlte es an der Hand.

Sei barmherzig, Wilhelm! Du mußt mir helfen. In's Wasser gehen ... ich habe Abscheu vor Wasserleichen. Erhängen? ... Brr! Die Pistole ist mir zu unsicher. Und allein könnte ich das alles gar nicht ausführen. Ein bißchen Künstler bin ich doch auch. Alles Unschöne, alles Gewaltsame ist mir greulich. Ich will hingehen wie ... nun ... wie mein Sokrates da drüben.

Der Sprecher machte eine Pause.

Auch um den Sokrates ist es schade. Ich habe die ironische Gelassenheit, womit er sich aus dem Leben drängen ließ, noch besser ausdrücken wollen, es schwebte mir was vor ... aber es war erst flüchtige Idee ... da kam die Nacht und nahm mir den Pinsel aus der Hand.

Ich möchte also hingehen wie Sokrates, die Idee der Unsterblichkeit festhaltend, aber das Leben überwunden habend ... sanft, ohne Kämpfe, im Beisein eines Freundes, in Deinem Beisein, Wilhelm.

Es muß doch ein Mittel gelten, das das leistet. Du sollst es mir verschaffen, und aus Deiner Hand will ich es nehmen.

* * *

Eine Stunde später.

Dämmerung fiel in den noch immer vom Herbststurm geschüttelten Wald. Unter den hohen Bäumen ging ein tief nachdenkender, grübelnder Mann ... der Arzt.

Der durch die Riesenharfen streichende Wind mahnte an Sterben und Vergehen, in den Kronen rauschten Grabgesänge der Befreiung, in den Aesten knarrte und ächzte die Sehnsucht, und von den schüttelnden, schlagenden Wipfeln her überquoll das hohe Lied zukünftiger Auferstehung alle Zweifel und alles Weh.

Der Arzt wog ab, was wir vom Leben, was wir vom Tode wissen. Er wog die Lehren ab, die den Körper für den geheiligten Tempel Gottes erklären. Er wog aber auch die Freiheit ab, die uns Allen an der Wiege zugeschworen worden ist.

Und darauf ... ja darauf ging er ... den Erlösungstrank zu mischen.

* * *

Der Blinde wartete ... Er hörte Schritte ... Er kannte die Schritte.

Bist Du's, Wilhelm?

Ich bin's, Hans. Und hast Du's mitgebracht?

Ich habe es mitgebracht.

Der Blinde dankte nicht, er sagte nur: Ich wußte, daß Du es thun würdest.

Wilhelm gab keine Antwort. Der Blinde hörte ein Hantiren mit Gläsern ... Es wurde Etwas in ein Glas gegossen; es war ein weicher, reicher Schwall, es konnte Wasser sein. Und es war Wasser. Die Karaffe wurde auf das Theebrett zurückgestellt.

Schwere ... eine Menge schwerer Einzeltropfen ... fielen plätschernd in eine Flüssigkeit.

Und Wilhelms sonore Stimme sagte: So, Hans!

Digitized by Google

Der Blinde fühlte eine Hand, eine tröstende, stärkende, liebeswarme, brüderliche Hand — in seiner Linken. In die Rechte wurde ihm ein Glas gedrückt.

Da, Hans, — da hast Du, was Du wünschtest. — Mach' davon den Gebrauch, den Du für gut hältst!

Der Maler sagte nichts, er faßte aber mit fester Hand das Glas. Sie zitterte nicht, die Hand.

Die Uhr, die auf dem Kamin stand, fing an zu schlagen. — Sie schlug neun.

Nüchtern, verständig schlug sie. Nüchtern und verständig verkehrten auch die beiden Menschen.

So lange die Uhr schlug, hielt der Blinde den Todestrank in der Hand. Als der letzte Schlag verhallt war, setzte er ihn an und trank aus.

Er trank in einem Zuge aus, daß kein Tropfen darin blieb.

Und griff führerlos nach der Hand seines Freundes, fand sie und drückte sie warm.

Wie lange noch?

Eine Stunde.

Nun, Lieber, lies mir vor, Etwas, das groß ist, das mich erhebt, das mir die Flügel stärkt.

Und Wilhelm las.

Die Lemuren gruben dem blinden Faust das Grab, ihm aber klang das liebe Sichelgeräusch als willkommene Kunde von der Vollendung seines letzten Werkes.

Die Geschichten von Simson, dem jüdischen Siegfried, flossen vorüber. Die süßen Lockungen der falschen Delila. Das Geheimniß seiner märchenhaften Kraft und der Delila Verrath. Sie zwingt ihn in ihren Schooß, da kommen die Philister über Simson und stechen ihm die Augen aus und führen ihn nach Gasa, wo er im Gefängniß mahlen muß. Das Fest des Gottes Dagon, der Tag der Rache. Der blinde Simson muß vor ihnen spielen und sagt zu dem Knaben, der ihn leitet:

Laß mich, daß ich die Säulen taste, daß ich mich daran lehne: Das Haus aber war voll Männer und Weiber. Es waren auch der Philister Fürsten alle da, und auf dem Dach bei dreitausend Mann und Weib, die zusahen, wie Simson spielte. Simson aber rief den Herrn an und sprach: Herr, Herr, gedenke mein, und stärke mich doch, Gott, diesmal, daß ich für meine beiden Augen mich räche an den Philistern. Und er faßte die zwo Mittelsäulen, auf welchen das Haus gesetzt war und drauf sich hielt, eine in seine rechte und die andere in seine linke Hand und sprach: Meine Seele sterbe mit den Philistern! und neigte sich kräftiglich. Da fiel das Haus auf die Fürsten und auf alles Volk, das drinnen war, daß der Todten mehr war, die in seinem Tode starben, denn die bei seinem Leben starben.

* * *

Der Arzt machte sachte die Bibel zu.

Denn die Uhr hub an zu schlagen und schlug zehn Schläge.

Und er beugte sich über den Blinden, horchte auf die Schläge seines Herzens und prüfte seine Pulse.

Und küßte die erloschenen Augen und erhob sich.

Und trug das Buch der Bücher sorgsam dahin, woher er es genommen hatte. Und tastete nach seinem Hut und war daran, die Lampe auszumachen, zögerte aber und nahm sie und leuchtete dem todten Sokrates in's Gesicht.

Und stockte und leuchtete wieder hin und stockte wieder. Denn es deuchte ihm, als sähe er im Bild hinter dem Todten eine Gestalt. Aber es war nur ein Schemen. Doch schob der Schemen die Hände schattenhaft dem verblichenen Weisen über das Gesicht. Und sah den Beschauer in's Angesicht und lachte.

Da stellte er die Lampe brennend, wie er sie in der Hand gehalten hatte, auf den Tisch und ging mit liebenden leisen Schritten über den Teppich.

Und drückte die Thür sachte hinter sich zu.

Aus der Hauptstadt.

Das Wettergespräch.

Es hat sich schon Mancher lustig gemacht über die Rolle, die das Wetter vom Tag im Gespräche der Menschen spielt. „Schönes Wetter heute", und „Heut' ist es aber wirklich kalt": mit solchen und ähnlichen Uebergängen wird begrüßt, wer dafür ein Interesse hat, und auch wer keines dafür hat. Und mögen wir zur Ehrenrettung dieses Gesprächsthemas sagen, was wir wollen: ein Ehrentitel unserer Cultur und geistigen Kraft wird es nicht werden. Doch es zu erklären und vielleicht auch ein wenig zu rechtfertigen, mag etwas Demokratisches im guten Sinn an sich haben; hinabzusteigen zum Geringen, zur Masse des Gleichmäßigen, Gewöhnlichen, und dies zu deuten als ein Stückchen unserer Welt, hat auch etwas Verdienstliches an sich.

Natürlich verstehe ich unter dem Wettergespräch nicht die Unterhaltung über das Wetter überhaupt, oder vielleicht über das Wetter eines bestimmten Landes, eines bestimmten längeren Zeitraumes, keine meteorologische Erörterung, sei sie wissenschaftlicher oder populärer Art: vielmehr das Gespräch über das, was es gerade im Augenblicke giebt. Allein schon der Umstand, daß wir so gut wie niemals darüber hinauskommen, ist bemerkenswerth. Aeußerst selten gelangen wir zu einer Rede vom Wetter des Jahres oder der Gegend, vom Regen oder Schnee oder Sonnenhimmel überhaupt, von der Wirkung des Wetters auf den Menschen; ja selbst schon die Vorhersage des Wetters für den nächsten Tag, wie interessirt auch sehr viele Menschen daran und wie geschickt auch zahlreiche Menschen darin sind, taucht allermeistens erst als eine besondere Wendung des Gespräches auf, ebenso hervorgerufen durch ein specielles Bedürfniß, wie das gewöhnliche Wettergespräch ohne ein solches entsteht. Dagegen scheint es nicht selten vorzukommen, daß eine fröhliche und namentlich weibliche Jugend, sehnsüchtig nach einem angenehmen Ausflug am nächsten Tag, sich telephonisch an die nächste Sternwarte um Auskunft über das morgige Wetter wendet — mit dem doppelten Irrthum, erstens einem öffentlichen Institut eine solche private Gefälligkeit zuzumuthen, und zweitens die Astronomie mit der Meteorologie und die Sternwarte mit einer Wetterwarte zu verwechseln.

Jedenfalls ist Eines richtig: daß heute ein ganz entsetzliches Wetter „draußen" ist, oder daß es, wenn heute nicht, so doch gestern oder neulich war. Wirklich scheußlich! Der größte Verstandesstolz kommt um diese Thatsache und um den Drang, sie, trotz vollständiger Bekanntheit bei Jedermann, doch noch mit ausdrücklichen Worten zu betonen, nicht herum. Und kaum hat es geregnet, so regnet es schon wieder — nicht nur in Hamburg, in Salzburg und in Bad Kreuth, den vielleicht berühmtesten Regenplätzen, sondern auch in Berlin und in Stuttgart. Wir leben in einem Klima, dem „gemäßigten", in welchem die unmäßigen Witterungswechsel und Wettertücken uns nur ganz selten zur Ruhe oder gar zur heiteren Wolkenlosigkeit „halkyonischer" Tage kommen lassen. Nicht bloß im April, dem Monat des launischen Aprilwetters, sondern auch sonst im Jahre läßt uns das Wetterelend nicht los — am wenigsten vielleicht in der schönsten Jahreszeit, dem Spätfrühling und Frühsommer, während ein echter, rechter Winter oft noch das Verläßlichste ist und uns namentlich vor dem Regen und seinen traurigsten Producten: dem „Quatsch" unten und dem Regenschirm oben, befreit.

Nun aber noch mehr: das gemäßigte Klima ist naturgemäß auch der beste Untergrund für eine höhere geistige Cultur, wie sie sich namentlich in unseren Städten entfaltet, und damit zugleich für hohe Ansprüche an den Verkehr. Lebten wir ein mehr ländliches und geistig wie technisch anspruchsloseres Leben, so würden wir allerdings für den Landbau stark vom Wetter abhängig sein, was ja eine specielle Sache für sich ist, eine andere als die vom alltäglichen Wettergespräch. Wer jedoch in unseren Landen sich einmal befreit vom geschäftlichen und Unterhaltungsleben der Stadt und mit einer den Witterungen Trotz bietenden Kleidung sich unabhängig im Freien tummeln kann, der steht mit dem Wetter bald auf einem vertrauteren und ruhigeren Fuß. Ihn ängstigen Regen und Schnee und Hitze, die ihn in der Stadt sich scheu um die Straßenecke drücken heißen, weit weniger: er findet, daß sich im Regen auch nicht übel spazieren läßt, zumal wenn man dichte Stiefel über die Füße, eine bequeme Capuze über den Kopf zieht und einen tüchtigen Wettermantel um die Seiten schlägt; und ist der Himmel grau, so ist doch die Erde grün, und wird man schmutzig, so macht es nicht viel. Wag' er's aber nicht, eine gleiche Gemüthlichkeit in die Stadt zu tragen! Ob Stiefel und Capuze und Mantel wird er ausgelacht, durch enge Thüren und Vorräume kann er nicht leicht hindurch, und mit dem lieblichen Schmutz des Landes und der Straße kommt er im Geschäfts- und Unterhaltungsraume schlimm an. Der Conflict zwischen unseren Anforderungen an Sauberkeit und Eleganz des Verkehres einerseits und an Schutz gegen das Wetter andererseits bedrängt uns in einer solchen Weise, daß das Wettergespräch eine der verzeihlichsten Reactionen darauf ist. Am Tage eines Regensturmes mit heiler Haut und Stimmung in's Theater und von da wieder nach Hause zu gelangen, ist geradezu ein Kunststück ersten Ranges.

Jener Conflict wird verschärft durch unsere unpraktische Kleidung. Sie bedeckt und belastet und verwöhnt den Körper weit mehr, als es nöthig wäre, und schützt ihn doch nicht genug gegen das Wetter, wird sogar durch dessen Unbillen meistens erst recht belastend. Zumal all' das Bauschige und Schleppige, das Maschige und Wolkige der weiblichen Kleidung paßt unter einen Glassturz, nicht unter einen wetterlaunischen Himmel. Gummischuhe und Gummimäntel sind erst recht eine Beschwerung des Gehens und Gehabens nicht nur, sondern auch der Nase und der Hygiene. Röcke und Beinkleider kämpfen mit ihren unteren Rändern einen beständigen Kampf gegen den Straßenboden; alles Umstülpen, Aufziehen u. dgl. bringt nicht nur neue physische Lasten, sondern auch seelische Lasten, denn es fordert die Volksstimme, die wahrlich nicht Gottesstimme ist, in mannigfacher Weise heraus.

Wir kommen immer mehr vom leiblichen auf's geistige Gebiet. Wer versunken in wichtige Dinge wettervergessen dahineilt, wer trotz Sturm und Regen oder Hitze und Staub seinen Kampf um's materielle oder geistige Dasein kämpft, der kann durch eine Bemerkung über das schlechte Wetter aufgeschreckt werden wie durch einen Ruf aus einer

Digitized by Google

anderen Welt, wie durch einen Sturz von hoch oben nach tief unten. Achtet er näher auf diese Dinge, so wird er sich wundern, was denn die Menschen sich gar so viel mit dem Wetter zu schaffen machen. In der That: es ist bei manchen Menschen eine heikle Aufmerksamkeit auf das Wetter ausgebildet, die Anderen mindestens wunderlich vorkommen mag. Ich meine weniger die Fälle, in denen das Befinden des Körpers thatsächlich von den Wechselfällen der Witterung abhängt, in denen schon verschiedene Winde Unpäßlichkeiten erzeugen und vertreiben, Feuchtigkeit und Trockenheit die Stimmung verändern, Kälte und Hitze einen „anderen Menschen" machen. Das ist pathologische Sache. Allerdings handelt es sich hier zum Theil doch auch um Nachlässigkeiten seelischer Art. Beispielsweise würde, glaub' ich, die Hitze nicht so drückend wirken, wie sie thatsächlich auf viele Menschen wirkt, wenn diese sich einen solchen Druck nicht durch fortwährende Beschäftigung mit ihm aus eigener Schuld vergrößerten. Das ewige Jammern und Klagen über „diese Hitze" muß ja schließlich etwas unerträglich machen, was sonst immerhin leicht zu überwinden wäre.

Allein ich meine etwas, das nicht krankhaft ist, und etwas, das tiefer geht als bis zu einer Unbehaglichkeit eines empfindlichen Körpers. Es giebt Menschen, welche nicht den kleinsten Spaziergang unternehmen können ohne die gründlichsten Ausblicke nach dem Himmel und nach jeder Möglichkeit, die sich an einen Wind und an eine Wolke knüpft; welche aus einer kleinen Feuchtigkeit, auf die sie bei einem Straßenübergang treffen, ein unsagbares Unglück machen; und welche im Anblick der großartigsten Natur oder im Zug des gehaltvollsten Gespräches außer Rand und Band gerathen, weil etwa der Weg etwas holperig ist, oder weil es ihnen heute zu kalt oder zu warm ist. Es sind dies wohl nicht die schlechtesten und intelligenzlosesten Menschen, im Gegentheil eher verfeinerte Naturen. Allein es sind anscheinend meist solche, die wenig Gefühl haben für die Gegensätze von Bedeutendem und Unbedeutendem, von Wesentlichem und Unwesentlichem; die niemals so recht das Gewicht großer Eindrücke und Bestrebungen fühlen gelernt haben; und denen es — etwas zu gut geht. Man wird sie wohl auch sonst als Menschen kennen lernen, die einen kleinen Maßstab für Glück und Unglück haben, weil sie in glatteren Verhältnissen zu leben gewöhnt sind und geringe Rauhigkeiten schon als schwere Leiden aufnehmen. Es sind Menschen, die beinahe glauben, ihre Welt sei zu Ende, wenn einmal kein ordentliches Mittagessen da ist, oder wenn sie früher aufstehen müssen als sonst, oder wenn einer ihrer Angehörigen, geschweige denn sie selber eine sogenannte Operation zu bestehen haben; Menschen, denen man schwer von besonderen oder schwierigen Dingen erzählen kann, weil sie bereits bei einem kleinen auffälligen Nebenpunkte der Erzählung den Halt verlieren und vor Ueberraschung über diese Einzelheit nicht zur Würdigung der Hauptsache kommen. Landpartien und Reisen mit ihnen zu machen, gehört zu den undankbarsten Dingen; und man steht schließlich selber als der Schuldige da, daß irgendwo der Kaffee kalt war oder ein Kleid durch Nässe gelitten hat, oder daß zu schnell oder zu langsam gegangen worden ist. Im Maß, als Jemand mit großen Dingen und großen Leiden zu thun hat, sinken für ihn die kleinen Dinge und kleinen Leiden tiefer und tiefer; im umgekehrten Maß bringt Kleines außer Fassung. Dem geschützten Alltagsleben wird das Wetter zu einer gewaltigen Macht.

Nicht weit davon entfernen wir uns, wenn wir einmal vergleichen, welche verschiedenen Wirkungen es erzielt, wenn Jemand von „schön Wetter" spricht, und wenn er hingegen mit einem gewichtigeren Thema kommt. Man bürdet sich kaum jemals eine schwerere Last auf, als wenn man an seine Mitmenschen den Anspruch erhebt, einem im Gespräch zu gewichtigeren, ungewohnteren Dingen zu folgen. Ausnahmefälle natürlich abgerechnet — auch wenn es solche sind, die schließlich die Welt an irgend einem Punkte vorwärts bringen, während die Rede vom schlechten Wetter sie jedenfalls nicht vorwärts bringt. Nun also: wenn es sich auf dem Niveau des Wettergesprächs so hübsch ehrsam leben läßt, wenn man eines Lächelns auf dem Gesichte des Angeredeten sicher ist und noch dazu die Aussicht hat, in den Ruf eines liebenswürdigen Gesellschafters, eines concilianten Menschen und eines leichtzubehandelnden Zeitgenossen zu gelangen, so wird man diese Vortheile nicht leichthin verschmähen. Es giebt allerdings auch noch andere Gesprächsthemen solcher Art; am leichtesten sind sie dann zu finden, wenn man fleißig den Generalanzeiger seiner Stadt liest und natürlich nicht etwa charakteristische Einzelheiten aus den kleingedruckten Nachrichten heraussucht, sondern sich von den Wellen des Flusses der Zeitung tragen läßt. Da kann man ziemlich sicher sein, in den Besitz der Zauberringe zu gelangen, die einem das Entgegenkommen der Menschen erschließen; also solcher Gesprächsthemen, wie daß der Fürst X. verreist ist, oder daß das vielgenannte Theaterstück aus der Aristokratenwelt, das in Berlin trotz einstimmiger Ablehnung durch die Kritik so colossalen Erfolg gehabt, nun auch in unserer Stadt zur Aufführung gelangt.

Allein die hingebendsten Gespräche solcher Art sind doch noch nichts gegen das eine große vom heutigen Wetter. Fürst hin und Theater her: das bedeutet schon eine Auswahl aus mehreren Möglichkeiten und hiermit nicht nur eine geistige Anstrengung, sondern auch eine Gefahr — die nämlich, daß man damit Fiasco macht. Wie, wenn der Angeredete sich nun einmal nicht für den Fürsten oder für jenes Theaterstück interessirt?! Dieser Gefahr, die sich vielleicht sogar durch eine Abwehr einer solchen Zumuthung ausdrücken kann, ist man beim Wetterthem überhoben. Es ist doch allzu unwahrscheinlich, daß da Jemand erwidert, was gehe ihn das Wetter an, oder er verstehe nichts von Meteorologie. Die halbe Flachheit kann gefährlich werden; die ganze wird es nicht.

Der einzelne Mensch kann Dinge thun und Gefühle hegen und Gedanken aussprechen, die zu den Dingen und Gefühlen und Gedanken Jedermanns gehören. Er kann aber auch solches thun und fühlen, denken und sprechen, was nicht Jedermanns Sache ist, vielleicht sogar, was außer ihm Niemand leistet. Nun sollte man denken, daß mindestens in der Regel dieser Fall allgemein erwünschter sei als jener, daß also dem, der etwas Selbstständiges, Einziges leistet, die Leute und die Herzen zufliegen, daß hingegen von dem, der Jedermanns Dinge wiederholt, sich Jedermann unmuthig abwenden werde. Ebenso könnte man ja auch erwarten, daß Ausflügler eher dorthin wandern werden, wohin nicht schon die Massen pilgern: daß Leiter von Instituten, die neue Leistungen brauchen, wie Theaterdirectoren u. s. w., vorwiegend nach dem Ungebräuchlichen greifen; daß Forscher am liebsten dort forschen, wo noch wenig geforscht worden ist; daß der Zeitungsleser sich ärgerlich von den breit voranstehenden Themen für Jedermann zurückziehen und nach Aparterem suchen werde. Thatsächlich ist das Gegentheil der Fall; und wer's nicht beachtet oder anders machen will, verbrennt sich die Finger. Manchmal scheint trotzdem eine Rettung aufzutauchen, wenn man nämlich manchen kundigen Mann, z. B. einen Institutsleiter jener Art, sprechen hört und von ihm die Klage vernimmt, es sei geradezu jammervoll anzusehen, wie die meisten Menschen glauben, mit Jedermanns Gedanken etwas zu leisten, und wie selbstständige Ideen so selten seien, u. dgl. m. Dem stehen doch mindestens gleichberechtigte Erfahrungen entgegen, daß man gerade in dem Maß am wenigsten reussirt, in welchem man Gedanken bringt und verwirklicht, die nicht Jedermanns Gedanken sind, und die das Anrecht darauf haben, „Ideen" genannt zu werden. Und diese Erfahrungen scheinen doch wohl Recht zu behalten: was nur Einer oder Wenige leisten können, findet weniger leichte Bahn, als was die Andern ebenfalls leisten können. Und von all' dem, was sich dieser allgemeinen Menschlichkeit rühmen kann, steht das Wettergespräch so hoch obenan, daß ihm wohl kaum jemals Etwas den Rang wird streitig machen können. Und wenn dem lieben Leser das, was darüber hier steht, gefallen hat, so mag er getrost überzeugt sein: das hätten Andere ebenfalls sagen können!

Hans Schmidkunz.

Die siebente Ausstellung der Berliner Secession.

III.

Es hieß neulich, es gehe dieses Mal so ein Zug der Beruhigung und inneren Sammlung durch die Ausstellung. Auch bei den Jüngeren läßt er sich entdecken, bei den Haupthoffnungen der führenden Vertreter pariserischer Impressionsmalerei, die doch wohl ohne Zweifel das hervorstechendste Wesenselement unserer Secession ist.

Gewiß ist es bezeichnend, daß die Robert Breyer, Erich Hancke, Emil Pottner, Joseph Oppenheimer, Ulrich Hübner, Philipp Klein, dann auch Konrad von Kardorff, Leo von König, Heinrich Hübner, die nie so radical impressionistisch waren wie jene, nach wie vor sich gern coloristische Probleme stellen, aber bei ihrer Lösung nicht mehr alles Uebrige vergessen. Weil sie solche Problemaufgaben lieben, steht bei ihnen auch das Stillleben hoch in Ansehen. Es erweitert sich mitunter bis zum figurenbelebten Interieur, und andererseits wird auch ihre Bildnißmalerei meistens in den Dienst des Farbenproblems gestellt, wenn z. B. Hancke das scharf charakteristisch aufgefaßte Porträt des Residenztheater-Mitgliedes Pagay als ein Duett von Schwarz und Roth giebt, oder wenn Breyer seinen Collegen Klein im Ueberzieher in nachlässiger Haltung auf einer Bambusbank sitzend zeigt, und das Ganze auf den Dreiklang von Braun, Grün und Grau stimmt, und in einem anderen Bildniß eine feierlich mit gefaltenen Händen dasitzende, weißgekleidete Dame vor grauem Hintergrunde auf einen braunrothen Teppich malt und so an die Palette Velasquez erinnert. Und dabei bei diesen und anderen Jungen ein weit sichereres Formengefühl, als oftmals früher bei aller flotten Breitmalerei. Unter den mannigfachen Stillleben ragen besonders Breyer's Orangen und Silbergeschirr auf grünlichem Hinter- und Untergrund, Ulrich Hübner's auf Silbergrau gestimmtes japanisches Stillleben mit dem rothglühenden Accent einer geschliffenen Theebüchse, Oskar Moll's aus pastosen, eckigen Farbenflecken geformte sèvresblaue Kanne und Tasse hervor. Hübner thut sich auch als Landschafter hervor mit einem graublau silbrigen Kai-Ausschnitt, wo die Luft die hellen Häuser so famos umspielt. Kardorff's „Graf Moltke" ist in der Haltung sehr lebenswahr, in der Farbe, Schwarz und Grau, geschmackvoll und in der Ausführung meist recht sorgfältig, wenn auch nicht Alles gleichgelungen ist; Klein bietet in seiner jungen, hellgekleideten Dame mit Hündchen in sonniger Sommerlandschaft ein gutes Freilichtbild, und überzeugend ist die Bewegung des bergauf hüpfenden, jungen Mädchens. König's junge, abermals weißgekleidete Malerin in Biedermeier-Milieu erscheint mit dem großen Aufwand an verschiedenen Farbenzusammenstellungen etwas sehr gesucht; auch ist hier die Persönlichkeit wohl mehr auf den Charakter des Milieus gestimmt, nicht dieser auf

Digitized by Google

jenen. So giebt's etwas Gewaltsames auf Kosten eines Eindruckes des Lebenswahren ...

Eine Schaar anderer Künstler aus derselben Gruppe muß ich übergehen. Auch bloß feststellen kann ich, daß Reinhold Lepsius, Martin Brandenburg, Hans Baluschek, die gleich Philipp Franck und Linde-Walther mehr eigene Wege wandeln, auf diesen Wegen stets die Gleichen bleiben, keine Veränderung, keinen Fortschritt zeigen. Lepsius sucht in seinen Mondainenbildnissen nach wie vor mit englischen Farbenaccorden pariserischen Vortragschik zu verbinden, Brandenburg verharrt in seinen Phantasiereien und Symbolismen, und Hans Baluschek in der Schilderung Berliner Vorstadtstypen. Uebrigens giebt er sich dieses Mal im „Musikus" mit einem erfreulichen Humor. Von Philipp Francke, dem rastlos Strebenden, mehrere Freilichtbilder charakteristischer Figuren. Mitunter freilich etwas grell und hart, z. B. im Straßencircus. Aber von guter Wirkung in den vier Beerdigungsofficianten oder Kriegervereinlern, die beim Weißbier in hellem Sonnenschein in einem Wirthshausgarten sich von dem anstrengenden Marsch nach dem Friedhofe so würdig und feierlich gemessen erholen.

* * *

Von den Münchenern sind, wie schon erwähnt, die Mitglieder der „Scholle" geschlossen erschienen. Im vorigen Jahre trafen wir sie bekanntlich in der „Gr. B. K." Mit sichtlicher Freude begrüßte Liebermann ihr Erscheinen jetzt an der Kantstraße. Ein kleiner Trost für das Fortbleiben der Secession von der Isar. Daß die Scholle-Künstler darum nunmehr ein anderes Gesicht haben sollten als früher, ist natürlich ausgeschlossen. Hüben wie drüben zeigen sie die gemeinsamen Züge einer Heimathkunst, einer Problemmalerei und der Richtung auf das Decorative; heute wie früher verleugnen diese Hauptmitarbeiter der „Jugend" nicht ihre Herkunft vom Zeichentisch des Illustrators. Aber der „Illustrator" von heute ist ein Anderer als der in der Blüthezeit der älteren Düsseldorfer und Münchener, die einst den Markt beherrschten ... Aus dem Rahmen des Wesens der „Scholle"-Kunst fällt nur Walther Georgi heraus. Er malte einen lebensgroßen weiblichen Act in der Abendsonne zwischen Buchenstämmen. Auf dem warmtönigen Körper, auf den grauen Stämmen, dem braunen Waldboden, den Wäschestücken auf dem Stumpf nebenan spielen rothglühende Abendscheinlichter; auch auf dem ausgestreckten linken Arm des Mädchens, das diese Flecken interessirt betrachtet. Das ist sehr gut gemalt, aber nicht „Scholle"-Kunst, sondern ganz pariserisch. Heimathskunst weht uns aus Reinhold M. Eichler's „Sommerfrischlern" an, die hemdärmelig, schwitzend und freudestrahlend von waldiger Höhe aus ihr „Wer hat Dich, Du schöner Wald ..." hinausschmettern; weht uns an in Franz W. Voigt's bayrischen Volksfesttypen, die bei aller illustrativen Mache in der Auffassung auch rein malerisch sehr gehaltvoll sind. Man achte z. B. darauf, wie als Gegengewicht gegen das viele Blau in den Bauerkleidern rothe Gummiballons verwandt worden sind. Heimathkunst auch weht uns an aus Gustav Bechler's durch sein Atelierfenster gesehener Vorfrühlingslandschaft mit schwarzblauer Bergkette und braunen Hängen, auf denen theilweise noch der Schnee liegt, und aus Erich Erler's schneebedecktem Bauernhof in blauer Mondnacht. Sind hier schon decorative Momente von Bedeutung, so noch mehr bei Fritz Erler, der eine Symphonie von Grau und Gelb und Rosa mit einer tief bleigrauen Fermate in dem seltsamen Bildniß einer in Rococotracht auf einem hellen Sopha auf freier Terrasse sitzenden Dame mit einem weißen, russischen Windhund giebt. Demselben Hunde begegnen wir auch in einem Bildniß von Robert Weise. Hier schreitet er vor einer schlanken, blonden Dame in graugelbem Kleide her, die an einem blauen Gartenzaun vor dunklen Bäumen in sommerlicher Dämmerungsstunde vorübergeht. Beide Bilder fesseln vornehmlich durch den Farbengeschmack ...

Aus München und anderen deutschen Städten giebt's sonst nicht sonderlich viel, weder quantitativ, noch qualitativ. Theodor Hummel, Karl Strathmann, Olga von Boznanska, Leopold Graf Kalckreuth, Christian Rohlfs, Theodor Hagen haben Alle schon Bedeutenderes zu zeigen gehabt, als hier dieses Mal. Hermann Schlittgen enttäuscht sogar mit seinen häßlichen gelbgrauen Gesellschaftsbildern voll übertriebener Charakteristik „Am Spieltisch" und „Theaterloge". Von den Worpswedern bringt Heinrich Vogeler eine Mutter mit Säugling in sommerlustjauchzender Laube, ein Gemälde, dessen zeichnerische Vorzüge größer sind als die rein malerischen. Otto Modersohn zeigt eine feine Worpsweder Dämmerung. Vom todten Ehrenmitgliede Wilhelm Leibl sehen wir neben abermals vortrefflichen Händestudien einen schwarzen Reiter auf einem Schimmel. Ein wahrer Farbenschmaus und bei aller Einfachheit wundervoll modellirt.

Zum Schluß einige neue Namen: August Lüdecke-Cleve stellt eine Gruppe „Schimmel und Brauner" aus, die dem Farbenempfinden des Künstlers wie seinem Formensinn alle Ehre machen; gefällige Harmonien in dunklem Roth, in Braun und Grau stimmte der Leipziger Erneste (warum französisch?) Krauß in der reizvollen Schilderung eines Landstädtchens zusammen; Rath-Stuttgart schildert effectvoll das nächtliche Uhlenhorst bei Hamburg mit buntem Lichterglanz eines Kai-Restaurants und gespenstig schimmernden Segeln; in dem Frankfurter Fritz Boehle lernen wir einen alle Individualität der Bewunderung des Thomastyls opfernden, jungen Künstler kennen.

* * *

Neue Noten klingen bei den Russen an. Am wenigsten noch bei Serow, dessen kleine russische Bauernhofscene ganz Geist vom Münchener Geist ist, und dessen lebensgroßes Damenbildniß Pariser Impressionismus und Farbengeschmack als Etikette trägt, wenn auch natürlich ein Franzose diese Petersburger Mondaine selbst wohl mehr verparisert hätte: hier haben wir durchaus das Empfinden, daß es eine slawische Schönheit ist, deren wundervolle graue Augen uns so sinnend anblicken. Aber viel individueller ist die Kunst der Anderen. Von Maljawin, gleich Serow Repinschüler, und gleich diesem und den Uebrigen zu der Gruppe jener Künstler gehörend, die sich um den Herausgeber des „Mir Isskustwa" („Die Welt der Kunst"), des Organs der russischen „Secession", gesammelt haben — von dem Schöpfer des Colossalgemäldes „Das Lachen" also war schon die Rede. Zwei Maler, die sich auch um das moderne Kunstgewerbe in Rußland sehr verdient machen, sind der Kleinrusse Wrubel und der Deutschrusse Roehrich. Ganz decorativ-ornamentistisch wirkt dieser in seinem altslawischen „Opferplatz" und dem altrussischen „Schiffsbau". Weil auch er vom nationalen Ornament in seiner Malerei ausgeht, zeigt er schon darum eine gewisse Verwandtschaft mit dem Finnen Axel Gallèn, denn nahe verwandt ist ja das altrussische Ornament mit dem finnisch-scandinavischen. Noch phantastischer giebt Wrubel ein Stück Steppe. Blauvioletter, düsterer Himmel; rothbraune, starkmähnige Pferde; himmbeerfarbene Distelblüthen zwischen braunen Stengeln und Blättern von stilisirten Formen; ein seltsamer schwarzrother Pferdehirt, der was vom Pan hat — das bringt ein merkwürdiges Farbenconcert zusammen und andererseits ein Stimmungsbild, das uns gleichzeitig an Maxim Gorki und an Robert Burns denken läßt. Etwas unendlich Schwermüthiges weht uns aus dem Bilde fast beklemmend an ... Ganz anders Konstantin Ssomow. Rein malerisch stand sein wundervolles Damenbildniß im vorigen Jahre wohl höher. Aber auch die „Gartenscene" aus der Mitte des 18. Jahrhunderts ist zum Mindesten höchst interessant. Trotz der spitzpinseligen Malerei, die auch das Geringste giebt, selbst den aufleuchtenden Brillanten am Fingerring einer Dame und die kleinste Weinbeere in den Trauben des langgestreckten Laubenganges im Garten in Versailler Geschmack, in den er uns führt an einem warmen hellen nordischen Sommerabend. Denn pedantisch wird er nicht; davor bewahrt ihn sein wunderbarer Farbensinn. Die großen malerischen Qualitäten Ssomow's treten darin zu Tage, wie er die mannigfachen Localtöne des Landschaftlichen und der bunten Gewänder des eleganten Cavaliers und der beiden jungen Damen, die dort flirten, dem grünlichen Gesammtton ein- und unterzuordnen verstanden hat. Und mehr noch leistet er: ein „document humain" jener Zeit geistiger Ziererei und sinnlichen Preciösenthums. Aber in durchaus eigener Sprache und nicht etwa in der der Watteau, Boucher, Greuze, Fragonnard ...

... Ganz klein ist die Abtheilung der Skulpturwerke, aber wir begegnen Werken von Auguste Rodin und Constantin Meunier und Minne; von Fritz Klimsch und August Gaul, Stanislaus Cauer und Max Kruse. Rodin zeigt eine aus einem Marmorblock herauswachsende, fein ausgemeißelte Riesenhand, die kleine Menschenleiber geformt hat — die „Hand Gottes". Eine kühne Idee, mit genialem Wurf ausgeführt. Daneben sieht man seine Gruppe „Erde und Mond" wieder. Minne's Grabmonument aus Haustein — für Rodenbach gedacht — ist ein rohbehauener länglicher Block, an dessen Kopfende sich in egyptischer Formenstarrheit etwas entwickelt, was als eine trauernde Muse gedeutet werden könnte. Cauer's gesundheitstrotzende nackte weibliche Figur könnte man recht gut die Heldin aus Zola's „La joie de vivre" nennen; mit mehr Recht will mir scheinen, als Klimsch seine in etwas gesuchter Stellung dastehende, gespannt blickende reife Schönheit „Salomé" genannt hat, die nichts von der blutjungen perversen Herodias-Tochter hat. Aber schön modellirt ist die Figur und technisch die Arbeit allen Lobes werth. Wie das auch Max Kruse's neulich hier schon besprochene kleine Holzskulptur „Porträt" ist. Wann aber werden wir seine „Salomé" endlich zu sehen bekommen, die nun seit Jahren schon in der Stille seines Ateliers der Vollendung — all' seinen Freunden viel zu langsam — entgegenreift? J. Norden.

Opern und Concerte.

Till Eulenspiegel von E. N. von Reznicek. — „Das war ich" von R. Batka und Leo Blech. — Der Zauberknabe von Regel und Goldberger. (Königliches Opernhaus.)

Zu den emsigen und klugen Arbeitern, die mehr aus zähem Ehrgeiz, aus bewußter energischer Absicht heraus Kunst produciren, denn aus drängender Schaffensfülle, gehört E. N. von Reznicek, der Wort- und Tondichter der Eulenspiegeloper, um welche sich jetzt unsere königliche Oper verdient gemacht hat. Seiner Donna Diana, dem musikdramatischen Erstlingswerke, machte man das Compliment einer geistreichen, geschmackvoll erwogenen Arbeit, ohne ihr den frischen Reiz einer hinreißenden Inspiration abgewinnen zu können. Von dieser Donna Diana zum Eulenspiegel ist es ein kräftiger Schritt vorwärts. Reznicek's

Digitized by Google

Musik hat an Blutwärme und Lebensfarbe gewonnen. Um so mehr bedauert man die Gefahr, welche dem neuen Werke durch wenig glückliche dichterische und theatralische Absichten drohen. Die Quelle des Opernbuches ist des alten Fischart umständliche poetische Schwankerzählung „Eulenspiegel Reimensweis". Den kernigen Fischart'schen Versen folgt der Autor hier und da mit wörtlicher Treue, auf der anderen Seite fügt er manches Eigene und Neue ein, um aus den losen Scenen ein brauchbares dramatisches Gefüge zu schaffen. Dem derben Helden des Volksbuches, an dessen oft recht unsauberen Streichen sich einst Bürger und Bauer ergötzten, werden dabei glatte Manieren beigebracht. Es wird ihm eine Liebessentimentalität angeschminkt, auf die man bei dem unartigen Till schwerlich gefaßt ist, und schließlich erscheint er gar in der Gloriole des Nationalhelden. Für Opernzwecke wurde die Gestalt dadurch bequemer und ergiebiger. Aber der biedere Gefühlston, den dieser moralisch gehobene neue Eulenspiegel so oft anschlägt, klingt falsch und störend in das Charakterbild hinein.

Die dramatischen Bilder sind mit bemerkenswerthem Bühnengeschick ausgestaltet. Freilich ist ihre Verknüpfung oft recht äußerlich und gewaltsam. So gleich in dem überlangen ersten Theile, der „Tills Jugendstreiche" zusammenfaßt. Hier wirkt vor allem die turbulente Marktscene, wo Till die Milchweiber prellt. Nicht ungeschickt verknüpft sich mit ihr eine Liebesepisode: die zehn Gulden, um die er die Händlerinnen betrügt, bekommt die hübsche Gertrudis von ihm geschenkt. Und nun folgt ziemlich unvermittelt die Halsgerichtssitzung, in welcher Till früherer Streiche wegen zum Galgen verurtheilt wird, sich im letzten Augenblicke durch eine schlau gestellte „letzte Bitte" vorm Stricke rettet und mit drei Jahren Verbannung davon kommt. „Wie Eulenspiegel freiete" ist der zweite Theil überschrieben. In einem sentimental verträumten Liede singt Gertrudis von ihrer Sehnsucht nach dem geliebten Till. Dieser kommt als Pilger verkleidet im Heimathsdorfe an, wird von dem Burgvogt, einem in Völlerei verkommenden Strauchritter, übel aufgenommen und übt an ihm Vergeltung, indem er die drangsalirten aufständischen Bauern zu einem Ueberfall aufs Schloß führt. Das giebt einen effectvollen Actschluß mit triumphirendem Chorgesang und der Vereinigung der Liebenden als Tableau — aber damit ist der Autor auch ganz im hergebrachten Opernhaften angekommen. Gegen diesen Eindruck kann auch das kurze Nachspiel „Eulenspiegels Tod", das sich strenger im Geiste des ursprünglichen Vorwurfs hält, nicht aufkommen. Die Vertiefung des Charakters, so wie sie Reznicek versucht hat, ist ein dichterischer Mißgriff. Der Schalk Till als gefühlsseliger Bräutigam und Volksretter — diese Metamorphose bringt den alten echten Eulenspiegel um sein Eigenstes und Bestes.

Vermochte Reznicek seinen Stoff nicht mit vollem Glücke zu meistern, so bleibt doch das musikalische Verdienst des Werkes bestehen. Wohl vermißt man oft an seinen Einfällen die zündende Kraft, den schlagenden musikalischen Humor, die Frische geistreichen Witzes, über den Richard Strauß gebietet. Trotzdem ist die Partitur des Eulenspiegel fast überall von lebendiger Musik erfüllt. Mir scheint fast, der Tondichter giebt sein Bestes nicht in den Momenten des eigentlichen Eulenspiegelhumors, sondern im Lyrischen. Besonders im zweiten Acte wird man von einer breiten, warm ausströmenden Melodik berührt. Zur musikalischen Lustigkeit muß sich der Componist oft augenscheinlich mit Mühe zwingen, und wo er volksthümlich schlicht sein mochte, wird er ein paar Mal sogar empfindlich banal. Höchsten Respect fordert seine Instrumentationskunst, der ebensoviel Wohlklang wie Farbenreichthum zu Gebote steht. Im Ganzen und Großen aber beschränkt sich die Freude, welche der neue Eulenspiegel gewährt, auf die gelungene Detailarbeit. Und das ist zu wenig für einen schlagenden und dauernden Bühnenerfolg. Die Aufführung unter Muck und mit Grüning als ausgezeichnetem Titelhelden hatte für das Werk ein imponirendes Maaß von künstlerischer Arbeit eingesetzt. Einen rechten Sieg konnte sie ihm nicht erstreiten.

* * *

In kleinstem Singspielrahmen hält sich das Libretto des Dorfidylls „Das war ich". Der Pächter und die Pächterin, Knecht Peter und die Base agiren eine einactige Geschichte aus Großvaters Zeiten, deren Harmlosigkeit bis an die Grenze des Möglichen geht. Die bescheidene Poesie der Fabel, die Richard Batka einem fast ein Jahrhundert alten Lustspielchen von Johann Hutt entnommen hat, umkleidet Leo Blech mit all den schillernden Reizen eines modernen Tongewebes. Von dem farbenprächtigen Vorspiel, welches „Frühlings Erwachen" malt, bis zu dem schön geführten Schlußquintett herrscht das üppige Blühen neuer Harmonik und polyphoner Orchesterkunst, und Leo Blech giebt hier glückliche Beweise originellen Erfindens und meisterlichen Könnens. Aber das Mißverhältniß zwischen dem hausbacken simplen Text und der Musik, die modern sensible Musikantennerven voraussetzt, muß das Vergnügen an dem Werkchen schmälern. Ein weiterer interessanter Versuch, dem vieldiscutirten Musiklustspiel beizukommen, — aber nicht der glücklichste . . .

* * *

Zu einem neuen Ballet unseres Opernhauses, das sich kokett poetisch „Der Zauberknabe" nennt, hat wieder Herr R. Goldberger die Musik geliefert. Der Zauberknabe, von dem Herr Regel, der Balletdichter, redet, ist der Frühling, und um dessen mit Hindernissen verknüpften Einzug zu feiern, marschiren die Lenzesboten aus der Thierwelt, Schwalben, Lerchen, Nachtigallen, Kukuck, Staar, Störche, Leuchtkäfer, Fliegen auf und executiren das übliche Tanzprogramm. Diese pantomimische Frühlingspoesie kann man immerhin ohne großes Unbehagen genießen, da der oft so grausam stumpfsinnige Balletthumor sich diesmal in ziemlich bescheidenen Grenzen hält. Der Musik Goldbergers darf man trotz ihrer eklektischen Anwandlungen manches Gute nachrühmen, eine sehr gewandte Mache, und, was noch mehr bedeutet, gebildeten Geschmack und durchweg anständige Haltung.

Hermann Springer.

Notizen.

Goethe's Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrten herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Neue durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Kleine Ausgabe in 15 Bänden, große Ausgabe in 30 Bänden. Preis jedes Bandes in Leinenband 2 Mark. (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien.) Den beiden Bänden der Goethe-Ausgabe des Bibliographischen Instituts, welche im October 1902 herausgegeben worden sind, ist soeben der 15. Band, den größten Theil der „Italienischen Reise" enthaltend, gefolgt. Der Herausgeber Dr. Weber ist durch wiederholtes und gründliches Studium Italiens zum Bearbeiter dieses Bandes besonders befähigt gewesen; überall erweist er sich als ein zuverlässiger Führer. Der Genuß, den er uns dadurch bereitet, daß er auf Schritt und Tritt Goethe's Eindrücke mit denjenigen vergleicht, die der moderne Reisende in Italien gewinnen kann, ist groß. Wir wünschten einem jeden Italienfahrer diesen Band von Goethe's Werken als Reisebegleiter: indem er seine eigenen Eindrücke denjenigen gegenüberstellt, die dieser größte und vielseitigste Beobachter gemacht hat, muß er sich gefördert und zu lebhaftester Aufmerksamkeit angeregt fühlen. Dazu kommt, daß Dr. Weber fast die gesammte Literatur über Italien, sowohl von Goethe's Vorgängern, als seinen Zeitgenossen, mit berücksichtigt hat und daß er durch Verweise und Vergleiche die Beobachtungen des Dichters oft in besonders interessante Beleuchtung rückt. Dabei ist alles in verständlicher und ansprechender Form dargeboten; die Grundsätze, nach denen die Meyer'sche Classiker-Bibliothek bearbeitet wird, haben sich gerade bei diesem Band trefflich bewährt, und so wird er sicher dazu beitragen, der Ausgabe immer neue Freunde zuzuführen.

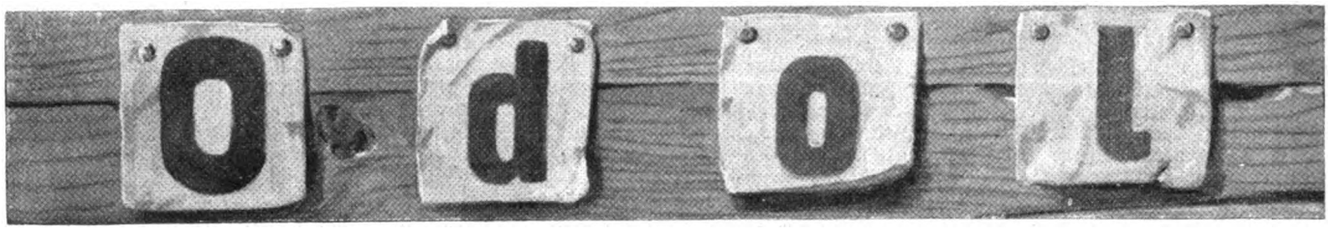
Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google



Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Verlag der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft m. b. H., München.

Soeben erschien:

Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit.

Von Dr. G. Grupp.

I. Bd. 37 Bogen in 8°, illustr. M. 9.—, in Calico gebd. M. 11.—.

Der Verfasser bietet hiermit ein neues Werk seiner kulturgeschichtlichen Forschungen und Studien. In demselben wird die Kultur der römischen Kaiserzeit in eine neue Beleuchtung gerückt und sie in Beziehung gesetzt zu der gleichzeitigen und folgenden christlichen Kultur. Auf das soziale Leben wird ein Hauptaugenmerk gerichtet.

Ein zweiter Band, „Die Anfänge der christlichen Kultur" behandelnd, wird das Werk abschließen.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos

von

August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik

von

August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M.

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** M. 8,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. M. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. M. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. M. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. M. 4.
Salomon Süditalien. M. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. M. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. M. 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 7. Juni 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Rassenkämpfe. Von Johannes Gaulke (Berlin). — Der Deutsche und sein Vaterland. Von Dr. Curt Heinrich. — Die Bedeutung der Schnurrhaare. Von Dr. Th. Zell. — **Literatur und Kunst.** Volksspiele und Volksfeste. Von Max Hoffmann (Berlin). — Von chinesischer Lyrik. Von J. Norden. — **Feuilleton.** Der alte Condor. Novelle von Ewald Gerhard Seeliger. — **Aus der Hauptstadt.** „Sächsische Kunstausstellung Dresden 1903". II. Von J. Norden. — **Anzeigen.**

Rassenkämpfe.

Von Johannes Gaulke (Berlin).

Unter den vielen Factoren, welche dem modernen Culturleben das besondere Colorit geben, nehmen die Rassenkämpfe, oder der natürliche Antagonismus der Rassen einen hervorragenden Platz ein. Auf politischem, religiösem, socialem und künstlerischem Gebiet machen sich die Einflüsse der Rasse bei allen Culturvölkern mit unverkennbarer Deutlichkeit geltend. Was gemeinhin als das „Milieu" bezeichnet wird, ist oft nichts weiter als der Ausdruck der besonderen Blutmischung eines Volkes, des „Rassenhaften". Die beiden großen Vertreter der Milieu-Theorie, Thomas Buckle und Hippolyte Taine, führen die Besonderheiten des Culturlebens eines Volkes im Wesentlichen auf lokale Einflüsse zurück, wie Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit und allgemeiner Eindruck der Natur. Ebenso weist John Stuart Mill die Rassenfrage von der Hand: „Unter allen vulgären Versuchen, der Wirksamkeit socialer und moralischer Einflüsse auf den menschlichen Geist aus dem Wege zu gehen, ist der vulgärste der, die Verschiedenheiten von Lebensführung und Charakter verschiedener natürlicher Veranlagung zuzuschreiben."

Der Einseitigkeit dieser Auffassung tritt Heinrich Driesmans in seinem Werk „Rasse und Milieu" (Culturprobleme der Gegenwart. Herausgegeben von Leo Berg, Berlin 1902) entschieden entgegen. Driesmans weist, wie es der Titel des Buches schon andeutet, überall auf die Wechselbeziehungen der beiden Factoren im Völkerleben hin. „Das Milieu hat nicht die Rasse, sondern die Rasse hat sich erst das Milieu geschaffen, in dem sie groß geworden ist ... Sie tragen überall ihr Milieu mit sich umher, wie eine eigene Atmosphäre, wie den Athem ihres Mundes, und sie übertragen es buchstäblich auf den Grund und Boden, auf dem sie seßhaft waren." Diese Auffassung hat indessen auch nur bedingte Geltung, darum betont Driesmans weiter, daß das Milieu einen entwickelungsfähigen Keim in der Rasse vorfinden müsse, wenn sein Einfluß fruchten soll. Die innere Veranlagung zur schöpferischen Thätigkeit und Erfindungsfähigkeit, der überall auf dem Wege der natürlichen Zuchtwahl und Auslese erworben ist, sei schließlich der ausschlaggebende Factor. Die Rassenhaftigkeit ist danach stets der primäre, das Milieu der secundäre Umstand, der den Gang des Culturlebens bestimmt. Wie die historischen Geschehnisse uns aber lehren, ist die reine Rasse weder ein Culturträger noch ein Schöpfer cultureller Werthe. Die Blutmischung bringt erst Bewegung in die rohen Barbarenmassen und zeitigt das Erwachen der Volksseele, „gleich wie der Eintritt der Geschlechtsreife und der erste Geschlechtsact des Erwachen der Seele beim Einzelindividuum. In der That, die Blutmischung läßt sich mit der Befruchtung vergleichen, und einem Naturvolk, das noch in seiner Rassenreinheit besteht, der jungfräulichen Charakter zusprechen".

Alle großen Culturen sind aus einer vielfachen Blutmischung hervorgegangen. Aber aus der Rassenkreuzung geht nur dann eine neue Rasse hervor, wenn es den verschiedenen Elementen gelingt, zu einem einheitlichen, lebensfähigen Volksorganismus zusammenzuwachsen. Keiner Rasse ist eine lange Lebensdauer beschieden, die nicht von Zeit zu Zeit durch Kreuzung mit einer anderen von neuem aufgefrischt und somit zu einer neuen umgeprägt wird. Driesmans führt zum Beweise dessen alte und neue Culturvölker an, die durch einen Zusatz fremden Blutes gewaltige Lebensenergie in sich aufgenommen und diese auf allen Culturgebieten mächtig zur Entfaltung gebracht haben. Die Hellenen wurden von seefahrenden Phöniciern aus ihrem Naturzustande geweckt, während die Römer wiederum durch die Griechen aus ihrer soldatischen Starrheit gelöst und zur höheren Culturentwickelung befruchtet worden sind. Durch die Römer sind dann weiter die Kelten und Germanen aus dem Dämmerzustande der Barbarei zur höchsten Kraftentfaltung geweckt worden.

Von besonderem Interesse ist für uns der Hinweis auf die Blutmischungen in Deutschland. Der älteste Hort der deutschen Cultur sind die Rheinlande, wo sich keltoromanische Elemente mit germanischen einheitlich gemischt haben. Im Gegensatz zu den beweglichen Rheinländern sind die rein germanischen Ostfriesen culturell regungslos geblieben. Was sie an Cultur besitzen, ist einem anderen Boden und einer anderen Blutmischung entsprossen. Ein intensiveres Culturleben haben die mit Batavern untermischten Westfriesen in Holland, die im Süden der Niederlande auch mit keltoromanischen Elementen untermischt sind, geführt. Die geistig regsamste Bevölkerung haben die dem mitteldeutschen Gebirgsstock angehörenden Länder Deutschlands aufzuweisen, aus dem einfachen Grunde, weil sich hier eine dreifache Blutmischung vollzogen hat, nämlich die slawo-kelto-germanische. Thüringen ist zweimal der Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens gewesen, das erste Mal unter dem Landgrafen Hermann, dann unter Herzog Carl August, während Obersachsen, das Land

Digitized by Google

der Reformation, ein Centrum deutschen Geisteslebens geblieben ist.

Das dritte Element der europäischen Blutmischung, das slawische, hat nicht unwesentlich zur Wiedergeburt Deutschlands beigetragen. „Der starke Zusatz slawischen Blutes im deutschen Nordosten schuf das preußische Wesen, welches Deutschland in politischer Hinsicht reformirt hat und fortgesetzt in seiner Weise reformirend siegreich westwärts gegen die alten keltoromanischen Culturen andrängt". Das Preußenthum verdankt ebenfalls seine Ueberlegenheit einer dreifachen Blutmischung, daraus zieht Driesmans die Folgerung: „Das künftige Herrenvolk Europas wird ein solches sein, in dem sich das germanische, keltische und slawische Blut am innigsten durchdrungen und in das glücklichste Verhältniß gesetzt hat." Und später stellt er den Satz auf: „In der verschärften Zuchtwahl und Auslese haben wir also das Moment, welches die Culturvölker von den culturlosen unterscheidet, haben wir den Factor, der die Culturvölker zur Culturentwickelung befähigt, wenngleich er für sich allein noch nicht im Stande ist, sie zu erzeugen."

Wenngleich Driesmans im Gegensatz zu den vorgenannten Forschern Buckle und Taine Rasse und Milieu als Factoren der Culturentwickelung aufgestellt und ihre vielfachen Wechselbeziehungen dargethan hat, so haftet auch seiner Theorie eine gewisse Einseitigkeit an. Er hat namentlich die wirthschaftlichen und socialen Einflüsse auf den menschlichen Geist, die Lebensführung und die allgemeine Culturentwickelung nicht in den Kreis seiner Betrachtung gezogen. Wie hoch man auch den Einfluß der Rasse auf das Milieu und die geistige Betriebsamkeit bewerthen mag, so darf man andererseits nicht verkennen, daß die Lebenshaltung, der Mangel und der Ueberfluß in dieser Beziehung ein entscheidendes Wort mitzureden haben.

Man sagt, daß die Noth beten lehre. Es ist dies aber nicht ihre häßlichste Folge-Erscheinung, sie treibt dem Menschen, der von ihr befallen ist, unmerklich aber sicher den letzten Rest von Persönlichkeitsgefühl und Rasseninstinct aus. Die depravirende Arbeit und die Unterernährung, zu der die meisten Arbeiter verurtheilt sind, verwischen, wenn sie sich auf Generationen ausdehnen, allmälig alle Rassemerkmale. Die Fabrikarbeiter Deutschlands, Frankreichs, Englands und anderer Culturländer bilden heute schon in ihren Lebensgewohnheiten und in ihrer Anschauung eine compacte Masse, der die herrschende Classe als „Herrenvolk" oder „Herrenrasse" gegenübersteht. Die stumpfsinnige Fabrikarbeit hat überall den Typus des modernen Lohnarbeiters hervorgerufen, das Herrenbewußtsein und die reichliche Lebenshaltung den Typus „Bourgeois". Dieser kann wohl je nach der Intensität des Lebensgenusses vielfach differiren, die ursprüngliche Rassenzugehörigkeit spielt aber in dieser Hinsicht kaum eine Rolle. Der Börseaner, der in Paris seine thatsächlichen oder imaginären Werthe verhandelt, hat mit seinem Collegen in Berlin, London und New York viel mehr äußerliche und innerliche Züge gemeinsam als mit einem Lohnarbeiter der eigenen Nation und Rasse. Und zieht man ferner in Betracht, daß zwischen der herrschenden und beherrschten Classe kaum eine Blutmischung stattfindet, so gewinnt die von socialdemokratischer Seite propagirte Phrase von den beiden Nationen innerhalb des Staatsorganismus, den Reichen und den Enterbten, eine thatsächliche Grundlage.

Wie der Mensch, oder die Rasse, das Rassenhafte in ihm, sich das ihm adäquate Milieu schafft, so auch die Classe der Besitzenden und die der Nichtbesitzenden. Es sind verschiedene Welten, die sich in jeder Großstadt ohne Unterschied der nationalen und sprachlichen Zugehörigkeit unseren Blicken entrollt; das fashionable Villenquartier der oberen Zehntausend und das compacte Miethscasernenviertel der arbeitenden Bevölkerung. Hier die Entfaltung alles raffinirten Luxus und Comforts, über den unsere Zeit nur verfügt, dort die Beschränkung in Wohnungsanlage und Ausstattung auf das Allernothwendigste. Die Unterschiede der Milieus innerhalb einer Großstadt sind viel größer als die zwischen den Großstädten verschiedener Länder unter einander. In dem Gesammtmilieu, in der Anlage und dem ganzen Getriebe weisen unter Anderen Berlin, Wien, Paris und London unendlich mehr Gemeinsames auf, als z. B. das Localmilieu von Berlin W. und Berlin O.

Wenn die wirthschaftliche Entwickelung in demselben Tempo fortschreitet, wird der neue rassenbildende Factor sich immer offenkundiger bemerkbar machen. Alsdann werden wir nicht allein die Blutmischung als Grund einer neuen Rassenbildung anführen, sondern in viel stärkerem Grade die socialen und wirthschaftlichen Momente, die Art der Thätigkeit und die Lebenshaltung zur Begründung einer neuen Rassenbildung heranziehen. Diese Factoren stellen eine künstliche Socialauslese dar, im Gegensatz zu der natürlichen, der Rasse, die im Blute liegt, sie können aber, wie wir es an der depravirten Bevölkerung vieler Industriegegenden Deutschlands mit nur zu großer Deutlichkeit erkennen, eine viel stärkere Wirkung ausüben als die natürliche Auslese es vermag.

Driesmans zählt zu den socialauslesenden Factoren auch die sogenannten „Culturgifte", Alkohol und Narkotica, desgleichen die Krankheiten und Kriegszüge. Die epidemischen Krankheiten befallen meistens die Individuen von geringerer Widerstandsfähigkeit und raffen sie hinweg, um den kräftigeren und lebensfähigeren Raum zu schaffen. Eine ähnliche Wirkung üben der Alkohol und die Narkotica aus; auch hier sind es im Allgemeinen die schwächeren und weniger widerstandsfähigen Individuen, die, zu früh im Kampf um's Dasein ermüdet, jenen Stimulantien verfallen. Sie wirken somit reinigend auf das Keimplasma des Volkes ein und befreien es von schädlichen Anlagen. Anders steht es mit dem Kriege, dem wohl in früheren Zeiten eine reinigende Wirkung zugesprochen werden kann, wo er alle vagabundirenden Existenzen, die nichts zu verlieren hatten, verschlang. Die moderne Heeresorganisation durchkreuzt dagegen diese Ausleseform, indem sie gerade die tüchtigsten und gesündesten Individuen der Austilgung entgegenführt. „Allein sie wirkt doch immer noch insofern im Sinne der Natur, als die rüstigsten Individuen die größte, die schwächlicheren hingegen die geringere Aussicht haben, eines Feldzugs Strapazen zu überstehen." Es ist ein schwacher Trost, den uns Driesmans giebt. Die moderne Heeresorganisation, sowie alle von der Gesellschaft ins Leben gerufenen Zwangsorganisationen, die dem Einzelindividuum viele Pflichten bei wenig Rechten aufbürden, dürften sogar schlimmere Wirkungen ausüben als die sogenannten „Narkotica". Die Geschichte des Mittelalters mit ihren Kreuzzügen, Ketzerverfolgungen und Hexenverbrennungen ist eine unausgesetzte künstliche Socialauslese in brutalster Form, bei der gerade die besten Individuen aus der Volksgemeinschaft ausgestoßen und vernichtet werden. Driesmans bemerkt sehr richtig, daß die Amerikaner in dieser Hinsicht eine Auslese darstellen. Nordamerika ist das große Asyl für alle „entarteten" Elemente, die wegen Propagirung neuer politischer oder religiöser Ideen „lästig" fallen und denen nur die Wahl zwischen Gefängniß und Verbannung geblieben ist. Die tüchtigsten unter ihnen ziehen zweifellos die unfreiwillige Auswanderung der Einkerkerung vor, und sie sind es gewesen, die Amerika zu einer schnellen ungeahnten Blüthe gebracht haben. Diese „Auslese" der Europäer, welche die freiheitlich gesinnten, schrankenlosen und gewaltthätigen Elemente umfaßt, hat der Bevölkerung Amerikas das besondere Colorit gegeben, die Maßlosigkeit im Denken und Handeln, die Beweglichkeit des Geistes, die sich oft in den merkwürdigsten Excentricitäten äußert.

Amerika ist überhaupt das Land der Rassenbildung und Rassenkämpfe par excellence. Alles, was Driesmans in seinem Buche mit großer logischer Schärfe sehr überzeugend

Digitized by Google

entwickelt hat, bezieht sich auf das alternde Westeuropa, das seine rassenbildenden Kräfte im Laufe einer fast dreitausendjährigen Culturentwickelung reichlich verzehrt hat und eine Auffrischung nur noch von einer großen slawischen Ueberschwemmung erwarten kann. Der Kern des eigentlichen Rassenproblems Europas, das in erster Linie Deutschland in Mitleidenschaft ziehen wird und sich bereits in den Ostmarken recht unangenehm fühlbar macht, ist von Driesmans kaum gestreift worden. Eine genial erdachte Theorie überzeugt nicht ohne concrete Beispiele und ein allgemeiner Hinweis auf das zukünftige germanisch-keltisch-slawische „Herrenvolk" ist an sich gegenstandslos, wenn nicht die Rassenkämpfe der Gegenwart in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Neben der Slawen- und Polenfrage, die hauptsächlich unsere Staatslenker beschäftigt, taucht bei uns die Judenfrage als Wirthschafts- und Rassenproblem (s. meinen Artikel in Nr. 37 der „Gegenwart" 1902) bald stärker bald schwächer auf die Bildfläche des politischen Lebens.

Wenden wir uns wieder der neuen Welt zu, so finden wir hier außerordentlich viel gegenständliches Material für das Rassenproblem. In den Nordstaaten hat die germanische Rasse ein der alten Heimath ähnliches Milieu, d. h. eine ähnliche Bodenbeschaffenheit und Klima vorgefunden und in Folge dessen außerordentlich schnell Wurzel in dem bisher culturlosen Lande geschlagen. Anders steht es in den Südstaaten der Ostküste, die ebenfalls von germanischen Colonisten, vorwiegend Angel-Sachsen, besiedelt worden ist. Die Durchschnittstemperatur, die hier erheblich höher als im Norden ist, hat die Leistungsfähigkeit der Ansiedler wesentlich herabgesetzt, ja die physische Spannkraft bei Einzelnen überhaupt aufgehoben. Im Gegensatz zu dem thatkräftigen Yankee des Nordens ist der eingeborene Anglo-Amerikaner ein Schwächling, der jenem nur durch die brutale Ausbeutung der importirten Negersclaven das wirthschaftliche Gleichgewicht halten konnte. Als darauf die Nordstaaten nach vierjährigem harten Ringen im Interesse der Selbsterhaltung das Verbot der Sclaverei auf die Südstaaten durchführten, trat eine allgemeine Stagnation hier ein. Die Neger, einmal von der Sclaverei und dem dadurch bedingten Arbeitszwang befreit, fielen sofort in ihre afrikanischen Sitten und Gebräuche zurück und huldigten fortan dem süßen Nichtsthun. Die einst blühenden Plantagen liegen wegen Mangel an Arbeitskräften verödet da, und von einer industriellen Bethätigung ist vollends keine Rede mehr. Die Oststaaten von Nord-Carolina südwärts bis Florida haben nicht ein namhaftes Industriegebiet aufzuweisen. Gelingt es den Yankees nicht, die untüchtige, aber sehr lebenszähe Negerrasse durch fähigere Elemente zu ersetzen, so dürfte das Land einer gänzlichen Afrikanisirung anheimfallen. Schon in den ersten Decennien des vorigen Jahrhunderts haben einsichtige Politiker die Negergefahr vorausgeschaut und die Gründung der famosen Negerrepublik Liberia betrieben. In jüngster Zeit ist der Massenexport südstaatlicher Neger nach den neuerworbenen Colonien, in erster Linie nach dem Philippinen, in Erwägung gezogen. Doch dürfte auch dieses Experiment zu einem ähnlichen Fiasco führen, da die Neger sich nun einmal grundsätzlich ablehnend gegen jede Art von nutzbringender Arbeit verhalten.

Eine andere Rassengefahr ist den Yankees, die selbst noch keine einheitliche Rasse bilden, in der massenhaften Einwanderung der Söhne des himmlischen Reiches erwachsen. Während aber die Negerfrage in erster Linie die besitzende Classe interessirt, empfindet in diesem Fall die Arbeiterclasse die Concurrenz der äußerst betriebsamen und äußerst anspruchslosen Chinesen auf das Empfindlichste. Wir können in Amerika das merkwürdige Schauspiel beobachten, daß gerade die socialistisch schillernden Unions (Gewerkschaften) am energischsten den Internationalismus bekämpfen. Unter dem Druck der Arbeiterorganisationen hat die Regierung das bekannte Gesetz gegen die chinesische Einwanderung im Repräsentantenhause durchgesetzt, ein Gesetz, das wahrlich nicht mit der Proclamirung der Menschenrechte aus Washingtons Zeit in Einklang zu bringen ist.

So wird die junge Republik der Vereinigten Staaten von Rassenkämpfen aller Art durchtobt, bevor noch die anglogermanischen Einwanderer Zeit gefunden haben, sich zu einer Nation oder Rasse zu consolidiren. Diese Daten, denen ich noch viele andere hinzufügen könnte, weisen zur Genüge darauf hin, wie stark die Rassenkämpfe mit den Wirthschaftskämpfen heute verquickt sind.

Der Deutsche und sein Vaterland.

Von Dr. Curt Heinrich.

Wir leben bekanntlich schnell heute und wenn man sich auch nur ein Jahr fern der Heimath jenseits der Wasser umher getrieben hat, giebt es schon mancherlei nachzuholen und hinterher Stellung zu nehmen. So kam ich an die Broschüre von Dr. Ludwig Gurlitt „Der Deutsche und sein Vaterland". Der Verfasser meint in der Vorrede, in seinen „politischen Betrachtungen" erwarte er „am ehesten Zustimmung bei denen, die selbst im Auslande, oder auch nur in außerpreußischen Gebieten gelebt haben". Der Gegensatz von Preußen zu „außerpreußischem Gebiet" erscheint mir hier als unnötig construirt; sonst hat er aber zweifellos recht, hätte es noch mehr, wenn er statt „Zustimmung" „Interesse", gesagt hätte. Das Bedeutsame an der Arbeit im Ganzen ist, daß dieser Mann dieses Buch geschrieben hat. Man hat in der Kritik wohl auf die hier und da durchbrechende persönliche Rancune als Quelle hingewiesen; diese ist auch sicher — und nicht ganz ohne Berechtigung — vorhanden, aber an erster Stelle ist es doch ein warmblütiger Idealismus, ist es ehrliche Liebe für das Ganze, Nationale, was aus diesen Seiten spricht. Zu viel Idealismus, zu viel einseitige Betrachtung des englischen Volksthums und — zu viel Ueberschätzung des Pädagogen, insbesondere des Einflusses der Schule auf Charakter und Weltanschauung des Einzelnen. Ich bemerke dabei, daß Gurlitt sich fast ganz auf die „höheren" Schulen beschränkt und ich ihm darin folge. Sie sollen nach ihm durch eine vollständige Reorganisation das Heilmittel finden für alles Rückständige, Schädliche und Unschöne, das er heute im vaterländischen Leben erblickt. Denn Gurlitt ist ein tief Unzufriedener. Er ist unzufrieden zunächst mit der gesammten deutschen Politik, der Regierung sowohl, die aus dem Laviren und Fortwursteln nicht herauskommt, als der kleinlichen Partei- und Cliquenwirthschaft im Innern. Er ist unzufrieden dann mit dem ganzen deutschen Schulsystem; und er ist unzufrieden mit der socialen Stellung der Oberlehrer in Preußen. Trotzdem ist Gurlitt conservativ, er „und Tausende seiner Berufsgenossen — ohne Ar und Halm — unterstützen zumeist die Politik der Krone und der Conservativen, „weil wir bei ihr im Allgemeinen die lebhafteste Vertretung einer nationaldeutschen Politik finden, und weil wir im Besonderen nur in der Erhaltung unserer Landwirthschaft und eines kräftigen Bauernstandes den Fortbestand unseres Staates gesichert glauben". Sehr schön. Aber die Conservativen danken ihnen, „den höheren Lehrern", ihr patriotisches Eintreten recht wenig. Das hängt zunächst ja zusammen mit der „socialen Stellung", auf die wir später zurückkommen werden. Aber dann: der Conservativismus unserer heutigen conservativen Partei ist doch ganz etwas Anderes als derjenige eines Mannes wie Gurlitt oder auch eines Paul de Lagarde.

Es ist ja ein Jammer, wie alle heutigen altersschwachen Parteien den Sinn ihrer Bannerworte entwerthet oder

Digitized by Google

gefälscht haben, so daß man diese gar nicht mehr aussprechen kann, ohne mißverstanden zu werden. Wenn aber „conservativ" doch zunächst das Streben nach Beharrung, nach Aufrechterhaltung des status quo ausdrücken soll, ist Gurlitt dann ein Conservativer? Auf die Gefahr hin, für recht naiv gehalten zu werden, sage ich: nein, er ist im Gegentheil ein ganz tüchtiger Fortschrittsmann — auf nationaler Grundlage, also — nationalliberal — o weh! Was wäre dann das Leitmotiv seines Buches, wenn nicht dieses: Wir Deutschen dürfen nicht länger stehen bleiben, beharren, sondern müssen einige energische Schritte vorwärts thun, um unser Volksthum und unseren politischen Einfluß in einer sich sehr rasch ändernden Welt durchzusetzen. Gurlitt nennt seine Betrachtungen eines „Modernen". Definiren kann Keiner dieses Wort; als Parole weiß es sich aber Jeder zu deuten. Er führt dann zur Stütze seines „conservativen" Anhänglichkeitsgefühls einen Aufsatz von Max Lorenz an, in dem es heißt, daß nur der „Weiterbestand einer starken maßgebenden conservativen Partei" „die Garantie ruhiger, freiheitlicher Entwickelung des deutschen Volkes" bilde. Aber schon die folgenden Zeilen zeigen ja, wie wenig damit die heutige politische Partei gemeint ist. Vor Allem: Die Mächte des Beharrens und möglichsten Rückschritts sind heute so stark, daß sie nicht nur eine vielleicht nöthige Bremse sondern ein schweres Hinderniß für die „ruhige freiheitliche Entwickelung des deutschen Volkes" bilden. Weder Centrum noch Conservative bedürfen der Unterstützung der Oberlehrer, über deren „geistige Aristokratie" man ja gerade dort sehr aparte Werthansichten hat. Wessen das deutsche Volk aber sehr bedarf, das ist eine neue großliberale Partei, die seit 1848 und auch seit 1870 etwas hinzugelernt hat. Nur dann wird Gurlitt von seinem Beschwerdebuch einigen Erfolg erhoffen können, nur dann wird ein frischerer Wind freiheitlicher Entwickelung durch unsere Politik gehen und die Regierung von der ultramontanen Strippe erlöst werden. Ich weiß, daß dies noch sehr zukunftsharmonisch klingt, ich weiß, welche starken Hindernisse einer solchen Neubildung entgegenstehen. Da sind zunächst Diejenigen, die seit 48 nichts zugelernt haben; und dann der Antisemitismus, — nicht der lärmende, sondern der latente. Vielleicht muß auch wieder einmal erst ein großer Anstoß von außen kommen, der alle Mann an Bord ruft und dann zu einem wirklich neuen Cours gebieterisch drängt. Das Bedürfniß aber nach einer Neuordnung unserer politischen Schlachtreihen ist vorhanden, und da meine ich, muß einer der ersten vorbereitenden Schritte sein, daß alle „Conservativen" wie Gurlitt von der Partei offenkundig links abschwenken. Zu schnell wird die Entwickelung deßhalb trotz der Socialdemokratie nicht gehen.

Gurlitt fährt fort: „Alle unsere Hoffnung wendet sich jetzt unserer Jugend zu: die soll aufbauen, was wir haben verfallen lassen". Ihr die Wege zu zeigen soll „ein gut Theil der staatserhaltenden Aufgabe der Lehrerschaft sein". Die künftige Generation soll die begeisterte Vaterlandsliebe und politische Einsicht bethätigen, welche er bei den Deutschen von heute so schmerzlich vermißt. Auch die Deutschen sollen einst in schweren Stunden so einmüthig hinter ihrer Regierung stehen, wie die Engländer es im letzten afrikanischen Kriege gethan.

Man wird das Alles gewiß von Herzen unterschreiben, aber sich doch fragen, ob die Schule dem größten Theil dieser Aufgabe (wie es im Internat wohl möglich) gewachsen ist.

Gurlitt's Beschwerderolle wie sein Wunschzettel sind sehr lang, und es stehen auf beiden viele schöne und beachtenswerthe Sätze.

Vor Allem will er, daß die unerträgliche Werthschätzung des bloßen Wissens, der bloßen Historie (Nietzsche) endlich aufhöre. Es soll weniger gelernt und mehr erzogen werden. Er ist von der „Ueberbürdung unserer Schüler durchaus überzeugt"; besonders macht er dafür das difficile Berechtigungswesen verantwortlich und hat hiermit einen der wundesten Punkte getroffen. Aber, wenn die Zahnärzte bitten, daß man von ihnen das Abiturium verlange, wer ist Schuld an diesem selbstquälerischen Verlangen? Doch nur der Kastengeist bei uns. Ob dagegen der Oberlehrer der geeignete Kämpe ist?

Gurlitt ist sehr bekümmert, daß der Deutsche so viel quälende und so wenig sonnige Erinnerungen aus seiner Schulzeit mit durch's Leben trägt. Er vergleicht damit die Sehnsucht, die der Etonschüler stets nach seiner Jugendzeit empfindet und stellt dann fast als Muster die englische Erziehungsmethode hin. Dort weniger Wissenseintrichterung, sondern Stählung von Körper und Charakter, Erziehung zur That und Uebung des gesunden Menschenverstandes; bei uns dagegen Begünstigung einer traurigen Lernwuth und Polyhistorie, Streberthum und lächerliche Bevormundung, die dann oft körperliche Degeneration, Freudlosigkeit und Mangel an Thatkraft im späteren Leben zur Folge haben. Zunächst ist es da nicht ganz angängig, einige englische Musteranstalten von aristokratischem Gepräge wie Eton zum Vergleich heranzuziehen; was dort Sonnenschein für's ganze Leben schafft, sind vor Allem auch die geschlossenen Freundschaften, das gemeinsame Knabenleben. Dann ist wohl allerdings von geistiger Ueberbürdung keine Rede; aber ob wir heute den Engländer um seinen leichten Schulsack beneiden sollen, weiß ich doch nicht recht. Im Auslande hört man es oft, ja sie selbst bestätigen es uns, daß die systematisch gediegene Ausbildung, die „Lernwuth" der Deutschen dem Briten gegenüber, anfängt, auch in der Praxis recht schöne Früchte zu tragen.

Daß die Anforderungen in unseren „höheren" Schulen noch immer zu hoch sind, muß dabei zugegeben werden; sehr schön führt der Verfasser aus, wie man sich überall sträubt, Disciplinen nur als Nebenfächer gelten zu lassen. Vor Allem wird der alte Streit zwischen dem Grundwerth der sogenannten classischen und der modernen Bildung erst entschieden werden müssen; so lange wird es nothgedrungen nicht nur multum sondern auch multa heißen.

Was hat das aber Alles direct mit der Vaterlandsliebe der Deutschen zu thun? frage ich.

Der Junge fühlt sich eben nicht wohl in seiner Haut, gerade so wenig wie der Erwachsene oft, wenigstens dem Engländer gegenüber. Er ist zu gehetzt, zu sehr bevormundet, vor ihm steht, alle gesunde Lebensfreude zerstörend, die Versetzungsfrage, die eventuell auch den Frieden des Elternhauses schwer beeinträchtigen kann. Seite 27 finde ich den Satz: „Ein englisches Schulkind beansprucht und genießt mehr Achtung vor seiner Persönlichkeit, mehr Selbstständigkeit im Handeln, als der reife deutsche Mann. Deßhalb entwickelt es sich auch zum politisch einsichtigen, thatkräftigen Manne, deßhalb wächst diese instinctive Vaterlandsliebe in ihm, die ihn als Mann sprechen läßt: right or wrong, my country!"

Also die patriotische Geschichtslection thut's nicht allein.*) Gurlitt citirt über diesen Punkt prächtige Worte von Paul de Lagarde. Liebe zum Vaterlande ist so selbstverständlich, daß sie gar nicht anerzogen zu werden braucht; wohl kann sie aber verleidet werden. Wie dieses letzteres geschieht, oder doch bei einem minder loyalen Volke geschehen könnte, dafür führt der Verfasser eine Menge von Beispielen selbst an.

*) Bedenklich sind manchmal auch die behördlichen „patriotischen" Liebesgaben bei Jubiläen ꝛc. Ich erinnere mich an eine, die zum 18. Januar 1901 in einer östlichen Provinz vertheilt werden sollte. Schauriges Papier, wirklich öde Lobhudelei des regierenden Hauses und als Stilprobe etwa über 1848 folgender Satz: „Die Zeit, die mit der Fackel der Revolution schwanger ging." Ich weiß auch einen wackern Director, der diese „Gabe" kräftig ignorirte.

Digitized by Google

Allen gemeinsam ist behördliche Bevormundung und die Doctrin des „beschränkten Unterthanverstandes".

Und ich frage nochmals: was soll dagegen zunächst die Schule, was der Oberlehrer ausrichten? „Einmal reicht ihr Einfluß nicht weit über die Schuljahre hinaus" (S. 17) und — füge ich hinzu — ist auch *während* dieser nicht so groß, wie von ihrer Wichtigkeit überzeugte Pädagogen gerne annehmen. Für die ersten Schuljahre ist, was die Erziehung anbetrifft, doch wohl die Kinderstube — auch die negative — das Entscheidende. Für die mittleren und oberen Classen aber können die fünf Schulstunden täglich dem erziehenden Milieu des Elternhauses und dem heutigen öffentlichen Leben gegenüber nur als ein Factor gelten, der in einem Conflictsfalle fast immer ausscheiden muß. Gurlitt giebt dies letztere selbst zu; besonders hält er es auch für ganz aussichtslos „von der Schule aus durch Wort und Lehre den Kampf gegen die sogenannten Reichsfeinde führen zu wollen". Dies gilt in hervorragendem Maße für die oberen Classen unserer Mittelschulen und giebt uns zugleich einen Fingerzeig, warum gerade auch diejenigen Elemente, die während der Schulzeit durch Ueberbürdung nicht sehr gelitten haben, später mit einem gewissen Achselzucken zurück denken oder beim Glase Bier sich noch hinterher über einen geglückten Schabernack amüsiren.

Ein besonders ernstes Capitel, das der Verfasser auch nicht verkennt, ist der Religionsunterricht. Gerade in den Jahren, in welchen jeder gut beanlagte Deutsche ein kleiner „Marquis Posa" ist, müssen dem Schüler diese Stunden wie eine düstere Aufdringlichkeit vorkommen. „Was die Schule lehrt, das belächeln sie, wenn sie unter sich sind, als abgestandene, längst abgethane Weisheit."

Wenn dies aber Thatsachen sind, wo soll da der Angriffspunkt für die Schulerziehung liegen?

Die „Arbeit" nennt Chamberlain die „Moralität" unserer Zeit. Gurlitt fügt hinzu: „Das Arbeiten lernt aber der Deutsche nicht auf der Schule, jedenfalls nicht auf dieser allein."

Und trotzdem soll weniger gelernt, mehr erzogen werden; erzogen von denselben Lehrern, von welchen der College Gurlitt schreibt: „Wir Gymnasiallehrer, unserem Amte nach eigentlich dazu berufen, an der Spitze der Civilisation zu marschiren (sic), hinken unserer nationalen Entwickelung kopfschüttelnd nach, sehen Culturverfall und Bildungswirken gerade da, wo sich neue gesunde Bahnen eröffnen, und berauschen uns an den abgestandenen Phrasen von den „alten Idealen", ohne recht sagen zu können, was wir eigentlich damit meinen." Das „wir" scheint hierbei wohl nur Bescheidenheit, und Gott sei Dank hat der Verfasser auch „engere" Collegen; aber für die Allgemeinheit hat er sicher recht.

Und deshalb komme ich zurück. Ist nicht gerade das *Erziehenwollen*, das „Schulmeistern" das, was den Einfluß der Lehrenden auf die Schüler oft hemmt und das Publicum eben nicht mit Hochachtung erfüllt?

In Hickmann's „Statistischen Taschenatlas für das Deutsche Reich" finde ich in dem Abschnitt: „Literarische Production in den 40 Jahren 1856—1896" die größte Zahl von erschienenen Werken unter: „Erziehung und Unterricht, Jugendschriften" nämlich 74278 Bücher, 1891—96 allein 14127 Bücher. Dagegen tritt die „Schöne Literatur", in der doch wahrhaftig genug gesündigt wird, weit zurück — 47231 Bücher. Die nächsthöchste Ziffer erreichen „Theologie und Erbauungsschriften" — 59272 Bücher. Alle anderen Disciplinen stehen ganz bedeutend tiefer an papierner Productivität.

Selbst wenn wir Erziehungs- und Jugendschriften trennen, muß jene Zahl nicht Schaudern erwecken? Das ganze unleidliche Wichtigkeitsgefühl, das wir schon in dem alten Ratichius entdecken, spricht aus diesen Bänden pädagogischer Literatur. Und dürfte man nicht ganz im Gegentheil auch von der Erziehung variirend sagen: diejenige ist die beste, von der man am wenigsten spricht?

Nein, nicht durch die Schule an erster Stelle wird ein frischerer, zeitgemäßer Hauch in unser politisches Leben gebracht werden, sondern durch das praktisch theilnehmende Interesse weiter im modernen Leben festwurzelnder Kreise und durch das offene Wort von Männern die höhere Bedenken kennen, als „oben anzustoßen". Erst an uns selbst laßt uns arbeiten, die Früchte werden dann unseren Kindern ganz von selbst zu Gute kommen. Auch Gurlitt citirt ja die Goethe'sche Xenie:

„Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären."

Die Bedeutung der Schnurrhaare.

Von Dr. Th. Zell.

Es ist eine alte Erfahrung, daß manchmal die Bedeutung derjenigen Dinge, die Jeder alltäglich vor Augen hat, am wenigsten bekannt ist.

Daß unsere Hauskatze Schnurrhaare besitzt, ferner daß es noch zahllose andere Thiere giebt, die dergleichen Haare ihr eigen nennen, weiß Jedermann. Fragt man nun gelegentlich nach dem Zwecke dieser Haare, so bekommt man gewöhnlich die Antwort, daß sie zum Schmucke dienen — falls man nämlich überhaupt eine Antwort auf diese Frage erhält. Diese Erklärung läßt sich hören, aber sie ist trotzdem falsch. Denn sie steht mit folgenden Thatsachen im Widerspruch.

Daß die Mähne ein Schmuck des Löwen ist, bezweifelt wohl Niemand, wie ja zahlreiche Männchen — man denke an den Bart des Mannes, den Kamm des Hahnes u. s. w. — durch derartige Verzierungen vor dem Weibchen ausgezeichnet sind. Warum besitzt er außerdem noch Schnurrhaare? Doppelt hält eben besser, wird Mancher erwidern. Dagegen könnte man nun zweierlei einwenden. Warum fehlen sie bei anderen bemähnten oder bebarteten Geschöpfen? Der Mantelpavian z. B. besitzt ein mächtiges Haarkleid, hat aber keine Schnurrhaare, der Satansaffe besitzt einen Vollbart, um den ihn mancher Bartlose beneiden könnte, aber auch ihm fehlen wie allen Affen die Schnurrhaare. — Ist diese Erscheinung schon auffallend, so ist das Wesen des Schmuckes für ein Männchen unvereinbar damit, daß auch das Weibchen — hier die Löwin — Schnurrhaare trägt. Warum bekommt schließlich der junge Löwe viel eher die Schnurrhaare als die Mähne? Haare, die sowohl bei Männchen und Weibchen vorkommen, ferner schon bei den Jungen vorhanden sind, können unmöglich dem Schmucke dienen.

Den besten Beweis für diese letzte Behauptung erbringt uns unsere Hauskatze. Schneidet man ihr die Schnurrhaare ab, so kann man beobachten, daß sie von einer merkwürdigen Unsicherheit befallen wird. Und wie sollte es auch anders sein? Sind ja doch die Schnurrhaare ihr Zollstab, ohne den sie ihr Gewerbe nicht ausüben kann. Was sollte wohl ein Tischler anfangen, wenn ihm das Metermaß genommen wird?

Aufmerksamen Thierbeobachtern ist es schon längst bekannt, daß die Schnurrhaare für die Katze der Maßstab sind, ob sie durch eine Oeffnung mit dem Leib noch hindurch kann oder nicht. Stößt sie nicht mit ihnen an, so geht es, andernfalls wäre ein Versuch zwecklos. Für ein Schleichraubthier, das alle Winkel und Löcher nach Beute durchsucht, ist es natürlich eine Lebensfrage, ein solch' unfehlbares Instrument stets bei sich zu besitzen.

Digitized by Google

Es ist merkwürdig, daß ein so gründlicher Kenner wie Brehm sich über diesen Punkt nicht näher äußert. Er schreibt nur: ... Weit feiner ist ihr Gefühl. Die Schnurrhaare zeigen dies am besten, denn man darf bloß ein einziges ganz leise berühren, so wird man sehen, wie die Katze augenblicklich zurückzuckt.

Das ist ganz richtig, daß sie zurückzuckt, weil es eben eine Existenzfrage ist, daß ihre Schnurrhaare nicht beseitigt oder verkürzt werden.

Man versetze sich doch einmal in die Lage eines Raubthieres, das eine Beute erblickt hat und sich nun lautlos anschleichen will. Fast immer wird es durch Gestrüpp, Löcher u. dergl. sich winden müssen. Wie leicht könnte es nun passiren, daß es in Folge von quälendem Hunger oder vor Aufregung eine Oeffnung falsch taxirt und jämmerlich mit seinem Körper stecken bleibt! Ohne Schnurrhaare wäre das wohl bei allen Schleichraubthieren eine alltägliche Erscheinung!

Affen sind keine Raubthiere und fliehen in der Wildniß nicht in Löcher, deßhalb haben sie keine Schnurrhaare. Wie es einem solchen Geschöpf ergehen kann, wenn es in die veränderten Verhältnisse der Gefangenschaft gelangt, zeigt folgende Erzählung Brehm's von einem Nachtaffen, den er besaß:

„Ein eigenthümliches Geschick machte seinem Leben ein Ende. Nachdem ich ihn wochenlang beobachtet hatte, beschloß ich, ihn in einen größeren Käfig einzustellen, um so mehr, als ich ihm durch die hier unterhaltene Wärme eine Wohlthat zu erzeigen hoffte. Schon in der zweiten Nacht nach seiner Umsetzung hatte er die Thür des Käfigs zu öffnen gewußt und war verschwunden, blieb es auch, des allersorgfältigsten Suchens ungeachtet. Erst vier Wochen später fanden wir seinen Leichnam in einer engen Mauerlücke auf. Er hatte sich durch diese einen Ausweg zu bahnen gesucht, dabei aber so fest geklemmt, daß er nicht im Stande war, vor- oder rückwärts sich zu bewegen und so seinen Untergang gefunden."

Hätte der Nachtaffe Schnurrhaare besessen, so wäre ihm dieses Schicksal erspart geblieben. Ein solcher Vorfall sollte doch zum Nachdenken Anlaß geben.

Für alle Schleichraubthiere ist im Gegensatz zu den Laufraubthieren das Vorhandensein von Schnurrhaaren Lebensfrage. Den Unterschied macht man sich am besten an Katze und Hund klar, Erstere ist Schleichraubthier, Letzterer Laufraubthier. Ich habe mich schon an anderer Stelle hierüber ausgesprochen und will das Gesagte kurz wiederholen.

Damit das Raubthier leben kann, muß es andere Thiere erbeuten und fressen. Die Erbeutung kann nun in mannigfacher Art vor sich gehen. Man kann mit offenem Visier kämpfen, oder man kann es mit Heimtücke versuchen. Wilde Hunde, Hyänenhunde, Wölfe u. s. w. versuchen es regelmäßig auf dem ersten Wege; sie verfolgen ein Thier so lange, bis es ermattet ist und überwältigt werden kann. Hierbei ist natürlich die Anwendung mancher List nicht ausgeschlossen, da das anhaltende Laufen eine langweilige Sache ist. — Den Gegensatz hierzu bilden diejenigen Raubthiere, die fast nur durch ein Beschleichen ein Opfer zu erhaschen versuchen. Sie sind fast ausnahmslos Kletterthiere wie Leopard, Puma, Luchs, Wildkatze u. s. w. Es ist ihnen nicht gegeben, das flüchtige Wild durch Laufen einzuholen, nur durch einige gewaltige Sprünge suchen sie es zu erreichen.

Laufraubthiere wie Wölfe, Hunde u. s. w. haben deßhalb nur schwache Schnurrhaare, weil sie bei ihnen nur eine untergeordnete Bedeutung haben. Außerdem können sie im Gegensatz zu den Katzen mit den Vorderpfoten scharren und deßhalb manche zu enge Oeffnung erweitern.

Denn bei der Natur herrscht stets die größte Sparsamkeit. Kann sich ein Geschöpf vermöge seiner starken Krallen sofort in das Erdreich einwühlen, wie z. B. das Erdferkel, so erhält es keine Schnurrhaare.

Es besitzen demnach Schnurrhaare Löwe, Tiger, Jaguar, Leopard, Puma, Luchs, Fuchs, Marder, Iltis, Wiesel, überhaupt alle Schleichraubthiere.

Der Bär klettert nicht erst durch Oeffnungen, um eine Beute zu erlegen, deßhalb hat er keine Schnurrhaare.

Umgekehrt sind die Schnurrhaare am wichtigsten für diejenigen Raubthiere unter den Säugethieren, die im Wasser Fische verfolgen und leicht in Gefahr gerathen, sich in Spalten und Rissen festzuklemmen. Da sie durch Lungen athmen, so genügt eine kurze Zeit, um ihren Erstickungstod herbeizuführen. Demnach haben auffallend starke Schnurrhaare alle Robben: Seehund, Sattelrobbe, Klappmütze, Walroß, Seelöwe, Seebär, Mähnenrobbe — ferner die Raubthiere Fischotter und Seeotter.

Warum haben aber die Wale keine Schnurrhaare? Die Antwort liegt auf der Hand. Weil ihr Kopf ebenso dick ist wie ihr Leib, beim Potwal sogar noch dicker. Deßhalb haben auch die Fische keine Schnurrhaare, denn der Leib ist nicht dicker als der Kopf, sondern nur höher. Oben und unten besorgen aber die Flossen denselben Dienst, den anderwärts die Schnurrhaare verrichten.

Selbstverständlich haben die Bartgrundeln mancher Fische, z. B. der Welse, nichts mit den Schnurrhaaren zu thun. Ihr Zweck liegt auf einem ganz anderen Gebiete, denn sie lassen dieselben wie Würmer hin und her tanzen, um kleine Fische dadurch anzulocken.

Vögel, die sich in der freien Luft bewegen und nicht in Löcher kriechen, brauchen ebenfalls keine Schnurrhaare.

Umgekehrt müssen alle Pflanzenfresser, die sich in Gebüsch oder enge Höhlen retten, Schnurrhaare haben, also z. B. das große Heer der Nager, wie Ratten und Mäuse, ferner Eichhörnchen, Murmelthier, Siebenschläfer, Haselmaus, Biber, Springmaus, Hamster, Lemming, Chinchilla, Viscacha, Hase, Kaninchen u. s. w. Dementsprechend haben die Verfolger ebenfalls Schnurrhaare wie Spitzmaus oder Wiesel u. s. w.

Alle Pflanzenfresser, die nicht in dieser Weise flüchten, besitzen auch keine Schnurrhaare — die man natürlich nicht mit der gewöhnlichen Behaarung der Oberlippe verwechseln darf. Also sie fehlen z. B. folgenden Geschöpfen: Elephanten, Nashörnern, Büffeln, Antilopen, Gazellen, Giraffen, Kameelen, Lamas, Pacos, Vicuñas, Ziegen, Steinböcken, Wildschafen, Schafochsen, Gemsen, Pferden, Zebras, Eseln, Hirschen, Elchen, Rennthieren, Rehen, Schweinen, Nilpferden u. s. w. Auch Känguruhs und Fledermäuse besitzen sie nicht.

Affen und Faulthiere flüchten nicht in enge Löcher und haben deßhalb keine Schnurrhaare, ebenso auch der Mensch nicht.

Ob meine Begründung richtig ist, weiß ich nicht. Ich überlasse es jedoch dem Leser, sich ein Urtheil darüber zu bilden, ob er das Vorhandensein und das Fehlen der Schnurrhaare lediglich von einer Laune der Natur abhängig lassen sein will oder ob ihr der hier geschilderte, äußerst wichtige Zweck zu Grunde liegt.

Die hier gegebene Erklärung deutet mit Leichtigkeit, warum z. B. außer der Mähne wie beim Löwen noch Schnurrhaare vorhanden sein müssen, ferner weßhalb auch Weibchen und die Jungen dergleichen besitzen. Sie macht es verständlich, weßhalb die Männchen, die bedeutend größer als die Weibchen sind, z. B. bei den Seelöwen, auch sehr viel längere Schnurrhaare besitzen. Umgekehrt versteht man auch, weßhalb die Weibchen, die größer sind als die Männchen, wie z. B. bei den Seehunden, auch größere Schnurrhaare besitzen.

Ferner ist es einleuchtend, daß sie nicht wie der Bart bald länger, bald kürzer sind, sondern bei allen Geschöpfen derselben Art dieselbe Länge besitzen müssen, da bei einem ausgewachsenen Thiere die Dicke des Leibes als constante Größe betrachtet werden kann.

Aus dem Vorhandensein dieser Haare kann man ohne Weiteres einen Schluß auf die Lebensweise des Geschöpfes

Digitized by Google

ziehen. Merkwürdigerweise besitzen einige Halbaffen Schnurrhaare, z. B. der Bilchmaki, über dessen Freileben wir so gut wie gar nichts wissen. Wir können mit Bestimmtheit die Behauptung aufstellen, daß er als Baumthier sich jedenfalls wie Eichhörnchen, Haselmaus u. s. w. oft in enge Löcher flüchtet und deßhalb Schnurrhaare gebraucht.

Wenn ferner in Brehm's Thierleben der Irbis oder Schneeleopard keine Schnurrhaare besitzt, so muß entweder hier ein Irrthum vorliegen oder dieses sehr seltene Thier eine vom Leoparden ganz abweichende Lebensweise führen.

Daß die Thiere nicht aus bloßer Uebung die Oeffnungen richtig schätzen, lehrt folgender Fall, der sich vor einiger Zeit im zoologischen Garten zu Hannover ereignete. Ein Iltis, also ein mit Schnurrhaaren versehenes Geschöpf, hatte sich in einem Eisen gefangen und war damit entflohen. Auf der Flucht war er durch ein Gitter geschlüpft, aber hierbei stecken geblieben. Er selbst konnte zwar hindurch, wie ihm die Schnurrhaare richtig angezeigt hatten, aber das Eisen war für die Oeffnung zu groß. In dieser fatalen Lage wurde er von Ratten angetroffen und er, der Rattentödter, von ihnen jämmerlich zerrissen und aufgefressen.

Wie es nun allerdings kommt, daß die Schnurrhaare stets gerade so lang sind, daß der Körper hindurch gelangt, falls sie bei einer Oeffnung nicht anstoßen — das ist ein Wunder, wie so viele in der Natur, worüber ich mir kein Urtheil erlaube. Woher erkennen denn die meisten Thiere sofort ihre Feinde, selbst wenn sie diese nie vorher erblickt haben?

Wäre es nun aber nicht auch für die Menschen immerhin recht praktisch, auch solche Schnurrhaare zu besitzen, namentlich für den Einbrecher? Gewiß — aber das Gesetz der Sparsamkeit gilt auch hier. Die Natur sagt: Dir Menschen gab ich den Verstand, vermittelst dessen Du Dir bald einen praktischen Maßstab verschaffen wirst. Das ist auch in der That der Fall. Jeder Verbrecher weiß, daß man durch eine Oeffnung hindurchgelangt, wenn man den Kopf und einen Arm — nicht bloß den Kopf, wie fälschlich in manchen Büchern steht — hindurchstecken kann. Diesen Maßstab kann man ebenso wenig mitzunehmen vergessen wie die Schnurrhaare.

Literatur und Kunst.

Volksspiele und Volksfeste.

Von Max Hoffmann (Berlin).

Seit Jahren geht eine starke Bewegung durch die deutschen Lande, die darauf hinzielt, dem Volke durch Leibesübungen und Spiele in frischer Luft die Gesundheit und Rüstigkeit des Körpers zu erhalten und Heiterkeit des Geistes und Lebensfreude zu erwecken. Ich erinnere an die von Professor Raydt angeregten Olympia-Festspiele und an die verdienstvolle Arbeit des „Central-Ausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland" unter dem Vorsitz des Freiherrn von Schenckendorff. Wir brauchen nur auf unsere Blutsverwandten jenseit des Canals zu blicken, um uns recht einzuprägen, wie ein Volk durch allgemeine Pflege des Spiels tüchtig und leistungsfähig erhalten wird. Leider ist in England das Spiel fast durchweg schon zum Sport geworden, und auch bei uns besteht das Bestreben, es den überseeischen Vettern nachzumachen. Der Sport ist aber für die Gesammtheit des Volkes wenig geeignet, weil er zu viel Zeit und Geld erfordert, Kastengeist und krankhaften Ehrgeiz befördert und gewöhnlich zur Ueberanstrengung verführt. Der Braunschweiger Professor Dr. Koch sagte schon 1895 in seiner Ansprache an den Verein für öffentliche Gesundheitspflege: „Der reine, echte Sport ist als eine werthvolle Bereicherung unseres Volkslebens zu begrüßen; aber er ist schon in England zum Theil sehr ausgeartet und durch die festländische Nachahmung, die leider oft gerade in den Schwächen der Sache ihr Wesen zu sehen liebt, ist die Ausartung bedenklich schlimmer geworden. Die Einseitigkeit der Ausbildung und die übertriebene Einzelleistung, das Werthlegen auf Aeußerlichkeiten und bunte Tracht, vor Allem aber das Haschen nach äußeren Erfolgen, das Gieren nach öffentlicher Anerkennung und nach Werthpreisen wird einem gewissen Theile der Sportsmänner von unserer Turnerschaft mit Recht zum Vorwurf gemacht." Damit sollen die Uebungen zu Wasser und zu Lande, durch die besonders die Jugend gekräftigt und gestählt werden soll, durchaus nicht als verwerflich bezeichnet werden. Selbst die Abneigung mancher Kreise gegen die „fremden" Spiele, Cricket, Lawn-Tennis und Fußball, ist nicht angebracht, denn es ist geschichtlich nachgewiesen, daß jene Spiele deutschen Ursprungs und in England nur vervollkommnet worden sind. Thöricht ist bei Ausübung dieser Spiele in Deutschland nur, daß man auch englisch dabei zu kauderwelschen pflegt, wodurch sich manche Leute sehr vornehm vorkommen. Ich habe aber hier die Allgemeinheit des Volkes, die ärmere Bevölkerung der Städte und besonders die Dorfbewohner im Auge, und ich denke an eine große Gesammtbetheiligung an Spielen und Festen, durch die bei Loslösung vom Werkeltagsleben allgemeine Lebenslust und harmloser, edler Frohsinn gefördert wird.

Wenn wir uns des Mittelalters erinnern, so wird uns sofort klar, was unser Volk in dieser Hinsicht verloren hat. Der dreißigjährige Krieg wirkte auch hier wie ein Reif, unter dem der Jubel der Feste erstarrte. Und was jene Zeit der Noth übrig ließ, das vernichteten dann die sieben Kriegsjahre und die durch die Napoleonische Bedrückung aufgelegten Entbehrungen. Der Anger als Spielplatz gehörte früher als unentbehrliches Stück zu jeder Stadt und jedem Dorf, und sobald der Schnee zerronnen und die Luft lind geworden war, tummelte sich dort Jung und Alt mit Gesang und Tanz und zahllosen Ballspielen. Ja, so lebhaft war der Drang unserer Altvordern nach Letzteren, daß sie sogar besondere große Ballhäuser anlegten, um auch bei ungünstiger Witterung spielen zu können. Das Ingolstädter Ballhaus steht heute noch. Wir aber haben von dem allgemeinen Spiel mit dem Ball nur das Wort für ein recht fragwürdiges Vergnügen behalten, wo man sich in der Nacht bei künstlichem Licht in geschniegeltem Aufputz stundenlang herumdreht und Tabaksqualm und Staub einathmet. Dieses nächtliche Tanzen beweist jedoch schließlich, daß der Mensch ein unwiderstehliches Bedürfniß nach lebhafter Bewegung hat. Leider muß er dies Bedürfniß in geschlossenen Räumen befriedigen, weil ihm die Möglichkeit genommen ist, im Freien zu spielen. Denn wo sollte das wohl heutzutage geschehen? In den Städten werden überall möglichst schöne und wohlgepflegte Schmuckplätze (natürlich mit Denkmälern!) angelegt, wo es nicht nur von den Blumen heißt: Bloß ansehen, aber nicht anfassen, sondern wo man sich auch nicht auf den Rasen niederlassen oder auf ihm herumspringen darf. Nicht viel besser als der Städter ist der Dorfbewohner daran. Der frühere Dorfanger ist aufgetheilt und verschwunden, und den Burschen und Mägden bleibt Sonntags nur der Krug und der Tanzboden übrig, um ihre überschäumende Lebenskraft zu bethätigen. In jedem kräftigen und gesunden Menschen steckt ein Stück Wildheit, das sich von Zeit zu Zeit austoben will, und wenn es nicht im rüstigen Spiel im Freien geschehen kann, so verfällt der Betreffende auf Ungehörigkeiten, Thorheiten und Schlimmeres.

Das erste Erforderniß zum Wiedererstehen von Volksspielen ist deßhalb das Schaffen von sehr großen, festen,

Digitized by Google

nach bestimmten Regeln angelegten Spielplätzen. Die kleinen Räume, die in den meisten Städten für die Kinder angelegt sind, reichen nicht im Entferntesten aus, für die Erwachsenen sind aber gar keine vorhanden. Ebenso nothwendig wie Zierplätze und Parkanlagen sind geräumige, mit Gras bewachsene, allgemeine Spielplätze. In den „Anlagen" darf sich allerdings der friedsame Bürger mit Kind und Kegel auf dem mit Kies bestreuten Wegen wohlgesittet in langsamem Tempo unter den Augen der heiligen Hermandad bewegen und frische Luft schöpfen; das genügt aber ganz und gar nicht, um die Lunge zu weiten und das Blut kräftig in Bewegung zu setzen. Als Beispiel, wie verkehrt man hier zu Werke geht, führe ich auch die Feriencolonien an. So segensreich ihre Einrichtung ist, so rühmenswerth alle sind, die ihr Scherflein und ihre Zeit dafür opfern, so faßt doch diese Einrichtung die eigentliche Aufgabe — Kräftigung der Schwachen — nicht an der Wurzel an. Was bedeutet der eine Monat mit Bewegung in Luft und Licht gegen die elf Monate, in denen dem Kinde die Möglichkeit dazu so gut wie benommen ist? Ich komme also immer wieder zu dem Schluß: Es müssen hinreichend Spielplätze für Kinder und Erwachsene geschaffen werden, nicht bloß außerhalb, sondern auch innerhalb der Städte und bei jedem Dorfe. Man sage nicht, daß kein Platz vorhanden sei. Bei Berlin und vielen anderen Städten sieht man jetzt überall die sogenannten Laubencolonien. Die Möglichkeit, die hier Unbemittelten geboten wird, reine Luft zu athmen und sich an der, wenn auch dürftigen Scholle zu erfreuen, ist lobenswerth; aber die Vergnügungen, denen man sich dort hingiebt, sind doch recht zweifelhafter Natur. Hier wären mit Leichtigkeit große Plätze zu schaffen, auf denen sich eine allgemeine Spiel- und Festfreude entwickeln könnte.

Nun wird man einwenden, unser Volk verstehe nicht mehr zu spielen, und das ist zum großen Theil wahr. Besonders das uralte, Leib und Seele erfrischende Ballschlagen mit seinen mannigfaltigen Arten wird von Erwachsenen fast gar nicht mehr geübt, und die schönen Volkstänze gehen mehr und mehr verloren und machen einem sinnlosen Herumrasen Platz. Ebenso versteht man auch kaum noch, ein Fest würdig zu feiern. Die großen patriotischen Feste setzen sich meist nur aus Festreden und Trinkgelagen mit begleitenden Liedern zusammen. Die Feste sollen aber den Deutschen nicht nur in die freie Natur hinausführen, sie sollen ihn auch wieder in lebendige Verbindung mit der Natur bringen, wie es in alten Zeiten war.

Der moderne Mensch thut so, als wenn ihm die umgebende Natur etwas Entbehrliches geworden wäre, und verhält sich daher gleichgiltig gegen sie. Durch die Errungenschaften einer verschmitzten Cultur ist es ihm möglich, im Winter ebenso bequem wie im Sommer zu leben, und die Nacht erhellt er sich durch Umdrehung eines Einschalters mühelos zum Tage. Der Mensch des Mittelalters, der es noch nicht so herrlich weit gebracht hatte, empfand noch ganz anders die Wonne der wiedererwachten Natur im Lenz, die lachende Lust des Sommers, den reichen Segen des Herbstes, und jubelnd dankte er dem allgütigen Schöpfer dafür in Festen und Spielen. Doch auch das heutige Geschlecht, so gebildet es ist, wird auf die Dauer nicht ungestraft das Gefühl für die ewig sich gleich bleibende Natur missen können, und seine Abkehr müßte sich schließlich durch Absterben jeder weicheren Regung, jeder Gemüthstiefe, Unschuld und Herzensreinheit rächen. Wir müssen deßhalb bei unseren Vorfahren gewissermaßen wieder in die Schule gehen, um von ihnen zu lernen, wie man der Natur auf ihrem Gange im Wechsel der Jahreszeiten mitfühlend und mitspielend folgt. Glücklicher Weise sind in vielen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes noch Reste der alten Volksspiele und -Feste erhalten geblieben und werden noch heute geübt und gefeiert. Hier anzuknüpfen, wäre die Aufgabe Aller, denen die wahre Lebenslust unseres Volkes am Herzen liegt. Manches könnte unverändert weiter geführt, Vieles ausgebaut und veredelt werden, und schließlich könnte man für solche Gegenden, wo gar keine Ueberlieferungen vorhanden sind, Neues schaffen.

Man staunt gerührt über die Kraft der Volksseele, die trotz unzähliger Angriffe und Bedrückungen, trotz tausendfacher Versuche, sie hierhin und dorthin zu drängen, ihren Weg ruhig beibehalten hat. „Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen", singt Lenau mit Recht, und so finden wir denn in vielen deutschen Gegenden, besonders beim Landvolk, noch heut — meist ohne Bewußtsein der ursprünglichen Bedeutung — die alten Feste für Frühling, Pfingsten, Johanni, Sommer und Herbst. In Schweina in Thüringen wird die Wintersonnenwende durch das „Antoniusfest", durch ein großes Feuer, Tanz und Gesang gefeiert, das „Knechtwerden" im Braunschweigischen hat eine gewisse erziehliche Bedeutung, und in vielen Dörfern der Provinz Sachsen giebt es als Feier für den Frühlingsanfang „Gildenumzüge" am Fastnachtstage, wobei von den einzelnen Gesellen feststehende Verse gesprochen werden. In einem Dorf am Kyffhäuser hält auch die Dreschergilde einen solchen Umzug, und in Tirol ist auf dem Lande zur Fasching das „Schellenschlagen", eine Art Costümfest, beliebt. Ludwig Uhland schilderte noch 1860 das „Stabausfest" am Ober- und Mittelrhein und nennt es ein ländliches Kampfspiel, das den Streit des Frühlings mit dem Winter versinnbildet. In Süddeutschland ist am „Funkensonntag" das „Scheibenschlagen" üblich, wo das Feuerrad die Sonne darstellt, deren Wiederkehr man ehren will. In Verbindung mit diesem Fest steht vielfach das „Todaustreiben": eine Strohpuppe wird unter Singen und Jauchzen durch's Dorf getragen und verbrannt. Aehnlich ist das „Wildemannsfest" in der gold'nen Aue. In Laisa, im Hessenlande, wird im März das „Ritterfest" gefeiert, an das sich eine scherzhafte Versteigerung sämmtlicher Mädchen des Dorfes anschließt. Einen Rest altgermanischer Frühlingsfeier stellt das „Palmstocksuchen" im Westphälischen dar, und die Freude über den wiedergekommenen Frühling veranschaulicht der „Georgsritt" in Stein an der Traun in Oberbayern, während das „Himmelbrotschutzen" in der Nähe von Salzburg den Kampf zwischen Frühling und Winter lebhaft vor Augen führt. In vielen Dörfern wird Ostern durch Ballschlagen gefeiert, was nach Carus Sterne den Sieg der Sonne, die im Ostermond ihre stärkste Steigung zurücklegt, darstellen soll. Das Ballspiel ist überhaupt das edelste und schönste Bewegungsspiel im Freien, und es müßte kräftig darauf hingearbeitet werden, das Interesse des Volkes dafür wieder zu erwecken und es nach altem Brauch und deutscher Sitte wieder zu pflegen. Von Klopstock wird erzählt: „Er liebte das Ballspiel im Freien sehr und wußte namentlich in Dänemark viele Damen dafür zu gewinnen. Wenn er im Spiel nach Jemandem mit dem Ball zu werfen hatte, so traf er diesen meist so kräftig, daß blaue Flecke nichts Seltenes waren." Der „deutsche Schlagball" erfüllt alle Anforderungen, die an ein lebhaftes Bewegungsspiel in Bezug auf Uebung, Körperkraft, Geschicklichkeit und Raschheit gestellt werden. Wem er aber nicht genügt, der braucht nicht nach Cricket oder Fußball zu greifen, sondern er findet in dem schönen „Pärkspiel", das als altes Volksspiel noch heut' auf der Insel Gothland betrieben wird und im neunten Jahrgang des „Jahrbuchs für Volks- und Jugendspiele" (1900) ausführlich beschrieben ist, einen trefflichen Ersatz.

Sind die Mai- und Pfingstfeste vorüber, so wird die Sommersonnenwende durch manches symbolische Fest gefeiert, und selbst in den Dörfern Livlands ist noch heutzutage die Johannisfeier allgemein. So finden wir bis in den Herbst hinein noch in vielen Gegenden Feste, die uns zeigen, wie das Volk einst mit dem Leben und Weben der Natur im Laufe der Jahreszeiten zusammenhing. Diese vorhandenen Spiele zu erhalten und zu pflegen, den Landbewohnern aller

Digitized by Google

Theile unseres Vaterlandes aber die Möglichkeit zu geben, wieder Spiele und Feste im Freien zu feiern, müßte das Bestreben aller Kreise sein. Man spricht jetzt so viel davon, dem Volke die Kunst zu geben. Schon Theodor Fontane hat darauf hingewiesen, daß der berühmte Satz: „Kunst sei für Alle", grundfalsch ist. Und er hatte Recht. Denn es ist ganz verkehrt, dem einfachen Volke plötzlich die Ergebnisse einer verfeinerten Hypercultur, wie sie unsere Kunst jetzt darstellt, bieten zu wollen. Nun hängt aber Kunst, was auch verknöcherte Naturalisten sagen mögen, eng mit dem Spieltrieb der Menschen zusammen, und so wird auch das sinnreiche, alle Kräfte anregende Spiel das Volk allmälig fähiger zum Genuß gesunder Kunst machen. Das wäre die ideale Seite der Volksspiele und -Feste, aber noch eine ganz reale ist da. Es ist statistisch nachgewiesen, daß der Gesundheitszustand des Landvolkes gegen den der Stadtbewohner zurückgegangen ist. Das hat ja zum Theil seinen Grund darin, daß die hygienischen Einrichtungen auf dem Lande gegenüber den Städten vernachlässigt worden sind, zum Theil aber auch darin, daß der Landbevölkerung zu wenig Gelegenheit gegeben ist, sich in festlicher Begeisterung über die Eintönigkeit und Einförmigkeit des Alltagslebens zu erheben. Das gleichmäßige Einerlei glanzloser Arbeitstage stumpft schließlich den Geist ab und ertödtet das Gefühl für unschuldige Weltfreude. Der Geist aber wirkt auf den Körper, und so gedeiht auch dieser nicht recht. Woran kann uns aber mehr gelegen sein, als an einem gesunden und frohen Geschlecht? Deßhalb mögen Spiele, Feste und bedeutungsvolle Tänze dazu beitragen, das Volk geistig und körperlich frisch zu erhalten. Der schon oben erwähnte Klopstock maß dem Spiel und der Bewegung im Freien sogar eine große sanitäre Wirkung bei. Ich kann deßhalb mit nichts Besserem schließen, als mit einem Brief, den er einst an Gleim richtete: „Es ist ewig schade, daß Sie, wenn Sie kränkeln, sich nicht durch Schrittschuhlaufen*) kuriren können. Es ist dies eine von den besten Kuren:

Recipe, den 4. März.
Drei halbe Stunden des Vormittags,
Zwei des Nachmittags,
Gute Gesellschaft!
Viel Frühstück!

Item ein wenig Nordwind zum Trunk bei der Arzney.
Treibe dieses 8 Tage hintereinander.

Probatum est."

*) Der Dichter des Messias verwarf bekanntlich die jetzt allgemein gewordene Bezeichnung „Schlittschuh" als falsch!

Von chinesischer Lyrik.

Von J. Norden.

Wieviele unter uns haben wohl die Lieder Walther's von der Vogelweide oder gar das ganze Nibelungenlied gelesen? Auch nur in hochdeutscher Uebersetzung?

Wer in China zu den Gebildeten gerechnet werden will, der kennt fast sämmtliche ca. 300 Lieder des Shi-king auswendig. Und diese Sammlung ist nahezu drei Jahrtausende alt. Das heißt Ehrfurcht vor seiner nationalen Literatur haben. Auf der anderen Seite allerdings ist die chinesische Lyrik nie über die Höhe des Shi-king hinausgekommen, ja, die spätere hat sie kaum je auch nur annähernd erreicht ...

Jetzt, wo unsere Interessen an dem Reiche der Mitte und seinen Bewohnern merklich gewachsen sind, wird man gewiß auch der Dichtkunst der Chinesen in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit schenken. Darum sei hier nochmals auf das in der „Gegenwart" einmal bereits kurz angezeigte Werk hingewiesen, das in der Amelang'schen*) Sammlung der Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen als achter Band erschienen ist, auf die „Geschichte der chinesischen Literatur" von Dr. Wilhelm Grube.

Der bekannte Berliner Sinologe faßt hier das Wort „Literatur" im weitesten Sinne auf. Er beschäftigt sich in seinem Werk — das als der erste Versuch in deutscher Sprache gelten kann, eine auf dem Studium der Originaltexte fußende eingehende und zusammenfassende Darstellung zu bieten — keineswegs bloß mit der Dichtkunst und ihrer Geschichte in China allein, sondern auch mit den philosophischen, ethischen und geschichtlichen Schriften, so daß sein Buch durchaus als eine Geschichte des geistigen Lebens und Schaffens der Chinesen überhaupt bezeichnet werden muß. Ein ungeheures Material ist hier verarbeitet worden nicht für fachwissenschaftliche, sondern im Allgemeinen für alle gebildeten Kreise des deutschen Volkes.

Einiges über die Lyrik der Chinesen sei an der Hand des Buches hier mitgetheilt.

Man weiß wohl, daß das Chinesische keine Buchstaben-, sondern eine Wortschrift ist. Hieraus folgt, daß der gleiche Lautcomplex durch eine große Zahl, oft bis zu 200 und mehr noch verschiedener Schriftzeichen vertreten sein kann, die ihrem Ursprung nach vielfach ideographischen und symbolischen Ursprungs gewesen sind. Aber immerhin wird in den meisten Fällen auch der Lautwerth mindestens andeutungsweise kenntlich gemacht durch eine Anzahl selbstständiger Schriftzeichen, die mit ideographischen Zeichen eine Verbindung eingehen.

Dadurch verliert das Wort an individuellem Charakter, die Sprache an plastischer Anschaulichkeit. Der Mangel einer Unterscheidung des grammatischen Geschlechts bedingt einen Mangel der Personificirung lebloser Gegenstände. Der abstract-begriffliche Charakter der Sprache hat denn auch die dichterische Phantasie nothgedrungen beeinflußt, sie nüchterner, erdenschwerer gemacht, und ebenso hat der Monosyllabismus des Chinesischen, das unbetonte oder wenigstens ganz unbetonte Silben ausschließt, den Rhythmus schwerfällig, eintönig machen müssen. Noch eine Eigenheit der dichterischen Sprache muß hervorgehoben werden: das Bildmäßige ihrer Wortzeichen. Daher wirkt ein chinesisches Gedicht im Original immer auch auf's Auge, ja, die Chinesen legen sogar auf die Schreibkunst, richtiger Zeichenkunst ihrer Dichter ein Hauptgewicht: die Bücher der Chinesen können eines besonderen Buchschmuckes eigentlich entrathen — seine Stelle vertritt eben das Wortzeichen selbst.

* * *

Was die Mittel des dichterischen Ausdruckes, die äußeren Mittel, betrifft, so spielt die virtuose Beherrschung von Rhythmus und Reim eine Hauptrolle, wenn auch in den alten volksthümlichen Liedern des Shi-king der Reiz gerade in der ungekünstelten Naivität des Ausdruckes und Tones liegt. Aber seit der T'ang-Periode (7.—10. Jahrh. n. Chr.), wo die Kunstpoesie die Volksdichtung verdrängte, steht die Technik der Dichtkunst so ziemlich in erster Reihe ...

Hier, wenn auch nur flüchtig, mit der chinesischen Prosodie sich beschäftigen wollen, führte zu weit. Nach Allem ist ersichtlich, wie schwer einem Europäer das Verständniß der chinesischen Gedichte fallen muß — ist doch fast das Gleiche bei den zeitgenössischen Chinesen selbst der Fall: zwischen Schriftsprache und Umgangssprache besteht eine Kluft. Ein wenig erleichtert wird es nur dadurch, daß es außer dem Rhythmus des Tonfalles auch einen inneren Rhythmus des Gedankenganges oder Parallelismus giebt, wie ihn z. B. auch die hebräische Poesie kennt. Dieser Parallelismus beruht auf dem Verhältniß entweder der Analogie oder des Contrasts.

*) Leipzig, C. F. Amelang's Verlag.

Digitized by Google

Entweder also wird der gleiche Gedanke durch zwei wesensverwandte Bilder zum Ausdruck gebracht, oder aber zwei entgegengesetzte Bilder vereinigen sich zu einer Gesammtwirkung. Auf diese Weise wird für die Leser der Sinn natürlich klarer.

Ich lasse ein paar Beispiele hierfür folgen. „Die gemeinsame Freude" ist der Titel eines Doppelgedichtes, das von Yang-Fang, einem der besten Lyriker der Tsin-Dynastie-Periode (265—420 n. Chr.) verfaßt wurde. Die Strophen des ersten Gedichts lauten:

„Brüllt der Tiger in den Klüften,
Saust der Sturmwind durch das Thal —
Tanzt der Drache in den Lüften,
Rollt dahin der Wolkenschwall.

Gleichklang herrscht im Tongetriebe,
Gleiche Kräfte zieh'n sich an —
Also zieht auch mich die Liebe,
Stets zu dem geliebten Mann.

Wie die Schatten nie verlassen
Jenen Körper, der sie schuf —
Kann den Theuren ich nicht lassen,
Folge freudig seinem Ruf.

Bietet Reis man uns beim Mahle,
Muß von einem Halm er sein —
Und nur in der Doppelschale
Schenket man den Wein uns ein.

Unser beider Kleid ist Seide,
Doppelfädiger Brokat —
Und des Nachts umhüllt uns Beide
Eine Decke ohne Naht.

Wenn mein Herr zu Hause weilet,
Sitze ich auf seinem Schooß,
Und wenn er von dannen eilet,
Läßt er meine Hand kaum los.

Wenn mein Herr sich still erweiset,
Lause ich nicht ein und aus,
Und wann immer er verreiset,
Läßt er nimmer mich zu Haus.

Unsre Eintracht gleicht der Liebe
Zweier Yuan-yang Vögel wohl,
Und sie ist gleich jenem Triebe,
Der den Schollen eignen soll.*)

Ist so stark, daß sie zerschnitte
Einen Diamantenstein.
Könnte auch mit keinem Kitte
Fester noch gefüget sein.

O, ich möchte, daß enthoben
Stets wir sei'n vom Trennungsschmerz,
Und daß wir in Eins verwoben,
Nur ein Leib und nur ein Herz!

Daß wir als ein Körperwesen,
Beide lebten im Verein,
Und, wenn uns der Tod erlesen,
Staub in einem Sarge sei'n!

Ich setze auch gleich das zweite des schönen, von Forke**) anmuthend übersetzten Doppelgedichts hin, das die Freude ehelichen Liebesglücks so zart und innig schildert, daß man mitunter unwillkürlich an Walther von der Vogelweide erinnert wird. Es lautet:

Vom Magnetstein angezogen
Wird bewegt die Nadel leicht;
Und, vom Brennglas angesogen,
Vom Papier der Rauch aufsteigt.

Wenn zwei Töne sind symphonisch,
Klingt's zusammen hell und rein —
Zwei Naturen, die harmonisch
Wirken auf einander ein.

Zwischen mir und meinem Gatten
Herrschet schöne Harmonie,
Folge ihm gleich seinem Schatten,
Der sich trennt vom Körper nie.

Eine Deck' uns Nachts umhüllet,
Ungetheilt und ungestückt,
Und die Wolle, die sie füllet,
Ist auf gleichem Feld gepflückt.

Will uns Sonnengluth erhitzen,
Fächelt uns ein Fächer kühl;
Schulter wir an Schulter sitzen,
Wenn es kalt, auf gleichem Pfühl.

Seh' ich lächeln den Geliebten,
Bin ich glücklich auch und froh,
Stets, wenn Sorgen ihn betrübten,
Auch von mir die Freude floh.

Kommt mein Mann einhergegangen,
Geh' an seiner Seit' ich mit,
Und wohin ihn mag verlangen,
Folg' ich ihm auf Schritt und Tritt.

Wie der Greif sich nie entzweit je,
Mit Jarboa*), seinem Freund,
Trifft auch uns nie so ein Leid je,
Bleiben immer wir vereint.

Trennen möchten wir uns nimmer,
Bilden einen Leib zu zwei'n,
Leben froh in einem Zimmer,
Todt in einem Sarge sein.

Die beiden Arten Parallelismus springen in's Auge. Man sehe sich darauf beliebig welche Strophen genauer an. Da sind die Doppelbilder Tigergebrüll — Sturmwindsausen, Drachentanz — Wolkenziehen, Magnet — Brennspiegel, Zusammenklingen der Töne — Unzertrennlichkeit von Körper und Schatten, Reis von einem Halm — Wein in Doppelschale, Yüan-yang'-Vögel — Schollen u. s. w. Oder die Gegensätze: auf dem Schooße des Herrn sitzen, wenn er zu Hause — an seiner Hand hängen, wenn er ausgeht; Trennungsschmerz — in Eins verwoben; zerschneiden — festkitten; im Verein leben — in einem Sarge zu Staub werden ... Man bemerkt ferner gewiß auch den Parallelismus zwischen den einzelnen Strophen am Schlusse des einen und des anderen Gedichtes: hier wie dort die Wunschform, nachdem in den Strophen vorher lange Bilderreihen die thatsächlich bestehenden Beziehungen zum Ausdruck brachten. Hieraus ergiebt sich sogar ein Parallelismus der beiden Gedichte, die übrigens in der Ursprache halb so viel Strophen haben als in der deutschen Uebersetzung, wo der Bequemlichkeit halber aus je einem Verse ein Verspaar gemacht worden ist. Denn wir brauchen weit mehr Wortformen und Worte, um den gleichen Gedanken auszudrücken. Die ganz wörtliche Uebersetzung würde auf uns den Eindruck unseres Telegrammstyls machen. Man vergleiche nachstehendes Originalgedicht mit der Uebertragung:

1.	2.	3.	4.
Ch'uang	J	Kiü	ti
tj'ien	shi	t'ou	t'ou
ming	ti	wang	sze
yüeh	shang	ming	ku
kuang	shuang	yüeh	hiang.

Nun die wörtliche Uebersetzung des Vierzeilers:

1.	2.	3.	4.
Bett	gleichsam wie	heben	senken
vor	es ist	Kopf	Kopf
licht	Erde	emporblicken	gedenken
Mond	auf	licht	alt } Heimat.
Glanz	Reif	Mond	Dorf }

Dem Chinesen genügt diese Zusammenstellung einzelner Wörter ohne Unterscheidung der Redetheile und der grammatischen Funktionen durch lautliche Formen, die seine Sprache

*) Die Entenart Yüan-yang und die Schollen gelten als Muster treuer Liebe.

**) Forke, Blüthen chinesischer Dichtung.

*) Murmelthier.

Digitized by Google

ja nicht kennt. Was würde aber unser Sprachgefühl und Ausdrucksempfinden zu einem Gedichte sagen:

„Vor Bett licht Mond Glanz,
Es ist gleichsam auf Erde Reif,
Heben Kopf emporblicken licht Mond
Senken Kopf gedenken Heimath."

Forke macht daraus:

„Vor meinem Bette / Ich Mondschein seh',
Als wär' der Boden / Bedeckt mit Schnee.
Ich schau' zum Mond auf, / Der droben blinkt,
Der Heimath denkend / Das Haupt mir sinkt."

Grube übersetzt:

„In meine Lagerstätte scheint licht der Mond herein,
Bedeckt mit fahlem Glanze wie kalter Reif den Rain.
Ich heb' das Haupt und blicke empor zum lichten Mond,
Drauf laß' ich's wieder sinken und denk' der Heimath mein."

Indessen weist das Chinesische immerhin doch auch gewisse Wortkategorien auf, die unseren grammatischen Kategorien entsprechen können. Es giebt „lebende" Wörter (Verba) und „todte" (Nomina), „volle" (Stoffwörter) und „leere" (Partikeln). Und so giebt's außer jenem gedanklichen Parallelismus auch einen syntactischen, indem in jedem Verspaare an gleicher Stelle ein, wie wir sagen würden, Haupt- oder Eigenschafts-, Zeitwort u. s. w. stehen muß. In dem erst citirten Beispiel lauten die beiden letzten Verse:

„Heben Kopf emporblicken licht Mond,
Senken Kopf gedenken alt Dorf (Heimath)."

Es folgen sich also thatsächlich in jedem der beiden Verse: Zeitwort, Hauptwort, Zeitwort, Eigenschaftswort, Hauptwort.

Zu all' dem kommt nun noch die Eigenart der Schrift, die ja eine des Wortbildes im zeichnerischen Sinne ist. Das ermöglicht die Erfüllung einer weiteren Forderung, der der Symmetrie. Ein Gesetz, das in der gesammten Kunst der Chinesen von großer Bedeutung ist. Man geht darin so weit, daß z. B., wie allgemein bekannt, auch Schmuckgegenstände, künstlerische Geräthschaften, Nippes u. dergl. immer paarweise hergestellt werden. Auch der Parallelismus der Gedanken, Bilder, Strophen läßt sich gewiß hierauf zurückführen. So müssen denn auch die Schriftzeichen nicht bloß von gleicher quadratischer Form sein, sondern auch die Zeilen entsprechen sich immer in der Länge oder Höhe. Auf diese Weise wird, wie durch das einzelne Schriftzeichen, durch das ganze Gedicht ein bestimmter, plastischer Eindruck erzielt. Im Uebrigen aber wird die Ausführung der Einzelheiten, ganz so wie bei chinesischen Bildern und Tuschzeichnungen, der Phantasie des Lesers oder Beschauers überlassen. Ein Beispiel:

„Der Tan-yang-See.

„Schildkröte lustwandeln Lotosblatte auf,
Vogel ruhen Schilfblume innen,
Mädchen rudern leicht Nachen,
Liedklänge folgen fließendem Gewässer."

Es ist die Improvisation des Dichters Li-T'ai-pon (699—762) auf einer Kahnfahrt. Vier einzelne Bilder:

„Eine Schildkröte lustwandelt auf einem Lotosblatte;
Ein Vogel ruht im Innern einer Schilfblume;
Ein junges Mädchen rudert einen leichten Nachen,
Die Töne seiner Lieder folgen dem fließenden Gewässer."

Wie diese vier Bilder sich zusammenfügen — dabei natürlich nach dem Gesetze des gedanklichen und syntactischen Parallelismus — entsteht in der Vorstellung des Lesers die ganze stimmungsvolle Scenerie, die der Dichter auf sich hatte einwirken lassen.

Von demselben Dichter ist auch der erste citirte Vierzeiler: „In meiner Lagerstätte u. s. w." An ihm sei noch eine weitere Eigenthümlichkeit chinesischer Verskunst erläutert. Nämlich das architektonische Gesetz des poetischen Gedankenbaues, das auf folgender Gliederung beruht: Einleitung (der erste Vers — das Milieu —) — Entwickelung (zweiter Vers — Wirkung des Mondscheins) — Uebergang zum Schluß (dritter und vierter Vers — Aufblicken zum Monde und Auslösung hierdurch einer gewissen Stimmung, nämlich in diesem Falle der des Heimwehes).

* * *

Im Anschluß an diese kurze Kennzeichnung der schwierigen Verskunst der Chinesen noch einige Worte über die Geschichte ihrer Lyrik.

Wiederholt war vom Shi-king die Rede. Die classische Literatur der Chinesen zerfällt nämlich in zwei Hauptgruppen von Schriftwerken: die „Wu-king" oder die „fünf canonischen Bücher" und die Szĕ-shu, oder die „vier classischen Bücher". Von den canonischen Büchern ist uns das „Shi-king" das „Buch der Lieder", d. h. die systematische Sammlung von Liedern, wie sie in den einzelnen Feudalstaatstaaten und Provinzen im Volksmunde lebten und von Confucius gedichtet und neuredigirt wurden. Es sind das im Ganzen 305 Lieder und Gesänge aus der Zeit vom 12. bis zum 17. Jahrhundert v. Chr., „Sittenlieder", große und kleine „Festlieder" und „Opfergesänge" und „Oden" des Ahnencultus, der ja im bürgerlichen und ethischen Leben des Chinesen von so ungeheuer großer Bedeutung ist. Liebeslieder, Naturbilder, religiöse Weihestimmungen von tiefer Empfindung, Schilderungen der politischen Lage, oder des Elends des Volkes, der Beamten-Mißwirthschaft, Charakterlosigkeit oder Despotie der Fürsten in satirischer Beleuchtung und in erstaunlich freimüthiger Verurtheilung finden wir in dieser Sammlung; Lieder im schlichtesten Volkston und andere von hohem sittlichen Pathos und wieder von glühender Begeisterung — vielseitig wie die Stoffe, sind die Töne und Weisen.

„Das ganze innere und äußere Leben des Volkes — schreibt Grube — sein Fühlen und Empfinden, seine Freuden und Leiden, seine Sitten und Bräuche, seine politischen und socialen Verhältnisse — das Alles zieht in so greifbar anschaulicher, in so lebendig bewegten Bildern an unseren Augen vorüber, daß das Shi-king neben seinem dichterischen Werthe mit vollstem Rechte zugleich den einer culturgeschichtlichen Quelle allerersten Ranges beanspruchen darf."

Ich verweise auf die treffliche deutsche Ausgabe des Shi-king von Victor von Strauß.*) Hier kann ich nur ganz wenige Proben mittheilen, kleine Gedichte, die an das Beste aus unserer eigenen ersten Blüthezeit unter den Hohenstaufen und wiederum auch an die Lyrik der Goethezeit erinnern.

„Das verfehlte Stelldichein".

Ein sauberes Mädchen, so schmuck und fein,
Die harrt an der Ecke der Mauer wohl mein.
Ich liebe sie, aber ich sehe sie nicht;
Ich kraue den Kopf, steh betreten allein.

Das saubere Mädchen, so lieblich im Flor,
Das schenkte mir ein rothglänzendes Rohr.
Doch schimmert das röthliche Rohr auch sehr —
Die Schönheit des Mädchens erfreut mich mehr.

Sie hatte mir Knospen vom Felde bescheert,
Und traun, sie sind schön und bewunderungswerth,
Und doch, Ihr selber, Ihr seid nicht schön —
Ihr seid's nur, weil nur mir die Schöne verehrt.

Der schöne Jäger.

Getödtet liegt das Wild im Hain,
Und Riedgras überspreizet es.
Lenzfreuden sinnt das Mägdelein,
Ein schöner Jüngling reizet es.

Dicht stehn im Wald die Bäumelein.
Getödtet liegt der Hirsch im Hain,
Und Riedgras hüllet rings ihn ein.
Das Mägdlein gleicht dem Edelstein.

*) Heidelberg, 1880.

Digitized by Google

„Gelassen! Und nur sachte, o!
Nicht an mein Tuch zu rühren, trachte, o!
Und mache ja nicht, daß mein Hündchen — bellt!“

Aus einer köstlich humoristischen Schilderung eines Zechgelages:

So bald die Gäste trunken worden,
So schrei'n und lärmen sie umher,
Verwirren uns die Näpf und Schüsseln
Und tanzen taumelnd hin und her.
Denn eben, weil sie trunken worden,
Merkt Keiner seinen Unfug mehr.
Die Hüte schräg auf ihren Köpfen,
So tanzen sie bis zum Erschöpfen.
Ist man berauscht und geht davon,
Ist's allgemein für Glück zu schätzen;
Ist man berauscht, geht aber nicht,
Das heißt die Schicklichkeit verletzen.
Weintrinken ist gar schön und gut,
Doch nur, wenn man's fein sittig thut ...

Man vergegenwärtige sich nur, daß alle diese Lieder vor mehr als 2500 Jahren entstanden sind. Gewiß, die Chinesen jener fernen Zeitperiode stehen uns menschlich weit näher, als die heutigen mit ihrer „geschraubten Unnatur, dem unerquicklichen Product eines durch Alter und Autorität geheiligten socialen Comments.“

Grube verweilt bei dieser Blüthe-Epoche am längsten. Ihre Höhe wurde ja auch nicht mehr erreicht. Jahrhunderte hindurch trat sogar die Dichtkunst ganz zurück hinter Geschichtsschreibung, Moralschriften, Philosophie. Die Elegien des K'iüh-Yüan (geb. 332 v. Chr.) waren auf lange Zeit hinaus der letzte reinere, lebendigere Klang. Erst unter der Han-Dynastie (205 v. Chr. bis 220 n. Chr.) begegnet man wieder einer empfindungstieferen und individuelleren Lyrik und die Palme dürfte dabei zwei Dichterinnen zukommen: Prinzessin Si-Kiün und die Geliebte des Kaisers Ch'eng-ti Pan Tsieh-Yü. Aus einer viel späteren Zeit, aus der Epoche der Tsin-Dynastie (265 bis 420 n. Chr.) stammen dann wieder Lieder, wie das erst mitgetheilte Doppelgedicht: „Die gemeinsame Freude“. Neben dem Dichter dieses Liedes, Yang-Feng, wäre auch Pao-Chao (c. 450) zu nennen. Während der Liang-Dynastie gehören die Kaiser Wu-ti, Kien-wen-ti und Yüan-ti, (507 bis 554), selbst zu den besten Lyrikern. Aus demselben sechsten Jahrhundert stammt das Gedicht*) von Wang Sen-ju:

Es nagt am Herzen mir der Gram,
Vor eigenem Schatten fühl' ich Scham,
Was einst mir Freud und Glück gewährt,
Ist jetzt in bitteres Leid verkehrt.

Ich geb' zurück den Ohrschmuck Dir,
Du schickst zurück den Mantel mir.
Zersprungene Saiten spannt man neu —
Wenn's Herz zersprang, so ist's vorbei.

Im Zeichen der Liebesdichtung fast ausschließlich steht die Lyrik dieses Jahrhunderts, uralte Motive in nicht einmal immer neuen Variationen, und in der bilderreichen Sprache auch eine starke Eintönigkeit — kurz Erfindungsarmuth, aber andererseits auch wenigstens keine Formlosigkeit.

Eine Blüthe der Lyrik fällt erst wieder in das Zeitalter der T'ang-Dynastie (618—907), aus dem ich erst schon den vornehmsten Lyriker Li-T'ai-poh namhaft machte. Neben ihm wird als einziger einigermaßen Ebenbürtiger Tu-Fu (712—70) genannt. Beiden ist eine gewisse Schwermuth eigen, nur, daß Li-T'ai-poh stets sucht, seinen Weltschmerz zu bekämpfen, während Tu-Fu sich ihm ganz hingiebt. Dabei verliert dieser sich auch oft in historischen und mythologischen Symbolen und Allegorien; Li-T'ai-poh dagegen zeigt meist eine schöne natürliche Empfindungsweise. Wenn es aber so mit einem der Vornehmsten der ganzen Periode bestellt ist, so läßt sich ahnen, was erst die minderwerthigen Dichter trotz der verhältnißmäßigen „Blüthezeit“ schufen: schon zeigt sich ein verhängnißvoller Schematismus, eine unpersönliche Erstarrung, die dann später immer mehr und mehr der lyrischen Poesie den Stempel aufdrückte, der sie auch heute noch kennzeichnet ...

Ich schließe mit der allgemeinen Charakteristik, die Grube von der lyrischen Dichtkunst in China während des letzten Jahrtausends giebt:

„Nicht etwa, daß die poetische Production aufgehört hätte — in keinem Lande der Welt wird vielleicht so beängstigend viel gedichtet, wie gerade in China — aber seit einem Jahrtausend schon nährt sich die Dichtung vom Ruhme der Vergangenheit, und in der unübersehbaren Schaar der späteren Dichter ist kaum ein originelles Talent zu entdecken“ ... Die Dichtkunst ist zu einer erlernbaren, von Jedermann geübten Technik, einer bloßen Verskunst geworden, die ebenso von Jedermann geübt wird, wie bei uns etwa das Klavierspiel, denn sie zu üben, gehört zum guten Tone ...

Aber das Shi-king steht hoch in Ehren, nach wie vor ... Das ist immerhin ein Unterschied zwischen der Sachlage heute in China und den Zuständen in unserem 17. Jahrhundert und früher zur Zeit der Meistersingerei. Wer wußte was von Walter von der Vogelweide und dem Nibelungen- in den Jahrzehnten der beiden schlesischen Dichterschulen und ihrer Bewunderer? ...

Im Uebrigen aber: Confucius hatte ein prophetisches Wort gesprochen, als er klagte:

„Daß Keime nicht zum Blühen kommen — ach, das kommt vor! — Daß Blüthen nicht zu Früchten werden — ach, das kommt vor! ...“

*) S. Forke a. a. Orte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der alte Condor.

Novelle von **Ewald Gerhard Seeliger.**

I.

Jedes Kind kannte ihn. Im hintersten Winkel des Hafens lag er, dort wo das Wasser immer mit einer grünlichen, dicken Schaumdecke überzogen war. Nur wenn draußen ein wilder Westwind tobte, kamen die Wellenschläge des Oceans bis in seine Einsamkeit. Dann zerrte er an den Tauen, die ihn an die beiden hohen Qualmauern fesselten, als regte sich in ihm die alte Lust, hinaus zu fahren, mit spitzen Krallen und scharfem Schnabel die Räuber des Meeres zu packen.

Dann aber versank er bis zum nächsten Sturme in seinen tiefen, tiefen Schlaf, den er vor zwanzig langen Jahren begonnen hatte. Und er träumte von der blauen Südsee und von den Eisriesen des Nordens, von den tollkühnen Riffpiraten Marokkos und den hinterlistigen, schlitzäugigen Chinesen; von Kanonendonner und Pulverdampf, vom krachenden Stoß seines Rammschnabels, vom knirschenden Schlag der Enterhaken, von Wuthgebrüll und Männerkampf, von Blut und Tod, von seinen Siegen träumte er.

Er durfte träumen, denn er lag ja im hintersten Winkel des Hafens, und jedes Kind kannte ihn.

Aber noch ein anderer durfte von diesen Dingen träumen und träumte gern davon; das war der einäugige John. Auch den kannte jedes Kind in der Stadt; denn er wohnte auf dem alten Condor.

Er konnte sich kaum noch daran erinnern, daß er einmal irgendwo anders gewohnt hatte. Das war nämlich schon länger als fünfzig Jahre her, und mit zwölf Jahren war er auf den alten Condor als Schiffsjunge gekommen. Und wenn er seinen Fuß von der Deckplanke herunter- setzte, so war es nur, um sich an Land den Tabaksbeutel füllen zu lassen oder den schönen Fräuleins einen Besuch abzustatten.

Sonst kannte er nur den Condor, aber den kannte er auch gründlich, vom Kiel bis zur Wimpelspitze. In allen Kämpfen, die der alte Condor ausfocht, stand John auf seinem Platze unten bei den Kanonen, lud, zielte, feuerte, lud, zielte, feuerte mit maschinenhafter Ausdauer und Gesetzmäßigkeit. Und wenn der Rumpf des Schiffes unter den Kanonenschlägen dem Kampfe freudig entgegenbebte, da war ihm das Herz leicht, und der Kopf klar, und die Hand sicher, und das Blut schoß ihm schneller durch die Adern. Und gar oft schickte er sein dröhnendes Lachen dem Schusse nach.

Digitized by Google

Und hatte sich erst der Condor in den Feind verbissen, und mußten die Kanonen schweigen, da war der riesige John der erste, der, den Säbel in den Zähnen, in jeder Hand eine Pistole, über die Reeling setzte mitten unter die Feinde. Dabei hatte ihm vor Sokotra einmal die krumme Türkenklinge eines rabiaten Arabers schräg übers Gesicht eine schwere Furche gezogen. Quer durch das rechte Auge. Das aber war auch der letzte Streich dieses Hundesohnes gewesen. Er kam nicht eher zur Besinnung, als bis er in den glühenden Flammen Gehennahs saß.

John aber legte über sein verlorenes Auge eine schwarze Binde und stand nach ein paar Wochen wieder an seinem alten Platze und lud, schoß und zielte dazwischen mit dem linken Auge. Und die Schüsse saßen beinahe besser als zuvor. Es war, als hätte sich die Schärfe beider Augen in diesem einen vereinigt.

Man schmückte den einäugigen John mit blinkenden Kreuzen, man beförderte ihn, doch seinen Platz an der ersten Kanone des alten Condors verließ er nicht.

Er verließ den alten Freund auch dann nicht, als man ihn aus der vordersten Linie der Kreuzer ausrangirte, auch dann nicht, als man ihn monatelang unthätig an der Pier liegen ließ, damit er ausgebessert werde, auch dann nicht, als man ihn des Ausbesserns nicht mehr für werth hielt und ihn in den innersten Winkel des Hafens bugsirte, in dem er noch jetzt lag.

Der einäugige John blieb ihm treu und ging nicht davon. Blieb, als alle anderen von ihrem Schiffe Abschied nahmen, vom graubärtigen Kapitän an bis zum jüngsten Küchenjungen. Man gewährte dem alten Querkopf die Bitte, auf dem alten Schiffe bleiben zu dürfen, und so wurde aus dem Kanonier ein Wächter, der die neugierigen Besucher auf dem alten Condor herumführte und ihnen, an seine Kanone gelehnt, eins seiner Abenteuer zum besten gab. Wenn er so in's Erzählen kam, wenn seine Träume sich zu Worten gestalteten, dann glühte sein Auge im tiefen, lodernden Feuer. Niemals verfehlte er dabei auf die Vorzüglichkeit und Festigkeit des alten Schiffes hinzuweisen und seine felsenfeste Hoffnung daran zu knüpfen, daß auch für ihn die Zeit wieder kommen würde, wo er die Meere durchfurchen werde, ein furchtbarer Feind der Schädlinge und Räuber. Damit er aber diese Wartezeit besser überdauern könne, seien die Herrschaften zum Schluß gebeten, ein kleines Scherflein dazu beizutragen. Das war stets sein letzter Satz, wobei er die Mütze abnahm und sich an die Öffnung der Reeling stellte, von wo eine Laufplanke nach der Ufermauer führte.

Belustigt über den komischen Kauz, zog jeder gern den Beutel, und mancher Spaßvogel zwinkerte dabei verständnißvoll mit den Augen. Aber der einäugige John zuckte mit keiner Wimper, denn er verstand das Augenzwinkern nicht.

Er kaufte vielmehr für das gesammelte Geld Theer, Oelfarbe, Taue, Nägel, Werg, Bretter, immer das, was der alte Condor gerade am nöthigsten hatte. Und dann kletterte er mit seinem Farbentopf auf Raen und Bäume, auf Masten und Leitern und strich, daß es eine Art hatte. Oder er nagelte am Schiffsbauch so laut, daß die Spatzen in den Lindenbäumen der Uferpromenade höchlichst darüber erschraken.

Man mußte es dem einäugigen John lassen: schmuck und sauber sah der alte Condor immer aus. Sein glattes Verdeck, seine zierliche, blendend weiße Takelage und der lange Wimpel, der jeden Morgen um sechs Uhr gehißt und jeden Abend um dieselbe Zeit eingeholt wurde, genau wenn vom Fort die Zeitkanone herunterlärmte, mit diesem allen hatte der treue Wächter des alten Condors sich manchen Freund unter den Bürgern der Stadt erworben.

Des Sommers am Sonntag Nachmittag saßen sie da mit Weibern und Kindern unter dem großen Zeltdache und schlürften den Kaffee, den John mit seltenem Geschick zu bereiten wußte.

Seine Einnahmen wurden von Jahr zu Jahr besser. Er ging nun aus, den alten Condor zu verproviantiren. Lebensmittel aller Art, Zwieback und Mehl und Pökelfleisch lotste er Abend für Abend aus der Stadt herbei und speicherte sie unten im Schiffsraum auf.

Als ein Verbrechen hätte er es angesehen, auch nur etwas von dem Gelde für seinen eigenen Bedarf zu gebrauchen. Er begnügte sich mit seinem kargen Solde und seiner Invalidenpension.

Auch Munition brachte er an Bord. Die alten Kanonen hatte man, um das Schiff nicht zu sehr zu entlasten, an ihren Plätzen belassen. Nun waren sie gänzlich veraltet und wohl längst in den Registern gestrichen.

Am meisten Schwierigkeiten aber machten ihm die Kugeln. Aber auch sie schaffte er herbei, nachdem er ausgekundschaftet hatte, in welchem Magazin sie langsam vom Roste zerfressen wurden. Jede Nacht schleppte er zwei Vierundsechzig-Pfünder an Bord, in jedem Arm einen, bis die Haufen aus dem Magazin in den Bauch des alten Condors gewandert waren.

Seit einem Jahre schon wartete John auf die Zeit, die seinen Wünschen Erfüllung bringen sollte.

Und endlich kam die Zeit.

II.

Eines Morgens kamen ein paar hohe Officiere an Bord des alten Condors. Ihre Uniformen strotzten von goldenen Knöpfen und Schnüren. Der einäugige John hörte, wie der vornehmste unter ihnen, ein kleiner, beleibter Mann, Excellenz angeredet wurde.

Da wußte er, daß es der Marineminister war. Der schritt auch auf dem Inspectionsgange, den die Herren durch das Schiff antraten, an der Spitze. Einen halben Schritt hinter ihm ging Einer, dessen Gesicht dem alten Matrosen sehr bekannt vorkam. Aber die gebückte Haltung wollte nicht recht dazu passen. Und dann auch waren Johns Erinnerungen nicht mehr so deutlich. Denn er hatte sich ja seit langen Jahren nur mit dem alten Condor beschäftigt.

Am Ende der Laufplanke hatte er sich aufgestellt, die Hand an der Mütze.

Man beachtete ihn kaum, ein paar grüßten lässig und ließen ihn stehen. Und er stand wie ein Bild aus Stein, nur sein Auge verfolgte den Minister, als er über das Deck schritt nach dem Bugspriet zu. Hin und wieder wandte er sich an den Anderen, der dicht hinter ihm schritt, mit einer kurzen Frage. Er erhielt darauf eine ebenso kurze Antwort, nickte befriedigt und ließ weiter seine Augen über das Schiff gleiten. Vorn an der Spitze machte er Halt und zog ein paar andere Herren aus seiner Begleitung in's Gespräch. John sah, wie sie sich verbeugten, lächelten und zustimmten; dann kam der Zug auf der Backbordseite wieder zurück.

Er stand noch immer auf seinem Posten. Das fiel dem Minister auf, auch bemerkte er jetzt ein schmales Bändchen in seinem Knopfloche. Er schwenkte zur Seite und stellte sich vor den riesigen John.

„Sie sind der Wächter?"

„Zu Befehl, Excellenz."

„Ich bin zufrieden mit Ihnen, Sie haben das Schiff gut im Stand gehalten."

„Zu Befehl, Excellenz."

„Sie haben einen Orden?

„Die Medaille für besondere Tapferkeit im Kampfe."

„Dabei haben Sie das Auge gelassen?"

„Zu Befehl, Excellenz, vor Sokotra."

„Wie alt sind Sie?"

„Zweiundsechzig."

„Zeit, daß Sie ausruhen. Begeben Sie sich heute noch in's Marineamt, man wird Ihnen da eine Extragratification anweisen. Auch werde ich dafür Sorge tragen, daß Sie Ihr Gehalt unverkürzt weiter erhalten."

Der Minister nickte ihm wohlwollend zu und wandte sich zu seinen Begleitern.

„Meine Herren, jetzt müssen wir uns den alten Condor von innen ansehen, ob er auch noch zusammenhält. Eine mühselige Arbeit bei meinen Jahren."

„Belieben Excellenz nur den alten John zu fragen," sagte der gebückte Mann an seiner Seite: „er wird bessere Auskunft geben können über den Zustand des Schiffes, als ein flüchtiger Rundgang es vermag."

„Sie haben Recht, Capitän," damit ließ der Minister das Geländer der Cajütentreppe wieder fahren und pflanzte sich vor dem alten John auf.

„Nun, mein Sohn," begann er leutselig, „was hältst Du von dem Condor? Ist er noch kräftig genug, eine Reise zu machen?"

„Nicht nur eine, Excellenz, zehn, zwanzig."

„Na, na," lächelte der Minister, „ich bin schon zufrieden, wenn er eine aushält. Und Sie meinen, daß wir es wagen dürfen."

„Zu Befehl, Excellenz."

„Bestimmt!?"

„Zu Befehl, Excellenz, ganz bestimmt, ich verbürge mich dafür." Da trat der Begleiter herzu. „Excellenz dürfen sich beruhigen, er kennt das Schiff seit seinem zwölften Jahre."

„Dann ist es gut. Machen Sie den Condor fertig zur Abfahrt, stellen Sie das Ruder fest und lassen die Ankertrosse hinab. Und vergessen Sie nicht, heut' Nachmittag auf dem Marineamt zu erscheinen. Ich bitte, meine Herren." Er wandte sich zum Gehen.

John aber spürte in seinem Auge ein ganz ungewöhnliches Gefühl. Er hatte den gebückten Mann wieder erkannt. Sein alter Capitän war es.

„Herr Capitän," mehr konnte er nicht sagen, denn dann kam wirklich eine Thräne aus seinem Auge, und er mußte sich damit beschäftigen, sie ohne Aufsehen fortzuwischen.

Aber der Capitän hatte es gesehen.

„John, mein alter Junge," die Stimme war alt und zitternd geworden und bebte dabei im Gefühl der Rührung. „Ja, wir Beide sind alt geworden und der Condor auch."

„Aber er soll doch wieder in See stechen?"

„Jawohl, er soll wieder in See stechen, aber wir Beide, wir Beide! Es ist eine neue Zeit gekommen, eine andere Zeit. Wir Drei passen nicht mehr hinein. Leb wohl, Du alter, treuer Kerl!"

Damit trippelte er eilig über das Laufbrett nach der Ufermauer, um den Vorangeschrittenen nachzukommen.

Der einäugige John aber stand noch immer an der Oeffnung der Reeling, die Hand wie zum Gruße vorgestreckt, und es war ihm, als fühle er noch die mageren, kalten Finger des Greises, die so merkwürdig gebebt und gezittert hatten.

Alt, recht alt geworden war der Capitän. Aber John fühlte plötzlich, wie ihm das Blut in den Adern stürmte. Er war jung geblieben.

Digitized by Google

Und der alte Condor war's, dem er diese Jugend verdankte, der alte Condor, der seine Hoffnung nicht zu Schanden werden ließ.

Nun ging es wieder hinaus in die Wogen und in den Kampf. Was wog gegen dieses Glücksgefühl die winkende Gratification, die er sich diesen Nachmittag auf dem Marineamt holen sollte?

Und er sollte wohl gar dabei fehlen, wenn der alte Condor wieder seinen alten Cours steuern würde. Fast so hatten die Worte des Ministers geklungen.

Aber da kam er bei dem alten John an den Unrechten. Mit seinem Condor fühlte er sich verwachsen. Und wo der hinfuhr, da ging er mit und wär's auch in den wildesten Sturm.

Und es sollte ja auch bald losgehen.

Der alte John machte sich an's Werk. Er zog die Laufplanke ein, schloß die Reeling, löste die Taue und ließ die Flagge aufsteigen. Dann hob er den Hebel der Ankerwinde und ließ die Kette bis auf den Wasserspiegel herab.

Nun schaute er nach, ob Proviant und Munition gut verstaut waren, setzte sich auf sein Bänkchen an dem leeren Compaßhäuschen, um seinen Gedanken nachzuhängen, die nur nach einem Ziele strebten und deren Segel von einem hohen Glücksgefühl geschwellt wurden, und harrte der Dinge, die da kommen sollten.

III.

Lange sollte er nicht warten.

Noch ehe die Sonne über ihren Mittagspunkt hinaus war, hörte er Pusten und Rasseln an der herabhängenden Ankertrosse. Vorsichtig lugte er hinunter. Zwei breitbugige Schlepper waren herbeigekommen, und man machte sich eben darüber her, die Beiden vor den Condor zu spannen.

Dann ertönten zwei tiefe volle Sirenenpfiffe und schon glitt der Condor aus seinem grünen Teppich heraus in das gelbe, aufgewühlte Wasser des Hafens. Abwechselnd brüllten die beiden Schleppschiffe ihre Warnungssignale. Seite an Seite fuhren sie dahin, ein Wasserzweigespann von gewaltiger Kraft. Die kleinen Fahrzeuge, die durch den Hafen kreuzten, beeilten sich, ihnen und dem alten Condor, der sie hoch überragte, die Wege frei zu machen. Die beiden Molen, die wie zwei steinerne Riesenarme in das Meer ragten, um es zu bändigen, ließen sie bald hinter sich. Immer weiter hinaus ging es. Der alte Condor begann sich zu wiegen.

Langgestreckte Wellen kamen ihnen entgegen. Die beiden Schlepper hatten sich etwas von einander entfernt, damit sie vor dem Zusammenprallen bei den immer schärfer werdenden Wellenstößen behütet würden.

Auf und nieder schaukelten sie, aber sie wühlten sich mit ausdauerndem Quirlen durch die Fluthen.

Der alte Condor zog hinter ihnen her, leblos wie ein Sarg.

Längst waren sie auf hoher See. Nach einer halben Stunde würde von der Küste nur noch ein Strich zu sehen sein und nach einer zweiten halben Stunde würde auch der verschwinden. Dann gab es nur Himmel und Wasser um den alten Condor herum. Das Meer, das große, heilige Meer würde ihn wieder aufnehmen.

Und das Meer lächelte, und seine Brust ging in den drangvollen Wellen der Freude. Ein frischer Wind strich über das Verdeck und wehte das graue Haar des einäugigen John hinter die Ohren zurück.

Der stand an der Ankerwinde und schaute in die Weite. Wohin mochte es gehen? Er kannte weder Zweck noch Ziel dieser Fahrt. Und es war natürlich, daß er sich darüber Gedanken machte.

Daß die alten, ruhmvollen Zeiten des alten Condors wiederkommen würden, wußte er. Seine jahrelange Hoffnung gab ihm das Recht zu der Gewißheit. Und der gute Zustand des Schiffes bestärkte ihn darin. Nur das Hinausschleppen aus dem Hafen wollte nicht recht dazu passen. Man mußte ihn ja erst armiren und bemannen.

Aber konnte das nicht in einem andern Hafen vor sich gehen?

Ja, so mußte es sein. Nach einem anderen Hafen würden sie ihn bringen. Vielleicht mit Panzerplatten belegen, das wäre schon möglich. Aber seine alte Kanone würden sie ihm schon lassen, er wollte sie darum bitten; denn er kannte die Flugbahn seiner Kugeln wie den Fall des Wassertropfens bei windstillem Wetter. Die anderen mochten sie immerhin mit neuen Hinterladern vertauschen.

Und im Geiste sah er sich wieder im Kampfe, hörte das Dröhnen der Geschütze, er spürte, wie das Schiff darunter zitterte, das Kampfgebrüll umtoste ihn, Blutrauch und Pulverdampf hüllten ihn ein. Da rang sich in seinem Innern etwas los, ein Schrei der Freude und der Lust, aber nur ein dumpfes Stöhnen kam über seine Lippen.

Eine schwarze Rauchwolke war gegen ihn angeflogen und hatte den Schrei erstickt. Die Schlepper hatten gestoppt, die Taue gekappt, schwenkten nach den Seiten ab und ließen den alten Condor durch den nachwirkenden Schwung ihres zerrenden Zuges führerlos in's Weite gleiten.

Der einäugige John lief zum Heck und sah die beiden Boote mit unheimlicher Geschwindigkeit in der Richtung des Hafens hinwegdampfen. Die Spitze des Leuchtthurmes, die aus dem blauen Nebelstrich am Horizont herausragte, wies ihnen den Weg.

Was war das?

Der alte John schüttelte den Kopf. Er dachte erst gar nicht darüber nach, denn er fühlte, daß es doch vergeblich sein würde.

Er legte sich vielmehr die Frage vor, was er zu beginnen hätte, um den alten Condor an seinen Bestimmungsort zu bringen.

Signale geben?

Er suchte den Horizont ab. Nur die beiden Schlepper waren zu sehen, sie tanzten wie zwei Nußschalen über die Wellen und wurden alle Augenblicke von den Schaumkämmen zur Hälfte verdeckt.

Auf der entgegengesetzten Seite ganz im blauen Dunste versteckt glitt ein Kriegsschiff vorüber. Von dem war nichts zu hoffen, denn es bot ihm die Breitseite, hatte also einen ganz anderen Cours und mußte jeden Augenblick wieder unter den Horizont tauchen.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

„Sächsische Kunstausstellung Dresden 1903".

II.

Bereits im ersten Artikel nannte ich einige Bildnißarbeiten. Einige andere wären noch nachzutragen. Vor Allem Carl Banzer's Porträt des Königs Georg in Gala-Uniform mit dem Marschallstab. Es ist mehr als bloße Repräsentationsmalerei, es ist auch ein Stück seelischer Erschließung: etwas Müdes und Leidvolles kommt in Haltung und Blick zum Ausdruck. Johann Mogk zeigt uns Hermann Prell in seinem Atelier, mit der Palette in der Hand, vor seinen Bildhauerentwürfen. Im Atelier, aber nicht bei der Arbeit — der Herr Professor posirt. Das thut dem Eindruck des übrigens brillant gemalten Bildes, in dem u. A. auch die schwere Aufgabe des Weiß gegen Weiß (Arbeitskittel gegen Gypsfiguren) gelöst wurde, etwas Abbruch. Recht natürlich, zwanglos „alltäglich" sind dagegen die Arbeiten von Hermann Behrens, Paulo von Blanckenburg — namentlich das Porträt der jungen Dame im schwarzen Hut — Friedrich Heyser, ein schönes Selbstbildniß, im Ausdruck, wie im Farbenzusammenklang gleich gut gelungen, Hildegard von Mach, deren „Malerin" zu den besten Bildnissen hier überhaupt gehört, Eugen Urban-Berlin, u. A. Zwintscher's-Meißen Bildniß seiner Frau, wo er einmal das Stylisiren unterlassen hat, wurde hier schon bei anderer Gelegenheit besprochen . . .

Ist das Alles specifisch sächsische Kunst? Es giebt Leute, die diese Frage im Ernst aufwerfen. Sehr thöricht. Denn die giebt's nicht. Technik und Vortragsweise lassen bald auf Münchener, bald auf Pariser, oder englische Vorbilder schließen. Und im Uebrigen giebt eben die eigene Individualität Ausschlag. Nicht einmal die Alltagslebenschilderungen und die Landschaften sind immer sächsisch, sind es vielmehr nur selten. Paul Baum bringt Motive aus Italien, Clara von Bernigl welche aus dem Erzgebirge, Fischer-Gurig aus Friesland, Georg Estler aus dem Spreewald, Franz Hochmann aus dem Watt, Krause-Wichmann von der Ostsee, Hugo Mühlig vom Niederrhein, Alfred Schmidt aus dem Schwabenlande, August Ulmer aus Cadore, Friedrich B. von Voß aus England u. s. w. Aber Manfred Gibson malte den Zschoner Grund, Wilhelm G. Ritter ein sächsisches Dorf, Theophil Heinke das Pillnitzer Schloß. Hiermit habe ich übrigens gerade drei der besten Landschaften genannt. So verschiedener Ausdrucksmittel diese drei Maler sich bedienen — sie wissen einen Rapport, einen Stimmungsrapport, herzustellen zwischen dem Beschauer und dem Naturausschnitt, den sie malten. Das gilt auch von der Sommernachtsstimmung, die von Voß ausstellt, der, wie es heißt, erst vor zwei Jahren Maler geworden ist. Der Zauber des gedämpften Mondlichtes, das Haus unter hohen Bäumen — das ist ganz famos gegeben, leicht in den Formen, tiefempfunden in der Farbe. Auch Karl Enderlein's Frühlingsanfang und der Frühling im Walde von August Leonhardi, des besten Richterschülers, Eduard Leonhardi's Sohn, dessen großes Galeriebild „Deutsche Waldlandschaft" ebenfalls zu sehen ist, ganz im Geiste der Romantik noch, gehören hierher. Vorzüglich ist wieder Hans Rudolf Hentschel, der junge Meißener. Sein abziehendes Gewitter zeugt von einem mehr als bloß achtungswerthen Studium der Luft, und höher noch ist „Auf freier Höhe" einzuschätzen. Ein würdiges Seitenstück zu dem „Frühlingssturm" vor zwei Jahren. Ein mächtiger Baumstamm auf grüner Höhe, darüber weiße Wolkengebilde, neben dem Baum steht ein Menschlein, das himmelwärts schaut. Das ist Alles. Aber man wähnt selbst auf der Höhe zu stehen, Bergluft zu athmen, den Erdenwust von sich abfallen zu fühlen. Viel stärker ist der Stimmungsgehalt dieses kleinen Bildes bei aller Schlichtheit der Mittel, als z. B. in den großen von Paul Herrmann und William Krause, die beide Gewitterhimmel über gelben Feldern mit heimeilenden Landleuten bringen. Konrad Hentschel — ein Bruder Rudolfs? — begegne ich zum ersten Male: seine beim Mondenschein heimkehrende Schafheerde auf grünem Hang macht die Bekanntschaft zu einer erfreulichen.

Digitized by Google

Hugo Friedrich Hartmann-Bardowiek giebt sich dieses Mal auch als Landschafter: „Waldesdämmern" nennt er sein Bild; graubärtige Baumgreise steigen gespenstisch zwischen rothen Fliegenpilzen vom bräunlichen Boden auf; zwischen den Stämmen schimmert rother Abendschein. Dafür ist nun der Vordergrund vielleicht etwas zu hell gerathen, aber die erforderliche Stimmung wird doch in das eigenartige Bild hineingetragen durch zwei Kinder, die in diesem Walde das Gruseln lernen.

Eine feine Palette und eine ebenso feine impressionistische Vortragsweise zeigt Alex. Schmidt-Michelsen-Berlin in seinem belgischen „Marktplatz". Max Pietschmann läßt leider nach. Als Landschafter. Seine Gewitterstimmung hat etwas Weichliches, Süßliches in Farbe und Technik.

* * *

Vielseitig, wie die Landschafter, sind auch die Figurenmaler. Auch hier trage ich noch Einiges nach. Neben manchen bekannten Werken, wie z. B. allen Bildern von Th. Th. Heine — Kampf mit dem Drachen, der Dichterling, der Raucher — Strathmann's Krönungszug, den bereits erwähnten von Uhde und Lührig u. A., sieht man Vieles natürlich auch zum ersten Male. Neu waren mir zwei Leipziger: Paul Horst-Schulze, der einen „Parsifal" etwa im Styl der Münchener Diez-Schule malte, nur daß er derber zugreift, und Wilhelm Stumpf, in dessen Triptychon „Es war ein alter König" viel malerische Qualitäten stecken. Die uralte Tragödie vom greisen König, der jungen blühenden Königin und dem Knappen. Hier müssen Beide, Königin und Knappe, ihre sündige Liebe mit einem Feuertode auf einer in die Fluthen hinausgestoßenen Hochzeitsbarke büßen. Manches ist in der Factur noch roh, aber doch ungeheuer talentvoll Alles. Nur darf Stumpf beim Malen nicht allzuviel an Slevogt denken. Eine merkwürdige Erscheinung ist der junge Dresdener Wolfgang Müller. Vor zwei Jahren sah man von ihm eine decorative Berglandschaft. In eine solche wesensverwandte Landschaft dichtet er jetzt in harten, grellen Farben und mit starker Uebermodellirung in der psychologischen Charakteristik Liebesgedichte hinein: „Vorbeigegangen" und „Einander nach". Man wird den Künstler im Auge behalten müssen. Wenn erst das Malerische das Literarische überwiegen wird, kann er was bedeuten. Angelangt ist schon Osmar Schindler. Er wirkt ja als Lehrer an der Kunstakademie. Das Pastellgemälde „David und Goliath" hat eine wirksame humoristische Note, und von seiner großen Zeichenkunst legt die Studie zu einem „Philister" Zeugniß ab. Nur liegt auch hier die Gefahr des Uebermodellirens nah ... Einiges Aufsehen macht auch der junge Dresdner Hans Rüdig mit einem ganz naturalistisch gegebenen „Holzschneider bei der Lampe". Ich vermuthe in dem Künstler einen Kuehl-Schüler: es ist die gleiche Feinfühligkeit in der Abschätzung der einzelnen Tonwerthe und die gleiche breite Mache.

Georg Kolbe kommt aus der Stadt Max Klinger's. Etwas vom Geiste dieses Meisters lebt in seinem, in trockenen, stumpfen Farben ausgeführten Wandgemälde „Scherzo". Sehr klar im Aufbau der Linien und Formen, wenn auch noch nicht ganz klar im inneren Ideengehalt, wirksam in der Farbenharmonie verräth Kolbe vor Allem ein schönes Gefühl für decorative Raumkunst. Man vergleiche mit diesem Bilde das Kurt Stoeving'sche „Tanzlied", um ganz zu erfassen, worin der Werth der Kolbe'schen Malerei liegt, wenn er auch noch lange nicht so zu zeichnen weiß, wie der Berliner. Bei ihm ist Alles sozusagen auf einen Wurf gebildet und nicht das Ergebniß einer zusammenstückenden Spintisirerei. Gegenüber Kolbe hängt Sascha Schneider's neuestes symbolisches Gemälde „Zum Kampf". Es ist weit besser, als das große vorjährige in Düsseldorf; aber auch dieses Bild leidet am dunkel Geheimnißvollen. Manche Figur ist absolut unverständlich. Ein Mißgriff geradezu war es, im Vordergrund das gleiche Modell fast in der gleichen Stellung zweimal zu bringen: einmal nackt und einmal in schwarzen Beintricots. Aber auch schöne Einzelheiten sind zu entdecken: einzelne Köpfe und seltsam malerische Trachten. Es ist immer schlimm, wenn ein Bild eines langen Commentars bedarf; wenn aber schon, dann sollte uns der Künstler ihn wenigstens nicht vorenthalten.

* * *

Unter den Plastikern ragen natürlich vor Allem Max Klinger mit seiner großen Bewegungsstudie „Athlet" und Arthur Volkmann mit den beiden Gypsreliefs „Amazone" und „Jüngling mit Stier" hervor. Sie beherrschen die Eingangshalle, in der wir auch Carl Seffner's „Eva" gern auf's Neue begrüßen. Von Volkmann ist auch eine schöne polychrome Mädchenbüste, von Klinger eine Georg Brandes-Büste zu sehen. An guten Büsten ist überhaupt kein Mangel. Neben Seffner's bekanntem „Beethoven" seien Selmar Werner's „Hans Unger", Walter Sintenis „Karl Woermann", Curt Stoeving's Reliefporträt „Stefan George" genannt, sowie des ersterwähnten Georg Kolbe Idealbüste „Leiden". Aus der K. Sculpturensammlung stammen Aug. Schreitmüller's Holzsculptur „Die Nonne", Rich. König's Broncestatuette „Nach dem Kampfe" und andere Werke noch, die beweisen, wie man in Elbflorenz junge Kunst zu unterstützen weiß. Hans Hartmann's farbiges Marmorrelief „Tanzende", Schreitmüller's „Bacchuspriesterinnen", August Hudler's „Gähnender Dachauer" dürften nächstens wohl derselben Sammlung einverleibt werden, die auch schon Felix Pfeiffer's-Leipzig kleine Marmorgruppe „Erste Liebe" besitzt. Von Pfeiffer und von dem anderen Leipziger Paul Sturm sieht man eine größere Anzahl kleinplastischer Arbeiten, Statuetten, Plaketten, Medaillen in Bronce und Silber, die abermals bezeugen, wie anregend die Pflege moderner Sculptur durch den Director des Albertinums, Geheimrath Georg Treu auf die jüngeren sächsischen Plastiker gewirkt hat. Offermann, Prell, Poppermann und andere bekannte Namen sind natürlich ebenfalls vertreten ...

Wie die Kleinplastik, zieht die Dresdener Künstler auch das sculpturale Kunstgewerbe, vor Allem die Gold- und Silberschmiedekunst an. Man sieht in dem Cabinet links vom Fünfeck-Saal, wo Karl Koepping-Berlin einige auserlesene Radirungen von Hals, Rembrandt, Gainsborough, Munkácsy — welche Vielseitigkeit! — und Gotthard Kuehl eine Sammlung seiner feinen Skizzen und Studien, Stadtbildmotive aus Dresden, Hamburg, Stillleben u. s. w., ausstellen, namentlich von Fritz und Erich Kleinhempel broncene Leuchter, Briefbeschwerer, Aschenbecher, Tintenfässer in Bronce, zum Theil von K. M. Seifert & Co. ausgeführt, die meistens sehr originell in der Idee, flott impressionistisch oder auch leicht stylisirt in der Form sind; ferner Arthur Berger'sche Schmucksachen nach Entwürfen von Gußmann, Gertrud Kleinhempel, Margarethe Jung, J. B. Cissarz u. A.; das bereits erwähnte Tafelgeräth von Hans Unger, die Einbandentwürfe von Rich. Grimm-Krefeld. Fritz Rentsch' Wandteppich, Applicationsstickerei in Leinwand und Moirée, weiße Pfauen und lila Iris, ist wieder ein Prunkstück in Idee und Ausführung ...

Im Architekten-Raum, wo u. A. die um die Einrichtung der Ausstellung so verdienten Künstler auch Bau-Entwürfe ausstellen, ist in einer Nische eine farbige Verglasung von Wolfgang Müller von eigenartiger Technik, schöner Farbengluth und fesselnder Phantastik zu sehen. Angeregt hat ihn zu seinem Motiv Heinrich Heine mit den „Nordsee-Bildern".

Daß die graphischen Künste wieder eine Glanznummer der Ausstellung bilden, wird nach den früheren Erfahrungen auf Dresdener Ausstellungen Niemand wundern. Wirken doch ein Georg Jahn, Richard Müller, Bernhardt Mannfeldt, Hermann Vogel-Plauen, Ludwig Otto dort; sind doch viele der vorerst genannten Künstler, wie Hans Unger, Max Pietschmann, Fischer-Gurig u. A. auch als Zeichner thätig und die Münchener Sachsen Th. Th. Heine, Bruno Paul, Walter Caspari zahlreich vertreten. Besonders hervorheben möchte ich Pietschmann's Schabkunstblatt „Kreuzesabnahme" und Unger's Entwurf zum Ausstellungsplakat ...

Und dann — Ludwig Richter! Eine ganze große Zeitepoche erschließt uns dieser Name. Seinem Andenken ist eine große Ausstellung von ca. 600 Nummern gewidmet. Director Woermann gebührt das Verdienst, sie zusammengebracht zu haben. Ich komme auf sie zurück anläßlich des bevorstehenden 100. Geburtstages Richter's im September, denn den lebenden sächsischen Künstlern und ihrer Kunst der Jetztzeit gilt ja die Gesammtausstellung ...

Ueber dem Eingang zum Hauptsaal ist in einer Tafel in goldener Schrift der Spruch zu lesen: „Suche nicht die Mängel und Unvollkommenheiten in den Werken der Kunst zu entdecken, bevor Du das Schöne erkennen und finden gelernt."

Nun — das Schöne zu finden ist uns auf dieser Ausstellung gar leicht gemacht.

J. Norden.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bad Reinerz

Klimatischer waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink-** und **Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampfbädern, Inhalationen, Kaltwasserkuren** und **Massage, Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kuranstalt.** — Angezeigt bei **Krankheiten** der **Nerven,** der **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** und **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Konstitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer Leiden** und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Kurzeit von Anfang Mai. Gegen Schluß Ermäßigungen. Hochquellen-Wasserleitung. Eisenbahnstation. Auskunftsbücher unentgeltlich.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 *M.*

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Schriftsteller,

die v. ihr. Arbeiten schnell e. belieb. Anz. **Copien** resp. **autograph. Abzüge** wünschen, brauchen nur **Concept** zu send. an **Dr. Lunze's** Dresd. Copir-Anst., Dresden IX.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: Herm. Oesterwitz, Dessau.

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von

A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** *M.* 8,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter), Hamburg.
Seltene Gelegenheit!

Carl Bleibtreus
Illustr. Schlachtenschilderungen:

Neu:

Amiens-St. Quentin.

Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—20. Tausend. Preis in farbigem Umschlag *M.* 1.—, gebunden *M.* 2.—.

Le Mans.

Von **Carl Bleibtreu.** Mit Illustrationen von Chr. Speyer. 1.—16. Tausend. Preis in farbigem Umschlag *M.* 1.—, gebunden *M.* 2.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Stenkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 13. Juni 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Jenseits vom Wahlgewühl. Von Caliban. — Englands neue Nordseeflottenstation. Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau). — Weltbeglücker und ihre Illusionen. Von Karl Noetzel. — **Literatur und Kunst.** Sadismus und Masochismus als Massenepidemie. Von Dr. Grävell. — Der Verfall des Theaterstandes. Von Josef Jellinek. — Eine neue nordische Architektur-Renaissance. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin). — **Feuilleton.** Der alte Condor. Novelle von Ewald Gerhard Seeliger. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Große Berliner Kunstausstellung 1903. II. Von J. Norden. — **Offene Briefe und Antworten.** Das Papstthum und die Scheiterhaufen-Politik. Von Karl Blind. — Anzeigen.

Jenseits vom Wahlgewühl.

Der deutsche Mann hat sich diesmal nicht bis zum Siedepunkte patriotischer oder oppositioneller Erregung treiben lassen. Zwar ergoß sich, während der Himmel einsichtsvoll mit wässeriger Gabe zurückhielt, ein Flugblattregen ohne Ende über das hülflose Vaterland, aber der erschütternden Behauptung, daß die letzten Rechte des Staatsbürgers bedroht seien, und dem berühmten Hinweise auf den Rand des Abgrundes begegnete man nur selten. Die politischen Sitten bessern sich, je gleichmüthiger der Wähler wird und je behutsamer er den Wahlversammlungen aus dem Wege geht. Früher, im Säuglingsalter des deutschen Parlamentarismus, als die Knospe Wunder noch versprach, waren die Agitatoren die beliebtesten, welche am schändlichsten schimpften. Gebrüll galt für edle Begeisterung, Verleumdung für Ueberzeugungstreue. Heute will der Wahlberechtigte vor Allem wissen, was ihm die Partei des verehrten Redners bieten kann, und wenn sie sich als armer Teufel erweist, dann tröstet ihn über dies Manko sogar die Behauptung nicht hinweg, daß sämmtliche Widersacher Judasse, Volksbetrüger und ausgemachte Gesinnungslumpen seien.

Wir haben die Lust am Parlamentsspiel verloren. Das Wahlgetümmel bereitet uns bei Weitem nicht mehr so viel Vergnügen, wie zu Bismarck's Zeit, wo alle Welt mit Leib und Seele dabei war, wie heute beim Automobil-Sport. Die Mehrheit der Nation wird am 16. Juni an der wirklichen geheimen Wahl theilnehmen und im diskreten Gemache einen Zettel in den amtlich gestempelten Wahlumschlag stecken, aber mit dem Herzen ist Keiner bei diesem langweiligen Geschäfte. Ja gewiß, ein Geschäft ist es, und deßhalb muß es gethan werden — aber, wie gesagt, ein langweiliges und außerdem ein unangenehmes Geschäft. Seitdem die socialdemokratisch-barthische Obstruction den Reichstag zum Gespött und zum Ekel aller erzogenen Menschen gemacht hat, genirt man sich vor der Bekanntschaft und will auch indirect so wenig wie möglich mit ihr zu schaffen haben. Nur die Besorgniß, der Radicalismus könne bei noch größerer Wahlfaulheit des Bürgerthums überhand nehmen und Alles überrennen, nur diese Sorge wird die am 16. Juni zu Weihetempeln der öffentlichen Meinung eingerichteten Destillationen leidlich füllen.

Im Grunde verlangt das gebildete Bürgerthum vom neuen Reichstage nichts weiter, als daß er Arm in Arm mit Bülow, das Vierteljahr in die Schranken fordernd, geruhsam fortwurstele. Wissenschaften und Künste blühen; für den, der es dazu hat, ist es eine Lust zu leben, und der neue geschäftliche Aufschwung meldet sich langsam, doch sicher an. Weßhalb soll man da den Feuerbrand auf's Dach schleudern, die Landwirthschaft zur Verzweiflung treiben und sie mit Gewalt industriefeindlich machen? Das Geschrei vom Brodwucher ist ja knabenhafter Unfug. Die Agrarier sind mit einer so niedrigen Verzinsung ihres Capitals zufrieden, daß den Director auch der faulsten Actiengesellschaft solche Bescheidenheit wie ein Märchen anmuthet. Welches Hennengeschrei ward neulich erhoben, als der Professor Backhaus nachzuweisen versuchte, daß er seinem Mustergute Quednau ganze $2\,^1/_2$ vom Hundert Jahresgewinn abgequetscht hatte! $2\,^1/_2$ vom Hundert, wobei der Herr Professor noch nicht einmal Gehalt für sich berechnet, sondern die mühevolle Arbeit des Betriebsleiters umsonst geleistet hatte! Wehe dem armen industriellen Werke, das mit $2\,^1/_2$ vom Hundert abschlösse und davon nun erst die Directoren besolden und den Aufsichtsrath mit Tantièmen begnaden müßte! Eine vernichtend schlechte Presse wäre ihm gewiß. Daß derselbe Gewinnsatz für landwirthschaftliche Betriebe glänzend sein soll und deßhalb aller Welt mit Pauken und Trompeten verkündet werden muß, will keinem Verständigen in den Sinn. Wie wild auch immer die maßgebenden Berliner Zeitungsverleger ihre Donnerbleche schwingen lassen mögen, die Maßgebenden in Industrie und Handel, die mit der Börse nur lose verbunden sind, denken anders. Der neue Reichstag wird also den Ausgleich schon finden.

Solch' fröhliches Bewußtsein läßt keine Wahlwuth aufkommen. Denn geschähe gleich das Schlimmste, erzwänge die rothe Fraction neuerdings Triumphatorehren — anzunehmen ist es allerdings nicht recht —, so wäre dies noch keineswegs das Schlimmste. Der Schlag ruft den Gegenschlag hervor. Durch die Singerei geht zum gemäßigten Despotismus der herrliche Zukunftsweg; ein absolustitisches Regiment, das mit dem Plural- oder dem ständischen Wahlsystem anmuthig verbrämt sein müßte, würde Handel und Wandel besser schützen, als es bei der jetzigen unsicheren Methode möglich ist.

Caliban.

Digitized by Google

Englands neue Nordseeflottenstation.

Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau).

Die Wahl der neuen englischen Flottenstation im Firth of Forth an der Nordsee, dem „deutschen Meere", erscheint als ein so wichtiges Ereigniß auf maritimem Gebiet, daß ein Blick auf die dafür in Betracht kommenden politischen, strategischen und örtlichen Verhältnisse das allgemeine Interesse beanspruchen darf. England besaß bisher an der Nordsee nur die Flottenstation von Chatham-Sheerneß am Medway an der Themsemündung, in welcher jedoch keines der für den unmittelbaren Schutz der britischen Küsten bestimmten, bereiten Geschwader, sondern nur eine Anzahl Schiffe der Reserveflotte stationirt sind. Die britische „Canalflotte", „die Heimathsflotte" und das neu gebildete Heimathsgeschwader, sowie das „Kreuzergeschwader" sind in den Canalhäfen, und zwar in den beiden anderen Hauptflottenstationen Portsmouth und Plymouth, sowie in der Porthsmouth westlich benachbarten Zufluchtsrhede und Hafen von Portland-Weymouth stationirt. Der Kriegshafen Dover, an der Nordseemündung des Canals gelegen, ist in der Ausgestaltung begriffen, bis jetzt nur Zufluchtshafen, obgleich namentlich an der Landseite stark befestigt, gestattet jedoch Kriegsschiffen großen Tiefgangs nur bei Fluthzeit das Anlegen.

Die maritime Rüstung Englands hatte sich, den geographischen Bedingungen und der geschichtlichen Entwickelung der Seestreitkräfte Großbritanniens und des ihm nächsten und mächtigsten Nachbarn zur See, Frankreichs, folgend, bisher ausschließlich auf die Südküsten Englands und Irlands erstreckt. Von Alters her erfolgten die Invasionen und Invasionsversuche Frankreichs gegen die Südküste Englands und Irlands. Schon Wilhelm der Eroberer landete mit seiner 1066 von St. Valery an der Sommemündung auslaufenden Flotte an der Südküste Englands bei Hastings, und schlug hier den letzten König der angelsächsischen Dynastie, Harold, und eroberte damit England. Im 18. Jahrhundert landeten die Franzosen zur Unterstützung des Prätendenten wiederholt mit mehr oder weniger Erfolg in Irland, und englischerseits ist heute der Hafen von Cork an der Südküste Irlands, Haulbowline, stark, sowie auch derjenige von Kinsale befestigt. Ebenso die Buchten von Dublin, des Shannon und von Londonderry an den übrigen irischen Küsten. Das Verbindungsglied zwischen den irischen Kriegshäfen und denen der südenglischen Küste bildet der starkbefestigte Kriegshafen von Pembroke, Milfordhaven, mit seinem Arsenal, am südlichen Eingang zum St. Georgskanal. An der Südküste Englands entwickelten sich Cherbourg gegenüber, Portsmouth mit der ihm schützend vorgelagerten Insel Wight und seiner vortrefflichen Rhede und Hafen, sowie Plymouth zu Hauptstützpunkten der englischen Flotte, während Chatham und Sheerneß an der Nordseeküste mit ihren 10 Werften, 8 Docks und 6 Schwimmdocks, neben Portsmouth das Hauptschiffsbau- und Reparaturetablissement der englischen Flotte wurden. An der übrigen britischen Nordseeküste ist bloß der nicht stark befestigte, nur Schiffen geringeren Tiefgangs zugängliche Hafen von Harwich, und der große nur schwach befestigte, jedoch vortreffliche, für Schiffe mit größtem Tiefgang zugängliche Handelshafen von Hull an der Humbermündung, jedoch keine Flottenstation vorhanden.

Die durch das beständige Anwachsen der rivalisirenden Seemächte bedingte, mit der Naval defence Acte von 1889 eingeleitete gewaltige Verstärkung der englischen Flotte in den letzten $1^1/_2$ Jahrzehnten legte der britischen Admiralität die Errichtung einer neuen Hauptflottenstation nahe, und da die maritime Rüstung Großbritanniens gegen den bisherigen Hauptgegner zur See, Frankreich, als genügend ausgestaltet gelten konnte, und in neuester Zeit zwei neue starke Flotten in Nordsee und Ostsee, die deutsche und die russische Ostseeflotte, entstanden, so erwies sich der 1900 vom damaligen Chef der britischen Admiralität, Lord Goschen, gebildeten Commission der Firth of Forth, mit der Bucht von St. Margareths-Hope an der schottischen Küste, als gegenüber den beiden neuerstandenen Seemächten gelegen, als die geeignetste Oertlichkeit dafür. Das früher gehegte Project, die geräumige, jedoch durch die Oertlichkeit nicht besonders geschützte Bucht von Filey, 10 deutsche Meilen nördlich von der Humbermündung, oder den vom Handelsverkehr sehr in Anspruch genommenen Handelshafen von Hull, den Admiral Fremantle seiner weniger nördlichen Lage halber empfahl, dazu auszugestalten, wurde fallen gelassen, und der Firth of Forth dazu gewählt. Zwar hätte sich auch an der breiten Themsemündung noch Raum für die neue Flottenstation gefunden; allein ihr sehr starker Handelsverkehr hätte ein dort zu stationirendes Geschwader sehr beengt, und überdies ist die Schifffahrt an der Themsemündung in Folge der Fahrwasserverhältnisse ihres submarinen Deltas, namentlich bei Nacht, nicht ohne Schwierigkeit. Man entschloß sich daher, ungeachtet der nördlichen Lage, für die Wahl des Firth of Forth. Denn er bietet zugleich die geeignetste Basis für die Operationen eines von ihm auslaufenden englischen Geschwaders, die gegen die Ostsee zum Angriff auf die dortigen deutschen oder russischen Geschwader und Häfen gerichtet sind, oder die auf eine schnelle Blokade des Skageraks oder des Sundes abzielen. Jene Basis richtet sich allerdings auch gegen die deutsche Nordseeküste, Häfen und Geschwader; denn der Entfernungsunterschied zwischen dem Firth of Forth und Helgoland und zwischen Sheerneß und Helgoland beträgt bei den betreffenden Distanzen von 750 und 575 km nur etwa 175 km, eine Strecke, die bei 14 Knoten in etwa 7 Stunden zurückzulegen ist. Ein derart geringer, überdies schon durch Wind und Wetterverhältnisse leicht eintretender Zeitunterschied aber vermag zwar in taktischer Hinsicht unter Umständen von größter Bedeutung zu werden, bei den Operationen in See im Großen und Ganzen jedoch nicht. Von Portsmouth nach Helgoland ist die Entfernung selbst eine etwa 20 km größere, wie von St. Margareths-Hope. Zwar vermögen zwei gleichzeitig von Sheerneß und dem Firth of Forth auslaufende britische Geschwader die Vereinigung des deutschen Nordsee- und Ostseegeschwaders bei Helgoland, oder selbst einem beträchtlich weiter westlich gelegenen Punkt nicht zu verhindern, ebenso wenig aber auch die derart vereinten deutschen Geschwader die Vereinigung zweier von Sheerneß und St. Margareths-Hope gleichzeitig in die Nordsee auslaufender britischer Flotten, so daß deren gemeinsames Zusammenwirken zum Kampf in See, von ganz besonderen Umständen abgesehen, gesichert erscheint. Von der neuen britischen Flottenstation aus vermag daher ein dort stationirtes britisches Geschwader im Fall eines Krieges mit Deutschland oder Rußland, je nach den Umständen gleichzeitig mit den an der Südküste Englands stationirten, verfügbaren Geschwadern nach den deutschen Nordseeküsten auszulaufen, oder sich gegen den Sund und die Ostsee zu wenden, um hier die dortigen deutschen oder etwa mit ihnen verbündeten russischen Seestreitkräfte und die Ostseehäfen anzugreifen, und vermag dieses Vorgehen vom Firth of Forth aus rascher zu erfolgen, wie von Sheerneß, und namentlich Portsmouth, Portland und Plymouth her. Die Ostsee namentlich ist daher durch ein in St. Margareths-Hope stationirtes englisches Geschwader fortan mehr bedroht, als dies bisher der Fall war, und ein Theil der deutschen in jenem Kriegsfall eventuell bei Helgoland versammelten Geschwader oder ihre Gesammtheit kann bald genöthigt werden, durch den Nordostseecanal nach der Ostsee zu gehen, um jenem britischen Geschwader an den Belten und am Sund entgegenzutreten. Die russische Ostseeflotte aber wird in erhöhtem Maße bestrebt sein müssen, jenem englischen Geschwader am Sund und an den Belten rechtzeitig gegenüberzutreten, und es vermöchte ihr dies nur, wenn sie bei Ausbruch des Krieges bei Libau versammelt ist, zu gelingen.

Digitized by Google

Bei dieser Lage der Verhältnisse aber gewinnt die maritime Position Dänemarks, welche den Sund und die Belte zu sperren vermag, erhöhte Bedeutung, und wie gering auch die Wehrmacht Dänemarks an Kriegsflotte und Landheer ist, so würde sein Bündniß in jenem Kriegsfall für jede der betheiligten Mächte um so mehr von bedeutendem Werthe sein, da es zugleich in dem stark befestigten mit Marineetablissements aller Art ausgestatteten Kopenhagen ihnen eine wichtige Zwischenbasis und Offensiv- und Vertheidigungsstützpunkt zu gewähren vermöchte. Ueberdies ist nicht außer Acht zu lassen, daß diese Zwischenbasis unter Umständen von den betreffenden, der dänischen weit überlegenen Flotten, genommen werden kann, und daß namentlich England, wie das Erscheinen seiner Geschwader vor Kopenhagen und das Bombardement der Hauptstadt und die Vernichtung der dänischen Flotte 1801 und 1807 bewies, voraussichtlich auch heute keinen Anstand nehmen würde, sich mit Gewalt in den Besitz dieses wichtigen Stützpunkts seiner Operationen in der Ostsee zu setzen. England verstärkt somit mit seiner neuen Flottenstation nicht nur seine maritime Ostfront an der Nordsee und seine Herrschaft in diesem Meere, sondern auch seine Offensivkraft der Ostsee und namentlich Rußland gegenüber, und ist damit zugleich, wenn es dereinst zu dem Kampfe der britischen und russischen Macht im hohen Norden kommen sollte, für diesen Kampf weit besser basirt als bisher. Ebenso aber vermag vom Firth of Forth aus in Zukunft einem eventuellen Kreuzerkrieg, der, die Nordküste Schottlands umgehend, sich gegen dessen westliche und die irischen Gewässer und Häfen richtet, und die Lebensmittelzufuhr Englands zu bedrohen vermöchte, sowie einer Gefährdung der Häfen der schottischen und nördlichen britischen Ostküste in ersterer Hinsicht um so wirksamer begegnet zu werden, denn bisher, als englischerseits ein Schiffahrtscanal zwischen dem Firth of Forth und dem Clyde projectirt ist. Somit erscheint die neue britische Flottenstation in jeder strategischen Hinsicht für England von hoher Bedeutung, und daß ein starkes Geschwader in ihr stationirt werden wird, darf in Anbetracht des beständigen Anwachsens der englischen Flotte und des entstandenen Raummangels in ihren vorhandenen Marinestationen um so mehr als gewiß gelten, als sie ohne ein solches nicht annähernd den ihr innewohnenden Werth gewänne. Es fragt sich nunmehr, ob die örtliche Beschaffenheit der für die neue Flottenstation gewählten Stelle, der Bucht von St. Margareths-Hope, auch den großen Vorzügen ihrer strategischen Lage entspricht. Auch diese Frage kann nur in jeder Hinsicht bejaht werden. Denn der Firth of Forth ist eine Meeresbucht von an der Mündung 4 deutschen Meilen Breite und 10 deutschen Meilen Länge, die bei einer zwischen 26 und 47 m wechselnden Tiefe noch 2 km westlich der Forthbrücke 6 Faden und am Ankerplatz vor der Bucht von St. Margareths-Hope 15 m tief ist, und somit bei der Breite der Bucht von etwa 2 km der größten Flotte der Welt und den tiefgehendsten Kriegsschiffen Aufnahme und vermöge seines Tiefeinschneidens in's Land vor den Winden und Stürmen der schottischen Küste gewährt. Allerdings bedarf die eigentliche Bucht vorher der Ausbaggerung. Der Bucht von St. Margareths-Hope ist überdies die Halbinsel North Queensferry östlich vorgelagert und deckt sie gegen Sicht und directe Beschießung eines Angreifers. Ferner sind bereits auf North Queensferry und der Insel Inch Garvie, sowie bei Hound Point Batterien und Befestigungen mit Casematten und Magazinen errichtet, welche den Eingang zur Bucht unmittelbar vertheidigen, ohne daß sie bei diesem Kampfe vom Angreifer unmittelbar unter directes Feuer genommen zu werden vermag. Ueberdies ist eine äußere Vertheidigungslinie bereis gegen die Mündung des Firth of Forth hin angelegt, und zwar besteht sie aus modernen Befestigungen und Batterien auf Moncrieffaffetten und einer permanenten Besatzung auf der Insel Inch-Keith, aus einer dort vorhandenen Seeminenausrüstung und Batterien bei Kinghorn und Dunbar an der Nord- und Südküste der Mündung, sowie aus einem Fort bei dem Hafen von Leith, das zugleich den erwähnten Befestigungen als Depot dient. Sollten jedoch diese Werke, die England dort, zum Theil in aller Stille in neuester Zeit geschaffen hat, für die Vertheidigung des Firth of Forth nicht als ausreichend erachtet werden, so bietet die der Bucht von St. Margareths-Hope außer wirksamem Schußbereich östlich auf 8 km Entfernung vorgelagerte Inselreihe von Carcraig, Inchmickery, Inchcolm und Cramond Island Gelegenheit zur Anlage einer dritten starken Vertheidigungslinie, deren einzelne Stützpunkte im Maximum nur 2 km von einander entfernt liegen würden. St. Margareths-Hope kann jedoch durch die bereits vorhandenen Befestigungen als gegen einen nur vorübergehenden feindlichen Angriff genügend geschützt gelten, da ein ernsterer Angriff gegen diesen hoch an der Nordsee gelegenen Punkt, der zur Ueberwältigung seiner Befestigungen starke Streitkräfte und beträchtliche Zeit erfordern würde, die Herrschaft in der Nordsee und die vom Hauptoperationsschauplatz weit entfernte Entsendung und Abkömmlichkeit eines starken Geschwaders voraussetzt. Gewinnt jedoch die neue Flottenstation, deren Anlage, und zwar mit der einer Reparaturwerft und eines Docks bereits im Frühjahr beginnen soll, in Zukunft eine Entwickelung annähernd derjenigen Portsmouths oder Chathams, so dürfte auch der Gürtel ihrer Befestigungen eine entsprechende weitere Ausgestaltung erfahren. Zu dieser Entwickelung sind bei St. Margareths-Hope alle Bedingungen vorhanden, denn sie wird durch keinen städtischen oder sonstigen Anbau eingeengt, und es wurden die erforderlichen Terrains bereits vor Jahresfrist unter der Hand von der englischen Admiralität erworben. Die nahe gelegenen Häfen von South Queensferry und Leith begünstigen überdies den Bau der Marine-Etablissements, und die Bucht steht durch drei Bahnlinien mit dem Eisenindustriedistrict von Glasgow in naher Verbindung, und in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft liegen die mächtigen Kohlenflöze von Fife. Schottland ist in dieser Gegend am bevölkertsten, und es ist anzunehmen, daß man mit der dortigen Anlage einer Hauptflottenstation auch den von Alters her mehr dem Landkriege zugeneigten Sinn der Schotten zum Eintritt in die Marine anregen will, die bekanntlich an Ersatz keinen Ueberfluß besitzt, und der es namentlich an Mannschaften der Reserve mangelt. Somit entspricht die Wahl der neuen Flottenstation allen an sie gestellten Anforderungen, und es erübrigt nur noch, einen Blick auf ihre Einwirkung einem etwaigen Landungs- und Invasionsunternehmen in England gegenüber zu werfen, das in neuester Zeit vielfach in der Fachpresse erörtert und für erfolgreich ausführbar erklärt wurde. Ein deutsches Landungs- und Invasionsunternehmen gegen England müßte, sollte es je zu diesem höchst aussichtslosen Wagniß kommen, sein Operationshauptziel auf die baldige Ueberwältigung und Einnahme der Hauptstadt Englands, London, richten, um womöglich mit diesem für England vielleicht noch empfindlicheren Schlage wie der Fall von Paris für Frankreich, den Krieg bald zu beenden. Die Landung müßte daher möglichst nahe der Hauptstadt, an dazu geeigneter Stelle der Küste, sei es in den allerdings durch die vorgelagerten Sandbänke des Goodwin Sandes und andere, schwierigen „Downs" zwischen Ramsgate und Dover, etwa bei Deal, oder in der Gegend von Harwich oder Lowestoft, wo die 10 m Tiefenlinie nahe an die Küste herantritt, jedenfalls der wachsenden Entfernung halber kaum über Yarmouth hinaus, erfolgen. Die Vertheidigung dieser Küstenstrecke fällt, wie nahe liegt, den in ihrer Nähe, in Sheerneß, Portsmouth und Portland stationirten Geschwadern und Kriegsschiffen der Reserve in erster Linie zu. Das Firth of Forth-Geschwader vermag erst in zweiter Linie, allerdings bei gehöriger Aufklärung und Information über die Invasionsverbereitungen, noch

Digitized by Google

rechtzeitig dabei mitzuwirken. Die Landung und Invasion aber ist überhaupt nur bei gelingender Ueberraschung oder Ablenkung der Südgeschwader Englands von der britischen Nordseeküste möglich. Denn sie würde andernfalls einer so bedeutenden britischen Uebermacht begegnen, daß ihr Erfolg ausgeschlossen erscheint. Die Ueberraschung durch ein Unternehmen, für welches bereits Napoleon 1805 bei seinem berühmten Landungsproject von Boulogne 134 000 Mann und 400 Geschütze für erforderlich hielt, ist jedoch namentlich, was dessen nicht zu verbergende Vorbereitungen, weniger die Ausführung selbst, betrifft, ausgeschlossen, schon, da das heutige internationale Nachrichtenwesen weit entwickelter ist, als zu Napoleon's Zeit. Die englischen Geschwader würden daher ihm gegenüber rechtzeitig in der Nordsee erscheinen und durch ihre Kreuzer die betreffenden Ausrüstungshäfen desselben beobachten. Droht jedoch England jene Landung und Invasion, die Hauptgefahr für das an Landheer schwache Inselreich, so muß auch ein Ablenken seiner Geschwader von der Nordsee, ganz besondere Umstände abgerechnet, als ausgeschlossen gelten, und könnte höchstens im Fall einer Coalition Deutschlands und Frankreichs oder einer dritten Macht gegen England, seitens jener beiden Mächte in's Auge gefaßt werden. Dieser Fall ist jedoch so unwahrscheinlich und bliebe der maritimen Uebermacht Englands gegenüber immer noch ein sehr starkes Risico, so daß das Landungs- und Invasionsunternehmen beim heutigen Stande der französischen und deutschen Flotte und selbst bei demjenigen von 1916 in's Gebiet der Utopie zu verweisen ist. Als Facit ergiebt sich somit, daß die neure englische Flottenstation die maritime Position Großbritanniens an der Nordsee und seine Herrschaft darüber beträchtlich verstärkt, und mehr noch seine maritime Basirung für eventuelle Operationen in der Ostsee Deutschland und in ihr und den nordischen Gewässern Rußland gegenüber, und daß England mit ihr eine Offensivfront an der Nordsee gewinnt, deren nördlichem Flügel bisher ein starker Stützpunkt fehlte.

Weltbeglücker und ihre Illusionen.

Von Karl Noetzel.

Der sterbende St. Simon sagte zu seinem Lieblingsschüler Rodrigues: „Vergiß nicht, daß man begeistert sein muß, um große Dinge zu vollbringen!“ Er gab damit die erschöpfende Kritik aller großen Socialtheoretiker von ihm bis auf den Tolstoy unserer Tage: Ihre Stärke und ihre Schwäche liegt im Enthusiasmus. Sie alle gingen hervor aus der Opposition gegen vorhandene sociale Uebelstände. Fourrier haßte den Handel, Carlyle, Ruskin und Tolstoy die Maschine, Louis Blanc den Capitalismus. Dieser Haß verlieh ihnen unwiderstehliche Beredsamkeit, die Zaubermacht über die Massen. Er gab ihnen aber auch jene colossale Einseitigkeit der Auffassung, welche sie zu Doctrinären stempelt. Sie sahen die ganze Welt durch das Prisma dieser einen gehaßten Institution. So wurden sie blind und ungerecht. Denn das Menschenleben ist eben kein von einem Hebel aus zu dirigirender Mechanismus. Es stellt vielmehr ein Chaos dar von einander widerstrebenden Kräften. Wer das Zusammenleben und -Wirken der Menschheit durch die Brille einer einzigen Leidenschaft betrachtet, verliert den realen Boden. Er fängt an, auf Wolken zu wandeln. Schließlich gelangt er dazu, sich Welt und Menschen so vorzustellen, wie er sie haben möchte. Und das haben sie alle gethan.

Rousseau ist der eigentliche Begründer des theoretischen Socialismus. Auf seinen Schultern stehen die St. Simon, die Fourrier, die Louis Blanc, die Ruskin, die Tolstoy, d. h. der religiöse, der materialistische, der staatliche, der ästhetische und der ethische Socialismus. So grundverschieden diese einzelnen Doctrinen auch unter sich sind, ihnen allen gemeinsam ist der Irrthum ihres Stammvaters, des unglücklichen Jean Jacques: sie alle übersehn einen, und zwar den wichtigsten Factor, die Menschennatur, wie sie nun einmal ist. Daher schweben alle ihre Systeme in der Luft. Wolkengebilde sind und bleiben sowohl der Collectivismus, wie der dogmatische Socialismus, wie endlich auch der radicale atomistische Anarchismus. Indeß war diese von Rousseau aufgebrachte Illusion von der mystischen Reinheit der Menschennatur eine innere Nothwendigkeit für alle großen Socialpropheten. Nur durch sie vermochten sie ihren lebenfördernden Enthusiasmus wach zu halten. Alles verstehen heißt nun einmal Alles entschuldigen. Wo bleibt dann aber die Berechtigung für das mächtig anklagende und verdammende Pathos eines Carlyle oder Tolstoy? Wir müssen demnach Einseitigkeit und Mangel psychologischen Blickes gerade als die Grundeigenschaften des Typus der Socialreformatoren bezeichnen. Ihrer Größe thut das durchaus keinen Abbruch. Bleibende Bedeutung kommt ihnen zu als Gesellschaftskritikern. Als solche rütteln sie nicht nur die trägen socialen Gewissen gewaltsam aus ihrem Verdauungsschlummer, sondern gewähren auch der strengen Wissenschaft vielfachste Anregung. Ihr Verdienst ist somit negativ. Sie haben die Räumungsarbeiten zu verrichten für den künftigen socialen Neubau, welchen der gesunde Menschenverstand der Mehrheit aufrichten wird, erleuchtet durch die ernste, unbestechliche und allen Sentimentalitätsgründen fernstehende Wissenschaft. Würde die Mehrheit die positiven Vorschläge auch nur eines jener Wortgewaltigen angenommen haben, so wäre unsere Cultur schon seit Jahrzehnten in Grund und Boden hineingewirthschaftet. Gott sei Dank folgt indeß die Menge ihnen darin nicht. Wohl jubelt sie dem Socialpropheten zu, wenn er Zuständen, deren Ungerechtigkeit und Qual sie schon lange dumpf und muthlos ertrug, plötzlich flammend beredten Ausdruck verleiht. Ihr Held ist er, wenn er, ein Stärkerer als sie, mit den Keulenschlägen der Logik einschlägt auf jahrtausendalte Schranken wirthschaftlicher und geistiger Vergewaltigung. Da verstehen sie ihn völlig. Denn auch sie sind freiheitsliebend, auch in ihnen wurzelt die Sehnsucht nach Gerechtigkeit. Wenn er aber Gleichheit predigt und gemeinsamen Besitz, so hört ihr Einverständniß auf. Dazu sind sie zu klug. Sie wissen viel besser, daß sie die Natur selbst ungleich gemacht hat und von Grund auf eigennützig. Sie wollen gar nicht ebenso viel besitzen wie der Nächste. Sie wollen mehr haben als er. Sie wollen auch gar nicht das Glück Aller. Sie wollen ihr eigenes Glück und das Unglück Anderer. Denn nur der Vergleich mit diesem läßt sie das eigene Glück empfinden. Der Socialprophet ist eben aus anderem Holze geschnitzt wie sie. Er hat es leicht, seinerseits für Gleichheit zu sein, da er ja doch als Initiator über der Menge steht. Er glaubt auch nicht eigennützig zu sein. Indeß ist der Unterschied nur der, daß seine Selbstsucht ihre höchste Lustbefriedigung darin findet, die Massen zu lenken, zu ihrem Heile. Er selbst ist völlig überzeugt, nur aus Mitleid und um Gerechtigkeitswillen zu handeln. Nur dies Bewußtsein vermag ihm ja die Suggestionsmacht über die Massen zu geben. Dennoch irrt er. Bei sich sowohl wie bei den großen Massen verkennt er die natürliche, thatsächlich vorhandene Ungleichheit und den natürlichen Willen zur Ungleichheit, der stets etwas vor dem Nächsten voraus haben will. Dieser Wille zur Ungleichheit, gewöhnlich Selbstsucht genannt oder, im theologischen Sinne, die Erbsünde, ist zwar nicht direct eine Tugend, aber mehr als das: eine Kraft. Er ist die Urkraft, vermöge deren das Menschengeschlecht sich aus dem Thongeiste empor gerungen hat, und welche jetzt und immerdar seine ununterbrochene

Digitized by Google

culturelle und sittliche Siegesbahn garantirt. Alle socialreformatorischen Systeme, mögen sie collectivistischer, anarchistischer oder neochristlicher Tendenz sein, setzen diese einzig reale Größe gleich Null. Damit tragen sie das Todeszeichen auf der Stirne. Im besten Falle werden sie eine Zeit lang von der politisch unreifen Masse ersehnt, wenn der Daseinskampf und die Daseinserhöhung ihrer bedarf. Dann aber wirft man sie endgiltig bei Seite. Die wenigsten dieser für die ganze Menschheit berechneten Systeme sind überhaupt praktisch erprobt worden, kein einziges ist über ganz winzige Versuche herausgekommen. Sie wirkten aber vielfach bildend und erziehend auf die Volksseele. Sie hielten in schlechten Zeiten die thätige Hoffnung aufrecht. So hat, wie Georg Adler unlängst geistvoll nachwies, die Utopie des socialistischen Zukunftsstaates die große Mission gehabt, die nur durch phantastische Träume, nicht aber durch klare Ideen zu erreichende Organisation des Proletariats thatsächlich zu bewerkstelligen. Das ist jetzt nahezu erreicht. Schon fängt das Dogma an zu schwanken. Es hat ausgespielt. Der gesunde Menschenverstand hat es überwunden. Es hat aber die an sich individualistische Masse an solidarische Denkungsweise gewöhnt. Dafür müssen wir ihm sowie allen anderen derartigen Systemen dankbar sein. Denn nur die immer größere Verbreitung solidarischer Denkungsweise garantirt unseren culturellen Fortschritt. Der so nothwendige Egoismus wird dadurch keineswegs aufgehoben. Jeder Mensch will immer und immer nur sein eigenes Glück. Im Getriebe des modernen Wirthschafts- und Gesellschaftslebens ist aber jeder Einzelne derart auf Alle angewiesen, daß die Verwirklichung jedes Einzelglückes stets von der des Gesammtglückes abhängig ist; das bedeutet, die Menschen sind solidarisch. Sie können ihren natürlichen Eigennutz nur dann dauernd befriedigen, wenn sie zugleich die Interessen einer größeren oder kleineren Mehrheit nicht nur achten, sondern auch fördern. Logischer Egoismus muß zur Solidarität führen. Nicht Gütergemeinschaft, sondern Interessengemeinschaft wird der Menschheit den socialen Frieden geben und sie einigen zu den großen Culturarbeiten.

Somit haben wir die Bedeutung der großen Socialreformer in ihrer Gesellschaftskritik erkannt, nicht in ihren mehr oder minder utopistischen Systemen, welche der gesunde Menschenverstand dauernd ablehnt. Immerhin werden namentlich zu Beginn des Auftretens eines Socialpropheten eine nicht unbeträchtliche Menge Geister derart in den Bann seines Geistes gerathen, daß sie auf das eigene Urtheil verzichten und ihm zu Liebe ihr Weltbild umgestalten. Sie glauben an sein System und wirken dafür. Allerdings halte ich diese verderbliche Wirkung der Socialtheoretiker für unbedeutend gegenüber der großen Anregung zum Fortschritt, den ihr Wirken bedeutet. Auch währt sie nur so lange, als bis die endgiltige Kritik ihres Systems in der Anerkennung des Bleibenden und der Ablehnung der Illusion in die breiten Massen gedrungen ist. Es bleibt aber überaus merkwürdig zu beobachten, wie die Kritik dem anerkannten Genius gegenüber furchtsam zögert. Nehmen wir z. B. Tolstoy. Ruhige, klare, feine Köpfe haben schon längst das völlig Unwissenschaftliche seiner nur auf Gefühlsgründen beruhenden Reformideen erkannt. Aber man wagt sich nicht recht an ihn heran. Man weiß im Voraus, daß die Masse für ihn Partei ergreifen wird. Das allein würde einen zwar nicht hindern. Im Grunde fürchtet man nur die Ueberlegenheit des Gegners, nicht als Logiker, aber als Temperament, als Stylist, als Massenhypnotiseur. Das zeigt mehr falsche Bescheidenheit als Eitelkeit in der Seele des modernen Kritikers. Und so werden haushohe Irrthümer und gigantische Illusionen auf den Flügeln des Enthusiasmus in die Volksseele getragen. Das sind Attentate auf den natürlichen Menschenverstand der Menge. In diesem Punkte sollten die Denker der Nation sich viel mehr ihrer heiligen Kritikerpflicht bewußt werden. Sie sollen geistige Prophylaxis treiben. Sie sollen die Volksseele immunisiren gegen solche, wenn auch in bester Absicht als Heiltrank dargereichte, in der That aber tödtliche Gifte. Man mißverstehe mich nicht. Ich bin ein geschworener Feind jeder Beschränkung von Preß- und Wortfreiheit. Ein Gedanke läßt sich nicht vergewaltigen, er läßt sich nur logisch widerlegen. Man gebe ihm völlig freien Raum. Aber man lasse auch keinen Irrgedanken deßhalb, weil er durch den Mund eines großen Künstlers mit der Zaubergewalt des Enthusiasmus ausgesprochen wurde, in die logisch wehrlose Volksseele eindringen. Nicht Eitelkeit halte uns zurück, nicht Furcht vor fremder Geistesgewalt. Jeder selbstständig Denkende betrachte sich als Seelenwächter des Volkes. Ein David der gesunden Logik, stellen wir uns kühn dem Goliath der Gefühlssuggestion entgegen. Als furchtlose Erdenbürger wehren wir uns gegen den Himmelssohn. So stehen wir den großen Socialpropheten gegenüber, mögen sie nun Carlyle, Ruskin oder Tolstoy heißen. Halten wir zunächst letzteren im Auge. Alle Achtung vor dem sehr großen Künstler und fleißigen, gewissenhaften Arbeiter! Alle Ehrfurcht vor dem aufrichtigen Menschenfreund! Aber alle unsere Waffen gegen den gewaltigen Zerstörer, der unser Höchstes, Kunst, Wissenschaft und Staat verhöhnt und vernichten will! Weßhalb? Weil nicht alle Blüthenträume reiften, womit er die Menschheit zu beglücken gedachte. Seid auf Eurer Hut, sage ich, seid auf Eurer Hut vor diesem Phänomen der Unlogik und Unwissenschaftlichkeit! Ein verwegener Attentäter ist er. Auf Euer Bestes hat er es abgesehn, auf Euren gesunden Menschenverstand. Ein Verführer ist er und ein Zauberer. Aber mißtraut seinem lieblichen Geflöte. Wohl meint er es ehrlich. Aber er selbst ist ein Irrender, ein Fanatiker des Irrthums, der Euch mit hineinziehen will, weil er Euch liebt. Ehrt ihn, liebt ihn, aber wehrt Euch gegen ihn. Glaubt ihm, folgt ihm und seid ihm dankbar, wenn er das Elend Eurer Brüder schildert und Euch zwingt mitzufühlen. Aber wehrt ihn ab, wenn er Kunst, Wissenschaft und den Euch schützenden Staat mit Giftpfeilen überschüttet. In Kunst und Wissenschaft haben seit Jahrtausenden die Besten ihr Bestes gegeben für Alle, an unserm Staate arbeitet der Wille Aller zum Schutze der Gesammtheit. Wahrlich, unsere Genies in Kunst und Wissenschaft verdienen doch noch mehr Ehrfurcht als jener Titan. Gegen Plato, Kopernicus, Kant, Darwin, gegen Dante, Shakespeare, Goethe, gegen Michelangelo, Raphael, gegen Bach, Mozart und Beethoven ist er dennoch nur ein Zwerglein, das mit Steinen nach dem Mond wirft ...

Kehren wir zur nüchternen Kritik zurück. In der Beurtheilung Tolstoy's wird meines Erachtens nach dem Umstande viel zu wenig Bedeutung beigelegt, daß er Russe ist und den weitaus größten Theil seines Lebens in Rußland zugebracht hat. Zudem fällt seine Jugend, also die bestimmendste Lebenszeit, noch in die Periode der Leibeigenschaft. So hat denn Tolstoy von früh auf Knechtung, Elend und empörende Vergewaltigung gesehen. Das mußte bei seinem angeborenen gewaltigen Mitleidstrieb schließlich jene fanatische Zerstörungswuth in ihm erzeugen, die ihn so culturgefährlich erscheinen läßt. Die unfreiesten Länder bringen immer die radicalsten Geister hervor. Ich finde das sehr begreiflich. Je tiefer und unheilbarer ein Leiden scheint, desto mehr ist man geneigt zu glauben, daß nur eine völlige Aenderung der Verhältnisse, Vernichtung des Bisherigen und völliger Neubau wirkliche Heilkunst herbeiführen könne. Man sieht alsdann in dem Leben nicht mehr ein Gewühl der verschiedenartigsten treibenden Kräfte, sondern man erblickt in jeder einzelnen Erscheinung nur immer die Folge ein und desselben Uebels. Tolstoy konnte sich bloß auf russischem Boden zu seiner Größe auswachsen. In keinem der westeuropäischen Culturländer hätte sein Enthusiasmus die nöthige Nahrung gefunden. Er beurtheilt aber alle Länder nach Rußland und

Digitized by Google

wird ihnen dadurch nicht gerecht. Ueberall erblickt er, nur wenig oberflächlich abgeschwächt, russische Zustände. Allzusehr verkennt er den gewaltigen Gegensatz, den Jahrhundert lange Knechtung und Unbildung einerseits, andererseits aber ebenso lange systematische Erziehung zur Selbstständigkeit aus der Volksseele herausgearbeitet haben. Für uns liegt, wie schon oben betont, Tolstoy's ganze Bedeutung darin, daß er satte Gemüther aus ihrer Faulheit aufrüttelt und träge Geister zum Denken zwingt. Aber auch hierin birgt sich noch eine große Gefahr. Nicht etwa die, daß eine übertriebene Vorstellung von dem Volksleiden auch bei uns erweckt werden könnte. Das fürchte ich nicht. Die Tiefe des Volkselendes, auch bei den civilisirtesten Völkern, ist derartig, daß sie noch kein Sterblicher zu ermessen vermochte; könnte er es aber, so würde er sich über nichts mehr freuen. Unsere Freude, auch die beste, ist ja nur ein Vergessenwollen des vorhandenen Elends. Möge nur immer der gewaltige Russe fortfahren, träge Alltagsseelen aus ihrem Nachmittagsschlummer aufzuschrecken, und sollten dabei auch einige zartbesaitete Seelen zu Grunde gehen; wir werden ihm nur immer aufrichtig dankbar sein, und noch mehr solche Rüttler wünschen, welches Land sie uns auch geben mag. Von dieser Seite Tolstoy'schen Wirkens fürchte ich also nichts: sie ist lebenfördernd und darum hoch willkommen. Tolstoy's große Gefährlichkeit liegt vielmehr in seiner asiatischen, im Grunde lebenverneinenden Weltanschauung. Dadurch wirkt er als Energietödter. Er ist in letzter Instanz Quietist. Wir sollen uns dem Bösen nicht widersetzen, wir sollen uns vergewaltigen lassen, wir sollen ruhig zusehen, wie unsere trotz Allem so herrliche Cultur von Tölpeln zu Grunde gerichtet wird und in unserer echt christlichen Gesinnung Ersatz finden. Von hier ist es nur noch ein Schritt bis zu den buddhistischen Nabelbeschauern. Aber in uns fortschrittsgläubigen und fortschrittsfreudigen Europäern empört sich jeder Blutstropfen gegen solche Zumuthung. Wir haben uns den Kampf um geistige und politische Mündigkeit schwer genug werden lassen. Millionen Individuen und aber Millionen individuellen Glückes hat es zum Opfer verlangt, unser mehr als zweitausendjähriges Ringen gegen Cäsaren, Päpste, sowie alle Arten von Unterdrückern und Fortschrittshemmern. Meere von Blut und Thränen wird dieser unser Culturkampf noch kosten, denn noch nicht sind die Feinde zu Paaren getrieben, nicht einmal in den ältesten Culturländern. Die Völker streiten und stritten um ihre Mündigkeit. Jedes Individuum will die Möglichkeit haben, nach eigenem Ermessen an seiner Entwickelung und an dem Fortschritte der Menschheit mit zu arbeiten. Daß man sich in diesem Kampfe auf Tod und Leben nicht zart anfaßt, versteht sich wohl von selbst. Es hat Verwundete dabei gegeben und giebt es noch. Auch zu Tode Getroffene giebt es und vor allem Hungernde. Wohl waren es deren früher mehr. Aber damals verbot man uns, daran zu denken: Jetzt lassen wir uns das nicht mehr verbieten, und der Hunger von verhältnißmäßig Wenigen empört uns tiefer als früher das Massenelend und der unstillbare Hunger der ganzen Menschheit nach etwas Freiheit, nach etwas Recht. Wir nun, die wir muthig und hoffnungsfreudig noch mitten im Kampfe stehen, sind darum guten Muthes. Wir wissen ganz genau, es werden immer weniger sein der Hungernden. Laßt uns darum nur ruhig und muthig weiterkämpfen und nicht zurück bleiben. Es sind aber einige unter uns, und nicht die Schlechtesten, wenn auch nur solche mit allzu zart besaiteter Seele, die können den Anblick der Hungernden am Wege nicht vergessen. Sie fallen uns Streitenden in den Arm und rufen uns zu: „Haltet ein! All Euer Kämpfen ist unsinnig, denn sehet, noch hungert man. Ganz umsonst quält Ihr Euch! Haltet ein und helft uns erst den Hunger stillen." Vergeblich antworten wir ihnen: „Seht Ihr denn nicht, daß wir vorwärts schreiten? Ist denn der Hunger das Hauptübel der Menschheit? Seht Ihr denn nicht, daß der Hungernden Zahl stetig abnimmt? Und dann! Womit sollen wir denn den Hunger stillen? Nur durch unsere rastlose Arbeit schaffen wir Geld und Arbeit für die, welche jetzt hungern. Wir wollen gar nicht, daß die Welt nur bestehe aus Almosengebern und Bettlern. Arbeiter wollen wir sein, alle zusammen. Helft mit oder stört uns wenigstens nicht durch Euer Gejammer." — Sie aber antworten auf alle unsere Gründe nur mit demselben Refrain: „Aber man hungert noch!" Einer von diesen ist Tolstoy; nur daß seine Stimme gewaltiger schallt, als die der anderen, und darum drehen sich viele unserer Mitkämpfer um nach ihm, bleiben stehen und fallen schließlich ein in seinen düstern Refrain: „Aber man hungert." Viele aber auch der ganz abseits vom Kampfe Stehenden, solche, die sich selber für vortrefflich und tugendhaft halten, weil sie nie Hunger genug hatten, um stehlen zu müssen, werden nun plötzlich aus ihrer Trägheit gestört. Erst ärgern sie sich über die unangenehmen Schreier: „Wozu brauche ich zu wissen, daß Andere hungern, da ich selbst satt zu essen habe?" werden die Einen sagen, und an diesen ist Hopfen und Malz verloren. Andere werden wie zur Entschuldigung hinzufügen: „Helfen kann ich ja doch nicht!" Letztere sind zu retten. Zwar schließen auch sie zunächst die Fenster und stopfen sich Watte in die Ohren. Aber die Schreier auf der Straße werden nicht still, und in ihnen will es auch nicht still werden. Schließlich ekelt es sie ihrer Sattheit. Sie eilen hinaus zu den Hungrigen. Sind sie mehr zum Fühlen beanlagt, so umdüstert die Empfindung den klaren Verstand; sie beschäftigen sich ausschließlich mit den nach Brod Schreienden und vergessen völlig die Millionen der zwar Brodsatten, aber dennoch Hungrigen. Sind sie aber, die Neugewonnenen, klaren Geistes, so sehen sie bald ein, daß Mitleid an sich werthlos ist, ja als Schwäche bezeichnet werden muß, wenn es nicht thätig bleibt und — denkend. Wer nur Almosen giebt, dessen Mitleid ist denkfaul. Er gleicht dem Arzt, der eine brennende Beule immer wieder mit kaltem Wasser kühlt, statt sie aufzuschneiden und so den Brand ein für allemal zu beseitigen. Das denkende Mitleid wird nun nicht nur darnach streben, den vorhandenen Hunger zu stillen, es wird vor Allem ständig darauf bedacht sein, daß hinfort nicht mehr gehungert werde. Es muß Arbeit geschaffen werden für Alle. Das erreichen wir durch unsere gesammte Culturarbeit. Es soll nur ein jeder mit ganzer Hingabe, aber beständig den Blick auf Alle gerichtet, in seinem Berufe arbeiten.

Dies Gleichniß möge die Socialpropheten charakterisiren in ihrem Verhalten zum Culturkampfe der Menschheit. Setzen wir ihrer Lehre das Glaubensbekenntniß eines modernen Culturkämpfers entgegen, auch wir rechnen uns dazu. Zunächst geben wir unbedingt zu, daß nur materielle Sicherheit, also die Arbeit, die Voraussetzung geben kann für sittliches Leben; aber sie schafft dieses selbst nicht, sie ist negativer Natur, sonst müßte ja der Reichste der Sittlichste sein, was direct der Erfahrung widerspricht. Außer der Arbeit gehört auch zum Leben der Lebensgenuß, Natur- und Kunstfreude, Weiterbildung — kurz alles das, was nur die Cultur erzeugt. Auch heute noch werden nur sehr Wenige dieser berechtigten Ansprüche theilhaftig. Ich glaube aber nicht an Radicalmittel. Wir sind viel zu sehr davon überzeugt, daß wir ein äußerst complicirtes Uhrwerk der verschiedenartigsten Kräfte und Ursachen vor uns haben, das sich durchaus nicht von einem Hebel aus reguliren läßt. Ein plumper Eingriff, und das Interessengleichgewicht ist auf lange Zeit hinaus gestört. Ich mache mir ferner durchaus keine Illusionen darüber, daß wir voraussichtlich nie Absolutes leisten werden. Solches haben wir bisher bloß in der Natur kennen gelernt. Wir streben zunächst nur darnach, daß die Zahl der das Leben Genießenden ständig eine größere und ihre Glücksempfindung eine intensivere werde. Wir stehen eben ganz auf realem

Digitized by Google

Boden. Wir rechnen völlig mit gegebenen Größen, mit der Menschennatur, wie sie nun einmal ist, d. h. von Hause aus ungleich und zur Zwietracht geneigt. In unseren Zwecken schließen wir uns durchaus der Natur an, die eine immer größere Vollkommenheit der Art Mensch herausarbeitet. Nicht aber folgen wir der Natur in der Wahl ihrer Mittel. Sie erreicht ihre Absichten durch Grausamkeit und Brutalität: der Stärkere vernichtet den Schwächeren. Wir aber stellen uns über den Naturzweck. Wir, die Starken, helfen freiwillig den Schwachen, nicht bloß weil uns das die einzige Freude bereitet, die ohne Reue ist, sondern bewußt deßhalb, weil uns die Erkenntniß unserer Interessengemeinschaft gelehrt hat, daß uns nur die Eintracht stark genug macht zum erfolgreichen Kampfe gegen die feindlichen Naturgewalten. Das scheint uns der tiefste Sinn aller Cultur.

Gehen wir nunmehr den Culturleugnern zu Leibe. Tolstoy will den Staat abschaffen. In ihm erblickt er die Wurzel alles Uebels. Nicht gewaltsam soll er vernichtet werden, sondern durch passiven Widerstand, durch Verweigerung von Steuerzahlung und des Militärdienstes. Jede wissenschaftliche Kritik muß verstummen gegenüber so ungeheurer Verachtung des Wirklichen. Läge die absolute Unmöglichkeit dieser Forderung nicht auf der Hand, so wäre sie maßlos gefährlich. So aber mögen wohl einige schwache Köpfe darüber zu Grunde gehen. Tolstoy dürfte in diesem Falle mit demselben Recht wie Goethe, als man ihm die auf seinen Werther zurückzuführenden Selbstmorde vorwarf, sich damit vertheidigen, man solle ihm dankbar sein, daß er die Welt von derartig thörichten Menschen befreit habe. Die große Masse ist viel zu aufgeweckt, um solchen Märchen zu glauben, die Zeit des Schiliasmus scheint endgiltig überwunden. Trotzdem will ich einzelne Gegengründe anführen, im Voraus bemerkend, daß ich nur Selbstverständliches wiederholen kann.

Auch ich bin der Meinung, daß der Staat bloß ein Nothbehelf ist. Natürlich wäre er unnöthig, wenn die Menschen vollkommen wären, ebenso wie es keine Gerichte und Gefängnisse zu geben brauchte, wenn keine Verbrechen mehr vorkämen. Glaubt dann aber Tolstoy, er habe mit seinen, hier und da wundervollen, wenn auch in anderer Form längst bekannten Lehren vom reinen Menschenthume wirklich den tief eingewurzelten und noch dazu zum Daseinskampfe unentbehrlichen natürlichen Egoismus hinweg gezaubert? Glaubt er wirklich, der Staat sei deßhalb plötzlich unnöthig geworden, weil er, Tolstoy, constatirt habe, daß er der Persönlichkeit des Einzelnen Fesseln anlege? Als ob wir das nicht längst gewußt hätten! Seine, des Staates, Aufgabe besteht ja eben darin, den maßlosen Egoismus des Einzelnen in Schranken zu halten. Er entstand zum Schutze der Gesammtheit gegen jeden Einzelnen. Durch sein Zustandekommen gestand doch gleichsam jeder Einzelne seine sittliche Unfähigkeit ein, freiwillig, d. h. ohne durch Furcht vor Strafe gezwungen zu sein, die Interessen der Anderen zu schonen. Die Freiheit im Staate wird um so größer sein, je mehr die sittliche Entwickelung fortschreitet. Denn um so mehr wächst das Zutrauen der Gesammtheit zu sich selbst. In der That weist der Werdegang der modernen Staatengebilde eine immer größere persönliche Freiheit der Staatsbürger auf, wobei allerdings mit der Zunahme der Rechte auch die Zahl der Pflichten sich steigert. Nur empfindet das erhöhte sittliche Bewußtsein letztere eben nicht mehr als Zwang, sondern als ganz persönliche Verpflichtungen. Man kann also sagen, daß, so wie der Staat begründet wurde zum Schutze der Gesammtheit gegen jeden Einzelnen, er ebenso mehr und mehr aufgehoben wird zum Schutze jedes Einzelnen gegen die Gesammtheit. Der Staat ist damit wohl in letzter Instanz auch bloß eine Uebergangsform; wenigstens der Rechts- und Defensivstaat. Der Zukunftsstaat wird eine bloße Verwaltungseinheit bilden. Wie wir aber je ohne eine solche auskommen können, das zu beweisen möchte wohl auch dem großen Tolstoy schwer fallen, allerdings beweisen mit logischen, praktischen Gründen, nicht, wie bei ihm üblich, mit genialen Ausbrüchen des Hasses und der Verachtung. Darin liegt indeß das eminent Unwissenschaftliche und — man verzeihe mir diesen Ausdruck, einer so ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit gegenüber — das völlig im Doctrinarismus Verbohrte Tolstoy's, daß er alle Menschen für sittliche Genies hält gleich ihm selbst. Wären sie das, so würden zwar Rohheit und Brutalität verschwinden, sehr wahrscheinlich aber geriethe dann die Menschheit in ein solches Massenelend, daß von Cultur auch nicht mehr die Rede sein könnte. Glücklicherweise besteht aber die Menschheit durchaus nicht aus lauter Tolstoy's — sind ihrer doch leider nur viel zu wenige. Die überwiegende Mehrzahl bilden gesunde Egoisten mit kräftigem Appetit und natürlichen Instincten. Damit müssen wir rechnen. Ohne den wohlthätigen, wenn auch hier und da sehr drückenden Staatszwang würde ein beständiger Kampf Aller gegen Alle losbrechen, und alle Errungenschaften der vieltausendjährigen Menschheit und diese selbst wären in kurzer Zeit geschwunden. Man vergesse doch nie, daß nur der die Freiheit verdient, d. h. sie nicht zum Schaden Aller mißbrauchen wird, der sich selbst gegenüber frei ist, d. h. seine Sinne beherrscht. Aber sagt nicht Hamlet: „Nenne mir den Mann, den seine Leidenschaften nicht zum Sclaven machen!" Wenn sich Tolstoy nicht principiell gegen Alles verbohrte, was die angeborene Raubthiernatur des Menschen enthüllt, wenn er eben kein blinder Anhänger des alten, unseligen Rousseau'schen Wahnes von der ursprünglich guten Menschennatur wäre, so müßten ihn schon gewisse Vorgänge während des chinesischen Krieges darüber aufgeklärt haben, daß man den Durchschnittseuropäer nur auf kurze Zeit aus dem Zwange des Polizeistaates zu entlassen braucht, um in ihm die Bestie zu wecken. Es genügt, ihn einem rechtlich Wehrlosen gegenüber zu stellen, und dann ist es, als ob die zwei Jahrtausend lang wiederholten Worte von Edelmuth, Menschlichkeit, Ritterlichkeit, Mitleid immer bloß ein leerer Schall gewesen sein. Das ist allerdings nicht meine Meinung, allein man weiß, daß die ethische Evolution eben doch sehr viel langsamer ist, als bis jetzt noch alle Weltbeglücker glaubten. Sie alle waren Ungeduldige, die nicht warten mochten. Das hindert nicht, daß uns solche, als Stürmer und Rufer im Streite nöthig und schätzenswerth sind. Nur hüten wir uns, in ihre Verblendung zu verfallen. Wenn sie, wie gesagt, glaubten, alle Menschen seien so edel wie sie, so liegt darin ein Lob für uns. Möge immerhin der Einzelne im Stillen vollständig von der Richtigkeit dieser Meinung in Bezug auf die eigene werthe Person überzeugt sein, oder selbst darin nicht einmal die gebührende Anerkennung seiner eigenen Verdienste erblicken, das schadet nichts. Wo es sich aber um praktische Bekämpfung der allgemeinen Nothlage handelt, da würden nur die verderblichsten Irrthümer zu Tage treten, wollten wir uns an die modernen Utopisten halten. Die antiken Utopisten dachten entschieden natürlicher. Plato läßt seine Republik leiten von einer Auslese der Weisesten und Gelehrtesten, die stumpfe Masse muß gehorchen, Sclaven sind durchaus nothwendig und ihr Sclaventhum selbstverständlich. Das bleibt auch nur eine Utopie, aber sie rechnet doch mit der angeborenen Ungleichheit der Menschen. Wir kennen nur ein Beispiel eines consequenten Social-Utopisten, welcher mit der Ungleichheit der Menschen rechnet. Das war Marat. Er war durchaus consequent. Alle über das Mittelmaß hinaus talentirten Menschen sollten auf dem Schaffot fallen. Der rechtzeitige Dolchstoß der heldenhaften Charlotte Corday setzte diesem methodischen Wahnsinn ein Ziel. Von den Utopisten des 19. Jahrhunderts haben immerhin einige die Ungleichheit der Menschen anerkannt. So vor Allem der Vater der modernen Socialisten, zugleich der Enthusiast unter ihnen, St. Simon. Er wollte eine geistliche Obergewalt. Die Erlauchtesten sollen herrschen. Für Tolstoy haben alle

Digitized by Google

diese Vorkämpfer nicht existirt. Er greift unmittelbar auf den unglücklichen Jean Jacques zurück. Dessen Glaube an die ursprünglich gute Menschennatur war indeß eine liebenswürdige Ausgeburt der köstlichen Aufklärungszeit. Damals wurden Jahrtausend alte Fesseln religiöser und politischer Vorurtheile gesprengt. Die freudig erstaunte Menschheit lernte wieder glauben an die Möglichkeit der Freiheit, und im jugendlichen Ueberschwung ihrer Seligkeit vergaß sie dann gleich auch alle bitteren Selbstenttäuschungen der verflossenen Jahrhunderte. Tolstoy konnte diese Erfahrungen nicht vergessen haben. Er war aber radicaler. Um das Dogma von dem ursprünglichen Adel der Menschennatur retten zu können, leugnete er einfach alles, was die Edelsten der Menschen für Alle geschaffen hatten, die Cultur, vor Allem Staat, Wissenschaft und Kunst. Diesen ungeheuren Gedankenlapsus des tollkühnen Anarchisten kann ich mir nur erklären aus der wahnsinnigen Rachsucht eines überfein angelegten Gemüthes. Erzogen in dem Glauben an die göttliche Gerechtigkeit, der seinem tiefsten Seelenbedürfniß ebenso entsprach wie der Glaube an die ursprüngliche Reinheit der Menschennatur, vermochte Tolstoy dieses Dogma auch dann noch nicht aufzugeben, als ihm das große unverschuldete Leiden der Menschheit unabweisbar vor die Augen trat. In diesem Zwiespalt verlor er den Glauben an die Logik. Denn das Massenelend war nun einmal da. Wer ist schuld daran? Die Verhältnisse, in denen wir leben? Wer hat sie geschaffen? Wir selbst. Weshalb? Weil wir schlecht sind? Nein, wir sind ja ursprünglich gut, also sind nur einige von uns schlecht, zufällig aber gerade diejenigen, welche die Macht in Händen haben. Allerdings ein sehr ärgerlicher Zufall! Aber das Schicksal hat uns noch ärger mitgespielt. Auch diejenigen, welche wir bisher für unsere größten Beglücker hielten, die Denker, Künstler und Gelehrten taugen nichts. Sie denken nur daran, uns geistig zu erfreuen und zu fördern. Das ist ein großer Irrthum, oder mehr noch ein schnöder Egoismus. Erst müssen einmal alle hungrigen Mäuler gestopft werden. Nun fragen wir uns schließlich, wo sind denn eigentlich die gut gebliebenen Menschen? Das sind die Bauern. Sie essen, trinken, vermehren sich, bestellen den Acker und denken nichts. Wenn nur sie existirt hätten, wären wir so weit wie vor 3000 Jahren. Aber das ist auch das Rechte: Alles, was die Cultur hervorbrachte, taugt nichts. Einige Wenige leben dadurch besser. Die große Masse aber leidet darunter. Also fort mit der Cultur!

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Sadismus und Masochismus als Massenepidemie.

Von Dr. Grävell.

Wenn man die stets mehr anwachsende Literatur über die merkwürdigen Erscheinungen des Sadismus und Masochismus übersieht, kann man sich kaum noch der Ansicht entschlagen, daß wir am Anfange einer neuen geistigen Epidemie stehen. Die Luft scheint geschwängert zu sein mit wollüstigen Düften, die vergiftend auf die Menge wirken. Die Nervenärzte, an ihrer Spitze der kürzlich verstorbene Krafft-Ebing, sind rath- und hülflos einer solchen befremdenden Erscheinung gegenüber. Man registrirt immer neue Fälle, weiß aber weder, woher sie kommen, noch wie ihnen zu begegnen sei. Alle Erklärungsversuche sind bisher nicht ausreichend gewesen. Daß aber das Uebel im Zunehmen begriffen ist, beweist, daß sich Verlagsbuchhandlungen bilden, welche von der unreinen Lectüre leben.

In Paris existirt in der Rue de Rivoli in der Nähe des Louvre eine Buchhandlung, welche die neuesten Werke dieses Genres im Schaufenster ausstellt und sogar ein Lesecabinet im Innern errichtet hat, wo man für den Preis von 5 Franken per Stunde die in dem Specialistenverlag auf dem Montmartre gedruckten kostbaren Bücher für 50 Franken lesen kann. Besonders Engländer sollen Liebhaber dieser Lectüre sein. Daß aber auch in Deutschland kein Mangel ist, dafür spricht die Errichtung eines Specialverlages im schönen Dresden.

Es wäre Zeit, daß man das Uebel zu bekämpfen sucht, ehe es sich noch mehr einnistet. Die folgenden Zeilen sollen diesem Zwecke gewidmet sein. Für ganz Harmlose, die vielleicht noch nicht von der Sache gehört haben, gebe ich zunächst eine kurze Erklärung der seltsamen Namen und Dinge. Unter Sadismus versteht man die Sucht, Andere körperlich leiden zu lassen, um sich daran zu ergötzen und wo möglich sich geschlechtlich aufzuregen. Masochismus dagegen ist passiver Sadismus, d. h. es ist jene Leidenschaft, die es liebt, sich von Mitgliedern des anderen Geschlechtes mißhandeln zu lassen. Die erste Sucht hat ihren Namen von Marquis de Sade, welcher in Frankreich Jahre lang wollüstig-grausame Romane schrieb, die Napoleon I. einstampfen ließ. Sacher-Masoch war ein deutscher Schriftsteller, der das umgekehrte Genre cultivirte und dadurch eine traurige Berühmtheit geworden ist. Er schilderte nur, was er fühlte. Damit nahe verwandt ist der sogenannte Fetischismus, welcher darin besteht, daß man irgend etwas, was dem anderen Geschlecht angehört, z. B. ein Kleidungsstück, besonders verehrt wie eine Gottheit. Alle drei Erscheinungen können getrennt oder auch zusammen bei einem Individuum vorkommen.

Was zunächst constatirt werden kann, ist, daß alle diese auffallenden Erscheinungen auf einem Mangel an geistiger Liebe beruhen. Es ist eine Art Unterjochung höherer geistiger Kräfte, z. B. der Phantasie, durch niederere. Die Sinnlichkeit triumphirt über die Seele, das Fleisch über den Geist. Bei reiner natürlicher Liebe steht einer dem andern gleich; hier aber steht der eine über oder unter dem andern. Mehr als das, hier kann man sich selbst so wenig achten wie den andern. Wer Masochist ist, kann unmöglich die Seele des Weibes lieben. Er liebt nur gewisse und zwar offenbar niedere Eigenschaften oder Aeußerlichkeiten. Der Sadismus ist schon leichter zu begreifen, weil hier der Mann sich als über dem Weibe stehend ansieht und diese Art von Egoismus oder Stolz natürlicher ist als die Sclavenrolle des Masochisten. Letzterer achtet weder sich noch die höheren seelischen Eigenschaften des Weibes. Er kann deswegen doch in allen anderen Beziehungen eine achtenswerthe Persönlichkeit, sogar sehr ideal gesinnt sein, wie man es ja auch Sacher-Masoch nachsagt. Aber auf diesem Gebiete hat er eine Monomanie, eine „fixe Idee".

Wie ist diese zu erklären? Hier sind zwei Möglichkeiten. Entweder der Mann hat die Monomanie erworben oder sie ist ihm angeboren. Man sollte bei solchen Männern jedesmal genaue Nachforschungen anstellen, wie es sich damit verhält. Bei Sacher-Masoch scheint die Sache nicht spruchreif zu sein. Vielleicht, daß seine noch lebenden beiden Frauen darüber Auskunft geben können.

In dem Falle, daß der Hang erworben ist, müßte man wohl meist auch eine angeborene Neigung voraussetzen. Denn wie sollte es kommen, daß im selben Falle der Eine so und der Andere anders wird? In Situation, Gelegenheit, Verführung und was immer angeführt werden kann, liegt es nicht, so wenig wie der Geschlechtstrieb auf solche Weise erklärt werden kann. Vielmehr kommt die böse Begierde stets von innen, sie wird nur durch die Gelegenheit hervorgelockt. Also der Trieb ist allemal angeboren, er bricht nur je nach Gelegenheit und Reiz früher oder später, heftiger oder gelinder hervor. Ich will damit nicht sagen, daß die Combina-

Digitized by Google

tionen, die zuletzt in Erscheinung treten, schon angeboren sind. Ein Mensch hat aber schon z. B. einen gewissen Charakter, der zur Grausamkeit neigt oder zur Demuth u. s. w.; in Folge dessen verbindet sich vielleicht später diese Charakterschwäche mit anderen Eigenschaften bei passender Gelegenheit, und so entsteht die auffallende Erscheinung. Auch körperlicher Einfluß ändert an dieser Thatsache nichts. Der junge Rousseau wurde bekanntlich sinnlich, als er gezüchtigt wurde, wie er in seinen Confessions erzählt. Aber daß sein Körper so eingerichtet war, das war nicht bloß etwas Physisches, sondern Metaphysisches. Denn offenbar ist dies nicht bei Allen in gleichem Maße der Fall.

Man kann diese Triebe nur metaphysisch erklären. Der Körper ist die Erscheinung eines Theils der Seele: wie die Seele ist, so ist das Nervensystem. Erklärt man dies nun durch Vererbung, so kommt man zu dem unhaltbaren Satze, daß etwas Geistiges durch einen physischen Vorgang hervorgerufen werden könne. Das Räthsel löst sich aber sehr einfach, wenn man annimmt, daß der Mensch schon früher gelebt hat und aus einer früheren Existenz seinen Charakter, seine Anlagen, Neigungen und Begierden mitbringt. Dieser Ansicht waren die alten und neuen Philosophen von den indischen Brahmanen bis zu Kant und Schopenhauer. Sie ist bloß durch das Christenthum zurückgedrängt worden, wird aber jetzt auf's Neue der Welt wieder zu Gemüthe geführt durch die Schriften der Theosophenschule.

Nimmt man diesen Glauben an, den auch die alten Germanen theilten, so erklärt sich, warum der eine Mensch „natürlich", der andere „unnatürlich" ist. Beide haben ihr Gefühl angeboren und die Familie, in die man hineingeboren wird, liefert bloß das körperliche Substrat. Der Körper ist das Instrument, auf dem man spielt, aber der Spieler ist nicht dasselbe, sondern steht über dem Instrument.

Nun wird man sofort sagen, daß das ja nicht erklärt, warum Jemand diese Neigung hat. Einmal muß er sie doch erworben haben. Allein es ist schon viel gewonnen, wenn man diesen Unterschied feststellt. Wie Jemand früher dazu kam, solche Triebe zu cultiviren, ist eine Sache, die den Culturhistoriker angeht. Ich will hier nur kurz auf Einiges hinweisen.

Nehmen wir an, es würde jetzt Jemand geboren, der ein Römer der Kaiserzeit war, so fällt uns sofort ein, daß man damals sehr ausschweifend lebte und sich allen möglichen unnatürlichen Lastern hingab, daß man schließlich nur noch durch außerordentliche Maßregeln gereizt werden konnte, daß die abgestumpften Nerven im eigentlichsten Sinne zuletzt aufgepeitscht werden mußten. Ein solcher decadenter Römer würde also jetzt mit ungeheurem Raffinement versehen das Licht der Welt erblicken. Sein Geist ist raffinirt, er hat vielleicht schon directe Tendenzen zu bestimmten Handlungen, er hat dazu noch ein sehr feines Nervensystem bekommen, da kommt unglücklicher Weise eine Gelegenheit, die seine schlummernden Triebe weckt, und er entwickelt sich naturgemäß nach der negativen Seite hin.

Man könnte einwenden, daß es eine Ungerechtigkeit sei, daß das Schicksal ihn so willenlos in's Unglück stößt. Aber im Gegentheil, das Schicksal (Gott) will ihm die Gelegenheit geben, um ihn kämpfen zu lassen. Er soll in diesem Leben sich die sittliche Kraft aneignen, die er in einem früheren nicht hat erwerben können. Ohne diese negative Ausbildung würde er nicht die Fortschritte machen können, die er macht, wenn er als Sieger hervorgeht. Sein „Karma" macht ihn „unnatürlich", und sein freier Wille soll ihn „natürlich" machen.

Es fragt sich nun, was man thun kann, um die abnormen Regungen zu normalen zu machen. Schopenhauer sagt bekanntlich, man könne mit dem Verstand nicht direct auf den Willen wirken, und darin hat er insofern recht, als der Wille zunächst aus dem angeborenen Charakter, also dem Unbewußten, kommt. Aber man kann das Ideal allmälig ändern, das dem uns unbewußten Willen vorschwebt. Der Wille bringt schon eine bestimmte Richtung mit sich, die ihm durch frühere Gedanken und Erlebnisse gegeben worden ist. Der Mörder z. B. hat offenbar schon in einem früheren Leben ähnliche Tendenzen, wenn auch vielleicht nur in Gedanken, gehabt. Sie haben sich nun nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung verdichtet zu einer verhängnißvollen Neigung. Aehnlich ist es mit dem Masochisten. Nehmen wir an, er war in einer Situation, die ihn leicht masochistisch machen konnte, und er zog Lustgefühle aus ihr, so bringt er nun diese Willensrichtung als ihm unbewußtes Ideal mit auf die Welt. Oder ein grausamer Monarch ließ Andere leiden, foltern, hinrichten, um seinen Blutdurst zu stillen oder er sah mit Vergnügen Gladiatorenschauspiele, Geißelungen, Thierhetzen u. s. w. Diese Grausamkeit verbindet sich leicht bei manchen Menschen mit dem Gefühle der Wollust, ähnlich wie es bei manchen Thieren sein soll. Wird er nun wiedergeboren, so neigt er von Anfang an zum Sadismus.

Mir erzählte einmal ein katholischer Geistlicher, er habe in einem Hôtel in Frankfurt gesehen, wie ein Koch Tauben die Köpfe abschnitt und sein Glied in das fließende Blut steckte. Als er ihn erstaunt darüber befragte, erklärte ihm dieser, er habe bei der Tödtung von Tauben früher bemerkt, daß er sinnlich werde und das habe ihm die Veranlassung zu seinem Thun gegeben. Bei vielen Männern scheint es in der That vorzukommen, daß Anblick von Blut und Grausamkeit sie sinnlich macht. Dies ist augenscheinlich schon angeboren. Mir sagte ein anderer Geistlicher, er kenne einen Mann, der keinen gekreuzigten Christus ansehen könnte, ohne wollüstig zu werden. Solche Dinge kommen gewiß öfter vor, als man denkt. Bloß die Betreffenden sprechen nicht darüber, glauben auch wohl, bei allen Anderen sei dasselbe der Fall. Sie merken gewiß erst oft ganz zufällig, daß sie anders empfinden als Andere. Wenn man annimmt, daß jeder Mensch unzählige Incarnationen durchgemacht hat, so ist es begreiflich, wenn er Vielerlei abbüßen muß, was uns heute als Atavismus vorkommt. In der That ist es Atavismus: jedoch in einem höheren Sinne.

Dazu kommt aber noch die Stärkung des angeborenen Gefühls durch Vorkommnisse des Lebens, Erziehung, Lectüre, Bilder u. s. w. Jeder lebt ja ein anderes Leben als ein Anderer, und auf Jeden wirkt die ihn umgebende Welt ein. Man kann unmöglich Jeden so behüten, daß er keinem schlechten Einflusse ausgesetzt ist. Auch pflegen solche Menschen gewiß sehr zurückhaltend zu sein, um ihre Gefühle nicht merken zu lassen.

Der Fetischismus wird, ebenso wie der Masochismus, noch besonders begünstigt durch die aus dem verdorbenen Frankreich stammende Galanterie. Unter Galanterie versteht man den Versuch der Verführung eines Weibes durch den Anschein einer tiefen Liebe. Diese Kunst wurde besonders im Süden großgezogen, weil hier größere moralische Verkommenheit herrschte. Dem Germanen ist so etwas von Hause aus fremd, und erst seit etwa drei Jahrhunderten in Deutschland eingedrungen. Wer rein fühlt, der wird weniger sinnlich fühlen als ein wollüstiger Mensch, weil er mehr die Seele liebt als den Körper. Bloß beim sinnlichen Menschen erscheint die Liebe stärker, weil sie sich mehr zeigt. Je geistiger die Liebe, desto weniger Sinnlichkeit, je mehr Sinnlichkeit, desto weniger wahre Liebe; nur daß man gewöhnlich Sinnlichkeit, d. h. physische Liebe, mit der höheren Liebe oder Minne verwechselt. Zumal der Franzose versteht unter Amour ein thierisches Gefühl, um das sich beinahe die ganze moderne Literatur dreht.

Der Masochist nun ist eigentlich consequenter: er bleibt nicht aus Egoismus auf halbem Wege stehen; er macht mit den Worten Ernst, während der moderne homme galant nur mit billigen Wörtern zahlt, wenn man ihn aber beim Worte nehmen will, in seiner ganzen Hohlheit und Falschheit entlarvt wird. Aber die Galanterie ist jedenfalls der erste

Digitized by Google

Schritt zu Masochismus. Die Weiberherrschaft, wie sie in Frankreich seit Jahrhunderten blüht, ist der Ruin des Mannes. Denn der Mann kommt durch seine Schwäche auf die Weise in immer größere Abhängigkeit und verliert seinen männlichen Charakter. Ist einmal die Phantasie verdorben, so ist ein Erheben vom Fall schwer.

Es ergeben sich aus dem Gesagten zwei Punkte. Einmal muß man erkennen, daß die sogenannte Galanterie an und für sich schon eine schiefe Ebene ist, die man nur mit Vorsicht benutzen darf. Wenn wir nicht seit Jahrhunderten schon in schmachvoller geistiger Abhängigkeit von Frankreich wären, so hätte man dies längst erkannt. Denn in Deutschland herrschte früher Ernst und Ehrbarkeit, und es wäre als eine nationale Schmach empfunden worden, wenn eine deutsche Fürstin mit einem jungen Abenteurer durchgegangen wäre. Aber heute ist das öffentliche Empfinden durch Nachgiebigkeit gegen jede Laune eines Weibes schon so systematisch abgestumpft, daß man Alles von dem Weibe ruhig hinnimmt wie ein nothwendiges Uebel. Natürlich: erst war es die Frau, jetzt ist's die „Dame", morgen „die Herrin". Da haben wir den Masochismus in schönster Blüthe. Dieses Gefühl, daß der Mann sich immer mehr als den Untergebenen betrachtet, kann man manchmal schon bei Leuten aus niederem Stande bemerken, vielleicht, weil sie das bei höheren Ständen gesehen haben und es als mustergiltig nachahmen wollen.

Eine fortgeschrittene Amerikanerin sagte mir einmal, als ich sie fragte, ob es denn ihrem Manne recht wäre, daß sie fern von ihm in Europa lebe: „O, darauf kommt es gar nicht an. Bei uns ist der Mann im Grunde weiter nichts als der Diener, der uns das nöthige Geld schafft." Eine junge Dame, Amerikanerin aus einer der besten Familien, benahm sich — in Gegenwart ihrer Eltern! — während der Table d'hôte in Nizza fortgesetzt so unpassend, daß ich mich schließlich an einen anderen Tisch setzte. Und diese so wohlerzogene Dame war mit herrlichen Andenken von deutschen Fürstensöhnen geschmückt. Ihre kleine Schwester plauderte einmal aus, daß ein deutscher Graf sich ihretwegen erschossen habe. Sie aber sagte naiv: „Ich weiß gar nicht, was er will; ich habe ihm doch gar nichts gethan." Ihr Flirt war dazu da, um ihn verliebt zu machen, und da er es als ehrlicher Mann ernst nahm, tödtete er sich. Sie aber, statt Trauerkleider anzulegen, führte ihre frivole Existenz weiter fort. Da haben wir das moderne Weib, dem der Mann nur ein Spielzeug zum Zeitvertreib ist. Sie hat eben immer nur gekrümmte Rücken gesehen, und das hat ihr natürlich keine hohe Meinung vom „starken" Geschlecht beibringen können.

Der andere Punkt ist der, wie man im einzelnen Falle der abnormen Begabung Herr werden soll. Wenn man schwer direct auf den Willen wirken kann, so kann man doch, wie gesagt, der Willensrichtung die Nahrung entziehen dadurch, daß man eine andere zu substituiren sucht. Dies geschieht durch die Gedankenconcentrationsmethode. Sie besteht darin, daß man jeden Tag eine bestimmte Zeit über ein Thema nachdenkt, damit neue Gedanken und ein neues Ideal geschafft wird. Man kann diese Concentrirung fixiren dadurch, daß man die Augen auf ein passendes Bild richtet, welches einen gewissen Eindruck machen soll. Es giebt jedenfalls verschiedene Methoden, die ich hier nicht weiter ausführen kann.

Durch das unausgesetzte Denken macht man schließlich Eindruck auf den Willen. Das neue Ideal verdrängt das alte, und durch Gewohnheit handelt man dann zuletzt wie man sollte. Durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu werden, wie Kant angiebt, setzt schon einen starken Willen voraus. Auch der „kategorische Imperativ" kann hier wenig helfen. Man muß bedenken, daß man es mit Geschwächten zu thun hat. Der Wille ist nichts Anderes als die durch starke Gedankenconcentrirung bewirkte Richtung der Seele nach einer bestimmten Richtung hin. Daher kommt es, daß ein Mensch nach einer Richtung hin sehr widerstandsfähig sein kann, nach der anderen aber ohnmächtig. Die Anormalen haben offenbar ihre höheren geistigen Seelenkräfte nicht richtig entwickelt. Ihnen fehlt die richtige Liebe. Die Liebe aber wird erzeugt theils durch richtiges Denken und Wollen, also z. B. durch die angeführten Betrachtungen, theils aber auch durch die Liebe Anderer. Damit wird aber allen Menschen als Aufgabe gegeben, möglichst durch Liebe auf ihre Umgebung zu wirken. Besonders die Frauen haben diesen Beruf und sollten mehr Anstrengungen auf diesem Gebiete machen, als sie heute zu thun pflegen. Sinnlichkeit ohne Liebe führt zur Anormalität: die Liebe aber befreit und erlöst die Menschen.

Der Verfall des Theaterstandes.

Von Josef Jellinek.

Um der oft erörterten Frage über die Corruption im Schauspielerstande und seinem Niedergange näher zu treten, d. h. nicht nur seine subjective Meinung und Empfindung auszusprechen, sondern um zu einem möglichst objectiven Ergebniß zu gelangen, ist die Betrachtung unter dem Gesichtspunkte der einschlägigen Wissenschaft, also der Nationalökonomie, nothwendig.

Ein Theater ist, in seinen Lebensnerven im socialen Leben, ein Geschäft wie jedes andere. Natürlich will ich durchaus nicht seine ideellen Momente verkennen, die mir mehr als irgend Einem am Herzen liegen. Nur gehören sie nicht in diese Betrachtung. Die Existenz eines Theaters hängt von seinen Einkünften und seinen Kosten ab. Mit diesem Satze sind wir mitten in der nationalökonomischen Betrachtung. Denn Alles dreht sich in der wirthschaftlichen Welt um Angebot und Nachfrage. Wird eine Waare auf dem Markte massenhaft feilgeboten, und ist die Nachfrage geringer als dies Angebot, so sinkt der Preis oft unter die Herstellungskosten. Umgekehrt ist es dasselbe Spiel. Was will nun dieses Factum, dem wir auf allen Gebieten des Lebens begegnen, für das Theater besagen?

Sehen wir zu: Wieviel Theaterinteressenten giebt es — nur die zahlenden kommen realistisch in Betracht —, und wieviel Theatergelegenheit ist vorhanden? Welche Unkosten hat der Theaterhalter, und welche Einnahmen?

Von der Beantwortung dieser Frage allein hängt das Fortbestehen des Theaters ab. Auch graduell: denn große Einnahmen erzeugen bessere Gagen, schlechte Einnahmen drücken die Gagen und führen zum Zusammenbruch.

Jeder Eingeweihte weiß, daß auf dem Gebiete des Theaterwesens das Angebot erschreckend stärker ist als jede Nachfrage. Schlecht besuchte Vorstellungen bedingen ein mühseliges Durchschlagen der meisten Theaterdirectoren; ausverkaufte Häuser sind selten. Daher das Theaterelend.

Genau so stellt sich das Verhältniß der Directoren zu den Schauspielern dar. Das Schauspieler-Angebot überschreitet weit die Nachfrage. Schaarenweis drängen sich die Novizen zum Theater, und die Herren Directoren haben die Auswahl. Selbstverständlich werden sie die Billigsten engagiren. Der Billigste, das ist der, welcher für die niedrigste Gage das Beste leistet.

* * *

Betrachten wir die Folgen des Gesagten: Durch die Concurrenz in der dramatischen Production wird hier, wie überall im wirthschaftlichen Leben, Jeder gezwungen sein, das Beste zu bieten. Das ist nun zwar günstig im Interesse der Kunst, wirthschaftlich aber für die Theatermitglieder betrübend, denn der im Concurrenzkampf Unterliegende geht zu Grunde oder muß sich anderen Broderwerb suchen.

Digitized by Google

Die andere Folge ist in jeder Weise zu beklagen. Es ist nämlich eine allgemeine Thatsache im wirthschaftlichen Leben, daß, wo immer eine Institution oder ein Geschäftszweig nicht durch sich allein bestehen kann, er sich mit verwandten Branchen vereinigt, um existiren zu können. Vom Kartoffelverkauf allein kann der kleine Kaufmann nicht leben; er führt auch andere Waaren und sucht so sein Auskommen. Das ist erlaubt. Handelt es sich aber um Geschäfte, die, wie man sagt, „so mitgenommen" werden, dann sind sie nicht ganz einwandsfrei. Beispielsweise, wenn ein Kellerinhaber nebenbei Hehlerei betreibt. Verfährt er geschickt, so daß er nicht entdeckt wird, dann steht er sich entschieden besser als seine ehrlichen Concurrenten. Er kann durch diese neue Hülfsquelle schlechte Zeiten überdauern, kann anstandslos theure Localmiethe bezahlen und seinen Verpflichtungen nachkommen. Dadurch ist er seiner Concurrenz überlegen und macht nach ihrem Bankrott die besten und leichtesten Geschäfte.

Und — eine traurige Thatsache — die meisten dieser unsauberen Geldverdiener bleiben dem Auge des Gesetzes unsichtbar. So verwerflich sie in moralischer Hinsicht sind, vor dem Strafrichter gehen sie frei aus. Feinere Kupplerei zum Exempel, intellectuelle Verbrechen u. s. w. sind eben den Thätern selten nachzuweisen.

Beim Theaterwesen ist die Beimengung von Momenten, die gewinnbringend sind, äußerst subtiler Natur.

Es ist vorerst das mit aller Kunst so eng verwandte sexuelle Element, das hier seine Rolle spielt. Das Publicum besucht die Theater nicht nur allein um des Kunstgenusses willen, sondern auch um schöne Damen zu sehen. Dieses Motiv finden wir nun in allen Formen, den harmlosesten wie den schlimmsten, bei theatralischen Darbietungen sich äußern. Bei vornehmen Theatern und vornehmen Frauencharakteren wird es als ein rein platonisches, mehr ästhetisches Bewundern des Weibes aus der Ferne auftreten; bei kleineren Schmierenbühnen äußert es sich sehr oft in einer, der directen Prostitution ähnlichen Form. Vorhanden ist es immer, und immer ist es ein Grund für das Publicum, in's Theater zu gehen. Das möchte ich ausdrücklich feststellen.

Bei der wirthschaftlichen Nothlage der einzelnen Theatermitglieder wiederholt sich der Fall im Besonderen. Die ungeheueren Toilettenansprüche, welche das verwöhnte Publicum und infolgedessen die Bühnenleiter an die Schauspielerinnen stellen, für das Theaterwesen in der Provinz die kostspieligen Reisen von einem Engagement in's andere, machen es in vielen Fällen fast unmöglich, daß eine Schauspielerin mit ihrer Gage glatt auskommt. Hat sie einen freigebigen Verehrer oder deren mehrere, so wird sie — o beklagenswerthe Tugend — die Concurrentinnen, denen solche Quellen nicht rieseln, glatt aus dem Felde schlagen. Denn es ist selbstverständlich, daß ein Theaterdirector bei der Wahl zwischen zwei gleich talentirten und gleich hübschen Damen diejenige vorzieht, welche billiger ist und bessere Garderoben hat. Das sind die Schauspielerinnen. Sehen wir nun, wie es mit den Herren am Theater steht. Erfreulicherweise nicht ganz so schlimm. Zwar sind sie auch auf anderweitigen Erwerb angewiesen, aber doch nicht in solchem Maße wie die Damen, welche immer die Costümfrage zu lösen haben. Freilich wählen zahlreiche Schauspieler im Sommer, wo das Theaterbedürfniß geringer ist, andere Berufe. So traf ich einst in Zürich einen sehr guten Charakterspieler als — Schwimmlehrer. Viele werden Cigarrenreisende, Kellner u. s. w. Was die männlichen Bühnenangehörigen sündigen, ihren Stand herunterzubringen — was allenfalls der Prostitution der Theaterdamen als Pendant gegenüberzustellen wäre —, das ist ein gewisses Herumschnorren beim Publicum. Kommen die kleinen Schauspieler zu Beginn der Saison in eine Stadt, so beginnen sie, sich in Restaurants, an den Stammtischen, namentlich in Vereinen bei den Bürgern beliebt zu machen; sie suchen sich auf jede Weise Freunde zu erwerben, und die Sache endet bei Schluß der Saison gewöhnlich mit einer Anpumperei oder mit Mißbrauch des ihnen freundschaftlich gewährten Credits. Die geprellten Spießbürger rächen sich dann natürlich durch zorniges Schimpfen und „Schlechtmachen" der „Komödianten". — Das trägt gewiß nicht zur Hebung des Ansehens vom Theaterstande bei, aber es ist lange nicht so schlimm wie die oft nothwendige Handlungsweise der Damen des Theaters.

Das ist der Schwerpunkt. Sehen wir, welche Folge sich für das Theaterwesen hieran knüpft.

Die Schauspielerin, die ursprünglich aus Noth, nur um auszukommen, die Geldhülfe eines galanten Herrn in Anspruch nimmt, wird officiell vor der Welt nach wie vor als dramatische Künstlerin gelten und nicht ohne Weiteres der Verachtung verfallen. Das sieht die Dirne, und obgleich ihr einziges Bestreben der Männerfang und die Kunst ihr so gleichgiltig wie nur möglich ist, so wird sie doch eine Stellung beim Theater suchen. Damit das Kind einen Namen hat. Auf schauspielerisches Können kommt es ja in den untergeordneten Fächern, wo meistens nur die Figur ausschlaggebend ist, nicht an. Und das macht nicht allein den ehrenhaften, kunstbestrebten Mädchen, die um der Kunst willen zum Theater laufen, gefährliche Concurrenz, nein, es drängt auch den Geschmack des Publicums immer mehr auf schöne und schöngeputzte Frauengestalten hin, lenkt es davon ab, die schauspielerische Leistung zu schätzen. So schadet das Theatercourtisanenwesen direct der Kunst.

Der Director eines Berliner Theaters soll den Damen der ersten Fächer Gagen von achtzig Mark zahlen, während die Garderoben für je einen Act durchschnittlich sechshundert Mark kosten. Allerdings müssen er und seine Regisseure sich ganz unglaubliche Mühe geben, diese Damen durch langes Ueben und Probiren für die Rollen abzurichten. Aber diese Mühe macht sich bezahlt.

Die niederdrückende Wirkung macht sich aber nicht nur bei den Individuen des Theaters, sondern auch auf die Institute selbst geltend.

Der Director eines Ausstattungspossentheaters der Residenz ging Nachts in die Ballsäle und holte sich dort Damen für Chorzwecke, denen er dreißig Mark Monatsgage bezahlt und die dadurch von der sittenpolizeilichen Controlle befreit werden.

Wie kann das Theater und der Schauspielerstand unter diesen Umständen gedeihen? Ganz abgesehen von der Forderung, daß die Bühne eine moralische Anstalt sein soll!

Eine neue nordische Architektur-Renaissance.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Einen großen Genuß für den Forscher und Liebhaber gewährt das Studium der modernen schwedischen Architektur. Und von vornherein darf gesagt werden, daß Schweden in architektonischer Beziehung einzig dasteht unter den europäischen Culturländern. Nicht nur, daß es eine glänzende Reihe architektonisch hochbedeutsamer, moderner Monumentalbauten in Stockholm giebt, sondern auf Schritt und Tritt, an jeder Straßenecke, bei jedem neu errichteten Geschäftshaus fühlt man, daß der, der es baute, architektonisch empfinden konnte, während Einem in so vielen mitteleuropäischen Städten auf Schritt und Tritt architektonische Brutalitäten entgegenstoßen. Und nicht nur in Stockholm kann man in der Fülle von Monumentalbauten sein Auge weiden, sondern in den meisten schwedischen Städten sieht man Neubauten aufgeführt, die von einer allgemeinen jungschwedischen Renaissance der Architektur ein glänzendes Zeugniß ablegen. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, besitzt die kleine Stadt Arboga (5300 Einwohner) ein Rathhaus, im Jahre 1896

Digitized by Google

gebaut, daß ein Kunstwerk allerersten Ranges ist und in seiner Stylreinheit an die glänzendsten Zeiten der italienischen Renaissance erinnert.

Daß gerade in Schweden die moderne Architektur, welcher bekanntlich der Schritt in die moderne Zeit am schwersten fällt, zuerst in Erscheinung zu treten scheint, ist auf der anderen Seite nicht so überraschend, als man bei flüchtigem Umschauen denken sollte.

Denn einmal ist Schweden nach seiner Natur, seinem Boden, der Erde, auf der es steht, ein für Architektur prädestinirtes Land. Den Zusammenhang der Architektur mit der Natur hat man ja leider oft übersehen. Daß die Malerei ein Abbild der Natur geben solle, das glaubte man und wußte man. Wie eben dies aber bei der Architektur möglich sein solle, schien man nicht begreifen zu können. Und doch ist ebenso, wie die Farbe in der Natur für die Malerei, die Stein- und Gebirgsformation das Vorbild für die Architektur.

Schweden aber ist auf Granit gebaut, nicht auf Meeressand. Es ist, wenn es sich auch nicht hoch über dem Meere erhebt, ein Land, welches den Charakter eines Hochgebirges trägt. Man kann es am besten als ein am Meeresgrunde ankerndes Hochgebirge charakterisiren.

Auf der anderen Seite hat Schweden von jeher einen besonders lebhaften Sinn für Formenschönheit documentirt und — was wir kurz streifen müssen — seit Jahrhunderten sehr Anerkennenswerthes in der Architektur geleistet.*) Die schwedische Renaissance, welche der Zeit nach beträchtlich später fiel, als die italienische und deutsche, kann sich zwar nicht neben diese oder jene stellen, aber darf diesen zunächst eine Stelle finden. Leider sind nicht so viel Bauten aus jener Zeit erhalten, als man wünschen könnte. Das alte Stockholmer Schloß brannte ab, und viele der im Lande liegenden Schlösser wurden umgebaut. Aber die Abbildungen wenigstens sind erhalten.**) Und in Stockholm selbst steht heute noch eine ganze Reihe von Häusern aus der Renaissancezeit, wie das sogenannte Petersenska Huset am Monkbrotorget.***) Und aus dieser altschwedischen Renaissance ist Manches in die neuschwedische Renaissance übergegangen, so die reiche Ausgestaltung des Dachgeschosses mit Giebeln, Thürmen, Burgwehren und Balustraden; z. B. sind die so oft sich findenden flankirenden Halbthürme, an die Mauerecken gesetzt, aus der schwedischen Renaissance entlehnt (vergleiche Schloß Skarhuet aus dem Jahre 1862).

Zwischen der alten schwedischen Renaissance und der jungschwedischen Renaissance, welche Letztere etwa seit fünfzehn Jahren datirt, liegt eine Periode, welche auch hier den Einfluß des Auslandes zeigt. So war es zu Ende des 17. Jahrhunderts neben dem Einfluß Frankreichs auch auf diesem Gebiete (vergleiche das im Versailler Styl gehaltene Riddarhuset) der Einfluß des italienischen Barocks, der sich geltend machte. Letzteren repräsentiren in Schweden N. Tessin der Aeltere (vergleiche das Schloß Drottningholm) und N. Tessin der Jüngere — vergleiche das Stockholmer Schloß, den Palazzo Pitti Stockholms, das wesentlich durch seine gewaltige Ausdehnung wirkt. Darnach trat ein Ruhepunkt in der Entwickelung der Architektur ein, und erst gegen Mitte des 19. Jahrhunderts erwachte auch die Architektur in Schweden zu neuem Leben. Aber noch waren es nur die alten Formen, die neu belebt wurden. Zu erwähnen ist da F. W. Scholander, 1816—1881, von dem die Polytechnische Schule herrührt, ein übrigens künstlerisch ziemlich werthloser Bau. Sein Nachfolger war H. Zetterval (geb. 1831), der die Style des Mittelalters und der Renaissance in gleicher Weise anwendete und von dem die Universität in Lund herrührt.

Die neueste Periode der schwedischen Architektur beginnt mit J. G. Clason (geb. 1856). Er ist der Schöpfer eines der schönsten Gebäude Stockholms, des sogenannten Hallwyll'schen Palastes, der in seiner einfachen Vornehmheit überaus erfreulich wirkt. Reich ausgestattet ist außer dem Wappen mit dessen Umgebung über dem Portal nur die über dem obersten Geschoß sich erhebende Steinbalustrade, die ein Kunstwerk für sich ist. Das Schönste und Stylvollste am ganzen Gebäude ist aber das zweite Stockwerk. Die Art, wie hier die Entlastungsbogen, gleichsam gestützt durch Knäufe, die unter dem Schlußstein aufsitzen, den Gardinenbogen der Fensterbekrönungen entgegenwirken und wie ein Gurtgesims das zweite Stockwerk nach oben abschließt, ist fein empfunden und wirkt edel wie bei einem italienischen Renaissancepalast bester Zeit.

Von Clason rühren auch die Pläne zu dem im Bau begriffenen Nordiska Museum auf Djurgarden her, das im Style der schwedischen Renaissance gebaut ist, wie ihn beispielsweise das Schloß Wibyholmen in Södermanland in seinem ursprünglichen Ausbaue vom Jahre 1626 zeigt.

Von H. T. Holmgren (geb. 1842) rührt das neue Gebäude der Universität in Upsala her, das indessen nicht zu den gelungensten zählt; so sollten beispielsweise die schwereren Fenster des oberen Geschosses mit denen des unteren vertauscht sein.

Von Architekten der gegenwärtigen Bauperiode seien ferner namhaft gemacht A. Anderberg (geb. 1860), der das neue Opernhaus gebaut hat, ein Bau, der freudig wirkt und üppig gestaltet ist, ohne indessen weder Stylreinheit noch neue Stylformen zu zeigen, ferner L. Petersen (geb. 1853), von dem das Künstlerhaus in Stockholm herrührt, E. Josephson (geb. 1864), dessen Casernenbauten Erfreuliches bieten, und A. Johannson (geb. 1860), der die Königliche Bank gebaut hat. Letzterer hat auch den Auftrag für das im Bau begriffene neue Reichstagsgebäude erhalten, das indessen, soweit man nach Zeichnungen, die es nach seiner Fertigstellung zeigen, urtheilen kann, nur ein Festgebäude herkömmlicher Art in conventionellen barocken Formen sein wird.

E. Lallerstedt (geb. 1864) hat die Akademie gebaut, die indessen nicht zu den hervorragendsten Gebäuden gehört. Ueberhaupt sind es die Privathäuser und Geschäftshäuser, nicht die öffentlichen Gebäude, welche die besten Beispiele der neuschwedischen Renaissance bieten.

Als der Begründer dieser Letzteren und erster Repräsentant der modernen naturalistischen Schule der schwedischen Architektur darf F. Boberg (geb. 1860) gelten, von dem der schwedische Pavillon auf der letzten Pariser Weltausstellung herrührte, und ebenso die Kunsthalle der 1897er Stockholmer Ausstellung. Bei Letzterer, welche naturgemäß absichtsvoll decorativ wirken sollte, war der herrliche Fries im oberen Abschluß das Bemerkenswertheste.

Boberg hat in Stockholm das neue Postgebäude (im Bau begriffen), die Gasanstalt und das Elektricitätsgebäude gebaut. Letzteres gehört zu den bemerkenswerthesten Gebäuden Stockholms. Im Besonderen ist der Portalbau ein Meisterwerk. Sowohl die Füllung des Giebelfeldes wie der Fries darunter, vor Allem aber die Profilirung der Thor-Einfassung (eine Reminiscenz an den Spindelfries der Renaissancezeit hat dabei wohl mitgespielt) mit der aus imitirten elektrischen Glühlampen gebildeten Rundbogenfüllung ist außerordentlich schön, fein empfunden und originell. Das Motiv der elektrischen Glühlampen — mit Beziehung auf den Zweck des Gebäudes — findet sich übrigens auch bei dem genannten Fries, der den unteren Abschluß des Giebelfeldes bildet. Und zwar sind hier die Glühlampenformen so verwendet, daß je drei mit einander verbunden sind. — Ferner beachte man die Schildplatte, welche da, wo der Rundbogenfries der Thor-

*) Daß die Architektur thatsächlich ein Jahrtausend alt ist in Schweden, kann man aus den heute noch hier und da stehenden hölzernen Glockenthürmen sehen.

**) Vergleiche Dalberg's Suecia.

***) Wer sich näher über die ältere schwedische Renaissance-Architektur informiren will, studire G. Uppmark's „Architektur der schwedischen Renaissance", Berlin und Dresden, 1897—1900.

Digitized by Google

einfassung gespalten ist, dem Auge Ruhe giebt und zugleich das Gegengewicht darstellt gegenüber den Hohlkehlen, in welche der Rundbogenfries an beiden Seiten ausläuft. Alle diese Einzelheiten sind in hohem Grade künstlerisch, sehr fein empfunden und lassen in der That die Erinnerung an die besten Zeiten der Renaissance wach werden. Ein wenig aus dem Rahmen fallen allein die Füllungen (Kartuschen von Fruchtschnüren umrahmt) in den quadratischen Feldern rechts und links. Auch die Ausschmückung der Dreieckflächen darunter befriedigt nicht.

Im Ganzen wie Einzelnen noch gelungener als diese Façade ist die der Birger Jarl Passage. Fast das ganze Erdgeschoß wird von einem großen, rundbogig abschließenden Portal eingenommen. Nach oben das Gegengewicht bildet dazu ein großer Giebel, der über dem ganzen Hause ruht. In dem Mittelgeschoß bilden in Paaren gesetzte Säulen eine Art moderner Triglyphen. Die dreieckartigen Mauerflächen in den Ecken zwischen dem Portal und dem Gesims des ersten Stockwerkes sind in passender Weise abwechselnd mit Rosetten und fein behauenen Steinquadern gefüllt. Die Fenster schließen im ersten Stockwerk geradlinig, im zweiten rundbogig ab, im dritten sind sie zu Paaren gesetzt und zeigen den Gardinenbogen im Abschluß, welch' Letzterer überhaupt in der modernen schwedischen Architektur sehr beliebt ist und in allen möglichen Spielarten zur Anwendung kommt. Originell ist die Konsole des kleinen dreieckartigen, mit der Spitze nach Innen laufenden Fensters im Giebelfelde.

Das Ganze ist ein Meisterwerk, über dem der Frühlingshauch einer neuen Renaissance wie ein Segen ruht.

Alle genannten Gebäude sind in Granit gebaut. Wir müssen darauf verzichten, Alles, was Stockholm an architektonisch interessanten Bauten besitzt, aufzuzählen, denn es ist überaus viel. So giebt es im Strandvägen (vergleiche das Bünsowska Huset, von Clason gebaut, in Einzelheiten noch mißlungen) und in der Birger Jarls Gatan eine ganze Reihe anziehender Monumentalbauten, weitaus die meisten erst in den letzten sechs bis acht Jahren gebaut. Das Erfreulichste ist, daß auch da, wo es sich nicht um Palastbauten handelt, architektonisches Empfinden zum Ausdruck kommt, daß mehr oder weniger Alles, was in Stockholm gebaut wird, den baukünstlerischen Stylgesetzen genügt, während sich derartige Brutalitäten, wie man sie in den vielen modernen Großstädten auf Schritt und Tritt sieht, in Stockholm überhaupt nicht finden. Selbst ganz einfache Privat- oder Geschäftshäuser erfreuen durch Stylreinheit, Einfachheit und Vornehmheit. Das gilt z. B. von Rörstrand's Ausstellungsgebäude oder von dem Haus Ecke Kungsgatan und Drottninggatan. Hin und wieder wird das Streben, originale Formen zu finden, freilich zur Originalitätssucht und wirkt caricaturenhaft. Aber verhältnißmäßig selten ist dies der Fall, z. B. bei dem großen Haus Mäster Samuelsgatan Nr. 3 oder bei dem Haus Svenska Lifförsäkringsbolaget in der Smalandsgatan. In gutem Sinne bemerkenswerth sind dagegen folgende Gebäude: Ecke Birger Jarls und Meister Samuelsgatan (mit aus hellem und dunklem Granit gebildeten Flächenmustern und reichem, byzantinisch anmuthenden Sculpturen), Birger Jarls Gatan Nr. 10 (originell und gut wirkend das aus drei Rundstäben bestehende Gurtgesims zwischen dem dritten und vierten Stockwerk), Birger Jarls Gatan Nr. 8 (bemerkenswerth das reiche, fast zu massig wirkende Säulenwerk des obersten Geschosses), Birger Jarls Gatan Nr. 2 (in der allgemeinen Anlage und vielfachen Vertikalgliederung, sowie in vielen interessanten Einzelheiten ein vortreffliches Gebäude, das indessen unter der Ueberzahl von Fenstern und der zu geringen Betonung der Horizontalen leidet), das Haus des Svenska Dagbladet, Ecke Kardnansmakaregatan und Klara Södra Kyrkogatan, aus dem Jahre 1895, das Gebäude Ecke Bibliotheks- und Jakobsberggatan aus dem Jahre 1896 (schönes Portal nach der Bibliotheksgatan zu), das Haus Radmansgatan Nr. 61 (mit bemerkenswerthen Granitsculpturen und schönen, schmiedeeisernen Arbeiten).

Bei einigen Gebäuden wird Granitstein in Verbindung mit Backstein angewendet, so bei dem in schwedischer Renaissance gehaltenen Haus Ecke Arsenal- und Trädgardsgatan, bei dem das Erdgeschoß Granit Rustica, die oberen Stockwerke Backstein, die Fensterumrahmungen Haustein zeigen; leider verdirbt hier der Dachausbau viel. Wir kommen damit endlich zu derjenigen Reihe von Bauten, welche in Backstein ausgeführt sind. Auch hier sieht man vieles Schöne und Bemerkenswerthe. Und auch hier wird das oberste Geschoß fast immer zu einem Thurm mit Burgwehr ausgebaut, wie bei dem Eckhaus Norrmalmstorget und Smalandsgatan oder dem Haus Malmsskillnadsgatan 15, vor Allem aber das schöne Gebäude der Högänäs Stenkol Bolag, 1890 von Ludwig Peterson (siehe oben) gebaut, an der Ecke der Theatergatan und des Blasieholmen (besonders gut das Erdgeschoß, die Profilirung der Entlastungsbogen classisch schön).

Daß auch weniger gelungene Bauten (besonders unter den öffentlichen Gebäuden) vorkommen, wie das Nationalmuseum, das Palmeska Huset (nicht stylrein und zu überladen), soll nicht geleugnet werden, im Allgemeinen aber darf man heute mit größerem Recht als je die Worte wiederholen, welche der florentinische Diplomat Graf Lorenzo Magalotti 1674 bei einem Besuch von Schweden aussprach: „Jeder, der nach Stockholm kommt, wird Gebäude finden, die nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und, ich erlaube es mir zu behaupten, in jedem anderen Lande in Europa, mit Ausnahme von Italien, kein Gegenstück haben." Ob Magalotti im Jahre 1674 ein Recht hatte, das zu sagen, wollen wir dahingestellt lassen. Für die Gegenwart aber trifft es zu, und selbst die bezüglich Italiens gemachte Ausnahme fällt heute, was moderne Architektur betrifft, fort. Schweden ist heute das erste und das einzige Land einer modernen Architektur-Renaissance.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der alte Condor.

Novelle von **Ewald Gerhard Seeliger.**

(Schluß.)

Also blieb als letztes Mittel Segel beisetzen. Mit Sonnenuntergang mußte ja der Wind umspringen. Bis dahin konnte er ja warten, vielleicht kam ihm doch noch Hülfe.

Er fühlte jedenfalls die Pflicht, das Eigenthum der Krone in Sicherheit zu bringen.

Aber konnte er da nicht sofort nach dem Hafen zurückkehren? Der Wind war dafür außerordentlich günstig. Er hatte schon den alten Condor, der in seinem Weitergleiten endlich erlahmt war, von der Seite gepackt und blies ihm scharf auf die Backbordseite, daß er langsam sich wandte.

Der alte John stieg hinab, um eine Leinwand zu holen. Es würde zwar ein gehöriges Stück Arbeit werden, wann aber hätte er sich vor Arbeit gefürchtet? Kam sie doch seinem alten Condor zu gute, und außerdem hatte er Zeit.

Er hatte damals, als er die Segel herbeiholte, die ganze Nacht gearbeitet, um sie aus der Schute, in der er sie am Abend verstaut hatte, an Bord zu winden.

Und war ihm das gelungen, würde er sie wohl auch an die Stangen bringen, wenigstens die kleinsten von ihnen.

Ganz unten hatte er sie versteckt, damit sie nicht so leicht ein unberufenes Auge entdecken konnte.

Er rollte eins aus einander und schleifte es an die Luke. Wohl zehn Mal mußte er den Weg machen, da seine Kräfte nicht ausreichten, die schwere Leinwand auf einmal zu bewegen.

Plötzlich stand er stille, ein Gedanke war ihm durch den Kopf geblitzt, ein Gedanke, groß und gewaltig, auch einen starken Mann auf einen Augenblick schwindelnd zu machen.

War er nicht Herr dieses Schiffes. Konnte er nicht damit beginnen, was ihm beliebte? Konnte er nicht in die Weite fahren? Auf

Digitized by Google

eigene Faust durch die Fluthen kreuzen, die Räuber aufspüren und ergreifen? Leute, die ihm bei dem Werke helfen würden, wollte er schon finden. Er wollte — es stieg ihm siedend heiß zum Kopfe, und mit übermenschlicher Kraft zerrte er an den Leinwandballen.

Nach dem Hafen zurückzukehren, daran dachte er nicht mehr.

Der Herr des Meeres wollte er werden.

Er eilte an Deck, um die Luke zu öffnen und die Taljen anzuholen.

Ehe noch sein Kopf die Höhe der Deckplanken erreicht hatte, hörte er ein eigenartiges Singen über sich. Es strich mit der Schnelle eines Gedankens quer über das Deck hinweg.

Er kannte das Singen. Wie eine gefangene Hornisse, die sich am Fenster die schwingenden Flügel stößt. Er verfolgte den nervenreizenden Ton mit den Augen und hörte weit in der Ferne Etwas in's Wasser schlagen und eine Sprühwelle hoch emporspringen. Da aber dröhnte es ihm von der anderen Seite in's Ohr, als peitschte ein Riese das Meer mit einer gewaltigen Eisenruthe.

Wie ein graues Gespenst, regungslos und stumm ruhte das Kriegsschiff, das vorhin noch fast unterm Horizont lag, auf der Steuerbordseite des alten Condors, und eine kleine, weiße Wolke senkte sich langsam von der Höhe des Kanonendecks nach der Meeresfläche.

Der alte John stand wie erstarrt.

Sie hatten auf den alten Condor geschossen!

Das Auge quoll ihm aus der Höhle.

Er wartete auf den zweiten Schuß. Doch sie nahmen sich da drüben offenbar Zeit. Vielleicht wollten sie warten, bis der Pulverdampf das Ziel wieder völlig frei gab.

John aber athmete nicht. Es war, als stände Alles in ihm still, das Herz, das Blut, die Gedanken.

Da erschien eine neue Rauchwolke drüben. Lautlos, ungefährlich scheinend, wie wenn ein Knabe durch ein Blaserohr ein wenig Mehl in die Luft pustet.

Das aber war Befreiung für den alten John. Ein drangvolles Zittern lief über seine Riesengestalt, ein Seufzer, wie ein Stöhnen, brach sich Bahn, und er sprang die Treppe hinunter.

In demselben Augenblick fuhr der erste Treffer von drüben in den morschen Holzbauch des alten Condors.

Aber das hatte John überhört. Er war längst in der Pulverkammer und arbeitete, als hätte er hundert Hände. Er belud den Munitionskarren mit Pulversäcken, Zündern und Kugeln und schleppte ihn heran. Dann staute er Alles mit energischen Griffen und Rucken hinter den Kanonen auf. Vier Mal kreischte der schwer beladene Karren herbei.

Dann lud er vorsichtig und gewissenhaft das Rohr, schob es durch die Luke und faßte sicher und fest das Ziel.

Gleich darauf polterte der scharfe, zerhackte Donner des Vorderladers über das Meer.

Mit Riesensätzen sprang John hinauf, um die Wirkung seines Schusses zu beobachten.

Denn ein Treffer war's, das wußte er genau.

Das Kriegsschiff schwieg.

Aber überall tauchten Köpfe auf, Augen bewaffneten sich mit Fernrohren, Alle auf den alten Condor gerichtet.

John aber ließ sich nicht sehen. Er lachte wild und lud wieder. Dann lehnte er sich über seine treue Kanone und lugte scharf nach dem Panzer hinüber.

Man ließ ein Boot herab und bemannte es. Von zwölf blinkenden Rudern getrieben, löste es sich bald vom Rumpfe des Kriegsschiffes und glitt gleichmäßig und eilig auf den alten Condor zu.

Der einäugige John senkte das Rohr um ein Weniges, visirte scharf und brannte los.

Dann sprang er zur nächsten Stückpforte und sah, wie die dicke Kugel gleich einem Spielball vor dem Boot auf das Wasser schlug, im Bogen in die Höhe prallte und über die Ueberraschten hinwegsprang. Dann wurde sie von einer Welle gefressen.

Das Boot hielt. Es wartete offenbar auf Signale vom Kriegsschiff her.

Der alte John lud von Neuem, zielte und schoß. Jetzt war der Schuß schon besser. Das Boot gerieth in starkes Schwanken.

An der Signalleine des Kriegsschiffes spielten die Flaggen; John sah, daß man das Boot zurückrief.

Er ließ es ruhig ziehen und freute sich seines Sieges.

Doch er war nicht müßig. Er lud alle Kanonen der Steuerbords und richtete sie.

Kaum war das Boot an Bord, so begannen die Kugeln des Panzers von Neuem zu singen. Doch diesmal waren die Pausen kürzer, ein Schuß jagte den anderen, und der alte Condor splitterte wie eine Holzkiste unter den wuchtigen Schlägen einer scharfen Axt.

Doch der alte John bezahlte ihnen die Schüsse mit gleicher Münze, und wenn er ihnen welche schuldig blieb, so kam es nur daher, daß er nur zwei Arme hatte.

Die Schlacht aber währte bis an den Abend.

Da sank der alte Condor und der alte John mit ihm. Er hatte auf seinem Posten ausgeharrt bis an den Tod und noch gefeuert, als er schon bis an die Knöchel im Wasser stand. Dicht über das Meer fegte sein letzter Schuß dahin — wie ein gewaltiger Besen.

Das Meer aber nahm ihn auf mit weitgeöffneten Armen, wie eine Mutter ihren von langer Fahrt zurückgekehrten Sohn.

Der Capitän des Panzerkreuzers aber sandte am nächsten Morgen an Seine Excellenz den Marineminister eine Depesche. Darin waren die Worte zu lesen:

„Geschütze haben sich durchaus bewährt, Condor wurde mit neunundfünfzig Schuß innerhalb vierzig Minuten zum Sinken gebracht. Er selbst gab ab achtzehn Schuß. Offenbar ein Verrückter an Bord, Rettungsversuch unmöglich, da er auch auf das Boot schoß. Er ist mit dem Condor gesunken. Unser Materialschaden ist nicht unbedeutend."

Aus der Hauptstadt.

Große Berliner Kunstausstellung 1903.

II.

Also jetzt noch Einiges zur Psychologie der Ausstellung. Mit anderen Worten: ein paar Bemerkungen über einige Bilder.

In der Bildnißmalerei stellt Berlin wieder das größte Aufgebot, und die Durchschnittshöhe der Leistungen ist recht anständig. Ganz begreiflich. Man läßt sich in Berlin viel malen, die Concurrenz ist groß — da nehmen sich die Herren Maler höllisch zusammen. An der Spitze schreitet Hugo Vogel gleich mit fünf Herrenbildnissen. Künstlerisch das werthvollste scheint mir wohl das des Geheimen Oberbaurath Adler zu sein, der in braunem Sammetjacket auf gelbem Sessel sehr ungezwungen dasitzt mit seinem frischen, von weißem Bart umrahmten Gesicht. Sehr fein sind auch Meister Passini im Pelz und der jüngst vielgenannte Geheimrath Herz. Aber sie haben doch — ich weiß nicht — so etwas Feierliches. Erst recht Excellenz Budde, als suchte sie uns in eindringlicher Rede davon zu überzeugen, wie herrlich weit wir es im Eisenbahnwesen gebracht. Dann ist auch Karl Ziegler's schönes Selbstbildniß wieder da. Wir sahen es im Winter schon im Künstlerhause; es ist noch immer angethan, manch Vorbeigelungenes des jungen Malers auf dem Gebiet des Damen- und Kinderporträts in der letzten Zeit vergessen zu machen. Gern steht man auch vor Alfred Schwarz' jungem blonden Mädchen in Roth. Das Bild ist in irgend einem der Nebensäle verhängt und gehört doch zu den besten. Das Gesicht mit dem etwas müden und melancholischen Ausdruck hat uns was zu erzählen. Ich hörte gern zu, gingen wir Beide zusammen jetzt an einem der Sommerabende an einem der Havelseen entlang. Aber Hans Fechner's Dame in Grau und Lila und Weiß hätte ich gern im Winter als Tischnachbarin bei einem Souper im Thiergartenviertel: wir sprächen von „Berlin W." Sie weiß gut Bescheid in ihm. Aus Discretion aber verschweige ich, wie ihr Urtheil darüber lauten würde ... Ein drittes weibliches Bildniß auf gleicher Höhe ist des Düsseldorfers Fritz Reusing köstlicher dunkeläugiger Backfisch „Mira", roth auf braun, der bereits im vorigen Jahre in der rheinischen Kunststadt viel bewundert wurde. Das Bild sticht mit seiner Farbenpracht und seiner lebendigen Natürlichkeit Vieles in den Düsseldorfer und anderen Sälen aus.

Das Bessere ist der Feind des Guten. Vieles Gute in den deutschen Sälen muß ich verschweigen, eben um des Besseren willen. Hierzu gehören aber auch die beiden Bilder von Fritz Burger-Basel und die von Karl Bantzer-Dresden. Namentlich Burger's Herr im Jagdanzuge mit dem Teckel in grauer Zimmerluft vor der Thür eines anderen Raumes, der helleres Licht zeigt, ist in Haltung und Ausdruck sehr lebendig, wie auch sein alter Maler am Meeresstrande, wo nur das „Freilicht" nicht so recht glaubhaft ist. Bantzer's hessische Bäuerinnentypen beweisen, daß man durchaus sehr gewissenhaft auch das Geringste auszeichnen kann, ohne daß man deßhalb in solche pedantische Uebermodellirung zu verfallen braucht, wie das seinem Landsmann Richard Müller im Bildniß eben nicht selten passirt. Und dazu hat Bantzer auch ein sehr feines Farbenempfinden, das Müller so ziemlich abgeht.

Noch Bedeutenderes aber finden wir bei den Amerikanern. An die Namen John Sargent, James J. Shannon, Gari Melchers knüpfen sich wieder große Erfolge. Von Sargent bekommen wir einmal keine seiner vielbewunderten Mondänen in raffinirt schönfarbigem Gesellschaftsanzuge zu sehen, sondern einen zarten blonden Jüngling im schwarzen Ueberrock, und an Stelle blendenden Chics giebt's eine fast deutsche Gemüthsinnigkeit. Wundervoll ist Shannon's Mr. Phil. May in rothem Reitfrack und weißer Lederhose, mit der kupferigen Nase und den klugen Augen. Man vermeint die ganze Lebensgeschichte dieses Gentleman an der Hand des lebensprühenden Bildnisses erzählen zu können. Köstlich hätte das Dickens gethan. Dann Gari Melchers, der eine Menge Bilder zeigt, mit seinem „Mann im kurzen Reitmantel", einer schönen Symphonie in Grau, Braun und Dunkelblau mit einem stumpfrothen Intermezzo. Beide Bildnisse gehören zur Zahl jener sehr seltenen, die eine culturgeschichtliche Bedeutung haben als Documente zur Kennzeichnung bestimmter Gesellschaftsclassen in bestimmten Zeitepochen.

* * *

Die Amerikaner — auch hier wieder muß ich Vieles übergehen — leiten uns zum Geschichts- und Sittenbilde über.

Digitized by Google

Das Geschichtsbild ist heute nicht mehr beliebt. Die Theatralik, mit der die Romantiker und auch noch die Realisten der älteren Periode es behandelten, hat uns die Historie gründlich verleidet. Aber wenn man geschichtliche und literarische Anregungen so künstlerisch zu verwerthen und zu gestalten weiß, wie Edwin A. Abbey in seinem seit der letzten Pariser Weltausstellung so vielgerühmten „Hamlet" — die Theaterscene — ja — dann allerdings. Das Gemälde, gleich eindringlich in dem figuralen Aufbau, tief in der psychologischen Charakteristik nicht bloß der Hauptpersonen etwa, und reizvoll in der düsteren Farbenstimmung, die mit ihren starken und mannigfachen violetten und rothen Tönen was Drohendes hat, gewinnt sich jetzt auch in Berlin neue Bewunderer. Mit ganz anderen Mitteln arbeiten Pierre de Chavannes, der große französische Monumentalmaler, der der Farbenfreude, Tonwärme, leidenschaftlichen Bewegung der Romantiker eine kühle, nüchterne, fast asketische Palette und eine feierlich ernste Liniensprache entgegensetzte, und sein belgischer Nachahmer mit dem italienischen Namen: Albert Ciamberlani, eine neue Erscheinung. Bei den Belgiern fehlen nicht die Naturalisten Franz von Leemputten, Karl Jacoby, Edgar Farasyn mit ihren kraftvollen Schilderungen des Heimathvolkes, einer Schilderung, die bei Laermans immer zu einer socialen Anklage wird, wenn er uns in seinen Bildern von Denen erzählt, die mühselig und beladen, erniedrigt und beleidigt durch's Leben ziehen. Zu diesen Künstlern gesellte sich dann noch Léon Frédéric, der farbenfreudige Phantast der Freund der Genien und Putten und Göttinnen, der Blumen und Früchte, was Alles er dieses Mal in einem als Ganzes unerträglichen, im Einzelnen oft sehr kunstvollen Gewirr unter dem Namen „Natur" in einem fünftheiligen Gemälde zusammengestellt hat, zu dem man keinen größeren Gegensatz sich denken kann, als Segantini's gleichnamiges Bild in der „Secession".

Unter den Deutschen ragt, auch das allermeiste Ausländische schlagend, Arthur Kampf mit seinen „Schwestern" hervor. Ein ungemein glücklicher Griff in's volle Menschenleben hinein, malerisch ebenso glücklich ausgenutzt. Ein sehr einfacher Vorgang: auf einer kleinen Café-Bühne in irgend einem Gäßchen auf dem Montmartre singen zwei kleine Mädchen irgend einen Gassenhauer mit eingepaukten Posen und Bewegungen, verständnißlos und mechanisch, und ihr Vater begleitet sie dazu auf der Guitarre. Die Mädchen sind in Lebensgröße gemalt. Das Bild ist also groß und trotz der nur drei Figuren keine „leere" Stelle in ihm. Ein dunkler Vorhang, durch dessen Spalt ein röthlicher Lichtschein schimmert, trennt den Ankleideraum von der Bühne, die aus schnell zusammengeschobenen Tischen besteht, über die man eine dunkle Decke gebreitet hat. Das jüngere, blonde Mädchen in einem malvenfarbigen Kleide, unter dem ihre mageren Füßchen in schleifengeschmückten Schuhen sichtbar werden, hebt ein wenig den knöchellangen Kleidrock mit steifen Armen [illegible] König, fünf Revolverschüsse und ebenso viele Dolchstiche die im Schlaf überraschte Königin getödtet. Mit berechtigtem Stolze telegraphirten die Triumphatoren jede bestialische Einzelheit ihrer That in das bewundernd aufhorchende Europa hinaus. Daß man die Leichen, vielleicht sogar die noch zuckenden Körper der Ueberfallenen aus dem Fenster in den Garten hinabschleuderte, wobei ihnen die Wirbelsäule brach; daß König und Königin wie Hunde in Stille und Finsterniß verscharrt wurden, das erzählte man uns mit weitschweifiger Behaglichkeit. Und gleich anmuthig sind die Gründe, welche den Anstoß zu der scheußlichen Unthat gaben. Es ist nicht sowohl Saschas kecker Verfassungsbruch gewesen, — Serbien und die Armee hatten so zahlreiche Verfassungsbrüche lammesgeduldig ertragen, daß der König wohl annehmen durfte, man würde ihm seinen Lieblingssport auch in Zukunft nicht mißgönnen — und es war auch keineswegs knirschende Erinnerung an die schrecklichen Martern, womit Alexander I. in den nassen Gefängnißgruben von Belgrad politische Gegner kirre zu machen versuchte. Nein, die sittliche Empörung der Königsmörder entstammte dem Hasse gegen die nicht ebenbürtige Draga und der Wuth über Lunjewitza's schnelles Avancement. Außerdem lud man den Revolver, weil es bei den schlechten Finanzen Serbiens jeweilig mit der pünktlichen Zahlung der Gage haperte. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, und auch serbische Officiere brauchen für Kaffee, Frauen und Cigaretten etliches Kleingeld. Immerhin berechtigt eine verspätete Gehaltszahlung noch nicht zum Königsmorde. Was Frau Draga anbelangt, so konnte sie in der That mit ihrer zärtlichen Liebe zur Verwandtschaft und ihrer Neigung zur Hausmeierei manchen nichtverschwägerten Beförderungsbedürftigen ärgern. Dafür hatte die tausendfach Verhöhnte aber auch einige recht gute Eigenschaften, deren wichtigste wohl die war, daß sie sich trotz aller Verfolgungen und aller Regenschauer von Spott und

Namentlich in der Behandlung der Luft und der Wirkung der Silhouetten des Liebespaares gegen sie. Das Ganze ist auf türkisblau und fliederlila gestimmt. Einige bindende Zwischentöne mehr hätten übrigens nicht geschadet. In einem auch lebensgroßen Damenbildniß Schlichtings beeinträchtigt die Wirkung der in grauorosa Gesellschaftstoilette, schwarzem Federhut und schwarzsammtnem Mantel gemalten Blondine der allzusaftig grüne Hintergrund. O. H. Engel wird immer freier, temperamentvoller in Vortrag und Mache. Das beweist hier seine neueste Gruppe junger anmutiger friesischer Bauern- und Fischerdirnen, die er dieses Mal beim Schmücken zum Fest unter freiem Himmel zeigt. Auch in diesem Jahre begegnen sich Engel und der Königsberger Akademie-Director Ludwig Dettmann in solchen friesischen Typenmotiven. Ja auch Dettmann malte sogar eine Schmück-Scene. Nur verlegt er sie in einen sonnigen Binnenraum, in den durch's Fenster grüne Sommerlust hineinlacht. Es ist das beste Bild von Dettmann dieses Mal. Eines der besten auf der Ausstellung überhaupt. Sein friesischer Triptychon ist in Entwurf und in der Ausführung gar zu flüchtig, und als Landschafter hat er in der Morgenstimmung einer Haide- und Dünengegend ganz versagt.

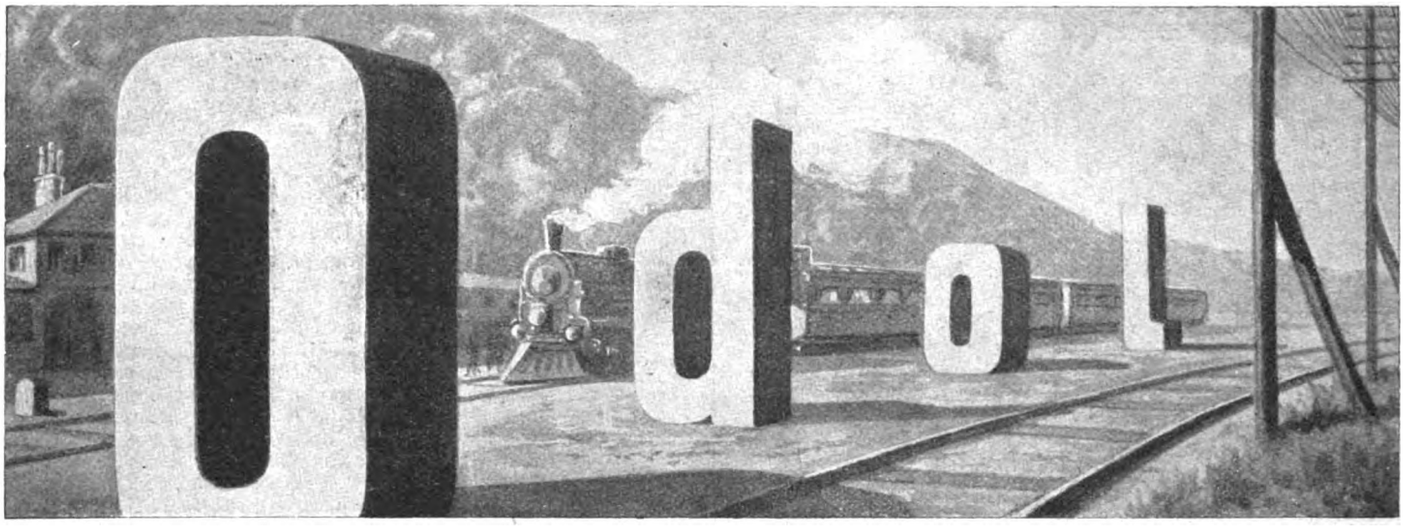
Aus der Fülle der übrigen Sittenbilder hebe ich nur noch ganz wenige hervor. So Fritz Burger's kleines Mädel im „weißen Rohrsessel" auf farbigem Teppich; aus einem Zimmer von links fällt helles Licht auf das Püppchen in rosa Jacke. Eine sehr feine, luft- und lichtreiche Arbeit. Dann ein Bravourstück von Hans Looschen: sein „Publicum im Variété" ist meisterlich in dem gelben strahlenden Licht, das den Saal erfüllt, und in der Charakteristik all' dieser lachenden Philister, Lebemänner, Bourgeoisen ꝛc. Ganz pariserisch, wie das gesehen und gemacht wurde. Auch Looschen's „Allee mit Kirchengängerinnen in Schlesien" ist brillant in der Farbe und von zweckbewußt kraftvollem Schwung in der Pinselführung. Wie denn Looschen's Bilder überhaupt Glanznummern in der Ausstelllung der Ex-Secessionisten sind. Einer humoristischen Note natürlich auch begegnen wir bei Adolf Oberländer, dem Fürsten unter den Münchener Humoristen. Gleich die Idee ist kostbar: Petrus, der Himmelspförtner, vertreibt lose geflügelte Himmel-Gassenbuben, die seinen geliebten Blumen zu nahe gekommen sind. Wie putzig ängstlich die Kleinen über den Zaun davonklettern und flattern; wie komisch drohend die Pose St. Petri! Das ist ebenso echt deutsche Kunst, wie die Looschen's pariserisch ...

Es giebt natürlich auch sonst noch viel Gutes an Sittenbildern — aber, wie gesagt — ich bedaure!... Daß die Düsseldorfer einige Schlager der vorjährigen eigenen großen Ausstellung noch einmal zeigen, ist begreiflich. Bei ihnen finden wir dieses Mal übrigens auch die besten Thierstücke. Es sind das die „fressenden Tiger" und „ruhenden Löwen" des hochbegabten blutjungen Felix Eulenburg. Seine Raubthiere sind in Bewegung, Ausdruck, Behandlung des Felles und der Muskulatur von

dem Zar nicht gerade unbändiges Vergnügen bereiten, und sie werden genügen, innerhalb der Grenzen seines Reiches die Begeisterung für den serbischen Umsturz zu dämpfen. Väterchen muß, dazu zwingt ihn trotz aller Karageorgiewitsch-Liebe der Selbsterhaltungstrieb, das Tischtuch zwischen sich und den uniformirten Belgrader Banditen zerschneiden. Der Beschützer und Erhöher Serbiens muß heute oder morgen das Richtschwert wider die Mörder Saschas ziehen; Niemand von den Schuldigen darf entkommen, kein Schuldiger in's Erbe des Hingeschlachteten eingesetzt werden. Wehe dem Russenzaren, wenn ein Königsmord von Gottes Gnaden möglich wäre! Shakespeare's Dramen und die Iwan- und Peter-Geschichten sind begraben; die Jahrhunderte haben Gras darüber wachsen lassen; Militär-Revolten mit der Wirkung, daß die Herrscher executirt werden, sind schon lange aus der Mode. Jeder Versuch, sie wieder hoffähig zu machen, muß erbarmungslos im Keime erstickt werden.

Die ruchlose Sentimentalität der öffentlichen Meinung, welche nebenher so gern das Gruseln lernt, umkleidet die Häupter der Belgrader Blutgesellen mit romantischem Schimmer. Man bemüht sich, in den mangelhaft besoldeten Lunjewitza-Neidern Rächer der zertretenen Volksehre zu sehen, feierliche Patrioten, die dem Vaterland zu Liebe Haß und Abscheu einer Welt erhaben auf sich nehmen. Und man preist verhaltenen Athems ihre muthige That, wobei vielleicht ein bißchen Mitleid für das Alexanderchen, eine sanfte Rüge wegen des etwas massenhaft vergossenen Blutes mit unterläuft, im Uebrigen aber Serbien und das dazu gehörende Europa für gerettet erklärt wird. Sämmtliche Mörder und ihre Spießgesellen haben vortreffliche Censuren erhalten; außer ihrer Vaterlandsliebe und ihrer hochgradigen Ehrbarkeit wird ihre Intelligenz, ihr Fleiß und ihre Bildung begeistert gepriesen. Unsere einheimischen Staatsmänner würden sich freuen, wenn sie's auch nur ein einziges Mal so gut hätten. Ob die Awakumowitsch- und Mischitsch-Schwärmer wenigstens annähernd

Digitized by Google



Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Wolframs von Eschenbach

Parzival und Titurel.

Herausgegeben und erklärt von

Ernst Martin.

I. Teil: **Text.** geh. ℳ 5,—.
II. Teil: **Kommentar.** ℳ 12,—.

Billige Bücher

finden Sie im illustrirten Bücherkatalog. **36.** Jahrgang, ca. **200** Seiten stark, **gratis** durch

J. M. Spaeth, Berlin C. 2,

gegenüber dem Rathhaus. Gegr. 1834.

Bismarcks Nachfolger.

Roman von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: **Herm. Oesterwitz, Dessau.**

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von

A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** ℳ 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ 4.
Salomon Süditalien. ℳ 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Schriftsteller,

die v. ihr. Arbeiten schnell e. belieb. Anz. **Copien** resp. **autograph. Abzüge** wünschen, brauchen nur **Concept** zu send. an **Dr. Lunze's** Dresd. Copir-Anst., Dresden IX.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 20. Juni 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Königsmord von Gottes Gnaden. Von Caliban. — Geschichtspolitisches über Finland und Skandinavien. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin). — Weltbeglücker und ihre Illusionen. Von Karl Noetzel. (Schluß.) — Die gälische Bewegung in Irland. Von B. Prilipp. — **Literatur und Kunst.** Ein Johannes der modernen Kunst. Von Gustav Gugitz (Wien). — Maeterlinck und Eduard von Hartmann. Von Anton Korwan (Homburg v. d. H.). — **Feuilleton.** Der Ungeborene. Von Max Wundtke. — Notizen. — Anzeigen.

Königsmord von Gottes Gnaden.

Peter Karageorgiewitsch hat das Scepter aus dem Futteral genommen und schwingt es heldenhaft über dem angeblich befreiten Serbien. Sein gekrönter Vorgänger ist erledigt, die Helden von Slivnitza haben endlich einen Sieg errungen. Ihrer Fünfzig oder Sechzig, hinter denen noch mehrere Infanterie-Regimenter standen, sind nach kurzem Kampfe eines schwächlichen Mannes und einer schwachen Frau glorreich Herr geworden; siebenundzwanzig Revolverschüsse haben den halbnackten König, fünf Revolverschüsse und ebenso viele Dolchstiche die im Schlaf überraschte Königin getödtet. Mit berechtigtem Stolze telegraphirten die Triumphatoren jede bestialische Einzelheit ihrer That in das bewundernd aufhorchende Europa hinaus. Daß man die Leichen, vielleicht sogar die noch zuckenden Körper der Ueberfallenen aus dem Fenster in den Garten hinabschleuderte, wobei ihnen die Wirbelsäule brach; daß König und Königin wie Hunde in Stille und Finsterniß verscharrt wurden, das erzählte man uns mit weitschweifiger Behaglichkeit. Und gleich anmuthig sind die Gründe, welche den Anstoß zu der scheußlichen Unthat gaben. Es ist nicht sowohl Saschas kecker Verfassungsbruch gewesen, — Serbien und die Armee hatten so zahlreiche Verfassungsbrüche lammesgeduldig ertragen, daß der König wohl annehmen durfte, man würde ihm seinen Lieblingssport auch in Zukunft nicht mißgönnen — und es war auch keineswegs knirschende Erinnerung an die schrecklichen Martern, womit Alexander I. in den nassen Gefängnißgruben von Belgrad politische Gegner kirre zu machen versuchte. Nein, die sittliche Empörung der Königsmörder entstammte dem Hasse gegen die nicht ebenbürtige Draga und der Wuth über Lunjewitza's schnelles Avancement. Außerdem lud man den Revolver, weil es bei den schlechten Finanzen Serbiens jeweilig mit der pünktlichen Zahlung der Gage haperte. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, und auch serbische Officiere brauchen für Kaffee, Frauen und Cigaretten etliches Kleingeld. Immerhin berechtigt eine verspätete Gehaltszahlung noch nicht zum Königsmorde. Was Frau Draga anbelangt, so konnte sie in der That mit ihrer zärtlichen Liebe zur Verwandtschaft und ihrer Neigung zur Hausmeierei manchen nichtverschwägerten Beförderungsbedürftigen ärgern. Dafür hatte die tausendfach Verhöhnte aber auch einige recht gute Eigenschaften, deren wichtigste wohl die war, daß sie sich trotz aller Verfolgungen und aller Regenschauer von Spott und Schimpf die unerschütterliche Liebe ihres Ehemannes bewahrte. Die Steine, die auf sie geworfen wurden, prallten durchweg auf die keuschen Entrüsteten zurück und hätten dort großes Unheil anrichten können, wenn sie nicht meist Broncestirnen begegnet wären.

Gebildete Geschichtsgräber erinnern ernsthaft an die rothen Mordthaten in Englands Königshäusern, denen Shakespeare so sehr gerecht wurde; an die Schicksale unterschiedlicher Moslemsultane und an gewisse verdrießliche Ereignisse in Moskau und St. Petersburg. Diese Hinweise werden dem Zar nicht gerade unbändiges Vergnügen bereiten, und sie werden genügen, innerhalb der Grenzen seines Reiches die Begeisterung für den serbischen Umsturz zu dämpfen. Väterchen muß, dazu zwingt ihn trotz aller Karageorgiewitsch-Liebe der Selbsterhaltungstrieb, das Tischtuch zwischen sich und den uniformirten Belgrader Banditen zerschneiden. Der Beschützer und Erhöher Serbiens muß heute oder morgen das Richtschwert wider die Mörder Saschas ziehen; Niemand von den Schuldigen darf entkommen, kein Schuldiger in's Erbe des Hingeschlachteten eingesetzt werden. Wehe dem Russenzaren, wenn ein Königsmord von Gottes Gnaden möglich wäre! Shakespeare's Dramen und die Iwan- und Peter-Geschichten sind begraben; die Jahrhunderte haben Gras darüber wachsen lassen; Militär-Revolten mit der Wirkung, daß die Herrscher executirt werden, sind schon lange aus der Mode. Jeder Versuch, sie wieder hoffähig zu machen, muß erbarmungslos im Keime erstickt werden.

Die ruchlose Sentimentalität der öffentlichen Meinung, welche nebenher so gern das Gruseln lernt, umkleidet die Häupter der Belgrader Blutgesellen mit romantischem Schimmer. Man bemüht sich, in den mangelhaft besoldeten Lunjewitza-Neidern Rächer der zertretenen Volksehre zu sehen, feierliche Patrioten, die dem Vaterland zu Liebe Haß und Abscheu einer Welt erhaben auf sich nehmen. Und man preist verhaltenen Athems ihre muthige That, wobei vielleicht ein bißchen Mitleid für das Alexanderchen, eine sanfte Rüge wegen des etwas massenhaft vergossenen Blutes mit unterläuft, im Uebrigen aber Serbien und das dazu gehörende Europa für gerettet erklärt wird. Sämmtliche Mörder und ihre Spießgesellen haben vortreffliche Censuren erhalten; außer ihrer Vaterlandsliebe und ihrer hochgradigen Ehrbarkeit wird ihre Intelligenz, ihr Fleiß und ihre Bildung begeistert gepriesen. Unsere einheimischen Staatsmänner würden sich freuen, wenn sie's auch nur ein einziges Mal so gut hätten. Ob die Awakumowitsch- und Mischitsch-Schwärmer wenigstens annähernd

Digitized by Google

wissen, was sie thun? Ob sich keine europäische Regierung dazu aufrafft, den muthigen Königsmördern und ihren Auftraggebern die Lust an ähnlichen Abendunterhaltungen ein für allemal zu verderben? Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden. Und Menschen waren Sascha und Draga sozusagen doch auch. Daß sie im Nebenberufe das Königsamt bekleideten, sollte unsere Leitenden nicht veranlassen, es mit dem Bibelworte allzu leicht zu nehmen.

Caliban.

Geschichtspolitisches über Finland und Skandinavien.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

„Suomis" Schicksal bildet jetzt den Gegenstand dichterischer Klagen in den skandinavischen Blättern. Das Wort ist der einheimische Name für Finland und die Dictatur des Generalgouverneurs Bobrykow hat selbst bei den Norwegern die Befürchtung vor dem Heimfall der skandinavischen Halbinsel unter Rußland wachgerufen. Allerdings nicht auf lange, wie die neuliche Aeußerung des Staatsministers Blehr über das mit Schweden abgeschlossene Consulatsabkommen bewies. Der Protest der finländischen Ausgewiesenen gegen das dortige Zwangsregiment ist wirkungslos verhallt, und die einheimische Bevölkerung hilft sich durch massenhaftes Ergreifen des Wanderstabes; der Stockholmer Westbahnhof zeigt an gewissen Wochentagen Schaaren finländischer Amerikafahrer; die Reise geht über Gothenborg und Hull. In dem „Land der tausend Seen" wird es voraussichtlich bald noch stiller sein, als es dort nach der Beschaffenheit des Bodens und des Volkscharakters seit Menschengedenken war.

Nicht um für Rußland in dieser Sache Partei zu nehmen oder auch nur mildernde Umstände anzuführen, sondern im einfachen Interesse der geschichtlichen Wahrheit muß constatirt werden, daß sich dort in dem bisher selbstständigen Großfürstenthum recht eigentlich eine Tragödie abspielt. In dem Sinne nämlich von der Mitschuld des tragischen Helden an seinem Untergang. Es giebt Leute, die den Finländern seit dem Beginn der St. Petersburger Entnationalisirungspolitik eine vorsichtigere Haltung angerathen hätten. In der inneren Politik Rußlands ist selten ein System von Dauer, vielmehr der schnelle Wechsel die Regel. Mit Geschmeidigkeit hätte man vielleicht mehr von den verbürgten Rechten retten können; aber man trat provozirend auf und beschleunigte damit nur sein Schicksal. So wird von Kennern des Landes behauptet, ob mit Recht soll hier nicht entschieden werden. Richtig dürfte an dieser Auffassung wenigstens sein, daß die finländische Opposition den persönlichen Charakter des achten Holstein-Gottorffers auf dem Throne der Romanows nicht genug in Betracht gezogen hat. Schlimmer war, daß mitten in der zunehmenden Russificirung der Streit zwischen den „Fenomanen" und den „Suecomanen" nicht abreißen wollte. Wie die Namen zeigen, vertritt die eine Richtung die einheimische und die andere die schwedische Cultur; man hatte zuletzt auf Grund des beiderseitigen Besitzstandes Frieden geschlossen, aber die „Fenomanen" respectirten ihn nicht und wurden darin natürlich unter der Hand von den russischen Behörden bestärkt und gefördert. Die Geschichte der skandinavischen Völker zeigt sehr viele heroische Züge und Runeberg's „Fähnrich (Sergeant) Staal" verherrlicht die schwedischen Verzweiflungskämpfe um den Rest des Großfürstenthums in den Feldzügen 1808/09; Treue und Glauben hat die nordeuropäische Politik zu keiner Zeit ausgezeichnet und eben dieser Umstand das russische Vordringen nach jener Seite erleichtert.

Gerade die Geschichte Finlands liefert davon die markantesten Beispiele.

Das Großfürstenthum wurde meistens als Statthalterschaft an schwedische Königsbrüder gegeben und die Streitigkeiten konnten dann nicht ausbleiben; noch Gustav Wasa hat seinen zweiten Sohn den späteren König Johann III. zum finländischen Statthalter gemacht. Die pfalz-zweibrückenschen Schwedenkönige (Karl X., XI., XII.) centralisirten die Verwaltung mehr, erregten aber eben damit in Finland Mißvergnügen. Man begann nach dem aufstrebenden Rußland hinüber zu blicken und sich mit dem wahnwitzigen Gedanken eines souveränen politischen Daseins zwischen dem Zarenstaat und Schweden zu beschäftigen. Des Maskenballkönigs Gustav III. genial entworfener Kampf gegen Katharina II. ist an der finländischen Unzuverlässigkeit gescheitert. 113 zumeist finländische Officiere der im Feld stehenden schwedischen Armee verschworen sich am 12. August 1788 unter einander zur Erzwingung des Friedens mit Rußland; gleichzeitig wurde der Zarin eine Petition um die Herstellung eines selbstständigen finländischen Staates übersandt. Katharina wußte das natürlich sehr gut auszunützen; immerhin war die große Anhalt-Zerbsterin auf dem russischen Throne froh, aus jenem Kriege ohne Gebietsverlust herauszukommen. Aber seitdem war zwischen König Gustav und seinem Adel der Haß unersättlich, bis in der Nacht des 16./17. März 1792 im Stockholmer Opernhause der Schuß Jacob Ankarströms dem ruhmvollen, wenn auch gesetz- und zügellosen Regime von des großen Friedrichs Schwestersohn ein Ziel setzte, noch kein Jahr, bevor in Paris das Haupt Ludwigs XVI. fiel. Hochgetriebene Oligarchie und Jacobinerthum können einander im Effect hier und da merkwürdig ähneln. Sogar der heldenmüthige letzte Kampf um Finland ist nicht ohne den häßlichen Zusatz von Verrath geblieben. Die vor den Thoren Stockholms gelegenen Alandsinseln z. B. sollten von den Russen gar nicht angegriffen werden, aber man lud die russische Flotte dahin ein, und in den anderthalb Menschenaltern bis zum Krimkrieg ist dann unter den ersten zwei Bernadottes Schweden eigentlich eine russische Satrapie gewesen. Jener Krieg brachte 1855 Schweden eine westmächtliche Gebietsgarantie, und von da an hat man am Mälar wieder etwas freier geathmet. Was aber seit der Errichtung des Zweibundes diese Sicherung wenigstens von der französischen Seite werth ist, bedarf wohl nicht der besonderen Darlegung. Wenn der mit einer nassauischen Prinzessin vermählte König Oscar II. stets die lebhaftesten Sympathien für das neuerstandene Deutschland bekundet hat, dann weiß er augenscheinlich recht wohl, warum. Sogar auf die jüngste Kopenhagener dänische Annäherung an Deutschland soll das finländische Schauspiel nicht ohne Einfluß geblieben sein, obgleich bekanntlich König Christian der Großvater Nikolaus' II. ist.

Was weniger bekannt: die russischen Bestrebungen nach Gewinnung eines eisfreien Hafens am Nordmeer sind schon von sehr altem Datum. Wie man weiß, bot die Thorheit des norwegischen Radicalismus vor einem Jahrzehnt den Russen diese durch den Golfstrom stets offen erhaltenen Häfen auf Parteiversammlungen förmlich an, Hauptschreier war der damalige zweite Großthingspräsident Ullmann und andere Politikaster derselben Art. Aber schon in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts erhob die russische Politik verschollene geschichtliche Ansprüche auf den Varangerfjord. Der Streit zog sich sehr lange hinaus; erst die persönliche Vermittelung Kaiser Wilhelms I. bei dem Schwestersohn Alexander II. führte zu einem abschließenden Verzicht auf jene Ansprüche. Doch für die auswärtige Politik des Zarenstaates ist ein Verzicht niemals absolut, so wenig wie für den Vatikan. An der Newa verbreitet sich der Panslavismus auf offenen Markt über den unvermeindlichen Anschluß von Nordskandinavien an Rußland; Spione überschwemmen die nördlichen Provinzen beider skandinavischer Länder; man hat in den nordschwedischen Metallgruben als Arbeiter verkleidete russische Officiere gefunden u. s. w. Je unsicherer für Rußlands Zusammenhang mit dem offenen Meer die Passage durch die dänischen Wasserstraßen wird, desto mehr trachtet unvermeidlich der Zarenstaat

Digitized by Google

nach jenen an der norwegischen Nordküste ihm so nahe belegenen Ausgang.

Und bei dieser Sachlage streiten sich der schwedische Hochconservatismus und die norwegische Demokratie harmlos von Wahlperiode zu Wahlperiode weiter über die formelle Redaction eines thatsächlich vereinbarten Consulatsabkommens. Quem deus perderer vult ... der selige Regensburger Reichstag unseligen Andenkens von vor 1806 scheint am Mälar und besonders in Christiania wieder erstanden zu sein.

Weltbeglücker und ihre Illusionen.

Von Karl Noetzel.

(Schluß.)

Und der rasende Anarchist zertrümmert unsere wundervolle Welt der Schönheit, Hygiene und Weiterbildung, die durchweht ist von dem Frühlingshauche des aufwachenden socialen Gewissens, das mit wunderbaren Versprechungen die Lenzluft erfüllt. Was bleibt übrig? Eine weite Ebene, kleine Bauernhäuschen darauf zerstreut. Dort wird das Feld bestellt, gegessen, getrunken, geschlafen und eine Nachkommenschaft erzeugt zu demselben stumpfsinnigen Dasein. Jede Lebensregung verschwand. Grau in Grau fließt das Leben dahin. Man ist satt. Kirchhofsruhe herrscht rings umher. Ueber die einsamen Fluren schreitet in der Dämmerung die Riesengestalt des Weltenzertrümmerers in tiefer Befriedigung über das gelungene Rachewerk einer zerschmetterten Culturwelt. Aber schon erwacht die leise Sehnsucht nach ihrer verlorenen Schönheit. Und die Sehnsucht wird stärker und stärker, und der Riese muß an ihr sterben, den gigantischen Irrthum seines Lebens verfluchend.

Tolstoy ist kein Denker, er ist kein Prophet. Er ist eine tragische Figur. Ein überzartes Menschenkind ist er, das im Kampfe mit rauher Wirklichkeit gebrochen wurde und nun will, daß es allen Anderen ebenso gehe. Er ist ein Held, der kämpfend untergeht. Aber das, meinten die Alten, sei ein Schauspiel, das die Götter lieben. Nicht als Prophet, als Menschentypus muß Tolstoy betrachtet werden. Eine spätere Generation wird ihn würdigen, als kühnen Idealisten, welcher sich den zwingenden Lehren einer entgötterten Zeit nicht fügen wollte und deßhalb unterlag, aber stolz und kämpfend. Dieselbe Auffassung als tragische Figur hat Nietzsche zu beanspruchen. Er ist der viel wissenschaftlichere Kopf, der unvergleichlich bedeutendere Denker, aber gerade dadurch der weniger gefährliche Anarchist. Denn wer Tolstoy versteht, — und das ist bei seiner gesucht einfachen Schreibweise nicht so schwer, — braucht Nietzsche noch lange nicht gerecht zu werden. Es erscheint mir als eine große Naivität und Sentimentalität, wenn man von diesen beiden großen Verführern Nietzsche für den gefährlichsten hält. Beide sind bloß als Anreger ernst zu nehmen, nicht bis in ihre letzten Consequenzen. Mich zieht es mehr zu Zarathustra. Von ihm wollen wir lernen den Haß gegen Schwäche und Feigheit in uns, den Stolz, den Siegeswillen und die jauchzende Daseinsfreude; der große Russe hingegen lehre uns den Blick und das tiefe Mitleid für die Leiden unserer Nächsten. Aber den wahnwitzigen Uebermenschenglauben weisen wir ebenso von uns, wie Tolstoy'sche Lebensverneinung. Zarathustra's Uebermensch kennzeichnet sich als künstlerische Schöpfung, er ist die Ausgeburt einer dionysischen Phantasie. Nur Künstlernaturen werden ihm anhängen. Tolstoy kommt viel concreter. Er legt direct Minen an Staat, Wissenschaft und Kunst. Ihm werden schaarenweise Schwärmgeister und unlogische Köpfe zum Opfer fallen.

Wie ich oben nachzuweisen suchte, beruht der Tolstoy'sche Haß gegen den Staat auf einem doppelten Irrthum. Er verkennt vollends sowohl die historische Entwickelung des Staates zum Schutze Aller, wie jedes Einzelnen, als auch seine Nothwendigkeit in Hinsicht auf die an sich individualistische Menschennatur. Hier wie immer verführt das menschliche Streben nach absolut vollkommenen Zuständen zu einem Nichtgerechtwerden gegenüber factischen Leistungen. Es ist eine recht bezeichnende, oft beobachtete Erscheinung, daß selbst radicale Oppositionsmänner, wenn sie einen höheren Regierungsposten erhalten, etwa das Ministerportefeuille, sich in Regierungsvertheidiger umwandeln. Es wäre hierbei nicht richtig, gleich von vornherein anzunehmen, dieser Gesinnungswechsel erkläre sich nur aus Opportunitätsgründen. Viel wahrscheinlicher erscheint es uns, daß der frühere Parteimann, gewohnt, alle und jede Erscheinung nur durch die verstaubte Brille seiner Partei anzuschauen und einzig deren Interessen für berechtigt zu halten, nunmehr einen tieferen Einblick thut in die eigentliche Aufgabe des Staates. Die aber besteht unstreitig darin, die Interessen aller Bürger in gleicher Weise zu wahren und stets darauf zu achten, daß nicht eine Gruppe durch den rücksichtslosen Eigennutz der Anderen zum Nachtheil der Gesammtheit gefährdet werde. In dieser Unparteilichkeit beruht die sittliche Größe des Staates und seine ausgleichende Nothwendigkeit. Damit ist durchaus nicht blindem Regierungsglauben das Wort geredet. Kritik bleibt unumgängliches Bedürfniß, wenn anders das Staatswesen nicht in ödem Formalismus erstarren soll. Nur soll diese Kritik sich bemühen, gerecht zu sein und sich nur wirklich an Diejenigen wenden, welche allein die Verantwortung trifft. Leider wird das noch lange ein frommer Wunsch bleiben. Die Menschen lieben nun einmal das Generalisiren und werden schwerlich dazu zu bewegen sein, von dieser unleidlichen Gewohnheit zu lassen. Das Generalisiren ist bequem. Es macht mühevolle Detailstudien entbehrlich und umgiebt einen außerdem noch mit dem Nimbus des Philosophen und des sehr erfahrenen Mannes. Ein Politiker macht sich durch generelle Urtheile populär, denn er schmeichelt den Masseninstincten. Auch die erfolgreichen Socialtheoretiker waren alle groß darin. Marx verdammt die Capitalisten, nach Lasalle müßten alle Fabrikbesitzer in der Hölle braten, Ruskin will sogar die Maschine vom Erdboden schwinden lassen, aber Tolstoy ist der größte Generalisator, den die Geistesgeschichte kennt: die gesammte Cultur wird abgeurtheilt: Industrie, Technik, Wissenschaft, Kunst, ja sogar der Staat als solcher. Letzterer hat nicht vermocht, das Massenelend völlig zu beseitigen, folglich muß er abdanken. Daß er so nebenbei Sicherheit, Gesundheit und Erwerb seiner Bürger schützt, kommt nicht in Betracht, ebenso wenig, wie viel Resignation, Aufopferung und Gewissenhaftigkeit erforderlich ist, um als Staatsbeamter seiner Pflicht zu genügen. Als ob nicht, seit die Erkenntniß von der natürlichen Verschiedenheit aller Wesen und Dinge sämmtliche Wissenschaften durchdrungen hat, jedes Generalisiren geradezu unmöglich geworden wäre! Man kann wohl — und die Wissenschaft erfordert diese Methode — die gemeinsamen Merkmale einer Thier- oder Menschenrasse zusammenfassen, aber man kann nie ein gemeinsames Urtheil fällen über alle einer Classe, Nation oder Rasse angehörigen Menschen. Sie mögen als Mitglieder dieser Gemeinschaft wohl gewisse gemeinsame Züge aufweisen, aber als einzelne Menschen sind sie völlig verschiedene Individuen. Ich suchte schon einmal an dieser Stelle nachzuweisen, wie wenig die Erkenntniß von der natürlichen Verschiedenheit aller Individuen durch Abstammung, Erziehung und Umgebung in unser sittliches Urtheil Eingang gefunden hat, und daß wir von dieser erweiterten Erkenntniß eine weit höhere Gerechtigkeit erwarten. Ich kann das Capitel des Generalisirens nicht verlassen, — und man verzeihe mir diese Abweichung vom Thema, — ohne wenigstens mit ein paar Worten der Haupt-

Digitized by Google

märtyrerinnen des Generalisirens zu denken — der Frauen. Was in generalisirenden Urtheilen über die Frau an Banalitäten und Roheiten in allen Nationen und in jedem Stande geleistet wird, müßte den ehrlichen Menschenfreund eigentlich öfters an der logischen Erziehungsfähigkeit des Durchschnittsindividuums verzweifeln lassen. Und dabei ist es geradezu rührend wahrzunehmen, wie sich in diesem Punkte die allerverschiedensten Bildungsstufen verstehen. Ich hörte aus dem Munde hochgebildeter Herren Urtheile über „die Frau", welche jeder Commis Voyageur oder Barbiergehülfe unterschrieben hätte. Und wo leitet die große Anzahl der Männer ihre Berechtigung zum Urtheilen über „die Frau" her? Sie haben vielleicht einmal ein Nähmädchen verführt, sie entwürdigten sich durch den Umgang mit Dirnen, und vielleicht brutalisiren sie jetzt eine feinfühlige Frau in allen ihren feinen Instincten und machen sie so zur gefügigen, ergebenen Sclavin. So viel zum Capitel des stets ungerechten und dazu meist noch geist- und kritiklosen Generalisirens. Es möge illustriren, ein wie mächtiges Mittel es werden kann in der Hand eines wortgewaltigen Socialpropheten wie gerade Tolstoy. Man ist schon an sich aus Denkfaulheit, Eitelkeit und billiger Selbstüberhebung nur allzusehr zum Generalisiren geneigt, namentlich im absprechenden Sinne. Da kommt nun ein hochgesinnter, von der ganzen Welt bewunderter Künstler und sagt: „Ihr seid alle von Hause aus gute Kerle, nur der Staat vergewaltigt Euch, die Armee brutalisirt Euch, auch Eure Künstler und Gelehrten sind alle Egoisten und Faselhänse, die gar nicht an Euch denken!" Muß nicht ein solcher Ton lieblich klingen im Ohre des Mitteleuropäers? „Aha," denkt er, „jetzt brauche ich mir nicht mehr untergeordnet vorzukommen manchem Künstler, Gelehrten, Beamten oder Officiere gegenüber, der mir bisher so oft wider Willen imponirt hat, weil er nämlich ernster und fleißiger arbeitet als ich. Sie sind doch alle nichts werth. Ich, der ich ihre Werthlosigkeit erkenne, tauge mehr. Und dabei brauche ich mich gar nicht weiter anzustrengen. Man sagt mir ja, daß ich etwas ganz Anderes geworden wäre, wenn Jene mich nicht daran gehindert hätten."

Diese Auffassung seiner Lehre war von dem großen Tolstoy wohl durchaus nicht beabsichtigt. Aber so wird er aufgefaßt. So und nicht anders kann ihn die große Masse verstehen. Und das Verderblichste daran: Er discreditirt treue, fleißige Berufsarbeit, die bis dahin trotz aller Kritik vorbildlich gewirkt hat. Die trotz allem herrlichen Resultate der modernen Staatsleitung werden einfach gleich Null gesetzt. Wenn es dem modernen Staate auch noch nicht gelungen ist, jede Armuth und alles Elend zu bannen, so existirt doch viel Wohlstand, völlige Sicherheit der Person, Bildungs- und Kunstpflege, öffentliche Gesundheitspflege, Ordnung, Reinlichkeit. Das sind doch alles capitale Leistungen! Wie ungeheuerlich ist es zu denken, daß das alles sein wird ohne Staatszwang, ohne die völlig mißachtete staatliche Fürsorge! Ja, wenn die Menschen alle Engel wären! Aber die Engel sind, glaube ich, nicht praktisch, und eine Colonie von Engeln würde leicht in Elend und Schmutz umkommen. Denn es handelt sich ja beim modernen Staate schon jetzt viel weniger um das bloße Imzaumehalten unsocialer Triebe, als um positive fürsorgliche Arbeit für das Gemeinwohl, wie Allgemeinbildung, Hygiene und Sicherheit der Verkehrswege, welche die hingebende energische Mitarbeit der Besten verlangt. Dazu müßten selbst Engel noch erzogen werden. Und wenn auch die ganze Menschheit, befreit von jedem Staatszwang, nur aus Tolstoy's bestände, so würde es kaum gefahrlos sein, zu leben, aber irgend welches Vergnügen würde sicherlich nicht dabei sein. Staatsverwaltung muß eben erlernt sein. Das lehrt die Thatsache, daß bei einem Regierungswechsel bloß in den Spitzen der Behörden Aenderungen eintreten, der Stock der Verwaltungsbeamten aber durchaus derselbe bleibt. Das ist nicht nur bei einem Ministerwechsel der Fall, sondern ebenso bei einer Aenderung der Staatsform. Frankreich ist seit 1830 der Reihe nach Königthum, Republik, Kaiserreich und dann wiederum Republik gewesen. Der Beamtenstand blieb dabei im Grunde immer derselbe (nach Toqueville). Man verlangte nur einen neuen Eidesschwur und war im Grunde herzlich froh, das scheinbar neu bemannte Staatsschiff von alten Untersteuerleuten weiter leiten zu lassen. Natürlich war die jedesmalige Neuerung nur oberflächlich. Diesen an sich wohlberechtigten Respect aller leitenden, scheinbar allmächtigen Minister davor, in das Getriebe der niederen Verwaltung einzugreifen, — sie erkannten nämlich ihre Unfähigkeit, einmal in Unordnung Gebrachtes wieder in Ordnung zu bringen — verdankt es Frankreich, nebenbei gesagt, übrigens auch, daß sein Nationalunglück, die straffe Centralisation, sich von des ersten Napoleon's Tagen bis auf unsere Zeit herüber geschleppt hat. Beamte werden eben nicht von heute auf morgen geschaffen. Man wird ihnen aber selten gerecht. Mag man auch Grund haben, mit den Einzelheiten einer Regierungsverwaltung oder mit dem sie beherrschenden Geiste unzufrieden zu sein, so kann man doch seine aufrichtige Achtung nicht dem Manne versagen, der an seinem Posten unbeachtet für das Allgemeinwohl arbeitet, wobei aller Erfolg nicht ihm, sondern der Regierung zugeschrieben wird. Viel Entsagung, treue Hingabe und stolzes Fußen auf dem eigenen Beifall verlangt der Beruf des mittleren und selbst höheren Beamten. In jedem Staatswesen giebt es einen besonderen Beamtenstand, der sich als eigene Classe charakterisirt. Ihre Mitglieder sind im Privatleben peinlich gewissenhafte, öfters pedantische, aber meistens durchaus gerechtigkeitsliebende Menschen. In ihrem Abscheu vor Allem, was nur irgendwie nach Regierungsopposition schmeckt, liegt vielleicht viel weniger ein beschränkter Conservatismus, als vielmehr die resignirte Erkenntniß davon, wie schwer die Aufgabe der Regierung ist, die Interessen Aller gleichmäßig zu vertreten. Gerade in dieser Zeit, wo selbst erleuchtete Köpfe unverblümt mit dem Anarchismus kokettiren und Propheten wie Tolstoy geradezu die Abschaffung des Staates verlangen, muß dessen eminent praktische Bedeutung immer wieder betont werden und die so erfolgreiche Thätigkeit seiner Beamten die ihnen gebührende Achtung finden. Man vergesse doch nie, daß der Staat, wenigstens als Defensiv- und Rechtsstaat, eine Nothwendigkeit bleibt, so lange die Menschen noch nicht vollkommen sind. Als Verwaltungseinheit aber wird der Staat bei dem immer größeren Aufeinanderangewiesensein des modernen Zusammenlebens und -wirkens, nie zu entbehren sein. Vielmehr werden die Anforderungen an seine active Fürsorgethätigkeit immer größere werden.

Wenn man so den Kern Tolstoy'scher Staatsvernichtung herausrückt aus dem grellen, einseitigen Zauberlichte der Genieblitze in das kalte, aber milde allseitige Tageslicht einer unbestechlichen Kritik, so bleibt es schwer begreiflich, wie ein Theil der intelligenten Welt sich durch derartige ungeheure Einseitigkeiten und Uebertreibungen düpiren läßt.

Noch unlogischer erscheint mir Tolstoy's und seiner Anhänger Haß gegen die moderne Wissenschaft. Sie hassen sie, weßhalb? „Ihre Vertreter laufen nicht in Bauerntracht herum und essen nicht trockenes Brod. Ihre Arbeit ist nicht direct darauf gerichtet, hungrige Mägen zu füllen. So lange aber noch ein Einziger Hunger leidet, bleibt jede andere Beschäftigung als die, seinen Hunger zu stillen, Spielerei." So dürfte wohl das Verdammungsurtheil der Wissenschaft von Seiten dieser Socialutopisten lauten. Die zu Grunde liegende Auffassung ist plump, materialistisch. Als ob der Hauptlebenszweck des Menschen darin bestände, selbst satt zu werden oder für das Sattwerden seiner Mitmenschen zu sorgen! Es giebt aber nichts Sittlicheres als wissenschaftliche Forschung. Sie ist die selbstloseste Bethätigung des Individuums. Sie ist im eminenten Sinne die Arbeit für Alle.

Digitized by Google

Nur aus ihrem Schooße ging jede sittliche und physische Förderung des Menschengeschlechtes hervor. Daran braucht indeß der Gelehrte zunächst nicht zu denken. Die Wissenschaft kann und soll bloß um ihrer selbst willen ausgeübt werden. In ihrer praktischen Anwendung sorgt sie, und nur sie allein, dafür, daß in Zukunft immer weniger gehungert werde, und das bedeutet mehr als einmaliges Hungerstillen. — Tolstoy's Angriffe gegen jede Kunst, welche nicht unmittelbar der Beglückung der Massen dient, oder welche als Lebensberuf um ihrer selbst willen ausgeübt wird, bedürfen eigentlich keinerlei Widerlegung. Sie beruhen auf einem so völligen Verkennen des eigentlichen Wesens der Kunst, wie es sich eben bloß ein so gewaltiger Künstler wie Tolstoy leisten konnte, ohne dem Hohn und Spott anheim zu fallen. So aber bedeutet das den Verrath eines Jüngers, wenn auch den aus tiefster Ueberzeugung kommenden; aber ein Verrath bleibt das doch. Die Kunst kann für den Künstler bloß Selbstzweck sein. Sie kennt keine höheren Ziele, und es giebt auch keine höheren, als die Schönheit. Diese ist aber durchaus nicht zum ausschließlichen Vergnügen der Reichen da, sondern gleich wie Luft, Wasser und Brod das Lebensbedürfniß eines Jeden.

Kehren wir zum Ausgangspunkte zurück. Wir behaupteten, daß alle Socialtheoretiker von St. Simon und Fourrier bis auf Carlyle, Ruskin und Tolstoy ihre bleibende Bedeutung haben in der negativen Seite ihrer Thätigkeit, der Gesellschaftskritik. Dadurch werden sie zu großen Stimmungserregern, dadurch allein überwinden sie das Trägheitsmoment in dem Denken der satten Bürgerkreise. Ihre positiven Reformvorschläge hingegen, geboren aus der nothwendigen Einseitigkeit und Naivität des Genies und daher von vornherein als Utopismus gekennzeichnet, können höchstens eine secundäre, vorübergehende Wirkung ausüben; sei es, daß sie die apathischen Massen der Proletarier durch das Fatamorgana kommender Herrlichkeit zur Einigkeit begeistern, sei es, daß die Geister gewöhnt werden an eine fruchtbare sociale Denkungsweise, indem sie sich in jene Zukunftsstaatsillusionen hineinzudenken bestreben. Mehr hat keines jener socialen Systeme zu bedeuten. Sie alle beruhen eben auf der falschen Voraussetzung von der Gleichheit und natürlichen Güte des Menschen. Der Mensch ist aber von Natur aus ungleich und streitbar auf seinen eigenen Nutzen bedacht. Anders könnte er auch gar nicht im Daseinskampfe bestehen. Wohl kann er diese seine innerste Natur in Zeiten großer Begeisterung vergessen, und in der That finden wir einige scheinbar völlig geglückte communistische Versuche bei der altjüdischen Secte der Essäer, bei den Shakers in Nordamerika, bei den Jesuiten in Paraguay. Hier war indeß die religiöse Idee die Hauptsache und die Gütergemeinschaft nur als deren Folge zu verstehen. Alle diese Gebilde sind auch in Nichts zerfallen, sobald der religiöse Gedanke seine Kraft eingebüßt hatte. Die Suggestion hörte eben auf. Der natürliche Mensch erwachte, und der ist durch und durch anticommunistisch und antisocial. Unstreitig verdanken wir zum großen Theil der Anregung jener Socialutopisten den Geist, der die großartigen, auf positivem Boden stehenden socialen Reformen des letzten Jahrhunderts schuf und das sociale Gewissen erweckte. Das aber wird nie wieder zur Ruhe kommen, und ungeahnt Herrliches sind wir von ihm zu erwarten berechtigt. Indeß haben die socialen Aufrüttler nicht ausschließlich segensreich gewirkt. Die Flamme leuchtet ja nicht nur, sie verzehrt auch. Sie waren alle große Verführer. Es genügte ihnen nicht, in bisher ruhenden Geistern die sociale Kritik einmal zu erwecken, sie dann aber bei jedem Einzelnen frei walten zu lassen. Nein, sie wollten diese zu ihrer Auffassung zwingen. Nun wirkten sie alle durch Gefühlsgründe. Logiker waren sie nicht und wollten es auch nicht sein. So wurden sie Verführer zur Unlogik, die als eine Art von Geistesknechtschaft betrachtet werden muß. Wahre Sittlichkeit kann nur auf Geistesfreiheit begründet sein. Hier endet also die sittliche Hoheit jener. Hier hören sie auf, Befreier zu sein, hier werden sie zu Vergewaltigern, zu Geistesdespoten. Es läßt sich allerdings nicht bestreiten, daß gewisse suggerirte Dogmen sehr heilsam wirken können. Unbedingt! Die große Masse muß noch auf lange hinaus durch Suggestion geleitet werden, bis sie einmal logisch auf festen Beinen stehen wird. Die freien Geister aber sollen sich mit aller Macht gegen jede Suggestion sträuben; ist doch eine solche nichts anderes als der Versuch, uns zu zwingen, einen Lehrsatz ohne Beweis anzuerkennen. Uns aber gilt Logik über Alles. Ohne ihr Fundament stürzt alles früher oder später zusammen. Sie läßt sich durch keine Macht der Welt dauernd vergewaltigen. Sie ist eine Elementarkraft wie der Dampf. Wohl sperrt man diesen in eiserne Kessel, aber in unaufhaltsamem Freiheitsdrange schleppt er rastlos die schwersten Züge Tag und Nacht in rasendem Lauf kreuz und quer über den mit eisernen Schienen wie mit einem Adernetz durchzogenen Erdball. Des Menschen Denken, d. h. sein Streben nach Logik, ruht niemals. Ihm werden sich früher oder später alle Dogmen ergeben müssen. Einstweilen herrscht deren noch eine unabsehbare Menge, einige davon selbst in den Köpfen der Besten. Wählen wir ein Beispiel: das Recht auf Arbeit. Damit werden wir uns das Odium des Reactionärs zuziehen. Wir wollen aber Logik über Alles, und darum erklären wir: Ein Recht auf Arbeit existirt nicht. Es hat nie existirt. Jedes Recht setzt einen Contract voraus, eine eingegangene Verpflichtung. Wer hat sich nun verpflichtet, allen Arbeitswilligen Arbeit zu geben? Wir selber? Nein. Unsere Vorfahren? Auch nicht! Und selbst, wenn Letzteres der Fall wäre, so sind Verpflichtungen der Vorfahren in keiner Weise rechtlich bindend für die Nachkommen. Letztere konnten nicht um Zustimmung gefragt werden. Aber einen Contract, der ohne unsere Zustimmung in unserem Namen abgeschlossen wurde, werden wir niemals anerkennen. Wenn der moderne Staat es ausdrücklich als seine Pflicht erklärt, dafür zu sorgen, daß keiner seiner Bürger an Hunger sterbe, so gilt auch das nur für die Generation, welche ihre Zustimmung dazu gab. Wir müssen demnach ruhig zugeben, daß ein logischer Zwang zur Unterstützung der Hungernden in keiner Weise, weder für Privatleute, noch für den Staat existirt. Man schließe daraus nur nicht, daß alle, die so denken, Feinde der staatlichen und privaten Fürsorge seien. Ganz im Gegentheil möchten wir sie noch viel weiter ausgedehnt wissen. Sie ist uns ebenso theuer, wie der gesammte culturelle Fortschritt, der ohne sie undenkbar bleibt. Aber gerade, weil sie uns theuer ist und wir ihr lange Dauer wünschen, wollen wir, daß sie sich nicht auf dem unterwühlten Sandboden der Unlogik aufbaue, sondern auf dem Felsengrunde völliger geistiger Klarheit und unbestechlicher Logik. Und da kann es nur heißen: Ein Recht auf Unterstützung hat der Arme nie gehabt und wird es nie haben. Wir unterstützen ihn, weil uns unser Herz dazu treibt, völlig freiwillig. Vielleicht läßt unser aus Interessengemeinschaft hervorgegangenes Solidaritätsgefühl es uns als Unrecht empfinden, selbst satt zu sein, während Andere hungern. Viel wahrscheinlicher ist, daß wir uns in die Lage des Hungrigen hinein versetzen und dann so lange mit ihm leiden, bis wir seinen Hunger gestillt haben. Vielleicht kann überhaupt unsere Freude bloß vollkommen sein, wenn sich Alle mitfreuen, und darum wollen wir das Elend beseitigen. Denn nach Freude streben wir Alle. Auch hat uns die Erfahrung gelehrt, daß Mitleid und Güte die einzigen Lustreize sind, deren Befriedigung sich nicht gegen uns selbst wendet, und daß sie unbedingt nothwendig sind zur Erhaltung unserer Rasse. Das Alles mag sein. Wir sehen darin nicht völlig klar. Wir empfinden es einfach als etwas sehr Schönes, Elenden beizustehen, und die größte Freude dünkt uns, einen Hungrigen, Kranken, Betrübten zu sättigen und ihn gesund und heiter zur Sonne aufblicken zu sehen.

Digitized by Google

Die gälische Bewegung in Irland.

Von B. Prilipp.

Während des letzten Jahrzehntes macht sich in der irischen Literatur ein bedeutsamer Aufschwung bemerkbar. Um einen kleinen Kreis tüchtiger Männer, die aus wissenschaftlichem oder patriotischem Interesse dem Geistesleben des irischen Volkes warme Theilnahme entgegenbringen, sammelt sich eine stetig wachsende Anhängerschaar. Die Anfangs mit Geringschätzung betrachtete gälische Bewegung zieht immer größere Kreise und lenkt verdientes Interesse auf ein Volk, das seine volle Kraft aufzuwenden scheint, um sich die letzten Reste seiner Nationaleigenthümlichkeiten, besonders seine Sprache, zu bewahren.

Der Deutsche beurtheilt Irland im Allgemeinen wenig günstig. Die Bevölkerung gilt als geistig zurückgeblieben und von der Alles beherrschenden Geistlichkeit geflissentlich in dumpfen, abergläubischen Bräuchen erhalten. Angesichts der bitteren Armuth der Landbevölkerung, die durch die Engländer des Grundbesitzes fast völlig beraubt ist, überrascht es, daß dieses unter dem Druck der härtesten Arbeit stehende Volk so leicht zu Auflehnungen gegen die englische Regierung zu erregen ist. Wenn der Ire wirklich von so minderwerthiger Beschaffenheit ist, wie ihn der Engländer seit Menschendenken bezeichnet, woher kommt es dann, daß er immer wieder in all' seinem Elend, Kraft und Muth findet zu Kundgebungen gegen die Fremdherrschaft des Briten, der nach Jahrhunderte langem Besitz des Landes dessen Bewohner noch immer vergeblich zu überzeugen sucht, daß sie englische Unterthanen sind?

Irische Patrioten sehen triumphirend in diesem nie ruhenden Kampf gegen England das Wahrzeichen für das Fortbestehen des irischen Volkes als Nation. Es sind die letzten Reste der vormals mächtigen keltischen Stämme, die sich auf der grünen Insel am reinsten erhalten haben von der Vermischung mit andersgearteten Rassen. Und dies Volk bewahrt getreulich das Gedächtniß an seine einstige Größe und sucht von Zeit zu Zeit immer wieder die verlorene Selbstständigkeit zurück zu erobern. Denn die Iren waren ehedem, bevor die Normannen das Land überschwemmten, eine große Nation, die den Künsten und Wissenschaften eine Heimstätte bot zu einer Zeit, als der größte Theil des Continentes von den blutigen Kämpfen des Mittelalters widerhallte.

Schon vor Einführung des Christenthums stand die irische Cultur auf hoher Stufe. So waren besondere Schriftzeichen gebräuchlich, das sogenannte Ogam-Alphabet, von dem noch heute Reste auf Grabsteinen, besonders in den Grafschaften Cork und Kerry erhalten sind. Getriebene Broncegeräthe und Waffen wurden mit reichen Ornamenten geschmückt, die die den keltischen Kunstgegenständen eigene Spirale zeigen und nach dem Urtheil von Autoritäten wie Kemble und Miß Stokes von hoher künstlerischer Vollendung sind. Diese Epoche fand ihren Abschluß mit der Einführung des Christenthums. Die Geräthe aus der frühesten christlichen Zeit sind ziemlich roh gearbeitet; allmälig erst entwickelte sich der Geschmack der Mönche, die sich mit derartigen Metallarbeiten beschäftigten und in späteren Jahrhunderten entstanden Meisterwerke wie der Kelch von Armagh oder das Kreuz von Cong. Alle diese broncenen Kunstwerke, wie auch die mit reichen Reliefs geschmückten keltischen Kreuze wurden vor Mitte des zwölften Jahrhunderts geschaffen, denn die normannische Invasion bereitete der ferneren Entwickelung irischer Kunst ein jähes Ende.

Besondere Erwähnung gebührt der Kunstfertigkeit der klösterlichen Schreiber, die ihre Manuskripte mit Miniaturen von einzigartiger Schönheit in Farbe und Zeichnung schmückten. Genannt sei hier nur eine der uns erhaltenen Handschriften, das berühmte Buch von Kells, das Ende des siebenten Jahrhunderts entstanden sein soll. Die uns in solchen Manuskripten überlieferten Poesien, die natürlich erst lange nach ihrer Entstehung aufgezeichnet wurden, zeigen die hohe Vollendung der irischen Versformen, zu deren Schmuck sich Alliteration und Reim häufig vereinigen und die alle aus gleicher Epoche stammenden Dichtungen Frankreichs, Deutschlands und selbst Italiens in den Schatten stellen.

Die Sorge um den Verlust der altüberkommenen Schätze der irischen Mythologie, die bisher, so lange die Landbevölkerung an der Sprache der Väter festhielt, durch mündliche Ueberlieferung von Generation zu Generation erhalten blieben, regt die Führer der gälischen Bewegung zu angestrengter Thätigkeit an. Denn nach den Verzeichnissen der Klosterbibliotheken sind von vielen der alten Dichtungen nur bedeutungslose Fragmente, oft auch nur die Titel übrig geblieben und noch jetzt verfallen alljährlich werthvolle Handschriften in Folge der Interesselosigkeit und Nachlässigkeit der anglisirten Bevölkerung der Vernichtung.

Die Politik Englands, die mit der Entfernung der unruhigen Köpfe auch zugleich dem Lande seine edelsten und intelligentesten Elemente entzog, konnte nicht ohne Einfluß auf das geistige Niveau des Volkes bleiben. Und jetzt, da der Nationalgeist der keltischen Stämme seine ganze Kraft zu einem Wiedererblühen zusammenrafft, sucht und findet er die Begeisterung zu solchem Ringen allein in der Vergangenheit. Während die tapfer vorwärts schreitenden jüngeren Nationen hellen Auges in die Zukunft schauen, retten sich die vaterlandstreuen Iren aus dem trostlosen wirthschaftlichen und politischen Niedergang der Gegenwart, indem sie zurückschauen auf die Großthaten der Ahnen.

Die letzten Denkmäler altirischer Sangeskunst zu erhalten und in neue Formen geprägt der Jetztzeit zugänglich zu machen, ist das heiße Bemühen der gälischen Forscher und Dichter. Zahlreiche Uebertragungen in's Englische erschließen die Kenntniß der irischen Sagencyclen auch weiteren Kreisen.

Es ist ein gewaltiges Gemälde voll erschütternder Tragik, das sich vor den Blicken entrollt. Und nicht das Unterliegen des kraftvollen Heldenthums ist es, was so unsagbare Trauer über diese Epen breitet — das Singen und Sagen von den Lieblingen der Götter endet ja immer tragisch, mögen sie nun Siegfried, Perseus oder Achilles heißen — sondern die feindlichen Elemente selbst, an denen die keltischen Helden zu Grunde gehen, drücken jenen Legenden den Stempel des Grauens auf. Denn kein Volk weiß in Sage und Dichtung die Mächte der Finsterniß so ergreifend zu schildern, wie die Kelten. Immer erliegen ihre Heroen der Uebermacht dämonischer Gewalten, die sie in ihre unheilvolle Umarmung ziehen und mit dem Schleier einer ungreifbaren, schattenhaften Macht ihre blühende Kraft ersticken.

Es ist, als läge in diesen Sagen ein Gleichniß vom Schicksal der keltischen Stämme. Denn noch heute spielt das dämonische Element im irischen Volksleben eine bedeutsame Rolle, obwohl diese Eigenthümlichkeit dem Fremden verschlossen und verschwiegen bleibt. Trotzdem sich die Iren seit fast anderthalb Jahrtausenden zum Christenthum bekennen, glaubt das Landvolk nach wie vor an seine alten Götter, die in Hügeln, Gebüschen und unter den Wellen wohnen und nur zu oft in das Schicksal der Menschen eingreifen. Von diesen Gewalten sieht sich, namentlich in Gegenden, die vom englischen Einfluß noch wenig berührt sind, der Ire beständig umgeben. Nur in ehrfürchtiger Scheu wagt er von ihnen zu sprechen, er nennt sie „the good people", „the gentry" oder einfach „the others" — denn er weiß, daß sie leicht zu beleidigen sind und daß ihn Niemand vor ihrer Rache zu schützen vermag. In ihrer Mitte weilen seine Todten, die von den „Anderen" entrückt sind, um ihnen dienstbar zu sein. Und er fügt sich widerstandslos diesen schattenhaften, entnervenden Einflüssen und versenkt sich immer tiefer in die düsteren Geheimnisse, die

Digitized by Google

durch gelegentliches Verschwinden eines Hirten oder anscheinend unerklärbares Dahinsiechen eines Nachbarn immer neue Bestätigung finden. In diesem verträumten Grübeln erschlafft und versiegt die beste Kraft des irischen Volkes.

Aber diese Neigung zum Mystischen, dies Gefühl, sich immer von übermächtigen, unsichtbaren Wesen umgeben zu wissen, drückt der irischen Dichtung den charakteristischen Stempel auf und verleiht den Werken der alten und neuen Dichter eine geheimnißvolle Poesie von unaussprechlichem Zauber. Es handelt sich hier um eine Eigenthümlichkeit der Volksseele, die trotz des übermächtigen Einflusses der anders gearteten englischen Stämme im verschwiegensten Innern der Nation festgewurzelt geblieben ist. Diese mystischen Elemente kehren auch in den Werken der modernen Dichter beständig wieder, sowohl in den eigenen Schöpfungen, wie auch in den Nachdichtungen alter Sagen, die am häufigsten das Süjet bilden.

Ueber einzelne, besonders charakteristische Erscheinungen unter den Führern der gälischen Renaissance — mit diesem stolzen Namen bezeichnen die irischen Patrioten das Streben ihrer Gelehrten und Dichter — sollen im Folgenden einige Worte gesagt werden.

An der Spitze der gälischen Forscher steht der greise Whitley Stokes, einer der hervorragendsten Keltologen Europas, der minutiöses Forschen des Gelehrten mit künstlerischem Geiste verbindet und durch seine vollendeten englischen Uebersetzungen in ungeschwächter geistiger Frische zur Erschließung der irischen Sagenwelt beiträgt. Wir danken ihm die Herausgabe einer ganzen Reihe schwer zugänglicher Manuskripte aus den Bibliotheken von St. Gallen, Würzburg, Karlsruhe u. A., die zum Theil von vorwiegend historischer Bedeutung sind, jedoch auch eine Anzahl Sagen von hoher, dichterischer Schönheit enthalten. Stokes' Uebertragungen in's Englische, die wegen vieler Lücken und unverständlich gewordener Ausdrücke der Originale mit mannigfachen Schwierigkeiten verknüpft waren, haben den einmüthigen Beifall von Kennern und Liebhabern gefunden.

Neben der Gestalt des abgeklärten englischen Gelehrten steht der feurige irische Patriot Douglas Hyde, der Verfasser der ersten irischen Literaturgeschichte. Das Werk entrollt in großen Zügen die Vergangenheit des alten Culturvolkes an der Hand der Entwickelung seiner epischen und lyrischen Dichtung; denn nur um diese handelt es sich in der irischen Literatur, da das Drama nicht zur Blüthe kam. Als Ueberblick über die gesammte irische Dichtkunst ist das Buch besonders werthvoll, umso mehr, als es einzig in seiner Art ist. Der deutsche Leser, für den Hydes bittere polemische Aeußerungen gegen die englische Politik keinen Stachel des Vorwurfs haben, wird der begeisterten Liebe des Verfassers für das unterdrückte Vaterland seine Sympathie nicht versagen. Diese Begeisterung Hydes verleiht seinem Buche neben dem überaus interessanten Inhalt besonderen Reiz. Dennoch soll die volle Bedeutung des Verfassers erst in seinen gälischen Dichtungen zur Geltung kommen, die leider der Allgemeinheit unzugänglich bleiben, weil ihre Ursprünglichkeit nach der Ansicht vieler Kenner des Gälischen durch eine Uebersetzung in's Englische nur äußerst unvollkommen wiedergegeben werden könnte.

Mehr Forscher als Dichter ist Alfred Nutt, der in seinen Essays die vorchristliche Cultur Irlands zum Gegenstande scharfsinniger Untersuchungen macht. Unterstützt wird er durch vorzügliche Uebersetzungen Professor Kuno Meyer's, der an der Universität zu Liverpool als Lehrer der keltischen Wissenschaft wirkt. Kuno Meyer ist auch der Uebersetzer der „Voyage of Bran", einer irischen Sage, die im siebenten Jahrhundert aufgeschrieben wurde und von der Entrückung eines Königssohnes nach Mag Mell (d. i. glückliche Ebene) berichtet. Im Anschluß daran giebt Nutt in zwei zusammenhängenden Essays einen fesselnden Ueberblick über die Lehre vom irischen Elysium und vom Glauben der Kelten an die Wiedergeburt. Nutt weist die Möglichkeit einer Beeinflussung dieser keltischen Lehren durch Pythagoras zurück. Doch will er gleich anderen Forschern (Jubainville) gewisse Verwandtschaften des vorchristlichen Götterdienstes mit den frühesten Bräuchen des traciſchen Dionysioscults auf eine prähistorische Gemeinschaft der arischen Stämme zurückführen, die in ihren Siedelungen in der Donauebene die Mächte des Lebens und der Fruchtbarkeit als Gottheiten verehrten. Aus diesen Urelementen entwickelte sich dann im weichen Klima Griechenlands der Dionysioscult, der übrigens in seinen Anfängen noch grausam genug war und sich erst unter dem Einfluß der griechischen Civilisation milderte. Eine derartige Umformung trat bei den Kelten nicht ein. Alfred Nutt nimmt an, daß wir in der Verehrung des goldenen Götzen Crom Cruach, der den Sonnengott darstellte, ein Ueberbleibsel jener uralten Tradition vor uns haben. Nach den Berichten des Dinnshenchas, einem topographischen Werk aus dem 6. Jahrhundert, wurden dem Götzen alljährlich zum Samhain-Feste (2. November) die Erstlinge der Heerden und der Feldfrüchte dargebracht und nach der Ansicht vieler Forscher sollen bei diesen Opferfesten auch Menschen in Folge von Selbstverstümmelung zu Ehren des Gottes umgekommen sein. Leider sind die Ueberlieferungen von jenem heidnischen Cult, die uns einen tieferen Einblick in die religiösen Geheimnisse der arischen Stämme zu gestatten scheinen, äußerst spärlich. Denn das Christenthum breitete sich frühzeitig in Irland aus, und jene grausamen Bräuche wichen natürlich gleich zu Beginn. Im Gegensatz zu anderen Predigern des Kreuzes verhielten sich übrigens St. Patrick und seine Nachfolger dem bisherigen Glauben des Volkes gegenüber sehr duldsam. Die Mönche bewiesen ein überraschendes Verständniß für die Heroensagen der „Fili" — so nannten die Iren ihre Dichter — und erwarben sich ein unbestrittenes Verdienst um ihre Erhaltung durch sorgfältige Aufzeichnungen. Nur gewisse Aenderungen im christlichen Geiste flossen mit hinein. So wurde aus dem Geschlecht der Göttermutter Dana, den Tuatha Dé Danann eine Dynastie von irischen Königen, deren Regierungszeit von den Schreibern der Annalen zahlenmäßig festgestellt wurde und die im rühmlichen Kampfe mit den eindringenden Milesiern unterlagen. Doch auf Sage und Dichtung hatten diese Versuche, die Wunder der alten Götter auf natürliche Weise zu erklären, nur geringen Einfluß. In den drei großen Sagenkreisen der Iren, dem mythologischen, dem Red-Branch und dem ossianischen Cyclus blieben den Tuatha Dé Danann ihre göttlichen Eigenschaften erhalten — sie treten darin auf als unsterbliche Wesen, deren Kraft und Schönheit dem Einfluß des Alters entrückt ist und die gleich den Bewohnern des Olymps nach Gefallen in verwandelter Gestalt zu den Sterblichen niedersteigen, sich oft den Königstöchtern in Liebe nahen und helfend oder vernichtend in das Schicksal der Helden eingreifen. Und auch im Volksglauben lebten sie fort als Sidhe, — d. i. Wesen mit übermenschlichen Fähigkeiten ähnlich den Feen, jedoch beiderlei Geschlechts — nur wurden die ursprünglich gütigen Gottheiten durch den Einfluß der christlichen Priester zu dämonischen Gewalten, deren Wirken am Ende statt des erflehten Glückes Unsegen brachte.

Die Berührung der Iren mit diesen Wesen, sowie die von Mund zu Mund weiter gegebenen Berichte von ähnlichen Abenteuern aus früherer Zeit bilden häufig den Gegenstand der Erzählungen Fiona Macleods. Sie steht offenbar dem mehr wissenschaftlichen Forschen der vorhergenannten Gelehrten ferner und ist bemüht, den poetischen Gehalt der Sagen in freier Nachdichtung wiederzugeben. Dazu hilft ihr neben der vollkommenen Beherrschung des eigenartigen Stoffes ihr vollendeter Styl, dessen durchsichtige Klarheit sie vortheilhaft von vielen anderen Mitgliedern des gälischer Dichterkreises unterscheidet. Die plastische Kraft ihrer Darstellung

Digitized by Google

wurzelt in der Ueberzeugung, daß dem Geiste der keltischen Stämme noch eine bedeutsame Mission vorbehalten ist, deren Anfänge in der gegenwärtigen Wiederbelebung der altgälischen Literatur sichtbar werden. In ununterbrochener Verbindung mit den gälisch sprechenden Iren und Schotten weiß Fiona Macleod deren Vertrauen so zu gewinnen, daß sie ihr ohne Scheu von den sonderbaren, aus vorchristlicher Zeit stammenden Bräuchen berichten, die noch in manchen entlegneren Landstrichen bestehen. Auf einsamen Spaziergängen und Fahrten erzählen ihr die alten Schäfer oder Fischer manch seltsame Märe und so stark sind für sie, die geborene Keltin, diese Eindrücke, daß sie augenscheinlich an die Grundelemente selbst glaubt. Denn aus ihren Dichtungen spricht die Ueberzeugung, daß für sie, wie auch für den weiter unten erwähnten Yeats, das Wunder nichts Wunderbares ist, sondern nur das Offenbarwerden allgegenwärtiger, wenn auch unerkannter Mächte. Und so groß ist ihre dichterische Kraft, daß sie den Leser wider Willen gefangen nimmt und ihn in ein Reich des Traumes, der Unwirklichkeit trägt, dessen Bewohner unter den schaffenden Händen der gälischen Dichterin zu intensivem Leben erwachen.

Daneben entfaltet Fiona Macleod eine rege Thätigkeit im Dienste der Ausbreitung der gälischen Bewegung. Unermüdlich macht sie in zahlreichen, in den bedeutendsten englischen Zeitschriften erscheinenden Aufsätzen auf jede neue Erscheinung aufmerksam, die zum Wiedererstehen des mächtigen Gebäudes beiträgt, in dessen Vollendung das gälische Volk eine großartige Auferstehung feiern soll. Und viel hat Fiona Macleod schon erreicht. Nicht allein ihre eigene geniale Begabung wird in England allgemein anerkannt — auch britische Dichter werden aufmerksam auf die Reichthümer der altirischen Literatur und schöpfen aus dem Born, in dem die Geisteskraft eines alten Volksstammes ruht, neue Anregung zu fernerem Schaffen. Es fällt allerdings besonders in's Gewicht, daß Miß Macleod's Werke in englischer Sprache geschrieben sind, obwohl ihrem Gehalte nach aus gälischer Eigenart entsprungen.

Jüngst erschien auch im Tauchnitz-Verlage eine Auswahl aus ihren Schriften, die überaus anziehende Proben ihres seltenen Talentes bietet. „Wind and Wave" nennt die Verfasserin den kleinen Band, „denn so viele dieser Erzählungen berichten von der grauen, wandernden Woge des Westens und durch jede von ihnen weht der Wind gälischen Geistes, der überall Unendlichkeit ersehnt, doch aus der Dürftigkeit der bestehenden Dinge in sich selbst zurückkehrt, in den schattenhaften Zauber der Träume."

In englischer Sprache schreibt auch der in Deutschland kaum dem Namen nach bekannte lyrische und dramatische Dichter W. B. Yeats. Diese eigenartige Erscheinung vollkommen zu würdigen, würde über den Rahmen dieses Artikels hinausgehen. Auch Yeats entnimmt seine Sujets mit Vorliebe der irischen Sagenwelt; wie kein anderer weiß er den mystischen Duft wiederzugeben, der aus den Zeilen der alten Dichtungen weht. Vollkommene Beherrschung der Form paart sich mit gedankentiefen Symbolen zu Gebilden von hoher poetischer Schönheit. Freilich wendet sich der Dichter fast ausschließlich an diejenigen Kreise, deren verfeinertes Gefühlsleben diesem Schönheitscultus, zu dessen begeisterten Bekennern Yeats zählt, zugänglich ist. Der irischen Landbevölkerung dürfte ein volles Verständniß seiner Dichtungen in den meisten Fällen versagt bleiben, obwohl sie für den musikalischen Wohllaut seiner Verse, sowie für die feinabgetönte Stimmung des Ganzen durchaus empfänglich ist. Fiona Macleod meint, daß der irische Landbewohner Yeats' Kunst wahrscheinlich der seiner Ahnen vergleichen würde, deren Gesänge berühmt waren durch ihre Mystik.

Um nun Dramen dieser Art aufführen zu können, erstrebt Yeats eine Umwälzung des Theaterwesens. Er wünscht, Shakespeare'sche Einfachheit wieder auf der Bühne einzuführen, um den Zuhörer durch keinerlei scenischen Prunk von den Vorgängen auf der Bühne abzulenken, die er bemüht ist — vielleicht in diesem Streben eins mit Maeterlinck — immer mehr zu vergeistigen. Von seinen zahlreichen Werken seien hier nur einige Titel erwähnt: „The secret Rose", „the Celtic Twilight", „the Land of Heart's Desire" und die letzten Dramen „Shadowy Waters", „Countess Cathleen" und „Where there is Nothing".

Tief im gälischen Volksthum wurzelt das liebenswürdige Talent einer anderen Dichterin des gälischen Kreises, deren frühen Tod Fiona Macleod in ihrem letzten Artikel in der „Fortnightly Review" beklagt. Es ist die unter dem Pseudonym Ethna Carbery bekannte Gattin des in Irland vielgenannten Schriftstellers Mac Manus, deren Poesien bei der irischen Landbevölkerung allgemein verbreitet und beliebt sind. Im Folgenden sei es versucht, ein der nachgelassenen Sammlung „the four Winds of Eiriun" entnommenes Gedicht, betitelt „the Love-talker" in deutscher Sprache wiederzugeben. Das Motiv bildet wieder, wie so häufig in irischen Dichtungen, die Werbung eines Sidhejünglings, der vergeblich versucht, ein junges Hirtenmädchen in sein Reich zu locken:

„Nicht wußt' ich den Weg, den er kam, kein Schatten fiel hinter ihm,
Doch die seufzenden Binsen wogten wie von zaub'rischem Windhauch berührt:
Der Drossel Lied verstummte, Nebel wallten um uns her,
Wir hielten uns umschlungen — in Weiten schwand die Erde.

Und fern durch den Geisternebel hört' ich meine Heerde brüllen,
Die kleine Kuh aus Ballina mit dem schneeweißen Haar,
Die schwarzbraune aus Kerry, die bunte aus Inisheer,
Kläglich tönte ihr Rufen — und sein Flüstern klang mir im Ohr.

Ich sah seine Augen glühen, seine Worte lockten und umstrickten mich;
Ich rief nach meiner Mutter, umsonst — Niemand half —
Das heilige Zeichen schlug ich — da klang's wie wehes Stöhnen,
Ein Wolkenstreifen flog vorüber — und ich stand allein."

Die Sammlung ist reich an derartigen charakteristischen Poesien, in denen sich der gälische Volksgeist mit seinem verträumten Sehnen und seiner Neigung zur Melancholie wiederspiegelt. Alle diese Dichtungen sind durchtränkt mit dem Bewußtsein eines unwiederbringlichen Verlustes, das ihnen überliefert ist aus längst vergangenen Tagen und das mit der durch seine gegenwärtige Lage veranlaßten Stimmung des unglücklichen Volkes zusammenklingt in trauervollen Harmonien.

In der gälischen Bewegung ist noch viel Werdendes, unbestimmt Gährendes — sie datirt ja auch erst wenige Jahre zurück. Dennoch werden schon aller Orten ungeduldige Stimmen laut, die die Erschließung der alten Manuskripte fordern, die noch in den Bibliotheken begraben liegen und bisher nur einem verhältnißmäßig kleinen Kreise von Gelehrten zugänglich sind. Die vorhandenen deutschen Uebersetzungen werden in ihrer allzugewissenhaften Wiedergabe der Originale ebenfalls mehr dem Interesse des Gelehrten als dem Schönheitssinn des allgemeinen Lesepublicums gerecht. Doch würde manche dieser schönen Sagen, z. B. die zum Red Branch-Cyclus gehörige vom Schicksal der Kinder Usnachs in künstlerischer Wiedergabe auch in Deutschland auf Erfolg rechnen können.

Denn manch verwandter Zug verbindet in Sage und Märchen die keltischen und germanischen Stämme. Und jene Sehnsucht nach einer glücklicheren Welt, die ja der ganzen Menschheit gemeinsam ist und nur periodenweise vom Materialismus überwuchert werden kann, sie findet in den Dichtungen der Kelten ihren reinsten Ausdruck. Mit wundervollen Farben malen die Iren das erträumte Jenseits, das sie Tir-na'n-Og d. i. das Land der Jugend nennen. Immer neuen Zauber gewinnt jenes glückliche Reich in den Phantasien der Dichter und auch durch die letzten Lieder der früh geschiedenen Ethna Carbery zieht sich jene ungestillte Sehn-

Digitized by Google

sucht nach den Gefilden der Seligen, die nur ein Trunk aus ihren Quellen löscht:

„Jenseits von Erins vier Meeren, fernhin wo die Sonne sinkt,
In trübem, beschatteten Thale liegt halb vergessen der Quell,
Wie vom goldenen Saum des Himmels herabgesunken ein Stern.
Und wer die neun Tropfen trinkt, dem erfüllt sich des Herzens Sehnen —
Beim Quell am Ende der Welt."

Literatur und Kunst.

Ein Johannes der modernen Kunst.

(Zu Heinse's 100jährigem Todestag am 22. Juni 1903.)

Von Gustav Gugitz (Wien).

Wie so oft bleibt die schönste Theorie vergeblich, wenn sich nicht ein packendes, praktisches Beispiel zur rechten Zeit einstellt, das durch sie ermuntert wird. So war es auch mit den Theorien über bildende Kunst beschaffen, die Wilhelm Heinse in seinen Schriften aufstellte, und die alles das in nuce anbahnten, was die so ungeheuere Kunstumwälzung des 19. Jahrhunderts auszeichnet. In Wahrheit freilich gewannen sie auf diese Umwälzung niemals einen Einfluß und waren längst vergessen, als die ersten Keime der modernen Kunst sproßten. Es wäre gewiß erfreulich gewesen, wenn die moderne Kunst von diesen Theorien ihren Ausgang genommen hätte, nicht ganze Menschenalter wären so in den leeren Traditionen einer Kunst aufgegangen, der andere siegreichere Theorien den Weg zur Freiheit und eigensten Natur verstellten, und mit Recht könnte man heute noch wünschen, daß Heinse's „Ardinghello" das Evangelium der modernen Kunst gewesen wäre. Daß es dieses nicht war, und die Kunst aus sich selbst sich auf ihre wahre Natur besann, ist vielleicht noch erfreulicher, da es anzeigt, daß sie nach dem Worte Dürer's allein in der Natur stecke, („wer sie heraus kann reißen, der habe sie"), und daß alle Theorien schließlich in die Kunst hineingetragen wurden.

Daß die Kunst in der Natur steckte, war dem 18. Jahrhundert gänzlich entgangen, was um so merkwürdiger erscheinen mag, als doch gerade die Literatur mit Rousseau voran sich die Natürlichkeit zum Grundsatze nahm, auf die Alten, auf Homer, auf den allerdings bezeichnender Weise — gefälschten Ossian zurückgriff. Während die Literatur im „Sturm und Drang" sich von der Tradition losrang, war allerdings auch manches Wort für die Befreiung der im reinen Formalismus verknöcherten Kunst gefallen, die nur kümmerlich noch von dem letzten Erbe der Renaissance zehrte. Da war noch der junge Goethe mit seinem Aufsatz über „Deutsche Art und Kunst", wo er sich gegen die übermächtigen Theorien Winkelmann's wehrte und schrieb: „Wenn die Kunst aus inniger, einiger selbstständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig." Da war auch Herder, der sich in seinem „Vierten kritischen Wäldchen" für eine bodenständige Kunst ohne „jene armseligen und verengenden Kunstregeln" einsetzte, aber seine Stimme blieb kraftlos wie die ähnliche Heinse's. Die Theorien Lessing's und Winkelmann's mit ihrer Betonung des Formalistischen waren einer akademisch gewordenen Kunst die einzig überzeugenden, die ihr Leben versprachen. Es war ein Verbrechen an der Kunst, daß man ihr so literarisch zu Hülfe kam, und wie man der Literatur allein die Natürlichkeit der Alten gewiesen hatte, der Kunst allein deren Formen aufzwang, anstatt sie nach ihrem Organismus sich auch der Natur zuwenden zu lassen.

Bestärkt wurde die Kunst in dem unseligen Drang, sich fremden Idealen ohne nationale Voraussetzung hinzugeben, darin, daß die bahnbrechenden Genies leider fehlten, obwohl man ihnen auch gar keine Zeit zur Entwickelung gegeben hätte, und daß man, um nur Etwas zu haben, in der ersten Begeisterung nach der Antike griff, deren Wiederbelebung die Entdeckung von Pompeji und Herculanum mächtig förderte, leider nicht, um eine ebensolche nationale Kunst anzuregen, sondern um sie äußerlich nachzuahmen. Die verbissene gelehrte deutsche Einseitigkeit eines Lessing und Winkelmann wollte für die Kunst Nichts von einem Nationalcharakter wissen, unverstanden blieben die Niederländer, und wie die Kunst sich an der Vergangenheit eines fremden Volkes rückbildete, kam damit auch die Literatur zu Schaden. Auch ihre Entnationalisirung war von dem Tage an beschlossen, wo Goethe Rom betrat und durch Winkelmann's Brillen sich die Antike erschließen ließ. Bald war es dem Deutschen nicht beschämend, letzter Homeride zu sein und so seine ganze befreiende Vergangenheit zu verleugnen. Nun wurde auch alle Ermunterung der nationalen Kunst, die auch kaum eine Blüthe zeigte, vergessen, und fascinirt starrte man in die Gorgo der Antike, die alles Leben in ihren Formen versteinern sollte. Es war gewiß verlockend, das Land der Griechen mit der Seele zu suchen, um nur etwas Neues, Belebendes der in Manier erstorbenen Kunst zuzuführen, aber man vergaß, was für eine Seele man hatte, und daß dieser die Form einer fremden Seele auch nur wieder Manier werden mußte. Jedoch der blinde Idealismus wollte sein Recht haben, da sich die Besten dafür erklärten.

Nur wenige Stimmen erhoben sich gegen diese wahrhaft reactionäre Kunstbewegung, die ein kurzsichtiger, einseitiger Archäologe eingeleitet hatte und Deutschlands größter Dichter sozusagen officiell machte, da ihn, den Sohn des Nordens, eine ungeahnte Schönheit berückte, deren Seele er noch nahe kam. Herder vor Allem ereiferte sich wider die Unnatur, gänzlich in den Formen eines fremden Volkes aufzugehen, die einem anderen Volke unmöglich ebenso eigenthümlich sein konnten. „Und endlich wird uns ja ganz unsere Zeit, die fruchtbarsten Sujets der Geschichte, die lebendigsten Charaktere, alles Gefühl von einzelner Wahrheit und Bestimmtheit hinwegantikisiret. Die Nachwelt wird an solchen Schöngeistereien von Werk und Theorie stehen und staunen, und wissen nicht, wie uns war, in welcher Zeit wir lebten und was uns dann auf den erbärmlichen Wahn brachte, zu einer anderen Zeit, unter einem anderen Volk und Himmelsstrich leben zu wollen, und dabei die ganze Tafel der Natur und Geschichte aufzugeben oder jämmerlich zu verderben."

Gerade als Goethe nun in Rom weilte und bleibende Eindrücke daselbst aufnahm, im Jahre 1787, erschien Heinse's Künstlerroman „Ardinghello" anonym, den man bezeichnender Weise sogar noch Goethe zuschrieb, und in dem Heinse seine zu Winkelmann gegensätzlichen Theorien, die er schon in den Briefen über die Düsseldorfer Galerie (1776) im Keime zeigte, in ausführlicherer und gefesteterer Art darstellte. Daß Goethe über den Roman nach seiner Rückkehr abfällig urtheilte, war begreiflich, leider konnte sich auch Herder nicht dafür begeistern. War bis jetzt die Kunstkritik fast gänzlich in den Händen von Gelehrten oder von Causeuren wie Diderot, so suchte hier völlig zum ersten Male ein wirkliches Genie zwischen diesen beiden Gegensätzen zu vermitteln, indem es wahres Gefühl mit tiefer Erkenntniß verband. Heinse sah gleich Herder mit einem starken, historischen Blick alle kommenden Gefahren für die Kunst voraus, die sich in der „Nachahmung der griechischen Werke" gefiel.

Gleich Herder hatte Heinse schon in den Briefen über die Düsseldorfer Galerie erkannt, was die Kunst allein lebensfähig machte und ihre dynamische Wirkung begründete, wäre

Digitized by Google

ihr organischer Aufbau aus Volkscharakter und Klima, kurz, daß sie eine wahre Nationalität ausdrückte, wie auch die griechische Kunst allein dadurch groß geworden wäre, „da die Kunst sich nicht anders als nach dem Volke richten kann, unter welchem sie lebt (Br. an Gleim. Aug. 76)". Und er führte im Weiteren aus, daß Rubens nur dadurch sich zu so hoher Künstlerschaft emporschwang, weil er sich an die Natur hielt, an das, was er sehen konnte, also an sein Volk, sein Land. „Eine Donna von Venedig war ihm nie so zum Gefühl geworden, noch weniger Lais und Phryne, die er nie mit Augen gesehen; und wer will außerdem von ihm verlangen, daß er an die Generalstaaten holländisch mit griechischen Lettern hätte schreiben sollen? Winkelmann vielleicht in seiner Schwärmerei." Aber seit der Winkelmann'sche griechische Schönheitstypus, verstärkt durch die ästhetischen Regeln Lessing's, zur Kunstnorm geworden war, durfte kein Künstler mit seinen Augen sehen, nur durch das Medium der griechischen Formen sollten seine Gedanken wiedergegeben werden, die in ihrer Abstraction Nichts von seiner Heimath verriethen. Gerade jener Erdgeruch, jenes specifisch Nationale, das wir an der Kunst heute mit Recht so hoch schätzen, war barbarisch, die Kunst mußte sich schämen, ein anderes Vaterland zu besitzen als Griechenland. Heinse erkannte freilich, daß eine solche abstracte Form ohne innere Natur und Zusammenhang mit der künstlerischen Empfindung wie eine widrige Larve jede Regung von Seele oder Charakter auf einem Antlitz zur Schablone eines Typus erstarren ließ, der jedem Handwerker auf die Dauer hätte geläufig werden müssen. Was hätten Individualitäten, wie ein Goya, damit begonnen? Oder müßten wir noch heute die Schule von Barbizon und die Worpsweder verdammen, die jedem anderen Land fremd gegenüber standen, bloß nicht dem ihrigen, dessen Individualität sie nur in ihren Formen gänzlich wiedergeben konnten.

Wie Heinse schon in den Briefen geschrieben hatte: „Jedes Land hat seine eigenthümliche Kunst, wie sein Klima und seine Landschaft", so fuhr er im Ardinghello fort: „Allein, ihr Lieben, jede Form ist individuell, und es giebt keine abstracte; eine bloß ideale Menschengestalt läßt sich weder von Mann noch Weib, und Kind und Greis denken", und „ein abstractes, bloß vollkommenes Weib, das von keinem Klima, keiner Volkssitte etwas an sich hätte, ist und bleibt meiner Meinung nach ein Hirngespinnst, ärger als die abenteuerlichste Romanheldin, die doch wenigstens irgend eine Sprache reden muß, deren Worte man versteht. — Und solche unerträgliche leere Gesichter und Gestalten nennen die armseligen Schelme, die weiter nichts als ihr Handwerk nach Gipsen erlernt haben und treiben, wahre hohe Kunst, und wollen mit Verachtung auf die Kernmenschen herunterschauen, die die Schönheiten, welche in ihrem Jahrhundert aufblühten, mit lebendigem Herzen in sich erbeutet haben". — Es ist eigentlich unglaublich, daß diese Wahrheit nicht überzeugend wirken sollte, um so mehr, als die Künstler doch einsehen mußten, daß jedes wahre große Genie noch seinen eigenen Weg gegangen war. Daß Winkelmann in seiner gelehrten Einseitigkeit, die sich mit Formbegriffen allein schon begnügte — er hätte am liebsten nur auf die Monumente gebaut und ging fast nur von der Plastik aus — in einer Idealform, die er aus tausend Details zusammensetzte, das Höchste sah, ist leicht begreiflich. Ihm war es darum zu thun, aus einer ganzen Entwickelung das Beste zusammenzufassen. Dies hätte aber eine rein historische Erkenntniß bleiben sollen. Daß der Künstler aus einer abgeschlossenen Entwickelung eine neue Kunst schöpfen sollte, war aber nichts Anderes als ein unseliges Autoritätsprincip der Kunstkritik, über daß man sich eigentlich keine andere Rechenschaft als die der Mode geben konnte. Was vorgesagt wurde, wurde nachgemacht.

Dieses Autoritätsprincip der Kunstkritik lag noch dazu in einer ganz unzulässigen Subjectivität, die oft nach dem Stand der damaligen Kunstwissenschaft auf ganz falschen Thatsachen fußte. Man übersah überhaupt den Stoff der Kunstwissenschaft noch nicht, und wollte doch den Künstlern auf Grund eines eingebildeten Liebhaberstandpunktes, ohne sich um ihre Individualität zu kümmern, in der guten, alten inductiven Weise ein subjectiv geschätztes Ideal aufzwingen. Auch hier erkannte Heinse zum ersten Male die Aufgaben der wahren Kunstkritik, die, um eine Kunstentwickelung wahrhaft zu fördern, sich nicht auf den Standpunkt der bloßen Liebhaberschaft stellen durfte. „Ich für meinen Theil will freilich auch lieber im Julius auf dem Kessel des Aetna die Sonne aus dem Meere steigen und die Tiefe in einem Brand von Entzücken sehen, als auf einen holländischen Damm mich setzen und Pfeffer und Kaffee heransegeln sehen u. s. w. u. s. w., und möchte freilich auch lieber eine schöne, reizende, junge Georgianerin zum liebenden Engel haben, trauter Papa, als alle Farben sammt und sonders, die je die Niederländer mit ihren fünf Fingern auf Holz und Leinwand getragen. Aber ich lasse nichtsdestoweniger Jedes in seiner Würde" (Brief an Gleim, April 77). Zu dieser Objectivität konnten sich Lessing, Winkelmann und der spätere Goethe nicht aufschwingen. Alle diese hatten sich auf die Form beschränkt und noch innerhalb dieser Grenzen gezogen. Heinse verlangte zuerst, daß die Kunst über das leere griechische Schönheitsideal hinausgehen und an seine Stelle das Charakteristische setzen müßte. Das war die Grundforderung einer modernen Kunst, daß sie in ihren Formen unbeschränkt blieb.

Daß das 18. Jahrhundert in der Kunst überhaupt die Form bevorzugte, lag wohl in seinem Rationalismus begründet, dem namentlich der Sinn für das rein Malerische ganz abhanden gekommen war, wie die Abneigung eines Lessing gegen die Holländer und die Landschaft genug bezeugt. In der Form allein fand die Gedankenwelt der Literatur einen gleich würdigen Ausdruck, man sah nur plastisch, die Composition war die Hauptsache, und die Farbe leider ein nothwendiges Uebel. Was die Kunst Lessing's und Winkelmann's bieten sollte, war trotz aller Grenzen, die man zwischen Dichtung und Kunst zog, nur geformte oder gezeichnete Literatur. Es fehlte das Malerische, es fehlte die Stimmung. Dieser im Carton erstickten Kunst stellte Heinse zum ersten Male wieder Tizian gegenüber. „Tizian ergreift Alle, die keine Maler sind; und diese selbst im Hauptstücke der Malerei, welches durchaus die Wahrheit der Farbe ist, so wie die Zeichnung der wesentliche Theil der Zeichnung. Malen ist Malen: und Zeichnen Zeichnen. Ohne Wahrheit der Farbe kann keine Malerei bestehen; eher aber ohne Zeichnung."

Diese vorstehenden Worte aus Ardinghello enthalten den ganzen Kampf der modernen Kunst, der allerdings erst mehrere Menschenalter später ausbrechen sollte, den Heinse aber wie kein Anderer kommen sah. Er ahnte wieder die Bedeutung der Farbe, er ahnte den Sieg des Malerischen über das Formale, und daß die Cartons, die aus den Winkelmann'schen und Lessing'schen Theorien hervorgehen sollten, einmal in den Depots als verstaubte Schinken schlummern würden. Und enthält nicht der letztgenannte Satz, daß die Malerei nicht ohne Wahrheit der Farbe, eher aber ohne Zeichnung existiren könnte, die ganze Stimmungsmalerei der französischen Landschafter der Schule von Barbizon, der Freilichtmaler und Impressionisten bis zu der letzten Consequenz der Schotten und eines Whistlers, der seine Bilder: Harmonie in Weiß u. s. w. nennt. In einer Zeit, wo Alles an der Form hing — „der Pinsel ist der Verderb unserer Kunst gewesen", wagte Cornelius zu sagen —, mußten solche malerische Kunstforderungen natürlich für verrückt gehalten werden. Heute ist Heinse glänzend rehabilitirt.

Es war natürlich, daß Heinse, der zum ersten Male wieder für die Farbe und das Malerische eintrat, aus diesen Axiomen weitere rücksichtslose Consequenzen zog, die erst eine spätere Zeit im bitteren Kampfe der Praxis erobern mußte. Heinse verwarf es, richtig anschließend, Ideen zu malen, und er

Digitized by Google

ließ das Geistige in der Kunst nur gelten, wenn es versinnlicht werden konnte. Wie viele Ideen haben die Malerei erschlagen, um nur in einer Form leben zu können! Dagegen wendet sich Heinse im Ardinghello folgendermaßen: „Der Maler giebt sich mit der Oberfläche ab, und diese zeigt sich bloß durch Farbe; und er hat mit dem Wesentlichen der Dinge im eigentlichen Verstande wenig zu schaffen ... Zeichnen ist bloß ein nothwendiges Uebel, die Proportionen leicht zu finden: Die Farbe das Ziel, Anfang und Ende der Kunst ... Die schärfsten und strengsten Linien, selbst eines Michel Angelo, sind Traum und Schatten gegen das hohe Leben eines tizianischen Kopfes." Und weiter: „Was das Geistige betrifft, das lernt sich und verlernt sich nicht; da gehört guter Instinct aus Mutterleibe dazu und vollkommene Gegenstände von außen herum. Deuten und hinführen kann man wohl; aber wo kein Zug, keine innere Richtung ist, kommt lauter Manier hervor, dem Menschen, der seinen Durst löschen will, so viel als Nichts und obendrein vergebliche Mühe; denn er hat sich an den leeren Schein hinbemühen und untersuchen müssen." Auch Heinse war sich noch nicht klar, was Idee und Form versöhnen sollte, ohne daß sie leerer Schein blieben, er wollte aber die Malerei zum Mindesten aus jener angedeuteten gezeichneten Literatur erretten („Der Römer hat viel Verstand; nur malen soll er nicht; er hätte ein Schriftsteller werden sollen. Ardinghello."), und da er dies allein von der Farbe erhoffte, so setzte er im praktischen Beispiel die venetianische Malerei der römischen gegenüber. Das 19. Jahrhundert sollte die wahre Lösung neben der Farbe in der Stimmung eines Turner, Corot und Böcklin finden, wozu dann noch ein Nationalstyl kam, den Heinse so wesentlich betonte.

Da Heinse alle Erlösung der Kunst im rein Malerischen fand, so war es begreiflich, daß ihm rein formalistische Künstler wie Dürer oder Michelangelo weniger zusagten als ein Tizian oder Raphael. Doch war es ihm klar, daß auch die Ersteren die Form durch das Charakteristische überwunden hatten, das auch Hirt (1797) gegenüber dem akademischen Schönheitsbegriff Winkelmann's als fortbildend aufstellte. Heinse fand als Gegensatz zur Form allein die Natur, Natur war ihm Charakter, Farbe und Stimmung. Die ganze Kunst war ihm überhaupt nur Versinnlichung der Natur, und er wollte sie von Ideen und Geistigkeit abstrahirt wissen; das seelische Moment der Stimmung in der Kunst löste sich bei ihm noch nicht aus. „Die Schönheit nackter Gestalt ist der Triumph bildender Kunst; viel für Auge und den ganzen körperlichen Menschen, wenig für den inneren. Sie allein ergreift das Unsterbliche nicht; dazu gehört Etwas, was selbst gleich wie unmittelbar von der Seele kommt und ihrer regenden, unbegreiflichen Kraft: Leben, Bewegung. Und dies haben unter allen Künsten allein Musik und Poesie: neigt Euch, Ihr anderen Schwestern, vor diesen Musen (Ardinghello)". Da er so das Literarische aus der bildenden Kunst scheiden wollte, das zum Carton, zur geistreichen Historienmalerei führte, so war es kein Wunder, daß er vom Künstler gar keine Bildung, sondern nur einen lebhaft ausgesprochenen Kunstsinn, einen Sinn für das Malerische allein verlangte. „Unterdessen sei wieder wahr, es könne Einer außerordentlich viel Verstand und Erhabenheit in der Denkungsart haben und doch ein schlechter Maler sein (Ardinghello)". Dies konnte in der classicistischen Zeit unmöglich gelten, hier war die Verdeutlichung eine Idee Alles. Und doch war der ungebildete Turner wirklich der Maler schlechtweg und Cornelius, wie Heinse richtig voraussagte, ein Literat, der zufällig zeichnen konnte. Und man braucht bloß an die Anekdote von dem Maler zu denken, der lange mit Auerbach zu dessen Enttäuschung schweigend durch eine Galerie gegangen war, bis er endlich vor einem Bilde stehen blieb und nichts Anderes sagte als: „Schau', Berthold, dös is gmoalt!" Die Classicisten wußten freilich viel Geistreiches zu reden, aber malen konnten sie nicht.

Für die Winkelmann'schen Theorien war es allerdings bezeichnend, daß sie sich in den Cartoncompositionen und im Historienbild, die die ideale Form in allerlei mehr oder weniger guten Gedanken ausdrücken konnten, am nachdrücklichsten fortpflanzten, und daß sie, eben darum, weil sie für das Malerische Nichts übrig hatten, auch die Landschaft des Malens nicht für würdig erachteten. Die Landschaft war für Mengs „das Nebensächliche", und Lessing lehrte, daß sie kein Gegenstand für die Malerei wäre, „weil sie keine Seele habe". Ich will nicht unehrerbietig von Lessing sprechen, aber was er sich dabei gedacht hat, weiß ich nicht; gefühlt hat er sicher nichts. Heute wissen wir genau, wo sich mehr Seele findet, in den Compositionen eines Mengs oder in den Landschaften eines Corot. Und es lag nur an einem Mangel der Kunstkritik, daß sie das Plastische namentlich nicht von dem Malerischen trennen und sich allein an Beschreibungen von Formen halten konnte, die literarische Ideen ausdrückten. Und es war wahrhaft leichter, eine Beschreibung einer Composition oder Plastik zu geben, als aus einer Landschaft die Seele fühlen zu können.

Heinse, der in „Ardinghello" den Grundsatz aufstellte: „Malerei enthält sich alles dessen, was sich bloß durch die Form zeigt," mußte nothgedrungen die Landschaftsmalerei wenigstens wieder in ihre Rechte setzen, sowie der Historienmalerei ihre Bedeutung absprechen, wenn er in der Forderung des rein Malerischen consequent blieb. Er schrieb daher: „Geschichtsmaler ist ein wahrer Widerspruch, da ein Maler nur einen Moment vorstellen kann, und Geschichte nothwendig eine Reihe von Begebenheiten erheischt," und weiter: „Das vollkommenste historische Gemälde, das ist, wo der interessanteste Moment aus einer Begebenheit gewählt ist und man das Vorhergehende und Nachfolgende am besten erkennen kann, bleibt also immer an und für sich schon ein quälendes Fragment, das weder Herz noch Geist befriedigt (Ardinghello)". Das war sicher ein Hieb gegen Lessing, und indem sich Heinse immer an seine Theorie des Materiellen in der Kunst („Alle bildende Kunst ist am Ende bloß Oberfläche") hielt, verzweifelte er sogar an der Darstellung des Menschen in der Kunst („Auf der Oberfläche kann man den Menschen leicht kennen lernen; aber im Innern, in der Tiefe?") und behielt ihr andere Aufgaben vor. „Ihre besten Gegenstände bleiben gewiß die anderen Thiere und Pflanzen, Gras und Bäume; diese können sie darstellen, die Künstler! Den Menschen sollen sie dem Dichter überlassen. Die Landschaftsmalerei wird auch endlich alle Anderen verdrängen. Und also können wir gewissermaßen die Griechen übertreffen, weil wir uns gerade an die wahren Gegenstände machen, die sie verfehlt haben (Ardinghello)". Sein wahrhaft seherischer Blick sollte sich bewähren, der Triumph der modernen Kunst des 19. Jahrhunderts ist die Landschaft geworden, in ihr wurde die Aufgabe des rein Malerischen ohne Rest gelöst. Und Heinse ahnte auch die Seele der Landschaft, die die Stimmung ist, wie er ihre rein malerische Bedeutung für Licht und Farbe erkannte. Wir brauchen nur seine Beschreibung des Rheinfalles zu lesen oder dieses: „Wenn ich ein Landschaftsmaler wäre, ich malte ein ganzes Jahr weiter nichts als Lüfte und besonders Sonnenuntergänge. Welch ein Zauber, welche unendliche Melodien von Licht und Dunkel, und Wolkenformen und heiterem Blau! es ist die Poesie der Natur. Gebirge, Schlösser, Paläste, Lusthaine, immer neue Feuerwerke von Lichtstrahlen, Riesen, Krieg und Streit, flammende Schweife wechseln mit neuen Reizen ab, wenn das Gestirn des Tages in Brand und Gluthen untersinkt. Aber leider mit Eurem Licht in der Malerei sieht es übel aus! (Ardinghello)."

Wie eine Ahnung von der künftigen Freilichtmalerei berühren uns diese Sätze, denn mit dem Licht sah es thatsächlich übel aus, wenn man mit Cornelius die Farbe bald nur mehr als ein nothwendiges Uebel in der Malerei ansah! Und der Mann, der so warm für die Landschaftsmalerei ein-

Digitized by Google

trat, mußte auch aus ihr erkennen, daß das, was der Malerei fehlte, das Studium in der freien Natur, am lebendigen Modell in der Sonne im Gegensatz zu den verstaubten Gipsbüsten der Akademie war. Die Kunst schöpfte schon lange nicht mehr aus der Natur, sondern allein aus Vorbildern und das war ihr Untergang, „weil es freilich Jedermann leichter, und dem schachmatten Stubensitzer bequemer ist, einen bretternen Hirsch zu schießen, als einen, der durch die Wälder streift und über Büsche und Gräben setzt (Ardinghello)." Und so wendet sich Heinse auch in voller Entrüstung gegen das ewige Copiren der antiken Büsten, das nur „einen verwirrten Nachklang, ein wahres Echo ohne Sinn, das nur einzelne Sylben wiederholt (Ardinghello)" ist, und deckt sich hierin mit David Young, der auch in seiner Schrift „Gedanken über die Originalwerke" schrieb: „Umso weniger wir die Alten copiren, umso ähnlicher sind wir ihnen." Besonders scharf wandte sich Heinse gegen diese akademische Unnatur des Copirens im Brief an Gleim vom April 1777. „Dieses voreilige, ich mag wohl sagen, sinnlose Abreissen der Antiken ist die Hauptquelle, woraus die anderen Uebel entspringen . . ." und er fährt fort: „Was thut er (der Copist) denn? Er verzerrt ein griechisches Bildsäulengesicht in hundert andere zu seinen Figuren, so daß der wahre Kenner der Natur und Kunst seinen Greuel daran haben muß: denn da kann nichts Lebendiges, nichts Gefühltes sein, sondern lauter aegri somnia. Auf solchem Wege werden die Neueren nie wieder die hohe Staffel der Alten erlangen. Die Antiken sind eine Bande Komödianten, mit denen sie dann in der Welt herumstreichen, und denselben die Kleider anziehen, nach den Rollen, die sie spielen sollen. Zeus macht Gott den Vater, Apollo den Sohn, Niobe oder ihre Tochter die Mutter, und die Sclaven die Schächer am Kreuze ꝛc."

Einer solchen leeren Zusammenstellung der Antiken, einer Auswahl von verschiedenen Armen, Beinen und Köpfen zu einem Ideal verdankten die meisten Bilder der classicistischen Richtung ihre Entstehung, und es lag auch dies in der Stoffbeschränkung der Lessing-Winkelmann'schen banalen Schönheitstheorien. Hier mußte erst der Naturalismus, die Franzosen an der Spitze, gewaltig aufräumen. Eine solche falsche Aesthetik, die jede Individualität in einem Schablonentypus nach griechischen Mustern ersticken wollte, lieferte die Kunst dem gemeinen Handwerk aus. Dies erkannte auch Herder, der mit Heinse weitaus der berufenere Theoretiker einer Kunst mit Zukunft gewesen wäre als Lessing und Winkelmann, als er schrieb: „Es wird ein mattes Einerlei langschenkliger, gradnäsiger griechischer Figuren, die alle dastehen und paradiren, an der Handlung so wenig Antheil nehmen als möglich, und uns in wenigen Tagen und Stunden so leer sind, daß man in Jahren keine Larven der Art sehen mag. Und nun wenn diese Lüge von Schönheit zugleich der ganzen Vorstellung, der Geschichte, dem Charakter der Handlung Hohn spricht und diese jene offenbar als Lüge zeihet!" Hier begegnen sich Herder und Heinse mit Hirt, der auch dieser akademischen Antikenschönheit wenigstens den Charakter gegenüber gesetzt haben will. Und so schreibt Heinse im Ardinghello nach Della Casa's berühmtem Capitel über den Backofen: „Schönheit ist Eins, so viel nur immer möglich; und Häßlichkeit im Gegentheil ist viel," und weiteres ebenda mit Beziehung auf den Charakter: „Vollkommenheit zeigt sich von außen durch Schönheit; Unvollkommenheit durch Häßlichkeit; und die meisten Begebenheiten in der Welt sind ein Kampf zwischen Tugend und Laster. Soll er das Laster schön darstellen? und ist er deßwegen ein Kothmaler, wenn er es häßlich darstellt? Häßlichkeit verändert hier den Namen und wird zur Schönheit der Kunst." So hat Heinse das durch Lessing namentlich so eingeengte Stoffgebiet der Kunst wenn auch nur in einseitiger Weise, indem er die Form ethischen Zwecken unterordnete, erweitert wissen wollen. Er wagte allerdings den letzten kühnen Schritt zum Naturalismus nicht, der in der Häßlichkeit auch gar keinen ethischen Gedanken mehr verfolgte.

Wesentlich stimmt Heinse mit Lessing in dem Unterschied zwischen Dichtung und Malerei überein, welche Theorien ja auch heute noch ihre Giltigkeit haben. Der Satz in „Ardinghello": „Ein Dichter muß dem Maler immer in Schilderung körperlicher Gegenstände unterliegen; und gerade so geht's dem Maler im Gegentheil mit Handlungen," ist aus Lessings Laokoon wohl direct herüber genommen. Dieses Gebiet hat übrigens mit der Entwickelung der modernen Kunst wenig zu schaffen.

Aus allen den angedeuteten Zielen, die Heinse der Kunst gewiesen hat, sehen wir aber, daß er wie wenig Andere eine organische Entwickelung der Kunst aus ihrer Natur herausgeben wollte und daß er die ganze moderne Kunst mit allen ihren Aufgaben, die sie nachträglich durch die Praxis löste, vorausgesehen hatte. Er ahnte die Ueberwindung des Classicismus durch einen charakteristischen Nationalstyl, die Ueberwindung der Carstens und Cornelius durch Schwind und Thoma etwa, den Sieg der Farbe über den Carton, er suchte die Aufgabe der Kunst im 19. Jahrhundert gleich dem Hamburger Runge, der wenige Jahre nach Heinse's Tod dessen Rolle ebenfalls erfolglos übernehmen sollte, überhaupt nicht in dem Renaissanceproblem der Menschendarstellung, sondern in der Farbe, in der Lösung von Lichtproblemen, was allein eine Zukunft gab, da es noch nicht gelöst war. Gleich Runge erkannte er, daß die Kunst der Formen bei den Griechen und den Meistern der Renaissance ihren Höhepunkt erreicht hatte (s. Ardinghello, 1794, II, p. 86), daß das Studium der Farbe und des Lichtes aber noch nicht ernstlich betrieben worden und hier der eigentliche Ausgangspunkt der modernen Kunst wäre (s. früher unter Landschaftsmalerei). „O Sonne, darf zu Dir mein Lied sich heben?" so jubelte auch er. So kam er wieder zur Hochschätzung der Landschaft, und die moderne Kunst sollte ihm Recht geben.

Nicht Winkelmann, Lessing oder Goethe standen erkennend an der Schwelle der modernen deutschen Kunst, sondern Heinse, Herder und Runge. Dort war Einseitigkeit in der Form, hier tiefstes Empfinden des Kunstorganismus. Und wäre Heinse zufällig mit seinen Theorien durchgedrungen, so hätte die moderne Kunst nicht diese Kämpfe zu bestehen gehabt, und nicht so viele Talente hätten ihre Kunst einer verlorenen Sache aufgeopfert. Aber Goethe hatte freilich bewundernd geschrieben: „Der Fall tritt in der Kunstgeschichte zum ersten Mal ein, daß bedeutende Talente Lust haben, sich rückwärts zu bilden und so eine neue Kunstepoche zu gründen. Dies war den ehrlichen Deutschen vorbehalten." Sie sollten es bitter in der Zukunft büßen, daß sie nur Vergangenheit waren, und zwar nachgeahmte, und ihre Nation und Individualität vergaßen. Und wenn auch Heinse mit seinen Theorien in seiner Zeit nicht den Erfolg hatte, den er verdient hätte, so müssen wir doch seinen hellseherischen Blick als Johannes der modernen Kunst bewundern, dem schließlich die Zeit Recht gab, und seinen Mut preisen, mit dem er rücksichtslos der wahren Natur der Kunst nachging, der freilich im Grunde nichts anderes aussprach als das, was später ein wahrhaft deutscher und origineller Maler, Moritz Schwind, in einem Satze zusammenfaßte: „Man muß machen, wie einem der Schnabel gewachsen ist."

Maeterlinck und Eduard von Hartmann.

Von Anton Korwan (Homburg v. d. H.).

Maeterlinck ist bekanntlich nicht bloß mystischer Dichter, sondern auch mystischer Philosoph. Sein Sinnen und Ahnen hat ihn immer tiefer in die Räthsel der geistigen Erscheinungswelt verstrickt und ihn nach dem lösenden Wort immer sehn-

Digitized by Google

suchtsvoller suchen und graben lassen. Als er so in einem besonderen Essay dem „Glück“ auf seinen ungewissen, verschlungenen, wechselvollen Pfaden nachpürschte, um den Schlupfwinkel zu entdecken, von dem aus es schicksalspendend in das Reich des Lebens huschte, glaubte sein Fuß fühlbarer denn je dessen verborgene Grotte berührt zu haben. Seinem mystischen Blick erschien sie als ein „begrabener Tempel,“ indem er „unter unserem bewußten Wesen, das der Vernunft und dem Willen unterworfen ist, ein tieferes Dasein liegen sah, das einestheils in eine Vergangenheit hinabtaucht, welche der Geschichte unerreichbar ist, und andererseits in eine Zukunft, die Jahrtausende nicht erschöpfen werden.“ Es schien ihm „nicht vermessen zu glauben, daß alle Götter sich in ihm verbergen und daß die, mit denen wir die Welt und die Planeten bevölkert haben, nach und nach daraus hervorgingen, um ihm einen Namen und eine Gestalt zu geben, die unserer Vorstellungskraft entsprachen. Je klarer der Mensch sehen lernt, je weniger er der Symbole und Bilder bedarf, desto mehr beschränkt er die Zahl dieser Namen und Gestalten. Er spricht schließlich nur noch einen aus, behält nur eine von ihnen übrig und ahnt alsbald schon, daß dieser letzte Namen, diese letzte Gestalt auch ihrerseits nur das letzte Bild einer Macht sind, der Thron sich stets in ihm selbst befand.“ Und wie lautet dieser letzte Name? Er lautet das — Unbewußte!

Mit dieser Benennung hat Maeterlinck ein Wort ausgesprochen, das im Lande der deutschen Philosophie einen bekannten Klang besitzt. Wir kennen es schon seit Decennien, seit damals als Eduard von Hartmann uns die Wunderblüthe seines jugendlichen Geistes, die „Philosophie des Unbewußten,“ schenkte und dadurch das „Unbewußte“ zu einem geflügelten Wort machte, das bei allen Denkenden von Munde zu Munde ging und im Geiste der einen bald zu bleibendem, im Geiste der anderen bald nur zu vorübergehendem Aufenthalt sich niederließ. Jetzt, nachdem nun auch der belgische Dichterphilosoph das geheimnißvolle Wort wiederum deutlich hat vernehmbar werden lassen, erhebt sich da nicht von selbst vor uns die Frage, wie dieses Unbewußte sich seinem Begriffe nach zu dem Hartmann'schen Unbewußten verhält, ob es ihm gleicht oder nur ähnlich ist oder etwas ganz anderes bedeutet? Hören wir deshalb weiter, wie Maeterlinck sich das Unbewußte denkt!

„Ungeheuer, unerschöpflich, unerforschlich, göttlich“! Unseren Verstand vergleicht er mit einem „Phosphoreszieren über diesem inneren Meere, das wir nur unvollkommen kennen,“ aber bezüglich dessen unser Verstand von Tag zu Tag mehr lernt, „daß alle Geheimnisse der menschlichen Erscheinungen, die er bisher nicht verstanden hat in ihm liegen.“ „Dieses unbewußte Wesen lebt“ nach seiner Ansicht „auf einem anderen Boden und in einer anderen Welt, als unser Verstand. Es weiß nichts von Raum und Zeit,“ die er für „zwei ungeheuere eingebildete Wände“ hält, „zwischen denen unsere Vernunft dahin fließen muß, wenn sie sich nicht verlieren will.“ Es scheint ihm für es „weder Nähe noch Ferne, weder Vergangenheit noch Zukunft, weder Widerstand noch Materie“ zu geben, hingegen Allwissenheit und Allmacht zu seinen Attributen zu gehören. Er vermuthet, daß es „bei allen Menschen von fast derselben Natur ist,“ und behauptet, es stehe aber „mit dem Verstande auf sehr verschiedene Art in Verbindung,“ indem es bei dem einen so tief begraben bleibe, daß es sich nur um die körperlichen Functionen und die Fortpflanzung der Gattung kümmere, bei anderen im Gegentheil jederzeit wach scheine und bisweilen so weit emportauche, daß es die Oberfläche des bewußten äußeren Lebens mit seiner zauberhaften Gegenwart berühre, wo es alsdann bei jeder Gelegenheit eingreife, voraussehe, warne, entscheide und sich in die meisten Hauptvorgänge unseres Lebenslaufes mische. Er glaubt nicht, daß es feste, gewisse Gesetze habe. „Man entdeckt z. B. keinerlei beständige Beziehungen zwischen der Thätigkeit des Unbewußten und der Entwickelung des Verstandes. Diese Thätigkeit gehorcht Regeln, die wir nicht kennen. Für den Augenblick und bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse scheint sie rein zufällig zu sein. Man findet sie bei diesem, aber nicht bei jenem, ohne daß irgend etwas uns andeutete, welches die Ursache dieser Verschiedenheit ist.“ Er bestimmt es als „ein Wesen, das unser wirkliches Ich ist, unser erstgeborenes, unvordenkliches, unbegrenztes, allgemeines und wahrscheinlich unsterbliches Ich ist.“

Halten wir nunmehr neben dieses Bild des Maeterlinck'schen Unbewußten, das Bild des Unbewußten, wie es sich aus Eduard von Hartmann's Metaphysik ergiebt, dann bemerken wir sofort, daß von Gleichheit hier nicht die Rede sein kann, wohl aber einige Züge vorhanden sind, die uns ein ideales Verwandtschaftsverhältniß annehmen lassen. Auch das Hartmann'sche Unbewußte erscheint uns cum grano salis als ungeheuer, unerschöpflich, unerforschlich, göttlich; es ist raum- und zeitlos, allwissend, allmächtig, von gleicher Natur bei allen Menschen, ein inneres Meer, über dem unser Verstand phosphorescirt und in dem alle Geheimnisse liegen. Aber es steht nicht mit dem Verstande auf verschiedene Art in Verbindung und kümmert sich nicht bei dem einen bloß um die körperliche Functionen und steigt nicht bei dem anderen bis an die Oberfläche des bewußten äußeren Lebens; dagegen hat es sehr wohl feste, gewisse Gesetze und beständige Beziehungen zu der Entwickelung des Verstandes. Wenn wir die Regeln seiner Thätigkeit auch nicht mit dem Bewußtsein verfolgen können, so vermögen wir sie doch zu erschließen und ist die Thätigkeit keineswegs zufällig, sondern logisch determinirt, und man findet sie nicht sporadisch, sondern allüberall.

Die Entstehung der Unähnlichkeit so vieler Züge in den beiden Gedankenbildern des Unbewußten läßt sich sehr leicht erklären. Es genügt hierzu der einfache Hinweis auf Maeterlinck's Verwechselung der abnormen Erscheinungen des Somnambulismus, welche zum größten Theil in das Gebiet des relativ Unbewußten gehören, mit dem absolut Unbewußten. Unter dem „relativ“ Unbewußten versteht E. v. Hartmann „Phänomene, die wohl für Individualbewußtseine niederer Stufen innerhalb des Organismus bewußt sind, für das oberste Zentralbewußtsein oder Sammtbewußtsein des Organismus aber unterhalb der Schwelle und darum unbewußt bleiben. Sie sind von den absolut unbewußten Thätigkeiten wohl zu unterscheiden; wenigstens sind sie begrifflich wohl aus einander zu halten, wenn es auch unserer Einsicht nicht überall gelingen sollte, sie völlig zu sondern, weil sie thatsächlich zu eng in einander greifen.“ Dieser letztere Umstand führte wahrscheinlich auch Maeterlinck auf einen falschen Weg, auf dem er sich dann immer weiter verirrte, so daß er schließlich bei unserem „wirklichen, erstgeborenen, unvordenklichen, unbegrenzten, allgemeinen und wahrscheinlich unsterblichen Ich“ als dem vermeintlichen Wesen des Unbewußten in uns ankam. Damit ist er aber auf das Gelände des transcendentalen Individualismus gerathen, welches von Hellenbach und Du Prel bebaut worden, auf dem aber dennoch zahlreiches Unkraut und Schlinggewächse wuchern, die den Irrenden bald den Pfad des logischen Denkens versperren. Oder sollte etwa dieses Ich, insofern es als „erstgeboren, unvordenklich, unbegrenzt und allgemein“ bezeichnet wird, von dem Fichte'schen Ich selig abstammen? Wir können es nicht entscheiden, da es ein gar zu bunt schillerndes Ich ist, welches uns Maeterlinck enthüllt. Aber auch in diesem Falle hat es nichts Wesentliches mehr mit dem Hartmann'schen Begriff des Unbewußten gemein und widerspricht als „unbewußtes Ich“ sich selber, denn ein Ich kann niemals unbewußt sein.

Maeterlinck's mystisches Auge hat somit die „letzte Gestalt“ jener Macht, deren Thron sich stets im Menschen befand (d. h. seitdem es Menschen giebt), zwar geschaut, aber erst noch von Nebeln umschleiert und noch nicht im Glanze sonnen-

Digitized by Google

klarer Erkenntniß. Diese Nebel kann nur ein von breiter empirischer Basis induktiv aufsteigendes Denken durchdringen, und da E. v. Hartmann so gethan, deshalb ist es auch vor allen ihm gelungen, die letzte Gestalt des Unbewußten derart bestimmt zu erfassen und uns begrifflich darzustellen, daß wir dessen unwandelbares, sich selbst gleiches Wesen in allen Phänomenen erkennen. Während für sein Auge das Unbewußte aus allen Dingen mild und stet hervorleuchtet, erlischt sein beseelender Strahl vor Maeterlinck zuweilen in dem Dunkel des Agnosticismus. Dann kennt Maeterlinck das Unbewußte nicht mehr und weiß nicht, was es ist, weiß nicht, ob die Natur ein Bewußtsein hat oder keines, ob und was sie denkt, ob sie ein Ziel hat, weiß nicht mehr, ob er das Unbewußte für wachsam, persönlich, von überlegener Weisheit und Gerechtigkeit u. s. w. halten soll, ob unsere Persönlichkeit oder unsere Nervenkraft sterblich oder theilweise unsterblich, und sein Geist fällt in Widersprüche, indem er Teleologie und Unendlichkeit sowie abstrakt-monistische mit individualistischen Anschauungen zusammenzwingt.

Demungeachtet hat der Uebersetzer der letzt erschienenen philosophischen Schrift Maeterlinck's, des Buches „Der begrabene Tempel", bemerkt, daß Maeterlinck sich darin immer offenkundiger der Geistesrichtung Eduards von Hartmann nähere. Nach unserer Betrachtung kann diese Annahme nur eine sehr eingeschränkte Giltigkeit und zwar nur in der Hinsicht haben, daß Maeterlinck in dem Glauben, „daß die Erforschung des Mysteriums in allen seinen Erscheinungsformen die edelste Aufgabe ist, der unser Geist sich widmen kann" und daß „das Bewußtsein des Unbewußten, in dem wir leben, unserem Leben eine Größe und Bedeutung verleiht, die es nicht hätte, wenn wir in dem uns bekannten aufgingen oder wenn wir unbesehen glaubten, daß das, was wir wissen, um vieles wichtiger ist, als das, was wir nicht wissen" sich mit redlichem Bemühen gleich Hartmann an die Erforschung des Unbewußten, von dem bekanntlich noch sehr Viele nichts Näheres wissen, begeben hat. Hingegen besteht hinsichtlich des Ausgangspunktes (dem Individualeudämonismus), der Wege und Resultate zwischen der Maeterlinck'schen und der Hartmann'schen Philosophie des Unbewußten noch eine allzugroße Verschiedenheit, um von einer Konvergenz statt von einer Divergenz zu reden; doch ist es nicht ausgeschlossen, daß Maeterlinck vielleicht schon in seiner nächsten philosophischen Schrift der Anticipation seines Uebersetzers entspricht, denn seine Ansichten scheinen noch dem Wandel unterworfen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Ungeborene.

Von Max Wundtke.

Heut' haben wir ihn zu Grabe getragen, und er war mein Freund! Möge ihm die Erde nicht schwerer sein als Anderen. Das Leben ist ihm sicherlich schwerer gewesen. Nicht als ob er mit Sorgen irgend welcher Art zu kämpfen gehabt hätte — o nein! Ihm fehlte absolut nichts, um ein recht glückliches Leben führen zu können, nichts als ein kleines Stückchen Papier. Der Aermste! Man hat ihm einfach nicht geglaubt, daß er geboren war! Und das war sein Unglück, an dem er sein Leben lang zu schleppen hatte. Er hat es bitter genug empfunden, wie allmächtig in unserem papiernen Zeitalter so ein kleines Stückchen Papier ist. Ist es schon für ein Pferd, das Carrière machen will, unbedingt nöthig, über ein Document zu verfügen, auf dem amtlich beglaubigt wird, daß etwa Hoppelpoppel unzweifelhaft der Sohn des dreimaligen Grand-Prix-Siegers Haderlump aus der Schönen Melusine ist, so ist ein ähnlicher gewalkter Lumpen, mit schwarzen Schriftzügen bemalt und mit einem Siegel verziert, für den Menschen noch nothwendiger als das liebe Brod. Denn der Gaul kann schließlich auf seine Carrière verzichten und Kutschpferd oder Karrengaul werden, falls er ein derartiges Certificat nicht beizubringen vermag; ein Mensch aber in gleicher Lage hat überhaupt keine Existenzberechtigung und wenn er sich tausendmal erlaubt, „zu sein" — man glaubt ihm einfach nicht, daß er da ist. Das bloße Vorhandensein eines Menschen genügt der heutigen correcten Generation nicht zum Beweis des Geborenseins; schwarz auf weiß muß er's nachweisen können. Und das konnte mein Freund leider nicht. Weiß der Himmel, wie es gekommen war — der Nachweis seiner Geburt war nirgends zu erbringen. Der Standesbeamte der kleinen Dorfgemeinde, der von Staatswegen dazu bestellt war, Zugang und Abgang in der Bevölkerung gewissenhaft zu registriren, schien die Wichtigkeit seines Amtes gar nie begriffen zu haben. Sei es, daß er am Tage der Geburt meines Freundes in Folge eines guten Tropfens seliger war, als er im Jenseits jemals werden konnte, (was bei ihm — die fröhlich schillernde Nase legte Zeugniß davon ab — sehr häufig vorkam) sei es, daß er durch die Einkehr des Storches bei seiner Frau ein wenig aus der Fassung gekommen war — vielleicht auch war beides der Fall — genug, durch einen unbegreiflichen Zufall geschah es, daß die Eintragung der bedeutsamen Thatsache der Geburt meines Freundes von dem Beamten aufgeschoben und dann vergessen wurde. Die Eltern meines Freundes und später er selbst zweifelten durchaus nicht daran, daß er regelrecht geboren war; indessen wurde der hochwohllöblichen Behörde auf die angegebene Weise die Kenntniß von diesem Act entzogen, und so war für sie die Existenz meines Freundes weder bewiesen noch berechtigt.

Das junge Menschenkind machte sich darob keine Sorgen. Es lachte so vergnügt in die Welt hinein, als ob es wirklich da wäre, und da die ganze Familie bald darauf nach Amerika übersiedelte, fand sich nie eine Gelegenheit, wo beide Meinungen über Sein oder Nichtsein aufeinanderplatzen konnten. Aber seine Leidensgeschichte begann, als er als zwanzigjähriger Mensch in die alte Heimath zurückkehrte. Seine Eltern hatte er in Amerika begraben. Der Unglückliche ahnte nicht, daß er mit ihnen die einzigen Zeugen seiner Geburt verloren hatte. Zwar der Polizei genügte es schließlich, daß mein Freund augenscheinlich da war, und selbst die Steuerbehörde war vorurtheilslos genug, sich auch ohne Geburtsattest davon zu überzeugen, daß mein junger Freund ein vorzügliches steuerzahlendes Object vorstellte. Man bekannte sich jedenfalls zu dem Satze höchster Staatsphilosophie: Daß der Mensch geboren wird, ist nicht nothwendig; aber daß er Steuern zahlt, das ist nothwendig. Nun aber kam die Militärbehörde. Sie warf den ersten Zwiespalt in dieses friedliche Sein. Es unterlag keinem Zweifel: Der Mann war da — ergo mußte er Soldat werden. Ebenso wenig aber konnte man darüber im Zweifel sein — wer nicht geboren ist kann auch keinen militärischen, wenn auch noch so niedrigen Grad der Gemeinheit haben. Ein Ungeborener als Soldat? Nonsens! Und man hielt nun einmal darauf: Niemand ist geboren, der es nicht beweisen kann. Und mein Freund konnte gar nichts beweisen. Trotzdem zog man ihn zum Militär. Aber welches Zwitterdasein führte er hier! Ewig stand er auf der scharfen Grenze zwischen Sein und Nichtsein. Höhere und niedere Vorgesetzte waren sich offenbar über seine Existenz nicht recht klar, aber schließlich bildete sich eine allgemein befolgte Praxis heraus: dienstlich betrachtete man ihn als vorhanden und machte den ausgiebigsten Gebrauch von diesem Factum an ihm, während man ihn außerdienstlich zum Ausgleich wieder absolut als ungeboren betrachtete.

Das war unerquicklich für ihn; aber es nahm ein Ende. Er nahm sein altes, nicht nachweisbares Dasein wieder auf und glaubte nun Genügen darin zu finden, wenn er selber an dieses Dasein glaubte und sich im Uebrigen in der Gesellschaft so gab, als ob sein Vorhandensein wirklich documentarisch sicher gestellt wäre. Es ging auch. Er durfte seine Zeitung lesen, seine Steuern bezahlen, sein Bier trinken und sonst noch viel Hübsches und Angenehmes, ohne daß man ihm ein Geburtszeugniß abverlangte. Aber da kam der Schelm Amor und warf ein Steinchen in dieses friedliche Gewässer, daß es wieder trüb und bewegt wurde — mein Freund war entschlossen, zu heirathen! Wäre er doch nie auf die unselige Idee gekommen! Kann ein Ungeborener heirathen? Und kann die Behörde zugeben, daß Jemand neue Menschen in's Leben ruft, wenn er nicht einmal nachweisen kann, daß er selber geboren wurde? Kein Pfarrer und kein Standesbeamter wollte von einem Aufgebot wissen, so lange er nicht seinen Geburtsschein herbeigeschafft hatte. Da rieth ihm Jemand, sich mit einer Immediateingabe direct an die Canzlei des Landesherrn zu wenden. Man war bereit, ihm auf den angegebenen Namen mit Ort und Datum ein Geburtszeugniß auszustellen. Da es aber nicht ausgeschlossen erscheint, daß seine Angaben in betrügerischer Absicht nicht auf Wahrheit beruhten, so müsse man eine Frist von dreißig Jahren stellen, innerhalb welcher von Zeit zu Zeit auf Kosten des Antragstellers in sämmtlichen größeren Zeitungen des In- und Auslandes Bekanntmachungen mit seinem Anliegen einzurücken seien. Wenn diese dreißigjährige Frist verstrichen sei, ohne daß von irgend einer Seite Einspruch gegen seine Geburt erhoben wurde, so stände einer behördlichen Anerkennung seiner Identität nichts mehr im Wege.

Dreißig Jahre lang also sollte er noch diese unberechtigte Existenz führen! Und dann konnte er endlich seine Molly heirathen! Er verzichtete begreiflicher Weise auf die Freuden eines so ergiebigen Brautstandes und blieb der Ungeborene. Eine stille Wehmuth hatte sich über ihn gelegt. Er fing an, an sich selber irre zu werden. Er fing an,

Digitized by Google

sich klar zu machen, daß all' diese Leute mit normaler Schulung des Geistes, Beamte, Richter, Vorgesetzte, die seine Existenz für nicht erwiesen ansehen, doch wohl glaubwürdiger sein müßten als er selbst, der noch dazu in dieser Sache als voreingenommen zu betrachten war. Einer kann sehr leicht irren; was ist wahrscheinlicher, als daß das Recht auf jener Seite lag? Er gewöhnte sich an diesen Gedanken und begriff allmälig das Reglementwidrige seiner Existenz.

Ein Verwandter starb ihm. Der gute Junge hätte ein lachender Erbe sein können, wenn es erlaubt gewesen wäre zu lachen, ohne geboren zu sein. Ihm war ein hübsches Vermögen zugefallen, aber er sollte beweisen, daß er der und der auch sei, ehe er die Erbschaft antrat. Der Nachweis mißlang um eines Stückchen Papieres willen. Und da ein Erbe nicht gefunden werden konnte, der sich zu legitimiren vermochte, so erbarmte sich der ehrenwerthe Herr Fiscus des verwaisten Vermögens, und mein Freund hatte das Nachsehen. Er sah ja auch ein, daß es Wahnsinn war, erben zu wollen, ohne geboren zu sein und der letzte Rest seines Glaubens an sich ging vollends in die Brüche. Er hatte sich davon überzeugt, daß er überhaupt gar nicht da war. Gott weiß, welchen Scherz sich mit ihm die Natur erlaubt hatte oder welcher Lapsus ihr unterlaufen war. So ging er weiter durch das Leben, scheu, unsicher, ein Fragezeichen in Menschengestalt, auf den Tag wartend, an dem er aus seinem Traum erwachen würde.

Armer Freund! Dein Unglück war größer als Du begriffst! Nach dreißigjährigem Warten wurde ihm gnädigst zugestanden, daß er geboren war. Die gute Seele hatte eine wahrhaft kindische Freude über das Stück Papier, daß man ihm als Beweis dieses Factums überreichte. Er hatte das Ich aus seinem Bewußtsein gestrichen — das lebende Ding, Mensch und Bürger genannt, steckte in jenem Document. Ihm galt seine Verehrung, seine Liebe, seine rührende Zärtlichkeit. Jeden Tag ergötzte er sich damit, das Papier vor sich auszubreiten, ihm seine ausgestandenen Leiden zu erzählen, es zu küssen und dann behutsam wieder in seine Brusttasche zu stecken,

In diesem schwellenden Glücksgefühl und wieder erwachenden Lebensmuth kam er auf den verhängnißvollen Gedanken, die erlangte Anerkennung seiner Existenz durch eine Erholungsreise auszukosten. Er reiste ab und nun offenbarte sich ihm die ganze Tücke seines Mißgeschicks. Eines schönen Tages kehrte er in die Heimath zurück in Begleitung einer hübschen wohlconservirten Wittwe, die ihm den Rest seiner Tage als treues Eheweib verschönen wollte. Mein Freund war so glücklich, wie noch nie im Leben. Alles war geordnet und er machte sich daran, sein Geburtszeugniß hervorzusuchen, das er in einem Handkoffer stets bei sich geführt, aber niemals aus seinem Gewahrsam genommen hatte, aus Furcht, man könne es ihm stehlen. Und nun war es verschwunden, — ganz zweifellos gestohlen!

In seiner Herzensangst lief er auf die Polizei. Man sah ihn mißtrauisch an. „Aber wir werden Erhebungen anstellen", versprach man ihm.

Es vergingen einige Tage. Die Unruhe jagte ihn wieder dahin. Man maß ihn von oben bis unten mit strengen Blicken.

„Was wollen Sie denn? Sie sind ja längst todt und begraben."

„Ich todt? Begraben? — Daß ich nicht wüßte — wirklich nicht, meine Herren." —

„Machen Sie keine unziemlichen Scherze! Richard August Friedrich Schlemil, geboren am 8. August 1848 in Schlauberg — stimmt das?"

„Vollkommen."

„Gestorben vor acht Tagen im Spital von Sorgenfrei als frommer Christ, ordnungsmäßig begraben, worüber amtliche Urkunde gegen Einreichung von fünfzig Pfennigen und Erstattung der Portokosten zur Verfügung steht."

Die Sache war eben die, daß ein polizeilich gesuchter Landstreicher eine günstige Gelegenheit benutzt hatte, sich in den Besitz falscher Papiere zu setzen, dann irgendwo schwer erkrankt war und Aufnahme in einem Krankenhaus gefunden hatte, wo er, ohne jemals aus seiner Rolle gefallen zu sein, starb.

Mein Freund stand da und konnte die Situation noch nicht recht fassen. Früher hatte man ihm nicht glauben wollen, daß er geboren war, jetzt konnte man ihm wieder nicht glauben, daß er nicht gestorben war. Er war einmal zum Nichtsein verdammt.

Ein schwacher Strahl von Ueberlegung erhellte mit einem Male sein verdüstertes Gemüth.

„Meine Herren," sagte er mit flehender Stimme, „dreißig Jahre lang hat keine Behörde das Factum meiner Geburt anerkennen wollen. Nun gut! Wie kann ich denn da gestorben sein, wenn ich nicht geboren wurde? An dem einen Ende müssen die Herren doch wohl irren. Eins muß falsch sein. Uebrigens — ich bitte um Wiedereinsetzung in den früheren Stand. Nicht geboren zu sein, das habe ich ertragen gelernt, aber mit dem Gedanken, gestorben zu sein, kann ich nicht weiterleben."

Die Beamten schnitten ängstliche Gesichter und taxirten im Geist schon die Sprunghöhe von ihrem Fenster. Ein besonders Muthiger bugsirte ihn hinaus und suchte ihn mit den Worten zu beruhigen:

„Aber sehen Sie — wenn Sie doch einmal nicht geboren wurden, kann's Ihnen ja auch gleich sein, ob Sie begraben wurden oder nicht."

Ich weiß nicht, ob meinem Freunde das eingeleuchtet hat, aber er ging und wurde immer trauriger. Er fand sich aus der Vorstellung nicht mehr heraus, daß sein Nichtvorhandensein einfach beweisbar geworden: Er war nicht geboren, war also noch nicht da; er war gestorben und begraben, war also nicht mehr da. Von seinem Leben war also Anfang und Ende weg; wie konnte man da die Mitte anerkennen? Dagegen ließ sich gar nichts machen; es war so klar wie das kleine Einmaleins.

Unter dieser Vorstellung schmolz er immer mehr zusammen, bis er kürzlich starb. Ich als sein Freund hatte noch einen schweren Kampf mit den Behörden. Man erinnerte sich, daß der Mensch bei Lebzeiten nicht im Stande gewesen war, seine Geburt zu beweisen und weigerte sich nun consequenter Weise, seinen Tod anzuerkennen. Wer sterben will, muß zuvor geboren sein, und er war eben nicht geboren. Eine Unmenge Papier wurde darum verschmiert; sogar das Ministerium beschäftigte sich in einer Extrasitzung mit der Frage, ob es für einen Ungeborenen zulässig sei, zu sterben. Wenn die Nothwendigkeit es nicht geboten hätte, ich glaube, man hätte ihm kein Plätzchen in kühler Erde gestattet — aus reiner Gewissenhaftigkeit.

Die Polizei nannte den definitiven Tod meines Freundes einen niederträchtigen Streich, denn nur ein ausgesucht boshafter Mensch brächte es fertig, zwei Mal zu sterben. Die Behörden können sich immer noch nicht zufrieden geben, und voraussichtlich werden die Akten über diesen Fall noch lange nicht geschlossen. Wie kann aber auch Einer, der nicht geboren war und kein Recht auf Leben und Tod hatte, sogar zwei Mal sterben? Es ist ein Querulant, sagten die Behörden. Armer Freund! Du und ein Querulant!

Notizen.

Vivat Academia! Romane aus dem Universitätsleben. Bd. I. Du mein Jena! Roman von Paul Grabein. Verlag von Rich. Bong, Berlin. Preis brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk. Stoßt an! Jena soll leben! Das schöne Lied von „alter Burschenherrlichkeit" dringt dem Leser dieses warmherzig geschriebenen Romans durch Herz und Sinn, es hält ihn noch lange im Bann, nachdem er zu Ende gelesen hat. Alles sprudelt hier von Lebenswahrheit und Lebensfreude. Der männlich ernste Held und die Freunde, die Couleur mit ihren Füchsen und Burschen, die holden Mägdelein und die prächtigen, ehrlichen Jenenser Philister und endlich die ganze schöne Landschaft selber an der Saale hellem Strande, das alte, traute Nest, dem der Verfasser, der allem Anscheine nach hier die schönsten Jahre seiner Studentenzeit verbracht hat, in diesem ersten Bande der neuen Sammlung „Vivat Academia!" ein weithin leuchtendes Denkmal gesetzt hat. — Die Vermuthung, daß in solchen Studentenromanen sich recht viel Dilettantismus breit macht, ist begreiflich. Aber man erfährt eine angenehme Enttäuschung, wenn man in diesem Romane die sichere Hand des begabten Erzählers spürt, mit der er lebenswahre Menschen und ihre Schicksale im Rahmen der Jenenser Welt künstlerisch zeichnet.

Die Ausstattung des 12. Bandes von Brockhaus' Conversations-Lexicon (Jubiläumsausgabe) mit Karten ist besonders hervorragend, dabei ist die große Karte der Nordpolarländer speciell zu erwähnen. Denn auf ihr ist der neueste Stand der geographischen Kenntnisse vom arktischen Gebiete, welches so viele Menschenopfer gefordert hat, mit einem Blick zu übersehen. Kein zufälliges Zusammentreffen ist es, daß die beiden neuesten Autoren des berühmten Verlags von F. A. Brockhaus, Capitän Sverdrup und der Herzog der Abruzzen, durch ihre Expeditionen besonders beigetragen haben, das Bild der Karte zu verändern. Aber nicht auf geographischem Gebiete allein beweist sich die Ueberlegenheit des Brockhaus, die anderen Wissenszweige sind mit nicht geringerer Sorgfalt in übersichtlichen, erschöpfenden Artikeln behandelt. Wir führen zum Beispiel die für die moderne Beleuchtungstechnik wichtigen Artikel Normalkerze, Nernstlicht, Osmiumlicht und den mit zwei Tafeln und einer illustrirten Textbeilage ausgestatteten ebenso modernen Artikel „Motorwagen" an. Natürlich wird über der Masse des Neuen, welches sich auf allen Gebieten zur Bearbeitung drängt und die volle Hingabe der Redaction und der 500 Mitarbeiter an ihre schwierige Aufgabe erfordert, das bewährte Alte nicht vernachlässigt.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Magen-Leiden
Darm-Leiden
Durchfall
Blutarmut
Bleichsucht

Bei

wird

Hausens Kasseler Hafer-Kakao

als hervorragend wohlthuendes und leicht verdauliches Kräftigungsmittel von mehr als 10 000 Aerzten ständig verordnet. Nur echt in blauen Cartons à 1 Mk., niemals lose.

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Graf Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** *M.* 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Bad Reinerz

Klimatischer waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampfbädern, Inhalationen, Kaltwasserkuren und Massage, Molken-, Milch- und Kefyr-Kuranstalt.** — Angezeigt bei **Krankheiten der Nerven,** der **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- und Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer Leiden** und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Kurzeit von Anfang Mai. Gegen Schluß Ermäßigungen. Hochquellen-Wasserleitung. Eisenbahnstation. Auskunftsbücher unentgeltlich.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Schriftsteller,
die v. ihr. Arbeiten schnell e. belieb. Anz. **Copien** resp. **autograph. Abzüge** wünschen, brauchen nur **Concept** zu send. an **Dr. Lunze's** Dresd. Copir-Anst., Dresden IX.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: **Herm. Oesterwitz, Dessau.**

Die Reichseinkommensteuer.

Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.

Studie von
A. Ulrich, Oberrevisor a. D.

Preis: 60 Pfg.

Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Abonnement
auf das
III. Quartal 1903.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 27. Juni 1903. 32. Jahrgang. Band 63.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Sieger. Von Caliban. — Ueber Beweiswürdigung im Strafproceß. Gedanken und Erinnerungen. Von Timm Kröger. — Bildung und Ehe. Von A. v. Hartmann. — **Literatur und Kunst.** Eine „Faust"-Studie. Von Eugen Reichel. — Eine vergessene Kunstübung. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin). — **Feuilleton.** Alte Tage. Von Friedrich Kroff (München). — **Aus der Hauptstadt.** Große Berliner Kunstausstellung 1903. III. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Die Sieger.

Alle Parteien, deren Besitzstand von den politischen Launen der Wählerschaft abhängt, haben am 17. Juni einigermaßen Neigung gehabt, dem Beispiele der aus Sodom abreisenden Frau Lot zu folgen. Es dauerte einige Zeit, bis die große Bestürzung vorüber war und aufrichtender Trost im Unglück des Nachbars gesucht und gefunden wurde. Der Nationalliberalismus, dem just in seinen alten Stammburgen der Stuhl so grob vor die Thür gesetzt worden ist, daß es ihm schwer gefallen ist, das nützliche Sitzgeräth durch's Stichwahlfenster wieder in die Stube hineinzuschmuggeln, der Nationalliberalismus freut sich schmunzelnd des sachlich wenig in's Gewicht fallenden, wenn auch verdrießlichen Wahlunglücks der Landbündler. Eugen Richter vergißt seinen persönlichen Gram, wenn er die freilich klägliche Zerschmetterung der vorher so siegesfrohen Barthmänner betrachtet, und sogar Pfarrer Naumann weiß dem Zusammenbruch aller nationalsocialen Hoffnungen eine blendend helle Lichtseite abzugewinnen: die angebliche Zurückdrängung des Junkerthums. Hinter der Stichwahl gebiert die Schadenfreude eine noch reichere Fülle von Vorwürfen. Schon heute muß die biedere freisinnige Volkspartei von den Blättern der staatsmännischen Freisinnigen-Vereinigung hören, daß allein ihr Zollverrath den Ruin des Liberalismus verschuldet hat. Sie kann allerdings mit der sehr plausiblen Erwiderung aufwarten, die unbedingte Singertreue der Vereinigung habe, wie Figura zeige, den armen Liberalismus noch schmählicher heruntergebracht. Immerhin helfen die leidenschaftlichen Anklagen und drohenden Geberden zur Noth über das gefährliche Quartalsende fort. Leser, die sich durch fünf illustrirte Beilagen vielleicht nicht fesseln lassen würden, weil sie das dringende Bedürfniß verspüren, ein Vierteljahr lang mal ohne Schimpfreden und Fälschungen auszukommen, selbst solche Leser werden gespannt darauf sein, mit welchen Mitteln der bankrotte Freihandel und Freisinn aus modrigem Gezweig neue Blüthen hervorzaubern will. Die Mittheilung dieser Mittel wird aber in den Abonnements-Einladungen für das dritte Quartal versprochen.

Im Getümmel steht neben dem Centrum, dem unerschütterlichen, in ungetrübtem Siegesglanze nur die Socialdemokratie. Ihr Erfolg wird von Niemandem bestritten. Imposant klang der Dreimillionenschrei gen Himmel, selbst der auf allen Versfüßen hinkende Tyrtäos des Vorwärts konnte die Massen nicht von der Wahlurne zurückschrecken. Sechsundfünfzig Wahlkreise fielen auf Anhieb; hundertzweiundzwanzig Genossen kamen in die engere Wahl. Ein Taumel des Triumphes. Mir grauet vor der Götter Neide.

Welchen Erfolg die Stichwahl-Erfolge haben werden, ist augenblicklich noch nicht ganz abzusehen. Eine völlig verfehlte Taktik veranlaßte die Conservativen, überall dem Freisinn ihre Wahlhülfe zu leihen und dadurch die Entscheidung noch einmal zu verschleppen. Wir kranken daran, daß wir, dank unserer zahllosen Fractiönchen, zu keiner Klarheit gelangen, und daß uns im letzten Augenblicke immer der Muth fehlt, die letzte Consequenz zu ziehen. Uns mangeln die Katastrophenpolitiker, die des ermüdenden Fortwurstelns müde sind und die leitenden Staatsmänner zu einem Entschlusse zwingen. Hundert Socialdemokraten im Reichstage machen dem freundlichen Bülowismus ein Ende. Hundert Socialdemokraten können von Posadowsky und Budde nicht mehr gehätschelt werden. Die gilt es ernsthaft zu bekämpfen. Natürlich auf gesetzlichem Wege. Sobald die Singerei eine neue große und aufreizende Dummheit begeht, wie es die Antrick- und Stadthagen-Opposition war, ist der Baum zum Schütteln reif. Man wird dann entweder aus dem Wahlrechte eine Wahlpflicht machen, wogegen kein ernster Politiker etwas einwenden kann; oder man wird für die geheime Wahl die öffentliche setzen, welche dem vornehmen Charakter des deutschen Volkes und dem Stolze freier Männer besser entspricht. Das Zustandekommen einer Mehrheit für solche Verfassungsänderungen besorgt zuversichtlich die Socialdemokratie selber.

Den Siegern im letzten Wahlkampfe wird deßhalb nicht ganz wohl in ihrer Haut sein, und sie werden, nach dem Erfolge bei Benevent, eine zweite Schlacht glücklich nur dann nennen, wenn sie unglücklich verläuft. Je größer die socialdemokratische Fraction im Reichstage, je stärker die Reihen ihrer Kriegselephanten, desto ungefährlicher wird sie. Denn entweder provocirt die Partei unsere Mächtigen zu unbarmherzig energischer Abwehr, — Sachsens landtägliches Beispiel hat gezeigt, wie man ganz verfassungsmäßig loyale Parlamente aus einer illoyalen Bevölkerung herausdestillirt —, oder aber die Fraction wird zahm. Sie hat das Endziel bereits in's Futteral gesteckt, sie verspottet die Revolution, träumt hier und da von Schutzzöllen und Kanonen. Cassius wird beleibt, und dann fürchtet Cäsar ihn nicht mehr. Den Pyrrhus aber vernichtet das starke Rom durch Ausnahmegesetze gegen die Vermehrung der Kriegselephanten.

Caliban.

Digitized by Google

Ueber Beweiswürdigung im Strafproceß.

Gedanken und Erinnerungen. Von Timm Kröger.

Die wieder und wieder gehörte Klage über die Zunahme der Meineide findet bei mir einen skeptischen Hörer. Ich kann damit nicht in Einklang bringen, daß die Gerichte so großen Werth auf die eidliche Bestärkung eines Zeugnisses legen. Und daß sie das thun, habe ich selbst in Fällen bemerkt, wo die Persönlichkeit des Zeugen unbekannt war oder keine besondere Garantie bot. Ich kann mir nicht helfen: ich muß darin einen Widerspruch erkennen. Ist das Moralbewußtsein weiter Kreise des Volkes mit Bezug auf die Pflicht zur Wahrheit — wie man nach obiger Klage annehmen müßte — abgeschwächt, so muß das auf die Beweiskraft der Aussage eines aus der großen Masse auftauchenden Unbekannten abschwächend wirken. Zeigt die Erfahrung, daß eine größere Allgemeinheit sich selbst mit der Verletzung des Eides leicht abfindet, dann kann auch die Eidlichkeit eines Zeugnisses nicht wesentlich auf die Ueberzeugung des Richters einwirken.

Ich mache aber den Schluß auf Herabsetzung der ethischen Eigenschaften unseres Volkes nicht mit; ich bin vielmehr der Ansicht, daß es lange nicht so viele Meineide und Falscheide giebt, wie man in der Regel annimmt, und daß jene Auffassung hauptsächlich auf solche Beamte zurückzuführen ist, die die subjectiven Momente einer gerichtlichen Bekundung nicht genügend berücksichtigen, denen die Wahrheit nicht aufgegangen ist, daß das Bild eines thatsächlichen Vorganges sich bei verschiedenen Sinneszeugen verschieden gestaltet, sich mit noch weiteren Veränderungen im Gedächtniß festsetzt, kurz — auf Richter, die bei einem Widerspruch sofort mit dem Vorwurf bei der Hand sind, Einer müsse falsch geschworen haben oder falsch zu schwören im Begriff sein.

In der neueren Zeit ist man überhaupt auch mehr und mehr auf die subjectiven Momente, die in jeder Aussage liegen, aufmerksam gemacht worden, insbesondere hat bekanntlich der Criminalist Franz von Liszt nicht allein hierauf hingewiesen, sondern dem Problem auch experimentell beizukommen versucht.

Hauptsächlich ist dabei der Strafrichter in's Auge gefaßt worden. Auch ich will in diesem Aufsatze nur von den Schwierigkeiten reden, die der Strafrichter bei Würdigung der Beweisfrage zu überwinden hat. Der Strafrichter soll Antwort auf die Fragen geben: Was ist geschehen — Wer hat es gethan — In welcher Absicht hat er es gethan? Die Schwierigkeiten werden nicht selten unterschätzt — leider, wie ich angedeutet habe, zuweilen auch von dem Richter. Die Vorgänge, die festgelegt werden sollen, hat er — der Richter — (wenigstens ist das die Regel) nicht selbst wahrgenommen; er ist auf Personen angewiesen, die ihm ihre damit mehr oder weniger im Zusammenhang stehenden Wahrnehmungen erzählen.

Es giebt nun Richter, die bewußt oder unbewußt an den Gedanken gebunden sind: einem beeidigten Zeugniß muß ich, wenn nicht besondere Gründe entgegenstehen, glauben, bei einem unbeeidigten steht es mir frei, ob ich ihm glauben will. Im Zweifel werden sie unbeeidigte Bekundungen und noch mehr Angaben des Angeklagten durch die eidliche Aussage eines Zeugen für widerlegt erachten. Der Vertheidiger mag darauf hinweisen, der Zeuge sei der Beschädigte, mithin der in erster Linie Interessirte, die Glaubwürdigkeit Beider, des Angeklagten und des Zeugen sei, abgesehen davon, daß der Eine auf der Anklagebank sitze, der Andere im Zeugenstand stehe, nach dem Moralstand ihres Gewissens, soweit bekannt, gleich, auch der Angeklagte würde bereit sein, seine Aussage zu beschwören, wenn man es nur zuließe. Er mag hervorheben, es könne doch ein Mißverständniß obwalten, der Zeuge könne unrichtig beobachtet haben: es hilft Alles nichts, es giebt Richter, die das mit überlegener Miene anhören und dann ein Urtheil verkünden, woraus man erfährt, daß keinerlei Grund vorliege, der eidlichen — das wird betont — der eidlichen Aussage des Zeugen Glauben zu versagen.

Besonders häufig giebt folgender Schluß zur Kritik Veranlassung: Ein Angeklagter giebt einen Vorgang nach seinen äußeren Grundzügen zu, behauptet aber einen diesen Vorgang begleitenden Umstand, der entweder jeden criminellen Charakter seiner Handlung oder doch seine Schuld ausschließt. Ein Zeuge ist zugegen gewesen, er hat den Umstand nicht wahrgenommen. Das ist an sich noch keine Widerlegung der Behauptung des Angeklagten. Auf Befragen bekundet Zeuge aber weiter, er hätte den fraglichen Umstand wahrnehmen müssen, wenn er geschehen wäre. So nahe sei er dabei gewesen, so genau habe er aufgemerkt. — Es ist ganz klar, daß es sich hier um ein ganz unverbindliches Urtheil des Zeugen handelt. Es würde eine Abhandlung erfordern, zu erörtern, was Alles der Zeuge hierbei zu beurtheilen sich unterwindet. Dessen ungeachtet ist es eine unter Juristen weitverbreitete Annahme, daß der Zeuge eine Thatsache, freilich eine negative Thatsache, bekunde, bei der Irrthum im Zweifel ausgeschlossen sei.

Ich gebe zu, solche Richter findet man nicht immer, ich meine aber: man sollte sie gar nicht finden. Ein Richter, der nicht in jedem Fall die Glaubwürdigkeit eines Zeugen genau prüft, ist ein für die persönliche Freiheit gefährlicher Mann.

Einem Zeugen — gleichviel, ob beeidigt oder nicht — ist der Glaube zu versagen, wenn nicht die Ueberzeugung feststeht, daß er die Wahrheit sagen will. Vermuthungen der guten Gesinnung sind zu verwerfen. Es gehört Kenntniß der Standesmoral des Zeugen dazu und die Gabe, in der Seele eines Menschen zu lesen, die Stärke der Beweggründe, die den Zeugen von der Wahrheit abführen könnten, abzuwägen — Eigenschaften, die nicht jeder Richter besitzt.

Daß ein Zeuge die Wahrheit nicht sagen will, der Fall ist — ich gebe es zu — verhältnißmäßig selten. Wichtiger und schwieriger ist die Frage, ob ein Zeuge die Wahrheit sagen kann. Und ich behaupte: bei verwickelten Fällen giebt es nicht Viele, die die reine, nackte Wahrheit sagen können.

Es ist charakteristisch, daß zu Ungunsten des Angeklagten Alles einfach und klar erscheint, wenn nur ein Zeuge vorhanden ist. Die Schwierigkeiten beginnen erst, wenn mehrere Zeugen auftreten. Denn mit der Vervielfachung der Beobachter und Zeugen geht die Vervielfachung der Darstellung Hand in Hand.

Die Wahrheit bezeugen kann nur der, der überhaupt richtig wahrzunehmen im Stande ist und auch in dem zur Entscheidung stehenden Fall wirklich richtig wahrgenommen hat. Das Wahrgenommene muß er richtig im Gedächtniß bewahren und für das, was er dort hütet, den richtigen Ausdruck finden, wenn er vernommen wird.

Ein wichtiger Umstand dabei ist der, daß das Interesse nicht allein die Einsicht meistert und die Beobachtung fälscht, sondern auch das Gedächtniß trübt. Ganz allgemach gestaltet sich das Bild des Vorganges so, wie es dem Interesse des Aussagenden am meisten entspricht, ohne daß er sich einer Unwahrheit bewußt ist. Man höre über einen tumultarischen Vorgang, zum Beispiel über eine Schlägerei, ein Dutzend Zeugen und ermittele nachher, wie viele verschiedene Darstellungen man im Protokoll besitzt. Nicht selten sind es nicht viel weniger als ein Dutzend. Und das Merkwürdigste: alle stufen sich nach dem Interesse ab, bei dem Vorgang activ möglichst unbetheiligt zu sein.

Der guten Zeugenaussage muß die Fähigkeit des Richters entsprechen, sich ein mit der Vorstellung des Zeugen deckendes Bild zu machen. Erst wenn alle diese Erfordernisse erfüllt sind, dann erst hat ein Zeugniß für die richterliche thatsächliche Feststellung Werth.

Digitized by Google

Es wurde bereits hervorgehoben, daß selbst Richter die Schwierigkeit ihrer Aufgabe unterschätzen. Und was ich jetzt, nachdem ich ein Menschenalter die Rechtspflege als Richter, Staatsanwalt und Rechtsanwalt kennen gelernt habe, als das Ergebniß meiner Erinnerung verbuche, ist nichts Tröstliches. Voltaire hat einmal gesagt: „Und wenn man mir vorwürfe, die Thürme von Notredâme gestohlen zu haben, ich würde, wenn ich entwischen könnte, in's Ausland gehen, weil meine Freisprechung nicht sicher wäre." — Es ist nicht wörtlich, es ist nach dem Gedächtniß citirt, aber der Sinn der Aeußerung — sie ist ja genug bekannt — ist der angegebene. Um unsere Rechtspflege steht es gewiß so gut wie um eine andere aller Culturstaaten, und unsere Richter halte ich für die besten in der Welt, aber dessenungeachtet läßt sich auch jetzt noch nicht verkennen, daß der Strafproceß eine gewisse Gefahr für den Unschuldigen in sich schließt. Ich möchte nicht mißverstanden werden. Der bei Weitem größte Procentsatz unserer Strafprocesse ist so einfach, oder auch die Persönlichkeit des Zeugen giebt gegenüber dem Angeklagten die denkbar größte Gewähr. Aber daneben läuft eine nicht unerhebliche Anzahl, wo die Möglichkeit vorliegt, daß das Complott von zwei gewissenlosen Zeugen einen ehrlichen Mann verdirbt. Ja, dazu genügt unter Umständen ein gewissenloser, zuweilen thut's sogar ein unverständiger, thörichter Mann und ein seinen Aufgaben nicht gewachsener Richter.

Als Student habe ich die Vorlesungen von Gneist über Strafproceß gehört. Er war bekanntlich ein begeisterter Verfechter der Jury und des modernen Anklageprocesses. Es lag ein wunderbarer Klang in seinem Wort. Zumal, wenn er den Bruch mit der alten Inquisitionsmaschine hervorhob, die alten Beweisregeln zertrümmerte und betonte, daß der Richter die Beweisfrage jetzt nach freier, aus dem ganzen Inbegriff der Verhandlung geschöpfter Ueberlegung erledige, dann lag ein Zauber in seinen Worten, der einen an die Unfehlbarkeit des Geschworenenwahrspruchs, als sei es ein Gottesurtheil, glauben machen konnte. Der Beschädigte (Damnificat) führt Gneist aus, sei nicht Kläger, sondern übernehme die Rolle eines Zeugen. Freilich sei er ein verdächtiger Zeuge. Ich trug das getreu in mein Collegienheft ein und sagte für mich: selbstverständlich ist er ein verdächtiger Zeuge. Wo möchte sich ein Richter finden, der allein auf Grund seines Zeugnisses eine Verurtheilung ausspräche! Wer wird sich überhaupt entschließen, über einen unbescholtenen Mann eine criminelle Strafe zu verhängen, wenn nicht seine Schuld ganz klar zu Tage liegt?

Bei meinem Eintritt in die Praxis blieb die Enttäuschung nicht aus. Ich glaubte bald bei den Richtern eine gewisse Voreingenommenheit gegen den Angeklagten wahrzunehmen. Es ist mir aus jener Zeit kaum ein Fall erinnerlich, wo das Interesse der Betheiligten bei Würdigung ihrer Aussage wesentlich in's Gewicht fiel. In dem typischen Fall war der Beschädigte der Haupt- und Kronzeuge, „dessen Glaubwürdigkeit keinem Bedenken unterlag", wie es in den Urtheilen hieß. Als junger Anfänger war ich bereit, dem Alter und der Erfahrung zu geben, was dem Alter und der Erfahrung gebühre. Aber ich konnte mir nicht helfen: es kamen Verurtheilungen vor, an deren Richtigkeit ich zweifelte. Jedenfalls kam ich zuweilen von dem Gefühl nicht los, daß auf Grund dieses Materials die Verurtheilung nicht hätte erfolgen sollen.

Ganz besonders lebhaft empfand ich das bei einer Art von Fällen, auf die ich mit wenigen Worten eingehe.

Es giebt Strafsachen öffentlicher Anklage, die sozusagen aus den Civilprocessen oder aus dem Privatklageverfahren herausgehoben sind, wo der Angeklagte meint, er führe einen Proceß mit dem Beschädigten, den er für den Kläger hält, und der Beschädigte (der zugleich Denunciant ist) auch nicht das Bewußtsein hat, daß nicht er, sondern der Staatsanwalt einen Proceß mit dem Angeklagten führe. Als ich Anwalt war, sind mir Fälle vorgekommen, wo der Belastungszeuge meine Hülfe als Anwalt und Vertreter haben wollte, da er sich für den Kläger hielt. Der Angeklagte erachtet sich für unschuldig und versieht sich deßhalb mit keinem Vertheidiger. Um so erstaunter ist er darüber, daß sein Gegner allein zum Schwur kommt, und am erstaunlichsten über die Geschwindigkeit, mit der er sich nach der — wenn es die Strafkammer ist — unangreifbaren thatsächlichen Feststellung auf Grund der Aussage seines Gegners criminell verurtheilt sieht.

Und sind denn die Fälle gar so selten, wo Jemand im Civilproceß unterlegen ist, den Schaden aber wieder wett macht, indem er beim Staatsanwalt denuncirt? Allein wird sein Zeugniß schwerlich zur Verurtheilung seines Gegners genügen. Und doch habe ich öffentliche Anklagen erlebt, bei denen das Zeugniß des Denunzianten das einzige neue, im Civilproceß noch nicht vorhanden gewesene Material darstellte.

Der Eindruck, von dem ich berichtete, ist vorwaltend geblieben.

Ich muß aber gleich zwei Einschränkungen hinzufügen. Zunächst glaube ich die Beobachtung gemacht zu haben, daß seit der neueren, mit dem 1. October 1879 in's Leben getretenen Gerichtsorganisation, namentlich seit der Besetzung der Strafkammern mit fünf Richtern, die Beweiswürdigung besser geworden ist. Sodann: alle meine Bedenken beziehen sich überhaupt nur auf diejenigen Gerichte, bei denen die juristische Technik entweder ausschließlich oder doch wesentlich vorwaltet — die Strafkammern und die Schöffengerichte. Bei den Gerichten, wo das Laienelement souverän über die Beweisfrage entscheidet — bei den Geschworenen —, habe ich im Allgemeinen keine für den Angeklagten ungünstigere Beurtheilung der Thatfrage beobachten können, als ich selbst für gerechtfertigt erachten mußte. Die Geschworenen haben nicht nöthig, sich die natürlichen Grundsätze der Beweiswürdigung anzueignen. Dazu sind die Sätze zu selbstverständlich. Als praktische und im praktischen Leben stehende, in der Seele ihrer Mitbürger, des Angeklagten und der Zeugen lesende Männer, deren Blick — hier gilt's! — durch Sachkunde und Formalerziehung des Intellects nicht getrübt ist, erhalten die Geschworenen wirklich auf dem Wege des Instincts und der Intuition aus dem Inbegriff der Verhandlung eine Ueberzeugung, die sie selten irre führen wird.

Weßhalb die gelehrten Richter — immer in Beziehung auf die Thatfrage — ungünstiger gestellt sind, darauf komme ich noch. Ein in's Gewicht fallender Nachtheil der Strafkammern gegenüber den Schwurgerichten ist jedenfalls der, daß sie überlastet sind.

Von 9 Uhr Morgens — wie es vorkommt — bis 6 Uhr Abends in stickend heißem Saal immer neue Fälle beurtheilen, immer neue Zeugen vernehmen, Reden anhören, Berathungen pflegen, das hält kein normaler Mann aus, das kann schließlich nur auf Kosten der Sache geschehen. — Wie breit und gemächlich und behaglich rollt im Geschworenensaal dagegen (von Ausnahmen kann ich absehen) die Verhandlung der Dinge vor der Jury auf!

Es ist nicht zu verkennen, daß, wenn es nach mir ginge, viele Verbrecher, die jetzt Strafe erhalten, auch verdientermaßen bestraft werden, frei ausgingen. — Das ist kein erwünschter Zustand, es ist sogar ein Uebelstand; es fragt sich nur, ob er geringer ist als der, unter dem die Gesellschaft jetzt leidet.

Man mache nur nicht gleich hohe Worte, als ob bei jedem Verbrechen, das nicht seine Sühne findet, die Sicherheit des Staates und der Staat selbst in Frage stünde. Mit dem für menschliches Vermögen Erreichbaren müssen wir uns überall abfinden. Die Furcht vor Strafe und Entdeckung wird durch eine mildere Beurtheilung der Thatfrage nicht aufgehoben. Sie wird durch die veränderte Praxis voraussichtlich auch nicht wesentlich abgeschwächt. Und zu viel

Digitized by Google

Gewicht ist ihr überhaupt nicht beizumessen. Es mag jene Furcht hier und da ein Gegenmotiv gegen ein verbrecherisches Hauptmotiv sein. Aber eine zu große Bedeutung hat das nicht. Wo das Gewissen nicht wacht, wo das Individuum keinen Theil hat an der ererbten Sittlichkeit und Sitte, da ist erfahrungsgemäß auch die vom Staate höchstgespannte Abschreckung ein Spinngewebe, das der verbrecherische Wille zerreißt.

Gegenüber den Gewohnheitsverbrechen wird das Gebiet des Zweifels naturgemäß immer eng sein. Und die Gewohnheitsverbrecher sind es in erster Linie, die die öffentliche Sicherheit gefährden. Die Leidenschaftsverbrecher sind auch selten die Objecte des Zweifels. Sie lieben es, stolz und aufrecht zu sterben oder in den Kerker zu gehen. Sie suchen eher durch ein brutales Bekenntniß Eindruck zu machen, als sich herauszulügen. Der Nutzen wird hauptsächlich den Gelegenheitsverbrechern zufallen. Das sind die, die an sich nicht zu Verbrechern geboren sind, daher ihre That auch nur unter Ausnahmeverhältnissen wiederholen, die aber dessenungeachtet zu Verbrechern geworden sind, weil sie unter der Wirkung ganz besonders starker Beweggründe standen.

Der ganze Einwurf könnte nur dann Gewicht haben, wenn es die Pflicht es Staates wäre, dafür Sorge zu tragen, daß kein Verbrecher der Strafe entgehe — das ist aber nicht anzuerkennen.

Vom Standpunkt der nackten Gerechtigkeit ist dagegen freilich nichts zu sagen. Könnte jeder Verbrecher gefaßt und überführt werden, würde jeder Angriff auf die Rechtsordnung als angemessene Vergeltung auf den zurückfallen, der die heilige Ordnung zu durchbrechen versuchte — — es wäre ein tadelloser Zustand. Als Verfechter der These der Vernunft, als theoretischer Staatsweiser und Politiker, der die Augen vor der Erfahrung verschließen und den Versuch unternehmen darf, zu sehen, wie weit man mit der reinen Vernunft ohne Berücksichtigung der Erfahrung kommt, bin ich auch Anhänger jener Forderung.

Wir wissen aber Alle, daß sich die Dinge überhaupt und ganz besonders in der Strafrechtspflege hart im Raume stoßen, daß die Dinge in der Idee nicht restlos aufgehen. Das menschliche Wissen und Können ist Stückwerk, und in der Kunst, die Wahrheit zu ermitteln, ganz besonders.

Ich kämpfe gegen das Bestreben, diese Schranken gewaltsam durchbrechen zu wollen. Dies Bestreben ist vorhanden, weil es menschlich ist. Denn es ist jedem Willen, zumal einem energischen, eigen, daran zu pochen; es liegt in der Natur der Sache, daß thatkräftige Beamte sie überspringen möchten. Es giebt Richter und Staatsanwälte, denen es in der Seele weh thut, wenn eine Anklage fallen muß — just, als wenn die Strafklage einen Selbstzweck in sich trüge, eine Art künstlerische Bethätigung darstellte und nicht lediglich und allein ihren Zweck und ihr Dasein in der Ueberführung des Angeklagten, falls er wirklich der Thäter ist, erschöpfte.

Der alte Inquisitionsproceß zeitigte merkwürdige Gebilde von Gerechtigkeitsfanatikern, will sagen von Richtern, die sich nicht zur Resignation durchzukämpfen vermochten.

In gewisser Weise war für die Unschuld mehr gesorgt als jetzt. Da gab es Beweisregeln, wodurch man zu bestimmen versuchte, was seiner Natur nach Regeln und Normen widerstrebt. Da gab es Regeln und Sätze über vollen und halben Beweis. „Durch zweier Zeugen Mund, wird alldieweil die Wahrheit kund.“ Es gab aber auch Strafen und Urtheile nicht nur für Ueberführte, sondern auch für Verdächtige — Verurtheilungen zur Tortur, Verurtheilungen nicht Ueberführter, aber Verdächtiger, zu milderen Strafen als der gesetzlichen — zu außerordentlichen Strafen.

Selbstverständlich beruhten diese Auswege auf einem inneren logischen Widerspruch. Man hielt den Inquisiten für schuldig, daher die Verurtheilungen — man hielt ihn aber nicht für überführt, daher die Vermeidung derjenigen Strafe, die verhängt worden wäre, wenn er wirklich schuldig gewesen wäre. Man scheint sich dabei nicht klar gemacht zu haben, daß nur von der Schuld eines Ueberführten, aber nicht eines Verdächtigen, die Rede sein kann.

Im modernen Anklageproceß giebt es nur noch Regeln über die Zulassung von Beweismitteln und über die Vereidigung, materielle Beweisregeln giebt es nicht mehr. Der Richter entscheidet über das Ergebniß der Beweisaufnahme nach seiner freien, aus dem Inbegriff der Verhandlung geschöpften Ueberzeugung. Dagegen läßt sich nichts sagen, die positiven Regeln waren Unsinn, wenngleich sie den Niederschlag einer gewissen instinctiven Lebensweisheit darstellten. Die Beweisregeln waren nicht zu retten, dem unschuldig Angeklagten ist aber dadurch ein zweifelhafter Dienst erwiesen worden. Wo früher Verurtheilungen zur Tortur und zu außerordentlichen Strafen verhängt wurden, hat man jetzt — das darf man wohl sagen — selten Bedenken, den Angeklagten der gesetzlichen Strafe schuldig zu sprechen.

Die Forderung, daß jeder Schuldige seine Strafe erhält, ist also unerfüllbar. — Und wichtiger ist jedenfalls die andere, daß kein Unschuldiger verurtheilt wird.

Das Verhältniß beider Sätze zur Idee der Gerechtigkeit ist ja ein ganz verschiedenes. Nach der Seite der rächenden Vergeltung ist der erste Satz an dem Maß des Möglichen einzuschränken, die Schranke aber gegenüber der Unschuld ist — das erfordert die Gerechtigkeit — unbedingt innezuhalten. Nach der Seite der Vergeltung hin darf nur verlangt werden, daß die zur Strafverfolgung berufenen Organe den redlichen Willen haben, jeden Verbrecher ohne Ansehen der Person zur Verantwortung zu ziehen und daß sie mit demjenigen Maß an Macht und Einsicht ausgestattet sind, die man von dem Staat nach dem Grade seiner Cultur erwarten muß. Mit diesem Postulat findet sich der Staat selbst dann noch im Einklang, wenn er trotz Aufbietung aller Mühe, aller Macht, aller Einsicht, aller Kunst die Strafe nicht verhängen kann, entweder weil der Thäter nicht zu ermitteln oder zu überführen ist, oder endlich nicht zu erreichen ist. — Die Verurtheilung eines Nichtthäters steht dagegen im denkbar schärfsten Widerspruch zur Idee der Gerechtigkeit. Es geht nicht allein die Gerechtigkeit leer aus, sondern ihre Formen werden gemißbraucht, eine Ungerechtigkeit — bona fide freilich — aber objectiv immerhin die denkbar größte Ungerechtigkeit zu verüben.

Ja, ich behaupte sogar: die Verurtheilung eines Schuldigen, der nicht überführt ist, ist Verletzung der Gerechtigkeit. Ich meine den Fall, wenn der Richter sich darüber klar ist, daß er eine durch objective Verdachtsmomente begründete Ueberzeugung nicht voll besitzt und dessenungeachtet den übel angesehenen Angeklagten verurtheilt, in dem nicht hinreichend gerechtfertigten, wenn auch zutreffenden Vertrauen, daß der Verurtheilte wohl der richtige Thäter sein werde.

Viele werden nun sagen: daß ein Unschuldiger verurtheilt wird, das kommt selten vor. Ich entgegne: es darf gar nicht vorkommen. Die Welt, die jeder Mensch in sich trägt, die Welt, die mit seinem Bewußtsein entsteht und mit ihm zu Grunde geht, die Freiheit, seine äußeren Lebensverhältnisse mit dieser Gedankenwelt in Uebereinstimmung zu bringen oder in Uebereinstimmung zu bringen versuchen — mit einem Wort: der Mensch als Ebenbild Gottes steht mir so hoch, daß die Abkürzung der Freiheitsstrafe auch nur eines Unschuldigen, und sei es auch nur um einen Tag, nicht mit der Tagung einer ganzen Reichstagsperiode zu theuer bezahlt ist. Ja, ein Justizmord ist die unrichtige Beimessung irgend eines erschwerenden Thatumstandes bei einem an sich mit Recht verurtheilten Thäter ebenso gut, wie die Schuldigsprechung eines ganz Unschuldigen. Denn der Unterschied ist nur im Grade vorhanden.

Digitized by Google

Die Rechtsprechung sollte so eingerichtet sein, daß die mit der menschlichen Unvollkommenheit verbundene Gefahr sich nur in der Freisprechung des Schuldigen, nicht aber zum Nachtheil des Unschuldigen, entladen kann. Gerechtigkeit ist das, was ein geläutertes Bewußtsein (falls es in den Sachverhalt eingeweiht wäre) als zutreffende Sühne empfinden müßte. Ueberwindung von Zweifeln zum Nachtheil des Angeklagten kann — gleichviel ob er in Wirklichkeit schuldig oder nicht — nur Beunruhigung zur Folge haben, muß daher als Ungerechtigkeit empfunden werden. Das Geschrei am Biertisch und in den Zeitungen ist dabei ganz gleichgiltig; das Geschrei ist noch schlimmer, wenn auf Grund des gleichen Thatbestandes die Verurtheilung eines Unschuldigen erfolgt ist.

Es haben sich seither keine Mißstände ergeben. — So sagt man. Ja, zeugt denn nicht jede Wiederaufnahme des Verfahrens gegen einen rechtskräftig Verurtheilten, um so mehr jeder Freispruch in solchem Verfahren, von solchen Mißständen? Und wie Vielen gelingt es, die Wiederaufnahme des Verfahrens zu erreichen? Dazu gehören Freunde, ein gut arbeitender Apparat, der die Beweismittel sammelt, in den meisten Fällen sind also nicht unerhebliche Mittel nothwendig. Wir Alle sind Zeugen gewesen, daß selbst mit großen Mitteln in's Leben getretene Agitationen ergebnißlos blieben — in Fällen, wo es nach dem Erachten weiter Kreise jedenfalls angemessen gewesen wäre, sie einem anderen Gerichtshofe zur nochmaligen Prüfung vorzulegen. Siehe den Proceß Ziethen. In den allermeisten Fällen wird es gar nicht zum Versuch, das Verfahren wieder aufzunehmen, kommen, weil keines der Erfordernisse, die das Gesetz in § 399 der Strafproceßordnung aufführt, herbeigeschafft werden kann. Wenn nämlich weder eine falsche Urkunde zu Ungunsten des Verurtheilten verwendet worden war, noch eine fahrlässige oder vorsätzliche Verletzung der Eidespflicht zu seinen Ungunsten erwiesen ist, noch eine Verletzung der Anklagepflicht, und wenn nicht zugleich alle diese Strafthaten (wenigstens in der Regel) durch Strafurtheil festgestellt worden sind, wenn auch nicht ein Theilurtheil, worauf die Verurtheilung beruht, durch ein anderes rechtskräftig aufgehoben ist, noch auch endlich — an diesen Fall denkt man in der Regel — neue (ich will kurz sagen) erhebliche Thatsachen und Beweismittel beigebracht sind — dann wird eine Wiederaufnahme des Verfahrens gar nicht zugelassen. Ueberall, wo der Verurtheilte behauptet, daß der Richter auf Grund der herbeigebrachten Facta die Kraft der alten Beweismittel unrichtig zu seinen Ungunsten beurtheilt habe, ist von einer Wiederaufnahme des Verfahrens keine Rede. Das ist aber gerade der Fall des Justizirrthums kat exochen. Da berührt mich das „es haben sich keine Mißstände ergeben" eigenthümlich. Es erinnert mich an die Redensarten, womit man die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden wohl zu beschwichtigen versucht. Ob eine solche Gefahr besteht, ob Fälle vorgekommen sind, will ich, muß ich dahingestellt sein lassen. Ich behaupte nur, die Beschwichtigungsgründe sind windig. Da hört man, die entsprechenden Zeitungsnachrichten seien sämmtlich Enten. Das Nichtvorhandensein von Mißständen ist dadurch jedenfalls nicht erwiesen. Einer, der im Sarg eingeschlossen und zehn Fuß tief in der Erde aufwacht, ist gar nicht in der Lage, auf den bei ihm obwaltenden Mißstand aufmerksam zu machen — ihn hört Niemand. In ähnlicher Lage ist der unschuldig Verurtheilte. Das Grab schweigt, und Zuchthaus- und Gefängnißmauern sind auch stumm. Die Wärter und Aufsichtsbeamten sind Unschuldsversicherungen gewohnt. Seine Unschuld hat der Gefangene ja auch schon vor Gericht betheuert, das ist ein altes Lied. Für sie hat Rom, hat das Gericht gesprochen, dadurch ist die Sache erledigt. Der auf seine Versicherungen wieder und wieder zurückkommende alte Knabe erscheint schließlich nur noch als ein komischer Kerl. — Und selbst, wenn sie sich für ihn interessirten — dem Verurtheilten würde es kaum was nützen.

Am liebsten möchte ich alle Strafsachen vor die Geschworenengerichte verweisen und das Laienelement zum souveränen Richter der Thatfrage machen, verkenne aber nicht die großen praktischen Schwierigkeiten. Sind sie zur Zeit nicht zu überwinden, so rede ich jedenfalls einer Erweiterung der Zuständigkeit der Schwurgerichte, die ja im Laufe der Zeit sogar eine erhebliche Einschränkung erfahren hat, das Wort. Vor allen Dingen aber ist es mein Wunsch, daß die Richter noch mehr, als bisher geschehen, bei der Entgegennahme eines Zeugnisses kritisch verfahren und bei einem objectiven Widerspruch mehrerer Beweismittel eher an ein Mißverständniß und an einen Irrthum als an eine wissentliche Verletzung der Wahrheit glauben. — Den gegenwärtigen Zustand, wo die thatsächliche Feststellung des ersten Richters der Strafkammer, wenn kein Rechtsirrthum oder ein anderer Revisionsgrund mit unterläuft, unangreifbar ist, halte ich für unhaltbar und culturwidrig. Wenn man erwägt, welchen Gefahren die Freiheit, die Ehre der Staatsbürger dadurch ausgesetzt ist, und damit die Umstände und das complicirte Rechtsmittelsystem vergleicht, das den Parteien im Civilprocesse, wo es sich doch nur um Geld und Gut handelt, zu Gebote steht, so greift man sich an den Kopf und fragt sich, weßhalb das Eine so und das Andere so —. Die Erklärung liegt vielleicht in der Geschichte der beiden Proceßarten, im Civilproceß hat auch die Rechtsfrage ein größeres Gebiet. — Das Alles mag sein — hier ist aber festzustellen, daß die gegenwärtige Rechtslage bei einer einfachen, vernunftgemäßen Betrachtung stark befrembet. Es darf gesagt werden: die Unangreifbarkeit der Strafkammerurtheile wirkt objectiv als ein scandalöser Zustand. Die Einführung der Berufung ist so nothwendig wie irgend eine Maßnahme.

Aber dessenungeachtet will ich sie nicht durch Verschlechterung der Garantien der ersten Instanz erkaufen. Denn so lange die Berufungsgerichte nicht durchweg mit Männern besetzt werden können, denen das weite Gebiet des Irrthums, des Mißverständnisses, auch wohl der Böswilligkeit bei gerichtlichen Bekundungen aufgegangen ist, so lange kann ich darin eine in allen Fällen ausreichende Verbesserung nicht erblicken. Meines Erachtens darf die Berufung jedenfalls nicht zu einer Abänderung zu Ungunsten des Angeklagten führen, ist daher der Anklagebehörde zu versagen. Ich führe dafür zunächst die rein menschliche Rücksicht an, daß einem Angeklagten nur einmal zuzumuthen ist, sein Verhalten zum Gegenstand einer Verhandlung gemacht zu sehen, sodann die weitere, daß die Schuld nicht unzweifelhaft sein kann, wenn der erste Richter sie verneint hat. Höchstens wäre sie der Anklage auf Grund neuer Thatsachen und neuer Beweismittel zu gewähren.

Es ist nicht zu verkennen, ich will es gar nicht verhehlen: Meine Ausführungen gehen davon aus, daß die Juristen — meine Fach- und Standesgenossen — nicht in dem Maße befähigt sind, die Thatfrage richtig zu würdigen, wie ein angemessenes, ausgesiebtes Laienelement. Solche Ansicht ist nicht neu, aber ich darf sie noch einmal sagen. Wie kann es anders sein?

Da durchläuft ein junger Knabe, der zuletzt ein junger Mann geworden ist, die Classen des Gymnasiums. In der Regel ist er vor dem Kampf des Lebens behütet worden. Er macht das Abiturium und läßt sich bei der juristischen Facultät als Hörer einschreiben. Von der Jurisprudenz selbst weiß er nichts. Er studirt sie dessenungeachtet, vielleicht, weil er aus einer Juristenfamilie ist, vielleicht, weil er überhaupt nicht weiß, was er studiren soll, vielleicht, weil ihm das Ansehen des Juristen- und Beamtenstandes und die Ueberlegenheit ihrer formalen Bildung Eindruck macht. Die wesentlich formale Natur der juristischen Bildung ist es denn auch, die in ihren Jüngern das ihnen eigene Selbstvertrauen hervor-

Digitized by Google

ruft — ein Selbstvertrauen, das ich nicht Juristenhochmuth und auch nicht Juristendünkel nennen will, das ich vielmehr dem souveränen, logisch dialectischen Gedankenflug Hegel'scher Philosophie (seligen Andenkens) vergleichen möchte, das eine glückliche Seelenstimmung darstellt, die im Wesentlichen auf der Unterschätzung aller praktischen Dinge mit beruht. — Wohl dem Juristen, den das Leben in größere geschäftliche Betriebe führt oder in eine umfassende Verwaltungsthätigkeit: er wird Gelegenheit haben, den Schaden wett zu machen, den er an seiner Seele genommen hat. Am schlimmsten sind die Richter und namentlich die Strafrichter daran. Und je mehr Jemand den Mittelpunkt seines Seins in sich selbst hat, desto mehr.

Aber daß ich nur nicht die Verwahrung vergesse, Niemanden, nicht meine Fach- und Standesgenossen, zum allerwenigsten die Richter, beleidigen zu wollen. Daß überhaupt eine solche Verwahrung nöthig erscheinen kann, ist ein böses Zeichen für die hochgesteigerte Empfindlichkeit unserer Zeit. Aber es ist nun mal so: wird ein freies Wort über die Lederbranche gesagt, so entrüsten sich sämmtliche Gerber, und der „ehrenwerthe Stand der Gerber und Lederzurichter" faßt Resolutionen.

Ein größeres banausisches Kunststück, eine größere Thorheit ist kaum denkbar. Man kann wohl einer Sammelbezeichnung von verbrecherischen oder infamen Personen, man kann zum Beispiel einer Diebesbande, Kupplern und Hehlern Schlechtes nachsagen wollen — aber einem ehrlichen und geachteten Handwerk oder Stande oder einer wissenschaftlichen Kunst — das ist wahnsinnig, daher ausgeschlossen. — Im Ernst kann Niemand behaupten wollen, daß ihre Träger intellectuell oder sittlich tiefer stehen, als der Mensch überhaupt. Denn es ist unmöglich, daß sich ausschließlich oder vorzugsweise Charaktere von einer unter das Durchschnittsmaß hinabfallenden Schlechtigkeit einem bestimmten, an sich ehrlichen Stande oder einem ehrenwerthen Berufe widmen. Es ist daher auch ausgeschlossen, daß Betrachtungen, wie die gegenwärtigen, den Officialen der Strafrechtspflege persönlich eine Schuld an dem beimessen will, was uns nicht gefiel. — Vorzüge, Eigenthümlichkeiten eines Standes sind allgemein menschliche Schwächen und Eigenthümlichkeiten — Licht- und Schattenbilder sind es, die auf den Hintergrund einer besonderen Berufsbeschäftigung und Berufserziehung geworfen werden. — Ich bin von meiner Subjectivität abhängig, wie alle Menschen. Ob nach Abzug alles Subjectiven meiner Auffassung noch ein objectiver Werth bleibt, das mögen die beurtheilen, die sich berufen fühlen.

Bildung und Ehe.

Von A. v. Hartmann.

In dem modernen Culturleben der germanischen Völker macht sich für den feineren Beobachter seit einiger Zeit eine Strömung bemerklich, die die Ehescheu des männlichen Geschlechts auf gewisse vorläufig allerdings noch eng begrenzte Kreise der Frauenwelt, und zwar gerade der geistig hochstehenden, überträgt. Ueber die Ehescheu der gebildeten Männer ist genug geschrieben worden. Man hat sie auf die erschwerten Erwerbsbedingungen, die gestiegenen Ansprüche an die Lebenshaltung, den Mangel an Familiensinn, den Egoismus, der seine Behaglichkeit in keinem Punkte einschränken will, auf zunehmende pathologische, sexuelle Anlagen und Entartungen und auf eine laxe Moral geschoben, und man hat dem Allem gegenüber daran festgehalten, daß die Frauen, aus Instinct oder aus Berechnung, stets bereit seien, die Ehe auch unter erschwerenden Umständen jedem anderen Berufe vorzuziehen.

So ganz entspricht diese Auffassung nicht mehr der Sachlage. Auch bei den Töchtern der gebildeten Stände beginnt die Meinung um sich zu greifen, daß die Ehe nicht allein kein begehrenswerthes, sondern in vielen Fällen ein für eine geistig strebsame Frau entwürdigendes Loos sei. Das „Aufgehen" in der Familie soll die Entwickelung zu einer selbstständigen Persönlichkeit unmöglich machen und die Frauen zu einer Schattenexistenz nöthigen, die für die Sehnsucht nach Wissen und Erkennen keinen Raum bietet und in der Selbstaufgabe des Weibes gerade die höchste Tugend sieht. Eine junge Lehrerin, die von einem ehrenwerthen Manne zur Ehe begehrt wurde, erklärte, sie fühle keinen Beruf in sich, Haushälterin und Köchin zu sein, und wolle ihre Kräfte lieber einer weiteren geistigen Ausbildung widmen, wozu sie als verheirathete Frau nicht mehr im Stande sei, da die täglichen hausfraulichen Sorgen jeden Aufschwung der Seele hemmten.

Diese Antwort ist typisch für eine größere Anzahl von jungen Mädchen, als man gewöhnlich denkt. Da die Anschauungen, aus denen sie entspringt, immer weitere intelligente Kreise zu erfassen drohen und die Gefahr heraufbeschwören, daß gerade derjenige Theil des weiblichen Geschlechts, der sich durch eine bessere Bildung auszeichnet, sich aus mißgeleitetem Idealismus den Aufgaben der Ehe entzieht und seine verfeinerten Anlagen nicht weiter vererbt, so ist es wohl an der Zeit, einmal den Beruf einer verheiratheten Frau der höheren Stände einer genauen und vorurtheilslosen Prüfung zu unterziehen, um zu ermitteln, ob und aus welchen Gründen er die ihm neuerdings von einer bestimmten Seite gezollte Geringschätzung verdient.

Zwei Vorwürfe sind es vor Allem, die dem Berufe der Ehefrau gemacht werden: die körperliche Gebundenheit durch die Geburten und Kinderpflege einer zahlreichen Nachkommenschaft, und die Lasten der Haushaltsführung. Beides soll dem freien geistigen Sichausleben hinderlich sein. Man würde vielleicht willig sein, eine Ehe einzugehen, wenn der Mann sich contractlich verpflichtete, sich mit einem oder höchstens zwei Kindern zu begnügen, aber man schaudert vor dem Gedanken an eine gefüllte Kinderstube zurück. Man würde einen Mann heirathen, dessen Mittel die Besoldung eines größeren Dienstpersonals erlaubten, aber man will in keinem Falle selbst Hand anlegen, um eine, wenn auch noch so kleine Wirthschaft mit eigenem Zugreifen in Ordnung zu halten. Kochen, Waschen, Schneidern, Reinmachen, dieses Quartett häuslicher Schreckgespenster schwebt den „gebildeten" jungen Damen als eine so tiefe Entwürdigung ihrer bis jetzt so rein dem Geistigen zugewandten Bestrebungen vor, daß sie entsetzt ihre Augen von einem so furchtbaren Zukunftsbilde abwenden. Sind sie aus so wohlhabendem Hause, daß sie an keine „Versorgung" zu denken brauchen, oder stehen sie in einem Berufe, der ihnen noch auf lange Jahre hinaus ihre Selbstständigkeit verbürgt: in beiden Fällen werden sie nicht geneigt sein — ausgenommen, wenn die Liebe alle Berechnungen über den Haufen wirft —, eine Ehe zu schließen, die sie, wie sie meinen, zwingt, von ihrer geistigen Höhe herunterzusteigen. Die Ansicht Carlyle's: „Eine Situation, die nicht ihre Pflicht, ihr Ideal hätte, ist noch niemals von einem Menschen eingenommen worden", wird in Bezug auf die Stellung der Frau in der Ehe von diesen lerneifrigen jungen Mädchen nur für den ersten Theil, die Pflicht, anerkannt, die sie in diesem Falle mit „Last" übersetzen, da ihnen die Auffassung für den geistigen Gehalt der Ehe gänzlich abgeht.

Hand in Hand mit dieser Verkennung des ehelichen Berufes geht eine Ueberschätzung der höheren männlichen Berufe. Alles, was der gebildete Mann treibt, soll „geistige Arbeit" und deßhalb auch für das weibliche Geschlecht erstrebenswerth sein. Für die Einseitigkeiten der männlichen Berufe haben diese Frauen keine Beobachtung. Daß ein Regierungsbeamter, ein Statistiker, ein Bibliothekar, ein Kauf-

Digitized by Google

mann, Bankier, Diplomat oder Officier ohne großen Aufwand von geistiger Arbeit seinem Berufe obliegen kann, entgeht ihnen ebenso wie die Thatsache, daß die receptive Periode jedes Menschen, die zum Theil aus geistiger Arbeit besteht, von einer productiven gefolgt wird, wo man das in der Jugend Empfangene in irgend einer Form des praktischen Wirkens anzuwenden sucht. Diese Form schließt aber immer mehr oder weniger mechanische Arbeit ein, auch wenn man nicht direct in das große Getriebe der Staatsmaschinerie eingespannt ist. Die jugendlichen Vertreterinnen der Bildung sehen zunächst den bewunderten akademischen Lehrer vor sich und verallgemeinern dessen Thätigkeit, fast ohne sich dessen bewußt zu sein, auf die von ihm ausgehenden und befruchteten Berufe, denen sie dadurch einen weit größeren geistigen Inhalt zuschreiben, als ihnen thatsächlich innewohnt. Auf der Universität wird der Jugend allerdings der höchste Wissensstoff zugeführt, und die damit betrauten Lehrer sind von Berufs wegen dazu genöthigt, sich von der geistigen Forschung nie ganz loszusagen, aber die von ihnen ausgehenden Anregungen können in der Geschäftigkeit des praktischen Berufes nicht in dem gleichen Maße wie in der Studienzeit selber verwerthet werden, so daß man auch von den sogenannten gelehrten Berufen sagen kann, daß bei ihnen das Mechanische in den weitaus meisten Fällen überwiegt. Wer von den Frauen mit der Absicht umgeht, das Wissen eines akademischen Lehrers zu erlangen und festzuhalten, der thut allerdings wohl daran, alle Gedanken an die Ehe fahren zu lassen, denn die zartere geistige und körperliche Constitution des weiblichen Geschlechts verlangt gebieterisch, daß die Frau nicht zwei der schwersten Berufe mit einander vereinigt. Die Docentin, Lehrerin, Aerztin, Professorin, Oberin kann nicht so nebenbei auch noch den Beruf einer verheiratheten Frau ausüben. Welcher von beiden Berufen als der für die Individualität geeignetere angesehen wird, muß von Fall zu Fall entschieden werden. In beiden Geschlechtern giebt es Persönlichkeiten, die sich nicht zur Ehe eignen, ohne daß man ihnen deßhalb einen Makel anhängen dürfte. So lange aber die Frauen noch keine Aussicht haben, en masse zu dem Range eines Universitätsprofessors aufzusteigen, möchte ich ihnen den ehelichen Beruf einmal in einer Beleuchtung zeigen, die ihnen vielleicht noch unbekannt ist.

Zuerst muß der Ansicht entgegengetreten werden, als ob der eheliche Beruf so außerordentlich leicht sei, daß er ohne jede Vorbereitung und ohne die geringste Befähigung von Jeder zur vollsten Zufriedenheit ausgefüllt werden könne. Merkwürdiger Weise sind es oft gerade die Eltern, die diese Auffassung vertreten. Die intelligenten Töchter werden auf höhere Lehranstalten geschickt, um sich einem außerhäuslichen Berufe zu widmen, während man die „einfache“ Schwester gut genug zur Ehe findet. Man berücksichtigt nur gewisse technische Seiten der Haushaltsführung, die sich auf mechanische Weise bald erlernen lassen, und sieht von den idealen sittlichen Aufgaben ganz ab. Der Beruf der verheiratheten Frau der höheren Stände ist nun aber im Gegentheil, wenn er ideal durchgeführt werden soll, namentlich in Bezug auf die wünschenswerthe geistige Vorbildung, so schwer, daß es bis jetzt nur sehr wenige Persönlichkeiten gegeben hat, die ihm von einem höheren Standpunkt aus gerecht geworden sind. Er ist auch so verschieden, wie die Kreise verschieden sind, in denen er ausgeübt wird. Ich sehe heute von den niederen Schichten der Bevölkerung ab und fasse nur die mittleren und höheren Schichten der Gesellschaft bis zu den höchsten Spitzen der Geburts- und Geistesaristokratie in's Auge. Auch da finden sich noch die größten Abstufungen der Lebenshaltung und der dadurch bedingten Betonung entweder des wirthschaftlichen oder des geistigen Elements. Der Strich zwischen den niederen und höheren Schichten ist da zu machen, wo die Verhältnisse es nicht mehr gestatten, wenigstens einen Dienstboten für die gröbste Arbeit zu halten. Ohne Dienstboten keine Cultur, das hat schon Treitschke vor langen Jahren gesagt.

Der Beruf der verheiratheten Frau setzt sich aus sechs verschiedenen Theilaufgaben zusammen und birgt in dieser Reichhaltigkeit die Möglichkeit, den verschiedensten Begabungen Raum zur Entfaltung zu gewähren. Während die meisten männlichen Berufe ihren Träger zur Einseitigkeit erziehen, wenn er nicht durch außerberufliche geistige und künstlerische Interessen die Schablonenhaftigkeit und Pedanterie seines Denkens überwindet, trägt der Beruf der verheiratheten Frau die Bürgschaft in sich, zu immer höheren Stufen der Reife im Denken, Empfinden und Handeln emporzuführen, weil er ihr von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stets neue Aufgaben stellt und die Innigkeit des Gemüthslebens mit in sein Bereich zieht.

Auf die physiologische Function brauche ich nicht näher einzugehen. Sie ist der Zoll, den das weibliche Geschlecht der Natur zu bezahlen hat, um an der großen Weltentwickelung theilzunehmen, und wenn dabei viele Widerwärtigkeiten und Unbequemlichkeiten mit unterlaufen, so muß die Frau sich eben sagen, daß fast jeder Beruf seine schweren Plackereien hat, daß große Dinge nicht ohne Mühe erreicht werden können und daß auch diese Periode ihres Lebens einmal ihren Abschluß erreicht. Die Völker, die Sieger bleiben wollen im Weltproceß, müssen zunächst durch ihren Geburtenüberschuß ihre Tüchtigkeit zum Wettbewerb beweisen, und ihre Frauen dürfen nicht feig davor zurückschrecken, sich an dem großen Ziel der Culturentwickelung zu betheiligen.

Es handelt sich aber nicht bloß darum, eine möglichst große Anzahl von Menschen überhaupt hervorzubringen, sondern diesen Menschen durch vererbte Anlagen, durch Erziehung und Bildung eine Leistungsfähigkeit mitzutheilen, die sie über das Niveau anderer Völker erhebt. Für die verheirathete Frau, die sich dieser nationalen und culturellen Aufgabe bewußt ist, ergeben sich daraus eine Reihe neuer, reizoller Aufgaben, die sich unter dem Begriff der Erziehung zusammenfassen lassen. Wie weit sich die Mutter direct am Unterricht betheiligen kann, hängt von Talent und Vorbildung ab, aber die zur Erziehung befähigende psychologische Beobachtung und Leitung, die schon bald nach der Geburt des Kindes anfängt, bietet sich jeder Mutter dar und eröffnet für jedes Lebensalter neue Perspectiven und ernste Pflichten, so daß der Reichthum der Beziehungen und Wirksamkeitssphären der Mutter mit der Zahl der Kinder stetig wächst. Indem man den Kindern ein geistig angeregtes Familienleben eröffnet, erschließen sich auch für die Eltern neue Quellen geistiger Freuden in der Förderung der stets wechselnden jugendlichen Ziele, die sie frisch erhalten auf dem langen Lebenswege, selbst wenn die Sorgen um das Vorwärtskommen der Kinder manchmal ihren verdüsternden Schatten dazwischen werfen. Auf die Mannigfaltigkeit der Pflichten, die sich aus der sechsfach getheilten Function ihres Berufes ergeben, und den Wechsel der Lebensalter, mit denen es die verheirathete Frau zu thun hat, ist es zurückzuführen, wenn es so viel mehr frische ältere Frauen als Männer giebt. Das Ideal des Volkswirths, daß die geistige Arbeit zu Zeiten mit einer körperlichen vertauscht werden möge, findet schon jetzt nirgends so seine Erfüllung wie bei der verheiratheten Frau.

Neben diese beiden Functionen, die physiologische und die erzieherische, tritt als dritte die volkswirthschaftliche oder eigentlich hausfrauliche, die von einer Seite jetzt so gering geschätzt wird, daß man das Ende des Familienhaushaltes herbeizuführen sucht. Der Gesichtspunkt des möglichst geringen Kostenaufwandes wird geltend gemacht, um die kleine Privatwirthschaft zu discreditiren. Die ethische Seite des Einzelfamilienhaushaltes wird mit dem Hinweis auf die zum größten Theil der Mutter zufallende Plackerei für illusorisch erklärt. Der Gesammtfamilienhaushalt in einem großen

Digitized by Google

Gebäudecomplex, der die Mahlzeiten von einer Hauptküche aus besorgen läßt und den Hausfrauen auch die Wäsche abnimmt, gilt den Anhängern einer Theorie, die das größte Glück nur da zu sehen vermögen, wo auch vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus die größte Billigkeit der Lebenshaltung erzielt wird, für die einzig rationelle Lösung des Familienproblems. Aber die Psychologie lehrt, daß der Wille des Menschen sich nicht allein durch volkswirthschaftliche Gründe bestimmen läßt, sondern trotz der Einsicht in die größere Billigkeit des Gesammthaushaltes eigensinnig dabei beharrt, innerhalb eines in sich geschlossenen Wirthschaftsganzen auf seine Façon selig zu werden. Es gilt die Berechtigung dieses Willens zu begreifen, nicht, ihn ohne Weiteres als absurd und rückständig zum alten Eisen zu werfen. Maeterlinck sagt einmal: „Die klaren Vorstellungen scheinen unser Leben zu lenken, aber es ist nicht zu bestreiten, daß die anderen an der Spitze unseres inneren Lebens stehen, und das sichtbare Leben gehorcht zuletzt immer dem unsichtbaren." So wirkt sich auch die Gestaltung des wirthschaftlichen Lebens nicht immer nach dem Gebote der größten Sparsamkeit aus. In unserer demokratisirenden Zeit, die die Gleichheit so gern an möglichst vielen Punkten durchgeführt sähe, liegt in diesem Kampf für das Weiterbestehen des Einzelfamilienhaushaltes ein aristokratischer Gedanke, der eine viel tiefere Innerlichkeit verräth als die schablonisirende Methode der Familiencasernirung, mag Letztere auch vom pecuniären Standpunkt aus vortheilhafter sein. Für die allerunterſten Stände kann in der Casernirung ein Fortschritt liegen, für die anderen Stände ist ein zwingender Grund zu deren Annahme, so lange der Familie das weibliche Haupt noch nicht durch einen außerhäuslichen Beruf entzogen ist, vorläufig noch nicht anzugeben. Die Mahlzeiten sind für einen gut geführten Haushalt keine Nebensache; sie bewirken den Zusammenschluß der Familienglieder und gewähren Gelegenheit zur Gastfreundschaft. Sie stets in einem Wirthshaus einzunehmen oder sich zuschicken zu lassen, hieße der Hausfrau ein großes Bereich ihrer Machtentfaltung, den Kindern ein wichtiges Stück Familienleben entziehen. Wenn man der wohlhabenden Hausfrau den Kreis ihrer wirthschaftlichen Aufgaben gar zu sehr verkleinert, so fängt sie einfach an, sich nach anderen Aufgaben umzusehen, da das durch die Führung des Haushaltes einmal geweckte Organisationstalent Befriedigung fordert. Jede Familie ist ein kleines Staatswesen, und die Hausfrau ist zugleich Gesetzgeber, Finanz- und Cultusminister. Wenn sie den volkswirthschaftlichen Unterschied zwischen productiver und unproductiver Arbeit erst kennen gelernt hat, so wird sie die durch Vervollkommnung der Industrie erlangte größere Mußezeit nicht mehr durch Scheinarbeit, die keine neuen Werthe schafft, ausfüllen, sondern sich entweder neuen productiven, wirthschaftlichen Arbeiten zuwenden, oder, wenn die Lebenshaltung das gestattet, die Beschäftigung mit den geistigen Gütern an der Seite von Mann und Kind in ganz anderem Umfange als bisher heranziehen.

Zu der volkswirthschaftlichen Seite des Hausfrauenberufs gehört auch die Obliegenheit, alle Ausgaben bis auf die Privatausgaben des Mannes, also auch die Steuern, die Miethe, die Erziehungsgelder u. s. w. durch die Hände der Hausfrau gehen zu lassen. Ebenso muß die Uebersicht über die Einnahmen ihr zu jeder Zeit offen stehen, damit sie am Anfang jedes Jahres im Stande ist, ein Budget für das kommende Jahr bis in's Einzelne genau aufzustellen. Diese durch genaue Buchführung gewonnene Uebersicht erleichtert es ihr im gegebenen Falle wesentlich, bei Veränderung der Einnahmen an der richtigen Stelle Einschränkungen oder Erweiterungen vorzunehmen. Geleitet müßte sie dabei von dem alten Grundsatze Lora Chesterfield's sein: „Kleide Dich nach Deinem Stande, iß unter Deinem Stande und wohne über Deinem Stande." Leider wird diese finanzwirthschaftliche Ausbildung der Hausfrau von den Männern, die sich nicht gern in die Karten sehen lassen wollen, wenig begünstigt. Aber die Abhängigkeit der Frau in Geldangelegenheiten hatte nur so lange eine Berechtigung, als die Frau sich noch nicht ihrer volkswirthschaftlichen Verantwortlichkeit bewußt war. Nicht das ist eine Kunst, mit Hülfe eines kostspieligen Erzieh- und Unterrichtsapparates aus seinen Kindern tüchtige Menschen zu machen, oder einem Haushalte vorzustehen, in dem alle Pflichten bis auf die der geselligen Repräsentation bezahlten Kräften übertragen sind, sondern darin liegt das Verdienst der Frau, mit geringen Mitteln, aber dem Einsatze eigener Kraft die Kinder zu wirklich selbstständigen Persönlichkeiten heranzuziehen, denen das Leben nach allen Seiten hinaus Ziele bietet, weil sie den Werth productiver Arbeit kennen gelernt haben.

Als vierte nicht zu unterschätzende Thätigkeit ist die Krankenpflege zu bezeichnen, die freilich nur periodisch hervortritt, aber das ganze Leben begleitet und in vielen Fällen von der größten Tragweite ist. Eine kurze Vorbereitung dafür, wenn möglich in einem Krankenhause, würde sich als eine große Erleichterung in schweren Pflegefällen erweisen.

Als fünfte ist die Repräsentationspflicht zu bezeichnen. In den Händen der Frau liegt die Geselligkeit des Hauses, und es hängt meistens von ihrer Individualität ab, wie sie sie gestaltet. Die zunehmende Wohlhabenheit unseres Volkes hat uns bis jetzt keine Verfeinerung unserer Geselligkeit gebracht, da die allgemeine Bildung dabei eher zurück- als vorwärtsgegangen ist; ja, es scheint fast, als ob der Reichthum der Völker in einem gewissen Gegensatz zu der Verbreitung von tiefer und echter Bildung steht. Ist aber erst das Bewußtsein dieser Erscheinung geweckt, so werden sich auch die Mittel der Abhülfe finden. Die Frauen haben bis jetzt in der Jugend nicht tief genug an dem Born des Wissens geschöpft, um den Zauber einer verinnerlichenden Bildung so stark zu empfinden, daß sie willig wären, die Mühen einer unabläſſigen geistigen Weiterentwickelung auf sich zu nehmen. Das 20. Jahrhundert stellt dem weiblichen Geschlecht die neue Aufgabe, in weit höherem Maße als bisher Trägerin einer allgemeinen Bildung zu werden, da das männliche Geschlecht immer mehr in Specialforschung versinkt, oder von der Last des Erwerbslebens niedergedrückt wird, und nur ein ganz ausnahmsweise begabter Geist im Stande ist, neben seinen Fachstudien noch allgemeine Interessen z. B. schönwissenschaftlicher Art zu pflegen. Diese Bildung der Frau braucht durchaus nicht unbedingt auf einem Gymnasium, einem Seminar oder der Universität erlangt zu werden. Man kann sich durch Selbststudium, wie das unsere großen Dichter gethan haben, ebenso gut geistig weiterentwickeln wie im Anschluß an staatlich concessionirte Lehranstalten, nur muß man erst zu der Einsicht gelangen, daß die grundlegenden Kenntnisse nicht in einer flüchtigen Viertelstunde der Langeweile zwischen Sport und Vergnügen erlangt werden können. Die Ausbildung im Technischen der Wirthschaftsführung, einschließlich der Krankenpflege, kann in 12—15 Monaten erlernt werden, die geistige Ausbildung bedarf vielleicht ebenso vieler Jahre, um zur vollen Reife zu kommen, weil sie nicht so intensiv gefördert werden kann wie die erstere. So vielfach wie die Neigungen der Frauen aus einander gehen, so groß ist auch das Gebiet der Künste und Wissenschaften, das ihnen zur Erfüllung ihres Geistes mit Idealen und Kenntnissen zu Gebote steht. Nichts aber ist verkehrter als die jetzt so beliebte Scheidung der jungen Mädchen in zwei Parteien, von denen Eine, aus Noth oder aus Wissensdrang, sich dem Studium widmet, während die Andere von vornherein von allem Lernen ausgeschlossen wird oder sich selbst ausschließt. Der Beruf der verheiratheten Frau bedarf gerade heute einer sehr vertieften geistigen Vorbildung, wenn die Geselligkeit den Gehalt und die Veredelung gewinnen soll, die ihr jetzt immer

Digitized by Google

mehr abhanden zu kommen droht, während der materielle Luxus steigt und dem Mittelstande die häusliche Geselligkeit auf einfacher Grundlage unmöglich macht. Wenn die Frauen erst aus eigener Erfahrung den aus erweiterter Bildung geschöpften Genuß kennen gelernt haben, mit dem die Freude an Comfort und Luxus nicht im Entferntesten verglichen werden kann, dann werden sie auch im Stande sein, der Geselligkeit wieder neue Ideale und feinere Freuden zuzuführen.

Die sechste und letzte Seite des Berufes einer verheiratheten Frau liegt darin, Gefährtin ihres Mannes zu sein. Gehülfin wird sie ihm nur in den seltensten Fällen sein können, denn die meisten männlichen Berufe entziehen sich der weiblichen Wirksamkeit und Mitarbeit. Aber der gemeinsam zurückzulegende lange Lebensweg würde unerträglich sein, wenn sich nicht mit der Zeit eine immer größer werdende Gleichheit der Anschauungen und Empfindungen herausbildete. Der natürliche Geschlechtsgegensatz sorgt dann schon dafür, daß die Uebereinstimmung nicht zur Monotonie ausartet. In dem Vertrauen auf das mächtige Walten der unbewußten Naturkräfte kann man den auf geistige Gleichheit beider Geschlechter gerichteten Bildungsbestrebungen der modernen Frauenparteien darum auch theilnehmend gegenüber stehen. Das Resultat aller dieser Anstrengungen wird nichts Anderes sein als die Hebung der allgemeinen Bildung der Frauen überhaupt, die dann auch übergreift auf das männliche Geschlecht, und zwar in der Form der Ehe, wo der Einfluß der Frau auf den Mann am stärksten zu sein pflegt. Ueberragt sie ihren Lebensgefährten an allgemeiner Bildung, verstärkt sie sie stetig nach Maßgabe ihrer Muße — an der es bei festem Willen und ein bißchen Organisationstalent keiner Frau so leicht fehlt —, so wird sie durch ihren leisen aber starken Einfluß mit der Zeit den Mann in ihren Interessenkreis, der mehr durch Gemüth und Einbildungskraft als durch abstracten Verstand beherrscht wird, hineinziehen und ihm von der Wärme und Begeisterung ihres durch gründliche Studien geläuterten Empfindungslebens mittheilen, im Austausch dafür jene unbeirrte Stetigkeit im Handeln erlangend, die dem weiblichen Geschlechte noch am ehesten von den männlichen Eigenschaften abgeht.

Es hat zu allen Zeiten Frauen gegeben, wie Charlotte von Schiller, Eva König, die Königin Luise, Karoline Herder, Gabriele von Bülow und viele der Gattinnen unserer hervorragenden Gelehrten, die dem Ideal einer verheiratheten Frau nahe kamen; und in den großen Kreisen unseres Bürgerthums und des Landadels leben noch jetzt eine ganze Reihe von zugleich liebenswerthen und tüchtigen Frauen, deren stilles Wirken zu beobachten eine Freude ist, und deren bescheidene Festigkeit auch in der Verfolgung geistiger Interessen den Muth für die Zukunft nicht sinken läßt. Möchte nur das aufstrebende hochgemuthe, junge Geschlecht unserer Frauen nicht vergessen, daß der beste Platz zu einer Umwandlung der Receptivität in geistige Productivität und zu einer directen Mitarbeit an den großen Zielen des Weltprocesses der Beruf einer verheiratheten Frau ist. Drei Jahre genügen, um eine Lehrerin heranzubilden, fünf Jahre, um eine Aerztin zur Staatsprüfung zu befähigen, aber um die verheirathete Frau auf die volle Höhe ihres Berufes zu bringen, dazu reicht nur eben das ganze Leben hin. Der frischen Jugend liegt es ob, bei Zeiten in die Scheuern zu sammeln, nicht bloß durch eine technische Vorbildung in dem eigentlichen Haushaltsgebiet selbst, sondern mehr noch durch ein gediegenes geistiges Studium, das, indem es sie selbst reicher macht, die von ihr später als Frau und Mutter ausgehenden Wirkungen adelt und in eine höhere Sphäre erhebt. Durch Vererbung, Erziehung, Bewußtsein der volkswirthschaftlichen Wichtigkeit der finanziellen und praktischen Thätigkeit, Förderung des geistigen Gehaltes des Familienlebens, Verfeinerung der Geselligkeit führt der Beruf der verheiratheten Frau, recht aufgefaßt, eine Erhöhung des Culturniveaus herbei, die allein im Stande ist, dem Utilitarismus, der Alles nur auf seine augenblickliche Nützlichkeit prüft, und dem Materialismus, der keine Bändigung des Egoismus und keine geistigen Ziele mehr kennt, siegreich entgegen zu treten. Freilich ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Es wird auch künftig noch Frauen geben, die sich vorwiegend der praktischen Seite zuwenden, wie es ja auch Seelsorger, Lehrer und Aerzte giebt, die allein auf die Praxis Werth legen, ohne an eine wissenschaftliche Weiterbildung zu denken. Es werden andererseits die Frauen nicht aussterben, die es nicht fertig bringen, neben die Kinderpflege die Erziehung treten zu lassen, neben die geistige Fortbildung die sorgsame Leitung des Haushaltes, aber als Ideal muß daran festgehalten werden, daß der eheliche Beruf nur dann auf seiner Höhe steht, wenn seine Trägerin sich bemüht, allen Functionen, in die er sich auseinanderlegt, nach bester Möglichkeit gerecht zu werden, um sie alle dann wieder in der Einheit einer in sich gefesteten und harmonischen Persönlichkeit zusammenzufassen. Wer den vollen Werth seines Ich, das ja nie Selbstzweck sein darf, für einen Zweck höherer Ordnung, wie die Ehe und Familie, einsetzt, der erhält diesen Einsatz nicht allein unvermindert, sondern um ein Erhebliches vergrößert zurück, so veredelnd wirkt die Hingabe für ein Ideal, das bei aller Hoheit doch in der greifbarsten Nähe steht und bei etwas sittlicher Selbstzucht und ernster Vorbereitung schon jetzt den Ausgangspunkt großer ethischer Wirkungen bilden kann.

Literatur und Kunst.

Eine „Faust"-Studie.

Von Eugen Reichel.

Goethe sagt einmal in seinen Prosasprüchen: „das Falsche hat den Vortheil, daß man immer darüber schwätzen kann". — Dieser Satz kommt mir stets in den Sinn, wenn ich an die stattliche Literatur denke, die allein über das berühmteste und gedankenreichste, aber auch dunkelste Werk des großen Weimarer Dichters geschrieben worden ist. Nicht etwa, daß ich behaupten will, der „Faust" sei als Kunstwerk etwas „Falsches", eine Verkörperung des künstlerisch Unwahren; wohl aber bin ich der Meinung, daß in der anscheinenden Unlösbarkeit dieses poesievollen Räthsels sich ein Mangel offenbart, der nicht zum wenigstens dazu beiträgt, daß man, wie etwa über den „Hamlet", so auch über den „Faust", zur Freude aller kritisirenden und interpretirenden Simpel, „immer schwätzen kann", ohne doch zum wahren Verständniß des Gedichtes irgend etwas Nennenswerthes beizutragen.

Der „Faust" ist ein räthselvolles Werk — darüber sind wir alle einig; jeder Einsichtige wird sich aber auch darüber klar sein, daß ein Kunstwerk ebensowenig wie ein Naturerzeugniß durchaus unverständlich, in seiner Erscheinung unbegreiflich sein darf. Das „Wie" des Entstehens mag uns ein Geheimniß bleiben, Einzelheiten mögen sich unserem Blick für immer entziehen — das Ganze muß jedoch begreifbar, als ein wohlgegliederter übersehbarer Organismus vor uns stehen.

In dieser Beziehung läßt nun der „Faust" ohne Frage viel zu wünschen übrig. Nicht nur daß seine Composition klaffende Lücken aufweist, auch die ihn anscheinend durchdringende künstlerisch-ethische Tendenz lebt sich nicht rein und bestimmt aus oder scheint sich wenigstens nicht rein aus-

Digitized by Google

zuleben, weil ja sonst die Acten über den Faust längst hätten geschlossen werden können. So aber ist Goethe's Hauptwerk nach wie vor ein ungelöstes Räthsel und würde es wohl auch bleiben, falls man nicht endlich einmal sich dazu entschlösse, kalten Blutes und ohne Voreingenommenheit diese merkwürdige „Tragödie" zu prüfen, um trotz ihres „unübersehbaren Umfanges im Ganzen" (Schröer) ein klar geschautes Bild, ein endgiltiges Ergebniß zu gewinnen. Wohl meinte Goethe gelegentlich: „je incommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Production, desto besser"; und aus Wieland's „Agathon" her mochte er sich der „erstaunlichen Gewalt, die ein in schimmernde Bilder eingekleidetes mystisches Räthsel über die Unwissenden zu haben pflegt" zum Vortheil seines räthselvollen Werkes erinnern — wir aber werden uns denn doch erst überzeugen wollen, worin diese „Unfaßlichkeit" eines poetischen Werkes bestehe, ob es wirklich „incommensurabel" oder nicht etwa nur an Menschlichkeiten und sehr „commensurablen" Schwächen reich sei. Wir sind zu dieser kritischen Prüfung im vorliegenden Falle um so berechtigter, als wir wissen, daß der „Faust" nicht nur aus den verschiedensten literarischen Anregungen heraus, in Anlehnung an Wieland, Herder, Heinrich Leopold Wagner, Lichtenberg u. A. m., sondern auch im höchsten Grade sprungweise entstanden oder eigentlich zusammengesetzt worden ist. Nun könnte freilich für jede Scene der Dichtung ein Vorbild, für hunderte von Gedanken und Wendungen die literarische Quelle. aus der sie geflossen, entdeckt werden, ohne daß deßhalb im Gefüge des Ganzen etwas vermißt zu werden brauchte, oder das Werk aufhören müßte, als etwas Vollkommenes, einheitlich Ausgebildetes und planvoll Abgeschlossenes zu wirken. Aber es liegt doch nahe, zu fürchten, daß das hier nicht der Fall ist, weil sonst wohl die von so vielen Forschern auf die Ergründung des Gedichtes verwendete Mühe erfolgreicher gewesen wäre. Oder sollten an dieser unerfreulichen Thatsache die Forscher selbst den größeren Theil der Schuld tragen? Ich möchte das nicht unbedingt annehmen, um so weniger, als in der ungeheuren Fülle von Kritiken, Erklärungen und Auslegungen des umfangreichen Werkes dort und hier wirklich Dankenswerthes, auch Geistvolles geleistet worden ist. Namentlich Ch. H. Weiße in seiner „Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust's" (1837) und der, vielfach durch den Vorgänger angeregte Friedr. Th. Vischer in seinen „neuen Beiträgen zur Kritik des Gedichtes" (1875), deßgleichen auch Carrière, Düntzer, Schröer und Andre haben sich unzweifelhaft große Verdienste um die Faust-Forschung erworben — nur daß keiner von ihnen zu endgiltigen, allseitig befriedigenden Ergebnissen gelangte. Der eine (Weiße) betonte wohl die „Formlosigkeit und Unvollendung" des Werkes, den „Widerspruch vieler, ja der meisten Theile der Handlung zu dem Inhalte des Vertrages" zwischen Faust und Mephistopheles und wies darauf hin, daß Mephistopheles ursprünglich wohl als ein Bote des Erdgeistes gedacht gewesen sein mochte; der andere (Vischer) sprach davon, daß „die Colonnen der Rechnung von Lücken wimmeln", daß im Wesen des Mephistopheles die bedenklichsten Widersprüche enthalten wären, daß der Teufel gelegentlich „Dinge rede, welche die Vorstellung der Existenz des Redenden aufhöben", daß die Walpurgisnacht „mit der denkbar gründlichsten Verachtung aller Einheit zusammengewürfelt" wäre. Noch ein anderer (Düntzer) wies auf Compositionsfehler hin, auf Widersprüche, welche dadurch entstanden, daß die später ausgeführten Theile des Gedichtes (z. B. die Valentinscene, die Scene am Brunnen u. s. w.) in das Fragment aus dem Jahre 1790 „ohne gehörige Beachtung des Zusammenhanges eingeschoben" wurden; ein vierter endlich (Schröer) deutete auf „Einschaltungen" hin, auf Stellen, die „unbeschadet des Zusammenhanges wegbleiben könnten", auf „mangelnde Uebergänge" u. dgl. m. Alle diese kritischen Bedenken haben jedoch den Standpunkt, von dem aus dieses eigenthümliche Werk zu beurtheilen wäre, nicht verrückt; selbst Weiße's bedingte und Vischer's unbedingte Abweisung des zweiten Theiles der Tragödie hat so gut wie gar nichts bewirkt. Das Dogma, welches Düntzer ungeachtet seines besseren Wissens in die Worte gekleidet: „Das Ganze bildet die schönste in sich abgeschlossene Einheit", hat nichts von seiner Geltung verloren. Selbst Loeper bewundert noch die „Einheit des Geistes und des Tones mindestens innerhalb jedes Theiles"; er meint, daß die beiden Theile „sich zu einander verhalten wie Aufstellung und Lösung des Problems", und wünscht nur, „daß eine größere formelle Gleichmäßigkeit berechtigten Anforderungen entspräche". Mit einem Worte: der „Faust" hat heute noch dieselbe „kanonische Bedeutung" wie zu Zeiten der völlig urtheilslosen Romantiker. Ein Fortschritt zum Bessern ist vielleicht nur darin zu erkennen, daß „die falsche Neigung, in dem poetisch Dargestellten nicht die idealisirte Wirklichkeit, sondern Hieroglyphen abstracter Gedanken und Allegorien zu suchen" (Loeper), ein wenig zurückgedrängt worden ist; daß man in dem Erdgeist nicht mehr „die egoistisch gesunde Individualität" (Hegel) erblickt, daß man weder im Faust „das Bild der strebenden, im Uebersturz des Strebens sich verwirrenden, aus dem Fall erstehenden, mit ihrem Urquell sich versöhnenden Menschheit" (Vischer) dargestellt findet, noch in Mephistopheles „die mythische Incarnation der Mächte in Faust's Gemüth" (Rosenkranz). Wenn schon einem Vischer, als er Köstlins richtige Meinung bekämpfte, daß es Goethen im „Faust" nur um die Darstellung eines concreten Lebens zu thun gewesen, unwillkürlich die Aeußerung entschlüpfte, daß in unserer Tragödie „ein ausgezeichneter Mann zu fangen", daß „ein Bund besonderer Art mit einem Individuum besonderer Art einzuleiten" wäre (Neue Beiträge u. s. w. S. 213) — so denken heute wohl alle Faust-Beurtheiler genau so wie Köstlin — und das ist, wie gesagt, unzweifelhaft ein Fortschritt zum Besseren.

Wie aber läßt sich's erklären, daß auch kunstverständige Kritiker heute noch an die „schönste, in sich abgeschlossene Einheit" des Werkes glauben? Vielleicht durch eine Hinweisung darauf, daß „Goethe ausdrücklich verlangte, es solle das Werk als ein Ganzes betrachtet werden" (Hermann Grimm); daß er am 17. März 1832 noch besonders an Wilhelm von Humboldt schrieb, „die Conception des Faust" hätte ihm „jugendlich von vorne herein klar vorgelegen?" Einer so bestimmten Aeußerung des Dichters gegenüber durften allerdings die Kritiker nicht ohne Weiteres daran zweifeln, daß der „Faust" einheitlich und planvoll durchgeführt worden — und aus dieser Zwangslage heraus mag sich ohne besondere Schwierigkeit die Meinung gebildet haben, daß, von einigen verzeihlichen Mängeln abgesehen, die sehr umfangreiche Dichtung ein wohlgelungenes, in sich fertiges Kunstwerk sei.

Setzen auch wir das respectvoll voraus. Was aber ist denn nun die „Conception", oder, um mit Herrn von Loeper zu sprechen, das Problem, welches Goethe sich „von vorne herein" gestellt haben wollte? Soviel ich weiß, kommt Goethe nur einmal auf diesen peinlichen Punkt zu sprechen und zwar dem getreuen Eckermann gegenüber. Am 6. Mai 1827 sagt er nämlich zu dem hochauflauschenden Jünger Folgendes: „Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Noth etwas; aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert und daß ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Bessern aufstrebender Mensch zu erlösen sei — das ist zwar ein wirksamer, manches erklärender guter Gedanke, aber es ist keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Scene im besondern zu Grunde liegt u. A. m."

Abgesehen davon, daß es einigermaßen verwunderlich ist, wenn Goethe sich darüber entrüstet, daß man nach der „Idee" des Werkes fragt, da er selbst einige Dichtungen eigens zu

Digitized by Google

dem Zwecke verfaßte um seinen Lesern erbauliche „Ideen-Räthsel“ aufzugeben: so muß es Jedem auffallen, wie Goethe sich bemüht, über den entscheidenden Punkt hinwegzugleiten. Es lag unmittelbar nahe, das „Problem“, den Plan des Werkes in Betrachtung zu ziehen, wenigstens mit ein paar Worten den eigentlichen Inhaltskern zu streifen; statt dessen begnügt er sich damit, einige unbedeutende Bemerkungen zu machen, darauf hinzuweisen, daß der „Gang der Handlung“ zu bezeichnen sei als ein Weg „Vom Himmel durch die Welt zur Hölle“, daß der Teufel die Wette verliere und Faust auf diese Weise glücklich gerettet werde. Wir kennen die geistigen Qualitäten Eckermann's nicht, werden doch aber kaum annehmen dürfen, daß er solche „Belehrungen“ nöthig gehabt habe; sie wirken in jedem Falle komisch, um so mehr, da sie von einem Goethe herrühren. Uebrigens hat schon Vischer darauf hingewiesen, daß der „Gang der Handlung“ im „Faust“ gar nicht „Vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ führt, sondern zum Himmel zurück. Vischer meint denn auch, daß der Dichter in dieser Beziehung einen eigenthümlichen Scherz mit dem Leser treibe; eine Meinung, der man durchaus wird beipflichten müssen, selbst auf die Gefahr hin, das Kopfschütteln Schröer's herauszufordern, der seltsamer Weise der Ansicht ist, daß die Handlung im ersten Theil vom Himmel durch die Welt zur Hölle gehe und im zweiten Theil wiederum von der Hölle durch die Welt zum Himmel.

Aber halten wir uns mit dieser Bagatelle nicht auf und fragen wir vielmehr nochmals: welcher Plan liegt dem Werke zu Grunde? Sollte Goethe sich nur deßhalb hierüber nie deutlich ausgesprochen haben, um den Commentatoren der Nachwelt die Freude an der Erklärungsarbeit nicht zu verkümmern? Darüber wird Goethe sich doch sehr klar gewesen sein, daß jedes Kunstwerk nach einem Plane gearbeitet sein muß, wenn es nicht aufhören soll, ein an die Vernunft des Menschen sich wendendes Werk zu sein; daß in allen großen Kunstschöpfungen, sogar in der anscheinend vernunftlosen Musik, die Planmäßigkeit eine Hauptrolle zu spielen hat. Ein solcher einheitlicher, die menschliche Vernunft befriedigender Plan wird also zweifellos auch dem „Faust“ zu Grunde liegen; und es ist immerhin merkwürdig, daß die Goethe-Forschung noch niemals ernstlich versucht hat, Klarheit über diesen Punkt zu gewinnen. Da nun aber eine Kritik und Werthschätzung des Gedichtes gar nicht möglich ist, so lange man nicht weiß, was eigentlich vom Dichter gewollt wurde (weil ja nicht eher die Stellung der einzelnen Theile zum Ganzen und die Art der Lösung des kernbildenden Problems beurtheilt werden können), so will ich nun die Frage, ob Goethe den „Faust“ nach einem einheitlichen Plane ausgestaltet hat, mit aller Entschiedenheit aufwerfen, um sie nicht weniger entschieden zu beantworten. Hierbei darf ich mich um so weniger durch die Thatsache beeinflussen lassen, daß Goethe am „Faust“ zu sehr verschiedenen Zeiten und in sehr verschiedenen Stimmungen gearbeitet hat und daher wohl dort und hier etwas versehen haben könnte, als die Kritiker doch niemals ernstlich dadurch behindert worden sind, das Gesammtwerk als eine kunstvoll durchgeführte Lebensarbeit des größten deutschen Dichters im achtzehnten Jahrhundert zu bewundern; als Goethe selbst die unmeßbare Einheit des Ganzen anerkannt wissen wollte und es gelegentlich mit kräftigem Selbstbewußtsein aussprach, daß „eine auflösende Kritik ihm diesem Werke gegenüber nicht bange mache“.

Sehen wir also zu.

Ich setze natürlich bei meinen Lesern so viel voraus, daß sie eine ernsthafte, bei aller Ehrfurcht vor dem großen Dichter doch rücksichtslose, wirklich nach Wahrheit strebende Kritik nicht für ungezügelte Dreistigkeit ansehen werden, selbst dann nicht, wenn das Endergebniß meiner Untersuchung der Art sein sollte, wie sie es nicht gewünscht oder auch nur erwartet haben. Es ist immer ein Gewinn, klar zu sehen; und selbst einem Goethe gegenüber werden wir nicht auf das Recht verzichten wollen, zu prüfen, wo wir bewundern. Ja, wir werden uns erst dadurch, daß wir den Muth des Urtheilens haben, das Recht erwerben, einem Goethe Bewunderung zu zollen; denn an diesem Herrlichen ist, trotz aller ihm und seinen Werken anhaftenden Mängel, immer noch mehr zu preisen als an allen anderen Vergangenheitsgrößen unserer Literatur.

Dieses vorausgeschickt, gehe ich nun an die Arbeit.

Bekanntlich war es Düntzer, der zuerst die „Idee“ des Gedichtes ausgesprochen zu finden glaubte, in den Worten:

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“

Wir werden aber ohne Weiteres behaupten dürfen, daß in diesem Satze weder eine „Idee“ noch ein Plan enthalten ist, sondern daß er nur dem einen von Goethe angeführten „manches erklärenden Gedanken“ als zweiter sich zugesellt. Trotzdem hat man im Allgemeinen nach Düntzer's Vorgang diesen Aphorismus als das leitende Hauptmotiv der Faust-Dichtung gelten lassen, ohne Zweifel deßhalb, weil man sich weiter keinen Rath wußte. Mir scheint aber, daß ein genaueres Eindringen in den „Prolog“ die Kritiker und Forscher zum Auffinden der „Idee“ (um bei dem Worte zu bleiben) sehr wohl befähigt hätte; denn diese „Idee“, welche das Gedicht „Faust“ zur Erscheinung bringen, verkörpern soll, wird im „Prolog“ deutlich und mit der nöthigen Umständlichkeit ausgesprochen:

Der Herr.

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Mephistopheles.

Was wettet Ihr? Den sollt Ihr noch verlieren,
Wenn Ihr mir die Erlaubniß gebt,
Ihn meine Straße sacht zu führen.

Der Herr.

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange sei Dir's nicht verboten.
Es irrt der Mensch, so lang' er strebt.

Mephistopheles.

Da dank' ich Euch; denn mit den Todten
Hab' ich mich niemals gern befangen . . .

Der Herr.

Nun gut, er sei Dir überlassen!
Zieh' diesen Geist von seinem Urquell ab
Und führ' ihn, kannst Du ihn erfassen,
Auf Deinem Wege mit hinab
Und steh' beschämt, wenn Du bekennen mußt:
Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Mephistopheles.

Schon gut, nur dauert es nicht lange!
Mir ist für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt Ihr mir Triumph aus voller Brust.
Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.

Hiermit ist eigentlich das Programm der bevorstehenden Handlung erschöpft; überraschender Weise spricht jedoch der Herr nach den letzten Worten des Mephistopheles noch die folgenden Verse:

„Du darfst auch da nur frei erscheinen,
Ich habe Deinesgleichen nie gehaßt:
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.
Des Menschen Thätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.“

Digitized by Google

Diese letzte Betrachtung des Herrn steht, wie wir sehen, in unvereinbarem Gegensatz zu dem vorhergegangenen Gespräch. Selbst wenn wir mit Vischer annehmen wollen, daß hier „der Mensch" nicht bloß das Individuum Faust, sondern die durch Faust vertretene Menschheit vorstellt, so ergiebt sich doch in Beziehung auf den eigentlich thätigen Helden der bevorstehenden Handlung, auf Mephistopheles, ein ganz unausgleichbarer Widerspruch, der den Plan der Handlung vollständig verwirrt und unklar macht. Denn während dieser Plan den Mephistopheles als „Versucher" fordert, wird der Teufel hier am Ende als Thätigkeitserreger im besten Sinne gekennzeichnet, als das Urbild, des anreizenden, alles Gute und Große bewirkenden Satans, wie ihn Carducci in seiner vielgerühmten Hymne feiert — wodurch im Grunde das gestellte Problem aufgehoben erscheint. Aber darüber wird sich Goethe selbst nicht klar geworden sein, also wenden wir uns von dieser Nebensache ab und dem umständlich dargelegten Problem zu. (Schluß folgt.)

Eine vergessene Kunstübung.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Vor einigen Jahren fand im Kaiser Wilhelm-Museum in Krefeld eine sehr bedeutungsvolle Ausstellung, „Farbenschau" betitelt, statt, welche in bewußter Absicht eines der wichtigsten modernen Kunstprincipien, die Wiederbelebung der Farbe zum Gegenstand der Ausstellungspropaganda gemacht hatte. Es trat dabei in Erscheinung, daß ein lebhafter Farbensinn gerade den germanischen Völkern von Haus aus zu Eigen ist, wenngleich er sich in der neueren Zeit weniger im engeren Deutschland, als in den skandinavischen Ländern, besonders in Norwegen und Schweden — und in der Provinz Dalarne hat sich bekanntlich das Germanenthum am reinsten erhalten — bemerkbar machte. Ich will nur an Gerhard Munthe's Farbenfreude und an die Textilkunst Altschwedens und Jungschwedens (vergl. die Arbeiten der Handarbetets Vänner) erinnern. Diese Freude also an hellen, „klingenden" Farben ist echt germanisch, ähnlich wie für die Japaner die Vorliebe für abgestimmte Farben charakteristisch ist.*)

Es war nur natürlich, daß der neuerdings auch bei uns wiedererwachte Farbensinn — auf diesem Gebiete liegen die Verdienste Böcklin's — sich im Kunsthandwerk gleichfalls bemerkbar machte. Also auch im Möbel. Daß das Holz an und für sich farbig ist, hatten wir ja bei der heutigen Art der Behandlung unserer Möbel ganz übersehen: für die natürlichen Farben des röthlichen Birnbaumholzes oder Kirschbaumholzes, des graubraunen Nußbaums, des gelblichgrauen Ahorns, der dunkelgrauen Esche hatte das größere Publicum den Sinn ganz und gar verloren. Aber schon in den vorjährigen Ausstellungen in Turin und Düsseldorf konnte man sich daran erfreuen, daß die Farbe auch in die Möbelindustrie wieder ihren Einzug zu halten beginnt. Und von diesem Gesichtspunkt aus konnte es nur gebilligt werden, daß man, gleichsam um das Auge erst wieder zu lehren, natürliche Farben zu empfinden, dem Holz hier und da die natürliche Farbe ganz und gar beließ und die Beize nur ganz dünn auftrug.

Auffallender Weise hat sich aber bisher das moderne Tischlerhandwerk des vornehmsten Mittels, im Möbel die Farbe zur Herrschaft zu bringen, noch sehr wenig bedient: ich meine das Einlegen von farbigen Hölzern („intarsia a secco"). Ich will nicht etwa sagen, daß die Intarsia ganz und gar außer Uebung gekommen wäre, aber einerseits ist sie sicherlich gar sehr in's Hintertreffen gerathen, und andererseits wurde sie, die an und für sich zu den vornehmsten Kunstübungen gehört, in brutaler Weise ausgeübt — hierauf komme ich noch zurück. Ich lege aber Werth darauf zu betonen, daß, wie ein flüchtiger Blick auf die Geschichte der Möbelstyle zeigt, die Erfindung der Intarsia, wenn man hier von einer Erfindung reden darf, seiner Zeit aus dem bewußten Streben, die Farbe auch im Möbel zur Herrschaft zu bringen, hervorging. Sowohl in der romanischen Zeit als in der gothischen Zeit hatte man die Möbel farbig behandelt, aber nicht derart, daß man die Naturfarbe des Holzes betonte und zur Herrschaft brachte, sondern indem man künstliche Farben auftrug und das Holz anstrich. Als aber in der Renaissance der Farbensinn in Folge des gründlichen Naturstudiums feiner und delicater wurde, wollte man an diesen angestrichenen Möbeln keinen Gefallen mehr finden, und, statt auf das Holz verschiedene Farben aufzumalen, legte man verschiedenfarbige Hölzer in das Möbel ein, wobei man die Naturfarbe des Letzteren möglichst zur Geltung zu bringen suchte. Diese bildete, wie bei einer Malerei, gleichsam den farbigen Untergrund, auf den man mit farbigen Hölzern Gemälde auftrug. Auf diese Weise, also um der Farbe zum Triumph zu verhelfen, entstand in der italienischen Renaissance die Intarsia: dies ist der wichtige Punkt, auf den es mir hier ankommt. Und ein außerordentlich fein entwickeltes Farbengefühl haben die Italiener jener Zeit auch hierbei documentirt. Sie stimmten die eingelegten farbigen Hölzer nicht nur zu der Farbe des Grundholzes selbst, sondern auch zu den farbigen Aederungen dieses Letzteren. Und sie wählten immer ein dunkleres Grundholz, in das sie hellere Hölzer mit der Farbe der Aenderungen harmonirend einlegten (positive Intarsia). Es ist ohne Weiteres ersichtlich, daß wir es hier mit einem der edelsten Zweige des Kunsthandwerkes zu thun haben, für das das bedeutendste malerische Talent gerade ausreichend erscheint, während das Bemalen der Möbel demgegenüber etwas Ordinäres hat, an Schaubuden erinnernd. Und jene Kunstübung verbreitete sich schnell auch nach Deutschland, wo sie besonders in Nürnberg und Augsburg gepflegt wurde: in Augsburg wurden im 17. Jahrhundert ganze Städtebilder, Stillleben und geschichtliche Darstellungen in Intarsia ausgeführt.

Aber auch der Verfall dieser schönen Kunst ließ nicht lange auf sich warten. Schon Vasari berichtet, daß man anfing, den Hölzern durch Beizen, Tränken mit Säuren und verschiedenen Pigmenten verschiedenartige Farbentöne zu geben; er nennt als Ersten, der dies gethan hat, Giovanni da Verona. Man bediente sich dabei der Farbhölzer, Cochenille, Safran, Indigo, Krapp u. s. w. Eine Neubelebung erfuhr die echte Intarsia von Deutschland aus, das seine Meister nach Frankreich sandte; aber auch in diesem letzteren Lande, das in der Geschichte der Möbelstyle eine so hervorragende Rolle spielt, trat der Verfall ein. Ch. André Boulle, der mit der nach ihm benannten Technik (Einlegen von Bronce, Kupfer, Perlmutter in Schildpatt) als einer der größten Möbelkünstler aller Zeiten angesehen werden darf, bedeutet nach Rücksicht der Herrschaft des Farbenprincipes in der Marqueterie-Arbeit eigentlich einen Rückschritt, denn die Wirkung seiner gewiß sehr vornehmen Arbeiten liegt nicht nach Hinsicht der Farbe, als gleichsam einer Schwarz-Weiß-Wirkung (helle Linien auf dunklen Flächen). Und als unter Louis XVI. die Vorliebe für Marqueterie-Arbeit auf's Neue erwachte, war es wieder die Boulle-Technik, die im Vordergrund des Interesses stand. Erst unter dem letzten Kaiserreich kam die eigentliche Intarsia wieder in Aufschwung.

Die Technik selbst hat im Laufe der Zeiten bemerkenswerthe Aenderungen durchgemacht. Die Renaissance-Italiener arbeiteten mit den einfachsten Werkzeugen, Schnitzmesser, Stift

*) Dr. Deneken sagt von den Japanern: „Es hat nie auf Erden ein Volk gegeben, dessen Farbenempfindung so fein ausgebildet war, wie die der Japaner."

Digitized by Google

und Hohleisen. Die zweite Periode beginnt mit der Einführung der Handlaubsäge: man legte zwei verschiedenfarbige Holztafeln auf einander und sägte mit einer feingezahnten Uhrfeder die Zeichnung aus, um alsdann entweder das helle Muster in die dunkle Tafel oder das dunkle Muster in die helle Tafel einzulegen. Die dritte Periode charakterisirt sich auch auf diesem Gebiete durch die Einführung des mechanischen Principes, indem die mechanische Laubsäge verwendet wurde, welche es ermöglichte, zwanzig Tafeln auf einmal durchzusägen. Billiger wurde die Intarsia-Arbeit auf diese Weise, aber edler wurde sie ganz gewiß nicht. Der Vortheil bestand aber nicht am wenigsten darin, daß die feinen Sägen so genau arbeiteten, daß die Platten und die Muster haarscharf zusammenpaßten, so daß das Princip der reinen Flächenwirkung am vollkommensten durchgeführt werden konnte, während die alten Italiener die Zwischenräume der verschiedenen Hölzer durch Bindemittel ausfüllen mußten.

Der Niedergang der Intarsiatechnik liegt aber, wie Eingangs angedeutet, vor Allem darin, daß das, worauf die ganze Kunst beruht, der Triumph der Farbe des Holzes, zurückgedrängt wurde. Die Intarsia hörte auf, eine Kunst zu sein, und wurde zur Künstelei und mechanischen Spielerei. Man wußte, sie war verhältnißmäßig kostspielig und sie war etwas Apartes — das genügte.

Desto höher muß es einigen wenigen Kunsthandwerkern angerechnet werden, daß sie versucht haben, die an sich edle, aber heruntergekommene Intarsiatechnik auf's Neue zu beleben und wieder den Sinn für echte Holzarbeit, für die natürliche Farbe des Holzes, für wirkliche Marqueterie-Arbeit rege zu machen. In der diesjährigen großen Berliner Kunstausstellung hat der Architekt W. Kimbel fünf Interieurs ausgestellt, von denen das Schlafzimmer und Eßzimmer von dem erneuten Aufblühen der echten Intarsiatechnik auf sehr erfreuliche Weise Zeugniß ablegen. Kimbel bringt dabei die Haupterfordernisse für eine solche Wiederbelebung der Intarsia von Haus aus mit: vornehmes Empfinden, Delicatesse des Farbensinnes und höchste Accuratesse der technischen Ausführung. Auf solchen Grundlagen allein kann ein Wiederaufblühen der Einlegearbeit glücklich von Statten gehen. Das große Publicum wird freilich vorläufig der Intarsia-Arbeit gänzlich unempfänglich, nicht nur verständnißlos, gegenüberstehen. Aber ich würde mich in der Erkenntniß der oben gekennzeichneten Neubelebung und zugleich Verfeinerung des Farbensinnes in unseren Tagen sehr irren, wenn nicht vorläufig wenigstens das wirklich gebildete, also vor Allem innerlich gebildete Publicum allmälig reif dazu werden würde, diese sicherlich vornehmste und edelste, und dabei zugleich farbenfrohe, in der Farbenfreude die Lebensfreude wiederspiegelnde Einlegearbeit farbiger Hölzer zu schätzen und zu genießen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Alte Tage.

Von Friedrich Kroff (München).

Mitten im Dörfchen am See steht das Häuschen „beim Goldkramer". Weiß Gott, wie es gerade zu diesem Namen kam.

Vor einem mit dürftigen Apfel- und Zwetschgenbäumen bestellten Grasgarten, den ein winzig Wässerlein umfließt, stehen Wohnhaus, Stall und Scheune eng unter einem breiten Dach und gleißen im Sonnenschein. Aber die blendend weiße Tünche ist pure Eitelkeit; denn unter der dünnen Mörtelschicht ist das Häuschen um und um von Holz.

Kleine, viereckige Fenster mit grauen Läden hat es in beiden Geschossen und darüber im Giebel eine Altane, die längst Niemand mehr betreten mag als Sperlinge und Schwalben. Hinter den Scheiben stehen allzeit rothe Geranien und um das Gemüsewinkelchen in der Gartenecke blühen Rosen, Dahlien und Kapuzinerkresse.

Die meiste Zeit im Jahre war es recht friedlich um das Gütchen. Denn die beiden alten Leutchen, die dort hausten, thaten ohne viel Aufhebens rastlos Tag für Tag ihre Arbeit. Sonntags freilich ging der Michel auf einige Stündlein nach der Vesper in das nahe Wirthshaus. Die Käthe aber holte sich mit fröhlichem Behagen einen „Stein" nach Hause und guckte bei dem guten Trunk stillvergnügt durch's Fensterlein.

Nur im Sommer wurde es auf Wochen lebhafter im Dörfchen, wenn die Stadtleute kamen, ihre blassen Gesichter aufzufrischen. Dann hatten sie „beim Goldkramer" auch immer ihre „Herrschaften".

Wenn dann der hagere Greis mit dem gebogenen Rücken und den treuen, blauen Augen im rosig-frischen Gesicht seine gewohnte Scheu überwunden hatte und von seinen vierundsiebzig Jahren erzählte, gab's zu wundern genug, obwohl es das stillste, einfachste Leben war voll rastloser Arbeit, fern und unberührt von dem großen Unfrieden in der Welt, der die Herzen unheilbar verschattet hat. Was den Städtern ganz unfaßbar schien, war die Thatsache, daß der alte Mann auf der Stelle und in den Wänden noch hauste, wo er geboren worden war.

Da einmal im Frühjahr stand das Häuschen eine Weile ausnahmsweise im Vordergrund des allgemeinen Interesses. Und wenn Bekannte des Weges kamen, lachte die Käthe mit ihren klaren Augen in dem alten, hübschen Gesicht durch das Guckfensterlein und erzählte wichtig: „Wir haben übergeben für dreitausend Mark Ablösung und meines Bruders Tochter heirathet in vier Wochen herein. Allein wär's doch nicht mehr weiter gegangen."

„Dreitausend Mark," wiederholten die Leute und dachten mit ein bißchen Neid an das schöne Geld. Und die Käthe freute das ein bißchen. Sie waren jetzt reich.

Dann war die Hochzeit. Hatte sich einen hübschen Burschen ausgesucht, die blonde Resl vom andern See-Ufer.

Und die alten Leute zogen mit ihrer kleinen Habe aus der schönen großen Vorderstube in das enge Kämmerchen nach dem Grasgarten hinaus.

Als dann wieder die Stadtleute herauskamen, schaute dann und wann die Käthe am Guckfenster nach alten Bekannten aus und erzählte ihnen die Neuigkeit.

„Dreitausend Mark," wiederholten sie auch. Aber neidisch waren die nicht. Sie schüttelten insgeheim die Köpfe und dachten: ‚Das reicht für uns in der Stadt knapp ein Jahr und die Leutchen wollen damit auskommen, so lang sie noch zu leben hoffen.'

Die alte Frau am Guckfenster merkte davon nichts in ihrem Glück.

* * *

Fünf Jährchen waren es rasch, daß die Alten in ihrem Hinterstübchen hausten.

Wäre nicht manchmal am Guckfensterchen die blonde Junge gestanden und hätte man nicht hinter ihr ungewohntes Kindergeschrei gehört, man hätte meinen können, beim „Goldkramer" sei Alles beim Alten.

Denn man sah den Michel wie früher sein Ochsengespann auf's Feld führen, ein wenig gebückter noch vielleicht, sonst aber ganz wie vorher. Und die Käthe plagte sich in Haus und Hof und Feld nicht weniger als sonst.

Man hätte schon meinen mögen, mit dem bißchen Geld wäre ihr Leben voll Arbeit so weit überzahlt worden, daß sie erst noch viel, viel einzubringen gehabt hätten.

Kam einmal der Doctor in's Dorf und verhielt sich auf ein paar Worte am Gartenzaun, dann mahnte er wohl ernstlich: „Michel, Ihr müßt Euch mehr Ruhe gönnen," und die Sommergäste von der Stadt sagten das Gleiche und der Herr Pfarrer, wenn er des Weges kam, gar auch.

Der Alte lächelte dann. Die Sorge that ihm wohl. Im Uebrigen handelte er nach seinem harten Kopf. Er wußte warum.

Zwischen den vier Pfählen war nicht Alles so glatt. So alte und so junge Leute können sich nicht restlos vertragen. Und der Michel war in solchen Sachen sehr empfindlich. Nur nicht abhängig, nur keine Last sein. Das hatte nachgehalten von seinen jungen, kraftvollen Tagen her.

Und doch war er manchmal so sterbensmüde.

Wenn sie dann rastend im Abendlicht bei einander im engen Kämmerlein saßen — zwischen den Betten, dem Glasschrank mit dem enggestapelten Tand, der Commode und dem zerschlissenen Kanapee, zwischen den Heiligenbildern an der Wand und den Blumenstöcken am Fenster, gab's leise Mancherlei zu klagen.

Wer weiß, was indessen die Jungen in der großen Stube mit einander murmelten.

Dann sagte der Michel manchmal zur Käthe: „Thu' unser Geld her!" —

Und sie grub es zu tiefst in der Lade bei Wäsche und Kleidern aus: ein Säcklein Münzen und ein Sparcassenbuch.

Der Michel zählte und rechnete.

„So lang ich nur arbeiten kann," sagte er, wenn er es seufzend zurückgab.

Das andere behielt er für sich: „Es ist Zeit, daß ich gehe. Die Käthe mit ihren siebzig hat noch zu leben und soll auch nit von den

Digitized by Google

Gnaden der Jungen leben. Können ja heut' schon nit genug knausern und sparen."

Die Käthe sah ihn recht traurig an. Sie verstand ihn, wenn er auch nichts sagte. Denn zu Zeiten saß auch sie allein über dem Säcklein und dem Büchelchen.

Auf die Hälfte war das Geld schon bald geschwunden. Mag sein, daß sie im Hochgefühl ihres Besitzes ein bißchen „flott" gelebt hatten: manchmal ein Seidel Bier extra, ein Stückchen Rauchfleisch zur Abwechselung und einmal im Jahre eine „Reise" über den See oder in's Städtchen zu einem Markt oder zur Sparcasse. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß sie zweihundertundfünfzig Mark im Jahre gebraucht hätten.

Heute pries sie keinem Menschen mehr ihren Reichthum.

* * *

Noch ein paar Mal war's Sommer geworden. Und die Alten rasteten nicht.

Im letzten Winter war der Michel einmal krank. Der Arzt sagte ihm jetzt ganz entschieden: „Michel, ruht Euch endlich aus!" Es klang fast wie eine Drohung.

Als aber die Felder sich aufthaten, thaute auch in dem Greis die alte Gewohnheit der Arbeit. Dazu meinte er an den Jungen schon grämliche Gesichter zu sehen. Nur nicht unnütz sein! Heute weniger als je. Und als es an die Frühjahrsarbeit ging, war er dabei jeder Mahnung zum Trotz.

Die Käthe versuchte wohl selbst, ihn abzuhalten. Aber schließlich war sie wie er und drängte nicht allzu ernstlich.

Den Jungen natürlich fiel es nicht ein, ihn zu ihrem Nachtheil zu bereden.

Wenn es möglich war, so schaffte er in diesem Sommer mehr als je. Gerade wie zum Trotz gegen Etwas, das er in sich fühlte.

Kam er an den Abenden heim, mit schleppendem Gang, so sank er ächzend in das alte Sopha. Hinterdrein humpelte schweißtriefend unter dem großen Strohhut die Käthe.

„Es geht bald nimmer," seufzte er aus Herzensgrund. Aber am nächsten Tage ging es dann doch wieder.

Die Ernte mußte herein. Er hätte sich geschämt, wenn er vorher nachgelassen oder gar dareingepfuscht hätte.

Dann, ja dann konnte man vielleicht von Ruhe reden. Er mußte sich recht müde fühlen, daß er nur so weit nachgab.

Der Herbst kam. Nur die Kartoffeln standen noch auf einem Acker und ein bißchen Streugras auf einer Riedwiese.

Da fuhr eines Tages der Wagen mit dem gemächlichen Ochsen heimwärts. Aber die Käthe führte ihn weinend und statt der Kartoffeln hatte sie eine andere Erdfrucht darauf. Mitten in der Arbeit war der Michel umgefallen.

Darauf lag er so einige Tage in dem engen Kämmerlein. Der Doctor kam und der Pfarrer kam.

Erwachte er aus seinem Fieberschlummer und sah Käthe weinen, dann hielt er nicht mehr zurück mit dem, was er sonst nur gedacht hatte: „Es is Zeit, daß ich weiter geh'. Die Ernte is ja eingebracht. Arbeiten kann ich doch nimmer. Du kannst noch Deine zehn Jährlein und länger leben und sollst es noch schön haben und den Jungen nichts danken müssen." —

Am fünften Tag, als es gegen Abend ging, durfte Käthe die eine von den beiden geweihten Kerzen, die seit Langem im Glaskasten für diese Stunden schliefen, zu Häupten des Erdemüden anzünden.

Ihre Thränen tropften dabei auf die zweite Kerze. Die drehte sich, als die welke, zitternde Hand die Genossin fortnahm, auf die andere Seite. Das war wie die erste Ahnung des Erwachens. Bald kam auch ihre Zeit.

Draußen im früchteschweren Apfelbaum pfiff der Edelfink ein schlichtes Abschiedslied. Die Sonne schien golden in's Kämmerlein und küßte zärtlich den Mann, den sie so manchen Tag müde gequält hatte.

Aus der Hauptstadt.

Große Berliner Kunstausstellung 1903.

III.

Wenn irgendwo in der Malerei, so finden wir in der Landschaftsmalerei Heimathkunst. Man malt das Nächstliegende; man hat es gelernt, auch in der schlichtesten Landschaft „interessante" Motive zu finden, interessant nicht durch „romantisch" eigenartige Silhouetten- und Profilwirkung u. dgl., sondern durch den Stimmungsgehalt; man sucht diesem Stimmungsgehalt sozusagen persönlich gerecht zu werden. Und giebt man ihn so wieder, daß sich diese Stimmung der Landschaft und des Künstlers ungezwungen, aber zwingend mittheilt, was nur unter der Voraussetzung möglich ist, daß man gleichzeitig aus dem Empfinden seines Volksstammes heraus malt, so wird eine derartig gesehene und wiedergegebene Landschaft eben ein Stück Heimathkunst bedeuten.

Von diesem Standpunkte aus ist einer der bedeutendsten Heimathkünstler auf der diesjährigen „Gr. B. K." der Worpsweder Karl Vinnen. Er zeigt drei große Gemälde. Da ist das Kolossalbild, das im vorigen Jahre in Düsseldorf zu sehen war: die brütende „Mittagsgluth", mit der müde dastehenden Kuh im Schatten des Gehölzes links; durch das Laub hindurch spielen Sonnenstrahlen in blendenden Reflexen auf dem Fell der dunklen Kuh und auf dem fetten Boden, hinten die Wiese liegt im vollen Lichtglanze. Das Alles ist von stärkster, überzeugendster Wirkung. Ein anderes, nicht minder schönes Bild bringt in „jungem Buchenholz" rothbraunen und goldrothen herbstlichen Farbenzauber an einem Wasserspiegel zur Darstellung. Endlich ein rothgrüner „Parkwinkel" mit alten grauen Buchen und jungen grünen Birken auf braunrothem Boden, der am Wege vorn dicht mit leuchtend grünem Moos überzogen ist. Solche intime Ausschnitte malen andere Maler in kleinen Formaten; Vinnen aber giebt ihnen die großer Gallerie-gemälde und es kommt Einem ganz natürlich vor, denn er löst seine Aufgabe meisterlich. Wie ist das Einzelne da zum Einzelnen gefügt — obschon auch das Einzelne immer großzügig behandelt ist — bis ein Ganzes von größter Naturwahrheit vor unseren bewundernden Augen erstanden ist.

Heimathskunst ist auch der Stempel, den das Meiste von den so überaus zahlreichen ehemaligen und jetzigen Brachtschülern trägt. Und erfreulich ist's, daß man, wie ich wiederholt schon betont habe, allmälig bei ihnen immer mehr auf Eigenart stößt. Sie haben es gelernt, die Natur mit eigenen Augen anzusehen, wenn auch ihr Meister sie das Sehen gelehrt hat. Nicht Alles ist natürlich gleich gut geglückt, aber man sieht doch viel Gutes. Hans Licht's waldumkränzte Wiese in grüngrauer Abenddämmerung und seine einsame mächtige Föhre am hohen Ufer des blaugrauen Luziner Sees, Kayser-Eichberg's Blick zwischen Kiefernstämmen auf einen lichtgrün schimmernden See, Louis Lejeune's ungemein kräftige Vorfrühlingsstimmung hinter einer Scheune an einem Weidenbach, Karl Wendel's „Sommerlust" mit dem Jungen, der mitten in der blühenden Wiese seinen Hut jubelnd in die heiße, saatenreifende Luft unter dem tiefblauen Himmel mit zarten Hitzewolken hinaufschleudert, Ernst Kolbe's Mondaufgang hinter einer Waldlisière und seine schneeige Ebene mit den starken Wintersonneneffecten am Horizont, Hans Klohß' seine braune Dämmerung und seine leuchtenden rothen Dächer und grünen Bäume in der Stimmung „Vor dem Regen" — ragen besonders hervor und gehören zum Besten unter den Landschaften dieser Ausstellung. Meister Bracht selbst aber hat uns schon Größeres und Besseres gezeigt, als die Hünengräber auf der Sylter Heide, wo die Sonne nicht so recht leuchten will. In bekannter Weise schildert er dann einen sehr decorativen Gewitterhimmel in „Sautrift", und eine feine Palette kommt im „Rabenhorst" mit den rothbraunen und grauschwarzen Tönen zum Ausdruck.

In meist ganz bekannter Weise auch sind die Berliner Hans Herrmann, Paul Flickel, der jüngst Verstorbene, Willy Feldmann, die Münchener Palmié und Urban, die Karlsruher Kampmann und Nagel, die Düsseldorfer Liesegang, der u. A. übrigens auch eine schöne holländische Winterstimmung ausstellt, Fritz von Wille, Graf Merveldt, der Königsberger Olaf Jernberg, dessen „Schiffe im Eise" ihn jedoch von einer neuen interessanten Seite zeigt, und viele andere noch, die gut und bezeichnend vertreten sind, aber zu weiteren Bemerkungen keinen Anlaß geben.

Ich nenne denn auch nur noch einige wenige von den deutschen Malern. So Friedrich Kallmorgen, den ungeheuer Vielseitigen, dessen Hauptbilder aber dieses Mal wieder Motive von der Unterelbe bringen. Von ganz besonderem Reiz ist „In Rauch und Dunst", eine ungemein feine Abendstimmung in Grau und Rosa, wo das leichtbewegte Wasser des breiten, von Schiffen und Böten durchfurchten Stromes, der den Abendhimmel so schön reflectirt, wunderbar echt, d. h. flüssig wiedergegeben ist. Dann noch von den ehemaligen Secessionisten Oskar Frenzel und Franz Lippisch. Frenzel bringt ein ganz neues Motiv: einen Reiter, dem ein steifbeiniges Fohlen nachtrabt, auf irgend einem friesischen oder holländischen Deich, in frischer, herber Seeluft. Auch das märkische Erntebild und die herbstlichen Spreewaldwiesen Lippisch's bekunden eine viel freiere Hand, als der Maler sie sonst zeigte, und durchaus überzeugend ist die Luftstimmung in beiden Bildern. Dann wäre noch Franz Skarbina zu nennen, der uns in einer Mondnacht auf den Domplatz einer flandrischen Stadt mit rotgelbem Lichtschimmer hinter den Fenstern des weißen Gemäuers führt, und Hermann Buttersack mit seinen maigrünen Birken auf keimstrotzendem Frühlingsboden, Alfred Scherres, der das „Danziger Krauthor" bei Gewitterstimmung gemalt hat, und der junge Dresdner Arthur Bendrat, einer der besten Kuehl-Schüler, dessen „Blick auf St. Marien in Danzig im Abendschein" eine weitere äußerst glückliche Lösung der ihm so lieben Aufgabe bedeutet, rothes Dächergewirr über engen Gäßchen alter deutscher Städte zu malen. Eine neue Erscheinung ist ein anderer junger Dresdner: Philipp Braumüller. Er zeigt uns die Silhouette alter graugrüner Häuser auf hohem Ufer eines Gewässers in der Oberpfalz mit viel Geschmack und Talent, wenn auch noch nicht mit einem gehörig das Ganze erfassenden Blick ...

Digitized by Google

Unter den Ausländern ragen neben einigen der schon erwähnten Pariser Impressionisten verschiedene Belgier hervor, wie der prächtige Victor Gilsoul, der einen Seesturm am Hafendamm ebenso überzeugend zu geben weiß, wie stille friedliche Häuser am Kanal beim Abendschein; wie Paul Mathieu, der die großen sommerlichen Flachlandschaften mit ihren jungen Birken, schimmernden Wiesen und Sümpfen so lieb hat; wie der treffliche Alexander Marcette, der impressionistische Schilderer des Meeres und der großen Flußläufe ...

* * *

Auf eine nähere Besprechung der Zeichner und Graphiker kann ich mich hier nicht einlassen. Es wird zu viel. Viele hundert Blätter, wohl 7—800, in allen möglichen Techniken, und gleichzeitig Zeugen und Dokumente der Wandlung in unserer illustrativen Kunst während der letzten drei Jahrzehnte — das ist intime Kunst, die intim genossen werden will, Stück für Stück. Neues finden wir hier ja natürlich nicht, sogar sehr vieles durch illustrirte Zeitschriften bekannt Gewordenes. Aber auch in solchem Falle ist's mindestens interessant, das Original kennen zu lernen. Eine ganz besondere Beachtung verdient dabei der kleine Saal der „Freien Vereinigung der Graphiker". Eigentlich sollte sie ihre Ausstellung lieber im Winter veranstalten. Es thut Einem in der Seele weh, wenn man sich immer wieder davon überzeugt, wie leer es gerade in diesem Saale ist. Und doch stellen dort u. A. Künstler, wie die Berliner Hans Meyer, Fritz Krostewitz, Karl Kappstein, Hermann Hirzel, Karl Oenike, Otto Protzen, Hermann Struck, der Münchener Hans Neumann jr., der Dresdner Georg Jahn, der Worpsweder Am Ende aus. Mehr Zuspruch findet der „Verband deutscher Illustratoren" mit seinen 175 Ausstellern und ca. 500 Zeichnungen. Aber die Berliner „Secession" thut doch gut daran, daß sie die Graphiker und Zeichner im Winter getrennt von der Sommerausstellung der Maler zu Worte kommen läßt ...

* * *

Die ebenfalls überaus zahlreich vertretene Plastik ist dieses Jahr, wie ich schon hervorhob, nicht allzu glücklich ausgefallen. Namentlich im Hauptsaal (39) machen sich in dieser Weise das Conventionelle in der Form und große Gedankenarmuth breit in der bürgerlichen und officiellen Bildniß- und Denkmalplastik und auch in den Werken freier Erfindung.

Das Beste von den größeren deutschen Arbeiten finden wir nicht hier, sondern im Prunkraum und im Saal 15. Dort ist's vor Allem Hugo Lederer's Modell zu einer dekorativen Figur für den Breslauer Universitätsbrunnen: „Der Fechter". Eine kräftige nackte junge Mannsfigur, den Schläger in der nervigen Rechten, den sie auf den Boden federn läßt; das rechte Bein vorgestreckt, einen guten Stützpunkt zum Fechten suchend, die Muskeln schön gespannt; die Linke ruht links auf der Hüfte. Die Behandlung des Anatomischen reicht an das Können der italienischen Renaissancekünstler heran, von reifem künstlerischen Geschmack ist die Wirkung der Silhouette als Ganzes wie in den Einzellinien. Und dabei fühlt man heraus, wie der Entwurf für Ausführung in Bronce empfunden ist. Lederer, so jung er ist, steht jetzt schon in der allerersten Reihe unserer Bildhauer. In Saal 15 ist ein anderes meisterliches Werk deutscher Plastik zu sehen: Adolf Brütt's lebensgroße marmorne „Diana", die eben den schweren Gürtel mit dem Köcher gelöst hat und erleichtert aufathmend mit einer ungemein natürlichen Bewegung über die rechte Seite der Taille reibend hinabstreicht. Wie hier in Ausdruck und Bewegung — auch des helmgeschmückten Kopfes — das Gefühl der Ausspannung zur Geltung gebracht ist, das ist ganz vortrefflich, wie auch im Einzelnen die anatomische Durcharbeitung. Und interessant ist's, wie der Künstler mit kleinen einfachen Mitteln eine ganz moderne Wirkung erzielt hat ... Neben diesen Hauptwerken fallen noch angenehm auf ein „Narzissus"-Brunnen vom Münchener Hubert Netzer, Hugo Splieth's „betendes" oder „sinnendes Mädchen", eine Halbfigur in Kalkstein von gutem Materialempfinden, Ernst Freese's Mädchenfigur „Erwacht", eine zusammengesunkene bronzene Jünglingsfigur von Konrad Hentschel „Reue", Otto Stichling's im Lechter-Styl gehaltene Brocnefigur „Musik" für das Pallenberg-Zimmer, Christian Behreus' strenge „Bellona"; unter den Bildnißarbeiten: Brütt's anmuthig bewegte Doppelbüste seiner Söhne, Martin Schauß' Starbinabüste, Otto Lessing's Halbfiguren Ludwig Knaus und Generalfeldmarschall Graf Moltke, Walter Hauschild's und Konstantin Stark's Frauenköpfe in Wachs ...

In der Kleinplastik giebt's manch Erfreuliches, wie Johannes Götz' ausgezeichnet studirter „Athlet", der eine schwere Kugel stemmt, Ernst Seger's „Bacchantin und Panther", „Bruno Kruse's Damenstatuette „In Gedanken", Otto Richter's „Mutter und Kind", Fritz Heinemann's nach dem Schwert greifender „Fechter", Gr. von Bochmann's, des jungen Düsseldorfers, holländische Bäuerin, die mit dem Kind im Arm mit dem Seewind kämpft, Carl Seffner's „Lachender Knabe" u. A. noch.

Mit Genugthuung verfolgt man die Entwickelung der schönen Plakettkunst und Medaillenstecherei in Deutschland, wie sie u. A. auch in den Arbeiten von Rud. Bosselt-Darmstadt, Al. Kraumann und Ernst Deitenbeck-Berlin, Henrik Glicenstein-Rom zu Tage tritt. Hier hat belgisch-französische Anregung der letzten Jahre gute Früchte gezeitigt.

Schöne Medaillen von einem der belgischen Plastiker sind im Saal 14 zu sehen. Außer ihnen zeigt Julian Dillens kleine broncene Vervielfältigungen seiner meisterlichen Genter Rathhaus-„Gilden"-Figuren: ohne alle „Zoologie und Allegorie", ganz realistisch aufgefaßt und doch sofort verständlich. Die belgische Plastik ist überhaupt wieder ein Schlager der Ausstellung. Meunier stellt freilich nur eine seiner Arbeiterfiguren aus, aber von Jules Lagae und Thomas Vinçotte sind mehrere Büsten zu sehen. Als Documente einer ganzen Lebensgeschichte und individuellen Lebenempfindens sind die Vinçotte'schen Büsten des Königs der Belgier und seiner verstorbenen Gemahlin zu bezeichnen. Und ebenso die Büsten der Eltern Lagae's, der aus dem Bauernstande hervorgegangen ist. Der brave Vater — ein Arbeitsmann im Bauernkittel, voll Kraft und Entschlossenheit und doch Züge milder Weltanschauung im wetterharten Gesicht; die Mutter, im kleinbürgerlichen Sonntagsstaat, voll vlämischer Lebensbehaglichkeit und gewinnender Gutmüthigkeit. Auch die Schönleber-Büste, von sprechender Aehnlichkeit, ist eines der schönsten Werke der Ausstellung.

Nur noch einen Ausländer nenne ich — Pietro Canonica, dessen Büsten im vorigen Jahre so viel Aufsehen machten. Dieses Mal zeigt der Turiner ein marmornes „Fragment": der künstliche Torso eines am Boden kauernden Weibes, dem der Kopf und der rechte Arm fehlen: großartig, wie hier die „verstümmelte" Figur in das vorhandene Stück Marmor hineingedacht wurde. Und diese Anatomie! Ein Meisterwerk. Uebrigens hat unser Klinger ja einmal mit seiner Aphrodite ganz Aehnliches geleistet — auch einen künstlichen Torso ...

* * *

Die Baukünstler haben, abgesehen von der geschmackvollen Einrichtung und Ausstattung ihrer Kojen, sich nicht allzu sehr angestrengt. Das Publicum interessirt sich zudem für sie am meisten immer da, wo sie mit den Kunstgewerblern zusammenarbeiten, also bei den Zimmereinrichtungen. Noch macht sich immer eine gewisse Originalitätssucht, die die Forderungen der Zweckkunst übersieht, und das Bestreben, lediglich für Millionäre, wenn auch Mark-Millionäre, zu arbeiten geltend. Eine Ausnahme bilden nur einigermaßen wieder Georg Honold und Wilhelm Kimbel, noch mehr die „Steglitzer Werkstatt" deren Speisezimmer auch für den bürgerlichen Geldbeutel erschwinglich erscheint.

Neu ist der Verband „Neue Gruppe Berlin". Was sie hier, namentlich mit einem „Festsaal", zeigt, berechtigt dazu, sie im Auge zu behalten, trotz des seltsam dunklen Musikzimmers und des Fenstervorhanges im Herrenzimmer, der nicht zugezogen werden kann, weil vor ihm — Epheu die innere Fensterfläche überrankt! ...

Im Uebrigen will ich die Klagen über die Verirrungen vieler unserer Kunstgewerbler nicht wieder erneuern. Schon darum nicht, damit der Bericht über die „Gr. B. K. 1903" nicht mit einem Mißklang schließe — das hat sie nicht verdient. J. Norden.

Notizen.

Teuerdank. Fahrten und Träume deutscher Maler. (Berlin W. Fischer & Franke.) Preis im Jahresabonnement auf 12 Hefte je Mk. 1,50 Von der prächtigen Sammlung sind wieder vier neue Folgen erschienen deren erste Nr. 19, „Die blaue Blume" betitelt, eine Sage in Bildern darstellt, die den Betrachter in das Wunderland der Romantik entführt. Rudolf Koch hat hier mit großem Geschick einen Bildercyclus entworfen, der, ohne jeden Text verständlich, ein ganzes Märchen erzählt. Doch über der klaren Symbolik der Handlung ist die Poesie der Landschaft nicht vergessen. In der Folge 20 bringt Franz Müller (Münster) eine Reihe fesselnder Darstellungen voll Kraft und packender Wahrheit, die „Roß und Reiter in Sage und Legende" schildern. Siegfried und die Walküren, sowie die wilde Jagd zeigen eine meisterhaft dargestellte wilde Bewegung. Im heiligen Georg und dem heiligen Martin ist der Ausdruck ruhiger Festigkeit nicht minder gelungen. Gegen früher zeigt der Künstler sehr erfreuliche Fortschritte in Tiefe und Selbstständigkeit der Auffassung sowohl als in der Technik. In der Folge 21 „Vom Weibe", „Aus Dichtung und Leben" begegnet uns hier zum ersten Mal Alois Kolb. Dem tiefen gedanklichen Ernst seiner Schöpfungen entspricht die sorgfältige und ehrliche technische Durcharbeitung. Die Folge 22 „Faust" ist von großer Schönheit. Hier hat Franz Staffen 12 Zeichnungen zum zweiten Theil des Fakst geliefert, die sicherlich zum Interessantesten gehören, was bisher für die berühmte Dichtung geschaffen ist. Der Künstler hat sich ganz seinen eigenen Inspirationen hingegeben und den Reichthum seiner Erfindungsgabe entfaltet. Die wohl abgewogene Composition, die Leichtigkeit und freie Natürlichkeit der Behandlung, die Fülle der Gestalten, das Alles verdient lebhafte Anerkennung.

Digitized by Google

1.

Die Notwendigkeit einer geregelten Zahnpflege ist dringend. Täglich die Zähne reinigen ist wichtiger, als täglich das Gesicht waschen.

2.

Eine unsaubere Mundhöhle ist die beste Brutstätte für viele Krankheitserreger (Tuberkulose, Diphtherie u. s. w.) und bildet deshalb eine ernste Gefahr für die Gesundheit. Schlechte, ungepflegte Zähne sind eine ständige Ausgangsstätte für allerlei Beschwerden, namentlich für Magenleiden. Reinhaltung und Erfrischung der Mundhöhle fördern ungemein das subjektive Wohlbefinden.

3.

Ein jeder Mensch ist dem Arzt oder Freunde, der ihn zur Zahnpflege angeregt hat, zeitlebens dankbar.

4.

Alle hervorragenden Forscher auf dem Gebiete der Zahnhygiene sind sich darüber einig, daß die in erster Linie nötige mechanische Reinigung (Zahnbürste, Zahnstocher) allein nicht ausreicht. Die gleichzeitige Anwendung antiseptischer Mundwässer ist unbedingt erforderlich.

5.

Ein gutes Mundwasser soll folgende Eigenschaften besitzen:

a) Vollkommene Ungiftigkeit und Unschädlichkeit sowohl für die Zähne als auch für die Mundschleimheit.
b) Genügende bactericide Wirkung.
c) Guten Geschmack und Geruch.

6.

Mittel, welche die Mundschleimhaut ätzen, wie übermangansaures Kali, Formaldehyd, Seife und andere, sind für die regelmäßige Mundpflege ebenso wenig geeignet, wie saure Mundwässer, welche die Zähne entkalken.

7.

Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher*) entspricht Odol zur Zeit den obigen drei Bedingungen am vollkommensten und muß daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern bezeichnet werden.

8.

In Anbetracht dessen, daß Odol nur der denkbar reinste Alkohol sowie die feinsten und teuersten ätherischen Oele verwendet werden, muß der Preis des Mittels (85 ccm = M. 1,50) als ein mäßiger bezeichnet werden.

9.

„Wer Odol konsequent täglich vorschriftsgemäß anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus."

10.

*) Abdrücke von einigen dieser Publikationen senden wir Jedem, der sich dafür interessirt, gerne kostenfrei zu.

Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner.

Dresden.

Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt
Arthur Seyfarth
Köstritz, Deutschland.
Weltbekanntes Etablissement.
Gegründet 1864.

Lieferant vieler europäischer Höfe. **Prämiiert mit höchsten Auszeichnungen.** Versand diverser Spezialitäten modern. Renommier-, Luxus-, Salon-, Jagd- und Sporthunde! Jagd- und Vorstehhunde, Pointer, Setter, Schweisshunde, Bracken, Dachshde., Russ. Windhde., Berhardiner, Neufundländer, Wolfshunde, Mastiffs, Kolossal-Dogg., Dänische Doggen, Dalmatiner, Bulldoggen, Terrier, Pudel, Rattler, Affenpintscher, Möpse, Zwergpintscher, Spitzer, Malteser, Wachtelhunde, Colleys, Schäferhde. Gar. erstkl. Qualit. **Pracht-Album und Katalog Mk. 2.** Das interess. Werk **„Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten"** — Mk. 6 frko. Export nach allen Weltteilen! †

Schriftsteller,
die v. ihr. Arbeiten schnell e. belieb. Anz. **Copien** resp. **autograph. Abzüge** wünschen, brauchen nur **Concept** zu send. an **Dr. Lunze's** Dresd. Copir-Anst., Dresden IX.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Die dankbarste Zimmerpflanze
ist ein schöner Mottenkönig, vertreibt im Sommer alle Stubenfliegen aus den Wohnzimmern, blüht in schönen azurblauen Rispen, macht keine Ansprüche und die getrockneten Blätter in die Kleider gelegt, verhindern das Eindringen der so lästigen Motten und anderen Ungeziefer gänzlich. Versende jetzt wieder schöne, junge, kräftige, vollbelaubte Pflanzen à 60 pf., 6 Stück 3 Mark. Verzeichnis gratis. Blumengärtnerei Schmalhof, Post Vilshofen, Niederbayern.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: **Herm. Oesterwitz, Dessau.**
Die Reichseinkommensteuer.
Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.
Studie von
A. Ulrich, Oberrevisor a. D.
Preis: 60 Pfg.
Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**
Soeben erschien:
Georg von Bunsen.
Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter
Marie von Bunsen.
22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Abonnement
auf das
III. Quartal 1903.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaßlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Richard Nordhausen.

Vierundsechzigster Band.

(Nr. 27—52.)

Berlin 1903.

Verlag der Gegenwart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Register.

Vierundsechzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
Siebzig Socialdemokraten zu wenig. Von Caliban	1
Der Schutz der Arbeitswilligen. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse	1
Die dreifache Krone. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin)	33
Soll der serbische Königsmord wirklich ungestraft bleiben? Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein	34
Ein Vierteljahrhundert Papst. Von Karl von Bruchhausen (Friedenau)	49
Die Donau, der größte deutsche Strom, und ihr Mündungsland Rumänien. Von Kurd von Strantz	65
Die Versicherung der Privatbeamten. Von Mil Richter (Leipzig)	70
Deutsche Geschichtschreibung der Gegenwart im nationalen Lichte. Von Kurd von Strantz (Berlin)	113
Die türkische Frage. Von Caliban	129
Die Verantwortlichkeit des Kaisers. Von Freidank	145
Der Tod in Hatfield House. Von Caliban	146
Der Zarenstaat im Innern und nach Außen. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin)	161
Das vermeintlich internationale Papstthum als italienische Macht. Von Kurd von Strantz (Berlin)	177
Stellungnahme der österreichischen Völker zur Personalunion in Ungarn. Von Franz Podgornik (Wien)	178
Die deutsche Diplomatie und Ungarn. Von Kurd von Strantz	209
Meinungsfreiheit. Nachklänge zum Dresdener Parteitag. Von Johannes Gaulke	225
Geheimes und offenes Recht. Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee)	226
§ 95. Von Caliban	257
Fürst Otto von Bismarck und König Ludwig II. von Bayern. Von Dr. Hermann Ortloff (Weimar)	259
Die Königsnoth an der Newa. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin)	273
Die Provinz Berlin. Von Caliban	289
Die Polen als Fremdherren. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin)	291
Englands Stellung in Ostasien. Von Franz Eißenhardt (Berlin)	292
Theodor Mommsen. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin)	305
Die Vereinsamung Deutschlands oder ein Dreikaiserbündniß in Sicht. Von Kurd von Strantz (Berlin)	306
Die Kammer. Von Caliban	321
Der Panama-Canal von heute. Von Franz Eißenhardt (Berlin)	321
Die endlose ungarische Krise. Von Pannonicus	323
Die Wege Pius' X. Von Chr. D. Pflaum (Rom)	337
Die heutige Flottenpolitik Englands. Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau)	339
Cant. Von Caliban	353
Die nationalliberale Partei. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin)	356
Mehr Land! Von Kurd von Strantz	369
Der Wettbewerb fremder Mächte in Abessinien. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen (Friedenau)	371
Ouverture. Von Caliban	385
Wird Mitteleuropa einst deutsch sein? Von Teut	401
Republikanische Führer Frankreichs vor und nach dem Kriege. Von Karl Blind	402

2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.

Neuere Anschauungen über die Ursachen der Eiszeit. Von Curt Grottewitz	3
Mutation und Selection. Von Heinrich Driesmans	50
Die Hexenrichter und — die neuere Neurologie. Von Eduard Sokal (Berlin)	131
Der chemische Unterricht und die chemische Industrie in Deutschland. Von Eduard Sokal	163
Thiergestaltenverbesserer. Von Th. Zell	167
Specialisten-Approbationen. Von Dr. Alphons Fuld (Mombach-Mainz)	194
Sei gesund! Von Wilhelm Föllmer (Berlin)	196
Geschlecht und Charakter. Von Dr. Grävell (Freiburg)	241
Die Ursachen der Gebirgsbildung. Von Curt Grottewitz	246
Idealismus und Technik. Von G. Heuser (Cöln)	326
Sachverständigen-Gerichte. Von Hans Rauch, Diplom-Ingenieur (München)	328

3. Vermischte Aufsätze.

	Seite
Der deutsche Adel in seiner bürgerlichen Erwerbsthätigkeit. Von Eduard Sokal (Berlin)	17
Ist der Islam culturfeindlich? Von Anton Weis-Ulmenried	18
Auf der Suche nach einer neuen Weltanschauung. Von Johannes Gaulke	81
Deutsche Rasse-Vorposten. Von Henry F. Urban (New York)	83
Schulferien. Von P. Asmussen	86
Kinder, Kindeskinder und Kinderverlust. Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee)	97
Aus einer anderen Welt. Erinnerungen von Carl Schultes	99
Das Wesen der Cultur. Von Prof. Dr. Arthur Drews (Karlsruhe)	116
Philosophie des Beamtenthums. Von Dr. Georg Biedenkapp	122
Das schlesische Hochwasser und das preußische Gesammt-Ministerium. Von Dr. Rudolf Breitscheid	129
Handwerker und Lohnarbeiter. (Ein Beitrag zur Psychologie der Arbeiterclassen.) Von Johannes Gaulke (Berlin)	146
Der Zweck heiligt die Mittel. Von Chr. D. Pflaum (Rom)	150
Ein Zwangssparsystem. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin)	162
Die Kosacken im Dienste der russischen Expansion. Von Dr. J. Wiese (Berlin)	180
Culturgeschichtliche Streiflichter auf den vierten Stand. Von Professor Dr. Th. Achelis (Bremen)	193
Carnegie's Schuld und Sühne. Von Otto v. Gottberg (New York)	213
Entgleisungen und Stylblüthen. Von Dr. M. Landau (Wien)	213
Dippold als Erzieher. Von Caliban	241
Deutschland, England und Mommsen. Von Prof. Arnold Fokke	257
Ein Tag in Hinterpommern. Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar)	274
Die Zweckmäßigkeit des Todes im Lichte der neuesten biologischen Forschungen. Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin)	275
Im Lande der Dollars. Aus dem Leben eines Auswanderers. Von Johannes Gaulke (Berlin)	279
Deutschland und die Unterseeboote. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen (Friedenau)	290
Der Siegeszug des Kaufmannes. Von Mil Richter (Leipzig)	307
Das gefährdete Ansehen des Officier-Corps. Von einem alt-preußischen Officier	354
Studentenpolitik. Von Max Thielert	386
Aus Alt- und Neu-Hellas. Von Eduard Sokal	404
Der mathematische Wandersmann. Von Emil Lucka (Wien)	410

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Die Rettungsmedaille. Erzählung von Luise Westkirch	10
Otto Heinrich. Novelle von Herman Bang. Deutsch von Wilhelm Thal	25. 41
Die Glocke von Sanct Peter. Von W. J.	49
Fräulein Doctor. Von Josef Stutzin	60
Eine moderne Ehe. Von Else Rema	76
Ein Wiedersehen. Von Rudolf Krauß (Stuttgart)	92
Barmherzigkeit. Von Max Wundtke	108
Der Wurscht'l-Sepp. Skizze nach dem Leben von Carl Schultes	126
Sprechstunden. Großstadt-Skizze von Max Hoffmann (Berlin)	141
Habgier. Von Leo Tolstoj. Deutsch von Wilhelm Thal	157. 170
Die unzeitige Weihnachtsgans. Von A. Theinert	187
Eine Skizze. Aus dem Englischen von E. Carlberg	189
Doch. Von A. M. Faber	202
Alte Liebe. Von Ruth Holwede	220
Der Kuß. Novellette von Wilhelm Arminius	234
Der Spatz in der Hand. Von M. Zehme	251
Künstlers Erdenwallen. Von Friedrich Kroff (München)	266
Flundern-Fieken. Von Theo Malade	282
Ein verpfuschtes Leben. Skizze von Max Wundtke	297
Allzumenschliches. Von Agnes Harder	299
Gift bleibt Gift. Von Josef Rieder	313
Das Grab. Von Josef Stutzin	332
Das ist das Geschäft. Von Prof. Arnold Fokke	347
Madame. Von Friedrich Albert	360
Die Sehnsucht. Von Josef Stutzin	377
Das Lied ... Von Maria Schade	391
Ein schwerer Auftrag. Novellette von Nikolatj Teleschow. Deutsch von Wilhelm Thal	411

Digitized by Google

Seite

Aus der Hauptstadt: Von Günther von Vielrogge: Das „rothe" Sachsen 13.
— Von Viator: Der Wanderer 26.
— Von C. v. W.: Vom „frischen, fröhlichen Krieg" 42. Goßler geht 109. Roßbach 204.
— Von Prinz Vogelfrei: Berl. Baumfrevel 46. Die Siegesbeute 174.
— Von Max Kempff: Wanderungen im Lande der Haidschnucken 62.
— Von Timm Kröger: Unter'm Strich 78.
— Von C. Girth: „Nur ein Traum!" 94.
— Von C. v. Wartenberg: Luftschlösser 172.
— Von Timon d. J.: Die Verfassungs-Schule 175. Bahnhof Wertheim 203. Unfrommer Wunsch 221. Ein entscheidender Zufall 238. Das Wunder 299. Jupiter und der Ochs 316. Die Landtagswahlen und die Lohgerber-Linke 333. Die Schraube 349. Der Literatur-Trust 361. Der kleine Wahlfälscher in der Westentasche 378. Gordon-Bennett 393. Anonym 412.
— Von Caliban: Das ehrfurchtsvolle Schweigen 189.
— Von Ajax: Der zahme Parteitag 238. Muthige Minister 267. Ueberfluß im Deficit 314. Unglaublich! 392.
— Von J. Nehok: Unsere Drei Procent-Anleihen 286.
— Von Otto von Gottberg (New York): Morgan's Fall 316.
— Der Marmorgarten 286.
— Das neue Kind 378.

5. Literarische Aufsätze.

a) Essays.

Eine „Faust"-Studie. Von Eugen Reichel 5
Hilty. Von Privatdocent Dr. E. Platzhoff-Lejeune (Genf) . 22
Der Kampf um die Jugendschriften. Von H. Edw. Steigenbrecht 36
Von neuer Lyrik. Von Hans Benzmann (Berlin) 38
Goethe und Propst Dumeiz. Von Prof. Dr. Joh. Froitzheim 54
Die Unzulänglichkeit der Kritik. Von Wilhelm Föllmer (Berlin) 55
Edvard Munch. Ein Versuch von Sigbjörn Obstfelder. Einzig autorisierte Uebersetzung aus d. Norwegischen. Von Luise Wolf 74
Einige Gedanken über Frauenlyrik. Von A. Brunnemann (Dresden) 88
Welche Stellung soll der Sittlichkeit bei der Beurtheilung von Dichtungen eingeräumt werden? Von O. Wentorf . . . 91
Thomas Mann. Von Otto Grautoff (München) 102
Goethe's religiöse Weltanschauung. Von Prof. Th. Achelis (Bremen) 103
Eine Rundfahrt um Island. Von Dr. Heinrich Pudor . . . 124
Richard III. Von Theaterdirector Alfred Schmieden 133
Carl Hauptmann als Erzähler. Von E. Kalkschmidt (Dresden) 136
Entstehungsmotiv zu Schiller's „Räubern". Von A. W. J. Kahle 151
Ein altegyptischer Prophet. Von Anton Weis-Ulmenried. . 153
Rudolf von Gottschall. Von Paul Heinze 163. 184
Ein schwäbischer Dichter. Von Th. Ebner (Ulm) 181
Ein Poesie-Album aus dem 18. Jahrhundert. Von Dr. Arthur Obst (Hamburg) 183
Ein großer Mann. Von R. Bartolomäus 186
Goethe's Flucht aus Frankfurt. Von Prof. Dr. Joh. Froitzheim 197
Nietzsche und Hölderlin. Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin) 215
Des Vagabunden Wunderhorn. Von Max Hoffmann (Berlin) 217
Mérimée. Zu seinem hundertsten Geburtstag. Von Alfred Semerau (Friedenau-Berlin) 231
Von neuen Richterbriefen. Von E. Kalkschmidt (Dresden) . . 248
„Mutter und Kind" von Friedr. Hebbel. Eine Analyse und Würdigung von O. Wentorf 261
Das Unsittliche im Roman. Von A. W. J. Kahle 278
Theodor Mommsen. Von Alfred Semerau (Friedenau-Berlin) 294
Metaphysischer Tiefbau. Von Heinrich Driesmans 295
Dehmel's „Zwei Menschen". Von Heinrich Meyer-Benfey 308
Ein Roman aus der neuen Völkerwanderung. Von Max Hoffmann (Berlin) 312
Heinrich Vierordt. Von Eugen Reichel 329
Ein Buch über die Duse. Von Dr. Otto Stoeßl (Wien) . . 330
Wilhelm von Polenz. Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin) 342
Der Dramatiker Bernard Shaw. Von Felix Heilbut . . . 357
Neue deutsche Romane. Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin) 358
Aus Weininger's Nachlaß 373
Eine neue Herder-Ausgabe. Von Prof. Dr. Th. Achelis (Bremen) 374
Der Wartburg-Roman. Von Wilhelm Arminius (Weimar) 387
Heloise von Beaulieu. Von Dr. H. Ilgenstein (Berlin) . . . 407

b) Bühne und Bühnenkritik.

Originale aus einer classischen Schmiere. Schnurrige Theater-Erinnerungen von Carl Schultes 344
Dramatische Aufführungen: Die Frau ohne Bedeutung (Wilde) 175. Auferstehung (Bataille) 189. Trugbild (Rodenbach) 189. Der Puppenspieler (Schnitzler) 189. Geographie und Liebe (Björnson) 206. Kater Lampe (Rosenow) 238. Der Sturmgeselle Sokrates (Sudermann) 252. Salome (Wilde) 268. Rose Bernd (Hauptmann) 301. Elektra (Hofmannsthal) 333. Zapfenstreich (Beyerlein) 333. Die Dorfmusikanten (Sohnrey) 333. So ist das Leben (Wedekind) 412. Gustav Adolf (Strindberg) 412. Früchte der Bildung (Tolstoi) 413. Der Meister (Bahr) 413. Crainqueville (France) 413

Seite

6. Bildende Künste.

Erziehung zum Kunstgewerbe. Von Dr. Heinrich Pudor . . 8
Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden 30. 221. 269. 302. 317. 334. 362
Künstlerischer Wettbewerb. Von Dr. Otto Stoeßl (Wien) . . 57
Die sociale Bedeutung der Kunst. Von Karl Noetzel. . . . 71
Die Decoration der Ladenfront. Von A. L. Plehn (Berlin). . 106
Betrachtungen zur deutschen Städteausstellung in Dresden. Von Johannes Gaulke (Berlin) 138
Zur Aesthetik der modernen Münze. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin) 140
Ein Appell gegen die „G. B. K. 1903". Von J. Norden . . 142
„William Morris, Kaufmann." Von Dr. Heinrich Pudor . . 156
James McNeill Whistler. Von J. Norden 157
Rococo. Von Dr. Heinrich Pudor. 169
Ein Nachspiel zum „Appell". Von J. Norden 175
Ludwig Richter. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage am 28. September. Von J. Norden 200
Zur Aesthetik der Edelsteine. Von Dr. Heinrich Pudor . . . 219
Die V. internationale Kunstausstellung der Stadt Venedig. Von Karl M. Kuzmany (Wien) 231
Randglossen zur fünften internationalen Kunstausstellung in Venedig Von Dr. Hermann Ubell (Wien) 249
Bildnißphotographie. Von J. Norden 254
René Lalique. Von Dr. Heinrich Pudor 255. 394
Eine grundsätzliche Erörterung der Frauenreform-Kleidung. Von Dr. Heinrich Pudor 264
Kleidermoden. Von Wilhelm Föllmer 299
X. Internationale Jahresausstellung von Kunstphotographien in Hamburg. Ansichten und Betrachtungen von Karl Friedrich Heitmann 349. 363
Materialfälschung im Kunstgewerbe. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin) 376
Dritte graphische Ausstellung der Berliner Secession. I. II. Von J. Norden 380. 413
Künstlermoral. Von Privatdocent Dr. E. Platzhoff-Lejeune (Genf). 389
Die Klimtausstellung der Wiener Secession. Von Dr. Hermann Ubell 408

7. Musik.

Opern und Concerte: Dalibor (Smetana) 190. „Wagnerfeste". — Die neuen Meistersinger 253. Berlioz. — Bruckner's „Neunte". — Massenet's Manon im Kgl. Opernhause. — Operetten (Rastelbinder [Lehár], Rip-Rip [Planquette]) 379.

8. Notizen.

Andreas-Salomé 31. Baedeker 366. Baudissin 47. Bellaigue 396. Bernstein 365. Bertsch 414. Bewer 398. Bleibtreu 318. Böhme 318. Bojer 351. Bölsche 31. 398. Bourget 47. Braungart 239. Bruckmann 366. Brockhaus 396. Chamberlain 381. Consbruch 381. Cotta 37. Dorner 279. Drews 351. Dygasinsky 366. v. Ebner-Eschenbach 111. 382. Eckstein 383. Edward 382. Englert 415. Ewald 398. Eyth 398. Feldhaus 397. Flammerion 318. Fogazzaro 95. Frobenius 365. Geiger 382. Goethe 239. 271. 366. 382. 416. Goldberger 318. delle Grazie 381. Grillparzer 335. 365. Grisebach 414. Grotthus 367. Gumppenberg 366. Haarhaus 47. Haberlandt 415. Hartenstein 95. Hebbel 366. Hedenstjerna 415. Heinemann 239. Heinze 397. Hellinden 366. Herder 335. 364. Herold 47. Herr 127. Hertel 397. Hertz 415. Hesse 365. Hessen 399. Hirschberg 397. Hirth 414. Hornung 47. Hornstein 415. Huch 396. Janitschek 318. Judt 398. Juliusburger 319. Karlson 365. Keller 366. Klinkfiek 381. Klaußmann 398. Koch 397. Kohut 382. Korolenko 79. Koser 319. 397. Kraemer 223. Leitgeb 364. Liliensein 415. Lindner 382. Luther 382. Marcks 396. Marschall 127. Martens 143. zur Megede 239. Melschin 335. Mewis 351. Meyer 15. 318. 335. 366. 381. 397. 415. Meyer-Förster 31. 397. Möbius 366. 398. Müller 31. 365. 382. v. Ompteda 365. v. d. Pfordten 365. Pierson 318. de Queiroz 95. Reinecke 415. Römer 47. Rückert 365. Ruedebusch 319. Saar 383. Satschick 302. Salzer 79. 382. 415. Salzmann 365. Samarow 335. Schanhorn 398. Schmitz 367. Schott 335. Schwabe 47. Seiling 47. Sherard 383. Siwinna 398. Skowronnek 31. Spemann 382. 383. Spielhagen 383. Strobl 367. Teubner 399. Theden 382. Ubell 398. Verlaine 382. Viebig 383. Vogt 397. Weber 47. Wiener 399. Wille 271. Witkowski 302. Wirth 399. Witzleben 399. Zahn 396. Zobeltitz 383. Zöppritz 223.

9. Offene Briefe und Antworten.

Krokodilsthränen. Von C. Spielmann 63. Der Zweck heiligt die Mittel. Von Graf von Hoensbroech 190. Richard III. Von Frhr. von Meyrenburg 191. Der Kampf um die Jugendschriften. Eine Erwiderung von Herm. L. Köster (Hamburg). Noch einmal die Philosophie des Beamtenthums. Von W. Scherk (Berlin) 206. Die reservatio mentalis. Von Graf von Hoensbroech 228. Krokodilsthränen. Von B. Wülcker (Marburg) 270. Kutscher und Gerichtsschreiber. Von Oelschig und Franke 302. Die Grenzgarnisonen Von Major a. D. Bruno v. Treuenfeld 395.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 4. Juli 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Siebzig Socialdemokraten zu wenig. Von Caliban. — Der Schutz der Arbeitswilligen. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse. — Neuere Anschauungen über die Ursachen der Eiszeit. Von Curt Grottewitz. — **Literatur und Kunst.** Eine „Faust"-Studie. Von Eugen Reichel. (Schluß.) — Erziehung zum Kunstgewerbe. Von Dr. Heinrich Pudor. — **Feuilleton.** Die Rettungsmedaille. Erzählung von Luise Westkirch. — **Aus der Hauptstadt.** Das „rothe" Sachsen. Von Günther von Vielrogge. — Notizen. — Anzeigen.

Siebzig Socialdemokraten zu wenig.

Das souveräne Volk hat gesprochen. Nicht mit der Donnerstimme, die die Katastrophen-Politiker so gern vernommen hätten. Aus hundertundzwanzig Stichwahlkämpfen ist die Socialdemokratie nur vierundzwanzig mal siegreich hervorgegangen, wenn man unter diesen Umständen überhaupt noch von Siegreichthum reden darf. Noch einmal hat das ängstliche Feldgeschrei: Alle Mann gegen die rothe Gefahr! seine Schuldigkeit gethan. Es kann fortgewurstelt werden, fünf weitere schöne Jahre lang.

Eine Wahlfälschung, das Ergebniß vom 25. Juni, ein runder und netter Wahlbetrug. Die Aerzte haben dem rothen Geschwür ein derbes Stück Heftpflaster aufgepappt, und nun kann lieb Vaterland wieder ruhig sein. Zögen unsere Parteigrößen aus dem Stichwahlresultate doch wenigstens eine Lehre, möchten sie endlich erkennen, daß dem Massenaufgebote der Singerei nur das Massenaufgebot der Bürger und Bauern Stand zu halten vermag! Daß die Fractionshuberei ein Ende nehmen muß, um der Verfassung willen. Aber diese Erkenntniß wird den Geaichten zu spät aufgehen. Sie begnügen sich mit dem mageren Triumphe von vorgestern, der doch nicht bis übermorgen anhält. Denn Morgen werden sie sich schon wieder in den Haaren liegen und dafür sorgen, daß die Socialdemokratie Anno 1908 über vier bis fünf Millionen Stimmen verfügt.

Der 25. Juni hätte eine reinliche Scheidung bringen können; statt dessen wirft er uns um fünf Jahre zurück. Einzig und allein die Freisinnige Vereinigung hat die Zeichen der Zeit verstanden und für die Socialdemokratie gewirkt. Allen Anderen ist das patriotische Empfinden, wie sie es nennen, oder — so möchte ich es nennen — das schwachmuthige Grauen vor einer ehrlichen Auseinandersetzung in den Kopf gestiegen. Sie verleugneten ihre Wahlflugblätter, nannten Räuber Brüder, umarmten den Todfeind, nur um zu verhindern, daß die socialdemokratische Fraction im Reichstage durch die Zahl Hundert den Gipfel der Nullität erstieg. Schade!

Hundert oder besser noch hundertundfünfzig Socialdemokraten hätten die Regierung gezwungen, Ernst zu machen, unbeirrt um ausländische Einflüsse und Händlerinteressen nationale Politik zu treiben und ihre Stütze endgiltig bei den selbstständigen Leuten der Mittelschicht zu suchen. Hundertundfünfzig Socialdemokraten hätten auch den Unschuldigen und den Ideologen klar bewiesen, daß diese Partei arbeitsunfähig und unfähig ist, deutsche Cultur weiter zu entwickeln. Die Fraction wäre auf dem todten Punkte angelangt, ihr Parlamentsspiel hätte sich in dem Augenblick an ihr gerächt, wo es gewonnen war. Man ist über die heitere Ruhe erstaunt gewesen, womit der Kaiser die Ziffern vom 16. Juni aufgenommen hat. Wilhelm II. weiß aber, daß die officielle Socialdemokratie von heute machtlos ist, sobald sie die Macht im Reichstage besitzt. Der Herr im Lande, der vor Gott und der Geschichte verantwortlich ist, darf sich auch von fünf Millionen Verärgerten und Verhetzten den Weg nicht vorschreiben lassen. Eine socialdemokratische Regierung, von der der Vorwärts bereits geträumt hat, würde sicherlich nicht demokratisch sein, und auch nicht socialistisch im Sinne Bebel's. Durch geheime Abstimmung im Wahlcloset beseitigt man die Monarchie nun und nimmer. Viel eher beseitigt die Monarchie die geheime Abstimmung.

Wirklich schade, daß die socialdemokratische Stichwahlniederlage uns um das interessanteste Schauspiel der modernen Politik gebracht hat. Um so mehr, als sie uns gleichzeitig auf mindestens fünf Jahre die Bahn zum Aufstieg aus den dumpfen inneren Wirren verlegt.

Caliban.

Der Schutz der Arbeitswilligen.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse.

Zu den Gepflogenheiten der modernen Arbeiterbewegung gehört es, bei einer von der Geschäftsleitung angeordneten Arbeitseinstellung Diejenigen, welche zur Fortsetzung der Arbeit gewillt sind, daran zu hindern. Der Lehrsatz: „Der Zweck heiligt die Mittel" greift also auch hier Platz, um „das Recht auf Arbeit" zu beugen. Gemeinhin sollte man annehmen, aus dem Rechte auf Arbeit sei jeder einzelne auf Verwerthung seiner Arbeitskraft angewiesene Staatsbürger befugt, nach seiner freien Willensentschließung darüber Bestimmung zu treffen, ob er seine Arbeitskraft und gegen welche Vergütung einem Anderen zur Verfügung stellen, ob er mithin eine ihm angebotene Beschäftigung aufnehmen oder ablehnen will, kurz, ob er zu arbeiten oder zu ruhen für angebracht hält. Allein dem ist nicht so. Vielmehr beansprucht die

Digitized by Google

Organisation im Interesse der Allgemeinheit eine Unterordnung des Einzelwillens unter den Gesammtwillen, oder richtiger gesagt unter die Anordnung der Geschäftsleitung. Gleichviel welche Beweggründe für den Einzelnen bestimmend sein können, sich eine Arbeitsgelegenheit oder die aus solcher ihm in Aussicht stehende Vergütung nicht entgehen zu lassen. ob vielleicht eine darbende Familie auf seinen Erwerb angewiesen ist oder nicht, Jeder soll sich dem Leitungsbeschlusse fügen und die Arbeitsleistung versagen, lediglich aus dem Beweggrunde, dadurch einer gestellten Forderung mehr Nachdruck zu geben und Geltung zu verschaffen. Es wird dies aus der gesetzlich gewährleisteten Befugniß zu Verabredungen und Vereinigungen zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen abgeleitet, und jeder Versuch, den Arbeitswilligen gegen den von der Betriebsleitung ausgeübten Terrorismus zu schützen, wird als ein Eingriff in dies Coalitionsrecht zurückgewiesen. Die jüngstvergangene Zeit hat die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf den Ausstand der Eisenbahnarbeiter in Holland gerichtet, gegen welchen die Regierung deßhalb besondere Maßnahmen ergriff, weil dadurch der gesammte Geschäfts- mit dem darauf beruhenden Handelsverkehr arg bedroht wurde. Ziemlich allgemein herrschte die Ansicht, erst die Jetztzeit habe Arbeiterausstände hervorgebracht wie den im April 1902 in Belgien gescheiterten politischen Generalstreik der socialdemokratisch geleiteten Arbeiterschaft, unternommen zu dem Zwecke, das allgemeine und gleiche Wahlrecht zu erzwingen; oder wie den im April 1903 fehlgeschlagenen politischen Generalstreik der Arbeiterschaft in Holland, zur Verhinderung des Seitens der gesetzgebenden Körperschaften geplanten Gesetzes zum Schutze der Arbeitswilligen und zur schärferen Disciplinirung der Eisenbahnangestellten. Diese Streiks sollen bisher unbekannt gewesene Schritte sein. Allein dem ist nicht so. Kraftproben, wie der jüngst in Rom von den Gewerkschaftsführern unternommene Streik der Buchdrucker gegen die Einführung der Setzmaschinen oder der Hafenarbeiter in Hamburg, Bremen, Marseille sind bereits im Alterthum gewagt worden, um das Loos der wirthschaftlich schwächeren Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft zu verbessern. Sie sind eine natürliche Folge der Anhäufung des Capitals auf der einen Seite, welche zu leicht dazu verleitet, eine Machtstellung behaupten, also die Arbeitskraft der Capitalmacht blindlings unterordnen zu wollen, sowie des aus übergroßem Wohlstande entspringenden Hanges nach einer üppigen, übertrieben luxuriösen Lebensweise, welche die Unbemittelten gegen die Reichen mißgünstig stimmen und zu dem Versuche einer Ausgleichung anreizen muß.

Die älteste Ueberlieferung einer Kraftprobe zwischen Capital und Arbeit war der Kampf der Patricier mit den Plebejern, welcher die Auswanderung der Letzteren aus Rom auf den heiligen Berg im Jahre 494 vor Christi Geburt zur Folge hatte. Hervorgerufen war er durch die Bedrückung der Plebejer Seitens der Dictatoren und durch den Wucher der Patricier, welchen sie selbst mit Leib und Freiheit hafteten. Bezweckt, aber auch erreicht wurde eine Aufbesserung der Rechtsstellung der Plebejer und eine Einschränkung der Machtstellung der Patricier ihnen gegenüber. Mithin kam er im Wesentlichen auf dasselbe hinaus wie der Generalstreik der Belgier 1902 und der Holländer 1903, nämlich auf die Erkämpfung politischer Rechte. Standen hier die herrschenden und die dienenden Gruppen der Staatsbürger sich als Gegner gegenüber, so wurden in den Arbeitskämpfen des Mittelalters die Kräfte der Arbeitgeber und Arbeitnehmer innerhalb der Gewerkschaften gemessen. Mit Entstehen der Zünfte und der Ausbildung der Bannrechte bildete sich allmälig eine strenge Scheidung zwischen Meister und Gesellen aus, welche es den Letzteren fast unmöglich machte, eine eigene Selbstständigkeit zu erlangen. Ueberwiegend vererbte sich das Recht zum selbstständigen Gewerbebetriebe vom Vater auf den Sohn, beschränkte sich mithin vornehmlich auf wenige Geschlechter, in welche sich kaum Jemand auf andere Weise als durch Heirath hineindrängen konnte. Daß dieser Zustand ein enges Zusammenhalten der Zunftmeister nach sich zog, war eine naturgemäße Erscheinung, und ebenso, daß diese, ihre eigenen Interessen in den Vordergrund stellend, mit vereinten Kräften die an sie herantretenden Wünsche der Gesellenschaft zurückwiesen, ohne auf die Prüfung seiner Berechtigung erst näher einzugehen. Deßhalb konnte es gar nicht Wunder nehmen, daß auch die Gesellen bald die Nothwendigkeit eines festen Zusammenschlusses erkannten, um ihren Forderungen Nachdruck zu geben und Aussicht auf Anerkennung oder doch mindestens Prüfung zu verschaffen. Die erste derartige Bewegung zeigte sich in Speyer, wo 1351 die Weberknechte die Arbeitsstätten verließen, weil ihnen der Lohn zu gering war. Sie kehrten erst nach dessen Erhöhung in die Werkstätten zurück und wiederholten 1362 dies Vorgehen mit gleichem Erfolge. Weniger günstig verliefen die Bestrebungen der Schuhmacher und der Schneider. Durch den Plan eines Ausstandes der sämmtlichen Schuhmachergesellen wurden Ausgang 1407 alle Städte und Orte des Oberrheins in Aufregung versetzt. Rädelsführer durchwanderten das Rheinland, um den Knechten das Gelübde abzunehmen, daß sie sich zwischen jetzt und Pfingsten an bestimmtem Orte einstellen wollten. Auf einem großen „Maien", d. h. einer Maiversammlung zu Rufach, zu welcher gegen 4000 Knechte erwartet wurden, sollte der entscheidende Schlag geführt werden; allein die Absicht ward vorzeitig bekannt und der Ausstand konnte durch geeignete Gegenmaßnahmen der Meisterschaft vereitelt werden. In Konstanz gingen die Schneidergesellen daran, sich zur Vornahme gemeinsamer Schritte zusammenzuschließen. Der Rath, welcher hiervon Kenntniß erhielt, versuchte durch die Gewaltmaßregel einer Ausweisung verdächtiger Knechte und durch Auferlegung von Eidschwüren die Arbeitseinstellung und den Abzug der Schneidergesellen zu verhindern; trotzdem richteten die Knechte mancherlei Ordnungen gegen Rath und Meister auf, in Folge dessen 1410 ihnen der Befehl zuging, entweder von ihren Neuerungen abzustehen oder abzuwandern. 1423 brachen in Straßburg die Kürschnergesellen mit „pfiffern und ungeberden" nach Hagenau auf, ihre Forderungen, die sich vor Allem auf die Wiederaufrichtung der Bruderschaft bezogen, durchzusetzen und zwar mit dem günstigen Erfolge, daß ihnen zwei Jahre später ein dahingehendes Zugeständniß gemacht wurde. Als eine Kraftprobe eigener Art ist der von 1495 bis 1505 währende Ausstand der Bäckerknechte zu Kolmar zu bezeichnen. Dafür war nämlich weder die Erzielung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen noch eine socialpolitische oder rechtliche Besserstellung, vielmehr lediglich verletztes Ehrgefühl ausschlaggebend. Während bisher die Bäckerknechte wegen der der Bruderschaft gehörigen kostbaren Kerzen allein bei der Frohnleichnamsprocession zur Begleitung des Allerheiligsten zugelassen waren, sollten sie nunmehr mit den Grautuchern, Karchern (Kärnern, Fuhrleuten) und Badern sich hierzu vereinigen. Dies paßte ihnen nicht. Sie flüchteten deßhalb heimlich nach Oberbergheim. Das vom Rathe zur Entscheidung dieses Streitfalles angerufene Gericht zu Bergheim verurtheilte die Gesellen zu 3 Pfund alter Baseler Pfennige, und jene, die nicht geschworen, zu einem halben Gulden, während es der Stadt Kolmar die Kosten auferlegte. Die Seitens der Bäckerknechte gegen dieses Urtheil eingelegte Berufung hatte keinen Erfolg, und ebenso wenig die Inanspruchnahme des Reichskammergerichtes. Weil die Bäckerknechte trotz ihrer Verurtheilung unversöhnlich blieben, auch Unterstützung der oberrheinischen Genossen fanden, erreichten sie 1505 eine Einigung dahin, daß die Strafen der Bäckerknechte und die Proceßkosten der Bäckerzunft auferlegt wurden. In Zittau wanderten 1687 die Tuchmacherknappen in Folge eines Zwistes mit den Meistern aus, was zu einem Rückgange der Stadt führte, während der Ausstand der Schuh-

Digitized by Google

macher in Augsburg von 1724 bis 1726 eine völlige Zerrüttung des Gewerbes nach sich zog. In Nürnberg war es dagegen dem Rathe gelungen, durch rechtzeitiges Einschreiten und unter Anwendung energischer Gegenmittel die wiederholt auftauchenden Versuche der Gesellen zu Ausständen zu vereiteln. Daß die Ausstandsbewegung der Bäckergesellen in Kolmar mit ihrem Siege endete, mag wohl vornehmlich dem Umstande zuzurechnen sein, daß hier das System der Schildwachen zur Abhaltung fremder Knechte in Anwendung gebracht wurde. Daraus ist jedoch die Lehre zu ziehen, daß einmal das Streikpostenstehen nicht erst eine Einrichtung der Neuzeit ist, was irrthümlich angenommen zu werden pflegt, vielmehr schon vor 400 Jahren geübt wurde, sodann, daß es als das wirksamste Mittel zur Sicherung des Erfolges gelten kann. Um auch in der Aufstandsbewegung der Wahrheit Geltung zu verschaffen, daß die Geschichte die zuverlässigste Lehrmeisterin auf dem Gebiete socialer Zustände ist, werden deßhalb die Socialpolitiker der Neuzeit ihrer Aufgabe nur dann gewachsen sein, wenn sie mehr als bisher einen Rückblick in die Vergangenheit werfend sich diejenigen Erfahrungen zu eigen machen, welche damals gewonnen werden konnten und diese der wirthschaftlichen und socialen Lage sowie der heutigen Gestaltung der handwerklichen Organisation anpassen. Soll das Recht auf Arbeit nicht eine bloße Phrase sein, vielmehr zur Wahrheit werden, so muß auch gegen Willkür und Gewaltmaßregeln Seitens der Leiter eines Arbeiterausstandes der Arbeitswillige in der Willensfreiheit geschützt werden, selbst zu entscheiden, ob seine Verhältnisse ihm eine Betheiligung an dem Ausstande gestatten oder eine Verwerthung seiner Arbeitskraft zur Beschaffung seines eigenen und des Unterhaltes seiner Familienangehörigen gebieten.

Neuere Anschauungen über die Ursachen der Eiszeit.

Von Curt Grottewitz.

Keine andere geologische Epoche unserer alten Erde ist so gut bekannt wie die Eiszeit. Das liegt zum guten Theil daran, daß in Europa wie in Nordamerika die Glacialperiode gewaltige Ablagerungen hinterlassen hat, welche die oberste Decke des Bodens bilden. In den Ländern, in denen die geologische Wissenschaft blüht, hat es der Forscher leicht, sich mit dieser merkwürdigen Erdepoche zu beschäftigen, ja er wird durch die Macht, mit der sich ihm ihre Spuren überall aufdrängen, geradezu genöthigt, sich mit ihr zu beschäftigen. Dazu kommt, daß auch heute noch Gletscher und Gletscherwirkung, ja ausgedehnte Binneneismassen gut zu beobachten sind, und daß die Erfahrungen, die man dabei macht und die man auf die Erdbildung in der Eiszeit anwenden kann, ein verhältnißmäßig leichtes und sicheres Mittel sind für die Beurtheilung jener Periode.

Allein wenn auch die Wirkungen der Eiszeit, die Erdbildungen, Ablagerungen und Ereignisse dieser geologischen Epoche gut bekannt sind, so giebt es doch auch hier noch einige große Räthsel, welche den Scharfsinn der Forscher immer wieder reizen. Das größte Räthsel, das die Eiszeit zur Lösung stellt und das weit über die naturwissenschaftlichen Kreise hinaus das Interesse gefangen nimmt, ist das Räthsel der Ursachen jener Periode. Wie kam es, daß das Klima plötzlich so kalt wurde, daß sich ganz Europa bis an die deutschen Mittelgebirge mit einem Binneneis überziehen konnte? Schon oft ist es versucht worden, eine Antwort auf diese Frage zu geben, und so existirt eine recht stattliche Anzahl von Theorien über die Ursachen der Eiszeit. Vor Jahresfrist hat Friedrich Krause in seinem Buche „Die Eiszeit“ (Regensburg 1901) einmal alle die verschiedenen Meinungen über die Entstehungsbedingungen der kalten Erdperiode zusammengestellt. Da kann man allerdings die größte Mannigfaltigkeit und Gegensätzlichkeit der Ansichten finden, ein sicheres Zeichen dafür, daß alle diese Meinungen noch keine recht plausiblen Gründe in's Feld führen können. Da giebt es zunächst sogenannte kosmische Ursachen der Eiszeit, sie beruhen auf der verschiedenen Stellung der Erde im Weltsystem, speciell auf ihrer wechselnden Stellung zur Sonne. Es ist hierbei hauptsächlich an die schwankende Schiefe der Ekliptik, an die Verschiebung des Frühlingspunktes und an die wechselnde Excentricität der Erdbahn angeknüpft worden. Besonders reichhaltig ist aber die Sammlung von Ansichten, welche dem Eintritt der Eiszeit tellurische, d. h. von dem Zustand der Erde abhängige Ursachen zu Grunde legen. Der Eine basirt seine Erklärung auf den Feuchtigkeitsgehalt, der Andere auf den Kohlensäuregehalt, ein Dritter auf den Wasserdampfgehalt der Luft, die während der Glacialperiode wesentlich andere Zusammensetzung gehabt haben soll als vorher und nachher. Als Factoren, die für die großen Vergletscherungen der damaligen Zeit verantwortlich zu machen wären, sind auch Schwankungen des Erdmagnetismus, ferner der Föhn, besonders auch eine Veränderung in der Richtung des Golfstromes angesehen werden.

Es soll hier auf diese verschiedenen Theorien über die Ursachen der Eiszeit nicht näher eingegangen werden. Es sind Hypothesen, die Alle auf recht schwanken Füßen stehen. Die kosmischen Erklärungen der Eiszeit setzen die periodische Wiederkehr von Glacialepochen voraus und sind deßhalb wohl noch unwahrscheinlicher als die tellurischen. Man will ja Spuren von Eiszeiten auch in früheren Erdperioden gefunden haben, allein diese Spuren sind doch sehr unsicher, sie würden ohne Zweifel deutlich wahrnehmbar sein, wenn es früher ähnliche Eiszeiten gegeben hätte.

Von den tellurischen Erklärungen scheint diejenige das meiste Gewicht zu besitzen, die eine Veränderung in der Richtung des Golfstromes voraussetzt. Man weiß, welche große Bedeutung diese warme Meeresströmung für das Klima Europas besitzt. Das südliche Norwegen gewährt noch dem Roggen und Weizen, der Eiche und der Buche eine angenehme Existenz, während andererseits New-York, das unter demselben Breitengrad wie Neapel liegt, aber unter dem Einflusse einer kalten Meeresströmung steht, kein milderes Klima hat wie Berlin. Es ist deßhalb leicht einzusehen, daß eine Veränderung in der Richtung des Golfstromes, eine Ablenkung dieses warmen Wasserflusses von den europäischen Küsten eine ganz gewaltige Erniedrigung des Klimas von Mittel- und Nordeuropa hervorrufen müßte.

Den Gedanken an eine Ablenkung des Golfstromes hat man auch bei den neueren Versuchen, die Ursache der Eiszeit zu ergründen, festgehalten. Nun entsteht freilich wiederum die Frage: wodurch wurde die Strömung abgelenkt? Das würde natürlich am einfachsten dadurch geschehen sein, daß der europäische Continent eine total andere Umrißlinie bekommen hätte. Diese Anschauung berührt sich nun sehr gut mit einer anderen, die besonders von einigen amerikanischen Geologen vertreten wird. Danach haben bei Eintritt der Vergletscherung große Hebungen des Landes stattgefunden, die natürlich eine Herabminderung der Durchschnittstemperatur zur Folge hatten. Gewisse Erdbildungen lassen darauf schließen, daß zu Beginn des Diluviums, in das ja die Eiszeit fällt, große Hebungen des Bodens sowohl in Nordamerika wie im nördlichen Europa vor sich gegangen sind. Hier wie dort deuten z. B. Thäler, die heute unter dem Meeresspiegel liegen, darauf hin, daß der Boden, aus dem sie gebildet sind, in jener Zeit viel höher lag wie jetzt. Auf diese und ähnliche erdgeschichtliche Thatsachen haben nun amerikanische Geologen die Theorie aufgebaut, daß die Entstehung des großen Binneneises von einer Hebung des nach-

Digitized by Google

maligen Glacialgebietes abhängig gewesen sei. Das Land, das später vom Binneneis überzogen war, rückte zum großen Theil hoch über das Meeresniveau empor. Zumal im Norden mögen sich gewaltige weite Hochgebirge aufgethürmt haben, die weit in die Grenzen des ewigen Schnees hineinragten. Hier sammelte sich nun der Schnee an und bekam schließlich eine Mächtigkeit von wahrscheinlich vielen hundert Metern, bis er, durch den eigenen colossalen Druck in plastisches Gletschereis verwandelt, hinab in die Thäler, in das Vorland floß. So ergoß sich der Gletscher, der wahrscheinlich ein ganzes Heer von einzelnen Eisströmen bildete, über das ganze Land, in dem wir die Spuren der Eiszeit finden.

Mit dieser Lehre von der continentalen Hebung läßt sich nun die Anschauung von einer Ablenkung des Golfstromes auf's Beste verbinden. Wurde das nachmalige europäische Glacialgebiet auch nur wenig, nur um einige hundert Meter gehoben, so wurde die ganze Nordsee, ja ein großer Theil des nordöstlichen Atlantischen Oceans trocken gelegt. England verlor die Inselnatur und gliederte sich direct an den europäischen Continent an, dessen Westgrenze bis weit in den Atlantischen Ocean hinausgeschoben wurde. Vor Allem wurde auch — wie der Blick auf eine mit Tiefenangaben versehene Meereskarte zeigt — eine Verbindung mit Island und Grönland hergestellt. Dadurch wurde das Eismeer mit seinem kalten Wasser abgesperrt vom Atlantischen Ocean, die Circulation von kaltem und warmem Wasser hörte auf, Nordeuropa hatte nur das Eismeer. Der Golfstrom wurde weit nach Süden zurückgedrängt. Inwieweit durch diese Ablenkung der warmen Strömung Nordamerika in Mitleidenschaft gezogen wurde, läßt sich allerdings nicht sagen. Es ist möglich, daß die Richtungsänderung des Golfstromes auf das Klima des amerikanischen Glacialgebietes keinen Einfluß gehabt hat, und daß hier allein eine Hebung des Landes die Vergletscherung hervorgerufen habe. In Europa mag dagegen die Ablenkung der warmen Meeresströmung die Durchschnittstemperatur so gewaltig herabgedrückt haben, daß es gar keiner sehr großen Bodenhebung bedurfte, um Binneneis entstehen zu lassen.

Continentale Hebung und Ablenkung des Golfstromes sind zwar schon längere Zeit als Ursachen der Eiszeit in Betracht gezogen worden. Allein diesen Factoren ist doch erst in den letzten Jahren eine erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet worden. Die Lehre von der Hebung des Landes stellte sich nämlich in Widerspruch zu einer anderen Anschauung, und sie lebt erst jetzt recht wieder auf, nachdem diese immer mehr an Boden verliert. Gewisse Verhältnisse der eiszeitlichen Ablagerungen hatten nämlich zu der Ansicht geführt, daß sich das Binneneis mehrere Male hinter einander nach Norden zurückgezogen habe und ebenso mehrere Male wieder nach Süden vorgerückt sei. Es hätte danach zwischen zwei Vergletscherungsepochen eisfreie Zeiten, sogenannte Interglacialzeiten gegeben. Sowohl in Nordamerika als auch in Europa glaubte man interglaciale Ablagerungen gefunden zu haben. Nun wäre es aber doch ein zu merkwürdiges Spiel des Zufalls, wenn das Land sich mehrere Male direct hinter einander gehoben und gesenkt hätte, so daß es wiederholt nach einander mit Binneneis bedeckt und eisfrei gewesen wäre. Und das nicht nur in Europa, sondern ebenso in Nordamerika. Ein solches Spiel des Zufalls ist undenkbar, die Anschauung, daß es mehrere Eiszeiten hinter einander gegeben habe, verträgt sich nicht mit der Annahme, daß die Vergletscherung im Diluvium durch eine Hebung des Landes verursacht worden sei.

Es ist deßhalb nur natürlich, daß die amerikanischen Geologen, welche die Ursache der Eiszeit neuerdings in einer continentalen Hebung erblicken, ihrer Meinung durch eine Kritik der Lehre von den Interglacialzeiten Geltung zu verschaffen suchten. Nun hat auch ein hervorragender deutscher Geologe und Kenner der Eiszeit, E. Geinitz, die „interglacialen" Ablagerungen Europas einer neuen wissenschaftlichen Durcharbeitung unterzogen und ihnen eine neue Deutung gegeben. Auch er stimmt in seiner Abhandlung „Die Einheitlichkeit der quartären Eiszeit" (Neues Jahrbuch für Mineralogie u. s. w., Beilage B. XVI. 1902) mit den Amerikanern darin überein, daß es keine Interglacialzeiten gegeben habe, sondern daß das Binneneis nur einmal nach Mitteleuropa vorgerückt sei.

Die Eiszeit hat mit ihren colossalen Gletschermassen ein gewaltiges Erdmaterial auf dem Boden des ehemaligen Glacialgebietes abgelagert. Von den Gebirgen des Nordens brach das Eis große Felsblöcke ab und trug sie mit sich nach Süden, um sie hier, zum Theil zu Kies und Lehm zerrieben, als Moränengeröll abzusetzen. Wenn man nun jetzt in diese oft hunderte von Metern mächtigen Ablagerungen der Eiszeit Erdeinschnitte macht, so gewahrt man an den aufgeschlossenen Wänden nicht ein regelloses Durcheinander von Moränenmaterial. Man erblickt vielmehr meistens eine größere Reihe von über einander gelagerten und von einander verschiedenen Schichten, die zum Theil aus reinem Thon oder sehr feinem Sande bestehen. Solche Thone und Feinsande werden durch das Wasser forttransportirt und sinken schließlich aus ihm nieder auf den Grund. Allein man weiß jetzt, daß solche Erdbildungen auch durch Gletschereis entstehen können und spricht ihnen daher allgemein Beweiskraft für die Existenz von Interglacialzeiten ab. Dagegen hat man zwischen zwei Moränenschichten thierische Ueberreste gefunden und zwar an sehr vielen Stellen Mitteleuropas. Thiere können aber nur auf eisfreiem Boden gelebt haben, es muß also zwischen zwei Vergletscherungsphasen eine Zeit milderen Klimas gelegen haben, wo das Eis abgeschmolzen war und Thiere ihren Lebensunterhalt finden konnten. Da man nun in mindestens zwei zeitlich getrennten Ablagerungen Thierreste zwischen glacialen Schichten gefunden hat, so ist man zu der Annahme von zwei Interglacialzeiten und drei Eiszeiten gelangt. Manche Forscher nehmen sogar noch mehr Eiszeiten an.

Unter den Thieren, deren Ueberreste in interglacialen Erdschichten vorkommen, befinden sich auch viele Bewohner eines gemäßigten Klimas, so die Pferde und Hirsche. Gerade aus diesem Umstande glaubte man folgern zu müssen, daß sich das Binneneis zeitweilig gänzlich bis auf seinen nordischen Herd zurückgezogen habe, und daß während dieser Zeit in Mitteleuropa ein gemäßigtes Klima eingetreten sei, bis schließlich das Binneneis von Neuem bis an die deutschen Mittelgebirge vorrückte. Nun hat man aber beobachtet, wie zum Beispiel in Alaska dicht am Rande eines mächtigen Binneneises ein hoher dichter Wald von Pappeln, Erlen, Kiefern und reichem Unterholz gedeiht. War es deßhalb nicht möglich, daß auch an dem Rande des vorrückenden und sich zurückziehenden diluvialen Binneneises eine kraftvolle Vegetation herrschte, welche auch größeren Thieren eine Unterkunft und Existenz gewähren konnte? Und man darf nicht denken, daß das Binneneis sich beim Vorrücken nach Süden in ununterbrochener Vorwärtsbewegung, beim Zurückgehen in steter Rückwärtsbewegung befunden habe. Wie es sicher lange, Jahrzehnte oder vielleicht gar Jahrhunderte lange Zeiten des Stillstandes gab, so rückte auch das Eis nicht gleichmäßig vor, sondern es ging zuweilen um viele Meter, vielleicht gar um Meilen weit zurück. Bei den Alpengletschern und auch bei dem Binneneis von Grönland finden wir ein periodisches Zurückgehen und Vordringen der Gletscher. So hat ganz offenbar auch die Grenze des Binneneises öfters hin und her, nach vorwärts und nach rückwärts fluctuirt, wenn schon die allgemeine Tendenz der Eisrichtung bei Beginn der Eiszeit nach Süden, bei ihrem Schluß nach Norden zielte. Diese kleinen Schwankungen der Eisgrenze erklären aber ebenso gut wie die Interglacialzeiten das Vorkommen von

Digitized by Google

Fossilien zwischen zwei Gletscherablagerungen. Das Binneneis rückte bis zu einer bestimmten Oertlichkeit vor und bedeckte sie. Nun folgten aber eine große Reihe von etwas wärmeren Jahren. Das Eis schmolz in Folge dessen über jener Gegend ab, indem es den Schutt und das Gestein, das es mit sich geführt hatte, zurückließ. Auf diesem Moränenboden siedelte sich nun eine neue Flora und Fauna an. Sie kann, falls jene Oertlichkeit in Deutschland lag, Typen des gemäßigten Klimas enthalten haben. Denn man muß doch bedenken, daß Deutschland damals nicht viel kühler gewesen zu sein braucht als wie heute. Die Hebung des Bodens betraf vorwiegend den Norden. Hier bildete sich das Binneneis, und von hier floß es in das deutsche Niederland hinab, weit in die gemäßigte Zone hinein, wie ja auch heute noch die Alpengletscher weit unter die Schneegrenze hinab in warme Thäler fließen.

Nun folgten aber — in dem angenommenen Falle — wieder kältere Jahre, das Eis rückte wieder über die Gegend hinweg und begrub eine Reihe von Lebewesen mit seinem Moränenmaterial, so daß diese also zwischen zwei Eisablagerungen zu liegen kamen. Derselbe Vorgang braucht sich nun an derselben Stelle nicht nur einmal ereignet zu haben, er kann sich mehrmals sowohl bei der allgemeinen Südwärts- wie bei der allgemeinen Nordwärtsbewegung des Binneneises am Schlusse der Glacialperiode abgespielt haben. Daher kommt es auch, daß man sich über die Zahl der Eiszeiten so wenig einigen konnte; die Meisten nehmen drei, Manche aber bis sechs Eiszeiten an. Um wie viel einfacher und natürlicher aber ist die Anschauung, daß nicht immer neue Ergüsse von Binneneis von dem nordischen Centrum her erfolgten, nachdem das alte vollständig abgeschmolzen war, sondern daß nur der Rand des Eises wiederholt hin und her schwankte.

Nur mit dieser Anschauung läßt sich die Annahme vereinigen, daß continentale Hebung die Ursache der Eiszeit war. Aber Beide stimmen auf's Beste zusammen. In Norwegen und Schweden fehlen die sogenannten Interglacialablagerungen gänzlich, und selbst in Dänemark sind sie noch selten. Hätte es Interglacialzeiten mit mildem Klima gegeben, so müßten sie auch im südlichen Skandinavien wahrnehmbar sein, wo doch auch heute dieselbe reiche Welt von Lebewesen vorhanden ist wie bei uns. Daß die interglacialen Fossilien im Norden fehlen, das liegt eben daran, daß es gar keine warmen Zwischenzeiten während der Glacialperiode gegeben hat. Wenn dagegen in Norddeutschland unter den Fossilien der Eiszeit auch Typen gemäßigten Klimas vorkommen, so ist das ein Beweis dafür, daß das Klima hier gar nicht so verschieden war von dem heutigen. Wir brauchen also die Ursachen der Eiszeit nicht in totalen Veränderungen des Luftgehaltes oder in sonstigen allgemeinen tellurischen oder kosmischen Ereignissen zu suchen. Es genügt und es ist zugleich das Wahrscheinlichste, anzunehmen, daß im Norden das Land sich hob, und daß sich hier in Folge davon ein Gletschercentrum bildete, das sein Eis herab nach Norddeutschland und England sandte. Die Länder südlich von dem Gletschercentrum konnten dabei ihr gemäßigtes Klima behalten, nur an den Stellen und zu den Zeiten, wo sie mit Eis bedeckt waren, stellten sich natürlich arktische Verhältnisse ein. So macht die Annahme einer Hebung des Landes sehr geringe und nur lokale Voraussetzungen, und sie steht zugleich am besten im Einklange mit den Thatsachen, wie sie sich uns aus dem Verlaufe, den Ablagerungen und dem Bodenbilde der Eisperiode aufdrängen.

Literatur und Kunst.

Eine „Faust"-Studie.

Von Eugen Reichel.

(Schluß.)

Der dem Herrn ergebene Faust soll also vom Teufel auf schlechte Wege geführt, in sündhafte Welthändel verstrickt und womöglich dem Himmel abwendig gemacht werden, trotzdem aber, nach des Herrn fester auf Allwissenheit gegründeter Ueberzeugung, als ein guter Mensch, der „Knecht" Gottes bleiben, und zur ewigen Seligkeit eingehen.

Wie gelangt nun dieser Plan zur Ausführung?

Zunächst entspricht gleich das erste Auftreten Faust's ganz und gar nicht unserer Erwartung. Wir sehen einen Mann vor uns, der nicht nur nichts von einem „Knechte" Gottes an sich hat, sondern geradezu pantheistisch philosophirt, von der Theologie so schlecht wie möglich denkt, dem Glauben flucht, von den „Kräften der Natur" redet, mit dem „Erdgeiste" sich mißt und beim Klange der Osterglocken über den verlorenen Glauben seiner Kindheit wehmüthige Betrachtungen anstellt. Mögen wir immerhin annehmen, daß der „Herr", als er sagte: „Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient", gemeint habe: ich weiß wohl, daß dieser Faust zur Zeit sehr gottlose Gedanken hegt, aber trotzdem dient auch er in seiner seelischen Verworrenheit als ein guter, strebsamer Mensch meinen höheren Zwecken — so fehlt doch zweifellos jede Berechtigung, diesen Nichtchristen und Naturfrommen unter die Schaar der Gottesknechte zu zählen.

Mittlerweile hat sich indessen Mephistopheles dem „Mönch ohne Glauben und Kirche" (von Berger) genähert; und die Beschwörung des in einen Pudel verkleideten Teufels geht vor sich. In dieser ganzen Scene werden wir aus unserem Faust leider nicht klug. Der kühn und modern philosophirende, glaubenslose Denker der ersten Scene sucht hier plötzlich Offenbarung im neuen Testamente*), bemüht sich den muthmaßlichen Höllengeist mit allerlei Zauberformeln zu bannen, und hält ihm schließlich das Crucifix entgegen, während er zugleich den „Nieentsprossenen, Unausgesprochenen, durch alle Himmel Gegossenen, freventlich Durchstochenen" wie der gläubigste Christ apostrophirt!

Wir wollen jedoch bei diesen klaffenden, auf mittelalterlicher Gedankenunklarheit basirten Widersprüchen nicht verweilen, sondern annehmen, daß die Persönlichkeit Faust's, wie sich's ziemen würde, hier und im weiteren Verlaufe der Handlung einheitlich, daß der gelehrte Doktor wirklich ein Gottes- und daher auch Teufelsgläubiger ist, um uns nicht zu weit von unserer Hauptaufgabe zu entfernen, welche darin besteht, zu prüfen, ob die im Prolog ausgesprochene Idee des Werkes wirklich durchgeführt wird, ob es Mephistopheles ernstlich versucht, Faust vom Urquell des Guten dadurch abzulenken, daß er ihn in den Dienst der Welt und ihrer Lüste zwingt, um schließlich zu erfahren, daß, entgegen der christlich-mittelalterlichen Anschauung, die Hingebung an die Welt und ihre Freuden den edlen strebsamen Menschen nicht um die Seligkeit zu bringen vermag.

Mephistopheles beginnt also, nachdem er von Faust gestellt und nach allen Richtungen ausgefragt worden ist, seine Arbeit. Er benützt einen schwachen Augenblick des Doctors, um ihm seine Dienste anzubieten; und dieser spricht sich ganz deutlich darüber aus, was er fordert, unter welchen Umständen er dem Teufel verfallen wolle:

*) „Es ist durch die Prämissen nicht motivirt, daß Faust nach der Bibel greift, sondern sie sind dagegen", sagt schon Vischer (a. a. O. 276).

Digitized by Google

„Zeig' mir die Frucht, die faul, eh' man sie bricht,
Und Bäume, die sich täglich neubegrünen!*) — — —
Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich gethan!
Kannst Du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst Du mich mit Genuß betrügen,
Das sei für mich der letzte Tag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Dann magst Du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n!"

Mephistopheles ist damit einverstanden, schließt mit Faust einen regelrechten Contract ab und verräth uns dann, mit welchen Mitteln er gegen die Seele Faust's zu arbeiten gedenkt:

„Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts drängt.
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.
Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutendheit;
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gierigen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erfleh'n u. s. w."

Wohl erregt hier Verschiedenes unser Befremden (so die Schilderung Faust's, als eines „der Erde Freuden überspringenden" Mannes, während doch „zwei Seelen" in der Brust Faust's wohnen, deren eine „in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen hält" — so die Absicht, Faust's „Unersättlichkeit" nie zu befriedigen, während der Vertrag ja gerade ein Betrügen, eine volle Befriedigung durch Genuß fordert) — aber es wird doch in jenen Worten immerhin ein Programm aufgestellt, das an Klarheit kaum etwas zu wünschen übrig läßt, ein Programm, das sich im Allgemeinen durchaus mit der im „Prolog" ausgesprochenen „Idee" deckt und sehr wohl in den Dienst dieser Idee treten — könnte, wenn es zur Durchführung käme. Wie aber wird es in den zwei Teilen des Werkes durchgeführt? Wo sehen wir den Verführer unseren glaubenslosen, das Jenseits verachtenden Knecht Gottes „durch das wilde Leben, durch flache Unbedeutendheit schleppen?" Wo sehen wir Faust's „Unersättlichkeit Speis' und Trank vor gierigen Lippen schweben"? Wo hören wir ihn „Erquickung erfleh'n"?

Doch verfolgen wir nun die Vorgänge in der Tragödie.

Zunächst führt Mephistopheles den Faust in eine „lustige Gesellschaft", ohne daß dieser irgend welchen Antheil an ihr nimmt; und ob auch Leser und Zuschauer der Tragödie ihre schönste Freude an diesem zweifellos köstlichen Saufcollegio haben, so begreift man doch nicht recht, warum der tückische Verführer sein voraussichtliches Opfer zu diesen Rüpeln schleppt. Jedenfalls hätte die moralische Rückwärtsbildung Faust's geschickter und raffinirter eingeleitet werden können

*) Diese zwei Verse sind nicht ohne Weiteres verständlich. Schröer meint, Faust wolle sagen: so zeige mir denn Deine Herrlichkeiten, so gut Du sie hast, Deine Früchte faul, ehe man sie bricht u. s. w. Daß Faust gerade das nicht meint, liegt wohl für jeden aufmerksam Prüfenden auf der Hand. Loeper glaubt, Faust wolle hervorheben, „daß er von Mephistopheles nur schnell vergängliche Güter erwartet". Ich brauche wohl nicht nachzuweisen, daß Faust etwas ganz Anderes sagt oder sagen will. Er hat es ja unmittelbar vorher geringschätzig ausgesprochen, daß Mephistopheles nur vergängliche, werthlose Güter zu vergeben hätte und kann deßhalb unmöglich von Mephistopheles „schnell vergängliche Güter" erwarten wollen. Aber was erwartet er denn von Mephistopheles? Was für eine Forderung stellt er in jenen Versen an den Höllenbürger? Mir scheint, daß er verzweiflungsvoll höhnisch das Unmögliche von Mephistopheles fordert, daß diese Frucht, die am Baume faul, diese Bäume, die sich täglich neu begrünen — nur als ein Bild des außerhalb der Naturgesetze stehenden, kurz, des Unmöglichen, Unerreichbaren gedacht sind. Mephistopheles antwortet denn auch dementsprechend: „Ein solcher Auftrag schreckt mich nicht" — was eben soviel heißt als: ich bin gerade der Kerl, Dir auch das zu verschaffen, was für Menschen sonst unerreichbar ist, Dinge möglich zu machen, die nach menschlicher Einsicht unmöglich sind.

Was Mephistopheles im ersten Streich verfehlt hat, macht er freilich in der „Hexenküche" sogleich gut: Faust's Begierde wird hier durch die Erscheinung eines schönen Frauenbildes gereizt; und nachdem der gealterte Mann verjüngt worden, sehen wir ihn bald darauf ein Mädchen schlechtweg ansprechen und die Forderung an Mephistopheles stellen, ihm „die Dirne" zu „schaffen". Wir möchten uns diesen plötzlich so brutal-sinnlich gewordenen Faust, dessen rohe Begierde selbst den Teufel etwas überrascht, zur Noth gefallen lassen, wenn er nur nicht bald darauf ein zartsinnig schmachtender Schwärmer würde, in dessen Munde Aeußerungen wie: „Ist über 14 Jahr' doch alt" — „Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh, brauchte den Teufel nicht dazu, so ein Geschöpfchen zu verführen" — „Hab' Appetit auch ohne das" — „Und soll sie haben?" — ziemlich seltsam klingen. Noch seltsamer jedoch ist es, daß Faust, während er in den Banden Grethchens liegt und nach einer Umarmung schmachtet, uns in einem Monolog („Wald und Höhle") gesteht, er trachte nach allem Hohen, wisse sich eins mit der Natur, obschon ihm diese Wonne durch den Teufel vergällt werde, verzehre sich nach dem „schönen Bilde", das er in der Hexenküche erblickte, taumle von Begierde zum Genuß und verschmachte im Genuß nach Begierde. Man möchte zuförderst glauben, daß hier das durch den im „Prolog" ausgesprochenen Plan geforderte Motiv des „dunklen Dranges", des Aufstrebens zum Reinen, angeschlagen würde, was ja sehr nöthig wäre — aber davon ist hier gar keine Rede; der Monolog deutet nur auf den Programm-Monolog des Mephistopheles hin und soll uns den Faust zeigen, dessen „Unersättlichkeit" im Sinne des Verführers „Speis' und Trank vor gierigen Lippen schwebt", während der Faust, den wir kennen, durchaus kein Tantalus ist, der nie zur Befriedigung seiner „Gier" kommt, vielmehr schnell durch Grethchen gefesselt und befriedigt wird. Der Faust dieses Monologes hat also mit dem gleichzeitigen Liebhaber Grethchens gar nichts gemein; er ist uns an dieser Stelle durchaus unverständlich und gehört zweifellos einer Entwickelungsstufe des Gedichtes an, in der Goethe noch nicht durch H. L. Wagner's „Kindesmörderin" zu seiner Grethchen-Tragödie angeregt worden war.*)

Aber auch hierüber wollen wir uns hinwegsetzen und gleich die Verführung Grethchens und Faust's Untreue näher betrachten.

Vischer nennt die Verschuldung Faust's „eine Handlung der sittlichen Kraft gegen Mephistopheles", und diese Auffassung ist nicht ohne Geist; sie setzt voraus, daß Faust, wenn er Grethchen treu geblieben wäre und so gewissermaßen zum Augenblick gesagt hätte: „Verweile doch!" dem Teufel hätte verfallen müssen. Das Ueble bei dieser Auffassung ist nur, daß dann Faust sozusagen den Teufel durch Beelzebub um seine Beute bringen ließe, daß er einen teuflischen mörderischen Streich beginge, um dem Teufel ein Schnippchen zu schlagen; ganz abgesehen davon, daß es doch gar zu gemein wäre, wenn der „Herr" seinen „Knecht" dem Teufel verfallen lassen könnte, weil er mit einem Mädchen ein Ehebündniß schlösse. Trotz alledem wäre, wenn Goethe diese Absicht mit der „Untreue" Faust's verfolgt hätte, wenigstens eine Art von Beziehung zu der vorgespiegelten Idee des Werkes gegeben gewesen. Aber Faust verharrt gar nicht in dieser, nach Vischer's Meinung „sittlichen Auflehnung" gegen Mephistopheles; er erfährt kaum von dem Unglück, das Grethchen betroffen hat, so ist er auch mannhaft entschlossen, die Geliebte zu befreien und mit sich fortzuführen. Leider hält diese Bethätigung sittlichen Ernstes nicht vor; als Mephistopheles ihm schwer begreiflicher Weise droht, daß er ihn „im Stiche lassen" wolle, da ergiebt sich der „strebende" Faust ruhig in die Lage, anstatt auszurufen: „Weiche von mir! Um so besser! Dann rette ich sie und mich!"

*) Nach Wagner's Tode hat der große Dichter und Mensch bekanntlich davon gesprochen, daß Wagner ihm, dem Dichter der Grethchen-Tragödie, das Motiv abgeguckt habe!

Digitized by Google

Wir sehen, daß es mit der von Vischer betonten „Handlung der sittlichen Kraft“ eine seltsame Bewandtniß hat. In den „neuen Beiträgen zur Kritik des Gedichts“ betrachtet der genannte Goethe-Forscher diese Vorgänge denn auch wesentlich anders. „Man stelle sich — sagt er Seite 29 — auf den Punkt des Dramas, wo Faust den Valentin ermordet und die Stadt meiden muß. Da er natürlich nicht so tief gesunken sein kann, um sich nicht herzlich um Grethchens Schicksal zu kümmern, so läge es nun doch ganz nahe, ihn auf den Gedanken der Ehe kommen zu lassen. Freilich stehen weite, große Bahnen vor ihm und schließt es die dramatische Handlung aus, daß er sich in ihrem Beginne bürgerlich bindet; aber warum sollte ihm der Dichter nicht die Incongruenz leihen dürfen, trotz seinem unruhigen Vorwärtsstreben jetzt an Grethchen als ehrlicher Mann handeln zu wollen? Und was den Gang der Handlung betrifft, so müßte ja natürlich eben jetzt Mephistopheles dafür sorgen, daß es nicht geschieht. Er würde in die Rolle des Carlos im „Clavigo“ treten und mit Weltmannsgründen die Treue ausreden; dies würde nicht genügen, und so würde er ihn nun rasch in neue Verhältnisse führen u. s. w.“

Ohne dem Gang der Handlung irgendwie nahe treten zu wollen, muß ich gestehen, daß mir Faust's Untreue gegen Grethchen, gleichviel ob mit oder ohne die Beihülfe des teuflischen Dieners, als unsittlich gilt, und daß es mir in jeder Beziehung sehr viel „sittlicher“ erscheinen würde, wenn aus dem schwärmerisch verliebten Faust ein guter Gatte geworden wäre, der, ohne dem Ehephilisterium zu verfallen, seine Pflicht gegen die Geliebte zu erfüllen trachtete. Dabei hätte der liebe Gott, Faust und Grethchen gewonnen. Allerdings wäre dann weder die Grethchentragödie noch der zweite Theil des Faust möglich geworden — und deßhalb sei denn dem wackeren Heinrich der Cavalierstreich verziehen, um so mehr, als der „Herr“ doch vermuthlich das Alles gerade so hat geschehen lassen wollen, um dem Teufel den größtmöglichen Vorschub zu leisten.

Wenn wir nun aber auf die verschiedenen Vorgänge im ersten Theil des Gedichtes zurückblicken, so erkennen wir, daß eigentlich von Mephistopheles noch so gut wie gar nichts geschehen ist, um sein Programm zur Ausführung zu bringen. Ja, der „Junker Satan“ scheint so wenig an Faust zu denken, daß er sich auf eigene Hand allerlei Kurzweil verschafft, bald mit einem Studenten, bald mit lustigen Zechbrüdern, bald mit alten Hexen, bald mit Frau Martha Schwertlein seine Scherze treibt und im Uebrigen den Knecht Gottes ruhig seiner Wege gehen läßt, ohne auch nur mehr als (in der Hexenküche) einen schüchternen Versuch zu machen, das edle Opfer „von seinem Urquell abzuziehen“. Hoffentlich wird im zweiten Theil endlich das Programm des liebenswürdigen Teufels erledigt und bei der Gelegenheit die kunstvolle Verkörperung der Idee des Werkes offenbar werden. Betrachten wir uns also den zweiten, für so überaus räthselvoll geltenden zweiten Theil der Tragödie.

Er beginnt damit, daß der „Unglücksmann“ Faust von den kleinen Geistern in Schlaf gewiegt und zugleich seelisch beruhigt, sozusagen neugeboren wird. Ob diese Geister im Dienste des Teufels stehen, ob sie in seinem Auftrage den von Selbstvorwürfen gepeinigten Faust in Gewissenlosigkeit einlullen sollen, wie es allerdings dem von Mephistopheles aufgestellten Programm entsprechen würde, das können wir nicht erraten. Mephistopheles spielt hier gar keine Rolle; und Faust erwacht auch nicht zur Gewissenlosigkeit, als ein, wenn auch nur vorübergehend verschlechterter Mensch, sondern als ein edeldenkender, mit jungfräulichem Herzen und reinen Sinnen die Welt betrachtender Philosoph. Das wirkt jedenfalls befremdend; und Karl Köstlin sucht denn auch nach einer Erklärung für diese mindestens überraschende Wandlung: „Goethe wird es unterlassen haben — sagt er — die Gewissensqualen Faust's zu schildern, weil dem Gebeugten in der Person des Mephistopheles doch nur ein sehr leidiger Tröster zur Seite gestanden wäre.“ Dieser Satz liefert uns aber nur den handgreiflichen Beweis dafür, daß Köstlin, ebensowenig wie die anderen Kritiker, sich um das bekümmert, was Mephistopheles von Rechts wegen vorstellt oder doch vorstellen soll. Mephistopheles, der Dämon, der entschlossen war und vermuthlich noch entschlossen ist, Alles daran zu setzen, daß Faust zu Grunde gehe, als „Tröster“ des gebeugten Gottesknechtes! Und wie köstlich naiv ist es, wenn Köstlin dem Dichter unterstellt, er habe bloß deßhalb unterlassen, die Seelenqual Faust's zu schildern, weil er bei Mephistopheles nur wenig Trost hätte finden können!

Aber nun weiter.

Mephistopheles scheint zunächst für die Ausführung seines Programms dadurch zu wirken, daß er seinem Gesellschafter zu großem Ansehen beim deutschen Kaiser und schließlich zum Besitz der Helena verhilft. Was Mephistopheles durch Faust's Einführung bei Hofe bezweckt, können wir allerdings nicht errathen (wohl wäre das leichtfertige Leben, wie es an Höfen üblich zu sein pflegt, ein ziemlich sicheres Mittel, um selbst einen Faust sittlich zu Grunde gehen, gewissermaßen zum Teufel fahren zu lassen; aber diese Seite des Hoflebens spielt hier gar keine Rolle); mit der Heraufbeschwörung der Helena kann er jedoch nur den einen Zweck verfolgen wollen, Faust's merkwürdige Liebe zu der Griechin auszubeuten und den Schwärmer „durch Genuß“ zu betrügen und zwar sicherer zu betrügen, als dies im Verkehr mit Grethchen der Fall gewesen. Zu unserem höchsten Erstaunen hat aber Mephistopheles auch jetzt sein Programm so vollständig vergessen, daß er alles aufbietet, um die Ausführung dieses Programms und seinen Sieg über die Seele Faust's unmöglich zu machen. Anstatt dafür zu sorgen, daß Faust (der inzwischen auf höchst räthselhafte Weise ein großer Kriegsherr geworden ist) endlich einmal in dauerndem Behagen verharre, wird ihm der soeben geborene Sohn Euphorion (dessen Vorhandensein doch überdies schon ein recht langes „Verweilen“ des „schönen Augenblickes“ zur Voraussetzung hat, sodaß Faust eigentlich längst für die Hölle reif geworden — wäre, wenn beide Theile irgendwie den „Vertrag“ ernst nähmen) und bald darauf auch Helena entrissen. Man könnte nun wohl meinen, daß Mephistopheles, indem er Helena von Faust entweichen läßt, eine Nummer seines „Programms“ ausführe, wonach der „Unersättlichkeit“ seines Opfers „Speis' und Trank vor gierigen Lippen schweben“ soll. Aber die Helena-Verflüchtigung steht mit dem Programm des Mephistopheles in keiner Beziehung; und Faust hat sich ohnedies bei der neuen, allerdings etwas fabelhaften Geliebten, sehr satt essen dürfen. Zum Ueberfluß ruft jedoch Mephistopheles (Phorkyas) dem unglücklichen Gatten und Vater, dem von Helena nur Kleid und Schleier zurückbleiben, sogar zu:

„Halte fest! Bediene Dich der hohen
Unschätzbaren Gunst und hebe Dich empor!
Es trägt Dich über alles Gemeine rasch
Am Aether hin, so lang Du dauern kannst!“

Wir sehen, der ursprüngliche Zweck des „Schalkes“ wird hier nicht nur nicht verfolgt, sondern geradezu auf den Kopf gestellt. Mephistopheles, der Alles daran wenden wollte, um den Knecht Gottes aus dem „Aether“ in den Koth zu ziehen, durch das „gemeine Leben“ zu „schleppen“, feuert ihn jetzt dazu an, die Fetzen des Helenagewandes zu ergreifen, um sich dauernd „über alles Gemeine zu erheben!!!

Zu guter Letzt sieht Faust zu, wie Mephistopheles durch die „allegorischen Lumpe“ dem Kaiser zum Siege verhilft, wird schließlich mit Unterstützung höllischer Mächte eine Art von Culturträger*) (es wird wenigstens davon gesprochen,

*) Selbst hier kommt die Idee des Werkes oder vielmehr das, was im „Prolog“ als leitende Idee angegeben wird, nicht zur Geltung; sonst hätte Faust nicht mit Unterstützung des Teufels, sondern im Kampfe

Digitized by Google

denn zu künstlerischer Gestaltung ist nichts gekommen), genießt bei dieser Gelegenheit endlich den „höchsten Augenblick“ und wird dann den Krallen des Teufels entrissen, um in den katholischen Himmel aufgenommen zu werden, wo der ungläubige Thomas jedenfalls die seltsamsten Ueberraschungen erleben wird.

Vergleichen wir nun die Vorgänge in dem Gedicht mit dem was uns der „Prolog“ und das Programm des Mephistopheles in Aussicht stellte, so werden wir zu der Einsicht gelangen, daß weder von einer Durchführung der leitenden Idee, noch überhaupt von einem einheitlichen, vernunftvoll durchgebildeten Plane die Rede sein kann. Was Goethe ursprünglich gewollt, was ihm möglichenfalls wirklich „von vorn herein klar vorgelegen“ hat, erkennen wir vielleicht, wenn wir uns über die Bedeutung der Frauenerscheinung in der Hexenküche klar werden. Ich glaube wenigstens in meinem Aufsatz über diese Frauenerscheinung*) überzeugend bewiesen zu haben, daß dieses „schönste Bild von einem Weibe“ die „Frau Welt“ des christlichen Mittelalters bedeutet, in deren Dienst man nach kirchlicher Vorstellung um sein enges Seelenheit kommen mußte. Dieser „Frau Welt“ will, ganz im Sinne des Programms, Mephistopheles den Faust unterthänig machen, um ihn so, im Sinne der christlichen Anschauung, ganz für sich zu gewinnen; was ihm jedoch (und hierin lag die Größe der ursprünglichen Conception, zu deren Durchführung dem Dichter entweder die Kraft oder der Muth oder beides gebrach), der christlichen Anschauung zum Trotz, nicht gelingt. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, gewinnt dann auch die Thatsache, daß Faust durch die Hülfe des Teufels zum Landschöpfer wird, eine ganz andere, durchaus dem Programm entsprechende Bedeutung. Leider ist aber auch diese Idee, welche der im „Prolog“ aufgestellten zwar fremd aber nicht gerade feindlich gegenübersteht, nur in einzelnen Scenen schattenhaft gestreift worden, sodaß wir nirgends zu einem festen Halte kommen können. Aus alledem ergiebt sich aber, daß der „Faust“ kein in sich abgeschlossenes Kunstwerk, sondern nur eine planlos widerspruchsvolle Vereinigung von Einzelscenen ist, die freilich oft, namentlich im ersten Theil, von hohem Kunstwerthe sind, aber mit all' ihrer Schönheit uns doch nicht über die Unzulänglichkeit des nur scheinbar Ganzen hinwegtäuschen können. Hieraus ergiebt sich zugleich, daß alles Combiniren, alles Ringen nach „Ergründung“ des Werkes vollständig zwecklos ist. Wir mögen uns fort und fort an dem hohen, wenn auch zuweilen etwas erkünstelten Schwunge der Faust: Monologe, an dem unwiderstehlichen Reize der Grethchen-Tragödie, an dem derben Humor der Schülerscenen, der Hexenküche, der Scene in Auerbachs Keller, selbst an dem Helena-Act und einigen anderen Partieen des Gedichtes erbauen; wir mögen den freilich allzuhäufig erborgten Gedankenreichthum der Verse bewundern — bei aller Bewunderung und Befriedigung im Einzelnen werden wir doch zugleich nie vergessen dürfen, daß Goethe's geistige Kraft nicht ausgereicht hat, um die Aufgabe, die er sich im Faust gestellt hatte, zu bewältigen, daß überhaupt schon die widerspruchsvollen, ganz offenbar verschiedenen Zufalls-Anregungen ihr Dasein verdankenden Voraussetzungen des Problems kein gesundes, die menschliche Vernunft befriedigendes Werk entstehen lassen konnten.

Ueber keiner anderen Dichtung Goethe's liegt so viel poetischer Zauber, so viel geistiges Glanzfeuer ausgebreitet — aber auch keine andere Dichtung läßt uns die großen Schranken in Goethe's künstlerischer und geistiger Natur so deutlich erkennen.

gegen ihn zum Landschöpfer werden müssen. Dagegen entspricht die Mitwirkung des Teufels dem, was uns am Schluß des Prologs von der Bestimmung des „reizenden und schaffenden“ Teufels gesagt wird.

*) Siehe „Gegenwart“ 1888, Nr. 36.

Erziehung zum Kunstgewerbe.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Wenn man einen großen Bildermarkt von heute, wie z. B. die große Berliner Kunstausstellung vorurtheilslos und naiv, zugleich aber ernst und gewissenhaft betrachtet und sich fragt, wieviel von dieser Massenanhäufung von Kunstwerken bleibenden Werth hat und nach fünfzig Jahren der historischen Kritik Stand halten wird, kommt man zu einem sehr beklagenswerthen Resultat. Ein Resultat, das beinahe so traurig ist, wie eine Kunstgewerbe-Ausstellung aus den 80er Jahren. Heute allerdings wird auf dem Gebiete des Kunsthandwerkes sehr viel Bemerkenswerthes geschaffen, und zugestanden, daß auch genug Schiefes, Bizarres, Outrirtes für die augenblickliche Mode Berechnetes producirt wird, so ist der Reichthum des kunstgewerblichen Schaffens in hohem Grade erfreulich. Man kann nicht erwarten, daß alle Blüthen, die gerade ein übervoller Baum trägt, zu Früchten werden, aber der Blüthenreichthum an und für sich ist eine Pracht, und wenn die Wurzeln gut sind, werden wir auch genug Früchte haben.

Wenn die Wurzeln gesund sind! Welches sind die Wurzeln des kunstgewerblichen Schaffens? Worin liegt Wesen und Zweck des Kunstgewerbes?

Vor etwa zehn Jahren erschien es wie eine Offenbarung, zu erkennen, daß die Kunst Religion ist, daß sie heilig ist, daß man ihr nur mit Scheu und Pietät nahen dürfe, daß es nichts Edleres in der Welt gäbe, daß sie das Höchste des Sittlichen, der höchste ethische Werthbegriff sei.

Ganz ähnlich ergeht es heute denen, die an das Kunstgewerbe glauben. Auch das Kunstgewerbe erscheint ihnen heute wie etwas Heiliges, etwas Religiöses, etwas in höchstem Grade Ethisches. Und Ruskin und Morris haben schon vor zehn Jahren so gefühlt und gedacht.

Und in der That: was hat denn im täglichen Leben mehr Bedeutung, was giebt die Geräthschaften, Werkzeuge, Gebrauchsgegenstände für unser tägliches Leben im Haus und Heim, in der Kirche, in der Wohnung und auf der Straße? Immer immer immer das Kunstgewerbe — — zum mindesten der Möglichkeit nach, d. h. nämlich soweit es den Anspruch auf Kunstwerth hat. Und giebt es eine edlere Thätigkeit, als Heim und Haus auszubauen und zu schmücken? Kann diese Thätigkeit nicht religiös empfunden werden und sollte diese „Religion im Leben“ nicht Jeder pflegen? Aber freilich: heute gehen die meisten Menschen ins Waarenhaus und kaufen fertige Möbel, und des Sonntags sitzen sie im Restaurant. Demgegenüber muß es eines der Grundgesetze des neuen ästhetischen Testamentes sein, daß Jedermann seinen ganzen ethischen Gehalt, seine sinnlichen Triebe, sein praktisches Können und seine Ideale vom Schönen und von der Kunst daran setzt, sein Heim zu einem Kunstwerk zu machen, und zwar zu einem persönlichen Kunstwerk. Hier, im Heim ist der Ort, wo die moderne Kunst ihre eindringlichste Sprache redet. In Griechenland war die Kunst wesentlich Tempelkunst, also sociale Kunst. Heute ist sie wesentlich Hauskunst, also persönliche Kunst. Nun erst wird die Kunst ihrer eigentlichen Bestimmung entgegengeführt, daß sie sichtbares Bild des Schönheitsideales eines Individuums ist.

Wie aber soll das große Publikum zu alledem erzogen werden? Wie niedrig die Selbstständigkeit des ästhetischen Urtheils des Publicums eingeschätzt werden muß, erhellt aus seiner Stellungnahme gerade dem Kunstgewerbe gegenüber. Vor einem Bilde in Goldrahmen bleibt es stehen, und wenn ein bekannter Name darunter steht, bekreuzigt es sich. Daß aber in einem einfachen Stuhl oder in einem Teller Kunstwerth stecken kann, begreift es einstweilen noch nicht. Treffend sagt Hermann Obrist in seinem Buch „Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst“ (Leipzig, Eugen Diederichs): „Eine Handzeichnung eines Meisters, die man für 100, 80 oder 50 Mark erhalten kann, und die man mit Stolz ein-

Digitized by Google

rahmt, das ist doch sicher ein Kunstwerk; ein Theekessel aber im Werthe von 120 Mark braucht es nicht zu sein; warum nicht? Wie seltsam muthet das einen an, wenn man sieht, wie Tausende von reichen Leuten nach alten echten Sachen fahnden, welchen Spürsinn sie dabei entwickeln; und sie zählen das Geld nicht, die Antiquare werden reich, und diese Jäger nach dem Alten sind glücklich und stolz."

Gegen diese Unterschätzung des Kunstgewerbes tritt in gleicher Weise Van de Velde in seinem Buch „Kunstgewerbliche Laienpredigten" (Leipzig, Herm. Seemann Nachflg.) auf, wenn er sagt: „Unter systematischer Vernachlässigung der anderen Kunstzweige, folgt er dem Geist des berüchtigten Edikts, das die Kunst in „Schöne Künste" und „Künste zweiten Ranges" theilt, nicht nur buchstäblich, sondern er legt auch jeden, die sich ihm anvertrauen, den Gedanken nahe, daß es außerhalb der Malerei und Skulptur keine Kunst mehr giebt." Und den Künstlern ruft derselbe Van de Velde zu: „Sobald es Ihnen klar sein wird, daß Sie als Kunsthandwerker wirklich Künstler sein könnten: sei es Keramiker, Goldschmied, Schmied, Glasmacher, Sticker, Mosaikist oder Möbelbauer, Erfinder von Tapeten und Geweben; sobald Sie diese Ueberzeugung haben, werden Sie mir zum Ziele folgen, das ich Ihnen zeige, und Sie selbst werden diese Zweige, die einst in einer imposanten und prunkvollen Einheit zusammentrafen, wieder zur Auferstehung gebracht haben. Und ich meine, es wird noch mehr als ein Mensch nöthig sein, damit der Sinn der Kunst sich ebenso natürlich offenbart wie in der Vergangenheit, durch die Vermittelung der „geringeren Künste", wie Morris sie zu benennen liebte".

Vor Allem beherzigenswerth aber sind die folgenden Worte Van de Velde's: „Es handelt sich nur um einen Schritt für den, der sich der Mühe unterzogen hat, sein Haus selbst zu bauen, seine Möbel selbst zu entwerfen, die Ausschmückung selbst zu leiten, um jener zu werden, der es auch für andere thut. Das liegt darin, ich habe es mehrmals gesagt, daß die meisten Menschen sich einbilden, sie könnten diese Geschäfte nicht selbst besorgen, gewisse Eigenschaften oder Kenntnisse fehlten ihnen dafür. Das ist bloß eine sehr schlechte Denkgewohnheit, und hier liegt noch eine schöne Aufgabe vor: der sein, der im Herzen der Menschen das Bewußtsein der Verantwortung erweckt, die sie bei diesem so innerlichen und individuellen Geschäft, wie es das Bauen seines Hauses ist, auf sich nehmen. Hier ist ein Ausgangspunkt für die Erziehung, alle Anstrengungen sollten nach diesem Ziele zusammenlaufen, und wenn der junge Mann Alles weiß, was er dazu nöthig hat, dann soll er an andere Beschäftigungen denken und sich eine Gefährtin wählen."

Die Zukunft hängt von der Möglichkeit der kunstgewerblichen Erziehung des Publicums ab. Von den Akademieen freilich ist hier vorläufig wenig oder nichts zu erwarten. Hermann Obrist (a. v. W.) verurtheilt sie in Bausch und Bogen, und da er durchaus nicht der Einzige ist, der diesen Standpunkt vertritt, wohl aber besonders treffende Worte für diese seine Geringschätzung der Akademien findet, wollen wir seine Aeußerungen hierher setzen: „Gewiß unsere Akademieen sind nicht minder tadellos organisirt, wie unsere Bezirkskommandos. Und doch: Hat man es je erlebt, daß aus einem staatlichen Herbarium ein Blumengarten wurde? Jede Akademie, die steht, ist werth, daß sie zu Grunde geht. Wie die Götter im Rheingold, so welken die Professoren, und im Dunkeln tappen die Schüler dahin. Du bist entschuldbar, armer Künstler, wenn Du glaubst, daß sich eigentlich nichts lehren läßt, in der Kunst. Du hast Recht, wenn Du noch vor Schluß des Semesters fliehst. Noch besser für Dich, wenn Du solche Trockenböden niemals betrittst."

Van de Velde ist nun der Meinung, daß die Erziehung zum Kunstgewerbe wesentlich eine Frage der Erziehung des Intellects sei. Dieser Standunkt ist für Van de Velde bezeichnend, da er die abstrakte Linie als das Höchste im Kunstgewerbe gelten lassen will. Die Kunst ist ihm offenbar mehr Verstandessache als Herzenssache, und er bildet mithin einen Abkömmling der Vertreter des Doktrinarismus in der Kunst. Er sagt: „Man muß sich mit dieser dürftigen Antwort begnügen, daß diese Unterjochung nur periodisch ist, und jedes Mal dann eintritt, wenn unser logischer Sinn und unsere Urtheilskraft geschwächt sind. Augenblicklich befindet sich die Menschheit in einem ähnlichen Zustand. Sie steht außerhalb der Vernunft und ist gleich einem entgleisten Zug unfähig, auf seinem eisernen Geleise fortzukommen. Ja, jetzt empören sich unser Blick und Verstand gegen das Thörichte und das Lügenhafte solcher Gegenstände, die unsere Umgebung ausmachen, aber man darf sich nicht verhehlen, daß diese Empörung vielmehr das Ergebniß einer Rückkehr zur Vernunft als eine Evolution der Menschheit zum Schönen ist. Das Aeußere wird so ausdrucksvoller werden, aber es erhält diesen Ausdruck nicht durch das Mittel der Ornamentik, wie man schon versuchte, wohl aber durch unsere wirksame Gehirnthätigkeit, die mit dem Blick das ganze Spiel des Organismus verfolgt, sei es einfach oder complicirt, persönlich oder allgemein, mäßig oder üppig!"

Wir wollen indessen nicht der Auffassung Vorschub leisten, als ob Kunst und Logik oder Kunst und Vernunft unvereinbar seien. Vielmehr ist es gerade in den Zeiten der Stylverwirrung und einer allgemeinen Unsicherheit der ästhetischen Werthurtheile, wie in unserer Zeit, nothwendig, die Grenzen der Kunst zu Folge der natürlichen Schranken unserer Sinne und Apperceptionskräfte festzulegen und die Anregungen, die Lessing in seinem Laokoon gegeben hat, weiterzuführen.*) Gerade im Kunstgewerbe, wo es sich um die Erfüllung eines Gebrauchszweckes und um Material-Wahrheit — man könnte sogar von einer Logik der Materialausführung sprechen — handelt, spielt die Vernunft eine große Rolle, wenn auch der wahre Künstler instinctiv die rechten Wege geht.

Hermann Obrist läßt in seinem vortrefflichen Buche das Intellectuelle nicht unberücksichtigt, stellt aber mit Recht das Ethische darüber: „Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst hängen ab von sittlichen Fragen, und einer von den Wegen zur Kunst ist die intelligente Ueberlegung". Das ganze Buch Obrist's ist aus einem hochstehenden und reichen sittlichen Empfinden geschrieben und darf darum warm empfohlen werden. Noch immer wird es ja leider von gewisser Seite mit Kopfschütteln beantwortet, wenn man Kunst und Sittlichkeit verquickt — während doch die Kunst selbst der höchste Ausdruck des Sittlichen ist. Ich kann nicht unterlassen in diesem Zusammenhang die folgenden Worte Obrist's wiederzugeben: „Der Künstler aber steht am höchsten, der das stärkste, lebensfreudigste, lebenwollendste Leben in sich trägt, aus dem durch alle Misere hindurch die Kraft der reichen Triebe, der vornehmen Lebenssehnsucht herausströmt".

Darnach möchte man den vorhergegebenen Forderungen für die Möglichkeit einer kunstgewerblichen Erziehung des Publicums, nämlich Erziehung des Intellectes und Erziehung zum sittlichen Empfinden, hinzufügen die Erziehung zum Leben. Und dazu mußte noch und nicht zuletzt, die Erziehung zum Sehen kommen. Was diese Letztere betrifft, sagt Obrist: „Der Wahlspruch eines solchen Unterrichts muß sein, soll sein das herrliche Wort des Lynkeus: „Ihr seligen Augen, was je ihr gesehn, es sei, wie es wolle, es war doch so schön".

Der werthvollste Theil des Obrist'schen Buches ist derjenige, in welchem er von der Nothwendigkeit der Erziehung zur Plastik redet. Und hier befindet er sich im Gegensatz zu Van de Velde, der nicht zur Plastik, sondern zur Ornamentik erzogen hat und das Linienornament als Ding an sich in die Kunst eingeführt hat. Obrist fragt: „Wo bleibt denn unser ernstes, herbes, kerniges, deutsches, plastisches Genie?" Er

*) Vgl. hierzu: Laokoon. Kunsttheoretische Essays von Dr. Heinrich Pudor. Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

Digitized by Google

fragt weiter: „Was wird man aber dazu sagen, wenn ich behaupte, daß sogar die Frage der plastischen Form bei uns in ganz erstaunlicher Weise im Argen liegt? ... Plastik, die Kunst der Formen, welch ein scheinbar unendlich reiches Gebiet thut sich bei diesem Worte auf! Mit wieviel Formen operirt denn nun aber unsere Plastik seit 100 Jahren? Mit der menschlichen Figur, mit einigen Thieren, wie Roß und Löwe, mit Kleidern und Draperien, und dann noch mit einigen Ornamenten. Es ist schier unglaublich, aber es ist so: Keine Kunst ist so arm an Formen, wie die Kunst der Formen. Daher denn auch der Mangel an schöpferischen deutschen Erscheinungen auf dem Gebiet der Plastik."

Ich darf vielleicht hier einschalten, daß ich selbst wiederholt an die Armuth des plastischen Empfindens bei den Deutschen erinnert habe und im Besonderen, soweit das Kunstgewerbe und die Architectur in Frage kommen, gemahnt habe, die Van de Velde Linie als Ding an sich und das Flächenornament nicht auch in der plastischen Kunst als alleinherrschend gelten zu lassen. Auch daran, wie eng das plastische Empfinden mit dem Tastsinn zusammenhängt, habe ich im Laokoon nachdrücklich erinnert. Obrist sagt in diesem Sinne: „Ahnen doch viele Bildhauer, trotzdem sie immer mit der Hand modelliren, nicht, daß die Plastik Lustgefühle des Tastsinnes, Tastfreuden auslösen soll, entweder wirkliche oder suggerirte, und nicht bloß eine Kunst des bloßen Optisch-dreidimensionalen ist. Eine ungeahnte Fülle von Möglichkeiten thut sich vor dem Auge dessen auf, der plastische Formen in der Natur zu sehen gelernt hat, der die gedrungene Kraft der Knospen, die Rundungen und Rippen der Samen aus ihrer mikroskopischen Kleinheit zu vergrößern gelernt hat zu meterhohen Gebilden. Alle Formen der Tastempfindung, das Gefühl des Glatten, des Rauhen, des Harten, des Weichen, des Elastischen, des Starren, des Biegsamen, des Schwellenden, des Dürren, des Runden, des Kantigen sind auslösbar durch die der Natur nachmodellirten Formen, und das plastische Architekturornament harrt überhaupt noch wie Dornröschen seiner Auferweckung."

Der Director der kgl. Industrieschule in Plauen, Hofrath Hofmann machte kürzlich in einem an mich gerichteten Briefe mit Recht darauf aufmerksam, daß die Nachahmung des neuenglischen Styles in dieser Richtung schädlichen Einfluß ausgeübt hat. Er schreibt: Ebenso spielt die Ornamentik neben dem Japanismus eine große Rolle im neuenglischen Style, der mehr auf decorative Wirkung der Ornamente hinzielt, aber eine Verrohung in den Formen aufweist.

Was das genannte Obrist'sche Buch betrifft, mag schließlich ausgesprochen werden, daß es auch rein literarisch viele Schönheiten bietet. Den saloppen Laien-Styl eines Schultze-Naumburg findet man bei Obrist kaum, wohl aber manches poetische Wort. Es mag genügen, nach dieser Richtung hin die folgende Stelle anzuführen, mit der das Buch schließt: „Noch sind wir zerstreut wie die gespreizten Finger einer Hand, deren jeder nur kraftlos drücken kann. Vereinigen wir sie zu einer Faust, und es könnte ein Hammer werden, der die Prosa des Lebens ins Wanken brächte".

Der Werth der Van de Velde'schen kunstgewerblichen Laienpredigten liegt dagegen hauptsächlich in ihren Schilderungen der Morris'schen Kunstbestrebungen. Man muß es dem Verlag Hermann Seemann Nachfg. Dank wissen, daß er systematisch die kunstreligiösen Bestrebungen der englischen Präraffaeliten, vor Allem Morris' und Ruskin's den Deutschen zugänglich macht. Van de Velde freilich kommt dabei manchmal zur Interpretirung einer Ueberzeugung oder Bestrebung, die der seinen diametral entgegengesetzt ist, so wenn er sagt: „Einerseits dürfen wir keine Symbole mehr gebrauchen, und die Anwendung des rein geometrischen Ornaments scheint uns ebenso geistlos, wie das Verfahren, in irgend einen Stoff Blumen zu weben, an irgend einen Gegenstand ein Thier anzubringen, oder in die Möbel eine nackte Figur zu schnitzen."

Ich möchte demgegenüber betonen, daß Van de Velde selbst das rein geometrische Ornament anwendet und Symbole gebraucht, und daß es an sich durchaus nicht geistlos ist, Blumen in einen Stoff zu weben oder nackte Figuren in Möbel zu schnitzen. Ich hoffe aber nicht nur, sondern ich glaube, daß Van de Velde allmälig von der reinen Linienornamentik abkommen wird, andernfalls er immer rascher der Vergessenheit anheimfallen würde. Und was die naturalistische Behandlung kunstgewerblicher Arbeiten anbetrifft, so kommt Alles darauf an, ob der Künstler nur die Natur und bei der Natur stehen bleibt, oder aber das Naturmotiv mit seiner Persönlichkeit durchdringen und durchwachsen läßt: Natur in diesem Sinne stylisirt, ohne daß ihr Gewalt angethan wird, wird ewig das A und O der Kunst bleiben. Freilich müssen unsere Schulen künftig davon ablassen, Natursehen und Stylisirung auf den Kopf zu stellen und erst Stylisiren und dann Natursehen zu lehren, statt umgekehrt. Hofrath Hofmann sagt treffend in dem schon angeführten Brief: „Die Aufnahme der japanischen und chinesischen Kunstart halte ich insofern für verfehlt, da man sie nachzuahmen bestrebt war und zum Theil noch ist, während man sie doch nur für uns deshalb für verbindlich hinstellen sollte, weil sie uns zur Natur hinweist. Diese sollen wir aber mit unserem eigenen Kunstempfinden erfassen und für unsere Zwecke verwenden, uns aber dabei nicht so gebärden, als ob wir Japaner und Chinesen wären. Das Kunstempfinden dieser Völker steht dem unseren diametral gegenüber; mir kommt es immer vor, als ob sie anders construirte Augen hätten. Aber ihre naive Naturauffassung, speciell die der Japaner, halte ich für das Richtige, und gerade augenblicklich möchte wieder energisch darauf hingewiesen werden, wo man bei uns in den Kunstgewerbeschulen — sogar in den Fortbildungsschulen — eben dabei ist, die Sache wieder am falschen Zipfel zu erfassen — nämlich den Bestrebungen gegenüber, das sogenannte Stylisiren von Naturformen in der Weise zu betreiben, daß beim Unterrichte sofort damit begonnen wird, ohne erst gründliche und jahrelange Vorstudien im freien Zeichnen nach der Natur getrieben zu haben. Die Naivität und die Individualität des Schülers und späteren Künstlers wird dadurch geradezu vernichtet, indem ihm die Art des Lehrers eingeimpft wird, die Natur zu stylisiren. An der Königlichen Industrieschule beginnen dergleichen Studien erst nachdem die Schüler zwei Jahre lang ohne vorgefaßte Absicht und Meinung nach der Natur gezeichnet haben; erst dann sind sie annähernd vorgebildet, um den ornamentalen Gehalt in der Naturform zu erkennen und künstlerisch zu verwerthen."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Rettungsmedaille.

Erzählung von Luise Westkirch.

Auf der Ueberfahrt nach New-York lernte ich ihn kennen. Unter den Passagieren zweiter Classe fiel er auf, wenn er nach seiner Gewohnheit stundenlang an der Reeling lehnte und gedankenvoll in die weiße Schaumspur des Schiffes starrte. Seine Kleidung war die eines Gentleman, mit einem Stich in's künstlerisch Capriciöse, und in der Haltung der biegsamen, schlanken Gestalt, den verschleierten Augen von tiefem, weichem Blau, dem Ausdruck des hübschen blassen Gesichts unter der tief auf die Stirn fallenden blonden Locke lag ein Hauch von Byron'scher Schwermuth. Was aber am meisten frappirte, war die kleine Medaille, die er an der Klappe seines Dinerrockes trug: die Rettungsmedaille. Wer die schmale Gestalt in's Auge faßte, die fast immer weich und etwas faul gegen irgend einen Gegenstand lehnte, vermuthete nicht, daß sie je zu tüchtiger Arbeit die Glieder geregt, geschweige denn in heldenhaftem Ringen alle Muskeln und das Leben selbst eingesetzt hätte zur Erhaltung eines anderen Lebens.

Digitized by Google

Mittelst einiger freundlichen Bemerkungen über die Schönheit des Wetters suchte ich Bekanntschaft mit dem Mann anzuknüpfen. Aber er blieb zurückhaltend gegen mich, wie gegen Alle auf dem Schiff, die Kinder ausgenommen, die den ganzen Tag an seinen Knieen und Schultern hingen und mit denen er die schönsten Spiele spielte.

In der Schiffsliste war er als Wilhelm Röder eingezeichnet. Mitreisende, die bei der Abfahrt Muße zum Beobachten gehabt hatten, erzählten, daß ein vornehmer alter Herr ihn auf's Schiff gebracht habe, und sobald der gegangen wäre, sei eine hübsche Dirne mit rothgeweinten Augen laut schluchzend auf die Brücke gestürzt und habe: „Wilhelm! Wilhelm!" rufend ihr Taschentuch wehen lassen, so lange der Dampfer sichtbar blieb.

Will Röder sprach nicht von dem würdigen alten Herrn und nicht von der hübschen Dirne. Er sprach nicht von seinem Beruf, seiner Vergangenheit noch seinen Zukunftsplänen. Entgegen der Art der Retter sprach er auch nicht von seiner „That". Fragte man ihn, so antwortete er kurz: ja, er habe einmal das Glück gehabt, ein Menschenleben zu erhalten, ein Kind. Der Vater habe ihm die Medaille verschafft. Ihm zu Ehren trage er sie.

Am siebenten Tage der Fahrt saßen wir bei einem Glas Wein, zu dem ich ihn geladen hatte, an einem kleinen Tischchen weit nach vorn. Das Schiff glitt mit leisem Rauschen und Stampfen durch das Meer, das glatt wie polirter Stahl lag. Der Vollmond schien mit südlichem Glanz, alle Sterne auslöschend. Als eine endlose Glitzerbrücke lag sein Widerschein auf dem Wasser. Nichts ringsum als der schimmernde Himmel und das schimmernde Meer. Was wir kannten, was uns vertraut und lieb war von Kindheit an, weit, unfaßbar hinter uns; weit, unfaßbar vor uns, was uns drüben erwartete und wir selbst nur ein Punkt zwischen der Unendlichkeit des Gewesenen und der Unendlichkeit des Kommenden. Eine Stunde war's, um auch den Nüchternsten empfindsam zu stimmen.

Ich stieß mein Glas gegen das meines schweigsamen Gefährten: „Das Beste, was wir im alten Land zurückgelassen haben, Ihre Heldenthat! Ihre Rettungsthat, Herr Röder!"

Da setzte der Mann mit der Medaille jäh sein Glas nieder, ohne Bescheid zu thun. In den verschleierten Augen blitzte es auf.

„Meine Heldenthat war, wie fast alle Heldenthaten, eine Dummheit, mein Herr. Sie hat mich zweimalhunderttausend Mark gekostet."

„Zweimalhunderttausend Mark die Rettung eines Kindes?! Ich denke, Sie haben es aus dem Feuer getragen."

„Ich hatte Pech. Ich habe immer Pech." Er sah auf seine langen, wohlgepflegten Finger. Ein Drang nach Mittheilung schien über ihn zu kommen. Er wehrte sich noch, kämpfte mit sich, nur kurz.

„Morgen oder übermorgen steigen wir an Land. Es ist wenig wahrscheinlich, daß wir uns in dem großen Amerika jemals wieder begegnen. Warum soll ich's Ihnen da nicht erzählen? Zuletzt, es ist Alles Bestimmung, Schicksal. Wär' ich als Sohn eines reichen Mannes auf die Welt gekommen, ich glaube wohl, daß ich meinen Platz so gut ausgefüllt haben würde wie irgend Einer. Ich hatte immer eine Gabe, einen feinen Anzug so zu tragen, daß er nach was aussah, und verstand mich drauf, ein Stück Geld elegant auszugeben. Ist auch ein Talent. Wenn man sieht, wie schofel manche große Herren mit dem Geld umgehen, wie die Pfennige ihnen in den Händen festkleben, wie sie damit schachern und knickern! Nur mir half meine Begabung nichts, denn ich hatte keine feinen Röcke zum Anziehen und kein Geld zum Ausgeben. Aber ein Verlangen war immer in mir nach allem Besonderen, Vornehmen, — in mir und dem Ede Steiner, meinem Schulkameraden. Was wir als Jungens an Schlauheit und Erfindungsgabe aufgewendet haben, um einige Nickel für einen patenten Sonntagsschlips oder ein paar Tropfen Wohlgeruch auf die Rockklappen für uns herauszuschlagen, das langt für Andere, ihr ganzes Leben damit einzurichten. Nur, wie gesagt, ich hatte Pech, schon damals. Meist fiel ich herein und kriegte die Prügel, und was der Ede Steiner war, der kriegte die Nickel.

Gleich nach unserer Einsegnung kamen wir Beide von Haus, der Steiner als Hausknecht zu einem Apotheker. Aber mit mir wollte mein Alter ja hoch hinaus, — auf seine Art, versteht sich —, und da er einen Bruder Schlosser hatte, gab er mich dem in die Lehre. Ein schmutziges Geschäft, lieber Herr, Ruß und Lärm und Brandblasen, Alles, wogegen ich einen Widerwillen hatte. Dauerte denn auch nicht lange, da warf der Meister mich in heller Wuth aus der Werkstatt. Aber wenn ich am Amboß und am Schmiedefeuer nur den dummen August spielte, für Alles, was mit Schlössern zusammenhing, hatt' ich ein ganz verteufeltes Geschick. Dazu gehört Griffs, 'ne weiche, geschickte Hand und so'n gewisses Etwas im Griff, na, kurz: da war kein Mechanismus so verzwickt und verwickelt, Patentschloß, Cassettenverschluß, Kunstschloß, — nur den ersten besten elenden Nagel braucht' ich hineinzustecken, und offen hatt' ich's, ohne nur eine Feder dran zu verbiegen. Machte mir viel Spaß und ich hab' stundenlang darauf geübt, wie Andere auf Scheibenschießen oder Kegelschieben. Na, gut war das nicht für einen armen Teufel mit meiner Passion für alles Noble und Kostbare, den ganzen klotzigen Reichthum in der Welt immer vor Augen und kein Schloß, das ihn sicher fortschließt. Sie können sich denken, wie's kam. Für die reichen Leute nennt man das ja wohl mit so 'nem ausländischen Krankheitsnamen. Für die Armen ist's ein Geschäft und hat einen nicht so hübschen deutschen Namen —"

Ich mag wohl unwillkürlich nach Uhr und Portemonnaie gegriffen haben bei diesem Bekenntniß, denn Will Röder schüttelte den Kopf und lächelte sein melancholisch überlegenes Lächeln.

„Nein. Für die Ueberfahrt hab' ich ein Versprechen gegeben. Und überhaupt —" Er hob seine verschleierten Augen, fixirte mich — „ich habe Kerle gesehen, die ihren höchst respectablen Beruf so betrieben, daß ein Schinderknecht drüber roth geworden wäre. Was mich anlangt, ich bin kein brutaler Mensch. Das darf ich sagen, ich habe mein Geschäft, wie es denn einmal war, immer nobel betrieben, hab' arme Teufel und niedliche Mädchen nie in Ungelegenheiten gebracht, und wo ich aus Versehen ja ein paar Actien oder sonstige Papiere mitgegriffen hatte, die nicht für Jedermann umzusetzen sind, hab' ich sie nicht einfach in's Wasser oder Feuer geworfen, wie Stümper und rohe Burschen thun, sondern sie sorgfältig dem Einzigen zurückgeschickt, für den sie Werth hatten.

Jahrelang schlug ich mich so durch. Manchmal hatte ich ein bißchen mehr als ich brauchte. Dann staffirte ich mich fein heraus, reiste in ein nobles Bad, schrieb mich unter einem guten Namen in die Fremdenliste, verkehrte unter den Badegästen. Das war dann Leben. Ich wurde gleichsam erst ich selbst, fühlte mich zu Haus, verstehen Sie, endlich zu Haus. Jeder hat ja wohl seine Schicht in der Welt, wo er seiner Natur nach hingehört. Das war meine. Die Herren behandelten mich als ihresgleichen, und die Damen —"

Er brach ab, sah einige Augenblicke verträumt vor sich nieder. „Ich hab' für Mädchen meines Standes nie was übrig gehabt. Sie verstehen —, die Spitzen, Bänder, Juwelen, das blendet! Mein Fall war immer — das Weib verschleiert und gleichsam verfeinert durch die Wolke von Schönheit und Kostbarkeit, die es einhüllt, von uns trennt und dadurch erst reizend und verführerisch macht. Und dann die entzückenden Puppen von Kindern mit dem ganzen Zauber ihrer hülflosen Jugend und ohne die Unschönheiten der Armen dieses Alters. — Ich schwelgte. Es ist immer mein liebster Traum gewesen, sobald ich mein Glück gemacht hätte, mich zu verheirathen, eigene solche weiße Püppchen zu haben. Nur, sehen Sie, immer mitten im glücklichsten Genießen gingen mir die Mittel aus. Ich mußte wieder an mein Geschäft.

Einmal, als meine Taschen gerade gefüllt waren, wandelte mich das Heimweh an. Die Gefühlsduselei ist immer mein Unglück gewesen. Ich reise denn in meinen Heimathsort. Die Alten sind längst todt, Keiner kennt mich. Vorsichtig erkundige ich mich nach Dem und Jenem, auch nach dem Steiner. Der hat sein Glück gemacht, heißt's, sitzt in 'ner feinen Villa in Berlin, nennt sich Naturarzt, heilt brieflich, hat großen Zulauf. Aber stolz ist er geworden, kennt Keinen mehr.

Na, mich prickelt's, meinen alten Freund wiederzusehen. Ich fahr' nach Berlin. Ist ein protziger Bau, seine Villa. In der Vorhalle gleich sind vier Mann beschäftigt, Medicinflaschen in Kisten zu packen. G'rad geht der Briefbote in's Bureau. Durch die offengebliebene Thür seh' ich, wie er ungefähr ein Kilo Briefe zugleich auf den Tisch wirft. An Pulten sitzen ein halb Dutzend junge Leute. Ihr blassen Nasen gucken eben noch über die Stöße von Postsachen weg, die sie im Schweiß ihres Angesichts aufbrechen und lesen.

Da fahr' ich zusammen. Oben auf dem Treppenabsatz steht ein vierschrötiger Kerl und schreit mit grober Stimme etwas herunter. In dem Dickwanst mit den Pavianskinnbacken hätt' ich wohl im Leben nicht den schlanken Ede Steiner wiedererkannt. Bloß im Klang der Trompetenstimme war so etwas bekannt Brutales, das sich in den Jahren mächtig ausgewachsen hat, daß ich gleich Bescheid wußte. Ich stell' mich denn vor, und Ede Steiner geruht, mich zu kennen. Mocht' ihn wohl kitzeln, einem alten Kameraden zu zeigen, wie weit er's in der Welt gebracht hat. Durch's ganze Haus führt er mich. Ein Saal immer schöner als der andere. Möbel aus Paris, Venedig, Teppiche aus Persien, Vasen aus China und Japan. Und Erker und bunte Scheiben und Sammetdraperien und ein Park und ein Wintergarten, — fürstlich, sag' ich Ihnen! Im Eßzimmer — das Büffet allein kostet dreitausend Mark, sagt er, — wartet die Familie. Die Frau rauscht in Seide, die Kinder sind Bündelchen von weißen Spitzen und Stickereien. Mir stockt das Wort im Mund.

„Mensch!" frag' ich endlich verwundert, „wann hast Du denn bloß Medicin studirt? Und wovon?"

Denn als mein Onkel Schlosser mich aus seiner Werkstatt herauswarf, war Ede Steiner noch immer Hausknecht beim Apotheker gewesen.

Er glotzt mich an und lacht sein lautes, dröhnendes Lachen.

„Schafskopf! — Sieben Jahre studiren! um darnach sieben Jahre auf Patienten zu lauern! Wär' was Rechts! — Nee, was ich brauche, hab' ich beim alten Langemann über und über gelernt."

Langemann war der Apotheker, dem er den Laden gefegt hatte.

„Und da kommen die Leute zu Dir?"

„Wie Du siehst," sagt er und deutet auf sein stattliches Haus. „Ein paar hundert Briefe alle Tage und die Einnahmen, — na, auch so'n sechs bis achthundert Mark täglich — niedrig gerechnet."

„Ohne daß Du je einen Kranken siehst?"

„Das ist's ja gerade. Versteh' doch! Einen Kerl, der im Schweiß seines Angesichts ein halb Dutzend Examen gemacht hat, sie ehrpusselig behorcht und beklopft, um schließlich zu gestehen, daß er doch nicht recht Bescheid weiß, können die Leute alle Tage haben, da ist nichts Wunderbares bei. Bei mir: ein einziger Krankheitsbericht — und da ist das

Digitized by Google

Heilmittel, pünktlich, als käm's aus 'nem Automaten. So was imponirt."

„Hilft's denn auch?"

„I ja, manchmal doch, wenn die Natur gut ist."

„Und wenn die Natur nicht gut ist, oder das Mittel nicht paßt? Das kann doch auch vorkommen."

„Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Helfen denn die approbirten Aerzte Allen? Und heiß' ich die Leute zu mir kommen? — Uebrigens hab' ich einen richtigen Arzt sitzen, um die Recepte zu schreiben, ja! kriegt hundertundzwanzig Mark im Monat. Alles nach gesetzlicher Vorschrift, versteht sich. Ich bin für Ordnung. Mir kann Keiner was."

Und zum Beweis zeigt er mir seinen Geldschrank. Das hätte er lieber nicht thun sollen. „Da stopf' ich alle Abend meine Tages-Einnahmen hinein. Jedes Quartal wird zusammengezählt und angelegt. Eine Heidenarbeit."

Und dann legt er mir die Hand auf die Schulter und lacht.

„Glaub' mir, das ist die Weisheit aller Weisheit: Du kannst Dir Leib und Seele zerreißen, den Leuten was Nützliches zu erfinden, oder sie was Niedagewesenes zu lehren, sie werden Dich verhungern lassen, wenn sie Dich nicht gar steinigen. Nimmst Du aber ihre Dummheit zum Untergrund, da magst Du Dir getrost ein Schloß drauf aufrichten."

Nun, davon hatte ich den Beweis vor mir.

„Die Menschen sind ja zu dumm," sagt er noch einmal.

Ganz benommen geh' ich in mein Hôtel. Beständig seh' ich den dicken Geldschrank vor Augen. Es zog mich förmlich. Wenn der Ede Steiner so kräftig von der Dummheit seiner Mitmenschen profitirte, warum sollte nicht ich von Ede Steiner's Dummheit profitiren? — So gegen 1 Uhr Nachts stand ich richtig wieder vor dem Dings, — diesmal allein. Hatte aber den Ede unterschätzt. Kaum tippe ich an den Verschluß, da geht so'n ganz verschmitzt verborgenes elektrisches Läutewerk los und haste nich gesehn, hat der Ede mich auch schon am Kragen. Das Ende war: ich wanderte in's Gefängniß zum ersten Mal, weil ich versucht hatte, dem Ede seinen Raub ein bißchen zu schmälern, und er, der den Leuten zu ihrem Geld auch noch die Gesundheit stahl, kaufte sich, während ich saß, 'ne Equipage, Schweißfüchse, riesig elegant, — sauste damit an mir vorbei, als ich das erste Mal wieder auf die Straße kam. Ja."

Er schwieg. Die melancholische Locke fiel tiefer in seine Stirn.

„Bei dieser Affaire haben Sie sich die Rettungsmedaille aber nicht verdient, Herr Röder," ermunterte ich.

Er schüttelte den Kopf und hob seine verschleierten Träumeraugen zu mir auf. „Nein. Ich fing bloß an einzusehen, daß mein Geschäft seine Schattenseiten hatte. Es war nichts mit den kleinen Unternehmungen. Einen großen Schlag mußte ich thun, einen einzigen! mit raffinirtester Geschicklichkeit! — Darnach: Ruhe. — Ich dachte schon damals an drüben." Er deutete gradaus in den leuchtenden Mondschein.

„Nun, dahin fahren Sie jetzt," warf ich ein.

„Aber anders," widersprach er mit einem Seufzer. „Doch Sie wollen die Geschichte meiner Rettungsmedaille hören. Also kurz, ich fand meinen großen Schlag, eine Gelegenheit, wie sie auch einem Glückskind nur einmal im Leben vorkommt. Ich will Sie nicht mit der Aufzählung all' meiner Vorbereitungen langweilen. Das kann ich behaupten, ich hab' solider gearbeitet, als je zuvor. Schauplatz: die Villa eines Großhändlers. Eine Liebelei mit der Haushälterin verschaffte mir Kenntniß der Hausgelegenheit, eine Freundschaft mit dem zweiten Buchhalter Einblick in die geschäftlichen Angelegenheiten. Mein Mann, ein mehrfacher Millionär, war durch die Art seines Geschäfts gezwungen, häufig Zahlungen von Hunderttausenden in Baar auf einige Tage und Nächte im Geldschrank in seiner Wohnung aufzubewahren.

Der Schrank stand im Eckzimmer des ersten Stockwerks links. Dahinter kam ein fensterloses Schrankzimmer, darnach gartenwärts das Zimmer, in dem die Bonne und das Kind des Hauses schliefen, daneben ein Frühstücks- und Spielzimmer mit Balcon; ein Ankleidezimmer; dann in der anderen Ecke, auch gartenwärts, das Schlafzimmer des Ehepaares. Der Commerzienrath war erst seit vier Jahren verheirathet. Noch ein paar Wohnstuben lagen nach vorn heraus. Im Erdgeschoß waren Contor- und Gesellschaftsräume. Die Dienerschaft schlief in der Mansardwohnung.

Nichts einfacher als mit einer kleinen Leiter auf den Balcon gartenwärts zu steigen, die Scheiben an der Thür des leeren Frühstückszimmers einzudrücken, durch das Zimmer und über den Corridor zu dem unverschlossenen Eckzimmer nach vorn zu gehen, in dem der Schrank stand. Den Schrank hatt' ich genau untersucht. Er sah aus wie'n Panzerthurm. Aber der Fabrikant hatte den Käufer kräftig damit angeschmiert. Es pfuschen viele Bönhasen Unsereinem in's Handwerk, lieber Herr, stehlen und bringen's zu Reichthum und Ansehen. Alles Glückssache. Also der Geldschrank hatte Schlösser, die selbst ich wohl nicht aufgekriegt hätte, aber die Seitenwände waren von ganz schlechtem Eisenblech. Mit Bohrer und Säge konnt' ein geschickter Mensch da in einer einzigen Stunde eine Platte herauslösen, groß genug, um mit beiden Händen in die Schätze im Innern zu greifen, und zwei Stuben weit rechts und links war keine Menschenseele, um das leise Kratzen zu hören. Auch kein Läutewerk, keine Selbstschüsse und solch' ein Teufelskram. Wie ich sage, eine Gelegenheit, so großartig einfach und lohnend, daß ich mich bloß wunderte, wie nicht längst vor mir Jemand sie ausgenutzt hatte. Eines Nachts, als zweimalhunderttausend Mark in dem Schrank lagen, und der Commerzienrath mit seiner Frau zu einem Gartenfest gefahren war, machte ich mich an's Werk.

Es war im Hochsommer, seit Tagen eine Schwüle, die Menschen und Thiere förmlich auf den Asphalt niederdrückte, der Himmel pechschwarz von Gewitterwolken, kein Mond, kein Stern. Ich brauchte keine Scheibe einzudrücken, die Thür nach dem Balcon stand angelweit offen. Und wie ich auf Strümpfen durch das Frühstückszimmer schleiche, sehe ich, daß die Thür zur Kinderstube auch offen steht. Ein Nachtlämpchen brennt drinnen mit ruhiger Flamme. Und da giebt's mir 'nen Ruck. Das Bett der Bonne ist leer, unangerührt. Das kleine Mädchen liegt allein in seiner Wiege, halb bloß gestrampelt, den Kopf mit den blonden Löckchen tief in's Kissen gewühlt, ein Fäustchen am Ohr, eins auf der Brust, das Mündchen halb offen. Eine süße Krabbe! Ich bin immer ein Kindernarr gewesen. Es ist was Eigenes um so ein winziges Menschenknöspchen voll quellender Kraft und Gesundheit mit allen Hoffnungen und Möglichkeiten des Lebens noch vor sich — besonders wenn man selbst sich in der Welt die Füße schon ein bißchen wund gelaufen hat. Ich konnt' die Augen nicht von ihm wenden, während der zwei Secunden, die ich unschlüssig stand. Denn das Fehlen der Bonne war mir ein Strich durch die Rechnung. Wenn sie zurückkam, konnte sie mir begegnen. Schließlich aber sage ich mir: Ist die Person um Mitternacht nicht auf ihrem Posten, kommt sie auch schwerlich vor Morgengrauen.

Ging also weiter, meinen großen Schlag ausführen. Leer und dunkel war der Flur, leer und dunkel die Stube vorn, und dumpf! eine Luft zum Schneiden. Ordentlich sengerich riecht's vor Hitze. Ich klappe meine kleine Laterne auf, verriegle die Thür zum Flur und die zum Schrankzimmer und führe leise, leise den Bohrer in die Schrankwand. Kaum kann ich sehen. Wie ein Nebel, wie ein Qualm liegt's in der Luft, beißt mich in den Augen. Der Schweiß rinnt mir von der Stirn. Aber all' meine Sinne sind auf die Arbeit gerichtet, den großen Schlag, der über meine Zukunft entscheidet. Während die Finger fast lautlos die Säge durch das schlechte Doppelblech führen, horchen die Ohren angestrengt in die Nacht hinaus. Ganz still ist's auf der Straße, im Haus. Nur ab und an ein kaum hörbares Knacken, Wehen, so was Lebendiges, das zu athmen scheint, — die Gegenwart von Etwas, das man nicht nennen kann, dessen Art man nicht einmal ahnt. Ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll. Alle Beschreibung klingt dumm. Genug, ich war nicht allein. Ein Geheimniß war da mit mir. Ich kannte es nicht, — aber vielleicht kannte es mich. — Ganz unheimlich! Damals redete ich mir ein, es wär' das Blut, das mir in den Ohren sänge. Aber so kaltblütig ich sonst gearbeitet habe, wie es zu unserem Geschäft ja gehört, diesmal war ich aufgeregt.

Auf einmal, — ich arbeitete schon an der vierten Seite der Platte, — ein schriller Ruf draußen! ein Rutschen, Klappern im Haus. Zugleich fällt eine Lichtfluth auf meine Hände. Keuchend, nach Luft ringend seh' ich auf. Da schlagen die hellen Flammen aus den Erdgeschoßfenstern unter mir. Ich öffne vorsichtig die Thür zum Flur. Die Vorhänge, die Läufer draußen glimmen schon. Eilig schließ' ich wieder. Nur schnell, das Viereck völlig heraus! Die Scheine in die Taschen gestopft! In dem Schwarm von Menschen, die in wenigen Augenblicken hier sich umeinander treiben werden, ist das Entkommen Kinderspiel und der Brand verwischt jede Spur. Es geht gut! Alles geht gut! — In wahnsinnigem Eifer stürz' ich mich auf den Schrank. Mag die Säge kreischen! — Eile! Eile! — Lange läßt das Feuer mir nicht Zeit. Dreiviertel ist die vierte Seite durchfeilt. Draußen jetzt Gekreisch, Geheul! Die Dienstboten stürzen wild schreiend und polternd die Treppen hinunter. In fünf Minuten werden die Spritzen vor's Haus rasseln. Ich brauch' so lange nicht mehr. Die Eisenplatte weicht, biegt sich — Da — durch den Höllenlärm draußen hör' ich im Gartenzimmer das Kind weinen. „Wahrscheinlich holt's eben Jemand," denk' ich, „gut!" — Aber das Weinen klingt immer von derselben Stelle. Und ganz verteufelt ist's: die Säge will nicht weiter, stockt, versteift sich. — Wer soll's denn holen? — Die Bonne auf heimlichem Ausflug, die Eltern nicht zu Haus. — — Ich werd' wüthend. Was geht das fremde Kind mich an? Holt's Keiner sonst, holt's die Löschmannschaft. Nur noch ein Eckchen! Nur noch Daumensbreite! — Weiter! Weiter! — — Da wird das Weinen ein Kreischen, ein Jammergeheul. Draußen summt und braust ein Menschenschwarm, im Haus ist's todtenstill. Nur das wilde Kreischen des Kindchens. Es ging mir durch Mark und Bein. Und ob ich gleich wußte, meine Zukunft hängt an dem Vorrücken der Säge, ich konnt' nicht anders! mußt' sie stecken lassen, die Thür zur Schrankkammer aufriegeln, sehen, wenigstens sehen, was das Kind hat. — Ein completer Narr! was? — Ich werde sofort wieder kommen, tröst' ich mich. Ja — wieder kommen! — Als ich die Thür zur Kinderstube aufreiße, seh' ich, daß das Feuer, das irgendwie im Erdgeschoß ausgekommen ist, sich schon nach der Rückseite des Hauses durchgefressen hat. Durch die halboffenen Fenster war die Flamme hereingeschlagen, hatte die Gardinen gepackt. Und die ganze Stube brennt, das Bett der Bonne, der Teppich; die Spitzenvorhänge des Kinderbettchens brennen lichterloh, ein Feuerbogen über dem schreienden Bündelchen Mensch, das bald nur ein Flämmchen in den anderen Flammen sein wird.

Da vergeß' ich denn Alles. Hinter mir liegt ein Vermögen, ich brauch's grad in die Tasche zu stecken. Nicht Huhn noch Hahn wird darnach krähen. Und ich laß' es liegen! Ich laß' meinen Bohrer

Digitized by Google

liegen, meine Säge, die Laterne. Ich muß, lieber Herr, und obgleich ich meine Dummheit verwünsche, käm's noch mal so, ich müßt' es wieder. Wie ein Blitz stürz' ich auf das Bettchen zu, reiß' das Würmchen an mich, dem durch ein Wunder Gottes auch noch nicht ein Härchen versengt ist, und dann mit einem Satz in das Balconzimmer, wo mir die Leiter zu bequemem Rückzug bereit steht.

Einen Augenblick denk' ich dran, das Kind irgendwo im Garten in's Gras zu legen, umzukehren, auf die Gefahr, lebendig zu verbrennen, umzukehren, meinen Schatz zu holen. Aber mittlerweile war vor der Front des Commerzienraths Coupé vorgeraſſelt, mit dampfenden, schäumenden Pferden. Die Mutter schrie nach ihrem Kind. Niemand hatte es gesehen, Niemand daran gedacht. Von allen Seiten stürmten rufende, schreiende Menschen in den Garten. Auch die Bonne kam heulend von irgendwoher gerannt. Allen voran die Mutter und fiel in Krämpfen zu Boden, als sie die Flammen aus den Fenstern der Kinderstube schlagen sah. So gab's keine Rückkehr für mich. Ich schob mein Bündel dem Vater in die Arme. „Ihrem Kind ist nichts geschehen, Herr Commerzienrath; hier ist's."

Da war denn der Jubel groß bei Allen. Ganz fremde Leute fielen einander in die Arme, weinend vor Aufregung und Freude. Nur mir war jämmerlich zu Muth, mußte immer an das Vermögen denken, das drinnen in den Flammen lag und jetzt in meiner Tasche stecken könnte, stecken würde, wär' das Stückchen Mensch da nicht gewesen, hätte seine Hüterin es nicht pflichtvergessen allein gelassen!

Der Commerzienrath war der Einzige, der den Kopf nicht verlor, und mich hielt er auch immer am Rockkragen fest, obgleich ich gern im Dunkel verschwunden wäre. Denn, ich bitt' Sie, was konnte bei der verpfuschten Sache noch für mich herauskommen? Mir wurde schlecht vor Ungeduld, wenn ich den alten Herrn versichern hörte, er werde sich erkenntlich erweisen. Konnte ein Mensch mir ersetzen, was ich aufgegeben hatte? Er aber gab nicht Ruh, bis ich ihm meinen Namen und meine Adresse nannte. Hätt' mich leicht hinter einer Deckflagge salviren können, aber ich war innerlich so zermürbt über mein Pech, daß mir Alles gleichgiltig schien. Wie vor den Kopf geschlagen ging ich die nächste Zeit herum. Ist ein verwünschtes Gefühl, wenn man geglaubt hat, das Glück endlich am Wickel zu fassen und sieht sich weiter zurückgeschleudert als je zuvor.

Der Commerzienrath schrieb derweil, schrieb an alle Behörden, damit ich die kleine Medaille da kriegte. Bei der Gelegenheit machte sich's ganz von selbst, daß ihm meine Vergangenheit klar wurde und woher ich kam. Beim Aufräumen des Schuttes war auch der angebohrte Geldschrank gefunden worden, Säge und Laterne. Da reimte der alte Herr sich denn leicht die zwei Stücke zusammen, kam eines Tages zu mir und sagte mir auf den Kopf zu, wieso ich damals in sein Haus gekommen wäre. Darnach wurd' er ganz wild, versicherte, es sei eine Sünde und Schande um einen Menschen wie ich, einen Menschen, in dem so'n guter Kern stecke, so viel Courage, Edelsinn, Menschenliebe — na, ich bring' die schönen Worte nicht mehr zusammen. Das Ende war, ich müßt' mich zusammenraffen, ein anderer Mensch werden. Er wollt' mir helfen. Und da kaufte er mir die Ueberfahrtskarte und gab mir ein paar Tausend Mark zum Anfangen. Damit sollt' ich ein andrer Mensch werden." — Will Röder lächelte düster. „Die Reichen machen ja so viel möglich mit ihrem Geld, wissen Sie, daß sie schließlich meinen, sie wären ganz allmächtig und könnten sogar unseres Herrgotts Arbeit besser machen. Es war übrigens beinah dieselbe Rede, wie sie der Anstaltsgeistliche mir im Gefängniß gehalten hatte, nur daß der noch etwas länger sprach und mir kein Geld gab."

„Und Sie?"

„Ich, ja, ich mußt' derweil immerlos die goldene Kette anstarren, die dem Pastor auf der Weste schaukelte, eine schwere Kette, gutes Gold, achtzehnkarrätig, und eine feine Schweizer Uhr daran. Als er Schluß machte, sagte ich: ‚Herr Pastor, wollen Sie Ihre Uhr und Kette nicht mitnehmen?' — Ich hatt' sie ihm abgehakt, wissen Sie, ich konnt' nicht anders."

„Aber Herr Röder!"

„Er war ein humaner Mann. Wenn er mich angezeigt hätte, es wäre mir übel gegangen. Aber warum mußte er auch die glitzernde Kette vor meinen Augen herumbaumeln lassen?"

„Röder," sagt' ich, warm von der seltsamen Sympathie, die der wunderliche Mensch trotz seiner sittlichen Verwahrlosung mir einflößte, „Ihr Pastor hatte dennoch Recht, Ihr Commerzienrath hat Recht: Sie sind es der kleinen Medaille da, die Sie mit so hervorragender Berechtigung tragen, schuldig; der braven That, durch die Sie sie verdient haben, sich selbst sind Sie's schuldig, daß Sie sich von den Schlacken freimachen, die den Glanz Ihrer guten Eigenschaften trüben."

Er sah mich mit seinen verschleierten Augen schwermüthig überlegen an, wie Einer, der es besser weiß, den dies Wissen aber weder froh noch stolz macht.

„Wenn ich als der Bruder des Commerzienraths auf die Welt gekommen wäre, so bezweifle ich nicht, daß ich ein einwandsfrei anständiger Kerl geworden und mein Lebtag geblieben wär. Hingegen wäre der Commerzienrath als Will Röder, als Sammetscheerersſohn geboren — wer kann wissen —?"

„Nein," widersprach ich lebhaft, „lullen Sie Ihr Gewissen nicht in Schlaf mit dem Aberglauben von Fatum, Milieu, Bestimmung! Des Menschen Wille kann über All' das siegen!"

„Ich meine doch," entgegnete Will langsam, „wenn mein Wille so mächtig wäre, dann führ' ich jetzt erster Cajüte, hätte zweimalhunderttausend Mark in der Tasche und wär' ein Gentleman. Denn es war mein fester Wille, das Geld zu nehmen, und es war gar nicht mein Wille, das Kind zu retten. Doch hab' ich das Eine gethan und das Andere gelassen. Es war stärker als ich, sehen Sie." Er stand auf. „Es ist spät. Das Schiff legt morgen an. Wir werden uns wohl nicht wiedersehen. Gute Nacht, mein Herr."

„Wollen Sie denn nicht wenigstens versuchen —"

Er nickte. „Ja, das Versuchen hab' ich dem guten, alten Herrn versprochen. Nur —" Er vollendete nicht.

Langsam schritt er zum Eingang der zweiten Cajüte, ein wenig gebeugt, wie unter einer Last, die zu schwer für seine schlanken Schultern war. Der Mond schien in sein blasses, melancholisches Gesicht; die blonde Locke über seiner Stirn flimmerte goldig.

Ich wagte durch kein Wort ihn zu halten, gebannt von einer feierlichen Scheu. Mir war's, als hätte der Weltgeist einen Schleier vor meinem Auge weggezogen, mich einen Blick thun lassen in die Tragik der Menschengeschicke, die Tragik, die nicht von Außen kommt, die Jeder in der eigenartigen Mischung seiner Eigenschaften in sich trägt; dieser verhängnißvollen Mischung, die warme Herzen auf dem Abfallhaufen der Menschheit enden läßt, und räuberische Selbstsucht, kühl rechnende Brutalität auf dem schmalen Pfad äußerlicher Gesetzlichkeit erhält.

Aus der Hauptstadt.

Das „rothe" Sachsen.

„Die Preußen haben uns das Land gestohlen. Wir werden es uns schon wieder holen. Geduld, Geduld, Geduld!" Dieses trutzige Liedlein war in den Schulen des Königreichs Sachsen zu hören, als nach den Befreiungskriegen in Ausführung der Beschlüsse des Wiener Congresses ein großer Theil der Albertinischen Lande an Preußen gefallen war. Talleyrand und Metternich hatten diese Veränderung der Landkarte Deutschlands verschuldet, die preußischen Staatsmänner ihr aber nur widerwillig zugestimmt. Freilich wußten es die Wenigsten. Aber wenn es auch allgemein bekannt gewesen wäre, das Liedlein hätte nicht minder trutzig gelautet. So tief ging der Sachsen Haß gegen den thatkräftigen und mächtig emporstrebenden nördlichen Nachbar, daß die Vernunft sich ihm gegenüber nicht mehr behaupten konnte. Wer gesteht auch gern ein, daß er seine Rolle ausgespielt hat. Schon längst hatte Kursachsen die Führung des protestantischen Deutschland an Kurbrandenburg abgetreten. Und wie lange konnte sich der Haß in dieser Stärke erhalten! Nicht einmal die Pflicht der Dankbarkeit vermochte ihn zu mildern. Preußische Truppen schlugen im Jahre 1849 den Aufstand in Dresden nieder und gestatteten dem König, der der Bewegung ausgewichen war, in seine Residenz zurückzukehren. Als aber der Kaiser von Oesterreich in den sechziger Jahren Preußen mit aller Gewalt auf die Stufe eines deutschen Mittelstaates herunterdrücken wollte, da sah er wie immer auch dieses Mal den Herrscher Sachsens wieder an seiner Seite: und dessen Volk fand es ganz begreiflich, daß das anspruchsvolle Preußen einmal gründlich gedemüthigt werden sollte. Erst nach dem großen Kriege gegen Frankreich trat allmälig eine Wandlung ein. Indessen noch Jahrzehnte hindurch hielt sie sich nur auf der Oberfläche. Wo sich nur ein Anlaß dazu bot, begegnete man in allen Schichten der Bevölkerung den preußischen Waffengefährten mit verletzender Zurückhaltung. Vom kursächsischen Standpunkte aus war es doch unerhört, daß nicht der von Sachsen vergötterte politische Schaumschläger Beust, sondern der preußische Junker und Realpolitiker Bismarck das deutsche Reich geschmiedet hatte. Die Zeit, die sonst so Vieles fertig bekommt, erwies sich in diesem Falle als beinahe machtlos. Das merkte ich noch vor drei Jahren, als ich von Dresden nach Berlin fuhr, sehr deutlich. Während der Fahrt kam das Gespräch auf die Absicht der sächsischen Eisenbahnverwaltung, auch ihrerseits die Bahnsteigsperre einzuführen. „Natürlich," meinte ein Vollblutsachse, „da wir ja überall von der verdammten preußischen Dummheit umgeben sind, werden wir auch die Bahnsteigsperre bekommen." Wie groß daher mein Erstaunen, als ich vor einigen Wochen nach Sachsen zurückkehrte und auf Schritt und Tritt Beweisen aufrichtiger Sympathie für Preußen begegnete. „Ach, wenn wir doch 1866 in Preußen einverleibt worden wären! Warum kann es denn nicht jetzt noch geschehen?" Große Mühe kostet es, den Sachsen klar zu machen, daß auch in Preußen nicht Alles so ist, wie es sein sollte. „Mein Lieber," heißt es sofort, „was will das gegenüber der schauerlichen Mißwirthschaft sagen, die hier herrscht!" Und in dieser Eingenommenheit für Preußen finden sich fast alle unabhängigen bürgerlichen Kreise zusammen, ob sie nun zu den Bemittelten und Gebildeten oder den Unbemittelten und den weniger Gebildeten gehören. Nur die Höflinge, ferner Alles, was da glaubt, sich zur Aristokratie rechnen zu dürfen, das Officier-Corps, die staatliche Beamtenwelt und zu einem

Digitized by Google

großen Theil auch die Geistlichkeit können noch immer nicht von der traditionellen Abneigung gegen die abscheulichen Preußen lassen. Im Uebrigen jedoch hat hier die Mißwirthschaft in kurzer Frist das zu Wege gebracht, was nicht einmal in Jahrhunderten und auch nicht in den verschiedenen Jahrzehnten nach den auf Frankreichs Gefilden gemeinsam erfochtenen Siegen hatte erreicht werden können. Worin tritt sie aber zu Tage? Erfreut sich denn nicht das Königreich Sachsen geordneter Verhältnisse? Wo erlitte wohl der Gang der Staatsgeschäfte eine Störung? Nach der Ansicht verbitterter Sachsen selber zeigt sich die Mißwirthschaft in der vor einiger Zeit vorgenommenen Wahlentrechtung weiter Schichten der Bevölkerung, in der eben so rückständigen wie kostspieligen Verwaltung und in dem Einfluß, den die römische Kirche auf die maßgebenden Stellen ausüben soll.

Zu den Männern, die bei Lebzeiten über Gebühr eingeschätzt wurden, gehört auch Sachsens König Albert, der im Juni vorigen Jahres in Sybillenort einem langen schweren Leiden erlag. Als hervorragender Heerführer wurde er gefeiert; und auf keinen Geringeren berief man sich dabei als auf Moltke. Indessen, es darf nicht übersehen werden, daß der große Stratege viele Jahre seines Lebens nur Hofluft eingeathmet hat und sich zu Bismarck's späterem Leidwesen niemals einer gewissen Unterthänigkeit gegen die Angehörigen der Häuser von souveränem Blut entschlagen konnte. Wenn die unter den Befehl des damaligen Kronprinzen Albert gestellte Maasarmee im Feldzug 1870/71 gut abschnitt, so war es, bei Lichte betrachtet, wohl mehr das Verdienst des tüchtigen Chefs seines Generalstabes, des späteren Generals von Schlotheim. König Albert war aber auch kein bedeutender Staatsmann, falls ein Staatsmann sich darin zu erkennen giebt, daß er die Regungen der Volksseele versteht und ihnen Rechnung zu tragen weiß. Eigentlich konnte König Albert die Welt nur unter dem dynastischen Gesichtswinkel schauen. Von den Kriegervereinen, die sich bald nach dem letzten Feldzug in Deutschland bildeten, hielt er nicht allzu viel, weil sie, einmal organisirt, durch die Organisation in unruhigen Zeiten gefährlich werden konnten; und die Buren waren ihm „Rebellen", trotzdem sie doch als Republikaner nur ihre Selbstständigkeit gegen englische Eroberungssucht vertheidigten. Eine staatliche Entwickelung, in der das Volk größere Freiheit in seiner Bewegung erhielt, war ihm von vornherein unsympathisch. Begreiflich ist eine derartige Auffassung allerdings. Er war ein blutjunger Officier, als er einen seiner Vorgänger auf dem Throne vor einem Volksaufstand aus der Hauptstadt fliehen sah; und im Frühjahr 1871 konnte er die Greuel der Pariser Commune aus nächster Nähe sehen. Aber ein wirklich staatsmännischer Kopf stellt sich doch nicht unter, sondern über die Ereignisse, um aus ihnen die Schlüsse für sein eignes Handeln zu ziehen. Leute, die in Sachsen Bescheid wissen, behaupten steif und fest, König Albert habe niemals die Eindrücke der Pariser Commune überwunden; und diesem Umstande sei es vor Allem zuzuschreiben, daß in einem neuen Wahlgesetz viele sächsische Staatsbürger ihres sächsischen Wahlrechtes beraubt wurden. Wenn die darob Entrüsteten bei der Regierung vorstellig wurden, zuckte diese die Achseln und mahnte, sich zu bescheiden, da der König nun einmal auf dem neuen Wahlgesetz bestanden habe. Und er konnte in der That sehr unangenehm werden, wenn sein Königlicher Wille und die Autorität der Krone einmal nicht sogleich die Beachtung fanden, die ihnen von seinem dynastischen Standpunkte aus zukam. Nun, er durfte den Seinen viel zumuthen.

Unbegrenzt ist der Sachsen Unterthänigkeit. Selbst Fürsten, die ihnen bitter weh gethan haben, umgeben sie noch in der Erinnerung mit ungewöhnlicher Liebe und Verehrung. August der Starke war doch wirklich nicht viel werth. Aber wie leuchten trotzdem jedes Mal der Sachsen Augen auf, wenn auf ihn die Rede kommt. Wahlentrechtung und als ihre unmittelbare Folge ein wesentlich verschärfter Steuerdruck gingen jedoch auch über die Kräfte des schon fast sprichwörtlich loyalen Sachsen. Bald machte auch er aus seinem Herzen keine Mördergrube mehr. Ueberall, wo man es hören wollte, wetterte er gegen die in seinem engeren Vaterlande herrschende Mißwirthschaft; überall behauptete er aus voller Ueberzeugung, daß derartige Zustände in heutigen Preußen unmöglich wären.

Unmöglich kann eine Verwaltung rückständiger sein als die königlich sächsische. Behandelt sie nicht das nichtsächsische Deutschland, wo es nur immer angeht, als Ausland? Das deutsche Reich hat einen Flächeninhalt von 540 484 km. Davon entfallen nur 14 993 auf das Königreich Sachsen; und dennoch geriren sich die sächsischen Regierenden noch als Leiter einer Großmacht. Bismarck empfahl bald nach der Errichtung des deutschen Reiches Reichseisenbahnen. Zu den Staaten, die sich diesem Vorschlag am heftigsten widersetzten, gehörte auch Sachsen. Schwer hat es dafür büßen müssen. In's Blaue hinein baute es auf Grund seiner Selbstständigkeit Bahnen über Bahnen, und vor Allem auch solche, deren ungenügende Rentabilität doch außer jedem Zweifel stand. Ein Staat von der Größe Preußens kann das Nämliche ohne Gefahr für seine Finanzen thun. Dort tragen die sich gut rentirenden Bahnen die sich schlecht oder gar nicht rentirenden. In einem Lande von dem Umfange Sachsens, bei dem es wahrhaftig nicht leicht ist, bei einer nur zweistündigen Eisenbahnfahrt innerhalb der nach Treitschke „glühend verehrten geschichtlosen", grünweißen Pfähle zu bleiben — in einem solchen Ländchen muß dasselbe System zum finanziellen Ruin führen, zumal wenn noch nebenbei, wie es ebenfalls in Sachsen geschehen ist, Millionen über Millionen in luxuriösen Bahnhöfen und in Palästen verthan werden, in denen die höheren Beamten der Bahnverwaltung ihren Dienstgeschäften obliegen und Unterkunft finden. Die Deficits in den Cassen des Staates sind vor Allem durch die kurzsichtige Eisenbahnverwaltung verschuldet worden. Verstand es sich da nicht eigentlich von selbst, daß sie um einigermaßen wieder auf einen grünen Zweig zu kommen, einen möglichst engen Anschluß an die preußische suchte. Aber auch jetzt noch blieb für sie Preußen Ausland. Es wurde in der Eisenbahnverwaltung nicht bloß die sächsische Selbstständigkeit aufrecht erhalten. Man schloß sich sogar durch andere und meistens höhere Tarife noch mehr gegen das böse Preußen ab. — Wie groß war ferner in Deutschland der Jubel, als nach dem Abschluß des Zollvereins in der Neujahrsnacht von 1833 auf 1834 die Schlagbäume an den Grenzen fielen! Viele Jahrzehnte später trat in Berlin ein Reichstag zusammen, der mit den Regierungen die für ein deutsches Reich zu erhebenden indirecten Steuern festlegte. Sollte man da nicht meinen, daß zwischen den einzelnen deutschen Staaten auch nicht ein einziger Schlagbaum mehr besteht? Und doch ist es der Fall. Vor gar nicht langer Zeit hatte sich eine Dame vor der sächsischen Steuerbehörde wegen Steuerhinterziehung zu verantworten. „Sie haben sich," hieß es dort, „viele Lieferungen von Wurst aus dem Preußischen kommen lassen." — „Ja wohl, durfte ich dies etwa nicht? Kann ich meine Wurst nicht beziehen, woher ich will?" — „Gewiß," gab der Verhörende zurück. „Aber wenn Sie die in Frage stehende Wurst nicht aus Sachsen beziehen, müssen Sie sie versteuern. Und das haben Sie nicht gethan." — Nach Preußen können in dem geeinten Deutschland vermittelst der Reichspost Waaren jeglicher Art aus allen deutschen Ländern gelangen, ohne daß der Staat davon die geringste Notiz nimmt. Wer kann darauf verfallen, daß für gewisse Sorten Wurst und Fleisch in Sachsen das nichtsächsische Deutschland Ausland ist? Ist es nicht eine unerhörte Drangsalirung des Publicums, auch hier den Grundsatz gelten zu lassen, daß Unkenntniß des Gesetzes nicht vor Strafe schützt? Wenn der Deutsche nicht vor solchen unliebsamen Ueberraschungen sicher ist, wie sie die der Steuerdefraudation beschuldigte Dame erlebt hat, dann bleibt ihm nur übrig, vor jedem Schritt, den er innerhalb der Grenze des deutschen Reiches thun will, erst das Gesetz zu befragen. — Ausland ist das nichtsächsische Deutschland für Sachsen auch auf dem Gebiete des Versicherungswesens. Wer aus diesem Ausland in's Sächsische verzieht, sein Mobiliar aber bei einer nichtsächsischen Versicherungsgesellschaft versichert hat, hat noch auf Grund des Gesetzes Gebühren für einen Uebertragungsstempel zu zahlen, in die sich Staat und Gemeinde theilen. Derartige Maßnahmen, um für den Großstaat Sachsen immer neue Geldquellen zu erschließen, mögen seinen Finanzmännern alle Ehre machen. Dem Ansehen der Regierung im Lande thun sie jedoch schweren Schaden. „Was fragen wir," so heißt es jetzt unter den von den Steuern Bedrückten, „nach einer Selbstständigkeit, die uns so theuer zu stehen kommt. Lieber fort mit ihr, als daß wir noch weiter wie eine Citrone ausgepreßt werden."

Aber Wahlentrechtung und kostspielige Rückständigkeit in der Verwaltung wären allein noch nicht im Stande gewesen, das sächsische Volk auf das Tiefste zu erbittern. Noch ein Drittes mußte hinzukommen, auf daß das Maß voll wurde. Für den Einzelnen ist freilich Religion Privatsache. In dem geordneten Zusammenleben der verschiedenen Einzelnen spielt sie aber eine hervorragende Rolle. Kein Volk, kein Staat kann ihrer entbehren. In der großen französischen Revolution wurde Gott entthront, um aber schon nach wenigen Jahren in seine Rechte wieder eingesetzt zu werden. Und zu einem gedeihlichen Zusammenwirken von Volk und Herrscher gehört unbedingt auch die Uebereinstimmung in der Auffassung von den religiösen Dingen. Von jeher hatte das sächsische Volk es sehr schmerzlich empfunden, daß das Herrscherhaus durch August den Starken sein lutherisches Bekenntniß der windigen polnischen Königskrone opferte und sich confessionell für immer von ihm trennte. Erweiterte sich der Gegensatz bisher noch nicht zu einer offensichtlichen Entfremdung, so lag dies einerseits an der bereits hervorgehobenen, außergewöhnlich großen Loyalität der Sachsen, andererseits an der politischen Vorsicht der Wettiner, die kluger Weise Alles vermieden, was die Unterthanen in ihrem strengen Lutherthum reizen konnte. Jetzt ist aber mit einem Male der confessionelle Gegensatz acut, d. h. das seit Jahrhunderten unter der Oberfläche schlummernde Mißtrauen des evangelischen Volkes gegen sein katholisches Fürstenhaus geweckt worden. Der nur einigermaßen aufmerksame Politiker konnte hierdurch nicht überrascht werden. König Georg ist ein Mann von sehr ernster Lebensauffassung. Nichts nimmt er leicht; am allerwenigsten eine Stellung zu Gott und zu Denen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben diese zu vermitteln. Sachsens gegenwärtigen Herrscher zeichnet aber auch große Ehrlichkeit aus; und so hat er auch niemals aus seinem streng katholischen Glauben und seiner Ergebenheit gegen den Papst ein Geheimniß gemacht. Wie hätte er sich wohl unter solchen Umständen jemals einer besonderen Popularität bei den evangelischen Sachsen erfreuen sollen? Und zu dieser konnte er erst recht nicht gelangen, als vor wenigen Jahren einer seiner jüngeren Söhne, der dem Drange seines Herzens folgend, den Waffenrock des Officiers gegen die Sutane des römisch-katholischen Geistlichen vertauscht hatte, in seinem engeren protestantischen Vaterlande von Haß erfüllte Reden gegen die Ketzer hielt und der Oheim, König Albert, sich ins Mittel legen und die empörten evangelischen Angehörigen seines Staates mit der Versicherung besänftigen mußte, daß ein solches Vorkommniß sich nicht wiederholen werde. Also, schon bevor König Georg den Thron der Albertiner bestieg, fühlte sich das Sachsenvolk durch seinen ausgeprägt

Digitized by Google

katholischen Glauben und seine unverkennbare Hinneigung zum Papst schwer beunruhigt. Und hatte es nicht dazu doppelten und dreifachen Anlaß? Wer anders als Rom hatte nach der Wiedererrichtung des deutschen Reiches und nach der Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit den confessionellen Hader mit aller Gewalt in das deutsche Volk hineingetragen? In den vielen Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts vor der Proklamirung des deutschen Kaisers in Versailles konnten Deutsche ganze Menschenalter neben einander leben, ohne daß sie wußten, zu welcher Confession sich der Nachbar hielt. Oft gab es eine Ueberraschung, wenn es zufällig offenbar wurde, daß er der „anderen" angehörte. Seit 1871 wird bei allen nur möglichen Gelegenheiten die Frage nach dem Bekenntniß aufgeworfen, mag es sich um die Anstellung eines Beamten oder um den Schneider handeln, bei dem ein neuer Rock zu bestellen ist. Wenig Einsicht wäre aber dazu erforderlich, um zu begreifen, daß Rom den confessionellen Hader unter allen Umständen brauchte, um dem unter einem evangelischen Kaiser aufstrebenden deutschen Reich Knüppel zwischen die Beine zu werfen. Diese edle Absicht der Päpstlichen und der Ultramontanen wurde schon von dessen Begründer, dem Fürsten Bismarck, durchschaut, als er mit dem proklamirten Kaiser aus Frankreich in die Heimath zurückgekehrt war; und unausgesetzt hat er von jenem Zeitpunkt an seine evangelischen Landsleute aufgefordert, Rom gegenüber stets auf der Hut zu sein. Kein Wunder, wenn sich das Vertrauen der Sachsen nicht einstellen wollte, als der streng römisch-katholische Prinz Georg im vorigen Jahr König geworden war, und vollends kein Wunder, wenn das schärfste Mißtrauen sich regte, als der nunmehrige Monarch einen wichtigen Regierungsact unternahm, der sehr nahe das religiöse Empfinden des Volkes streifte und von diesem absolut nicht verstanden wurde. Hätte unter König Albert die ehemalige Kronprinzessin Luise aus den bekannten Gründen Gemahl und Kinder im Stich gelassen, so wäre es Niemandem in den Sinn gekommen, in ihr ein Opfer der Römlinge zu erblicken. Unter seinem Nachfolger wollte es aber nicht gelingen den Verdacht auszurotten, daß die katholische Geistlichkeit mit im Spiele gewesen sei. Und dabei hätte es wahrhaftig sehr schwer gehalten, auch nur den Schatten eines Beweises beizubringen. Indessen unbewußt hat der Monarch den Verdacht selber genährt. Nur Wahnsinn hätte die große Schuld leugnen können, welche die ehemalige Kronprinzessin durch den empörenden Ehebruch auf sich geladen hatte. Vor aller Welt war sie bereits gerichtet; nur völlige Urtheilslosigkeit durfte noch wähnen, sie würde noch einmal in das sächsische Königsschloß zurückkehren. Auch sie selber machte nicht den geringsten Versuch, sich besser darzustellen als sie ist. Unzählige Male ist ihr von Unberufenen haarklein nachgewiesen worden, daß sie unter der Hypnose des Sprachlehrers stand, als sie sich ihm auslieferte. Sie wußte aber nichts von einer derartigen Einwirkung und wollte sie auch nicht gelten lassen, um mit ihr die verlorene Frauenehre wiederzugewinnen. Wozu da noch, mußte sich ein Jeder fragen, der Königliche Erlaß vom 19. März d. J., der die schon verurtheilte unglückliche Prinzessin zum Ueberfluß nochmals der Verachtung des sächsischen Volkes preisgab? „Nicht der König," so war der Gedankengang der evangelischen Sachsen, „spricht in dieser Weise zu uns, sondern die römische Geistlichkeit, die schon lange an den freieren religiösen Anschauungen der Geächteten Anstoß genommen hat und sie nun für alle Zeiten unschädlich machen will." Mit Engelszungen hätte man reden können und es dennoch nicht vermocht, die tief verletzten Sachsen von der Vorstellung abzubringen, daß bei Hofe Rom den Ausschlag gebe. Was seien diesem Christi Lehren, nach denen doch auch der ärgste Sünder Anspruch auf Vergebung habe, wenn er von aufrichtiger Reue durchdrungen ist? Hatte aber Prinzessin Luise nicht aufrichtig bereut? Warum dann noch diese fast grausame Härte? Wenn man die belebtesten Straßen Dresdens durchwandert und die Schaufenster der Buchläden mustert, so stößt man auf eine Unzahl Ansichtskarten mit dem Bildniß der bedauernswerthen Frau und mit einem dieses begleitenden Text. Die Bildnisse erreichen den Gipfel der Geschmacklosigkeit. Der Text ist das Albernste, das wohl je gedruckt worden ist. Aber die Ansichtskarten finden rasenden Absatz. Und wer in der Hauptstadt sowohl wie in seinen Vororten sich die ihm begegnenden Leute aus den mittleren und unteren Schichten der Bevölkerung näher ansieht, wird bei Groß und Klein sehr häufig am Halse oder auf der Brust ein bescheidenes Medaillon ebenfalls mit dem Bilde der Prinzessin entdecken. Sind etwa diese Sachsen bereits um alle Moral gekommen? Keineswegs. Auch für sie ist die Prinzessin noch eine Ehebrecherin. Sie verehren sie nicht mehr, auch sind sie ihr nicht mehr in Liebe zugethan. Nur protestieren wollen sie gegen die nochmalige Aechtung der bereits Verurtheilten, hinter der sie die Römlinge wittern. Nach ihrer Ansicht stehen jetzt zwischen ihren und ihrem König die geschworenen Feinde des evangelischen Bekenntnisses; und diese Ueberzeugung bringt sie im Verein mit der Erbitterung über die Wahlentrechtung und die kostspielige Rückständigkeit in der Verwaltung so sehr in Harnisch, daß sie sich lieber heute als morgen in Preußen einverleiben lassen würden, dessen Verwaltung zehnmal besser, und dessen König mit der großen Mehrheit seines Volkes desselben evangelischen Bekenntnisses sei.

Bei der letzten Hauptwahl zum Reichstag gewannen die Socialdemokraten im Königreich Sachsen 18, bei der darauf folgenden Stichwahl noch 4 Sitze, so daß von den 23 sächsischen Wahlkreisen durch sie 22 vertreten werden. In jüngster Zeit wurde viel von dem „reactionären" Sachsen gesprochen. Jetzt wird es von aller Welt das „rothe" genannt. Ist es aber wirklich so roth? Sind nicht auch in den übrigen deutschen Staaten die socialdemokratischen Stimmen in erschreckender Weise angewachsen? Wem würde aber einfallen, auch sie roth zu nennen? Gegen 299 190 Wähler bei der vorletzten Reichstagswahl sind bei der letzten 441 764 mit der Socialdemokratie gegangen. Sind dies aber darum sämmtlich Socialdemokraten? Auch Blätter von streng conservativer Richtung haben zugegeben, daß in dem Anschwellen der socialdemokratischen Stimmen lediglich die Unzufriedenheit des deutschen Volkes mit der Führung der Geschäfte des Reiches seit Bismarck's Entlassung zum Ausdruck gelangt. Gesellt sich aber nicht in Sachsen zu der, sagen wir einmal, Reichsunzufriedenheit, noch der Unwille über die im engeren Lande herrschenden unerfreulichen Zustände? Es ist klar, die bürgerliche sächsische Bevölkerung sehnte sich nach einer Gelegenheit, dem nur mühsam verhaltenen vielfachen Groll Luft zu machen und glaubte sie in der geheimen Wahl zum Reichstag gefunden zu haben. Nein, nichts weniger als „roth" ist Sachsen, sondern nur verbittert; allerdings in dem Maße verbittert, daß sogar besonnene Männer in der besten, völlig unabhängigen Lebensstellung, die niemals daran denken würden, die von der Socialdemokratie geplante allgemeine Theilung des Besitzes mitzumachen, nach der Wahl unaufgefordert erzählten, daß sie dem socialdemokratischen Candidaten ihre Stimme gegeben hätten. Da die Socialdemokratie international ist, konnte sich freilich in den Wahlen der Umschwung zu Gunsten Preußens nicht offenbaren. Indessen sie sagten es doch deutlich genug, daß die dem Volke einmal verliehenen Rechte, sein Geldbeutel und sein religiöses Empfinden nicht quantités négligeables sind, über die die Regierenden sich leichten Herzens hinwegsetzen dürfen. Sollten diese die letzten sächsischen Reichstagswahlen anders deuten, so würden sie nur riskiren, daß von der sächsischen bürgerlichen Bevölkerung das Aufgehen in Preußen, das sie bis jetzt erst in Privatgesprächen als wünschenswerth hinstellt, bei dem nächsten sich bietenden Anlaß öffentlich und kategorisch gefordert wird, damit der Mißwirthschaft ein Ende gesetzt werde.

Günther von Dielrogge.

Notizen.

Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. Mit 474 Abbildungen im Text und 29 Tafeln in Holzschnitt, Aetzung und Farbendruck. In Halbleder gebunden 17 Mk. (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.) Der fertige Band des neuesten Theiles der „Allgemeinen Naturkunde", die „Naturkräfte" aus der Feder Dr. M. Wilh. Meyer's in Charlottenburg, früheren Leiters der „Urania" in Berlin, liegt jetzt vor. Es ist erstaunlich, welche Fülle von Wissen der Verfasser in dem Werk dem Leser in schmackhafter Form zu bieten versteht, und wie es ihm gelingt, die gesammten physikalischen und chemischen Erscheinungen in einem „Weltbild" zu entrollen, aus dem dem Leser der genetische Zusammenhang der ganzen Materie logisch und überzeugend vor Augen geführt wird. In geistvoller Weise weiß der Verfasser das Interesse des Lesers selbst bei der Behandlung der schwerer in geläufige Formen zu drängenden Stoffe rege zu halten und durch speculative Ausblicke die Phantasie des Lesers anzuregen. Nach einer Einzelbehandlung der getrennten physikalischen und chemischen Gebiete, durch die sich von Anfang an der leitende Faden der atomistischen Weltanschauung hindurchzieht, faßt er im letzten Theil des Werkes, der Stufenfolge der Naturvorgänge, die gesponnenen Fäden zusammen und verwirkt sie zu einem festen Bande, das die ganze Welt vom Atom bis zu den unermeßlich weiten Gestirnen des Himmels umspannt. Es ist ein Genuß, nach der anregenden aufmerksamen Lectüre — denn diese verlangt die Materie — schließlich am Ziel das ganze Weltgebäude als Universum vor den Augen aus den kleinsten Partikelchen erstehen zu sehen. Das Werk ist mit 474 Abbildungen im Text und 29 prächtigen Tafeln in Farbendruck, Aetzung und Holzschnitt prächtig ausgestattet.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Was bezweckt die Kasseler Hafer-Kakao-Trink-Kur?

Die Hafernahrung ist für Gesunde wie Kranke von wohlthätigstem, oft geradezu wunderbarem Einfluss. Die Aerzte haben darum die Erfindung von Hausens Kasseler Hafer-Kakao mit Freuden begrüsst und die neuerdings sehr in Aufnahme gekommene **Kasseler Hafer-Kakao-Trinkkur** findet auf ihren Rat viele dankbare Anhänger. Ist jemand längere Zeit magen- oder darmleidend, oder sind Kinder in der Ernährung zurückgekommen, schwach, scrophulös, blutarm oder bleichsüchtig, so teile man die Kur so ein, dass man gerade zu solchen Tageszeiten eine Tasse Hausens Kasseler Hafer-Kakao zu sich nimmt, zu denen man sonst an derartige Getränke nicht gewöhnt ist, also ausser dem Frühstück in der Zeit Vormittags zwischen 10 und 11, Nachmittags zwischen 4 und 5 und Abends vor dem Schlafengehen zwischen 9 und 11 Uhr. Hat sich jemand an Hausens Kasseler Hafer-Kakao gewöhnt, so wird er diese Kur monatelang fortsetzen können und finden, dass sie die Blutbeschaffenheit bessert, die Nerventhätigkeit anregt und eine reichliche Anbildung der Körpergewebe, Fett und Muskulatur bewirkt. Ein kurzer Versuch genügt natürlich nicht. Auch bei geistiger Abspannung und dauernder Mattigkeit hat diese Kur schon hervorragendes geleistet. Hausens Kasseler Hafer-Kakao ist nur echt in blauen Cartons à 1 Mk., niemals lose.

Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt
Arthur Seyfarth
Köstritz, Deutschland.
Weltbekanntes Etablissement.
Gegründet 1864.

Lieferant vieler europäischer Höfe. **Prämiiert mit höchsten Auszeichnungen.** Versand diverser Spezialitäten modern. Renommier-, Luxus-, Salon-, Jagd- und Sporthunde! Jagd- und Vorstehhunde, Pointer, Setter, Schweisshunde, Bracken, Dachshde., Russ. Windhde., Berhardiner, Neufundländer, Wolfshunde, Mastiffs, Kolossal-Dogg., Dänische Doggen, Dalmatiner, Bulldoggen, Terrier, Pudel, Rattler, Affenpintscher, Möpse, Zwergpintscher, Spitzer, Malteser, Wachtelhunde, Colleys, Schäferhde. Gar. erstkl. Qualit. **Pracht-Album und Katalog Mk. 2.** Das interess. Werk **„Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten"** — Mk. 6 frko. Export nach allen Weltteilen! †

Schriftsteller,
die v. ihr. Arbeiten schnell e. belieb. Anz. **Copien** resp. **autograph. Abzüge** wünschen, brauchen nur **Concept** zu send. an **Dr. Lunze's** Dresd. Copir-Anst., Dresden IX.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.
Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.
Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.
Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.
In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag
Carl Jacobsen, Leipzig.

Manuskripte.
Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher 2c. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von
Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883.)

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.
Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.
Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Thüringisches Technikum Ilmenau
für Maschinen- u. Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Staatskommissar.

Die dankbarste Zimmerpflanze
ist ein schöner Mottenkönig, vertreibt im Sommer alle Stubenfliegen aus den Wohnzimmern, blüht in schönen azurblauen Rispen, macht keine Ansprüche und die getrockneten Blätter in die Kleider gelegt, verhindern das Eindringen der so lästigen Motten und anderen Ungeziefer gänzlich. Versende jetzt wieder schöne, junge, kräftige, vollbelaubte Pflanzen à 60 pl., 6 Stück 3 Mark. Verzeichnis gratis. Blumengärtnerei Schmalhof, Post Vilshofen, Niederbayern.

Anhaltische Verlagsanstalt
Inhaber: Herm. Oesterwitz, Dessau.
Die Reichseinkommensteuer.
Möglichkeit und Nothwendigkeit einer solchen.
Studie von
A. Ulrich, Oberrevisor a. D.
= Preis: 60 Pfg. =
Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete, Behörden, Politiker und Finanzmänner wird diese eminent wichtige Broschüre ganz besonders interessieren.

Abonnement
auf das
III. Quartal 1903.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die heute beigelegte Preisliste der Cigarren- und Taback-Fabrik von Heinrich Reesing in Minden in Westf. aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaglerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 11. Juli 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der deutsche Adel in seiner bürgerlichen Erwerbsthätigkeit. Von Eduard Sokal (Berlin). — Ist der Islam culturfeindlich? Von Anton Weis-Ulmenried. — **Literatur und Kunst.** Hilty. Von Privatdocent Dr. E. Platzhoff-Lejeune (Genf). — **Feuilleton.** Otto Heinrich. Novelle von Herman Bang. Deutsch von Wilhelm Thal. — **Aus der Hauptstadt.** Der Wanderer. Von Viator. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Der deutsche Adel in seiner bürgerlichen Erwerbsthätigkeit.

Von Eduard Sokal (Berlin).

Unlängst habe ich von einem dankenswerthen buchhändlerischen Versuch erfahren, der es unternimmt, die einzelnen Berufe monographisch zu behandeln und auf diese Weise den Adepten der Berufsmysterien werthvolle Winke und Rathschläge zu geben. Vielleicht ebenso zeitgemäß und richtig, wenn auch zweifellos um vieles schwerer durchzuführen wäre der Versuch, für die Angehörigen der verschiedenen Stände die ihnen zukömmlichen Berufe zu sichten und in ihrer Mannigfaltigkeit und Beschränktheit zu schildern. Und als erstes und dringendstes Problem würde ich da die Frage aufwerfen: „Was soll der junge Adlige werden?" Ich werde gleich darauf zu sprechen kommen, wie ich durch die Lectüre des soeben in einem dritten Jahrgange erschienenen „Adligen Taschenbuchs" von Perthes auf diese Frage hingelenkt worden bin. Doch zuvörderst einige Worte, die gewiß manchem Leser banal und manch einem paradox erscheinen werden. Man mag die Klagen über die Noth der Landwirthschaft und der Grundbesitzer so ernst oder so wenig ernst nehmen als man will, soviel steht fest, daß der Grundbesitz, die hauptsächliche wirthschaftliche Domäne des Adels, ein quantitativ beschränktes Gut ist, dessen Werth zwar ständig zunimmt, aber gewiß nicht in dem Verhältniß wächst, wie die Bevölkerungszunahme im Allgemeinen oder gar unter den hygienisch günstigen Bedingungen dieses Standes erfolgt. Daraus ergiebt sich also die jahraus, jahrein zwingendere Nothwendigkeit für die Angehörigen des Adels, sich nach einem anderen praktischen Berufe umzusehen. Während in England eigentlich nur der älteste Sohn der Träger des Adelstitels und der eventuellen Adelsprivilegien ist, so daß die Gentry im Verhältnisse zu der übrigen Nation eine immer weniger zahlreiche und exclusivere Classe wird, ist in Deutschland eher das Umgekehrte der Fall. Um der drohenden Proletarisirung zu entgehen, ist der Adel hier darauf angewiesen, die mannigfaltigsten Compromisse mit seiner Tradition zu schließen. Neben der traditionellen Officiers- oder Beamtencarriere bieten sich ihm da zunächst zwei Auswege dar: die Ehe mit einer Bürgerlichen oder, was vielen noch schlimmer dünkt — ein bürgerlicher Beruf. Die Ehe mit einer Bürgerlichen kommt unter diesen Umständen — dies sei sine ira et studio festgestellt — zumeist auf eine ausschließliche Geldheirath heraus: abgesehen von dem rein menschlichen Makel haftet ihr aber nach der deutschen Adelstradition (die hierin wesentlich z. B. von der englischen abweicht), immer der Charakter einer „Mesalliance" an, die einen Ausweg, aber keinen würdigen Ausweg darbietet. Die Ehe als Erwerbsthätigkeit soll uns hier nicht weiter beschäftigen. Bleibt die wirkliche Ausübung eines praktischen Berufes. Und da ergiebt sich denn die merkwürdige und bedeutungsvolle Thatsache, daß die sociale Stufenleiter der praktischen Berufe in den Adelsfamilien, die sich einmal zu diesem Compromiß entschlossen haben, mit einer erstaunlichen Rapidität bis in die unteren und untersten Sprossen des qualificirten oder unqualificirten Arbeiters durchmessen wird, während in dem Kaufmannsstand und den geistigen Arbeiterberufen nur ein verhältnißmäßig sehr geringer Procentsatz verweilt. Dieser unleugbare Befund beweist, daß die unpraktische geistige Erziehung und Ausrüstung des Adels für ihn zu einer gewiß ungleich ersteren Bedrängniß wird, als die Schmälerung seines relativen angestammten Antheiles an dem materiellen Gesammtreichthum der Nation.

Die drei bisher erschienenen Jahrgänge des „Adligen Taschenbuchs" von Perthes gewähren in dieser Hinsicht mit ihren knappen und nach dem Urtheile eines so hervorragenden Kenners wie L. von Nordegg höchst zuverlässigen Angaben einen höchst lehrhaften Einblick in die heutigen Verhältnisse des deutschen Adels. Als erste Folge des von dem Perthesschen Verlage streng befolgten Grundsatzes, ohne Rücksicht auf die etwaige Empfindlichkeit der Verwandten sich in den Mittheilungen über die Lebensumstände des Einzelnen möglichster Genauigkeit zu befleißigen, ergiebt sich ein auffälliges Resultat: es ist fast keine einzige Familie mehr aufgeführt, bei der nicht in der Vornotiz über ihre Heimath und ihren Wohnort neben der Bezeichnung des engeren deutschen Stammlandes — z. B. Preußen, Sachsen ꝛc. — ein an dieser Stelle schier unheimlich wirkendes Wort hätte hinzugefügt werden müssen: — Nordamerika. Hier und da, aber seltener liest man dafür oder daneben noch Argentinien, Paraguay, Australien ꝛc. So geht es Seite auf Seite. Nun ist es freilich unmöglich, aus den lakonischen Angaben mit Sicherheit den Grund der Auswanderung zu erschließen, aber in vielen Fällen erhalten wir doch durch den Zusatz „Leutenant a. D." einen ziemlich deutlichen Wink. In vielen deutschen Adelsfamilien steht eben der Grundsatz noch in unbedingter Geltung, daß, wer aus dem einen oder anderen Grunde den Dienst quittieren mußte, es sich selbst und seinen Angehörigen schuldig ist, das Vaterland für immer zu verlassen. Was wird nun aus diesen Opfern, deren Schicksal zumeist durch

Digitized by Google

den Leichtsinn einer Stunde — und die angesammelten Vorurtheile von Jahrhunderten bestimmt wurde? Nach genauen Angaben von Perthes zumeist Kellner, Kutscher, Reitknechte ꝛc. Von vielen geht jede Spur verloren: ein Kreuz und ein paar Punkte oder der Vermerk „Verschollen" oder „Zur See gegangen" sind alles, was man von ihnen zu melden weiß. Da sieht man auch Angaben wie „Früher Rittmeister der Garde du Corps, jetzt Aufseher in einer Zuckerplantage". Also vielleicht ist es in dieser Vorahnung und dem Bewußtsein seiner wirthschaftlichen Kampfuntüchtigkeit gar nicht unbegreiflich, wenn „Fritzchen" in dem Sudermann'schen Morituri-Cyclus den Gedanken gar nicht vertragen kann, nach Amerika auszuwandern und dort ein neues Leben zu beginnen. Das Wort „Morituri" gewinnt aber in diesem social-psychologischen Zusammenhange eine düstere symbolische Bedeutung, die ihm Sudermann nicht geben wollte!

Da ich gerade beim Citiren bin, so fällt es mir ein, daß in einem anderen „Zeitstücke", dem „Rosenmontag" einmal die Worte fallen: „Wir müssen ja nicht alle Officiere sein, es muß auch Versicherungsagenten geben." Sehen wir an der Hand des adligen Taschenbuchs zu, was aus den Herren wird, die einen so phantastischen Ausweg ergreifen. Wir werden nicht erstaunt sein zu erfahren, daß sie zumeist keine großen Erfolge haben, denn durch die Untauglichkeit zum Officiersstande ist noch kein Beweis für die Befähigung zum Versicherungsagenten erbracht.

Ich habe schon früher erwähnt, daß der Kaufmannsstand und die geistigen Arbeiterberufe in dem „adligen Taschenbuch" nur sehr selten angeführt werden; hingegen trifft man um vieles häufiger neben dem Officiers- und Beamtenstand — Handwerker, Arbeiter, Schreiber, Gensdarme ꝛc. Der Grund für dieses merkwürdige Verhalten ist aus dem Studium der genealogischen Tabellen unschwer zu erkennen; der Uebergang in die bürgerlichen Berufe erfolgt nämlich fast niemals aus freier Wahl und planmäßig, auf Grund einer entsprechenden Erziehung und Vorbereitung, sondern fast immer unter dem Zwange der äußeren Umstände, sprungweise in unvermitteltem, jähem Risse, da die Noth schon auf den Fersen brennt und jede Möglichkeit fehlt, der nächsten Generation die kostspielige geistige Ausrüstung für den Daseinskampf mitzugeben. So finden wir denn unter den Sprossen mancher Linien von uralten Geschlechtern, deren Namen an den höchsten Stellen des Heeres und des Beamtentums vorkommen, auch Klempner, Kutscher, Gerichtsschreiber ꝛc. C. von Nordegg schildert den typischen Verlauf mit folgenden Worten: „Der Großvater oder Urgroßvater war noch Officier, vielleicht auch Herr eines altangestammten Gutes. Die Zeiten werden schlecht, das Gut muß verkauft werden. Die Söhne sind selbstverständlich in die Armee eingetreten. Eines Tages müssen sie, in Noth, den Abschied nehmen und zufrieden sein, mit einer subalternen Civildienststelle versorgt zu werden. Sie heirathen in andere social unter ihnen stehende Kreise und werden selbst wieder Vater vieler Kinder. In diesen ist die alte Familientradition schon erloschen, das Prädikat vor dem Namen ihnen oft nur eine lästige Bürde — sie greifen zu jedem Berufe, der seinen Mann zu ernähren vermag, werden Handwerker, Gensdarmen, Agenten . . ."

In einer seiner markigen und kraftvollen Abhandlungen u. d. T. „Die Reorganisation des Adels" (Deutsche Schriften S. 283) hat Paul de Lagarde bereits im Februar des Jahres 1881 diesen Werdegang erkannt und in trotzigem Verharren gegen den Nivellirungsproceß die gesetzliche Hilfe des Staates nach einem von ihm selbst ausgearbeiteten Entwurfe angerufen. Er hat den Gang der Ereignisse richtig vorhergesehen; ich glaube aber, daß er die Wirksamkeit der vorgeschlagenen Maßnahmen sehr überschätzt hat. Selbst wenn sie zur strengsten Anwendung gelangt wären, so hätten sie wohl niemals entgegen den übermächtigen wirthschaftlichen Einflüssen den gesellschaftlichen Nivellirungsproceß aufhalten können. Es handelt sich nicht darum, ihn einzudämmen, sondern ihn so zu leiten, daß er den Betroffenen möglichst wenig Kummer und Unlust bereitet. Im Interesse dieser allmäligen Umwandlung wäre es aber erwünscht, wenn der Uebergang des Adels zur bürgerlichen Berufsthätigkeit im Allgemeinen um eine Generation früher stattfände, als dies nach dem Ausweise des „Adligen Taschenbuchs" zumeist der Fall ist!

Ist der Islam culturfeindlich?

Von Anton Weis-Ulmenried.

Es ist eine von allen politischen Parteien eingestandene Thatsache, daß unser Abendland gegenwärtig an schwerer, gesellschaftlicher Erkrankung leidet. Die verschiedenartigsten Panaceen werden als Heilmittel angepriesen, und vorausschauend erschöpft sich die Phantasie in Träumen mehr oder weniger wunderbarer Genesung und dereinstiger Glückseligkeit. Manche glauben allerdings nicht mehr an die Möglichkeit einer Heilung, sondern deuten die socialen Krankheitssymptome als die untrüglichen Vorboten des nahen Unterganges unserer gesammten jetzigen Cultur. Dem mag nun sein wie ihm wolle, einigermaßen zu verwundern bleibt unter allen Umständen, daß das gesellschaftlich schwer kranke Europa trotz alledem seine Cultur und seine „Humanität" für vortrefflich hält und glaubt, außer der Cultur Europas und derjenigen, die Europa in andere Erdtheile getragen, giebt es überhaupt nur Uncultur. Von diesem Gesichtspunkte aus sind die Europäer gewöhnt, die Welt zu betrachten, und sie sind in diese Anschauung derart verbohrt, daß sie der Gerechtigkeit gegen die übrige Menschheit gar nicht fähig sind. Durch derlei Vorurtheile wird natürlicher Weise die richtige und klare Beurtheilung fremder Verhältnisse behindert und getrübt. Dies ist insbesondere betreffs der Türkei der Fall, indem man die Schuld an gewissen dort herrschenden Zuständen und sich ereignenden Vorfällen einzig den Türken und durch sie dem Islam zuschreibt, ohne die richtige Ursache und Quelle der betreffenden Zustände und Vorfälle zu erkennen oder finden zu können.

Es ist eben ein altes, tief eingewurzeltes Vorurtheil, daß die in der Türkei herrschenden Verhältnisse und Zustände ihren Grund in der islamitischen Religion haben; daß der Islam jeden culturellen Fortschritt ausschließe; daß er schuld sei an dem dort herrschenden Despotismus, an der schlechten Verwaltung, sowie an der Indolenz der Bevölkerung, daß die Türken, ein an sich schon rohes und wildes Volk, durch den Einfluß des Islam noch mehr verwildert seien. Weiter behauptet man, daß der Koran (den man, so nebenbei sei's gesagt, nur recht oberflächlich und aus mangelhaften Uebersetzungen kennt) sich überlebt habe; daß die von ihm gelehrten Ideen und Glaubenssätze veraltet seien; daß er voll von Widersprüchen, Absurditäten und Unwahrheiten sei. Dabei vergißt man aber ganz, daß der Islam schon in längst vergangener Zeit den Beweis erbracht hat, und ihn in Indien tagtäglich auf's Neue erbringt, daß er durchaus kein Hinderniß oder gar ein Feind der Cultur und des Fortschrittes sei, sondern daß er im Gegentheil ganz darnach angethan ist, culturellen Fortschritt, Künste und Wissenschaften zu schützen und zu fördern. Ist es ja doch historische Thatsache, daß, während Europa in trostlos geistiger Umnachtung befangen, Hexen und Zauberer sowie geistig hervorragende Männer wegen ihrer Lehren verfolgte, marterte und verbrannte, das heute in jeder Beziehung gänzlich herabgekommene Spanien sich zu einer sehr hohen Stufe geistiger und materieller Cultur emporgeschwungen hatte unter dem Einfluß und unter der Herrschaft der Araber, dieser treuen und begeisterten Anhänger des Islam! — Die musterhafte Bodenbewirthschaftung,

Digitized by Google

die großartigen Wasserleitungen und Canäle, die herrlichen Monumentalbauten, deren zumeist in Trümmern liegende Ueberreste heute noch das Entzücken und die Bewunderung jedes künstlerisch geschulten Menschen erregen; die in üppiger Blüthe sich entwickelnde mohammedanische Kunst, Literatur und Wissenschaft; die Tausende öffentlicher Bibliotheken, die Unzahl verschiedenster Lehranstalten u. s. s. — dies Alles hat bewiesen und beweist noch, daß der Islam seine Bekenner nicht hindert, sich in cultureller Beziehung zu entwickeln und fortzuschreiten. — Von der Mündung des Indus bis zu den Pyrenäen und von den Steppen Turkestans längs Kleinasien über Cypern, Rhodus, Malta und die Balearen bis zum Atlantischen Ocean und im Süden bis an den Saum der Sahara, bis Aethiopien und weiter bis zum Indischen Ocean trug der arabische Genius die hellleuchtende Fackel der Civilisation, des Wissens, der Kunst. Damaskus, Samarkand, Bukhara, Basra, Kjoffa, Bagdad, Cordova (damals Neu-Athen genannt) und viele andere Städte waren Sammelpunkte der Wissenschaften und Künste, der Gewerbe und des Handels, aller Pracht, aller Ueppigkeit, alles Luxus'. Religiöse Freiheit, in Europa bis in die neueste Zeit ein unbekanntes Ding, ward allen Völkern gewahrt, insbesondere den Bewohnern Spaniens, die sogar ihre alten Gesetze und eigenen Richter weiterbehalten durften; denen die unter der Gothenherrschaft so drückend gewesenen Steuern herabgesetzt wurden, und wo die Bischöfe nach Belieben und ungehindert die Angelegenheiten der katholischen Kirche verwalten und ordnen konnten. Die luxuriöse Bauart und Einrichtung der Städte — alle Straßen waren gepflastert und wurden Nachts durch Laternen beleuchtet (in London gab es 1700 noch keine Straßenlaternen!) — die romantisch angelegten öffentlichen Gärten, die das Land nach allen Richtungen durchziehenden Canäle, die herrlichen Bauwerke, von Marmor, Mosaiken, Gold und Elfenbein schimmernd, gaben Zeugniß von dem hochentwickelten künstlerischen Geschmack sowie von dem praktischen Sinn der Araber. Bei jeder Dschamie (Moschee) gab es eine Volksschule. Außerdem gab es Mittel-, Hochschulen und Akademien, in denen alle Zweige des menschlichen Wissens gelehrt wurden, und an denen zahlreiche Studenten aus fremden Ländern ihren Studien oblagen. Wie sah es aber damals und bis tief in's 19. Jahrhundert mit dem Schulwesen und der Volksbildung des übrigen Europa aus?! — Die Betreibung der praktischen Wissenschaften Seitens der muhammedanischen Araber und die Mannigfaltigkeit der literarischen Beschäftigung standen in grellem Gegensatz zur damaligen Unwissenheit des übrigen Europa. Nicht nur die Männer, auch die Frauen genossen geistige Ausbildung, und weibliche Aerzte waren im arabischen Spanien keine Seltenheit. Während die damalige und auch die noch viel spätere Welt behauptete und glaubte, daß die Erde eine Scheibe sei, lernten die arabischen Kinder schon längst in der Normalschule die mathematische Geographie am Globus (1196)! Während man in Europa die Mond- und Sonnenfinsternisse als unerklärliche Wunder betrachtete, hatten die muhammedanischen Gelehrten schon längst deren natürliche Erklärung gefunden und die Gravitation der Himmelskörper bewiesen (Imami Kazvini, Ibni Esir, Ibni Haldon). Daß die Erde rund sei, ist in Europa bekanntlich erst seit Galilei und Kopernikus allgemeine Ueberzeugung geworden, und das Gesetz der Gravitation wurde hier erst im 18. Jahrhundert durch Newton festgestellt. Welcher Unterschied in der Zeit!*)

Ja, vertragen sich denn die Lehren der Wissenschaft mit dem Koran, stimmen sie mit ihm überein? fragt der erstaunte Westeuropäer, für den Glaube (oder Religion) und Wissen zwei unvereinbare Dinge sind. Gewiß. Im Koran (Sura 26, ajet 87) heißt es: „Ve terel gjibale tahsebuha gjamideten, ve hije temuru merèsehab" (Du bist der Meinung, daß die Berge stehen, doch sie fliegen wie die Wolken dahin). Ueberdies bekunden eine Menge anderer Stellen im Koran die Ueberzeugung, daß die Sonne steht und die Erde sich um sie dreht. Auch empfiehlt der Koran, die ganze Natur (hicmet) zu durchforschen und nach Möglichkeit zu ergründen. Ein hadis*) sagt: „Alej-cum bil-ilmi, fe in' ne ehaducum la jedrî meta jeftékiru ilejhi!" (Heilige Pflicht Euer Aller ist es, nach dem Wissen zu forschen, weil Ihr des Wissens bedürft, wann Ihr es von Nöthen haben werdet!) — Fahru Dini Razi erwähnt in seinem ausführlichen Commentar des Koran wiederholt, wie sehr der Koran die Cultur und den geistigen Fortschritt empfiehlt und vertheidigt. Einige Beispiele mögen genügen: „Die Welt ist ein Park, welchen fünf Dinge schmücken: das Wissen des Gelehrten, die Gerechtigkeit des Herrschers, die Redlichkeit und Tugend des Bürgers, die Treue des Handelsmannes und die ehrliche Arbeit des Gewerbetreibenden." — „Wie der Kranke aufhört zu leben, wenn Du ihm die Speise, den Trank und die Medicin nimmst, ebenso stirbt auch das Herz und der Geist des Volkes, wenn Du ihm die Wissenschaften entziehst." — „Gott möge mein Wissen vermehren und erhöhen." — „Der Heilige (Muhammed) hat Gabriel gefragt: ‚Was soll meinen Anhängern das Heiligste sein? — Da antwortete dieser: Das Wissen'."

Die Herrschaft der Araber, dieser begeisterten Muselmannen, ist gewiß ein hinlänglicher und vollgiltiger Beweis dafür, daß der Islam an und für sich dem Culturfortschritte durchaus nicht feindlich gegenübersteht, sondern ihn vielmehr auf jede Weise zu fördern sucht. Und wo ist in der Geschichte des arabischen Reiches eine Spur von Fanatismus, von Intoleranz zu finden, die man nebst der Polygamie, der Sclaverei und dem Fatalismus dem Islam zum besonderen Vorwurf macht?! — Es ist ein immer und immer wiedergekäuter, aber ganz grundloser Anwurf, den man dem Islam macht, daß er den Fatalismus lehre, daß er seine Anhänger fanatisch und intolerant mache, daß er jede körperliche und geistige Arbeit geradezu verbiete. Auffallend ist, daß derlei Vorwürfe gerade von Seite Derjenigen erhoben werden, die über die mohammedanische Religion am mangelhaftesten unterrichtet sind, nämlich von deutschen Gelehrten, deren irrige Ansichten von der studirenden Jugend als Wahrheiten hingenommen werden müssen, und auf diese Weise propagirt werden. „Kein Volk hat eine so mangelhafte Literatur über den Islam als das deutsche" sagt Osman Nuri Hadzic in seinem Buche „Islam i kultura" (Agram 1894), „während die Franzosen und insbesondere die Engländer ganz treffliche, objectiv gehaltene Werke über den Islam besitzen."**)

Was zunächst den Fatalismus betrifft, so ist bekannt,

*) Allerdings war schon 460 v. Ch. Parmenides aus Elea mit der Behauptung aufgetreten, daß die Erde eine Kugel sei, und Aristoteles hatte auf die Mondfinsternisse als den ersten sinnlichen Beweis für die Kugelgestalt der Erde hingewiesen. Für die Naturforscher und Geographen der Griechen und Römer unterlag es keinem Zweifel, daß die Erde eine Kugel sei, aber dieses Wissen war eben nur auf einen kleinen auserwählten Kreis beschränkt, das Volk hielt an der alten Meinung fest, daß die Erde eine Scheibe sei. Im Sinnestaumel ging die alte Welt unter, das Christenthum breitete sich aus. Da kamen trübe Zeiten für die Wissenschaft. Die Weisheit der heidnischen Forscher wurde verpönt und zurückgewiesen und auch die Lehre von der Kugelgestalt der Erde als absurd widerlegt; was ja um so leichter war, als sie niemals zum Gemeingut des Volkes geworden war. Die Lehren der Griechen und Römer wurden aber glücklicher Weise vor völliger Vergessenheit bewahrt durch Mohammedaner, durch die Araber, die die Erbschaft des hellenischen Wissens antraten.

*) Nebst dem Koran bilden die Hadis, die igjmai umet und die kijasi fukaha das Fundament des Islam.

**) Das Buch dieses mohammedanischen Priesters zu Sarajevo ist eine Erwiderung auf die maßlosen und von Mangel jedweder Sachkenntniß zeugenden Angriffe des Dr. Nedeljkovic auf den Islam in der serbischen Zeitschrift „Letopis Matice Srbske", Belgrad 1892 und 1893. Eine ähnliche Vertheidigungsschrift des Islam ist Syed Ameer Ali's (oberster Richter in Bengalen) „The life and teachingsh of Muhamed of the Spirit of Islam", London 1891, sowie Dr. Mohamed Emin Effendi's „Eine türkische Anklage gegen Europa", Zürich 1897.

Digitized by Google

daß sich bei jedem Volke Spuren oder Anklänge von Fatalismus oder Prädestination finden. Die alten Griechen und Römer waren bekanntlich Fatalisten durch und durch, was sie aber nicht hinderte, sich zur höchsten Culturstufe emporzuschwingen. Wie bei anderen Völkern hat sich natürlich auch bei den Türken die alte Meinung vom „Fatum" erhalten. Der Fatalismus ist aber bei ihnen nicht stärker ausgeprägt oder in größerem Maße vorhanden, als bei anderen Rassen und Völkern. Vor Annahme des Islam benützten die Araber auch eine Art Orakel. Es waren dies kleine Täfelchen aus Holz, Kupfer, Silber oder Gold, die sie ezlam nannten. Auf der einen Seite stand: emèrenî rabî (d. i. Gott befiehlt mir), auf der anderen: nehâni rabî (d. i. Gott verbietet mir). Hatte der Araber etwas vor, so warf er ein solches Täfelchen in die Höhe und wartete mit größter Ehrfurcht, was ihm sein ezlam befehlen werde. — Wie das Christenthum war auch der Islam nicht im Stande, alle Erinnerungen aus der heidnischen Zeit auszurotten, es haben sich mithin wie bei anderen so auch bei den mohammedanischen Völkern Ueberreste des alten fatalistischen Glaubens erhalten. Geradezu lächerlich aber ist es, zu behaupten, daß der Koran den Fatalismus oder die Prädestination lehre. Im Gegentheil hat der Islam den Fatalismus gerade so streng verboten wie die Bilderverehrung und jeden anderen Götzendienst. „Tausende von Beispielen giebt es im Koran, in den Hadis' und im Leben des Propheten, daß es im Islam keine Spur von Fatalismus oder Prädestination giebt," sagt Osman Nuri Hadzic. So steht im Koran, Sure 53 ajet 40—42, (Esteîzu bi-llah): „Ve en lejse lil insani illa mâ seâ; ve en'ne sâjehû seufe jurâ. Summe jugjzahu-l-gjeza-el-eufa." (Dem Menschen gebührt nichts Anderes als was er sich selbst verdient; die Werke des Menschen werden gesehen, und wenn er es verdient, belohnt werden.) Weiter heißt es: La jucel' liful'lah'u nefsen illa vus-aha: leha ma kesebet, ve alejha mektesebet (Eliflam-mim, Sure 2, ajet 286, d. h. Gott belädt den Menschen nur mit soviel, als er zu ertragen vermag: ein Jeder wird entweder belohnt oder bestraft werden darnach, wie er selbst gehandelt hat). Sure 41, ajet 45 sagt: „Men àmile sâlihàn fe li nèfsihi, ve men esâe fe alejha: ve mâ rabbuce bi zal'lamin lil abid" (Wenn der Mensch Gutes thut, so thut er es für sich selbst, und wenn er Böses thut, ebenso: Gott thut Niemand ein Leid an). An einer anderen Stelle heißt es: In' nal' lahe la jazlimun-nase se jèn, d. i. Gott thut Niemandem auch nur das geringste Uebel an. — Ein blindes Vertrauen kennt der Koran nicht. Ein hadis sagt: Alel mer-i en jes-â li mâ fihi nef-uhù, ve lejse alejhi en jusa-îde-hù dehru, d. h. der Mensch muß erstreben, was ehrlich und gut ist, und nicht herumschauen und warten, bis Etwas von selbst zu ihm kommt oder was ihm die Zeit von selbst bringt. — Diese Beispiele dürften als Beleg wohl genügen. Der Vollständigkeit halber möge aber noch ein merkanter Ausspruch Mohammed's angeführt werden: Ein Araber kam einst zum Propheten und ließ sein Kameel vor der Thür, ohne es anzubinden. Als er Mohammed sagte, er habe es Gottes Schutz befohlen, erwiderte dieser: „Binde das Kameel erst an, dann empfiehl' es dem Schutze Gottes!" — Und wie verhält sich übrigens das Christenthum zum Fatalismus, und wie die verschiedenen Weltanschauungen? Im Christenthum wurde der Fatalismus von verschiedener Seite „wissenschaftlich" zu begründen versucht, hauptsächlich in der pantheistischen Weltanschauung, welche die Freiheit des Individuums aufgiebt und zu Actionen des All-Eins macht; sodann im Determinismus des Deismus, welchem der ganze Weltverlauf lediglich ein Product der Naturgesetze und die einzelne Persönlichkeit nur ein Zahn in den Rädern der Weltmaschine ist — und endlich im Materialismus, der in der menschlichen Seele lediglich ein Product des Stoffwechsels und in den menschlichen Handlungen nur Resultate physischer Antriebe findet.

So wenig der Islam den Fatalismus lehrt, so wenig vertheidigt oder beschützt er die Sclaverei, die übrigens so alt wie die Menschengeschichte ist. In der Türkei war allerdings bis in die neueste Zeit der Sclavenhandel im Schwung, aber gewöhnlich, ja hauptsächlich waren es Christen, welche denselben betrieben. Frankreich, dieser allerchristlichste Staat, ließ in Algérien den Sclavenhandel bis 1848 bestehen, während der Bey von Tunis ihn schon einige Jahre früher abgeschafft hatte. Und wie lange ist es, daß er in Amerika aufgehoben wurde? In den „Culturstaaten" Europas hat übrigens die Sclaverei bis in's 19. Jahrhundert hineingedauert, freilich unter anderem Namen. Ueberdies ist es allgemein anerkannte Thatsache, daß die Behandlung der türkischen Sclaven stets mild war, und daß sie sich häufig zu hohen Würden und Aemtern emporschwangen. — Doch in welchem Verhältnisse steht der Islam zur Sclaverei? Mohammed, der bei seinem Auftreten die Sclaverei unter den Arabern als alte Sitte vorfand, hat sie nicht gebilligt. Diejenigen, welche den Islam angenommen hatten, mußten oder sollten wenigstens ihre Sclaven entlassen, weil dies für ein gutes, Gott wohlgefälliges Werk galt. Da der Koran eine Sitte, die seit Urzeiten bestand, natürlich nicht sofort beseitigen konnte, suchte er die Freilassung der Sclaven auf verschiedene Weise zu bewirken. Wer Etwas gelobt, es aber nicht erfüllt hatte; wer ein Gebet unterlassen hatte u. dergl., der sollte zur Sühne seinem Sclaven die Freiheit schenken. Hatte er keinen, so sollte er einen kaufen und ihn dann freilassen. Ein Hadis sagt: „Verflucht sei der Mensch, der seine Mitmenschen der Freiheit beraubt! — Gott ist Derjenige am meisten verhaßt, der Anderen Leiden zufügt!"

Die Polygamie ist ein Capitel, über das wir Europäer uns nicht moquiren, über das wir lieber nicht sprechen sollten; denn es kommt nichts Gutes für uns dabei heraus. Wieviel Europäer giebt es denn, die nicht in „Polygamie" leben, mag diese welche Form oder welchen Namen immer haben? Eine gewisse Art der Polygamie lassen die „Culturstaaten" gesetzlich zu, und das sind Polygamien, welche das Leben zu Grunde richten und oft das Glück und den Frieden einer Familie für immer zerstören. Es ist dies jenes gesellschaftliche Uebel, das sowohl eine Sclaverei, als auch eine Vielmännerei und Vielweiberei ist. Dieses Uebel ist in ganz Europa verbreitet und nimmt bekanntlich von Tag zu Tag in erschreckender Weise überhand. Mit welchem Recht nehmen also die Occidentalen den Orientalen, die seit jeher an die Polygamie gewohnt sind, diese übel?

Ist schon der Vorwurf, daß der Islam oder der Koran den Fatalismus lehre, unbegründet und ungerecht, so ist es der Vorwurf der Intoleranz und des Fanatismus in noch höherem Grade. — Im Koran heißt es (Sure 2, ajet 257): „La ikrahe fid' dini! Kad tebèjjene el ruzdu minel gaji!" (d. h. In der Religion darf man keinen Zwang ausüben. Das Wahre unterscheidet sich deutlich genug vom Falschen!) — und Sure 88, ajet 20, 21: „Fe zekir in' nemâ ente muzzekirun! Leste alejhim bi musajtirin! (Du bist da, um ihnen in gütiger Weise die Dinge Gottes zu verkünden, nicht aber, um auf Jemanden einen Zwang auszuüben.) Und Sure 60, ajet 8 sagt: „La jenhatschum ullahn anillezine l'em jukâtilûtschum fid' dini, ve lem juhrigjutschum min dijaritschum. En teber ruhum ve tuksitu ilejhim! In' nal' lahe, juhibul muksitin! (Gott erlaubt Euch, auch mit Denjenigen zu verkehren, die Euch von Eurem Glauben und Eurer Heimath abzubringen suchen. Seid ihnen gegenüber gerecht und thut ihnen wohl; denn Gott liebt die Gerechten und Aufrichtigen. — Und wie edel und erhaben lautet Sure 9, ajet 7: „Fe ma i stekamu letschum, fe stekimu lehum! In' nal'-lahe juhibul muksitin!" (Wenn jene gegen Euch nicht aufrichtig sind und gerecht, so seid Ihr es gegen sie! Gott erbarmt sich der Gerechten und Aufrichtigen.) — Es ist also dem Mohammedaner weder verboten,

Digitized by Google

mit Andersgläubigen zu verkehren, noch weniger aber geboten, sie zu hassen. Allen gegenüber, mögen sie welcher Religion immer angehören, wird liebevolles Benehmen anempfohlen. Ja, nach dem Koran ist es dem Mohammedaner sogar gestattet, eine Christin zu ehelichen, und diese braucht ihren Glauben nicht abzulegen. Ist dies Intoleranz, ist dies Fanatismus? Ueberdies ist es allgemein bekannte Thatsache, daß kein einziges Volk zum Uebertritt zum Islam gezwungen wurde, was sich schon daraus ergiebt, daß es noch heute im osmanischen Reiche mehr Andersgläubige als Muselmanen giebt; daß in der Türkei nie Jemand wegen seiner Religion verfolgt wurde; daß die Culte und auch die Nationalitäten durch den Hatti Scherif von Gülhane vom 2. November 1839 einander gleichgestellt sind; daß die Christen zu allen Staatsämtern und militärischen Graden zugelassen werden, wofern sie natürlich der türkischen Sprache mächtig sind; daß sie im Staatsrath vertreten sind; daß es Jedermann in der Türkei frei steht, Schulen zu gründen, Lehrer anzustellen und darin nach Belieben Unterricht zu ertheilen; daß alle religiösen Bekenntnisse frei sind. — Wie sah es aber in Europa mit der Toleranz bis in die jüngste Zeit in den verschiedenen Staaten aus, selbst in dem sonst so liberalen England?! — Der Islam ist eben eine Religion, die nichts erlaubt, was wider den menschlichen Verstand wäre; eine Religion, welche lehrt, wie der Mensch nach der Vollkommenheit streben soll, so weit ihm dies nach seinen schwachen Kräften möglich ist. Im Koran heißt es auch: „Menschen, Ihr seid frei, Ihr habt freien Willen, arbeitet und sorget für Euch selbst und ich werde meinen Segen dazu geben!" — „Es giebt kein besseres und heiligeres Brod als jenes, das sich der Mensch selber verdient hat." „Wenn Ihr Euer Gebet verrichtet habt, so geht, arbeitet und sorget für Euch, ich aber werde Eure Arbeit segnen." „Auf ehrliche Weise für sich zu sorgen, ist Jedermanns heilige Pflicht." Aus diesen Stellen ist wohl klar zu ersehen, wie unrecht man thut, dem Islam vorzuwerfen, er sei gegen jede Arbeit, er schütze den Müßiggang.

Wohl jede Religion fordert nach den Pflichten gegen Gott Nächstenliebe, Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft; keine aber hat mit diesem Gebote erfolgreicher auf ihre Bekenner eingewirkt, als der Islam. Seine Bekenner folgen dem strengen canonischen Gesetz: Thut Gutes im Geheimen und öffentlich! Die Pflicht der Barmherzigkeit ist dem Muselman so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er sein Wohlthun nicht mehr als eine Tugend empfindet, sondern als einen Theil seiner Pflicht, seines Lebens. Vorzüglich ist die Wohlthätigkeit, welche im Almosengeben an die Armen besteht, ein Hauptcharakterzug der Türken. Der den Türken eigene Sinn für Wohlthun kommt in hohem Maße auch den Thieren zu gute. Hier wird den Straßenhunden ein aus Stein gemeißeltes Becken mit Wasser hingesetzt, dort der Familie eines armen Köters aus Holz und Stroh ein schützendes Dach gezimmert. Nicht weniger als die Hunde genießen die Katzen Gastrecht, die Lieblinge des Propheten. Im Galata-Serail, dem großen Polizeihause zu Pera, giebt es eine Abtheilung für gequälte Pferde, die dem hartherzigen Besitzer entzogen und dort gefüttert werden. So übt die Polizei selbst den Thierschutz aus. Aus demselben guten Herzen, aus dem solch' wohlthätiges Wesen hervorgeht, erblüht auch die Blume der Gastfreundschaft, um deren willen der Türke mit Recht berühmt ist. Gastfreundschaft, wie er sie dem Fremden gegenüber übt, ist unserer christlichen Nächstenliebe kaum faßbar. Syed Ameer Ali, Mitglied des obersten Gerichtshofes zu Bengalen, sagt in seinem früher erwähnten Buche: „Der Islam ist mit seiner erhabenen Lehre und strengen Moral die einzige praktische Religion, die im Stande ist, das niedere Volk vor dem Versinken im Materialismus zu bewahren."

Gelegentlich des im Jahre 1889 zu Stockholm abgehaltenen Orientalistencongresses äußerte sich der berühmte englische Gelehrte Dr. Lithner, der nahezu sein ganzes Leben im Orient zugebracht hat, in folgender Weise über den Islam: „Ich besuchte die indischen Hochschulen (Medres) und studirte bei mehreren indischen Priestern arabische Wissenschaften, besonders gründlich die Satzungen des Islam. Ich besuchte mohammedanische Schulen, lernte Männer und Frauen, Kinder und Greise kennen und zog daraus für mich einen großen Nutzen. Ich habe hier nicht die Absicht, über die Civilisation des Islam zu sprechen; denn es ist klar wie die Sonne am Himmel, daß der Islam die Cultur fördert, sie schützt und vertheidigt; — sondern ich will hiermit nur Einiges über die mohammedanischen Hochschulen vorbringen, weil gerade diesen die Occidentalen Manches vorwerfen, obwohl sie dieselben nicht kennen. In Wirklichkeit giebt es kein Volk, das seine Religion so lieben und sich so an sie halten würde, wie das mohammedanische. Die Mohammedaner thun weder Etwas, noch unternehmen sie Etwas, was sich mit ihrer Religion nicht in Einklang bringen ließe. Man wirft den Mohammedanern vor, daß sie die Bildung der Jugend und die der Frauen vernachlässigen, mit vollem Unrecht. Es giebt in Indien eine Menge „medres" (Hochschulen), in denen die Kinder erzogen werden, es giebt eine Menge Schulen und Institute für das weibliche Geschlecht. Und diese Anstalten hat nicht die englische Regierung errichtet, sondern die Muselmanen Indiens aus Vaterlandsliebe und religiöser Opferwilligkeit. Das männliche und das weibliche Geschlecht genießt eine vortreffliche Erziehung und besitzt einen edlen Charakter — unsere Jugend steht weit zurück hinter diesen Mohammedanern und Mohammedanerinnen. — Der Occident bildet sich ein, daß es außerhalb seiner Grenzen weder eine Bildung überhaupt noch eine Schulbildung gebe; daß Alles, was der Orient hat, schlecht und unvollkommen ist. In Wahrheit verhält es sich aber umgekehrt. In Indien giebt es mohammedanische Schulen und Institute, die in jeder Beziehung besser sind als unsere englischen. Während meines langjährigen Aufenthaltes im Osten bin ich in die verschiedensten Schulen gekommen, habe aber nie etwas Unpassendes, Ungeziemendes bemerkt, wohl aber des Ungehörigen genug in den Instituten Englands.

„Das religiöse und patriotische Gefühl, der edle Sinn und feste Charakter, die Ehrfurcht gegenüber den Lehrern und dem Alter, die Liebe und tiefe Achtung für die Eltern, der Gehorsam gegen die Einrichtungen und Lehren, mit einem Worte: Eintracht und Ordnung, Liebe und schönes Betragen — all' dies, harmonisch verbunden, begegnet man auf Schritt und Tritt. Unsere englischen Schulen und Institute stehen weit zurück hinter denen der Mohammedaner. Wenn sich Jemand fände, der dies leugnen würde, müßte ich ihm sagen, er sei ein unwissender Mann; denn es könnte dies nur Derjenige thun, der die Satzungen des Islam nicht kennt. Wenn er aber die nicht kennt, wie kann er dann etwas reden? Thut er es trotzdem, so verdient er nur Verachtung. — Daß dem so ist, beruht auf der mohammedanischen Religion. Der Islam befiehlt seinen Anhängern, alle monotheistischen Religionen zu achten, und der Koran gedenkt insbesondere mit Ehrfurcht Christi, als eines göttlichen Geistes (ruhul' lah). Die Lehre des Islam von der Nächstenliebe, Opferwilligkeit und Barmherzigkeit übertrifft alle anderen Religionen. Wenn Mittel zum Baue christlicher Schulen oder christlicher Kirchen gesammelt werden, steuern auch die Mohammedaner bei, während die Christen noch nie einen Heller für mohammedanische Zwecke geopfert haben. Welch' ein Unterschied! — Allen Völkern, seien sie welcher Rasse oder Religion immer, ist in mohammedanischen Staaten sowohl die religiöse als nationale Freiheit gesichert. Die mohammedanischen Gerichte sind viel besser eingerichtet als die Englands. Das Vermögen der Witwen und Waisen wird nirgends so sicher und treu verwaltet als bei den Mohammedanern. Wenn sie ihre Frauen sich verhüllen lassen, so geschieht dies einzig und allein wegen der Reinheit

Digitized by Google

der Moral. Uebrigens hindert dies die Frauen durchaus nicht, Schulen und Institute zu besuchen. Nirgends findet man eine solche Liebe zu den Mitmenschen und soviel Barmherzigkeit und Opferwilligkeit für Waisen, Witwen und Arme, als bei den Bekennern des Islam."

Nun, das ist alles recht gut und schön, wird vielleicht der skeptische Leser sagen. Wie kommt es aber, daß, wenn der Islam wirklich eine Religion ist, die culturellen Fortschritt fördert, ja fordert, nicht alle islamitischen Völker trotz ihrer individuellen Eigenschaften durch ihn einem neuen, besseren Leben zugeführt wurden; daß nicht alle mohammedanischen Völker eine hohe Culturstufe einnehmen oder mindestens sich auf dem richtigen Wege zu cultureller Vervollkommnung befinden? Die thatsächlichen Verhältnisse zeigen, daß, etwa mit Ausnahme Indiens, alle islamitischen Völker im Vergleich mit den christlichen auf einer weit niederen Culturstufe stehen, um nicht zu sagen, in Barbarei dahinleben. Speciell die Türken scheinen die bittersten Feinde jedes Culturfortschrittes zu sein. Warum sind die Osmanen nicht in die Fußstapfen der Araber getreten?

Auf diese Fragen giebt die Völkerpsychologie und insbesondere die Geschichte die entsprechende Auskunft.

Der culturelle Fortschritt eines Volkes ist ja weit weniger von seiner Religion abhängig, als von seiner Rassennatur, seiner individuellen intellectuellen Veranlagung und von dem ganzen „Milieu", in dem es lebt. Der Islam hat mithin nicht die Schuld, wenn die verschiedenen mohammedanischen Völker nur geringe Culturfortschritte machen. Die Geschichte lehrt, daß der Verfall des großen arabischen Reiches und damit der mohammedanischen Cultur von dem Zeitpunkt datirt, als der despotische Kalif Mutesam billah (1217—37) sich eine Leibgarde aus Turkmenen schuf. Seitdem war es vorbei mit Friede und Ruhe. Diese Garde ernannte die Kalifen und setzte sie wieder ab, ganz nach dem Muster der römischen Prätorianer. Aufstand folgte auf Aufstand. Mit ihrer Herrschaft beginnt Barbarei und Grausamkeit. Allmälig erlosch in drei Welttheilen das Licht der arabischen Aufklärung; denn durch die Turkmenen oder Osmanen wurde Alles vernichtet, was die Araber geschaffen hatten. Ihr einziges Ziel war: Krieg und Eroberung. Als die Osmanen ihre Herrschaft hinlänglich befestigt hatten und die Kriege so ziemlich aufhörten, hätte sich das Reich allerdings culturell entwickeln können, doch dem traten wieder andere Hindernisse entgegen wie in keinem anderen Lande. Wiewohl die Osmanen den unterworfenen Völkern weder ihre Religion, noch ihre Nationalität und Sprache aufzwangen, ihnen vollständige Freiheit zu ihrer nationalen Entwickelung ließen, ja sie sogar zu allen Staatsämtern zuließen, konnten diese Völker nicht vergessen, daß sie einmal selbstständig waren und betrachteten ihre neuen Herren mit Mißgunst und Haß, zettelten fortwährend Verschwörungen und Aufstände an, hauptsächlich über Anstiften ihrer Geistlichkeit sowie fremder Mächte, die im Trüben zu fischen suchten. Es ist begreiflich, daß zur Unterdrückung der Aufstände oft grausame Mittel angewendet wurden nach der alten homöopathischen Praxis: similia similibus, wodurch der Haß beständig wachgehalten bezw. vermehrt wurde. Kurz, es herrschte im osmanischen Reiche niemals Ruhe und Friede, mithin war es den Osmanen, auch wenn sie gewollt hätten, unmöglich, etwas für die Hebung der Cultur zu thun. Aufklärung kann nur dort blühen, wo Friede herrscht. Inter arma silent musae. Auch ist in Betracht zu ziehen, daß die Osmanen, ein wilder, kriegerischer Volksstamm, den Islam nicht seinem Wesen und Kern nach erfaßten (wie dies bekanntlich betreffs des Christenthums Seitens der Romanen auch der Fall ist). Unrecht thäte man, die Bildung der Türken nach der Bildung anderer Völker zu messen, die Zeit, Gelegenheit und Ruhe hatten, an ihrem culturellen Fortschritt zu arbeiten. Die unterworfenen Völker hatten aber volle Freiheit, an ihrer Entwickelung zu arbeiten, sie konnten nach Belieben Kirchen und Schulen errichten. Sie thaten dies auch, aber nicht zum Zweck culturellen Fortschritts, zur Hebung der Volksbildung, sondern in erster Linie zwecks politischer Propaganda. — Als die Türkei nach dem Berliner Frieden endlich etwas aufathmen konnte, machte sie sofort gewaltige Fortschritte auf culturellem Gebiete. Eisenbahnen wurden gebaut, Fabriken errichtet und die türkische Literatur gelangte zu hoher Blüthe, was allerdings dem großen Publicum unbekannt ist. In der neuesten türkischen Literatur giebt es hervorragende Leistungen, die auch in europäische Sprachen übersetzt werden. Die Jugend wird in's Ausland geschickt, um Studien zu betreiben. Kurz, in all und jedem merkt man einen stetigen, sicheren Fortschritt, der nirgends mit den Lehren des Islam in Collision geräth. Insbesondere in Bosnien sind die Mohammedaner die Repräsentanten des Fortschrittes und der Cultur.

In dem großen Kirchhofe — Türkei genannt — pulsirt also noch Leben genug und es sind dort noch Keime vorhanden, aus denen sich unter günstigen Verhältnissen prächtige Gebilde ziehen ließen. Der Islam würde für eine Renaissance oder sagen wir Europäisirung der mohammedanischen Welt nicht das geringste Hinderniß bilden, denn er ist, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, nicht culturfeindlich, sondern culturfreundlich.

Literatur und Kunst.

Hilty.

Von Privatdocent Dr. E. Platzhoff-Lejeune (Genf).

Sähe es nicht nach Sensation aus, ich hätte gern geschrieben: „Der Fall Hilty" oder „Das Phänomen Hilty". Denn es handelt sich um etwas Erstaunliches. Von den drei „Glück" betitelten Büchern des Verfassers sind zusammen hundertundzehntausend Exemplare verkauft worden, seine „Schlaflosen Nächte" sind in zwanzigtausend, sein Büchlein über „Lesen und Reden" in elftausend, seine Broschüren über das Alter (de senectute), die Höflichkeit, die Neurasthenie in mindestens fünftausend Exemplaren (die drei Letzteren in Bern bei Wyß erschienen) verbreitet. Von seinem im April erschienenen, hier zu besprechenden neuen Buche „Briefe" (wie die fünf erstgenannten Bücher bei Huber-Frauenfeld und Hinrichs-Leipzig verlegt) sind zehntausend Exemplare gedruckt. Jörn Uhl's Triumph ist beinahe erreicht und wird vielleicht übertroffen. Was in aller Welt hat den Hilty'schen Büchern diesen Riesenerfolg verschafft? Wie zu beweisen sein wird: ihre Mittelmäßigkeit!

I.

Professor Dr. Carl Hilty, Bürger von St. Gallen und Graubünden, ein Siebziger, wenn ich nicht irre, ist seit Jahrzehnten Professor des Bundesstaatsrechts an der Berner Hochschule, Oberst-Auditeur des schweizerischen Heeres, Nationalrath, Mitglied parlamentarischer Commissionen und Herausgeber des werthvollen „Politischen Jahrbuches der Schweizerischen Eidgenossenschaft" (Bern-Wyß, einige zwanzig Jahrgänge). Ein edler, tüchtiger Mann, dessen Rath und Stimme in der schweizerischen Politik mit Recht großes Gewicht hat, der auch durch seine juristischen Publicationen auf's Vortheilhafteste bekannt ist und von seinen akademischen Schülern geschätzt wird.

Vor etwa zwölf Jahren trat er mit dem ersten „Glück"-Bande hervor, dessen buchhändlerischer Absatz ihn zur Herausgabe der anderen genannten Werkchen veranlaßte. Neun Bände in zwölf Jahren, mit steigendem Beifall gelesen und immer von Neuem verlangt. Der Mann,

Digitized by Google

den bisher nur Juristen und Politiker gekannt, wird am Abend seines Lebens weltberühmt — nicht etwa durch seine thatsächlichen Verdienste, sondern durch ein halbes Dutzend in mehrere Sprachen übersetzter populärphilosophischer Bücher. Nun hat es immer dergleichen gegeben; von Epiktet's Handbüchlein und Mark Aurel's „Selbstbetrachtungen" über die Mystik des Mittelalters hinweg zum Rationalis- und Idealismus hindurch. Feuchtersleben, Lavater Smiles, die „Lebenserfahrungen eines Siebzigers", Jentsch, von den Großen Emerson, Schopenhauer und selbst Hartmann ganz zu geschweigen: dies eine kleine Blüthenlese aus dem betreffenden Literaturgarten. Aber hat diese Populärphilosophie je ein so niedriges Niveau gehabt wie bei Hilty?

Es wird mir schwer, das zu sagen. Obschon wir Jungen nicht immer an die vielgerühmten „Erfahrungen" der Alten glauben, so hat ein Greis doch ein Recht auf Hochachtung und Nachsicht, das ihm auch hier um so weniger streitig gemacht werden soll, als er in Deutschland (nicht in der Schweiz!) eine so imposante Gemeinde hat. Mit Rücksicht auf sie dürfen wir ihm das „Um Gottes Willen hör' auf" nicht zurufen, denn daß Hilty's Bücher für Viele „der Heiligen Schrift nicht gleichzuachten, aber doch nützlich und gut zu lesen sind", ist außer Zweifel. Wohlgethan haben sie Vielen, geschadet gewiß Keinem, etwas verstimmt oder gelangweilt — Einige. Nicht im Namen dieser Letzteren möchte ich jedoch reden, sondern einfach aus dem „Fall Hilty" den Text zu einer Bußpredigt entnehmen, „wie wir's doch so gar nicht weit gebracht", wie tief der Bildungsstand unseres besonderen Durchschnitts sein muß, der daran ein so leidenschaftliches Gefallen findet. Ehe wir aber darüber reflectiren, müssen wir wissen, was Hilty will und bietet.

II.

Arthur Bonus, der, von einigen Unarten abgesehen, einer der ersten lebenden Schriftsteller sein könnte, verglich einmal die christliche Erbauungsliteratur mit dem überkochenden, Alles überschwemmenden Mehlbrei des Märchens. Die Hilty'sche Schriftstellerei hat mit diesem wunderbaren Breitopf einige Aehnlichkeit. Man weiß nicht, wo sie anfängt, wann sie in der Mitte ist und — das ist das Beängstigende dabei — wann sie aufhört. Ueber das „Glück" kann man Viel sagen, und wir waren beinahe erstaunt, daß es mit drei Bänden sein Bewenden hatte. „Für schlaflose Nächte" kann man auch unendlich viel schreiben, obschon böse Zungen das von Hilty gebotene Mittel zum Einschlafen für so unfehlbar erklärten, daß ein zweiter Band auf keinen Fall zu den tiefgefühlten Bedürfnissen gehört hätte. Nun aber die „Briefe"! Da ist nun wirklich kein Ende abzusehen; unter der Flagge dieses dehnbarsten aller Titel können ganze Bücherkisten segeln, was denn auch wahrscheinlich sich ereignen wird.

Im Ernst gesprochen: der Mangel logischen Zusammenhangs ist bei Hilty wirklich peinlich. Man lese nur ein paar Capitelüberschriften: „Die Kunst des Arbeitens", „Epiktet", „Glück", „Menschenkenntniß", „Vornehme Seelen", „Zweierlei Glück", „Moderne Heiligkeit", „Dank", „Die Kunst der Erziehung" u. s. w. Daß natürlich die einzelnen Abschnitte und Capitel von ganz verschiedener Länge sind, daß einmal zu flüchtig abgebrochen, ein anderes Mal zu lange ausgesponnen wird, hat nichts Erstaunliches. Dann die Citate: englische, französische, italienische, spanische, lateinische; stets unübersetzt, was bei den äußerst bescheidenen Bildungsvoraussetzungen des Verfassers auffallen muß. Daß sie nicht immer richtig sind, sei mit Rücksicht auf ihre Quantität gern verziehen; nur hätten wir manchmal gern gewußt, von wem sie kommen, selbst bei den Gesangbuchversen.

Aber was ist denn nun das „Glück?" Wüßt' ich's nur? Ich habe den ganzen Hilty von Anfang bis Ende gelesen und weiß es immer noch nicht, weiß es vielleicht gerade darum nicht. Immerhin sei eine Zusammenfassung versucht.

Glück ist Frömmigkeit, Gottvertrauen, Christenthum, Bibellesen. Keine Weltflucht, sondern Kampf mit den schlechten Weltelementen und Sieg über sie. Glück ist Freundschaft, Erinnerung, Menschenliebe. Bis wir dann auf einmal im letzten Bande erfahren, daß der Mensch gar nicht zum Glück geschaffen ist, sondern zur Arbeit oder zum Leiden oder zu sonst etwas — falls nämlich Arbeiten und Leiden nicht gerade das Glück ausmachten — und dann geht es wieder von vorne an. Wenn dieser treffliche Mann nur nicht so unglaublich naiv wäre! Man höre: Nachdem er seiner Correspondentin versichert, daß „hohe Bekanntschaften ihm selten nützlich und auf die Dauer angenehm gewesen sind" (Briefe 34), fährt er fort: „Sie können sich auch darauf verlassen, gnädige Frau, daß Gott ebenfalls ungefähr so denkt". Ein anderes Mal erklärt er (172), daß melancholische Stimmungen ohne äußere Krankheitsursache „nie mehr als höchstens drei Tage dauern" oder daß (262) die erfolgreichen Frevler, was man gewöhnlich nicht sieht, zum Lohne ihrer Schandthaten in der Nacht von „Neurasthenien und Herzkrankheiten" befallen werden. Erfreulich ist es auch, daß Dante's Fegefeuer unseren Philosophen an den Fußweg auf den Weißenstein bei Solothurn erinnert. Mögen die vielen Reichsdeutschen, die allsommerlich dort hausen sollen, sich's gesagt sein lassen!

Obschon die Broschüre Hilty's über die Höflichkeit an Komik das Mögliche geleistet hatte, kann sich der Verfasser eine Nachlese in den „Briefen" nicht versagen. So erfahren wir (66), daß in Gasthöfen, Eisenbahnen und Wartesälen die Thüren geschlossen werden müssen, daß man an solchen Orten nicht sehr laut sprechen soll, daß Höflichkeitsbesuche zehn Minuten nicht überschreiten dürfen („aber ohne auf die Uhr zu sehen"), daß zu lautes Anläuten unanständig ist und Damen beim Frühstück im Zimmer den Hut nicht auf dem Kopf behalten sollen. Die Citate werden genügen, um die Leser dieser Blätter zum Kauf der Hiltybücher zu ermuntern, falls sie diese, was sehr wahrscheinlich ist, nicht schon besitzen.

III.

Der Zweck dieser Zeilen ist aber nicht die Verspottung eines ehrwürdigen Mannes, noch auch die Entwickelung seiner gar zu platten und selbstverständlichen, positiven Ansichten. Es ist vielmehr in seiner Polemik eine Gefahr, auf die bei der weiten Verbreitung seiner Bücher hinzuweisen eine Pflicht ist.

Hilty verehrt vor Allem Dante und die Bibel. Das sind würdige und vornehme Sympathien, die ich auch dann gern respectire, wenn ich die Behauptung für thöricht halte, daß selbst die Lectüre der schmutzigsten Geschichten des Alten Testamentes noch keinem Kinde habe schaden können. Auch in seiner Bewunderung für das classische Alterthum wird man, ohne seine starke Vorliebe für den Stoicismus völlig zu theilen, gern miteinstimmen. Das ist freilich Alles, denn wer wird im Ernst mit ihm behaupten, daß „an das Humanitätsideal Goethe's bloß noch ältere Leute glauben" (6), wie denn überhaupt „das ganze Theater- und Kunstideal der großen Dichter jener Zeit im Verfall begriffen" sei. Ueber die moderne Bewegung urtheilt Hilty so abfällig wie Alle, die sie nicht kennen. Als typische Sündenböcke citirt er dabei Zola, Maupassant, Flaubert, Ibsen und Nietzsche. Daß für Letzteren bei jeder Gelegenheit ein Fußtritt abfällt, ist ja natürlich, beruht zudem auf Gegenseitigkeit. Was der brave Flaubert dabei zu thun hat, ist nicht recht ersichtlich, und der greise Seelenkenner aus dem Norden sollte nun auch bald aus dem Spiel sein. Die Namen Derer, vor denen Hilty sein Publicum mit größerem Recht warnen könnte, fehlen leider. Zum Warnen gehört eben auch eine gewisse Kenntniß, über die nicht Jeder verfügt.

In der Culturbewegung des zwanzigsten Jahrhunderts sieht Hilty zwei Gespenster: die Neurasthenie und den „Agnosticismus". Die Neurasthenie erscheint ihm bald als Mode-

Digitized by Google

krankheit, bald als Folge eines lasterhaften Lebens; daß sie es in zwanzig Fällen auf hundert auch ist, wird man nicht bestreiten können. Aber die anderen achtzig Fälle der ernstlich und unschuldig Leidenden wollen erklärt sein: aus Vererbung, aus der Hast und Ueberlastung, die unser Leben mit sich bringt. Dazu rührt Hilty keinen Finger. Er meint vielmehr, die jungen Leute von heute hätten ein viel zu großes Ruhebedürfniß. Solche Ungerechtigkeit gegenüber der Majorität fleißiger und übermüdeter Menschen in unserer Zeit der Arbeit par excellence wirkt nicht nur verstimmend, sie thut von einem Führer und Philosophen wie Hilty bitter weh. Was unser Glücksmann unter Agnosticismus versteht, weiß man nicht recht. Jedenfalls ist das Uebel als Sache und Bezeichnung nicht so verbreitet, wie der Verfasser meint. Daß er Darwin dabei mit harten Schlägen bedenkt, war vorauszusehen. Der „Agnosticismus“ aber — ohne das Wort übrigens — der die Religion unserer Gebildeten von heute sein dürfte, ist nicht, wie Hilty meint, der Spencer'sche in seiner wissenschaftlichen Form, sondern viel eher der dichterische, in der stillen Verehrung des Unerkennbaren bestehende eines Goethe, oder der liebenswürdig-heitere eines Gottfried Keller, der im Schluß der Seldwyl-Novelle vom „verlorenen Lachen“ ergreifenden Ausdruck gefunden hat.

IV.

Ich stelle mir nun eine jener rath- und trostbedürftigen Seelen vor, die sich an Hilty um Lösung ihrer Zweifel gewandt haben. Da ist eine Dame, die über das Trinitätsproblem nicht hinwegkommt. Antwort Hilty's: „Die Trinität versteht Niemand, darüber brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen (115). Aber an die Auferstehung müssen Sie glauben lernen“ (115). Die gleiche Adressatin hat schwere Bedenken über Gottes Gerechtigkeit. „An diese Gerechtigkeit im Großen und Ganzen müssen Sie glauben lernen ... ich wenigstens habe noch keinen ganz guten Menschen verderben und keinen ganz schlechten seine Tage in vollstem Glück und Frieden enden sehen“ (167). Nicht besser ergeht es der Fragerin mit Bezug auf den Ehrgeiz. Ist er ein Laster, eine Tugend? Sehr einfach meint Hilty: „Man braucht ein Wenig davon ... das Zuviel aber führt zum Scheinwesen ... in einer späteren Zeit muß man jedenfalls mit ihm brechen“ (140). Dieses Orakel erinnert lebhaft an die bekannte Auskunft des Wetterpropheten: „Wenn morgen die Sonne scheint, so dürfte es schön bleiben, kommen aber Wolken, so ist Regen wahrscheinlich.“

Neben solchen „Trivialitäten“, vor denen Hilty doch auf Seite 44 so eindringlich warnt, stehen ganz verblüffende Entdeckungen, wie folgende: „Der Typus der modernen Heiligkeit ist dem der wahren Aristokratie ganz ähnlich ... die Marchesa Pescara war eine solche Weltheilige ... in unserer Zeit stellt Gordon Pascha (diesen Typus) vielleicht am Besten dar“ (154).

Nicht minder verblüffend sind Widersprüche wie diese: „Verheirathen Sie also seiner Zeit Ihre Tochter —“ (47). „An die Heirathen Ihrer Kinder müssen Sie noch gar nicht denken“ (60). Oder: „Wenn überhaupt die geistige Gesundheit von der körperlichen abhängig wäre; es ist dies nur in einem sehr mäßigen Grade der Fall ...“ Und dagegen fünf Seiten weiter: „Dann (77) sind Sie Ihres körperlichen Wohles sicher, und das geistige hängt ... davon weit mehr ab, als man es im Allgemeinen annimmt“. — Das „Ja und Nein“ ist eine sehr bequeme, aber bei einem so überzeugten Denker unerlaubte Philosophie. Aehnlich hält er es mit der Kirche, der Gottheit Christi und Anderem: sie haben ihr Recht und haben es wieder nicht; wie man sieht, sehr „agnostisch“ geurtheilt. Wie fern der greise Jurist dem heutigen Leben und der Kinderseele steht, können seine Vorschläge zur Jugendlectüre beweisen, unter denen sich Milton, Bunyan, Cromwell, Carlyle, „Tasso“ und „Iphigenie“ befinden. Man greift sich an den Kopf, ob es denn möglich sei: so steht es auf Seite 148 zu lesen! Kant's „reine Vernunft“ wäre wohl auch dabei, hielte sie unser Briefschreiber nicht für ein besonders gefährliches Buch, das er mit Nietzsche's „Zarathustra“ zusammenstellt (270). Wie denn überhaupt die ganze Philosophie, Theologie eingeschlossen, mehr oder weniger Geschwätz ist: „Man muß sich in der That mit den philosophischen Lehren, die bloß den Zweifel an aller Wahrheit erzeugen, gar nicht weiter einlassen, als es aus Gründen der allgemeinen Bildung nöthig ist.“ Diesem letzteren Götzen opfert also sogar ein Mann wie Hilty dreißig Jahre nach dem Erscheinen der unzeitgemäßen Satire Nietzsche's über den Bildungsphilister Strauß!

Noch einmal: ich habe bei gewissenhafter Lectüre in dem ganzen Hilty nicht einen Satz gefunden, der mir innere Förderung oder Anregung irgend welcher Art gegeben hätte. Nicht einen Satz, von dem ich sagen könnte, das ist neu, fein und wahr zugleich. Es giebt wenig Bücher, in denen man nicht wenigstens so viel findet! Andere denken Anderes, aber der Einzige, der den Widerspruch äußert, bin ich wahrhaftig nicht.

V.

Es war oben von einer Bußpredigt die Rede; sie soll kurz ausfallen. Es ist traurig zu sehen, daß wir's nicht weiter gebracht haben als bis zu Hilty. Unzählige fleißige und geschmackvolle Schriftsteller, Hunderte von Zeitungen und Zeitschriften sind seit Jahrzehnten bemüht, unser lesendes Publicum auf das Beste hinzuweisen, was zu allen Zeiten und bei allen Völkern gedacht, gefühlt, gehofft wurde. Obwohl wir gewiß nicht in einer Zeit der großen Genies leben, haben wir doch ausgezeichnete Denker und goldlautere Charaktere unter Männern und Frauen gehabt, die von ihrem inneren Reichthum mit vollen Händen liebevoll und freudig den Mitmenschen spendeten. Wir haben Vereine und Genossenschaften aller Art, die sich bemühen, das Beste vom Guten in billigen, schönen Neudrucken auf den Markt zu werfen, daß auch der Aermste Theil habe an dem Allen gehörenden Geistesschatz der Culturvölker.

Und nun kommt da ein guter, alter Mann, in seinem Berufe sonst ausgezeichnet, beinahe hervorragend, und sagt in sechs Büchern und drei Broschüren, was wir Alle wissen oder wovon wir Alle abgekommen sind. Sagt es in umständlichem Deutsch und langgewundenen Sätzen, ohne Leben und Farbe, ohne Zusammenhang, mit endlosen Wiederholungen, ein Capitel an das andere reihend, immer dasselbe. Eine Lebensgeschichte in Rathschlägen, fröhlich Selbsterlebtes verallgemeinernd und zu absoluten Imperativen erhebend. Unentwegt wird drauflos docirt, citirt, resümirt bis wieder ein Buch voll, der Faden abgeschnitten und ein neuer eingefädelt wird. Er ist freilich von derselben Rolle ...

Und das Publicum, das, wie man sagt, verwöhnte Publicum? Es strömt in Hunderttausenden herbei und stürmt die Buchläden, als handle es sich um die Enthüllung eines Hofscandals. Das gleiche Publicum, das an dem Besten achtlos vorübergeht, schwärmt für den „neuen Hilty“ in Superlativen und — kauft ihn sogar.

Ach, es ist ja kein Unglück, und sie lernen, um ein bezeichnendes Lieblingswort unseres Philosophen zu gebrauchen, eigentlich nichts Schlechtes bei ihm. Aber es ist so unsagbar beschämend für uns Alle, die wir doch wahrhaftig Besseres zu nehmen oder zu geben haben. — Als die Thiere einmal zum Festmahl geladen waren, fragte eines, das ich nicht näher bezeichnen möchte: „Sind auch Kleien da?“ Es verlangte beim Anblick der kulinarischen Herrlichkeiten nach seinem altgewohnten Futter. So geht es auch unserem lieben Publicum mit seiner Geistesnahrung. Es ist nur ein Glück, daß die Kleien da sind.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Otto Heinrich.

Novelle von Herman Bang. Deutsch von Wilhelm Thal.

Gegen die Wahl der Gräfin von Waldeck zur Priorin des Klosters von Eisenstein erhob sich mancher Einwand. Es war ja ganz schön, daß sie die Wittwe eines Helden von Gravelotte war, aber deßhalb stürzte man doch nicht die ältesten Ordensregeln um und wurde Priorin, wenn man erst einige dreißig Jahre zählte. Aber so geht es, wenn man vom Hofe protegirt wird.

Der Aerger machte sich bei den kleinen Theegesellschaften der Stiftsfräuleins Luft, nach der Bibelstunde, wenn Alle versammelt waren.

Fräulein von Salzen zog ihr Haubenband strammer und sprach von einer Adresse an Ihre Durchlaucht, die Protectorin.

Doch als die Gräfin — fein und bleich und klein war sie, so daß sie unter dem langen Wittwenschleier fast verschwand — zum ersten Mal in der Ordensversammlung mit der Stimme eines furchtsamen, betrübten Kindes gesprochen hatte, und als die alten Stiftsdamen die Priorin eine Woche lang Abends in der Lindenallee mit ihrem Sohne Otto Heinrich Arm in Arm hatten auf- und abgehen sehen, — da begannen die alten Damen milder zu denken. Otto Heinrich war ein Lockenkopf von zehn Jahren, der bereits so groß wie seine Mutter war.

Und als die Priorin die Stiftsfräulein zum ersten Mal zum Thee gebeten und mit stiller Freundlichkeit die Honneurs in ihrem Salon gemacht hatte, wo die alten Damen an aufgeklappten Tischen Whist spielten (an der Wand hing das Bild des Hauptmanns v. Waldeck mit Flor und Immortellenkranz; der blondgelockte Otto Heinrich spielte den Cavalier, brachte Schemel und immer eine neue Tasse Thee), da war der Widerstand der Stiftsdamen vollständig gebrochen.

Sobald die alten Herzen erst aufgethaut waren, wurde die kleine Priorin ihnen wie eine Tochter, an der all' die alten Damen Mutterstelle vertraten. Und Otto Heinrich trieb sein Spiel mit etwa fünfzig Tanten.

Nicht einmal ihre älteste Katze lebte in Frieden vor seiner Keckheit, nicht einmal der Mops des Fräulein von Salzen. Sein helles Kinderlachen klang durch die stillen Gänge. „Das ist der Junge", sagten die alten Damen, „der Junge bringt einen um, das muß ein Ende nehmen."

Und an dem Tag, an dem Otto Heinrich reiste — er sollte nach der Kadettenschule in Lichterfelde, es war die höchste Zeit — weinte das ganze Kloster.

Die Priorin begleitete ihn. Und als sie zurückkam, nahm sie still ihre Thätigkeit in den gewölbten, halb dunklen Klosterzimmern wieder auf, wo die Fräuleins unermüdlich strickten und die Lieblingskatzen in Frieden schnurrten.

Jetzt war es recht still im Kloster geworden. Die Priorin sah von nun an die Stiftsdamen etwas seltener zum Thee, und wenn sie zu Besuch kamen, dann empfing Frau von Waldeck sie immer in der kleinen Stube. Es wurde im Salon nicht mehr geheizt. Die Damen thaten, als merkten sie es nicht. Die Priorin mußte ja sparen; es kam eine Zeit, da der Junge Geld brauchte.

In dem stillen Leben wurde der Montag der große Tag der Woche. Da bekam die Priorin Brief von Otto Heinrich. Oft las sie die großen, deutlichen Kinderbuchstaben; es standen fast immer dieselben Sätze mit denselben Worten auf den Seiten. Erst las sie sie allein, aber dann kamen die Stiftsdamen, um Neues von dem „Jungen" zu hören, und der Brief wurde immer und immer wieder durchgelesen — wohl an die hundert Mal.

Jedes Weihnachtsfest und jeden Sommer kam Otto Heinrich nach Hause. Wie er in die Höhe schoß! Schlank und fein sah er in der Uniform aus. Die Priorin machte den Eindruck, als wäre sie seine Schwester, wenn sie an seinem Arm spazieren ging.

Aber die alte Spielratte blieb er nach wie vor. Was er Alles erfand! Am letzten Neujahrsabend, als er, in ein weißes Laken gehüllt, durch den Capellengang schritt — die weiße Dame zeigte sich hier vor jedem Todesfall — war das ganze Kloster fast vor Angst umgekommen.

Aber gut war er, herzensgut. Wie vergnügt war er nicht am Weihnachtsabend, — noch ein richtiges Kind — wenn die Stiftsdamen den Baum des „Jungen" in dem großen Saal angezündet hatten, und der lange Kadett lachend dastand und unter den Schwammhaltern, den filirten Waschbeuteln und Strümpfen, die die alten Hände gehäkelt und gestrickt hatten, fast verschwand.

Er lachte, sang und dankte und drehte seine Mutter hin und her.

„Aber Otto Heinrich, Otto Heinrich, wie Du mich küßt . . ."

„Haha, merkst Du meinen Bart, Mütterchen? Ja, ja, der kommt jetzt!"

Am letzten Weihnachtsabend hatte er auch Fräulein von Salzen geküßt. Mit einemmal flog er auf sie zu, nahm sie beim Kopf — Fräulein von Salzen hatte ihren Straußfeder-Turban auf, von echten Federn — und küßte sie mitten auf den Mund.

„Dank, Dank," sagte er, „tausend Dank!"

„Aber Otto Heinrich," rief die Priorin, „aber Otto Heinrich . . ."

„Na, so etwas," rief Fräulein von Salzen und riß sich los; „der Junge ist doch zu maladroit!" (Fräulein von Salzen schüttelte sich vor Vergnügen.) „Nie wird der vernünftig," sagte sie zu den Stiftsdamen.

Fräulein von Salzen hatte zwischen sechs gestickte Taschentücher Otto Heinrichs einen Fünfzigmarkschein gesteckt.

Die Zeit verging. Es war das letzte Mal, daß Otto Heinrich als Kadett nach Hause gekommen war. In ein paar Monaten sollte er Officier werden.

Mutter und Sohn saßen den letzten Tag im Halbdunkel in der kleinen Stube. Das Gespräch war so nach und nach in's Stocken gerathen. Otto Heinrich rückte von der Chaiselongue zum Fenster, und vom Fenster zum Clavierstuhl, er hatte nirgends Ruhe.

„Mutter," sagte er; es klang wie ein Aufschrei, „es handelt sich um das Regiment!"

„Das Regiment?"

„Ja, Mutter . . . wir müssen darüber sprechen . . . das nützt nichts."

„Das ist ja erledigt, Otto Heinrich, Du dienst, wo Dein Vater gedient hat."

Der Kadett erhob sich.

„Aber, Mutter," sagte er leise, „es ist so theuer in der Garde . . ."

Die Gräfin fuhr mit der Hand nach der Brust.

„Ich habe in diesen Jahren gespart."

Otto Heinrich ging im Zimmer auf und ab. Es war so dunkel, daß sie sich kaum sahen. Ganz hinten aus der Ecke sagte er dann: „Mutter, warum soll unser Diener Paul fort?"

„Wer hat Dir das gesagt?"

„Er erzählte es mir gestern; er weinte, Mutter." Otto Heinrich schwieg ein Weilchen. „Er hat Vater die Augen geschlossen," sagte er. „Ich habe ihm eine Stelle verschafft." Die Worte zitterten ein wenig. „Ich brauche ihn nicht."

„Mutter!" — der lange Kadett kam hastig durch's Zimmer geschritten; „und Alles für mich!" sagte er dann.

„Ach, Mutter!" die Thränen liefen Otto Heinrichs Wangen hinunter; „Du sollst Ehre mit mir einlegen!"

Die Priorin fuhr mit der Hand weich durch das Haar des Sohnes.

* * *

Otto Heinrich reiste. Ein paar Tage später kam Fräulein von Salzen zu der Priorin zum Besuch.

Fräulein von Salzen war sehr eigenthümlich an diesem Tage. Jeden Augenblick vergaß sie den Titel und band ihr tadelloses Haubenband drei Mal auf.

Sie sprach unaufhörlich von Pflichten und vom Unnützsein und von alten Fräuleins und vom Vaterland. Die Gräfin sah sie an und verstand kein einziges Wort. Wenn der Gedanke möglich gewesen wäre, hätte sie gesagt, Fräulein von Salzen schwitzte. „Menschen, wie ich, die unnütz dasitzen, wie ich, und froh sein können, wenn sie . . ."

Fräulein von Salzen schwieg verlegen, und es entstand eine Pause.

Die Priorin verstand kein Wort und wußte nicht, was sie sagen sollte. Aber plötzlich ergriff Fräulein von Salzen ihre beiden Hände und meinte:

„Aber jetzt könnte man doch Nutzen damit stiften."

„Nutzen, womit?"

„Nun, mit dem Geld!" (Ja, Fräulein von Salzen schwitzte wirklich.) . . . „Meine paar Tausend . . ."

Die Priorin verstand plötzlich, und Beide wurden blutroth.

„Ja," sagte Fräulein von Salzen, „Sie müssen mich recht verstehen, man weiß ja, so eine Equipirung ist theuer."

„Ich . . ." die Priorin konnte kaum die Worte herausbekommen; „ich habe ja gespart," sagte sie, . . . „ich danke, ich habe selbst, ich danke!"

Weitere Worte fand sie nicht, und Fräulein von Salzen erhob sich verwirrt. Doch als das Fräulein die Thür erreicht hatte, ging sie ihr nach. „Dank," sagte sie, „ich danke Ihnen," wiederholte sie und legte den Kopf auf die Brust der Alten. Gerade auf das Haubenband. Nie hatte der Diener Paul „Ihre Gnaden" von Salzen, wie an jenem Tage, durch den Gang schießen sehen.

* * *

Otto Heinrich wurde Officier und trat in die Garde. Das war im Frühjahr.

Der Sommer kam und ging, und es wurde Winter. Jetzt stand schon eher Etwas in Otto Heinrichs Briefen. Lange Berichte schrieb er, jugendliche und glückliche Berichte von Festen und strahlenden Bällen und Banketten, mit endlosen Speisezetteln und den Fackel-Schlittenpartien hoher Herrschaften. Spät in der Nacht schrieb er, wenn er vom Ball nach Hause kam. Vor Rausch und Glück konnte er nicht schlafen. Und der Brief floß über von Musik und Jugend, von Lust und Leben.

Die kleine Priorin las ihn immer und immer wieder. Eine zarte Röthe schoß in ihre Wangen, und sie lächelte beim Lesen; dann stützte sie das Kinn in die Hand und träumte lange von ihres Sohnes Brief.

Die alten Stiftsdamen wurden es nie müde, zuzuhören. „Das war das Hofleben . . ."

„Le monde . . ."

Digitized by Google

Sie schluckten jedes Wort und unterbrachen die Lectüre bei jedem neuen Namen.

„Eine Felsenburg? Eine Felsenburg? Wer ist das? Felsenburg?“

„Felsenburg-Weißenstein; das sind die vom Rhein . . .“

„Hm, also die ist jetzt am Hofe.“

Und die Stricknadeln arbeiteten weiter.

„Ja, die Familien ändern sich,“ sagte Fräulein von Salzen und erzählte noch einmal von Geheimrath Goethe's Compliment, als sie am Großherzoglichen Hof zu Weimar lebendes Bild gestanden hatte.

Zu Weihnachten kam Otto Heinrich nach Hause. Das waren Tage! All' die alten Damen begleiteten Otto Heinrich schaarenweis, als er aus der Kirche kam; ritterlich verneigte sich Otto Heinrich und bot der ältesten Stiftsdame den Arm. Und dann fanden kleine Thee-Abende statt. Otto Heinrich sang Leutnantslieder und begleitete sich mit einem Finger. Da war besonders ein Lied von einem Bandwurm; das war Otto Heinrichs Lieblingslied:

„Ich hab' im Leben keine Freude,
Ich hab' ein Bandelthier im Leib . . .“

Fräulein von Salzen saß etwas steif unter den Straußfedern da, solche Lieder kannte man in Weimar nicht.

„Und trink ich Wein und trink ich Bier,
Den Genuß hat nur das Bandelthier!“

Die alten Stiftsdamen sahen auf ihren Schooß herab.

Die Priorin war so glücklich. Sie saß fein und klein da und sagte nicht viel, sondern hörte nur zu und sah auf ihren großen Sohn.

Und Otto Heinrich hörte mitten in einem Liede auf, reichte ihr seine beiden Hände und sagte:

„Wonach siehst Du denn, Mutter?“

„Ein Geschwisterpaar,“ sagten die alten Damen, und fünf bis sechs Hauben drängten sich im Fenster zwischen den Blumentöpfen zusammen, wenn Mutter und Sohn die schneebedeckten Straßen hinuntergingen. Wie ein paar Geschwister sahen sie aus!

* * *

Die Briefe kamen jetzt seltener, etwas seltener — ein paar sehr kurze, dann ein längerer. Drei, vier Wochen kam gar nichts. Dann erhielt die Priorin endlich einen Brief — auf dem Couvert war ein von Rosen umschlungenes A., ein dreikantiges, eigenthümliches Couvert.

Aber seine Handschrift war es. Die kleine Priorin öffnete es; es lag ein so seltsamer Parfümduft auf dem rothen Papier. Nur ein paar gleichgiltige Zeilen standen da. Doch mit einmal wurde die kleine Priorin blutroth und ließ den hellrothen Brief ihres Sohnes fallen.

Zuweilen schrieb Otto Heinrich jetzt auch auf Postkarten. Als die Priorin zum ersten Mal eine Postkarte bekam und dort „liebe Mutter“ las, das alle fremden Augen hatten sehen können, ging es ihr wie ein Stich durch's Herz. Die Karten zeigte sie den Stiftsdamen nie und sprach auch nicht darüber. Im Sommer ließ die Priorin den Diener Paul holen; er diente auf einem Gut in der Nähe und sollte Etwas für die Priorin besorgen.

„Es ist ein Kasten mit Silberzeug,“ sagte sie, „ich habe keine Verwendung dafür. Paul, Sie werden mir das wohl besorgen. Man sagt, in Harburg bekomme man das gut bezahlt . . . zum Umschmelzen . . .“

Paul nahm den Kasten, ohne ein Wort zu sagen. In seiner alten Kammer setzte er sich hin und nahm Stück für Stück heraus. Das war der große Aufsatz, und das der Silberspiegel der Gräfin. Pauls Hände zitterten, so daß er den Spiegel fast hätte fallen lassen.

Aber als er unten auf dem Boden des Kastens, in viele Papiere eingewickelt, die großen Waldeck'schen Silbercandelaber herausholte, die großen Candelaber mit dem ciselirten Waldeck'schen Familienwappen, die immer im Salon gestanden hatten, stieß der Diener Paul einen heftigen Fluch aus. Er setzte die Candelaber hin und rannte mit ganz rothem Kopf zur Priorin. „Ihro Gnaden,“ sagte er und wurde ganz klein, als er vor ihr stand, und seine Stimme zitterte ein wenig, „Ihro Gnaden, das ist gewiß ein Irrthum.“

„Was ist denn, Paul?“

„Ihro Gnaden, die großen Candelaber lagen in dem Kasten!“

„Ja, Paul,“ sagte sie und wurde ganz blutroth in dem blassen Gesicht, „das weiß ich.“

Paul machte rechtsum Kehrt und ging.

Er saß draußen im Dienerzimmer mit den Candelabern in den Händen und befühlte die Leuchter und das Wappen in den Ecken der Fußstücke; er hatte sie so oft geputzt. Lange saß er da und hielt sie in seinem Schooß, und der Diener Paul weinte und fluchte dazwischen wieder ein bißchen.

Am Ordenstage war Empfang bei der Priorin. Das kam jetzt selten vor. Doch am Abend strahlte die Krone in dem großen Salon, und die Damen spielten ihren Whist oder plauderten, mit den Strickzeugen in der Hand, in den Sopha-Ecken.

Fräulein von Salzen thronte in einer Ecke unter ihren Straußfedern.

„Wie schön die Grasbouquetts sind!“ sagte Fräulein von Bernstein, „ja, die Priorin versteht das Ausschmücken.“

„Aber was fällt dem „Kinde“ ein? Sie verdecken ja ganz die alten Silbercandelaber.“ Fräulein von Salzen beugte sich zurück und wurde sehr bleich. Sie hatte es gesehen, die Candelaber waren nicht da.

„Ja,“ sagte sie, „ein paar prächtige Bouquetts.“

Sie saß lange stumm; die Hände zitterten ein bißchen in ihrem Schooß. (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Der Wanderer.*)

Es war Einer, der durch die Straßen einer großen Stadt ging, ein höher bejahrter Mann. Sein Aeußeres unterschied ihn nicht von manchen Anderen, die da und dort vereinzelt in größeren und kleineren Orten des neuen Deutschen Reiches lebten, und ebenso glich er ihnen im Innern. Sie trugen nach ihrer Herkunft verschiedene Namen, stammten jedoch gewissermaßen von einem gleichen Urheber ihres Daseins und hätten sich alle so benennen können, wie er: Viator. Denn er war ein Wanderer, ein zwischen den Lebenden seiner Tage Umherschreitender, sie mit seinem Augen und Ohren kennen zu lernen.

Nun ging er durch die große Stadt und blickte an, was ihm begegnete. Die meisten Straßen erfüllte dichtes Menschengetriebe, in dem Jeder seinem Zweck, dem Erwerb oder der größeren Vermehrung von Habe und Gut nachtrachtete. Alle drängten sich einander fremd und gleichgiltig vorüber, den Hunderttausenden kalter und harter Gerölkiesel ähnlich, die unablässig in einem weiten Flußbett von hochangeschwollenem Strom, ein dumpfrohrendes Getöse erzeugend, fortgewälzt werden. Keinen von ihnen rührte ein Gedanke an, ob dem neben ihm Gehenden oder ihn Kreuzenden vielleicht drohe, im Schlamm zu versinken und zu ersticken. Wer in solche Noth gerieth, mußte sich selbst heraushelfen, denn Jeder war nicht nur sich der Nächste, sondern der Einzige. Vorschriften der Religion, der Philanthropie predigten die Nächstenliebe, das christliche und menschliche Mitgefühl, die Pflicht der wechselseitigen Beihülfe und standen in hohem, allgemeinem Ansehen. Doch als erbauliche theoretische Grundsätze, sie in selten gegebenen Mußestunden zu einem Aufbau schöner Vorstellungen zu entwickeln. Die praktische Wirklichkeit aber bildete nicht die Gesammtheit, sondern der Einzelne, der im mahlenden Geschiebe der Flußkiesel nur für sich allein, für den eigenen Gewinn bedacht war und wo's sein Vortheil heischte, mit oder ohne Wissen Andere zerrieb.

So stand's gleichmäßig in allen männlichen Gesichtszügen zu lesen, denen vornehmer, in Equipagen rollender Herren, eiliger, tadellos nach neuestem Zuschnitt gekleideter Geschäftsleute, der Vertreter des Mittelstandes, der Gewerbe und Gewerke, bis zu den, die größte Masse ausmachenden, verschiedenartigen Bediensteten, Taglöhnern und Handlangern hinab. Jeglichem lag etwas ob, Gewichtiges oder Geringfügigeres, das sie eifriger oder lässiger vollbrachten; für ihre Auftraggeber wie hauptsächlich für sich selbst, da ihr Lebensunterhalt auf den ausgeführten Leistungen beruhte. Nur eine Sippe erst vor Kurzem dem Knabenalter entwachsener junger Leute hatte sichtlich keinem anderen Beruf nachzukommen, als dem des Müßiggangs. Meistens zu Mehreren gesellt, kennzeichneten sie sich durch buntfarbige Mützen, unter denen Gesichter hervorsahen, die vielfach, wie ein Metzgerblock von Hackmesserhieben, von frischen oder verheilten Wundnarben durchquert waren. Auf diese Garstigkeit schienen sie stolz zu sein, wie gleicherweise auf eine narrenhafte, lächerlich-geschmacklose Kleidertracht. In der großen Mehrzahl boten ihre Züge, farblos und hohläugig, einen leer-nichtssagenden Ausdruck; ihnen fiel keine Nöthigung körperlicher oder geistiger Thätigkeit zu, denn sie lebten vom Gelde ihrer Eltern. Mit dieser Arbeit begannen sie am Vormittag bei'm Frühschoppen und setzten sie den Tag hindurch fort, die am rühmlichsten Angesehenen bis zum Anbruch des nächsten Morgens. Zusammengefaßt benannte man sie die Zukunftshoffnung des deutschen Volkes oder die Blüthe der Jugend des deutschen Reiches.

Von ihnen schlug sich gleichsam eine Vermittelungsbrücke zu der anderen, dem weiblichen Geschlecht angehörigen Hälfte des Straßengewimmels hinüber. Sie setzte sich aus äußerlich sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammen, Vertreterinnen aller Stände, Damen, Bürgerfrauen und Mädchen jeden Alters. Gemeinsam dagegen war ihnen, daß sie sich sämmtlich auf's Genaueste derjenigen Tracht befliſſen, die der augenblicklich in ihren Kreisen geltenden Mode entsprach. Darin kam die Aristokratin, die Millionärin mit der Ladenjungfer, der Kellnerin, der Dienstmagd überein; klar erkennbar bildete dies Allen gleichmäßig die oberste Richtschnur für ihr Erscheinen in der Oeffentlichkeit. Mit den buntbemützten jungen Leuten verknüpfte sie die Aehnlichkeit, daß ihre große Mehrheit sich gleichfalls ohne eine Berufsaufgabe zwischen

*) Ich gebe dieser Philippika eines berühmten Zeitgenossen Raum, ohne mich mit seinen Ausführungen in jeder Hinsicht einverstanden erklären zu können. R. N.

Digitized by Google

den Häuserreihen fortbewegte oder beschauend vor den Auslagen der Kaufläden anhielt; ihr Behaben legte an den Tag, sie gingen hin und wider, um zu sehen und gesehen zu werden. Keine besaß Augen für etwas Anderes, als die Kleidung der ihr Begegnenden vom Hut bis zum Schuh mit scharf prüfendem Blick zu übermustern; zeigte sich darin irgendwo ein Mangel an modernstem „Chic", so kehrte die elegante Dame mißächtlichen Ausdrucks das Gesicht ab, während ihre niedriger gestellten Geschlechtsgenossinnen bei der nämlichen Wahrnehmung in ein lautspöttisches Gelächter ausbrachen, das sie mit umgewandt nachblickenden Köpfen noch eine Zeit lang fortsetzten. Zugleich belustigt und befriedigt, daß sie selbst, durch die Feinheit ihres Geschmacks über solche Bildungslosigkeit emporgehoben, nicht Anderen gleicherweise zum Gegenstand der Geringschätzung dienen konnten. Diese Ergötzung und dies erhebende Selbstgefühl möglichst reichhaltig einzuernten, machte augenscheinlich in wechselnden Abschattirungen den höchsten Lebenszweck der weiblichen Einwohnerschaft auf den Straßen aus.

Wenigstens so weit die Jüngeren und im mittleren Alter Stehenden in Betracht geriethen; anders verhielt sich die Mehrzahl der an Jahren beträchtlich über sie Hinausragenden. Ueberall, oft zwischen die Häuser der Gassen eingeschachtelt, gab es große und kleinere Kirchen und Capellen, zuweilen nur daran erkennbar, daß an den Thüren bedruckte Zettel Versammlungen frommer Brüder- und Schwestern-Vereine ankündigten oder zur Erlangung von Sündenablässen einluden. Wenn diese mit Polsterballen belegten Thüren aufgingen, floß aus ihnen eine Mischung von Weihrauchdampf und dumpfmodriger Luft hervor; im Innern waren die Bankreihen fast ausschließlich von alten Weibern aus den unteren Volksschichten angefüllt. Sie knieten und knixten, hörten, Rosenkränze abfingernd und halblaut mit zahnlosem Mund summelnd, durch den lichttrüben Raum ertönenden lateinischen Worten zu, dann schlürften und humpelten sie, Gebetbücher in der Hand tragend und meistens zu Zweien wichtige Dinge austauschend, durch die Gassen davon. In ihren Gesichtern gab sich ein ähnlicher höchster Genuß kund, wie in denjenigen, deren Augen mit vollbefriedigter Verachtung auf unmodernen Kleidungsstücken hafteten; Jeglicher stand aufgeprägt, daß sie das Recht mit nach Haus nehme, sich als eine Auslese und sichere Anwärterin der köstlichsten himmlischen Verheißungen zu empfinden, die Solchen, welche keine Absolution von sündigen Gedanken, Unredlichkeit, Scheelsucht, Falschzüngigkeit und Bosheit empfangen hatten, versagt blieben. Da und dort wurden ihre Wege von eigenthümlichen langgedehnten Fußgängerreihen gekreuzt, an deren Spitze ein jüngerer, sehr schwarz gekleideter Mann schritt, dessen Haarwuchs am rückseitigen Scheitelrand eine runde kahlgeschorene Stelle aufwies; diese ward häufig sichtbar, da die meisten ihm Begegnenden ihre Hüte ablüfteten und er diesen Gruß gleicherweise, nur nachlässiger erwiederte. Den Schluß bildete ein, ihm bis auf den Schnitt der Gesichtszüge, doch zumeist auch in ihrem Ausdruck völlig Gleichartiger; zwischen Beiden, von ihnen geführt und überwacht, bewegte sich paarweis ungefähr ein halbes Hundert hier größerer, dort kleinerer Knaben, ihrem Aussehen nach Classen-Zusammengehöriger von Volksschulen. Manchmal änderte sich dies Bild dahin ab, daß sonst ähnliche Colonnen aus Schulmädchen bestanden; dann traten schwarzgekleidete weibliche Wesen mit weißen, gesteiften, bis auf die Schulter reichenden Hauben oder Kopftüchern als Anführerin und Beschließerin an die Stelle. Jeder solcher Truppzüge nahm seine Richtung einer Kirche entgegen und verschwand irgendwo durch eine der polsterbelegten Thüren, aus denen der Geruch von Weihrauch und Moderluft hervorquoll.

Diese Kinderschaaren legten den Vergleich mit Heerden nahe, die auf eine Weide getrieben werden, und anhaltend blickte der Viator ihnen nach. Er kannte das Weideland, dem sie zugeführt wurden, und die Nahrung, die sie dort einnehmen sollten, wußte, daß diese bestimmend für ihre Entwickelung sein müsse. Denn seine Erkenntniß der Menschennatur hatte ihn belehrt, daß gleichmäßige andauernde, tägliche Einwirkung auf jugendliche, noch zu jedem Widerstand unfähige Organe in ihnen eine Grundlage herstelle, die weitaus bei den meisten keine Umwandlung mehr zulasse, sondern allen Weiteraufbau ihrer Lebensdauer bedinge.

Alle Leute in den Straßen ließen die langen Kinderreihen unbeachtet-gleichgiltig vorüberziehen. Sie waren von jeher an den Anblick gewöhnt, nahmen kaum etwas davon gewahr, oder wenn, so dachten sie nichts dabei; nur die Augen der alten Weiber ruhten auf den jungen Gesichtern mit einem andächtig-rührseligen Ausdruck, während ihre Knie vor den schwarzen Hütern der Züge halb auf den Boden herunterschlotterten. Niemand als der Wanderer schien eine Ahnung, ein Verständniß zu haben, daß aus diesem Herdentrieb das tausendjährige Verderben des deutschen Volkes und Reiches entsprungen sei und durch ihn forterhalten werde.

Nicht auf die eine Stadt beschränkte der Wanderer seine Umschau, sondern er stellte sie in sämmtlichen Städten Deutschlands an, den kleinen wie den großen. Und allerorten fand er, unter Berücksichtigung der Verschiedenheiten in den Umständen und Lebensbedingungen, die nämliche Art der Bewohner.

Seine Achtsamkeit richtete sich zunächst auf die Beantwortung einer Frage. Als Knabe hatte er in der Schule gelernt, das deutsche Volk sei zu zwei Drittheilen protestantisch und deßhalb der stärkste, fast einzige Halt des Protestantismus auf der Erde. Aber ihm waren Zweifel an der Richtigkeit dieser statistischen Rechnung gekommen.

So suchte er, sich darüber ein Urtheil zu bilden. In seinem Vermögen lag's nicht, alle Köpfe nach ihrer Glaubensangehörigkeit zu zählen, doch was er um sich sah und hörte, belehrte ihn zweifellos dahin, das Deutsche Reich sei kein protestantisches, sondern ein katholisches Land. Vielleicht war's das zu seiner Knabenzeit nicht gewesen, aber jedenfalls gegenwärtig dazu geworden.

Denn sein Oberhaupt befand sich nicht in ihm, thronte vielmehr im Vatican zu Rom. Ueberall ward die Herrschaft von der römischen Kirche geführt; sie schrieb ihre Gebote dem Staat vor, der sich gehorsam vor ihrem Willen beugte, nicht aus widerwilligem Zwang, sondern mit bereitwilliger Beflissenheit. Sichtlich erkannte er sie als die berechtigte, vom Himmel eingesetzte höchste Gebieterin an, leistete ihr offen und im Geheimen jeden Vorschub, kam, wo sie noch nicht forderte, schon vorbedacht ihren Wünschen entgegen. Er erregte das Gefühl, sein Trachten sei darauf gerichtet, ihr das gesammte deutsche Volk wieder zu unterwerfen, für dies die Zeit des Mittelalters zu erneuern, in dem es nur zwei Stände, den Clerus und die Laien, die „Herren" und die „Dienenden" gegeben; zu den Letzteren hatte mit allen Uebrigen der deutsche Kaiser gehört, der dem „Statthalter Petri" die Steigbügel hielt. Wo es immer möglich, ging der Staat der Wiederherstellung dieses Idealzustandes nach; seiner sogenannten Mehrheit an Protestanten schenkte er keine Beachtung, sie besaß keine Berechtigung, kein Ansehen, keinen Einfluß, stellte die „Kegel" der großen Familie neben den rechtmäßigen katholischen Kindern dar. Das Eindringen, die Vermehrung dieser ward allerorten im Reich nach Kräften erleichtert und begünstigt, wo sie eine kleine Kopfzahl erreicht, sofort die Nothwendigkeit einer Kirche für sie erklärt, damit ihr Wachsthum sich ausdehnen könne; ihre Geistlichkeit machte nirgendwo ein Hehl daraus, daß sie als ihr Ziel die Ausrottung sämmtlicher „Kegel" betreibe. Für den römischen Clerus bestanden gewisse weltliche Gesetze nicht, er brauchte keine Scheu vor einem Zuwiderhandeln gegen sie zu haben. Die Staatsanwälte achteten sorgfältig darauf, jede an irgendwelcher Maßnahme der katholischen Kirche geübte Kritik sofort als Lästerung von Einrichtungen einer anerkannten Religionsgemeinschaft unter Anklage zu stellen, und die Gerichte entschieden darnach durch Verhängung schwerer Strafen; es machte keinen Unterschied, ob die angefochtenen „Einrichtungen" mit Hohn aller Menschenvernunft oder Sittlichkeit in's Gesicht schlugen. Dagegen rührte sich im umgekehrten Fall Niemand, die stärksten Beschimpfungen der Reformation, Luther's, des protestantischen Glaubens von Seiten der hohen und niederen katholischen Geistlichkeit strafrechtlich zu verfolgen; „Hirtenbriefen" und Kanzelreden stand nach dieser Richtung jeder Schmähungsausbruch unbeschränkt frei. Ihnen gegenüber war der Protestantismus recht- und schutzlos und nichtsbedeutend, daß die Regenten der Einzelstaaten zugleich die Stellung als oberste Bischöfe ihrer Landeskirche einnahmen. Die Zusammenfassung aller dieser Beobachtungen ließ keinen Zweifel darüber bestehen, das Deutsche Reich sei ein katholisches Land.

Der Viator fragte sich, wie dies geschehen und wodurch es dazu geworden sein könne, da seine Bevölkerung nach den statistischen Erhebungen zu zwei Drittheilen aus Angehörigen protestantischer Confessionen bestehen sollten. Und er erkannte, ein Aufschluß darüber lasse sich nur durch eine Betrachtung der Bestandtheile des deutschen Volkes gewinnen.

Zunächst konnte er davon das katholische Drittel ausscheiden, durch welches Deutschland in diese Lage versetzt worden und in ihr forterhalten wurde. Zwar deckten die Begriffe „katholisch" und „römisch" oder „ultramontan" sich in der Theorie nicht völlig, aber für die Wirklichkeit blieb dies fast bedeutungslos; jedenfalls bildete der erste Begriff die breite Grundlage der letzteren. Es gab geistig selbstständige Elemente, eine nicht unbeträchtliche Anzahl national und liberal gesinnter Persönlichkeiten auch unter den Katholiken, doch der großen Masse ihrer Glaubensgenossen gegenüber übten sie keinen bestimmenden Einfluß, vermochten bei Wahlen zum Reichstag und zu Abgeordnetenkammern nicht in's Gewicht zu fallen. In den Städten befanden sie sich weitaus in der Minderheit, und auf dem Lande waren sie kaum irgendwo vorhanden. Hier herrschte die römische Geistlichkeit unumschränkt, trieb überall gleich willenlosen Herden ihre Gemeinden zur Wahlurne. Auch wenn Einer das Verlangen in sich trug, konnte er sich ihrem Gebot nicht widersetzen. Mochte ihn selbst die Androhung des ewigen Verderbens nicht schrecken, so mußte er doch gehorchen, um nicht in der Zeitlichkeit sich und die Seinigen, Haus und Hof zu Grunde gerichtet zu sehen. So war hinsichtlich der praktischen Wirkung „katholisch" gleichbedeutend mit „ultramontan", und aus der Hürde ging die Beherrschung des Deutschen Reiches hervor.

Das mußte freilich Wunder nehmen, da einer solchen doch die protestantische Zweidrittels-Mehrheit entgegenstand, und dem Wanderer drängte sich als logische Folgerung auf, in ihrer gesetzgebenden Vertretung müsse der Hauptgrund dafür zu suchen sein, weßhalb das deutsche Reich ein Werk- und Spielzeug der Herrschsucht und Willkür des katholischen Clerus darstelle. Und es bedurfte für ihn nicht langer Nachforschung, um zur Erkenntniß zu gelangen, daß dies durch den Sachverhalt mit Nothwendigkeit bedingt ward.

Das deutsche Volk, so weit es sich zum Protestantismus bekannte, war kein in politischer Schulung, vielmehr in unglaublicher Verständnißlosigkeit und Zerfahrenheit aufgewachsenes. In seiner weitüberwiegenden Menge verband es keinen Begriff mit seinem Erzfeinde, der es seit einem Jahrtausend in geistiger Knechtschaft zu halten gestrebt, der eigentlichste,

Digitized by Google

immer bereite Urheber aller über Deutschland hereingebrochenen Kriege und Uebel, seiner ohnmächtigen Zerrissenheit, unablässiger Verheerung seiner Städte, Dörfer und Aecker, seines Wohlstandes und aller seiner Lebensgrundlagen gewesen war. Jedes seiner raubsüchtigen Gegner hatte dieser Feind sich bedient, jeden angetrieben oder unterstützt, über das deutsche Volk herzufallen, es zu schwächen, in tödtliches Siechthum zu stürzen, damit es ihm widerstandslos botmäßig werde; in seinem Innern hatte er Zwietracht, Haß und Verrath geschürt, um seine Lebenskraft durch Selbstzerfleischung zu vernichten. Denn für seine unersättliche Macht- und Habgier fürchtete er auf dem Erdrund nur Eins, das germanische Wesen. Das zu lähmen und zu brechen, hatte er gleichmäßig durch tausend Jahre das Höchste, was in seinen Kräften lag, aufgeboten.

Diese Zeiten der Erreichung seines Zweckes durch Waffengewalt waren vorüber, doch sein Ziel unverrückt auf das Gleiche verwandt geblieben. Nur mußte er sich jetzt — wenigstens vorderhand — anderer Mittel dafür bedienen. Hierzu wurde er ausgiebig in Stand gesetzt durch das deutsche Volk selbst, das von der Geschichte seiner Vergangenheit nichts wußte oder nichts aus ihr erlernt hatte. Sogar sein größter Staatsmann der Neuzeit hatte den ältesten, gefährlichsten Feind des deutschen Reiches, die Hülfskräfte, über welche dieser im Innern des Letzteren selbst verfügte, nicht gekannt oder nicht mit klarem Verständniß beurtheilt.

Um so weniger ließ sich solche Kenntniß von der Ausschlag gebenden großen Menge erwarten, die, dem deutschen Volkscharakter, seiner Anlage und Weiterbildung entsprechend, sich in vielfältige Parteigruppen zerspaltete, von denen jede nicht auf das für die Gesammtheit Wichtigste und Nothwendigste, sondern lediglich auf die Herrschaftsgewinnung für ihren Eigenwillen, oft in geringfügigen Dingen, und ihre Sonderinteressen bedacht war. So bekämpften sie sich unausgesetzt auf's Heftigste untereinander, gaben sämmtlich im engen Bannkreis ihrer Anschauungen und Bestrebungen nicht auf die ungeheure, ihnen Allen gemeinsam den Untergang drohende und bereitende Gefahr Acht. Ihre zur Mitleitung der staatlichen Angelegenheiten erwählten Vertreter entzweiten und erbitterten sich täglich der Hauptsache nach über Bestimmungen von wirthschaftlicher Bedeutung, trachteten, größtmöglichen Vortheil für ihre Parteigenossen zu erzielen. In diesem unablässigen Streit hielt ihre Strategie nur die Widersacher ihrer inneren Politik im Auge, um die fortschreitende Kraftzunahme des äußeren allgemeinen Feindes bekümmerte sich Niemand; nicht selten leistete sogar eigensüchtige Verblendung diesem unbewußt oder bewußt Vorschub, um die als gefährlicher betrachteten gegnerischen Parteien zu schädigen, zeitweilig die Oberhand über sie zu gewinnen. Alle glichen Leuten, die begierig nach Schneeflocken haschten und in blindem Eifer nichts von einer Lawine wahrnahmen, die über ihren Köpfen anwuchs, um sie zu verschütten. Oder wenn Jemand ihren Blick darauf hinlenkte, so lachten sie als über einen zum Begreifen ihrer wichtigen Aufgaben Unfähigen und drehten gleichgiltig die Augen wieder ab.

Klar stellte sich dem Wanderer der Hauptgrund dar, weßhalb die protestantische Volksmehrheit nicht die Oberhand im Deutschen Reich besaß. Der Kampf ihrer Parteien unter sich lieferte dies achtlos der Beherrschung durch das katholische Drittheil aus.

Eine von ihnen that es mit bewußter Absicht, gesellte sich geradezu dem Bestreben des römischen Clerus als Verbündete bei. Ihre leitenden Häupter übten bei den Abgeordneten-Wahlen eine gleiche Macht über den größten Theil der protestantischen Landbevölkerung aus, wie jener über die katholische; wirthschaftliche Abhängigkeit machte dienstbar, legte ihr bei der Stimmenabgabe das Geheiß der Großgrundbesitzer als Zwang auf, und die orthodoxe protestantische Geistlichkeit unterstützte dabei durch Anwendung ihrer Mittel. So ward stets von gleicher Stärke aus den nämlichen Wahlkreisen die conservative Partei in den Reichstag entsandt, machte hier zusammen mit dem katholischen Centrum bereits die Mehrheit aus und ging mit ihm fast ausnahmslos Hand in Hand, weil eine Hand die andere wusch. Es war die in der Menschengeschichte uralte Vereinigung der Geistlichkeit und des Junkerthums, die beide gleiches Ziel der Niederhaltung des Volkes in geistiger Beschränktheit verfolgten und zu diesem Behuf sich wechselseitig nutzten und willfahrten. Ihr Herrschaftsziel war allerdings ein verschiedenes, im Gegensatz stehendes, doch die protestantische Hälfte der Verbündeten ließ sich dadurch nicht beunruhigen. Sie hielt sich nach dieser Richtung vollkommen gesichert und zog den ihr von der Bundesgenossenschaft entfallenden Gewinn ein, den für ihre Beihülfe die römische Kirche, im Stillen hohnlachend, bereitwillig entrichtete.

Dergestalt sah der Viator die Widerstandsfähigkeit der protestantischen Bevölkerungsmehrheit schon gebrochen, aber auch die übrigen Parteien, die dem Reichsfeinde nicht geradezu in die Hände arbeiteten, erkannte er als blind der von ihm her drohenden Gefahr gegenüberstehend. Mehrere ihrer Reichstagsgruppen bildeten, wenigstens dem Namen nach, Anhänger und Vorkämpfer der liberalen Grundsätze und mußten in ihren Bestrebungen gleicherweise sich gegen das Trachten der katholischen Kirche, wie gegen das des conservativen Junkerthums zur Wehr setzen. Doch beides beachteten sie kaum, verwandten ihr Augenmerk nur darauf, sich untereinander zu bekämpfen und Mandate zur Verstärkung ihrer Sonderstellung abzugewinnen. Sie gemahnten in ihrem Thun vollständig an das Verhalten der Lutheraner und Reformirten, die nach dem Sieg der Reformation viele Menschenalter lang, selbst während des dreißigjährigen Krieges, wechselseitig in sich schlimmere, gefährlichere, abscheuwürdigere Gegner gesehen hatten, als in den zu ihrer gemeinsamen Ausrottung aufgebotenen Söldlingen und Bluthunden des Papstthums. Sie nannten sich die Vertreter gerechter und vernunftgemäßer Ordnung aller staatlichen Angelegenheiten, setzten ihren Stolz drein, die Stimmführer der Intelligenz des deutschen Volkes zu sein. Aber in Wirklichkeit ward ihr Reden und Handeln lediglich von Rechthaberei, Sonderinteressen, Eigennutz, Eitelkeit und Verkennung des für die Wohlfahrt und Kraft des Deutschen Reiches Nothwendigen bestimmt. Gegen die ohnmächtige Lähmung der protestantischen Mehrheit durch die katholische Minderheit war im Reichstag auch von den sogenannten liberalen Parteien kein Verständniß und keine Hülfe zu erwarten.

Noch weniger aber, womöglich, von dem äußersten linken Flügel der liberalen Richtung, der socialdemokratischen Partei. Ihre ganze Thätigkeit richtete sich auf eine Vernichtung des Deutschen Reiches, um dadurch ihr allgemeines Umsturzziel erreichen zu können. Ebenso vaterlandslos gesinnt, so international wie die römische Geistlichkeit, war sie bereit, sich mit jedem äußeren Feinde Deutschlands zu verbinden, förderte deßhalb auch jedes Bestreben der katholischen Kirche, sobald sie es als geeignet erkannte, die Festigkeit und Macht des Reiches zu erschüttern. Protestantismus und Katholicismus galten ihr völlig gleich; sie und die römische Kirche standen sich im Innersten als die eigentlichen Todfeinde gegenüber, doch vereinigten sie sich ein Stück Weges zur Niederwerfung eines ihnen gemeinsamen Hindernisses. Nach dessen Beseitigung dachte jede, leicht mit der anderen fertig zu werden, die Alleinherrschaft in Deutschland an sich zu nehmen.

So war für die Abwendung des Schlimmsten, was über Deutschland hereingebrochen, auf keine der Reichsparteien eine Hoffnung zu setzen. Diese konnte, bezüglich der Aufrechterhaltung des protestantischen Staatswesens im Reich, nur noch eine Stütze bei den Regierungen und Landesherren finden, darum wandte sich ihnen die Beobachtung des Wanderers zu.

Aber hier traf er die gleiche Verständnißlosigkeit oder Kurzsichtigkeit, nur in andere Form gekleidet, an. Diejenigen, in deren Händen die Leitung der staatlichen Angelegenheiten lag, benutzten ihre Macht nicht, um den Fluthandrang der katholischen Minderheit einzudämmen, räumten vielmehr Stück um Stück ihm von früher her noch entgegenstehende Schutzwehren fort. Sie geboten nicht, sondern baten, beantworteten Angriffe nicht durch Widerstand, sondern wichen vor ihnen zurück. Statt den Gesetzen und Rechten des Staates Geltung zu schaffen, ließen sie sich mit ihren Verletzern, wenn diese der römischen Geistlichkeit angehörten, in Unterhandlungen und Ausgleiche ein. Sie betrieben unausgesetzt mit ihr offen oder unter der Hand Handelsgeschäfte, bei denen für geringfügigen Ertrag schwerste Einbuße in den Kauf genommen, jener Thor und Thür zu stärkerem Vordringen geöffnet wurde. Das benannten sie, mit überlegener Miene lächelnd, staatsmännische Weisheit, zuckten geringschätzig die Achseln über jeden nicht Zünftigen, dessen Einsicht unfähig sei, an die Höhe ihrer esotherischen Politik hinanzureichen.

Dem Viator konnte kein Zweifel bleiben, daß von den Regierungsbehörden gleichfalls keine Behütung vor der Unterjochung der protestantischen Reichsmehrheit durch die katholische Minderheit zu erhoffen sei. Er mußte sich nur wieder die Frage stellen, was diese Sachlage herbeigeführt habe. Und er erkannte, die Antwort darauf könne sich allein aus einer Betrachtung der Landesherren ergeben.

Das erwies sich auch als richtig, stellte alsbald den Hauptgrund der Widerstandslosigkeit des Reiches gegen die römische Oberherrschaft klar zu Tage. Denn ein Theil der Landesherren, nicht durch ihre Anzahl, indeß durch ihre Gewichtigkeit von Bedeutung, gehörte dem katholischen Glauben an; ein anderer Theil bekannte sich zwar zum Protestantismus, doch nur äußerlich, seiner inneren Richtung nach war er diesem nicht mehr zuzurechnen, sondern päpstlich gesinnt. An den noch wirklich protestantischen Höfen aber waren fast überall mehr oder minder mächtige, besonders weibliche Einflüsse thätig, katholische Neigungen einzuflößen, das Ohr der Fürsten zu gewinnen, diese ihren Zwecken dienstbar zu machen. Sie bedienten sich dazu alle des gleichen wirksamsten Mittels, indem sie den Landesherrn unablässig die immer höher anwachsende Gefahr eines socialdemokratischen Umsturzes alles Bestehenden und die katholische Kirche als einzig zuverlässig-sichere Beschützerin dagegen darstellten. Nicht auf die Confession komme es an, sondern daß die Masse des Volkes durch die Religion der weltlichen Obrigkeit botmäßig erhalten werde; so ward jede staatliche Maßnahme wider die katholische Aneignung der Herrschaft im Reich gelähmt, der vielleicht da und dort vorhandene Wunsch und Wille eines einsichtsvolleren Beamten im Keim abgetödtet. Durch jesuitische Einflüsterung einer lügnerischen Vorgabe und Erregung einer blinden Furcht, denn die Bedrohung durch ein gewaltsames Handeln der Socialdemokratie war seit Langem als nichtig in sich zerfallen. Aber davon erfuhren die Fürsten in ihrer Umgebung nichts, und gleich dem deutschen Volke hatten sie aus der tausendjährigen Geschichte der Vergangenheit nicht erlernt, wer bis zum heutigen Tag der immer gleich thätige, niemals rastende Kraftschwächer des Staates und Umstürzer der Throne, der Todfeind, wie des deutschen Volkes, so der deutschen Fürsten gewesen sei. Und so wurden diese weit und weiter gedrängt, ihm „um des Friedens willen“ durch ihre Regierungen die Schule, Wissenschaft und Gedankenfreiheit, die Zukunft Deutschlands und ihre eigene ausliefern zu lassen.

Digitized by Google

Von allen Denen, welchen ex officio die Aufgabe zufiel, über der Selbstständigkeit, Wohlfahrt und Macht des deutschen Volkes zu wachen, vom Reichstag, den Regierungen, den Fürsten waren keine Schutzmaßregeln gegen den Zusammenbruch des Reiches unter der römischen Lawine zu gewärtigen. Es blieb allein das deutsche Volk selbst übrig, aus eigener Erkenntniß und dem Drang des Selbsterhaltungstriebes das Verderben von sich abzuwenden. Die große Zahl der Städtebewohner aller bürgerlichen Stände und Berufsarten, die unabhängig von Behörden und Junkern denken und handeln konnte und nicht der Socialdemokratie angehörte. Auf sie richtete sich die letzte Hoffnung des Wanderers.

So suchte er sie in ihren Behausungen auf, zunächst die obersten Vertreter der Geistesbildung in ihren Studirzimmern, Arbeitsstuben und künstlerischen Werkstätten. Er trat bei den Wissenschaftlern aller Facultäten ein, befragte sie und vernahm ihre Erwiderungen. Zum überwiegenden Theil zeigten sie sich von „liberaler" Gesinnung und wünschten ihr die Erlangung der Oberhand, doch kamen fast alle überein, ihnen liege die Erforschung und Lösung zahlloser Fragen von zu hoher Bedeutung für die gesammte Menschheitsentwickelung ob, als daß sie einen Theil ihrer Zeit auf untergeordnete Angelegenheiten verwenden und sich mit der Gestaltung der politischen Verhältnisse in Deutschland befassen dürften. Den gleichen Wunsch bezeugten meistens auch die praktischen Ausüber der Wissenschaften, Aerzte, Rechtsanwälte, Techniker, Lehrer, doch bedauerten sie, daß die stets wachsende Erschwerung des Erwerbs für den Lebensunterhalt von Frau und Kindern ihnen keine Mußestunden zur Betheiligung an allgemeinen Interessen verstatte, sondern sie nöthige, diese der Fürsorge von Seiten weniger dringlich Beschäftigter zu überlassen.

Der Viator wandte sich Denen zu, welche zum Beruf die Thätigkeit erwählt, durch Erzeugnisse ihrer Feder bildende Einwirkung auf ihre Zeitgenossen auszuüben, der vielköpfigen Gilde in der Gegenwart mehr oder minder zu einer Geltung gelangter Dichter und Schriftsteller. Sie in ihren Wohnungen anzutreffen, verhieß wenig Erfolg, doch er fand sie da und dort zusammengesellt in Kaffeehäusern und an abendlich-nächtlichen Wirthschaftstischen. Hier führten sie lebhafte Debatten über die von ihnen innegehaltenen Richtungen und Bestrebungen, erhoben die Schriften Solcher, die gleiche Tendenz mit den Ihrigen verfolgten, als Meisterwerke in den Himmel und legten mit kritischen Secirmessern die Erbärmlichkeit aller nicht damit Uebereinstimmenden bloß. Bei allen Gegensätzen aber erklären sie einmüthig: Wir glauben überhaupt nichts, sondern wir wissen; protestantisch und katholisch gilt uns völlig gleich, beides ist der nämliche Unsinn. Um solche lang abgethane Dinge bekümmert sich der vorgeschrittene Geist nicht, der durch Ergründung und Darstellung der tiefsten psychologischen Probleme auf der großen literarischen Wahlstatt die Entscheidungsschlachten für die Zukunft des deutschen Volkes zu liefern hat. Dieser Kampf ist's, der alle Waffen unserer Talents, unserer genialen Begabungen erfordert, die höchsten, unvergänglichen Güter siegreich zu erringen, und ein Frevel an unserer auserlesenen Bestimmung wär's, unsere Kraft durch eine Betheiligung am Geplänkel um vorübergehende Tageszwistigkeiten zu zersplittern.

In naher Verwandtschaft zu den Schriftstellern stand die „Presse" als Versorgerin der Gesammtheit des Volkes mit Zeitschriften und Tageszeitungen. Durch ihre Verbreitung wurden diese zur Ausübung des größten Einflusses auf unzählbare Leser befähigt, und der Wanderer begab sich zunächst auf die Redactionen der monatlichen oder wöchentlichen Zeitschriften. Hier vernahm er übereinstimmend, daß jede den Zweck verfolge, für den Fortschritt der Bildung des deutschen Volkes zu wirken, und im Dienst dieser hohen Aufgabe keinerlei Mühsal noch Opfer zu ihrer Erfüllung scheue. Diese aber werde durch die Zahl ihrer sowohl aus Katholiken als Protestanten bestehenden Abonnenten bedingt, und oberste strenge Vorschrift müsse es deßhalb für sie bilden, in ihren Spalten nichts aufzunehmen, was Angehörige der einen oder anderen Confession irgendwie verletzen, zum Aufgeben des Abonnements veranlassen und so den Erfolg der angestrebten Bildungserweiterung schmälern könne.

Ein solches, von höchster idealer Rücksichtsnahme vorgeschriebenes Bedenken fand auf den Bureaus der Tageszeitungen nicht statt. Im Gegentheil erklang bei ihnen überall die Antwort: Gewiß, wir vertreten mit unschreckbarer Energie die politische Richtung unseres Blattes, als niemals erschlaffende Vorkämpfer der liberalen Partei, der es angehört und die es zum Siege führt. Nur muß Eines dabei berücksichtigt werden, daß jede Zeitung ein Geschäftsunternehmen ist, das in erster Reihe den pecuniären Vortheil des Verlegers im Auge hält, an dessen Spitze dieser als der unumschränkt bestimmende Chef steht. Deßhalb fällt es seiner erfahrenen Beurtheilung anheim, ob Stellungnahmen unseres Blattes geeignet sind, eine Förderung oder Schädigung seiner Einnahmen zu bewirken. Der Ertrag der Zeitungen beruht vor Allem auf ihrem Annoncentheil, zu dem gleicherweise Protestanten und Katholiken beisteuern. Wollten wir die Letzteren durch kränkende Aeußerungen im redactionellen Theil vor den Kopf stoßen, so würden wir Gefahr laufen, ihre werthvollen Anzeigen anderen, vorsichtigeren Blättern zuzuwenden und mit eigenen Händen unsere, für den liberalen Parteisieg so nothwendige Machtstellung zu untergraben. Denn die steht und fällt mit ihrer materiellen Grundlage; es ist unsere Pflicht, „toujours en vedette" und stets fortiter in re wider unsere politischen Gegner, doch suaviter in modo bei der Behandlung des katholischen Bestandtheils unserer Bevölkerung zu sein.

Der Viator ging in die Ateliers der bildenden Künstler. Er fand sie vor der Staffelei, Heiligenbilder malend, in den Bildhauerwerkstätten Crucifixe und Pieta-Statuen für katholische Kirchen meißelnd. Auf seine Fragen, ob diese Thätigkeit mit ihrer Gesinnung und Glaubensüberzeugung zusammenstimme, erhielt er die Erwiderung: Glauben? Wir sind die geistig freiesten, unabhängigsten aller Menschen. Was gehen uns die Zänkereien der Confessionen an! Darüber stehen wir wie Thürme über Maulwurfshaufen. Unsere Kunst verehrt nur eine Gottheit, die Naturwahrheit, die sie im Abbilde wiederzugeben sucht. Dafür bedarf sie der Aufträge, und die fließen uns am reichhaltigsten und am besten bezahlt von der katholischen Kirche zu. Ultramontan? Am wünschenswerthesten wär's, das ganze Deutschland wäre ultramontan; dann könnte für die Kunst eine Blüthezeit wie am Ausgang des Mittelalters wiederkommen. Gesinnung? Wozu soll einem Künstler, einem Figuren- oder Landschaftsmaler Gesinnung nützen? Sie kann ihm nur bei hochstehenden Gönnern und Bestellern von Kunstwerken schaden. Giebt's etwa eine protestantische und katholische Natur? Mit solchen kinderhaften Ideen soll man nicht zu ernsten, gereiften Männern kommen, die einzig auf Schöpfungen für ihren unvergänglichen Ruhm bei der Nachwelt bedacht sind. Selbstverständlich müssen sie dazu die günstigsten Bedingungen während ihrer Lebenszeit nützen, denn der Mensch kann nur schaffen, wenn er leben kann.

Von einer Einkehr bei den vielen Tausenden Derer, die sich Aus- über der höchsten, musikalischen Kunst benannten, nahm der Wanderer Abstand; seine Erfahrungen bei ihnen weiter zu bereichern, erschien ihm als zwecklose Zeitvergeudung. Doch er trat in die Thüren der Großindustriellen, der Börsenmatadore und Fabrikanten, die ihn achselzuckend mit der Antwort empfingen: Wir haben nie eine Verschiedenheit zwischen katholischem und protestantischem Gelde wahrgenommen. Das sind ein paar inhaltslose Worte, die an den Coursen und am Geschäftsgang nichts ändern. Und ob unsere Zinshäuser, Landschlösser und Villen auf protestantischem oder katholischem Boden stehen, läßt uns vollkommen gleichgiltig. Wir sind Realpolitiker, die nicht Kosten und Zeit an eingebildete Werthe verschwenden.

Diesem Entscheid schloß sich allerorten die große Gilde der Kaufleute an: Die Angehörigen aller Confessionen betreiben den Handel nach den gleichen Regeln, suchen die günstigsten Conjuncturen zu nützen. Die Hauptregel aber ist, sich Kundschaft zu gewinnen, zu erhalten und zu erweitern; wer dagegen verstößt, sägt den Ast ab, auf dem er sitzt. Katholische Kunden zahlen so gut, wie protestantische; wenn man sie aufmerksam bedient, empfehlen sie sogar wahrscheinlich ihren Glaubensgenossen das Geschäft besser, als die Andern. Das wär' ein sonderbarer Kaufmann, der auf einen grünen Zweig zu kommen dächte, wenn er nach dem Religionsbekenntniß seiner Abnehmer fragte und ihnen bemerklich machte, daß er sie deßwegen für gemeinschädliche Leute ansehe.

Ueberall hatte der Viator auf seinem Rundgang nur eine Anzahl von Einzelpersönlichkeiten anzusprechen vermocht, doch zweifellos waren diese stets gewissermaßen bevollmächtigte Vertreter ihrer Corporationen gewesen, den Anschauungen derselben Ausdruck zu geben. Jetzt wandte er sich noch einigen Stellen zu, wo er Versammlungen zusammengeschlossener Gruppen antraf, Vereinslocalen, Clubs, zunächst den Kneipen der studirenden Jugend.

In den letzteren vernahm er hochtönende Reden und Liedergesang von Ehre, Vaterlandsliebe und Freiheit, doch nur als einen klangvollen und bejubelten Deckmantel von Hohlheit, Gedankenleere und Verständnißlosigkeit für alles, was die Nothdurft des Vaterlandes wirklich erforderte. Der Wahlspruch Aller war nach Möglichkeit unbeschränkter Genuß ihrer Studentenzeit; diesen Drang trachteten sie durch verschiedene, ihnen zu Gebote stehende Mittel zu befriedigen. Ernsthafte Dinge fanden in ihren Köpfen nicht Vorlaß; nur die von der Natur frühzeitig mit Strebersinn Ausgerüsteten, deren Ziel sich auf die Erlangung staatlicher Anstellungen richtete, verwandten bereits ihr Augenmerk darauf, was höheren Orts wohlgefällig oder mißbillig sei, und beeiferten sich, danach bei gegebenen Anlässen ihre Gesinnung an den Tag zu legen.

In den Zusammenkunftsräumen der bürgerlichen Stände, den Vereinsstuben, Wein- und Bierwirthschaften bekundeten sich aus Reden und Unterhaltungen weitaus in der Mehrzahl Angehörige liberaler Richtung und Wünsche. Hier kam vielfach lebhafte Antheilnahme und auch Verständniß der immer höher für das protestantische Deutschland anwachsenden Gefahr zum Ausdruck; oft trafen scharfe Worte der Verurtheilung die zur Wahrung der Selbständigkeit, der Macht und der Rechte des Staats Berufenen, die ihre höchste Pflicht unerfüllt ließen. Doch die Einmüthigkeit der Erkenntniß, daß es noth thue, sich dagegen zur Wehr zu setzen, war nur eine theoretische, dauerte nicht länger an, als die kräftigen Aeußerungen den Kreis der Sprecher um den Tisch vereinigt hielten. Unter vier Augen in der eignen Behausung daran gemahnt, seine Rede in That umzusetzen, entgegnete Jeder achselzuckend: Was kann ein Einzelner ausrichten? Daß ich allein meine Haut zu Markt trüge, wäre ganz nutzlos, denn von den Andern stände mir keiner zur Seite. Ich bin zu nichts Weiterem im Stande, als bei den Wahlen meine Stimme für den Vertrauensmann unserer Partei abzugeben. Der hat im Reichstag und in der Kammer meine Meinung zu vertreten; Anderes läßt sich vom Einzelnen nicht thun.

So war der Kreis geschlossen. Alle Bevölkerungsclassen hatte der Viator aufgesucht und erkannt, daß in allen die Wirkungsfähigkeit ihrer Corporation von der Beschaffenheit der Einzelnen abhänge. Und das

Digitized by Google

Gesammtergebniß stellte heraus: Ueberall war der Einzelne, je nach seinem Wesen und seiner Lebensstellung, gleichgiltig, einsichtslos, von Eitelkeit verblendet, rechthaberisch, selbstsüchtig, von Eigennutz beherrscht, kraft- und muthlos im Gefühl seines Alleinstehens.

Da hatte der Wanderer sich vergewissert, das Deutsche Reich sei ein katholisches geworden und hülflos seinem Untergang überliefert. Und vor sich hin sprach er mit dem Gast des Polykrates: „So kann ich hier nicht länger hausen, Du selbst willst Dein Verderben", schlug den Staub von seinen Schuhen und setzte den Fuß über die Grenze des verlorenen Landes in die Fremde davon. Viator.

Aus unseren Kunstsalons.

Die großen Sommer-Ausstellungen in Berlin, Dresden u. s. w. haben die Aufmerksamkeit von den Salon-Ausstellungen abgezogen. Das ist ganz natürlich. Auch verschwindet ein großer Theil des kunstfreudigen Publicums während des Sommers aus der Reichshauptstadt. Vielleicht freut es sich sogar — trotz Allem — auf die paar kunstlosen Wochen. Auch das ist natürlich. Und die Besitzer und Leiter der Kunstsalons waren ebenfalls dieser Ansicht und pflegten — Schonzeit eintreten zu lassen, sobald im Thiergarten die Nachtigall zu flöten begann und der Flieder auf dem Leipziger Platz in Blüthe stand . . .

Früher! Seit ein paar Jahren aber wurde das allmälig merklich anders, und jetzt nun gar suchen sich die „Salons" auch im Sommer gegenseitig mit „great attraction" zu übertreffen.

Die Menzel-Ausstellung, die im Mai noch vergrößert wurde und die zur Zeit einmal den Londonern beweist, daß man auch bei uns zu malen versteht, war eine solche „attraction". Daß man aber am Ende an der Themse glauben könnte, wir verständen nichts davon, wäre nicht so verwunderlich: wir sind ja in der letzten Zeit mit englischen Bildern geradezu überfluthet worden. Dem neuschottischen Landschafterclub bei Schulte folgte später ebenfalls dort die Ausstellung englischer Koryphäen der Bildnißmalerei aus dem 18. und 19. Jahrhundert, und fast gleichzeitig mit dieser stellten sich bei Paul Cassirer die Mitglieder des „New English Art-Club" vor. Dazu hier und dort und anderswo noch eine Menge einzelner englischer Künstler und Bilder. Wenn jene Bildnißmaler wieder einmal als die Vorläufer, mehr noch — als die Führer moderner continentaler Porträtisten erkannt werden konnten, so überzeugte man sich gegenüber namentlich den Bildern der Künstler bei Cassirer von dem Kreislauf künstlerischer Einflüsse. Was einst die Constable und Turner — auch die waren ja wieder bei Schulte zu sehen — den Fontainebleauern an Anregung gebracht hatten, das zahlen jetzt die Monet und Sisley, auch Degas reichlich zurück; ja sogar einstige Fontainebleauer, wie Corot, wie Diaz, und auch Manet wirken heute im selben England vorbildlich . . . Stand man bei Cassirer vor den Bildern der James L. Henry, Bellingham Smith, Wilson Steer, Moffat-Lindner, der Henry Tonks und Walter W. Russel und David Mairhead und William Orpen, so glaubte man beim ersten flüchtigen Hinschauen abermals unter den dort immer heimischen Pariser Impressionisten verschiedener Richtung sich zu befinden.

Zwei echte Franzosen aber hatten bei Schulte den Oberlichtsaal in Beschlag genommen: Jacques Emile Blanche und Charles Cottet. Eine recht ausgiebige Ausstellung. Wer diese beiden Künstler noch nicht genügend kennt, der konnte das Versäumte jetzt nachholen . . . Freilich war Cottet vornehmlich als der Dunkelmaler vertreten, der er in der letzten Zeit geworden, aber es gab auch Proben seiner einstigen Farbenfeuerwerke. Und neben den wundervollen Frauen- und Kinderstudien aus der Bretagne, neben bretonischen Sittenbildern, wie er sie in der letzten Zeit zu malen pflegte, neben der „Armen Frau", der „Frühmesse", „Todtes Kind", „St. Johannisfeuer" gab's höchst interessante Marinestudien, berglandschaftliche Motive aus Savoyen, auch eine Reihe orientalischer Bilder aus Kairo und Assuan, denen ich aber die bretonischen durchaus vorziehen möchte: im Heimathsboden wurzelt seine Kraft. Dazu prächtige Stilleben: rothbäckige Aepfel mit einer rothen Siegellackstange und einem schwarzen Petschaft zusammengestellt, und weiße Eier in weißen Bechern vor weißem Hintergrunde und dazwischen als einziger wärmerer Ton eine gelbe Citrone. Diese beiden Stilleben allein schon erschließen Einem den Einblick in das künstlerische Können Cottet's und in die Reize seines Farbenempfindens . . . Von Blanche gab's außer ebenfalls sehr bezeichnenden Stilleben — angerichteten Fischen, Blumen, Hummern — die flott und sicher mit breiten Farbenstrichen und -flecken modellirt sind, eine Reihe von Bildnissen, deren eingehende Besprechung ich mir leider ebenso — jetzt post festum — versagen muß, wie die der Cottet'schen Bilder. Von außerordentlichem Reiz waren namentlich die Bildnisse seiner Mutter auf grüner Wiese neben einem blühenden Dahlienstrauch, und der Louise vom Montmartre. Auch hier gab's was zu lernen. Nur läßt sich leider das Beste in diesen Bildern überhaupt nicht lehren und lernen — der Geschmack . . .

* * *

An diese Ausstellung bei Schulte, die aber natürlich, wie immer, auch sonst noch Vieles bot, reihte sich eine, in deren Mittelpunkt eine Sammlung von Studien und Skizzen Karl Vinnen's, des Worpsweders, steht. Sie ist angesichts des Erfolges seiner großen, jüngst hier besprochenen Gemälde in der „Gr. B. K." von ganz besonderem Interesse: man gewinnt eine Vorstellung von dem Schaffensproceß des Künstlers und man überzeugt sich davon, daß er zu den wenigen gehört, bei denen zwischen der Naturstudie und dem Staffeleibilde keine Kluft gähnt. Auf dem Wege vom Walde, von der Heide, von der Dorfstraße, vom Meeresstrande zum Atelier geht ihm nichts verloren von Unmittelbarkeit, Frische und Tiefe der gewonnenen Eindrücke. Er sagt wohl selbst in einem Geleitwort zur Ausstellung: „Diese meine Skizzen und Studien wollen betrachtet sein als mehr oder minder flüchtige Notizen, abgeschrieben von der Natur, ursprünglich keineswegs bestimmt, der Oeffentlichkeit gezeigt zu werden", aber diese „Notizen" sind von einer Lebendigkeit und Naturwahrheit, die Stück für Stück beweisen, wie fein Auge zu sehen, sein Schönheitssinn zu empfinden weiß und wie er mit gar einfachen Mitteln überzeugend zu wirken vermag. Sie beweisen ferner, daß er bei allem Blick für das Einzelne doch immer die Ganzwirkung im Auge behält. Als eine neue Note in der Kunst Vinnen's ließ sich dabei eine Reihe von Marinestudien und Küstenmotiven mit verankerten oder in Bewegung begriffenen Böten und Schiffen erkennen. Wie er das Leben, den Farbenglanz, das Flüssige des Wassers wiederzugeben weiß, ist überraschend für den, der den Künstler bisher nur als Maler von Waldinnerem, Wiesenrainen, Torfmooren u. s. w. kannte.

Vieles Andere, was bei Schulte zu sehen war oder noch zu sehen ist, muß ich übergehen. Nur eines Herrenbildnisses von Leibl aus dem Jahre 1866 sei gedacht. Ueber seinen ganzen Farbenreiz und seine Kunst der Menschenschilderung gebot er auch damals schon . . .

* * *

Eine große Gruppe Münchener hat im Künstlerhause ihren Einzug gehalten. Wie die Secessionisten der Isarstadt der Ausstellung beim Theater des Westens fern geblieben sind, so die Künstler der „Luitpoldgruppe" der beim Lehrter Bahnhof. Es paßte ihnen nicht, daß man ihnen principiell keinen eigenen Raum gewähren wollte wie früher. Aber aus Berlin fortbleiben wollten sie auch nicht. So ist es zu dieser Sonderausstellung mitten im Sommer gekommen.

Vom Sittenbilde und vom Bildniß ist nicht viel vorhanden. Karl Marr's Abends vom Studienmalen mit einem etwas mißglückten Hunde — aber nicht die Natur ist schuld am Mißgeschick — heimkehrender Künstler und Georg Schuster-Woldan's Aufzug der Heil. Drei Könige, mit musizirenden Kindern voraus in einem deutschen, mittelalterlichen Städtchen, sind bekannt. Noch bekannter ist Raffael Schuster-Woldan's weit und vielgereiste originalitätssüchtige Allegorie „Odi profanum vulgus et arceo!" Das seltsame Gemälde, das einen bayerischen Kürassier, eine Modedame, eine nackte Schönheit und eine brennende Burg zusammengeheimnißt, ist seit 1900 nicht besser und verständlicher geworden, und „arceo, arceo!" ruft auch die Kritik aus. Fr. Eisenhut, P. J. Messerschmidt, Karl Hartmann bewegen sich in breitgetretener Weise auf breitgetretenen Wegen der „erzählenden" Malerei. Gute Bildnisse zeigen Walter Thor, Karl Blos, Karl Marr, jener etwas zu Leibl neigend, diese Beiden mehr den großen Engländern des vorigen Jahrhunderts nacheifernd. Von den vielen Landschaftern nenne ich bloß Hans Busse, Hans Völcker, C. Küstner, F. Rabending, Raoul Franck, die auch nicht erstaunlich viel Neues zu sagen haben, aber doch Eigenartiges zeigen. Ferner sind Fritz Baer, Charles Palmié, auch O. Ubbelohde recht bezeichnend vertreten. Der Interessanteste ist eigentlich Ignaz Taschner, vornehmlich mit seinen architektonisch-ornamentaler Wirkungen anstrebenden Brunnen-Entwürfen. Sie sind von großer geschlossener Wirkung, denn sie bringen das Figurale immer in einen inneren Zusammenhang mit dem Architektonischen, wie auch die Becken, Speirohr, das emporstrebende Mittelstück stets organisch mit einander verbunden sind. Dann sieht man ein Goethedenkmal, an dem der Sockel übrigens weit interessanter ist, als die Figur Goethe's selbst, obschon dieser jugendliche Kopf immerhin ahnen läßt, welch' eine Welt von Gedanken in ihnen lebte. Auch graphische und zeichnerische Arbeiten sind zu sehen; farbige Holzschnitte, die deutsche Volksmärchen in inhaltlich, wie typographisch gleich gelungener Weise illustriren, und eine Reihe von Aetzzeichnungen in Buntstift von großer Kühnheit und Sicherheit des Striches . . . Man kannte Taschner bei uns vorerst nur als Schöpfer polychromer Holzsculpturen, denn auf der Secessions-Ausstellung „Zeichnende Künste" war auch nicht viel von ihm zu sehen. Aber Alles, was er hier gezeigt hat, machte auf Weiteres gespannt. Nur kann man seine Wißbegierde befriedigen, und es wird gewiß nicht Wenige geben, die die Monumentalität der Taschner'schen Brunnen-Entwürfe verwundern werden . . .

* * *

Einer anderen Collectiv-Ausstellung begegnet man bei Keller und Reiner. Eine ganz neue Erscheinung für Berlin. In München, Dresden, Düsseldorf war der Wiener „Hagenbund" schon vertreten. Wollen wir diesen Verband mit zwei Worten charakterisiren, so müssen wir ihn als specifisch österreichisch im Sinne des Heimathkünstlerischen und als secessionistisch bezeichnen. Der „Hagenbund" hat sich aus einer nach selbstständiger Bethätigung strebenden Gruppe der „Wiener Kunstgenossenschaft" herausgebildet. Schon diese Gruppe nannte sich so

Digitized by Google

nicht nach dem trotzigen Helden des Nibelungenliedes, sondern nach einem Gasthause, wo sie sich zu versammeln pflegte. Wenn sie bei ihrem förmlichen Austritt aus der „Kunstgenossenschaft" sich nicht der örtlichen Secession anschloß, so darum nicht, weil sie mit dem dort geübten Cultus des Fremdländischen nicht zu sympathisiren vermochte. Auch sind die vom „Hagenbund" in der Wahl der künstlerischen Ausdrucksmittel nicht so radical, wie die Collegen von der Secession, obschon auch ihre Kunst natürlich im Zeichen des Impressionismus steht. Aber von den M. Suppantschitsch, Ed. Ameseder, Ed. Kasparides, Hans Wilt, Hans Ranzoni und anderen Landschaftern des Verbandes ist's zu Sisley, Pisarro, Monet, von den Rob. Schiff, Alex. Goltz, W. Hampel, L. Ferd. Graf, Raimund Germela, Rud. Konopa zu Degas, Renoir, Cézanne, Besnard noch ein ziemlich weiter Weg. Zwei der eigenartigsten Mitglieder des „Hagenbundes", die jüngst in Wien eine große und vielbemerkte Sonderausstellung veranstaltet haben, Karl Mediz, der Schöpfer der „Eismänner" und der „Gottscheerinnen", und seine Frau Emilie Mediz-Pelikan, sind leider bei Keller & Reiner noch nicht erschienen.

Aber Vieles von dem, was man dort sieht, macht einen Besuch durchaus lohnenswerth. Unter den Landschaftern ragen Ed. Ameseder, Gustav Bamberger, O'Lynch v. Town, Ed. v. Hertell durch die Intimität der Heimathschilderung, Hans Ranzoni, Hans Wilt, Ed. Kasparides durch einen feinen Sinn für's Decorative hervor. Wie verschiedener Mittel sie sich dabei bedienen, das zeigt ein Vergleich z. B. zwischen den ungemein pastos aufgetragenen farbenkräftigen Ernte- und Ackerbildern von O'Lynch v. Town, den zarttönigen, fast weichlichen „Glühwolken" Kasparide's und den breit und saftig, aber dünnflüssig hingestrichenen Motiven Wilt's aus Chiogga. Von L. Ferd. Graf ist das Beste wohl das lebensgroße Bildniß seiner weißgekleideten Frau, die vor dunklem Hintergrunde auf röthlichem Boden steht, von Rob. Schiff das Bildniß des Schauspielers Giampietro — weiß auf weiß. Al. Goltz liebt verschwimmende, blasse Töne, weiß aber mit ihnen z. B. in der „Dame im Kahn" und der „Dame am Fenster" gute Wirkungen zu erzielen. Germela zeigt Tänzerinnen aus einer spanischen Schenke mit großer Verve und Kraft, Rud. Konopa stellt eine „Anbetung" aus: eine bäuerische Madonna auf der Wiese, der kleine Mädchen Blumen streuen. Schön gepflegt wird im Hagenbund intime Zeichenkunst: Suppantschitsch, Hegenbarth, Hampel beweisen das hier besonders nachdrücklich.

Von den Bildhauern nenne ich nur Theod. Stundl mit einer sehr naturalistisch gegebenen lebensprudelnden Büstenactstudie, einer kraftstrotzenden Frau.

J. Norden.

Notizen.

Als eine echte Dichterin, deren Schauen freilich mehr auf die innere, als auf die äußere Welt gerichtet ist, erweist sich Lou Andreas-Salomé in den fünf Geschichten aus dem Seelenleben halbwüchsiger Mädchen, welchen sie den Gesammttitel: „Im Zwischenland" (J. G. Cotta, Stuttgart) giebt. Vielleicht schießt hie und da die ahnungsreiche Phantasie der Verfasserin über die Wirklichkeit hinaus. So in der ersten Erzählung, die auch die Erklärung des Titels bringt: „Kinder sind's nicht, Erwachsene sind's ja doch auch nicht — in der Klemme sind sie dazwischen! Rechts wohnen alle Erwachsenen, links alle Kinder, und Ihr wohnt wohl nirgends oder so in einem Zwischenland, einem Nirgendwo!" So spricht ein etwa fünfzehnjähriger Knabe zu seinen um vier oder fünf Jahre jüngeren Geschwistern. Auch diese kleinen Menschen befassen und quälen sich mit Begriffen und Vorstellungen und führen eine Sprache, die ihnen, selbst wenn man ihnen eine gewisse Frühreife zugestehen will, kaum zukommen kann. Doch läßt sich die Verfasserin, von sicherer Intuition geleitet, höchstens zu einer Vergrößerung, niemals zu einer Entstellung des Bildes wirklicher Seelenvorgänge hinreißen. Mit einer Schärfe, die oft etwas Unheimliches hat, leuchtet die Erzählerin in die Tiefen dieser Mädchenherzen und bringt an's Tageslicht, was sich hier in dämmernden Gedanken und Gefühlen regt: die Angst und das Grauen vor den geahnten Räthseln des Lebens und die brennende Begierde, sie zu entschleiern, den keimenden Widerstreit im eigenen Ich, das sich zugleich in herber Jungfräulichkeit bewahren und in reinstem Liebedrang aufopfern möchte. Das specifisch Russische, das allen diesen Erzählungen anhaftet, kann man von ihnen nicht trennen, ohne sie in ihrem Kern zu zerstören; es macht diese feinen Seelengemälde erst wahr. Die Schwermuth, die über die Landschaft, über das Leben und die Seelen der Menschen gebreitet ist, läßt uns diese reinen und gütigen Geschöpfe mit ihrer gedämpften Freude und ihrem verhaltenen Schmerz erst völlig glaubhaft erscheinen.

Richard Skowronnek, Der Bruchhof. Ein Roman aus Masuren. (Stuttgart, Berlin, J. G. Cotta Nachf. G. m. b. H.) Es ist eigentlich betrübend zu sehen, wie in diesem Roman dichterische Kraft an einem banalen Stoff elendiglich zerschellt. Die erste Hälfte des Romans ist von prachtvoller Gedrungenheit des Aufbaues; kräftige, eigenartige Charaktere — und eine merkwürdig melancholisch-schöne Landschaft zeigen sich dem geistigen Auge. Man möchte Skowronnek's Bruchhof gern zu den besten Romanen, die in Altpreußen spielen, rechnen, unbeschadet der Anklänge an Sudermann's Katzensteg — und plötzlich muß man sehen, wie ein urwüchsiger Mensch, der Heimathkunst im besten Sinne gegeben hat, sich mit offenen Augen der seligen Tantièmekunst zuwendet, die man an falscher Sentimentalität und grellen, unmöglichen Theatereffecten erkennt. — Leute, die Masuren kennen, werden begreifen, warum es einem um den Roman und seinen Verfasser leid thun kann; selten folgte einem so großartigen Anlauf ein bescheidener Sprung. — Doch Skowronnek hat das Zeug zu einem wirklich guten Masurenroman, Hoffentlich zeigt er uns nächstens, daß er ein ganzer Künstler ist, nicht nur ein Romanschreiber von Talent.

Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen von Wilhelm Bölsche. Mit vier farbigen und vier schwarzen Tafeln nach Original-Aquarellen von Professor Ernst Haeckel. 422 S. Berlin, Georg Bondi. Bölsche verdient Dank dafür, daß er seine prächtigen Zeitungsfeuilletons sammelt. In der That sind die unterhaltenden Plaudereien über „Die Räthsel in der Milchstraße", Die Entstehung der deutschen Landschaft", „Die Wunderwelt der Radiolarien", „Die Küche der Urzeit", „Die Anfänge der Cultur bei den Thieren", „Die Affensprache", „Das Thierleben der Großstadt" geeignet, das Interesse des Lesers lebhaft zu erregen, zumal die Darstellung überall recht anschaulich und der Stil flüssig ist.

Süderssen. Roman von Wilhelm Meyer-Förster. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) In die Welt des Turfs und der Börse versetzt uns der beliebte Autor mit seinem neuesten Werke. Der Titelheld ist ein ehemaliger Officier, der wegen eines Duells mit tödtlichem Ausgang den Abschied nehmen mußte und nun auf dem Rennplatz den Lebenserwerb sucht. Er ist ein schneidiger, viel bewunderter Herrenreiter, aber das Glück ist ihm nicht immer hold und so geräth er in Abhängigkeit von einem merkwürdigen Manne, der, einst ein gefeierter Heldendarsteller, jetzt seinen Ehrgeiz daran setzt, auch an der Börse und im Sport eine große Rolle zu spielen. Zähneknirschend duldet Süderssen die protzenhafte Protection dieses selbstgefälligen und kaltherzigen Mannes, denn ihn hat eine heiße Neigung zu dessen Tochter, einem zarten, seit früher Jugend kränkelnden Mädchen, erfaßt. Als dem Vater das Geheimniß der Liebenden offenbar wird, enthüllt sich seine brutale Natur völlig, und wenn er auch schließlich aus Rücksicht auf den Zustand seiner Tochter seine Zustimmung ertheilt, so ist es doch zu spät — das zarte Wesen stirbt in den Armen des Geliebten. So klingt der Roman tragisch aus, aber die düstere Stimmung wird aufgehellt durch zahlreiche Scenen, die den ehemaligen Heldenspieler, nunmehrigen Rennstallbesitzer und Börsenspeculanten Worms von seiner fast grotesk-humoristischen Seite zeigen. Mit besonderer Lebendigkeit und mit gründlicher Sachkenntniß hat der Dichter die Vorgänge auf dem Rennplatz geschildert, die den Leser in höchster Spannung erhalten.

Curt Müller, Moloch Ehre. Freiburg i. B. und Leipzig. Verlag von P. Waetzel, 1903. Diese kleine Schrift ist auch für Kenner der Duellliteratur von Interesse. Der Verfasser, ein Gegner des Pistolen- und Säbelduells, war als Student in einer schlagenden Verbindung, vermuthlich Burschenschafter. Seine „Reminiscenzen" beziehen sich auf eine kleine Universität, vielleicht auf Jena oder Tübingen. Er bespricht das Insterburger Duell, den Fall Thieme-Held (Jena, 1901) und die Ehetragödie zu Springe. Schließlich folgen Betrachtungen über die Ehre und den Zweikampf. Einige Autornamen werden in Folge von Schreib- oder Druckfehlern falsch wiedergegeben. Der berühmte Tübinger Historiker heißt G. v. Below, nicht Bellow, und Brantôme wird ohne h geschrieben. Einige Ansichten des Verfassers, z. B. sein geringschätziges Urtheil über Turniere, kann man bestreiten. Die Turniere hatten, trotz ihrer späteren Ausartung, ursprünglich einen ganz guten Sinn. Sie wirkten wie eine Darwin'sche Auslese der Tüchtigsten. Die kräftigsten Ritter hatten die meiste Aussicht, die schönsten, wohl auch reichsten, Bräute zu bekommen u. s. w. Trotzdem enthält die Müller'sche Schrift viele beachtenswerthe Ausführungen. Ihre Lectüre ist Gegnern und Freunden des Duells zu empfehlen.

Dr. Karl Walcker.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit

Digitized by Google

Odol Absolut bestes Mundwasser der Welt!

Bismarck im **Urteil** seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt
Arthur Seyfarth
Köstritz, Deutschland.
Weltbekanntes Etablissement.
Gegründet 1864.

Lieferant vieler europäischer Höfe. **Prämiiert mit höchsten Auszeichnungen.** Versand diverser Spezialitäten modern. Renommier-, Luxus-, Salon-, Jagd- und Sporthunde! Jagd- und Vorstehhunde, Pointer, Setter, Schweisshunde, Bracken, Dachshde., Russ. Windhde., Berhardiner, Neufundländer, Wolfshunde, Mastiffs, Kolossal-Dogg., Dänische Doggen, Dalmatiner, Bulldoggen, Terrier, Pudel, Rattler, Affenpintscher, Möpse, Zwergpintscher, Spitzer, Malteser, Wachtelhunde, Colleys, Schäferhde. Gar. erstkl. Qualit. **Pracht-Album und Katalog Mk. 2.** Das interess. Werk **„Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten"** — Mk. 6 frko. Export nach allen Weltteilen! †

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**
Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Königreich Sachsen
Technikum Hainichen
Höhere Lehranstalt f. Maschinen- u. Elektro-Ingenieure. Techniker, Werkm. Progr. frei.
Direktor: E. Boltz.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.
Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** ℳ 3,—.
Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:
Allmers Röm. Schlendertage. ℳ 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ 4.
Salomon Süditalien. ℳ 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ 4.
Berl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Schriftsteller,
die v. ihr. Arbeiten schnell e. belieb. Anz. **Copien** resp. **autograph. Abzüge** wünschen, brauchen nur **Concept** zu send. an **Dr. Lunze's** Dresd. Copir-Anst., Dresden IX.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kalserstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 18. Juli 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die dreifache Krone. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin). — Soll der serbische Königsmord wirklich ungestraft bleiben? Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein. — **Literatur und Kunst.** Der Kampf um die Jugendschriften. Von Hans Edwin Steigenbrecht. — Von neuer Lyrik. Von Hans Benzmann (Berlin). — **Feuilleton.** Otto Heinrich. Novelle von Herman Bang. Deutsch von Wilhelm Thal. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Vom „frischen, fröhlichen Krieg". Von C. v. W. — Berliner Baumfrevel. Von Prinz Vogelfrei. — Notizen. — Anzeigen.

Die dreifache Krone.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Nicht nur in ultramontanen Blättern wird Leo XIII. als ein großer Papst gefeiert werden. Unzweifelhaft hat er auch zu den begabteren und besseren unter den nachreformatorischen Päpsten gehört; er hinterläßt die katholische Kirche äußerlich glänzender, als er sie vor einem Vierteljahrhundert im Oberhirtenamt übernommen hatte. Das hindert nicht, daß er auf den wesentlichsten Punkten des über den Erdkreis ausgedehnten kirchenpolitischen Kriegsschauplatzes als Besiegter von der Bildfläche Abschied nimmt. Jenseits des Oceans hat ihn der katholische Amerikanismus des streitbaren Erzbischofs Ireland von St. Paul in Minnesota fast völlig aus dem Spiel gebracht; unsere Centrumspresse feierte es naiv als einen großen Triumph der „Leoninischen" Diplomatie, den selbstbewußten Iro-Amerikaner auch nur rein äußerlich zur Anerkennung der vatikanischen Suprematie genöthigt zu haben. Seine slavische Kirchenpolitik hat lediglich die griechische Orthodoxie gefördert, und das mit dem Papstthum weltpolitisch verbündete Rußland konnte dem polnischen Katholicismus ungestört unterdrücken; in Prag ziehen katholische Geistliche im Festzug für Johann Huß mit, und in Böhmen treten katholische Priester mit ihren Gemeinden zur griechisch Orthodoxenkirche über. Um von der französischen Republik und ihren Erfolgen über Episcopat und Congregrationen erst gar nicht zu reden. Sogar in England hat die Bewegung für die „Rückkehr" unter Rom ihren Stillstand erreicht, seit die Giltigkeit der anglikanischen Priesterweihe von der Kurie verneint wurde, in Oesterreich aber hat die „Los von Rom"bewegung trotz grober politischer Fehlzüge ihrer Führer stellenweise einen geradezu elementaren Charakter angenommen und die Unausrottbarkeit des evangelischen Gedankens auf diesen von der katholischen Restauration besonders hart betroffenen Boden bewiesen. Nur in Deutschland hat Papst Leo Erfolge erzielt, und das war wirklich keine große Kunst gegenüber einem Volksthum, das im Laufe seiner Geschichte stets die Hauptsachen vor Nebendingen übersehen und deßhalb jeder ausländischen List leichtes Spiel eingeräumt hat. Wenn das Wort „Culturkampf" aus freisinnigem Lager stammte und dieselbe Partei dann ihre ganze Parlamentstaktik auf die Wahlbegünstigung durch den politischen Katholicismus stellte, dann ist damit wohl schon genug gesagt; tragikomisch aber muß es wirken, wenn man sich von derselben Seite über das Vorwiegen des Clericalismus in der inneren deutschen Politik beschweren will.

Leo XIII. war vor Allem eine durchaus italienische Natur. Er besaß Energie und Pflichttreue, eine liebenswürdige Erscheinung kann man ihn nicht nennen, nicht einmal in dem Sinne wie sein geistig sehr unbedeutender Vorgänger auf dieses Lob einen Anspruch hatte. Pius IX. gehörte zu jenen glücklichen Charakteren, deren kindliche Arglosigkeit immer wieder versöhnt; er war zugleich mystisch und frivol, wie dies nur ein Angehöriger romanischer Nationen sein kann. Er konnte in dem einen Augenblick die Unfehlbarkeit innerlich in sich zu fühlen behaupten und in dem nächsten über sie scherzen; für germanische Menschen ist dergleichen zwar ein Greuel, aber solchen Naturen nimmt man eben nichts übel. Unleugbar war Leo XIII. aus festerem und härterem Holz geschnitten; sein Charakter war überhaupt streng und hart, bei aller südlichen Leidenschaftlichkeit innerlich kalt. Papst Gregor XVI. war eine ähnliche Natur und liebte deßhalb den kraftvollen Sohn der Samniterberge; der gelehrte Kamaldulensermönch aus dem venezianischen Belluno bevorzugte ihn und hegte große Pläne für seine Laufbahn, aber sein Tod brachte darin eine eingreifende Veränderung, denn der Regel, daß die Päpste die Günstlinge ihrer Vorgänger mit Abneigung betrachten, lebte Pius IX. getreulich nach. Wenig bekannt ist das erste Auftreten des jungen Gioachino Pecci als Verwaltungsbeamter. In der päpstlichen Provinz Beneveno herrschte Räuberunwesen, und er wurde als Delegat zur Bekämpfung der Banditen entsandt; der künftige Träger der dreifachen Krone ließ dort die Köpfe fliegen wie nur je ein altrömischer Proconsul.

Seine fernere Laufbahn im Einzelnen zu verfolgen ist hier nicht der Ort. Als Papst hat er die Hoffnungen seines Heimathlandes auf einem Ausgleich zwischen dem neuen Nationalstaat und dem katholischen Pontificate gründlich enttäuscht; als Erzbischof von Perugia galt er für einen italienischen Patrioten, aber die Ueberlieferung der Kurie war für ihn viel zu mächtig, zuletzt war er auf das Niveau seines Vorgängers mit Bezug auf die Verfluchung des italienischen „Sacrilegs" herabgekommen. In vieler Hinsicht hatte er auf das Wesen früherer Päpste zurückgegriffen. In den Grenzen des äußeren Anstandes war er z. B. stark nepotestisch, was zu den vielen Fehlern seines Vorgängers gar nicht gehörte: daneben ein Liebhaber des Geldes und ein rücksichtsloser Ausbeuter kirchlicher Gelegenheiten für jenen Zweck. Dieser Zug

Digitized by Google

führte vor etwa einem Jahrzehnt zu dem tragikomischen Zwischenfall mit dem päpstlichen Günstling Msgr. Folchi, dessen finanziellem Geschick Leo unbedingt vertraute und der dann ein reichliches halbdutzend Millionen im Börsenspiel verlor; man hatte den Papst gewarnt, aber sein Starrsinn verbot ihm das rechtzeitige Einlenken. In jene Zeit fällt die Geschichte, wie er seiner Vaterstadt Carpineto einen Brunnen schenkte und den Bau einem dortigen Ordensprior übertrug; der Brunnen war fertig, und der Prior brachte dem Papst die annähernde Hälfte der bewilligten Bausumme zurück. Bei seinem Erscheinen brach der Pontifex in Thränen aus und sagte: „Du hältst freilich keine Maitressen und veranstaltest keine Gastmähler, da kannst Du wohl ehrlich sein.“ Eine Kritik an der Verwendung der zum Theil bei den ärmsten Katholiken des Erdballs gesammelten Summen für die römische Kirchenverwaltung aus einem Munde, dessen Competenz selbst ohne die Unfehlbarkeit Niemand bezweifeln würde.

Man behauptet, daß auf diesen politischen Papst wieder ein rein kirchlicher folgen solle. Den ganz überwiegenden weltlichen Charakter des Papstthums hat dieser begabte Priester jedenfalls der urtheilsfähigeren Beobachtung von Neuem einprägen müssen. Es ist ein Institut wie andere weltliche Fürstenthümer auch; insoweit kann man den Inhaber jener auf Kosten der Kirchenfreiheit usurpirten Gewalt einem Dalailama in dem tibetanischen Hassa oder dem Scheich-el-Ulema in Mekka vergleichen. Noch in sehr neuer Zeit ist ja aus der Theokratie in den schwarzen Bergen der ostadriatischen Küste ein weltliches Erbfürstenthum geworden, und verschiedene Päpste haben für ihre Neffen oder Söhne eine ähnliche Entwickelung des Kirchenstaates geplant. Auf jeden Fall klebt selbst an der türkischen Herrschaft oder der serbischen Freiheit kaum soviel Blut wie an der Schöpfung dieses jetzt von der Landkarte verschwundenen Staates durch Papst Alexander VI. und seinen Sohn Cesare Borgia. Von den Schamlosigkeiten des Nepotismus unter den nachreformatorischen Begründern der Fürstenfamilien Aldobrandini (Klemens VIII.), Borghese (Paul V.) Pamfili (Innocenz X.) nicht einmal zu reden; gegen die Herrschsucht solcher Nepoten haben schon Kardinäle mitten in dem heiligen Rom zu den Waffen gegriffen; aber bezeichnend für die Verhältnisse bei den Papstwahlen ist u. A. das Conclave jenes Klemens VIII. (1592) gewesen. Die spanische Partei beherrschte das ganze Collegium und hatte sich auf den neapolitanischen Cardinal Montorio geeinigt, aber dieser galt für sehr streng und war deßhalb wenig beliebt. Eine Mehrheit für ihn war vorhanden, aber man wollte absichtlich nicht recht mit dem Zählen der Wahlzettel zu Stande kommen; als dies zum zweiten Male mißlungen war, erinnerte sich Cardinal Colama seiner altfürstlichen Abstammung und verließ das Zimmer mit den Worten: „Ich sehe, der Heilige Geist will Montorio nicht, nun, Ascanio Colonna will ihn auch nicht.“ Nach römischer Sitte war dem Papabile Montorio seine Conclavezelle von seiner Dienerschaft ausgeraubt worden; ungewählt kehrte er Abends in sie zurück und schwitzte nach den eigenen Aufzeichnungen in der nächsten Nacht Blut. Noch bei dem Tode Gregor's XVI. am 1. Juni 1846 fand man den todten Papst allein und ausgeplündert im Todtenzimmer; jenen Protesterheber gegen den Westfälischen Frieden. Innocenz X. mußten bei seinem 1655 erfolgten Tode arme Leute bestatten, da die durch ihn um Dutzende von Millionen bereicherten Nepoten dies verweigerten. Bei jenem Conclave von 1592 wurde als letzter, dem spanischen König genehmer Candidat der Cardinal Ippolito Albobrandini gewählt, der aber dann als Sohn eines verbannten florentinischen Geschlechts plötzlich die franzosenfreundliche Gesinnung hervorkehrte. Seitdem hatte lange die französische Politik Oberwasser, was gerade vom Standpunkt des deutschen Katholicismus aus für den Gang des 30jährigen Krieges verhängnißvoll geworden ist.

Gleichviel wer jetzt Papst wird, das deutsche Reich wird bei ihm auf intime Feindschaft rechnen müssen. Dem Fürsten Bismarck ist hier und da die Eröffnung des Culturkampfes als politischer Fehler angerechnet worden. Das war sie wohl eigentlich nicht; aber allerdings hatte er nach eigenem Eingeständniß den politischen Sinn der deutschen Nation überschätzt. Daneben kannte er Rom wohl nicht ganz ausreichend genau. Seine Rechnung war, daß die kirchliche Noth des deutschen Katholicismus die Kurie schon aus Gewissensgründen zum Einlenken veranlassen werde, eine gutmüthige Illusion des gewaltigen Realpolitikers. Die Seelennöthe der fernen und besonders der deutschen Heerde sind den römischen Hirten von äußerst geringem Belangen, wo es sich um das Princip der Herrschaft handelt. Jener Klemens VIII. absolvirte aus weltpolitischen Ursachen den französischen Heinrich IV., aber erst auf wiederholtes Ansuchen; als nach einem solchen vergeblichen Anlauf der französische Emissär das Unglück bedauerte, das die Wuth der Soldaten von Neuem über Frankreich bringen werde, lächelte der Cardinal-Nepot dazu. Selbst dem Kämpfer eines französischen Bürgerkrieges graute nach seiner Angabe bei diesem Lächeln des dem Statthalter Christi nächststehenden Geistlichen. Wohl aber hat später der erste deutsche Reichskanzler jene verfehlte kirchenpolitische Partie mit erstaunlichem Geschick zu relativ glücklichen Ende gebracht, was ein Theil unserer Centrumspresse auch offen bedauerte. Er redete in einem Briefe den Papst mit „Sire“ an, und diese rein formelle Anerkennnung des Papstkönigthums gewann ihm den Nachfolger Pius IX. zu lebenslänglichem Verehrer; die Eitelkeit dieser vergötterten Priester hatte er also ganz richtig in Rechnung gestellt. Wenn, wie es scheint, Leo XIII. wirklich an Geist und Charakter den normalen Durchschnittspapst eminent überragt hat, dann ist damit entschieden für diese Kategorie kein besonders schmeichelhaftes Zeugniß ausgesprochen.

Soll der serbische Königsmord wirklich ungestraft bleiben?

Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein.

Die furchtbare Blutthat in Belgrad, welcher das Königspaar, drei Minister, der Generaladjutant und 60 Todte und Verwundete zum Opfer fielen, hat die schärfste Verurtheilung der gesammten civilisirten Welt gefunden, und wenn sie auch anscheinend eine innere Angelegenheit Serbiens bildet, so berührt sie jedoch nicht nur die gesammte Culturwelt in sittlicher, sondern in gewisser Richtung auch das europäische Staatenconcert in politischer Hinsicht. Der von den Mächten anerkannte König von Serbien, Alexander I., in welchem sie den legitimen obersten Vertreter der Regierung dieses Landes und den Garanten seiner geordneten politischen und wirthschaftlichen Beziehungen zu den Mächten erblickten, fiel nebst seiner Gemahlin dem politischen Meuchelmord zum Opfer, und damit wurden bis zur Wiederwahl und Anerkennung des neuen Herrschers, nicht nur die diplomatischen Beziehungen der Mächte zu Serbien vor der Hand gelöst, sondern namentlich auch den übrigen mit wenig Ausnahmen in beständiger Parteiung, Unfrieden und selbst Empörung begriffenen Balkanstaaten und aller Welt ein drastisches Beispiel geliefert, wie man sich mißliebiger Herrscher und Regierungen mit Gewalt entledigt. Soll nun ein um so furchtbareres Verbrechen ungestraft bleiben, weil es nicht nur ein Herrscherpaar und dessen erste Minister und Palastwachen traf, sondern auch ein ganzes Staatswesen in seinen Grundfesten erschütterte, und dessen an erster Stelle zum Schutz des Thrones berufenes Officiercorps und Heer in den dunkelsten Farben des Bruches der beschworenen Treue und barbarischer Rohheit zeigte?

Digitized by Google

Noch nie im Laufe der neueren Geschichte vollzog sich ein gewaltsamer Thronwechsel und Königsmord unter so erschütternden, von so zahlreiche Opfer erfordernder Mordthat begleitenden Umständen. Der Ermordung Kaiser Pauls I. fielen keine anderen Menschenleben, wie die einiger weniger wachthabender Kosaken zum Opfer. Der Kaiser weigerte sich ebenfalls, die Abdankungsurkunde zu unterzeichnen, und wurde mit seiner eigenen Schärpe erdrosselt. Zar Peter III. wurde nach einem Versuch, ihn zu vergiften, ebenfalls allein strangulirt. Gustav III. von Schweden fiel allein von der Mörderhand Ankerström's, und ebenso Carnot und König Humbert, und gegen Ludwig XVI. wurde wenigstens der Schein eines gerichtlichen Verfahrens aufrecht erhalten. Dem Sultan Abdul Aziz wurden die Adern durchschnitten, seine Minister und Wachen blieben verschont und Sultan Murad lebt noch heute, 1876 enttrohnt, im Palais von Tschiragan. Der Fürst von Bulgarien, Alexander von Battenberg, wurde von seinen militärischen Untergebenen einfach über die Grenze geschafft und nicht mit dem Tode bedroht. Mit einem Wort, alle gewaltsamen Thronwechsel in neuerer Zeit vollzogen sich weit weniger blutig, wie der jüngste in der Hauptstadt Serbiens, bei dem das Blut seiner Opfer in Strömen floß. Mit Recht wird daher die Frage aufgeworfen, wer, wenn er straflos bliebe, dem neuen Könige garantire, daß er, wenn seine Person dem Officiercorps einiger serbischer Bataillone nicht mehr genehm sei, nicht ebenso wie sein Vorgänger beseitigt werde. Der Königsmord würde dann überhaupt außerhalb des Strafgesetzbuches stehen und die Straflosigkeit der Mörder würde aller Staatsmoral in's Gesicht schlagen. Allein vielleicht war die Amnestie der Mörder eine der Bedingungen für die Thronbesteigung. Damit würde sich aber der neue König mit den Mördern solidarisch erklären. Ein rheinisches Blatt bemerkt zutreffend: Serbien hätte strafrechtlich zweifellos die Pflicht, die Bestrafung auf Grund der bestehenden Gesetze eintreten zu lassen, für deren Bestand die neue Regierung sich verbürgt hat. Das serbische Strafgesetzbuch beruhe wie das Militärstrafgesetzbuch in seinen Grundzügen auf preußischem Muster. Die dort angegebenen Ausschließungsgründe kämen unter keinen Umständen in Betracht: es lag einmal kein Vollstreckungsbefehl gegen den König vor, denn er war nicht etwa wegen Verfassungsbruches verurtheilt; und wenn man zum anderen in einer gerichtlichen Verhandlung künstlich die Thatsache des Befehls eines Vorgesetzten construiren wollte, wäre sicherlich der Einwand berechtigt, daß in diesem Falle die Gehorsamsverweigerung geboten gewesen wäre. Serbiens Staats- und Strafgesetze schrieben zweifellos eine Bestrafung der Mörder vor, und deshalb sei die Erklärung des Ministers des Innern, Prstitsch, man werde die Mörder nicht verfolgen, da ein Kampf zwischen Soldaten stattgefunden habe, mit dem die Civilbehörden Nichts zu thun hätten, eine Gesetzesbeugung, da auch das Militärstrafgesetzbuch den Zwang einer Verfolgung auferlege. Geschehe das nicht oder werde von vornherein eine Amnestie verkündigt, die etwa die möglichen Verfolgungen vereitele, so werde die nächste Folge sein, daß es in Serbien für jedes politische Verbrechen eine Entschuldigung, wenn nicht eine Beschönigung gebe, und der serbische Thron stehe thatsächlich, wie es in diesen Tagen mehrfach ausgesprochen wurde, auf Dynamit.

Bei dieser Sachlage verdienen das officiöse Communiqué des russischen Regierungsboten, wonach König Peter I. zwar anerkannt, ihm jedoch die Bestrafung der Mörder des serbischen Königspaares zur Pflicht gemacht wird, und die damit ausgesprochene Willensmeinung des Zaren auf das Gesuch des Fürsten um Anerkennung, ganz besondere Beachtung. In jenem Communiqué aber heißt es: Die Kaiserliche Regierung könne nicht umhin, die Zuversicht auszusprechen, daß König Peter es vermögen werde, Gerechtigkeit und festen Willen an den Tag zu legen, indem er Allem voran Maßnahmen zur Untersuchung der verabscheuungswürdigen Uebelthat ergreife, und die treubrüchigen Verbrecher, welche sich mit der Schmach des Königsmordes bedeckt haben, strenger Strafe unterwirft. Natürlich könne nicht die ganze serbische Armee für das das öffentliche Gewissen empörende Verbrechen verantwortlich gemacht werden. Doch wäre es für die innere Ruhe Serbiens selbst gefährlich, die von Militärs gewaltsam bewerkstelligte Staatsumwälzung ohne die erforderliche Sühne zu lassen. Eine solche Unterlassung würde unvermeidlich in ungünstigem Sinne auf die Beziehungen aller Staaten zu Serbien einwirken und damit für Serbien der in Morgenröthe beginnenden Regierung Peters I. ernstliche Schwierigkeiten schaffen. Auch Kaiser Franz Joseph deutet in seiner Antwort auf die Benachrichtigung von der Thronbesteigung Peters I. die Nothwendigkeit der Bestrafung der Mörder an, indem er bemerkt: „Möge Ew. Majestät Regierung die hohe Mission erfüllen, die ihr obliegt, dem unglücklichen Lande, daß so schwer heimgesucht worden ist durch eine Reihe von inneren Wirren, den Frieden, die Ruhe und die Achtung wieder zu verschaffen und es herauszuheben aus dem Zustande tiefsten Zerfalles, in den es kürzlich erst vor den Augen der civilisirten Welt durch ein einzig dastehendes und von Allen verabscheutes Verbrechen gestürzt worden ist.“ Wie ferner berichtet wurde, sollte der österreichische Gesandte bei seiner Rückkehr nach Belgrad mit der formellen Anerkennung des neuen Königs, in energischer Form den Rath verbinden, im Interesse Serbiens eine strenge Untersuchung über alle der Thronbesteigung vorangegangenen Vorfälle einzuleiten. Dieser Rath aber, wenn er überhaupt ertheilt wurde, hat nicht das mindeste gefruchtet, da König Peter den an den Ereignissen des 11. Juni betheiligten Officieren nicht nur das Unterbleiben einer Untersuchung zugesichert, sondern sie sogar reich beschenkt und zum Theil befördert hat. Unter diesen Umständen verliert daher auch die Meinungsäußerung der Regierung Englands sehr an Gewicht. Die Regierung Englands welche durch ihren Minister des Auswärtigen ihren Abscheu vor den Ereignissen, welche Belgrad geschändet hätten, aussprach und ihrer Mißbilligung der Verbrechen, welche der serbischen Hauptstadt Unehre bereiteten, durch Abberufung des britischen Vertreters Ausdruck gab. Sie machte ihre Anerkennung der neuen Regierung Serbiens von dem Beweis abhängig, daß sie von der Mitschuld an den Ereignissen der Mordnacht frei sei. Die Regierungen Frankreichs und Italiens beschlossen gleichfalls, dem neuen serbischen Regime bis nach erfolgter Sühnung des Verbrechens die officielle Anerkennung zu verweigern, und auch die Niederlande und selbst die Türkei riefen ihre Gesandten ab, und trat die türkische officiöse Presse energisch für die Bestrafung der Mörder ein. Die deutsche Regierung betrachtet jedoch die Vorgänge in Belgrad als innere serbische Angelegenheit, von der sie die Bestätigung der neuen Regierung nicht abhängig macht, und thatsächlich ist deren Anerkennung schon durch die Antwort des Kaisers auf die Thronbesteigungsverkündigung König Peters erfolgt. Somit bleibt im Wesentlichen nur zu hoffen, daß die in der russischen einflußreichen Presse vertretene Ansicht beim Zaren Beachtung findet: Es entspreche der öffentlichen Meinung Europas, wenn die Mächte der neuen Regierung die Bedingung machten, die Mörder zu bestrafen und die Anerkennung des neuen Zustandes auf unbestimmte Zeit aufschöben. Peter Karageorgiewitsch könne nur durch die Uebergabe der Mörder an das Gericht den Verdacht beseitigen, daß er mit ihnen eins sei; thue er das nicht, so werde es schwer faßbar sein, wie andere Staaten Beziehungen unterhalten könnten, da jeder dieser Mörder einen hohen Posten erhalten könne.

Es ist zu bedauern, daß die Bedingung der Bestrafung der Mörder nicht an die bereits Seitens der für Serbien maßgebendsten Großmächte erfolgte Anerkennung geknüpft wurde, und daß namentlich Rußland erst nach erfolgter

Digitized by Google

Anerkennung die Forderung der Bestrafung der Mörder stellte. Hier lag unseres Erachtens der dringende Fall einer gemeinsamen Intervention der Mächte im Interesse der staatlichen und öffentlichen Moral und Rechtssicherheit vor, und derjenige Herrscher, welcher in diesem Sinne die Initiative zu einem Collectivschritt aller Mächte ergriff, wie dies von Seiten des Königs von Italien versucht worden zu sein scheint, hätte sich die Anerkennung und den Dank der gesammten civilisirten Welt erworben. Internationale Verwickelungen waren deßhalb nicht zu befürchten, da die politischen Interessen der Mächte an dem kleinen serbischen Staatswesen und dessen Bedeutung überhaupt nicht so wichtig sind, um die eine oder die andere Macht für die Nichteinmischung in die Thronumwälzung in Serbien nachdrücklichst eintreten zu lassen. Noch wäre es für einen derartigen Collectivschritt aller Mächte, der auf die Bestrafung und Sühne der Blutthat dringt, nicht zu spät, und er würde nicht nur den Dank der gesammten Culturwelt finden, sondern zugleich auch den Umsturzparteien nachdrücklich zu Gemüthe führen, daß gewaltsame Entthronungen und Fürstenmord nicht nur im eigenen, sondern auch in fremden Landen ihre wohlverdiente Strafe und Sühne finden.

Es kann überraschen, daß Kaiser Wilhelm, obgleich über seine Auffassung der Blutthat kein Zweifel bestehen kann, sich noch nicht über sie äußerte. Hier aber erschien gerade seiner impulsiven Initiative ein Feld geöffnet, auf welchem sie der allgemeinen Zustimmung und Billigung gewiß sein durfte, selbst wenn der Kaiser nur den Zaren, den an Serbien am meisten interessirten Herrscher und gleichsam natürlichen Schutzherrn dieses Landes, zu einem entsprechenden energischen Vorgehen mit allen seinen Consequenzen veranlaßte. Allein wie erwähnt, steht die Regierung auf dem Standpunkte, von den Vorgängen in Belgrad ihre Bestätigung der neuen Regierung nicht abhängig zu machen. Die Entrüstung über eine etwaige Straflosigkeit der Mörder ist jedoch in steigender Zunahme begriffen, und wenn auch König Peter I., wie er kaum zu umgehen vermochte, der serbischen Armee, die ihm zum Throne verholfen, seinen besonderen Dank und Anerkennung aussprach, und das Gleiche Seitens der serbischen Nationalversammlung geschah, so dürfte doch das Bewußtsein des neuen Herrschers, sich von den Mördern seines Vorgängers umgeben zu sehen, und sich auf sie stützen zu müssen, ihm vielleicht bald zur unerträglichen Bürde werden, die ihn der Vollziehung eines Sühneactes mit der Bestrafung der Mörder, sei es auch nur durch ihre Landesverweisung, nur geneigt zu machen vermag. Bereits heute beklagt sich die serbische Armee über die Undankbarkeit König Peters, weil dieser erklärt habe, „daß die Officiere die Armee auszubilden, nicht aber Könige zu morden hätten", und der Ton, den der neue König angenommen habe, sei viel zu „autokratisch". Allein die Schwierigkeit der Bestrafung der Mörder liegt darin, daß sich heute das gesammte Heer und Land mit dem furchtbaren Gewaltact solidarisch erklärt haben (150 Officiere nicht nur der Belgrader Garnison, sondern auch der Provinz, waren in das Complott eingeweiht und 83 trafen zu dessen Ausführungstermin aus der Provinz in der Hauptstadt ein), und daß das Officiercorps das Heft der Regierung in Händen hat. Genügte doch die bloße Anwesenheit des Obersten Maschin in den Sitzungen der provisorischen Regierung, um zu bewirken, daß König Peter I. einstimmig gewählt wurde, und zu verhindern, das die Frage der Republik, welche manche Anhänger unter den serbischen Politikern besitzt, auch nur zur Sprache gebracht wurde. Bei der jetzigen Lage der Verhältnisse in Serbien verspricht daher die Stellung König Peters, ungeachtet seines bisherigen äußeren autoritativen Auftretens nicht viel mehr zu sein, als die eines königlichen Gefangenen. Die wahre Regierung, bemerkt ein Belgrader Bericht, werde eine Militärdictatur sein, unter Führung der revolutionären Obersten. Der König werde persönlich keine Anhänger haben, und die Armee könne ihn ebenso schnell beseitigen wie seinen Vorgänger.

Unter diesen Umständen erscheint nur eine energische Pression der Mächte auf die serbische Regierung zur Bestrafung der Mörder führen zu können, und zwar namentlich eine solche Rußlands, die, wenn sie nichts fruchten sollte, selbst vor einer Intervention dieser Macht nicht zurückschrecken dürfte. Gewichtige Interessen der europäischen Cultur und des Rechts, sowie nicht nur der Monarchien, sondern der Regierungen jeder Staatsform stehen auf dem Spiel, und der serbische Königsmord und Thronumsturz erheischen daher gebieterisch Bestrafung und Sühne. So erklärlich und geboten die Befreiung Serbiens von der despotischen Willkürherrschaft des letzten Obrenowitsch auch war, so durfte sie doch nie in der verbrecherischen, blutigen Form stattfinden, in welcher sie sich vollzog.

Literatur und Kunst.

Der Kampf um die Jugendschriften.

Von Hans Edwin Steigenbrecht.

Vor mehreren Jahren bildeten sich in verschiedenen Ortschaften Deutschlands und Oesterreichs sogenannte „Prüfungsausschüsse für Jugendschriften", Vereinigungen, die es sich zum Ziel setzten, die Neuerscheinungen unserer Jugendliteratur bezüglich ihrer Brauchbarkeit einer strengen Kritik zu unterziehen und die Ergebnisse der Prüfung in einem dazu bestimmten Organ zu veröffentlichen. Dieses Unternehmen wurde von allen Seiten begrüßt. Denn es bestand die Aussicht, daß man nunmehr der Unmasse von Kinder- und Jugendschriften nicht mehr rathlos gegenüberstehen werde und in der ständigen Kritik von neuen Büchern genannter Art den Schulen wie den Eltern ein längst zum Bedürfniß gewordener Wegweiser geschaffen sei.

Die Hamburger Jugendschriften-Warte machte den Anfang. Mit freundlicher Aufmerksamkeit verfolgte man in den Kreisen der Lehrerschaft und des Publicums die Entwickelung des an sich so wünschenswerthen Unternehmens. Leider wurde man bald enttäuscht. Anfangs hielt man es wohl für ungerechte Angriffe parteilicher Richtung, wenn hier und da Stimmen des Mißfallens laut wurden, nach und nach aber kamen selbst begeisterte Freunde der jungen Gründung zu dem Schlusse, daß die Leistungen des Prüfungsausschusses in keiner Weise den gehegten Erwartungen entsprachen. Das ganze Unternehmen wurde so einseitig ausgebaut, und die Recensionen über die Neuerscheinungen erwiesen ein solches literarisches Spießbürgerthum, daß man schon die Vorlage, nach der man „arbeitete", als höchst mangelhaft und unzureichend bezeichnen mußte. Der beste Beweis, daß das Unternehmen viel zu wünschen übrig ließ, lag aber in der Uneinigkeit der Ausschußmitglieder selbst. Nun ist ja bekanntlich bei jedem größeren gemeinschaftlichen Unternehmen die Folge, daß sich da und dort eine gewisse Unzufriedenheit bemerkbar macht. Viele Köpfe — viele Sinne! Aber die Nörgeleien und das Potpourri von Meinungen, die im engen Kreise der Prüfungscommission zum Ausdruck kamen, veranlaßten doch so manchen stillen Beobachter zu einem Kopfschütteln. Es schien, als wüßte der größere Theil des Ausschusses selbst nicht recht, was er wollte.

Doch gehen wir ein wenig näher auf die Jugendschriften-Warte ein. Vor Allem fällt auf, daß man von dieser Seite — ohne gerade moralische Predigten zu befürworten — allzuwenig dem Bedürfniß der Jugend, in der Lectüre Ver-

Digitized by Google

gnügen zu finden, entgegenkam. Die Vorsicht, mit der man alle Darbietungen, die nur einigermaßen an das Genre der herzerquickenden Komik streiften, ausschied, bekam mit der Zeit einen ganz eigenthümlichen Anstrich. Nun zählt der Schreiber dieser Zeilen keineswegs zu jenen „pädagogisch Wilden", die von einer ethischen Erziehung der Jugend durch Bücher so viel wie nichts wissen wollen und der Ansicht sind, ein im Grunde gutgeartetes Kind könne durch unpassende Lectüre ebensowenig verdorben werden wie das Gegentheil möglich sei, da neunundneunzig Hundertstel der Erziehung aus dem persönlichen Verhältniß der Eltern zu ihren Kindern erwachse. Nein. Ein gutes Buch kann unter Umständen sehr viel bewirken und ein hochschätzbares Erziehungsmittel sein, wenn auch vortreffliche Menschen existieren mögen, die in ihrer Jugend keine besonders guten Bücher gelesen haben. Aber auf das Wie kommt es eben an! Wenn z. B. ein lustig sein sollendes Buch aller urwüchsigen Komik ängstlich aus dem Wege geht und jedem sauersüßem Scherz eine weise Moral hintennachkollern läßt — wo soll dann, frage ich, bei einem Kinde die Freude am Lesen herkommen? Und wenn ein Kind nichts weiter als Bücher voll indirecter Tugendlehren in die Hände bekommt, wo es doch seine Leseluft befriedigen und neue frische Eindrücke gewinnen will, — wird sich sein Charakter original und selbstständig entwickeln können? Wird es nicht wie tausend andere Kinder ein nervös angekränkeltes, blasirtes, energieloses enfant terrible werden? Ich dächte, wir hätten kraftlose Schablonencharaktere gerade genug, und die Zahl der Kinder, die durch allzugroße Ueberlastung von allerhand Lehr- und Bildungsmaterial entkräftet und verschüchtert sind, so daß man sich fragt, wie sie sich später einmal im Leben zurechtfinden sollen, hat doch in geradezu beängstigender Weise zugenommen. Kurzum, der Mangel an frischer Urwüchsigkeit macht sich überall in der Jugend bemerkbar; statt ihrer besteht eine Altklugheit und Zimperlichkeit, die jeden Kinderfreund befremden muß. Das Molière'sche Wort: Ah, il n'y a plus d'enfants! war nie so berechtigt wie heute. Wo soll das hin? Man wolle doch nur einsehen, daß eine kräftige Dosis Mutterwitz hundertmal besser bei einem Kinde ist als alles eingebläute Wissen, und ein kräftiges Rechtsgefühl und herziges Mitempfinden tausendmal schwerer wiegen als der überreichliche Genuß einer auf Flaschen gezogenen Moral. Der Umstand, daß sich gerade die mittelguten Schüler später am besten behaupten und unsere geistig „Großen" in den seltensten Fällen jugendliche Muster gewesen sind (oder in ihrer Lectüre gar zu ängstlich überwacht wurden), beweist das hier Gesagte zur Genüge. Man denke an Bismarck und Nietzsche. Zwei größere Gegensätze dürfte es kaum geben. Bismarck war in seiner Jugend kein allzueifriger Musterschüler, aber wohl war er zu kleinen Späßen aufgelegt; Nietzsche dagegen, der Pastorssohn, zeichnete sich als Knabe nennenswerth aus, schlug wohl niemals über den Strang und war in jeder Beziehung ein „Musterjüngling". Und wie hat der Pastorssohn später mit seiner Lehre grausam seine eigene Lebensführung verspottet! Man wolle nicht sagen, daß Schreiber dieser Zeilen bezwecke, eine gute Erziehungsmoral mit diesen Beispielen anzuzapfen, man entgegne aber auch nicht, daß sich mit diesen beiden Typen nichts beweisen lasse. Man sehe sich um. Unzählige Male lehrt uns das Leben das, was tausend Erzieher fühlen, aber, um sich nicht als „Pädagogen" zu blamiren, kaum auszusprechen wagen. Und diese Allgemeinlüge kommt am deutlichsten in jenen Prüfungsausschüssen zum Ausdruck, wo frische, derbe Komik (Verletzung des ethischen Gefühles), gelegentliche Caricatur (Verletzung des ästhetischen Gefühles) und keckes Sich-Selbstbehaupten (Verletzung des Pflichtgefühles) als Mittel, geeignet, „den kindlichen Geist nachtheilig zu beeinflussen", streng verpönt sind.

Ich sagte vorhin, auf das Wie käme es bei der Erziehung durch Schriftwerke an. Daß dabei nicht nur die ethische (und ästhetische) Erziehung gemeint ist, brauche ich wohl nicht erst besonders zu betonen. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, daß zur Zeit meiner Jugend alle diejenigen Schriften, denen man die moralische Absicht abmerken konnte und die zumeist historische Bilder und Biographieen boten, den geringsten Eindruck auf mich machten; sie wurden gelesen, bei Seite gelegt und vergessen. Dagegen befruchteten mich Bücher „verpönten" Inhalts, wie „Max und Moritz", „Struwelpeter" u. s. w. in der besten Weise, indem sie durch ihre Originalität neue Vorstellungen in mir erwecken und durch ihre Komik mich zu neuen Gedanken und zu Vergleichen zwischen Dichtung und Wirklichkeit anregten. Und wie wirkte damals eine gute Prairiegeschichte auf mich ein! Wie spornte es zur Tapferkeit und Schmerzverachtung an, wenn man las, was dieser oder jener Häuptling, dieses oder jenes „Bleichgesicht" für seine Mannesehre ertrug! Wie lenkten Jules Vernes phantastische Geschichten frühzeitig meinen Geist auf die sehr verschiedenen Wissensgebiete, während mich Bücher bloß lehrreichen Inhaltes zumeist recht theilnahmslos ließen! Wie nährte sich mein Humor an der Erzählung über den traurigen Ritter von la Mancha, die ich unter Lachen und begeisterungsvollen Mitempfinden fünfmal hintereinander durchlas! Das waren andere Bücher als jene, die, mit guten Beispielen und Folgerungen vollgepfropft, ohne jede Begeisterung für die guten Eigenschaften ihrer „Helden" gelesen werden.

Ich will nun mit dem Gesagten nicht etwa andeuten, daß wir den Kindern lauter Struwelpeter- und Max und Moritz-Geschichten auftischen sollen. Gott bewahre! Ich meine nur, daß die Prüderie, die sich in den Prüfungsausschüssen für Jugendschriften zeigt, ein schlechter Maßstab zur Beurtheilung jugendschriftstellerischer Erzeugnisse ist und eine Geschichte noch lange nicht schlecht zu sein braucht, wenn sie aus dem Rahmen des guten Durchschnittes heraustritt. Unsere mit Lernstoff überbürdete Jugend soll doch in den wenigen Mußestunden, in denen sie sich der Unterhaltungslectüre widmet, zuvörderst Erholung und Vergnügen finden. Werden ihr aber Bücher in die Hände gegeben, die, in complicirtem Styl geschrieben, von der „Milch der frommen Denkungsart" gleich einem Schwamme durchtränkt sind, so wird man nicht verhindern können, daß gerade die geistig kräftigsten Kinder versuchen werden, heimlich Mord-, Folter- und Räubergeschichten in ihren Besitz zu bringen, um sich an den verbotenen Früchten zu berauschen. Die Jugend fordert einmal ihr Recht und will kräftig angeregt sein. Sie will bunte Steine, aus denen sie sich selbst das Beste heraussuchen kann, nicht aber Goldsand, extra fein zubereitet. Wie man Kindern, denen man eine gesunde Entwickelung wünscht, nicht allzu fein ausgeführtes kostbares Spielzeug geben soll, so soll man auch bei der Wahl von Jugendschriften stets die kindliche Naivetät und Urwüchsigkeit im Auge behalten. Leider giebt es Pädagogen, die in steter Wiederholung des zumeist ganz einseitig aufgefaßten Wortes: „Für die Jugend ist das Beste gerade gut genug" an Stelle von leichten Kinderbüchern am liebsten classische Dramen — natürlich in der oft genug erlebten Umbutterung! — auf's Tapet bringen möchten. Etwas Unsinnigeres läßt sich kaum ausdenken. Auch hinsichtlich der Erweckung des Kunstsinnes bei Kindern solle man nicht Unverdauliches bieten, das der kindliche Geist gar nicht fassen kann und ihn nur noch mehr überlastet. Bücher in der Art des frisch-kräftigen „Guten Kameraden" und des gesunden „Kränzchens" — die sind's, die unserer Jugend wirkliche Vortheile bringen und wirkliches Vergnügen bereiten.

Sehr begründet sind die Ausführungen, welche vor einigen Jahren in einem kleinen Heftchen die Redaction der „Jugendgartenlaube" in Stuttgart brachte. Ein besonders wichtiger Punkt dieser Schrift ist der, wo auf die Bändchenausgaben der Hamburger Jugendschriften-Warte hingewiesen wird. Es heißt da, in kurzen Worten gesagt: Wenn die

Digitized by Google

Prüfungscommission so leicht über andere Erzeugnisse der Jugendliteratur den Stab bricht — — warum bringt sie selbst oft so minderwerthige Waare auf den Markt? Diese Frage ist übrigens schon mehrmals und von verschiedenen Seiten an die Hamburger Jugendschriften-Warte gerichtet worden, aber erst neuerdings scheinen die Herren vom Prüfungsausschuß etwas mehr Verständniß für die Kindesseele erlangt zu haben. Unter allerhand Minderwerthigem und Besserem brachten sie letzthin auch eine prächtige Erzählung von Rosegger, die wirklich geeignet sein dürfte, die frischempfindende Jugend zu begeistern. Die geistige Nahrung, die von der Hamburger Commission der Jugend vorgesetzt wurde, ähnelte bisher zumeist dem Fleische des Aals: sehr delicat, aber viel zu schwer für einen Kindermagen! Kinder brauchen, das kann nicht oft genug betont werden, Leichtverdauliches; ein wenig üppige Phantasie schadet weniger als von harten Stylformen getragener Gedankenschwulst, ohne Frische und Urwüchsigkeit aber mit in kleinen oder großen Portionen dargereichter Moral. Letztere kann nicht vorsichtig genug auftreten, wenn sie eine gute Wirkung erzielen soll! Daß sie zu entbehren wäre, soll damit selbstverständlich nicht gesagt sein. In der Zeit der zahlreichen jugendlichen Selbstmorde, denen nur zu häufig seelische Zaghaftigkeit, Furcht und verletzter Ehrgeiz zu Grunde liegt, ist es eben angebracht, möglichst viel Lectüre zur frischen, kecken Lebensbejahung herbeizuschaffen...

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Prüfungsausschüsse für Jugendschriften eine durchgreifende Reform in der Art der Beurtheilung von Jugendschriftwerken einführen würden. Andernfalls müßten sie sich darauf gefaßt machen, daß ihre Ausführungen über kurz oder lang von einem Theile der Zuhörerschaft gerade im gegentheiligen Sinne aufgefaßt würden. Die Stimmen der Opposition mehren sich in auffälliger Weise.

Von neuer Lyrik.

Von **Hans Benzmann** (Berlin).

Seit Mitte der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts sind in Deutschland zu den älteren Lyrikern kaum jüngere hervorragendere Talente hinzugetreten. Auch Dichter wie Christian Morgenstern, Wilhelm von Scholz, Richard Schaukal, Rainer Maria Rilke, Stephan George, Alfred Mombert u. A., um aus den verschiedensten Gruppen ein paar zu nennen, hatten ihre ersten Bücher bereits in den ersten Jahren jenes Jahrzehnts herausgegeben. Damit ist nun nicht gesagt, daß alles poetische Schaffen und Wirken seit einigen Jahren darniederliegt. Im Gegentheil: wie schon angedeutet, sind die älteren Dichter, vorzugsweise die soeben genannten, rüstig am Werke. Außerdem blüht ein Nachwuchs empor, dessen Poesien sich an Originalität und Tiefe zwar kaum mit denen der älteren der Modernen messen können, der aber im Kleinen viel Feines und Beachtenswerthes bereits geschaffen hat. Auf Einige dieser Jüngsten möchte ich zunächst aufmerksam machen, um sodann neue Werke älterer Poeten anzuzeigen.

Der bekannte Lyriker Carl Busse beginnt damit, unter dem Namen „Neue deutsche Lyriker" im Verlage von G. Grote, Berlin, Erstlingswerke jüngster Dichter herauszugeben. Die bisher erschienenen Bändchen von Alfons Paquet, Adolf Holst und Hermann Hesse sind beachtenswerthe, talentvolle Leistungen. Das schwächste, aber frischeste Talent von den Dreien ist Adolf Holst („Sternschnuppen"). Holst hat sich am deutschen Volkslied und Märchen gebildet. Viele Verse aus seinen kleinen legendenartigen Liedern, die er „Himmelsgeschichten" nennt, sind voll feiner, duftiger und farbiger Schönheit und Grazie. Freilich, die meisten seiner Gedichte sind noch in Folge irgend einer gesucht naiven oder trivialen Wendung mißlungen. Feiner, wenn auch vielfach nicht klar durchempfunden scheinen mir die rein lyrischen Natur- und Stimmungsgedichte zu sein, z. B.:

Nachtstück.

Mit Deiner Schwingen Duft und blassem Breiten
Hast Du mich wieder um den Schlaf gebracht.
So laß mich heimwärts müde Dich geleiten
Bis an Dein Sterben, schöne Nacht.

Nun mag ich Dir die Sternenschleppe tragen,
Scheu Deiner Träume Lieblingspage sein,
Bis ein verglimmend letztes Flügelschlagen
Mir lächelnd läutet: „Schlummre ein —".

Mir ward ein kühler Glöckner längst berufen.
Horch! Wie im Nebel seine Glocken gehn!
Schon lockt's und klingt's an meiner Kammer Stufen —
— Das Heimgeläute klingt so schön ...

Man kann Carl Busse Recht geben, wenn er über den Süddeutschen Hermann Hesse („Gedichte") in seinem Vorworte sagt: „Hermann Hesse ist Romantiker, man möchte ihn aber besser einen Neuromantiker nennen; denn mehr wie bei den beiden Anderen kommt in seiner Poesie modernes psychologisches Empfinden und ein intensives, preciöses Kunstgefühl zum Ausdruck." Seine Sprache ist von einer klingenden Einfachheit, voll verträumter Sehnsucht, voll schwerer, süßer Melodik. Ich habe einmal an einer anderen Stelle die Kunst solcher Dichter eine deutsche Renaissancepresse en miniature genannt: so voll feiner persönlicher Tiefe, voll tiefer, glühender Freude am Farbigen, Lichten, aber auch am Helldunklen und am Schwermüthig-Mystischen ist diese Lyrik. Goldne Fäden verbinden sie mit Eichendorff, Novalis, Mörike und Gottfried Keller. Von Neueren wäre mit ihnen zusammen etwa Ricarda Huch zu nennen. Wie ja überhaupt dieses feine, romantische Fluidum durch die ganze deutsche Lyrik ebbt und fluthet, ähnlich wie zwei Andere: das naivere, schlichtere und ganz lyrische des Volksliedes und das verwandte Goethe'sche. Auch von Hesse sei ein Gedicht citirt.

Fremde Stadt.

Wie das so seltsam traurig macht:
Ein Gang durch eine fremde Stadt,
Die liegt und schläft in stiller Nacht
Und mondbeglänzte Dächer hat.

Und über Thurm und Giebel reist
Der Wolken wunderliche Flucht,
Still und gewaltig wie ein Geist,
Der heimathlos nach Heimath sucht.

Du aber, plötzlich übermannt,
Ergiebst dem wehen Zauber Dich,
Und legst Dein Bündel aus der Hand
Und weinest lang und bitterlich.

Eines der kräftigsten jüngeren Talente ist entschieden Georg Busse-Palma („Zwei Bücher Liebe und andere Gedichte", Verlag Cotta, Stuttgart). Busse-Palma ist viel persönlicher und temperamentvoller als die bisher Besprochenen, ja, in den meisten Gedichten spricht sich ein bald leidenschaftliches, bald tief schmerzliches Empfinden aus. Aus diesen Gedichten spricht ein Leben. Und doch auch hier eine prägnante, einfach schöne Sprache, die aber ganz norddeutsch gestimmt, biegsam und ausdrucksvoll und doch kräftig ist. So wenigstens erscheint mir Busse-Palma in seinen besten Gedichten, von denen ich z. B. nenne „Zwiesprache", „Der Wind, mein Bote" ... Ich citire die beiden ersten Strophen dieses Gedichtes um der wundervollen zweiten Strophe willen:

Der Wind, mein Bote ...

Deiner denk' ich stets, Du Süße,
Wenn der Wind die Flügel regt.
Sag' mir, ob er all' die Grüße
Meiner Sehnsucht zu Dir trägt?
Oder ob mein Deingedenken,
Morgengruß und Nachtgebet,
Bei dem Heben, bei dem Senken
Seines Flugs verloren geht? —

Digitized by Google

Ach, uns trennen so viel Meilen,
Thäler und erhöhtes Land,
Daß ich bis zu Dir zu eilen
Ihn allein gefügig fand.
Nie von Schranken eingeenget
Ist er dort so gut wie hier —
Wie er ewig schwillt und dränget,
Schwillt und drängt mein Herz zu Dir.

Diese Strophe ist goethisch und doch nicht goethisch. Ein größeres Lob kann ich dem Dichter nicht sagen. — Prächtige Gedichte sind auch „Herbstsonne", „Ein Dichter", „Mädchenlieder II.", „Treue" und dann vor Allem die balladenartigen Gedichte und echten im Volkston gehaltenen Balladen wie „Klaus Störtebeker" und „Narben".

Als kraftvolles Talent geberdet sich René Schickele (Paul Savreux), ein Elsässer, in seinem Buche „Sommernächte" (Verlag von Beuth, Straßburg i. E.). Man wird bei der Lectüre seiner Gedichte an Ossian und an die Lieder der Edda erinnert, von denen der Dichter auch entschieden Anregungen empfangen hat. Riesenhaft und schemenhaft tauchen in seinen Visionen die alten Personifikationen der Naturkräfte auf. Wie er die Natur und ihre dämonischen Kräfte schildert, mögen folgende Verse aus dem Gedicht „Sturmnacht" zeigen.

Alles ist in späte Dämmerung getaucht ...
Die Nacht brüllt wie ein Raubthier auf,
Es ist die Stunde des Mords.
In den Bäumen wühlen Winde,
Und im schmutzig silbernen Wasser
Blinkt die Farbe des bösen Blicks.

Auf den Pappeln aber,
Die zwischen Himmel und Erde gestemmt sind,
Schlägt der Sturm eine schwarze, dumpfe Weise.
Es ist, als peitschten vom Gebirge
Ungeheure Schleppen über's Land ...
So rauscht sie hin, so
Alle zarten Töne niederwuchtend, die
Da und dort aufzucken: — —
Die ganze Nacht tönt nun
In schweren, brandenden Accorden.

Eine wilde Kraft, Brunst und Sehnsucht tobt und wühlt in diesen Gedichten, der ziellose und wahllose Drang der Jugend, die nach allen Wundern greift, alle Räthsel zu lösen sucht, die zu den letzten Dingen sich durchgerungen zu haben meint und wieder vor neuen Räthseln steht. Durch Vers und Reim will sich diese Poesie nicht bannen lassen, sie stürmt dahin wie ein reißender Strom, Geröll und Schlacken mit sich führend. — René Schickele's zweites Buch: „Pan. Sonnenopfer der Jugend" (Verlag von Joseph Singer, Straßburg i. E.) wirkt nicht so kräftig, in der Sprache nicht so wuchtig prägnant wie das erste. Es ist ein Buch der Sammlung. Abstractionen erscheinen vielfach an Stelle der Phantasiegestalten, zum größeren, freien, formschönen Sinngedicht fehlt es dem Dichter noch an Ruhe und Reife. Dafür entschädigt er uns in dem Abschnitt: „Heimlichkeiten", in dem sich Gedichte von zartester, filigranartiger Feinheit befinden (vergl. z. B. „Im Garten").

Von einer Jugend wirren und überschwänglichen Gefühlen redet und singt auch das Buch: „Dämmerstrahlen" von Fritz Stöber (Berlin, Hermann Walther). Eine gewisse Kraft verrathen die freien Rhythmen; aber es fehlt ihnen die große Bildlichkeit, die suggestiv von Seele zu Seele spricht, sie zerfließen zu sehr in breiter, psychologischer Detailmalerei. Werthvoller und talentvoll dagegen sind Stöber's Naturgedichte, insbesondere diejenigen, die die westfälische Haide schildern. Hier erreicht Stöber bisweilen eine an die Droste erinnernde Intensität, eine bannende Schwere und Tiefe der Stimmung Auch in dem Cyclus „Nächte" befindet sich manches eigenartig und persönlich empfundene Gedicht Ein sehr hübsch ausgestattetes Bändchen Gedichte von Hugo Philipp „Ver sacrum" dagegen (Verlag von Axel Junker, Berlin) vermochte mich nur in geringem Maße zu fesseln: die Gedichte sind Formspielereien, die auf ein schwaches Talent schließen lassen. Ebenso ist es mit den „Liedern eines Knaben" von Ernst Collin (derselbe Verlag), die geradezu unerquicklich in ihrer gesuchten Naivität und altklugen Sentimentalität wirken. Er lag augenscheinlich kein echtes dichterisches Bedürfniß Seitens des Verfassers vor, diese flachen Motive dichterisch zu gestalten. Die „Gedichte" von Nathalie von Oldenburg (Verlag von Baumert und Ronge, Großenhain i. S.) und die Sammlung „Bergauf" von Elisabeth Gnade (Verlag von Carl Reißner, Dresden) enthalten ansprechende Reflexionspoesien, wie sie Frauen mit eigenem Empfinden und tieferem Erleben dichten. In einer stillen Stunde wirken solche Gedichte oft eindrucksvoller auf den Leser als die raffinirtesten Formspielereien moderner Epigonen.

Auch von Dichtern, die sich bereits mit Erstlingswerken gut eingeführt haben, liegen neue Veröffentlichungen vor. Hugo Salus' neues Buch „Ernte" (Verlag von Alb. Langen, München) wirkt recht ungleich. Zwischen unbedeutenden Gedichten findet man feine und gedankenvolle Poesien. Ein Dichter der innigen Empfindung ist Salus nur in den wenigsten Gedichten, irgend einen hübschen Einfall hübsch und nett zu gestalten und mit einer Pointe zu versehen, das ist und bleibt seine Hauptforce. Aber seine ganze Poesie hat etwas sehr Frisches, Anschauliches und Gesundes, daher wird man immer wieder gern zu seinen Gedichten greifen. Und so wirkt auch das neue Buch genau wie alle vorherigen. Ohne ergriffen zu werden, aber mit einem behaglichen Gefühle folgt man den hübsch abgerundeten Schilderungen, weiß man doch, daß man plötzlich zwischen bunt schillernden Muscheln eine Perle findet. Und solche Perlen sind in dem neuen Buche, z. B. die Gedichte: „Der Springbrunn", „Blühende Aeste", „Rast", „Nachtliedchen", „Der seltsame Abend" (ein wunderfeines Gedicht!), „Sforza" (prächtig!), „Das verfolgte Mädchen", „Marco Polo". Sehr hübsch sind auch die Kinderlieder, wenn ihnen auch die feine, schlichte Einfachheit fehlt.

Zu den bekannteren Lyrikern der Gegenwart gehört Maurice von Stern. Er hat viel gedichtet, und nicht Alles ist gleichwerthig, namentlich in den letzten Büchern macht sich eine recht conventionelle Behandlung der Form bemerkbar. Diese Periode scheint der Dichter nun überwunden zu haben. In seinem vor Kurzen erschienenen Gedichtbuch „Blumen und Blitze" (Neue Dichtungen, Oesterreichische Verlagsanstalt, Ling) offenbart sich wieder der alte freie und tiefe Künstlergeist. Freilich einer dunklen Resignation sind diese Gedichte entsprungen, aber auch einem trotzdem tapferen Lebensgefühl. Man fühlt es, diese Gedichte sind der Seele unter Schmerzen und Freuden abgerungen. Andere wieder bezaubern durch die traumhafte Weichheit der lyrischen Empfindungen: so spricht aus einigen eine bittersüße Sehnsucht nach der Heimath. Ich hebe als eigenartige, sprachlich sehr schöne und stimmungstiefe Gedichte diese hervor: „Der Fremdling", „Der Tod des Tages", „Traumschloß", „Purpur", „Himmelsbrunnen", „Der Berber Dschemschids" und „Heimath".

Schwere seelische Erlebnisse haben Wilhelm Holzamer zur echten lyrischen Kunst hingeführt („Carnesie Colonna", Verlag von Hermann Seemann Nachf., Leipzig). Aus tiefem Erleben und Empfinden sind diese stillen, zarten, poesiedurchtränkten Verse geflossen, die uns an Dante's edle Lyrik erinnern. Eine lyrische Kunst, wie sie inniger nicht sein kann. Und diese feinen Reflexionen der Seele erscheinen in einer zarten, träumerischen, melodischen Sprache, die nicht nach großen und fremden Bildern sucht, die nur von leisen Rhythmen bewegt ist, die die Sprache der Seele ist. Wie Träume gleiten Erlebnisse, Erinnerungen vorüber, und so hebt sich aus innerem Schauen und Erleben auch bisweilen ein farbiges, goldiges Bild empor: das Märchen von „Carnesie Colonna", so entstehen die schönsten Gedichte der Sammlung: „Wiedergeburt", „Auf Cypern", „Ferne", Phantasiedichtungen im großen Style der Vision, doch zart ab-

Digitized by Google

getönt, in ihren matten, seidenweichen Farben reich und warm wirkend wie alte Gobelins ... Das folgende Gedicht mag das Gesagte bekräftigen:

Harfenspiel.

Du liebst die Harfe — und Du batest mich,
Da Dämmrung jetzt die Träumeraugen aufschlug,
Aus meines Spieles nun verblaßtem Gold
Ein Lied zu locken, daß Du leben wolltest,
Das wie ein sanfter Kerzenschimmer sei,
Der einem Schlafenden die Lider hebt.

Ich hab' im Dämmer leise Dir, Du Liebe,
Da draußen schon die gelben Blätter fielen,
Und fernher eine letzte Sense klang,
Ein Lied gespielt — ich find' es niemals wieder —
Geschloss'nen Auges — tief in mich versunken —
Dem Nahen fern — fern aller Wirklichkeit,
In stilles Schauen aufgelöst und Beben,
Den letzten Wellen lauschend, die am Strande,
An einem fernen, harten Strande brachen. —

Und nicht ein leiser Athemzug auch störte
Die Melodie, die aus den Saiten schwebte,
Und zitternd nachklang, da die Finger ruhten.

Du weintest, da Du mir die Hand gereicht,
Und da des Tages müder Sonnenglanz
Zum letzten Mal in Deinen Blick versank,
Sprachst Du und küßtest meine Hand:

„Es war ein Liebestraum, den eine Seele
Noch einmal vor dem Sterben träumt, Du Armer!
Allein das Leben ruft auch Dir — So lebe!"

Ein Dichter der Seele ist auch der einst viel verlästerte, aber meines Erachtens nicht unbegabte Ernst Schur. In seinem Buche: „Dichtungen und Gesänge" (Verlag von Hermann Seemann, Leipzig) ist er von einfachster Form, fast zu einfach. Aber manche Gedichte sind auch von zartester Schönheit, sie sind von einer Schlichtheit und Keuschheit in den Linien und Farben, die an die Zeichnungen und Lieder der Japaner erinnern, wie denn auch einige den Japanern nachgedichtete Lieder, die zu den Zierden des Buches gehören, die Sammlung beschließen. Wie ein feines, mit dünnen, zarten Aquarellfarben hingepinseltes Märchenbild erscheint uns z. B. folgendes Gedicht:

Ich weiß nun wie es war,
aus einem dunklen Walde kam ich,
eine Hirschkuh hat mich gesäugt.

Dumpf ging ich einem Licht
entgegen
und Sterne
standen über mir —

Ich sah eine Stadt mit fernen Häusern
— Mondlicht und Ruhe —
ich ging vorbei,
ich wußte
es war eine Todtenstadt.

Die hatte einen hohen Thurm,
der hieß
Vergangenheit.

Eine stärkere und vielseitige Persönlichkeit tritt uns in Albert Geiger entgegen. Geiger's erste Gedichtbücher „Im Wandern und Stehenbleiben" (A. Bielefeld's Hofbuchhandlung, Karlsruhe) und „Duft, Farbe, Ton" (derselbe Verlag) verriethen sein Talent bereits und zeigten Selbstständigkeit und Tiefe der Ideen und Empfindungen. „Man nimmt schon hier einen eigenthümlichen Zwiespalt wahr, der in der Natur dieses Dichters begründet zu sein scheint: ein Schwanken zwischen dionysischer Ergriffenheit, die sich in freien Rhythmen, in bilderreichen, sensitiven Versen von der Seele des Dichters löst, und verstandesmäßiger, in kühlen Reflexionen sich äußernder Lebens- und Kunstauffassung." So konnte ich einst über die beiden Bücher urtheilen. Dieser Zwiespalt ist auch in dem letztem Buche: „Gedichte" (Verlag Cotta) noch nicht ganz überwunden. Nur feinstes Kunstempfinden kann hier ausgleichend wirken. Insbesondere gelungen sind die großen Tristanstimmungen, Gedichte voll schöner Extase und edler Ergriffenheit. Daneben sind namentlich die innigen, einfachen, volksliedartigen Gedichte, insbesondere auch die an die Kunst der Cranach und Holbein erinnernden feinen Allegorien hervorzuheben. Folgendes Gedicht z. B., obwohl es wenig von einer Landschaftsschilderung enthält, versetzt uns sofort in die deutsche Landschaft der Cranach und Holbein:

Und da ich vom Kirchhof kommen was,
Der Tod am Wegrain lauernd saß.

Er streckte die klappernde Knochenhand
Aus seinem härenen Gewand.

Als wollt' er sagen: Die Welt ist mein,
Und immer werd' ich das Ende sein ...

Da kam das blühende junge Paar
Ueber das Feld geschritten dar.

Geröthet die Wangen vom frostigen Wind,
Jung, keck, leichtsinnig, wie Kinder sind.

Er sprach: Läßt Du mich heute ein?
Sie flüsterte: Sollst mir willkommen sein.

Da hob sich langsam der Tod und schwand
Wie ein Schatten über das stumme Land ...

Auch Eduard Paulus, ebenfalls Süddeutscher, gehört zur älteren Generation. Sein neues Buch: „Heimathkunst" (Verlag Cotta) enthält zur Hauptsache elegische Poesien; der Grundton derselben ist ein resignirender, melancholisch-heiterer. Auch Paulus ist Reflexionsdichter; aber namentlich in seinen kleinen Naturgedichten kommt lyrisches Empfinden doch auch in schöner, herzbewegender Unmittelbarkeit zum Ausdruck. Diese Naturgedichte verrathen ein feineres Kunstempfinden, wie es den meisten der Epigonen nicht eigen war. Ich hebe als derartige Gedichte hervor z. B. „Alte Wege", „Die Glocke", „Spätherbst", „Wanderlied". Sehr fein und zart empfunden sind auch manche der „Elegien", wie z. B. folgende:

Im Schloßgarten.

Ihr Laubengänge, weckt ihr der Jugend Lust,
Der Jugend Klage wieder im Herzen mir?
Dahin ist Alles, Schattenhände
Leiten die Seele zu Gott hinüber.

Der Springbrunn träumt mit rauschendem Wasserfall
Uralten Traum, und herbstliche Blumen steh'n
Am Wege mir in bunten Farben —,
Denk' ich der Seelen, voll Glück und Schönheit.

Voll Geist und Liebe, die in das Sonnenland
Vorausgepilgert, wo keine Thräne mehr
Den Blick uns trübt — nur noch ein stiller,
Seliger Glanz uns im Auge flimmert ...

Die ganze sympathische Persönlichkeit des Dichters Paul Heyse kommt in der neuen Sammlung desselben: „Ein Wintertagebuch" (Verlag Cotta) zum Wort. Es sind meist Gelegenheitsgedichte, welche von dem Leben und den Träumen des Dichters erzählen. Sie sind während des Winters 1901 bis 1902 in Gardone geschrieben. Inhaltlich wenig tief, in der Form nicht von der Schönheit und Klarheit der früheren Gedichte des Meisters, verrathen sie doch überall die besondere Art, die Kunst- und Lebensanschauungen ihres Verfassers. Ganz besonders möchte ich die schönen, tiefempfundenen Strophen auf den Tod Wilhelm Hertz's, das gedankenvolle Gedicht „Concert" (auf das Bild Giorgione's) und die von Dank erfüllte Sonette „Friedrich Rückert", das Gedicht „Horaz", das wir Alle dem Dichter nachempfinden können, und die feinen, zierlichen und zarten Ghaseln hervorheben. Ein gutes Bild des Dichters schmückt das hübsch ausgestattete Buch.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Otto Heinrich.

Novelle von Herman Bang. Deutsch von Wilhelm Thal.

(Schluß.)

Einen Tag darauf fuhr Fräulein von Salzen fort — mit der Eisenbahn. Es war erst das dritte Mal in ihrem Leben, daß Fräulein von Salzen sich auf eine Eisenbahn setzte. Das ganze Kloster war außer sich. Am Abend kam sie zurück. Sie sagte nicht, wo sie gewesen war, und es fragte auch Keiner darnach. Man fragte Fräulein von Salzen nicht.

Otto Heinrich kam am Abend vor seiner Mutter Geburtstag nach Hause.

Er erregte großes Aufsehen und kannte viele Garnisonsgeschichten. Den nächsten Tag hielt er sich meistens im Garten auf, wo er ein paar Hunde dressirte.

Am Abend sollte bei Fräulein von Salzen Gesellschaft sein.

„Das ist doch weit amüsanter, wenn der Leutnant zu Hause ist," hatte sie zur Priorin gesagt.

Alle alten Damen waren da. Sie saßen zusammengepreßt in zwei kleinen Stuben und sprachen von einem einzigen Gegenstand, von Otto Heinrich.

Denn jedes Mal, wenn er nach Hause kam, wurde er „distinguirter". Da sah man so recht das „Blut".

„Und wie die Bläße ihn kleidete!"

„Und wie munter er immer war — das war die Jugend!"

Die Priorin und Otto Heinrich waren die Einzigen, die um acht Uhr noch nicht da waren.

Dann meldete der Lohndiener:

„Ihre Gnaden, die Priorin."

Es ging wie ein Ruck durch all' die alten Damen, und Fräulein von Salzen konnte sich kaum erheben.

Ja, die Priorin kam allein!

Fräulein von Salzen konnte nicht fragen. Sie ergriff nur mit zitternden Händen — wie alt sie doch wurde, dieses Fräulein von Salzen! — die Hand der Priorin.

Sie stand mitten im Zimmer. Die kleine Priorin zögerte einen Augenblick, dann sagte sie ruhig, aber es lag nicht der geringste Klang in ihren Worten:

„Ja, Otto Heinrich läßt grüßen. Er hatte leider nur bis heute Abend Urlaub."

Die alten Fräuleins saßen an den Wänden und beugten sich, ohne sich anzusehen, über ihr Strickzeug. Den ganzen Abend sprachen sie müde und gedämpft, als hätten sie Angst, einen Schlafenden zu wecken.

* * *

Die Priorin saß lange an den Briefen, die sie an Otto Heinrich schrieb. Sie machte ihm keine Vorwürfe. Doch es lag gleichsam eine zusammengepreßte Angst über den Worten, und bangend schrieb sie zögernde und furchtsame Sätze, die leise zu bitten schienen. Und lange starrte sie auf den Brief, den sie geschrieben, und seufzte dazu. Bei Fräulein von Salzen war es zur reinen Leidenschaft geworden, Eisenbahn zu fahren. Jeden Augenblick fuhr sie fort. Der Himmel mochte wissen, wohin.

Wie sie übrigens alt wurde, das Fräulein von Salzen; sie ging jetzt immer mit zwei Stöcken.

Doch die Zeit vergeht, und legt ihre schwere Hand auf uns Alle. Selbst die Priorin — „die Jugend" — begann unter den braunen Haaren, unter der Wittwenhaube, weiße Strähnen zu bekommen.

Eines Morgens — Otto Heinrich war seit vier, fünf Jahren Officier — weckte das Mädchen die Priorin sehr zeitig: „Ew. Gnaden, es ist ein Herr da!"

„Um diese Zeit? Du sagtest doch wohl, er solle wiederkommen?"

„Ja, Ihro Gnaden, aber ..." — das Mädchen war ganz verschämt — „er sagte, er müsse mit Euer Gnaden sprechen."

„Er müsse?"

„Ja, Ew. Gnaden. Ich ... ich ... Ew. Gnaden ..." sagte das Mädchen; „ich habe solche Angst" — sie war ganz athemlos — „er ist von der Polizei."

„Von der Polizei?" Die Priorin setzte sich im Bette auf; „was fällt Dir denn ein, was haben wir denn mit der Polizei zu schaffen? Sage ihm, ich werde kommen."

Die Priorin setzte sich einen Augenblick im Bette auf, und hielt die Hände vor die Augen. Dann begann sie sich anzukleiden. Bei jedem Kleidungsstücke, das sie vorholte, sprach sie mit sich selber.

„Ja," sagte sie, „wir müssen das zur Wäsche schicken — daß das nicht vergessen wird — wir müssen es zur Wäsche schicken."

„Hm, wie dieser Spiegel aussieht ... wie der aussieht ... dieser Staub ..."

Sie trat in die Stube, ohne zu einem vernünftigen Gedanken gekommen zu sein. Ein Herr mit großem Backenbart erhob sich von einem Stuhl.

„Habe ich die Ehre, mit der Gräfin von Waldeck zu sprechen?" fragte er.

Die Priorin nickte und setzte sich auf einen Stuhl an der Thür, sonst wäre sie umgefallen. „Ja, das bin ich. Sie wünschen mit mir zu sprechen, wollen Sie Platz nehmen?"

„Ja, Ew. Gnaden, es ist eine reine Bagatelle, eine Bagatelle — doch die Sache hat etwas Eile — sonst hätte ich Ew. Gnaden nicht so zeitig gestört." Die Priorin sah ein Papier zwischen den Fingern des Mannes. Er hatte so viele Diamanten auf den Fingern.

„Es ist nur eine kleine Schuld von Leutnant von Waldeck."

Die Priorin streckte die Hand aus.

„Gestatten Sie," sagte sie und wußte nicht, woher sie die Worte nahm.

„Ja, es ist nur" — er hielt beständig das Papier zwischen den Fingern. „Es ist nur ein kleiner Beweis, Ew. Gnaden, ein kleiner, unschuldiger Beweis" — wenn er so lächelte, sah man alle seine Zähne — „Graf von Waldeck ist in augenblicklicher Verlegenheit — und ich möchte gerne ... es ist nur ein kleiner Ehrenschein, Ew. Gnaden." Der Mann streckte das Papier vor, und die Priorin nahm es mit den Spitzen von zwei steifen Fingern. Die Hand fiel in ihren Schooß zurück.

Sie erhob das Papier wieder, aber sie konnte nichts lesen, und mit derselben kühlen Stimme fragte sie:

„Und wann müssen Sie das Geld haben?"

„Ach, Ew. Gnaden, — versteht sich, einen Tag kann man ja immer warten; sagen wir also morgen; man ist ja immer ‚coulant!'"

Die Priorin wußte nicht, was sie geantwortet hatte, ob sie das Papier genommen, und wie er gegangen war. Sie hatte nur mit fürchterlicher Anstrengung das blaue Papier noch einmal erhoben und die Summe, die er schuldig war, gelesen.

Die Summe betrug 5000 Mark — 5000 Mark.

Sie hatte sie nicht — sie hatte sie nicht. Sie suchte nicht einmal; sie wußte, das Geld war nicht da. Es war fort, Alles war fort. Doch plötzlich rief sie: „Fräulein von Salzen!" Sie dachte nicht an die frühe Stunde; sie mußte sofort mit ihr sprechen.

„Fräulein von Salzen!"

„Ihro Gnaden schlafen noch," sagte das Mädchen.

Die Priorin ging an ihr vorbei, ohne etwas zu sagen, in das Schlafzimmer hinein. Sie schloß die Thür hinter sich und ging weiter.

„Marie," sagte Fräulein von Salzen vom Bette aus. Dann sah sie die Priorin. „Kind!" rief sie, „Kind, was ist denn?" Die ausgestreckten Arme fielen kraftlos hernieder.

„Ich muß mit Ihnen sprechen, es hat Eile. Und vor dem Bette stehend, erzählte die Priorin Alles, ohne inne zu halten, wie ein Strom; daß sie gespart, daß sie verkauft und wieder verkauft ... aber jetzt war kein Ausweg mehr.

Fräulein von Salzen lag mit geschlossenen Augen da; sie schüttelte den Kopf auf den Kissen.

„Aber Sie boten mir einmal an ..."

Es entstand eine Pause.

Die Alte lag da, wie vorher, als hätte sie nichts gehört.

Und athemlos fuhr die Priorin fort:

„Sie boten mir Geld an."

Fräulein von Salzen blieb mit geschlossenen Augen liegen, dann sagte sie:

„Ich hab's nicht mehr!"

„Sie haben es nicht?" Die Priorin ergriff ihren Arm.

Und hülflos, so still, daß kaum ein Laut gehört wurde, flüsterte Fräulein von Salzen, während zwei Alteweiberthränen unter ihren geschlossenen Augen hervorrollten:

„Er hat es ja bekommen; darum bin ich ja immer verreist."

Die Priorin stierte sie einen Augenblick an, als hätte sie nicht verstanden. Dann fiel sie mit einem lauten Schrei über das Bett und brach in Thränen aus. Fräulein von Salzen weinte auch, still und hülflos, wie alte Leute weinen. Kurz darauf hörte das Weinen auf und, sich gegenseitig bei den Händen haltend, begannen sie, mit weinerlicher Stimme zu überlegen.

Am Tage fuhr Fräulein von Salzen wieder mit der Eisenbahn fort, und am Abend brachte sie das Geld. Als sie nach Hause gekommen war, saßen sie zusammen in Fräulein von Salzen's Zimmer. Sie waren vor Angst noch gleichsam gelähmt.

Dann sagte das alte Fräulein:

„Was hat er wieder durchgemacht, der Aermste!"

„Ja, der Aermste!"

Die kleine Priorin zitterte; sie hatte seit dem Morgen seinen Namen nicht genannt. Leise legte sie ihren Kopf auf die Brust der Alten.

„Dank," sagte sie, „Dank; wie gut Sie sind!"

Das alte Fräulein streichelte ihr das Haar mit den zitternden Händen. Zur Nacht wurde für die Priorin in Fräulein von Salzen's Zimmer ein Bett aufgeschlagen.

„Das beruhigt, wenn man zu Zweien ist," sagte Fräulein von Salzen, „das beruhigt sehr."

* * *

Digitized by Google

Ein paar Tage später bekam sie Telegramm von Otto Heinrich, er wollte am Abend nach Hause kommen.

Sie saßen still den ganzen Tag über in ohnmächtiger, banger Angst, ob vielleicht etwas Neues geschehen wäre. Sie wagten weder zu denken, noch zu sprechen. Sie ließen die Arbeit in ihrem Schooß liegen, falteten mechanisch die Hände und seufzten, ohne es zu wissen. Zum hundertsten Male sagte Fräulein von Salzen:

„Er will Sie natürlich nur sehen, Kind, nur sehen." Sie glaubte es aber selber nicht.

Gegen Abend konnte die Priorin es nicht mehr im Zimmer aushalten.

Ihr war es, als müsse sie ersticken, ihr Herz hatte keinen Platz mehr in der Brust. Sie ging in den Alleen im Garten auf und nieder, nur mit einem dünnen Tuch um den Kopf. Sie mußte im Garten auf- und niederlaufen.

Als aber die Zeit kam, wo sie ihn abholen sollte, war plötzlich Alles vorbei; Unruhe und Angst war geschwunden. Sie fühlte nur eine einzige, übermächtige Sehnsucht nach ihm; sie sollte ihn ja wiedersehen.

Und als der Zug hielt, als sie sein Gesicht bleich und bewegt hinter dem Fenster sah, als sie seine Hände zitternd in den ihren fühlte, und er sich über sie beugte, — seine Augen standen voller Thränen — und er nur „Mütterchen, Mütterchen" sagen konnte, da erwiederte sie bloß:

„Mein armer Junge, mein armer Junge!"

Ja, er war gekommen, um sie zu sehen, zu keinem andern Zweck!

Es waren zwei glückliche Tage, die jetzt für sie anbrachen. Keiner sprach von dem, was neulich geschehen war. Doch wie in stiller Uebereinkunft wurde Fräulein von Salzen in ihr Leben hineingezogen; — sonst wäre Otto Heinrich am liebsten allein geblieben, — ohne Fremde.

„Wir Drei wollen unter uns bleiben," sagte er, „wir Drei, — das ist das Beste!"

Sie sprachen von den alten Tagen, von seiner Kindheit, von den Ferien, von der Zeit, da er Kadett war.

Otto Heinrich sprach am liebsten darüber. Die Andern verstanden es; mild und freundlich wichen sie Allem aus, was erinnern oder verletzen konnte, und sprachen nur von der alten Zeit.

Still und in Gedanken versunken blickte Otto Heinrich auf die Lampe. Ja, er hatte gelitten, der arme Junge — er hatte etwas durchgemacht.

Als er zur Ruhe gegangen war, blieben die Beiden allein; eine stille Freude hielt sie zusammen. Sie sprachen nicht sehr viel, die Priorin ging in der Stube auf und ab, das Fräulein strickte. Zuweilen sprachen sie einen Satz, fragten und antworteten, doch immer drehte sich das Gespräch um ihn.

Am letzten Abend ging Otto Heinrich allein mit seiner Mutter in der Linden-Allee auf und nieder.

Er ging still und stumm. Der Priorin kam er im Halbdunkel so blaß vor. Als sie umdrehten, um die Allee zu verlassen, wo es ganz dunkel geworden war, beugte Otto Heinrich sich hastig nieder und küßte seiner Mutter die Hand.

„Vergieb mir, Mutter," sagte er, „und Dank für Alles!"

Die Priorin fühlte eine Thräne auf ihrer Hand.

Ein paar Stunden später reiste Otto Heinrich ab.

* * *

Vier Tage darauf bekam Fräulein von Salzen einen Brief aus Berlin. Das Mädchen stand dabei und glaubte, Ihro Gnaden hätte der Schlag getroffen, so verzerrt war ihr Gesicht.

„Euer Gnaden!" rief sie ängstlich, „Euer Gnaden;" doch Ihro Gnaden las weiter und starrte unbeweglich in den Brief. — —

„Mit aufrichtiger Trauer theile ich Ihnen den plötzlichen Tod des Leutnants von Waldeck mit. Sein Vater, der bei Gravelotte heldenmüthig sein Blut für's Vaterland verspritzte, war mein Jugendkamerad. Ich glaube, daß ein Theil der Schulden des Leutnants von Waldeck kürzlich mit Hülfe von Verwandten gedeckt worden ist, doch der größere Theil ist wohl unerledigt geblieben.

Er bittet mich in diesem einzigen Brief, den er hinterlassen hat, Ew. Gnaden von seinem Tod zu unterrichten, damit Ew. Gnaden die Reichsgräfin vorbereiten können. Ich lege einen Brief an die Frau Gräfin mit bei.

Es muß ihr in ihrem Unglück ein Trost sein, daß ihr Sohn durch seinen Tod die Ehre seines Corps gerettet hat.

Mit ergebenster Hochachtung

von Feldheim, Generalleutnant."

Fräulein von Salzen saß lange stumm, dann erhob sie sich, um im Zimmer auf- und abzugehen. Sie ging jetzt ohne die Stöcke. Sie sprach mit sich selbst und hielt noch immer den Brief in der Hand.

Mit offenem Mund sah das Mädchen, wie sie die Thür öffnete und über den Corridor ging. Wie durch einen Schleier sah Fräulein von Salzen sich in dem kleinen Zimmer der Priorin; sie sprach mit ihr und hatte die Empfindung, als wäre sie in weiter, weiter Ferne; sie hörte undeutlich die Antwort der Priorin, als wäre sie plötzlich taub geworden.

Doch plötzlich hatte die Mutter verstanden, sie stieß einen Schrei aus, streckte steif die Arme vor und sagte in heiserem Tone: „Den Brief, den Brief!"

Dabei stieß sie die Hände des Fräuleins von sich und zeigte auf die Thür.

Fräulein von Salzen hatte sich von ihr entfernt und sah nun, wie die Mutter den Brief an die Brust drückte. Fräulein von Salzen näherte sich der Thür und, sich an der Wand festhaltend, wankte sie durch die Corridore in ihr Zimmer zurück.

Aus der Hauptstadt.

Vom „frischen, fröhlichen Krieg".

Allenfalls sind die „Neuen Militärischen Blätter" noch in den Lesezimmern der größeren Officiercorps anzutreffen. Da ich in diesen aber ein sehr seltener Gast bin, so konnte nur der Zufall mir die Nummer 13 des laufenden Jahrgangs zuführen, die unter der Ueberschrift „Kriegsmäßigkeit und Friedensrücksichten in der militärischen Ausbildung" eine Entgegnung auf meinen in der Nummer 7 der „Gegenwart" vom 14. Februar d. J. veröffentlichten Aufsatz „Fauler Friede" enthält. Leider hat er, der Zufall, sich hierbei sehr viel Zeit gelassen. Erst jetzt erfahre ich, was ich mit dem „Faulen Frieden" verbrochen habe. Zwar räumt der Herr Verfasser der „Entgegnung" ein, daß ich bei der Bloßlegung der unserem Heerwesen in Folge des langen Friedens anhaftenden schweren Auswüchse „in vielen Punkten Recht habe". Aber beunruhigt durch die „Mißverständnisse", zu denen meine Ausführungen Anlaß geben könnten, unternimmt er ihre Erläuterung. Diese sieht jedoch einer allgemeinen Verurtheilung verteufelt ähnlich. Und das Seltsame dabei ist, daß er, der Mißverständnissen vorbeugen will, nur zu häufig ihnen selber zum Opfer fällt. Wie oft hat er allein aus diesem Grunde auch offene Thüren eingestoßen! „Spannend" nennt aber der Herr Verfasser der „Entgegnung" meinen Aufsatz. Ach! in seinem eigenen und seiner Leser Interesse wäre zu wünschen gewesen, ich hätte etwas langweiliger geschrieben. Nur die von mir bewirkte Spannung seiner Gedanken dürfte Schuld daran sein, daß er nicht immer meine Ausführungen in ihrem ganzen Umfang erfassen konnte. Spannung erzeugt Erregung, die wieder ihrerseits den geistigen Blick trübt.

Von Rechts wegen konnte kein Leser darüber im Zweifel sein, daß nur der von den Zeitungen veröffentliche Wunsch des jetzigen Generals der Infanterie z. D. von Liebert nach „einem frischen, fröhlichen Krieg" der Ausgangspunkt meines Aufsatzes gewesen ist, aber nicht die Begründung dieses Wunsches. Wörtlich bemerke ich am Schluß des ersten Absatzes: „Zwar verrathen die Zeitungen nicht, ob und wie er die Sehnsucht nach einem Krieg begründet hat. Wer aber weiß, daß er ein ebenso hervorragender Politiker wie Militär ist, wird sich leicht sagen können, welchen Erwägungen sie entspringt." Trotzdem schiebt mein Herr Gegner mir die Kenntniß der Begründung unter. Denn nachdem er sie verkündet hat, wendet er sich — ich citire auch hier wörtlich — zu den „Belegen", mit denen ich die Ausführungen des Generals Liebert „belege und rechtfertige". Sehr erfreulich muß es mir natürlich sein, feststellen zu können, wie tief ich Seiner Excellenz in's Herz geschaut habe. Aber selbst wenn ich durch mein Bekenntniß in den Geruch der Selbstberäucherung kommen sollte, der Wahrheit auch hier die Ehre: die Absicht, die Begründung seines Wunsches nach „einem frischen, fröhlichen Krieg" durch den Herrn General meinerseits zu „belegen und zu rechtfertigen", konnte sich in mir nicht regen, weil ich diese Begründung gar nicht erfahren hatte.

Auf die Thatsache hatte ich im „Faulen Frieden" hingewiesen, daß nach den beiden letzten siegreichen Feldzügen, die Preußen oder Preußen-Deutschland geführt haben, in ihrem Heere sogleich eine rastlose Thätigkeit einsetzte, und die Erklärung hierfür in den üblen Erfahrungen gesucht, die Preußen nach dem siebenjährigen und nach den Befreiungskriegen gemacht habe. Beide Male habe sein Heer zum Schaden seiner Schlagfertigkeit auf den errungenen Lorbeeren so sehr ausgeruht, daß es fast eingeschlafen ist. Dieses Hinweises bedurfte ich, um auf die Erscheinung aufmerksam zu machen, daß, wie ja die Entwickelung der deutschen Armee nach 1870/71 zeige, auch die emsigste Arbeit die Heere nicht vor den allerbedenklichsten Auswüchsen des Friedensdienstes zu bewahren vermag, wenn der Friede gar zu lange dauert. Der Herr Verfasser der „Entgegnung" hält diese meine Auffassung für „landläufig" und außerdem für geschichtlich falsch. Ob ich aber nur nachspreche, was vor mir auch viele Andere gesagt haben, dies kann unmöglich meine Beweisführung abschwächen. Ist denn erwiesen, daß das „Landläufige" unter allen Umständen anfechtbar ist? Deckt sich nicht vielmehr gerade in dem vorliegenden Falle die „landläufige" Auffassung vollkommen mit dem geschichtlichen Nachweis? In dem „Faulen Frieden" berufe ich mich auch auf die „Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Boyen".

Digitized by Google

Es ist zu bedauern, daß mein Herr Gegner hieraus keinen Anlaß genommen hat, sich nachträglich mit diesem Buch bekannt zu machen. Fast auf jeder Seite von dem Beginn seiner militärischen Laufbahn bis zu der Katastrophe von Jena läßt der außergewöhnlich scharf beobachtende Augenzeuge erkennen, in einen wie tiefen Schlummer das preußische Heer verfiel, nachdem Friedrich der Einzige zur großen Armee abberufen worden war. Nicht einmal dem von einem Napoleon angestimmten Kriegsruf, der über ein Jahrzehnt die Völker Europas hatte erbeben lassen, war es gelungen, es aus diesem tiefen Schlummer aufzurütteln. Nur wenige Tage vor der Schlacht von Jena, so erzählt eben Boyen, wollte der Führer der um Erfurt versammelten preußischen Truppen um die Mittagszeit seine Befehle ausgeben. Aber o Schrecken! es fehlten der Unterofficier und vier Mann, die nach der Vorschrift zur Sicherung des von den Befehlsempfängern zu bildenden Parolekreises auszustellen waren; und der König stand zufällig am Fenster und wollte von dort der Befehlsausgabe zuschauen. Was machen? Auch Angesichts des Feindes konnte die Parole nicht ohne Bedeckung von Statten gehen. In der tödtlichsten Verlegenheit befand sich der Armeeführer. Ein Officier schlug vor, den vor dem Hause stehenden Doppelposten zu verwenden. Schön! Aber wo sollten der Unterofficier und die anderen beiden Soldaten herkommen? Es war eine entsetzliche Situation, der erst der vorbeifahrende Brodwagen eines Grenadierbataillons ein Ende machte. Seiner Bedeckung wurden die noch fehlenden Parolemannschaften mit dem Unterofficier entlehnt. Da aber dieser sein Gewehr an den Wagen hatte schnallen lassen, und es erst abschnallen mußte, so verging noch weitere kostbare Minuten, bis die Befehlsausgabe beginnen konnte. Ist nicht auch in denselben Denkwürdigkeiten zu lesen, daß die Division Wartensleben bei ihrem Vormarsch auf das Schlachtfeld von Auerstädt sich auflöste und weit über die Felder verbreitete, weil sie eine auf ihrem Wege liegende Wasserpfütze nicht durchschreiten wollte? Und eine Armee, die dergleichen sogar noch dem von einem Napoleon geführten Feinde gegenüber fertig bekam, sollte nicht eingeschlafen sein? Wie rissen ferner die preußischen Officiere die Augen auf, als sie von den Heldenthaten französischer Tirailleurs in dem italienischen Feldzug von 1859 lasen! Zerstreutes Gefecht und Gelände waren ihnen völlig fremde Dinge; auch wieder das Gelände, in das doch gerade vor fünfzig Jahren ein Scharnhorst das preußische Heer hinausgeführt hatte. Der Exercierplatz war abermals das fast ausschließliche Feld der Thätigkeit preußischer Truppen geworden. Noch nach dem Jahre 1848, das doch wahrlich geeignet war, die Geister zu schütteln, wurde von der Berliner Garnison der Vorpostendienst auf dem Tempelhofer Felde oder auf dem Casernenhofe geübt, wobei regelmäßig, von Mannschaften markirt, sechs Bauern aus Rixdorf erschienen, die die Postenkette zu passiren wünschten. Nur der italienische Feldzug, die durch ihn veranlaßte Mobilmachung des preußischen Heeres, bei der erschreckende Schäden zu Tage traten, und seine daraufhin unternommene Reorganisation frischten die erschlafften und dem völligen Einschlafen sehr nahen Lebensgeister wieder so sehr auf, daß Bismarck auf die an Roon und Moltke gerichtete Frage, ob er den Tanz mit Oesterreich wagen dürfe, eine bejahende Antwort erhalten konnte. Von all' dem weiß der Herr Verfasser der „Entgegnung" Nichts. Er weiß daher auch Nichts von den bösen Erfahrungen, die nach 66 und 70/71 die Leiter des preußisch-deutschen Heerwesens davor bewahrt haben, in den nach dem siebenjährigen und den Befreiungskriegen gemachten Fehler zu verfallen. Nach ihm haben die allgemeine Wehrpflicht und die kurze Dienstzeit die auch von ihm festgestellte rastlose „Arbeitsthätigkeit" — übrigens ein Ausdruck, nach dem ich in allen meinen Wörterbüchern vergeblich gesucht habe — ausschließlich verursacht. Aber bestand denn nicht die allgemeine Wehrpflicht schon viele Jahrzehnte vor dem Frankfurter Frieden? Schritt man nicht ferner erst im Jahre 1893 dazu, die Dienstzeit auf das Rücksichtsloseste zu kürzen, und datire ich das emsige Arbeiten im deutschen Heere nicht schon von dem Beginn des gegenwärtigen Friedens? Ich sehe es ein, ich hätte wirklich weniger spannend schreiben sollen.

Oben meinte ich, der Herr Verfasser der Entgegnung stieße des Oefteren auch offene Thüren ein. Dabei dachte ich unter Anderem auch an seine Betrachtungen über den Parademarsch und über Paraden überhaupt. Außerordentlich hoch schätzt er sie ein, und man merkt es seiner Feder an, wie sie sich von der Begeisterung führen läßt. Mitten in der Entwickelung der Gedanken taucht aber plötzlich der folgende Satz auf: „Wir können also den Standpunkt des Verfassers des ‚Faulen Friedens' nicht theilen". Ja, welchen Standpunkt denn? Vorher war nur erzählt worden, daß ich die Ueberwucherung der ernsten, auf den Kriegsdienst gerichteten Arbeit durch die militärischen Schaustellungen, zu denen natürlich die Paraden an erster Stelle gehören, als einen schlimmen Auswuchs des Friedensdienstes bezeichnet habe. Mein Standpunkt aber ist in der Nummer 29 der „Gegenwart" vom 29. Juli 1902 in dem Artikel über den Friedericianischen Paradegriff ganz genau präcisirt worden. „Wenn Etwas", heißt es dort, „der Armee heute Noth thut, so ist es ein äußerst straffer Parademarsch. Fast ausschließlich in aufgelöster Ordnung hat sich der Fußsoldat der Gegenwart im Gefecht zu bewegen; und diesem Erforderniß sind selbstverständlich auch die Uebungen im Frieden angepaßt. Nichts ist bei der jetzigen Ausbildung der Truppe daher schwieriger, als die aus einander flatternden Geister zusammenzuraffen, d. h. den unbedingt erforderlichen Zusammenschluß zu bewirken, der die einzelnen Glieder befähigt, sich als untheilbares Ganzes zu fühlen und für dieses Ganze mit allen ihren Kräften, ja selbst mit dem Leben einzutreten. Nur der allerstrammste Parademarsch bringt ihn noch zu Stande." — Sieht es nicht so aus, als wenn der Herr Verfasser der „Entgegnung" zur Bekämpfung meines Standpunktes die Waffen meiner eigenen Rüstkammer entnommen hat, und würde nicht in dem aller Wahrscheinlichkeit nach zutreffenden Falle mit Recht von ihm gesagt werden können, er stieße offene Thüren ein? Nicht das Paradewesen an sich, sondern den mit ihm getriebenen Mißbrauch, vornehmlich seine mit der viel zu kurz bemessenen Dienstzeit nicht zu vereinigende Erweiterung habe ich geißeln wollen. Und dazu war ich auch in vollem Maße legitimirt. Wollte man feststellen, wie oft seit dem Jahre 1888 bis heute deutsche Truppen auf großen Heerschauen oder in Ehrencompagnien oder bei Einzügen zur Spalierbildung in Parade standen, und die Summe der Fälle mit derjenigen der militärischen Schaustellungen vergleichen, die in demselben Zeitraum unter Kaiser Wilhelm I. stattfanden, so würde man unwillkürlich zu der Ansicht kommen, daß sich das deutsche Reich sein gewaltiges Heer nur noch zum Paradiren hält. Werden nicht das ganze Jahr hindurch von diesem Paradeleistungen verlangt? Und dabei soll die Parade doch nur der Ausdruck der gesammten Ausbildung sein und an deren Schluß dem Hauptmann sozusagen in den Schooß fallen. Wer mithin hierfür auch nur annähernd das erforderliche Verständniß hat, wird militärische Schaustellungen einer Truppe niemals vor der Besichtigung der Compagnien, Schwadronen und Batterien zumuthen. Der Vorgesetzte, der es dennoch thut, zwingt dazu, sie mühsam vorzubereiten. Dieses kann aber nur auf Kosten der Erziehung zum Feldsoldaten geschehen. Trotzdem liegt nach der Ansicht meines Herrn Gegners kein Anlaß zu Besorgnissen vor. Sogar die Einführung des „Friedericianischen Paradegriffs", dessen Einübung mehrere Wochen von den 22 überhaupt nur verfügbaren Dienstmonaten erfordert, erscheint ihm äußerst harmlos. Der genannte Griff ist nach ihm Sache der „Tradition", was wahrscheinlich so viel heißen soll wie, daß er aus traditionellen Rücksichten zu neuem Leben erweckt worden sei. Bedeutet aber Tradition nicht die ununterbrochene Pflege von Anschauungen, Gepflogenheiten und Einrichtungen? Und lag nicht der „Friedericianische Paradegriff" schon seit mehr als hundert Jahren in der Rumpelkammer? Aber selbst wenn für seine Wiederbelebung die Tradition zuträfe, durfte ihr Rechnung getragen werden, wenn darunter die Kriegstüchtigkeit unserer Soldaten leiden konnte? Ja, weiß denn der Herr Verfasser der „Entgegnung" überhaupt, wie ein brauchbarer Feldsoldat zu Stande kommt? „Milde" denkt er über die Einführung des „Friedericianischen Paradegriffes". Wo steht aber von Milde etwas in der Kriegsgeschichte? Den Christen mag sie zieren. Wo jedoch die wichtigsten Interessen des Vaterlandes in Frage stehen, darf sie unter keinem Umständen walten. Schon aus diesem Grunde durfte in dem „Faulen Frieden" den maßgebenden Stellen auch der schwere Vorwurf nicht erspart werden, daß sie sich sträuben, dem Uebermaß der militärischen Schaustellungen, die noch dazu meistens nur decorativen Zwecken zu dienen haben, endlich einmal zu steuern, obgleich Reichstag wie Presse sie hierzu schon seit Jahr und Tag aufgefordert hatten. Unerhört findet es bei dieser Gelegenheit mein Herr Gegner, daß Reichstag und Presse sich herausnehmen konnten, in militärischen Dingen mitzureden. Ganz in Zorn geräth er dann darüber, daß ich mich nicht gescheut habe, mich auf Beide zu berufen. Nur aus kleinlichen Parteigründen wetterten sie, so meint er, gegen ein Ueberhandnehmen der militärischen Schaustellungen, nicht aber aus Ueberzeugung, die sich auf Sachkunde stütze. Ergo ist Alles Unsinn, was die Tagespresse hierüber geschrieben und der Reichstag ihr nachgebetet hat. Nun, auch ich habe mich in der abscheulichen Presse nicht ein, sondern mehrere Male recht deutlich über die Gefahren ausgelassen, welche die Häufung militärischer Schaustellungen zu lediglich decorativen Zwecken für die Sicherheit des Reiches in sich birgt; und ich glaube mich keiner Ueberhebung schuldig zu machen, wenn ich mir zum Mindesten dieselbe Sachkunde zutraue, die mein Herr Gegner für sich in Anspruch nimmt. Ueber zehn Jahre habe ich eine Compagnie geführt und über vier Jahre ein Bataillon commandirt. Hätte ich hiernach nicht ein gewisses Recht, dem Herrn Verfasser der „Entgegnung" die „landläufige Auffassung", landläufig wenigstens in seinem Sinne, zurückzugeben? Militärisch „landläufig" ist, daß die Tagespresse über militärische Fragen nur Unsinn schwatzt, weil sie aus Parteizwecken nur Laien zu Worte kommen läßt.

„Ernste Worte eines altpreußischen Officiers!" Diese Erläuterung hat der Herr Herausgeber der „Gegenwart" der Ueberschrift „Fauler Friede" hinzugefügt. Und beim Zeus, heiliger Ernst war es mir um die Aufdeckung der so überaus bedenklichen Auswüchse, die jetzt der Ausbildung unseres Heeres anhaften. Zu allem Anderen war ich eher aufgelegt als zum Scherzen. Wieder einmal hat mich daher mein Herr Gegner vollkommen mißverstanden, wenn er meine Bemerkung für „scherzhaft" hält, wonach ein geübtes militärisches Auge in einer größeren deutschen Garnison in vierwöchentlichen Zwischenzeiten — nicht in einwöchentlichen, wie wieder irrthümlich mein Herr Gegner herausgelesen hat — an jedem auf der Straße anzutreffenden Soldaten mindestens eine Veränderung feststellen kann. Das leidenschaftliche Bestreben, an der Uniform unseres Heeres lediglich Bisheriges durch Anderes, nicht etwa durch Besseres zu ersetzen, ist so groß, daß auch hier es heißen kann: „πάντα ῥεῖ". Alles ist im Fluß: die Farbe der Röcke, Mäntel und Handschuhe, der Schnitt der Litewka, die Größe der Knöpfe, die Höhe der Kragen, die Inschrift auf den Achselklappen, der Schlitz an den Aermeln und an den Schößen der Röcke und nicht zu vergessen die

Digitized by Google

Abzeichen für die Rangunterschiede und für hervorragende Leistungen. Will mein Herr Gegner es nicht glauben, so bemühe er sich gütigst auf die Geschäftsstube eines Regimentszahlmeisters und studire dort die Bekleidungsvorschriften, die seit dem Jahre 1888 in Kraft gewesen sind. Ihre stattliche Anzahl, der Umfang jeder einzelnen, die unermeßliche Fülle der eingeklebten, nur Abänderungen enthaltenden Deckblätter, die selber wieder abgeändert sind — Alles dies wird ihn sehr bald überzeugen, daß ich noch viel zu bescheiden war, als ich die oben erwähnten, ebenfalls falsch verstandenen Zwischenzeiten auf vier Wochen bemaß. Wer weiß heute noch Etwas von der hohen Bedeutung der Uniform für das Heer als dasjenige Instrument, mit dem einmal wirkliche Kriege geführt werden sollen? So einfach und so stabil wie nur irgend möglich müssen alle Einrichtungen für die Thätigkeit im Felde sein, wenn sie nützen und nicht schaden sollen. Unser Heer vermag sich aber des Neuen oder richtiger des Anderen im Uniformwesen kaum mehr zu erwehren. Allenfalls läßt sich Derartiges noch bei einer fürstlichen Haustruppe verstehen, die nur die Flügelthüren des Gemachs von Serenissimus mit Doppelposten zu besetzen hat; aber nicht solchen Truppen gegenüber, die darauf gefaßt sein müssen, daß sie das deutsche Reich allein gegen die Mächte des Zweibundes zu schirmen haben werden.

Vollends belanglos erscheint aber meinem Herrn Gegner die von mir gemißbilligte Verleihung von Gardelitzen an Regimenter der Linie. Er vermöge sich nicht vorzustellen, daß, wie ich behaupte, ein durch unzulängliche Kenntniß der Uniformen der eigenen Armee veranlaßter Irrthum für den Ausgang einer Action verhängnißvoll werden könne. Ach! er hat wohl noch nicht erfahren, eine wie große Rolle der Zufall im Kriege spielt. Ueberall setzt er ein, um zu überrumpeln und Verwirrung zu stiften. Nicht genug können sich die Kriegführenden vor seinen nichtswürdigen Streichen schützen. Als ich im November 1870 wieder zu meinem vor Paris liegenden Regiment stieß, ritt ich sogleich zu meiner Orientirung die benachbarten Cantonnements ab. „Also links von uns in Severan haben wir Jäger", stellte ich nachher im Kreise der Kameraden fest. — „Woher denn?" — „Ich sah dort doch Mannschaften in grünen Röcken und in grüner Mütze mit rothem Kragen und Besatz in den Hausthüren stehen." — „Verehrter Freund, das waren nicht Jäger, sondern sächsische Artilleristen." — Hätte der Zufall gewollt, daß ich an jenem Tage für ein bereits eingeleitetes Gefecht unter allen Umständen Artillerie auftreiben sollte, ich wäre ahnungslos an den sächsischen Artilleristen vorbeigejagt, weil ich sie nach meiner Kenntniß der Uniformen deutscher Soldaten für Jäger halten mußte. Und wie mir, hätte es jedem Meldereiter oder jedem Adjutanten ergehen können. Wie aber, wenn so die heiß ersehnte Artillerie ausbleibt? Wie, wenn das Gardecorps, dessen Anmarsch auf Grund der wahrgenommenen Gardelitzen erhofft werden konnte, auf dem Kampfplatz schließlich nicht erscheint? Und solche Consequenzen einer durch nichts zu rechtfertigenden Vorliebe für Aufrechterhaltung — die sächsische Artillerie trägt auch heute noch das preußische Jägergrün — und für Einführung von Anomalien im Uniformwesen sollten Nichts wiegen? Glaubt man auf die Verleihung von Gardelitzen an Regimenter der Linie nicht verzichten zu können, dann lasse man entweder das Gardecorps als Garde eingehen und schmücke mit seinen Litzen die ganze Armee; oder man nehme den Vorschlag eines Spaßvogels an und gebe dem Gardecorps den einfachen rothen Kragen der Linie, damit es von der die Litzen führenden Linie noch unterschieden werden kann. Nur so werden sich die verhängnißvollen Irrthümer in der Beobachtung und Meldung von Truppen der eigenen Armee, die ich in Folge der Verleihung von Litzen an Linienregimenter befürchte, vermeiden lassen.

Endlich nimmt der Herr Verfasser der „Entgegnung" auch Anstoß an Bemerkungen im „Faulen Frieden" über graue Röcke und braunes Lederzeug. Umundumgekehrt habe ich meinen Aufsatz, aber nirgends eine Stelle gefunden, die von diesen Bekleidungs- oder Ausrüstungsstücken handelt. Wie bekannt, dictirte Julius Cäsar zu gleicher Zeit drei Briefe. Ob nicht vielleicht nach dem Vorbild des großen Römers mein Herr Gegner gleichzeitig wenigstens zwei Widerlegungen von Ausführungen über das Uniformwesen im deutschen Heere geschrieben und dabei die Verfasser verwechselt hat?

Nach allem Voraufgegangenem wird es Niemanden mehr überraschen können, daß der Herr Verfasser der „Entgegnung" auch die Kaisermanöver einschließlich ihrer unvermeidlichen, unnatürlich großen Cavallerie-Attaquen ganz anders als ich bewerthet. Für mich sind sie nur militärische Theatervorstellungen, in denen bloß gelernt wird, wie diese zu glücklichem Klappen zu bringen sind, aber nicht wie es im Ernstfalle zu machen ist. Meinen loyalen Gegner befriedigen sie ungemein durch die Fülle von Belehrung und Erfahrung, die aus ihnen unsere höheren Führer mit nach Hause nehmen. Das Eigenthümliche ist dabei nur, daß, so weit meine Beobachtungen reichen, der Generalstab, der sie doch vorzubereiten und auch zu leiten hat, nur zu gern die Verantwortung für sie von sich abschütteln möchte und von der Furcht gepeinigt wird, es könnte von ihnen auf sein Können vor dem Feinde geschlossen werden. Im Uebrigen lohnt es sich umso weniger hier auf die Bedeutung der Kaisermanöver für die Ausbildung des deutschen Heeres einzugehen, als ja die „Gegenwart" wiederholt auseinandergesetzt hat, wie überaus gering sie ist. Nur noch eines, allerdings äußerst charakteristischen Momentes der letzten Kaisermanöver sei hier Erwähnung gethan, das bisher viel zu wenig beachtet worden ist. Wenn auch nicht Wochen, so doch mehrere Tage vor ihrem Beginn meldeten die Zeitungen, im Manövergelände würde bei Weißensee für den Führer des dort zusammenzuziehenden Cavalleriecorps eine Unterkunft in Gestalt eines kleinen Barackenlagers vorbereitet. Gleich darauf konnte ein findiger Kriegscorrespondent des „Berliner Tageblattes" eine genaue Beschreibung von dieser Unterkunft geben. An alles war gedacht worden, auch an ein Badezimmer und an eine Bank am Ufer des weißen Sees unter schattigen Bäumen mit dem Blick auf das Wasser und den es einschließenden Wald für die Stunden der Erholung, die vielleicht in der Einsamkeit der Natur gesucht werden konnten. Hieraus ging für den Führer der Gegenpartei, die den Angriff der gehäuften Cavalleriemassen zu gewärtigen hatte, zweierlei hervor:

1. daß dieses Cavalleriecorps bei Weißensee lagern würde. Denn wo der Führer sich befindet, dort pflegt auch seine Truppe zu sein;

2. daß er das Cavalleriecorps nicht eine, sondern mindestens zwei Nächte bei Weißensee zu suchen hatte. Denn für eine Nacht waren die Vorbereitungen für die Unterkunft denn doch zu umfangreich gewesen. — Halb hat der Gegner aber schon das Spiel gewonnen, wenn er weiß, wo der böse Feind gelagert hat, bevor er zum Angriff antritt. Und der Ernstfall? In ihm weiß nicht einmal der Höchstcommandirende bei dem Verlassen seines letzten Quartiers, wo das nächste sein wird. Weg, Ort, Zeit bleiben beständig in der Schwebe. In dem wirklichen Bewegungskriege — und einen solchen sollen ja auch die Kaisermanöver darstellen — tappen die Gegner wie über alles Andere auf der feindlichen Seite, so auch über die Unterkunft der höheren Führer und der ihnen unterstellten Truppen völlig im Dunkelen. Vielfach ist in den letzten Jahren in militärischen Kreisen die Frage aufgeworfen worden, ob man nicht besser thäte, von Manövern in dem Umfang der Kaisermanöver ganz abzusehen. Ich hielt sie bisher für die Ausbildung der Generäle und der Regiments-Commandeure für dringend erforderlich. Aber Angesichts der Entwickelung, welche die Kaisermanöver in dem letzten Jahrzehnt genommen haben, meine auch ich: besser keine als solche, wie wir sie 1902 in der Neumark, 1901 in Pommern, 1900 in Württemberg und 1899 bei Homburg erlebt haben.

In dem so intensiv beanstandeten „Faulen Frieden" behaupte ich ferner, es müsse sich aus dem Umstand, daß das moderne Gefecht nur noch Massenfeuer verlangt, ganz von selber ergeben, daß der Schießdienst, so weit er sich auf die Ausbildung des Einzelnen erstreckt, mit schwächerem Nachdruck als bisher betrieben werde. Gleichzeitig constatirte ich mit lebhaftem Bedauern, daß das Gegentheil der Fall ist. Wahrhaftig, ich kann mich der Mißverständnisse in der „Entgegnung" der „Neuen Militärischen Blätter" gar nicht mehr erwehren. „Warum dann noch," hält mir ihr Verfasser entgegen, „warum dann noch die mühsame, kostspielige, undankbare, oft verdrießliche Arbeit der Ausbildung jedes einzelnen Schützen im Schulschießen?" — Zum Henker, wer hat denn gesagt, daß das ganze Schulschießen über Bord geworfen werden soll? Nur das wurde gefordert, daß es nicht mehr so emsig und eifrig wie bisher betrieben werde, weil die ihm noch heute zugewandte Sorgfalt ein unerhörter Luxus ist. Entzieht sie nicht anderen unendlich wichtigeren Dienstzweigen Zeit und Gedanken? Die Armee hat wirklich nicht nöthig sich für die wenigen Fälle, in denen noch die Schießleistung des Einzelnen zur Geltung kommt, in seiner Ausbildung im Schießen zu übernehmen. „Wo bleibt aber der Burenkrieg?" wird mir weiter entgegengehalten. Nun, in Transvaal schleppte sich ein Kleinkrieg hin; und auf einen solchen brauchen sich die europäischen Heere nicht vorzubereiten. Denn mit nur wenigen kräftigen Schlägen müssen sie so schnell wie möglich an's Ziel zu gelangen suchen. Haben hier und dort einzelne Abtheilungen auch den Kleinkrieg zu führen, so bleibt ihnen nur übrig, ihn erst auf dem Kriegsschauplatz selbst kennen zu lernen. Wo kämen wir mit der Erziehung unseres Mannes hin, wenn wir ihn auf alle möglichen Arten des Krieges dressiren wollten? Mit den Lehren des Burenkrieges bleibe man mir überhaupt vom Leibe. So abnorm waren in ihm fast alle Verhältnisse, daß er vollgiltige Schlüsse kaum zuläßt. Eines nur hat auch er wieder bestätigt: daß Qualität über Quantität geht. Zwei Eisen hat aber mein Herr Gegner im Feuer. Mit Bewunderung spricht er auch von den Leistungen der einzelnen deutschen Schützen im Feldzug 1870—71. Ist ihm aber nicht bekannt, daß bei der viel zu geringen Tragweite ihres Gewehres die deutsche Infanterie in diesem Feldzug Erfolge überhaupt nicht haben konnte. Wäre die mit dem überlegenen Chassepotgewehr bewaffnete französische Infanterie nicht jedes Mal von der deutschen Artillerie zusammengeschossen worden, so gehörte sicherlich Elsaß-Lothringen auch heute noch zu Frankreich. Rein gar nichts konnten die deutschen Infanteristen mit ihrem eigenen Gewehr ausrichten. Nahmen sie nicht vor Paris erbeutete Chassepotgewehre mit auf Feldwache, um sich nur einigermaßen die frechen französischen Patrouillen vom Leibe zu halten? Und da soll sich der einzelne deutsche Schütze in seiner Schießleistung hervorgethan haben? Es leben noch genug deutsche Officiere, die unsere Infanterie im letzten großen Feldzug im Gefecht gesehen haben. Unmöglich kann der Herr Verfasser der „Entgegnung" sie zu Rathe gezogen haben, als er daran ging, sich ein Urtheil über die Leistungen jener zu bilden.

Um zu zeigen, mit wie großem Nachdruck die über das Bedürfniß hinaus peinliche Ausbildung des einzelnen Mannes im Schießdienst betrieben wird, hatte ich im „Faulen Frieden" einerseits auf den jetzt üblichen Appell an den Ehrgeiz vermittelst verheißener Auszeichnungen für hervorragende und auf die kaum weniger gebräuchliche Androhung der Verabschiedung für nicht ausreichende Leistungen

Digitized by Google

hingewiesen. Andererseits waren von mir die großen Gefahren dargelegt worden, die sich hieraus für die Kameradschaft der Officiere und ihre sittliche Qualifikation überhaupt ergeben. „Ohne Kampf kein Sieg, ohne Wettbewerb kein Erfolg", ruft mein Herr Gegner emphatisch aus. Ohne Frage ist er selber sehr stolz auf diesen Ausruf. Er hört sich auch wirklich gut an. Darum braucht er aber noch lange nicht wahr zu sein. Wäre nicht an dem modernen Menschen schier zu verzweifeln, wenn er wirklich ohne den Stimulus des Wettbewerbs nichts mehr zu Stande brächte? Träfe die Ansicht des Herrn Verfassers der „Entgegnung" zu, so müßten vor Einführung des von mir getadelten Systems die Leistungen der deutschen Officiere sehr minderwerthig gewesen sein. Wer wollte aber dies behaupten? Also konnten die deutschen Officiere damals noch ohne Hetzpeitsche und ohne besondere, alle edlen Regungen vernichtende Reizmittel aus reiner Freude an der Pflichterfüllung ihre Schuldigkeit thun. Wenn es heute in unserem Heere ohne die fragwürdigen Hülfsmittel nicht gehen sollte, liegt da nicht der Schluß nahe, daß das deutsche Officiercorps in dem letzten Jahrzehnt an sittlichem Gehalt eingebüßt hat?

In den einleitenden Bemerkungen giebt, wie bereits erwähnt, der Herr Verfasser der „Entgegnung" zu, daß ich „in vielen Punkten Recht hätte." Aber in welchen denn? Stets widerspricht er mir. Auch die Behauptung, wonach im deutschen Heere immer mehr der Blick für das Ganze verloren gehe und die „Liebhabereien" der höheren Vorgesetzten den Königlichen Dienst auf das Bedenklichste beherrschen, will er nicht gelten lassen, trotzdem ich sie durch Beispiele belegt habe. Nach seiner Meinung verdienen auch diese Beispiele nicht den geringsten Glauben. Er habe „zufällig" selber unter dem Befehl eines Commandirenden Generals mit der von mir gekennzeichneten Vorliebe für die russische Sprache, die sogar die untersten Chargen in seinem Corps hätten kennen lernen müssen, Jahre lang gestanden und wisse von dieser Vorliebe nichts. Auch könne er wieder „zufällig" über den anderen von mir erwähnten Fall Auskunft geben, in welchem nach meiner Darstellung auf dem Gefechtsfelde Gefreite zu Führern von Bataillonen und Musketiere zu Führern von Compagnieen ausgebildet wurden. Völlig falsch beschlagen wäre ich wieder einmal gewesen. Nur in der Leitung von Schützenlinien seien die betreffenden Mannschaften unterwiesen worden. Wenn der Herr Gegner auf Grund eigener Wahrnehmungen von einer sich bis auf die untersten Chargen erstreckenden Pflege der russischen Sprache in dem Corps, das er meint, nichts gemerkt haben will, so haben andere erfahrene und scharf beobachtende Officiere, die ebenfalls in demselben Corps gestanden haben, desto mehr von ihr gespürt. Ueber den zweiten Fall sei Folgendes bemerkt: Ich habe den Commandeur mit der Vorliebe für die Gefreiten und Musketiere als Führer von Bataillonen oder Compagnieen nicht genannt. Der Herr Gegner verschweigt ihn ebenfalls. Trotzdem will er den Leser glauben machen, sein und mein Commandeur wären identisch. Trotzdem erkühnt er sich zu sagen, ich verdiene keinen Glauben. In der That, eine seltsamere Art der Widerlegung ist kaum denkbar. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß Dieser und Jener bei flüchtiger Lectüre der Entgegnung zu der Ansicht kommt, ich hätte mir die bedenklichen „Liebhabereien" und die Beweismittel für sie aus den Fingern gesogen. Deßhalb will ich hier mit einem dritten Fall aufwarten, der noch charakteristischer als die beiden ersten ist. In schlaflosen Nächten hatte ein commandirender General für die Infanterie eine neue Form des Angriffs ausgeklügelt. Sie lief den Vorschriften des Reglements direct zuwider; und mit allgemeinem Kopfschütteln wurde die Weisung aufgenommen, sie einzuüben. Als die Besichtigungen durch den Herrn Commandirenden immer näher rückten, hielt es der Commandeur eines in einer entlegenen kleinen Stadt garnisonirenden Infanterieregiments des Corps für angebracht, nochmals seinen Bataillons-Commandeuren die Angriffsform Seiner Exzellenz an's Herz zu legen. An demselben Tage begab er sich nach S., dem Sitz des General-Commandos. Als am nächsten Morgen einer der Bataillons-Commandeure eben auf dem Exercierplatz angelangt war, um mit seiner Truppe vielleicht zum hundertsten Male den wundersamen Angriff durchzuführen, sah er auf der Chaussee von dem Städtchen zum Exercierplatz einen Reiter heransprengen, der beständig mit dem Taschentuch winkte, und den er, als er näher kam, als seinen Obersten erkannte. „Aufhören! aufhören!" rief ihm dieser noch auf größerer Entfernung zu. Als er aber sein Pferd parirt hatte und wieder zu Athem gekommen war, hob er also an: „Mein Herr Major, der Herr Commandirende nimmt den Abschied. Dies habe ich gestern aus völlig einwandfreier Quelle erfahren. Jetzt bleibt abzuwarten, ob sein Nachfolger specielle Wünsche für die Form des Angriffs hat". — Und eine Thätigkeit im Dienste von „Liebhabereien", wie sie hier dem Bataillons-Commandeur zugemuthet wurde, soll nicht, wie ich gemeint hatte, ein Arbeiten pro nihilo sein? Wenn aber dem Herrn Verfasser der Entgegnung der „Zufall" wieder den Gefallen thun und ihm auch über meinen dritten Fall eine andere richtigere Version zuführen sollte, so möge ihm hier verrathen sein, daß der Bataillons-Commandeur, der den reglementswidrigen Angriff einzuüben und plötzlich von ihm abzusehen hatte, ich selber gewesen bin. In dem Maaße geben heute für den Dienst unserer Truppen die „Liebhabereien" der höheren Vorgesetzten den Ausschlag, daß unmittelbar nach ihrer Ernennung in den ihrem Befehle unterstellten Regimentern alle Welt auf das Eifrigste bemüht ist, sie in Erfahrung zu bringen, noch bevor der Herr Oberst oder der Herr General Gelegenheit findet, sich selber über sie zu äußern. Wer dies leugnen will, ist überhaupt außer Stande, die realen Dinge dieser Welt zu erkennen.

Das ist dem Herrn Verfasser der „Entgegnung" zu lassen: leicht hat er es mir in der That nicht gemacht ihn zu widerlegen. Ich habe auch über den rapiden Verbrauch der Nerven der deutschen Offiziere geklagt. Auf der einen Seite werde er durch den Mangel an Ruhe und Stetigkeit bei der Erfüllung der dienstlichen Obliegenheiten verschuldet; auf der anderen durch die Neigung vieler höherer Vorgesetzter wenig oder mäßig bemittelten Officieren bei Leistungen, die sie nicht in vollem Umfang befriedigten, sehr bald die Existenzfrage zu stellen. Nach der Ansicht meines Gegners habe ich ein „düsteres Bild" entworfen. War es aber etwa nicht echt? Das bestreitet er nicht. Er empfiehlt, sich mit dem „Optimismus" zu helfen und zu wünschen, daß es einmal besser werden möge. Und weil dieser Wunsch sich noch in seiner eigenen Brust zu regen vermag, deßhalb darf auch Niemand so schwarz sehen und malen wie ich. Was ist mit einer solchen Logik anzufangen? Der Verfasser der „Entgegnung" schließt vor der verhängnißvollsten Schwächung der Schlagfertigkeit unseres Heeres die Augen und hofft die deutschen Offiziere wieder im Besitz der erforderlichen stählernen Nerven zu sehen, wenn er sie öffnet. Niemals wird diese Hoffnung in Erfüllung gehen. Von selber wird sich die unbedingt nothwendige Ruhe und Stetigkeit im Dienstbetrieb nicht einstellen. Von selber werden die höheren Vorgesetzten nicht davon ablassen, in den Versammlungen der Officier-Corps die Frage zu erwägen, ob es noch möglich sein wird, Diesen oder Jenen „im Amte zu dulden", oder darauf aufmerksam zu machen, daß „das Maß bald voll ist". Nur die maßgebenden Stellen können durch unzweideutige Weisungen dem rapiden Verbrauch der Nerven unserer Officiere steuern. Sie haben sich hierzu bisher nicht veranlaßt gesehen. Sie werden es in Zukunft erst recht nicht thun, wenn sie in der Weise, wie es Seitens des Herrn Verfassers der „Entgegnung" geschieht, in der beklagenswerthen Gleichgiltigkeit bestärkt werden.

In der Voraussetzung, daß ich das heiße Sehnen des Generals von Liebert nach „einem frischen, fröhlichen Krieg" richtig verstanden, hatte ich ihn am Schluß des „Faulen Friedens" als einen treuen Vaterlandsfreund gefeiert, der den Muth habe, seinen Landsleuten den Staar zu stechen. Ich selber bin in den Schlußbemerkungen der „Entgegnung" der „Neuen Militärischen Blätter" nicht so gut fortgekommen wie Seine Excellenz bei mir. Mir wird, wenn auch nicht mit dürren Worten, so doch zwischen den Zeilen nicht minder deutlich gesagt, ich hätte Hochverrath geübt. Nur Zerrbilder enthielte der „Faule Friede", welche die „deutschnationalen, staats- und heerfreundlichen Kreise auf das Aeußerste beunruhigen" müßten. Außerdem hätte ich die Lust der Feinde des deutschen Reiches, über dieses herzufallen, gekitzelt, indem ich ihnen eine für den Untergang reife deutsche Armee vorspiegelte. „Etwas mehr Selbstgefühl und Selbstbewußtsein, nicht aber Selbstverkleinerung und Selbstherabsetzung — das ist es, was wir brauchen", ruft ferner und zwar unter Sperrdruck der Herr Gegner in seiner Entrüstung über den „Faulen Frieden" aus.

Die Leser der „Gegenwart" mögen entscheiden, wer aufrichtiger am Vaterland gehandelt hat: ich oder der Verfasser der „Entgegnung" in den „Neuen Militärischen Blättern". Heißt es nicht im Liede: „Wer die Wahrheit kennet und sagt sie nicht, der bleibt fürwahr ein erbärmlicher Wicht?" Zu der Rolle des erbärmlichen Wichtes fehlt mir aber jede Veranlagung; und somit blieb mir nichts Anderes übrig als das, was ich für wahr erkannt hatte, d. h. die meiner Ueberzeugung nach dem deutschen Heerwesen anhaftenden Schäden, die auf die Dauer seine Leistungsfähigkeit völlig untergraben müssen, bloßzulegen. Mein Herr Gegner hat sich angelegen sein lassen, diese Schäden durch Ableugnung zuzudecken. Schafft er sie etwa damit aus der Welt? Auch nicht einen Satz meiner Ausführungen im „Faulen Frieden" kann ich nach der „Entgegnung" zurücknehmen. Mithin sorgt deren Herr Verfasser nur dafür, daß die Schäden sich tiefer einfressen. Mit Händen ist doch zu greifen, was meine „ernsten Worte" im „Faulen Frieden" bezwecken: die im deutschen Reiche entscheidenden Stellen sollen dahinterkommen, daß, wenn sie kein Einsehen haben, nur noch ein Krieg unserer Armee die Genesung bringen kann. Und damit soll ich Hochverrath begehen? Müssen da nicht selbst die Hühner lachen? Nur dann hätte ich vielleicht gegen die Interessen meines Vaterlandes gefehlt, wenn ich des Glaubens wäre, daß die Auswüchse bereits zu tief gingen, als daß sie noch ausgemerzt werden könnten; aber wie gesagt nur vielleicht. Denn durch die Beunruhigung der deutschen Gemüther und durch das Anfachen der Kriegslust bei unseren äußeren Feinden hätte ich den unvermeidlichen Untergang des deutschen Reiches nur beschleunigt. Wird aber einem unheilbaren Kranken etwa dadurch ein Gefallen erwiesen, daß man sein Ende hinauszuschieben sucht?

Ich muß es aber anerkennen: nicht ins Blaue hinein beschuldigt mich der Herr Gegner. „Die „France militaire", nach ihm „eine führende, sonst durchaus maßvolle französische Fachzeitung", hat auf Grund des in der „Gegenwart" erschienenen Artikels „Paix pourrie" jenseits der Vogesen für die Ansicht Propaganda gemacht, que „l'armée allemande est dans le marasme". Ich habe den citirten Aufsatz ebenfalls gelesen und habe mich dabei immer gefragt, wie der Herr Verfasser der „Entgegnung" ihn ernst nehmen konnte. In dem modernen Frankreich bin ich außer dem unvergleichlichen Geschichtsschreiber Henry Taine auch nicht einem Franzosen begegnet, der fähig ist, die Dinge von zwei Seiten zu betrachten. Demgemäß verräth auch jede

Digitized by Google

Zeile des „Recoin de l'âme prussienne“ — so lautet die Ueberschrift des Aufsatzes in der „France militaire“ — einen vollständigen Mangel an Objectivität. Was soll man z. B. dazu sagen, daß er die deutsche Armee als geschlossenes Ganzes leugnet? Empfiehlt er nicht dem verhaßten Preußen die Staaten Bayern, Sachsen, Württemberg mit Krieg zu überziehen, wenn es durchaus eines solchen bedarf, um innerlich wieder zu genesen? Aber angenommen, dieser von Voreingenommenheit dictirte Artikel hätte in Frankreich die Wirkung, die mein Herr Gegner befürchtet: nicht zwei, sondern drei gehören im vorliegenden Falle zum Kriegführen. Allein würde sich Frankreich mit seinem so elend disciplinirten Heer niemals auf Deutschland stürzen, der Zar aber dürfte für solche Sprünge nicht zu haben sein. Nur aufrichtig freuen konnte ich mich über die Entdeckung der „France militaire“, daß die deutsche Armee an der Abzehrung leidet. Ist nicht die Unterschätzung des Gegners der schlimmste militärische Fehler?

Daß die deutsche Nation, wie mein Herr Gegner behauptet, mehr Selbstgefühl und Selbstbewußtsein nöthig hat, ist nur zu wahr. Wird es doch von ihm selber bezeugt. Nur wer von der deutschen Nation eine zu geringe Meinung hat, kann von der Angst gepackt werden, die Bloßlegung ernster Schäden an ihrem eigenen Leibe werde ihr schlecht bekommen; und Niemand ist daher auch weniger geeignet seinen Landsleuten „Kopf hoch!“ zuzurufen, als gerade der Herr Verfasser der „Entgegnung“. Erweckt er nicht vielmehr mit diesem Zuruf die Erinnerung an den einsamen Wanderer im dunkeln Walde, dem aus Furcht vor Räubern und Mördern die Kniee schlottern, und der in die stille Nacht mit der ganzen Kraft seiner Lungen hineinschreit, um sich Muth zu machen? An der zu geringen Meinung der deutschen Nation von sich selber sind aber nicht Diejenigen Schuld, die ihr, wie ich es im „Faulen Frieden“ gethan habe, den Spiegel vorhalten, damit sie Geschwüre erkenne, die ihr Gesicht verunzieren. Vor die Schmiede der Leiter unserer auswärtigen Politik möge mein Herr Gegner ziehen. Diese haben sich seit Bismarck's Entlassung die denkbar größte Mühe gegeben, den Deutschen die ihnen von dem Gewaltigen erst sehr allmälig beigebrachte Selbstachtung wieder auszutreiben. Vor welcher auswärtigen Macht, nein, vor welchem auch noch so winzigen auswärtigen Staat — man denke nur an Dänemark — wären sie nicht in die Kniee gesunken? Hohn und Spott haben sie dafür überall geerntet. Aber diese hatten nur die Wirkung, daß man sich nun auf den Bauch warf. Nicht aus eigenem Antrieb hat sich der Vertreter Deutschlands bei den Yankees drüben, Herr Speck oder Specky, wie ihn Herr Roosevelt, der Yankees jetzt Erster, anzureden pflegt, im Verkehr mit den Leuten in Hemdsärmeln jeder nationalen Würde entäußert. Nur die Instructionen hat er befolgt, die Graf Bülow, der Organisator diplomatischer Niederlagen, für ihn hatte aufsetzen lassen. Ohne es zu ahnen, ist der Herr Verfasser der „Entgegnung“ ein Opfer dieser würdelosen Politik geworden. So allein ist es zu verstehen, wenn er bei seiner über jeden Zweifel erhabenen Vaterlandsliebe die reinsten, ausschließlich auf den glücklichen Fortbestand des deutschen Reiches gerichteten Absichten, die in dem Aufsatz „Fauler Friede“ zum Ausdruck kommen sollten, falsch und sogar gehässig deutet. Schwert und Feder glaubt mein Herr Gegner führen zu können. Er thäte gut daran, es am Schwerte genügen zu lassen. Denn wer mit der Feder Anderen heimleuchten will, der darf sich weder durch die „spannende“ Entwickelung der Gedanken Seitens Derer, denen heimzuleuchten ist, noch durch eine virtuose Schönfärberei, wie sie die Herrn in der Wilhelmstraße in Berlin zu üben wissen, blenden, d. h. um sein klares Urtheil bringen lassen. C. v. W.

Berliner Baumfrevel.

Wer sein umfriedetes Heim außerhalb der Metropole Berlin hat und ihr nur dann und wann einen Anstands- oder Pflichtbesuch abstattet, dem kommt die unaufhörliche, rasche Veränderung des Stadtbildes deutlicher als uns Eingeborenen zum Bewußtsein. Und jedes Mal wird er finden, daß der vom Kaiser aufgestellten Theorie, Berlin müsse noch die schönste Stadt der Welt werden, die Praxis immer ungenirter in's Gesicht schlägt. Darf die Spreekönigin schon an und für sich auf malerische Lage, interessante Bauart und ähnliche unmoderne Kinkerlitzchen keinen Anspruch erheben, so hat man in den letzten Jahren noch ein Uebriges gethan, um ihren Straßenfluchten das letzte Bißchen Reiz zu nehmen. Von der durch die Hochbahn herbeigeführten Verscheußlichung des Gesammtbildes sagt und klagt jetzt ja Niemand mehr; man hat sich an des Monstrum gewöhnt, wie man sich an den eigenartigen Ton gewöhnt hat, den die subalternen Beamten des Unternehmens dem Publicum gegenüber anzuschlagen belieben. Unsere Hochbahn läßt sich eigentlich nicht schildern, auch mit spitzer Feder nicht. Man muß sie selber sehen, um sie zu begreifen. Wie sie durch ein Mauseloch, durch ein in zwei Stücke zersägtes Haus in den Westen einfährt; auf empörend plumpen Eisengestellen und Sandsteinklötzen über die schöne Bülow-Avenue hinwegtrampelt und dem früher so idyllischen, jetzt zu einem Straßenbahn-Rangirhof herabgewürdigten Nollendorfplatz vollends den Rest giebt — von all' der rohen Uncultur kann man sich nur an Ort und Stelle überzeugen. Doch ich würde Ihnen nicht einmal rathen, es zu thun.

Charakteristisch für unsere Stadtbauer ist der erbitterte Kampf, den sie gegen die Bäume führen. Der Hochbahn sind nicht nur die breiten Promenaden in Ost und West, die abendlichen Erholungsstätten der ärmeren Bevölkerung, zum Opfer gefallen, sondern sie hat auch mit dem munteren Grün, das rechts und links davon aufragte, kurzen Proceß gemacht. In den Fußstapfen ihrer Ingenieure wandeln die städtischen Straßenverbreiterer. Es giebt nämlich noch immer etliche Verkehrsadern in der Stadt, deren Bürgersteige von Ulmen und Linden flankirt sind. Wandelte man früher in heißer Mittagsstunde die Potsdamerstraße hinauf, so konnte man sich des Schattens breiträstiger Waldkinder erfreuen, gediegener, froh grünender Bäume, die der Gasvergiftung, dem unaufhörlichen Lärm und der staubigen Luft tapfer Stand hielten. Die Potsdamerstraße erinnerte Dank ihnen ein wenig an die stolzen Pariser Boulevards, auf denen bekanntlich jeder Baum mit rührender, immer bereiter Sorgfalt gepflegt wird. Berlin ist indessen nicht Paris, und der alte Kaiser, ohne dessen besondere Einwilligung kein Baum in den Thiergartenbezirken umgehauen werden durfte, wacht nicht mehr über seine Lieblinge. Die preiswerthe Einrichtung, jede, aber auch jede Straße mit den Schienensträngen der Niveaubahn zu belasten, das heißt also, dem normalen Verkehr von vornherein die Hälfte des ihm zur Verfügung stehenden Platzes zu nehmen, hat natürlich ganz unhaltbare Zustände gezeitigt. Es gäbe ein einfaches, selbstverständliches Mittel, dem lebensgefährlichen Durcheinander abzuhelfen: die Entfernung der Eisengeleise vom Fahrdamm, ihre Verbannung in die Unterwelt. Dort vermögen die elektrischen Motorungethüme weder Massenmorde noch Carambolagen, wie sie jetzt tagtäglich dutzendweise vorkommen, anzurichten; dort können sie auch eine ganz andere Fahrgeschwindigkeit als jetzt entfalten. Aber Untergrundbahnen werfen nicht so erquicklich hohe Dividenden ab, wie die viel billigere Niveaubahn. Ohne städtische Unterstützung werden sie nie zu Stande kommen, und diese Unterstützung muß sich heute auf Millionen beziffern. Früher wär's bedeutend billiger gewesen. Die Unfähigkeit der Berliner Stadtväter, den Entwickelungsgang ihres riesigen Pfleglings wenigstens in großen Zügen vorauszusehen, ist bei der Verkehrsfrage geradezu in's Stadium des Scandalösen getreten. Bis zum Jahre 1896, das die Gewerbe-Ausstellung nebst dem dazu gehörigen Krach brachte, schliefen die Herren auf den Lorbeern Anderer. Als Hamburg und Leipzig, Dresden und zahlreiche süddeutsche Städte längst den elektrischen Betrieb eingeführt hatten, wagte bei uns noch Niemand, den Mächtigen von der Großen Berliner Straßenbahn dieselbe Zumuthung zu stellen. Immer wieder lieferten Magistrat und Stadtverordnete die Bevölkerung mit gebundenen Händen der triumphirenden Gesellschaft aus, die jahrelang mit Hülfe ihres unerhörten Sparsystems Dividenden bis zu 18 v. H. vertheilen konnte. Ihr wurden die Straßen überantwortet, und sie benutzte die günstige Gelegenheit derartig, daß es heute in Berlin keinen irgendwie in Betracht kommenden öffentlichen Weg ohne Schienen mehr giebt. Nur die Straße Unter den Linden und ein Stück der Friedrichstraße sind verschont geblieben, und auch sie bloß, weil der Kaiser die Erlaubniß zu ihrer gänzlichen Verschienung rundweg verweigerte.

Um dem Wagenverkehr, der sich unter diesen Umständen selbst zu strangulliren droht, Luft zu schaffen, mindestens vorübergehend Luft zu schaffen, verbreitert man, wo es eben angeht, die Fahrdämme. Dies geschieht, indem man die letzten Vorgärten beseitigt und die Bäume fällt. Es wird dabei mit einer Pietätlosigkeit zu Werke gegangen, die auch nicht sentimental veranlagte Gemüther verletzt. Als der alte Kaiser noch lebte, mußte die Straßenbahn wiederholt schöne Bäume, die der greise Herr nicht missen mochte, in großen Kurven umgehen; heute schont man nicht Stumpf und Stiel, zerstört einem Phantom zu Liebe den Schimmer von Anmuth, der vornehm über vornehmen Straßen lag, und wandelt sie alle zu kahlen, häßlichen, mit Miethskasernen und Accumulatorwagen vollgepropften Laufgräben um.

Der Kampf gegen die Bäume, der tout Berlin beleckt, hat auch auf die Vororte sich erstreckt. Genau wie in der Hauptstadt selbst ist es die allgewaltige Straßenbahn, die unter dem Deckmantel von Verkehrs-Interesse alles Grün rechts und links niederschmettern läßt. Das Herz blutet Einem im Leibe, wenn man die lieben alten Bierdörfer nach längerer Zeit einmal wiedersieht und dann bemerken muß, daß die traulichen, niedrigen Häuser unter breitgewölbten Baumwipfeln eigentlich jämmerliche, öde Baracken sind, sobald man ihnen die rauschenden Wahrzeichen vor der Thür nimmt. Da lag im Osten Berlins, auf einer Spreehalbinsel, das Dorf Stralau, unseren Altvordern köstlich und theuer durch sein Weißbier und seine grünen Aale mit Gurkensalat. Wirthschaft reihte sich an Wirthschaft; hinter den einfachen Gebäuden floß die Spree vorbei, die malerisch gewundene Dorfstraße war mit mächtigen Kastanienbäumen bepflanzt, deren Blätterdach im Sommer vor jedem Platzregen schützte. Von allen Hauptstädten Europas hat keine einen Vorort, der sich so zum Vorort des Ruder- und Segelsportes, zur villenmäßigen Bebauung durch Wasserfreunde geeignet hätte. Statt dessen packte man schmutzige Fabriken hinein, legte eine ganz überflüssige elektrische Bahn durch die einzige Straße und schlug natürlich die Bäume nieder, um Raum für das Geleise zu bekommen. Ein westlicher Vorort prangte Jahrzehnte lang im Schmuck seiner köstlichen Lindenallee, bis der Gemeinderath herausfand, daß die Linden zu viel Schatten und Feuchtigkeit gäben. In Wahrheit lockte das Angebot der Straßenbahn-Gesellschaft, der Judaslohn in Gestalt einer kleinen Betheiligung am Reingewinn, dem alle diese finanziell schwachen Communchen erliegen.

Digitized by Google

Wie die Apostel des Christenthums die altehrwürdigen Bäume fällten, die den heidnischen Germanen heilig waren, so richten die Sendboten der allerneuesten Cultur ihre Axt wider unsere Freunde. Nur daß sie minder selbstlos sind wie die frommen Chrodegang, Bonifazius und ihre Gehülfen; nur daß man sie mit dem Christenthum kaum in noch so lockere Verbindung bringen darf. Es ist wie ein seltsames Symbol: auf Befehl der ersten preußischen Könige wurden die Straßen der märkischen Dörfer in Berlins Umgebung mit Bäumen bepflanzt; jetzt legt man das Beil an sie, die lebendige Zeugen waren der fürsorglichen Weisheit des Herrschergeschlechtes. Prinz Vogelfrei.

Notizen.

Deva-Roman-Sammlung. Band 26 bis 35. Jeder Band 50 Pfennig (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). In der Erzählung „Das Georgenhemd" entwirft Julius R. Haarhaus kraftvoll gezeichnete Bilder aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Aus dem modernen Leben schöpft eine Reihe anderer Autoren. Maximilian von Rosenberg läßt seinen Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht" etwas in's Uebersinnliche hinüberspielen, denn dem Leser bleibt es anheimgestellt, ob er die Kette packender Geschehnisse, die an ihm vorüberziehen, sich als reale Wahrheit oder als umwölkte Traumgebilde deuten soll. Der Hauch bezwingender Liebenswürdigkeit weht uns aus der Novelle „Auf den Hügeln von Wales" von Gräfin Eva Baudissin an. Einen eigenartigen Vorwurf hat sich auch Adelheid Weber in ihrer Erzählung „Der große Ueberwinder" erwählt. Durch viele Jahre, durch Länder und Meere sind die beiden Liebenden von einander getrennt, aber endlich werden sie doch vereint, und wenngleich ihnen nur ein kurzes Glück beschieden wird, so ist es doch eben das Glück, und in treuer Gemeinschaft beugen sie sich dem Allüberwinder, dem Tod. Von spätem Glück berichtet auch Alexander Römer in der Erzählung „Die Erlöserin". In den zu einem Bande vereinigten Novellen „In Schwulibus" und „Gefangen" giebt Otto Behrend flotte Militärhumoresken, und in „Capitän Simic" entwirft Karl Herold ergötzliche Bilder von dem bunten internationalen Treiben in Egypten. Bourget's Novelle „Der Deckmantel" erzielt durch das Hervorkehren des Gegensatzes zwischen französischem und britischem Wesen eine ganz besondere Wirkung. William Hornung's „Der Boß von Taroomba" ist ein australischer Hinterwäldler-Roman, der das Leben und Treiben im „Busch" ungemein packend schildert.

Cotta'sche Handbibliothek. Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Literatur in billigen Einzelausgaben. Nr. 1 — 65. Stuttgart und Berlin, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. Den ersten 40 Nummern ihres neuen Unternehmens „Cotta'sche Handbibliothek", das mit dem Zwecke in's Leben gerufen wurde, die Verbreitung der Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Literatur durch billige Einzelausgaben zu fördern, läßt die Cotta'sche Verlagshandlung schon nach kurzer Pause weitere 25 Nummern folgen. Dank der vielfachen Vorzüge: sorgfältige Auswahl der aufzunehmenden Werke, solide Ausstattung durch großen, scharfen Druck, holzfreies Papier und gute Heftung haben sich die Bändchen rasch eingebürgert und einmüthigen Beifall gefunden. Brachte die erste Reihe u. A. zum erstenmal Werke von Grillparzer in billigen Einzelausgaben, so verdient auch die zweite Reihe besondere Aufmerksamkeit, weil neben weiteren Werken der Classiker auch Berthold Auerbach, Gottfried Keller, W. H. Riehl, Adolf Friedrich Graf von Schack, Heinrich Seidel, Adolf Wilbrandt durch billige Einzelausgaben von Schriften vertreten sind, deren ausschließliches Verlagsrecht der Cotta'schen Buchhandlung zusteht. Von Gottfried Keller wird die köstliche humoristische Erzählung „Die drei gerechten Kammmacher" geboten, von W. H. Riehl eine seiner Meisternovellen (Ovid bei Hofe), während Heinrich Seidel's Eigenart durch das liebliche Idyll „Der Rosenkönig" und die prächtigen „Weihnachtsgeschichten" gekennzeichnet wird. Die Buchausgabe von Calderon's Schauspiel „Der Richter von Zalamea" in der Uebersetzung von Adolf Wilbrandt kommt namentlich auch den Wünschen derer entgegen, die keine Gelegenheit hatten, das Meisterwerk von der Bühne aus auf sich einwirken zu lassen. Die Namen Goethe, Hartmann, Hauff, Heine, Hoffmann, Kleist, Körner, Schiller, Uhland, Wieland, welche außerdem in der zweiten Reihe vertreten sind, beweisen, daß die Verlagshandlung bemüht bleibt, den verschiedensten Ansprüchen Rechnung zu tragen.

Goethe und der Occultismus, von Max Seiling, Hofrath, Prof. a. D.; Verlag von Oswald Mutze, Leipzig, Mk. 1,20. Es ist heute noch wenig bekannt, daß man gerade die bedeutenden Geister, welche als Grundpfeiler moderner Bildung betrachtet werden, daß man die Kopernikus, Kepler, selbst Newton, ebenso Dante und Shakespeare, Luther und Giordano Bruno, nicht minder auch Kant zu den „Occultisten" zählen muß, und es ließen sich noch viele hervorragende Männer von Genie hier anführen. Dies gewiß beachtenswerthe occulte Zubehör zum seelischen Inventar dieser bedeutenden Schaffenden wird aber heutzutage sogar als Verirrung betrachtet! Alle Achtung vor dem Positivismus des 19. Jahrhunderts, aber das von ihm begünstigte Specialistenthum und sein Materialismus sind schuld an dieser Anschauungsweise, die sich den occulten Thatsachen gegenüber oft ähnlich verhält, wie die Zeitgenossen Galilei's, indem sie es ablehnten, sich von der Existenz der Jupitermonde durch das Fernrohr zu überzeugen. Zwar sind occulte Phänomene nicht nach Belieben zugänglich und oft schwer zu controlliren, doch kommen sie nicht Wenigen sehr häufig vor. Goethe dürfte man als unverdächtigen Zeugen indeß wohl gelten lassen, und es ist verdienstlich für den Verfasser obiger Schrift, durch eine erschöpfende Zusammenstellung zu zeigen, in wie hohem Grade der große aufgeklärte Heide von Weimar Occultist war und es schlechterdings nach seinen Erlebnissen sein mußte. Er ist zugleich ein Beweis dafür, daß an den von Manchen in Folge des Occultismus befürchteten „Rückfall in's Mittelalter" nicht gedacht zu werden braucht. Sein und Welt werden immer viel Unerforschtes und Unerforschliches bieten, und wenn man sie nur als ewigen Quell der Erkenntniß betrachtet, so ist keine derartige „reactionäre" Gefahr vorhanden. Der Schrift ist alle Verbreitung zu wünschen. A. Kn.

Kurd Schwabe, Dienst und Kriegführung in den Colonien und auf überseeischen Expeditionen. (Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.) Der Verfasser bemüht sich, neben der Wiedergabe seiner eigenen Erfahrungen Lehren aus einer Anzahl vortrefflicher Bücher zusammenzustellen, um auf diese Weise Erfahrungen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, die zum großen Theil mit Blut erkauft sind; sie sollen dem Neuling auf dem Gebiet überseeischer Expeditionen und Kämpfe von Nutzen sein. Da der Verfasser in Südwestafrika lange Jahre thätig war und auch an der Ostasiatischen Expedition theilnahm, so ist er besonders geeignet, das selbst Gesehene und Gelernte zu verwerthen. Um seine Unterweisungen nicht in trockener Weise zu geben, hat er zahlreiche Beispiele aus der colonialen Kriegsgeschichte eingefügt. Eine Fülle von Einzelbeobachtungen und Winken werden das Buch Jedem werthvoll machen, der sich für unsere colonial Entwickelung interessirt. Man wird alsbald einsehen, daß mit der landläufigen Vorstellung von der Ungefährlichkeit der Kriege gegen „Wilde" nicht auszukommen ist und daß der Colonial-Krieg nicht nur an die Gesundheit der Theilnehmer gegenüber dem Klima, sondern auch an ihre militärische Umsicht und Durchbildung die höchsten Anforderungen stellt.

Zur gefl. Beachtung.

Da ich bis Ende August l. J. von Berlin abwesend bin, bitte ich dringend, während dieser Zeit unverlangte Manuskripte nicht an die Redaction senden zu wollen. Ihre Erledigung würde sich unerwünscht verzögern.

Gleichzeitig weise ich darauf hin, dass alle Honorar-Angelegenheiten etc. vom Verlage, W 57, Katzlerstr. 4, nicht von mir, erledigt werden.

Richard Nordhausen.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt
Arthur Seyfarth
Köstritz, Deutschland.
Weltbekanntes Etablissement.
Gegründet 1864.

Lieferant vieler europäischer Höfe. **Prämiiert mit höchsten Auszeichnungen.** Versand diverser Spezialitäten modern. Renommier-, Luxus-, Salon-, Jagd- und Sporthunde! Jagd- und Vorstehhunde, Pointer, Setter, Schweisshunde, Bracken, Dachshde., Russ. Windhde., Berhardiner, Neufundländer, Wolfshunde, Mastiffs, Kolossal-Dogg., Dänische Doggen, Dalmatiner, Bulldoggen, Terrier, Pudel, Rattler, Affenpintscher, Möpse, Zwergpintscher, Spitzer, Malteser, Wachtelhunde, Colleys, Schäferhde. Gar. erstkl. Qualit. **Pracht-Album und Katalog Mk. 2.** Das interess. Werk **„Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten"** — Mk. 6 frko. Export nach allen Weltteilen! †

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte der Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** *M.* 8,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen
von
Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf den heute beigelegten Prospect: „Wandern und Reisen" vom Verlag L. Schwann in Düsseldorf aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57. Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 25. Juli 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Glocke von Sanct Peter. Von W. J. — Ein Vierteljahrhundert Papst. Von Karl von Bruchhausen. — Mutation und Selection. Von Heinrich Driesmans. — **Literatur und Kunst.** Goethe und Propst Dumeiz. Von Prof. Dr. Joh. Froitzheim. — Die Unzulänglichkeit der Kritik. Von Wilhelm Föllmer (Berlin). — Künstlerischer Wettbewerb. Von Dr. Otto Stoeßl (Wien). — **Feuilleton.** Fräulein Doctor. Von Josef Stutzin. — **Aus der Hauptstadt.** Wanderungen im Lande der Haidschnucken. Von Max Kempff. — **Offene Briefe und Antworten.** Krokodilsthränen. Von C. Spielmann. — Notizen. — Anzeigen.

Die Glocke von Sanct Peter.

Die große Glocke von Sanct Peter schwingt,
Die nur beim Anfang und beim Ende klingt.
Geburt und Tod nur öffnen ihren Mund;
Urbi et orbi thut sie heute kund:
Habuimus papam.

Auf meinem Tisch ihr kleines Abbild steht,
Drin heimlich mit ein leises Summen geht;
Die goldene Tiara über ihr umkreist
Mit weißem Taubenflug der heilige Geist,
Imago papae.

Von fernher schau' ich, wie's die Straßen Roms
Durchwogt und anschwillt vor dem Thor des Doms;
Von schwarzer Trauer schluchzt und wallt der Weg,
Im Purpur schluchzt das heilige Colleg
Defuncti papae.

Die Schweizergarde schluchzt im Vatican;
Der Teufel nur fletscht höhnisch seinen Zahn,
Gekommen ist für ihn die Erntezeit,
Verwaist liegt auf den Knien die Christenheit:
Mortuus est papa.

Und wie die Stadt nun mit dem Erdkreis stöhnt,
Und wie die große Glocke droht und dröhnt,
Neigt flüsternd nur im gramverzehrten Chor
Ein Cardinal sich an des andern Ohr:
Habebimus papam?

Da schweigt der Glockenruf und es verstummt
Mit ihm, was leis auf meinem Tisch gesummt,
Und Stille liegt mit brütend dumpfem Bann —
Doch plötzlich hallend hebt es wieder an:
Habemus papam!

Und jauchzend klingt's: Te Deum! Nicht verwaist
Sind länger wir! Es kam der heilige Geist!
Zu höchstem Jubel ward das tiefste Leid,
Aus Satans Krallen ist die Welt befreit!
Habemus papam!

Und urbs et orbis lacht, vom Glück erfaßt:
Es lacht die Schweizergarde im Palast,
Die Glocke selbst klingt lachend drein, und sacht
Das ganze heilige Colleg auch lacht:
Habemus papam!

So lacht in Rom das Leben aus dem Grab.
‚Le pape est mort!' doch stirbt nicht. ‚Vive le pape!'
O deutsches Volk, am traurigsten verwaist,
Wann kommt zu Dir einmal der heilige Geist
Nicht von Sanct Peter?

W. J.

Ein Vierteljahrhundert Papst.

Von Karl von Bruchhausen.

Als am 20. Februar 1878 die Wahl der im Conclave versammelten Cardinäle auf den Camerlengo des heil. Stuhles, Gioacchino Pecci, gefallen war — nicht ganz ohne Widerspruch, denn dem Einen behagte seine vermeintliche stolze Strenge nicht, die Anderen hielten ihn nicht für hinlänglich kampfesmuthig — da war der in seinem 68. Lebensjahre also Ausgezeichnete nichts weniger als freudig gestimmt. „Nicht die Würde des Papstes will man mir geben, nein, den Tod," meinte er. Aber schließlich beschied er sich doch: „Da Gott es will, widerspreche ich nicht." — „Wie willst Du Dich also nennen?" — „Leo XIII., zur Erinnerung an Leo XII., den ich stets tief verehrt habe. „Man kleidete ihn in Weiß . . . er ging schwächlich, gebrechlich und sehr bleich dahin . . . man führte ihn, wohin man wollte."

Das war der Anfang, und damals hätte der gebrechlichen Gestalt mit den feingeistigen Zügen Niemand ein so langes Wirken auf dem Stuhle Petri zugetraut: der Sieg eines starken Geistes über einen schwächlichen Körper, wie er ausgesprochener sich nur selten wiederholen dürfte.

Der inmitten einer großen Kinderschaar aufwachsende, am 2. März 1810 zu Carpineto Romano im Volsker-Gebirge geborene Vincenzo — erst später wurde er, um Verwechselungen mit einem Vetter vorzubeugen, Gioacchino genannt — war von jung auf an Körper schwach, an

Digitized by Google

Wißbegierde stark. Nahrung für seinen Geist erhielt er in den Jesuiten-Collegien, erst zu Viterbo, dann zu Rom. Es ist bezeichnend, daß der 16jährige in seinen Studien der Philosophie, Physik und Mathematik den Vorzug gab. Auch das Dichten — in italienischer wie in lateinischer Sprache, meistens in letzterer — gehörte von jung auf zu seinen Liebhabereien, und er ist ihm treu geblieben bis auf das letzte Schmerzenslager.

Von 1829—32 studirte der junge Pecci auf der „kirchlichen Akademie für Adlige" zu Anagni und seine dort geschriebene Doctordissertation behandelte die juristische Frage: „Berufung an das höchste richterliche Urtheil des Papstes". Unwillkürlich denkt man hierbei an das Schiedsgericht in Sachen der Karolinen, das ihm zu seiner großen Genugthuung auf Bismarck's Veranlassung übertragen wurde. Ueberhaupt war es als Papst sein Lieblingsgedanke, friedensstiftender Schiedsrichter in allen irdischen Dingen zu sein.

Anagni hatte dem aufstrebenden Pecci den Weg gewiesen: der junge Priester ging als päpstlicher Nuntius nach Brüssel, und die Anerkennung für seine dortige Thätigkeit erfolgte in Gestalt der Ernennung zum Bischof von Perugia. Jetzt ein 30jähriges, geräuschloses Wirken in der alten Bischofsstadt, auch noch nach der 1854 erfolgten Ernennung zum Cardinal. Im nächsten Jahre hätte er wieder ein 50jähriges Jubiläum feiern können! Im Jahre 1877, ein Jahr vor seinem Tode, berief ihn Pius IX. als Cardinal-Camerlengo nach Rom.

Wirft man einen Rückblick auf die 25jährige Wirksamkeit Leo's XIII., so läßt sich nicht leugnen, daß er dem Papstthum — es hatte unter seinem Vorgänger an Bedeutung entschieden eingebüßt — durch die Macht seiner Persönlichkeit neuen Glanz und neues Ansehen verschafft hat — trotz des unwiederbringlich verlorenen Kirchenstaates. Anfänglich verhielt Leo XIII. sich dieser Thatsache gegenüber kühler; im Laufe der Jahre stellte er sich aber immer mehr auf den Boden seines heißspornigen Vorgängers und hielt an dem Schein des Gefangenseins im Vatican fest. Er mußte es wohl, wollte er nicht der Papstidee einen Schaden zufügen und zu der stark überwiegenden Mehrzahl seines Clerus in einen bedenklichen Gegensatz gerathen.

Sonst aber hat sich unter Leo XIII. eine Schwenkung zur Vergeistigung und zur Milderung der schroffen Seiten des Papstthums vollzogen. Der den Verhältnissen der katholischen Kirche ferner Stehende mag sie vielleicht nicht erkennen, aber vorhanden ist sie trotzdem. Nur ein Mann von der geistigen Bedeutung Leo's durfte ohne Schaden für die Kirche die neue Richtung einschlagen und es wagen, duldsam zu sein. Im Herbst 1900 erst ertheilte er einer andersgläubigen Dame, ihren Angehörigen und ihren Freunden, — „seien sie Katholiken, Christen anderer Bekenntnisse oder Nichtchristen" — den apostolischen Segen mit den Schlußworten „Bleiben Sie Ihrem Glauben treu". Er durfte es wagen auf Grund der Ausnahmestellung, die er sich in seiner Kirche wie in der ganzen Welt durch die zähe — mit dem festen Glauben an seine Sendung und mit diplomatischer Gewandtheit verbundene — Verfolgung seiner Ziele errungen hatte. Ja, er durfte es wagen (wie z. B. in letzter Zeit dem anticlericalen Frankreich gegenüber), bis zu einem Grade nachsichtig und nachgiebig zu sein, der den politischen Zuschauer geradezu verblüfft. „Plus diplomate, que prêtre" — hat Gambetta einmal von ihm gesagt. Mit „Priester" und „Diplomat" ist seine Charakteristik aber noch nicht erschöpft: es gehört noch dazu „Gelehrter".

Doch bleiben wir zunächst bei Leo's XIII. kirchlichen Bestrebungen. Da nimmt neben der Vertiefung der theologischen Studien die erste Stelle ein: das Hinarbeiten auf ein Wiederheranziehen der nach Auffassung der katholischen Kirche abgesprengten Glieder. Manchen Erfolg hat er auf diesem Felde geerntet; mancher Fehlschlag ist aber auch nicht ausgeblieben. Die Bedeutung der socialen Frage entging ihm nicht, und er suchte ihrer Lösung vom katholischen Standpunkte aus näher zu treten; diesmal gab es einen entschiedenen Fehlschlag. Anerkennenswerth ist auch die Oeffnung der Archive des Vaticans für die wissenschaftliche Forschung; freilich sind auch da Klagen laut geworden über die Grenzen, die immer noch gezogen blieben.

Groß war Leo XIII. in seinen äußeren Beziehungen, und er hat seiner Kirche dadurch viel genützt. Wie man Pius IX. wohl den mystischen Papst genannt hat, so Leo den politischen. Und mit Recht. Denn auf dem politischen Felde war er zu Hause, wie nur wenige Staatsmänner unserer Zeit, stets verbindlich, stets vorurtheilslos. Selbst mit solchen Gegensätzen zum Papstthum, wie Sultan und Schah, verstand er freundliche Beziehungen aufrecht zu erhalten; ebenso mit Rußland, wenn auch dessen starre Wuchtigkeit im Vatican mehr als einmal Unbehagen verursacht haben dürfte. Eingedenk des Spruches von der rechtmäßigen Obrigkeit mahnt er die katholischen Irländer zur Botmäßigkeit gegenüber dem protestantischen England, giebt er den spanischen Carlisten den Rath, sich dem herrschenden Regiment zu fügen, leiht er den preußischen Polen nicht so sein Ohr, wie sie es erwarteten und forderten. Auch der italienischen Regierung gegenüber zeigte er anfänglich bei verschiedenen Anlässen (Erythräa, sicilianische Unruhen) freundliches Interesse; mit der Zeit wurde aber seine Haltung gegen die Nachfolger der Räuber des Patrimonium Petri immer ablehnender. Und damit — vielleicht auch aus noch anderen Gründen — kam unter Rampolla's Amtsführung ein dem Dreibund und namentlich Deutschland feindlicher Zug in die päpstliche Politik. Denn der Dreibund verbürgte ein Roma intangibile. Wie er aber über die Lage der Katholiken in Deutschland dachte, das hat er in den letzten Jahren ein paar Mal ganz unzweideutig kund gegeben. Daß er dies, uns mit persönlicher Befriedigung erfüllende Urtheil nicht nur gefällt, sondern auch ausgesprochen hat, dürfte zu einem guten Theil auf die Gefühle persönlicher Freundschaft zurückzuführen sein, die er für unseren Kaiser hegte. Diesem Individualmenschen, der sicherlich oft die Fesseln empfunden hat, die ihn aus Gründen kirchlicher Staatsraison verhinderten, nicht ganz er selbst zu sein, sagten kraftvolle, zielbewußte Naturen ganz besonders zu. In der Mitte seines Pontificats ließ er sich von dem Schweizer Wyl ein Bild des Fürsten Bismarck malen. Daß es nachher nicht aufgehängt wurde, war auf seine entsetzte Umgebung zurückzuführen.

Ein bedeutender Mensch ist mit Leo XIII. in's Grab gelegt worden; ein reiches Leben ging mit ihm zur Rüste. Wer vermag zu sagen, ob sein Nachfolger gleich ihm ein Mann friedlicher Versöhnung oder ein Mann des Kampfes sein wird?

Mutation und Selection.

Von Heinrich Driesmans.

„Was wir Kalkstein nennen, ist eine mehr oder weniger reine Kalkerde, innig mit einer zarten Säure verbunden, die uns in Luftform bekannt geworden ist. Bringt man ein Stück solchen Steines in verdünnte Schwefelsäure, so ergreift diese den Kalk und erscheint mit ihm als Gyps; jene zarte luftige Säure hingegen entflieht. Hier ist eine Trennung, eine neue Zusammensetzung entstanden, und man glaubt sich nunmehr berechtigt, sogar das Wort Wahlverwandtschaft anzuwenden, weil es wirklich aussieht, als wenn ein Verhältniß dem anderen vorgezogen, eins vor dem anderen erwählt würde. Aber die Fälle sind die bedeutendsten und merkwürdigsten, wo man das Anziehen, das Verwandtsein, dieses Verlassen, dieses Vereinigen gleichsam über's Kreuz wirklich darstellen

Digitized by Google

kann; wo vier bisher je zwei zu zwei verbundene Wesen, in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich auf's Neue verbinden. In diesem Fahrenlassen und Ergreifen, in diesem Fliehen und Suchen glaubt man wirklich eine höhere Bestimmung zu sehen; man traut solchen Wesen eine Art von Wollen und Wählen zu und hält das Kunstwort Wahlverwandtschaften vollkommen gerechtfertigt."

Diese Worte läßt Goethe den Hauptmann seiner „Wahlverwandtschaften" sprechen, und enthüllt damit den Grundriß dieser romanhaften Wahrdichtung, nämlich die physikochemische Gesetzlichkeit als den Parallelismus der psychophysischen, nach der sich weiterhin die Beziehungen ihrer Gestalten regeln. Wir entnehmen daraus, daß hier wie dort, im Anorganischen wie im Organischen, zwei Gesetzlichkeiten einander unaufhaltsam durchkreuzen, eine höhere und eine niedere, die, wiewohl jene nur eine Formverwandlung dieser sein mag, gleich Herr und Diener, Werkmeister und Werkzeug zu einander stehen, dergestalt, daß überall, wo z. B. die chemische Gesetzlichkeit in Function tritt, die physikalische aufgehoben wird, oder doch jener folgen und dienstbar sein muß. Wenn ein gasförmiges Gemenge von Wasserstoff und Sauerstoff durch den elektrischen Funken in den flüssigen Aggregatzustand des Wassers übergeführt wird, oder, terminologisch gesprochen, als neuer chemischer Körper in die Erscheinung tritt, dann wird die physikalische Gesetzlichkeit, der die Gasatome oder -moleküle gehorchten, überwunden und ersetzt durch diejenige, der die Wassertropfen oder -theilchen folgen. Es ist im Grunde freilich ein und dieselbe physikalische Gesetzlichkeit, aber das Spannungsverhältniß des jeweiligen Aggregatzustandes ist gleichwohl ein grundverschiedenes. Wäre nun die physikalische Gesetzlichkeit im gasförmigen Zustand die stärkere, dann würde sie dem chemischen Prozeß, oder vielmehr der elektrischen Kraft, die diesen einleitet, zu widerstehen im Stande sein. Damit, daß sie diesen Prozeß nicht aufzuhalten vermag, verräth die physikalische Gesetzlichkeit ihre Ohnmacht und Unterordnung gegenüber der chemischen und bekundet diese ihre höhere Mächtigkeit.

Ein paralleles Verhältniß besteht zwischen der physischen und der psychischen Natur des Menschen. Ueberall, wo diese in Kraft tritt, wird jene, wiewohl nicht freilich aufgehoben, so doch gleichsam in neue Formen gezogen. Die physiologischen Functionen arbeiten in der hergebrachten, altererbten Weise fort; allein die Macht des Willen, die Energie der Seele und des Geistes, vermag die Lebenskraft solchermaßen zu concentriren und zu steigern, daß sie den Organismus zeitweilig völlig in die Gewalt bekommt. Willensconcentration ist im Stande, das physiologische Functioniren herabzusetzen. Physische und psychische Natur stehen in einem Antagonismus, dergestalt, daß das Ueberwiegen der einen die Intensität der anderen vermindert. Der menschliche Körper baut sich physiologisch gesetzmäßig auf, und seine Psyche ist im Grunde nur eine besondere Function seines organischen Lebens. Aber diese Function führt ein mehr oder weniger selbstständiges Leben im Körper, und vermag unter Umständen in dem Grade Herr über ihn zu werden, daß sie auf sein physiologisches Functioniren Einfluß gewinnt. Sie kann dieses in solchen außergewöhnlichen Fällen sogar zeitweilig völlig aufheben, ohne das Leben des Organismus' damit zu gefährden. Die Leistungsfähigkeit der indischen Fakire in dieser Hinsicht ist bekannt. Sie bringen es dahin, den Körper gleichsam zum Spielball ihrer seelischen Energie zu machen, die Herzthätigkeit zum Stehen, alle physiologischen Functionen zum Aussetzen zu bringen, kurz, sich einen Starrkrampf zu suggeriren, in dem sie sich begraben lassen für abgemessene Zeit, um das Leben in dem gewollten Augenblick wieder aufzunehmen. Völlige Unempfindlichmachung gegen Schmerzen, Durchbohrungen des Körpers mit unmittelbar sich wieder schließenden Wunden u. a. sind für diese solchermaßen trainirten Geschöpfe fast Spielerei. Einen schwachen Abglanz nur dieser enormen autosuggestiven Concentrationsfähigkeit der seelischen Energie bietet unser sogenannter hypnotischer Zustand, in welchem das Medium Leistungen zu vollführen vermag, zu denen es sowie der normale Mensch im Wachen unfähig ist. Aber dieser Zustand enthüllt das Phänomen besser, indem er es durchsichtiger erscheinen läßt, zumal in Gestalt der Wirkung eines organischen Willens auf den anderen vermöge der Suggestion, in der Unterwerfung und Herabdrückung zu einer bloßen Function in der Hand des Anderen, wie beim Verhältniß des Arztes zu seinem Medium.

Der letztere Fall bietet uns ein neues Verhältniß des fraglichen Processes dar, oder vielmehr eine neue parallele Erscheinungsform des gleichen Grundprinzips. Wir haben das physikochemische Verhältniß im anorganischen, das psychophysische im organischen Leben erkannt, und wir gewahren nun im socialen Leben ein entsprechendes, dem wir die Bezeichnung des mutatoselectiven geben. Wie die physikalische Gesetzlichkeit zur chemischen, die physiologische zur psychologischen, so verhält sich die Selection, die Socialauslese, zur Mutation, der immanenten psychischen Formverwandlung. Diese „Mutation" ist im Grundwesen nichts anderes, als was wir in dem hypnotischen Zustand vor uns haben; worin sie sich von diesem unterscheidet, das wird sich im Laufe dieser Abhandlung ergeben, als die Aufgabe, welche wir uns hier vorgesetzt haben. Vorläufig nur so viel, daß wir die Hypnose gewissermaßen als imitirte, künstlich erzeugte Mutation erachten, im Gegensatz zu dem natürlichen Vorgang, den wir mit diesem Namen belegen und zu dessen Ergründung und Darlegung wir hiermit übergehen.

Die natürliche Selection ist der Werkmeister, welcher den organischen Bau des Völker- und Culturlebens errichtet und regelt, welcher die ethnologischen Functionen im Gang erhält, wie die Herzthätigkeit und Blutcirculation die physiologischen des individuellen Organismus'. Auf der Socialauslese beruht jede Volks- und Staatsgemeinschaft, ohne sie ist kein Gemeinschaftsleben denkbar, keine sociale Abstufung, aus der allein Culturleben erstehen und sich aufbauen kann. In diesen ewig gesetzmäßigen, constanten Verlauf der natürlichen Entwickelung, der Zuchtwahl und Auslese, welche die kräftigeren, rüstigeren und befähigteren Individuen stetig emporträgt und zu Herren macht über die schwächeren und weniger leistungsfähigen, greift nun ein Moment ein, das wie aus einer anderen, höheren Region zu kommen scheint, und, wo immer es in Kraft tritt, den Gang der natürlichen physiosocialen Entwickelung durchkreuzend, sich als das stärkere erweist und diese suspendirt, oder gleichsam wiederum in einen anderen Aggregatzustand überleitet. Dieses Moment, die Mutation, ist freilich im Grunde auch nichts Anderes als Naturgesetzlichkeit, aber auf einer neuen höheren Operationsbasis, ein feinster geistiger Parallelismus der materielleren psychophysischen und physikochemischen Parallelen, die wir aufgezeigt haben. Diese Mutationserscheinung im Gegensatz zur Selection erklärt der Anthropologe Prof. J. Kollmann (Basel) an den vegetabilischen Formen folgendermaßen: „Die Artbildung findet in der Natur keineswegs immer statt, nur dann, wenn die Species in einen bestimmten physiologischen Zustand geräth, für den de Vries das schon in der Literatur vorhandene Wort Mutation gebraucht. Eine Pflanze beginnt dann zu „mutiren"; sie entwickelt mit einem Male „plötzlich" mehrere neue Eigenschaften, nicht bloß eine einzige. Die neuen Arten unterscheiden sich von ihren nächsten Verwandten mehr oder weniger in allen ihren Merkmalen. Wie mit einem Schlage treten in allen Organen Abänderungen auf, wobei noch besonders merkwürdig ist, daß die neue Art meist völlig constant ist vom ersten Augenblick ihrer Entstehung an."*)

*) Archiv für Anthropologie (J. Ranke), XXXII. Bd. (October 1902), S. 122 ff. „Die Rassenanatomie der Hand und die Persistenz der Rassenmerkmale."

Digitized by Google

Somit schon bei den niederen Organismen macht sich eine Erscheinung bemerkbar, die erst im Menschenwesen in voller Stärke hervortritt und bestimmt erscheint, wie wir in der Folge sehen werden, dieses von Grund aus umzuwandeln und dem circulus vitiosus der Selection zu entreißen zu Gunsten eines neuen und höheren physiosocialen Aggregatzustandes. „Früher durfte man glauben," fährt Kollmann fort, „die Menschenrassen der Zukunft würden durch natürliche Zuchtwahl entstehen, Anomalieen gliederten sich dabei allmählich an einander, und schließlich würde die neue Rasse fertig sein, langsam im Laufe von Jahrtausenden. Nach der Mutationstheorie verläuft der Prozeß wesentlich anders: nach langer, viele Jahrhunderte langer Persistenz der einmal entstandenen Rassen trotz weitgehender Variabilität keine neuen Formen. Dann unter Bedingungen, die noch unbekannt sind, Auftreten einer Mutationsperiode; die vorhandenen Rassen beginnen zu „mutiren" und entwickeln plötzlich neue Formen, die sich von den nächsten Verwandten mehr oder weniger in allen ihren Merkmalen unterscheiden. Die Neubildung besitzt also nach den Erfahrungen an den Pflanzen etwas Sprunghaftes; zwischen den einzelnen Arten bestehen trotz des innigen verwandtschaftlichen Zusammenhanges dennoch keine Uebergänge, sondern deutlich vorhandene Grenzen. Wenn die Menschheit also wieder, wie ehedem, neue Rassen hervorbringen soll, dann genügt die vorhandene Variabilität nicht. Es muß eine Periode der Mutation auftreten, während der die vorhandenen Rassen in einen Umwandlungsprozeß gerathen."

Der Gedanke liegt nahe, daß der Mensch überhaupt aus einer solchen Mutationsperiode hervorgegangen ist und ihr sein Dasein verdankt. Kollmann hat diesen Schluß nicht gezogen, aber ich möchte ihn hier ernstlich zur Erwägung geben. Zwischen Menschheit und Thierheit, als deren nächster Repräsentant der menschenähnliche Affe gilt, gähnt eine bisher unüberbrückte Kluft. Das „missing link" ist noch immer nicht gefunden und dürfte wohl auch schwerlich gefunden werden. Der Pithekanthropus ist annoch ein Fabelwesen, und wenn er je gelebt hat, dann ist doch auch von ihm, dem primigenius alalus, herüber zum Menschen noch ein ganz gewaltiger Sprung, der sich auf dem Wege der Selection schwerlich überbrücken läßt und zu dessen Erklärung fraglos die Mutation herangezogen werden muß, die in der That auch eine willkommene Handhabe bietet. Doch dies nur beiher. Hier ist es mir nicht um die Aufhellung dieser fernen, vergangenen Mutationsperiode zu thun, als deren Product der Mensch vermuthlich in die Erscheinung getreten ist, sondern um den Nachweis der Anzeichen, die auf eine etwaige künftige wiederholte Periode dieser Art hindeuten und damit einen weiterhin gesteigerten Typus des Lebewesens, den sogenannten „höheren Menschen" postuliren, wie er gegenwärtig mannigfach geistes- und naturwissenschaftlich variirt und ventilirt wird. „Die Mutabilität wird dann," sagt Kollmann seherisch, „das lehren die Erfahrungen an der Mutation der Pflanzen, in großen Gruppen von Individuen sich gleichzeitig äußern, nicht wie die Variabilität nur an einzelnen Individuen, vielleicht wie bei den Pflanzen in ungefähr 3 %. Denkt man sich eine Bevölkerung von 100 000 Seelen, die in den Zustand der Mutation geräth, so würden mit einem Male beispielsweise 3000 Individuen gleichzeitig die Zeichen einer neuen elementaren Rasse an sich tragen. Diese neue Rasse würde nicht mehr untergehen, wie jene Individuen, welche eine Anomalie besitzen, sondern die neue Rasse würde, das lehren die Erfahrungen de Vries' an den Pflanzen, ihre Merkmale mit Zähigkeit festhalten und den Nachkommen überliefern. Sie wäre wieder persistent, wie es vor der Umwandlung die alten Rassen der Menschheit waren, und zwar so lange, bis wieder eine neue Mutationsperiode einträte" (a. a. O.).

Ich handle hier, wie gesagt, nur von den Symptomen einer erneuten Mutationsperiode, und zwar einer zu erwartenden geistigen Mutation. Inwieweit und ob diese auch in den übrigen Organismus eingreifen und ihn etwa in neue Formen ziehen könnte, das muß hier unberücksichtigt bleiben. Gewiß ist freilich, daß eine solche Mutation, wo immer sie eintritt, allmälig den ganzen Organismus in Mitleidenschaft ziehen muß, wie ich denn glaube, daß auch die Umwandlung, welche etwa den Pithekanthropus in den Menschen überleitete, eine geistige war, d. h. in den Gehirnfunctionen einsetzte und erst allmälig die Körperbeschaffenheit nach sich zog vermittelst oder doch unter Mitwirkung der Selection, die hier gewissermaßen zum Werkzeug in den Händen der Mutation wurde, gleichwie wir den physikalischen Proceß als solches des chemischen, den physiologischen als solches des psychologischen unter Umständen erkannt haben. Und die Symptome, von denen ich handle, deuten wiederum darauf hin, daß auch die Mutation, welche den gegenwärtigen etwa in einen höheren Menschen verwandeln dürfte, wiederum in den Gehirnfunctionen einsetzen muß. Der physiologische Zustand nun, in dem nach de Vries eine Pflanze zu „mutiren" beginnt, ist für das menschliche Gehirn als die geniale Disposition zu erachten. Das aus der nackten Nothdurft der sinnlichen Gebundenheit, aus der sinnlichen Sucht gelöste freie, interesselose Schweben über den Erscheinungen des Lebens, das geniale Schauen und Schaffen in der dichterischen und künstlerischen Produktion wird als die höchste Leistung der psychophysischen Energie erachtet, deren der Mensch fähig ist. Diese Energie ist aber ein Theil von jener Kraft, die den menschlichen Organismus aufgebaut hat, nämlich der plastischen Kraft seiner Natur, die sich bei der Empfängniß des Sperma im Ovulum entzündete und von diesem Augenblick an in unausgesetztem Wachsthum die Formen des Menschenwesens aus sich hervortrieb nach dem latenten, erblich übertragenen Gesetz, das in ihr gelegen, bis an die naturgemäß gegebenen Grenzen dieser Formen. Diese erreicht, schlägt die plastische Kraft gleichsam wieder in den Organismus zurück und entzündet das sexuelle Leben, den Fortpflanzungstrieb. Wachsthum und Zeugungstrieb stehen in correlativem Verhältniß, dergestalt, daß dieser mit dem Stillstand jenes hervortritt, und umgekehrt, sein verfrühtes Hervortreten jenes zum Stillstand bringt. Gleichzeitig mit dieser Entzündung des sexuellen Lebens wird nun ein entsprechendes seelisches wachgerufen, das sich in hohen, schwärmerischen Liebesgefühlen kundgiebt, wie sie der gesunden, unverdorbenen Jüngling- und Jungfrauenschaft eigen zu sein pflegen. Diese Gefühle sind wiederum nur ein Reflex der nach Innen schlagenden, plastisch-organischen Kraft, im tiefsten Grunde Reflex des erwachenden Geschlechtstriebs, dessen wahrer Natur und Bestimmung sich das jugendlich reifende Menschenkind noch nicht bewußt geworden; sie sind gewissermaßen als ein Ueberschuß der plastischen Energie anzusprechen, der bei ideal und edler veranlagten Individuen nach oben treibt und sich in psychisch-geistige Lebensregung umsetzt, in Spiel der Phantasie, in Sehnsuchtsgebilde, Ahnungen, Hoffnungen: „Das Auge sieht den Himmel offen, es schwelgt das Herz in Seligkeit". Diese jungen Seelentriebe sind aber schöpferische Kraft, und sie sind als Reflex des erwachenden Geschlechtslebens ein Theil von jener Kraft, die zugleich den Organismus aufgebaut und auf dem Wege des sexuellen Triebes nach neuen, organischen Lebensgestaltungen unaufhaltsam drängt. Die schöpferische Kraft der Phantasie ist somit im Wesen identisch mit dem Fortpflanzungstriebe und der Zeugungskraft, sie steht in tiefstem Wesenszusammenhange mit ihr und ist unlöslich in sie verschlungen. Alle künstlerische Productivität, alles schöpferische, plastische Vermögen des Menschengeistes resultirt aus ihr und ist somit auch nur wieder ein Theil und Absenker der organischen Grundkraft, eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γενος*.

Wir dürfen nunmehr die Mutationserscheinung erschließen als ein Product des Ueberschusses an plastischer

Digitized by Google

Kraft im Organismus. De Vries findet die Mutationserscheinung hauptsächlich in reichlicher Ernährung begründet. „Hervorgerufen werden die Mutationen," sagt er*), „wie auch Darwin annimmt, durch die Häufung der Wirkung günstiger Entwickelungsbedingungen und guter Nahrung im Verlaufe mehrerer Generationen." Durch reichliche, überreichliche Ernährung wird aber der Zeugungstrieb bekanntermaßen herabgesetzt, wie durch karge — die freilich nicht bis zur Unterernährung gehen darf — gesteigert. Die anthropologische Statistik lehrt, daß die unteren, arbeitenden Classen jeder Gesellschaftsordnung sich durch zahlreiche Nachkommenschaft, die oberen, besitzenden durch geringe auszeichnen. Allein es bedürfte dieser Statistik nicht zum Beweis der Thatsache, die sich in jedem pflanzlichen Experiment leicht darthun läßt; das markanteste Beispiel hierfür ist die rosa hybrida, welche ihre Geschlechtswerkzeuge sämmtlich in Blüthenblätter umgewandelt hat. Der Ueberschuß an plastischer Kraft, der solchermaßen im Körper — wir sprechen hier vom menschlichen Körper — aufgespeichert wird, schlägt von dem Trieb nach Außen, dem Zeugungstrieb, in einen Innentrieb um, er drängt nicht mehr, oder doch nicht mehr in der ursprünglichen Stärke, in die Zukunft, in das Gattungsleben hinein, sondern wendet und wirft sich auf das Individuum selbst zurück zur Ausgestaltung der gegenwärtigen Lebensform seines eigenen Trägers. Die unteren Classen einer Bevölkerung verdanken ihre herberen, härteren und rauheren Körperformen nicht allein der schwereren Arbeitslast, der sie unterstehen, dem Zwang der Noth, sondern vorzüglich auch ihrem regeren Zeugungstrieb, der dem Körper reichlicher plastische Kraft entzieht, während andererseits die wohlhabenderen Stände eben durch die in ihrer besseren, günstigeren Situation begründete Herabsetzung dieses Triebes Kraft gewinnen zum weiteren Ausbau ihrer Körperformen, die sich in gefälligerer, wohlgestalteterer, ebenmäßigerer und abgetönterer Bildung äußert. Diese nachträgliche Körperbildung in den oberen Classen — und man wird zumeist finden, daß besonders hervorragende und sittlich hochstehende Individuen eine spätere Reife edler Männlichkeit oder Weiblichkeit erfahren, gleichsam eine zweite Blüthe, auf die ihr Jugendzustand nicht unbedingt schließen ließ — fällt bereits in das Gebiet der Mutationserscheinung; sie ist ein leiser Ansatz und Versuch zu einer Formverwandlung, welche erst künftigen Generationen bestimmt war, und sie nimmt auf dem Wege der Mutation vorweg, was ihr auf dem der Selection benommen ist. Sie nimmt den kommenden Geschlechtern, sie nimmt den zu zeugenden Kindern die Formkraft vorweg und benutzt sie zum Ausbau der eigenen Individualität. Das ist das Geheimniß der geringen Zeugungsfähigkeit und Nachkommenschaft physisch und geistig hochgeborener Individuen, und in dieser Thatsache des herabgesetzten Fortpflanzungstriebes bei reichlicher Ernährung finden wir in letzter Hinsicht die Erklärung der Mutationserscheinung. Mutation resultirt überall aus Speicherung plastischer Energie, die, durch Generationen fortgesetzt, sich schließlich dem individuellen Keimplasma mittheilt.

Zwei Wege kennt somit die Natur zur Höherzüchtung des Lebewesens: neben dem rohen, brutalen und unendlich langwierigen der natürlichen Selection den der innerorganischen Mutation, die in der Hinauftreibung des individuellen Organismus zum Anflug eines neuen Typus besteht, der unter günstigen Bedingungen gelegentlich in einem genialen Individuum in die Erscheinung tritt. „Die Selection ist ein conservatives Element," sagt de Vries (a. a. O.): „sie fixirt die schon früher entstandenen abweichenden Merkmale und verhindert fernere Veränderungen, doch ist sie nicht im Stande, neue Formen hervorzubringen." Die Selection ist demgemäß gleichsam der registrirende und compilirende, sammelnde und systematisirende Forscher, der typische „Wagner", die Mutation hingegen der persönlich strebende und Individualität-steigernde „Faust". Die Selection züchtet die stabile Art und den Typus, die Mutation erzeugt eine flüchtige, dauerlose Uebergangserscheinung, die in sich keinen Bestand hat und sich erst noch fixiren soll unter Mitwirkung der Selection. Dem genialen Menschen ist es noch nicht gelungen, zu einem bleibenden Typus, zu einer besonderen Art zu erstarken und durchzuwachsen. Er ist eine sprunghafte Erscheinung, die kometenartig kommt und geht, unberechenbar und unzuverlässig, ohne gleichwerthige Nachkommen zu hinterlassen, wie der sogenannte normale Durchschnittsmensch. Ein geniales Individuum, in dem der gekennzeichnete Kraftüberschuß zum Spiel der Phantasie und schöpferischen Vermögen umschlägt, deutet nur erst auf einen grundlegend verschiedenen Typus hin, der von dem sinnlich gebundenen des Durchschnittsmenschen wie durch eine unüberbrückte Kluft getrennt erscheint. Der Kraftüberschuß führt in ihm gleichsam ein selbstständiges Leben und wird überall zu einem Pfahl im Fleische des Organismus, der diesen, bezw. seine geistige Natur, ebensowohl über sich hinaus zu heben wie zu zerstören vermag. Nietzsche spricht von einem „Chaos" in solchen Naturen, die noch einen „tanzenden Stern" zu gebären vermöchten. Nicht nur die künstlerisch veranlagten, sondern im weiteren Sinne alle productiven, schöpferischen Naturen wollen hierunter verstanden sein, alle, die neben und über ihre psychophysische Persönlichkeit hinaus noch eine geistige in sich erschaffen und erwachsen fühlen.

Man weiß aus den Biographieen bedeutender Menschen, daß diese erworbene und gewordene zweite, geistige Persönlichkeit oftmals mit der angeborenen psychophysischen scharf contrastirt, daß solche Menschen, wie Faust, zwei Seelen in ihrer Brust bergen, zwei Leben leben. Wir erkennen nunmehr, daß dieses Doppelwesen auf eine grundlegende Veränderung und Verwandlung in ihrem Organismus zurück zu führen ist, nämlich auf eine Kraftverwandlung, bewirkt durch die Umsetzung eines Ueberschusses an plastischer Energie in eine andere, geistige Natur und Gestalt. Diese als eine werdende, weiterbegrenzte und entwickelungsfähige, vermag die gewordene psychophysische Organisation des Körpers in ihrem Grundwesen zwar nicht zu ändern; sie muß sich vielmehr mit ihr abfinden und gleichsam einen Kompromiß schließen, der ihr erlaubt, zeitweilig ihrer Natur nach ungestört zu leben. Aber sie weiß sich jener gegenüber doch zu behaupten und zeigt die Tendenz, das Wesen des von ihr „besessenen" Menschen immer mehr zu sich herüber und in sich hinein zu ziehen. Aus diesem Antagonismus ergiebt sich überall ein Conflict — der Conflict, dem alle Geistesmenschen unterworfen sind, von deren beiden Seelen die eine sich „in derber Liebeslust an der Welt mit klammernden Organen hält," während die andere „gewaltsam sich vom Duft zu den Gefilden hoher Ahnen" heben will: d. h. entwickelungsgesetzlich gesprochen, nach einer neuen Menschenform und -gestalt trachtet, als deren Erstling sie erscheint, und die sie vorerst nur als rein geistiges Wesen gespenstig und spukhaft darzuleben vermag, indem ihre mutative Kraft die Schranken der psychophysischen Natur nicht zu überwinden im Stande ist. Die geistige Natur des Menschen ist Mutationserscheinung, nämlich ein neuer Aggregatzustand des Menschenwesens, der der groben naturgesetzlich-selectiven Entwickelung gleichsam entrückt ist; aber sie vermag erst wirklich in die Erscheinung zu treten und sich psychophysisch zu fixiren, d. h. einen entsprechenden „neuen Leib" anzubilden, unter Mitwirkung der Selection.

*) Die Mutationstheorie, S. 50.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Goethe und Propst Dumeiz.

Von Prof. Dr. Joh. Froitzheim.

„Eine völlig erschöpfende, der Bedeutung und Größe des Dichters entsprechende Biographie Goethe's existirt noch nicht und kann erst geschrieben werden, wenn des Dichters schriftlicher Nachlaß ganz zur Verfügung eines befähigten Biographen steht."

So der Verfasser des Artikels „Goethe" in Meyer's Conversationslexicon. Er hätte hinzufügen können, daß die heutigen Goethe-Biographieen von Grundirrthümern wimmeln, und daß der Forscher, wo er auch die Sonde einsetzen mag, auf unsicheres Fundament geräth.

Das Wichtigere im Zusammenhang zu erörtern, muß ich einem späteren Zeitabschnitt vorbehalten. Für heute genüge folgende Einzeluntersuchung, die ich meiner Sammelmappe entnehme.

Zu den Frankfurter Bekannten Goethe's gehörte ein katholischer Geistlicher, Damian Friedrich Dumeiz oder Dumeix (gesprochen und zuweilen amtlich geschrieben: Dumé).

„Der Dechant von St. Leonhard Dumeix," schreibt Goethe in Dichtung und Wahrheit III, 13, „faßte Vertrauen, ja Freundschaft zu mir. Er war der erste katholische Geistliche, mit dem ich in nähere Berührung trat und der, weil er ein sehr hellsehender Mann war, mir über den Glauben, die Gebräuche, die äußeren und inneren Verhältnisse der ältesten Kirche schöne und hinreichende Aufschlüsse gab."

Dumeiz gehörte dem Kreise der in Ehrenbreitstein lebenden Schriftstellerin Sophie La Roche, der Gemahlin des churtrierischen Staatsraths Frank von La Roche an. Merck sagte dem Dumeiz nach, er habe die Ehe zwischen Sophiens Tochter Maximiliane und dem mit Kindern gesegneten Frankfurter Kaufmann Brentano eingeleitet, um jener einen reichen Mann, sich selbst ein angenehmes Haus für seine Besuche zu verschaffen.

Dumeiz war auch mit Leuchsenring, Fritz Jacobi und Wieland persönlich bekannt geworden, wie folgende Briefstellen ergeben:

Wieland an Jacobi, Erfurt, 18. Februar 1771: „Leuchsenring ist wieder aus der Schweiz zurückgekommen und hat mir neuerlichst in Gesellschaft mit Merck ein Briefchen aus unseres Dumeiz Zimmer in Frankfurt geschrieben."

Wieland an Gleim, Coblenz, 26. Mai 1771: „Mittwoch früh gehe ich nach Höchst zu meinem Churfürsten, abends mit meinem Freunde, dem Dechant Du Meiz (verdruckt: Du Merz), nach Frankfurt, Donnerstag früh nach Darmstadt zu Leuchsenring und der Landgräfin."

Sophie La Roche an Merck, Ehrenbreitstein, 5. Januar 1772: „Herr Dumeiz hat Ihnen gefallen und sie auch ihm. Wie schön ist in meinen Augen das Band zweier edeldenkender, rechtschaffener Männer, die beide sich freuen, auf ihrer Reise durch die Welt einen liebenswerthen, gleichgesinnten Gefährten angetroffen zu haben."

Dem churmainzischen Kalender zu Folge (H. Heidenheimer, Goethe-Jahrb. XV, S. 282) war Dumeiz 1783 nicht mehr Capitular zu St. Bartholomäus, beziehungsweise Dechant zu St. Leonhard in Frankfurt, sondern Propst des Liebfrauenstifts in Erfurt. Nach H. Düntzer „Frauenbilder" S. 213 soll er, angeblich im Jahre 1810, erblindet bei Verwandten in Mainz gestorben sein. v. „Loeper, Goethe's Briefe an Sophie La Roche" S. 204 nennt 1808 als sein Todesjahr; danach auch die Weimarer Goethe-Ausgabe Abth. IV, Bd. 7, S. 402. In Wirklichkeit, wie ich sehe, geben die Mainzer Standesregister als Sterbetag den 5. October 1802 an; den Sterbeakt unterzeichnete ein Neffe Joh. Bapt. Kaden.

Noch im Februar 1774 nennt Goethe ihn seinen „lieben" Dumeiz. Niemand als die La Roche, Merck und der Dechant haben seine Farce „Das Unglück der Jacobi's" lesen dürfen (v. Biedermann, Goethe's Gespräche I, S. 30). Im Mai dieses Jahres will er Sophie La Roche in Dechants Garten treffen. Im Juni hilft er dem Dechanten bei der Gartenarbeit.

In der zweiten Hälfte 1774 dagegen wird die Erwähnung des Dumeiz in Goethe's Briefen auffallend dürftig:

„Nur mit dem Dechant hab' ich nicht gesprochen" (24. Aug.) „Der Dechant baut, tapezirt" (15. Sept.). „Den Dechant hab' ich die Zeit nicht gesehen" (23. Dec.).

Seitdem scheinen Goethe's Beziehungen zu ihm gänzlich erloschen. Da Dumeiz im Alter erblindete, erklärt es sich, daß seine Papiere in den Besitz seines Vorgesetzten, des Churerzkanzlers und späteren Fürsten Primas v. Dalberg, gelangten.

Seltsamer Weise schreibt v. Loeper p. XXII. „Goethe's Briefe an Dumeix sind noch unbekannt; durch Vermittelung des Fürsten Primas Dalberg erhielt der Dichter sie 1809 zurück."

v. Loeper beruft sich für diese Mittheilung auf Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde I, S. 319. Daß er dies thun konnte, ist unbegreiflich! Noch unbegreiflicher ist es, daß Karl Alt „Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethe's Dichtung und Wahrheit" S. 16 v. Loeper's irriger Angabe ohne Prüfung gefolgt ist!

Wie sich jeder überzeugen kann, handelt es sich an jener Stelle in „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" gar nicht um Briefe Goethe's an Dumeiz, sondern um eine Liebescorrespondenz Goethe's, die Propst Dumeiz in Verwahrung hatte. Daher höchstwahrscheinlich das Erlöschen der Beziehungen Goethe's zu ihm Ende 1774. Das Mädchen wird Goethe's Briefe dem Dechanten übergeben haben, damit er ihre Rechte vertrete. Die Angelegenheit scheint nicht geringfügig gewesen zu sein, sonst hätte der aufgeklärte Dumeiz die Papiere nicht bis zu seinem Lebensende zurückbehalten, Fürst Primas, der die Gutmüthigkeit selber war, ihre Herausgabe anfangs nicht verweigert, der alternde Goethe nicht alle Hebel in Bewegung gesetzt, jener Briefe habhaft zu werden.

Die Art, wie Goethe in ihren Besitz zu gelangen sucht, erscheint wie eine Intrigue. Anstatt dem Primas seinen Wunsch frei und offen selbst vorzutragen, schickt er Sophiens Enkelin, die ihm ganz ergebene 20jährige kleine Bettina Brentano, zu ihm. Diese berichtet über die heikle Sendung ausführlich, aber weder zu Goethe's noch ihren eigenen Gunsten.

Da Goethe's „Briefwechsel mit einem Kinde" mittelst einer Vergleichung mit unzweifelhaft echten Briefen durch v. Loeper als wahr erwiesen worden ist, so wird H. Düntzer's (Frauenbilder S. 575) oberflächliche Behauptung von „freiester Erdichtung" hinfällig.

Bettina schreibt an Goethe:

8. August (1808).

„Den Primas hab' ich in Aschaffenburg besucht, er meint immer, ich habe die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten und begrüßt mich, indem er mir die Wangen streichelt und mich herzlich küßt. Diesmal sagte er: Mein gutes, liebes Schätzchen, wie Sie frisch aussehen und wie Sie gewachsen sind! — Ein solches Betragen hat nun eine zauberische Wirkung auf mich; ich fühlt mich ganz und gar, wie er mich ansah, und betrug mich auch, als ob ich nur zwölf Jahr alt sei, ich erlaubte mir allen Scherz und gänzlichen Mangel an Hochachtung, unter solchen zweifelhaften Umständen trug ich ihm deine Aufträge vor. Sei nur nicht bestürzt, ich kenne dein würdevolles Benehmen mit großen Herren und habe dir als Botschafter nichts vergeben, ich hatte mir einen schriftlichen Auszug aus dem Brief an deine Mutter gemacht und legte ihm denselben vor und die Zeile, wo Du geschrieben hast: Die

Digitized by Google

Bettine soll sich doch alle Mühe geben, dies auf eine artige Weise vom Primas heraus zu locken, die hielt ich mit der Hand zu; nun wollte er grade sehen, was da unten verborgen sei; ich machte vorher meine Bedingungen, er versprach mir das kleine Indische Herbarium, es ist in Paris, und er wollte noch denselben Tag drum schreiben. Was die Papiere des Probst Dumée anbelangt, so hat er sehr interessante, wissenschaftliche Sachen, die er Dir alle verspricht, die Correspondence mit ... giebt er nicht heraus, ich soll nur sagen, Du habest es nicht verdient, und er werde diese Briefe als einen wichtigen Familienschatz aufbewahren, und als ein Muster von feurigen Ausdrücken bei der höchsten Ehrerbietung. Ich weiß nicht, was mich befiel bei dieser Rede, ich fühlte, daß ich roth ward, da hob er mir das Kinn in die Höhe und sagte: Was fehlt Ihnen denn, mein Kind, Sie schreiben wohl auch an Goethe? — Ja, sagte ich, unter der Obhut seiner Mutter. So, so, das ist ganz schön, kann denn die Mutter lesen? — Da mußt ich ungeheuer lachen, ich sagte: Wahrhaftig, Euer Hoheit haben's errathen, ich muß der Mutter alles vorlesen, und was sie nicht wissen soll, das übergeh ich. — Er brachte noch allerlei Scherzhaftes vor und frug, ob ich Dich Du nenne, und was ich Dir alles schreibe? — ich sagte des Rythmus halber nenne ich Dich Du, und eben habe ich seine Dispensation einholen wollen, um schriftlich beichten zu dürfen, denn ich wollte Dir gern beichten; er lachte, er sprang auf, (denn er ist sehr vif und macht oft große Sätze) und sagte: Geist wie der Blitz! ja, ich gebe Ihnen Dispensation und ihm — schreiben Sie es ihm ja, — geb' ich Macht, vollkommen Ablaß zu ertheilen, und nun werden Sie doch mit mir zufrieden sein? — Ich hatte große Lust ihm zu sagen, daß ich nicht mehr zwölf Jahre, sondern schon eine Weile in's Blüthenalter der Empfindung eingerückt sei; aber da hielt mich etwas ab: bei seinen lustigen Sprüngen fiel ihm seine kleine geistliche violetsammtne Mütze vom Kopf; ich nahm sie auf, und weil mir ahndete, sie würde mir gut stehen, so setzte ich sie auf. Er betrachtete mich eine Weile, und sagte: ein allerliebster kleiner Bischof! die ganze Klerisey würde hinter ihm drein laufen, und nun mochte ich ihm den Wahn nicht mehr benehmen, daß ich noch so jung sei, denn es kam mir vor, was ihn an einem Kind erfreuen dürfe, das könne ihm bei einer verständigen Dame, wie ich doch eine sein müßte, als höchst inconvenable erscheinen. Ich ließ es also dabei, und nahm die Sünde auf mich, ihm was weiß gemacht zu haben, indem ich mich dabei auf die Kraft des Ablasses verlasse, den er Dir übermacht.

Ach, ich möchte Dir lieber andere Dinge schreiben, aber die Mutter, der ich alles erzählen mußte, quälte mich drum, sie meint, so was mache Dir Freude und Du hieltest etwas drauf, dergleichen genau zu wissen; ich holte mir auch einen lieben Brief von Dir bei ihr ab, der mich dort schon an vierzehn Tage erwartete, und doch möcht' ich Dich über diesen schmälen. Du bist ein coquetter, zierlicher Schreiber, aber Du bist ein harter Mann; die ganze schöne Natur, die herrliche Gegend, die warmen Sommertage der Erinnerung, — das alles rührt Dich nicht; so freundlich Du bist, so kalt bist Du auch. Wie ich das große Papierformat sah, auf allen vier Seiten beschrieben, da dacht' ich, es würde doch hier und da durchblitzen, daß Du mich liebst, es blitzt auch, aber nur von Flittern, nicht von leisem, beglückendem Feuer. O welcher gewaltige Abstand mag sein zwischen jener Correspondence, die der Primas nicht herausgeben will, und unserm Briefwechsel, das kommt daher, weil ich Dich zu sehr liebe und es Dir auch bekenne, das soll eine so närrische Eigenheit der Männer sein, daß sie dann kalt sind, wenn man sie zu sehr liebt."

Dieser Bericht enthält für Goethe nicht gerade schmeichelhafte Dinge. Die Frage des Primas, ob auch Bettina, wie jenes Mädchen, an Goethe zu schreiben pflege, erscheint offenbar als Warnung und wird, wenn auch ins Scherzhafte gelenkt, als solche von ihr aufgefaßt. Die Weigerung, jene Liebesbriefe herauszugeben, mit dem abfälligen Bescheide, „Goethe habe es nicht verdient", klingt im Munde des als außerordentlich gutmüthig bekannten Kirchenfürsten doppelt peinlich und wird keineswegs durch den Zusatz gemildert, „jene Briefe seien Muster von feurigen Ausdrücken bei der höchsten Ehrerbietung". Goethe, den Bettina selbst „einen harten Mann", aber „einen koketten, zierlichen Schreiber" nennt, muß es demnach verstanden haben, den gerechten Klagen des geschädigten Mädchens durch ehrerbietige Ausdrücke bombastischer Art auszuweichen. Hat doch auch Sophie Brion wohl an 30 Briefe Goethe's an ihre Schwester Friederike mit dem Bemerken verbrannt: „Sie hätten sie geärgert".

Goethe hatte jedoch richtig gerechnet. Der als gutherzig und charakterschwach bekannte Primas fühlte sich nachträglich verpflichtet, die Artigkeiten des Mädchens, deren Schilderung Goethe vermißt, durch Nachgiebigkeit zu belohnen. War Bettina mit der Ueberzeugung geschieden, Dalberg werde jene Briefe nimmermehr herausgeben, so konnte ihr Goethe bald darauf den erwünschten Erfolg mittheilen, freilich mit der wenig schmeichelhaften Einschränkung, daß er ihn nicht seiner eigenen Person zu danken habe.

Carlsbad, am 21. August (1808).

„Mit dem Primas hast Du Deine Sache klug und artig gemacht. Ich habe schon ein eigenhändiges Schreiben von ihm, worin er mir alles zusichert, was Du so anmuthig von ihm erbettelt hast, und mir andeutet, daß ich Dir alles allein zu verdanken habe, und mir noch viel Artiges von Dir schreibt, was Du in Deinem ausführlichen Bericht vergessen zu haben scheinst."

Liebesbriefe sind oft zurückgefordert, Liebesverhältnisse gelöst worden, ohne daß viel Aufhebens davon gemacht worden ist. Auch Goethe's noch unbekannte Liebschaften würde ich gern mit Stillschweigen übergehen, da wir an den bekannten genug haben. Aber jener Liebescorrespondenz und Goethe's Verhalten gegen jenes Mädchen muß eine besondere biographische Bedeutung beigelegt werden. Dafür spricht einmal der Eifer, mit dem Goethe in vorgerückten Lebensjahren nach Wiedererlangung seiner Briefe trachtete, dann der Zeitpunkt, in dem er sie an sich brachte.

Am 21. August 1808 drückt er Bettina seine Befriedigung über das Gelingen seiner Absicht aus. Sieben Tage später erklärt er sich Riemer gegenüber bereit, seine „Confessionen" zu schreiben. Wahrscheinlich also war vor Abfassung seiner Lebensgeschichte in der Beseitigung jener Briefe, auf die er so großen Werth gelegt, ein wichtiger Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt worden.

Welches noch unbekannte Mädchen aber hatte Goethe im Stich gelassen? Doch darüber später einmal! — Sollte es vielleicht Therese Hozay geheißen haben?!

Die Unzulänglichkeit der Kritik.

Von Wilhelm Föllmer (Berlin).

Goethe, der Herr Geheimrath im seidenen Ueberrock, der sich durch Nichts aus seiner olympischen Ruhe, aus seinem künstlerischen Gleichgewicht bringen ließ, konnte seine vornehme Ruhe verlieren, seinen Seidenrock zerreißen, in Raserei gerathen, wenn er den Namen Kotzebue hörte, dessen Träger in seinem äußerst fruchtbaren Leben 15 Trauerspiele, 60 Schauspiele, 73 Lustspiele, 30 Possen, 11 Parodien und Travestien, 13 Vor- und Nachspiele und 17 Opern und Singspiele auf die Bretter brachte, so daß seine dramatischen Werke 44 respectable Bände füllen, eine Zahl, die unsere bekannten Tagesgrößen trotz ihrer Kaninchenart wohl kaum erreichen dürften.

Digitized by Google

Die besseren Kritiker der damaligen Zeit waren, mit Goethe an der Spitze, völlig einig über die Werthlosigkeit Kotzebue'scher Mache und hielten mit ihren Urtheilen durchaus nicht hinter dem Berge. Trotzdem beherrschte Kotzebue längere Zeit die gesammte deutsche Bühnenwelt und wurde überall mit Erfolg aufgeführt. Er war eine hellglänzende Sternschnuppe, die dem Auge des Volkes als Stern erster Größe erschien, aber bald in die schwarze Nacht der Vergessenheit lichtlos versank. Seiner Zeit konnte ihn auf der Straße des Erfolges und des Gegenwartsruhmes selbst nicht die machtvolle Persönlichkeit eines Goethe aufhalten.

Ein Gegenbeispiel, das uns zeitlich näher liegt und das wir Alle miterlebt haben.

Zu den Künstlern, die ewige Werthe schufen, gehört auch unbestreitbar Arnold Böcklin. Wie berufene und unberufene Kritiker über ihn glaubten aburtheilen zu müssen, darüber bringt Cornelius Gurlitt in seinem Werke „Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts" treffliche Beispiele. In seinen Seebildern zeige er sich als Fanatiker des Häßlichen und Bizarren. Verzeichnungen schlimmster Art wechseln mit einer raffinirten Absichtlichkeit der farbigen Contraste, in denen etwas ungemein Anstößiges und Frivoles liege; denn das Hineintragen grobsinnlicher, niedriger Gefühlsregungen, die an die niedrigsten Regionen menschlichen Sinnenlebens erinnern, machten den schärfsten Protest im Namen der obersten Kunstgesetze nöthig. Eine vornehme Dame — gemeint ist die Kaiserin Friedrich — habe den Ankauf eines solchen Seebildes verhindert. Daher erfolgte jene Bestellung der Gefilde der Seligen. Ob sich Böcklin noch jemals aus den trostlosen Farbenexperimenten heraus retten wird! So urtheilte Rosenberg. In Böcklin's gewaltigem Spiel der Wellen, heute wohl anerkannt als eine der größten Leistungen des vorigen Jahrhunderts, findet der Münchener Kritiker Pecht keinen Fortschritt in des Schweizers Kunst. Mehr der Vierwaldstätter See als das Jonische Meer sei dargestellt; der im Vordergrund einer blonden, von Küßnacht gebürtigen Meerjungfrau Schwimmunterricht ertheilende Appenzeller Triton hat ganz offenbar früher Molken von der Ebenalp in's Weißbad getragen; und der dicke Herr hinter ihm, der mit so viel Theilnahme die Waden einer eben untertauchenden Nereide vom Thunersee studirt, hat sicherlich als Kunstvereins-Ausschußmitglied oder im Künstlergrütli seinen Geschmack an dergleichen ausgebildet; er ist dabei kaum zum ersten Mal so in die blaue Tinte gerathen, die ihn jetzt, sich als Tyrrhenerfluth vorstellend, umgiebt. — Man glaubte Böcklin durch Gelächter besiegen zu können; man hielt ihn nicht einmal der ernsten Widerlegung für würdig.

Auch der berühmte Berliner Physiologe Dubois Reymond fühlte sich verpflichtet, Böcklin einmal gründlich den Kopf zu waschen, aber nicht mit jener Wäsche, die nicht naß macht; denn Böcklin hat sich schwerlich um seinen Vortrag gekümmert. Den Gelehrten empörte, daß noch ein Maler der Gegenwart, nachdem so viel für die Wissenschaft geschah, vom Unterleib ab in fette, silberglänzende Lachse auslaufende Unholde und Unholdinnen, die Naht zwischen Menschenhaut und Schuppenkleid spärlich bemäntelnd, kraß realistisch auf Klippen sich wälzen oder in der See umherplätschern läßt.

Wäre Böcklin weniger lebenskräftig gewesen und einige Jahre früher gestorben: Hohn und Spott hätten am Grabe dieses Säcularmenschen gestanden, um ihre Giftblumen darauf zu pflanzen.

Alpenbewohner wissen gewöhnlich in ihrer engeren Heimath sehr genau Bescheid. Sie kennen Weg und Steg, und ohne fremde Hülfe wissen sie von einer lieblichen, blumengeschmückten Matte zur anderen zu gelangen oder über kalt glänzende glatte Gletscher zu den höchsten Höhen emporzusteigen, um von dort aus der Vogelperspective hoch erhaben über dem Getriebe der Welt mit seinem Neide, seiner Rach- und Habsucht im herrlichen Gefühle innerer Freiheit mitleidig aus der reinen Höhenluft auf das nichtige Hasten und Jagen da unten in stickiger, dumpfer Atmosphäre herabzublicken.

Kommen Bewohner der Ebene in's Hochgebirge — sie kommen alljährlich zu Tausenden — und wollen sie nicht verachtete „Thallatscher" bleiben, deren Maulwurfshorizont noch durch hohe steile Felswände eingeengt wird, so bedürfen sie eines tüchtigen, zuverlässigen Führers, der ihnen hilft, alle Gefahren zu überwinden, ihnen aber nicht die Mühe des Steigens abnehmen kann, sondern sie höchstens durch die Aussicht auf ein herrliches Panorama zur letzten Kraftanstrengung anzuspornen weiß.

Unsere Alpen mit ihren himmelanstrebenden Bergen, ihren im hellen Sonnenlichte blendenden Gletschern, den gigantischen, donnernd brausenden Wasserfällen, den frischen duftenden Almen, den geheimnißvoll dunklen Waldungen und den friedvollen Dörfern gleichen unserer Kunst. Wenige sind darin zu Hause und wissen täglich neue Schönheiten zu entdecken. Diese Wenigen bedürfen des Führers, des Kritikers nicht. Sie stehen auf eigenen Beinen und lehnen energisch seine Hülfe ab, würde er ja doch nur Störenfried ihrer genußreichsten Stunden sein. Jeder Mensch sollte das Bestreben haben, diesen Wenigen anzugehören. Leider müssen die Meisten, um leben zu können, für Tagelohn die ausgetretenen Heerstraßen in frucht- und freudloser Ebene wandeln. Nur selten und kurz sind die Seelenferien, in denen sie den Höhen zustreben. Diese Menschen brauchen nothwendig Führer, um höher zu kommen. Die edle Aufgabe, die hohe Culturmission des Kritikers ist die, die große Masse auf das heilige Gebirge der Kunst hinaufzuführen. Zu diesem Zwecke müssen sie das Bergland in allen seinen Theilen auf das Genaueste kennen, jeden neuen Weg auf das Gründlichste studiren, die herrlichen Panoramen in ihrer unvergleichlichen Schönheit würdigen und vor Allem die Fähigkeit besitzen, die Mitmenschen der Schönheit gegenüber genußfähig zu machen. Jeder Fußsteig, der geeignet ist, die Genußfähigkeit zu steigern, soll benutzt werden, mag er auch noch so mühsam sein. Vor jeder Straße, die von diesem Ziele abführt oder den Weg zu ihm unnöthig verlängert, soll wieder und immer wieder gewarnt werden.

Das wichtigste und hauptsächlichste Organ der Kritik sind unsere Tageszeitungen, bei denen als das wirksamste und sicherste Concurrenzmittel die „Fixigkeit" gilt. Ihr hat sich Alles unterzuordnen, selbst die Kritik. Nehmen wir an, wir haben an einem Abend ein neues Drama gesehen, wir sind in unserem Gefühlsleben um und um gewühlt. Unser Inneres gleicht einem Chaos, nach Nietzsche die Vorbedingung, um einen tanzenden Stern zu gebären. Nur braucht es Zeit — Tage, vielleicht auch Wochen — damit er sich entwickele. Jedenfalls ist dem Künstler seine Hauptaufgabe, das Innenleben des Menschen zu befruchten, voll und ganz (man verzeihe mir die abgedroschene Wendung) gelungen. Da bringt wenige Stunden später die Zeitungsfrau das Morgenblatt, und da finden wir zu unserem Erstaunen schwarz auf weiß eine lange Recension über das neueste Drama, von deren Aufführung die Bühnenlampencylinder noch warm sind. Als wenn ein Lehrer vor versammelter Classe die corrigirten Aufsatzhefte zurückgiebt und wenig lobt und viel tadelt — in dieser schulmeisterlichen Art verfahren viele Kritiker, wenn sie über irgend ein Kunstwerk schreiben müssen. Was sollen sie auch weiter thun in der kurzen, nicht selten nach Minuten berechneten Zeit, die ihnen zur Abfassung der Kritik gelassen wird! Sie können nur am Aeußerlichen haften bleiben und suchen gar zu gern einen Standpunkt einzunehmen, von welchem aus betrachtet das Kunstwerk „schief" erscheint; oder sie stellen sich selbst „schief" hin, behaupten aber nun, daß das Werk „schief" sei. Ein echter Künstler will die Menschheit vorwärts und aufwärts führen: er muß Zukunftswerthe, Ewigkeitswerthe schaffen. Es gehört ein feines Empfinden,

Digitized by Google

eine hohe Cultur, ein tiefes, sehnsüchtiges Glücksverlangen dazu, um Ewigkeitswerthe von Alltagswerthen unterscheiden zu können. Jene sind sehr selten, aber allein werthvoll und schwer aus der großen Menge dieser — man bedenke die heutige Productivität der Künstler — herauszufinden. Wieviel Dramen, Romane, Gemälde, Opern u. s. w. werden nicht in einem Jahre fabricirt, in einer Saison aufgeführt oder ausgestellt! Nehmen wir an, jedes Jahr brächte in jedem Genre ein Kunstwerk, das auf Grund obiger hoher Anforderungen werthvoll erscheint, so machte das pro Jahr ein Drama, einen Roman, ein Gemälde, eine Oper u. s. w., im Laufe eines Jahrhunderts 100 unsterblicher Kunstwerke, in einem Jahrtausend 1000 — ein Beweis dafür, daß unsere Rechnung zu optimistisch gewesen ist. Wie ein Diamantwäscher nach langer, mühseliger Arbeit aus großen Kästen werthlosen Sandes den Edelstein herausfindet, so müßte es die Aufgabe fördernder, lebenathmender Kritik sein, sorgsam die wenigen Diamantkörner aus dem großen Sandhaufen der Kunstproduction herauszusuchen. Dazu fehlt vielen Kritikern die Zeit, Fähigkeit und Neigung.

So läuft denn die große Menge des Volkes in der Irre. Sie getrauen sich nicht in die Höhe zu steigen und bleiben „Thallatscher". Sie kommen in das romantische Hochgebirge der Kunst, nicht um mühevoll höher zu steigen, sondern sich zu — amüsiren.

Es ist den Kritikern häufig gelungen, Scheingrößen morsche Throne zu errichten, die aber gewöhnlich schon nach wenigen Jahren in sich selbst zusammenbrachen. Stets bildete aber die Mehrzahl der Kritiker eine geschlossene Phalanx den Genies gegenüber, die häufig ihr Leben lang vergeblich gegen die feste Mauer geistigen Hochmuthes, der Scheelsucht und des Neides stürmten. Ob Böcklin, ob Wagner, ob Nietzsche, ob Klinger, ob Beethoven, ob Goethe: Alle hatten sie mehr oder weniger gegen den Unverstand, die Unvernunft und das Uebelwollen der Kritik zu kämpfen. Ja, zartbesaitete, empfindliche und doch begabte, hochstrebende Künstler sind geradezu durch eine ewig negirende, dauernd abfällige Beurtheilung ihrer Werke gemordet worden. Es sei nur der Name Anselm Feuerbach genannt. Der Tageskünstler, der sich mit Tagesruhm begnügt, weiß den Geschmack der Menge zu treffen. Er wird Geld und Beifall in großen Mengen ernten, kann es aber nicht selten noch erleben, daß sein Name bereits wieder in Vergessenheit geräth. Wer um die Palme der Unsterblichkeit ringt, darf sich weder durch den Geschmack der Menge, noch durch das Urtheil der Kritik in seinem Streben beirren lassen. Sein Leben wird häufig ein endloses Martyrium, eine Kette von Hunger, Noth und Trübsal sein. Der Kritiker behandelt gewöhnlich diesen wie jenen oberflächlich und äußerlich, zaghaft lobend, muthig tadelnd. Und die Menge jubelt, unbekümmert um Kunst und Kritik, demjenigen „Fabrikanten" zu, der am meisten ihren Heerdeninstincten schmeichelt.

Kann man es da den wirklich Schaffenden verdenken, wenn sie gerade diejenigen Menschen, die eigentlich das Zwischenglied zwischen ihnen und ihrem Volke sein müßten, dieses auf die Werke aufmerksam und das Verständniß zu ihnen vermitteln sollten, aber absichtlich oder unabsichtlich Mißverständnisse dazwischen streuen: wenn die Schaffenden die Kritiker nicht geradezu als Busenfreunde an's Herz drücken?

Die Fehde zwischen Künstler und Recensent ist nicht durch Sudermann heraufbeschworen worden, sondern alt.

Wildenbruch sagt:

„Ein Recensent, das ist ein Mann,
Der Alles weiß und gar nichts kann."

Der Altmeister Goethe kühlt seinen Haß in folgenden Versen:

„Da hatt' ich einen Kerl zu Gast,
Er war mir eben nicht zur Last;
Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen,
Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen.
Zum Nachtisch, was ich gespeichert hatt'.
Und kaum ist mir der Kerl so satt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Ueber mein Essen zu räsonniren:
‚Die Supp' hätt' können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firner der Wein.'
Der Tausendsakerment!
Schlagt ihn todt den Hund! Es ist ein Recensent."

Künstlerischer Wettbewerb.

Von Dr. Otto Stoeßl (Wien).

Unmittelbar angeregt durch einige bemerkenswerth typische Vorgänge bei Wiener künstlerischen Concurrenzen, wollen die folgenden Ausführungen jene allgemeinen Schlüsse ziehen, die wohl für die gesammten gegenwärtigen Formen des künstlerischen Wettbewerbs und überall in Deutschland zutreffen dürften. Es handelt sich hier wohl um eine allgemeine Noth. Und die Concurrenzen sind eine allgemeine Nothlage. Allerdings, kaum ist eine blamabel genug abgelaufen, so droht schon eine zweite. Man weiß überall, was für eine mißliche Sache eine solche Concurrenz ist, diese ganzen Preise und all' die Wirthschaft der Competenzen und Incompetenzen, aber man setzt der üblen Gewohnheit kein Ende, weil sie den Schein einer halbwegs anständigen öffentlichen Kunstpflege für sich hat. Die „berufenen Factoren", wie der schöne Ausdruck lautet, entledigen sich in dieser Art verhältnißmäßig wohlfeil einer nicht allzu innig empfundenen Verpflichtung, machen zugleich eine gewisse Macht geltend und dürfen sich auf eine Entscheidung über Fragen etwas zu gut thun, wovon sie meist nicht genug verstehen. Auch das große Publicum bekommt eine billige Gelegenheit mitzusprechen, wozu es auf die unzweideutigste Art von einer beredten Presse ermuthigt wird, die ja auch selten von der Sache mehr weiß, als den Anlaß zu holdem Lärmen. Und so kann jedes Mal die Gelegenheit benutzt werden, öffentliche Kunstliebe- und Freiheit sich vorzuspielen. Ob die Kunst sich dabei wohlbefindet, ist eine andere Frage, um die man sich weniger kümmert. Gerade diese Frage aber interessirt uns mehr.

Zunächst denkt man an die Concurrenzen bildender Künstler bei der geplanten Vergebung von Monumentalwerken. Der Preis wird ausgeschrieben, um aus dem Kampf der Begabungen das unzweifelhaft beste Werk zu erzielen. Andere, meist literarische Preise sind ein für alle Mal gestiftet und haben die sehr oft ganz unbegründete Voraussetzung, es werde am Ende doch wohl ein Werk geben, oder von den neunmal weisen Richtern gefunden werden, dem sie zukommen. Beiden Formen der Concurrenz liegt eine formale Logik zu Grunde. Die thatsächlichen Verhältnisse schließen den gedachten Erfolg meistens geradezu aus.

Bei den Arbeiten der bildenden Kunst, insbesondere der Architektur und Plastik wird eine Grundbedingung gesetzt: beim Bau ein bestimmter Zweck, bei der Plastik ein bestimmtes Motiv, dem das Werk zu genügen hat. Freilich ist die Architektur als Zweckkunst scheinbar am leichtesten bestimmten Voraussetzungen von Bauzwecken zu unterwerfen. Die formale Logik denkt nun nicht einen Schritt weiter, sondern sagt: „Wer dem Bauzweck am geschicktesten und schönsten genügt, soll den Bau bekommen. Und wie ließe sich der geeignetste Mann besser erheben, als durch einen freien Wettbewerb?" Handelte es sich bloß um die Geschicklichkeit, so ließe sich immerhin — abgesehen von all' den unvermeidlichen unlauteren Neben- und Begleitumständen einer solchen Concurrenz — ein Wettbewerb als erfolgverheißend denken. Nun kommt aber die Schönheit in Frage, oder, um

Digitized by Google

den flachen und strittigen Begriff zu vertiefen: der künstlerische Inhalt und Ausdruck, das persönliche, schöpferische Element der Baukunst als Kunst. Es geht um eine Erhöhung, Vergeistigung des Bauzwecks, um eine künstlerische Verklärung der materiellen Aufgabe. Das Werk soll nicht bloß den praktischen, sondern eben auch den geistigen Bedürfnissen einer Gesammtheit genügen, ja ihr monumentaler Ausdruck sein und eben auch andere, höhere als die Instincte der gemeinen Nothwendigkeit befriedigen. Ein idealer Grund muß dem Bau neben dem realen gegeben sein, worauf er fest gegründet werden kann. Der Baugedanke muß eine künstlerische Form, ein Gleichniß der Lebensgedanken darstellen, die ihn hervorgerufen haben. Sonst wäre er eben nichts weiter als ein äußerlich organisirter Steinhaufen. Auch die Gesammtheit der Menschen wird ja als mehr, denn eine willkürliche Personenansammlung aufgefaßt. Diese Geistigkeit einer Masse macht sie erst zu einem Gesammtwesen, zu einer Collectivpersönlichkeit, deren Leben mehr als ein bloßes Dasein bedeutet und ein Collectivschicksal erfüllt und ausdrückt. Wesen und Menschheitswerth der Kunst beruht auf der gleichen Voraussetzung. So muß der Monumentalbau eben wie die Gesammtheit, die ihn veranlaßt, gemeinsamem Denken und Empfinden die vollendete Form geben, über den Einzelzweck hinaus einen Gesammtzweck erfüllen. Dies erst macht ihn zum Kunstwerk. Die gleiche nothwendige Voraussetzung besteht auch bei den Werken der Plastik: ein reales Subject ist zugleich in seiner Idealität zu erfassen, ein Menschheitstypus auf die persönlichste Weise und wieder auf die allgemeinste zu gestalten, so daß der Künstler zwar eine Sprache redet, die außer ihm Keiner sprechen kann, aber damit Etwas aussagt, das wieder nur und gerade in seiner Sprache so gesagt ist, daß es Alle verstehen.

Also läuft die Frage hinaus auf den Beruf unserer Zeit und unseres Volkes zur Monumentalität. Das einzelne Genie — womit man aber keine allgemeine Rechnung, wie sie ja der Wettbewerb bedeutet, anstellen darf — entscheidet diese Frage mit der souveränen Gewalt des persönlichen Gelingens. Wo das Genie aber ausbleibt, muß das Leben selbst Anlaß und Nothwendigkeit der Monumentalität bieten, um sie fordern zu dürfen. Die Leistungen der Wettbewerber bestimmen aber nicht, sondern sie werden bestimmt, sie gehorchen einem Ruf, können nur antworten und geben gerade so viel wieder, als sie bekommen haben. Das heißt: Bestehen große Gesammtzwecke, Lebensformen- und Fragen von unbedingter, innerster Gemeinsamkeit, ein vollständiger Consensus über die größten, wesentlichen Angelegenheiten Aller, so werden die Künstler dies ausdrücken können und müssen, auch die von bloß durchschnittlicher Begabung, weil sie daran Theil haben. Dann erst dürfte man fragen, ob die Form des Wettbewerbs die geeignetste wäre, den Geeignetsten zu finden, oder vielmehr, ob sie überhaupt nothwendig wäre. Die Zeiten einer solchen inneren Uebereinstimmung sind vorüber. Wo sie bestand, war die Organisationsform des socialen und staatlichen Wesens ganz anders als die heutige. Dieser Consensus bestand in den kleinen Staatsgebilden von einheitlicher, halbwegs geschlossener Bevölkerung, von beschränktem Gebietsumfang, feststehender socialer Gliederung, klaren Wirthschaftsverhältnissen, einigem, durchdringendem Glauben, Unterwerfung des Individuums unter den Staatszweck. Aber dieser Consensus konnte zu Zeiten auch ersetzt werden durch Geschmack, Reichthum, Macht des Einzelnen. Der großartige Tyrann, welcher als die Seele eines völlig zur physischen Masse degradirten Gemeinwesens des Künstlers bedurfte, seine höheren Triebe in Formen zu bringen, konnte gleichfalls auf den Schaffenden zählen, der dafür den Ausdruck finden mochte. Es sind die Zeiten der antiken Staatswesen, der Stadtstaaten von vorwiegend aristokratischem Geiste, der Tyrannis, die Zeiten der Renaissance und etwa noch der absoluten Bauherrn der Barocke. Solche Zeiten sind vorüber. Die Gesammtheit ist heute anders organisirt: die kleinen Territorien schwinden, die Stadtstaaten haben aufgehört, wenigstens in ihrer culturellen Geschlossenheit und Begrenzung, wir leben in großen Reichen, in Großstädten. Wo sich noch Besonderheiten der Stammesart, der Dialecte, alte, gute Tradition aller Art etwa erhalten haben, bleiben sie doch zu sehr von dem Moloch des Gesammtorganismus in Abhängigkeit, um irgend entscheiden zu können. Die Provinz, wo etwa noch ein ausgeprägter, einheitlicher Bevölkerungscharakter- und Wille besteht, führt nur mehr ein Kleinleben, allerdings oft von feiner Art, aber sie gewährt weder die Bedingungen noch die Zwecke der Monumentalität. Sie entscheidet in diesen Fragen nicht mehr, sondern wird gerade in ihrem besten, conservativen Culturbewußtsein unterjocht durch den übergeordneten Staat, durch die Großstädte.

In diesen Großstädten braucht und baut man nun allerdings heute wie immer Kirchen, Parlamente, Rathhäuser, Ministerien, Universitäten, Museen, aber der äußere Zweck allein ist vorhanden, der innere wird nicht oder nicht eben ausreichend gefühlt. Die Bevölkerung ist nichts weniger als einheitlich, die großen Städte von heute sind keine feste Heimath mehr, die Zusammenhänge sind lose, auf den augenblicklichen Bedarf und auf die Nothwendigkeit von heute allein gerichtet, Menschenströme aus allen Gegenden fluthen durch und zerreißen die alten Grundlagen, die etwa bestanden, der gesteigerte Verkehr, die feindlichen Classen, die concurrirenden Interessen, die streitenden Schichten und Stände, die gefährdeten Besitzenden, die aufstrebenden Besitzlosen lassen jene Traditionen nicht ruhen, die etwa zu Beginn des vorigen Jahrhunderts noch bestanden, aber sie bilden auch keine neue. Nur für jene Einrichtungen und Zwecke giebt es übereinstimmenden Willen, welche eben den Verkehr steigern, es besteht nur ein Consensus für die allgemeine Auflöslichkeit und Beweglichkeit, nicht für das Verharren.

Das bleibende, für lange Zeiten feststehende, wohlbegründete Wesen monumentaler Architektur wird nicht mehr erfaßt, weil die differenzirte, in ihren Bestandtheilen stets erneute, ewig durch einander geschobene Gegenwart auch die Tradition bleibender Organisationsformen nicht mehr durchaus bejaht. Die typischen Formen des heutigen Lebens mag man in Bahnen, Banken, Geschäftshäusern erblicken; ihren Styl nicht in den bleibenden, starren, großen Zügen steinerner Macht, sondern in den schlanken, leichten, gleichsam verschiebbaren Linien von Glas und Eisen, ihre Künstler nicht in den Architekten, sondern in den Ingenieuren. Zugleich mit der Auflösung der strieten einheitlichen Organisationsformen hat sich jener Zug deutlich ausgeprägt, der unser Jahrhundert von allen früheren scheidet. Es ist die Macht des Privatlebens. Man darf wohl sagen, erst unsere Zeit habe den Begriff des privaten Lebens in aller Schärfe erfaßt und durchgebildet, der allgemeinen Beweglichkeit und Fluctuation die persönliche Abschließung, dem unerträglichen Zwange colossaler Gebiets- und Menschenanhäufungen die innere Freiheit des Einzelnen entgegengesetzt. Da es keine Volkseinheiten, keinen begrenzten Volkswillen in jenem alten Sinne mehr giebt, sondern nur mehr ökonomische Massenorganisation, welche den Einzelnen bloß als vertretbaren Stift einer Maschine, somit gering genug werthet, hat sich das Individuum in seinem Gemüthsleben immer bewußter isolirt, es hat gelernt, die Früchte seiner Niederlagen zu pflücken, seine nothwendige Vereinsamung bewußt auszuwerthen. Die Einzelpersönlichkeit wurde gesteigert auf Kosten des Gesammtwesens. Die Ursachen dieser Bewegung liegen aber auch auf anderem Gebiet als dem ökonomischer Entwickelung. Vielleicht hat die germanische Rasse, welche die Cultur von heute geschaffen hat und wohl noch auf lange hinaus weiter bilden und bestimmen wird, diesen Begriff der Persönlichkeit eben so durchgedacht und als ihre eigenste Lebensnothwendigkeit empfunden, daß sie die allgemeine Bewegung eben durch diesen Rassen-

Digitized by Google

instinct noch gesteigert, den Gegensatz zwischen Einzelnem und Gesammtheit geradezu verschärft hat und nun vor dem gewaltigen Problem der Harmonisirung steht. Aus den alten Organisationen sehen wir gleichsam die Seelen ausscheiden und nur starre, unbelebte Massen übrigbleiben, welche nun, da die einstige Zustimmung der Gesammtheit fehlt, als eklektische Ueberbleibsel, nicht als Lebensquelle erscheinen. Daher ist aus solchen Wirrungen die Klarheit eines monumentalen Zeitstyls nicht abzuleiten, wogegen der Ausdruck des individuellen, persönlichen Empfindens sich bis zur Ueberfeinerung steigert. Nun mag man wohl erkennen, warum die Ergebnisse der Concurrenzen so zwiespältig und zugleich so typisch sind. Die einen Lösungen sind anempfindend historisch, auf die Bewahrung von Traditionen gerichtet, die nicht mehr bejaht werden, die Formen haben keinen Inhalt mehr. Zu höherer Befriedigung kommen dabei nur die ewig Gestrigen. Dagegen sind die anderen Lösungen höchst persönliche von so besonderer, ja willkürlicher Beschaffenheit, daß sie keiner Gesammtzustimmung begegnen können, die ja eben überhaupt ausgeschlossen ist. Wie gesagt: auch wir haben unsere Monumentalität, allein sie liegt in der Maschine, in der zweckmäßigsten aber unpersönlichsten Herstellung, es hat sich ein bedeutsames Gefühl für andere Ausdruckswerthe und Formschönheiten anderen oder doch anders genützten Materials ergeben, für Präcision, mechanische Eleganz und Glätte. In der Architektur als Kunst liegt der stärkste Anreiz in der Dissonanz, in dem Sichtbarwerden des Kampfes zwischen Materie und Schöpfer, eben wie die Natur das Wesen aus dem Rohen wachsen und in jedem Augenblick über die Elemente der Außenwelt siegen läßt. Die feinste Wirkung der besten, charakteristischsten Werke der neuen Art, der technischen Künste sozusagen, beruht gerade auf dem Entgegengesetzten: auf der restlosen Vollkommenheit. Nicht die Besiegung, sondern das Besiegtsein der Widerstände, die glatte Sicherheit ist das Element dieser Schönheit. Die Stimmungswerthe sind ausgewechselt worden. Darum haben Concurrenzen von Architekten selbst den Charakter von überlebten Suppositionen. Unsere Monumentalität wird nicht vom Künstler, sondern von der Maschine beschafft, die Maschinen, nicht die Menschen concurriren dabei.

Die Architektur braucht daran keineswegs zu Grunde zu gehen, sie wird nur nothwendig vom allgemeinen Bau auf den individuellen, vom Gesammtstyl auf den persönlichen, von einem ewig unzufriedenen und hadernden Gesammtbauherrn auf einen privaten gewiesen. Die starke allgemeine Richtung auf das Haus, auf den Innenraum, auf die künstlerische Durchbildung des Familienlebens, des individuellen Daseins beweist die Richtigkeit dieser Folgerung. Aus den Concurrenzen, wie sie noch immer im Schwange sind, wurden also die idealen Nöthigungen ausgeschaltet. Darf man sich wundern, daß nur die groben materiellen dominiren und einen zwecklosen Kampf noch durch Neid, Protection, Cliquenwesen u. dergl. verbittern? Bei den Plastikerconcurrenzen stehen die Dinge ja etwas besser, wenngleich sich auch hier der Mangel einheitlicher Lebensanschauung der Gesammtheit, allgemeinen auf ein Ziel gerichteten Bewußtseins, also einer Cultur im tieferen Sinne fühlbar macht. Immerhin giebt es einige Aufgaben von nationaler und stark bewegender Kraft. Alles Uebrige aber, was durch solche Wettbewerbe angeregt werden soll, entbehrt ihrer, somit auch des mächtigen seelischen Anreizes und damit der künstlerischen Rechtfertigung ebenso sehr wie der volksthümlichen Resonanz. Immer scheint noch, will man bisher unbekannten oder nicht genügend protegirten Künstlern Gelegenheit zu größeren Arbeiten geben, die Zuwendung freier Aufträge durch die Kunstpfleger als würdigste Form, während die Concurrenz zu meist sehr eng umschriebenen, oft nicht einmal sonderlich echt gefühlten Aufgaben nöthigt, ein Element des Mißtrauens, der Personenunkenntniß und zugleich der Corruption enthält, da sich ja bei Bildhauern, deren Werkstätten allgemein zugänglich sind, die fingirte Anonymität gar nicht wahren läßt. In der Regel weiß alle Welt schon im Voraus, wer den Preis bekommen soll und wird. Und da spricht man noch von freiem Wettbewerb! Außerdem belastet die Hauptbedingung: Lieferung eines Modells den noch nicht mit Aufträgen und Glücksgütern gesegneten, naiven Wettbewerber mit keineswegs geringen Barauslagen. Nicht nur die Mühe, künstlerische Erfindung und Durchbildung, sondern auch eine beträchtliche Geldsumme muß er einsetzen, um schließlich doch bei der Concurrenzlotterie wahrscheinlich eine Niete zu ziehen. Will man durchaus auf die unglückselige Form nicht verzichten, so müßte man für jeden plastischen Wettbewerb eine Vorconcurrenz der Ideen ausschreiben, für welche bloß gezeichnete Entwürfe einzureichen wären. Alle diejenigen, welche eine glückliche Ausführung versprechen, wären dann mit Summen zu prämiiren, welche sowohl die glückliche Idee, die aufgewandte Arbeit belohnen, als auch die Ausführung eines Modells bezahlen und zur Pflicht machen müßten. Aus den nunmehr gewonnenen Modellen mag dann der eigentliche Schlußbewerb die endgiltigen Preisträger finden lassen.

Im Ganzen: Die Kunstpflege bedarf einer anderen als der gewohnten nachlässigen und unzulänglichen Organisationen. Sie ist in den Hauptstädten concentrirt, welche für geistiges und künstlerisches Leben ebenso den Hauptmarkt abgeben sollen, wie für die wirthschaftliche Production. Die Ausstellungen sind vor dem gleichen Dilemma: sie werden entweder Märkte, wo sich eine wüste Masse von Objecten zum Kauf ausbietet, oder Kunstcabinete, wo man zwar das Trefflichste und Beste, aber auch wieder nur das schon längst Geaichte und Anerkannte sieht. Statt zu Bestellungen und Aufträgen anzuregen, machen sie davor geradezu kopfscheu und erziehen zu dem wohlfeilsten Autoritätsglauben. Was uns noth thut, wäre eine völlige Decentralisation der Kunstpflege. Wo wirkliche Traditionen bestehen, wo praktische Aufgaben in einem bestimmten Sinne der Bevölkerung gelöst werden können, wo einzelne Künstler als Söhne einer bestimmten Landschaft, als Kinder eines deutlich abgegrenzten Stammes heimischer Art den schlichtesten Ausdruck geben können, sind die Aufträge öffentlicher Art zu ertheilen und hierdurch zugleich die wohlhabenden Bürger zu privaten Bestellungen anzuregen. Die gegenwärtigen Wettbewerbe stemmen sich der Differenzirung unseres Lebens hoffnungslos entgegen und zwingen zu einer schalen Schematisirung der Auffassung, während die Kunstpflege gerade dieser Differenzirung nachgehen müßte, den Schaffenden in seinen persönlichen Bedingtheiten, in den Traditionen seines besonderen Milieus, seiner Erziehung, seiner Eigenart zu bestärken hätte. Aus scheinbar exaltirten, Besonderheit um jeden Preis affectirenden Großstadt- und Ausstellungskünstlern würden wir dann leicht eine natürliche Auslese feiner, differenzirter, persönlicher und doch wieder von einer wahren Heimath getragener und bedingter Schöpfer gewinnen. Derartiges hat ja Lichtwark oft genug schon gesagt und praktisch in diesem Sinne gewirkt. Man könnte dadurch die Großstadt vielfach entlasten, ohne daß ihr Kunstbedürfniß- und Geschmack dabei zu leiden hätten, man könnte dadurch die Provinz thätig anregen und ihr jene Bedeutung wiedergeben, die sie im Gesammtorganismus des Staates haben muß, will sie nicht ganz und gar verkümmern. Die arg mißbrauchten und gefälschten „Heimathkunst"-Schlagworte beruhen auf einem unverlierbaren Instinct, dem man irgendwie Gelegenheit und Anlaß zur Wirkung getrost geben darf und soll. Gerade durch diese Leitung des künstlerischen Stromes in kunstarme oder von Kunst verlassene Gegenden des deutschen Lebens, durch bewußte Pflege localer Traditionen, durch Stärkung besonderer künstlerischer Ort- und Heimathgenien wird auch ein künstlerischer Gesammtwille, der jetzt fehlt, ermöglicht und gesteigert. Der Wettbewerb, der jetzt durch die gegebenen Formen geradezu unfrei und ein

Digitized by Google

Gegenstand des Aergers ist, wird dann allgemein und zugänglich sein und ohne diese zwecklosen Preisausschreibungen wirkliche, auch innerlich empfundene, würdige Ziele des Schaffens haben. Der individuelle Geschmack und die reizvolle Subjectivität des Künstlers werden durch die besondere und verwandte Art der künstlerischen Gelegenheit, des Bestellers und der Aufgabe gesteigert und geradezu befreit werden. Durch diese Erweiterung des Geltungsgebietes der Kunst wird man ihr ökonomische Quellen erschließen, die bisher sich versagten. Die Begabungen werden bereitwilliger Antheilnahme und Hülfe würdig und sicher sein.

Soll man nun noch ernstlich von den literarischen Concurrenzen sprechen, mit denen sich die verschiedenen Collegien alljährlich blamiren, von den Preisen, die niemals das wahrhaft Neue entdecken, sondern ängstlich beflissen und urtheilslos dem Augenblickserfolg nachlaufen und nicht kühn dem unbekannten, im großen Leben versteckten, glücklich aufgefundenen Genie huldigen, sondern schmeichlerisch und bereitwillig eine Leistung belohnen, die sich selbst schon genug gelohnt hat, belohnen mit einer Summe, die dem Sieger vielleicht genügt, sich täglich zum schwarzen Kaffee eine etwas bessere Cigarre zu gönnen, als bisher! Soll man ernstlich von diesen „Cliquen" sprechen, von den einflußreichen, aufgebotenen Beziehungen, von den königsmacherischen Germanistenschulen, die, weil sie sich am Ende über ein paar todte Lesarten langweilig unterhalten können, daraus die Berechtigung ableiten zu dürfen glauben, über die lebendige Dichtung zu richten, den Lorbeer für den Sieger von einem Baume zu brechen, den sie bloß düngen. Dabei können die wahren Meisterwerke noch immer ruhig schlummern, die Talente verhungern, todtgeschwiegen, in freiwillige oder gezwungene Einsamkeit gehetzt werden. Der Ruhm, den diese Preise geben, ehrt nicht und bedeutet nichts, da man heute schon ziemlich wohlfeil berühmt werden kann. Die Preise werden auf diese Art ein ziemlich schamloser Bettel, den eine Gesammtheit hinwirft, um sich ihrer Verpflichtung gegen die Kunst prahlerisch aber wohlfeil zu entledigen. Strebsame Leutchen können heute ganz gut Geld auch in Literatur und Kunst investiren und auch ohne jedes Talent am Ende die schönsten Preise erzielen, ist es ja dahin gekommen, daß die Kunst ein Privilegium der Besitzenden geworden, während die Begabung sich sehr oft als schädlich erweist und ihrem Manne nicht einmal zum trockenen Brode hilft. Das Talent lohnt den Betrieb nicht mehr.

Die Noth der schaffenden Menschen werden wir durch die alten kleinlichen und erbärmlichen Mittel nicht lindern. Wie die Erfahrung zeigt, dienen diese Mittel nur dazu, den ganzen furchtbaren und vergeblichen Kampf des schaffenden Menschen gegen eine theilnahmslose und schwachmüthige, aber grausame und herzensharte Masse zu verbittern und zu vergiften. Wir thun immer so, als wäre für jede Begabung ohnedies reichlich gesorgt, und als käme es bloß darauf an, gerade die beste noch besonders zu belohnen. In Wahrheit aber ist bei uns zu wenig Raum, zu wenig Sonne und Liebe und zu wenig Brod und Achtung für das Talent.

Wir müssen erst jeder künstlerischen Begabung die Möglichkeit vollen Wirkens sichern, ehe wir einer einen Preis zu geben wagen dürfen. Nicht die Künstler haben sich um eine Bettelsumme, sondern die Gesammtheit hat sich um den Schaffenden zu bewerben, um Jeden, nicht um Einzelne, daß keine Begabung verkümmere und verschmachte. Es handelt sich nicht um Concurrenzen von Künstlern, sondern um einen nothwendigen allgemeinen Wettbewerb im Land, daß man alle die finde und bewahre, welche dem Dasein der Uebrigen erst seinen Sinn, seinen Glanz und Reiz, seinen Zauber und seine Zukunft geben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Fräulein Doctor.

Von Josef Stutzin.

Der Selbstmord eines Liebespaares, das wir fast Alle kannten, brachte eines Abends das uralte Thema des Selbstmordes auf's Tapet. Ein geistlicher Herr that sehr erregt über dies übermüthig-eigenmächtige Eingreifen in sein Schicksal, das einem Menschen in keiner Weise zustehe. Dagegen erklärte ein neunzehnjähriger Student mit einer frischen und tadellosen Quarte, eines Weibes wegen lohne es sich freilich nicht, sich todtzuschießen, es blieben ja noch genug Weiber übrig. Aber sonst wär' es das Erste, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn man nicht mehr leben könne, wie man wolle und müsse. Der Hausherr aber, der Vater dieses Jünglings — ein sehr corpulenter und etwas ängstlicher Rentier — gerieth ob dieser Todesverachtung seines Sohnes in eine solche Wuth, daß er kurz und heftig erklärte: Wenn man diesen Gelbschnäbeln von Selbstmordcandidaten statt der Kugel lieber eine gehörige Tracht Prügel an entsprechender Stelle verabreichte, würden ihnen die Selbstmordgedanken schon von selbst vergehen.

Da warf der Hausarzt, ein alter Sanitätsrath, mit einem typischen ärztlichen Lächeln ein:

„Ich weiß von dem Selbstmord einer jungen Dame, bei dem Sie Ihre Behauptung kaum aufrecht erhalten würden, Herr Mahnke."

Herr Mahnke, der Hausherr nämlich, erwiderte etwas gedämpft: „Meinen Sie? Ich pflege meine Meinung sonst nicht so schnell zu ändern."

Aber die Hausfrau, eine kleine, ältliche Dame mit süßlichen Augen, fiel lebhaft ein:

„Erzählen Sie doch, Herr Rath. Sie erzählen ja so interessant."

Der Rath nahm die Havannah aus dem Munde und fing lächelnd an:

„Ich kannte sie selbst, sie hieß Ella Frittgens und war ein schlankes, gut gebautes Mädchen mit eigensinnigem, rothem Haar und kalten blauen Augen. Ihre Mutter war schon früh gestorben, und ihr Vater, ein pensionirter Major, verhätschelte die kleine Ella bis zum Uebermaß. Alles mußte sich nach ihren Launen richten, und was sie that, war wohlgethan. So wurde sie ein eigensinniges, capriciöses Ding. Sie las sehr viel und so ziemlich, was sie wollte. Eines Tages — sie war damals ungefähr siebzehn — fiel ihr die Autobiographie von Sfonja Kowalewskaja in die Hände. Ob das Buch schlummernde Keime und Träume wachgerufen oder erst solche in sie hineingelegt, ist schwer zu sagen. Aber das Resultat dieser Lectüre war, daß sie ihrem Vater kurz und bündig erklärte: sie müsse studiren! ... Sie wollte ihre Kraft und Ausdauer nicht in der Herausstreichung ihres bißchen Jugend und Weiblichkeit anlegen, damit von ungefähr ein Mann daran kleben bliebe wie der Schmetterling am süßen Pflanzenstaub und damit sie dann voll Demuth und Bescheidenheit den ganzen Zweck ihres Daseins darin sähe, Magen und Sinne ihres Mannes befriedigen zu können. Ein freies, unabhängiges Weib wollte sie werden, ein Weib, das sich selbst sein Schicksal formte und bestimmte. Und vor Allem wollte sie — wissen! Freilich hatte sie vom Wissen weder Begriff noch Vorstellung, denn für die Räthiel der Welt und Natur fehlte ihr jedes Verständniß. Aber das Bewußtsein des Wissens reizte sie, das Bewußtsein, der ganzen Sippe der Männer, die dem Weibe gegenüber mit ihrem Wissen sich nicht breit genug thun können, gerade durch ihr Wissen zu imponiren, ihnen darin um Kopeslänge überlegen zu sein ...

Der Vater, der ergraute Soldat, war entsetzt und empört zugleich und schwor, daß, so lange er lebe, seine Tochter keins von den „neuen Weibern" werden sollte. Aber Schwüre gegen ein geliebtes Kind hält man ebenso wenig wie Schwüre gegen ein geliebtes Mädchen. Der Alte konnte den Kummer seiner Ella, die er noch immer vergötterte, schließlich nicht mitansehen und gab schweren Herzens nach. Im Stillen aber hoffte er, daß das Ganze nicht mehr als eine Caprice seiner eigensinnigen Kleinen sei, die mit dem Mangel an Widerstand bald den Reiz für sie verlieren werde.

Aber er irrte sich.

Sie fing nun schnell mit Latein und Griechisch an. Sie arbeitete rastlos, sie arbeitete mit der ganzen Kraft und Hingebung eines eben erblühten ungebrochenen Weibes — an einer stumpfen und fade Arbeit. Es war ihr, als ob sie durch irgendwo ganze Haufen kalter Steine in ihr Gehirn preßte, es sträubt sich, es will die Fremdkörper hinausstoßen, sie aber stößt, schiebt, preßt sie gewaltsam hinein, gewaltsam und unerbittlich. Ihr ganzer Organismus wehrt sich. Ihre prallen, rothen Backen werden bleich und schlaff, Steifigkeit befällt ihre elastischen Glieder, ihr Auge kriegt etwas Spitzes und Starres ... Aber wenn ihr alter, betrübter Vater sie nach ihrem Befinden fragte, bekam er die stereotype Antwort: Ich bin froh und zufrieden, und meine Arbeit macht mich glücklich!

Sie log, und sie wußte, daß sie log, und diese erste Lüge ihres Lebens schmerzte tief die gute, ehrliche Seele. Aber die Angst, durch einen Abfall von ihren Zukunftsplänen sich lächerlich zu machen — in unserer kleinen Stadt war sie bereits eine Berühmtheit geworden — die Angst, durch ihren Abfall das grinsende Hohnlachen ihrer Tanten und

Digitized by Google

Vettern noch mit einem Triumph zu krönen, lastete wie eine unerbittliche Riesenfaust auf ihr und zermalmte rücksichtslos jede bessere Regung ihres Gefühles.

Im Stillen freilich lebte in ihr die Hoffnung, daß, wenn sie erst den trockenen Gymnasialkram hinter sich hätte, andere Zeiten kommen würden. Nicht aus todten, vergilbten Büchern, sondern aus den Quellen des Lebens selbst würde sie ihr Wissen schöpfen, — ein Anschauen und Genießen sollte es werden, und kein mechanisches, qualvolles Einpauken.

Sie bestand die Reifeprüfung mit Glanz und ging zur Universität, um Medicin zu studiren. Das geheimnißvolle Leben und Wirken des menschlichen Organismus, das Ineinandergreifen von Millionen unsichtbarer Kräfte sollte sich ihr enthüllen, des Menschen nacktes Innere und Aeußere — sie selbst — sollte klar vor ihrem Auge liegen wie ein ausgebreitetes Kleid.

Aber es kam anders. Die alten Qualen wiederholten sich, nur zehn- und zwanzigfach. Wieder drückte man ihr Bücher in die Hand, dickbäuchige und schwerfällige Bücher, und das mechanische Auswendiglernen begann von Neuem. Aber während sie früher nur Vocabeln, Regeln und Zahlen auswendig zu lernen brauchte, lernte sie jetzt Begriffe und Vorstellungen auswendig.

„Begriffe und Vorstellungen auswendig lernen — fassen Sie, meine Herrschaften, diese Qual? Man schildert Ihnen einen Gegenstand, beschreibt Ihnen haarscharf seine einzelnen Theile, deren Zusammensetzung, Functionen und Verzierung, — Ihr Hirn ist wie ein wildes Pferd, es will das Bild des Gegenstandes absolut nicht fassen, und Sie müssen es fassen! Sie sitzen Tag und Nacht, um sich durch begriffslose Pauken ein klares, lebendiges Bild zu schaffen, aber vergebens. Es bleibt Ihnen nichts als die wüthende, qualvolle Verzweiflung.

Schließlich wird einem sein armer Kopf zu einer Trödlerbude. Eine Menge staubiger und morscher Sachen wälzen sich da herum, strömen einen dumpfen, moderigen Duft aus und verpesten die ganze schöne, lachende Sonnenwelt . . .

Aber, werden Sie wohl einwenden, da waren ja Leichen und Kaninchen und Frösche und Präparate allerlei Art! Man brauchte nur hineinzugreifen, um seinen Hirnkasten mit einer schweren Menge der schönsten Photographien vollzupacken! Aber das war gerade die furchtbarste aller Qualen, die die Arme bis dahin ausgestanden. Ihr Gehirn konnte sie zwingen, aber ihre Finger nicht. Stellen Sie sich vor: Mit Schürze und Messer bewaffnet sitzt sie an der Leiche und weiß nicht, was beginnen. Im Kopfe kennt sie jedes Nervenfäserchen, aber an der Leiche erkennt sie nichts. Sie sieht ein unentwirrbares Kunterbunt von Fett, Nerven und Gefäßen und arbeitet mit Angst und Beben daranf los. Das Messer ist eigensinnig, es geht gerade dahin, wohin sie nicht will, und nach einer Stunde gleicht ihr „Präparat" einer Schüssel Schabfleisch . . . Die Umsitzenden lächeln oder lachen, je nach ihrer Erziehung und Temperament . . .

Dann noch die grausame Schlußscene: Der greise, joviale Anatom kommt, begleitet von einer Schaar Studenten, die auf ihn lauern, an ihr Präparat heran, lächelt verschmitzt, wie bei einem kleinen Kinde, wenn es eine große Dummheit gesagt, und mit seinem stereotypen Witz: „Nun, Fräulein, Sie haben Ihre Arbeit wieder einmal glänzend — verdorben", nimmt er's ihr aus purem Mitleid ab. Bei einem männlichen Studenten hätte er's nicht einmal angesehen.

Voll Wuth und Verzweiflung, mit gewaltsam niedergehaltenen Thränen, stürzt sie nach Hause und arbeitet mit heißer Stirn die ganze Nacht durch — an einem Buch . . .

Ich glaube, Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen noch sage, daß dasselbe Mädchen, das ihren falschen Ehrgeiz so theuer büßen mußte, bombastische Reden in den Vereinen der Frauenrechtlerinnen hielt . . . Meine Herrschaften, diese Gegensätze sind wohl tragikomisch, aber sehr natürlich!

Ein gewaltsamer Drang nach Rache durchglühte die Arme, sie war ja kein Fischblut. Sie wollte, sie mußte sich rächen für ihr verfehltes, verbittertes Leben, für ihre martervollen Tage und Nächte. Und sie rächte sich: in wilder, sinnloser Wuth schleuderte sie die absurdesten Angriffe gegen Staat und Gesellschaft, die die Rechte der Frauen mit Füßen treten, sie zu willenlosen und unwissenden Sclavinnen heranbilden, um sie desto leichter ausbeuten zu können . . .

Dutzende von Närrinnen und Geblendeten jubelten ihr zu, und ihr warmer Jubel that ihrem öden Herzen gut."

(Diese letzte Bemerkung erregte einige Verstimmung unter den Damen, und eine sagte spitz: „Es ist doch komisch, Herr Rath, wie Sie so genau wissen, was die junge Dame alles empfunden hat —." Der Rath erwiderte mit einem feinen Lächeln: „Wenn Sie mir noch einige Minuten Geduld schenken wollen, werden Sie sich nicht mehr wundern, gnädiges Fräulein" und fuhr fort):

„In die Zeit ihrer Anatomie fällt noch eine kleine Episode. Neben ihr arbeitete ein etwas träumerisch dreinschauender junger Mensch. Er trug ein stilles Wesen und arbeitete mit einer seltenen Exactheit. Vorsichtig und geschickt fuhr er mit dem Messerchen durch den wirren Complex der Adern und Nerven — wie ein Seemann, wenn es gilt, jeden Augenblick eine Klippe zu umfahren — und wenn er schließlich, nach endloser Mühe und Geduld, sein Präparat fein säuberlich und zierlich fertiggestellt hatte, stand er davor und betrachtete es mit zufriedenem Lächeln, wie ein Maler sein gelungenes Bild.

Er war ihr öfter behülflich gewesen, und eines Tages sahen sie sich mitten in der Frauenfrage. Er sprach mit vieler Einfachheit und Wärme, so daß unsere Studentin den bissigen Spott, den sie sich bei den Frauenrechtlerinnen angewöhnt, nicht gut anwenden konnte. (Herr stud. med. Victor Lamprecht verfertigte in seinen Mußestunden ebenso keusche wie ungeschickte Carmina an seine Liebste).

„Die Frauen," sagte er, „die studiren, kommen mir vor wie Leute, die Perlen wegwerfen, um nach Regenwürmern zu graben. Was wollen sie erreichen? Bildung, Wissen, Können — etwas Alltägliches und Triviales, das in Hunderten von Exemplaren unbeachtet auf den Straßen herumläuft. Aber was geben sie dafür preis? Die Schönheit, — die seit Tausenden von Generationen vom Weibe still und zäh gepflegt wird, des Weibes einzige, unangreifbare Waffe, das Einzige, weßwegen das Leben noch lebenswerth ist. Durch den harten Kampf um's Dasein ist der Mann rauh und eckig geworden, die knochige, schwielige Faust ist seine einzige Errungenschaft. Hübsche Männer sind bei uns so selten wie Perlen im Sand. Aber fern vom entstellenden Kampfe, in häuslicher Stille hat die Frau seit Jahrtausenden in ununterbrochener Pflege an der Schönheit ihres Körpers gearbeitet — und mit welchem Erfolg! Sehen Sie doch nur die herrlichsten Bilder und Statuen an — weibliche Figuren, weibliche Gesichter. Und doch sind sie nur blasse, farblose Copien des schönen weiblichen Körpers, der nicht eine einzige todte Form, sondern jeden Augenblick neue Plastik, neue Grazie, neue Schönheit bietet . . . Aber diese kostbare Errungenschaft von Jahrtausenden geht rettungslos zu Grunde, wenn die Frau in das rauhe Getriebe des Mannes eingreift oder — was noch trauriger — eingreifen muß. Sehen Sie die große Masse der Arbeiterinnen oder auch Ihre wirklich arbeitenden Colleginnen an — wir befinden uns zwar erst im Anfangsstadium —: schlaffe, abgespannte Gesichter, glanzlose Augen und wie viel Nachlässigkeit in Kleidung und Haltung! . . . Man hat für Toilette nicht viel Zeit übrig, hält es wohl auch für zurückgeblieben, sich besonders viel mit solchen Kleinigkeiten zu befassen, schließlich kommt auch der Sinn dafür abhanden . . ."

Sie widersprach natürlich, Gegengründe waren auch nicht schwer zu finden, und sie schieden Beide mit unfreundlichen Gefühlen, er im selbstgefälligen Glauben, daß sie ihn nicht verstünde —, und sie geärgert und betrübt zugleich. Denn eine alte Empfindung, die sie längst für todt hielt — ihre Einbildung auf ihr bißchen Schönheit — wachte wieder auf, und dieses Erwachen that ihr jetzt weh.

Die ersten zwei Studienjahre verstrichen, und wie die Menschen nun einmal sind, ohne Hoffnung können sie nicht leben, und wenn sie keine haben, suchen sie sich welche einzureden. Unsere Studentin hoffte, daß die klinischen Semester ihr das Heil bringen werden. Dann wird sie nicht mehr mit Fröschen und Leichen, sondern mit Menschen, mit kranken, heilungsbedürftigen Menschen zu thun haben. Der ganze Sinn und Zweck ihres Studiums wird ihr in lebendiger Verwirklichung vor's Auge treten. Sie wird lernen, wie man Schmerzen lindert, Krankheiten heilt . . .

Mit frischen Hoffnungen ging sie in die Frauenklinik. Etwa hundert Studenten und einige Studentinnen saßen auf den Bänken, und auf dem Untersuchungstische lag eine Frau mit entblößtem Unterkörper. Man stand der Reihe nach auf, um zu untersuchen, und als die Reihe an sie kam, packte sie ein so drückendes Gefühl von Scham, Ekel und Angst, daß sie ohne Sinn und Empfindung an der vor Schmerzen sich windenden Kranken herumtastete, bis sie schließlich der noch ziemlich junge Docent mit einer bissigen Bemerkung — „sie wisse nicht einmal in ihrer eigenen Branche Bescheid" — auf ihren Platz wies. Die Collegen lachten laut auf . . . Und am selben Tage erlebte sie eine noch schwerere Demüthigung in der chirurgischen Klinik. Das kraftlose Wimmern, das jammernde Stöhnen und die durchdringenden Schmerzensschreie der Kranken machten sie so beklommen, daß sie fast umfiel. Aber sie nahm sich mit Gewalt zusammen. Man durfte ihr ja Nichts anmerken! . . . Da saß ein Mann mit einem gebrochenen Arm. Jede Bewegung bereitete ihm Höllenqualen, und sie sollte ihn untersuchen! Sie empfand eine solche Angst, daß sie glaubte, der Athem würde ihr stocken bleiben . . . Da rief man ihren Namen aus . . . Wuth und Trotz packte sie, sie preßte die Zähne aufeinander. Wartet mal, Bestien — dachte sie — ich werde euch schon zeigen, daß ich nicht feige bin . . . Mit gewaltsam erkämpfter Festigkeit trat sie an den Kranken heran, packte den schlimmen Arm und zerrte ihn mit ungeschickten Stößen hin und her, wie wenn er ein Holzstummel wäre. Der Arme schrie auf wie ein geschlachtetes Rind, und der nervöse Chirurg donnerte sie wüthend an: „Fräulein, Sie vergessen wohl, daß es ein Mensch ist!" Alle sahen sie unwillig an, die gefühllose Hyäne . . .

Wieder waren Jahre vergangen, und endlich kam der Tag, an dem sie das Staatsexamen hinter sich hatte. Es wimmelte von Gratulanten, ganze Deputationen fanden sich ein. Ihr Name ging durch alle Blätter der Residenz. Die Radicalen widmeten ihr ganze Hymnen, und das Radicalste schmiedete „aus der wieder einmal sonnenhell bewiesenen Tüchtigkeit des Weibes" die heftigsten Anklagen gegen Staat und Gesellschaft, die noch immer u. s. w.

Aber sie selbst war ehrlich genug, um sich zu fragen: Soll ich lachen oder weinen über dieses verbrecherische Spiel der Kinder, Narren und Lügner? . . . Ihr Hirn war so trocken, so inhaltslos wie eine luftleer gepumpte Flasche. Nun, da sie das Ziel erreicht hatte, wußte sie nur zu gut, daß sie das Ziel für immer verfehlt hatte. Sie war prak-

Digitized by Google

tische Aerztin, — aber außer einem paar belangloser Recepte konnte sie nichts für ihre Praxis. Es fehlte ihr für ewig und immer die kräftige und entschlossene, aber von Vernunft und Besonnenheit geleitete Faust des Mannes.

Was sollte sie nun beginnen? Helfen und heilen konnte sie nicht — das gestand sie sich unumwunden ein. Sollte sie sich mit glatten Redensarten und hohlen Phrasen durch's Leben lügen? Ach, diese edle Zunft ist ja zu groß, und es reizte sie nicht, sie noch zu vermehren. Aber auch zurück konnte sie nicht, sie konnte nicht mehr Frau, nur Frau werden. Ertödtetes kann man im Leben nicht mehr zurückrufen, das wußte sie zu gut. Um das Leben zu genießen, gehört mehr als Wille und Erkenntniß, dazu gehört frische, lebendige Kraft. Sie aber war welk und saftlos wie eine bis zum letzten Tropfen ausgepreßte Citrone.

Sie konnte nicht rückwärts, sie konnte nicht vorwärts. Sie hatte nur einen Weg, den sie so natürlich und selbstverständlich fand wie das Zusammenbrechen des morschen, abgestorbenen Baumes, und diesen Weg beschritt sie. Drei Tage nach ihrem glücklich bestandenen Staatsexamen nahm sie Cyankali . . .

Und nun, Herr Mahnke, frage ich Sie, hätte auch diese Selbstmörderin Ihre Allheilmittel — eine wirksame Tracht Prügel an entsprechender Stelle — verdient?"

Herr Mahnke schwieg, und Niemand sprach ein Wort. Der alte Sanitätsrath aber fügte mit schwachem Lächeln hinzu: „Ich bin ja Ihnen noch die Erklärung schuldig, woher ich das Alles weiß. Ich habe ihren letzten Brief an ihren Vater gelesen, und was ich Ihnen gesagt, ist nicht einmal eine freie Erzählung."

Aus der Hauptstadt.

Wanderungen im Lande der Haidschnucken.

Heute glaubt man ja nicht mehr allgemein an die Existenz eines die Lüneburger Haide bevölkernden peuple sauvage, nommé Haidschnucken. Heute, wo dies liebenswürdige und nützliche Gethier langsam auszusterben beginnt und seine früheren Weideflächen sich in große Schießplätze verwandelt haben, heute ist die Lüneburger Haide nicht mehr im Bier-Verruf. Und zuweilen, wenn ein hervorragender Volkswirth sich mit der Uebervölkerungsfrage plagt, entwickelt er in der „Woche" und in anderen streng wissenschaftlichen Zeitschriften eingehend die Theorie, daß nur Urbarmachung und Colonisirung der Lüneburger Haide dem Verderben wehren könne. Neben den Nationalökonomen lieben neuerdings auch die Künstler das einsame Land. Sie bringen uns Haide-Sonnenuntergänge und -Mondscheinstimmungen in Masse, an denen höchstens auszusetzen ist, daß sie die Natur gefällig fälschen, indem sie ihre koketten Launen, nicht aber ihr Alltagsgesicht schildern. Immerhin, der Haidebewohner darf im zwanzigsten Jahrhundert schon mit einigem Stolze von sich sagen, daß man ihn zu beachten anfängt. Das ist wenig, aber herzlich. Allerdings hat ihn der Mangel an Aufmerksamkeit, womit ihn die umliegenden Großstädte und Königreiche bisher beehrten, verhältnißmäßig wenig geschmerzt. In der Haide sitzt ein zähes, trotziges und sich seines Werthes wohl bewußtes Bauernvolk. Unter zweihundert oder dreihundert Morgen thut es hier Niemand, und die Strümpfe und die Bibeln, so sagt man, bergen in jedem Hause hübsche Ersparnisse. Als wir in einem Dörflein bei Visselhövede auf dem breiten Markt saßen, gesellte sich ein Achtzigjähriger zu uns und wies vergnügt schmunzelnd auf die mächtige Linde, die mitten auf dem Platze emporragte und ihn beschattete: „Den Boom hew' ick plant't! — Und all dat is mien," fuhr er fort, auf die Gärten und Aecker zeigend, die sich jenseits des Marktes dehnten. „Sapperlot," meinte der kluge Hauptstädter, der mit uns gepilgert war. „Wenn man das Terrain in Berlin hätte, das wäre ja Hunderte von Millionen werth. Sagen Sie mal, Meister, falls Ihnen Jemand so einige fünfzig Millionen für Ihr Besitzthum böte, da griffen Sie wohl auch mit beiden Händen zu?" Der Alte kaute an seinem Cigarrenstummel. „Ne," stieß er nach einer Weile hervor, „dann wär'ck ja keen Bur mehr!"

So ist das Haidevolk.

* * *

Man gewinnt die Haide lieb, wenn man sie öfter besucht. Zumal im September, in den köstlichen Tagen der rothblühenden Erika . . . Doch auch im kargen Schmuck ihrer erlbuschumrahmten, mit wohlhabenden Dörfern geschmückten Flüßchen entfaltet sie eigene Reize, und wer nach anstrengendem, grauenhaft ödem Tagesmarsche im lieblichen Harber eintrifft, oder in Munster an der Oertze mit seinem baumumstandenen Weiher, den entzückt nothwendig das schmucke Feldsteinkirchlein, das aus alten Eichen, Linden und Buchen aufsteigt; die Wassermühle, die sich in der märchenhaft gefärbten Fluth spiegelt; das Brücklein, das so niedliche Ausblicke gewährt, und hinter alle dem die Abendsonne, eine durch Rauchschleier blinkende, rothe Schiffslaterne, die wunderliche Lichteffecte über dies Paradies im Kleinen ausgießt. Doch wohl verstanden — das bißchen Schönheit gefällt uns nur deßhalb so über die Maßen, weil es wie ein Trunk frischen Brunnenwassers nach entnervender Wüstenwanderung wirkt. Wer die Haide kennen lernen will, der muß zu Fuß durch die schattenlose, verbrannte, graue marschiren, zur Sommerszeit, wenn in der ganzen lieben Welt Alles in lauter Blust und Herrlichkeit steht und nur hier der Tod waltet. Erst wenn man die Haide so gesehen hat und doch immer nach ihr zurückstrebt, darf man sagen, daß man sie liebgewonnen habe.

Ich weiß noch, wie wir uns von Uelzen, dem berühmten Auswanderer-Bahnhof, aus auf den Weg machten. Hinter Wriedel hob er an, seine Schrecknisse langsam zu entfalten. Hatten wir bis dahin, theils längs der Bahnlinie marschirend, theils in dem dämmerigen Buchenwald zu ihrer Rechten verschwindend, immer wieder Gärten, kornüberwogte Felder, prächtige Baumhallen zwischen kurzen Erikastrecken auftauchen sehen, so verschwand jetzt der letzte Zug landschaftlicher Anmuth. Hier that sich die Lüneburger Haide keinen Zwang mehr an und gab sich, wie sie ist, ohne störendes Brimborium, ohne alle Culturansätze, ohne Augentäuschungen frei nach Potemkin. Hier lag sie im unumwundenen, tiefen Negligée vor uns. Zu beiden Seiten des schmalen Fußsteiges, der durch schiren Sand, Ginster und dürres Haidekraut lief, kroch niedriges, verhungertes Kiefergebüsch hin, das schon lange darauf verzichtet haben mußte, ein sommerlich grünes Kleid zu tragen. Von der Wurzel bis zur sogenannten Krone war es mit grauweißen Flechten und farblosem Moos bedeckt, und die Nadeln gingen ihm aus, wie den führenden Ueberbrettlern das Haupthaar. Meilenweit hemmte keine Erhebung, kein Haus, keine irgendwie respectable Baumgruppe den Blick. In dunklem, eintönigem Bann lag die Erde da, und wo sie, ganz unten am Horizont, mit dem schmutzig-grauen Himmel zusammenstieß, gab es eine unerquicklich curiose Farbenmischung, die von den allbekannten malerischen Reizen dieser Gegend im Abendlicht absolut nichts errathen ließ. Wie das Banner langweiliger Oede wehten die Wolkenmassen gemächlich über die Landschaft hin, und es schien, als gäben sie sich hier außergewöhnliche Mühe, ganz besonders reizlos und mißfarben auszusehen. Sie wollten das Zusammenspiel nicht stören. Manchmal erhob sich aus dem Sande eine kränkliche, überschlanke Birke, die ihr Gezweig trübselig hängen ließ; manchmal krächzte ein melancholischer Vogelsonderling durch die Luft, den Gott weiß welche bitteren Herzenskränkungen in diese Einsamkeit vertrieben haben mochten. Selbst an Insecten schien es hier zu fehlen. Kein Surren, kein Zirpen und Brummen. Nur der Wind strich in gemessenen Zwischenräumen durch das trockene Kraut, und dann stieg traumhaftes Gesumm auf. Aber so leis es klang, und so rasch es wieder erstarb, in die unheimliche Stille drang es fast vorlaut und geschwätzig hinein. Wir schwiegen wie die Natur um uns. Und Niemand war eines fröhlichen Gedankens fähig. Wie es in der Lebensarbeit jedes Sterblichen wüste, sandige Strecken giebt, Tage, Wochen, da nichts gedeiht, und das Wenige, das man pflichtgemäß aus sich heraufpumpt, unfruchtbar und unerquicklich im Kerne ist, so giebt es sandige Strecken auch in der schöpferischen Thätigkeit Gottes. Deß zum Beweise und uns schwachen Menschen zum Troste ward die Lüneburger Haide auf die Welt gesetzt.

Wie der Abend langsam hereinschlich und uns noch immer auf der niederdrückenden Wanderung durch Sand und Steppenkraut sah, schob er die Wolkendecke ein wenig bei Seite und schien einen Haide-Sonnenuntergang, einen von den oft gemalten, in Scene setzen zu wollen. Dies verwaschene, aus Silber und Purpur gemischte Licht aber, das sonst auch armselige Gegenden mit dichterischem Zauber verklärt und wenn nicht den Augen, so doch der Phantasie tausend verborgene Schönheiten enthüllt, hier dient es nur dazu, den spukhaften Eindruck der Wüstenei zu erhöhen. Was der graue Schein des Regentages wohlthätig verborgen hatte, nun trat es grell beleuchtet hervor. Die Feldsteinmassen, die noch in dem stellenweis umbrochenen Boden ruhten; die verkümmerten, nach Nahrung schreienden Disteln, denen es trotz verzweifelter Anstrengung nicht gelingen wollte, in diesem Jahre noch Blüthen zu treiben; das zusammengekrümmte, wie Papier trockene Laub des spärlichen Birkichts und endlich die schauderhaften Flechtenmäntel des Nadelholzes — o, mit tausend Zungen erzählten sie von dem fürchterlichen Walten des Gespenstes, das in diesen Gebieten umgeht, an keine Stunde und keine Geisterregel gebunden.

Wer einen dritten, einen vierten Tag in dieser Stille bleibt und sich absichtlich den spärlich verstreuten Dörfern fernhält, dem scheint das unholde Bild von gestern und vorgestern mit jeder Stunde unholder, grauer, niederdrückender. Wenn man bis zum Abend die ganze, ganze lange Zeit hindurch auch nicht während einer Minute Veranlassung gehabt hat, neugierig den Blick zu heben, um sich irgend einer noch so unbedeutenden landschaftlichen Nettigkeit zu freuen — dann kommt man allmälig in die Stimmung, wo Einem das Haidegespenst sichtbarlich zur Seite schreitet und Einem die Poesie der Haide, diese Todtenpoesie, aufgeht. Da löscht die fürchterliche Einsamkeit jeden frohen, farbigen Gedanken aus, bindet dem Geist die Flügel und erlaubt nicht, daß er sich über die Höhe des kümmerlichen Pflanzenwuchses ringsum erhebe. Du wandelst wie im Halbschlaf, und wenn Du im nächsten Augenblick unwillkürlich beginnen würdest, von eins bis tausend zu zählen, Du wunderteſt Dich nicht darüber. Stumpf und theilnahmlos anfänglich,

Digitized by Google

dann in melancholischem, vergrämtem, freudlosem Mißmuthe schleicht man die beschwerlichen Sandpfade entlang, wie eine hellenische Seele über die Asphodeloswiese. Und seltsam! Denkt man, nicht ohne Anstrengung, des Lebens da draußen, des eigenen Lebens und Schaffens, so faßt es Einen wie unsäglicher Kleinmuth, wie Verachtung und Widerwillen vor sich selbst. Ein Gefühl finsterer Leere, galliger Verbitterung wickelt wie eine große Spinne alle die lieben, freundlichen Vorstellungen, die spielerischen Mücken in ihre Fäden ein und saugt ihnen das Blut aus.

So des Gespenstes Einfluß, das Dir unheimlich über die Schultern blickt. Und daneben etwas Anderes von gewaltiger, zwingender Allmacht, etwas Poesievolles und Großes. In dieser verschwiegenen Einsamkeit demüthigt man sich vor sich selber, so tief wie nie. Man lernt wieder das Knie beugen vor dem Dämonischen, Weltbeherrschenden, das ehern auf uns niederstarrt und dem wir nichts sind als anmaßlich freche Infusionsthierchen, all' unser Treiben nichts als sinnloses Fratzengaukelspiel. O, man lernt und man erkennt, welcher Abgrund klafft . . .

Das ist das Haidegespenst. Und das ist die Poesie der Haide.

* * *

Anders als auf der ersten Wanderfahrt grüßt die Haide Dich, wenn Du ihr ein vertrauter Freund geworden bist. Du siehst dann über die graue Oede fort, und das Auge bleibt an den bescheidenen Hübschheiten haften, die es nun doch ganz allmälig, eine nach der andern, ausspürt. Da giebt es, mitten im erbarmungswürdigen Tann, doch plötzlich sandige Hohlwege von eigenthümlichem, finsterem Reiz, giebt es Aussichtspunkte über die endlose Ebene und kleine Bodensenkungen, Schluchten, „Raubkammern" und „Todtengründe", die mit ihrem hungrigen Pflanzenwuchs, ihren müden Farbenstimmungen und dem bleiernen, schwülen Schweigen darüber wirklich wie offene Grabstätten sind. Alles das aber versinkt neben dem prangend schönen Bilde der Haide um die Zeit der Erikablüthe. Diese Sonntags-Herrlichkeit erschließt sich freilich völlig nur Dem, dem die Haide auch im grauen Alltagsgewand nicht fremd ist.

* * *

Nach und nach kommt die Haide in Aufnahme als sommerlicher Luftkurort. Von Hamburg und Bremen her verstärkt sich der Zuzug alljährlich, und die Hauptstadt des Erika-Reviers, Lüneburg, schickt immer größere Expeditionen touristischer Forscher in sie hinein. Lüneburg — das ist überhaupt eine Stadt, von der ich nur in Ausdrücken des Schwärmens reden kann. Nürnberg und Hildesheim, Goslar und Lübeck beschämen all' in ihrer mittelalterlichen Pracht Lüneburgs Hauptstraße „Am Sande" nicht. Malerisch winkt Giebel neben Giebel, gediegener Urväterbau; zum Entzücken schlanke Kirchthürme, die aus gewaltigen Backsteinleitern emporsteigen, überragen und krönen das farbige Gewirr. Kirchen von echt niedersächsischer Kunstschönheit; Kirchen, aus denen vornehmlich der trotzige Stolz, die kernige Gediegenheit lüneburgischer Rathsleute spricht. Nur obenhin erwähnt der Bädeker den Viskulenhof und den Rothen Hahn, alte Kaufherrenbauten, darin sich längst verschollene Jahrhunderte gleichsam gefangen haben, auf deren Höfen und in deren Räumen man traumverloren wandelt, ein anderer Mönch von Heisterbach. „Tausend Jahre sind Dir wie ein Tag".

Im Rathskeller giebt es famose Bilder des jungen Hugo Friedrich Hartmann, der im benachbarten Bardowieck hauft, und außerdem einen famosen Rothen. Ueberhaupt, auf den Rothwein verstehen sich die Haidemenschen. Ich könnte Ihnen von dem Stammtisch beim Kröger Wunderdinge erzählen, von dem Stammtisch, der seine Sitzungen Morgens um 10 Uhr beginnen läßt und dem offenbar die ältesten Leute Deutschlands angehören.

* * *

Eine Stunde hinter Lüneburg liegt Bardowieck. Das war einmal, vor dem Jahre 1189, wo der Welfe Heinrich sie verbrannte, Norddeutschlands Handelsempore. Heute ist es ein von Gemüsebauern bewohnter Flecken, und Hamburg bezieht seine Carotten, seinen Salat und Kohl von ihm, dasselbe Hamburg, dessen Namen Anno 1189 ein Nichts war. Ja, der Welt Ruhm . . . Die versunkene Herrlichkeit predigen heute nur noch Reste des alten romanischen Domes, auf denen eine gothische Hallenkirche errichtet worden ist. Aber im Gemüth der Eingeborenen lebt fort, was vor einem Jahrtausend war, „der Erinnerung Fittich kreist noch um die verwunschene Stätte". Außer Reminiscenzen und jungem Gemüse gedeiht auch die Kunst in Bardowieck. Da ist ein Architekt, der den ganzen Norden mit Bauernhäusern guten, alten Geschmackes bedecken will; da ist der Maler Hartmann, dessen „Pflüger" und „Treidelpferde" auf der Berliner Secession dem Schöpfer ehrliche Freunde warben. Noch fehlen Dichter und Musiker, damit das Quartett voll werde. Es hebt überall zu blühen an in Deutschland; da soll man von der Haideblüthe nicht schweigen.

Max Kempff.

Offene Briefe und Antworten.

Krokodilsthränen.

Woher stammt diese Bezeichnung für erheuchelte, also unwahre und falsche Thränen? In Shakespeare's „Othello" — Tieck-Schlegel'sche Uebersetzung, ein Originaltext ist mir augenblicklich nicht zur Hand — heißt es im 4. Aufzug, 14. Auftritt:

Othello: „O, Teufel! Könnte
Die Erde sich von Weiberthränen schwängern,
Aus jedem Tropfen wüchs' ein Krokodil!"

Sollte dieser Stelle möglicher Weise die — man kann wohl sagen: vulgär gewordene Redensart „Krokodilsthränen" entstammen? Vielleicht ist die Sache interessant genug, um von Shakespeare-Kennern weiter untersucht zu werden.

Stargard (Mecklenburg). E. Spielmann.

Notizen.

Der Verlag von Fischer & Franke in Berlin, als Herausgeber des „Jungbrunnens" und des „Teuerdanks" weithin populär geworden, bietet in der Prachtausgabe der „Erzählungen zu den Wundern der alten Welt" von Marie Gräfin Witzleben, geb. Prinzessin Reuß j. L., dritte Auflage, illustrirt von Franz Müller-Münster, ein sehr schmuckes Geschenkwerk dar. Die Verfasserin beginnt mit „Ninus und Semiramis", also mit einer Schilderung der Entstehung der hängenden Gärten des babylonischen Obelisken und der babylonischen Mauer. Zur Entstehung des Labyrinthes giebt das darauf folgende „Märchen von der Gans, die fliegen wollte", die nöthigen Aufklärungen. In der Erzählung vom „Stein des Tabnit" sehen wir die Pyramiden entstehen. Und so weiter. In kurzen Vorbemerkungen werden besonders die benutzten Quellen angegeben. Ein „Geleitwort" von Dr. Paul Herrmann bietet eine ganz knapp gehaltene wissenschaftliche Einführung in das behandelte Thema. Der Verfasserin ist es glücklich gelungen, aus dem zerstreuten, spröden Stoff abgerundete, fesselnde Erzählungen zu gestalten. Mit feinem Sinn hat sie jene halb mythische, halb wirkliche Welt, der die Wunderwerke angehören, in fesselnden Blättern dem Leser vorzuführen verstanden. Die Pflichten des Illustrators hat Franz Müller-Münster in ansprechender Weise erfüllt. Bewegt er sich doch hier auch auf einem von ihm längst mit Vorliebe und mit glücklichstem Erfolge bebauten Gebiet. Es sei nur erinnert an einige ebenfalls für den Verlag von Fischer & Franke gelieferte Arbeiten, z. B. an die Illustrationen zu Meßmer's „Sagen und Sängen vom Lauenstein und Loquitzthal", an die Bilder zu „Marienkind und anderen Märchen der Gebrüder Grimm" und zur „Nymphe des Brunnens", Märchen von Musäus, und an die Zeichnungen (je 10 Blatt) „Stürmen und Drängen" sowie „Roß und Reiter in Sage und Legende", welche die 3. und die 20. Folge des „Teuerdanks" bilden. Diesen Schöpfungen reiht sich die neueste, vorliegende Arbeit würdig an. Kopfleisten, Zierstücke und figürliche Compositionen — Alles ist gleichmäßig gut ausgeführt. Mit richtigem Empfinden ist der Inhalt der Erzählungen und die äußere Erscheinung der dargestellten Personen und Ereignisse in vollen Einklang gebracht. Nirgends ist zu viel gegeben. Alles Störende ist ferngehalten. In seiner sehr hübschen Original-Einbanddecke macht das neue Buch einen vornehm-gediegenen Eindruck und legt das beste Zeugniß ab von den vortrefflichen Grundsätzen, welche der Verlag von Fischer & Franke bei seiner überaus rührigen, in jeder Hinsicht anerkennenswerthen Thätigkeit befolgt.

Zur gefl. Beachtung.

Da ich bis Ende August l. J. von Berlin abwesend bin, bitte ich dringend, während dieser Zeit unverlangte Manuskripte nicht an die Redaction senden zu wollen. Ihre Erledigung würde sich unerwünscht verzögern.

Gleichzeitig weise ich darauf hin, dass alle Honorar-Angelegenheiten etc. vom Verlage, W 57, Katzlerstr. 4, nicht von mir, erledigt werden.

Richard Nordhausen.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Thüringisches **Technikum Ilmenau**
für Maschinen- u. Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Staatskommissar.

Verlag von Roßberg & Berger in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der **American Academy of Political and Social Science.**

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Wolframs von Eschenbach
Parzival und Titurel.
Herausgegeben und erklärt
von
Ernst Martin.

I. Teil: **Text.** geh. ℳ 5,—.
II. Teil: **Kommentar.** ℳ 12,—.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler,
Braunschweig.

(Gegründet 1883.)

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** ℳ 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ 4.
Salomon Süditalien. ℳ 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ 4.

Berl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Träumereien eines Nachtwandlers.
Dichtungen
von
Otto Promber.
Preis Mk. 1.—.
Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaßlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 1. August 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Donau, der größte deutsche Strom, und ihr Mündungsland Rumänien. Von Kurd von Strantz. — Die Versicherung der Privatbeamten. Von Mil Richter (Leipzig). — **Literatur und Kunst.** Die sociale Bedeutung der Kunst. Von Karl Noetzel. — Edvard Munch. Ein Versuch von Sigbjörn Obstfelder. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen. Von Luise Wolf. — **Feuilleton.** Eine moderne Ehe. Von Else Rema. — **Aus der Hauptstadt.** Unter'm Strich. Von Timm Kröger. — Notizen. — Anzeigen.

Die Donau, der größte deutsche Strom, und ihr Mündungsland Rumänien.

Von Kurd von Strantz.

Dem deutschen Volke ist das Mißgeschick widerfahren, daß sich die Mündungsgebiete seiner beiden größten natürlichen Wasserstraßen in fremder Hand befinden. Ihm ist daher das Bestimmungsrecht über seine Ströme vom Oberlauf bis zum Meereseinfluß in störender Weise beschränkt. Der Rhein durchfließt freilich nur deutsches Volksgebiet. Aber die schweizerischen Oberdeutschen und die holländischen Niederdeutschen hegen keineswegs besonders herzliche und brüderliche Empfindungen für das Mutterland. Auch die südliche Nachbarin des Rheins in den Niederlanden, die Schelde, ist ein deutscher Fluß, der nur auf deutschem Volksboden seine Wogen wälzt, wenn auch leider bei der Abrechnung mit Frankreich in den Befreiungskriegen der südliche Theil des Hennegaues französisch geblieben ist. Ihre breiten Mündungsarme mit dem Antwerpener Hafen sind wirthschaftlich Deutschlands Thore. Dank der vlämischen Bewegung und aus Furcht vor der schon öfters erfolgreich versuchten Einverleibung in Frankreich sind jedoch im unteren Scheldebecken deutschfreundliche Gesinnungen zu finden, die freilich ebenfalls einen triftigen wirthschaftlichen Grund haben. Deutschland ist eben das Hinterland, dem die gewinnbringende Durchfuhr zu danken ist.

An der Donau liegen die Verhältnisse nicht wesentlich anders, obschon wir dort am Unterlauf stammesfremde Völkerschaften antreffen. Die ungarische Tiefebene betrachten wir freilich als ein mindestens im deutschen Einflußbereich liegendes Wirthschaftsgebiet, zumal die Magyaren nicht einmal die Mehrheit der Bevölkerung und die ungarländischen Deutschen noch heute die Culturträger in diesem ziemlich halbasiatischen Staatswesen bilden, was ernsthafte Politiker trotz der liberalen und parlamentarischen Tünche auch gar nicht bestreiten können. Man muß nur einmal einen Wahltag erlebt haben, wo die Gewehre slowakischer oder deutscher Regimenter die unglaublichsten Wahlvergewaltigungen der magyarischen Regierungspartei sichern müssen, und wobei es niemals ohne Blutvergießen abgeht. Uebrigens ist die Wahlbestechung in ein regelrechtes Preisverzeichniß gebracht, dessen Sätze je nach der volklichen Herkunft verschieden sind. Ein deutscher Zipser erhält mindestens 1 fl., 2 Liter Wein und sonstige leibliche Genüsse, ein bescheidener Slowake muß sich mit 50 Hellern 1 Liter Wein und bloß 1 Laib Brod begnügen. Ich habe diesen Wahlspaß selbst erlebt und mir die Einzelheiten von einem Generalstabsofficier deutscher Abstammung bestätigen lassen, der öfters den Wahlbüttel halb zornig, halb belustigt mit seiner Compagnie hatte spielen müssen. Handelte es sich nicht hauptsächlich um die Unterdrückung fremden Volksthums, besonders aber der Deutschen, so könnte man über dieses osteuropäische Zerrbild der Volksvertretung nur lachen. Jedenfalls sind aber die nordamerikanischen Wahlen theurer und nicht weniger unehrenhaft, ohne unsere eigenen Wahlhetzereien beschönigen zu wollen.

Als Kind des Schwarzwaldes entspringt die Donau im Westen unseres Volksgebietes, durchströmt die drei deutschen Südstaaten, sowie das preußische Hohenzollern und ist der Hauptfluß des österreichischen Stammlandes, des Erzherzogthums mit Wien. Ungarn durchfließt sie vom Eintritt der March bis zur Mündung des Temes und rinnt von der Grenze bei Preßburg bis Ofenpest in volklich deutschen Landstrichen. Ihr scharfer Südlauf von Waitzen oberhalb Ofenpests bis zum Einfluß der Drau bildet die deutliche Volksgrenze des westlichen Deutschthums gegen das östliche Magyarenthum inmitten des Bodens der Stefenskrone. Aber auch diesen Stromtheil umsäumen deutsche Niederlassungen, die sich wenigstens auf dem ungarischen linken Ufer fortsetzen, wenn die Donau zur Rechten das kroatische Syrmien berührt. Bei der Einmündung der Sau, die den deutschen Karawanken entströmt, zwischen Semlin und Belgrad tritt zur Rechten Serbien an das Flußgestade, ohne daß zur Linken das deutsche Volksgepräge verloren geht. Liegt doch auf dem linken Ufer auch Weißkirchen im Gebiet der schwerblütigen Banater Schwaben, deren deutsches Volksgefühl sich erst kürzlich endlich geregt hat. Bei den Preßprocessen wurde das Recht von dem landesüblichen Chauvinismus jedoch in solchem Maße mit Füßen getreten, daß an der beabsichtigten Vergewaltigung des Deutschthums kein Zweifel blieb. Der Widerhall im Reiche war die unerwartete Folge, mag auch das amtliche Deutschland den Brüdern an der unteren Donau seinen starken Arm wider die magyarischen Unterdrücker nicht leihen dürfen. Am eisernen Thor, dessen gefährliche Stromschnellen im engen Felsbett jüngst für die Schifffahrt unschädlich gemacht sind, verläßt der größte deutsche Strom den deutschen Volksboden und trennt nunmehr bis zur Meermündung slawisch-tatarisches und dacisch-walachisches Volksthum.

Nächst der Wolga ist die Donau der längste und stärkste Fluß Europas. Die Entfernung der Quelle vom Schwarzen

Digitized by Google

Meer beträgt 2860 Kilometer, und ihr Stromgebiet umfaßt 817 100 Quadratkilometer. Der Rhein ist nur 1326 Kilometer lang. Aber Angesichts des deutschen oder unter deutscher Gesittung stehenden Stromlandes der Donau hat der König von Rumänien Recht gehabt, wenn er in seinen politischen Briefen, deren Veröffentlichung er selbst veranlaßt hat, die Lebensader Südosteuropas als den größten deutschen Strom bezeichnete und des nationalpolitischen Interesses des neuen deutschen Reiches für werth hielt. Die Ausdehnung des Verkehrsgebietes und der Wasserstraße übertrifft bei Weitem die entsprechenden Verhältnisse des Vaters Rhein, der freilich den Vorzug eines uralten Culturlandes in fortschreitender Entwickelung ohne jegliche Unterbrechung vor der Donau voraus hat.

Der reindeutsche Culturboden vom Ursprung bis Preßburg ist wirthschaftlich für den Flußverkehr wesentlich unbedeutender als der ungarisch-walachische Mittel- und Unterlauf. Der Schwerpunkt liegt in der Stromstrecke von Ofenpest bis zur Sulinamündung. Die weiten Ackerbau- und Weidestriche der ungarisch-walachischen Tiefebene, die Korn- und Viehkammer des außerrussischen Europas, bilden den Vorrathsspeicher der Donauschifffahrt. Die Steigerungsfähigkeit des noch in den Kinderschuhen stehenden Stromverkehrs ist abhängig von der culturellen Erschließung der Donauebene, die sich wirthschaftlich in Ungarn und in den östlichen slawisch-walachischen Landen noch auf tiefer Stufe befindet. Erst die rumänische Hohenzollernherrschaft hat das linke untere Donauufer Europa und der neuzeitlichen Wirthschaftsweise gewonnen. Das rechte Ufer steht noch weit zurück, obschon Serbien bereits verheißungsvolle Anfänge, trotz alles politischen Unfugs, und auch Bulgarien wenigstens Keime eines europäischen Wirthschaftslebens zeigen, soweit ihm die macedonische Frage eine stetige Entfaltung gestattet. Das Machtwort der beiden östlichen Großstaaten wird hoffentlich die großbulgarischen Quertreibereien zum Nachtheil der culturellen Wohlfahrt auf ein nicht allzu schädliches Maß beschränken und dadurch dem eben erst befreiten Lande die Segnungen des europäischen Betriebes der Landwirthschaft und des Gewerbes ermöglichen. Im Vergleich zu den südlichen Uferstaaten, deren Bevölkerung auch der Gesittung nach erheblich minderwerthiger ist, macht Rumänien den Anspruch auf eine ganz andere Werthschätzung, und sind ihm sicherlich besser begründete Aussichten des culturellen Aufschwungs eröffnet.

Die in Ungarn, Kroatien-Slavonien, Herzegowina-Bosnien, im eigentlichen Königreiche und sogar in der Türkei (Altserbien) selbst noch zerstreuten Serben, deren Stammesgenossen die Sorben in Thüringen und dessen meißen'scher Mark waren, und deren Ueberbleibsel die Wenden der Lausitz und des Spreewaldes noch heute bilden, sind trotz einer zeitweise ruhmreichen Vergangenheit stets nur culturell belanglose Ackerbauer und Hirten gewesen. Die tartarischen, allmälig slawisirten Bulgaren waren niemals von einer höheren Gesittung beleckt, und die türkische Cultur ist der ihrigen jedenfalls noch jetzt überlegen. Der gegenwärtige äußere Firniß ist westeuropäische Einfuhr und noch nicht mit dem Volksleben innerlich verwachsen. Wesentlich anders stellt sich der Culturboden auf dem Norduser der Donau dar. Freilich sind die Bewohner kein reiner Volksstamm, wenn auch der älteste Kern dieses Volksschlages auf die alten Dacier zurückgeht. Trotz ihrer romanisirten Sprache und ihres römischen Namens haben die Römer und Welschen (Roumani und Walachen) keinen Tropfen italienischen Blutes in ihren Adern, so daß das Geschwätz von den lateinischen Schwestervölkern eine fast bewußte Täuschung ist. Mit Frankreich verbindet sie höchstens der gothische Beisatz, da dort unten die Ost- und Westgothen, sowie die Gepiden lange Zeiträume hindurch saßen. Die Westgothen der Gascogne sind daher als Germanen den sogenannten Rumänen verwandt. Der slawischen Mischung mögen sie sich leidlich erwehrt haben, die Türken setzten besiedelnd nie über den Strom. In der Kriegsnoth entwichen sie in's Gebirge und flohen selbst über den Karpathenkamm in die ungarische und sarmatische Ebene. Daher treffen wir sie ebenfalls in Siebenbürgen und weiter im Tiefland und in der südlichen Bukowina. In der südslawischen Brandung haben sie sich im Anschluß an die deutschen Vorposten in den Karpathen erhalten und bedürfen naturgemäß zur Bewahrung ihres Daseins dieser Anlehnung.

Eine Säumniß der Siebenbürger Sachsen nach dem magyarischen Rechtsbruch, der den verbrieften Königsboden der Magyarisirung öffnete, war es sicherlich, daß sie nicht mit den zahlreichen ungarländischen Walachen auf Grund des Nationalitätengesetzes, also völlig verfassungsmäßig, gemeinsame Sache machten. Aber das Herrenbewußtsein der stolzen deutschen Bauern gegenüber ihren rumänischen Knechten ließ sie in den Fehler ihrer baltischen Volksgenossen fallen, die auch die dienenden Fremdstämme weder zu verdeutschen noch zu gewinnen wußten. Dieser Mangel an Selbstsucht hat sich gerächt und wirkt auch im unabhängigen Rumänien nach. Freilich, die lächerliche Eitelkeit, falsche Nachkommen der Römer und somit Franzosen des Ostens zu sein, ließ die gebildeten Rumänen nach dem lustigen Paris blicken, das ja unter dem zweiten Bonaparte noch einmal wieder der Mittelpunkt der Welt war. Daß Nordfrankreich fast rein germanisch, natürlich die beinahe rein keltische Bretagne ausgenommen, und auch im Süden Burgunder und Westgothen der führende Stamm gewesen sind, wissen die angeblichen lateinischen Brüder an der unteren Donau nicht, da es auch den Franzosen unlieb ist, ihre vermeintliche römisch-keltische Abkunft sich verflüchtigen zu sehen.

Aber Deutschland hat sich leider auch nicht sehr um Rumänien gekümmert und dann nur, um recht üblen Geldleuten die Tasche zu füllen. Mögen die Rumänen von der Zeit der Hospodare her auch nicht die pflichttreuesten Zahler sein, die europäische Auswucherung war jedenfalls schlimmer. Die mit Recht versagte staatsrechtliche Aufnahme der mit kaninchenhafter Schnelligkeit sich vermehrenden Moldauischen Juden, die an körperlicher und geistiger Verwahrlosung vielleicht noch unsere polnischen übertreffen, hielt diese Bankgewaltigen nicht ab, dem Geldbedürfniß der vereinigten Donaufürstenthümer fast allzu willfährig zu sein. Den Schaden trugen indessen die rumänischen Schuldner und die deutschen Gläubiger. Die finanzielle Leidensreihe Rumäniens ist an folgende nur scheinbar deutsche Namen geknüpft: Stern-London, Oppenheim-Paris, Ofenheim-Wien und Strousberg, den Bleichröder und Landau unter erheblicher Mitwirkung des Discontogesellschaft in Berlin sanirten. Leider sperrte erst Rußland den Betrüger Strousberg ein, der sich in Rumänien mit 30 Millionen unrechtmäßig bereichern wollte. Hierbei leistete ihm sogar der hohenzollern'sche Bevollmächtigte Ambronn und der Berliner Banquier Jaques Beihülfe, so daß sich endlich die Berliner Staatsanwaltschaft auch mit diesen beschäftigen mußte. Bekanntlich hat der alte Kaiser Wilhelm den Ministercandidaten Miquel eben wegen seiner Betheiligung an dem unliebsamen Handel als Director der Discontogesellschaft stets abgelehnt. Schreiber dieser Zeilen erinnert sich aus seiner Schuljungenzeit noch mit Wonne des lustigen Zeitungskrieges zwischen Bleichröder und Landau, die sich ihre Provisionsantheile vorwarfen. Sie hatten Beide zwischen 20 und 25 % gewonnen. Wäre das damals leider überhaupt noch nicht in Kraft befindliche Wuchergesetz auf Staatsschulden anwendbar, so würde der Staatsanwalt vielleicht diese eigenartige Geschäftsgebahrung des Berliner Bankenthums einer Prüfung unterzogen und den deutschen Namen vor den berechtigten Verwünschungen der rumänischen Steuerzahler bewahrt haben. Der arme deutsche Sparer, den die Geldleute mit erheblichem Gewinn die immerhin zweifelhaften Eisenbahnwerthe angehangen hatten, mußte das Risiko tragen und Bismarck's Hülfe anrufen, worauf ja auch dessen Leibbanquier gebaut hatte. Die Vertretung dieser auf das

Digitized by Google

deutsche Publicum abgewälzten Geldinteressen mag unseren Diplomaten keine reine Freude bereitet haben. Ja der erlauchte Vater des Rumänenfürsten trat nothgedrungen sogar in Schriftwechsel mit Bleichröder, um eine Verständigung zu erzielen. Daß hierbei der Fürst von Hohenzollern die Erfahrung machte, daß Bleichröder über die hohe Politik sehr unterrichtet war und sie in seinem Geschäftsinteresse ausschlachtete, muß noch heute den deutschen Vaterlandsfreund betrüben.

Mit Bismarck's Entlassung schwand auch der Ruhm des Welthauses des Rothschild'schen Agenten, dessen einträgliche Kriegsanleihe von 1866 ihm irriger Weise als Patriotismus ausgelegt worden war. War ihm doch das Berliner Schloß verpfändet, so daß auch im Falle der preußischen Niederlage das Bleichröder'sche Darlehen gesichert war, das er übrigens längst mit Vortheil an der Börse weiter begeben hatte. Ein Eingehen auf diese bedauerliche rumänische Finanzgeschichte war leider erforderlich, um die unfreundliche Stimmung der Rumänen wider Deutschland und die übertriebene Vorliebe für Frankreich zu würdigen. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die pflichtmäßige Sorge um die deutschen Gläubiger, die dem Lockruf des jüdischen Bankenthums gefolgt waren, auch unsere Staatskunst gegenüber dem öfters lässigen rumänischen Staatsschuldner zum Schaden unserer Gesammtpolitik an der unteren Donau beeinflußt hat. Denn die Hand Bleichröder's ist nach den Aufzeichnungen des Königs von Rumänien, die mit klugem Vorbedacht im dortigen Staatsinteresse veröffentlicht sind, mit Deutlichkeit zu erkennen. Die russophilen Rückfälle der rumänischen Staatsmänner und die amtliche deutsche Zurückhaltung sind zum Theil auf die unerfreulichen Begleiterscheinungen der rumänischen Eisenbahnanleihe zurückzuführen.

Der nationale Aufschwung Rumäniens seit dem Beginn des verflossenen Jahrhunderts fällt zusammen mit der meteorgleichen Vorherrschaft Frankreichs in Europa unter den beiden Bonaparten. Hatten bisher die russischen Waffen die Walachenländer der unmittelbaren Regierung des Divans entzogen und ihnen eine ziemliche Selbstständigkeit in der Form von Tributstaaten verschafft, so schenkte ihnen der Pariser Frieden von 1856 einen beträchtlichen Grenzstrich Bessarabiens mit der Kiliamündung der Donau. Der Humbug von der gemeinsamen lateinischen Rasse fiel daher Angesichts dieses westmächtlichen Geschenkes in Rumänien auf fruchtbaren Boden. Frankreich war die Erziehungsstätte der bildungsdurstigen rumänischen Jugend, und Bukarest wurde nicht immer zu seinem Vortheil, besonders in sittlicher Beziehung, zu einem Klein-Paris. Auch der Hohenzollernprinz galt als französische Gabe seines Verwandten Napoleon's III., obschon die Ausführung des muthigen Entschlusses des jungen preußischen Dragonerofficiers nach dessen eigener Darstellung in letzter Reihe dem gleich tapferen Rathe Bismarck's zu danken ist. Der Zuschnitt der Verwaltung und des Heeres waren schon zu der Zeit der Hospodare des vorigen Jahrhunderts durchaus französisch. Der junge hohenzollerische Rumänenfürst mußte sich sogar zumeist dieser Sprache zur Verständigung mit seinen neuen Unterthanen bedienen. 1870 spricht der deutsch-rumänische Redacteur Blaramberg im „Pays roumain" von der Rassensympathie der Rumänen für die geliebten Franzosen, obschon ihr eigener Fürst dem Volksstamm des Zeitungsleiters angehörte. Bei der Kriegserklärung am 17. Juli jenes Jahres erklärt das rumänische Ministerium amtlich, „wo die lateinische Rasse kämpfe, da sei auch Rumänien". Die zur Siegesfeier versammelte deutsche Colonie in Bukarest wird sogar nicht nur vom Pöbel im Festhaus thätlich angegriffen, sondern der norddeutsche Generalconsul, der jetzige Botschafter v. Radowitz, muß im Wagen eines rumänischen Ministers in's Palais des Fürsten flüchten. Der Strousbergschwindel war noch nicht erfolgt, so daß die hierbei berechtigte Erbitterung das Deutschthum noch gar nicht treffen konnte.

Angesichts der geographischen Lage und der Geschichtslüge von der Rassengemeinschaft müßte es eigentlich Wunder nehmen, daß diese in den breiten Volksschichten noch wenig gebildeten Walachen bewundernd nach dem Nabel der Welt, nach Paris schauten. Das arme Volk war jedoch eben erst wieder zum Bewußtsein seiner Eigenart erwacht, und hätte auch wohl lieber eine unmittelbare Anlehnung an seine Nachbarn gesucht. Rußlands Freundschaft brachte aber die Gefahr der Auffaugung aller Südslawen, und das junge rumänische Fürstenthum war von diesen Völkerschaften rings umfluthet. Oesterreich jedoch, der geborene Gegner des Panslawismus, hatte sich die Gunst der rumänischen Nachbarn verscherzt, die ihm mühelos sonst zufallen mußte. Zunächst war der bisherige Glaube an die Ueberlegenheit der österreichischen Waffen wider die Ungläubigen nach dem Zurückweichen Joseph's II. vor dem türkischen Halbmond geschwunden, und Metternich, der zähe Bewahrer des alten starren und dabei unrühmlichen Zustandes, hatte den folgenden Siegeslauf der Russen nicht gehemmt. Wollte aber Oesterreich weitere Eroberungen machen, so hatte es nur die Wahl zwischen Serbien und der Walachei. Schließlich hat es bei veränderten Verhältnissen thatsächlich einen serbischen Landstrich, Bosnien mit der Herzegowina, genommen. Aber es war offenbar, daß früher die österreichische Begehrlichkeit ihre Blicke auf Rumänien richtete, hatte doch das österreichische Heer im Krimkrieg die Walachei bereits besetzt. Indessen nicht als Befreier, sondern als selbstsüchtige Nachbarn waren die Weißröcke erschienen. Auch der Umstand, daß über drei Millionen Rumänen in Ungarn und der Bukowina unter habsburgischem Scepter wohnten, war folgenschwer. So lange die deutsche Einheitsrichtung die Verwaltung des großen Donaureiches beherrschte, ging es freilich den walachischen Bauern und Knechten auf österreichischem Gebiet volklich ganz gut. Sie wurden nicht verdeutscht, erkannten aber den Werth der deutschen Gesittung selbst in der üblen Metternich'schen Fassung. Erst die Auslieferung der Länder der Stefanskronen an die herrschsüchtigen Magyaren führte zur Bedrückung der Rumänien, die sich aber auch viel thatkräftiger als die schwerfälligen, vertrauensseligen Deutschen ihrer Haut wehrten. Obschon wenigstens in Siebenbürgen beide Stämme auf einander angewiesen waren, benutzten die Sachsen die überlegene Volkszahl der Walachen zur machtvollen Vertheidigung ihrer verbrieften Vorrechte nicht und erlebten das beschämende Schauspiel, daß die sprachliche Vergewaltigung der Rumänen fast erfolglos blieb, während das Deutschthum in ganz Ungarn fast eine Million Abtrünnige zählt.

Alle diese Thatsachen konnten eine Zuneigung der Rumänen für das große deutsche Nachbarreich nicht erzeugen. Deutschland selbst hatte sich durch die Geld-Machenschaften seiner Bankleute nicht beliebt gemacht, war aber auch durch die französischen Kundgebungen mit Recht verstimmt. Wir wollen jedoch nicht vergessen, daß die späteren dreibundtreuen Magyaren in Pest während des deutsch-französischen Krieges sich zu gleichen Ungehörigkeiten hinreißen ließen. Jedenfalls bezeugten sie eine sonderbare Dankbarkeit dafür, daß wir ihnen durch Königgrätz den Ausgleich verschafft hatten. Andererseits hat doch sogar das rumänische Heer 1870 eine öffentliche Sammlung für die französischen Kameraden veranstaltet. Der Berliner Congreß brachte aber eine Annäherung. Deutschlands Prestige unter Bismarck war zu überragend, Frankreich stand ganz im Winkel, und Rußland hatte sich als selbstsüchtiger Verbündeter erwiesen. Freilich konnte Deutschland den Rückfall des bessarabischen Grenzstreifens an die Moskowiter nicht verhindern, da auch die Westmächte Rumänien aufgaben. Politisch war die Wiedergewinnung des linken Kiliaufers für Rußland sehr wichtig und für die deutschen Donauhinterländer keineswegs angenehm. Rumänien verlor überdies walachische Volksgenossen im abgetretenen Landstrich. Doch bildet der Pruth eine natürlichere und gesichertere Grenze als die frühere.

Digitized by Google

Das deutsch-österreichische Bündniß verstärkte die Interessengemeinschaft der beiden Großstaaten mit dem einzigen nichtslawischen, unteren Donaulande. Freilich hat der erste König von Rumänien trotz bitterer Anfeindungen gerade aus Anlaß des Eisenbahnrückkaufs den rumänischen Staat nicht ohne Vortheil der deutschen Geldleiher, aber nicht der von Rumänien und den Berliner Speculanten geschädigten kleinen deutschen Renteninhaber, in kluger Erkenntniß der national gebotenen Stellungnahme seines aufstrebenden Landes die ersten erfolgreichen Annäherungsversuche gemacht; bezeichnete er doch 1880 in einem Brief an Bismarck Rumänien als den Wächter der Mündungen des größten deutschen Stromes. Aber auch der aus dem Amt geschiedene Andrassy bewies aus eigener Eingebung als der bisher leitende Staatsmann des Nachbarreiches den Stimmungswechsel durch ein ausführliches Schreiben an den König, dessen Inhalt hochpolitischen Charakter zeigt und noch heute für die österreichische Auffassung maßgebend ist. Es kommt noch hinzu, daß Andrassy persönlich die Deutschen- und Rumänenverfolgungen seiner Landsleute schon im höheren Staatsinteresse leider ohne Erfolg mißbilligte. Andrassy bezeichnet Rumänien als das Bollwerk „gegen die Slawisirung eines Theiles von Europa, besonders des Orients, das das Zusammenfließen der nord- und südslawischen Elemente verhindern müsse, wie das deutsch-österreichische Bündniß". Seine schmeichelhafte Anerkennung des Königs als Hohenzollern mit „gut deutscher Loyalität", die für die Anlehnung an Oesterreich und den (deutschen) Zweibund wichtig sei, entspricht noch gegenwärtig der Sachlage, die der österreichische Vater des mitteleuropäischen Völkervereins so trefflich zeichnet, daß man deren Beherzigung in Wien dringend wünschen möchte.

Bismarck zeigte sich russenfreundlicher, da ihm daran lag, daß der Draht mit den immerhin starken Nachbarn nicht zerriß. Er räth daher dem damaligen Fürsten nur, daß Rumänien „eine der es umgebenden Mächte als Bundesgenossen" haben müsse, womit natürlich nur Oesterreich gemeint sein konnte. Die widerrechtlichen Rumänenbedrückungen in Ungarn stellten die Geduld des rumänischen Königs noch oft auf eine harte Probe, ohne jedoch die engeren Beziehungen zu lockern, die auch zu einer militärischen Abmachung mit Oesterreich führten. Das rumänische Heer dürfte daher dem Dreibunde nach Osten hin zur Verfügung stehen. Deutschland hielt sich bisher mehr im Hintergrund und ließ Oesterreich den Vortritt, obschon die rumänische Freundschaft dem deutschen Oesterreich und nicht dem verfolgungssüchtigen magyarischen Ungarn galt. Die scheinbare Zurückhaltung des Auswärtigen Amtes ist sicherlich geboten und gestattet ohne Actenkenntniß kein Urtheil, da sie jedenfalls kein praktisches Wohlwollen ausschließt und unsere Politik ein solches auch gelegentlich unauffällig bethätigt. Aber auch amtlich ist ohne Rücksicht auf Oesterreich-Ungarn der rumänische Pfahl im südslawischen Fleisch, der kräftige Schlagbaum zwischen Rußland und Bulgarien und noch wichtiger der Hüter der Unter-Donau ein beachtenswerther Gegenstand unserer festländischen Staatskunst, da es nicht zu leugnen ist, daß das augenblickliche Einverständniß der beiden anderen Kaisermächte nicht allein dem türkischen Osten gilt, sondern auch auf gleicher Slawenfreundschaft beruht.

Der Pole Goluchowski, der Gemahl einer Murat, ist eine Stütze der slawisch-magyarischen Richtung in der österreichischen Politik. Aber ich vertraue der Einsicht unserer Diplomatie, aus dieser Sachlage auch die amtlichen Folgerungen für unsere Haltung an der unteren Donau zu ziehen, die keineswegs in die äußere Erscheinung zu treten brauchen. Sie könnte sonst Rußland verstimmen und auch ein österreichisches Mißtrauen erregen, sofern in Wien slawische Politik getrieben werden sollte. Ganz ohne Einwirkung auf die auswärtige Leitung kann leider auf die Dauer die tschechisch-magyarische Begünstigung im Innern nicht bleiben, wenn wir auch hoffen, daß am Ballhausplatz die kühle Einsicht vor einer gefährlichen Gefühlspolitik die Oberhand behält, wie dies bisher bei der österreichischen Sendung im slawischen Südosten erfreulicher Weise stets geschehen ist. Aber eine Aufklärung der deutschen öffentlichen Meinung erscheint daher um so dringlicher, ohne befürchten zu müssen, amtliche Verwickelungen herbeizuführen.

Außer dem finanziellen Interesse Deutschlands an Rumänien, das bereits 1879 über 100 Millionen Eisenbahnwerthe besaß, sind es nationale und politische Momente, die den festeren Anschluß des unteren Donaulandes an die Heimath seines Herrschers wünschenswerth erscheinen lassen. Bismarck nannte es den Keil zwischen Rußland und der russischen Provinz Bulgarien. Aber nicht nur die Südslawen der Balkanstaaten, auch die ungarländischen Serbokroaten kommen hierbei in Betracht, finden doch in Agram neben magyarenfeindlichen Aufläufen auch ausgesprochen deutschfeindliche Kundgebungen statt. Die kirchliche lithurgische Bewegung zu Gunsten der slawischen Gebräuche wird zwar von den deutschen Bischöfen von Diakovar und Sarajewo geleitet, ihr deutscher Name kann jedoch über den slawischen und damit widerdeutschen Charakter nicht täuschen. Die deutschen Abtrünnigen sind ja stets die Führer des Slawen- und Magyarenthums gewesen. Unter den wildesten und ältesten Magnatengeschlechtern Ungarns befinden sich zahlreiche Deutsche unter magyarischer Maske. Das dünnbevölkerte Rumänien zählt zwar bloß $5^1/_2$ Millionen Einwohner, aber mehr als die Hälfte dieser Volkszahl von Rumänien hauft auch in Oesterreich-Ungarn. Wir haben also mit fast 9 Millionen eines slawenfeindlichen Stammes mitten im südslawischen Meer und in unmittelbarer Verbindung mit unserem Volksthum in Siebenbürgen zu rechnen.

Das schlagfertige rumänische Heer ist das einzig tüchtige dort unten, und sein Kriegsherr hat sich als echter Soldat aus Hohenzollernblut bewährt. Für das kleine Land und dessen bisherige wirthschaftliche Unzulänglichkeit sind 2 Armeecorps eine schwere Last, wie sie auch einst Preußen für Deutschland trug. Sie verstärken die österreichische Angriffsstellung beträchtlich, hindern die Verbindung mit den Balkanstaaten, die sie auch kriegerisch in Schach halten, und entlasten unsere eigene Vertheidigung an der Prosna. Unsere türkenfreundliche Haltung, die zugleich eine Kühle für die ehrgeizigen Bestrebungen der Serben und Bulgaren bedeutet, kann Rumänien nicht kränken, das keine nationalen Erwerbungen auf osmanischem Boden machen will. Wir freuen uns, daß das verbündete Habsburgerreich den Andrassy'schen Rath befolgt hat und in ein engeres Verhältniß zu den staatlich geeinten Walachen der unteren Donau getreten ist. Aber auch wir dürfen mit unseren Freundschaftsbezeugungen nicht geizen, zumal sich Rumänien redlich um unsere Gunst beworben hat. Mit einer gewissen Aengstlichkeit verhielten wir uns angesichts der Verwandtschaftsbande auf den beiderseitigen Thronen allzu gemessen, um nicht die Eifersucht der anderen Großmächte zu erwecken. Diese Rücksicht ist jetzt fortgefallen. Der Zweibund zwingt uns zum Zusammenschluß mit unseren aufrichtigen Freunden, mit denen uns Interessengemeinschaft verbindet, der stärkste Kitt, der bisher auch den französisch-russischen Lockungen widerstanden hat, ohne zu zerbrechen.

Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß Donna Italia den fremden Liebeswerbungen insofern Gehör geschenkt hat, als sie sich auch zu den Zweibundmächten in ein angenehmes Verhältniß gesetzt hat. Ohne den deutsch-österreichischen Rückhalt hätte sich aber Niemand um das wirthschaftlich recht bedrückte Land gekümmert. Wenn uns auch die Annäherung Oesterreichs an Rußland nur willkommen sein kann, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß das deutsch-österreichische Bündniß auf der Vorherrschaft des Deutschthums an der Donau begründet ist. Es ist die neue Fortsetzung des einstigen Ver-

Digitized by Google

hältnisses im alten Reich und Bund und daher eine national-politische That, die nur ein Bismarck vollbringen konnte und an deren Ausführung er schon in weiser Beschränkung in Nikolsburg dachte. Ihm danken Oesterreich, Böhmen und die Mehrzahl der deutschen Bundesstaaten die Fortdauer ihres staatlichen Daseins.

Am 24. April 1904 läuft die Frist für die europäische Donaucommission ab, deren Errichtung auf der Unselbstständigkeit Rumäniens und der damaligen preußischen Ohnmacht fußt, da es ja noch kein deutsches Reich gab und Oesterreichs natürliche Vormachtstellung im Südosten durch den einstigen deutschen Dualismus erschüttert war. Jetzt haben England, Frankreich und Italien politisch Nichts und auch wirthschaftlich erheblich weniger als die beiden deutschen Mächte an der unteren Donau zu suchen. Rußland ist wieder in den Uferbesitz gelangt und bedarf als Uferstaat nicht noch der Vorzugsstellung in der europäischen Ueberwachung der Donaumündungen. Die beiden deutschen Großstaaten haben aber ein gewichtiges Interesse an der Bestimmung über ihren größten Strom, ohne die Unabhängigkeit des befreundeten Mündungsstaates anzutasten. Die politische Lage hindert uns nicht, Rumänien seinen Besitzstand und die Freiheit der Strommündungen förmlich zu verbürgen und dafür die bisherige europäische Mitwirkung auf die beiden deutschen Großmächte zu beschränken. Bezeichnender Weise sind von den fünf Oberbeamten der Commission vier Nichtdeutsche, darunter allein zwei Engländer. Nur der zweite Ingenieur ist ein Landsmann. Außer Deutschen und Rumänen haben aber an der allein in Betracht kommenden Sulinamündung andere Staatsangehörige keine Berechtigung. Rußlands Einfluß ist durch den linksseitigen Kiliabesitz gesichert und abgefunden. Serbien und Bulgarien sind schon jetzt absichtlich nicht in der Commission vertreten, da das Mündungsgebiet nunmehr ganz rumänisch ist.

Wir haben die Verpflichtung, Rumänien zu schützen, und können daher auch das Recht beanspruchen, unser Stromland selbst zu überwachen, wobei zur Zeit der Freihandel des Unterlaufes natürlich unbehindert bleiben soll. Die Machtverschiebung bedingt eine solche Lösung. Ein Widerspruch Rußlands ist nicht zu erwarten, da es sogar einen gemischten Ausschuß für den Pruth durch Abmachung mit Oesterreich zugelassen hat, dessen Geschäfte ebenfalls die Donaucommission besorgt. Es entspricht der Machtstellung Deutschlands, im Verein mit dem verbündeten Oesterreich sein angeborenes Mitbestimmungsrecht über den größten deutschen Strom zum Schutz des befreiten Rumäniens auszuüben, das der europäischen Vormundschaft entwachsen ist. Rumänien gewinnt nur dabei, daß seine natürlichen Verbündeten ihm die Freiheit seiner Lebensader sichern und fremden Einfluß ausschließen, der seine politische und wirthschaftliche Entwickelung gehemmt hat.

Schließlich sind die Zahl und der Einfluß des deutschen Elementes in Rumänien auch keineswegs unbedeutend und für die politische Verbindung Rumäniens mit den deutschen Nachbarstaaten eine wesentliche Stütze. Gegen 60 000 unserer Volksgenossen aus dem Reich und Oesterreich-Ungarn wohnen im rumänischen Staatsgebiet, davon allein 12 000 in der Hauptstadt. Dem Berufe nach sind sie größtentheils Kaufleute und Techniker. In Bukarest bilden sie 6 Procent der Bevölkerung. In Handel und Großgewerbe ist das westmächtliche Uebergewicht der Engländer und Franzosen einigermaßen vermindert, wenn auch noch nicht geschwunden, haben doch auch Waaren dieser Völker bei uns einen unverdienten Klang. Ein nationales Auftreten der deutschen Gewerbetreibenden, die vielfach diese fremden Erzeugnisse vorzugsweise führen, ist leider bisher allzu sehr zu vermissen gewesen. Die deutsche Sprache ist dagegen in ganz Rumänien sehr verbreitet, da auch die besseren der zahlreichen Juden in unserer Zunge mit Vorliebe reden, wie ja überhaupt im europäischen Osten bis nach Sibirien hinein die jüdischen Handelsleute sich der deutschen Mundart bedienen und damit die Verständigung für den deutschen Verkehr beträchtlich erleichtern.

Aber die deutsch-österreichische Einfuhr hat leider die doch viel umständlichere Beschaffung englischer und französischer Waaren über See nicht verdrängt, obschon die Donau und die Eisenbahn einen besseren Zufahrtsweg für unsere Erzeugnisse darstellen. Auf diesem Gebiete hat der deutsch-österreichische Handel noch ein weites Arbeitsfeld und muß mehr Thatkraft als bisher entfalten, da ihm die natürlichen Voraussetzungen des Gedeihens günstig sind. Er muß aber durch die Güte der Waaren dem deutschen Absatz die unbedingte Vorherrschaft sichern. Die üblen Creditverhältnisse und die nicht immer einwandsfreie Rechtspflege erschweren freilich dieses Beginnen. Dem deutschen Kaufmann fehlt jedoch sonst nicht die nöthige Vorsicht in der Anknüpfung von Geschäftsverbindungen, wie er diese Geschicklichkeit in dem spanischen Amerika bewiesen hat. Trotzdem werden Enttäuschungen und schwere Verluste nicht ausbleiben. Das Auswärtige Amt nimmt sich sehr kräftig aller deutschen Ansprüche gegen widerhaarige und schwindelhafte Schuldner in Rumänien an, obwohl häufig die eigene Vertrauensseligkeit nur die gerechte Strafe findet. Der deutsche Handel hat hier alle Aussicht, den Absatz ausschließlich zu beherrschen, und die Politik der Heimath muß ihn in diesem Unterfangen unterstützen, was auch amtlich mit dem erforderlichen Nachdruck geschieht.

Die untere Donau ist wirthschaftlich vom deutschen Hinterland abhängig. Rußland ist zu unentwickelt, um uns einen ernstlichen Wettbewerb zu bereiten. Es gilt nur die Seemächte auszuschalten. Deutschland hat selbst Seegeltung gewonnen, und in Hamburg sieht man häufig Schiffe aus dem Schwarzen Meer. Die Handelsverträge gestatten uns auch, das Ausland mit verschiedenem Maß zu messen, und der rumänische Weizen ist auf Deutschland in erheblichem Umfang angewiesen. Unsere Industrie findet in Rumänien bequemeren Absatz als in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Argentinien, den sonstigen Ursprungsländern der Weizeneinfuhr.

Eine seßhafte deutsche Bevölkerung von 6000 Seelen haust in der Dobrutscha. Es sind deutsche Bauern, während im übrigen Rumänien deutscher Grundbesitz nicht vorhanden ist. Leider befinden sich diese Siedler in bedrängter Lage, an der die dortigen Behörden nicht unschuldig sind. Die Verwaltung ist noch zu orientalisch und behandelt die Deutschen wie die Tartaren und Bulgaren, da Walachen in dieser Neuerwerbung kaum anzutreffen sind. Das Sumpfland bedarf auch eines beträchtlichen Betriebscapitals, um den Boden culturell zu erschließen. Deutsche Landbanken würden sich dort nützlich machen können. Rumänien hat aber selbst das größte Belangen an der Seßhaftigkeit unserer Landsleute, vielleicht hilft auch eine deutsche Vorstellung an maßgebender Stelle, um den deutschen Beschwerden gerecht zu werden. Bisher hat die Unlust, im Lande zu bleiben, die betrübende Folge gezeitigt, daß schon viele unter Verschleuderung ihres Besitzes nach Nordamerika ausgewandert sind. Die preußische Ansiedelungscommission sollte sich indessen diese erprobten Landwirthe nicht entgehen lassen, die gerade der Mangel einer geordneten staatlichen Aufsicht aus dem Lande treibt. Nimmt unser Osten schon russische Rückwanderer deutschen Geblüts gern auf, so ist es unsere volkliche Pflicht, auch diese enttäuschten deutschen Bauern wieder bei uns zum Kampfe wider fremdes Volksthum aufzunehmen. Freilich würde eine stärkere Auswanderung ein schlechtes Zeichen für den rumänischen Staat sein, der zur Wahrung seines europäischen Ansehens allen Grund hat, die Lebensbedingungen so werthvoller Culturelemente so günstig wie möglich zu gestalten. Wir sehen vom deutschnationalen Standpunkt kein Heil in solchen zerstreuten deutschen Siedelungen, und würden die Ansetzung dieser

Digitized by Google

Bauern in Posen und Westpreußen mit Freuden begrüßen. Das deutsche Band für Rumänien besteht im politischen Anschluß und der Vormachtstellung des Handels. Unsere Bauern brauchen wir selbst und sie sind uns zu kostbar, um als rumänischer Culturdünger zu dienen oder gar dem Grabe des Deutschthums, der Union, zu verfallen.

Die Versicherung der Privatbeamten.

Von Mil Richter (Leipzig).

Seit Jahr und Tag ist man bestrebt, die Versicherungspflicht auf immer weitere Kreise des Volkes auszudehnen. Nachdem der Staat selbst in dem großen, socialpolitischen Werke der Alters- und Invaliditätsversicherung den Anfang gemacht hat, ist inzwischen auf dem Gebiete der privaten Versicherungsthätigkeit fleißig gearbeitet worden, um namentlich den Angehörigen des Mittelstandes, die nicht in den Genuß der Arbeiterversicherung kommen, in den Tagen des Alters und der Krankheit die erforderliche Hülfe zu gewähren. Den gleichen Zweck verfolgt auch der Gesetzentwurf über die Privatversicherung, der nach langen, eingehenden Vorarbeiten jetzt fertiggestellt ist und binnen Kurzem den betheiligten Kreisen zur Begutachtung vorgelegt werden soll. Die jetzige parlamentslose Zeit bietet also Gelegenheit genug, sich mit dem Entwurfe eingehend zu beschäftigen.

Daß der staatlichen Regelung des Versicherungswesens ein socialpolitischer Gedanke zu Grunde liegt, kann zunächst kaum bezweifelt werden. Nur fragt es sich, ob der Entwurf auch wirklich seinen Zweck erfüllt oder ob der Gedanke einer staatlichen Regelung der Versicherungsgesetze nicht anderswo hätte einsetzen müssen. Um in dieser Hinsicht klar zu sehen, müssen wir die Bestimmungen des Entwurfes etwas genauer betrachten.

Zunächst ist die Absicht unverkennbar, das gesammte private Versicherungsrecht zu regeln. Seine Vorschriften erstrecken sich also auf die Lebensversicherung, auf die Unfallversicherung und auf sonstige Versicherungsarten, die eine Personenversicherung bezwecken. Auch die verschiedenen Arten der Schadenversicherung kommen in Betracht. Ausgenommen ist dagegen die Seeversicherung. Auch will der Entwurf keineswegs durch Zwangsvorschriften eingreifen, wenn damit etwa die Gefahr verbunden wäre, die freie Entwickelung des Versicherungswesens zu hindern. Vielmehr soll die Versicherungsfreiheit, die ja zu einer staunenswerthen Vervollkommnung der Versicherungstechnik, andererseits auch zu einem mächtigen Aufschwunge der privaten Versicherung geführt hat, möglichst ungeschmälert stehen bleiben. Der Entwurf behält sich demnach auch vor, diejenigen Versicherungsarten bei etwa eintretendem Bedürfniß später auf gesetzlichem Wege zu regeln, die in der jetzigen Fassung nicht vorgesehen sind. Wo aber die Versicherungsfreiheit zu einem Mißbrauche privater Vertragsbestimmungen und demnach zu einer Schädigung der Versicherungsnehmer führen könnte, da sollen die Bestimmungen des Entwurfs Anwendung finden und dem angedeuteten Uebelstande den Garaus machen.

Allerdings darf man nicht außer Acht lassen, daß ein großer Theil der Privatbeamten bereits in der Arbeiterversicherung versichert ist; außerdem ist aber der Privatangestellte beim Eingehen eines Anstellungsvertrages verpflichtet, mit privaten Hülfscassen ein Versicherungsverhältniß einzugehen. Eine doppelte Versicherung ist also in vielen, wenn nicht schon in den meisten Fällen vorhanden, so daß eine mehrfache Versicherung durch staatlichen Zwang für ihn schließlich eine Last werden würde. Die beabsichtigte Wohlthat könnte also schließlich zu einer Plage werden. Es muß deßhalb als ein weiteres Zugeständniß an den liberalen Geist des Gesetzes und die ihm zu verdankende Versicherungsfreiheit betrachtet werden, wenn er die eingeschriebenen Hülfscassen, die Knappschaftscassen und die Versicherungseinrichtungen von Verbänden bindenden Vorschriften nicht unterstellt. Auch da will der Entwurf nicht durch seine Bestimmungen eingreifen, wo das Bestehen landesgesetzlicher Vorschriften bereits einen Versicherungszwang mit sich gebracht hat. Der Entwurf will also in allererster Linie etwaigen Mißständen im privaten Versicherungswesen steuern und andererseits eine Zwangsversicherung der Privatbeamten herbeiführen. Der Vater dieses letzteren Gedankens ist allerdings das Bestreben ultramontaner Kreise, den Staat zu einer Versorgung der Privatbeamten zu veranlassen. Denn nachdem man eingesehen hatte, daß das große Werk der Arbeiterversicherung den socialen Frieden gestärkt, erkannte man erst recht die socialpolitische Wirkung dieses Gesetzes als die rühmenswerthe That eines liberalen Geistes. Seitdem haben in politischen Kreisen die Bestrebungen nicht aufgehört, auf eine Erweiterung der Versicherungsgesetze hinzudrängen. Die Absicht lag nahe: Man suchte eine ähnliche That aufzuweisen, um sie in der politischen Agitation als Trumpf ausspielen zu können. Zu dem jetzigen Wahlkampfe kommt daher diesen Kreisen der Entwurf recht und genehm, den sie voraussichtlich als ihr Werk bezeichnen werden, um daraus Capital zu schlagen.

Dem Entwurf mag eine noch so gute socialpolitische Absicht zu Grunde liegen, das eine wird man nicht in Abrede stellen können, daß nämlich die socialpolitische Fürsorge zunächst an anderen Stellen einsetzen müßte als auf dem Gebiete der Privatbeamten. Zunächst halten wir für dringend wünschenswerth eine ausgedehnte Wittwen- und Waisenversorgung. Ist die Zahl der verwittweten Frauen nicht eine geradezu erschreckend große, die nach dem Tode ihres Ernährers der Armenunterstützung anheimfallen? Sind es nicht gerade diese Fälle, die das Wachsthum des ärmsten Proletariats so außerordentlich fördern? Andererseits müssen wir uns aber doch fragen, wo denn eigentlich die größere Noth vorhanden ist: In den Kreisen der Privatangestellten oder in den Arbeiterschichten? Wir meinen daher, bevor hier nicht die Aufgaben erfüllt sind, die die staatliche Fürsorge unter den Armen und Aermsten des Volkes zu erfüllen hat, ist die Privatbeamtenversicherung doch nur ein Mittel zu politischen Zwecken. Das Bedürfniß hierzu ist gar nicht so brennend, wenngleich zugegeben werden soll, daß die wirthschaftlichen Verhältnisse unter den Privatangestellten durchaus keine rosigen sind. Man kann also die Tendenz des Entwurfes billigen und man braucht ihr trotzdem eine socialpolitische Bedeutung nicht beizumessen.

Wie man es heute in Deutschland thut, hat man bereits vor zwei Jahren in Oesterreich einen Gesetzentwurf eingebracht, welcher die Frage der Pensionsversicherung der Privatbeamten regeln sollte. Ein solches Project kann man bei uns keineswegs mit den gleichen Gründen befürworten, als es in Oesterreich geschehen konnte; denn dort kennt man bekanntlich eine Alters- und Invalidenversorgung, wie wir sie haben, nicht. Wenn man also das Problem der staatlichen Fürsorge zu lösen begann durch eine gesetzliche Regelung der Pensionsversicherung der Privatbeamten, so hat man eben nichts weiter als einen Anfang gemacht, der nicht wie bei uns in den Arbeiterkreisen, sondern im Mittelstande einsetzte. In Deutschland dagegen umfaßt die Arbeiterversicherung auch bereits einen großen Theil der sogenannten Privatbeamten, denn wer bis zu 2000 Mark Gehalt oder Lohn bezieht, ist eben schon zwangsweise versichert. Privatbeamten, die indessen ein höheres Einkommen haben, sind keineswegs sehr häufig.

Dabei steigt aber noch eine andere Frage auf, die auch in einem Bericht über die Regierungsvorlage, betreffend die Pensionsversicherung der Privatangestellten in Oesterreich, hinreichend erörtert worden ist, die Frage nämlich, ob es einem derartigen Gesetzentwurf überhaupt gelingen wird, den

Digitized by Google

Stand der Privatbeamten, welcher bei der Versicherung in Betracht kommt, von den übrigen Berufsarbeitern abzugrenzen. Der Entwurf machte die Versicherungspflicht von zwei Momenten abhängig: erstens war das Gehaltsminimum von 600 Kronen jährlich bestimmend und zweitens sollte der monatliche Gehaltsbezug maßgebend sein. Das erstere Moment der Abgrenzung ist nebensächlicher Natur; in den meisten Fällen gewährt es wohl überhaupt keinen Maßstab, die Privatbeamten von anderen Berufsarbeitern zu trennen, denn jeder halbwegs gutgestellte Arbeiter würde dabei unter den Gesichtspunkt der Privatversicherung fallen. Aber da stellt nun eben das Gesetz eine zweite Bedingung, nämlich den monatlichen Gehaltsbezug. Es würde sich daher fragen, ob derselbe überhaupt ein Merkmal bildet, durch welches man das Privatbeamtenverhältniß kennt. Einige Anhaltspunkte zur Beurtheilung dieser Frage bieten die Ergebnisse einer Umfrage, welche die Reichenberger Handels- und Gewerbekammer auf Veranlassung der Regierungsvorlage eingeleitet hatte, und die gerade für die Beurtheilung des deutschen Gesetzentwurfes von allgemeinem Interesse sind. Von den 70 an Firmen der verschiedensten Industrien verschickten Fragebogen gelangten 48 Beantwortungen zurück. Daraus ergab sich die charakteristische Thatsache, daß nur bei 20 Unternehmungen bei der Abgrenzung nach der Gehaltszahlungsperiode, wie sie der Entwurf vorsieht, sämmtliche Privatbeamte und nur diese unter die Versicherungspflicht fallen. Dagegen weisen die übrigen 28 Aeußerungen die größten Verschiedenheiten auf. Mehrere Firmen entlohnen sämmtliche ihrer Bediensteten in halbmonatlichen Raten, so daß auch die Fabriksdirectoren, die Buchhalter, Correspondenten, Comptoristen u. s. w. aus der Versicherung herausfallen würden, während Andere sämmtliche Gehalte monatlich ausbezahlen, gleichgiltig, ob es sich um den Gehalt der Buchhalter, Correspondenten, Mustermacher oder um den Gehalt der Packer, Läufer, Praktikanten, Laufmädchen u. s. w. handelt. Charakteristisch ist, daß häufig in ein und demselben Unternehmen die Beamten halbmonatlich entlohnt werden, während untergeordnete Bedienstete den Gehalt in Monatsraten beziehen. Man sieht also, wie eine solche Grundlage, auf der sich ein so wichtiges Gesetz aufbaut, durch die Verhältnisse der Praxis einfach umgestoßen wird.

Das ist in kurzen Zügen der Hauptinhalt eines Gesetzentwurfes, der den Gedanken der socialen Versicherung zu verallgemeinern sucht. Um deßwillen wird man ihm kaum die gebührende Anerkennung versagen können. Andererseits muß man sich aber doch sagen, daß er gerade in diesem Sinne kein wirkliches Bedürfniß erfüllt. Ein Bedürfniß nach socialer Fürsorge liegt viel offenkundiger auf den bereits angedeuteten Gebieten der Wittwenversorgung und Waisenpflege und in den untersten Volksschichten, da Noth und Elend herrscht. Hier würde der sociale Fürsorgegedanke ein fruchtbares Feld finden.

Literatur und Kunst.

Die sociale Bedeutung der Kunst.

Von Karl Noetzel.

Es wird wieder viel an der socialen Bedeutung der Kunst gezweifelt. Tolstoi meint, die Beseitigung des Massenelends sei eine unendlich wichtigere Aufgabe als die Kunstpflege im Volke. Selbst William Morris, der in Letzterer seine Lebensaufgabe sah, erklärt dennoch irgendwo, den schönsten Schmuck in der Wohnung des Armen bilde eine Speckschwarte. Versöhnender, wenn auch immer noch ablehnend, urtheilt der ebenso geistvolle, wie liebenswürdige Faguet: „Die Literatur und die schönen Künste geben dem Menschen nichts weiter als einen Genuß, dieser aber ist uninteressirt und bedeutet darum an sich eine große Wohlthat für ihn. Im großen Fabriksaal des Lebens öffnen sie ein Fenster und geben dem Arbeiter eine Viertelstunde ruhiger Betrachtung, eine Viertelstunde intensiver geistiger Thätigkeit, welche weder die Erlangung eines Gutes, noch die Niederwerfung eines Gegners zum Ziele hat, eine Viertelstunde, wo wir, um mit Taine zu sprechen, nicht völlig Bestie gewesen sind. Man muß diese Viertelstunden so viel als möglich vermehren."

Alle diese Urtheile sind meines Erachtens von einer ungeheuren Einseitigkeit. Es wird behauptet: erst müsse dafür gesorgt sein, daß Alle satt zu essen haben, dann könne man an Ausschmückung des Lebens durch die Künste denken. Das scheint auf den ersten Blick unanfechtbar. Es liegt hier aber ein doppelter Irrthum vor. Fragen wir zunächst: Wie kann überhaupt das Massenelend beseitigt werden? Soll die eine Hälfte der Menschheit, die satte, die andere, die hungrige füttern? Dann würden in kurzer Zeit Alle Hunger leiden müssen. Nur zwei Wege sehe ich, welche dahin führen, das sociale Elend zu lindern und endlich zu beseitigen: Zunahme des allgemeinen Wohlstandes Aller und Abnahme der Rücksichtslosigkeit jedes Einzelnen, mit anderen Worten: wirthschaftliche und ethische Evolution. In beiden Fällen erweist sich die Kunst als unentbehrliche Helferin, und darum sind wir berechtigt, von ihrer socialen Bedeutung zu sprechen. Künstlerischer Geschmack im Volke bedeutet ganz einfach ein Nationalcapital. Wie theuer hat sich nicht seit Jahrhunderten Frankreich seinen überlegenen Kunstsinn als Tyrannin und Herrscherin der Mode bezahlen lassen? Es giebt kaum eine Industrie, in welcher künstlerischer Geschmack nicht ein Uebergewicht über die Concurrenz bedeutet.

Ganze Bücher könnte man anfüllen mit Berechnungen der Summen, welche dem deutschen Nationalvermögen die bisherige Vernachlässigung einer künstlerischen Volkserziehung schon gekostet hat und noch kostet. Sie belaufen sich noch immer auf viele Millionen jährlich. Gerade jetzt aber, wo wir nach einer Zeit ungeahnten technischen und wirthschaftlichen Aufschwunges eine hervorragende Stellung auf dem Weltmarkte errungen haben, wird dieser bei uns herrschende Mangel immer schmerzlicher bemerkbar. Wenn einmal in den Hauptculturstaaten die Technik auf annähernd derselben Höhe stehen wird, wird zweifellos gerade das Plus an Geschmack bei der internationalen Concurrenz den Ausschlag geben. Und wehe uns, wenn wir bis dahin die alten Unterlassungssünden nicht gesühnt haben. Dank der aufopfernden Propaganda unserer großen Kunstlehrer ist es zwar schon sehr viel besser geworden, aber noch immer zieht gerade der gebildete urtheilsfähige Deutsche bei einer Reihe von Kunst- und Gebrauchsgegenständen die viel kostspieligere ausländische Waare vor, weil er vorurtheilsfrei, wie er nun einmal ist, die Ueberlegenheit ausländischen Geschmackes in dem betreffenden Falle anerkennt. Dabei theile ich durchaus nicht die Ansicht, daß die romanischen Völker von Hause aus künstlerisch begabter sind als wir. Die deutsche Kunstgeschichte in ihrer Fülle großer Künstlerindividualitäten widerspricht dem ebenso wie das ungeahnt rasche Aufblühen des deutschen Kunstgewerbes im Verlaufe der letzten Jahrzehnte. Was unsere Kunstentwickelung ständig behinderte, waren sociale und politische Factoren. Die Sorge um des Lebens Nothdurft und kleinliche politische Verhältnisse ließen freies Künstlerthum nicht aufkommen. Beide Schranken sind größtentheils gefallen. Es handelt sich bloß noch darum, die Spuren zu beseitigen, die ihr jahrhundertlanges Beisammensein hinterlassen hat. Auch damit sind wir im Zuge. Dann wollen wir einmal sehen, was von der künstlerischen Suprematie der Romanen übrig bleiben wird. Soweit ich das Kunstschaffen der Romanen

Digitized by Google

und der Germanen überschaue, scheint mir die Stärke der ersteren im Technischen, die der Letzteren im Seelischen zu liegen. Die Romanen, im Leben so temperamentvoll, sind in der Kunst von einer auffallenden Kälte. Ihr positiver, klarer, jedem Träumen abholder Geist sieht vielfach in dem zu schaffenden Kunstwerk zunächst nichts weiter als ein zu lösendes mathematisches Exempel. Ihren prägnantesten Ausdruck hat diese Richtung in dem Impressionismus gefunden, welcher ja völlige Objectivität der Natur gegenüber erstrebt und damit dem eigentlichen Kunstschaffen, das nur aus der inneren Vision hervorgehen kann, den Todesstoß versetzt. Man denke sich den bis zum Cynismus positiven Degas in seiner jeder technischen Schwierigkeit spottenden Virtuosität gegenübergestellt dem versonnenen Schwind mit seiner ganzen technischen Unbeholfenheit, aber seiner entzückenden Poesie. Die Romanen, speciell die Franzosen sind immer die großen Lehrmeister in der Technik gewesen. Die wollen wir nur ruhig weiter von ihnen lernen. Dann werden wir auch das große Kunstwerk zu Stande bringen, bei welchem die vollendetste Technik nichts weiter bedeutet als eben Technik, d. h. Ausdrucksmittel für den tiefen künstlerischen Gedanken, für den Künstlertraum der deutschen Seele, den alten erhabenen Traum eines Dürer, eines Bach und eines Beethoven. Dieser Excurs sei mir gestattet gegenüber dem nachgerade lästigen Geschrei von der künstlerischen Inferiorität des deutschen Volkes.

Kehren wir zum Thema zurück. Ich suchte nachzuweisen, welche ungeheure Bedeutung einer künstlerischen Volkserziehung auf rein wirtschaftlichem Gebiete zukommt, und daß sie bei dem Wettbewerb auf dem Weltmarkte schließlich zum ausschlaggebenden Factor werden muß. Das scheint mir durchaus unwiderleglich. Weniger auf den ersten Blick einleuchtend, aber für mich ebenso zweifellos erscheint der Einfluß eines erzogenen Kunstgeschmackes auf das private Wirthschaftsleben des Einzelnen. Es steht uns hier bis jetzt noch eine viel zu geringe Erfahrung zu Gebote. Mehr und mehr hat sich in der angewandten Kunst die Erkenntniß Bahn gebrochen, daß die Schönheit eines Gebrauchsgegenstandes in dessen Zweckmäßigkeit und in der Echtheit des verwendeten Materials beruht. Zweck und Material bestimmen die Form. Zweckmäßigkeit ist gleichbedeutend mit Ersparniß an Zeit, Geld und schlechter Laune. In der Einrichtung der Innenräume sind entsprechend der erweiterten hygienischen Erkenntniß Licht und Luft zu den bestimmenden Elementen geworden. Höchste Sauberkeit und Rücksicht auf die Gesundheit bestimmen auch die innere Ausgestaltung der Zimmer. Beides sind ökonomische Factoren von eminenter Wirkung. Das leuchtet ohne weiteres ein. Ich verweise auf die herrlichen Schriften von Lichtwark, sowie auf des genialen Messel Mustereutwürfe für Arbeiterwohnungen.

Soviel über die wirthschaftliche Bedeutung einer künstlerischen Volkserziehung. Zweifellos trägt sie in bedeutendem Maße zur Mehrung des Nationalreichthums und damit zur Linderung und endlichen Beseitigung des Massenelendes bei. Noch ein anderer Weg führt zu demselben Ziele, nämlich eine vermehrte Rücksicht der Menschen auf einander, die Einsicht davon, wie abhängig ein jeder Einzelne von der Gesammtheit ist und wie deren Interesse mit dem seinigen zusammen fällt. Diese Erkenntniß, zu welcher schon allein die Betrachtung des Wirthschaftslebens führen mußte, hat ihren gesetzlichen Niederschlag gefunden in einem mehr und mehr socialisirten Rechte. Alters-, Kranken- und Invaliditätsversicherung sind in letzter Instanz wohl nicht aus Mitleid hervorgegangen, sondern aus einfach vernünftiger Berechnung. Durch sie werden die Armenbudgets der einzelnen Gemeindeverwaltungen und damit die Steuerlast ihrer Angehörigen ganz bedeutend vermindert. Aus ebenso rein praktischen Gründen sind in allerletzter Zeit Volks-Lungenheilstätten ins Leben gerufen worden. Es ist ohne weiteres einzusehen, daß es der Versicherungskasse weit billiger zu stehen kommt, einen im Anfangsstadium befindlichen Schwindsüchtigen durch eine halbjährige Kur wieder vollständig arbeitsfähig zu machen, als ihm Jahrzente lang eine Invalidenpension auszuzahlen. Der wirthschaftliche Vortheil aller Humanitätswerke würde sich unschwer nachweisen lassen. Aber wenn auch für die bis jetzt vorhandenen Reform-Institutionen die endliche wirthschaftliche Rentabilität von vornherein außer Zweifel war, so wären sie doch nicht zu Stande gekommen, wenn es sich um diese wirthschaftliche Wirkung allein gehandelt hätte. Die große Masse der Wähler möchte jeder Zeit zwar gern vom Staate directe Vortheile haben in Gestalt von Steuererleichterungen und Schutzzöllen, aber schwer sind sie dazu zu bewegen, große finanzielle Opfer zu bringen mit der vagen Aussicht, dadurch einmal nach einer Reihe von Jahren geringere Steuern zu zahlen zu haben. Hätte man sich damit begnügt, die rein wirthschaftliche Tendenz der Socialreform hervor zu heben, so wäre der Entwurf wohl gescheitert. Es mußte vielmehr die öffentliche Meinung von der Gefühlsseite gefaßt werden, es wurde appellirt an ihr Mitleid und ihren Gerechtigkeitssinn. Und wäre die sittliche Erziehung des Volkes nicht auf entsprechender Höhe gewesen, so daß dieser Appell Wiederhall finden konnte; so hätte keine Gewinnberechnung die Wähler zur Annahme der Socialreform bestimmen können. Sittliche Erziehung als Voraussetzung jeder socialen Reform bedeutet einen ebenso wichtigen Factor zur Linderung des Massenelendes als Wohlstandsvermehrung. Es bleibt nachzuweisen, ob und welcher Antheil einer allgemeinen Kunstunterweisung zukommt in der sittlichen Erziehung des Volkes. Was verstehen wir überhaupt unter sittlicher Erziehung? Jede Sittlichkeit zielt im letzten Grunde dahin, den Menschen im Menschen erblicken zu lassen, abgesehen von allen Zufälligkeiten der Geburt und allen socialen und persönlichen Differenzirungen. Diese haben sich im Laufe der wirthschaftlichen Evolution herausgebildet und müssen in ihrer historischen Unausbleiblichkeit, aber sittlichen Unverbindlichkeit begriffen werden. Es handelt sich dabei nicht mehr bloß um die rein verstandesmäßige Erkenntniß von der wirthschaftlichen Solidarität des Menschengeschlechtes, sondern um die Achtung vor dem Menschen an sich, vor seiner Fähigkeit zu leiden und zu lieben. Mitleid und Mitfreude bilden die Voraussetzungen jeder lebendigen Sittlichkeit. Diese aber fordert als Idealbild eine Welt, in der unglücklich nur die Kranken sind und unthätig nur die Todten. Eine solche existirt nicht. So müssen wir arbeiten, daß sie werde. Das nenne ich eine sittliche Weltanschauung.

Welche Rolle spielt nun die Kunst in der Erziehung zur Sittlichkeit? Daß sie überhaupt eine spiele, wird oft selbst von bewährten Kunstlehrern bestritten. Hierzu veranlaßt wohl hauptsächlich die Furcht, es möchte der Künstler andere als rein künstlerische Zwecke suggeriren wollen, und das müßte wieder zu derartig traurigen Verhältnissen führen wie von Anfang bis Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland, wo die Kunst literarisch war und hauptsächlich dem Bildungsphilisterium diente. Davor möge uns Gott behüten! Der Künstler soll nur Künstler sein, und Künstler heißt einer, der etwas kann. Seine Sittlichkeit beruht in der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er sich die Technik seiner Kunst aneignet, und der Aufrichtigkeit, mit der er alsdann seinen Schönheitstraum zu verwirklichen sucht. Schon hierdurch allein übt er einen hohen sittlichenden Einfluß aus, wenn er auch gar nicht daran denkt, als Moralist zu wirken.

Ich sehe ganz davon ab darauf hinzuweisen, daß die großen Künstler auch wahrhaft gute Menschen waren und ihre Werke allein schon ethische Schätze bergen als Zeugnisse davon, wie sie an sich gearbeitet haben. Das sind aber latente Werthe, die nur sehr Wenigen zum Bewußtsein gelangen. Ihrer Erkenntniß wird einmal eine hohe Bedeutung als sittliches Beispiel für die Masse zukommen, aber erst

Digitized by Google

dann, wenn eine allgemeine künstlerische Erziehung soweit fortgeschritten sein wird, daß die Gefahr ausgeschlossen erscheint, es möchten ethische und litterarische Momente das eigentliche Kunstverständniß nicht aufkommen lassen. Kunst kann aber nur durch das Auge empfunden werden. Das Auge ist ebenso ausbildungsfähig wie die Muskeln. Es muß ständig geübt werden, vor allem in der Natur. Die Blumen, die Käfer, die Vögel, der Himmel, das Wasser und die Wiesen, das sind die Lehrmeister jeder Farbenempfindung. In Wald und Flur muß der Blick gebildet werden. Künstlerische Unterweisung, das verständnißvolle Eingehen auf Kunstwerke giebt die Anleitung dazu. Die Maler erschauten die Natur mit unendlich feineren Augen als wir. Das Gesehene passirte auf dem Wege vom Auge zum Pinsel ihr Herz, und dessen Sprache ist es, die wir verstehen. Nun treten wir von dem Kunstwerk hinaus in's Freie, und mit freudigem Staunen werden wir gewahr, daß wir rings von Kunstwerken umgeben sind. Die Natur selbst übernimmt unsere fernere Unterweisung, nachdem uns die Künstler das Alphabet ihrer Sprache beigebracht haben. Sie zeigt uns, daß wir rings von lautersten Kunstwerken umgeben sind. Nur verschwindend wenige davon vermögen wir deutlich zu empfinden. Und das ist gut so. Sonst würden wir alles andere darüber vergessen. Auch müßten unsere Nerven schließlich zerrüttet werden, wenn wir die Farben- und Linienschönheit eines jeden Zweiges, einer jeden Blüthe durchfühlen wollten. Aber nie soll uns das Bewußtsein verlassen, daß wir allseitig von unerschöpflicher Schönheitsfülle umgeben sind, und daß unser Leben sich aus aus Schönheitseindrücken zusammensetzen könnte. Die Schönheit ist der sociale Ausgleicher par excellence. Nur im Zeichen der Kunst erscheint die sociale Erlösung möglich. Schönheitsgenuß muß Ersatz geben für alles Erdenweh. Da die Welt nun einmal ungerecht ist, aber schön, so muß das Leid der Seele durch die Lust des Sehens überwunden werden.

Mit anderen Worten: Künstlerische Erziehung muß zu immer größerer Erkenntniß der Naturschönheit führen. Die Fähigkeit des Schönheitsempfindens erscheint dem Individuum als Hauptbesitz. In der Gemeinsamkeit dieses von allen socialen Verschiedenheiten unabhängigen Schönheitsbesitzes erblicke ich ein Solidaritätsmoment von höchster Bedeutung. Eines darf dabei nicht übersehen werden: Schönheit und Güte sind wohl ursprünglich gleichen Wesens; des Lebens Nothdurft hat sie getrennt. Nun streben sie zu einander, und dieses Streben bedeutet für mich den letzten Sinn des sogenannten socialen Problems. Wenn das Volk Wohlstand um seiner selbst willen erlangen wollte, so würde des Kampfes kein Ende sein, denn die materiellen Genüsse tragen die Sucht nach mehr, die ewige Unbefriedigtheit, in sich. Nur der Kunstgenuß ist uninteressirt. Man muß dem Volke die Schönheit zurückgeben. Sie war immer sein Eigenthum, aber es hatte keine Zeit, sich ihrer zu freuen; jetzt, wo es anfängt Zeit zu haben, sind seine Augen ihres Anblicks entwöhnt. Wer aber die Schönheit erschaut, der ist reich, und ob er im Bettlergewand einherschritte. Sie ist der Schatten der Ewigkeit, und verglichen mit ihr, erscheint alles persönliche Ungemach verschwindend. Wer immer sein Schönheitsempfinden ausbildet, der erhöht sein Verständniß für das Gute, denn auch dieses wird ästhetisch empfunden; es ist Gefühlskunst, ein guter Mensch ist ein Gefühlsästhet.

Gemeinsamkeit des Schönheitsgenusses überbrückt die socialen Klüfte. Es liegt im Wesen des wahren Genusses, daß er Mitgenießende haben will. Sociales Elend hält die Mehrzahl dem Genusse fern. Auch sie sollen genießen. So führt Schönheitsempfinden schließlich zum Mitleid.

Die ewige Frage nach dem Wesen der Schönheit!

Malharmé meint irgendwo, wohl beeinflußt von Hegel's Aesthetik: „Linien und Farben sind Eigenschaften der Materie, aber unterschieden von ihr. Es sind die Spuren des Göttlichen auf der Erde." Schönheit ist, was uns gefällt. Sie ist immer subjectiv, denn der Geschmack ist ein individueller. Auch die Wahrheit ist subjectiv. Trotzdem giebt es ewige Wahrheiten. Ob es ewige Schönheitsgesetze giebt? Wir wissen es nicht, aber wir glauben daran. Die Künstler suchen nach ihnen. Das Genie kommt ihnen nahe in erleuchteten Augenblicken. Daher betont man als charakteristisches Merkmal für die Werke des Genies, daß sie den Eindruck der Nothwendigkeit ihres Vorhandenseins hervorrufen. In Michelangelo's und Raphael's Bildwerken, in Bach's Fugen und Beethoven's Quartetten und Sonaten sind die unsterblichen Meister wohl sehr nahe gekommen jenen nothwendigen Gesetzen, welche die Krystalle zwingen, ihre wunderbare mathematisch-regelmäßige Form anzunehmen, und welche die mikroskopisch kleinen Radiolarien veranlassen, ihre unvergleichlich herrlichen, von reinster Harmonie erfüllten Zauberbauten aufzuführen.

Die biologische Bedeutung der Schönheit ist oft betont worden. Wie alle anderen Kräfte und Erscheinungsformen der Natur dient sie lediglich der Erhaltung der Art. Die leuchtend farbige Blüthenkrone lockt das Insect an zur Honigsuche, und dabei überträgt es auf seinen Flügeln den feinen Blüthenstaub einer Blüthe auf den Stempel einer anderen und ermöglicht so die Befruchtung.

Die Schönheit des Männchens bei Vögeln und Säugethieren lockt das Weibchen zur Paarung. Das Empfinden der Schönheit dient in Thier- und Pflanzenwelt immer nur als Anreiz zu arterhaltendem Thun. Daher wird auch das selbstlose Unterstützen Anderer, das Gute, als schön empfunden, denn es wirkt im höchsten Grade arterhöhend- und arterhaltend.

Soviel über die ethische und biologische Bedeutung des Schönen. Ich glaube aber auch an seine kosmische Bedeutung. Die Schönheit ist überall; nicht bloß in der Natur, eben so tief in allem menschlichen Zusammenleben und Zusammenwirken. Sie steht ständig mitten unter uns. Aber unsere staubgeblendeten Augen vermögen nicht mehr ihr Lichtgewand zu erkennen und statt sie aufzunehmen und zu pflegen, lassen wir sie unbeachtet in der Ecke stehen. Dennoch verläßt sie uns nicht. Die Schönheit einer jeden Person beruht in der Uebereinstimmung ihrer äußeren Erscheinung mit ihrer Thätigkeit, ihrem Berufe. Linien und Farben sind überall nur Symbole. Schönheit ist Charakteristik, ist Ausdruck. Wir nennen eine Person schön, wenn die äußere Erscheinung uns ihre geistige Bedeutung verstehen lehrt. Ein Theil jeden Schönheitsgenusses beruht sicher in der Freude, erkannt oder wieder erkannt zu haben, was einem irgendwo in der Natur oder im heimlichen Schönheitstraum begegnet ist. Es giebt auch eine Schönheit, welche ohne eigentliches Motiv allein wirkt durch Linienführung und Farbenharmonie. Hier wird eine rein physiologische Wirkung ausgeübt, eine stimmungsbildende, lusterregende, welche wohl ihren letzten Grund hat in latenten Erinnerungen aus der Natur. Ich sagte oben, die Schönheit stehe unbeachtet mitten im Leben. Auch im Leben der Armen? Durchaus. — Den wunderbaren Rhythmus, welchen schwere Körperarbeit der Bewegung verleiht, hat uns zuerst Millet verstehen gelehrt bei dem Feldarbeiter. „Er zeigte uns das „Heroische im Alltagsleben" (Muther), Meunier leistete dem Industrie-Arbeiter dieselben Dienste. Seine Puddler, Bergleute und Lastträger haben etwas an sich von wahrhaft biblischer Größe, sie sind vergleichbar Michelangelo's Propheten. Diese großen Meister sprachen zuerst aus, was dem modernen Empfinden immer mehr zum Bewußtsein kommen mußte, die große Schönheit schwerer, nutzbringender Arbeit. Damit haben sie nicht nur der Kunst ein Amerika entdeckt, einen neuen unermeßlichen Welttheil. Viel mehr als das! Sie öffneten Millionen die Augen und lehrten sie wieder das Verdienst da zu sehen, wo es immer gewesen ist, in der harten Arbeit. Sie lehrten die Heiligkeit des ehrlich

Digitized by Google

erarbeiteten Stückes Brod. So wurden große Künstler zu Socialpropheten, wenngleich sie nichts weiter sein wollten als Künstler. Aber ihr Herz war voll von der großen Wahrheit. So mußte ihr Pinsel, ihr Meißel sie künden. Weil sie aber große Künstler waren, so erschien ihre Predigt in der Schönheit reinem Gewande. Und mehr und mehr werden solche Prediger erstehen, in reinen Dienern der Kunst. Der sociale Gedanke, der Gedanke der ausgleichenden Gerechtigkeit, der Empörung über nicht anerkannte Verdienste, über ungerechtes Leiden, über verlorene Kräfte, über trägen Müssiggang gegenüber den wichtigsten Arbeiten, dieser Gedanke wird immer mächtiger die Massen erfüllen; er kündet die dringendsten Bedürfnisse unserer Zeit. Die feinsten und tiefsten Seelen werden stets zuerst von diesen durchdrungen, und das sind die Künstler- und Dichterseelen. Die Kunst giebt stets nur die Hauptgedanken ihrer Epoche schönheitsverklärten Ausdruck. Darum ist mir durchaus nicht bange um ihr Schicksal. Nach wie vor werden wahre Künstler der Kunst allein dienen. Aber ihr Pinsel, ihr Meißel, ihr Stift kann uns nur ihrer Seele Inhalt kündigen, und das wird mehr und mehr der große sociale Gedanke. So werden wir eine große Kunst haben, eine volksthümliche Kunst, welche die socialen Bedürfnisse und Ideale unseres Zeitalters mit der unwiderstehlichen Beredsamkeit reiner Schönheit künden wird. Das sociale Problem wird aber durchaus nicht als gelöst zu betrachten sein, wenn Alle einmal satt zu essen haben werden. Sattsein bedeutet nicht Lebenszweck, sondern Lebensmöglichkeit. Das eigentliche sociale Problem ist und bleibt das Culturproblem. Es soll Allen ohne Unterschied die Möglichkeit geschaffen werden einer lebenswürdigen Existenz, in der Arbeit und Genuß sich harmonisch ausgleichen. Wenn es nun heutzutage den Anschein hat, als drehe sich alles nur um die Beseitigung des materiellen Elends, so liegt das darin, daß man geistige Anforderungen überhaupt bloß an einen Menschen stellen kann, der nicht Hunger leidet. Es handelt sich logischer Weise in der That zunächst darum, durch Beseitigung des Elends für Alle die gleiche Voraussetzung zu schaffen zur eigentlichen Culturarbeit. Die aber bezweckt, das Leben aus der Befangenheit des Bedürfnisses heraus zu führen und zum Selbstzweck zu erheben. Mir erscheint das unmöglich ohne die Kunst. Sie ist nichts außerhalb des Lebens Stehendes. Jede Lebenserscheinung muß durch sie geadelt werden. Die Schönheit ist das sichtbare Symbol der Güte und als solche Lebenszweck. Durch das Auge finden wir Trost für alle Leiden der Seele. Schönheitsanblick ist das Vergessen der Häßlichkeit, des Leidens. Schönheitsdarstellung ist die höchste Aeußerung allgemeiner Menschenliebe. Im Schönheitsanblick vergessen wir unser kleinliches Ich, werden wir unsere befangene Persönlichkeit los, fühlen wir universell, wie sie ist, die Schönheit. Denn wozu sind die Wälder so schön, die Wiesen, die Fluren, der Himmel, das Wasser und die Wolken, die Sonne, der Mond und der Frühling? Will uns eine verborgene, gütige Macht einfach beglücken, oder dient auch diese Schönheit bloß der Unterhaltung? Soll sie uns davon abhalten, freiwillig ein Leben zu verlassen, das uns auf Schritt und Tritt so viel Leid giebt? Ich bekenne mich gern zu diesem Glauben. Ewig neu taucht die Sonne täglich aus dem Meere auf, ewig neu lacht der Himmel auf uns hernieder. Alle die strahlende Schönheit von Himmel, Erde und Meer soll uns trösten für alles Leid, das vom Leben nun einmal nicht zu trennen ist und uns die Energie erhalten zur unablässigen Thätigkeit an der großen Arbeit, die Menschheit zu vereinen zum Kampfe gegen alle feindlichen Naturelemente und zu ihrer Dienstbarmachung. Dazu bedarf es vieler Energie, bedarf es jener Soldatentugenden, die Montaigne so schön charakterisirt: „Être dur à la fatigue et doux envers al peine, ne se coucher que pour mourir“.

Edvard Munch.*)

Ein Versuch von Sigbjörn Obstfelder.

Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen. Von Luise Wolf.

Als ich das erste Mal ein paar Bilder von Munch sah, begann ich die Existenzberechtigung der Malkunst zu begreifen. Ich war aus einer Kleinstadt gekommen, hatte niemals ordentliche Oelmalerei gesehen. Auf dieser Herbstausstellung sah ich solche wohl zum ersten Mal. Da waren Landschaften, grüne Felder, altmodisches Düsseldorfergrün und neumodisches Parisergrün, da waren Bäume und graues Gestein, See und blaue Wellen.

Ich konnte unterscheiden, daß sie ähnlich waren. Ich konnte nur nicht begreifen, wozu das Alles war. Mir schien sogar, daß, was ich selber gesehen hatte, schöner war.

Und von dem, was ich selber gesehen hatte, fand ich etwas bei Munch. Die Farbe, die bebte und zitterte, sich jeden Augenblick verwandelte, die Steine, denen mein Auge die wunderlichsten Formen gab, das Mädchen am Strande, dessen Kleid kein Kleid war, sondern eine Symphonie in Weiß, und dessen Haar flatterndes Goldband war.

Munch ist ein Poet in der Farbe. Er hat gelernt zu sehen, wozu Farben in der Kunst gebraucht werden können. Seitdem habe ich die Anderen verstehen gelernt, die mehr und mit mehr Reflexion verknüpfte Mittel haben.

Ich glaube, er ist einzig dastehend, ein Gedicht in bloßen Farben, ohne alles Andere, mit den einfachsten Conturen geben zu können. In dem Bilde „Auf dem Todtenbett“ sind es nur zwei Farben gegen einander, die bläulichen des des Todtenbettes, des Frühlings hellgrüne. Aber es kann doch ergreifen wie eine jener einfachen Volksweisen, die von Tod künden, aber einen Refrain vom Frühling haben.

Er ist vor Allem Lyriker in der Farbe. Er fühlt Farben und fühlt in Farben. Er sieht sie nicht nur. Er sieht Schmerz und Schreien und Grübeln und Welken. Er sieht nicht gelb und roth und blau und violet.

Wie der Lyriker singt er gerade heraus, läßt die Farben nach ihren eigenen Gesetzen verfließen, als Wellen und Flecken begrenzt sie nicht. Und als Lyriker kommt er oft dem Musikalischen nahe. Er hat Bilder, die wie Symphonien keine Titel brauchen und haben dürfen. Das Bild „Schrei“ hätte keinen Titel haben dürfen. Dieses Wort aus der Lautwelt verpfuscht nur.

* * *

Munch ist eine Individualität. Er repräsentirt keine Richtung. Seine Kunst hat in ausgeprägtem Grade den Stempel der Individualität, einen eigenen Styl. Es ist dieser Styl, der so viel Lärm erweckt. Man fühlt sich nicht verpflichtet ihm entgegenzukommen, ihn in sich selbst hervordämmern zu lassen.

Ein solcher Styl würde auch ganz unnütz sein, wenn sein Ausdruck zufällig wäre. Aber das ist er nicht. Er trägt das Gepräge von einem Suchen nach Harmonie zwischen den Eigenthümlichkeiten der Umwelt und des eigenen Gemüths, und von einem Suchen nach neuen, unentdeckten Schönheiten in dem, was ihm unter die Augen kommt.

Besonders wollten bei ihm stets wogende Farbenmassen hervor. Daran war von Anbeginn die erwähnte Tendenz schuld, die Farbe ihre eigene Richtung nehmen zu lassen. Es ist später bewußt geworden, und er sieht in Wellenlinien, er sieht den Strand sich so längs des Meeres hinwinden, er sieht die Zweige der Bäume in Wellen, sieht Frauenhaar und Frauenkörper in Wellen. Wie der Musiker hat er gewisse Rhythmen, aber wie er hat er auch gewisse Accorde, — einige tiefe, blaue Töne, in denen er gern landet, und die den Grund seines Gemüths geben.

*) Geschrieben 1896. Aus dem Nachlaß des Dichters.

Digitized by Google

All' das hat er in seinem Selbstporträt vereint und gesammelt und mehr eine Seelenmalerei als eine Gesichtscharakteristik gegeben, eher ein Werk von wundersam tiefer Schönheit, als ein Werk porträtgleicher Wahrheit. In der Verschmelzung der Technik mit dem Inhalt, den es geben will, ist es genial. Das Feinste, was das geschmeidige Wort zu sagen verwehrt, drücken diese Farben aus, es spricht daraus von leidendem und schönheitsanbetendem Geist in einer Zeichensprache, die man nicht für fähig halten sollte, so zu deuten. Man kann nicht unterlassen an andere Selbstporträts zu denken, an Rembrandt's z. B., gerade weil sie ebenfalls das Innerliche durch Anwendung von des Künstlers eigensten Mitteln geben; sie geben dasselbe in so ganz verschiedener Sprache, — mit Schatten, wo hier Farbenvertiefung angewendet wird, mit Liniendetail.

Sie geben dasselbe und geben doch nicht dasselbe. Denn die Lebensweise ändert sich, Gefühls- und Beobachtungsformen mit, es wird aus anderen Lebens- und Freudenquellen geschöpft, es sind andere Umwelten, und in seinem tiefsten Grunde ist es vielleicht das, was die Sprache verwandelt.

* * *

Der Impressionismus war obenauf, als Munch zu malen begann. Er hat ihn intensiv mitgelebt, — er lag seinem Naturell so nah, — und so viel er auch sucht, seine Kunst zu etwas für sich zu machen, er ist doch immer zugleich Impressionist.

Hans Jaeger hat seine Wirkung auf ihn ausgeübt. Munch hat ihn gemalt. Denn er war derjenige, der der Zeit Lichtbrechung gab, ihre seltsame, ihre revolutionäre.

Es muß in jener Zeit Vieles für ein Malerauge gegeben haben, — Zusammenkünfte zur Nachtzeit, — in sonderbarer Beleuchtung, in mancherlei Cafés, — Lippen, die trotzende Worte ausstießen, ohne Grenzen und ohne Furcht, oft ungestüm und mit norwegischer Brutalität, — unermeßliche Schlagschatten von Elend, von Machtlosigkeit und Filzigkeit, — Seelen, die sich weiten, die groß sein wollen, voll und eigen, es aber nicht können. Und unter allen Gesichtern als Mittelpunkt dieser Jaeger, dessen Logik scharf war wie eine Sense und kalt wie ein Eishauch, der aber doch jedenfalls geglüht haben muß, damit all' das Menschliche an's Licht kommen konnte und sich nach allen Seiten so reich und voll wie möglich entfalten.

Munch gehört zu denen, die ihre Eindrücke aus erster Hand nehmen, vom Leben selber, und dessen Kunst sich unmittelbar durch diese Lebenseindrücke formt. Die decorative Richtung liegt ihm fern, und sind bei ihm decorative Elemente, so sind sie da, wo die Außenwelt in seinen Augen eine gewisse Architektonik annimmt, wie z. B. lothrechte Baumstämme gegen den See. Noch ferner liegt ihm die präraphaelitische Richtung. Es ist ihm zuwider, um Schönheit zu schaffen, zu Kunstzeiten zurückzusuchen, die geblüht haben.

Aus dem Leben selber, wie es jetzt ist, muß man schöpfen, und aus dem Temperament, das es sieht und fühlt. Das Leben braust auf ihn ein. Die Malkunst soll wie alle anderen Künste davon erzählen, wie es sich in all' seiner Schwere, Qual und tiefen Schönheit zeigt.

Sie soll das von Neuem in uns zittern lassen können, was uns am tiefsten bewegt. Jeder Künstler, sei er Dichter, Maler oder Componist, setzt wohl vor Allem und zuerst seine Ehre darein, mit Mensch zu sein, das Leben der Anderen mitzuerleben und es anzusehen wie sie. Das Leben ist tausendfältig, hat viele Regionen, alle kann ein Jeder wohl nicht durchleben. Aber die er durchlebt, will er wiedergeben. Stellen seiner Kunst überlieferte Mittel ihm Grenzen hierfür, so wird er suchen die Grenzen zu verrücken.

Nur die für eine specielle Kunstart geboren sind, können es. Denn sie empfangen die Lebenseindrücke mehr als wir Anderen durch den speciellen Sinn, der durch ihre Kunst gehen soll. Ich kann mir denken, daß, wenn Munch einmal in seiner Kindheit einen Todten gesehen hat, er in dem Augenblick zuerst und vor Allem die Farbe des Lakens sah. Wenn er dann zehn Jahre später an Tod denkt, sieht er abermals die Farbe des Lakens, wie in jenem Augenblick.

* * *

Ueberall in seinen Bildern ist der Mensch, der Mensch, der fühlt, liebt, leidet — bis zu dem Menschen als Gesellschaftsthier. Es gab eine Zeit, da er es nicht lassen konnte, in seine Landschaften einen Kopf, ein Gesicht oder etwas dergleichen zu setzen. Es sollte den Menschen bedeuten, der in diese oder jene Stimmung kam, oder der Landschaft von sich aus diese oder jene Stimmung gab.

Auf seinem wundervollen Sternbilde ist ein Buckel, der eigentlich ein Baum ist. Ich konnte ihn niemals richtig fassen, ihn nie recht mit meiner Stimmung verschmelzen. Da entdeckte ich dasselbe Motiv einmal als Radirung. Er hatte da zwei Köpfe hinzugefügt, Mann und Weib, groß und schwer und seltsam stehen sie da und decken den ganzen Sternenhimmel. Jetzt paßte der Buckel mir dazu. Ich fing sogar an, ihn gern zu mögen. Erinnerte mich, wie ich Nächte umhergegangen war, und Bäume und Steine und Herbstacker zu Unglaublichen geworden waren, wo ich Farben mehr geahnt als gesehen, die Natur mehr gefühlt hatte, als recht gewußt, wie sie war.

Aber auch wenn kein Menschenauge zur Erklärung da ist, merkt man des Künstlers Drang, das Bild zu fassen, während das Herz noch frisch dahinter schlägt, ehe die Reflexionen erwacht sind, und die Dinge die scharfen, objectiv wirklichen Umrisse erhalten haben.

Das ist es, was man als die Unausgeführtheit der Bilder charakterisirt. Zuweilen sind sie wohl auch Skizzen. Aber oft geben sie so entschieden und so unwiderstehlich ein Gefühlsbild, daß es ebenso viel Arbeit und Nachdenken gekostet haben muß, es festzuhalten und all' das zu abstrahiren, was auf andere Seiten unserer Empfänglichkeit einwirken würde, als es kosten muß, ein Bild „auszuführen."

Er wählt seine Motive auch vorzugsweise dort, wo das Gefühl in all' seiner Stärke hervorquillt, Liebe, Tod, Krankheit.

Für mich ist sein Madonnenbild der Inbegriff seiner Kunst. Es ist der Erde Madonna, das Weib, das in Schmerzen gebiert. Ich glaube, man muß zur russischen Literatur gehen, um eine so religiöse Auffassung des Weibes, eine solche Verherrlichung der Schönheit des Schmerzes wiederzufinden. Was auf dem Grunde des Lebens liegt, ist für unsere Augen nicht klar, weder in Farbe, Form noch Idee. Das Lebenwerden hat sich mit geheimnißvoller Schönheit und Schrecken umhüllt, die nicht zehn menschliche Sinne definiren können würden, zu denen ein großer Lyriker aber beten kann. Die Sehnsucht, das Menschliche hervor- und emporzuheben, das von Neuem zu vergrößern, was unser tägliches Streben vermindert hat, es in seiner ursprünglichen Räthselhaftigkeit zu zeigen, erreicht hier sein höchstes und wird Religiosität.

Was Munch sieht, ist das Weib als solches, das in seiner Gebärmutter der Erde größtes Wunder trägt. Er kommt immer wieder und wieder darauf zurück. Er versucht den Augenblick, wo das Gefühl davon in ihm selber erwacht, in all' seinem Grauen darzustellen, er malt den kalten, schwarzen Schatten scharf auf die Wand, um uns lebendig hineinzuversetzen.

Niemals malt er, wie die Franzosen, das Weib für sich, als Weißes und Rundheit. Es gehört für ihn mit in den Zusammenhang, der durch seine Bilder geht. Er malt eher die Liebe als das Weib, — den Kuß, — der aus dem Dunkel tritt, das Paar, das die Liebe vor der großen Natur ernst und angstvoll macht.

* * *

Digitized by Google

Munch's erste Malereien hängen noch am regelrechten Impressionismus. Sie sind auch vollendeter als die meisten seiner späteren. Sie sind hübscher. Sie haben etwas Reines, Zartes, und Seelenvolles, das die späteren entbehren.

Darauf erwachte das ungestüme Verlangen, das Ich stärker und allseitiger herauszubringen. Und dann sprengte das Leben immer mehr und mehr. Es sprengte jede Form. Es sollte jede Form sprengen — und es sollte doch Form haben. Nicht nur vom Tode sollte erzählt werden und von dem, das verbleicht, sondern auch von dem, was vorhergeht und hinterherkommt, der Bewegung, dem Spiel, dem Gefühl. Es kommt mehr Fahrt in die Bilder, es siedet mehr darin, sie haben bessere Farben und schärfere Gegensätze. Und aus einer Menge Versuchen aller Art, mitunter mißglückten, immer interessanten, heben sich drei, vier, fünf Werke.

Aber während des Strebens dieser Jahre sind vielleicht Seiten seiner Persönlichkeit brach liegen geblieben. Munch hat mehr als Gefühl, er hat auch Geist. Seine Porträts beweisen das.

Aber er ist nicht geistreich, er hat nicht die Art Phantasie, die aus sich selber neue Welten dichtet, neue Combinationen und Märchen. Er hat eine reproductive Phantasie. Er ist receptiv. Sein Verdienst ist, daß er unter der Macht des Lebens intensiv leiden kann. Er schafft es nicht um. Ist seine Phantasie stark, wo es Farben gilt, so ist sie arm, neue Linien hervorzubringen.

Aber Linien, die sind, sieht er wie kein Anderer. Und es ist gleichsam, als winde er aus Allem zusammen, aus dem ganzen Dasein mit all' seinen Formen und all' seinem Chaos eine Linie heraus, nach der er beständig gesucht hat, die er schöner und schöner zu geben trachtet. Ist es die Linie seines innersten Selbst? Oder ist es die, die aus dem Zusammentreffen zwischen seiner Seele und der Umwelt Plan gebildet wird?

Wenn alle Seiten seiner Persönlichkeit zusammenschmelzen, Geist, Gefühl, Schönheitsdrang, wird Munch in seine dritte und letzte Periode kommen. Es kann lange währen, sehr lange. Es kann geschehen, ehe es Jemand ahnt.

Möge er Ruhe finden, sich zu sammeln!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine moderne Ehe.

Von Else Rema.

Die ganze Familie rüstete sich, um die silberne Hochzeit Theodor Berger's und seiner Gemahlin Martha, geborene Seeling, mitfeiern zu helfen. Es wurde sogar hinter verschlossenen Thüren gedichtet; der älteste Sohn und Student mühte sich, eine Begrüßungsrede für die Gäste in Reime zu gießen, Ernst, der Gymnasiast, plagte sich mit einem Festspiel ab, und Grete, der Backfisch, lernte ein Gedicht auswendig, das einen Vetter zum Verfasser hatte und beim Ueberreichen des Silberbrautkranzes aufgesagt werden sollte. Die Damen der Verwandtschaft beschäftigten sich mit ernsten Toilettenfragen; Tante Pauline prüfte ängstlich ihr fliederfarbenes Staatskleid, ob es noch einmal paradiren könne, die jung verheiratheten Nichten des Silberbrautpaares erwogen die Anschaffung von Reformgewändern, Fräulein Malchen, eine unvermählt gebliebene Cousine, war noch nicht schlüssig, ob sie ihr schwarzseidenes Kleid mit hellblauem oder rothem Sammet modernisiren sollte, kurz, die Silberhochzeit des Ehepaares Berger warf, wie alle großen Ereignisse, ihre Schatten voraus. Mit den in der Ferne wohnenden Verwandten wurde heftig über die Geschenke correspondirt; Onkel Martin wollte einen Smyrnateppich stiften. Tante Pauline hatte aber vorsichtig aus Martha Berger herausgelockt, daß sie eigentlich Fischmesser und Gabeln dringend nothwendig brauche. Davon mußte Onkel Martin sofort in Kenntniß gesetzt werden. Die übrige Familie wollte zusammen ein Speiseservice schenken; die Dresdner Verwandten stimmten für Meißner Porzellan mit Zwiebelmuster, die Berliner waren unbedingt für ein Service mit Streublumen aus der heimischen Manufactur. Das verursachte ununterbrochenen Briefwechsel. Am schlimmsten war Cousine Malchen daran. Sie wollte einen dazu passenden Tischläufer sticken und pendelte ungewiß zwischen Zwiebeln und Streublumen hin und her.

Inmitten der geheimnißvoll betriebenen Vorbereitungen waren Theodor Berger und Frau die einzigen Menschen, welche sich nicht mit ihrer bevorstehenden, silbernen Hochzeit beschäftigten. Ehe sie noch daran gedacht, diesen wichtigen Tag mit einer solennen Feier zu begehen, hatte Tante Pauline Martha Berger gefragt, wie viel Personen sie in ihrem Eßzimmer „setzen" könne und ob sie eine Kochfrau nehmen, ein Diner oder ein Souper geben wolle. So war Frau Martha Berger, geborene Seeling, dazu gekommen, ihre silberne Hochzeit mit einer großen Gesellschaft zu feiern. Ihr Gatte war ärgerlich über die ganze Geschichte, jedoch nicht muthig genug, den Kampf mit den Damen der Familie aufzunehmen. Grollend bestellte er bei seinem Schneider einen neuen, mit Atlas gefütterten Frack, und unlustig dachte Frau Martha an ihre Toilette als Silberbraut.

Es war keine Liebesheirath gewesen, welche der damals achtundzwanzigjährige Fabrikant Theodor Berger mit Martha Seeling geschlossen hatte. Wohlmeinende Verwandte, bei denen der junge Mann verkehrte, fanden, daß Martha eine ausgezeichnete Frau für Theodor Berger abgeben würde: er brauchte nämlich Geld für sein sich täglich vergrößerndes Unternehmen, und Martha Seeling, die einzige Tochter wohlhabender Eltern, hatte es. Das nannten die Verwandten „gut zu einander passen". Man beschloß, ganz harmlos eine Zusammenkunft am dritten Ort zunächst zu veranstalten. Marthas Eltern betrieben die Angelegenheit so geheimnißvoll, daß ihre Tochter als wohlerzogenes, junges Mädchen sich Mühe geben mußte, nichts zu merken. Nichtsdestoweniger stickte Martha mit verdoppeltem Eifer und heißen Wangen Monogramme in ihre Ausstattungstaschentücher. Theodor Berger kannte natürlich den Zweck der harmlosen Zusammenkunft, aber die Wissenschaft störte ihn nicht. Heirathen wollte er ja doch einmal, Geld konnte er immer gebrauchen, die Vermittelung durch Verwandte war ihm gerade recht, denn auf den Vergnügungen, die er als Junggeselle mit machte, konnte er sich keine Frau suchen. So machte er sich wohlgemuth zum Rendez-vous auf. An einem großen Tische saß die ganze Verwandtschaft in einem Concertgarten beisammen, als Theodor Berger in Begleitung eines Onkels von Martha Seeling herantrat und genöthigt wurde, Platz zu nehmen, nachdem man der Freude über das zufällige Zusammentreffen genügend Ausdruck gegeben.

Martha trug ein hellblaues Foulardkleid und unterhielt sich lebhaft mit Cousine Malchen über das Einkochen von Früchten mit und ohne Zucker. Sie brachte dem Thema wenig Interesse entgegen, allein es galt, die Ahnungslose zu spielen.

Nachdem die Gesellschaft Kaffee getrunken, schlug die alle Zeit besonnene Tante Pauline einen Spaziergang in den nahegelegenen Park vor; man richtete es so ein, daß das junge Paar etwas isolirt im Voraus ging.

Marthas Ideal war stets ein großer, schlanker Mann mit schwarzem, lockigen Haar gewesen, Berger war klein, neigte bereits etwas zur Corpulenz und hatte kurz geschnittenes, röthliches Haar. Er liebte die feurigen Brünetten mit lebhaftem Temperament und üppigen Formen — Martha Seeling hatte ein schmales, blasses Gesicht mit blaugrünen, hellen Augen, wenig Wimpern und einen dürftigen fahlblonden Haarwuchs, dem erst die Brennscheere des Friseurs einen trügerischen Anschein seidiger Fülle verlieh. Wohlwollende nannten ihre Figur secessionistisch schlank, ihre Freundinnen lachten hinter Martha's Rücken über deren klapperdürre Magerkeit.

Beide empfanden eine starke Enttäuschung. Aber die Heirath kam dennoch zu Stande. Martha ließ sich von ihren Eltern überzeugen, daß Schlankheit und üppige schwarze Locken im täglichen Leben keine Rolle spielen, das Einkommen des Mannes vielmehr die Hauptsache sei und Theodor Berger wiederum sagte sich, daß man nicht Alles auf einmal beanspruchen könne; eine große Mitgift und eine üppige Brünette! Martha verbrannte seufzend einige schwarze Haarlocken von Verehrern aus der Tanzstunde, und Theodor Berger veranstaltete ein Autodafé seiner Photographien, von denen er sich nur ungern trennte.

So wurde aus Martha Seeling und Theodor Berger ein glückliches Brautpaar. Sie hielt auf ihren schmalen, blutlosen Lippen beständig das Lächeln der beseligten Braut fest — er kam nie ohne Blumen und hielt ihre Hand stets in der seinen. Onkels, Tanten und Cousinen sonnten sich im Glück des jungen Paares, welches nie allein war und sich so fremd blieb wie am ersten Tag. Wie wenig ihre Charaktere zu einander paßten, nach dem sie gegenseitig in Bezug auf ihre äußeren Erscheinungen resignirt hatten, merkten sie erst viel später. Schon auf der Hochzeitsreise machte sich die Verschiedenartigkeit ihrer Neigungen und Anschauungen bemerkbar. Martha lief wie ein Wiesel und wäre am liebsten den ganzen Tag in den Bergen geblieben. Theodor hatte einen unbesieglichen Hang zur Bequemlichkeit und genoß die Natur gern sitzend bei einem Glas Bier und durchgebratenem Wiener Schnitzel.

Martha kleidete sich recht unscheinbar. Theodor liebte elegante Frauen mit dem frou-frou seidener Röcke, was Martha wiederum für nicht anständig erklärte. Aber man schonte sich noch, die Flitterwochen und das ungebundene Leben unterwegs milderten die Gegensätze. In's eigene Heim zurückgekehrt, traten sie um so schärfer hervor. Theodor entpuppte sich als Feinschmecker und sah gern Delicatessen auf seinem Tisch, Martha hielt sie für überflüssig und kochte unentwegt Hausmannskost, wie

Digitized by Google

sie es in ihrem Elternhaus gesehen. Theodor las nur die Leitartikel in der Zeitung, sie die Familiennachrichten, so war ein Aussprechen über das Gelesene unmöglich. Er interessirte sich nicht für die Verlobungen ihrer Freundinnen, ihr war es gleichgiltig, ob Bebel oder Stöcker im Reichstag sprach. Theodor ging Abends gern aus — Martha blieb am liebsten zu Haus und häkelte oder stickte. Handarbeitende Frauen waren Theodor Berger von jeher gräßlich gewesen, in einem verborgenen Winkel seiner Seele lebte ein Stückchen Poesie, welche das Weib rosenbekränzt und in edler Minne erglühend auch im Alltagsleben sehen wollte. Martha besuchte gern die Oper, Theodor liebte das Variété.

Sah die junge Frau Berger einen schlanken, schwarzhaarigen Mann, so wandte sie seufzend verstohlen den Kopf nach ihm und dachte an ihren Theodor. Er wiederum konnte sich nur schwer an ihre dürftige Weiblichkeit gewöhnen, ihre ausdruckslosen Augen und die schmalen blassen Lippen verursachten ihm oft physische Pein. Sehnend gedachte Theodor der üppigen Brünetten, die früher seinen Junggesellenpfad gekreuzt. Die schwarze Marinka vom böhmischen Quartett hatte ihm im Zorn einmal einen Stiefelknecht an den Kopf geworfen, und sich dann halbtodt über die blauen Flecke gelacht, die er davon getragen hatte. Aber das war doch Leben, Temperament, man amüsirte sich dabei! Seine Martha blieb immer ruhig, nichts konnte ihre nüchterne Seele aus dem Gleichgewicht bringen. Aber sie erfüllte getreulich ihre Pflicht dem Staat gegenüber; innerhalb der vorschriftsmäßigen Zeit konnte Theodor Berger in der gelesensten Zeitung hocherfreut die Geburt eines Sohnes melden. Tanten und Onkels waren selig; hatten sie nicht richtig geweissagt, Theodor Berger und Martha Seeling seien ein passendes Paar?

Einige kurze Wochen ging Alles glatt; die Elternfreude zauberte eine trügerische Harmonie über das ungleiche Ehepaar. Sie erschien ihm voller und rosiger als früher, er erschien ihr minder corpulent. Aber das dauerte nur kurze Zeit, dann löste sich die Harmonie in unreinen Accorden auf — und sie sahen wieder gegenseitig ihre Mängel und stritten um jede Kleinigkeit mit einander. Zwei Jahre später kaufte Martha das Bild eines venezianischen Fischerknaben und hing es in ihrem Zimmer auf, aber es half nichts, auch der zweite Junge war dick und rothblond wie sein Vater. Man war dieses Mal gelassener, und Theodor Berger faßte die Annonce kürzer ab. Er war Kaufmann durch und durch. So vergingen wieder Jahre. Theodor Berger wünschte sich ein schwarzhaariges kleines Mädchen und kaufte ein colorirtes Bildchen der „Mignon", welches er auf dem Nachttisch seiner Frau aufstellte. Vergebens! Ein dickes kleines Ding mit dem blonden Haar und den ausdruckslosen Augen der Mutter erblickte das Licht der Welt. Theodor Berger zuckte resignirt die Achseln und setzte eine Annonce von lakonischer Kürze auf. Eine Brünette schien sich eben nicht in sein Heim verirren zu wollen. Aber dafür fand er sie eines Tages, als er auswärts speiste, während Martha den Abend über in ihrem Kränzchen blieb. Berger dauerte das arme junge, alleinstehende Mädchen, und er nahm sich seiner nach besten Kräften an. Er fand plötzlich, daß Martha eine zu große Hausunke sei und nahm ein Abonnement für sie und seine Schwiegermutter in der Oper. Theodor Berger lebte ordentlich auf, er merkte jetzt erst, wie sehr er sich die ganzen Jahre hindurch nach einem brünetten, kleinen Mädchen gesehnt. Sein Töchterchen hatte den vacanten Posten ausfüllen sollen, aber es verweigerte ihn noch, ehe es sprechen konnte, die Erfüllung seines Wunsches. Konnte man es ihm verdenken, wenn er in seinen freien Stunden eine kleine Brünette väterlich beschützte? — Aber es kam ein böser Tag, da die Kleine ihn ernsthaft an Vaterpflichten erinnerte und in ihrem Zorn zu Martha Berger lief und ihr haarklein Alles erzählte.

An demselben Abend siedelte Frau Berger mit ihren drei Kindern zu den Eltern über. Großes Entsetzen der ganzen Familie. Sämmtliche Tanten kamen und erzählten, was sie alles mit ihren Männern durchgemacht hatten. Nicht ein Auge, alle beide mußten sie oft in ihrer Jugend zudrücken. Wenn jede Frau immer gleich davonlaufen wollte, deren Mann einmal — — — Lieber Gott, wo Kinder sind! Martha's Eltern waren von der Wendung der Dinge nicht erbaut! Der Vater schwieg mißgestimmt, und die Mutter bemühte sich, ihrer Tochter klar zu machen, daß man mit Männern nicht so rechnen dürfe, sie seien nun einmal anders!

Der Vater erbot sich, mit dem Schwiegersohn zu sprechen und ihm zum Guten zuzureden. Da warf ihm seine Frau einen Blick zu, der Martha zu denken gegeben hätte, aber sie hielt gerade das Taschentuch vor die verweinten Augen und konnte ihn somit nicht sehen.

Irgend Etwas mußte geschehen, darin war sich die Familie einig. Martha verlangte nach dem Rechtsanwalt und begehrte dringend Scheidung von ihrem Mann, der ihr ohnehin nicht sehr sympathisch sei. Die Tanten waren empört! Ob sie sich denn nicht schämte, so etwas auszusprechen? — Theodor Berger war es in seiner einsamen Wohnung nicht wohl zu Muthe, er fühlte sich schuldig; die kleine Brünette hatte er abgefunden, und nun kam er sich doppelt verwaist vor. Ob Martha wirklich auf Scheidung bestand, wie sie in dem Briefe geschrieben, den sie an jenem Abend mit einem Dienstmann in die Fabrik geschickt hatte? Dann mußte er als schuldiger Theil die Mitgift herausgeben! Eine weiche Stimmung bemächtigte sich seiner. Er wollte Martha wieder versöhnen und seine Schwiegermutter, die bei kleinen Anlässen oft Partei für ihn ergriffen, um ihre Vermittelung bitten.

Am Tage darauf saßen sie im Privatcomptoir seiner Fabrik. Er half seiner Schwiegermutter galant den Mantel ablegen, nöthigte sie auf das kleine Ledersopha und nahm ihr gegenüber Platz. „Lieber Theodor, wenn Du Dir eine Cigarre anstecken willst, ich habe nichts dagegen."

Der Schwiegersohn athmete erleichtert auf. Wahrhaftig, diese Frau war die „vernünftigste," die ihm je vorgekommen.

„Ich mache Dir keine Vorwürfe über das Geschehene, lieber Theodor, das hätte keinen Zweck, aber Etwas muß geschehen, Du mußt Dich selbst an Martha mit der Bitte um Verzeihung wenden, auf mich hört sie nicht." Theodor Berger zog heftig an seiner Cigarre. ‚Mama, ich bin wirklich kein solch schwarzer Sünder, wie Martha mich in Euren Augen hingestellt hat. Wir Männer — — —'

Die Schwiegermutter hob abwehrend ihre beringten Hände. „Lieber Theo, fange davon nicht an, ich weiß Alles, was Du sagen willst. Ich kenne den Sittencodex, den Ihr Euch aufstellt, zur Genüge, und billige ihn durchaus nicht. Aber wir Frauen sind zu schwach, um dagegen anzukämpfen. Martha wird und muß sich fügen, wie hundert Andere vor ihr es gethan haben und hundert Andere nach ihr es thun werden. Nur bitte ich Dich: verbirg es in Zukunft sorgfältig vor Deiner Frau, wenn Du wieder einmal nach dem Gesetzbuch für Männer handelst, ein Versprechen, Dich zu ändern, verlange ich nicht, denn Du würdest es doch nicht halten. Schreibe ihr einen liebevollen Brief und komme eine Stunde später mit einem Strauß frischer Blumen selbst. „Ein Capitalsweib", murmelte Theodor Berger wohlgefällig hinter seiner Schwiegermutter her, als sie sich vor dem Thore der Fabrik trennten.

Martha befand sich in versöhnlicher Stimmung, als der abbittende Brief ihres Mannes eintraf. Sie war heimlich bei einem Rechtsanwalt gewesen und der hatte ihr aus dem Gesetzbuch so viel Paragraphen über die Scheidung vorgelesen, daß es ihr davor graute. Sie fing auch an, sich nach ihrer Häuslichkeit zu sehnen; dort war sie die Herrin, hier ein nicht einmal gern gesehener Gast. Viel Widerstandskraft besaß die dürftige, kleine Frau überhaupt nicht, das Jammern der Tanten hatte sie ganz heruntergebracht, man behandelte sie, als ob nicht ihr Mann, sondern Martha selbst die eheliche Treue verletzt hätte.

Eines Abends fuhr sie mit Mann und Kindern per Droschke zurück in die eheliche Wohnung. Theodor war sehr aufmerksam zu seiner Gattin, um sie das Geschehene vergessen zu machen, und Martha that ihm gern den Willen. Sie mußte sich von ihrer ersten selbstständigen Handlung mühsam erholen; sie wußte genau, ein zweiter Treubruch ihres Gatten würde sie zu keiner Flucht veranlassen, die Flügel waren ihr gebrochen.

So vergingen die Jahre. Die Kinder wuchsen heran, Martha Berger dachte immer seltener an schwarzgelockte Männer, und Theodor verbarg es sorgfältig vor seiner Frau, wenn ihn die Sehnsucht nach einer feurigen Brünette befiel. Er verlegte solche Gelüste gern in die Sommerferien, wenn Martha mit den Kindern in ein Bad für Bleichsüchtige reiste. Wenn sie zurückkehrte, ging er nach Karlsbad, um seiner stetig zunehmenden Corpulenz wirksam zu steuern. Dort kam er mit seiner Leidenschaft für brünette Frauen auf die Kosten. Die hübschen Ungarinnen, die drallen Wienerinnen, die feschen Brunnenmädel! Seiner Frau beschrieb er ausführlich, wie viel Glas er getrunken und wie diät er gelebt! Martha erhielt im Laufe der Jahre noch manchmal durch Zufall von kleinen Seitensprüngen ihres Gemahls Kenntniß, aber sie war gleichgiltig geworden. Sie lebte wie sie wollte, mochte er auch thun, was er Lust hatte. Martha ging in die Oper, Theodor ging in's Variété, sie hatte ihre Kränzchen, er kegelte und sang in Vereinen, wenn er nicht Abends seinen Stammtisch aufsuchte. Er wurde immer dicker, sie immer magerer, Beide sahen es nicht mehr. Die Kinder hörten nie einen Streit ihrer Eltern; die kalte, beinahe feindselige Gleichgültigkeit der Beiden entging ihnen. Theodor Berger und Frau Martha, geborene Seeling, repräsentirten nun so recht, was man im Volksmund ein glückliches Ehepaar nennt. Und so rückte der Termin der Silberhochzeit in immer greifbarere Nähe. Martha feierte sie der Kinder wegen ganz gern, denn es war doch gut, wenn sie Eintracht und Frieden vor sich sahen.

Und so führten eines Morgens die Kinder ihre Eltern zu zwei blumengeschmückten Sesseln im Salon. Zuerst kam die dicke blonde Grete in einem engen, weißen Kleid und sagte mit möglichst falscher Betonung ihr Gedicht auf, während sie der Mutter den Silberbrautkranz auf das dünne Haar setzte und dem Vater ein Sträußchen in's Knopfloch steckte. Der Student und der Gymnasiast überreichten hübsch ausgestattete, selbstverfaßte Festschriften. Martha umarmte gerührt ihre Kinder, und Theodor wollte ihnen bewegten Herzens für die sinnigen Aufmerksamkeiten danken, als die Salonthüren sich öffneten und die vollzählig erschienene Liedertafel ihrem treuen Mitglied ein Ständchen brachte. Theodor Berger fühlte eine gehobene Stimmung in sich aufsteigen, und seine Frau hatte Thränen in den Augen. Die Rührung erreichte den Höhepunkt, als nach beendetem Lied ein Vorstandsmitglied Theodor Berger als treuen Sangesbruder, verdienstvollen Industriellen und zärtlichen Familienvater feierte. Zum Schluß überreichte der Redner ein Album mit Photographien der sämmtlichen Mitglieder, Frau Martha erhielt ein weißgrünes Bouquet mit von silbernen Spitzen eingefaßter Manschette. Theodor fühlte, daß man von ihm Etwas erwartete. So umarmte und küßte er Martha; sie war ihm wirklich alle Zeit ein treues Weib gewesen und hatte sich eines Mannes, wie er einer war, dessen Verdienste man soeben nach Gebühr gepriesen, würdig gezeigt. Gerade ließ man mit Bowle in den Gläsern das Silberpaar hochleben, da nahte sich eine

Digitized by Google

Deputation des Kegelclubs, welchem Theodor Berger angehörte, um seinem treuen Mitglied zu gratuliren. Sie überreichte einen silbernen Kegel mit Inschrift als Ehrengabe, Frau Martha erhielt abermals ein Bouquet und wurde als treue Gefährtin und hingebungsvolle Gemahlin geschildert, die ihrem Gatten mit zarter Hand die Sorgen von der Stirn bannte, wenn er nach des Tages Arbeit in sein behagliches Heim zurückkehrte. Theodor küßte die Liedertafel, die Deputation des Kegelclubs, seine Frau, den Studenten, den Gymnasiasten, die dicke Grete und dann wieder seine Frau. Martha weinte vor Rührung. In feierlichem Zuge nahten die Kränzchenschwestern. Sie überreichten ein Plüschalbum mit echtsilbernen Beschlägen, die Photographien sämmtlicher Theilnehmerinnen enthaltend. Torten mit sinnigen Inschriften „Dem glücklichen Paar", „Zur Silberhochzeit" und „Theodor und Martha" regnete es von allen Seiten. Das Comptoirpersonal der Fabrik kam und überreichte seinem Chef ein Gruppenbild, Frau Martha einen Strauß silberner Blüthen. Theodor küßte Alle, seine Frau weinte gerührt. Um die Mittagsstunde traf der Stammtisch ein; man feierte Theodor Berger als den eifrigsten Cigarrenspitzensammler, seine Frau als hochsinnige Gattin, die dem Manne den Hausschlüssel niemals entzog und seinen Neigungen das tiefste Verständniß entgegenbrachte. Theodor und Martha küßten sich; so glücklich waren sie all' die Jahre hindurch gewesen und hatten es selbst nicht gewußt.

Nachmittag gönnte sich das Ehepaar ein Ruhestündchen, um Abends frisch auf dem Posten zu sein, denn das Souper sollte die ganze Familie vereinigen. — Im Salon war eine kleine Bühne errichtet; Martha und Theodor saßen wieder in ihren blumengeschmückten Sesseln und sahen im Kreise der Verwandten dem Festspiel zu, welches den Abend eröffnete. Es schilderte in Reimen die Entstehung ihrer Liebe. Da war das Gartenlocal, wo das junge Paar sich zum ersten Mal sah und Martha auf Theodor Berger einen so unauslöschlichen Eindruck machte, daß er ihr bald darauf seine heiße Liebe erklärte und bei den Eltern um ihre Hand anhielt. Sie war im Festspiel eine rosige Blondine, er ein schlanker, junger Mann, der mit Mädchenherzen nur so Fangball spielte.

Martha und Theodor blickten sich abwechselnd an und drückten sich die Hände. Ja, so war es gewesen! Ach ja, die Zeit der jungen Liebe! Und in der Erinnerung durchlebten sie einen Brautstand glücklich, leidenschaftdurchglüht, wie er niemals in Wirklichkeit existirt hatte. Dann schritt man zum Festmahl. Das Silberbrautpaar wieder in blumengeschmückten Sesseln an der Tafel inmitten der Verwandtschaft, Onkels, Tanten und Cousinen. Zwischen jedem Gang wurde ein neues Tischlied vertheilt; alle feierten und priesen sie das Silberbrautpaar und ihre Kinder. Theodor trank reichlich Sect, Martha that ihm Bescheid, ab und zu küßten sie sich und blickten dann stolz und aufmunternd in der Tafelrunde umher: ja ja, macht's nur so wie wir!

Sie saßen den ganzen Abend Hand in Hand; er nannte sie „Martelchen", sie ihn „Theochen"! Dann hielt Onkel Paul eine Rede, in der sogar die Kinder ihr Theil bekamen; der Student wurde bereits als Professor gefeiert, den zwei Mal, in Tertia und Secunda, sitzengebliebenen Gymnasiasten nannte er einen fleißigen, strebsamen Knaben, und das dicke Gretchen ließ der Onkel als holdselige Mädchenknospe leben, die ihrer Mutter, der vollerblühten Rose, nacheifere.

Theodor blickte beseligt Martha an! Kein Gedanke an eine üppige Brünette verdunkelte den heiteren Ehehimmel, Martha hielt das Taschentuch vor die Augen und schluchzte. So viel Glück hatte sie ja gar nicht verdient!

Als die Gäste gegangen waren und das Ehepaar im Schlafzimmer den Silberschmuck ablegte, umarmte Martha ihren dicken Theodor und stammelte: „Ach, wenn unser Gretchen auch einmal so glücklich würde wie ich!"

Und Theodor legte sich mit einem kleinen Rausch und dem dunkeln Bewußtsein nieder, daß es nicht so leicht sein würde, für sein Gretchen einen Mann zu finden wie ihn. Martha Seeling hatte eben Glück gehabt!

Aus der Hauptstadt.

Unter'm Strich.

Auf dem Kaffeetisch stand ein ganzer Teller mit Heißwecken, außerdem waren Kuchen, die Else selbst gebacken hatte, vorhanden. Es war Fastnacht. Gerfried Hitzig ließ es sich schmecken, und gut schmecken. Dann griff er nach Cigarre und Zeitung. Die Telegramme und meisten Nachrichten boten nicht viel, nun las er unter dem Strich. Er las sonst lange nicht mehr unter'm Strich, und ein guter Geist ist es nicht gewesen, der ihn heute dazu verführte. — „Aschermittwoch" war es betitelt was er las. — Gedankenlos, zerstreut, nur halb bei der Sache, noch voll von dem Aroma der Heißwecken und Kuchen, voll von der Zuversicht, eine liebe Schwester zu haben, die so viel Behaglichkeit bereite, ihm Alles gemüthlich mache, die Kuchen backe und für Heißwecken sorge, hatte er angefangen, merkwürdiger Weise eine Abhandlung oder dergleichen, aber keine Erzählung erwartend. Und als es ihm zum Bewußtsein kam, was er las, da war er schon mitten drin, das heißt in der Geschichte und in dem Zorn über die Geschichte. Hatte ihn aber erst ein tüchtiger Zorn, dann half es nicht, dann — durch!

Man fragt, weßhalb Gerfried denn gleich so zornig sein mußte, selbst, wenn ihm die Geschichte unter dem Strich nicht gefiel. Ja! Die Hitzig's waren nun einmal ein zorniges Geschlecht. Gerfrieds Vater hatte auch immer ein ungestümes Temperament gehabt, hatte es aber auch gewußt, und in dieser weisen Selbstbekenntniß seinem Sohn den Vornamen Gerfried gegeben, als Wegweiser und Fingerzeig, den natürlichen Charakter zu bessern und zu formen. Gerfried mag es versucht haben, sanfter zu scheinen, als er war, vollständig zählte man ihn jedenfalls der Gemeinde der Friedfertigen nicht zu. Ab und zu brach die Rücksichtslosigkeit und Unerbittlichkeit der Hitzig's wieder durch. So auch bei der Fastnachtslectüre nach den Heißwecken. Wie fluchte und wetterte der Leser im Lehnstuhl! Die Cigarre war gleich fortgelegt worden — denn eine Cigarre bringt freilich Glücksgefühl, verlangt aber auch eine Seele, die auf Glück gestimmt ist. Was las nun Gerfried Hitzig so Fürchterliches?

Er las Sachen, die gang und gäbe. Eine vornehme Frau wird vorgeführt. Sie ist verheirathet, aber den Mann („ein genialer Künstler") sieht man nicht. Sie hat ein aus der Pension zurückkommendes Kind. Der Stern der Mutter in der Gesellschaft erlischt vor dem aufgehenden jungen Gestirn ihrer Tochter. Sie sieht es mit Trauer, mit Neid und mit Eifersucht. Sie war mehrere Jahre „Star". Unser gutes „Stern" reichte für den Glanz der Heldin nicht aus. „Kein Wohlthätigkeitsbazar, kein Künstlerfest fand statt, ohne daß die schöne Wanda an der Spitze ‚derselben' gestanden hätte." „Huldigend umkreiste die Herrenwelt die elegante, geistreiche Frau."

Wanda — schalt Gerfried — das ist ein Name. Anleihe aus der sarmatischen Tiefebene für das Land der Johns, Williams, Adolfos, Lizzies, für dasselbe Land, wo auch einzelne einheimische deutsche Namen vorkommen. — Wanda! — Es ist gar nicht zu sagen, wie mich diese beiden Silben entzücken. Es liegt so was Parfümirtes, so was Geschminktes, so eine süße Unaufrichtigkeit darin. Hätte ich eine Tochter und hätte sie durch einen Zufall den Namen „Wanda" erhalten, ich müßte sie verstoßen. Tag für Tag hielte ich eine solche Reclame der Seelenschönheit nicht aus.

Aber lassen wir Gerfried und seinen Unmuth. Wir wollen sehen, wie es weiter wird. — Wanda hat stets den Beruf gefühlt, gut auszusehen und hat es ernst damit genommen. Wir werden mit den Ergebnissen dieser Berufserfüllung in malerischer Breite bekannt gemacht. Wir lernen ihre Puder- und Schminktöpfe kennen. Es geht ordentlich ein scharfer Fettgeruch durch die Blätter. Wanda ist achtunddreißig Jahre alt, hat sich aber „großartig conservirt": Korallenlippen, weiße lückenlose Zähne, weiche, volle, runde Formen. Sie ist auch liebenswürdig und geistreich. Wenigstens behauptet das die Dichterin.

Aber nun naht das Malheur! Die Tochter kommt. Sie ist, wie diese Pensionstöchter unter'm Strich gewöhnlich, ein Unicum von Reizen — „blondlockig, mit lächelndem, fröhlichem Kindergesicht". — Wie im Fluge haben sich ihr alle Herzen zugewandt. — „Man hätschelte und verzog die kaum erschlossene Mädchenblüthe." Dieser Engel ohne Flügel heißt „Edith". — Sie beträgt sich wie ein Kobold, „neckte alte, weißköpfige Onkel und Tanten und war dann wieder die Liebenswürdigkeit selbst."

Es kommt die Aschermittwochs-Redoute. Jawohl „Redoute". Und mit dieser „Redoute" kommt das Verhängniß für Mutter Wanda. Sie hat schon halb was geahnt. Als die Tochter im Saal erscheint, deckt ein Nebelschleier ihre Augen, das heißt die Augen, die „noch im Feuer der Jugend erstrahlen". Die böse Ahnung beschattete sie schon, als sie Toilette machte. Sie hat deßhalb auch besondere Sorgfalt darauf verwandt. „Ein weicher, weißer Hermelinpuder ist auf die vollen, runden Wangen aufgetragen." Wir erfahren jetzt ausdrücklich, daß sie nicht zu den ihrer Schönheit unbewußten Frauen gehört. Sie hat sich vor dem Spiegel geprüft, und nach den ersten Fältchen unter den Augen geforscht. Beruhigt hat sie den Kopf zurückgeworfen: „Noch nicht, noch war die Jugend nicht entschwunden." Noch einmal fühlt sie den Triumph nach, den sie vor wenigen Tagen gehabt hat, als der Legationsrath von R... (unter einem Legationsrath thut diese Literatur es selten und ohne Helden von Adel nun gar nicht, das Glück der bürgerlichen Welt besteht in wohlwollender Verwendung als bescheidene Staffage), Mama Wanda fühlt also noch immer den Triumph von vorgestern, als der Legationsrath von R... auf ihren Rath, doch auch eine Frau zu wählen, erwidert hat: „Er habe noch keine Frau gefunden, die ihr (nämlich dem „Star" Wanda) an Geist und Schönheit gleiche, er sei ihr Sclave."

Bei dem Aschermittwochs-Maskenfest läuft aber die junge Schönheit der reifen den Rang ab. — Das Aschenbrödel-Costüm (darin haben wir die Tochter zu suchen) thut's dem Prinzen Carneval (das ist natürlich der Legationsrath) an, die stolze Rumänin (wenn etwas stolz sein soll, darf es um Gotteswillen nichts Deutsches sein), die stolze Rumänin (Mutter Wanda mit den „weichen weißen Hermelinpuder auf den runden vollen Wangen") kommt nicht dagegen auf. Schon am folgenden Tage hält der entzückende Legationsrath bei der Alten, „deren Sclave" er noch vor drei Tagen war, um die Hand der Tochter an. Aschermittwoch hat begonnen, Wanda hat gealtert, eine schwere Thräne perlt über ihre Wangen.

Digitized by Google

Gerfried leerte den Kelch bis auf die Neige. Er schenkte der „Dichterin“ keine Silbe. Und als er ausgelesen, sagte er: Scheußlich! Dann warf er das Blatt auf dem Kaffeetisch. — Daß er schon beim Lesen Einiges geflucht, haben wir angedeutet, aber im Einzelnen nicht für mittheilenswerth gehalten, seine Flüche mögen weiter zwischen den Zeilen liegen bleiben. Scheußlich! sagte er noch einmal und versuchte es wieder mit der Cigarre.

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür. „Wünschtest Du etwas?“ fragte eine weibliche Stimme. Elsa war eingetreten.

„Nein, mein Kind,“ erwiderte er, „ich wünschte nichts als Dich und Deine Gegenwart.“ Er begrüßte sie sanft und zärtlich, bei ihr war er stets ein Gezähmter.

Gerfried Hitzig war Junggeselle und Elsa eine alte Jungfer. Aber er liebte sie. Und als er jetzt die Augen über sie hingehen ließ, mußte er lachen. Er dachte an die Worte der Novelle, „sie hat sich großartig conservirt“. Bei Elsa traf es ohne Puder und Schminke zu. Sie trug ein graues Morgenkleid und eine kleine Theeschürze. So sah er sie gern. Das stand ihr so nett.

Er küßte sie auf die Stirn. „Ach wären alle Frauen so wie Du!“ seufzte er.

„Aber, Gerfried,“ erwiderte sie, „Du — und Complimente! Was soll mir das?“

„Es kam mir nur so,“ war seine Antwort, „die Heißwecken und die Kuchen. Und wie Du mir Alles so gemüthlich machst. — Aber, was ich sagen wollte! Ich las eben eine Geschichte ... denk' Dir ... ich eine Geschichte unter dem Strich. Die hat Eindruck auf mich gemacht. Bitte, lies auch mal und sag' mir, wie sie Dir gefällt.“

Sie las. Gerfried rauchte mittlerweile und ging auf und ab. — Und redete in sich hinein: Ja, so eine, die laß ich gelten, das ist noch natürliche Einfachheit. Das ist das Weib, so wie es dem Schöpfer in der Idee vorgeschwebt hat, als er die Frau schuf. Da ist ihm nichts mißlungen; da sind die alten Tugenden noch unverausgabt, die man den Weibern nachrühmt. — Was für Zerrbilder dagegen müssen wir uns unter dem Strich vorführen lassen! Diese Schriftstellerinnen (Afterdichterinnen), die den Deutschen das tägliche Literaturbrod geben — schauderhaftes Volk! Verweibsen nicht allein unsere Literatur, sondern auch unsere Sitten. Sind Splitterrichter bei den Männern und sehen nicht den Balken im eigenen Auge. Machen Anspruch auf die ethische Führung und sind selbst Caricaturen der Tugend. Verlangen, daß wir uns nach ihrem Schönheitsideal, nach ihrem verdrehten Sittlichkeitsideal richten und ihre Götter anbeten, was wir Schafsköpfe von Männern denn auch geduldig thun. Wir Deutschen haben keinen Ueberschuß an Kunstkraft; unter diesem Weiberregiment werden wir den Rest bald eingebüßt haben. Dazu die fortwährende Verdunkelung und Vertauschung von „sittlich“ und „unsittlich“, „wahr“ und „gemacht“! Ihnen fließt die Maxime vom Munde: „Arbeit schändet nicht“, „Arbeit adelt“, und in der Uebung predigen sie: „Nichts schändet mehr als Arbeit“. Seidenkleider, Hermelinpuder, französisch schwatzen, der ganze hohle Krimskrams der gesellschaftlichen Ebenbürtigkeit — das alles adelt! Besönne sich die ewig schaffende Natur nicht zuweilen auf ihr Ideal, gäbe es nicht Weiber wie meine Elsa, die jetzt so überlegen lächelt, natürlich über die elende Geschichte lacht, man müßte an dem Geschlecht verzweifeln.

Elsa lachte wirklich, die Geschichte war aus, sie sah ihren Bruder strahlend an. Das ist — sagte Gerfried für sich — das Strahlen der Verachtung, das ist das Strahlen des Sicheinswissens mit mir.

Nun, Kind?“ Gerfried nannte sie zuweilen Kind, „nun, Elsa, wie gefällt Dir die Geschichte?“

„Sie ist kurz,“ erwiderte die Gefragte, „es sind nur paar Seiten. Aber ich finde sie hübsch. Ich habe lange nichts so Reizendes gelesen.“

„Wa ... W ... Was sagst Du?“

„Was ich sagte? Machten die Heißwecken Dich schwerhörig? Ich sage, ich finde die Geschichte ganz reizend.“

Sie sagte wirklich: ganz reizend! Gerfried empfand einen Stich in der Gegend des Herzens und ein Aufbäumen dort, wo er die Galle vermuthete. Aber er besann sich so weit, daß er scheinbar gleichmüthig „So — so“ sagen und sich nach den Reizen der Geschichte erkundigen konnte. Und da vernahm er die süßen Namen: Wanda und Edith, die Jugendfreude — das Blondhaar — die Lebensfreude, worauf die Jugend vor allen Dingen ein Recht habe. Wie poetisch es sei, daß sie über das Alter den Sieg gewinne! Und wie man der Wanda die Wehmuth nachfühle, daß auch sie dem allgemeinen Gesetze der Natur den Tribut zahlen müsse. Wie rührend das sei!

Die nette Elsa mit der Theeschürze sagte wörtlich, „der Natur den Tribut zahlen“. Gerfried wiederholte es für sich und war ganz zerknirscht. Er hätte viel darum gegeben, wenn seine Schwester, sein Ideal, sich wenigstens nicht durch diese Phrase herabgesetzt hätte. Er sah sie an ... von der Seite an ... Elsa hatte zwar ein etwas (sicher über ihren Bruder) verwundertes, aber sonst ganz das alte, gütige Gesicht.

Er stand auf und ging zu ihr ... zärtlich ... verbindlich ... Er streichelte ihr die Wange ... Elsa — sagte er. Er sagte es ganz weich: „Was Du da sagtest über die Geschichte — war das wirklich Deine Meinung?“

„Hat Dich das betrübt, Bruder? Was habe ich denn gesagt?“

„Daß die Geschichte reizend sei, hast Du gesagt.“

„Ja, Gerfried, das ist meine Meinung. Ich muß sagen, wie ich's verstehe. Und ich urtheile nach meinem dummen Verstand. Das braucht Dich ja nicht anzufechten. Was verstehe ich von Geschichten. Mir hat sie gefallen. Wenn sie Dir nicht gefällt — dann wird Deine Meinung wohl mehr Werth haben. — Was weiter? Ich bleibe ja doch Deine liebe Schwester!“

„Meine liebe Elsa bleibst Du. — Aber das kann ich eben Deinen Schwestern von der Literatur nicht vergeben, daß sie selbst den Geschmack einer so Guten verwirren. Sieh, ich will Dir mal deutlich machen, weßhalb die Geschichte so gar nichts taugt!“

Und nun fing er an. Wir wollen es nicht wiederholen. Der Leser weiß es ja ebenso gut wie Gerfried Hitzig, weßhalb die Geschichte nichts taugte. — „Sieh,“ schloß er, „das mußt Du doch zugeben, daß Geschichten dieser Art und Kunst nichts mit einander zu thun haben, daß sie unsittlich wirken, weil sie nur das Vergnügen und nicht die Arbeit idealisiren, weil sie versuchen, Herzensconflicte, die schon ihrer Natur nach tief unsittlich sind, mit einem Heiligenschein auszustatten, weil sie unser Mitgefühl für kleine Leiden der Gesellschaft wecken wollen, ernste Kämpfe aber, wobei es sich lohnt, gerührt zu werden, nicht kennen, weil sie Beweggründe und Ziele als berechtigt und sittlich darstellen, die ... tief ... tief ... verwerflich sind ... die ... die ...“

Gerfried wollte noch mehr sagen, aber er hörte auf. So erschrocken sah Elsa aus ... Elsa, die im Leben auch nicht entfernt daran gedacht haben würde, als verheirathete Frau „Star“ zu sein und mit einem Legationsrath anzubändeln, ihrer Tochter Concurrenz zu machen, auf sie eifersüchtig zu sein, sich zu schmücken und zu pudern und mit einem stolzen „Noch nicht“ vor dem Spiegel zu stehen, Elsa, die solche Lassen wie den Legationsrath niemals ansehen würde — in Geschichten hatte sie eine ganz andere, eine leichter geschürzte Moral. In Geschichten thut man ja nur so — da fand sie alles ganz nett, und die Lehren des zornigen Gerfried prallten an ihr ab.

Er mußte einlenken.

„Elsa, sei munter. Es kam nur so heraus. Wir werden uns schwerlich einigen. Lassen wir daher die Geschichte und lassen wir die Frage, ob sie was taugt oder nicht. Wir sind gar nicht Gerfried und Elsa Hitzig, wir sind die Repräsentanten unserer Geschlechter, die sich streiten. Wenn ich Elsa hieße, ein so sanftes Gesicht hätte wie Du, Unterröcke trüge, ein graues Morgenkleid und eine so überaus reizende Theeschürze wie Du (— er ließ das bunte Ding durch seine Hände gleiten —), wenn ich solchen Kuchen backen könnte uud, wenn ich, wie Du, in meiner Hand, den Frieden trüge: dann würde auch ich „Aschermittwoch“ wahrscheinlich ganz reizend finden. — Da ich nun aber mal Gerfried heiße, so müssen wir resigniren und uns damit trösten: Männer und Frauen verstehen sich — scheint's — in diesem Punkt nicht mehr. — Aber was macht's, Elsa. In allen anderen Dingen verstehen wir uns jedenfalls ohne Rest.“ Timm Kröger.

Notizen.

W. Korolenko. Ein gewöhnlicher Fall und andere Erzählungen. (Dr. J. Marchlewski & Co., München). Im vorliegenden Bändchen sind zum ersten Mal Erzählungen und Schilderungen vereint, die Korolenko von einer dem deutschen Publicum noch unbekannten Seite zeigen. Mit meisterlicher Leichtigkeit und seltener Grazie bewegt sich hier sein Geist in den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedenen Völkern: in dem antiken Hellas, in dem von den Römern unterjochten Judäa, in der vielgestaltigen, aber zerrissenen Gegenwart. Für ein wirkliches Eindringen in die künstlerische Domäne Korlenko's ist dieses Bändchen unentbehrlich.

Die Allgemeine Verlags-Gesellschaft, München, läßt soeben eine Illustrirte Geschichte der Deutschen Literatur von Professor Dr. Anselm Salzer erscheinen. Werthvoll künstlerische Beilagen und Textillustrationen zeichnen das Lieferungswerk angenehm aus. Eine klare, bündige Sprache und lichtvolle Darstellung macht es darüber hinaus empfehlenswerth. Wir kommen auf das verdienstvolle Werk im Zusammenhang zurück.

Zur gefl. Beachtung.

Da ich bis Ende August l. J. von Berlin abwesend bin, bitte ich dringend, während dieser Zeit unverlangte Manuskripte nicht an die Redaction senden zu wollen. Ihre Erledigung würde sich unerwünscht verzögern.

Gleichzeitig weise ich darauf hin, dass die Erledigung aller Honorar-Angelegenheiten, die Versendung von Belag-Exemplaren etc. dem Verlage, W 57, Katzlerstr. 4, **nicht mir** obliegt.

Richard Nordhausen.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

Billige Bücher

finden Sie im illustrirten Bücherkatalog.
36. Jahrgang, ca. **200** Seiten stark,
gratis durch
J. M. Spaeth, Berlin C. 2,
gegenüber dem Rathhaus. Gegr. 1834.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Wolframs von Eschenbach
Parzival und Titurel.

Herausgegeben und erklärt
von
Ernst Martin.

I. Teil: **Text.** geh. ℳ 5,—.
II. Teil: **Kommentar.** ℳ 12,—.

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtschersky Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen. Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. Ein nationales Gedicht. Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

Verlag von **Roßberg & Berger** in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**
Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen
von
Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** ℳ 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ 4.
Salomon Süditalien. ℳ 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 8. August 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Auf der Suche nach einer neuen Weltanschauung. Von Johannes Gaulke. — Deutsche Rasse-Vorposten. Von Henry F. Urban (New York). — Schulferien. Von P. Asmussen. — **Literatur und Kunst.** Einige Gedanken über Frauenlyrik. Von Anna Brunnemann (Dresden). — Welche Stellung soll der Sittlichkeit bei der Beurtheilung von Dichtungen eingeräumt werden? Von O. Wentorf. — **Feuilleton.** Ein Wiedersehen. Von Rudolf Krauß (Stuttgart). — **Aus der Hauptstadt.** „Nur ein Traum!" Von C. Girth. — Notizen. — Anzeigen.

Auf der Suche nach einer neuen Weltanschauung.

Von Johannes Gaulke.

Der um die neuromantische Literatur wohlverdiente Verleger Eugen Diederichs hat sich nach mancherlei schüchternen Versuchen das feste Ziel gesetzt, einer religiösen Cultur durch eine Serie von Einzelabhandlungen auf allen Gebieten des Lebens und Wissens den Boden vorzubereiten. Der Versuch verdient schon aus dem Grunde, weil er ein Novum im deutschen Verlagswesen darstellt, Beachtung. Den meisten deutschen Verlegern hat eine Weltanschauung wenig Kopfschmerzen verursacht, sie suchen im Gegentheil Alles zu umgehen, was auch nur im Entferntesten das Gepräge einer persönlichen Lebens- oder Weltanschauung trägt. Das Kriterium für die Güte und Gangbarkeit eines deutschen Verlagsartikels ist der Gemeinplatz — eine bittere Wahrheit, beschämend für das „Volk der Denker", die wir aber nicht oft und eindringlich genug wiederholen können, um den geistigen Verfall nach Möglichkeit aufzuhalten. Es berührt daher um so sympathischer, wenn ein Verleger ohne Rücksicht auf die sogenannten „Bedürfnisse" des Publicums Ideen propagirt, die vom Standpunkt des Geschäftsmannes recht überflüssig sind, weil sie sich im trauten deutschen Lesekränzchen nicht in gangbare Münze umwerthen lassen.

Der erste Band von „Leben und Wissen" hat Willy Pastor zum Verfasser.*) Das Werk ist programmatisch für die ganze, der Propagirung einer religiösen Cultur gewidmeten Serie. Es steht, wie der Verleger ausdrücklich betont, im Gegensatz zu unserer heutigen Naturwissenschaft, es collidirt aber auch mit der jüdisch-christlichen Weltanschauung. Kein Compromiß, kein Versöhnungsstandpunkt zwischen Wissen und Glauben, ist die Parole. „Es muß klar ausgesprochen werden, daß die einseitige Betonung eines Jenseitslebens den Menschen für seine eigentliche Aufgabe, das Diesseits in immer feinerer Individualisirung zu einem vom Geist beherrschten Reich zu entwickeln, abstumpft ... Der schöpferische Mensch, der in sich das Thier überwunden hat, ist das Ziel der Erde und der vollkommene Ausdruck aller göttlichen Kräfte."

Willy Pastor hat diese Sätze des Programms zum Leitmotiv seiner Entwickelungsgeschichte gemacht. Indem er davon ausgeht, daß die moderne Naturwissenschaft das große Welträthsel, das Problem von der Entstehung und dem Zweck des Lebens seiner Lösung kaum näher gebracht hat, verwirft er die alte, von Kant-Laplace glänzend verfochtene mathematisch-mechanische Betrachtungsweise und consequenter Weise auch die Darwinistische Entstehungslehre der Arten. „Die Riesenenergie, mit der Darwin sein von Grund auf falsches Princip durchführte, hat es zwei Generationen unmöglich gemacht, zu einer wirklich einheitlichen Weltauffassung, der man doch bereits so nahe stand, sich durchzuschlagen." Es gehört ein großer Muth der Ueberzeugung dazu, diesen Satz der Darwinistischen Welt entgegenzuschleudern und an Stelle des vernichtenden Princips des Kampfes um's Dasein, der in der anorganischen wie organischen Welt herrscht, das Princip lauterer Harmonie zu setzen.

Während im Allgemeinen die Anschauung vorherrscht, daß die Leben zeugende Kraft von Außen, muthmaßlich durch ein Meteorstück, auf dem Lebewesen der niedrigsten Art sich festgesetzt hatten, auf unseren Planeten gekommen sei, sucht Pastor die treibende Kraft im Erdball selbst, wodurch er mit einem Schlage die Grenze des Organischen vom Anorganischen glaubte niederlegen zu können. Er kehrt zu dem alten Glauben, daß die Erde ein beseeltes Wesen sei, zurück. Die Idee des Kopernikus hatte sich erst im 17. Jahrhundert der Köpfe bemächtigt und Denkformen hervorgerufen, denen etwas starr Mathematisches anhaftet. Man dachte fortan streng mathematisch über das Wesen der Himmelskörper, wie überhaupt über alle Daseinsfragen. Das Jahrhundert, das der wissenschaftlichen Astronomie zum Siege verholfen hatte, räumte unerbittlich mit dem Individualismus der Renaissance auf; es kam die Zeit der straffen Militärorganisationen und des Rationalismus. Mit Newton hatte die Mathematik auf allen Linien gesiegt. Die mathematische Betrachtungsweise versagte aber, sobald man anfing, über die Wesensverschiedenheit der Sterne nachzudenken. „Die Rückführung aller kosmischen Lebenserscheinungen auf die nüchternsten, unfruchtbarsten physikalischen Gesetze — das waren Schöpfungssagen, die freilich dem Leben, dem organischen Leben keinen Raum gaben."

Nachdem Pastor diesen wunden Punkt bloßgelegt hat, setzt er, gestützt auf die Untersuchungen Humboldt's, seine Kritik mit Geschick fort. Das große Problem des organischen Lebens war seiner Lösung durch die mathematische Betrachtungsweise nicht nur nicht näher gebracht, sondern eher noch verdunkelt. Es war kein Beweis für die Kant-Laplace'sche Theorie noch für die Annahme einer Aetherkälte, welche den Verdichtungs- und Abkühlungsproceß der Planeten hervor-

*) Lebensgeschichte der Erde. Ein Ueberblick über die Metamorphosen des Erdensterns. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig 1903.

Digitized by Google

gerufen haben sollte, erbracht worden. Da stellte Alexander von Humboldt eine physiologische Erklärung in Aussicht, er gab der Möglichkeit Raum, daß die Wesensverschiedenheit der Sterne ebenso gut durch innerliche Gründe bedingt werden könne. Der Stern selbst, der Alles leistet, was wir wahrnehmen, tritt damit in den Mittelpunkt der Betrachtung. Der Mensch wird von seinem erhabenen Piedestal als „Herr des Planeten" gestoßen. „Denken wir einmal an Alles, was das Fernrohr uns zeigt am nächtlichen Himmel, und wenn wir nicht besessen sind vom unsinnigsten Größenwahn, werden wir uns eingestehen: Alles, was wir thun auf Erden, das thut die Erde durch uns. Die Erde giebt uns Fähigkeiten, schafft oder nimmt uns die Möglichkeit, sie zu entwickeln — haben wir daran Theil? Völker blühen auf, und Völker sterben hin, um neuen Platz zu machen, denen die Gabe wurde, in einer anderen Art auf der Oberfläche und auf die Oberfläche dieses Sterns zu wirken. Begreift man noch nicht, was das heißen will?"

Pastor beantwortet diese Frage dahin, daß die Natur in jeder Art sich eine besondere Thätigkeit ausgebildet hat, und je nachdem sie der einzelnen Thätigkeiten bedarf, giebt sie den einzelnen Arten den Vorzug oder schafft sich neue. Alle Arten sind demnach Thätigkeitsformen der Erde. Der Gegensatz zwischen Organisch und Anorganisch ist gefallen, der „Kampf um's Dasein" ausgefochten. Verfasser stellt die stark mystisch gefärbte Folgerung auf, daß die Arten des Anorganischen in ihren Eigenschaften alle jene Fähigkeiten des Planeten umfassen, die durch die lange Uebung bereits reflectorisch „unbewußt" geworden sind. In den organischen Arten dagegen bewegt sich und schafft der Planet noch bewußt. Die Menschheit mit ihrem großen Wissen und Können und ihrem noch größeren Dünkel ist nichts weiter als ein Werkzeug der Erde, dem keine andere Aufgabe zufällt, als die Oberfläche unseres Planeten nach einem von Letzterem selbst erdachten Plan auszugestalten. Die kleinsten Schalenthiere und die Korallen, die wir heute noch bei der Arbeit sehen, vollziehen eine ähnliche Aufgabe. Es geschieht Alles nur im Interesse der Erde. Der Mensch der Herr der Erde — ein Parasit! Das ist der neuen Theorie letzter Schluß.

Willy Pastor ist durch Theodor Fechner zu seiner „organischen" Weltanschauung geführt worden. Der große Leipziger Denker hat den Gedanken, daß die Sterne lebende Wesen seien, wenn auch nicht mit Bestimmtheit ausgesprochen, so doch empfunden. Es ist von dem Vorhandensein eines universalen Bewußtseins, einer Weltseele, die er „Gott" nennt, durchdrungen. Diesem Gotte steht der Mensch nicht äußerlich gegenüber, sondern er ist ihm zugleich eingethan und unterthan, so daß Leben und Bewußtsein des Menschen im Göttlichen mit beschlossen sind ... Die Menschen haben sich zu bescheiden, nicht obenan in der Welt zu stehen, sondern sind nur die höchsten individuellen Entwickelungsstufen des irdischen Reichs, welche aber durch höhere Beziehungen darin verknüpft sind, und über welchen die Welt noch höhere Stufen einschließt, die sich endlich Alle in der höchsten Stufe, im göttlichen Dasein zusammen- und abschließen. Seelen über dem Menschen, Seelen aber auch unter dem Menschen; Seelen nicht bloß im Thierreiche, Seelen haben auch die Pflanzen ...

Fechner's Pantheismus hat auf die neuromantische Geistesrichtung befruchtend eingewirkt, aber noch fehlte es an dem nothwendigen Thatsachenmaterial, um seine Gedanken zu erhärten. Wie Pastor zutreffend bemerkt, war der „Dichter" Fechner leicht zu umgehen. Da trat aber der Physiologe Wilhelm Preyer auf den Kampfplatz. „Daß Alles, was gelebt hat und lebt, geboren wurde von Lebenden, und Alles, was leben wird, von Lebenden geboren werden wird, bezweifeln die Anhänger des Urzeugungsglaubens, obwohl sie nicht eine einzige Thatsache zu ihren Gunsten aufzeigen können. Warum bezweifeln sie nicht auch, daß jeder lebende Körper sterben wird?" Der Einwand läßt sich hören. Der Glaube an eine Urzeugung ist keineswegs höher zu bewerthen als der Glaube an einen Schöpfer, der die Welt mit Allem, was sie enthält, in sieben Tagen aus einem Nichts geschaffen hat. In dieser Beziehung gleichen sich Entwickelungstheoretiker und Gottesgläubige. Das eigentliche Lebensproblem bleibt in Dunkel gehüllt. So lange es nicht gelingt, auf experimentalem Wege, in der Retorte, Leben und sei es auch nur in der primitivsten Form aus anorganischen Stoffen hervorzurufen, bleibt die Urzeugung ein wissenschaftliches Postulat, das sich dem Forscher nothwendig aufdrängt, aber keine Nothwendigkeit in sich.

Den Gedanken der vorgenannten Forscher und Denker nimmt nun Willy Pastor auf und schildert die Entwickelungsgeschichte der Erde als einen organischen, nur unserem Planeten eigenthümlichen Vorgang. Nach der herrschenden Anschauung durchlaufen alle Gestirne dieselben Entwickelungsphasen. Die gestaltlosen Weltnebel verdichten sich zu selbstleuchtenden Gestirnen, Sonnen; diese kühlen sich zu planetenähnlichen Gebilden ab, auf denen sich überall, mit höchster Wahrscheinlichkeit nach demselben Vorgang organisches Leben entwickelt, durch sogenannte „Urzeugung" oder durch Verpflanzung eines Lebenskeimes von außerhalb durch Meteoriten. Durch Einwirkung des als unendlich kalt gedachten Weltäthers erstarrt dann der Planet nach Jahrmillionen zu einem mondähnlichen Gebilde. Alsdann beginnt der Kreislauf von Neuem. Der erkaltete Stern wird von einem wärmeren angezogen — in unserem Falle der Mond von der Erde — und verschlungen. In Folge der ungeheuren Wärmeentwickelung, die durch den Zusammenstoß beider Gestirne erfolgt, wird sich die Erde verjüngen und einen Theil ihrer Entwickelung noch einmal durchmachen. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich zwischen den einzelnen Planeten, bis sie schließlich alle ein Raub der Sonne werden. Ein allgemeines Chaos, Weltennebel und abermaliger Verdichtungsproceß bis in's Unendliche.

Der Schematismus dieser Theorie liegt auf der Hand. Darum konnte Pastor mit Recht folgern: „Die Richtigkeit dieser Schlüsse anerkennen, heißt den Reichthum der Arten am Sternenhimmel leugnen, heißt behaupten, daß hier auf Erden alle Affen als Menschen, alle Fische als Landthiere sterben müßten. So gewiß indeß die Erde das Nebeneinander verschiedener Arten nöthig hat, so gewiß auch der Kosmos das Nebeneinander verschiedener Sterntypen, die hier im Großen wie dort im Kleinen als die Organe eines Organismus in einander arbeiten." — Wo bleibt aber der Beweis für die Reichhaltigkeit der „Arten" im Kosmos? Wo ist die Brücke vom Anorganischen zum Organischen geschlagen? Einige Wahrscheinlichkeitsschlüsse, das ist Alles, aber keine überzeugenden Argumente. Die Kant-Laplace'sche Theorie giebt uns, mag sie auch in vielen Punkten anfechtbar sein, eine klare Vorstellung von der Entstehung der Weltkörper, im weiteren Sinne vom Kampf um's Dasein im All'. Diese streng mathematische Betrachtungsweise zeichnet ebenfalls die Darwin'sche Theorie von der Entstehung der Arten auf unserem Planeten aus. Allerdings kommt man mit der Annahme eines Kampfes um's Dasein über die untersten Stufen des organischen Lebens so wenig hinaus, wie mit der Annahme einer sternenbildenden Aetherkälte über das Anorganische. In dieser Beziehung müssen wir Pastor beipflichten. Die Kampf um's Dasein-Theorie ist anfechtbar und noch mehr das Princip der Auslese der Tüchtigsten. Am allerwenigsten läßt sich dies Princip auf die menschliche Gesellschaft ausdehnen. Im Kampf um's Dasein bleibt nicht immer der von der Natur Begünstigte Sieger, durch mancherlei Nebenumstände geht er schon zu Grunde, bevor er noch zur Entfaltung seiner Persönlichkeit gelangt ist. Warum stellt die Natur so häufig einen Esel an die Stelle, wohin ein Löwe gehört?

Digitized by Google

Trotzdem können wir die Theorie vom Kampf um's Dasein nicht aufgeben, stützt sie sich doch auf eine unendliche Reihe von Thatsachen. Jeder Fortschritt wird nur mit großen Opfern erkämpft, mögen selbst die Tüchtigsten darüber zu Grunde gehen, die Art, als Ganzes betrachtet, gewinnt dabei stets. Das Princip der harmonischen Entwickelung, das Nebeneinander, nicht das Gegeneinander der Arten, ist zwar außerordentlich verlockend, aber nicht immer wünschenswerth. Denn die ewige Harmonie läßt wenig Raum für eine schöpferische That und fördert das Bewußtsein der Abhängigkeit. Das ist die gefährliche Seite der „organischen Weltanschauung", die schließlich auf einen blinden Fatalismus hinausläuft und uns zu einem Geschlecht von Parasiten auf unserem Planeten degradirt. Das Bewußtsein der Abhängigkeit von höheren Gewalten, von einem Gott schlechthin, von dem uns die wissenschaftlich-mathematische Weltanschauung frei gemacht, würde von Neuem erwachen, sollte die „organische" Weltanschauung Willy Pastor's jemals Gemeingut werden. Dann allerdings hätte die vom Verlage Diederichs propagirte „religiöse Cultur" Aussicht auf Verwirklichung, und das Endresultat wären neue religiöse Verirrungen, in welche die Menschheit gerade häufig genug gerathen ist ...

Es ist das alte Verhängniß der Menschen, daß sie einen Blick hinter die Coulissen werfen möchten. Das gewaltige, wissenschaftliche Material, welches das 19. Jahrhundert aufgespeichert hat, wirkt auch zu verlockend auf den Speculationsgeist. Wir wissen jetzt, daß wir Vieles und doch Nichts wissen. Und mögen die folgenden Jahrhunderte noch mehr Material aufspeichern, irgendwo schiebt sich doch das abweisende „Ignoramus" ein. Wo aber das Wissen aufhört, da beginnt der Glaube, der sich zunächst in die Form der wissenschaftlichen Hypothese kleidet, um im weiteren Verlauf immer mehr das Wissenschaftliche zu eliminiren. Ist der Glaube so weit erstarkt, zeigt er sein wahres Gesicht als Feind des Wissens und sucht mit allen Mitteln die gewonnenen Erkenntnisse zu vernichten. Um das Gewonnene zu erhalten, ist es daher besser, sich mit dem Ignoramus abzufinden, als sich in müßigen Speculationen zu ergehen. Die Natur duldet keine Zuschauer in ihrem Schaffungsproceß. Darum ist jede Weltanschauung, die jüdisch-christliche, die einen persönlichen Schöpfer postulirt, wie die wissenschaftlich-speculative mit ihrem uncontrolirbarem Urzeugungsprincip immer nur als ein Versuch einer Welt- und Daseinserklärung aufzufassen. Dasselbe gilt von Willy Pastor's „organischer" Weltanschauung, welche die Erde als lebenden Organismus, in dem alle Kräfte latent vorhanden sind, zu ihrer Grundlage hat — ein neues Dogma zu den vielen vorhandenen, das darum auch das Schicksal der Anderen theilen wird: verspottet und vergessen zu werden, sobald ein neuer Prophet auftritt.

Deutsche Rasse-Vorposten.

Von Henry F. Urban (New York).

Die Stützen eines kräftigen und selbstbewußten zugewanderten Volksthums inmitten einer fremden Bevölkerung sind der Verein, die Schule und die Kirche. Ist das Volksthum so kraftvoll, daß es sogar in größeren Städten eine angesehene Stellung einnimmt, so gesellen sich zu den genannten Stützen noch zwei: die Zeitung und das Theater. Ich will von den deutschen Zeitungen in den Vereinigten Staaten sprechen. In den Vereinigten Staaten giebt es 743 deutsche Zeitungen. Das beweist die strotzende Kraftfülle des Deutschthums in Amerika. Natürlich kommt diese Kraftfülle in New York, der Hauptstadt des Landes, am Deutlichsten zum Ausdruck. Nach der letzten Volkszählung hatte New York 324,224 Deutsche, die aus dem deutschen Reiche stammen. Dazu kommen noch Deutsche aus Oesterreich-Ungarn, der Schweiz und Rußland. Die Deutsch-Ungarn und Deutsch-Russen sind meistens deutsche Juden. All' diese nicht aus Deutschland selbst stammenden Deutschen dürften nahezu 200,000 Köpfe zählen. Darnach ließe sich die Anzahl der ehemaligen Reichsdeutschen, Deutsch-Oesterreicher, Deutsch-Schweizer, sowie aller sonstigen Deutsch redenden, lesenden oder verstehenden Personen in New York auf über 500,000 schätzen. New York würde sich also als deutsche Stadt den größten deutschen Städten wie folgt anreihen: Berlin, Wien, Hamburg und dann New York. Bei einer so gewaltigen Vertretung des Deutschthums ist es nur naturgemäß, daß New York die größte deutsche Zeitung des Landes besitzt, die New Yorker „Staats-Zeitung". Die Staats-Base, wie sie mit familiärer Vertraulichkeit genannt wird, ist nahezu 70 Jahre alt und für eine so ehrwürdige journalistische Dame von außergewöhnlicher Rüstigkeit. Wie ihr volksthümlicher Name verräth, ist sie bei aller Betonung ihrer Liberalität von sehr conservativer Gesinnung und unzweifelhafter Wohlanständigkeit, wie alle Basen. Man könnte sie darin ungefähr mit der „Vossischen Zeitung" (Tante Voß) in Berlin vergleichen. Ein gerechter Beurtheiler des Blattes wird nicht umhin können, es als ein gutes deutsches Blatt zu bezeichnen. Es ist ein wohlhabendes Blatt; es besitzt sein eigenes stattliches Gebäude; es hat einen zahlreichen Leserkreis, auch außerhalb New Yorks, in allen Schichten des Deutschthums; es arbeitet mit durchaus neuzeitlichen Einrichtungen in der Setzerei und Druckerei; es hat eine Morgen-Ausgabe, eine Abend-Ausgabe, ein Sonntagsblatt und ein Wochenblatt; es beschäftigt einen bedeutenden Stab fähiger Journalisten, auswärtiger Correspondenten und Mitarbeiter, unter denen sich hervorragende Namen befinden; es bezahlt nicht Alles, was es druckt, aber das Meiste, obwohl ihm das jämmerliche Pfuschwerk des amerikanisch-deutschen „Copyright-law" gestattete, alle deutschen literarischen Erzeugnisse einfach nachzudrucken, wie das die meisten deutsch-amerikanischen Blätter thun, darunter leider auch solche, die bezahlen könnten; es bezahlt keine berauschenden Honorare, aber unzweifelhaft anständige. Ueberdies hat die „Staats-Zeitung" einen eigenen Vertreter in Berlin und durch ihn Fühlung mit dem Auswärtigen Amt. Sie betont die hohe Ehre gern und unablässig durch die drollige Fassung der Kabel-Depeschen ihres Berliner Vertreters, die gewöhnlich beginnen: „Soeben komme ich aus dem Auswärtigen Amt, wo mir eine hochstehende Persönlichkeit, die aus naheliegenden Gründen nicht genannt sein will, folgende Aufschlüsse gab." Ueber die hochstehende Persönlichkeit die tollkühnsten Muthmaßungen anzustellen, bleibt als willkommener Zeitvertreib dem ehrfurchtsvoll erschauernden Leser überlassen. Ferner ist die „Staats-Ztg.", in fast allen ihren Theilen, in einem für ein deutsch-amerikanisches Blatt bemerkenswerth reinen und gemeinverständlichen Deutsch geschrieben. Und schließlich ist es eins der wenigen deutsch-amerikanischen Blätter, die nicht bloß in Deutschland bekannt sind, sondern sogar bei den deutschfeindlichen anglo-amerikanischen Zeitungsschreibern huldvolle Beachtung finden.

Die Stellung eines Blattes, das nicht in der Landessprache erscheint, ist überall schwierig. Sie ist doppelt schwierig in einem Lande wie Nord-Amerika, wo der Nachkomme der Engländer, der Anglo-Amerikaner, sich als den einzig „zu Recht bestehenden" Amerikaner betrachtet und in echt angelsächsischer Unduldsamkeit und in echt angelsächsischem Rassedünkel allen anderen Einwanderern die Berechtigung abspricht, ihre Sprache oder sonstige Rasse-Eigenschaften zu bewahren. Herr Andrew White und weinselige Festredner haben dem Deutschen diese Berechtigung zwar zugesprochen, aber sie sind trostlose Ausnahmen. Der Einwanderer soll sich, so verlangt man, so rasch wie möglich amerikanisiren.

Digitized by Google

Darunter versteht jedoch der Anglo-Amerikaner immer nur ein anglo-amerikanisiren, ein veryankeesiren. Es nützt nichts, darauf hinzuweisen, daß die deutschen Besiedler Amerikas bereits 1683 in Amerika in Massen auftauchten, noch heute an drei Millionen zur Einwanderung stellen, und dem Anglo-Amerikaner durch ihre Verdienste um das Land gleichberechtigt sind. Alle diese Hinweise prallen wirkungslos am Yankee ab. Der englische Amerikaner führt gegen den deutschen Amerikaner einen friedlichen, aber deßhalb nicht minder rücksichtslosen Unterdrückungs-Kampf, wie ihn der Angelsachse in anderen Theilen der Welt weniger friedlich gegen alle fremden Rassen führt. Der richtige Yankee läßt daher auch nicht einmal eine in Amerika in nicht-englischer Sprache gedruckte Zeitung gelten. So schrieb bereits der Bostoner Schriftsteller William Mathews in seinem Buch „Words, their use and abuse“: „Eine Zeitung in einer fremden Sprache ist ein Nährboden für nationale Abneigungen und ein Hinderniß für die Amerikanisirung unserer fremden Bevölkerung“. Ein deutsch-amerikanisches Blatt ist daher dem allein selig machenden Yankee ein Greuel. Es ist in einer Sprache geschrieben, die er in Folge seiner echt angelsächsischen sprachlichen Unwissenheit nicht versteht. Er mißtraut einem solchen Blatt. Anstatt seine Leser zu Anglo-Amerikanern zu machen, pflegt es das ihm widerwärtige „Amerikanerthum mit dem Bindestrich“ wie z. B. das Deutsch-Amerikanerthum. Dieses Amerikanerthum ist nach des Yankees Ansicht nicht Butter und nicht Fett, sondern so eine Art völkische Kunstbutter, nicht deutsch und nicht amerikanisch. Nun ist nicht zu leugnen, daß auch ein deutsch-amerikanisches Blatt in keinem zu schroffen Gegensatz zu landläufigen Anschauungen stehen soll, die nun einmal ausgesprochen angelsächsisch oder anglo-amerikanisch sind; daß es ferner den eingewanderten Deutschen schließlich als Amerikaner und Republikaner seinem politischen Glauben nach betrachten muß. Aber wie weit darf es hierin gehen? Der einen Pflicht gegenüber Amerika gesellt sich sofort die andere gegenüber Deutschland und in weiterem Sinne gegenüber dem Deutschthum überhaupt. Ein deutsch-amerikanisches Blatt, das ausschließlich amerikanisch im Sinne des Yankees sein wollte, müßte sofort zu bestehen aufhören. Es hätte keine Daseinsberechtigung mehr. Denn gerade der Kampf für diejenigen Rechte, die dem Deutschen als ebenbürtigem Baumeister bei der Errichtung der Vereinigten Staaten zukommen, sollte die vornehmste Aufgabe eines wahrhaft deutsch-amerikanischen Blattes sein. Das ist das deutsch-amerikanische Blatt nicht nur seiner Selbstachtung und Selbsterhaltung, sondern vor allen Dingen seiner Rasse schuldig. Weniger aus idealen, als aus rein praktischen Beweggründen der Nützlichkeit. Was im Vorwärtsstreben einer Rasse gemeinhin als Ideale bezeichnet wird, ist bei näherem Hinsehen gewöhnlich nur Eingebung der nüchternsten Selbstsucht, bald bewußt, bald unbewußt. Die Einigung Deutschlands z. B. durch Bismarck ist im Grunde nichts weiter gewesen als die Bildung eines nationalen Deutschen-Trusts mit der Spitze gegen die Concurrenten und zur Stärkung der politischen sowie wirthschaftlichen Concurrenzfähigkeit Deutschlands. Bismarck als Politiker war immer Geschäftsmann und zwar einer der genialsten aller Zeiten. Daher sein Erfolg. Jeder wahrhaft große Politiker ist das immer gewesen, wird das immer sein. In der Politik giebt es Ideale nur für den Träumer und Schwärmer. Aber der Bismarck'sche nationale Deutschen-Trust genügt nicht mehr. Seit Deutschland Weltmacht geworden ist, muß logischer Weise dem Volks-Trust daheim ein Rassen-Trust in der ganzen Welt folgen, dem nationalen ein internationaler Deutschen-Trust. Die Franzosen und die Engländer haben diesen Trust bekanntlich schon lange. Ich erinnere an das „Once an Englishman, always an Englishman.“ Die Zeit, wo der Deutsche aufhörte, ein Deutscher zu sein, sobald er außerhalb Deutschlands thätig war, sollte jetzt endlich vorüber sein. Selbst wenn er Bürger eines fremden Staates geworden ist, sollte er daher ein Deutscher der Rasse nach bleiben. Er sollte stets daran denken, daß er kraft seiner Zugehörigkeit zu einem der ältesten und vornehmsten Culturvölker gewisse Pflichten gegenüber seiner Rasse behält. Er sollte sich stets als einen Vorposten seiner Rasse in der Fremde betrachten, besonders unter Angelsachsen, den sprüchwörtlichen Rassenfressern und gefährlichsten Feinden seiner Rasse. Er sollte zu viel Rasse-Gefühl haben, um noch länger lediglich als das gesunde Reis zu dienen, das auf den dürren Angelsachsen-Baum gepfropft ihm reiche und gesunde Früchte verleiht. Je enger sich die Rasse an einander schließt, umsomehr wird das Heimaths-Volk gestärkt. In Amerika erleben wir das merkwürdige Schauspiel, daß die ehemalige englische Colonie wieder zu einer solchen wird, freilich im weiteren Sinne zu einer angelsächsischen Rasse-Colonie, nur durch das Gefühl der Rasse-Zugehörigkeit und der Gemeinsamkeit der Rasse-Interessen mit dem Stammlande verbunden. Warum soll neben dem englischen Amerikaner nicht ein deutscher Amerikaner im selben erweiterten Sinne des Wortes bestehen dürfen? Warum soll nicht auch der deutsche Amerikaner seine Rasse-Verbindung mit dem Stammlande pflegen dürfen? Die Rasse-Genossen in der Fremde sind die tausend Rinnsale, die den gewaltigen See in der Heimath speisen. Siehe wiederum die Engländer. Zum Theil thut das auch der Deutsch-Amerikaner. Einmal durch Pflege deutscher Sprache, deutscher Kunst und deutscher Wissenschaft. Ferner durch Pflege verwandtschaftlicher und geschäftlicher Verbindungen mit der Heimath. Ueber die Summen, die jährlich von Deutsch-Amerikanern an ihre Verwandten nach Deutschland gesandt werden, ist leider keine Statistik vorhanden. Nach der letzten Volkszählung lebten in den Vereinigten Staaten 2 819 396 ehemalige Reichsdeutsche, Erwachsene und Kinder. Nehmen wir an, daß von diesen innerhalb eines Jahres 2 Millionen Erwachsene jeder auch nur 2 Dollars an Verwandte nach Deutschland geschickt haben, so wäre das in einem Jahre 4 Millionen Dollars, also über 16 Millionen Mark. Es sind aber wohl mehr. Dazu müßten gerechnet werden die gewaltigen Summen, die wohlhabende Deutsch-Amerikaner in Deutschland auf Besuchsreisen ausgeben und die Summen, die sie für erzieherische oder wohlthätige Zwecke in der Heimath verwenden. Hier hört leider jede Wahrscheinlichkeits-Rechnung auf. Alle diese Summen, an und für sich rührende Tribute der Liebe von Germanias getreuen Söhnen in der Fremde an die Mutter daheim, haben doch schließlich einen rein praktischen Nutzen: sie stärken die Rasse materiell und im weiteren Sinne auch geistig. Aber auch politisch stärkt heute der Deutsch-Amerikaner seine Heimath und damit seine Rasse, und zwar durch offene Stellungnahme für seine Heimath gegenüber anglo-amerikanischer Deutschfeindlichkeit. Ich erinnere da nur an die gewaltigen Protest-Versammlungen der Deutsch-Amerikaner gegen die Deutschenhetze während des spanischen Krieges, ferner an die einmüthige Parteinahme der Deutsch-Amerikaner für die Buren im Burenkriege und ihre unverminderte Abneigung gegen England, das dem Anglo-Amerikaner um so theurer ist. Auch während der Venezuela-Verwickelungen stand der Deutsch-Amerikaner, vor Allem die Presse, mit aller Entschiedenheit für Deutschland ein, im Gegensatz zu den anglo-amerikanischen Zeitungen. Und was die Monroe-Doctrin anbetrifft, so sind es wieder vor Allem deutsch-amerikanische Stimmen, die sich weigern, die blinde Anbetung des hohlen Popanzes mitzumachen. Hierher gehört ferner der noch jugendliche, aber in fröhlichem Wachsthum begriffene „Deutsch-amerikanische National-Bund“. Dieser Bund kämpft bekanntlich offen für die deutsche Sprache und sonstige berechtigte deutsche Sonderart in Amerika und gegen anglo-amerikanischen Nativismus, sowie für Aufrecht-Erhaltung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland. Alles das ist eine klare und unzweideutige Bethätigung

Digitized by Google

deutschen Rasse-Gefühls trotz amerikanischen Bürgerthums und trotz aller Anfeindung dieses Gefühls durch das Anglo-Amerikanerthum.

Demnach ist es zweifellos die Pflicht eines deutsch-amerikanischen Blattes, als des Deutsch-Amerikaners berufener Vertreter ein Gleiches zu thun. Im Allgemeinen thut das die deutsch-amerikanische Presse sicherlich. Es scheint aber, als ob dem Deutsch-Amerikanerthum neuerdings Gefahren drohen von solchen deutsch-amerikanischen Blättern, wo der deutsche Besitzer dem jungen in Amerika geborenen Nachwuchs Platz gemacht hat, oder wo die Leitung des Blattes von einem Fremden beeinflußt wird, der zwar von deutscher Abkunft, aber in Amerika geboren ist. Der Kenner amerikanischer Verhältnisse weiß, daß der junge Amerikaner deutscher Abkunft gewöhnlich nicht viel für deutsches Wesen übrig hat. Deutsch zu sprechen oder zu lesen ist ihm höchst unbequem. Von deutschem Geistesleben nimmt er Wenig oder Nichts in sich auf. Für die Pflichten eines deutschen Rasse-Vorposten in der Fremde hat er erst recht kein Verständniß. Denn er fühlt sich immer als Amerikaner, und unter Amerikaner versteht er in erster Linie einen Anglo-Amerikaner, zu dem er als leuchtendem Vorbild ehrfurchtsvoll emporblickt. Wo ein derartiger Amerikaner deutscher Herkunft die Haltung eines deutsch-amerikanischen Blattes bestimmt, besteht unfraglich die Gefahr, daß er ein lauwarmes Deutsch-Amerikanerthum züchtet und seine Pflichten gegen das Deutschthum nicht im vollen Umfange erfüllt. Es ist vielfach darauf hingewiesen worden, daß gerade die „Staats-Zeitung" ein Beispiel hierfür zu liefern scheint. Seit der brave Oswald Ottendorfer gestorben ist, der, obgleich Oesterreicher, immer unzweideutig deutsch war, sind die Leiter des Blattes Edward Uhl, ein Ottendorfer'scher lachender Erbe, und Hermann Ridder, der Schatzmeister der Firma. Ridder ist die Macht hinter dem Throne, der Uhl'sche Reichskanzler, dem die unumschränkte Leitung des Ganzen überlassen ist. Er gilt allgemein als ein begabter, fortschrittlicher und fleißiger Geschäftsmann, dem das Blatt eine ganze Reihe erfolgreicher Neuerungen zu verdanken hat. Er ist ein „Selbstgemachter" im Sinne des Amerikaners. Auch ohne langjähriges Studium hat er sich eine angesehene Stellung unter seinen Mitbürgern, sowie reiche Mittel errungen. Derselbe Ridder hat dem Prinzen Heinrich das glänzende Presse-Bankett gegeben. Es war ursprünglich als ein allgemeines Bankett der Presse gedacht. Erst später wurde es trotz Holleben's heftigem Widerspruch durch Andrew White's freundliche Verwendung in ein Bankett zum größeren Ruhm der „Staats-Zeitung" verwandelt. Diesen Widerspruch hat die „Staats-Zeitung" Holleben nie vergeben und ihm daher bei seinem Rücktritt bitterböse Worte nachgerufen. Als Herrn Ridder am 27. December 1902 von den zum Prinzen-Bankett geladenen „Generälen der Presse" aus Dankbarkeit ein Album überreicht wurde, hielt Herr Ridder eine Rede, worin er wörtlich sagte: „Wir erachten die uns von unseren Collegen erwiesene Ehre größer als unser Verdienst. Und wir sind Ihre Collegen. Denn die „Staats-Zeitung", obgleich in deutscher Sprache gedruckt, ist in ihrem innersten Wesen eine amerikanische Zeitung, im Besitze und unter Leitung von Männern, die in der Stadt New York geboren sind, die ihr ganzes Leben hier verbracht haben, deren Interessen in unserem Lande sich concentriren, deren Hoffen und Streben in Amerika liegt, deren Liebe der Flagge gehört, die uns Alle schützt und deren Herzen in demselben Patriotismus erglühen, der auch Ihr Blut in Wallung bringt. Wir sind Amerikaner zuerst, zuletzt und allerwegen und Niemand wird unsere amerikanische Gesinnung geringer anschlagen, wenn wir, von deutscher Abstammung, dem Mutterlande in zarter Liebe zugethan sind, seiner Sprache, seiner Musik und seinem Schriftthum, seinen Ideenverbindungen und seinen Ueberlieferungen." Dieser Theil der Rede, schwarz angestrichen, wurde mit einem Bericht über die Nachfeier den ursprünglichen Gästen beim Prinzen-Bankett durch die Post zugesandt. Herr Ridder wünscht also gerade seine anglo-amerikanischen Mitbürger nachdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß er nicht „Bindestrich-Amerikaner", sondern Amerikaner zuerst, zuletzt und allerwegen ist; daß die „Staats-Zeitung", wiewohl in deutscher Sprache gedruckt, in ihrem innersten Wesen eine amerikanische Zeitung ist. Es ist schon möglich, daß hierin die Gründe für das lauwarme Deutsch-Amerikanerthum der Zeitung zu finden sind, das Freunden des Blattes aufgefallen ist. Hat Herr Ridder mit dem, was er sagte, völlig Recht? Er selber ist Amerikaner — zweifellos. Aber sein Blatt ist kein amerikanisches Blatt, sondern ein deutsch-amerikanisches. Das ist ein gewaltiger Unterschied. Wäre es ein amerikanisches Blatt, so müßte es wie die meisten amerikanischen Blätter in einer blöden Deutschfeindlichkeit oder mindestens Deutschmißachtung machen. Es müßte, wie die meisten amerikanischen Blätter, in einem blöden nationalen Größenwahn machen, der nichts Anderes gelten läßt. Es müßte, wie die meisten amerikanischen Blätter, in blöder Muckerei und Heuchelei machen und Allem das Wort reden, was anglo-amerikanisch ist. Es dürfte kein deutsches Theater unterstützen und keinerlei deutsche Sonderbestrebungen fördern, seien sie auch noch so berechtigt. Es thäte überhaupt am besten, in englischer Sprache zu erscheinen, um seine Leser so rasch wie möglich zu englischen Amerikanern zu machen. Daß das Deutschthum und das Rasse-Interesse das gerade Gegentheil verlangt, ist bereits festgestellt. Zum Theil ist die „Staats-Zeitung" freilich gut deutsch-amerikanisch. Sie ist ein scharfer Kämpfer gegen den Temperenz-Fanatismus und Puritanismus der Anglo-Amerikaner, gegen die landesübliche Corruption, gegen nativistische Beschränkung der Einwanderung, für deutschen Schul-Unterricht und für freundschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika. Aber es beginnen Stimmen laut zu werden, gerade unter den Freunden des Blattes, die meinen, daß es sein Deutsch-Amerikanerthum nicht mehr so unerschrocken verkünde, wie früher. Es erwecke den Eindruck, als ob man allzu devote Bücklinge vor dem Anglo-Amerikanerthum mache. Man verweist auf verschiedene Fälle, die solche Besorgnisse zu rechtfertigen scheinen. Da ist zunächst die Monroe-Doctrin. Wie man weiß, beginnt bereits einsichtigen Yankees vor diesem politischen Popanz und internationalen Störenfried zu grauen. Die Stimmen mehren sich, die offen das Veraltete und rechtlich Unhaltbare der Doctrin aussprechen. Um so befremdender wirkt die Hartnäckigkeit, mit der die „Staats-Zeitung" an der Doctrin festhält. Sie steht damit Schulter an Schulter mit den verbohrtesten Jingos. Wozu? Sollte ein deutsch-amerikanisches Blatt sich nicht vor allen Dingen von der Erkenntniß leiten lassen, daß die unselige Doctrin durch ihre unerhörte Anmaßung eine fortwährende Kriegsgefahr für die beiden Länder ist? Sollte ein deutsch-amerikanisches Blatt daher nicht ohne Furcht vor der Anschuldigung des „Unamerikanismus" Seitens der kläffenden Jingos laut und nachdrücklich die Beseitigung der Doctrin fordern, weil das im Interesse beider Länder wäre? Das wäre freilich unamerikanisch nach der Auffassung der Jingos, aber es wäre deutsch-amerikanisch. Denn andere angesehene deutsch-amerikanische Blätter finden den Muth, die Beseitigung der Doctrin zu fordern. Ferner: während der Venezuela-Episode wurde die „Staats-Zeitung" von dem berüchtigten antideutschen Hetzblatt, dem „Herald", einer zu deutschfreundlichen und daher unamerikanischen Haltung beschuldigt und als ein Organ des Auswärtigen Amtes in Berlin bezeichnet. Hier hatte das Blatt eine herrliche Gelegenheit, sein Deutsch-Amerikanerthum unerschrocken zu betonen. Nichts von dem. Es betonte in seiner Ausgabe vom 20. December 1902 vor Allem: „Die Staats-Zeitung ist ihrer Tendenz und ihrem Gefühl nach durchaus amerikanisch." Dann wurde bestritten, daß das Blatt sein politisches Bier frisch vom Faß in der

Digitized by Google

Wilhelmstraße bezieht, obgleich das Thatsache ist. Gerade mit einem Blatt wie dem „Herald" mußte es kerndeutsch reden, daß dem Hetzer Hören und Sehen vergangen wäre. Als während der Venezuela-Episode San Carlos beschossen worden war, verdammte das die gesammte anglo-amerikanische Presse als deutsche Brutalität. Um nicht wieder zu unamerikanisch zu sein, gab die „Staats-Zeitung" einerseits die Berechtigung der Beschießung zu, andererseits aber fragte sie doch, ob es nicht klüger gewesen wäre, die Beschießung zu unterlassen. Vielfaches Kopfschütteln erregte auch die Haltung des Blattes gegenüber Ereignissen, die das unmittelbare Interesse der Deutsch-Amerikaner betrafen. Durch die rastlose Thätigkeit des vortrefflichen Dr. C. J. Hexamer in Philadelphia — man merke wohl, nicht in New York — ist der „Deutsch-amerikanische Nationalbund" zu Stande gekommen. Vor Kurzem hat man es endlich auch in New York fertig gebracht, einen Zweig-Verband für den Staat New York in's Leben zu rufen. Zwar berichtete die „Staats-Zeitung" getreulich über die Geburt des Verbandes. Aber auf einen Leitartikel, der den Bestrebungen des Staats-Verbandes seinen freudigen Segen gab, wartete man vergebens. Im Herbst des letzten Jahres wurde ferner zum ersten Male in New York der „Deutsche Tag" gefeiert, der in anderen Staaten der Union schon seit Jahren festlich begangen wird. Er soll die Erinnerung an den 6: October 1683 wach halten, wo die ersten deutschen Ansiedler in Pennsylvania landeten, und soll die Verdienste der deutschen Ansiedler um die Entwickelung des Landes vor Vergessenheit bewahren. Auch über dieses bedeutsame Fest meldete nur der Berichterstatter der „Staats-Zeitung". Der Leitartikelschreiber blieb stumm. Fürchtete man den deutschfeindlichen Geifer des „Herald" und ähnlicher Blätter? Scheuten sich die „Amerikaner" des Blattes, allzu deutsch zu sein? Beweggründe dieser Art scheinen wirklich die Haltung des Blattes zu beeinflussen. Denn in einer Ansprache, die ein deutsches Mitglied des Redactions-Stabes am 7. Februar auf einem Bankett an die Mitglieder eines anglo-amerikanischen Vereins richtete, sagte er wörtlich: „Wir Deutsch-Amerikaner verlangen keine Sonderrechte, kein Lob für unsere Verdienste um das Land. Wir haben uns nur einer Schuld der Dankbarkeit entledigt, die wir niemals ganz abtragen können. Jetzt aber, wo Sie uns Alles gegeben haben, was wir verlangen konnten, bitten wir nur um Eins: daß Sie uns nicht als adoptirte Bürger betrachten, sondern als volle amerikanische Bürger, dem Lande getreu bis in den Tod." Demüthiger und wehmüthiger kann kein reich gewordener Kellner darum betteln, daß ihn die geehrten Herrschaften, die er früher bediente, als gesellschaftlich gleichstehend betrachten und in ihr Haus einladen. Hier haben wir den schlechten Deutsch-Amerikaner, dem jedes Rasse-Bewußtsein fehlt und jeder Rasse-Stolz, der mit der Stellung eines Bedienten des Anglo-Amerikaners völlig zufrieden ist. Abgesehen davon hat dieser seltsame Deutsch-Amerikaner sich selbst widersprochen. Denn wenn er kein Lob für deutsche Verdienste in Amerika und sonstige Sonderrechte beansprucht — wie darf sein Blatt für Anerkennung dieser Verdienste, für liberalere Sonntags-Gesetze oder deutschen Schul-Unterricht kämpfen? Wie darf er überhaupt an einem deutsch geschriebenen Blatt thätig sein? Der geschworene Deutschen-Feind, der „Herald", hat den erwähnten Ausführungen begeisterten Beifall gezollt. Das sagt Alles. Nein — der Leiter eines deutsch-amerikanischen Blattes darf kein Rasse-Feigling sein, sondern muß den Muth haben, sich als deutscher Amerikaner zu bekennen. Sobald er das nicht thut, verkauft er nicht bloß sein Deutsch-Amerikanerthum, und untergräbt dessen Zukunft, sondern schädigt damit auch in weiterem Sinne die Zukunft der deutschen Rasse überhaupt.

Schulferien.

Von P. Asmussen.

Mancherlei Klagen über die Ferien bekommt man zu hören. Dem Einen dauern sie zu lange, dem Anderen nicht lange genug, dem Einen kommen sie zu früh, dem Anderen zu spät. Am meisten aber wird darüber geklagt, daß sie zu ungleich liegen, namentlich die Sommerferien, und daß dadurch die Mitnahme der Kinder zu der Erholungsreise erschwert wird. Ihren Grund haben ja die meisten dieser Klagen, und Abhülfe ist möglich, wenn man ernstlich abhelfen will.

Zunächst ist es ein Uebelstand, daß die Feriendauer der Volksschulen verschieden ist von der der höheren Schulen. Man begründet das damit, daß an die Zöglinge höherer Schulen in Bezug auf Schularbeiten, und namentlich auch auf häusliche, ganz andere Forderungen gestellt werden als an die Zöglinge der Volksschule. Dem gegenüber muß aber daran erinnert werden, daß man in höheren Schulen mit Erfolg für eine Verminderung der Hausaufgaben eintritt, während die Volksschule, wenn sie einigermaßen ihr Ziel erreichen will, die Hausaufgaben nicht entbehren kann. Die höheren Schulen arbeiten durchweg mit besserem Schülermaterial. Unbegabte können fortgewiesen werden, während sie in der Volksschule nicht nur geduldet, sondern auch gefördert werden müssen. Mit jenen schlecht genährten und gekleideten Kindern, denen die nöthigsten Lernmittel fehlen, hat der Lehrer an höheren Schulen nichts zu thun. Der Zögling höherer Schulen hat wohl viele Hausaufgaben zu machen, aber er hat auch Zeit dazu, er kann nur für die Schule leben. Der Zögling der Volksschule hat oft, wenn er Morgens in die Schule kommt, schon eine mehrstündige Arbeitszeit hinter sich, und wenn er Abends nach Hause kommt, wartet wieder die Arbeit auf ihn, oder er muß am Broderwerb für seine Familie mitwirken. Nicht einmal die Mittagspausen kann er ganz zur Erholung verwenden. So liegen nun freilich die Dinge nicht immer, aber doch oft, und auch die Kinder vermögender Eltern werden vom Hause ganz anders in Anspruch genommen, wenn sie der Volksschule, als wenn sie einer höheren Schule angehören. Kurz, daß die Kinder der Volksschule weniger angestrengt werden als die der höheren Schule, und daß sie in Folge dessen zu ihrer Erholung weniger Ferien nöthig haben, ist eine Behauptung, die heutzutage nicht mehr den Thatsachen entspricht. Im Gegentheil werden an die Arbeitskraft mancher Volksschüler heutzutage Anforderungen gestellt, die an keinen Hochschüler gestellt werden. Darum aber darf dieser auch keinen Anspruch auf längere Ferien erheben, als sie jenem zugebilligt werden.

Der Gleichlegung der Ferien, namentlich der Sommerferien, steht nun der Umstand im Wege, daß auf dem Lande die Ferien sich noch immer nach der Ernte zu richten haben. Je nachdem nun die Heuernte, die Sommerkornernte, die Winterkornernte oder die Hackfruchternte in einer Gegend die Hauptsache ist, fallen die Ferien verschieden spät. Abgesehen von der Theilung in Sommerferien und Herbstferien müssen an manchen Orten noch die Sommerferien getheilt werden, so daß in den Monaten Juli, August und September bald unterrichtet, bald gefeiert wird, wobei die Schularbeit keineswegs zu ihrem Rechte kommt. Alles das aber entspricht den Anschauungen einer Zeit, in der man für die Volksschüler Erholungsferien noch nicht für nöthig hielt und eigentlich nur Ferien gab, um die Eltern dafür schadlos zu halten, daß man ihnen durch die Einführung der Schulpflicht die Arbeitskraft ihrer Kinder entzog. Rundfragen bei den Zöglingen von Landschulen haben nun ergeben, daß ein großer Bruchtheil überhaupt bei den Erntearbeiten keine Verwendung findet und ein ebenso großer Bruchtheil kaum nennenswerthe Hülfe leistet, und dann ist noch das, wobei diese Kinder helfen,

Digitized by Google

ganz verschieden; Einige helfen beim Heu, Andere in der Kornernte, noch Andere beim Aufnehmen der Kartoffeln u. s. w. Es ist also eine positive Unmöglichkeit, die Ferien so zu legen, daß alle Eltern ihre Kinder gerade dann haben, wenn sie sie gerade gebrauchen sollen. Man muß sich damit begnügen, es der Mehrzahl recht zu machen.

Ist also der Volksschüler ebenso berechtigt, Ferien zur Erholung zu bekommen wie der Hochschüler, ist es keineswegs immer möglich, die Ernteferien so zu legen, daß alle Eltern ihre Kinder dann gerade zur Verfügung haben, wenn sie sie haben möchten, so entsteht nun die Frage, wie viele Ferien zu geben sind und wie sie zu legen sind. Die Aerzte reden viel von einer Hinaufrückung des schulpflichtigen Alters, von der Verkürzung der täglichen Unterrichtszeit, von Verlängerung der Pausen u. dergl. m. Das mag Alles seine Berechtigung haben, wo wir es durchweg mit einem mit Blutarmuth und Nervosität erblich belasteten Geschlecht zu thun haben. Für mindestens ebenso nothwendig halte ich aber eine Verlängerung der Ferien. Die höheren Schulen sollen also keineswegs auf die Feriendauer der Volksschulen herunter, die Volksschulen sollen auf die Feriendauer der höheren Schulen hinauf, und Beide sollen über die heutige Dauer noch etwas hinaus.

Der Volksschüler bekommt heute in der Regel zu Weihnachten 10 Tage, zu Ostern 8 Tage, zu Pfingsten 6 Tage, an Sommer- und Herbstferien insgesammt $4\,^1/_2$ Wochen schulfrei. Dazu kommen noch einige patriotische Gedenktage und kirchliche Feste, so daß die Feriendauer im Ganzen etwa 9 Wochen beträgt. Die Hochschüler bekommen überall etwas mehr. Eigentliche Erholungsferien sind nur die Sommerferien, alle anderen sind dazu zu kurz, und wenn auf dem Lande die Sommerferien noch getheilt werden, so hat der Landschüler überhaupt keine Erholungsferien. Mein Vorschlag geht nun dahin, die Feriendauer für alle Schulen, hohe und niedere, auf 12 Wochen festzusetzen, von denen 6 Wochen auf die Sommerferien und je 3 Wochen auf die Weihnachts- und Osterferien fallen. Von den 6 Wochen Sommerferien kommen 4 Wochen für alle Schulen gleich von Mitte Juli bis Mitte August zu liegen, gleichzeitig also mit den Gerichtsferien und mit der Hauptreisezeit. So kann jede Familie, die in die Sommerfrische reist, ihre Kinder mitnehmen. Die übrigen beiden Wochen fallen der Regel nach in den August, so daß die Sommerferien von Mitte Juli bis Ende August zu liegen kommen. Wo aber auf dem Lande Rücksicht auf die Ernte genommen werden muß und es mit der Ernte so besser paßt, da mag man diese beiden Wochen in den Juli legen, so daß dort die Sommerferien von Anfang Juli bis Mitte August dauern. Die Weihnachtsferien legt man so, daß die Weihnachtswoche, die Osterferien so, daß die Osterwoche die mittelste der drei Ferienwochen ist. Die Pfingstferien fallen fort. Für die ist 5 Wochen nach den Osterferien und 4—9 Wochen vor den Sommerferien kein Bedürfniß. Die beiden Pfingstfeiertage mit den patriotischen Gedenktagen und den kirchlichen Feiertagen, die auch schulfrei gelassen werden müssen, geben zusammen auch eine Woche, so daß wir im Ganzen auf 39 Schulwochen und 13 Freiwochen im Jahr kommen. Wenn die örtlichen Verhältnisse es nöthig machen, noch an anderen Tagen, wie an Markttagen, örtlichen Festtagen u. s. w. den Unterricht ausfallen zu lassen, so sind diese Tage von den drei großen Ferien, am besten wohl von den Osterferien, in Abzug zu bringen.

Durch diese Einrichtung würden die Ferien zu wirklichen Erholungsferien für die Kinder werden, und wir würden um zwei Ferienzeiten herumkommen, um die Pfingst- und um die Herbstferien, die zu kurz sind, um eigentlich zur Erholung dienen zu können, aber doch mit Vorfreude und Nachklapp störend in das Schulleben eingreifen. Das Schulleben würde in drei etwas ungleich lange Tertiale zerfallen, in deren Mitte dann aber nur einzelne, den Unterricht wenig störende freie Tage vorhanden sein würden.

Nun wirft man aber wohl die Frage auf, ob denn während der langen Ferien die Schüler nicht zu sehr verwildern und nicht zu viel vergessen, und ob eine derartige Verlängerung der Ferien nicht die Erreichung des Schulzieles unmöglich mache. Der erste Einwurf stellt der häuslichen Erziehung das denkbar ungünstigste Zeugniß aus. Gewiß soll die Schule nicht nur unterrichten, sondern auch erziehen, aber im Wesentlichen wird die Erziehung doch Sache des Hauses sein und bleiben, und die Schule kann nur des Hauses Gehülfin sein. Wo das Haus seiner Verpflichtung zur Kindererziehung nicht nachkommen mag oder aus irgend welchen Gründen nicht nachkommen kann, da wird auch die Schule nicht allzu viel leisten können. Freilich scheint es ja Modesache zu werden, die Pflicht der Kindererziehung auf die Schule abzuwälzen, und wo ein Schaden sich zeigt, da wird immer in erster Linie die Frage aufgeworfen, was die Schule thun kann, um vorzubauen oder zu heilen. Längere Ferien können aber nur dann verwildernd auf die Schüler einwirken, wenn das Haus die Aufsicht über die Kinder nicht ausüben mag. Und wenn längere Ferien sonst als nothwendig angesehen werden, so kann die drohende Verwilderung der Jugend kein Grund dagegen sein. Die Schule ist keine Kinderbewahranstalt und der Lehrer kein Kindermädchen, dem man die Kinder zuführt, um sie nicht selbst beaufsichtigen zu müssen.

Im Vergessen von Lernstoffen entwickeln freilich manche Kinder eine wahre Virtuosität, und in drei oder gar in sechs Wochen würde ja Manches verloren gehen. Aber der Lehrer würde nach Kräften vorbauen und vor jeder der dreien Ferienzeiten zu einem gewissen Abschluß zu kommen suchen. Der erhöhte Lerneifer, welcher nach einer gründlichen Ruhepause zu wecken wäre, würde es ermöglichen, das Vergessene leichter zu gewinnen, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Auch die Erreichung des vorgeschriebenen Schulzieles will mir nicht durchaus unmöglich erscheinen. Neun schulfreie Wochen hat ja heute schon der mit Ferien am spärlichsten bedachte Volksschüler; vier würden nach meinem Vorschlage hinzukommen. Die höheren Schulen haben Alle schon längere Ferien, und selbst einige Volksschulen sind stillschweigend über das Minimum hinausgegangen, und die Behörden haben ebenso stillschweigend ihr Fiat dazu gegeben. Also so etwas Gräßliches ist die von mir vorgeschlagene Ferienverlängerung gar nicht. Dazu stehen wir ja doch auch in der Volksschule vor einer gründlichen Revision der Lehrpläne. Daß nicht für die Schule, sondern für das Leben gelernt werden muß, erkennen wir in der Theorie als richtig an, in der Praxis lehren wir noch viel zu viel, was nur für die Schule gilt, und viel zu wenig von dem, was unsere Kinder gebrauchen müssen, wenn sie in das Leben hinaustreten. Bei der zu erwartenden gründlichen Revision der Lehrpläne könnte und müßte natürlich auch auf eine längere Feriendauer Rücksicht genommen werden.

Hauptgrund für eine Verlängerung der Ferien und der von mir vorgeschlagenen Anderslegung der Ferien ist für mich die Ansicht, daß sowohl die Zöglinge der Volksschulen als auch die der höheren Schulen Erholungsferien von genügend langer Dauer nöthig haben. Daß die neue Schule auch an den Lehrer und seine Arbeit in der Schule und für die Schule ganz andere Anforderungen stellt, als sie vor etwa fünfzig Jahren gestellt wurden, daß sogenannte Lehrerkrankheiten manchen Lehrer in der Blüthe der Jahre hinraffen oder ihn vor der Zeit zwingen, seine Entlassung zu nehmen, und daß deßwegen auch dem Lehrer Erholungsferien wohl zu gönnen sind, sei nur beiläufig erwähnt.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Einige Gedanken über Frauenlyrik.

Von Anna Brunnemann (Dresden).

Ueber Frauenlyrik ist in letzter Zeit unendlich viel geschrieben worden, theils von Frauen selbst und, wie es leider dabei nur zu oft geschieht, mit Ueberschätzung der jüngsten Erscheinungen, einer Ueberschätzung, die sich daraus ergiebt, daß die Frauendichtungen gegen einander abgewogen werden, anstatt für sie nach einem objectiven Werthmesser in der Literatur überhaupt zu suchen. Anderseits stoßen wir, was viel bedenklicher erscheint, Seitens der männlichen Kritik auf eine zu weitgehende Beachtung jener leidenschaftlichen, ungezügelten Temperamente, die sich in falscher Verkennung der mühsam errungenen Befreiung des Weibes auszuleben suchen. Es wird hierbei viel von den wahrsten, tiefsten Offenbarungen des Weibthums gesprochen, bisweilen freilich auch wieder, und nicht ganz mit Unrecht, von „Dirnenlyrik". Gegner wie Fürsprecher aber meinen gerade aus derartigen lyrischen Ergüssen das wahre Antlitz der neuen Frau zu erkennen und verdammen oder bewillkommnen sie; die Letzteren schenken dieser Lyrik auch durch Verbreitung in Anthologien*) eine viel größere Würdigung, als sie verdienen und ihnen auch Seitens verständiger Frauen zu Theil wird. Es ist sogar hohe Zeit, daß die Frauen selbst dieses Verallgemeinern derartiger Einzelerscheinungen zu typischen Symptomen für die „neue" Frauenseele energisch zurückweisen. Schließlich macht sich, wie auch auf dem Gebiet der Novellistik, in Familienblättern eine so große Mittelmäßigkeit breit, daß das wirklich Werthvolle darüber oft übersehen wird, was zu einer Unterschätzung der Frauenlyrik geführt hat.

Streng kritische Kreise ausgenommen, wird Lyrik zumeist kritiklos genossen und nach der jeweiligen Stimmung des Genießenden äußerst subjectiv beurtheilt. Dazu kommt noch bei Beurtheilung der Frauenlyrik, besonders da, wo sie durch Frauen selbst geschieht, ein großes Ueberwigen des stofflichen Interesses vor den rein künstlerischen. Alles, was die Frauendichtung stofflich Neues bringt, wird hoch angeschlagen, zumeist ohne Berücksichtigung des Umstandes, daß es nur für die Frauenlyrik neu ist, nicht aber für die Lyrik überhaupt, ja nicht einmal für das gesammte Frauenempfinden, denn das Gepriesene fand vielleicht schon seine künstlerische Fassung im Frauenroman. So laufen derartige Bewerthungen der Frauenlyrik zumeist auf interessante Studien zur Psychologie der Frau hinaus, sind jedoch keinerlei objective Würdigungen des weiblichen lyrischen Schaffens. Nicht auf das Einbeziehen weiterer Stoffgebiete kommt es bei der Lyrik in ihrer höchsten Bedeutung an, sondern auf das Prägen ureigener Empfindungen aus der Seelentiefe heraus zum unfehlbar richtigen Ausdruck, d. h. zu dem, der das gleiche Empfinden in uns auslöst. Und darum ist es sehr schwer, über Lyrik überhaupt und hier im engeren Sinne über Frauenlyrik zu schreiben.

Um nun über dieses so schwierige Thema, dessen vertiefende Behandlung sich mehr an das nachschaffende Gefühl als an den zergliedernden Verstand wendet, nur einige Gedanken von aufklärender Bedeutung zu fassen, müssen wir uns zunächst einmal völlig klar zu machen suchen, was wir Deutschen unter Lyrik im höchsten Sinne verstehen, denn gerade wir besitzen aus den Tiefen unseres Volksthums heraus eine Lyrik von unendlichem Reichthum. Von Walther von der Vogelweide an rauscht ihr Strom dahin, echtes Gold mit sich führend, das die breite Masse nur zu oft nicht vom Scheingold zu unterscheiden weiß.

Was nun ist das große Werthelement all' dieser Lyrik? Lyrik, die im höchsten Sinne schöpferisch, ruft aus dem Unbewußten unseres Seelenlebens vorher nicht in Worte gefaßte Gefühle empor. Das Gefühl wird zum inneren Gesicht. Es findet im Augenblick seiner Umwandlung in Geschautes sein „erlösendes Wort". Der Dichter, einem inneren Zwange gehorchend, gestaltet gleichsam vor unseren Augen, und wir, die Genießenden, empfinden dieses Zwingende mit ihm und werden durch ihn aufgerufen mitzuschaffen, mitzugestalten. Ihre höchste Kraft ist ihre Anschaulichkeit. Sie wirkt ganz unmittelbar auf uns, weil sie nicht über die Dinge und Gefühle redet, sondern uns mitten unter sie versetzt.

Ein Jahrzehnt bringt nur wenige solcher lyrischen Schöpfungen hervor; diese aber wirken in den ewig wechselnden Erscheinungen unseres vielgestaltigen Lebens immer jung, neu, unvergänglich, weil sie stets auf den Leser den Eindruck des unmittelbaren Gestaltens aus dem Erleben heraus machen, weil sie die tiefsten Grundtöne menschlichen Empfindens zum Miterklingen aufrufen, selbst da, wo sie nur als kaum bewußtes Ahnen vorhanden sind. In diesem Sinne lyrisch zu schaffen, bedingt ein tiefes, inniges Verhältniß des Menschen zur Natur, die er gleichsam in sich aufnimmt, um sie gefühlsmäßig wiedergeboren aus sich herauszusenden. Maler und Dichter sind hier eng verwandt.

Ein Jahrzehnt, so müssen wir sagen, bringt nur wenige Perlen wahrhaft schöpferischer Lyrik hervor. Unsere Zeit aber zeigt trotz der geradezu verwirrenden Fülle und Vielseitigkeit literarischer Production nur eine reiche Schaar von Talenten, ausgerüstet mit einer sich stetig steigernden Sensibilität, die in hervorragender Weise auch den Frauen eigen ist. Das ergiebt eine verfeinerte, nervöse, „decadente" Dichtkunst und ein ebensolches Anempfinden dieser Kunst. Wir treffen auf Erscheinungen, auf die der Goncourt Charakteristik des Zeichners Fragonard paßt: „In den Wirrzeiten der Kunst, am Ende der alten Jahrhunderte, wenn die edlen Doctrinen im Absterben begriffen sind, und die Kunst sich zwischen einer verlorenen Tradition und einem neuen Werden befindet, erscheinen die freien, reizenden, wunderbaren Verfallzeitler, die Abenteurer der Linie und des Colorits, welche Alles wagen und in ihrer Phantasie eine sanfte Corruption mit einer köstlichen Verwegenheit vereinigen."

Und diese Verfallzeitler haben wir in der modernen Lyrik und in der Frauenlyrik, die uns hier in erster Linie beschäftigt. Das Widersprechendste findet sich bei ihnen vermischt: das Naiv-Unschuldige, das Künstlich-Natürliche neben dem Brutalen, was elementar erscheinen soll. Ihre große Sensibilität treibt sie in ein aufgeregtes Nervenleben hinein; in überhitzter Treibhauscultur zeitigen sie seltsame Blüthen von exotischer Farbenpracht und betäubendem Dufte, denen jedes gesunde Verhältniß zur Natur fehlt. Daneben treffen wir bei gesünderen Naturen auf eine vornehm eklektische Gedankenlyrik, die auch nicht als unmittelbar schöpferische Lyrik angesehen werden kann, denn sie schleppt zu sehr an der Last des reflectirenden Gedankens, um eine rein lyrische Stimmung in uns aufkommen zu lassen.

Mit all' diesen Ausführungen hoffe ich ein wenig dazu beigetragen zu haben, den richtigen Gradmesser festzustellen, nach dem wir die Frauenlyrik (wie alle Lyrik) abzuschätzen haben.

Was verlangt echte Lyrik? Einen stark empfindenden Menschen, eine selbstständig alle Tiefen von Natur und Menschenthum erfassende Persönlichkeit, die zugleich schöpferisch ist. Und der Mensch war im Weibe Jahrhunderte lang an seiner Entfaltung gehemmt. Als er sich endlich zu befreien begann, hatte er eine Periode des Kampfes zu bestehen, für die er alle Kräfte einsetzen mußte. Im Kampf um das Zunächstliegende, augenblicklich Fordernde wurden Kräfte aufgezehrt, die auf friedlicherem Boden wohl neue Culturwerthe zu schaffen bestimmt sind. Der Verstand der Frau wurde geschliffen und zu organisatorischer und reformatorischer Thätigkeit besonders auf socialem Gebiet tüchtig gemacht; die zarten Blüthen des Gefühls flüchteten sich scheu und keusch

*) Vergl. Paul Grabein: Liebeslieder moderner Frauen.

Digitized by Google

in's Innerste zurück. Sie mußten bei so manchen Vorkämpferinnen als unerschlossene Knospen sterben, auf daß sie in einem jüngeren Geschlecht auf erobertem Boden zu freierem Erblühen gelangen dürfen, auf daß die neue Frau mit freiem, ureigenem Blick in die Welt schauen und jenes innige, tiefe, starke Verhältniß zur Natur fassen darf, was allein schöpferisch macht. Die Anempfinder haben von jeher frei „schaffen" dürfen, sofern sie die Schranken den Convention nicht durchbrachen und artige Gefühlchen in wohlklingende, längst sanctionirte Formen gossen. Darum sind die dichtenden Frauen in der Literatur so häufig anzutreffen, die Dichterinnen aber so selten.

Nachdem nun, Dank der bahnbrechenden Geistesarbeit so mancher tüchtigen Führerin, eine Schranke der Convention nach der anderen gefallen und das Persönlichkeitsbewußtsein der Frau immer mehr erstarkte, hielten umgestüme, zügellose Temperamente den Moment für ein rückhaltloses Herausschreien ihrer heißen Sinnesleidenschaft gekommen. Daher die künstlerisch oft werthlosen, psychologisch aber interessanten Ausbrüche verzehrender Sinnesgluth aus decadenter Treibhauscultur heraus, die heute, wie bereits erwähnt, in richtiger Speculation auf die Sensationslust des breiteren Publicums als „Liebeslieder moderner Frauen" herausgegeben worden sind. Eine Marie-Madeleine, die schwülste Vertreterin dieser Richtung, ist dabei als muthige und geniale Frau gepriesen worden, muthig, weil sie ihr innerstes „Weibempfinden" rückhaltlos bekennt, genial, weil sie in theilweis erstaunlicher Vers- und Reimtechnik über das Problem der Liebe, d. h. ausschließlich der sinnlichen Liebe, immer neue unerhört offene und kühne Dinge, aus den schwülsten Productionen orientalischer Poesie zusammengeholt, zu sagen weiß. Anempfunden ist wohl Alles, denn sie bekennt ja, daß ihr eigenes Wesen mit dieser schwülen Sinnlichkeit nichts zu thun hat, nennt ihre Lyrik mit cynischer Offenheit die „Lyrik der Pubertät" und fragt sich:

„Wie kommt es nur, daß ich manchmal
So furchtbar unpassend dichte?"

Sobald sie aus der glühenden exotischen Sprache herausfällt und „naiv" wird, wird sie auch unglaublich poesielos und trivial. Zu den erotischen Dichterinnen gehören ferner Hermine von Preuschen und Maria Janitscheck, Beide talentvoll und in noch stärkerem Grade temperamentvoll, aber zu excentrisch und dem echten Naturgefühl zu fremd, um zu reinen künstlerischen Leistungen zu gelangen. Zeigt sich in all' diesen Leidenschaftsergüssen von Frauen, die die letzten Hüllen von ihrer Seele streifen, wirklich die Seele der neuen Frau? Ich meine, neu an dieser Poesie ist nur die rücksichtslose Offenheit. Die darin besungenen Empfindungen sind uralt, da es aber die stärksten und expansionskräftigsten sind, mußten sie nach Lösung allzu starrer Convention zuerst zum Ausdruck gelangen. Zumeist jedoch ist es, künstlerisch betrachtet, eine vowiegend rhetorische Poesie, von einem Empfindungsgehalt, der einer strengen Prüfung auf Echtheit schwerlich Stand halten dürfte. Es ist jene Decadenzkunst, die wir zu Anfang charakterisirt haben und die alle Stadien erkünstelten Gefühls von der brutalsten Sinnlichkeit bis zur raffinirtesten erotischen Stimmungskünstelei durchläuft.

Gewisse Gedichte Marie Madeleine's und ihrer in pseudokatholisch-sinnlicher Mystik schwelgenden Genossin Dolorosa können nur vom pathologischen Standpunkt aus als hysterische Ausbrüche beurtheilt werden. Mit diesem Urtheil sind solche „Liebeslieder moderner Frauen" wohl genügend charakterisirt. Sie sind nur interessant zur Psychologie des Weibes, da sie als Symptome einer krankhaften Entartung des weiblichen Empfindens angesehen werden müssen, einer Entartung, als unvermeidliche Folgeerscheinung der den Frauen zwangsweise auferlegten Unterdrückung alles gesunden Liebesempfindens.

Als Reaction gegen eine starre Convention, eine verlogene Sentimentalität, brechen diese zügellosen Temperamente zuerst hervor und schleudern der temperamentlosen süßlich-anempfundenen Familienblatt-Dichtung ihre perverse Sinnlichkeit kühn entgegen. Es sieht fast so aus, als wolle sich diese noch einmal recht gründlich austoben, ehe sie den tieferen, edleren Regungen der Frauenseele Platz macht. — Für sie liegt eine Ueberfülle treffenden Wortreichthums in der männlichen Literatur bereit, so daß es den Leidenschaftlichen nicht allzu schwer wird, glühend und temperamentvoll zu reden. Da aber, wo das wahrhaft Neue, von der weiblichen Psyche heute aus dem Leben heraus selbstständig Errungene auftaucht und nach künstlerischem Ausdruck strebt, versagt noch die Kraft des anschauenden Gestaltens. Noch ist das erlösende Wort schwer zu finden; der Gedanke aber ist erwacht und beginnt nun zunächst seinen Weg zu gehen in grübelnder Reflexion. Die feinsten und tiefsten Frauennaturen von heute aber kommen in der Lyrik überhaupt nur selten zu Worte und sind, wenn sie es thun, unseren größten Lyrikern in Bezug auf Erschließung neuer Lebenswerthe aus dem Urwesen der Frauenseele heraus nicht an die Seite zu stellen. Mehrere unserer hervorragendsten Romandichterinnen wie Marie von Ebner-Eschenbach, oder Riccarda Huch, die so Ureigenes, selbstständig Geschautes und Empfundenes in persönlicher Prägung zu geben wissen, die hinabtauchen in die tiefsten Erfahrungen des Menschenthums, geben in ihrer Lyrik kaum etwas, was die Schönheit ihrer Prosa erreichte. Andere wiederum, wie Gabriele Reuter, Helene Böhlau, Lou Andreas Salome haben nie ein Gedicht veröffentlicht, wohl in der rechten Erkenntniß, daß sie dadurch ihrem Ruhmeskranze keinen neuen Lorbeer hinzugefügt haben würden.

Zumeist legen unsere edelsten unter den dichtenden Frauen ihre inneren Erfahrungen, ihr Sehnen und Ringen nach freieren, glücklicheren Zuständen des Weib- und Menschenthums in ernster Gedankenlyrik wieder. Sie schenken uns tiefsinnige Betrachtungen philosophischer, religiöser und künstlerischer Natur; selten verdichten sie ihr Gefühlsleben zu anschaulichen Bildern. Zu den Reflexionslyrikerinnen rechne ich vor Allem Louise von Plönnies, Alberta von Puttkammer, Klara Müller, Margarethe Susmann. Origineller und lebensvoller treten schon die sinnige Hedweg Lachmann, die kraftvolle Balladendichterin Lulu von Strauß-Thorney und die farbensatte Agnes Miegel auf.

Wir haben es hier durchaus mit tief empfindenden Dichterinnen zu thun, denen jedes Haschen nach fremdem Blendwerk fern liegt. Und solche ehrliche Naturen sind auch die augenblicklich Bekanntesten unter den deutschen Lyrikerinnen Thekla Lingen, Anna Ritter, aber die höchste künstlerische Stufe haben sie noch nicht erklommen.

Wohl bescheert ihnen eine Feierstunde einmal die schlicht überzeugende Gestaltung ureignen Empfindens in ureignen Tönen, doch ist auch bei ihnen noch zu viel von einer Verwerthung fremder Töne zu finden, als daß wir sie als schöpferische Vollnaturen hinstellen möchten.

Ueberraschend fast möchte ich sagen, schmerzlich überraschend erscheint es, daß das dem echten Weibthum so nahe liegende Gefühl der Mutterliebe noch zu keinerlei lyrischer Gestaltung gelangt ist, die sich an künstlerischer Reife mit der männlichen Production messen könnte. Obwohl Mia Holm's „Mutterlieder" innige Gedichte enthalten, obwohl Anna Ritter ihr Mutterempfinden in anmuthige Verse zu gießen versteht — wer könnte mir ein Lied nennen, das an Tiefe und Innigkeit (und Anschaulichkeit!) des alten Claudius „Wiegenlied bei Mondschein zu singen" gleichkäme? Wieder jedoch ist hier die Ursache auf die Jahrhunderte lange Convention zurückzuführen: der Mann durfte nur allein singen, was sein Herz bewegte, und so sang er auch von des Weibes Liebe aus dem Weibempfinden heraus, und sogar von der Liebe der Mutter zum Kind. Die Frau aber, beengt und schüchtern, wagte es nur in anempfundner, von der männlichen Lyrik geprägten Form. Frei ist sie längst im Roman

Digitized by Google

geworden, dort hat sie bereits eine eigene Prägung ihres Empfindens gefunden (vergl. z. B. Lou Salome's wunderbar feine Muttergestalt „Ma"). Somit haben wir für die Poesie noch alles von ihr zu erhoffen. Als zur Psychologie der Frau werthvoll beanspruchen einige neuere Dichtungen wiederum ein großes stoffliches Interesse. Es hallt in ihnen vielfach in mehr oder weniger tendenziöser Weise der sogenannte „Schrei nach dem Kinde" wieder, der im Frauenroman oft und in der künstlerischsten Weise in Helene Böhlau's „Recht der Mutter" ertönt ist. Unverkennbar echte Gefühlslaute finden wir hier schon bei Margarethe Beutler, Hedwig Lachmann, Mia Holm, Ilse Stach von Golzheim.

Auch das sociale Gebiet ist von wirklich modern empfindenden Frauen in die Dichtkunst mit einbezogen worden. Wir glauben hier abermals einen glücklichen Ansatz zu einer Weiterentwickelung zu finden, die nicht lediglich auf tendenziöse Gedankenpoesie hinausläuft. Als Vorläuferin müssen wir Ada Christen begrüßen, deren dunkles Jugendschicksal seinen Niederschlag in echten Seelenlauten fand. Verse wie:

„All' Euer girrendes Herzeleid
That lange nicht so weh
Wie Winterkälte in dünnen Kleid
Und bloße Füße im Schnee."

zeigen tief schmerzliches Erleben in stark concentrirter künstlerischer Fassung. Nach ihr zwar bemächtigt sich die Reflexionslyrik mit düster pessimistischen Betrachtungen dieses Themas, und noch bleibt Richard Dehmel der stärkste dichterische Offenbarer der gefühlten und geschauten Noth und ihres materiellen und geistigen Hungerschreies. Aber schon singt Marie Stona ihre „Weberlieder", und fast noch herzhafter als sie packt Margarethe Beutler, eine jüngere Berliner Lehrerin, alles was ihr im Vorstadtleben an Elend und trotzigem Aufbäumen begegnet. Wenn sie die Proletarierkinder auf den Spielplätzen beobachtet und die sonnenlose Zukunft auf den Gesichtern der Kleinen zu lesen sucht, so findet sie schlicht ergreifende Töne, die unmittelbar zu Herzen gehen:

Die Kommenden.

(Aus dem Norden Berlins.)

Ein Kinderplatz mit Sand und Ruß bedeckt,
Von kläglich blassem Strauchwerk eingeheckt —

Da wächst es auf, das kommende Geschlecht,
Das einst — vielleicht! der Mutter Thränen rächt.

Da baut es ahnend sich ein hartes Ziel —
Das Leben reicht ihm Steine überviel . . .

Dies Mädchen! Wie ihr keck die Zunge geht —
Sie sprach wohl nie ein Kindernachtgebet!

Noch trägt sie unbewußt ihr Lumpenkleid —
Wie lange noch, dann kommt auch ihre Zeit,

Dann schlingt sie schmutz'ge Bänder sich in's Haar
Und bietet lachend ihre Reize dar.

Und ein paar Jahre roher Lust, dann hat
Der Tod sie lieb auf sünd'ger Lagerstatt.

. . . Wie jener Knabenmund so schmerzlich ist! —
Ach, wenn ihn Niemand als der Hunger küßt . . .

Die Mutter wusch, bis sie zu Tode krank,
Und als sie starb, da sprach sie: „Gott sei Dank!"

Ein altes Weib erstand den Knaben sich,
Doch sie ist hart und arm und wunderlich.

Für ein Stück Brot in Morgennebelstund
Läuft er sich Tag für Tag die Füße wund

Und Tag für Tag saugt von den Lippen ihm
Den Heimathsegen seines Cherubim.

Sein Engel schläft, und Engel schlafen fest —
Kein Kinderjammer, der sie wachen läßt! —

Wie wildes, fruchtlos starres Binsenrohr
Wächst so Geschlecht hier für Geschlecht empor.

Und jeder Mai entlockt dasselbe Laub
Den magern Sträuchern — blaß, bedeckt mit Staub.

Weit, weit davon predigt die Sonnenpracht:
„Ich bin das Licht, das Alle glücklich macht!"

Ihr tiefstes weibliches Mitgefühl aber erreicht seinen innerlichsten Ausdruck in ihren Liedern an die verlorenen Schwestern, deren Wärmstes ich noch anführen möchte:

Schwester komm mit!

Schwester, komm mit!
Deine Hände sind zart und schlank —
Mir ist um Dich so bang —
Schwester, komm mit!

Ob Dich der Schlamm geboren,
Ob Dich das Laster fand
Noch an der Kindheit Rand,
Ob Dich die Noth erkoren —
Ich will nicht fragen.

Mein Stübchen ist friedvoll und rein,
Da sind wir Beide allein,
Und ich will Dir Liebes sagen —
Ich will Dich Schwester nennen
Um der Sehnsucht willen,
Die wir alle kennen —

Ich bette Dein Haupt in meinen Schooß
Und spreche Dich aller Sünde los.
Du sollst rein
Diesen kurzen Abend sein
Um meiner Sehnsucht willen —
Schwester, komm mit!

Aus diesem Liede spricht schlicht und innig in neuen Tönen die neue Frau.

Ueber all diesen Frauen aber steht eine, und die möchte ich gleichsam als letzten Trumpf ausspielen, mit innigem Dankgefühl dafür, daß sie eine der Unseren ist: Annette von Droste-Hülshoff. Eine alte und doch ganz moderne Dichterin, weil innerlich ganz befreit, die starke Persönlichkeit in ihr sich ihres Ich's voll bewußt wurde und ein ureignes persönliches Verhältniß zu allen Erscheinungen des vielgestaltigen Lebens aus eigener Kraft heraus fand. Mit dem Seherblick des Dichters verstand sie alles zu durchdringen und ihr schöpferischer Geist wußte das ursprünglich Geschaute in eine Sprache eigener Prägung zu bannen. Sie ist die geborene Dichterin, die zu fühlen und zu schauen versteht und für alles einen so unfehlbar echten Ausdruck findet, daß er die gleichen Empfindungen in uns auslöst und uns neue Lebenswerthe erschließt. In einem engen Kreis geboren, ist ihr Gesichtsfeld weiter geworden wie die unabsehbaren Fernen des Haidelandes ihrer Heimath: sie erfaßt alles Menschliche sei's auch ihr bescheidener Alltag, unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit (vergl. „des alten Pfarrers Woche"). Ihr starkes Naturgefühl, das für alle Aeußerungen der beseelten Natur, von dem leisesten Säuseln und Weben bis zum elementaren Kampfgeschrei einen stimmungweckenden künstlerischen Ausdruck findet, stellt sie unseren größten Lyrikern zur Seite und verleiht ihren Versen die Weihe des Unvergänglichen. Und stofflich offenbart sich hier, tendenzfremd, in dieser alten Dichterin der verständnißvoll das ganze Leben überblickende und durchdringende Mensch, den die neue Frau erringen will.

All diese Gedanken, weit davon entfernt, einen Anspruch auf Vollständigkeit zu machen, wollen nur einige Winke zur Unterscheidung echter und unechter Werthe geben. Und all das Echte und Tiefe, was wir in den Frauenseelen wahrnehmen, gelangt, so muß das Schlußergebniß lauten, im deutschen Frauenroman augenblicklich bereits zu reifer künstlerischer Gestaltung; in der Lyrik ist diese Reife noch nicht erreicht worden und noch immer können die Dichterinnen von heute an ihrer großen älteren Vorläuferin aus dem nordischen Haidelande lernen.

Digitized by Google

Welche Stellung soll der Sittlichkeit bei der Beurtheilung von Dichtungen eingeräumt werden?

Von O. Wentorf.

Bevor man an eine Beantwortung dieser Frage gehen kann, muß die Stellungnahme zur Sittlichkeit überhaupt festgelegt werden. Das Sittliche ist von den verschiedenen Denkern in so verschiedener Weise definirt, daß man bei einem Ueberblick über die Formulationen wohl halb zweifelnd und halb verzichtend ausrufen möchte: Was ist Sittlichkeit? Um die Hauptunterschiede kurz zu kennzeichnen: den Einen ist das Sittengesetz göttlich, den Anderen ist es Menschenwerk. Nach einer Grundauffassung liegt das Sittliche beschlossen in der Erfüllung des Willens, den Gott durch bestimmte Personen den Menschen offenbarte; der anderen Grundauffassung sind die sittlichen Normen mit Naturnothwendigkeit aus dem Zusammenleben der Menschen erwachsen. Soll eine Gemeinschaft menschlicher Wesen gedeihen, so müssen Forderungen wie: Du sollst nicht stehlen, nicht lügen, nicht tödten u. s. w. erfüllt werden. Denn andernfalls würde sie aus einander brechen, die Vernichtung der Gemeinschaft durch Kampf des Einzelnen gegen den Einzelnen wäre die Folge. Die Sittengesetze wären also in gewissem Sinne den biologischen Gesetzen oder Regeln vergleichbar. Sie sind die Klammern, die die Natur dem schrankenlosen Egoismus umlegt, um ihr Ziel mit dem Menschen als Gemeinschaftswesen zu erreichen. Man vergleiche Fichte's Definition: Sittlichkeit ist der fortschreitende Sieg der Vernunft über die Sinnlichkeit. Oder Fr. Paulsen's Auffassung, der etwa so formulirt: Sittlichkeit ist die Lebensgestaltung, welche Wohlfahrt und Vollkommenheit des Einzelnen und der Umgebung zum Ziel hat.

Gemeinsam ist aber den beiden Grundrichtungen in der Auffassung des Sittlichen die Setzung seiner unbedingten Autorität. Man wolle nicht glauben, daß die Autorität des Sittengesetzes Einbuße erlitte durch die zweite Auffassung. Denn dem gegenüber, der den Ursprung des Sittlichen in dem Zusammenleben und der Entwickelung des Menschengeschlechtes findet, erhebt sich die Autorität der gesammten Menschheitsgeschichte, im weitesten Sinne der Natur.

Diese Autorität kann geleugnet werden, allein noch schwerer als die göttliche. Denn es ist doch schlimmer als die Sünde wider den heiligen Geist, sich seinem Geschlechte zu entziehen und den Naturzusammenhang zu leugnen. Wenn man also die Sittlichkeit auch ganz allgemein auffaßt als eine die Wohlfahrt und Vollkommenheit des Einzelnen und der Gemeinschaft fördernde Lebensgestaltung, so entzieht man sich den Sittengesetzen damit keineswegs. Sie behalten höchste Autorität und das Sittliche unser höchstes Interesse. Schiller sagt darum in der kleinen Untersuchung „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" ganz mit Recht: „Keine Zweckmäßigkeit geht uns so nahe an als die moralische, und Nichts geht über die Lust, die wir über diese empfinden. Die Naturzweckmäßigkeit könnte noch immer problematisch sein, die moralische ist uns erwiesen. Sie allein gründet sich auf unsere vernünftige Natur und auf innere Nothwendigkeit. Sie ist uns die nächste, die wichtigste und zugleich erkennbarste, weil sie durch Nichts von Außen, sondern durch ein inneres Princip unserer Vernunft bestimmt wird. Sie ist das Palladium unserer Freiheit."

Weil das Sittliche unser höchstes Interesse hat, wird es bei Allem, was an uns herantritt, auch einem Urtheil entsprechen. Man kann ja wohl mit Bewußtsein und Absicht irgend Etwas nur nach Nützlichkeits- oder nur nach Schönheitsinteressen untersuchen. Allein die Einheit des Geistes ist doch nicht zu theilen. Wenn irgend Etwas, z. B. Kleidungsstücke oder ein Bauwerk, unsere Nützlichkeits- und unsere Schönheitsinteressen zum Urtheil wachruft, so wird man bei der Beurtheilung nicht von dem Einen oder Anderen absehen können. Man wird etwa sagen, die Spange ist schön aber unpraktisch, oder, sie ist freilich praktisch aber geschmacklos. So kann man auch die sittlichen Interessen nicht zurückdrängen, wenn sie überhaupt in Frage kommen. Wo immer also uns menschliche Gesinnungen und Handlungen entgegen treten, werden sie unserem moralischen Urtheil unterliegen, auch im Kunstwerk. Es ist ganz unmöglich, den Faust oder Wallenstein zu lesen und dabei zu vergessen, daß man dem sittlichen Urtheil unterliegende Charaktere vor sich hat. Es ist falsch, zu behaupten, das Kunstwerk habe mit Gut und Böse Nichts zu thun, sondern nur mit Schön und Häßlich. Das Sittliche ist gebunden in unseren Geist, seine Interessen lassen sich nicht ablegen wie ein Gewand.

Unästhetisches, Unlogisches kann man schon nicht ohne Mißbehagen ertragen. Mehr noch wird eine Dichtung, die wirklich unsittlich ist, uns nothwendig Mißbehagen verursachen. Dies Mißbehagen aber wird die Verurtheilung der Dichtung als Kunstwerk nach sich ziehen. Denn von einem vollkommenen Kunstwerk fordern wir, daß es unser reines Wohlgefallen erregt. Es soll befreien, den Mißklang unserer Seele lösen, aufrütteln auch, zur Kraftentfaltung anspornen, doch nie wird es die Seele mit Mißbehagen füllen. Man wird also ganz allgemein die Forderung stellen müssen, daß jedes unter das moralische Urtheil fallende Kunstwerk dem Sittlichen zu entsprechen habe, die Hoheit und Unverbrüchlichkeit des Sittengesetzes nicht zerstören dürfe.

Ist dieser Satz nicht eine feste Stütze für jene Richtung, die die moderne Kunst wegen der dargestellten Stoffe so eifrig bekämpft und die die Ideale so gern für sich in Anspruch nimmt? Giebt er nicht die gewünschte theoretische Grundlage für die Leute, die sich entrüsten, wenn eine natürliche Sache mit rechtem Namen genannt wird, die für jede Blöße ein Feigenblatt fordern und die das Werk des Künstlers, der ihr nicht genehm ist, einfach mit der Moral todtschlagen, wenn nichts Anderes hilft? Nein, so ist es nicht.

Jene Sätze, daß wir unser sittliches Urtheil nie und nirgend unterdrücken können, und daß das Kunstwerk dem Sittengesetz nicht widersprechen dürfe, bleiben stehen. Aber ein paar falsche Folgerungen daraus müssen wir noch näher beleuchten. Die erste irrthümliche Folgerung ist die, daß man positiv formulirt und sagt: Die Dichtkunst hat das Sittliche darzustellen in dem Sinne, daß sie Muster des sittlich Guten bietet. Jede Darstellung von sittlichen Mängeln wäre dann verwerflich, und jene von Tugend triefenden Werke wären dann die Spitze aller Kunst. Ein Blick in unsere Dichtungen zeigt das Absurde solches Standpunktes. Man vergegenwärtige sich den ersten Theil des Faust. Faust sucht mit allen Mitteln Befriedigung seiner Lüste, stürzt Grethchen in grenzenloses Elend, trotzdem edlere Regungen in ihm wach geworden sind, er wird Mörder und ist endlich erbärmlich genug, sich von Mephisto dem Kerker entziehen zu lassen, während doch die gräßlichste Noth und himmelschreiendste Seelenpein Grethchen's sein Herz hätte zermalmen und zu jeder Sühne treiben müssen. Grethchen betrügt die Mutter, opfert ihre Keuschheit und endet als Kindesmörderin. Und trotzdem, wo packen uns die Schauer der Ehrfurcht vor dem Sittlichen gewaltiger? Wieviel Sittlichkeitspredigten müssen zusammenkommen, um in ihrer Wirkung dies eine Werk aufzuwiegen? Es kommt eben nicht darauf an, daß das Sittliche positiv dargestellt werde. Das Sittliche kann ein Mittel und die Folge des Kunstwerkes sein, allein es ist falsch, es als Ziel und Zweck zu setzen. „Ist der Zweck selbst moralisch, so verliert die Kunst das, wodurch sie allein mächtig ist, die Freiheit, und das, wodurch sie so allgemein wirksam ist, den Reiz des Vergnügens. — Nur indem sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllt, wird sie einen wohlthuenden Einfluß auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem sie ihre völlige Freiheit ausübt, kann sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllen." So formulirt Schiller den Gedanken. Und am

Digitized by Google

Schlusse des Aufsatzes „Ueber das Pathetische“ äußert er sich so: „Ein Object wird zu einem ästhetischen Gebrauch gerade so viel weniger taugen, als es sich zu einem moralischen qualificirt. Wenn der Dichter es dennoch erwählt, so wird er wohlthun, es so zu behandeln, daß nicht sowohl unsere Vernunft auf die Regel des Willens, als unsere Phantasie auf das Vermögen des Willens hingewiesen wird.“

Diese eben zurückgewiesene irrthümliche Folgerung aus der Stellung des Sittlichen in der Kunst wird man selten offen ausgesprochen finden. Es erschien nur angebracht, denen gegenüber, die dem Künstler die Darstellung sittlicher Ideale nicht genug an's Herz legen können, zu betonen, daß die Dichtung von jeher sich ganz richtig mehr mit dem nicht Idealen, mit der Darstellung von sittlich nicht vollkommenen Menschen beschäftigt hat.

Ernst zu nehmen ist aber die andere viel häufiger aus der Stellung des Sittlichen gezogene Folgerung. Man giebt die Darstellung des sittlich Verwerflichen unbedingt zu. Aber damit die Hoheit des Sittengesetzes gewahrt bleibe, fordert man die Darstellung der Strafe für begangene Uebelthaten und des Schmerzes über den Bruch des Sittengesetzes. Dieser Forderung entspricht die Mehrzahl unserer Dichtungen. Die Schuld wird gewöhnlich nicht ohne Reue und Sühne dargestellt. Man denke an die Scene Grethchen im Dom. Man könnte auch Schiller zur Begründung heranziehen: „Nicht allein der Gehorsam gegen das Sittengesetz giebt uns die Vorstellung moralischer Zweckmäßigkeit, auch der Schmerz über Verletzung desselben thut es. Reue, Selbstverdammung, selbst in ihrem höchsten Grade, in der Verzweiflung, sind moralisch erhaben, weil sie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Brust des Verbrechers ein unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht erwachte und seine Aussprüche selbst gegen das feurigste Interesse der Selbstliebe geltend machte. Reue über eine That entspringt aus ihrer Vergleichung mit dem Sittengesetz und ist Mißbilligung dieser That, weil sie dem Sittengesetz widerstreitet. Also muß im Augenblick der Reue das Sittengesetz die höchste Instanz im Gemüth eines solchen Menschen sein. Der Zustand eines Gemüthes aber, in welchem das Sittengesetz für die höchste Instanz erkannt wird, ist moralisch zweckmäßig, also eine Quelle moralischer Lust. — Ob der Tugendhafte sein Leben freiwillig dahingiebt, um dem Sittengesetz gemäß zu handeln, oder ob der Verbrecher unter dem Zwange des Gewissens sein Leben mit eigener Hand zerstört, um die Uebertretung jenes Gesetzes an sich zu bestrafen, so steigt unsere Achtung für das Sittengesetz zu einem gleich hohen Grade empor.

Und doch hat die in Frage stehende Forderung nicht unbedingte Giltigkeit, d. h. Reue und Selbstzerknirschung sind nicht unter allen Umständen nöthig, damit in uns das Gefühl für die Majestät des Sittlichen unverletzt bleibe. Ein einzelner Charakter mag ruhig dem Sittengesetz trotzen, er mag in den Tod gehen, ohne mit einem Wort begangene Frevelthaten zu bereuen, die allgemeine Giltigkeit des Sittlichen wird damit nicht über den Haufen geworfen. Wenn wir es im Leben ertragen, unsittliche Menschen, ja ausgesprochene Schurken reuelos zu sehen, ohne doch an der sittlichen Weltordnung zu verzweifeln, so werden wir es auch im Kunstwerk, das Lebensdarstellung ist, thun können und müssen. Einige Beispiele mögen das beweisen. Wallenstein's letzte Worte sind: „Hätt' ich gewußt, was nun geschehen, daß es den liebsten Freund mir würde kosten, und hätte mir das Herz wie jetzt gesprochen — kann sein, ich hätte mich bedacht — kann sein, auch nicht. Doch was nun schönen noch. Zu ernst hat's angefangen, um in Nichts zu enden. Hab' es denn seinen Lauf.“ Richard III., dem noch Nachts die Geister der Gemordeten und Geschändeten die Seele erschüttert haben: „Bei dem Apostel Paul! Es warfen Schatten zu Nacht mehr Schrecken in die Seele Richard's als wesentlich zehntausend Krieger könnten, in Stahl und angeführt vom flachen Richmond“ — dieser Richard zieht am Morgen in die todbringende Schlacht mit den Worten: „Nun geht, Ihr Herrn, auf seinen Posten Jeder. Laßt plauderhafte Träum' uns nicht erschrecken; Gewissen ist ein Wort für Feige nur, zum Einhalt für den Starken erst erdacht! Uns ist die Wehr Gewissen, Schwert Gesetz!“

Ebenso geht Iago ohne die leiseste Andeutung einer Reue in den Tod. Er tritt ab mit den Worten: „Fragt mich um Nichts mehr, was Ihr wißt, das wißt Ihr. Von dieser Stund' an rede ich kein Wort.“ Aber wem wird durch die genannten Charaktere das Gefühl für die Hoheit des Sittlichen verdunkelt? Wer wollte behaupten, die als Beispiele herangezogenen Dramen wirkten wegen der mangelhaften oder fehlenden Darstellung der Reue unsittlich? Das würde erst eintreten, wenn das Böse nicht als Ausnahme vorgeführt wäre, wenn die Loslösung von dem Sittengesetz als höhere Stufe und erstrebenswerthes Ziel hingestellt wäre. So wird man also die Darstellung der Reue über begangene Schuld allgemein nicht fordern dürfen, weil eine Dichtung ohne dieselbe das Sittliche nicht zu verletzen braucht.

Es bleibt nur noch die Forderung, daß wenigstens durch den Untergang des Bösen der Sieg der sittlichen Idee documentirt werde. Schiller hält es für unwidersprechlich, daß eine zweckmäßige Bosheit nur dann der Gegenstand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn sie vor der moralischen Zweckmäßigkeit zu Schanden wird. Und diese Forderung wird Giltigkeit behalten. Allein, wie mir scheinen will, nicht aus dem Grunde, weil die Herrschaft der sittlichen Idee dadurch befestigt wird, sondern weil die Vernichtung des Individuums die nothwendige Folge ist, wenn es sich den von der Gesammtheit anerkannten Normen entgegenstellt und ihnen zuwiderhandelt. Denn mit der Genugthuung, die der sittlichen Idee durch den Untergang des Schuldigen verschafft wird, ist es doch eine eigene Sache. Hebbel hebt in der Abhandlung „Mein Wort über das Drama“ 1848 schon hervor, daß diese Genugthuung doch in dem Falle nicht vollständig sei, wenn das Individuum trotzig und in sich verbissen untergehe. Denn es verkünde dadurch im Voraus, daß es an anderer Stelle des Weltalls abermals kämpfend hervortreten werde. Vollständiger sei die Genugthuung, wenn das Individuum im Untergange selbst eine geläuterte Anschauung seines Verhältnisses zum Ganzen gewinne und in Frieden abtrete. Ein treffliches Beispiel dafür ist Kardinal Wolsey in Heinrich VIII., Shakespeare's letztem Drama, das man in Deutschland ja im letzten Winter der Bühne zu gewinnen suchte. „Allein,“ fragt Hebbel, „wenn der Riß sich auch wieder schließt, warum mußte er geschehen? Hierauf habe ich nie eine Antwort gefunden, und Keiner wird sie finden, der ernstlich fragt.“

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Wiedersehen.

Von Rudolf Krauß (Stuttgart).

Im Jahre des Heils 1883 hatten sie sich in einer Sommerfrische des Berner Oberlandes kennen gelernt, nämlich Herrn Schulze's aus Königsberg und Herrn Müller's aus Karlsruhe. Sie waren am selben Tage angekommen und hatten von der Menschenkenntniß des Oberkellners ihre Plätze an der Tafel des großen Kurhauses einander gegenüber zugetheilt erhalten. Schon das mußte als Wink des Schicksals aufgefaßt werden. Ueberdies waren die beiden Paare etwa gleich alt, annähernd gleich lang (oder richtiger: gleich kurz) verheirathet und hatten je ein einjähriges Baby unter der Obhut von Großmüttern zu Hause gelassen. Die bloße Existenz dieser süßen kleinen Wesen schlang um die

Digitized by Google

jungen Mütter ein Band inniger Sympathie, und die gegenwärtigen Nahrungsprobleme wie die künftigen Erziehungsgrundsätze bildeten für sie unerschöpfliche Gesprächsgegenstände. Die Männer — der Königsberger war praktischer Arzt, der Karlsruher Amtsrichter — hätten ja entmenschte Tyrannen sein müssen, wenn sie diesem rasch bis zum schwesterlichen Du gediehenen Freundschaftsbunde der Frauen Hindernisse in den Weg gelegt hätten. Denselben Gesellschafts- und Bildungskreisen angehörig, fanden sie auch selbst an dem gegenseitigen Umgang Gefallen. So waren die zwei Paare bald unzertrennlich und führten alle Spaziergänge und Ausflüge gemeinsam aus; ja die Königsberger gaben den Karlsruhern zulieb noch einige Tage über die beabsichtigte Zeit hinaus zu, und schließlich legte man eine Strecke der Reise in die Heimath zusammen zurück. Dank den mannigfachen Verabredungen baldigen Wiedersehens überstanden die neuen Freundinnen den Trennungsschmerz ohne wesentlichen Schaden. Wirklich lud man sich auch in der Folge Jahr für Jahr zu gegenseitigen Besuchen ein: aber die Reise von Königsberg nach Karlsruhe war gar zu weit und der Weg von Karlsruhe nach Königsberg nicht minder lang. Ebenso wurde jedes Frühjahr von Neuem die Frage hin und her erörtert, ob man sich nicht auf eine gemeinsame Sommerfrische einigen könne. Indessen auch in dieser Hinsicht wurden die schönsten Pläne immer wieder zu Wasser. Denn nur selten stimmte die Zeit, da der Arzt seine Patienten im Stich lassen konnte, zu den kargen Ferien, die der Staat dem jungen Amtsrichter vergönnte, der übrigens im Laufe der Jahre zu einem mittelalterlichen Landgerichtsrath vorrückte. Auch sonst wollte es nicht gelingen, die widerstreitenden Bedürfnisse unter einen Hut zu bringen. Bald mußten die Müller'schen Kinder ein Solbad besuchen, während Frau Schulze irgend einen Säuerling zu trinken hatte; bald empfahl sich für diese der Aufenthalt an der See, während jene Gebirgsluft schnappen sollten — ganz abgesehen von den Jahrgängen, die für die eine oder andere Familie sommerfrischenlos verstrichen, weil es dem Klapperstorch gefiel, bei ihr Einkehr zu halten, und die sonst im Budget als Erholungsconto figurirende Summe von Kindszeug, Taufkuchen und Honoraren für allerhand männliche und weibliche Hülfstruppen verschlungen wurde.

Zum Ersatz für die Entbehrung des mündlichen Verkehrs flogen Briefe zwischen den Freundinnen hin und her. Ach, mit welcher Sehnsucht wurde diesen ziemlich regelmäßig jeden Monat zwei Mal ein- und auslaufenden Beurkundungen der Treue entgegengeharrt! Was das aber auch für Briefe waren! Einige häusliche Gegenstände mußten natürlich gelegentlich berührt werden: das Befinden und die Fortschritte der Kinder, die theuern Marktpreise, der Aerger mit den Männern und Dienstboten. Aber dann kamen die geistigen Interessen: die neuesten Bücher, die man gelesen, die Theater, die man besucht, die Bilder, die man gesehen, die kunstgewerblichen Geschenke, die man erhalten hatte. Und dazwischen Gedanken und Empfindungen in aphoristischer Form, worin Luise Müller besonders glücklich war, während sie bei Emma Schulze, die auch in diesem Stück hinter der Busenfreundin nicht zurückbleiben wollte, etwas gekünstelt oder ängmatisch, wie ihr Mann behauptete, auszufallen pflegten. Die Männer freuten sich natürlich des harmlosen Glückes ihrer Gattinnen, was sie jedoch nicht hinderte, sich von Zeit zu Zeit über den übertriebenen Freundschaftscult lustig zu machen. Da kamen sie freilich übel an. Als Herr Müller einmal von Pensionatsempfindungen sprach, that seine Frau den furchtbaren Schwur, daß er nie wieder einen Blick in einen der Königsberger Briefe thun dürfe, und sobald Frau Schulze dies erfahren hatte, dictirte sie dem unschuldigen Herrn Schulze dieselbe grausame Strafe zu. Dagegen wurden die Kinder in die veredelnde Freundschaft der Mütter eingegriffen. Man beschenkte sich gegenseitig für diese mit allerlei selbstgefertigten Bekleidungsgegenständen, tauschte alle Jahre ihre Photographien aus und bedauerte lebhaft, daß keine Heirathspläne geschmiedet werden konnten, weil ein tückischer Zufall beide Häuser nur mit männlicher Nachkommenschaft gesegnet hatte. Während die Freundinnen also ganz genau das Wachsthum der lieben Jugend im Bilde verfolgen konnten, verabsäumten sie es, sich mit Abbildungen der eigenen Person zu beglücken, sei es nun, daß sie sich überhaupt nicht photographiren ließen, oder daß ihnen das Resultat solcher Sitzungen nicht vortheilhaft genug ausgefallen zu sein schien. Sie dachten nicht im Entferntesten an die Möglichkeit, daß die Alles antastende Zeit sich unterstehen könne, am Aeußeren der Freundin Aenderungen vorzunehmen. In Luisens Erinnerung lebte Emma fort als die fünfundzwanzigjährige, fast überschlanke Sentimentale mit dem gescheitelten Blondhaar, das ihrem durch den schwärmerischen Aufschlag der sanften blauen Augen ohnehin so mädchenhaft rührenden Gesicht vollends einen madonnenhaften Ausdruck lieh, während für Emma Luise noch immer die rundliche junge Frau mit den koketten Löckchen auf der Stirn, dem backfischhaften Stumpfnäschen, den Grübchen in den Wangen und dem lachenden rothen Mund war.

Im Frühling 1903 hatte der badische Staat die unbezahlbaren Verdienste des Herrn Landgerichtsraths Müller endlich durch Verleihung eines Ordens anerkannt. Dieser Umstand versetzte den neugebackenen Ritter in so gute Laune, daß er seiner Ehehälfte eine Extrafreude zu bereiten beschloß. Er schlug ihr, die noch nie die Reichshauptstadt gesehen hatte, einen achttägigen Besuch Berlins vor und bestellte insgeheim Herrn Dr. Schulze aus Königsberg mit Gemahlin dorthin zu einem Wiedersehen nach zwanzigjähriger Trennung. Da damals gerade der angesehenste Arzt in dem Stadttheile, wo Schulze praktizirte, gestorben war, hatte dieser gleichfalls Anlaß, sich und seiner Frau ein besonderes Vergnügen zu gönnen. Er ging also bereitwillig auf den Müller'schen Vorschlag ein, ohne gegen seine Frau etwas davon verlauten zu lassen: das Rendezvous sollte für die beiden Damen eine vollkommene Ueberraschung sein. Der Landgerichtsrath erhielt den erbetenen außerordentlichen Urlaub, und der Arzt gewann auf acht Tage einen jungen Collegen zum ungefährlichen Stellvertreter. Auf den 29. Mai ward die Zusammenkunft verabredet, gemeinsames Absteigequartier: Centralhôtel. Die Karlsruher wollten mit dem Nachtzug reisen und schon am Morgen eintreffen, die Königsberger erst am Nachmittag. Müller's sollten Schulze's am Bahnhof abholen. Als Merkwort war „Berner Oberland" ausgemacht. Herr Müller gedachte, am Tropfenzähler Posto fassend, während die Passagiere des Königsberger Zuges hindurch kamen, beständig „Berner Oberland" vor sich hinzusagen, für den Fall, daß man sich nicht mehr von Angesicht zu Angesicht erkenne. Erst auf dem Wege zum Bahnhof wollte Müller seine Gattin in das Geheimniß einweihen, während Frau Schulze durch den Anblick der Freundin überwältigt werden sollte.

Müller's trafen am festgesetzten Tage programmgemäß 9 Uhr 05 in Berlin ein. Der Vormittag wurde zu einem durch Erfrischungspause bei Kranzler unterbrochenen Bummel über Linden, Friedrichsstraße und Leipzigerstraße verwendet, wobei Frau Müller vor jedem Schauladen stehen blieb und ihrer Bewunderung so lange die Zügel schießen ließ, bis da und dort kleine Einkäufe gemacht wurden. Um 1 Uhr wollte man zu Mittag speisen; natürlich bei Kempinsky. Dort war das Essen fein und nicht theuer, und es gab so große Portionen, daß man sie zu zwei kaum bewältigen konnte. So hatten alle Karlsruher erzählt, die bei Kempinsky gewesen waren, und noch nie hatte ein Karlsruher Berlin verlassen, ohne dort dinirt zu haben. Als das Ehepaar hungrig, schweißtriefend und mit Paketen beladen das Restaurant betrat, fand es das Haus in allen Räumen bis auf den letzten Tisch dicht besetzt. Nur im hintersten Zimmer saß eine einzelne ältliche, äußerst stattliche Dame im blumenüberladenen runden Strohhut vor einem Tischchen und hatte die drei übrigen Stühle mit Schirm, Umhang und zahllosen Paketen belegt. Dorthin steuerte Frau Müller entschlossen. „Bitte!" sagte sie zu der Dicken. — „Pardon! die Stühle sind belegt," lautete die Erwiderung. — „Aber doch nicht wohl alle drei," meinte die durch Müdigkeit und Hunger aus ihrem Gleichgewicht gebrachte Frau Müller etwas spitz. — „Doch", erklärte die Fremde. „Mein Mann läßt sich nur geschwind rasiren, und dann erwarten wir noch Verwandte." — „Ach was!" rief Frau Müller unhöflich, räumte zwei Stühle ab, ließ sich auf dem einen nieder und sagte zu ihrem Gatten: „Setz' Dich doch!", welcher Aufforderung der Mann des Gesetzes zaghaft Folge leistete. Die also schnöde aus ihren Prioritätsrechten Verdrängte rief einen Kellner zu Hülfe, der jedoch die Achseln zuckte und meinte, da lasse sich nichts machen; bis die erwarteten Herrschaften kämen, werde sich schon ein anderes Plätzchen finden. Müller's machten sich's nunmehr bequem und bestellten ein mit kaltblütiger Ueberlegung zusammengesuchtes Menu. Die Fremde fixirte die Gegner mit giftigen Blicken, was Frau Müller veranlaßte, sich an ihren Gatten mit der halblauten Bemerkung zu wenden, sie begreife überhaupt nicht, wie so dicke Leute bei Kempinsky essen mögen. „Sei doch still! man hört Dich ja," flüsterte ihr Müller zu. Sie aber antwortete vernehmlich: „Ist mir ganz gleich," worauf die Fremde etwas wie „Ungebildete Leute!" vor sich hinmurmelte.

Jetzt brach sich ein langer Herr Bahn und kam auf den Tisch zu. „Da bist Du endlich, Hermann," rief ihm die Dicke entgegen. „Man hat uns unsere Plätze weggenommen." Aber ohne darauf zu achten, faßte der Ankömmling scharf Herrn Müller in's Auge. „Ja ist's denn möglich," rief er, „Herr Landgerichtsrath Müller aus Karlsruhe!" — Auch dieser begann nun sein Gegenüber zu erkennen. „Dr. Schulze aus Königsberg?" fragte er verlegen. — „Freilich," bestätigte Schulze. „Emmachen," wandte er sich dann ahnungslos an seine Ehehälfte, „das ist ja Deine lang entbehrte Freundin, mit der ich Dir hier zu Deiner Ueberraschung eine Zusammenkunft verschafft habe." Frau Schulze erstarrte. Diese grobe Person, an deren hagerem Leibe die Kleider so ungemüthlich herumbaumelten, sollte ihre vergötterte Luise mit der rundlichen Taille sein! Die Wirkung des eben Gehörten auf Frau Müller war noch elementarer. Sie schloß die Augen, um in tiefe Ohnmacht zu sinken; denn die Entdeckung, daß ihre zarte Emma, vor der sie zwanzig Jahre lang die heiligsten Gefühle ihres Busens schriftlich ausgebreitet hatte, sich zu einer so unanständig fetten und unangenehmen Spießbürgerin entwickelt habe, rechtfertigte zur Genüge ein momentanes Hinausschweben aus der Welt der rauhen Wirklichkeit. — „Was thun Sie denn schon jetzt in Berlin? Sie sollten doch erst heute Nachmittag ankommen," schrie Müller den Andern an, dem es allmälig zu dämmern begann, daß hier nicht alles in Ordnung sein könne. — „Aber ich bitte," versetzte er nun auch seinerseits nicht ohne Schärfe. „Ich mußte plötzlich meinen Plan ändern, weil ich heute hier mit meinem Schwager und seiner Frau ein Rendezvous haben wollte. Ich hinterließ doch beim Portier des Centralhôtels ein Billet für Sie. Hat er Ihnen denn nicht" — „Nichts hat er," unterbrach ihn Herr Müller unwirsch und machte Versuche, die Lebensgeister seiner Frau zu sammeln. Inzwischen schluchzte Frau Schulze ununterbrochen: „Bring' mich fort! Bring' mich fort!" Da die Nachbarn ringsum bereits aufmerksam gemacht waren und der Scene belustigt zuschauten, blieb Herrn Schulze nichts anderes

Digitized by Google

übrig, als das Rendezvous mit Schwager und Schwägerin im Stich zu lassen, seine sieben Sachen zusammenzupacken, seine schönere Hälfte unter den Arm zu nehmen und sich mit ihr aus dem Locale zu entfernen. Sobald Frau Müller sicher war, daß die Andern das Feld geräumt hatten, kam sie wieder zu sich. Von den Trostgründen ihres Mannes wollte keiner verfangen. Das Diner half sie ihm zwar bis auf den letzten Saucenrest vertilgen, aber ohne Liebe und Appetit, nur weil es doch einmal bezahlt werden mußte. Als diese Arbeit verrichtet war, that sie ihren unwiderruflichen Entschluß kund, mit dem Nachtschnellzug nach Hause zu fahren. Alle Vorstellungen ihres Mannes prallten an dem Schreckgespenst einer nochmaligen Begegnung mit Frau Schulze ab. Auch seinem Vorschlage, unterwegs auszusteigen und an einem stillen Platze des traulichen Thüringerwaldes ihren Seelenzustand zu kräftigen, setzte sie ein beharrliches „Ich will nach Hause, zu meinen Kindern" entgegen. So bestieg sie denn an der Seite ihres Gatten, nachdem sie den Nachmittag dazu benutzt hatte, das übrige Reisegeld in Magazinen zu verausgaben, 8 Uhr 25 den Courierzug und landete am anderen Morgen, um das schönste Ideal ihres Lebens ärmer, zur unsagbaren Verblüffung von Kindern und Dienstboten wiederum in Karlsruhe. Dort war ihre erste That, daß sie aus ihrem Schreibtisch zwanzig, nach Jahrgängen sorgsam geordnete und mit rosaseidenen Bändern umwundene Briefpackete hervorholte und, ohne sie aufgeschnürt zu haben, dem Flammentode übergab.

Inzwischen eilten Herrn Schulze's in Berlin von Genuß zu Genuß. Zwar hatte auch Frau Schulze von ihrem Gatten verlangt, er solle sie unverzüglich in die Heimath zurückbringen; dieser, weniger nachgiebig als Herr Müller, war jedoch nicht dazu zu bewegen gewesen, zumal er durch den Portier die Abreise des Müller'schen Ehepaares ausgekundschaftet hatte. So ließ sich Frau Schulze wie ein Opferlamm durch die Straßen und Sammlungen, Cafés und Bierpaläste, Theater und Tingeltangel Berlins schleppen, ohne einen anderen Gedanken denken zu können als den, daß, wie sie sich poetisch ausdrückte, der Duft von der Blüthe ihres Lebens abgestreift sei. Zu Hause angekommen, kündigte sie zum Aerger ihres Gatten alsbald ihrer bewährten Köchin aus dem einfachen Grunde, weil sie Luise gerufen wurde, und verabschiedete ihren langjährigen zuverlässigen Fleischlieferanten, weil er zufällig Müller hieß. Durch diese Opfer befriedigt, glättete sich allmälig die rasende See ihrer beleidigten Empfindungen. Aber man vermied es fürderhin peinlich, vor ihr die Namen Luise und Müller auszusprechen, und wenn es je doch einmal von uneingeweihter Seite geschah, überfielen sie Wallungen, die bei ihrer zunehmenden Corpulenz einen beängstigenden Charakter trugen. Was zwanzig Jahre lang für Frau Schulze wie für Frau Müller ein großer Schmerz gewesen war, gereichte nun Beiden zum einzigen Troste: die weite Entfernung zwischen Königsberg und Karlsruhe. Die Briefpost zwischen beiden Städten gerieth aber seit jenen unglückseligen Maitagen des Jahres 1903 in auffällige Abnahme, über deren Ursachen man sich an maßgebender Stelle bis jetzt vergeblich den Kopf zerbrochen hat.

Aus der Hauptstadt.

„Nur ein Traum!"

Ich träumte einmal:

Lange hatte die Gerichtssitzung gewährt; endlich waren sie Alle fortgegangen: der Vorsitzende und die Beisitzer, die Geschworenen und der Ersatzgeschworene, der Staatsanwalt und der Vertheidiger, die Zeugen und die Sachverständigen, der Angeklagte und die Gefangenenwärter, die Zuschauer und die Gerichtsboten. Nur ich allein war zurückgeblieben, wie festgehalten von magischer Macht. Längst war der Castellan gekommen und hatte die Gasflammen ausgelöscht; dann hörte ich, wie die Schlüssel sich quietschend in den Thüren drehten und die schlürfenden Tritte des alten Mannes sich entfernten. Das war schon lange her, und ich saß noch immer am alten Platz.

Es war ganz still, unheimlich still im ganzen großen Saal, im ganzen großen Gebäude. Die unendlich vielen Stäubchen, die am Tage von derben Fußtritten und schleppenden Roben aufgewirbelt worden waren und dann im Sonnenstrahl einen lustigen Reigen aufgeführt hatten, waren langsam herabgesunken und bildeten nun auf allen Gegenständen eine so dicke Schicht, daß man mit dem Finger hätte Figuren hineinzeichnen können. Doch sah man den Staub nicht, denn es war pechfinster. Nur durch das hohe Mittelfenster, an welchem die Vorhänge nicht ganz dicht zugezogen waren, drang ein Lichtstreifen von dem großen Gascandelaber draußen auf dem Platze herein und fiel auf das Marmorbild der Gerechtigkeit, welches mit einer Binde um die Augen und in den Händen die üblichen Symbole, Wage und Schwert, hinter dem Richtertisch in einer Nische stand. Dieser Lichtstreif war das Einzige, was von der Außenwelt hereindrang in den hohen dunklen Raum, dessen Stille nur durch den gleichmäßigen leisen Pendelschlag des großen Regulators gestört wurde. Tick-tick tick-tick, auf einmal hörte man einen anderen Ton dazwischen, ein eigenthümliches Knacken, und dann zwölf laute Glockenschläge. Sie folgten rasch auf einander; gar nicht, wie es sonst üblich ist in Gespenstergeschichten, dumpf und langsam, sondern helltönig und geschäftsmäßig schnell, als wenn sie sich schämten, die allgemeine Stille unterbrechen zu müssen und sich beeilten, wieder die alte Ruhe herzustellen.

Und dann kam das Seltsame.

Ein eigenthümliches Klingen, wie von Metall, dann sauste etwas quer durch den Saal und fiel am Ende desselben mit Klirren und Poltern zur Erde. Erschreckt sah ich auf; wahrhaftig — bei der Justitia rappelte es! Sie war lebendig geworden, und zwar sehr lebendig; denn sie war es gewesen, die mit mächtigem Schwunge die Wage — man denke, ihre Wage! — aus ihrer Nische in die Saalecke geschleudert hatte, wie ein übermüthiger Junge, der des Spielzeugs müde geworden. Nun knüpfte sie sich die Binde auf und nahm sie von den Augen, rieb diese ein wenig und schaute dann mit einiger Verwunderung auf mich herab. Und jetzt machte sie gar sichtliche Anstalten, von ihrem hohen Sockel herabzuspringen. Galant eilte ich hinzu, um ihr meinen Arm als Stütze zu bieten — ja wirklich, ich bin sogar gegen Gespenster galant, das liegt so in meiner Natur —, und sie nahm meine Hülfe auch an. Erst reichte sie mir das Schwert, das ich ihr mit ehrfürchtigem Grausen abnahm; dann legte sich ein weicher runder Frauenarm um meinen Nacken, und eine schmiegsame lebenswarme Gestalt glitt langsam an mir zur Erde herab, so dicht an mir vorbei, daß ihr Busen fast meine Wange streifte und ich einen Augenblick lang den süßen Duft ihres gewellten Haares einathmete. Dann machte sie sich los, strich ihr faltenreiches Gewand zurecht und reckte ein wenig die schönen Glieder.

„Ich danke Ihnen! Eigentlich wollte ich allein herabspringen, aber man wird etwas steif von dem langen Stillstand," sagte sie lächelnd.

Ihre Stimme klang weich und wohltönend.

„Ja," fuhr sie fort, „lange ist es wirklich her, daß ich mich nicht vom Platze gerührt habe! Ich hielt es nicht länger aus, ich muß mich mal ein Bißchen recken und strecken, um Mitternacht wenigstens, wenn Alle schlafen und Niemand es sieht!" Hier muß ich sie wohl ein wenig ironisch angeschaut haben, denn sie sagte plötzlich ziemlich lebhaft:

„Ja ja! Sie schlafen auch, Assessorchen!"

Und wieder dehnte sie sich und reckte sich.

„Ach — thut das wohl! Und — vielleicht ist es gut, daß ich meine Glieder wieder etwas geschmeidig mache, vielleicht soll ich demnächst einen großen Schritt vorwärts thun, — wenn nämlich was draus wird, aus Eurer großen Strafrechtsreform!" — Noch ehe ich meinen Mund geöffnet hatte, um die Bestrebungen der Regierung pflichtgemäß zu vertheidigen, schien sie meine ganze Gegenrede schon wieder errathen zu haben, denn sie sagte mit einer energisch-abwehrenden Handbewegung:

„Ach was, ich habe kein Zutrauen zu der Sache! Ihr mit Euren Commissionen und Begutachtungen und Enquêten und Entwürfen und dreimaligen Berathungen — laßt mich aus! Ihr bringt ja nichts zu Stande, was Hand und Fuß hat! Viele Köche verderben den Brei! Und Euch Allen fehlt's am Besten!"

Unwillkürlich strich ich mir mit der Hand über die Stirne. Sie sah es natürlich sofort und begann unbändig zu lachen, doch klang etwas wie Mitleid daraus hervor.

„Nein, das wollte ich nicht einmal sagen, und ich hätte auch Unrecht. Am Wissen fehlt es Euch nicht und auch nicht gerade an der Denkarbeit, so weit sie sich auf die Verarbeitung Eures Wissens erstreckt. Aber Eure Weisheit ist Bücherweisheit und Eurem Denken fehlt der große Flug! Kein Wunder! Wißt Ihr, wo es Euch fehlt? Da! —" und sie tippte mir auf die linke Brustseite, wo ich meine Uhr zu tragen pflege.

„Ja ja, da! Da, wo Euch das Herz sitzen soll, da habt Ihr einen Eurer Ansicht nach richtig gehenden Chronometer und ein Corpus juris sitzen. Hat mein Freund Goethe es Euch nicht gesagt: „Vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist leider! nie die Frage." Und dem Pendelschlag der Welt draußen ist Euer Chronometer immer um ein paar hundert Jahre zurück! — Strafrechtsreform! — ein schönes Wort! Aber es wird wohl auch ein schöner Traum bleiben! Ach wenn ich doch wieder mal ein gutes Stück vorwärts käme oder gar einen gewaltigen Sprung thun könnte, so wie damals, — schon weit über hundert Jahre ist's her — unter dem alten Fritz, dem großen König — als Cocceji, der brave Kerl, der es doch wahrhaftig nicht verdient hat, daß seine Marmorbüste nun die Sprüche des Berliner Kammergerichts-Strafsenates anhören muß, die Aufhebung der Folter durchsetzte! Ja, da machte ich einen großen Sprung vor Freuden. Aber das war auch der letzte! Seitdem Stillstand, fast Erstarrung. Damals habe ich auch mein Schwert zum letzten Mal blankgeputzt — bitte, reichen Sie es mir wieder zurück, junger Freund, — und nun sehen Sie mal, wieder ist es voller Flecken! Sehen Sie die Rostflecken darauf? Sie brauchen nicht zu schaudern; das ist kein angetrocknetes Blut, sondern jedes Mal, wenn ein ungerechter Richterspruch gefällt wird, frißt sich ein Flecken in die blanke Klinge. Und wie sieht sie nun aus! Fleck an Fleck, tausende, hunderttausende!"

In der That, es war so. Von Weitem hätte man die Klinge für damascirt halten können, so dicht saß Fleck bei Fleck, bald größer, bald kleiner. Mir wurde ganz seltsam zu Muthe, und ich seufzte. Es entstand ein Schweigen, das drückend auf mir lastete. Um es zu brechen,

Digitized by Google

wollte ich etwas fragen und kam, wie gewöhnlich in solchen Fällen, mit etwas recht Dummen heraus.

„Bekommt die Wage auch Flecken?"

„Ach die Wage! — was geht mich die Wage an! Sehen Sie, das ist ja der verhängnißvolle Irrthum, die folgenschwere Verwechselung! Die Wage gehört mir ja gar nicht; die gehört meiner Schwester, der Civiljustiz, und die Binde dazu! Mir gehört das Schwert; ich bin die strafende Gerechtigkeit und weiter will ich nichts sein. Das ist ja das Traurige, daß die Menschen — und wirklich, einige ganz verständige sind dabei! — meine Zwillingsschwester und mich für ein und dieselbe Person halten. Mit nichten und unmöglich! Was soll mir die Wage? Habe ich denn etwas abzuwägen? Etwa Beweise und Gegenbeweise? Das wäre eine würdige Handlanger-Thätigkeit! Oder das Unrecht des Verbrechers gegen das der Gesellschaft, wider das er sich verging? Das Letztere dürfte wohl manchmal schwerer wiegen! Oder den Staatsanwalt gegen den Vertheidiger? Gar häufig möchten sie Beide zu leicht befunden werden! Nein! Die Wage ist für meine Schwester; da liegt in der einen Schale des Klägers Recht und Anspruch und in der andern des Verklagten Gegenrecht und Gegenanspruch. Die hat sie gegen einander abzuwägen, ohne Ansehen der Person; darum trägt sie die Binde vor den Augen. Aber was soll mir wohl die Binde? Muß ich nicht vielmehr sehen, was ich treffe mit meinem Schwert? Muß ich nicht gerade den Verbrecher schauen können in seiner ganzen Erbärmlichkeit oder in seiner ganzen Größe? Mein Blick muß hineindringen können in die tiefsten Falten seiner Seele, muß seines Herzens geheimste Regungen erkunden können, muß in seines Hirnes Windungen die krausen Züge entziffern können, welche Krankheit oder erbliche Belastung hineingezeichnet. Kann ich das mit einer Binde vor den Augen? Oh! diese unheilvolle Verwechselung mit meiner Schwester! Jünger der Themis nennt Ihr Euch! Aber es giebt zwei Schwestern dieses Namens! Seid Ihr nun meine Jünger oder die meiner Schwester? Ihr seid Beides nicht recht! Warum trennt Ihr nicht, was doch zu trennen ist? Warum lauscht Ihr nicht von Anbeginn Eures Studiums an den Lehren entweder der Einen oder der Anderen? Oder da die Verwandtschaft gewisse gemeinsame Grundzüge bewirkt, warum scheidet Ihr Euch nicht, sobald diese gemeinsamen Grundlagen aufhören? Was kümmert den, der über Mörder und Diebe zu Gericht sitzen soll, was in der Grundbuchordnung steht oder im Handelsgesetzbuch? Er ist ein Mensch, und kein Mensch kann Alles wissen; drum kann er als Richter Sachverständige hören; warum nicht, wenn es ja einmal noth thun sollte, auch solche über civilrechtliche Fragen? Aber was er selber wissen muß, das sind die Strafgesetze, und was er selber kennen muß, das ist das Menschenherz. Weiß er jene, kennt er dieses? In den seltensten Fällen! Mit den Strafgesetzen hat er sich nur nebenbei beschäftigt, sie sind ihm zu geringfügig an Umfang im Vergleich mit den unendlichen Mengen anderer Gesetze. Und das Menschenherz lernt er weder aus der Hinterlegungsordnung, noch aus dem Bankgesetz kennen. Alles Wissen, das er aus den Gesetzen schöpft, bleibt nur Stückwerk; denn die Gesetze sind Menschenwerk und darum unvollkommen und unvollständig. Wer aber in Wahrheit und Klarheit wissen will den Unterschied von Gut und Böse, der studire die Königin aller Wissenschaften, die Philosophie. Sie wird ihm auch über das Menschenherz Manches künden, was er wissen muß. Doch damit ist es nicht genug. Er gehe in die anatomischen Lehrsäle, damit er sehe, wie der Mensch gebaut ist, den er richten soll; er gehe zu den Aerzten der Geisteskranken und besuche die Irrenanstalten, damit er lerne, wem er eine That zur Schuld anrechnen dürfe, und wen er dem Irrenarzt überlassen soll; er suche die Asyle für Obdachlose, die Armenhäuser, die Magdalenenstifte, die Säuferanstalten, die Arbeitercolonien auf, damit er den Zusammenhang erkennen lerne von Noth und Elend und Laster und Sünde. Und wenn dann seine Stirne sich gefurcht hat in schlaflosen Nächten, in denen er gegrübelt hat über den Unterschied von Gut und Böse, wenn um seinen Mund sich jener milde und zugleich schmerzliche Zug der Erkenntniß menschlicher Nichtigkeit gelagert hat, die er auf dem Secirtisch und in der Isolirzelle geschaut, wenn sich in sein dichtes Lockenhaar vereinzelte Silberfäden eingeschlichen haben in jenen Stunden, in welchen in wildem Schmerz sein Herz sich zusammenkrampfte beim Anblick menschlichen Jammers und Elends — dann, ja dann wird er ein Jünger nach meinem Herzen, in Wahrheit mein Jünger sein. Ein solcher Jünger der strafenden Themis wird vor jeder Gerichtstagung an seine Brust schlagen und aus tiefster Ueberzeugung sprechen: homo sum, humani nil a me alienum puto; ein solcher Jünger wird in dem Menschen, den er zu richten hat, wie in dem Menschen, den er zu schützen hat, seine Brüder sehen, und eben darum wird ein solcher Jünger wahrhaft würdig sein, über andere Menschen zu Gericht zu sitzen und über ihre kostbarsten Güter: Ehre, Freiheit und Leben zu entscheiden. Wenn solche Jünger auf den Richterstühlen und am Staatsanwaltstisch sitzen, dann wird mein Schwert auch blank und fleckenlos bleiben!"

So sprach sie; und hatten ihre Augen erst zornig geblickt, so schauten sie nun mit einer Art sehnsüchtiger Begeisterung in die Weite, als suchten sie etwas in der Ferne kommender Zeiten. Ich aber schwieg, bestürzt, beschämt, zerknirscht und gleichzeitig überzeugt, bewältigt, entflammt von ihren Worten. Endlich brach sie wieder das Schweigen:

„Dann werden auch solche entwürdigende Farcen nicht mehr vorkommen, wie die großen Sensationsprocesse der letzten Jahre; Richtersprüche werden unmöglich sein, die dem Gerechtigkeitsgefühl des Volkes direct in's Gesicht schlagen; die Richter werden wieder lernen, ihre Arbeit mit Freuden zu thun, die Staatsanwälte werden nicht mehr nach recht hohen Journalnummern streben, und die Vertheidiger werden die Gerechtigkeit von der Spitzfindigkeit unterscheiden lernen. Dann wird das Volk auch wieder Achtung bekommen vor der Justiz, und nicht um sich zu wärmen oder um sich zu amüsiren, den Zuschauerraum im Gerichtssaal füllen. Auch vor dem Gesetz wird die Achtung sich heben, denn es werden andere, bessere Gesetze gemacht werden, die zu dem Volk in einer Sprache reden, die es versteht, kurz und bündig, die zu ihm einfach sagen: „Du sollst nicht —!" statt in langathmigen Perioden und gekünstelten Bestimmungen selbst die Gelegenheit zur Umgehung zu bieten. Und wenn bessere Richter da sein werden und bessere Gesetze und das Volk vor Beiden die ihnen gebührende Achtung haben wird, dann werden auch die gefällten Richtersprüche nicht mehr so häufig angefochten werden, Berufungen und Revisionen und Beschwerden werden auf ein ganz geringes Maß zusammenschmelzen, und man wird es nicht nöthig haben, auf die Einführung neuer Rechtsmittel zu sinnen. — Doch was — — es ist ja gleich 1 Uhr — da muß ich schnell wieder auf meinen alten Platz! Bitte, seien Sie mir behilflich!"

Als sie oben auf ihrem Postament stand, erinnerte sie sich der Wage.

„Ach bitte, holen Sie mir die Wage; dort liegt sie, dort hinten in der Ecke. Man würde sich morgen doch wundern, wenn ich die ver— — aber schnell, es muß gleich Eins schlagen!"

In der That hörte ich die Uhr gerade zum Schlage ausholen, als ich ihr die Wage hinaufreichte. Die Binde hatte sie schon wieder umgebunden. Sie nickte und sagte noch:

Ich danke, Herr —"

Weiter kam sie nicht. Es schlug nun wirklich Eins. Ich rieb mir die Augen. Was war das? Statt im Justizpalast zu stehen, lag ich in meinem warmen, weichen Bett. So hatte ich denn all' das tolle Zeug geträumt? Und ich legte mich auf die andere Seite und schlief wieder ein, denn es war ja noch mitten in der Nacht. Und wir schliefen Alle, ich — meine Herren Collegen, junge und alte, auch die Herren Räthe vom Reichsgericht schliefen, und der Justizminister schlief — schlief. Es war ja mitten in der Nacht. C. Girth.

Notizen.

Die Freundin. Roman von Anna Hartenstein. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Die Verfasserin hat allerlei Zeit- und Streitfragen, Arbeiterfürsorge, allgemeine Wohlfahrtseinrichtungen, Schulreform u. s. w., zu Angelpunkten einer bewegten Handlung gemacht. Das Werk liest sich gut, es wird der Verfasserin Freunde aber auch da gewinnen, wo man mit bloßer Unterhaltungslectüre nicht zufrieden ist.

„Die Kleinwelt unserer Väter" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) von Antonio Fogazzaro ist der erfolgreichste Roman, der in den letzten Jahrzehnten in Italien erschienen ist. In dem Roman hat der berühmte Autor ein wunderbar plastisches Zeitgemälde der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts gegeben, in denen sich die Befreiung der italienischen Nordprovinzen von der österreichischen Herrschaft vorbereitete. „Seit den ‚Verlobten' Manzoni's," sagt Molmendi, der Biograph Fogazzaro's, „ist in Italien kein Roman erschienen, der sich diesem an die Seite stellen läßt." Gagliardi's Uebersetzung verdient Lob.

Stadt und Gebirg. Roman von José Maria Eça de Queiroz. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Eça de Queiroz' letzter Roman „Stadt und Gebirg" ist ein liebenswürdiges, frisches Werk. Mit feiner Ironie führt uns der Dichter in einer Reihe humorvoller Schilderungen die ganze Hohlheit, den falschen Glanz und die Lächerlichkeit der gesellschaftlichen Civilisation in der Weltstadt Paris vor Augen und zeigt an einem typischen, sehr belustigenden Beispiel, wie die moderne Cultur zur Uebersättigung und zum Lebensüberdruß führt, wenn sie sich von der unverdorbenen Natur entfernt.

Zur gefl. Beachtung.

Da ich bis Ende August l. J. von Berlin abwesend bin, bitte ich dringend, während dieser Zeit unverlangte Manuskripte nicht an die Redaction senden zu wollen. Ihre Erledigung würde sich unerwünscht verzögern.

Gleichzeitig weise ich darauf hin, dass die Erledigung aller Honorar-Angelegenheiten, die Versendung von Belag-Exemplaren etc. dem Verlage, W 57, Katzlerstr. 4, **nicht mir** obliegt.

Richard Nordhausen.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Wolframs von Eschenbach

Parzival und Titurel.

Herausgegeben und erklärt von

Ernst Martin.

I. Teil: **Text.** geh. ℳ 5,—.
II. Teil: **Kommentar.** ℳ 12,—.

Königreich Sachsen
Technikum Hainichen
Höhere Lehranstalt f. Maschinen- u. Elektro-Ingenieure. Techniker, Werkm. Progr. frei.
Direktor: E. Boltz.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos von **August Sturm.**

Auf der Höhe.

Neue Lyrik von **August Sturm.**

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

Bismarcks Nachfolger.

Roman von **Theophil Zolling.**

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte

der

Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Epische Dichtungen von Richard Nordhausen.

Joß Fritz der Landstreicher. **Ein Sang aus den Bauernkriegen.** Dritte Auflage. Preis 4,50 Mk.

Vestigia Leonis. **Die Mär von Bardowieck.** Vierte Auflage. Preis 5 Mk.

Sonnenwende. **Ein nationales Gedicht.** Dritte Auflage. Preis 5 Mk.

In allen besseren Buchhandlungen vorräthig; wo dies einmal nicht der Fall sein sollte, versendet die Werke gegen Einzahlung des Betrages postfrei der Verlag

Carl Jacobsen, Leipzig.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart. Berlin W 57.

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen von **Otto Promber.**

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber Zittau i. Sa.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** ℳ 8,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ 4.
Salomon Süditalien. ℳ 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 15. August 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Kinder, Kindeskinder und Kinderverlust. Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee). — Aus einer anderen Welt. Erinnerungen von Carl Schultes. — Literatur und Kunst. Thomas Mann. Von Otto Grautoff (München). — Goethe's religiöse Weltanschauung. Von Professor Th. Achelis (Bremen). — Die Decoration der Ladenfront. Von A. L. Plehn (Berlin). — Feuilleton. Barmherzigkeit. Von Max Wundtke. — Aus der Hauptstadt. Goßler geht. Von C. v. W. — Notizen. — Anzeigen.

Kinder, Kindeskinder und Kinderverlust.

Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee).

Bei dem so sehr der Gegenwart zugewendeten Leben unserer Zeit und bei der beträchtlichen Lebensunruhe ihrer meisten Menschen kümmert man sich wenig um die Geschlechter, von denen man stammt. Wie selten ist es, daß Jemand an seinen Urgroßvater denkt oder gar Einiges von ihm weiß! Und wer von ihm zu sprechen beginnt, muß sich vielleicht sogar auf eine komische Wirkung gefaßt machen, so daß auch diese Zeilen Manchem ein Lächeln ablocken werden. Und doch regt sich neuerdings auch für solche historische Werthe ein Interesse; die „Familiengeschichte" beginnt da und dort beliebt zu werden, und der hier führende Name von Professor W. H. Unbescheid in Dresden darf wohl eigens genannt werden. Dazu kam noch die Bereicherung der Geschichtswissenschaft durch die Generationenlehre von Professor Ottokar Lorenz. So wenig man ihm in seinen Uebertreibungen folgen wird, so fruchtbar ist doch jedenfalls der Versuch, auch einmal alles Geschichtliche vom Standpunkte der Abfolge der Eltern und Kinder und Kindeskinder aus zu betrachten. Selbst seine schematische Construction, bei der immer drei Generationen auf ein Jahrhundert gehen und demnach jede durchschnittlich $33^1/_3$ Jahre füllt, scheint von der Wirklichkeit nicht weit abzuweichen und verdient jedenfalls, daß man ihre Tristigkeit durch möglichst viele Feststellungen einzelner Daten nachprüfe.

So kann Jedem mit gutem Gewissen gerathen werden, seinen eigenen Familien- und Verwandtenbestand, so weit nur irgend erreichbar, aufzuzeichnen. In je jüngeren Jahren man damit anfängt, desto besser; denn da leben noch die älteren Angehörigen, die über ihre Vorfahren Auskunft geben können, und oft ist mit dem Tod eines einzigen Familiengliedes die letzte Aussicht abgeschnitten, Kenntnisse festzuhalten, die sonst nur durch mühsamste Nachforschungen wiederzugewinnen sind. Man legt also eine sogenannte „Ahnentafel" (nicht „Stammbaum") an, in der man von sich aus als der „nullten" Generation hinaufsteigt zu den eigenen Eltern als der „ersten oberen" Generation, dann zu deren Eltern oder zu den eigenen Großeltern als der „zweiten oberen" Generation, aus vier Personen bestehend. Weiterhin folgen unsere Urgroßeltern als die „dritte obere" Generation, acht an Zahl. Schon hier versagt meistens die Familienüberlieferung, wenn sie nicht schon damals bewußt gehütet und vererbt worden ist, was aber leider fast nur in fürstlichen Häusern zu geschehen pflegt. Und doch lohnt es immer wieder, noch weiter hinaufzuklettern. Historische Forschungen haben dabei regelmäßig die Schwierigkeit, daß in einigen Partien der deutschen Geschichte die Kriegsstürme Lücken in den Bestand der Ueberreste gerissen, zumal die Archive zerstört oder wenigstens gestört haben. So die Franzosenkriege um die Wende des 18. und des 19. Jahrhunderts, die uns namentlich die Spuren aus der Jugend unserer Urgroßeltern verwischen. So noch mehr der Dreißigjährige Krieg, der gerade um acht Generationen hinter uns liegt; über ihn bringen die Erforschungen bürgerlicher Linien nur selten hinaus. Je weiter zurück, desto größer wird natürlich auch die Zahl der festzustellenden Personen. Wer freilich nur den Vätern seiner Väter nachspüren, also die den Familiennamen tragende Linie allein feststellen will, hat immer nur mit einer einzigen Person in jeder Generation zu thun. Allein dieses Unrecht gegen die Bedeutung der Mutterschaft sollte heute gar nicht mehr vorkommen. Dann aber wachsen die „Familienlinien", anders genommen: die Zahlen der eine Generation ausmachenden Köpfe, bald in's Gigantische an, und wir müssen eine stets quadratisch steigende Anzahl den jeweiligen historischen Zeitpunkten zurechnen. Verfasser dieses hat anderswo darüber näher abgehandelt. Hier nur so viel: Nach meinen Annahmen ist die „zehnte obere" Generation mit 1024 Personen ganz ungefähr dem Jahr 1570 zuzuschreiben, die zwanzigste mit 1 048 576 dem Jahr 1236, die fünfzigste mit 1125 (Billionen) 899 906 (Millionen) 842 624 dem Jahr 236, die hundertste mit einer 31stelligen Zahl dem vorchristlichen Jahr 1430, die hundertfünfundzwanzigste mit einer 46stelligen Zahl der Zeit des nun modern gewordenen Königs Hammurabi von Babylon; und die ersichtliche Unmöglichkeit des Existirens so vieler Menschen wird ausgeglichen durch den nach oben hin immer größeren „Ahnenverlust".

Dieser hindert jedoch, auch wenn er schon sehr bald, sehr weit „unten" festzustellen ist, keineswegs, daß wir in unserer Ahnentafel jede aus jener Rechnung folgende Stelle mit einer leibhaftigen Person besetzt denken müssen. Nach oben „sterben" wir nicht aus; wir verschwimmen nach dieser Richtung nur in der Masse der übrigen Menschen. Und außerdem scheint es dem Verfasser dieser Zeilen, daß alle Vorfahren eine große Constanz des Alters einhalten: d. h. nicht nur die Eltern eines unserer Urgroßeltern z. B. waren unter einander ungefähr gleich alt, sondern auch sämmtliche 8 Elternpaare dieser 8 Urgroßeltern werden unter einander ungefähr gleich alt gewesen sein, so daß schwerlich die Menschen einer

Digitized by Google

einzigen Generation in beträchtlich verschiedenen Zeiten gelebt haben dürften.

Ganz anders nun in der Richtung nach abwärts, von den Eltern zu den Kindern und zu den Enkeln u. s. w.! Abgesehen davon, daß nach unten die Genossen einer Generation zeitlich weiter aus einander treten, als die nach oben es thun, so gilt hier nicht das Gesetz des Zweimalzwei. Hier hängt Alles davon ab, ob und wie viele Kinder uns die Natur bescheeren und so lange am Leben erhalten wird, bis sie wieder neue Generationen schaffen können. Hier „sterben" die Einen von uns (doch gewiß nur Wenige) „aus", und die Anderen entfalten einen oft mächtig anschwellenden Segen. Der „Stammbaum", besser: die „Stammtafel", zeichnet dies auf. Sie ist das Gegenstück der „Ahnentafel" und zeigt für den normalsten Fall eine vollständige Symmetrie zu jener. Auch sie beginnt bei der „nullten" Generation, d. h. bei eben dem Menschen, der von sich aus die Aufzeichnungen begründen will. Von da aus führt sie zur „ersten unteren" Generation, d. i. zu unseren Kindern, dem Gegenbild unserer Eltern; weiterhin zur „zweiten unteren" Generation, d. i. zu unseren Kindeskindern oder Enkeln, dem Gegenbild unserer Elterseltern oder Großeltern; dann zur „dritten unteren" Generation unserer Urenkel, entsprechend unseren Urgroßeltern u. s. f. Dürfen wir nun die Annahme von einem Dritteljahrhundert als dem durchschnittlichen Abstande der Generationen von einander auch für die Zukunft festhalten, so vervollständigt sich die Symmetrie. Wir denken uns selber bei einem Nullpunkte der Zeitrechnung des Stammes stehend und blicken von da in eine positive Reihe nach abwärts, in eine negative Reihe nach aufwärts. Um plus 100 Jahre steht die dritte untere Generation vor uns, um minus 100 Jahre liegt die dritte obere Generation hinter uns. Setzen wir statt des Nullpunktes das Jahr 1903 ein, wie wir es schon vorhin in Gedanken gethan haben, und zählen wir von da je $33\,^1/_3$ Jahre sowohl rückwärts oder nach oben wie auch vorwärts oder nach unten, so entsprechen den Jahren der oberen Generationen, d. i. also

1870	für	die	erste	obere	Generation,
1836	„	„	zweite	„	„
1803	„	„	dritte	„	„
1770	„	„	vierte	„	„
1736	„	„	fünfte	„	„

u. s. w., wie in einem Spiegelbild die Jahre

1936	für	die	erste	untere	Generation,
1970	„	„	zweite	„	„
2103	„	„	dritte	„	„
2136	„	„	vierte	„	„
2170	„	„	fünfte	„	„

u. s. w. Natürlich Alles immer nur durchschnittlich genommen und unter der Voraussetzung, daß die Zutheilung dreier Menschenalter an je ein Jahrhundert auch wirklich stimmt, was übrigens durchaus annehmbar ist.

Nun können wir aber noch eine Voraussetzung machen, die jedoch lange nicht so nahe der Wirklichkeit entspricht. Ich sprach oben von dem normalsten Fall für meine nach vorwärts schreitenden Aufzeichnungen. Es ist dies der ganz einfache Fall, daß von jedem fraglichen Ehepaar zwei Kinder in die Lage kommen, sich selber wieder durch zwei Kinder fortzusetzen. Dies bedeutet zugleich die Situation, daß eine gegebene Zahl von Menschen in ihren Nachkommen sich stets auf gleicher Anzahl erhält, während sie bei einer geringeren Zahl von Kindern nothwendiger Weise einmal ausstirbt, bei einer größeren Zahl von Kindern jedoch sich ebenso nothwendig in steigendem Fortschritt vermehrt. Jener Normalfall vervollständigt nun das vorhin skizzirte Spiegelbild: er führt von je einer Person aus ebenso in einer Potenzirung der Zahl 2 nach unten zu Kindern und Kindeskindern, wie uns unsere Abstammung in solchen Potenzen nach oben geführt hatte. Danach entsprechen den 2 Eltern aus der ersten oberen (sozusagen negativen) Generation die 2 Kinder aus der ersten unteren (sozusagen positiven) Generation, den 4 Großeltern die 4 Enkel, den 8 Urgroßeltern die 8 Urenkel, den 16 Nächsten dort die 16 Nächsten hier u. s. w. Die ganze Rechnung und Chronologie der Vergangenheit kehrt für die Zukunft wieder. Nach zehn Generationen, Anno 2236, werden wir dann Jeder in 1024 Personen fortleben, wie Anno 1903 in uns die 1024 Personen von Anno 1570 fortleben. Wieder zehn Generationen weiter, und die 1 048 576 Nachkommen vom Jahr 2570 entsprechen den ebenso vielen Vorfahren vom Jahr 1236. Nach fünfzig Generationen, Anno 3570, wird es damit sein, wie es mit dem Jahr 236 gewesen war, und so in unlieblicher Folge weiter.

Bei dem Umstande nun, daß sich unsere Culturbevölkerungen in der Regel fort und fort vermehren, mag es nicht uninteressant sein, die Annahme zu prüfen, daß die Kindeskinder sich nicht zu je 2, sondern zu je 3 aneinanderreihen; eine Annahme freilich, die ein weit schnelleres Tempo der Vermehrung bedeuten dürfte, als selbst bei den reproductionsreichsten Völkern zu erwarten ist. Haben wir also 3 zur gleichen Erneuerung gelangende Kinder, so werden wir im Jahr 1970 schon 9 Enkel besitzen, statt der 4 des Normalfalles, was eine Vermehrung um 5 Personen, im Verhältniß zu jenen 4 also um 125 % ergiebt. Die Urenkel werden Anno 2003 statt 8 schon 27 sein, d. h. mehr als das Dreifache. Die vierte untere Generation wird statt 16 sogar 81, mithin eine Vermehrung um's Fünffache haben; die fünfte untere Generation bringt dann statt 32 bereits 243, demnach eine Vermehrung um's Sieben- bis Achtfache. Anno 2103, Generation Nummer 6, sind es statt 64 nunmehr 729, d. i. das Elffache. Anno 2203, Generation Nummer 9, sind es statt 512 schon 19683, d. i. das Achtunddreißigfache. Anno 2303, Generation Nummer 12, sind es statt 4096 gleich 531441, d. i. das Einhundertundneunundzwanzigfache. Schließen wir mit der 27. unteren Generation vom Zukunftsjahr 2803, so finden wir statt der 134 Millionen des Zweikindersystems 7 Billionen des Dreikindersystems. Weiter brauche ich diese Phantasie gewiß nicht zu treiben. Aber nicht nur, weil sich die Menschheit wohl nicht so rapid vermehren wird, sondern auch noch aus einem anderen, auch für normalere Fälle giltigen Grunde.

Nehmen wir einen gleichbleibenden Bevölkerungsstand auf Grund einer Erneuerung durch je 2 Kinder an, so haben wir, wie schon angedeutet, nach fünfzig Generationen eine Anzahl von mehr als 1000 Billionen Nachkommen u. s. w. Natürlich würde es ein Mißverständniß sein, zu meinen, wir Alle vermehrten uns von 1 auf 2 und auf 4 und auf 8 und schließlich auf Tausende und Millionen. Zu dem einen Menschen, der sich in 2 Kindern erneuert, ist ja immer ein anderer Mensch hinzugetreten, der sich in denselben 2 Kindern erneuert, nämlich der Ehegatte, so daß eben nicht ein, sondern zwei Menschen sich in gleicher Zahl fortsetzen. Die 4 Enkel bedürfen ebenfalls einer Zuwendung von 4 Ehegatten, um durch 8 Enkelkinder an der Constanz der Bevölkerung mitzuwirken u. s. w. Aber woher kommen, ganz absolut betrachtet, so viele Menschen, daß wir sogar beim Zweikindersystem, das ja die heutigen ungefähren anderthalb Milliarden Menschen nur constant erhalten kann, nach 50 Generationen, anno 3570, zu mehr als 1000 Billionen Menschen geworden wären?

Es muß auch hier ein Umstand walten, der genau symmetrisch sein wird zu dem die 1000 Billionen Vorfahren von anno 236 n. Chr. erklärenden „Ahnenverlust". Ein „Kinderverlust" oder besser „Enkelverlust" wird auch hier eintreten und nach einer entsprechenden Anzahl Generationen ebenso fast 100 % betragen, wie damals der Ahnenverlust

Digitized by Google

fast 100 % betragen haben muß. Natürlich ist dies kein Fortsterben von Kindern, wie ja auch die Ahnen nicht durch ein Wegsterben weniger waren, als in der Rechnung steht; vielmehr kann es sich hier ebenfalls nur um die Ausfüllung mehrerer Plätze in der Reihe durch eine und dieselbe Person handeln. Dieses merkwürdige Phänomen scheint bisher, so weit des Verfassers unmaßgebliche Kenntniß reicht, noch nicht scharf erfaßt und benannt worden zu sein. Selbst Ottokar Lorenz in seinem „Lehrbuch der Genealogie" (1898) übergeht es. Eine kurze Verdeutlichung mag sich also lohnen.

Zuerst wiederholen wir unser Verständniß des Ahnenverlustes durch ein specielles Beispiel. Friedrich heirathet seine Base Elsa, die Tochter des Bruders seiner Mutter. Natürlich hat Friedrich 2 Eltern, und auch Elsa hat deren 2 — selbstverständlich andere als Friedrich. Friedrich's und Elsa's Kinder besitzen dann von diesen ihren Eltern 4 Großeltern, an deren Vollzähligkeit gar nichts fehlt, und 8 Urgroßeltern. Sind auch diese vollzählig? Friedrich rechnet von diesen 8 Vorfahren 2 als die Eltern seines Vaters und 2 als die Eltern seiner Mutter. Elsa rechnet von eben diesen 8 Vorfahren 2 als die Eltern ihres Vaters und 2 als die Eltern ihrer Mutter. Die Eltern von Friedrich's Mutter sind aber, da diese ja eine Schwester von Elsa's Vater ist, die nämlichen Personen wie die Eltern von Elsa's Vater. Folglich besitzen Friedrich's und Elsa's Kinder nur in der Theorie 8 Urgroßeltern, in wirklich verschiedenen Personen jedoch lediglich 6. D. h.: sie haben in ihrer dritten oberen Generation einen Ahnenverlust von 2 auf 8, oder von 25 %. — Das war nun freilich ein starker Fall von Verwandtenheirath und somit ein sehr „rascher" Ahnenverlust; für gewöhnlich tritt ein solcher erst viel weiter nach oben ein.

Nun das genau symmetrische Beispiel nach unten. Dasselbe Ehepaar, Friedrich und Elsa, habe 2 Kinder, Max und Bertha. Max heirathe eine Fremde und habe mit ihr 2 Kinder, Carl und Marie; Bertha heirathe ebenfalls einen Fremden und habe mit ihm wiederum 2 Kinder, Ludwig und Anna. Die 4 realen Personen Carl, Marie, Ludwig und Anna sind die regelrechte zweite untere Generation von Friedrich und Elsa aus. Hat Jede von ihnen abermals 2 Kinder, so sind dies die 8 Personen der dritten unteren Generation. Nun habe zwar sowohl Marie einen fremden Mann wie auch Ludwig eine fremde Frau geheirathet, Carl jedoch seine Base Anna erwählt. Dann sind die 2 Kinder Carl's die nämlichen Personen wie die 2 Kinder Anna's. Von den 8 Urenkeln Friedrich's und Elsa's sind somit nur 6 als reale Personen zu betrachten oder in der Wirklichkeit abzuzählen; 2 sind „verloren gegangen", obgleich sie trotzdem sehr lebendig vorhanden sind. Somit haben Friedrich und Elsa in der dritten unteren Generation einen Kinderverlust von 2 auf 8 oder 25 %. Was zu beweisen war.

Natürlich ist auch dies ein starker Fall von Verwandtenheirath und folglich ein sehr „rascher" Enkelverlust; für gewöhnlich tritt ein solcher erst viel weiter nach unten ein. Dann aber ist auch kein Halt mehr. So wie wir seit den theoretischen 1000 Billionen Vorfahren unserer fünfzigsten oberen Generation von Anno 236 kreuz und quer „ineinander hineingeheirathet" haben, so werden wir es auch bis zu den theoretischen 1000 Billionen Nachkommen unserer fünfzigsten unteren Generation von anno 3570 thun. „Alle Menschen werden Brüder", immer mehr und mehr — nachdem sie es in Folge des Ahnenverlustes längst schon sind. Denn jene theoretische, aber praktisch beschränkte Ausbreitung der Menschen in Potenzen von 2 nach oben und die ihr symmetrische Ausbreitung nach unten gehen in weiterer Zeitentfernung aller Wahrscheinlichkeit nach über die gesammte Erdenbevölkerung. D. h.: ehe nur „ineinander geheirathet" wird, wird vorerst „aus einander geheirathet"; man schöpft frische Generationskräfte, aber man erschöpft sie auch.

Die ethischen Folgerungen von all' dem sind von Jedem nach seiner besonderen Weltanschauung leicht zu ziehen. Aufmerksam machen möchte ich jedoch auf den hohen erzieherischen Werth solcher Betrachtungen, namentlich für die Jugend. Ist schon das allgemeine Wissen um dieses formale und doch lebensvolle Schema von Bedeutung, so gewinnt es sein bestes Licht doch erst durch die Probe auf's Exempel, d. i. durch möglichst weitgreifende und namentlich die Chronologie der Generationen feststellende Familienregister. Wenn ich zur Führung von solchen hier abermals angeregt haben kann, so wird dies jedenfalls das Vortheilhafteste an meinen Darlegungen sein.

Aus einer anderen Welt.

Erinnerungen von Carl Schultes.

Wer wie ich nun bald in sein 82. Lebensjahr eintritt, kommt sich, wenn er an seine früheste Jugendzeit denkt, oft vor, als sei er ein antediluvianischer Mensch.

Lache nur immer über diesen Ausspruch, lieber Leser, als sei er eine riesige Uebertreibung, aber bedenke dann, daß ich in dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts lebte, dachte und — dichtete, in dem man von den nahenden Wundern der Technik und Physik in meiner stillen Vaterstadt Ansbach im Allgemeinen kaum eine blasse Ahnung selbst von dem hatte, was heutzutage jedem Kinde geläufig ist.

Es gab ja damals nicht einmal Petroleum und — Streichhölzer! — Die Beleuchtung der Stadt bestand aus kleinen Oelfunzeln, die in riesige Blechlaternen mit blinden Glasscheiben gesteckt, an schmierigen Seilen über der Mitte der Straßen hingen, und wem das nicht Licht genug war, der konnte als ruhiger Bürger sich mit einer Blendlaterne den Heimweg aus einer Gesellschaft oder der Kneipe mühsam suchen!

Wer da gesagt hätte, man würde mit brennbarer Luft, oder gar mit Elektricität die Nacht zum Tage machen, ehe 50 Jahre vergingen, den würde man einfach ausgelacht, oder lieber gleich in das Narrenhaus gesteckt haben.

Ich besitze da ein blankes Stahlmaschinchen, das ich öfter Freunden vorlegte, und dabei fragte: „Was ist das, und wozu diente es?" Lachend vernahm man die Erklärung: „Das ist meiner Großmutter — Staats-Lichtputzscheere!" — Man hatte damals — abgesehen von sogenannten Studierlämpchen und Hängelampen, die mit Oel gespeist wurden, aber nur einen minimalen Lichtkegel warfen — keine andere Zimmerbeleuchtung, selbst in besseren Häusern, als Unschlittkerzen, die in „gezogene" und „gegossene" sich schieden.

Die gezogenen waren sogenannte „Pfennigkerzen", kleinfingerdünne, krüppelhaft-graugelbe Dinger, deren dicker Docht das weiche Unschlitt rasch zum Schmelzen brachte, wenn er in's volle Glühen kam. Die gegossenen Kerzen waren doppelt so dick wie die gezogenen, hatten ein feineres, weißes Aussehen, aber bei dem Ausblasen des Lichtes stanken sie ebenso infam wie die gezogenen.

Der gewöhnliche Mann brauchte zum Putzen seines Pfenniglichtes, damit es möglichst hell brannte, den naßgemachten Daumen und den Zeigefinger der rechten Hand, wobei sich nur der Geübtere nicht die Pfoten verbrannte, wenn er den nachglühenden Docht in den großen Teller seines Blechleuchters, oder einfach auf den Boden warf und austrat. — Der Bürger hatte eine eiserne Lichtputzscheere, welche den verkohlten Docht abzwickte und in einem kleinen, an der Scheere angebrachten Behälter unschädlich machte. — Höher hinauf, wenn man nicht Wachskerzen brannte, was sich nur Reiche erlauben konnten, wurden zum Putzen der gegossenen Lichte solche englischen Stahl-Putzscheeren gebraucht, wie ich eine den Freunden vorlegte.

Digitized by Google

Wenn nun bei meiner Großmutter*), bei der wir wohnten, der im Winter wöchentliche Gesellschafts-, Thee- und — aufgepaßt — Spinnabend war, dann stand am oberen und unteren Ende des großen Tisches je ein wie Gold schimmernder Kupferleuchter mit einer gegossenen Kerze, und bei jedem lag eine englische Stahlputzscheere. Die Leuchter wanderten von einem zu dem anderen der Anwesenden, die um den Tisch herumsaßen, und Jedermann hatte die Pflicht, den zu weit verkohlten Docht zu entfernen, und schob dann den Leuchter dem linken Nachbar zu. Das ging alles ganz maschinenmäßig. — An den Tischecken saßen die Damen, welche von zierlichen, mit buntseidenen Bändern umwickelten Flachswocken, die sie im Gürtel stecken hatten, den feinen Flachs auf ihre Spindeln aufspannen, welche sich schnurrend auf dem blankgescheuerten Stubenboden drehten.

Der Thee wurde in kleinen, zierlichen Täßchen gereicht, und auf der Mitte des Tisches stand eine Schale voll kleiner Stückchen braunem, ostindischen Zuckers, von denen sich die Zuckerliebhaber ihr Theilchen in den Mund steckten, was nicht zu oft geschah, indem der Geschmack des stark gekochten Getränkes darunter leiden sollte, was ich durchaus nicht einsah. — Auch Herren waren mit von der Parthie, und während die älteren, die zumeist den russischen und französischen Krieg wie mein Vater mitgemacht hatten, aus ihren kurzen Pfeifen holländischen Kanaster pafften — die hellgelben mit Federposen versehenen Pfennigcigarren rauchte nur die Plebs — mußten die jüngeren aus schöngebundenen, sogenannten „Taschenbüchern" Gedichte oder Erzählungen vorlesen. Auch die einzige politische Zeitung: „Der Nürnberger Correspondent von und für Deutschland", der das erste Feuilleton unter dem Striche hatte, kam an die Reihe, und man besprach die darinnen geschilderten Zeitläufte.

Nun denke man sich einen heutigen Theeabend, und ich frage: „War das nicht eine ganz andere Welt?"

Ich lag, wenn ich mich an den tanzenden Spindeln satt gesehen, sie auch wohl muthwillig durcheinander gebracht und zarte, wie unzarte Backpfeifen dafür eingeheimst hatte, hinter der Großmutter auf dem harten Kanapee, und während man mich eingeschlafen wähnte, horchte ich zuckerlutschend mit heißen Wangen auf die wunderbaren Geschichten. Die Namen der Dichter: de la Motte Fouqué, Haugh, Callot-Hoffmann ꝛc. ꝛc. waren mir so geläufig wie das Einmaleins, und immer dachte ich: „So was mußt du auch machen!" Der phantastische Grund war so bei mir gelegt, und wo ich so ein Buch erwischen konnte — ich las mit sechs Jahren schon geläufig — wurde es in heimlichen Winkeln verschlungen. Den aufhorchenden Dienstboten und meinen kleinen Freunden, welch letztere es für dumm und langweilig erklärten, und denen der „Gestiefelte Kater" als das Höchste galt, erzählte ich nun Alles, als hätte ich es frei erfunden.

Nun muß ich bemerken, da das Leben in ruhigen Bahnen dahinfloß, gab es kein Drängen und Hasten nach dem Erwerb; denn ein Jeder hatte sein Auskommen, wenn er nur wollte. Die Lebensmittel waren so billig, daß es heute fast unglaublich erscheint; denn man konnte um einen Heller, den achten Theil eines Kreuzers (1 Kreuzer noch nicht 3 Pfennige jetzigen Geldes), noch irgend Etwas kaufen, und wären es nur ein paar Aepfel, Birnen oder ein Dutzend Zwetschen gewesen.

Wir Schulbuben machten uns das sehr zu Nutze; denn wenn wir zum Weihnachtsmarkte 6 Kreuzer erhielten, fragten wir stolz: „Was kostet der ganze Trödel?" Das soll jetzt Einer mit 18 Pfennigen nachmachen! Es war — eine andere Welt!

Ich habe alte Familienkalender, vom Jahre 1793 anfangend, in denen die Ausgaben verzeichnet stehen, und will aus dem Jahre 1828 nur ein paar Eintragungen zum Ergötzen (sic!) anführen.

Eine Klafter ($1\frac{1}{2}$ Quadratmeter) Buchenholz 2 Gulden = 7 Mark.

Macherlohn und Eintragen in die Holzlege (Tagesarbeit für zwei Personen) 20 Kreuzer = 1 Mark 3 Pfennige.

5 Pfund Rindfleisch zum Braten $12\frac{1}{2}$ Kreuzer. — 4 Sack Kartoffeln (ungefähr 10 Himpten) 48 Kreuzer. — Eine 12pfündige Martinsgans = 1 Gulden.

Dahinter steht: Die Bauern schlagen auf und wissen nicht mehr, was sie verlangen sollen!

Ja, war das nicht eine ganz andere Welt, in der ein kleiner Beamter mit 400 Gulden (ungefähr 1400 Mark) Einnahme sorgenlos leben konnte? — Doch nun zu Anderem.

Das Jahr 1833 spielt in meinem Kinderleben eine große Rolle.

Im Winter sah ich Ferdinand Raimund bei seinem zweiten Gastspiele im Münchener Hoftheater in allen seinen Stücken, welche für die damalige Zeit mit unerhörter Pracht ausgestattet waren. — Ich erhielt nicht nur von dem großen Künstler, sondern auch von seinen dramatischen Erzeugnissen einen unauslöschlichen Eindruck, der heute nach siebzig Jahren klar vor mir steht! Zum Schlusse spielte er aus einem wahrscheinlich nicht vollendeten Märchenspiele, da es nirgend in seinen Werken aufgeführt wird, die Schlußscene. Es hieß: „Ydor, der Wanderer aus dem Wasserreiche". — Der Vorgang war, daß der wahnsinnig gewordene Märchenheld in einem Thurmgewölbe eingeschlossen, auf der Kiste, welche seine errafften Millionenschätze enthält — verhungert. Ein grausiges Bild, das ich nie vergessen kann!

Wir Eleven des Cadettencorps — so hießen die unteren 4 Classen des Institutes, während die folgenden 3 Classen Cadetten und die 8. Classe „Fahnencadetten" genannt wurden — hatten die zweite halbe Sperrsitzreihe für „Lustspiele, Possen und — Ballets" zur Verfügung, während die oberen Classen in „Trauerspiele, Schauspiele und Opern" gehen durften. Obwohl es nur 24 Plätze waren, drängten wir kleinen Kerle uns oft zu 30 auf den Sitzen zusammen, und genossen das Vergnügen im Schweiße unseres Angesichts; denn aufstehen durften wir nicht, da König Ludwig I. aus seiner linken Prosceniumsloge herausschauen konnte, und ihm den Rücken zukehren, wäre ein militärisches Staatsverbrechen gewesen!

Ich drängte mich immer in die Mitte unserer Plätze; denn in der ersten Sitzreihe saßen da vor mir drei merkwürdige „Freiberger", die Dichterruhm hatten. Nummer Eins für mich war die Freundin meiner Mutter, „Fräulein Elise von Martefeld", die mich immer mit Süßigkeiten fütterte. Nummer Zwei war „Frau Helmine von Chézy", die Verfasserin des Textes zu Weber's „Euryanthe", welche eine bedeutende Dichterin gewesen wäre, wenn sie auch nichts Anderes geschrieben hätte als das Lied „Glöcklein im Thale" und den wundervollen Jägerchor „Die Thale dampfen, die Höhen glüh'n", welche die Melodien in sich tragen. Frau von Chézy gab mir auch Bonbons, die ich aber immer sauber abwischte; denn sie entnahm die Süßigkeit ihrem Ridiküle, in dem sie den Schnupftaback lose bei sich trug. Sie war immer phantastisch aber lodderig aufgeputzt, und als Cynikerin fuhr ihr oft ein recht derbes Wort heraus. Was aber ihr Sohn Wilhelm von ihr erzählt, ist — Lüge und nur aus Rache ersonnen, wie Fräulein von Martefeld meiner guten Mutter heilig versicherte. — Nummer Drei war „Hans von Plötz", der Verfasser des Münchener Lieblingsstückes „Der verwunschene Prinz". — Wie ich später von ihm selbst erfuhr, saß auf dem Eckplatze der ersten Sperrsitzreihe noch ein Freiberger, der Lustspieldichter Leopold Feldmann, dessen „Sohn auf Reisen" ihn allgemein in Deutschland bekannt gemacht hatte. — Wie aber sein Lustspiel „Der höfliche Mann" das Entzücken der Zeitgenossen werden konnte, war mir total unerklärbar, als Fritz Haase bei einem Gastspiele

*) Ihr verstorbener Gatte war „Kammeramtmann", also ein ziemlich großes Thier.

Digitized by Google

in Wiesbaden das Stück wieder zum Leben bringen wollte. Es stammte eben aus — einer anderen Welt.

Im Frühjahre 1833 stand ich Jérome Napoleon, dem ehemaligen „König Lustik von Westphalen", gegenüber, der sich über mein mit der Muttermilch eingesogenes, reines Französisch freute und mir eine schöne goldene Uhr schenkte, die ich im Mai 1849 bei einem kargen Gastspiele in Mainz versetzen mußte, und leichtsinniger Weise auszulösen vergaß.*) Die Vorstellung bei Jérome machte sich sehr einfach; denn auf seiner ersten Reise nach Paris — 1830 wurde sein Exil in Frankreich aufgehoben — war der Bruder meiner Mutter Christian Ludwig Schäfer (Chrétien Louis Berger de Dejean), welcher Jérome's Güterdirector in Schönau bei Wien war, sein Begleiter, und in München wurde eine dreitägige Rast gemacht. — Ich besitze das Anstellungsdecret meines Onkels bei dem Grafen von Monthort — so nannte sich Jérome Napoleon im Exil — mit der eigenhändigen Unterschrift Jérome's noch, und möchte dabei erinnern, daß dieser Bruder meiner Mutter der Erste war, welcher mit Jérome's Geld die österreichisch-ungarische Dampfschifffahrt in das Leben rief. — Als Gegensatz will ich anführen, daß der jüngste Bruder meiner Mutter, Heinrich, als Leutnant bei dem Schill'schen Freicorps diente, nach England entkam und als Millionär in Amerika gestorben sein — soll! Jedenfalls sah meine Familie, gerade als sie es am nöthigsten brauchen konnte, nichts von dieser amerikanischen Erbschaft. Onkel Heinrich mochte wohl grollen, daß sich sein älterer Bruder dem „König Lustik" verkauft hatte.

Im Sommer 1833, während unserer Ferien, stand ich dem berühmten Dichter Carl August Grafen von Platen-Hallermünde im Hause seiner Mutter in der Judengasse zu Ansbach gegenüber, und die alte, liebenswürdige Dame, deren Arzt mein Vater war, stellte mich ihrem Sohn, der ja früher eine Zeit lang dieselbe Uniform getragen hatte, als frühreifes, dichterisches Talent vor, das schon zwei Tragödien „Nero" und „Dom Sebastes von Portugal" zusammenge . . . schrieben habe.

Frech sagte ich: „Ich kann auch Gedichte von Ihnen auswendig, Herr Graf!"

Platen setzte sich neben seine Mutter und gab mir das Zeichen zum Anfangen. Doch kaum hatte ich den Titel des Gedichtes „Fremde und Heimath" gesagt, so stieß er ein verwundertes „O!" heraus und sagte: „Beginne nur, Carl!"

Als ich die letzten zwei Zeilen gesprochen:

„Wo findest Du die deutschen Töne?
Wo findest Du die deutschen Frau'n?"

stieß der sonst so ernste Mann ein helles Lachen aus. — Ich hatte mit dem möglichsten Pathos gesprochen, und flüchtete zu meiner Mutter; denn diese Wirkung hatte mich in tiefster Seele empört und verwundet.

Platen sagte aber zu meiner Mutter: „Frau Doctor, nehmen Sie den kleinen Burschen recht in Acht; denn aus dem ungemachten Feuer, mit dem er die letzte Zeile sprach, spricht mehr als Knabenhaftes!"

Mich aber zog er an sich und sagte: „Folge Du nur immer dem Schönen, es birgt das Große in sich!"

Unvergeßlich sind mir diese Worte, und als ich 1883 zum ersten Male vor seinem Standbilde in unserer Vaterstadt Ansbach stand, rief ich sie zur Verwunderung der Freunde laut zu ihm empor und sagte dann: „Ja, meine Lieben, das sind Töne aus einer anderen Welt!"

Wenn ich nun auch dem Schönen mein Leben lang huldigte, das Große wollte mir nicht reifen, obwohl ich durch eigene Kraft ein mir vorgestecktes Ziel erreichte, das mich aus der Menge hob.

So war ich es — man lese in der „Gegenwart" vom Jahre 1895 Nr. 37 mein Essay „Der Grundstein zur Meiningerei", das bis heute unwiderlegt feststeht — welcher 1857 in meines intimen Freundes Ludwig Bechstein's Villa dem damaligen Erbprinzen Georg, jetzt Herzog Georg von Meiningen, meinen Plan zu einem Schauspiel-Gastzuge durch Deutschland vorlegte, den er fast zwanzig Jahre später ausführte, freilich in einer Art, die mir ferne lag! Man hat wohl darum auch meinen Namen ganz vergessen!

Ein Zeuge für diesen bedeutsamen Vorgang lebt noch in Weimar. Es ist das die Privatière Fräulein Clara Bechstein, die Tochter meines verewigten Freundes Ludwig Bechstein.

Doch nun zurück in die andere Welt. Als sechsjähriger Junge sah und hörte ich auch den Wundermann Nicolo Paganini in einem Museums-Concerte in Nürnberg. Mein Vater nahm mich unter seinem großen Reitermantel mit, in den ich mich jedoch wieder verkroch, denn ich fürchtete mich vor dem spindeldürren, schwarzen Kerl. Sonst ist mir von dieser Freibergerei Nichts geblieben; denn mein Clavierlehrer*), Herr Fritz Baum (Beemfritzla im Ansbacher Dialect), konnte auf seiner Vigeline noch viel ärger herumwirthschaften, wenn er ordentlich . . . Schnaps geschluckt hatte.

In meiner Vaterstadt Ansbach besichtigte ich außer dem Platendenkmal das des unseligen Kaspar Hauser's, das dicht bei dem alten Utz-Monumente steht.

Ich weinte sehr, als ich zu Weihnachten 1833 erfuhr, daß Kaspar am 14. December ermordet wurde. — Ich hatte ihn in dem Hause des Präsidenten Anselm von Feuerbach kennen gelernt, dessen Pflegesohn Anselm Brunner mein Spielgenosse war, der später zum Theater ging. Er wurde mir der einzige wirkliche Freund, den ich in meiner 44jährigen Theaterthätigkeit hatte! Uns Beiden hatte es der Kaspar angethan; denn lachten wir auch oft über seine Tolpatschigkeit, so interessirte er uns nicht nur durch sein räthselhaftes Schicksal, sondern auch durch seinen feinen, zierlichen Körperbau, so daß man meinen konnte, er sei ein verkleidetes Mädchen. — Merker und von Linde stellen ihn in ihren Schriften als einen Betrüger hin, aber sie haben ihn sicher nicht im Familienkreise beobachtet, und der berühmteste Criminalist seiner Zeit, Anselm von Feuerbach, hätte sich da nicht von einem so jungen Betrüger nasführen lassen. — Ich hörte, wie einmal der Herr Präsident von Feuerbach auf Kaspar deutend zu meinem Vater sagte: „Glauben Sie mir, Herr Doctor, an dem dort ist ein Seelenmord begangen worden!" Ich wußte mir das gar nicht zu deuten; denn Kaspar lebte ja, und so viel wußte ich doch, daß die Seele unsterblich sei, also gar nicht gemordet werden könne.

Ich sollte es im Leben noch erfahren, was ein „Seelenmord" bedeute!

Nicht vergessen darf ich, daß ich im Jahre 1835 das Weltwunder der ersten Eisenbahn in Deutschland zwischen Nürnberg und Fürth drei Tage nach der Eröffnung anstaunen durfte. Wir fuhren aber nicht am Vormittage mit der Dampfmaschine, weil mein Vater dem „Feuerspeier" nichts Gutes zutraute, sondern am Nachmittage mit Pferden, was auch schön war.

Die Befürchtung meines Vaters sollte sich bewahrheiten, als wir ein Jahr später auf der Eisenbahn von München nach Augsburg fuhren; denn in offenen Wagen sitzend, kam alles Publicum mit durchbrannten Regenschirmen und Löchern in den Kleidern, in Augsburg an, weil mit weichem Holz gefeuert wurde und die großen Funken wie ein Feuerregen

*) Dieses Gastspiel brachte mir aber reiche geistige Entschädigung; denn Heinrich Laube kam eigens von Frankfurt a. M. herüber, um mich in seinen „Karlsschülern" als Schiller zu sehen. Laube vermittelte mein Engagement nach Leipzig als jugendlicher Held, und blieb mir bis zum Tode ein treuer Freund. In Leipzig begann auch meine Freundschaft mit Gustav Freytag, die über vierzig Jahre dauerte.

*) Das Instrument, auf dem ich in das Notensystem eingeweiht werden sollte, war ein kleines Spinett . . . ohne Füße! Man stellte den alten, bemalten Klimperkasten auf den nächst besten Tisch, und nun konnte das Wimmern losgehen.

Digitized by Google

aus dem Schornstein kamen. — „'s is a Sauerei," meinte ein gemüthlicher Münchener, „aba schön is doch, wann ma so im Galopp nach Augsburg kimmt!"

Von Beschwerde war gar keine Rede, und das ist doch das beste Argument für eine — andere Welt!

Um mit einer Schnurre zu schließen, will ich noch erwähnen, daß ich als Leutnant des vierten Regimentes, welches damals in Regensbnrg stand, im October 1842 die Einweihung der Wallhalla bei Donaustauf mitmachte. Gott bewahre mich in Gnaden, daß ich die Einweihung dieses Wunderbaues durch König Ludwig I. eine Schnurre nenne, aber es fehlte dem hochdramatischen Ereignisse das Satyrspiel nicht.

Als nach der Einweihung die Vorstellung der fremden Gäste auf der obersten Terrasse der Riesentreppe vor König Ludwig I. stattgefunden hatte, wünschte der König den Bruder seines Adjutanten Baron von Zoller, der in unserem Regimente als Leutnant diente, zu sehen und zu sprechen.

Zu einem altgedienten Stabsofficiere unseres Regimentes, der himmellang aus der militärischen Umgebung aufragte, und der in wie außer Dienst das derbste Altbayerisch sprach, sagte der König: „Herr Major, wo der Bruder meines Adjutanten, der Leutnant Baron von Zoller seiend? Rufen Sie ihn!"

„Wer'n mir glei' hab'n a, Majestät!" und beide hohlen Hände vor den Mund haltend, schrie er zu unserer Gruppe hinab, welche eine Terrasse tiefer stand: „Zoller, Sie liaba Kerl, wo san's denn (wo sind Sie denn)? Der Kini (König) will mit Eahna (Ihnen) red'n!"

Der König hielt sich die Seiten vor Lachen, und um den feierlichen Ernst der Situation war es für einige Augenblicke gethan, da Alles laut lachte. — Das konnte nur in einer anderen Welt geschehen; denn heutzutage wäre es — unmöglich!

Literatur und Kunst.

Thomas Mann.

Von Otto Grautoff (München).

Der Name „Thomas Mann" hat heute im deutschen Vaterlande schon einen guten Klang, und es ist daher nicht von Nöthen, diesen Aufsatz zu rechtfertigen. Die Zahl Derer, die Thomas Mann's Roman „Buddenbrooks"*) noch nicht gelesen haben, beginnt gering zu werden; denn dieses schöne, melancholische Buch ist im Verlaufe von zwei Jahren in die breitesten Schichten des Volkes gedrungen. Die Art des Erfolges, die das eigenartige Epos gefunden hat, ist bezeichnend für den vornehmen, edlen Charakter des Buches. Nicht wie Frenssen's „Jörn Uhl" ist es laut und lärmend mit überschwenglichen Tiraden gefeiert worden, um dann schnell und jäh wieder vergessen zu werden; es hat sich ganz langsam Bahn gebrochen; es ist ganz allmälig zu ernster Bedeutung und allgemeinem Ruhme gelangt. So wie immer echte und tiefe Kunst Anerkennung findet, haben die „Buddenbrooks" auch ihren Weg gemacht; es liegt nahe, die Wirkung dieses Buches mit der Wirkung zu vergleichen, die schwere und ernste Musik auf ihre Zeit ausübt.

In „Buddenbrooks" erzählt Thomas Mann uns die Geschichte einer Lübecker Patrizierfamilie durch drei Generationen durch ihr Aufblühen, ihre schöne, vornehme, culturdurchsättigte Blüthe und ihr müdes, langsames Zusammenfallen und Hinsinken in den Staub. Mit der Umständlichkeit eines Miniaturmalers erzählt er Alles breit, behaglich, mit einem Unterton sanfter Ironie, die mit skeptischem Lächeln hin und wieder den ernsten Ton der Erzählung durchbricht.

Nun hat Thomas Mann vor Kurzem ein neues Buch*) veröffentlicht, das uns vor Allem ihn selbst ein wenig näher rückt. Dieses neue Buch enthält sechs Novellen, die Alle mehr oder weniger den gefährlichen Scharfsinn eines Menschen hervorkehren, dem nicht die Gabe ward, zum Leben fröhlich und tapfer „Ja" zu sagen, dessen Kräfte zu schwach sind, um sich das Leben zu erobern, der sich darum als Unterdrückter fühlt, der ausgeschlossen ist von allen bürgerlichen Freuden. Solch' ein Mensch flüchtet in die Literatur; die Kunst ist ihm die einzige trostreiche Zuflucht, mag die Sehnsucht ihn siebenmal siebzig Mal zum Leben zu verleiten suchen.

Einen Jüngling dieser Art schildert uns Thomas Mann in seiner Novelle: Tonio Kröger.

Selbstbekenntnisse sind das Beste, das Tiefste, was ein Dichter uns geben kann; aber wir gehen doch immer mit heftigem Mißtrauen an die Lectüre einer Dichtung, die uns eines Dichters eigenes Selbst zu enthüllen verspricht. Wir Alle kennen unsere Eitelkeiten, wir Alle kennen die geschwätzig-pathetische Art der falschen Aufrichtigen, von denen die Einen mit Edelmuth brilliren wollen, die Anderen in ihren Lastern lüstern wühlen. Ich will an Rousseau erinnern, der den Fluch der Lächerlichkeit auf sich geladen hat; seine Selbstbekenntnisse sind eine Kette von peinlichen Selbstbetrügereien.

Thomas Mann hat seine Novelle „Tonio Kröger" nicht mit pathetischer Emphase „Selbstbekenntnisse" überschrieben; er ist kein Moralist und hat nicht das Bedürfniß, sich vor der Welt interessant und liebenswerth zu machen. „Dichten, das ist Gerichtstag über sich selbst halten," setzte er als Motto über dieses Buch. Ibsen, der Dichter der Kronprätendenten, wies ihm den Weg. Die tiefgründige, unerbittliche Leidenspsychologie Friedrich Nietzsche's hat er durchkostet, und er thut nichts weiter, als daß er sagt, was ist, daß er das klug, gerade, offen und klar sagt! Nicht die Wirkung ist es, auf die es ihm ankommt; er kennt nur die Pflicht, Thatsachen zu registriren, Thatsachen der äußerlichen und geistigen Erlebnisse. Weil er die Ursachen der Dinge aufzuspüren sucht, wirken seine Werke wie Ausstrahlungen einer tiefernsten, schwer am Leben leidenden, ewig zwischen Leben und Kunst taumelnden Natur, die immer über den tiefsten Geheimnissen, den jähesten Abgründen schwebt. Darum erscheinen uns seine Werke auch oft so kalt, so eisig kalt. Und doch vermögen die feinsten Ohren ein Schluchzen zwischen den Zeilen zu hören, ein Aufstöhnen. Diese Art aber dürfen wir höher einschätzen als allzu billige Sentimentalität. Wenige wissen es, was es heißt, Gerichtstag über sich selber zu halten; unerbittlich, streng, kalt und ehrlich. Wer wagt seiner tiefsten Heimlichkeiten Ursache zu ergründen? Die Meisten zittern und schleichen davon, wenn ihre stillste Stunde naht. Es liegt etwas Großes darin, wenn Einer stehen bleibt und stille hält. Diese Größe ist Thomas Mann's Bestes, daß er sich selbst und sein Inneres uns so preisgiebt. Ein Weiteres läßt uns Mann's Dichtungen kalt erscheinen; es ist seine Ironie, die uns zuweilen negativ erscheint. Und doch liegt in dieser Ironie gerade eine Befreiung. Sie ist sein Höhenflug. Nicht unschöpferisch zerrissen sie ihn, sondern führt ihn und uns durch ihn über Thäler weit und Abgründe tief zu Höhen hoch in den heiteren Himmel lebensvollen Humors. Und so ist sein Werk doch auch wieder eine Bejahung. Die ernste Aufrichtigkeit, die er schwer und schmerzlich sich abringt und ohne Pathos uns vorträgt, wird durch den bizarren, oft sogar übermüthigen Humor verklärt.

*) „Buddenbrooks", Verfall einer Familie. 7. Auflage. S. Fischer, Berlin. Geb. 6 Mk.

*) „Tristan", Sechs Novellen. S. Fischer, Berlin. Geb. 4,50 Mk.

Digitized by Google

Thomas Mann's Styl hat sich gebildet an Dickens, an Fontane, an den Russen und an nordischen Dichtern, hat aber einen durchaus persönlichen, feinen, schillernden Glanz, der von allem lateinischen Wesen weit sich fernhält. Die vornehme, überreiche Cultur eines alten Geschlechtes spricht aus diesem sicheren, geistreichen Styl, den eine ganz seltsame Behendigkeit und Treffsicherheit auszeichnet. Es wird Vieles in so netter Weise gesagt, daß es Jedem sich unvergeßlich einprägt. Wir dürfen stolz darauf sein, daß er unsere deutsche Sprache in so edle und reine Klänge liebevoll faßt.

Thomas Mann ist eine starke Hoffnung des literarischen Jung-Deutschlands; sein Name wird, so glaube ich, der deutschen Literatur zur Zierde gereichen.

Goethe's religiöse Weltanschauung.

Von Professor **Th. Achelis** (Bremen).

Zum Menschen und Dichter gehört als unentbehrliche Ergänzung in Goethe der Denker, alle Drei geben erst die gewaltige, überragende Persönlichkeit. Schon die Betrachtung seiner Dichtungen (sowohl der Lyrik als des Dramas) erzwingt eine philosophische Perspective, nicht minder und noch mehr das richtige Verständniß seines Lebens — deßhalb sind hier die zahlreichen Briefe und Gespräche als authentische, unmittelbare Zeugnisse seiner Gesinnung von ganz besonderem Werthe. Dazu kommt, daß wir culturgeschichtlich nur in ihm das ganze Jahrhundert als Spiegelbild seines Schaffens verstehen können; das gilt ganz allgemein von dem gesammten Inhalt seiner Weltanschauung, wie besonders von der religiösen, weil gerade hier der persönliche Factor, das so charakteristische Element Goethe'scher Denkart und Individualität, sich in hervorragender Weise bethätigt. Ist es auch begreiflicher Weise unmöglich, alle Einzelheiten in einer flüchtigen Skizze zu erfassen, so wird es mir doch hoffentlich gelingen, die Grundzüge der Goethe'schen Religiosität zu bestimmen.

Man hat den großen Dichterfürsten bekanntlich eine religiöse Natur genannt und mit einem gewissen Recht. Sowohl die frühesten, zartesten Empfindungen des Knaben, den bei der Nachricht vom Erdbeben Lissabons schlimme Zweifel an der Güte Gottes ergriffen, und der in kindlicher Weise der Sonne, als dem sichtbaren Symbol der Gottheit, jeden Morgen ein Rauchopfer darbrachte, bezeugen diese Richtung ebenso sehr, wie die späteren pantheistischen Aeußerungen des gereiften, Natur und geistiges Leben in einer höheren Einheit zusammenfassenden Mannes. Alle Extreme waren ihm von vornherein zuwider, sowohl der schale Doctrinarismus der Aufklärung wie der nicht minder einseitige Radicalismus, der sich schon zu seiner Zeit, besonders im Lager der Naturwissenschaft, breit machte. Einige dahin zielende Aussprüche sind etwa folgende: Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren. Mögen die Menschen Gott auch ewig suchen und zu schauen hoffen, sie können Gott nur ahnen und nicht schauen, ihn nur aus seinen Manifestationen (und hier kam für Goethe in der Hauptsache die Natur in Betracht) errathen. Dann: Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu sehen, wo das Problem angeht und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten, womit die wundervolle Mahnung aus den Westöstlichen Divan verglichen werden möge:

> Was machst Du an der Welt? Sie ist schon gemacht;
> Der Herr der Schöpfung hat Alles bedacht.
> Dein Loos ist gefallen, verfolge die Weise,
> Der Weg ist begonnen, vollende die Reise:
> Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
> Sie schleudern Dich ewig aus gleichem Gewicht.

Deßhalb ist die erste selbstverständliche Forderung, die für alles geistige Leben gilt, also auch für die religiöse Empfindung, die Toleranz, auf Grund deren sich erst unter wahrhafter Anerkennung und Gleichberechtigung ursprüngliches Fühlen entfalten kann. Als die Gräfin Auguste v. Stolberg den „großen Heiden", wie er sich eine Zeit lang gern von seinen ingrimmigen Gegnern nennen ließ, zum orthodoxen Christenthum bekehren wollte, schrieb Goethe ihr u. A.: Wirken wir immerfort, so lange es Tag ist; für Andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert. In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für uns gesorgt sein. Während er die Observanz des kirchlichen Lebens stets ablehnte (deßhalb konnte er sich nicht entschließen, der Taufe des Sohnes von Schiller beizuwohnen), dahin zielt der Spruch aus den Zahmen Xenien:

> Ich habe Nichts gegen die Frömmigkeit,
> Sie ist zugleich Bequemlichkeit:
> Wer ohne Frömmigkeit will leben,
> Muß großer Mühe sich ergeben u. s. w.

und die Aeußerung: Die Frömmigkeit ist nicht Zweck, sondern Mittel, um durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Cultur zu gelangen —, ist ihm umgekehrt die Frömmigkeit das höchste Stadium innerer Erregung und weihevoller Stimmung, wie es so ergreifend die Marienbader Elegie (unter Beziehung auf Liebesgefühle) schildert:

> In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
> Sich einem Höhern, Reinen, Unbekannten
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Enträthselnd sich den ewig Ungenannten,
> Wir heißen's: Fromm sein.

Daraus erhellt, daß für eine tiefere, productive Religiosität das Gefühl der einzig entscheidende Factor ist, nicht irgend welche, und sei es noch so tiefe speculative Erkenntniß. Dies bildet den Zug nach der Höhe, wie es Vogel in seinem hübschen Buch, das als Orientirung und Materialsammlung nur sehr empfohlen werden kann (Goethe's Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion, 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1903), treffend nennt, eine Stimmung, die besonders zur dichterischen Verklärung sich eignet. Es mag genügen, nur auf einige Bekenntnisse zu verweisen, so zunächst auf die bekannte Stelle im Faust, wo diese unwiderstehliche Sehnsucht wundervoll hervortritt:

> Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
> Auf mich herab in ernster Sabbathstille;
> Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
> Und ein Gebet war brünstiger Genuß.
> Ein unbegreiflich holdes Sehnen
> Trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugeh'n u. s. w.

und sodann:

> Doch Jedem ist es eingeboren,
> Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
> Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
> Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
> Wenn über schroffen Fichtenhöhen
> Der Adler ausgebreitet schwebt,
> Und über Flächen, über See'n
> Der Kranich nach der Heimath strebt.

(Damit wäre zu vergleichen Pilger's Morgenlied, Ganymed, Mahomeds Gesang u. A.).

Wie Kant am Schlusse seiner praktischen Vernunft auf den bestirnten Himmel über und das moralische Gesetz im Menschen als Gegenstände zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht hingewiesen, so betonte auch Goethe dem Kanzler v. Müller gegenüber die tiefe, psychologische Begründung der Religion: Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick sehnend zum Himmel auf, der sich in unermessenen

Digitized by Google

Räumen über ihn wölbt, weil er tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen.

Der erste wichtige Punkt, dessen Bestimmung es gilt, ist das Verhältniß zwischen Gott und Welt, wozu als Leitmotiv die sehr bedeutsame Aeußerung Goethe's in einem Briefe an Fr. Jacobi dienen mag: Ich kann für mich bei den mannigfachen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben: als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und Eines so entschieden als das Andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Weil Goethe immerfort gegen eine bestimmte abstracte Formel der Gotteserkenntniß aus wissenschaftlichen und rein persönlichen Gründen Verwahrung einlegte — am schönsten wohl in den großartigen Dithyrambus des Faust: Wer darf ihn nennen? Und wer bekennen: Ich glaub' ihn? — weil er vielmehr das einzige Gewicht auf die tiefe, ungeheuchelte Empfindung der in Natur und im Menschen sich offenbarenden göttlichen Kraft legte, deßhalb durfte der getreue Secretär, eben auf Grund jahrelanger Bekanntschaft, wohl sagen: Widersacher haben ihn wohl beschuldigt, er habe keinen Glauben. Er hatte aber bloß den ihrigen nicht, weil er ihm zu klein war. Goethe selbst war weit entfernt zu glauben, daß er das höchste Wesen erkenne, wie es ist. Alle seine schriftlichen und mündlichen Aeußerungen gehen darauf hin, daß es ein Unerforschliches sei, wovon die Menschen nur annähernd Spuren und Ahnungen haben. Mit einem gewissen Ingrimm wendet er sich deßhalb gegen diese Richtung: Die Leute tractiren Gott, als wäre das unbegreifliche, höchste Wesen nicht viel mehr als ihres Gleichen. Wären sie durchdrungen von seiner Größe, so würden sie verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen. Und noch heftiger: Man verehre den, der dem Vieh sein Futter giebt und den Menschen Speise und Trank, so viel er genießen mag. Ich aber bete den an, der eine solche Productionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteste Theil davon in's Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr Nichts anzuhaben vermag. Das ist mein Gott. Es herrscht hier in der ganzen Betrachtung das Gefühl, dem Goethe im Wilhelm Meister eine so grundlegende Bedeutung für die Entwickelung religiöser Gefühle beimißt, nämlich die Ehrfurcht im Gegensatz zu der bloß durch äußeren Zwang und Druck verursachten knechtischen Furcht. So wichtig ist aber für die ganze höhere Cultur dies tiefinnere Empfinden göttlichen Waltens in Natur und Geschichte, daß es geradezu heißt: Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in denen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt auch immer, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form auch immer, einen kümmerlichen Sieg behauptet, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich Niemand gern mit der Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag. Aber wohl läßt sich (entgegen der rein abstracten, logischen Formel eines Lehrsatzes) von einem gewissen gefühlsseitigen Innewerden Gottes sprechen, wie es im Buch Suleika heißt:

Gott auf seinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
Jenes hohen Anblicks werth zu handeln
Und in seinem Lichte fortzuwandeln.

Echt pantheistisch wird die unausgesetzte Wechselwirkung göttlicher Kraft und menschlicher Empfänglichkeit im Provemion geschildert:

Im Namen dessen, der sich selbst erschuf,
Von Ewigkeit in schaffendem Beruf,
In seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Thätigkeit und Kraft,
In Jenes Namen, der, so oft genannt,
Dem Wesen nach blieb immer unerkannt,
So weit das Ohr, so weit das Auge reicht,
Du findest nur Bekanntes, was ihm gleicht u. s. w.

und damit vergleiche man das speciell gegen den Deismus gerichtete:

Was wär' ein Gott, der uns von Außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Hier berührt und durchdringt sich unmittelbar religiöses und naturwissenschaftliches Denken; immer und immer wieder wird gegenüber dem gewöhnlichen, oberflächlichen Blick betont, daß die Scheidung des Außen und Innen unzulässig sei:

Nichts ist drinnen, Nichts ist draußen,
Denn was innen, das ist draußen.

Es bedarf nur, wie es im Faust heißt, eines aufmerksamen Ohres, um diese geheime Harmonie zu erfassen und zu verstehen:

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt!
Auf bade, Schüler, unverdrossen,
Die ird'sche Brust im Morgenroth!
Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt u. s. w.,

eine Stimmung, die noch stärker im Mysticismus des pater profundus im Faust wiederklingt:

Wie Felsenabgrund mir zu Füßen
Aus tiefem Abgrund lastend ruht,
Wie tausend Bäche strahlend fließen,
Zum grausen Sturz des Schaums der Fluth ...
So ist es die allmächtige Liebe,
Die Alles bildet, Alles hegt u. s. w.

Wie schon bemerkt, enthält die Auffassung des Verhältnisses zwischen Gottheit und Mensch bei Goethe nicht selten eine unmittelbar pantheistische Färbung; so besonders in dem Gedicht: Eins und Alles:

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern das Einzelne verschwinden.
Da löst sich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben, ist Genuß.
Weltseele, komm' uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu singen,
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der Alles schafft und schuf.

So stark nun bei Goethe einerseits das persönliche Gefühl ausschlaggebend war, so sehr mystische Innerlichkeit alles Verstandesräsonnement überwog, so sehr bedurfte es doch andererseits für den weiteren Ausbau einer bestimmten, concreten, göttlichen Persönlichkeit, und damit treffen wir auf den ethischen Kern der Goethe'schen Religiosität. Weisheit, Liebe, Gnade sind die Eigenschaften des göttlichen Wesens, dem wir uns deßhalb mit vollem Vertrauen übergeben sollen; es ist die stille Ergebung in den göttlichen Willen, die so rühmend im Islam hervorgehoben wird:

Wenn Islam Gott ergeben heißt,
Im Islam leben nnd sterben wir Alle.

So heißt es in der Iphigenie, dieser Künderin Goethe'scher Lebensweisheit:

Wie man den König an dem Uebermaß
Des Guten kennt ... so kennt
Man Euch, Ihr Göttern, an gesparte, lang'
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn Ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich u. s. w.

Digitized by Google

Oder:

Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
Weltverbreitete gute Geschlechter,
Und sie fristen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen u. s. w.

Der einfache, aufrichtige Sinn des Menschen wendet sich von selbst zu den Göttern:

Es hört sie Jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt,

während nur Unverstand und schweres Geschick den Menschen irreführen kann:

Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an.

Die Gnade Gottes aber, die nie ermattende Barmherzigkeit zeigt sich besonders, wenn ein immer reges Streben nach sittlicher Besserung zugleich mit einem tiefen Reuegefühl sich bekundet:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben theilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen,

eine Auffassung, die Goethe direct als Schlüssel für die Rettung von Faust bezeichnet und im vollen Einklang mit der kirchlichen Lehre von der Gnade ansieht. Aehnlich heißt es in Gott und die Bajadere:

Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder.
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Die Stimmung kindlicher Ergebenheit und Demuth tritt uns in den Grenzen der Menschheit unvergleichlich schön entgegen:

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken

Segnende Blitze
Ueber die Erde säet,
Küß' ich den letzten
Saum seiner Kleider,

Kindliche Schauer
Treu in der Brust u. s. w.

Aller Voreiligkeit gegenüber, Angesichts der unausbleiblichen Enttäuschungen im menschlichen Dasein bleibt nur ein wirkliches Heilmittel, nämlich das Entsagen, wie es der so oft fälschlich von Fernerstehenden um äußeren Wohlstand beneidete Dichter an den im verzweiflungsvollen Pessimismus untergehenden Plessing schreibt: So viel kann ich Sie versichern, daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe und bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der einer höheren Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind. Und schon sechs Jahre früher, als noch die heißeste Leidenschaft und die stärkste Sehnsucht nach Liebesseligkeit sein Herz erfüllte, da ertönte es von seinen Lippen:

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust.

Daß diese Entsagung aber nicht einen Verzicht auf thatkräftiges Handeln enthält, sondern eben nur auf die illusorische Befriedigung der ewig begehrenden Wünsche, daß wir somit hier keine Empfehlung einer schlaffen, quietistischen Lebensanschauung anzunehmen haben, versteht sich bei einer so eminent energischen Natur wie Goethe ganz von selbst. Aus diesem kraftstrotzenden Optimismus, um einen etwas starken Ausdruck zu gebrauchen, der jeden Nihilismus und Pessimismus ihn von vornherein ablehnen ließ, ging auch die Fassung der Idee der Unsterblichkeit hervor, wie wir dieselbe verschiedentlich bei unserem Denker entwickelt finden. Lediglich ethische Gedanken und Forderungen waren maßgebend, weder speculative Schlüsse noch die zur Zeit Tiedge's und Jean Paul's so modischen ästhetisirenden und moralphilosophischen Erwägungen. Mir entspringt die Ueberzeugung von unserer Fortdauer (so lautet sein Bekenntniß) namentlich aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins zu geben, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag. Sehr bezeichnend ist der Zusatz an einer anderen Stelle: Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer; denn die Natur kann die Entelechie (etwa die systematische Ordnung von Kräften) nicht entbehren. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein, womit etwa der Ausspruch der Chorführerin im Faust (II. 1. 3. Akt.) zu vergleichen wäre:

Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an, so fahret hin.

Goethe gehört, wie Siebeck in seinem trefflichen Buche über Goethe als Denker sagt (Stuttgart 1902, S. 150), zu den Vertretern der Lehre von der bedingten Unsterblichkeit; eine ewige Existenz, die diesen Namen wirklich verdiene, sollte nur dem beschieden sein, der durch den Eigenwerth seiner Persönlichkeit und seines diesseitigen Wirkens sich ihrer fähig und würdig gemacht habe. Der erworbene ethische Vollgehalt des persönlichen Lebens, der den Einzelnen erst wirklich über die Stufe des allgemeinen Naturlebens hinaushebt, ist hierbei das Entscheidende. Dazu tritt dann noch, wie wir kurz hinzufügen möchten, der naturphilosophische Gedanke von der Unzerstörbarkeit der Substanz bei allem Wechsel der Gestalt:

Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen,
Das Ew'ge regt sich fort in Allen,
Am Sein erhalte Dich beglückt.

Wie bereits gelegentlich angedeutet, hat Goethe stets eine gewisse Abneigung gegen die Kirche und den Cultus gezeigt (was sogar in Rom eine Ablehnung der einem künstlerischen Sinn doch sonst imponirenden großen Schaustellungen des Katholicismus bei ihm veranlaßte), so daß er sich nach seinem Ausdruck ein Christenthum für den Privatgebrauch zurechtlegte, dennoch hegte er, was wir zum Schluß noch hervorheben möchten, eine tiefe Ehrfurcht vor der weltbefreienden That der Reformation durch Luther, von dem es heißt: Wir wissen gar nicht, was wir ihm und der Reformation im Allgemeinen zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Bornirtheit, wir sind in Folge unserer fortwachsenden Cultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christenthum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Muth, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen ... Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwickelung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken nachfolgen.

Die religiöse Weltanschauung Goethe's quillt ebenfalls, wie alle andere geistige Thätigkeit, unmittelbar aus den unerschöpflichen Tiefen seines Innern, und schon deßhalb verdient sie eine viel aufmerksamere Beachtung, als sie ihr gewöhnlich zu Theil wird. Ja, man kann geradezu behaupten, daß wir die vielseitige, umfassende Persönlichkeit des Weimarer Olympiers gar nicht recht verstehen und würdigen können, ohne stets uns seiner wesentlichen religiösen Ideen bewußt zu sein. Ethik, Kunstlehre, Philosophie, besonders die Naturwissenschaft steht mit dem religiösen Weltbilde im unmittelbarsten Zusammenhange; erst wenn man Alles einheitlich

Digitized by Google

zusammenfaßt, steigt vor unseren Blicken das imponirende Bild des Geistesriesen auf, der organisch das 18. und 19. Jahrhundert mit einander verknüpft. Wir Nachgeborene wollen aber den Spruch beherzigen, der diese Zeilen zugleich beschließen mag:

Wer Religion und Kunst besitzt,
Der hat Religion;
Wer diese Beiden nicht besitzt,
Der habe Religion.

Die Decoration der Ladenfront.

Von A. L. Plehn (Berlin).

Man gebe dem Ladeninhaber ein neues Mittel an, um die Augen auf seinen Waarenaufbau hinzulenken, und er wird es sich zu Nutze machen. Die bisher bekannten scheinen nahezu erschöpft. Es giebt kein Mauerfleckchen in den Hauptverkehrsstraßen, auf dem sich noch ein Firmenschild oder eine Reclameschrift anbringen ließe. Man goß Ströme von Licht aus, bis man die Augen derartig blendete, daß sie kaum einen Gegenstand deutlich erkennen konnten. Dann färbte man das Licht, um Unterscheidungen zu erreichen. Die Glashüllen der Beleuchtungskörper erstrahlen in dem bläulichen Weiß von Riesenopalen oder in der kalt grünlichen Helle des Abendsternes. Daneben brennen gelbe, röthliche und rosige Flammen. Die Maler der Straßenscenen haben daran ihre besondere Freude.

Am Tage, wo Alle auf die gleiche Sonnenhelle angewiesen sind, kommen dafür die farbigen Firmenschilder mehr zur Geltung. Augenblicklich richten sich manche Bestrebungen darauf, diese Tafeln besonders wirkungsvoll zu gestalten. Vor Kurzem fand zu diesem Zweck in Paris ein eigener Wettbewerb statt, der durch die Stadtverwaltung selbst veranlaßt war. Wie sich denken läßt, läuft die Entwickelung darauf hinaus, aus den bisher schlichten Schilden etwas zu machen, das sich dem Placat nähert. Aber selbst wenn die einzelnen Exemplare künstlerisch gestaltet sind, wie das die Absicht jener Concurrenz war, so ist damit doch ein bedenklicher Weg betreten, da ohnedies schon bisher nicht zu wenig, sondern zu viel zu sehen war. Das erste Mal, wo neben der Schrift eine ornamentale Zuthat erscheint, muß allerdings die Aufmerksamkeit erregt werden. Der Laden mit solchem Kennzeichen wird von Fremden leicht gesehen, und die festen Kunden finden ihn bequem immer wieder. Aber solches Vorbild muß Nachfolge hervorrufen. Die Sorge der Concurrenten, man könnte sie vergessen, zwingt sie, ihr Haus in gleich deutlicher oder lieber noch auffallenderer Weise kenntlich zu machen. Und doch werden Manche sich von vornherein darüber klar sein, daß dies Mittel in dem Augenblick wirkungslos werden muß, wo Haus an Haus und Fenster an Fenster mit ähnlicher Zierde versehen sein werden. Jeder sorgt für den Augenblick — mag dann die Zukunft später bedacht werden.

Die ersten Placat-Firmenschilder sind da. Es scheint an der Zeit, zu überlegen, ob es nicht andere Mittel giebt, welche denselben Zweck unter den gegebenen Verhältnissen wirksamer und auf längere Dauer erfüllen werden.

Was ist es denn, das unter allen Umständen auszeichnet und die Aufmerksamkeit fesselt? Nicht eine einzige, bestimmte Eigenschaft, also auch nicht der Formenreichthum einer Ausstattung an sich, sondern der Umstand, wie sehr sie sich von dem unterscheidet, was sie umgiebt. Man versucht es deßhalb meistens mit einer naheliegenden Abwechselung. Hat der Nachbar seine Thür roth angestrichen, so läßt man seinerseits den Maler mit einem grünen Farbentopf kommen. Aber man mag zu den originellsten Linien und Farben greifen, die man finden kann, immer wird doch schon Dagewesenes herauskommen, da die Zahl der Bewerber allzu groß ist. Außerdem ist das Auge durch die Fülle des Sichtbaren abgestumpft und kann in der ganzen Straßenflucht nur noch eine Masse unruhiger Einzelheiten, aber kaum klare Gesammteindrücke und ihre Unterscheidungen festhalten.

Also wo bleibt denn jenes „Andere", durch das Eindruck zu machen ist?

Nun, in einer unruhigen Umgebung von vielem Hin und Her der Linien wird dieses Unterscheidende Einfachheit heißen. Das ist die eine Eigenschaft, auf deren Anpreisung wir heute immer wieder zurückkommen müssen, gerade weil sie so selten ist. Einfache Menschen, einfache Kleider, einfache Häuser und einfache Kunstwerke ... das sind diejenigen Dinge, die heute gesehen werden, eben weil sie sich von der Mehrzahl ihrer Art unterscheiden. Man sollte das Wort eine Zeit lang gar nicht aus seiner Rede verschwinden lassen. Man müßte es in jedem Satze wiederholen, bis man sich ganz daran gewöhnt hat.

Also auf das Thema von der Ladenfront-Decoration übertragen, bedeutet das so viel: die beste Politik ist heute, mit den Mitteln zu sparen. Wenigstens mit den sichtbaren. Wenn man innerhalb der Fluchtlinie einer Straße mit den wie üblich decorirten Schaufenstern eine einzige Hausfront als völlig glatte Mauer stehen ließe, ob nun als Ziegelrohbau oder mit Verputz versehen, und nichts darin anbrächte als die nothwendigen Thür- und Fensterdurchbrechungen, ich sage, wenn es wirklich gelänge, heutzutage einen Baumeister zu der Entsagung auf jeden Zierrath zu bewegen, so müßte dieses Haus am ersten in der ganzen Straße gesehen werden. Niemand könnte daran vorbeigehen, ohne sich zu sagen: das ist anders als Alles, was bisher im Wege stand. Und damit wäre der Vorübergehende schon gezwungen, sich mit einer bestimmten Stelle einen Augenblick zu beschäftigen. Das aber ist ja das Ziel, das heute mit dem Aufwand der reichen Mittel erstrebt wird.

Nun kommt es aber nicht allein darauf an, die Aufmerksamkeit zu erregen, sondern sie soll auch festgehalten werden. Also heißt es versuchen, die Einfachheit gefällig zu machen. Und bei diesem Bestreben ist es nicht ganz leicht, dem angenommenen Princip treu zu bleiben. Wenn das Auge durch Schlichtheit und Ruhe angezogen ist, soll es durch irgend welche Besonderheiten festgehalten werden.

Zunächst wird es sich darum handeln, farbig zu wirken ohne bunt zu werden. Beobachtet man daraufhin Ladenfronten, wie sie jetzt sind, so wird man diejenigen zuerst bemerken, an welchen eine bestimmte Farbe möglichst weit über die Flächen vertheilt ist, nur gehoben durch einzelne Zugaben, welche Munterkeit verbreiten. Da nun aber augenblicklich die Buntheit vorherrscht, so werden es die discreten Mittel sein, welche als Auskunft übrig bleiben. Wie die Künstler des Innenraums, welche eine Zeit lang mit bunten Beizen und lebhaften Geweben nicht verschwenderisch genug umgehen konnten, heute wieder zu den bescheideneren Naturhölzern zurückkehren, so beginnt das Holz auch zur Umkleidung derjenigen Schaufenster herangezogen zu werden, welche nicht besonders viel Raum für die Waarenauslage gebrauchen. Wo es sich um kleinere Verkaufsgegenstände handelt, von denen sich eine genügende Auswahl in mäßigem Kasten zeigen läßt, kann dem gut gearbeiteten Brett immerhin der Platz gelassen werden, den es zur Entfaltung seiner Maserungen gebraucht. Denn es hat natürlich keinen Sinn, Holz zu feinen Rahmen um die breiten Glasscheiben zu zerschneiden. Kommt es darauf an, Massenaufbauten größerer Gegenstände unterzubringen, so wird es am wirksamsten sein, die ganze Front in breite Glasscheiben oder in mehrere herausspringende Glaserker aufzulösen und nichts als dünne Metallstreifen zur Verbindung heranzuziehen. Auch die Steinfarben, besonders die selteneren, sind, in glatten Flächen verarbeitet, ein wirk-

Digitized by Google

samer Rahmen, um den eigenen Bereich von dem Nachbargebiet zu trennen. Aber wer für Haustein größere Ausgaben macht, der soll sich hüten, des Guten zu viel zu thun. Es ist gar nicht immer erwünscht, daß auch der Steinmetz an dem Bau zu verdienen bekommt. Er könnte sich sonst allzu wichtig machen. Zieht man ihn aber dennoch zu Rathe, so möge er bedenken, daß er seine Ornamente in die Fläche zurückziehe und eng zusammenschließe, damit sie nicht vor dem bemerkt werden, was das Fenster birgt.

Hat man nun sein Hauptmaterial gewählt, das neben dem Glas herrschen soll, so mag man die sonst erwünschten Zuthaten in der Farbe weislich damit verbinden. Für die Verkleidung des Fußstreifens am Hause wird man beispielsweise nicht Metall verwenden, das die Glasscheiben einfaßt. Dagegen kann man zu diesem Zweck Kacheln benutzen, die in der Farbe mit dem Rahmenwerk übereinstimmen. An eine Schaukasteneinfassung von Aluminiumbronce hat man gelegentlich mit Glück einen Streifen von Goldmosaik angeschlossen. An braunes Holzwerk fand ich Thonfliesen von derselben Farbe angelehnt. Die Steinfaçade reicht natürlich einheitlich bis zum Boden. Aber auch sie wird eines Gegensatzes bedürfen, sei es auch nur, um das Firmenschild sichtbar zu machen. Aber es ist nicht immer nöthig, diesen Gegensatz durch stark abweichende Farben auszudrücken. Namentlich wenn man das Schild nicht allzu groß wählt, und sich zur Hervorhebung auf den breiten, glatten Raum verläßt, mit dem die Mauer die Schrift umgiebt, dann mag der Tongegensatz fein und unauffällig gemacht werden. Auch die Stelle, welche man dem Firmenschild giebt, fällt dabei in's Gewicht. Setzt man sie an einen nicht ganz gewohnten Platz, so wird sie sich schon dadurch auch bei bescheidenerem Umfang bemerkbar machen. An einer Ladenfront von dunkelgrauem Sienit ist eine broncene Inschriftentafel von vornehmer Wirkung. Diese Zurückhaltung war in dem Fall, an den ich denke, noch besonders dadurch motivirt, daß es sich um einen Goldschmiedeladen handelte. Was in seinem Fenster funkelte, durfte keinesfalls durch brutale Mittel an der Außenwand übertrumpft werden. In diesem Falle ist die Schrift freilich nur dem nahe herantretenden Beobachter lesbar, dafür muß in der Entfernung die im Straßenbilde auffallende dunkle, glatte Wand Sorge tragen, daß das Haus sich der Erinnerung einpräge.

In einem anderen Falle erinnere ich mich, an dem hellbraunen Holz unterhalb der Spiegelscheiben eine größere Kupfertafel mit dem Firmennamen gesehen zu haben. Also wieder zwei nicht lebhaft von einander unterschiedene Farben, die in ihrer Feinheit sehr malerisch neben einander standen. Außerdem war dann noch ein zweites Schild an der üblichen Stelle oberhalb des Fensters angebracht, um in lebhafterer Schrift Schwarz auf weißen Milchglastafeln für die Ferne Reclame zu machen.

Also die gedämpften Farben versprechen für die nächste Zeit den besten Erfolg, und sie dürften auch in der Zukunft nicht so schnell unwirksam werden, weil, selbst wenn sie allgemein in Aufnahme kämen, kein so heftiger Kampf unter den verschiedenen Parteien stattfände, als augenblicklich herrscht. Aber schnell wird die Verallgemeinerung der Einfachheit jedenfalls nicht vor sich gehen, und so kann dem einzelnen Geschäftsmann immerhin zugeredet werden, sein Heil mit der neuen Methode zu versuchen. Findet er seinen Vortheil dabei, so haben unsere Augen außerdem den Gewinn, einem einzelnen Ruhepunkt in der herrschenden Straßenunruhe zu begegnen.

Uebrigens soll mit diesen Ausführungen keineswegs einer abermaligen Monotonie in Grau das Wort geredet werden. Auch unter den bescheidenen Tönen giebt es viel Abwechselung, und wenn vereinzelt zu ihrer Hervorhebung starkfarbige kleinere Verzierungen angebracht werden, so braucht das nicht wieder in Anarchie auszuarten. Auf dunklem Grunde, vielleicht auf blanker, schwarzer Fläche, steht ein Monogramm in Mohnroth und Kornblumenblau sehr lustig, und es thut dieselben Dienste, als wenn der Anstreicher sich an großen Flächen ergötzt hätte. Steht aber der lebhafte Farbenfleck in ruhiger Umgebung, so kann ihm auch der ärgste Ungeschmack am Nachbarhause nicht gar zu viel schaden.

Neben der schlichten Flächenbehandlung und dem zurückhaltenden Ornament giebt es aber noch andere Decorationsmittel, welche bei uns bisher wenig ausgenutzt wurden. Das vornehmste ist die Verwendung lebender Blumen. Das ist nun eine ziemlich kostspielige Form der Reclame. Mit der einzelnen Blüthe ist nur in Ausnahmefällen etwas gethan, und dann auch nur mit den seltenen Exemplaren. Eine phantastische Orchis oder eine dieser in der Farbe raffinirt veränderten Blumenkronen, mit denen die Gärtner experimentiren, kann sehr intime Wirkung thun, wenn sie passend für die Vase ausgewählt wird. Aber das ist Nichts für die Augen der eiligen Passanten, mit denen die Ladendecoration in erster Linie rechnen muß. Dagegen ist der auf breitem Sims vor den Glasscheiben angebrachte Holzkasten, der ein Blumenbeet aufnimmt, ein immerhin bescheidener Luxus und ein solcher, der nicht vergeblich bleiben dürfte. Mit seiner angemessenen Unterbringung, mit der Gestaltung eines Abschlußgitters ist abermals ein neues Motiv für die Straßenansicht des Hauses gegeben, wobei freilich das Schmiedeeisen nicht zu starke Bewegungen ausführen darf, wenn das Princip der Einfachheit gewahrt bleiben soll. Dies wäre also die eine Neuerung. Die andere würde in der reichlicheren Verwendung von Spiegeln bestehen, welche bisher fast ausschließlich in den Hinterwänden der Schaukästen angebracht wurden, um Illusionswirkungen mit den aufgestellten Waaren zu erzielen. Hin und wieder tauchen sie jetzt auch bei uns zwischen den verschiedenen Ladenfenstern auf, wo man sie in Paris schon lange sehr allgemein verwendet. Nun ist es gar nicht nöthig, die Spiegel so anzubringen, daß sie dem Vorübergehenden in der Hauptsache das eigene liebe Bild entgegenwerfen, sondern er mag in ihnen die stets wechselnden Erscheinungen im Fluge wahrnehmen, die das Straßenleben mit sich bringt. Zugleich mit den feststehenden Dingen, welche zur Schau gestellt sind, erblickt man dann die huschende Bewegung, etwas umgestaltet und dadurch stylisirt, wie jeder Spiegel die Wirklichkeit wiedergiebt. Dieser Gegensatz von Ruhe und Bewegung ist abermals ein Decorationsmittel, und da die Erscheinungen stets schnell verschwinden und niemals wiederkehren, so können sie die Aufmerksamkeit nicht so abziehen, wie die feststehenden Formen irgend eines Ornamentes.

Natürlich hat es der Ladeninhaber am leichtesten, wirkungsvoll und vornehm zu decoriren, der über eine ganze Hausfaçade für sich allein verfügt. Freilich haben nicht einmal die Gründer von Großbazaren, wenn sie ihre Prunkbauten errichten ließen, immer darauf Bedacht genommen, den Augen durch Einfachheit wohlzuthun. Zugleich wäre dadurch die heilsamste Erziehung des öffentlichen Geschmacks zu üben gewesen. Je mehr von der Straßenflucht ein Gebäude einnimmt, desto mehr dürfte sein Erbauer eigenes Gesetz dictiren. Aber was hier hin und wieder versäumt wurde, könnte auch innerhalb bescheidenerer Grenzen von dem Besitzer des Specialgeschäftes zu eigenem Nutzen ausgeübt werden. Wenn er nur über das Erdgeschoß verfügen kann, so mag er von den oberen Stockwerken absehen und seinem Gebiet eigenen Charakter geben lassen. Aufgabe des Architekten wird es dann sein, die Trennung dieses nachträglich angefügten Theils der Façade von dem, was schon vorher bestand, durch eine abschließende Form zu angemessenem Ausdruck zu bringen. In den meisten Fällen wird ein vorspringendes Gesims diese Aufgabe erfüllen.

Oft aber beherbergt ein einzelnes Haus nicht nur einen, sondern mehrere Läden neben und über einander. Dann

Digitized by Google

wird es Sache der verschiedenen Inhaber sein, sich unter einander über die Gestaltung der Front zu verständigen. Mindestens, wer Thür an Thür wohnt, nähme das eigene Interesse wahr, wenn er sich mit dem Nachbar friedlich einrichtete. Beide gewinnen, wenn die Decoration durch verdoppelte Ausdehnung stärker wirkt, und für die Bezeichnung der Firmen und der gesonderten Eingänge ließe sich durch eine veränderte Schrift Sorge tragen, ohne daß die eine Seite der anderen durch absichtliche Häßlichkeit Schaden thäte. Hin und wieder finden sich Beispiele von solcher Verträglichkeit. Ich sah in Berlin ein Geschäftshaus, das in den drei Stockwerken über einander drei verschiedenen Läden Raum gewährte. Eine verhältnißmäßig schlichte Sandsteinmauer hat Schilder von lederbrauner Farbe erhalten, die in gleicher Breite über die ganze Horizontalausdehnung führen, und auch die Schrift zeigt, wenn auch nicht die gleichen Farben (sie wechselt zwischen Weiß, Gold und Schwarz), so doch einen ähnlichen Charakter der Typen. Ob hier Verabredung zum erwünschten Ziele führte, oder ob der Hauseigenthümer die harmonische Einrichtung vorgeschrieben hat, weiß ich nicht. Es läge auch in seinem Interesse, durch die Erscheinung des Gebäudes einen Vorzug aus dem Benutzungsrecht der Wohnungen zu machen, die er vermiethen will. Man könnte erwarten, daß mit der Zeit mehr Hausbesitzer die Frage unter diesem Gesichtspunkt sähen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Barmherzigkeit.

Von Max Wundtke.

In die weißen Kissen gewühlt ein welkes, todtmüdes Gesicht, in das besinnungsloser Schmerz tiefe Rinnen gegraben. Die Züge spitz, das Auge stumpf, die Lippen zusammengekniffen und verzerrt. Krampfhaft zusammengeballt liegen die Hände auf der Decke. Und darüber fluthet vom hohen Fenster her der goldene Lenzessonnenschein. Hollunderdüfte bringen wohlig herein und bringen Grüße von der jauchzenden Seligkeit da draußen. Und neben dem Lager sitzt die süße knospende Schönheit, die holde, glücksuchende und glückverheißende Jugend; aber das schöne, liebliche Gesicht schaut mit trostlosen, thränenleeren Blicken auf den Kranken. So grüßen Lenz und Jugend ... das Sterben!

Das Sterben! Nein, es gab wirklich keine Rettung mehr. Der Arzt hatte es ihr gesagt, achselzuckend und mit nur ganz leisem Bedauern. Du lieber Gott, ein solcher Anstaltsarzt macht das wer weiß wie oft durch und kann für „den einzelnen Fall" nicht viel Bedauern übrig haben; denn er sieht doch nur den „Fall" und nicht den Menschen darin. Und er? Der Kranke selbst? Er wußte ganz genau, wie es um ihn stand. Schon zu tief hatte dieses entsetzliche Krebsgeschwür gefressen und seinen ganzen Körper verwüstet. Da gab's kein Halten mehr ... nur der Tod konnte ihm Erlösung bringen. Und er mußte sie bringen, nur noch ein wenig Geduld! In acht, vierzehn Tagen ... es konnte auch noch vier Wochen dauern! Schrecklich, diese Aussicht, sich noch so lange Zeit in wahnsinnigsten Schmerzen wälzen zu müssen mit keiner anderen noch so blassen Hoffnung als der auf den Tod. Ach, der Tod hatte kein Grauen für ihn — nur diese entsetzlichen, das Mark zerwüstenden Schmerzen! Jede Secunde glaubte er, sie müßten ihn hinabstürzen in die Nacht des Wahnsinns, und doch blieb er bei Verstande, und doch schien jede neue Secunde die vorangegangene an wilden Schmerzen überbieten zu wollen. Er wünschte sich ja nichts sehnlicher als den Tod. Aber bot nicht die ärztliche Kunst hier in dieser Klinik das Höchste auf, seine Tage zu verlängern? Hieß das nicht, seine Leiden vergrößern? Und seine Braut, die weinend noch an seinem Bette saß, und seine Eltern und seine Schwester, die soeben erst gegangen ... beteten sie nicht Alle zum großen erbarmenden Christengotte, er solle ihnen den theuren Kranken erhalten, so lange es nur anging? Sie gaben vor, ihn zu lieben und kannten seine furchtbaren Qualen und wollten ihn nicht von ihrer Seite lassen? Er mußte leiden, weil sie ihn noch so lange wie möglich genießen wollten? Tödtet mich doch, hatte er wer weiß wie oft gefleht. Warum tödtet Ihr mich nicht? Gebt Ihr doch dem verendenden Thiere den Gnadenstoß, und mir weigert Ihr ihn? ... Aus Liebe? Ist das eine Liebe, welcher die Barmherzigkeit fehlt? Ja, wenn noch ein Schimmer von Hoffnung wäre, meines Leidens Herr zu werden; wenn auch nur eine leise Möglichkeit bestände, noch eine kurze Frist ohne diese jammervollen Leiden zu leben, ja dann ... aber Alle wissen es ja zu genau, so genau, wie daß es im Frühling grün wird, daß diese Qualen nicht anders enden können als mit dem Tode.

Er hatte oft so gesprochen, wenn das kühle, forschende Auge des Arztes oder die weinenden Gesichter der Theuren sich über ihn neigten, aber man hatte ihm immer mit mitleidigem Achselzucken geantwortet. Seine Verwandten hatten ihm schluchzend diesen sündhaften Gedanken auszureden versucht; nur seine geliebte Maria hatte ihm Recht gegeben. „Aber wer kann denn das thun?" hatte sie darnach gefragt. Und darüber waren die Eltern zornig geworden und schalten sie, daß sie keine Liebe hätte. Nun waren die Beiden allein. Wortlos starrte sie auf die unsäglichen Leiden des Mannes, der ihr das Liebste war auf Erden, dem anzugehören ihre höchste Seligkeit gewesen wäre und dem sie nun nie angehören würde.

„Hilf mir doch, Maria!" flehten seine trockenen Lippen. „Die Andern wollen nicht; sie denken nur an sich. Aber Du denkst nur an mich, ich weiß es, und Deine Liebe macht Dich stark. Hilf mir, Maria!"

„Ich kann ja nicht, Paul. Ich sehe es ja ein ... aber ... es ist zu groß für mich."

Sie sagte den letzten Satz jedes Wort einzeln für sich und schwer, als bahnte ihre Zunge sich mühsam den Weg mit einer drückenden Last.

Die Glocke tönte, die das Ende der Besuchszeit ankündigte. Müde erhob sich das Mädchen und machte der barmherzigen Schwester Platz. Kurz, aber herzlich war der Abschied Maria's. Trotz ihrer trostlosen Stimmung fand sie doch ein paar so liebe Worte, daß ihm ein dankbares Lächeln flüchtig um den Mundwinkel huschte.

„Und dann, Paul ..." raunte sie ihm noch zu ... „ich will sehen, ob ich's vermag ... vielleicht kann ich Dir morgen Erlösung bringen."

Auf einen Moment leuchtete sein Blick auf.

„Erlösung!"

Dann drückte er ihre Hand. Kraftlos sank die seine zurück.

Draußen auf dem Lichtgange begegnete ihr der Arzt. Er erkannte sie und grüßte.

„Bitte, Herr Doctor ... sagen Sie mir auf Ehre und Gewissen — ist wirklich nicht die kleinste Hoffnung mehr?"

„Sie wollen Wahrheit?"

„Ja, volle Wahrheit."

„Nun wohl, es giebt keine Hoffnung mehr, nicht die Spur einer Hoffnung."

„Und jede Möglichkeit einer Wendung ist ausgeschlossen?"

„Wie ich's Ihnen schon betheuerte, ja."

„Und die verzweifelten Schmerzen ...?"

„Ich habe schon das Möglichste gethan; größere Gaben von Morphium kann und darf ich nicht geben, ohne sein Ende zu beschleunigen."

„Und sie werden nicht nachlassen?"

„Die Schmerzen? Nein, sie werden wachsen. Ich gebe zu, daß der Tod eine Erlösung für den Armen wäre; ich möchte ihn ihm fast wünschen; aber ..."

„So sollte man barmherzig sein und ihm diese einzig mögliche Erlösung bringen. In acht Tagen, meinen Sie, könnte das Ende da sein?"

„Vielleicht! Es könnte aber auch zwei und drei Wochen dauern."

„Ich danke Ihnen, Herr Doctor."

Mit zusammengezogenen Augenbrauen und fest auf einander gepreßten Lippen schritt Maria die Treppen hinab. Sie sah und hörte nichts von ihrer Umgebung; ihr Blick war nach Innen gerichtet; ein großer Gedanke wollte sich losringen aus ihrer verzweifelten Seele —.

Am nächsten Tage saß sie wieder vor dem Bette des Sterbenden, und wieder grüßte das Duften und Sonnenlachen herein über Qual und Tod.

Die Eltern Pauls und die junge Schwester waren vorhin dagewesen, und er hatte sich von ihnen verabschiedet, so herzlich wie noch nie. Die guten Leute waren ganz beglückt gewesen und hatten zu Maria eine Bemerkung gemacht, ob sie nun einsähe, wie unrecht sie habe mit ihrer Ansicht von wahrer Barmherzigkeit. Maria zuckte darauf die Achseln.

„Unsere Liebe hilft ihm das Elend leichter tragen," meinte die gefühlvolle Mutter. Maria wußte es besser. Die Hoffnung auf Erlösung war es, die ihn stärkte.

Nun waren Beide allein. Mit bangem Flehen richtete sich sein Blick auf ihr Antlitz. Sie fuhr mit der Hand liebkosend über sein Haar.

„Maria?"

Sie nickte ihm zu; aber aus ihren Augen brachen die Thränen.

„Ist es denn wirklich zu schwer, Paul, diesen letzten Rest des Lebens zu tragen?" flüsterte sie, das weinende Antlitz auf seine fieberheiße Stirn gesenkt.

„Ich kann nicht mehr, Maria! Erbarme Dich meiner!"

„Ja, Geliebter!" sagte sie fest. „Aber in der letzten Secunde Deines Lebens ... wirst Du mir da nicht fluchen?"

„Ich segne Dich, Einzige! Was Größeres könntest Du mir denn thun? Ach, wie schön war doch das Leben mit Dir! Und nun das hoffnungslose Elend über mich kam — was kann mir Schöneres kommen

Digitized by Google

als Erlösung von aller Qual durch Dich? Ach, Geliebte, ich wußte ja, Deine Liebe ist so groß und stark . . ."

„Das scheint nur so, Paul. Du weißt nicht, wie meine Seele weint und zittert."

„Das ist Deine Liebe, Herz; und das eben macht sie so groß."

„Und wenn es wirklich drüben im Jenseits ein persönliches Leben giebt und ein Erinnern . . . wirst Du mich auch dann noch segnen?"

„Ich segne Dich, Geliebte! Du weißt ja, wie ich darüber denke, daß das Leben nicht ein Mantel ist, den man nach Gefallen abwirft, wenn er einem zu heiß wird. Aber das geht über meine Kräfte. Ja, wenn noch eine schwache Hoffnung winkte, wenn man sich ausdenken könnte, wozu das Alles ertragen wird . . ."

Es war ein Abschied für die Ewigkeit zwischen den Beiden. Ein heißinniger Dank flog ihr von seinen Lippen nach. Sie vernahm es und schaute nicht zurück, nur ihr Mund zuckte und ihr Auge kroch scheu am Boden, als lastete eine Blutschuld auf ihrem Herzen. Dann aber gab sie sich einen Ruck, und trotzigen Blickes und aufrechten Hauptes trat sie in's Freie. Drunten aber mußte sie sich an das Gartengitter lehnen, weil sie sonst zusammengebrochen wäre.

„Um der Barmherzigkeit willen," stöhnte sie auf; „aber es war so schwer!"

Drinnen hatte das Auge sich schon zum erlösenden Schlummer geschlossen. Hastig hatte der Kranke nach dem Futteral gegriffen, das Maria auf seinem Bette zurückgelassen hatte. Eine kurze Bewegung, ein Druck, ein dumpfer Knall . . . er war erlöst. Sie hätten sonst seine Marter bis in's Endlose verlängert.

Ueber Maria aber entlud sich der ganze Zorn und die grenzenlose Verachtung von Pauls Verwandtschaft. Eine Mörderin, eine herz- und liebloſe Mörderin war sie in ihren Augen, und sie verfluchten das Gesetz, das ihnen nicht einmal die Handhabe bot, Maria in das Zuchthaus zu bringen. Aber erhobenen Hauptes ging Maria an ihnen vorüber; sie allein wußte, wie theuer sie ihre Liebe hatte bezahlen müssen.

Aus der Hauptstadt.

Goßler geht.

Weil der preußische Kriegsminister „des Amtes müde" geworden ist, hat er sich entschlossen, einem Nachfolger Platz zu machen. So behaupteten es wenigstens die Officiösen, als sie zu melden hatten, daß Herr von Goßler nach Ablauf eines ihm bewilligten längeren Urlaubs sich in das Privatleben zurückziehen wolle. Ob unsere Officiösen wohl drei Sätze hinter einander schreiben können, die mit dem Thatsächlichen übereinstimmen? Auch nicht ein Minister geht heute, weil er es satt hat. Alle harren geduldig des Augenblickes, wo der Befehl eintrifft, aus der Amtswohnung auszuziehen. Denn zu dem Einzug in diese ist der Verzicht auf jede persönliche Ueberzeugung und jeden eigenen Willen die erste Voraussetzung. Als Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wieder einmal einen anderen Minister des Innern brauchte und ihm ein Herr von Alvensleben vorgeschlagen wurde, brauste er mit den Worten auf: „Was denken Sie Sich eigentlich? Wissen Sie denn nicht, daß dieser Mann ein jährliches Einkommen von 30 000 Thalern besitzt? So Einer parirt nicht." Meinen nicht viele Leute, die Minister würden im lieben Vaterlande heute nach ähnlichen Grundsätzen ausgewählt? Wie seine bürgerlichen Collegen ist auch Herr von Goßler nur ein ausführendes Organ gewesen, dessen einziger Ehrgeiz nur auf die Anerkennung eines nie wankenden Gehorsams gerichtet sein konnte. Allerdings ist es richtig, daß der preußische Kriegsminister Soldat ist, und daß diesen ein unerschütterlicher Gehorsam nur ehren kann. Wurde er aber bei seiner Ernennung zum Kriegsminister nicht auch zum Staatsminister ernannt, der die Erlasse des Monarchen gegenzuzeichnen hat? Und was hat denn eine solche Gegenzeichnung zu bedeuten? Bescheinigt sie nicht dem Parlamente und dem Volke, daß für den von jeder Verantwortung freien Herrscher er, der Minister, die Verantwortung übernimmt? Keineswegs ist ein Kriegsminister verpflichtet, jeder Zeit zu gehorchen. Niemand kann ihn zwingen, eine Verordnung oder eine Vorschrift zu unterschreiben, die er für schädlich oder unzweckmäßig hält. Wenn Herr von Goßler zu vielen Dingen, die sich unter keinem einzigen Gesichtspunkt rechtfertigen ließen, beharrlich geschwiegen und damit seine Zustimmung ausgedrückt hat, so giebt es hierfür nur die eine Erklärung, daß er sich seiner Stellung als verantwortlicher Minister gar nicht bewußt geworden ist, weil er sich von den in einer langen militärischen Vergangenheit mühsam erworbenen Anschauungen nicht frei machen konnte, nach denen des Unterthanen Treue und Loyalität sich nur im unentwegten Gehorchen zu erkennen giebt. Für ihn ist sicherlich die Aufforderung zur Uebernahme des Ministeriums ein Befehl gewesen. Nach Befehlen sahen wir ihn seines Amtes walten. Nur auf Befehl zieht er sich auch jetzt in das Privatleben zurück. Unvermeidlich war es, daß auf diese Weise oft der Schein erweckt wurde, er stelle die Person über die Sache und hätte so sich manches Jahr an der Spitze des Kriegsministeriums halten können. Mag aber der Schein, wie fast immer, so auch hier wieder einmal täuschen, das steht fest, daß der deutschen Armee aus dem unentwegten Gehorsam des Herrn von Goßler kein Segen erwuchs. Mit der Behauptung, daß diese so schlechte Zeiten wie unter dem Ministerium Goßler lange nicht erlebt hat, werden die Farben wirklich nicht zu stark aufgetragen. Die Amtsführung der Kriegsminister von Kamecke und von Kaltenborn ließ unendlich viel zu wünschen übrig. Aber zu einer solchen Fülle in jeder Hinsicht berechtigter Klagen wie diejenige des Kriegsministers von Goßler hat sie doch nicht Anlaß gegeben. Selbst Tagesblätter ultraconservativer Richtung, die unter allen Umständen treu zur Regierung stehen, sprachen es offen aus, daß die Armee dem nunmehr scheidenden Leiter ihrer Verwaltung wahrlich keine Thränen nachzuweinen brauche. Er selber jedoch denkt hierüber wahrscheinlich anders. In einer Sitzung der Budget-Commission des Reichstages kurz vor Schluß der Session, in welcher die von ihm beantragte Erhöhung der Gehälter der Oberstleutnants der Infanterie zur Erörterung stand, forderte er ihre Bewilligung als Gegenleistung dafür, daß auch diese Kategorie unserer Officiere redlich geholfen habe, das deutsche Heer auch bei der zweijährigen Dienstzeit kriegstüchtig zu erhalten. Im Vergleich zu mancher anderen europäischen Armee, wie der englischen und italienischen, mag es die deutsche auch heute noch sein. Aber davon kann nie und nimmermehr die Rede sein, daß sie unter Herrn von Goßler so kriegstüchtig geblieben ist, wie sie vorher gewesen. Große Freude werden gewiß die Mitglieder der Budget-Commission über diese äußerst beruhigende Mittheilung des Herrn Kriegsministers empfunden haben. Als militärische Laien haben sie ja keine Ahnung, worin die Kriegstüchtigkeit eines Heeres besteht. Unter denjenigen kriegserfahrenen Officieren aber, die mit ihrer Ueberzeugung nicht hinter dem Berge zu halten brauchen, rief dieselbe Erklärung den schärfsten Widerspruch hervor. Nach ihnen hat die Armee sehr viel von der Kriegstüchtigkeit eingebüßt, die sie besaß, als der Kriegsminister von Bronsart I. bald nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. gegen das Ministerium ein Armee-Corps eintauschte. Und Niemanden machen sie hierfür in dem Maße verantwortlich als Herrn von Goßler. In der „Gegenwart" ist vor einigen Monaten auf die sehr bedenklichen Auswüchse aufmerksam gemacht worden, die der lange Friedensdienst im deutschen Heere gezeitigt hat. Wenn Herr von Goßler weniger dem Grundsatz schweigender Zustimmung gehuldigt hätte, so hätte er ihnen mit billigem und dennoch nachdrücklichem Erfolg steuern können. Noch schwerer aber als diese Auswüchse belasten sein Conto die Aufrechterhaltung der zweijährigen Dienstzeit und die Entwerthung des Officier-Corps. Indem er auch diese zuließ, that er der Kriegstüchtigkeit des deutschen Heeres den größesten Abbruch.

Gewiß, nur für das Fortbestehen der zweijährigen Dienstzeit ist Herr von Goßler verantwortlich zu machen. Ist er aber darum weniger schuldig als Diejenigen, die sie eingeführt haben? Ist ihm denn nicht bekannt gewesen, daß gerade die Männer, welche die größeste praktische Erfahrung besaßen, am Eindringlichsten vor der Herabsetzung der Dienstzeit gewarnt haben und diese nur von anerkannten Theoretikern, wie dem Reichskanzler General von Caprivi und dem Kriegsminister von Kaltenborn, empfohlen worden ist. Und hätte es ihn von Rechtswegen nicht schon auf das Höchste befremden müssen, daß sich überhaupt Generäle fanden, die sie rechtfertigen konnten? Denn auf das Heftigste wurde der Vernunft in's Gesicht geschlagen, als man für die Fußtruppen die Dienstzeit um ein volles Drittel in dem Augenblick einschränkte, wo man einerseits feststellen konnte, daß sich die Ansprüche des modernen Krieges an die Ausbildung des Mannes außerordentlich gesteigert hatten, andererseits sich sagen mußte, daß auf einen Stillstand in dieser Entwickelung auf viele Jahre hinaus nicht zu rechnen sein würde. Vor der Uebernahme des Kriegsministeriums hatte Herr von Goßler wenig Gelegenheit gehabt, mit der Praxis des Frontdienstes Fühlung zu nehmen. Meistens war man ihm in den höheren Stellungen dieses Ministeriums und als dessen Commissar im Reichstag begegnet. Trotzdem hat thatsächlich auch er sich nicht den Bedenken gegen die zweijährige Dienstzeit verschließen können. So sehr war auch er von den mit ihr für die Armee verknüpften Gefahren durchdrungen, daß er es für seine heilige Pflicht hielt, den Reichstag auf eine Forderung der Verbündeten Regierungen vorzubereiten, wonach bei jeder Compagnie 60 bis 70 Mann über das zweite Jahr hinaus bleiben sollten, weil es sonst an dem für die Ausbildung der Recruten unbedingt nothwendigen Lehrpersonal mangeln würde. Allerdings sprach es Herr von Goßler nicht direct aus, daß die zweijährige Dienstzeit sich nicht bewähren könne. Ist ihr aber nicht das Urtheil gesprochen, wenn nachgewiesen worden ist, daß ohne die 60 bis 70 Mann, die länger dienen sollen, mit ihr eine genügende Ausbildung unserer Recruten nicht erzielt werden kann? Wenn schon die erste militärische Erziehung unzulänglich ist, wie will man denn auf dieser unsicheren Grundlage weiter bauen? Centrum ist aber Trumpf seit dem Tage, an dem Bismarck „weggeschickt" wurde, und die Ultramontanen hatten mit aller Energie auf der Einführung der zweijährigen Dienstzeit bestanden. Nicht etwa, weil sie glaubten, es ginge mit ihr. Auch nicht, weil sie ihren Wählern einen Liebesdienst erweisen wollten. Was fragen sie nach ihren Wählern? Auf's Wort gehorchen ihnen diese. Thäten sie es nicht, so würde sie ihr Seelenhirte für das Leben im Jenseits dem Fegefeuer überantworten. Nur deßhalb setzten sie die zweijährige Dienstzeit durch, weil sie so am sichersten die Wehr-

Digitized by Google

kraft des deutschen Reiches untergruben. Nichts schmerzt ihre Augen mehr als der Anblick eines geeinten, im Sattel festsitzenden, einer glücklichen Zukunft entgegengehenden Deutschland mit einem evangelischen Kaiser an der Spitze. Mit großem Unwillen wurde daher die Erklärung des preußischen Kriegsministers, daß die zweijährige Dienstzeit einer tief einschneidenden Correctur bedürfe, von den Allgewaltigen aufgenommen. Und schon dies genügte, um Herrn von Goßler in die Schranken eines gehorsamen Dieners zurückzuführen. Nicht mit einer Silbe ist er auf seine Forderung zurückgekommen. Ja! aus einem Saulus wurde ein Paulus. Wie wir oben gezeigt haben, hat er sich mit großem Geschick zu einem begeisterten Lobredner der zweijährigen Dienstzeit durchgerungen. Jetzt ist, wenn man ihn hört, nicht mehr daran zu zweifeln, daß trotz der gekürzten Dienstzeit die deutsche Armee auch den höchsten an ihre Kriegstüchtigkeit gestellten Anforderungen gerecht wird. Bei den Göttern, ein starkes Stück! Denn die bewußten 60 bis 70 Mann pro Compagnie, die Herr von Goßler über das zweite Jahr hinaus bei jeder Compagnie zurückbehalten wollte, sind ja nicht bewilligt worden, weil er sie gar nicht gefordert hat. Also ist auch die Ausbildung der Recruten, für die durch jene 60 bezw. 70 Mann das nothwendige Lehrpersonal aufgebracht werden sollte, ebenso unzulänglich geblieben wie früher. Außerdem hat sich aber die Annahme, daß die Anforderungen an die Ausbildung des Mannes sich in's Unermeßliche steigern würden, im vollen Umfange bestätigt. Zu Statten kam Herrn von Goßler bei der Metamorphose freilich der Umstand, daß verschiedene andere Mächte dem Beispiele des deutschen Reiches folgten und sich ebenfalls für die Herabsetzung der Dienstzeit in ihren Heeren entschieden. Leicht ließen sich das eigene Gewissen und die große Schaar der um die Kriegstüchtigkeit des Heeres besorgten Laien durch die Schlußfolgerung beschwichtigen, daß, wenn Frankreich und Oesterreich sich mit einer kürzeren Dienstzeit begnügten und dadurch die Kriegstüchtigkeit ihrer Armeen wesentlich minderten, das deutsche Heer auch nicht mehr so kriegstüchtig zu sein brauche wie früher. Blendwerk der Hölle ist aber in den Augen eines gewissenhaften Staatsmannes eine derartige Logik. Das deutsche Schwert soll nicht überhaupt nur schneiden. Es muß unter allen Umständen so scharf sein, daß es so glatt und so tief, als es nur irgend möglich ist, schneidet. Die „Knochen des pommerschen Grenadiers" sind das kostbarste Gut der Nation. Mit ihm kann nicht sparsam genug umgegangen werden. Nicht erst nach langem, verlustreichen Ringen wollen wir zum Siege gelangen, sondern unter dem geringsten Aufwand von Blut und Leben. Wer also an entscheidender Stelle steht und nicht für das denkbar schärfste Schwert sorgt, fehlt schwer gegen das Vaterland. Und schon deßhalb durfte der Entschluß anderer Mächte, es ihrerseits mit der zweijährigen Dienstzeit zu versuchen, einen deutschen Kriegsminister hinsichtlich des Grades der Kriegstüchtigkeit der eigenen Armee nicht anspruchsloser machen. Aber selbst wenn hiervon ganz abgesehen werden soll, berechtigt denn die politische Lage Deutschlands zu einer solchen Genügsamkeit? Der Dreibund steht doch nur noch auf dem Papier. Nur Anstands halber, weil es doch einen gar zu üblen Eindruck gemacht hätte, wenn zugegeben wurde, daß er de facto schon längst eingescharrt ist, hat ihn Graf Bülow vor Kurzem erneuert. Wollte auch das von Zwietracht in seinem Innern aufgeriebene Oesterreich sein gegebenes Wort einlösen und dem angegriffenen deutschen Reich zu Hülfe eilen, so würde doch der Widerspruch der von glühendem Haß gegen uns erfüllten Slaven und sehr wahrscheinlich auch der uns nicht minder abholden Ungarn die Ausführung der guten Absichten gar nicht gestatten. Noch weniger Verlaß ist aber auf Italien. Von den Italienern heißt es mit Recht, daß sie wohl viele Dummheiten sagen, aber keine machen. Sobald sie erkennen werden, daß es eine Dummheit ist, dem bedrohten Deutschland beizuspringen, werden sie zweifellos auf ihre unter den Dreibundvertrag gesetzte Unterschrift pfeifen. Was sind denn Bündnisse und Verträge Anderes als eine Zusammenstellung von Wünschen und Hoffnungen, deren Erfüllung fast ausschließlich von dem guten Willen der Contrahenten abhängt! Fehlt dieser, so werden sie eben nicht erfüllt. Vor 25 Jahren tagte in Berlin Wochen lang ein Congreß, auf dem fast alle Staaten der civilisirten Welt vertreten waren. Nur sehr wenige der auf ihm getroffenen Verabredungen sind eingehalten worden. Es gehört daher kein besonderer politischer Scharfblick dazu, um vorauszusagen, daß das deutsche Reich in dem Kampfe mit den Mächten des Zweibundes allein stehen wird. Wie will es aber die bedeutende numerische Ueberlegenheit der beiden Gegner anders wett machen als durch die bessere Qualität seines Heeres? Nur wenn Herr von Goßler einen billigen Sieg über die zum Bunde vereinten Mächte Frankreich und Rußland in der Tasche hatte, durfte er allenfalls die mit der zweijährigen Dienstzeit von uns erzielte Kriegstüchtigkeit als ausreichend und unbedenklich ausgeben. Aber wer ist im Stande, den Ausgang eines Krieges vorauszusehen? Mit seiner ganzen Thatkraft mußte Herr von Goßler den Bemühungen der Ultramontanen, dem deutschen Schwerte seine bisherige Schärfe zu nehmen, entgegentreten, anstatt die Forderung jener 60 bis 70 Mann, die über das zweite Jahr bei der Compagnie bleiben sollten, in den Acten seines Ministeriums zu begraben.

Und nun die von Herrn v. Goßler gleichfalls geduldete Entwerthung des Officier-Corps! Schon seit Jahrzehnten kämpft die Mehrheit des Reichstages mit den verbündeten Regierungen um ein neues Militärpensionsgesetz, das vor Allem die wirthschaftliche Lage des unbemittelten oder weniger bemittelten Officiers vom Stabsofficier abwärts nach seiner Verabschiedung aufbessern soll. Unbedingt ist diese vielfach so trostlos, daß die von ihr Betroffenen gar nicht mehr aus den Sorgen herauskommen oder bei stärkerer Familie nicht bloß dem wirthschaftlichen, sondern auch dem socialen Elend preisgegeben sind. Indessen so traurig auch für die Allgemeinheit der Untergang von Existenzen ist, die nach Gesinnung und Bildung durchaus geeignet sind, sie zu stützen, das Vaterland kann ihn noch verschmerzen. Bei dem Erlaß eines neuen Militärpensionsgesetzes kommt jedoch es nicht so sehr auf die persönliche Versorgung unserer Officiere als vielmehr auf die Erhaltung des deutschen Officier-Corps auf der sittlichen und geistigen Höhe an, auf der es bis jetzt gestanden hat. Unter diesem Gesichtspunkte ist das Gesetz im Reichstag zwar von Niemandem beleuchtet worden. Ist damit aber seine Berechtigung in Frage gestellt? Die Mehrheit des Reichstages ist in militärischen Fragen viel zu unbewandert, als daß sie aus sich selber heraus wissen sollte, wie stark die Höhe der Pension den Werth des Officier-Corps beeinflußt. Ebenso wenig werden die verbündeten Regierungen hierüber klar gesehen haben, so weit ihre Mitglieder den bürgerlichen Kreisen angehören. Hieße es aber nicht den Vertreter der Heeresverwaltung, den preußischen Kriegsminister, geradezu beleidigen, wollte man ihm zutrauen, er habe die innigen Wechselbeziehungen zwischen Versorgung des deutschen Officiers nach der Verabschiedung und seiner moralischen und geistigen Qualification nicht erkannt?

Der wichtigste Factor unseres Heeres ist und bleibt der Officier. In noch höherem Grade als die Ausbildung des Mannes entscheiden seine Fähigkeiten über dessen Schlagfertigkeit. Er führt die Kriege, leitet die Schlachten. Taugt er nichts, so können weder die besten Waffen, noch die gewaltigsten Kriegsschiffe, noch die beste Truppe das Vaterland retten. Und das Rückgrat für seinen Ersatz ist bis heute der Sohn des mäßig oder dürftig bemittelten Officiers gewesen. Denn dieser bringt für den dornenvollen Beruf die Fähigkeit zu entsagen und zugleich auch die für den Officierstand unentbehrlichen Gesinnungen mit, die theils in militärischer Tradition, theils in geläuterter Lebensanschauung wurzeln. Ihn aus dem Heere verdrängen ist gleichbedeutend mit einer verhängnißvollen Entwerthung des gesammten Officier-Corps. Daß ein Mangel an Officieren sich fühlbar macht, wenn er fortbleibt, ist allerdings nicht zu befürchten. Die Sprossen reicher oder zum Mindesten doch sehr wohlhabender Familien oder junge Leute, die vergeblich bemüht gewesen sind, sich in anderen Berufen unterzubringen und faute de mieux in der Armee Unterschlupf suchen, werden sich dem deutschen Officier-Corps auch ferner in großen Schaaren zuwenden. Aber weder die eine noch die andere Kategorie ist darnach angethan, dieses auf der Höhe seiner Aufgabe zu erhalten. Ein bemittelter Officier, der in jedem Augenblick sagen kann, es „passe ihm nicht mehr", verwächst mit seinem Beruf nicht so, wie es das Interesse des königlichen Dienstes erheischt; und bei der anderen Kategorie läßt in der Regel die geistige und sittliche Befähigung, wenn auch nicht Alles, so doch zu viel zu wünschen übrig. Hart und entsetzlich holperig ist die Straße, die der active unbemittelte Officier zu ziehen hat. Sein ganzes Dasein, ob es sich im oder außerhalb des Dienstes abspielt, bildet eine endlose Kette von Opfern, die er dem Vaterlande bringt, und als deren größestes das Ausscheiden aus dem Amte lange vor dem Verbrauch seiner Kräfte und zu einem Zeitpunkt anzusehen ist, wo seine Kinder beginnen, die höheren Schulen zu besuchen, also auch höhere Anforderungen an seinen Geldbeutel stellen. Und wie werden ihm diese Opfer vergolten? Man verurtheilt ihn für das ganze letzte Drittel seines Lebens zu einer Existenz voller Nahrungssorgen, im Vergleich zu der die frühere noch rosig genannt werden kann. Das gebrannte Kind scheut aber das Feuer. Alles dürfen seine Söhne werden, nur nicht Officiere, damit sie vor dem Schicksal des Vaters bewahrt bleiben. Noch in der letzten Session des Reichstages hob in einer Sitzung der Budget-Commission der Herr Kriegsminister von Goßler selber die großen Schwierigkeiten hervor, die es bereits hätte, der Infanterie den geeigneten Ersatz an Officieren zu sichern. Nun, nachdem er wenige Tage darauf in einer Plenarsitzung in feierlichster Weise erklärt hat, daß „vorläufig" an die Verabschiedung eines neuen Militärpensionsgesetzes gar nicht zu denken sei, werden sich in dieser Richtung die Schwierigkeiten in dem Maße mehren, daß dem sachkundigen aufrichtigen Vaterlandsfreund angst und bange um die Schlagfertigkeit des deutschen Heeres werden muß. Mit einer solchen Behandlung des verabschiedeten Officiers holt man seinen Sohn, den man selber aus dem Officier-Corps herausgedrängt hat, nicht zurück.

Warum hat aber Herr von Goßler nicht unter dem Gesichtspunkt der stark gefährdeten Schlagfertigkeit des deutschen Heeres den sich sträubenden verbündeten Regierungen die Nothwendigkeit einer besseren Versorgung des verabschiedeten Officiers dargelegt? Daß er es nicht gethan hat, steht für uns außer jedem Zweifel. Hätten sich nicht sonst die verbündeten Regierungen durch eine weitere Weigerung in den schärfsten Widerspruch zu sich selber gesetzt? Sobald es sich bisher um die Forderung von Mitteln zur Stärkung der Landesvertheidigung handelte, stellten sie stets den unanfechtbaren Grundsatz auf, daß es nicht statthaft sei, ihre Ablehnung mit der ungünstigen Finanzlage des Reiches zu begründen. Ein Vaterlandsverräther war für sie ein Jeder, der sich auf das fehlende Geld berief. Mit welcher bewunderungswürdigen Hartnäckigkeit haben sie z. B. diesem Grundsatz bei der letzten Flottenvorlage zum schließlichen Siege verholfen! Ungezählte Millionen wurden

Digitized by Google

auf ihr heftiges und beharrliches Drängen hin zum Bau neuer Schiffe bewilligt, und dabei war es für Eingeweihte schon lange kein Geheimniß mehr, daß der wirthschaftliche Niedergang im Anzuge war. Was die Großindustriellen in Essen, Bochum, Oberhausen, Dortmund und Saarbrücken einander gestanden, wenn sie unter sich waren, nämlich daß die Eisenindustrie bereits seit vielen Monaten auf Vorrath arbeite, das wußten doch auch die maßgebenden Kreise; und angenommen, der Freiherr von Stumm oder der Generaldirector von Friedrich Krupp hätten es ihnen nicht gesagt, so mußten sie doch die wichtige Thatsache aus den Vorwürfen entnehmen, die in der Presse und im Reichstage gegen sie erhoben wurden. Gingen diese nicht dahin, daß die letzte Flottenvorlage vor Allem bezweckte, der schon darnieder liegenden Eisenindustrie auf die Beine zu helfen? Dazu kam noch, daß die Ansichten über den Werth einer rapiden umfangreichen Flottenvermehrung doch sehr getheilt waren. Bismarck hat ihr niemals das Wort geredet. Wollten es die verbündeten Regierungen ungeachtet der theils schon vorhandenen, theils noch im Anzug befindlichen wirthschaftlichen Krisis nicht verantworten, daß unsere Marine sich zunächst in dem bescheideneren Rahmen der ersten Flottenvorlage weiter entwickelte, — wie hätten sie sich bei freimüthiger Darlegung dessen, was auf dem Spiel stand, der Verpflichtung entziehen können, so schleunig wie nur möglich dafür zu sorgen, daß das deutsche Officier-Corps auch in Zukunft so tüchtig bleibe wie bisher? Von der Zahl unserer Schlachtschiffe hängt das Wohl und Wehe des deutschen Reiches noch nicht ab, wohl aber von dem Grad der Leistungsfähigkeit unserer Officiere. Warum hat aber, so fragen wir nochmals, Herr von Goßler unterlassen, im Schooße der Verbündeten Regierungen auf die Bedeutung des in Aussicht gestellten Militärpensionsgesetzes für die Schlagfertigkeit der deutschen Armee hinzuweisen? Warum hat er auch die Entwerthung des Officier-Corps geduldet? Wer da weiß, wie in den höheren Regionen der Haase zu laufen pflegt, braucht sich hierüber nicht lange den Kopf zu zerbrechen. Es blieb der dazu erforderliche Befehl aus.

Wie gesagt, viele Wunden sind während der Amtsführung des Herrn von Goßler dem deutschen Heere geschlagen worden. Darunter sind einige so schwer, daß sie sich wohl niemals werden heilen lassen. Die Erkenntniß hiervon hätte ihn schon längst amtsmüde machen müssen, und an Gelegenheiten zu einem Rückzug unter einigermaßen guten Formen hat es ihm auch nicht gefehlt. In welche Lage — um nur eine herauszugreifen — kam Herr von Goßler, als im Reichstag der Ankauf des Geländes bei Neuhammer in Niederschlesien durch den Militärfiscus Zwecks Verwendung als Truppenübungsplatz zur Erörterung stand! Ein so großes Mißtrauen wie damals ist einem preußischen Kriegsminister von der Vertretung des Volkes so bald noch nicht bekundet worden. Aber Herr von Goßler blieb auf seinem Posten und harrte geduldig weiter des Winkes, der ihn zur Räumung des Ministeriums veranlassen würde. Und als er schließlich kam, da lagen die Verhältnisse nicht anders, als sie sonst bei Entlassung von Ministern und Staatssecretären zu liegen pflegen. Herr von Bötticher stolperte seiner Zeit über eine Rede des Herrn Eugen Richter im Reichstage, in welcher dem damals noch neuen Kurse seine vielfachen Sünden mit solcher Deutlichkeit und Ueberzeugungskraft vorgehalten wurden, daß der Herr Staatssecretär darüber die Sprache verlor. Täuschen nicht alle bisher gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen, so ist Herr von Goßler durch die schonungslose Kritik der gewaltigen, in jedem Kaisermanöver wiederkehrenden Kavallerie-Attaquen Seitens des Herrn August Bebel in der Reichstagsitzung am 9. März d. J. zu Fall gekommen. Auch wer die Erwiderung des Herrn Ministers nur flüchtig las, mußte bei leidlicher Personalkenntniß sich sogleich sagen, daß er Angesichts einer so matten Vertheidigung nicht mehr zu retten war. Der Umstand, daß die erwähnten Cavallerie-Attaquen sich überhaupt nicht vertheidigen lassen, kommt gar nicht in Betracht. Ließ sich etwa die sogenannte Swinemünder Depesche rechtfertigen, die von den Centrumsleuten im Reichstag so arg zerpflückt wurde? Auf das Glänzendste ist sie aber von dem Herrn Reichskanzler vertheidigt worden. Freilich nicht an der Hand der Logik, aber mit einer Wolke von Worten, in der Hörer wie Leser nicht den Sinn vom Unsinn unterscheiden konnten. Hätte sich am 9. März d. J. Herr von Goßler bei dem pflichtmäßigen Bemühen, die bewußten Cavallerie-Attaquen zu rechtfertigen, hinter eine ähnliche Wolke geflüchtet, so hätten sicherlich die Officiösen ihm und der öffentlichen Meinung noch nicht versichern brauchen, daß er „amtsmüde" geworden sei.

C. v. W.

Notizen.

Agave. Von Marie v. Ebner-Eschenbach. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1903. In diesem zu Beginn des goldenen Zeitalters spielenden italienischen Künstlerromane entwirft die Verfasserin ein leidenschaftlich bewegtes Bild vom tragischen Geschick eines jungen florentinischen Malers, das sich an ihm in der Alles überwältigenden Liebe zu einem berückend schönen Weibe erfüllt. Wie der Held aus der Enge und Niedrigkeit seiner heimischen Lebenssphäre sich zur Höhe schöpferisch gestaltender Künstlerschaft emporschwingt, wie er durch den sein tiefstes Wesen aufwühlenden Schmerz verrathener Liebe die Offenbarung zur Hervorbringung eines, aber auch nur eines einzigen unsterblichen Kunstwerkes empfängt, wie er damit aber auch zugleich all' sein künstlerisches Vermögen erschöpft hat und in die Nacht zurücktaucht, aus der er emporgestiegen, das Alles schildert mit Zügen intimer seelischer Analyse die Verfasserin mit der ihr eigenen überlegenen Kunst psychologischer Darstellung und glänzend gewandeter Sprache. Marie v. Ebner-Eschenbach hält sich im Einzelnen nirgends mit ängstlicher Nachstrichelung des zeitgeschichtlichen Milieus auf, aber über dem Ganzen liegt doch in lebendiger Frische die Zeitstimmung des Cinquecento, mag es sich nun um Schilderung des Treibens der florentinischen Künstler, des Lebens an einem kleinen italienischen Hofe, oder um Einfluß und Bedeutung der Kunst in Leben und Empfinden des Volkes handeln. Wenn ich an dem Buche etwas auszusetzen habe, so ist es der Abschluß, der schon darum nicht voll zu befriedigen vermag, weil sich die Verfasserin durch eine allzu weitgehende Menschenfreundlichkeit dazu verleiten läßt, dem niedergebrochenen Künstler als Ersatz für die erträumte glänzende Zukunft ein — objectiv betrachtet — doch wirklich mehr als bescheidenes Glück zu vergönnen, und zwar, zwiespältig und befremdlich genug, just an der Seite desjenigen Weibes, unter dessen dämonischem Einfluß sein Genius ein einziges Mal den Flug zur Pforte der Unsterblichkeit gewagt. Der Eindruck würde, entsprechend der leidenschaftlichen Gluth, die den ganzen Roman durchpulst, weit tiefer und nachhaltiger sein, wenn dem Helden dieser karge Entgelt für den Verlust seiner himmelstürmenden Künstlerschaft versagt geblieben; er selbst in tragischer Größe untergegangen wäre. Paul Heinze.

Zur gefl. Beachtung.

Da ich bis Ende August l. J. von Berlin abwesend bin bitte ich dringend, während dieser Zeit unverlangte Manuskripte nicht an die Redaction senden zu wollen. Ihre Erledigung würde sich unerwünscht verzögern.

Gleichzeitig weise ich darauf hin, dass die Erledigung aller Honorar-Angelegenheiten, die Versendung von Belag-Exemplaren etc. dem Verlage, W 57, Katzlerstr. 4, **nicht mir** obliegt.

Richard Nordhausen.

Dem kleinen Veilchen gleich,
Das im Verborg'nen blüht, —
Brauch' jeden Tag „Odol",
Auch wenn Dich niemand sieht!

*

Wer tüchtig beißt und kaut
Und auf „Odol" vertraut, —
Nach dessen Zähnen schaut!

*

„Mens sana in corpore sano."
„Corpus sanum dentibus sanis."
„Dentes sani Odoleo."

Deinem Munde geht's auf's Beste:
Jede Mahlzeit wird zum Feste,
Jeder Hauch und jeder Kuß
Wird zum doppelten Genuß,
Wirksam wie ein Liebestrank
Durch die Zähne rein und blank, —
Alles wendet sich zum Wohl,
Brauchst Du weislich stets — „Odol!"

*

Versuchte tausenderlei,
Was das Beste den Zähnen sei:
In Flaschen, Dosen und Kasten,
Essenzen, Pulver und Pasten ...
Und das Ende vom Lied? — die Parol':
„Zurück zum — ‚Odol'!"

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler,
Braunschweig.

(Gegründet 1883.)

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter), Hamburg.
Seltene Gelegenheit!

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Staatskommissar.

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Magen-Leiden
Darm-Leiden
Durchfall
Blutarmut
Bleichsucht

Bei
wird
Hausens Kasseler Hafer-Kakao

als hervorragend wohlthuendes und leicht verdauliches Kräftigungsmittel von mehr als 10000 Aerzten ständig verordnet.

Nur echt in blauen Cartons à 1.00 Mk., niemals lose.

Bad Reinerz

klimatischer waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampfbädern, Inhalationen, Kalkwasserkuren und Massage, Molken-, Milch- und Kefyr-Kuranstalt. — Angezeigt bei Krankheiten der Nerven, der Athmungs-, Verdauungs-, Harn- und Geschlechts-Organe, zur Verbesserung der Ernährung und der Constitution, Beseitigung rheumatisch-gichtischer Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Kurzeit von Anfang Mai. Gegen Schluß Ermäßigungen. Hochquellen-Wasserleitung. Eisenbahnstation. Auskunftsbücher unentgeltlich.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 *M*.

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen
von
Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber** **Zittau i. Sa.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** *M.* 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 22. August 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Deutsche Geschichtschreibung der Gegenwart im nationalen Lichte. Von Kurd von Strantz (Berlin). — Das Wesen der Cultur. Von Prof. Dr. Arthur Drews (Karlsruhe). — Philosophie des Beamtenthums. Von Dr. Georg Biedenkapp. — **Literatur und Kunst.** Eine Rundfahrt um Island. Von Dr. Heinrich Pudor. — **Feuilleton.** Der Wurscht'l-Sepp. Skizze nach dem Leben von Carl Schultes. — Notizen. — Anzeigen.

Deutsche Geschichtschreibung der Gegenwart im nationalen Lichte.

Von Kurd von Strantz (Berlin).

Als Ranke mit seiner kühlen Sachlichkeit die moralisirende Oberflächlichkeit eines Schlossers ablöste, schien die Zeit einer unparteiischen oder richtiger parteilosen Geschichtsauffassung gekommen. Aber glücklicher Weise verwarf Treitschke's Feuergeist in kräftiger nationaler Empfindung diese blutlose, wenn auch noch so tiefgründige Geschichtschreibung. Er setzte das Volk und seine Helden an die Stelle der Partei, die gewöhnlich die liberale gewesen, als wenn andere politische Richtungen überhaupt nicht daseinsberechtigt wären. Auch Treitschke ist freilich in seiner absichtlichen Werthschätzung des siegreichen Preußenthums ungerecht gewesen und hat dem schwachen Friedrich Wilhelm III. zu unverdienten Ehren verholfen, da dieser König nicht einmal die Entschuldigung seines unglücklichen Sohnes, die spätere Geisteskrankheit, für sich hat. Die Kleinstaaterei ist indessen die Wurzel alles deutschen Unheils, so daß das scharfe Urtheil des vaterlandsliebenden Obersachsen bei aller Härte für die kleinen Könige und Fürsten unter Würdigung der politischen Zustände noch viel zu milde ist. Wäre seine Meinung bereits 1871 maßgebend gewesen, würde sich unser Staatenbild vielleicht anders gestaltet haben, zumal nach der jüngsten Lorenzschen Veröffentlichung*) die patriotische Einsicht der norddeutschen Fürsten angenehm von der Rheinbundsgesinnung und Selbstsucht des Südens absticht. Leider sind Treitschke's Wege zum Theil wieder verlassen, andererseits aber auch auf anderen Gebieten als der hohen Politik erfreulicher Weise weiter verfolgt worden.

Es liegen mir eine Reihe von Geschichtswerken tüchtiger Forscher vor, deren Namen theilweise einen guten und weitverbreiteten Klang haben. Es sind gemeinverständliche Einzeldarstellungen unseres öffentlichen Lebens, die die hauptsächlichsten Geschichtsgebiete erschöpfen. Den Reigen soll die böse Politik eröffnen. Kaufmann's „Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert“**) vergißt über den längst erreichten und maßlos überschätzten politischen Freiheiten die unerfüllten nationalen Forderungen und bewegt sich daher im beliebten Geleise der nationalen Selbstgenügsamkeit. Die grausame Enttäuschung nach 1815 sucht er lediglich auf politischem Gebiete und denkt kaum an das Elsaß. Neuenburg dünkt ihm eine unnütze staatliche Last Preußens, statt dessen Bedeutung in internationaler Beziehung zu würdigen. Mit diesem preußischen Erblande hatten wir einen Fuß im Steigbügel, um die Deutschfeindlichkeit der Schweiz zu zügeln und der fortschreitenden Verwelschung entgegenzutreten, die zur politischen Aufsaugung durch Frankreich führen muß. In der Gegenwart ist erst die preußische Säumniß erkannt worden, das Alpenländchen sich selbst und dem Franzosenthum zu überlassen, das schließlich auch den Abfall veranlaßt hat.

Der Radicalismus ist eine Frucht der verwelschten Westschweiz, die bis zur französischen Revolution unter der deutschen Fuchtel der alten Orte und der bernischen Landvögte gehalten wurde. Aber die national so gleichgiltige Krone in Berlin unterhielt ja auf märkischem Sand eine eigene neuenburgische Truppe mit französischer Befehlssprache Die echten Royalisten und falschen Franzosen des Fürstenthums wurden in Berlin gerade als welsche Ausländer besonders verhätschelt. Ueber seinem professorenhaften Junkergezeter vergißt Kaufmann die nationalen Verluste gänzlich. Auch Luxemburg gehört unter diese Fälle. Die Bismarckische Aufgabe des Besatzungsrechtes und der Austritt aus dem Bunde waren nationale Fehler. Bismarck's Befürchtung war irrig. Frankreich war weniger gerüstet als 1870, und Moltke hielt den früheren Zeitpunkt für günstiger. Der Feldherr unserer drei letzten Befreiungskriege hat überhaupt leider stets Recht behalten.

Belfort's Opfer ward nutzlos gebracht, da keine der Großmächte ernstlich Einspruch erhoben hätte. Den elsässischen Sundgau, der zufällig zum Doubsdepartement, also auch alten deutschen Reichsboden als Theil der allemannischen Freigrafschaft, geschlagen war, vergessen unsere nationalgeschichtlich wenig erfahrenen Diplomaten überhaupt gänzlich. Hanotaux*) rechnet daher diesen Sieg über Bismarck mit Recht dem kleinen Thiers als besonderes Verdienst an. Aber Kaufmann muß die Fortschrittspartei entschuldigen und den Starrsinn Roon's verurtheilen, der doch das Schwert für unseren Ruhm damit schärfte. Der professorale Liberalismus kann selbst jetzt noch nicht die bösen Junker würdigen, die doch in Heer,

*) Auch seine Vertheidigung „Gegen Bismarck's Verkleinerer“, Jena 1902, Fischer, enthält neuen Geschichtsstoff, wie unglücklich auch die Verherrlichung des bescheidenen Kaisers und seiner fürstlichen Genossen ausfällt.

**) Berlin 1900, Bondi.

*) Hanotaux, Histoire de la France contemporaine (Uebersetzung bei Grote, Berlin 1908.

Digitized by Google

Verwaltung und auswärtigem Dienst das Reich geschaffen haben, sobald aus ihren Reihen die berufenen Führer erstanden. Man kann sicherlich die nationale Bewegung unter Bennigsen nicht hoch genug schätzen, aber ohne die preußischen Junker hätte sie Nichts erreicht, und dies hat gerade der hannöverische Landedelmann mit klarem Blick erkannt.

Leider gilt der gleiche Vorwurf in vollem Maße von einem Amtsgenossen Kaufmann's, der sich im letzten Bande seiner „Preußischen Geschichte"*) mit demselben Zeitabschnitt befaßt. Auch Prutz schreibt als liberaler Professor, der noch unter dem Bann der alten und neuen Reaction steht. Der todten Zeit unter Friedrich Wilhelm III. wird er ja besser gerecht als Treitschke in seiner absichtlichen Rettung der längst erkannten Unfähigkeit des Königs. Aber auch hier verwechselt er die Hofcamarilla mit der altständischen Partei, wenn auch erst Gerlach für diese militärischen Höflinge den gedachten bezeichnenden Namen erfunden hat. Im engeren preußischen Rahmen treten die stillen Werke des arbeitsamen Beamtenthums schärfer hervor, und folgt Prutz darin der Treitschkeschen Spur. Aber der liberale Parteiwinkel verschiebt doch die wahren Verhältnisse. Der Mißerfolg der ersten liberalen Zeit Wilhelm's I. beweist ja die Unzulänglichkeit der liberalen Politiker, die erst unter Bismarck's kräftiger Leitung dem Vaterland werthvolle Dienste leisteten, die freilich wirthschaftlich auch große Mängel zeigten.

Lorenz**) möge den Reigen der politischen Geschichte beschließen. Sicherlich hat der kleinstaatliche Gelehrte im besten Glauben auf Grund höchst lehrreicher archivalischer Enthüllungen diese Rettung des alten Kaisers verbrochen, dessen ehrfurchtgebietendes, durch die Liebe seines ganzen Volkes verklärtes Bild doch längst feststeht. Irgendwo hat der bescheidene Heldenkönig selbst einmal sich als guten Divisionsgeneral bezeichnet, um damit die Grenze seines Könnens abzustecken. Jetzt will Lorenz sogar Moltke's Ruhm schmälern, der stolzbescheiden die Legende vom Kriegsrath mit der Thatsache im Anhang zum Kriege 1870/71 abfertigt: Ich hielt Seiner Majestät Vortrag und er genehmigte meine Vorschläge, ein Kriegsrath hat auch trotz Anwesenheit des Kronprinzen, Bismarck's und der Generäle nie stattgefunden. Politisch hatte es Bismarck nicht so leicht, da sich auch andere Staatsmänner, militärische Dilettanten, Fürstlichkeiten und Damen einmischten. Aber der alte Herr kannte und vertraute seinem großen Diener, so daß auch er stets siegreich blieb. Nur insofern hat Lorenz Recht, wenn er die übertriebene Nachsicht Bismarck's den süddeutschen Königreichen für verfehlt ansieht, da sie die Erwartung des Geschenkgebers arg getäuscht haben. Der Altreichskanzler hoffte auf den späteren freiwilligen Verzicht dieser Rheinbundsstaaten. Leider schlug der Erfolg in's Gegentheil um. Die reichsfeindliche Bewegung hat auf dem Gebiet der Gesetzgebung trotz der auch höchst lückenvollen Rechtseinheit nur Fortschritte und gerade in Bayern gemacht. Württembergs Herrscher macht eine rühmliche Ausnahme, aber sein Land ist particularistisch geblieben. Wider Willen hat Lorenz dem jetzt so beliebten Byzantinismus Vorschub geleistet, zumal sich sehr über den Vortheil der kleinfürstlichen Einmischung in die Staatsgeschäfte des Norddeutschen Bundes und des Reiches streiten läßt. Württemberg dachte nicht daran, den Kanzler an sein altes Nebenland Mömpelgard zu erinnern, das seine Herzöge erst durch die französische Revolution verloren hatten. Sicherlich ist das weite Maß der bundesstaatlichen Selbstständigkeit vom Uebel, und die Opferbereitschaft der Großherzöge von Baden und Oldenburg, sowie des allzu geschäftigen und auf seinen Vortheil bedachten Herzogs Ernst von Koburg anerkennungswerth. Aber bei Baden kam doch auch die berechtigte Abneigung gegen das habgierige Bayern zum Ausdruck, das die Heimramschung der Wittelsbacher Pfalz zu erreichen wünschte. Der Koburger war 1866 mit zwei herrlichen Oberförstereien belohnt worden, die auch als Kammergut sein Hausvermögen vermehrten. Der geschäftskundige Fürst hatte nämlich geschickt seinen Liberalismus dazu benutzt, daß ihm der Landtag das Eigenthum des Staatsvermögens gegen einen bestimmten Zuschuß zu den Ausgaben zugestand. Erst jüngst ist eine billigere Auseinandersetzung erfolgt. Gegenüber solchen Versuchen im gelehrten Gewand erstrahlt der Ruhm des Dreiblatts Bismarck, Moltke und Roon nur um so heller. Erfreulich ist nur der Hinweis auf das Heer, dem freilich zuletzt unsere äußere Einheit zu danken ist. Das Volk in Waffen sind aber unsere Väter gewesen, die auf dem Felde der Ehre gestritten und geblutet haben. Hierzu gehört wohl aber doch auch der Junker im Officiersrock, der die todtesmuthigen Regimenter anführte und an deren Spitze fiel oder zum Krüppel geschossen wurde. Diese Ehre kann man ihm wohl nicht absprechen.

Seit Lamprecht wird die Culturentwickelung auch geschichtlich eingehender gewürdigt, da ja schließlich auch die Staatskunst dem jeweiligen Zustande der Gesittung angepaßt sein muß. Trotz der unleugbaren Ebbe des politischen Antisemitismus, der aber Dank der jüdischen Reaction dafür um so weitere Volkskreise ergreift, bildet die Stellung des Judenthums im modernen Staatsleben eine wichtige Culturerscheinung, die national von großer Bedeutung ist. Eine ruhige, sachliche Monographie bietet Liebe*) in seinem „Judenthum in der deutschen Vergangenheit", die das Mommsen'sche Wort von dem Zersetzungsferment dieses semitischen Stammes in jeder fremden Volksgemeinschaft bei aller Unparteilichkeit nur bestätigt. Der geflissentlich von den heutigen Juden verbreitete Wahn von der mitleidslosen Unterdrückung Israels wird auf die wahren Ursachen zurückgeführt, die lediglich eine berechtigte Abwehr unseres in der Naturalwirthschaft steckenden Volkes wider die capitalistische Geldwirthschaft eines geborenen Händlerthums bilden. Die Juden sind gleich den Phöniciern auch vor der Zerstörung ihres nationalen Staates ein betriebsames und scrupelloses Händlervolk gewesen, dessen spätere Zerstreuung nur die händlerische Begabung riesenhaft zum Schaden der Opfer seiner Ausbeutung gesteigert hat. Selbst im Mittelalter hatte der gelegentliche blinde Glaubenshaß wesentlich wirthschaftliche Wurzeln, die zur Verfolgung der wirthschaftlichen Peiniger wie heute führen mußte. Die unbeholfene, unter weltfremdem kirchlichen Einfluß stehende Gesetzgebung stellte sogar die Juden rechtlich günstiger als die eigenen Volksgenossen, indem sie Letzteren das Zinsennehmen untersagte, dagegen den offenbaren jüdischen Wucher unbehelligt ließ, an dem sich theilweise sogar die Fürsten und besonders die geistlichen Reichsstände zum wirthschaftlichen Verderb ihrer Unterthanen betheiligten. Der Uebermuth der einflußreichen Juden an den kleinen Höfen und ihre Prunksucht veranlaßten dann zuweilen gewaltsame Aderlässe, die aber den verborgenen Reichthum der Kammerknechte des Reiches nur wenig minderte.

Luther's Schilderung in der Schrift „Von den Juden und ihren Lügen", der selbst Jesus als geborenen Juden ansah und daher keinen Glaubenshaß gegen seine Landsleute hegte, ist vielleicht auch heute noch nicht unzeitgemäß:

„Sie leben bei uns zu Hause unter unserem Schutz und Schirm, brauchen Land und Straßen, Markt und Gassen, dazu sitzen die Fürsten und die Oberkeit, schnarchen und haben das Maul offen, lassen die Juden aus ihrem offenen Beutel und Kasten nehmen, stehlen und rauben was sie wollen, das ist, sie lassen sich selbst und ihre Unterthanen durch der Juden Wucher schinden und aussaugen und mit ihrem eigenen

*) Prutz, Preußische Geschichte, 4. Band. Berlin, Stuttgart 1902. Cotta.

**) Lorenz, Kaiser Wilhelm I. und die Begründung des Reiches 1866—71, Jena 1902, Fischer.

*) Monographien zur deutschen Culturgeschichte, Bd. 11. Leipzig 1903. Diederichs.

Digitized by Google

Gelde sie zu Bettler machen. Sie halten uns Christen in unserem eigenen Lande gefangen, sie lassen uns arbeiten in Schweiß, sitzen dieweil hinter dem Ofen, faulenzen, pompen und braten Birnen, fressen, saufen, leben sanft und wohl von unserem erarbeiteten Gut, halten uns und unsere Güter gefangen durch ihren verfluchten Wucher, spotten dazu und und speien uns an, daß wir arbeiten und sie faule Junker lassen sein, von dem Unseren und in dem Unseren; sind also unsere Herren, wir ihre Knechte mit unserem eigenen Gut, Schweiß und Arbeit."

Es ist kein Zufall, daß die letzte Plünderung einer Judengasse gerade in Frankfurt a. M. erfolgte (1614) und die Kaiserliche Majestät ihre vertriebenen Schützlinge nach $1\frac{1}{2}$ Jahren feierlichst zurückgeleiten ließ. Der niedrigste Zinsfuß von 12% und nachgewiesene Hehlerei waren triftige Gründe der Erbitterung. Der duldsame Friedrich der Große beschrieb seine Besichtigung Westpreußens mit den Worten:

„Ich sage Jedem, der es hören will, daß ich auf meiner Reise nur Sand, Jammer, Haidekraut und Juden gesehen habe."

Er ließ sofort 4000 Betteljuden ausweisen. Auf eine Beschwerde Breslauer Juden antwortete er:

„Was wegen ihres Handels ist, behalten sie. Aber daß sie ganze Völkerschaften von Juden zu Breslau anbringen und ein gantzes Jerusalem daraus machen wollen, das kann nicht seynd."

Leider folgten die königlichen Nachfolger Friedrich's Grundsätzen nicht, und jeder Besucher kann sich in Breslau davon überzeugen, daß er leider Recht behalten hat. Es geht die Sage, daß trotz Eugen Richter's Befehl gerade die jüdischen Freisinnigen die Wahl des Socialdemokraten in den Reichstag verschuldet haben, um trotz der Verabredung den conservativen bürgerlichen Candidaten durchfallen zu lassen. Als derselbe König in der Kriegsnoth die Münze verschlechtern mußte, deren Prägung er dem Berliner Hofjuwelier Ephraim pachtweise überließ, da sang das Volk den bitteren Spottreim:

Von Außen schön, von Innen schlimm,
Außen Friedrich, Innen Ephraim!

Auch Goethe's sicherlich nicht gehässiges Urtheil im Jahrmarktfest zu Plundersweilen darf nicht übersehen werden, da er manche Freundlichkeit im Frankfurter Ghetto genossen und mit mancher dortigen Schönen nach eigenem Geständniß geliebäugelt hat. Die Verse lauten:

Der Jude liebt das Geld und fürchtet die Gefahr;
Er weiß mit leichter Müh' und ohne viel zu wagen
Durch Handel und durch Zins Geld aus dem Land zu tragen.
... Finden sie durch Geld den Schlüssel aller Herzen,
Und kein Geheimniß ist vor ihnen wohl verwahrt,
Mit Jedem handeln sie nach einer eigenen Art.
Sie wissen Jedermann durch Borg und Tausch zu fassen,
Der kommt nie los, der sich nur einmal eingelassen.
... Es ist ein Jeglicher in Deinem ganzen Land
Auf ein und andre Art mit Israel verwandt.

Die ungermanischen Anhänger des „Goethebundes" mögen freilich über dieses Spiegelbild des großen Menschenkenners nicht allzu sehr erbaut sein.

Auch die Thatsache, daß die noch heute in Uebung befindliche Gaunersprache, das sogenannte Rothwelsch, hauptsächlich hebräische Fachausdrücke enthält, läßt ebenso tief blicken wie der Umstand, daß trotz aller Abneigung vor Gewaltthaten im Grenzgebiet zwischen Hessen, Thüringen und Franken, besonders an der Rhön, der jüdische Kirchenraub unter der schwachen reichsritterschaftlichen oder geistlichen Landesherrschaft an der Tagesordnung war und der Landstrich der Diebsthiergarten hieß. Dabei handelte es sich nur um die von Westen eingewanderten Fremdlinge, deren Gesittung noch weit über dem polnischen Zufluß stand. Gegen Letzteren wehrten sich die älteren Insassen und baten sogar den obrigkeitlichen Schutz wider deren Einnistung, was bei dem sonstigen Gemeinschaftsgefühl auffallend wäre, wenn nicht das fridericianische Urtheil diese Ablehnung der polnischen Stammesgenossen gerechtfertigt erscheinen ließe. Im Lichte der Geschichte ist der Rückschlag auf den Gefühlsdusel der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der den Rassenunterschied nicht sah und nur das Bekenntniß in weltbürgerlicher Duldsamkeit irriger Weise beachtete, die wirthschaftliche Folge der schrankenlosen persönlichen Freiheit, die bei der besonderen rechnerischen Anlage des geistig regsamen, körperlich trägen Fremdvolkes zur Ausbeutung des geschäftlich unerfahrenen und sittlich empfindlicheren deutschen Gastgebers führen.

Der moderne Geldhandel, die Blüthe des Capitalismus, der Alles in Bewegung setzt, mit Gütern wie mit alten Hosen schachert, ist daher nach Sombart*) ohne die Mitwirkung der emancipirten Juden gar nicht möglich gewesen. Er beklagt bei seinem Loblied auf diese capitalistische Entwickelung als gemüthvoller Deutscher die entsetzliche Verödung des deutschen Geistes und der Volksseele, ohne den Schluß zu ziehen, daß dieser capitalistische Erfolg zu theuer mit der Verrohung des Herzens erkauft ist. Capitalismus ist Mammonismus und die schamlose Anbetung des goldenen Kalbes. Ohne die Industrialisirung und die Verschwisterung des Großbetriebes mit der Börse als Jobberei hätten wir keine Socialdemokratie und kaum eine solche scharfe sociale Frage. Der Gegensatz zwischen Arm und Reich, die Zerreibung einer selbstständigen Mittelschicht und der erbarmungslose Kampf zwischen dem Unternehmerthum im Besitz der Arbeitsmittel und dem besitzlosen Arbeiter sind die unliebsamen Folge-Erscheinungen des gepriesenen Culturfortschrittes, der technisch unleugbar, geistig und seelisch dagegen höchst zweifelhaft ist. Sombart verkennt diese Kehrseite auch nicht, berauscht sich aber an den ungeheuer gesteigerten Zahlen der Erzeugung, die doch Industrieslaven an Stelle gesunder Bauern schafft, und verschließt sich der grauenhaften Wirkung, die bereits in England eingetreten ist. Sombart plaudert gefällig und thut dies im gedachten Buch absichtlich, da den gelehrten Stoff sein „Capitalismus" enthält. Seine Darbietung ist aber wissenschaftlich auch in diesem Auszug bedeutsam und lehrreich.

Wen die Zahlen nicht täuschen, liest auch das Unerfreuliche zwischen den Zeilen, wenn es auch der Verfasser nicht gelten lassen will. Als echter Theoretiker wundert er sich darüber, daß man bisher noch kein Gut in der Form einer Actiengesellschaft bewirthschaftet hat. Nun der Güterbetrieb der Hypothekenbanken bildet schon einen Vorgeschmack und hat bisher stets mit einem Mißerfolg geendet. Die Antheilsform ist eben erfreulicher Weise nicht überall anwendbar, und gerade der Bauer trotzt dem Großcapital.

In dem scheinbar so glänzenden Bilde enthüllt Lindenberg**) einen häßlichen Fleck, der doch zu ernsten Erwägungen Anlaß geben sollte. Der bestbeleumundeten deutschen Bank, die selbst an Vorsicht der Geschäftsführung die freilich glückhaftere „Deutsche Bank" übertreffen soll, der ehrwürdigen Discontogesellschaft, wird von einem Sachverständigen zahlenmäßig nachgerechnet, wieviel Millionen das deutsche Publicum an ihren Emissionen verloren hat, während die Anstalt stets reichliche Erträgnisse und besonders zum Vortheil der Geschäftsinhaber abwarf. Diese Abwälzung fauler Gründungen auf die unverständigen Kunden ist sicherlich nicht hübsch, und wie muß erst diese Gebahrung bei den unsicheren Banken blühen, wovon die gerichtlichen Nachspiele der jüngsten Zusammenbrüche unliebsame Dinge erzählen. Bei der Discontogesellschaft handelt es sich um rechtlich einwandsfreie Unternehmungen, wie sie sogar einmal, wie bei der Venezuelabahn, selbst mit schweren Verlusten hängen geblieben ist.

*) Sombart, Die deutsche Volkswirthschaft im 19. Jahrhundert, Berlin 1903. Bondi.

**) Lindenberg, 50 Jahre Geschichte einer Speculationsbank, Berlin 1903. Haye's Erben.

Digitized by Google

Auch in der Wirthschaftsgeschichte ist erforderlich, die nationale Bilanz zu ziehen und sich nicht von dem Glanz schnell erworbenen Reichthums blenden zu lassen. Nur was dem Volk in seiner Gesammtheit frommt und seine Wohlfahrt fördert, erscheint dann werthvoll. Das schlimmste Uebel ist die ungleichmäßige Vertheilung des Volksvermögens nach amerikanischem Muster zumal unter Begünstigung eines Fremdvolkes, das sich bisher und glücklicher Weise mit uns bewußter Maßen zu verschmelzen abgelehnt hat. Aber das Eindringen in die höheren Volksschichten Dank seines Reichthums und seiner durch ihn erlangten Bildung ist äußerst gefährlich für die Zukunft unserer eigenen Rasse, die an sich schon wenig widerstandsfähig für fremde Einflüsse ist, wie dies zum Schluß auf literarischem Gebiete zu beweisen sein wird.

Angesichts der Ueberschätzung des Großbankenthums und des von ihr bereits allzu sehr abhängigen Großgewerbes ist das Erscheinen einer Geschichte der deutschen Landwirthschaft*) aus der Feder eines maßvollen und selbst von Feinden des heimischen Ackerbaues anerkannten Fachgelehrten mit Genugthuung zu begrüßen. Goltz schildert im Werdegang dieses auch heute noch vornehmsten Gewerbes, das noch immer mehr Hände als die vielgerühmte Industrie beschäftigt, die technische Entwickelung von den ursprünglichen Anfängen bis zum gegenwärtigen maschinellen Betrieb. Bezeichnender Weise ist unsere Industrie noch nicht in der Lage, die erforderlichen Geräthschaften zu liefern, die wir aus Amerika beziehen müssen. Unser Großgewerbe sollte doch endlich diesen Mangel ausgleichen, da man ja sonst die deutsche Technik etwas ruhmrednerisch wegen ihrer Leistungsfähigkeit verherrlicht. Der Landwirth ist fortgeschrittener als die Industrie. Die geschichtliche Darlegung in cultureller und technischer Beziehung weist die großen Fortschritte dieses angeblich so rückständigen Gewerbes nach, das uns das tägliche Brod schafft. Zur Nothdurft des Lebens können wir sehr wohl der Industrie entbehren, aber niemals des Ackerbaues und der Viehzucht, was sich unsere einseitigen Anbeter des industriellen Großbetriebs gesagt sein lassen mögen.

Zum Schluß sei der Geistesbildung das Wort verstattet. Bartel's deutsche Literaturgeschichte**) nebst einer polemischen Auseinandersetzung mit seinen stark unter dem Einfluß der jüdischen Presse stehenden Beurtheilern stellt herzerfrischend das nationale Moment voran. Besonders für das verflossene Jahrhundert tritt dieser Umstand hervor, der sonst so gern übersehen wird. Die widerliche Heineverehrung mit seinen Vorläufern aus gleichem Stamme und den heutigen Nachfolgern ist gebührend gekennzeichnet, ohne das Genie des Liederdichters zu leugnen. Lehrreich ist die Feststellung, daß die Blutsgenossen Heine's 6 vom Hundert der anerkannten Versschmiede ausmachen, während sie bloß 1 vom Hundert der Bevölkerung bilden. Als erfolgreiche Bühnenstückfabrikanten schlagen sie überhaupt jeden deutschen Wettbewerb. Die Verflachung und Verrohung des zeitgenössischen Schriftthums ist wohl hauptsächlich ihr Werk, zumal sie geschickte Nachempfinder sind und dadurch auch den verhängnißvollen Einbruch des Auslandes fördern. Diese nationale Abrechnung Bartel's wirkt bei der literarischen Uebermacht des Judenthums befreiend, und glaube ich gern, daß man ihn dafür geflissentlich todtschweigt.

*) Freiherr v. d. Goltz, Geschichte der deutschen Landwirthschaft, Band 1. Stuttgart, Berlin 1902. Cotta.

*) Bartels, Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1902. Avenarius; derselbe, Kritiker und Kritikaster a. a. O.

Das Wesen der Cultur.

Von Prof. Dr. Arthur Drews (Karlsruhe).

Die Frage nach dem Wesen der Cultur verdient die eingehendste Aufmerksamkeit in einer Zeit, die vor Allem stolz ist auf die von ihr erreichte Stufe der Cultur und mehr und mehr dahin gelangt, alle Dinge, Zeiten, Völker und Ereignisse am Maßstabe der Cultur zu messen. Der entwickelungsgeschichtlichen Betrachtung zumal, wenn sie auf den Menschen angewendet wird, ist eine klare Einsicht in das Wesen jenes Begriffes unerläßlich, da aller Fortschritt nach der Erreichung der menschlichen Organisationsstufe hinfort nur mehr Culturentwickelung sein kann. Und doch dürfte es wenige Begriffe geben, die in der Gegenwart so häufig im Munde geführt werden, und über welche doch eine so geringe Klarheit herrscht, wie darüber, was unter Cultur zu verstehen sei. Seit die hierauf bezüglichen Errungenschaften unserer classischen deutschen Philosophie, wie diese selbst, der Vergessenheit anheimgefallen sind und der geistige Zusammenhang mit jener Epoche unseres Geisteslebens durch das Emporkommen der empirischen Wissenschaften und der naturwissenschaftlichen Denkungsart zerrissen ist, geht das Streben aller tieferen Geister dahin, auf dem veränderten Niveau einen neuen Culturbegriff zu gewinnen, um ihn als Maßstab zu verwenden und ihn als ideales Ziel der zukünftigen Entwickelung aufstellen zu können. Nietzsche's ganze Philosophie ist erfüllt von dem Gedanken eines derartigen neuen Culturideals, und wie die Philosophie, so sind auch die übrigen Wissenschaften, die vom Menschen handeln, die Geschichte, Kunst-, Religions-, Sitten- und Culturgeschichte im engeren Sinne, mit der Erforschung der Grundlagen und des Wesens aller Cultur beschäftigt und bestrebt, die verschiedenen Ausdrucksformen der Letzteren zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern aufzusuchen.

In der That scheint das sicherste Mittel, um zu einem haltbaren Culturbegriffe zu gelangen, darin zu bestehen, daß man die Gesammtheit aller in unserer menschlichen Geschichte auftretenden Völker in ihren Lebensäußerungen studirt und durch Vergleichung und Beobachtung ihrer verschiedenen Aeußerungsformen zu einer Uebereinstimmung hinsichtlich desjenigen zu gelangen sucht, was unter Cultur verstanden werden soll. Dabei liegt nur die Gefahr einer nichtssagenden Oberflächlichkeit nicht bloß, sondern auch einer rein willkürlichen Bestimmung nahe, und selbst wenn man sich darauf beschränken wollte, die Cultur nur in ihren herrlichsten und gelungensten Sichtbarwerdungen und Kundgebungen in's Auge zu fassen, so würde man doch einen bestimmten Begriff der Cultur schon als Maßstab voraussetzen müssen, um irgend eine bestimmte Aeußerung unter jenen Begriff befassen zu können. Dieser Maßstab muß also doch wohl noch tiefer begründet sein als durch die bloße äußere Beobachtung der sogenannten Culturthatsachen. Um ein bestimmtes Volk als Culturvolk, eine bestimmte Lebensäußerung als Culturäußerung bezeichnen und würdigen zu können, muß man schon wissen, was Cultur ist; darüber aber kann schließlich nicht die rein empirische Beobachtung selbst, sondern nur die begriffliche oder philosophische Ueberlegung etwas ausmachen, indem sie von dem Gedanken ausgeht, daß die Cultur ein Ideal, ein Zweck ist, der innerhalb der menschlichen Entwickelung verwirklicht wird und verwirklicht werden soll, indem man m. a. W. das gesammte Gebiet der Betrachtung unter den teleologischen Gesichtspunkt rückt.

Es war daher ein durchaus berechtigter Gedanke Leopold Ziegler's in seiner Schrift über „Das Wesen der Cultur" (Leipzig, Eugen Diederichs, 1903. 192 S.), unbeirrt durch die moderne empiristische Geschmacksrichtung in der Wissenschaft, die Lösung des gestellten Problems rein vom philosophischen Standpunkte aus in Angriff zu nehmen und die Erfahrung nur insoweit heranzuziehen, als es zur Illustration

Digitized by Google

bezw. zur Bestätigung der von ihm gefundenen Principien nöthig erscheint. Ziegler geht dabei von dem Gedanken aus, daß die Cultur nur aus der Nothwendigkeit ihrer Entstehung, aus dem Zweck begriffen werden kann, den sie dem Menschen bei ihrer Entstehung erfüllte. Der erfahrungsmäßig gegebene Gegensatz von fortschreitenden und (scheinbar) stille stehenden Völkern zeigt, daß die Entstehung einer Cultur aus bloßen Anstößen von außen nicht erklärt werden kann, sondern daß es eine psychische, im Menschen selbst vorhandene Ursache sein muß, die hier zur Herausetzung vorhandener Möglichkeiten drängt, dort sie für immer im Menschen selbst verschlossen hält. Die Aufgabe der Philosophie wird es folglich sein, die letzten Gründe, die im Menschen selbst treibende Dialectik, von aller historischen Zufälligkeit entkleidet, den Culturtrieb als solchen zu untersuchen, und dabei kann sie selbst nicht mehr historisch, sondern muß sie dialectisch verfahren.

Die dialectische Methode, wie Hegel ihr Wesen formulirt und sie selbst in seinen Untersuchungen angewandt hat, jene Methode, welche den Begriff einer Sache sich in immanenter Weise aus den in ihm selbst enthaltenen Widersprüchen entwickeln läßt, die Widerspruchsdialectik, darf heute in der Wissenschaft als abgethan betrachtet werden. Ihre Voraussetzung, auf welche sie sich gründet, daß nämlich der Begriff die Wirklichkeit schlechthin, jeder Begriff aber er selbst zugleich und sein Gegentheil ist und in Folge dessen genöthigt ist, von selbst in die entgegengesetzten Bestimmungen umzuschlagen, hebt consequenterweise alles Denken selber auf; und so ist auch die Dialectik in ihrer ursprünglichen Hegel'schen Form nicht wieder zum Leben zu erwecken. Wer heute von dialectischer Methode spricht, der kann darunter nichts Anderes verstehen, als die Entwickelung eines Gegenstandes aus einer fortschreitenden Nöthigung innerer Triebkräfte, die von Gestaltung zu Gestaltung fortdrängt, bis endlich in einer höchsten concretesten Gestalt, die alle vorangegangenen Stufen als Momente in sich aufhebt, das Ziel der Entwickelung erreicht ist. Dabei ist es allerdings der in jeder Stufe der Entwickelung enthaltene Widerspruch, welcher zur nächsten und endlich zur höchsten Stufe fortdrängt, ohne daß doch die Explication der begrifflichen Momente mit dem Wesen der Sache selbst verwechselt und für etwas mehr gehalten werden kann, als für eine rein subjective Methode des Denkens, die nicht, wie Hegel, von der Erfahrung absolut unabhängig zu sein behauptet, sondern ihre Bestimmungen in beständigem Hinblicke auf die Erfahrung gewinnt, sie an dieser controllirt und dabei doch zugleich über die Erfahrung selbst hinausdrängt. Nicht der Begriff als solcher erscheint nach dieser Methode mit einem Widerspruch behaftet, sondern die Erfahrung in ihrer Einseitigkeit ist das dem Begriffe Widersprechende, und der Begriff, sofern er widerspruchsvoll erscheint, thut dies nur als die gedankliche Widerspiegelung der in der Wirklichkeit vorhandenen Unzulänglichkeit. Die dialectische Methode, in diesem Sinne aufgefaßt, ist zugleich eine phänomenologische, sofern sie die verschiedenen Gestalten der Erfahrung nur als Momente des Begriffes, aber nicht als historische oder genetische betrachtet: die Zufälligkeit der geschichtlichen Entwickelung tritt in ihr zurück hinter der logischen Nothwendigkeit des begrifflichen Verfahrens, und wo die genetische Methode nur Thatsachen aufzuzeigen vermag, da enthüllt sie zugleich ihre Stellung und ihre Bedeutung innerhalb des systematischen Gedankenschemas.

Es ist wahr, selbst eine so verstandene dialectische Methode, welche von den logischen Mängeln der Hegel'schen Widerspruchsdialectik frei ist, ist etwas dem Bewußtsein der Zeitgenossen ziemlich fern Liegendes. Das einseitige Ueberwiegen der Erfahrungswissenschaften im letzten Menschenalter, die von ihnen hervorgerufene Scheu vor dem Begriff als solchen und vor Allem das Vorherrschen des Entwickelungsgedankens im Sinne eines zeitlichen und, logisch angesehen, zufälligen Hervorgehens der verschiedenen Stadien und Stufen aus einander hat das gegenwärtige Geschlecht dem Begriffe gegenüber kopfscheu gemacht und erschwert das Verständniß einer wesentlich auf die logischen Momente gerichteten Untersuchung. Der Historicismus des Zeitalters läuft dadurch Gefahr, die Stufen der Begriffsentwickelung mit historischen Stufen zu verwechseln, und fühlt sich zum Widerspruche herausgefordert, wenn beide sich oft genug nicht völlig zu decken scheinen.

Auch Ziegler's Untersuchung über das Wesen der Cultur wird bei ihrem dialectischen oder phänomenologischen Charakter nur bei denjenigen auf wirkliches Verständniß rechnen dürfen, die behutsam lesen und geistig genug geschult sind, um das Logische und das Genetische auseinanderhalten zu können. Wer jedoch mit solchen Voraussetzungen an die Schrift herantritt, dem wird es einen hohen geistigen Genuß bereiten, den verschlungenen Pfaden der Begriffsentwickelung zu folgen und sich von dem Verfasser zu einer Auffassung des Gegenstandes emporführen zu lassen, die inhaltlich ebenso umfassend, wie sie zugleich durch ihre Höhe und Großartigkeit geeignet ist, den tiefsten Bedürfnissen des Geistes und Gemüthes zu genügen. Es ist ein besonderer Vorzug der dialectischen Methode, daß sie mit ihrem Stufenbau immer höherer und concreterer Momente des Begriffes auch den ästhetischen Sinn in einer Weise anspricht, wie keine andere wissenschaftliche Methode. Diesen Vorzug, der auch schon bei Hegel die Erfindung und Anwendung jener Methode mitbestimmt hat, hat auch Ziegler seinen Untersuchungen in höchstem Maße zu wahren gewußt, und da er seinen Stil an Schopenhauer und dem jüngeren Nietzsche geübt und eine natürliche Gabe hat, phantasievoll, bilderreich und eindringlich zu schreiben, ohne doch der hiermit nur allzu leicht verbundenen Gefahr einer vagen Zerflossenheit seiner Gedanken zu verfallen, so ist die Lectüre seines Werkes ein hoher Genuß für Jeden, der ein ernsthaft erdachtes Werk im Stande ist, mit ernstem Geiste aufzunehmen, und welcher ein inneres Bedürfniß hat, sich über eine so wichtige und grundlegende Frage, wie diejenige nach dem Wesen der Cultur, an der Hand eines nach den höchsten Idealen strebenden und von der tiefsten Sehnsucht nach Cultur erfüllten Denkers zu unterrichten.

Ziegler faßt das Werden der Cultur als die Geschichte der Motive auf, welche das menschliche Bewußtsein ersinnt, um seine Arbeit zu rechtfertigen. Die bewußtlose Natur überliefert den Menschen im Verlaufe ihres Entwickelungsprocesses einem Zustand, wo sie ihn mit vollkommener Hülflosigkeit der Nothwendigkeit gegenüberstellt, die unbewußte Zweckmäßigkeit ihrer eigenen Gesetze zu verlassen und durch die bewußten Gesetze seiner reflectirenden Kraft zu ersetzen. Nun ist aber von allen Instincten nur einem die Möglichkeit gegeben, in das zunächst durchaus noch sinnliche Bewußtsein zu gelangen, und dies ist der Instinct der Selbsterhaltung. Der Bruch mit der Natur ist somit die Selbstzwecksetzung des Individuums, die Revolution der individuellen Besonderheit gegen die Idee der Gattung. Mit ihr ist die Stellung des Menschen zur Natur von Grund aus verändert. Die dumpfe Hingabe und Unterordnung unter die Naturcausalität als der dem Menschen gemäßen schwindet. Der Wille ist auf die Befreiung von ihr gerichtet. Der sich auf sich selbst beziehende Mensch erhebt sein Ich zum Grunde und Princip seines Handelns und sucht den Zweck des Lebens in seiner persönlichen Glückseligkeit. Nun wird die Natur zum bloßen Mittel herabgesetzt, um dem Menschen dieses Ziel zu verschaffen, und dies geschieht vermittelst der mechanischen Arbeit. Mit ihrer Hülfe entsteht die menschliche Wirthschaft, der Landbau und die Industrie, entsteht mit Einem Worte die Civilisation, welche die erste Stufe der Naturbefreiung bildet.

Die Civilisation ist praktisches Verhalten des Menschen, durch den bewußten Zweck der Glückseligkeit bestimmt. Aber sie ist ein Verrath, ein Abfall von der Natur, von allen

Digitized by Google

untermenschlichen Gesetzen und in diesem Sinne widernatürlich. Dies kommt darin zum Vorschein, daß der Mensch, durch den Kampf gegen die objectiv reale Natur gewissermaßen unter die Stufe des organischen Lebens wieder herabsinkt und, statt die Freiheit zu gewinnen, sich nur eine neue Fessel schmiedet. In eine Fülle von ihm selbst geschaffener realer Beziehungen verstrickt, verliert er seine kaum errungene Freiheit wieder an Bedingungen, die ihn viel schmerzlicher bedrücken als vorher die Natur. Statt der erwarteten positiven Glückseligkeit wird dem civilisirten Menschen nicht nur ein Zustand bloß negativen Befreitseins, sondern sogar eine neue Lage voll positiver Unlust gegeben. Das bewußte Motiv des neuen Zustandes, die Glückseligkeit, erweist sich als eine Illusion, sofern es einen entgegengesetzten Zustand erzeugt, als es versprochen hatte. Indessen ist doch nicht die Civilisation als solche ein Irrthum, sondern nur der Glaube des Menschen, daß er hierin seinen Zweck erfülle.

Das zeigt vor Allem das Leben im Staat, das Ziegler als die objectiv gewordene Civilisation bestimmt. Der Staat ist der vernunftvoll geordnete Organismus, der die Summe aller praktischen Beziehungen in sich zur Entwickelung gelangen läßt, um so die reale Stütze für alle späteren außerpraktischen Bethätigungsweisen zu sein, er ist ein bloßes Mittel für diese und selbst so wenig zur Entfaltung der übergeordneten geistigen Möglichkeiten berufen, daß er auch keinen Anspruch auf die ungetheilte Hingabe seiner Bürger haben und andere als rein praktische Beziehungen verwirklichen kann. Wo der Einzelne sich rückhaltlos dem Staate widmet, da verkümmert daher auch nothwendig der Reichthum seiner Seele an außerpraktischen Beziehungen, und eine Rasse, die ihre ganze Pflege des geistigen Lebens dem Staate übergeben hat, ist keiner geistigen Entfaltung werth, denn so lange ist sie wesentlich durch die Rücksicht auf die gemeinsame Wohlfahrt bestimmt. Aber auch das andere nothwendige Mittel der Civilisation, das Wissen als methodisch geordnete und systematisirte Kunde, ist nicht im Stande, das Leben des Menschen auszufüllen, da es lediglich von Erscheinungen als solchen handelt und keine wesenhafte Erkenntniß zu bieten hat. „Eine Menschheit, die beim Wissen stehen bleibt, wie der Chinese und so oft der Deutsche, beweist, daß ihr nicht um Erkenntniß, sondern um schlaue Verwerthung erlisteter Thatsachen zu thun ist. Zu dieser ausschließlich civilisatorischen Bedeutung sinkt auch die Wissenschaft da wieder herab, wo sie zur angewandten wird, zur Technik."

Erst in der Entwickelung des Rechtes schreitet der Mensch über die bloße Eudämonie hinaus, wie sie das letzte Bewußtseinsziel aller Civilisation ausmacht, und ordnet er sich einem höheren Zwecke unter. Die Rechtsordnung ist zunächst nur das nothwendige Mittel, die mit der Civilisation erweckten Individualinstincte in jenen beständigen Gleichgewichtszustand einzudämmen, der zur Gestaltung des civilisatorischen Gedankens unerläßlich ist. Aber indem das Recht als anerkannte Ordnung seine alle umfassende Verbindlichkeit geltend macht, dem der Einzelne sich beugt, wird gleichzeitig der Inhalt der rechtlichen Bestimmungen als ein solcher anerkannt, der über die Instincte und Triebe erhaben ist, aus welchen die Civilisation hervorgeht. Es zeigt sich, daß das Recht nicht um der Civilisation und des Staates Willen da ist, sondern umgekehrt, und daß der Staat seine erhabenste Aufgabe erfüllt, indem er das Recht, ursprünglich eine nothwendige Constitution zu seiner eigenen Möglichkeit, sich so entfalten läßt, daß es ihn selbst von Grund aus erneuert. Im Recht allein ist die Möglichkeit gegeben, den Staat in sich selbst wiederzugebären, d. h. ihn auf eine andere Grundlage als die eudämonistische zu stellen. Nicht das Recht darf zum Staatsrecht werden, sondern der Staat muß Rechtsstaat sein. So ist die Idee des Rechts die erste, die sich in ihrer wahren Bedeutung aus dem civilisatorischen Willen nicht mehr ableiten läßt, weil ihr Inhalt nicht mehr das praktische Glück, sondern die Gerechtigkeit ausmacht. Der Mensch, der im Recht die neue Norm auffindet, welche von nun an seine Beziehungen bestimmen soll: die Gerechtigkeit, hat im Grunde auch mit der Civilisation gebrochen. Soll er sich in Zukunft ganz der Verwirklichung des gerechten Staates widmen, sein Dasein in allen seinen Beziehungen gemäß dem aufgefundenen Gesetze läutern, so bedarf er eines immer wieder zu stärkenden Glaubens an einen objectiven Geist, womit er aber über die Civilisation hinaus ist.

Die Civilisation war der zusammenfassende Ausdruck für die praktischen Beziehungen des Menschen, vermittelst deren er die Natur zum Mittel seiner eigenen Glückseligkeit herabsetzte. Die Widernatürlichkeit dieses Verhältnisses mit ihren entsprechenden Folgen kann nur dadurch aufgehoben werden, daß der Mensch die Natur in ihre ehemaligen Rechte wieder einsetzt, aber nun nicht mehr als Wirklichkeit, sondern als Erscheinung, bezw. als bloßen Schein. Das Verhalten des Menschen zur Natur als Schein ist das ästhetische Verhalten. Es ist dadurch möglich, daß der Sinnenschein nicht rein als solcher, sondern als die Versinnlichung oder Manifestation eines in ihr verborgenen geistigen, d. h. logischen, Gehaltes aufgefaßt wird, der seinem Wesen nach mit dem eigenen Geiste des Menschen identisch ist. Indem der Mensch sich die Schönheit der Dinge zum Bewußtsein bringt, bezieht er sich nicht mehr zur Realität der Dinge, sondern zu ihrem Wesen. Dadurch wird er befreit nicht bloß von der Naturbedingtheit oder dem Zwange der realen Causalität der Dinge, sondern auch von der Illusion eines zu erlangenden Glückes, die den Menschen auf dem Standpunkte der Civilisation genarrt hatte. Wenn die Illusion deßhalb täuscht, weil sie mehr zu sein vorgiebt, als ein bloßer subjectiver Bewußtseinsinhalt, so ist der ästhetische Schein gerade deßhalb wahr, weil er darauf verzichtet, etwas Anderes zu sein als Schein. Im verklärenden Glanze dieses schönen Scheines wird der Glaube an ein unendliches menschliches Glück zum Märchen: „lächelnd schenkt der Mensch die Anwartschaft auf die Glückseligkeit, ihm selbst versagt, einer Welt von unter- und übermenschlichen Kreaturen. Und hier mag er in den silbernen Gärten eines ewigen Frühlings lässig wandeln, wo in süßen Nächten der Thau des Mondes auf die Büsche fällt und ruhend sein Haupt in den Schooß der Geliebten stützen. Der Glaube an die himmlischen Genüsse des ewigen Gottesreiches wird zur Legende, furchtlos darf der Mensch von der Nutznießung des göttlichen Reiches träumen, die ihm in Wirklichkeit versagt ist, zu theilen." Indessen kann der Mensch in dem Zustande der ästhetischen Betrachtung doch nicht ausschließlich verharren. Denn der Schein offenbart von dem Wesen der Dinge eben nur so viel, als er gleichzeitig davon verhüllt. Sobald der Mensch die rein logische Natur des ideellen Gesetzes als den letzten Grund für sein ästhetisches Verhalten zu ahnen beginnt, nöthigt ihn sein Erkenntnißtrieb zu einer ungetheilten Antheilnahme an dieser Gesetzmäßigkeit selbst, und damit geht das ästhetische in das theoretische Verhalten über.

Das theoretische Verhalten hat mit dem ästhetischen das gemein, daß es auf praktische Beziehungen Verzicht leistet, und es findet sich zum civilisatorischen Verhalten insofern zurück, als es sich, wie dieses, in Beziehung zur objectiven Realität der Dinge zu bringen versucht. Mit dieser neuen Freiheit, der Abstraction vom praktischen Nutzen, bereichert, strebt der Mensch, die Wirklichkeit sich zugänglich zu machen, indem er sie ihrem Wesen nach als die Gesammtheit der in ihr enthaltenen Gesetze deutet. Diese immanente Logicität der Dinge in der Form menschlicher Begriffe zu entwickeln, das ist die Aufgabe der Wissenschaft. Sie fragt nach dem Warum, dem causalen Auseinanderhervorgehen, und dem Wie der Dinge, d. h. nach der Art und Weise ihrer Beziehungen zu einander. Allein je mehr derartiger causaler und logischer Beziehungen sie begrifflich reproducirt, desto

Digitized by Google

ausgedehnter wird sie, in desto mehr von einander verschiedene Einzelwissenschaften zerfällt sie, deren jede in einer gewissen, nur ihr gemäßen Beziehungsart zu den Dingen steht. Dadurch aber entfernt sie sich mit fortschreitender Entwickelung immer mehr von ihrem eigentlichen Ziele, den logischen Gehalt der Dinge zu expliciren; denn je näher ihre Gesammtheit einer adäquaten Darstellung der logischen Gesetze kommt, desto ferner steht sie als einzelne jenem Wesen, ein desto unmöglicheres Werkzeug bedeutet sie als Totalität für den Menschen, um die Dinge sinnreich zu begreifen.

Aus diesem Chaos der abstracten Wissenschaften, deren jede ihn von der heimathlichen Erde des wahren Wesens mehr entfernt, und deren Gesammtheit er sich doch nicht zu bemächtigen vermag, rettet den Menschen die Philosophie, indem sie einen Grund postulirt, ein Unbedingtes, welches alle Bedingtheit und alle Beziehungen der Einzelwissenschaften in sich aufhebt. Die Philosophie fragt nicht nach den einzelnen Gesetzen, sondern nach der Gesetzmäßigkeit, nicht nach den logischen Beziehungen, sondern nach dem sich Beziehenden, dem logischen Sein als solchen, und da nun die Gesammtheit aller logischen Beziehungen das sogenannte Kategorialsystem ist, so ist sie zunächst Kategorienlehre. Indessen können die Kategorien nichts Letztes sein, nicht beziehungslos zwischen dem Nichts und dem Dasein schweben, sondern setzen ein ruhendes in sich seiendes Subject voraus, woran sie haften. Wer ist dieser Träger der Kategorien? Wer denkt dieselben und durch sie? Erst mit der Untersuchung dieser Frage löst die Philosophie ihre eigentlichste und höchste Aufgabe und drängt sie im Gegensatze zu der Gesammtheit aller übrigen Wissenschaften nach der wesenhaften Einheit, welche die gesammte Natur durchzieht. Wenn alle Wissenschaften Naturwissenschaften sind im weitesten Sinne, insofern sie alle die naturimmanenten Beziehungen zum alleinigen Objecte ihrer Untersuchungen erheben, so ist die Philosophie in Wahrheit die Wissenschaft des Geistes, denn das Subject oder der „Ort" der Kategorien kann nur Geist sein. Die Frage nach dem Wesen des Geistes aber fällt mit der anderen nach dem Ursprunge des menschlichen Bewußtseins zusammen. Denn da sich herausstellt, daß das Ich oder das Bewußtsein nicht der Träger der Kategorien sein kann, da es selbst die Kategorien nicht schafft, sondern in sich vorfindet, so müssen die Ursprünge derselben anderswo in einem Subject gesucht werden, das selbst vorbewußt und unbewußt ist. Damit ist die Philosophie die mystische Wissenschaft schlechthin, womit der Mensch in sich selbst zurückgeworfen und zur Erkenntniß gebracht wird, daß die tiefsten und letzten Geheimnisse der Welt in seinem eigenen Inneren entschieden werden müssen, und fällt sie insofern mit der Theologie zusammen, als der unbewußte Grund des Bewußtseins seine Identität mit Gott selbst enthüllt.

Es spricht nicht hiergegen, daß die moderne Wissenschaft unter der absoluten Vorherrschaft der Naturwissenschaften geglaubt hat, durch ihr eigenes Dasein das Dasein der Philosophie für ein überflüssiges erklären zu dürfen, und sich selbst an deren Stelle zu setzen versucht hat. Denn die gegenwärtige Blüthe der Naturwissenschaften ist, wie Ziegler in einem der beherzigenswerthesten Abschnitte seines Buches darlegt, als ein Zerfall der menschlichen Totalität zu deuten, als ein Verkennen der Aufgabe des theoretischen Verhaltens. Die Naturwissenschaft ist nicht im Stande, den Menschen wirklich zu befreien, sondern führt ihn durch ihre specialistische Zersplitterung zum todten Wissen zurück und theilt die vernichtende Wirkung des Letzteren. War die erste Ursache der menschlichen Civilisation die, daß sich der Mensch als Selbstzweck ansah und die Natur zu seinen Gunsten verbrauchte, so besteht dieser Rückfall in den Zustand bloßer Civilisirtheit in dem umgekehrten Verhältniß: der Mensch erklärt sich als Mittel zu einer von ihm selbst erzeugten Beziehungsmodalität seines Wesens, er fühlt sich als demüthigen Priester der Wissenschaft, ohne daß doch das abstracte Ideal der Wissenschaft im Stande ist, sein unermüdliches Dienen, seine eigene Mittelbarmachung zu rechtfertigen.

Der Mensch muß sich selbst als Zweck betrachten, wenn anders er zur Freiheit gelangen will. Und doch kann das unmittelbare eigene Ich dieser Zweck nicht sein, denn damit verliert sich der Mensch in der Civilisation und geht er seiner Freiheit, wie gesagt, erst recht verlustig. Hier drängt nun die Möglichkeit eines sittlichen Verhaltens, die wunderbare Erscheinung eines inneren Standpunktwechsels, infolge wovon der Einzelne sein Ich den Zwecken eines dem Ich übergeordneten absoluten Subjects opfert, dem Menschen die Erkenntniß auf, daß sein eigentliches wahres Selbst unmöglich sein empirisches Ich sein kann. Der Mensch kommt zur Einsicht, daß ein Inhalt im Ichbewußtsein, der plötzlich alle auf dieses bezogenen Handlungen verwirft, auch nicht durch das Ich erzeugt sein, daß er vielmehr seinen Ursprung in einem vorbewußten und unbewußten Subject haben muß, von dem aus das empirische Ich und die auf dieses bezogenen Zwecke sich als ein Nichtseinsollendes, als ein zur Ueberwindung bestimmter Irrthum darstellen. Damit ist erst der wahre Einheits- und Beziehungspunkt für die menschliche Zweckthätigkeit gewonnen.

Es ist das sogenannte wahre Selbst, das überall identische, ewige und unbewußte absolute Subject, der Weltgeist, den wir bereits als den eigentlichen Gegenstand der Philosophie erkannt haben, welcher dem Menschen die gesuchte Freiheit verbürgt. Frei ist der Mensch nicht als in sich abgeschlossenes, besondertes und fensterloses Bewußtsein, sondern sofern er in seinem unbewußten Selbst den Zusammenhang mit dem absoluten Geist bewahrt. Wie dieser in seiner immanenten Logicität das Object sowie das Subject des ästhetischen Verhaltens bildet, so ist er auch das Subject des Erkennens, sofern in ihm der Träger der Zweckmäßigkeit des theoretischen Verhaltens gesucht werden muß. Da aber auch das erkennende Subject vom erkannten Object nicht verschieden und als solches das alleine Unbewußte, der metaphysische Wesensgrund der Welt ist, so stellt sich das wissenschaftliche Verhalten dar als die Selbstbewußtwerdung des Unbewußten. Derselbe unbewußte Trieb zur Freiheit, der in der Civilisation als das bewegende Princip aller Naturemancipation erschien, enthüllt sich somit hier als die Sehnsucht des Unbewußten, zum Bewußtsein seiner selbst zu kommen. Nur unter dieser Voraussetzung hört die Wissenschaft auf, Selbstzweck zu sein und den Menschen zu ihrem Diener zu machen bezw. ihn dem Chaos und der Zersplitterung der Einzelerkenntnisse zu überantworten. Jetzt sinkt sie selbst zum Mittel des menschlichen Selbst herab, nur freilich nicht des zufälligen individuellen empirischen Selbst, des Ich, sondern des unbewußten absoluten Selbst, das sich innerhalb und vermittelst der Philosophie zum Bewußtsein seiner selbst emporringt. „Die deutsche Philosophie am Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte in jenem unbewußten Schöpfer und Träger die letzten Zwecke der Geistesarbeit erkannt, ihrer Entdeckung, vielleicht der folgenreichsten des Menschen, verdanken wir den herrlichen, kurzen Mitsommernachtstraum einer anbrechenden deutschen Cultur. In der Pflege dieses Selbstes wurzelt unser deutscher Humanismus, der wundervolle Classicismus Herder's, Goethe's und Schiller's. Wenn wir das Wesen des Menschen je nach Maßgabe unserer Erkenntnisse richtig zu deuten verstünden, so behielte das erzieherische Ideal dieser Art Humanismus seine ewige Gültigkeit, so lange überhaupt Menschen leben und schaffen. Aber das folgende Geschlecht, das von den alten Göttern nichts wußte und mit täppischer Brutalität die blühenden Beete zertrat, brachte den Zerfall in dem Augenblick, wo es das Dasein eines unbewußten und objectiven Geistes leugnete, in dessen Selbstbewußtwerdung die Geschichte der Wissenschaften inbegriffen ruhte. Denn jetzt war der „Ort der wissenschaftlichen Teleologie" verloren, jetzt konnte das Zeitalter der

Digitized by Google

absoluten Wissenschaft und der absoluten Entartung aufdämmern, unter sich das junge Leben unseres Geistes begrabend. Von der Annahme und dem Glauben an das Unbewußte ist es daher abhängig, ob wir dem wahnsinnigen Treiben um uns Einhalt gebieten wollen und die Zwecke der Erziehung abermals in uns suchen dürfen. Unsere deutsche Zukunft ruht ausschließlich auf dem Anschluß an die deutsche Philosophie, in dem Sinne, daß nur diese den Glauben an den objectiven und uns doch immanenten Zweck aller entwickelungsmäßigen Arbeit verbürgen kann durch das Dasein eines Allen innewohnenden und in Allem identischen unbewußten geistigen Selbstes."

Wird nun dieser Glaube an die metaphysische Einheit und den Grund aller Dinge, zu welchem die Philosophie den Menschen leitet und ihn dadurch von der erdrückenden Last der bloßen Wissenschaft befreit, zum Bestimmungsgrunde des praktischen Handelns, so geht damit das theoretische in das religiöse Verhältniß über. In der Religion erscheint der metaphysische Grundtrieb des Selbst, den wir als das treibende Princip aller vorangegangenen Stufen erkannten, als der Wille desselben zur Erlösung. Denn das Unbewußte, das sich nur im Bewußtsein des Menschen bricht und reflectirt, ist damit noch nicht befreit. Die bloße Erkenntniß Gottes im Bewußtsein ist nur erst eine Befreiung im ideellen Sinne, wobei die intelligible Inhaltlichkeit und logische Beschaffenheit nur passiv aufgefangen wird, während das Unbewußte überall durchströmt ist von dem unrastigen Triebe der Realität, vom Willen. „Gott will mehr, als nur erkannt sein, Gott will *sein*, er will sich durchsetzen, er will nicht Freiheit im Sinne der Bewußtheit, sondern er will *Erlösung*, d. h. die Umgestaltung der Wirklichkeit nach dem Maße seines Erkanntseins. Die bloße bewußte Erkenntniß läßt in Gott einen heimlichen Rest, der nie zu Gedanken werden kann, der selbst kein Gedachtes und zu Denkendes ist, und dieser Rest ist die Realität, die selbst nicht im Gedanken, sondern nur wieder durch Realität, d. h. durch Wollen erlöst werden kann." Der ohne Bewußtsein wirkende Gott will mit Bewußtsein thätig sein, d. h., im Menschen zu sich selbst gekommen, als Gottmensch die Welt gestalten. „Wenn der Mensch anfängt, die Ziele und Wünsche seines Schicksals zu errathen und fortan sich selber opfernd preisgiebt, um jenem zur Wahrheit und Wirklichkeit zu verhelfen, wenn ihm das Dasein seines bewußtlosen Selbstes als der innewohnende Gott zum Bewußtsein gelangt, hat er begonnen, ein religiöser Mensch zu sein. Aber erst, wo die ganze Wirklichkeit in jeder ihrer Beziehungen bestimmt ist durch diese religiöse Thatsache, erst wenn das Leben in all' seinen Ausdrucksformen zu einem einzigen umfassenden Gottesdienste geworden ist, erst „wenn diese Periode sein wird, dann wird auch Gott sein."

Damit schließt die Religion den Zauberkreis, in welchem sich der Mensch seit seinem Verlassen der Civilisation befindet. Aber indem sie ebenso mit dem theoretischen Verhalten bricht, wie dieses dem praktischen entsagt, kehrt sie synthetisch zur ursprünglichen Verhaltungsart des Menschen, die eine praktische war, zurück. Erst in der Religion wird der Mensch befähigt, eine neue erlösende Wirklichkeit rein nach den Gesetzen seiner eigenen Selbstheit zu gestalten, und diese neue Wirklichkeit ist die Cultur. Die Cultur, wie Ziegler sie im Sinne hat, als die Verwirklichung eines Daseins, welches durch die zunehmende Erkenntniß des Selbstes bestimmt ist, wäre eine synthetische Vereinigung des antiken Humanitätsgedankens bezw. unseres eigenen deutschen Begriffes einer menschlichen Cultur mit dem Geiste des indischen Ariers. Denn das Selbst, in dessen fortschreitender Erkenntniß als des einen unbewußten Weltgrundes die Größe der deutschen Philosophie seit Kant besteht, ist identisch mit dem Atman des indischen Brahmanen, der auch für diesen mit dem alleinen Weltgeist, dem unbewußten Brahma zusammenfällt. Der Zweck, welchem sich die Hellenen und Indier, die beiden hervorragendsten Culturvölker der Erde, gewidmet haben, war das eine Mal der Mensch, das andere Mal Gott. „Als ein Suchen nach Ausgleich zwischen beiden Lebensideen erscheint uns unsere eigene Geschichte. Die sich selbst vernichtende Frömmigkeit des Inders und die sich selbst bildende und gestaltende Persönlichkeitspflege des Griechen haben uns lange schwankend beschäftigt, ohne daß es bis heute gelungen wäre, diese Grundgegensätze zu versöhnen. Es ist deutlich, daß die Einheit Gottes und des Menschen nur der Gottmensch sein kann, den allerdings heute erst unsere Philosophie, noch nicht unsere Religion gefunden hat, — daß mithin unsere Cultur nur eine Einheit der griechischen und der indischen sein kann."

In der dreifachen Bezogenheit zum objectiven Geiste in der Kunst, der Philosophie und der Religion strebt der Mensch über sich hinaus und wird er selbst zum Gottmenschen. Diese dreifaltige Besitznahme des Menschen von Gott ist Cultur im objectiven Sinne des Wortes. Subjectiv ist aber dieser Wille zu Gott oder zur Cultur keine Sehnsucht des besonderten, begrenzten, sich für eine letzte Einheit ansehenden Individuums, sondern des alleinen absoluten Subjectes der Kategorien, das im Menschen gleichsam wiedergeboren wird. Der Culturmensch ist demnach der Gottmensch, und „Cultur ist die Gesammtheit aller Beziehungen des Menschen zum objectiv daseienden, ewig bewußtlosen Weltgeiste, der im Menschen zum Bewußtsein seines eigenen Willens gelangt, und dessen Richtung den Selbstbefreiungsproceß des unbewußten göttlichen Wesens im menschlichen Bewußtsein und Dasein bedeutet. Die Geschichte der Cultur ist demnach die Geschichte der im Menschen frei werdenden Göttlichkeit; der Werth der Cultur beruht auf dem Grade, in welchem der Mensch die Befreiung Gottes zu fördern vermag. Nicht im Uebermenschen endet der große Befreiungsproceß des Menschen — sondern im Gottmenschen, nicht die Sehnsucht Nietzsche's, die Gedanken Hegel's mögen sich in uns verwirklichen: das Bewußtsein Gottes ist das Bewußtsein des Menschen von Gott — nur das kann Cultur heißen. Diese Culturmenschheit wäre der ewig in Gott eingeborene Sohn, der Logos, welcher Fleisch, d. h. Mensch und Bewußtsein, geworden ist, der Krischna und der Herakles, der den gefesselten, an Naturgesetz und Egoismus geschmiedeten Gott befreit und erlöst."

Es sind wundervolle Worte, die Ziegler findet, um die Verwirklichung dieses tiefsinnigen und allein das Wesen der Sache erschöpfenden Culturbegriffes als bedingt durch eine moralische That zu kennzeichnen. „Nicht die Kunst, nicht die Philosophie können eine neue Wirklichkeit verursachen, weder die Musik Bach's und Bruckner's, noch die Tragödien Wagner's, noch die Metaphysik Platon's und Hartmann's, keine Erkenntniß und keine Einsicht, und sei es die erhabenste — sondern einzig und allein der moralische Wille, das Bewußtsein einer sittlichen Pflicht. Dieses Bewußtsein kann allerdings vertieft und gesteigert werden durch die vorbildliche Wirkung vorhandener Werke und Ideen — aber der Act der culturellen Wiedergeburt kann sich nur vollziehen in dem Willen eines ganzen Volkes, in dem Genius seiner Gemeinsamkeit. Was aber bei uns Deutschen heute Cultur heißt, ist nicht mehr als die abstracte Idee einer solchen, was uns Deutschen zu einer Cultur fehlt, ist die Sittlichkeit und die Charakterstärke, um aus dieser Idee ein Leben zu wirken."

Es ist lange her, daß in unserer deutschen Philosophie solch' eindringliche Worte von so hoher Warte her ertönten. Es klingt etwas von dem moralischen Pathos Fichte's durch die Schrift, und ihre Grundgedanken bewegen sich auf den geistigen Höhen eines Schelling und Hegel, die unsere Zeit nicht kennt, und in deren Schriften doch allein die fruchtbaren Keime einer zukünftigen deutschen Culturentwickelung liegen. Von diesem Standpunkte aus vermag Ziegler auch einem Rousseau in ganz anderer Weise gerecht zu werden,

Digitized by Google

als die modernen Vertreter eines humanistisch und social angehauchten Positivismus. Rousseau kämpfte, wie Ziegler darlegt, durchaus nicht gegen die Cultur als solche, sondern er empörte sich nur gegen die Cultur, welche er vorfand, und die ihrem Wesen nach nichts anderes war als eine bloße Civilisation. Dieser dichtende Philosoph war von dem tiefen Instincte geleitet, daß die Cultur den Menschen befreien müßte und er suchte sein ganzes Leben lang sehnsüchtig nach diesem befreienden Princip. Falsch war bei ihm nicht die Auflehnung und Empörung, sondern das Princip, welches er zur Ueberwindung dieses Zustandes angeben konnte. Denn die Befreiung und den befreiten Menschen konnte die Natur dem Rousseau ebenso wenig gewähren, wie die Civilisation. Er kannte das Unbewußte, er suchte sein ganzes Leben hindurch sich mit dieser größten aller Entdeckungen abzufinden, aber er kannte das Unbewußte nur als Instinct, und er irrte, da er dessen objectiven Zweck mit dem subjectiven Zwecke der menschlichen Glückseligkeit identisch setzte. „Nicht weil er zur Natur zurückwollte, konnte er den Menschen nicht befreien, sondern weil er den großen Naturgesetzen der unbewußten Instincte nicht tief genug in's Herz schaute, weil er nicht sah, daß die Natur in ihrer bewußtlosen Zweckmäßigkeit nichts, gar nichts nach der Glückseligkeit ihrer Geschöpfe fragt." So scheiterte er an dem Bewußtseinsfanatismus der französischen Aufklärung, an der Philosophie des Cartesius und seiner Schüler und wurde er dazu gedrängt, die Cultur zu verneinen, weil sie das menschliche Glück als solches freilich nicht befördert.

Erst die deutsche Philosophie Kant's ergriff die Aufgabe, die bewußtlose Naturzweckmäßigkeit von den Bestimmungen und Beziehungen des menschlichen Ichbewußtseins zu befreien, und erklärte sie für eine rein immanente, auf die Gesammtheit eines jeden natürlichen Organismus bezogene Idee. Schiller, „dieser in vieler Hinsicht vornehmste und edelste Culturgeist der Deutschen", begriff die Nothwendigkeit für den Menschen, seiner Natürlichkeit zu entsagen und die dumpfe Unbewußtheit der instinctiven Noth in die freie Bestimmung der menschlichen Vernunft zu verwandeln. Er verstand die Aufgabe einer zunehmenden Bewußtwerdung, die dann als frei gewähltes Gesetz den Menschen bestimmen soll, als die Idee der menschlichen Erziehung und erblickte in dem reinen Schein des Kunstwerkes die Einheit von Freiheit und Nothwendigkeit, ohne dabei das Uebergangsartige des ästhetischen Verhaltens zu verkennen. Aber erst Schelling gab dieser Idee einen metaphysischen Unterbau und zeigte, daß die bewußte Vernunft, die sich selbst für ein Letztes ansieht, keine Moral begründen und keine Sittengesetze schaffen kann, indem er die Schiller'sche Einheit der Freiheit und Nothwendigkeit als den einen unbewußten Weltgeist bestimmte, der sich bewußtlos in der Natur auswirkt, um im Bewußtsein die Freiheit seines Wesens zu verwirklichen. Von dem Gesichtspunkte dieses ewig Unbewußten angesehen, „verliert das menschliche Thun die Willkür und hiermit den Gegensatz zur ewig nothwendigen Natur — indem der Mensch zu ihm zurückkehrt, birgt er sich wieder im Schooße seiner Herkunft, in jenem Princip der wahren Natur, nach dem Rousseau vergeblich geforscht hatte. Die Instincte dieses ewig Unbewußten wollen allerdings nicht das kreatürliche Glück, wie Rousseau meinte, sondern das Dasein der höchsten Idee: das Leben des Menschen nach dem Ideal seiner Gattung, welches in Eins fällt mit der Erlösung des absolut unbewußten Weltgeistes."

Mit dieser Auffassung ist der polare Gegensatz von Natur und Ich verschwunden und in Folge dessen auch die Stellung der Natur zur Cultur entschieden. Der Mensch kann sich jetzt nicht mehr weigern, wie Rousseau, sich dem Culturprocesse hinzugeben, denn jetzt ist dieser nicht mehr widernatürlich, sondern mit dem Walten der Naturgesetzmäßigkeit und ihren Zwecken im Einklang. Und wenn dabei das menschliche Glück zertreten werden sollte, so theilt der Mensch erst recht das Schicksal alles natürlichen Daseins. So aufgefaßt, bedeutet die Rückkehr zur Natur, wie Rousseau sie predigt, nichts anderes als die Rückkehr des Menschen zu seinem eigenen Geiste, die Flucht des Menschen vor der Willkür seines Ich in die Wirklichkeit des unbewußten Geistes, der im Menschen und in der Natur doch nur einer ist. „Wir aber begreifen jetzt, warum die Zeit der Aufklärung — unsere eigene Gegenwart — so verheerenden Schaden stiften mußte. Sie besaß eben kein Verhältniß mehr zur Natur. Alle Cultur ist die Lebensgestaltung einer als Letztes anerkannten Realität. Die antike Cultur der Griechen hatte sich auf die metaphysische Wirklichkeit der sinnlichen Welt gestützt, die des christlichen Mittelalters auf die der intelligiblen. Die Cultur der Aufklärung beruhte auf dem Glauben an die Realität des bewußten, besonderten und subjectiven Geistes und mußte in Folge dessen widernatürlich sein. Alle Trostlosigkeit der Gegenwart, Alles, was heute zweifelt und verzweifelt, was nicht glaubt und nichts mehr zu wissen vorgiebt, was ein neues Leben sehnsuchtsvoll suchend begehrt und nicht mächtig ist, es zu schaffen, alle Schwachheit und Thorheit einer haltlosen Wissenschaft, der orgiastische Trubel verherrlichter Instincte, die uns so schrecklich erniedrigt haben — es ist alles die Folge einer schwankenden Realität, eines falsch gefaßten Begriffes vom Geiste. Was heute auf die Rechte der Individualität pocht, ist noch befangen in dem Irrthume der Aufklärung, es gründet sich auf die Realität des ichlichen Bewußtseins. Ehe wir nicht brechen mit diesem Grundirrthum einer falschen Cultur, ist auch eine neue Cultur, d. h. ein neues Leben, nicht möglich."

Ein letzter Abschnitt des Ziegler'schen Werkes behandelt das Verhältniß der Cultur zur Civilisation. Er zeigt, daß zwar eine jede Cultur einen gewissen Grad einer vollzogenen Naturemancipation und demnach eine Civilisation voraussetzt, indem die Cultur immer erst da beginnt, wo der Mensch dem unmittelbaren Kampfe gegen die Natürlichkeit entrückt ist, daß aber das Verhältniß beider durchaus keine directe Proportionalität ist, als würde die Cultur in dem Maße gesteigert, wie die fortschreitende Civilisation. Eher ist das Gegentheil der Fall, wie dies das Beispiel der griechischen und indischen Cultur beweist. Das Ideal wäre ein Maximum an Cultur mit einem Minimum von Civilisation, sofern unter dem Letzteren die kleinste Summe civilisatorischer Arbeit verstanden wird, die nöthig ist, um eine möglichst große Anzahl culturfähiger Kräfte und Energien frei zu machen. Dies civilisatorische Minimum muß beschränkt bleiben auf gewisse Stände und ihnen aufgebürdet werden. Die Arbeitslast der sie vertretenden Menschen immer mehr zu vermindern und zu erleichtern, ist die wahre Aufgabe des Socialismus. Daß es bei uns an culturtragenden Ständen fehlt, daß alle Classen und Kasten ihre Fähigkeit aufzehren in der überwiegend mechanischen Arbeit für die Idee der Civilisation und der deutsche Bürger, in welchem die culturelle Kraft in Deutschland seit Ausgang des Mittelalters ruhte, immer mehr nach sinnlichem Behagen strebt und die Gestalt desselben als Culturträgers der prunksüchtigen Ungediegenheit des Industriemenschen weichen muß, darin sieht Ziegler eine der letzten physischen Ursachen, weßhalb eine Cultur bei uns nicht möglich ist. „Nur so konnte es geschehen, daß jetzt das Verhältniß der Civilisation zur Cultur ein umgekehrtes geworden ist: nämlich ein Maximum an Cultur und ein Minimum an Civilisation. Wo sich das Interesse aller Stände, mit Ausnahme des Bauern, des auch heute noch civilisatorisch productiven Standes, darin erschöpft, neue Absatzgebiete zugänglich zu machen, wo die Civilisation mithin immer ausschließlicher zum Beweggrunde der gemeinsamen Arbeit wird, da muß eben mit Nothwendigkeit ein Zustand aufkommen, der so freudlos, so pflichtlos und so gemüthsleer ist, wie die Gegenwart des neuen deutschen Reiches."

Digitized by Google

Ziegler wird nicht müde, zu betonen, daß, während die Civilisation ein Werk der Noth, die Cultur eine Sache der Pflicht, der sittlichen Nöthigung sei, daß aber eine sittliche Wiedergeburt, wie sie einzig dem drohenden Verfalle unseres culturellen Daseins entgegenzuwirken vermag, nur auf der Grundlage einer neuen tieferen Einsicht in das Wesen des Daseins möglich ist. Nur der Glaube an eine objective Vernunft, an eine sittliche Ordnung der Welt kann die Sittlichkeit begründen und den verhängnißvollen Einfluß des Eudämonismus brechen, der heute, auf den Glauben an die Realität des subjectiven Bewußtseins gestützt, sich in dem Uebergewichte der Civilisation entsprechend auswirkt. „Wir stehen vor einer ernsten Entscheidung: die Realität des bewußten subjectiven Geistes ist für das Denken schon heute zum erkannten Irrthum geworden. Wollen wir hierauf unser gesellschaftliches Leben gründen — oder wollen wir den neuen Glauben an die Realität des bewußtlosen objectiven Geistes zur Grundlage einer neuen Cultur machen? Wenn dieser Gegenwart der Schlaf der Aufklärung in den Augen und den Gliedern liegt, so treibe sie ihn aus und werde sehend."

Nur die Philosophie aber ist, wie gesagt, im Stande, diesen Glauben zu begründen und zu entzünden und uns damit unserem eigentlichen Wesen zurückzugeben. „Nichts, so weit unser Auge schweift, ist in Deutschland noch so deutsch, wie das Werk unserer großen Philosophen. Ach, wir haben unsere Denker mißachtet und verlacht, wir haben nicht nur den Einen Spinoza behandelt, „wie einen todten Hund", noch mehr, noch viel mehr gelten die Worte Lessing's von den Philosophen unseres eigenen Landes. Oder sind es etwa mehr denn Drei oder Vier in ganz Deutschland, die eine lebendige Ahnung von dem Wesen der deutschen Philosophie haben? Und das muß anders werden, muß! — heute, wo wir uns vorbereiten zu dem gefährlichsten und entscheidendsten Gange, seitdem wir in die Geschichte getreten sind. Wir müssen in's Reine kommen mit den Gliedern und Bewohnern unseres Hauses. Es ist nicht nur die sittliche, es ist die Selbsterhaltungspflicht des Volkes, welches sich deutsch nennt, mit seinen Philosophen abzurechnen. Denn Niemand in Staat und Volk hat das Erbe Luther's angetreten, wie sie — Niemand kämpft mehr um das eigene Leben, als sie. Wenn sich das deutsche Wesen lange zaghaft in die Welt des Geistes und des Gedankens geflüchtet hat, so wollet heute endlich zeugen, daß das, was hier gedacht wurde, von Euch zur Wirklichkeit berufen werden soll! Die strengste Besinnung und Abrechnung mit allen Kräften unseres Geistes und Gemüthes, das sei unser Gebet vor der Schlacht! „Irgendwo," sagt Fichte, „hat die Selbstsucht durch ihre vollständige Entwickelung sich selbst vernichtet —". Nur ein Land kann es heute noch auf der Welt geben, wo dieses „irgendwo" zu suchen ist, nur ein Volk, zu dem derselbe Mann gesagt hat: „Ihr seid das Salz der Erde!" Wachet auf — dann nahet es gen den Tag!"

Wird dieser Ruf des Culturphilosophen in weiteren Kreisen Beachtung finden? Werden die Deutschen sich aus der gegenwärtigen Hast der Civilisation und der damit verbundenen materialistischen Welt- und Lebensauffassung zu einer tieferen idealen Weltanschauung zurückfinden und aufhören, ihre großen Denker zu ignoriren, auf welche heute allein noch die Hoffnung auf eine wirkliche deutsche Cultur sich gründet? Die Begeisterung, die ein Nietzsche mit seinen Schriften hervorgerufen hat, kann wohl als ein Zeichen dafür angesehen werden, daß der philosophische Trieb bei uns noch nicht erloschen ist, obschon sie zugleich ein Beweis dafür ist, auf eine wie tiefe Stufe der philosophische Sinn bei uns durch die einseitige Vorherrschaft der civilisatorischen Bestrebungen herabgebracht ist. In der Kunst beginnen sich bei uns seit einiger Zeit Stimmungen bemerklich zu machen, welche für ein Wiederanknüpfen an die guten alten Muster zu Beginn des 19. Jahrhunderts eintreten, in denen wirklich der deutsche Geist sich einen entsprechenden Ausdruck gegeben hat. Soll die Philosophie noch länger in ihrer Verachtung der classischen Epoche unseres deutschen Gedankenlebens verharren, an Männern, wie Fichte, Schelling, Hegel u. s. w., gleichgiltig vorübergehen, während sie sich vor den „Größen" des Auslandes beugt und in übertriebener Bewunderung der empirischen Wissenschaften ihre eigentliche culturelle Aufgabe verkennt? Von der Erfüllung mit philosophischem Geiste wird es auch abhängen, ob die Religion wieder ein Ausdruck und Factor der Cultur, oder ein Hemmniß des geistigen Fortschrittes sein soll, ob sie wirklich eine Culturreligion oder durch den unlösbaren Widerspruch, womit sie sich durch ihren Inhalt zum sonstigen geistigen Niveau unseres Volkes setzt, der deutlichste Ausdruck dafür sein soll, daß wir überhaupt noch gar keine wahre Cultur besitzen, weil wir keine unserem Wesen entsprechende Religion besitzen.

Es sind tiefgehende, bedeutungsvolle, weitgreifende Fragen, die durch das Ziegler'sche Buch angeregt und in den Fluß der Discussion geworfen werden. Vielleicht hat seit den unzeitgemäßen Betrachtungen des jungen Nietzsche und den „Deutschen Schriften" Paul de Lagarde's kein Buch den Kern unseres Wesens so mächtig berührt und uns in so kräftiger und eindrucksvoller Art auf unsere höchste ideale Lebensaufgabe hingewiesen, wie Ziegler's „Wesen der Cultur". Mögen seine ernsten Mahnungen nicht vergeblich gesprochen sein, mögen sie in recht Vielen den Geist der Selbstbesinnung wecken, und möge seine schöne und tapfere Begeisterung für unsere classische deutsche Philosophie dazu beitragen, der ungerechten Mißachtung derselben ein Ende zu machen und weiteren Kreisen die Augen dafür öffnen, wo die wahren Quellen unseres deutschen Geisteslebens und damit unseres culturellen Daseins fließen.

Philosophie des Beamtenthums.

Von Dr. Georg Biedenkapp.

Die Arbeiterversicherungsgesetze sowie die neu geplante Versicherung gegen Arbeitslosigkeit und Fürsorge für die Hinterbliebenen der Arbeiter liegen auf dem Wege zum vollkommenen Beamtenstaate. Jedermann Beamter — auf dies Ziel scheinen wir mit Recht oder Unrecht hinauszusteuern. Ein Bißchen Beamtencharakter hat sogar der Arbeiter schon erreicht, und der socialdemokratische Zukunftsstaat scheint allen Ernstes langsam, aber sicher, nur nicht durch Rrrevolution des vierten Standes zu kommen.

Es giebt Leute, die von dieser Entwickelung im Hinblick auf die möglichst große Kräfteentfaltung des Volkes wenig erbaut sind. Ihre Bedenken könnte man in die Worte fassen: das Beamtenthum verdirbt den Charakter — es raubt dem Menschen nicht nur das Selbstständigkeitsgefühl, sondern auch den Unternehmungsgeist, die freie und kühne Initiative. Darwinistisch gesprochen: das Beamtenthum beeinträchtigt die Auslese der Tüchtigsten. Es giebt den Zagen und Schwachen Gelegenheit zum Vorwärtskommen, es erhält Viele über Wasser, die in Staaten mit geringem Beamtenthum und schrankenlosem Wettbewerb einfach nach unten gerathen würden. Der Mann freien Berufes, der Kaufmann und Gewerbetreibende vor Allem, muß im Kampfe um's Dasein ganz andere Kräfte entfalten als der sicher gestellte Beamte, bei dem ein Tag wie der andere verläuft, pünktlich das erwartete Gehalt eintrifft und nur die Fähigkeit entwickelt wird, nach oben hin nicht anzustoßen. Menschen und Dinge zu meistern, sich immer neuen Umständen anpassen, den Schwankungen der Weltmarktsconjunctur zu folgen, scharf Lugaus nach guten Geschäften zu halten, das züchtet im Kaufmann, so sagen die

Digitized by Google

Beamtengegner, Eigenschaften, die für die Nation werthvoller sind als der bloß brave, aber weniger kraftstrotzende Beamtencharakter. Man findet demgemäß bis in die Tagespresse hinein, die doch gewiß Niemandem gern auf den Fuß tritt, geradezu beleidigende Aeußerungen gegen den Beamtenstand, bei denen ganz übersehen wird, daß gerade hier durch die Ablegung von Prüfungen eine vorzügliche Auslese der Tüchtigsten stattfindet. Aber auch die Buchliteratur zeitigt mehr und mehr Darlegungen, in denen das Bedenken über nationale Schädigung durch allzu entwickeltes und mächtig gewordenes Beamtenthum zum Ausdruck kommt oder durchklingt. So schreibt in seinem Buche über „Erziehung und Erzieher" Professor Rudolf Lehmann Folgendes: „Nur ja Nichts riskiren! Nur ja nicht ein paar Jahre sich durch die Welt schlagen müssen! Nur ja nicht der eigenen Kraft vertrauen, die ja doch im Kriege Aller gegen Alle nicht ausreicht! Nur ja Anlehnung, Schutz und Sicherheit suchen! In einer Zeit, wo fast alle Länder bureaukratisch regiert werden, wo das Beamtenheer der großen Staaten alljährlich wächst, wird die sichere Stellung, die Pensionsberechtigung des Beamten immer entschiedener das Ideal aller fürsorgenden Eltern, und das Streben darnach pflanzen sie so früh wie möglich ihren Kindern ein, auch denen, die nicht für eine Staatslaufbahn erzogen werden. Darüber wird dann völlig und zum Theil absichtlich versäumt, den jungen Menschen auf eigene Füße zu stellen: eigene Veranlagung, selbstständiger Wille verlieren ihren Werth, ja sie erscheinen als Hindernisse der sicheren Beamtenlaufbahn, für die das erste, zweite und dritte Erforderniß ist: sich unterordnen, seine Persönlichkeit aufgeben, um — wie der Kunstausdruck lautet — eine brauchbare Kraft in der großen Maschine zu werden, die der bureaukratische Staat darstellt."

In dieselbe Kerbe haut auch Dr. Waldemar Zimmermann, wenn er in seiner Arbeit über die sociale Lage der Eisenbahner schreibt: „Nun drängt sich aber zu der sicheren Anstellung im Staatsbetriebe und besonders zur Beamtenlaufbahn die große Schaar der weniger unternehmungslustigen Naturen, die dem Kampf um das vielleicht reichlichere, aber doch unsicherere Brod des Nichtbeamten ausweichen wollen; Naturen, bei denen die selbstständige Initiative von Haus aus nicht immer hervorragend ausgebildet ist."

Diesen Ausführungen ist vor Allem entgegenzuhalten, daß bei unseren heutigen Verhältnissen der Ueberfüllung aller qualificirten Berufe der Andrang zur Beamtenlaufbahn und die Sicherung der Existenz weniger auf mangelnde Unternehmungslust als auf das vernünftige Bestreben zurückzuführen ist, dem Dasein die möglichst beste Seite abzugewinnen und sich so gut wie möglich zu betten. Nur Narren und Philosophen machen es anders. Dagegen ist es des Nachdenkens werth, ob nicht durch den Beamtenberuf an sich angesichts der Beliebtheit, deren er sich erfreut, thatsächlich allmälig der Unternehmungsgeist und Wagemuth eines Volkes Einbuße erleidet. Das Beamtenthum beruht außerdem auf Staatsprüfungen, und wenn ich auch der Meinung bin, daß diese Prüfungen ein Sieb zur Auslese der Tüchtigsten sind, so will ich doch nicht verhehlen, was von zwei weltberühmten Ministern und schöpferischen Künstlern ersten Ranges über das Examenwesen gesagt worden ist. Bismarck äußerte sich nach Mittheilung seines Freundes John Booth folgendermaßen: „Die Meisten sind, sobald sie die Prüfungen überstanden, dermaßen abgewirthschaftet, daß sie zu jeder Initiative unfähig sind, sich Allem gegenüber möglichst ablehnend verhalten und, was das Schlimmste ist, eine große Meinung von ihren Fähigkeiten haben, weil sie siegreich aus allen diesen Examina herausgekommen sind." Und sein College Goethe „kann es nicht billigen, daß man von den studirenden künftigen Staatsdienern gar zu viele theoretische Kenntnisse verlangt, wodurch die jungen Leute vor der Zeit geistig wie körperlich ruinirt werden. Treten sie nun hierauf in den praktischen Dienst, so besitzen sie zwar einen ungeheuren Vorrath von philosophischen und gelehrten Dingen, allein er kann in dem beschränkten Kreis ihres Berufes gar nicht zur Anwendung kommen und muß daher als unnütz wieder vergessen werden. Dagegen aber, was sie am meisten bedurften, haben sie eingebüßt; es fehlt ihnen die nöthige geistige wie körperliche Energie, die bei einem tüchtigen Auftreten im praktischen Verkehr ganz unerläßlich ist."

Seit den Tagen des Olympiers von Weimar hat die Examensschraube kräftige Fortschritte gemacht, und deßhalb mögen die letztcitirten Worte mindestens auch heute noch wahr sein. Geradezu in ein System gebracht sind die verkümmernden und schwächenden Einflüsse des Beamtenthums von dem Franzosen Edmond Demolins. Sein Satz ist: Le fonctionnarisme c'est l'ennemi, das Beamtenthum ist der Feind. Frankreich geht an seinem Beamtenthum zu Grunde. Nicht, weil diese Beamten nichts taugten, sondern weil sie, obwohl darauf bedacht, mit möglichst wenig Arbeit möglichst viel Geld zu verdienen, immer noch zu viel taugen, indem sie bei dem colossal centralisirten Verwaltungsapparat seit Jahrhunderten jedes private und locale Leben, alle freie Initiative durch amtliches Einschreiten hemmen, durchkreuzen und ersticken. Edmond Demolins hat ein ganzes Buch über diese Frage geschrieben, durch welches sich wie ein Leit- und Leidmotiv die Klage hindurchzieht, daß Jedermann Beamter werden, vom Budget leben, auf den Clan und die Clique hören, aber keinerlei Risico in unabhängiger Stellung laufen wolle. Der französische Sociologe überschreibt sein Buch: A-t-on intérêt à s'emparer du Pouvoir? Hat man ein Interesse daran, sich der öffentlichen Gewalt zu bemächtigen? Er beantwortet diese Frage mit Nein, indem er, allerdings geschichtsklitternder Weise, den Nachweis führt, daß Staaten mit stark entwickelter öffentlicher Gewalt und schwach gepflegter privater Initiative dem Untergang geweiht sind, dagegen die Staaten mit stark beschränkter öffentlicher Gewalt und frei entwickelter, unbehinderter Initiative den Erdball beherrschen. Die sogenannten Glanzepochen der Geschichte, das römische Kaiserthum, die Zeit Karl's V., Philipp's II., Ludwig's XIV. haben ihren Glanz mehr vom Phosphoresciren der inneren Fäulniß als von wahrer Stärke. Private Initiative in Landwirthschaft, Handel und Industrie schafft in Jahrhunderten mächtige Staatengebilde, ohne daß ein großer Beamtenapparat dazu nöthig wäre. Im Gegentheil, die ausgeprägten Militär- und Beamtenstaaten zur Zeit der Entdeckung Amerikas und der Kohle waren unfähig, ihren ungeheuren Länderbesitz jenseits des Atlantischen Oceans zu colonisiren und zu erhalten. Sie sandten nur Soldaten und Beamte dorthin, Colonisten, Leute mit Unternehmungsgeist fehlten ihnen, denn das Beamtenthum hatte die private Initiative erstickt. Dagegen haben sich ohne jeden staatlichen Schutz und Rückhalt, ohne Beamten- und Militärapparat, die Angelsachsen in Nordamerika festgesetzt und das französische Land zu einem englischen gemacht, sie haben bereits Afrika und Australien in ihren Händen und werden auch Südamerika, wo sie jetzt schon durch Capitalbesitz einflußreich sind, den romanischen Händen entwinden. Die Kelten sind eine Beamtenrasse, die Angelsachsen sind es nicht. Rassenübel aber sind, wie Demolins meint, heilbar, und deßhalb empfiehlt er seinen Landsleuten das Beispiel der Angelsachsen, die allein vermöge ihres entwickelten Unternehmungsgeistes und ihrer Abneigung gegen bureaukratische Einmischungen den grandiosen Bau der Vereinigten Staaten geschaffen haben.

Wäre Demolins' Beweisführung an der Hand der Geschichte nicht zu einseitig, so müßte man seine Kritik des überhand nehmenden Beamtenthums geradezu vernichtend nennen. Demolins erwähnt aber mit keinem Worte die sittlich-sociale Bedeutung eines gesunden Beamtenstandes, wie er von den großen preußischen Königen des 18. Jahrhunderts herangezogen war. Es entgeht ihm völlig, daß noch andere

Digitized by Google

Motive zum Ergreifen der Beamtenlaufbahn bestimmen können als der Wunsch, gegen möglichst geringe Leistungen möglichste Sicherung der Existenz zu erhalten. Gerade der Staatsdienst erscheint bei uns Vielen als das Gebiet relativ größter Unabhängigkeit. Ferner ist es der Trieb zu einem geordneten Familienleben und zu gediegener Erziehung der Kinder, der hier mit in die Wagschale fällt. Der deutschen wie der französischen Beamtenfamilie verdankt, soviel ich übersehen kann, Philosophie, Wissenschaft und auch die Dichtung Männer ersten Ranges. Geht deßhalb die Demolins'sche Kritik am überwuchernden französischen Beamtenthum weit über die rechtmäßige Grenze, so muß man doch auch nicht verkennen, daß etwas Richtiges an ihr ist: die Beamtenthätigkeit in sich mag die private Initiative, den Unternehmungsgeist in ihrem eigenen Träger ertödten. Deßhalb thun Beamtenväter vielleicht gut daran, ihre Söhne zur Abwechselung und Blutanfrischung lieber in einen Beruf mit mehr Raum zur Initiative, zu Unternehmungen einschlagen zu lassen. Mindestens kann man das einmal in Erwägung ziehen. Auf der anderen Seite allerdings mag durch fortgesetztes Verweilen ganzer Generationen ein und derselben Familie im Beamtendienst ein hochgradiger Pflichtbegriff und peinliches Sauberkeits- und Ordnungsgefühl gezüchtet werden, das zu genialen Leistungen in Kunst und Wissenschaft führt.

Das mag man nun der Ueberlegung des Einzelnen anheimgeben. Ganz zweifellos aber ist der französische Sociolog im Recht, wenn er ein Verderbniß für den Staat darin sieht, daß Beamtenstellen über den Bedarf hinaus nur zur Unterbringung von Stellenjägern geschaffen werden. So weit sind wir aber in Deutschland gottlob noch nicht.

Literatur und Kunst.

Eine Rundfahrt um Island.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Mein Reiseplan für das Innere Islands war der, daß ich mit dem Schiff „Ceres" von Reykjavik nach Süden und um die Ostküste der Insel nach Norden bis Akureyri, der zweitgrößten Stadt Islands fahren wollte, um dann von dort die ganze Insel von Nord nach Südwest zu durchqueren. So kam dann die Stunde der Dampferabfahrt heran, und ich mußte für mehrere Wochen von Reykjavik und dem Hôtel Reykjavik Abschied nehmen, was mir um so schwerer wurde, als in dem letzteren das Wirthstöchterlein einen tieferen Eindruck auf mich gemacht hatte, als vielleicht angebracht war. Das Schiff war nun ganz voll besetzt mit Isländern, die einen Sommerausflug machen wollten, um ihre Verwandten im Norden des Landes zu besuchen. Das Wetter war prächtig, als die Anker gelichtet wurden, und Reykjavik machte diesmal, von den untergehenden Strahlen der Sonne beleuchtet, einen weit freundlicheren Eindruck, wie bei der Ankunft. Langsam fuhr das Schiff aus der Bucht, an der die Stadt liegt. Der kegelförmige Berg Keilir tauchte im Süden auf, im Nordosten der stattliche Berg Esja, und im Nordwesten ganz in der Ferne erschien als einzelne Erhöhung der Gletscher Snaefellsjökull (Jökull spr.: Jökuddl-Gletscher). Dann gewann das Schiff die offene See, will sagen, den großen Faxa Fjörder. Und nun bot sich dem Auge die erste der interessanten atmosphärischen Erscheinungen, wie man sie nur in arktischen Regionen beobachten kann. Die Sonne war eben untergegangen. Im Osten war der Himmel mit rosaen Wolken bedeckt, und diese nun warfen auf die See einen violetten Wiederschein, während dazwischen und zwar da, wo das Land lag, Wolken sich gelagert hatten, die ganz blau erschienen. Im Zenith war der Himmel hellblau. Diese Farbenskala war für den aus dem Süden kommenden Reisenden überraschend, besonders der violette Schein des Meeres machte einen nachhaltenden Eindruck. Dann lösten sich allmälig die schweren blauen Wolken am Horizont und Streifen blendend weißer Wolken traten an ihre Stelle. Das bedeutete Nebel. Seepapageien gab es eine große Menge. Entweder schaukelten sie sich einzeln auf den Wellen, indem sie untertauchten, sobald das Schiff sich näherte, oder sie saßen in Schaaren von zwanzig und dreißig zusammen, indem sie ihre papageienartigen tiefen Töne hören ließen, abwechselnd mit hohen zwitschernden Tönen.

Unter den Passagieren traf ich außer meinen früheren Reisegefährten aus dem Hôtel meinen liebenswürdigen Cicero, Magister Jonsson und den Director der lateinischen Schule Björn Olsson. Außerdem waren noch zwanzig Isländer mit ihren Familien an Bord. Die Fahrt, die ich nun hatte, gehörte zu den schönsten Eindrücken, Dank einmal dem prachtvollen Wetter und der herrlichen Aussicht auf die Gletscher des südöstlichen Islands und Dank andererseits der angenehmen Reisegesellschaft. Denn es war herzerfreuend, dem isländischen Leben, das sich an Bord entwickelte, zuzuschauen. Stunden lang und halbe Tage lang saßen die Isländer zusammen wie eine Familie im Rauchzimmer und sangen ein Lied nach dem anderen. Ja, es lebt unzweifelhaft im hohen Norden mehr Musik als bei uns, wenn auch bei uns mehr Musik geschrieben wird und mehr Concerte stattfinden. Ich setzte mich zu ihnen, und sie machten sich ein Vergnügen daraus, mir nicht nur einige ihrer isländischen Volkslieder, sondern auch deutsche Lieder, wie die Wacht am Rhein und die Loreley und zwar in deutschem Text vorzusingen. Begleiten ließen sie sich, wie das in Island üblich ist, von der Guitarre, die eine Isländerin spielte. Die meisten der Isländerinnen hatten ihre Nationaltracht an. Sie sangen mit Liebe und Begeisterung und mit gutem, musikalischem Verständniß, ernste, wie auch heitere Weisen, keine Rohheit machte sich bemerkbar und alkoholische Getränke wurden nur wenig genossen.

Großen Spaß bereitete es, als ein improvisirtes Lied gesungen wurde, das eine Verspottung und zugleich Glorificirung eines der anwesenden Isländer bildete, welcher den Engländern Fischnetze auf der See weggenommen hatte — gewöhnlich sind es nämlich Engländer, welche den Isländern die Fischnetze stehlen. Der Refrain wurde im Chor gesungen.

Am folgenden Morgen wurde ich um $^1/_2 6$ Uhr geweckt, und als ich eine halbe Stunde später auf Deck kam, bot sich mir der erste Blick auf die Gletscherwelt Islands. Wir hatten eben die hübschen, felsigen Westmannayer, nach den Iren, den Westmännern, so benannt, passirt und sahen nun nach Nordosten dicht vor uns einen der größeren Gletscher Islands, den Eyjafialla Jökull. Ein herrlicher Tag war angebrochen, der Himmel war ganz klar, und noch hemmte kein Nebel den Blick auf den gewaltigen Gletscher, der in einer Klarheit und einem Licht erstrahlte, daß der Himmel ihm gegenüber dunkel erschien. Der Gletscher bot sich dem Auge als eine gewaltige, langhingestreckte Masse mit einer höheren Erhebung in der Mitte und nach den Seiten zu allmälig abfallend. Die obere Hälfte war mit Eis bedeckt, und an der Südseite fiel ein Schreitgletscher herab. Zu seinen Füßen dicht über der See lag eine Nebelmasse, die sich längs des Landes hinzog wie Schaum, während sonst allenthalben die Luft ganz klar war. Vermuthlich bildet sich also dieser Nebel durch das Zusammentreffen der kalten Gletscherwasser*) mit dem wärmeren Meereswasser. Mehr

*) Zwischen dem Eyjafialla Jökull und dem Myrdalr Jökull fließt ein Gletscherstrom „Jökullá (á = Fluß) unmittelbar in das Meer.

Digitized by Google

nördlich sah man in weiter Ferne als pyramidenförmige Erhebung die Hekla, Islands größten Vulkan, der nahe an 6000 Fuß hoch ist.

Um $^3/_4$7 Uhr hob sich die schaumige Nebelmasse, und innerhalb weniger Minuten waren wir ganz von Nebel umhüllt, aus dem die Sonne nur in einem matten Schein hervorleuchtete. Ihr gegenüber aber bildete sich am Himmel im Nebel ein Regenbogen, der die verschiedensten Formen annahm; Farben waren nur wenig zu sehen, vielmehr erschien er mehr als ein heller, manchmal hellroth leuchtender, breiter Streifen. Dieser lag entweder auf dem Wasser, oder er hob sich und legte sich in Halbmondform über das Wasser, bald erschien er in Halbkreisform über dem Wasser. Vor uns lichtete sich dann und wann der Nebel und man hatte einen Blick auf den nächstfolgenden Gletscher Myrdalsjökull, der nicht so hoch, aber weiter ausgedehnt erschien.

Das Schiff näherte sich jetzt dem südlichsten Punkte Islands, Cap Portland genannt. Hier liegt eine Felseninsel Dyrholaey, d. h. Thröffnungsinsel; schon vom Schiff aus konnte man nämlich durch die vordere Spitze der Insel, wie durch eine Thüröffnung hindurchsehen.

Dann wurde der Nebel wieder dichter, und nur die Eisspitze des Myrdalsjökull ragte aus ihm hervor. Und wieder erschien der Regenbogen oder vielmehr Nebelbogen über dem Wasser. Aber nur für Augenblicke, dann lag wieder in strahlender Klarheit der gewaltige Myrdalsjökull vor uns; er erschien in drei Theilen, deren mittlere die vulkanische Katla war.

Das Schiff setzte seinen Kurs an der Südostküste fort. Und nicht lange dauerte es, bis eine neue Gletscherwelt sich dem Blicke öffnete. Sie gehörte zu dem größten Gletscher Islands, dem Vatnajökull, der sich über 150 □ Meilen erstreckt und so groß ist, wie die ganze Insel Seeland. Er heißt Vatnajökull, d. h. Wassergletscher, weil an ihm die meisten und größten Flüsse Islands entspringen. Der Theil, den wir zunächst zu Gesicht bekamen, war der Skeidarar Jökull, der niedrig, aber von einer bedeutenden Breite erschien. Dann folgte rechts der gewaltige, über 6000 Fuß hohe Oeræfa Jökull (spr. Oereivo Jökuddl), der dicht an die Meeresküste heranzureichen und als ein Koloß bis über die Hälfte mit Eis bedeckt aus dem Meere sich zu erheben schien. Hier gingen nach Osten zu die Schreitgletscher hinab. Und weiter nach Nordosten folgte auf ihn ein weiterer in Felszacken, nur die Spitzen mit Eis bedeckt, sich erhebender Gletscher „Breidamerer Jökull". Zwischen beiden erstreckte sich meilenweit ein ungeheures Eisfeld, das im Sonnenlicht in seiner hellgrünen Farbe dem Auge wie eine Wiese erschien. Und diese Eisfelder sind die Wiesen Islands, und ihre Blumen sind der Schnee. Keine Feder ist im Stande, den Eindruck wiederzugeben, den an diesem köstlichen sonnenhellen Tage diese isländische Gletscherwelt bot. Das den klaren Himmel wiederspiegelnde Meer erschien tief dunkel, und in das helle Blau des Himmels hinein strahlten triumphirend die Eisberge der Gletscher. Dann und wann sah man dunkle Stellen, Moränen, hier und da aber gab das Eis den Sonnenstrahl wie eine Linse zurück. Stundenlang ging so die Fahrt an diesen meilenweit sich erstreckenden Gletschern vorüber, bis wiederum jene schaumartige Nebelmasse sich zu Füßen der Berge legte und wuchs und wuchs, bis nur die Spitzen der Gletscher aus dem Nebel hervortauchten, so daß es den Anschein hatte, als ob Eisberge auf einem See schwämmen hoch über der Meeresoberfläche.

Es paßte gut zu diesem Eindruck, daß wir nun gerade drei Walfischen in die Nähe kamen. Zuerst sahen wir von Weitem nur die Fontainen, die sie mit ihrem Maule spritzten. Als wir näher kamen, sahen wir sie dann und wann aus dem Wasser emportauchen, aber nur das Schwanzende in einer gewaltigen Ausdehnung als schwarze Masse mit der großen steuerruderartigen Schwanzflosse, während man das Kopfende niemals zu sehen bekam. Von einer außerordentlichen Lebendigkeit bewegten sich diese Thiere wie Aale durch das Wasser — Dank wohl der ungeheuren Menge von Thran, den sie in sich haben, so daß sie trotz der colossalen ungefügen Körpermasse leicht schwimmen können. Man erlegt sie jetzt mit Hülfe von Granatharpunen, die, wenn sie getroffen haben, innerhalb des Körpers platzen.

Als wir in einer Linie mit dem großen Eisfeld des Schreitgletschers (isländisch „Skridjöklar") waren, sahen wir das Felseneiland Twisker zwischen uns und der Küste liegen. Die Eisfelder schienen bis an das Meer hinabzureichen, thatsächlich ist aber noch eine weite Strecke Land zwischen dem Gletscher und der Küste. Jetzt sah man auch auf der Höhe des großen Schreitgletschers drei große nackte Lavafelsberge aus dem Eisfelde sich erheben; zwischen dem zweiten und dritten liegt eine Mörane in einem großen Bogen nach unten zu sich verbreiternd. Die erwähnten Lavafelsberge rühren von vulkanischen Ausbrüchen her, bei denen die Eisdecke zersprengt wurde, wie es heute noch bei der oben erwähnten Katla vorkommt, und sich vor nicht langer Zeit bei dem ebenfalls erwähnten Breidamerkurjökull ereignet hat, bei dem die vielen zackigen, nur in den höchsten Spitzen (weit über 6000 Fuß hoch*) mit Eis bedeckten Lavafelsberge nackt sich aus dem eigentlichen Gletscher erheben, wie wir es noch eine Stunde früher sahen. So kann man in der That sagen, daß dieses nordische Wunderland aus Feuer und Eis zusammengebaut ist. Feuereisland sollte es heißen. Es ist die Wiege der Germanen. Mögen die Germanen davon die Herzensgluth des Feuers und die Härte des Eises bekommen.

Nun aber dämmerte der Abend heran. Jene Nebelmasse am Fuße des Breidamerkurjökull war so weit angewachsen, daß sie den ganzen Gletscher umhüllte und nach den Eisfeldern des Schreitgletschers hin sich erweiterte. Und als ich später wieder dahin blickte, war die ganze Gletscherwelt im Nebel verschwunden.

Um 4 Uhr des folgenden Tages sollten wir in Eskifjördr ankommen. Doch der Nebel hatte so zugenommen, daß die Fahrt immermehr verlängert wurde. Um 5 Uhr Morgens mußte das Schiff beilegen. Wir waren von dichtem Nebel umgeben und konnten bis 2 Uhr Nachmittags nicht von der Stelle. Dann begann das Schiff sich wieder langsam vorwärts zu bewegen, immer mit Zwischenpausen, in denen wieder gestoppt wurde. Hier nämlich berührt sich der Golfstrom mit dem Polarstrom, und es herrscht eine starke Strömung. Der Capitän konnte daher nicht mit Sicherheit sagen, ob er sich wirklich da befände, wo er zu sein glaubte. In der Nähe gab es nicht nur eine Menge Felseninseln, sondern auch Schiffe waren in der Nähe, deren Schiffspfeifen der unseren antworteten. Es war also ein gefährliches Fahren. Um 3 Uhr mußten wir wiederum für mehrere Stunden beilegen. Von 5 Uhr ab ging es wieder abwechslungsweise „half speed" und „stopp". Es war empfindlich kalt; das Thermometer zeigte nur 6° Celsius. Der Nebel war so dicht hier, weil durch das Zusammentreffen der wärmeren Strömung des Golfstromes und der kälteren des Polarstromes sich Wasserdampf bildet. Um 7 Uhr sah der Capitän Land. Es war die Nordküste des Reydarfjord. Und nun wurde es schnell lichter, auch die Südküste des Fjordes trat hervor. Wir näherten uns einer Landzunge, die in den Fjord hineinragt, von hohen vielfach gefurchten Basaltfelsen überragt. Hier nun theilte sich der Fjord, links lag der innere Reydarfjord, rechts steuerten wir auf den Eskefjördr zu. Um 8 Uhr warfen wir Anker, im Hafen des kleinen Ortes Eskefjord. Kurz vor uns war das dänische

*) Nach der Berechnung des isländischen Geologen Thoroesse. Wenn ich mir ein Urtheil erlauben darf, müssen sie weit über 7000 Fuß hoch sein.

Digitized by Google

Kriegsschiff Hekla angekommen — es war dasselbe Schiff, dessen Pfeife wir gehört hatten — ein Zusammenstoß wäre unangenehm gewesen. Aber nun hatte uns der Capitän Kjaer zum zweiten Mal in den sicheren Hafen geleitet.

Wir blieben nur einige Stunden hier, um alsdann nach Seydisfjördr weiter zu fahren. Dieser Fjord ist der schönste, den ich in Island gesehen habe, und die Stadt Seydisfjördr ist weit schöner als Reykjavik. Die mit Basaltfelsen wehrartig besetzten Berge ragen hier, sehr steil ansteigend, bis 3000 Fuß in die Höhe, auf den Gipfeln waren sie stark mit Schnee bedeckt, Gießbäche und Wasserfälle stürzen fast senkrecht hinab, zwischen den Basaltfelsen befinden sich tiefe Spalten, in denen noch Schnee lag bis tief hinunter an den Strand. Seydisfjördr selbst erstreckt sich weithin und hat in den letzten Jahren eine große Menge moderner Häuser erhalten, so daß nur noch wenige der alten Hütten zu sehen sind. Wir hielten hier etwa drei Stunden, so daß ich Muße hatte, mich in dem aufblühenden Ort, der zugleich der Centralpunkt der Heringsfischerei der Norweger ist, umzusehen. Es giebt da Buchhandlungen, photographische Ateliers und sogar eine Zeitung Bjarki, redigirt von dem Dichter Thorsteinn Erlingsson, erscheint hier.

Die den Fjord umschließenden Berge heißen Gryta (im Nordosten), Stranda Tindur (im Süden) und Bjolfur (im Nordwesten). Wir hatten Sonnenschein, aber in der Höhe gab es noch viel Nebel, und dann und wann zogen die Wolken über die Berge hin. Nur die schneebedeckten Gipfel traten aus dem Nebel hervor. Und sobald wir wieder in die See hinaus kamen, fing der Nebel wieder an dichter zu werden, und der Capitän konnte während 48 Stunden nicht zur Ruhe sich begeben. Ein französisches Fischerboot streiften wir so nahe, daß es ein Wunder erschien, daß es nicht überrannt wurde. Am nächsten Morgen endlich — gewöhnlich hört der Nebel auf, sobald man sich der Nordküste Islands nähert — klärte sich der Himmel, und wir konnten wieder „full speed“ fahren. Wir fuhren nun längs der Nordküste Islands, passirten den Polarkreis und kamen in arktische Regionen. Während es aber am vorhergehenden Tage so kalt war, daß der Capitän den Pelz anzog, wurde es jetzt merkbar wärmer.

Die meisten isländischen Passagiere waren in Seydisfjördr ausgestiegen. Der Rector der Lateinschule von Reykjavik dagegen fuhr bis Husavik, von wo er zu Pferde nach Myvatn reisen wollte, um den dänischen Forschungsreisenden David Bruun zu treffen. Es handelt sich um einen alten germanischen Steinaltar, der vor einigen Jahren entdeckt und zur Hälfte zerstört wurde.

Als wir uns Husavik näherten, war es überraschend zu sehen, daß die Berge ganz und gar mit Schnee bedeckt waren und zwar ziemlich zur Küste hinunter. Die Bucht (vik = Bucht) ist sehr weiträumig und macht mit den sie umrahmenden Höhen einen majestätischen Eindruck. Der Ort selbst dagegen ist, obwohl er unzweifelhaft im Aufblühen begriffen ist, ziemlich unerquicklich. Als wir an's Land gestiegen waren, empfing uns ein ekelerregender Geruch nach Fischleichen. Zwei Tage vorher waren drei mächtige Walfische gefangen worden und der ganze Strand war mit den Fleischresten und den mächtigen in Verwesung begriffenen Gerippen bedeckt. Schaaren von Möven hatte der Geruch angelockt und schreiend und kreischend flatterten sie über dem Strande, dann und wann ein Stück Fleisch aufpickend. Und weiter im Lande sah man die Fischweiber an ihren Trögen beschäftigt, wie sie die Fische wuschen, scheuerten und bürsteten. An den Wegen waren an Schnüren Hunderte und Tausende von Fischgerippen zum Trocknen aufgehangen. Kurz und gut, der ganze Ort war ein Fischelysium. Die Häuser waren zum Theil moderner Art, d. h. ganz und gar aus Holz gebaut und mit Wellblech bedeckt — diese machten einen schmucken Eindruck. Zum Theil waren sie Torfhäuser, d. h. ganz und gar aus übereinandergeschichteten Rasenstücken gebaut, innen mit Holz ausgeschlagen, nach Süden zwei oder drei Fenster, während als Schornstein gewöhnlich ein Faß diente, dem man die Böden ausgeschlagen hatte. Immerhin schien es, als ob Husavik einen ziemlich lebhaften Handel treibe. Im Rücken des Ortes steigt ein kahler, hoher und breiter Berg bis etwa 1200 Fuß in die Höhe, so daß das zu seinen Füßen liegende Fischerdorf von Weitem wie ein Spielzeug ausschaut.

Der Fischgeruch war, wie gesagt, unerträglich und wir waren froh, als wir wieder an Bord der „Ceres“ waren. Dann ging die Fahrt weiter an der Nordküste entlang, und es dauerte nicht lange, bis wir den schönen Oefjord erreichten, an dessen Ende die zweitgrößte Handelsstadt Islands Akureyri gelegen ist. Diese isländischen Fjorde ähneln mit ihren steilen, von Felsen überragten und mit Schnee bedeckten Bergen den norwegischen Fjords. Die atmosphärischen Erscheinungen aber sind darnach angethan, den landschaftlichen Reiz, den sie ausüben, zu erhöhen.

Es war wieder kälter geworden, das Thermometer zeigte nur 6—7° Celsius, und die Wolken und Nebelmassen schmiegten sich an den Fuß der Berge an, während die Kuppen und Spitzen der Berge theilweise mit Schnee bedeckt aus den Wolken hervortraten. In Husavik eingestiegene Reisende berichteten, daß ein wenig nördlicher Eis in der See liege.

Akureyri machte schon von Weitem einen sehr freundlichen Eindruck und die Straßen sind im Gegensatz zu Husavik sauber gehalten. Die Häuser, sämmtlich im modernen Styl gebaut, ziehen sich weit am Strande hin und eigentlich besteht die Stadt aus zwei von einander getrennten Ortschaften. Es giebt hier mehrere Druckereien, eine Apotheke, einen Arzt, Zeitungen, einen Syssel man (Bezirksamtmann), Post u. s. w. Wir kamen kurz nach neun Uhr Abends an, und ich machte mich sofort daran, einen Führer zu suchen. Denn von hier aus wollte ich eine Tour zu Pferde antreten, die ganze Insel durchqueren, um in Reykjavik das Schiff wieder zu besteigen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Wurscht'l-Sepp.

Skizze nach dem Leben von Carl Schultes.

Der Sepp Kranewitter war bei dem seligen Herzog Max in Bayern Büchsenspanner, und nicht nur seiner Jagdgerechtheit, sondern auch seines etwas derben Volkshumors wegen stand er bei seinem hohen Herrn in vollster Gnade.

Sepps' Beliebtheit bei Alt und Jung im Volke ging aber, wie man so sagt, bis über die Fichten, und wo der Herr Herzog residiren mochte, in seinem prächtigen Schlosse in München, in Rottach am Tegernsee oder in dem großartigen Schlosse Banz bei Bamberg, allüberall fragte man nach der jubelnden Begrüßung des leutseligen hohen Herrn: „Is der Wurscht'l-Sepp a bei'm Hofg'sind dabei?“ — Den Namen hatte er erhalten, weil er überall, wo der hohe Herr dem Vergnügen des Scheibenschießens oblag, den Zieler, oder wie man landesüblich sagte, den Wurscht'l machte, seine Lazzi's und drolligen Bemerkungen zum Besten gab. So rief er einmal, als nach einem solennen Mittagsmahle zu Königs Geburtstag am 25. August auf der Schießstätte zu Banz ein kleines Festschießen stattfand, nach einem Fehlschusse des Herzogs Max, indem er in tollen Sprüngen die Scheibe umtanzte:

„Wann's Glück oda der Wei' nöt will,
Schiaft selm mei' hocher Herr neb'n dös Züll!“

Um den geneigten Lesern einen Begriff von der Hofhaltung des Herzogs Max zu geben, der nur den schönen Künsten und dem Wohlthun lebte, will ich hier Folgendes kund thun.

Im Schlosse zu München war neben dem Billard-Saale ein langer, schmaler, nicht gar hoher Raum, der erst als Kegelbahn, dann zum Zimmerstutzen-Schießen diente, zu einem kleinen Theatersaale umgeschaffen, auf dessen winziger Bühne urlustige, bayerische Volksscenen und

Digitized by Google

Possen von den ersten komischen Kräften des K. Hoftheaters — ich nenne nur die berühmte Soubrette Frau Hartmann-Diez, den famosen Baßbuffo Sigl und den Grotesktänzer und Schauspieler Flerx, der zugleich die Regie führte — dargestellt wurden. Zumeist waren Graf Pocci, Franz v. Koben, der Lustspieldichter Leopold Feldmann, und der Schreiber dieses als junger Leutnant die Verfasser der oft tollen Schwänke.

Im Hofe des Schlosses war aber noch ein größeres Theater mit einem stattlichen Circus errichtet, und ich sah da so ausnehmend Schönes, wie niemals mehr in meinem langen Leben.

Auch hier machte Herr Flerx, der zugleich ein vortrefflicher Reitkünstler war, den Regisseur.

So arrangirte er einmal „Marmorgruppen", bei deren einer „Die Alexanderschlacht am Granikos gegen Darius III." 24 Personen und 6 Pferde mitwirkten. Man hatte damals noch keine elektrische Beleuchtung, und so mußte man sich mit Weißfeuer behelfen, dessen Sprühen und Zischen keines der edlen Thiere beirrte, so daß das Ganze einer starren Gruppe aus weißem, karrarischen Marmor glich. Das Publicum war benachrichtigt, erst nach dem Fallen des Vorhanges seinen Beifall kundzugeben, aber es vergaß zu applaudiren, da es selbst starr war über das wunderbare Geschaute, das sich der Erinnerung unauslöschlich einprägte.

Als der Wurscht'l-Sepp von dieser Vorstellung in seiner Abendkneipe bei dem „Lachenden"*) den staunenden Zuhörern erzählte, fragte Einer: „Wie hast denn Du, der springlebendig' Wurscht'l-Sepp das lange Stillsteh'n als Waffentrager von dem Kini (König) Alexander ausg'halt'n?"

„O, mei' liaba (lieber) Tyroler-Wast'l, erschtens hab' i mi an den Kini sei' Roß ang'lahnt (angelehnt), und dös is g'scheidter als Du, und hat sich nöt g'rührt, und zwoatens (zweitens) wann selm (selbst) der Teuxl im Sonntagsstaat g'sagt hätt': ‚Sepp, rühr' Di', oda i hol' Di'!' nachher hätt' i eahm (ihm) innerli' (innerlich) zug'schrien: ‚Oellender Lauser (elender Lausbube) rühr' Di' nur Du nöt vom Fleck, nachher reiß' i Dir, wann der Vorhang fallt, Deinen Sonntagsschwanz aus, und steck' Dir'n als Cigarrl in Deinen Rach'n!' Da wär' der Teuxl katschaus gangen; denn woaßt' (weißt Du) mei' liaba Tyroler-Wastl, was si' (sich) der Mensch denkt, dös vasteht (versteht) der Teux'l so guat wie unser liaber Herrgott a (auch)!"

In den Blicken des Sepp, und in den scharf heraus gestoßenen Worten, die der Wast'l, welcher ein Tyroler Teppich- und Handschuh-Händler war, nur auf sich gemünzt ansehen mochte, lag ein so unbändiger Zorn und Haß, daß der Tyroler, um einer Rauferei zu entgehen, bei der er sicher unterlegen wäre, sein Bier austrank und sich eiligst entfernte.

Der Sepp hatte gerechten Anlaß zu seinem Gebahren; denn er merkte schon lange, wie ihm der reiche Kerl das schöne Resei aus Fischbachau, welches bei dem Lachenden als Kellnerin diente, und die bisher Sepps' Herzensschatz war, abspenstig machen wollte.

„Dem Fetzenlumpen (großen Lumpen) brech' i doch noch amal das G'nack!" rief Sepp, indem er wuchtig auf den Tisch hinhaute.

Das Resei, welches ihm begütigend zuisprechen wollte, stieß er mit den Worten zurück: „Brav's Resei, i denk' mir noch was! Daß die irgsten Giftbleamerln a schön roth sin', aba ausg'riß'n werden müaß'n, damit's nöt weiter schad'n!" Dann warf er seine Zeche auf den Tisch und stürmte davon.

Von diesem Abende an war der lustige Sepp, den die wildeste Eifersucht gepackt hatte, ganz verwandelt. Er achtete nicht mehr auf seinen Dienst, zog sich erst Verweise und dann Strafen zu, was noch niemals vorgekommen war.

Der menschenfreundliche Herr Herzog ließ ihn endlich vor sich kommen und sagte: „Sepp, das thut nöt gut! Ich weiß jetzt, wie es um Dich steht und ich sag' Dir: Entweder Du läßt von dem Weibsbild, das nix taugt, oder Du mußt aus meinem Dienst, so ungern ich Dich entlaß'!"

Der Sepp warf sich dem Herzog zu Füßen und wimmerte: „Hocher, gnädigster Herr, reiß' mir erscht mei' dummes Herz aus der Brust, nachher bin i vülleicht curirt!"

„Du wirst wohl ohne das Herzausreiß'n curirt werden, wenn ich Dir sag', daß Dein schlechter Schatz mit dem Tyroler durchbrennt is, wie meinem Kammerdiener der Lachende heut gemeldet hat!" Sepp starrte wie geistesabwesend den hohen Herrn an, sprang auf und schrie wild: „Nacher kann mi' der Teuffi heunt ehender (eher) hol'n als morg'n!" und stürzte aus dem Zimmer.

Dem Kammerdiener im Vorzimmer rief er zu: „Unser bester, gnädigster Herr hat mi' zum Teuffi g'schickt, und i bin af dem Weg zu eahm (ihm)! Sag' das dem Herrn Hofmarschall von Freiberg. I hab' ka' Zeit mi' abz'melden; denn i muß glei' fortreisen!" Fort war er.

Nach acht Tagen war Seppl wieder in München, aber seine Freunde wußten nicht, was sie aus ihm machen sollten; denn er lachte fortwährend, und wenn man ihn fragte, warum er so lustig sei, gab er zur Antwort: „I g'freu' mi so, weil i a paar Guckfenster eingschlag'n hab', und a Besen von mir verarbeit't word'n is!"

*) „Zum lachenden Wirth", eine vielbesuchte Kneipe in der kleinen Gasse neben der Rottenhöfer'schen Hofconditorei.

Die Zeit des Octoberfestes war gekommen, und Sepp meldete sich als Zieler bei den Schießständen, indem er dem Vorstand sagte: „An' besser'n Wurscht'l als mi, dem guten Herzog sein'n Wurscht'l-Sepp kriegt's im Leben nöt!"

Mit Freuden wurde er sofort angenommen, und tanzte in Hanswurstentracht vor dem ausziehenden Schützen-Corps in tollustigen Sprüngen und Späßen mit dem jubelnden Publicum vorauf.

Am dritten Tage des Schießens trat gegen Abend ein Gendarm an ihn heran, als er eben lachend seinen Zielerpflichten oblag und sagte: „Sepp Kranewitter, wann's Schieß'n nachher aus is, muß i Dich leider mitnehmen; denn Du hast in Fischbachau dem Tyroler-Wastl bei'm Raufen die Augen ausg'schlag'n, und die Fischbachauer Resei so arg zug'richtet, daß sie im Krankenhaus zu Rosenheim festliegt!"

„Wohl! wohl! Sixt es, i hab' mir alleweil denkt i hätt' a paar Fensterscheib'n eing'schlag'n, und an Besen z'sammgearbeit't! Setz' Di' da her an mei' Platzl! I halt' Dir still! Af Wort und Ehr', ganz mäuserlstill!"

Dann ging er wieder an seine Arbeit, die der zweite Zieler versehen hatte, und der Gendarm setzte sich gemüthlich hinter die Zielermauer. Als nun der beste Schütze auf diese Königsscheibe, der immer in das Centrum traf, im Anschlage lag, sprang Sepp mit einem: „Juhu, aus is!" vor die Scheibe. Der Schuß krachte, und mitten durch die Stirne getroffen, stürzte der Wurscht'l-Sepp zu Boden. —

Da war er denn in Wahrheit ... mäuserlstill.

Notizen.

Unter dem Titel: „Neue Bahnen der Polenpolitik, Skizze einer zu schaffenden Polengesetzgebung", (Otto Liebmann, Berlin), macht Dr. Herr neue Vorschläge bezüglich der einzelnen, für den Nationalitätenkampf in Betracht kommenden Gebiete. Die in begeisterter Sprache abgefaßte Schrift gliedert sich in „die Wege der Polenpolitik", und die, zum Theil genau präcisirten Vorschläge betreffen die „Verwaltungsgesetzgebung, das Vereins- und Versammlungsrecht, die Presse, die Staats- und Gerichtssprache, Bodengesetzgebung, Schul-, Post-, Kirchen- und Bevölkerungspolitik". Die Schrift darf den Anspruch erheben, erstmalig den Weg geebnet zu haben, auf welchem gegen das Polenthum gesetzlich angekämpft werden sollte. Sie wird in besonderem Maße das Interesse sogar auch derjenigen Kreise erwecken, die auf direct entgegengesetztem Standpunkte stehen.

Auch in der zweiten Lieferung des populären Prachtwerkes „Die Thiere der Erde" von Professor Dr. W. Marshall (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) wird der anziehend geschriebene Text durch zahlreiche Illustrationen belebt, die wie die sämmtlichen Illustrationen dieses Werkes auf photographischen Abbildungen nach dem Leben beruhen. Außerdem enthält diese Lieferung einen prachtvollen Farbendruck mit der Darstellung eines centralamerikanischen Ocelot. Diese volksthümliche Thierkunde, die im unmittelbaren Anschluß an Dr. Kurt Lampert's „Völker der Erde" und als zweite Abtheilung des großen Sammelwerkes „Die Erde in Einzeldarstellungen" erscheint, soll in 50 Lieferungen zu je 60 Pf. erscheinen.

Zur gefl. Beachtung.

Da ich bis Ende August l. J. von Berlin abwesend bin bitte ich dringend, während dieser Zeit unverlangte Manuskripte nicht an die Redaction senden zu wollen. Ihre Erledigung würde sich unerwünscht verzögern.

Gleichzeitig weise ich darauf hin, dass die Erledigung aller Honorar-Angelegenheiten, die Versendung von Belag-Exemplaren etc. dem Verlage, W 57, Katzlerstr. 4, **nicht mir** obliegt.

Richard Nordhausen.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Königreich Sachsen
Technikum Hainichen
Höhere Lehranstalt f. Maschinen- u. Elektro-Ingenieure. Techniker, Werkm. Progr. frei.
Direktor: E. Boltz.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.
Seltene Gelegenheit!

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 ℳ.

Bad Reinerz

klimatischer waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink-** und **Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampfbädern, Inhalationen, Kalkwasserkuren** und **Massage, Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kuranstalt.** — Angezeigt bei **Krankheiten** der **Nerven,** der **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** und **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer Leiden** und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Kurzeit von Anfang Mai. Gegen Schluß Ermäßigungen. Hochquellen-Wasserleitung. Eisenbahnstation. Auskunftsbücher unentgeltlich.

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen
von
Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber Zittau i. Sa.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** ℳ. 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ. 4.
Salomon Süditalien. ℳ. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ. 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 41. Druck von Hesse & Becker.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 29. August 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die türkische Frage. Von Caliban. — Das schlesische Hochwasser und das preußische Gesammt-Ministerium. Von Dr. Rudolf Breitscheid. — Die Hexenrichter und — die neuere Neurologie. Von Eduard Sokal (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Richard III. Von Theaterdirektor Alfred Schmieden. — Carl Hauptmann als Erzähler. Von E. Kalkschmidt (Dresden). — Betrachtungen zur deutschen Städteausstellung in Dresden. Von Johannes Gaulke (Berlin). — Zur Aesthetik der modernen Münze. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin). — **Feuilleton.** Sprechstunden. Großstadt-Skizze von Max Hoffmann (Berlin). — **Aus der Hauptstadt.** Ein Appell gegen die „Gr. B. K. 1903". Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Die türkische Frage.

In der flimmernden Gluth des Augusttages ein zappelndes Gewimmel von Hunderttausenden, schreiende Farben, farbiges Geschrei: Europa, Afrika und Asien wild durch einander gewürfelt, Orient und Occident zusammenfließend. Auf den Märkten, wo die Schaaren träger Hunde schon jeden Fußbreit Raum besetzen, drängt sich doch noch ein unübersehbares Heer schacherfreudiger Griechen und Armenier, finden doch noch fleißige Schuster und Siegelschneider Platz genug, um ihrem Handwerk unter Allah's veilchenblauem Himmel obzuliegen. Gebrause und Gewirr ohne Gleichen. Aus der Tiefe leuchtet der Bosporus herauf, ein unwahrscheinliches Märchen mit seinem Gewühl leichter Kaïks, und jenseits erheben sich über weißen Dächern die schlanken Minarehs, Fabelland-Architektur, an die man nicht glaubt, obgleich sie Einem aus Scheherazaden's Erzählungen doch ganz genau bekannt ist ...

Gewiß, die Königin der Städte birgt des Schmutzes und des Elends genug, um vielleicht sogar mit Whitechapel oder dem Jammerrevier Maltas wetteifern zu können. Gewiß, man kann auch hier ein Jahr Zuchthaus zudictirt bekommen, wenn man Zeitungen liest, welche der Regierung nicht gefallen. Es ist ein Land voll Willkür, Dreck und Armuth und hat dem übrigen Europa Nichts vorzuwerfen. Doch die Gewaltherrschaft wird durch Liederlichkeit und gläubiges Vertrauen auf Allah gemildert. Draußen im Marmarameer oder im Hellespont liegen seit Jahren fünf Kriegsschiffe fest verankert und verrosten. Außer den siebentausend Mann, die an jedem Freitag beim Selamlik als persönliche Leibwache des Sultans aufziehen, siebentausend prächtigen Kerlen, giebt es hier kaum Soldaten, welche etwas von Sold wissen. Warum wollt ihr dies Reich zerstören?

Wer in Konstantinopel mit Kraft regiert, dem gehört die Weltherrschaft. So hat, wenn mich Meyer's Reisehandbuch über die Türkei (6. Auflage, mit 10 Karten, 30 Plänen u. s. w. u. s. w.) recht berichtet, ein großer Weiser gesagt. Ich halte es indeß für weiser und wünschenswerther, daß in Konstantinopel Niemand mit Kraft regiert.

Erstens wegen der Weltherrschaft.

Rußland können wir da nicht gebrauchen. Unser armer Bundesgenoß Oesterreich-Ungarn — der Bindestrich ist das einzige Band zwischen den beiden Staaten — Oesterreich-Ungarn würde sonst völlig erdrückt. Der Zar hat wahrhaftig nicht nöthig, den klugen Staatsmännern von Ofenpest bei ihrem Werke zu helfen. Auch eignet sich das Mittelmeer schlecht zum russischen See. Englands bessere Aristokratensöhne fänden am Bosporus wohl gut bezahlte Stellen und billige Landhausterrains, doch für sie ist Indien am Ende empfehlenswerther. Weil es gut vor'm Schuß liegt. So bliebe nur das besagte Oesterreich-Ungarn als europäischer Verweser der europäischen Türkei. Konstantinopel vom Wiener Ballplatze aus regiert, würde Niemandem gefährlich werden. Wien regiert grundsätzlich nicht mit Kraft, und die Schlamperei thäte es ebenfalls nicht abschaffen. Vielleicht vermehrten sich die Kaffeehäuser, an denen die Sultansstadt allerdings empfindlichen Mangel leidet, und es würde, nach obligatorischer Einführung des Prager Schinkens in die Staatsgrundgesetze, den Harems das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht verliehen. Auf andere Reformen dürfte man jedoch nicht hoffen.

Deshalb ist es schon einfacher, man behilft sich weiter mit der alteingesessenen türkischen Schlamperei.

Eine kräftige Regierung am Bosporus würde ja nicht nur den Frieden Europas, sondern auch die Behaglichkeit des reisenden Publicums vernichten. Heute kommt man bei der Konstantinopler Douane noch mit einem Franken Bakschisch aus; die Russen dagegen rechnen nach Rubeln. England hat statt der holdseligen Paschadämlein mit den blitzenden Augen und den durchsichtigen schwarzen Schleiern darüber bloß nüchterne Butterbrod-Misses, und für die heute noch möglichen, kostbaren Solobummel durch Pera und Galata gewissenhafte Besichtigungen mit Thom. Cook and Son zu bieten. Deutschland nun gar ... Schutzleute! Assessoren! Marmordenkmäler von Eberlein!

Konstantinopel muß türkisch bleiben. Caliban.

Das schlesische Hochwasser und das preußische Gesammt-Ministerium.

Von Dr. Rudolf Breitscheid.

„... Statt dessen solltet Ihr mir hübsch von den Umständen in der Provinz schreiben, wie es da aussieht, was das Wasser da vor Schaden gethan hat, wie es mit dessen

Digitized by Google

Wiederherstellung aussieht, was das kosten werde und dergleichen Sachen mehr sind. Aber deshalben höre ich ganz und gar nichts von Euch und habe ich noch keinen Buchstaben von Euch gesehen. Ihr sitzt da stille, legt die Hände im Schooß und laßt Alles gehen, wie es wolle. Ihr bekümmert Euch um nichts und thut das gar nicht, was einem Präsidenten von der Provinz obliegt und seine Pflicht und Schuldigkeit von ihm erfordert. Ich will Euch also wohl rathen, Euer Devoir besser wahrzunehmen und Euch die Sachen der Euch anvertrauten Provinz mit mehreren Eifer und Ernst angelegen sein zu lassen und besonders darauf zu sehen, daß ich bald die Anschläge kriege von dem geschehenen Wasserschaden, was das Alles kostet und daß demnächst Alles auf das Schleunigste wiederhergestellet und im Stande gesetzt werde. Wofern Ihr aber in Eurer bisherigen Gleichgiltigkeit so fortfahret, so könnt Ihr auch gewiß sein, daß sehr unangenehme Verfügungen erfolgen werden. Wonach Ihr Euch also nur richten könnet."

An diese energischen Mahnungen, die Friedrich der Große im Jahre 1785, als die Neumark durch Hochwasser verwüstet war, an den Präsidenten der neumärkischen Kammer richtete, konnte man wehmuthsvoll gedenken in den Tagen, die der jüngsten Hochwasserkatastrophe in Schlesien folgten. Man mußte zu der Ansicht gelangen, daß die Staatsregierung von heute weit weniger berührt werde durch das Unglück einer Provinz und weit geringeren Eifer besäße, der Noth zu steuern als der absolute Monarch des 18. Jahrhunderts, dessen Functionen sie übernommen hat. Nun mag der Wille ja der beste gewesen sein, aber was nützt guter Wille, wenn Schwerfälligkeit und kopflose Ungeschicklichkeit es im entscheidenden Moment nicht zu einer entschlossenen That kommen läßt? Und gesetzt den Fall, sein Vorhandensein ließe sich bündiger nachweisen, als es durch die traurigen officiösen Stylübungen geschehen ist, er wird nicht hindern können, daß sich mit der Erinnerung an die schlesische Wassersnoth noch auf lange Zeit hinaus der Gedanke an eine Blamage der preußischen Regierung verbinden wird. Etwa eine Woche hindurch hat die Verwaltungsmaschine so gut wie vollständig versagt, es herrschte eine allgemeine Rathlosigkeit, die man vergebens dadurch zu verbergen suchte, daß man eine nachdenkliche Amtsmiene aufsetzte und mit büreaukratischen Phrasen operirte. Der Minister des Inneren reiste in das Ueberschwemmungsgebiet, um sich aus eigener Anschauung ein Urtheil über den Stand der Dinge zu bilden. Er kehrte zurück, und alles, was die Nothleidenden vom Staate erhielten, war ein officiöses Communiqué, daß die selbstverständliche Reise des Freiherrn von Hammerstein beinahe wie einen Act hervorragenden Eifers hinstellte, in recht verbrauchten Wendungen die nicht minder selbstverständliche Versicherung gab, daß die Regierung dem Gegenstand ganz besondere Aufmerksamkeit widme, und im Uebrigen einen lebhaften Apell an die private Wohlthätigkeit richtete. Schließlich hat dann ja Graf Bülow von Norderney aus im letzten Augenblick ein Machtwort gesprochen, die Summe von 10 Millionen ist bereit gestellt worden, und statt Hammerstein übernahmen es andere Minister, sich an Ort und Stelle für die Regierung zu informiren.

Graf Bülow wird jetzt in Schlesien hochgepriesen, und ein Blatt versicherte, er würde eines begeisterten Empfanges sicher sein können, wenn er in die Nothstandsgebiete käme. Ich gönne dem Ministerpräsidenten diese Anerkennung vollkommen, aber es wäre erfreulicher gewesen, wenn die „Nord. Allg. Zeitung" nicht hätte zu berichten brauchen, daß sein directes Eingreifen nothwendig war, um den Karren in Gang zu bringen. Kein Mensch wird in dem, was für Schlesien geschehen ist und geschieht, etwas Besonderes erblicken, daß aber die Schlesier für etwas Selbstverständliches so laut und lebhaft danken müssen, das ist beschämend für die Regierung und für den ganzen preußischen Staat, und wieder kommt mir der Gedanke an Friedrich den Großen und an die Worte, die er zu den Bürgern der abgebrannten Stadt Greiffenberg sprach, als sie kamen, um ihm für die Bewilligung einer beträchtlichen Summe zum Wiederaufbau der Stadt zu danken: „Ihr habt nicht nöthig, Euch dafür bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen, dafür bin ich da!"

Gewiß, die Umstände waren einer schnellen und energischen Action diesmal recht wenig günstig. Man hatte sich auf die sommerliche Ruhe eingerichtet, und der größte Theil der Minister befand sich im Urlaub, außerdem fehlte Schlesien der Oberpräsident. Aber schließlich ist das keine Entschuldigung für das Versagen eines Mechanismus, von dem man erwarten muß, daß er auch unter anderen als den alltäglichen Bedingungen glatt und sicher functionirt. Der Kalender kann von der Regierung nicht als force majeure reclamirt werden. Die Schuld der Versäumniß bleibt an ihr, d. h. zunächst an dem zuständigen Ressortminister haften, und wenn nach dem schlesischen Debut Zweifel an den Qualificationen des Herrn von Hammerstein für das Portefeuille des Innern in der Presse laut wurden, so lag dazu aller Grund vor, und es war eine Thorheit, daß conservative Blätter von „Kesseltreiben" und „Zettelungen" redeten. Daß sein Mangel an politischer Gewandtheit nicht erst seit gestern bekannt war, wird der Minister nicht zu seiner Vertheidigung anführen wollen, eher kann er noch darauf hinweisen, daß man billig bezweifeln darf, ob Graf Bülow überhaupt beabsichtigte, das wichtige Ressort einem Mann von Energie und selbstständiger Entschlußfähigkeit anzuvertrauen, als er seinen ehemaligen Schulkameraden von dem Posten des Metzer Bezirkspräsidenten abberief. Allerdings kann auch diese Erwägung Herrn von Hammerstein nicht reinwaschen, aber sie führt mich auf die Spur eines Mitschuldigen, und dieser Mitschuldige ist das System. Die schlesische Wassersnoth und das Fiasco des Herrn von Hammerstein giebt den Anlaß, wieder einmal eine Frage zu berühren, die in den Erörterungen von Maßnahmen der Regierung häufig nicht genügend berücksichtigt wird, die Frage nach der verfassungsrechtlichen und faktischen Stellung der preußischen Minister überhaupt.

Jeder einzelne Minister in Preußen führt sein Ressort selbstständig unter unmittelbarer Verantwortung gegen den König, er ist verfassungsmäßig absolut unabhängig vom Ministerpräsidenten, der nur ein paar unbedeutende und rein formelle Sonderbefugnisse vor seinen Collegen voraus hat. Die Folge davon ist, daß die Geschäftsführung in hohem Maße beeinflußt wird von Fragen der Persönlichkeit. Sind die Vorsteher der einzelnen Ressorts stark und selbstbewußt genug, um das ihnen zustehende Recht in allen Fällen zu beanspruchen und zu behaupten, so ist die Homogenität der Regierung in Gefahr, ist dagegen der Ministerpräsident ein Mann, der einen starken moralischen Einfluß auf seine Collegen auszuüben versteht, läßt er sich außerdem schon bei der Wahl der Ressortchefs von dem Bestreben leiten, Leute mit allzu steifem Rückgrat fernzuhalten, so wird zwar die Homogenität gewahrt, aber auf Kosten der Selbstständigkeit und Entschlußfreudigkeit der einzelnen Minister. Um Beispiele für die eine wie die andere Eventualität braucht man nicht verlegen zu sein. Man hat nur nöthig, sich die Cabinettsgeschichte seit dem Rücktritt Bismarck's zu vergegenwärtigen.

Von den beiden Uebeln — auch unter dem schmerzlichen Eindruck der jüngsten Erfahrungen muß das zugegeben werden — ist, vorausgesetzt, daß wenigstens an der Spitze der Regierung ein Mann von einigem Willen steht, der Mangel an Selbstständigkeit das kleinere. Der Gedanke läge daher nahe, dem Ministerpräsidenten derartige Vollmachten zu geben, daß er de iure die Stellung einnähme, die er de facto schon jetzt einnehmen kann. Mißstände, wie sie bei

Digitized by Google

der schlesischen Wassersnoth zu Tage getreten sind, würden damit natürlich nicht unmöglich gemacht, da es Niemandem einfallen könnte, die Centralisirung so weit zu treiben, daß auch die Erledigung gewisser technischer Ressortfragen dem Ministerpräsidenien vorbehalten bliebe, aber, was wichtiger ist, es wäre in politischen Dingen die Einheitlichkeit gesichert, und am Ende würde auch für schnelles und exaktes Eingreifen der Regierung in Fällen wie dem schlesischen zum Mindesten keine schlechtere Garantie geboten sein, als bei dem heutigen unsicheren und zweifelhaften Zustande. Es ist in Preußen einmal eine kurze Zeit lang der Versuch mit einer derartigen Concentration der Verwaltung gemacht worden, und zwar durch die Hardenberg's Ideen verwirklichende Verordnung vom 27. October 1810. Damals wurde in dem Amte des Staatskanzlers der denkbar vollendetste Ministerialdespotismus geschaffen. Mit dem Tode des Fürsten Hardenberg erlosch aber auch das Staatskanzleramt, und das des Ministerpräsidenten, das später formell an seine Stelle trat, ist, wie schon erwähnt, verfassungsrechtlich ohne Bedeutung. Fürst Bismarck hat am 25. Januar 1873 im preußischen Abgeordnetenhause die Situation folgendermaßen gekennzeichnet:

„Es ist bei uns der eigenthümliche Fall, daß der Präsident des Staatsministeriums, obschon ihm ein größeres Gewicht der moralischen Verantwortlichkeit wie jedem anderen Mitgliede ohne Zweifel zufällt, doch keinen größeren Einfluß als irgend einer seiner Collegen auf die Gesammtleitung der Geschäfte hat, wenn er ihn nicht persönlich sich erkämpft und gewinnt. Unser Staatsrecht verleiht ihm keinen. Wenn er diesen Einfluß gewinnen will, so ist er genöthigt, ihn durch Bitten, durch Ueberreden, durch Correspondenzen und durch Beschwerden beim Gesammtcollegium, kurz und gut durch Kämpfe zu gewinnen, welche die Leistungsfähigkeit des Einzelnen in sehr hohem Maße in Anspruch nehmen."

In einer anderen Rede von demselben Tage meinte der Kanzler, man könne es ja für wünschenswerth halten, daß das preußische Ministerium anders organisirt würde, daß dem Ministerpräsidenten mindestens die Befugnisse, wie sie etwa der Präsident eines Regierungscollegiums hat, das Inhibieren, das Veto auf königliche Entscheidung hin, beigelegt würden. Einen praktischen Erfolg hatten diese Andeutungen nicht, es ist in Preußen bis heute alles beim Alten geblieben. Bismarck persönlich hatte kein Interesse daran, eine Aenderung herbeizuführen, da er sich trotz seiner Klagen über die Schwierigkeiten, die Ressortminister zu überzeugen, Manns genug fühlte, auch ohne daß ihm verfassungsmäßig Prärogativen verliehen worden wären; und der Schein einer Selbstständigkeit der einzelnen Ressortminister war dem Starken sogar willkommen, weil er ihm gelegentlich die Abwälzung auch einer moralischen Verantwortlichkeit und unter Umständen selbst Kursänderungen erleichtern mochte. Unter seinen Nachfolgern ist die Frage zwar hin und wieder, wenn irgend welche besonderen Vorkommnisse den Anlaß gaben, noch einmal in der öffentlichen Discussion angeschnitten worden, aber es blieb bei Anregungen: Preußen entbehrt bis zum gegenwärtigen Moment trotz zahlreicher Frictionen, die in der Zwischenzeit im Schooße des Ministeriums zu verzeichnen waren, rechtlich der Einheit der obersten Staatsverwaltung, ohne daß sich unter allen Umständen faktisch die einzelnen Minister einer Selbstständigkeit erfreuten, die wenigstens ein schnelles Handeln in den einzelnen Ressorts gewährleisten würde.

Diese Zurückhaltung mag ihren Grund, abgesehen von der Scheu vor Verfassungsänderungen. in der richtigen Erkenntniß haben, daß ein Ministerdespotismus nach Hardenberg'scher Manier für das heutige Preußen mit seinen weitverzweigten und zum Teil einander entgegengesetzten Interessen schlecht angebracht wäre. Leider aber hat man über dieser Erwägung unterlassen, den Versuch anzustellen, ob nicht ein anderer Weg zur Einheitlichkeit der Verwaltung führen werde, ein Weg, auf den auch Bismarck in der mehrfach erwähnten Reichstagssitzung hingewiesen hat, als er die Alternative aufstellte, daß man entweder den Ministerpräsidenten mit anderen Mitteln ausstatten oder die Collegialität rein festhalten müsse. Heute kommt zwar das Collegialitätsprincip bei einer beschränkten Anzahl minder wichtiger Gegenstände zur Geltung, aber in der Hauptsache stehen wie gesagt, die einzelnen Ressortchefs unabhängig nebeneinander, das Band bilden einzig und allein die ungewissen, gesetzlich nicht festgelegten Prärogativen des Ministerpräsidenten, das Staatsministerium kann nicht per majora Beschlüsse mit bindender Kraft für seine einzelnen Mitglieder fassen. Gegen die consequente Durchführung des Collegialitätsprincips, die schon der Freiherr von Stein in seinen Reformplänen verfocht, lassen sich stichhaltige Gründe nicht anführen, und hier ist auch der Hinweis auf eine mögliche Einschränkung der Verfügungsfreiheit der einzelnen Ressortminister nicht angebracht. Die Verantwortlichkeit gegenüber dem Collegium würde die Selbstständigkeit und Entschlußfreudigkeit des Einzelnen wahrscheinlich nicht in dem Maaße beeinträchtigen, wie die Verantwortlichkeit gegenüber einem allgewaltigen Ministerpräsidenten, und beide Nothwendigkeiten, Selbstständigkeit und Homogenität wären auf alle Fälle besser gesichert als unter den gegenwärtigen unklaren Verhältnissen.

Wenn zu ihrer ernsthaften Prüfung des Herrn von Hammerstein Hilflosigkeit an maßgebenden Stellen den Anstoß geben würde, so hätte das schlesische Unglück wenigstens ein Gutes im Gefolge.

Die Hexenrichter und — die neuere Neurologie.

Von Eduard Sokal (Berlin).

Das düstere Thema der Hexenprocesse, des Teufelsglaubens, des Satanismus und seiner unheimlichen Begleitschaar ist in den letzten Jahren mannigfach variirt worden. Selbst die geschäftliche Note hat durchgeklungen; noch ist die Episode mit der Miß Vaughan in Jedermanns Erinnerung, und noch lange wird das schrille, durchdringende Hohngelächter des Leo Taxil nachklingen. Unter den Stimmen, die sich da sonst vernehmen ließen und der Beachtung werth sind, ist es nicht schwer, einen charakteristischen Dreiklang herauszuhören. In einer umfangreichen Monographie „Ueber die Geschichte der Hexenprocesse in Bayern" hat der bekannte Historiker S. Riezler mit flammenden Zornesworten „das schmachvollste Capitel der menschlichen Tragikomödie" geschildert. Beinahe gleichzeitig ist eine Abhandlung des französischen Neurologen Maurice de Fleury unter dem Titel „L'enseignement de la Salpêtrière" erschienen, worin die Forschungen des großen Meisters Charcot und seiner Schüler über dasselbe Thema mitgetheilt und fortgeführt werden. Der Gelehrte entrüstet sich nicht; er weiß, daß, was wir menschlich gut und böse nennen und wofür unser moralisches Gefühl eine jähe Kluft sich aufthut, für den Psychologen zuweilen nur ganz geringfügige Unterschiede bestehen können, ähnlich wie von zwei Körpern beinahe gleicher chemischer Zusammensetzung der eine ganz harmlos und der andere ein furchtbares Gift sein kann. In den Werken von Huysmans, Sar Peladon u. A. endlich ist die todtgeglaubte Dämonenbrut zu neuem Leben auferstanden; Incubus und Succubus, das „Envoûtement" und die schwarze Messe werden wieder abgehalten und uralte Beschwörungsformeln wieder von gläubigen Lippen gemurmelt. Diese sonderbaren Neophyten, denen vor nicht allzu langer Zeit noch aller Glaube Aberglaube war — sie behaupten an den Teufel zu glauben, ehe sie noch an Gott glauben. Vielleicht

Digitized by Google

gelingt es ihnen noch, zur ungetrübten Seligkeit des Glaubens vorzudringen! Fromme Geberden bringen ihnen vielleicht auch fromme Gedanken. Pascal hat bereits den grimmigen Ausspruch gethan, „um fromm zu werden, genüge es für die meisten Menschen, wenn sie eine Zeit lang die äußeren Geberden der Frömmigkeit annehmen, wenn sie sich mit Weihwasser besprengen und mit verzückter Miene Gebete stammeln.“

* * *

Durchmustert man zunächst die thatsächlichen Angaben über Hexenwahn und Hexenverfolgungen, die in dem Buche von Riezler vorliegen, so wird man nicht umhin können, ob der Fülle des zusammengetragenen Materials zu staunen und die streng objective, kritische Sichtung desselben anzuerkennen. Auf keinem Gebiete der Geschichte hat sich die tendenziöse Darstellung, wie es scheint, so unumschränkt vordrängen dürfen wie hier. Die katholischen Geschichtsschreiber dieses Standes verfolgen meist mit den bekannten Deutungs- und Umdeutungskünsten das doppelte Ziel: die katholische Kirche reinzuwaschen und das Odium des Greuels auf den Protestantismus zu wälzen. Die protestantischen Historiker und Monographisten verrathen sich meist in der etwas zu glimpflichen Art, wie Luther's Stellung zur Hexenfrage beurtheilt wird. Das Ergebniß ist hier wie dort ein Zerrbild der Geschichte. Andererseits ließen sich gelehrte und umfängliche Werke über das 16. und 17. Jahrhundert, die Blüthezeit der Hexenprocesse, nennen, in denen die Hexenprocesse nicht einmal erwähnt sind, gleich als wären dieselben nur wie eine häßliche Warze in einem Gesicht, dessen geistigen Ausdruck es allein festzuhalten gilt, und als gehörten sie nicht mehr zu diesem geistigen Ausdruck. Die von Ranke eingeschlagene und noch immer tonangebende Richtung liebt es eben nicht, von ihrer vornehmen politischen Höhe zu naturgeschichtlichen Niederungen herabzusteigen. Auch wer mit Goethe der Ansicht huldigt, daß das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus sei, den sie erregt, wird sich leicht widerwillig von Greueln abwenden, deren Schilderung nur niederdrücken und entmuthigen kann, denn man glaubt sich bei der Lectüre der Hexenprocesse nach Riezler's Ausdruck unter ein Geschlecht versetzt, das alle edlen menschlichen Anlagen: Vernunft und Gerechtigkeit, Scham, Wohlwollen und Mitgefühl in sich erstickt hat. Im Schooße einer tausend Jahre alten Cultur ist vom 15. bis in's 18. Jahrhundert hinein der Justizmord zur ständigen Einrichtung erhoben worden, und Hunderttausende von Unschuldigen, meistens Frauen, wurden nach ausgesuchten Martern des Leibes und unnennbaren Seelenqualen auf die grausamste Weise hingerichtet. Riezler sagt: „Diese Thatsache ist so ungeheuerlich, daß alle anderen Verirrungen des Menschengeschlechtes daneben zurücktreten.“

Das Wort Verirrung, das wir bei Fleury durch Irrthum ersetzt finden, ist in hohem Grade bezeichnend. Ob sich an den Hexenwahn Verfolgungen knüpfen, muß offenbar nur davon abhängen, ob Diejenigen, die ihn hegen, auch die Macht dazu haben. Denn giebt es Dämonen und Menschen, die mit deren Hülfe Unheil anstiften, so begreift man, daß die Gesellschaft die Letzteren auszurotten sucht. „Eine Grausamkeit ist es, der Hexen, die gegen Unschuldige wüthen, zu schonen,“ sagt der Trierer Weihbischof Binsfeld. Und so erklärt Kurfürst Maximilian I. die Hexenverfolgung ausdrücklich und folgerichtig als eine Pflicht seines landesfürstlichen Amtes und Ausfluß väterlicher Fürsorge für seine Unterthanen. Die weitaus schwerste Verantwortung für alle diese Greuel lastet daher auf Jenen, welche den Hexenwahn gelehrt und verbreitet haben.

Das unheimlichste Document über Hexen- und Zauberwesen ist zweifellos der „Malleus malaeficarum“ oder „Hexenhammer“ des Inquisitors Jostitoris, der im Jahre 1488 erschien und die furchtbaren Hexenverfolgungen des 16. Jahrhunderts auslöste. Riezler nennt es das verruchteste und zugleich läppischste, das verrückteste und dennoch unheilvollste Buch der Weltliteratur. Gutenberg's jugendliche Kunst mußte auch solchen Zwecken dienen, und gewiß ist es neben der kurz vorher erschienenen päpstlichen Bulle eben die zum ersten Male genossene Beihülfe der Presse, welche dem Auftreten dieses deutschen Inquisitors eine so nachhaltige Bedeutung für das Wachsthum des Hexenglaubens und der Hexenprocesse gewährte. Die Wirkung des Buches auf das Publicum ward um so leichter erzielt, als es mit dreifacher Autorität gewappnet hervortrat. An der Spitze prangte die päpstliche Bulle, die Berufung auf die königliche Urkunde vom 6. November 1486 zu Gunsten der Verfasser und eine Approbation der theologischen Facultät der Universität Köln vom Mai 1487. „Kauf und lies es, das Geld wird Dich nicht gereuen“, steht auf dem Titel der Ausgabe von 1519. In der That wurde bald eine Ausgabe nach der anderen vergriffen, es war dies der erste große buchhändlerische Erfolg.

Der Hexenhammer athmet den Geist der Scholastik, wie er ihre barbarische Sprache spricht und ihr ganzes äußeres Gepräge zeigt. Man findet in ihm die der Scholastik eigenthümliche Mischung von Spitzfindigkeit, Scharfsinn und Blödsinn, ihre Selbstverblendung und Absurdität, das endlose Citiren und die blinde Verehrung von Autoritäten, die Haarspalterei der Begriffe, die Trugschlüsse und daneben streng logische Deductionen aus einem unsinnigen, willkürlich aufgestellten Vordersatz. Man muß zugleich den Geist der Heuchelei, der das ganze Gebahren der Inquisition durchdringt, beachten. Bekanntlich übergaben die Inquisitoren ihre Opfer dem weltlichen Gericht mit der stehenden Mahnung, ihres Leibes und Lebens zu schonen. Aber diese Mahnung war nichts als eine Formel. Hätte die Staatsbehörde, bemerkt Riezler, diese Empfehlung ernstlich nehmen und den Verurtheilten das Leben schenken wollen, so wäre sie sofort in die auf Begünstigung der Häresie gesetzten Censuren verfallen, die im weiteren Verlauf den dringenden Verdacht häretischer Gesinnung begründeten. Aehnlich verhält es sich auch im „Hexenhammer“, wenn z. B. die Weisung ausgesprochen wird, daß bei der Folter kein Blut vergossen und daß nur die herkömmlichen, keine neuen ausgesuchten Arten der Tortur angewendet werden sollen. Das klingt menschlich und wohlwollend, auch spätere Hexenschriftsteller, so die Jesuiten Delrio und Laymann haben sich darum diese Mahnung nicht entgehen lassen. Es waren aber keine neuen und ungebräuchlichen Torturen, wenn man den Angeklagten die Gelenke aus den Fugen zerrte, ihnen durch Beinschrauben die Knochen zermalmte u. s. w., und Alles dies, ebenso wie das Lebendigverbrennen, geschah ohne Blutvergießen, vor dem die Kirche in ihrer Barmherzigkeit Scheu trug. Offen zu Tage liegt die Heuchelei in der berüchtigten Unterscheidung zwischen Wiederholung und Fortsetzung der Folter. Wenn die Gefolterte nicht gestehen will, heißt es, soll man ihr noch andere Folterwerkzeuge vorzeigen und sagen, daß sie auch diese noch aushalten müsse, wenn sie nicht gestehen will. Wird sie auch dadurch nicht eingeschüchtert, dann ist die Folter am zweiten oder dritten Tage fortzusetzen, nicht zu wiederholen, denn wiederholt darf sie nicht werden, wenn nicht neue Indicien hervortreten. Dem tiefsten Seelen- und Körperschmerz sind oft die Thränen versagt. Nach dem Hexenhammer, der auch hierin den späteren Hexenrichtern die Richtschnur gab, war nun diese Thränenlosigkeit ein ganz sicheres Zeichen der Hexerei. Als solches galt ferner das Vorhandensein von schmerzempfindlichen Körperstellen (sigilla diaboli), nach welchen bei jeder Untersuchung gefahndet wurde.

Was die menschliche Phantasie an Jammer und Elend erdenken mag, ward auf die unglücklichen Opfer des Hexenwahns gehäuft. Verglichen mit ihren Seelenqualen, erscheinen die Opfer anderer religiöser Verfolgungen noch in tröstlicher

Digitized by Google

Lage. Gefaßt und ergeben in Gottes Willen konnten die Wiedertäufer und andere Ketzer den Scheiterhaufen besteigen. Die Hexen fanden keinen Trost in dem Bewußtsein, daß sie als Märtyrer ihrer Ueberzeugung starben, in dem Gedanken an eine gleichgesinnte Gemeinschaft, deren Genossen durch ihr heldenhaftes Leiden gestärkt und ermuthigt würden. Sie starben allein, gehaßt und unbemitleidet; ihre eigenen Verwandten schraken vor ihnen als Verworfenen und Verfluchten zurück. Der Aberglaube, den sie in der Jugend eingesogen, mischte sich mit den Täuschungen und den Schrecken ihrer Lage und überredete sie gar oft, daß sie wirklich die Leibeigenen des Satans und jetzt daran wären, ihre Qualen auf Erden für eine Pein auszutauschen, die ebenso schmerzlich und dazu ewig wäre. Und dazu quälte nicht wenige der Opfer das schreckliche Bewußtsein, daß durch die ihnen erpreßten Denunciationen schuldlose Bekannte, Nachbarinnen, Freundinnen in ihr Geschick verwickelt worden waren.

* * *

„Das Bild einer Epidemie, das auf das massenhafte Auftreten der Hexenprocesse seit 1560 schon öfter angewendet wurde, ist durchaus zutreffend. Wie eine Epidemie, von einem oder mehreren Infectionsheerden ausgehend, sich sprungweise in der Nachbarschaft fortpflanzt, so die Hexenprocesse." Das sagt Riezler. Nimmt man das Wort „Epidemie" nicht in übertragener, sondern wörtlicher Bedeutung, nimmt man an, daß durch religiöse Exaltation und andere Einflüsse um diese Zeit in Mitteleuropa eine weit ausgebreitete hysterische Epidemie geherrscht hat und daß einzelne Symptome dieser proteusartigen Krankheit von gläubigen Fanatikern richtig beobachtet, aber in ihrem ursächlichen Zusammenhange unrichtig gedeutet wurden, so hat man im Wesentlichen die Ansicht von Charcot und Fleury über den Hexenwahn und die Hexenverfolgungen wiedergegeben.

Für den Laien mag zunächst mit wenigen Worten für den Begriff „Hysterie" ein Vorstellungsbild gegeben werden. Unmittelbar nach dem eigentlichen Nervenanfall, der sich in convulsivischen Bewegungen und unarticulirten Lauten kundgiebt, wird die Hysterische (wir nehmen zur Exemplificirung einen schweren Fall an) von einem heftigen Delirium befallen. Sie glaubt diese oder jene Scene aus ihrer Vergangenheit wieder zu erleben; wie sich die Kliniker auszudrücken pflegen, „tauchen hierbei erotische Bilder am häufigsten unter den hallucinatorischen Vorstellungen auf." Im Mittelalter, da die Erziehung fast ausschließlich im religiösen Gedankenkreis befangen war, pflegten Dämonen und Seraphime in den Delirien der Hysterischen aufzutreten; heutzutage haben andere männliche Bekannte ihre Stelle eingenommen; der Inhalt der Vorstellungen ist sich gleich geblieben, ob es sich nun um einen hübschen Bauernburschen oder um den Teufel Isaakaron handeln mag, der Madame de Belciel mit seinen Besuchen belästigt. Die Hallucinationen folgen gewissen Gesetzen, welche der sorgfältige Beobachter immer bestätigt finden wird. 1. Die Illusion ist eine vollkommene; die Hysterische hat vollständig die Empfindung eines thatsächlichen Erlebnisses, und ihre Darstellung ist daher aufrichtig und subjectiv wahrheitsgetreu. 2. Die Hallucination beruht nie auf vollkommen freier Empfindung; sie bezieht sich immer auf ein vorhergegangenes Ereigniß, welches sie allerdings nicht selten dramatisch und phantastisch ausgestaltet. 3. Die Vision tritt gewöhnlich an der rechten oder linken Seite des Subjectes auf, je nachdem dasselbe links oder rechts unästhetisch ist (die meisten Hysterischen sind auf einer Körperhälfte mehr oder minder unempfindlich); sie schreitet dann fort und verschwindet in dem Augenblicke, wo sie dem Subject gerade entgegentreten sollte. Rechnet man hinzu, daß die Vision bis in die geringsten Einzelheiten mit der Macht und der Fülle des sinnlichen Eindrucks auftritt und daß demnach ihre Schilderung ebenso ausgestaltet ist; bedenkt man, daß sie unter Umständen sogar objective Merkmale und Spuren, als kleine Blutentravasate, Hautschwellungen u. dergl. zurücklassen kann, so wird man zugeben müssen, daß es eben einer äußerst complicirten Gedankenarbeit bedurfte, um zu erkennen, daß hier Einbildung und nicht etwa ein mysteriöses, verdächtiges, in seinen näheren Bedingungen räthselhaftes, aber darum nicht minder thatsächliches Erlebniß vorliegt.

Diese Gedankenarbeit ist von den Inquisitoren und Ketzerrichtern nicht geleistet worden. Sie konnte naturgemäß in dem damaligen Stadium der wissenschaftlichen Erkenntniß und Methodik von ihnen nicht geleistet werden, und es ist nicht mehr als natürlich, daß sie sich die Erscheinungen nach ihrer Weise deuteten und daß ihnen die Hypothese des Teufels geläufiger war als die des Nervenshocks.

In seinem Werke „Les demoniaques dans l'art" hat Charcot in Gemeinschaft mit Paul Richer nachgewiesen, das alle Bilder, Zeichenskizzen aus jener Zeit, in welcher die „Dämonenbesessenen" auftreten, uns in Wirklichkeit nichts Anderes als die classischen Symptome der Convulsionen und hysterischen Nervenkrisen vorführen. Die Beobachtung der Erscheinungen war ebenso peinlich genau und die künstlerische Wiedergabe ebenso meisterhaft, wie die Erklärung mangelhaft roh und dürftig war. Wie Charcot selbst als unparteiischer Zeuge anführt, sind alle nichtigen und merkwürdigen Symptome der Hysterie Jahrhunderte lang vor ihm — von den Hexenrichtern beschrieben und geschildert worden. Die partielle Anästhesie ist das sigillum diaboli, das Teufelssiegel, das an und für sich den Scheiterhaufen erheischte; die totale Anästhesie ist der „schweigsame Zauber" gleichfalls diabolischer Natur. Die kreisbogenförmige Haltung des Körpers, die wir so häufig in der ersten Periode des hysterischen Anfalles beobachten, findet sich auch auf dem Bildniß der Madame de Belciel. Das Antlitz der Hexe geräth in Convulsionen — weil sich die Dämonen darin spiegeln und es zu wilden Fratzen verzerren; die Hysterische springt auf (zweite Periode des hysterischen Anfalles): Belzebub hebt ihren Körper; sie streckt drei Finger vor (charakteristische Handstellung der Hysterischen): der Teufel selbst ist genöthigt, die heilige Dreieinigkeit anzuerkennen; sie wirft sich in Zuckungen zu Boden: der Exorcismus hat den Bösen bezwungen! — Mit einem unheimlichen Ernst, der ja aus dem Pathos der Situation mit zwingender Nothwendigkeit hervorgeht, haben die Hexenrichter die grotesken Unterscheidungen aufgestellt, discutirt und immer nach neuen Beobachtungen gefahndet. Diese Beobachtungen sind bis zum heutigen Tage mustergiltig geblieben; eigentlich hat sich nur die Therapie geändert: statt Feuer — Wasser, statt des Scheiterhaufens die Kaltwasserkur! Die Famuli mit krausgezogenen Stirnen werden aus dieser traurigen Geschichte menschlicher Verirrungen allerdings nur die Lehre ziehen, „wie wir's so herrlich weit gebracht!" Wenn aber in dem Wahnsinn der Hexenrichter so viel Methode war, so soll uns dies zur Warnung dienen, daß auch in unseren Methoden verborgener Wahnsinn sich nisten könnte! Vielleicht werden spätere Zeiten über unsere „Verbrecher" und „Strafen" nicht weniger mitleidig lächeln, als wir über die Verirrungen der Hexengerichte!

Literatur und Kunst.

Richard III.

Von Theaterdirector Alfred Schmieden.

Ein naives Gemüth, das unbefangen an die Lectüre „Richard III." geht, wird sich mit Schaudern fragen: Kann

Digitized by Google

es denn möglich sein, daß solch ein Scheusal, solch ein Teufel in Menschengestalt überhaupt gelebt hat?

Und dieses moralisch entsetzte Gemüth wird baß erstaunt sein, wenn man ihm sagt: dieser Richard III. verdient sogar Bewunderung und das Ende seines Mörderdaseins Mitleid!

Richard war unleugbar Englands genialster und gewaltigster Herrscher und der eisernste Charakter, den überhaupt die Weltgeschichte kannte.

Es klingt das Alles ja höchst paradox, doch um Richard zu beurtheilen, darf man nicht nur dieses eine, nach ihm betitelte, Drama flüchtig lesen — man muß unbedingt, um auch nur annähernd ein Verständniß seiner Thaten zu bekommen, die gesammten Königsdramen studiren — und dann wird der Forscher finden: Richard war lediglich ein logisches Product seiner Zeit, jenes furchtbaren Bürgerkrieges der weißen und der rothen Rose.

Und er wird ferner finden, daß unter all' den Bluthunden und Tyrannen Richard derjenige ist, der allein Bewunderung verdient, weil er eben ein Charakter ist, wenngleich ein dämonischer.

Und mit diesem Worte haben wir auch den Schlüssel zu dem menschlichen Räthsel „Richard". Er war kein Mensch — er war ein Dämon. Ein Strafgericht Gottes! Und wohlverstanden!: Dämon ist ein himmelweiter Unterschied von dem landesüblichen „Intriguant, Bösewicht oder Teufel". Franz Moor z. B. ist ein „Bösewicht". Gemein, hinterlistig und feig! Begeht Schuftereien über Schuftereien, ist aber nicht im Stande, die geringste Consequenz seiner Handlungen zu tragen.

Als die Früchte seiner Unthaten sich einstellten und er sich nur als Mann zeigen durfte: so wäre es ihm noch gelungen, die Gefahr abzuwenden — da kriecht er mit erbärmlichem Gewinsel und Gejammere, dessen feige Haltlosigkeit sogar Kinder anekeln muß, auf den Knieen herum und brüllt um Hülfe zu Gott! Mit diesem „Gebete" aber begeht er die gemeinste Schufterei: er verräth Gott und sich selbst!

Ganz anders Richard III.

Als auch über ihn das Gericht einzubrechen droht, da wandelt auch ihn — zum ersten Male — eine menschliche Schwäche an: aber nicht hervorgerufen durch Menschenfurcht, nein!

„Mir schien's, die Seelen all', die ich ermordet,
„Kämen in's Zelt und ihrer jede drohte
„Mit Rache morgen auf das Haupt des Richard."

Und der Seelen Racheprophezeihungen klangen furchtbar, so furchtbar, daß Richard bei der richtigen Beurtheilung seiner Verworfenheit mit Ehrlichkeit gegen sich selbst sagt:

„Ich muß verzweifeln!"

Doch nur sein Gewissen verzweifelt — nicht sein dämonischer Muth. Verlassen und verrathen — geht er doch der Entscheidungsschlacht nicht aus dem Wege und trotz der Todesahnung im Herzen hält er jene bewunderungswürdige, begeisternde Ansprache an seine wenigen wenig Getreuen:

„Laßt plauderhafte Träum' uns nicht erschrecken;
„Gewissen ist ein Wort für Feige nur,
„Zum Einhalt für den Starken erst erdacht!
— — — — — — — — — —
„Rückt vor! Dringt ein! Recht in des Wirrwarrs Völle! —
„Wo nicht zum Himmel, Hand in Hand zur Hölle!"

Und wahrlich, er war nicht tapfer mit Worten allein — der bucklige, lahme Krüppel focht wie ein Dämon gegen die sieghaften Kriegergestalten seines Gegners — und stets im dichtesten „Wirrwarr", um dort seinen Hauptfeind zu finden, im Zweikampf das Sein oder Nichtsein zu entscheiden. Das Pferd wird ihm unter dem Leib erschossen, seine Freunde fliehen:

„Der König thut mehr Wunder als ein Mensch,
„Und trotzt auf Tod und Leben, wer ihm steht;
„Ihm fiel sein Pferd, und doch sieht er zu Fuß,
„Und späht nach Richmond in des Todes Schlund!"

So hören wir ihn der grimmigsten Wuth nach seinem Pferde brüllen:

„Ein Pferd! Ein Pferd! Mein Königreich für'n Pferd!"

Doch nicht zur feigen Flucht will er das Pferd — nein, um tiefer in den Kampf sich zu stürzen, um schneller seinen Feind finden zu können.

Ein Freund räth ihm — da bereits Alles verloren — zu fliehen, doch er:

„Ich setzt' auf einen Wurf mein Leben, Knecht,
„Und will der Würfel ungefähr besteh'n.
„Ich denk', es sind sechs Richmond's hier im Feld;
„Fünf schlug ich schon an seiner Stelle todt!
„Ein Pferd! Ein Pferd! Mein Königreich für'n Pferd!"

Da findet er, was er sucht. Und der müde, abgehetzte, von Gott und Menschen verlassene Krüppel stürzt auf den, ihm körperlich weit überlegnen, Gegner zu — um den Heldentod zu sterben.

Wer hielt ihn in dem Moment noch für den „Meuchelmörder?" So Mancher sagt bei dem Ende dieses Dämonen: und doch war es schade um ihn! — Auch darf man Richard durchaus nicht ohne Weiteres „Meuchelmörder" nennen.

Ich will versuchen — mit der Leuchte Shakespeare — Richard's dunkeln Lebensweg zu erhellen und wir werden dann all' die Hindernisse und Fallen erkennen und würdigen, die jene grausame, finstere Zeit der Charakterentwickelung Richard's entgegenstellte.

Richard kam in einer Zeit zur Welt, als das Wort „Friede" aus dem englischen Wortschatze gestrichen und „Moral" überhaupt nicht aufgenommen war.

Die ersten Gefühle, die ihm mit der Muttermilch eingeflößt wurden, hießen „Haß und Tod dem Hause Lancaster!" — Die ersten Worte, die der Knabe sprechen lernte, waren Flüche und Racheschwur gegen Lancaster! Die ersten Erzählungen und „Märchen", die er von der Großmutter hörte, begannen: „Dein Großvater ist ermordet vom Hause Lancaster!"

Hier habe ich mir allerdings eine kleine poetische Freiheit erlaubt: Großmutter und Mutter kannte unser Richard nicht. Auf dem Schlachtfelde geboren, auf dem Schlachtfelde erzogen, auf dem Schlachtfelde gestorben — war ihm das Schlachtfeld Kinderstube, Schule, Heim und Grab!

Also: der erste Keim, der in die junge Menschenseele gepflanzt wurde, war das Unkraut „Haß und Rache" und dieses Unkraut ward gedüngt mit dem Blute seines gemordeten Großvaters und Vaters — war es da ein Wunder, wenn es üppig emporschoß und jede bessere Regung nicht einmal zum Keimen, geschweige denn zum Blühen aufkommen ließ?

Zu diesem inneren Mangel kam nun noch die äußere Mißgestalt! In jener Zeit aber, wo „Wehr, Gewissen — Schwert Gesetz" war, galt die Gestalt als ein Hauptfactor beim Rechenexempel des Ansehens und des Erfolges.

Wie aber sah unser Richard aus? In seiner cynischen Selbstironie beschreibt er sich:

„Ich roh geprägt, entblößt von Liebesmajestät . . .
„. . . Um dies schöne Ebenmaß verkürzt,
„Von der Natur um Bildung falsch betrogen
„Entstellt, verwahrlost
„Halb kaum fertig gemacht und zwar so lahm und ungeziemend,
„Daß Hunde bellen, hink ich vorbei —"

Und ein ander Mal:

„— Auf mich, der hinkt und mißgeschaffen ist —"

In damaliger Zeit hatte man nicht das Zartgefühl, über körperliche Schwächen und Gebrechen seiner Mitmenschen hinwegzusehen und diese Armen durch doppelte Liebe und Sorgfalt zu trösten und mit ihrem Kreuze auszusöhnen, sie ihr Mißgeschick vergessen zu lassen — ganz im Gegentheil!

Digitized by Google

Solche Krüppel sah man von vornherein als kriegs-, d. h. also auch lebens-unbrauchbar an; sprach ihnen jede Existenzberechtigung ab. Jede Erziehung war bei ihnen höchst überflüssig. Vor Allem aber galten die Krüppel als von Gott „Gezeichnete“ und prädestinirt zu Schuften — also, Denen mit Freundlichkeit und Milde zu kommen, hieße sich lächerlich und thöricht zeigen. Drum rief denn auch unseren Richard Freund und Feind, in einmüthigem Sinn, nur den „Buckligten (crook-back)“, „schnödes Brandmal“, „giftige Kröte“, „unbeholfenen Klump, der krumm von Sitten ist wie von Gestalt“. — Alles spottete, Alles lachte seiner — —

„Kein Geschöpfe liebt mich, und sterb' ich,
„Wird sich keine Seel' erbarmen!“

Sollte da sein Gemüth nicht verbittert werden, sollte er da nicht, analog der damaligen Moral: „Auge um Auge — Zahn um Zahn“ mitrufen: „Haß um Haß!?“

Und so zog denn jener furchtbare Menschenhaß in seine Seele ein, der mit Niemandem, nicht einmal mit sich selbst, eine Ausnahme machte:

„. . . vielmehr haß ich mich selbst,
„Verhaßter Thaten halb; durch mich verübt.
„Ich bin ein Schurke! — — —
— — — — — — — — — —
„Find' ich selbst in mir doch kein Erbarmen mit mir selbst“

Dieser Haß trieb ihn dann von Verbrechen zu Verbrechen und machte ihn zum Sieger über Alle, zumal die Natur diesem schwächlichen, verkrüppelten, lächerlichen Körper gleichsam als Aequivalent einen fabelhaften Geist und eine dämonische Redegabe verliehen hatte, die seinesgleichen in der Weltgeschichte sucht.

Richard's geistigen Vorzüge fielen umsomehr in's Gewicht, als geistige Vorzüge — in damaligen Zeitläuften sowieso schon höchst selten — durch die unaufhörlichen Kriegsjahre ganz der rohen Körperkraft Platz gemacht hatten.

Seiner geistigen Ueberlegenheit war sich Richard voll bewußt und heischte darum — zunächst nur in seinem innersten Herzen — für sich den Anspruch auf die Krone — wiewohl als Jüngster der vier Söhne York's. So entwarf er sich schon bei Zeiten jenen genialen — allerdings in der höchsten Potenz blutigen Plan — die Herrschaft allmälig an sich zu reißen — und diesen Plan verwirklichte er mit der eisernen Consequenz seines Charakters, dem alle Mittel erlaubt waren.

Seine Rednergabe war in der That dämonisch — denn anders kann man sich das scheinbar Unmögliche, das einzig Dastehende, nicht erklären, daß er, der Mörder, die rachegluhende Wittwe seines hingeschlachteten Opfers an dessen Sarge bewegt, sich mit ihm zu verloben! Wie oft wird in dieser Meister-Scene Shakespeare's vom Schauspieler der große Fehler gemacht, auch diesen Richard als Intriguanten zu spielen. Das ist psychologisch ein Unding! Man bedenke: Ein Weib

„im Munde Flüche, Thränen in den Augen,
„der Zeuge ihres Hasses blutend da;
„Gott, ihr Gewissen, all' dies wider mich —“

solch' ein Weib läßt sich nicht durch einen sichtlich erkennbaren Schurken mit rollenden Augen und mephistophelisch vorgetragenen Redensarten am noch nicht ganz erkalteten Leichnam ihres geliebten Gatten bereden, den Mörder ehelichen zu wollen. Nein — aus diesem Richard sprach etwas ganz Anderes: ein unheimlicher Dämon, dessen Gluthauge das Opfer suggerirte, wie die Schlange das Vögelchen, dessen Worte fascinirend, zwingend in den Hörer drangen und sich eisern fest in Herz und Hirn setzten.

Dieser Dämon gab auch seinem Aeußeren jedweden gewünschten Ausdruck und verlieh ihm eine phänomenale Verstellungsgabe, die Unnatur Natur erscheinen läßt Bald war er der überzeugende Freund, bald der ehrliche Christ, der glühende Liebhaber, der tapfere Krieger, der glatte Diplomat — kurz, was ihm momentan das Nutzbringendste schien — und wie gesagt: in allem glaubhaft, kein Komödiant.

„Und so bekleid' ich meine nackte Bosheit,
„Mit alten Fetzen aus der Schrift gestohlen,
„Und schein' ein Heil'ger, wo ich Teufel bin!“

Ich erwähnte schon seine Offenheit gegen sich selbst, ein Product seines Geistes. Nie belog er sich selbst, sondern kannte und nannte sich stets recht — das machte ihn groß!

In der einzigen menschlich schwachen Stunde seines Lebens — von der ich schon anfangs sprach — als „Schatten mehr Schrecken in die Seele Richard's warfen als wesentlich zehntausend Krieger könnten“, als sein Gewissen ihm mit viel tausend Zungen „Schuldig, Schuldig!“ zurief — da hätte so manche starke Seele in der Todesangst versucht, sich selbst vorzulügen: was sie gethan, es wäre nur in guter Absicht gethan — — — Richard? — —:

„Ich bin ein Schurke! Doch ich lüg', ich bin es nicht:
„Thor! rede gut von Dir!
„Thor! schmeichle nicht!“

Diese Selbsterkenntniß hatte Richard von kleinauf. Gewöhnlich sind Krüppel ungemein eitel und wollen sich nicht eingestehen, daß sie Krüppel sind — werden dadurch nur noch schlaffer und verweichlichter.

Ganz anders Richard!

Er wußte, um überhaupt auch nur eine Statistenrolle auf dem Welttheater, in dem man die furchtbare Tragödie des englischen Bürgerkrieges gab, spielen zu können, müsse er eine Talentprobe als Krieger ablegen.

Und durch eiserne Selbstsucht und Disciplin von Geist und Körper, rastlose Energie machte er sich zu einem abgehärteten, tapferen und gesuchten Feldsoldaten, der keine Gefahr scheute, sondern sie aufsuchte und bezwang.

Und als solchen treffen wir Richard zum ersten Male im Gefolge seines Vaters, des thronlüsternen Richard Plantagenet, Herzog von York, im zweiten Theile des Drama „Heinrich II.“

York begründete seine Ansprüche auf Englands Thron und Krone:

„Wenn des ältern Sohns Nachkommenschaft
„vor der des jüngern vergeht, bin ich König!“

Ich verweise auf die beigelegte Tabelle.

Eduard III.

1) Eduard v. Wales	2) William Harfield	3) Lionel v. Clarence	4) Johann v. Gaunt Lancaster	5) Edmund Langleg York	6) u. 7) ohne Erben
Richard II.	ohne Erben	Philippa vermählt mit Edmund Mortimer v. March	Heinrich IV.	Richard v. Cambridge vermählt mit Anna v. March	
		Roger Graf v. March	Heinrich V.		
		Edmund Anna Lenore	Heinrich VI.		
		Richard v. York	Eduard		
		Eduard IV. Edmund Georg Clarence	**Richard III.**		
		Eduard V. Richard ein Sohn			

Digitized by Google

König Eduard III. überlebte seinen ältesten Sohn Eduard, den berühmten „Schwarzen Prinzen“ und hinterließ die Krone seinem Enkel Richard II. Der aber wurde durch seinen Vetter Heinrich Bolingbroke, dem Sohn des vierten Sohnes Eduard III. (Johann v. Gaunt, Herzog v. Lancaster) zu Pomfret ermordet.

Heinrich IV. brachte somit das Haus Lancaster zur Königskrone, ohne die beiden, noch lebenden, älteren Linien zu berücksichtigen.

Der zweite Sohn Eduard III. war zwar ohne Erben gestorben, jedoch die Urenkelin des dritten Sohnes, Anna, die erbberechtigt war, hatte in der Ehe mit Richard v. Cambridge, dem Sohne des fünften Sohnes Eduard III., Nachkommenschaft und das war Richard Plantagenet, Herzog von York, der Kronprätendent, der Vater unseres Richard III.

Das war ja allerdings ein etwas verwickelter Erbschaftsanspruch und besser mit dem Schwert, als mit Rechtsgründen zu verfechten — zumal der augenblickliche König, Heinrich VI., ein schwacher Knabe war.

Einem Anderen gegenüber hätte York es wohl auch kaum gewagt, mit diesen Erbforderungen hervorzutreten; so aber war das für Englands stets neuerungslustige Größe ein hochwillkommenes Oel in's Feuer der Empörung.

Und namentlich unser ehrgeiziger Richard war es, der seinem Vater unaufhörlich zusetzte, zur Krone zu greifen. Wie er überhaupt, obwohl der Jüngste, der muthigste und energischste von York's Söhnen war — er hatte eben nicht nur den Namen, sondern thatsächlich auch den Muth seines tapferen Ahnherrn Richard „Löwenherz“ geerbt.

Aber neben seinem rücksichtslosen, kriegerischen Draufgängerthum gab er uns doch auch schon als Jüngling eine Probe seiner wunderbaren Ueberredungsgabe. Sein Vater schwankte vor der offenen Rebellion.

„Ich that den Eid: er soll in Ruh' regieren.“

Der charakterlose, weibische Eduard — der älteste Sohn — antwortet:

„Ein Jahr zu herrschen, bräch' ich tausend Eide!“

Gewiß dachte und handelte im Geheimen unser Richard ebenso: aber er kannte viel zu gut seine abergläubischen Zeitgenossen, um so etwas auszusprechen. Nein — allen seinen Handlungen und Worten bemühte er sich stets den Anstrich des Gerechten, ja Frommen zu geben — darum auch:

„Behüte Gott, daß Ihr meineidig würdet!“
York: „Das werd' ich, wenn ich mit den Waffen ford're.“
Richard: „Das Gegentheil beweis' ich, wenn Ihr hören wollt.“
York: „Du kannst es nicht; es ist unmöglich, Sohn.“

Und nun gelang es Richard in der That, mit einer jesuitischen, aber glänzenden Logik den Vater zum schließlichen Ausspruche zu bewegen:

„Genug! Ich werde König oder sterbe!“

Und er starb.

Vom Hause Lancaster ermordet — sein Haupt als warnendes Beispiel auf das Thor der Stadt York gesetzt!

„So überschaue York nun seine Stadt.“

Wiederum nun höchst charakteristisch, wie die Brüder die Todesnachricht aufnehmen.

Eduard, der „Wollüstling“, ergeht sich in Klagen und Jammern und will an der Zukunft verzagen.

„Uns bleibt kein Stab noch Halt, nun Du dahin!“

Clarence geht einfach, größerer Sicherheit halber, zum Feinde über.

In Richard lebt nur ein Gedanke „Rache!“ Und wie Eduard an der Zukunft verzweifelte, so erhoffte Richard Alles von ihr. Er durchschaute die Erbärmlichkeit und Schwäche seiner Brüder sofort — und sein Plan war fertig.

„Ich kann nicht weinen:
„Wer weint, vermindert seines Grames Tiefe:
„Drum Thränen für die Kinder, Rache mir!
„Richard, Dein Nam' ist mein — ich will Dich rächen!“

So übernahm der jüngste Sohn das Rächeramt und damit auch die Führung des Hauses York.

Alles hatte den Kopf verloren und wollte feige sich der Schlacht begeben.

Doch Richard riß sie aus der Lethargie heraus:

„Soll'n wir hinweg die Panzerhemden werfen,
„Den Leib in schwarze Trauerkleider hüllen
„Am Rosenkranz Ave-Maria zählend?
„Wie? Oder soll'n wir auf der Feinde Helmen
„Mit rächerischem Arm die Andacht üben?“

Friedensgedanken und Friedenswerke waren für Richard verächtlich und weibisch — unwürdige Possenspiele, zu denen der große Tragöde nicht taugte.

Ich erinnere nur an seinen ersten Monolog oder — um mich modern auszudrücken — an seine „Programmrede“:

„Der grimme Krieg hat seine Stirn entrunzelt
„Und statt zu reiten das geharnschte Roß,
„Um drohender Gegner Seelen zu erschrecken,
„Hüpft er behend in einer Dame Zimmer
„Nach üppigem Gefallen einer Laute!
„Doch ich zu Possenspielen nicht gemacht,
„Noch um zu buhlen mit verliebten Spiegeln —
— — — — — — — — — — —
„Ich bin gewillt, ein Bösewicht zu werden
„Und Feind den eitlen Freuden dieser Tage!“

Sein Großvater hingerichtet — sein Vater ermordet! Welche Eindrücke diese furchtbaren Katastrophen auf die Entwickelung eines Charakters und einer Seele hervorrufen müssen, kann sich wohl auch ein Lamm an Gesinnung ausmalen und verständlich machen.

Und nun bedenke man die Anlagen eines Richard III.: Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich der Charakter in dem Strom der Welt!

Richard's nächstes Ziel war also: Tod dem Hause Lancaster! Und bald hatte der blutgierige Tiger, dem Morden Bedürfniß wurde, das Ziel erreicht: Die „rothe Rose“, zwiefach roth durch das Herzblut ihrer Träger, lag gebrochen und entblättert darnieder.

Eduard IV., vom Hause York, war Englands König — — — — und Richard sein Bruder! — — Sapienti sat!

Und so beginnt das Drama: Richard III.

Carl Hauptmann als Erzähler.

Von **E. Kalkschmidt** (Dresden).

Der schlesische Dichter, der in seinen wenigen Dramen sehr beachtenswerth versucht hat, das naturalistische Dialektschauspiel durch specifisch heimathliche Conflicte künstlerisch weiterzubilden und zu vertiefen, legt uns nach längerer Schweigsamkeit zwei Bände epischen Inhalts vor, die ersten seines Zeichens. Und zwar hat Hauptmann gleich beide Wege der epischen Gattung versucht: „Mathilde“, — Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau — ist sein erster Roman (München, Callwey, 5 Mk.); „Aus Hütten am Hange“ (ebenda, 3 Mk.) nennt er seine erste Sammlung novellistischer Studien. Die Bücher scheinen mir einer gesonderten Betrachtung werth.

Der Untertitel des Romans deutet auf ein Milieu, das während der letzten zwanzig Jahre stark in den Vordergrund

Digitized by Google

dichterischen Interesses gerückt ist: das Milieu des vierten Standes. Die Zahl der socialen Anklagestücke und epischen Milieustudien ist beinah Legion. Aber blicken wir auf diese legionäre Menge zurück nach dem, was dichterisch lebendig geblieben ist, so zeigt sich uns ein ähnliches Bild wie den nachrückenden Römern im Teutoburger Walde: unnachsichtig gerecht hat die Zeit über die Menge der papierenen Streiter ihren Siegeszug gehalten und selbst die Werke des Feldherrn in diesen Schlachten, die Werke Zolas, nicht verschont. Aber hat sie damit den Ursprungsgedanken des socialen Literaturkampfes aus der Welt geschafft? aus der Welt schaffen wollen? Dazu ist er ihr doch wohl zu nahe verwandt, zu sehr Geist von ihrem Geiste, dazu ist er ihr zu stark. Nein, sie hat das unfruchtbare Literaturgewächs der ersten socialen Lichtungen nur verfallen lassen, um Raum und Kraft zu schaffen für die Zucht besserer Ernten. Und mir will scheinen, als ringe sich in dem episch Geschaffenen Carl Hauptmann's ein lebenskräftiger Keim zu fruchtbarer Entwickelung durch.

Mathilde wächst im Dunkel eines dörflichen Armenhauses heran. Die Mutter ist ein lasterhaftes Weib, der Vater irgend ein kräftiger Bauernsohn, der die Gelegenheit wahrzunehmen wußte. Sein ungetrübtes Blut, sein regsames Wesen geben dem Wesen des Mädchens Ziel und Lebenstrieb. Einen auffässigen Trieb aus ihrer verlotterten Umgebung heraus. Sie geht in die Stadt, in die Fabrik. Sie hält streng auf sich und schickt ein paar Sparpfennige heim. Die kecken Brüder mag sie nicht, mit einem ganz bescheidenen, buckeligen Menschen, den sie bemuttern kann, „geht" sie. Trotz des Kindes aber, das sie ihm bringt, zwingt sie der starke Instinkt des Weibes dann doch dem stattlichen Burschen, dem Nachbarssohne von daheim, in die Arme. Der alte Bauer wirft die Armenhäuslerin natürlich hinaus, und diesmal stirbt das Kind. Mathilde kennt nun das Leben, wie man so zu sagen pflegt, und resignirt langsam unter steter Arbeit. Eine Weile bummelt ein fahriger Student neben ihr hin, sie will ihn wieder mütterlich stützen, muß den Haltlosen aber fallen lassen. Ein Schreiberlein klopft bescheiden an und geht wieder, schließlich kommt ein abgeblitzter Liebhaber von einst, ein ganzer Grober, dem dient sie nun tüchtig und still als Arbeiterfrau und bringt ihm mit Mühe und Noth die Kinder zur Welt und durch's Leben.

Das ist in der That der typische Verlauf eines Frauenschicksals aus dem vierten Stande. Säuberlich, poetisch geht es in solchem Leben nicht zu, der Dichter erspart oder bemäntelt uns die Härten nicht. Gerade an ihnen entwickelt er den Charakter der Frau im Ganzen glaubhaft und fast mit biographischer Ausschließung aller Entwickelungsprobleme in den Nebencharakteren. Durch diese Beschränkung, diesen Verzicht auf epische Breite, auf die Durcharbeitung der Einzelheiten gewinnt der Roman einen straffen, fast übergeraden Zug von Handlung, den wir gar nicht mehr gewohnt sind, obwohl beispielsweise in unseren alten Epen gerade die Handlung und fast nur sie als würdiger Gegenstand der Darstellung galt. In diesem zusammengedrängten Fluß des Geschehens aber zeigt sich meines Erachtens eine Fähigkeit, die unsere dichterische Produktion gar nöthig braucht, um aus mehr oder minder formlosen, anarchischen Dämmerungszuständen zur Klarheit, zur gesetzmäßigen Verdichtung des Wesentlichen zu gelangen. Diese Fähigkeit Carl Hauptmann's, die er an seinen dramatischen Vorarbeiten ausgebildet hat, scheint mir einstweilen das Erfreulichste an seiner Erzählungskunst, auch wo er sie an den kurzen Geschichten aus dem bäuerlichen und dem Arbeiterleben seiner Heimat bethätigt. Dagegen weist die dichterische Ausgestaltung des Gerippes der Handlung merkwürdigerweise Mängel auf, die man am Dramatiker Carl Hauptmann in diesem Maße nicht empfand: er kann seine Leute nicht überzeugend episch reden lassen und stellt damit die Entwickelung, die er ihnen abstract unanfechtbar oder wenigstens glaubhaft vorgezeichnet hat, oftmals bedenklich in Frage. Endlich geräth er in dem Bemühen, die trockene Schilderung symbolisch zu beleben, leicht in eine krampfhafte Bildlichkeit des Ausdruckes, ja in stylistische Manier, das heißt: in Unnatur hinein.

Von Anfang an zieht Hauptmann die summarisch abgekürzte Beschreibung der unmittelbar gestalteten Darstellung vor. Etwa so (S. 19.): „... Alles war Gerede, aber man machte sich eine Lust, um die junge stolze Person einen ganzen Kreis Erfindungen auszustreuen. Sie litt unter dem Hohn, im Grunde störte sie's nicht. Sie dachte, das ist das Leben. Was wollte sie auch thun? Sie litt es, es kaum recht begreifend, weil keine vertraulich mit ihr war, und niemand ihr den wahren Grund aus den neidischen Quellen verraten mochte. Sie dachte also: das ist das Leben und kam und ging — that ihre Arbeit nnd sah stolzer und stolzer aus." Ein paar Seiten weiter heißt es sehr charakteristisch: „Sie raffte sich. Sie sah nun Alles, als hätte Jemand ihr die Welt klarer gemacht." Charakteristisch darum, weil die Art Hauptmann's, neue Entwickelungsmomente reflectirend zu werthen und gleichsam seinen Menschen sichtbarlich auf's Conto zu setzen, im ganzen Buche wiederkehrt und zwar ermüdend wiederkehrt. An sich soll gegen dieses Kunstmittel reflectirender Darstellung gar nichts gesagt, nur die allzu gleichmäßige Anwendung als wenig ersprießlich hervorgehoben werden.

Wie reden nun die Leute? Hauptmann beherrscht seinen schlesischen Dialekt, auf seine Richtigkeit kam es ihm schwerlich an, er wollte ihn „verdichtet" geben. Aber ich finde die Charakterisirung der Sprechenden durch die Art, wie, nicht einmal was sie sprechen, ziemlich blaß. Ob der Arbeiter Saleck oder der Bauer Hallmann redet, am Ton ist's nicht recht zu unterscheiden. Ein alter Bauer ist echter gegeben, ein paar böhmische Weiber ebenso. Mathilde selbst? Sie hält sich zu Anfang ganz leidlich und wird zu Zeiten psychologisch durch Einzelheiten sehr fein anschaulich. Aber dann wechselt sie gegen die Mitte des Buches — ich greife nur das Befremdlichste heraus — mit dem Umgang so urplötzlich und radikal die Form ihres Ausdruckes, daß man meinen könnte, einen neuen Menschen, ja, eine Romandame vor sich zu haben. Mit dem Studenten spricht sie auf einmal hochdeutsch: „Ach! lassen wir die Leiden ... Wir passen zu einander," sagte sie lächelnd, — „um uns zu trösten. Wir haben beide verloren." Knistert diese Phrase nicht bedenklich nach dem Boudoirschmöker? Dominik liest ihr seine Verse vor. „O," sagte sie, „man möchte nicht erwachen." Er nimmt Abschied, selbstverachtend, bitter. „Nein," sagte sie, „Du wirst noch einmal klar und frei sein, wie Dein Wesen im Grunde." Ein paar Seiten später wiederum sagt Mathilde zur Schwester „im Gebirgston": „mach D'r ock nee 's Leben schwer". Und weiterhin findet sie zum Schreiberlein die vollkommenste Romansprache: „Sie sehen so freundlich und unverdorben aus... O, was Sie für einer sind," sagte sie lachend, „bringen mich einsames Ding hier unter die Blüthen und machen, daß ich leichtsinnig werde." Ihr Absagebrief an ihn lautet so: „Sei nicht böse. Du bist ein guter Kerl — immer. Auch sanft und freundlich. Aber eine Familie wäre eine Last, und Du müßtest Angst haben, wie immer. — Nein also — besser adieu! Ich heirathe einen Schlosser, der das einsame Leben und Lumpen satt hat. Adieu! Du findest Tausend, die besser taugen." So schreibt ein Fabrikmädel, ein Kind aus dem Armenhause, das wir im dürftigsten Lebenskreise instinctiv sich anpassen und behaupten sehen; schreibt Mathilde wirklich so? Man fragt sich Angesichts solcher Entgleisungen eines Poeten mit einigem Schrecken, ob denn die Pferdecur des Naturalismus schon so ganz verwunden ist, daß auch der begabtere Sinn die feste Erde derart aus dem Gesicht verlieren kann.

Ferner, wie steht es bei Carl Hauptmann mit der Anschaulichkeit der Vergleiche? „Mathilde hütete sich wie eine Krähe, wenn ein Mann mit der Flinte kommt." Das ist bildlich gesprochen. Genesung, die „zart wie Eisblumen

Digitized by Google

am Fenster sich jetzt in ihm zu ordnen anfing" — das ist ein wunderhübsches Bild. „Die Musik erfüllte sie bis an den Hals" — wie anschaulich ist's empfunden! „Freude und Leiden sind aus einem Grunde und kommen beide aus Tiefen, die uns Kraft geben und unsere Wege mit lebendigem Sinn bedecken wie der Frühling mit Blumen." Hier stock' ich schon. Da sind die „Tiefen" dem Frühling gleichgestellt, und der „lebendige Sinn" bedeckt unsere Wege gleichwie „Blumen"? Ist das innerlich angeschaut? „Wie aus Mathilde Leid hervorsah, wie aus einer Seherin" empfinde ich als Hyperbel, denn das Leid steckt am Ende in ihr und nicht aus ihr heraus. Ich schlage „Hütten am Hange" auf: „... ein paar Kinderaugen, die sich am liebsten hinter jedem Schrank und in jedem dunkeln Winkel verkrochen, und die zuerst hundertmal vom Tische verschwanden, um das und jenes zu holen, Feuer in den Ofen zu legen ..." Wie denn das, die Augen? — „Eine Vatermiene in banger Sorge fuhr als Thräne aus dem Auge der Frau ..." Der Kladderadatsch könnte seine Freude dran haben. Und hier ein weniger krasses, aber sehr kennzeichnendes Beispiel: „... Daß ihr die Stunden in der Hast des rastlosen Thuns und Sinnens hingestreut schienen wie Millionen Flocken und jede fiel — und jede zerging." Die Stunden wie Flocken hingestreut, ganz hübsch, aber „Millionen" Stunden — das kann ich meiner Vorstellungskraft beim besten Willen nicht anschaulich abringen. Das Bild steht schief.

Man könnte nun einwenden: wozu diese gehässige Blüthenlese? Warum sich nicht an's Durchgebildete, an die Folgerichtigkeit des Ganzen halten, wenn es auch um's Einzelne da und dort schief bestellt ist. Das hieße aber doch wohl das Wesen des ästhetischen Genusses und der Kritik verkennen, denn am Ende genieße ich das Ganze nur durch's Einzelne, die Architektur des Hauses nur durch den richtig eingesetzten, tragenden, stützenden Stein. Der Stein, als Probe des Hauses herumgereicht, wird zwar stets Unzulängliches beweisen, aber schlechthin Unwesentliches gewißlich nicht. Und es ist gerade gegenwärtig in unserer literarischen Stylkrise recht angebracht, das Material unserer poetischen Baumeister eingehend zu prüfen.

Denn daß ich Carl Hauptmann für einen baumeisterlichen Mann halte, trotz aller ungehobelten Kanten, die er nachlässig hervorragen läßt, wurde schon zu Anfang betont. Vielleicht besitzt er einen kräftigeren Instinct für die logische Fügung dichterischer Probleme als sein Bruder Gerhart, dessen reichere Darstellungskraft von der sinnlichen Fülle der Erscheinungen derart beschäftigt wird, daß es zu einem stetigen und klar gegliederten Aufbau meist nicht kommt, oder doch: daß dieser nicht zum organischen Abschluß kommt; ein Nothdach muß — wie oft! — auch hier aushelfen. Seinen Instinct erweist Carl Hauptmann auch in den kleinen Erzählungen, wo er in aller Kürze gut beobachtete Charakter- und Milieustudien zu geben weiß. In die „Hütten" kehrt er ein, und die Leute auf der Grenze zwischen Arbeitern und Bauern schildert er in ihren Mühen um's tägliche Brod, in ihren stillen Kämpfen untereinander. An den wurzelständigen Naturen hat er seine Freude, und wenn er auch die letzten Härten bäuerlichen Wesens eher mildert als consequent walten läßt, so ist er doch von der sentimentalen Beweihräucherung ländlichen Wesens, ländlicher „Urnatur" wohlthuend weit entfernt. Er erzeigt sich, Alles in Allem genommen, auch auf epischem Gebiet als ein Dichter von selbstständiger Begabung und geistigen Horizonten, als eine frische und liebenswerthe Persönlichkeit, deren Entwickelung noch nicht abgeschlossen ist und die unserem Schriftthum hoffentlich noch weiter Gute bringen wird.

Betrachtungen zur deutschen Städteausstellung in Dresden.

Von Johannes Gaulke (Berlin).

Wir leben in einer Zeit der Ausstellungen. Es vergeht kaum ein Jahr, das nicht eine Besonderheit oder eine Neuerung auf dem Gebiete des Ausstellungswesens aufzuweisen hätte. Die Welt- und internationalen Industrie-Ausstellungen werden immer mehr von begrenzten Fachausstellungen verdrängt, daneben tauchen von Zeit zu Zeit Ausstellungen besonderer Corporationen, wissenschaftlicher Gesellschaften, Staats- und Communalbehörden auf. Letztere erfüllen im Gegensatz zu Ersteren, die zunächst einen Verkaufszweck verfolgen, mehr eine belehrende Aufgabe. In diese Kategorie fällt auch die deutsche Städteausstellung in Dresden. Sie unterrichtet uns über die Organisation, den Verwaltungsdienst, das Bauwesen und andere Aufgaben der großen Gemeinwesen Deutschlands. Sie ist aber auch weiter als ein Ausdrucksmittel der Macht und des Selbstgefühls des städtischen Bürgerthums in Betracht zu ziehen. Die Städte als Träger der modernen Cultur, die ja eine specifisch städtische ist, als Centren der Industrie, des Handels, der Kunst und Wissenschaft zu feiern — das ist der Grundgedanke der Städteausstellung. Schon einmal haben die deutschen Städte im Culturleben der Nation eine führende Rolle gespielt. Es war am Ausgang des Mittelalters, als das heilige römische Reich unseligen Angedenkens seiner Auflösung entgegenging und die Einzelstaaten auf Kosten des Gesammtstaates die politische Unabhängigkeit anstrebten. Damals bildeten die Städte einen Hort der Freiheit und der Cultur. Ohne sie wären die großen Geistesthaten der Nation in Kunst, Wissenschaft und Leben nicht denkbar gewesen. Im deutschen Bürgerthum fand die Reformation wie auch die deutsche Renaissance ihren stärksten Rückhalt. In der Hansa, dem mächtigen deutschen Städtebund, fand die Städtecultur ihren besonderen politischen Ausdruck. Die Stadt bildete gewissermaßen einen Staat im Staate. Mochten innerhalb der Stadtmauern die Sonderinteressen der Stände, des Patriciats und der Zünfte, auch noch so heftig auf einander platzen, so stand das Bürgerthum in seiner Gesammtheit den anderen Mächten, dem die Stadt umgebenden „Auslande" doch als eine geschlossene Macht gegenüber. Die Wesensverschiedenheit zwischen dem alten Bürgerthum und dem modernen, der Bourgeoisie, liegt darin, daß jenes eine politische, dieses eine ökonomische Macht darstellt. Stadt und Staat waren ehedem Gegensätze, Organisationen verschiedener Interessentengruppen, heute bildet die Stadt einen integrierenden Theil des Staates. Die Stadt ist aber auch die Centrale und das Herz des modernen Wirthschaftslebens. Das äußere Städtebild, das auf der Ausstellung in mannigfacher Weise kartographisch dargestellt ist, hat dementsprechend neue Formen angenommen. Die alten Stadtmauern und Umwallungen sind gefallen, aber die Tendenz der Concentration der Wohn- und Arbeitsstätten ist geblieben. Die Ursachen dieser Tendenz liegen aber in verschiedener Richtung. Im Mittelalter war die enge Begrenzung des Weichbildes und das enge Beisammenwohnen der Bevölkerung aus kriegstechnischen Gründen geboten. Die Stadt mußte sich zum Schutz gegen die räuberischen Ueberfälle der kleinen reichsunmittelbaren Herren und des Raubadels mit Befestigungswerken umgeben. Die Folge dieser künstlichen Einengung war eine dauernde Steigerung der Grundrente. Was die mittelalterliche Stadt in dieser Beziehung begonnen, hat die moderne nur vollendet.

Die Uebelstände, welche durch die intensive Ausnutzung des Grund und Bodens hervorgerufen sind, machen sich heute derart bemerkbar, daß die Wohnungsfrage nicht mehr von der Tagesordnung verschwindet. Das Centrum jeder modernen Stadt entwickelt sich in einem außerordentlich schnellen Tempo

Digitized by Google

zu einem bloßen Geschäftsviertel. Diese Entwickelung, die geeignet wäre, die Stadt zu entlasten, führt im Gegentheil zu einer abermaligen Preissteigerung des Grund und Bodens. Die kleineren, nach der Peripherie zu gelegenen Landhäuser verwandeln sich allmälig in Miethscasernen, die zwar ihren Bewohnern den üblichen großstädtischen Comfort bieten, dafür aber auch um so größere Anforderungen an den Geldbeutel stellen.

Das Wohnungsproblem hat zuerst der Amerikaner Henry George zum Gegenstand eines eingehenden Studiums gemacht, und er hat eine Bewegung in's Leben gerufen, die kein geringeres Ziel hat, als die Privatrechte an den Boden aufzuheben, ihn zu einem gesellschaftlichen Eigenthum zu machen. In Deutschland hat die Bodenreformbewegung in Adolf Damaschke ihren eifrigsten Agitator gefunden. Neuerdings ist eine andere Gruppe von Reformern aufgetaucht, welche aus der Miethscasernenstadt mit all' ihren unangenehmen Begleiterscheinungen eine Gartenstadt mit luftigen Villen und ausgedehnten Anlagen machen möchte. Auf der Städteausstellung bemerken wir einige Gipsmodelle, die ein Städtebild der Zukunft andeuten. Am interessantesten sind die Modelle der Stadt Mannheim. Das eine zeigt ein Häuserviertel, das nach der alten Methode, im Miethscasernenstyl, erbaut ist, das andere zeigt dasselbe Viertel im luftigen Villenstyl reconstruirt. Außerdem sind einige Modelle von Arbeiterwohnvierteln ausgestellt, die bei möglichster Ausnutzung des Grund und Bodens dennoch den hygienischen Anforderungen besser Rechnung tragen als die alten Miethscasernen. Das ist einstweilen Zukunftsmusik. Die hübschen Experimente, die hier und dort unternommen werden, dürften, so lange der Grund und Boden Speculationsobject bleibt, zu Verallgemeinerungen nicht führen.

Das Wohnungsproblem, wohl das brennendste, welches die moderne Stadtcultur gezeitigt hat, ist auf der Städteausstellung im Uebrigen kaum gestreift worden. Eine Wohnungsfrage ist für die Gemeinde nicht vorhanden. Eine Statistik über die Vertheilung der Wohnungen auf die Bevölkerung der Großstädte, über den Antheil an Wohnraum auf den Kopf der Bevölkerung wäre entschieden werthvoller als die Schaustellung städtischer Prunkstücke.

Wir gelangen damit zu den plastischen Skizzen der Rathshäuser und städtischen Bauwerken, die für die Entwickelung des architektonischen Styls manche bemerkenswerthe Anhaltspunkte bieten. Neben älteren Baudenkmälern, die längst eine stylgeschichtliche Bedeutung erlangt haben, treffen wir viele Modelle moderner Bauten an, wie die Rathhäuser von Hamburg, München, Nürnberg, Hannover. Stylistisch schließen sich diese städtischen Prunkbauten mehr oder weniger an alte Vorbilder an. So zeigt das Rathhaus von Hannover ein Renaissancegepräge mit der charakteristischen, den ganzen Gebäudecomplex überragenden Kuppel. Im Allgemeinen überwiegt in der modernen Stadtarchitektur die mit gothischen Motiven durchsetzte deutsche Renaissance (der sogenannte altdeutsche Styl), wie es das Hamburger und Münchener Rathhaus zeigt. Neuerdings ist auch der romanische Styl wieder zu Ehren gekommen in einer den modernen Bedürfnissen entsprechenden Anpassung. In dieser Hinsicht sind verschiedene Ausstellungsobjecte der Stadt Berlin bemerkenswerth, namentlich einige Schulgebäude und das im Bau befindliche Märkische Museum, das in seiner äußeren Architektur schon ein Museum aller, auf deutschem Boden heimischen Baustyle darstellt.

Die moderne deutsche Stadt wurzelt zu stark in der Vergangenheit, als daß sie, wie die Städte Amerikas, einen eigenen Architekturstyl hätte hervorbringen können. Bei der Neubebauung älterer Stadttheile wird stark auf die historischen Bauwerke Rücksicht genommen, damit die Einheitlichkeit des Stadtbildes erhalten bleibt, und in Städten, die keine große Stylära hinter sich haben, baut man mit Vorliebe nach demselben Schema, im „altdeutschen" Styl, der nicht selten zur Manirirtheit ausartet. In Berlin neigt man weniger zu einem festen Styl, sondern mehr zu einer prunkvollen Architektur. Das beweisen verschiedene Partien der Berliner Hochbahn und die neuen Berliner Brückenbauten. Wir sehen hier auf das Eisengerüst — das specifisch neue Baumaterial — einen Styl auf den anderen gepfropft. Da ist die „altdeutsche" Oberbaumbrücke (im Modell in Dresden ausgestellt), in ihrer Art ein Prachtstück alter Architektur, über deren Körper ein ganz modernes Verkehrsmittel rasselt, die Wagen der elektrischen Hochbahn. Es ist interessant, dies Meisterwerk der Ingenieurkunst vom östlichen bis zum westlichen Ende zu verfolgen, wir werden bei dieser Wanderung auf verschiedene Etappen der Stylentwickelung stoßen — von den festumgrenzten deutschen Renaissanceformen bis zu den bizarren Gebilden des „neuen Styls". — Eine Klärung auf dem Gebiete der Architektur scheint in absehbarer Zeit nicht bevorzustehen.

Die Leistungsfähigkeit der Städte lernen wir im ganzen Umfange würdigen, wenn wir die Abtheilungen für Schul- und Verwaltungswesen, Krankenpflege und Feuerlöschwesen, Straßenreinigung und Canalisation in Augenschein nehmen. Es sind dies Alles speciell moderne Arbeitsgebiete, die hervorgegangen sind aus den Bedürfnissen der Zeit und daher unzertrennbar von einem großen Gemeinwesen sind. Auf Einzelheiten einzugehen, würde bei der Fülle des Materials zu weit führen. Weniger erhebend sind die Ausstellungsobjecte der Polizeiverwaltungen, an denen Dresden und Hamburg hervorragend betheiligt sind. Sie kennzeichnen aber auch in hervorragender Weise die Schattenseiten der Großstadtcultur und nehmen daher das Interesse aller Kreise in Anspruch. In der criminalistischen Abtheilung der Ausstellung werden wir mit den „Geschäftspraktiken" des Verbrecherthums, das nach seiner gegenwärtigen „Bildung" und Organisation als ein Product der Großstadtcultur bezeichnet werden kann, bekannt gemacht. Sehr lehrreich für angehende Verbrecher ist die großartige Sammlung von Diebeswerkzeugen, die ergänzt wird durch photographische Darstellungen eines Einbruchs in seinen verschiedenen Stadien. Das kann uns natürlich nur nebenher interessiren. Um so bemerkenswerther sind die Maßnahmen und Vorbeugungsmaßregeln, deren sich die Gesellschaft im Kampf gegen das Verbrecherthum bedient.

Auf der Ausstellung ist ein höchst instructives Material zur Feststellung der Identität der Verbrecher zusammengestellt. Die Methoden, nach denen dies geschieht, sind mannigfacher Art. Am verbreitetsten ist die photographische Aufnahme zur Feststellung der Persönlichkeit, die allerdings ihren Zweck nur unvollkommen erfüllt. Ein Verbrecher, der in der Ausübung seines Metiers ergraut ist, weiß seinen Habitus und Gesichtsausdruck je nach Bedürfniß derart umzugestalten, daß Niemand im Stande ist, seine Persönlichkeit auf Grund früherer Aufnahmen mit absoluter Sicherheit festzustellen. Es ist interessant zu beobachten, mit welchem Raffinement ein geschulter Verbrecher die Behörde irre zu führen weiß. Auch Rassen- und Familienähnlichkeit erschweren außerordentlich die Feststellung der Person.

Ergänzt wird das photographische Verfahren durch die genaue Ausmessung des menschlichen Körpers. Die Methode, Anthropometrie genannt, ist vom Franzosen Bertillon erdacht. Bei der Ausmessung werden namentlich berücksichtigt: Körper- und Kopflänge, Armspreize, Länge der Füße, des Oberarmes und der Hände. Ein sinnreich construirter Apparat giebt die Maße mit größter Genauigkeit an. Das Bertillon'sche Verfahren kommt indessen nur für den ausgewachsenen Körper in Betracht, dem jugendlichen Verbrecher kann es nicht gefährlich werden. Die photographische Aufnahme in Verbindung mit der Körperausmessung gewährt somit immer nur die Wahrscheinlichkeit, keine absolute Sicherheit in der Feststellung der Person. Beide Methoden sind außerdem höchst zeit-

Digitized by Google

raubend und complicirt. Das Verbrecherthum kennt die schwachen Seiten beider Verfahren nur zu gut und weiß sich durch entsprechende „Gegenmaßregeln", die oft keine geringere Intelligenz verrathen als die von der Behörde ergriffenen Maßnahmen, mit Erfolg zu schützen.

Alle diese Mißstände sollen durch das neueste Verfahren, die sogenannte Daktyloskopie, d. h. Abdruck der Fingerspitzen, beseitigt werden. Dieses Verfahren zeichnet sich durch eine große Einfachheit vor den vorigen aus. Es beruht auf der Beobachtung, daß die feinen Hautwärzchen oder Papillen, welche die Fingerspitzen in elliptischen Kurven umziehen, unveränderlich sind. Reibt man die Fingerspitzen mit Druckerschwärze oder einem ähnlichen Farbstoff ein und drückt sie auf eine Papierfläche ab, so erhält man das charakteristische Linienbild. Die Daktyloskopie ist mit großem Erfolg in England und seinen Colonien zur Anwendung gelangt, desgleichen in den Städten Dresden und Wien. Die anderen Länder bedienen sich der Photographie und des Bertillon'schen Verfahrens. — Die Criminalpolizei „hofft", daß es ihr nunmehr gelingen wird, des Verbrecherthums Herr zu werden. Wie der officielle Erklärer der Instrumente bemerkte, sollen nunmehr auch alle diejenigen Elemente, von denen man annimmt, daß sie zur Verbrecherlaufbahn „prädestinirt" seien, „daktyloscopirt" werden. Sie sind damit bis an ihr unseliges Ende, ob mit Recht oder Unrecht, als Verbrecher gekennzeichnet.

Mir will es manchmal scheinen, daß die Gesellschaft durch die überaus große Fülle von Polizeimaßnahmen und Gesetzesparagraphen geradezu ein Verbrecherthum heranzüchtet. Es ist viel wichtiger, daß man den Ursachen des Verbrecherthums nachforscht und Zustände schafft, die es überflüssig machen. Der alte Lichtenberg sagt in seinen Aphorismen: „Es giebt wohl keinen Menschen in der Welt, der nicht, wenn er um tausend Thaler willen zum Spitzbuben wird, lieber um das halbe Geld ein ehrlicher Mann geblieben wäre." Er mag nicht so Unrecht haben. Werden nicht kommende Generationen die Meßwerkzeuge mit ähnlichen Augen betrachten wie wir etwa die Marterwerkzeuge des Mittelalters? — Zur Psychologie der Großstadtcultur bietet jedenfalls die criminalistische Abtheilung auf der Städteausstellung einen bemerkenswerthen Beitrag.

Zur Aesthetik der modernen Münze.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Es geht heute eine breite Strömung durch die Lande, welche das Bestreben verfolgt, alle unsere Gebrauchsgegenstände, Alles, was wir in die Hand nehmen und täglich vor Augen haben, zu ästhetisiren, nicht aber der Kunst nur als Sonntagskind, im Museum oder im Glasschrank, in der „guten Stube" oder im Antiquitätenschrein seine Reverenz zu machen. Auch der Kaiser hatte kürzlich dieser Auffassung einer Popularisirung und zugleich Demokratisirung der Kunst, welche durchaus nicht eine Herabwürdigung der Kunst einschließt, Ausdruck gegeben. Giebt es aber nun einen Gegenstand, der eine größere Verbreitung hat, den wir öfter in die Hand nehmen, der in gleicher Weise durch die Hände des Reichen wie des Armen geht, als das Geld? Und wenn der Reiche mehr davon hat und unter Umständen mehr davon ausgiebt, so dreht es dafür der Arme öfter in den Fingern herum. Hier hätten wir also ein Mittel, einen Einfluß ohne Gleichen nach dieser oder jener Richtung auf die breitesten Volksmassen auszuüben. Vor den Palästen, vor den Statuen und Gemälden laufen die Meisten vorüber, da sie nicht die Kunst zu Sehen gelernt haben. Das Geldstück aber muß Jeder anschauen, ehe er es ausgiebt, und wenn es heute fast niemals auf seine künstlerische Schönheit und technische Ausführung hin angesehen wird, so ist das nicht immer so gewesen: im Renaissancezeitalter war die Münze bemerkenswerth volksthümlich. Einseitigem schnöden Geldmaterialismus könnte vielleicht gerade eine Erziehung des Volkes zur ästhetischen Würdigung der Münze die Wege abschneiden. Vergessen wir nicht, daß wir hier dem Volke für einen Pfennig ein Kunstwerk in die Hand geben können.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die ästhetische Bedeutung der Münze zu nutzen und die Münzen selbst schöner zu gestalten. Im Jahre 1891 wurde in Berlin von Regierungsrath von Brakenhausen ein Vortrag über die Verschönerung der modernen Münzen gehalten, welcher manche willkommene Anregungen gab, die nur leider nicht befolgt wurden. In Hamburg setzte in den Jahren 1890—92 auf einem verwandten Gebiete eine Bewegung ein, welche auf eine Wiedererweckung der Medaille hinstrebte (vergleiche A. Lichtwark's gleichbetitelte Schrift), und diese wiederum lehnte sich an die in Frankreich auf das Jahr 1868 zurückgehende Bewegung an: am 2. Mai 1868 nämlich hatte der Chemiker Dumas einen Vortrag über den Niedergang des Medaillenstyles gehalten. Von da ab kann man die Bewegung zur Neugestaltung des Medaillenwesens in Frankreich, dessen hervorragendste Vertreter Chaplains Roty und später Charpentier waren, datiren. Lichtwark sah die Arbeiten dieser Künstler in Kopenhagen im Jacobsen Museum und war so entzückt, daß er sich in Paris einem gründlichen Studium derselben hingab und darnach in Hamburg eine Bewegung der Medaille mit Erfolg einleitete.

Aber mit der Münze ist es darum noch nicht besser geworden, obwohl Vieles, was für die Medaille gefordert wurde, auch von der Münze gelten konnte.

Vor einer Reihe von Jahren ließ man zwar von Doepler einen neuen Reichsadler entwerfen, aber man kann nicht behaupten, daß derselbe, abgesehen von den besser modellirten Flügeln, einen wesentlichen Fortschritt bedeutet oder daß die Münzen wesentlich schöner geworden wären. Kopf und Klauen des Adlers sind wenig charaktervoll, die Schnörkel zwischen den Klauen sind peinlich conventionell und der Lorbeerkranz durchbricht die Linien der Flügel.

Am meisten hindernd für eine Aesthetisirung der Münzen war der Umstand, daß die Börse und die Verwaltungscassen verlangen, daß man die Münzen in Rollen packen könne. Dies schließt nämlich einerseits eine starke Reliefbehandlung der Prägung aus und fordert andererseits einen scharf sich abhebenden Rand. Letzterer ist einer künstlerischen Behandlung der Münze ebenso wie der Medaille sehr hinderlich, und das Relief wird weniger wirkungsvoll sein, wenn es weniger stark hervortritt. Da man die stärkere Reliefbehandlung zwar nicht aus ästhetischen Gründen, wohl aber aus praktischen Gründen — daß nämlich die Schrift desto deutlicher zu lesen sei — wünschte, half man sich, indem man den Rand entsprechend stark hervortreten ließ: vergleiche z. B. die neuen Zehnpfennigstücke, bei denen die Vorderseite mit der großen Zehn außerordentlich deutlich zu lesen ist, zugleich aber nicht das geringste ästhetische Gefühl rege macht, es sei denn nach der negativen Seite.

Schon von Brakenhausen macht dagegen darauf aufmerksam, daß man, um den Forderungen der Cassen zu genügen, die Ränder allmälig abfallen lassen könnte und dies sollte in der That, wenn auch nur versuchsweise, gemacht werden, denn der hohe Rand ist und bleibt das Hinderniß zu einer künstlerischen Wirkung der Münzen, zumal mit der abscheulichen punktirten Einfassung, die alle unsere Münzen seit Jahrzehnten zeigen.

Einen ferneren wesentlichen Nachtheil unserer Münzen bildet die Schrift, welche in allen Fällen jeder Eigenart und jeden Charakters entbehrt. Dazu kommt, daß meistens zu viel Schrift aufgeprägt ist.

Digitized by Google

Vergleicht man Münzen aus dem letzten Jahrzehnt mit solchen aus den siebziger Jahren, z. B. die betreffenden Zweimarkstücke, so ist ein Fortschritt unverkennbar, der hauptsächlich darauf fußt, daß das Relief höher ist. Aber auch die Modellirung hat offenbar im ersteren Fall in weit geschickteren künstlerischen Händen gelegen, als im letzteren Fall. Der Rand und auf der Rückseite die Schrift verderben dagegen Alles. Und was die hohe Reliefbehandlung betrifft, so muß davor gewarnt werden, da einerseits sich um so mehr Schmutz ansammeln kann und andererseits die Münze um so schneller abgegriffen, also entstellt wird und da vor Allem die Wirkung auf diese Weise eine brutale und ordinäre wird: gerade die Feinheit und Delicatesse der Linie bestimmt die künstlerische Wirkung des Flachreliefs. Die neuen Fünfmarkstücke vom Jahre 1903 sind nach dieser Richtung hin als eine Brutalisirung des edleren Münzstyles zu bezeichnen und erinnern an gewisse photoplastische Versuche. In der Reliefplastik darf das Relief sich wohl an einzelnen Stellen frei im Hochrelief erheben, muß dagegen an anderen Stellen flach abfallen und sich an den Hintergrund anlehnen, damit der einheitliche Zusammenschluß von Hintergrund und Relief nicht gestört wird. Bei den neuen Fünfmarkstücken tritt dagegen das Relief ringsum an allen Stellen scharf hervor, und hierzu kommt noch, daß die Silhouette, wie sich Jeder durch Augenschein überzeugen kann, eine bedauerlich grobe ist. Von der Feinheit und Delicatesse der Silhouette hängt aber die ästhetische Wirkung des Flachreliefs sehr wesentlich ab. Und da man das Relief vom Grunde stark abheben ließ, war man genöthigt, den Rand ebenfalls hoch zu bilden, so daß die Wirkung auch hier brutalisirt wird, zumal der Rand auch noch durch die erwähnte Einfassung betont ist. Wir müssen aber bedenken, daß die Linienführung des Kreises an und für sich eine so zwingende Gewalt hat, daß sie einen genügend betonten Rahmen abgiebt und daß jede weitere Umränderung oder Einfassung dieser Linie platt und ordinär wirkt. Letzteres ist aus diesem Grunde bei allen unseren Münzen der Fall. Man vergleiche nur eine solche Münze mit einer altrömischen oder mit einer aus der deutschen Renaissance oder mit einer Dürer'schen Medaille. Dürer hat einige Medaillen geschaffen, welche zu den köstlichsten Kunstwerken des Meisters gehören, vor Allem die Medaille seiner Frau, Agnes Frey, ein Wunderwerk von Naivetät und Süße und zugleich von der Fähigkeit, den gegebenen Raum auszunützen. Fast die ganze Höhe der Fläche wird hier von dem Porträt eingenommen — dies ein wesentlicher Punkt — und die Schwierigkeit, den Kopf en face in Flachrelief zu geben, ist meisterhaft überwunden.

Abgesehen nun davon, daß die Münze schön klingen muß und daß sie aus gutem Material bestehen muß, muß sie Denkmünze sein, d. h. an das wichtigste Ereigniß des Jahres anknüpfen. Vor Allem aber muß sie ihrem Charakter nach einerseits national und andererseits volksthümlich sein. National sind die heutigen Münzen, volksthümlich sind sie nicht. Einer unserer besten neudeutschen Plakettenkünstler Alfred Bosselt, Darmstadt, hat kürzlich mit Recht mit folgenden Worten den Stab über unser modernes Münzwesen gebrochen: „Mit der Kunst haben sie jeden Zusammenhang gebrochen, denn diese schematischen, alle an derselben Stelle mit geschwungener Linie guillotinirten Fürstenbildnisse können keinen Anspruch mehr darauf erheben. Und dann diese Rückseiten, diese ausdruckslosen Rückseiten mit der correcten, gutgesinnten, mit einzelnen Buchstabenstempeln eingeschlagenen Schrift. Mit Recht verlangt Bosselt, daß man sich zur Herstellung der Münzmedaille an Künstler wenden soll."

An und für sich war der Gedanke, größere Münzen in Silber herzustellen, gutzuheißen. Nur ist nicht einzusehen, warum man auch nicht in Gold größere Münzen prägen sollte. Von Brakenhausen schlägt sogar vor, Hundertmarkstücke aus Gold herzustellen. Vom praktischen Gesichtspunkte aus würde man freilich hiergegen Einwendungen erheben können, falls es sich wenigstens nicht um Denkmünzen handelt. Wohl aber könnten ähnlich den französischen Vierzigfrancsstücken und englischen Fünfpfundstücken Vierzigmarkstücke in Gold geprägt werden, die auch unseren Börsen sehr willkommen sein werden. Die Hauptsache aber ist, daß die Münzprägung im Allgemeinen nicht nur nach technischen und praktischen Gesichtspunkten durchgeführt wird, sondern auch nach künstlerischen. Nicht nur praktisch und national soll die Münze sein, sondern auch schön im modern-künstlerischen Sinne und volksthümlich. Dann wird die Münze ein bedeutendes Mittel zur Aesthetisirung der Volksmassen bilden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Sprechstunden.

Großstadt-Skizze von Max Hoffmann (Berlin).

Wittwe Meierbaum hatte auf den „möblirten" Herrn, der seit einem halben Jahr bei ihr wohnte, so große Hoffnungen gesetzt. Sie hatte sich ihm stets von ihrer liebenswürdigsten Seite gezeigt, das Zimmer ganz nach seinem Wunsch eingerichtet, und nun hatte er doch gekündigt! „Der Weg nach seinem Bureau wäre ihm zu weit." Kein Wort von innigeren Gefühlen, auf das sie schon so lange gewartet hatte. Ja, so sind die Männer! Sie nehmen alle Freundlichkeiten von einer Frau ruhig hin und denken gar nicht daran, daß das alles aus liebeglühendem Herzen kommt!

Aber sie gehörte nicht zu den Menschen, die sich nutzlosen Klagen hingeben. „Wer weiß, wozu es gut ist!" Das war ihr Spruch, mit dem sie sich schon über manches Unangenehme hinweggetröstet hatte. Sie ging deßhalb nach ihrer Kommode und holte einen cartonirten Zettel hervor. Er trug die fettgedruckte Inschrift: „Hier ist ein möblirtes Zimmer zu vermiethen" und zeigte unten in der rechten Ecke von ungeschickter Hand den Zusatz: 3 Treppen links bei Wittwe Meierbaum. — Sie versah sich mit einigen Nägeln und einem Hammer und ging hinunter, wo sie die Anzeige auf einem Brett neben der Hausthür befestigte.

Einige Nachbarinnen, die das Klopfen gehört hatten, kamen „zufällig" auf den Flur.

„Nanu, Frau Meierbaum, will denn Ihr Herr ziehen?"

„Ja, wir hatten schon lange darüber gesprochen."

„Aber sie haben uns doch kein Sterbenswort davon gesagt! Und nun so plötzlich?"

„Ich bin gar nicht davon überrascht worden."

„Nun, wir wünschen Ihnen einen recht guten Tausch, liebe Frau Meierbaum."

Als sie sich entfernt hatte, hatte sich schon ein halbes Dutzend Frauen versammelt.

„Wer weiß, was da vorgefallen ist, Frau Nachbar'n. Ist er vielleicht zu dreist geworden?"

„I, wo denken Sie hin! Zu de olle Meierboom!"

Alle blickten sich mit verständnißvollem Lächeln an und standen noch eine Viertelstunde beisammen, um die wichtige Angelegenheit gründlich durchzusprechen.

Frau Meierbaum aber saß schon längst wieder an ihrer Nähmaschine. Zu einem ordentlichen Mittagessen war ihr heut' die Lust vergangen. Sie genoß deßhalb nur ein Butterbrod mit Wurst und trank Kaffee dazu. Dabei sah sie die Zeitung durch. Mit jedem Stück Brod, das sie in den Mund steckte, verschlang sie gleichzeitig eine Localnachricht, las dann mit Eifer die Gerichtsverhandlungen und kam schließlich an die Annoncen. Dabei fielen ihr die vielen dort angekündigten „Sprechstunden" auf, und sie begann nachzudenken. Sie wußte, daß sich durch diese Ueberschrift moderne Sibyllen ankündigten, die gegen ein beliebiges Entgelt auf verschiedene Methode den Schleier von der Zukunft zu lüften und einen Blick dahinter zu werfen verstanden. Ueber ihre Zukunft etwas wissen zu wollen, das war ihre schwache Seite, und sie beschloß, ihre Zuflucht zu einer dieser weisen Frauen zu nehmen. Eine war ihr besonders gerühmt worden, zu der man ein frisches Ei mitbringen müsse, und da sie gerade noch zwei im Küchenschrank hatte, so steckte sie eins davon in ihren Pompadour und begab sich auf den Weg. Unten im Hausflur standen schon wieder einige liebenswürdige Hausbewohnerinnen und empfingen sie mit einem Schwall von Worten:

„Liebe Frau Meierbaum, wie geht's denn? Er will Sie verlassen? O, Sie werden schon einen viel besseren Herrn bekommen. Bei Ihnen kann's doch gar nicht fehlen. Wo soll denn die Reise jetzt hingehen?"

Digitized by Google

„Zu einer Bekannten," sagte sie kurz.

Zum Glück hörte sie nicht mehr, wie dieselbe junge Frau, die sie eben gelobt hatte, zu den Anderen sagte: „Was die wieder für einen Hut auf hatte! Als wenn sie zwanzig Jahre wäre statt vierzig!"

Sie brauchte nicht weit zu gehen. In einer Nebenstraße überschritt sie einen düsteren, asphaltirten Hausflur, einen schlecht gepflasterten Hof und fand nach längerem Suchen an einem Keller im Quergebäude ein Schild mit der Aufschrift: Frau Janata. 8—8.

Als sie die Stufen hinuntergestiegen war und sich auf den rothen Ziegeln des Ganges befand, fuhr sie überrascht zurück: Eine in schwarze Seide gekleidete, vornehm aussehende Dame mit großen Brillantohrringen rauschte an ihr vorüber. Es war eine Kundin gewesen.

Klopfenden Herzens pochte sie leise an die Thür. Auf ein dünnes „Herein!" öffnete sie und wurde von einem ganz gebückten uralten Weibe empfangen, das sie hinter einen grünen Vorhang zog und ihr mit geheimnißvoller Miene mittheilte, daß sie warten müsse, da noch ein Herr da sei. Dann unterhielt sich die Alte leise mit ihr, wobei die Wittwe nicht merkte, daß sie nach Kräften ausgehorcht wurde. Nach einer Weile verschwand die Alte, es wurde geflüstert, und Thüren gingen. Sie hörte eine tiefe weibliche Stimme fragen: „Wat for eene issel denn, Mutta?" — Endlich zog die Alte den Vorhang zurück und theilte ihr mürrisch mit, daß sie eintreten dürfe.

Es war ein mäßig großes Zimmer, in das sie jetzt gelangte. Das erste, was ihr in dem phantastisch ausgestatteten Raum in die Augen fiel, war ein riesiger getrockneter Fisch, der von der Mitte der Decke herabhing und ihr das Maul entgegensperrte. Unter diesem stand ein schnörkelhaft geformter schwarzer Tisch, der über und über mit kleinen rothen Teufeln bemalt war, in der einen Ecke ein vollständiger schwarzer Panzer mit Helm, dessen Visir heruntergelassen war, auf der entgegengesetzten Seite aber ein großer bunter Diwan mit vielen seidenen Kissen. Scheu ließ sie ihre Blicke dorthin schweifen. In halb sitzender, halb liegender Stellung bemerkte sie eine üppige Frau in morgenländischer Kleidung mit einem grünen Turban auf dem rabenschwarzen Haar. Ein kleiner Negerknabe, der hinter dem Kopfende stand, hielt einen mächtigen Pfauenschweif empor. Erst allmälig fand sie sich in dem durch dichte Vorhänge verdunkelten Raum zurecht und erkannte bei dem matten Schein der bunten Ampel über dem Diwan, daß der kleine Mohr nur eine Figur war.

„Trätten Sie näher und gäbben Sie mirr das Nöttige!" sagte jetzt jene Stimme, die vorher so echten Spreewasser-Dialect gesprochen hatte. Sie reichte der Orientalin das Ei hin, und diese zerschlug es über einem anscheinend mit Wasser gefülltem Glase, in das sie das Weiße fallen ließ. Das Gelbe kam in einen weißen Topf, und da dieser schon beinah mit Dottern gefüllt war, so schien der Beruf dieser seltsamen Frau ein recht nahrhafter zu sein.

In der Flüssigkeit des Glases, das sie gegen die Ampel hielt, schienen Wolken hin- und herzuziehen. Und dann begann sie, ohne auf die staunend dasitzende Frau Meierbaum zu achten, leise:

„Ich sähe, ein Mann hat eine weite Reiße von Ihne gämacht, ich sähe ein Mann, der eine kleine Reiße macht, ich sähe, ich sähe! Ich sähe eine Nähmaschine, ich sähe eine einßame Frau. Ich sähe, wie sie erlöst würde wird aus Kummer. Ich sähe Geld, vill Geld und eine stattliche Mann. Sie würde eine Damme, eine vornähme Damme, eine große Damme. Sie würde Glück und Freude habbe. Aber trage Sie Prüfung, würde Sie finde Erlößung!"

Plötzlich senkte sie das Glas, stellte es auf den Tisch und ließ sich auf den Diwan nieder, und Frau Meierbaum, die vor Erregung am ganzen Körper zitterte, sah mit Entsetzen, daß die Augen der weisen Frau, die ihr wie eine Prinzessin aus einem Märchen vorkam, fest geschlossen waren. Aber mit der Rechten winkte die jetzt steif Daliegende heftig gegen die Thür, woraus die Wittwe schloß, daß sie sich entfernen solle. Sie wußte jedoch, was sich gehört. Auf dem Teufeltisch stand ein weißer Teller, und auf diesen legte sie verschämt ein Fünfzigpfennigstück. In demselben Augenblick bemerkte sie, wie eine große schwarze Katze am Fußende des Diwans mit glühenden Augen sich schnurrend emporrichtete, und erschrocken ging sie hinaus. Sie war aber praktische Hausfrau genug, die knochige Hand, die ihr die alte Frau draußen bettelnd entgegenstreckte, nicht zu beachten, wofür sich diese durch wüthendes Zuwerfen der Thür hinter ihr rächte. Sehr befriedigt ging sie langsam nach Hause. „Ein stattlicher Mann, eine große Dame, viel Glück und Freude," so summte es ihr im Ohr.

Am nächsten Tage zog ihr Herr, aber sie ertrug es mit Gleichmuth. Sie wußte ja, was für eine schöne Zukunft ihr winkte!

Aus der Hauptstadt.

Ein Appell gegen die „G. B. K. 1903".

Das Resultat der Thätigkeit der Jury der „Großen Berliner Kunstausstellung 1903" wird u. A. durch die Zahl „2200" gekennzeichnet. So viele Werke wurden nämlich von ihr zurückgewiesen. Und Geheimrath Müller vom Cultusministerium betonte am Tage der Eröffnung der Ausstellung beim Bankett, daß noch „größere Strenge" wünschenswerth wäre.

„2200!" Eine Zahl, die erschreckend beweist, wie groß bei uns die Ueberproduction ist. Daran denkt gewiß Jeder zuerst. Jeder Kunstfreund. Nicht aber auch jeder Künstler. Das ist nicht immer das Gleiche; vielleicht sogar sehr selten. Man „ergreift heute den Beruf" eines Künstlers leichten Herzens, wie den eines Kaufmanns, Apothekers, Postbeamten u. s. w., man glaubt, wenn man es gelernt habe, mit Pinsel und Farben, mit Modellirholz und Meißel zu hantiren, daß man allen Ernstes ein vollwerthiger Jünger und Diener der Kunst sei, während man doch nur von der Kunst, nicht für sie, leben will. Dann erscheinen Einem auch die großen und kleinen Ausstellungen nicht als hohe Culturfeste, nicht als Marksteine einer segensreichen Kunstentwickelung und Kunstförderung, sondern als ein Handelsunternehmen, die Ausstellungshallen als große Waarenhäuser. Und die Schöpfer der „2200" Werke erheben ein gewaltiges Geschrei, wenn man ihnen den Verkaufsstand vorenthält ...

Gewiß — das mag in manchen Fällen schmerzlich sein, mag mitunter eine Hoffnung auf materiellen Gewinn zu Nichte machen. Gewiß ferner kann sich jede Jury irren, begeht sie Ungerechtigkeiten, die nicht bloß darin zu Tage treten, was zurückgewiesen wird, sondern oft noch mehr darin, was — im Vergleich zu jenen Opfern ihrer Thätigkeit — zugelassen wird. Gewiß endlich wird dadurch viel Unzufriedenheit erzeugt, Kränkungen und Verbitterung. Aber genau genommen handelt es sich dabei um, nun ich will mal sagen — ein großes Mißverständniß. Auf der einen Seite steht im Vordergrund die „Kunst": auf der anderen — das „Geschäft" ...

Noch bei jeder größeren Ausstellung erzeugte dieses Mißverständniß viele Unzufriedene. Wohl selten so viele wie bei der „Großen Berliner Kunstausstellung 1903" ... Man denke — 2200 zurückgesetzte Werke gegenüber ca. 1900 angenommenen! Und dabei handelt es sich bei den 2200 nur um Bilder, Bildhauerarbeiten, Graphisches; bei den 1900 um Werke sämmtlicher Kunstgebiete ...

Diese Unzufriedenheit hat denn auch einen lauten, einen sehr lauten Ausdruck erhalten in einer vom Maler Holtzbecher verfaßten und einer ganzen Schar von Schicksalsgenossen von ihm, darunter auch mehreren Künstlern, deren Namen nicht unbekannt sind, unterzeichneten Flugschrift: „Die Große Berliner Kunstausstellung — eine Flucht der Künstler in die Oeffentlichkeit".

Ich muß gestehen — mir gellten förmlich die Ohren beim Lesen der Schrift. Da bekommen alle ihr Theil: Geheimrath Müller, der sich eine noch strengere Jury wünscht, Professor Arthur Kampf, der Vorsitzende der Ausstellungscommission, der die Ausstellungen von ca. 4600 Katalognummern unter Anton von Werner's Leitung z. B. im Jahre 1896, jetzt auf ca. 1900 „heruntergebracht" habe, der die schönsten und günstigsten Räume Ausländern, eingeladenen Ausländern und ihrer „Durchschnittswaare" überlassen, ja sogar die Pariser Kunstfirma Durand-Ruel, die ja auch für die „Secession" „liefere", zur Betheiligung aufgefordert, den Dissidenten der Secession zwei schöne Säle zugestanden habe; die „Auslandmanie" im Allgemeinen und Speciellen, die die einheimischen Künstler um Ansehen und Brod bringt; die böse, böse Presse, die „eifrig daran arbeite, das Aufkommen einer Vaterlandskunst bei uns zu verhindern (!) und Kunst und Publicum von der nationalen Basis abzulenken" und „jeden Erfolg der Nichtmodernen absichtlich todtschweige" (!), um „im Verein mit verständnißlosen Kunstgelehrten für die secessionistische Kunst jene Sorte von Reclame zu machen, deren sich ein Geschäftsmann bedient, um ein neues Haarwuchsmittel oder dergleichen an die Dummen zu bringen" u. s. w. u. s. w

Der Bogen wird so straff gespannt, daß er zerbricht. Man hat die ganz gleiche Empfindung, wie in den Tagen des Gezeters über die „Verrohung der Theaterkritik". Allzu großer Eifer macht blind, und in der Wuth fährt man täppisch und ungeschickt drein. Die Presse gegenüber solchen Angriffen in Schutz zu nehmen, wie die erwähnten, fällt mir ebenso wenig bei wie widerlegen zu wollen, daß die vielen englisch-amerikanischen, französischen und belgischen Meisterwerke, die die Säle im Landesausstellungspalast zieren, „Durchschnittswaare" seien, die von den „Künstlern der eigenen Nation mindestens ebenso gut, wenn nicht besser, hergestellt werden kann". Diese Angriffe richten sich von selbst.

Aber gar von „Zertreten von Menschenexistenzen" zu reden — das geht denn doch schon zu weit: Woher in aller Welt glauben denn Herr Holtzbecher und die Schar der Berliner Künstler, die hinter ihm stehen, daß jene „2200" wenn auch nur zum geringeren Theile wirklich Käufer gefunden hätten?

Man mache doch nur den Versuch; man eröffne eine „Ausstellung der Zurückgewiesenen". Freilich — in der Flugschrift heißt es, das ginge nicht gut an: aus Furcht, „sich zu compromittiren" — wodurch? doch nicht in den Augen der Kunst? — würden gerade die Besten von den Zurückgewiesenen fortbleiben."

Das wäre sehr bedauerlich. Soviel Corpsgeist müßte ihnen doch schon zugetraut werden, daß sie mitmachen. Also man versuche es mit einem „salon des refusés", womöglich unter der Voraussetzung, daß die böse Presse Nichts über ihn sage — wollen denn sehen, wie viel

Digitized by Google

Publicum ihn aufsuchen wird. Es wird doch nicht schon das ganze Publicum der Millionenstadt von den unberufenen Kunstkritikern „dumm" gemacht worden sein?

Ich persönlich würde diese Ausstellung mit dem größten Interesse und gewohnter Gewissenhaftigkeit besichtigen und, wie gesagt, gern nicht über sie berichten, sobald es gewünscht werden sollte. Denn das mögen die Herren glauben, ein Vergnügen ist auch die Berichterstattung über eine von Professor Kampf auf „1896 Katalognummern heruntergebrachte" Ausstellung wahrlich nicht, und man seufzt: wenn doch Geheimrath Müller's Wunsch oder Rath schon Thatsache geworden wäre! Aber wie gesagt — trotz alledem zeige man uns doch diese Arbeiten der „Künstler der eigenen Nation", die „mindestens ebenso gut, wenn nicht besser" sind, als die „Durchschnittswaare" der Ausländer. Schon darum allein, um uns einen weiteren Maßstab für die Bemessung der Thätigkeit der Jury an die Hand zu geben . . .

So lange wir die „2200" nicht zu sehen bekommen, ist es ein Streit um des Kaisers Bart, steht Behauptung gegen Behauptung. Daß die Organisation unserer Großen Ausstellung Besserung verträgt — wer weiß das nicht! Ob diese auf dem Wege zu erreichen wäre, der von den Protestlern in Vorschlag gebracht wird — Einsetzung einer staatlichen Commission zur Umarbeitung einer Reform, Juryfreiheit für Künstler, die bereits zehn Mal in der Ausstellung vertreten gewesen, Schaffung einer Revisionsinstanz, Ausnutzung des gesammten Raumes des Landesausstellungspalastes — darüber mögen die zunächst betheiligten Kreise selbst sich vernehmen lassen. Auch dem außerhalb dieser Kreise Stehenden nöthigt aber mancher Vorschlag ein Kopfschütteln ab . . .

Alles in Allem — hier ist das Kind mit dem Bade ausgeschüttet worden. Es wird viel Thörichtes vorgebracht in einem Ton der Erbitterung, wie man ihn ja wohl in einer erregten Debatte am Stammtische anschlagen mag, nicht aber in einem Druckwerk.

Und wem es mit der Kunst was Heiliges ist, und wer ihr gegenüber einen anderen Standpunkt einzunehmen vermag, als etwa den Kornzöllen und der Biersteuer gegenüber, der wird am allerwenigsten mit diesen Ausführungen übereinstimmen können . . .

Gebt uns Riesenräume für die Ausstellung, so daß Alles, was Peter und Paul und Hinz und Kunz das ganze Jahr über gemalt haben, darin Platz hätte; jeder sei sein eigner Juror; die Presse schreibe über die Künstler nil nisi bene, die Ausländer seien verpönt, womöglich auch alle Nichtberliner, und — ja was noch? — richtig: jeder Steuerzahler von mehr als 500 Mark werde verpflichtet, mindestens ein Kunstwerk aus den „Seitensälen" anzukaufen . . .

So — so quälte mich ein Traum in der Nacht nach dem Abend, an dem ich die „Flucht in die Oeffentlichkeit" gelesen hatte . . . Es war ein köstliches Erwachen am folgenden Morgen darauf . . . Und im strahlenden Schein der Morgensonne rief ich: „Meine Herren — wir wollen kapituliren und den Streit beilegen. Gewiß, es ist sehr schmerzlich, zu den Zurückgewiesenen zu gehören; aber es ist auch sehr schmerzlich, ein halbes Menschenalter hindurch für Kunstinteressen gekämpft zu haben und dann plötzlich zu erfahren, daß man nichts von der Sache versteht und sich in einem wilden Irrtum befunden hat — man hatte an die Kunst gedacht, und es handelte sich um den Geldbeutel!"

J. Norden.

Notizen.

Störtebecker, Tragödie in fünf Acten von Rolf Wolfgang Martens. — Berlin, Johann Sassenbach. Preis 2 Mk. — Während das Interesse für die maritimen Bestrebungen mit dem Wachsen unserer Seemacht immer größere Dimensionen annimmt, hat die schöne Literatur vor den Stoffen des Seelebens noch stets Halt gemacht, trotz der dankbaren Ereignisse aus deutscher Seegeschichte. Wenn unsere Flotte auch noch jung ist, Deutschlands Ruhm auf der See reicht bis in's frühe Mittelalter zurück: die Normannen und vor Allem die Hanse! Wünschenswerth wäre es, wenn wir durch die Kunst von dem Ringen und Kämpfen unserer Väter auf dem Gebiet, wo nach dem Worte des Kaisers unsere Zukunft liegt, Kunde und Belehrung erhielten. Das wäre werthvoller, als alle Tragödien der Hohenstaufenzeit mit der überwundenen Poetik der Römerzüge. Darum begrüße ich mit aufrichtiger Freude das mir in Buchform vorliegende Drama „Störtebecker" von Rolf Wolfgang Martens.

Der Werth der Hanse-Epoche kommt allmälig den jungen Dichtern zum Bewußtsein; denn der Verfasser hat, nicht etwa, um diese Zeit, von außen her kommend, zu schildern — also nicht mit dem Vorsatze, ein nur historisches Drama zu schreiben — den Stoff gewählt, sondern er sah (wie er in einem Nachwort sagt), daß die ihn bewegenden Ideen in dieser Periode am stärksten zum Ausdruck kamen. Darum wählte er den Stoff des Vitalienbruders Störtebecker.

Was er darstellen wollte, ist der ewige Kampf des Altruismus, der allgemeinen Menschenliebe gegen den Egoismus in seiner Inkarnation des „Uebermenschen", wie die seit Nietzsche beliebte Fassung lautet. Störtebecker ist der consequente Ich-Mensch, der nichts für „die Anderen" thun will, eine rohe Natur, die nicht fähig ist, sublimere sociale Genüsse zu empfinden. Er hat sich, als junger Mensch, da ihm ohne Verwandtschaft und Protection von „Rathsherren und Burgemeistern" die höheren Stellen der officiellen Hansemannschaft verschlossen waren, Kaperschiffen angeschlossen, die jeden Kampf- und Beutelustigen aufnahmen. Diese Kaperer — „Vitalienbrüder" genannt, weil sie das belagerte Stockholm mit Victualien versorgen mußten — wuchsen sich mit der Zeit zu offenkundigen Seeräuberbanden heraus; ihre Macht stieg, sie schädigten durch Lahmlegung des Handels empfindlich die Hanse, die immer und ewig mit den Kosten geizte, um eine genügend große Flotte zur endgiltigen Vernichtung der Seeräuber aufzubringen. Durch Streit und innere Zerwürfnisse der Staaten wuchs die Macht des fähigen Vitalienhauptmanns. In Ostfriesland, wo die Großen in steter Uneinigkeit lagen, öffneten sie zum gegenseitigen Schutze den Vitalianern ihre Länder; dort gewann Störtebecker sogar einen Platz am Festland. Der ihn aufnahm, war Keno, der Herr vom Auricherlande, „der sich seine Sporen in dem Italien der beginnenden Renaissance geholt hatte, und nun voller Culturfehnsucht in dem nordischen Lande seiner Väter ein wenig Florenz anstrebte". Er, der Vertreter des Altruismus und der Culturbestrebung im Stück, kann sich subjectiv nicht vorstellen, daß es ein höheres Glück geben kann, als Herrscher sein, dessen gütige Hand überall Cultur erweckt. Die Schaffensfreude, das Schaffensglück ist sein Königstraum. Er verkennt Störtebecker, dessen rohe Natur nur den Becherfreuden zugänglich ist. In einer sehr gut aufgebauten Scene des dritten Actes platzen die beiden Weltanschauungen aufeinander, und hier versagt Störtebecker: er schlägt den friedlichen Herrscherberuf in den geeinigten ostfriesischen Seelanden aus. Dabei übersieht aber dieser klugseinwollende Gewaltmensch, daß er sich so der Welt unentbehrlich gemacht hätte, indem er den Menschen eine sichere Form gewährte, ihr Leben zu fristen und fortzuschreiten in cultureller Entwickelung! Und nun geht er zu Grunde. Ein schöner, der Wirklichkeit entsprechender Optimismus liegt in den Worten Keno's: „Wer hoch in der Welt — über die Anderen — hinaus will, der muß — auch selbst, wenn ihn nur Eigenliebe treibt, — Etwas thun, was den Anderen zu Gute kommt." Durch Störtebecker's immer schrecklicher werdenden Uebelthaten wird die Welt, die Hanse und die Friesen endlich gezwungen, sich aufzuraffen, zusammenzuhalten und gegen den gemeinsamen Feind vorzugehen. Die Scenen des hungernden Volkes und vor Allem die Schlußscene des vierten Actes, in der die verzweifelte Mutter an der Bahre ihres von Störtebecker zu Tode gefolterten Sohnes um Rache schreit, sind von erschütternder Tragik. — Warum ist dieses Furchtbare in der Welt? — Der Dichter giebt uns Antwort: aus Mangel an Solidarität der Menschen; wenn nicht Jeder nur auf sich bedacht wäre, zum Schaden des Anderen, wäre sie zur Macht gelangt; so sind Alle mitschuldig. Ta twam asi: „Das warst Du," wie der Buddhist sagt. — Im letzten Act bricht nun alles Uebel unvorhergesehen über Störtebecker herein. Die Fischer, die früher zu ihm standen, verrathen ihn, indem sie heimlich die Angeln seines Steuerruders festlöthen, so daß er nicht fliehen kann — übrigens ein Zug der Sage, der sehr geschickt benutzt ist — seine eigenen Leute sind in Folge einer durch Zufall entstandenen Prophezeihung feige und kampfesunfähig geworden. Die Schiffe der Hamburger entern das Räuberschiff, und Störtebecker erliegt der Uebermacht. — Die Arbeit bereitete mir beim Lesen durch ihre Sauberkeit, mit der namentlich die culturhistorische Seite erfaßt und durchgeführt worden ist, viel Genuß das Bild der Zeit tauchte mit Lebendigkeit vor mir auf, und ich möchte dem auch technisch vollendeten und wirksamen Stück bald auf einer Bühne begegnen.

Josef Jellinek.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos

von

August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik

von

August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher 2c. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler,

Braunschweig.

(Gegründet 1883.)

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,

Berlin W. 57.

Verlag von Roßberg & Berger in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte

der

Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Bad Reinerz

klimatischer waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor-, Douche- und Dampfbädern, Inhalationen, Kaltwasserkuren und Massage, Molken-, Milch- und Kefyr-Kuranstalt.** — Angezeigt bei **Krankheiten der Nerven,** der **Athmungs-, Verdauungs-, Harn- und Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer Leiden** und der Folgen **entzündlicher Ausschwitzungen.** Kurzeit von Anfang Mai. Gegen Schluß Ermäßigungen. Hochquellen-Wasserleitung. Eisenbahnstation. Auskunftsbücher unentgeltlich.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** *M.* 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen

von

Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. G. R. Promber Zittau i. Sa.**

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf den heute beigelegten Prospect: „Altindische Schelmenbücher" vom Lotus-Verlag in Leipzig aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition Berlin W 57, Kaßlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 5. September 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Verantwortlichkeit des Kaisers. Von Freidank. — Der Tod in Hatfield House. Von Caliban. — Handwerker und Lohnarbeiter. (Ein Beitrag zur Psychologie der Arbeiterclassen.) Von Johannes Gaulke (Berlin). — Der Zweck heiligt die Mittel. Von Chr. D. Pflaum (Rom). — **Literatur und Kunst.** Entstehungsmotiv zu Schiller's „Räubern". Von A. W. J. Kahle. — Ein altegyptischer Prophet. Von Anton Weis-Ulmenried. — „William Morris, Kaufmann." Von Dr. Heinrich Pudor. — **Feuilleton.** Habgier. Von Leo Tolstoj. Deutsch von Wilhelm Thal. — **Aus der Hauptstadt.** James McNeill Whistler. Von J. Norden. — Anzeigen.

Die Verantwortlichkeit des Kaisers.

Wenn Wilhelm II. von der Verantwortung spricht, die er für das Schicksal von 58 Millionen Deutschen trägt, so ist es überflüssig und klein-gehässig, seine Worte unter die constitutionelle Lupe zu nehmen und weitschweifig darzuthun, daß die Verfassung von einer kaiserlichen Verantwortlichkeit nichts weiß. Wilhelm II. kennt die Charte gut genug, um grobe staatsrechtliche Fehler zu vermeiden. Daß die Minister ihn mit ihrer Person decken und daß nur sie der Volksvertretung Rechenschaft über die Regierungshandlungen schuldig sind, zur Klarstellung dieser simplen Thatsache bedarf es keiner mannesmuthigen Leitartikel. Dabei bleibe dahingestellt, ob der Kaiser dieser Deckung wirklich benöthigt und ob die Deckung, so lange kein Ministerverantwortlichkeits-Gesetz besteht, mehr als eine niedliche Komödie ist. Verfassungsmäßig haben uns weder Skrupel noch Zweifel zu plagen.

Der Monarch hat in seinem Trinkspruche eine ganz andere als die formelle Verantwortlichkeit gemeint. Gott und die Geschichte, Zukunft und Vergangenheit halten ihn im Bann und zwingen ihn, bei jedem Schritte zu erwägen, ob er heiligen Verpflichtungen nachkommt, die nirgendwo geschrieben stehen und doch bindender als alle x-beliebigen Paragraphen sind. Was den geborenen Führer einer Nation, den legitimen Kronträger, einem Herrn Präsidenten unter allen Umständen überlegen macht: die Empfindung, daß er sich hoher Ahnen würdig zeigen und dahin streben müsse, dermaleinst neben ihnen in der Ruhmeshalle zu thronen — dies Verantwortlichkeitsgefühl beseelt Wilhelm II. in hohem Maße. Gewiß läßt er sich die Sorge, daß man für irgend eine Regierungshandlung seiner Minister ihn verantwortlich machen könne, kaum sonderlich zu Herzen gehen, und schwerlich hat er jemals die Möglichkeit erwogen, sich wegen der Einführung von tausend und einem Alltagsgesetze vertheidigen zu müssen. Einer ganz anderen Verantwortlichkeit ist er sich bewußt. Als Leiter des starken deutschen Eroberervolkes liegt ihm die Verpflichtung ob, dem nationalen Streben nach Innen und Außen die Wege zu weisen und zu bereiten. So bedeutsam aber und groß ist solche Pflicht, daß er mit einigem Fug sagen darf, nicht einmal sein Erzieher hat eine Ahnung von ihrem Umfange gehabt. Die Ueberzeugung, sehr beträchtliche Hindernisse und starke Widersacher überwinden zu müssen, muß das hohe kaiserliche Pflichtbewußtsein noch schärfen.

Es ist kein Zufall, daß er gerade jetzt darauf zu sprechen kommt. Das Gerede über Pichelswerder dient nicht dazu, sein Charakterbild klarer zu machen, fälscht es vielmehr und verzerrt es unvortheilhaft. Wilhelm II. hat noch nie Anlaß gegeben, an seinem persönlichen Muth zu zweifeln. Rhetorische Wandlungen, die er im Feuer des Augenblickes seiner Garde zurief, ändern nichts daran, daß er sich gern zwanglos unter der Menge bewegt, — soweit das mit der Etikette vereinbar ist — und seinen Ruhm und seinen Ehrgeiz noch immer insgeheim darin sucht, sein Haupt kühnlich jedem Unterthan in den Schooß legen zu dürfen. Unter'm Eindruck des socialdemokratischen Wahlsieges, der ihn vielleicht ebenso schmerzlich berührt wie die ablehnende Haltung der Nation seiner Burenpolitik gegenüber, unter diesem Eindruck glaubt er, das Land an die Pflichten des Herrschers erinnern zu müssen. Er klagt und beklagt sich nicht, läßt alle Mißverständnisse und Gegnerschaften auf sich beruhen und verschmäht es sogar, die von ihm für gut befundene Politik zu vertheidigen. Aber im Angesicht einer immer stärker und muthiger werdenden Opposition reckt er sich zu königlicher Wucht auf. Ihr habt drei Millionen socialdemokratischer Stimmen abgegeben. Ihr habt einen Krieg mit England zu entfesseln versucht. Ich verschmähe es aber, von einer vorübergehenden Erscheinung groß Wesens zu machen. Ich will auch nicht beweisen, daß es Unsinn ist, mit unserer schwachen Flotte England zu erzürnen, und jetzt, wo wir ungerüstet sind und Alles zu verlieren haben, eine Entscheidung herauf zu zwingen. Ich begnüge mich damit, unbekümmert um allen Lärm den erkannten Pfad weiter zu gehen, und in das wirre Toben mein Glaubensbekenntniß hinein zu rufen. Ich glaube, daß ich für Euer Schicksal verantwortlich bin, und also handle ich. Das ist der Sinn des letzten Kaisertoastes.

Etwas anders als es die im Wachsthum zurückgebliebenen publicistischen Wortführer der Linken thun, sollte Wilhelm II. doch aufgefaßt werden.

Freidank.

Digitized by Google

Der Tod in Hatfield House.

„Ich kann nichts Besseres thun, als Sie zum Studium der griechischen Literatur zu ermuntern, die Sie weit über das gemeine Volk erhebt und außerdem auch häufig zu gut bezahlten Stellen führt.“ Der Jüngling Robert Cecil hatte es nicht nöthig, die Mahnung des wackeren Dechanten vom Christchurch College allzu ernst zu nehmen. Um materiellen Gewinn und gut bezahlte Stellen brauchte er nicht zu buhlen; die fielen einem Cecil von selber zu. Weßhalb da noch Griechisch lernen? Immerhin senkten die Worte Dr. Gaisford's einen fruchtbaren Keim in das Gemüth des werdenden Lords. Was er für sich entbehren konnte, war vielleicht der Verwandtschaft von Nutzen. Also lernte er: nicht Griechisch, denn das war zu schwer, sondern auswärtige Politik. Sie erhob ihn über das gemeine Volk, und außerdem führte sie viele Neffen und Vettern zu gut bezahlten Stellen.

Daß er für den eigenen, persönlichen Bedarf gar nichts beanspruchte, darin lag seine Stärke. Ohne diese Eigenschaft hätte es sich neben Disraëli und Gladstone kaum halten können. Aber während der bewegliche Liebling Victoriens alle Hebel in Bewegung setzen mußte, um die Welt dauernd von sich reden zu machen, und während der angeblich große alte Mann Reclamekünste spielen ließ, vor denen selbst heute noch Primadonnen und Heldendarsteller zurückbeben, thronte Salisbury still in der grünen Einsamkeit Hatfields. Er war ein Sproß der uralten, herrlichen Familie Cecil: dies Hochgefühl gab dem schwächlichen und begriffsstützigen Knaben den Muth, in die Politik einzutreten, und diese Thatsache zwang das englische Publicum, ihn schon in dem Augenblicke als fertige Größe zu betrachten, wo ihm der Einfluß Sr. Excellenz, des Herrn Papa, das Unterhaus-Mandat für Stramford verschafft hatte. Robert's Siegeslauf war von nun an nicht mehr aufzuhalten. 1854 träumte er unter begeistertem Jubel aller denkenden Engländer den kühnen Traum des großen Donaukönig- oder Kaiser-Reiches, das Rußlands Absichten auf Byzanz ein für allemal vereiteln sollte. 1864 sprach er sich, wieder unter'm begeisterten Jubel der dazu berechtigten Landsleute, messerscharf gegen Preußen und für Dänemark aus. (Offenbar verdankt er dieser Thatsache den Ruf der Deutschfreundlichkeit, den er hier zu Lande bis an sein seliges Ende genoß. In Wahrheit theilte er Gladstone's Empfindungen gegen uns, nur daß er sie; wie es sich für ein mit Eisenfarbe angestrichenes Stück Holz geziemt, immer nur hinten herum zeigte.) Dies Deutschland durfte unter keinen Umständen emporkommen. 1870 half er an seinem Theile, daß die Franzosen Waffen zu mäßigen Preisen und günstigen Zahlungsbedingungen erhielten, denn Deutschland durfte unter keinen Umständen emporkommen. 1876 brachte er die Türkei zur Verzweiflung, und das in der guten Absicht, sie vor einem Kriege zu bewahren und Rußlands Absichten auf Byzanz zu vereiteln. Seine Mittel waren allzu drastisch; Abdul Hamid erkannte, daß ein unglücklicher Krieg für die Türken noch immer vortheilhafter sein würde, als die Annahme der Salisbury'schen Vergleichsvorschläge. Zwar kam dann San Stefano, und der Haga Sophia blieben die seit vierhundert Jahren provisorisch angeklebten Schilder mit Koransprüchen erhalten. Aber John Bull versäumte Dank Salisbury die letzte günstige Gelegenheit, dem Zaren ein für allemal das goldene Horn unerreichbar hoch zu hängen. Ein russisches Corps, das auf Afghanistan loszog, genügte dazu, den großen Cecil versöhnlich zu stimmen. Beaconsfield und Salisbury waren mit dem kleinen Trinkgeld Cypern zufrieden.

Als der Expremier auf dem Sterbebette lag, kreuzte ein russisches Geschwader in den türkischen Gewässern, und die Sorge, das industrielle Deutschland werde den englischen Handel erwürgen, lastete mit schwerem Alpdrucke auf ihm. Großbritannien ist unter seiner Herrschaft größer geworden, aber die Gegner, die er abzuthun gedachte, wuchsen noch rascher und nahmen mehr zu an Kraft und Weisheit vor Gott und den Menschen. Im Hause Cecil mag deßhalb die Todtenklage laut erklingen — der ragende Onkel ist heimgegangen, und Joe Chamberlain, sein gewaltthätiger Erbe, sinnt auf andere Dinge als auf gut bezahlte Stellen für die Cecils. Das englische Volk selbst hält es mit ihm und trauert recht maßvoll um den Herrn von Hatfield House. Es scheint, als wolle die aristokratisch regierte Demokratie es doch einmal ernsthaft mit einem anderen System versuchen.

Caliban.

Handwerker und Lohnarbeiter.

(Ein Beitrag zur Psychologie der Arbeiterclassen.)

Von Johannes Gaulke (Berlin).

I.

In der tausendjährigen wirthschaftlichen Entwickelungsgeschichte hat sich die Stellung des Arbeiters in der Gesellschaft wesentlich verschoben, aber nicht in jeder Beziehung verbessert. Er ist frei geworden, das heißt Herr seiner Arbeitskraft, jedoch mit einer nicht unwesentlichen Einschränkung. Er mag seine Arbeitskraft verkaufen an wen er will und auf welche Zeit es ihm beliebt, doch liegt es nicht in seiner Machtvollkommenheit, ihren Preis festzusetzen; dieser wird vielmehr durch wirthschaftliche Factoren bedingt, durch Angebot und Nachfrage. Erhöht sich die Nachfrage in Folge günstiger Constellationen auf dem Wirthschaftsmarkt, so schnellen die Löhne in die Höhe, um sofort wieder zu fallen, sobald das Angebot die Nachfrage übersteigt. Der Arbeiter ist bei aller Bewegungsfreiheit, die ihm niemand beschneiden kann, der willenlose Spielball wirthschaftlicher Mächte geworden.

Die neue Stellung des Arbeiters ist im wesentlichen bedingt durch die Umwandlung der Technik von einer handwerklichen in eine maschinelle, die dem Capitalismus eigenthümliche Productionsweise. Dieser Umstand ist für uns von großer Bedeutung, da der Mensch in seiner ganzen Wesensart von der Sphäre geformt und gebildet wird, in der er lebt und schafft. „Der Mensch ist, was er ißt,“ sagt ein altes Sprüchwort, ich möchte es dahin erweitern: er ist in noch höherem Grade das, was er schafft. Eine ausgedehnte Berufssphäre weitet naturgemäß den Blick. Ein Handwerker, der seinen Gegenstand von Anfang bis zu Ende anfertigt, der jede Einzelheit durchdenkt, um die vielen einzelnen Theile zu einem einheitlichen Werke zu vereinigen, ist eine Persönlichkeit und vice versa: sein Werk, mag es nicht einmal einem künstlerischen Zweck an sich dienen, ist ein individuelles Werk. Die Gegenstände, die in unseren Kunstgewerbemuseen aufgespeichert sind, erzählen uns die Geschichte vieler Generationen eindrücklicher und anschaulicher, als es das geschriebene Wort vermag. Beginnen wir bei den ältesten Arbeiten des deutschen Kunsthandwerkes, den primitiven Kirchengeräthen des romanischen Styls und den schwerfälligen Figuren aus gebranntem Thon oder Sandstein, und verfolgen wir weiter den Entwickelungsgang des Handwerkes von der Gothik zur Renaissance der deutschen Kunst und des Kunsthandwerkes, so werden wir an allen Gegenständen immer wieder das unaufhörliche Ringen einer lebendigen Persönlichkeit wahrnehmen können. Jeder Gegenstand ist das Product einer persönlichen Arbeitsleistung, er erzählt uns von den Leiden und Freuden seines Schöpfers, von seinem Kampf mit dem starren Material und seiner rastlosen Gedankenarbeit, die auf das Erfinden neuer Formen gerichtet ist.

Aus diesem Umstande resultirt das außerordentlich entwickelte Selbstgefühl des mittelalterlichen Handwerkers, ob

Digitized by Google

Meister oder Geselle, jeder verfügte über ein individuelles Wissen und Können, das sich nicht Jedermann zu eigen machen konnte. Zwischen Meister und Gesellen bestand kein Standesunterschied, sondern mehr ein Gradunterschied des Könnens. Was den alten Handwerksgesellen von dem modernen Fabrikarbeiter unterscheidet, ist das Bewußtsein seines Werthes. Wer sein Handwerk gründlich erlernt hatte, dem standen alle Wege zur wirthschaftlichen Selbstständigkeit offen, wohingegen der einseitig gedrillte Lohnarbeiter ohne Aussicht auf Verbesserung und Hebung seiner persönlichen Lage und der seines Standes bis an das Ende seiner Tage in der Stumpfheit seiner Berufssphäre verharrt.

Der Berufs- und Standesgeist des mittelalterlichen Handwerkers fand seinen Ausdruck in der zünftlerischen Organisation des Handwerkes. Die Zunft hatte in erster Linie die Interessen des Gewerkes zu wahren. In späteren Zeiten, als der Handwerkerstand zu einer achtungsgebietenden Macht erstarkt war und mit dem Stadtpatriciat um die Macht kämpfte, nahm die Zunft sogar das Gepräge einer politischen Partei und einer ausgesprochenen Classenorganisation an. Am Ausgang des Mittelalters war jedes Gewerk, der künstlerische Betrieb nicht ausgeschlossen, zünftlerisch organisirt. Die Zunft wachte argwöhnisch über die Rechte ihrer Mitglieder und suchte den Kreis der Interessenten möglichst einzuengen, um einer Anzahl angesehener Familien eine Monopolstellung zu sichern. Die Verordnungen, welche gegen die freie Entfaltung der wirthschaftlichen Productivkräfte gerichtet waren, stiegen bald in's Unermeßliche. Das geschah zu einer Zeit, als die ersten Waarenhändler größeren Styls, die Vorläufer der modernen Fabrikanten und Unternehmer auf der Bildfläche erschienen, als der capitalistische Geist erst schüchtern, bald aber laut und vernehmbar an die Pforten des alten Gesellschaftsgebäudes klopfte. Das Handwerk fühlte sich in seiner Existenz bedroht und suchte daher durch eine straffe Organisation und Gesetzgebung die erschütterte Position nach Möglichkeit zu halten. Jedem Zunftgenossen wurde genau vorgeschrieben, wieviele Gesellen er zu beschäftigen und welches Quantum von Rohstoff er zu verarbeiten habe, woher und unter welchen Bedingungen er es zu beziehen habe u. s. f.

So wurden innerhalb der Zunft wohl gleiche Existenzbedingungen geschaffen, aber dessenungeachtet wuchsen die Schwierigkeiten durch die Concurrenz der außerhalb der Organisation stehenden Handwerker. Das Streben der Zünftler richtete sich darum immer eindringlicher auf die gesellschaftliche Boykottirung dieser Elemente; es begann eine allgemeine Verrufserklärung. Schon rein äußerliche Umstände genügten, einem Menschen das Prädikat der „Unehrlichkeit" zu ertheilen und ihn dadurch außerhalb der Gesellschaft zu stellen. So galt unter Anderem die uneheliche Geburt als ein Makel, der den damit Behafteten von der Innung ausschloß; auch Zugehörigkeit zu einer fremden Rasse oder Religionsgesellschaft war ein zureichender Ausschließungsgrund. In Sonderheit wurden Handwerker slavischer Rasse — von den Juden ganz zu schweigen — in gut deutschen Städten als „unehrlich" angesehen und von den Zünftlern als standesgemäße Genossen nicht respectirt. Um das Maß der gesellschaftlichen Boykottirung und des Standesdünkels vollzumachen, wurden auch ganze Berufsstände mit dem Makel der Unehrlichkeit belegt. Als „unehrlich" galten die Todtengräber, Zöllner, Stadtknechte, Thorwächter, Scharfrichter, Schinderknechte und andere Berufe. Es lag System in dieser Art der Boykottirung, die im Interesse einer privilegirten Gruppe nicht selten unter Aufgebot eines komischen Ceremoniells inscenirt wurde. Kurzum, es stellte die Zunft am ausgehenden Mittelalter die ausgesprochenste Cliquen- und Vetternwirthschaft dar.

Aus den alten Verordnungen und Satzungen der Zünfte geht zur Evidenz hervor, daß die Zunft gerade in der Zeit, da sie stark war, die individuelle Entwickelung des Handwerkes keineswegs gefördert, ja, nicht selten das aufkeimende Talent unterdrückt hat. Dessenungeachtet hat die Zunft sich aber große Verdienste um die Hebung des ganzen Handwerkerstandes erworben. Sie war ein nothwendiges Zeitproduct, aus dem Wesen des Handwerkers herausgewachsen. Mit dem Handwerk steht und fällt die Zunft. Sie war trotz aller Anfeindungen lebenskräftig, so lange sie etwas zu wahren hatte: das Geheimniß der Production.

Die handwerkliche Production beruht auf ein durch die Erfahrung gewonnenes Können, das von Generation zu Generation durch persönliche Unterweisung übertragen wird. Da dieser Umstand für die Anschauung der Menschen, sowie für die gesellschaftliche Schichtung von außerordentlicher Bedeutung ist, so wollen wir den Herstellungsproceß kurz in den Kreis unserer Betrachtung ziehen.

Der Handwerker, der einen Gegenstand herstellen will, muß vor allen Dingen sich vergegenwärtigen, wie er es anzufangen hat, und welcher Mittel er sich zu bedienen hat, um sein Ziel zu erreichen. Der Schmied bearbeitet sein Material, das Eisen, bald im kalten, bald im glühenden Zustande, weil er aus der Erfahrung die Vorzüge und Nachtheile beider Verfahren kennen gelernt hat. Der Broncegießer, der eine Figur gießen will, giebt seinem Material, dem Kupfer, einen Zusatz von Zinn, weil er ebenfalls aus der Erfahrung weiß, daß er durch diese Manipulation einen höheren Härtegrad erreicht. Bei jedem Handwerksverfahren kommt lediglich die Frage in Betracht: Wie etwas gemacht wird? — Jeder Handwerker kennt die Eigenarten seines Materials und die Bedeutung seines Verfahrens für seine Zwecke, und er richtet sich darnach, ohne im geringsten die Frage zu berücksichtigen: Warum etwas geschieht. Er findet sich mit der einfachen Thatsache ab, sucht aber nie ihre Entstehungsursachen zu ergründen. In der „guten alten Zeit" läßt sich eine wesentliche Verbesserung der Arbeitsmittel nicht beobachten. Wie das durch die Erfahrung gewonnene Können, so ging auch das Handwerkszeug von dem Vater auf den Sohn über als ein Familiengut, dessen Abänderung und Verbesserung einer Profanirung gleich kam. Aus der Familientradition ist daher die Abneigung alter Leute gegen alle Verbesserungen und Neubildungen zu erklären. Das an die Persönlichkeit gebundene Können war der Grundpfeiler der handwerklichen Wirthschaft. Was der Einzelne mit der eigenen Kraft überwältigen und mit seinen Sinnesorganen erforschen konnte, sein Wissen und Können kam für die handwerkliche Production allein in Betracht. Der Schuster, der Schneider, der Hutmacher prüfte den Stoff, den er zu bearbeiten hatte, mit der Hand und stellte die Qualität nach seinem Gefühl fest; ebenso der Producent von Lebensmitteln, der Metzger, der Bäcker, der Conditor, der Brauer — sie alle bedienten sich des eigenen Organes, um die Waare dem Consumenten schmackhaft zu machen. Der Maurer, der Schmied und der Stellmacher ließen sich in der Ausführung ihres Gegenstandes mehr von dem Augenmaß als von technischen Meßapparaten leiten.

Die Monopolstellung des mittelalterlichen Handwerkes war sofort untergraben, als eine neue Methode zur Ermittelung der Eigenschaften des zu verarbeitenden Rohmaterials und der Schwere, Länge, Dicke, Wärme, und anderer Beschaffenheiten eines Gegenstandes aufkam: das wissenschaftlich-exacte Verfahren, das, nachdem es einmal eingebürgert ist, eine fortwährende Verbesserung und Verfeinerung der Herstellungsmittel zur Folge hat. Durch das exacte Verfahren wird System in den Fabrikationsproceß gebracht, nach einem wohldurchdachten Plan werden fortan die Zusammenhänge, die Ursachen und Wirkungen eines Vorganges ergründet. Daher der gewaltige Aufschwung, den die Erfindungs„industrie" im letzten Jahrhundert genommen hat. Früher galt das Erfinden, ähnlich wie heute die Alchemie, die Forschung nach dem Stein der Weisen, die Herstellung des Homunculus, woran viele Generationen mit bewunderungswürdiger Ausdauer gearbeitet haben, als ein geistreichelnder Hokuspokus, als die Lieblings-

Digitized by Google

beschäftigung von Mönchen und anderen, abseits des Weltgetriebes lebenden Sonderlingen. Heute wird das Erfinden von gelernten Fachleuten betrieben; es ist zu einem nothwendigen Beruf geworden, die Erfindung selbst zu einem wirthschaftlichen Bedürfniß. Dem Erfinder werden bestimmte Aufgaben gestellt, die er zu lösen hat, er arbeitet „im Auftrage" oder „auf Bestellung" seines Arbeitgebers.

Mit der Verfeinerung des Werkzeuges und aller im Productionsproceß nothwendigen Meß- und Wiege-Apparaten wird das menschliche Organ immer mehr daraus ausgeschaltet. Der handwerkliche Betrieb ist überwunden, es tritt an seine Stelle der maschinelle Betrieb, der ohne Unterlaß alle selbstständigen handwerklichen Existenzen aufsaugt. Der selbstständig schaffende Handwerker wird als Lohnarbeiter in den Mechanismus der Fabrik — als ein winziges Rad dem großen Apparat, dessen Bedeutung er kaum kennt, eingegliedert. Der Mensch wird durch das exacte Herstellungsverfahren seiner persönlichsten Eigenschaften entkleidet. Sein durch die Erfahrung gewonnenes Wissen und Können wird im modernen Productionsproceß überflüssig und entbehrlich gemacht. Die Umwandlung des Menschen von einer selbstständig denkenden und handelnden Persönlichkeit zu einem willenlosen Werkzeug vollzieht sich unter unseren Augen. Eine neue gesellschaftliche Schichtung bildet sich stetig heraus. Die alte Standesgliederung hat ihren Sinn verloren. Die Zunft, welche der gesellschaftliche Ausdruck der handwerklichen Arbeit war, führt nur noch ein Scheinleben, ebenso wie das Handwerk, das sich hier und dort in ökonomischer Abhängigkeit, vom Capitalismus Gnaden erhalten hat. Im Laufe der Entwickelung verliert jede Institution ihren ursprünglichen Sinn und wird ein Hemmschuh des Fortschrittes. Vernunft wird Unsinn!

II.

Die ökonomische Entwickelung hat die Standesgrenzen niedergerissen, um nach einem anderen Princip die Gesellschaft zu gliedern. Auf der einen Seite schließt sich die Gruppe der capitalistischen Unternehmer, der Besitzenden schlechthin, auf der anderen Seite die Masse der Arbeiter, der Besitzlosen, immer enger zusammen. Die Tendenz geht dahin, die zwischen beiden Classen stehenden Elemente, den „staatserhaltenden", vielfach als Muster bürgerlicher Tugend gerühmten Mittelstand auszuschalten. Es wird zwar von Professoren der Nationalökonomie und anderen staatserhaltenden Leuten zur Beruhigung aller ängstlichen Gemüther der Versuch gemacht, einen neuen Mittelstand zu construiren, doch dürften alle diese Bestrebungen von vornherein den Stempel der Utopie tragen. Zum neuen „Mittelstand" wird zunächst das gewaltige Beamtenheer gezählt, dann die besser entlöhnten Angestellten in den kaufmännischen und technischen Betrieben, die Directoren und Verwaltungsbeamten der Handelsgesellschaften und Kaufhäuser, die Ingenieure, Techniker, Werkmeister der Fabriken, ferner die Angehörigen der sog. freien Berufe, die Schul- und Hochschullehrer, die Schriftsteller, Künstler, Musiker ꝛc. ꝛc. Sie alle bis auf die letzte Schicht, deren Einkommen zwischen 0 und 100000 schwankt, erfreuen sich allerdings einer gesicherten Position und eines im Durchschnitt höheren Einkommens als die Masse der Lohnarbeiter, doch sind sie ökonomisch ebenso abhängig wie letztere Gruppe. Eine unvorsichtige Handlungsweise, die sie in Widerspruch mit ihrer Behörde setzt, kann sie ihres Amtes entheben und in's Proletariat versinken lassen. Noch viel weniger sind die Kinder der Angestellten vor diesem Schicksal geschützt. Betrachten wir dagegen den alten Mittelstand. Sein Kennzeichen war die ökonomische Unabhängigkeit, er befand sich im ausschließlichen Besitz der Productionsmittel und eines nur ihm eigenen Wissens und Könnens; seine Existenzbasis war das Handwerk, es gab ihm was er brauchte, eine standesgemäße „Nahrung", er hatte keinen Herrn über sich, der ihm Vorschriften machte, noch einen Diener unter sich, der beständig auf der Lauer liegt, um ihn aus seiner Position zu verdrängen und ihm sein Besitzthum abzuringen. Die Angehörigen des alten Mittelstandes hatten, wie schon bemerkt, ob Meister oder Geselle, gemeinsame Standesinteressen, welche immerhin so bedeutend waren, daß alle persönlichen Differenzen, Lohnstreitigkeiten u. dergl. darüber in den Hintergrund traten. Erst am Ausgang des Mittelalters, als die capitalistische Productionsweise im Entstehen begriffen war, entstand eine wirkliche Kluft zwischen Meister und Geselle. Das war der Anfang der Classenkämpfe, der Anfang der Proletarisirung zunächst der Handwerksgesellen, später der Meister selber.

Der Handwerksgeselle, dem als das erreichbare Ideal die Meisterschaft vorschwebte, ist im Laufe der ökonomischen Entwickelung zu einem Lohnarbeiter geworden, der nichts gilt und nichts hat. Die alten Beziehungen zwischen Meister und Geselle sind gelöst; jener ist zu einem Arbeitgeber, dieser zu einem Arbeitnehmer geworden. Der moderne Lohnarbeiter findet, da ihm jede Aussicht auf eine wirthschaftliche Selbstständigkeit genommen ist, keine rechte Befriedigung in der Arbeit mehr, dazu kommt, daß er kaum mehr erarbeitet, als zu seiner Ernährung gerade nothwendig ist. Treten gar längere Perioden der Arbeitslosigkeit, verursacht durch Krankheit oder eine allgemeine ungünstige Geschäftslage, ein, so ist er schnell dem äußersten Elend preisgegeben. Kurzum, die Arbeit, die praktische Handarbeit ist keine Quelle des Wohlstandes und der wirthschaftlichen Selbstständigkeit mehr.

Der moderne Lohnarbeiter ist heute in allen Industrieländern soweit zur Erkenntniß seiner Classenlage gelangt, daß er die Aufbesserung seiner persönlichen Lage und der seiner Classe mit allen gesetzlichen Mitteln und mit der äußersten Energie anstrebt. Es geschieht dies sowohl auf dem Wege der gewerkschaftlichen sowohl als auf dem der politischen Classenorganisation. Die Angehörigen einer Arbeiterkategorie schließen sich zu einem Verein zusammen, der den Arbeitgebern gegenüber die Interessen der Arbeitnehmer vertritt. Die Aufgaben der Gewerkschaften liegen ausschließlich auf wirthschaftlichem Gebiet; die Gewerkschaft erstrebt, wo immer es angeht, durch Verhandlungen mit den Arbeitgebern günstige Arbeitsbedingungen, das heißt Erhöhung der Löhne bei Verminderung der Arbeitszeit durchzusetzen. Ist auf diesem Wege kein Resultat zu erzielen, so greift die Gewerkschaft zu dem Mittel der Arbeitsniederlegung, dem Streik, um ihre Forderungen durchzusetzen. In England und Amerika, wo die Arbeiterschaft länger organisirt und das Coalitionsrecht weiter ausgebaut ist als bei uns, ist die Gewerkschaft (Trade-Union) zu einer bedeutenden Macht gelangt. Häufig genug dictirt sie dem Arbeitgeber die Arbeitsbedingungen. Der organisirte Arbeiter, der in den meisten Fällen auch ein gelernter Arbeiter ist, blickt dort auf die Schaar der Nichtorganisirten, der ungelernten und Gelegenheitsarbeiter, mit einem Standesdünkel herab, der etwa an den Dünkel des alten Zunftmeisters erinnert. Auch ihm galten die Nichtzünftler, die „Pfuscher", auch „Bönhasen" genannt, als eine unreine Menschenclasse. Zünftler und Gewerkschaftler begegnen sich in dieser Beziehung manchmal, denn wirthschaftliche Ueberlegenheit bildet immer einen gewissen Standesdünkel heraus, was aus der Gesammtanlage der Menschennatur nur zu erklärlich ist. Trotzdem besteht zwischen Zunft und Gewerkschaft eine grundsätzliche Wesensverschiedenheit. Die Zunft vertrat die beruflichen Interessen des selbstständigen Handwerkerstandes der Allgemeinheit gegenüber, sie beschnitt aber auch, wie wir gesehen haben, die Interessen des einzelnen Handwerksgenossen in Rücksicht auf die Interessen des Gesammthandwerks. Eine Organisation der unselbstständigen Handwerker, der Gesellen, war im eigentlichen Sinne nicht vorhanden; erst am Anfang des 15. Jahrhunderts können wir in den kirchlichen Brüderschaften und „Trinkstuben" die ersten schüchternen Versuche einer Gesellenorganisation beobachten. Die wirthschaftliche Entwicke-

Digitized by Google

lung, die das selbstständige Handwerk aufgehoben und an Stelle dessen das capitalistische Unternehmerthum gesetzt hat, hat weiter als eine nothwendige Folge-Erscheinung hiervon neue gesellschaftliche und berufliche Schichtungen gezeitigt. Die moderne Gewerkschaft ist im Gegensatz zur Zunft keine Standes-, sondern eine Classenvertretung, die Vertretung der Arbeiterschaft gegen das Unternehmerthum.

Hand in Hand mit der Gewerkschaftsbewegung geht die sociale, die in der Socialdemokratie politisch organisirt ist. War der Arbeiter einmal zu der Erkenntniß seiner Classenlage gelangt, hatte er einmal begonnen, sich als Ausbeutungsobject zu fühlen, so lag der Gedanke an die Abschaffung der Gesellschaftsordnung, die solche Zustände ermöglicht, nicht fern. Gewerkschaftsbewegung und Socialdemokratie sind demselben Boden entsprossen, sie gehen aber in ihren Zielen weit auseinander. Während die Gewerkschaftsbewegung auf dem Boden der Wirklichkeit steht und lediglich die Hebung der Arbeiterclasse im Rahmen der heutigen Gesellschaftsordnung anstrebt, hat sich die Socialdemokratie die Umwandlung der capitalistischen Gesellschaft in eine genossenschaftlich producirende als Endziel gesetzt. Sie ist revolutionär, daneben aber auch stark utopistisch gefärbt. Ueber das berühmte Endziel platzen die Meinungen innerhalb der Partei heftig auf einander. Auch über die tactischen Mittel herrscht große Meinungsverschiedenheit. Die deutsche Socialdemokratie glaubt die politische Macht durch die Eroberung der Parlamente unter gleichzeitiger Aufklärung der Massen zu gewinnen, um dann, sobald dies Ziel erreicht ist, die Herrschaft des Socialismus, das heißt die Umwandlung der capitalistischen Betriebe in genossenschaftliche zu decretiren. Es gilt nach dem Erfurter Programm (Parteitag 1891) als selbstverständlich, daß „die Productivkräfte der heutigen Gesellschaft über den Kopf gewachsen sind", mit anderen Worten, daß eine gewaltige Katastrophe in absehbarer Zukunft eintreten muß. Diese Hoffnung hat sich als irrig erwiesen. Die capitalistische Gesellschaft denkt trotz aller Schwarzfärberei nicht daran, unter der Wucht ihres Besitzthums zusammenbrechen. Die Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen wird allerdings immer größer, da der Capitalismus, wie bemerkt, nicht Raum läßt für den alten, soliden Mittelstand, noch die Vorbedingungen für einen neuen, wirthschaftlich selbstständigen Mittelstand in sich trägt. Dieser Umstand hat aber keineswegs die Existenz des Capitalismus gefährdet, ebenso wenig wie die in fast regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrenden Wirthschaftskrisen. Die Kosten hat immer nur die Arbeiterschaft getragen, während der Capitalismus, oder das gesammte capitalistische Unternehmerthum sich durch einen engeren Zusammenschluß, durch Ring- und Trustbildungen, immer neue Existenzmöglichkeiten schafft.

Die „Katastrophentheorie" hat in Folge der vielen verfehlten Prophezeihungen des großen „Kladeradatsch" in den Reihen der Socialdemokratie an Boden entschieden eingebüßt. Es hat den Anschein, als wenn die versöhnlicher schillernde „Evolutionstheorie" namentlich unter den jüngeren Elementen (den „Opportunisten" und „Revisionisten") die Oberhand gewinnt. Man muß die Entwickelung abwarten! Es ist ein bequemer Standpunkt, der zugleich auch einen eminent wissenschaftlichen Eindruck macht. Nachdem Darwin das evolutionistische Princip in der Natur aufgestellt und zu Ansehen gebracht hat, ist es nicht ohne Geschick auf alle erdenklichen Disciplinen ausgedehnt worden. Die Gesellschaftswissenschaft, die Lehre von der Entwickelung der Gesellschaft, von der Herausbildung neuer Staats- und Gesellschaftsformen, ist der Darwin'schen Theorie genau abgelauscht worden. Die capitalistische Gesellschaft wächst allmälig in die socialistische hinein, ohne daß man sich dessen recht bewußt wird. Die Staatsbetriebe, die Post, Eisenbahnen, Bergwerke, sind im Grunde genommen schon socialistische Unternehmungen, wenngleich sie heute auch noch den capitalistischen Interessen dienen. Das sind Analogieschlüsse, die nicht viel auf sich haben. Es ist überhaupt zwecklos, über die Aussichten von Theorien zu polemisiren. In beiden, eben erwähnten Theorien steckt ein tüchtiges Quantum Fatalismus. Dem Theoretiker ergeht es nicht selten wie dem Gottgläubigen, der eine erwartet von seiner Theorie, der andere vom lieben Gott mehr als er leisten kann. Der Deutsche steht als Theoretiker in ganz besonderem Ansehen. Er entdeckt lieber Entwickelungsgesetze und beobachtet in stoischer Ruhe ihre Wirkung auf die eigene Person und den gesellschaftlichen Organismus, als daß er selbst die ihm nützlichen Gesetze schafft.

Das einseitige Betonen der gesellschaftlichen Productivkräfte und die Unterschätzung der individualistischen Regungen, das sind zwei Momente, die der Arbeiterbewegung verhängnißvoll werden können. Ihr ursprünglich revolutionäres Empfinden wird durch den Fatalismus, für den die Evolutionstheorie die Köpfe empfänglich macht, beträchtlich gedämpft. Die revolutionären Tendenzen geben den opportunistischen immer mehr Raum. Der Grund hierfür liegt darin, daß der Arbeiter, durchaus im Einklang mit seiner mechanischen Thätigkeit, mag er sich auch noch so revolutionär geberden, weniger als selbstständig denkendes und handelndes Individuum, sondern mehr als Masse, als Angehöriger seiner Classe empfindet. Während er seinem Arbeitgeber gegenüber seine Menschenrechte nicht laut genug betonen kann, unterwirft er sich schweigend seiner Partei oder Organisation. Jeder Beschluß ist ihm heilig, mag er ihn selbst nicht gutheißen, er gehorcht. Die Partei befiehlt! Das Interesse der Partei erfordert es! Er hat sich unterzuordnen, damit das Ganze gedeihe.

Darf es uns aber Wunder nehmen, daß die Arbeiterschaft communistisch empfindet, daß die Arbeiterbewegung internationalere Formen angenommen hat, daß der deutsche Arbeiter nur in Gemeinschaft mit seinen ausländischen Genossen die Emancipation seiner Classe erstrebt? Von welcher Seite hätte er denn sonst das Heil zu erwarten? Er sieht seinen Arbeitgeber im Ueberfluß schwelgen, während seine Lebenshaltung gerade auf das Nothwendigste beschränkt ist, für ihn bleiben nur die Brosamen übrig von all' den reichen Gaben, die er der Natur durch seine Arbeit abringt. Aber eines Tages kommt ihm die Erkenntniß, daß auch er, ebenso gut wie sein Arbeitgeber berechtigt ist, an dem reich gedeckten Tisch der Natur Platz zu nehmen, und von Stund ab betrachtet er es nicht mehr, wie es die Religion ihm lehrt, als einen Vorzug in der Dürftigkeit zu leben und als Lohn für seine Plackereien elende Hütten zu bewohnen — und die viel gepriesene Zufriedenheit ist dahin, das Classenbewußtsein, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu seinen Arbeitsgenossen, zu den Ausgebeuteten aller Länder erwacht. Vaterland, Nation, Familie, ja die eigene Persönlichkeit tritt in den Hintergrund, sobald ihn der fascinirende Gedanke der Brüderlichkeit erfaßt hat. Eine neue Religion der Liebe ist im Anzuge. Aber sie predigt nicht wie die alte die Entsagung der irdischen Güter — die himmlischen sind ja schon längst den Engeln und den Spatzen überlassen! —, sondern eine andere Verzichtleistung, die Verzichtleistung auf das unbeschränkte Ausleben der Persönlichkeit. Es ist dies nur die natürliche Reaction auf das starre capitalistische Herrenthum, das bloß Ausbeuter und Ausgebeutete kennt.

Aber auch auf der anderen Seite wird Niemand seines Lebens froh. Der Unternehmer gelangt ebenso wenig zum Ausleben seiner Persönlichkeit wie der Arbeiter. Ein Jeder schleppt sein Prokrustesbett mit sich herum, dem Einen ist es zu lang, dem Anderen zu kurz. Höher als alles Andere wird in der capitalistischen Gesellschaft das Anpassungsvermögen geschätzt. Wer nicht die zureichende Länge besitzt, der läßt sich seine gesunden Gliedmaßen ausrenken, und wer über das vorschriftsmäßige Maß hinausragt, der läßt sie sich abhacken. Der Effect ist derselbe: Verkrüppelung der Persön-

Digitized by Google

lichkeit. Das Prokustesbett ist der capitalistische Geist, von dem die ganze Gesellschaft durchdrungen ist, Geld ist seine Sehnsucht und sein idealer Lebenszweck. Darum schätzt Derjenige, der am wenigsten davon besitzt, den Werth des Geldes am höchsten. Darin liegt die Tragik der nichtbesitzenden Classe, nicht in dem materiellen Elend schlechthin. Die unerfüllten Wünsche, ein Dahinleben ohne Aussicht auf Verbesserung der Lage, die unausgesetzte Arbeit, die Körper und Geist aufreibt, diese Momente bilden zusammen das Leitmotiv eines Arbeiterlebens.

Der Zweck heiligt die Mittel.

Von Chr. D. Pflaum (Rom).

Im Eifer des Kampfes um die Zulassung der Jesuiten sind naturgemäß ausschließlich die extremen Auffassungen zur Geltung gebracht, und das Für und Wider ist aus dem Gesichtspunkte momentaner Zweckmäßigkeit erwogen worden. Dabei hat die Unbefangenheit des Urtheils gelitten; die Gerechtigkeit, welche auch dem Gegner zu bewahren sich ziemt, ist verletzt worden. Demgemäß bietet der Erfolg, den die Jesuitengegner offenbar errungen haben, wenig Gewähr, daß er höheren und dauernden nationalen Idealen entspricht und Wiederholungen gleichgerichteter Kämpfe bei veränderter äußerer Lage ausschließt. Es entspricht deßhalb wohlbewährter deutscher Tradition, wenn unabhängig von der politischen Actualität des Themas die gewissermaßen theoretische Erörterung in der Absicht fortgesetzt wird, die Charaktereigenschaften sowie die Art und die Erfolge der Wirksamkeit der Jesuiten möglichst unbefangen und gründlich zu kennzeichnen. Solche Erörterung zu rechter Zeit ist die Aeußerung geistiger Reife für vernunftgemäße und stetige, die Energie des Handelns keineswegs schwächende Politik. Die persönlichen und sachlichen Potenzen dürfen eben nicht, wie der Neigung unreifer Menschen und Völker gemäß ist, nach den Merkmalen ihrer zufälligen Erscheinung oder wenigstens nicht nach diesen allein abgeschätzt werden, da so die Gefahr einer gröblichen Verkennung gerade ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeiten besteht.

Um die Wahrheit in Betreff der Jesuiten bemühen sich nun gegenwärtig vornehmlich Herr Kaplan Dasbach und Herr Graf Hoensbroech, beide zwar nicht „voraussetzunglos", aber immerhin der Sache auch um ihrer selbst willen zugewandt. Als das Thema, in welchem sich die ganze Jesuitenfrage erschöpft, erachten beide das Vorhandensein des Grundsatzes in der Moral der Jesuiten: „Der Zweck heiligt die Mittel". Dieser Satz ist von ihnen dahin erläutert worden, daß „jede an sich sittlich verwerfliche Handlung" „dadurch, daß sie vollbracht wird, um als Mittel zur Erreichung eines guten Zwecks zu dienen, sittlich erlaubt" werde. Dasbach hat am 31. März dieses Jahres in öffentlicher Versammlung zu Rixdorf, nicht ohne agitatorische Absicht, erklärt, er zahle Jedem 2000 Gulden, der nachweise, daß der Grundsatz, der Zweck heilige die Mittel, sich in jesuitischen Schriften findet. Graf Hoensbroech, selbst ehemaliger Jesuit, hat nun in seiner Monatsschrift „Deutschland" thatsächlich den von Dasbach für unmöglich gehaltenen Nachweis erbracht. Sein Beweismaterial sind die Schriften allgemein anerkannter, hervorragender jesuitischer Moraltheologen, welche auch heute noch innerhalb und außerhalb ihres Ordens das höchste Ansehen genießen, darunter auch solcher Jesuiten, die jetzt leben und lehren und die Bildung der jungen katholischen Geistlichen entscheidend beeinflussen, — Schriften, welche sämmtlich die Ordenscensur passirt und das Imprimatur erhalten haben. Es wird aus diesem Material offenbar, daß die Morallehre der Jesuiten regelmäßig und eindeutig bald in dieser, bald in jener Umschreibung den von dem Jesuiten Sanchez wie folgt formulirten Satz enthält: „Es ist nicht nur erlaubt, die Begehung des geringeren Bösen vorzuschlagen, sondern auch sie anzurathen, ja selbst dazu zu verleiten; denn dann verleitet man nicht zum Bösen, sondern zur Wahl des geringeren Bösen, und diese Wahl ist gut." Demgemäß heißt es u. A. bei dem Jesuiten Castropalao: „Sündigst Du durch die Sünde des Aergernisses, wenn Du einem Anderen Gelegenheit zur Sünde bietest oder die gebotene Gelegenheit nicht beseitigst, obwohl Du es könntest? Wenn Du die Gelegenheit zur Sünde nicht entfernst in der Absicht, daß der Andere sündige, so ist es klar, daß Du selbst sündigst wegen des Umstandes des bösen Zweckes. Der Zweifel bleibt, ob Du in dem Falle von der Sünde entschuldigt wirst, wenn Du durch irgend einen rechten (guten) Zweck dabei getrieben wurdest. Wenn Du die Sünde des Anderen, (die Du verhindern kannst), zuläßt, damit er ertappt, gebessert werde, so ist es erlaubt; denn dann scheint die beabsichtigte (sichere Besserung des Sünders die ohne diesen guten Zweck unerlaubte) Zulassung der Sünde zu veredeln." Und so weiter. Meines Erachtens hat Graf Hoensbroech das Vorhandensein des Satzes „Der Zweck heiligt die Mittel" im Moralsystem der Jesuiten erwiesen. Ob und wie sich Kaplan Dasbach bequemen wird, dies anzuerkennen, wird in mehrerer Hinsicht lehrreich zu beobachten sein.

Was ist nun aber mit dem Erbringen des Beweises, mit der ganzen umständlichen Rede erreicht? Unterscheidet sich die Moral der Jesuiten, indem sie den Zweck die Mittel „heiligen" läßt wirklich überhaupt, oder wenigstens so tief von der normalen Moral, daß der Jesuit dadurch allein zu einem schlechten und gemeingefährlichen Menschen wird? Hätte unsere Abwehr wirklich einen zureichenden Grund, wenn den Jesuiten nichts Anderes vorzuwerfen wäre als die aus jenem Satze hergeleitete Fragwürdigkeit ihrer Tugendlehre, wenn von ihnen nichts weiter zu befürchten wäre als die Bethätigung eben dieser Lehre?

Nichts ist, für sich allein genommen, gut oder böse, wahr oder falsch, nützlich oder schädlich. Etwas ist gut oder böse, wahr oder falsch, nützlich oder schädlich erst vermöge seiner Beziehung zu einem außer ihm Existirenden. Jede Handlung hat demgemäß einen sittlichen Charakter nur durch ihren Zweck, ja das Bewußtsein ihres Zweckes macht die Handlung eigentlich erst zu einer Handlung, im Gegensatz zu einem mechanischen, der Werthung höchstens indirect unterworfenen Geschehen. Jede Handlung ist sittlich, insoweit ihr Zweck ein sittliches Gut entweder selbst ist oder ein solches zu verwirklichen beiträgt; sie ist nicht sittlich, d. h. verwerflich, wenn ihr Zweck sittliche Güter schädigt oder zu schädigen geeignet ist oder selbst sittlich schlecht ist. Danach ist der Satz: „der Zweck heiligt die Mittel", nichts weiter als der inexacte Ausdruck für die alte und allgemeingiltige Wahrheit, daß jedes Thun, jede Einzelheit einer complicirten Handlung ihre sittliche Werthung erst erhält durch ihren Zweck und daß sie sie nur erhält durch diesen Zweck. Der Satz ist durchaus keine specifische Eigenthümlichkeit der Jesuiten, sondern er ist das Fundament aller vernunftgemäßen Moral. Der christliche Moralcodex, der eine Anzahl scheinbar starrer, aller Mehrdeutigkeit entrückter Gebote enthält, hat in den bald zweitausend Jahren seiner Geltung von den eifrigsten Bekennern und besonnensten Interpreten theoretisch und namentlich praktisch eine Deutung erfahren, die trotz der feststehenden Gebote die Anpassung der Handlungen nicht an diese, sondern an ihre wahren Zwecke und eine entsprechende sittliche Werthung der Handlungen fordert. — Ist nicht jeder Krieg ein Widerspruch zum Verbot des Mordes, und hat es nicht sogar Kreuzzüge gegeben? Ist es etwas Böses, einem Kinde oder einem Geistesschwachen einen Gegenstand, mit dem er sich oder Anderen Schaden an Leib oder Seele zufügen kann, offen oder heimlich, mit oder ohne Gewalt fortzunehmen?

Digitized by Google

oder: soll das Heer in Feindesland, dem die Nahrungsmittel nicht ausgehändigt werden, verhungern, statt sie zu rauben? Ist unwahre Aussage, die Lüge unter allen Umständen zu verwerfen? — — —

Jener Nachweis, daß die Jesuiten sich zu dem Satze bekennen, daß der Zweck ausschließlich den sittlichen Charakter einer Handlung bestimme, war also überflüssig, insofern er der Ermittelung eines besonderen Kennzeichens der Jesuiten dienen sollte. Er hat höchstens offenbart, daß die Jesuiten ein richtiges Verständniß für wahre Moral haben, und daß sie sich Bornirtheiten in geistigem und praktischem Verhalten, wie sie den bekannten Besitzern größter Kartoffeln und Erbpächtern des Himmelreichs anstehen, nicht zu Eigen machen. Wer die Bedingungen, Motive und Folgen seiner eigenen Handlungen und derjenigen seiner directen und indirecten Contrahenten nicht begreifen und nicht beeinflussen kann, der — aber nur der — mag der Formel, dem Worte des Lehrsatzes folgen, ohne nach rechts und links zu blicken und sich wegen der Wirkung den Kopf zu zerbrechen.

Eine Kennzeichnung der Jesuiten aus jenem Moralsatze gelingt unmöglich. Wenn man beweisen will, daß die Jesuiten eine andere Moral befolgen als die übrigen vernünftigen und zielbewußten Menschen und als die zu ihnen in Beziehung tretenden Menschen vorauszusetzen veranlaßt sind, so muß man sein Augenmerk vielmehr richten: 1. auf die sogenannte reservatio mentalis, 2. auf den Charakter der Wirksamkeitszwecke. Die reservatio mentalis bedeutet, daß der eine Contrahent zu dem Inhalte eines Vertrages einen Vorbehalt macht, der durch den Wortlaut bei gewöhnlicher (im Gegensatz zu dialektischer) Auslegung nicht gerechtfertigt ist, von dem anderen Contrahenten auch nicht vermuthet wird, der indeß von der Erfüllung des Vertrages einseitig entbindet. Die reservatio mentalis ist Gutgläubigen gegenüber überaus gefährlich, bei der dialektischen Schulung der Jesuiten und dem Raffinement ihres Auftretens ist sie geradezu gemeingefährlich. Sie ist der wichtigste Weg, die Zwecke der Jesuiten gegen alle möglichen Widerstände dennoch zu verwirklichen. Ihre Zwecke aber sind bekanntlich die Aufrichtung der Oberherrschaft des Papstes über alle weltlichen Regierungen und die Vernichtung aller dem katholischen Dogma widerstreitenden religiösen Bekenntnisse.

Um ihrer Zwecke Willen bin ich ein Gegner der Jesuiten. Jesuitenzöglinge haben wir leider noch genug im Lande; was sie ausrichten, hat uns zuletzt Herr Korum in Trier anschaulich gemacht. Das Ordensstatut der Jesuiten, im Gegensatz zu dem aller anderen Mönchsorden, ermöglicht es jedem einzelnen Jesuiten, unabhängig vom Kloster nach Gutdünken allenthalben zu verweilen und zu wirken, ja zeitweilig aus dem Orden auszutreten und in beliebiger Kleidung zu erscheinen. Eben diese Eigenthümlichkeit erheischt Maßnahmen, die anderen Orden gegenüber vielleicht nicht am Platze sind. Die Geschichte lehrt, daß die Jesuiten dem Staate und humanitärer Cultur nicht minder gefährlich sind wie die Anarchisten den Fürsten. Bleiben wir darum auf der Hut vor ihnen im Interesse der Cultur und des Friedens im Lande!

Literatur und Kunst.

Entstehungsmotiv zu Schiller's „Räubern".

Von A. W. J. Kahle.

Die Tragödie Schiller's „Räuber" ist an wildem Feuer und Gestaltungskraft von keinem späteren Werke des Dichters übertroffen worden. Eine große poetische Kraft hat sich dort stürmisch und titanenhaft ausgesprudelt, und dieses Jugendwerk wird immer auf die Jugend selbst berauschend wirken; die Lectüre wird stets den Muth wecken, dem feigen, kriechenden Laster, wie es auch immer in die Erscheinung treten mag, den Kopf zu zertreten.

Je größer Schiller als Dichter dasteht, je unsterblicheren Ruhm ihm seine Schöpfungen eingetragen, um so interessanter ist es, den Spuren zu folgen, welche bei der Schaffung der „Räuber" ihm als Wegweiser gedient haben.

Die Aufzeichnungen finden sich im „Theaterjournal für Deutschland", dessen zehntes Stück, Gotha 1779, zu einer wichtigen Quelle geworden, aber äußerst selten ist und nur noch in zwei Exemplaren zugänglich war. Der Verbleib des einen bleibt unklar und ungewiß: A. Gerstül, seiner Zeit Hofschauspieler und Opernregisseur in Stuttgart, besaß die eine Ausgabe; die andere befindet sich im Kgl. Museum vaterländischer Alterthümer in der schwäbischen Hauptstadt. Dieses „Theaterjournal" und der „Württembergische Hofkalender", Jahrgang 1782, bringen interessante Mittheilungen über die Entstehung des ersten Dramas von Schiller; und gerade deßhalb, weil sie einen bedeutend geschichtlichen und dadurch wissenschaftlich-authentischen Wert erhalten haben, dürfte es von Bedeutung sein, diese Kenntniß einem größeren Publicum mitzutheilen.

In dem Archiv des Kgl. Museums vaterländischer Alterthümer ist ein Plan aufgefunden worden, welcher eine genaue örtliche Beschreibung darstellt von dem Aussehen des Stuttgarter Schloßplatzes im 18. Jahrhundert. Es ist kein Original, aber eine äußerst saubere Nachzeichnung des unter dem Herzog Eugen vielbeschäftigten Architekten Major Fischer. Seltsam idyllisch sah damals der jetzt großartig bebaute und geschmackvoll angelegte Platz aus; das Auge fesselt eine Anzahl von Häusern und Häuserchen, umgeben und umrahmt von Gärten und Gärtchen, ohne jeden regelrechten Plan verstreut; chaotisch ist der ganze Eindruck, den dieses Bild zurückläßt, und doch in seiner Art anziehend. Bald änderte sich das Aussehen. Ein größerer Theil dieser Gebäude wurde abgerissen, um einen freien Platz zu gewinnen, deren Beschaffung Herzog Karl im Jahre 1782 anbefahl. Oben zur Linken, gegen das Kaufmann Sick'sche Haus, welches die Aufschrift ziert: Sic siti laetantur Lares, zeigt der Plan das Herzogliche Ballhaus, verbunden mit einem Garten; es ist nicht zu verwechseln mit einem älteren Gebäude, welches nördlich von dem alten „Lustgarten" lag, und wo dem Ballspiel gehuldigt wurde. Dieses Ballhaus auf dem heutigen Schloßplatz wurde im Sommer 1778 zu Aufführungen deutscher Schauspiele künstlerisch verwertet; als Leiter betätigte sich der als Verfasser des Libretto zur „Zauberflöte" bekannte und 1812 zu Wien im Wahnsinn gestorbene Joh. Emanuel Schikaneder. Da die Vorführungen nur Erzeugnisse des freilich noch in den Anfängen stehenden nationalen Schauspieles brachten, so konnten sie ein Publicum anfänglich gar nicht mit sich reißen, welches in Folge der Zeitrichtung wie des individuellen fürstlichen Geschmackes nur an ausländische Opern und Lustspiele gewöhnt war. Doch für die Entwickelung des klassischen deutschen Dramas waren diese Aufführungen geradezu bahnbrechend und von unberechenbarer Wirkung, der Geist und die Empfänglichkeit der Zuschauer wurden geweckt und veredelt, dem dramatischen Talente eines Schiller wurde hierdurch eine ganz besondere Richtung angewiesen. Selbst der Herzog vermochte sich diesen künstlerischen Anregungen nicht zu entziehen und folgte dem Zuge der neueren Richtung, indem er ihr dadurch seine Gunst bezeugte, daß er im Jahre 1778 der Schikaneder'schen Wandertruppe das Ballhaus einräumte, im folgenden Jahre durch den Baumeister Fischer das „Kleine Theater" auf dem Platze zwischen der Akademie und dem Waisenhause errichten ließ. Hier bot der edle Herrscher den deutschen Schauspielen eine gastfreie Stätte; eine Zeit lang

Digitized by Google

1787—1791 leitete bis zu seinem Tode Christr. Friedr. Schubart die Darstellungen. 1802 wurde das Gebäude ein Raub einer Feuersbrunst. Eine neue Schaubühne wurde geschaffen, zu welcher Darsteller die Herzogl. Akademie und die Ecole des Demoiselles zur Verfügung stellten. Daß bereits im Jahre 1879 also vor dem ein Jahr früher in's Leben gerufenen „Kleinen Theater" zahlreiche deutsche Stücke zur Aufführung gelangten, bezeugen einwandsfrei die im genannten Jahre zu Stuttgart mit Mäntlerischen Schriften gedruckten und mit Rollenbesetzung versehenen Schau-, Lust- und Singspiele, von denen werthvolle Exemplare die Kgl. Hoftheaterbibliothek besitzt. Diese unersetzlichen Schätze wurden bei dem Brande des Hoftheaters am 19./20. Januar 1902 der Nachwelt gerettet, wie authentische Angaben melden. Auch Lessing's und Shakespeare'sche Werke, Letztere in deutscher Uebertragung, wurden bereits im Jahre 1778 dem Spielplane des Ballhauses einverleibt. Hierfür gilt der „Epilog" als Beweis, welcher am Schluß der Schikaneder'schen Bühne der württembergischen Hauptstadt von M. Schikaneder als Röschen in der „Jagd" gesprochen wurde. Der Nebenbuhler Schiller's in der Dichtung wie in der Liebe, Gotthold Friedr. Stäudlin, wird als Verfasser bezeichnet. Das „Theaterjournal" berichtet: „Für jede seelenvolle Zähre, die Euch zur Wollust, uns zur Ehre hinabfloß auf Romeo's Grab, auf Julien's erbleichte Wang' herab, die aus gepreßter Brust herfür beim Tod Emilien's sich drängte und sich mit ihrem Blute mengte — — für jedes höhere Gefühl, das Hamlet tief in alle Seelen goß — — für Alles das nehmt unsere Abschiedszähren zum besten Dank dahin!" — Von den Koryphäen, welche auf der damaligen deutschen Bühne einen großen Klang als Dramatiker sich erworben hatten, heute aber wohl längst der Vergessenheit anheimgefallen sind, ist ganz besonders hervorzuheben Heinrich Ferd. Möller, Mitglied der Seiler'schen Schauspielergesellschaft. Seine Geistesproducte sind mehr naturalistischer Art, lassen aber eine vornehme, geschmackvolle Diction vermissen; wenn auch die Charaktere durch besondere Bühneneffecte und durch rasches Zustandekommen der Handlung in das rechte Licht gerückt sind, so ist doch der in ihnen herrschende neue Geist, jener Geist einer gegen Verderbniß und Unnatur reagirenden Neuzeit von steigendem und bleibendem Interesse. Wenn auch Schiller diese Sturm- und Drangperiode gehaltreicher zur Darstellung brachte, so ist eigentlich unter allen damaligen Dichtern Möller der sogenannte Begründer dieses fraglichen Zeitabschnittes. Seine bahnbrechenden Ideen boten genug Stoff und Vorwurf und regten die zeitgenössischen Dichter zur regen Nacheiferung an; unter diesen ist es besonders Schiller gewesen, welchem nachhaltige geistige Anregung zu Theil wurde. Es kommen hier zwei Dramen in Betracht, welche außer einem dritten „Der Graf von Walltron", mit den Titeln „Sophie oder der gerechte Fürst" und „Die Zigeuner", welche von der Schikaneder'schen Gesellschaft im Jahre 1778 im Herzoglichen Ballhause zu Stuttgart aufgeführt wurden. Da eine nicht zu verkennende literarische Verwandtschaft mit Schiller's Räubern besteht, so sei nur einer Scene gedacht, in welcher der Räuberhauptmann Mutowsky gefangen vor den Fürsten gebracht wird. „Der Fürst fragt ihn: Wer seid Ihr, und der Syndikus fällt ihm in's Wort: Es ist der berüchtigte . . . Da erwidert Mutowsky: Stille, kann's selber sagen, meinem Namen mehr Gewicht geben, als der Herr mit seiner dreiknötigen Perrücke. — Stockmeister: Unverschämter! — Mutowsky (ballt die Faust gegen ihn) — Fürst: Laßt ihn! — Mutowsky: In Ungarn, Dalmatien, Oesterreich, Mähren, Polen, selbst in der Türkei nannte man mich mit vielem Respect, und allenthalben zitterte und bebte man vor meinem Namen — ich bin Mutowsky! (stolz) — — General: Mutowsky? Anno 40 hatte ich einen Feldwebel unter meiner Compagnie, der einst in einer Attaque einen äußerst verwegenen Streich ausübte — Mutowsky (aufmerksam und feurig): — der, als der Feind sich nicht retiriren wollte, aus dem vorderen Gliede sprang und den feindlichen Obristen, am Gliede seiner Soldaten, vom Pferde riß und wie eine Katze auf dem Buckel zu den Unsrigen herüberbrachte? Ja, Herr, das war ich, das war Mutowsky. — — Nach meiner Bravour stieg ich bis zum Unterleutnant. Nachher bei der Eroberung von Schweidnitz war ich der Erste über der Leiter, mähete da brav vor mir her und machte meinen Kameraden Luft. Was war mein Lohn? Ich hatte die Ehre, mit dem General zu speisen, meine Gesundheit trinken zu sehen und mir mit einer Hauptmannsstelle zu schmeicheln. Aber wie's drum und dran kam — wurde mir ein niedliches Herrchen, mit Recommandationen von Vettern und Basen, Onkeln und Tanten auf die Nase gesetzt — — — — das fuhr mir wie Nießpulver durch die Nase und machte mich dämisch — ich ging zum Feind über, da gefiel mir's nun gar nicht, marschierte wieder ab und schlug mein Hauptquartier in Polen auf: in einem halben Jahre war ich Commandant von 300 tapferen Brüdern, die sich bald auf 500, und endlich bei dem Conföderationskriege auf 1600 vermehrten. Aber hol' sie der Teufel, sie raubten und plünderten einander aus lauter Patriotismus das Ihrige, ich folgte ihrem Exempel und nahm ihnen das wieder weg, was sie Anderen genommen hatten; ich retirirte mich alsdann, theilte mein Commando nach Ungarn, Polen und der türkischen Grenze, und eben als ich jetzt wieder zum polnischen Reichstage marschieren wollte, um da noch was zu fischen, trieben mich die Teufels-Hannaken so in die Enge, bis ich einem Commando Dragoner 5 Meilen von hier in die Hände gericth. — Fürst: Wie stark ist Deine Bande in meinen Staaten? — Mutowsky: Ja, Sire! Jetzt nicht viel über 200, denn die ausgestellten Commandos haben uns verteufelt berupft. In der vorigen böhmischen Bauernrevolution trennten sich auch einige, aber auch die Niederträchtigsten. Sie schrieben mir bald, mich auch einzufinden, aber ich schlug's ab — — Fürst: Schade um den Kerl, daß er seinen Muth und seine Klugheit auf so eine Art entehrt hat. — Mutowsky: Nun, meine Rolle ist aus, und bin auch ganz wohl zufrieden, daß ich hier bin, weil's doch einmal nicht anders ist. Zum ersten Male, daß ich ausruhen kann, und ich gehe auch gern aus der Welt, wo immer und ewig Friede ist, und die Fürsten zu Hause bleiben und Alles mit der Feder ausmachen. Der Degen ist mein Element, ich habe mein' Tage keinen Finger mit der Tinte beschmiert; heutigen Tages muß einem braven Kerl das Herz im Leibe faulen — hol' mich der Teufel, 's ist wahr. — General: Ich bin ganz versteinert. Fünfhundert solche Männer, und ich jage den Teufel aus der Hölle. — Mutowsky: Zwei Streiche freuen mich noch. Vor zwei Jahren ließ ich einen Grafen, der seine Unterthanen und Beamte bis auf's Blut quälte, um seinen übertriebenen Aufwand zu bestreiten, eben an dem Tage, da er einen armen Pächter todtprügeln lassen, aus seinem Schloßfenster herabstürzen; und ein andermal jagte ich einem tollen Obristen, der seine Untergebenen wie die Hunde traktirte, eben als er zu seiner Maitresse reiten wollte, eine Kugel durch den Kopf. — Fürst: Ich kann mich der Thränen nicht enthalten. Gott! Solche außerordentliche Gaben, die die Quelle zum Schutze, zur Ruhe des Vaterlandes hätten sein können — so zu mißbrauchen! — Mutowsky: Was sehe ich, Sire! Sie sind gerührt! Ha, ich versteh's, 's ist Ihnen leid um mich; Sie wollen, aber können mich nicht retten. Ich weiß, ob ich gleich nichts von den juristischen Fixfazereien verstehe, daß mir nicht mehr zu helfen ist. Schon 39 sind auf mich gestorben; jetzt ist die Reihe an mir. Es sei! Werd' nicht zittern, wenn mir Arm und Bein zwiefach geschlagen werden, kein Zug in meinem Gesichte soll Schmerz verrathen; wie ich gelebt habe, will ich sterben." — — Aus dieser Scene geht hervor, daß Karl Moor dem Mutowsky nachgefühlt ist, doch dieses Möller'sche Vorbild hat dem weit überlegeneren

Digitized by Google

Geiste Schiller's nur als Folie gedient. Außerdem kam dazu, daß die dramatischen Aufführungen im „Ballhaus“ und im „Kleinen Theater“ der lebhaften und feurigen Phantasie unseres nationalen Dichters immer neuen Nährstoff zuführten. Daß in dem „Kleinen Theater“ Stücke von Friedrich Max Klinger gegeben wurden, ist authentisch nachgewiesen, sein Stück „Die falschen Spieler“ erschien 1780, also noch ein Jahr früher wie Schiller's „Räuber“. Klinger's Drama „Sturm und Drang“ gab der damaligen dichterischen Geistesrichtung den Namen, deren Grundzug die Verherrlichung der natürlichen Ursprünglichkeit in zügellosem Thatendurst und leidenschaftlicher Empfindsamkeit war. Wolfgang Menzel giebt eine Analyse über dieses in Frage kommende Drama: „Franz von Stahl wird von seinem Stiefbruder Karl verleumdet und in Noth gestürzt, daß er sich dem Spiel ergiebt. Zuletzt aber erkennen die Verwandten und die Geliebte Julietta, daß er auch im Verderben noch edler geblieben ist als der Schleicher Karl, dessen Treulosigkeit bestraft wird.“ Eine Vergleichung mit dem Schiller'schen Drama und dem von Klinger besteht nicht nur in dem Unterschied der Vertauschung der Namen der beiden Brüder, es lassen sich noch ganz andere Punkte anführen, welche von dem Hauch der Originalität Schiller's zeugen. Wenn er Anfangs auch Stützpunkt suchte und fand, so war dies für seine dramatische Entwickelung zweckdienlich, denn bald löste sich sein Geist von dem Haschen nach Stoff und nach der Kraft der Darstellung. Sein Inneres war bald so reich, daß er in seinen Erdentagen es nicht annähernd ausgeschöpft hat, trotzdem er unsterbliche Werke der Nachwelt hinterlassen; die Entwickelung eines Genies ist individuell, bald ist der Sturm des Lebens zur Anflammung geeignet, bald ist der stille Friede am gesicherten Heerd die treibende Kraft, bald sind es Entgleisungen, welche jedes Genie, gleichviel welcher Nation, zu seiner Urbestimmung zurückführt und hinleitet. So verschieden das Dasein sich abspielt, so unergründlich und undefinirbar ist der wirkliche Werth eines Genies und so herrlich schön oder so tief jammervoll sind die Phasen des Einzelnen, ehe es das für ihn bestimmte Ziel und damit die endgiltige Entwickelung erreicht.

Zum Schluß sei noch erwähnt: Der Württembergische Hofkalender auf das Jahr 1782 (Stuttgart bei Chr. Fr. Cotta) bringt außer einem Bilde von Mutowsky noch vier Stiche, welche als Illustrationen für das Möller'sche Drama: „Sophie oder der gerechte Fürst“ dienen; zur Erläuterung sind folgende Worte beigegeben: „Mutowsky, ein gefangener Räuberhauptmann, der vor den gerechten Fürsten gebracht wird. Erziehung und Schicksal haben aus dem Manne einen Gauner gemacht, der unter anderen Umständen ein Held, eine Brutusseele geworden wäre. Man bemerke, welche treffende Stellung ihm der Maler gegeben hat. Ueberhaupt sind diese vier Stücke beinahe die besten und machen, vorzüglich in einzelnen Theilen, den beiden hoffnungsvollen Brüdern gleichviel Ehre, dem Pinsel des Einen, wie dem Griffel des Anderen.“ Zur Erläuterung diene noch, daß der Maler Viktor Wilhelm Peter Heideloff und sein Bruder Nikolaus Wilhelm der Kupferstecher sind. Beide waren als Eleven der Karlsschule mit Schiller befreundet; ebenfalls einer ihrer Zöglinge war der damals sehr bekannte und beliebte Schauspieler David Haller. Dieser soll die Rolle Mutowsky creirt haben, und ein freundschaftlicher Verkehr zwischen Schiller und ihm bezeugt folgende Stelle in einem Briefe aus Bauerbach vom 8. Mai 1783, an die Frau von Wolzogen gerichtet: „Man soll meinen Shakespeare ohne Verzug von Scharffenstein abholen und meine Räuber vom Acteur Haller, welche Sie dann mitzunehmen geruhen werden.“

Ein altegyptischer Prophet.

Von Anton Weis-Ulmenried.

Die vielbesprochenen Vorträge des Professors Fr. Delitzsch über Babel und Bibel, in Folge deren Deutschland vor Kurzem mit einer ganzen Fluth wissenschaftlicher Abhandlungen und theologischer Tractate überschwemmt wurde, haben die Erforschung des alten Orients in den Mittelpunkt der öffentlichen Discussion gerückt, und die neuen Streiflichter, welche die Orientalisten auf Grund der fortschreitenden Entzifferung der Hieroglyphen und Keilinschriften sowie auf Grund der fortgesetzten Ausgrabungen und die älteste Geschichte der orientalischen Länder zu werfen in der Lage sind, können auch beim großen Publicum auf wirkliches und lebhaftes Interesse rechnen; umsomehr als deren Bedeutung allgemein verständlich ist. Ueberdies ist ja bekannt, daß man nirgends auf Erden unserem eigenen Geschlechte so weit in der Geschichte zurückfolgen kann, als in den altorientalischen Culturländern. Haben sie doch auf die Entwickelung der europäischen Völker mit einer Stärke eingewirkt, die sich erhalten hat durch Jahrtausende vom Morgengrauen der Geschichte bis heute. Zur Erhöhung des allgemeinen Interesses für die Ergebnisse der Erforschung des alten Orients trägt wohl auch der Umstand bei, daß das Volk Israel, aus dessen Mitte das Christenthum entstand, das man noch immer häufig und gern als eine im Judenthum wurzelnde Weltanschauung auffaßt*), innerhalb des Bannkreises der altorientalischen Culturen lebte.

Aus den in jüngster Zeit Seitens der Orientalisten gemachten Entdeckungen geht bekanntlich klar hervor, daß die altjüdische Religion und Cultur in hohem Grade von Culturelementen der Nachbarländer Palästinas durchtränkt wurde. Dies war ja auch ganz natürlich. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß das alte Heimathland der Juden im Schnittpunkte der Culturen Babylons, Egyptens und der noch unerforschten hettitischen Cultur Kleinasiens lag. Die jüngsten Ergebnisse der Erforschung des alten Orients haben überhaupt das altgewohnte Geschichtsbild total verändert und mit rauher Hand so manche liebgewordene Anschauung und Vorstellung, die aufzugeben man sich nur schweren Herzens entschließen kann, zerstört. So kann man daraus nämlich mit ziemlicher Bestimmtheit schließen, daß die Bibel, die bisher als älteste Urkunde des Menschengeschlechtes galt, im Bannkreise der babylonischen Cultur entstanden ist. Stimmt ja die Sintfluthgeschichte der Bibel bis in die kleinsten Details mit dem babylonischen Schöpfungsberichte überein, und die Gesetze Moses stimmen wieder zum Theil wörtlich mit den Gesetzen des babylonischen Königs Hammurabi, eines Zeitgenossen Abraham's, überein!

So wie man vor Bekanntwerden dieser Entdeckungen glaubte, daß die Bibel und somit auch die mosaische Gesetzgebung jüdische Originalschöpfungen seien, so glaubte man auch bisher, daß Propheten (im Sinne von Warnern und Führern des Volkes und als Verkünder eines kommenden idealen Retters) und Messiasverheißungen nur beim jüdischen Volke

*) Diese Auffassung ist aber irrig, wiewohl sie durch die historische Entwickelung des Christenthums begründet zu sein scheint. Sie hat ihren Hauptgrund darin, daß der christliche Religionsunterricht in den Schulen weit mehr ein Unterricht in der Geschichte des jüdischen Volkes, als eine Belehrung über christliche Metaphysik und Ethik ist. Brahmaismus, Buddhismus und Christenthum gehören wohl zusammen, — weil sie in Uebereinstimmung das lehren, was Paulus „die Errettung aus dieser gegenwärtigen, argen Welt“ nennt — nicht aber Christenthum und Judenthum. In den ersten drei finden wir Identitäten so auffallender Art, daß es nahe liegt, für die innere Verwandtschaft auch eine äußere, historische anzunehmen. Wenn dagegen Beziehungen zwischen Christenthum und Judenthum gefunden werden, so sind sie rein äußerliche und haben nichts innerlich Gemeinsames. Freilich hat sich unser Denken in Folge unserer Jugenderziehung so sehr an die Vorstellungs- und Denkweise eines uns in jeder Beziehung fremden Volkes gewöhnt, daß uns diese äußerlichen Beziehungen bedeutender erscheinen, als jene inneren. Christenthum und Judenthum sind zwei einander ganz entgegengesetzte Weltanschauungen. Der Verf.

Digitized by Google

zu finden seien. Auch dieser fromme Glaube erweist sich nun auf Grund einer in allerjüngster Zeit von einem der hervorragendsten Egyptologen gemachten Entdeckung als irrig. — Das Gebiet der egyptologischen Wissenschaft ist unendlich groß geworden, und mit jeder neuen Entdeckung erweitern sich dessen Kreise mehr und mehr. Ein ganzes, in die Vergessenheit von Jahrtausenden versunkenes Volk mit seiner Civilisation, Geschichte und Sprache wird gleichsam zu neuem Leben erweckt, wie dies ein französischer Gelehrter in lebhafter und anschaulicher Weise mit folgenden Worten ausdrückt: „Die Königinnen richten sich aus ihren Sandbetten auf, erheben sich aus ihren Leichentüchern, bedeckt mit goldenen Geschmeiden und geschmückt nach 36 Jahrhunderten gerade so wie an dem Tage, da Anubis sie noch warm in die Barke des Osiris wegtrug. Diese ganze Vergangenheit, vom schweigenden Sande bedeckt, rührt sich verworren im Schooße der Erde beim Geräusch der Schritte der Männer aus dem Westen. Die Tempel zeigen ihre freigemachten prächtigen Portale und decken im Sonnenlicht ihre mit berühmten Erinnerungen versehenen Granitwände auf. Die Kunst erscheint in ihrer vollen Entwickelung; die verschütteten und vergessenen Pharaonen werden wie durch ein Gottesgericht auferweckt, ehe sie ihren Platz in der Dynastie wieder einnehmen; schon treten sie auf, schon reihen sie sich ein, alle Stellen füllen sich allmälig, und diese ganze uralte vergrabene Geschichte ist bereit, auf den Ruf der Egyptologen aus der Erde aufzuerstehen."

Die oben erwähnte merkwürdige und folgenschwere Entdeckung wurde von einem dänischen Egyptologen gemacht, der, wie gleich bemerkt sein möge, nicht zu denen gehört, die Babel höher schätzen, als die Bibel. H. O. Lange, Oberbibliothekar der Kgl. Bibliothek zu Kopenhagen*), befaßte sich mehrere Jahre hindurch mit der Entzifferung einer im Museum zu Leyden aufbewahrten altegyptischen Handschrift. Sie befindet sich im denkbartraurigsten Zustande, ist voller Lücken und Löcher, nahezu die Hälfte des Textes fehlt, und überdies ist sie in einer poetischen Kunstsprache abgefaßt, die ihre Entzifferung noch schwieriger macht. Die Egyptologen, die sich früher mit ihrer Entzifferung abmühten, konnten zu keinem rechten Verständnisse ihres Inhalts gelangen. Der eine wollte darin eine Räthselsammlung gefunden haben, ein anderer wieder eine Sammlung von Lebensregeln, wie solche aus anderen Handschriften bekannt sind. Der Inhalt dieser Handschrift ist jedoch, wie Lange nach jahrelangem, mühevollem Studium derselben sich überzeugt hat, ein viel merkwürdigerer, werthvollerer und von weittragendster Bedeutung. In den Mittheilungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin wurde im Juni d. J. bereits ein Bericht über diese geradezu epochemachende Entdeckung veröffentlicht, welchem H. O. Lange eine Uebersetzung der bisher mit Sicherheit verständlichen Sätze und an besonders wichtigen Stellen den altegyptischen Text beigefügt hatte, unter dem Titel: H. O. Lange, Prophezeihungen eines egyptischen Weisen aus dem Papyrus I, 344 in Leyden. Binnen Kurzem hofft der dänische Gelehrte eine vollständige Ausgabe der ganzen Handschrift veröffentlichen zu können.

Der Text dieser altegyptischen Handschrift stammt ungefähr aus dem Jahre 2000 v. Chr., also aus einer Periode, welche die Egypter selbst als die classische ihrer Literatur betrachtet zu haben scheinen. „Derzeit ist es übrigens noch schwer, wenn nicht unmöglich, sich von der altegyptischen Literatur eine klare Vorstellung zu machen, insbesondere betreffs der Richtungen, die sich in ihr geltend machten. Es ist möglich, daß die Egypter auf gewissen Gebieten eine sehr beachtenswerthe Literatur besaßen, ohne daß wir bisher die geringste Kenntniß davon besitzen. Bekannt ist z. B., daß im alten Egypten über ein einziges mythologisches Wesen, eine Schlange, mehrere Hundert Schriften circulirten, von denen nicht eine einzige erhalten ist." (Henry Madsen.) Die im Museum zu Leyden erhaltene Handschrift selbst aber ist jünger, sie dürfte um das Jahr 1300 v. Chr. niedergeschrieben worden sein.

Der Inhalt dieser Handschrift ist nun folgender:

Ein Weiser Namens Ipu oder Ipu-ur steht vor dem Pharao, anscheinend voll Zorn und Erbitterung über die Schlechtigkeit der Welt und der Menschen, über die Schlappheit der Moral und den Verfall der Sitten, aber auch über die Untüchtigkeit des Königs. Aus mancherlei Andeutungen kann geschlossen werden, daß Ipu nicht nur Moralist, sondern auch Politiker war. Letzteres Moment tritt aber mehr in den Hintergrund, ist zweifellos mehr Beiwerk, das nur so nebenbei mit den anderen Vorwürfen, die er dem Könige und den Großen des Reiches macht, in Verbindung gebracht wird. Den rechten Weg zum Glück und damit seine eigene Lebensmoral bezeichnet er durch die Aussprüche: „Siehe! Gut ist der Mann, der sein eigenes Brot ißt. — Genieße Dein Eigenthum in ruhiger Freude des Herzens! — Was nicht Dir gehört, davon kehre Dich ab! — Herrlich ist es, wenn man sein eigenes Brod ißt. Gott giebt es dem, der ihn preist." — Der fehlende Anfang der Handschrift enthielt jedenfalls den Hinweis Ipu's, wie wenig diese Lebensweisheit befolgt wird, wie schlecht die Zeiten und die Menschen seien. Derartiger Klagen kann ja bekanntlich kein Prophet entrathen.

Die Handschrift, so weit sie erhalten und bisher entziffert ist, beginnt mit Ipu's Weissagung all des Unglückes und der fürchterlichen Umwälzungen, die in Folge der Schlechtigkeit seiner Bewohner über Egypten hereinbrechen werden. In Ipu begegnen wir zum ersten Mal in der Geschichte des Orients außerhalb Palästinas einem wirklichen Propheten, der betrübten Herzens, aber auch unerschrocken das voraussagt, was kommen wird und kommen muß; der sein Wehe! ruft über die Verderbtheit der Menschen. So klagt und weissagt er: „Die Frauen sind unfruchtbar. Die Pest wüthet im Lande. Allerorts fließt Blut. Viele Todte werden im Strome (Nil) begraben. Der Strom dient als Grabstätte. In jedem Orte heißt es: Laßt uns die Mächtigen vertreiben! Der Strom wird zu Blut, man trinkt daraus, man dürstet nach Wasser. Fremdlinge sind im Lande. Alles, was früher mächtig war, wird gedemüthigt und erniedrigt. Gold, Lazur, Silber und Edelsteine werden den Sklavinnen um den Hals gehängt, die vornehmen Frauen aber sind über das Land zerstreut. Alles ist in Auflösung, nirgends ist Sicherheit. Die heiligen Bücher werden geraubt, auch nicht das Heiligste wird respectirt. Auf den Wegen stehen Wachen, und man versteckt sich im Gebüsch, bis es dunkel wird. Die Schatzkammern stehen leer, man mordet seiner Mutter Bruder. Selbst die stummen Thiere entsetzen sich, ihre Herzen weinen und klagen über die Zustände im Lande. Wehe über die bösen Menschen dieser Zeit! Der König selbst wird fortgeschleppt werden von den Elenden, die Reichen werden auf die Straße hinausgetrieben, die Beamten aus dem Lande gejagt, die Hofleute aus den Palästen geworfen. Die früher prächtige Kleider besaßen, müssen nun in Lumpen und Fetzen gehen, die vornehmen Frauen sind nahe daran, Hungers zu sterben. Dagegen erfreuen sich die, welche früher arm waren und gering geschätzt wurden, der Sonne des Glückes und Wohllebens." u. s. w.

Ipu prophezeit also eine sociale Revolution. Sein Kummer ist nicht minder tief, als der eines Jesaias, Jeremias, Ezechiel, Hoseas, und seine Worte haben bisweilen eine auffallende Aehnlichkeit mit den Worten Jener; aber während ein Jeremias oder Jesaias nur für Ideen kämpft oder für die eine große Idee, die der Leitstern des Judenvolkes war,

*) H. O. Lange hat bisher nur zeitweise im Centralorgan der Egyptologen, der „Zeitschrift für egyptische Sprache und Alterthumskunde" Artikel veröffentlicht, hat aber an den von dem deutschen Egyptologen Ad. Erman besorgten grundlegenden Ausgaben altegyptischer Handschriften mitgewirkt und wurde vor einigen Jahren von der egyptischen Regierung nach Kairo berufen, um in Gemeinschaft mit dem deutschen Egyptologen H. Schäfer den großen Katalog über die im Museum zu Kairo befindlichen altegyptischen Sammlungen auszuarbeiten.

Digitized by Google

scheinen in Ipu's Prophetien die socialen Verhältnisse und deren Besserung oder Umwälzung die Hauptrolle zu spielen. Auffallend und ganz eigenthümlich ist es, daß dieser Ipu, der nach egyptischen Begriffen seine Sätze jedenfalls mit stylistischer Meisterschaft formte und der sich offenbar eines seiner Tüchtigkeit entsprechenden Ansehens erfreute, sich in dem vom strengsten Kastengeiste beherrschten Egypten von einer so entschiedenen Sympathie für die Armen und Unterdrückten beseelt zeigt. Das allein, abgesehen von seinen Prophezeihungen, wäre schon geeignet, ihn zu einer ganz eigenartigen und höchst interessanten Erscheinung in der egyptischen Literatur zu machen. Beständig ermahnt er, den Schwachen und Unterdrückten beizustehen, gegen alle Menschen mit gleicher Gerechtigkeit vorzugehen. Vielleicht kann man ihn als den ältesten oder den ersten Socialisten bezeichnen. Eine himmelstürmende, begeisterte Dichterseele war er allem Anschein nach nicht, eher ist er vielmehr ein echter Sohn seines nüchtern denkenden Volkes. In echt egyptischer Weise verbreitet er sich nämlich ausführlich und weitschweifig darüber, wie sonderbar es sein wird, wenn der Reiche arm und der Arme reich werden wird, entbehrt aber dabei allen poetischen Fluges. —

Ipu spricht auch von den nichtssagenden Ceremonien des Götter- und Tempeldienstes, die in den kommenden Tagen des Unglückes ganz werthlos und ohne Wirkung sein würden. Es ist dies ein Gedankengang, der überraschend modern erscheint. Leider ist der bezügliche Text der Handschrift zu dunkel, um zu einer sicheren Auffassung seiner Denkweise gelangen zu können. Bedauerlicher Weise gilt dies auch vom nächsten Abschnitt der Handschrift, der entschieden der interessanteste und merkwürdigste ist. Der altegyptische Prophet spricht da die Weissagung aus, daß Einer kommen wird, der des Landes Erlöser sein wird; der das Volk um sich sammeln und den Menschen Trost bringen wird. Die ersten Zeilen dieser Prophezeihung fehlen leider und damit auch der Schlüssel zu deren vollem Verständnisse. Aus dem vorhandenen Reste wird nicht Alles klar. Die Sätze, welche Lange übersetzen konnte, lauten folgendermaßen: „Er bringt Kühle dem, was brennend ist. Man sagt: Das ist ein Hirt für alle Menschen. — Nichts Böses ist in seinem Herzen. Wenn seine Heerde irre geht, verbringt er den Tag damit, sie wieder einzufangen. Die Herzen brennen ... Möchte es ihm doch gelingen, deren Wohl .... In Wahrheit: er schlägt die Sünde nieder, er streckt seinen Arm aus nach ... Die Götter sind in den Herzen. Wo ist er wohl heute? Ob er vielleicht unter Euch schläft?!" — —

In diesen Worten nur die Verheißung eines kommenden mächtigen Pharao sehen zu wollen, eines egyptischen Nationalhelden oder dgl., ist nicht gut möglich, ja geradezu ausgeschlossen. Ein solcher würde nicht prophezeit werden als Einer, „der vielleicht heute noch unter Euch schläft," sondern sicher als Sohn der Götter, der jubelt, wenn es in den Kampf geht; der sich wohl fühlt, wenn er Blut sieht; der im Schlachtgetümmel das Khopesch-Schwert schwingt; vor dem alle in Furcht zittern; der Fußvolk, Wagenkämpfer und Krieger aller Art besitzt, so zahlreich wie der Sand am Meere. Die Worte, mit denen Ipu den künftigen Erlöser bezeichnet, klingen sonderbar, unerwartet, überraschend. Wenn man sie liest, traut man seinen eigenen Augen kaum — so bekannt kommen sie uns vor. Und doch, es ist kein Zweifel möglich. Die Worte sind klar und nicht mißzuverstehen. Der, von dem man sagen wird: „Dies ist ein Hirte für alle Menschen; nichts Böses ist in seinem Herzen; wenn seine Heerde sich verirrt, geht er sie suchen." — Das ist kein Krieger, das ist ein Messias, das ist einer, der die Menschen liebt und sie erlösen will.

Diese Worte der altegyptischen Prophezeihung sind uns alte Bekannte. Wir kennen sie aber nur aus einem einzigen Buche der Weltliteratur: aus dem Alten Testamente. Die Uebereinstimmung von Ipu's Weissagung mit den Messiasverheißungen des Alten Testamentes ist verblüffend, aber unwiderlegbar und giebt viel zu denken. — —

Von den übrigen Sätzen der Handschrift kann so gut wie Nichts im Zusammenhang verstanden werden. Nach einer Schilderung der im Lande herrschenden anarchischen Zustände sagt Ipu zum König: „Wahrlich, Du bekommst bereits ein Stück des kommenden Unglückes zu kosten." — In einem längeren Abschnitte scheint dann die Rede zu sein von allerlei Freuden und Wonnen. Vielleicht antwortet hier der König Ipu und weist ihm nach, daß nicht Alles so dunkel ist, wie er es geschildert hat. Schwerlich ist damit die Glückseligkeit geschildert, die der Erlöser bringen wird; dafür sind die Ausdrücke, die H. O. Lange in einem Auszug des Textes giebt, doch zu prosaisch. — Zum Schluß werden die Nachbarn Egyptens erwähnt, die Beduinen, Lybier und Neger; wahrscheinlich ist da die Rede von der politischen Zukunft des Landes. „Aber alle fremden Völker stehen da in Furcht vor ihm," heißt es, ohne daß man weiß, wer dieser „er" ist. Eine Vermuthung scheint allerdings sehr nahe zu liegen. Aus dem letzten Theil des Fragmentes ist nur so viel zu ersehen, daß Ipu von den schändlichen und gewissenlosen Grabräubern spricht, die seit den ältesten Zeiten in die Gräber eingedrungen sind, die ehrwürdigen Leichen verbrannt oder auf andere Weise vernichtet haben, nachdem sie sie ihrer Kostbarkeiten beraubt und die für deren Seligkeit so überaus wichtige Grabausstattung verwüstet hatten.

Messiashoffnungen, nämlich die Erwartung eines Erlösers oder Befreiers in politischer Beziehung, der kommen wird, wenn die Noth am größten ist und der sein Volk zum Sieg führen wird, können allerdings bei mehreren Völkern nachgewiesen werden. Immer aber ist er nur ein Parteiführer, ein gewaltiger Krieger, ein Nationalheros, der ebenso sicher wie den Sieg auch Tod und Verderben mit sich führen wird. Nur bei den Juden fand sich bisher die Hoffnung auf einen Messias, der mild und sanft gegen die Menschen auftreten wird, der Trost den Schwachen und Unterdrückten, Hoffnung den Zweifelnden bringen wird; der nicht durch Gewalt, sondern durch die Güte seines Wesens und die Wahrheit seiner Lehre die Sünde ausrotten und Alles, was böse und häßlich, vertreiben wird. Einen solchen idealen Erlöser erwarteten allerdings nur wenige Juden, die große Masse erwartete in dem „Messias" den Wiederhersteller der Herrlichkeit des Davidischen Königreiches.

Zu unserer größten Ueberraschung finden wir nun, daß lange vor dem Auftreten der Juden in der Geschichte in Egypten ein Messias verheißen wurde, und zwar ein idealer Messias, nicht ein politischer. Es fragt sich zunächst, ob diese Messiashoffnung im egyptischen Volke Wurzel gefaßt hatte, ob sie unter ihm allgemein verbreitet war. Darüber wissen wir, wenigstens derzeit, natürlich nichts. In religiösen Hymnen und Gebeten, die in großer Menge bisher aufgefunden wurden, finden sich nirgends Spuren der Messiasidee. Wir können nur aus der erwähnten Handschrift schließen, daß solche Vorstellungen in bestimmten Zeitläuften, wie um das Jahr 2000 v. Chr., vorherrschend waren. Der Umstand aber, daß man nach 700 Jahren sich der Mühe unterzog, Abschriften der alten Prophezeihung Ipu's zu verfertigen, deutet unzweifelhaft darauf hin, daß die Messiasidee nicht vergessen, daß sie populär war und ihr lebhaftes Interesse entgegengebracht wurde. Durch Lange's Entdeckung hat man mithin ein ganz merkwürdiges und ungemein werthvolles Werk der altegyptischen Literatur kennen gelernt, das im Fall weiterer ähnlicher Entdeckungen geeignet ist, das alte Geschichtsbild von Grund aus zu verändern. Mag man Lange's Entdeckung noch so nüchtern und vorsichtig betrachten, ihre Ergebnisse sind unstreitig von weitreichender Wichtigkeit. Das, was man bisher als den eigentlichen Kern der jüdischen Religion betrachtete, als das Wichtigste, was sie von anderen Religionen unterschied, trifft man

Digitized by Google

plötzlich bei einem anderen Volke, und zwar bei einem Volke, zu dem die Juden von der ältesten Zeit an in einem intimen culturellen Verhältnisse standen, mit dem sie vielseitig und lange in Berührung kamen. Und da erhebt sich nothwendiger Weise die wichtige Frage: Haben die Juden ihre Messiasidee von den Egyptern überkommen? — Wird diese Frage je gelöst werden? — Ihre Lösung wäre von weittragender Bedeutung.

„William Morris, Kaufmann."

Von Dr. Heinrich Pudor.

Eine charakteristische Begleiterscheinung der Entwickelung der modernen Industrie bildet das offene Ladengeschäft, in welchem man entweder entsprechend der ebenfalls modern charakteristischen Specialisirung von Gewerbe und Industrie einzelne Waaren einer bestimmten Gattung oder aber solche aus allen nur existirenden Branchen einkaufen kann. Das Letztere ist der Fall beim Waarenhaus, das in jüngster Zeit auch in den deutschen Städten sich überraschend entwickelt hat und wie mit Polypenarmen das kleine Handwerk zu ersticken droht. Zuerst entstanden ist dieses Waarenhaus in demjenigen Lande, in welchem die moderne Industrie am ersten und am schnellsten sich entwickelt hat, nämlich in England. Ein typisches Beispiel bildet der bekannte „Whiteley" in London. Die meisten Waarenhaus-Gründungen haben dagegen nicht in dem reichen England, sondern in Frankreich und darnach in Deutschland stattgefunden. Während der Engländer in erster Linie auf die Güte der Waare sieht, giebt in Deutschland heute leider das Billigkeitsmoment den Ausschlag.

Für das offene Ladengeschäft, und zwar ebenso wohl für das Waarenhaus, als für das Specialgeschäft ist nun charakteristisch, daß man in demselben alle nur denkbaren Gegenstände fertig erhält. In früheren Zeiten konnte man, abgesehen von Nahrungsmitteln, in der Hauptsache nur die verschiedenen Rohstoffe einkaufen; die Verarbeitung dieser letzteren aber beispielsweise zu Tinte, Seife, Licht, zu Leinwand, Tuch ꝛc. geschah im Hause. Man backte nicht nur sein Brod selbst, man spann, man webte, man zimmerte, töpferte, hämmerte in Kupfer und Eisen u. s. f. Im germanischen Norden ist das bisher auch so geblieben. In den westeuropäischen Culturländern glaubt Jeder mit seinen Berufsgeschäften und Vergnügungen (das Vergnügen auch ein Geschäft) so viel zu thun zu haben, daß er sich nicht einmal selbst frisirt, nicht einmal seine Bücher selbst bindet, sein Zimmer decorirt, und selbst die Frauen haben das Spinnen verlernt und sticken kaum mehr die Namenzeichen in die Wäsche. Es ist ja so bequem, sich Alles fertig zu kaufen und aller Mühe enthoben zu sein. Für Geld ist Alles zu haben. Das Waarenhaus enthebt uns sogar der Mühe, verschiedene Straßen abzugehen und in einer Reihe von Geschäften den Wochenbedarf einzukaufen.

Vom rein wirthschaftlichen Standpunkt aus mag man über diese Erscheinung urtheilen, wie man wolle, vom culturellen Standpunkt aus ist sie sehr zu beklagen. Denn es ist ohne Weiteres klar, daß man einen Gegenstand, den man für brutales Geld in einem Waarenhaus kauft und den jeder zehnte Mensch ebenfalls besitzt, nicht achten und lieben kann. Auf diese Weise eben kommt in unser Heim und Haus etwas Unpersönliches, das jeden wirklich vornehm empfindenden Menschen zurückstößt. Freilich ist die Zeit lange her, als es noch einen Hausaltar gab, als jedem Menschen sein Heim noch heilig war. Heute hört man nur in spöttischem Sinne von den „heimischen Penaten" reden. Aber ich bezweifle, ob die Menschen im Verlaufe dieser Entwickelung glücklicher geworden sind. Sicherlich ist ein gut Theil Heuchelei, Lüge, falscher Schein, und vor Allem Frostigkeit, die kaum der Alkohol im Verlauf einiger Stunden zu bannen fähig ist, auf diese Weise in unser häusliches Leben eingezogen.

Es soll mir nun nichts ferner liegen, als reactionär die Entwickelung zurückschrauben zu wollen. Das hieße die ganze moderne Industrie-Entwickelung leugnen. Wohl aber muß es gestattet sein, mit fester Hand in das Räderwerk der Industrie insoweit einzugreifen, als man ihre Weiterentwickelung aus falschen Bahnen abzulenken und in die richtigen Bahnen zu führen sucht. Hierzu ist bereits und merkwürdiger Weise in dem modernen Industrieland par excellence, in England selbst Seitens Ruskin's und Morris der Anfang gemacht. Ruskin definirte die Kunst als den Ausdruck der Freude, die der Mensch empfindet, während er sein Werk schafft. Morris aber ließ in der Landschaft Westmoreland die bäuerlichen Gewerbe wieder aufleben; er baute sich im Jahre 1859 „the red House", für das er alle Möbel geschaffen und dessen ganze innere Ausstattung er geleitet hatte, und gründete eine Firma William Morris & Co., welche Tapeten, Stoffe, Teppiche, Keramik, Möbel und Glasfenster herzustellen hatte. Von Ruskin und Morris, diesem herrlichen Doppelgestirn des modernen Kunstgewerbes ging darnach durch ganz England und weiter eine tief durch die Lande furchende Bewegung für Selbstschaffen auf kunstindustriellem Gebiete — eine Bewegung, die aber leider noch immer nicht das Publicum als solches ergriffen hat. Denn selbst Diejenigen, welche der modernen Kunstgewerbeströmung zugethan sind, gehen in's Waarenhaus und kaufen sich die Sachen, die sie brauchen, fertig. Sie haben noch keine Ahnung davon, daß der wahre gute Kern der heutigen Kunstrenaissance, wenn eine solche uns wirklich beschieden sein sollte, darin besteht, daß der Mensch wieder Freude daran hat, selbst zu schaffen, was er braucht, so daß das entsteht, was Ruskin, wie schon bemerkt, Kunst nennt. Voraussetzung hierfür ist freilich, daß einerseits die Natur so lebhaft und warm empfunden wird, daß das Streben, sie nachzuschaffen, Gestalt gewinnt, und daß andererseits die Persönlichkeit eine so „eigene" ist, daß sie sich erzwingen will, nur Eigenes um sich zu sehen. In der italienischen Frührenaissance ist dies alles genau in dieser Weise vor sich gegangen. Damals nannte man sein Eigen nur das, was man sich selbst geschaffen hatte. Heute ist, wie gesagt, das größte Hemmniß das offene Ladengeschäft und das Waarenhaus. Recht bezeichnend ist da das, was mir kürzlich einer der ersten Berliner Kunsttischler erzählte: Eine vornehme Dame kommt zu ihm und wünscht eine Zimmereinrichtung. Haben Sie denn gar nichts Fertiges? Der Künstler macht ihr begreiflich, daß er wohl in seinem Hause fertige Möbel habe, daß er auch schon viele Möbel auf Bestellung gefertigt habe, daß er aber doch unmöglich für eine unbekannte Person fertige Möbel haben könne. Sie müsse vielmehr ihm sagen, was sie haben wolle, wie sie empfinde, welches Haus sie habe, wie sie lebe, welches ihre Liebhabereien, Charaktereigenthümlichkeiten seien, wie die Tische und Stühle gebaut sein müssen ꝛc. ꝛc. „Aber wozu die Mühe?" antwortet sie. „Wenn ich zu ... gehe, finde ich Alles, was ich brauche und brauche nur zu wählen." Diese Gedanken-, diese Empfindungsträgheit (vielleicht könnte man sogar von einer modernen städtischen Empfindungsohnmacht sprechen) ist es, welche der kommenden Renaissance die größten Hindernisse in den Weg legt. Denn jener Künstler wird, wenn eine solche zweite Frau mit solchen Worten kommt und wenn er nicht aus Stein gehauen ist, sich auch einen kleinen Laden anschaffen und fertige Möbel „ausstellen".

Ausstellen sage ich. Damit kommen wir zu einem weiteren Krebsschaden des modernen Handels. Nicht genug damit, daß die kunstgewerblichen Gegenstände im Laden fertig aufgestellt sind, und in hundert oder tausend Copien zu

Digitized by Google

haben sind, so hat sich dieser moderne Handel im Schaufenster noch ein besonderes Lockmittel geschaffen, um selbst den, der gar nicht die Absicht hat, zu kaufen, anzureizen. Da sieht vielleicht Einer, der gerade am folgenden Tage für eine jüngst erstandene schöne Zeichnung oder gar für eine eigene Zeichnung einen passenden Rahmen sich zimmern wollte, im Schaufenster eines Ladens zufällig einen Rahmen, der vortrefflich zu passen scheint. Nach zwei Minuten hat er ihn und trägt ihn nach Hause. Der Mühe war er enthoben. Aber Alles in ethischem Sinne Werthvolle, alles innerlich Beglückende und Erfreuende ist verloren gegangen. „Ich hab' ihn mir selbst gemacht", hätte er sich sagen können. Nun hat er ihn fertig gekauft und trägt ihn nicht in das goldene Buch des Herzens und nicht in die Hausbibel, sondern in das Cassenbuch ein. Für fünfundfünfzig gute Groschen . . .

Wenn es wenigstens Mode würde, daß man in die Kunstwerkstätten geht und mit den Kunsthandwerkern alles Nöthige bespricht und insoweit wenigstens mitarbeitet an der Ausschmückung seines Heims, dann wäre für die nächste Zukunft viel gewonnen, und man würde an einer derartigen Mitarbeit sehr schnell Geschmack finden. Seit aber die großen Waarenhäuser angefangen haben, veritable kunstgewerbliche Abtheilungen zu führen — und es giebt Menschen, die diese Erscheinung als verheißungsvoll begrüßen — möchte man auch hieran verzweifeln. Man denke an die Bewegung für Frauenreformkleidung! Wenn diese Bewegung sinnvoll sein wollte, mußte sie darauf hinauslaufen, daß sich jede Frau nach ihrem Kopfe Kleider „baut". Das Ergebniß ist aber bisher das gewesen, daß sich, wie ich gefürchtet hatte, eine Reform-Mode entwickelt, so daß sich jede Frau nunmehr auch ein Reformkleid fertig und ziemlich billig kaufen kann. Und wiederum ist alles culturell und ethisch Werthvolle verloren gegangen, und das Geschäft allein hat gewonnen. Wer hat da noch den Muth von Kunstrenaissance zu sprechen! Morris hätte diesen Muth. Er war dreist, und wie Manche sagen, „verrückt genug", im Herzen von London ein Magazin zu eröffnen und daran zu schreiben: „William Morris, Kaufmann". Er gab damit, wie van de Velde mit Recht sagt, „den habgierigen Händlern eine Lection und eine andere den hochmüthigen Poeten".

Aber auch im germanischen Norden haben die Wurzeln wahrhaftigen Hauskunstfleißes noch Saft und Kraft, da beginnt die Morris'sche Bewegung an die altgermanischen Wurzeln anzuwachsen und es könnte sich vielleicht von dort her eine neue Blüthe des Kunsthandwerkes entwickeln. Nur das behalte man im Auge, daß dieselbe eine organische sein muß, daß sie selbst Wurzeln haben muß, daß sie wurzeln muß in der Eigenpersönlichkeit. Unser mitteleuropäisches fertige Waaren producirendes Kunstgewerbe ist gut genug, um auf Ausstellungen zu blenden und in Zeitschriften zu interessiren, aber für Cultur und Ethik bedeutet es nicht den geringsten Fortschritt. Das ist ein hartes Wort. Aber wir müssen der Wahrheit furchtlos in's Angesicht schauen, wenn wir vorwärts wollen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Habgier.

Von Leo Tolstoj. Deutsch von Wilhelm Thal.

I.

Es waren einmal zwei Schwestern, von denen die Eine an einen Kaufmann in der Stadt und die andere an einen Muschik auf dem Lande verheirathet war. Eines Tages machte die aus der Stadt der vom Lande einen Besuch und pries ihr das Leben, das sie in der Stadt führte. Sie lebte behaglich, war gut gekleidet, ihre Kinder gingen in sauberen Anzügen, sie aß und trank nur gute Sachen und hatte zu ihrer Unterhaltung Promenaden und Schauspiele.

Die Jüngere setzte in ihrer Antwort das Leben einer Kaufmannsfrau herab und rühmte das Ihrige, das einer Bäuerin, über die Maßen.

„Ich würde nicht mit Dir tauschen," sprach sie. „Unser Leben ist allerdings einförmig, doch es wird nicht von der Furcht vergiftet. Euer Leben ist angenehmer, aber wenn Ihr auch viel Geld verdient, so kann es Euch auch passiren, daß Ihr Alles verliert. Denn schon das Sprichwort sagt, der Verlust ist der ältere Bruder des Gewinnes. Unser Leben — das Leben, das wir Muschiks führen — ist viel sicherer. Der Muschik hat einen schmalen, aber langen Leib; wenn wir auch nie reich werden, so haben wir doch genug zum Essen.

„Ja," versetzte die Aeltere, „doch Ihr müßt mit den Schweinen und Kälbern leben. Dein Mann mag sich noch so sehr abarbeiten, Ihr werdet nie gute Manieren lernen, nie behaglich leben. Ihr seid im Schmutz geboren, lebt darin und werdet darin sterben, wie auch Eure Kinder darin leben und sterben werden.

„Das will der Beruf einmal so," meinte die Jüngere. „Aber dafür ist unser Leben auch dauerhafter, wenn wir Land besitzen. Wir brauchen uns vor Niemandem zu demüthigen, vor Niemandem zu zittern. Und wie viel Versuchungen Euch in der Stadt umlauern! Heute gehen die Geschäfte gut; aber morgen, hol's der Teufel, versucht's Dein Mann mit Spiel oder Trinken, und Ihr seid zu Grunde gerichtet. Und das passirt oft!"

Pachomius, der Ehemann der jüngeren Schwester, der auf dem Ofen saß, hörte dem Geschwätz der beiden Weiber zu.

„Das ist Alles wahr," erklärte er. „Wir haben von Kindheit an genug zu thun, unsere Mutter Erde umzuwühlen und keine Zeit, an Kleinigkeiten zu denken. Unsere einzige Sorge ist, daß wir nicht genug Land haben. Ach, wenn ich genug hätte, würde selbst der Teufel mir keine Furcht einjagen!"

Der Teufel aber hatte vom Ofen aus, hinter dem er steckte, Alles gehört. Er freute sich, daß die Frau des Muschik ihn so weit getrieben hatte, den Teufel herauszufordern und laut zu erklären, selbst der Teufel würde ihm keine Furcht einjagen, wenn er genügend Land besäße. „Nun zu uns Beiden!" dachte er. „Ich werde Dir Land geben, und gerade dadurch werde ich Dich fangen!"

In der Nachbarschaft des Muschik Pachomius lebte eine reiche Schloßfrau, die 100 Deßjatinen Land besaß. Sie hatte stets in gutem Einvernehmen mit den Muschiks gelebt, ohne einem je etwas zu Leide zu thun. Da nahm sie sich als Verwalter einen alten, pensionirten Soldaten, der die Geldstrafen nur so auf die Muschiks herabregnen ließ.

Pachomius mochte noch so vorsichtig zu Werke gehen; er konnte es nicht immer verhindern, daß sein Pferd an dem Gutshafer fraß, oder daß seine Kuh in den Schloßgarten lief oder seine Kälber auf der Gutswiese weideten; und dann mußte er Geldstrafen ohne Ende bezahlen.

Pachomius bezahlte fluchend, und die Seinen hatten unter seiner schlechten Laune zu leiden. Den ganzen Sommer stöhnte er unter den Verfolgungen des neuen Inspektors. Es war für ihn eine wahre Erleichterung, als die Zeit kam, wo man das Vieh einsperrt; wenn er ihm auch Wohnung geben mußte, so brauchte er doch keine Geldstrafen mehr zu befürchten und lebte ruhig.

Im Laufe des Winters erfuhr man, daß die Schloßherrin ihr Gut verkaufen wollte, und daß der Zolleinnehmer die Absicht hatte, es zu erwerben.

Diese Neuigkeit erfüllte die Bauern mit Angst und Grauen. „Wenn der Zolleinnehmer das Gut kauft," dachten sie, „wird er uns noch mehr mit Geldstrafen quälen, als die Schloßfrau."

Sie suchten gemeinsam die Gutsherrin auf, baten, sie möchte ihnen das Gut lieber verkaufen und boten einen weit bedeutenderen Preis als der Zolleinnehmer. Sie ging darauf ein, und die Muschik hielten Rat, um die Besitzung von der Gemeinde erwerben zu lassen. Doch der Teufel säete Zwietracht unter sie. Sie traten einmal, zweimal zusammen, ohne sich verständigen zu können. Des Krieges müde, faßten sie den Entschluß, jeder einen Theil zu kaufen, und zwar nach Maßgabe ihrer Mittel. Auch darauf ging die Schloßherrin ein.

Pachomius' Nachbar erwarb auf diese Weise 20 Deßjatinen Erde mit der Bedingung, die Hälfte des Kaufpreises in Jahresraten zu bezahlen. Als Pachomius das erfuhr, wurde er von der Eifersucht gepackt.

„Das ganze Gut wird verkauft werden; es wird nichts für mich übrig bleiben."

Er holte sich Rath bei seiner Frau.

„Die Andern kaufen Alle," sagte er zu ihr. „Wir müssen uns ebenfalls zehn Deßjatinen kaufen; sonst kommen wir nicht zurecht; die Strafen des Inspektors haben uns zu Grunde gerichtet."

Er dachte an ein Mittel, das nöthige Geld zusammenzubringen.

Er verkaufte das Füllen, die Hälfte seiner Bienen, und vermietete seinen Sohn als Knecht; auf diese Weise brachte er mit den ersparten hundert Rubeln, die er bereits besaß, die Hälfte der Summe zusammen.

Er nimmt also sein Geld, wählt sich ein Terrain von 15 Deßjatinen mit einem kleinen Wäldchen und sucht die Schloßherrin auf, um das Geschäft zum Abschluß zu bringen. Man wird handelseinig, er zahlt das Handgeld, und man geht nach der Stadt, um das Dokument aufzusetzen. Pachomius zahlt die Hälfte des Preises in Baar; die andere

Digitized by Google

Hälfte wird er in zwei Jahresraten entrichten. Als Besitzer des Grundstücks kommt er nach Hause.

Nachdem er seinen Schwager das Geld für Korn abgeborgt, säet er, und Alles wächst nach Wunsch. Der Ertrag eines Jahres reicht hin, um die Schuld an die Schloßherrin und an seinen Schwager abzutragen. Und von nun an war er, der Muschik Pachomius, ein richtiger Gutsbesitzer. Die Erde, die er pflügte und besäete, die Erde, auf der er das Getreide mähte, und auf der sein Vieh weidete, gehörte ihm, ihm allein.

Wenn er den Pflug über sein Land stieß und sein Getreide wachsen und seine Wiesen grünen sah, dann jubelte Pachomius. Und der Rasen und die Blumen erschienen ihm ganz anders als vorher. Wenn er früher über diese Erde schritt, erschien sie ihm als ganz gewöhnliche Erde, heute aber erschien ihm dieselbe Erde ganz anders.

II.

Pachomius lebte glücklich und alles ging nach seinen Wünschen, als die Muschiks es sich einfallen ließen, in seine Getreidefelder und seine Wiesen immer häufiger Einbrüche zu machen. Er mochte sie noch so sehr bitten; sie hörten nicht auf. Bald ließen die Viehknechte die Kühe auf seine Wiesen los; bald galoppierten sie zur Nachtzeit über seine Roggenfelder, um dort zu grasen.

Zuerst begnügte er sich damit, sie zu verjagen; er verzieh den Muschik, ohne vor Gericht gegen sie klagbar zu werden. Doch schließlich verlor er die Geduld und klagte beim Gericht. Er wußte wohl, daß sie das nur thaten, weil es ihnen schlecht ging, nicht in der Absicht, ihm zu schaden, doch er dachte:

„Ich kann doch nicht immer die Augen schließen, sonst verschlingen sie mich schließlich mit Haut und Haar. Ich muß ein Exempel statuiren."

Er klagte deshalb erst gegen einen Muschik, dann gegen einen anderen. Man belegte die Angeklagten mit einer Geldstrafe. Doch diese Strafen reizten seine Nachbarn nur noch mehr, und um sich zu rächen, ließen sie absichtlich ihr Vieh auf seinem Besitzthum weiden. Eines Nachts drang man in das kleine Wäldchen und fällte ein Dutzend Lindenbäume.

Als Pachomius am nächsten Tage in seinen Wald ging, sah er etwas Weißes an der Erde und erkannte, als er näher trat, die ihrer Rinde beraubten Bäume. Nur noch die Stümpfe standen in der Erde. Wenn der Hallunke sich wenigstens noch damit begnügt hätte, die Bäume an der Lichtung abzuschneiden, wenn er einen Einzigen hätte stehen lassen! Doch nein, Alles war kahl! Ein heftiger Zorn packte Pachomius.

„Wenn ich nur wüßte, wer das gethan hat," dachte er; „wie würde ich mich rächen!"

Wem sollte er die Missethat zuschreiben? Er überlegte; er überlegte. Sicherlich war's dieser Taugenichts von Samion. Er begab sich auf Samion's Hof, doch ohne Etwas zu finden. Statt dessen zankte er sich mit ihm, und da er von seiner Schuld immer fester überzeugt war, zog er ihn vor Gericht. Die Sache wurde aufgerufen und vom Gericht verhandelt, das Samion aus Mangel an Beweisen freisprach.

Diese Freisprechung ärgerte Pachomius nur noch mehr. Er beleidigte den Gerichtsschreiber und die Richter beinahe, indem er zu ihnen sagte:

„Ihr laßt Dieben Euren Schutz angedeihen. Wenn Ihr Eure Pflicht erfülltet, würdet Ihr keine Diebe freisprechen."

Jetzt war der Krieg erklärt zwischen Pachomius und seinen Nachbarn, die ihm sogar mit dem rothen Hahn drohten. Pachomius hätte behaglich auf seinem Gute leben können, doch unter dem Hasse der Muschik fühlte er sich unglücklich in der Gemeinde.

Damals erfuhr man, daß die Leute auswanderten, und Pachomius dachte:

„Mich zwingt nichts, von hier fortzugehen; doch wir würden uns wohler fühlen, wenn Einige der Unseren auswanderten. Ich würde ihre Grundstücke ankaufen und es dann behaglicher haben."

Eines Tages befand sich Pachomius zu Hause, als ein Fremder, ein Muschik, vorüberging Er trat bei Pachomius ein und bat ihn um Obdach für die Nacht. Pachomius gewährte es, gab ihm zu Essen und fragte ihn, woher er käme und wohin er ginge. Der Muschik erwiderte, er käme aus weiter Ferne, von den Ufern der Wolga, wo er gearbeitet hätte. Nach und nach erzählte er, wie die Leute dort drüben ausgewandert wären. Die Seinen hätten sich dort niedergelassen; man hatte sie in die Gemeinderegister eingeschrieben, und Jeder hatte zehn Deßjatinen Land erhalten. Dann fügte er hinzu:

„Dort ist das Land gut! Ueberall, wo man Roggen gesäet, wachsen die Aehren so dicht, daß man die Pferde nicht mehr sieht! Fünf Hände voll Aehren genügen, um eine Garbe zu binden. Wer dort als armer Teufel hingekommen ist und nichts weiter sein Eigen nannte, als seine zwei Arme, besitzt heute 50 Deßjatinen Land, und das Getreide der letzten Ernte ist für 5000 Rubel verkauft worden."

Pachomius fing Feuer bei dieser Erzählung.

„Was thue ich hier, wo ich anderswo so bequem leben kann?" dachte er. „Ich brauchte nur mein Haus und mein Besitzthum zu verkaufen, um dort drüben mit dem Geld mich anzukaufen und zu bauen. Es ist eine Sünde, hier so beschränkt zu leben. Doch ich will erst mit eigenen Augen sehen und mich persönlich überzeugen."

Als der Sommer gekommen war, traf er seine Vorbereitungen und zog ab. Auf einem Dampfer fuhr er die Wolga bis nach Samara hinunter, wanderte dann vierhundert Werst und erreichte das Ziel seiner Reise.

Man hatte ihn nicht getäuscht. Die Muschik dieser Gegend lebten behaglich. Die Gemeinde nahm die Auswanderer mit Freuden auf und gab jeden 10 Deßjatinen Land. Wer etwas Geld hatte, konnte sich außerdem noch, für drei Rubel die Deßjatine, Land auf ewige Zeiten kaufen, — vom Besten und so viel man wollte.

Als Pachomius das erfahren, kehrte er nach Hause zurück und verkaufte Alles, was er besaß. Er verkaufte sein Haus, sein Vieh, sein Land sehr billig; dann ließ er sich aus den Gemeinderegistern streichen und reiste im Frühling mit den Seinen nach dem neuen Lande.

III.

Pachomius kam also mit den Seinen in das neue Land. Er ließ sich in das Register eines großen Dorfes eintragen, bot den alten Leuten einen Willkommenstrunk und brachte seine Papiere in Ordnung. Man empfing ihn freundlich, bewilligte ihm für fünf Personen 50 Deßjatinen, mit dem Recht, sein Vieh auf den Gemeindewiesen grasen zu lassen. Er baute sich ein Haus und kaufte sich viel Vieh; schon mit den ihm umsonst überlassenen Feldern war er doppelt so reich wie früher! Und welche Fruchtbarkeit! Weideplätze und Ackerland, Alles hatte er in Fülle und konnte sich nun ganze Viehheerden kaufen; wenn er sein neues Leben mit dem früheren verglich, fühlte er sich zehn Mal glücklicher, und Alles erschien ihm zehn Mal schöner.

So sah er die Dinge in den ersten Monaten an, während er sein Haus baute und sich einrichtete; doch nach einiger Zeit fühlte er sich zu beengt. Er wollte wie die Andern weißes Getreide auf seinen Feldern säen, — türkisches Getreide; doch das Getreideland wurde nur spärlich abgetreten. Man säete das Getreide auf der unbebauten Erde oder in den Brachfeldern; man beackerte es ein bis zwei Jahre und ließ das Unkraut überwuchern, bevor man weiter säete. Die leichte Erde konnte Jeder haben; doch sie bringt nur Roggen hervor, während das Getreide starke Erde verlangt. Diese wollten Alle haben, doch es war nicht genug für Alle; und deßhalb kam es zum Streit. Wer solche Erde besaß, bearbeitete sie selbst, wenn es ihm gut ging, die Aermsten aber verkauften sie den Kaufleuten, um ihre Steuern bezahlen zu können.

Im ersten Jahr bebaute Pachomius sein Feld mit Weizen, der wunderbar gedieh; doch er hatte für den ganzen Weizen, den er ernten wollte, zu wenig Land und die Erde, die er besaß, war nicht dafür geschaffen; er wollte bessere haben. Er suchte deßhalb einen Kaufmann auf und pachtete sich für ein Jahr Land. Nun konnte er mehr säen, und die Saat war gut. Doch das Feld lag ziemlich weit vom Dorfe entfernt; und er mußte, um hinzukommen, einen Weg von 15 Werst zurücklegen.

Als aber Pachomius sah, daß andere Muschik auf reichen Pachthöfen saßen und viel Geld verdienten, dachte er:

„Ach, wenn ich Erde auf ewige Zeiten kaufen könnte, könnte ich mir auch solche Gehöfte anlegen und hätte dann Alles bei der Hand!"

Dann suchte er nach einem Mittel, sich Land auf ewige Zeiten zu kaufen

So lebte Pachomius fünf Jahre lang, miethete den Kaufleuten das Terrain ab und besäete es mit Getreide. Und da die Jahre gut waren und der Weizen ordentlich gedieh, verdiente er etwas Geld und hätte sich seines Lebens freuen können, hätte er nicht jedes Jahr das Terrain auf's Neue miethen müssen. Das war ihm immer eine neue Sorge; kaum ist ein gutes Feld zu vermiethen, so kommt ein Muschik herbei und bemächtigt sich seiner; und wenn Pachomius zu spät kommt, weiß er nicht mehr, wo er säen soll. Ein ander Mal miethet er im Verein mit einem Kaufmann bei den Muschiks ein Feld; er säet, er beackert es, und nun ziehen ihn die Muschiks vor Gericht, und all' sein Mühen ist umsonst gewesen. Warum hat er nicht eigenes Land? Dann wäre er von Niemandem abhängig, und seine Angelegenheiten ständen besser.

Er suchte nun Erde auf ewige Zeiten zu kaufen, und fand schließlich einen Muschik, der 500 Deßjatinen besaß und geneigt war, seine Ländereien billig zu verkaufen. Pachomius suchte ihn auf, und ward nach langem Feilschen mit ihm um den Preis von 1500 Rubeln einig, die Hälfte gegen bar, die Hälfte später zahlbar. Der Pakt sollte abgeschlossen werden, als ein durchziehender Kaufmann eines Tages bei Pachomius Rast hielt, um seine Pferde fressen zu lassen. Der Thee wurde aufgetragen; man begann zu plaudern, und der Kaufmann theilte seinem Wirthe mit, er käme aus dem Lande der Baschkiren.*) In diesem Lande hätte er für nur 1000 Rubel 5000 Deßjatinen Ländereien erworben.

„Ich brauchte mir dazu," fuhr er auf Pachomius' Fragen fort, „nur die Gunst der Alten zu gewinnen, denen ich Khalak,**) Teppiche und eine Kiste Thee geschenkt habe. Außerdem habe ich für Jeden den Branntwein bezahlt, den sie in der Schenke getrunken haben. So habe ich das Land für zwanzig Kopeken die Deßjatine bekommen . . ."

Mit diesen Worten zog er seinen Verkaufsvertrag aus der Tasche, zeigte ihn Pachomius und fügte hinzu:

„Das Land wird von einem kleinen Flusse durchzogen und ist mit Pfriemgras bewachsen . . ."

Pachomius fragte ihn noch weiter aus.

„Und das gute Land ist in so reichem Maße vorhanden," fuhr der Kaufmann weiter fort, „daß man mit einer Wanderung von einem Jahre

*) Ein asiatischer Volksstamm, der jenseits der Uralberge haust.
**) Ein schlafrockartiges Kleidungsstück.

Digitized by Google

es nicht zu umschreiten vermag. Das Alles gehört den Baschkiren, und sie sind so dumm, daß man es fast umsonst bekommt.

Pachomius aber dachte:

„Warum sollte ich mir für 1000 Rubel 500 Deßjatinen kaufen und mich noch weiter in Schulden stürzen, während ich mit diesen 1000 Rubeln eine wer weiß wie große Fläche erwerben kann?“ (Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

James McNeill Whistler.

Es war vor 15 Jahren, als ich zum ersten Mal vor Bildern des jüngst verstorbenen großen englisch amerikanischen Malers und Radirers stand.

Ich kann nicht sagen, daß sie auf mich damals wie eine Offenbarung gewirkt hätten. Im Gegentheil: groß geworden in der Schule eines Realismus, dem die Wahrheit an sich in Form und Farbe über Alles ging und der dabei doch oft genug in einem bösen, weil ganz unwahren Conventionalismus stecken blieb, schüttelte ich den Kopf zu diesen „Arrangements in Grau und Grün“, in „Silber und Blau“, zu diesen „Noten“ in Orange oder Opal, diesen „Harmonien“ in „Schwarz und Weiß“, in „Rosa und Silber“, in „Gold und Schwarz“ die — Bildnisse und Landschafts-Stimmungen und Beleuchtungseffecte waren ... Und doch — merkwürdig — von all' den zahllosen Eindrücken, die ich damals auf der dritten Internationalen Ausstellung zu München gewann, gehörten diese zu den stärksten, unvergeßlichsten. Und setzten sich doch zusammen aus so weichen, zarten, dämmerigen Tönen und waren gewonnen aus oft ganz kleinen Bildchen ...

Fünfzehn Jahre! Es ist eine gar lange Zeit, wenn man sie bewußt, suchend, ringend, lernend durchlebt hat. Und es ist eine gar kurze Spanne, wenn man bedenkt, wie in eben diesen nur $1^1/_2$ Jahrzehnten sich rasch und siegreich eine gewaltige Kunstbewegung Bahn gebrochen hat ...

Sie hat Tausende, die damals gleich mir kopfschüttelnd vor Whistler's Bildern standen und diese doch nicht vergessen konnten, bald schon gelehrt, den Großen zu begreifen in dem, was er wollte und was er konnte; ihn, in dessen Malerei wir Elementen der englischen Präraffaeliten und der Pariser Impressionisten, des Velasquez und der Japaner begegnen und der aus ihnen Allen was Neues, Eigenes von unendlichem Reiz zu schaffen wußte. Und heute erscheinen jenen Tausenden Bildnisse, wie z. B. die der alten Mutter des Künstlers und Carlyle's im Luxembourg-Museum, „Arrangements in Grau und Schwarz“, oder die auf zwei, drei Töne gestimmten Marinen, Abenddämmerungen in den Straßen großer Städte oder an stillen Flußläufen, Nachtbilder mit überraschenden Feuerwerkeffecten, phantastischen Leuchtfeuerreflexen, all' diese „Harmonien“, „Nocturnes“, „Symphonien“, „Variationen“, „Noten“ als köstliche Errungenschaften neuzeitlicher Kunst ...

Whistler hatte damals schon lange seine Gemeinde in Frankreich, in Schottland, auch in England, wo er bereits vor 10 Jahren seinen Proceß mit John Ruskin ausgefochten und durch eine seiner geistvollsten Schriften: „Whistler and Ruskin; Art and Art Critics“ sich viele Lacher und manches Verständniß gewonnen hatte. Aber daß auch größere Massen in ihm eines der feinsinnigsten Farbengenies der Neuzeit erkannten, das war erst dem Beginn der 90er Jahre vorbehalten ...

* * *

Fast 70 Jahre ist er alt geworden. In Amerika, als der Sohn eines Ingenieurs irischer Herkunft, wurde er 1834 in Lowell, Mass., geboren, dort und in Rußland verlebte er seine Kinderzeit. Militär sollte er werden, wie er ja auch einer Officiersfamilie entstammte, und im Alter von 17 Jahren trat er in die Militärschule zu West Point ein; aber wenige Jahre später geht er zur Kunst über und zum Ausgange des Krimkrieges finden wir ihn in Paris, zuerst als Schüler des classicistischen Gleyre, der ihn nichts lehren konnte, als die technischen Handgriffe, dann als begeistertes Glied jener Gruppe der Impressionisten, die Velasquez und den Japanismus auf ihren Schild erhoben, als Freund der Manet, Degas, Sisley, Pissarro. Aber bald ging er auch hier seine eigenen Wege. Sie führten ihn von den Ekstasen des Lichtes und der Farbe, von der reichbewegten Wirklichkeit des Lebens draußen in ein Reich dämmernden Traumlebens, musikalisch feiner Nüancenschwingungen und Harmonieverklingungen der Farben, in dem er die reizvollsten Empfindungen erlebte und wiederzugeben wußte. Lange vor Herkomer malte er Weiß in Weiß, und lange vor vielen Anderen hatte er das Geheimniß der decorativen Wirkung japanischer Malkunst ergründet ... Drei Daten: 1863 finden wir seine femme blanche im Pariser „Salon des refusés“; 1872 weist die Londoner „Royal Academy“ das Bildniß seiner Mutter zurück; 1891 gewinnt sich dieses selbe Bildniß in Paris die höchste Auszeichnung und wird es für das Luxembourg-Museum angekauft ...

Was zwischen diesen Jahrzehnten liegt, das ist die Erkenntniß der Wahrheit jenes Wortes Whistler's: „Ein Bild ist vollendet, wenn jede Spur der Mittel, mit denen es seinen Zweck erreichte, daraus verschwunden ist.“ Es ist freilich nur dasselbe, was Rembrandt einst ausdrückte, als er sagte: „Vollendet ist ein Bild, sobald der Maler den Zweck erreicht hat, die dargestellte Situation verständlich zu machen ...“ Wie lange hat es gedauert, bis man das wieder erkannte!

Und die Wahrheit nach eines anderen Wortes Whistler's hatte man inzwischen erkannt: „Das Gegentheil von Kunst ist die Art Malerei, die sich durch stofflichen Inhalt in den Dienst des Philisterthums stellt.“ Ihm selbst war der Stoff, die Materie nichts — der Geist, der Farbenklang Alles. Selbst im Bildniß. Er entkörperte sozusagen seine Modelle, und doch stehen und sitzen, bewegen sie sich, leben sie vor uns in weichen Umrissen, zartesten oder dämmernden Tönen, vom Hintergrund plastisch sich abhebend, Grau auf Schwarz und Schwarz auf Grau, Weiß auf Weiß, oder auf Grüngrau oder Graublau, mit nur hie und da einer aufglimmenden oder anklingenden mattrosa, hellrothen, goldgelben Note, die aber auf die Gesammttonleiter auf's Feinste abgestimmt ist, die vielgenannte Mutter, Carlyle, Lady Campbell, die auch auf jener Münchener Ausstellung zu sehen war, die kleine Miß Alexandra, die so zierlich gravitätisch daherschreitet, Sarasate mit den aus dem Dunkel aufleuchtenden, durchgeistigten Händen, all' die schlanken Damen und Misses „in Weiß“ ... Und der Fluß und der Baum, und das Straßengewühl und der Nachthimmel, und die Meeresfluth und der verglimmende Abendschein, der illuminirte Garten und die lichterflimmernde Kaufhalle, der durch die Dämmerung brausende Eisenbahnzug — Alles wird ihm nur zu Farbenmelodien, Accorden, Symphonien ...

Isodora Duncan tanzt Gluck, Chopin, Brahms — ich wundere mich, daß sich noch kein Componist gefunden hat, der die Malereien Whistler's in Lieder und Nocturnos, Romanzen und Préludes für Klavier oder Geige umgesetzt hat ...

Unersetzlich und unvergeßlich bleibt Whistler. Er lebt fort in der mächtig klärenden, gewaltig Wege weisenden Anregung, die von ihm ausgegangen ist. Als Maler und als Radirer, als Conférencier und als Kunstschriftsteller lebt er fort in seinen Werken und in den Werken der Künstler, die ihn begriffen haben, ohne ihn nachahmen zu wollen.

J. Norden.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Mit solchen frischen Mundes Pracht,
Mit solchen blanken Zähnen lacht,
Wer täglich, namentlich vor Nacht,
„Odol“ sich zum Gesetze macht!

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Staatskommissar.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter), Hamburg.
Seltene Gelegenheit!

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Kgl. Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker**, 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater**, Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Bad Reinerz

klimatischer waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen, geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen alkalisch-erdigen Eisen-Trink- und Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche-** und **Dampfbädern, Inhalationen, Kalkwasserkuren** und **Massage, Molken-, Milch-** und **Kefyr-Kuranstalt.** — Angezeigt bei **Krankheiten** der **Nerven,** der **Athmungs-, Verdauungs-, Harn-** und **Geschlechts-Organe,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer Leiden** und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Kurzeit von Anfang Mai. Gegen Schluß Ermäßigungen. Hochquellen-Wasserleitung. Eisenbahnstation. Auskunftsbücher unentgeltlich.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen
von
Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** ℳ. 8,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ. 4.
Salomon Süditalien. ℳ. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ. 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition Berlin W 57, Kaplerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 12. September 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Der Zarenstaat im Innern und nach Außen. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin). — Ein Zwangssparsystem. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Der chemische Unterricht und die chemische Industrie in Deutschland. Von Eduard Sokal. — **Literatur und Kunst.** Rudolf von Gottschall. Von Paul Heinze. — Thiergestaltenverbesserer. Von Th. Zell. — Rococo. Von Dr. Heinrich Pudor. — **Feuilleton.** Habgier. Von Leo Tolstoj. Deutsch von Wilhelm Thal. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Luftschlösser. Von C. v. Wartenberg. — Die Siegesbeute. Von Prinz Vogelfrei. — Die Verfassungs-Schule. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Ein Nachspiel zum „Appell". Von J. Norden. — Anzeigen.

Der Zarenstaat im Innern und nach Außen.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Lord Salisbury ist nicht als Sieger vom Schauplatz abgetreten. „Die mit Eisenfarbe angestrichene Holzlatte", wie ihn einmal Fürst Bismarck bitter genannt haben soll, war für einen englischen Staatsmann ungewöhnlich früh verbraucht, und die letzten Zeiten vor seinem 1902 erfolgten Rücktritt hatten fast nur Mißerfolge gebracht; in der asiatischen Politik sah er sich überall von Rußland zurückgedrängt, vom Gelben Meer bis zum Bosporus. Sein Hauptfehlzug war, daß er aus Furcht vor der Greuelagitation des großen Gegners Gladstone die Pforte zu sehr mit Reformforderungen drangsalirte; die geschichtliche Rolle Englands als Schutzmacht des osmanischen Reiches ist damit Deutschland zugefallen, und wenigstens auf diesem Punkte hat die Berliner Politik ihre Stellung zu behaupten vermocht. Vielleicht, weil die Türkei keine maßgebende öffentliche Meinung noch Presse kennt.

Die Beseitigung des westmächtlichen Einflusses auf den sogenannten kleinen Orient wird überhaupt zu den entscheidenden Charakterzügen der jetzigen auswärtigen Lage gezählt werden können. Das Dreikaiserverhältniß von 1872 existirt längst nicht mehr, aber diese Constellation macht sich wenigstens im Vorderorient von Tag zu Tag wieder bemerkbar; Rußland und Oesterreich-Ungarn halten einander auf der Balkanhalbinsel die Wage und suchen den officiellen Kriegsausbruch zu verhüten; Deutschland ist aber auf diesen ihren Einfluß nicht im Geringsten eifersüchtig. Auch im fernen Osten weicht das englische Ansehen immer mehr zurück. Japan hat auf die Rolle des Katers mit Bezug auf die Mandschurei-Kastanie verzichtet, und England selbst hütet seine Hände sorgfältig vor dem Anfassen dieses Gegenstandes; jene chinesische Provinz ist von Rußland zwar nicht annectiert, aber sie verbindet ihm doch die beiden unter eine besondere Statthalterschaft gestellten Gouvernements von Amur und Kwantung; in der Mandschurei ist die Bahnlinie besetzt und jede Station eine Festung. So wenig sonst die Russen den alten Römern ähneln, seit der Legionär zu den Waffen den Schanzpfahl in Feindesland trug, ist eine so vollendet organisirte militärische Colonisation nicht wieder gesehen worden. Die russische Politik versteht eben die Action mit sorgfältiger Ueberlegung vorzubereiten und dabei zu schweigen.

Dieses Schweigen ruht freilich auch über der inneren Lage des Riesenreiches, und unleugbar besitzt es dort etwas Unheimliches. Was über jene Verhältnisse und Zustände in die westeuropäische Presse dringt, ist unzuverlässig und tendenziös; man kennt die Urheber dieser Mittheilungen nach ihrer übrigens confessionell durchaus begreiflichen Verstimmung. Bei den Ausständen sollen die Officiere hier und da versagt und ihre Untergebenen sogar im Sinne des Fraternisirens mit der Volksmasse beeinflußt haben. Obschon russische Officiere vielfach anders sind als deutsche, wird doch hinter solche Angaben ein Fragezeichen zu setzen sein; immerhin darf man annehmen, daß die Truppen diesen inneren Dienst nicht gerne auf sich nehmen. Was wenig bekannt geworden ist: der Zar wählt neuerdings die Flügeladjutanten vom persönlichen Dienst aus seinen zahlreichen Vettern und Halbvettern, ein Zeichen wachsender persönlicher Beunruhigung. Auf jeden Fall hat die Organisation der revolutionären Partei in Rußland auf diese Arbeiterkämpfe eingewirkt, und ihre Führer und Führerinnen scheuen keine Gefahr; das akademische Proletariat jenes Volkes meint es im Gefängniß und in Sibirien auch nicht schlechter haben zu können als jetzt. Ganz besonders lehrreich ist ein neulicher Artikel des bekannten Fürsten Meschtscherskij über die sich in Rußland mehr und mehr verbreitende Ansicht von der Nothwendigkeit eines großen Krieges zur Beseitigung der inneren Unruhe; in diesem Sinne empfängt der Herausgeber des „Graschdanin" in wachsendem Maße Zuschriften aus den conservativen und aristokratischen Kreisen. Der geistreich paradoxe fürstliche Publicist erhebt gegen diese Ansicht den lebhaftesten Widerspruch, verweist aber zugleich auf ihre symptomatische Bedeutung. Zu den ständigen Lesern der Zeitschrift gehört Zar Nikolaus II.

Die russische Pontusflotte ist aus der Nähe von Constantinopel zurückgezogen worden; bezeichnender Weise hat gerade sie den macedonischen Aufstand noch geschürt. Zum ersten Mal schlagen die Wellen des dortigen Nationalitätenkampfes an die Thore des Yildizkiosk; im Vilajet Adrianopel wird gemetzelt wie nur in Monastir, Uesküb und anderen gesegneten Gegenden. Dabei hat Bulgarien augenscheinlich die Hand im Spiel, obschon oder weil sein Beherrscher ruhig in Ungarn wartet; er kann dann die dankbare Rolle des Unschuldigen übernehmen. Die ganze Verzwicktheit der Lage zeigt sich darin, daß einerseits der russische Panslavismus wieder stärker nach „Zarigrad" verlangt, nach der heiligen

Digitized by Google

Kaiserburg am Bosporus, andererseits aber das Sofioter Ministerium Petrow-Pettkow der unbedingten Russenfeindschaft im Styl des 1895 ermordeten Stambulow beschuldigt. Gleichviel was aus Macedonien wird, mit dem guten Willen Rußlands erhält das undankbare Bulgarien dort keinen Gebietszuwachs. Dafür soll man in Kopenhagen Hoffnungen auf eine eventuelle macedonische Statthalterschaft für den aus Kreta abgereisten Prinzen Georg von Griechenland hegen; er hat sich auf der Minosinsel gut bewährt und ist daneben bekanntlich vor 12 Jahren der Lebensretter des jetzigen Kaisers Nikolaus in dem japanischen Tempel gewesen; auch besitzt sein Vater König Georgios an dem Kaiser Franz Joseph einen ausgesprochenen persönlichen Gönner. Mit Mitteln, wie der Berufung von je vier schwedischen und belgischen Gensdarmerie-Officieren nach Macedonien sind die dortigen Zustände jedenfalls nicht zu heilen, selbst abgesehen davon, daß den Schweden bisher weder eine Wirksamkeit noch ein Gehalt angewiesen worden ist. Die Landsleute Karls XII. hätten eben das Land Achmed's III. besser kennen sollen.

Geschichtliche Reminiscenzen können sich auch bei der Rolle des serbischen Peter's I. melden, dessen Strelitzen den 57jährigen Mann behandeln, wie vor sieben Menschenaltern den moskowitischen jungen Peter die Seinen; indeß er verstand mit ihnen fertig zu werden. Die Mörder vom diesjährigen 11. Juni terrorisiren den neuen Herrscher, verlangen die Beförderung ausschließlich für sich und verbinden die sittliche Entrüstung über die Verkommenheit der letzten Obrenowitsche mit dem nationalen regsamen Geschäftssinn; vor bald hundert Jahren in den ersten Befreiungskämpfen gegen die Türken waren die Serben entschieden tapferer als 1885 bei Slivnitza, aber binnen wenigen Wochen waren die Führer sämmtlich reiche Leute geworden und zwar nicht nur auf Kosten der Türken. Serbien befindet sich jetzt unter moralischer Acht, und wenn der Zar mit dem bekannten Regierungscommuniqué über die Bestrafung der Belgrader Königsmörder bisher nur den Erfolg gehabt hat, diese höchstens noch dreister geworden zu sehen, dann beweist das für den schließlichen Ausgang nur sehr wenig. Die zarische Politik wartet auch das in Schweigen ab.

Wie lange aber wird sie dieses System fortsetzen können? Sichtbar sind St. Petersburg und Wien einiger darüber als jemals, den officiellen Frieden in Südosteuropa zu erhalten, gleichviel ob Macedonien darüber ganz oder nur halb ausgemordet wird. Auch die moralische Entrüstung Europas ist dort kein durchschlagender Factor, seit man die Herren Südslaven unter einander kennt; als im Frühjahr das griechisch-orthodoxe Serbenviertel von Agram durch die kroatisch-katholische Bevölkerungsmehrheit zum Schauplatz einer Metzelei gemacht wurde, sandten die bulgarischen Colonieen der österreichisch-ungarischen Provinzhauptstädte Glückwunschdepeschen. Aber wird mit dem Schicksal des Großvaters Alexander II. vor Augen Nikolaus II. der panslavistischen Strömung im eigenen Reich stärkeren Widerstand zu leisten vermögen, als dieser es 1876/77 zu Wege brachte? Das scheint die große Schicksalsfrage der nächsten Monate und vielleicht Jahre.

Ein Zwangssparsystem.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Der gegenwärtige Zeitabschnitt steht unter dem Zeichen der Volksbeglückung und der Volkswohlfahrt. Deßhalb kann es auch nicht Wunder nehmen, wenn geleitet von diesem Bestreben, Vorschläge zu gesetzgeberischen Aufgaben bekannt werden, welche zwar wohlgemeint sind, aber weit über das Ziel hinausschießen, was in das Auge gefaßt war. Zu den von einer guten Absicht geleiteten, in ihren Wirkungen aber fehlschlagenden Vorschlägen dieser Art gehört die Reform des Sparwesens, welche in der „Socialen Praxis" von Bielefeld entwickelt wird. Das hohe Ansehen, welches dieser Reichsbeamte in maßgebenden Kreisen genießt, rechtfertigt es nicht nur, gebietet es vielmehr sogar, seinen Vorschlägen etwas näher zu treten und sie auf ihre Zweckmäßigkeit hin zu prüfen, um auf diese Weise die Meinungen zu klären und der drohenden Gefahr ihrer Verwirklichung vorzubeugen.

Unter Anlehnung an die Alters- und Invalidenversicherung soll gleichzeitig mit Ausstellung der Quittungskarte jeder gegen Alter und Invalidität versicherungspflichtigen Person eine Sparkarte ausgestellt werden. Bei dem Einkleben der Beitragsmarken in die Quittungskarte sind zugleich Sparmarken in die Sparkarte, und zwar im Werthe von 20 Pf. einzukleben. Die Sparmarken werden ebenso wie die Beitragsmarken von der Landesversicherungsanstalt ausgegeben. Wenn die Quittungskarte zum Umtausche vorgelegt, wird auch die Sparkarte an die Landesversicherungsanstalt eingereicht. Sind im Laufe eines Kalenderjahres 40 Sparmarken über je 20 Pfg. oder überhaupt solche im Werthe von 8 Mk. eingeklebt, dann wird der Inhaber der Sparkarte an einer Lotterie betheiligt, welche Gewinne von 30 Mark bis 300 000 Mk. in Aussicht stellt, während von dieser Vergünstigung ausgeschlossen bleibt, wer in dem angegebenen Zeitraume weniger sparte, also auch für weniger als 40 Beitragswochen in einer lohnbringenden Beschäftigung stand. Nach Beendigung der Ziehung überweist die Landesversicherungsanstalt die eingezahlten Sparbeträge und die etwa darauf entfallenden Gewinne an die Sparkasse des Wohnortes des Karteninhabers zwecks zinstragender Anlegung für ihn.

Es ist nicht zu verkennen, daß dieser Plan kühn ausgedacht und wohl gemeint ist, also die Volkswohlfahrt fördern könnte, wenn er sich verwirklichen ließe. Doch paßt auf ihn Goethe's Ausspruch: „Die Botschaft hört' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Denn es stehen der Ausführbarkeit der angeregten Gedanken so viele und so erhebliche Bedenken entgegen, daß ihre Verwerthbarkeit so gut wie ausgeschlossen erscheint. Theorie und Praxis reichen hier sich nicht nur nicht die Hand, stehen sich vielmehr einander bekämpfend diametral entgegen. Abgesehen selbst davon, ob es mit der verfassungsgemäß gewährleisteten Willensfreiheit des Einzelnen vereinbar ist, ihn zum Sparen zu zwingen, sowie ob die Landesversicherungsanstalten als Träger der Alters- und Invalidenversicherung sich bereit finden lassen werden, die ihnen neu zugedachte Aufgabe zu übernehmen, auch Träger des Sparzwangssystems zu sein, abgesehen davon steht man vor einem Räthsel bei Lösung der Frage, wie die für die in Aussicht gestellten Gewinne erforderlichen Geldmittel beschafft werden sollen. Bei jeder sonstigen Ausspielung bildet der Einsatz die Grundlage für die Gewinne, indem er lediglich dem Zwecke dient, hierfür verwendet zu werden. Bielefeld will dagegen den Werth der eingeklebten Sparmarken mit 3 v. H. verzinsen. Es bleibt mithin nur die Annahme bestehen, daß er es für möglich hält, die für den Einkauf der Sparmarken eingehenden Geldbeträge so hoch nutztragend zu verwerthen, daß neben 3% Zinsen noch ein ausreichender Ueberschuß verbleibt, welcher für die Gewinne verwendet werden kann, oder daß die mit weniger als 40 Sparmarken (8 Mk). beklebten Sparkarten als für die Lotteriezwecke verfallen erklärt werden sollen. Hinsichtlich des ersteren Satzes hat er jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht, weil bei der heutigen Lage des Geldmarktes gar nicht daran zu denken ist, auf solider Grundlage derart hohe Erträge zu erzielen, unsichere oder gar wucherische Geschäfte den Landesversicherungsanstalten jedoch verschlossen bleiben. Dem Rechte und der Billigkeit würde es jedoch widerstreiten, die ihm abgezwungenen Sparpfennige demjenigen Arbeiter gewaltsam zu entziehen, welcher durch die Ungunst der Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkte

Digitized by Google

oder durch in seiner Person liegende Ursachen, etwa Krankheit, verhindert wurde, während eines Kalenderjahres 40 Wochen hindurch gegen Entgelt beschäftigt zu sein. Dazu tritt, was Bielefeld gleichfalls nicht gehörig gewürdigt hat, noch hinzu, daß die Versicherungspflicht gegen Invalidität bereits mit dem 16. Lebensjahre beginnt, also mit einer Zeit, wo dem gemeingewöhnlichen Ausbildungsgange nach der Karteninhaber noch in einem Lehrverhältnisse steht oder für Gesindedienste erst angeleitet werden muß, mithin unter beiden Voraussetzungen so wenig verdient, daß er an ein Sparen gar nicht denken kann. Verhinderung der Arbeitsleistung in Folge Krankheit oder Militärdienst befreit den Versicherungspflichtigen vom Einkleben der Beitragsmarken in die Quittungskarte bei gleichzeitiger Anrechnung der Verhinderungszeit zur 2. Lohnclasse auf die Wartezeit oder die Steigerungssätze der Invalidenrente. Ein Gleiches kann doch hinsichtlich der Sparmarken kaum als gerechtfertigt gelten. Weil „Beitragsmarken" und „Sparmarken" sich decken müssen, um einen Anspruch auf sowohl Ueberweisung an die Sparkasse als auch Betheiligung an dem Gewinne zu verschaffen, würde es sich als eine Härte, ja sogar als ein grobes Unrecht kennzeichnen, wenn der Verfall der Sparmarken und der Gewinnaussicht als Folge solcher Verhinderungsgründe eintreten sollte. Es steht auf einem ganz anderen Brette, die Staatsbürger zu zwingen, Versicherung gegen Noth und Entbehrung für eine Zeit zu nehmen, in welcher Verbrauch der Arbeitskraft sie an deren Verwerthung zwecks Beschaffen der Mittel hindert, deren sie zu ihrem Lebensunterhalte bedürfen oder sie zur Ansammlung eines Capitals durch Sparen zu veranlassen. Dort hat das Gemeinwesen ein erhebliches Interesse wegen Erhöhung oder Verminderung der Lasten aus der öffentlichen Armenpflege. Deßhalb läßt sich auch dagegen gar nichts einwenden, daß dem Arbeitgeber die antheilige Beitragspflicht sowie die Verbindlichkeit auferlegt wird, die Beitragsentrichtung unter eigener Verantwortlichkeit für ihren Arbeiter zu besorgen. Jeder Rechts- oder Billigkeitsgrund fehlt aber dafür, das Gleiche hinsichtlich Beschaffens und Einklebens der Sparmarken zu übernehmen. Und schon an diesem praktischen Bedenken scheitert die Verwirklichung der Idee. Wird nicht lediglich die Wohlfahrt aller werkthätigen Staatsbürger gefördert, vielmehr die Möglichkeit der Schädigung eines Theiles glaubhaft, dann darf eine Einrichtung nicht in das Leben gerufen werden. Unbillig ist es aber jedenfalls, den kleinen Handwerker oder Landwirth, dessen wirthschaftliche Lage sich oft gar nicht über diese eines Arbeiters erhebt, mit einer neuen Zahlungsverbindlichkeit im Interesse der Arbeiter zu belassen.

Der chemische Unterricht und die chemische Industrie in Deutschland.

Von Eduard Sokal.

In dem industriellen Betriebe haben lange Zeit Theorie und Praxis als feindliche Gegensätze einander gegenüber gestanden. Der Theoretiker mußte es sich gefallen lassen, daß Fachleute seine Vorschläge und Einwände mit überlegenem Achselzucken aufnahmen. Die Technik hielt es nicht für nöthig, die wissenschaftlichen Grundlagen ihrer eigenen Wirksamkeit in sich aufzunehmen. Die Wissenschaft vergalt es ihr mit gleichem und entfaltete das stolze Banner der „reinen Forschung", die ängstlich jede Berührung mit dem praktischen Leben vermied. Es bedurfte ungewöhnlicher Anlässe, um zunächst in Frankreich die Fesseln dieser Ueberlieferung zu sprengen. François Arago erzählt in seinen „Biographischen Aufzeichnungen", wie zum ersten Male bei einer furchtbaren Kriegsgefahr die Wissenschaft aufgefordert worden sei, der Technik neue Bahnen zu weisen, da die hergebrachten Geleise nicht gangbar waren: „Der Convent hatte den Beschluß gefaßt, 900000 Soldaten auszuheben; die Zahl war gewiß nicht zu hoch gegriffen, wenn man dem dräuenden Ungewitter Einhalt gebieten wollte, das von allen Seiten über Frankreich hereinzubrechen drohte. Aber bald erfaßte Angst und Entmuthigung auch die Beherztesten. Die Arsenale sind leer, man kann in ihnen kaum den zehnten Theil des Bedarfs an Waffen und Munition vorfinden. Aller Voraussicht nach wird es unmöglich sein, dem Mangel rechtzeitig abzuhelfen! Das Pulver? Aber bedarf es nicht zu seiner Herstellung des Salpeters, den wir aus Indien erhalten und dessen Bezug uns jetzt unmöglich ist. Die Kanonen? In die Legierung, aus der sie gebildet sind, tritt Kupfer zu 90 Procent als Bestandtheil ein; die Bergwerke Frankreichs liefern fast gar kein Kupfer, und Schweden, Rußland und England sind uns nicht mehr zugänglich. Der Stahl? Man bezog ihn bis jetzt aus dem Auslande, die Methoden der Bearbeitung des Stahls waren in Frankreich unbekannt. Mit bangem Zweifel wurden der einberufenen Commission von Gelehrten und Technikern diese Fragen vorgelegt und gerade die technischen Fachleute der Commission traten am ungläubigsten in die Berathungen ein. Wie soll man den Salpeter beschaffen? fragten sie. Aus unserem eigenen Boden — war die Antwort. Die Stallgründe, die Keller, die Kloaken enthalten viel mehr davon, als man gemeiniglich annimmt, und wir werden Euch die Mittel lehren, ihn daraus zu gewinnen. Die Kirchenglocken bestehen aus einer Legierung von Kupfer und Zinn, wir werden ein Verfahren ausarbeiten, um die beiden Metalle von einander zu scheiden und das Kupfer für die Kanonen zu verwerthen."

Den neuen Bedürfnissen folgten neue Entdeckungen auf dem Fuße. Die Kunst der Stahlbearbeitung war in Frankreich unbekannt. Man erfindet neue Verfahren, welche die früheren weit hinter sich lassen. Greise, Frauen, Kinder bearbeiten nach den Weisungen der Commission den Boden, und ihre Arbeit hat Erfolge, von denen man sich früher nicht träumen ließ. Unter dem Drucke der dringenden Nothwendigkeit wurden in Frankreich durch die befruchtende Kraft des wissenschaftlichen Gedankens zahlreiche neue Industrien in's Leben gerufen, von denen die Meisten bestehen blieben, nachdem die sie veranlassende Ursache längst aufgehört hatte zu wirken. Diese innige Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Technik hat inzwischen in den meisten Ländern, mit Ausnahme von Deutschland, kühleren Beziehungen Platz gemacht. Wohl fehlte es auch in Frankreich und England nicht an Geistern, welche die Kluft zwischen Praxis und Theorie zu überbrücken wußten, und der Gedankenschatz eines Pasteur oder Faraday bietet nach beiden Richtungen hin reichliche Ausbeute. Aber sie blieben vereinzelte Ausnahmen. In Deutschland allein vollzog sich eine innige Durchdringung der beiden gewaltigen Arbeitsgebiete und die führende Stellung der deutschen chemischen Industrie ist zweifellos in erster Linie diesem Umstande zuzuschreiben.

„Vor einigen Jahren," erzählte Professor Ostwald auf der Jahresversammlung der Elektrochemiker Deutschlands, „las ich einmal zufällig die Angabe, daß so und so viel tausende Centner Benzol, der größte Theil der gesammten Production des Landes, jährlich von England nach Deutschland ausgeführt werden. An und für sich ist das eine Zahl unter vielen, aber wenn man die Zahlen zum Reden bringt, so können sie sehr viel sagen. Benzol wird als solches nicht gebraucht; es dient zur Ueberführung in andere Stoffe, Farben, Riechstoffe, Medicamente u. s. w. Es ist also ein Halbfabrikat, und wir sehen hier das merkwürdige Schauspiel, daß das älteste Industrieland der Welt genöthigt ist, bei der Umwandlung des Steinkohlentheers in die genannten Producte auf halbem Wege stehen zu bleiben und den wesentlichsten und gewinnbringendsten Theil der Fabrikation einem

Digitized by Google

anderen Lande zu überlassen. Dazu kommt, daß England das erste Land war, das die Herstellung von Benzolfarbstoffen fabrikmäßig betrieben hat. Aus welchen Ursachen ist nun diese Verschiebung eingetreten? Die Antwort fand ich, als ich Gelegenheit hatte, England zu besuchen, und die Verhältnisse des Landes näher kennen zu lernen. Es war in einer bedeutenden Industriestadt, wo ich einen Fachgenossen, der an einem dortigen College Chemie lehrt, besuchte. Er zeigte mir mit Stolz sein in der That sehr schön eingerichtetes Laboratorium, und nachdem alles zur Genüge bewundert war, folgte die unvermeidliche Frage: „Wie viel Praktikanten haben Sie?“ Die Zahl war für die Gesammtfrequenz des College auffallend klein. ‚Ja,‘ sagte der Professor, ‚mein College auf der anderen Seite hat die fünffache Anzahl.‘ Es ergab sich, daß dieser andere Professor nicht Chemie, sondern Färberei und Kattundruck in seinem Unterrichtslaboratorium lehrte und daher diese Vorlesungen so besucht waren.“

Dieser einfache Sachverhalt ist von großer Bedeutung. Der junge künftige Techniker in England denkt eben zu „praktisch“, um Chemie in abstracter Gestalt zu studiren, wenn er später in eine Färberei zu gehen gedenkt. — Er studirt lieber das Färben selbst. In Deutschland ist es anders; da studirt jeder künftige technische Chemiker vor Allem Chemie; ihre Anwendungen kommen später. Die nothwendige Folge ist, daß der englische Techniker von Neuem anfangen muß, wenn irgend eine wesentliche Aenderung in seinem Gebiete stattfindet, der Deutsche besinnt sich auf die allgemeinen Grundlagen, die er sich zu eigen gemacht hat, und findet sich bald zurecht. Das Fabriklaboratorium einer auf der Höhe der Zeit stehenden chemischen Fabrik in Deutschland unterscheidet sich von dem Laboratorium einer Hochschule heutzutage nur darin, daß es besser ausgestattet ist, und die darin ausgeführten Arbeiten sind eine unmittelbare Fortsetzung der auf der Hochschule betriebenen wissenschaftlichen Untersuchungen. Das ist das Geheimniß des Erfolges der deutschen chemischen Industrie; sie hat begriffen, daß die Wissenschaft die beste Praxis ist. In der That ist der Bildungsgang der gleiche für den künftigen Techniker wie für den künftigen Professor. Erst nach Abschluß seiner Studien braucht er sich für den einen oder den anderen Beruf zu entscheiden. Die deutsche chemische Industrie verfügt über einen größeren Vorrath von wissenschaftlich geschulter Intelligenz, und daher rührt ihre Ueberlegenheit.

Als die Deutsche Chemische Gesellschaft zur Feier des inzwischen verstorbenen August Kekulé das 25jährige Jubiläum der von ihm begründeten Benzoltheorie beging, schätzte Wichelhaus für dasselbe Jahr (1890) den Werth der Jahreserzeugung an Anilinfarbstoffen in Deutschland bereits auf 65 Millionen Mark. Gegenwärtig deckt Deutschland durch die Production seiner 30 Farbstofffabriken $^4/_5$ des gesammten Weltbedarfs, während in Frankreich nicht mehr als $^1/_{14}$ erzeugt wird und die Ausfuhr Englands in demselben Zeitraume beträchtlich abgenommen hat. Dem gewaltigen Aufschwunge der Farbenchemie der durch diese Thatsachen gekennzeichnet wird, läuft eine bedeutende wissenschaftliche Bewegung parallel. In Folge des Einblickes, den die Forschungen Kekulé's in die chemische Natur der Producte des Steinkohlentheers gewährt haben, sind diese früher werthlosen Abfälle zu einer Quelle großer Reichthümer geworden. Ein wissenschaftlicher Wandergeselle, ist Kekulé in jungen Jahren zu den berühmtesten Meistern des Auslandes in die Lehre gegangen, er schlug der Reihe nach in Rom, Paris, London seinen Wohnsitz auf; er machte sich alle Schulen zu eigen und gehörte schließlich gar keiner Schule mehr an. Während seines Aufenthaltes in London fuhr Kekulé einmal in später Nachtstunde auf der Imperiale eines Omnibus durch die einsamen, fahl beleuchteten Straßen der Weltstadt. Vor seinem geistigen Auge gaukelten die Phantasiebilder der Atome hin und her; er sah, wie zwei solcher Gebilde sich aneinander reihten, wie sie von zwei größeren umschlungen wurden und wie das Ganze von anderen ähnlichen Systemen in Bewegung gesetzt wurde. Zu Hause angelangt, verbrachte er einen großen Theil der Nacht damit, diese Visionen zu Papier zu bringen. Auf diese Weise entstand die Structurtheorie und in weiterer Folge die Benzoltheorie.

Wenn aber auch unter dem Eindruck der epochemachenden Forschungen Kekulé's die Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Praxis auf dem Gebiete der Farbenindustrie vielleicht am lebhaftesten war, so ist sie doch in anderen Zweigen der chemischen Technik: der Elektrochemie, der Photographie, der Zuckerindustrie, der medicinischen Heilmittellehre ebenfalls nicht zu verkennen. In den chemischen Laboratorien der deutschen Fabriken sind nicht nur Beamte, sondern auch Gelehrte und Erfinder beschäftigt. Der geistige Arbeiter wird durch das freie Spiel seiner mehr oder minder schöpferischen Thätigkeit von der erdrückenden Einförmigkeit einer Arbeitsschablone freigehalten. Auch der Wissenschaft kann die Berührung mit dem Boden der praktischen Wirklichkeit nur zum Nutzen gereichen. In seinem eigentlichen Wesen ist und bleibt ja doch der menschliche Verstand auf das Praktische gerichtet, und nur mühsam und unvollkommen vermag er sich zeitweilig dieser Bestimmung zu entreißen.

Literatur und Kunst.

Rudolf von Gottschall.

Von Paul Heinze.

Am 30. September dieses Jahres vollendet ein deutscher Schriftsteller sein 80. Lebensjahr, der, seit länger als einem halben Jahrhundert nicht nur als unermüdlich schaffender Poet, sondern auch als Kritiker und Aesthetiker von hervorragender Begabung sich in der deutschen Literatur längst eines allseitig geachteten und in weitesten Kreisen rühmlich bekannten Namens erfreut. Eine ebenso stürmisch bewegte wie an Fleiß und Arbeit reiche Vergangenheit ist es, auf welche Rudolf von Gottschall am Abend seines Lebens zurückblickt. Wie tiefgehenden Einfluß die wechselnden Zeitereignisse bei seinem empfänglichen und leicht entzündbaren Geiste auch auf sein Leben und Wirken gewannen, wie sehr aber andererseits auch seine Weltanschauung sich allmälig zu ruhiger Objectivität des Urtheils abgeklärt hat, so wurzelt er doch noch heute mit all seinem Denken und Empfinden in der Welt seiner Jugendideale. Eine keck zugreifende, that- und kampffrohe Natur, hat Gottschall sich jederzeit als rüstig vorwärts strebender Schwimmer im Strome des zeitgenössischen Lebens erwiesen, und außer in den Romanen des ihm geistesverwandten Friedrich Spielhagen kommen wohl in den Werken kaum eines anderen deutschen Dichters die Anschauungen einer mehr als fünfzigjährigen Culturperiode mit all ihren politischen und socialen Wandlungen so entschieden und prägnant zum Ausdruck wie in den seinigen. Ja, selbst in denjenigen seiner Werke, welche stofflich in die Vergangenheit zurückreichen, finden sich häufig genug Beziehungen zu Fragen, die im Culturleben der Gegenwart, wenn auch in veränderter Form, wieder auftauchen.

Gottschall's äußerer Lebensgang mag nicht ohne Einfluß auf seine Entwickelung geblieben sein. Als Sohn eines preußischen Artillerie-Offiziers zu Breslau geboren, verlebte er dort nur seine frühesten Kindheitsjahre, da sein Vater als-

Digitized by Google

bald nach Neiße, später nach Mainz und Koblenz versetzt wurde und sich nach seiner Verabschiedung nach einer in Rastenburg in Ostpreußen erworbenen ländlichen Besitzung zurückzog. So bekam Gottschall schon in jungen Jahren ein gutes Stück Welt zu sehen und fand reiche Gelegenheit, neue Eindrücke in sich aufzunehmen und interessante Bekanntschaften anzuknüpfen. In Rastenburg, wo er die letzten zwei Jahre seiner Gymnasialzeit absolvirte, bevor er sich 1841 zum Studium der Rechte nach Königsberg wandte, erblickte auch das erste seiner Dramen, das der preußischen Geschichte entlehnte Trauerspiel „Heinrich Monte“ in Druckerschwärze das Licht der Welt, nachdem er bereits von der untersten Koblenzer Gymnasialclasse ab gewissenhaft alljährlich eine Tragödie vom Stapel gelassen hatte. Als Jünger der Königsberger alma mater gerieth der feuerköpfige junge Poet bald mitten hinein in die gährende politische Bewegung, die eben damals in Ostpreußen hohe Wellen schlug. Das publicistische Wirken Ludwig Walesrode's und Johann Jacoby's trugen ebenso wie das von der Königsberger Bevölkerung jubelnd begrüßte Erscheinen Herwegh's nicht wenig dazu bei, in dem jugendlichen Stürmer und Dränger die Gluth der Begeisterung zu heller Flamme anzufachen, und so dichtete er seine zwar oft von rethorischem Pathos und überladenem Bilderschmuck strotzenden, aber doch auch schwungvollen und zündenden „Lieder der Gegenwart“, deren von der Censurbehörde beanstandete Stücke er bald nachher unter dem Titel „Censurflüchtlinge“ in der Schweiz erscheinen ließ. Doch das Damoklesschwert schwebte bereits über seinem Haupte: seine Betheiligung an einer Katzenmusik, von der Studentenschaft einem mißliebigen Professor dargebracht, trug ihm das consilium abeundi ein. Ein ähnliches Geschick ereilte ihn in Breslau, wohin er sich zur Fortsetzung seiner Studien begeben hatte. Wegen Theilnahme an einer verbotenen Versammlung, in der er als Redner aufgetreten war, erfolgte seine polizeiliche Ausweisung aus seiner Vaterstadt, bis es ihm endlich gelang, in Berlin, wo er gleichzeitig bei den Neufchateller Gardeschützen sein Jahr abdiente, seine Studien zu Ende zu führen. Nach seiner 1846 in Königsberg erfolgten Promotion gedachte er sich nunmehr der akademischen Laufbahn zu widmen, doch machte ihm hierin der damalige preußische Cultusminister Eichhorn einen Strich durch die Rechnung, indem er von dem ihm als politisch verdächtig denuncirten jungen Doctor binnen Jahresfrist Beweise einer veränderten Gesinnung forderte, ein Ansinnen, dem Gottschall natürlich weder folgen konnte noch wollte. So nahm er kurz entschlossen die ihm angebotene Stellung als Dramaturg des Woltersdorff'schen Theaters in Königsberg und später nebenher auch die eines Theaterkritikers an der Hartung'schen Zeitung an, und er hat seitdem das Band, das ihn mit der Welt der Bühne verknüpfte, nie wieder völlig gelöst. Jene Zeit war für ihn und sein ferneres dramatisches Schaffen von wesentlicher Bedeutung, und seine kritisch ästhetischen Werke legen nicht minder Zeugniß davon ab, wie eingehend er das Wesen der dramatischen Kunst und der Bühnentechnik studirt hat. In Königsberg gelangten dann auch Gottschall's Dramen „Die Blinde von Alcara“ und „Lord Byron in Italien“ erstmalig zur Darstellung; weitere Jugenddramen wie „Die Marseillaise“ und „Hieronymus Snitger, der Volkstribun von Hamburg“, gingen bald darauf im Hamburger Stadttheater, dem damals auch Davison angehörte, mit gutem Erfolg in Scene. — Inzwischen war das Jahr 1848 angebrochen und die Märztage fanden den jungen Dichter als Commandeur der Bürgerwehr eines ganzen Stadtviertels der Pregelstadt, der inmitten des Jubels der Bevölkerung über die vom Throne verheißenen Zugeständnisse mit Stolz seine schwarz-roth-goldene Schärpe trug.

Wiederholte Reisen führten nun Gottschall bald nach Hamburg und Berlin, bald nach seiner schlesischen Heimath, wo er sich 1852 mit Marie Freiin von Scherr-Thoß vermählte. Nach kürzerem Aufenthalte in Hamburg nahm er, unausgesetzt literarisch und wissenschaftlich thätig, seinen Wohnsitz in Breslau, redigirte vorübergehend das Feuilleton der Breslauer Morgenzeitung und übernahm, ebenfalls nur für kürzere Zeit, die Redaction der Ostpreußischen Zeitung in Posen, bis er sich 1864 nach verschiedenen größeren Reisen in's Ausland zu dauerndem Aufenthalte in Leipzig niederließ. Hier leitete er über 22 Jahre mit großem Geschick und hervorragender Sachkenntniß die beiden Brockhaus'schen Zeitschriften „Unsere Zeit“ und „Blätter für literarische Unterhaltung“, die unter seiner Redaction zu großem Ansehen gediehen. Gleichzeitig schrieb und schreibt er noch gegenwärtig die Theaterkritiken für das Leipziger Tageblatt, nebenher noch in unerschöpflicher Schaffensfreudigkeit mit allerlei anderen wissenschaftlichen, literarischen und poetischen Arbeiten beschäftigt.

In ausführlicher und erschöpfender Weise berichtet Gottschall selbst über die bis zu seiner Vermählung reichenden Jugenderinnerungen in dem Memoirenwerke „Aus meiner Jugend“ (1898), in dem er von der hohen Warte des welt- und lebenserfahrenen Alters nicht selten mit behaglicher, trocken-humoristischer Selbstironie auf die Zeit gährenden Ueberschäumens und die Tage seines jungen Ruhmes zurückblickt. In fesselndem Tone erzählt er hier auch von seinen intimen Jugendfreundschaften mit Wilh. Jordan, Feodor Wehl und seinem schlesischen Landsmanne Max Waldau, von seinen persönlichen Beziehungen zu dem nachmaligen Reichsgerichts-Präsidenten Simson, zu Julian Schmidt, Hoffmann v. Fallersleben, Gustav Freytag, Ferdinand Lasalle, Max Stirner, Bettina v. Arnim, Varnhagen von Ense und anderen hervorragenden Zeitgenossen, ferner von seinen Begegnungen mit der Mehrzahl der jungdeutschen Dichter, so mit Gutzkow, Kühne, Marggraff, Mundt und Laube, sowie endlich von seinem Besuche bei Heine in Paris. Auferwachsen in den Tendenzen der Jungdeutschen, mit deren Schriften er sich schon in frühester Jugend vertraut gemacht hatte, vertritt Gottschall in seinen eigenen poetischen Jugendschöpfungen denn auch vollständig die Anschauungen jener Schule, zumal er in Königsberg unter seinem Lehrer, dem bekannten Philosophen und Aesthetiker Carl Rosenkranz, seinem eigenen Bekenntniß zufolge zum „geharnischten Hegelianer“ geworden war. Im Grunde seines Herzens hat er die jungdeutschen Tendenzen denn auch niemals ganz verleugnet, wenn er auch später mehr und mehr von seinem einstigen Ungestüm zu einer gemäßigteren Betrachtungsweise der Dinge gelangte und, begabt mit feinem künstlerischen Instinct, von jeher ein Anhänger des von den Classikern überlieferten Styles war und blieb, ohne daß er deßhalb in platten akademischen Formalismus verfallen wäre. Bei seinem feinen Empfinden für Wesen und innere Form eines geläuterten Kunststyles ist es daher wohl begreiflich, daß er gewissen extremen Elementen der naturalistischen Schule nur geringe Sympathien entgegenzubringen vermag. Ihm selbst ist es zwar ungeachtet seiner eminenten Vielseitigkeit auf allen Gebieten poetischen Schaffens nicht beschieden gewesen, die vollsten und reichsten Kränze dichterischen Lorbeers zu erringen, — ja, vielleicht sogar hat diese Vielseitigkeit bis zu einem gewissen Grade zersplitternd und somit lähmend auf eine einheitliche und großzügige Entwickelung seines angeborenen Talentes eingewirkt. Immerhin aber darf Gottschall mit Recht einen hervorragenden Platz unter den deutschen Dichtern des 19. Jahrhunderts für sich beanspruchen. Er verfügt über eine eben so lebendig gestaltende Einbildungskraft und realistische Farbengebung, wie über die Gabe leidenschaftlich bewegter Darstellung und einen äußerst empfänglichen Sinn für die weltwaltenden Mächte der Geschichte, ein Vorzug, der namentlich seinen historischen Dramen ungemein zu statten kommt. Versonnene Beschaulichkeit und intuitive Stimmungsträumerei gelangen bei ihm nur sehr selten, nur in vereinzelten lyrischen Gedichten zum Ausdruck. Im innersten Grunde seines Wesens ist Gottschall wie gesagt

Digitized by Google

eine durch und durch activ angelegte Natur, ein Mann rascher Entscheidung und frisch-fröhlicher That, der, wie Moritz Brasch zutreffend bemerkt, „auf der Claviatur seiner Seele für alle Ereignisse des historischen und öffentlichen Lebens, für alle Strömungen der Zeit Empfänglichkeit, Ton und Ausdruck hat".

In seinen lyrischen und erzählenden Dichtungen zeigt Gottschall neben einer den schlesischen Dichtern von Alters her eigenen Neigung zu prunkender Bilderfülle vielfach auch einen stark rhethorisch-pathetischen Zug, der oft seltsam genug mit dem Ausdruck unmittelbar leidenschaftlichen Empfindens kontrastirt. Wenn aber auch diese Gegensätze in den frühesten seiner hierher gehörigen Schöpfungen noch besonders grell und unvermittelt hervortreten, wenn wie in den „Liedern der Gegenwart" (1842) so auch in dem politischen Liedercyclus „Wiener Immortellen" (1848), vor allem aber in den die Emancipation des Weibes in jungdeutsch tendenziöser Weise verherrlichenden Liebesdithyramben „Madonna und Magdalena" (1845) und „Die Göttin" (1852) noch viel unausgegohrener Most schäumt und bei aller Fülle reichen Leidenschaftsgehaltes doch auch viel Anstößiges und unser Gefühl Verletzendes mit unterläuft, so tritt in Gottschall's späteren lyrischen und epischen Veröffentlichungen eine weit maßvollere Darstellungsweise in ihr Recht, die sich auch äußerlich durch größere Ebenmäßigkeit und feineren Schliff des poetischen Styles auszeichnet. Schon die „Gedichte" (1849) zeigen in dieser Beziehung einen bemerkenswerthen Fortschritt, noch ausgereifter erscheinen die „Neuen Gedichte" (1858), die ein ehrliches Streben nach geistiger Vertiefung und schöner Kunstvollendung erkennen lassen, wie Gottschall überhaupt zu den Dichtern gehört, deren Hervorbringungen ein stetes Arbeiten an sich selbst und darum ein stetes Fortschreiten bekunden. Zu erhabenem Schwunge erhebt sich seine Sprache besonders in den mit lebensvollster Anschaulichkeit vorgetragenen erzählenden Gedichten. So bietet das Epos „Carlo Zeno" (1854) eine beredte Verherrlichung des vaterländischen Gemeinsinnes in der alten Republik Venedig, und wenn dieser Dichtung auch ein einheitlicher Aufbau mangelt, giebt sie doch ein bewegtes Bild des blühenden Lebens, der Kämpfe und Parteiungen des mittelalterlichen Freistaates, aus denen die Gestalt des Carlo Zeno in stolzer Größe und edler Ueberlegenheit emporragt. Nach Indien während des Sepoysaufstandes führt „Maja" (1864), eine farbenprächtige Dichtung, wie die vorgenannte reich an tiefen Gedanken. Von bedeutender Anlage ist ferner die epische Dichtung „Merlin's Wanderungen" (1887); diese ist mit Hamerling's „Ahasver in Rom" insofern verwandt, als eine mythische Erscheinung in Beziehung zum menschlichen Culturleben tritt. Wie in jener Dichtung der ewige Jude als Geist des Unfriedens aufgefaßt erscheint, ist hier der alte Zauberer als Dämon der Vernichtung in den grausamen Kriegen und Umwälzungen der letzten Jahrzehnte thätig; er findet indeß die Saat noch nicht völlig gereift und verheißt sein Wiederkommen nach Jahrtausenden. Dem tiefen Gehalte des Gedichtes entspricht eine trefflich durchgearbeitete Form.

Als Romanschriftsteller hat Gottschall sich erst in reiferen Jahren bethätigt, und er strebt hier gleich Spielhagen vornehmlich poetische Lösung von Zeitfragen auf der breiten Grundlage der epischen Prosadichtung an; als Ganzes betrachtet sind seine Romane von größerem Ebenmaß, während bei Ausgestaltung der Charaktere Spielhagen mehr nach der Natur schafft. Die Wechselrede ist in Gottschall's Romanen anmuthig und von geistvoller dialektischer Feinheit, aber aus den meisten Auslassungen erkennt man das Bild eines erfahrenen, weltsicheren und beobachtenden Mannes, der über einen vornehmen Humor verfügt und kein anderer als der Verfasser selbst ist. Weniger ist es dem Dichter gegeben, seine Gestalten durch ihre Ausdrucksweise in ihrer Eigenart zu kennzeichnen; sie bewähren ihre individuelle Besonderheit mehr durch Handeln als Reden und stehen hierdurch in direktem Gegensatze zu den Romanfiguren Fontane's. Der erste dieser Romane „Im Banne des schwarzen Adlers" (1877) geleitet Friedrich den Großen durch die letzten Jahre seines Kronprinzenthums zu seinen Erfolgen im ersten schlesischen Kriege und zeugt von des Verfassers gewissenhaften Quellenstudien. Gottschall sieht das Preußenthum als Retter vor dem geistig niederdrückenden Joche des Jesuitismus an und hat mit geschickter Hand eine anmuthige Liebesgeschichte in den Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse verwoben. In seinem nächsten Roman „Welke Blätter" (1878) verlegt Gottschall den Schauplatz der Geschehnisse nach seiner zweiten Heimath Ostpreußen und zwar in die Zeit der liberalen Bewegung zu Beginn der 40er Jahre, die er selbst mitthätig dort durchlebt hat. Die Tendenz des Romanes gipfelt in den Schlußworten, daß Niemand seiner Vergangenheit zu entrinnen vermöge: „ungeahnt richtet sie sich auf wie ein Gespenst und greift vernichtend in unser Leben ein". Einen Krebsschaden des gesellschaftlichen Lebens, die maßlose Gewinngier, welche weite Kreise des Volkes beherrscht, die sinnlose Jagd nach Geld und Genuß behandelt der Dichter in dem Romane „Das goldene Kalb" (1886). Die Erzählung wirkt durch spannende Auftritte, grelle Beleuchtung und bunten Scenenwechsel äußerst fesselnd, und dieser Eindruck wird noch durch das gespenstige Hineinragen somnambuler Erscheinungen verstärkt. In die Schreckenszeit der französischen Revolution führt uns Gottschall mit dem Romane „Das Fräulein von St. Amaranthe" (1881). In den Mittelpunkt der Handlung stellt er St. Just, den Johannes des Blutmessias Robespierre, den Geliebten der schönen, doch royalistisch gesinnten Heldin. St. Just's Gestalt ist mit geschichtlicher Treue aufgefaßt, doch ist es dem Dichter nicht gelungen, die in diesem Manne vereinigten Widersprüche verständlich erscheinen zu lassen. Dagegen führt er uns die gewaltsame Umbildung der alten Gesellschaft durch die nach Neugestaltung ringende Zeit in lebensvollen Gebilden vor Augen. Daß Gottschall es liebt, stürmisch bewegte Perioden des geschichtlichen und culturellen Lebens darzustellen, beweist auch sein Roman „Die Erbschaft des Blutes" (1882), der in der Hauptsache zur Zeit des Pariser Communeaufstandes spielt und in dem der Verfasser nachzuweisen sucht, daß der Einzelne Kraft seines Willens sich von der Erbschaft des Blutes zu emancipiren und am Erbe des Geistes, dem allgemeinem Erbe der Menschheit, wohl aufzurichten vermöge. Ebenfalls auf historischem Boden, und zwar zur Zeit der französischen Invasion in Schlesien, spielt der an abenteuerlichen Verkettungen reiche Roman „Die Tochter Rübezahls" (1889), sowie der Roman „Die Papierprinzessin" (1884), der uns die Immoralität der französischen Gesellschaft zu Beginn des 18. Jahrhunderts in lebensvollen Bildern vor Augen führt. Ueber Gottschall's übrige Romane „Verschollene Größen (1886), „Verkümmerte Existenzen (1892), „Dämmerungen" (1893), „Moderne Streber" (1896) und „Auf freien Bahnen" (1901) dürfen wir uns kurz fassen: sie gehen nicht über die Grenzen des in den vorerwähnten Werken Geleisteten hinaus. Auch sie sind Früchte des Strebens, neuzeitlichen Gehalt in die Form der Dichtung zu gießen und die Zustände der Gesellschaft in ihren inneren Widersprüchen und äußeren Gegensätzen in freilich oft peinlich genug anmuthenden Bildern und Situationen zu veranschaulichen; ja selbst der in fremdländisch bunter Farbenpracht schillernde culturhistorische Roman „Aretin und sein Haus" (1896), der im Venedig des 16. Jahrhunderts zur Zeit Tizians spielt, bietet in der Gestalt des gefürchteten Pamphletisten Aretino ein Spiegelbild gewisser literarischer Erscheinungen aus dem Leben der Gegenwart.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Thiergestaltenverbesserer.

Von Th. Zell.

Obwohl Mancher, der sich eingehend mit dem beschäftigt, was die uns umgebende Natur an Thieren und Pflanzen geschaffen hat, beinahe täglich einen neuen Grund zu größerer Bewunderung findet, so fehlt es nicht an Leuten, die einen ganz entgegengesetzten Standpunkt einnehmen. Fast mit einer gewissen Geringschätzung sprechen sie von den geschaffenen Gebilden, die deutlich durchblicken läßt, sie selber hätten die Sache viel zweckmäßiger gestaltet. In letzter Zeit sind namentlich zwei Thiere wegen ihrer angeblichen Unzweckmäßigkeit kritisirt worden, das Nilpferd und die Giraffe. Da ich nirgends gelesen habe, daß diesen tadelnden Urtheilen widersprochen wäre, so sei es im Nachstehenden gestattet, den Beweis zu liefern, daß die Sache sich denn doch nicht so einfach verhält, wie die gelehrten Herrn Kritiker vermeinen.

Ueber das Nilpferd schreibt ein berühmter Philosophieprofessor (Lotze, im Mikrokosmus, 2. Aufl., S. 77): Wir bewundern die entsetzliche Stärke des Nilpferdes, aber in der That ist dies mehr eine zerstörende als eine arbeitende, und wir würden in Verlegenheit gerathen, wenn wir entsprechend große Vortheile nachweisen sollten, die dieses schwierig verwendbare Kapital dem Thiere selbst in seinen natürlichen Lebensverhältnissen verschaffte.

Hierauf ist Folgendes zu erwidern. Wenn der Hippopotamus nach dem Wunsche des Herrn Professors klein und zierlich gestaltet wäre, so existirte kein einziges Exemplar heute mehr. Ob das ausgewachsene Thier in seiner jetzigen Gestalt unter den Raubthieren Feinde hat, darüber streiten die Afrikareisenden. Brehm und andere verweisen die Kämpfe zwischen Löwen und Flußpferden in das Reich der Fabel, Bronsart von Schellendorf will selbst ein todtes gesehen haben, das Wunden aufwies, die ihm ein Leopard, also ein viel kleineres Raubthier als der Löwe, zugefügt hatte. Für die Ansicht Bronsart's spricht der Umstand, daß die Nilpferde hauptsächlich in der Nacht ihr heimisches Element verlassen und weiden gehen, ferner daß die Eingeborenen versichern, es geschehe das aus Furcht vor einem Ueberfalle durch Löwen und Leoparden. Allerdings könnte man wieder einwenden, daß die beiden genannten Raubthiere mit Vorliebe in der Nacht auf Raub ausgehen, doch scheint ein Anschleichen bei der nächtlichen Stille schwieriger als am Tage zu sein. Ueberdies soll der Löwe zu dieser Zeit sein Kommen regelmäßig durch Brüllen anzeigen.

Wir können die Sache hier auf sich beruhen lassen, jedenfalls kann nicht der geringste Zweifel bestehen, daß der junge Hippopotamus ohne den Schutz der Mutter unfehlbar ein Opfer von großen Raubthieren, auch von wilden Hunden ꝛc. werden würde. Aber selbst in seinem heimischen Element, wohin er sonst flüchten könnte, wäre er seines Lebens nicht sicher, denn ein junges Nilpferd würde allein in Kürze ein Opfer eines Krokodiles werden. Dasselbe Schicksal würde ein ausgewachsenes Nilpferd erleiden, wenn es, wie der Kritiker wünscht, nur klein und zierlich wäre.

Sieht man von diesen Feinden ab, so kommt noch ein anderer Umstand hinzu, der ein kleines Nilpferd bei seiner Nahrungssuche gefährden würde. Bei seinen Weidegängen ebenso wie bei seinen Wanderungen nach anderen Flüssen und Seeen stößt es in seiner Heimath häufig auf undurchdringliches Dickicht. Wäre das Nilpferd etwa von der Größe eines Hundes, so wäre es schlimmer daran als ein Mensch, der wenigstens mit Werkzeugen sich mühsam einen Weg bahnen kann. Gerade aber durch die Wucht ihres kolossalen Leibes können Elephanten, Nashörner, Kaffernbüffel und ebenso auch unsere Nilpferde schnurgerade Wege oder Tunnels durch das dichteste Gestrüpp brechen. Dadurch werden sie zu Wohlthätern für die Menschen, indem diese ihre Straßen gern benutzen. Die Afrikareisenden, namentlich Wißmann, heben diesen Umstand besonders hervor. Letzterer schildert folgendes Abenteuer, das sich auf einem solchen Wege zutrug: Am hellen Tage war ich einst an einer sumpfigen Stelle des Nyassa-Seees an's Land gegangen, um das etwas höher und zurück liegende Ufer zu erreichen. Dies wäre kaum möglich gewesen, wenn nicht die Flußpferde sich durch die riesigen Sumpfgewächse Tunnels hindurchgebrochen hätten, die oben und an den Seiten aus fast undurchdringlichen Schilf- und anderen Sumpfpflanzen bestanden. In einem solchen „Wechsel" ging ich bis an den Bauch im Wasser, als ich plötzlich in einer Biegung auf zehn Schritt einem Flußpferde gegenüberstand, das mich ganz erstaunt anglotzte. An Ausweichen war nicht zu denken, und wenn ich geschossen hätte, würde mich das sehr starke, alte Thier wahrscheinlich angenommen haben. Kurz entschlossen, riß ich mein Taschentuch heraus und schwenkte es schreiend dem gewaltigen Dickhäuter entgegen, der auch wirklich sofort erschreckt, aus den Nüstern wie eine Dampfmaschine blasend, herumfuhr und sich einen neuen Paß seitwärts im Sumpfdickicht brach.

Ich glaube hiernach bewiesen zu haben, daß es vorläufig doch besser ist, wir überlassen die Schöpfung der Flußpferde der Natur und nicht unseren Gelehrten.

Auch den Elephanten hielt derselbe Professor für zu groß, doch brauchen wir hierauf nicht näher einzugehen, da alles, was vom Nilpferd gesagt ist, auch für das Rüsselthier zutrifft.

Was die Giraffe betrifft, so hat ein Kritiker (Wolfgang Kirchbach im Zeitgeist Nr. 24) jüngst Folgendes an ihr auszusetzen gehabt. Er betrachtete nämlich mit seinem Freunde die beiden Giraffen im Berliner Zoologischen Garten und sah, wie diese Thiere Heu fraßen, ferner daß sie die Beine grätschen müssen, um frisches Gras vom Boden aufzunehmen. Er folgerte hieraus, daß der Hals dieser Thiere nicht zu lang, sondern vielmehr die Beine zu hoch gerathen seien oder daß der Rücken zu kurz sei. Indem er die Anpassungstheorie verwirft, setzt er seinem Freunde seine Theorie über die Giraffe auseinander, von der ich die markantesten Stellen im Nachstehenden anführe: „Du siehst, daß jedes Thier, Pferd, Ochse, Esel, alle vierfüßig laufenden Thiere zunächst so organisirt sind, daß sie mit dem Maul die Erde unter sich und mit ihren schlanken Affenhänden, Elephantenrüsseln und anderen Gliedmaßen auch Nahrung bis zu einer gewissen Höhe über sich erlangen können. Kletterthiere wie Eichhörnchen und Affen kommen in diesem Verhältniß am höchsten. Unter ihnen zeichnen sich die Einhufer und Zweihufer durch Hälse aus, die so lang sind, daß sie trotz einer beträchtlichen Höhe des Rückgrates vom Boden doch auch, ohne die stehende Stellung, den Wandergang zu verlassen, den Boden abweiden können. Ein ganz bestimmtes Verhältniß der Halslänge zur Höhe der Vorderbeine und bis an die Schlüsselbeine ergiebt sich daraus. So ist das Pferd zwar langhalsig, aber sein Hals ist nicht zu lang, sondern gerade lang genug, um den Boden zum Abweiden mit dem Maule zu erreichen; eine große Bequemlichkeit für diese Weidethiere, daß sie nicht erst niederzuknieen brauchen und mitten im Weiden, ohne zeitraubendes Aufspringen, auch gleich weiterlaufen können. Nun betrachten Sie die Giraffe! Ihr Hals ist eher etwas zu kurz gerathen im Verhältniß zu ihren hohen Beinen, und wenn wir etwas an ihr zu lang fänden, so müßten wir uns zuerst fragen: Warum sind diese Beine so lang? Bei genauer Betrachtung stellt sich heraus, daß der Giraffenhals im Verhältniß zur Größe des ganzen Thieres durchaus nur der Länge eines Pferdehalses entspricht. Soweit er nach unten gebogen zu kurz scheint, ist in Erwägung zu ziehen, daß er gerade lang genug ist, um höher gewachsenes Gras, wie es in den Verbreitungsgebieten der Giraffe wächst, bequem zu erreichen. Wenn sie, um ganz kurzes Gras zu erreichen, die Beine etwas breit stellen muß, so ist das für die Erwerbung anatomischer Eigenthümlichkeiten im Kampfe ums Dasein ein schlechtes Zeugniß, denn eigentlich müßten ihre Beine dafür allmälig

Digitized by Google

durch Anpassung etwas kürzer geworden sein. Das ist ihnen aber gar nicht eingefallen." Weiter heißt es:

„Wie wollen Sie also, mein Herr, behaupten, die Giraffe habe ihren allzu langen Hals durch „Anpassung" im Lamarck-Darwin'schen Sinne erhalten in Anbetracht der hohen Bäume, während ihr Hals einfach zu kurz ist? Und sie frißt ja Gras, mein Herr, es fällt der Giraffe gar nicht ein, nur vom Laube zu hoher Bäume zu leben; der Kampf um Erhaltung von Nahrung weist sie gar nicht darauf an, das Laub von Bäumen abzufressen. Womit ich Ihnen das beweise, mein Herr? Eben mit diesen beiden schönen Berliner Giraffen vor uns. Hier in diesem Antilopenhaus ist weder die berühmte Palme noch eine Acacia giraffa noch sonst ein Baum, den diese Giraffen abweiden, sie leben seit Jahren von Heu, Gras und anderen Futterdingen, welche in Ermangelung edler Giraffenbäume die Direction des Zoologischen Gartens in hochherziger Weise diesen afrikanischen Persönlichkeiten zur Verfügung stellt. Daraus erkennen Sie klar, daß die Blätter hoher Bäume, besonders der Akazie, für besagte Giraffen nur eine eigentliche Delicatesse sind, wie für jedes Pferd die Blätter vieler Bäume auch. Die Giraffen haben ihre langen Beine und Hälse nicht, weil sie genöthigt sind, von hohen Bäumen zu fressen, sondern sie fressen davon, weil sie zufällig so lange Vorderbeine und Hälse haben, genau wie der Elephant mit seinem Rüssel sich auch aus beträchtlicher Höhe die schönsten Früchte bricht."

Diese Deduction hört sich sehr gelehrt an, basirt aber völlig auf Irrthum. Dabei wollen wir die Berechtigung oder Nichtberechtigung der Anpassungstheorie an dieser Stelle ganz auf sich beruhen lassen. Dem Kritiker genügt es, daß er Giraffen Heu fressen sieht, und sofort steht es für ihn fest, daß Baumlaub nur Leckerbissen für sie sind. Jeder Thierbeobachter weiß, daß sich Thiere in der Gefangenschaft an Dinge gewöhnen, deren ausschließlicher Genuß auf die Dauer ihren Tod herbeiführt. Gefangene Gemsen fressen ebenfalls unser gewöhnliches Gras, gehen dafür aber auch bald ein, weil ihnen die trockenen Alpenkräuter fehlen. Ausführlich hat sich über diesen Punkt Girtanner ausgesprochen (Der Zoologische Garten, Bd. 21, S. 1) und nachgewiesen, daß nur die unzweckmäßige Ernährung Schuld daran trägt, wenn gefangene Gemsen so bald eingehen. Reicht man dagegen unserer europäischen Antilope Wildheu und namentlich Baumlaub, so kann man sie Jahre lang in vorzüglichem Zustande erhalten. Es heißt bei ihm: „Für Gemsen in zoologischen Gärten des Tieflandes wäre heutzutage mit nicht allzuhohen Spesen Wildheu, wie es die Gemse liebt, in großen Quantitäten per Eisenbahn leicht zu verschaffen. Man muß dieses kurze, feine, mit seinem starken würzigen Geruch weithin duftende Heu nur kennen, um leicht zu begreifen, wie sehr die Gemse, weit von den Bergen entfernt, anders darnach schnuppert und sich streckt, als nach dem schwachen, geruchlosen Gewächs der Ebene. — Nur neben dem im Winter als Hauptsache verfütterten Heu dürfen ohne Nachtheil Küchenabfälle, Kohl, Salat, Kartoffelhäute, Rüben u. s. w. und nur in ganz kleinen Quantitäten gereicht werden, sind aber bei leichtesten Darmkatarrh-Erscheinungen auf längere Zeit zu entziehen. Werden sie hingegen, wie oft zu sehen, der Bequemlichkeit und Wohlfeilheit halber und gewöhnlich erst noch als einzige Abwechselung mit dem schädlichen, besonders jungen Gras gebraucht, so geht die Gemse den Weg alles Fleisches, nachdem zuerst das Fleisch in erstaunlich kurzer Zeit von der Gemse gegangen ist."

Kühe kann man mit Fischen füttern, wir hatten einen Hund, der Obst fraß u. s. w. Daraus folgert natürlich noch nicht, daß die Rinder Fleischfresser und die Hunde Vegetarier sind. Daß es in zoologischen Gärten so wenige Giraffen giebt, liegt nicht bloß an der Seltenheit der Thiere, sondern vornehmlich daran, daß gerade die Nahrung zu wünschen übrig läßt.

Wir haben noch ein anderes und zwar heimisches Thier, das ebenfalls Baumzweige und Blätter frißt, ich meine das Elennthier. Obwohl es bei uns noch in Ostpreußen vorkommt, kann ich mich nicht entsinnen, jemals in einem zoologischen Garten ein Exemplar dieses Thieres gesehen zu haben. Hören wir, welchen Grund Brehm, der doch gewiß eine unbestrittene Autorität auf diesem Gebiete ist, hierüber sagt: „Leider ertragen die nach Europa gebrachten Giraffen die Gefangenschaft nur bei bester Pflege längere Zeit. Die meisten gehen an einem eigenthümlichen Knochenleiden zu Grunde, welches man ‚Giraffenkrankheit' genannt hat. Ursachen der Letzteren dürften Mangel an Bewegung und ungeeignete Nahrung sein. Nach den Erfahrungen, welche ich an Elchen gemacht habe, glaube ich, daß namentlich Gerbsäure dem Giraffenfutter zugesetzt werden muß, um ihr Wohlbefinden zu fördern; denn gerade die Mimosenblätter sind besonders reich an diesem Stoffe."

Baumlaub ist also für die Giraffen kein Leckerbissen, sondern etwas Unentbehrliches.

Zur Erreichung des auf dem Baume wachsenden Futters braucht die Giraffe ihren langen Hals und hohe Beine. Ja, wäre es denn nun nicht besser, die Giraffe hätte kürzere Beine oder einen längeren Rücken, damit sie, ohne die Beine zu grätschen, bequem wie ein Pferd oder ein Rind grasen könnte? Darauf kann man nur mit einem entschiedenen Nein antworten.

Angenommen, die Giraffe könnte bequem grasen und Baumlaub wäre für ihre Gesundheit nicht nothwendig — was ja leicht denkbar wäre — so ergäben sich folgende Consequenzen.

In ihrer Heimath giebt es zahllose Antilopen-, Zebra-, Straußheerden, die alle auf Grasnahrung angewiesen sind. Grasten die Giraffen, so würden sie natürlich den Thieren, die Baumlaub nicht erreichen können, vielfach die unentbehrliche Nahrung fortfressen.

Ferner sei Folgendes bemerkt: Die Giraffe ist eines der größten Thiere und wird von ihren Feinden, namentlich von Menschen und Löwen, schon aus weitester Ferne gesehen. Besonders würde das der Fall sein, wenn sie auf freier Ebene graste. Die Bäume dagegen gewähren ihr einen Schutz, der nicht hoch genug anzuschlagen ist.

Wir wollen über diesen Punkt Wißmann's Ansicht hören. In seinen afrikanischen Jagderlebnissen heißt es: Diesmal traf ich das wundervolle Wild in einem lichten Hochwald, der aus Bäumen bestand, die ich noch nicht gesehen hatte — ganz helle, ebenfalls fleckige Stämme, die der Giraffe durch gleiche Färbung denselben Schutz gewähren wie Mimosenwälder.

Ferner:

In die weiten wasserarmen Wildnisse, die die Giraffe bevorzugt, kommen Europäer äußerst selten, und diese Gelände sind nicht offene, weit übersichtliche Steppen, sondern lichte, weite, meist aus Akazien bestehende Wälder, die der Giraffe Aesung bieten und die sie dem Auge verbergen. Es gehört schon Uebung dazu, sie zwischen den gefleckten Akazienstämmen und anderen, meist hell gefärbten Bäumen heraus zu finden, wenn sie sich nicht bewegt.

Schließlich noch eins. In meinem Buche: Polyphem, ein Gorilla, habe ich ausführlich dargethan, daß alle Geschöpfe mit guten Augen — wie auch der Mensch — nicht wittern können, also z. B. Affen, Vögel, daß umgekehrt alle feinnasigen Thiere wie Hunde, Hirsche u. s. w. schlecht sehen können. Die Giraffe gehört zu der ersteren Classe; wie schon ihr wundervolles Auge anzeigt, kann sie ausgezeichnet sehen, vermag aber nicht zu wittern. Das kann man z. B. daraus deutlich erkennen, daß sie Damen die künstlichen Blumen vom Hute genommen hat, was kein feinnasiges Thier jemals thun würde. Jetzt, wo es nach dem Wunsche der Natur geht, holt sie ihr Futter von hohen Bäumen und hat während des

Digitized by Google

Fressens von ihrer thurmartigen Höhe einen unendlich weiten Gesichtskreis. Ginge es nach dem Herrn Kritiker, so weidete sie, hätte ihren Kopf an der Erde und könnte naturgemäß unendlich leichter beschlichen werden.

Auch hier wollen wir uns auf Wißmann berufen. Er sagt darüber Folgendes: Schwierig ist die Jagd auf dieses Wild, denn die enorme Höhe des Lichtes über dem Boden erlaubt ihm nicht nur einen weiten Umkreis, sondern auch Einblick in niedrige Dickungen, die sein Feind zum Anschleichen benutzt. — Das Auge ist nicht allein der schönste Schmuck der Giraffe, sondern auch ihr schärfster Sinn, ihre beste Waffe im Kampfe ums Dasein.

Also vorläufig wollen wir Nilpferde und Giraffen lieber so lassen, wie sie geschaffen sind und sie nicht nach den Wünschen mehr oder weniger gelehrter Kritiker ummodeln.

Rococo.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

Ueber die Perioden des französischen Rococo- und Barockstyles herrscht in der Literatur und mehr noch in der allgemeinen Meinung eine beträchtliche Verwirrung. Selbst „Kenner" werfen Barock und Rococo unter einander, gleich als seien sie beliebig auszutauschende Begriffe. Gurlitt, der wohl als gründlichster Kenner des Barock- und Rococo-Styles gelten darf, leistet dieser Verwirrung noch Vorschub, indem er in einer geradezu bedenklichen Unordnung Beispiele des Barock, des Louis Quinze, des Rococo, des Classicismus und Louis XVI. unmittelbar hintereinander behandelt. Woher kommt das? Warum ist es so schwer, sich über diese französischen Stylweisen zu orientiren? Der Grund ist zweifacher Art. Einmal weist das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich selbst — man beachte die Analogie zu unseren Tagen — eine beträchtliche Stylverwirrung auf, indem man zu gleicher Zeit am gleichen Ort im Styl Louis Quatorze, im Classicismus, im Rococo baut und gar wohl noch in Gothik. Zweitens liegt der Grund darin, daß in jener Zeit sehr häufig das Gebäude außen in einem anderen Styl, als innen eingerichtet wurde, wie z. B. bei den Bauten Boffrand's. „Mit Staunen betrachtet man die scheinbar unvereinbaren Gegensätze zwischen Boffrand's Außen- und Innen-Architektur," wie Gurlitt sagt. Hieran aber wiederum war der Umstand Schuld, daß man in jener Zeit theoretisch für die Antike und Renaissance sich begeisterte, praktisch aber Rococotendenzen huldigte. Mit dem Verstand war man bei der strengen Säulenordnung der Antike, das Herz aber empfand modern, will sagen ausschweifend und zugleich weichlich-süßlich. Den Verstand nun ließ man bei der Außenarchitektur zu Worte kommen, und im Innern der Häuser baute man nach Herzenslust im wahren Zeitgeschmack à la Madame du Barry. In Folge dessen sucht man den echten Rococostyl*) in der eigentlichen Architektur im Außenbau vergebens, — dieser zeigt meist entweder Barock oder eine Art Spätrenaissance oder Classicismus und weist höchstens im Detail hier und da Rococo-Zuthaten auf. Der eigentliche Rococostyl aber ist Innendecorationsstyl. In der Innendecoration entfaltete der Rococostyl seine ganze liebenswürdige süßliche Eleganz und Gracie. Will man ihn mit einem Worte charakterisiren, mag man ihn den graziösen Styl nennen. Er ist der Styl, welcher unterwürfiges Lächeln decorativ ausdrückt, welcher mit Ideen spielt, welcher ohne Ernst und Charakter, aber voll von Esprit ist, welcher nicht grob-cynisch, aber leicht-frivol ist, — der Styl, welcher Koketterie künstlerisch ausdrückt. Daß er dem französischen Volk ausnehmend gut stand und für dieses Volk erfunden zu sein scheint, braucht kaum betont zu werden. Zugleich aber geht daraus hervor, daß er eine hohe Blüthe erreichte und in der That, rein künstlerisch genommen, als duftigste Blüthe des französischen Kunstgenies bezeichnet werden muß, zum mindesten in der Decoration.*) Man beachte, wie in diesem Styl das höchste Princip der Innenarchitektur, einen Innenraum harmonisch auszubauen, so daß er mit den Möbeln und den Menschen eins wird, in vollkommener Weise gelöst ist. Vorgearbeitet war dem schon unter Louis XIV. worden. Jetzt aber wird dies Princip glücklich ausgelebt. Man werfe einen Blick auf die genannte Innendecoration der Galerie des Hôtel de Villars zu Paris von Jean Baptiste Leroux (1676—1745). Die Wände sind hier so wohnlich behandelt und ausgeführt, daß der leere Raum schon wie ein Wohnzimmer wirkt, und man die Möbel kaum vermißt; diese letzteren wiederum scheinen einen Theil des Raumes selbst darzustellen, und Kaminbau, Consoltische, Spiegel**) ꝛc. möchte man nicht als Möbel, sondern als Theile der Innenarchitektur ansehen. Solche Grundsätze werden bekanntlich heute wiederum verfochten und angestrebt. Der Rococostyl in Frankreich hat sie in glänzender Weise vertreten. In zweiter Linie erst kommt in Betracht, daß der Stylcharakter, namentlich im Detail, eine Ungebundenheit, eine Weichlichkeit und eine Süßlichkeit ausdrückt, daß z. B. ich persönlich angeekelt werde und diese Stylweise brutal als eine ästhetische Speichelleckerei bezeichnen möchte. Aber vom rein decorativen Standpunkt aus bedeutet der genannte Raum die Vollkommenheit selbst.

Während nun der Barockstyl prächtig und pompös, schwer und überladen ist, ist der Rococostyl graziös und zierlich, leicht und spielend, der Styl der Regence aber elegant, vornehm und maßvoll. Der Barockstyl ist protzig, der Rococostyl kokett, der Styl der Regence elegant. Während der Maler par excellence des Styles Louis Quartoze Lebrun ist, ist derjenige des Rococo Boucher, derjenige des Styles der Regence aber Watteau. Was Boucher betrifft, erinnere ich nur an sein Bild „Die Toilette der Venus" oder „Venus und Amor", was Watteau betrifft, an seine Paneele von der großen und kleinen „Singerie" im Schloß Chantilly.

Barock und Rococo, beide sind üppig und beide ausschweifend, der Barockstyl aber in männlichem, der Rococostyl in weiblichem Sinne.

Auch die leitenden Frauen jener Zeiten muß man sich merken: die berechnende pietistische Marquise de Maintenon, welche sich an Louis XIV. herandrängte und von ihm 1685 geehelicht wurde. Als dann Louis XIV. 1715 starb, kam der lebensfrohe, geistreiche und feine, aber sittlich verworfene Herzog von Orleans, der die größte Bewunderuug für den Großprior von Vendome hegte, weil dieser „sich 40 Jahre lang täglich betrunken in's Bett gelegt, fortwährend Maitressen unterhielt und stets gotteslästerliche Reden im Munde führte". Das ist bezeichnend für den Leichtsinn jener Zeit, in der man den Regenten in Verdacht hatte, daß er mit der eigenen Tochter in unsittlichem Verkehr stehe. Merkwürdig, daß die Möbel jener Zeit, die Cressent'schen wenigstens, so sehr viel solider als die Zettel der Compagnie des Indes waren, und sich länger erhielten, als die Boulle'schen Möbel. Aber der Leichtsinn drückt jener Zeit den Stempel auf, der Zeit, als der französische Staat daran gehen mußte, Bankerott zu eröffnen, als man Soupers und Feste gab, ohne einen Pfennig

*) Das Wort Rococo kommt bekanntlich vom französischen Recaille — Grotte, es findet sich im Wörterbuch der Akademie von 1842 ab.

*) Ein gutes Beispiel für die Innendecoration im Rococostyl ist das Hôtel de Villars zu Paris (1733) von Jean Baptiste Leroux (1676 bis 1645). Abbildung siehe bei Gurlitt Nr. 68.

**) Nach Gurlitt war es Robert de Cotte, welcher die Einfügung von Spiegeln in die Decoration der Innenräume, namentlich an den Kaminen erfand. Dr. H. Baron von Geymüller (s. die Baukunst der Renaissance in Frankreich) ist dagegen der Meinung, daß diese Sitte zwischen 1690 und 1708 von J. Hardouin-Mansard eingeführt worden sei.

Digitized by Google

Baargeld zu besitzen, so daß es vorkam (bei der Herzogin von Estrée), daß ein Souper nicht servirt werden konnte, weil der Butterhändler nicht Credit geben wollte, dieser Leichtsinn drückt sich natürlich auch in der Art der Decoration der Zimmer aus; das war die Zeit, als der Spiegel als Decorationsmittel erfunden wurde*), mit dem Zweck, das Zimmer größer erscheinen zu lassen, die Möbel und Prunkstücke gleichsam doppelt zu zeigen und sich selbst photographirt zu sehen. Diese persönliche Eitelkeit war die Frucht des müheloſen Geldgewinnes und eine Begleiterscheinung des Parvenuenthums; fast alle Frauen des französischen Hofes jener Zeit, die Königinnen eingeschlossen, waren aus dem Volke, sogar aus der Hefe des Volkes, emporgestiegen. Die Marquise von Maintenon war die Tochter des eingekerkerten Wüstlings Constant d'Aubigne und wurde 1685 Königin. Die Gräfin du Barry, welche man als typische Frau der Rococozeit bezeichnen kann, war erst Putzmacherin, dann Freudenmädchen, dann Maitresse Ludwig's XV., bis sie unter Robespierre guillotinirt wurde. Molinier („le mobilier français") giebt ihr hübsches, rundes, eitles Köpfchen nach der Büste von Pajou auf Blatt 55 wieder und führt auf Seite 13 die entzückende Porzellanbadewanne der Madame du Barry, ein Meisterwerk der Sèvres Manufacture in Abbildung vor. Die ebenso berüchtigte Marquise de Pampadour war ein uneheliches Kind aus dem Volke und wurde als Maitresse Louis XV. die Lenkerin der Geschicke Frankreichs für zehn Jahre. Auch sie ist eine echte Vertreterin des Rococostyl; vergleiche ihr Pastellporträt von der Hand Maurice Quentin de Latours.

In Versailles sieht man ein Bild, welches einen Salon jener Zeit wiedergiebt. Es ist der Salon der vier Spiegel des Fürsten von Conti. Man glaubt nichts als Spiegel und Gold zu sehen. An den Fenstern Vorhänge von rosa Seide. Die Fauteuils mit Seidenstoffen gepolstert. An den Wänden Gold, nichts als Gold. Das ist das Milieu, welches die Grundlage zum Schreckensbau der französischen Revolution bildete. Denn dahinter stand der Staatsbankerott. Und die Sitte war in ihr Gegentheil verkehrt. Ersatz für sie bot die persönliche Eitelkeit, deren Ausdrucksmittel wiederum der Spiegel war. Hier herrschte die Maitresse — und Voltaire. Voltaire, dessen Geist glitzerte, wie die Seide der Teppiche und das Gold der Möbel und das Licht der Spiegel, dessen Geist aber nur profaniren konnte. Was erhaben über allen Spott war, das bespöttelte er. Wenn Nietzsche von Zola gesagt: Zola oder die Lust am Stinken, so könnte man von Voltaire sagen: Voltaire oder die Lust am Speien. Dieser Voltairische Witz, der etwas vom Galgenhumor hat — Galgenhumor zum Jahre 1789 — beherrschte die ganze französische Gesellschaft. Als die Madame von Forcalquier la Bellissima von ihrem Gemahl in flagranti überrascht wurde und eine Backpfeife als Denkzettel erhielt, ging sie, nachdem sie sich von ihrem Schrecken erholt hatte, ihrem Gatten in sein Zimmer nach und gab ihm eine schallende Ohrfeige, indem sie sagte: „Da hast Du Deine Ohrfeige wieder, ich kann nichts damit anfangen".**)

Es war ein Zeitalter der Frauen und nichts natürlicher, als daß die Wohnung und ihre Einrichtung diesen specifisch weiblichen Charakter erhielt: weiblich im Sinne von kokett — das ist das Zeitalter des Rococo. Es war zugleich ein Zeitalter des Tanzes. Die Figuren aus der Zeit des Rococo vermag man sich kaum anders als tanzend vorzustellen. In dieser Zeit blüht nicht nur das Menuett, sondern die Quadrille wird erfunden, gleichsam ein sich Spiegeln im Tanze und zugleich eben ein Tanz im Spiegel. Da haben wir wieder ein wesentliches Charakterisirungsmoment der Innendecoration der Periode Rococo. Dazu der von Deutschland übernommene, aber neugestaltete Tanz l'Allemande, von dem die Goncourts wiederum bezeichnender Weise schreiben, daß er alle Koketterien des weiblichen Körpers male: der Tanz der Zweideutigkeit, wie wir ihn ganz unzweideutig nennen wollen.

*) Ein anderes charakteristisches, zu jener Zeit entstehendes Möbel ist der Armleuchter, la torchère, welcher sich aus dem Gueridon, dem Leuchtertisch entwickelt.

**) Vergl. „La femme au dix-huitième siècle" par Edmond et Jules de Goncourt. Paris 1862.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Habgier.

Von Leo Tolstoj. Deutsch von Wilhelm Thal.

(Schluß.)

IV.

Pachomius ließ sich den Weg zeigen, der in's Land der Baschkiren führte, nahm Abschied von dem Kaufmann und traf seine Vorbereitungen zur Reise. Er vertraute das Hauswesen seinem Weibe an, brach mit einem Diener auf und begab sich zunächst mit ihm in die Nachbarstadt, wo er eine Kiste Thee, Wein und andere Geschenke ankaufte, wie es ihm der Kaufmann gerathen.

Sie machen sich auf den Weg. Sie wandern und wandern und haben bereits 500 Werst zurückgelegt, als sie am siebenten Tage ein Baschkirendorf erreichen. Alles geht so zu, wie es der Kaufmann ihnen gesagt. Die Baschkiren lagern in der Steppe, am Ufer des kleinen Flusses, in Filzzelten. Es sind Nomaden, sie bebauen die Erde nicht und essen kein Brod, sondern bringen die Zeit damit hin, daß sie mit ihren Pferdeheerden und ihrem Vieh durch die Steppe ziehen.

Hinter ihren Zelten binden sie die Pferde an; mit der Milch der Stuten bereitet man den Kumiß, den die Frauen anrichten. Die Frauen bereiten auch den Käse. Kumiß und Thee trinken, Hammelfleisch essen und Flöte spielen, — das ist die ganze Beschäftigung der Baschkiren. Sie sind dick, lustig, faul, unwissend, verbringen ihre ganze Zeit mit Essen und Trinken, kennen kein Wort Russisch, sind aber sehr gastfreundlich.

Als die Baschkiren Pachomius erblickten, verließen sie ihre Zelte und umringten die Reisenden. Mit Hilfe eines Dolmetschers, der sich in ihrem Lager befand, konnte Pachomius sich verständlich machen und ihnen sagen, was ihn zu ihnen führte, d. h. der Wunsch, sich Land zu kaufen.

Die Baschkiren empfingen ihn freundlich, führten ihn in ihr schönstes Zelt, setzten ihn dort auf schwellende Kissen, die sie auf weiche Teppiche legten, und boten ihm Thee und Kumiß. Dann schlachteten sie einen Hammel und gaben ihm die besten Stücke davon.

Pachomius ließ die Geschenke holen, die er in seinem Wagen mitgebracht; er gab sie den Baschkiren und vertheilte den Thee unter sie. Sie waren entzückt, berathschlagten in ihrer Sprache und befahlen dem Dolmetscher, ihre Worte zu übersetzen.

„Ich soll Dir sagen," erklärte der Dolmetscher, „daß sie Freundschaft für Dich hegen. Wir haben die Gewohnheit, die Fremden auf's Freundlichste zu empfangen und ihre Geschenke mit anderen Geschenken zu erwiedern. Sag' uns, was Dir am Besten bei uns gefällt und nimm es für Deine Geschenke."

„Was mir am Besten bei Euch gefällt," versetzte Pachomius, „ist Euer Land. Uns fehlt es daran; wir leben zu beschränkt, und die wenigen Felder, die wir besitzen, bringen fast nichts. Ihr dagegen habt viel und gutes Ackerland. Nie habe ich Felder gesehen, die sich mit den Eueren vergleichen ließen."

Als der Dolmetscher seine Worte übersetzt, beriethen sich die Baschkiren von Neuem. Pachomius versteht von dem, was sie sprechen, kein Wort; sie lachen und schreien. Endlich wird es ruhig, sie sehen Pachomius an, und der Dolmetscher spricht zu dem Fremden:

„Sie befehlen mir, Dir zu sagen, sie würden Dir als Entgelt für Deine Freigebigkeit so viel Ackerland geben, wie Du verlangst. Du brauchst nur mit dem Finger zu zeigen, was Du haben willst; es wird Dir gehören."

Die Berathung begann von Neuem.

„Was sagen sie noch?" fragte Pachomius.

„Die Einen," versetzte der Dolmetscher, „sagen, sie müßten den Häuptling fragen, ohne den man nichts beschließen könne; die Anderen, seine Ansicht wäre nicht nöthig.

V.

Die Berathung dauerte noch an, als man einen Mann mit einer Fuchspelzmütze auf dem Kopfe erscheinen sah. Alle hörten zu sprechen auf, und man erhob sich.

„Das ist der Häuptling," sagte der Dolmetscher.

Digitized by Google

Nun nahm Pachomius den schönsten Rhalat mit einem Fünfpfund-Packet Thee und bot Alles dem Häuptling an. Der Andere nimmt es an, setzt sich auf den ersten Platz, und die Baschkiren setzen ihm die Sache auseinander. Der Häuptling hört aufmerksam zu, dann sagt er lächelnd auf Russisch zu Pachomius:

„Wohl! an Ackerland fehlt es nicht; bezeichne die Stelle, und nimm Dir so viel, wie Du haben willst!"

„Wie? Ich kann so viel nehmen, wie ich will," denkt Pachomius. „Das muß seine Ordnung haben, damit man es mir nachher nicht mehr fortnehmen kann."

Darum sprach er zu dem Häuptling:

„Ich danke Dir für Dein großmüthiges Anerbieten. Ihr besitzet große Ländereien und ich verlange nicht viel. Ich möchte nur wissen, welches Stück Ihr mir abtreten wollt, um die Grenze festzustellen und ordnungsgemäß zu verfahren; denn wir sind Alle sterblich. Was Ihr aus gütigem Herzen verschenkt, wollen Eure Kinder vielleicht wieder zurücknehmen."

„Meinetwegen," rief der Häuptling lachend, „wir werden nach den üblichen Formen verfahren."

„Ich habe gehört," sagte Pachomius, „es habe Euch ein Kaufmann besucht, dem Ihr ebenfalls Land abgetreten habt; Ihr habt mit ihm einen Vertrag geschlossen; wohlan, schließt mit mir auch einen."

Der Häuptling verstand.

„Gut," sagte er; „wir haben einen Schreiber. Wir wollen uns zusammen nach der Nachbarstadt begeben, einen Vertrag aufsetzen und ihn mit den nöthigen Siegeln versehen."

„Sagt mir jetzt Euren Preis," sprach Pachomius.

„Wir haben nur einen einzigen: tausend Rubel für eine Tagereise."

Diese Manier, nach Tagereisen zu rechnen, überraschte Pachomius; er gab keine Antwort.

„Wieviel macht das wohl in Deßjatinen?" fragte er.

„Das können wir vorher nicht genau wissen. Wir verkaufen für so und so viel pro Tagereise. Das Land, das Du in einem Tage umschreiten kannst, soll Dir gehören. Und der Preis beträgt 1000 Rubel pro Tagemarsch."

Pachomius war erstaunt und meinte:

„Man kann viel Land umschreiten, wenn man einen ganzen Tag wandert."

„Nun gut, Alles soll Dir gehören, doch unter der Bedingung, daß Du am Ende des Tages an die nämliche Stelle zurückkehrst, von der Du ausgegangen bist; sonst hast Du Dein Geld verloren."

„Und wer wird überall da, wo ich vorbeikomme, die Pflöcke einschlagen?" fragte Pachomius.

„Hier! Du magst Dir die Stelle selbst wählen. Wir werden uns aufstellen, wo Du willst und dort bleiben, während Du losziehst. Unsere Jünglinge werden Dich zu Pferde begleiten und überall, wo Du es ihnen befiehlst, Marksteine errichten. Dann werden alle diese Stellen durch eine von einem Ende bis zum andern mit einem Pflug gezogene Furche verbunden werden. Du kannst soviel Erde bekommen, wie Du willst, vorausgesetzt, daß Du vor Sonnenuntergang an Deinen Ausgangspunkt zurückgekehrt bist. Das ganze Land, das Du umschreitest, soll Dir gehören."

Dieser Vorschlag gefiel Pachomius. Der Abmarsch wurde auf den nächsten Tag bei Sonnenaufgang festgesetzt. Nun begannen Alle zu plaudern, Kumiß zu trinken, Thee zu schlürfen und Hammelfleisch zu essen. Darauf gaben die Baschkiren Pachomius ein Federbett und gingen selbst schlafen, nachdem sie sich verabredet, bei Tagesanbruch an dem festgesetzten Orte zu sein.

VI.

Pachomius streckt sich auf seinem Federbett aus, doch seine ewigen Sorgen halten den Schlaf von seinem Lager fern.

„Was habe ich hier schon für ein gutes Geschäft gemacht!" denkt er. „Ich werde mir ein kleines Königreich erlaufen. In einem Tage kann ich wohl 50 Werst zurücklegen, denn um diese Jahreszeit ist der Tag so lang wie ein Jahr. Fünfzig Werst — das werden so ungefähr 10000 Deßjatinen sein. Dann werde ich mein eigener Herr und werde von Niemandem abhängig sein. Ich will Ochsen für zwei Pflüge kaufen, zwei Knechte miethen, die Stellen, die mir die besten scheinen, selbst bebauen und auf dem übrigen Theil meines Besitzthums mein Vieh weiden lassen."

So verbringt er die ganze Nacht, ohne schlafen zu können. Erst gegen Tagesanbruch schläft er einen Augenblick ein. Er schlummert ein und träumt.

Er träumt, er liege unter demselben Zelt und vernehme draußen lautes Lachen. Neugierig, was es denn so Lustiges giebt, springt er aus dem Bett und tritt aus dem Zelte; der Baschkirenhäuptling sitzt vor dem Eingang und hält sich vor Lachen den Bauch. Er tritt näher und fragt: „Worüber lachst Du?" Doch er hat nicht mehr den Baschkirenhäuptling vor sich, sondern den Kaufmann, der bei ihm einkehrte und ihm von der Steppe erzählte. Er fragt den Händler, wie es ihm gehe; doch nicht mehr den Händler sieht er, sondern den Muschik, den er eines Nachts bei sich aufnahm. Doch auch den Muschik sieht er nicht mehr, sondern den Teufel in eigener Gestalt, mit Hörnern an der Stirn und einem Pferdefuß. Er lacht laut und betrachtet dabei einen Gegenstand. Und Pachomius fragt sich: „Was betrachtet er denn da so eifrig? Worüber lacht er?" Er tritt näher, und was erblickt er? Einen Mann, der mit nackten Füßen, nur mit einem Hemd bekleidet, mit weißem Gesicht an der Erde liegt. Und Pachomius sieht näher hin und erkennt in diesem Manne sich selbst.

Pachomius stößt einen Schrei aus und erwacht. Er erwacht und denkt:

„Was man nicht Alles träumt!"

Er will wieder einschlafen, bemerkt aber, daß der Tag bereits graut.

„Ich muß die Andern wecken; es ist Zeit, aufzubrechen."

Er erhebt sich, geht zu seinem Wagen, weckt seinen Diener, befiehlt ihm anzuspannen und ruft die Baschkiren.

Diese erheben sich, versammeln sich, und der Häuptling erscheint ebenfalls. Man bringt Kumiß und Thee.

Sie bieten Pachomius welchen an, doch er hat es zu eilig.

„Es ist Zeit, aufzubrechen," sagt er; „gehen wir!"

Alle machen sich nun auf den Weg, die Einen zu Pferde, die Andern zu Wagen, Pachomius mit seinem Diener in seiner Kutsche. Bald haben sie die Steppe erreicht.

Als die Sonne aufging, gelangten sie auf den Gipfel eines Hügels. Die Baschkiren stiegen vom Pferde und bildeten eine einzige Gruppe. Der Häuptling näherte sich dem Muschik und deutete mit dem Finger auf das Land, das sich vor ihnen ausdehnte.

„Das Alles," sprach er zu ihm, „gehört uns; Alles, so weit Deine Blicke reichen. Triff Deine Wahl!"

Ein Blitz schoß in Pachomius' Augen auf. Bis zum fernsten Rande des Horizonts erstreckte sich das mit dichtem Pfriemengras bewachsene Land.

Der Häuptling, der seine Fuchsmütze abgenommen, führte ihn auf den höchsten Punkt des Hügels und sprach:

„Hier ist der Treffpunkt! Dein Diener wird hier stehen bleiben. Laß Dein Geld in der Mütze. Du magst von hier aufbrechen und hierher zurückkehren. Alles, was Du umschreitest, wird Dir gehören."

Pachomius nimmt sein Geld heraus, legt es in die Mütze, zieht seinen Mantel aus, behält nur seinen Kaftan an, schnürt seinen Gürtel fester, nimmt nur ein bißchen Brod in einem Lederfäckchen mit, hängt sich eine kleine Feldflasche mit Wasser um und schickt sich zur Wanderung an. Er überlegt einen Augenblick: welche Richtung soll er einschlagen? Doch das Land ist überall schön, und er denkt: „Wohin man sich wendet, ist die Erde schön; ich werde nach Osten wandern."

Er blickt nach der Sonne, reckt seine Glieder und erwartet den Aufgang des Gestirns.

„Keine Zeit zu verlieren," dachte er. „Ich muß die frische Luft benutzen; der Weg ist dann weniger mühsam."

Auch die jungen Baschkiren, die auf ihren Pferden sitzen, schicken sich an, den Hügel hinunterzureiten, um Pachomius zu begleiten. Kaum ist die Sonne am äußersten Rande des Horizonts aufgetaucht, so macht sich Pachomius auf den Weg und wandert, von den Reitern begleitet, durch die Steppe.

Er wanderte mit gleichmäßigem Schritt, weder langsam, noch hastig. Nach einem Werst ließ er einen Pflock einschlagen und ging weiter. Er wanderte jetzt schneller. Er geht und geht und befiehlt, wieder einen Pflock einzuschlagen. Er dreht sich um; der Hügel erscheint, von der Sonne beleuchtet, klar und deutlich vor seinen Blicken, und man unterscheidet ohne Mühe die Baschkirengruppe.

Er hatte um diese Zeit seiner Meinung nach 5 Werst zurückgelegt. Da er erhitzt war, zog er seinen Kaftan aus, schnürte seinen Gürtel fester und setzte seinen Weg fort. Er wanderte wieder fünf Werst. Die Hitze machte sich bereits fühlbar. Er erhob die Augen zur Sonne und erkannte, daß es Frühstückszeit war.

„Ich habe bereits ein Viertel meines Tagewerkes vollbracht," dachte er. „Der Zeitpunkt, wo ich umkehren muß, ist noch nicht da. Ich werde nur meine Stiefel ausziehen."

Er setzte sich auf die Erde, zog seine Stiefel aus und machte sich wieder mit leichtem, ruhigen Schritte auf den Weg.

„Noch fünf Werst," dachte er, „und ich werde mich nach links schlagen. Das Land ist hier zu gut, um schon umzukehren. Je weiter ich gehe, um so schöner wird das Land."

Und er setzte seinen Weg schnurgerade fort. Plötzlich drehte er sich von Neuem um; man konnte den Hügel kaum noch bemerken, und die Baschkiren, die darauf standen, sahen wie schwarze Ameisen aus.

„Nun," sagte er, „ich habe jetzt ein hübsches Stück Land durchwandert; es ist Zeit, daß ich Kehrt mache."

Schon lief ihm der Schweiß über das Gesicht, und er hatte Durst. Beim Gehen ergriff er die Flasche und begann zu trinken. Dann ließ er einen Pflock einschlagen und wandte sich nach links.

Er wandert und wandert. Das Gras steht hoch und dicht; die Hitze wird immer heftiger, und Pachomius fühlt sich etwas müde. Er blickt zur Sonne empor und erkennt, daß es Zeit zur Mittagsmahlzeit ist.

„Nun gut!" denkt er; „ich werde mich einen Augenblick ausruhen."

Er bleibt stehen, nimmt ein Stück Brod aus seinem Lederbeutel und ißt es, ohne sich zu setzen.

„Denn," sagte er sich, „wenn ich mich setze, würde ich mich auf der Erde ausstrecken und einschlafen."

Er bleibt hier einen Augenblick, schöpft Athem und bricht wieder auf.

Digitized by Google

Zuerst wanderte er, von der Nahrung erfrischt, mit doppelter Fröhlichkeit. Doch die Hitze wird heftiger, und er fühlte, wie der Schlummer ihn überfiel. Seine Müdigkeit war sehr stark.

„Eine Stunde des Leidens, ein Jahrhundert des Glücks," sagte er sich, um sich Muth zu machen. Und er wanderte ungefähr zehn Werst geradeaus, doch als er im Begriff war, sich wieder nach links zu wenden, fiel ihm ein frisches Ackerland in's Auge.

„Ich kann doch dieses Feld nicht aus den Händen lassen," sagte er sich; „hier wird der Flachs gut gedeihen."

Und er setzte seinen Weg in gerader Richtung fort und entschloß sich erst zu Umkehr, als er das Feld vollständig durchwandert und einen Pflock hatte einschlagen lassen.

Von Neuem betrachtete er den Hügel. Es ward ihm schwer, die Gruppe der Baschkiren zu entdecken; wenigstens 15 Werst trennten ihn von ihr. Und er dachte:

„Ich habe die beiden ersten Seiten zu lang ausgedehnt, die dritte muß kürzer sein."

Mit schnellem Schritte wanderte er weiter. Die Sonne sank; er sah sie jetzt schon untergehen. Kaum hatte er auf der dritten Seite zwei Werst zurückgelegt; er war noch 15 Werst von dem Treffpunkte entfernt, den er erreichen mußte.

„Ich muß mich jetzt dem Ziel zuwenden; selbst wenn meine Besitzung nicht regelmäßig wird. Jetzt habe ich genug Land."

Damit lenkte er seine Schritte gerades Weges nach dem Hügel.

VII.

Pachomius wanderte gerades Weges auf den Hügel zu . . . . .

Pachomius war todtmüde; seine völlig zerschundenen Füße thaten ihm schrecklich weh; die Beine brachen unter ihm zusammen. Er wollte sich ausruhen; doch er durfte nicht, sonst konnte er das Ziel vor Sonnenuntergang nicht mehr erreichen. Und die Sonne wartete nicht auf ihn; sie sank und sank immer tiefer; es schien sie förmlich Jemand hinunterzustoßen.

„Ach, ich fürchte, ich habe mich geirrt," dachte Pachomius. „Ich habe den Umfang zu groß angenommen. Was soll ich anfangen, wenn ich nicht zur rechten Zeit am Treffpunkt anlange! Wie weit es noch ist, und wie müde ich bin! Oh, wenn ich meine Mühe und meine Rubel umsonst vergeudet hätte! Ich will mir doppelte Mühe geben und das Unmögliche versuchen."

Und Pachomius begann zu laufen. Seine Füße bluteten, doch er hielt nicht inne. Er läuft und läuft, doch das Ziel ist noch fern. Er entledigt sich seines Kaftans, seiner Flasche und wirft seine Stiefel und seine Mütze fort.

„Ach!" denkt er, „meine Habgier hat mich zu Grunde gerichtet. Nie werde ich das Ziel vor Sonnenaufgang erreichen."

Und die Angst raubt ihm den Atem. Er läuft weiter; sein Mund ist trocken; der Schweiß klebt ihm das Hemd auf dem Leibe fest. Seine Brust hebt und senkt sich wie ein Blasebalg, sein Herz schlägt wie ein Schmiedehammer. Er fühlt seine Füße nicht mehr, die Kniee brechen ihm. Er denkt jetzt nicht mehr an sein Gut; seine einzige Sorge ist, nicht tot vor Ermüdung umzufallen. Er fürchtet, zu sterben, daher läuft er noch immer und denkt:

„Da ich schon so weit gelaufen bin, so würde ich für einen Dummkopf gelten, wenn ich jetzt stehen bliebe."

Er vernimmt das Schreien und Pfeifen der Baschkiren und läuft nur noch eifriger.

Er hastet weiter, giebt seine letzten Kräfte aus, das Ziel ist nahe, doch die Sonne steht schon ganz tief. Auf dem Hügel erkennt er einen jeden; Alle winken ihm, er solle sich beeilen. Jetzt sieht er die Mütze mit dem Gelde auf der Erde liegen, und den Häuptling, der, die Hände auf dem Bauch gefaltet, auf dem Boden hockt. Und wieder kommt Pachomius der Traum in den Sinn.

„An Land wird es mir nicht fehlen," sagt er sich; „doch wird mir der Himmel das Leben schenken? Oh, ich habe mich selber zu Grunde gerichtet!"

Und er läuft weiter. Er richtet die Augen zur Sonne empor; sie ist ganz roth und groß und berührt fast die Erde; ihr innerer Rand verschwindet fast vor den Blicken. Und als Pachomius in seinem tollen Lauf am Fuße des Hügels anlangt, versinkt das Gestirn vor seinen Augen.

Pachomius stößt einen Schrei der Verzweiflung aus und sieht sich verloren. Doch da fällt ihm ein, daß die Sonne zwar für ihn, der am Fuße des Hügels steht, untergegangen ist, daß sie die oben auf dem Gipfel Stehenden aber noch immer sehen müssen. Im Galopp läuft er hinauf und erblickt die Mütze. Victoria! Pachomius strauchelt und fällt zur Erde; doch im Fallen berührt er die Mütze mit seinen Händen.

„Gut! bravo! mein Junge!" sagt der Baschkirenhäuptling. „Du hast Dir ein großes Stück Land verdient!"

Pachomius' Knecht stürzt herbei, um seinen Herrn aufzuheben; doch er bemerkt, daß das Blut ihm aus dem Munde fließt; Pachomius ist todt. Und der Häuptling, der auf dem Erdboden kauert, hält die Hände auf dem Bauch gefaltet und bricht in lautes Lachen aus.

. . . Dann erhebt er sich, nimmt eine Hacke, wirft sie dem Knecht zu und ruft:

„Da, mache ihm sein Grab zurecht!"

Alle Baschkiren steigen wieder zu Pferde und ziehen sich zurück; den Knecht lassen sie bei dem Leichnam.

Der Diener grub ein Loch, genau nach der Länge des Leichnams — drei Arschin; — und legte dann Pachomius hinein.

Aus der Hauptstadt.

Luftschlösser

Nicht ein Raubschloß, wohl aber eine sturmfreie Zufluchtsstätte sollte nach dem „Vorwärts" auf der Insel Pichelswerder bei Spandau errichtet werden. „Entsetzlicher Humbug," hieß es sofort auf allen Seiten. „Nur in den Hundstagen könne heute noch ein um Sensationen verlegener Reporter auf den geplanten Bau einer mittelalterlichen, vom Havelsee umspülten Burg verfallen. Der „Vorwärts" ließ den Humbug aber nicht gelten und berief sich auf Höflinge des Kaisers, die jene Burg ersonnen hätten. Das schien Vielen der Gipfel alles Abgeschmackten und Thörichten zu sein. Gewiß, das sturmfreie Schloß im Havelsee ist Unsinn. Vieles geschieht zwar in unserer Zeit, was sich eigentlich mit dieser nicht mehr verträgt. Mit dem einen Bein können unsere Regierenden nicht schnell genug der Entwickelung der Menschheit vorauseilen, mit dem anderen sehen wir sie noch tief in den Anschauungen und Liebhabereien verschollener, lange schon überwundener Jahrhunderte stehen. Aber das ist ihnen doch nicht zuzutrauen, daß sie Burgen anlegen, in die sie sich zurückziehen, wenn die politische Brandung zu ihnen bis in die oberen Stockwerke ihrer inmitten großer Städte liegenden, nur schwer zu vertheidigenden Schlösser heraufsteigt. Indessen in dem Maße, wie es den Anschein hat, schwebt das Schloß im Havelsee mit seinen Wällen und Kanonen und mit seiner Sturmfreiheit doch nicht in der Luft. Höflinge werden in unseren Witzblättern stets für Gimpel ausgegeben. Wo gäbe es aber solche nicht? Ich kenne Höflinge, die, wenn es überhaupt möglich wäre, wirklich das Gras wachsen hören würden. Warum sollte sich nicht Angesichts des rapiden Anwachsens der Socialdemokratie, das sich ja auch im deutschen Heere fühlbar machen muß, in der Umgebung des Kaisers die Befürchtung regen können, daß dieses Heer vielleicht dem Oberhaupt des Staates nicht mehr denjenigen Schutz zu gewähren vermag, dessen er bedarf, um Herr seiner Entschließungen zu bleiben? Zeigt nicht die Geschichte, daß in bewegten Zeiten die Regierenden sofort ein Spielball der Launen des urtheilslosen Haufens werden, wenn sie inmitten ihres Volkes auch dann noch bleiben, sobald ihnen kein zuverlässiges Heer zur Hand ist? Das Schicksal Ludwig's XVI. war besiegelt, als ihn die Pariser von Versailles in die Hauptstadt schleppten. Allerdings war damals noch ein französisches Heer in allen seinen Formationen vorhanden. Hatte es sich aber innerlich nicht schon vollkommen aufgelöst? Nur deßhalb ließ sich Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in den dunklen Märztagen des Jahres 1848 von der gegen ihn aufsässigen Menge im Triumphzuge durch die Straßen Berlins mehr zerren als geleiten, weil feige und gewissenlose Rathgeber ihn bewogen hatten, die siegreichen Truppen aus seiner Nähe zu bannen. Nichts Eiligeres hatten ferner die regierenden und gesetzgebenden Gewalten Frankreichs zu thun, als von Paris in dasselbe Versailles, aus dem man vor 82 Jahren den Herrscher nach Paris geholt hatte, zu flüchten, nachdem es im Frühjahr 1871 offenbar geworden war, daß die ihnen ergebenen Truppen sie nicht mehr gegen die Communards schützen konnten; und ehe sie sich zur Rückkehr in die Hauptstadt des Reiches entschlossen, mußten sie erst die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ihre Vorstädte, die Heerde aller französischen Revolutionen in dem letztverflossenen Jahrhundert, sich still verhalten und die Soldaten ihres Eides eingedenk sein würden. Aber ganz vertrauen sie beiden auch heute noch nicht. Um bei der Wahl eines neuen Präsidenten der Republik nicht durch die unruhigen, unberechenbaren Massen der Vorstädte bedrängt zu werden, vereinigen sich Senat und Deputirtenkammer zu dem vom Gesetz vorgeschriebenen Congreß in dem von diesen Massen erst in einem längeren Fußmarsch zu erreichenden Versailles. Ist nicht Wilhelm II. selber dem Gedanken, Berlin als Residenz mit einer anderen Stadt seines Königreiches zu vertauschen, schon einmal näher getreten? In jener charakteristischen Unterredung, die er vor einigen Jahren in seinem kleinen Jagdschloß Hubertusstock hatte, spielte er doch sehr deutlich auf eine solche Möglichkeit an. Harmlose Politiker konnten hierin nur einen Scherz erblicken. Leute mit klarem nüchternen Urtheil fühlten aber den bitteren Ernst heraus, der sich hinter der scherzhaft erscheinenden Bemerkung versteckte. Wenn schon dem Herrscher in seiner Residenz und an dem Sitz seiner Regierung unbehaglich zu Muthe werden kann, lag es gegenüber dem rapiden Emporschnellen der socialdemokratischen Stimmen zwischen den vorletzten und den jüngsten Wahlen zum Reichstag und gegenüber der Gewißheit, daß mit diesem Emporschnellen das Eindringen der Socialdemokratie in das Heer Schritt halten

Digitized by Google

muß, da nicht für die Höflinge sehr nahe, auf Mittel zu sinnen, wie der Monarch besser als bisher in der Freiheit seiner Person und in der Ungebundenheit seiner Entschließungen zu schützen ist? Die Lehren der Geschichte können doch auch von ihnen beherzigt werden. Zudem haben die Höflinge fast ausnahmslos als Officiere in der Armee gedient und dabei das Wesen der militärischen Manneszucht und diejenigen Factoren kennen gelernt, die sie befestigen oder untergraben können. Für sie ist die Person des Herrschers das A und O der gesammten Gedankenthätigkeit, weil mit seiner Herrlichkeit auch ihre eigene zu Ende geht; und es giebt keinen klügeren Berather als den Selbsterhaltungstrieb. An sich mag die sturmfreie Burg im Havelsee ein Hirngespinnst sein. Als Symptom der Sorge um die Freiheit des Herrschers verräth sie einen scharfen Blick für die Gefahren, in denen das Deutsche Reich schon seit längerer Zeit schwebt. Es läßt sich die Wahrheit nicht mehr todt schweigen, daß der moderne König nur so lange Herr seiner selbst ist, als seine unmittelbar aus dem Volke rekrutirten Soldaten noch so fest im Gehorsam stehen, daß sie ohne Zaudern auf Kommando in den revoltirenden Haufen hineinfeuern, ja auch dann hineinfeuern, wenn sie in ihm den Vater oder den Bruder oder den Freund vermuthen oder gar mit den eigenen Augen erkennen. Werden dies aber heute alle unsere Soldaten thun? Wahrscheinlich ist es nicht. Versagt hierin aber auch nur ein Theil, so ist die ganze Truppe unbrauchbar. Denn dann ist sie nicht mehr in der Hand ihrer Officiere.

Wie gern und wie oft ist von den Regierenden dem deutschen Volke versichert worden, daß sein Heer auch heute noch jeder Aufgabe, selbst der schwersten, gewachsen sei! Ein stolzes Wort, das auch niemals seinen Zweck verfehlt hat. Darum und weil es beständig wiederholt wird, braucht es aber noch lange nicht wahr zu sein. Wer es glauben will, muß eigentlich in den letzten Jahrzehnten geschlafen haben. Ein ganzes Menschenalter ist seit dem ersten stärkeren Auftreten der Socialdemokratie vergangen. Jetzt schwören auf ihre Lehren viele Millionen, ganze Generationen. Nicht daß ihre Führer besonders geschickt operirt hätten. In's Gewicht fällt auch hierbei nicht, daß viele Deutsche durch die bezaubernde Rücksichtslosigkeit, mit der sich die Regierenden bei jeder Gelegenheit über ihr Rechtsgefühl und nationales Empfinden hinwegsetzten, in das socialdemokratische Lager getrieben worden sind. Nur den naturgemäßen Lauf aller Dinge hat auch die Entwickelung der Socialdemokratie genommen. Der einzelne Socialdemokrat gründete eine Familie, aus der neue socialdemokratische Familien hervorgingen. So sind allmälig Tausende und Abertausende herangewachsen, die, von dem in den Volksschulen genossenen Unterricht abgesehen, nichts Anderes zu hören bekommen haben als socialdemokratische Lehren. Könnte auf deren Dienste im Heere der Staat verzichten, so würde kein wesentlicher Anlaß zur Beunruhigung vorliegen. Aber einmal erheischt die Gerechtigkeit, daß alle gesunden jungen Deutschen ihrer Wehr- und Dienstpflicht genügen. Andererseits würden die Cadres sehr erhebliche Lücken aufweisen, wenn man die jungen Socialdemokraten ihrer Gesinnung halber von der Erfüllung dieser Pflichten entbinden wollte. Demgemäß mußte auch die Socialdemokratie ihren Einzug in die Armee halten; und demgemäß muß in ihr auch mit jedem neuen eingestellten Jahrgang die Zahl der „Genossen" steigen. Im Jahre 1894 bestand das einem im Elsaß garnisonirenden Bataillon zugetheilte Rekrutencontingent erwiesener Maßen zur Hälfte aus Leuten, die sich vorher zur Socialdemokratie bekannt hatten. Ist es Schwarzseherei, wenn wir befürchten, daß dasselbe Bataillon, wenn es nicht inzwischen den Ersatzbezirk gewechselt hat, sich heute nach 9 Jahren zu drei Vierteln aus Socialdemokraten zusammensetzt?

Nun ist zwar in Zeitungen, Broschüren und sogar in militärischen Romanen zu lesen, und man kann es auch aus dem Munde activer Officiere hören, daß dem als Socialdemokraten der Truppe überwiesenen Mann eher alles Andere vorzuwerfen ist als Pflichtvergessenheit, und daß er an Intelligenz weit über seinem nichtsocialdemokratischen Kameraden steht. Und dennoch ist er ein sehr schlechter Soldat. Denn mit Leib und Seele kann er sich nicht dem Dienste widmen. Gehört dieser nicht dem Könige, demselben Könige, der nach seiner Ueberzeugung zu Unrecht auf dem Throne sitzt und daher von diesem entfernt werden muß? Nur abgeseimte, von der Partei besonders dazu dressirte Heuchler, Wölfe im Schafspelz sind die gerühmten socialdemokratischen Soldaten. Wenn sie gegen den äußeren Feind aufgerufen werden, gehen sie vielleicht noch mit; aber nur noch vielleicht. Wenn es die ihnen verhaßte staatliche Ordnung gegen die inneren Feinde zu vertheidigen gilt, streiken sie unbedingt; es sei denn, sie verleugneten ihr Vaterhaus, ihre ganze Vergangenheit, ihre bisherige Ueberzeugung, um deren Willen sie sich im activen Heeresdienst mühe- und qualvoller Heuchelei unterzogen haben. Und wie sollte sich ein derartiger jäher Wandel in ihnen vollziehen? Nichts haftet dem Menschen so zähe an, als das, was er in der Kindheit in sich aufgenommen hat. Und reicht denn die Dienstzeit aus, um aus einem Saulus einen Paulus zu machen? Auch der begabteste Hauptmann muß an den 23 Monaten, die ihm jetzt für die Ausbildung des Mannes bleiben, seine Kunst scheitern sehen. Daher wird das Bataillon, dessen Mannschaften zu drei Vierteln aus Socialdemokraten bestehen, schon heute nicht mehr auf den revoltirenden Volkshaufen schließen, der die innere Ordnung des Staates umstoßen und dem Herrscher die Freiheit seiner Person und seiner Entschließungen rauben will.

Bei Lichte betrachtet, sind es kaum 22 volle Monate, welche der Fußsoldat heute zu seiner Ausbildung im Heere zuzubringen hat. Sehr oft wird er erst in der zweiten Hälfte des October eingestellt und nicht minder oft schon in der ersten Hälfte des September seines zweiten Dienstjahres zur Reserve entlassen. Vier Armee-Corps haben an dem diesjährigen Kaisermanöver Theil genommen. Bei Allen ist der ältere Jahrgang schon vor dem 15. September ausgeschieden. Dazu kommen noch Beurlaubungen und Erkrankungen, die ihn vom Dienst fern halten. Viele gewichtige Gründe sprachen gegen die Einführung einer so kurzen Dienstzeit. Am Schwersten wog sicherlich der, daß sie vollkommen die Möglichkeit ausschloß, den von socialdemokratischen Lebensanschauungen beherrschten Mann zur Treue gegen seinen Kriegsherrn und gegen sein Vaterland zu bekehren oder doch zum Mindesten in seiner irrigen Ueberzeugung wankend zu machen. Was galten aber damals, als die Ultramontanen Schulter an Schulter mit den Socialdemokraten gegen die dreijährige Dienstzeit fochten, welche Preußen-Deutschland zu drei glorreichen Feldzügen verholfen hatte, — was galten, fragen wir, damals Gründe? Um sich für vorübergehende Zwecke die Partei, die von Rom die Befehle für ihr Verhalten im Reichstag bezieht, willfährig zu machen, gaben die Regierenden diese Dienstzeit Preis und beraubten so die Armee des einzigen Mittels, mit dem sie sich noch allenfalls vor der socialdemokratischen Verseuchung bewahren konnte. Denn mit jedem Tage, den der socialdemokratisch verhetzte Soldat länger im militärischen Milieu verbleibt, müssen seine bisherigen bürgerlichen Anschauungen mehr verblassen, muß er der besseren Einsicht zugänglicher werden. Weßhalb drang denn neuerdings in Frankreich die republikanische Mehrheit im Senat und in der Deputirtenkammer mit aller Gewalt auf die Einführung der zweijährigen Dienstzeit? Etwa weil sie fürchtete, der französische Soldat könne in der weiteren Dienstzeit wieder verlernen, was ihm in den beiden ersten Jahren beigebracht worden ist? Ob der Mann im Dienst überhaupt Etwas lernt, ist den dortigen Parlamentariern ganz gleichgiltig. Nur „nationalisiren" wollen sie ihn mit der kürzeren Dienstzeit, d. h. in Wirklichkeit demokratisiren. Sobald wie möglich soll er aus dem militärischen Milieu wieder heraus, damit er sich nicht gar zu kräftig an seine Vorgesetzten anlehne und so die Armee ein außerhalb des Parteigetriebes stehendes Organ des Staates werde, das auch der republikanischen Begehrlichkeit einmal Grenzen stecken könne. Für reale Dinge hatte der zweite Reichskanzler, der bereitwillig den inneren Feinden des Deutschen Reiches die dreijährige Dienstzeit auslieferte, herzlich wenig Verständniß. Als Militär mag General von Caprivi Einiges geleistet haben. Als Staatsmann kam er über einen äußerst mittelmäßigen Dilettantismus kaum hinaus. Feierte er nicht unter Anderem die Verbrüderung Frankreichs mit Rußland auf der Rhede von Kronstadt als einen überaus erfreulichen Beweis des wiederhergestellten europäischen Gleichgewichts; jene Verbrüderung, welche die Jahrzehnte langen Bemühungen Bismarck's, die beiden Mächte auseinander zu halten, mit einem Schlage zu Schanden gemacht und die gesammte deutsche auswärtige Politik gründlich aus dem Geleise gebracht hat? Zu seiner Ehre wollen wir annehmen, der gar zu Kurzsichtige wußte nicht, was er that, als er seinem Herrn und Gebieter empfahl, mit der Zustimmung zu der zweijährigen Dienstzeit den guten Willen der Ultramontanen für Pläne zu erkaufen, die dieses großen Opfers gar nicht werth waren. Wohl aber wußten die Herren Ultramontanen ganz genau, worauf sie mit der Forderung nach der zweijährigen Dienstzeit hinaus wollten. Und da sie in ihrem letzten Ziel sich mit den Socialdemokraten begegneten, so ließen sie sich deren Bundesgenossenschaft mit großem Vergnügen gefallen. Sind nicht auch die Socialdemokraten die geschworenen Gegner des Deutschen Reiches? Blüht nicht auch ihr Weizen, wenn Deutschland immer mehr den Rückhalt an seinem Heere verliert? In der Politik giebt es kein Gewissen. Das zeigt uns die römische Kirche alle Tage. Scrupellos machen ihre Getreuen mit den Parteien des Umsturzes gemeinsame Sache, wenn sie sich davon einen Profit versprechen. Daß jetzt unser Mann so brühwarm, wie er von seinen socialdemokratischen Genossen zur Armee entlassen wird, in den Schooß der alten Partei zurückkehren kann, daß es in der zu kurzen Dienstzeit nicht einmal gelingt, in ihm leise Zweifel an der Wahrheit der socialdemokratischen Lehren zu wecken, dies ist fast ausschließlich das Werk des Ultramontanismus, der es verstanden hat, die politische Unfähigkeit des zweiten Reichskanzlers für seine destructiven Pläne auszunutzen. Auch in der Frage der militärischen Dienstzeit hat sich das Wort seines hervorragendsten Führers bewährt. Nach Ludwig Windhorst steht Niemand so früh auf wie Rom und seine Getreuen. Auch in diesem Falle haben sie die deutsche Nation über den Löffel barbirt. Will jetzt ihr Oberhaupt eine Truppe haben, auf die es sich unter allen Umständen verlassen kann, so bleibt ihm nur übrig, mit Geld Leute zu werben, die nach Art der Schweizer unter den letzten französischen Königen die Aufgabe einer Leibwache übernehmen.

Natürlich wird der Politiker gewöhnlichen Schlages, der erst dann eine Meinung zu äußern wagt, wenn er sein Leibblatt gelesen, solche Schlußfolgerungen wie die soeben aus der Verseuchung des Heeres durch die Socialdemokratie gezogenen für die Auswüchse eines geradezu verbrecherischen Pessimismus halten. Für ihn ist es ja eine Kleinigkeit, die Armee wieder zu reinigen. Man nehme nur den Socialdemokraten das Wahlrecht; und im Nu verschwinden sie nicht bloß aus dem Reichstag, sondern auch aus dem Volk, das für das Heer den Ersatz stellt. Auch in unserer nach landläufiger Ansicht so überaus aufgeklärten Gegenwart giebt es eben noch Leute, die sich gegen jede, auch die deutlichste Belehrung durch Thatsachen sträuben. Wie kann heute überhaupt noch von Wahlentrechtung gesprochen werden, wo ihre üblen Folgen klar vor Aller Augen

Digitized by Google

liegen? Sehr schlecht ist sie der Regierung und ihren Freunden im Königreich Sachsen bekommen. Die Erbitterung über das neue Wahlgesetz vom Jahre 1896 machte sich in den Wahlen zum Reichstag Luft. Bis auf einen sind sämmtliche Abgeordnete, die Sachsen in den Reichstag entsendet, jetzt Socialdemokraten. Die Reichstagswahlen waren sozusagen das Ventil, durch welches die Entrüstung entweichen konnte und so eine Explosion verhindert wurde. Wird auch das Recht in den Reichstag zu wählen beschränkt, so fehlt es an einem Ventil, und die Explosion ist so sicher wie zweimal zwei vier ist. Die Wahlentrechtung ist ein Gewaltact; und mit Gewalt lassen sich heute Millionen und ganze Generationen nicht mehr bekehren. Dies war auch schon nicht mehr möglich, als die Socialdemokratie noch in den Kinderschuhen steckte. Der Minister von Puttkamer war zweifelsohne einer der tüchtigsten Minister unter Bismarck. Aber sein Vorschlag, die Socialdemokratie vermittelst Kanonen im Keime zu ersticken, verrieth nur, daß er die Macht der Ideen vollkommen unterschätzte. Nicht mit großsprecherischen Drohungen, man wolle sie niederknallen oder mit der „Feuerspritze" zur Raison bringen, auch nicht mit Hohn und Spott, mit denen sie so reichlich bedacht wurde, sondern mit gewissenhafter Prüfung ihrer Forderungen und deren Erfüllung, so weit sie begründet waren, hätte man sie damals aus der Welt schaffen können. Nichts entwaffnet den grollenden und unzufriedenen Deutschen so schnell als die Gerechtigkeit. Der Augenblick hierzu ist aber verpaßt worden, und so muß man sich mit der Gewißheit abfinden, daß noch Jahrzehnte vergehen werden, bis sich, wie alle politische Bethätigung, auch die Socialdemokratie überlebt haben wird. Um keinen Preis sollte aber zugegeben werden, daß sie inzwischen die deutsche Armee weiter zersetzt. Wie dem aber entgegentreten? Der Befürchtung, das deutsche Heer werde nicht mehr fähig sein, die innere Ordnung aufrecht zu erhalten und den Monarchen in der Freiheit seiner Entschließungen zu schützen, kann freilich nicht mehr jeder Boden entzogen werden. Aber noch ließe sich das Schlimmste abwenden. Erhält die Armee die dreijährige Dienstzeit zurück, so wird sie noch im Stande sein, die in ihre Reihen eingestellten Socialdemokraten in der Mehrzahl der Partei wenigstens für die Dauer der activen Dienstzeit absptenstig zu machen. Außerordentlich elastisch ist das jugendliche Gemüth. Wie sollte es sich wohl gegen die längere Einwirkung des militärischen Milieus, in welchem der Autorität eine uneingeschränkte Herrschaft eingeräumt worden ist, wehren können? Man sage nicht, daß die sich in den älteren Jahrgängen befestigende Königstreue immer wieder durch die jüngsten frisch aus dem socialdemokratischen Lager kommenden Rekruten in bedenklicher Weise erschüttert werden müsse. Dazu ist das Uebergewicht der älteren Mannschaften über die jüngeren viel zu groß. So stark ist dieses, daß die älteren Leute sich nicht selten das Recht anmaßen, die jüngeren zu züchtigen, wenn sie zu Aergerniß Anlaß gegeben haben. Wenn der socialdemokratisch gesinnte Rekrut herausfühlt, daß seine politischen Anschauungen keinen Anklang finden, wird er sich hüten, sie auszusprechen. Nicht die jüngeren Jahrgänge ziehen die älteren zu sich herüber, sondern das Umgekehrte ist der Fall. Besonders nachhaltig wird allerdings, wie auch schon angedeutet worden, die Bekehrung nicht sein können. Dem militärischen Milieu entrückt, kehrt der Reservist, der als Rekrut socialdemokratisch dachte, sofort wieder zu seiner ersten Liebe zurück, um ihr von jetzt an immer treu zu bleiben. Die Uebungen im Beurlaubtenstande, zu denen er dann und wann wieder bei der Truppe erscheint, können ihn nicht mehr irre machen. Einerseits sind diese hierzu viel zu kurz, auf der anderen Seite hat er inzwischen die jugendliche Elasticität eingebüßt. Aber unverantwortlich wäre es, wollte man deßhalb die Bemühungen, vermittelst einer längeren Dienstzeit die socialdemokratisch gesinnten Mannschaften umzustimmen, ganz aufgeben. Immerhin würde der Gewinn noch sehr bedeutend sein. Verbürgt diese Bekehrung nicht noch eine fest im Gehorsam stehende active Truppe und damit auch den weiteren sicheren Schutz der inneren Ordnung im Reiche und des Herrschers in der Freiheit seiner Bewegungen und Entschließungen? Bescheidene Gemüther werden sich hieran genügen lassen. Und zur Bescheidenheit müssen sich alle vaterlandstreuen Politiker bequemen, welche die Thatsache des rapiden, innerlich begründeten Anwachsens der Socialdemokratie anerkennen.

Lächerlich wollte der „Vorwärts" die Höflinge Wilhelm's II. machen, indem er ihnen andichtete, sie hätten ein phantastisches, befestigtes Schloß auf Pichelswerder geplant. Bei allen noch nicht in socialdemokratische Vorstellungen verrannten deutschen Männern hat die Sorge um die Freiheit ihres Herrn und Gebieters nur volles Verständniß finden können. Lächerlich hat sich eigentlich das führende socialdemokratische Blatt nur selber gemacht. Lag es etwa im Interesse seiner Partei, daß es den anderen Parteien so überzeugend wie nur möglich nachwies, wie weit die Unterminirung des deutschen Heeres durch die Socialdemokratie vorgeschritten ist? Je weniger dieser Punkt berührt wurde, desto fester mußten die bisher so vertrauensseligen Gegner einschlafen. Nun sind sie alle aufgerüttelt worden; und sie haben sich auch schon, wie der, wenn auch thörichte, so doch als Symptom bedeutsame Vorschlag der Wahlentrechtung beweist, auf die Suche nach Mitteln und Wegen begeben, wie die Socialdemokratie aus dem Heere zu verdrängen wäre. Indessen die Socialdemokraten werden sagen, lächerlich hin und lächerlich her. Nur darauf komme es an, wer zuletzt lachen wird. Und man kann es ihnen nicht verdenken, wenn sie schon jetzt frohlocken. Den Ausschlag geben auch hier wieder die Ultramontanen oder, nach dem Ausspruch des ersten Vorsitzenden der diesjährigen Generalversammlung der deutschen Katholiken, die Jesuiten. Hat er nicht Alle, die sich dort in Köln um ihn geschaart hatten, Jesuiten und sich selber einen Erzjesuiten genannt? Und fügte er nicht hinzu, die Jesuitenpartei sei die stärkste und erste politische Partei der Welt? Ob es für die anderen Reiche zutrifft, bleibe dahingestellt. In Deutschland hat sie thatsächlich das Heft in Händen. Vorzüglich muß sich aber von ihrem Standpunkt aus die zweijährige Dienstzeit bewährt haben. Eine in ihrem Gehorsam erschütterte Armee erfüllt auf das Glücklichste die von ihnen in diese Dienstzeit gesetzten Hoffnungen. Wie sollten die Jesuiten dazu kommen, sie fahren zu lassen? Wie sie gemeinsam mit den Socialdemokraten die zweijährige Dienstzeit durchgesetzt haben, so werden sie auch in ihrer Vertheidigung wieder zu ihnen stehen; und die Socialdemokraten werden die Genugthuung haben, wirklich zuletzt lachen zu können. Ein Luftschloß war die Burg, die nach dem „Vorwärts" Höflinge für ihren Gebieter in der Nähe der Hauptstadt seines Reiches errichten wollten. Ach, Luftschlösser werden alle Bestrebungen bleiben, dem Deutschen Reiche seinen früheren starken Rückhalt an der Armee zurückzugeben, so lange der Pfahl, der in seinem Fleische steckt, nicht entfernt worden ist. Wird es aber jemals gelingen, ihn herauszuziehen? Nach Bismarck's Entlassung stoßen unsere Regierenden ihn immer tiefer hinein. Suchen sie den Ultramontanen oder nach der neuesten Lesart den Jesuiten nicht alle Wünsche an den Augen abzusehen? Und mit welcher empörenden Rücksichtslosigkeit gehen sie gegen Diejenigen vor, die ihren falschen Freunden die Maske vom Gesicht reißen wollen. Geradezu grausig ist die Ironie, daß die sämmtlichen von Wilhelm II. erkorenen Reichskanzler unabläßig die Geschäfte Derer machen, denen nichts willkommener sein würde als das Ende der Herrlichkeit des Deutschen Reiches und seines Kaisers. Wer empfindet aber diese Ironie? Die Regierenden sicherlich an letzter Stelle; und hierin liegt der Schlüssel dazu, daß wir auf keinen grünen Zweig mehr kommen können, seitdem Bismarck „fortgeschickt" worden ist.

Carl von Wartenberg.

Die Siegesbeute.

Die Scene spielt im Jahre 1913. Eine neuer großer Wahlsieg hat der Socialdemokratie 5 Millionen Stimmen und 150 Abgeordnete gebracht.

Heine: Nun ist's erreicht. Wir stehen am Ziel —

Vollmar: Am Endziel.

Singer: Das Ziel ist Nichts, die Bewegung Alles.

Heine: Dem herrlichen Triumphe muß unsere zukünftige Taktik entsprechen. Wir müssen Freunden und Gegnern zeigen, daß das sogenannte Parlamentsspiel nicht nutzlos gewesen ist, daß wir mit seiner Hülfe die politische Macht erobert haben, daß Mühen und Kosten eines fünfzigjährigen Wahlkampfes der errungene, köstliche Preis überreich belohnt.

Zubeil (mit vernichtender Ironie): Die Wählerschaft erwartet sofortige Einführung des auf drei Stunden, einschließlich der Mittagspause, herabgesetzten Arbeitstages; Abschaffung sämmtlicher Steuern mit Ausnahme der von der Partei erhobenen; Proclamirung der neuen socialen, veilchenblauen Republik.

Auer: Hauptsache ist, daß wir zunächst durch eine kühne That die ganze Größe unseres Sieges auch den Widerstrebenden vor Augen führen.

Singer: Und da wir gerade von der Proclamirung der socialen Republik sprechen —

Bernstein: So halte ich es für das Richtige, eine Audienz beim Kaiser nachzusuchen —

Vollmar: Und unerschütterlich darauf zu bestehen, daß sofort irgend ein Socialdemokrat, am Besten ein Mitglied der Fraction, zum Wirklichen Geheimen Canzleirath ernannt wird.

Singer: Hm — glauben Sie, daß das nicht doch etwas zu viel verlangt ist? Man sollte der Regierung Zeit lassen!

Vollmar: Erlauben Sie mal! Nach dem Siege von 1903 habe ich sogar einen socialdemokratischen Vice-Präsidenten gefordert.

Auer: Damals waren wir noch unbescheiden. Eine parlamentarische Fraction, noch dazu von unserer Macht und Bedeutung, muß Rücksichten nehmen.

Singer: Und wünschen wir gleich zu viel, dann kriegen wir wieder gar nichts. Ich erinnere Sie übrigens an Bebel's Schicksal, lieber Auer. Als der sich mit seinem Radikalismus mausig machen wollte, gab ihm der Vorwärts einen tödtlichen Fußtritt.

Heine: Ich bestehe unbedingt auf dem Wirklichen Geheimen Canzleirath. Die gewaltige Wahlkundgebung darf nicht durch kleinliche Wichtigthuerei verpfuscht werden. Die Partei muß sich groß zeigen. Verliert sie sich in Kleinigkeiten Angesichts der großen Situation, so wird sie zum Gespött der Widersacher. Meine Herren, ich citire jetzt Parvus!

(Der Antrag der Radicalen Heine und Vollmar wird gegen die Stimmen der Revisionisten Zubeil und Singer angenommen.)

Prinz Vogelfrei.

Digitized by Google

Die Verfassungs-Schule.

In einem Breslauer Schullesebuche wurden die darin enthaltenen Monumentalsätze aus der preußischen Verfassung von der Behörde gestrichen.

Sehr langsam war das ältere Geschlecht,
Das jüngere braucht Siebenmeilenstiebel;
Deßhalb studirt bereits Verfassungsrecht
Der ABC-Schütz aus der Lesefibel.

Die Wissenschaft ist frei im neuen Reich,
Frei die Person. Besonders ist zu loben,
Daß alle Preußen vor'm Gesetze gleich
Und Standesunterschiede aufgehoben.

Staatsbürger mit dem Hosenmatz vereint,
Notznäschen mit der Politik im Bunde!
Verfassungsrechtlich sehr bedeutsam scheint
Das Einmaleins mir in der Rechenstunde.

Des biedern Stengel Riesen-Fehlbetrag
Entzückt mit Recht das Volk, das souveräne;
Drum, Schüler, rechne gleich am ersten Tag
Mit den Millionen der Staathaushaltspläne!

Irrt sich der Bub' — sein Lehrer tadl' es nit
Und ehr' in ihm den künft'gen Wahltrakehler;
Hort der Verfassung ist das Deficit,
Die Freiheit garantirt der Rechenfehler.

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Die Frau ohne Bedeutung. Schauspiel in vier Acten von Oskar Wilde. (Neues Theater.)

Nachdem Oskar Wilde berühmt geworden ist, druckt und spielt man Alles von ihm. „Die Frau ohne Bedeutung" unterscheidet sich von den früheren Pariser Raisonneur-Stücken und den Sudermann'schen Erstlingen eigentlich nur dadurch, daß sie geistreicher und handlungsärmer ist. Da brennen der elegante Cyniker und sein elegantes weibliches Gegenspiel zwei Acte hindurch zerstörendes Feuerwerk ab; Nichts bleibt bestehen, woran die heuchlerische englische (und wohl auch festländische) Gesellschaft zu glauben vorgiebt. Dies unermüdliche Spiel mit geschliffenen Messern amüsirt bloß deßhalb nicht auf die Dauer, weil es eben unermüdlich ist. Ein Gefunkel von Antithesen und boshaften Axiomen, die leider allesammt ein Bißchen schablonisirt scheinen, wenn auch Wildesch schablonisirt: regelmäßig endet der harmlos begonnene Satz mit einer verschmitzten Ueberraschung. Allmälig wird man bei all' dem überlegenen scharfen Witz stumpf, und von dem Geglitzer thun Einem die Augen weh. Glücklicher Weise setzt gegen Mitte des zweiten Actes die Handlung ein, um sich schließlich noch recht dramatisch zu gestalten. Colportagedramatisch allerdings. Der Lord und Cyniker begönnert in einem jungen Gentleman, zu dem er sich seltsam hingezogen fühlt und den er zu seinem Secretär machen will, ahnungslos den eigenen Sohn. Er hat um ihn mit der Mutter zu kämpfen, der Betrogenen, die er vor zwanzig Jahren schmählich verließ und die von Haß und Verachtung gegen ihn überströmt. Gerald, der Sohn, möchte herzlich gern mit dem Lord gehen. Erst die verzweiflungsvolle, wenn auch noch nicht ganz offenherzige Beichte der Mutter bewegt ihn, zu bleiben. Und als dann der betagte Lord und Schürzenjäger mit seinem Kusse eine junge Amerikanerin beleidigt, die der Sohn liebt, da ist es zwischen Beiden endgiltig aus. Bleibt nach all' diesem romantischen Brimborium, das der angeschnittenen Frage selbst gar nicht auf den Leib rückt und auch theatralisch höchst ungeschickt ist (die geküßte Amerikanerin muß dem Dichter aus der Verlegenheit helfen), bleibt zuletzt noch die wirklich packende Schlußscene. Der Lord hat sich von seinem illegitimen Sprößling dazu bereden lassen, der Mutter, der „Frau ohne Bedeutung", wie er sie nannte, den Heirathsantrag zu stellen, den er ihr vor zwanzig Jahren lächelnd verweigerte. Jetzt lehnt die entrüstete Frau seine Werbung ab, und als er ihr mit alter Frechheit entgegentritt, da schlägt sie ihn mit seinem Handschuh in's Gesicht. Dem Sohne, der nachher nach dem Eigenthümer des Handschuhs fragt, erwidert sie, er gehöre einem „Manne ohne Bedeutung". Das ist ihre Rache.

Gerald heirathet sodann die niedliche Amerikanerin. Diesen Ausgang zu ersinnen, war gerade kein Wilde nöthig. Man müßte denn just annehmen, er habe damit sich selber und den ganzen Bühnen-Stumpfsinn von heute ironisiren wollen.

Ein Nachspiel zum „Appell".

Gemeint ist natürlich der Appell einer Gruppe von Künstlern gegen die Jury der „Gr. B. K." und gegen die böse Kritik, von denen neulich hier die Rede war.

Während der Drucklegung des am Meeresstrande in der Sommerfrische niedergeschriebenen Artikels hat sich in der Potsdamer Straße im Möbel-Kaufhause von A. S. Ball die Ausstellung einer „Berliner Künstlervereinigung 1903" aufgethan. Auf den Protest in Worten folgte der Protest der That, „wie die Thräne auf die Zwiebel" . . . Und war die Schrift schon böse, so ist diese Ausstellung noch böser . . . Nur — nur, daß man der Presse plötzlich doch bedurfte. Am Ende, um das Publicum wieder „dumm" zu machen? Man versandte nämlich an die Kritik Einladungskarten. Schon das Gerechtigkeitsgefühl veranlaßte mich, der Aufforderung Folge zu leisten. Hinzu kam eine begreifliche Neugier. Nun habe ich sie Beide befriedigt. Was ich dort sah? Zunächst keinen einzigen Besucher. Bloß ein alter Maler ging trübsinnig in den öden Räumen auf und ab, wohl als dujourirendes Comitémitglied. Sodann 300 Werke, anstatt der „2200". Ferner, daß unter diesen 300 Werken nur ein einziges Mal der Vermerk „verkauft" zu lesen stand. Die Frage ist also einstweilen offen, wer jetzt für die „Vernichtung von Menschenexistenzen" verantwortlich zu machen ist, über die in der Flugschrift so gejammert wurde. Endlich, daß die besten, die einzigen guten Plätze in diesem Ausstellungslocal fast durchweg von solchen Mitgliedern der „Vereinigung" eingenommen sind, die auch zur „Gr. B. K." zugelassen worden sind. Woraus ich den Schluß ziehen möchte, daß nunmehr auch im Schooße dieser „1903er" Unzufriedenheit gährt.

Und im Uebrigen? So lange wir nicht die „2200" zu sehen bekommen, ist es ein Streit um des Kaisers Bart, steht Behauptung gegen Behauptung — schrieb ich neulich. Jetzt, wo ich den siebenten Theil jener „zurückgewiesenen" Werke gesehen habe, kann ich nur hinzufügen, daß, wenn die übrigen sechs Siebentel, die man uns vorenthalten hat, von derselben Art sein sollten, wir das Allermeiste, nun — sagen wir 'mal 90% des Vorhandenen — die Herren Protestler glänzender als die Jury selbst es je zu thun vermocht hätte, bewiesen haben, wie gerechtfertigt der Wunsch des Geheimrath Müller war: „Nur noch immer mehr Strenge."

War die Flugschrift ein Mißgriff — ein noch größerer war diese Ausstellung. Die Veranstalter können Einem wirklich leid thun — zu dem Aerger nun noch die neuen Unkosten und doch keine Besucher und keine Käufer. Und auf die kam es doch dem Verfasser der Broschüre und seinen Auftraggebern vor Allem, man kann wohl sagen, allein an.

Und noch ein Nachspiel: mittlerweile haben die Herren Protestler ihrer Flugschrift an allerhöchster Stelle Beachtung zuzuwenden verstanden . . . Gewiß könnte ein kaiserliches Machtwort ihnen alle Säle des Landes-Ausstellungspalastes eröffnen. Aber ob sie damit viel gewonnen hätten? Denn keine Macht der Erde würde bei Publicum und Kritik ein größeres Interesse für die „Seitensäle" wecken können, als es gemeinhin besteht. Es ist ja lange nicht einmal für Alles vorhanden, was in den „Hauptsälen" zu sehen ist. Sollte die Organisation der „Gr. B. K." in Zukunft wesentlich verändert werden, was ja immerhin nicht ausgeschlossen wäre, so — nun so dürften am Ende die Schöpfer der „2200" zurückgewiesenen Werke über kurz oder lang dort so ziemlich „allein unter sich" sein. Was dabei herauskommen würde, davon scheint mir der — Erfolg der Ausstellung bei A. S. Ball einen Vorschmack zu geben . . . Uebrigens interessirt vielleicht die Notiz, daß auf der diesjährigen Akademischen Londoner Ausstellung von 14000 eingesandten Werken gar bloß — 10%, also 1400, zugelassen worden sind. Und doch war dort von einer Broschüre und einer Anrufung der Intervention König Eduard's nichts zu hören . . . Doch wohl nicht nur, weil das „Phlegma" des Engländers größer ist als unseres? . . .

Im Uebrigen hat jetzt die „Ausstellungs-Commission" das Wort. Man kann auf ihre Erklärung gespannt sein. J. Norden.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler,
Braunschweig.

(Gegründet 1883.)

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.
Seltene Gelegenheit!

Königreich Sachsen
Technikum Hainichen
Höhere Lehranstalt f. Maschinen- u. Elektro-Ingenieure. Techniker, Werkm. Progr. frei.
Direktor: E. Bolts.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Gelehrte Journalisten Anwälte Kaufleute

sowie überhaupt alle Personen, die geistig stark zu arbeiten haben, beugen Abspannung, Gehirnübermüdung, Magennervosität und Blutarmut durch regelmässigen Genuss von Hausens Kasseler Hafer-Kakao in wirksamster Weise vor, namentlich wenn sie ihn nicht nur zum Frühstück, sondern vor allem als Zwischenmahlzeit um 10 Vormittags und 5 Abends sowie vor dem Schlafengehen zu sich nehmen. Kasseler Hafer-Kakao wirkt auf Blutbildung und Nervenleben ausserordentlich günstig ein, er führt sozusagen den ermüdeten Organen schnell die richtigen Ersatzstoffe zu und erfrischt sie. Darum ist er namentlich auch für die Schulkinder wertvoll und wird von mehr als 10000 Aerzten ständig verordnet. Nur echt in blauen Cartons à 1 Mk., niemals lose.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**
Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** M. 8.—.
Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:
Allmers Röm. Schlendertage. M. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. M. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. M. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. M. 4.
Salomon Südital. M. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. M. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. M. 4.
Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen
von
Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition Berlin W 57, Kaylerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 19. September 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das vermeintlich internationale Papstthum als italienische Macht. Von Kurd von Strantz (Berlin). — Stellungnahme der österreichischen Völker zur Personalunion in Ungarn. Von Franz Podgornik (Wien). — Die Kosacken im Dienste der russischen Expansion. Von Dr. J. Wiese (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Ein schwäbischer Dichter. Von Th. Ebner (Ulm). — Ein Poesie-Album aus dem 18. Jahrhundert. Von Dr. Arthur Obst (Hamburg). — Rudolf von Gottschall. Von Paul Heinze. (Schluß.) — Ein großer Mann. Von R. Bartolomäus. — **Feuilleton.** Die unzeitige Weihnachtsgans. Von A. Theinert. — Eine Skizze. Aus dem Englischen von E. Carlberg. — **Aus der Hauptstadt.** Das ehrfurchtsvolle Schweigen. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — **Offene Briefe und Antworten.** Der Zweck heiligt die Mittel. Von Graf von Hoensbroech. — Richard III. Von Frhr. von Meyrenburg. — Anzeigen.

Das vermeintlich internationale Papstthum als italienische Macht.

Von Kurd von Strantz (Berlin).

Die ihren Namen nach weltumfassende römische Kirche ist weniger eine katholische Einrichtung, als die geistliche Fortsetzung der italienischen Mittelmeerherrschaft der römischen Kaiser. Die volklich verrottete, politisch zerrissene apeninische Halbinsel war zum Anhängsel des neuen römischen Reiches deutscher Nation geworden, um bald Spielball aller Nachbarn von Spanien bis Oesterreich zu werden. Die einheimischen Kleinfürsten lebten nur von des Auslandes Gnade, wie dies besonders grell beim Erlöschen dieser Landesherrschaften, den Kirchenstaat eingeschlossen, hervortrat. Freilich war der Papstkönig stets der Hort der nationalen Einigung, bis ihm das volksfremde Haus Savoyen diese Führerstellung nahm. Trotz aller kirchlichen Proteste hausen die geistliche und weltliche Gewalt friedlich vereint am Tiberstrand. Das schwache italienische Königthum, das seinen Großmachtsrang lediglich nach alter italienischer Sitte den fremden Verbündeten dankt, mögen es heute die Deutschen, morgen die Franzosen sein, weiß die einzig dastehende Größe des geistlichen Bruders im Vatican wohl zu schätzen.

Italiens Weltstellung beruht größtentheils auf der heimischen Herkunft der Päpste und ihres römischen Sitzes. Die römische Kirche hat ihre straffe, einheitliche innere Einrichtung dem römisch-byzantinischen Staate entlehnt und übertrifft an Zucht und Ordnung alle weltlichen Staatsgebilde. Die ausschlaggebende Spitze mit dem ganzen Behördenstab ist jedoch italienisch. Dank der lateinischen Kirchensprache, die sogar noch den Gottesdienst beherrscht, ist die Amtssprache im auswärtigen Verkehr noch italienisch, das ja nur die lateinische Volkssprache ist. Die wenigen nichtitalienischen Beamten der Curie vom Cardinal bis zum Kirchendiener herab werden volklich aufgesogen, denn die innere Geschäftssprache ist italienisch. Alles athmet italienische Luft. Der kindische Wahn der Weltbürgerlichkeit, den nur deutsche Träumer hegen können, löst sich in die Wirklichkeit einer italienischen Weltherrschaft auf, die das durchaus nationale Papstthum zielsicher vertritt, wenn es auch den harmlosen Gläubigen gegenüber gelegentlich diesen Thatbestand durch katholische Redensarten verbirgt.

Selbst das Christenthum ist niemals ein Weltglaube gewesen. Ueberall verräth es seinen orientalisch-römischen Ursprung, und seine Bekenntnisse sondern sich scharf national ab. Die griechische Richtung ist ausgesprochen slavisch, die protestantische germanisch und die römische ihrem Namen treu. Schon der deutsche Longobarde Hildebrand war als Gregor VII. ein Verfechter der italienischen Freiheit wider die deutsche Herrschaft. Der deutsche Katholik läßt sich freilich in seinem Glaubenseifer nur zu gern über diese Thatsache täuschen, wie gerade er ja am wenigsten national denkt und dadurch naturgemäß den **durchaus** nationalen Einfluß des Papstthums unterliegt. Ein nationales Papstthum bedeutet aber bei aller Kirchlichkeit und allem Gerechtigkeitssinn die Unterdrückung oder mindestens Schädigung jedes außeritalienischen Volksthums. Daher erklärt auch der Ketzerhaß nicht allein die Parteinahme des Klerus für Polen und Italiener in den deutschen Grenzlanden. Die italienisch gesinnte Geistlichkeit des alten deutschen Volksbodens in Oberitalien ergreift eben die Partei wider tedeschi, selbst wenn sie nicht die Protestanten des Nordens sind. An der polnischen Grenze waltet die gleiche Beziehung zwischen Rom und dem deutschfeindlichen Primas von Polen.

Diesen Zusammenhang dürfen wir nicht übersehen, und auch die neue Papstwahl verräth deutlich die fortdauernde italienische Färbung der Curie. Niemand dachte an einen nichtitalienischen Nachfolger Petri. Die geschlossene italienische Mehrheit des Cardinalscollegiums verbürgt schon die welsche Abstammung des jeweiligen Oberhirten, der sogar amtlich nach den heidnischen Namen des alten römischen Oberpriesters, des Pontifex maximus, trägt. Die römische Kirche ist ein hervorragendes weltliches Gemeinwesen unter dem Scheine geistlicher Bestrebungen. Ihre staatliche Macht kommt aber gerade dem Lande zu statten, das sie seit der Gründung beherbergt. Die Kirche führt nicht zufällig nach dem Regierungssitz ihre Bezeichnung, wie einst die griechische auch thatsächlich sich mit den Grenzen von Byzanz deckte. Aber die jüngere römische Schwester umspannt kirchlich thatsächlich die Welt und hält doch zum Schaden jedes außeritalienischen Landes an ihrem örtlichen Ursprung fest.

Sie ist und bleibt eine sichere Melkkuh des herabgekommenen italienischen Volkes, das stets vom Gelde des Auslandes gelebt hat. Auch der Protestant zahlt als kunstbegeisterter Romfahrer seinen Peterspfennig. Nur im germanischen Norden der Halbinsel wird daher ernstlich für des Lebens Nothdurft gearbeitet. Sonst ernährt der Fremdenstrom und die Ausbeutung des kirchlichen Glaubens die bequemen

Digitized by Google

Monsignori und ihre arbeitsscheuen Landsleute. Das kleine Italien zählt 49 Erzbischöfe und 198 Bischöfe, dazu kommen noch die bischöflichen Vikariate der Provinz Rom mit 6 Cardinälen und 16 Bischöfen, das Land ist also mit 269 Bischöfen gesegnet, zu denen noch die Kurienbischöfe in partibus infidelium mit Cardinalsrang treten. Die übrige Welt zählt weniger Oberhirten als Italien, das sich das Uebermaß auch vom Ausland bezahlen läßt. Die Provinz Rom trägt selbst wohl nichts zum Unterhalt ihrer Cardinäle und Bischöfe bei. Aber auch die übrigen italienischen Oberhirten, besonders im ehemaligen Königreich Neapel, wo es 22 Erzbischöfe und 70 Bischöfe giebt, werden von den Zuschüssen der Kurie, also des Auslandes, größtentheils unterhalten.

Bisher ist Frankreich wohl am opferwilligsten gewesen, was die Franzosenfreundschaft der päpstlichen Regierung durchaus rechtfertigt. Auch Pius X., ein ausgesprochener itilianissimus, wird angesichts des rollenden Franken, aus ganz gewöhnlichem Geldinteresse in die Fußstapfen Rampolla's treten müssen, da seine Landsleute wohl gern aus der päpstlichen und bischöflichen Krippe leben, aber den dummen Fremden noch lieber dafür zahlen lassen. Auch der ungläubige Italiener weiß den Vortheil der römischen Kirche zu schätzen und tödtet nicht die Henne, die ihm die goldenen Eier legt. Der nichtitalienische Katholik steht unter einem härteren kirchlichen Steuerdruck, als irgend ein weltlicher Steuerzahler. Freilich belastet das schuldenfrohe Italien seine Pflichtigen so kräftig, daß sie den kirchlichen Aufwand auch kaum noch tragen könnten. Das deutsche Centrum hat daher allen Grund, nicht seinerseits über die Steuerschraube zu zetern, da seine Anhänger erheblich mehr für kirchliche Zwecke und in letzter Reihe hauptsächlich für einen fremden, deutschfeindlichen Herrscher opfern. Die gallikanische Kirche fordert dafür wenigstens entsprechenden Einfluß in Rom, während der deutsche Michel nur die Ehre beansprucht, selbstlos ein übermäßiges Scherflein zum Unterhalt einer ausländischen Regierung beizutragen, die keinen Groschen nach Deutschland fließen läßt. Das Papstthum ist daher mittelbar eine reiche und ungerechtfertigte Einnahmequelle eines verlotterten Landes, dessen Söhne nicht nur materiellen Gewinn von der angeblich internationalen Kirche ziehen, sondern leider auch den ausschlaggebenden Einfluß auf deren Leitung ausüben.

Der geistige Schaden ist sicherlich nicht geringer als das sachliche Geldopfer. Der Glauben wird doch nur nach weltlichen Gesichtspunkten zur Stärkung des absoluten Papstthums gemißbraucht, das eben ausschließlich in italienischen Händen ruht. Das Haupt, wie die ausführenden Glieder sind Italiener, die auch patriotisch an ihre Heimath denken. Das neue Rom ist also noch heute eine Weltherrscherin, deren Macht kein anderes, nationales Weltreich erreicht, zumal das Papstthum nach dem glücklichen Verlust des Kirchenstaates mit weltlichen Machtmitteln unfaßbar ist. Der lediglich im italienischen Interesse ausgebeutete Glaube zwingt die fremden Kirchenangehörigen zum leidenden Gehorsam. Leider ist die Hoffnung auf einigermaßen selbstständige Nationalkirchen nach dem gallikanischen Muster geschwunden. Besonders der vaterlandslose Deutsche empfindet kaum das Bedürfniß, sich auch in Glaubenssachen nur von Volksgenossen leiten und berathen zu lassen.

Stellungnahme der österreichischen Völker zur Personalunion in Ungarn.

Von Franz Podgornik (Wien).

Seitdem in Folge der Obstruction in den beiden Centralparlamenten Oesterreich-Ungarns eine förmliche Reichskrise ausgebrochen ist, befaßt man sich unter allen Volksstämmen der habsburgischen Monarchie auch mit der Frage über die Personalunion. Während diese Frage früher nur selten und nur theoretisch auftrat, wird sie heute auch von sehr ernsten Politikern der verschiedenen Völker in's Auge gefaßt und überall mehr oder weniger gründlich erörtert. Die deutschen Parteien begehen dabei den Fehler, sich zu wenig darum zu kümmern, wie die nichtdeutschen Volksstämme sich zur Personalunion stellen und stellen würden. Insbesondere die Deutschradicalen unter Führung Schönerer's glauben keinen Schwierigkeiten zu begegnen, wenn sie diese Frage in ihrer Weise beantworten. Aber auch die anderen deutschen Parteien scheinen nicht hinreichend darüber orientirt zu sein, wie sich an erster Stelle die Slaven zur Frage der Personalunion halten würden. Und doch ist es nothwendig, daß man sich darüber ein klares Bild macht, weil es nicht mehr angehen dürfte, daß staatsrechtliche Veränderungen in Oesterreich-Ungarn vorgenommen werden könnten, ohne die Berücksichtigung der Slaven. Der Dualismus wurde allerdings über die Slaven hinweg geschaffen; eine weitere eingreifende Veränderung in der Monarchie ohne Rücksichtnahme auf die Slaven könnte aber von nun an gefährlich werden, da unter ihnen eine große Unzufriedenheit herrscht, und wie die Vorgänge in Kroatien, aber auch die mehr latenten Gährungen in Bosnien und Herzegovina zeigen, es plötzlich zu Eruptionen kommen könnte. Die deutschen Parteien versuchen gegenwärtig, sich mit der Frage der Personalunion mehr aus volkswirthschaftlichen Gründen auseinanderzusetzen, und im Allgemeinen sind sie Willens, der Verwirklichung der Personalunion zuzustimmen. Prüfen wir nun die Gründe, welche von den einzelnen Volksstämmen für ihr Verhalten angeführt werden, falls man wirklich die Absicht hätte, in die Personalunion einzuwilligen.

Obwohl die volkswirthschaftliche und finanzielle Frage zunächst in's Auge fällt und einen wichtigen Beweggrund dafür abgeben würde, daß die deutschen Parteien für die Personalunion eintreten, so ist doch hervorzuheben, daß das politische Moment sowohl bei den Deutschen als auch überhaupt die erste Rolle spielen würde. Was zunächst die berührte ökonomische Frage anbelangt, so kommt man beim Erwägen der bezüglichen Hauptfrage dazu, daß die Westhälfte der habsburgischen Monarchie volkswirthschaftlich und finanziell keinen Nachteil erleiden würde, falls es zur Personalunion wirklich käme. Die Industriellen, die Agrarier und auch die Handelswelt würden in dem sogenannten Cisleithanien beim Eintritt der Personalunion ihre Rechnung finden. Sie würden mehr oder weniger auf einander angewiesen sein und so den inneren Consum extensiver und intensiver gestalten. Dazu kommt, daß der Absatz nach Außen und der Import aus den auswärtigen Staaten günstiger auf die Erweiterung der bisherigen Gesammtwirthschaft in Cisleithanien wirken würde. Die deutschen Parteien hätten noch überdies das Interesse, auch politisch zu gewinnen, indem die Westhälfte Oesterreich-Ungarns Bedingungen und Chancen hätte, ihren Bestrebungen näher zu kommen, welche sowohl in Oesterreich als auch in Deutschland auf einen Zollverein und in der Folge auf einen näheren staatsrechtlichen Anschluß dieser beiden Reiche hinarbeiten. Sowohl die Westhälfte Oesterreich-Ungarns als auch Deutschland sind, im Großen und Ganzen, obwohl Deutschland in der Industrie weit voraus ist, in Bezug auf die Gesammtwirthschaft gleichartig gestaltet. Sie haben das Interesse und würden es in Zukunft noch mehr haben, sich in gleichartiger Weise nach Innen und nach Außen ökonomisch zu entwickeln. Die volkswirthschaftlichen Gegensätze in beiden Reichen sind so ziemlich ähnlich, ja vielfach gleich, und es würden die Hauptinteressenten der Volkswirthschaft sich mit dem Auslande in irgend einer Weise auseinanderzusetzen vermögen. Die Schwierigkeiten würden geringer als gegenwärtig sein, weil der Zusammenschluß der Interessenten beider Reiche ein größeres Gewicht in die Wagschale werfen könnte.

Digitized by Google

Wenn hiernach nur die Deutschen in Oesterreich-Ungarn zu entscheiden hätten, und wenn sie das Ausland dabei unberücksichtigt lassen dürften, so ist kein Zweifel, daß es zu einer Personalunion in Oesterreich-Ungarn bald kommen würde und daß dann auch ein Zollverein zwischen der Westhälfte Oestereich-Ungarns und Deutschland nicht lange auf sich warten ließe. Allein die Dinge stehen nicht so einfach. Ueber die Interessen der Wirthschaft würde die Politik entscheiden, und die politischen Fäden würden sich in Oesterreich so verwickelt zeigen, daß wahrscheinlich ein ganz anderes Ergebniß zu Stande käme, als es die Personalunionisten erstreben mögen.

Die Slaven Oesterreich-Ungarns waren nie für den Dualismus eingenommen und kämpften gegen seine Schaffung. Sie waren wohl für eine größere politische Selbstständigkeit Ungarns, aber nie für eine solche, daß das Reich wirklich gespalten werden würde. Die Slaven zeigten sich stets für eine Art Föderation, bei welcher die gemeinsamen Angelegenheiten ungeschwächt fortbestehen würden. Sie söhnten sich mit dem Dualismus theilweise nur deshalb aus, weil die Tschechen und die Kroaten glaubten und hofften, daß auch sie eine größere politische Selbstständigkeit erlangen würden. Gegenwärtig sind sie im Grunde genommen gegen den Dualismus, sind aber dennoch in einem gewissen Rahmen föderalistisch gestimmt geblieben.

Wenn thatsächlich die Personalunion an die Tagesordnung käme, so würden neben den Tschechen und den Kroaten, welche hauptsächlich neben den Magyaren als staatsrechtliche Völker gelten, auch andere Volksstämme sich vernehmen lassen, deren Stimme gleichfalls beachtet werden müßte.

Die Slaven würden gegen die Personalunion auftreten, weil sie wenigstens für die nächste darauf folgende Zukunft nur Nachtheiliges für sich gewärtigen würden. Sie würden glauben, daß sich durch die Personalunion die bisher ungleichmäßig vertheilten gemeinsamen Lasten gerechter vertheilen würden, daß aber diese Vertheilung zum Vortheile der Deutschen und der Magyaren gereichen würde. Die gleichen oder gerechteren Lasten würden nicht entsprechende Rechte zur Folge haben. Die Deutschen und die Magyaren würden auch weiterhin die Hauptrolle spielen, und soweit sie in ihren größeren Unabhängigkeiten schalten und walten könnten, würden sie die anderen Völker, insbesondere die slavischen, noch mehr politisch benachtheiligen, als es bisher möglich war. Insbesondere würden sich die Slaven vor dem schon ausgearteten Chauvinismus der Magyaren fürchten.

Die Slaven der westlichen Reichshälfte würden sich gegen die Personalunion auch aus dem Grunde stemmen, als sie einen neuen Zollverein mit Deutschland befürchten und darin eine national-politische Gefahr für ihre Existenz erblicken könnten. Andererseits würden allerdings die Slaven Cisleithaniens hoffen, daß nach Unterdrückung des Einflusses der Magyaren die Westhälfte einen günstigeren Einfluß auf die Völker des Balkans ausüben würde. Aber dieser mit Recht in's Auge gefaßte Vortheil, der zugleich ein ökonomischer Vortheil wäre, könnte die Furcht vor einem näheren Anschlusse an Deutschland nicht oder nicht gänzlich beseitigen. Schon dieser Umstand allein fällt so schwer in die Wagschale, daß es zu einer Personalunion in Oesterreich-Ungarn nicht leicht kommen kann. Es haben mithin diejenigen Nationalökonomiker Deutschlands Recht, welche sich bezüglich eines näheren Anschlusses Oesterreich-Ungarns an Deutschland mehr pessimistisch verhalten und den Deutschen Oesterreichs höchstens das empfehlen, daß sie auf eine günstige Gestaltung der volkswirthschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Reichen hinwirken sollten.

Nun aber haben wir bei der Frage über die Zölle außer ihnen auch die inneren Verhältnisse Oesterreich-Ungarns näher in's Auge zu fassen. Die Alldeutschen Cisleithaniens haben schon lange das Programm aufgestellt, vermöge dessen sie die Sonderung Galiziens und die Ausschließung Dalmatiens aus dem Central-Parlamente in Wien erstreben. Die Tschechen und die Slovenen fassen dieses Programm als vor Allem gegen sie gerichtet auf, und die Alldeutschen geben ihnen selbst das Material dazu, so zu denken. Die Alldeutschen sind aufrichtig genug, die Absicht einzugestehen, welche sie mit der Sonderstellung Galiziens und mit dem Anschlusse Dalmatiens an Kroatien verfolgen. Bekanntlich geht eben diese Absicht dahin, ein starkes Central-Parlament in Cisleithanien zu schaffen, in welchem ohne die Polen Galiziens und ohne die Kroaten und die Serben Dalmatiens verhandelt würde. Dabei würde es herauskommen, daß die Deutschen das Uebergewicht hätten, ja, wie es eben die Tschechen und Slovenen nach dem bisherigen Verhalten der Deutschen denken, würden die Deutschen diese beiden Volksstämme geradezu zu entnationalisiren suchen. Ob die Vorstellung von dieser Gefahr berechtigt ist oder nicht, sie ist einmal vorhanden und wohl nicht auszumerzen. Mit diesem Umstande haben Diejenigen zu rechnen, welche sich mit der Personalunion aussöhnen möchten oder sie geradezu erstreben. In Transleithanien könnten die Slaven, die Deutschen und die Rumänen sich allenfalls auch darauf besinnen, daß sie eigentlich die Mehrheit der Bevölkerung Ungarns ausmachen. Diese Thatsache würde die Slaven trotz der Verzweiflungslage, in der sie sich gegenwärtig befinden und allenfalls noch für die nächste Zukunft befinden würden, aufzuraffen vermögen, in der Hoffnung, daß sich auf irgend eine Weise im Verlaufe der Zeit die heutigen politischen Zustände mehr im Sinne des Rechtes und der Gerechtigkeit umgestalten würden. Der magyarische Chauvinismus, so könnten die Slaven rechnen, könnte doch nach einiger Zeit geschwächt und gebrochen werden. Insofern würden sich die Slaven Ungarns mit der Personalunion eher befreunden können, falls sie ihnen etwa aufoktroyirt werden sollte. Dazu kommt, daß auch die Slaven Ungarns bei dieser Hoffnung hinsichtlich der Beziehung zu den Balkanslaven Günstigeres erhoffen würden. Vergleicht man die Stimmung der Slaven Cisleithaniens und jener Ungarns bei der Aufrollung der Frage über die Personalunion, so würde man finden, daß die Slaven der Westhälfte für ihre Verwirklichung schwer, ja kaum zu gewinnen wären, während, wie gesagt, die Slaven der Stephanskrone sich durch den Hinblick auf die Zukunft vertrösten würden.

So wie der Dualismus in der gegenwärtigen Form, kann auch eine Personalunion die Mehrheit der Slaven Oesterreich-Ungarns nicht befriedigen. Was die Rumänen betrifft, so würden sie von ähnlichen Gefühlen bei der Frage der Personalunion beherrscht werden, wie die Slaven Ungarns. Sie könnten sich allenfalls zu einer irredentistischen Nationalpartei zusammenraffen und den Abfall von Ungarn zum Ziele setzen.

Die Deutschen Ungarns nehmen eine eigenthümliche Stellung ein, und für sie wäre es wenigstens vorläufig schwer, sich zu entscheiden. Eine Personalunion würden aber auch sie, vom separatistischen Standpunkte genommen, perhorresciren.

Faßt man das Ganze der österreichisch-ungarischen Völker in ihren Bestrebungen und Zielen zusammen, so ist gewiß die große Mehrheit für die Erhaltung der Monarchie, aber nicht in der Form des Dualismus, auch nicht einer Personalunion, sondern in einer ganz anderen Gestaltung der staatsrechtlichen Verhältnisse. Die meisten Volksstämme Oesterreich-Ungarns haben bittere Erfahrungen gemacht und sind in Folge dessen in dieser oder jener Form für eine politische Freiheit, daß sie national freier aufathmen könnten. Die Länderautonomie Cisleithaniens hat weder den herrschenden noch den beherrschten Volksstämmen Glück und Segen gebracht. Die Ausführung der verschiedenen Staatsrechte, also insbesondere des tschechischen und des kroatischen, gestaltet sich gegenwärtig schwierig und zwar deshalb, weil die Völker, welche auf ein solches Staatsrecht nicht pochen können, entweder wirklich

Digitized by Google

oder nur angeblich fürchten, daß sie von den staatsrechtlichen Völkern bedrückt würden. Die Magyaren sind in dieser Hinsicht das abschreckende und warnende Beispiel. Die Völker Oesterreich-Ungarns wollen nicht andere Auflagen von Hegemonien, wie sie der Dualismus insbesondere in Ungarn ausgereift hat. Sie wollen auch im Großen und Ganzen keine Länderautonomisten sein. Sie sind aber andererseits verständig genug, daß sie dem Reiche das geben wollen, was es stark erhalten könnte. Die Zugeständnisse an das Reich und die nothwendige Bedingung für ihre Existenz und Entwickelung führen die Mehrheit dieser Völker dazu, daß sie Länderautonomieen, den Centralismus und den Dualismus, der als Doppel-Centralismus angesehen wird, perhorresciren und eine föderative Gestaltung des Reiches erstreben, in welcher also die einzelnen Volksstämme ihre national-politische Freiheit erlangen und auch das Reich das Nothwendige haben könnte. Die erfahrenen Politiker der österreichischen Volksstämme, welche alle Umstände und Factoren des Reiches in Erwägung ziehen, gelangen zur Ueberzeugung, daß Oesterreich-Ungarn oder viel mehr das alte Oesterreich nur bestehen und sich weiter entwickeln kann, wenn es eine nationale Föderation ausgestaltet. So ungefähr würden sich die Stimmen der verschiedenen Volksstämme Oesterreich-Ungarns vernehmen lassen, wenn die Frage über die Personalunion in diesem Reiche zur Entscheidung gelangen sollte. Wie man sieht, kreuzen sich auch bei dieser Frage die Interessen der Völker der habsburgischen Monarchie. Eine gewaltsame Lösung dieser Frage könnte sogar innere Unruhen herauf beschwören und, wie hervorgehoben, es könnte nur eine solche Umgestaltung des Reiches die Völker zur Ruhe und das Reich auf eine solidere Basis bringen, wenn Garantien für die nationale Existenz und freie Entwickelung der einzelnen Volksstämme in dieser Umformung gegeben würden.

Die Kosacken im Dienste der russischen Expansion.

Von Dr. J. Wiese (Berlin).

Die langsame, energische und zielsichere Arbeit der russischen Diplomaten hat soeben im fernen Ostasien einen Erfolg von entscheidender Bedeutung errungen, der gewissermaßen die Krönung der seit 400 Jahren betriebenen Expansionspolitik bildet. Die Ernennung des Admirals Alexejew zum Statthalter der Mandschurei läßt keinen Zweifel darüber, daß Rußland keinen Augenblick mehr daran denkt, jenes große Gebiet, ungefähr doppelt so groß als das Deutsche Reich, das wegen seiner Lage als Hinterland für die russischen Kriegshäfen Port Arthur und Dalni von höchster Bedeutung ist, herauszugeben. Von den Ufern des Schwarzen Meeres bis zu den Gestaden des Stillen Oceans läßt sich die schrittweise, systematische, bald langsamer, bald schneller, bald mit milderen, bald mit schärferen Mitteln betriebene Expansion der Russen auf asiatischem Boden, die aus geographischen Gründen eine rein continentale sein mußte, verfolgen. Sie muß in ihren Ergebnissen Staunen erregen, wenn man daran denkt, daß sie sich über ein Gebiet von mehr als 13000 km Länge, den dritten Theil des Erdumfanges, erstreckt.

Um solche Unternehmungen zu Ende zu führen, und sich so ausgedehnte Grenzlinien zu sichern, sind die normalen Mittel, die unsere moderne Strategie und Kriegsmethoden kennzeichnen, nicht nur unzureichend, sondern auch unanwendbar gewesen. Rußland hat in sich selbst die Mittel gefunden, die seiner Expansionspolitik entsprechen. Es hat sie nicht schaffen müssen, sie waren das Ergebniß seiner geographischen und socialen Eigenthümlichkeit; es hat sie nur in Betrieb zu setzen brauchen, hat sich dann aber auch ihrer in musterhafter Weise bedient. Was andere Mächte mit schwer zu organisirenden und zu leitenden Expeditionen, in den Erfolgen unsicheren Auswanderungen und unter unaufhörlichen Streitigkeiten zu erreichen suchten, hat Rußland erzielt durch die einfache Nutzbarmachung eines ihm ganz eigenthümlichen Elementes. Das sind die Kosacken, deren Geschichte gewissermaßen zugleich die Geschichte der Eroberung und Expansion Rußlands in Asien ist. Die präponderirende Rolle der Kosacken in der russischen Expansion kurz darzulegen, dürfte nach mehr als einer Richtung gerade in einem Augenblick von Interesse sein, wo die mit ihrer Hülfe inaugurirte und durchgeführte Politik Rußlands einen so großen Erfolg zu verzeichnen hat, wo ein weiterer von der Tagespresse nur zu wenig beachteter Vorgang wiederum die Aufmerksamkeit auf das Kosackenthum lenkt: Nach chinesischen Meldungen erhielt nämlich die Regierung in Peking Mittheilungen aus Tibet, daß die Russen nach geheimen Verhandlungen über die Erlaubniß zu geologischen Untersuchungen jetzt einige Hundert Kosacken nach Tibet geschickt haben, was daraus schließen läßt, daß auch dieses Land von den Russen als zukünftige Provinz in Aussicht genommen ist.

Im Jahre 1579 überschreitet ein Kosackenführer Yermak Timolejef, ein Steppenräuber, auf dessen Kopf ein Preis ausgesetzt war, den Ural mit einigen Gefährten. Er ist zugleich Flüchtling, Abenteurer und Pelzjäger für Rechnung der Strogonofs in Nischni-Nowgorod. Er rückt in der Ebene vor, überschreitet den Ob, Irtysch und schenkt im Austausch gegen sein Leben Ivan dem Schrecklichen die durchzogenen Gebiete. Das war das Debut der russischen Expansion in Sibirien. Nach Yermak fahren Kosackenabenteurer fort, in Sibirien einzudringen; sie setzten über die Flüsse, zogen längs der Gebirge und machten erst Halt, als sie eines Tages ein von schwimmenden Eisstücken bedecktes Meer sahen: Es war die Behringsstraße. Sie gingen dann die Küste entlang und suchten nach Süden weniger eisstarrendes Gebiet und ruhigere Meere. Die Kosacken kamen so zum Amur. Hier stießen sie auf die Mandschurei und auf die Chinesen.

Ein Kosackenchef Kabarow drang in die Mandschurei ein und schlug die Chinesen. Aber diese geriethen in Bewegung und drängten jene ebenso kühnen wie wenig zahlreichen Eindringlinge zurück. Der Vertrag von Nertschinsk (1689) bezeichnet die ersten Beziehungen Rußlands zu China und setzt eine Grenze fest, die China Transbaikalien und das Amurgebiet überläßt.

Bis hierher sind es also Kosacken, welche Sibirien durchstreifen wie eine Art großes Jagdgebiet. Die russischen Zaren interessiren sich für diese „verlorenen Kinder", ermuthigen sie, fürchten aber das unbekannte und geheimnißvolle China. Vom 18. Jahrhundert ab beginnt neben der kosackischen Occupation eine Einwanderung besonderer Art Sibirien zu bevölkern. Die Kosacken werden Aufseher der größten Strafcolonie, die je existirt hat, und Rußland „evacuirt" nach Sibirien seine gemeinen Verbrecher im Verein mit politischen Verbannten und Verurtheilten, die vom Mir ausgetriebenen Bauern, die religiösen Verbannten. Sibirien wird nur mehr ein anderes Wort für Verbannung, ein Synonym für „das Land des Leidens und des Todes". Jene Zwangsansiedler und Kosacken führen ein elendes Leben und beuten den Boden nur so weit aus, als es für ihr trauriges Dasein nöthig ist.

Aber erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erinnert sich Rußland der Nachbarschaft Chinas und der großen Interessen, die sich für Europa in dem östlichen Asien und im Reiche der Mitte eröffnen werden. Zu gleicher Zeit beginnt es, Sibirien in sein Inventar beizutragen. Muraview, der Gouverneur des östlichen Sibirien zwingt China, die Grenze des Amur abzutreten und gründet Wladiwostok. Im Jahre 1860 rückt der Vertrag von Tien-Tsin die Grenze über das rechte Ufer des Ussuri und eröffnet dem russischen

Digitized by Google

Handel die ganze chinesische Grenze von Kaschgar nach dem Stillen Ocean.

Ueberall waren die ersten Ansiedler Kosacken. Diese erfüllten die ihnen übertragene Aufgabe, obgleich sie, fast mit Gewalt auf jener mächtigen Strecke angesiedelt, in den ersten Jahren ihrer Anwesenheit im Lande mit großen Mühseligkeiten zu kämpfen hatten. Sie kannten das Land nicht, die Ufer der Flüsse waren mit dichtem Walde bedeckt, eine Bewegung in den undurchdringlichen, zusammenhängenden Wäldern war oft nicht möglich, Leute, Vieh erkrankten, besonders unter den Kindern war die Sterblichkeit groß. Dazu kamen noch die großen Ueberschwemmungen der Flüsse, die die kaum begonnene Arbeit wieder zerstörten und die unzähligen Insekten, die durch ihre Stiche die Hausthiere von Kräften brachten. Besonders die Besiedelung des Amurgebietes war mit großen Opfern verknüpft. Aber die Amurkosacken machten durch Schweiß und Blut den Weg für die Colonisirung des Amurgebietes frei; sie erlagen, ohne zu murren, den mannigfachsten Mißgeschicken, sie ertrugen die ersten Fehler und Mißerfolge, und darin besteht ihr großes Verdienst Rußland gegenüber.

Und als im Jahre 1890 Zar Alexander III. mit Rücksicht auf den gewaltigen Werth Sibiriens und die großen zukünftigen Interessen Rußland im fernen Osten den Bau der transsibirischen Eisenbahn befahl, da sah man wiederum die Kosacken in dieser neuesten Phase der Expansion ihre zugleich militärisch und colonisatorische Rolle wieder aufnehmen. Sie sind dem Schienenstrang gefolgt, haben ihn bewacht, schwer gearbeitet, ihre Lager an ihm aufgeschlagen und den Grund zu zukünftigen Städten gelegt. . . .

Die Anfänge der russischen Expansion in Centralasien gehen auf die Kämpfe gegen die Mongolen zurück. Man kann behaupten, daß die Eroberung Turkestans die Rache für die mongolische Invasion ist. Sie bildet das unvermeidliche Zurückfluthen des slavischen Elementes gegen das mongolische und asiatische. Indem Rußland im 19. Jahrhundert sich zeitweise von der europäischen Politik abkehrt, die es bis dahin verfolgt hat, durch Ausdehnung seiner Grenzen auf Kosten der Türken, Polen und Deutschen, kommt es mit einer plötzlichen, unwiderstehlichen Gewalt auf seine natürliche Politik der Expansion nach Asien zurück. Jenseits der Steppen und Gebirge Centralasiens ziehen die Russen, wo ihre ehemaligen Unterdrücker, die Mongolen, ihre großartige Bestimmung vollendet haben. Im Grunde ihres Herzens hegen die Zaren den Traum, auf irgend eine Art das Werk der großen mongolischen Zeiten fortzusetzen. Die russischen Historiker haben den Gedankengang angezeigt, der die Russen in Centralasien in Berührung mit den Engländern gebracht hat. „Je stärker Rußland in Centralasien sein wird, umso schwächer wird England in Asien sein, umso nachgiebiger in Europa." Die ganze russische Politik ist in dieser Phrase Skobelew's enthalten. Als Rußland vom Traum und vom Hoffen zur Action schritt, schickte es seine Kosacken vor. Die Orenburger Kosacken waren es, die verstärkt von den Don-Kosacken unter Führung Orlof's beauftragt wurden, die im Jahre 1800 zwischen Bonaparte und Paul I. geplante Invasion in Indien vorzubereiten. Sie scheiterte in Folge der schlechten Führung der Expedition und der Ermordung Paul's I. Aber die Bewegung hielt an. Die Ural- und Orenburger Kosacken wurden nach russischer Sitte durch Einführung neuer, kräftiger Elemente verstärkt, die man dem russischen Boden und den asiatischen Nomaden entnahm. Ihre Führer wagten kühne Recognoscirungszüge in die Khanate von Chiwa, Bocchara und Kokan.

Im Jahre 1835 beginnt der thatsächliche Angriff auf Centralasien. Während der Periode des vorsichtigen Tastens, die sich von 1835 bis 1860 erstreckt, spielen die Kosacken die Hauptrolle. Sie gewinnen nach und nach die transkaspische Steppe, saugen die Horden der Kirgisen, die sich mit ihnen vermischen, auf, bauen und besetzen die Forts, die das Wahrzeichen des Besitzes von Orenburg bis zum Baikalsee bilden, und lassen ihre Pferde in dem Syr-Daria saufen.

Verschiedene Mißerfolge, die Langsamkeit des Marsches durch die Wüstensteppen legen den Russen die Nothwendigkeit nahe, eine Militärstraße anzulegen als Vorläuferin des Schienenstranges. Die Kosacken rücken hier ihre Cantonnements vor. Nun sind es Tschermajew, Kaufmann, Skobelew, die unter Ausnützung der erworbenen Erfahrung die so vorbereitete Eroberung vollenden. Gedeckt und geführt von den Kosacken, rückt die russische Truppe vor, nimmt Taschkent (1865) ein, Khadjen (1866), Samarkand (1868), Chiwa (1872); im Jahre 1877 sind die Russen Herren von Turkestan. Aber es ist schlecht mit dem Reiche verbunden; es ist von dem Kaspischen Meere durch die Steppe getrennt, in der die Turkmenen umherirren. Skobelew leitet zugleich die militärische Eroberung und den Bau der Eisenbahn. Die Turkmenen werden nach verzweifeltem Widerstand niedergeworfen und werden — in Folge einer für die Asiaten, die mit den Russen in Berührung treten, sehr charakteristischen Reaction — sofort ihrerseits wirkliche Kosacken, die ebenso treu sind wie jene ersteren. Kosacken und Turkmenen unterstützen sich in der Ueberwachung der transkaspischen Eisenbahn, und ihre Posten schieben sich gleichmäßig vor an die Grenze Persiens und Afghanistans. Die Besitzergreifung Centralasiens ist heute eine vollendete Thatsache. Die russische Assimilation vollendet das Werk der Eroberung. Die Kosacken haben dabei mächtige Hülfe geleistet durch ihre militärischen Colonien. Sie bilden stets den Vortrupp und den Nachtrupp; ihre großen Recognoscirungszüge haben persisches Gebiet verletzt, das sich fast bis zu den Thoren Herats erstreckt, und die Schneegefilde des Pamir erklommen.

Vom Kaspischen Meere bis zum Amur sehen wir die ungeheure Grenze von Kosacken-Sotnien zu Pferde und zu Fuß gespickt. Sie bilden eine Art beweglichen Deiches, der die große slavische Fluth begrenzt und beschützt, und sich von Rußland die sibirischen Gebirge entlang bis zu den Wassern Japans hinzieht. Die transsibirische Bahn bildet gewissermaßen den Thalweg. Er hält jener Fluth die großen sagenhaften Löcher offen, wo die asiatischen Invasionen stattfanden, durch die heute nach und nach die slavischen Colonisten eindringen, und wo sich vielleicht eines Tages die Fluth und Ebbe der weißen und gelben Rassen begegnen werden.

Literatur und Kunst.

Ein schwäbischer Dichter.

Von Ch. Ebner (Ulm).

Es giebt vielleicht Leute, die sich beim Lesen dieses Titels eines leichten Lächelns nicht erwehren können. Ein schwäbischer Dichter? — Beinahe unglaublich. In der ganzen literarischen Strömung der neueren Zeit hält sich das schöne Schwabenland so ängstlich im Hintergrund, daß schon eine ziemliche Dosis Muth dazu gehört, als schwäbischer Dichter an die Oeffentlichkeit zu treten; denn so viel wird und muß sich jeder ehrliche Mensch sagen: von einem Bombenerfolg nach Art unserer modernen Dichter kann da keine Rede sein. Das haben wir schon an Eduard Paulus erfahren, dessen Dichtungen auch heute noch außerhalb der schwarz-rothen Grenzpfähle so gut wie unbekannt sind, und auch Karl Weitbrecht, dessen gesammelten Dichtungen diese Zeilen gewidmet sein sollen, wird mit ihnen einen durchschlagenden Erfolg kaum erzielen! Das aber ist sehr zu bedauern, in

Digitized by Google

seinem eigenen Interesse, denn er faßt seinen Dichterberuf mit heiligem Ernst auf, und auch im Interesse unseres Schwabenlandes, dem eine kräftige und Anerkennung erringende Dichterpersönlichkeit doch sehr Noth thäte. Wie es gekommen, daß wir Schwaben im dichterisch-schaffenden Leben unserer Zeit beinahe gar keine Rolle spielen, das kann und soll hier nicht eingehend dargelegt werden. Schwerfällig und bedachtsam, verschlossen und mißtrauisch gegen alles Fremde, wie wir sind, haben wir es leider nicht verstanden, dem Zug der neuen Zeit so weit zu folgen, daß wir deren Forderungen und Anschauungen uns zu Nutzen gemacht und, wenn auch nicht in allen Theilen, so doch gerade auf literarischem Gebiet an der Umwerthung veralteter Werthe in neue und gangbare thätigen Antheil genommen hätten. Dem Neuen, was uns nicht in den Kram paßte, haben wir nicht den activen Widerstand eigener Lebenskraft und eigenen Schaffensdranges, sondern nur den passiven Widerspruch einer manchmal recht kleinlichen und ängstlich nörgelnden Kritik entgegengesetzt, und uns vermöge unseres schwäbischen Eigensinnes dafür nur fester an unserer Vergangenheit und deren Traditionen festgehalten. Die Folgen davon sind nicht immer heilsam für uns gewesen, und gerade die letzten Jahrzehnte, die ja doch unter dem Zeichen einer literarischen und geistigen Gährung standen, haben uns Schwaben nicht immer in der erwünschten Weise bereit zur Mitarbeit an der Lösung der Tagesfragen gefunden. Die Thatsache, daß gerade auch die literarischen Probleme unserer Zeit nicht vom einseitig theoretischen Standpunkt, vom Katheder des Akademikers aus erklärt und verstanden sein wollen, daß vielmehr auch sie doch in erster Linie als Lebensäußerungen erfaßt und ergründet sein müssen, hat sich bei uns weit langsamer und schwerer Bahn gebrochen, als anderswo. Es mag ja vielleicht sein, daß diese unsere Schwerfälligkeit auch ihr Gutes hat, daß der Mangel an rascher Wandlungsfähigkeit von Form und Inhalt auf der anderen Seite wieder einer Vertiefung und Verinnerlichung der Gedanken zu Gute kommt, die ihrer Wirkung sicher ist auf alle die, denen die Poesie nicht flüchtigen Genuß, sondern dauernde Freude und Anregung bieten will.

Indessen — ich bin damit vielleicht von meinem Thema abgeschweift. Ich wollte ja nur von dem schwäbischen Dichter Karl Weitbrecht sprechen. (Gesammelte Gedichte. Stuttgart, Bonz & Co.) Karl Weitbrecht hat, wie sein Bruder Richard, in Württemberg einen geachteten Namen als Dichter und Kritiker. Er hat schon als Student Verse gemacht, in dem Jahre 1870—71 hat er als „einer, der nicht mit darf" zu Deutschlands Ruhm gesungen, später die poetischen Erzeugnisse seiner Muse als „Liederbuch" zusammengestellt, sich eine Zeit lang mit Bruder Richard der schwäbischen Dialectdichtung gewidmet, eine Reihe vaterländischer Geschichten in anmuthiger Form geschrieben, auch einige Dramen — sein letztes, „Schwarmgeister", wurde in Stuttgart einige Mal aufgeführt — ersonnen, und sich in den letzten Jahren mehr und mehr der literarischen Kritik und Literaturgeschichte gewidmet. Seine Laufbahn begann im evangelisch-theologischen Stift in Tübingen, und führte ihn hindurch durch eine mehrjährige Thätigkeit als Pfarrer auf den Lehrstuhl für Literaturgeschichte als Professor an der Technischen Hochschule in Stuttgart, wo er als trefflicher Lehrer wirkt.

Im Jahre 1869 schrieb Karl Weitbrecht sein Gedicht „Burschenabschied", das älteste in seiner Sammlung. Vierunddreißig Jahre sind darüber hingegangen, und sie bedeuten bei ihm ein Leben schwerer, innerer und äußerer Kämpfe. Weitbrecht ist ein großer Idealist, er versteht es nur schwer, sich mit der Wirklichkeit abzufinden, und die Schäden und Risse in unserem Leben nach all' seinen Richtungen hin als nun einmal vorhanden hinzunehmen. Er meint, sein Hassen und Lieben müsse durchdringen durch all' das Gezänk und Gehader, er meint, seine Stimme müsse den Lärm des Tages übertönen, und die Menschen einer Zukunft entgegenführen, deren Ideal die überirdische Schönheit und ein religiöser Mysticismus ist, dem die Gottheit sich in aller Pracht der Natur und dem ewigen Ineinanderweben von Werden und Vergehen zeigt. Das zu verkündigen wird er nicht müde, immer wieder und wieder findet er Töne und Worte, die ich am liebsten Feiertagsworte nennen möchte in dem Sinne, als wir sie voll und tief nur dann verstehen, wenn wir uns einige stille Stunden lang hinweg flüchten aus dem Alltagstreiben in die Einsamkeit! In solcher Stimmung rührt und packt er uns besonders, da reißt uns seine ideale Begeisterung unwiderstehlich mit sich fort, und da verstehen wir uns auch mit ihm in dem tiefen und heiligen Empfinden all' der Seelenschwingungen, die uns emportragen über Raum und Zeit, die uns in der wechselnden und hastenden Welt mit all' ihren grellen und glitzernden Farben immer wieder ein in goldenes Sonnenlicht getauchtes oder vom zitternden Mondesschimmer überfluthetes Bild des Friedens entdecken lassen. Manchmal ist's gerade, als klänge uns aus seinen Liedern eine alte, süße Kinderweise entgegen, eine Weise, deren Töne uns still und sachte hinübergeleiten in das Land der Träume von Glück und Liebe, wo auch der Tod seine Schrecken verloren hat, weil er nur das selige Vergehen bedeutet in dem All der Natur! Weitbrecht sieht das Walten des göttlichen Geistes überall, im Frühling und im Winter, im Blitz und Donner, auf stillen Waldgängen und beim Anblick der wogenden Felder, Alles ist ihm heilig, wechselnd in der Form aber ewig gleich im Inhalt, in der Einheit zwischen Irdischem und Unvergänglichem, in der rastlosen Fortentwickelung zu unzerstörbarer Harmonie mit der unbegreiflichen Macht die die Welten lenkt. Als Prediger dieses Geheimnisses ist er ein Dichter im schönsten Sinne des Wortes; er war es in seinen „Jugendstimmungen", und er ist es heute wo er in seinem „Lebensmittag" steht, rüstig schaffend, und erhobenen Hauptes dahin gehend seiner Wege, die ihn gar oft auf stille Pfade lenken. Muß ich bei dem Manne, dem solcher Idealismus zu eigen ist, noch besonders betonen, daß er auch deutsch ist bis in die tiefste Tiefe seines Herzens hinein, deutsch sogar soweit, daß er — und das ist für mich der einzige störende Zug in diesem Dichterbild — sich „Andersgläubigen" gegenüber Verzeichnungen zu Schulden kommen läßt, die er besser den Witzblättern überließe. Er hat auf dem Hintergrund der germanischen Vergangenheit wuchtige Bilder von hohen Göttern und streitbaren Helden, von deutscher Treue und deutschem Hasse gezeichnet, gleich Eduard Paulus sieht er in dem Wogen und Wallen der Nebel und in den eilenden Wolken die ragenden Gestalten nordischer Streiter und hört ihren Kampfruf und ihr Schwertklirren! In der grauen Vergangenheit und in der hastenden Gegenwart sucht und findet er Menschen und Geschehnisse, die ihn immer wieder singen und sagen lassen von seinem deutschen Glauben an die Zukunft seines Volkes.

Die zünftige Kritik von heute pflegt ja bei einem neuen Dichter immer wieder nach dem in erster Linie zu fragen, was man „Individualität" nennt. Und sie findet solches zumeist in dem Bestreben, sein liebes Ich in den Mittelpunkt zu stellen, zu liebäugeln mit sich selbst und all seinen eingebildeten Leiden und sensitiven Stimmungen, wie ein hysterisches Weib, das von Kraft und Gesundheit wie von Krankheit und Schwachheit spricht. Mit diesem Recept kommt sie bei Karl Weitbrecht freilich nicht weit; er ist in der That trotz aller Weichheit und mancher romantischen Regung gesund in all' seinem Denken und Dichten, er hält das Leben mit all' seinen sittlichen Forderungen und Regeln nicht für einen Fluch und eine Last, sondern für die heilige Pflicht selbstloser Mitarbeit an den Aufgaben der Menschheit, er bäumt sich nicht im Trotz auf gegen den kategorischen Imperativ in unserem Dasein, sondern er vertraut stille und ruhig dem waltenden Geist, den zu ahnen und zu glauben wir streben und ringen.

Digitized by Google

Und darum bin ich gewiß, daß Karl Weitbrecht und seine Dichtungen ihre Gemeinde finden werden, und wenn sie auch klein ist, sie wird nur um so lieber in ihm den echten und wahren Poeten ehren, der nicht schafft für den Markt des raschen Tages, sondern für des Lebens ganze Dauer! Und solcher Dichter brauchten wir mehr in Schwaben!

Ein Poesie-Album aus dem 18. Jahrhundert.

Von Dr. Arthur Obst-Hamburg.

Bei Gelegenheit der Klopstock-Erinnerungen, die aus Anlaß des hundertjährigen Todestages des großen Dichters aufgefrischt wurden, sind in Hamburg einige interessante Reliquien aus dem Klopstock'schen Hause wieder an's Tageslicht gekommen, die wohl verdienen, einem weiteren Kreise von Lesern bekannt zu werden. Es ist das zunächst das Handbuch des „Messias", dessen sich Klopstock in seinen letzten Jahren zu bedienen pflegte; es ist die bekannte 1780 bei Johann David Adam Eckhardt in Altona erschienene Ausgabe, welche in der merkwürdigen, von dem Dichter selbst erfundenen Orthographie nach phonetischer Methode gedruckt ist. In dieses Buch, das wohl identisch ist mit der Ausgabe des „Messias", in der ihn seine Freunde während seiner letzten Lebens- und Leidenstage lesend fanden, hat der Dichter mit seiner leserlichen, klaren Handschrift selbst Randbemerkungen eingetragen; es sind zumeist Parallel- oder Belegstellen aus der Bibel, die wohl mehr für einen einstweiligen Commentator der Messiade als für unser Leserpublicum Interesse haben dürften. Immerhin wird dieses, ausgezeichnet erhaltene, durch des Dichters Hand geweihte Buch ein werthvolles Besitzthum sein, und die Dame, welche die Messiade bewahrt, hat auch ein inniges Verständniß für den Schatz, der ihr aus lieben Händen überkommen ist. Und die Besitzerin dieser Hände war Niemand anders als die 1898 verstorbene Pflegerin des Fräulein Dimpfel, der sogenannten „Nichte" und Pflegetochter Klopstock's. Die in Anführungsstriche gesetzte Bezeichnung stimmt nämlich nicht ganz genau; Fräulein Dimpfel, die Tochter des Hamburgischen Kaufherrn Joh. Heinrich Dimpfel, war nämlich eigentlich die Nichte von Klopstock's erster Gattin Meta, geb. Moller, gleichzeitig aber auch die Schwester seiner zweiten Gattin Johanna Elisabeth von Winthem, geb. Dimpfel. Namentlich in der letzten Lebenszeit des Dichters ist Fräulein Dimpfel in Action getreten; die Biographen Klopstock's berichten, daß sie sich mit ihrer Schwester und deren Tochter in der Pflege des Sterbenden theilte. Ein Brief von ihrer Hand an einen Freund Klopstock's bezeugt diese Samariter-Thätigkeit.

Aus ihrem Besitz stammt nun auch das Poesie-Album, von dem in diesen Zeilen hauptsächlich die Rede sein soll. Die Dame, die das von der ersten bis zur letzten Seite vollgeschriebene Buch mir übermittelte, war der Ansicht, daß Klopstock's zweite Frau, die „Windeme", die Sammlerin dieses poetischen Blumenstraußes gewesen sei. Das will ich dahingestellt sein lassen; aus der Handschrift konnte ich es nicht beurtheilen, da mir sonstige Schriftproben Johanna Elisabeth Klopstock's nicht zu Gesicht gekommen sind. Möglich ist auch, daß der „Windeme" Tochter aus erster Ehe, für die Klopstock die Ode „Ich bin ein deutsches Mädchen" gedichtet hatte, die Poesie-Freundin, möglich schließlich auch, daß Fräulein Dimpfel selbst die Sammlerin gewesen ist. Eins steht aber für mich fest, daß nämlich das Buch ganz im Geiste des Klopstock'schen Hauses zusammengestellt ist und daß es bestimmt aus der nächsten Umgebung des Dichters stammt. Angaben darüber finden sich in dem Buche, das Poesie und Prosa gleichmäßig enthält, keine, wohl aber dürfen wir das aus Folgendem schließen. Zunächst finden sich Oden Klopstock's in einer anderen, offenbar früheren Redaction in dem Poesie-Album; sie weichen im Text stark von dem heute gebräuchlichen Texte ab und haben theilweise andere Widmungen als die in der Gesammt-Ausgabe vorhandenen. Wenn man weiß, wie Klopstock's Oden entstanden und die zerstreuten Blätter nachher gesammelt sind, so ist diese Verschiedenheit leicht erklärlich. Auf dieselbe Weise wird die Thatsache zu erläutern sein, daß sich in einzelnen Oden ganze Strophen nicht finden, die noch in der ersten Fassung, die das Poesie-Album wiedergiebt, enthalten sind. Ferner findet sich folgende schwärmerische Anhimmelung an Mrs. von Winthem in dem Buch, die als aus Joungs Complaint stammend bezeichnet wird:

Sweet Haimonist! and beautiful as sweet
and young as beautiful! and soft as young!
and gay as soft! and innocent as gay!
and happy (if ought happy here) as good!

Song, Beauty, Youth, Love, Virtue, Joy, this
Group of bright Ideas, Flowers of Paradise, as yet
unforfeit, is all we guess of Heaven and these be all
her own; and she is mine, and I am most blest.

Als Gegenstück dazu möge hier folgender Nachruf an Meta Moller von Trescho folgen:

Laßt sie ruhen die treue Gehülfin
Der Muse von Tabor,
Klopstock's Muse vom hohen Gesange,
In menschlicher Schönheit.

Kaum vollbracht er den Engeln und Menschen
Ein Wunder der Andacht:
Prüft der Ewige, ob er vom Mitleid
Die Großmuth gelernt!

Halbgeboren nimmt sie auch dem Manne
Den Sohn ihrer Liebe.
Was braucht Klopstock noch Söhne und Enkel?
Sein Lied ist die Nachwelt!

Endlich — und das ist unbedingt der schwerwiegendste Beweis — enthielt das Poesie-Album zwei Oden von Klopstock, die in der Gesammt-Ausgabe seiner Werke nicht zu finden sind. Die erste dieser Oden ist überschrieben „Fragment einer Ode von Klopstock" und lautet:

Wenn einem Vater seinen gerathenen Sohn,
Wenn Du ihm den nimmst, und aus dem treuen Arm
Ihn blühend, jung und schön wegtödtest,
Gott, dann erzittert der Greis und weint

Bang und verlassen männliche Thränen hin
Und jammert in sich, und sieht dem Todten nach.
Wenn einer tugendhaften Mutter
Ihre geliebteste jüngste Tochter,

Die weiblich schön ist, schöner durch Unschuld noch,
Wenn Du ihr die nimmst, und von der treuen Brust
Des besten Jünglings Braut tödtest,
Gott, dann versinkt die verlaßne Mutter

Tief in ihr Elend, weint nicht, und starrt nur,
Und liegt ohnmächtig, sieht nicht der Todten nach.
„Doch wenn Du einer hohen Seele,
„Wenn Du der ewigen eine Seele,

„Die Du ihr ähnlich, groß, und zu Liebe schufst,
„Wenn Du ihr die nimmst, Gott, ach dann geht Dein Fuß
„In Ungewitter! ach dann bist Du
„Vater nicht mehr! Gott, dann bist Du Richter!

„Dann donnert's um Dich! Dann geht der Ewige
„Dunkel in Wolken, furchtbar im Wetter her!
„Dann trägst Du Deinen Panzer um Dich!
„Dann gehst Du, Gott, zum Gericht und tödtest!

„Dann will die Seele, der Du die andre nahmst,
„Dir bebend nachsehn, aber sie sinkt dahin,
„Und um sie wird der Schöpfung Antlitz
„Dunkel und Nacht, und die Engel weinen."

Digitized by Google

Das zweite Carmen ist die „Ode an Schmied"; bemerkenswerth ist dabei, daß das Poesie-Album überall, so z. B. in der auch wiedergegebenen Ode „An Gott" immer „Schmied" schreibt, trotzdem Klopstock's Jugendfreund doch Schmidt hieß. Die Ode lautet:

Der Du mir gleich bist, den die Unsterblichen
Höhern Gesängen neben mir auferziehn,
Schau mit mir, Schmied, auf unserer Freundschaft
Göttliche Jugend zurück, und fühle,

Was Du da fühltest, als in Umarmungen,
Die, uns zuseegnend, der im Olympus sah,
Dein großes Herz mehr Deinem Freunde
Als nur gesungene Freundschaft weyhte.

Eh wir den Menschen kannten, den göttlichen,
Wenn er durch Thaten den, der ihn schuf, verehrt,
Den tiefsten Pöbel aller Geister,
Wenn er sich selbst, verkennet,

Eh noch des Nachruhms lockender Silberton
Dem Ohre süß klang, eh er allmächtig uns
Mit sich im Wirbelsturm fortriß,
Hielten wir uns für unbemerkt und glücklich.

Zwar horcht auch da schon unser früh waches Ohr
Nicht ganz unschuldig, ganz nicht unwissend mehr,
Wenn von den liedervollen Hügeln
Dichtern die Ewigkeit lächelnd zurief.

Noch jung und furchtsam bebte die Ehrbegier
Durch unser Herz hin! Freund, dann umarmt ich Dich,
Da hast Du mir die schönsten Thränen,
Welche mir jemals mein Herz durchdrungen,

Auf meine Wangen jugendlich hingeweint,
Thränen der Freundschaft, Thränen der Ehrbegier,
Wenn Du mit seelenvollem Auge
Bald mich umarmst, bald Milton's Schatten

Auf heiligern Bergen als der Parnassus ist,
Von Seraphim und von Uranien
Allein besucht sahst; Menschen einsam
Unnachgeahmt, ohne Nebenbuhler.

Ich sah Dich still an, und nur Uranien
Allein bemerkt, Dir aber unbemerkt,
Weissagend im prophetischen Geiste
Segnet ich, Schmied, Dich, zum heiligen Dichter.

Neben diesen ganzen Oden finden wir eine Reihe Sprüche aus Klopstock's Munde; manche von ihnen kehren mehrfach wieder. Da bekannt ist, daß der Dichter in seiner letzten Erdenzeit viel aus seinem „Messias" recitirte und fast alle diese Citate Todessehnsucht athmen, so möchte man fast glauben, es seien diese wiederholte Declamationen, die von seiner Umgebung in dieses Buch eingetragen sind. In diesem Geiste sind z. B. die folgenden Aussprüche gehalten:

Wenn die Lippe nicht mehr, nicht mehr die Wange blüht,
Wenn der sterbende Blick sich in die Nacht vertiefet,
Wenn wir unser Verlangen
Thorheit weis' und verachtend sehn:
Wenn, wo sonst uns der Lenz auch zu den Blumen rief,
Wenn, bey unser'm Grab, Enkel und Enkelin
Uns vergessend sich lieben:
Dann ist die Tugend noch!

* * *

Gebt mir, Ihr Theuren,
Auch einen Segen mit, den:
Sanft zu sterben.

* * *

Mein Vater und mein Gott, wie lang wird noch mein Weg
Zu meinem Grabe sein? Lang oder kurz?
Laß meine Freunde mir! Nähmst Du sie mir, das wäre
Der Strafen härteste! ... doch wie Du gebeutst!

Ich weiß nicht, ob diese Verse in der Messiade stehen, sicher aber entsprechen sie ganz Klopstock's Empfinden auf seinem Sterbebette; die letzten Zeilen scheinen ganz wie auf Gleim's Tod gemünzt zu sein, der bekanntlich kurz vor ihm dahinschied. Aehnliche Verse, die auf die nahende Auflösung hinweisen, finden sich noch mehrere:

Mein theurer Freund, noch nie war meine Seele
So lebhaft ihres Wachens sich bewußt,
Als izt. Je mehr mein Leib danieder sinkt,
Je heller flammt mein Geist empor, je stärker
Empfindet er, daß sein Gefährt nur stirbt,
Nicht er.

* * *

... Gott schickt oft zum Leidenden
Erhörung spät herab; doch schickt er sie,
Wie kennen wir der Hülfe Weg, den er
Im Dunkeln wandeln wird?

* * *

Die Ewigkeit ist wirkliches Leben!
Dieses Leben ist Schlaf, aus dem ein Letzter uns aufweckt.

Naturgemäß nimmt in diesem Poesie-Album Klopstock's ernste Dichtung den größten Raum ein, aber auch außer ihm finden wir eine große Anzahl Dichter in der Sammlung vertreten, und die Auswahl aus ihren Werken beweist, daß die Besitzerin des Albums nicht nur fein und vielseitig gebildet, sondern auch sehr geschmackvoll war. Neben Klopstock sind ihre Lieblingsdichter Uz, Young, Cramer, Cronegk, Kleist, Gesner, La Bruyère, Graf zu Stolberg; daneben finden sich von bekannteren Poeten Goldsmith, Pope, Wieland, Shakespeare, Voltaire, Rousseau, Milton, Boileau, Racine, Hagedorn, Haller, Gotter, Shaftesburg, ja sogar die Kruppin und Madame de Genlis citirt die Sammlerin. Daneben finden sich noch viele anonyme Auszüge aus „Ladys Magazine", „Empfindungen eines Christen", Epitres de Bar ꝛc. Allen Gedichten und Prosa-Auszügen gemeinschaftlich ist das unbedingte Vertrauen auf ein ewiges Leben und eine zweifelfreie Hingabe an die Güte Gottes. Diese Auffassung hat wie die Klopstock's etwas unendlich Rührendes, und so viel ist sicher, daß die Frau, welche diese Verse gesammelt hat, ganz im Sinne des Dichters gelebt und gedacht hat. Sollte es wirklich, wie vermuthet wird, Klopstock's zweite Frau gewesen sein, — eine weitere Nachforschung muß das ja zeigen — so wirft dieses Buch ein ganz besonders günstiges Licht auf die Frau, die der sterbende Dichter „seinen Engel" nannte, die von den Biographen Klopstock's, namentlich im Vergleich zu Meta, immer etwas, sagen wir einmal, nebensächlich behandelt wird. Die meisten sehen in ihr nur die freundliche Pflegerin seines Alters, Andere haben sogar gemeint, man habe Klopstock lieber ohne die „Windeme" gesehen; man hat dabei ganz vergessen, daß sie eine ausgezeichnete Sängerin war, die Klopstock in seinen Oden selbst verherrlicht hat. Sollte aber dieses Poesie-Album von ihrer Hand stammen oder die Sammlung von ihr veranlaßt sein, so wird das zu einer Ehrenrettung der „Windeme" führen, welche Johanna Elisabeth Klopstock nicht nach, sondern neben Meta stellen wird. Hoffen wir das in dem Sinne des Klopstock'schen Wortes, das unsere Betrachtung schließen möge:

Oft erfüllet Gott auch, was das erzitternde
Volle Herz kaum zu wünschen wagt.
Wie von Träumen erwacht sehn wir dann unser Glück.
Sehn's mit Augen und glauben's kaum.

Rudolf von Gottschall.

Von Paul Heinze.

(Schluß.)

So fleißig sich Gottschall nun aber auch auf dem Felde der epischen Prosadichtung bethätigte, so bildet die eigentliche Domäne seines dichterischen Gestaltens doch das Drama, ein

Digitized by Google

Gebiet, auf das ihn ebenso die Gabe scharfblickender Lebensbeobachtung und routinirter Kenntniß des Theaters und der Bühne, wie das Vermögen leidenschaftlich bewegter Darstellung, geistvolle an den Mustern der französischen Bühnendichter gebildete Dialogführung und rege gestaltende Einbildungskraft mit Naturnothwendigkeit hinlenkten. Bemerkenswerth ist auch hier Gottschall's Vorliebe für historische Stoffe, und zwar vorzugsweise ebenfalls wieder für solche, die stürmisch bewegten, von gewaltsamen Eruptionen erschütterten Perioden angehören. Dies bekunden schon seine Jugenddramen, die wie „Robespiere" (1845). „Lambertine von Mericourt" (1850) und „Die Marseillaise" (1849) Episoden der französischen Revolution behandeln, doch sind diese Erstlinge noch sehr von überschäumender Jugendlichkeit erfüllt. Dasselbe kraftgeniale Ungestüm gährt in dem der französischen Novellistik entlehnten und inhaltlich an Hebbel's „Maria Magdalena" anklingenden Schauspiele „Die Blinde von Alcara" (1846) und der dramatischen Dichtung „Lord Byron in Italien" (1847), erscheint hier aber schon vielfach durch die in das Stück verwobenen lyrischen Partien gemildert. Das Drama, dem es allerdings noch an einem straffen Zuge der Handlung fehlt, wirkt anziehend durch sinnvoll bunte Darstellung des Liebeslebens des Helden, der sich bei seiner Einschiffung nach Griechenland zu geschichtlicher Bedeutung erhebt. Einen echt dramatischen Stoff hat Gottschall in „Ferdinand von Schill" (1850) ergriffen, denn was kann wirkungsvoller sein, als der Zwiespalt zwischen Vaterlandsliebe und soldatischem Gehorsam! Das Stück ist von recht glücklicher Bühnenwirkung, einem vollen Erfolg aber steht zu sehr die Gestalt Schill's in ihrer abenteuerlichen Tollkühnheit entgegen, die der dramatischen Größe entbehrt. Eine Dichtung von großem und kühnem Wurfe ist das Trauerspiel „Mazeppa" (1855). Einzelne Scenen sind von ergreifender Wirkung, unter Anderen diejenige, in welcher Mazeppa die Entdeckung macht, daß sich ein Liebesverhältniß zwischen dem Sohne seines Todfeindes und seiner Tochter angesponnen hat. Inhaltlich knüpft das Drama an Byron's gleichnamige Dichtung an. Das Trauerspiel „Der Nabob"*) geleitet in die Zeit der Eroberung Ostindiens durch Lord Clive und zeigt, wie schnöde Habgier auch ein edleres Gemüth zu ergreifen und zu verhärten vermag. Die Scenerie ist von malerischer Pracht, die Handlung von üppigem Leben erfüllt. Seiner Vorliebe für fremdländische Stoffe folgt Gottschall auch in den Dramen „Katharina Howard" und „Amy Robsart". In ersterem Trauerspiele ist es dem Dichter, der dieses Stück selbst als sein erfolgreichstes bezeichnet, wohl gelungen, das Heranwachsen seiner Heldin zu tragischer Größe unter den Einflüssen des ehernen Schicksals zu veranschaulichen, während das zweitgenannte im Anschluß an Scott's „Kenilworth" das tragische Geschick der ihrem Gemahl heimlich angetrauten Gräfin Leicester eindrucksam zur Darstellung bringt. Ebenfalls einem Scott'schen Romane entlehnte Gottschall das Sujet zu der Tragödie „Arabella Stuart", deren Heldin, eine Verwandte Jacob's I., als Opfer ihres hohen Ranges und ihrer Herzensneigung einem — freilich mit Hülfe poetischer Licenz geschaffenen — tragischen Geschick verfällt. In dem politischen Drama „König Karl XII." behandelt Gottschall den Kampf zwischen der absolutistischen Herrschergewalt und den Forderungen der Stände, während er in dem Schauspiel „Auf rother Erde" den tiefgehenden Zwiespalt zwischen Vaterlandsliebe und Hinneigung für die neuen, vom Vaterlandsfeinde verkündeten weltbewegenden Ideen in wirksamer Weise verkörpert. Ein bewegtes Bild culturgeschichtlichen Lebens bietet Gottschall in dem Drama „Gutenberg" (1893) und stellt uns endlich in „Rahab" (1898) einer biblischen Tragödie, das Bild einer alttestamentlichen Heroine vor Augen, die aus Rache für die ihr zugefügte Schmach die Stadt Jericho den israelitischen Heerschaaren ausliefert. Doch auch das Gebiet des feineren Lustspiels hat Gottschall mit Geschick cultivirt und er tritt hier neben Gutzkow in erfolgreichen Wettbewerb mit dem französischen Lustspielbeherrscher Scribe. Von seinen hierher gehörigen Stücken ist namentlich „Pitt und Fox" ein oft und gern gegebenes Repertoirstück der meisten deutschen Bühnen geworden. Es zeichnet sich durch außerordentlich feine Seelenmalerei, graciöse Leichtigkeit und wirkungsvolle, auf scharfer Contrastirung der Charaktere beruhende Situationskomik im besten Sinne aus. Dasselbe gilt von dem Lustspiel „Die Diplomaten", einer in Spanien zu Anfang des 18. Jahrhunderts spielenden, mit virtuoser Feinheit geschaffenen Satire auf den Unfehlbarkeitsdünkel der Kabinetspolitiker. Ebenfalls in den Beginn des 18. Jahrhunderts ist die Handlung in der Komödie „Die Welt des Scheins" verlegt, die sich stofflich an den Roman „Die Papierprinzessin" anlehnt und auf dem Hintergrunde der schwindelhaften Finanzgebahrungen John Laws ein drastisch wirkendes Gemälde des üppig schwelgerischen Lebens jener sittenlosen Zeit vorführt, während „Der Spion von Rheinsberg" füglich als ein spannend durchgeführtes Intriguenstück bezeichnet werden darf, das ein Erlebniß aus der Jugend Friedrich's des Großen zum Gegenstande hat.

Betrachtet man Gottschall's poetische Production in ihrer Gesammtheit, so wird man, wie schon eingangs angedeutet, allerdings bisweilen ungeachtet all' seiner Begeisterungsfähigkeit und all' seines ernsten künstlerischen Wollens doch einen gewissen Mangel an Einheitlichkeit der Darstellung erkennen, der seinerseits wieder durch eine gewisse Zwiespältigkeit im Wesen des Dichters bedingt wird. Dem unbefangen aus der Fülle des Lebens heraus schaffenden Poeten steht der analysirend beobachtende Kritiker gegenüber, der im Weltlauf nur zu oft ein bloßes Satyrspiel zu sehen vermeint und seiner ironisirenden Laune nur zu gern den Zügel schießen läßt. So gefährdet er, namentlich in seinen Dramen, durch das unvermittelte Hineinspielen dieses sarkastischen Humors nicht selten den Ernst der Situation, und schon Gutzkow hat ungeachtet seiner Werthschätzung Gottschall's auf diese Eigenthümlichkeit seines Styles hingewiesen und sie ausführlich erläutert.

Mag aber auch dieser Hang zu auflösender und sondirender Zergliederung für den Dichter Gottschall zuweilen von ungünstigem Einfluß gewesen sein, der Kritiker Gottschall verdankt diesem Zuge seines Wesens in allererster Linie seine Bedeutung. Er, der schon als fünfzehnjähriger Knabe sich mit literarischer Kritik befaßte und damit Gutzkow's Aufmerksamkeit erregte, besitzt aber neben der Gabe verstandesmäßig reflektirender Urtheilskraft eine äußerst feinfühlige Empfänglichkeit für alles poetisch Wirksame, ein seltenes Vermögen des Sichversenkens in fremde Wesensart, Eigenschaften, die ihn in hervorragendem Maße zu nachschöpferischer Geistesarbeit befähigen. Das auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende Hauptwerk seines Lebens, die vierbändige, kürzlich in 7. Auflage erschienene „Deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts" legt hiervon beredtes Zeugniß ab. Dieses Werk ist aus kleinen Anfängen (den um's Jahr 1850 für Brockhaus gelieferten Arbeiten literarisch-kritischen Inhaltes) in stetem Ausbau im Verlauf von mehr als 50 Jahren zu seinem jetzigen imposanten Umfange herangewachsen, und Gottschall's unausgesetzte berufliche Thätigkeit als Leiter und kritischer Mitarbeiter angesehener Blätter ermöglichte es ihm wie wohl kaum einem Anderen, die Entwickelung des literarischen Lebens beobachtend zu verfolgen und sich über alle einschlägigen Erscheinungen dauernd auf dem Laufenden zu erhalten. Wenn man nun erwägt, daß innerhalb der letzten Jahrzehnte die neuernden Strebungen auf künstlerischem und literarischem Gebiete eine völlige Verschiebung der ästhetischen

*) Die ohne Angabe der Jahreszahl genannten Stücke finden sich in der Gesammtausgabe von Gottschall's „Dramatischen Werken" (12 Bd., 1865—80).

Digitized by Google

Grundanschauungen herbeigeführt haben, kann man dem gesinnungstüchtigen Muthe Gottschall's seine Anerkennung nicht versagen, der ihn unverrückt auf seinem klassisch-idealistischen dem doctrinären Realismus schroff abgekehrten Standpunkte verharren läßt. Ungeachtet der Weite seines Blickes und trotz all' seiner ehrlich gewollten Objektivität, die einem Jeden gern sein wohlverdientes Recht gönnt, läßt sich aber nicht verhehlen, daß auch Gottschall von dem Fehler einseitig tendenziöser Darstellung nicht absolut freizusprechen ist. Zwar hat er vollkommen Recht darin, daß er nichts von all' dem für daseinsberechtigt hält, was nicht vom Geiste moderner Cultur gesättigt und befruchtet ist, und ich theile seine Abneigung gegen die künstelnde Butzenscheibenlyrik und den im Moder tausendjähriger Vergangenheit schürfenden archaistischen Roman. Wenn Gottschall aber den Anhängern des Realismus, — unter denen doch wahrlich auch genug ehrlich wollende und strebende, mit tüchtigem Können begabte Talente sich finden, die in heißem und tapferem Ringen für ihre Ideale ihre beste Kraft einsetzen, — mehr oder minder die Fähigkeit abspricht, über der Beobachtung der nüchternen Realitäten des Alltagslebens den höheren Zielen und Aufgaben echter Kunst gerecht zu werden, so ist das doch immerhin nur mit großer Einschränkung zuzugeben. Doch wir wollen über der Kritik am Einzelnen die mannigfachen Vorzüge des Werkes in seiner Gesammtheit nicht vergessen, das als Ganzes wohl eine wissenschaftliche Leistung von monumentaler Bedeutung genannt zu werden verdient, die deutschem Fleiß und Wissen, wie deutscher Gründlichkeit in gleich hohem Maße zur Ehre gereicht. So ist Gottschall's Literaturgeschichte vor allem eine großzügige, weil auf einheitlicher philosophischer Grundlage basirende Darlegung des Entwickelungsganges des deutschen Schriftthumes und lichtvoll organische Gliederung in der gewaltigen Fülle des überreichen Stoffes nachzurühmen. Dies sind Vorzüge, die im Verein mit der instructiv sachlichen Darstellungsweise, dem frischen und lebendigen Vortragstone und der Gabe geistig vertieften Eindringens in Wesen und Eigenart des einzelnen Dichters und seiner Werke dieser Literaturgeschichte eine wenn auch nicht unbedingt führende, so doch jedenfalls hochbedeutsame und mitbestimmende Stellung in der einschlägigen fachwissenschaftlichen Literatur zuweisen. In gleich übersichtlicher und klarer Darstellungsweise hat Gottschall seine Anschauungen über Wesen, Formen und Arten der Dichtung in seiner nun ebenfalls schon in sechster Auflage vorliegenden „Poetik" niedergelegt, die ein gleichwerthiges Gegenstück zu seiner Literaturgeschichte bildet. Erwähnt seien schließlich noch von Gottschall's wissenschaftlichen Werken die unter dem Titel „Zur Kritik des modernen Dramas" (1900) erschienenen Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte, die die geistige Frische und unverminderte Spannkraft des greisen Verfassers darthun, der mit dem jugendlichen Feuer, mit dem er für seine Ueberzeugung eintritt, die tiefe Einsicht des in Erfahrung gereiften Alters verbindet. In der That bewundernswerth ist die schneidige Wehrhaftigkeit, mit welcher der Achtzigjährige noch heute sein geistiges Rüstzeug handhabt, und wenn er einst in einer autobiographischen Skizze im „Deutschen Dichterheim" mit humoristischer Resignation äußerte, daß er nicht wohl aus der Mode kommen könne, weil er niemals in der Mode gewesen sei, so weiß er doch sehr gut, daß sein geistiges Schaffen mehr als „nur eine Episode in der Literatur" bedeutet und daß auch noch heute sein Wort gewichtig genug in die Wagschaale fällt, wenn er inmitten der Parteien Streit und Meinung seine Stimme erhebt. Auch hat es ihm keineswegs an Ehren und äußeren Zeichen der Anerkennung gefehlt: so ernannte ihn der Großherzog von Weimar 1865 zum Hofrath und zehn Jahre später zum Geheimen Hofrath; 1877 erhob ihn der deutsche Kaiser in den erblichen Adelsstand. Sicherlich wird es dem greisen Jubilar auch diesmal nicht an zahlreichen Beweisen aufrichtiger und herzlicher Verehrung mangeln, und wahrlich nicht unverdient wird er solchen Dankes theilhaftig werden. Wir aber wollen uns seiner noch immer jugendlich schaffensfrohen Rüstigkeit freuen, die uns zuversichtlich hoffen läßt, daß er uns noch lange erhalten bleiben werde, allezeit ein getreuer Eckehart der deutschen Literatur, zu Nutz und Frommen unseres vaterländischen Schriftthums.

Ein großer Mann.

Von R. Bartolomäus.

Die Völker, wie die einzelnen Menschen, haben jedes ihre besondere Art, Diejenigen zu beurtheilen, die sie führen und leiten.

Den Juden, die ihre wunderbare Existenz ihrem Gott verdanken, ward zum Mann Gottes, zum Mann nach dem Herzen Gottes oder zum Feinde Gottes, wer sich aus der Masse ihres Volkes, ihrer Gedanken hervorthat.

Den alten Griechen, denen das Hervorragende gefährlich erschien, wenn es ihnen nicht schmeichelte oder sie nicht amüsirte, lobten nicht gerne, dann aber um so überschwenglicher; einen bedeutenden Mann, der sie in seiner Bedeutendheit anfing zu langweilen, pflegten sie auszuweisen oder — wenn sie befürchteten, er könnte wiederkommen — zu vergiften. Einen Redner nannten sie einen Olympier, indem sie dabei hauptsächlich der olympischen Geduld der Zuhörer den gebührenden Zoll abtrugen, zum dauernden Vorbilde mancher Literarhistoriker, die sich durch einen Commentar zum zweiten Theil des Faust ein ähnliches Recht für sich und den Verfasser erworben haben, trotz seines Holzstallschlüssels unter dem Kopfkissen und seiner Brodwage (Caroline v. Wolzogen an Ernst v. Schiller, 16. Febr. 1831).

Die späteren Griechen, denen Alles gleichgiltig war, was sie nicht amüsirte, — und sie amüsirte Alles nur einmal, — waren mit nichts mehr bereit, als mit irgend einer billigen Redensart, die den Gelobten aufblies und ihnen zu lachen gab. Ein Tagesheld konnte sehr leicht zum Namen eines göttlichen, eines göttergleichen, eines unsterblichen gelangen, und Niemand, — und er selbst nicht, wenn er ein Grieche war, — nahm es ernst.

Alexander, den sie nie recht für voll ansahen, ähnlich wie die Salons des Faubourg St. Germain Napoleon gegenüber, setzte in dem ihrem Feingefühl unendlich lächerlichen Contrast seiner Weltherrschaft und des Bündels Eigenschaften, der ihnen Eitelkeit erschien, seine Anerkennung als Sohn des Zeus bei ihnen durch, eigentlich seine Anerkennung als ebenbürtig, sowie die Verwandten Charlottens von Lengefeld sich Schiller als Schwager gefallen ließen, weil

„er freilich ein Genie wäre",

(Friederike von Gleichen an Lotte 13. Januar 1790).

Nach seinem Tode widerfuhr ihm, was noch Niemand erreicht, er erhielt den Beinamen des „Großen" und die Inhaber seiner Leiche sorgten dafür, daß er ihm blieb, kraft ihrer Bibliothek und deren Um- und Abschreiber, welche auch alle „groß" wurden; und daß kraft dieser Um- und Abschreiber auch ihnen ein Strahl dieser Größe zu Theil wurde.

„Groß" hieß bis dahin noch Niemand auf Erden, denn man konnte noch bis dahin noch Niemand so nennen, und es war auch noch Niemand eingefallen, Jemand so zu nennen.

„Groß" zu sein, bedarf es ganz besonderer Eigenschaften. Dazu genügt nicht, nützlich, gelehrt, gut, weise, tapfer, edel, schön, klug, alt, reich, stark zu sein — man kann Alles dies im höchsten Maße, man kann Alles dies zusammen im höchsten Maße sein, man ist noch lange nicht „groß". Um für „groß" gehalten zu sein, dazu gehört die Einbildung von einer Höhe,

Digitized by Google

die kein Mensch, sondern nur ein Gott, ein Joviskind — also eigentlich Niemand — erreichen kann, ein Mensch, der geboren ist, Anderen zu imponiren, und von dem sich Andere willig imponiren lassen, nicht nur die Einbildung von solcher Höhe, auch eine Persönlichkeit, die im Stande ist, solche Einbildung zu erregen.

Es gehört nicht nur eine solche Persönlichkeit dazu, es muß auch eine Mitwelt thätig sein, die sich völlig zum Fußschemel für eine solche Persönlichkeit macht, und nicht minder eine nähere Umgebung, wenigstens eine Umgebung, die sich nahe glaubt und den Großheits-Titel erfindet, auch Andere an die Inbrunst ihrer Verehrung und Anbetung glauben zu machen versteht.

Von den alten Römern, deren Dankbarkeit nie bis zur Selbsterniedrigung ging, nicht einmal im Scherz, hat nur Pompejus den Beinamen Alexander's geführt. Sulla gab ihn ihm, halb mit Hohn, und er führte ihn, halb zum Hohn seiner unentschlossenen Seele und seines Mißgeschickes, sein Leben lang. Nicht Cäsar, nicht Octavian, nicht Trajan nannte man den „Großen"; für sie hatte man die Namen des „göttlichen Julius", des „erhabenen", des „besten Kaisers".

Jahrhunderte vergingen, bis in einer romanisirten, aber längst nicht mehr römischen Bevölkerung sich eine Persönlichkeit wieder fand, die im Ernste, abgesehen von höfischem Gebrauch, mit ihm ausgezeichnet wurde. Constantin war es, dessen Sieg über alle Mitbewerber der Mitwelt so außerordentlich, so wenig in seiner Person begründet erschien, daß sie ihn nur durch unmittelbares Eingreifen der Gottheit erklären konnte. Er und Theodorich, der Ostgothe, der als Dietrich von Bern das Gemüth des Volkes erfüllte, als Theodorich der Große die Schriften seiner Historiker, und Papst Gregor I., der das Gebiet der Kirche namhaft vergrößerte, bezeichnen die Eigenschaften, die für die nächste Zeit erforderlich sind, mit dem Beinamen Alexander's geehrt zu werden.

Karl ist der Typus dieser Größe. Und wenn seine Eigenschaft als Heiliger auch nicht auf gesetzlichem Wege durchgesetzt wurde, so ward er seinem Volke doch eine Art Volksheiliger, trotz seiner Vernichtung deutschen Volksthums, wo er es vermochte, trotz seiner Verbindung mit Rom, um sein eigenes Volk durch eine fremde Macht zu beherrschen, wie Peter I., der Civilisator mit Dampfbetrieb und Unterackerer alles eigenthümlich russischen Wesens, dem seinigen. Nach ihrem Vorbilde ihre Nachfolger, der große Otto und die große Catharina.

Diese Größen haben sich erhalten, aber die Ludwig XIV. und Napoleon's, die einst mit so viel Lärm in's Leben gesetzt wurden, sind verschwunden. Geblieben ist auch die Größe Friedrich Wilhelm's, nicht weil dem großen Ludwig widerstanden, ja ihn nachgeahmt zu haben, in sich schon Größe wäre, wie sie ursprünglich gemeint war, sondern weil der Mann an Muth und Thatkraft seine Zeitgenossen weit überragte. Geblieben ist die Größe Friedrich's II. und hat hier fast die Bezeichnung aus dem Volksherzen „der alte Fritz" fast verdrängt — die mündliche Ueberlieferung ist hinter der schriftlichen zurückgetreten.

Macaulay macht, wenn auch nicht ganz der Wahrheit gemäß, so doch dem germanischen Empfinden entsprechend, die Bemerkung, die nüchternen Engländer hätten keinem ihrer Könige Beinamen gegeben, während die Phantasie der Franzosen für jeden der ihrigen fast eine besondere Bezeichnung, meist zu seinem Ruhme, erfunden habe.

Er vergißt dabei den großen Alfred, dessen Person, sammt Vor- und Nachkommenschaft, seinem Volke nach kaum 200 Jahren als vergessenswürdig eingelernt wurde; er vergißt dabei manchen Anderen — aber es widerspricht dem germanischen Empfinden, sich dem Führer, sei es, wo er führt und wer er ist, gewissermaßen kindlich bewundernd zu Füßen zu legen. Ihm gilt das, was Lessing von der Pflicht eines Kunstrichters sagt: „Mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister". Ihm ist selbst der Erfolg nicht eine Folge dunkler Schicksalsmächte, sondern des Charakters —

„wie sich Verdienst und Glück verketten,

sagt ganz in diesem Empfinden Goethe,

„das fällt den Thoren niemals ein".

Wo es den Charakter erkannt, erprobt erfunden, ist deßhalb germanisches Empfinden bestrebt, ihm zum Siege zu verhelfen und läßt sich nicht durch Glückesschwankungen ablenken.

Der Romane dagegen sieht in dem, wer ihm in irgend einer Weise führend gegenübertritt, etwas Uebernatürliches, Unbegreifliches und ist leicht geneigt, sich ihm nebst Allem, was er hat, zu opfern. Der Romane ist eben des Niederkniens gewöhnt, gewöhnt, nicht vor dem Begreiflichen, sondern vor dem Unbegreiflichen die größte Verehrung zu empfinden, und es sinkt ihm in das Alltägliche hinab, sobald er es gewohnt ist, unter das Alltägliche, sobald es keine Wunder mehr thut — passato il pericolo, gabbato il santo! Schon Nero verunreinigte das Götterbild, das nicht mehr helfen wollte.

Dem Germanen ist das Einfache, Klare, Verständliche verehrungswürdig, dem Romanen das Theatralische, Aufgeputzte, Unverständliche.

Daher versagte Shakespeare's Gestaltungskraft völlig, sie, die Alles darstellen konnte, als sie Cäsar auf die Bühne bringen wollte. Sie hat aus dem mitweltüberflügelnden Genius einen Sultan gemacht, um die Unbedingtheit und die Wuth, mit der man ihm dient oder dienen muß, zu begründen. Calderon (la Banda y la Flor I) dagegen findet seitenlang Worte, um das Pferd seines Königs zu beschreiben, um dieses Pferd, das kein gewöhnliches Roß, sondern ein Götterroß, ein großes Roß ist, so zu schildern, daß man es begreifen kann, daß ein Wesen wie Philipp IV. sich herbeiläßt, es zu besitzen.

Dem Romanen ist „groß zu sein", nämlich, die Bewunderung der Welt auf sich zu lenken, das Höchste, was der Mensch erreichen kann; der Germane kennt noch ein Höheres, — weder geehrt, noch beliebt, — sondern verehrt und geliebt zu sein.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die unzeitige Weihnachtsgans.

Von A. Theinert.

„Hochwürden, der Postbote hat einen Korb gebracht!"

„So!" — Nun, dann sehen Sie nur mal nach, was drin steckt, Babette."

Der am Schreibtisch sitzende Caplan legte die Feder hin und schaute mit erwartungsvollen Blicken seiner an dem Korbe herumbastelnden Haushälterin zu, bis diese eine stattliche Gans zu Tage förderte und ihrem Herrn zur Inspection hinhielt.

Der Caplan stand auf und betastete mit kundigem Finger die sauber gerupfte Brust des großen Vogels. Dem behäbigen Männlein mit dem Doppelkinn und den kleinen munteren Augen sah man's an, daß er einen guten Braten zu würdigen wußte.

„Ein Prachtexemplar, Babette," schmunzelte er. „Das Geschenk kommt gerade rechtzeitig für unsern Weihnachtstisch."

Die Haushälterin schüttelte bedenklich den Kopf. „Der Postaufgabestempel datirt von vorgestern," bemerkte sie. „Die Beförderung des Korbes hat sich in diesen Tagen, wo's so viel für die Postleute zu thun giebt, verzögert."

Digitized by Google

„Ja, meinen Sie, das Fleisch könnte bis Weihnachten verderben?“

„Sehr wahrscheinlich bei dem milden Wetter. Jetzt ist's gerade im besten Stadium, und ein Staatssessen gäb's, wenn ich's Ihnen heute vorsetzen könnte.“

„Heute? — Aber Babette, wo denken Sie hin! Heute haben wir ja Freitag und noch dazu den Freitag der letzten Adventwoche,“ protestirte der Caplan.

Er fing an, im Zimmer hin und her zu wandeln, und jedesmal, wenn er bei der auf einem Seitentisch abgelegten Gans vorbeikam, schnüffelte er hörbar.

„Sie wird verderben, ich glaub's selber,“ murmelte er vor sich hin. „Schade, jammerschade! Sollte ohne Verzug zubereitet werden — gebraten kann man sie ja aufbewahren.“

Den Nachsatz hatte Babette nicht mehr gehört, sie war schon vorher mit der Gans aus der Stube geschlüpft.

Der Caplan setzte sich wieder an den Schreibtisch und nahm die unterbrochene Ausarbeitung seiner Predigt auf, aber er kam nicht recht vom Fleck damit; seine Ideen waren ein wenig durcheinander gerathen. Als er sich darüber ertappte, einmal „die Gänse Egyptens“ anstatt „die Fleischtöpfe Egyptens“ geschrieben zu haben, ließ er lächelnd die Feder fallen und lehnte sich zurück in die Polster des bequemen Sessels. Fünf Minuten später war er sanft entschlummert.

Er schlief fest und lange, den Schlaf des Gerechten, und er hatte einen Traum: Er saß an seinem Eßtisch, die Serviette unter'm Kinn, und behandelte mit dem Verständniß des gewiegten Kenners die saftig gebratene Gans.

Mitten im besten Schmausen erwachte er. Die Thüre nach dem Flur stand halb offen, und durch den Spalt strömte ein Duft herein, so deliciös, daß dem guten Manne das Wasser im Munde zusammenlief. „Aha,“ seufzte er, „Babette ist damit beschäftigt, die Gans vor dem Verderben zu retten. Wäre ich doch noch nicht aufgewacht! — Wie spät mag's nur sein?“ Er zog die Uhr aus der Tasche. „Was, schon drei Uhr?“

Drei Uhr war die Tafelstunde im Pfarrhause, und da steckte Babette, die Pünktlichkeit selber, eben den Kopf herein und meldete, es sei angerichtet.

Der Caplan erhob sich, durchschritt die Stube, kreuzte den engen Flur und betrat das jenseits gelegene Eßzimmer. — Ah, welcher Geruch! Vergeblich versuchte er, eine ernste Miene zu zeigen.

Die Haushälterin nahm den gewölbten Deckel von der Schüssel, und da lag die Gans, goldig braun gebraten und dampfend.

Eine helle Röthe huschte über das Gesicht des geistlichen Herrn, dann wurde es blaß und zuletzt schier blau unter dem Einfluß der rasch wechselnden Stimmungen.

„Babette!“ rief er in vorwurfsvollem Tone.

„Aber Hochwürden haben mich doch geheißen, die Gans zu braten.“

„Zu braten, ja, aber —“ er brach den Satz ab.

O, diese Weiber! Die alte Eva in ihnen läßt sich nicht austreiben. Seit vielen Jahren lebte Babette nun schon im Hause eines guten, frommen Mannes, der immer bestrebt gewesen war, sie darauf hinzuweisen, was recht und unrecht sei, aber was hatte es gefruchtet? — Ach! — Und der Caplan war so hungrig. Immerhin wollte er ohne Kampf sich nicht ergeben. Er legte das schon aufgenommene Besteck wieder hin und fragte ziemlich kleinlaut: „Was giebt's denn sonst noch, Babette?“

„Etwas Anderes habe ich nicht gekocht, Hochwürden.“

„O! o! Daran haben Sie aber sehr unrecht gethan.“

Er sprach aus vollster Ueberzeugung, denn schließlich muß ein hungriger Magen, wenn ihm kein Fleisch geboten werden darf, doch mit einer anderen soliden Nahrung zufrieden gestellt werden. Ein Doppelkinn gedeiht nicht an Wasser und Brod.

„Wirklich unrecht, sehr unrecht von Ihnen, Babette!“ wiederholte der Caplan, während er wie geistesabwesend Messer und Gabel in die Hände nahm.

Die weitere Entwickelung der Dinge wurde plötzlich gestört: die Glocke an der Hausthüre ertönte. Babette beeilte sich zu sehen, wer da sei, und überraschte in der nächsten Minute ihren Herrn mit der Meldung: „Seine Reverenz!“

Seine Reverenz war der in der Stadt residirende Bischof.

Der Caplan fuhr in die Höhe wie elektrisirt. Die Haushälterin sah, daß Messer und Gabel in der Gans steckten. So viel Fortschritt war während ihrer kurzen Abwesenheit also doch gemacht worden.

„Sie haben Reverenz in's Studirzimmer geführt: gut; ich gehe hinüber. Selbstverständlich bleibt die Thüre hier zu, so lange der hohe Herr im Hause weilt.“ Damit trat der Caplan auf den Flur hinaus.

„Aber wollen Hochwürden nicht erst die Serviette abnehmen?“ mahnte Babette.

Der Caplan schaute an sich herunter und machte ein verdutztes Gesicht. Wahrhaftig, die Serviette hing über der Weste. Wie war sie dorthin gekommen, und warum, wenn doch weiter nichts als der verbotene Gansbraten auf dem Tische stand? Sonderbar, sehr sonderbar!

Der Bischof war ein liebenswürdiger Herr, aber er hielt auf Disciplin in seiner Diöcese. „Eine traurige Veranlassung führt mich zu Ihnen,“ begann er, nachdem die beiden Herren sich begrüßt hatten. „Der Maurer Bertrin, der in Ihrem Sprengel, Paulstraße 14, wohnt, ist vor einer halben Stunde von dem Gerüst des Neubaues am Paradeplatz gestürzt und hat schwere innere Verletzungen erlitten. Der Mann dürfte den Tag kaum überleben. Es wundert mich nur, daß man Sie noch nicht gerufen hat. Bringen Sie dem Unglücklichen und den Seinen die Tröstungen unserer Kirche.“

„Ich gehe sofort!“ erklärte der Caplan, rührte sich aber nicht vom Fleck.

Der Bischof warf ihm einen fragenden Blick zu.

„Ich wollte — wollte Euer Reverenz nur den Vortritt lassen — wollte —“

„Nicht doch; wenn's Ihnen recht ist, warte ich Ihr Wiederkommen ab. Um fünf Uhr findet ganz in der Nähe hier, in den oberen Sälen der ‚Krone‘, eine Versammlung christlich gesinnter Jünglinge statt, der ich beiwohnen möchte. — Sie sind wohl so freundlich, mir inzwischen einen Bissen Brod vorsetzen zu lassen. Seit sechs Stunden bin ich auf den Beinen und habe in dieser Zeit keine Gelegenheit gehabt, etwas zu essen.“

„Gewiß, gewiß! Ich werde Babette darüber verständigen.“

„Gar nicht nöthig. Babette kennt mich ja und wird schon für mich sorgen. Zögern Sie nun jetzt nicht länger, den armen Bertrin aufzusuchen.“

Die Herren gingen auf den Flur; der Caplan zog den Ueberrock an und nahm den Hut vom Haken. Der kurzen Weisung an Babette, für Reverenz einen Imbiß herzurichten, hätte er gern ein paar vertrauliche Worte beigefügt, aber das war in Gegenwart des Bischofs unmöglich, und so machte er sich denn mit bangem Herzen auf den Weg nach der Paulstraße.

Die Haushälterin wollte den unverhofften Gast aus guten Gründen zunächst in's Studirzimmer zurückcomplimentiren, der aber wandte sich nach der entgegengesetzten Seite.

„Ich weiß Bescheid im Hause,“ sagte er freundlich. „Bringen Sie mir, bitte, etwas Brod und Käse und ein Glas Wein; das genügt.“ Damit öffnete er die Thür zum Eßzimmer und trat ein.

Entsetzt prallte er zurück. Was! — auf dem Tische eines der ihm unterstellten Priester Gansbraten an einem Freitage und noch dazu in der Adventzeit — unerhört! Er schaute sich nach der Haushälterin um, die aber war verschwunden, sie mochte gefürchtet haben, auf der Stelle excommunicirt zu werden.

„Eva! Eva!“ murmelte der Prälat, dann trat er an den Tisch heran und gewahrte die Gabel in der Brust des Vogels. „Auf frischer That ertappt, aber noch keinen Bissen gegessen. Wundersame Fügung, daß ich gerade im kritischen Moment hierher kommen mußte.“

Der Bischof setzte sich. Geschnittenes Brod stand ihm zur Hand. Er brach davon und aß ein paar Brocken, doch das befriedigte den starken Appetit nicht. Ob Babette ihm wohl etwas Herzhafteres bringen würde? Er hatte freilich nur von Brod und Käse gesprochen, dabei hatte ihm aber doch die Vision einer Omelette vorgeschwebt. Eine Omelette ist ein unschuldiges Gericht zu jeder Zeit und doch wohlschmeckend und nahrhaft.

Der Bischof wartete eine Weile, aber Babette blieb unsichtbar. Ihm war's erbärmlich flau im Magen, und da, dicht vor ihm, dampfte die Gans und verbreitete entzückenden Duft. Mit heftigem Ruck zog er die Gabel aus dem saftigen Fleische. „Dem Caplan gehört eine Lection,“ sprach er vor sich hin, „aber wie sie am besten ertheilen?“

In Gedanken versunken beugte sich der Bischof über den Tisch, wie wenn er die Gans hätte in's Vertrauen ziehen, sie um Rath fragen wollen. „Irgend etwas muß geschehen, das ist klar,“ entschied er endlich, „die Strafe soll dem Vergehen angepaßt werden.“

Er nahm das Tranchirmesser auf und prüfte dessen Schärfe, dann griff er auch nach der vorhin abgelegten Gabel.

„Es geht nicht anders, der Strafvollzug wird mir durch die Umstände aufgezwungen,“ murmelte er. „Ich allein in dieser Diöcese bin competent, einen Fastendispens zu ertheilen, und den ertheile ich hiermit, kraft meines Amtes, mir selber.“

Ein schwacher, halb gurgelnder, halb zischender Laut und dann das Klappern des Bestecks auf dem Teller.

Nach Verlauf einer guten Viertelstunde stand der Bischof auf, das Gesicht in strenge Falten gelegt.

„Das Ganze kann ich nicht bewältigen,“ seufzte er, „aber ich habe mein Möglichstes geleistet. Die Versuchung ist abgeschwächt worden, die saftigsten Stücke des Bratens sind beseitigt.“ Ohne die Haushälterin gerufen zu haben, verließ er Zimmer und Haus.

Gegen fünf Uhr kam der Caplan zurück und wurde von Babette im Flur empfangen.

„Ist Seine Reverenz gegangen?“ fragte er.

„Ja, der hohe Herr ist fort, und er hat die Gans mitgenommen.“

„Die Gans mitgenommen?“

„Das Meiste und Beste davon, er hat's gegessen. Wie unrecht von ihm!“

„Unrecht? O, nein,“ erwiderte der Caplan traurig und resignirt. „Ein Bischof hat die Macht, Fastendispens zu ertheilen, auch sich selber.“

„Wie schade, daß Hochwürden noch nicht Bischof sind, 's ist eine gar so stattliche, delicate Gans gewesen,“ jammerte Babette.

„Gewesen!“ seufzte der Caplan.

Digitized by Google

Eine Skizze.

Aus dem Englischen von E. Carlberg.

Es war einmal ein Pferd.

Es war ein gutes Pferd. Der Mann, dem es gehörte, sagte, es sei ein gehorsames Pferd. Und der mußte es doch wissen, denn er arbeitete mit ihm.

Und es war ein gutes Pferd.

Es versuchte schneller als andere Pferde zu laufen und schwerere Lasten zu ziehen. Wie schwer die Last auch war, es versuchte sie fortzubewegen.

Gewöhnlich gelang es ihm.

Wenn überhaupt, dann liebte es mehr schwergeladene Fuhren einen Berg hinauf zu ziehen, als gemächlich abwärts zu traben.

Wäre es ein Mensch gewesen, so hätte die Welt viel von ihm geredet.

Wenn es schwere Fuhren auf's Land hinaus brachte, so sah es dort andere Pferde, die fröhlich vor ihren kleinen, leichten Wagen dahintrabten.

Und es sagte zu sich selbst:

„Die Faulenzer! Warum arbeiten sie nicht? Warum ziehen sie keine schweren Lasten?"

„Das frische Grün am Wegrande lockt Viele an sich. Ich wäre auch einmal schwach geworden, aber es führt zu nichts. — Lieber noch so schwer arbeiten und aus dem staubigen Futtersack fressen."

Darum schloß es die heißen, verlangenden Augen gegen das lockende, saftige Grün.

Der Mann, dem es gehörte, sagte immer wieder:

„Es ist ein gutes Pferd."

Und er fütterte es besser und gab ihm einen herrlichen Stall, der war anders, als man sie sonst hat.

Das Pferd merkte es. Es war stolz. Das kam vom neuen Stall.

„Sieh meinen Stall an," sagte es, und es warf den Kopf zurück, und wieherte, — es wußte, es war nicht wie andere Pferde.

„Das kommt durch die schweren Lasten," sagte das Pferd.

Es wurde immer stärker.

Es zog immer schwerere Lasten.

Der Mann, dem es gehörte, pflegte es besser, gab ihm mehr Futter. Auch mehr Arbeit.

Es arbeitete immer härter. Die anderen Pferde sahen sich nach ihm um und wunderten sich. Sie sahen wie die Last wuchs. Von Tag zu Tag nahm sie zu.

Eines Tages mußte es eine Last ziehen, die sonst sechs gewöhnliche Pferde zogen. Die Nacht darauf lag es zitternd in seinem schönen Stall. Die übergroße Anstrengung ließ es nicht schlafen. Zu Tode müde und abgespannt war es — und doch glücklich.

Den nächsten Tag zog es so viel wie sieben Pferde. Und so ging es fort. Der Mann, dem es gehörte, pfiff vor sich hin vor Vergnügen und Staunen, und gab ihm immer mehr Arbeit.

Das gehorsame Pferd arbeitete härter, wurde stolzer, immer abgespannter und immer unfähiger, des Nachts zu schlafen.

Eines Tages zog es die Last von zwölf Pferden einen Berg hinauf.

Der Weg war sandig.

Trotzdem schritt das Pferd vorwärts. Mit jedem Schritt schien die Last zu wachsen. Der Staub nahm ihm den Athem, es schwindelte ihm vor den Augen.

Aber es schritt vorwärts.

Die Spitze des Berges war noch weit.

„Werde ich je hinauf kommen?" fragte das schwerathmende, zitternde, schaumbedeckte Thier.

Es hatte keine Antwort auf seine Frage erwartet, es kam aber doch eine.

Es stolperte; das überanstrengte Herz brach; es starb.

Gesetztere Pferde sahen im Vorbeigehen den Berg, die Last und das todte Pferd an.

„Dummkopf!" sagten sie dann im Weitergehen.

Und der Pferdebesitzer kaufte sich andere Pferde, um von ihnen Lasten ziehen zu lassen.

Es ist schwer zu sagen, ob das Pferd wirklich ein Dummkopf gewesen ist.

Wer weiß? —

Aus der Hauptstadt.

Das ehrfurchtsvolle Schweigen.

„. . . Schon nahten die ritterlichen Schaaren des Kaisers. Zunächst warfen sich ein bis zwei Kürassierschwadronen, südlich Pettstädt herumfassend, auf die Artillerie. Aber überraschen ließen sich die Sachsen nicht; in Front und Flanke mit vernichtendem Feuer überschüttet, bedeckten diese Reiter in dicken Haufen den Erdboden. Ach so — ich vergaß, es wurde nicht scharf geschossen. Mit diesem Angriff hätte nun der des Kaisers gleichzeitig gegen den Rücken der Batterieen gerichtet werden sollen. Das geschah aber nicht; vielmehr waren diese völlig in der Lage, ihre Geschütze auf die Kammlinie zu bringen, und hätten dann ein Schußfeld von 500 bis 600 Meter nach rückwärts hin vor sich gehabt. Sie machten zwar Kehrt, aber blieben ruhig stehen, und als nun die kaiserlichen Schaaren heranstürmten, empfing sie die Artillerie mit ehrfurchtsvollem Schweigen. Auf die kurze Entfernung ist allerdings das Feuer selbst mit Manöverkartuschen gefährlich. In der Mitte der breiten Wellen sprengte der kaiserliche Feldherr einher, gerade auf die Batterie zu, im Harnisch auf prächtigem Schimmel, um ihn sein Gefolge, hinter ihm hoch in den Lüften wallend die kaiserliche Standarte, rechts und links von ihm in einiger Entfernung die Wimpel der beiden Divisionscommandeure."

So erzählt Major Gädke.

Der Reichstag soll vor Ende November nicht zusammenberufen werden. Ist doch die Regierung überzeugt, daß er trotz seiner achtzig Socialdemokraten den Etat rechtzeitig fertig stellen und den flotten Trab, den Sturmgang unserer Politik nicht durch überflüssige Geschwätzigkeit aufhalten wird. Daß seine Geschütze nur mit Manöverkartuschen geladen sind, weiß alle Welt so gut wie er selber, aber auch Manöverkartuschen können auf allzu kurze Entfernung gefährlich werden.

Deßhalb ist das ehrfurchtsvolle Schweigen die Signatur unserer Tage.

Major Gädke, der mit so scharfem Blick alle wichtigen Ereignisse des Kaisermanövers zu erfassen und das Entscheidende so lebendig darzustellen wußte, Major Gädke ist für Höheres als die Scheinkriegs-Berichterstattung geboren. Wenn Bülow altert — und er altert zusehends — sollte auf den neuen Mann zurückgegriffen werden.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Auferstehung. Drama in fünf Acten nach Leo N. Tolstoi von A. Bataille. (Lessing-Theater.) — Trugbild. Schauspiel von Georges Rodenbach. Der Puppenspieler. Studie von Arthur Schnitzler. (Deutsches Theater.)

Die total verregnete Woche machte den Theatergang leicht: mildweiche Septemberabende, die das sonnige Gold des Herbsttages in Wärme umsetzten, hätten den Zuschauer fraglos schon nach den ersten Acten aus dem Bühnenhause getrieben. Da ist Tolstoi's gewaltige Auferstehung, die den Leser nicht mehr losläßt, weil in diesem Roman alle Unheiligkeit des heiligen Rußlands umschlossen liegt und weil sie Seelenreiche erschließt, deren fremdartige Größe uns ohne das mächtige Werk nie zum Bewußtsein gekommen wäre. Wie sich der adlige Lebemann an die Gefallene klammert, deren unendliche Schmach er selbst verschuldet hat; wie er ihretwegen mit der ganzen Welt bricht, ihr in's Gefängniß nachgeht, um ihr schließlich in die Eiswüsten Sibiriens zu folgen — das alles ist ja nur roher Umriß für die Farben-Symphonie eines erschütternden Seelengemäldes. Der Dramatiker Bataille begnügt sich mit dem Umriß und den brutalen Geschehnissen. Nechljudow verführt am Osterabend die holdselige Katjuscha; Nechljudow urtheilt als Geschworener über die Sünderin ab, und das Urtheil bricht über ihn selbst den Stab. Dann blicken wir in die Schrecklichkeiten und Wildheiten des Frauengefängnisses, hören und sehen allerlei über sibirische Transporte. Nun ja. Dem Schaupöbel mag dergleichen wohl Nervenkitzel sein, und da Bataille es leicht hat, aus dem Reichthum des bitteren Socialkritikers wie aus der quellenden Fülle seiner Dichterphantasie zu schöpfen, so fehlt es auch der Bühnenbearbeitung nicht an packenden Momenten. Was die Dramatisirung aber für einen literarischen Zweck hat, ist nicht abzusehen. Nichts von den Köstlichkeiten und Großartigkeiten des Romans vermag sie köstlicher und großartiger zu machen. In keinem einzigen Punkte wirkt sie schlagkräftiger als das Buch. Aber überall setzt sie dafür seine theuren Schönheiten herab; mit der dummen Geriebenheit des raffsüchtigen Geschäftsmannes schlägt sie den Marmorbau entzwei, um ihn stückweis an den Mann zu bringen. Hier wird Schacher getrieben mit Ehrwürdigem und Erhabenem. Hier ist ein Sensationsschauspiel für Vorstadtbühnen zurechtgeschneidert worden. Schmach und Gram, daß ein anständiges Theater sich zu dieser Tempelschändung hergab! Ich gönne ihm hundert Aufführungen, denn jede Aufführung öffnet Tausenden die Augen, weil sie ein Document des künstlerischen Niederganges ist, der künstlerischen Gesinnungslosigkeit, die sich bisher immer noch das literarische Mäntelchen umgehängt hat und ihre Armseligkeit damit zu verhehlen trachtet.

Aus einer Erzählung hat auch der verstorbene Belgier Rodenbach sein „Trugbild" hergestellt. Ich kenne die Novelle nicht. Sie mag sehr fein und stimmungsvoll sein. Das Drama wurde schweigend ausgelacht. Selbst Khnopffs Decorationen retteten den verpfuschten Abend nicht. Brahm wird jetzt wieder zu alten Gewohnheiten zurückkehren und für Decorationen überhaupt kein Geld mehr ausgeben. Er hatte es sich so schön gedacht, den letzten Schrei der Mode mitzuschreien und kühnen Ent-

Digitized by Google

schlusses Reinhardt zu überreinhardten. Der Dichter entsprach dem Director. Aus Belgien kommt das Neue, Ueberraschende, und zumal bei Rodenbach fand es sich gleich bündelweise. Der untröstliche Wittwer, der nach jahrelangem Harren um die verlorene Liebste, nach jahrelangem Gottesdienste vor ihrem verschleierten Bilde die Doppelgängerin der Theueren trifft und sich in der Verzweiflung des Schmerzes an die Unwürdige klammert — welch ein Vorwurf! Wie viel wehmüthige und leidenschaftlich-wilde Poesie quillt daraus hervor! In Rodenbach's Novelle wird der Quell ja wohl auch rieseln. Das Schauspiel jedoch macht, mit all' seinen scenischen Effecten und all seinen krampfigen Anstrengungen, tieftiefe Winkel der Seele zu erleuchten, den Eindruck der gequälten Unwahrhaftigkeit. Wenn der Untröstliche die Tänzerin, die dem Grab entstiegene Nonne, in sein Haus nimmt und nach dem ersten Rausche gewahr wird, daß die Dirne der Heimgegangenen bei aller äußeren Aehnlichkeit doch so wenig gleicht; wenn er dann, völlig über die Verworfene aufgeklärt, gleichwohl nicht mehr von ihr lassen kann und sie sogar noch bei sich behält, als ein Geist aus der Gruft, das Gespenst der Verschiedenen, ihn warnt — dann meint der Dichter, mit all' dieser dämonischen Symbolistik und diesem florumhängten Mysticismus den erschauernden Hörer in's Mark zu treffen. Der erschauernde Hörer aber kichert, wenn des Helden Verrücktheit am Ende das böse Frauenzimmer, das sogar mit den Haarflechten der Todten kokettes Spiel treibt, in der Schlinge eben dieser Haare erwürgt. Dem Hörer ist das Alles viel zu pfiffig erklügelt und umständlich zurecht gemacht. Er wird nicht kalt und nicht warm dabei.

Nicht viel weniger umständlich ist Schnitzler's „Puppenspieler" auf die Beine gestellt. Es fehlt diesmal der frische Zug, der den dramatischen Kleinigkeiten des Wieners sonst eignet. Das dialogisirte Feuilleton wickelt sich allzu mühsam ab; die prätentiöse Ibsen-Technik taugt für das Puppenspiel nicht. Zwei Freunde begegnen einander erst wieder, als sich ihre Lebensschicksale gänzlich gewandelt haben. Der Eine, dem ehemals alle Frauen und das Glück lachten, der übermüthig generös befahl, daß ein in ihn verliebtes kleines Mädel den liebehungrigen, dürftigen Freund im Winkel heirathete — der Ueberragende von ehedem ist unter die Räder Fortunens gekommen. Er führt jetzt ein tristes Lümpchenleben. Ihn hat das Weib verlassen, das sich ihm in glühender Leidenschaft neigte, und der damals im Schatten stand, weiß sich jetzt angebetet: aus der Gleichgiltigkeit der geschenkten Sklavin ist die zärtliche Liebe einer treuen Gemahlin geworden. So geht's schon im Leben. Die Ehe macht das Alles von selbst. Einen Augenblick lang thut's dem gestürzten König weh, daß sein stolzer Hochmuth so ad absurdum geführt worden ist, dann aber zuckt er mit dem alten Lächeln des Triumphators die Achseln und geht in einsamer Größe durch die Mitte ab. Die Breite des Dialoges, die weit hergeholten Beziehungen und Anspielungen passen schlecht zu der etwas fasrigen Composition. Innere Antheilnahme erzeugt dieser gescheiterte Uebermensch nicht, und darum kommt man gar nicht zur mitempfindenden Erkenntniß der Tragik seines Schicksals.

Opern und Concerte.

Dalibor. Große heroische Oper von Friedrich Smetana. (Theater des Westens.)

Am Moldauufer im „heiligen Prag" steht ein schmucker Theaterpalast. Programmmäßig sollte die neue böhmische Nationalkunst eingeleitet werden, als man vor fünfunddreißig Jahren zu dem Bau den Grundstein legte. Zu der Feier des Tages schenkte Friedrich Smetana seinen Landsleuten die erste große Nationaloper — den „Dalibor". Ein Stoff, wie ihn die Böhmen zur Verherrlichung ihres neuerträumten oder neuconstruirten Volksthumes nicht schöner wünschen konnten — Ritter Dalibor's und Künstlers romantisches Martyrium — als Schauplatz der Hradschin und die „Daliborka", das düstere Thurmverließ, wo der Held bis zu seiner Hinrichtung schmachtete und die Vorübergehenden durch sein seelenvolles Geigenspiel bezauberte . . .

Ihrem Smetana einzig und allein haben die Böhmen ein musikalisches Drama zu danken. Zu Anfang der sechziger Jahre that man in Prag eine provisorische tschechische Opernbühne auf. Aber man sah sich vergebens nach einheimischen Werken um, welche darin erklingen sollten. Was man bis dahin auf musikdramatischem Gebiete geleistet hatte, war eine spärliche wie ärmliche Kleinkunst. Ein paar Singspielchen, von simpelster Art und conventionellem Charakter, bildeten die ganze tschechische Opernherrlichkeit. Kaum zwei oder drei Stücke zweifelhaften Werthes hatte man für den Spielplan zur Hand. Smetana, der nachmalige Capellmeister der Bühne, nahm sich die Schöpfung einer nationalböhmischen Oper als Lebensaufgabe vor. Sein erster großer Erfolg war die „Verkaufte Braut", die seit einem Jahrzehnt den Ruhm des Meisters allenthalben verbreitet hat. Von diesem leichtkomischen Werke schritt er zu einem Tondrama großen tragischen Stiles vor. Eine ausgesprochene volksthümliche Heldenoper sollte es werden. Dazu muß man als Curiosum vermerken, daß die Dichtung des „Dalibor", ebenso wie die der „Libussa" keinen Tschechen zum Vater hat. Joseph Wenzig schrieb das Libretto deutsch, und Smetana mußte es sich erst das slavische Idiom übersetzen lassen. Das Buch ist nichts weniger als ein Meisterwerk. Es arbeitet zu viel mit den herkömmlichen Effecten und ist in der Scenenführung oft von einer erstaunlichen Unbeholfenheit. Nur der erste Act zeigt die rechte Straffheit des Aufbaues und eine kräftige dramatische Wirkung. Dalibor hat in wilder Fehde einen Burggrafen erschlagen, um den Tod seines Freundes Zdenko in Blutrache zu sühnen. Milada, die Schwester des Burggrafen, erhebt Klage beim König Wladislaw. Der erste Act der Oper zeigt in farbenprächtigen und dramatisch belebten Bildern das Gericht, das auf dem Prager Burghofe über Dalibor gehalten wird. Unter feierlichen Fanfaren hält der König seinen Einzug, die trauernde Milada erscheint mit ihren Frauen und bringt die Klage vor. Dalibor tritt furchtlos und ritterlich vor seine Richter, und seine männlich kühne Art bezaubert Milada's Sinn. Ihre Rachelust wandelt sich in Liebesleidenschaft, und als Dalibor als Empörer zu ewigem Kerker verurtheilt wird, gelobt sie, ihn aus der Gefangenschaft zu befreien. Der zweite Act gipfelt in einer musikalisch prachtvollen, groß angelegten Liebesscene zwischen Dalibor und Milada, die sich in Verkleidung Zugang zum Kerker verschafft, genau wie Leonora zu ihrem Florestan. Ihr Befreiungsplan mißlingt jedoch. Sie greift selbst zum Schwerte, um mit einem Häuflein Getreuer den Geliebten mit Gewalt zu befreien und wird im Getümmel zum Tode verwundet. Dalibor, der zur Hinrichtung abgeführt werden soll, ersticht sich über ihrer Leiche. Die ganze zweite Hälfte der Handlung bildet ein unruhiges und zufälliges Hinundher, in welchem die Hauptgestalten kaum über die bloße heroische Pose hinauskommen.

Ueber diese Theaterfiguren verbreitet Smetana's warmblütige Kunst wirksame romantische Stimmungslichter. Die musikalische Conception ist bei aller Schlichtheit kräftig und von reizvoller Eigenart. Und immer bemerkt man, wie sie aus dem Geiste der nationalen Volksmusik ihre Nahrung schöpft. In weichen Melodieen strömt eine seltsame Innigkeit aus. Auf dem düsteren Grundcolorit, das die Handlung der Oper bedingt, heben sich die zarten lyrischen Töne, die aus einem beinahe kindlich naiven Gemüth kommen, um so leuchtender ab. Gerade im Hinblick auf diese geschlossene Melodik kann man es kaum verstehen, daß der Schöpfer des „Dalibor" seiner Zeit von seinen Landsleuten als „Wagnerianer" in Verruf gethan worden ist. Freilich, mit der leicht beweglichen, feingeschliffenen Kunst, die in der „Verkauften Braut" einen Jeden entzückt, hat der „Dalibor" Nichts zu schaffen. Die Seele des Werkes erschließt sich hier schwerer und spröder. Unter den Zufälligkeiten der Aufführung sind vielleicht nicht allzu viele Hörer zu ihr vorgedrungen. Aber wenn man ihr nahe kommt, da fühlt man auch in diesem Werke Smetana's die geheimnißvolle Macht eines Künstlergenius, der eine eigene scharf umgrenzte Welt bedeutet. Und da wünscht man sich wohl einmal eine Wiedergabe großen Styles, welche dem schönen Werke Alles geben kann, was ihm zukommt.

Das Probestück der Aufführung im Theater des Westens war der Anfang einer neuen Directionsaera. Alois Prasch ist dort wieder eingezogen. Was er an dem ersten Abend zeigen konnte, war noch keine vollwerthige Kunstthat, aber ein Beweis von ehrlichem und ernsthaftem Wollen, dem man seine Sympathieen nicht versagen wird. Freilich, Unzulänglichkeiten gab es viele, mehr, als man wohl erwarten durfte. Unter ihnen war die unglückliche Besetzung der Daliborpartie mit einem an sich nicht unbegabten Anfänger am Empfindlichsten. Bei diesem bemitleidenswerthen Ritter, dem schon sein Exterieur manchen peinlichen Moment bereitete und der auch sonst weder im Gesang noch im Spiel einen Helden vorstellen konnte, war es schwer, den guten Willen für die That zu nehmen. Auch die Vertreterin der Milada, Fräulein King, vermochte, obwohl künstlerisch besser bemittelt, nicht tiefer zu fesseln. In dem übrigen Ensemble sah man den trefflichen Stammer, das einstige verdienstvolle Mitglied der Königlichen Oper, mit Vergnügen wieder. Als Kapellmeister begrüßt man Hans Pfitzner mit besonderer Freude. Der junge Tondichter bewährte sich in seiner schwierigen Aufgabe als feinfühligen und hingebenden Dirigenten. Das Ergebniß der Aufführung war ein sehr freundlicher Erfolg, der freilich in Anbetracht der besonderen Verhältnisse des Abends für Verständniß und Eindruck der Oper selbst nicht viel beweist. Auf unseren Bühnen wird sie schwer festen Fuß fassen. Gehört zu werden verdient sie wahrlich als ernstes, tief erlebtes Kunstwerk und als eines der gehaltvollsten Beispiele des böhmischen Musikdramas, als dessen größter Vertreter Smetana trotz Zdenko Fibich und Dvorak auch heute noch dasteht.

Hermann Springer.

Offene Briefe und Antworten.

Der Zweck heiligt die Mittel.

Sehr geehrte Redaction!

Zu dem Artikel des Herrn Dr. Pflaum: „Der Zweck heiligt die Mittel" in Ihrer geschätzten Zeitschrift (Nummer vom 5. September d. J.)

Digitized by Google

gestatte ich mir einige Bemerkungen, die Sie wohl die Güte haben, Ihren Lesern vorzulegen.

In dem Artikel des Herrn Dr. Pflaum heißt es: „Um die Wahrheit in Betreff der Jesuiten bemühen sich nun gegenwärtig vornehmlich Herr Kaplan Dasbach und Herr Graf Hoensbroech. Als das Thema, in welchem sich die ganze Jesuitenfrage erschöpft, erachten Beide das Vorhandensein des Grundsatzes in der Moral der Jesuiten: ‚Der Zweck heiligt die Mittel'."

Ferner: „Eine Kennzeichnung der Jesuiten aus jenem Moralsatze gelingt unmöglich. Wenn man beweisen will, daß die Jesuiten eine andere Moral befolgen, als die übrigen vernünftigen und zielbewußten Menschen und als die zu ihnen in Beziehung tretenden Menschen vorauszusetzen veranlaßt sind, so muß man sein Augenmerk vielmehr richten: 1. auf die sogenannte reservatio mentalis, 2 auf den Charakter der Wirksamkeitszwecke. Die reservatio mentalis bedeutet, daß der eine Contrahent zu dem Inhalte eines Vertrages einen Vorbehalt macht, der durch den Wortlaut bei gewöhnlicher (im Gegensatz zu dialektischer) Auslegung nicht gerechtfertigt ist, von dem anderen Contrahenten auch nicht vermuthet wird, der indeß von der Erfüllung des Vertrages einseitig entbindet."

Daß Herr Dasbach zu Denen gehört, die sich „vornehmlich" um die Wahrheit über die Jesuiten bemühen, ist unrichtig. Außer der Preisaussetzung für den Nachweis über das Vorkommen des Grundsatzes: der Zweck heiligt die Mittel, in jesuitischen Schriften, ist mir, der ich diese Sachen sehr genau verfolge, keine schriftliche oder mündliche Aeußerung des Herrn D. bekannt, worin er sich mit der Jesuitenfrage beschäftigt. Auch die Preisaussetzung dankt ihr Dasein einem ganz zufälligen Umstand. Unrichtig ist ferner, daß ich „als das Thema, in welchem sich die ganze Jesuitenmoral erschöpft, das Vorhandensein des Grundsatzes in der Moral der Jesuiten: der Zweck heiligt die Mittel, erachte". Hätte Herr Dr. Pflaum mein Werk: „Das Papstthum in seiner socialculturellen Wirksamkeit" (Vierte Auflage, Leipzig, Breitkopf & Härtel) gelesen, besonders den 2. Band, der sich ausschließlich mit der ultramontanen, d. h. jesuitischen Moral beschäftigt, so hätte er den unrichtigen Satz über meine Anschauung vom Wesen der Jesuitenmoral nicht geschrieben. Er würde dort gefunden haben, daß ich gerade der von ihm als Hauptpunkt hervorgehobenen jesuitischen reservatio mentalis so ziemlich die centrale Stellung in der Jesuitenmoral angewiesen (a. a. O. II⁴, 223–240), daß ich also mein „Augenmerk" sehr scharf auf diesen Punkt der Jesuitenmoral gerichtet habe. Unrichtig ist endlich die Begriffsbestimmung der reservatio mentalis, wie Herr Dr. Pflaum sie giebt: „sie bedeutet, daß der eine Contrahent zu dem Inhalt eines Vertrages einen Vorbehalt macht, der durch den Wortlaut bei gewöhnlicher Auslegung nicht gerechtfertigt ist, von dem anderen Contrahenten auch nicht vermuthet wird, der indeß von der Erfüllung des Vertrages einseitig entbindet". Diese Beschränkung der reservatio auf „Contrahenten" und „Verträge" ist falsch. Die reservatio kennt keinerlei Beschränkung, und gerade in der Unbeschränktheit liegt ihre ungeheuere, den ganzen auf der Sprache beruhenden Verkehr der Menschen unter einander vergiftende Wirkung. Die richtige Begriffsbestimmung der reservatio mentalis ist: jede durch doppelsinnige Worte, innerlichen Vorbehalt oder innerlichen Zusatz bei irgend einer Aussage vorgenommene Verheimlichung der Wahrheit, zum Zwecke, den oder die Hörenden zu täuschen.

Auch die von Herrn Dr. Pflaum versuchte Abschwächung der Verderblichkeit des Grundsatzes: der Zweck heiligt die Mittel, ist irrig und entspricht keineswegs der theoretischen Ausgestaltung und praktischen Handhabung, die dieser Grundsatz in der Jesuitenmoral gefunden hat.

In vorzüglicher Hochachtung ergebenst

Großlichterfelde. Graf von Hoensbroech.

Richard III.

In der Nr. 25 Ihres geschätzten Blattes vom 29. v. Mts. schreibt Herr Theaterdirector A. Schmieder in seinem Aufsatze über Shakespeare's Richard III. unter Anderem:

„Seine Rednergabe war in der That dämonisch — denn anders kann man sich das scheinbar Unmögliche, das einzig Dastehende, nicht erklären, daß er, der Mörder, die racheglühende Wittwe seines hingeschlachteten Opfers an dessen Sarge bewegt, sich mit ihm zu verloben" — und wiederholt kurz darauf, daß diese unerhörte Verlobung „am noch nicht ganz erkalteten Leichnam ihres geliebten Gatten" vor sich geht —

Ich erlaube mir darauf hinzuweisen, daß die Auffassung, der Sarg, in dessen Begleitung die verwittwete Gattin des Prinzen Eduard von Wales, Anna, in dieser berühmten Scene auf der Bühne erscheint, berge den Leichnam ihres Gatten, zwar oft von Solchen getheilt wird, die das Stück nur auf der Bühne sahen, daß aber ein Fachmann, der das Stück gründlich studirt und inscenirt hat, diesen Irrthum nicht theilen und — wenigstens anscheinend — verbreiten sollte! Der Sarg birgt ja vielmehr, wie Anna selbst ausdrücklich sagt, und wie auch das Scenarium in allen Ausgaben bemerkt, die sterblichen Ueberreste König Heinrichs VI., des Schwiegervaters Anna's, der allerdings auch, wie einige Monate vorher ihr Gatte, von Richard III., oder auf dessen Veranlassung, ermordet wurde. Wenn nun auch Anna ihren Schwiegervater aufrichtig betrauert und dessen Mörder verflucht, so ist doch dabei ihr Herz nicht so betheiligt, als wenn sie am Sarge ihres Gatten stünde. Diesen Frevel, die Wittwe des von ihm Ermordeten am noch nicht ganz erkalteten Leichnam ihres Gatten zu freien, hat Shakespeare doch, als gänzlich unmöglich, wohl nicht gewagt, seinen Helden begehen zu lassen, der racheglühenden Anna diesen Wankelmuth nicht zutrauen mögen, wenn er auch das scheinbar Unmögliche Ereigniß werden läßt, daß sie sich von dem Manne überreden läßt, der „vor drei Monden" ihren Gatten erstach.

Schleiz, d. 8. September 1903. Ergebenst

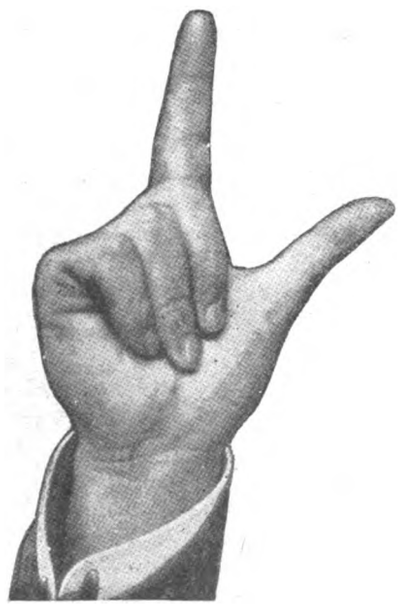
Frhr. von Meyrenburg.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.



Du ißt, Du sprichst, Du atmest mit dem Mund, —
Wenn dieser gut gepflegt und kerngesund,
Dann geht Dir Speis' und Trank gedeihlich ein,
Dann wird, mit Zähnen blank und perlenfein,
Voll Klarheit, Anmut Deine Sprache sein,
Dein Atem duftig, frisch und rein! —
So viel hängt ab von Deines Mundes Wohl! –
Bedenk es, Mensch, und brauch „Odol"!

Odol ist nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher dasjenige Mundwasser, welches zur Zeit den Anforderungen der Zahn-Hygiene am vollkommensten entspricht.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Kgl. Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen
von
Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** ℳ. 8,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ. 4.
Salomon Süditalien. ℳ. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ. 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Abonnement
auf das
IV. Quartal 1903.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf den heute beigelegten Prospect: „Janus, Blätter für Litteraturfreunde" von Oskar Hellmann in Jauer aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 26. September 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Kulturgeschichtliche Streiflichter auf den vierten Stand. Von Professor Dr. Th. Achelis (Bremen). — Specialisten-Approbationen. Von Dr. Alphons Fuld (Mombach-Mainz). — Sei gesund! Von Wilhelm Föllmer (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Goethe's Flucht aus Frankfurt. Von Prof. Dr. Joh. Froitzheim. — Ludwig Richter. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage am 28. September. Von J. Norden. — **Feuilleton.** Doch. Von A. M. Faber. — **Aus der Hauptstadt.** Bahnhof Wertheim. Von Timon d. J. — Roßbach. Von C. v. W. — Dramatische Aufführungen. — **Offene Briefe und Antworten.** Der Kampf um die Jugendschriften. Eine Erwiderung von Herm. L. Köster (Hamburg). — Noch einmal die Philosophie des Beamtenthums. Von W. Scherk (Berlin). — Notizen. — Anzeigen.

Kulturgeschichtliche Streiflichter auf den vierten Stand.*)

Von Professor Dr. Th. Achelis (Bremen).

Es ist schon eine starke Trivialität, wenn man heute versichert, unser ganzes Leben stünde unter dem Zeichen des großen socialen Problems. Von allen Seiten sucht man dem dräuenden Gespenst beizukommen, um es zu bannen und unschädlich zu machen; das gilt nicht nur von den berufenen Nationalökonomen, den sich daran schließenden Sociologen und Anthropologen (auch auf dies Gebiet hinüber hat die Discussion gegriffen), sondern auch von den Culturhistorikern, Philosophen und Dichtern. Welch' interessantes Material hat z. B. Zola gerade aus den Abgründen socialer Versclavung und Verthierung für seine Romanschilderungen heraufbeschworen! Aber es fehlte bis dahin noch einer authentischen Darstellung dieser Verhältnisse aus der Feder eines gewöhnlichen Arbeiters. Wie sich in seinem Kopf die ganze folgenschwere Entwickelung abspielt, in der wir jetzt mitten drin stehen, wie er den großen Kampf zwischen Capital und Arbeit beurtheilt, von dem die ganze Welt wiederhallt, wie er sich seine Weltanschauung gebildet mit ihren religiösen und socialen Motiven und Elementen, das in unmittelbarer, nicht erst durch zweite Hand vermittelter Gestalt kennen zu lernen, muß unser höchstes culturgeschichtliches Interesse erregen. Denn in der That treten wir dadurch dem eigentlichen Volk, d. h. den unteren Schichten unserer Nation erst innerlich nahe, während wir sonst nur zu oft und gedankenlos über Volk und Volksthum reden, ohne seine geistige Structur auch nur irgendwie aus eigener Anschauung studirt zu haben. Die Allermeisten scheuen sogar in thörichtem, aristokratischem Dünkel die persönliche Berührung mit denen, die sie nicht selten für Menschen zweiter Classe halten, und wissen deshalb bei all' ihrer Redseligkeit und ihren häufig recht ideologischen socialen Beglückungsplänen bedauerlich wenig von den eigentlich treibenden Kräften und Anschauungen der niederen erwerbenden Klassen.

Die vorliegende Schilderung eines gewöhnlichen Lebenslaufes, nicht viel anders, als ihn Tausende und Abertausende durchmachen, in ihrer Unbeholfenheit und Einfachheit, in dem völligen Fehlen jedes rhetorischen Beiwerkes wirkt eben gerade durch ihren schwerwiegenden Inhalt so tief und nachhaltig. Zunächst die freudlose Jugend, die jedes erwärmenden Sonnenscheins ermangelt. Zwischen den Eltern fehlt jedes Vertrauen, jede Herzlichkeit, stumm, wortlos gehen sie neben einander her, bis die herbe Noth die verschiedenen Reibungen hervorruft, so daß Mutter und Kinder, wie Lastthiere, im täglichen Sclavenjoch ihre Straße ziehen, ohne innere Freudigkeit und Regsamkeit. Es war einfach scheußlich, wie der Vater sich gegen meine Mutter betragen hat (lautet das verdammende Urtheil des Sohnes), und wie er sie behandelte oft weder menschlich noch viehisch, sondern einfach teuflisch. Es fällt mir gar nicht schwer, das von meinem Vater zu sagen, aber es fällt mir schwer, meinen Vater und meine Mutter richtig zu beschreiben, damit sich Niemand eine falsche Vorstellung davon macht; denn mein Vater hat das mit der Wahrheit bei mir immer sehr genau genommen. Er war durchaus kein verkommener, versoffener Mensch (dem Trunk huldigte er gar nicht), sondern nur leichtsinnig, ein Spieler, so daß er in seiner Speculationswuth bald das bißchen Wohlstand, mit dem der Hausstand begonnen, durchgebracht hatte. Dabei herrschte eine seltsame religiöse Atmosphäre mit strengem Christenthum (es wurde immer das Tischgebet von den Kindern gesprochen), aber nur äußerlich, ohne daß das ganze Leben davon durchdrungen wäre. Nicht viel besser die Schulen. Der Katechumenenunterricht, Alles nur Schablone, Formsache ohne jeden Gehalt und innere Aneignung. So wird der Knabe, dem trotz Allem ein persönliches Anstands- und Schamgefühl erhalten geblieben, in die Welt hinausgestoßen, und nun beginnt der bekannte Kampf um's Dasein in all' seiner Rücksichtslosigkeit und Härte, und das um so mehr, als der junge Mensch nach einer gleichfalls recht traurigen Lehrzeit, wo er von Einem zum Anderen kam, unter den Erdarbeitern beim Bau der großen deutschen Eisenbahnlinien in den sechziger Jahren gleich die tiefsten socialen Schichten, man könnte mit leiser Uebertreibung sagen, den Abschaum der Menschheit kennen lernte. Hier inmitten der unausweichlichen Verrohung, wo neben der stärksten körperlichen Anstrengung nur der gröbste materielle Genuß eine Rolle spielt, geht der letzte Rest des besseren Menschenthums in dem Schlamm dieses thierischen Daseins, das keine höheren Ideale kennt und deshalb nur durch äußeren Zwang künstlich zusammengehalten wird, rettungslos zu Grunde. In der That muthet uns gerade diese Darstellung

*) Mit besonderem Bezug auf das Buch: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters. Herausgegeben von P. Göhre (Leipzig, Eugen Diederichs 1903.

Digitized by Google

ganz besonders pessimistisch und traurig an, so daß man fast mit dem Herausgeber P. Göhre ausrufen möchte: Wer noch immer Nichts von ökonomischer Geschichtsauffassung für die Masse der Menschen und die Massenmenschen wissen will, hier wird er überführt von der Wahrheit des Satzes, daß die gesellschaftlichen und ökonomischen Zustände, in denen sich ein Mensch der einfachen und Durchschnitts-Arbeit befindet, auf das Stärkste mitbestimmend für die ganze Entwickelung und den Inhalt seiner Persönlichkeit sind. Jedenfalls gehört eine riesenstarke Natur dazu, sich dieser Verpestung gegenüber eine Seele zu bewahren. Dieser dunklen Zeit von sechs Jahren, die höchstens in einer gewissen Kameradschaftlichkeit einen freundlichen Zug auf dem sonst so düsteren Gemälde bietet, folgt eine Periode von 16 Jahren in der Fabrik, wo doch schon das Licht einer höheren Gesittung leuchtet. Aber auch hier überwiegt bei Weitem der Schatten, — Ausbeutung der Arbeitskräfte, fesselloſe Concurrenz, mangelhafte Fürsorge für Kranke und Schwache, keine ausreichende Controle der manchmal gewissenlosen Beamten, die nach Laune und Willkür schalten, der Arbeiter noch ohne die ja freilich zweischneidige furchtbare Waffe der Organisation und der Streike. Ganz eigenartig ist die bis zuletzt anhaltende religiöse Grundstimmung, die man nach einem solchen unruhigen und entsittlichenden Wanderleben eigentlich nicht mehr erwarten sollte. Als Fischer (das ist der Name des Arbeiters) sich von seinem Meister überall zurückgesetzt und betrogen sah, wollte er kündigen, aber, da er sich Nichts hatte übersparen können, so ergriff ihn doch Muthlosigkeit. Da kam ich mir vor (schreibt er), wie Daniel in der Löwengrube und wußte mir nicht zu helfen; da schrie ich zum Herrn, aber der Herr hörte mich nicht. Da arbeitete ich trostlos noch eine Woche weiter bis Sonnabend, wo es wieder Geld gab; aber das langte eben zum Kostgeld, und ich konnte die Steuer noch nicht bezahlen. Da wußte ich keinen Rath mehr, und als ich Sonntags früh aufstand, da wusch ich mir kaum ein wenig Gesicht und Hände und zog keine anderen Kleider an und las den ganzen Tag bis zum späten Abend bald in der Bibel, bald im Gesang-, bald im Gebetbuch; aber, sobald ich aufhörte, ging die Angst wieder los. Da schrie ich diese Nacht abermals zum Herrn, aber da hörte er, und ich vernahm seine Stimme: Was fehlt dir? Da sprach ich: Herr hilf mir, denn ich verderbe. Da sprach der Herr zu mir: Verderben ist besser als nicht glauben; weil Du nicht glaubst, darum verdirbst Du; ich habe Dich auserwählt, und Dir meinen Namen offenbart, und noch willst du nicht glauben. So säume nun nicht länger und mache Dich auf und werde Licht, in diesem Zeichen wirst Du siegen. Da sprach ich: Ach Herr, wie soll ich das anfangen? Da antwortete Gott der Herr und sprach: Wenn Du heut' nach Deiner Arbeit kommst und siehest den Meister, so spreche seinen Namen aus und nimm die Form und haue sie auf den Tisch und rufe laut aus: Hier Schwert des Herrn und Gideon! Ich will monatlich über hundert Mark verdienen! Hier ist keine Ordnung! Hier muß man ja bei der Arbeit verrecken! Wenn Du solches thun willst, so will ich mit Dir sein. Am andern Morgen wird dieser göttliche Befehl getreulich nach der Vision ausgeführt, und nun erfolgt begreiflicher Weise eine völlige seelische Entlastung von einer Jahre langen Spannung, die den Mann zu Boden gedrückt hatte. Ich fühlte mich ganz plötzlich frei und leicht und wohl, und merkte, daß der Herr mit mir war und daß ich nicht caput gehen sollte. Das liest sich wie ein alttestamentliches Capitel und das bei einem modernen Fabrikarbeiter, der noch dazu selten oder nie Jahre lang die Kirche besucht! Andererseits ist jeder Verdacht einer selbstgefälligen Heuchelei und Bigotterie ausgeschlossen; vielleicht sind es Jugenderinnerungen, die mit elementarer Wucht inmitten all' des drängenden Unglückes in der Seele des Verlassenen aufsteigen und psychologisch ganz Folge richtig Visionen von glaubhafter Realität erzeugen. Das Seltsamste aber ist (falls diese Erklärung zutrifft), daß dies ursprüngliche religiöse Gefühl auch nicht durch die Widerwärtigkeiten und Erbärmlichkeiten, die ihm Haus, Schule und Kirche gebracht, erstickt wurde. Schon aus diesem Grunde glauben wir gern der Versicherung Göhre's, daß der Verfasser dieser Aufzeichnungen noch jetzt eine starke religiöse Gesinnung für sich in Anspruch nimmt, daß er nicht zur Socialdemokratie gehört, vielmehr treu zu Kaiser und Reich hält. Es mag auch sein, daß die folgende Charakteristik zutrifft: Er ist einer jener deutschen Arbeiter ältesten Schlages, die aus dem versinkenden Mittelstand hergekommen sind, ihre beste Kraft in der ersten Industrieepoche Deutschlands verbraucht haben, dabei stark unter dem Einfluß der Kriegszeit von 1870—1871 geblieben sind und so den Schritt zur modernen Arbeiterbewegung herüber nicht mehr zu thun vermocht haben.

Wie schon bemerkt, der Hauptreiz dieser Veröffentlichungen beruht m. E. darauf, daß sie uns einen unmittelbaren Einblick in die Volksseele verstatten, in das Empfinden und die Anschauungen der Arbeiter. Es handelt sich nicht darum, die Weite ihres politischen Horizontes zu ermessen (das fällt hier schon deshalb fort, weil wir es eben mit keinem Socialdemokraten und Volksverbesserer zu thun haben), sondern ihre Sittlichkeit, ihr Leben und Treiben, ihre Instincte und Ziele, ihre Beurtheilung der ihnen gegenüberstehenden höheren Stände u. s. w. kennen zu lernen, nicht in wortreichen Gefühlsergüssen und larmoyanten sentimentalen Anwandelungen — das liegt einem richtigen Volkskinde völlig fern —, sondern in der schlichten Registrirung der Thatsachen. Nur ganz selten wallt eine gewisse bittere Erregung in dem Herzen des armen Verlassenen auf, der trotz alles redlichen Willens nicht recht weiter kommen kann, aber dieser Groll hat stets eine persönliche Spitze, bezieht sich immer auf concrete Thatsachen und wird nie als Material für schöne Reden verwendet. Ich bin überzeugt, daß das Buch seinen Weg durch die Literatur machen wird, wenn ich auch nicht in die überschwängliche Bewunderung einzustimmen vermag, die gelegentlich in der Presse (so in der Münchener Allgemeinen Zeitung, Beilage) zum Ausdruck gekommen ist.

Specialisten-Approbationen.

Von Dr. Alphons Fuld (Mombach-Mainz).

Nichts ist wohl bezeichnender für den geringen inneren Zusammenhalt einer Berufsclasse, als wenn sie genöthigt ist, zur Verbesserung ihrer materiellen Lage immer wieder die Hülfe des Staates anzurufen. Wenn die Arbeiterschaft eine Forderung von ähnlicher Bedeutung für die Gesammtheit zu stellen hätte, wie sie etwa der freien Aerztewahl bei den Krankencassen zukommt, so würde sie sicherlich in absehbarer Zeit ihr Ziel erreichen. Unlautere Concurrenz, Unterbietungen, selbstsüchtige Ausnützung von Lohnstreitigkeiten lassen sich im Allgemeinen nur die minderwerthigsten Elemente der Arbeiterschaft zu Schulden kommen; der Geist der Kameradschaft ist so stark, die gesellschaftliche Situation für Jeden, der sich über die Standessitten hinwegsetzt, so unerträglich, daß die Tüchtigen unter den Arbeitern sich nur selten auf derartiges einlassen. Um vieles ungünstiger stehen in dieser Beziehung die geistigen Arbeiter, namentlich die Aerzte, deren Bedürfniß nach ausgebreiteter Clientel sie in einer dauernden Abhängigkeit vom Publicum hält. Auf ihr eigenes, dringendes Verlangen ist ihnen in mehreren Bundesstaaten die persönliche Freiheit beschränkt, das Selbstbestimmungsrecht verkürzt worden, weil sie sich eben machtlos fühlten, um allein durch den Einfluß der Standessitte charakterschwache Elemente von unwürdigen Machenschaften zurückzuhalten. Einen Vorwurf kann man

Digitized by Google

aus diesem Mangel an Standesbewußtsein den Aerzten kaum machen. Er ist die natürliche Folge der buntscheckigen Zusammensetzung dieser Berufsclasse. Wenn Officiere und Beamte durch die gleiche sociale Stellung, durch gemeinsame Rechte und Pflichten zusammengehalten werden, wenn unter den Arbeitern höchstens die politische Gesinnung oder die verschiedenartige Qualification eine Schichtung entstehen läßt, sind im ärztlichen Stande die verschiedensten socialen Rangclassen vertreten. Der gemeinschaftliche Beruf, die gemeinsamen Ideale reichen leider Gottes schon lange nicht mehr hin, um das Gefühl der engen Zusammengehörigkeit zu erzeugen, der Einzelne fühlt sich zumeist weit mehr als Glied der Kaste, mit der er durch Geburt oder Heirath verwachsen ist, denn als Angehöriger seiner Berufsclasse. Welche persönliche oder gesellschaftliche Beziehungen sollten wohl auch möglich sein zwischen dem Arzt aus den oberen Zehntausend und seinem minder begünstigten Collegen, der nie im Leben aus dem Kampf um das tägliche Brod herauskommt! Auch die manchmal auffallend schroff hervortretenden Unterschiede des politischen und religiösen Glaubensbekenntnisses wirken an ihrem Theil mit, die Geister zu scheiden.

Wo das Gemeinschaftsgefühl mangelt, wird nur eine gesicherte Existenz schwächere Charaktere im Bann der Standessitten halten können und es ist darum unter den heutigen schwierigen Verhältnissen nur zu begreiflich, wenn Viele sich in ihrem „Geschäftsbetrieb" durch keinerlei Rücksichten auf Standesehre bestimmen lassen. Wenn sonst eine Berufsclasse die Verbesserung ihrer Existenzbedingungen anstrebt, so wird sie sich bemühen, alle Differenzen im Innern zu unterdrücken, damit sie nach Außen als festgeschlossene Masse imponiren kann. Die Aerzteschaft war gezwungen den umgekehrten Weg einzuschlagen; sie bedurfte zunächst der Standesordnungen und Ehrengerichte, um nach Außen an Geschlossenheit zu gewinnen und daneben sollte die neue Errungenschaft dazu verhelfen, der unlauteren Concurrenz und den Charlatanerien in den eigenen Reihen wirksamer entgegen zu treten.

Ziemlich gleichzeitig mit dem Verlangen nach Standesordnungen wurde von vielen Seiten auch die Forderung erhoben, für Specialärzte besondere Approbationen einzuführen. Daß auf dem Gebiete des Specialistenthums mannigfache Mißbräuche im Laufe der Jahre zur Entwickelung gelangt sind, leugnet kein Einsichtiger. Immerhin sollte man eigentlich annehmen, daß die Scheu, sich vor den Collegen zu blamiren und als marktschreierische Schwindler dazustehen, die Meisten davor bewahren müßte, sich ohne hinreichende Vorbildung als Specialisten auszugeben; man sollte auch meinen, daß gerade auf Gebieten, wo zunächst doch mehr technische Fertigkeiten in Frage kommen, das Publicum selbst schon die Stümper leicht herausfinden werde. Wie es scheint, hat diese natürliche Auslese doch nicht allerorten genügt, anders wenigstens ließe sich die Agitation für Specialapprobationen schwer verstehen.

Ich habe oben schon von der bunten Zusammensetzung der ärztlichen Berufsclasse gesprochen, in Wirklichkeit ist die Schichtung noch complicirter durch die Stellung des Einzelnen in seinem Berufe. Krankenhausärzte, Militär- und beamtete Aerzte, Specialisten stehen bekanntlich auf anderen Sprossen der socialen Stufenleiter wie die „gewöhnlichen" Aerzte; in Universitäts- und Großstädten kommen dazu noch die Professoren, die Privatdozenten und die Titularprofessoren — es erforderte fürwahr die Geschicklichkeit und Ausdauer eines Ceremonienmeisters, um alle diese Kategorien, wie es sich gebührt, nach ihrer socialen Rangordnung zu rubriciren. In Zukunft werden nun die approbirten Specialärzte die Kluft zwischen den einzelnen Schichten noch weiter vertiefen, die innere Zerrissenheit des Standes noch mehr vergrößern. Dem Ansehen des ärztlichen Standes und seiner Fähigkeit im Kampfe um die Besserung seiner materiellen Lage vorwärts zu kommen, gereicht das sicherlich nicht zum Vortheil. Nur sehr schwerwiegende Gründe dürften darum eine so folgenschwere Aenderung rechtfertigen. Ob diese vorliegen, erscheint doch noch fraglich. Ich glaube wirklich, daß Mißerfolge in der Praxis dem Pseudospecialisten in der Regel das Handwerk von selber legen; jedem Consilium mit einem erfahrenen Collegen muß er ja aus dem Wege gehen, um seinen Specialistennimbus nicht zu gefährden. Ich sehe also vom Standpunkt der öffentlichen Gesundheitspflege kaum den Anlaß zu einer Aenderung. Ja noch mehr, das Pseudospecialistenthum scheint mir für die Aerzte selbst ein gar nicht übles Ventil, es hält so manchen bequemen und unfähigen Heilkünstler von der allgemeinen Praxis fern, wo es ihm leichter gelingen könnte, das Publicum über seine Qualification im Zweifel zu halten. Gleichwohl wird trotz aller Bedenken, denen man sich gewiß nicht verschlossen hat, die Partei, welche Specialapprobationen verlangt, voraussichtlich den Sieg erringen. Mit dieser Entwickelung muß man rechnen, und es gilt nun, sie so viel wie möglich zum Besten der Gesammtheit auszunutzen.

Wenn schon die Specialärzte künftig eine besondere Approbation erwerben sollen, so müssen auch alle Garantien geboten sein, daß diese nur durchaus in ihrem Fache bewährten Aerzten zu Theil wird. Man kann nun nicht gerade behaupten, daß die Vorschläge, welche seither bekannt geworden sind, einen höheren Standpunkt verrathen. Fast durchweg begegnet man der Forderung, daß nur solche Aerzte zur Specialistenprüfung zugelassen werden sollen, die während einer bestimmten Zeit an einer Specialklinik thätig waren. Es fällt wirklich schwer, sich mit so engherzigen Anschauungen ernsthaft auseinanderzusetzen. Wenn die ganze Prüfung einen Zweck haben soll, so muß sie doch so streng und so eingehend nach allen Richtungen abgehalten werden, daß der Examinator ein sicheres Urtheil gewinnt über die theoretische und praktische Tüchtigkeit des Candidaten. Und ich meine, das sollte wohl die Hauptsache sein; wo Jemand seine Kenntnisse und Fertigkeiten erworben hat, ob als Autodidakt in der Schule der allgemeinen Praxis, oder als Assistent an einer Klinik, das sollte den Prüfungsbehörden und seinen Collegen recht gleichgiltig sein. Es sind doch wahrhaftig alle Cautelen vorhanden, daß Niemand ohne genügende Vorbildung sich dem Studium der Medicin widmet. Kann man es da dem gereiften Manne nicht selber überlassen, wie und wo er sich seine weitere Ausbildung erwirbt? Was soll da noch der schülerhafte Standpunkt, der es für bedeutungsvoll hält, ob der Candidat auch in seinem Entwickelungsgange die correcte Heerstraße gewandelt ist? Es handelt sich hier keineswegs um eine innere Angelegenheit des ärztlichen Standes; wie die Entscheidung ausfällt, das wird bestimmend sein für die wissenschaftliche Höhe des ganzen Specialistenthums. Es ist eine alte Erfahrung, daß die guten Specialisten zu einem beträchtlichen Theil aus der allgemeinen Praxis hervorgehen. Eigentlich ist diese Entwickelung auch die natürliche. Wer, kaum der Universität entwachsen, sich für ein Sonderfach entscheidet, den bestimmen doch öfter äußere Gründe, schon weil er häufig noch gar nicht im Stande ist zu beurtheilen, für welches Fach er die beste Eignung besitzt. Gerade bei den Aerzten, die sich sofort nach abgeschlossenem Studium ausschließlich einem Sonderfach widmen, treten die vielbeklagten Mängel des modernen Specialistenthums, die übertriebene locale Organbehandlung, die Sucht, alle Krankheiten aus einem Punkte zu curiren, und vor Allem die Ueberschätzung des eigenen kleinen Sondergebietes zum Nachtheil der allgemeinen medicinischen Fortbildung, am markantesten hervor. Ohne stete Fühlung mit der allgemeinen Medicin, ohne umfassende physiologische, pathologische und medicinische Bildung, die nur in der inneren Klinik oder in der allgemeinen Praxis erworben wird, kann aber auch der Specialist nicht auskommen. Die innige Verknüpfung organischer Veränderungen mit constitutionellen Störungen, die Thatsache, daß unser Körper ein Organis-

Digitized by Google

mus und kein Conglomerat von Organen ist, werden einer zu weit gehenden Specialisirung immer die Grenze setzen. Jedenfalls werden die Nurspecialisten selbst in ihrem eigenen engen Gebiet nicht immer allen Anforderungen genügen können. Es ist merkwürdig, daß man solche Thatsachen erst noch betonen muß. Aber was soll nun werden, wenn das Gesetz Alle von einer Specialität ausschließt, die nicht etwa zwei Jahre an einer Specialklinik thätig waren! Noch mehr junge Aerzte werden, kaum flügge geworden die allgemeine Medicin an den Nagel hängen und vielleicht recht geübte Techniker, nimmermehr aber gute Aerzte werden. Denjenigen aber, aus deren Reihen die besten, allseitig erfahrenen Specialisten hervorgehen könnten, wäre dieser Weg in Zukunft verlegt, denn nur wenige in der Praxis stehende Aerzte werden in der Lage und geneigt sein, für mehrere Jahre auf jeden nennenswerthen Verdienst zu verzichten. Soviel ist jedenfalls sicher, daß der Praktiker, der sich in allen Zweigen der ärztlichen Kunst eine gewisse Uebung erwerben mußte, auch die diagnostische und therapeutische Technik eines Specialfaches leichter und in kürzerer Zeit erlernt, wie der noch gänzlich Ungeübte. Die wissenschaftliche Ausbildung ist aber bei dem aus der allgemeinen Praxis hervorgegangenen Arzte gewöhnlich tiefer und umfassender, jedenfalls geräth er weniger leicht in die Gefahr, die Fühlung mit der Mutterwissenschaft, den Ausblick auf das Ganze zu verlieren. Aus diesem Grunde wäre es auch verkehrt, wie es Manche vorschlagen, den Spezialärzten die Ausübung der allgemeinen Praxis zu verbieten. Im Interesse des Heilung suchenden Publicums liegt es gewiß nicht, daß der Spezialist einseitig wird und das würde namentlich in mittleren und kleineren Städten, wo die Anregung durch wissenschaftliche Vereine beinahe gänzlich fehlt, die nothwendige Folge sein. Nur wenn es gelingen kann, allen solchen engherzigen und einseitigen Bestrebungen die Wege zu weisen, werden wir davor bewahrt bleiben, daß an Stelle technisch geschulter Aerzte eine Generation von routinirten ärztlichen Technikern unter dem Schutze der Sonderapprobationen heranwächst.

Sei gesund!

Von Wilhelm Föllmer (Berlin).

„Ich hasse kranke Menschen," sagte einst ein Bekannter zu mir. Im humanen Zeitalter der Kranken-, Irren-, Siechenhäuser scheint dies ein Ausspruch grausamen Barbarismus' zu sein. Völker auf niedrigster Culturstufe huldigten diesem Grundsatze, indem sie die Zahl der kranken Menschen dadurch zu verringern suchten, daß sie schwächliche und kranke Kinder sofort nach der Geburt tödteten oder aussetzten, deßgleichen die altersschwachen Greise. Mit Schaudern denkt der mitfühlende, mitleidige und mildthätige Gegenwartsmensch an diese Zeit gräßlicher Rohheit. Wer heute sagt, „ich hasse kranke Menschen," scheint ein spartanisches Empfindungsleben zu verrathen, um Jahrtausende rückständig zu sein.

Nehmen wir diesem Ausspruche aber die engen Fesseln des Buchstabensinnes, so finden wir in ihm ein gutes Stück Wahrheit, das auch heute noch einen hohen Kurswerth haben dürfte, oder — vielleicht richtiger — haben sollte.

Vor einigen Wochen weilte ich am Sterbebette eines Freundes. Ich wußte, nur wenige Tage trennten ihn vom finsteren Todesthale. Trotzdem wollte ich, wie üblich, die gewohnten Phrasen von baldiger Besserung mit folgender Genesung herbeten. Aber ich kam damit nicht weit. Der Sterbende fuhr dazwischen: „Im schönen Garten unserer Freundschaft hat bisher nie Lüge oder Heuchelei gedeihen können. Willst Du nun zum Schluß diese Giftpflanzen mit Gewalt hineinsetzen? Sieh' meine mageren Hände an mit den blauen Fingernägeln, fühle mein Herz, wie es alle Augenblicke im Schlagen aussetzt, und dann schau' mich an und sprich noch einmal von Besserung und Genesung!"

Ich schwieg.

Nach einer Pause fuhr der Kranke fort:

„Es ist mir schwer geworden, dem Arzt, der auf Wunsch meiner Angehörigen kommt, das Trostgewinsel abzugewöhnen. Aber ich habe ihn trotz meiner Schwachheit doch bezwungen. Er nennt mich jetzt den Philosophen. Ich weiß nicht, soll's Spott oder Bewunderung sein — — — ist ja auch gleichgiltig. Genug davon. Ich habe jetzt Feuerbach gelesen. . . ."

Wir waren bald in die schwierigsten Probleme gerathen. Der Tod mochte grinsend daneben stehen und höhnisch auf die bald abgelaufene Sanduhr in seiner Knochenhand blicken.

Auf meinem Nachhausewege hatte ich nicht die Empfindung, als käme ich von einem Krankenhause. Mein Freund war gesund trotz seiner Todeskrankheit. Ich bewunderte ihn. Nach wenigen Tagen erhielt ich die Nachricht von seinem Ableben.

Wer ist denn nun eigentlich krank?

Alle diejenigen Kranken sind's, die sich für berechtigt und verpflichtet halten, Jedem, der in ihre Nähe kommt, in endloser epischer Breite ihre lange und langweilige Krankheits- und Leidensgeschichte zu erzählen. Wie der Leierkastenmann nach seinem ohrenzerschneidenden Gequieke ein Almosen erwartet, so verlangen sie für die Geduldsproben, die sie mit ihren Mitmenschen anstellen, noch herzlich bedauert und getröstet zu werden. Ein Mensch, der frei ist von der grenzenlosen Selbstsucht, sein kleines unscheinbares Ich als Mittelpunkt des Weltalls zu fühlen, frei von der feigen und anmaßenden Schwachheit, daß alle Menschen seine persönlichen Leiden mitfühlen möchten, wird die Rücksichtslosigkeit unterlassen, seine Mitmenschen mit seinen Unannehmlichkeiten zu belästigen, mit seinem Jammer hausiren zu gehen. Jeder Kranke will gesund werden. Das ist sein gutes Recht. Freilich durch Jammern und Klagen wird er's nicht. Daß aber der eherne Wille ein mächtiger Genesungsfactor ist, wird durch viele Beispiele erhärtet, deren Reihe durch ein Selbsterlebniß bereichert werden möge.

Eine Frau lag schwerkrank im Wochenbett darnieder. Das Fieber erreichte eine bedenkliche Höhe. Der zu Rathe gezogene Arzt befürchtete Kindbettfieber und verbot der Hebamme jeden weiteren Besuch. Es sollte sofort eine Pflegerin bestellt und für schwere und gute Weine und Cognacs gesorgt werden. Der glückliche Vater befand sich in einer wenig beneidenswerthen Lage. Ein ehemaliger Freund hatte ihn wegen eines Verbrechens denuncirt, das vor mehreren Jahren begangen sein sollte. Der Ankläger hatte seine Nichtswürdigkeit durch einen Eid erhärtet, und für den Beklagten standen die Chancen äußerst ungünstig. Er mußte auf eine längere Gefängniß-, wenn nicht gar Zuchthausstrafe rechnen. Zudem war er Staatsbeamter und nach Einleitung des Strafverfahrens vom Amte suspendirt worden. Geld war wenig und gar nicht im Hause.

Alles das wußte die fiebernde Mutter.

Von den ärztlichen Forderungen konnte der Mann nur eine Forderung erfüllen, indem er nach vielem Suchen in allen Ecken seines Schreibtisches in der nächsten Weinhandlung ein halbes Fläschchen Ungarwein erstand. Als er seiner Frau davon einflößen wollte, biß sie die Lippen fest zusammen. Alles Zureden half nichts; sie nahm nicht einen Tropfen. Mit weitgeöffneten thränenumflorten Augen blickte sie ihren Mann an. Der konnte diesen Blick nicht ertragen und floh in's Nebenzimmer. Das war am Abend. Am nächsten Morgen war die Wöchnerin völlig fieberfrei und verließ wenige Tage später gesund und — allerdings unter den angedeuteten Verhältnissen — nicht „munter" ihr Schmerzens-

Digitized by Google

lager. Der Arzt schüttelte sein weises Haupt. Die heldenhafte Frau erklärte später, daß es ihr schon gräßlich war, als der Arzt geholt werden mußte, weil man nicht wußte, wovon er bezahlt werden sollte. Als nun gar der Ungarwein erschien, war es ihr, als ob Alles zu Grunde gehen müßte und zwar ihretwegen. Sie meinte darum, es sei ihre Pflicht, sofort gesund zu werden, und mit festem Willen überwand sie in wenigen Stunden das heimtückische Fieber.

Was nützt einem Schwindsüchtigen, einem Krebskranken granitene Energie? Der stärkste Wille ist machtlos gegen diese Menschheitsgeißeln. Genesung dürfen diese Schwergeprüften meist nicht mehr erhoffen. Damit hören aber nicht ihre Pflichten, besonders diejenigen gegen ihre Mitmenschen, auf. Je weniger sie ihre Umgebung mit ihren persönlichen Leiden behelligen, um so mehr erfüllen sie ihre Pflicht. Das ist nur mit hoher Willenskraft möglich. Derartige Menschen erscheinen nicht krank, trotz ihrer Gebrechen. So kann ein Krüppel, ein Kranker auf dem Operationstisch, ein sterbender Soldat Gesundheit athmen. Diese wahre Gesundheit hat uns Schiller vorgelebt, dessen Werke nicht den leisesten Hauch seiner körperlichen Leiden spüren lassen. Welche Unsummen von Energie muß er besessen haben, er, der gewissermaßen jede Zeile einem siechen Körper abgerungen hat!

Damit ist eigentlich ein hartes Urtheil über das große Heer der Hypochonder, wenn nicht ausgesprochen, so doch angedeutet, besonders über Diejenigen, die ihren Nächsten und Angehörigen eine endlose Kette von Quälereien und Nörgeleien bereiten. „Hypochondrie ist es nicht bloß, sich ein Leiden, das man nicht hat, einzubilden, sondern Leiden, die man hat, zu aufmerksam zu beschauen," sagt Feuchtersleben. Recht schroff klingt sein Urtheil: „Hypochondrie ist Egoismus, und Egoismus ist Rohheit." An einer anderen Stelle seiner bekannten Abhandlung „Zur Diätetik der Seele" sagt er: „Man beobachte unbefangen und scharf den Hypochondristen, — und man wird mit Bedauern gewahr werden, daß sein Uebel eigentlich in einem dumpfen, traurigen Egoismus besteht. Nur für das jämmerliche, von tausend Feinden bedrohte, kleine Ich lebt, denkt und leidet er; abgewendet von allem Schönen und Großen, das die Natur und die Menschenwelt einem offenen Herzen bieten, theilnahmlos für die Freuden, — und, was noch fürchterlicher ist! — für die Leiden seiner Brüder, lauert er mit qualvoller Beharrlichkeit auf jede leiseste Empfindung in den düsteren Winkeln seines bangen Selbst, und stirbt, gefoltert, ein ganzes Leben lang." Zwischen den Zeilen Feuchtersleben kann man leicht herauslesen: Ich hasse Hypochonder. Er hätte vielleicht diesen Satz ausgesprochen, wäre er nicht zu weich- und gutmüthig gewesen.

Dieselben sittlichen Anforderungen, die wir an körperlich Leidende, dürfen wir auch an Seelenkranke stellen. Nicht Jeder, der seine gesunden Glieder hat, erscheint beneidenswerth. Nicht selten hat er schwereres Leid zu tragen als der Todtkranke. Diesem winkt tröstend baldige Erlösung, Jenem ist häufig endlose Trostlosigkeit bescheert. Schlaffe und feige Naturen werden stets ihren Jammer vor aller Welt breittreten. Hochstrebende, kraftvolle Menschen werden ihr Leid — außer vor einem Freunde — vor der Welt verschließen. In edlem Harmoniegefühl werden sie ihre Seele wohltönend in den Accord ihrer Umgebung mitklingen lassen. Durch zähen Willen werden sie ihre zerrissene Seele gesund machen, oder sie wenigstens gesund erscheinen lassen. In diesem Sinne war unser Dichterfürst Goethe das Urbild der Gesundheit. Eckermann schreibt in seinen „Gesprächen" am 14. Februar 1830: „Diesen Mittag auf meinem Wege zu Goethe ... traf mich die Nachricht von dem soeben erfolgten Tode der Großherzogin-Mutter. Wie wird das bei seinem hohen Alter auf Goethe wirken! war mein erster Gedanke ... Seit länger als fünfzig Jahren ... ist er dieser Fürstin verbunden gewesen, er hat ihrer besonderen Huld und Gnade sich zu erfreuen gehabt, ihr Tod muß ihn tief berühren. Mit solchen Gedanken trat ich zu ihm in's Zimmer; allein ich war nicht wenig überrascht, ihn vollkommen heiter und kräftig mit seiner Schwiegertochter und seinen Enkeln am Tische sitzen und seine Suppe essen zu sehen, als ob eben nichts passiert wäre. Wir sprachen ganz heiter fort über gleichgiltige Dinge; nun fingen alle Glocken der Stadt an zu läuten; Frau von Goethe blickte mich an und wir redeten lauter, damit die Töne der Todesglocken sein Inneres nicht berühren und erschüttern möchten; denn wir dachten, er empfände wie wir. Er empfand aber nicht wie wir, es stand in seinem Innern gänzlich anders. Er saß vor uns, gleich einem Wesen höherer Art, von irdischen Leiden unberührbar." Am 21. März notiert Eckermann die Worte Goethes: „Die Hauptsache ist, daß man lerne, sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten." Beinahe unheimlich wirkt diese Selbstbeherrschung nach dem Tode seines einzigen Sohnes. Der Aufzeichner der berühmten „Gespräche" schildert das Wiedersehen mit Goethe nach diesem wehen Verluste: „Er stand aufrecht und fest, und schloß mich in seine Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig; wir setzten uns und sprachen sogleich von gescheidten Dingen ... sodann über die Frau Großherzogin, über die Prinzen und manches Andere, seines Sohnes jedoch ward mit keiner Silbe gedacht."

Literatur und Kunst.

Goethe's Flucht aus Frankfurt.

Von Prof. Dr. Joh. Froitzheim.

Daß Goethe's Uebersiedelung nach Weimar im November 1775 keine freiwillige, vielmehr eine gezwungene, eine wirkliche Flucht war, ist eine unbestreitbare Thatsache. Seine Stellung in Frankfurt war schließlich unhaltbar geworden.

Der Dichter scheint dies selbst längst vorausgesehen zu haben. In seinem Briefe an Freund Merck, Anfang August, hatte er seine Blicke auf Italien gerichtet. An Auguste Stolberg schrieb er um dieselbe Zeit, schmerzvoll bewegt: „Lang' halt ich's hier nicht aus, ich muß wieder fort — Wohin?" Daß eine geheime, alte Schuld sich an ihm räche, lassen die Worte an die Karschin vom 17. August erkennen: „Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland." Also war er einige Monate vorher zur Flucht in die Schweiz durch eben solche geheime Ursache genöthigt worden.

Auffallend ist, was Merck, als Goethe Frankfurt verlassen hatte, am 19. Januar 1776 über ihn an Nicolai schrieb:

„Was wird von dem sonderbaren Menschen nicht alles erzählt! Ein Buch ließ sich von allem dem Thörichten und Bösen schreiben, was seine Landsleute selbst in Frankfurt und drei Meilen von da mir selbst als Geheimnisse anvertraut haben, die, wenn sie wahr wären, ihn seines Bürgerrechts verlustig und vogelfrei erklärten; wovon aber, Gottlob, kein Jota wahr ist."

Merck dementirt hier ohne Beweisgründe jene üblen Gerüchte; andererseits hat er niemals daran geglaubt, daß Goethe mit der Ableugnung der Spottschrift „Prometheus" die Wahrheit gesagt habe. In beiden Fällen also muß erst eine vorurtheilsfreie Untersuchung Licht schaffen. Mit Betheuerungen allein ist nichts gethan.

Bei der Frage nach den Ursachen der Goethe'schen Flucht fällt zunächst in's Schwergewicht, daß der eigene

Digitized by Google

Vater mit dem Sohne, als dieser am 30. October Frankfurt verließ, auf längere Zeit innerlich entzweit war. Als nämlich Goethe vier Jahre später, im August 1779, sich mit dem Herzog von Weimar bei der Mutter zum Besuch anmeldete — es sollte das erste Mal sein, daß er nach 1775 seine Vaterstadt wiedersah — bekannte er selbst:

„Das Unmögliche erwarte ich nicht. Gott hat nicht gewollt, daß der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte, die nun reif sind, genießen solle; er hat ihm den Appetit verdorben und so sei's. Ich will gern von seiner Seite nichts fordern, als was ihm der Humor des Augenblicks eingiebt. Aber Sie möcht' ich recht fröhlich sehen und Ihr einen guten Tag bieten, wie noch keinen."

Wenn Goethe den Vater hier auch etwas zu ungünstig beurtheilt — hatte der alte Herr doch schon am 24. Juli 1776 mit gewisser Genugthuung seinem Freunde Schönborn die Ernennung des „singularen" Menschen, seines Sohnes, zum Geh. Legationsrath in Weimarischen Diensten mit 1200 Thlr. Besoldung gemeldet — so geht doch aus seinen eigenen Worten hervor, daß der Vater einst mit seiner Aufführung durchaus unzufrieden gewesen sein muß.

Vater und Sohn schieden am 30. October 1775 im Verdruß von einander. Der Vater begleitete den Sohn, der, wie er erzählt, nach Italien reisen wollte, nicht einmal zum Wagen. „Bittet, daß Eure Flucht nicht geschehe im Winter noch am Sabbath", ließ mir der Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette sagen, schreibt Goethe in sein Tagebuch, nicht ohne die übermüthige Bemerkung hinzuzufügen: „Diesmal ist nun ohne mein Bitten Montag Morgens Sechse, und was das Uebrige (die Flucht) betrifft, so fragt das liebe, unsichtbare Ding, das mich leitet und schult, nicht, ob und wann ich mag."

Im September scheint der alte Goethe mit dem Sohne noch auf gutem Fuße gestanden zu haben. Der Leibarzt Zimmermann, der damals im Goethe'schen Hause abgestiegen war, weiß in seinem Briefe an Frau v. Stein das Benehmen des jungen Dichters gegen seine Eltern nicht genug zu rühmen. Als Zimmermann abgereist war, meldet Goethe seinem Freunde Lavater:

„Ich bin bis zehn im Bett liegen blieben, um einen Catarrh auszubrüten, mehr aber, um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärme der Tage her ganz zerflittert hatte. Vater und Mutter sind vor's Bett gekommen, es ward vertraulicher discurirt, ich hab' meinen Thee getrunken und so ist's besser. Ich hab' wieder ein Wonnegefühl in meinen vier Wänden, wie lange es währt. Zimmermann und ich waren trefflich zusammen."

Um so auffallender ist jene Wandelung in der Gesinnung des Vaters im October. Damals also muß etwas zur Kunde des alten Herrn gelangt sein, was ihn tief verletzte. Ich komme hier auf Goethe's Autorschaft der Spottschrift „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" zu sprechen.

Goethe hatte den 9. April 1775 in einer gedruckten Erklärung der „Frankf. Gel. Anzeigen" mit Namensunterschrift sein Wort verpfändet, daß die Abfassung und Drucklegung jener Spottschrift, durch welche sich Wieland, der Erzieher des jungen Herzogs von Weimar, beleidigt fühlen mußte, ohne sein Zuthun, ohne sein Wissen von Seiten Heinrich Leopold Wagner's erfolgt sei. Dagegen hatte der ebenfalls verspottete Berliner Verleger und Schriftsteller Friedrich Nicolai in der „Allgem. deutschen Bibliothek" mit Berufung auf den Formschneider Dannhäuser in Offenbach, bei dem Goethe in Person die Vignetten bestellt haben sollte, keinen andern denn Goethe selbst als muthmaßlichen Verfasser und Mitwisser der Herausgabe öffentlich bezeichnet.

Ich habe mich über diese vielbesprochene Angelegenheit in einer besonderen Schrift „Goethe und H. L. Wagner" 1889 des Näheren ausgelassen und, trotz W. v. Biedermann's Invectiven, noch heute keine Veranlassung, ein Jota an den dort gezogenen Schlüssen zu ändern. Im Gegentheil, die Ueberzeugung, daß Goethe unmittelbaren Antheil an der Herausgabe der von ihm überarbeiteten Farce Wagner's gehabt habe, hat sich bei mir im Lauf der Jahre noch befestigt.

Daß ich mit meinem Zweifel den Vorwurf niedriger Lüge gegen Goethe erhoben habe, kann nur Derjenige behaupten, der das literarische Versteckspielen jener Zeit verkennt. Man lese doch, sagte ich schon in der Schrift „Lenz und Goethe" S. 4, wie der große Lessing seinen Antheil an den „Literaturbriefen" sophistisch ableugnete, wie Herder in fast kindischer Weise die Autorschaft seiner „Fragmente" selbst dann noch öffentlich bestritt, als er sie bereits seinen besten Freunden heimlich eingestanden hatte, wie er in die „Vossische Zeitung" und die „Erfurtischen Gelehrten Zeitungen" in Betreff seiner „Kritischen Wälder" die unverfrorene Erklärung einrücken ließ, „daß er an diesem Buch keinen Antheil habe", und noch am Schluß des „Vierten Wäldchens" die Stirn hatte, sein Bedauern auszusprechen, „daß der Name eines ganz anderen Schriftstellers gemißbraucht und dessen Person, Amt und Stand von Niederträchtigen niederträchtig mißhandelt werde." „Womit kann ich's diesen Unschuldigen ersetzen", ruft er mit erheuchelter Treuherzigkeit aus, „daß ich zu solchen Mißhandlungen unschuldiger Weise Gelegenheit gegeben?"

Die gedruckte Erklärung Goethe's ist mithin nicht ernsthafter zu nehmen als die gedruckte Herder's. Die literarische Lüge, welche sich der Theologe Herder, der in Riga sonntäglich die Kanzel bestieg, gestattete, sollte sie dem Juristen Goethe unmöglich gewesen sein?!

Eugen Wolff hat in der Vierteljahrsschrift für Lit. III, S. 545 Urkunden gegen meine Behauptung in's Feld geführt, die keine sind. Wenn Miller 17. August 1775 an Voß schreibt: „Wagner ist ohne allen Zweifel Verfasser des „Prometheus", so ist das kein „einwandfreies" Zeugniß, sondern nur eine nachdrückliche Behauptung, die beweist, daß Miller, wie andere Freunde Goethe's, mit ganzer Ueberzeugung an Goethe's Erklärung und Wagner's alleinige Autorschaft geglaubt habe. Die Aeußerungen Gülcher's hingegen in einem Briefe an Nicolai 27. December 1775: „Vielleicht hat Goethe also nur die Kupfer besorgt und den Wisch corrigirt" und an denselben 16. Januar 1776: „Sie haben Recht, Goethe verdient darum nicht minder Verachtung, wenn er gleich nicht selbst den Prometheus gemacht hat, genug, daß er davon wußte, können doch unmöglich zur Rechtfertigung von Goethe's: „Ohne mein Wissen" in's Feld geführt werden."

Dagegen schreibt Deinet, der heimliche Verleger des „Prometheus" in einem ungedruckten Briefe an Nicolai nach Ausgabe der Posse am 25. Februar 1775: „Dem Vernehmen nach werden Sie eine Lanze zu brechen bekommen. Zween rüstige Reuter! Wollen sehen, wer den Sieg davon tragen wird." Wagner mußte dem Deinet als wenig ebenbürtiger Gegner des federgewandten, gefürchteten Berliner Kritikers erscheinen, nicht so der Verfasser des Götz.

„Was sagen Sie zum Prometheus?", schreibt Deinet, der Achselträger, 5. April 1775 an Ring, „Klopstock soll unfreundlich dazu gesehen haben. Er logirte diesmal wie andere ehrliche Leute en auberge und ganz incognito". Also hatte Klopstock im März 1775 nicht, wie im Herbst 1774, in Goethe's Hause Wohnung genommen.

Max Koch, Berichte des Hochstifts 1889, S. 518 bemerkt dagegen, daß Klopstock auch das zweite Mal Goethe im Hause der Eltern aufgesucht habe. Diese Thatsache war auch mir bekannt. Aber nicht darin liegt der logische Beweis für Goethe's Autorschaft, daß Klopstock bei Goethe nicht gewohnt habe, sondern darin, daß Deinet, der geriebene, heimliche Verleger des „Prometheus", dies Unterlassen als

Digitized by Google

Grund einer Entzweiung Beider annehmen konnte, mag nun dieser Grund objectiv stichhaltig sein oder nicht!

Damit ist für jeden Vorurtheilsfreien die Frage gegen Goethe entschieden. Zum Ueberfluß schreibt Sprickmann 7. Mai 1778 nach persönlicher Bekanntschaft mit Wagner an Boie: „Wagner hat mir jetzt selbst gesagt, daß Goethe den „Prometheus" geschrieben" und der Herausgeber der „Briefe an und von Merck" 1838, S. 286:

„Ein in diesem Fache sehr unterrichteter Mann sprach gegen mich seine feste Ueberzeugung dahin aus, daß Wagner der Verfasser des „Prometheus" nicht sein könne. Zwischen dem echten Witze, woran dieses Stück so reich, und der trivialen Posse, die ihm Wagner als seine Arbeit vorgelesen und zur Abschrift gegeben habe, sei ein zu starker Contrast."

Dieser Bericht büßt sehr wenig an Glaubwürdigkeit dadurch ein, daß der Herausgeber jener Briefe, Oberstudienrath Wagner in Darmstadt, seinen Gewährsmann nicht mit Namen nannte. Man kennt die große Delikatesse unserer Altvordern in Verschweigung von Namen, zu deren Veröffentlichung sie nicht ausdrücklich ermächtigt waren! Mithin hatte Goethe den Berichten zufolge Wagner's Arbeit stellenweise in witzigem Sinne überarbeitet und mit Bildchen zieren lassen. Daher in jenem Werkchen, wie man's nehmen will, Stärken und Schwächen, so daß Heinse an Gleim 8. September 1775 sehr abfällig bemerken konnte: „Goethe's Götter, Helden und Wieland" ist gegen „Prometheus" was eine Rotte afrikanischer Löwen gegen ein Dutzend Esel in deren Häuten ist", während Herder, dem man doch kein schlechteres Urtheil zutrauen darf, im Mai 1775 an Hamann schreibt: „Ihretwegen müssen Sie „Prometheus" lesen. Er ist rüstig, wie der „Prolog zu Bahrdt's Offenbarungen" und „Götter, Helden und Wieland".

Im September 1775 erschien Nicolai's Recension des „Prometheus" mit der wirksamen Anspielung auf den Formschneider Dannhäuser. Wie v. Bretschneider, der die Autorschaft Goethe's verrathen hatte, Nicolai am 16. October mittheilt, machte jene Recension in Frankfurt und Umgegend „erschreckliches Aufsehen". „Nie hat noch etwas Goethe's nonchalance so bestürmt," schreibt er, „er zankt mit Dannhäusern und Deinet und schilt sie Verräther. Ich und Alle sind begierig, wie er sich verhalten wird, denn nun wird er mit Badiniren nichts mehr ausrichten, und ernsthaft kann er sich in allem Betracht nicht mehr verantworten. Dannhäuser leugnet gar nicht, daß Goethe die Formen bei ihm bestellt hat."

Goethe hatte sich bloßgestellt und mag, wenn er auch seine unerschütterliche Ruhe zu behaupten suchte, mit Witzen und Anzüglichkeiten arg in die Enge getrieben worden sein. Dieser bedrängten Lage entspricht folgendes bisher unerklärte Billet von ihm an Johanna Fahlmer aus jenen Tagen:

„Ich komme, liebe, liebe Tante! Diesen Morgen wollt ich an Sie schreiben. Ausgestanden hab' ich die Woche schrecklich von allen Seiten, aber auch widerstanden. Weiß Gott —".

Während der betheiligte Pasquillant Wagner sich für alle Fälle vor der reichsstädtischen Gerichtsbarkeit nach dem kurmainzischen Höchst mit Hinterlassung eines Zettels flüchtete, „daß er in seinem Leben nicht wieder kommen wolle", glaubte Goethe also dem allgemeinen Sturm trotzen zu können. Dennoch war seines Bleibens in Frankfurt nicht mehr. Das Zustandekommen seiner Heirath mit Lili war, wie ich anderen Ortes zeigen werde, an seiner Lebensführung gescheitert, sein Hang zur Satire hatte ihn in der Prometheus-Angelegenheit bürgerlich discreditirt. Auch er ließ sich deßhalb nicht mehr öffentlich sehen — den passenden Vorwand dazu bot ihm der Umstand, daß er sich bereits verabschiedet hatte — blieb zu Hause, arbeitete fleißig an Egmont und hatte in seiner häuslichen Bastille zum Nachdenken Zeit genug. Er schreibt an Bürger 18. October 1775:

„Die ersten Augenblicke Sammlung, die mir durch einen tollen Zufall, durch eine lettre de cachet des Schicksals über's Herz geworfen worden, die ersten nach den zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischsten drei Vierteljahren, die ich in meinem Leben gehabt habe. Was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold, wie soll ich sie nennen? zum Neujahrsgeschenk von 75 gereicht, zwar war die treffliche Anlage schon mit dem Pathengeschenk gemacht, und so geh' alles seinen Gang. Wie's von nun an mit mir werden wird, weiß Gott!"

Jene Naturanlage, die er mit derber Selbstironie, wie sie manchmal bei seiner starken Natur zum Durchbruch kommt, eine „treffliche" nennt, waren Sinnlichkeit und Satire. Jene in ihren Folgen hatte das Band mit Lili zerrissen, diese ihn in den Augen seiner Mitbürger bloßgestellt. Goethe will alles seinen Gang gehen lassen, d. h. die Folgen seiner Naturanlage tragen. Allein seine öffentliche Ableugnung in den Frankf. Gel. Anzeigen konnte für ihn leicht ein unangenehmes Nachspiel haben.

Wie Herder nach seinen Flunkereien vorsichtiger Weise seine Stelle als Dompredigter in Riga aufgab, sich selbst „relegirte", wie er sich ausdrückt, „um wieder mit Ehren erscheinen zu können" und sich auf Reisen begab, ohne je wieder nach Riga zurückzukehren, so hielt es auch Goethe für besser, von der Frankfurter Bildfläche zu verschwinden, als abzuwarten, bis bei den patriarchalischen Verhältnissen jener Zeit ein gestrenger Rath der reichsfreien Stadt Frankfurt, der in Pasquillen keinen Spaß verstand, auf Grund officieller Anzeige nach gehöriger Vernehmung Deinet's und seiner Leute ihn aus der Liste der geschworenen Advokaten strich.

Dem rechtlich denkenden Vater mußte der bürgerliche Conflict, den der Sohn muthwillig heraufbeschworen hatte, sehr nahe gehen; er berührte fast die Familienehre. Daher, wie ich annehmen muß, die tiefe Verstimmung zwischen Beiden, die sich noch in jenem Briefe des Dichters an die Mutter im August 1779 widerspiegelt und erst beim Besuch des Herzogs gänzlich hob.

Bekanntlich benutzte Goethe die Einladung des neu vermählten herzoglichen Paares, um nach Weimar zu gehen. Daß er dort seinen dauernden Wohnsitz aufschlagen würde, war anfangs nicht vorauszusehen. Aber der von Straßburg kommende Wagen, der ihn mitnehmen sollte, blieb über die erwartete Zeit aus. Goethe war in peinlichster Verlegenheit. Er mußte Frankfurt schleunigst verlassen; hatte er doch bereits ein neues Liebesverhältniß angeknüpft, das ihm noch ernstere Sorgen machte.

Jenes Bruchstück seines in Halbtrunkenheit niedergeschriebenen Reisetagebuches vom 30. October 1775 läßt dies außer Zweifel. Nachdem er darin nochmals Lilis mit den seltsamen Worten gedacht: „Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für Dich noch für mich, so verworren es aussieht!" fährt er, in Gedanken an eine Andere sich wendend, fort:

„Und Du! wie soll ich Dich nennen, Dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume sollst Du heißen! — Wie nehme ich Abschied von Dir? — Getrost! Denn noch ist es Zeit! Noch die höchste Zeit. — Einige Tage später — und schon — O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden — — —".

Wilh. Scherer, der hier Heinr. Düntzer, Frauenbilder, S. 363 gefolgt ist, bemerkt zu dieser Stelle in seiner Literaturgeschichte S. 491, Goethe habe in Frankfurt bei Frauen und Mädchen Leidenschaften erweckt, die er nicht theilen konnte, Wünsche erregt, die er nicht befriedigen durfte. Ich und andere dagegen, wie Wilh. Alex. Freund, dessen Ausführungen in der Münchener medic. Wochenschrift 1898, Nr. 48 Ad. Kußmaul und ähnliche Autoritäten rückhaltlos beistimmten, müssen Goethe's Wesen gemäß jener „Geißel der Eumeniden",

Digitized by Google

zahlreicher anderer Briefstellen und einiger Römischen Elegien ungleich realistischer auffassen. Gerade der Umstand, daß er, als der für Weimar erwartete Wagen sich verzögerte, nicht länger verweilen durfte, sondern schleunigst nach Heidelberg entwich, beweist, daß er sich wiederum einer augenblicklichen, höchst peinlichen Verlegenheit durch die Flucht entziehen mußte.

Goethe erzählt bei dieser Gelegenheit in „Dichtung und Wahrheit", der Vater selbst habe ihn wie früher im Mai, so auch diesmal, im October, zu einer Reise nach Italien aufgemuntert, ja gedrängt. Dem aber steht entgegen, daß der mehr als sparsame Vater, den Merck einmal rundweg der „Filzerei" bezichtigt, dem Sohne im Mai nicht einmal die Reise in die Schweiz bezahlt hat.

Das Haushaltungsbuch des Herrn Rath notirt am 13. Mai für die Reise des Sohnes zur Schwester „nach Emmendingen" 40 fl. und am 30. October zur „Heidelberger Reise" 18 fl. Hätte er dem Sohne im Mai die Verlängerung der Reise auch nur bis auf den Gotthard gestattet, so würde er die Mehrkosten nachträglich mit einer Gesammtsumme gebucht haben, wie z. B. den ganzen Leipziger und Straßburger Aufenthalt. Also ist anzunehmen, daß der Sohn auch am 30. October nur für die Reise nach Heidelberg, wohin er eingeladen worden war, Geld erhielt. Was Goethe zweimal, im Mai und October 1775, von der großen Bereitwilligkeit des Vaters, ihm Geld und Credit zu einer italienischen Reise zu geben, erzählt, ist von der Forschung als Dichtung abzulehnen. Das Bedauern des Vaters in „Dichtung und Wahrheit", daß der Sohn die Schweizerreise nicht auch nach Italien ausgedehnt habe: „Wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt", steht mit der gleichzeitigen dringenden Bitte des Sohnes an Merck (Anfang August): „Allenfalls magst Du meinem Vater beim künftigen Congreß klärlich beweisen, daß er mich auf's Frühjahr nach Italien schicken müsse, das heißt, zu Ende dieses Jahres muß ich fort" und mit der nicht minder dringenden Bitte an denselben Freund, ihm etwas Geld zur Abreise zu leihen, in schwer zu beseitigendem Widerspruch.

Goethe verließ Frankfurt den 30. October 1775, nicht um nach dem Süden, d. h. nach Italien, zu reisen, sondern lediglich, um nach Süden reisend, dem über Karlsruhe erwarteten Wagen die Strecke nach Heidelberg entgegenzufahren. Hätte er schon in Frankfurt die Absicht, nach Italien zu ziehen, gehegt, so würde er vor Antritt einer so langen Reise keinen Grund gehabt haben, seinen alten Freund Merck in Darmstadt, den er doch auf der Schweizerreise im Mai angesprochen hatte, nicht nochmals aufzusuchen. So aber schreibt er in jenes Tagebuch:

„Und Merck, wenn Du wüßtest, daß ich hier der alten Burg nahe sitze und Dich vorbeifahre, der so oft das Ziel meiner Wanderung war. Die geliebte Wüste, Riedesels Garten, der Tannenwald und das Exercierhaus. — Nein, Bruder, Du sollst an meinen Verworrenheiten nicht Theil nehmen, die durch Theilnehmung noch verworrener werden."

Daß er Merck diesmal nicht in's Vertrauen zog, beweist, daß er ihm seine „Verworrenheiten", deren es also verschiedene gab, verheimlichen mußte. Daß er keines längeren Abschiedes erwähnt, macht an und für sich die Annahme einer italienischen Reise, für die sich Merck gewiß höchlich interessirt haben würde, hinfällig.

In Heidelberg, wohin er nach seinen eigenen Worten: „Ich sagte ab und komme" eingeladen worden war, hielt sich Goethe absichtlich so lange auf, bis die Stafette anlangte, die ihn am 4. November zur Rückkehr nach Frankfurt, wo der erwartete Wagen unterdessen angekommen war, veranlaßte. Wie hätte er auch annehmen können, der Herzog habe die Einladung vergessen! Auch der sehr ceremonielle Vater wußte, wie er an Freund Schönborn schreibt, daß sein Sohn vom herzoglichen Paare „in aller Form" eingeladen worden sei, und würde schon im December 1773 (Goethe an Kestner) nichts dagegen eingewendet haben, wenn der Sohn in fremde Dienste getreten wäre. Wie hätte er ihm also wegen einer Verzögerung, die aller Wahrscheinlichkeit nach auf Zufall beruhen mußte, zum rücksichtslosen Abbruch der Weimarer Beziehungen rathen können, selbst wenn er für sie, die er anfangs für brodlos halten mochte, nicht besonders schwärmte?

Goethe's Erzählung, der Vater habe die Einladung nach Weimar sogar für eine Erfindung gehalten, durch welche der Sohn wegen seiner Unarten gegen Wieland habe gekränkt, ja beschämt werden sollen, ist deßhalb erst recht als Dichtung abzuweisen!

Egmont's Worte hingegen, mit denen Goethe seine Gesammtdarstellung von „Dichtung und Wahrheit" schließt, entsprechen vollkommen der gehetzten Lage, in der sich der Dichter seit Ende September, ja eigentlich schon seit April 1775 befand, und aus der ihn zu seinem Glücke jener über Mannheim in Frankfurt eintreffende Straßburger Wagen des Herzogs erlöste.

Ludwig Richter.

Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage am 28. September.

Von J. Norden.

Hundert Jahre sind verflossen seit dem Tage, wo Ludwig Adrian Richter, eines Zeichners und Kupferstechers Sohn, zu Dresden geboren wurde. Erst kaum 20 Jahre sind seit seinem Tode verflossen, seit jenem 16. Juni 1884, wo der hochbetagte Künstler in seiner Vaterstadt auch die müden Augen für immer schloß, die ihm in den letzten Jahren, soweit es sich um Arbeit mit Stift und Zeichenfeder handelte, den Dienst versagt hatten, und einging zur „himmlischen Heimath", an die er zeitlebens so kindlich fromm geglaubt hatte.

Nur 20 Jahre. Und doch ist uns Richter der Vertreter einer weit hinter diesem Zeitpunkte zurück liegenden Epoche.

Er erlebte ihn noch mit, den Beginn der großen Umwälzung der Kunstanschauungen im Zeichen der „Kunst um der Kunst willen". Aber er stand dieser Bewegung völlig fremd gegenüber, wie auch die große Masse seines Volkes. Zumal in der Malkunst, der er schon lange den Rücken gekehrt hatte, ganz besonders, weil er das Empfinden hatte, daß sein technisches Können den Anforderungen der Neuzeit, der Neuzeit der 60er Jahre, nicht mehr entsprach.

Und doch — so weit die deutsche Zunge klingt, und wo immer ein deutsches Herz schlägt, ist der Name Ludwig Richter einer, der Aeußerungen der Liebe und Ehrfurcht auslöst und auslösen wird.

In wieviel Häusern, Gallerien, Museen mag wohl in den letzten Monaten und nun gar in den letzten Wochen in den Tausenden von Zeichnungen, die er uns hinterlassen hat, mit solchen Empfindungen geblättert worden sein?

Mag man ihn einen „sächsischen Spießbürger" nennen jetzt in gewissen Kreisen, einen „beschränkten Philister", was weiß ich, wie sonst noch — er wird doch fortleben in der dankbaren Erinnerung seines Volkes.

Gewiß — selbst die Freunde seiner Kunst werden zugeben, daß ihr enge Grenzen gezogen waren; sie werden, wenn sie an seine Worte denken: „der Künstler sucht darzustellen in aller Sichtbarkeit der Menschen Lust und Leid und Seligkeit, der Menschen Schwachheit und Thorheit, in allen des großen Gottes Güt' und Herrlichkeit" — sie werden dann wohl zugeben müssen, daß er selbst dieses Programm nur zum Theil ausgeführt hat, ausführen konnte; daß es ihm nicht gegeben war, „mächtigere Leidenschaft" und „gewaltigeres

Digitized by Google

Ringen", ja auch nur „äußere Würde" und „geschlossenen Ernst" zum Ausdruck zu bringen. Aber war sein Gebiet auch ein beschränktes — im Rahmen dieses Gebiets hat er zum Mindesten inhaltlich, wenn auch nicht immer formell, Vollkommenes geleistet. Auch von ihm kann es heißen: „sein Genre ist klein, aber in seinem Genre ist er groß". Für unsere Zeit, in unserer Zeit unerreichbar groß. Kein gewaltigerer Gegensatz läßt sich denken, als wenn man etwa Th. Th. Heine's Familienalbums mit Richters „Für's Haus", „Erbauliches und Beschauliches", „Der Sonntag", „Unser täglich Brod" vergleicht.

Ja — sagt man vielleicht — unsere Zeit ist eben eine andere Zeit; sie hat für die bittere, schneidende Satire Heine's mehr Verständniß, als für die kindliche Gemüthsinnigkeit Richters! ... Ach nein — so ganz stimmt das doch nicht. Das beweist die auch heute noch unangefochtene Volksthümlichkeit des Dresdner Illustrators, die ungeheure, unübersehbare Verbreitung seiner Werke, die Einmüthigkeit, mit der die Masse seines Volkes den hundertjährigen Gedenktag begeht.

* * *

Unwillkürlich drängt sich da die Frage auf: wie erklärt sich diese Erscheinung in unserer Zeit eines überzeugten Materialismus, der Rassen- und Classengegensätze, der politischen Parteikämpfe, der schneidenden Satire und des ironisirenden Scharfsinns und — last not least — der modernen Kunstanschauungen und der durch sie hervorgerufenen unaufhaltsamen Bewegung?

Nun wohl daraus, daß Richter's Kunst sich an die besten Instincte wendet, die in uns noch fortleben und die wir oft erst wieder entdecken müssen — ist die Gelegenheit günstig.

Blättern wir in einem jener Illustrationswerke, nehmen wir die „Nieritz'schen Volkskalender" um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Hand, oder W. O. von Horn's „Spinnstube", oder eines der Marbach'schen Volksbücher, vertiefen wir uns in die von Richter illustrirten Märchenbücher von Musäus und Bechstein, allemannischen Gedichte von Hebel, oder Klaus Groth's „Vor de Gaern" und Scherer's „Volkslieder mit Singweisen" — wie weht es uns heimathlich und kinderzeitlich an! Es ist, als säßen wir wieder zu Großmütterleins Füßen am warmen Ofen, und ließen uns von ihr die köstlichen Märchen erzählen, die wir auswendig können, und die wir doch immer wieder hören wollen; es ist, als ob wir wieder zum ersten Male an Vaters Hand über Feld zögen, durch den lauschigen Walddom, und hörten zu, wie er uns erklärt, daß Alles auf Gottes weiter Erde und unter dem Himmel, der sich über ihr wölbt, seinen Zweck und seine Bestimmung hat, wie die kleinste Kreatur noch ein Wunderwerk ist, und wie die Farbenpracht der Blumen und das Rieseln des Waldbaches und das Spiel der Häslein und das Trillern der Lerche und das Summen der Käfer über dem reifenden Kornfelde und das Glitzern der Sonne im Thautropfen und das flatternde Sichhaschen der Schmetterlinge und viele, viele Hundert andere Dinge noch immer derselbe Ausdruck der Freude am Leben seien; es ist, als ob wir wieder zur Mutter in die Küche schlichen und sie bei ihren Hantirungen bewunderten, die aus allerlei seltsamen Sachen so wundervolles Essen zu bereiten vermögen; als ob wir auf Großvaters Schooß kletterten, wenn er vor seinem alten Pult oder der geschnitzten Truhe sitzt und in hundert Nichtigkeiten herumstöbert, die für ihn eine Welt bedeuten; es ist, als ob wir wieder Kinder würden mit reinem, frommen Kindersinn, der nichts ahnt von all' der Schlechtigkeit, dem Haß und der Gemeinheit, der Selbstsucht und der Bosheit, der Glücksjagd, nud der Hoffnungsarmuth draußen in der Welt, der die Natur und das Leben anjauchzt, weil er anders nicht kann.

Und so wächst sich der Mikrokosmus, den das Werk Richter's umschließt, zu einem sittlichen Idealismus aus, der einem geharnischten St. Georg gleich den Kampf aufnimmt mit dem Drachen des Schlechten in unserem Leben.

Jener Mikrokosmus aber, den darzustellen Richter als das höchste Ziel seiner Kunst betrachtete, er hat ihn auch selbst einmal mit Worten gekennzeichnet, in der Vorrede zum Album „Für's Haus". Da heißt es: „Schon seit vielen Jahren habe ich den Wunsch mit mir herumgetragen, in einer Bilderreihe unser Familienleben in seinen Beziehungen zur Kirche, zum Hause und zur Natur darzustellen und somit ein Werk in's liebe deutsche Haus zu bringen, welches im Spiegel der Kunst Jedem zeigte, was Jeder einmal erlebt, der Jugend Gegenwärtiges und Zukünftiges, dem Alter die Jugendheimath, den gemeinsamen Blumen- und Paradiesesgarten, der den Samen zu tragen hat für die spätere Saat und Ernte. Gelingt es nun, das Leben in Bildern schlicht treu, aber mit warmer Freude an den Gegenständen wiederzugeben, so wird ja wohl in manchen der einsam oder gemeinsam Beschauenden der innere Poet geweckt werden, daß er ausdeutend und ergänzend schaffe mit eigener Phantasie."

* * *

Der ganze Richter steckt in diesen Worten. Auch sein ganzes Werk, soweit es heute noch uns was zu sagen hat. Das Werk, in dem er uns mit scharfer Beobachtung, großer Wahrheitsliebe und erwärmender Gemüthsinnigkeit durch das Menschenleben geleitet von der Wiege bis zum Grabe, aber immer in — idyllischer Auffassung. Ich sagte es schon: alles Leidenschaftliche, ja auch nur sanguinisch Temperamentvolle, alles Starkwillige und Erhabene lag ihm fern. Selbst die Liebe in seiner Darstellung hat immer nur was Zartes, Mildes, Anmuthiges, wie der Schmerz was Stilles, Duldendes, Ergebenes, und wie der Tod zu einem süßen, sanften Schlummer wird. ... Und doch wurde er nie sentimental, wie er andererseits über einen goldechten Humor gebot. „Schlicht und treu, mit warmer Freude" — das war das Wahrzeichen seiner Kunst ...

So wirkt er auf uns auf der schön gelungenen ehrenvollen Sonderausstellung, die ihm bekanntlich der Director der Dresdner Gallerie in der Akademie auf der Brühl'schen Terrasse hergerichtet hat mit Hülfe zahlreicher Museen und Gallerien und privater Sammler und Kunstfreunde, eine Ausstellung von über 600 Nummern. Sie, die 34 Oelgemälde und -Skizzen und über 570 Wasserfarbenblätter und Zeichnungen in geschmackvoller Anordnung vorführt, wird noch ergänzt durch eine zweite Ausstellung im K. Kupferstichcabinet. Dort finden wir die Radirungen Richter's und die Holzschnitte, Steindrucke, Stiche, die nach seinen Zeichnungen hergestellt worden sind. Was in der Akademie zu sehen ist, ist also alles Original und wir erkennen gegenüber diesen Blättern, wie viel von dem Persönlichsten des Künstlers oft in der Vervielfältigung verloren gegangen ist. Eine dritte Ausstellung ist die im Städel'schen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M. Sie bildet zunächst hauptsächlich eine fast vollständige Sammlung der von Richter illustrirten Werke in zum Theil sehr vornehmen Exemplaren. Es ist anzunehmen, daß später auch ein Theil der Dresdner Ausstellung dorthin übergeführt werden wird.

Ueberraschend für Viele werden auf dieser die vielen Oelbilder und Oelskizzen sein, denn im Herzen seines Volkes lebt ja Richter nur als Zeichner und als Erwecker des guten, alten Holzschnittes zu neuem Leben. Und wir finden auch heute zu seiner Oelmalerei kaum mehr das richtige Verhältniß. Heute vor 50 Jahren, da erregte z. B., wie Professor Mohn in seiner schönen Richtermonographie bezeugt, sein „Brautzug im Walde" auf der Pariser Weltausstellung und auf der ersten deutschen historischen Ausstellung zu München „das größte Aufsehen", und trug ihm in Frankreich gar die goldene Medaille ein. Zu einer Zeit, wo die französischen

Digitized by Google

und belgischen Maler bereits über eine glänzende Technik und eine reiche Farbenauffassung verfügten.

Richter, der durch einen Gönner aus der engen väterlichen Werkstatt, wo er an Kalenderschmuck und Prospecten mitarbeitete, bereits im Alter von 20 Jahren nach Rom pilgern konnte, schloß sich dort den Nazarenern mit voller Hingabe an, und wenn auch sein gesunder Natursinn schon damals sich bethätigte, so gehören doch auch seine Bilder ganz zu den „historischen Landschaften" mit „romantischer Staffage", malte auch er zumeist das, was er wußte, nicht was er sah. Auch er ging vom Bilde, nicht von der Natur aus. Drei Jahre blieb er in Italien, und als er zurückgekehrt war, blieb er der deutsch-römischen Malerei noch lange treu ...

* * *

Doch ich will hier nicht sein Leben erzählen — es giebt ja so viele treffliche Richterbiographien. Nur an Eines sei hier erinnert: daß Mitte der 30er Jahre etwa der große Umschwung eintrat, wo er als Künstler sein Land und sein Volk erkannte und in ihrem Innersten zu erfassen vermochte. Fortan trat auch seine Malerthätigkeit immer mehr in den Hintergrund. Bereits in der zweiten Hälfte der 30er Jahre hatte er vor Verlegerangeboten sozusagen keine Ruhe mehr, und das blieb so vier Jahrzehnte hindurch. Buchillustrationen und freie Holzschnittfolgen, Kinder- und Märchen- und Bilderbücher, Geschichtsbücher und Kalender und Almanache, Einzelblätter und Sammelwerke wechselten mit einander ab. Nur den geringeren Theil seiner Werke konnte ich hier namhaft machen und nur erwähnen will ich noch, daß auch Goethe und Schiller in seinem Werk nicht fehlten: die Gedichte des Frankfurter Altmeisters, Götz von Berlichingen, Hermann und Dorothea, das Lied von der Glocke waren es, die dabei seinem deutschen Empfinden am meisten zusagten.

Trefflich ist der Ueberblick, den man auf der chronologisch geordneten Dresdner Ausstellung gewinnt. Sie führt uns vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1875 und sie ist besonders werthvoll, weil sie uns auch mit den gewissenhaften Naturstudien Richter's bekannt macht. Gleichzeitig überzeugen wir uns natürlich auch davon, wie seine Technik immer feiner wird, und wie er sich nicht damit begnügte, schwarzweiße Blätter zu schaffen, sondern seine Vorlagen oft genug zart tönte, und wie er mit Feder und Zeichenstift gleich meisterlich dem Charakter bald des Holzschnittes, bald des Steindruckes oder der Radirung gerecht zu werden wußte.

Aber nicht darin natürlich liegt der Reiz seiner Werke, sondern darin, daß er, wie Woermann so treffend sich ausgedrückt hat — „nicht den Beschauer aus vornehmer Höhe einlud, sich zu ihm zu erheben," sondern daß er „mit seinen Büchern und Blättern herabstieg in's Volk und Alt und Jung in Schloß und Hütte durch die Kunst, die er ihnen zutrug, erquickte."

Und so soll's bleiben und so wird's bleiben, mag's auch immer Leute geben, die zu seiner „spießbürgerlichen Kleinkunst" die Nase rümpfen.

Wer Ludwig Richter nicht zu empfinden vermag, der wird ihn auch nicht begreifen....

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Doch.

Von A. M. Faber.

Unheilbar war er. So, nun hatten die Lippen des „Geheimraths" auf ihr Verlangen die Wahrheit zu hören, es kurz und bündig ausgesprochen, was sie doch selbst schon lange wußte. Zwar hatte sie immer versucht, gegen die mehr und mehr in ihr aufsteigende Gewißheit anzukämpfen. — Also wirklich unrettbar verloren, das junge, vor kurzer Zeit noch so blühende Leben! Zwar konnte es gelingen, durch die Operation das Leben des Kranken noch eine Zeit lang zu erhalten. Voraussichtlich bedeutete das aber noch Schlimmeres als den Tod. Die innerlich Alles verheerende Krankheit würde ihn nur noch länger die unsagbarsten Qualen erleiden lassen. — Wo war denn Gott, der Liebende, der Allbarmherzige? Warum ließ er das zu? ... Immer war er gesund gewesen, ihr geliebter Bruder, ihr treuer Kamerad, er war ihr — sie war ihm Alles gewesen seit der Eltern Tode. — Urplötzlich hatte ihn die furchtbare Krankheit gepackt und mit grausamer Gewalt aus dem kräftigen, lebensfrohen Menschenkinde in wenig Wochen ein Bild des Jammers gemacht.

Mit übermenschlicher Kraft hatte die Schwester es vermocht, dem Bruder stets ein sorglos fröhliches Gesicht zu zeigen. Wenn sie in die Klinik trat, in der der Bruder sich befand, geschah es mit einem Scherzwort auf den Lippen; sie ließ nichts unversucht, ihn in dem Glauben zu bestärken, sie mache sich keine ernstliche Sorgen um ihn. Sie wußte, daß der Bruder, wie viele unheilbar Kranke, wenn auch Stunden der tiefsten Niedergeschlagenheit kamen, am Wiederbesserwerden nie ernsthaft gezweifelt hatte. Sie wußte auch, daß der Bruder ihr allzuweiches Herz kannte, wußte, daß, wenn sie etwas bedrückte, der Stempel des inneren Empfindens ihrem Wesen bisher deutlich aufgedrückt war. Seit dem Anfang der Krankheit des Bruders, besonders aber seit dem Augenblick, als Geheimrath X., der berühmte Specialarzt für innere Leiden, des Bruders Ueberführung nach dem Krankenhause verordnet hatte, hielt das junge Mädchen mit der Riesenkraft, die nur die Liebe giebt, jede Miene, jedes Wort in der Gewalt. Ja, sie, die sonst die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit selbst war, wie oft der Bruder scherzend erwähnte, vermochte es sogar, nicht nur zu scherzen und zu lachen, sondern ihm allerlei kleine Geschichten vorzufabuliren, die sie vorgab, von diesen oder jenen Leuten gehört zu haben, deren Onkel oder Bruder dieselbe Krankheit gehabt vor langen, langen Jahren. Sie erdichtete allerlei und brachte es beiläufig im Gespräch an, um nur um Gotteswillen bei dem geliebten Kranken keine Zweifel aufkommen zu lassen.

Sie war ein ganz anderes Wesen geworden, lebte wie im Traume, nur an den gegenwärtigen Augenblick denkend, stets auf etwas Hoffnungstärkendes und — Lustiges für den Bruder sinnend.

Gott allein wußte, was es sie kostete, diese Komödie aufzuführen. Aber sie fühlte das eiserne Muß in ihrem Herzen, das ihr die Liebe zu dem Bruder dictirte. Sie durfte ihm kein trauriges Gesicht zeigen, keine Miene durfte ihm verrathen, daß die Angst sie beinah verzehrte. Sie, sie allein konnte in ihm die Hoffnung hochhalten. Der Bruder wußte, daß die Aerzte täglich mit ihr sprachen, er wußte, daß die Schwester sich leicht niederdrücken ließ, daß sie nicht fröhlich sein konnte, wenn Kummer sie bedrückte. Damit rechnete die Schwester, sie zwang den wahnsinnigen Schmerz hinunter — und lachte.

„Also wirklich rettungslos verloren! Und ich muß wieder lachen, vielleicht zum letzten Mal! — Und lachend muß ich nachher fortgehen und weiß nicht, ob ich ihn morgen noch sehe ...

Sie ging nicht. Schwebend hatte sie den Weg von des Geheimraths Haus bis zur Klinik zurückgelegt. Verwundert schauten die Leute auf der Straße das junge Mädchen an, das so starren Auges, wie eine Nachtwandlerin, des Weges schritt. Sie gewahrte es nicht. Erst vor der Filzthür, die zu ihres Bruders Zimmer führte, fand sie sich wieder.

Was sollte sie ihm sagen? Hatte er sie doch gebeten, heute zum Geheimrath zu gehen und den „bärbeißigen Alten" um Beschleunigung der Operation zu bitten. Daheim in seinen vier Pfählen würde er gewiß entgegenkommender sein, „der Gestrenge". Der Bruder sehnte voll Ungeduld den operativen Eingriff herbei. Er konnte nicht begreifen, warum der Geheimrath ihn immer wieder verschob, den Zeitpunkt immer noch nicht für den geeigneten hielt. Die Schwester Elsa solle hingehen und ihm sagen, daß ihr Bruder die Qualen beinah nicht mehr auszuhalten vermochte.

Und sie war gegangen und hatte den Arzt gebeten, die Operation vorzunehmen. Er hatte ihr gesagt, daß er sie, ohne dem Patienten etwas davon zu sagen, für morgen vorbereitet habe. Und dann hatte sie, scheinbar ruhig und gefaßt, jene Frage gethan, auf die die zwar erwartete Antwort kam, die sie jetzt aber beinah zu vernichten drohte.

„Gott im Himmel! Gieb mir nur jetzt, nur heute noch die Kraft zur Komödie. Laß die Schwäche nicht Herr über mich werden! Nur heute noch laß mich lachen! Er darf, er darf nicht ahnen, daß es scheiden heißt vom Leben, das ihm so Vieles schuldig geblieben, von der Welt, die er doch so liebt, die er schön fand. Schön, o Gott, und sie brachte ihm so viel der Schmerzen!" ... Sie lehnte den Kopf gegen die Filzthür, diese bewegte sich in den Angeln und knarrte. Das gab ihr die Besinnung zurück, sie biß die Zähne aufeinander und klopfte an die zweite, an die Holzthür. Auf das schwache Hereinrufen der geliebten Stimme trat die Schwester „lustiger, froher Laune", wie immer, in das Zimmer. „So, wirklich erlaubt der gnädige Herr solch' einem armen Erdenwurm einzutreten in hochdero Gemach? Große Gnade! (Tiefer Knix.) Uebrigens wie befinden sich ..."

„Aber Elsing, mach' doch nicht solch einen Spectakel, der alte Herr nebenan ist heute früh operirt: es geht ihm nicht gut, sagt Schwester Theodosia. Aber sag' 'mal, warst Du da?"

Digitized by Google

„Meinst Du bei dem Geheimrath?? Na, natürlich war ich da! Du, er ist wirklich riesig nett, ich bin furchtbar lange dagewesen, wir haben über alles Mögliche gesprochen. Er schwärmt auch für die schottischen Hochlandsbilder von Cameron, die in der Secessions-Ausstellung waren. — Aber hurrah! Rathe, wann „die kleine Sache", die Operation, er sagt nämlich „kleine Sache", gemacht wird?? ... Morgen! — Nun, Du sagst ja nichts, und ich habe ihn so gequält darum, habe ihm so vorgestellt, daß es doch eigentlich gräßlich langweilig wäre, immer wieder zu warten. Na, nun mach' doch nicht solch' ein Brummbärgesicht, Fritzel, natürlich habe ich ihm doch auch gesagt, daß Deine Schmerzen unerträglich wären; ich würde doch nicht so herzlos sein, das zu verschweigen! Himmel! Meines Bruders theure Schwester ist doch kein Laubfröschle! ... Du ... ist Dir's zu schnell, ja? Mir wäre es in Deiner Stelle schon ganz recht. Ich meine die Ueberrumpelung, es ist doch ungefähr eine ... aber natürlich ... das theure Elslein ist ein Hasenfuß ... Fünf Wochen müßtest Du mäuschenstill liegen wie ein Wickelkind, liebenswürdiges Gesicht machen, Doctor-Arbeit vor einem Vierteljahr nicht angucken. Punkt, Schluß. Zufrieden, ja? ..."

Dem Bruder blieb die Antwort erspart.

„Herr Pastor Marten möchte Sie besuchen," sagte die eintretende Schwester Theodosia, hinter der die gedrungene Gestalt des Geistlichen bereits sichtbar ward. Das junge Mädchen blieb wie gelähmt im Stuhle sitzen und warf einen Blick, in dem sich Todesangst nur allzu lebhaft spiegelte, auf das Antlitz des geliebten Bruders, aus dem jegliche Farbe gewichen war. Dann traf ein flehender Blick das Auge des Geistlichen. Der Gottesmann schien ihn nicht zu bemerken, er schritt nach einer stummen Verbeugung vor dem jungen Mädchen auf den Kranken zu, ergriff seine Hand, hielt sie lange und schaute forschend in die abgezehrten Züge. Dann sagte er mit leiser, klagender Stimme einen Bibelspruch und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Das war so seine Art. Else hörte nicht, was er sprach, sah auch nicht, daß er die kleine Bibel aus der Tasche zog und vorzulesen begann. Sie hatte nur den einen Gedanken. Umsonst! Umsonst hatte sie täglich zu Gott gefleht, er möge ihr Kraft geben, das Kreuz weiter zu tragen, er möge ihr helfen, die Hoffnung des Bruders hochzuhalten. Und nun kam dieser Mann und vernichtete mit einem Schlage Alles!

Wie gut kannte sie diesen braven Gottesmann, diesen eifrigen Seelenhirten! Er ließ ganz gewiß keinen Sterbenden hinüberschlummern, dessen sündige Seele er nicht versucht hätte, dem Himmel zu retten. O, ihn konnte gewiß Niemand des Mangels an Eifer anklagen. Wie beruhigt würde einst dieser Mann den Weg zum besseren Dasein antreten, beruhigt in dem Gefühle der strengsten Pflichterfüllung! Las man doch jetzt schon in den frommen Mienen, die das Wohlgefallen mit sich selbst, nicht verbergen konnten, des Pharisäers Gebet: „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin, wie diese da; das heißt, wie meine Amtsbrüder, die sich das Leben so leicht machen." Ja, seine Pflicht erfüllte er, das konnte ihm Niemand streitig machen. Wo aber blieb die Liebe, die der Stellvertreter Gottes für seine Nächsten haben sollte, die Barmherzigkeit, die nur in der Liebe ist?

Besäße er sie, würde er dann jeden Sterbenden, ohne Wahl, auf sein baldiges Erscheinen vor dem höchsten Richter vorbereiten, würde er dann manchen Leidenden, besonders den jungen Menschenkindern, die noch so gerne in der sonnigen Welt bleiben möchten, das Einzige rauben, das sie überhaupt ihre Schmerzen noch ertragen läßt — die Hoffnung auf Besserung, — die Hoffnung auf Leben?

Bis jetzt hatte Else an den Tagen, an welchen der Geistliche in der Klinik erwartet wurde, stets Schwester Theodosia gebeten, keinen Besuch vorzulassen, der Bruder fühle sich zu schwach. Sie wußte, was ein Besuch Pastor Martens bedeutete und hatte ihm vorzubeugen gewußt. Heute, nur heute hatte sie nicht daran gedacht, daß „Besuchstag" war, der Gang zum Geheimrath hatte sie es ganz vergessen lassen. Nun war es zu spät. Dort saß der fromme, eifrige Gottesmann und warb für den Himmel. Gott kam ihr unbarmherzig, grausam vor, daß er solches dulden konnte. — Und sie war so ohnmächtig ... nicht einmal ein einziges Wort kam über ihre Lippen ... war sie denn gelähmt? ...

Sie fühlte etwas Heißes auf ihrer Hand. Sie fuhr empor. Die Geschwister waren allein. Der Bruder hatte sich vorgebeugt, um der Schwester Auge zu suchen; aus dem seinen war eine Thräne auf ihre Hand gefallen.

Er ergriff die Schwesterhand und drückte sie zärtlich mit abgemagerten Fingern.

„Elsing, mein Elsing! Heißt es scheiden ... wirklich?"

Das junge Mädchen raffte noch einmal alle Kraft zusammen und sagte mit irrem Lächeln, seine Hände streichelnd:

„Hat der tapfere Gottesstreiter mein Fritzel doch wirklich weich gemacht! Schau 'mal einer an! — Du ... Du mußt es ihm nicht übel nehmen, Du weißt ja, er denkt, es ist seine Pflicht. Und heute ist Dienstag, Besuchstag, da geht er halt mit seiner geliebten biblia von Bett zu Bett. Das ist ihm schon so zur Gewohnheit geworden. Es hat ja auch sein Gutes, das kann man ..."

Eine Bewegung des Bruders ließ sie innehalten. Der Kranke hatte die Arme ausgebreitet und sagte mit wehem Lächeln:

„Laß es gut sein, mein Elsing, es geht über Deine Kraft, das Schauspielern ..."

„Fritz," schrie das Mädchen auf, an des Bruders Seite niederbrechend, und die geliebte Gestalt im leidenschaftlichen Schmerze an sich pressend, als wollte sie sie nimmer freigeben, „Fritzel, glaube doch nicht, was der Pfaff' sagt, Du wirst gesund, Du wirst leben! Der Geheimrath hat es gesagt. Glaubst Du mir nicht? Habe ich jemals gelogen? ... Du wirst gesund ... der Geheimrath hat es gesagt, beim Allmächtigen Gott!! ..."

Aus der Hauptstadt.

Bahnhof Wertheim.

Von den tiefsinnigen Betrachtungen, welche die Hochbahngesellschaft über die geplante Tunnelstrecke in's Centrum hinein veröffentlicht, hat mir besonders eine gefallen. „Es darf als feststehende Thatsache gelten, daß über die einzelnen Baupunkte der Strecke Potsdamer Bahnhof-Hausvoigteiplatz zwischen den beiden Contrahenten eine Einigung erzielt ist." — „Würde auch schließlich die Genehmigung zur theilweisen Unterführung des jetzigen Reichsmarine-Amtes nicht ertheilt werden, so würde eben der Weg über den Potsdamerplatz genommen werden." Potsdamer Bahnhof, Potsdamer Platz. Daran ist nicht zu rütteln. Die neue Strecke der Untergrundbahn beginnt unmittelbar da, wo die alte aufhört. Selbstverständlich.

Man braucht nicht umzusteigen und nicht etwa erst durch Schmutz und Regen minutenlang nach einem anderen Bahnhof zu marschieren. Auf dem Potsdamer Platz fluthet der Verkehr zusammen; die Fahrgäste, welche hier mit der Wannsee- und Ringbahn, Straßenbahn, dem Omnibus eintreffen, sind mit wenigen Schritten im Untergrund-Bahnhofe. Vortrefflich. Uebrigens hat Niemand daran gezweifelt, daß es so kommen mußte. Es konnte ja gar nicht anders kommen. Die Einrichtung ergab sich ganz von selbst. Der gesunde Menschenverstand ...

Nun hat sich aber ein gewisser Herr Dr. Fritz Bernhard aufgethan und in einem Druckhefte behauptet, daß Gegenprojecte in der Luft schwebten. „Es wird," so berichtet er, „mit aller Bestimmtheit versichert, daß der Bahnhof nicht unter dem Potsdamer Platz, sondern unter oder unmittelbar vor dem Waarenhause Wertheim angelegt werden soll." Herr Bernhard erzählt uns, Wertheim beabsichtige damit, sämmtliche Fahrgäste in seinen Kaufpalast hineinzuziehen. Er lobt den Gedanken, vom Standpunkte des Waarenhauses Wertheim aus, und die Idee wiegt in der That Jandorff's Photographie-Bons und Tietzens Weiße Woche auf. Man weiß, wie's in einer ganzen Reihe deutscher Großstädte geniale Hôteliers treiben: der Eingang ihres Gasthauses schaut geradenwegs in die Bahnhofshalle. Hôtelbediente nehmen dem Reisenden an Stelle der Gepäckträger Koffer und Hutfutterale ab, eine prächtige, palmengeschmückte und mit dicken Teppichen belegte Treppe winkt, Portier, Oberkellner bemühen sich liebreich um den geehrten Gast, der gar nicht erst auf die Straße zu treten braucht, allen Aerger mit Droschkenkutschern spart. Wenn Fritz Bernhard Recht hat, will Wertheim es genau so machen. Die Vorstellung hat etwas Verlockendes: Statt der ungemein kurz angebundenen Hochbahnbeamten empfangen Wertheim's höfliche Leute den Ankömmling. Von altdeutscher Grobheit keine Spur mehr, keine volltönende Anschnauzerei. Wertheim wird gute Geschäfte machen.

Soweit wäre ja alles in Ordnung. Und nur wenig Unangenehmes bliebe. Die Anlage des Bahnhofes auf Wertheimschem Grund und Boden würde einen Faustschlag in's Gesicht aller Berliner Geschäftsleute bedeuten. Herr Dr. Fritz Bernhard weist mit Recht darauf hin, daß Jandorff, Tietz, Hertzog, Gerson, Baer Sohn und Andere nun auch Untergrundbahnhöfe werden haben wollen. Nicht mehr die Bedürfnisse des Berliner Verkehrs, sondern die Geschäftsinteressen einer großen Firma wären entscheidend. Nun, das ließe sich zur Noth ertragen. Zur Noth laufen wir alle gern durch Schnee und Sturm vom Potsdamer Bahnhof zu Wertheim, um die Untergrundbahn zu erwischen. Freudig tragen wir dazu bei, den Fußgängerverkehr auf dem ohnehin unsinnig überlasteten Potsdamer Platz noch zu erhöhen und damit die Gefahr zu vergrößern. Nur eins würde uns, wenigstens vorübergehend, verdrießen: das schallende Hohngelächter, welches zuversichtlich die ganze Welt anstimmt, wenn Berlin sich diese phantastische Schildbürgerei gefallen ließe.

Ich weiß nicht, ob der Broschürenschreiber, der sich für meinen Geschmack ein bißchen zu Jandorff-Tietzisch geberdet, genügenden Anlaß zu seiner Alarmbläserei gehabt hat. Für unmöglich halte ich es nicht, denn die Firma Wertheim wird genial geleitet und versteht von jeher ihren Vortheil wahrzunehmen, während man der Hochbahngesellschaft von beiden Vorwürfen keinen machen kann. Ich halte es durchaus für wahrscheinlich, daß sie eines hellen Morgens die Hauptstadt mit der Eröffnung überrascht, in Folge der ablehnenden Haltung des Reichstages, und um den Verkehr über den Potsdamer Platz nicht Jahre lang zu unterbrechen, und überhaupt und außerdem wolle sie die Centrumsstrecke im Hause

Digitized by Google

Wertheim beginnen lassen. Es wäre Wahnsinn, aber es hätte Methode. Der Broschürenmann bemerkt beiläufig, hinter Wertheim steht die Disconto-Gesellschaft. Nun steht aber hinter der Hochbahngesellschaft die Deutsche Bank. Eine Bank wird sich doch von der anderen nicht über's Ohr hauen lassen. Läuft die Hochbahn sich am Leipziger Platze todt, so verliert sie die Hälfte der Fahrgäste, die ihr sonst sicher wären. Diese Erwägung allein wird den höllischen Unsinn zu nichte machen, gegen den Herr Dr. Fritz Bernhand den gesunden Menschenverstand auf die Schanze ruft. Timon d. J.

Roßbach.

In den letzten Lebensjahren Kaiser Wilhelm's I. kam in den Kaisermanövern der Ernstfall auch nicht jedesmal zu seinem Rechte. Dem alten Herrscher wurde das Reiten immer schwerer, bis er es schließlich ganz aufgeben mußte und nur noch im Wagen sich den Truppen zeigen konnte. Hierdurch war er naturgemäß in Beobachtung und Beurtheilung ihrer Leistungen sehr behindert. Oft konnte er sich nicht dorthin begeben, wo besonders heftig gestritten wurde. Damit er aber unter allen Umständen noch Einiges von Bedeutung zu sehen bekam, wurde in seiner unmittelbaren Nähe manche Cavallerie-Attacke geritten, die tactisch eigentlich nicht gerechtfertigt war. Niemand im weiten deutschen Reich nahm hieran Anstoß; und auch die Presse des Auslandes, die auch schon damals unserer Armee nur gar zu gern etwas am Zeuge flickte, fand kein Wort des Tadels. Man nahm die nicht kriegsmäßigen Attacken hin, weil sie noch von verhältnißmäßig kleinen Abtheilungen ausgeführt wurden, und vor Allem, weil man davon durchdrungen war, daß im Uebrigen die Kaisermanöver in dem Maße, als es überhaupt nur möglich war, dem Ernstfalle angepaßt wurden. Hierfür bürgte kein Geringerer als der große Schlachtenlenker Moltke, der diese Manöver in höchst eigener Person entwarf und auch leitete. Nicht selten ist der hervorragende Soldat mehr Höfling gewesen, als es vielleicht im allgemeinen Interesse lag. Manchen Strauß gab es zwischen ihm und Bismarck; und die meisten Differenzen hatten ihren Grund in dem gar zu bereitwilligen Entgegenkommen Moltke's den Wünschen erlauchter Herren gegenüber. Niemals hätte dieser aber die Hand dazu geboten, daß unter seiner Leitung die Kaisermanöver sich so sehr von ihrem Zweck entfernten, als es bereits seit vielen Jahren unter seinen Nachfolgern geschieht. Das hatte Jeder auch im Gefühl; und als man von den eigenthümlichen Cavallerie-Attacken auf den Wagen, in welchem der alte Kaiser saß, in den Zeitungen las, wurde nicht einmal erwogen, ob sich denn dergleichen Dinge mit der Ausbildung des deutschen Heeres im Felddienst vereinigen ließen. Mit harmlosem Interesse verfolgte die öffentliche Meinung die alljährlich sich abspielenden großen Scheinkämpfe. Daß sie einmal auch der Gegenstand allgemeiner Beklemmungen werden könnten, ließ sich Keiner in den Sinn kommen. Wer wollte aber leugnen, daß sie es heute sind? Auch der in rebus militaribus Unerfahrene vermag sich nicht mehr der betrübenden Erkenntniß zu entziehen, daß in den Kaisermanövern vielfach nur noch das Auge berückende Schaustellungen geboten werden, hinter denen der Krieg, so wohl der wirkliche wie auch der Scheinkrieg, oft ganz verschwindet. Und was besonders charakteristisch ist, Bekümmerniß und Befürchtung pflegen sich schon zu regen, bevor die Truppen zu den Kaisermanövern ausrücken.

Eingeleitet werden die großen Manöver stets durch gewaltige Heerschauen, die nach einander der Kriegsherr über die zu ihnen heranzuziehenden Corps abhält. Vier Armee-Corps haben in der erster Woche dieses Septembers vor ihm paradirt. Alle wollten auf's Beste vor ihm bestehen. Deßhalb und weil sie wußten, ein wie hoher Werth gerade heute diesen Schaustellungen beigemessen wird, suchten sie sich auf sie mit einem Eifer vorzubereiten, der sich im Hinblick auf die Pflicht, die Truppen für den Krieg zu erziehen, recht seltsam ausnahm. Schon seit Anfang Juni rührten die vier Corps auf das Emsigste die Trommel zum Parademarsch. Immer und immer wieder mußten die Compagnien an ihren Hauptleuten, die Regimenter an ihren Kommandeuren mit aufgepflanztem Seitengewehr vorüberziehen, so daß selbst Laien sich besorgt fragten, ob denn auch mit Soldaten, die vorwiegend zu paradiren hätten, die Franzosen und Russen in die Flucht geschlagen werden könnten. Mit dem Beginn der Operationen bemächtigt sich aber der öffentlichen Meinung oft große, nur schwer zu meisternde Entrüstung. Als sie nicht mehr daran zweifeln konnte, daß bei Roßbach attackirt werden sollte, da hieß es unter ernsten Politikern dieses Mal: „Also dazu wird die Kleinigkeit von 96 Bataillonen, 104 Schwadronen und 102 Batterien auf die Beine gebracht.“ In der Presse stand dies zwar nur zwischen den Zeilen. Desto lauter machte sich aber der Unwille in den Gesprächen Luft. Indessen der Wahrheit die Ehre: nicht immer hatten die gewaltigen Truppenmassen ausschließlich decorativen Zwecken zu dienen. Mitunter sah es auch wie wirklicher Krieg aus. Immerhin konnte noch so viel des Nichtkriegsmäßigen festgestellt werden, daß ein vaterlandstreues Gemüth sich auf's Schwerste beunruhigt fühlen mußte. Und dabei war noch kurz vor Eintritt in die Operationen allen Führern und Unterführern kriegsmäßiges Befehlen und Handeln besonders an's Herz gelegt worden; vermutlich weil man sich noch in letzter Stunde des Urtheils englischer Correspondenten über das vorige Kaisermanöver erinnert hatte, das sie in den Ausruf zusammengefaßt hatten: „It was no war“. Aber fast immer erweist sich die Gewohnheit stärker als der Wille. Weil es unter dem gegenwärtigen Course in den Kaisermanövern auf Kriegsmäßigkeit bisher nur wenig ankam, glaubte man auch dieses Mal oft genug, sie außer Acht lassen zu können.

Der Annahme nach war die rothe Armee-Abtheilung am 6. September gründlich geschlagen und zum Rückzug hinter die Saale gezwungen worden. Den Fluß vor der Front, wollte sie Kräfte zu neuem Widerstand sammeln und ihn diesseits der Saale leisten. Als am 7. die blaue Abtheilung folgte und sich dem Flusse näherte, wurde sie auf das Angenehmste überrascht. Die Brücken von Weißenfels waren stehen geblieben. Ja, nicht bloß dies. Man hatte auch unterlassen eine Pontonbrücke abzufahren, über die einige Tage vorher Truppen zu ihrer Parade gerückt waren. Aber wie können denn im Frieden feste Brücken zerstört werden? Und warum sollte die Pontonbrücke beseitigt werden, wenn man sie vielleicht später zu einem anderen Friedenszweck benutzen wollte? So radicale Maßnahmen verlangt die kriegsmäßige Darstellung der Operationen in den Manövern gar nicht. Nur einzelne Leute waren an die Uebergänge mit einem Zettel in der Hand zu stellen, der den Vermerk trug, daß sie als zerstört anzusehen seien. Im Ernstfall wäre auch der schmalste Steg abgerissen, in einem Manöver unter den Augen Seiner Excellenz jede Brücke auf das Peinlichste mit einem orientirenden Posten bedacht worden. In dem Kaisermanöver konnten die einfachsten Regeln der Tactik übersehen werden. Warum? Vielleicht weil Kaisermanöver war.

Viele tausend deutsche Offiziere sind in den letzten Feldzügen kampfunfähig geworden, aber nur verhältmäßig wenig Generäle. Haben diese etwa geringeren Muth gezeigt als die Offiziere? Sie befanden sich während des Gefechts nur an der richtigen Stelle; dort hinter der Front, wo die persönliche Gefahr weniger groß war. Wie hätten sie auch sonst in Ruhe ihre Entschlüsse fassen und ihren Truppen den Führer erhalten können? Aus demselben Grunde wird schon seit längerer Zeit mit eiserner Strenge darauf hingewirkt, daß kein Offizier sich während des Kampfes persönlich mehr exponirt als es unbedingt nöthig ist. Dem Leutnant wird beinahe der Kopf abgerissen, wenn er diesen auch nur um einige Centimeter aus der liegenden Schützenlinie herausstreckt, dem Bataillons-Kommandeur womöglich mit dem Abschied gedroht, wenn er auf 800 Meter vom Feinde noch zu Pferde bleibt. In dem diesjährigen Kaisermanöver hielten aber mehrere führende Generäle mit ihren Stäben hoch zu Roß in den vordersten Reihen, einer sogar vor der eigenen Schützenlinie, als wenn sie ein kugelsicherer Panzer schützte. Aber wie ist dies möglich? Nur die Eigenthümlichkeit der Kaisermanöver kann die Erklärung hierfür geben.

Immer größer wird die Tragweite und Treffsicherheit der Feuerwaffen; und demzufolge wächst auch die Entfernung, auf welcher die Infanterie sich bemühen muß, die Ueberlegenheit über die feindliche Infanterie herbeizuführen. Vor noch gar nicht langer Zeit versuchte sie es noch auf 400 Meter. Jetzt halten manche Tactiker schon 500 Meter für zu nahe. Zu verheerend wirkt eben auf den kürzeren Entfernungen das heutige Feuer. Nach den Berichten durchaus einwandfreier Augenzeugen lagen sich aber in dem diesjährigen Kaisermanöver Schützenlinien auf 50 und geschlossene Abtheilungen auf 150 Meter längere Zeit gegenüber, ohne daß sich ihre Führer der sonderbaren Lage bewußt wurden, und ohne daß auf diese von berufener Seite hingewiesen worden wäre. Wieder können nur die Eigenthümlichkeiten der Kaisermanöver des Räthsels Lösung bringen. Daheim bei den Gefechtsübungen von der Garnison aus und in jedem anderen Manöver thäte ein Leutnant oder ein Hauptmann lieber sonst was, ehe er im Feuergefecht dem Gegner so nahe am Leibe bliebe.

Ob wohl die Herren von der Cavallerie nicht etwas ärgerlich wurden, als sie nach der Rückkehr aus dem Kaisermanöver die Zeitung in die Hand nahmen und die Kritik ihrer jüngsten Leistungen lasen? Auch die Officiösen haben es schon verrathen, daß die Heeresverwaltung die Mittel zu einer bedeutenden Vermehrung der Cavallerie verlangen wird. Zum Glück ist der Reichstag in militärischen Dingen so unschuldig wie ein neugeborenes Kind. Vermöchte er das von sachkundigen Manöver-Correspondenten über die Cavallerie gefällte Urtheil nur einigermaßen zu würdigen, ich wette, er würde nicht eine Schwadron über den gegenwärtigen Etat hinaus bewilligen. Haben die Berichterstatter richtig gesehen, so weiß unsere Cavallerie von ihrer vornehmsten Aufgabe viel zu wenig. Bis zur Schlacht von St. Privat-Gravelotte meinte sie, sie verstünde ihr Geschäft nicht, wenn sie nicht sofort attackirte, wo sich nur immer die Gelegenheit dazu bot. Und noch in der Schlacht selbst wurden für etwaige Attacken Cavallerie-Divisionen vorsichtig zurückgehalten, während die Stellung der Franzosen meistens durch einzelne Officiere unter großen Schwierigkeiten erkundet werden mußte. Erst als die deutschen Heeresmassen sich von Metz auf Paris wandten, setzte jene geniale Verwendung der Cavallerie-Divisionen weit vor der allgemeinen Front ein, durch welche die Hauptquartiere ebenso schnell wie erschöpfend über Bewegungen und Absichten des Feindes unterrichtet wurden. Seitdem stand es fest, daß die Cavallerie an erster Stelle aufzuklären, d. h. zu erkunden habe, wo der Gegner steckt, wenn er anzugreifen ist, aus welcher Richtung man ihn zu erwarten hat, wenn man glaubt seinem Angriff entgegensehen zu müssen. Will man aus dem Verhalten der Cavallerie-Regimenter im letzten Kaisermanöver Schlüsse ziehen, so könnte man fürchten, sie hätten sich die in der Zeit vor Gravelotte

Digitized by Google

herrschenden Anschauungen wieder angeeignet. Nicht in einem, sondern in verschiedenen Fällen haben sie von der bedrohlichen Nähe großer Truppenkörper nicht das Geringste erfahren, so daß es diesen ein Leichtes war, überraschend aufzutreten. Und dies war noch möglich, trotzdem sich die Aufklärer mit der üblichen Unverfrorenheit über alle Feuerwirkung hinwegsetzten. In billigem Heldenmuth ritten sie nicht bloß bis auf die kürzesten Entfernungen an den feuernden Feind heran; mitunter brachen sie auch durch seine Schützenlinie, um hinter diese sehen zu können. Ja, wenn die Cavallerie des Kaisermanövers dann wenigstens noch in ihren Attacken glücklich gewesen wäre! Aber auch den Trost hatte sie nicht, konnte sie Anderen nicht gewähren. Wenn sie attackirte, vollführte sie nicht selten einen Todesritt. Schon am ersten Manövertage ereilte sie eine solche Katastrophe. War einmal aber eine Attacke dringend geboten, so war sie zufällig nicht zur Stelle. Indessen das muß rund heraus gesagt werden: die Schuld an dieser scheinbaren Unzulänglichkeit trifft sie nicht. Auch in sonst klaren Köpfen mußten die großen Cavallerie-Attacken, die seit zehn Jahren und länger in jedem Kaisermanöver wiederkehren und nach dem Urtheil aller in ihren Lebensstellungen noch unabhängigen Sachverständigen ein Hohn auf die Feuerwirkung sind, die schlimmsten Verwirrungen anrichten. Mit dem einmaligen Todesritt in dem Manöver ist es doch nicht abgethan. Die höchsten Anforderungen werden durch ihn an Mann und Pferd gestellt. Langer, mühsamer vorbereitender Arbeit bedarf es, um ihnen zu genügen. Ist es da nicht vollkommen begreiflich, wenn sich das Verständniß für die Aufgaben der Cavallerie im wirklichen Kriege und im normalen Manöver immer mehr verflüchtigt? Meint aber die deutsche Cavallerie, sie sei durch die Berichte über das letzte Kaisermanöver dem Verdacht preisgegeben, sie leiste nicht mehr, was sie zu leisten habe, so möge sie sich an Diejenigen halten, für die ein Kaisermanöver kein Kaisermanöver mehr ist, wenn in ihm nicht 18 bis 20 zu einem Corps vereinigte Regimenter gegen einen bereits gewarnten Feind in dröhnender Attacke über die Stoppeln jagen. Die verhängnißvollen Wirkungen dieser Art von Schlachtenreiterei glaubten selbst die Klügsten erst in einem wirklichen Kriege erwarten zu dürfen. Nun ist im diesjährigen Kaisermanöver offenbar geworden, daß sie auch schon den Scheinkrieg in der bedenklichsten Weise beeinflußt. Nicht nur weil sich auch an ihr die Eigenthümlichkeiten der Kaisermanöver geltend machten, klärte sie oft nichtkriegsgemäß auf, war sie ebenso häufig nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe; an vielem ließ sie es auch deßhalb fehlen, weil sie in Folge der intensiven Vorbereitung auf das Kaisermanöver es nicht besser verstand.

In richtiger Würdigung der jetzt üblichen Kaisermanöver als vorwiegend militärische Schaustellungen waren die gewaltigen Cavallerie-Attacken des vorigen Jahres von militärischen Sachverständigen die Clous der Manöver genannt worden. Die Attacke von Roßbach ist der Clou des diesjährigen Kaisermanövers gewesen. Sie war es so sehr, daß sie die sämmtlichen Operationen entscheidend zu beeinflussen schien. Damit in dem Gelände, in welchem in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Preußens großer König durch Seydlitz die Franzosen zu Paaren treiben ließ, von preußisch-deutscher Cavallerie, allerdings mehr imposant schneidig, wieder attackirt werden konnte, mußten ungezählte Truppenmassen in dieses Gelände dirigirt werden, um nach dem Clou in das Gebiet hinübergeleitet zu werden, wo, den Eindruck hatte man, das eigentliche Manöver sich abspielen sollte. Es war dies keine leichte Aufgabe; und es kann auch nicht behauptet werden, daß sie gerade geglückt wäre. Tage lang haben sich die beiden einander gegenüberstehenden Armee-Abtheilungen auf viel zu engem Raum bewegen müssen; und hierdurch wurden Situationen herbeigeführt, die im Kriege äußerst selten sind, im Scheinkriege aber niemals vorkommen sollten. Zu verschiedenen Malen geriethen Freund und Feind so sehr unter einander, daß Stunden bis zur völligen Entwirrung des Chaos und zur Wiederaufnahme der Operationen vergehen mußten. Aber so klar es auch war, daß die Attacke von Roßbach der äußere wie innere Drehpunkt des ganzen Kaisermanövers war, als Clou ist sie von den Berichterstattern nicht mehr ausgegeben worden. Sicherlich ist dieser Ausdruck übel vermerkt worden; und um nicht mit officiellen Mittheilungen über den Gang des Manövers im nächsten Jahr noch kürzer als in diesem gehalten zu werden, haben die Herren Reporter Alles vermieden, was an manchen Stellen verstimmen konnte. Sehr wahrscheinlich haben sie aus demselben Grunde auch unterlassen darauf hinzuweisen, daß bei keiner der früheren Cavallerie-Attacken die theatralischen und decorativen Momente so unverhüllt zu Tage getreten sind, wie in diesem Jahre bei der Attacke von Roßbach. Mit noch größerem Recht als die früheren verdient sie die Bezeichnung als Clou. Daß der zu attackirende Gegner Tags zuvor bis auf wenige Schwadronen seiner Cavallerie in grausamer Weise beraubt wird, ist nichts Neues mehr. Daß aber dem so Beraubten auch noch besonders schwere Aufgaben, die ohne Cavallerie kaum zu lösen sind, gestellt werden, das setzt natürlich dem Nichtkriegsmäßigen die Krone auf. Noch im höheren Grade als sonst waren daher auch alle Acteurs von der ausschließlichen Bedeutung der großen Attacke als militärisches Schauspiel durchdrungen. Ganz genau konnten sie vorher den Flügel angeben, auf den sich die Reiterschaar stürzen würde; und wenn die Attackirten sich doch noch überrascht zeigten, so war dies nichts Anderes als ein ebenso loyales wie liebenswürdiges Eingehen auf die mit der Attacke verfolgten Absichten. Leider waren die Mannschaften nicht so feinfühlig wie die Officiere. Als die attackirenden Regimenter mit Hurrah in sächsische Batterien eindrangen, stimmten die Kanoniere lustig in das Hurrah ein und gaben so mit einer Deutlichkeit, wie sie besser nicht zu wünschen war, zu verstehen, was sie von der Attacke von Roßbach hielten. Selbstverständlich werden sich die Officiere bemüht haben, ihre Leute sogleich zum Schweigen zu bringen. Aber in der politischen Welt wird das Hurrah der sächsischen Kanoniere noch nicht so bald verstummen. Ich fürchte, der preußische Kriegsminister wird es auch im Reichstag wieder zu hören bekommen, wenn dort abermals gegen die zweckwidrigen, wider alle tactischen Grundsätze verstoßenden, überaus kostspieligen Cavallerie-Attacken, die jetzt üblichen Clous der Kaisermanöver, Einspruch erhoben werden wird. Seinem Vorgänger gelang es nicht, die Ankläger zu widerlegen. Ihm dürfte es sicherlich ebenso wenig gelingen. Unmögliches kann auch er nicht möglich machen, und wollte er auch mit dem ganzen, ihm zu Gebote stehenden Sarkasmus den Gegnern auf den Leib rücken.

Empfanden zwar die militärischen Correspondenten in diesem Kaisermanöver eine begreifliche Scheu, von einem Clou zu sprechen, so blieb einer der Herren doch wenigstens im Bilde, indem er der hervorragenden Regiekunst der Manöverleitung uneingeschränkte Bewunderung zollte. Namentlich in den Tagen nach dem diesjährigen Roßbach hätten sich die Actionen in mannigfache, oft sogar örtlich weit von einander geschiedene Einzelkämpfe der Unterabtheilungen verloren, so daß die hohen Kritiker und Zuschauer im Grunde nur von Scene zu Scene hätten reiten brauchen. Unbedingt schon ein recht bemerkenswerther Erfolg. Noch um Vieles glänzender bewährte sich aber die Regiekunst am letzten Manövertage. Dieser gehörte zu jenen Tagen, an denen, wie sich ein hoher Herr gern ausdrückte, unausgesetzt gesiegt werden muß. Bekanntlich geht in der Mitte des Septembers bei uns die Sonne schon verhältnißmäßig spät auf. Aber bereits um die Mittagsstunde konnte der Telegraph der staunenden Welt verkünden, daß der Angriff von Blau mit drei Armee-Corps gegen die von Roth vertheidigte, fast eine deutsche Meile breite Stellung nicht nur gelungen sei, sondern auch zu einem zweiten Sedan geführt habe. Roth wäre umzingelt worden. Nun war der Vertheidiger allerdings nur markirt worden; und dem markirten Feinde steht es schon in den Sternen geschrieben, daß er geschlagen wird. Aber daß er unter den obwaltenden Umständen beinahe oder sogar vollkommen eingeschlossen werden konnte, verräth doch das unsichtbare Walten eines äußerst geschickten Regisseurs. Selbst wenn die Schiedsrichter auf das Glücklichste in den Gang der Handlung eingriffen, so war doch immer noch mit vielen Zwischenfällen zu rechnen, von denen jeder einzelne den Sieg hätte in Frage stellen können. Einen günstigeren äußeren Abschluß hätte das Kaisermanöver gar nicht erhalten können. Trotzdem kann ein ehrlicher Mann keine Freude an ihm haben. Länger als zehn Jahre ist es her, daß der oberste Kriegsherr, der es zu allgemeiner Genugthuung nicht verschmäht, sich in der Führung von Truppen auf dem Gefechtsfelde zu üben, einmal unterlegen ist. Täuscht mich mein Gedächtniß nicht, so war der bekannte General von Pape, der Sieger von St. Marie-aux-Chaines, der Erste und Letzte, der über ihn einen Sieg davongetragen hat. Daß das Kriegsglück Launen hat, gegen die nicht einmal Helden wie Friedrich der Große und Napoleon I. gefeit sind, hat der oberste Kriegsherr in der Praxis der Scheinkämpfe seit dem Tage von Müncheberg niemals wieder erfahren können. Nur zu menschlich wäre es aber, wenn sich in Folge dessen in ihm die Vorstellung festsetzte, daß er bei tactischen und strategischen Anordnungen unter allen Umständen das Richtige träfe. Wie aber, wenn er sich auch im Ernstfalle von dieser Vorstellung nicht frei machen könnte? Ich brauche hier wohl nicht auszuführen, wie bitter sich vielleicht dann die Manöversiege rächen werden. Auch dazu sollen die Scheinkämpfe im Frieden dienen, daß sich in ihnen der Heerführer von der Launenhaftigkeit des Kriegsglückes überzeugt. Selbstvertrauen gehört zu den unerläßlichen Eigenschaften des Feldherrn. Wer es aber über Gebühr nährt, fordert das Verhängniß unmittelbar heraus. Als am letzten Manövertage das erlösende Signal „Das Ganze sammeln!“ ertönte, eilten in Schaaren die Gratulanten auf den Chef der Manöverleitung zu. Wozu mögen sie ihn eigentlich beglückwünscht haben? Hätte man nicht vielleicht besser gethan, ihm zu dem unvergleichlichen Erfolge der von der Manöverleitung geübten Regie zu condoliren? War nicht am letzten Tage im Grunde am Schwersten und am Nachhaltigsten gegen die Forderungen einer ernsten Erziehung unserer Führer und Mannschaften für den wirklichen Krieg gefehlt worden? Möglich, daß am 11. September die Gefechte kriegsmäßiger verlaufen sind als sonst. Die Anlage der großen Schlacht zeigte mehr als alles Andere die Merkmale unserer jetzigen Kaisermanöver. Sie war in ihrem Endzweck durch und durch, ja brauchen wir einmal das spröde Wort, unkriegsmäßig.

In der Besprechung, in welcher zum Schluß wie üblich das ganze Manöver einer Beurtheilung unterzogen wurde, soll den Truppen und ihren Führern viel Schönes gesagt worden sein. Dies klingt sehr glaubwürdig. So enden alle Kaisermanöver. Es wird aber auch berichtet, daß dieses Mal das Lob besonders reichlich und mit ungewöhnlicher Wärme gespendet worden sei. Auch das ist mehr als wahrscheinlich. Denn hiervon zeugen die unmittelbar nach dem Kaisermanöver veröffentlichten Erlasse und die Beförderung und Ehrung mehrerer Generäle, die auf dem Manöverfelde thätig gewesen sind. Zum Dritten wäre es aber auch eine große Härte gewesen, wenn man Truppen und Officiere nach diesem Manöver ohne besonderen Dank und ohne besondere Anerkennung in die Garnisonen entlassen hätte. Solche Anstrengungen wie in der zweiten Woche des Septembers im Jahre 1908 sind deutschen Soldaten

Digitized by Google

mitten im Frieden wohl noch niemals zugemuthet worden. Nach den Vorschriften soll in den Herbstübungen auf jeden zweiten oder dritten Uebungstag ein Ruhetag folgen, damit Mann und Pferd sich einmal verschnaufen können und aus der Erholung neue Lust und neue Kräfte zur Fortsetzung des Werkes schöpfen können. Von dieser Bestimmung ist zwar für die Kaisermanöver auch schon früher abgewichen worden. Dafür gingen sie aber bereits am vierten Tage zu Ende. Das diesjährige Kaisermanöver hat ohne Ruhetag fünf Tage gedauert. Und wie verliefen diese fünf Tage? Immer kürzer wurde die Nachtruhe, und das Marschieren wollte nicht „abreißen". War es zu verwundern, wenn die Berichterstatter an den letzten Tagen eine große Zahl maroder Leute feststellten? Auch den körperlichen Kräften des Menschen sind Grenzen gesteckt. Nur ein Act der Gerechtigkeit wurde mit der den Truppen in reichem Maße gespendeten Anerkennung vollführt. Und die hierdurch hervorgerufene glückliche Stimmung mußte den nach schwerer Arbeit Heimkehrenden auch von Denen gegönnt werden, die sie nicht theilen können.

Nein, wer es aufrichtig mit dem Vaterlande meint, kann die frohe Stimmung über den Abschluß des diesjährigen Kaisermanövers nicht theilen. Die Sorge und Entrüstung, mit denen der ernste Politiker es beginnen, und es sich abspielen sah, bestehen ungeschwächt fort und übertragen sich auch auf die schon jetzt von der Tagespresse angemeldete Kaisermanöver des nächsten Jahres. Erst dann wird man wieder, wie zu Kaiser Wilhelm's I. Zeiten, dem Verlauf der alljährlichen großen Scheinkämpfe mit harmlosen Interesse folgen können, wenn für sie die von Moltke aufgestellten Grundsätze erneute Geltung erhalten, d. h. wenn dem Nichtkriegsmäßigen, das ihnen jetzt an allen Ecken und Enden anhaftet, und das die Ausbildung und damit die Tüchtigkeit des deutschen Heeres in Frage zu stellen droht, der Krieg bis auf's Messer erklärt wird. C. v. W.

Dramatische Aufführungen.

Geographie und Liebe. Lustspiel in drei Acten von Björnstjerne Björnson. (Berliner Theater.)

Der alte Seebär kann auch gemüthlich und hausväterlich lustig werden, wenn er will. Wem gefällt es denn, Tag aus Tag ein auf hoher Wacht zu stehen, unaufhörlich mit neuen Gedanken zu ringen und den Zeitgeist mit der Nase auf ferne Ziele zu stoßen? Björnson setzte sich also gelegentlich hin und schrieb einen Schwank, wie andere Schwänke mehr sind. Moser'sche, Kadelburg'sche, Schönthan'sche Effecte, nur ohne deren knallende Fidelität. Blumenthal'scher Dialog, eine Spur Bisson'scher Verwogenheit, doch alles norwegisch umgemodelt. Man wird nicht kalt und nicht warm bei diesem Gemisch. Zuweilen aber stellt sich dann ganz unerwartet der kluge Alte mit dem Löwenkopfe, der Dichter Björnson selber ein, und seine Worte, die in seine Seelen blicken lassen, goldklare Lebensweisheiten, wie sie nur ein Poet zu sagen weiß, schmücken das Werk.

Leider macht gerade dies Durcheinander von Gutem und — sagen wir, Mittelmäßigem das Lustspiel stylwidrig und zerfahren. Wir kennen den Geographieprofessor, der Niemanden an seine Landkarten und Notizzettel heranläßt, Niemandem erlaubt, das Studirzimmer zu reinigen, wir kennen die Caricatur zu genau aus unseren Witzblättern. Björnson hat sie nicht sauberer umrissen, und die Darstellung im Berliner Theater ist gleichfalls in den Ulkton verfallen. Wenn nun der Wissenschaftswüthrich durch sein wildes Gebahren alle lieben Hausgeisterchen verjagt, zuletzt ohne Weib und Kind haust, und dann plötzlich merkt, daß er in der langersehnten Einsamkeit jämmerlich zu Grunde geht, so könnte diese karge Handlung doch von einem wirklichen Lustspieltalente köstlich beseelt werden. Aber der Norweger kommt über trockene Späßelei nicht fort. Der Humor bleibt arm und unfruchtbar, und das bißchen Blüthengerank, welches sich um das Holzgerüpp schlingt, verdeckt die Blößen nicht. Man hat dem Dichter keinen Gefallen gethan mit der Ausgrabung des alten spießbürgerlichen Stückes, dem schon vor langen Jahren, ehe Björnson bei uns modern war, hier eine schwere Niederlage bescheert wurde. Zum dritten Mal wird es kaum wiederkehren.

Offene Briefe und Antworten.

Der Kampf um die Jugendschriften.

Eine Erwiderung von Herm. L. Köster (Hamburg).

In Nr. 29 der „Gegenwart" findet sich ein Artikel von H. E. Steigenbrecht, der sich gegen die Thätigkeit der „vereinigten Deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften" wendet. Dieser Artikel bedeutet von Anfang bis Ende eine große Donquichoterie; denn Alles das, wogegen der Verfasser des Artikels kämpft, existirt lediglich in seiner Einbildung. Fast in allen Punkten ist das Gegentheil richtig. Als Vorsitzender der vereinigten Prüfungsausschüsse liegt mir daran, den Lesern der „Gegenwart" ein richtiges Bild unserer Thätigkeit zu geben.

Schon die Schilderung der Entstehung unserer Vereinigung durch Herrn St. giebt ein falsches Bild. Prüfungsausschüsse für Jugendschriften bestehen schon lange, in Dresden z. B. über 25 Jahre. Im Jahre 1891 vereinigten sich 7 Ausschüsse zu gemeinsamer Arbeit; im Lauf der Jahre nahm diese Vereinigung stetig an Umfang zu; zur Zeit gehören über 50 Ausschüsse in allen deutschen Staaten der Vereinigung an (nicht in Oesterreich, wie der Verf. meint). Das Organ der Ausschüsse, die „Jugendschriften-Warte" (Verlag Wunderlich-Leipzig, jährl. 1,20 M.), wurde 1893 gegründet; es erscheint monatlich in einer Auflage von 35 000 Exemplaren. Worin die „Einseitigkeit" und das „literarische Spießbürgerthum" des „Unternehmens" besteht, ist wohl ein Geheimniß des Herrn Steigenbrecht; ebenso begierig bin ich auf die „Nörgeleien und das Potpourri von Meinungen, die im engen Kreise der Prüfungsausschüsse zum Ausdruck kamen", so daß „es schien, als wüßte der größere Teil des Ausschusses selbst nicht recht, was er wolle". Ich kann ja nicht wissen, woher Herr St. diese seine Kenntniß bezogen hat. So weit ich orientirt bin, kann ich versichern, daß wir ganz genau wissen, was wir wollen — Herr St. hat davon allerdings keine Ahnung.

Wir wollen „der Kunst den Platz erobern, der ihr gebührt, in der Schule zunächst, und durch die Schule im Leben des Kindes und des Menschen überhaupt. Durch die Kunst das Empfindungsleben zu erweitern und zu verfeinern, daß die Menschen in immer höherem Grade der Freude an der Kunst theilhaftig werden, das ist unser innigster Wunsch".*) Darum verlangen wir von der Jugendschrift, daß sie ein Kunstwerk sei, daß ein Dichter, ein wirklicher Dichter sie geschrieben habe, und daß der Bildschmuck von einem wirklichen Künstler stamme, der dem Kinde Etwas zu sagen habe. Als wir mit diesem Maßstab an die Jugendschriften kritisch herantraten, die seit Jahren den Markt beherrschten, da erkannten wir bald, daß unter den vielen Tausenden nur sehr, sehr wenige das Kriterium des echten Dichter-, des echten Künstlerwerkes aufwiesen.

Auf dem Gebiet der Jugendschrift wuchert besonders stark die dilettantische Vielschreiberei; für die Jugend glaubt Jeder schreiben zu können. Einzelne Schriftsteller schreiben ganze Serien zusammen. Und Niemand kümmerte sich um diesen ganz außerordentlich wichtigen Zweig der Literatur; die Kritik ging achtlos daran vorüber. In den Zeitungen wurden — und werden noch heute — zur Weihnachtszeit die „Besprechungen" abgedruckt, die von den Verlegern eingeschickt werden. Daß sie ausnahmslos lobend sind, versteht sich von selbst. Da kamen die Prüfungsausschüsse und fingen an, diese für die Jugend zurechtgeschriebenen „Werke" einmal mit literarischem Maßstab zu messen. Denn wir sagten uns, wer als Erwachsener in ein Verhältniß zu unserer Literatur treten soll, dem darf als Kind nicht erst der Geschmack verdorben werden, sondern der muß schon in der Jugend gute Sachen lesen. Daß die Werke, die das Kind kennen lernen soll, sein Interesse erwecken müssen, ist ja selbstverständlich, weil sonst das Kind die Bücher einfach nicht liest. Es giebt nicht allzu viele Bücher, die unseren Anforderungen entsprechen. Immerhin aber konnten wir zu Weihnachten 1902 ein Verzeichniß mit fast 300 Büchern herausgeben (die belehrenden Schriften eingeschlossen), und dann sind wir der Meinung, es komme nicht darauf an, daß die Kinder viel lesen — ganz im Gegentheil.

Nun wirkt es in dem Artikel des Herrn St. ganz besonders komisch, daß er uns vorwirft, wir wollten, daß die Kinder „moralisirende" Geschichten lesen, während wir gerade Geschichten mit aufgepfropfter Moral mit aller Energie bekämpfen. Und das, was Herr St. verhindern möchte, die Entwickelung von „Schablonencharakteren", das zu verhindern ist auch unser sehnlichster Wunsch. Die Kunst, die, von Individuen geschaffen, sich an Individuen wendet, ist uns ein Mittel, den einzelnen verschiedenen Naturen gerecht zu werden. Und wenn das Kunstwerk lustig ist, wenn es uns und die Kinder lachen macht, um so besser. Herr St. kämpft gegen Windmühlen, wenn er meint, wir gingen mit ängstlicher Vorsicht „allen Darbietungen aus dem Wege, die nur einigermaßen das Genre herzerquickender Komik streiften". Wilhelm Busch, den er anführt, empfehlen ja auch wir, und wenn wir den Ritter von la Mancha nicht in unserem Verzeichniß haben, so liegt es daran, weil wir bisher vergeblich nach einer guten Bearbeitung suchten. Daß Kinder den ganzen Don Quichote nicht lesen können, wird wohl auch Herr St. zugeben.

Und dann soll bei uns „gelegentliche Caricatur" verpönt sein, bei uns, die wir den „Fitzebutze" und die Bücher von Probst empfehlen! Und „keckes Sich-selbst-behaupten"! Ja, wo ist denn das „verpönt"? Es ist zwecklos, auf all' die Einzelheiten einzugehen, bei denen Herr St. vorbeihaut. Ich bitte nur die Leser, Einsicht zu nehmen in unser „Verzeichniß empfehlenswerther Jugendschriften".**) Nur auf einen Punkt muß ich noch eingehen. Herr St. schmäht auch unsere Hauptarbeit, die Herausgabe guter billiger Bücher für die Jugend. Er sagt, ohne weiter den Beweis zu führen, wir hätten selbst oft minderwerthige Waare auf

*) „Zur Jugendschriftenfrage", Leipzig, Wunderlich, Seite 2.

**) Gratis zu erhalten durch Herrn W. Senger, Hamburg 22, Wagnerstr. 53.

Digitized by Google

den Markt gebracht. Es sei mir gestattet, unsere billigen Bücher, an deren Herausgabe sich für uns, das sei nebenbei bemerkt, kein pekuniärer Vortheil knüpft, hier zu nennen. Es erschienen 1898 Theodor Storm, „Pole Poppenspäler" (0,50 M.); 1899 Peter Rosegger, „Als ich noch der Waldbauernbub war" (0,70 M.), „Märchen ohne Worte" (0,50 M.); Liliencron, „Kriegsnovellen" (1 M.); 1900 Rosegger, „Waldbauernbub II" (0,70 und 0,90 M.); Fehrs, „Ut Jhlenbeck" (0,50 M.); Güll, „Kinderheimat in Liedern" (0,70 M.); 1901 Oskar Pletsch, „Der alte Bekannte" (1,50 M.), „Thiergeschichten" (0,60 M.); Uhland, „Gedichte" (0,50 M.); Liliencron, „Gedichte" (0,75 M.); 1902 Pletsch, „Gute Freundschaft" (0,90 M.), „Thiermärchen" (0,60 M.); Andersen-Speckter, „Märchen" (1 M.); Rosegger, „Waldbauernbub III" (0,70 und 0,90 M.); Raabe, „Deutsche Noth und deutsches Ringen" (0,90 M.), „Vom goldenen Ueberfluß" (Gedichte, 1,60 M.). In diesem Jahr werden weitere Ausgaben folgen, z. B. Baierlein, „Bei den rothen Indianern"; Hebel-Reinick, „Allemannische Gedichte" u. A. m.

Der Erfolg dieser billigen Bücher ist ein ganz hervorragender; so war von „Pole Poppenspäler" die erste Auflage von 10 000 Exemplaren im ersten Jahr vergriffen; von den drei Waldbauernbub-Büchern sind jetzt über 75 000 Exemplare verkauft. Ganz so hohe Zahlen weisen die anderen Bücher allerdings nicht auf („Thiergeschichten" z. B. im ersten Jahr 6000 Exemplare, „Thiermärchen" 8000 Exemplare). Aber davon abgesehen, was giebt Herrn St. Angesichts dieser Ausgaben das Recht, von „minderwerthiger Waare" zu sprechen? — Zum Schluß nur noch das eine: Wir haben nicht die geringste Ursache, „eine durchgreifende Reform in der Art der Beurtheilung von Jugendschriften einzuführen"; wir können mit dem Erfolg unserer Arbeit schon zufrieden sein.

Noch einmal die Philosophie des Beamtenthums.

Sehr geehrte Redaction!

Erlauben Sie mir freundlichst einige Bemerkungen im Anschluß an den Artikel Georg Biedenkapp's „Philosophie des Beamtenthums".

Wir Kaufleute haben unsere Beamten unter uns, neben uns; denn was sind die Buchhalter (Nichts-als-Buchhalter) anderes? Die Resultate, die sie in gleichmäßigem Fleiße zusammenstellen, hemmen zuweilen unsere kaufmännische Unternehmungsfreude auf's Verdienstlichste.

Wo aber, möchte ich fragen, ist unter den Beamten die Stelle Desjenigen, der auf verbessernde Aenderungen sinnt, Vorschläge freudig entgegennimmt, sich alle Anregungen, die aus öffentlichen Erörterungen hervorgehen, gesagt sein läßt und darnach handelt? Man sollte glauben, der erste Beamte zum Mindesten — jeder Kategorie — übte das schöne Vorrecht der Initiative stolz und freudig.

Das ist aber nicht der Fall.

Ich habe seit vielen Jahren, wo auch immer ich Etwas nicht in Ordnung finden mochte, mich an die Behörde gewandt, kann aber nur sagen: behandelt werden Anregungen aus dem Publicum — wie eine Ruhestörung.

Eine einzige Ausnahme habe ich kennen gelernt: das war Stephan.

Am Schwerhörigsten habe ich den Berliner Magistrat gefunden. Das sage ich als Liberaler, und kann es reichlich belegen. Woran mag es wohl liegen, daß selbst die Spitzen der Behörden so wenig Initiative erkennen lassen? Legt sich die Kritik, die ja in Schrift und Wort einen ganz ungeheuerlichen Raum einnimmt, wie Mehlthau auf die Schaffensfreude? Zu verwundern wäre daran kaum Etwas. Müßten wir Kaufleute derart Rechenschaft ablegen über jeden Schritt, den wir thun — unser Unternehmungseifer würde sehr nachlassen.

Nimmt aber nicht auch das Repräsentiren zu viel Arbeitszeit unserer höchsten Beamten in Anspruch? Während die wichtigsten Anträge viele Monate unerledigt bleiben, liest man fortwährend von der Anwesenheit dieses Ministers bei Denkmals-Einweihungen und jenes bei einer Ausstellungs-Eröffnung am fernen Ort. Schließlich wird bei den Ernennungen selbst sehr hoher Werth darauf gelegt, daß die Persönlichkeit auch ja zur Repräsentation geeignet sei.

Wie wir Kaufleute bei unserer Arbeit — des Sinnens und Trachtens — bleiben und das Repräsentiren, wenn irgend möglich, auf andere Schultern wälzen (zuweilen auf runde), so sollten auch im höchsten Beamtenthum sich Diejenigen, von denen noch ganz etwas Anderes erwartet wird als Rede und Würde, sich zu bloßem Figuriren überhaupt nicht hergeben.

Wenigstens im hohen Beamtenthum sollte freier Geist lebendig und erkennbar schöpferisch thätig sein!

Dies wird um so eher Wirklichkeit werden, je früher Religions-, Classen- und Cliquen-Vorurtheile bei Anstellung der lediglich Tüchtigsten überwunden sein werden.

Mit der größten Hochachtung

Berlin. W. Scherk.

Notizen.

Aus den Gefilden der Seligen. Ein Märchenbuch von Fr. Lechleitner mit Zeichnungen von Fr. Staffen (Berlin, Fischer & Franke). Ein echter Dichter, dieser Lechleitner! Anmuth und Humor schmücken sein Buch in stetem Wechsel. Die Schilderungen sind mit feiner Ironie und mit Taktgefühl gegeben. Auch wo der Verfasser in's Gebiet des Phantastischen übergeht, verliert er sich nie in's Verschwommene, sondern man findet hinter all' den poetisch-phantastischen Bildern einen geistreichen Hintergrund.

Einen heiklen Stoff, das Hineinspielen des Physiologischen in das rein psychische Gebiet der Liebe, behandelt Paul Mahn in seinem „Kranke Fritz" (J. Fontane & Co., Berlin). Er giebt dem Problem dadurch einen neuen Boden, gleichsam ein anderes Feld der Bethätigung, als es auf den ersten Blick zu besitzen scheint, daß er es der Brutalität der unmittelbaren Wirklichkeit entrückt und es sich lediglich in der Vorstellungswelt des einen der Liebenden abspielen läßt. So wird der Conflict für Denjenigen, der ihn durchzukämpfen hat, nicht minder wirklich, als wenn er auf realen Thatsachen ruhte, verliert aber in seinen Endconsequenzen die ihm für gewöhnlich anhaftende beleidigende und verletzende Rohheit, weil er der Macht des blinden Zufalls entzogen ist. Wie der Stoff hier von einer feinen und behutsamen Künstlerhand geformt worden, stellt er seinem letzten Sinne nach den Sieg des Glaubens, des bedingungslosen Vertrauens über die stumpfen Widerstände der Realität dar, den Triumph einer entschlossenen und opferwilligen Bereitschaft über kleinliche Tücke und Scheelsucht.

Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes in den Reichen der Natur I. Band: in der Mathematik, Physik und Chemie von Gustav Portig, Stuttgart, Verlag von Max Kielmann, 1903. Der erste 332 Seiten starke Band läßt in einer wahren Fülle von neuen Ideen und geistvoll gruppirten Thatsachen schon jetzt die Behauptung zu, daß hier ein Werk im Erscheinen ist, das auf lange Zeit die besten Geister beschäftigen, wenn nicht gar eine neue grundlegende Weltanschauung durchsetzen wird. Es ist auf vier Bände berechnet, von denen der erste die neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse in der Mathematik, Physik und Chemie in schlagend klarer Weise zusammenfaßt, um zum ersten Male im Gegensatz zum herrschenden Monismus auf strengwissenschaftliche, nicht speculirende Art die Berechtigung einer dualistischen Weltauffassung zu erbringen. Die positiven Kenntnisse des Verfassers, der als Professor und Hofrath in Stuttgart lebt, auf den höchstliegenden Gebieten der exakten Wissenschaften sind erstaunlich. Sie machen sein Buch auch für alle Diejenigen besitzwürdig, die sich nicht in den philosophischen Meinungskampf begeben wollen, weil Studirte der verschiedensten Kategorien, die in ihrem praktischen Beruf keine Zeit mehr finden, wichtige Fortschritte in ihrem Specialfach weiter zu verfolgen, hier in knapper und übersichtlicher Weise die für das Geistesleben wesentlichsten Resultate wohlgeordnet zusammenfinden. Aerzte, Chemiker, Lehrer höherer Bildungsanstalten, die in Brodstellungen gefesselt, sich auf anregende Art über das Wichtigste orientiren wollen, was seit ihrem Abgang von der Universität in den Naturwissenschaften auf exactem Wege für die Erkenntniß der Welt geleistet worden, werden schon aus diesem Grunde das zu neuen Zielen strebende Buch mit hohem Nutzen in die Hand nehmen. Der Verfasser fügt die mit Ameisenfleiß aus allen Wissenschaften zusammengetragenen Resultate wie Bausteine höchst geistvoll in einander, um dem herrschenden monistischen Lehrgebäude ein dualistisches entgegenzuthürmen. Er ist dabei kein einseitig polemischer Klopffechter, sondern er erkennt, man möchte sagen, mit reifer Weltweisheit die absolute Nothwendigkeit des Monismus an, dem er aber jetzt auf dem Höhepunkt des geistigen Ausbaues mit derselben milden und ruhigen Sicherheit die Zeit seiner Ablösung durch ein höheres Erfassen der irdischen und ewigen Dinge ankündigt. Nur gegen den krassen Materialismus ist der Verfasser schroff ablehnend, was man verstehen wird, wenn man ihn mit feinfühlendem Ohr auf allen wissenschaftlichen Gebieten nach dem seelischen Zweck und Sinn auch der geringsten experimentell erforschten Thatsachen horchen sieht. Man kann, ohne zu wissen, was die drei nachfolgenden Bände bringen, den Autor als einen Geist charakterisiren, der Gott lehrt, wie er uns „im Säuseln naht", dem fast unspürbaren Vorgange in der Natur genügen, um aus diesem „kleinsten Kraftaufwand" ein mathematisch-physikalisch und in den späteren Bänden gewiß auch sittlich und ästhetisch groß und tief gedachtes Weltgebäude zu errichten. Man kann nach dem Erscheinen des ersten Bandes mit Spannung der Vollendung des Ganzen entgegen sehen und wird es dann auch einer tieferen Kritik unterwerfen müssen. Wenn es aber, wie es den Anschein hat, dem dualistisch eingeschworenen Verfasser gelingt, den wehmüthig resignirenden Spruch des ebenfalls dualistisch empfindenden Augustinus „mein Leben in Unruhe, meine Ruhe in Gott" in eine fröhlich-rührige Weltanschauung zu verwandeln, so werden ihm alle Diejenigen Dank wissen, die der Monismus bisher ohne die rechte seelische Anfeuerung und die ideale Beschwingung der Kräfte nach einem „Höheren" hin belassen hat. Heute gerade würde eine solche Philosophie von unabsehbarem Werthe sein, wo trotz des so oft todtgesagtem Materialismus wissenschaftlich und ästhetisch noch Alles zu sehr am „Stoffe" klebt oder im socialen Leben „nach Golde drängt!" . . .

— wer.

Digitized by Google

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler,
Braunschweig.

(Gegründet 1883.)

Der Kunstwart
(Dr. Georg Göhler) schreibt:
Musikalische Zeitfragen
von
Herm. Kretzschmar
... sind das wichtigste Werk der Musik, das seit langen Jahren erschienen ist ... Es wird einst in der Reihe der deutschen Bücher über Musik zu den wenigen klassischen Werken gehören.
Verlag von
C. F. Peters, Leipzig
Preis Mark 3.—.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Verlag von **Roßberg & Werger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**
Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Träumereien eines Nachtwandlers.
Dichtungen
von
Otto Promber.
Preis Mk. 1.—.
Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.
Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** *M.* 8,—.
Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.**
Letzteres gilt auch von:
Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.
Verl.: **Schultzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

In unserem Verlag ist erschienen:
Die Gegenwart.
General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Abonnement
auf das
IV. Quartal 1903.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition Berlin W 57, Kaplerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 3. October 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die deutsche Diplomatie und Ungarn. Von Kurd von Strantz. — Carnegie's Schuld und Sühne. Von Otto v. Gottberg (New York). — Entgleisungen und Stylblüthen. Von Dr. M. Landau (Wien). — **Literatur und Kunst.** Nietzsche und Hölderlin. Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin). — Des Vagabunden Wunderhorn. Von Max Hoffmann (Berlin). — Zur Aesthetik der Edelsteine. Von Dr. Heinrich Pudor. — **Feuilleton.** Alte Liebe. Von Ruth Holwede. — **Aus der Hauptstadt.** Unfrommer Wunsch. Von Timon d. J. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Die deutsche Diplomatie und Ungarn.

Von Kurd von Strantz.

Graf Bülow hat sich in der verflossenen Tagung der Volksvertretung wieder auf seinen großen Amtsvorgänger zur Unterstützung seiner Staatskunst berufen, ohne zu bedenken, daß die nationalpolitischen Verhältnisse in stetem Flusse begriffen sind und nicht ohne Mitschuld des Deutschen Reiches sich verschlechtert haben. Bismarck brauchte 1866 Ungarn, und die stets verrätherischen Magyaren hätten auch gern ihr Müthchen an dem verhaßten Schwob gekühlt, wäre ihre Feigheit nicht größer als ihre Abneigung gegen den österreichischen Kaiser gewesen, der leider schon wieder angefangen hatte, sich den magyarischen Wünschen zum Schaden des Deutschthums willfähriger zu zeigen. Die staatsklugen Magyaren fielen also nicht ab, und die elende Freischaarenbande des Generals Klepka, die schließlich von Oberschlesien aus in Ungarn einbrach, wurde durch Bismarck vor dem kriegsgerichtlichen Tode bewahrt. Bismarck's Berechnung war eine Täuschung gewesen, vor der ihn eigentlich die ungarische Geschichte hätte bewahren müssen. Der Magyar ist stets treulos, herrschsüchtig und großsprecherisch gewesen, hat jedoch aus eigener Kraft nichts erreicht, wie ihn auch jetzt lediglich die volksfremden Bajonette des k. k. Heeres in seinen sinnlosen Vergewaltigungen fremden Volksthums und selbst bei den Wahlen schützen.

Aber zur Herbeiführung des österreichischen Bündnisses bedurfte Bismarck des ungarischen Gegengewichts wider die undeutsche Gesinnung in Wien. Der Preußenhasser Beust hat den Magyaren den Ausgleich verschafft, der das Kaiserthum und die deutsche Vormachtstellung jenseits der Leitha in ihrem Lebensnerv traf, was dem landunkundigen Sachsen aber gleichgiltig war. Sein glücklicher Erbe benutzte diese Lage zum Vortheil seines engeren Vaterlandes, zumal er persönlich deutschfreundlich gesinnt war und auch die rohen Gewaltthaten gegen unser Volksthum mißbilligte. Aber der verschlagene Magyar wich Bismarck's Ansinnen, das Bündniß zum unantastbaren Verfassungstheil zu machen, geschickt aus, was doch eine kleine Niederlage unseres großen Staatsmannes bedeutete. Nach dem Abschluß zog sich außerdem Andrassy in's Privatleben zurück, und seine persönliche Anschauung theilten in Ungarn jedenfalls die maßgebenden Kreise nicht, wenn auch Coloman Tißza sich scheinbar, so weit es im Pußtalande überhaupt möglich ist, innerhalb der gesetzlichen Schranken hielt. Aber es konnte doch selbst in Berlin nicht zweifelhaft sein, daß das ungarische Wahlrecht verfassungswidrig lediglich auf die Magyaren zugeschnitten war und das Oberhaus, die Magnatentafel, bloß solche oder volksverrätherischen deutschen Adel mit einer reichlichen Beigabe übelster Juden unter stolzer magyarischer Namenverbrämung enthielt.

Während nicht nur in Bern und Brüssel die französischen Gesandten offen und amtlich für die Verbreitung der französischen Sprache eintreten und damit der beabsichtigten Einverleibung bei günstiger Gelegenheit vorarbeiten, sondern sogar in Ofen-Pest die Deutschenhetze vom französischen Generalconsul unter Billigung des Ministers, wie die Rimmler'schen Enthüllungen ergeben, betrieben wird, hüteten sich die deutschen Vertreter ängstlich, ihr angestammtes Volksthum zu betonen und hatten lediglich officielle Fühlung mit der magyarischen Regierung. Gewiß ist dies auf Berliner Weisung geschehen. Aber die rückgratlose Correctheit der deutschen Diplomatie in nationalen Dingen, die auch Bismarck nicht besiegen konnte, weil sie in unserer nationalen Schwäche einen Rückhalt findet, kam dieser Richtung der deutschen Politik sehr entgegen. 1879 bildete indessen trotz des Bündnisses oder vielmehr unter dessen Schutz den Beginn einer widerdeutschen Regierungsbewegung in beiden habsburgischen Reichshälften, so daß sogar die deutsche Botschaft in Wien inzwischen für den Werth des Bündnisses selbst fürchtete, was sie schon längst in Ungarn hätte bemerken müssen. Die Unzulänglichkeit des damaligen deutschen Vertreters an der Hofburg hat sicherlich die Erkenntniß erst recht langsam dämmern lassen, der sich aber auch das Auswärtige Amt nicht mehr verschließen kann.

Die preußische Polenpolitik und die Besetzung des Prager Consulats mit einem Berufsbeamten haben den Umschwung in unseren maßgebenden Kreisen zu deutlich hervortreten lassen. Der jetzt ernstlich sogar von der Regierungsmehrheit im ungarischen Abgeordnetenhause geplante Angriff auf die deutsche Heeressprache, die beantragte und bereits bewilligte Zurückversetzung aller ungarländischen Officiere, also auch der deutschen und kroatischen, auf den Boden der Stefanskrone, um sie unter der magyarischen Fuchtel zu halten, und die regierungsseitig angenommene Versagung der nothwendigen Verstärkung der Wehrkraft dürften auch unsere correctesten Diplomaten nicht im Zweifel über die deutschfeindlichen Absichten aller Magyaren lassen, die zugleich die Heeresmacht des Dreibundes dadurch bewußter Maßen schwächen. Hält vielleicht auch die Furcht vor Rußland diese anmaßenden Gernegroßen

Digitized by Google

noch beim deutschen Bündniß, so dürfen wir nicht vergessen, daß unsere amtliche Gleichgiltigkeit uns schon eine Million deutscher Volksgenossen gekostet hat und der Verlust weiterer zwei Millionen auf dem Spiele steht, während Kroaten und selbst die culturell weniger entwickelten Rumänen sich mit Erfolg der Magyarisirung erwehrt haben. Der Volksverrath vaterlandsloser Gesellen hat freilich unsere Reihen auch stark gelichtet, aber schließlich doch nur unter dem magyarischen Druck. Denn freiwillig verwandelt sich selbst der verächtlichste Deutsche nicht in einen magyarischen Pferdehirten, der finnisch-ugrischer, also mongolischer Abstammung ist. Sonst finden wir doch sogar an Allerhöchster Stelle so bewegliche Worte gegen die gelbe Gefahr, die uns hier am eigenen Volkskörper bedroht. Geschichtliche und volkliche Bildung sind freilich nicht die Stärke unserer Diplomatie, die wirklich nicht genug gelernt hat. (Das bloße Leutnantswissen reicht nicht überall hin. Unserm Washingtoner Geschäftsträger z. B. merkt man doch zu sehr seine unzulänglichen Vorkenntnisse an, zumal er sogar erst als Major in den auswärtigen Dienst übernommen worden ist.)

Schon 1871 beim Frankfurter Frieden waren die diplomatischen Berather Bismarck's weder über die deutsche Abstammung des französisch gebliebenen Lothringens noch über den elsässischen Sundgau, in dem Belfort, entstanden aus dem gut deutschen „Beffert", liegt, irgendwie unterrichtet. Sie wußten nicht, daß Mömpelgard (Montbéliard) noch in der französischen Revolutionszeit unter württembergischer Herrschaft mit deutschen Amtleuten gestanden hatte.*) Aber ich will der gelehrten Ausbildung nicht das Wort reden; der herzlich ungebildete Engländer und Amerikaner verstehen es trotzdem meisterlich, ihr nationales Interesse zu wahren und auch zu übertreiben, was wir bloß an ihnen bewundern können, statt uns bescheiden unserer marklosen Sachlichkeit zu rühmen, die ein Zeichen volklicher Schwäche und Würdelosigkeit ist.

Beim Ansturm gegen den deutschen Charakter des österreichischen Bündnisses, das doch nur eine Fortsetzung der alten Volksgenossenschaft aus den stolzen Tagen des alten Reiches und den trüben Zeiten des seligen Bundestages in angemessenerer Gestalt und dadurch lebenskräftig ist, Seitens der Tschechen, Slowenen und Polen in den Reichsrathsländern und der an Größenwahn leidenden Pußtaföhnen und Südslawen ist freilich der Stand des deutschen Reichskanzlers nicht leicht. Niemand wird eine Einmischung des Reiches nach Art der heiligen Allianz verlangen. Aber die unter Bismarck so beliebten und wirksamen kalten Wasserstrahlen thun es auch, man kann dabei sogar den amtlichen Anstrich vermeiden. Die freiwillige Regierungspresse ist ja zahlreich genug. Andererseits ist die Berufung auf Bismarck's Zurückhaltung verfehlt, da deren Voraussetzung, die unbedingte Bundestreue Oesterreich-Ungarns und die Deutschfreundlichkeit der ungarischen Staatsleitung, fortgefallen ist. Der Pole Goluchowsky treibt eine slawische Orientpolitik, während Andrassy eine deutsch-österreichische führte, die sich auf die „gut deutsch" loyale Gesinnung des hohenzollernschen Rumänenfürsten stützte, wie er ihm ausdrücklich nach seinem Rücktritt schrieb. Haymerle wandelte noch die Spuren des ungarischen Staatsmannes, die das Donaureich jetzt verlassen hat. Wir bedürfen daher sicherer Gewährleistung, daß das Bündniß sich nicht gegen unsere Hauptstützen im Nachbarland, gegen unsere eigenen Volksgenossen richtet. Bismarck erlebte amtlich bloß noch den Anfang der Slawisirung und Magyarisirung des Habsburgerreiches. Als Privatmann sprach er offen seine Zuneigung für die Deutschösterreicher aus.

Er hat sich in den Magyaren geirrt, und es ist lächerlich, frühere Zustände auf die Gegenwart unter Mißbrauch seiner Autorität anzuwenden. Auch er hätte als Realpolitiker sein Verhalten zu Ungarn geändert. Er selbst nennt die Monroëlehre eine Unverschämtheit, und jetzt haben Kaiser und Reich diese amerikanische Anmaßung anerkannt, auch ohne der Redseligkeit des sächsischen Herrn Speck v. Sternburg allzu großes Gewicht beizulegen. Es ist auch kein Zufall, daß sich die Magyarisirung seitdem erheblich verstärkt hat, obschon damals Bismarck thatsächlich die ungarländischen Deutschen amtlich aufgeopfert hatte. Er glaubte an ihren Culturwiderstand bei äußerer Schonung der ungarischen Regierung. Er hat aber erst unser Volksbewußtsein neu erweckt und dieses Prestige beruhte wesentlich auf seinem Einfluß in der Welt, was unsere Gesandten unter Caprivi's kläglicher Leitung nur allzu sehr spürten. Die nationalpolitische Enthaltsamkeit verscherzt sich die Volkskraft von der Bevölkerungsstärke unseres Reiches, wenn wir die 20 Millionen deutscher Seelen in den Vereinigten Staaten mitrechnen. Warum verengländern denn die Yankees so krampfhaft unsere Volksgenossen und suchen ein englisches Staatswesen zu schaffen, obschon sie nur die Minderheit der Bevölkerung bilden, da ja die Iren ihnen volksfremd sind?

Auch die Magyaren sind sich ihrer geistigen Minderwerthigkeit bewußt, die nur durch die Zufuhr fremden Blutes auszugleichen ist. Daher bedeuten die 3 Millionen deutschen Stammes in Ungarn beträchtlich mehr als die kaum doppelte Zahl der Magyaren, obschon eine Million unseres Volkes den täuschenden magyarischen Firniß trägt, den ein Sieg unseres Volksthums schnell wieder fortwaschen wird. Unsere Weltstellung wird keineswegs allein auf unserem kleindeutschen Reich ruhen, schielen doch die ultramontanen Bayern alle noch nach Wien und erscheint der lothringische Kaiser ihnen ehrwürdiger als der mächtigere Hohenzoller. Die Volkszahl entscheidet. Deshalb treiben auch Engländer und Amerikaner einen solchen brüderlichen Imperialismus zu Ehren des gemeinsamen Angelsachsenthums. Nur ein Dichter wie Wildenbruch, der in seinem englisch-amerikanischen Interceſſionsreferate des Auswärtigen Amtes eigentlich etwas nationalpolitischen Sinn gelernt haben sollte, kann sich des Sieges des Germanenthums in Südamerika unter dem Sternenbanner freuen, nachdem schon 20 Millionen Deutschamerikaner in Gefahr sind, ihr Volksthum zu verlieren, denen sich dann eine weitere $^1/_2$ Million in der Südhälfte des Erdtheils gesellen würde. Unsere Diplomaten sind schlechte Hüter des volklichen Empfindens und ihres Volkes, dessen Leben sich nicht in die engen und zufälligen dynastischen Grenzen der gegenwärtigen Staatenkarte einzwängen läßt.

Das deutsche Schwert hat Ungarn erobert und vom Türkenjoch befreit, kämpften doch die stammverwandten „edlen" Magyaren zur Hälfte auf der Osmanenseite wider ihren rechtmäßigen König, den deutschen Kaiser. Uns dankt dieses Volk sein staatliches Dasein und unserer Gesittung seine Kultur. Deutsche haben seine Städte gegründet, die Siebenbürger Sachsen Jahrhunderte lang auf der Karpathenwacht wider den Halbmond gestanden. Selbst hat dieser halbasiatische Reiterstamm nichts für den habsburgischen Staat gethan, dessen Bestandtheil er ist und bleiben muß, soll er nicht eine russische Beute werden. Die europäische, liberale Tünche darf uns nicht über die Rohheit dieser ungarischen Staatsgemeinschaft täuschen, wo der herrschende Stamm nur eine Minderheit ausmacht. Zerfällt die deutsche Vormachtstellung im Donaureiche, so dürfen wir uns nicht der geschichtlichen, schon einmal in die Erscheinung getretenen Nothwendigkeit verschließen, nochmals um die Donauebene kämpfen zu müssen, wie dies die Habsburger bis Josef II. gethan haben. Aber dann siegt Berlin und nicht Wien, was man sich in der Hofburg und Ofen-Pest gesagt sein lassen mag.

Ich betrachte Oesterreich-Ungarn als die östliche Ergänzung unseres neuen Reichs, das ja auch aus einer Ostmark entstanden ist. Unser Geschick ist eng mit Oesterreich

*) Vergl. Kurd von Strantz, „Das verwelschte Deutschthum jenseits der Westmarken des Reiches", 1902, Berlin und Leipzig, Friedrich Luckhardt, 2. vermehrte Auflage.

Digitized by Google

verknüpft, und es wird uns stets Schulter an Schulter gegen seine äußeren Feinde finden. Dies war Bismarck's großer Gedanke und ist sein Vermächtniß geblieben. Die Selbstständigkeit des Donaustaates anzutasten, liegt uns fern. Nur verlangen wir die Fortdauer seiner deutschen Herkunft bis zur Adria und den rumänischen Karpathen. In der Donauebene saßen schon die Gepiden und Gothen, wie noch heute in den böhmischen Randgebirgen die Markmannen und Quadenreste. Deutsch trotz allen Völkergemischs muß das Gepräge der Ostmark bleiben, sonst erneuern wir die Hussiten- und Ungarkriege, für die der Reichspfennig von der holländischen Rheinmündung bis zu den Alpen erhoben wurde. Die Türkenkämpfe waren wahre Reichskriege, und die ältesten deutschen Truppentheile holten sich an der Donau und Sau ihre Siegeszeichen. Dort ist mehr deutsches Blut, als gegen den französischen Erbfeind in Jahrhunderte langem Strauß geflossen. Und wir sollten dieser stolzen Vergangenheit vergessen, damit die von uns geretteten Pußtasöhne jetzt ihre Helfer ungestört vergewaltigen können!

Trotz aller diplomatischen Leisetreterei wird Niemand unserem Volksgefühl diese schmähliche Entsagung zumuthen. Freilich kann und soll sich der Reichskanzler nicht in der Volksvertretung zum Schützer unseres Volksthums in Ungarn aufwerfen, wo die arme österreichische Regierung so leidensvoll fortwurstelt, noch verlangen wir Drohnoten, die eine slawisch-magyarische Mehrheit zusammenschweißen möchten. Das Auswärtige Amt hat noch genug unauffällige Mittel und Wege, die der Nachbarmonarchie keinen Zweifel darüber lassen dürfen, daß nur ein deutsches Oesterreich-Ungarn unser Freund sein kann, den wir aber auch mit unserem eigenen Leib gegen Rußland und den Panslawismus decken. Nur Bismarck dankt Oesterreich Bosnien und die Herzegowina, die ihm England und Frankreich nicht gönnten. Wir haben also den Beweis der Macht geliefert, die wir in die Wagschale zu werfen haben, wenn es die Stärke und Ehre der deutschen Ostmark an der Donau gilt. Handeln wir nach diesem Muster und erhalten das Habsburgerreich seinem und unserem deutschen Volksthum.

Witzig verrieth Graf Bülow, daß Caprivi englische Diplomatenfrauen gnädigst gestattet habe. Heute zweifelt Niemand mehr an dem stillen und folgenschweren Einfluß der heimgegangenen Kaiserin Friedrich, der in französischer Neigung die erste deutsche Kaiserin voran ging. Wir wollen das Glück preisen, endlich an der dritten Kaiserin eine echt deutsche Frau zu besitzen.

Auch durfte eine Mahnung des alten deutschen Kaisers bei der Gasteiner Zusammenkunft an Beust, der den ungarischen Ausgleich geschaffen und dadurch das ungarländische Deutschthum aus seiner bisherigen herrschenden Stellung, obgleich mit Hülfe der Bach'schen Husaren, zwecklos gerissen hat, wieder in Erinnerung gebracht werden. Er erklärte dem schlimmsten Widersacher des neuen Reiches, daß die Voraussetzung des neuen Dreikaiser-Bundes der Schutz der Deutschen in den beiden kaiserlichen Nachbarstaaten sei. Auch Bismarck hat in seinen Erlassen an den Pester Generalconsul die Förderung unseres Volksthumes nicht abgelehnt; nur die amtliche Einmischung schien ihm nicht angängig, was kein ernsthafter Politiker jemals verlangt hat. Seine bessere Meinung von den unritterlichen Pferdehirten hat sich nicht bewahrheitet. Ein thatkräftiger Zusammenschluß der Deutschen mit Kroaten und Rumänen dürfte der magyarischen Minderheit am schnellsten die kindliche Großmannessucht austreiben, zumal die ängstliche Haltung der deutschen Diplomatie weder im Reichstag noch im Volke Widerhall gefunden hat. Es giebt eben außeramtliche Wasserstrahlen, wozu freilich die damalige ungeschichtliche kaiserliche Lobrede auf die Magyaren nicht gehört. Die kroatischen Unruhen zeigen die Stärke der nicht magyarischen Mehrheit, deren Führung die Deutschen übernehmen müssen.

Die jüngste politische Entwickelung im Donau-Reiche hat den Sieg der verfolgungssüchtigen Vollblutmagyaren und der Abtrünnigen jüdischen und deutschen Blutes gebracht und zugleich die klägliche Abhängigkeit der österreichischen Reichshälfte von der deutschfeindlichen Pester Regierung erwiesen. Unter dem täuschenden Deckmantel des duldsamen Liberalismus setzt die ungarische Staatsleitung die Unterdrückung der fremden Volksthümer fort, saugt besonders das führende Deutschthum in Folge seiner volklichen Rückgratlosigkeit auf und betreibt offen die weitere Trennung vom habsburgischen Reich, um schließlich zum Personalbund zu gelangen. Der Bedränger der Kroaten, die freilich nicht die leidensselige Schwäche der deutschen Landesgenossen besitzen, hat von der Krone das bedeutungsvolle Zugeständniß der Zurückziehung der Wehrvorlage als Bedingung der Uebernahme der Regierung erlangt und damit die Niederlage des Gesammt-Staates und Oesterreiches entschieden. Mit Recht stellte der österreichische Minister-Präsident die Bedingung für sein Verbleiben im Amt, daß gegebenen Falles die Durchführung der erforderlichen Stärkung der Heeresmacht in der Staatshälfte jenseits der Leitha erzwungen werden müßte. Jetzt ist er auch ohne diese Voraussetzung eines gedeihlichen Wirkens im Reichsverbande mit einer nichts sagenden Vertrauenserneuerung Seitens der Krone abgespeist worden, und Graf Kuehn, auch ein deutscher Renegat, arbeitet auf die Spaltung des Heeres dank des siegreichen magyarischen Uebermuthes mit Erfolg hin. Der ungarische Reichstag bewilligt eben nur die Heeresvermehrung gegen Errichtung eines besonderen Heerestheiles, und die geängstigte Krone ist trotz der feierlichen Verwahrung im Heerbefehl von Chlopy auf dem besten Wege, diese selbstmörderische Forderung zuzugestehen.

Damit ist aber die Angriffskraft des Donau-Reiches gelähmt und der Werth des Dreibundes völlig hinfällig. Italien ist bloß ein Anhängsel. Allein der Bund der beiden alten deutschen Großmächte verleiht ihm Gewicht. Die Voraussetzung war aber gerade die deutsche Heeresverwaltung auch im Lande der Stephanskrone. Denn ein Aufgebot vielsprachiger Streitkräfte ohne inneren volklichen Zusammenhang ist in der Gegenwart keine ernsthafte Bundeshülfe mehr, sondern reicht kümmerlich zur Vertheidigung des eigenen Bodens aus, obwohl ein solches Heer einen Vorstoß Rußlands ohne deutschen Rückhalt nicht gewachsen ist. Der russische Bär rechnet nicht ohne Grund auf nord- und südslawischen Abfall, da in Oesterreich die Tschechen und Ruthenen, neuerdings auch die Polen, in Ungarn jedoch die Slowaken, Serben und Kroaten dem heiligen Rußland als Befreier ihres Stammes sich immer mehr nähern. Daß die großmäuligen Magyaren, sich daher ihr Grab selbst schaufeln, indem sie die staatlichen Bande auf deutscher Unterlage muthwillig zerreißen, dürfte freilich schon den gemäßigten magyarischen Staatsmännern einleuchten. Aber die aufrührerische Unabhängigkeits-Partei hat die Oberhand, und ihr beugt sich zur Zeit auch die Krone, die an den habsburgfeindlichen Gefühlen der Anhänger Kossuth's doch nicht zweifeln kann.

Unsere reichsdeutsche Diplomatie hat jetzt die Probe ihrer Geschicklichkeit zu bestehen, da sich die damalige Aufgabe der ungarländischen Deutschen, die man mindestens auf drei Millionen veranschlagen muß, als bedauerlicher Fehler unseres größten Staatsmannes herausgestellt hat. Die Früchte dieser Enthaltsamkeit haben wir jetzt geerntet. Die Magyaren sind ausgesprochene Widersacher des Deutschthums auch außerhalb ihrer engen Grenzen und zwar keineswegs erst geworden. Denn 1870/71 herrschte schon offene Franzosenliebe. Unser Volksthum ist im Donau-Reich in eine ungünstige Vertheidigungsstellung gedrängt worden, und die Zeiten der Vorherrschaft im alten Einheits-Staat sind längst dahin. Der weltbürgerliche Liberalismus der dortigen Volksgenossen hat dem parteilosen Chauvinismus dieser undeutschen Völkersplitter Habsburgs leider erheblichen Vorschub geleistet. Noch

Digitized by Google

jetzt liebäugeln ja liberale und officiöse Zeitungen mit dem scheinbaren ungarischen Constitutionalismus übelster Art, der eigentlich bloß eine Ausbeutung des Staates und seiner Bürger durch eine schamlose Parteiwirthschaft darstellt. Ich fürchte, daß auch unsere Diplomatie das bequeme Fortwursteln beliebt, das bereits im Reiche selbst Regierungsgrundsatz geworden ist. Nur keine eigene kraftvolle, selbstbewußte Politik, um nicht im Auslande anzustoßen. In der Stunde der Gefahr wird sich dieser Mangel an Thatkraft freilich bitter rächen, wenn wir vereinsamt einer Welt in Waffen gegenüber stehen und unsere tüchtigen stammesgleichen Volkskräfte jenseits der Grenze in den Reihen der Gegner antreffen. Unsere diplomatische Selbstbescheidung wird dann ihr Jena finden.

Inzwischen haben sich die nationalen und damit politischen Verhältnisse in Ungarn wesentlich verschärft. Die magyarisch gefärbte und allein parlamentarisch bevorrechtete Minderheit des Landes, die freilich durch den unseligen Ausgleich von 1867 das Heft in der Hand hält, hat als die regierende Staatspartei selbst in ihren gemäßigten Elementen sogar die Opferung des gemeinsamen Reichsheeres für magyarische Zwecke gefordert und damit endlich die Wiener Hofburg zur noch immerhin sanften Ablehnung der Vergewaltigung der ungarländischen, nicht magyarischen Volksmehrheit gebracht. Noch hält der Kaiser an der deutschen Befehlssprache seiner Truppen fest, die ihn allein vor dem überlieferten Verrath der ritterlichen Magyaren schützen. Aber selbst der Deutschösterreicher weiß kein besseres Auskunftsmittel als Personalunion und wirthschaftliche Trennung von der anderen Leithahälfte. Er giebt also seine Volksgenossen unter der Stephanskrone der weiteren gewaltsamen Aufsaugung durch minderwerthige mongolische Elemente Preis, während Kroaten und Rumänen schon längst die Zähne gezeigt haben. Nur Aufhebung des Ausgleichs und Einrichtung des alten österreichischen Einheits-Staates bis zum eisernen Thor darf die königliche Antwort der Habsburger sein, wenn sie sich ihrer weltgeschichtlichen Sendung bewußt sind, die allein auf der deutschen Colonisition des buntscheckigen Ostens beruht.

Die schwächliche Haltung der Deutschösterreicher muß jeden deutsch gesinnten Volksgenossen betrüben. Schon in Böhmen wollen sie durch Zweitheilung des Landes ihre einstige Vorherrschaft im goldenen Prag und im ganzen Bereich der Wenzelskrone aufgeben. Jetzt würde Ungarn folgen, wo die Banater Grenzlande, Siebenbürgen und Kroatien erst im Ausgleich den Magyaren preisgegeben worden sind. Bis dahin herrschte dort nur die deutsche Amtssprache, die auch nach 1848 endlich in Ungarn seit der Josephinischen Zeit wieder galt. Freilich die unverbesserlichen deutschen Liberalen des Donau-Reiches denken nur an die eingebildeten Volksrechte einer überlebten Partei, statt an die unveräußerlichen ihres eigenen Volkes. Zetern sie doch über die als Druckmittel gebrauchte und gesetzliche Zurückbehaltung des dritten Heeres-Jahrganges, der am 1. October erst $2^3/_4$ dient, dessen Dienstverpflichtung also vor dem 1. Januar nicht abläuft. Statt dem deutschen Kaiser und König von Ungarn gegen das einst eroberte Ungarn auch parlamentarisch zu Hülfe zu kommen, machen sie elende Parteimätzchen auf dem Gebiet des in Volksversammlungen so hetzerisch wirksamen Militarismus. Freilich steht auch die Wehrkraft unseres Verbündeten in Frage. Nur das deutsch befehligte kaiserliche Heer stellt eine Macht dar; ein buntes Gemisch vielsprachiger Truppen ohne einheitliche Befehlssprache ist eine lächerliche Bürgerwehr wie das verrätherische Aufgebot der Magyaren im Jahre 1848, das den russischen Bajonetten so leicht erlag.

Wie ein Mann müßte das Deutschthum beider Leithländer für das deutsche Heer auftreten. Dies könnten auch der magyarische Staatsanwalt und die parteiischen Gerichte der toll gewordenen magyarischen Minderheit nicht verhindern, müßte doch Wien seine Parteigänger dann endlich schirmen. Aber noch liegen sich unsere Volksgenossen in Oesterreich selbst gegenseitig in den Haaren, statt jetzt endlich geschlossen gegen Ungarn in seinem magyarischen Gewande vorzugehen. Diesmal müßte die slawenfreundliche Regierung mit den Deutschen gehen, fühlen sich doch sogar die österreichischen Slawen durch den bisher stets erfolgreichen Uebermuth der Magyaren bedrückt oder sind sie vielmehr neidisch auf deren nationale Siegeslaufbahn vom tiefen Fall zur Zeit der Bach'schen Husaren bis zum unverdienten Siege seit 1867, den die treulosen Magyaren lediglich den preußischen Waffen und dem Preußenhaß des Sachsen Beust verdanken. Die magyarische Streitlust ist übrigens ein wohl berechneter Vorstoß dieser politisch überaus klugen und scrupellosen Rasse. Sie wittern Morgenluft im Sinne des Centralismus unter dem clericalen tschechenfreundlichen Thronfolger, der ein offener Magyarenfeind ist. Die dem Greisenalter des schwergeprüften Kaisers entsprechende Friedensliebe schien ihnen den Erfolg zu verbürgen, zumal sie auch in der letzten Krise schon werthvolle militärische Zugeständnisse erlangt hatten. Der übliche magyarische Größenwahnsinn verleitete sie nur zur Ueberspannung des Bogens. Der löbliche jüngste kaiserliche Heerbefehl hält zwar an der Gemeinsamkeit der Wehrmacht fest, erwähnt aber die deutsche Heeressprache nicht, was kein Zufall ist. Noch ist die Gefahr nicht beseitigt, daß der Handel wenigstens mit theilweisen Vortheilen für das Magyarenthum endet. Amtlich sind gewisse nationale, also sprachliche Zugeständnisse in der Erläuterung zum kaiserlichen Erlaß ausdrücklich verheißen. Selbst die Personalunion wäre national nur ein magyarischer Gewinn. Der Sieg des Kaiserthums kann nur in der Vernichtung des künstlichen magyarischen Staates bestehen, des Werkes von 1867, da der geschichtliche ungarische Staat 1526 in der Schlacht von Mohacz endgiltig untergegangen und erst wieder durch das deutsche Schwert unter habsburgischer Hoheit geschaffen worden ist.

Ungarn mit seinen eigentlich politisch wie national selbstständigen obengenannten Anhängseln der Militärgrenze, Siebenbürgen, Kroatien und Slawonien ist lediglich eins der österreichischen Erbländer, wie sie die österreichische Reichshälfte in gleicher Art aufweist. Aber diese geschichtliche und nationalpolitische Erkenntniß sucht man leider vergebens selbst unter dem Deutsch-Oesterreicherthum. Mit österreichischer Leichtherzigkeit hat man sich an die hohle Unabhängigkeit Ungarns und seine magyarische Vorherrschaft gewöhnt, obwohl beide doch nur ein Erzeugniß der Schwäche der alten Ostmark sind. Das Gefühl des Herrschervolkes ist den ostmärkischen Deutschen abhanden gekommen, und geschickt haben die paar Millionen magyarischer Pferdehirten diesen deutschen Mangel benutzt, um sich selbst in die unnatürliche Herrscherstellung zu schwingen, die ihnen niemals gebührt hat und die in ihren Händen zum Zerfall des habsburgischen Staates führen muß. Die Magyaren haben in ihrem Siegestaumel den Deutschen nun eine seltene Gelegenheit geboten, die durch äußere Verhältnisse erzwungene politische Lage von 1867 zurück zu revidiren. Tritt das Parlament in den jetzt so modernen Ausstand, so ist ein Staatsstreich keine Gewaltthat, sondern eine heilsame Nothwendigkeit. Macht ist stets vor Recht gegangen. Nur der Erfolg entscheidet, und in nationalen Dingen ist jedes Mittel recht, dies sollten die so unpraktischen Deutschen endlich beherzigen. Die weltklugen Magyaren haben stets nach diesem Recept gehandelt und den Sieg über eine beträchtliche Volksmehrheit errungen. Ist es nicht eine bedauerliche Erscheinung, daß Magyaren und Polen, trotzdem sie einzeln nur je ein Sechstel der Gesammtbevölkerung bilden, die auswärtige Politik des Donaustaates leiten, der von uns Deutsche fast beschämenden Sitte, daß der Botschafter in Berlin regelmäßig ein Magyare ist, überhaupt nicht zu reden? Sollte das kleindeutsche Reich kein Interesse an einer nationalen Einwirkung auf den stammverwandten und verbündeten Nachbarn haben?

Digitized by Google

Carnegie's Schuld und Sühne.

Von Otto v. Gottberg (New York).

Lincoln Steffens ist ein bekannter californischer Schriftsteller. In den Spalten verschiedener hochangesehener Zeitschriften zeigt er augenblicklich seinen amerikanischen Landsleuten ihr Spiegelbild. Die Corruption des öffentlichen und geschäftlichen Lebens Amerikas schildert er. Zunächst entwarf er ein Bild der amerikanischen Städte-Verwaltung. Auf Grund seiner in Pittsburgh, Philadelphia und St. Louis angestellten Nachforschungen zeigte er, daß dort — wie überall — Stadtverordnete und Beamte im Solde von Eisenbahnen und industriellen Unternehmungen stehen. Nun geht er den Trusts zu Leibe. An der Hand documentarischer Beweismittel schilderte er die Standard Oil Company als ein Unternehmen auf Trug erbaut und durch unlautersten Wettbewerb reich geworden.

Aber es ist fraglich, ob der Autor diese Artikel-Reihe fortsetzen wird. Niemand konnte seine von vornherein erhärteten Behauptungen widerlegen. Auch bürgten Namen wie jener der McClureschen Monatsschrift für ihre Zuverlässigkeit. Nichtsdestoweniger hat gerade diese, wie Lincoln Steffens selbst, nun einem Entrüstungssturm Trotz zu bieten. Man wirft beiden Mangel an Patriotismus vor, weil sie es gewagt haben, Amerikanisches in den Augen der Welt herabzusetzen.

Immerhin hat Steffens Schule gemacht. New Yorks erster Staatsanwalt rief neulich einer Versammlung zu: „Unser ganzes öffentliches und privates Leben ist durchseucht; überall macht sich ein Streben nach „graft“ (unredlichem Gewinn) geltend.“ Ferner erschien in diesen Tagen ein Werk über den Stahltrust auf dem Büchermarkt. Als das Machwerk eines Elenden, nämlich entlassenen Secretärs und Angestellten des Eisenmeisters Carnegie, sei es den Steffens'schen Schriften nicht verglichen. Aber die Wahrheit schreibt auch diese Feder, welche Rachsucht führte. Jede Aussage wird durch Zeugen und Documente bekräftigt.

Jener Theil der Presse, der nicht versuchte, das Buch todtzuschweigen, konnte nur ganz unwesentliche Irrthümer richtig stellen. Den Versuch einer Ehrenrettung Carnegie's wagte Niemand. Offen wird vielmehr Angesichts des überwältigenden Beweismaterials erklärt, daß der Mann, der sich um den Namen eines Wohlthäters der Menschheit bewirbt, nur um sein Gewissen zu beruhigen, Stiftungen und Schenkungen macht.

Das ist möglich. Ebenso wahrscheinlich jedoch wäre es, daß nur Eitelkeit einen stets scrupellosen Gaigneur wünschen läßt, sich als den Begründer von Schulen, Bibliotheken und Erbauer des Friedenstempels rühmen zu hören. Nebensächlich scheint der eine Beweggrund für sein Handeln ebenso wie der andere. Carnegie's Sühne sollte weniger als Carnegie's Schuld das Interesse Deutschlands erregen. Sie ist eine Kette und Geschichte von Verbrechen, die grelle Schlaglichter auf allgemein gebräuchliche Methoden der amerikanischen Geschäftswelt und in Sonderheit jene der Stahlindustrie wirft. Diese ist nicht nur die am weitesten entwickelte und ausgedehnteste Amerikas wie diejenige, die an Capital, Hirn und Händen mehr als irgend eine andere in den Vereinigten Staaten beschäftigt, sondern auch jene, mit deren Wettbewerb man in Deutschland am meisten zu rechnen hat.

Ein Yankeewort sagt: Stahl ist heute König und morgen Bettler. Das heißt der von Stahlfabrikation erzielte Gewinn schwankt beständig — heute ist er enorm, morgen kaum nennenswerth oder gleich Null. Wenn nun Carnegie immer Stahlkönig blieb, während seine Concurrenten zu Bettlern wurden, so war dies nur möglich, weil er sie durch unlauteren Wettbewerb, durch dieselben Methoden schädigte, die den Petroleumkönig John D. Rockefeller in den achtziger Jahren fast vor den Richter und hart an der Gefängnißthür vorbeiführten. Lincoln Steffens erzählt, wie er sich durch Bestechung vor der verdienten Bestrafung rettete.

Carnegie hatte von Rockefeller gelernt. Auch er benutzte seinen Reichthum, um sich durch Zwangsmaßregeln und Bestechungen die Eisenbahnen unterthan und gefügig zu machen. Während sie angeblich sein Product und Rohmaterial zu denselben Preisen wie jenes der Concurrenz beförderten, gewährten sie ihm eine erheblich billigere Frachtrate. Die Ersparniß ermöglichte es ihm, seine Concurrenten zu unterbieten. Es steht nicht fest, ob sein Einfluß so weit wie jener Rockefeller's reichte, der den Eisenbahnen entweder verbot das Product gewisser Concurrenten zu tragen oder sie zwang, ihm einen „Rabatt“ von der Frachtrate zu bezahlen, welche jene Concurrenten entrichtet hatten.

Aber während Rockefeller nur im Geheimen sich Vortheile über seine geschäftlichen Gegner zu verschaffen versuchte, scheute Carnegie's Scrupellosigkeit sich nicht, den unlauteren Wettbewerb vor dem Auge der Oeffentlichkeit zu betreiben. Mit brutaler Rücksichtslosigkeit überschritt er die Grenzen von Interessensphären und errichtete Stahlwerke auf Gebieten, die er durch feierliches Abkommen Anderen überlassen hatte. — Briefe liegen nun der Oeffentlichkeit vor, aus denen hervorgeht, daß seine Concurrenten thatsächlich kein Geschäftsgeheimniß vor ihm hatten. Carnegie's Dollars öffneten die Lippen ihrer Angestellten.

Diese nur verbrecherisch zu nennende Handlungsweise Carnegie's beschleunigte die Bildung des Stahltrusts. Die amerikanische Stahlindustrie hatte de facto nur zwischen Ruin oder einem Abkommen mit ihrem Tyrannen zu wählen. Sie entschied sich für das Letztere und kaufte des Eisenmeisters Stahlwerke für den Trust mit jenen Millionen an, die das Capital für Carnegie's Sühne lieferten.

Entgleisungen und Stylblüthen.

Von Dr. M. Landau (Wien).

Gelegentlich der letzten Ministerkrise in Ungarn wurde in dem Leitartikel eines großen Blattes gesagt, man würde den Ossa auf den Pelion thürmen, wenn man es auch jetzt zu einem Cabinetswechsel in Oesterreich kommen ließe. Aber Alkyoneus, Hippolitas und ihre Brüder sind längst todt und ich dachte lange darüber nach, wer denn die Giganten seien, welche jetzt solche Gebirgsmassen aufthürmen könnten, um zu einem Ministerfauteuil emporzusteigen. Fähig dazu wäre eigentlich nur Professor Sueß, denn von ihm sagte schon vor zwei Jahren ein großes süddeutsches Blatt, er habe „durch sein geniales Eingreifen die Gebirgsbildung gefördert“. Aber ich traue dem berühmten Forscher nicht so viel Ehrgeiz zu, um auch eines Ministerporteseuilles wegen mit ein paar großen Bergen Fangball zu spielen. Ich will jedoch damit nicht sagen, daß ein großer Naturforscher von einem Ministerkandidaten „so grundverschieden ist wie ein Pol vom anderen“, wie in der Uebersetzung des Romans „Der Zweikampf“ von Miß Braddon zu lesen war. Die vielschreibende Engländerin oder ihr Uebersetzer mag sich wohl die Hitze am Südpol ebenso groß vorgestellt haben wie die Kälte am Nordpol, ungefähr wie jene „gebildete Dame“, welche die Bezeichnung Südpol vom Sieden ableitete.

Aber die Natur läßt sich eben nicht von der Etymologie beherrschen, ebenso wenig wie von der Ornitologie. Darum sagte auch ein Mitglied des Deutschen Reichstags im October 1901: „eine Schwalbe niedrigen Gerstenzolls macht noch keinen agrarfeindlichen Himmel“. Zu bedauern ist es aber, daß der Londoner Correspondent eines süddeutschen Blattes,

Digitized by Google

der von der Aufführung von Sudermann's „Haubenlerche" berichtete, uns nichts von dem Verhältniß dieser Lerche zum Gerstenzoll sagte. Manchmal treibt auch der Druckfehler-Teufel sein Spiel. So wenn z. B. in einer „Plauderei über die Guitarre" gesagt wird: „Im Mittelalter spielte alle Welt die Guitarre, der Wittwer (soll wohl Ritter heißen) sowohl wie der Handwerker," so weiß man nicht, welches Instrument Verheirathete, die nicht Handwerker waren, gespielt haben.

Ebenso unklar bleibt mir das verwandtschaftliche Verhältniß jener Frau, welche in einem Wiener Blatte „für die viele Theilnahme, welche mir nach dem Ableben meines unvergeßlichen Gatten, respective Vaters zugekommen ist", innigsten Dank sagte. Partezettel zu lesen ist gewiß eine traurige Sache, aber wenn es in einem aus Brody datirten heißt: „Nach kurzem Leiden hat es Gott gefallen" ... so ist es wenigstens tröstlich zu erfahren, daß Gott nicht lange gelitten hat.

Schmerzliches Bedauern erregt uns dagegen das Schicksal jenes Partherpfeils, „dessen Spitze sich gegen die Brust desjenigen kehrt, der ihn losgedrückt", wie in einer jüngst erschienenen deutschen Novelle zu lesen war. Und doch war es eine gerechte Strafe; denn die Parther hatten, wie man auch aus Corneille's Rodogune wissen kann — Elle fuit, mais en Parthe, en nous perçant le coeur — die üble Gewohnheit, ihre Pfeile abzuschießen, wenn sie davon liefen. Warum sollte sich nicht einmal ein solcher Partherpfeil gegen den feigen Schützen kehren, der ihn abgeschossen? Nur würde er in einem solchen Falle nicht die Brust, sondern einen ganz anderen Theil des Körpers treffen.

In Wahrheit gehört aber der Partherpfeil mit dem Schwert des Damokles, dem Bett des Prokrustes, den Drachenzähnen und dem Erisapfel zu den durch Jahrhunderte langen Gebrauch ganz abgenützten classischen Stylrequisiten. Dagegen scheint der „jungfräuliche Dolch", mit dem Marat ermordet wurde, erst in neuester Zeit von der Wiener „Morgenzeitung" (vom 31. August d. J.) fabricirt worden zu sein. Noch origineller ist es freilich, wenn der jetzt vielgenannte ungarische Politiker Franz Kossuth einem Interviewer gegenüber erklärt, es wäre seine Pflicht, „sich selbst sozusagen in die Wagschale der Situation zu werfen".

Was ist gegen diesen patriotischen Wurf die That des Curtius! Aber wir wollen hoffen, daß der kleine Sohn des großen Ludwig bei dieser Gewichtsfälschung nicht die „Begrenztheit menschlichen Erkennens am Leibe der eigenen Thätigkeit erfahren" wird, wie neulich Professor Dr. Kurt Breysig in einem Feuilleton der Neuen Freien Presse so schön sagte.

Sollte aber Herr Kossuth bei seiner patriotischen That zu Schaden kommen, so wird man von ihm, wie der Leitartikel des Neuen Wiener Tageblatts von den bei dem Marsche nach Bilek in Folge des Hitzschlags gestorbenen Soldaten sagen können, daß er „nicht etwa nach den Begriffen tönender Redensart, sondern insofern für das Vaterland und die Mitbürger gefallen" ist, als ...

Wir hätten den armen Opfern der Hitze lieber einen Siegeszug gegönnt; freilich nicht einen solchen, wie ihn, nach dem Berliner Tageblatt vom 7. August d. J., „die Verkürzung des Rocks antritt", nachdem sich so viele „Philippiken gegen die Schleppe gewandt haben"!

Nach diesem „kleinen krassen Schnaps von Lauten", um eine schöne Redewendung des nicht bloß in Portugal herumstreifenden, sondern leider auch Feuilletons schreibenden Skandinaviers Karl Larsen zu gebrauchen, greife ich zu meiner Erholung zum „Münchener Kunst- und Theateranzeiger" vom 14. August 1889. Er hat mir damals Vergnügen bereitet, und man wird wohl auch jetzt mit Genuß lesen, daß „Wenn die Kunst nicht als leere Futteralmacherei zu nichtsnützigen Taschenspielerkünsten erniedrigt werden darf, wenn ihr Cabinet kein Leichenhaus sein soll, wo nur Gerippe ohne Fleisch und Blut herumliegen, wenn ihr Kiel kein Skalpirmesser sein darf, womit man der armen gemißhandelten Natur das Fell über die Ohren zieht, wenn sie mit einem Worte nicht als Schöpferin des Todten, inwiefern sie es nicht zum vollsten Leben aufweckt, unter den Menschen herumwandeln darf; so soll sie eben so wenig einem Gärtner gleichen, der nur beschnittene Fragmente vorzeigt."

Der Mann hat Recht. Die Kunst soll weder ein Gärtner sein, noch ihr Kiel ein Skalpirmesser, obwohl ich mir keine rechte Vorstellung machen kann, was eigentlich der Kiel der Kunst ist. Warum er aber das Umwandeln eines Cabinets in ein Haus verbieten will — ein Kinderspiel für jeden Architekten — das begreife ich nicht. Freilich dürfte man dabei nicht, „wie weiland die Makkabäer, in der einen Hand die Waffe, in der anderen die Kelle halten wollen".

Mit aller dem deutschen Reichskanzler Grafen Bülow, der dieses Bild in der Reichstagssitzung vom 9. Februar 1898 gebraucht hat, schuldigen Reverenz muß ich jedoch bemerken, daß die Makkabäer mit diesem Arbeitssystem nichts zu schaffen hatten. Es wurde, wie im Buche Nehemia Capitel IV zu lesen ist, ungefähr drei Jahrhunderte vor dem Aufstande der Makkabäer beim Wiederaufbau der Mauern Jerusalems angewendet.

Mit Recht kann man die formvollendeten inhaltsreichen Reden des deutschen Reichskanzlers als „goldene Aepfel in silbernen Schalen" bezeichnen, nur rührt dieses von ihm in der Bromberger Rede Goethe zugeschriebene Gleichniß nicht vom deutschen Dichterfürsten her, sondern findet sich schon in der Bibel — Sprüche Salomos XXV, 11.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie man in neuester Zeit dem Alten Testament zu Leibe geht. Während Professor Delitzsch darin ein Plagiat an den Babyloniern finden will, schreiben Andere Sentenzen der Bibel viel jüngeren Autoren zu. So hält auch ein Wiener Leitartikler, der wahrscheinlich den Origenes nicht gelesen hat, dessen Ausspruch: „Der Herr giebt seinen Priestern kein irdisches Erbe, er selbst will ihr Erbtheil sein" für von diesem Kirchenvater geprägt, obwohl er aus dem biblischen Buche Josua (XIII, 33) abgeschrieben ist.

Und was soll man noch sagen, wenn ein Zionist, der die Juden in das heilige Land zurückführen will, eine erstaunliche Unkenntniß der Bibel verräth. Wie er nämlich in einem Feuilleton erzählt, hat er auf einer Reise in England im Dorfe Cookham ein Wirthshausschild „Bel and the Dragon" bemerkt, was er mit „Zur Schönen und zum Drachen" übersetzt. Er fügt dann noch hinzu: „Das Leben ist schön, wäre es auch nur bei der Schönen und beim Drachen zu Cookham." — Es ist noch ein Glück, daß er diese Schöne — sie müßte übrigens The belle heißen, denn Bel ist gar kein englisches Wort — es ist ein Glück, sage ich, daß er sie nicht mit seinem I love you angesprochen hat, denn bei ihrem starken Appetit hätte sie ihn wahrscheinlich gefressen. Dieser Schönen oder vielmehr diesem Bel mußte man nämlich jeden Tag zwölf Malter Weizen, vierzig Schafe und drei Eimer Weins darbringen. Die biblischen Apokryphen, die ihn höchst respektwidrig einen Götzen nennen, sagen zwar, alle diese Nahrungsmittel seien nicht vom Bel selbst, sondern von seinen Priestern verzehrt worden, aber sein College, der Drache, war jedenfalls ein großer Gourmand. Er ließ sich die vom Propheten Daniel aus Pech, Fett und Haaren bereiteten Extraknödel gut schmecken, verdarb sich aber damit den Magen und „barst mitten entzwei".

Wie es in den Kapiteln der Bibel „Vom Bel zu Babel" und „Vom Drachen zu Babel" erzählt wird, wohnten die zwei Kameraden in dem durch Professor Delitzsch auch weiteren Kreisen bekannt gewordenen Babel. Ihre Freßsucht und Gourmandise mag sie wohl zur besonderen Zierde eines Wirthshausschildes im bibelkundigen England geeignet gemacht haben. Schön ist es aber nicht, wenn man „eine Schöne" aus dem Götzen macht.

Digitized by Google

Neben solchem anglo-zionistischen Qui pro quos erscheinen schon die Bezeichnung des Themistokles als „Vertheidiger der Thermopylen", des Andreas Doria als Dogen von Venedig und die Einfügung einer journée des dupes in „Figaros Hochzeit" als leicht verzeihliche Irrthümer.

Zum Besten des in französischer Geschichte und Literatur so kundigen Leitartiklers will ich nur noch bemerken, daß Beaumarchais' Lustspiel La folle journée ou le mariage de Figaro heißt und daß der Name Journée des dupes dem 11. November 1630 wegen einer Hofintrigue unter Ludwig XIII., die viele zu dupes machte, gegeben wurde.

Solche Schnitzer und Geschmacklosigkeiten kann man freilich dem in Eile arbeitenden Journalisten oder dem unvorbereiteten Redner nicht übelnehmen — hanc veniam petimusque damusque vicissim — und sie dienen ja auch zur Unterhaltung des Lesers oder Hörers. Schlimm ist es aber, wenn sie zu ewiger Dauer bestimmt und an Orten angebracht sind, die nicht der Unterhaltung geweiht sind. So lautet eine Inschrift in riesengroßen goldenen Buchstaben in der neuerbauten prachtvollen Antoniuskirche zu Wien:

„Meer, Ketten sinken nieder
Vor Sanct Antonius Gewalt.
Was verloren Hab' und Glieder
Er stets bewirket für Jung und Alt."

Da weiß man freilich nicht, ob man den tiefsinnigen Inhalt oder die Schönheit der Form mehr bewundern soll.

Literatur und Kunst.

Nietzsche und Hölderlin.

Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin).

Für alle die, welche neben Nietzsche auch den Dichter Hölderlin kennen, hat die Verbindung dieser beiden Namen nichts Befremdendes. Wiederholt und treffend ist in den den großen Philosophen behandelnden Schriften — ich verweise nur auf Theobald Ziegler's Nietzsche-Biographie und auf die in Frage kommenden Capitel in Richard Meyer's „Literatur des neunzehnten Jahrhunderts" — hingewiesen. Nietzsche hat, um Aeußerliches vorweg zu nehmen, gerade in seiner frühesten Jugend Hölderlin seinen „Lieblingsdichter" genannt, ja ihn reizte die von Hölderlin in dem gleichnamigen Trauerspiel behandelte Gestalt des Empedokles zu einem Tragödienentwurf, der denselben Helden zum Mittelpunkt hatte.

Wenn ich aber trotz Manchem, was über Nietzsche's Beziehung zu Hölderlin schon gesagt worden ist, auf diese Frage noch einmal genauer eingehe, so geschieht es, weil dieser Gegenstand einer eingehenderen Betrachtung werth ist und dann, um Manchen aus der großen Nietzschegemeinde einmal besonders auf den Mann aufmerksam zu machen, in dessen Werken schon längst die Grundzüge der Nietzsche'schen Philosophie in überraschendem Maße enthalten waren, und der auch dem Dichter Nietzsche in einem Grade innerlich verwandt ist, wie man es in der Kunstgeschichte selten findet.

Die äußerliche Thatsache, daß Nietzsche und Hölderlin in geistige Umnachtung verfielen, will natürlich an sich nichts besagen, wenn man, wie das vielfach geschieht, die Erkrankung Nietzsche's einfach aus der übergroßen Arbeitsfülle herleitet, die in der Baseler Docentenzeit auf den damals Vierundzwanzigjährigen lastete, oder aus den gesundheitsschädlichen Einflüssen, denen Nietzsche sich im deutsch-französischen Kriege als Krankenpfleger ausgesetzt hatte. Gewiß werden diese Umstände zur Erkrankung Nietzsche's beigetragen haben, ich bezweifle aber, daß ohne sie die Erkrankung etwa unterblieben wäre, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß Nietzsche auch ohne Ueberarbeitung und bei der denkbar gesundesten Lebensweise dem Wahnsinn anheimgefallen wäre. Der Wahnsinn ist bei ihm ebenso wie bei Hölderlin die naturgemäße Folge seiner diesem Dichter so ähnlichen Veranlagung und Entwickelung. Nur eins hätte, um das vorauszunehmen, Beide retten können: das Gottesbewußtsein, das den Künstler erfüllt, der Gestalten und Menschen bildet und seinen Geschöpfen die Seele einhaucht, die er vergeblich bei den Erdenmenschen sucht. Dazu aber fehlte dem zu lyrisch empfindenden Nietzsche das Können und dem Lyriker Hölderlin die Kraft. Hätte Nietzsche nur einmal den Uebermenschen — Zarathustra erscheint wie ein lyrischer Abglanz davon — wirklich erschaffen können, wie er ihn sich dachte und ersehnte, groß, mit starken Sinnen, dionysisch, rauschend, er wäre nicht ein armer Geisteskranker, sondern ein starker, glücklicher Künstler geworden.

„Gott ist todt", sagt Zarathustra. Für einen rein philosophischen Kopf will das wenig besagen. Er wird die Kunde ohne Verwunderung, ja mit Befriedigung vernehmen, denn Gott führt zwar zum Glück aber nicht zur Wahrheit. Aber für eine künstlerisch so stark empfindende Natur wie Nietzsche ist die Kunde von dem Tode Gottes — ich verstehe natürlich den Glückspender unter diesem Begriff — eine Erkenntniß, die ihn sofort an den Rand des Wahnsinns führen mußte. Nietzsche war seiner Veranlagung nach ein Künstler allerersten Ranges, und Künstler können ebenso wenig ohne Gott wie der gewöhnliche Sterbliche ohne die Sonne leben. Nach dem Tode Gottes konnte also Nietzsche nur eins helfen. Der todte Gott mußte durch einen lebendigen ersetzt werden. Daher die Lehre vom Uebermenschenthum und die Verachtung der Massen. — Was zählt ein Volk, was zählen Völker, wenn es sich um das Werden eines Gottes oder besser gesagt des Gottes handelt! Der wirkliche Uebermensch wäre der neue Gott gewesen. Daß Nietzsche den Uebermenschen weder erleben noch schaffen konnte, war sein Untergang. Ganz Aehnliches findet bei Hölderlin statt. Um das jedoch richtig zu bewerthen, müssen wir uns erst die Frage vorlegen, wann und woran Gott gestorben ist. Künstlerisch veranlagte Naturen werden darüber nicht einen Augenblick im Zweifel sein: Er starb in dem Augenblick, wo Christus an's Kreuz geheftet wurde — denn nicht durch die Verneinung, sondern durch die Bejahung des Daseins, nicht durch den Tod, nur durch das Leben kann der künstlerisch empfindende Theil der Menschheit erlöst werden. Ein Gott, der die Erde als Jammerthal angesehen wissen will, der Selbstverleugnung fordert und deß höchster Preis ein Jenseits ist, das sich den Sinnen entzieht, ist ein todtgeborener Gott für die Menschen, welche die Sinne unaufhaltsam zur Schöpfung treiben, die nur mit den Sinnen erfassen können, so lange sie den Erdgeruch ihrer Heimath als Menschen spüren. Nietzsche stand ebenso wenig wie Hölderlin einem Jenseits von vornherein skeptisch gegenüber. Das Irdische an sich hat sie nie befriedigt. Wenn dem so wäre, wären sie a priori zufriedene oder für das beschränkte Glück beanlagte Naturen gewesen. Wie Nietzsche aber die „Zufriedenen" haßte, ist bekannt, und für Hölderlin heißt „glücklich sein" — er meint hier die Zufriedenen, wie aus der betreffenden Stelle im „Hyperion" hervorgeht — „schläfrig sein, im Munde der Knechte".

Das Kind allein macht sich über das Jenseits keine Gedanken, denn es ist, wie Hölderlin einmal sagt, unsterblich, da es vom Tode nichts weiß. Menschwerden — die Masse freilich wird es nie — heißt also seine Unsterblichkeit verlieren. Wäre die Kirche sich dessen bewußt, sie würde erst in der Zeit der Menschwerdung an die Jugend mit der Kunde vom Jenseits herantreten. Das Kind braucht keine Religion, denn es lebt in einem Paradiese, dessen Bewohner nichts von einem Anfang oder einem Ende wissen. Aber in der Zeit der,

Digitized by Google

Menschwerdung würde die Kirche mit der Kunde vom Jenseits Denen einen Halt und ein Ziel geben, die mit der Erkenntniß vom Tode plötzlich zu heimathlosen Bettlern geworden sind, die dastehen wie Abgebrannte, arm, nackt, frierend unter dem Schauer der Endlichkeit.

Auch Nietzsche und Hölderlin haben, um auf den Gegenstand meiner Untersuchung zurückzukommen, so dagestanden. Dazu hatten sie ja wie viele — Nietzsche freilich mehr als Hölderlin — durch die vorzeitige Kunde von Gott schon das richtige Verhältniß zu ihm verloren, um an der Schwelle der Erkenntniß durch ihre Menschwerdung angelangt, noch hier einen wirklichen Halt zu finden. Kindern, die ihrer Veranlagung nach sich später nicht nur zu Menschen, sondern auch zu Künstlern auswachsen müssen, wird der ihnen von unklugen Lehrern in ihr Kindheitsparadies vorzeitig getragene Gottesbegriff besonders unnatürlich und zwecklos erscheinen. Gott ist ihnen ein Wesen, das nicht in ihre Welt paßt; sie müssen an ihm zweifeln, ja sie werden ihm von vornherein gram sein, denn die Kunde von ihm kommt — wer wollte das leugnen? — für Kinder von starkem Empfinden einer Vertreibung aus dem Paradiese gleich.*) Mit der Kunde von Gott geht die Kindheitssonne der Unendlichkeit, die bis dahin Wirklichkeit war, unter in's Meer der Begriffe. Der sich vom Irdischen abwendende christliche Gottesbegriff nimmt dem Kindheitsparadiese seine lachende Klarheit, und fortan liegt es wie das Dämmern des Abends auf der einst sonnigen Flur. Was das für Kinder, wie sie Nietzsche und Hölderlin bei ihrem Empfindungsreichthum gewesen sein müssen, zu bedeuten hat, bedarf keines Commentars. Sie hatten von vornherein zu viel Schönheit in sich, um an einen Gott — und sie mußten ihrem Gotte zujauchzen können — zu glauben, der ihnen das gethan hatte.

Nietzsche steht daher, an der Schwelle des Lebens angelangt, dem Christengott schon fremd, Hölderlin wenigstens schon zweifelnd gegenüber. Daß Hölderlin an vielen Stellen seiner Werke Gott ganz im christlichen Sinne persönlich nimmt, ihn gar Jehovah nennt und ihn preist, will dem gegenüber nichts besagen, wenn man zu lesen versteht und Hölderlin so nimmt, wie auch Nietzsche erfaßt werden muß: als ein im Großen leicht zu übersehendes Ganzes, das aber im Einzelnen durch die äußerst feinnervige Veranlagung der beiden Naturen den unberechenbarsten Stimmungen ausgesetzt ist. So lesen wir in Hölderlin's Gedicht „Die Unsterblichkeit der Seele“ (1788):

Und o! wie wird's einst werden, wann Erdentand
Und Menschendruck auf ewig verschwunden ist,
Wann ich an Gottes, Gottes Throne
Bin und die Klarheit des Höchsten schaue!

Aber gleich in der nächsten Strophe ringt er mit dem Zweifel, mit dem er offenbar schon lange kämpft.

Und weg, ihr Zweifel, quälendes Seelengift!
Hinweg! Der Seele Jubel ist Ewigkeit! —
Und ist er's nicht, so mag noch heute
Tod und Verderben des Lebens große
Gesetze niedertrümmern.

Und wenn es in demselben Gedichte später heißt: „Doch nein: Der Seele Jubel ist Ewigkeit!“, so will Hölderlin damit demselben vom Christlichen sich loslösenden Ewigkeitsdrange Ausdruck geben wie Nietzsche in seinem „trunkenen Liede“:

Doch alle Lust will Ewigkeit
— will tiefe, tiefe Ewigkeit!

Der so auffallend gleiche Standpunkt, zu dem Nietzsche und Hölderlin kommen, hat diesen unbezähmbaren Ewigkeitsdrang ohne Zweifel zum Ausgangspunkt. Wenn Beide eine so ähnliche Melodie haben, ist dieses das Leitmotiv.

Sie haben von vornherein einen tief tragischen Zug in ihrem Wesen. — Es sind zwei Menschen, die über die Enttäuschung des Lebens nicht hinwegkommen, da sie das Paradies ihres Kindheitszustandes nicht vergessen können. — Sie brauchen das Ewige, das dieser enthielt. — Und das, was ihnen die Menschen in der Religion dafür bieten, hatten sie verloren, eh' sie es nutzen konnten. — Sie hätten sich — Gottsucher, die sie stets waren — vielleicht wie Andere doch schließlich den Glauben an das verheißene Jenseits zu eigen gemacht, wenn sie nicht gerade zwei Naturen gewesen wären, deren ganze künstlerische Kraft — Nietzsche's Herrenphilosophie erscheint in diesem Zusammenhang wie ein Aufbäumen gegen das, was ihn verzehrt — im Leide lag . .

Gerade die Farben, in denen das verheißene Jenseits erscheint, mußten der Erde in den Augen dieser beiden einen bisher ungeahnten Glanz und Reichthum geben. — Glück wird im Jenseits verheißen, ein ewig ruhender Glückszustand. — Das Leid ist todt, aber auch die Liebe und der Wunsch ist begraben. — Wehe dem Künstler, der sich hierher verirrt! — Ein kalter Hauch würde ihm von der Stätte des ewigen Lebens entgegenströmen, der ihm die Hände erstarren und das Herz zu Eis machen würde. Der Schmerz, sein herrlicher, warmer Mantel, würde wie ein Hauch von ihm fallen, und ein Schweigen würde durch seine Sinne gehen, tiefer als die Ruhe des Grabes. — Der Reichthum der Unendlichkeit würde sich auf ihn legen wie eine trostlose Armuth. Eine unstillbare Sehnsucht nach der Erde würde seine Ewigkeit sein . . .

Hier an der Schwelle des Jenseits wird es den Künstlern unter den Gottsuchern offenbar werden, daß ihr Jenseits die Erde ist. Sie erscheint ihnen aber nunmehr ganz anders als den Künstlern, die etwa wie Goethe ihr reales Verhältniß zu dieser nie verloren hatten. Für Goethe ist sie die nie verlorene Heimath, für Nietzsche und Hölderlin . . . den auf der Suche nach Gott heimathlos Gewordenen unter den Künstlern, wird sie das Land der Verheißung. Erstarrt, den Tod im Herzen, hatten sie sich von dem Jenseits abgewandt, und nun schweben sie Erdsucher wieder im Chaos.

Sie schweben der Erde, jetzt dem gelobten Lande, entgegen, das sie nun wie ein Sonnenland grüßt. Alles an ihr hat einen neuen Werth bekommen. Vorher das Land der Vergänglichkeit, ist sie jetzt für sie das Unsterbliche geworden. Eine Wandlung aller Begriffe ist nur natürlich. Das Irdische hat einen Sinn bekommen, der die Ewigkeit ist.

Ewige Sinnengluth ist die Morgenröthe dieser Erde und unstillbare Sehnsucht das Meer, das sie umspült. Man gehe durch die Landschaften Nietzsche's und Hölderlin's, um einen Begriff davon zu bekommen, wie auf dieser neuen Erde die Schönheit der Natur in's Riesenhafte wächst. Das Herz will uns still stehen, wenn wir sehen, wie hier die Heide glüht und die Einsamkeit redet, wie die Ewigkeit aus jeder Blume leuchtet und der Schmerz ein Licht giebt, als wäre er der Sinn des Seins.

Dieser neuen Erde einen neuen Menschen zu schaffen, ist, nachdem sie einmal zu ihr gelangt sind, ganz naturgemäß das Ziel Nietzsche's und Hölderlin's. Die Suche nach ihm wird der Inhalt ihres Lebens. Für ihn erfinden sie philosophische Systeme, ihm werden die Massen geopfert, ihm bereiten sie den Weg. Es findet eine merkwürdige Wiederholung statt: Die neue Erde bedarf ebenso wie die alte eines Heilandes. Für die Erde der neugeborenen Sinnenkraft ist es der Uebermensch, wie es für die Erde der Daseinsentwerthung der die Entsagung predigende Christus war.

Der Idealmensch Hölderlin's wäre der Uebermensch Nietzsche's gewesen. Auch für ihn ist der Einzelne werth-

*) Daß gerade das Buch Gottes mit der Vertreibung aus dem Paradiese anfängt, ist hierbei eine höchst lehrreiche Analogie. — Ich weiß, daß mir als Kind nichts so merkwürdig erschien wie der Umstand, daß Adam und Eva erst aus dem Paradiese vertrieben werden mußten, um der Hülfe des Gottes zu bedürfen, den sie, einmal in die Welt gesetzt, vorher ganz vorzüglich entbehren konnten.

Digitized by Google

los geworden, auch er will die Massen geopfert sehen, um zu dem Menschen der Zukunft zu kommen. „Ich will," so lesen wir im ‚Hyperion', „die Schaufel nehmen und den Koth in eine Grube werfen. Ein Volk, wo Geist und Größe keinen Geist und keine Größe mehr erzeugt, hat nichts mehr gemein mit Anderen, die noch Menschen sind, hat keine Rechte mehr, und es ist ein leeres Possenspiel, ein Aberglauben, wenn man solche willenlose Leichname noch ehren will, als wär ein Römerherz in ihnen. Weg mit ihnen! Er darf nicht stehen, wo er steht, der dürre, faule Baum, er stiehlt ja Licht und Luft dem jungen Leben, das für eine neue Welt heranreift." Und später: „Das ist endlich einmal meine Melodie. Mehr braucht's nicht! Du hast ein herrlich Wort gesprochen, Hyperion! Was? vom Wurme soll der Gott abhängen? Der Gott in uns, dem die Unendlichkeit zur Bahn sich öffnet, soll stehen und harren, bis der Wurm ihm aus dem Wege geht? Nein! Nein! Man fragt nicht ob ihr wollt! Ihr wollt ja nie, ihr Knechte und Barbaren! Euch will man auch nicht bessern, denn es ist umsonst! man will nur dafür sorgen, daß ihr dem Siegeslauf der Menschheit aus dem Wege geht. O! zünde mir einer die Fackel an, daß ich das Unkraut von der Haide brenne, die Mine bereite mir Einer, daß ich die trägen Klötze aus der Erde sprenge!"

Und wo ist der durch die ewige Enttäuschung hervorgerufene Pessimismus erschütternder ausgedrückt, als im ‚Hyperion', wo Hölderlin schon Jahrzehnte vor Nietzsche die ganze Grundstimmung dieses Philosophen ausdrückte? „Wenn ich ein Kind ansehe," so lesen wir hier, „und denke, wie schmählich und verderbend das Joch ist, das es tragen wird, und daß es darben wird, wie wir, daß es Menschen suchen wird, wie wir, fragen wird, wie wir, nach Schönem und Wahrem, daß es unfruchtbar vergehen wird, weil es allein sein wird, wie wir, daß es — o nehmt doch Eure Söhne aus der Wiege und werft sie in den Strom, um wenigstens vor Eurer Schande sie zu retten!" Hölderlin will hier wie Nietzsche die Menschheit opfern, um zum Menschen zu kommen. Er hat ganz wie Nietzsche trotz der Bejahung der Erde das reale Verhältniß zu ihr völlig verloren. Er ist sich ebenso wie Nietzsche nicht ganz klar darüber, daß der neue Mensch ebenso wie ihre neue Erde nur im Künstlerischen wurzelt. Sie übersehen, daß in dem realen Sein die Menschheit viel unsterblicher ist als der Mensch, daß das Unsterbliche ihrer Erde nicht von der Natur, sondern nur vom Künstler hervorgebracht werden kann.

So wird für sie auch der größte Mensch, dem sie im Leben begegnen könnten, eine Enttäuschung. Sie gehen auf der Suche nach dem Uebermenschen zu Grunde; sie wähnen sich gewöhnliche Sterbliche und wissen nicht, daß sie schon längst jenem dritten Reiche angehören, in dem der Künstler König und der Wahnsinn Gott ist.

Einen gewaltigen Ewigkeitsdrang in sich tragend, griffen sie nach der Krone als dem einzigen, was sie retten konnte. Aber ihre Sehnsucht war größer als ihr Können, und so nahm der Gott ihres Reiches sie mitleidsvoll zu sich.

Nietzsche und Hölderlin sind die beiden größten Wegweiser für eine Kunst der Zukunft. Hölderlin ist todt. Unsere heutigen Dichter — sie mögen einmal so genannt sein — kennen ihn gerade dem Namen nach. Nietzsche aber ist schlimmer als todt. Er, der den Künstlern den Weg zu einer neuen Kirche wies, der still wie etwas Heiliges erfaßt werden müßte, ist zur Lärmtrommel geworden und zum Mißbrauch des Jahrhunderts. Sie treten seine Gedanken mit Füßen und künden seinen Ruhm in allen Gassen. Pseudo-Künstler, so weit ich sehe in meinem Vaterland. Ihr schleicht in den Niederungen und redet von Höhenkunst. Ihr rühmt Euch Euerer Ohnmacht und sagt, sie wäre der Schmuck der Decadenz. Wenn Ihr in die Sonne sehen wollt, steht Ihr da wie Nietzsche's letzter Mensch und blinzelt. — Wenn ich nicht auch mehr Hunger als Können hätte, ich wollte Euch einen Tanz aufspielen, der Euch endlich das Schweigen brächte. — Wer giebt uns den Uebermenschen? — Ich bin Eueres Klingelns müde, wann werdet Ihr Glocken läuten lassen?

Des Vagabunden Wunderhorn.

Von Max Hoffmann (Berlin).

Als vor ungefähr hundert Jahren L. v. Arnim und Clemens Brentano jene wundersame Sammlung alter deutscher Lieder herausgaben, die unter der Bezeichnung „Des Knaben Wunderhorn" das Entzücken aller Freunde echten Volksthums noch heute bildet, da schrieb Goethe in seiner meisterhaften Besprechung des einzigen Buches in der „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung": „Wenn wir die vor uns liegende gedruckte Sammlung dankbar und läßlich behandeln, so legen wir den Herausgebern desto ernstlicher an's Herz, ihr poetisches Archiv rein, streng und ordentlich zu halten. Es ist nicht nütze, daß Alles gedruckt werde." Schon der Altmeister hatte wohl dadurch andeuten wollen, daß Manches in dem Buche hätte wegbleiben können, und es war deßhalb ein gutes Unternehmen, daß Paul Ernst neuerdings eine immer noch sehr stattliche Auswahl der Original-Ausgabe veranstaltete (Berlin, Georg Heinrich Meyer). Leider aber giebt es noch Viele, die da meinen, daß alles vom Volk und für das Volk Gesungene auch werth sei, veröffentlicht zu werden, und zu diesen gehörte auch Hans Ostwald, als er eine Liedersammlung unter dem geschmackvollen Namen „Lieder aus dem Rinnstein" herausgab (Berlin, Karl Henckell & Co.). Schon der Titel paßt gar nicht und riecht bedenklich nach Effecthascherei. Aus dem Rinnstein kommen niemals Lieder, selbst keine so schlechten, wie man sie in diesem Buche finden kann. „Lieder von der Straße" wäre einfacher, aber besser und bezeichnender gewesen.

Dem Herausgeber sind verschiedentlich ganz hübsche Skizzen gelungen, die allerdings weder im Styl noch durch Vertiefung irgend welche Eigenart erkennen lassen und deren Werth vorzugsweise darauf beruht, daß darin manche Beobachtung aus dem unteren Volksleben und dem Treiben der Verstoßenen niedergelegt ist. Wäre er auf diesem Gebiete geblieben, so hätte man das mit Freuden begrüßen können; nun aber, da er schier dreißig Jahre alt ist und manches gelesen hat, was dem einstigen armen Handwerksburschen neu war, fühlt er sich schon als Literarhistoriker und glaubt sich berufen, dem „ausgezählten" Volk einen Spiegel seines poetischen Könnens vorzuhalten. Mit handfestem Selbstbewußtsein schreibt er dazu auch ein in zusammengeflicktem Styl abgefaßtes Vorwort voll billiger Weisheit. „Das eine geht aus diesen Versen hervor: das Volk besingt sein Leben selbst", ruft er begeistert aus. Wie wahr! Und klug nennt er Diejenigen, die nicht Freunde dieser Sache werden können, Arme im Geiste, Arme im Empfinden. Nicht Freunde dieser Sache? Welcher Sache? Des Volksliedes? Wer wäre nicht dessen Freund? Das echte Volkslied ist aber himmelweit entfernt von dem Meisten, was uns hier geboten wird. Und kann das „Volk" überhaupt gut dichten? Man täusche sich doch nicht: das, was wir heute Volkslieder nennen, sind Lieder, die niemals von ganz Ungebildeten gedichtet worden sind, sondern von Klerikern, fahrenden Scholaren, Rittern und dergleichen Leuten. Die Lieder, die ganz ungefeilt aus dem Munde des Volkes gesammelt werden, sind nicht nur vom künstlerischen und poetischen Standpunkte, sie sind auch inhaltlich und stylistisch für jedes feinere Gefühl meist ungenießbar. Das beweisen gerade verschiedene der hier abgedruckten Gedichte, das „Berliner Dirnenlied" mit dem falschen Refrain, „Gute Freunde", „Die schlechte Mutter" und

Digitized by Google

„Chazoth“. Wie anspruchslos freilich der Herausgeber ist, zeigt seine Bemerkung, die Parodie des Hauff'schen „Morgenroth“ enthalte die umfassendste, knappste und launigste Darstellung des Lebens auf der Walze, die ihm bekannt sei. Hier ist sie:

Morgenroth! Morgenroth!
Ueberall vom Putz bedroht.
Talfen wir so in den Gassen,
Wird uns bald der Dackel fassen,
Mich und manchen Kamerad.

Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet auf der Walz' der Draht!
Gestern noch die Schicks am Arme,
Heute schon mit dem Gendarme,
Morgen in den Käfig 'nein!

Darum still, darum still,
Mag es kommen, wie es will!
Mit dem Stenze in der Rechten
Wollen wir noch weiter fechten,
Ich und mancher Kamerad!

Im Gegensatz zu solchen Leistungen sind gerade die Lieder des Buches, die von Kunstdichtern und -dichterinnen verfaßt sind, noch die erträglichsten, obwohl auch sie nicht das überschwengliche Lob verdienen, das Ostwald ihnen spendet. Er läßt sich da zu Behauptungen hinreißen, die recht anfechtbar sind, so wenn er von Karl Henckell, dem Verleger des Buches, sagt: „Er war der Erste, der die Tiefe bedichtete, er ist auch der Größte. Seine „Dirne“ kann an Gehalt unmöglich übertroffen werden.“ Oder wenn er von der abnormen Margarethe Beutler schreibt: „Das hat wohl noch keine Frau gekonnt, wie im Wiegenlied so ungeheuerlich, so charakteristisch und kraftvoll zu sein.“ Diese Dame hat manches in gewisser Beziehung Interessante gedichtet, so wenn sie die „Kommenden“ besingt, die jetzt noch armselig am Sandhaufen spielen, wenn sie die Verlassene schildert, die im Rausche des Tanzlocals die Gedanken an das aus Noth verschenkte Kind zu verscheuchen sucht, oder auch wenn sie der Dirne ein — in seiner gespreizten Lyrikerei allerdings unmögliches — Lied in den Mund legt:

Einst war ich der Tag —
Als ich blüthenumlacht
Im Mädchentraum lag —
Nun bin ich die Nacht.

Bin die lockende Nacht,
Trage Sterne im Haar,
Und viel Dunkel gebracht
Hat mein Augenpaar.

Den Knaben zumeist
Biet' ich giftige Frucht,
Die mit schüchternem Geist
Nach Liebe gesucht.

Und so bin ich, ich weiß,
All' der Mütter Qual,
Deren Söhnen mit Fleiß
Ich die Seele stahl . . .

Wenn das Fräulein Beutler posirt, dann macht sie's ungeschickt. Ein Poseur ersten Ranges ist dagegen der unglaublich überschätzte Frank Wedekind, dessen schriftstellerische Leistungen sich eigentlich beständig zwischen absichtlichem Ulk und höherem Blödsinn hin- und herbewegen. Als hübsch volksliedmäßig und doch kunstvoll müssen zwei Lieder von Peter Hille genannt werden. Gegen etwas Anderes aber ist unbedingt Protest nöthig. Nämlich dagegen, daß Lenau's „Drei Zigeuner“ und Goethe's „Gott und die Bajadere“ unter die Lieder „Aus dem Rinnstein“ gerechnet werden. Das ist ein unerhörtes literarisches Vorgehen, und wenn der Herausgeber stolz sagt: „Ich denke, der Band bringt alle Töne, die je „im Rinnstein“ geklungen oder noch klingen“, so ist er sogar viel weiter gegangen: er hat durch jene Gedichte auch Wundertöne aus dem Reiche der herrlichsten Poesie gebracht. Auch Goethe's „Frech und froh“ und „Vanitas! Vanitatum vanitas!“ nehmen sich wunderlich genug in dieser Gesellschaft aus.

Den Beschluß des Buches bilden Biographien, zum Theil Autobiographien, der hier vertretenen Dichter und Dichterinnen, und was man da zu lesen bekommt, ist nicht uninteressant für das Studium der sogenannten modernen Uebermenschen-Seele. Margarethe Beutler sagt Folgendes von sich: „Eine Liebe zu meinen Blutsverwandten habe ich nie gefühlt, deßhalb ist es unnöthig, sie zu nennen. Erzogen bin ich durch die treueste aller Kinderfrauen: die Sonne. Was in mir reifte, reifte durch sie. Eines Tages lockte sie mich aus meinem Elternhaus, das weder düster noch fröhlich war. Ich ging ohne umzuschauen. Es war so bequem, die Sonne wies den Weg. In den böhmischen Wäldern ließ ich meinen Mädchenleib durchsonnen, bis er reif zur Liebe ward. Die Liebe stellte mich auf einen Hügel und hieß mich Umschau halten . . . In dieser Zeit ward mein Knabe empfangen in reiner, freier Liebe; denn ich bin meiner ganzen Veranlagung nach nicht für eine Dauerehe geschaffen. — Und wieder winkte die Sonne, und ich ging wieder hinaus in meine Wälder und bot ihr meinen nackten mütterlichen Körper, damit sie das Kind in meinem Schooße durchleuchte und stärke. Mein Knabe liebt die Sonne wie ich, und ich glaube, sie liebt ihn auch und wird ihn einst leiten wie mich.“ Wer so von sich spricht, möchte wohl den Eindruck einer eigenartigen Individualität, einer festen Persönlichkeit hervorrufen, in Wirklichkeit aber zeigt sich darin nichts weiter als ein gewisser hysterischer Eigensinn. Aehnlich sagt Franz Diederich (jetzt Leiter des Feuilletons der „Sächsischen Arbeiterzeitung“) mehr selbstbewußt als kühn von sich: „Mit einer Scheu, die aus dem Innersten kam, ging ich um alle Wohlgelittenheit herum. Meine Neigung hing triebmäßig am Unerlaubten.“ (Sollte diese bedauerliche Neigung Diederich's auch daran Schuld sein, daß er ihm eingesandte Feuilletons nicht zurück giebt?) — Peter Hille hat sich vorgenommen, „nur durch innigste, lauschend gestaltende Aufrichtigkeit sich zu behaupten.“ Das hindert ihn aber nicht, recht humorvoll zu sein, wie folgendes hübsche Stück aus seiner Selbstbiographie zeigt: „So um 1877 schindete ich schändlich in faustischer Art tausendundein Collegien, nippte von dem wie Kindheit unersetzlichen deutschen Studentenleben und begann meine erwerbsmäßige Schriftstellerei in Leipzig, die mir bald so viel einbrachte, daß ich in der Thalstraße bei der Weltfirma Hildebrand und Hadubrand wuthentbrannt Corrector wurde, wo ich bei zehn Mark Wochenlohn gefragt wurde, ob ich auch portugiesisch verstände. Wir freuten uns Alle, daß der neunzehnjährige Buchhalter herablassend mit uns und trotz des großen Gehaltabstandes kein Unmensch war, und fühlten uns geehrt durch's Geschäftsgeheimniß, wenn wir, Chefs vorauf, vor einem Wechselboten in den Hinterraum verschwanden.“ — Von Fritz Binde heißt es: „Er war Anarchist und Anhänger M. v. Egidy's — dann plötzlich orthodox frömmelnd ging er in ein religiöses Stift in der Schweiz, wo er sich — dem Vernehmen nach — dem Missionsdienst widmen will.“ Ja, ja! Jeune cocotte . . .

Arnim und Brentano leiteten seiner Zeit ihre Ausgabe mit jenem lieblichen Gedicht „Das Wunderhorn“ ein, das Goethe als feenhaft, kindlich und gefällig bezeichnet. Für die „Lieder aus dem Rinnstein“ dürften sich, obwohl auch darin etliche aus dem echten Wunderhorn entlehnt sind, kaum derartige zarte Verse zur Einleitung eignen, eher die folgenden, die der Herausgeber an die Spitze der verheißenen Vergrößerung seiner Sammlung setzen könnte. Ich gebe sie ihm gratis:

Ein Strolch, ein Vagabund
Kam fast schon auf den Hund,
Barfüßig schrettet er,
Die Schicksе nebenher.

Digitized by Google

Ein Horn trug seine Hand,
Das war zerbeult am Rand,
Es war ganz voller Schmutz
Und fast zu nichts mehr nutz.

Der Vagabund sagt auch:
„Das ist des Horns Gebrauch,
Man bläst's, so gut man kann,
Ob man nun Weib, ob Mann,

Dann tönt es schauerlich
Und recht bedauerlich,
Es schmettert wie noch nie,
Man nennt es Poesie."

Der Tippelschickse Hand
Nahm's Horn, ihr wohlbekannt,
Ein Druck von ihrem Finger,
O jämmerlich Geklinge!

Zur Aesthetik der Edelsteine.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Kaum auf einem anderen Gebiete des Kunsthandwerkes ist der Umschwung, der in unserem Kunstgewerbe in den letzten Jahren erfolgt ist, so offensichtlich zu Tage getreten, wie in der Goldschmiedekunst. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts und bis gegen Ende desselben war unsere Gesellschaft von einer „tollen Leidenschaft" für Brillanten ergriffen. Die Entdeckung der Diamantenminen war hierauf von bedeutendem Einfluß gewesen. Die Kostbarkeit des Materials stand in einem schroffen Gegensatz zu der Armseligkeit der Arbeit, wie Roger Marx sich ausdrückte. Der Umschwung ging von Frankreich aus. Während Massin durch Wort und Schrift der Juwelierkunst neue Wege eröffnete, begann René Lalique, welcher echte Künstlerphantasie mit gründlicher Material-Kenntniß verband, seine epochemachende Laufbahn als Juwelierkünstler im höheren Sinne des Wortes. In England haben Mr. und Mrs. Gaskin große Verdienste; in der That haben sie die ganze Birminghamer Goldschmiedeindustrie revolutionirt: sie legten den Wert auf die künstlerische Art von Entwurf und Zeichnung und forderten, daß der entwerfende Künstler und der ausführende Handwerker in einer Person vereinigt sein müßten. Letzteres war schon der Fall bei dem nächst Lalique größten heutigen Goldschmiedekünstler, Philippe Wolfers in Brüssel. Wolfers hat sich im Besonderen dadurch Verdienste erworben, daß er einige halbvergessene Edelsteine der Mode zurückeroberte. Die Kenntniß der Edelsteine war ja in bedauernswerthem Grade verloren gegangen, und zwar nicht nur beim Publicum, sondern auch unter den Goldschmieden selbst. Rubin, Smaragd, Perle, Diamant, Opal, vielleicht auch Saphir und Topas — das war Alles, was man gemeiniglich von Edelsteinen kannte, und beispielsweise Tourmalin und Carneol waren selbst in der Zunft mehr oder weniger unbekannt. Es kam häufig genug vor, daß die Juweliere Edelsteine, die man ihnen zeigte, falsch bestimmten. Und das Publicum wollte immer und immer nur von den in Mode befindlichen Edelsteinen etwas wissen. Gewisse Steine gelangten dadurch zu unverdienter Beliebtheit, und manche kostbare Steine wurden entwerthet nur deßhalb, weil sie „nicht Mode waren". Selbst Aberglaube wirkte dabei mit. Beispielsweise sollte der Opal Unglück bringen. Andere Steine, wie Aquamarin, gingen im Preise herunter, und wiederum einige, wie Zircon, Hyacinth, Spinel wurden vergessen. Die Unterschiede zwischen den Steinen wurden verwischt, und man kannte nur Saphire, Topase, Smaragde und Diamanten. Der Geschmack depravirte ebenso wohl in der Art, wie man allein Glanz und Farbe suchte, nach Feuer aber nicht fragte, als auch in der Art der Fassung und Gruppirung der Steine. Die Gesetze der Aesthetik für eine geschmackvolle und wirkungsvolle Gruppirung und Fassung der Steine waren in Vergessenheit gerathen. Beispiele werden das am Besten darthun. Der Jargon (graue Hyacinth) ist an und für sich ein prachtvoller Stein: wenn man ihn indessen, wie üblich, mit dem Diamant zusammenfaßt, verliert er seine ganze Wirkung, weil er diesem zu ähnlich ist. Bringt man ihn dagegen mit dem Türkis zusammen, so kommen Beide prächtig zur Geltung, ebenso der Diamant mit dem Katzenauge oder mit der Perle — kurzum, der feurig glänzende Stein herrscht und siegt neben dem mattfarbigen Stein, der in der Farbe schillernde (chatoyant) mit dem durchsichtigen Stein, also z. B. Chrysopras mit Carneol. Bis zu einem gewissen Grade muß also die Frage des Contrastes, und zwar was Farbe, Transparenz und Glanz betrifft, maßgebend sein. Wir werden hiervon ein noch deutlicheres Bild gewinnen, wenn wir uns klar machen, worin eigentlich der Werth eines Edelsteines besteht.

Drei Eigenschaften sind es, die das Charakteristicum des Edelsteines bilden: die Schönheit, die Härte und die Seltenheit. Am Meisten feststehend und am leichtesten zu bestimmen ist unter diesen Eigenschaften die Härte. Die Seltenheit ist einiger Maßen wechselnd und zudem nicht immer in gerechter Weise gewerthet. Die Schönheit endlich ist dem Zeitgeschmack und der Mode unterworfen.

Wir müssen also versuchen, die charakteristischen Eigenschaften der Edelsteine noch näher zu bestimmen. Was vor Allem die Schönheit betrifft, so beruht sie theils in der Farbe des Steines, theils in dem Glanze des Steines. Ich erwähnte schon vorher, daß unter diesen beiden Eigenschaften die Farbe in letzter Zeit bei der Einschätzung des Werthes eines Edelsteines unverdienter Maßen in's Hintertreffen gekommen ist. Und hieran eben ist die zunehmende Verbreitung der Diamanten und Diamantenfalsificate Schuld. Kaum kann es einen schöneren Stein geben, als z. B. den Granat, obwohl er das Licht nur einfach bricht und einfarbig ist, also nicht Zwillingsfarben hat (wir kommen später hierauf zurück). Aber gerade der edlere Granat wirkt nicht durch äußerliches Funkeln, sondern schlägt seinen Glanz wie das Gold, gleichsam nach innen. In unserer, den äußeren Glanz liebenden Zeit war der Granat daher wenig geschätzt und zu dem Edelstein des Arbeiterstandes degradirt, zumal er verhältnißmäßig billig war und allerdings auch seine Härte*) nicht beträchtlich ist. Und in höherem Grade noch gilt das vom Granat Gesagte vom Rubin. Der Rubin ist in der That nach einer gewissen Rücksicht der vornehmste Edelstein. Auch an Härte wetteifert er mit dem Diamanten. Die Farbennuancen sind zahllos. Aber stets strahlt er nach innen und hat gleichsam infernales Feuer. Zudem gehört er zu den sogenannten diochromen Steinen, d. h. seine rothe Farbe ist in Folge der doppelten Brechung der Lichtstrahlen je nach der Richtung der Ansicht verschieden, da zwei verschiedenfarbige Strahlen nach entgegengesetzten Richtungen polarisirt werden. Zur genauen Unterscheidung der Zweifarbigkeit bedient man sich, wie nebenbei bemerkt sei, des Dichroiscops. Die Zwillingsfarben des Topas z. B. sind strohgelb und rosa, des Berylls seegrün und azurblau, des Aquamarin strohgelb und graublau, des Smaragds gelbgrün und blaugrün ꝛc.

Was den Wert der Farbe beim Edelstein noch besonders bestimmt, ist die Dauerhaftigkeit der Farbe. Bei allen natürlichen und künstlichen Materialen ist die Farbe mehr oder weniger zerstörbar, nur nicht beim Edelstein. Will man die Farbe eines Edelsteines zur Geltung bringen, so kommt wiederum auf die Gruppirung und Fassung Alles an. Aber

*) Die bekannteren Steine rangiren der Härte nach in folgender Reihenfolge: Diamant, Saphir, Rubin, Topas, Smaragd, Granat, Türkis, Opal.

Digitized by Google

gerade hier hat es den Goldschmieden in den letzten Jahrzehnten recht sehr an künstlerischem Geschmack gefehlt. Auf der anderen Seite erscheint es durchaus nicht nöthig, Anweisungen über die Farbenwirkungen zu geben, da die in der Kunst und Aesthetik im Allgemeinen wirksamen Gesetze auch hier Geltung beanspruchen dürfen.

Wir kommen weiter zu der Strahlungsfähigkeit der Edelsteine, die, wie bekannt, beim Diamanten die größte ist. Sie beruht einmal auf der Brechung des Lichtes, zweitens auf der Zerstreuung der Lichtstrahlen. Fällt auf einen edlen Stein ein Lichtstrahl, so wird er vom Diamant, Spinel, Granat, einfach, vom Rubin, Beryll, Topas doppelt gebrochen. Auf der Zerstreuung der Lichtstrahlen dagegen, welche ihre Ursache in den verschiedenen Graden von Brechungsfähigkeit der einzelnen Lichtstrahlen hat, beruht das, was wir beim Edelstein „Feuer" nennen. Die bekannteren Stein folgen einander nach dieser Rücksicht in folgender Ordnung: Diamant, blauer Saphir, rother Granat, Tourmalin, Bergkrystall.

Für die Gruppirung und Fassung der Edelsteine ist ferner von großer Bedeutung die Transparenz der Edelsteine. Man unterscheidet transparente Steine mit vollkommener Durchsichtigkeit, semitransparente mit unvollkommener Durchsichtigkeit, translucente, welche das Licht, aber keine Gegenstände durchscheinen lassen, subtranslucente, welche das Licht nur theilweise durchscheinen lassen, und opake, welche lichtundurchlässig sind. Endlich kann man dem Materialcharakter nach diamantartige Edelsteine, harzige, (z. B. Granat), glasartige (z. B. Smaragd) und wachsartige Steine (z. B. Mondstein) unterscheiden.

Sehr viel kommt nun auf den Schnitt des Steines an. In jüngster Zeit ist der Schnitt „en cabochon" d. h. halboval, beliebt geworden. Man geht indessen fehl, wenn man meint, daß dieser einfache Schnitt der allein wahrhaft künstlerische sei, und wenn man ihn deßhalb für alle Edelsteine in Anwendung bringen will. Jeder einzelne Stein muß vielmehr seiner individuellen optischen Natur entsprechend geschliffen werden. Der Zweck des Schliffes ist, die Glanzseiten des Steines zur bestmöglichen Wirkung zu bringen. Ein Schnitt en cabochon des Diamanten würde die Vorzüge dieses Steines in Schatten stellen, statt sie zu heben. Entsprechend der oben gegebenen Eintheilung der Edelsteine dürfen wir sagen, daß sich für alle diamantartigen und glasartigen Steine der Facettenschnitt, auf den wir gleich zurückkommen, für alle wachsartigen, harzigen, milchigen und perlartigen Steine dagegen der Schnitt en cabochon eignet. Denn die Glanzseite jener ersteren Gruppe von Edelsteinen liegt in der Strahlungsfähigkeit und im Feuer, diese beiden Eigenschaften können sich aber natürlich desto mehr entfalten, je mehr Flächen sich ihnen darbieten. Der Cabochonschnitt bietet nur eine Fläche, der Facettenschnitt dagegen mehr als fünfzig. Die Brechungsfähigkeit und die Fähigkeit der vielfachen Zerstreuung der Lichtstrahlen also sind es, welche den Facettenschnitt fordern; dazu kommt noch der Dichroismus. Den Cabochonschnitt verlangen dagegen alle translucenten und opaken Steine, also z. B. der Opal und der Türkis.

Der Facettenschnitte giebt es verschiedene, auf die wir nicht des Näheren einzugehen brauchen. Die bekanntesten sind der Kronenschnitt, den die meisten Diamanten zeigen, und der Rosettenschnitt, welcher älter ist. Diese Schnitte eignen sich naturgemäß nicht nur für Diamanten, sondern auch für die farblosen Saphire, Topase, Berylle, Zircone.

Endlich noch ein Wort über die Echtheit der Steine und die Fälschungen. Selbst ein geübtes Kennerauge kann nicht immer einen echten Stein von einem unechten unterscheiden. Dagegen ist die Härte fast immer ausschlaggebend, und mit Hülfe einiger Apparate, wie des Spectroskop, Polariskop läßt sich nicht nur die Echtheit, sondern auch die Identität eines Steines feststellen. Von künstlichen Steinen werden heute Saphire, Rubine, besonders aber Spinele, letztere bis zu einer Härte von acht und in beträchtlicher Größe von den Chemikern hergestellt, die sich sehr schwer von echten Steinen unterscheiden lassen. Nimmt man freilich eine Feile, so offenbaren alle Nachahmungen ihre unechte Natur. Ein Stück Glas genügt, um ihnen eine Schramme beizubringen. Besonders häufig wird der Saphir gefälscht, indem man nur zur Krone farblosen Saphir nimmt und blaues Glas unterlegt. Perlen werden nachgemacht durch Opalescentglas, das man mit einer Präparation von Essence d'Orient (Fischextrakt) füllt. Ein wenig Perlessenz, im Uebrigen aber Wachs wird hinzugethan. Auch die Farben der Steine werden gefälscht und durch chemische Processe verändert.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Alte Liebe.

Von Ruth Holwede.

Was sich da plötzlich ungenirt neben ihn setzte an einem grauen Regentage, als hätte es Hausrecht bei ihm — das war seine alte Liebe.

„Wo kommst Du her?" fragte er mit kaltem Erstaunen. „Wir haben uns lange nicht gesehen!"

„Ich bin oft bei Dir gewesen," sagte sie gleichmüthig, „hast mich nur nicht erkannt," und sie machte es sich in seinem Sessel bequem.

„Das geht nicht," sagte er scharf, „ich habe zu arbeiten . . ."

„Laß nur! Ich warte, bis Du fertig bist." Sie streifte die Handschuhe ab und nestelte an ihrem Haar: „Ich habe Zeit. Unterhalte mich auch so!"

Ein gedämpftes Geräusch wie von einer nörgelnden Frauenstimme drang in diesem Augenblick an ihr Ohr.

Liselotte trat an den Spiegel. „Wer ist das verstaubte Organ," fragte sie nonchalant, „da so herum?" Sie wies nach der Thür. „Das klingt wie die Resonanz eines verstimmten Claviers."

„Da so herum — wohnt meine Frau . . ."

Sie lachte und zeigte zum Ueberfluß all' ihre gesunden weißen Zähne.

Er runzelte die Stirn.

„Deine Hausmusik . . ."

„Du scheinst nicht in der besten Gesellschaft gelebt zu haben, seit Du mich verlassen . . ."

„Seit — Du — mich — verlassen," copirte sie, jedes Wort einzeln betonend.

„Was hat das Leben aus Dir gemacht, Liselotte!" sagte er kopfschüttelnd.

„Das Leben macht immer aus uns, was Ihr aus uns macht . . ." erwiderte sie gelassen.

Pause, in der er sie unruhig von der Seite betrachtete.

Sie schien es zu übersehen und behielt ihre sichere Haltung bei.

Das Geräusch von vorhin hatte sich verstärkt. Man unterschied jetzt deutlich zwei Stimmen. Er rückte den Stuhl; aber Lotte hörte es doch.

Ein feines moquantes Lächeln spielte um ihre feinen Lippen:

Ach so! Seine Hausmusik stimmte sich auf der Köchin wieder zum alten „guten Ton" zurück . . .

„Möchtest Du mich Deiner Frau nicht einmal vorstellen, Reinhard?" sagte sie indessen bescheiden mit mädchenhaftem Augenaufschlag. „Vielleicht, daß wir uns glücklich ergänzen . . ."

Bestürzt sah er Liselotte an und berechnete mit Blitzesschnelle allerlei unangenehme Eventualitäten, die sich aus der Vorstellung ergeben könnten. Er zauderte mit der Antwort.

Sie hatte Hut und Shawl abgelegt. Dies tailor made stand ihr entzückend! Wie jung sie doch geblieben war und wie hübsch! Aber . . .

„Meine Frau ist augenblicklich in der Küche beschäftigt, und mich mußt Du auch entschuldigen. Mein neues wissenschaftliches Werk . . ."

„Ich gehe schon. A bientôt, Reinhard." Und sie nickte ihm unbekümmert und freundlich zu.

* * *

Er nahm die weißen halbbeschriebenen Bogen und setzte die Feder an. Sie kritzelte; sie machte ein geradezu unerträgliches Geräusch.

Er war zerstreut.

An seinem Sessel hing noch ein leiser Duft von Parmaveilchen. Wie intensiv er das fühlte! Er wandte sich um. Er war überzeugt,

Digitized by Google

sie war überhaupt nicht gegangen, seine alte Liebe. Sie lauschte hinter der Portière auf jeden Schritt von ihm, auf die leiseste Bewegung. Er warf die Feder weg und nahm eine Cigarre.

Lustig blitzte in ihren Augen der Schalk:

„Wegrauchen?! —“

Ja! sie kannte ihn aus —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Komm nur herein!“ rief er ergeben. Sofort theilte sich die Portière. Er glaubte, das dunkelblaue tailor made von vorhin zu sehen und die volle, monumentale Gestalt, der er heute und vor Jahresfrist noch einmal begegnet war . . .

Da . . .

Liselotte kam wie vor zwanzig Jahren, bescheiden im Rosakleidchen mit kurzer Taille, Schüttenhut und Kreuzbänderschuhen über weißen Strümpfen und knickste.

„Warum dies?“ fragte er ganz verwirrt.

„Du sagtest, das paßte so zu mir; weißt Du noch, als ich siebzehn Jahr alt war? Ich sollte später immer so gehen! Du wolltest Dich Empire einrichten; das hast Du ja nun . . . gethan . . .“

„Reizend!“ murmelte er hingerissen, „reizend!“ und stand auf, sie zu betrachten. Dann setzte er sich wieder.

„Fichu Marie Antoinette?“ —

Sie lächelte und stellte sich schüchtern neben ihn. Ihr Kopf war ungefähr gerade in der Höhe seines Ohres und sie hielten leise Zwiesprache, wobei er die kleinen Füße mit den Kreuzbänderschuhen nicht aus den Augen ließ:

„Das war doch hübsch,“ sagte Reinhard, „als Du mir damals die Butterbröte stricheſt und mir immer heimlich von Deiner Wurst dazwischen legtest. Hattest selbst Nichts zu beißen, kleine Lotte . . .“

„Und das war hübsch, als Du mir die lange Kette kaufteſt, in der ich wie eine Gräfin aussah! Sie war nur halb echt — ich weiß! aber Du hattest fast ein Jahr darauf gespart! . . . Damals warst Du noch der arme Student . . .“

Sie stockte. Er überhörte es absichtlich. Ein Schatten huschte über ihr weiches Kindergesicht.

„Und wenn ich Dich küßte, wurdest Du roth bis unter die dichten blonden Haare und bis an den Ausschnitt des Rosakleidchens, wenn ich so sagen darf . . . Das war so echt; und wenn ich Dich küßte, das war auch echt . . .“

„Am Fluß entlang gingen wir jeden Sonntag in aller Herrgottsfrühe, schaufelnd im tiefen Sand, bis zu ‚unserem Platz‘ in ‚unserem‘ Kiefernwalde. Und die Schmetterlinge flogen, und die blauen, blitzenden Fliegen standen still in der heißen Luft, wenn wir ankamen . . .

Wir setzten uns auf zwei moosbewachsene, uralte Steine unter zwei uralte Fichten. Ein dunkler See lag zu unseren Füßen verschleiert, geheimnißvoll, durch den das Licht und die Schatten gingen. Schwankende Grasrispen und blaue Glockenblumen zitterten in unsere Liebe hinein . . .“

Aus den Parterre-Räumen drang verstärktes Geräusch. Hohe, erregte Töne. Reinhard's Gedanken kehrten zurück in die gemeine Wirklichkeit:

„I!“ dachte er, sich sammelnd, und wischte sich den Schweiß von der Stirn, „der schöne Platz ist ja noch da! Gar nicht so weit von hier! Wie wär's, wenn ich mit meiner Gattin einmal, ohne daß sie ahnte . . .“

Es war ein satanischer Gedanke!

Das knarrende Organ, das Embonpoint und der zierlich moosbewachsene Stein, an dem die Glockenblumen läuteten . . .

Es wurde wieder still. Liselotte lehnte noch an seiner Schulter.

„Und einmal hast Du, als ich zum Rector der Universität geladen war, kunstgerecht einen Flicken auf meinen blauen Frack — ach was! schwarzen Rock! — gesetzt, den Keiner bemerkte . . .“

„Und Du brachteſt mir vom Dessert mit . . .“

„Erinnere mich nicht daran! Ein Diebstahl,“ entschied Reinhard. „Mildernder Umstand . . .“

„Es schmeckte so gut!“ sagte Liselotte und sah ihn ernsthaft an.

„Weißt Du noch den umgehauenen Kiefernstamm, auf dem wir saßen und rechneten, ob wir uns bald heirathen könnten? Ich rechnete 100 preußische Thaler pro Kopf, Du sogar 200 . . .“

„Du wolltest Clavierstunden und Französisch geben, Kind . . .“

„Ein Jahr darauf machteſt Du die große Erbschaft . . .“

Reinhard wurde unruhig. Eine leichte Verlegenheit spiegelte sich auf seinem glattrasirten, beweglichen Gesichte. Sie schien es nicht zu bemerken. Sie spielte mit ihrer Kette.

„Mein Gott!“ dachte er bei sich, „meine Familie, meine Verbindungen, meine Carrière! Man sitzt doch nicht ewig mit seiner Kleinen wie auf einer weltabgeschiedenen Insel auf einem umgehauenen Kiefernstamm . . .“

„Du sagtest mir damals,“ fuhr er laut fort, „Dein Vetter, der vermögende Landwirth, bewürbe sich um Dich, und Du wolltest ihn heirathen. Deine Mutter . . .“

Liselotte blieb stumm. Die braunen Rehaugen hatten in diesem Moment Etwas von dem Blick des getroffenen Thieres —

Reinhard stand auf und zündete sich eine zweite Cigarre an.

„Warum bist Du eigentlich heute gerade zu mir gekommen, Liselotte? Du siehst, ich bin beschäftigt. Mein wissenschaftliches Werk . . .“

Und er vertiefte sich in seine Arbeit.

„Ich habe eine Bitte an Dich, Reinhard,“ flüsterten ihre Lippen leise neben ihm nach einer Weile.

Er sah auf.

Die da vor ihm stand, das war Liselotte nicht mehr im Rosakleidchen; die da vor ihm stand, war viel älter und schöner geworden. So fremd . . .

Er wußte nicht, waren es zwanzig Minuten oder zwanzig Jahre, daß er sie nicht gesehen. Er wußte nur, es war lange her —

Und die leisen Lippen flüsterten dicht neben ihm aus einem räthselhaften, todblassen Gesicht:

„Du hast gehört, ich weiß es, daß ich krank bin und ich werde sterben . . . Wirst Du mich nicht verleugnen und mir zu Grabe folgen?“

„Aber Kind,“ sagte er ausweichend, „welche Befürchtungen! . . . Das überwindet sich! Du stehst gleich mir in den besten Jahren . . .“

„Ich sage Dir, ich bin krank und werde sterben. Wirst Du es thun?“

Kalter Schweiß trat auf Reinhard's Stirn. Die Cigarre warf er fort; sie war überdies kalt geworden. Er wußte, es war erbärmlich, es war feige; aber er suchte nach überzeugenden Worten und nach schicklichen Gründen . . .

Zitternd stand Liselotte vor ihm — erwartungsvoll.

„Liselotte,“ sagte er endlich zögernd und legte die Hand leicht auf ihre Schulter, „laß uns heute nicht davon reden . . . Wenn der Fall wirklich einträte, natürlich würde ich Dir folgen . . .“

Er hatte sie nicht angesehen. Als er aufblickte, war sie verschwunden.

* * *

Die zierliche Bronce-Uhr auf der steilsinigen Commode von altem Mahagoni verkündete die vierte Nachmittagsstunde.

Der Gelehrte fuhr aus dem Sessel empor.

„Schon vier Uhr! Und wie lebhaft ich geträumt habe! Habe ich überhaupt geträumt?“

Er stand einen Augenblick still und sah sich in seinem Studirzimmer um.

Aufathmend trat er an's Fenster.

„Wunderbare Ideenassociation! Hörte gestern zufällig von einem Collegen, daß Lotte im Hospital hier schwer krank liege . . . Interessanter Fall! Arme Kleine. Musiklehrerin! . . . Wenn sie . . . nun wirklich stürbe, würde ich ihr zu Grabe folgen?“

„Nein!“ sagte er ganz laut, „nein!“

In demselben Augenblick trug man einen schlichten Sarg mit wenig zerflatternden Kränzen langsam unter seinem Fenster vorüber.

Kein Gefolge. Nur etwas Regen — etwas Wind —

Und er stürzte ihm nach — —

Aus der Hauptstadt.

Unfrommer Wunsch.

Schlimmes ist in Monastir geschehn:
Nasen schnitt man ab und Mund und Ohren,
Daß die Meisten, die's mit angesehn,
Vor Entsetzen gleich die Sprach' verloren. —

Eine Woche lang — wir spüren's noch —
Planscht' und troff's von rothen Redegüssen.
Hätte vorher der Parteitag doch
Sich in Monastir mal umsehn müssen!

Timon d. J.

Aus unseren Kunstsalons.

Adolf Menzel.

Noch nicht ein halbes Jahr ist's her, daß ich Gelegenheit hatte, über eine Sonderausstellung unseres Altmeisters zu sprechen. Und nun ist das seltene Ereigniß zum zweiten Male schon eingetreten. Inzwischen hat die Londoner Menzel-Ausstellung ein Fiasco erlebt. Da ist weiter nichts zu beschönigen. Nur — daß das Fiasco die englische Gesellschaft erlitt, und natürlich nicht unser Menzel, wenn er sie nicht so zu interessiren vermocht hat, wie es hätte sein müssen. Wir werden uns aber darüber hinwegzusetzen wissen — war es uns doch ohnehin bekannt, daß wir über eine so viel universalere Bildung verfügen, als unsere lieben

Digitized by Google

Vettern jenseits des Aermel-Canals. Freilich — daß diese universalere Bildung mitunter in einen förmlichen Fremdencultus ausartet, ist eine betrübsame Sache für sich . . .

Also — wir haben wieder eine Menzel-Ausstellung. Wieder im Künstlerhause, und eine größere gar als im Frühjahr. Nahezu 80 Bleistiftzeichnungen, Studien und Skizzen, Figürliches und Architektonisches und Landschaftliches und zahllose Einzelheiten, wie sie den alten Herrn im Vorübergehen interessirten und wie er sie zu einem Bilde gerade brauchte: Profile und Hände, Damenhüte und Operngläser, Maschinentheile und Schiffstaklagen, Felsblöcke und Schornsteine ꝛc. ꝛc. aus den Jahren 1845—1902! Darunter eine ganze Reihe von Studien zum berühmten „Eisenwerk" und zur „Fahrt durch die schöne Natur", wie der sarkastische Titel der köstlichen Schilderung einer sommerlichen Waggongesellschaft lautet. Ich sah seiner Zeit — 1891 war's — im Atelier in der Sigismundstraße das Bild entstehen, und ich erinnere mich noch, als wäre es gestern gewesen, wie eifrig Menzel die Nothwendigkeit vieler sorgfältigster Studien auch zu einem so kleinen Bilde betonte. Thatsächlich hatte er z. B. die Studie eines Mannes in Ganzfigur gezeichnet, obgleich doch von ihm auf dem Bilde nur der Scheitel, ein Theil des linken Arms und der Beine zu sehen sind — alles Uebrige ist durch die Rücklehne der Wagenbank verdeckt. . . . Ueber die Art der Menzel'schen Studienarbeit, davon, wie man auf den Blättern so häufig Notizen über Farbentöne, Maßverhältnisse u. s. w. findet, sprach ich hier schon im Frühling Ich will mich nicht wiederholen. Ich will nur noch besonders aufmerksam machen auf die mancherlei Frauenstudien, die alle Leute, die glauben, Menzel könne anmuthige, elegante „Damen" nicht malen, gründlich eines Besseren belehren — Menzel kann eben Alles, was er will —; ferner auf die Studie eines Knaben zum Bilde „König Friedrich auf Reisen", wo der dreimal gezeichnete Kopf mit jedes Mal anderer Augenstellung, im Uebrigen die gleiche frappante Uebereinstimmung zeigt; endlich auf die besonders jetzt sehr interessanten Blätter aus dem August 1875, die den Dichtercomponisten des „Nibelungen-Ring" bei einer Bühnenprobe in Bayreuth darstellen.

Zu diesen Zeichnungen kommen dann noch zwei farbige Studien, eine, in Pastell, zum „Opernball" und eine Blumenstudie. Den Clou der ganzen Ausstellung aber bildet wieder ein Oelbild: „Vorstellung im Théâtre Gymnase in Paris", aus dem Jahre 1856. Aus einer Loge etwa im ersten Rang sehen wir auf einen Theil der hellerleuchteten Bühne, wo — im Stück — ein Herr und zwei Damen mit einander sprechen, in das halbdunkle Orchester und auf einen Theil des vorderen dicht besetzten Parketts in einer durch Reflexe rothbraun erscheinenden Dämmerung, von der sich dann der gelbliche Ton der uns gegenüberliegenden Prosceniumsloge, die noch zum Theil von der Rampenbeleuchtung bestrahlt wird, ungeheuer wirkungsvoll abhebt, wie andererseits das blauseidene Kleid einer der Schauspielerinnen von der rothbraunen Dämmerung im Saal und der tiefrothen Decoration auf der Bühne. . . . Doch der Reiz des Colorits läßt sich mit Worten nicht wiedergeben.

Wenn ein deutscher Maler heute dieses Bild gemalt hätte, so würde es wohl heißen: „Aha — die Palette der Gruppe Simon-Cottet!" Aber zu welcher „Gruppe" hatte sich denn Menzel vor 50 Jahren bekannt? Daß ihn von Delaroche und Ary Scheffer eine Welt der Anschauung und des Farbenempfindens trennte, wie andererseits auch von Daumier — das braucht nicht betont zu werden. Und Manet war damals 24 Jahre alt, Degas 22, Renoir gar erst 15! Gerade an solche spätere Führer des Impressionismus denkt man gegenüber diesem Bilde. Nur — daß die Zeichnung hinzukommt, die Menzel'sche Zeichnung. . . . Also war es ganz Eigenes, was der Meister so schon vor einem halben Jahrhundert bot. . . .

Franzosen und andere Ausländer.

Wieder kann der Berliner französische Kunst aus erster Hand studiren. Sie ist nachgerade ein unvermeidliches Element fast jeder Kunstsalon-Ausstellung geworden. Daß dabei mitunter auch neue Erscheinungen in unseren Gesichtskreis treten, schützt diese ganze zum großen Theil natürlich Handelszwecken dienende Bewegung vor dem Verhängniß — langweilig zu wirken.

Manche dieser neuen Erscheinungen bedeuten allerdings ihrer Kunst nach nichts Neues. Die Landschafter Maurice Eliot, dessen Heidebilder übrigens von einem sehr poetisch wirkenden Duft erfüllt sind, und Paul Madeline, huldigen beide dem gemäßigten Pointillismus, René Seyssaud einer überaus impressionistischen Breitmalerei. Kein uninteressanter Künstler — ein Ekstatiker der Farbe und des Herunterbürstens. So schildert er uns in leuchtenden Tönen und mit wuchtigen, nervösen Pinselhieben südliche Meeresküsten mit wilder Brandung, nordische Ebenen mit dunkeln Baumgruppen, Hügelgelände mit leuchtenden Wiesen und Weingärten mit goldschimmernder Traubenlast; ein Alpendorf zwischen Bergriesen eingeklemmt; über reifende Kornfelder hineilende Wolkenschatten; und dazwischen gibt er dann auch ein Figurenbild: ein „Rückwärtspflügen" auf braunviolettem Acker, ganz famos in der Bewegung der dunkelfarbigen Gäule und der sehnigen Bauern.

Ein ganz anderes Gesicht zeigt Gaston de Lautenay, dem wir, wie auch den eben genannten Malern, bei Eduard Schulte begegnen, der außer einer Sammlung von Bildern aus dem diesjährigen „Salon" auch einzelne andere französische Künstler vorführt. Zu diesen gehört z. B. Seyssaud. Lautenay dagegen ist einer der hier vertretenen „Salon"-Aussteller. Er steht mit seiner sanften, überlegenden Kunst in scharfem Gegensatz zu dem fieberhaften Temperament Seyssaud's. Von ihm und seinen graugrünen, feintönigen, ungemein glatt gemalten Dünenmotiven mit dem elegischen Stimmungsgehalt führt eine gerade Linie über Cazin zu Corot. Daher ist andererseits auch eine gewisse Verwandtschaft mit einigen älteren englischen und neueren schottischen Landschaftern unverkennbar.

Im Geiste englischer Porträtauffassung ist Jacques Baugnies' rothblonde reizende Dame gehalten, die uns aus ihren rehfarbigen Augen mit einem Blick ansieht, das sich wie ein Gedicht auf die Freude am Küssen ausnimmt. Coloristisch eine schöne Arbeit: Alles ist auf ein feines Graugrün gestimmt, das durch das Schwarz eines breiten Gürtels gut zusammengehalten wird und mit den leuchtenden Tönen des Kopfes schön harmonirt. Bekannter sind Albert Dagnaux, der die elegante Weichlichkeit und blühende Farbe eines Chaplin in seinen Nuditäten zu modernisiren sucht, und namentlich Edouard Rosset-Granget, der übrigens hier nicht allzu charakteristisch vertreten ist. Gleich diesem gehört auch der interessante Georges Desvallières mit der Freude an helltönigen Farbenpikanterien zu der Gruppe der Luministen. Namentlich seine „Dame in Gelb", die so ernst, mit sphinxhaftem Blick während einer Soirée im hellerleuchteten lichtfarbigen Salon auf einer grauen Chaise longue Louis XV. sitzt, ist ein förmliches Virtuosenstück der Zusammenstellung heller Nuancen aller möglichen Töne. Mit einem melancholischen „Orpheus" macht derselbe Maler eine Reverenz vor den Pariser Symbolisten. Desvallières stellt meines Wissens zum ersten Male in Berlin aus. Auch bei M. Dethomas ist das der Fall, in dem wir — im „Künstlerhause" — ein sehr starkes Talent erkennen, das mit der Farbenfeinheit etwa eines Degas die feste Zeichnung eines Zuloaga verbindet und in der Art seiner scharfen, nie aber karikirenden Charakteristik durchaus Eigenes bietet. Es sind lauter Einzelfiguren, die er zeigt, meistens in Viertellebensgröße, verschiedene Straßen- und Caféhaus-Typen, Männer und Frauen . . .

* * *

Neben all' diesen Franzosen — eine Gruppe Prager Künstler, deren Verein den seltsamen Namen „Manes" trägt. Nur etwa Józa Uprka, dem so fest in seiner slowakischen Heimath wurzelnden Schilderer von Land und Leuten, ist man früher schon begegnet. Auch hier bei Schulte jetzt zeigt er vornehmlich sehr hellfarbige Kirchweih- und Processionsscenen. In den Bildern der Landschafter Hudecek und Slavicek klingt eine nationale Note kaum an. Interessanter ist der vorzügliche Zeichner Max Svabinsky, der mit dem Zweitlang von Grün und Schwarz sehr eigene Wirkungen zu erzielen weiß, wie das die Studie einer alten Frau und das große Rundbild eines am Webstuhl eingeschlafenen Mädchens beweist. Auch das Bildniß des Prager Dichters Hugo Salus ist ein Blatt von stark persönlichem Charakter.

Mit großer Freude begegnet man — immer noch bei Schulte — dem Norweger Thorolf Holmboe wieder. 'Mal ein Künstler, der weder motivisch noch technisch in der Schablone stecken bleibt. Von seinen hochnordischen Marinen ist dieses Mal nur eine abendliche Gewitterstimmung aus den Lofoten zu sehen, mit röthlichem Schimmer in den düsteren Wolkenmassen über den graublauen bergigen Inseln und mit metallischem rotem Glanz auf dem bleiernen Wasser. Von den Christiania-Bildern auch nur eines: ein Blick durch warmen Dunst über rothdachige Häuser an einem schmalen Wasser; im Uebrigen lauter Neues: eine einsame schwarzgekleidete „Dame" auf einer weißen Rohrbank, ein herbstlich rothgelbes Kastanienwäldchen an blauer See — eine schwermuthsvolle Weise, die ihr Gegenstück in der lichtjauchzenden Grundmelodie eines weißen „Landhauses" in vollster Sonne auf grünem Hügel findet; ein Fjord im Mondesglanz von blendender Leuchtkraft, wie er da auf dem stillen Wasser liegt hinter der dunkeln Kiefersilhouette am steilen Ufer, u. A. noch.

Mit Zola'scher saftiger Breite und Farbenkraft schildert uns der Spanier L. J. Garrido, der übrigens in Paris lebt, einen Geflügelladen, eine wahre Orgie von rosagelblichen und bläulichen Hauttönen in all' dem aufgestapelten gerupften Federvieh mit dem behäbigen Händler und der schäkerlustigen Käuferin davor. Auch der Engländer Charles W. Bartlett ist Realist pur et simple, wie er hier einen bäuerlichen Begräbnißzug auf dem flachen Land im winterlichen Holland malte mit starker Charakteristik in den Figuren der Leidtragenden, Männern in langen schwarzen Röcken und steifen Cylindern, gegen den Wind ankämpfend zur Seite der rothen und blauen Wagen, auf denen die Weiber in weißen Hauben und schwarzen flatternden Mänteln sitzen, mit kräftigen Farben und höchst originellem Aufbau der Linien des Zuges, der sich vom hohen Horizont herab auf uns zu und dann an uns vorüberschlängelt. Ein ungemein lebensvolles Bild, handelt es sich auch um ein Todtengeleit, und so ganz und gar nicht englisch in der Mache.

Bei Keller und Reiner.

Dort ist im Augenblick das Interessanteste eine Sammlung künstlerischer photographischer Bildnisse aus aller Herren Ländern. Auf sie komme ich das nächste Mal noch zurück.

Im Uebrigen stehen Sascha Schneider und L. Balestrieri auf dem Programm. Der in Paris lebende Italiener zeigt einen „Beethoven", der auf der letzten Weltausstellung eine goldene Medaille sich gewann und durch zahllose photographische und Kupferdruckblätter

Digitized by Google

der großen Masse längst schon bekannt ist. Das Merkwürdigste ist, daß diese graphischen Vervielfältigungen, die Graduren, viel stimmungsvoller und fast möchte ich sagen auch malerischer sind, als das originale Oelbild. Man sieht im größeren Format leichter allerlei Härten und Unebenheiten, und das Colorit enttäuscht.

Auch Ssascha Schneider's Gemälde werden in kleinem Format in Schwarz-Weiß einen besseren Eindruck erzielen. Er ist nun einmal kein temperamentvoller Maler, sondern immer in erster Linie spintisirender Zeichner. Das von der Düsseldorfer Ausstellung her sattsam bekannte Colossalbild „Um die Wahrheit" hat mittlerweile an Verständlichkeit und seelischem Ausdruck Nichts gewonnen. Frostig und gesucht im Entwurf ist auch das neue Bild: „Hohes Sinnen", in dem nur etwa das Landschaftliche zu fesseln vermag, nie und nimmer aber der posirende halbnackte Mann im kunstvoll violetten drapirten Mantel. „Ungleiche Waffen" ist schon von einer Secessions-Ausstellung her ebenfalls bekannt und der „Nibelungenkampf", steif und nicht geschickt „stilisirt", ist Unvollendetes. Die Actzeichnungen und die Weber'sche Mappe mit den ersten gedankentieferen Compositionen Schneider's: „Das Gefühl der Abhängigkeit", „Die Versuchung Christi", der „Anarchist" u. s. w., die einst den jungen Künstler so schnell bekannt machten, sind noch immer das Beste von ihm hier und überhaupt.

J. Norden.

Notizen.

Gedanken über die Eiszeiten, ihre Ursachen, Folgen und Begleiterscheinungen von August Zöppritz, Dresden 1903 (Hans Schultze, 77 Seiten, Mk. 1.60). Die wiederholte totale Vergletscherung großer Theile der Erde ist eine allgemein anerkannte, aber bis jetzt noch durch keine Theorie oder Hypothese befriedigend erklärliche Thatsache. Wir wissen und können es an vielen Funden noch sehen, daß in den arktischen Gegenden ehemals eine tropische Flora und Fauna heimisch war; Palmen, Magnolien, Linden, Pappeln, Obstbäume, auch riesige Vierfüßler, wie das Mammut und andere Thiere, die das ganze Jahr hindurch eine reichliche Pflanzennahrung haben mußten, waren dort zu finden. Grönland war ein Eden, während es jetzt seit wer weiß wie langen Zeiten unter Eisgebirgen von mehreren tausend Metern Mächtigkeit begraben liegt. Die Theorien der obigen Schrift geben nun eine astronomische Ursache für die Vergletscherung an, und zwar auf der Grundlage einer vergessenen oder vielmehr nicht beachteten Kosmogonie von Philipp Spiller, „Die Entstehung der Welt und die Einheit der Naturkräfte", Berlin 1870, sowie unter Bezugnahme auf Forschungen von Agassiz, Richthofen, Nordenskjöld u. A., deren Ergebnisse der Verfasser einheitlich verknüpft. Es ist nicht zu verwundern, daß zuweilen die besten wissenschaftlichen Anregungen unbeachtet bleiben, besonders wenn sie sich der Meinung der gelehrten Mehrheit oder den landläufig gewordenen Hypothesen der einmal herausgegebenen Bücher nicht fügen. Wenn man heute auch weiß, daß das Sonnensystem viele Millionen Jahre alt ist, und daß die Erde und ihre Lebewesen eine sehr lange Geschichte haben, so sind doch die Hauptphasen dieser Entwickelung noch in Dunkel gehüllt. Die Spiller'sche Theorie bringt aber einen Zusammenhang in die kosmischen und tellurischen Vorgänge, der uns viel mehr erzählt, als wenn man nur die Lamarck-Darwin'schen Principien der Anpassung und der Auslese im Auge behält. Bei Spiller werden die Epochen der irdischen Entwickelung mit kosmogonischen Epochen verknüpft. Der vielgerühmte „Kampf um's Dasein" und die Zuchtwahl Darwin's sind nur Begleiterscheinungen, und die kosmisch-tellurischen Bedingungen und ihre Veränderungen dürften die Hauptsache für die Wandlungen der Organismen gewesen sein, wobei die Stetigkeit dieser Bedingungen aber auch Katastrophen unterworfen gewesen sein muß, die die Richtung der Entwickelung und Anpassung sehr veränderten. — Man hat schon vor 50—60 Jahren bemerkt, daß sich das Ende der Steinkohlenperiode durch eine gewaltige allgemeine geologische Katastrophe auszeichnete. Das würde gut zur Spiller'schen Hypothese passen, wonach die Entstehung oder Abschleuderung jedes einzelnen Planeten für die bereits vorhandenen Planeten eine plötzliche große Krise bedeutete, insofern als ihre Bahnen in Folge der verminderten Anziehung der Sonne weiter hinaus verlegt wurden. Für die Erde wäre demnach die Entstehung und Ballung der Venus und später des Merkur sehr wichtig gewesen, jedesmal gab es eine neue Periode auch für die Entwickelung ihrer Lebewesen. Auch die Entstehung der Monde bringt Spiller damit in Verbindung, und der obige Verfasser glaubt hieraus für die Abplattung der Planeten eine andere Ursache annehmen zu sollen, als die bisher übliche. Von größtem Interesse ist, was er über die zunehmende Abkühlung, Vertrocknung und über die enormen Versandungen zusammenstellt, die man schon in historischer Zeit und besonders in Asien unverkennbar beobachten kann. Man könnte hierzu noch ergänzen, daß auch die egyptischen Pyramiden, wie Gottfried Semper in seinem „Styl" hervorhebt, sicher nicht im Wüstensande erbaut wurden, von dem sie jetzt halb begraben sind. Vorläufig brauchen uns freilich diese schlechten Aussichten nicht bekümmern. Die Schrift ist in mehr als einer Richtung recht anregend und für jeden Freund der Naturwissenschaft eine lohnende Lectüre.

A. K.

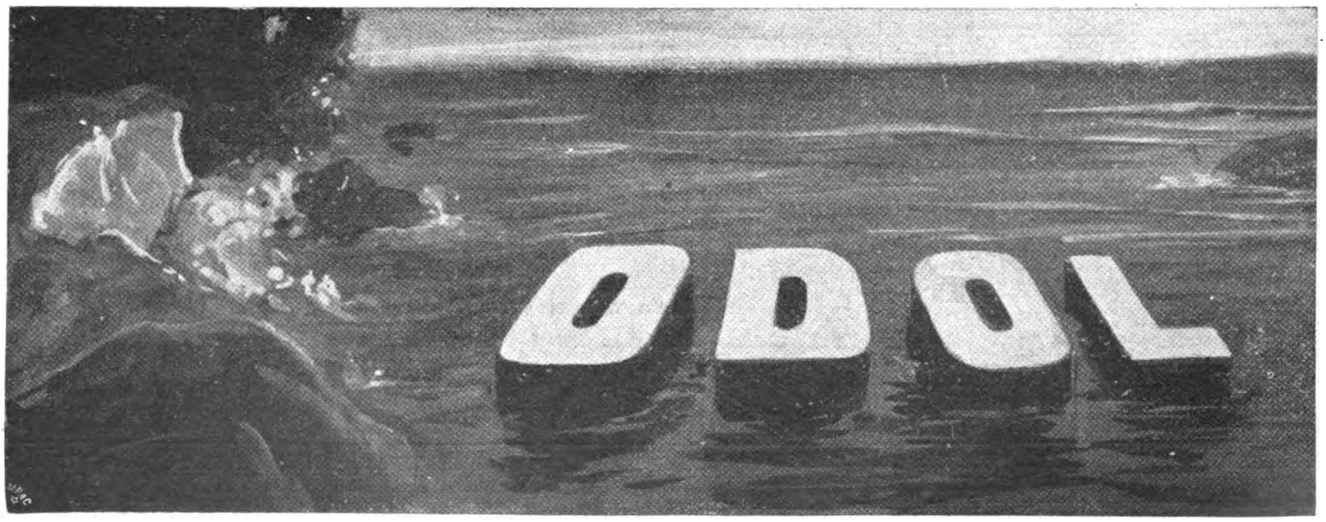
Weltall und Menschheit. Die Entwickelung der Thierwelt von der Vorzeit bis zur Gegenwart schildert Professor Dr. Beushausen von der Königlichen Bergakademie in Berlin in den jüngst zur Ausgabe gelangten Lieferungen 39 und 40 der wiederholt von uns besprochenen großen Publication Hans Kraemer's: „Weltall und Menschheit", Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwerthung der Naturkräfte im Dienste der Völker (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig, Preis pro Lieferung 60 Pfg.). Das Hauptinteresse erwecken dabei die zur Erläuterung des Textes beigegebenen sehr zahlreichen Illustrationen, bei denen wohl zum ersten Mal die Photographie ausschließlich zur Anwendung gekommen ist, während man bisher namentlich die Tierformen der Vorzeit stets nur durch meist mangelhafte Zeichnungen wiedergegeben fand. Von den bunten Tafeln der beiden Hefte sei namentlich das farbenprächtige und stimmungsvolle Kuhnert'sche Aquarell „Jagd auf Höhlenbären in der Vorzeit" erwähnt, das mit jener packenden Naturtreue gemalt ist, die alle Schöpfungen dieses unvergleichlichen Thiermalers auszeichnet.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.



Digitized by Google

Rasse-Hunde-Zucht-Anstalt
Arthur Seyfarth
Köstritz, Deutschland.
Weltbekanntes Etablissement.
Gegründet 1864.

Lieferant vieler europäischer Höfe. **Prämiiert mit höchsten Auszeichnungen.** Versand diverser Spezialitäten modern. Renommier-, Luxus-, Salon-, Jagd- und Sporthunde! Jagd- und Vorstehhunde, Pointer, Setter, Schweisshunde, Bracken, Dachshde., Russ. Windhde., Berhardiner, Neufundländer, Wolfshunde, Mastiffs, Kolossal-Dogg., Dänische Doggen, Dalmatiner, Bulldoggen, Terrier, Pudel, Rattler, Affenpintscher, Möpse, Zwergpintscher, Spitzer, Malteser, Wachtelhunde, Colleys, Schäferhde. Gar. erstkl. Qualit. **Pracht-Album und Katalog Mk. 2.** Das interess. Werk **„Der Hund und seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten"** — Mk. 6 frko. Export nach allen Weltteilen! †

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Staatskommissar.

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.
Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.
Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Königreich Sachsen
Technikum Hainichen
Höhere Lehranstalt f. Maschinen- u. Elektro-Ingenieure. Techniker, Werkm. Progr. frei.
Direktor: E. Boltz.

Hausens
Kasseler Hafer-Kakao
wird als hervorragend wohlthuendes und leicht verdauliches Kräftigungsmittel angewendet bei
Blutarmut u. Bleichsucht
Magen- u. Darmleiden
Durchfall
Magerkeit
und ist für
Kinder d. bekömmlichste Getränk.
Nur echt in blauen Cartons à 1 Mk., niemals lose.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Manuskripte.
Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von
Richard Sattler,
Braunschweig.
(Gegründet 1883.)

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.
Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** M. 3,—.
Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:
Allmers Röm. Schlendertage. M. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. M. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. M. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. M. 4.
Salomon Süditalien. M. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. M. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. M. 4.
Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

In unserem Verlag ist erschienen:
Die Gegenwart.
General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 M
Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.
Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Träumereien eines Nachtwandlers.
Dichtungen
von
Otto Promber.
Preis Mk. 1.—.
Zu beziehen durch **M. O. R. Promber,** Zittau i. Sa.

Abonnement
auf das
IV. Quartal 1903.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die heute beigelegte Preisliste der durch ihre empfehlenswerthe Fabrikate bekannte Cigarren- und Tabak-Fabrik von Heinrich Reesing in Blotho in Westf. aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 10. October 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Meinungsfreiheit. Nachklänge zum Dresdener Parteitag. Von Johannes Gaulke. — Geheimes und offenes Recht. Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee). — **Literatur und Kunst.** Mérimée. Zu seinem hundertsten Geburtstag. Von Alfred Semerau (Friedenau-Berlin). — Die V. internationale Kunstausstellung der Stadt Venedig. Von Karl M. Kuzmany (Wien). — **Feuilleton.** Der Kuß. Novellette von Wilhelm Arminius. — **Aus der Hauptstadt.** Der zahme Parteitag. Von Ajax. — Ein entscheidender Zufall. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — **Offene Briefe und Antworten.** Die reservatio mentalis. Von Graf von Hoensbroech. — Notizen. — Anzeigen.

Meinungsfreiheit.

Nachklänge zum Dresdener Parteitag.

Von Johannes Gaulke.

Es giebt in deutschen Landen zwei Organisationen, die bei aller Gegensätzlichkeit und Verschiedenartigkeit ihrer Zwecke eine merkwürdige innerliche Verwandtschaft aufzuweisen haben: der preußische Militarismus und die socialdemokratische Partei. Beide beruhen auf dem Princip des blinden Gehorsames, des Sichunterordnens. Der Einzelne, der dieser oder jener Organisation freiwillig oder unfreiwillig angehört, gilt als Individuum nichts, er darf keine eigene Meinung noch einen freien Willen haben. Der Gesammtwille, vulgo Heerdenbewußtsein, ist sein Wille. Lediglich diesem Umstande verdankt die preußische Armee ihre beispiellosen Siege und die Socialdemokratie ihren drei Millionen-Erfolg im letzten Wahlkampf. Die socialdemokratische Partei, zutreffender: ihre Führer haben wohl erkannt, daß ohne eine eiserne Disciplin die Partei nicht zusammenzuhalten ist, darum sind sie bei dem verhaßten Militarismus in die Schule gegangen und haben von ihm gelernt, wie die ungefügigen Massen zusammenzuhalten sind. Von Disciplin darf natürlich in partei-officiöser Sprache nicht die Rede sein, die Genossen erfüllen aus eigenem Antriebe ihre „Pflicht", das heißt sie schwören auf das jeweilige Partei-Programm und pariren. Wer es nicht thut, wird „abgesägt".

Vom Standpunkt des Partei-Menschen ist jede von der officiellen Weisheit abweichende Meinung ein Uebel, das ausgerottet werden muß. Auf dem Dresdener Parteitage haben die ungesalbten Päpste mit unverkennbarer Deutlichkeit diesen Standpunkt verfochten. Und sie haben recht daran gethan. Eine Partei, welche der Meinungsfreiheit weiten Spielraum läßt, hat schon ihre Existenzbedingungen untergraben. Die Freiheit im Fühlen und Denken kann ich mir nur wahren, wenn ich außerhalb jeder Organisation, jeder Partei stehe, wenn ich allein bin. Sobald ich mit einem anderen Menschen oder gar mit der Masse in Berührung trete, sobald ich mir ein „gemeinsames Ziel" setze, höre ich auf frei zu sein. Ich werde gezwungen, auf die Bedürfnisse und Eigenarten der Anderen Rücksicht zu nehmen, ich verpflichte mich den Anderen in irgend einer Form, und meine Eigenart ist dahin. Ich werde Diener, während ich früher Herr war.

Das Literaten-Gezänk auf dem socialdemokratischem Parteitag kennzeichnet die Oedigkeit des Parteilebens. Wie der Militarismus mit unnachsichtlicher Strenge den geringsten Verstoß gegen die Disciplin ahndet, nur dem Selbsterhaltungstriebe folgend, so ahndet die Partei jedes Aufbäumen gegen den Gesammtwillen. Es war für die Betheiligten ein beschämendes Schauspiel, daß sie — um ein Bismarck'sches Wort zu gebrauchen — nach einem gehörigen Rüffel einschwenkten, wie die preußischen Unterofficiere — im Partei-Interesse. Es ist auch nicht Einem der Gedanke gekommen, daß er der socialistischen Idee vielleicht besser dient, indem er sich außerhalb der Partei und der Partei-Presse stellt. Der Literat spielt in jeder Partei eine traurige Rolle; er ist im Wesentlichen nur das Echo, ein commis voyageur der Partei-Doctrin. Die Genossen mit der schwieligen Faust haben von jeher instinktiv die Zweiseelen-Theorie der Akademiker in der Partei gefühlt. Und ihr Mißtrauen ist in vielen Fällen nur zu berechtigt gewesen. Die Socialdemokratie als Arbeiter-Partei hat nicht das geringste Interesse daran, den declassirten Akademikern eine Existenz zu schaffen, noch hat sie überhaupt Verwendung für die Elaborate schreibender Genossen. Je weniger geschrieben wird, um so besser für die Partei. Die unendlich langweiligen theoretischen Abhandelungen über den Zukunfts-Staat, Probleme des Socialismus u. A., mit denen die Partei-Presse überschwemmt wird, haben mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Der Federkrieg hat jedenfalls die Schärfe des Classenkampfes entschieden gemildert. Sobald sich Menschen über Theorieen und Principien streiten, hören sie auf zu handeln. Die Socialdemokratie hat vom vielen Theoretisiren ihren ursprünglichen revolutionären Charakter eingebüßt. Und das haben mit ihrem Gerede die Akademiker, die Revisionisten, zu Stande gebracht . . .

Man kann unter diesen Umständen die Wuth des Genossen mit der schwieligen Faust verstehen, zu dessen Sprachrohr sich Bebel, der Genosse in gehobener „Lebenslage", gemacht hat. Der lang verhaltene Groll machte sich in einer gewaltigen Redetirade Luft, deren Leitmotiv in die unausgesprochenen Worte: „Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich", ausklang. Selten hat ein Parteipapst von seinem Parteirecht, die Meinung der anderen zu unterdrücken, einen ausgiebigen Gebrauch gemacht. Die socialdemokratische Partei kann von Stund ab bei allen denkenden Menschen nicht mehr als ein Hort der Meinungsfreiheit gelten. Die Devise von

Digitized by Google

der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit hat sich wieder einmal als eitle Phrase erwiesen. Nach der großen Abrechnung in Dresden, die im Jargon der Gasse geführt worden ist, hat die Socialdemokratie ihr wahres Gesicht gezeigt: sie ist wie jede andere Partei indolent und von kleinen Sonderinteressen beherrscht. In dem Wort Partei ist schon ihre Wesensart ausgedrückt. Parteiisch sein heißt einseitig und vorurtheilsvoll sein. Darum kann eine ausgesprochene Persönlichkeit vielleicht zeitweise, aber nie dauernd einer Partei dienen. Die Literaten, über deren Köpfe sich die Schmutzfluth demokratischer Dialectik ergossen hat, sind aber sammt und sonders nichts weniger als Persönlichkeiten. Die meisten von ihnen haben die socialdemokratische Partei nur als Sprungbrett benutzt, um sich im Nebenamt an der bürgerlichen Presse eine behagliche Existenz zu schaffen. Darum hatten sie eine gehörige Kopfwaschung verdient.

Corruption in allen Lagern. Unserer Zeit fehlen Persönlichkeiten. Es liegt in letzter Linie immer nur an dem Menschen selbst, wenn er sich nicht durchsetzt. Die meisten bleiben aus Furcht vor dem Ungewissen auf halbem Wege stehen. Es ist auch bequemer bei Zeiten seinen Frieden mit der Gesellschaft zu schließen, als von ihr ausgeschlossen zu werden. Aber gerade die Compromißler zetern hinterher am meisten über Unterdrückung der freien Meinung ...

Die Schmutzfluth des socialdemokratischen Parteitages und der sich daran anschließenden Preßerörterungen läßt uns mit furchtbarer Deutlichkeit die tragische Thatsache erkennen, daß die Freiheit der Meinung überall illusorisch wird, wo Menschen sich zu einem gemeinsamen Zweck zusammenrotten. Daraus läßt sich weiter folgern, daß mit der fortschreitenden Socialisirung der Gesellschaft, was mit einer strafferen Staatsorganisation identisch ist, die Menschen immer unfreier werden. Wenn heute schon die Staatsgewalt, die dem Einzelnen Pflichten aufbürdet, denen er kaum gewachsen ist, als eine furchtbare Last empfunden wird — wie muß es da erst in einer Gesellschaft aussehen, die alle Lebensbeziehungen der Menschen nach bestimmten Principien regeln will! Abhängigkeitsverhältnisse müssen da nothwendig entstehen, von denen wir uns heute noch nichts träumen lassen. Wenn der moderne Staat schon die Meinungsfreiheit nach Möglichkeit beschneidet, so wird der Zukunftsstaat sie mit tödtlichem Haß verfolgen ...

Lüge baut sich auf Lüge auf. Wenn die Parteipäpste sich pathetisch als Volksvertreter des Massenwillens hinstellen, so sind sie entweder Dummköpfe oder bewußte Lügner. Wie überall, so wird auch hier die Masse vom Führer fascinirt, von ihm hängt es allein ab, welche Bahnen die Partei wandelt. Sein Wille wird als der Wille der Masse ausgegeben, aber nur so lange, bis ein geschickterer Agitator kommt, welcher der Masse noch mehr zu schmeicheln weiß, dann ist ersterer zum „Absägen" ausgereift.

Aus dieser Stimmung, aus dem Bewußtsein des eigenen Unwerthes und der Unaufrichtigkeit heraus ist der ungeheuerliche Ukas der Parteipäpste gegen die Meinungsfreiheit der schreibenden Genossen zu Stande gekommen. Man schreit Zeter und Mordio über die polizeiliche Bevormundung in Preußen-Deutschland, man scandalirt in hohen Tönen über die Geschäftspraktiker des Scherl-Ullstein-Consortiums, das die öffentliche Meinung von besoldeten Literaten fabrizieren läßt, und hinterher leistet man sich dieselben Censorstücke. Was folgt nun? Wir können auf neue Ueberraschungen gefaßt sein. Es ist wahrlich die höchste Zeit, daß den alten Parteien sammt und sonders der Garaus gemacht wird, damit das freie Wort nicht ganz zu einer Farce wird ... Wenn man die Anpöbelungen der Genossen untereinander in der Tagespresse liest und auf der anderen Seite die Schmähungen ihrer Gegner, dann kann man allerdings den Eindruck gewinnen, daß es doch noch eine Freiheit in Deutschland giebt, nämlich die Freiheit, sich zum Flegel auszubilden. Bisher war dies nur einer der vielen Vorzüge Amerikas, wo jeder seinen lieben Mitmenschen als einen ausgemachten Lumpen betrachtet.

Geheimes und offenes Recht.

Von Dr. Hans Schmidkunz (Berlin-Halensee).

Nehmen wir den Fall an, der Leser und der Verfasser dieser Zeilen und noch einige Andere seien zu einer vereinsmäßigen und behördlich gemeldeten („eingetragenen") Gesellschaft zusammen getreten. Es mag sich nun um eine sehr ungefährliche Sache, wie z. B. einen Kegel-Club, oder auch um eine sehr gefährliche Sache, wie z. B. einen politisch extrem-oppositionellen Bund handeln. Es mag ferner der Vorgang in diesem oder in jenem Staate stattfinden; am realsten wird das Beispiel natürlich dann, wenn es in einen Staat verlegt ist, dessen Verhältnisse am Meisten zu Conflicten auf diesem Gebiete neigen, wie z. B. Oesterreich. Nehmen wir nun weiter an, daß wir mitten in unserem Vereinsleben, ohne etwas Böses zu ahnen, oder vielleicht doch etwas Böses ahnend, überrascht werden von einer behördlichen Verfügung, durch die unser Verein aufgelöst oder verboten wird. Nehmen wir nun endlich an, daß Niemandem von uns der Gedanke an einen Widerstand gegen die Staatsgewalt beikomme, daß wir vielmehr fügsam und friedlich die Verfügung acceptiren. Es fragt sich: was geschieht jetzt in unserer Gemeinschaft, und zwar wirklich, nicht nur wunschgemäß?

Wahrscheinlich werden wir in aller Ruhe berathen, was thun; wir werden eine etwaige Berufung gegen den Spruch der Behörde oder eine neue Vereinseintragung mit anderen Statuten oder sonst etwas beschließen. Keineswegs aber werden wir, unter gewöhnlichen Umständen, unser Band als vernichtet betrachten, sondern werden uns nach wie vor in dem Leben einer Gemeinschaft fühlen, die nun einmal besteht: wir werden zu den gewohnten Zeiten und — wenn keine Behörde uns hindert — an den gewohnten Orten zusammen kommen, werden unsere Beiträge zahlen oder schuldig bleiben, werden unserem Vorsitzenden die Gefolgschaft leisten und die Verantwortung für das Ganze zuschieben, u. dgl. m. Ja, es wird vielleicht sogar das Vereinsleben einen Aufschwung nehmen wie nie zuvor. Das Gesagte ist allerdings nur „unter gewöhnlichen Umständen" gemeint. Es konnte auch der entgegengesetzte Fall eintreten, daß auf die behördliche Verfügung hin die gesammte Vereins-Angelegenheit ein Ende hat. In diesem Falle war, wie sich mit aller Bestimmtheit vermuthen läßt, diese Angelegenheit schon vorher so gut wie zu Ende, so daß jene Verfügung nur mehr zum endgiltigen Abschiednehmen anregte.

Ehe ich aus diesem Beispiel Folgerungen ziehe, seien mir zur Erläuterung noch ein paar analoge Beispiele gestattet. Ein Ehepaar werde mitten in seinem wohleingerichteten Familienleben überrascht durch eine Mittheilung der Behörde, daß seine Ehe ungiltig sei: es wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach ebenso verhalten wie jener Verein, wird die nöthigen „behördlichen Schritte" thun (oder auch nicht) und wird im Uebrigen, soweit nicht ein äußerer Zwang eingreift, thun, als ob nichts geschehen wäre. Nur wenn die Ehegatten daraufhin sich als nicht mehr zusammengehörig betrachten, dann ist wieder mit aller Bestimmtheit zu vermuthen, daß sie sich im Grunde schon früher als nicht zusammengehörig oder als nur äußerlich zusammengehörig betrachtet haben.

Ein drittes Beispiel, das aber scheinbar weiter abführt und doch genau zu den vorigen gehört. Nehmen wir an, ich sei einem Freund eine Geldsumme schuldig, mag es nun sein auf Grund eines Darlehens oder auf Grund einer Pflicht zu regelmäßiger Zahlung oder auf Grund einer einmal gelieferten Waare. Der Freund habe mir meine Schuld

Digitized by Google

entgegenkommend gestundet. Nach 30 Jahren im ersten oder nach 4 Jahren im zweiten oder nach 2 Jahren im dritten Fall „verjährt“ nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch des Deutschen Reiches meine Schuld, und in den Bürgerlichen Gesetzbüchern anderer Reiche wird es nicht viel anders sein. Werde ich nun meine Schuld für wirklich aufgehoben ansehen? Nein; oder wenn ich sie dafür ansehe, dann war wahrscheinlich die Sache nicht so wie angegeben, dann hatte sich die Freundschaft allem Vermuthen nach bereits aufgelöst.

Besteht aber diese freundschaftliche Situation noch weiter fort, und erkläre ich meinem Freunde, daß ich mich meiner verjährten Schuld ledig fühle, so wird er dies aller Voraussicht nach für eine Perfidie oder für etwas Aehnliches erklären. Ebenso wird in jener Ehe, wenn auf die behördliche Ueberraschung hin der eine Theil sich als des ehelichen Verhältnisses ledig erklärt, der andere dies als einen willkürlichen Treuebruch bezeichnen und erst dadurch die Ehe als wirklich untergraben betrachten. Und in dem ersten Beispiel wird die etwaige Mittheilung eines Vereinsgenossen, er halte sich nicht mehr für einen Zugehörigen, mit Ueberraschung aufgenommen und wohl mit der Bemerkung beantwortet werden, ein solcher Genosse habe schon bisher nicht recht zur Gemeinschaft gehört und möge sich nun allerdings rasch nach Hause begeben.

Diese drei Beispiele lehren, daß in ihren Fällen und in allen weiteren Analogieen dem juristischen Verhältniß ein anderes zu Grunde liegt, für das jenes lediglich ein Ausdruck oder Zeichen in einer ganz eigenen, eben der juristischen, Auffassungsweise ist. Jenes juristische Verhältniß, zwar dem Privatrecht und nicht dem öffentlichen Recht angehörig, geht doch über die Beziehung zwischen den zwei oder mehreren an der Angelegenheit betheiligten Privatpersonen hinaus: es macht die Oeffentlichkeit und ihre rechtlichen Vertreter zu Mit-Betheiligten. Das andere Verhältniß thut dies nicht: es bleibt bei den direct betheiligten Personen und zieht Andere nur insofern in sich hinein, als diesen etwa zugemuthet wird, in unverbindlicher Weise ihr beliebiges Urtheil über den Fall abzugeben und je nach Belieben auch ihr Verhalten danach einzurichten. Insofern dürfen wir uns vorläufig gestatten, dieses Verhältniß als geheim, jenes als öffentlich oder, um einer Verwechselung mit öffentlichem Rechte vorzubeugen, als offen zu bezeichnen und beide Verhältnisse als Recht im weiteren Wortsinn zu betrachten. Auch die Unterscheidungen eines „inneren“ und eines „äußeren“ Rechtes, eines Gewissens- und eines Gesetzesrechtes würden hier angemessen sein. Der Name „geheim“ ist insofern nicht ganz zutreffend, als die Betheiligten für gewöhnlich nichts zu verbergen, zu verheimlichen beabsichtigen, erhält aber eine Berechtigung dadurch, daß in ausgezeichneten und für den ganzen Zusammenhang charakteristischen Fällen eine solche mehr oder minder große Heimlichkeit dennoch die Consequenz der Sachlage werden kann.

Sind nämlich irgendwo die Rechtsverhältnisse, namentlich wenn noch öffentlich-rechtliche, zumal strafrechtliche, dazu kommen, drückend, so gehen jenes juristische und das andere, das ihm zu Grunde liegende Verhältniß einander nicht so wie in unseren Beispielen vorläufig parallel. Vielmehr kann dann zwischen beiden ein Gegensatz eintreten. Ein Verein, der unter einer drückenden Fassung oder Handhabung von Vereinsgesetzen leidet und vielleicht seinen Vorsitzenden mit Gefahren verschonen will, giebt vor der Behörde ein anderes Mitglied als solchen an. Eine Zeitung, die in beschränkender Weise vom Preßgesetz abhängig ist, nennt einen anderen als ihren wirklichen Chef den „verantwortlichen Redacteur“, vulgo Sitzredacteur. Kaum Jemand wird eine solche Vorschiebung eines „Strohmannes“ unbedingt, für alle Fälle als unmoralisch betrachten; sondern nur dann wird es geschehen, wenn sich noch eigens etwas Unmoralisches, z. B. eine financielle Prellerei, damit verbindet.

Das Ergebniß, zu dem wir gelangen, ist ersichtlich nicht übertrieben ausgedrückt, wenn ich es in den paradox scheinenden Satz fasse: Jeder Verein ist ein geheimer Verein. Und ebenso ist, setze ich fort, jede Verpflichtung zwischen zwei oder mehreren Personen eine geheime Verpflichtung. Diese Geheimheit kann durch alle Grade und Formen hindurchlaufen. Das Bündniß, wenn wir mit dieser weiten Bezeichnung alle hierher gehörigen Vereinbarungen umfassen wollen, ist vielleicht völlig und ausschließlich geheim, eine Verschwörung oder dergl. Es ist vielleicht auch ein doppeltes, z. B. in dem Fall, daß ein Verein zweifache Satzungen führt: die einen für sich, die andere für die Behörde („Polizeistatuten“). Es kann sogar scheinbar gar nicht geheim, sondern lediglich juristisch sein; und zwar dann am ehesten, wenn die Vereinbarenden von vornherein sich nur gesetzlich binden wollen. Allein dieser Fall dürfte doch nur darauf hinauskommen, daß die sich Verpflichtenden das Gesetz lediglich zur Erzielung größtmöglicher Vortheile benützen wollen. In der That beabsichtigen die zu irgend einem Bündniß Zusammentretenden doch irgend Etwas, wofür die gesetzliche Form nur eben die Form ist.

Ich bin hoffentlich über den Verdacht erhaben, die „Geheimbündelei“ billigen oder empfehlen zu wollen. Ich halte sie, also das im engsten Sinn geheime Bündniß, für mindestens unzweckmäßig, sogar auch für ethisch geringwerthig, ohne deßwegen freilich übersehen zu wollen, daß derlei Veranstaltungen unter Umständen sehr entschuldbar, ja vortheilhaft und selbst edel sein können; in welchem Falle die zu Derartigem treibenden Herrschaftsmächte jedenfalls die weit mehr Schuldigen sind. Allein man darf sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß mehr oder minder ein solches Geheimverhältniß jedem offenen Rechtsverhältniß zu Grunde liegt. Die alte Unterscheidung zwischen Legalität und Moralität, Gesetzlichkeit und Sittlichkeit, spielt hier mit herein, erschöpft aber nicht das, was ich meine.

Der oberflächliche Blick, der einseitige Blick des Juristen oder des Polizeimannes oder auch des Politikers, und schließlich der unselbstständige Blick des nach diesen Mustern Urtheilenden pflegt allerdings nur das „offene Rechtsverhältniß“ zu sehen. Er wird die Mitglieder eines behördlich aufgelösten Vereines als aus einander gehend betrachten; er wird eine gesetzlich nicht angefochtene Ehe, auch wenn sie thatsächlich nicht besteht, als bestehend, und eine geschiedene oder sonst aufgelöste Ehe als eine thatsächlich nicht vorhandene ansehen; er wird, wenn Jemand sich zu einer verjährten Schuld immer noch bekennt, dies als verwunderlich oder als einen Act außergewöhnlicher Noblesse betrachten.

Er wird aber noch weiter gehen. Wenn mehrere deutsche Bewohner des Deutschen Reiches zusammen sind, und es stellt sich heraus, daß alle von ihnen Angehörige dieses Reiches sind, bis auf einen, der „Ausländer“ ist, so wird es dem oberflächlichen Blicke scheinen, daß dieser kein „Deutscher“ sei. Gegenüber einem revanchelüsternen Franzosen kann ihm dieses Verhältniß sogar zu einer Ehre verhelfen. Ebenso wird der geistig Kurzsichtige den aus der Kirche Ausgetretenen oder in sie gar nicht Eingetretenen, also den „Confessionslosen“, für einen „Glaubenslosen“ in dem Sinne halten, daß er an keinen Gott glaube; während der Mann thatsächlich sehr gläubig und fromm sein kann, und während hinwider vielleicht, ja in der That zahlreiche Angehörige einer Kirche, z. B. die „Taufschein-Katholiken“, völlig indifferent sein können. Hierher gehört auch die landläufige Verwechselung von Moral und Strafrecht, die in jedem gesetzlich Verurtheilten einen sittlich Bescholtenen, in jedem noch nicht Verurtheilten einen Unbescholtenen sieht; während man doch kein, weder ein theoretisch noch ein praktisch erfahrener Jurist zu sein braucht, um einzusehen, daß Sittlichkeit und Strafrecht sowohl grundsätzlich wie auch im einzelnen Fall nur theilweise zusammen treffen. Allerdings kann jener oberflächliche Blick in jedem Momente tiefer dringen, wenn eine „Härte des Gesetzes“ oder sonst irgend ein Widerspruch

Digitized by Google

zwischen diesem und dem sogenannten natürlichen Gefühl offenbar wird, zumal wenn dies Jemand am eigenen Leibe spürt.

Denkbar ist es jedenfalls, daß die thatsächlichen Verhältnisse und die legalen Verhältnisse zusammen treffen, obwohl sie auch dann nur eben als zwei zusammen treffen, nicht jedoch identisch sind. Und thatsächlich ist es zu einem großen Theile so. Namentlich in den Zeiten des Aufblühens irgend einer öffentlichen Gemeinschaft, ihres wachsenden Sieges über gegnerische Gewalten wird es so sein. In den ersten Jahrhunderten des Christenthums war wohl jeder ihm Angehörige auch wirklich ein Bekenner, und von den christlich Gesinnten werden nur Wenige, unter irgend einem widrigen Zwang stehend, den äußeren Anschluß an die Christengemeinschaft versäumt haben. Allerdings ging diesem Stadium ein anderes Stadium voraus, in welchem die Christen großen Theiles auf das Leben in einem Geheimbund allein angewiesen waren. Und überhaupt wird die formelle Festlegung irgend welcher Verhältnisse naturgemäß diesen selber erst nachfolgen: erst aus dem thatsächlichen Zusammenleben eines Volkes konnte ein Staat entstehen, erst aus einer bereits vorhandenen Fülle privater Verpflichtungen und verschiedentlicher Formen von solchen ein Privatrecht werden u. s. w. Beobachten wir uns selber, wenn wir irgend eine Verbindlichkeit eingehen, so bemerken wir, daß wir doch so gut wie immer die Sache erst als Sache abmachen und dann erst, wenn überhaupt, uns die Rechtsform dazu holen. So scheint die geschichtliche Entwickelung der menschlichen Dinge in dieser Beziehung derart vor sich zu gehen, daß am Anfange das thatsächliche Verhältniß eines Bundes, einer Verpflichtung u. s. w. allein besteht, daß sich dann die Rechtsnormen für diese Verhältnisse ausbilden und zwar mit der Tendenz, sich immer enger den thatsächlichen Verhältnissen anzupassen, daß aber allmälig dieses Bestreben trotz schöner Erfolge doch vor der Fülle der Thatsachen versagt und hinter stets anwachsenden Verschiedenheiten zwischen der Thatsachenwelt und der Gesetzeswelt zurückstehen muß. Gegenströmungen gegen diese Entwickelung werden als reactionär empfunden. Zwar ziehen neue Culturformen, z. B. der Eisenbahnverkehr, auch Ergänzungen der bisherigen Gesetzeswelt, z. B. das Eisenbahnrecht, mit sich; im Uebrigen jedoch sind Vermehrungen der bestehenden Gesetze höchstens bei einer reactionären Minderheit beliebt.

Zu all' dem kommen nun noch die Verschiedenheit der Gesetze in verschiedenen Staaten und die offenkundige Discrepanz zwischen dieser Verschiedenheit und der Verschiedenheit der thatsächlichen Verhältnisse in den verschiedenen Staaten. Je lebhafter der Weltverkehr wird, desto lebhafter treten diese längst bestehenden Verschiedenheiten zahlreicheren Menschen vor Augen, und desto weniger „heilig", d. h. hier: einzig und ewig giltig, erscheinen sie dem Menschen. Was in einem Lande verboten, ist in dem anderen erlaubt, und umgekehrt; und zwar wird es nicht immer leicht sein, den Gründen der Abweichungen in den thatsächlichen Verhältnissen dieser Länder nachzugehen. Schließlich entstehen im „internationalen Rechte" Verwickelungen der peinlichsten oder auch lächerlichsten Art, die jedenfalls viel auf Besseres zu wendende Kraft verzehren.

Ein für alle diese Schwierigkeiten besonders empfindliches Verhältniß ist die Ehe. Sehr leicht kann es geschehen, daß eine Ehe beispielsweise in Deutschland und England gilt, in Oesterreich und Frankreich jedoch nicht gilt. Ein durch diese vier Länder reisendes Ehepaar wird sich schwerlich in den einen zwei Ländern als Eheleute, in den anderen zwei Ländern als nicht verheirathet betrachten, wird wahrscheinlich über diese Gegensätze lächeln und sich darauf beschränken, äußere Conflicte zu vermeiden. Oder es ist thatsächlich kein Ehepaar mehr; dann thun diese Gegensätze im Wesentlichen auch nichts mehr dazu und nichts mehr davon fort. Gesetzt nun, das Paar will thatsächlich aus einander gehen: dann wird dieses Wollen, wird sein innerer Conflict in jedem Land und unter jedem Gesetzbuch derselbe sein, wird aber je nach dem Codex, mit dem es gerade zu thun bekommt, in anderen äußeren Formen zu behandeln sein: in Deutschland anders als in England, unter kirchlichem Recht anders als unter civilem, unter den älteren deutschen Rechten anders als unter dem jetzigen Bürgerlichen Gesetzbuch des Deutschen Reiches.

Dabei kann sich die Sache, den letztgenannten Fall vorausgesetzt, folgendermaßen abspielen. Das betreffende Paar hat, wie wir annehmen, seine inneren Kämpfe durchgekämpft und nun in aller vernünftigeren Ruhe beschlossen, mit möglichster Vermeidung von „Aufsehen" oder „Scandal" und mit völliger Einheit über die weitere Behandlung der Kinder aus einander zu gehen, sich überdies jeden Gedanken an gegenseitige „Schuld" aus dem Kopfe zu schlagen. Kommt es nun mit diesem friedlichen fait accompli vor den Richter, der nach dem jetzigen Bürgerlichen Gesetzbuch des Deutschen Reiches vorzugehen hat, so wird es zu seiner Ueberraschung hören, daß ein friedliches Ehepaar unmöglich geschieden werden könne, ja daß dieses Einverständniß sogar als eine rechtswidrige „Collusion" zu betrachten sei, gleich dem heimlichen Zusammenspielen von Angeklagten und Zeugen im Strafproceß. Versucht nun das Ehepaar gemeinsam, die gesetzlichen Bedingungen herzustellen, unter denen nach den Paragraphen 1564 ff. jenes Gesetzbuches eine Ehe zu scheiden ist („böswillige Verlassung" u. s. w.), so wird der Richter, wofern er sich streng an Wortlaut und Geist des Gesetzes hält, das Begehren auf Grund jener „Collusion" abweisen und wird mittheilen, daß er nur dann eingreifen kann, wenn das Ehepaar thatsächlich im Kampfe mit einander liegt. Vor dem jetzigen Gesetzbuch pflegte der deutsche Richter dem Paar seine wirkliche Auseinandersetzung ohne Weiteres zu überlassen und lediglich das Erledigen der geltenden Formen entgegen zu nehmen, was freilich manchmal zu komischen Zwischenfällen führte, jedoch immer möglichst vor aller unschönen Hineinziehung der Oeffentlichkeit behütete. Anders in England, dem Lande der „öffentlichsten" Ehescheidungen. Dem gegenüber erschien jene Praxis als ein wahrer Segen für Sitte und Sittlichkeit. Nun ist in diesem Punkte die bedauerlichste Reaction erreicht, und die maßgebenden Stimmen, die während der Entstehung des jetzigen deutschen Gesetzbuches laut wurden, ließen keinen Zweifel an dem Zusammenhang. Man wollte die Ehescheidung erschweren. Aber selbst wer dieser Richtung zustimmt, muß gestehen, daß das Mittel zu diesem Zweck sich nicht ganz an die dabei waltende Absicht hält. Die Ehescheidung konnte auch ohne Abweisung friedlicher Paare erschwert werden; ja, es mag unter Umständen sogar einem unfriedlichen Paare zu wünschen sein, daß es durch die gesetzlichen Schwierigkeiten wieder zusammen komme. Allein neben jener Erschwerungs-Tendenz waltete, wahrscheinlich halb unbewußt, eine andere reactionäre Tendenz: die nämlich, Abweichungen des thatsächlichen Lebens von seinen rechtlichen Formen zu hindern und beide Welten mit einander in genaue Uebereinstimmung zu bringen.

Es würde kaum Wunder nehmen, wenn die tieftraurige, echt juristenrechtliche Auffassung einer friedlichen Ehescheidung als „Collusion" auch noch ein Seitenstück bekäme in der Auffassung dieses friedlichen Verhaltens als „Geheimbündelei". Ist ja doch eine Gesellschaft, deren Vereinsform behördlich annullirt wurde, in der Gefahr, wegen jenes Delictes strafrechtlich belangt zu werden. Folgerichtig müßte ich sogar, wenn ich einem Freunde meine Geldschuld auch über die Verjährung hinaus bekenne, wegen eines gesetzwidrigen Verhaltens belangt, vielleicht der „Geheimbündelei" oder der „Collusion" schuldig erklärt werden.

Zu solchen Conflicts-Fällen und Consequenzen ist in einem Lande wie dem Deutschen Reich weniger Anregung gegeben als in politisch unruhigeren Ländern wie etwa Oester-

Digitized by Google

reich. Der richtige Reichsdeutsche ist sozusagen der geborene Staatshegelianer. Er betrachtet das Wirkliche als vernünftig. Er neigt dazu, seine thatsächlichen Verhältnisse und deren Rechtsnormen, seine Moral und seine Gesetzlichkeit, sein nationales Leben und seine Regierung in einander zu denken, sofern er sich nicht, namentlich als Centrumsmann und als extremer Demokrat, eines starken politischen Gegensatzes bewußt wird. In einem Lande wie Oesterreich ist es ungefähr umgekehrt. Gegenüber einer „hofräthlichen" Minderzahl kommt man dort sozusagen mit einem Antihegelianismus auf die Welt, dem das Wirkliche gerade das Unvernünftigste ist. Der Strohmann, der geheime Verein und das die äußeren Formen nur eben als solche respectirende Eheleben blühen dort. Das ist kein empfehlenswerther Zustand; doch die Schuld liegt tiefer als an denen, die diesem Zustande gemäß leben.

Wir müssen uns ein für alle Mal klar werden darüber, daß jedem äußeren Rechtsverhältniß ein inneres Thatsachenverhältniß zu Grunde liegt, daß beide nicht vollkommen übereinstimmen können, und daß das allmälige Hinauswachsen der inneren Thatsachenverhältnisse über die äußeren Rechtsverhältnisse ein unaufhaltsamer Zug der Entwickelung ist. Sagen wir uns nur aufrichtig: so weit irgend möglich, machen wir thatsächlich unsere Angelegenheiten ohne Rechtsformen und ohne den Gedanken an gerichtliches Eingreifen ab, froh, wenn wir uns auf uns selber verlassen können und obendrein keine „Scherereien" haben. Der alte spöttische Satz, Gesetze seien dazu da, um umgangen zu werden, hat zwei Seiten, eine der Unredlichkeit und eine der höchsten Redlichkeit; und diese muß ja schließlich den Sieg davon tragen, beispielsweise wenn ein friedlich aus einander gehendes Ehepaar auch durch des Deutschen Reiches Bürgerliches Gesetzbuch hindurchkommt. Und mögen auch die in dem Titel dieser Zeilen gebrauchten Ausdrücke nicht ganz und immer weniger zutreffen: sie verständigen uns trotzdem und leiten uns auf den Entwickelungsgang hin, der stets und immer mehr das „geheime Recht" über das „offene" siegen läßt.

Literatur und Kunst.

Mérimée.

Zu seinem hundertsten Geburtstag.

Von Alfred Semerau (Friedenau-Berlin).

Als Mérimée im Jahre 1844 in die französische Akademie an Stelle Nodier's aufgenommen wurde, sagte Etienne, der ihn einführte, daß die Akademie ihren alten Principien nicht untreu geworden sei. Und in der That, wenn man Mérimée's Schriften sich auf die Form hin ansieht, muß man zugeben, daß Etienne Recht gehabt hat. Die Stoffe, die er in seinen Dramen und Erzählungen behandelt, sind durchaus und manchmal sogar ausschweifend romantisch, doch die Sprache, in der sie dargestellt werden, ist durchaus classisch, und der Gegensatz zwischen Inhalt und Form ist uns heute nicht nur merkwürdig, sondern verleiht auch dem Ganzen einen neuen Reiz. Mérimée weiß immer den Styl zu finden, der dem zu behandelnden Gegenstande conform ist, und deßhalb verdient sein Styl classisch genannt zu werden.

Will man den Dichter Mérimée besser kennen lernen, so muß man sich zuerst an seine historischen Werke wenden. Schon früh traten seine Neigungen für die Geschichtswissenschaften hervor und die Bildung, die ihn befähigte, erfolgreich in ihnen thätig zu sein, die philologisch historische und die künstlerische, hatte er sich bald angeeignet.

Seine historischen Abhandlungen sind zerstreut und nicht alle gesammelt, aber man kann sich auch an seine größeren historischen Werke halten, um ihn darin als wissenschaftlichen Schriftsteller kennen zu lernen.

Er schrieb eine Geschichte Pedro's des Grausamen, ein Werk über den falschen Demetrius, er gab Studien über die römische Geschichte heraus, zeigte sich als Kunsthistoriker in seinen geschichtlichen Denkmälern, um nur einige von seinen größeren Arbeiten auf historischem Gebiet zu nennen. Aus diesen gelehrten Werken ersieht man, daß er streng objectiv zu Werke geht, daß er nichts bringt, was er nicht urkundlich belegen kann, daß sein Styl streng, fast trocken ist, daß er stets sich des ersten Gesetzes des Historikers bewußt ist, nicht mehr zu sagen, als er weiß.

Das Urtheil zeigt ihn als einen ruhig erwägenden, unbefangenen und unbestechlichen Richter, und seine Kenntniß des von ihm behandelten Stoffes ist immer umfassend und gründlich.

Sein erstes historisches Werk war die Geschichte des Bürgerkrieges. Ihr folgte die Geschichte Catilina's. Beide sollten Vorarbeiten sein zu einer großen Geschichte Cäsar's, die er allerdings nie geschrieben hat. Diese Werke, sehr einfach geschrieben, aber doch in einem sehr bestimmten Styl, leidenschaftslos, ja ohne Wärme, ohne auch, wozu sich doch häufig Gelegenheit geboten hätte, durch lebhafte Schilderungen den Leser zu fesseln, zeigen Mérimée als einen Geschichtsschreiber, der mit kritischer Gewissenhaftigkeit den Stoff gesichtet und geordnet, das Wesentliche vom Nebensächlichen geschieden und ein deutliches Bild von der inneren Organisation der römischen Staatsverwaltung gegeben hat.

Es ist immerhin merkwürdig, daß Mérimée sich des Oefteren in seinen Urtheilen mit Mommsen berührt, so z. B. über Cicero, den er auch mit großer Geringschätzung bedenkt. Hinter der scheinbaren Trockenheit, in der die Ereignisse abgehandelt werden, findet man ziemlich kühne Neuerungen im Urtheil sowohl wie in den Thatsachen. Mérimée verstand ausgezeichnet auch flüchtige Bemerkungen der alten Geschichtsschreiber scharfsinnig auszunutzen.

Die Werke, die diesen Arbeiten folgten, die Geschichte Don Pedro's des Grausamen und die des falschen Demetrius zeigen sich uns ebenso wenig fesselnd und durch die künstlerische Form von vornherein gefangen nehmend wie seine ersten Arbeiten. Man hat manchmal das Gefühl, als müsse Mérimée seine Neigung, den Stoff farbenprächtiger zu gestalten, zurückdrängen und als scheue er sich, irgend ein Mittel anzuwenden, das nicht zur Sache gehört.

Wenn er in der Geschichte des falschen Demetrius, bei der ihn einmal das Geheimniß, das trotz aller Untersuchung noch immer über der Sache schwebte, dann die sittlichen Zustände des barbarischen Reiches anzogen, sich darauf beschränkt hatte, nur die kritisch geprüften Zeugnisse der Chroniken zu geben und ihnen die Ereignisse nachzuerzählen, so zeitigte die Beschäftigung mit dieser historischen Periode auch einen dichterischen Versuch, in dem er seine Conjectur, Demetrius sei ein Kosak gewesen, zur poetischen Durchführung brachte.

Schon diese Scenen, die sorgfältig wie Alles, was Mérimée schrieb, ausgeführt sind, lassen uns erkennen, daß der Dichter eine außerordentliche Fähigkeit besitzt, sich und den Leser in ein entlegenes fernes Zeitalter und ein fremdartiges Volk zu versetzen und das ausgezeichnet wieder zu geben, was die romantischen Dichter unter Localfarbe verstanden. Diese historischen Arbeiten sind deßhalb für uns wichtig, weil sie uns über den poetischen Charakter Mérimée's gut Aufschluß zu geben verstehen.

Mérimée trat in einer Zeit auf, wo die Romantiker festen Fuß in der Literatur zu fassen begannen und der classischen Tradition ein Stück Landes nach dem andern abzukämpfen unternahmen. Mérimée, der als einer der eifrigsten Verfechter der Romantik galt, überließ jegliche Propaganda

Digitized by Google

der Theorie, die lyrische Begeisterung, die nebelhafte ossianische Unbestimmtheit seinen Freunden und strebte für sein Theil nur nach kräftigem, energischem Ausdruck, nach realistischer Naturtreue und nach Distinction in der Form.

Niemals ging er an die Ausarbeitung eines Stoffes, wenn er nicht vorher sich gründlich mit ihm beschäftigt und ihn bis in alle Einzelheiten hin sorgsam geprüft hatte, gleichviel, ob es sich um Seelenschilderung oder Darstellung fremder Völker und entlegener Zeit handelte, und stets war er bestrebt, die Erzählung durchaus einheitlich zu gestalten und alle nicht streng zu ihr gehörigen Elemente fern von ihr zu halten.

Er versteht es wie wenig andere französische Dichter, den Leser zu fesseln und fort zu reißen, weil er von Anfang an auf sein Endziel los arbeitet. Er kennt keine Unsicherheit und kein Schwanken in der Ausführung, und die Erzählung geht bei ihm energisch und stetig vorwärts. Er giebt klare Bilder, Bilder von grellen Farben, so daß sie sich uns scharf einprägen. Einen Menschen weiß er mit wenigen Strichen zu zeichnen, so daß wir ihn vor uns zu sehen meinen. Was ihn von den Romantikern unterscheidet, ist, daß er immer objectiv bleibt, jede persönliche Empfindung und Betrachtung unterdrückt und einzig die Sache sprechen läßt.

Er hat außerordentlich scharf das Leben beobachtet. Diese Beobachtungen gestaltet nun seine Phantasie so, daß, was wir bei ihm sehen, seine eigene Schöpfung ist. Seine Menschen handeln aus der inneren Nothwendigkeit ihrer Natur heraus, und darum erscheinen sie uns so lebendig. Er weiß unter einer großen Fülle von charakteristischen Zügen immer die auszuwählen, die die Figur am besten kennzeichnen.

In seiner Erfindung ist er oft kühn bis zur Wildheit, aber die von ihm behandelten Stoffe verletzen niemals unser Gefühl, weil er durch ein treffliches Kunstmittel die Unmittelbarkeit der Eindrücke, die der Stoff uns macht, mildert. Manchmal in der Einleitung, oft aber in Zwischenbemerkungen giebt sich der Gegensatz zwischen seiner eigenen Gefühlsbildung und dem poetischen Stoff, der nur seiner Phantasie angehört, deutlich kund. Manchmal tritt er als ein etwas pedantischer Antiquar auf, manchmal giebt er sich als spöttelnden Voltairianer, und in beiden Fällen mildert er den peinlichen Eindruck, den wir empfinden würden, wenn wir unmittelbar und ohne Abstand vor den Ereignissen stehen würden. Er stellt auch den Gegensatz zwischen der gewöhnlichen Gefühlsbildung und den ungewöhnlichen sittlichen Zuständen, die er zu schildern unternimmt, deutlich durch eine Figur dar, welche stets an unsere civilisirten Voraussetzungen erinnert, so z. B. durch die Engländerin in Colomba.

Vor den Romantikern hat er eine gründliche classische Schulbildung voraus und die Fähigkeit für jede Sache den genau treffenden Ausdruck zu finden und geraden Weges auf sein Ziel zu gehen. Seine ersten Arbeiten zeigen das schon. Nirgends bemerken wir ein unschlüssiges Tasten und mühevolles Suchen. Seiner classischen Bildung gemäß steht ihm der allgemein menschliche Inhalt vor der Localfarbe, und die menschliche Seele vor der unbeseelten stofflichen Welt. Wenn er das Mittelalter schildert, so sieht er darin nicht wie sonst die Romantik eine Zeit, deren Untergang man beklagen muß, weil's die sogenannte gute Zeit war, sondern er schildert es, wie seine Studien es ihm gezeigt haben und wenn er es des Oefteren schildert, so zieht ihn nur die Unmittelbarkeit der Leidenschaft an, die darin zum Ausdruck kommt, und nicht etwa der Wunsch, es als ein versunkenes Paradies zu schildern.

Mit zweiundzwanzig Jahren trat er zuerst literarisch hervor. Unter dem Namen Joseph Lestrange gab er das Theater der Clara Gazul heraus. In der Einleitung erzählte er, es sei eine berühmte Schauspielerin zur Zeit Calderon's und Lope's gewesen, die vor den Verfolgungen der Geistlichkeit zuletzt nach England geflüchtet sei, und was er herausgebe, seien ihre hinterlassenen Werke. Er gab sogar Einzelheiten über die angeblichen Aufführungen der Stücke in Madrid an und ahmte einige Bühnenwendungen Calderon's bis in's Komische nach. Die Stücke waren sämmtlich in Prosa geschrieben in einer Sprache, wie man sie damals in Frankreich noch nicht kannte, und der Dialog so frisch, lebendig und kräftig, daß man nicht seinesgleichen fand. Die Stücke zeichnen sich sämmtlich durch eine zügellose Phantasie, durch Formlosigkeit, durch eine überschäumende Jugendkraft aus, die sich auch in der hastigen Eile bekundete, mit der sie hingeworfen zu sein schienen.

Dem Theater der Clara Gazul folgte zwei Jahre später eine andere Mystification: Mérimée gab einen Band lyrischer Dichtungen „La Guzla“ heraus, die in Bosnien und Dalmatien aufgefunden und einen gewissen Hyazinth Maglanovitsch zum Verfasser haben sollten. Und diese Dichtungen waren durchaus so im Geist südslavischer Anschauungen und Sitten verfaßt und von solchem Localcolorit, daß selbst Puschkin sich über die Echtheit täuschen ließ.

Diese Gedichtsammlung erregte das große Interesse Goethe's, der, als er das Geheimniß der Autorschaft enthüllte, sagte: Das Wundersamste bei den Franzosen möchte sein, daß sie unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns in geistreichem Scherz durch untergeschobene Werke auf die angenehmste Weise zum Besten haben, indem wir ein problematisches Werk erst als ein Original ergötzlich und bewundernswerth finden, sodann aber nach der Entdeckung uns abermals an dem gewandten Talent erfreuen, das zu solchen ernsten Scherzen sich geneigt erschließt. Zwar muß Goethe die Neigung zu widerwärtigen Gegenständen tadeln, zu Gespenster- und Vampyrgeschichten, doch wie er sagt, müssen wir dem Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er keine Mühe gespart, in diesen Kreisen einheimisch zu werden, daß er bei seiner Arbeit sich gehörig und umsichtig benahm und die obwaltenden Motive zu erschöpfen trachtete.

Der größte Versuch Mérimée's auf dramatischem Gebiet, die Jacquerie, erschien im Jahre 1828, und in ihm zeigte sich deutlich die Auffassung der mittelalterlichen Zustände, wie sie ein gründliches Studium hervorgebracht hatte. Er dialogisirte die Begebenheiten des französischen Bauernkrieges ungefähr in der Art des Götz von Berlichingen, und die wüsten Scenen treten uns mit unheimlicher Lebendigkeit vor die Augen. Hier erkennt man in größerem Maßstabe Mérimée's Fähigkeit, eine längst versunkene Zeit uns in bestimmten Farben und in scharfer Zeichnung zu schildern.

Sein historischer Roman „Chronik der Regierung Karl's IX.“ ist ohne Walter Scott's Einfluß nicht denkbar, und Mérimée gehört entschieden zu den besten Schülern des schottischen Dichters. In der Vorrede erklärt Mérimée, man müsse die Bluthochzeit als einen Nationalaufstand auffassen und ähnlich beurtheilen wie die spanische Erhebung 1808. Da es keinen absoluten Maßstab der Moral gebe und da die Sitten sich ändern, dürfe man die Menschen des sechzehnten Jahrhunderts nicht nach unseren Ideen beurtheilen, sondern trachten, sich ganz in den Geist der damaligen Zeit hinein zu versetzen, um den richtigen Standpunkt zu finden und über die Menschen Recht zu sprechen. Die Bartholomäusnacht erscheint uns nur als der Hintergrund einer originellen Liebesgeschichte, die einzelnen Greuel der Mordnacht werden uns erspart, aber doch treten im Ganzen die gemeinen Motive der Einzelnen an dem Morden Betheiligten deutlich hervor, und man kann genau unterscheiden, wie viel auf Rechnung der Intrigue, des persönlichen Hasses und des Fanatismus zu setzen ist. Die Gestalten des Königs und des Admirals sind glücklich aufgefaßt und treffend wieder gegeben und eine Fülle feiner Bemerkungen finden sich über den Katholicismus, dessen Doppelnatur, die heitere Sinnlichkeit und die Anlage zum Wahnsinn gleichmäßig hervorgehoben werden.

Wie diese dramatischen Versuche schon bezeugen, weist Mérimée sein Talent und seine Neigung auf die Ausführung kleiner Bilder hin, deren einzelne so ausgezeichnet vollendet

Digitized by Google

sind, daß sie zur Weltliteratur zählen. Er ist einer der größten literarischen Genremaler, nicht nur der französischen, sondern überhaupt der Literatur.

Bekannt in Deutschland ist er aber nicht durch seine historischen und dramatischen Werke so sehr geworden wie durch seine Novellen.

Die erste davon, Matteo Falcone, ist eine wilde corsische Geschichte, mit der uns Chamisso's treffliche Terzinen bekannt gemacht haben. Doch liest man das französische Original, das jeden einzelnen Zug tief begründet und der Sittenschilderung einen größeren Raum gewährt, so wird man erst den Unterschied deutlich empfinden.

Dieser ersten Novelle folgte eine Reihe anderer, die sich alle durch die Bestimmtheit des Styls und phantasievolle Erfindung auszeichnen. Sehr richtig hat man bemerkt, daß unter allen diesen Erzählungen Colomba am meisten Beifall gefunden hat, und mit Recht. An Kraft und Frische steht sie dem Matteo Falcone, in dem ein ähnlicher Stoff behandelt wird, nicht nach, aber die Farbe ist diesmal glänzender, anmuthiger, und bei dem wilden Gegenstand ist die Heiterkeit zu bewundern, die der Dichter in uns erregt. Die wunderlichen Figuren der corsischen Banditen sind ebenso humoristisch durchgeführt wie die englische Familie, die uns aus dem Land der Civilisation in die Barbarei die Brücke des Verständnisses baut. Es ist das ein großer Vorzug vor Matteo Falcone, wo wir in den romantischen Stoff unvorbereitet eingeführt werden. In der Ueberfahrt nach Corsica geht es uns wie dem jungen Leutnant Orso della Robbia. Wir beginnen als civilisirte Leute mit den sittlichen Ideen und Voraussetzungen unserer Zeit, je mehr wir aber in die verwickelten Zustände jenes Landes eingeführt werden, desto corsischer wird uns zu Muth, bis uns endlich das Abenteuerlichste als ganz natürlich erscheint. Darum darf der Dichter die unwahrscheinlichsten Combinationen wagen. Wir sind so im Eifer und in der Spannung, daß es uns nicht stört. Es bleibt uns in der Geschichte Manches unklar, aber in dem Behagen an dem Erfolg und der ganzen Scenerie haben wir keine Zeit, darüber nachzudenken. Das Bild der Heldin ist in so reizenden Farben ausgeführt, daß wir nicht gern den psychologischen Maßstab anlegen. Thun wir das, so ist der Dichter nicht überall zu rechtfertigen, die beiden Elemente, die sich in ihr vermählen sollen, das wilde corsische Blut und die Anlage zur Salondame, sind nicht genügend in einander verarbeitet. Die erste Seite ihres Charakters ist durch einige Züge unnöthiger Paradoxie so grell ausgemalt, daß wir die junge Dame mit einigem Mißtrauen in die gute Gesellschaft eintreten sehen, daß sie durch die Verstümmelung des Pferdes ihren geliebten Bruder betrügt und ihn durch ein falsches Reizmittel zur Rache anstachelt, daß sie den alten gebrochenen und sterbenden Feind noch verhöhnt, das sind harte Dinge, und wenn sie später versichert, sie werde fortan die Schicklichkeitsregeln der neuen Gesellschaft beobachten und das Stilett mit dem Fächer vertauschen, so wird uns doch bange, ob nicht dieselben Neigungen, die in Corsica sehr naturwüchsig aussahen, in London einmal in Form des Verbrechens auftreten. Die glänzendsten Farben unter allen Novellen hat Carmen. Hier hat es der Dichter verstanden, uns für ein Weib, in dem auch nicht eine Spur von Gutem und Menschlichem ist, das vielmehr den Eindruck einer wilden Katze macht, so zu interessiren, daß wir ihren Bewegungen mit derselben Spannung folgen, wie wir die graziösen Sprünge eines Tigers mit ansehen würden, wenn wir selbst außer Gefahr wären. Die Aehnlichkeit des Problemes mit Manon Lescaut ist schon von französischen Kritikern hervorgehoben. Auch hier wird ein guter braver Mensch durch ein leichtsinniges Weib zum Laster und endlich zum Verbrechen verlockt, aber der Unterschied fällt zu Gunsten des neueren Dichters aus. Carmen ist aus einem Guß. Der Dichter macht nicht wie Prévost den schwächlichen Versuch, uns gewissermaßen menschlich für sie zu interessiren. Sie ist durch und durch schlecht, aber sie ist ein echtes Naturkind. Sie verbindet mit ihrer dämonischen Wildheit einen unerschütterlichen Muth, und da der Dichter selbst nie in Weichheit verfällt, so verfolgen wir die excentrischen Sprünge dieser sinnlosen Leidenschaft mit einem gewissen Humor, ja wir begreifen, wie dieser Kobold einer starken aber rohen Natur ein Gefühl einflößen kann, das den Tod überdauert. Don José wird zwar ein Verbrecher, aber doch nicht so ehrlos und weibisch wie sein Vorbild, der arme verliebte Chevalier. Als Carmen seinen Schmerz verhöhnt, bringt er sie um, wenn er damit auch sein eigenes Todesurtheil spricht. Die glühenden Farben dieser Erzählung werden dadurch gemildert, daß uns in der Einleitung, in den Irrfahrten des Antiquars, der sich die Geschichte erzählen läßt, der Abstand der Welt, zu der wir gehören von diesen wilden Phantasiegebilden fühlbar gemacht wird, dem wir so ein unbefangenes Interesse schenken können.

Mérimée's Novellen, die ihm einen Platz unter den hervorragendsten französischen Erzählern anweisen, werden seinen Namen länger erhalten als seine historischen und dramatischen Arbeiten, so reich auch diese an literarischem Werth sind.

Die V. internationale Kunstausstellung der Stadt Venedig.

Von Karl M. Kuzmany (Wien).

„Indem Venedig heute den Leitgedanken erweitert, der seine Ausstellungen anregte, will es bezeugen, daß der unsägliche, durch ein großes Unglück hervorgerufene Schmerz in ihm das Vertrauen auf die tröstende Macht der Kunst, anstatt es zu verringern, vielmehr neu gekräftigt hat. Eingedenk seiner Pflichten gegen die Vergangenheit, aber zugleich sich wohl bewußt des idealen Amtes in der Gegenwart, strebt es nach einträchtigem Erwecken und einträchtigem Wiederaufblühen aller schönen Dinge, nicht um sich eigennützig einen Ruhmeskranz zu winden, sondern der Ehre des Nationalgenius zu Liebe und seiner Zukunft, im Sinne der gemeinsamen Würde unseres Volkes, des ‚vielfachen italischen Stammes'."

Mit diesen pomphaft gedrängten Worten schließt heuer die übliche Einbegleitung des Kataloges, welche stets, es mag ein Nachklang aus den berühmten Gesandtschaftsberichten der Serenissima sein, in klarer und wohlgesetzter Rede dahinfließt. Worauf der halbunterdrückte Hinweis zielt, ist leicht zu ersehen: auf den nicht so bald zu verwindenden Zusammenbruch des Campanile von San Marco. Schon angesichts des ungeheueren Haufens morscher Trümmer, im vorigen Spätherbst, drängte sich mir die Ueberzeugung auf, just dadurch, daß der klotzig ragende Thurm an dieser Stelle fehle, würde die Wirkung der umgebenden Bauwerke beeinträchtigt; in der Erinnerung wuchsen sie mir an jenem und gewannen durch die größere Mannigfaltigkeit der Architekturbilder. Andere und in der „deutschen Bauhütte" zur Sprache gebrachte Erwägungen unterdrücke ich, die Angelegenheit ist ja bis zum Ueberdruß erörtert worden und hat ihre vorläufige Erledigung gefunden. Als ich neulich zur See ankam und meine Blicke das bekannte Profil des Stadtbildes suchten, da begriff ich vollends das Trachten nach dem Wiederaufbau des Glockenthurmes, als des Wahrzeichens und eines Inventarstückes der nicht modern umzugestaltenden und in ihrem Hauptplatz als Museum zu betrachtenden Lagunenstadt. Immerhin wurde die Mahnung, das Alte müsse sterben, nachhaltig empfunden. In einem anderen Sinn, als hätte es sich um den Ersatz eines Nutzbaues gehandelt, zog man also weiterhin die einzig richtige Folgerung daraus, in die vielleicht unausfüllbare Bresche müsse die moderne Kunst treten.

Digitized by Google

Hätte sie gleichen Schritt gehalten mit der aufsteigenden Bewegung von Handel und Industrie, — es wird tüchtig gearbeitet im geeinigten Königreich, das muß man zugeben, trotz aller wortreichen Großmannssucht, die einen nicht verstimmen darf! — könnte sie dieser Aufforderung entsprechen. An allerhand Anstrengungen hat man es in der letzten Zeit nicht fehlen lassen; zumal die jedes zweite Jahr von der Stadt Venedig veranstaltete Schaustellung fremder, sowie einheimischer Großkunst hat den Gesichtskreis und den Ehrgeiz so sehr erweitert, daß man im Vorjahre in Turin das bekannte neuartige Wagniß unternehmen zu dürfen glaubte, mit allen zu Gast geladenen Völkern den Wettstreit auch auf dem Gebiet des Kunstgewerbes aufzunehmen. Aber neben den am besten oder am geschicktesten vertretenen Ländern, neben Holland, Deutschland, Oesterreich und Schottland zeigte sich Italien noch lange nicht auf derselben Höhe. So rasch ging es doch nicht mit der Aneignung und Verarbeitung der vielfach mißverstandenen, über die Berge dahin gekommenen Errungenschaften, auf die als einen Trug jetzt weidlich gescholten wird. Denn einstweilen hat man sich auf die eigene Tradition besonnen. Nachdem ich in Turin unter der Kuppel der Eingangshalle die glorreichen Namen derer gelesen hatte, welche vom 13. bis in's 18. Jahrhundert durch monumentale wie durch unscheinbare Werke den Ruhm ihres italienischen Vaterlandes unerschütterlich begründeten, da fand ich in den Ausstellungsräumen selbst gar wenig von ihrem Geist. Von ihm erfüllt will man jetzt an die eigene Vergangenheit anknüpfen, auch was die neu in's Programm aufgenommene decorative Kunst anlangt, um zu beweisen, man könne auch ohne aus der Fremde bezogene Krücken gehen, den altbewährten Weg. In Venedig ist nun zu sehen, wohin diese Grundsätze bei dem Versuch, ihnen entsprechend etliche Säle auszugestalten, geführt haben.

Vorerst muß aber ein Werk zur Kenntniß genommen werden, das den Ausdruck bilden soll für die Behauptung, auf Grund von der Antike überlieferter Meisterwerke gebe es eine ununterbrochene Entwickelung. Diesmal ließ man es nicht bei den bloßen Namen bewenden, sondern illustrirte sie augenfällig. Zu diesem Zwecke hat der Maler Cesare Laurenti einen Fries für die Ausführung in glasirten Thonplatten entworfen, der ringsum einen der repräsentativen Säle bekrönend, in mehr als sechzig lebensgroßen Halbfiguren einen kunstgeschichtlichen Abriß von Nicola Pisano bis Tiepolo bietet. Es steckt in dieser Leistung ein tüchtiges Stück, auch patriotischer, Arbeit, das ich nicht bestreiten oder gar verleugnen will; und hier sei ebenfalls von dem anfechtbaren doctrinären Endziel abgesehen, die Gestaltenfolgen seien als von der Antike abhängig zu betrachten, welche in dem mittleren Theil des Frieses durch die berühmtesten Plastiken griechisch-römischer Herkunft dargestellt wird. Bedenklicher ist es, in rein künstlerischer Beziehung, wie, durch die Art des Reproductionsmaterials bedingt, alle die typischen einzelnen Schöpfungen in nur leicht getönten Umrißzeichnungen wiedergegeben erscheinen; darein mußten sich gleichermaßen Sculpturen (Donatello u. a.), Zeichnungen (Michelangelo) und die vielen Gemäldetheile fügen, deren Bestes so verloren ging. Falls das Publicum einen solchen Lehrgang trotz allem Gedränge der Individualitäten versteht, mag dies immerhin von Vortheil sein. Ein rechter Künstler aber wird naiv darauf losschaffen, unbekümmert um entwickelungsgeschichtliche Zusammenhänge, wenn er sich auch der erlauchten Ahnenreihe und andererseits der neuen Anforderungen einer auch social verschiedenen Zeit bewußt ist.

Da es galt, die unserem Ausstellungswesen entsprungene Zweckkunst zu zeigen, wurde eine Anzahl der den einzelnen Landschaften (regioni) Italiens zugewiesenen Räume des sonst üblichen uniformen Charakters entkleidet. Daß der erste Versuch decorativer Ausgestaltung nur unvollkommen gelingen könne, dieses Vorgefühl hat man ausdrücklich zugegeben, und thatsächlich bestätigte es sich mit Ausnahme zweier oder dreier Fälle. Darunter ist Piemont am tiefsten im Conventiellen stecken geblieben, während Latium und Toscana ihr eigenes Gesicht zeigen. Die römischen Ordner, der vortreffliche Campagnamaler G. A. Sartorio, als Zeichner Onorato Calandri, endlich A. Apolloni mit seinem reizenden Brunnen haben einen leichten classizistischen Einschlag nicht verschmäht; man fühlt sich in den Empfangsraum eines Kunstfreundes alten Styles versetzt, der sich auch dem Modernen nicht verschließt. Eine intimere Stimmung herrscht in dem durchaus in gedämpften Farben gehaltenen toscanischen Zimmer, wo die Fülle von hübsch erfundenen Details zu einer Einheit harmonirt, welche die ausgestellten Werke nicht beeinträchtigt. Bei dem offenbaren Eifer, alles Erdenkliche und mit vollen Händen zu geben, sind die Uebrigen aus der Scylla der nüchternen Aufstapelung von Kunstwerken in die Charybdis gerathen, sie durch die Einrahmung zu beeinträchtigen, wenn nicht gar zu erdrücken. Man hat eben auch einen zu reichen Gebrauch von Naturformen gemacht, sei es figuraler, sei es pflanzlicher Motive. Dabei verkenne ich keineswegs, daß Abstractionen, wie sie Van de Velde lehrt, dort zu Lande übel angebracht wären, und daß man, zumal den südlichen Gegenden, Farbencontraste zugestehen muß, die unserem Geschmack als schreiend widerstreben. Weiter sei darum hier, wo mir nur Worte zur Verfügung stehen, um Einzelheiten nicht gerechtet, so gelungen sie in einem gewissen Sinne sein mögen. Aber z. B. ein rings um einen blaugrauen Teppich laufender knallig orangegelber Streifen thut mir jetzt noch in den Augen weh.

Man wird es nach den angedeuteten Einschränkungen begreifen, daß neue constructive Gedanken nicht zur Ausführung kommen konnten, auch an der Stelle, wo man dem „style nouveau“ behutsam und wenig gelungen huldigte, nämlich in den als „sala del giornale“ bezeichneten Interieurs, die der schreibenden Gilde gewidmet wurden. Die vielberufene Tradition wirkt am erfreulichsten in einigen der seit ihrer Blüthezeit gepflegten handwerklichen Techniken, als da sind die Holzschnitzerei, Seidenweberei, Schmiedearbeit und vornehmlich die Keramik, deren Florentiner Erzeugnisse sich alle modernen Verfahren mit Glück zu Nutze machen.

Nur gegen die nicht auf unmittelbare Aufforderung hin eingelaufenen und darum einer auch aus Ausländern bestehenden Jury unterworfenen Werke ging man strenge vor, um die Menge nicht wieder allzusehr anschwellen zu lassen. Als derart von 963 Gemälden nur 91 angenommen wurden, und die begreiflicher Weise folgenden Stimmen des Widerspruchs allzulaut sich meldeten, ließ man zur Rechtfertigung eine Auswahl von weiteren 40 Werken in gesonderter Aufstellung zu. Obwohl oder — weil einem da u. a. Namen von sonst gutem Klang begegnen, glaubt man gern dem schließlichen Bericht der Befehdeten, daß es allerdings leicht sei, mit Sicherheit die besten und die mißlungensten Werke herauszufinden, „äußerst schwer aber für eine noch so erleuchtete und erfahrene Jury, aus dem Mittelgut zu wählen“. Eine solche doppelte Siebung will ich hier nicht vornehmen und mich lieber gleich dem Glanzpunkt der Ausstellung zuwenden.

Es ist dies der „Saal des modernen Porträts“, von dem vorweg gesagt sei, daß er als Kern und Stern des ganzen Schaugepränges gelten darf. Italien zwar ist hier nur durch Mancini und Milesi vertreten, aber die anderswo eingetheilten Talamini, Innocenti, Gola müssen als gleichwerthig dazugerechnet werden. Wem die Palme zu reichen sei im Wettstreit um die treffende Kennzeichnung unserer Zeit, ist ebenso wenig wie ihre Charakteristik in ein Wort zu fassen. Was derlei Kunstwerken über das rein könnerische Verdienst hinaus einen Ewigkeitswerth verleiht, ist eben der Umstand, daß eher durch sie als durch figurenreiche Sittenbilder etwas vom eigentlichen Wesen der Mitlebenden überliefert wird.

Digitized by Google

Vielfältig wie die malerische Technik erscheint auch die Auffassung der gestellten Aufgabe: unbekümmert um das Beiwerk, wozu er auch den übrigen Körper rechnet, malt Lenbach nur die Psychologie eines von seinen Augen beherrschten Kopfes, während Kroyer gemüthlich und breit die ganze Situation schildert, gar anders als der mehr repräsentativ glatte Carolus-Durand oder vollends Gandara, auf dessen glänzenden Porträts gesellschaftlich hochgestellter Damen nicht nur in den Toiletten der überschlanken Pariserinnen ein gewisser Geist von des Jahrhunderts Wende festgelegt ist. Er und Boldini sind die Maler der Mode, aber nur, wer die sieghaft neue Auffassung verkannte, mochte weiterhin von Modemalerei sprechen, als Besnard auftrat mit seinen fabelhaften Farbenwirbeln. Da ist noch Zorn, der aber bei ebenbürtigem Können ein höheres Gefühl von Sicherheit in der Kühnheit mittheilt; Whistler steht ja abseits von diesen zwei flammenden Impressionisten, immer nur von wenigen verzärtelten Farbentönen beherrscht und überzeugt, zuerst sei ein „symphonisches" Bild daraus zu machen und dann erst an's Uebrige zu denken. Diese Meistergalerie wird durch die Engländer mit Sargent und Lavery an der Spitze, denen die Deutschen Herkomer und Sauter beizuzählen wären, vervollständigt; es führte zu weit, noch eine ganze Reihe Mann für Mann vorzunehmen.

In den übrigen Sälen ergäbe eine Nachlese noch Manches zu diesem Kapitel; der Däne Hammershoj z. B. fand unter den Porträtisten keinen Platz ob des etwas grobschlächtigen Formats seiner Gruppe von fünf Rhedern und Kaufleuten, einem hochernsten Werk voll compositioneller Eigenheiten, mit seinen paar Farben so zu sagen schweigsam wie seine Modelle. Als Gegenstück wäre der Spanier Zuloaga zu betrachten, der sich mit mehr als einem Dutzend seiner Figurenbilder und zwei Landschaften als der bekannte rassige Teufelskerl, dem zuzusehen eine Freude ist, endlich auch hier einstellte. Ebenso wenig kann man an seinem Landsmann Anglada vorübergehen, denn bei derselben Kraft zeigt er sich auffällig feiner. Der gelassenen „Vornehmheit" wird man freilich erst bei den Engländern begegnen, die ebenso gut vertreten sind wie ihre Antipoden von diesseits des Aermelkanals, von den ersten französischen Evangelien des Pleinair bis zu den letzten Phantasiestücken eines Gaston la Touche und Jean Veber. In anderem Zusammenhange wird noch auf Einzelnes hinzuweisen sein, obwohl schon aus den bisherigen Ausführungen hervorgehen mag, daß das in Venedig aufgerollte Panorama der gegenwärtigen Malerei (nur ein paar Bildhauer wären dazu zu zählen), anziehend genug ist. Freilich darf man keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen, fehlen doch Oesterreich, die Schweiz, Norwegen ganz empfindlich. Das deutsche Reich ist nicht allein ziffernmäßig stark auf den Plan getreten, mögen auch die in München und Mitteldeutschland Ansässigen vorwalten. Der Berliner Hauptstück, Liebermann's „Samson und Dalila" kommt, wenn mich nicht alles trügt, hier sogar mehr zur Geltung als an seinem ersten Standort in der Berliner Secession, und auch die Energie des geographisch genommen äußersten Vorpostens, Dettmann's in Königsberg, sticht hervor.

Aehnlich strenge Leistungen, denen die von Cottet, dem Volksschilderer der Bretagne, zu gesellen sind, wird man bei den Italienern vergeblich suchen. Thöricht wäre es, ihnen vorzurücken, daß sie den ihrer Natur innewohnenden Hang zu dem, was wir schon als „gefällig" im übelen Sinne spüren, nicht verleugnen und ungewollt mitunter in einer Pose erstarrt scheinen. In einer anderen Kunst, wo ihre Besten an Wirklichkeitstreue gewiß nichts zu wünschen übrig lassen, fehlen nicht die Parallelerscheinungen; man sehe sich 'mal daraufhin ihre naturalistischen Schauspieler an. Besonders den Sittenbildern, wenn dieser Name für eine aussterbende Gattung gestattet ist, merkt man jene Manier noch an, obwohl auf allen Gebieten in der italienischen Abtheilung das Streben sichtbar ist, rein malerischen Problemen nachzugehen, angeregt durch die auf eben diesen internationalen Ausstellungen zugänglichen Vorbilder. Diese spuken zwar mit nordischen Nebelschleiern oder englisch abstracten Allegorien in manchen Köpfen, im ganzen Großen arbeiten sich die Italiener wieder zu dem ihrer Veranlagung eher gemäßen Realismus und aufrichtigem Farbebekennen durch. Daß ein solcher richtiger Weg zur nationalen Kunst schon vordem betreten worden sei, sucht man durch die Vorführung von Werken verstorbener Künstler darzuthun, um sie nach Verdienst der schnell lebenden Gegenwart in's Gedächtniß zu rufen. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts scheint, nach den gebotenen Proben, der Bologneser Luigi Serra wirklich den großen Fresken-Styl erkannt zu haben, ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre, die bedeutendsten seiner Entwürfe auszuführen. Auch der Napoletaner Giacinto Gigante, im kleinen Format den viel später „entdeckten" Impressionismus vorahnend, die Bildhauer Ammendola und Gemito, dessen Zeichnungen mir am meisten auffielen, sollen gerettet werden. Der Römer Giovanni Costa endlich, in der Politik ein Feuerkopf, der an allen Kämpfen theilnahm, in der Kunst ein Suchender, der es auch zu positiven Ergebnissen brachte, — schon vor fünfzig Jahren in den „Frauen am Strand von Porto d'Anzio", — durfte in der Gunst eines langen Lebens (1826—1902) noch in unsere Zeit hineinwachsen.

Einen erheblichen Aufschwung aus den Niederungen spielerischer Geschicklichkeit kann man bei den italienischen Bildhauern beobachten. Die Porträtbüsten des Piemonteser Canonica lassen an den Geschmack einer verfeinerten Barocke denken, wohl bekannt übrigens wie der aus Apulien stammende Cifariello, den sein blutvoller Realismus folgerichtig nach einer allerdings zu stark aufgetragenen Bemalung der Sculpturen hindrängt. Zu den Ueberraschungen aber gehört des Palermitaners Trentacoste „Kain", den man, wäre er nicht in Bronceguß so vollendet und durchgearbeitet, als eine psychologische Actstudie bezeichnen könnte, in einsamer stylistischer Größe ein Widerspiel zu einer Gruppe des Römers Clemente Origo. Er hat, ohne auf Composition zu verzichten, ein Stück Campagnaleben naturalistisch hingestellt, furios bewegt, wie das eine der drei vor den hochräderigen Karren gespannten Pferde ausbäumt unter'm Peitschenschlag, eine schellenklingende Heimkehr vom Markt; das ist nun technisch verblüffend gut gemacht, im richtigen Maßhalten aber, auch in Bezug auf die Größe, verräth sich erst der Künstler.

Ganz Anderes zu denken giebt der Ferrarese Gaetano Previati auf, bei dem man sich nicht recht klar wird, was echt ist an dem „Originalgenie". Unermüdlich strebt er in's Große, Symbolische. Mit seinem Ideenkreis und mit seiner Malweise ist man genügsam vertraut, seitdem ihm vor zwei Jahren in Venedig ein ganzer Saal zur Verfügung gestanden. Die Farben ungemischt und so grobsträhnig hinzusetzen, entspricht dem Zweck, leuchtend und decorativ zu wirken; heuer in seiner großen „Himmelfahrt Mariä" beschränkt er sich zudem auf Blau und Goldbraun, es gehen aber nicht alle Tendenzen restlos in einander auf. Von einer religiösen Malerei kann ja überhaupt nicht mehr die Rede sein, wenn man den Ton auf das erste Wort legt. Der Russe Rjepin z. B. beleuchtet eine breitmächtige „Versuchung Christi" so dämonisch, wie es nur bengalisches Feuer vermag, und das ist dem wohl die Hauptsache, sehr im Gegensatz zu Uhde, dessen „barmherziger Samariter" außer dem Lichtproblem den allgemein menschlichen Gehalt rührend bekennt. Religiöse Stimmung theilt denn auch Henri Martin mit, obwohl es ihm darum zu thun ist, Landarbeit und Poesie im Bunde zu verherrlichen; wie gut weiß er den mühevollen Pointillismus zu dämpfen, so daß sein decoratives Gemälde „Bucolica" geradezu visionär wirkt! Um aber zu den Italienern und gleich zu ihrem vielleicht energischesten Temperament zurück-

Digitized by Google

zukehren: Marius de Maria ist einem Farbengeheimniß der alten Venezianer auf die Spur gekommen und vermag darum mit einer jenen freilich unbekannten Kühnheit der Contraste, alles aus seinen phantastischen Einfällen herauszuholen. Glätte wäre da übel angebracht, und sich vor ihr zu bewahren sehen wir alle bestrebt, die in verschiedenen Abstufungen zu den „macchiauoli“ gerechnet werden müssen, zu den breitpinseligen „Flecklern“. Der Abbruzzese F. P. Michetti, den man außerhalb Italiens wohl am Besten kennt, hat diesmal nichts Neues zu sagen; Fortschritte sind bei den Venezianern Fragiacomo, Ciardi, Scatolla u. A. zu bemerken, als Porträtisten seien Selvatico und der Römer Coromaldi, wenigstens genannt. — Die Gefolgschaft Segantini's, d. h. seiner Malweise, wächst zusehends, abgesehen von seinem ersten Apostel, dem in kleineren Verhältnissen mit Erfolg nachstrebenden Victor Grubicy de Dragon. Die peinlich strichelnde Technik, deren Hauptvorzug, eine flimmernde Luftperspective zu erzielen, Pietro Chiesa mit anderen Mitteln ebenso wohl erreicht, löst bei dem Lombarden Angelo Morbelli die Umrisse in eine Art von Aureole auf. Er versteht es, diesen verklärenden Schimmer durch die virtuos studirten Intericurbeleuchtungen — sofern sie nicht übertrieben sind, — zu rechtfertigen, Winterstimmungen aus wohlgehaltenen Greisenasylen, bei denen einem auch ohne den tendenziös versöhnlichen Gesammttitel eines „Poems des Alters“ warm um's Herz würde.

Das läßt man immer gern gelten, sobald die Ansprüche an das Künstlerische des Werkes nicht zu kurz kommen, was ja eigentlich selbstverständliche Voraussetzung ist. Mehr als lediglich eine solche Anwandlung empfand ich vor dem einzigen Gemälde des Toscaners Oscar Ghiglia, einer von den unvergeßlichen ersten Begegnungen. Es ist das Porträt einer Dame, nicht modern und nicht schön nach einem sonst classischen Regelsatz; aber was in ihr leben mag, vielleicht wechselnd wie der Tag, wird durch die Pracht der tiefstonigen paar Farben zusammengefaßt, durch einen künstlerischen Ernst, in dem selbst kluge Finessen auch nicht im Entferntesten an Flunkern denken lassen. Alte Meister und neuere stünden gewiß gern Pathe bei einer Schöpfung aus ihrem Geiste, die doch auch ein nur ihr eigenes Leben athmet.

Dulcis in fundo wollte ich schreiben, als ich mir diese köstliche Erinnerung für den Schluß meines Berichtes vorbehielt. Aber es hieße ungerecht sein, vergäße ich darüber die vielfältige, wiederum in Venedig erfahrene Anregung. Der Zauber mancher Persönlichkeit, deren Größe erst unsere Zeit prägen konnte, hält stand, auch wenn man nach einem Kirchenbesuch bei den Renaissance-Künstlern die moderne Schaustellung betrachtet. Wer aufrichtig ist und nicht verdrossen müde durch unerfreuliche Nebenerscheinungen, wird mir in dieser tröstlich werthvollsten Erkenntniß um so lieber und den Urhebern dankbar zustimmen müssen, als sie durch die schönste Stadt beschaulichen Genusses vermittelt wird.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Kuß.

Novellette von Wilhelm Arminius.

Sie ging neben mir durch die Straßen der Großstadt mit dem halbverhüllten, drängenden Schritt Sehnsuchterfüllter.

Ihr durch die Abendluft bewegtes Gewand berührte mich manchmal wie ein streichelndes tastendes Fragen: „Was hat Dich an meine Seite getrieben, Du? Es ist doch so lange her — gar so lange!“ — Und ihre verhaltene Stimme ließ vertraute Bemerkungen fallen, wie sie halblaut und abgerissen hin- und herwandern zwischen Menschen, die sich auf Ton und Stimmung verstehen.

Da wichen vor meinen Augen die zahlreichen Jahre, die zwischen unserem letzten gemeinsamen Gange und diesem Wiedersehen lagen, wie graue, abfallende Schleier zurück. Wenn auf dem hergewandten Gesichtchen der längst Verschollenen, nun so wunderbar Wiedererstandenen, über Schmalheit und Blässe das Licht flackernder Laternen glitt, sah ich nicht mehr die verzogenen, vertieften Linien, die verblichene Farbe der Gealterten. In der geschmeidigen Bewegung des schlanken Oberkörpers, in der Biegung des schönen Halses, in der feinen Linie des Haaransatzes fand ich sie wieder, die ich einst, von einem Wirbelsturm ergriffen, verlassen hatte: das keusche liebliche Kind, das in seiner Grazien-Schönheit eindringlich an meine Jünglingsseele gerührt hatte — Luise Loeben.

Ich stand ganz unter ihrem Zauber, er preßte mir Herz und Lippen.

„Warum sind Sie damals gegangen, Dedo?“ fiel es weich, bebend in mein Ohr.

„Das Leben rief mich, Luise.“

„Das Leben — ? Ich versteh's nicht. Lehrt das Leben so rasch Vergessen?“

Meine Hand griff die ihre, der pulsende Strom ihres Blutes hämmerte an das meine; der wirr stoßende Wind, der vom Flußhafen aufstieg, rüttelte an mir. Er rüttelte auch meine verschläferte Seele wach, meine junge Studentenseele, blies allen Aktenstaub der letzten neunzehn Jahre meines Mannesthums herunter, bis von ganz tief innen her etwas zu tönen begann, wie der angeschlagene Krystallbecher, aus dem die Jugend schlürft — bei mir ein zartes, zu früh bei Seite gestelltes Glas, das ein feiner Sprung durchzog.

Stark und voll begann es. Sein wehmüthiges Verhallen fragte: „Warum rührst Du an mir?“

Ja: warum? forschte eine Stimme grüblerisch.

Aber ich griff doch darnach. Mein Mund durstete plötzlich nach Jugend, und die Lippen derjenigen, die neben mir schritt, sollten mit mir trinken. Ich wollte es!

Und ich verfolgte meinen Lebensweg in Gedanken hastig rückwärts, wie einer, der voll Eifer Verlorenes sucht. Und aus Freuden und Schmerzen, Tändeleien und Ernsthaftigkeiten tauchte immer wieder ein Gang auf, eine Bewegung, eine einfache Körperschwenkung.

Sonderbar.

Ich sah mich fast täglich aus einem schmalen Sträßchen kommen und um eine Ecke schwenken, an deren Hauswand ein vorstehendes, im Winde drehbares Schild verhieß: Putz- und Modewaaren von Natalie Wachs. — Als Schüler sah ich mich kommen mit Mütze und Ranzen und verträumtem Blick und jene Schwenkung machen; als Student mit erwachenden Augen — — endlich heut', ein fremd in die ausgestorbene Heimath Zurückverschlagener, mit gesenktem Haupt, arbeitender Verdrossenheit in den abgestumpften Mienen, als Mann in Stellung, als Staatsrath des Nachbarländchens.

Hatte es nicht wie Schreck in meinen Augen gelegen beim Blick auf das verwaschene graue Ladenschild? Sich nicht wie ein graues Gespinnst gehoben? War da nicht ein maßloses Verwundern dem Schrecken gefolgt? — Kleines Ladenschildchen, ich konnte Dein vergessen?! Es überrieselte mich noch jetzt. — „Luise!“ —

„Woran denken Sie, Dedo?“

„An ein Thürchen, Luise!“ — Ich habe oft vor der dunklen Höhlung gestanden; ein Ruch von Tüll und künstlichen Blumen quoll heraus, eine Gestalt füllte manchmal den Rahmen. Wenn sie hervortrat — wunderlich! — dann habe ich immer doppelt so hellen Sonnenschein in der Straße gesehen.

Ihre Finger umkrampften die meinen, dann wurden sie schlaff und lösten sich. Ich starrte in ihr erbleichendes Gesicht. Ein Wort lag auf den feinen Lippen, ein Fragewort. Hieß es: warum? Aber der Wind riß es ihr vom Munde, und sie schritt hastig zu.

Ich aber mußte dennoch weitersprechen.

„Wir sind darnach manchmal zusammen gegangen wie heut', Luise. Wenn das Dunkel gesunken, die Rolljalousie des Ladens gefallen war, dann trat zu dem unter dem Schwibbogen Wartenden ein rascher Schritt. Ohne Verabredung und doch selbstverständlich ging es die steile Straße hinab — die Johannisfahrt — am Brückenzoll vorüber — über die Flußbrücke — und weiter —“

Sie stand plötzlich still und schloß die Augen. Um uns wogte das Abendleben der Stadt. Eine Lauschende, stand sie. Ihre Nasenflügel bebten. „Der Strom! Ich rieche den Strom!“ — Und sie sagte es mit einem Blick, einem zerschmelzenden Lächeln —!

So sieht eine Genießende drein. So war sie mir fremd, die stets Zurückhaltende, Keusche. So riß sie mich hin.

Ich griff ihre Hand fast ungestüm. „Kommen Sie — rasch!“

Neben einander eilten wir die enge Johannisfahrt bergab.

Das steinerne Brückenzollhäuschen blieb zur Linken, die hohen Brückenköpfe warfen schwarze, undurchdringliche Schlagschatten.

Schon lehnten wir am Geländer, schnell athmend, blickten gemeinsam in die dahinschießende Fluth, darüber der Laternenschein unruhiges Silber streute, und daraus das Wasser frisch empordunstete. Die Mauern der Citadelle auf dem nahen Ufer wuchsen düster in den Abendhimmel, die Bäume auf dem Walle huben ein feines Rauschen an. Drüben lag die wache Stadt und flimmerte in tausend Lichtern zu uns herüber.

Uns war das Herz voll.

„Da steht sie wieder wie alle Abend!“ sagte die harte Stimme eines Vorübergehenden hinter uns, und ein Vorstadtarbeiter starrte Luise frech an.

Digitized by Google

Leise legte ich ihren Arm in meinen. Da lehnte sie sich an mich — hülflos.

Nun war es ganz wie einst.

Und das Einst bekam Sprache. Eine Frage erwachte zwischen uns: Wie war doch Alles gekommen?

Und ich begann zu stammeln: „Behangene Trauerrosse sehe ich, einen gelben blumenüberdeckten Sarg, ein getragenes Ordenskissen, ein Portepee — — in Schwarz eine bleiche gebeugte Lilie zwischen zwei hochragenden Leidensgestalten. Meine Schwester wies darauf, und ich sah nur sie — ein schlank aufgeschossenes feingliedriges Kind mit gelocktem brünettem Scheitel, mit tiefinnerlichem Blick und sittiger Haltung. Es war mir fremd, dies Kind, und doch fühlte mein Knabenherz mit ihm in seinem Gram."

Sie strich mit der Hand über das feuchte Eisen des Geländers, aber sie strich die Erinnerung nicht weg. Ihr Auge starrte groß in das Dunkel hinaus. Ihre Kinnlade schlug heftig gegen den Oberkiefer.

Dann sprach sie endlich.

„Vater war ja gestorben — plötzlich umgesunken — das Kugelstück von Saint Privat hatte sich in die Lunge gesenkt. Blut kam — er wollte sprechen — und dann auf einmal war alles roth — und er streckte sich aus wie ein Müder. Was darnach geschah — was weiß ich davon? Da waren Worte und Gebärden, und alles war doch öde um mich."

„Und ich fand das Officierskind wieder bei den Putz- und Modewaaren. Mußte das sein?"

Sie senkte das dunkle Haupt. Ich sah es zwischen den Wimpern quellen und glitzern. „Nach dem letzten schweren Blick von Vater mußte es wohl. Die Pension wurde nicht mehr gezahlt, und dann war da in der Bank ein Verlust gewesen — das bißchen ersparte Geld hatte sich mehren sollen — du lieber Gott, Vater hatte immer nur an das Günstige im Leben geglaubt, Schatten wollte er nicht sehen! — nun war es zu Ende mit Glauben und Geld und mit dem Dasein dazu — die böse Nachricht hatte das Ende wohl beschleunigt. — Onkel Loeben versuchte, sich für mich zu verwenden. Kein Versuch gelang. Da wurde er nothgedrungen Vormund. Schon am ersten Abend weihte er mich in die Verhältnisse seines Lebens ein. Er, der Subalternbeamte, der Zurückgesetzte, neben meinem Vater, dem glänzenden Officier! Wer es denn nun am weitesten gebracht hätte? Gott sei Dank, er hätte doch das Leben! Und er schlug sich gegen die Brust. — Aber trotz der Prahlerei empfingen mich seine fünf Töchter mit neugierigen harten Augen, es ging schmal her; und sie wurden selbst auf baldigen Erwerb hin erzogen. So wußte ich in Kurzem, was mir bevorstand. — Zwei Jahre wurde ich mit durchgefüttert. Ein möglichst billiges hastiges Vervollständigen meiner Kenntnisse aber ließ sich nirgends zur Zufriedenheit bewerkstelligen. Der Verdienst als Lehrerin stand in so weitem Felde, und die Talente fehlten. Als ich 16 Jahre alt war, und als neben Cousine Elsbeth auch Klara das ihre zur Ausbildung verlangte, überraschte ich Onkel und Tante eines Tages in heimlichem Gespräch über die drückende fremde Last im Hause, über die Prinzessin, die das Arbeiten nie lernen würde. Da soll ich einen Tag und eine Nacht die Straßen der großen Stadt durchirrt haben — sagte man nachher. Die mich im Hauswinkel, niedergekauert und völlig erschöpft, zufällig auffand, war ein verblühtes Altjungferchen mit einem modernen Sommerhut auf falschen Locken, über simpler Kleidung — war Natalie Wachs, Inhaberin des gutgehenden Geschäftes in demselben Hause. So trat sie in mein Leben, ich kam zu den Putz- und Modewaaren und — war's zufrieden."

„Sie waren es nicht, Luise!"

„Lieber Freund, warum Verstellung! Sie möchten gern anderes hören, hohe Worte von großen Zielen, Sie deuteten Ihren Unglauben schon damals an. Aber was wissen Sie von meiner inneren Zaghaftigkeit der Welt gegenüber und meinem starren mädchenhaften Trotz zu den Verwandten? Zwei Seelen wohnen — — Sie kennen den Spruch! Nach außen freilich — — ich habe mich da an Manches gewöhnen müssen. An den Verlust sogenannter Freundinnen zuerst. Aber da waren auch wieder Lichtseiten: Sie haben mich den Schritt in die Tiefe ja nie entgelten lassen, und ich habe Ihnen das immer hoch angerechnet."

„Luise, nicht doch! Ich — es war ja Eigennutz von mir! Ich hatte Sie ja in allen meinen Jugendkämpfen, -stimmungen und -verstimmungen so nöthig! Sie mit Ihrer feinen Güte, Ihren streichelnden Worten! Ich war ein besserer Mensch an Ihrer Seite, als gewöhnlich! Und wenn wir so neben einander herschritten wie heut', in die schmalen Wege des Parkes tauchten, und ich fühlte Ihre Hand in der meinen — —"

„Dann, Dedo? Was war dann —?" Ihre Stimme bebte und sank plötzlich herab. „Aber das war ja später, viel später —" fügte sie leiser hinzu, „da hatte sich das Wunderbare längst angekündigt — das Seltsame, das nie geschehen sollte — o mein Gott! — — Sie überschlagen das Wunderbare, den Palmsonntagmorgen! — Wie war es damals gekommen, daß Sie mich gefunden, hier an diesem Tischchen gefunden? Und die Einsegnungsglocken des alten Domes kamen über den Strom und brachten mir Thränen —"

Wir sitzen in einem der kleinen Ufergärtchen, als sie dies äußert, über uns schaukelt der farbige Lampion am Draht, vor uns gluckst das dunkle Wasser, und die Töne einer fernen Handharmonika fügen sich sonderbar ergreifend dem veränderlichen Takt. Und ich sehe das verlassene Kind sitzen, wie es damals saß, die Hand am Halskettlein, gebeugt den Kopf mit dem silbernen Pfeil im Haar. Nur die breite dunkle Flechte glänzte, nach Mädchenart um Stirn und Nacken gelegt, und wenn der Märzwind sich regte, flatterte die Schulterschleife ein wenig. Es war ein frühes Ostern, und es gab noch eisige Winde, aber der Frühling revoltirte doch bereits in den Lüften. — Und an die ich denke, sie will jetzt hören, was ich Niemandem gestanden, als in heimlich-wonnigen Stunden mir allein.

„Luise —" ich fasse ihre Hände, ich presse sie, ich sehe ihr in die Augen, die vor Bewegung dunkeln. „Jener Morgen —! Zu Ihrem Heim hatte es mich getrieben, ich hatte das Straßeneckchen stundenlang umschlichen. Als Sie mit vornübergeneigtem Kopf planlos Wege einschlugen, die kein Ziel ergaben, war ich Ihnen nahe — aus einem unwiderstehlichen Zwange. Hier endlich habe ich neben Ihnen gesessen, und ich habe nicht gewußt, wie ich hergekommen. Ich war ein Junge gewesen, und ich war ein liebender Jüngling geworden. Ich war voll von einer Feierlichkeit, wie ich sie nie empfunden. Als Student meinte ich, freie Anschauungen eingetauscht zu haben für die eingepfropften Lehren der Schuljahre, und doch sah ich mich im schwarzen Rocke vor dem Allerheiligsten stehen wie ein Vierzehnjähriger, fühlte das innerliche Beben wie zu jener Stunde, da ich zum Altare trat und bezeugen sollte, und dachte nur: einmal ihre Hand greifen dürfen! in ihre Augen blicken, sprechen zu jenen Ohren und hören von jenen Lippen — —!"

Sie athmet leise und rasch auf. Sie spinnt träumerisch an meinen sich überstürzenden Worten: „Sprechen — hören von jenen Lippen — So war es Ihnen wie mir. Welch' wunderlich-absonderlicher Tag! Ich habe seit der Zeit auf den Schlag der Domuhr geachtet, wo ich es vermochte, er war mir Freund geworden. Auch später, wenn ich dort am Strom auf der Brücke Abends stand — aber da waren Sie gegangen, ohne Wort gegangen, ohne gethan zu haben, was Einer, der liebt — —"

Langsam hat sich ihr Blick zu meinen Augen gehoben, mit schwerer Bewegung hängt er an ihnen. Es ist ein Phosphoresciren im Weiß ihrer übermäßig glänzenden Augen; um ihren Mund, ihren vorschwellenden Lippen liegt eine große übermächtige Sehnsucht. Es ist, als wollte sie, die stets Sittige, Scheue, Zurückhaltende, alles geben, alles verlangen — das Tiefste und das Höchste.

Plötzlich schlägt sie die Hände vor's Gesicht, perlklar quillt es zwischen den Fingern hindurch, ich fühl' es tropfen auf meine Hand, die ich ihr zitternd hinhalte, und es durchschüttelt den alternden Mädchenleib ein nicht enden wollendes, unbezwingliches Schluchzen.

Verloren — verloren — verloren —

Vor diesem Schluchzen kommt es über mich in voller, unabweisbarer, grimmiger Erkenntniß: sie habe ich aus demselben Thürrahmen herausgeholt, darin sie schon vor 19 Jahren gestanden und darüber es hieß: Putz- und Modewaaren — ich selbst aber habe ein Leben gelebt! Welchen Inhalt muß dies mein Leben gehabt haben, daß es mich diese Verlassene hatte vergessen lassen!

Ich beginne zu überlegen. Durch fünf, sechs Städte hatte mein Leben mich geschleift. Gut! — Ziele hatte es mich errichten und mich erreichen lassen. Besser! — Aber das Beste?! Das Hohe, das Höchste! Wo war es zu finden? Und ich beginne zu zergliedern und beginne zu berichten von Allem, was auf mich übermächtig eingedrungen, mich angezogen. Von Menschheitsgütern und himmlischen Idealen, von Enttäuschungen und Erreichungen, aber ich spüre selbst auf einmal, wie dünn das Gewebe, wie fadenscheinig die Drapirung. Nirgends will es schließen, nirgends halten; hier zerre ich es grollend auseinander, dort klafft es von selbst. Ich hebe die Hand, um eine verwirrende Stimme neben mir zum Schweigen zu bringen, aber da spricht ja Niemand, da sehen mich nur zwei Augen halb verschleiert an. Ich fühle das Mitleben, Miterleben, und ich überstürze mich mit Worten und male und schildere fast ohne Bewußtsein, wie sich alles auf die Zunge drängt Und plötzlich schrecke ich zusammen. Was da herausfieht aus dem Großen, davon ich zu berichten wähne, das ist das farblose Gesicht des Alltags. Hinein in meine Worte, grinst die Petermann, meine Wirthschafterin, wie sie mich im Banne des Kleinlichen hält. Ich muß sie schildern, wie sie dem Herrn Staatsrath gerührt nachzusehen pflegt, wenn er würdevoll in das graue Gebäude des Ministeriums schreitet, ich schildere sie, wie sie andererseits ihm gegenüber mehr störrisch als standhaft die aus dem Leibblatt geschöpfte Ansicht von Lebensdingen zu vertheidigen pflegt. Ich meine, ich thue dies ironisch und suche nach Lichtblicken, um die Strahlen leuchten zu lassen, die ein freies Junggesellenleben sonst verschönen. Von Kaisers Geburtstag her schlägt die Stimme des gesuchten und geschätzten Festredners, der wirbelnde Tusch herüber, Uniformen blinken, und das Bändchen im Knopfloch, auf das ich meiner Zuhörerin Blicke lenke, behänge ich mit allen 1—2—3—5 Orden! Darunter selbst ein Rumäne! — Ja, sicherlich (das Selbstgefühl stärkt sich) ist es kein Geringer, der von sich sagen kann, daß Stadt und Land auf seine Stimme hören, daß er hier in der alten Heimathstadt weilt als Regierungsdeputirter des Nachbarländchens, daß auf der Kreissynode sein Wort erschallen wird — —

Ich schrecke zusammen. Hat da nicht ein Mund sich geöffnet? Haben nicht Lippen, die ich einst geliebt, Worte gesprochen?

„Armer Mann — und Dein Herz —?"

Ich höre es deutlich! Wer hat das geäußert? Ich muß mich gegen ihn wenden, muß ihm zeigen —

Und ich lache gerade heraus, thue einen Hieb mit der Faust auf den Tisch und sage überlaut: „Die Welt sollte mir das Schönste, was sie

Digitized by Google

hat, ihre Macht, in die Hände geben, und sie hat es thun müssen!“ und da spricht der schmale, blasse Mund neben mir wirklich: „Und um alles dieses Werthvolle, Dedo, was haben Sie dafür in Zahlung gegeben? Die Welt gewährt nicht umsonst, hat man mir gesagt.“

Und nun singen die Wellen in der Tiefe wieder, und der Nachtwind hebt die Schwingen um die alten Festungsmauern und fliegt ab und zu in hastigen schüttelnden Stößen, und das Lämpchen hinter'm bunten Papiere über uns knistert einmal auf, wird kleiner und kleiner und erlischt. Und ich starre hinauf. „Was hast Du dafür in Zahlung gegeben?“ schreit es in mir, und es schüttelt mich plötzlich die harte Hand der Erkenntniß. „Thor!“ Ein teuflisches Gelächter vernehme ich, und ich höre eine weiche liebkosende Stimme untergehen in fernes, verklingendes, bitteres Weinen, das durch Jahre geht.

„Kommen Sie, Dedo — mich friert.“

Luises zitternde Hand legt sich auf meinen Arm, und wir schreiten, wie wir einst geschritten, in das Dunkel der beginnenden Nacht hinein. Das Gebüsch des Parkes rauscht hinter uns zusammen, der Pfad wird schmal, und der Pfad wird breit. Ein Hund schlägt an. Ein niedriges Schifferhäuschen zeigt halbblinde Fensteraugen und taucht zurück. Masten und Spieren ragen neben uns, strecken gespenstische Arme, und klatschend, nach regelmäßigen Pausen, pochen die Hafenwellen an den hohlen Bug der breiten Kähne

Seltsame, ansprechende Musik! — Das Herz zu voll zum Reden und in das Schweigen diese Geräusche, die Jeder von uns vernimmt, und die doch bloß das Zu- und Abschwellen der Blutwogen in der Brust mit ihrem Takte begleiten! —

Nun hebt sich der Weg ein wenig. Er schlängelt sich gemächlich über die Bohlen hinweg. Der Hafen endet hier. Der Theergeruch hört auf. Ein Feld beginnt; es ist abgeerntet — seine starren Stoppeln rascheln um den Fuß. Aus der umwogten Höhe aber kommt noch ein volles Düften nach schwerem, hängendem Laube der Rüster.

Ich rühre es an mit der Hand, und es taumelt zu Boden. Ein Lispeln geht durch die Büsche: Wenn der Frühwind weht, werden wir nicht mehr sein —

Und ich muß denken: hier war die Stelle —!

Hier hat mein Arm einst gezuckt, meine Hand getastet, meine Finger haben sich gestreckt und wieder zurückgezogen. Ein kaum gebändigtes Begehren hat in meinem jungen Blute gekocht, die liebe Gestalt an meine Seite zu reißen, zu umfangen, zu halten. O, wie ich mich gewehrt habe gegen dies Blut! Nicht zu nehmen, was mir erreichbar, weil für die zu verpflanzende Blume der Garten fehlte — — Und nun sind es 19 Jahre! — Die Blume hat einsam und umsonst geblüht, und der bereitete Garten steht blüthenlos, kahl!

Ich habe den Schritt gehemmt, eine bebende Gestalt liegt an meiner Schulter, ein feines Stimmlein fragt in mein Ohr, so scheu, so keusch, wie immer nur sie gesprochen: „Dedo, hast Du mich einmal — damals — lieb gehabt? Einmal sag' es mir! Sag' mir es heut'!“

Fassungslos bebend vor wunderlichem Weh und unbegriffener Wonne beuge ich mich zu ihr und drücke sie an mich — fester und fester.

Da geht ein schweres Athmen in die Nachtluft, und da kommt eine andere Frage gleich schwer heran, so sehnsuchtgetragen, so gleichsam aus verlorener, dämmernder weiter Ferne herübergezittert: „Ach, warum hast Du mich nie geküßt?“

Eine wilde Bewegung ist es wohl gewesen, die mich zu ihr niedergerissen hat. Ich habe dabei das Laub der Rüster gestreift, fallende Blätter hat es auf uns geregnet. Und ich habe Luises Köpfchen gehoben, mit den Lippen ihren Mund gesucht, und dann habe ich sie geküßt — lange — lange, daß sie vergehen wollte, daß es wie ein Absinken, ein Stürzen und Verfallen des vollen gesammelten Lebens in ihrer erschauernden Gestalt war, in dem schwachen Seufzerlaut, den sie ausstieß, und bei dem sie taumelte.

Als ich sie gestützt, hat sie meine Hand gepreßt, als wollte sie die Finger zerbrechen, dann hat sie sie zurückgeschleudert — —

Wortlos sind wir neben einander her heimwärts geschritten durch aufdünstende Bodenwärme und beginnende Nachtkühle; das Athmen der Erde ist um uns gewesen, und wir haben den pochenden Herzschlag der Schlummernden aus dumpfer Tiefe vernommen.

Erst als in den verlassenen Straßen der Stadt unsere Schritte lärmend laut wurden, ist das Erwachen über uns gekommen. Das Uebermaß des Empfindens aber hat uns den Mund auch beim Abschied geschlossen. —

Ich sehe das finstere Thürchen sich drehen, fühle einen unangenehm stickigen Luftzug mir entgegenwehen — — einmal noch winkt der Schattenriß des schmalen Köpfchens gegen die mattbeleuchtete Hauswand seltsam vornehm, seltsam geisterhaft her (ich werde die Bewegung nie vergessen!), dann ist der Nachklang einer goldenen, unbegriffenen Glückeszeit vorüber — — ich fühle sie nach, ich stehe trunken und taumelig.

Daß sie mir beschieden gewesen! Daß ich sie hingegeben damals! Dies Eine taucht auf und verwirrt mir all' und jeden Gedanken.

— — Hingegeben?? Freiwillig gelassen?

Nicht doch! — —

Sie von Neuem ergreifen!! Halten für Lebenszeit!! —

Ein Sturm hat mich durchtobt.

Ich bin hinter mein Glück hergejagt mit fliegenden Fahnen. Einholen! Nur wieder einholen!

— — — — — — — — — — — —

Nun sind elf Wochen vergangen.

Der Kalender zeigt den 24. December. Ich bin durch Oede und graue Gleichgiltigkeit gegangen — ich habe den Verzicht lernen müssen als alter Knabe. Wunderliches Spiel dessen, was sich Schicksal nennt!

Heut' geh'n die Glocken so seltsam durch die verschneite Luft — es ist, als kämen sie über den breiten Fluß — aus einem versunkenen Jugendeiland — da will ich noch einmal den Brief vornehmen, an dessen Inhalt ich damals beim Empfange nicht habe glauben können, und der doch so einfach, so zwingend einleuchtend war, daß nur ein Thor wie ich — —

Lieber Freund!

Wie Sie es verstehen, Alle, auch die letzte Bitterkeit wegzuschwemmen aus einem Herzen, das immer zum Vergeben leichter geneigt war als zum Vergelten! Mir eine solche Ehre anzuthun! Ich die Frau eines so hoch stehenden Mannes! — Verzeihen Sie, daß ich an Ehrbezeugung habe denken müssen bei Ihren Zeilen, in denen doch so viel anderes von Güte und Freundschaft und Zuneigung stand. Aber wer zwingt die menschlichen Gedanken! Und gar die eines Mädchens, das sich immer zu den Unterdrückten gerechnet hat! Ich habe vor Freude weinen müssen, ich habe mir den Himmel an Ehre und Achtungsbeweisen ausgemalt und — wie seltsam! — ich habe dennoch nicht glauben können an das lockende Bild, das Ihre Feder so farbig heraufführte.

Ich muß ein wenig lächeln — darf ich's? — über einen lieben, thörichten Mann. Es ist eine Woche her seit dem wunderlich einzigen Tage des Wiedersehens — ist Ihr Rausch wirklich noch nicht von Ihnen abgefallen?! Muß ich es denn sein, die Ihnen mit Erwägungen die Ernüchterung bringt? Muß ich von meinem Alter sprechen? (Mein Spiegelbild zeigt graue Strähnen!) Von meiner mir liebgewordenen Thätigkeit reden? (Wirklich, wie sollte ich ohne Blumendraht, ohne Modehut und Gestell fürderhin auskommen! Ich bin darin eingeschnurrt wie ein graues Möttlein in einem Gespinnst!) Und — ernsthaft! — soll ich von der Festigkeit in mir erzählen, die ich so schwer erkämpft habe? — Alles mühsam Errungene nun aufgeben, um Etwas einzutauschen, das ich vor 19 Jahren mit liebenden blinden Augen gern hingenommen hätte, das mir jetzt aber den Boden unter den Füßen wegziehen würde? — Ihre Frau?! Die Frau eines bald präsidirenden Staatsrathes in der Residenz! — Lieber, bester, einziger Freund, ich bin eine schlichte Putzmacherin, und die Welt ist seit meiner Bildungs- und Blüthezeit ein gut Stück weitergegangen. Meine Sommerlauben sind welk, erwarten Sie von mir keinen neuen Lenz!

Von einem jung gebliebenen Herzen im jugendfrischen Körper schreiben Sie. Haben Sie sich nicht doch täuschen lassen durch eine Leidenschaftlichkeit, die in Wirklichkeit gar nicht mehr besteht? Halten Sie mich um Gottes willen nicht für die, die Ihnen am Herzen lag! Ich selber würde Ihnen am heftigsten darüber zürnen. Die Leidenschaftlichkeit — ja, sie ist vorhanden gewesen! Sie hat mir die vergangenen Jahre schwer gemacht und auch wieder durchringen helfen, sie hat die Flamme einer vergehenden Jugend täglich gespeist. Nun war es an der Zeit. Sie wäre in sich verfallen, und der Verfall hätte mich etwas gekostet. Wer giebt gern ein Pflänzlein auf, das er mit Thränen begossen und mit Herzblut genährt hat! Da kamen Sie! Da kam die freundliche Erfüllung eines liebend gehegten Traumes! — Was mir gefehlt, was einem liebend erregten Weibe gemangelt — Sie haben es mir gewährt: den Kuß Ihrer Lippen, das Umfangen von Herzen zu Herz, das Ausruhen für eine Sekunde. Es war reines Glück, denn es war Erfüllung!

Aber dennoch — merken Sie, wie alt ich bin? — ich strebe nicht nach mehr! Ich bin zufrieden! Nun bewahre ich die vergangene selige Zeit und die letzten Stunden des Wiedersehens als heiliges Vermächtniß im innersten Herzen auf, sie umleuchten mich und verschönen von nun an mein Leben und mein — Alter, ohne daß dies mir Qual bereitet. Und schon heute träume ich — die Zeiten verschiebend — daß vor langen 19 Jahren ein Jüngling und ein Mädchen am Ufer des rauschenden Stromes wandelten, in dem sich ein Dom spiegelt, und daß der Liebende der Geliebten seine Gefühle gestand und sie innig küßte. Das Schicksal gewährte nur dies, aber das Mädchen ist — glücklich. Wollen Sie ihr dies Glück nehmen?

Sie wollen es nicht! Und Sie wollen selbst nicht unzufrieden werden über meinen Entschluß! Sie haben mir nie etwas vorgetäuscht — nein — nein — Sie stehen frei und blank da — und am Ende (schütteln Sie nicht das Haupt!) bin ich Ihnen noch dankbar. Die holde Sittigkeit jener zurückliegenden Jugendzeit ist doch unser bestes Theil gewesen!

Ich habe (hören Sie es!) keinen Wunsch, als den, zu bleiben, was ich bin, und den zweiten, daß Sie meiner gedenken als eines Mädchens, das Sie einst in Wahrheit mit allen Sinnen geliebt hat und Sie nun weiter in still gewordener Seele immerdar mit sich trägt.

So leben Sie wohl auf immer! Möge Ihnen das Leben gewähren, was es je einem Menschen geschenkt hat!

Das ist das Gebet

Ihrer Luise Loeben.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Der zahme Parteitag.

Ist es ein Wunder, wenn den Socialdemokraten immer mehr der Kamm schwillt? Muß man nach dem Gebahren des größeren Theiles der deutschen Tagespresse während und auch nach dem diesjährigen in Dresden abgehaltenen socialdemokratischen Parteitage nicht zu der Ansicht kommen, daß die Welt sich um sie allein dreht? Gewiß, die socialdemokratische Partei ist mit dem Ergebniß der letzten Wahlen zum Reichstag wieder einen guten Schritt vorwärts gekommen. Mehr als 50 Sitze gewann sie sogleich im ersten Wahlgang. Kam sie nicht ferner in 120 Wahlkreisen in die Stichwahl, und ging sie nicht aus diesen in mehr als 25 Fällen ebenfalls als Sieger hervor? Alles dies darf nicht unterschätzt werden. Aber daß die Socialdemokraten schon jetzt bei uns das Heft in Händen haben und die Herren im Hause sind, werden sie selber nicht meinen. So that aber vor Allem die liberale Presse sämmtlicher Schattirungen. Wochenlang gab es für sie kein anderes Thema als den Parteitag im Trianon zu Dresden. Haarklein schilderte sie seine Sitzungen; und als ihr dieser Stoff ausging, weil die Genossen sich wieder nach Hause begeben hatten, da zog sie in endlosen, langathmigen Abhandlungen das Facit der Berathungen. Zur Entschuldigung dient der liberalen Presse freilich der Umstand, daß die politischen Ereignisse, die sich gleichzeitig mit dem Parteitag und unmittelbar nach ihm abspielten, absolut nicht, wie es in der journalistischen Sprache heißt, ziehen wollten. Die Kämpfe in Macedonien lassen den deutschen Politiker vollkommen kalt. Und wer interessirt sich heute noch für Monarchenbegegnungen, wo diese sich beständig wiederholen und doch immer auf denselben Ton gestimmt sind? Es ist zu wetten, daß nur noch diejenigen Politiker, die nach der Lectüre der Zeitung bereits mit ihrem Tagewerk zu Ende sind, die Toaste lesen, die an der Prunktafel ausgetauscht werden. Nur noch dieselben Politiker werden es auch über sich gewinnen, die Berichte über das Enthüllen von Denkmälern zu studiren. Nicht einmal die Kommandirung von Arbeitern der Kaiserlichen Werften zur Bekundung loyaler Gesinnungen bei Gelegenheit der Denkmalsfeier in Danzig vermochte auf die öffentliche Meinung Eindruck zu machen, weil ja Alles schon dagewesen war. Aber nie und nimmer mehr gab die Oede auf dem politischen Markte der liberalen Presse das Recht, von dem socialdemokratischen Parteitag so viel Wesens zu machen, daß die rothen Herrschaften wähnen konnten, sie allein stellten noch in der modernen Gesellschaft etwas vor. Mußte denn jeder Zwischenruf, mit dem ein Ungeduldiger oder Entrüsteter die Rede seines Genossen unterbrach, in alle Richtungen der Windrose telegraphirt werden? Sehr viele Tagesblätter las ich gerade zur Zeit des Parteitages. Auch nicht eines, das nicht jenes von Bebel an Auer gerichtete Wort „Du irrst, lieber Nazi" gebracht hätte Ist es schon völlig gleichgiltig für die Welt außerhalb der Socialdemokratie, wie Auer mit Vornamen heißt, noch weniger kann die Thatsache interessiren, daß Ignatius Auer und Bebel Brüderschaft getrunken haben. Wie Bismarck zu Moltke und Roon persönlich stand, war sicherlich von großer politischer Bedeutung, und die Kenntnis ihrer Beziehungen zu einander mußte die Beurtheilung ihrer Thaten wesentlich beeinflussen. Ein Auer und ein Bebel können die intimsten Freunde oder spinnefeind einander sein, und die Welt geht ruhig ihren Gang weiter. Nichts Anderes wird damit erreicht, als daß Leuten, die ohnehin schon eine viel zu große Meinung von sich haben, die Köpfe vollends verdreht und sie in Folge dessen noch anmaßender werden, als sie ohnehin schon sind. Und dabei erleben wir trotz aller volltönenden Resolutionen noch lange nicht die Zeit, wo die socialdemokratischen Helden das Unterste zu Oberst kehren werden.

Zu der Ansicht, daß die Socialdemokratie vielleicht in nächster Zukunft bei uns die innere Ordnung und Ruhe stören könnte, wäre ich vielleicht gekommen, wenn ich von dem Parteitag nur den Saal im Trianon am Morgen nach der letzten Sitzung zu sehen bekommen hätte. Dort lagen auf dem Boden Scherben von Biergläsern umher, die sehr gut von einer Rauferei nach Bayerischer Art herrühren konnten. Aber da ich den Sitzungen des Parteitages beigewohnt hatte, wußte ich, daß nur ein Kellner Pech gehabt, dem eine Anzahl Seidel vom Tablette auf die Erde gerollt waren. Selten bin ich so enttäuscht worden wie durch diesen Parteitag. Noch niemals hatte ich die Elite der Socialdemokratie vereinigt gesehen. Es war mir zwar bekannt, daß auch in dem deutschen Revolutionär das Blut nur langsam rollt; viel langsamer sicherlich als im französischen und italienischen. Aber daß die deutsche Socialdemokratie so zahm sein kann, wie sie sich dieses Mal im Trianon zu Dresden gezeigt hat, das hatte ich mir denn doch nicht träumen lassen. „Nein, diese Männer gehen nicht auf die Straße, um Revolution zu machen," sagte ich zu einem meiner Freunde, der mich auf den Parteitag begleitet hatte, nachdem ich mich ein wenig im Saale umgesehen. Nicht Arbeiter mit struppigem Haarwuchs, starkknochigen Armen, rauhen Fäusten, tief liegenden, Feuer sprühenden Augen, im abgenutzten Rock der Werkstatt oder der Fabrik hatten sich im Trianon ein Stelldichein gegeben, sondern ruhige, gesittete, sehr gut, oft sogar elegant gekleidete Bürger und nicht minder sittsame und nicht minder sorgfältig gekleidete Bürgerinnen, denen Leidenschaft auch nicht einen Augenblick die Gewalt über sich selber zu entreißen vermag. Hätte ich nicht die socialdemokratische Weisheitssprüche enthaltenden Inschriften der Tafeln gelesen, welche die Wände des Saales schmückten, so hätte ich glauben können, ich wäre unter die unentwegt loyalen National-Liberalen gerathen. So friedfertig waren diese Umstürzler gestimmt, daß sie stundenlang ohne ein Zeichen von Ungeduld das albernste Gewäsch anhörten. An den beiden ersten Sitzungstagen thaten die Redner in der Mehrzahl nichts Anderes, als daß sie ihren Gegnern innerhalb der Partei die Widersprüche vorhielten, in die sie sich im Laufe ihres meistens schon schon recht langen Lebens zu sich selber gesetzt hatten. Im Jahre 1879 hat Kautsky Dieses geschrieben, im Jahre 1899 Jenes. 1890 stellte Bebel die Behauptung, daß . . . Im Jahre 1900 hat er das Gegentheil gesagt. So ging es stundenlang ohne Unterlaß. Sogar der berühmte Vollmar machte es nicht besser. Die über drei Stunden währende Rede gegen Bebel las er zum Theil ab. Dies war auch dringend geboten. Wie hätte er sonst seinem Duzbruder und Rivalen beweisen können, daß er mindestens hundertmal sich selber untreu geworden sei! „Schluß! Schluß!" wollte ich beständig Herrn von Vollmar zurufen, und auch meine Nachbarn im Publicum wurden schon nach der ersten Stunde ungeduldig. Aber der Parteitag bewahrte die Fassung. Freilich vertrieb er sich vielfach die Zeit mit der Lectüre socialdemokratischer Blätter, welche Saaldiener von Partei Wegen den Herren Genossen ehrfurchtsvoll zu überreichen hatten. Aber trotzdem blieb er mit seinen Gedanken bei der Sache. Sein reges Interesse trat stets hervor, wenn die Redner persönlich wurden oder neue Gesichtspunkte zu entwickeln schienen. Welche wüsten Scenen wurden jedoch diesem lammfrommen Parteitag von der liberalen Presse nachgesagt! So wüste, daß der biedere Philister dort oben in Hinterpommern unbedingt annehmen mußte, an den Ausgängen vom Trianon hätte ein starkes Aufgebot von Polizei gestanden und in dem benachbarten Schützenhaus wäre für alle Fälle eine mit scharfen Patronen ausgerüstete Compagnie bereit gehalten worden. Sehr schlecht ist von jeher die Sächsische Regierung auf die Socialdemokraten zu sprechen. Aber Schutzleute habe ich bei dem besten Willen nicht in der Nähe vom Trianon erspähen können. Ebenso wenig sind Truppen consignirt worden. Die sächsischen Machthaber waren zweifellos von der großen Friedfertigkeit des Parteitages in dem gleichen Maße durchdrungen wie dieser selber. Aber was hatten denn die Berichterstatter der liberalen Presse davon, daß sie in der Schilderung der Vorgänge im Trianon die Wahrheit auf den Kopf stellten? Daß sie nicht richtig sehen konnten, ist doch völlig ausgeschlossen. Schwachköpfe sind Reporter von Zeitungen keineswegs. Glaubten sie etwa, daß ein zahmer Parteitag nicht zu dem Trara stimmen würde, den sie Anfangs von ihm gemacht hatten? Nein, jetzt hatten sie sich mit einem Male auf ihre Partei besonnen. Diese kann nur gewinnen, wenn der Philister meint, jeder Socialdemokrat wäre ein abscheulicher Raufbold. Hat er bei den letzten Wahlen zum Reichstag vielleicht einem Socialdemokraten seine Stimme gegeben, so wendet er sich jetzt mit Entrüstung von diesen Raufbolden ab und den Liberalen zu.

Zu Nutzen und Frommen der Liberalen mußte in ihrer Presse auch der Kampf zwischen Bebel und den Revisionisten, die pièce de résistance des diesjährigen Parteitages, mit einem großen Erfolg der Revisionisten endigen. Zwar habe Bebel dem äußeren Ergebniß nach einen bemerkenswerthen Sieg davongetragen. Aber dieser Sieg wäre nur ein kläglicher Pyrrhussieg gewesen. Nun konnten die Herren Berichterstatter anfangs allerdings glauben, daß die Revisionisten triumphiren würden. Diese verhehlten Niemandem, daß sie mit den höchsten Erwartungen nach Dresden gekommen wären. Indessen bereits an dem ersten Sitzungstage wurde es offenbar, daß sie ein gründliches Fiasco erleben würden. Fest und geschlossen stand der Parteitag zu jeder Stunde hinter Bebel. Herr v. Vollmar gilt nicht bloß außerhalb der Partei für einen socialdemokratischen Stern ersten Ranges. Er wird so auch von den eigenen Genossen eingeschätzt. Aber auch er vermochte nicht den Parteitag in's Wanken zu bringen. Mit welcher eisigen Kälte nahm dieser die dreistündige Rede des „ungekrönten Königs von Bayern" auf! Als er Bebel die Gelüste eines Dictators unterschob, jubelten ihm nur einige Münchener Freunde zu, die sich als Claqueurs unter das Publicum gemischt hatten. Als er aber in seinen gehässigen Angriffen gegen Bebel fortfuhr, da regte sich in der Versammlung ein so starker Unwille, daß Herr von Vollmar mit bebender Stimme fragte, ob er noch weiter reden solle. Nicht einmal der Versöhnung und Friede athmende Schluß der langen Ausführungen konnte ihm einen leidlichen Abgang von der Rednertribüne verschaffen. Wieder waren es nur die Münchener Freunde im Publicum, die dem ungekrönten König Beifall zollten. Vollmar ist Vollblutbayer und wirkt als solcher auf Norddeutsche nicht gerade sympathisch. Politisch ist der Main bekanntlich schon lange überbrückt. Norddeutsche und süddeutsche Empfindung geht aber auch heute noch weit auseinander. Es ist nicht unmöglich, daß in der Haltung des Parteitages Vollmar gegenüber auch die Verschiedenartigkeit der Empfindungen zum Ausdruck gekommen ist. In der Hauptsache ist sie aber die spontane Anerkennung Bebel's als des hervorragendsten Führers der Partei.

Professor Mommsen hat Bebel in einer Erörterung der Verhandlungen über den Zolltarif den einzigen politischen Kopf des Reichstages genannt. Ob mit Recht, wer kann es sagen? Die Stellung, die ihm durch die Haltung des Parteitages wieder zuerkannt wurde, kommt ihm thatsächlich zu. Innerhalb seiner Partei überragt er an politischem Scharfblick und an zielbewußtem Handeln alle Genossen. Seine Gegner beschwerten sich auf dem Parteitag über sein Temperament, das ihn schon zu mancher Thorheit verleitet habe. Nur so viel hat er davon,

Digitized by Google

als er braucht, um schnell und nachhaltig auf die Massen zu wirken. Bei seinen politischen Berechnungen steht es ihm selten im Wege. Das zeigte er namentlich auf dem Parteitage. Die Revisionisten hatten begonnen, ihm seine Kreise zu stören. Um wieder freie Bahn zu bekommen, mußten diese erst zur Raison gebracht werden. Und das brachte Bebel so zu Stande: Zuerst ließ er den Parteitag ein Strafgericht über sie abhalten; aber nicht sie selber zog er vor die Schranken, sondern nur die Akademiker, die nach Vergangenheit, socialer Stellung und Bildung gar nicht in die socialdemokratische Partei gehörten. Fast sämmtliche Revisionisten waren aber Akademiker; und da die einzelnen angeklagten Akademiker recht viel auf dem Kerbholz hatten und gründlich geschüttelt werden konnten, so färbte der schlechte Ruf der Akademiker natürlich auch auf die Revisionisten ab. Bebel wäre jedoch nicht Bebel, wenn er nun sofort den Revisionisten, mit ihren unbequemen neuen Grundsätzen für die weitere Entwickelung der Partei, auf den Leib gerückt wäre. Erst verbreitete er sich noch des Längeren über die allgemeine politische Lage bei uns. Schön sieht es im deutschen Reiche in der That nicht aus. An Stoff zur Entfachung der Entrüstung hatte daher Bebel keinen Mangel, und als er das in Essen und in Breslau vor einigen Monaten gefällte Verdammungsurtheil den Zuhörern wieder in Erinnerung gerufen hatte, da hatte er sich den Parteitag bereits so sicher in die Hand gespielt, daß es ihm nun ein Leichtes war, die Revisionisten abzuthun. Wenn man an dem von brausendem Beifall begleiteten Schluß der großen Rede den Saal mit einer Laterne abgesucht haben würde, außer dem Socialdemokraten Bernstein wäre auch nicht ein einziger Revisionist gefunden worden. Nicht der Pyrrhussieger lag am Boden, sondern die Revisionisten. Nur Berichterstatter, die um ihr Brod kommen, wenn sie nicht zu den Revisionisten halten, konnten behaupten, diese wären die eigentlichen Sieger auf dem Parteitag gewesen. Nur um das Häuflein der Revisionisten mit ihren Anhängern zu sich als den politischen Nachbarn herüberzuziehen, verkündeten die Liberalen urbi et orbi, Bebel's Reich wäre am Ende und die Revisionisten hätten ihn überwunden.

Erst verdreht man bei Besprechung des Parteitages den Socialdemokraten die Köpfe, indem man ihnen klar macht, sie wären die einzigen Kerle, die noch Etwas vorstellten. Dann schildert man sie bei derselben Gelegenheit als garstige Raufbolde, die nur auf den Augenblick lauern, wo sie auf die Straße hinuntersteigen und der jetzigen staatlichen Ordnung ein Ende machen können. Zuletzt singt man den zuerst Verherrlichten und darauf Geschmähten das Sterbelied; insofern das Sterbelied, als mit einem wirklichen Sieg der Revisionisten die alsbaldige Auflösung der socialdemokratischen Partei gegeben sein würde. Niemals ist die dem deutschen Liberalismus eigene Verschwommenheit so deutlich in die Erscheinung getreten wie in seiner beständig wechselnden Stellung zu dem socialdemokratischen Parteitag in Dresden. Doch „sehe Jeder, wie er's treibe". Wenn die Liberalen glauben, auf diese Weise ihrer heißen Sehnsucht nach einer großen liberalen Partei die Erfüllung zu bringen, wohl ihnen. Die anderen staatserhaltenden Parteien dürfen sich aber nicht von ihnen den Blick für die ernste Wirklichkeit trüben lassen. Wenn ihr Pulver trocken bleiben soll, haben sie sich stets das thatsächliche Ergebniß der Berathungen im Trianon gegenwärtig zu halten, welches darin besteht, daß Bebel in seiner Partei auch weiter den Ton angeben, und daß, so lange dies der Fall ist, die Socialdemokratie ungeachtet ihrer zahmen Allüren dem Deutschen Reiche auch weiter sehr gefährlich sein wird. Nein, jetzt geht Bebel mit den Genossen noch nicht auf die Straße. Aber sprach er nicht seine große Genugthuung über das starke Eindringen der Lehren seiner Partei in das deutsche Heer aus? Er weiß, was er will. Ein Pactiren mit den anderen, den Staat stützenden Parteien lehnt er ab. Wenn die Armee in dem Maße unterwühlt sein wird, daß sie nicht mehr auf den revoltirenden Volkshaufen schießt, dann ist für ihn der Tag gekommen, wo er mit den Genossen die Straße betreten und die Dinge nach seinem Geschmack einrichten kann.

Ajax.

Ein entscheidender Zufall.

„In Berlin trat ich in die Redaction der „Zeit" und habe die langen schweren Kämpfe mitgemacht, die nach wirklich heroischen Opfern zu dem Untergange dieser Tageszeitung führten. Unmittelbar darauf hielt ich mit Naumann eine Versammlung in Plön. Heute darf ich es ja wohl offen aussprechen: es war ein Mißverständniß, das uns dorthin führte. Ich sollte in Preetz zum Reichstagscandidaten für Kiel proclamirt werden. Da in Preetz an dem Abend kein Local frei war, fuhr der betreffende Freund eine Station weiter und bereitete in Plön eine Versammlung vor. Erst eine halbe Stunde vor Beginn der Versammlung erfuhren wir zufällig, daß wir uns in einem anderen, dem 9. Schleswig-Holsteinischen Wahlkreise befanden, in dem am 23. November eine Ersatzwahl stattfinden mußte. Was sollten wir thun? Meine Candidatur wurde proclamirt, und es begann der zweimalige Kampf um Plön-Oldenburg-Segeberg und die Insel Fehmarn mit seinen schweren Opfern an Zeit und Kraft."

Damaschke in seinem Organ für Bodenreform.

O Schicksal, Du Vettel mit dürrem Leib,
Du boshaftes, dummes, tückisches Weib!
(In Wien, da heißt man's Frau Blaschke.)
Ein Mißverständniß im Augenblick
Entscheidet des Jahrhunderts Geschick,
Nie kehrt, was einmal verloren, zurück —
Damaschke!

Wär' nicht die Geschichte mit Preetz passirt,
Dann hätte Damaschke in Kiel candidirt,
Und Deutschland wäre schön durch!
Als unser Retter stünd' er am Ziel,
Die Welt wär' unser, gewonnen das Spiel . . .

So aber fiel er statt in Kiel
In Plön durch.

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Kater Lampe. Komödie in vier Acten von Emil Rosenow. (Berliner Theater.)

Einer der Intellectuellen, welche mit der Dornenkrone des socialdemokratischen Abgeordneten geschmückt sind und daher des Hinauswurfs auch gewärtig sein können, Herr Emil Rosenow, hat in all' dem Gram Zeit gefunden, ein ulkiges Erzgebirgsstück zu schreiben. Kater Lampe heißt es und schildert die Schicksale eines Katzenthieres, welches sich vermaß, den reichsten Mann im Dorf zu ärgern, der Obrigkeit das Gesicht zu zerkratzen und schließlich zwei Respectspersonen, den Herrn Gendarm und den Herrn Briefträger, als falscher Hase zum Besten zu haben. Rosenow hat Witz, der sich an Hauptmann's Biberpelz scharfte, und es eignet ihm die Kunst, humoristische Charaktere zu finden und zu zeichnen. Leider ist der humoristischste, der Besitzer des Katers, ein absonderlicher armer Bursch mit thierfreundlichen Neigungen, dabei etwas zu kurz gekommen. Hier hätte der Verfasser in die Tiefe schürfen und ein köstliches Werk vollenden können; hier versagte ihm aber gerade an entscheidender Stelle die Kraft. Ueber flüchtige Umrisse gelangte er nicht hinaus, und das menschlich Rührende an dem braven Kerl, seine goldene Seele, verschwand und erstickte in derbem Possenspiel. Immerhin ist Gutes genug geblieben, und Ansätze genug sind in dem Stücke, die Hoffnungen für Rosenow's Zukunft erwecken. Er kennt die Leute und die Verhältnisse, die er schildert; seine Satire ist nicht giftig tendenziös, sondern von einer anmuthenden behaglichen Liebenswürdigkeit, die beinah künstlerisch wirkt. Noch freilich läßt die Scenenführung zu wünschen übrig, noch schwillt zu sehr in's Breite, was knapp und gedrungen aufwachsen sollte. Katerfrühstücke dürfen, auch wenn sie zu Katermittagsbroten werden, nicht allzu nahrhaft sein wollen. Aber von diesem Einwurfe abgesehen und abgesehen davon, daß die Individualität seiner Personen hinter gewissen, altgewohnten typischen Zügen zu weit zurücktritt, ist Rosenow's Unglücksthier eine der achtungswerthesten Creaturen, die uns seit Langem auf den Brettern begegnet sind. Der begüterte Fabrikant, der Ober-Tyrann des Dorfes, dem der respectlose Kater einen üblen Schabernack spielt und der deßhalb seine Vernichtung heischt; der dumme Gemeindevorsteher, den alle Welt foppt und verhöhnt; sein hungriger Scherge, dessen fleischlüsternes Eheweib den im amtlichen Gewahrsam gehaltenen Kater brät und dann verzweifelt zusehen muß, wie der unerwartet eintreffende Gendarm und der Briefträger den köstlichen Happen verschlingen — spaßig sind alle diese Menschen. Ihre Nachfolger werden vielleicht runder und vollsaftiger sein, weniger im Relief stecken bleiben. Dann kann Rosenow uns eine wirkliche Komödie bescheeren. Diesmal hätte er lieber, wie es zuerst geplant war, das gute Wort Posse auf dem Theaterzettel stehen lassen sollen.

Offene Briefe und Antworten.

Die reservatio mentalis.

Sehr geehrte Redaction!

Die „Kölnische Volkszeitung" (Nr. 806 vom 25. September) beschäftigt sich mit meinem in Ihrem geschätzten Blatt (5. September) veröffentlichten Briefe, worin ich die irrige Anschauung des Herrn Dr. Pflaum über den Begriff der reservatio mentalis richtig stelle. Das ultramontane Blatt nennt meine Begriffsbestimmung „eine noch

Digitized by Google

gröbere Unrichtigkeit". Daß es, um diese Anschuldigung seinen Lesern plausibel zu machen, meine Worte, durch Fortlassung wesentlicher Theile, fälscht, will ich nur im Vorbeigehen erwähnen; ich bin solche Kampfweise von der ultramontanen Presse gewöhnt. Wichtiger ist — und deßhalb schreibe ich Ihnen — daß das Blatt in majorem Dei gloriam, d. h. zur Vertheidigung der ultramontanen Moral eine absolut unwahre Behauptung aufstellt. Es schreibt: „Der geheime Vorbehalt sei durchaus verboten bei der Befragung durch den zuständigen Richter." Es ist allerdings sehr unangenehm und schädlich für den Ultramontanismus, wenn weiteren Kreisen bekannt wird, er gestatte den geheimen Vorbehalt selbst beim Eid vor dem zuständigen Richter, und deßhalb verstehe ich, daß ein Blatt, dem der Zweck das Mittel heiligt, die Unwahrheit sagt, um den von ihm vertretenen Ultramontanismus vor Schädigung zu bewahren. Allein wir Andern haben diese mittelheiligende Rücksicht nicht zu beobachten und so will ich diesen sehr dunkeln Punkt der katholisch-ultramontanen Moral an's Licht stellen. Alfons von Liguori, der Moraltheologe der katholischen Kirche schreibt: „Der Angeklagte oder ein Zeuge, der von dem Richter nicht nach dem Recht (non legitime) befragt wird, darf schwören, er wisse nichts von dem Verbrechen, das er in Wirklichkeit wohl weiß, indem er hinzudenkt, er wisse nichts, worüber er rechtmäßig (legitime) befragt werden könne" (Theolog mor., Lib. 4, n. 154, Edit. Haringer II, 377). Das „nicht nach dem Recht" (non legitime) befragt werden, bedeutet aber für Liguori nicht etwa die Befragung durch den unrechtmäßigen Richter, sondern es bedeutet, rechtmäßige Fragen des zuständigen Richters, die aber gestellt werden, so lange der „halbvollständige Beweis" (semiplena probatio), wie das kanonische Recht sich ausdrückt, für das Verbrechen noch nicht erbracht ist, d. h. so lange noch kein Augenzeuge oder noch keine Notorietät, für das Verbrechen vorhanden sind (a. a. O., Lib. 5, n. 266, Edit. Haringer IV, 404). Der „Fürst der Moraltheologie" lehrt also ausdrücklich die Erlaubtheit des geheimen Vorbehaltes (Hinzudenken!) beim Eide vor dem zuständigen Richter. Und wie Liguori, so alle übrigen katholischen Moraltheologen. Was also die „Kölnische Volkszeitung" schreibt, ist eine besonders derbe Unwahrheit. Vielleicht hat sie aber vor dem Worte „zuständig" das Wörtchen „nicht" hinzugedacht; dann ist ja Alles in Ordnung.

In vorzüglicher Hochachtung ergebenst

Graf von Hoensbroech.

Notizen.

M. zur Megede: Sport (F. Fontane & Co., Berlin). — Die Heldin dieser Erzählung ist eine jener Frauen, die das Leben und ihre Pflichten ernst nehmen, und in der Ehe nicht einen Contract, sondern „einen Liebesbund sehen, bei dem sich die Treue so von selbst versteht, daß man nicht einmal darüber nachzudenken braucht". Um so tiefer ist ihr Schmerz, daß auch der anscheinend glücklichste Bund leicht in frevelhaftem Uebermuth gestört werden kann; mit ihrem Leben zahlt die jugendschöne Frau Restow die gedankenlose Schuld ihres Gatten. Ein wahrhaft tragisches Schicksal, das durch die meisterhafte Darstellung das Empfinden des Lesers im Bann hält.

Richard Braungart, Erlebtes und Erträumtes (Linz, Wien, Leipzig, Oesterreichische Verlagsanstalt). — Hier scheint Braungart das Schlagwort von der Poesie der Großstadt offenbar falsch verstanden zu haben. Bei sehr vielen Gedichten Braungart's und leider oft bei den besten, hat man den Eindruck, als seien sie unmittelbar unter dem Einfluß der Lectüre eines anderen Dichters entstanden. Braungart hat anscheinend sehr viel gelesen und seine Persönlichkeit ist noch nicht stark genug, die fremden Eindrücke im Augenblick des eigenen Schaffens zu vergessen oder sie wenigstens so sich zu assimiliren, daß sie als Ausdruck seines eigenen Lebens erscheinen. Durch diese grundverschiedenen Einflüsse macht sich natürlich eine große Stillosigkeit im Gesammtbilde der Braungart'schen Dichtung bemerkbar. Alles in Allem hat man aber den Eindruck, daß hier ein Talent ehrlich schafft und ringt, um das Beste zu erreichen. Ein Mensch voll heißer Sehnsucht zur Höhe spricht aus allen diesen Gedichten, auch aus den mißlungenen und literarisch werthlosen.

Von der großen Jubiläums-Ausgabe der Werke Goethe's, die im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Berlin erscheint, liegt uns wieder ein Band vor: Er enthält den ersten Theil von „Benvenuto Cellini", mit Einleitung und Anmerkungen von Wolfgang v. Oettingen. Die Arbeit Goethe's charakterisirend, sagt der Herausgeber: Das Gute an der Schreibweise Cellini's sucht Goethe in der Uebersetzung zu erhalten; gelegentlich gelingt ihm dabei, es zu steigern, indem er es auf seine Weise, mit glücklichen Einfällen und eigenen Färbungen, nachschafft. Allerdings mußte er dazu Manches mit Freiheit behandeln: Er ließ überflüssige Wiederholungen aus, überging gleichgiltige Namen und unbedeutende Nebenumstände, verkürzte allzu verwickelte Sätze und lichtete durch Umschreibung unklare Stellen. So gab er eigentlich mehr eine Bearbeitung als eine genaue Uebertragung, war aber treu im höheren Sinne und schenkte den Deutschen eine Erzählung, deren Form — von dem Inhalt ganz abgesehen — uns nicht aufhören läßt, bald Benvenuto's beweglichen Geist, bald Goethe's unfehlbaren Takt und geschmeidigen Sprachsinn zu bewundern. Freilich hat nun sowohl über dem italienischen Text Benvenuto's als über der Goethe'schen Bearbeitung ein eigener Unstern geschwebt: es sind viele Irrthümer und Verkehrtheiten eingedrungen, und es ist ein nicht geringes Verdienst dieser Ausgabe, hier reine Bahn geschaffen zu haben.

Goethe's Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Carl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Kleine Ausgabe in 15 Bänden, große Ausgabe in 30 Bänden. (Meyer's Classiker-Ausgaben.) Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. Von der „kritisch durchgesehenen und erläuterten" Goethe-Ausgabe des Bibliographischen Instituts sind uns wiederum zwei Bände, der 9. und der 15., zugegangen. Jener, von Dr. Viktor Schweizer bearbeitet, enthält die ersten sechs Bücher des „Wilhelm Meister"; dieser den Schluß der „Italienischen Reise" und die „Campagne in Frankreich", bearbeitet von Dr. Robert Weber und Professor Dr. Carl Heinemann. Die Anmerkungen sind nach den erprobten Grundsätzen der „Meyer'schen Classiker-Bibliothek" in folgender Weise aus einander gehalten: nur was der Erhöhung des unmittelbaren Verständnisses und damit auch des Genusses dient, ist in Fußnoten zu den betreffenden Stellen verzeichnet, alle wissenschaftlichen, das Biographische, das Literarhistorische und das Textkritische behandelnden Ausblicke und Zusammenfassungen sind in einen besonderen Anhang von Schlußanmerkungen verwiesen. Die genannten Vorzüge weisen auch die beiden letzterschienenen Bände auf. Der Schweizer'sche der „Lehrjahre" ist gut und geschmackvoll eingeleitet und mit werthvollen, die Zahl des Nothwendigen nicht überschreitenden Fußnoten versehen, während die Schlußanmerkungen diesmal ausnahmsweise für den die „Lehrjahre" abschließenden Band aufgespart sind. Der 15. Band setzt den 14. insofern fort, als dessen Bearbeiter, Robert Weber, an die von ihm ebenfalls commentirte „Italienische Reise" den „Zweiten römischen Aufenthalt" schließt, der wiederum eine Fülle neuen Materials bringt. Die zweite Hälfte des Bandes ist dem Herausgeber des Ganzen, Professor Dr. Carl Heinemann, zugefallen, der die „Campagne in Frankreich" und die „Belagerung von Mainz" vorlegt; auch er verdient Anerkennung für die umfassenden literarhistorischen Beigaben. Wir dürfen nunmehr hoffen, daß wenigstens die erste Serie der auch äußerlich trefflich ausgestatteten Ausgabe bald abgeschlossen vorliegt. Der Preis für den vornehm in Ganzleinen gebundenen Band ist mit 2 Mk. als äußerst niedrig zu bezeichnen.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Der Kunstwart
(Dr. Georg Göhler) schreibt:
Musikalische Zeitfragen
von
Herm. Kretzschmar
... sind das wichtigste Werk der Musik, das seit langen Jahren erschienen ist ... Es wird einst in der Reihe der deutschen Bücher über Musik zu den wenigen klassischen Werken gehören.
Verlag von
C. F. Peters, Leipzig
Preis Mark 3.—.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.
Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.
Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Felix Dahns Werke poetischen Inhalts in Einzelausgaben.

Nachdem wir das Schaffen Felix Dahns, dieses in seiner Art einzigen, urdeutschen Dichters, vor fünf Jahren durch eine Gesamtausgabe seiner Werke poetischen Inhalts dargeboten und die seitdem erschienenen Werke in einer neuen Folge angeschlossen haben, sind wir bestrebt, auch die **Einzelausgaben** seiner Werke leichter zugänglich zu machen. Zu unserer Freude ist es uns in freundlicher Vereinbarung mit dem Verfasser gelungen, die Einzelwerke im Durchschnitt erheblich billiger zugänglich zu machen, so daß wir von jetzt an einheitliche Bandpreise ansetzen, und zwar

Mk. 5.— für jeden Band der Romane und Gedichtsammlungen
Mk. 3 — für jede der kleinen nordischen Erzählungen, der epischen Gedichte und der Dramen, sowie der Auswahl der Gedichte.

Die Ausgaben der Romane sind sämtlich einbändig, bis auf Kreuzfahrer in 2, Julian in 3, Ein Kampf um Rom in 4 Bänden, doch wird vom Kampf um Rom gleichzeitig eine Ausgabe in 3 Bänden ausgegeben. Niedrigeren Preis haben der kleine Roman „Der Vater und die Söhne" mit Mk. 2.—, das soeben erschienene Büchlein „Meine wälschen Ahnen" mit Mk. 1.50, die Textausgabe des Bühnenwerkes „Deutsche Treue" mit Mk. 1.— und die Dichtung „Harald und Theano" mit Mk. 1.—.

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß volkstümliche Einzelausgaben poetischer Werke Felix Dahns nunmehr in jedes Haus, in dem deutsches Empfinden herrscht, eindringen werden.

Leipzig, am 1. Oktober 1903. **Breitkopf & Härtel.**

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.
X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 *M.*

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.
Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** *M.* 8,—.
Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:
Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.
Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Träumereien eines Nachtwandlers.
Dichtungen
von
Otto Promber.
Preis Mk. 1.—.
Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

Abonnement
auf das
IV. Quartal 1903.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf den heute beigelegten Prospect der Firma **Breitkopf & Härtel** in Leipzig, über **„delle Grazie's sämmtliche Werke"**, aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaglerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 17. October 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Dippold als Erzieher. Von Caliban. — Geschlecht und Charakter. Von Dr. Grävell (Freiburg). — Die Ursachen der Gebirgsbildung. Von Curt Grottewitz. — **Literatur und Kunst.** Von neuen Richterbriefen. Von E. Kalkschmidt (Dresden). — Randglossen zur fünften internationalen Kunstausstellung in Venedig. Von Dr. Hermann Ubell (Wien). — **Feuilleton.** Der Spatz in der Hand. Von M. Zehme. — **Aus der Hauptstadt.** Dramatische Aufführungen. — Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — Bildnißphotographie. Von J. Norden. — René Lalique. Von Dr. Heinrich Pudor. — Anzeigen.

Dippold als Erzieher.

Für den Staatsanwalt, für die zünftigen Wissenschaftler und die Preßgelehrten ist der Fall vollkommen geklärt. Ihnen bietet er keine Geheimnisse und keine dunklen Ecken mehr. Dippold hat sadistischen Gelüsten gefröhnt, sich als ausgefeimter („idealer") Schurke gezeigt und deßhalb mit Recht acht Jahre Zuchthaus zudictirt erhalten. In die Wolfsschlucht mit ihm, der unsere ganze Hochcultur schändet — und dann morgen wieder lustig. Man erkennt aus dem traurigen Vorgange von Neuem, wie furchtbar gefährlich es ist, Schuljungen zu ohrfeigen oder gar mit einer regelrechten Tracht Prügel zu bedenken, und die ganze barbarische Verthiertheit jener Unmenschen, welche die Prügelstrafe auch für Erwachsene wieder einführen wollen, steht jetzt am Schandpfahle. (Auf dem socialdemokratischen Parteitage haben aufgeklärte Genossen die Prügelstrafe sogar für jene Unglücklichen verlangt, die revisionistische Artikel für bürgerliche Blätter schreiben.) Dippold wirkt erziehlich auch nach dieser Seite hin. Man wird allgemein milder werden und die Objecte, welche man pädagogisch beeinflussen möchte, hinfort mit sanfteren Mitteln behandeln. So. Das wäre Alles, was wir von Dippold zu lernen haben.

Der langjährige Vertrauensmann des Berliner Bankdirectors wird das Zuchthaus wahrscheinlich nicht mehr verlassen, und sein Fall könnte als erledigt, sein Verbrechen als gebüßt gelten, wenn nicht noch einige dunkle Punkte darin der Aufhellung harrten. Niemand wird Lust verspüren, die Vertheidigung eines Angeklagten zu übernehmen, der selbst auf die Berufung verzichtete. Deßhalb mag es unerörtert bleiben, ob das Zeugniß des einzigen wichtigen Zeugen, des jungen Koch, in allen Fällen unbedingten Glauben verdient, und ob das Schuldbekenntniß des zu Tode gemarterten Knaben durchaus unwahr und nur durch Drohungen und Stockschläge zu Stande gekommen ist. Für die Oeffentlichkeit hat jetzt bloß noch die Behauptung des Staatsanwalts Interesse, nach den Feststellungen vor Gericht werde Niemand es mehr wagen, den Eltern des Gemordeten irgend welchen Vorwurf zu machen. Mit Verlaub, man wird es wagen und wird's wagen müssen. So schlecht Dippold seiner Erzieheraufgabe auch genügt hat — in einem Punkte kann er für die moderne Pädagogik bahnbrechend wirken. Er kann die Erzeuger solcher Kinder, welche in der Wahl ihrer Eltern leider allzu vorsichtig gewesen sind, mit Nachdruck an ihre natürlichen Pflichten erinnern. Die Erziehungsmethode, die sich Herr und Frau Koch, mit ihnen Hunderte und Tausende aus der großen Gesellschaft angeeignet haben, ist durch Dippold um alles Prestige gebracht worden. Umfassende Bankgeschäfte des Papas und zeitraubende Repräsentationspflichten der Mama nehmen ihnen nun und nimmermehr die Sorge um das arme kleine Volk ab. — Die vollkommene Auflösung der Familie ist ein Programmpunkt der nichtrevisionistischen Socialdemokratie; in dieser Beziehung sollte das Großcapital sich nicht als Vorfrucht der Bebelei aufspielen. Geldmachen und sich amüsiren ist gut, sollte aber jedem Elternpaare, auch dem vornehmsten und wohlhabendsten, nicht als ausschließliche Lebensaufgabe erscheinen. Dickens erzählt im Nicolas Nickleby Jammerdinge über das Leiden elender Kleinen, die Mr. Squeers, der Inhaber einer sehr besuchten Privatschule, in die Hände bekommt. Squeers machte sich über die zum Tod verurtheilten Kinder der Sünde, über die Allerärmsten, her; dem Dippold wurden die legitimen Sprößlinge der Allerreichsten anvertraut. Die Erziehungsresultate sind in beiden Fällen dieselben gewesen. Und wie die poetische Gerechtigkeit bei Dickens zum Ausdruck gelangte, so hoffentlich auch in dem deutschen Falle. Denn hoffentlich — immer hoffentlich! — kehrt nun auch die aristokratische, die reiche, die wahrhaft vornehme Gesellschaft zu dem allerdings überwundenen Standpunkte zurück, daß Kinder just in den zarten Jahren der elterlichen Aufsicht und des elterlichen Hauses bedürfen. Unsere oberen Tausend, die echten Uebermenschen, mögen noch so erhaben auf Gipfeln wandeln — in mancher Beziehung thun sie doch gut, das Beispiel der ganz gemeinen Creaturen zu befolgen. Also zum Exempel, ihre Jungen höchst eigenhändig aufzuziehen und sich der Dippolde nur dann zu bedienen, wenn man einen Squeers nöthig hat, seine Methode des Massenmordes aber zu gefährlich scheint.

Caliban.

Geschlecht und Charakter.

Von Dr. Grävell (Freiburg).

Auf Action folgt Reaction. Auf die seit einem Menschenalter so beliebte Verhimmelung des Weibes scheint jetzt allmälig eine ebenso große Herabsetzung folgen zu wollen. Vielleicht führt dies mit der Zeit zu einer gerechteren Würdigung des Geschlechtes, das, wie weiland Helena „bewundert viel und viel gescholten" worden ist.

Diese Betrachtungen kamen mir, als ich das interessante Buch des soeben verstorbenen Doctors O. Weininger, „Geschlecht und Charakter, eine principielle Untersuchung" (600 Seiten, 1903, Verlag von Braumüller in Wien) in die Hand

Digitized by Google

bekam. Der Verfasser ist ein noch größerer Weiberfeind als Mohamed und Schopenhauer, er läßt am Weibe kein gutes Haar, wie man zu sagen pflegt, spricht ihm die Seele gänzlich ab, leugnet jede Continuität in seinem Innern, also das Ich, und stellt es etwa auf gleiche Stufe mit dem Thier.

Man muß den Muth bewundern, mit dem ein Mann im Zeitalter der „Emancipation" und des Frauencultus solche Gedanken auszusprechen wagt; aber allem Anscheine nach wird er bei vielen Männern freundige Zustimmung finden, und es ist nicht unmöglich, daß die Weiberverrächter sich noch zu einer internationalen Antiweiberliga zusammenschließen werden. Der bekannte Nervenarzt Dr. Möbius hat zuerst das Angriffssignal gegeben und in seiner Schrift „Der physiologische Schwachsinn des Weibes" eine Fülle von Anklagen formulirt, die anfangen Schule zu machen.

Bis jetzt hat man meist dem Weibe Mangel an Verstand vorgeworfen; aber nun wird auch noch schwereres Geschütz aufgefahren und man greift seinen Charakter an, also seine Willensrichtung. Die Antwort von Seiten streitbarer geistiger Amazonen wird wohl nicht ausbleiben, und so ist Aussicht vorhanden, daß die Meinungen durch gegenseitige Aussprache sich klären und die Wahrheit an den Tag kommt.

Weininger hat das große Verdienst, daß er offen ausspricht, was viele Männer nach ihren Erfahrungen mit dem anderen Geschlechte denken, und zwar nicht die schlechtesten. Man geht kaum irre, wenn man einem Bewunderer des „schönen Geschlechtes" mit Mißtrauen begegnet; denn bei ihm ist meist der Verstand (wenn er welchen hat) benebelt durch die Sinnlichkeit. Wer aber nicht objectiv denken kann, dessen Urtheil hat keinen Werth.

Nun ist es recht schwer objectiv zu sein, und wenige giebt es, die es fertig bringen. Dem Weibe gegenüber sind die Männer meist interessirt, also Partei, und die Weiber sprechen in ihren eigenen Angelegenheiten natürlich pro domo, abgesehen davon, daß Niemand Richter in seiner eigenen Sache sein kann. Wen soll man also fragen?

Nun, es fehlt nicht an weisen Männern, die ein gewisses Alter erreicht haben und nach langer Lebenserfahrung ein sicheres Urtheil abgeben können. Es wäre interessant, eine internationale Enquete über dieses Thema zu veranstalten, damit man den heutigen Stand der Frage erkennen kann. Die alten Völker haben sich sowohl in ihren heiligen Schriften, wie belletristischen Erzeugnissen und Sprichwörtern beinahe ausschließlich gegen das Weib und seinen Einfluß erklärt. Dies allein schon sollte die Feministen ein bißchen unsicher machen.

Ich will einige Beispiele aus der indischen Literatur anführen, da sie wenig bekannt sind und die Hindu doch bei uns für gute Denker gelten. Ich entnehme sie dem Pantschatantra, jener berühmten Märchensammlung, zum ersten Male übersetzt von Richard Schmidt (Leipzig 1901). Da finden wir z. B. folgendes: „Lügenhaftigkeit, Uebereilung, Falschheit, Thorheit, Habsucht, Unreinlichkeit und Grausamkeit sind angeborene Fehler der Weiber. — Man hänge nicht zu sehr an den Weibern und gebe es nicht zu, daß bei den Frauen ihre Macht wächst, da sie mit gar zu verliebten Männern spielen wie mit Krähen, denen die Flügel beschnitten worden sind. — Honig ist in der Rede der Weiber, im Herzen dagegen das Gift halahala: darum eben trinkt man ihre Lippen und schlägt das Herz mit Fäusten. — Wer in aller Welt hat zum Untergange der Moral die Zauberpuppe Weib geschaffen, die selbst von mächtigen, allertrefflichsten Männern schwer zu meistern ist, diesen Strudel von Zweifeln, diese Wohnung voller Ungezogenheiten, diese Stadt voller Uebereilungen, dieses Lagerhaus voller Fehler, dieses Haus voll hundertfachen Betruges, dieses Feld voll Unzuverlässigkeit, diesen Korb mit allen möglichen Zauberkünsten, dieses mit Nektar versehene Gift? — Diese Frauen lachen und weinen um eines bestimmten Zweckes willen; sie erwecken Vertrauen bei dem Anderen, trauen aber selber nicht; deshalb soll ein Mann von guter Familie und achtbarem Charakter sie meiden wie einen Krug auf dem Leichenacker. — Mit dem Einen schwatzen sie, einem Andern werfen sie kokette Blicke zu, an einen Dritten, den sie im Herzen tragen, denken sie — wer ist wohl der Geliebte der Frauen? — Weil die Einsamkeit fehlt, die Gelegenheit und der Mann, der sie verführt, darum allein giebt es Keuschheit bei den Frauen. — Der Thor, der das glaubt, daß die Liebende ihm zugethan sei, der geräth in ihre Gewalt und gilt als ein abgerichteter Vogel."

Ich glaube, daß auch heute noch viele existiren, die, wenn sie nicht gerade zu den soeben erwähnten „abgerichteten Vögeln, denen man die Flügel beschnitten hat", gehören, dem harten Urtheil der alten Inder beistimmen werden, wenn sie auch wahrscheinlich nicht den moralischen Muth haben, dies öffentlich auszusprechen. Wir leben eben in einer Periode, die eine gewisse Aehnlichkeit hat mit der der Hexenprozesse, wo man einen Zweifel an der Existenz der gefürchteten Unholde als Verbrechen ansah: heute herrschen — wie zu allen Zeiten — bestimmte Vorurtheile und wer denen nicht folgt, der ist im Bann. Zu diesen Vorurtheilen rechnet Dr. Weininger denn auch die vermeintliche moralische Vortrefflichkeit des Weibes, die er nicht anerkennt, sondern vielmehr durch Egoismus erklärt. Man muß bei ihm seine geistreichen Deductionen nachlesen, die er durch eine stupende Gelehrsamkeit unterstützt, um ganz die Wucht der Vorwürfe zu fühlen, die er mit wahrer Wollust anhäuft.

Ich will mir im Folgenden erlauben, so kurz wie es nur geschehen kann, Wahres und Falsches zurechtzurücken und zwar sine ira et studio. Wer liebt, ist so wenig ein gerechter Richter als wer haßt, und nur wer auf das Ewige schaut, kann versuchen, das Vergängliche dieser Welt mit Sicherheit zu beurtheilen. Daher soll man auch alle Phänomene (und Personen sind doch auch Erscheinungen!) möglichst ganz von oben beurtheilen, wie Jemand, der auf einem Thurme steht, allein ein richtiges Bild der Gegend bekommen kann. Der Philosoph, der die Welt überwunden hat, sieht ihre Erscheinungen mit anderen Augen an als der Mensch, den noch der Schleier der Maya umgiebt, und nur in der wahrhaft religiösen Anschauung offenbart sich uns das Wesen der Dinge.

Jedes Wesen hat etwas von der Gottheit an sich. Denn von ihr ist es ausgegangen, und zu ihr kehrt es einst zurück. Diesen göttlichen Funken zu erkennen ist eine Hauptaufgabe des Menschen, wenn er Fortschritte machen und glücklich sein will. So ist auch bei jedem Weibe zu unterscheiden zwischen der mehr oder weniger unvollkommenen Persönlichkeit und dem göttlichen Kern, der ihr zu Grunde liegt, der Individualität, wie man jetzt in der Theosophie sagt. Die Persönlichkeit ist irdisch und muß untergehen, die Individualität ist himmlisch und lebt ewig.

Es ist einer der großen Fehler des männlichen Geschlechtes, daß es Jahrhunderte lang in dem Weibe nur das Niedere hat sehen wollen und es zu niederen Zwecken ausgenutzt hat. Der Mann hat in ihm nur ein schönes Thier gesehen, und er kann sich nicht wundern, wenn es zum Thiere geworden ist. Die Unvollkommenheit des Weibes ist die Strafe des Mannes.

Das Weib ist metaphysisch die eine Seite Gottes, die sich als Materie darstellt. Die manifestirte Gottheit erscheint nach der Theosophie als Geist und Stoff. Beide vereinigt geben erst das Absolute. Jedes muß also auf Erden das Andere suchen. Daher die Liebe zum anderen Geschlecht, die tief begründet ist im menschlichen Wesen. Jeder Mensch sucht seine Ergänzung.

Da das Weib die Darstellung des Stofflichen ist, so ist es begreiflich, daß der Körper bei ihm eine größere Rolle spielt. Er soll durch seine Schönheit den Mann erfreuen. Die

Digitized by Google

Schönheit ist etwas Heiliges, muß aber durch Reinheit und Güte ergänzt werden. Ein unzüchtiges Weib, sagt der weise Salomo, ist wie eine Sau mit einem goldenen Halsband.

Da das Weib nach dem Willen Gottes geschaffen ist und einen Theil seines Wesens zum Ausdrucke bringt, so ist Weiberverachtung nicht erlaubt. Es wird nur unvollkommen, wenn die weibliche Natur nicht richtig ausgebildet ist. Diese weist es auf die Liebe zum Manne und zu den Kindern hin. Ein Weib soll lieben. Das verlangt seine Natur, weil die Materie sich darnach sehnt, sich mit dem Geiste zu vereinigen.

Das Weib kennt zunächst nur Einzelnes, Persönliches; etwas Abstractes ist ihm fremd und unbegreiflich, während im Gegentheil der gebildete Mann beständig in Abstractionen lebt und alles Persönliche in den Hintergrund treten läßt. Der Mann wird zum Idealisten, während das Weib stets Realist bleibt. Das Weib sieht Gott in jedem einzelnen Gegenstand, daher seine dem Manne unverständliche Vorliebe für das Kleine und Unvollkommene, der Mann sucht ihn in allem Hohen, Idealen, Gedachten, Abstracten, in der Wissenschaft, Kunst, Politik.

Beide haben Recht. Denn wenn Gott überall ist, kann man ihn auch überall sehen. Es hängt nur von der Anschauungsweise ab, wo man ihn erblickt. Daher pflegt auch der gebildete Mann Pessimist zu sein, während das Weib stets optimistisch ist. Denn der Idealist schaut in's Jenseits und sucht dort die Vollkommenheit, die er hier nicht erblickt, weil sein Auge nicht auf Betrachtung des Kleinen eingerichtet ist. Der Realist nimmt die Dinge, wie sie sind und sucht sich mit ihnen abzufinden, weil er zufrieden damit ist. Der Mann verändert die Welt, er treibt Politik und Socialethik, während die Natur des Weibes es dazu treibt, die Menschen im Innern zu verbessern.

Deshalb ist das Weib conservativ, weil es sich zu einer Radicalcur nicht verstehen kann: es liebt es, immer neue Flicken auf ein altes Gewand zu setzen. Wird es aber einmal von einem Taumel erfaßt, dann verliert es den Boden unter den Füßen und wird radicaler Revolutionär, von den Tagen der französischen Revolution an bis zum russischen Nihilismus. Der „gesunde Menschenverstand" mit seinem Hang zum Philiströsen ist die Atmosphäre des Weibes, der Adlerflug des Gedankens in lichte Höhen ist die des Mannes. Beide ergänzen sich und haben Recht. Die Welt kann ohne Idealismus so wenig auskommen wie ohne Realismus und ein Volk wie ein Individuum geht zu Grunde, wo einseitig entweder kleinlicher Krämergeist herrscht oder hochfliegende, aber unpraktische Projectenmacherei, die den realen Boden verläßt.

Nun behauptet aber unser Verfasser (ebenso wie Schopenhauer), das Weib sei nur als geschlechtliches Wesen von Werth und da, wo es ausnahmsweise einmal sich um höhere Dinge kümmere, leiste es nichts. Es käme also auf die alte Ansicht des strengen Cato hinaus, der das Weib für ein nothwendiges Uebel erklärte. Aehnlich ist ja auch die Meinung von Möbius, der geradezu sagt, das Weib müsse dumm sein und dumm bleiben, weil es sonst nicht seine ihm von der Natur angewiesenen Functionen richtig ausüben könne; Vergeistigung, Ausbildung des Verstandes, Sinn für hohe und abstracte Dinge seien schädlich für es. Weininger erklärt alle für bedeutend gehaltenen Weiber, an deren Bedeutung er außerdem zweifelt, für bisexuell, für Mannweiber und behauptet, auch nicht ein einziges wirkliches Weib könne genial, ein führender Geist, z. B. ein Religionsstifter sein. Ein einziger solcher Fall nachgewiesen, stürze, sagt er, seine ganze Theorie über den Haufen.

Nun, ich will ihm ein solches Weib nennen, das ein volles Weib war, verheirathet war, ein Kind zur Welt brachte, es gut erzog und doch noch Zeit fand, sich für höhere Dinge zu interessiren und für menschliche Ideale zu kämpfen, zu studiren, öffentliche Vorlesungen zu halten, große Propagandareisen zu machen, philosophische Werke zu schreiben, geniale Gedanken zu produziren, — ja in gewissem Sinne Religionsstifterin zu werden. Es ist die bekannte Annie Besant, neben Tolstoj unstreitig die bedeutendste jetzt lebende Persönlichkeit, jedenfalls bedeutender als er.

Weininger fällt in den Fehler der deutschen modernen Schulphilosophen, die meinen, alles nach ihren pedantischen Abstractionen in dialectischer Methode feststellen zu können. So construiren sie a priori „das Weib", wie es ihnen gefällt. Aber „das Weib" existirt überhaupt nicht, sondern nur Weiber. Es giebt freilich Ideen, wie Platon sagt; aber diese vermeintlichen Ideen sind etwas ganz Subjectives, Construirtes, ein Begriff. Diesem Begriff „Weib" kann ich ganz verschiedene Werthe beilegen je nach dem Ideale, das ich mir von dem Weibe mache.

Nun hat der Mann — wie ich schon sagte — Jahrtausende lang ein sehr bescheidenes Ideal vom Weibe gehabt, in Folge dessen ist die Ausführung natürlich auch bescheiden ausgefallen. Das Weib ist so geworden, wie es der Mann gewollt hat. Von dem Momente an, wo der Mann andere Anforderungen an es stellt, wird es auch anders werden.

Weininger verwechselt das Weib mit den Weibern. Bei der Charakterisirung letzterer hat er (namentlich in Deutschland) im Allgemeinen leider nur zu recht und es ist sehr erfreulich, daß er den Muth findet, so öffentlich der traurigen Wahrheit die Ehre zu geben. Aber er würde schon in manchen anderen Ländern, z. B. in England, Skandinavien, Rußland, Amerika, ganz andere Exemplare kennen lernen, die etwas mehr sind, als seine Schilderungen aufweisen. Es fragt sich, ob es nicht möglich ist, solche zu verallgemeinern.

Der Unterschied zwischen Mann und Weib kann sich naturgemäß nur auf die „Persönlichkeit" beziehen, d. h. auf die unteren Seiten des Individuums. Die Seele ist weder männlich noch weiblich. Bei einer gewissen Höhe hört der Geschlechtsunterschied von selbst auf, wenn auch die äußere Erscheinung einem Geschlechte angehören mag, wie es bei Buddha, Jesus, Johannes u. A. der Fall war.

Nach der indischen Lehre wird jeder Mensch so lange wiedergeboren, bis er vollkommen ist und in's Nirvana eingehen kann. Das setzt aber natürlich eine Wiedergeburt als Mann und als Weib voraus; und zwar nimmt man an, daß man in jedem Geschlechte in einer Reihe sieben Mal hinter einander wiedergeboren wird, weil es sonst zu schwer wäre, sich in die Aufgaben eines Geschlechtes ganz zu vertiefen.

Man denke sich z. B. einen Napoleon als Weib wiedergeboren, so wird er wahrscheinlich das erste Mal seine Aufgabe recht schlecht erfüllen, das zweite Mal schon besser u. s. w. Wenn man also ein Mädchen trifft, das männliche Allüren hat und lieber Husarenofficier werden möchte, so muß man annehmen, daß es in der letzten Reinkarnation noch ein Mann gewesen ist.

Jedenfalls sind diese Vorstellungen logisch zu rechtfertigen, da es für das Individuum, das seine Aufgabe als Geschlechtsgenosse gut erfüllt, gerade deshalb schwer wird in einem Leben die Vollkommenheit zu erlangen. Ein schneidiger Officier mag das männliche Ideal so gut repräsentiren wie eine barmherzige Schwester das weibliche, aber das menschliche Ideal bestände in einer Vereinigung beider. Also muß der fesche Husarenofficier später einmal Nonne werden, und die Nonne hat schon früher einmal das Schwert geführt. Wo ein unvollkommenes Weib geboren wird (denn der Charakter ist natürlich nach dem soeben Gehörten angeboren), da ist ein wenig fortgeschrittener Mensch wiedergeboren worden. Aber mit dem Weibe als Gattung hat das wenig zu thun.

Man könnte nun fragen, warum denn die geistig zurückgebliebenen Seelen meist gerade in Weibern wiedergeboren würden. Aber dies ergiebt sich daraus, daß man bis jetzt an sie

Digitized by Google

in geistiger und sittlicher Hinsicht weniger hohe Anforderungen gestellt hat. So konnten sie am wenigsten Schaden anrichten, und da der Mann (wie schon gesagt) durchschnittlich nur verlangte, daß das Weib ihm persönlich angenehm sei, so blieben sie meist niedere Wesen ohne Verstand, Charakter und Moral, die bloß conventionell sittlich waren, aber jeder Vertiefung entbehrten. Natürlich waren in jedem einzelnen Falle unzählige Unterschiede und Nuancen möglich.

Auch die moderne Bildung hat daran wenig geändert. Man schickt das Mädchen wohl in eine gute Schule, wo es von Schlachten, Belagerungen und Staatsstreichen hört, wie der Knabe; aber in Wahrheit nimmt es an allem eben gar keinen Antheil und die männliche „Bildung" liegt nur wie ein Firniß auf ihm. Es interessirt sich auch angeblich für Kunst: aber in Wahrheit interessirt es sich mehr für die Künstler. Alles Persönliche hat allein Interesse für es, alles Unpersönliche, Abstracte ist ihm unbegreiflich und unsympathisch. Man lasse ein Mädchen in der Schule politische Geschichte erzählen, es wird sie anders vortragen wie der Knabe. Für es giebt es keinen inneren Zusammenhang, keine Motive als ganz äußerliche, ja es wird nach Anhören eines Vortrages des Lehrers unmittelbar darauf die soeben gehörte Sache ganz anders darstellen. In seinem engen weiblichen Gehirn ändert sich eben alles.

Man darf sich auch dadurch nicht täuschen lassen, daß die Mädchen gute Leistungen und gute Examina aufzuweisen haben. Sie haben meist ein besseres Gedächtniß als Knaben, sind fleißiger, haben meist weniger Abhaltung, und neuerdings drängt sie auch noch der Ehrgeiz zu zeigen, daß Frauen so viel oder mehr leisten können als Mitglieder des „starken" Geschlechts. Wenn aber eine entsprechende Gelegenheit sich zeigt, so merkt man immer, daß (einige unverbesserliche Blaustrümpfe abgerechnet) das Weib dasselbe geblieben ist. Es ist eine Realistin, keine Idealistin.

Nun behaupten freilich die Anhänger des Feminismus, daß man mit der Zeit die Frauen genau so drillen könne wie die Männer. Aber (vorausgesetzt, daß dies möglich wäre) was hätte man damit gewonnen? Man hätte die Frauen zu Männern gemacht, und die Welt hätte dabei nur verloren. Gerade die „Emancipation" beweist eigentlich eben den Mangel an Genialität bei den meisten Weibern, wie den an Logik. Denn was sie wollen, ist nicht der Feminismus, sondern das Gegentheil, der Virilismus. Sie erklären das Weib für abgewirthschaftet und wollen es zu einem Manne machen. Es ist eigentlich der „Feminismus" der höchste Triumph des Mannes und das größte Armuthszeugniß für das Weib.

Hätten die Frauen mehr Logik, so würden sie begreifen, daß ihnen, wenn sie ihr Geschlecht mehr zur Geltung bringen wollen, zwei Wege offen stehen. Entweder sie werden „weibischer", d. h. sie bilden ihre schlechten Seiten noch mehr aus, weil sie hoffen, sich dadurch interessant zu machen, oder „weiblicher", d. h. sie arbeiten das Gute, was ihr Geschlecht zeigt, mehr aus.

Der erste Weg ist der moderne, wie ihn die Franzosen zuerst eingeschlagen haben — zum großen Schaden der Menschheit. Hier ist das Weib ein armseliges, hilfloses Wesen, das nicht allein über die Straße gehen kann, das beständig den Mann incommodiren muß, um sich Dinge thun zu lassen, die es selbst thun könnte und müßte. Es ist die „Dame", die zu nichts gut ist, als sich den Hof machen zu lassen, was sie — ebenso naiv wie unverschämt — als ihr zukommende Huldigung von dem „Cavalier" verlangt, dessen höchste Pflicht und Aufgabe es ist, „galant" zu sein.

Diese wahrhaft unmoralische Auffassung (die bei uns noch immer die officielle ist) des Verhältnisses der beiden Geschlechter pflegt das sicherste Zeichen des Niederganges eines Volkes zu sein. Sie zeigte sich bei den alten Römern der Kaiserzeit und begann dann wieder im königlichen Frankreich, um von dort auch nach Deutschland verpflanzt zu werden.

Die logische Consequenz ist der sogenannte Masochismus, die vollständige Unterwerfung des „Herrn der Schöpfung" unter den Pantoffel, wie ihn der verstorbene galizische Autor in seinen zahlreichen Romanen dargestellt hat. Weininger behauptet (wie ich glaube, allerdings mit Unrecht), daß die größten Geister Masochisten gewesen seien. Jedenfalls ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß eine Weiberherrschaft sich einstellen kann, die, wenn der Mann nicht sich energisch auf die Hinterbeine stellt, die ganze von ihm und seinem Idealismus mühsam aufgebaute Cultur in Frage stellen oder gar vernichten kann.*)

Bleibt nur noch der andere Weg übrig, der der wahren Weiblichkeit. Das Weib soll weder ein Mann, noch ein Ueberweib, noch ein Unterweib sein, sondern einfach ein Weib. Das Weib fin de siècle ist von allem etwas, ohne das wahre Ideal gefunden zu haben. Und dies ist die Schuld des Mannes, der an der Erziehung des Weibes bisher zu wenig Antheil genommen hat. Darin gebe ich Weininger ganz recht, daß er mehr auf das Weib einwirken müsse und die Erziehung nicht einfach der Mutter überlassen darf.**)

Die Frau ist zu wenig idealistisch, sie pflegt alles nur vom egoistischen Nützlichkeitsstandpunkt aus zu betrachten, wenn sie das Mädchen erzieht. Ihr höchstes Ideal ist, das Mädchen unter die Haube zu bringen, alles andere ist ihr gleichgültig. Ein geistiger Verkehr zwischen jungen Leuten, der keine sichere Aussicht hat, zur Ehe zu führen, ist ihr unerwünscht. Die Mode ist ihr Götze, die conventionelle (oft so lächerliche) Sitte ist ihr Popanz. Kritik einer solchen geheiligten Institution ist Gotteslästerung; Denken ist Sünde.

Wie soll da ein junges Mädchen wahrhaft gebildet werden? Es bleibt nur zu oft dumm, kleinlich, eitel, frivol, albern, unselbstständig, vergnügungssüchtig und egoistisch, eine wahre Landplage.

Jeder Mann hat wohl schon mit heimlichem Seufzen diese moderne Entwickelung angesehen. Aber statt dagegen etwas zu thun, nimmt er das Weib meist hin wie ein nothwendiges Uebel, das man nehmen muß, wie es ist, ohne zu wagen, es verändern zu können. Zur Bethätigung sittlichen Muthes wird er ja heute nicht mehr erzogen, und die Angstmeierei ist ihm schon seit lange dem Weibe gegenüber zur Gewohnheit geworden. Daher imponirt er auch der Frau nicht, und sie behandelt ihn dementsprechend.

---

*) Ich verweise auch auf meinen Aufsatz in der „Gegenwart" (Berlin 1903): „Masochismus und Sadismus als Massenepidemie", sowie auch „Die Erziehung zur Keuschheit" in der „Neuen Metaphysischen Rundschau".

**) Man macht nur zu oft einen Unterschied zwischen beiden Geschlechtern, wo er nicht hingehört, und da, wo er am Platze wäre, wird er aus „Galanterie" nur allzu oft zu Gunsten des „schwächeren" Geschlechtes verwischt. Man sollte logischer Weise ein eigenes Strafgesetzbuch für das weibliche Geschlecht einführen und Alles mit strenger Strafe belegen, was unweiblich ist. Denn es ist doch klar, daß das Weib in seiner Sphäre auf seine Art durch Lieblosigkeit eben so viel Schaden anrichten kann als der Mann mit seinen „Verbrechen" oder „Vergehen". Ist denn ein Weib, das seine Umgebung tyrannisirt oder irgend wie seine heiligsten Pflichten vernachlässigt, etwa weniger ein Verbrecher als ein Dieb? Der Dieb, der aus Noth ein Brod stiehlt, kommt in's Gefängniß, aber eine Xantippe, vor der sich Alles fürchtet, und die zahllosen Menschen das Leben verbittert, kann nach dem Wortlaute unserer Gesetze nicht gezüchtigt werden. Man sollte für weibliche Vergehen gemischte Richtercollegien einführen und ohne Rücksicht vorgehen. Der Mann sollte endlich objectiv werden. Je mehr er „das Weib" liebt, desto strenger wird er gegen „die Weiber" sein. Wer die Weiber liebt, liebt nicht das Weib, wer das Weib liebt, liebt nicht die Weiber. Ideal und Wirklichkeit entsprechen sich selten, und eine „Gnädige" ist oft genug recht ungnädig. Als ich vor Jahren in Wien dem Verleger des (inzwischen eingegangenen) „Frauenfeindes" sagte, er solle doch lieber seine Zeitschrift nennen „Der Damenfeind", da dies besser die Tendenz ausdrücke, meinte er: Nein, sie müßte eigentlich heißen: „Der gnädige Frauen-Feind". Der Mann hatte Geist.

Digitized by Google

Thut er nicht alles, was sie will, dann ist sie die unverstandene Frau, die Sclavin des rohen und brutalen Mannes, Mitglied des armen unterdrückten Geschlechtes und wie die schönen Redensarten alle heißen. Unterstützt wird sie dabei geschickt durch unsere modernen Schriftsteller und Dichterlinge, die die Erlösung des Mannes durch das starke Weib in allen Tonarten preisen, und Weiber, wie sie wirklich sind, kann man in der Literatur eigentlich beinahe nur noch in den Münchener „Fliegenden Blättern" sehen.

Schon Goethe hatte bekanntlich gesagt, man könne heute nur noch das Weib als idealistisches Wesen in der Literatur verwenden, und diese Gepflogenheit ist auch jetzt allgemein noch übrig. Das Weib wird idealisirt, der Mann geschildert wie er ist.

Die ganze Literatur arbeitet ja eigentlich nur noch für das „arme unterdrückte Geschlecht". Der rohe und brutale Mann hat gar keine Zeit mehr zum Lesen; er muß arbeiten, damit sie etwas anzuziehen hat und ihre durch das Vergnügen angegriffenen Nerven in einem Badeorte wieder auffrischen kann. Im Theater füllt sie die Reihen, im Concert macht sie sich breit, ja auf der Reichstagstribüne nimmt sie den Politikern den Platz fort.

Warum auch nicht? In einer Zeit der mechanischen Gleichmacherei wird stets die Tendenz herrschend werden, das Hohe zu stürzen, das Niedere emporzuziehen. Jedes Dienstmädchen geht wie eine Prinzessin gekleidet durch die Straßen, jede Kellnerin hat die Hände voll kostbarer Ringe. Eine Cocotte macht Moden. Die letzte Bühnenkünstlerin ist eine Göttin, und eine Kunstreiterin pflegt als Fürstin zu endigen.

Man fragt sich, wohin soll das noch führen? Steht denn alles auf dem Kopf? Hat denn der Mann den seinigen verloren? Bücher, wie die von Weininger und Möbius sind da wirklich recht nützlich, um zum Nachdenken anzuregen, auch wenn sie über das Ziel hinausschießen. Ich wünsche ihnen jedenfalls viele Leser, damit sich endlich eine Reaction gegen die unsittliche Weiberherrschaft bildet.

Was aber soll geschehen? Meine Meinung ist kurz die folgende. Das Weib soll nicht den Mann nachäffen, es soll auch nicht die schlechten Charaktereigenschaften, die es hat, für gute ausgeben und noch bewundern lassen. Es soll ein Mensch werden, an den man dieselben sittlichen Forderungen stellen kann, wie an einen Mann. Bis heute existirt die Moral in Wahrheit eigentlich nur für den Mann. Handelt ein Weib unmoralisch, begeht es ein Verbrechen, so nimmt man immer mildernde Umstände an, entschuldigt es und spricht es womöglich frei. Man macht stets einen Unterschied; hat ein Weib etwas Schlechtes begangen, so sagt man, daß das in der Natur des Weibes liege, als ob dies eine Entschuldigung wäre. Man nimmt stets als selbstverständlich an, daß es z. B. eitel, neugierig, schwatzhaft, verlogen und launisch sei und geht darüber als über etwas Natürliches stillschweigend hinweg, statt gerade die als weibisch bekannten Fehler von Jugend auf zu bekämpfen.

Ebenso ist es unmoralisch, daß der Ehemann für seine Frau Strafe zahlen muß: auf die Weise wird nur er gestraft und sie noch bestärkt in ihrem Sichhinwegsetzen über die Sittlichkeit. Wenn heute Weiber oft mehr Muth zeigen als Männer, kommt es nur daher, weil man nie gewagt hat, ihnen entgegenzutreten, während der Mann schon von früh auf durch unangenehme Erfahrungen gelernt hat.

Man erwartet heute von dem Weib höchstens Geschlechtsmoral, d. h. daß es in intimen Angelegenheiten so handelt wie es der Mann wünscht (und auch das kaum mehr). Es kennt kein Pflichtgefühl und wird zu seiner sittlichen Pflicht meist nur (wie ein ungezogenes Kind) gebracht durch Schmeichelei, Liebenswürdigkeit, Geschenke, Versprechen u. s. w. oder wenn es die Laune hat, etwas für Jemand zu thun. Daß die sittlichen Gebote allgemeine Geltung haben, davon hat es meist noch gar keine Vorstellung. Es hält sich für etwas ganz Besonderes, um das sich die ganze übrige Schöpfung dreht, das respectirt, bewundert, angebetet, gehätschelt und getätschelt werden muß.

Das Weib der Zukunft im Gegentheil soll wieder das alte christliche Ideal annehmen. Es soll durch Güte des Herzens, durch Einfachheit, Demuth und Bescheidenheit glänzen. Es braucht keinen hohen Verstand zu haben (obgleich er nicht schadet), aber es soll nicht seine Stärke darin suchen. Es soll so weit gebildet sein, daß es den Mann versteht, aber es soll nicht mit ihm in Concurrenz treten. Es soll seine weiblichen Eigenschaften ausbilden, um ihn zu ergänzen.

Man sollte einen staatlich geregelten Erziehungsdienst für Mädchen einführen, wie er für die Soldaten besteht und ihn mit rücksichtsloser Strenge durchführen. Wenn die Eltern ihre Kinder verzärteln und verwöhnen und sie dadurch zu Schädlingen der Gesellschaft machen, so soll der Staat eingreifen. Es ist gar kein Grund vorhanden, warum es dem Weibe besser gehen soll als dem Manne.

Heute schämt sich das Weib, wenn es liebt, ohne Gegenliebe zu finden, als ob es eine Schande für ein Mädchen wäre, wenn es einen Mann gern hat, der es nicht wieder liebt. Das ist Hochmuth. Wenn es die echte Liebe, nicht bloß Sinnlichkeit ist, so ist es recht: denn sie ist des Gesetzes Erfüllung.

Heute wünscht man nicht, daß es Bescheidenheit zeigt und sich für gering hält; lieber soll es brilliren durch alle möglichen unnützen Künste und Fertigkeiten, die es sich mühselig eingelernt hat. Ich aber glaube, daß es keine schönere Zierde für das weibliche Geschlecht giebt als ganz wahr, schlicht, keusch, rein und demüthig zu sein.

Wenn ein junges Mädchen nichts Besseres gelernt hat und sich nützlich machen will, dann soll es meinetwegen auf die Straße gehen und den Herren die Stiefel putzen. Arbeit schändet ja nicht. Es kommt nur auf die Intention an. Wenn eine junge Frau von ihrem Manne zu hören bekommt, sie sei nur ein Dienstmädchen, dann soll sie sagen: „Nein, Du irrst, ich bin nur Deine Sclavin!" Mit der Liebe siegt die Frau immer und nur durch die Liebe.

Erziehe man also die Frauen zur Liebe! zu Weibern, nicht zu „Damen"! Es fehlt in unserer Zeit an Liebe. Man kennt zur Genüge das Joch der Sinnlichkeit und opfert diesem Moloch ganze Vermögen. Aber an echter Liebe ist Mangel.

Hier sollte die Frau einsetzen. Sie sollte mehr sittlichen Ernst zeigen. Sie sollte überall Liebe säen, ganz unbekümmert darum, was die Welt dazu sagt. Wer liebt, der ist auch nicht conventionell; denn wer die Liebe hat, der durchbricht das principium individuationis und die Welt ist ihm gleichgültig.

Auch die absolute Keuschheit, die Weininger vorschlägt, ist nicht nöthig. So lange der Mensch noch nicht höher steht, ist die Ehe die natürliche Etappe für ihn. Steht die Frau tief, so soll sie der Mann erziehen. Sie sollen sich gegenseitig erziehen. Gerade eine böse Frau ist eine gute Erzieherin: denn sie giebt dem Manne so viele Gelegenheiten Fortschritte zu machen: nur muß er die richtigen Mittel anwenden.

Alles ist möglich mit Liebe. Wer aber liebt, der bekommt Intuition. Und so kann auch jedes Weib auf diese Weise genial werden. Das Genie sieht in höhere Regionen und je höher man hinaufsteigt, desto näher kommt man zum Absoluten. Dadurch aber findet auch zugleich die Erlösung statt und so wird das echte Weib der Zukunft das Ihrige beitragen zur Erlösung der Menschheit. Der menschliche Verstand reicht nicht weit, die großen Gedanken aber kommen aus dem Herzen und das liebende Herz ist der beste Charakter.

Digitized by Google

Die Ursachen der Gebirgsbildung.

Von Curt Grottewitz.

Leopold von Buch war es, der zum ersten Male eine einigermaßen naturwissenschaftliche Meinung über die Entstehung von Bergen auf der Erde aufstellte. Er dachte sich, daß die Berge durch unterirdische Druckkraft emporgehoben worden seien. Die vulkanischen Massen im Innern unseres Planeten stürmen vereint mit den von ihnen ausgehenden Gasen von unten gegen die Erddecke und treiben diese an manchen Stellen in die Höhe. Solche in die Höhe getriebenen Theile des Erdpanzers sind die Berge und die Bergsysteme, die Gebirge.

Mit dieser Anschauung ließ sich die Thatsache nicht gut vereinigen, daß viele Gebirge, z. B. die Alpen, ganz colossale Faltungen der Erdschichten aufweisen. Eine Kraft, die von unten wirkt und die Erddecke blasenförmig auftreibt, kann nur eine Zerrung der Schichten, ein Auseinanderreißen hervorrufen. Zur Erzeugung von Falten dagegen kann nur ein seitlicher Druck in Betracht kommen, der die Schichten zusammenschiebt und sie dadurch zusammenfaltet oder zusammenpreßt. So kam die Contractionslehre von Dana auf, die dann von E. Sueß bis in's Einzelnste ausgearbeitet wurde. Sie ist noch jetzt die herrschende Anschauung von der Gebirgsbildung auf der Erde. Unser Planet kühlt sich immer mehr ab, so daß ein immer größerer Theil seines Kernes von außen her erstarrt. Beim Erkalten zieht sich dieses erstarrende Innere zusammen, es wird kleiner, während der äußere feste Panzer dieselbe Ausdehnung behält. Diese Erdkruste sinkt beim Zusammenschrumpfen des Kernes nach unten, sie folgt eben der sich immer mehr verkleinernden Gestalt des Kernes. Da sie aber zu groß ist, um das kleiner werdende Erdinnere ebenmäßig zu bedecken, so legt sie sich in Falten. Die Höhen dieser Falten sind eben die Berge und Gebirge, die Senken der Falten des Erdpanzers sind die Thäler.

Diese Lehre hat sehr viele starke Seiten. Die Vorstellung eines erkaltenden Erdinnern ist sehr plausibel. Der in Folge der Abkühlung und Zusammenschrumpfung des Kerns entstehende Gewölbedruck in der starren Erddecke erklärt vorzüglich den seitlichen Druck, der die Einfaltung, Zusammenpressung und Ueberschiebung der Erdschichten in Gebirgen hervorgebracht hat. Durch die Faltung des Erdpanzers wird dieser nämlich in einzelne Schollen zerrissen. Beim Hinabsenken in die Tiefe pressen diese von der Seite her auf einander, da ja der Raum, in den sie hinabsinken, immer enger wird. Einzelne Schollen werden zur Seite gekippt, auf die hohe Kante gestellt, die eine wird eventuell gar über die andere geschoben. Alle diese Erscheinungen der Schichtenstörungen finden sich in Gebirgen.

Allein die Lehre hat doch auch Schwächen. Manchen Forschern erscheinen diese so stark, daß sie eine andere Anschauung von der Gebirgsbildung annehmen zu müssen glauben. Einige wollen die alte, im Uebrigen so fruchtbare Lehre wenigstens modificirt wissen. Es sind die Erscheinungen der vulkanischen Thätigkeit, die neuerdings besonders Anlaß zur Kritik geben. Die ganze Erscheinung der Eruption stimmt nicht recht zu der Anschauung, daß das Erdinnere sich zusammenzieht. Wird der innere Kern stetig kleiner, woher kommt dann dieser mächtige Expansionstrieb, der sich in den gewaltigen Vulkanausbrüchen äußert, an denen gerade die jetzige Erdperiode so reich ist? Haben aber diese im Erdinnern befindlichen Gluth- und Gasmassen, die doch unter dem hohen Druck des Erdpanzers stehen, sich einmal an irgend einer Stelle freie Bahn nach außen geschaffen, so müßten sie doch, wie man annehmen sollte, nun in gewaltiger Explosion hervorbrechen, wie das Pulver aus einer Flinte, der ganze Erdkern müßte bis auf den letzten Rest hervorschießen.

Um dieser Schwierigkeit zu entgehen, nimmt Alphons Stübel an, daß die Erde bis in sehr große Tiefe erkaltet ist, daß aber in der Nähe der Peripherie einzelne locale Heerde übrig geblieben sind, in denen die Erdmasse noch gluthflüssig ist. Unser Planet besteht ja keineswegs überall aus derselben Gesteinsart. Während also die Erde im Allgemeinen erstarrte, verblieben an manchen Stellen doch die Gesteine, welche die Wärme schwerer abgaben und deren Schmelzpunkt sehr niedrig ist, im gluthflüssigen Zustande. Diese peripherischen Heerde sind es nun, durch welche die Vulkane gespeist werden. Und zwar nimmt Stübel an, daß diese localen Schmelzmassen zwar immer mehr an Wärme verlieren und daher sich im Allgemeinen zusammenziehen. Allein bisweilen gelangen sie doch in ein Stadium der Temperatur, in dem wieder eine Ausdehnung erfolgt. Es giebt ja in der That Körper, z. B. das Wasser, welche auch bei einem bestimmten Grade der Abkühlung sich plötzlich wieder ausdehnen. Erfolgt eine solche Ausdehnung der gluthflüssigen Massen in einem peripherischen Heerde, so bricht ein Theil davon, den der Heerd nicht fassen kann, hervor. Der Vulkan hat eine Eruption.

Während Stübel so die vulkanische Thätigkeit unabhängig macht von dem Erdinnern, so beschränkt er ihre Wirkung doch andererseits auf einzelne Erdgegenden, in denen peripherische Heerde vorhanden sind. Andere Forscher wiederum möchten gerade dem Vulkanismus des Erdinnern eine größere Bedeutung beimessen. Nach der jetzt herrschenden Anschauung hängen die Erderschütterungen wie die gesammte Gebirgsbildung im Wesentlichen von geotectonischen Ursachen ab. Berg und Thal sind die Faltungen der starren Erdkruste über dem erkaltenden und sich zusammenziehenden Kern, sie sind der Ausdruck der Gleichgewichtsbewegungen der Erdschichten. Für gewöhnlich geht die Anpassung der Erdschollen an die neue Gestalt des Erdkerns ganz allmälig vor sich. Bisweilen stauen sich die Schollen indeß derart, daß Hohlräume entstehen. Bei einer neuen Gleichgewichtslage brechen dann diese Höhlungen ein. So entsteht ein Erdbeben. Das Einbrechen kann plötzlich erfolgen, bisweilen braucht eine Erdscholle aber auch eine sehr lange Zeit, um zur Ruhe zu kommen, sie schwankt hin und her. Die Erdstöße erfolgen dann ununterbrochen, jeden Tag, oft Jahre lang. Solche „Schüttergebiete" giebt es namentlich in Japan. Aber überhaupt sind Erdbeben eine sehr gewöhnliche, alltägliche Erscheinung auf der Erde.

Die Erklärung der Erdbeben als Ausdruck der Gleichgewichtsbewegungen der Erdschollen erscheint gewiß sehr plausibel, und insofern ist sie eine neue Stütze der Dana'schen Contractionslehre. Allein nun hat A. Schmidt gefunden, daß der Ausgangspunkt der Erdbeben in einer viel größeren Tiefe liegt, als man bisher annahm. Man hatte berechnet, daß der Heerd der Erschütterung in einer Tiefe von 10 bis 20 Kilometern liege, A. Schmidt berechnete Tiefen von 100 und mehr Kilometern. Sind die Erdbeben tectonische, so ist nicht einzusehen, warum das Schwanken der Erdschollen nicht schon an der Oberfläche des Erdbodens beginnt. In so großen Tiefen aber, wie A. Schmidt berechnet hat, dürfte eine Schollenbewegung doch nicht mehr möglich sein, da hier das Gestein bereits so heiß und in Folge dessen so plastisch ist, daß keine jähen Einstürze und plötzlichen Schwankungen mehr stattfinden können. Daher folgern mehrere Forscher, daß die Erdbeben von dem Vulkanismus des Erdinnern ausgehen, daß sie nicht oder wenigstens nur selten eine Begleiterscheinung der Schollenbewegung sind. Denn nach der herrschenden Anschauung hängen die Erschütterungen mit der Gebirgsbildung zusammen, die Gleichgewichtsschwankungen der Erdschollen documentiren sich für das Gefühl eben als Erdstöße. Dagegen ist nach dieser neuen Anschauung das Erdbeben eine Kraftäußerung des Vulkanismus, des Erdinnern. Das gluthflüssige Magma drängt gegen den starren Erdpanzer und

Digitized by Google

bringt ihn dadurch zur Erschütterung. Von dieser Anschauung ist nur ein Schritt zu der, daß der Vulkanismus auch die gebirgsbildende Kraft sei. Branco zieht in seiner gehaltvollen Universitätsrede vom 27. Januar 1902 diesen Schluß, allerdings nur zaghaft. Er stellt es nur als Möglichkeit hin, daß dem Vulkanismus auch die Fähigkeit zukomme, Erdschichten emporzuheben, also Berge und Gebirge zu erzeugen. Damit gelangte gar die alte Erhebungstheorie von Leopold von Buch zu neuem Leben.

Branco weist auf die Erscheinung der Laccolithe hin. Das sind ehemals gluthflüssige, jetzt erstarrte Gesteinsmassen unterhalb von Schichten, die durch Anschwemmung, Verwitterung, überhaupt durch Sedimentation entstanden sind. Diese Laccolithe sind offenbar ehemals als flüssige Vulkanmassen aus dem Erdinnere hervorgequollen, man kann beobachten, wie sie aus einem Schachte emporgestiegen sind und sich dann unter einer Erdschicht kuppelförmig ausgebreitet haben. Bei dieser Ausbreitung aber haben sie die darüberliegende Erdschicht ebenfalls gewölbeartig emporgetrieben. Sie haben demnach eine gebirgsbildende Thätigkeit entwickelt. Es wird also kaum zu leugnen sein, daß der Vulkanismus auch an der Entstehung von Berg und Thal betheiligt ist. Es fragt sich nur, ob er dies nur ausnahmsweise ist oder ob er als der hauptsächlichste gebirgsbildende Factor im Gegensatz zu den contractiven Kräften betrachtet werden muß.

Nach der alten Anschauung glaubte man die vulkanische Thätigkeit direct an die Vulkane gebunden. Man dachte sich, daß bei der Gleichgewichtsbewegung des Erdpanzers, wobei dieser in Schollen zerspringt, große Erdspalten entstehen, durch welche sich das gluthflüssige Innere einen Ausweg bahnt. Also selbst der eruptive Vulkanismus war nach der alten Lehre nur eine Begleiterscheinung der auf Contraction des Erdkerns beruhenden Gebirgsbildung. Allein diese Spalten sind durchaus nicht bei allen Vulkanen nachzuweisen. Man kann deßhalb sehr wohl annehmen, daß sich die vulkanischen Massen auch ohne vorherige Spaltenbildung, also ohne durch die gebirgsbildende Thätigkeit beeinflußt zu sein, emporgedrängt haben. Und selbst, wo Erdspalten vorhanden sind, wer kann entscheiden, ob diese die Ursache der vulkanischen Eruption waren oder nicht vielmehr ihre Folge? Vielleicht sind die gluthflüssigen Massen aus eigener Kraft emporgestiegen und haben ihrerseits erst die Erdspalte gebildet.

Man sieht, daß es hauptsächlich der Vulkanismus ist, dem man eine viel größere erdumgestaltende Macht zuerkennt, als man dies früher that. Das Schlimme ist, daß sich der Vulkanismus so schwer mit der Contraction des Erdkerns vereinigen läßt. Contractionslehre und Expansionslehre stehen also im Grunde einander durchaus feindlich gegenüber. Einen interessanten Versuch, Beide zu vereinigen, hat vor nicht gar langer Zeit A. Rothpletz gemacht. Doch hören wir zunächst den Amerikaner Dutton, dessen Lehre von der Gebirgsbildung auf einem durchaus abweichenden Princip beruht. Es giebt nämlich noch eine Reihe Versuche, die Entstehung von Berg und Thal auf ganz andere Weise als durch Contraction oder Expansion des Erdkerns zu erklären. Alle diese Versuche haben aber etwas sehr Hypothetisches, sie haben sich keine Geltung erringen können. Nur die Lehre von Dutton besitzt ein größeres Gewicht. Er argumentirt folgendermaßen: Wäre die Erde aus einem gleichartigen Stoffe aufgebaut, so würde sie ohne Drehung Kugelgestalt besitzen, in Folge der Rotation müßte sie jedoch die Form eines zweiachsigen Rotationsellipsoids annehmen. Daß die Erde von dieser Gestalt etwas abweicht, liegt daran, daß sie aus schweren und leichteren Massen besteht. Bei der Rotation müssen jedoch diese Massen darnach streben, in eine Gleichgewichtslage zu kommen. So werden denn die leichteren Massen in die Höhe getrieben, die schweren in die Tiefe gezogen. So haben sich denn jene Höhen und Tiefen auf der Erde eingestellt. Die Meeresschollen sanken in Folge ihrer Schwere hinab, die Festländer dagegen wurden als leichtere Schollen in die Höhe gedrängt. Diese Gleichgewichtsbewegungen sind aber nur dadurch möglich, daß der Kern der Erde weich und plastisch ist. Die starren Erdschollen schwimmen gewissermaßen auf ihm. Die schweren sinken tief in die plastische Masse ein und drängen dadurch die weiche Masse an anderen Stellen stärker in die Höhe. An diesen Stellen schwimmen die leichteren Schollen, und sie werden natürlich von der unter ihnen befindlichen in die Höhe gedrängten plastischen Masse ebenfalls gehoben. Uebrigens werden die Festländer und namentlich die Gebirge immer mehr durch Verwitterung und Auswaschung abgetragen, sie verlieren also immer mehr an Masse, während andererseits der Meeresboden, auf dem sich das abgetragene Land abgelagert, immer schwerer wird. Das Festland wird demnach immer mehr in die Höhe getrieben, der Meeresboden dagegen sinkt immer weiter in die Tiefe. Diese Anschauung erhält eine sehr große Stütze durch die Thatsache, daß die Schwere über den Festländern, selbst über Gebirgen ebenso groß ist als über dem Meere. Da die Festländer aber doch eine viel größere Entfernung vom Erdmittelpunkte haben als der Meeresboden, so müssen sie bei gleichen Schwerkraftverhältnissen specifisch leichter sein. Hebungen und Senkungen lassen sich also nach dieser isostatischen Theorie Dutton's sehr leicht erklären. Es erklärt sich nach ihnen auch, wenigstens ebenso gut wie nach der Contractionslehre, der Vulkanismus. Schwere niedersinkende Schollen drücken kleinere Massen des gluthflüssigen Innern in die Höhe.

Die isostatische Lehre Dutton's paßt besonders auf amerikanische Verhältnisse, für welche sie die Entstehung der großen parallel mit dem Meeresrande verlaufenden Gebirgsketten der Cordilleren gut erklärt. Auf die Gebirge der Alten Welt dagegen läßt sie sich nicht recht anwenden. Jedenfalls ist diese Theorie der Gebirgsbildung vor der Contractionslehre in den Hintergrund getreten. Die Letztere aber findet eine immer bedeutungsvoller werdende Gegnerin in der Expansionslehre, die eine Art neovulkanistische Theorie ist. Dabei sind doch manche Argumente der Contractionslehre so zwingend, daß man auch ihr die Berechtigung nicht versagen möchte. „Wir stehen also," sagt der erwähnte A. Rothpletz (Sitzungsberichte der Münchener Akad. d. Wissensch. 1902, S. 311), „zwei sich gegenseitig ausschließenden Theorien gegenüber ... Vulkanismus ist in der Hauptsache eine centrifugale, die Faltung der Kettengebirge eine tangentiale Bewegung. Beide Bewegungen wollten wir unmittelbar aus der Wärme-Abgabe der Erde an das Weltall ableiten, indem wir das eine Mal annahmen, daß diese Wärme-Abgabe eine centripetale, das andere Mal eine centrifugale Bewegung im Erdkern erzeuge. Das ist aber ein Entweder — Oder, denn die zwei Annahmen schließen sich anscheinend aus."

Rothpletz ist jedoch der Meinung, daß diese beiden gebirgsbildenden Kräfte sich nur dann nicht vereinen lassen, wenn man sie sich gleichzeitig wirkend denkt. Allein, ist es nicht möglich, daß sie sich abgelöst haben? Offenbar ist die Gegenwart eine Periode vulkanischer Thätigkeit, die Entstehung von Schichtenfaltungen und von Kettengebirgen kommt jetzt nicht vor. Und nun geht Rothpletz die Erdgeschichte durch und dabei kommt er zu dem Resultat, daß in Zeiten vulkanischer Thätigkeit überall die Faltungsvorgänge fehlen, daß beide Erscheinungsarten nie gleichzeitig sind, sondern einander ablösen. Der Forscher läßt also beide Kräfte nach einander wirken. Bei der Abkühlung zieht sich das Innere der Erde zusammen. Diese Zusammenziehung macht sich, wie man nach der Natur des gasförmigen, aber doch in Folge des hohen Druckes fast festgewordenen Erdkernes voraussetzen darf, als eine centripetale beschleunigte Bewegung geltend, die sich in Wärme umsetzt. Und zwar dürfte diese Wärmemenge bedeutend größer sein, als diejenige, welche die Erde bei der Contraction nach außen abgiebt. Nach langen Zeiten der

Digitized by Google

Abkühlung, während welcher sich die Faltungsvorgänge in der Erddecke abspielen, tritt eine Periode ein, wo die Contractionsbewegungen eine so große Wärmesumme erzeugt haben, daß eine Ausdehnung des Erdinnern erfolgt. In dieser Periode der Expansion finden die Hebungen der Festländer statt, der Erdpanzer wird in Folge der höheren Erwärmung zerrissen, so daß Spalten entstehen. Die gluthflüssigen Massen steigen empor und dringen in die Schichten der Erdkruste ein oder durchbrechen diese sogar. Der Ueberschuß an Wärme wird hierdurch aber allmälig verbraucht, es folgt wieder ein Gleichgewichtszustand und schließlich eine neue Phase der Abkühlung. Die Vermittelung zwischen Contractions- und Expansionslehre hat viel Bestechendes. Auch Branco ist, wohl mit Recht, der Meinung, daß es nicht nur eine Ursache der Gebirgsbildung gebe, sondern daß verschiedene Kräfte zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Orten an der Entstehung von Festland und Meer, von Berg und Thal mitgearbeitet haben.

Literatur und Kunst.

Von neuen Richterbriefen.*)

Von E. Kalkschmidt (Dresden).

Im October 1873 schrieb Richter an seinen Sohn: „Du weißt, wie wenig ich liebe, oder vielmehr es möglichst vermeide, mit meiner armen Person auf den Markt zu treten. Hat man etwas gemacht, was Anderen zur Freude ist, so ist's wie jedes Liebeswerk, jeder Trunk frischen Wassers, den Verlangenden gereicht — die Gabe, die uns zuvor gegeben war von Oben, und die uns Bedürfniß war zu spenden, und auf welcher für die Anderen, wie für uns selbst der Segen der Liebe ruht. Und damit ist ja jedem rechten Wirken Genüge gethan; zu was dann die Person noch hervorziehen? An der ist selten viel gelegen."

So wäre es denn wider des bescheidenen Meisters Gesinnung, wenn er jetzt, zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages, mit Briefen an den Freund auf den Markt gestellt wird? Ja und Nein. Denn derselbe Richter hat uns doch seine Lebenserinnerungen aufgezeichnet und das — wie er selbst bekennt — mit „einer Art künstlerischer Lust, auch nur ein Sätzchen richtig oder nach meiner Art mit den rechten zutreffenden Worten aufzubauen". Und weil diese Lust aus einer angeborenen Fähigkeit zu anschaulich schlichter Erzählung erwuchs, weil ihm bei aller Beschäftigung mit dem eigenen Ich immer die Sache, auf die dieses Ich ein fruchtbares Leben lang gestellt war, die Hauptsache war, weil er sich selbst dieser Hauptsache gegenüber mit anderen Dingen nur als ein gleiches „Ding" empfand, als ein Werkzeug oder, lebendiger angeschaut: als ein Organ, mit der Verpflichtung, Rechtes zu thun und Rechenschaft zu geben, — so überwand er, in ruhesamen alten Tagen noch, die Scheu, mit seiner „armen Person" auf den Markt zu treten. Er trat hinaus, und die Person ward ihm wie selbstverständlich zum Schatten, die Persönlichkeit aber zum Bilde, zum Lebensbilde.

Diese Persönlichkeit nun schätzen wir in diesen Tagen auf's Neue, und gottlob nicht nur mühsam von Feiertagswegen, sondern frei und freudig als einen seltenen und dauernden Besitz unseres Volkes. Wenn uns Mittel geboten werden, sie in einem neuen, in einem sehr nahen und lauschigen Lichte freundlich aufleben zu lassen, so, meinen wir, können wir das ohne Bedenken vor dem genugsam verpönten philologischen Cult der künstlerischen Persönlichkeit thun. Es handelt sich ja nicht um Waschzettel und Weinrechnungen, sondern um Briefe aus zwei wichtigen Jahrzehnten eines bedeutsamen Künstlerlebens, um die Briefe eines unermüdlich Schaffenden an den helfenden, anregenden Freund und Geschäftsmann, um die Briefe Ludwig Richter's an seinen Verleger Georg Wigand.

Aus Richter's Aufzeichnungen*) kennen wir den äußeren Anlaß, der die beiden Männer in Beziehungen brachte. Hätte sich's um einen der herkömmlichen Nachdrucker gehandelt, um einen dunkelen Ehrenmann, wie sie im Buchhandel trotz aller Privilegien und Vorschriften des bunten deutschen Vaterlandes damals noch kecklich gediehen, — schwerlich hätte Richter, so kümmerlich er sich durchschlagen mußte, ihm seine Pläne entwickelt, seine Arbeiten dargebracht. Doch Wigand war nicht nur ein anständiger Charakter, er war auch ein offener, ein anschlägiger Kopf, mit gesundem Spürsinn begabt, ein Mann dabei, der in seiner Art ebenso wie Richter unbekümmert und stetig der Leitung des eigenen Instinctes gefolgt war, der es fertig brachte, in verhältnißmäßig kurzer Zeit und in wenig ergiebigen Zeitläufen aus dem Nichts heraus eine der ansehnlichsten Verlagsbuchhandlungen jener Jahrzehnte zu schaffen, und so fest und vielseitig zu begründen, daß sie mit all' ihren Abzweigungen heute noch in Ehren besteht.

Aus dem Nichts heraus gelang ihm das, denn der verarmte Vater, seines Standes Bader in Göttingen, konnte dem Knaben, der ihm am 13. Februar 1808, in trüben Tagen geboren wurde, nur eine sehr nothdürftige Schulbildung in's Leben mitgeben. Wie so oft, leitete der starke Drang nach Wissen dahin, wo die dicken Bücher so bequem von den Regalen zu ergreifen sind: in den Buchhandel. Persönliche Verhältnisse — die Buchhandlung des Bruders — wirkten mit. Wenn aber sonst die Beschäftigung im Buchhandel so oft nur eine Art Durchgangs- und Versuchsstation für bildungsbedürftige Begabungen mannigfaltigster Art bedeutet, so brachte Georg Wigand eine specifische Anlage für seinen Beruf, jene ganz besondere Fähigkeit zur praktischen Begeisterung am fremden Geiste, jene productive Freude am Vermitteln geistiger und künstlerischer Werthe mit, durch die sich der Buchhändler vom Händler mit Seife oder anderen materiellen Werthen so gern unterschieden fühlt.

In solchen rüstigen Naturen, die durch den Schliff und Druck des harten Lebens nach und nach klar und fest geworden sind, pflegen die eigenen Erfahrungen als latente Kräfte bereit zu liegen, und es bedarf nur einer glücklichen Annäherung, der Verbindung mit einer lösenden Kraft, damit etwas Neues und Nützliches entstehe. Derart erscheint mir das Verhältniß Wigand's zu Richter.

Mit dem Wagemuth des Achtundzwanzigjährigen unternahm Wigand die Herausgabe der zehn Bände „Wanderungen durch das malerische und romantische Deutschland". Von Richter auf die schöne Möglichkeit einer selbstständigeren Ausführung des Planes verwiesen, ging er „mit Begeisterung" an die aus nun geklärtem Antriebe höher gerichtete Arbeit. Empfand er in den annoch unverfänglichen Ansichtsbildern schon den erquicklichen Quell an künstlerischer Sonderart, der die Veduten Richters liebreich und verborgen beseelte? Versprach er sich, der selber gern in derb gemüthlicher Laune des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen wußte, von dem gesunden Humor, der schalkhaften Poesie des bedächtig fleißigen Künstlers schon jetzt eine zukünftige Wirkung? Wir müßten seine, des Verlegers, Briefe haben, um diese Frage genau beantworten und belegen zu können, und wir

*) Ludwig Richter an Georg Wigand. Ausgewählte Briefe aus den Jahren 1836—1857. Herausgegeben von Eugen Kalkschmidt. Das Buch erscheint binnen Kurzem im Verlage Otto Wigand, Leipzig.

*) Lebenserinnerungen I, 339 u. ff.

Digitized by Google

sind leider nur auf Richter's Briefe angewiesen, auf Briefe außerdem, die während runder acht Jahre, von 1837—45, eine betrübliche Lücke aufweisen. Aber aus dem Inhalt und der allmälig sich freundlich und freundschaftlich erwärmenden Form selbst dieser einseitigen und unvollständigen Briefe läßt sich mit ziemlicher Sicherheit muthmaßen, daß Wigand, mehr vielleicht aus der feinen Sonderart des Menschen Ludwig Richter als aus dem völligen Verstehen der Zeugnisse des Künstlers, dessen wahre Bedeutung instinctiv erkannt hat. An dieser Erkenntniß hat er durch zwanzig Jahre festgehalten, und weil auch Richter an ihm nie ernstlich irre ward, trotz all' der kleinen Differenzen und Mißhelligkeiten, wie sie der Verkehr zwischen Autor und Verleger selbst bei friedlichster beiderseitiger Veranlagung unweigerlich mit sich bringt — durfte er noch ernten, ein gesegnetes Lebensende hindurch, durfte er zu dem guten äußeren Gewinn das werthvollere Bewußtsein auskosten: diesen seltenen Menschen, den das ganze deutsche Volk einmüthig dankbar grüßt und liebt, — den hast Du für Dich in solchem höheren Sinne „entdeckt", gefunden damals schon, als er eben erst ein Dresdener Akademieprofessor geworden war. Das aber ist wohl die köstlichste Genugthuung, die dem praktischen Freunde einer öffentlichen Persönlichkeit, die dem Vermittler der Gaben eines Künstlers an sein Volk heranreifen kann.

Wir wollen uns zu Richter zurückwenden. Denn er bleibt für uns im Mittelpunkt bei der Betrachtung der nachfolgenden Briefe, so sehr auch Wigand als der Angeredete unser Interesse erregt. Das Licht, das sie geben, hat nichts Ueberraschendes für den, der den ganzen Ludwig Richter kennen zu lernen versucht hat, und vorzüglich an solche Leser wendet sich die Veröffentlichung. Sie werden keine „Enthüllungen" finden, keine Entdeckungen feiern können, denn der Meister hat bei aller Selbstbescheidung sich nie hinter dem Berge gehalten, hat offenherzig genug Farbe bekannt. So giebt es denn kleine Wiedersehensfreuden in großer Zahl, und namentlich die Jahre 1845—57, in denen die Bilder und Schnörkel zu den Märchen und Liedern, zum Leid und zur Freude, zum Tageslauf des „kleinen Mannes", zum Dasein der großen und kleinen Leute schier unübersehbar in's weite Land hinausflatterten, — sie finden in diesen Zeugnissen des drängenden Augenblicks ihren oft ungemein ausdrucksvollen Niederschlag. Wie rein, wie adelig besteht der Mensch Ludwig Richter auch hier, in jeder Zeile. Nur für zwei Augen sind sie bestimmt — was für Aufrichtigkeiten, bittere Glossen, stattliche Redensarten tischen manchmal selbst recht freie Geister auf, unter vier Augen. Richtern liegt dergleichen ganz und gar nicht. Es strömt ein so unzerstörbares Fluidum seelischer Reinheit und Frische in seine sorglose Orthographie, daß es sich selbst den nüchternen sachlichen Mittheilungen, um die es ihm meist ausschließlich zu thun ist, als ein gleichsam erleichterndes Accidens mittheilt. Wenn er sich aber wirklich „erleichtern" will — und er hat es immer einmal nöthig, — so geschieht es humoristisch kühn oder beschaulich ausstaffirt. Wo ihm das Wort zu umständlich dünkt, läßt er die ungewohnte Feder gelegentlich als Zeichenstift über's Papier laufen, und die lustigsten Illustrationen entstehen so im Handumdrehen.

Des Ferneren bezeugen die Briefe Richter's künstlerische Gewissensnöthe, namentlich in Sachen der unverkürzten Wiedergabe seiner Compositionen, so eindeutig und überreich, daß es schwer sein dürfte, angesichts solchen heißen und bitteren Ringens um die Form als letzteren Ausdruck des Empfundenen und fürderhin von einer accuraten Emsigkeit dieses Zeichenlehrertalentes zu sprechen. In seiner Selbstbiographie geht er über dergleichen Nöthe mit ein paar Sätzen hinweg, es widerstrebte ihm, die Unzulänglichkeit der Stecher und Schneider, denen er seine gelungenen Blättchen alle Mal mit Angst hingab, nachträglich gar zu laut zu rügen. Er nahm ihre Fehler geduldig auf sich, und wie viel er damit auf sich lud, ist uns wohl erst heut in ganzem Umfange zu übersehen möglich geworden, wo uns durch die Ludwig-Richter-Ausstellung in Dresden eine Sammlung seiner Originalzeichnungen geboten wird, wie sie gleich gewählt und umfangreich noch nie beisammen war.

Am 9. Februar 1858 starb Georg Wigand. Der letzte der vorliegenden Briefe ist Ende November 1857 in alter Vertraulichkeit an ihn gerichtet. Richter's Verhältniß zum Freunde war mit den Jahren schwieriger geworden, denn sein eigener Sohn und Schwiegersohn hatten sich zum buchhändlerischen Vertriebe der Werke des Meisters zusammengethan, und diesem mußte nun die Firma Gaber Richter, die ja eigentlich seine eigene war, näher stehen als die bestbefreundetste sonst. Das bekannte Richter denn auch sehr freimüthig nach Leipzig hin und bat treuherzig um Rath und Beistand, die Wigand namentlich zu Anfang Gabern gern gewährte. Daß er hintennach auch empfindlich wurde, wenn Richter, der den Leuten so schwer etwas abschlagen konnte, besonders denen nicht, die „mit dem Bajonett" auf ihn losgingen — wenn er sich nicht nur den Kindern, sondern allen möglichen anderen Bewerbern mit Arbeiten verpflichtete, kann man einem so ausdauernden und rechtschaffenen Freunde wohl nachfühlen. „Oder wollen Sie gar nichts für mich machen, so ist's auch gut" — solcher Zorn aus gekränkter Liebe festigte das Band um beide Männer mehr, als er es lockerte, denn Richter versicherte gern immer wieder, daß er für Niemand lieber arbeite als für Georg Wigand, zu dessen Person nicht nur, zu dessen ganzem Hause er mit dem seinigen im Verlauf der heitern und trüben Arbeitsjahre in die herzlichsten Beziehungen getreten war.

Bald nach Wigand's Tode hörten die geschäftlichen Beziehungen Richter's zum Verlage Wigand auf. Aus zwei ziemlich förmlich abgefaßten Briefen Richter's ist zu schließen, daß die Erben oder deren Bevollmächtigte die Besonderheit des freien Verhältnisses zwischen beiden Männern nicht vorsichtig genug berücksichtigten und die Lösung von Versprechungen forderten, die bei Richter's abnehmender Schaffenskraft so bündig zu lösen nicht möglich waren. So zog er sich etwas verstimmt zurück. Dem Freunde bewahrte er ein dankbares Gedenken bis an's Ende.

Randglossen zur fünften internationalen Kunstausstellung in Venedig.*)

Von Dr. Hermann Ubell (Wien).

I.

Das große Ereigniß waren auch hier die Bilder des baskischen Malers Ignacio Zuloaga. — Bei ihm hatte man nicht die Empfindung, daß bloß eine neue große Begabung, sondern daß die unverbrauchte künstlerische Kraft einer neuen Volksseele sich zum Worte melde. Seine malerische Anschauung ist so neuartig, daß sie auf Viele befremdend wirkt, sein künstlerisches Wesen ist so krafstrotzend, daß zarte Seelen davon beleidigt werden, und seine Malweise ist bei aller Kühnheit so verfeinert, berechnend und wirkungsicher, daß sie unmittelbar von Velasquez abzustammen scheint. Diese Vereinigung einer fast rohen Kraft mit einer äußersten Verfeinerung ist das Neue an Zuloaga und macht seine eigentliche Stärke aus.

Da war z. B. ein Bild, das er „Zigeunerin in Weiß" genannt hat. Alles darin war auf kalt gestimmt: das weiße Gewand, die rosa und grünen Blumen und Stengel, der

*) Vergleiche den Aufsatz Kuzmany's in voriger Nummer.

Digitized by Google

kaltgelbe Tisch, der Boden; nur das braune Gesicht und die braunen Hände brannten mit unerhörter Wirkung daraus hervor. Die gleiche malerische Berechnung lag dem „Zigeuner als Picador" zu Grunde, mit seiner citronengelben, rothverschnürten Lederhose, grünen Jacke, mit blaßrothen Schärpen am hellblauen Hut und einem dunkelbraunen Gesicht, aus dem die weißen (mit einem breiten Pinselstrich gemalten) Zähne des offenen Mundes hervorblitzten. Dann war wieder ein „Junges Mädchen" ganz in den hellsten kalten Farben gehalten, entzückend war die Wirkung des rosa Fleisches des Armes, der durch einen weißen Spitzenschleier hindurchschimmerte; aber dieses reiche malerische Können, diese wundervolle Stoffmalerei z. B., die besonders an den „Spanischen Tänzerinnen" auffällt, wird bei Zuloaga nie um ihrer selbst willen entfaltet, sondern erscheint stets in den Dienst der Aufgabe gestellt, überzeugende Lebens- und Sittenbilder aus dem heutigen Spanien zu geben. Trinker mit funkelnden Augen in den sonnenbraunen, weindurchglühten Gesichtern und Schufte mit silbergrauem Haar und Bart, die sich als Verkäufer von Muttergottesbildern geberden; die gepuderte und geschminkte Schöne auf dem Ruhebett, mit Spitzenschleier, rothem Mohn im Haar und dem Hündchen im Schooß, die mit abgewandten, dunkel umringten Augen den Worten der Kupplerin lauscht, die ein schmales, blinkendes Goldstück emporhält; die dicke „Tante Louise", die sich sichtlich gegen die beiden verlorenen Mädchen entrüstet, die ihren Weg kreuzen, und die verführerische Schönheit der Tänzerinnen: Alles dies lebt in den Bildern Zuloaga's ein unerhörtes Leben, diese lebensgroßen Gestalten dringen gleich beim ersten Anblick auf uns ein, um unser Gedächtniß nicht wieder zu verlassen. Spanien ist für die Kunst wieder entdeckt.

Die Freude am Gegensatz könnte Einen dazu verleiten, neben diesen Ausbund von Kraft die Bilder eines Malers zu stellen, dessen Zartheit beinahe an kränkliche Schwäche streift. Zu Fernand Khnopff verhält sich Zuloaga wie Ja zu Nein, wie unbändige Freude am Leben zur entschlossenen Flucht aus dem Leben. Der Belgier malt noch immer Frauen, die nicht zum Leben und Lieben geschaffen sind, sondern innerhalb der zugleich stummen und vielsagenden Sinnbilder untergegangener, schönerer Welten ein von tiefen Träumen umsponnenes, blumenhaftes Dasein führen. Und er malt alles dies in blutleeren Farben, die er so fein zusammenstimmt, daß seine Bilder wie von einer sehr fernen, sehr gedämpften und sehr schönen Musik zu ertönen scheinen.

Aber die Wahl zwischen ihm und Zuloaga fällt Einem nicht schwer.

II.

Der zweite große Eindruck war die breite und glänzende Vorführung dessen, was die heutige Bildnißkunst zu leisten im Stande ist.

Auf diesem Gebiet herrscht eine solche Mannigfaltigkeit der künstlerischen Absichten und Wirkungen wie wohl nie zuvor; nie scheint der Mensch den Menschen so lebhaft und vielseitig beobachtet zu haben wie heutzutage.

Der Franzose Blanche und der Schotte Lavery dichten ihre Mädchenbildnisse zu süßen Gedichten um. All' das Hülflos-Verzagte, das Unschuldig-Schöne, das Unbewußt-Verführerische des kindlichen Alters wissen sie in Farben auszudrücken. Besnard und Zorn gehen dem Menschlichen hart zu Leibe; rücksichtslos schildert der Eine eine ältliche Weltdame, die gern noch jung sein möchte, der Andere eine sinnliche Frau; und die gleiche verwegene Kühnheit wie in ihren seelischen Schilderungen bewähren sie als Farbenneuerer.

Dagegen ist Ernst Oppler's schönes Frauenbildniß mit einer wahren Andacht, ja mit einer Art von vergötternder Liebe gemalt. Warm dringt das Antlitz und die nackte Büste aus der kalten Umgebung eines dunkelblauen Hintergrundes und schwarzen Seidenkleides mit Spitzen hervor. In der „Reiterin" Angelo Jank's steckt wieder mehr Pferde- und Landschaftsmalerei als Persönlichkeitsschilderung. Weich, verträumt, liebhaft malen die Schotten ihre Mädchenbildnisse, während der Nebelmaler Carrière grausam die ganze Häßlichkeit seiner Tochter an's Licht zieht.

Zu prachtvollem Leben ist Hugo v. Habermann das Brustbildniß der Frau Knorr in München gerathen; er hat es keck in die Schräge des Bildes gestellt, so daß die Dargestellte leidenschaftlich aufzufahren scheint, wozu die lebhaft sprechenden Augen und der geöffnete Mund vortrefflich stimmen. Auch im Farbigen ist diese Malerei wunderbar angenehm. Verglichen mit den Farbenzauberkunststücken der Neuen erscheint sogar schon Whistler veraltet, der hier nicht fehlen durfte, ebenso wenig wie Lenbach, der gut vertreten ist, aber nicht mehr recht wirken will. Um so wirksamer sind die Prinzessinnen- und Gräfinnenbildnisse Antonios de la Gandara (dem sich Boldini anreiht), und nicht bloß wegen der Malerei ihrer rosa Seide, ihrer schwarzen Spitzen, ihres himmelblauen Atlas und kastanienbraunen Haares. Eine unsägliche Vornehmheit, die fast schon unnatürlich wirkt, eine Vornehmheit um jeden Preis wird hier entfaltet.

Recht unvornehm, ja bauernmäßig derb muthen den Beschauer Anfangs die (in einem Bild vereinigten) „Fünf Bildnisse" des Dänen Wilhelm Hammershöj an; und doch sind sie neben denen des Amerikaners Sargent unstreitig die besten der Ausstellung. Eine stumme Gesellschaft von fünf älteren und jüngeren Herren, bei Kerzenlicht um einen Tisch versammelt. Sie ziehen ihre unbekümmertsten Gesichter, und unbekümmert hat Einer von ihnen seine Füße so auf einen im Vordergrunde stehenden Stuhl gelegt, daß ihre Sohlen mit der vollen Fläche, in fast übernatürlicher Größe, dem Beschauer in's Gesicht springen. Was doch eine große Begabung nicht alles wagen darf! Jedermann sieht über diese offenbare Verhöhnung der Ausstellungsbesucher lachend hinweg und erstaunt immer von neuem über die grenzenlose, unheimliche Wahrheit dieser fünf Köpfe. Ohne jede Verzerrung sind sie so wahr, daß sie bedrückend und belustigend zugleich wirken; man möchte lachen und hat doch wieder Angst, sie möchten Einem im Traum erscheinen ... Das Bild ist groß geschaut und breit gemalt, sparsam und ernst in der Farbe: gelbe, graue und ganz dunkle Töne um den weißgedeckten Tisch herum.

Reicher und glänzender ist der Aufwand, den John Sargent für seine großartigen Menschenschilderungen macht. Diese wirken geradezu wie Lebensbeschreibungen. Da ist z. B. Herr Thomas Sutherland: sicher, unbeirrbar, unerschütterlich, und doch zuckt es im Gesicht von allerlei häßlicher Unruhe. Diese neuen Maler sind Nierenprüfer und bisweilen boshafte Verräther ... Dann wieder die drei schönen Millionärstöchter, auf einem runden Sopha vereinigt, lächelnd, einladend, mit redenden Augen und mit einer solchen Gewalt des Daseins auf Dich eindringend, daß Du verlegen wirst, wenn Dich hübsche Mädchen verlegen machen ...

III.

Unter den Landschaften sind solche, die bloß den Raum schmücken wollen, und andere, die darüber hinaus etwas vom Wesen einer Dichtung an sich haben, die Dich an allerlei erinnern, Deine Einbildungskraft anregen, die Dir etwas erzählen wollen. Zu ihnen gehört z. B. Richard Kaiser's „Altes Schloß in Holstein". Im stillen Schloßteich spiegeln sich herbstliche Uferbäume, über die grüne Tannenwipfel hereinblicken, und das niedere langgestreckte Schloß mit den zwei dicken Epheuthürmen. Darüber viel Himmel mit Wolken. Die „schmückenden" Eigenschaften dieses Bildes stehen ganz außer Frage — aber es hat auch noch Etwas, das zum Träumen einlädt. Dieses dichterische Weben und Leben im Landschaftsbild scheint mir eine deutsche Eigenthümlichkeit zu zu sein; sicherlich fehlt sie den Spaniern und den Franzosen.

Digitized by Google

Da ist z. B. eine „Herbstlandschaft“ von Stuck: Roth- und gelbglühend ist die Herbstsonne untergegangen, jetzt bedecken den Himmel schwärzlich-veilchenfarbene Wolken. Ueber die Ebene, deren Saum finstere Waldstreifen begrenzen, reitet ein dunkler Reiter. Abschied, Einsamkeit, ungewisses Bangen: mit den leisesten Mitteln werden diese „herbstlichen“ Gefühle bewirkt ... Oder Stuck's „Johanniswürmchen“. Auch hier ist die Sonne untergegangen, aber die Wolken hinter dem Wiesenhügel bewahren noch einen weißen Schein. Im dunklen Grün vorn sind viele helle Lichterchen verstreut, und eins von ihnen zeigt ein kleiner Waldschratt einem rothhaarigen nackten kleinen Mädchen, das sich auf die Fußspitzen stellt, um den Quell des grünen Schimmers zu erspähen, der Hand und Gesicht ihres Gefährten erhellt. Hier ist die Stimmung der dämmerig-hellen Sommernacht, in der sich geheimnißvolles Leben regt, die Natur nicht schläft, die flüsternde Zwiesprach' aller Dinge nicht enden will ...

Diese drei Punkte bedeuten, daß ein unauflösbarer liebhafter Stimmungsrest in solchen deutschen Landschaften bleibt. Halten wir dagegen die hier ausgestellten Landschaften von Monet, Sisley, Pissarro, die venezianischen Winkel von Smith, die Schilderungen nordischen Meeres von Mesdag, so finden wir, daß sie sammt und sonders sachliche und treue Beobachtungen enthalten, und vor Allem, was die Hauptsache ist, vorzügliche Bildwirkungen haben, daß aber jener letzte Hauch und Duft ihnen fehlt.

Meisterstücke dieser Art von Landschaftsschilderung haben Sorolla y Bastida, Gari Melchers und Baertson eingeschickt. Aus dem Bilde des Spaniers („Landspitze von St. Anton“) lodert die südliche Farbengluth wie eine Flamme. Tiefblaues Meer gegen brennend gelbe und röthliche Strandfelsen. Die Landschaft des Amerikaners wirkt durch ein unglaublich freches und unglaublich prachtvolles Hellroth mitten in kaltem Grün und neben Weiß und Schwarz; bei näherem Zusehen erkennt man, daß man es mit einem Liebespaar am Schloßteich zu thun hat, was aber ganz gleichgiltig ist, da das Bild nichts weniger als erzählen, sondern farbig wirken will. Und wie jubelt die Farbe in des Belgiers „Sommer in Middelbourg“! Hier herrscht die heiterste Buntheit, richtige Sommerfarben, die auch das verstockteste Gemüth aufhellen müssen. Es ist weiter nichts als ein paar Häuser mit rothen und blauen Giebeln, grünen Läden und grünen Bäumen, davor ein Wasserarm, der die ganze Fröhlichkeit wiederspiegelt. Es ist lehrreich, hier zu sehen, wie man bloß durch die Zusammenstellung von Farben eine warme, herzliche, fröhliche, ja lustige Stimmung bewirken kann. Für ein dämmeriges Haus und eine verfinsterte Seele wüßte ich mir keinen besseren Schmuck und kein besseres Heilmittel als solch ein Bild.

IV.

Aber auch die eigentliche, so oft schon todt gesagte Erzählung fehlt nicht ganz, ja sie feiert in einer viel bewunderten Bilderreihe des Lombarden Angelo Morbelli eine Art von glänzender Auferstehung.

Der Maler selbst hat sie in der richtigen Erkenntniß ihres Wesens „Das Gedicht vom Alter“ getauft. Es sind sechs Bilder, alle wundervoll gemalt, in gedämpften Farbenstimmungen, wie sie dem Inhalt der Bilder entsprechen. Eines heißt: „Ich erinnere mich an die Zeit, als ich noch ein Kind war.“ Da sitzen in einem kahlen Raum an langen Tischen dichtgedrängt die weißen Mütterchen bei ihrem gemeinsamen Mahl. Die Vorderste blickt mit gefalteten Händen wehmüthig vor sich hin. Ein Zweites stellt die „Weihnacht der Zurückgebliebenen“ dar. Wieder wird mit den schlichtesten Mitteln die innigste Rührung hervorgerufen. In einem weiten, nüchternen, schulzimmerähnlichen Gelaß zwischen den leeren Bankreihen ein paar armselige alte Männchen, Armenhäusler allem Anschein nach. Es ist Weihnachtstag, und an diesem Tage wenigstens haben fast Alle von ihnen ein warmes Plätzchen draußen in der Welt, unter Menschen, bei denen sie sich zu Hause fühlen dürfen. Nur ganz Wenige sind zurückgeblieben: Der Eine ist zum Kachelofen getappt, um die eiskalten Hände zu erwärmen oder um uns die Thränen zu verbergen, die über das alte Gesicht rinnen; traurig sitzt ein Anderer mitten in den leeren Bänken, über Erinnerungen an das Einst gebeugt, der Dritte hat den Kopf auf seine Arme gelegt. Aber die Sonne langt mit milden Streifen in den Raum und verklärt die verlassenen Betrübten.

Verwandte Stimmungen klingen in den vier übrigen Bildern an, aber nie wird auf eine wohlfeile Rührung hingearbeitet, vielmehr ist Alles mit einer gewissen Zurückhaltung erzählt; dafür ist die Wirkung ernst, nachhaltig und tief. Man kommt selten in die Lage, Bilder eines heutigen Italieners loben zu dürfen; um so lieber thut man's im gegebenen Fall.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Spatz in der Hand.

Von M. Zehme.

Eine geschlossene Gesellschaft norddeutscher Residenzler. Der Jodler hatte ihre Mitgliedschaft des deutsch-österreichischen Alpenvereines verrathen.

Unter blühenden Lindenbäumen hatten sie zu Abend gespeist, wobei die Gattin des Spediteurs Lisko, Frau Johanna Lisko, sich nicht des Ausrufes enthalten konnte: „Jrade wie bei unserem Alpenfeste!“ und sie blinzelte nach dem ersten Viertel, das durch die Zweige lachte.

Ihr Schwager, Lisko sen., Grossist in künstlichen Düngmitteln, sah sie von der Seite an und sagte: „Bis auf die Hauptsache, das Menu, was ich mir vorzog.“

Die Gesellschaft bestand aus den Gebrüdern Lisko, aus deren beiden verschwägerten Frauen, aus einem Sohne Lisko's sen., Karl mit Namen und von Beruf Banquier in spe, einer Backfischtochter Lisko's jun., Elsa, und einer jungen Blondine mit schöner Figur. Lene Borchers war von den ihren Eltern befreundeten Familien Lisko nur mitgenommen worden, weil zu Haus ein verspätetes freudiges Ereigniß bevorstand, und um die Bekanntschaft mit Baby möglichst hinauszuschieben, war sie von reizender Toleranz jeder Reise-Unbequemlichkeit gegenüber, dadurch die Anderen bei guter Laune erhaltend und von verfrühten Heimkehrgedanken ablenkend. Ohne Complott hatte sie Elsa ganz und gar auf ihrer Seite, die für verlängerte Schulferien schwärmte und, wenn sie's nicht vergaß, nervös angegriffen war. Die kleine Krabbe verstand es meisterhaft, mit weiten, matten Augen zu schauspielern.

Die kaiserlich königliche Försterei, in der sie heute nächtigen wollten, lag in Tyrol hart an bayerischer Grenze. Von hier aus, wo der Aufstieg bequem war, wollten die Gebrüder Lisko, Karl und Lene am anderen Morgen eine Quasi-Hochtour antreten. Die Schwägerinnen, beide von diskretem Embonpoint, freuten sich des Grundes, untenbleiben zu können, um Elsa's Willen die Mutter und um dieser Mutter Willen die Schwägerin.

„Jott, ich weiß doch, wie flatterig das Kind ist, von Elsa wirst Du nicht viel sehen. Ich bleibe janz jerne bei Dir,“ sagte die Grossistin.

Und die Spediteurin hatte ihrem Gatten auf den Fuß treten wollen, dabei aber den ihres Schwagers getroffen, der bei dem vielsagenden Druck mit einer kleinen Grimasse von seinem Teller aufsah.

„Au! oder meinen Sie mich, meine Gnädige?“ fragte er zum höchsten Gaudium aller Ahnungsvollen. Und als ob dadurch das Signal zum Kalauern gegeben worden wäre, so prompt ging es in dieser Tonart weiter. Fanatische Naturschwärmer, denen die Stimmung dadurch zerrissen wurde, ärgerten sich, andere amüsirten sich.

„Jiebt's denn hier kein Piano?“ fragte Karl die Wirthin, als sie neuen Stoff des rothen Tyrolers auf den Tisch stellte. Sie war ein Stadtkind, noch jung an Jahren und freute sich der sommerlichen Unruhe nach bedrückender Winterseinsamkeit. Lebensgern hätte sie, wie jeden, auch diesen Wunsch erfüllt. Daß sie's nicht vermochte, constatirten die anderen Anwesenden mit erleichtertem Aufathmen. Zither und Mundharmonika waren die einzigen aufzutreibenden Instrumente.

„Sie selbst spielen Zither?“ forschte Karl weiter, „na da sehen Sie sich mal die junge Dame hier an — hat eine Stimme — —“ er küßte drei der Fingerspitzen seiner Rechten und schwang sie mit eleganter Bewegung nach Lene Borchers hin, „also mal los, Sie begleiten, die junge Dame wird singen, für den Erfolg übernehme ich jede Garantie.“ Und Lene war wirklich bei Laune. Aber das einzige Lied, in dem sich Sängerin und Begleitung finden konnten, war das unsterbliche „Verlassen“. Da nun jedoch Lenes Seele in Bezug auf „unglückliche“ Liebe

Digitized by Google

ein noch unbeschriebenes Blatt war, fang sie's mit so viel Unverstand, daß es einen originellen Anstrich bekam und ihr ein diskretes Händeklatschen von irgend woher eintrug. Suchend liefen ihre großen Augen über die frei- und unfreiwillige Zuhörerschaft — umsonst, sie konnte den nicht entdecken, dem sie gefallen.

Um Lenes frühen Aufbruches Willen am andern Morgen drängten die beiden Schwägerinnen zur Ruhe. Naturgenuß hatte sie ohnehin ermüdet und Elsa lehnte schon seit einer halben Stunde, die braunen offenen Haare in Strähnen geschmackvoll um das rechte Handgelenk drehend, an Tante Lisko's wohlmeinendem Herzen. Man ließ sie in Frieden und mit der Versicherung ziehen, nach geschlossener Session nachzukommen.

Bei der hier immerhin beschränkten Anzahl von Schlafräumen für Touristen und bei der starken Frequenz des heutigen Tages hatten die Norddeutschen noch zwei Zimmer erobert, eines mit zwei Betten und Sopha für die Herren und eines mit drei Betten und ohne Sopha für die vier Damen. Zwischen Lene und Elsa entspann sich ein kurzer edeler Wettstreit, wer auf dem Matratzenlager zu ebener Erde campiren sollte. Elsa stellte es sich „einfach himmlisch" vor, wurde aber von Frau Johanna um ihrer Nervosität Willen schließlich in's Bett gesteckt mit der Bemerkung: „Sonst kann das Jöhr gar nicht schlafen."

Man war zum ersten Mal auf dieser Reise so eingepökelt worden. Sonst hatten sie sich gepaart, Elsa mit der Mutter, Frau Bertha Lisko mit Lene Borchers. Nun beäugten sie sich neugierig, als sie ihre Nachttoilette vollzogen.

„Selbst fabricirt?" fragte Frau Johanna und griff ungenirt in den Wust köstlicher Stickerei, die den Hauptbestandteil von Lene's Nachthemd ausmachte.

„Nö —" entgegnete diese leicht befangen unter allen Blicken, schüttelte die blonde Mähne und streckte mit jugendlicher Grazie die schlanken Glieder auf das improvisirte Lager. Elsa ärgerte sich wie immer, jammerte zur Abwechselung über Durst und wollte Wasser trinken, was ihr nicht gestattet wurde.

„Wenn wir erst wieder in Berlin sind, so viel du willst, Herzeken, aber hier nicht, hier giebt's eben keine Leitung."

Frau Bertha saß während dieser Debatte auf dem Bettrande und bohrte mit aller Kraftanstrengung ihre Fingerspitze in die linke Seite des Oberleders ihres einen Stiefels, aber von innen heraus, und sehnte sich nach ihrem Hühneraugenoperateur. Und unter Freude und Leid kam es zum Verlöschen des Lichtes und zu ruhigen, Schlaf verrathenden Athemzügen. Nur Lene, die Arme unterm Kopfe verschränkt, lag noch mit wachen Augen. Der Tyroler hatte ihr Blut warm gemacht, und von unten herauf hörte sie noch so viel lustiges Leben. Nebenan in dem Zimmer, das die drei Herren teilen sollten, war es noch ganz still, sie saßen also noch unten. Ein Gedanke flog zu ihnen und einer dann auch nach Haus.

„Wenn's ein Junge ist, bekommt Papa den Größenwahn," dachte sie. Sie waren bis jetzt zwei Schwestern, die jüngere war in Pension.

Schließlich wurde es lebendig auf der Treppe und rechts und links und gegenüber. Ja, hatten sie denn Alle keine Vorstellung von der großartigen Akustik dieses Holzbaues oder hatte sie der Tyroler fortgeschwemmt? Frau Johanna fuhr aus tiefem Schlafe auf. „Wie rücksichtslos!" sagte sie, drehte sich auf die andere Seite und — schlief weiter. Lene aber spitzte Ohren und weitete die Augen — — — ihr Name war genannt worden, von Lisko sen. zuerst, nur hatte sie den Nachsatz nicht verstehen können. Da hörte sie Karl mit ungedämpfter Stimme das Thema weiter verfolgen, recht behaglich: „Ja, ich werde mir wohl die Lene nehmen, sie ist ein ganz vernünftiges, praktisches Mädel, eine Nachteule auch nicht, hat sogar einige ganz nette körperliche Vorzüge bis auf die Nase — — na, und Geld! Der kleene Theilhaber, der jetzt einrückt, macht allerdings das halbe Milliönchen durch drei dividiren, aber ein Joldfisch bleibt sie trotzdem. Ehe mein Urlaub abläuft, will ich sie mir jedenfalls noch sicher stellen. Reisen sind zuweilen nicht janz unjefährlich, und wenn sie auch Euerem Schutze befohlen ist, sie muß doch lieber an die Kette kommen."

„Stimmt, mein Junge, und meinen Segen habt Ihr; aber diese Nacht laß uns noch verschlafen, bevor Du Dich erklärst. Ich bin übrigens jetzt fertig, 'n Nacht, meine Herrn."

„Zum Kuckuck, Papa, ich doch noch nicht!"

Das plötzliche Dunkel erhöhte nicht die Vor- und Rücksicht, mit der der Restbestand zu Bette ging. Aber Lene achtete darauf nicht mehr. Sie hatte eine Erfahrung gemacht . . . . . .

Während nun die Bergsteiger die strapaziösen Freuden einer Hochtour genossen, hatten die beiden Verschwägerten Zeit, sich durch alle möglichen Intimitäten zu ergötzen. Einmal spielte Lene eine große Rolle darinnen, das andere Mal Elsa und der moderne Hausarzt, die Schneiderinnen, Concurrenz und Wirthschaftsgelder. Und Elsa lebte dabei unbeobachtet der Gesundheit ihrer Nerven, indem sie Lene's und Karl's Reisebibliothek an verschwiegenen Waldesplätzen verschlang. Kam sie dann mit brandrothen Backen unter mütterliche Augen, sagte Frau Johanna: „Wie sie aufblüht, zusehends!", während die Grossistin vielsagend blinzelte und an die eigene Jugend dachte. Aber war sie nicht trotzdem eine verständige treue Frau und Mutter geworden?!

So ging der erste Tag der Strohwitwenschaft bei guter Stimmung herum, für den zweiten war das Amüsement schon schwieriger zu finden, denn immerhin mangelten dieser Idylle Gesellschaft und Toiletten, zwei Hauptfactoren für die Unterhaltung der Lisko'schen Damen, und sie begannen sich um Elsa zu kümmern, um so berechtigter, als sie zweimal im tête-à-tête mit einem merkwürdig seßhaften jungen Touristen ertappten. Am dritten Tage fanden sie sich zusammen in herber Verurtheilung aller nicht gemeinschaftlich unternommenen Partien. Und am Abende dieses dritten Tages empfingen sie die Heimkehrenden in der berühmten Laune der Zurückgebliebenen und mit der vollendeten Thatsache, bereits Alles zum morgenden Abbrechen der Zelte gerüstet zu haben. Die Herren gingen ohne Aufregung darüber weg und zu einem warmen Abendbrod über; Lene aber, die flott hereingekommen war, hatte ein Gesicht entdeckt, das ihr bereits vor dem Abmarsch aufgefallen war, keine männliche beauté etwa, sondern nur zwei Augen, die sich um sie bekümmert hatten und sich weiter für sie zu interessiren schienen. Und so erklärte sie ziemlich überraschend für alle Anwesenden, wund gelaufene Füße zu haben und morgen nicht reisefähig zu sein.

„‚Corriger la fortune', nennt man das," sagte Karl ahnungsvoll zu sich; „heute ist Mittwoch, Freitag muß ich gen Norden, bleibt Donnerstag, also zum Dank dafür werde ich morgen die schwebende Angelegenheit stabiliren."

Jedoch im Laufe des Abends sollte die eigene Meinung über seine feste Position erschüttert werden, und er bereute, aus Bequemlichkeit nicht auf der Partie das „Wort" gesprochen zu haben. Denn zwischen Lene und dem wieder entdeckten königlich preußischen Leutnant in Civil, den Jener nicht verleugnen konnte, entspann sich ein raffinirter Augenflirt. „Er" hatte die Tage „ihrer" Abwesenheit benutzt, um in vorsichtiger Weise Elsa auszuforschen, und war vom Ergebniß befriedigt.

Der Herrentisch blieb auch am heutigen Abende widerstandsfähig, wie immer; und während sich Lene in süßer Gewißheit, diesmal um ihrer selbst und nicht um schnöden Mammons Willen, geliebt zu sein, auf ihrem Lager dehnte, sagte Karl, aber erst im Herausgehen, gleichzeitig mit dem Leutnant, und seine Worte waren vernehmlich:

„Ein reizendes Mädchen ist ja die Lene, hat sich auch famos auf der Partie gemacht, nicht einmal schlapp geworden." — Karl hatte seiner Militärpflicht genügt und das Officiersexamen absolviert — „wirklich schade, daß da zu Haus die Geschichte nochmal losgeht, ist jetzt unberechenbar. Das kann einen Familienzuwachs geben, der aus keinem Grunde eine ernsthafte Annäherung wünschenswerth macht."

„Du bist wohl verrückt!" entgegnete Lisko sen. wohlmeinend, aber da waren sie schon in ihrem Zimmer.

„Nee — jar nicht, Papa. Abwarten."

* * *

Am andern Morgen strich hoffnungsloser Nebel an den Fenstern des Forsthauses vorbei. Lene stand fröstelnd auf der rund herum laufenden Galerie. Sie ärgerte sich über Alles, am Meisten über ihre blonden Haare, die der Feuchtigkeit nicht Stand hielten und auch vom hellen Tone einbüßten. Gerade beschloß sie, sich ihnen an dem verlorenen Tage angelegentlich zu widmen, als Schritte hinter ihr laut wurden und dann an ihrer Seite das Ziel erreicht zu haben schienen. Im Bewußtsein, nicht vortheilhaft auszusehen, hielt sie das Gesicht abgewendet. Da fragte eine Stimme: „Was machen die armen Füßchen?"

„Ach die!"

„Und was macht das Herzchen?"

„Ach das!"

„Lene, willst Du nicht mein angebetetes Weib werden?"

„Gerade wie in dem H—schen Roman", dachte Lene und sagte — „ja".

Eine Viertelstunde vorher hatte sie erfahren, daß der Leutnant in Civil von der Bildfläche verschwunden war.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Sturmgeselle Sokrates. Komödie in 4 Acten von Hermann Sudermann.

Hermann Sudermann ist in der Hoch- und Niederjagd waidgerecht. Und überall pürscht er mit demselben Eifer. Naturalismus und Romantik haben ihm reiche Beute gebracht; noch heute giebt man in der Provinz „Die Ehre", und selbst den „Drei Reiherfedern" schallt hinterwärts von Krotoschin und Schivelbein dann und wann noch donnernder Applaus. Nicht minder groß wie im realistischen Schauspiel, das sociale Fragen beantwortet, und wie im Märchen, steht er als Löwe der Salontragödie da. Er schreckt vor den Schwierigkeiten des modernen Gesellschaftsdramas nicht zurück; „Es lebe das Leben" führte über die kleinen Kreise der „Heimat" mit kühnem Sprunge mitten in's hochpolitische Getriebe hinein. Ueberall gab er uns als Erster, was Andere nicht gewagt oder nur skizzenhaft angedeutet hatten. Daß von ihm schließlich auch die lang ersehnte politische Komödie kommen würde, war jedem Wissenden

Digitized by Google

seit Jahren klar. Sie mußte das Gebäude krönen als einstweiliger Schlußpunkt einer folgerichtigen und glänzenden Entwickelung. In den letzten Monaten ward allerlei von Sardou's Rabagas erzählt. Uns Deutschen fehlte der Rabagas — so beeilte sich Hermann Sudermann, ihn auf die Beine zu stellen.

Ideale haben den Zweck, belächelt zu werden. Wofür ein Geschlecht sein Blut verspritzte, darüber reißt das nachfolgende Witze. Nichts ist auf Erden so schön, daß es ewig zu sein verdiente, nichts so jugendkräftig, daß es ein volles halbes Jahrhundert hindurch aufrecht und stramm dastehen könnte. Zum Beispiel, meine Damen und Herren, die Revolution von 1848. Sehen Sie, wir sind allesammt freigesinnte, modern empfindende Menschen — aber gerade deßhalb zucken wir die Achseln über mumificirte Gedanken. Es giebt Manche unter uns, kurioser Weise auch unter den sogenannten Reactionären, die das Jahr 1848 für das Geburtsjahr deutscher Größe und Einheit halten. Auch sie schmunzeln freundlich, wenn sie der zahllosen Dummheiten und überschwänglichen Schwarmgeistereien von Anno dazumal gedenken, aber im tiefen Herzen halten sie das Jahr und seine Schwärmer heilig. Lieber Gott — Leute, die einer Idee wegen auf die Barricade steigen, mögen verwünscht unpraktische und ungescheite Kerle sein; etwas wie Sympathie luchsen sie uns doch ab. Ferdinand Freiligrath's rothglühende Verse entzücken uns und reißen uns noch immer fort, wenn wir Mitternächtens bei der dritten Flasche hocken ... Im Berliner Thiergartenviertel freilich ist man anders gestimmt. Lange schon hat man dort Morgenluft gewittert. Freiheitsräusche gelten für altfränkisch. Man schämt sich des Großvaters, der erwiesener Maßen in den Märzversammlungen Unter den Zelten das große, ach zu große Wort geführt hat, und man verbannt sein Bild nur deßhalb nicht aus der Ahnengalerie, weil er wenigstens klug und rücksichtsvoll genug war, im entscheidenden Augenblicke in den Kartoffelkeller zu flüchten oder sich unter einem Strohsack zu verstecken.

Aus so überlegener Stimmung heraus hat Hermann Sudermann seinen „Sturmgesellen Sokrates" gedichtet.

In Krähwinkel an der ostpreußischen Grenze hausen Zurückgebliebene, die sich mit der neuen Zeit absolut nicht befreunden können. Wie in ihrer bürgerlichen Hantirung, sind sie geistig und politisch versteinert. Hartmeyer, der Führer dieser Petrefakten, wendet als Zahnarzt grundsätzlich kein schmerzstillendes Mittel an, bedient sich grundsätzlich keiner neuzeitlich verfeinerten Instrumente. Von denselben Grundsätzen läßt er sich auf politischem Gebiete leiten. Mit den anderen Entgleisten zusammen, einem davongejagten Steuerbeamten, einem nathanischen Rabbiner und einem erotisch geplagten Oberlehrer, hält er unentwegt an den Errungenschaften von 48 fest. Sie haben den alten Geheimbund der Sturmgesellen bestehen lassen, nennen sich noch mit den stolzen Klubnamen von ehedem: Hartmeyer ist Sokrates, weil er vor Gericht schwur, für seine Ideale den Schierlingsbecher leeren zu wollen; der Oberlehrer wird Giordano Bruno genannt, sintemalen ja auch Giordano Bruno eine Schwäche für blonde Kellnerinnen hatte, und der Rabbiner Markuse hört mit Stolz auf den großen Namen Spinoza. Wie diese Graukköpfe, für deren Fanatismus es kein 1870 gegeben hat, mit närrischer Liebe und Treue an ihren goldenen Jugendeseleien hängen, um derentwillen sie gelitten, im Gefängniß gesessen, Amt und Brod verloren haben; wie sie ihre Vehmgerichte in enger Kneipe abhalten, Tyrannen zum Tode verurtheilen, Deutschland erlösen wollen — gelt, das wäre wohl ein Vorwurf für einen großen Komödiendichter? Lachen und weinen müßten wir im Angesicht dieser prächtigen Don Quixotes; bedauern, daß solch' großer Aufwand schmählich verthan wird, jubeln, daß solche Eisenköpfe doch nur im theuren Vaterlande möglich sind. Denn, meine Herren und Damen, nur solche Eisenköpfe konnten uns aus dunkler Zeit der Schmach die Freiheit in unsere Tage hinüber retten.

Wie singt der Sänger Sudermann ihr Lob?

Ich glaube, er hat sich die Sache anders ausgedacht, als sie ihm schließlich aus der Feder geflossen ist. Er wollte uns die kuriosen Kerle in's Herz schmeicheln. Besonders den Sokrates Hartmeyer wollte er zu einer Figur machen, die in der deutschen Literatur Figur machen sollte. Aber das Unglück dieses Schriftstellers ist, daß er sich nicht nur seinen Geschöpfen überlegen wähnt, sondern auch ihren Urbildern. Während ihn die Muse besucht, — verzeihen Sie dieses Feuilletonbild — schweben ihm Adah Barczinowska vor und der Doctor Weiße. Und er wird ironisch, er wird witzig, er wird hochmodern. Im Handumdrehen verwandeln sich seine Menschen in Caricaturen. Statt des lebendigen Odems bläst er ihnen Lachgas ein. Lachgas aus Kalau. Oder er füllt sie mit Sägespähnen.

Sokrates und Catilina, Giordano Bruno und Spinoza sinken mit eins zu erbärmlichen Hanswursten herab. Der Alte vom Berge, ihr Obrister, ein mit viel demokratischem Oel gesalbter Freiherr, macht sich noch verächtlicher als sie. Ihm legt der Dichter nämlich alle Phrasen über Bierbank-Philisterthum in den Mund, denen er auf langer Lebensbahn begegnet ist. Von ihm, dem auf Krücken Gehenden, läßt er dem Baubaugrimm, der demokratischen Maulaufreißerei, den Ideen, welche herrenlosen Hunden gleichen, den Krieg erklären. Sehr schön. Nur dünkt mich, daß in diesem Kampfe nicht Sokrates, Catilina und Genossen, sondern der Dichter Sudermann als Don Quixote agiren. Es ist ein Windmühlenkampf. Selbst im östlichsten Ostpreußen hat es noch 1870 kein Achtundvierzigerthum von der Art gegeben, wie es sich in Sudermann's freisinnigem Kopf malt.

Der Grundgedanke des Stückes: daß allem Parteihader das echte Menschenthum entsprießen und vorangehen soll, daß die Arbeit keiner Generation verloren ist, weil sie neuer Arbeit als Fundament dient (Sudermann's Junker sagt: als Dung) — dieser Grundgedanke ist vom Dichter selbst erwürgt worden. Uebrig bleibt nur ein leeres Fratzengaukelspiel.

Verlangen Sie, zu erfahren, was sich darinnen begiebt? Der Sturmgesellen-Bund will durch die Söhne der Mitglieder neue Kraft gewinnen. Reinhold und Fritz Hartmeyer, Siegfried Markuse springen ein. Sie passen ganz und gar nicht unter die altmodischen Käuze; mehr als ein Jahrhundert trennt sie von ihnen. Feudaler Corpsstudent der Eine, Socialist der Andere; der Dritte ein schnoddriger jungjüdischer Streber, dem der Antisemitismus die letzten paar guten Regungen verbrannt hat. Diese drei Neuen treten einer Genossenschaft, welche sie als Clowncircus verspotten, nur bei, weil der dramatische Dichter Sudermann ihrer zur Schürzung des Knotens bedarf. Der Herr Landrath, der zum Tode Verurtheilte, tritt unvermuthet in's Sitzungsgemach der Sturmgesellen. Aber er bringt nicht den Krieg; er verlangt nur zahnärztliche Hülfe für den kranken Hund einer jagenden Hoheit. Sokrates verweigert sie, denn er will nicht Fürstendiener sein; der junge Hartmeyer aber hilft dem edlen Vieh. Als nun kurz darauf die Geheimpapiere des Geheimbundes in die Hand der Behörden fallen und die Sturmgesellen aus einander stieben, muß Sokrates erwarten, daß es ihm jetzt an den Kragen gehe. Doch der gütige Landrath, ein Menschenkenner von vielen Graden, schält aus der Fülle kompromittirender Papiere einen Orden heraus — Hartmeyer sen. empfängt ihn für die von seinem Sohne vollbrachte glückliche Heilung der prinzlichen Hundetöle. („Töle", „Aas", „Schnauze" und ähnliche Kraftreden mehr sind die Hauptscherze des Dialogs.) Wie der glitzernde Orden den alten Sokrates vollends verblödet, das schildert umständlich und langwierig der letzte Act. In seiner Zerfahrenheit und krampfigen Lustigkeit, die von Sudermann's straffer Technik kaum noch Spuren zeigt, ist dieser Schlußact ein zwar unerquickliches, doch lehrreiches Bild aufbegehrenden Wollens und versagenden Könnens. Es thut mir leid um Dich, Johannes ...

Opern und Concerte.

„Wagnerfeste". — Die neuen Meistersinger.

Die Tragikomödie der Berliner Wagnertage ist vorüber. Das Häuflein, das sich um Herrn Leichner schaarte, hat sich zerstreut. Die phantastischen Musikbelustigungen, welche dieser zu seiner Denkmalsweihe ersonnen, sind verrauscht und vergessen. Im Gralsgebiete der Thiergartenstraße aber steht nun Herrn Eberlein's Wagner inmitten seiner Theaterpuppen. Die marmorne Trivialität wird künftigen Geschlechtern zeigen, wie man im Morgenglanze des zwanzigsten Jahrhunderts in deutschen Landen Heldenverehrung getrieben hat.

Die Kläglichkeit der Affaire ist rechtzeitig allgemein empfunden worden. Und das war gut. Die Blamage blieb so einzig bei denen hängen, die sie verdienten. Mit einem Seufzer der Erleichterung hatte man schon vorher die Abwendung eines Specialfiascos begrüßt: der „internationale Musikcongreß" blieb ungeboren. Und die sogenannten Wagnerfeste fanden zum guten Theile unter Ausschluß der Oeffentlichkeit statt. Die wackeren Ausländer, die in guter Absicht zur Ehrung des deutschen Kunstgenius herkommen wollten, sind zumeist zu Hause geblieben. Und die Wenigen, die trotz Allem erschienen — es waren meist Vertreter der officiellen Welt, nicht der geistigen Elite — können jetzt wenigstens nicht sagen, daß die deutsche Kunst sich lächerlich gemacht hat. Herr Leichner war isolirt. Man könnte ihn, den freigebigen Denkmalsspender, persönlich bedauern, wenn er nicht alles gethan hätte, um sich etwaige Sympathien zu verscherzen. Für jeden, noch so tactvollen und sachlich vorgebrachten Vorschlag taub, erlaubte er sich in anmaßendem Tone verehrungswürdige künstlerische Autoritäten zu schulmeistern, durch eine beispiellos aufdringliche Reclame bewies er, daß ihm jedes Gefühl für die schuldige Würde fremd war. Seine Thätigkeit als Denkmalspräsident empfand man als eine fortgesetzte Provocation. So brachte er es dahin, daß nicht nur Bayreuth abseits stand, sondern daß überhaupt der größte und ernsteste Theil der in Frage kommenden Kreise es als eine Ehrensache betrachtete, durch Fernbleiben zu protestiren. Und selbst der Berliner Magistrat lehnte die Theilnahme an dem „Privatunternehmen eines Großindustriellen" ab. Das künstlerische Deutschland hat sich energisch gewehrt. An dem beschämenden Schauspiel ist es nicht mitschuldig.

Die muthigen „Festgenossen" hatten für ihre hundertfünfzig Mark ein Programm von grotesker Geschmacklosigkeit zu überstehen. Zur Begrüßung absolvirten Herrschaften aus Frankreich, England, Ungarn eine Vortragsliste, in der Chopin und Gounod, Wieniawsky und Rubinstein, Wagner und Hiller eine lieblich bunte Reihe bildeten. Am Tage nach der Enthüllung sollten die Nerven der Wagnergäste in der Zeit von elf Uhr früh bis elf Uhr Abends mit drei inhaltschweren „historischen Concerten" todtgeschlagen werden. Und am letzten Tage hub noch ein großes internationales Wettmusiciren an, in welchem fröhlich allerlei

Digitized by Google

russische und französische symphonische Dichtungen, norwegische und ungarische Rhapsodien, schottische Klavierstücke, „Les Adieux de Wotan“ und Arien aus der Favoritin und den Puritanern executirt wurden, zu des Bayreuthers höherer Ehre. Das war des Wagnerfestes erhebender Ausklang.

Der Jammer muß einen ergreifen, wenn man hinblickt auf die Riesensumme materieller und künstlerischer Mittel, die hier frevelhaft vergeudet worden ist — für eine unwürdige Monstruosität.

* * *

Mit all' dem Unheil haben diese Wagnerfeste aber auch ein Gutes bescheert — die neuen Meistersinger im Opernhause. Lange, sehr lange schon ein dringender Wunsch, war diese Neueinstudirung in den letzten Jahren eine zwingende Nothwendigkeit geworden. Trotzdem — ohne den besonderen Anlaß der „Festvorstellung“ hätten wir vielleicht doch noch eine gute Weile vergebens harren können. Die neue Meistersinger-Aufführung ist die erste große und bewundernswerthe Kunstthat unserer Oper unter dem neuen Regiment. Sie läßt die Wunderschöpfung in einem wahrhaft würdigen und begeisternden, von echtem künstlerischen Geiste getragenen Wiedergabe erstehen. Ein genialer Capellmeister arbeitet mit einem klugen, seine Aufgabe frisch erfassenden Regisseur; und dabei haben sie eine Besetzung zur Hand, wie sie sich so frisch und leistungsfähig kaum je zusammen gefunden hat. Als Hauptüberraschung erschien mir die neue Eva, Fräulein Destinn. Gesanglicher und darstellerischer Ausdruck gingen bewundernswerth zusammen. Man erlebte Momente von hinreißender, poesievoller Wirkung. Neben ihr steht Kraus, glänzend und sieghaft wie nur je in seiner jugendlichen Vollkraft. Beinahe ein idealer Stolzing — wenn nur diese Kraftfülle immer noch mehr durch intimen seelischen Ausdruck geadelt würde! Herr Bertram giebt sich alle Mühe, in die Reihe der großen Sachsdarsteller einzurücken. Sein Meistersinger ist frisch angelegt und geistvoll belebt, und gesanglich bereitet er einen ungetrübten Genuß. Freilich, einheitlich ist die Darstellung noch nicht ganz. Majestätische Wotangeberden schleichen sich ein, und hier und da stört auch eine allzu jugendliche Unruhe in der Action. An die unvergeßlichen Bayreuther Gestalten, an den lieben, gemüthreichen Sachs, den dort einst Planck hinstellte, an Gura's humorgesättigte Schöpfung, auch an den still überlegenen Sachs unseres Betz darf man nicht denken, wenn man Bertram gerecht werden will. Aber vielleicht ist dessen inneres künstlerisches Vermögen stark genug, um die Aufgabe in aller Vollkommenheit zu durchdringen, und sich den Charakter restlos zu erobern. Lieban als David, Frau Goetze als Magdalene sind die Alten geblieben. Krasa ist ein sehr guter Beckmesser. Er pointirt nicht so scharf wie Friedrichs oder wie sein College Nebe, die einst die Bayreuther Beckmesser waren. Vielleicht gehen dadurch ein paar wirksame Momente verloren. Aber der Sänger hat sich in den Charakter so sicher und so natürlich eingelebt, daß man immer gefesselt wird. Knüpfer giebt einen unvergleichlichen Pogner, warm und würdig in jedem Tone und jeder Bewegung. Die Wohlthat der Neueinstudirung zeigt sich augenfällig in dem Ensemble der Meister. Maske und Haltung der Einzelnen ist liebevoll und eindringlich erwogen, und fast ausschließlich hat man erste Kräfte mit den Partien betraut. Sehr geschickt holte Herr Berger den Humor der Kothnerpartie heraus. Herrn Droescher's Regie verrieth wieder das eifrige Streben nach lebendigen Bühnenbildern und die Freude an eindringender Kleinarbeit. Der umsichtige Theatermann liebt die Einzeleffecte, die Nüancen. Manchmal überschätzt er sie vielleicht. Aber als Ganzes fordert seine Regieleistung mit dem wirbelnden Johannisnachtfinale und der lustig bewegten Festwiese höchsten Respect heraus. Malerisch fein gestimmte Decorationen aus Kautsky's neuem Atelier erhöhen die Wirkung. Schön ist vor Allem die Pegnitzlandschaft in ihrer hellen Frühsommerpracht. Am Dirigentenpulte saß Richard Strauß. Seine Leitung verlieh dem Ganzen das überlegen künstlerische Gepräge. Die innere Beseelung des Tongebildes, die feine Abtönung der Orchesterwirkung war staunenswerth. Richard Straußen's Kunst vor Allem machte diesen Meistersingerabend zum erhebenden Fest.

Hermann Springer.

Bildnißphotographie.

Es sind schon sechzig und mehr Jahre her, daß Maler sich mit der Photographie ernstlich beschäftigt haben. Was der Londoner O. Hill im Jahre 1843 in dem photographischen Bildniß einer alten Dame erzielte — das wundervolle Bild ist in F. Matthies-Masuren's jüngst erschienenem trefflichen Buche „Die bildnißmäßige Photographie“ veröffentlicht — das schwebt unseren heutigen Lichtbildkünstlern noch immer als ein schönes Ziel vor.

„Lichtbildkünstler“, „Lichtbildkunst“ — es giebt auch heute noch Leute, die ein Gruseln befällt, wenn sie diese Worte hören. Es kommt ihnen wie eine Entweihung des Kunstbegriffes vor. Sie denken da wohl nur an die jammervollen Stümpereien der Hunderte und Tausende von Codak-Hexen, oder aber an die Marktwaare des größten Theils der Berufsphotographen, denen es bloß auf möglichst ausgedehnten Geschäftsbetrieb und die Ueberwindung der Concurrenz durch Schleuderpreise ankommt . . .

Die Ausstattung der allermeisten Ateliers, der Inhalt der allermeisten Schaukästen der Berufsphotographen und erst der Inhalt unserer Albums — das Alles giebt jenen Zweiflern Recht. Unnatur und Ungeschmack sind die Signatur dieser Ateliers, Schaukästen, Albums; die Pose, die Retouche, der „malerische“ Hintergrund — die Elemente dieser Unnatur und dieses Ungeschmacks. Der Procentsatz des Besseren ist noch verschwindend klein.

Aber es giebt Besseres, und man kann von einer Kunst des Photographirens sprechen. Unzweifelhaft ist das Lichtbild an die natürliche Vorlage — Landschaft, Thiere, Menschen u. s. w. — gebunden. Aber doch ist ein „freies“ Schaffen auch hier nicht ausgeschlossen, und auch der Photograph kann componiren, Stimmung geben, rein malerische Wirkungen erzielen. Nur — nur muß er es eben können. Die Beherrschung der Technik ist dabei, ganz wie beim Maler, bloß die Voraussetzung, das Mittel, nicht das Ziel. Nach der Technik kommt die Aesthetik der Photographie. Wer die erfaßt hat, wer von ihr durchdrungen ist, der vermag wohl manchen Oelbildnißmaler — und ich denke dabei nicht etwa an Stümper — siegreich aus dem Felde zu schlagen.

Die moderne Kunstbewegung ist natürlich auch der Erkenntniß der Aesthetik der Photographie zu Gute gekommen. Seit etwa 12—15 Jahren hat sich ein erfreulicher Umschwung auf diesem Gebiete vollzogen. Er hat der Entstehung einer Lichtbildkunst die Wege geebnet, hat sie zu einem fast unentbehrlichen Culturfactor gemacht und zwingt auch die Berufsphotographen immer mehr in den Bannkreis der Aesthetik hinein. Und der Chemiker, der Mechaniker, der Optiker kommen ihm zu Hülfe, ebenso wie örtliche und internationale Ausstellungen und Preisbewerbungen, zahlreiche Fachzeitschriften und ein reges Vereinsleben. Zählt man doch heute in Deutschland allein über 100 Vereine zur Pflege der Photographie. Diese große Zahl von Vereinen zeigt, wie verbreitet die Liebhaberei für die Lichtbildkunst ist.

Denn das ist nicht zu vergessen — die Träger dieser ganzen modernen Bewegung im Geiste einer Lichtbild-Aesthetik sind vor Allem die Liebhaber. Sie haben es dahin gebracht, daß heute bereits in vielen deutschen Städten auch immer der eine und andere Berufsphotograph sich gezwungen gefühlt hat, in den Dienst einer Lichtbildkunst sich zu stellen. Ich nenne bloß C. J. von Dühren und Frau Aura Hertwig in Berlin, N. Perscheid in Leipzig, Erwin Raupp und Hugo Erfurth in Dresden, Dührkopp, Max May und die Brüder Hofmeister in Hamburg, Wilh. Weimer in Darmstadt, Friedrich Müller in München. Manche von ihnen sind freilich aus dem Kreise der Liebhaber hervorgegangen.

Ihre Reihen würden rasch wachsen, wenn man allgemein das Beispiel der „Wiesbadener Gesellschaft für bildende Kunst“ nachahmen wollte, die vor ein paar Jahren eine sehr eigenartige Ausstellung von photographischen Bildnissen veranstaltete. Sie ließ nämlich von ihren Mitgliedern unretouchirte Aufnahmen in möglichst ungezwungener Haltung machen und diese, die natürlich noch lange keine Kunstwerke waren, wurden dann zusammen mit gewöhnlichen Photographien derselben Personen ausgestellt. So wird das Publicum gründlicher belehrt, als durch alle Abhandlungen und Broschüren, worauf es ankommt. Stellt aber das Publicum erst endlich einmal allgemeiner höhere Anforderungen, so werden auch die Photographen selbst an Besserung ihres Betriebes ernstlicher denken müssen.

Zu diesem Anschauungsunterricht hat sich dann noch ein anderer zu gesellen in Form von Ausstellungen von Musterarbeiten, die auch dazu angethan sind, etwaige reformlustige Berufsphotographen vor allerlei „Mode“-Auswüchsen — asymmetrische Stellung, Ueberschneidungen, verschiedene Farbenexperimente, Nachahmung von Pastell-, Aquarell-, Radirungs-Wirkungen u. dgl. — zu warnen. Auch eine solche Ausstellung hat dieselbe Gesellschaft jüngst zusammengebracht, eine Collection von nahezu 300 photographischen Bildnissen, Arbeiten von Liebhabern und Berufsphotographen aus Deutschland, England und Amerika, wo bekanntlich die Lichtbildkunst sich ganz besonderer Pflege erfreut, dann auch Einzelnes aus Oesterreich, Frankreich, Norwegen. Auf einer Rundreise durch einige deutsche Städte ist diese Sammlung nunmehr auch nach Berlin gekommen und bei Keller & Reiner zu sehen.

Sie macht einen erfreulichen Eindruck, wenn auch noch nicht Alles der Forderung entspricht, die mir doch immer eine Hauptforderung zu sein scheint: daß nämlich der Photograph bestrebt sein muß, stets nichts weiter als den Eindruck einer Photographie hervorzurufen. Gerade bei den Amerikanern begegnen wir manchem Blatt, das z. B. bald eine Bleistiftzeichnung, bald eine Aetzung vortäuscht oder vorzutäuschen scheint. Aber andererseits finden wir gerade bei den Amerikanern viele der schönsten Arbeiten, wie Gertrude Käsebier's „Alte Dame“, Eduard Steichen's Watts-Bildniß, Franz Eugène's kleine Frauen- und Mädchenbildnisse, Mathilde Weil's Kindergruppen u. A. noch. Dazu kommen Arbeiten der Londoner Reginald Craigie und Fred Hollyer, des Birminghamers J. Page-Croft, des Parisers Robert Demachy und des Lille'r's Pierre Dubreuil, der, wie auch einige von den Uebrigen mitunter wahre Kunststücke der Technik zuwege bringen. Einige Deutsche nannte ich bereits. Ich erwähne nur noch Lützel-München, Dr. Spitzer-Wien, dessen Bildnisse des Malers Jan Toorop und

Digitized by Google

Kolo Mosers, ebenso wie Fritz Möller's Professor Köhler zum Besten gehören, was überhaupt vorhanden ist ...

Genug der einzelnen Namen ... Was mir besonders erfreulich erscheint, das ist, daß man sichtlich zu kleineren Formaten zurückzukehren beginnt und der Ganzfigur gern aus dem Wege geht: wo solche aufgenommen werden, namentlich, wenn es sich gar um Gruppen von zwei, drei Personen handelt, ist die Vermeidung des Unnatürlichen immer besonders schwierig — übrigens ganz so, wie auch in der Malerei. Und daß an dieser Klippe mitunter der beste Wille scheitern kann — auch davon sich zu überzeugen hat man hier mehrfach Gelegenheit.

Fachleute, Liebhaber und vor Allem das — bestellende Publicum können auf dieser Ausstellung viel lernen. J. Norden.

René Lalique.

I.

Die Lalique-Ausstellung des Hohenzollern-Kunstgewerbehauses steht unter den Auspicien der Persönlichkeit René Lalique's. Der Künstler selbst — hat wahrhaftig nicht „die Honneurs gemacht", wie sich Jemand recht geschmacklos ausdrückte, aber er hat sich selbst eingefunden, um die passende Aufstellung seiner Arbeiten zu überwachen und vielleicht hier und da ein erklärendes Wort zu geben.

In einer ethisch-religiösen Zeitschrift erschien kürzlich ein Artikel mit der Ueberschrift „Die Kunst ist nichts, das Leben ist Alles". In diesem Wort steckt ein Körnchen puren Goldes, echter Wahrheit. Gerade in unserer Zeit findet man häufig genug große Künstler und persönliche Charlatane in denselben Menschen vereinigt und gar unter denen, die die Kunst aus ästhetischen Gründen dilettantisch-menschlich cultiviren, findet man meistens profane Kunst-Sportleute, die sich vielleicht durch einen machtvollen Geldbeutel, aber nicht durch eine machtvolle Großhirnrinde auszeichnen.

Ich muß gestehen, daß ich, als ich mich zum ersten Mal aufmachte, dem von mir seit einer Reihe von Jahren hochverehrten Goldschmiedekünstler René Lalique persönlich gegenüberzutreten, eine große Enttäuschung erwartete. Denn die Erfahrung hatte mich fast immer belehrt, daß hinter dem großen Künstler nicht immer die bedeutende Persönlichkeit steckt.

Es war mir eine der wohlthuendsten Erfahrungen, Lalique gegenüber belehrt zu werden; den Menschen, den man aus seinen Werken erwartet, findet man: eine Künstlerpersönlichkeit von großer Sensibilität und Finesse des Empfindens und — man höre und staune — von Bescheidenheit! Ich spreche hier nicht von der Bescheidenheit des Lumpen nach Goethe, sondern von jener Bescheidenheit des echten Künstlers, welcher fühlt, daß das Beste, was er schafft, die hehre Einfachheit und Lieblichkeit (sic!) der Natur nicht erreicht, vor Allem aber das Ideal des betreffenden Werkes, das er in sich trägt, in der Ausführung nicht erreicht.

Man denke, ein Name, der seit 1900 rund um den irdischen Planeten lief und von den Lippen der Schönsten dieser Erde mit bebendem Entzücken genannt wird, — ein Mann, der jährlich Millionen verdient hat und dessen Haus und Heim ein Juwel ist: und dahinter eine Person von schlichtem, einfachem Auftreten! Ach Ihr Juweliere unserer deutschen Großstädte, wie viel könnt Ihr von einem Lalique auch rein persönlich lernen!

Und werden nun unsere deutschen Juweliere hingehen in das Hohenzollernhaus und tagelang vor den Juwelen Lalique's studiren, bis ihnen die Schweißtropfen von der Stirn perlen und sie auf den Lalique'schen Gedanken kommen, daß sie vielleicht also bei der Darstellung des Kopfes eines Arbeitenden den Schweißtropfen in Gestalt einer Perle nachbilden könnten? Da fällt mir ein Werk Lalique's ein, eine Art Brosche, bei der er die Thautropfen, die auf ein zusammengerolltes herbstliches Blatt gefallen sind, in gelben Saphiren dargestellt hat — ein echter Lalique von weitgehendstem Naturalismus. Doch bleibt Lalique bei der Natur nicht stehen, wie es so viele weniger begabte Künstler thun, sondern stets leitet er sie, wie der Gärtner, an der Hand der Beschränkungen des Materiales, sei dies nun Gold, Email oder Opal.

Wohlverstanden, ich will nicht etwa behaupten, daß jedes der hier in Berlin ausgestellten Werke Lalique's bewundernswerth sei. Es ist vielmehr vielleicht recht gut, daß Licht und Schatten vertheilt sind, und sich neben den köstlichsten Perlen intuitiven Kunstgenies — Händlerwaaren befinden. Möge nun Jeder nach seinem Können und nach seinen Geschmacksfähigkeiten zu diesen oder jenen greifen.

Auch das will ich nicht behaupten, daß alle hier dargestellten Werke neu seien. Man findet vielmehr Stücke, die bis auf das Jahr 1900 und früher zurückgehen. Man findet Hauptstücke der Turiner Ausstellung und des Pariser Salons, aber auch einige wenige neue Arbeiten.

Eines der bewundernswerthesten neueren Stücke ist das Diadem aus Horn mit der Darstellung von Alpenveilchen-Blüthen mit Staubgefäßen aus Brillanten. Das Feuer und der Glanz der Letzteren kommt gegenüber dem stumpfen Scheine des Hornes vorzüglich zur Geltung. Die Composition ist meisterhaft, blühend, und zugleich monumental.

An zweite Stelle möchte ich das Libellen-Collier setzen, ein herrliches, aber zugleich auch sehr kostbares Werk (25000 Mk.). Es besteht aus einer Reihe von Libellen, welche abwechselnd mit dem Kopf und mit dem Leib nebeneinander gesetzt sind, wobei die Fühler (aus patinirtem Gold) als festes Rahmenwerk dienen. Der Leib der Libellen besteht aus Amethysten, die Augen aus Mondsteinen, die Flügel aus Opalen. Auf den letzteren sind flügelartige Ansätze aus braunen Brillanten und Saphiren hergestellt. Sowohl der Delicatesse des Materials, wie der Farbenwirkung (Harmonie) in Violetblau, wie der Materialbehandlung und endlich der naturalistischen Wirkung nach haben wir es hier mit einem wahrhaftigen Kunstwerk zu thun, das hinter einem Tizian'schen Gemälde nicht zurücksteht. Dr. Heinrich Pudor.

Odolia.

Denkt verwandelt euch „Odol"
In ein menschliches Idol,
So dass draus getreu zu lesen
Seine Wirkung und sein Wesen,
Würd' es sein wie dieses Bild,
Hold mit Lippen rot und rund,
Weissen Zähnen, frischem Mund, —
Jugendschön und rein und mild: —
Odolia!

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

An Liebhaber, Sammler oder Bilderhändler.

Eine Anzahl alter Stiche sehr preiswürdig zu verkaufen. Auch stehen **Figuren-Sujets** u. Portraits sowie **Gravüren** nach alten Meistern in ziemlicher Anzahl zu Diensten.
Adr. Frln. **E. Funk,** Markt, **Friedland i. M.**

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler,
Braunschweig.

(Gegründet 1883.)

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Soeben wurde vollständig:

Felix Dahns sämtl. Werke poet. Inhalts.

Neue Folge.

15 Liefgn. zu je 1 Mk. oder 4 Bde. zum Preis von 15 Mk.

Inhalt: Band I: 1. Sigwald und Sigridh. 2. Stilicho. 3. Der Vater und die Söhne. **Band II:** 1. Am Hof Herrn Karls. 2. Herzog Ernst von Schwaben. 3. Fünfzig Jahre. 4. Meine welschen Ahnen. **Band III: Walhall. Band IV: Kaiser Karl und seine Paladine.**

Diese neue Folge ist ganz selbständig; sie bildet ein vaterländisches Festgeschenk, zumal an solche, welche die Hauptausgabe besitzen. Die Dahnschen Werke sind und bleiben ein nationaler Hausschatz, der überall mit Freuden willkommen geheißen wird.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Kgl. Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** *M.* 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.**

Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen
von
Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 24. October 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: § 95. Von Caliban. — Deutschland, England und Mommsen. Von Prof. Arnold Fokke. — Fürst Otto von Bismarck und König Ludwig II. von Bayern. Von Dr. Hermann Ortloff (Weimar). — **Literatur und Kunst.** „Mutter und Kind" von Friedr. Hebbel. Eine Analyse und Würdigung von O. Wentorf. — Eine grundsätzliche Erörterung der Frauenreform-Kleidung. Von Dr. Heinrich Pudor. — **Feuilleton.** Künstler's Erdenwallen. Von Friedrich Kroff (München). — **Aus der Hauptstadt.** Muthige Minister. Von Ajax. — Dramatische Aufführungen. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — **Offene Briefe und Antworten.** Krokodilsthränen. Von B. Wülcker (Marburg). — Notizen. — Anzeigen.

§ 95.

In Zittau ist ein vierzehnjähriger Bengel, ein rechter Lausbub, wegen Majestätsbeleidigung zu einem Monat Gefängniß verurtheilt worden. Zwei Redacteure des rothen Centralorgans haben wegen desselben Verbrechens neun und vier Monate zudictirt erhalten. Beide Male haben Staatsanwaltschaft und Gericht sicherlich mit Bedauern ihres Amtes gewaltet; im Berliner Falle sprach Herr Isenbiel sogar von seiner Feindschaft gegen den § 95. Es ist nicht mitgetheilt worden, wodurch der grüne Junge von Zittau die sächsische Majestät so tief gekränkt hat, daß man amtlich wider ihn einschreiten mußte. Was die Berliner Vorwärtsmänner anbelangt, so haben sie, redactionstechnisch genommen, gleichfalls einen echten Dummenjungenstreich begangen. Es kitzelte sie die Lust, Wilhelm II. eins anzuhängen, und das wüste Märchen von der Kaiserinsel Pichelswerder kam ihnen dazu gerade recht. Irgend ein bösartiger Witzbold oder irgend ein Hallunkchen heckte den Streich aus und köderte die Falle so gut, daß die Opfer besinnungslos hineinliefen. Hier bot sich ihnen Gelegenheit, den Monarchen von einer ganz neuen und eben nicht übermäßig sympathischen Seite zu zeigen: wie er, statt sein Haupt kaiserlich jedem Unterthan in den Schooß zu legen, sich auf unzugängliche Inseln zurückzieht und hinter festen Steinmauern als düsterer Tiberius herrscht. Säßen freilich in der Vorwärts-Redaction Leute, deren gesunder Menschenverstand nicht längst in blind tobendem Haß erstickt wäre; und hätte die Redaction auch nur das arme Restchen Umsicht walten lassen, welches sich jedes locale Sensationsblatt, ja sogar der „New York Herald" in weit weniger wichtigen Fällen bewahrt, dann wäre dem Herrn Kaliski Leid und dem Leid Herr Kaliski erspart geblieben.

Die Fahrlässigkeit und Narretei der Redaction sucht thatsächlich in der ganzen bewohnten Welt ihres Gleichen. Mußte man doch den dummen Spaß unverzüglich an der abenteuerlichen Idee eines „Reichstagswahlkreises Pichelswerder" erkennen. Daß sich Herr Kurt Eisner, ein sonst so kluger Kunde, trotzdem täuschen lassen konnte, zeigt, wie berechtigt Bebel's Einwendungen gegen ihn gewesen sind. Auch diesen Tatwam asi verblenden Aerger und Rachsucht, bis er am Ende eine Stallaterne für die Sonne hält. Wie anders ist es sonst zu erklären, daß er das Bild einer hochromantischen Kaiserfestung brachte, die er als pichelswerdersch hinstellte, während doch hinter ihr Pinien sproßten! Sein tobender Viereifer hat dem Blatte einen schweren Schlag versetzt und künftigen „Vorwärts"-Enthüllungen sehr viel von ihrem Reiz, dem Reize der Furchtbarkeit, genommen. Es wird vieler Treffer in's Schwarze bedürfen, um den einen schlimmen Fehlschuß vergessen zu machen.

Der Oberstaatsanwalt hat den Nachweis, daß eine Majestätsbeleidigung vorliegt, mit Hülfe des dolus eventualis kunstvoll erbracht. Es würde zu weit führen und zwecklos sein, die Isenbiel'schen Darlegungen auf ihre Belastungsfähigkeit und zugleich auf ihre Zugfestigkeit zu prüfen. Das Kammergericht denkt scheinbar anders als der öffentliche Ankläger, und das Reichsgericht entschließt sich möglicher Weise, statt des Majestätsbeleidigungs-Paragraphen den vom gröben Unfug anwenden zu lassen. Dem sei, wie ihm wolle. Zu Recht und zu Unrecht verurtheilt — die Vorwärtsmänner, die sich bis auf die Haut blamirt uud dem Gelächter des Erdtheils preisgegeben hatten, tragen jetzt stolz die unter diesen Umständen billig eingekaufte Märtyrerkrone. Den Triumph hätte man ihnen nicht gönnen sollen. Gerade wie der Zittauer Bengel überschätzt worden ist, sind die Skandalmacher des Centralorgans unverdienter Maßen in eine höhere Sphäre entrückt worden. Herrn Leid ist sein Stadtverordnetenmandat aberkannt worden, obgleich er sich keiner ehrlosen Handlung schuldig gemacht hat — man wird ihm ein Reichstagsmandat geben und damit das Gerichtsurtheil feierlich verurtheilen. Schade um das schädliche Uebermaß! Der § 95 dient neuerdings dazu, den albernen Beschimpfern der Majestät — von Gegnern sollte man in diesem Falle gar nicht sprechen — ein Relief zu schaffen, das ihre kläglichen Personen zu unverdienter. Heldengröße aufdonnert. In diesem Sinne war der § 95 von seinen Urhebern aber sicher nicht gemeint.

Caliban.

Deutschland, England und Mommsen.

Von Prof. Arnold Fokke.

Wenn sich in unserer Gegenwart ein großer Historiker über Ereignisse und Stimmungen unter den Völkern ausläßt, die noch mal Geschichte werden sollen, dann lauscht die ganze Welt mit einer Spannung, deren sich im Alterthum nicht einmal die Aussprüche des Pythischen Apoll erfreuen durften. Der alte berühmte Theodor Mommsen hat es für nicht unter seiner Würde stehend erachtet, einer neuen englischen Zeit-

Digitized by Google

schrift, The independent Review, für ihre erste Nummer einen Reclameartikel zu schreiben und damit eine Aufregung in der literar-politischen Welt hervorzurufen, die ohne Zweifel den Absichten des englischen Herausgebers entsprochen haben wird. Ob er zwar in den Kreisen, wo die wirkliche Politik gemacht wird, auch nur eine nennenswerthe Beachtung gefunden hat, steht auf einem anderen Blatte.

Mit gutem Grunde kann man das deßhalb bezweifeln, weil die ganze Auslassung doch zu sehr nach deutschem Freisinn riecht, der, in der Heimath abgestanden, in englischer Zubereitung keinen frischeren Geschmack bekommt. Was schallt uns von jenseit des Aermelmeeres Anderes aus dem Munde Mommsen's entgegen, als was man schon diesseits des Canals unzählige Male in Barth's Nation hat lesen können? So mag für den englischen Geschäftsmann in dessen Rechnungsbüchern ein ganz hübsches Ergebniß zu verzeichnen gewesen sein, aber in allem Uebrigen erinnert diese Spätgeburt des Verfassers der Römischen Geschichte an das Mäuslein, das die Berge gebaren. Ein simples graues Mäuslein, nicht einmal ein apartes weißes.

Wenn denn der große Gelehrte durchaus seine Meinung über den Stand der Dinge zwischen Deutschland und England zum Besten geben mußte, so hätte man gern den starken Geist in seinem Essay wehen hören, der die Blätter seiner Römischen Geschichte beseelt. Gern hätte man die hohen Gedanken ausgeführt gesehen, von denen seine Betrachtungen zu den Nothwendigkeiten getragen werden, die das Leben der Nationen des Alterthums bestimmten. Als wir noch jung waren, wurden wir gehoben und begeistert durch Mommsen's bahnbrechende Geschichtsanschauung, und noch jetzt erfrischt sich der alternde Geist gern an der klaren Entfaltung der Gründe, die das römische Volk in den Kampf mit Karthago trieben, wie an der ebenso lichtvollen Darlegung der Ursachen, aus denen die Freiheit des geistesmächtigen Hellas in dem zum Herrschen starken imperium Romanum aufgehen mußte. Woher denn nun jetzt diese lahme philisterhafte Behandlung derselben Dinge, die dadurch doch in ihrem Wesen nicht anders werden, daß sie durch Zeit und Ort von jenen früheren verschieden sind? Oder ist Mommsen der Meinung, daß die Civilisation, die hoch von ihm gepriesene, die gegenwärtig die Leiber der modernen Völker umhüllt, den von innen aufsteigenden Trieb zu Krieg und Revolution und schließlich die Notwendigkeit des Unterganges hintan halten könne?

Deutschland und England sollen „in einen Krieg mit einander gleiten", wenn nicht dem „Aufbauschen geringfügiger Meinungsverschiedenheiten und Collisionen zu Staatshändeln" ein Halt geboten wird. Hierauf könnte ein angehender Historiker, auch wenn er von der Schule Mommsen's keine Ahnung hätte, mit Recht erwidern, daß, wenn zwischen zwei Völkern nicht die aus den beiderseitigen Lebensbedingungen von unten herauf wachsenden Gegensätze vorhanden sind, die Presse beider Länder soviel Geschrei und Lärm machen könnte, wie sie nur immer Lust hätte, ohne doch den Krieg heraufzuzerren, der keine Nothwendigkeit ist. Umgekehrt aber würde selbst das zahmste Schweigen der wildesten Presse nicht den Gewaltschritt des nahenden Kriegsgottes hemmen, wenn nicht der Knoten der widerstrebenden Interessen so in einander verschlungen ist, daß nur das Schwert zu seiner Lösung noch ausreicht. Es ist eine Wahrheit, die Mommsen selbst in seiner Geschichte der Römer so häufig zum ergreifenden Ausdruck gebracht hat, daß einem beim Lesen des Review-Artikels vor Verwunderung schier die Augen übergehen.

Wo sind denn aber in Deutschland die Rufer zum Streite gewesen? In unseren Parlamenten ist es in den letzten zehn Jahren so zahm hergegangen, daß selbst Bismarck, der sich doch gewiß nicht gern in seinen Cirkeln herumtrampeln ließ, nicht unzufrieden gewesen wäre. Die Socialdemokratie hetzt bekanntlich nur nach innen hin, und der Freisinn hat gar keine Ursache, mit der von der deutschen Regierung gegen die englische betriebenen Politik unzufrieden zu sein. Von den Conservativen und dem Centrum braucht überhaupt nicht gesprochen zu werden, aber die Nationalliberalen haben die bösen Alldeutschen unter sich. Mommsen nennt sie Narren, und zweifellos braucht nicht jeder politisch denkende Mann mit ihrem Gebahren einverstanden zu sein. Aber wenn man noch die Antisemiten hinzu rechnet, so ist in allen Interpellationen, die aus den Reihen dieser Leute hervorgegangen sind, nichts an Unwillen laut geworden, das auch nur entfernt an das Niveau von dem heran reichte, was an Haß in fremden Nationalversammlungen über die deutsche Politik ausgegossen wird.

Kommt in zweiter Reihe die deutsche Presse, von der der Verfasser des englischen Artikels behauptet, daß sie hinter ihrer Schwester in britischer Druckerschwärze nicht zurückgeblieben sei. Wenn es der Fall wäre, so hätte man keinen Grund zur Verwunderung, aber es ist nicht der Fall. Die maßvollen Männer, die unsere periodischen Zeitschriften herausgegeben und die zum Theil Wochen lang Zeit haben, sich auf das zu besinnen, was sie zur deutsch-englischen Frage sagen sollen, haben sich ihrer Aufgabe mit einer Bedachtsamkeit erledigt, die fast mustergültig für die Behandlung internationaler Vorkommnisse ist und jedenfalls keine Veranlassung gegeben hat, den angeschlagenen Ton als Beweis für den Haß der Deutschen gegen England in London zu denunciren. Wie diese Wochen- und Monatsschriften, so haben sich im Ganzen und Großen auch unsere großen täglichen Zeitungen gehalten. Daß hier ab und zu scharfe Worte gefallen sind, wer wollte es leugnen? Es wäre auch noch besser, dem Ochsen, der da drischet, das Maul zu verbinden: das Wölflein holt sich eben Kochfleisch, es ist das Wölfleins Art. Aber etwas Anderes ist es, und Zeit ist es auch, an dieser Stelle einmal darauf hinzuweisen, daß Zwischenträgerei Schuld daran ist, wenn das, was in Berlin und München das Seigen einer Mücke war, in London als die Großthat eines Elephanten angesehen wurde. Woher und welcher Art waren die Leute, die sich mit dergleichen abgegeben haben und noch abgeben?

Viel verspricht sich Mommsen von der besonnenen gegenseitigen Controle, die die öffentliche Meinung von hüben und drüben an allen internationalen Geschehnissen übt. Ein schöner Glaube in dem Munde eines alten weisen Mannes, wenn dieser selbe weise Mann nur nicht die Römische Geschichte geschrieben hätte. Aus dieser lernen wir mit einer Klarheit, die entzückend für den Menschengeist ist, daß noch niemals ein Staat sich durch die Bewunderung fremder Tugend hat abhalten lassen, das mit solcher Vortrefflichkeit behaftete Volk unter sein Joch zu zwingen und es, wenn es eben nicht anders ging, mit der härtesten Sklaverei zu belegen. Leider hat darin alle unsere Civilisation und, was noch unendlich viel höher steht, alle Moral des Christenthums keinen Wandel schaffen können. Cromwell hatte den Vorzug, ein Engländer zu sein, und war außerdem von einer Christlichkeit durchtränkt, die, wie seine Glaubensgenossen behaupteten, aus der reinsten Quelle floß, aber er hat darin kein Hinderniß gefunden, die Holländer mit der Navigationsacte zu schlagen und die Iren mit noch einer härteren Gewaltherrschaft zu beglücken, als seine königlichen Vorgänger für nöthig erachtet hatten. Wollte die öffentliche Meinung in Deutschland die Engländer hieran und an andere Dinge, die geschehen sind, erinnern, so würde es an Recriminationen nicht fehlen, und es hat daran nicht gemangelt. War es gestern oder vorgestern, daß aus England der Vorwurf kam, unsere Behandlung der Polen und Elsaß-Lothringer spotte aller Moral? Indeß, das haben wir wegen der Länge der Zeit vergessen und steht auch nirgends geschrieben, aber, was wir uns aus den Gedanken und Erinnerungen Bismarck's jeden Augenblick in's Gedächtniß zurückrufen können, das ist die moralische Entrüstung, die von Großbritannien herüber schallte, als die deutschen Kanonen vor dem heiligen Paris Bum! Bum!

Digitized by Google

machten. Mommsen nennt das Alles eine heilsame gegenseitige Controle der öffentlichen Meinung, aber wer es glauben will, der darf Theodor Mommsen's Römische Geschichte nicht lesen.

Mommsen constituirt neben den Parlamenten von Beruf und dem Redeconcert ihrer Pressen noch eine höhere Rathsversammlung, die über allen anderen in den Wolken thront, wo einstmals das neue Athen des Aristophanes seinen Platz hatte. Dieser Areopag soll aus den besten Männern beider Nationen bestehen, und, wenn sonst Niemand sich dazu drängt, so scheint er selbst nicht abgeneigt zu sein, als Alterspräsident den Vorsitz zu übernehmen. Das hätte geschehn, und dies hätte unterbleiben müssen; hiervor sollt Ihr Euch das nächste Mal hüten, und wir wollen ein Anderes, was Euch Kummer bereitet hat, nicht wieder thun. Als ob es seit den Tagen des seligen Cicero anders geworden wäre, und als ob schön fließende Worte dem unabwendbaren Gang des Schicksals Halt gebieten könnten. Der arme Cicero, dem Mommsen in seiner Geschichte so arg mitgespielt hat, wollte mit seinen Reden nur einen Staat retten, er selbst aber will mit der Klappe der Seinigen gleich zwei zudecken und vor Ungemach schützen.

Es war Alles schon so gut im Gange, und fromm hörten wir Einer auf die Ermahnungen des Anderen, da kam der böse Burenkrieg und warf Alles, was bis auf die krönende Spitze bereits aufgebaut war, wieder über den Haufen. Könnt Ihr uns denn gar nicht die moralische Entrüstung verzeihen, die die Vergewaltigung der germanischen Republiken in Südafrika im deutschen Volke wachgerufen hat? Es war aber doch auch nicht recht von Euch, und jetzt, wo Alles vorbei ist, darf ich Euch doch wohl sagen, daß es ebenso unrecht war, wie einstmals die Römer mit dem — — — Aber, das sagt Mommsen nicht, und es ist gut, daß er es nicht thut. Denn es wäre nicht weniger thöricht, als wenn sich im Alterthum Einer hätte auf den Weg machen wollen, um den Bewohnern von Athen eine Eule zu zeigen.

Selbst vor der ehrfurchtgebietenden Gestalt des greisen Historikers ist es schwer, ernsthaft zu bleiben, wenn man von einer Geschichtsauffassung liest, die den ersten Grund zu der englischen Verstimmung gegen Deutschland in den Vorgängen sieht, die mit dem Burenkriege zusammenhängen. Lange vor dem Jamesou'schen Einfall, der die Veranlassung zu einer berühmt gewordenen Depesche war, hatte das Lamm die Wege des Wolfes gekreuzt und seinen Unwillen bis zum Zähnefletschen gereizt. Was habt Ihr auf der See zu fahren und gar Schiffe, die nach Krieg aussehen, mit Kanonen zu spicken? Seitdem wir einst unter Cerdik und Ida von Euren Küsten ausgefahren sind, ist das unsere Sache, und Ihr sollt uns darin nicht stören, daß Altenglands Schlaf beunruhigt wird. Ihr sollt Euch mit den Weideplätzen, die Eure Heimath bietet, begnügen, und laßt Euch nicht etwa einfallen, zu denken, wir könnten wie Abraham zu Euch sprechen: Lieber, willst Du zur Linken, so will ich zur Rechten, und umgekehrt.

England beansprucht die unbestrittene Herrschaft der Meere, und eine Jahrhunderte lange Geschichte giebt ihm das thatsächliche Recht dazu. Wer ihm dieses in der Gegenwart bestreitet, ist nicht minder sein Feind, als Alle es waren, die ihm in der Vergangenheit entgegentraten. Nicht, daß die irgendwie gestalteten Erscheinungen des Burenkrieges schwache Seelen in Deutschland von moralischer Entrüstung erbeben ließen, hat die Feindschaft Großbritanniens wachgerufen, sondern die hat schon Jahrzehnte vorher der fabelhafte Aufschwung des deutschen Wirthschaftslebens zur Blüthe getrieben. Der „Entrüstungsrummel" hätte innerhalb der schwarz-weiß-rothen Grenzpfähle noch weiter größer sein können, und Albion hätte sich den Pfifferling daran gekehrt, wenn nicht unsere Flottenbewegung wäre, und wenn damit Deutschland nicht die Absicht zeigte, seinen Willen auch außerhalb seiner continentalen Gemarkung zur Geltung zu bringen. England fürchtet Deutschland, und Mommsen sollte am Besten wissen, daß man der Furcht, die den tiefen Haß zum Begleiter hat, nicht mit sanften Mahnungen beikommen kann.

Auch der Appell an die besseren Eigenschaften des Fürchtenden nützt Nichts, wenn dieser sich in den Grundlagen seines Daseins bedroht sieht. Mommsen's Römische Geschichte strotzt von Beispielen zu dieser Wahrheit. Nichtsdestoweniger krault er dem Bären den Pelz, wo er nur irgend hoffen kann, daß es dem knurrenden Petz Vergnügen macht. Die Manen Shakespeare's werden citirt und die Geister der Schlacht von Waterloo: Shakespeare soll der Vater unserer Poesie sein, und die Schlacht das Vorbild für die dauernde „Schöne Vereinigung" beider Nationen. Ach, wenn er von beiden doch nur geschwiegen hätte! Denn die Engländer wollen von Belle-Alliance Nichts wissen, und die Deutschen weisen die Vaterschaft ihrer Dichtung lieber ihrem großen Bibelübersetzer zu.

Bevor ich zum Schluß gelange, noch einige Bemerkungen. Mommsen nennt unsere Alldeutschen unter Führung des Professors Hasse nationale Narren, weil sie „einen eigenen, alle Herrlichkeiten des Menschengeistes in sich schließenden germanischen Adam dem allgemeinen substituiren". Aber, Hand auf's Herz, sieht denn der angelsächsisch-deutsche Adam, den er an Stelle des allgemeinen als Schutzherrn für seine „Heilige Allianz der Völker" aufstellt, dem der Alldeutschen nicht so ähnlich, wie nur ein Zwillingsbruder dem Anderen sein kann? Es ist ein hartes Wort, aber mit der Verbrüderung der Völker unter der Führung Englands und Deutschlands, die Mommsen das „Ziel seiner Jugend" war und der „Stern seiner alten Tage" ist, schaut es doch sehr wacklig aus. Auch ist es tragisch, wenn einer der Lehrmeister seines Lehrherrn sein soll. Trotzdem muß es bei der Bismarck'schen Wahrheit bleiben, daß für Verbrüderungen unter Völkern nur die Gleichheit der materiellen Interessen maßgebend ist. Sind die Opfer, die Beide bringen, dem Herrn, der sie ansieht, gleich gefällig, dann hat ihr Zusammenleben Bestand, bleibt aber der Rauch des Einen an der Erde kleben, und steigt nur der des Anderen zum Himmel empor, dann schlägt noch immer Kain den Abel todt.

Fürst Otto von Bismarck und König Ludwig II. von Bayern.

Von Dr. Hermann Ortloff (Weimar).

Zu den interessanteren Mittheilungen des Fürsten Otto von Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen", Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Nachfolger, Stuttgart 1898, Bd. I, Cap. 18, S. 351 ff., gehört der Briefwechsel mit König Ludwig II., welcher dem Fürsten seine größte Verehrung und Hochschätzung der Verdienste um die Gründung des Deutschen Reiches in den wärmsten Ausdrücken kund giebt. Von Versailles aus theilt der Fürst dem König unter dem 27. November 1870 seine Ideen über die deutsche Kaiserfrage mit als dem Gefühl der deutschen Stämme entsprechend: „Der deutsche Kaiser ist ihrer aller Landsmann, der König von Preußen ein Nachbar, dem unter diesem Namen Rechte, die ihre Grundlage nur in der freiwilligen Uebertragung durch die deutschen Fürsten und Stämme finden, nicht zustehen. Ich glaube, daß der deutsche Titel für das Präsidium die Zulassung desselben erleichtert, und die Geschichte lehrt, daß die großen Fürstenhäuser Deutschlands, Preußen eingeschlossen, die Existenz des von ihnen gewählten Kaisers niemals als eine Beeinträchtigung ihrer eigenen europäischen Stellung empfunden haben." Darauf antwortete

Digitized by Google

der König am 2. December 1870 unter Bezugnahme auf einen gleichzeitig an den König Wilhelm I., seinen „vielgeliebten, hochverehrten Oheim“ gerichteten Brief, er wünsche von ganzem Herzen, daß sein Vorschlag bei demselben, den übrigen Bundesgliedern, welchen er geschrieben, und auch bei der Nation vollen Anklang finde, er auch das befriedigende Bewußtsein habe, vermöge seiner Stellung in Deutschland wie beim Beginne so beim Abschlusse des ruhmreichen Krieges in der Lage zu sein, einen entscheidenden Schritt zu Gunsten der nationalen Sache thun zu können, doch hoffe er auch mit Bestimmtheit, daß Bayern seine Stellung fortan erhalten bleibe, da sie mit einer treuen, rückhaltlosen Bundespolitik wohl vereinbarlich sei und verderblicher Centralisation am sichersten steure. Im Eingang zur Veröffentlichung dieses Briefwechsels erinnert der Fürst sich des in der Versailler Verhandlung aufgetauchten Gedankens Ludwig's II. als eines außerhalb des Gebietes politischer Möglichkeit gelegenen, daß das deutsche Kaiserthum oder Bundespräsidium zwischen dem preußischen und bayerischen Hause erblich wechseln solle, daß die Zweifel darüber, wie dieser unpraktische Gedanke praktisch zu machen sei, jedoch überholt gewesen seien durch die Verhandlungen mit den bayerischen Vertretern in Versailles und deren Ergebnisse, wonach dem Präsidium des Bundes, also dem Könige von Preußen, die Rechte, die er bereits dem bayerischen Bundesgenossen gegenüber ausübte, schon in der Hauptsache bewilligt gewesen seien, ehe es sich um den Kaisertitel gehandelt habe. Der Fürst erwiderte am 24. December 1870 dem Könige, daß auch er von der Centralisation kein Heil erwarte, sondern gerade in der Erhaltung der Rechte, welche die Bundesverfassung den einzelnen Gliedern des Bundes sichere, die dem deutschen Geiste entsprechende Form der Entwickelung und zugleich die sicherste Bürgschaft gegen die Gefahren erblicke, welchen Recht und Ordnung in der freien Bewegung des heutigen politischen Lebens ausgesetzt sein könnten. Daß die Herstellung der Kaiserwürde durch die Initiative des Königs Ludwig und der verbündeten Fürsten den monarchisch-conservativen Interessen förderlich sei, beweise die feindliche Stellung, welche die republikanische Partei in ganz Deutschland zu derselben genommen habe.

Aus dem Briefwechsel vom 27. November 1870 und vom 2. December 1870 könnte man annehmen, zumal aus den späteren Briefen des Königs Ludwig eine bewundernde Anerkennung der Verdienste Bismarck's hervorgeht, daß die Kaiserfrage weit glatter ihre Erledigung gefunden habe, als es der Fall war. Die Memoiren des Herzogs von Coburg und besonders das ansehnliche Geschichtswerk des Dr. Ottokar Lorenz, Professors in Jena: „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches 1866—1871 nach Schriften und Mittheilungen betheiligter Fürsten und Staatsmänner“, Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1902, giebt im Capitel 7 reichliche Aufschlüsse über die Schwierigkeiten, welche von der bayerischen Regierung und besonders der allzu partikularistischen Landesvertretung bis zum 18. Januar 1871 der Entscheidung der Kaiserfrage gemacht worden sind. Nach dem Zeugniß der Frau von Kobell widerstrebte es dem König, als dem Sprossen eines uralten Geschlechts, der drei Kaiser unter seinen Ahnen zählte, den Antrag auf Uebertragung der Kaiserwürde auf den König Wilhelm I. zu stellen, aber aus der Nothwendigkeit eine Tugend zu machen, habe ihm endlich als geboten geschienen. Nach einer Mittheilung von Mohls habe man in München, als der Kaiserantrag bekannt geworden, erzählt, der König Ludwig habe sich seiner Umgebung des in dem Bismarck'schen Brief vom 27. November 1870 ausgesprochenen Gedankens bedient mit der Aeußerung: „Bis jetzt war der König von Preußen mein Nachbar, jetzt nun will ich ihn als meinen Landsmann anerkennen.“ Das Verhalten des bayerischen Regierungsvertreters Grafen Bray und des bayerischen Landtags gegenüber der Verfassungs- und Kaiserfrage war geradezu reichsfeindlich geworden und hatte die höchsten Kreise und selbst den König nicht unberührt gelassen, der nicht von Ministern beeinflußt erscheinen, sondern aus eigener Machtvollkommenheit den Antrag wegen der Uebertragung der Kaiserwürde mit Zustimmung der Bundesfürsten einbringen wollte und sich dazu seines Oberstallmeisters Grafen Holnstein vertrauensvoll bedient hatte. Die Schilderung der durch jenes feindliche Verhalten für den König Wilhelm, die Bundesfürsten und besonders den Grafen v. Bismarck bis zum letzten Augenblick vor der Kaiserproklamation am 18. Januar 1871 bestandenen Schwierigkeiten gehört zu den interessantesten Partien des Lorenz'schen Werkes.

Wie sich König Ludwig mit der Lösung der Kaiserfrage und der Reservirung der bayerischen Vorrechte in der Reichsverfassung wohl oder übel abgefunden hat, ergiebt der weitere, mit dem Fürsten geführte Briefwechsel.

In einer kurzen Zuschrift vom 31. Juli 1874 betonte König Ludwig, an den verabscheuungswürdigen Mordanschlag Kullmann's am 13. Juli gegen den Fürsten anknüpfend, wiederholt das Vertrauen zu ihm, daß er seinen politischen Einfluß für die Erhaltung des föderativen Princips als Grundlage der Ordnung der Dinge in Deutschland einsetzen werde. Hierauf suchte der Fürst von Kissingen aus unter dem 10. August 1874 den König unter Verweisung auf die Reichsverfassung zu beruhigen, die auf der von den Bundesverträgen geschaffenen föderativen Grundlage beruhe und nicht ohne Vertragsbruch verletzt werden könne, wodurch sich die Reichsverfassung von jeder Landesverfassung unterscheide. Die Rechte des Königs bildeten einen unlöslichen Theil der Reichsverfassung und beruhten daher auf denselben sicheren Grundlagen wie alle Institutionen des Reiches, in welchen Deutschland und Bayern in seiner würdigen und einsichtigen Vertretung im Bundesrathe eine feste Bürgschaft gegen jede Ausartung oder Uebertreibung der einheitlichen Bestrebungen habe.

Unter Uebergehung des Briefwechsels über die auswärtige Reichspolitik mag noch Einiges über die innere jenem Briefwechsel entnommen werden. Unter dem 18. August 1878 schreibt der Fürst von Kissingen aus u. A. über die damals schwierigeren Aufgaben der inneren Politik, wovon noch Manches und zwar in erhöhtem Maße für die Gegenwart zutrifft. „Die im Centrum vereinten Kräfte fechten zwar jetzt unter päpstlicher Flagge, sind aber an sich staatsfeindlich, auch wenn die Flagge der Katholicität aufhörte, sie zu decken; ihr Zusammenhang mit der Fortschrittspartei und den Socialisten auf der Basis der Feindschaft gegen den Staat ist von dem Kirchenstreit unabhängig. In Preußen wenigstens waren die Wahlkreise, in denen das Centrum sich ergänzt, auch vor dem Kirchenstreit oppositionell, aus demokratischer Gesinnung, bis auf den Adel in Westphalen und Oberschlesien, der unter der Leitung der Jesuiten steht, und von diesen absichtlich schlecht erzogen wird ... Das Anwachsen der socialdemokratischen Gefahr, die jährliche Vermehrung der bedrohlichen Räuberbande, mit der wir gemeinsam unsere größeren Städte bewohnen, die Versagung der Unterstützung gegen diese Gefahr von Seiten der Mehrheit des Reichstages, drängt schließlich den deutschen Fürsten, ihren Regierungen und allen Anhängern der staatlichen Ordnung eine Solidarität der Nothwehr auf, welcher die Demagogie der Redner und der Presse nicht gewachsen sein wird, so lange die Regierungen einig und entschlossen bleiben, wie sie es gegenwärtig sind. Der Zweck des Deutschen Reiches ist der Rechtsschutz; die parlamentarische Thätigkeit ist bei Stiftung des Bundes der Fürsten und Städte als ein Mittel zur Erreichung des Bundeszweckes, aber nicht als Selbstzweck aufgefaßt worden.“ Schließlich spricht der Fürst die Hoffnung aus, daß das Verhalten des Reichstages die verbündeten Regierungen der Nothwendigkeit überheben werde, die Consequenzen dieser Rechtslage jemals praktisch zu ziehen, jedoch sei er nicht gewiß, daß die Mehrheit des gewählten Reichstages schon der richtige Ausdruck der zweifellos loyal und monarchisch gesinnten Mehrheit der

Digitized by Google

deutschen Wähler sein werde; sollte dies nicht der Fall sein, so trete die Frage der neuen Auflösung in die Tagesordnung, und bei einem neuen Appell an die Wähler werde die wirthschaftliche und finanzielle Reformfrage ein Bundesgenosse der Regierungen sein, sobald sie im Volke richtig verstanden sein werde, wozu ihre Discussion im Reichstage nöthig sei. Das Bedürfniß höherer Einnahmen durch indirecte Steuern sei in allen Bundesstaaten fühlbar, was von deren Ministern in Heidelberg einstimmig anerkannt worden sei; der Widerspruch der parlamentarischen Theoretiker hiergegen habe in der productiven Mehrheit der Bevölkerung auf die Dauer keinen Anklang. Auf diesen Brief erwiderte König Ludwig, der sich stets als „aufrichtiger Freund" unterzeichnete, mit Wiederholung seiner Anerkennung der Verdienste des Fürsten um die allgemeine Wohlfahrt, daß auch er sich der festen Hoffnung hingebe, es würden die verbündeten Regierungen fest zusammenstehen, wenn es gelte, die socialdemokratische Gefahr zu beschwören. In einem weiteren Briefe aus Kissingen vom 4. August 1879 bemerkt der Fürst u. A.: „Die Vorarbeiten der Revolution recrutiren sich bei uns ziemlich ausschließlich aus dem gelehrten Proletariat, an welchem Norddeutschland reicher ist, als der Süden. Es sind die studirten und hochgebildeten Herren, ohne Besitz, ohne Industrie, ohne Erwerb, welche entweder vom Gehalt im Staats- und Gemeindedienst oder von der Presse, häufig von beiden leben, und welche im Reichstage erheblich mehr als die Hälfte der Abgeordneten stellen, während im wählenden Volk ihre Anzahl einen geringen Procentsatz nicht überschreitet. Diese Herren sind es, welche das revolutionäre Ferment liefern" ꝛc. Wieder betont der Fürst am Schluß, daß die wesentliche Aufgabe der erhaltenden Politik in der Reform der wirthschaftlichen Interessen zu suchen sei, in dem Versuche zur Eröffnung weiterer Einnahmequellen, da die bisherigen nicht ausreichen würden, um Reformen der directen Steuern und Unterstützungen der nothleidenden Gemeindeverwaltungen zu ermöglichen.

Schließlich sei noch aus dem vorletzten Briefe des Königs vom 10. August 1881 Folgendes herausgehoben: „Die Darstellung der äußeren und inneren Lage, welche ich Ihrem, mir so willkommenen, hochgeschätzten Schreiben verdanke, war mir im höchsten Grade interessant. Wie Großes Sie nach beiden Seiten hin leisten, ist der Gegenstand meiner Bewunderung. Für die Friedensaussichten bin ich ebenso empfänglich, als für Ihr festes Standhalten gegen die Gelüste nach parlamentarischer Majoritätsregierung, welche gegenwärtig auch in Bayern, wenn auch von anderer Seite her, auftauchen. Ich werde dafür sorgen, daß ihr Ziel, das mit dem monarchischen Princip nicht zu vereinigen ist und nur endlose Unruhe und Unfrieden herbeiführen würde, unerreicht bleibt. Den bevorstehenden Wahlen sehe ich mit dem größten Interesse entgegen. Wenn sie auch nicht nach Wunsch ausfallen, so glaube ich doch fest daran, daß es Ihrer Beharrlichkeit gelingen wird, die finanziellen und wirthschaftlichen Grundlagen zu schaffen, welche nothwendig sind, um die Wohlfahrt der deutschen Lande und insbesondere die Lage der Arbeiter auf eine befriedigende Stufe zu bringen; der ehrlichen Mitwirkung von Seiten meiner Regierung sind Sie gewiß. — Andererseits bin ich der vertrauensvollen Ueberzeugung, daß Sie, mein lieber Fürst, bei der Durchführung Ihrer großen Ideen von dem föderativen Princip ausgehen, auf welchen das Reich und die Selbstständigkeit der Einzelstaaten bestehen." Auch hier tritt nochmals die Besorgniß des Königs um die Erhaltung dieser Selbstständigkeit gegenüber dem mehrfach erkennbaren Bestreben nach einer größeren Reichseinheit in der sogenannten Centralisation hervor. In einem Briefe vom 7. Juli 1877 hatte König Ludwig bemerkt, mit wahrhafter Beruhigung nehme er vom Fürsten das Wort entgegen, daß das Heil der deutschen Zukunft nicht in der Centralisation zu suchen sei, welche mit der Schaffung von verantwortlichen Reichsministerien eintreten würde, der gegenüber der Fürst ihm als starker Hort der Rechte der Bundesfürsten erscheine. Dem war nämlich ein Brief des Fürsten vom 29. Juni 1877 vorausgegangen, worin er seiner Abwehr gegen das Bestreben der Mehrheit des Reichstages, einen „verantwortlichen Reichsminister" zu schaffen, gedenkt, einer Ablehnung dieser Bezeichnung behufs Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte des Bundesrathes und seiner hohen Vollmachtgeber. Nur auf Kosten der Letzteren könnten die erstrebten Reichsministerien geschäftlich dotirt werden, und damit würde ein Weg in der Richtung der Centralisirung eingeschlagen, in der man das Heil der deutschen Zukunft vergebens suchen würde. Es sei nicht nur das verfassungsmäßige Recht, sondern auch die politische Aufgabe der außerpreußischen Collegen im Bundesrath, ihn im Kampfe gegen die Einführung solcher Reichsministerien offen zu unterstützen und dadurch klar zu stellen, daß er bisher nicht für die ministerielle Alleinherrschaft des Kanzlers, sondern für die Rechte der Bundesgenossen und für die ministeriellen Befugnisse des Bundesraths eingetreten sei.

Literatur und Kunst.

„Mutter und Kind" von Friedr. Hebbel.

Eine Analyse und Würdigung von O. Wentorf.

Vor einiger Zeit sprach A. Bonus freimüthig und offen aus, daß er unter Umständen Religion und Literatur lieber nicht als Unterrichtsgegenstand in unseren Schulen sähe. So bitter er bekämpft wurde, — mit Recht! — so ist es doch nicht schwer, ihm nachzuempfinden und den eingenommenen Standpunkt zu verstehen. Denn dreierlei für unsere Literatur bedenkliche Wirkungen hat der Schulunterricht in der That. Zunächst wird durch ein Uebermaß von philologischen, historischen und terminologischen Erläuterungsstoffen das Interesse an dem Werk des Dichters nur zu häufig erdrückt. Die Seele, also belastet, kann jener Seele nicht folgen, die aus dem Kunstwerk spricht und mit emporreißen möchte zu freien Höhen. Oft genug auch wird die Dichtung mörderisch umgebracht durch eine brutal verwendete Zergliederungsmethode. Aber alles das schwindet bei einem besseren Betrieb des Unterrichtszweiges. Schwerer werden die beiden anderen Teufel auszutreiben sein, gegen die auch ein guter Unterricht mitunter machtlos bleibt. Es erzeugt sich in den Schülern so gern die Meinung, die im Unterricht gebotenen Werke seien immer die Hauptwerke und wenn dazu noch die Kenntniß der Biographie käme, so sei ein Verständniß der ganzen Dichterpersönlichkeit gewonnen. Ich las den Tell, die Jungfrau, den Wallenstein, die Räuber, die Balladen, die Glocke, den Spaziergang und noch Dies und Das: den Schiller kenne ich gründlich. Ein erneutes vertiefendes Lesen ist nicht nöthig, eine Erweiterung überflüssig. So lernt Mancher das selbstthätige Versenken in eine große Persönlichkeit, das Untergehen in ihr, wie Hebbel es nannte, gar nicht kennen. Hand in Hand damit geht dann die Geringschätzung aller Derer, die in den Lesebüchern zur Literatur nicht oder nur wenig vertreten sind. Unter diesen Folgen des Schulunterrichts haben viele neuere Dichter, besonders aber Hebbel zu leiden gehabt. Biographische Züge und Notizen über seine Werke, die etwa gegeben wurden, haben diesen Genius grausam entstellt. Wohl nennt man jetzt seinen Namen mit Achtung, aber die Schätze, die in seinen Werken ruhen, sind noch immer nicht gehoben.

Digitized by Google

Ein Werk, wenig genannt und vielleicht auch nicht viel mehr gekannt, ist das Epos „Mutter und Kind“. Selbst da, wo man für die Anerkennung Hebbel's kämpft, wird es verhältnißmäßig wenig gewürdigt. Und doch gehört es zu den Hauptwerken des Dichters. Ja, ich stehe nicht an, es neben Hermann und Dorothea zu nennen. Es wird immer als eins der ersten Werke zu empfehlen sein, wenn es gilt, für Hebbel erst den Boden zu bereiten. Denn seine Dramen erfordern größere Kraft und Energie, um durchdrungen zu werden, seine Lyrik ist spröde und zeigt nicht Jedem unter dem einfachen Kleid die hohe Schönheit. Wir wollen vom Gedicht immer noch zu viel Kling-Klang und gleißende Bilder.

Der Stoff des Gedichtes ist so einfach wie der in Hermann und Dorothea. Ein Fuhrmannsknecht will nach Amerika auswandern, um dort die zur Heirath nöthigen Mittel zu erwerben. Magdalena, seine Braut, dient bei einem reichen Kaufherrn. Sie ist todttraurig über die Reise des Geliebten, und es erscheint ihr wie Hülfe vom Himmel, daß ihre Herrschaft ihnen ein Gütchen am Harz anbietet und dafür nur verlangt, das erste Kind adoptiren zu dürfen. Sie willigt ein, und beide bewirthschaften nun mit arbeitsfähiger und -freudiger Kraft das Gut. Allein, als Magdalena sich Mutter fühlt, erkennt sie das Sündige ihres Versprechens. Es ist ihr zu Muthe, „als sollte sie sich selber zerreißen und theilen und die Hälfte begraben“. Da nun ihr Mann, Christian, nicht wortbrüchig werden will, flieht sie in wahnsinniger Angst um den Verlust ihres Kindes von ihm. Er entdeckt sie aber in einer Waldhütte, in der sie mit ihrem Kinde Schutz gesucht hat. Beide beschließen nun, dem Kaufherrn den Besitz wieder zu überliefern. Sie legen genaue Rechnung ab und nehmen für sich den geringsten Lohn. Das Kind soll nur noch getauft werden, dann wollen sie über Bremen nach Amerika auswandern, um den edelgesinnten Herrschaften, die sie getäuscht haben, nicht mehr zu begegnen. Allein spät am Tauftage langen die Herrschaften auf der Rückreise von Italien schon im Städtchen an. In aller Hast fliehen Christian und Magdalena mit ihrem Kinde. Um allen Nachforschungen zu entgehen, wandern sie die einsamsten Wege und suchen die niedersten Herbergen auf. Der Kaufherr und seine Gemahlin, die einen erklärenden Brief Christian's vorfinden, verzeihen ihnen nicht nur, sondern schätzen sie noch höher. Sie suchen mit Hülfe der Behörden und eines ausgesetzten Preises den Aufenthalt der Flüchtigen zu erfahren. Allein vergebens. Da trifft ein von Amerika zurückgekehrter Tischler, der Christian von früher kennt, in einer Herberge das flüchtige Paar. Er deutet an, daß man allerlei Uebels von ihnen rede. Man vermuthe, daß Christian als Verwalter des Kaufherrn Unterschlagungen gemacht habe, da auf seine Ergreifung ein Preis gesetzt sei. Den ehrlichen Namen aber will der Vater dem Sohne wenigstens retten, und so wandern sie nach Hamburg, um den Kaufherrn zur Rede zu stellen. Nun löst sich alles. Die Eltern haben durch die Angst und Noth gesühnt und sind nur noch fester an ihr Kind geknüpft. Die Gemahlin des Kaufherrn aber erkennt: unsere Kinder sind die Armen. „Herr, ich kann Dich verstehen! Du wolltest im Feuer mich läutern, drum durft' ich nicht gleich ihn finden! Doch schütztest Du selbst ihn mit allmächtiger Hand! Für Alles sei mir gepriesen!“

Die Grundidee der Dichtung ist die Darstellung des heiligen und unauflöslichen Bandes, durch das die Natur Mutter und Kind verknüpft hat. Die Mutterliebe kann die stärksten Opfer bringen, sie kann auf äußeres Glück und Wohlergehen des Kindes verzichten, aber sie kann von ihrer ersten heiligen Pflicht nicht lassen: ihrem Kinde selbst Liebe zu erzeigen. Die gewöhnliche Art, diesen Gedanken zu behandeln, ist die, daß man Conflicte construirt, wobei Krankheiten oder Unglücksfälle mancherlei Art als Prüfungen von Außen an die Mutter herantreten. Hebbel geht einen anderen Weg. In der Seele der Mutter selbst schürzt sich der Knoten, aus eigener Schuld erwächst der Conflict. Wie viel tiefere Blicke thun wir da in das Geheimniß: Mutter und Kind! Aber wie sehr wuchs dadurch auch die Schwierigkeit der Darstellung für den Dichter! Eine Mutter verzichtet auf ihr Kind, und doch dürfen wir uns nicht mit Abscheu von solcher Unnatur abwenden. Es galt eine Situation zu schaffen, aus der heraus die Mutter selbst sich schuldig fühlen mag, wir als Außenstehende sie aber nicht schuldig sprechen dürfen. Es galt, den Verzicht auf das Kind nicht in Widerspruch zu bringen mit der später bewiesenen opferwilligsten Liebe. Wie leistet Hebbel alles dies! Christian will auswandern, nicht muthwillig im Abenteuerdrang oder aus Gier nach Reichthum. „Hätt' ich den Dampfer auch schon bestiegen, ich würde ihn willig wieder verlassen, wenn hier noch ein mäßiges Glück sich mir zeigte; aber ebenso sicher vollbring' ich auch, was ich beschlossen, wenn kein Wunder geschieht und an die Heimath mich fesselt.“ Magdalena zittert um ihn, sein Tod im fremden Land ist ihr gewiß. Wenn er den Winden und Wellen auch entgeht, den Menschen drüben wird er nicht entgehen. Sie befragt Leute in der Stadt: Californien ist „der offene Rachen der Hölle, welcher sich plötzlich geöffnet, um Seele und Leib zu verderben“. Da zeigt sich ein rettender Ausweg. Der Doctor des Kaufherrn, dem sie vertraut wie einem Vater, zeigt ihr diesen Weg. In der Verwirrung sagt sie Anfangs nicht ja und nicht nein. Erst später, als Christian auf den Antrag des Kaufherrn nicht gleich Worte findet, ruft sie in der Angst ihres Herzens: „So ist's! Wir geloben's!“ Wer wollte sie verdammen, weil das, was ihr klar und gegenwärtig war, was ihre ganze Seele einnahm, siegte über etwas, was sie als Jungfrau in der ganzen Tragweite und Bedeutung noch gar nicht erfassen konnte? Wohl aber sprach tief im Busen die Stimme der Natur, die später überwältigend erklang. An dem bleichen Antlitz, mit dem sie das erste Mal vor die Herrin tritt und an der Hast, mit der sie sich selbst täuschend, die Einwilligung beim Schweigen Christian's ruft, erkennen wir es.

Aber hat nicht Hebbel die Einheit seines Werkes durch die Personen zerstört, die für die Führung der Handlung entscheidend sind? Was für die Gewährende und Versprechende zum Conflict ward, mußte es nothwendiger Weise auch für die Fordernde, die Gemahlin des Kaufmannes, werden. Auch sie, die von der Mutter die Lossagung vom Kinde forderte, sündigte gegen die Gesetze der Natur. Thatsächlich zeigt uns der Dichter, wie diese Frauenseele, die inbrünstige Sehnsucht nach einem Kinde und ein wenig Eitelkeit zu der unnatürlichen Forderung treibt, sich erhebt zu jener hohen Entsagung: „Ja nun sag' ich mit Dir, unsere Kinder sind die Armen!“ Im ersten Theil des Epos nehmen auch der Kaufherr und seine Gemahlin unser Interesse ebenso sehr in Anspruch wie Christian und Magdalena. Aber bei Hebbel dient doch Alles dem Ganzen. Die Schilderungen, wie für die Gemahlin des Kaufherrn das Leben jeden Reiz verliert ohne Kind, geben in gewissem Sinne ein negatives Bild, das das Folgende noch klarer hervortreten läßt. Sie steht vor dem Madonnenbild und sieht nur die glückliche Mutter, die Kinderfreuden des Jahrmarktes schneiden ihr in's Herz, ja, die „quiekendste Weihnachtstrompete in der schmutzigsten Twiete vom garstigsten Jungen geblasen“ erweckt die eine Sehnsucht und den einen bittersten Schmerz in ihr. Wir erkennen: die Natur fordert vom Weibe das Kind. Dies Naturverhältniß ist aber die Grundlage für das spätere Verhalten Magdalena's, und wir sehen ein, daß ihr Handeln nicht aus egoistischer Liebe entspringt, daß sie nicht leichtsinnig äußerem Glück den Weg versperrt zu ihrem Kinde, sondern daß sie einem heiligen Naturgebot folgt, wenn sie sich der Trennung von ihrem Kinde widersetzt.

Als Meister höchsten Ranges zeigt Hebbel sich in der Motivirung, wie das ja von seinen Dramen anerkannt ist.

Digitized by Google

Die Conflicte entstehen mit innerer Nothwendigkeit und die Handlung erwächst organisch aus den Seelenzuständen. Um das Letztere zunächst noch einmal im Zusammenhang in großen Zügen anzudeuten: Christian will auswandern, weil seine treue Liebe davor zurückschreckt, Magdalena in Anna's Lage zu bringen; die Gemahlin des Kaufherrn bietet das Gütchen, weil in ihr die Sehnsucht nach einem Kind, das wenigstens in gewissem Sinne ihr eigen zu nennen sei, übermächtig geworden ist, Magdalena willigt ein aus Angst, den Geliebten zu verlieren; sie flieht später, weil sie ihr Kind nicht hergeben kann; Christian und Magdalena entschließen sich zur Flucht und Auswanderung aus Scham vor den Herrschaften, denen sie das Wort nicht halten; sie kehren endlich zurück nach Hamburg aus Entrüstung darüber, daß ihr ehrlicher Name angetastet ist. — Wie Hebbel motivirt, ist schon oben gezeigt, als davon die Rede war, in welch besonderer Weise er die Grundidee dargestellt habe. Greifen wir ein anderes Beispiel heraus. Christian ist ein stiller, bescheidener, anspruchsloser und arbeitsfreudiger Jüngling, der wohl die Mahnung des Vaters befolgen möchte: Bleibe im Lande und nähre Dich redlich! Wie kommt er zu dem festen Entschluß, das Vaterland zu verlassen und im Elend der Fremde ein unsicheres Glück zu suchen? Das ist ja zunächst motivirt durch die Armuth Beider und die Unmöglichkeit für Christian, so viel zu erwerben, daß er in Krankheit seine Familie vor Noth schützen könne. Aber die nach dem Besitz verlangende Liebe täuscht über das Zukünftige so gern hinweg. Daß das nicht geschehe, stellt Hebbel dem Liebenden sein Schicksal zu klar vor Augen. Wilhelm und Anna, die zusammen dienten, haben sich vermählt. Sie können für eine gesunde Wohnung die Miethe nicht auftreiben. Krankheit befällt sie, das Fieber „springt von ihm zu ihr, von einem Kinde zum anderen, und verläßt sie nicht mehr". Sie erleiden solche Noth im feuchten, dumpfen Keller, daß trockenes Brod ihnen schmeckt wie Kuchen und Käse wie Fleisch. „Ja, ich hab' es erkannt und werd' es im Herzen bewahren: Wenn der Arme es wagt, nur Gatte und Vater zu werden, ist es so sündlich, als dächte der Reiche auf Kaiser und König, und es straft sich noch härter." Aber noch ist dem Dichter die Motivirung nicht zwingend genug; er greift noch tiefer. Letzter Hand wirken bei dem Entschluß Christian's die gesammten Zeitverhältnisse mit. „Die Welt ist anders geworden als mein Vater sie kannte, und seine goldenen Regeln passen nicht mehr hinein. Wer bliebe nicht gerne im Lande und nährte sich redlich! Aber wer kann, was er möchte! Wofür mein Vater das Häuschen kaufte, mieth' ich mir kaum die Stube, und was für den Ochsen einst der Schlächter gab, das giebt für die Haut jetzt der Gerber! — Es sind der Menschen zu viel über die Erde versät und statt, wie einst sich zu helfen, drängen sie sich und stoßen und suchen sich neidisch die Bissen aus den Händen zu reißen." Darum hat die Auswanderung so zugenommen. Wie ein Taumel und Fieber ergreift es die Menschen. Alle wollen jenseits des Oceans ein besseres Loos finden, sie erhoffen von dem goldreichen Californien jegliches Glück. „Wäre der Himmel geöffnet und würde am Thore geläutet, wie Abends bei uns zur Zeit der Sperre, es gäbe schier kein größ'res Getümmel, kein ärgeres Rennen und Laufen: Musikanten verkaufen die Fiedel, Gelehrte die Bibel, Schuster und Schneider den Pfriem und die Nadel und eilen nach Bremen. Von dem Bette des Kranken entweicht der gierige Doctor, und sein Koch ist voraus, es stoße im Mörser, wer Lust hat; Advokaten und Schreiber verachten auf einmal die Zunge, die sie so lange ernährte, und rechnen auf Arme und Beine; der Senator bedenkt sich's, ob er denn wirklich zu dick ist, und der Prediger kaum hält's aus bei seiner Gemeinde." In so köstlicher Weise schildert Hebbel jene Zeit. Wie sollte es in solcher Zeit nicht auch den Aermsten gelüsten, der nicht mehr will, als er braucht, um sein Mädchen mit gutem Gewissen zur Kirche zu führen?

Damit sind gleich im Anfang sociale Fragen berührt. Ihre Erörterung zieht sich durch die ganze Dichtung. Daraus hat man Hebbel einen Vorwurf gemacht. Otto Ludwig, der das Epos sehr lobenswerth fand und der aus dem Gedicht sogar schließen wollte, Hebbel sei eigentlich geborener Epiker, bedauerte es sehr, daß der Dichter es nicht unterlassen habe, in jedem Gesange seinen charakteristischen Todtenkopf vorzuzeigen, d. h. eben die sociale Frage hineinspielen zu lassen. Aber es ist doch wohl heute ziemlich allgemein anerkannt, was Adolf Bartel's in seiner Hebbel-Biographie ausspricht: Wir halten es nicht nur für ein Recht, sondern geradezu für die Pflicht des Dichters, die Probleme der Zeit, insofern sie die ewigen sind, in seine Werke nicht äußerlich, tendenziös hineinzutragen, wohl aber sie mit Nothwendigkeit zu berühren." Daß Hebbel die sociale Frage nie äußerlich tendenziös erörtert, daß diese Erörterungen nie um ihrer selbst willen, sondern im Zusammenhange mit dem Ganzen auftreten, zeigt jede genaue Betrachtung.

Der reiche Kaufherr verkörpert das Ideal eines Menschen der besitzenden Classe, der in selbstloser, edelster Liebe sich um die Lösung der socialen Frage, d. h. um die Ueberbrückung der Kluft zwischen Reich und Arm bemüht. Der schreckliche Brand von Hamburg hat ihn wachgerufen. Nicht die flammenden Straßen, die lodernde Börse, nicht das Geheul der Glocken, der Sturz der Thürme haben auf ihn den gewaltigsten Eindruck gemacht. „Alles dieses verschwand nur gegen die Hungergesichter, welche mit Ratten und Mäusen verschüchtert zu Tage sich drängten. Welch ein Elend erblickt ich! Und tief, wie unter der Erde, war es verborgen gewesen, und stahl sich, als wäre es Sünde gegen die glücklichen Brüder, auch jetzt noch zögernd und ängstlich, und vom dräuenden Tode gejagt, hervor aus den Löchern! Männer, Weiber und Kinder! Und das im christlichen Hamburg, welches der Armen und Kranken doch wahrlich nie noch vergessen." Es ist nicht nur eine Gefühlsaufwallung gewesen, es ist ihm heiliger Ernst um die Linderung der Noth. Reichlich spendet er Jahr für Jahr. Und wie übt er das Wohlthun! Es ist ihm nicht genug, daß die Rechte nicht wisse, was die Linke thut, sie soll es auch selbst vergessen. Er will nicht den Dank des Mundes: „Wen man aber beschämt, den wird man zugleich auch erbittern. Darum soll man die Kluft, die zwischen Geber und Nehmer einmal besteht, durch Milde nicht füllen wollen, man kann's nicht; nein man soll sie mit Nacht, mit heiligem Dunkel bedecken, und wie der Ewige selbst, in's tiefste Geheimniß sich hüllen." Er will die rothen Gespenster nicht mit Pulver und Blei verscheuchen. Sein Rath ist: „Man gebe ihnen zu essen, und, anstatt die Erde in unersättlicher Goldgier auszuschmelzen und dann als Schlacke liegen zu lassen, wie es ein Rothschild thut, bestelle man Wüsten und weise ihnen die Aecker an! Das heißt, sich selber beschützen." Man wird darüber streiten können, ob solches Wohlthun das weiseste ist, ob der Weg zur Lösung der socialen Frage am besten zum Ziel führt, aber Achtung und Ehrfurcht wird Jeder vor solchem Charakter empfinden. Wie wenig Hebbel tendenziös nur den Reichen predigt, zeigen die Ausführungen im sechsten und siebenten Gesang. Er durchschaute das hohle Parteitreiben. „Alles lebt nur von heute auf morgen, besonders Parteien." Sie sind ihm wie Knaben, die am Fluß stehen und im Winter nicht an den Kahn für den Sommer, im Sommer nicht an die nöthigen Schlittschuhe im Winter denken. „Geht es so fort, wie bisher, so werden Stände die Stände, Völker die Völker vertilgen, und in die schweigende Oede kehren die Thiere zurück, die einst dem Menschen gewichen." Dem Tischler aber, der seine socialdemokratischen Lehren entwickelt, erwidert Christian: „Was Dich selber betrifft und Deine verworfenen Lehren, so verlaß Dich darauf, ich würde, wenn Ihr Euch regtet, selbst den Wuch'rer beschützen, und wären wenige Stunden vorher mein Weib und mein Kind vor seiner Thüre verhungert, und

Digitized by Google

ich hätt' nur noch Kraft zu einem einzigen Schlage. Denn ihr seid ja ärger, als Feuer und Wasser und Alles, und wer fragt, wenn es brennt, nach Freunden und Feinden beim Löschen?" Wahrlich, Hebbel ist weit entfernt von äußerlicher Einseitigkeit. Er konnte als Dichter bei dem Gegensatz von Reich und Arm in seiner Dichtung und bei dem Charakter des Kaufherrn um die Erörterung socialer Probleme gar nicht herum. Das Resultat ist dies: Der Reiche hat mit seinem Besitz die Pflicht, Armuth und Noth zu lindern. Die Armen haben ein Recht an Leben und Gedeihen im Vaterlande, aber darum noch nicht das Recht, mit ungesetzlichen, brutalen Gewaltmitteln die Cultur zu zerstören. Dies Resultat und die von Herzen kommende Art des Dichters bei der Erörterung socialer Fragen wird nur ein blinder Parteifanatiker tadeln können.

Da der Werth einer Dichtung ganz wesentlich durch die Form bedingt wird, die sie zeigt, so wollen wir endlich noch diese einer kurzen Betrachtung unterwerfen. Das Epos ist wie Hermann und Dorothea in Hexametern verfaßt. Es mag richtig sein, daß dies Versmaß unserer deutschen Sprache eigentlich fremd ist. Aber das Sprachgenie unserer Meister hat es so verwendet, daß wir das nicht oder doch höchst selten empfinden. Mit den wechselnden Einschnitten lesen sich die Dichtungen in Hexametern oft wie freie Rhythmen. Es sei nun vorweg gesagt, daß Hebbel's Epos sich an Wohlklang und rhythmischem Schwung mit Hermann und Dorothea nicht messen kann. Aber Hebbel's Sprache hat auch ihre Vorzüge. Die bei Goethe ziemlich häufigen Beiwörter wie trefflicher Pfarrer, würdiger Herr, treffliches Mädchen, sinniger Jüngling u. s. f., die wir doch als etwas farblos empfinden, treten nicht so oft auf. Dasselbe gilt von den Participalformen. Kürze, oft herbe Wucht und eine wunderbare, in Goethe's Epos nicht übertroffene Realistik zeichnet die Sprache des Werkes aus. Sie hält sich trotz der dargestellten tiefen Gedanken so fern vom Philosophiren und von unpoetischen Abstractionen wie fast in keiner anderen Dichtung Hebbel's. Die schlichte, kernige Kraft der Volkssprache lebt in ihr. Man lese den ersten oder fünften Gesang, nein, Gesang für Gesang. Man erquickt sich in jedem einzelnen Gesange immer von Neuem, selbst wenn man seiner Beziehung zum Ganzen nicht gedenkt. Das hatte Hebbel vielleicht im Auge, als er die Widmung verfaßte, die später allerdings durch die Zueignung an den Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar hinfällig ward.

„Nicht dem Markte und nicht den Herren und Fürsten der Erde:
Einem gebildeten Geist weih' ich dies schlichte Gedicht.
Denn ein solcher erkennt, wie Recht und Pflicht sich verketten,
Und entziffert sich gern seinen bescheidenen Sinn.
Wem er sich aber verbirgt, der möge nur Eins nicht vergessen:
Auch ein Selam bleibt immer ein blühender Strauß!
Wär' ihm sogar der Strauß zu bunt und zu künstlich geflochten,
Nun so halt' er sich doch still an die Blumen allein."

Eine grundsätzliche Erörterung der Frauenreform-Kleidung.

Von Dr. Heinrich Pudor.

Mehr Berücksichtigung der Individualität auch für das Frauen-Reformkleid! Diese Worte will ich an die Spitze meiner Erörterung stellen. Und zwar Berücksichtigung des individuellen Körperbaues nicht weniger, als der psychischen Individualität. Denn es wird sich zeigen, daß das Frauen-Reformkleid, wie man vielfach übersehen hat, die äußere Erscheinung, gleichsam die Photographie der Erscheinung so wesentlich beeinflußt, daß sie den Bau des betreffenden Körpers für das Auge abändert.

Das Frauen-Reformkleid ist treffend als das von den Schultern getragene Kleid bezeichnet worden: eine zwar nicht erschöpfende, aber das Wesentliche kennzeichnende Definition. Dadurch nun, daß die Schultern als allein tragendes Glied eingeführt sind und als solche auch äußerlich und zwar direct durch Bänder oder Volants, indirect dadurch, daß das Kleid hier fest anliegt, an den übrigen Theilen des Körpers aber lose herabhängt, betont werden, findet eine einseitige Accentuirung der oberen Körpertheile statt, während die Körpermitte jeder Betonung entbehrt. Die Symmetrie der weiblichen Erscheinung ist hierdurch naturgemäß sehr wesentlich beeinträchtigt. Das Weib wirkt in der Reformkleidung wie eine Säule mit Capitäl. Dahingegen liegt der wesentliche Reiz der weiblichen Erscheinung in der geschmeidigen, biegsamen Hüfte: diese vor Allem bestimmt die Grazie der Erscheinung, und die Grazien haben bekanntlich in Frauenfragen das entscheidende Wort zu sprechen.

Ich sagte, das Weib in dem Frauen-Reformkleid gleiche einer Säule mit Capitäl. Eine Säule aber hat die Aufgabe, das Gebälk eines Gebäudes zu tragen. Welches sollte wohl beim Weib dieses Gebälk und dieses Gebäude sein? Ja, wenn das Weib von Natur als Karyatide geschaffen wäre! Wie die Sache indessen liegt, ist ersichtlich, daß diese Säulenbildung des weiblichen Körpers in der Reformkleidung deplacirt ist, so lange als man nicht aus dem „Säulenschaft", sozusagen, ein dem weiblichen Körperbau entsprechendes Kleidgebilde schafft.

Da nun nach dem bisher Gesagten Alles auf die mangelnde Betonung der Körpermitte ankommt, dieser aber ganz vorzugsweise der Gürtel dient, wollen wir uns nunmehr diesem zuwenden.

Wo der Oberkörper, der die Hauptorgane des Menschen in sich schließt, aus dem Rumpf wie aus einem Räthsel hervorwächst, da soll der Gürtel zusammenschließend und zugleich abschließend, endigend und beginnend, betonend und accentuirend wirken. Der Gürtel ist daher eine der bedeutungsvollsten und eine der ältesten Schmuckformen. Er ist aus demselben Grunde das Attribut der Grazien; und als Aphrodite sich den Zauber ihrer Macht sichern wollte, legte sie den Gürtel der Chariten an. Immer und immer nennt Homer die Hellenen die „schöngegürteten". Aber freilich zeigt sich in der Art, wie man den Gürtel heute trägt, wiederum die Geschmacksverderbniß auf bedenkliche Weise. Corsett, Wespentaille und enggeschnürte Gürtel — das sind die Attribute der häßlich gegürteten Frauen unserer Zeit. Mit Recht hat schon Semper in seiner geistvollen kleinen Schrift „Ueber die formelle Gesetzmäßigkeit des Schmuckes" darauf aufmerksam gemacht, daß der Gürtel bei den Griechen „gleichsam heruntersinkend" erschien. Er soll in der That den Rock mehr raffen, als binden oder gar schnüren. Der heutige Wespengürtel ist das Kainsmal einer bedauernswerthen Geschmacksverderbniß. Gerade an dieser Stelle oberhalb der Hüftknochen verträgt der weibliche Körper keine Verschnürung, einmal der hier liegenden Weichtheile wegen und zweitens wegen der nothwendigen Freiheit des Hüftgelenkes, von dessen Biegsamkeit die Grazie der ganzen Erscheinung wesentlich abhängt. In diesem Sinne will auch wohl Margarethe Bruns den Gürtel verstanden haben, wenn sie schreibt*): „Ein Gürtel, der ein weites Gewand in der Taille faltig zusammennimmt ꝛc." Dieselbe Verfasserin macht auch auf eine vergessene Schmuckform aufmerksam, deren Wiederaufnahme unter passenden Verhältnissen (wo gemessener Schritt in Frage kommt) sich empfehlen läßt: „Ein anderer stylvoller Besatz, den man noch auf Costümbildern aus dem Mittelalter häufig findet, ist eine Metallkette, die um die Körpermitte geschlungen wurde, und deren Enden vorne bis auf die Erde herabhingen, um so leicht die Theilung der Beine anzudeuten."

*) „Der Styl unserer Kleidung." J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W.

Digitized by Google

Ich erwähne hier das herrliche Bild der Tochter des Roberto Strozzi von Tizian in der Berliner Galerie. Das Mädchen trägt in der Hüftgegend an Stelle des Gürtels eine mit Steinen besetzte Kettenschnur, deren durchgezogenes Ende mit einem troddelartigen Ansatz beschwert bis zu den Fußknöcheln herabhängt — ein ganz reizender Schmuck, der dies liebliche Mädchen wie eine kleine Dame erscheinen läßt. Auch hier wirkt diese Gürtelschnur im obigen Sinne „herabsinkend". Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Gürtelketten und -Schnüre wieder in Mode kämen. Heute scheint es wieder Mode zu werden, die Uhrkette dem Gürtel entlang um den Leib zu schlagen: hiermit geht die Wirkung der Ketten vollständig verloren, sie wird durch den breiteren Gürtel gleichsam getödtet. Aber kaum einen herrlicheren Schmuck für den Leib des Weibes giebt es, als eine lose um den Leib geschlungene, vorn etwas herabsinkende goldene Kette. Gürtelkette also soll die Losung sein!

Eine sehr wichtige Frage hierbei ist die, an welcher Stelle dte Gürtelkette getragen werden soll. Entscheidend ist hierfür die am Anfang gegebene Forderung der Symmetrie der äußeren Erscheinung des Weibes. Im vorliegenden Fall soll der Schmuck nicht nur einen Vorzug hervorheben, sondern zugleich über einen ästhetischen Nachtheil des weiblichen Körpers hinwegtäuschen. Bekanntlich ist beim Weibe das Verhältniß des Oberkörpers zum Unterkörper unproportional, insofern die Symphyse, welche beim Manne in der Regel mit der Körpermitte zusammenfällt, beim Weibe unterhalb der Körpermitte liegt, so daß die Frau, wie schon Schopenhauer es nennt, kurzbeinig erscheint. Aufgabe der Kleidung und des Schmuckes muß es daher sein, diese Unproportionalität nicht zu betonen, wie es der moderne Gürtel that, sondern darüber hinwegzutäuschen. Ich lasse es hierbei dahingestellt, ob der Rock auch eben zu diesem Zweck erfunden ist. Dagegen ist ersichtlich, daß der Gürtel, welcher nicht anders als oberhalb der Symphyse getragen werden kann, vorspiegelt, als ob die Symphyse mit der Körpermitte zusammenfalle. In diesem Sinne ist wohl auch das Attribut der „schöngegürteten" Helleninnen zu verstehen. Und folgerichtig sollte jede Frau den Gürtel da tragen, wo ihre Körpermitte liegt. Es gewinnt alsdann den Anschein, als ob die Beine, bezugsweise der Unterkörper bis zum Gürtel reiche, und die Proportionalität des Ober- und Unterkörpers ist dem Auge vorgespiegelt. Uebrigens ist dieses Mißverhältniß nicht bei allen Frauen anzutreffen. Man findet viel mehr, und zwar gerade da, wo der specifische weibliche Geschlechtscharakter weniger ausgeprägt ist und gleichsam eine Mischung der Geschlechtscharaktere stattfindet, auch bei Frauen hin und wieder solche, bei welchen die Symphyse mit der Körpermitte zusammenfällt. Aus diesem Grunde bildeten die Alten ihre Göttin der Jagd Diana, Artemis, die natürlich etwas Männliches haben sollte, stets mit männlich schlankem Unterkörper (vgl. z. B. die Artemis von Versailles). Ein anderes Beispiel einer Frauengestalt mit ganz auffallend langen Beinen ist die Venus auf dem Bilde Venus und Amor von Lucas Cranach. Ein flüchtiger Blick auf die Hauptwerke der Kunst von dem hier eingenommenen Gesichtspunkte aus wird sich übrigens reichlich lohnen. Bei den besten Werken der griechischen Kunst fällt bei den männlichen Gestalten die Körpermitte regelmäßig mit der Symphyse zusammen; wo dies nicht der Fall ist, hat man es gewiß nicht mit einem echten Werk der Blüthezeit zu thun. Auch bei den Frauengestalten (vgl. z. B. die Venus von Milo) ist dies fast immer der Fall, so daß also die Griechen entweder ihre Frauen in dieser Beziehung verschönert haben, oder aber die Frauen sind in jener Zeit thatsächlich schöner auch in dieser Beziehung gewesen; doch ist dies Letztere nicht wahrscheinlich. Auf der anderen Seite versuchten aber nun die Griechen ihren Frauen in den Standbildern den Anschein eines längeren Unterkörpers, als er der Erfahrung nach in der Regel gebildet ist, zu geben. Und hierzu diente ihnen die Tracht, insbesondere das unmittelbar unter dem Busen um die Brust geschlungene Band bezugsweise eine Schnur. Dieses Band verlängerte scheinbar den Unterkörper ganz bedeutend und ließ zugleich die ganze Gestalt größer erscheinen. Beispiele ließen sich sehr zahlreich anführen. Ein besonders markantes Beispiel ist die Melpomene in Rom. Abbildungen anderer Beispiele findet man in meiner Schrift „Frauen-Reformkleidung". Hier und da ist sogar diese Absicht übertrieben worden, z. B. bei der Göttin aus Alexandria mit Kranz, welche offenbar zu hoch gebaut, gleichsam gestelzt, erscheint.*)

Aus der neueren Kunst möchte ich Rubens als Repräsentant der Malerei und zwar für die Frau und Michelangelo als Repräsentant der Plastik für den Mann anführen. Rubens, welcher bekanntlich das Weib als Geschlechtstypus in charakteristischer Weise dargestellt hat, bildet die Frau ausnahmslos mit kurzen, dicken Beinen; er verlegt also die Körpermitte, der Natur des Weibes folgend, ein ganz Stück über die Symphyse. Dasselbe thut sehr interessanter Weise Michelangelo beim Mann. Man könnte daraus schließen, daß Michelangelo den männlichen Typus nicht charakteristisch wiedergegeben habe. Doch ist es ihm in der Hauptsache darum zu thun, den männlichen Typus im Kopf und demnächst im Oberkörper zum Ausdruck zu bringen, deßhalb verlängert er meist den Hals. Der Unterkörper aber ist bei ihm fast immer mehr weiblich, als männlich, so daß viele seiner Gestalten, vor Allem die Sclaven, einen bisexuellen Eindruck machen, gleichsam den Kampf der Geschlechter im Geschlecht zum ergreifenden Ausdruck bringen: hierin scheint mir in der That das Geheimniß der merkwürdigen Wirkung der „Sclaven" zu liegen. Selbst beim Christus seiner Pieta ist der Oberkörper weiblich in die Länge gezogen, und ebenso sogar beim jugendlichen David! Einer ähnlichen „Liebhaberei" giebt sich Alessandro Leopardi hin: vergleiche seinen „Schildträger" und „Schildhalter" mit auffallend kurzen Beinen. Jedenfalls sehen wir auch hier, wie viele philosophische und physiologische Kenntnisse bei den — Schneidern vorausgesetzt werden müssen, denn keine wichtigere Aufgabe könnte es für den Schneider nach allem Vorhergegangenem geben, als Rock und Taille mit Rücksicht auf die individuelle Lage der Symphyse zuzuschneiden — zumal wenn man Ranke Glauben schenkt, der lange Beine für ein Zeichen höherer Entwickelung hält. Es wäre eine interessante Aufgabe, zu untersuchen, ob sich im Laufe der Zeiten vielleicht das besagte Verhältniß des Oberkörpers zum Unterkörper verändert hat, etwa beim Manne zu Gunsten des Letzteren, beim Weibe zu Gunsten des Ersteren. Thatsächlich ist aus den bildlichen Darstellungen der alten Egypter zu ersehen, daß bei ihnen von 19 Theilen der menschlichen Figur 10,4 auf die Beine bis zum Hüftwirbel entfielen. Heute ist der Germane höher gebaut als der Romane, der Engländer höher als der Deutsche, der Däne und der Norwege höher als der Engländer. Die Fürstengeschlechter sind fast immer zugleich die Höchstgebauten. Aber der aus dem Volke hervorgegangene Napoleon war klein. Die alten Griechen nun, soweit sie zu dem Zweck, das Weib höher gebaut erscheinen zu lassen, nicht den Gürtel verwandten, bedienten sich des Brustbandes, das in älterer Zeit direct unter dem Busen um den Körper lief und unzweifelhaft den Oberkörper verkürzt erscheinen ließ. Auch die moderne Bewegung für Frauenreform-Kleidung ist unbewußt in der angedeuteten Richtung vorgegangen, indem sie auf der einen Seite den Rock gern in Falten legt, wodurch naturgemäß die Beine verlängert erscheinen, weil die Linie der Beine mehrfach betont wird, auf der anderen Seite aber die Taille gleichsam höher hinauflegen, den Rock bis zum Busen verlängern, wie es ähnlich schon das Empire

*) Aehnlich bei dem Frauenbildniß in Holz des Jacopo della Quercia im Berliner Museum.

Digitized by Google

gethan hat. Auf diese Weise erscheinen nothwendig die Beine verlängert, und die Frau selbst erscheint höher gebaut, zugleich aber aus demselben Grunde auch einigermaßen dem Manne genähert.

Sehr interessant zu sehen ist es, auf welche Weise sich eine gewisse moderne Kunstindustrie instinctiv oder bewußt die erwähnten Thatsachen zu Nutze gemacht hat. Jedermann kennt die Goldscheider-Terracotten. Man nehme sich die Mühe und schaue sich die Frauengestalten dieser Terracotten auf die hier gegebene Erörterung hin an, und man wird sehen, daß zum Zwecke der besseren Wirkung die Beine dieser weiblichen Gestalten meistens in's Unmögliche verlängert sind. Vielleicht darf man sogar sagen, daß jeder Künstler instinctiv den Unterkörper des Weibes größer bildet, als er ihm in Natur vorgelegen hat.

Ich ziehe nunmehr die Consequenzen: Für das Frauen-Reformkleid eignet sich die Gürtelkette ebenso sehr, als der Corsettgürtel dafür ungeeignet ist. Die äußere Erscheinung des Reformkleides hat bisher sehr darunter gelitten, daß die Mitte des Körpers keine Betonung erfuhr. Dieses Kleid betonte in einseitiger, beinahe häßlicher Weise die Schulternpartie. Die hier in Anregung gebrachten Schmuckformen, in erster Linie die Gürtelkette, dazu der Brustschmuck in Form eines an der Kette getragenen Pendants, oder eines Pectorales (Skarabäus), führen eine wünschenswerthe Betonung der Körpermitte herbei, wie sie die ewig giltigen Gesetze der Symmetrie und Harmonie fordern.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Künstlers Erdenwallen.

Von Friedrich Kroff (München).

„Vier Stock hoch. Ich bin es gar nicht mehr gewöhnt. Armer Hans! So weit kommt man mit dem Ideal: man bleibt immer in den Mansarden, hoch und arm."

Mit ähnlichen Gedanken stieg ich die Treppen empor. Im dritten Stock verschnaufte ich mich und las die Thürschilder. Lauter einfache Leute.

„War eigentlich doch recht gewissenlos von mir, daß ich den alten Freund zehn Jahre lang auf die Seite stellte! Aber wenn man so weit entfernt lebt — und dann die Geschäfte — bis man genug zum Leben verdient, es ist entschuldbar. Heute wird seine Freude desto größer sein. Ueberdies — zum Beweis, daß ich an ihn gedacht — bringe ich den Text zu einer oratorienartigen Composition, die uns einst, so oft wir darüber sprachen, mit Hoffnungsschauern erfüllte, fix und fertig mit. Er wird eine unbändige Freude haben."

Ich stand im vierten Stock. Von drei Thüren die linke war's. „Musiklehrer" schrieb er. Wie bescheiden. Was konnte dabei der Mann! Und ich klingelte.

Drinnen ging eine Thür auf, und die Tonwellen einer Arie aus dem Bettelstudenten quollen heraus. Ich war nicht wenig überrascht, so etwas im Haus des wüthenden Gegners jeglicher Operettenmusik zu zu hören. Früher hätte er das von seiner Magd nicht geduldet. Freilich, das Leben macht tolerant. Tout comprendre . . .

Die Musik endigte jäh. Schwerfällige Schritte nahten. Im nächsten Augenblick stand er selbst vor mir — in Hose und Hemd.

„Hans, kennst Du mich noch?"

Er fluchte vor Erstaunen und drückte mir derb die Hand und zog mich hinein.

„Bei Dir ist es in aller Frühe lustig."

„Ja, ich habe ein bißchen gespielt."

„Du?!" —

Mit einiger Mühe lotste er mich durch den dunkeln, verstellten Corridor.

„Es ist ein wenig früh," sagte er. „Wir sind ausnahmsweise spät aufgestanden, weil ich Vormittags nichts zu thun habe. — Du hast doch nichts dagegen, daß wir in die Küche gehen? Die Zimmer sind eiskalt und auch noch nicht aufgeräumt."

Ich wunderte mich ein wenig und hatte nichts dagegen.

Am Herd stand ein derbes, dickes Frauchen in einem schmutzigen Schlafrock und kochte Kaffee.

Die Vorstellung war kurz und formlos. Die Frau war ein klein wenig verlegen, ließ sich aber in ihrer Hantirung nicht stören. Hans erklärte, die Kinder seien noch nicht auf. Sie würden dann gebadet und dazu könne man nichts Gutes anziehen.

Am Küchentisch nahm ich Platz.

Ich staunte, wie praktisch das Leben den verträumten Idealisten gemacht hatte. Jetzt im hellen Licht sah ich, daß er sich ein ganz artiges Bäuchlein zugelegt hatte. Schien ihm nicht eben schlecht zu gehen. Nur etwas verwildert sah er aus. Er war nie für Formen.

Das Gespräch wollte nicht recht in Fluß kommen — über den üblichen Fragen und Redensarten.

Ich suchte auf unsere alten, schönen Erinnerungen einzulenken.

Kaum einen Augenblick sann er vor sich hin. Dann sagte er trocken: „Ja, das waren so Sachen. Wir hatten schon recht große Rosinen im Kopf. Aber die Hauptsache ist, daß einem nichts abgeht. Man hat zu leben. Denk einmal: ich gebe in der Woche dreißig Stunden."

Ich staunte. „Aber, meinte ich, Du hast wenigstens noch Zeit zu Deinen Arbeiten."

„Arbeiten? Was meinst Du?"

„Hör' nur! Den Text . . ."

Die Thüre ging auf. Recht nothdürftig gekleidet kam ein Bub' von acht Jahren herein und brummte ein „guten Morgen".

„Das ist mein Aeltester," erklärte Hans nicht ohne Stolz und wies ihn in den Winkel beim Wäscheständer, seine Toilette fortzusetzen. Das that der Bursche denn auch und schielte dabei nach mir hin.

Der Vater gab Einiges aus dem interessanten Leben des Jungen zum Besten.

Ich machte „so, so" und „ja, ja". Die erste Gelegenheit benutzte ich, um fortzufahren, wo ich unterbrochen worden war. „Was ich vorhin sagen wollte: den Text zu jenem . . ."

Da erhob sich im Corridor Geschrei. Die Thüre flog auf, und herein rauften sich ein Bub' und ein Mädel im Hemd.

Halb lachend, halb wetternd donnerte ihnen Hans ein „Ruhe, Ruhe!" entgegen.

Einen Augenblick überschwoll der Lärmen jedes andere Geräusch. Erst als die Kinder mich gewahrten, wurden sie still, ließen sich in den Winkel commandiren, wo bereits der Aelteste eifrig thätig war, und begannen dort ungeniert ihre Toilette.

„Drei Kinder hast Du?" fragte ich, als Stille eingetreten war.

„Ha," lachte er, „ich hab' schon noch mehr."

„Mehr!" Im Geist schlug ich die Hände über den Kopf zusammen.

Der Vater theilte mir einige wichtige Daten aus dem Erdenwallen der siebenjährigen Brünhilde und des fünfjährigen Siegfried mit. Die Mutter, die den Kaffee fertig hatte, wurde nun etwas zutraulicher und assistirte ihm mit stolzem Behagen.

In der Küche war es sehr schwül und außerdem auch . . . Man konnte sich kaum umdrehen in dem schmalen Gelaß. Ich hörte nur mit halbem Ohr zu. Erst als der Aelteste mit einer struppigen Zahnbürste an der Wasserleitung manipulirte, daß bis zu mir das Wasser sprühte, empfand ich einige Abkühlung.

„Da kann ich nur wünschen, daß Du Glück haben mögest," begann ich arglistig wieder.

„O, ich bin ganz zufrieden."

„Wenn Dir jetzt der Text zu dem Oratorium . . ."

Die Frau spitzte die Ohren und lauschte. „Du, Hans," unterbrach sie mich, „schenk' einstweilen den Kaffee ein! Ich glaube, ich höre das Mädi."

Sie ging weg. Hans pflanzte, ohne auf mich zu achten, vier Tassen ohne Untertassen auf den Tisch.

„Du trinkst doch auch mit?" fragte er, indem er eine fünfte brachte, alle von ansehnlichen Dimensionen.

Ich dankte entschieden. Ich müßte bald gehen.

Ein dreijähriges Mädel im Hemd machte die Thüre weit auf, und polternd schob die Frau einen Kinderwagen herein — mit einem wimmernden Säugling. Sie suchte ihn mit zärtlich jammernder Stimme zu beruhigen. Der Vater schimpfte wieder darein, und das Dreijährige begann zu weinen, als es mich erblickte.

Mir wurde ordentlich bang in den Ohren.

Der Vater schenkte den Kaffee ein. Die Größeren stürzten sich darauf und — pietsch — eine Tasse ergoß ihren Inhalt in raschem Strom über den ganzen Tisch fort auf den Boden. Mit einem jähen Sprung rettete ich meine Hose.

Es gab einige Klapse. „Erst die Zähne putzen!" donnerte es den Kleineren zu. Sie heulten und machten sich an die Wasserleitung.

Ich wurde nun abseits vom Tisch in der Nähe der Badewanne placirt.

Einen Augenblick war es ruhig. Ich nahm noch einmal einen Anlauf, griff in die Tasche und holte mein Manuscript heraus. Auf dem blauen Umschlag leuchtete in rothen Lettern: Dies irae!

„Du weißt wohl noch, altes Haus, mit welchen Riesenhoffnungen wir einst an jenes Oratorium herangingen."

Digitized by Google

„Ach Gott, diese alte Sache. Weißt Du, ich bin eigentlich recht darüber hinausgewachsen. Wenn man das Leben erst kennen lernt . . .“

Weiter kam er nicht. Die Mutter hatte der Dreijährigen frank das Hemd über den Kopf gezogen und sie in die Badewanne gesetzt. An der Wasserleitung begannen sich der Bub' und das Mädchen mit Gegreine um die Zahnbürste zu streiten. Der Säugling hub mörderisch zu schreien an. Die Mutter keifte bald hierhin, bald dorthin. Hans fluchte mit Stentorstimme darein, ohne daß es etwas nützte, tanzte mit seinem Bäuchlein vor dem Kinderwagen auf und ab und schwang eine Klapper, um wenigstens das Kleinste zu beruhigen. Nur der Aelteste saß und verschlang still sein Frühstück.

Die Ohren schütterten mir. Ich begann zu schwitzen.

Da, ehe sich Jemand versah, begann das Kind im Bad voll Uebermuth mit Händen und Füßen zu schlagen und ein Wasserschwall ergoß sich über mich und mein Manuscript.

Ich war aufgesprungen und bis zur Thüre retirirt.

Mit Lappen und Bürsten kam man herzu. Ich that gelassen, so lächerlich ich mir vorkam. Nur das Manuscript ließ ich rasch in meine Tasche verschwinden — wie eine Sünde.

Als ich nothdürftig wieder hergestellt war, bestand ich darauf, zu gehen. „Ich will nicht länger stören. Bin ohnedies etwas früh gekommen.“

Hans schaute ganz untröstlich darein. Verlegen führte er mich hinaus. „Und ich möchte doch bald gelegener kommen.“

Ich sagte Alles zu. Nur hinaus!

Aber ich komme nie wieder, das ist gewiß. Vater ist er nur mehr — nichts als Vater, mein großer Künstler Hans!

Aus der Hauptstadt.

Muthige Minister.

Eigenartigen Zauber muß doch ein Ministerposten auf seinen Inhaber ausüben. Was hat er nicht Alles herunter zu schlucken, so lange er im Amte geduldet wird! Und wie überaus kläglich vollzieht sich fast immer das Ende! Dem Andenken des zweiten Reichskanzlers wird wirklich nicht mit der Behauptung zu nahe getreten, daß er in der verantwortlichen Leitung der inneren und äußeren Politik des Reiches sich zu sehr als Soldat zu fühlen und dem zu Folge beständig die Hacken zusammen zu nehmen hatte. Und flog er nicht nur so aus dem Palais in der Wilhelmstraße, als er die Unvorsichtigkeit begangen hatte, die alle Zeit in Gunst stehenden Eulenburg's zu reizen? Johannes Miquel hat sicherlich jene Depesche nicht hinter den Spiegel gesteckt, die im Ministerium am Kastanienwäldchen aus Weimar einlief, als er wieder einmal in zweideutiger Weise die leidige Canalvorlage vertheidigt und ihren schärfsten Gegner zu der boshaften Bemerkung veranlaßt hatte, er wisse nicht, ob der Herr Finanzminister für oder gegen den Canal gesprochen habe. Und fiel der sonst so wetterfeste und in allen Sätteln gerechte Mann nicht in Ohnmacht, als unversehends eines Morgens vor seinen Augen ein Abgesandter des Grafen Bülow mit der Botschaft auftauchte, daß er im Kastanienwäldchen Nichts mehr zu suchen habe? Unmögliches hatte Herr von Goßler als Kriegsminister möglich zu machen. Die in jedem Kaisermanöver wiederkehrenden gewaltigen Cavallerie-Attacken sind nun einmal nicht zu vertheidigen. Der Herr Kriegsminister hat es dennoch gethan. Und sind wohl jemals die Zeitungen rectificirt worden, die vor einem halben Jahr erzählten, die Bitte des Herrn von Goßler, im mündlichen Vortrag gegen ihn erhobene Vorwürfe entkräften zu dürfen, sei mit der Mittheilung beantwortet worden, daß man ihn nicht mehr zu sehen wünsche? Unter dem heftigen Widerspruch aller rechtlich Denkenden und ungeachtet der schon damals äußerst ungünstigen Finanzlage des Reiches hatte der Staatssecretär des Schatzamtes, Freiherr von Thielemann, die Mittel zum Wiederaufbau der Hohkönigsburg bereit stellen müssen. Und erfuhr der Ahnungslose nicht plötzlich in der Sommerfrische, daß er in die Amtswohnung am Ziethenplatz, für deren Renovirung er vor der Abreise noch sehr genaue Anordnungen getroffen hatte, nicht mehr zurückkehren dürfe? Es kann nicht anders sein: das für deutsche Verhältnisse immer noch beträchtliche Gehalt, die vornehm ausgestattete Dienstwohnung, der bei aller eigenen Abhängigkeit doch noch recht weit reichende Einfluß nach unten, die Ehrfurcht, mit denen ihnen von sämmtlichen nach persönlichen Vortheilen Lüsternen begegnet wird, alles Dies nimmt dermaßen den Sinn der Minister von heute ein, daß viele von ihnen den Teufel darnach fragen, wie man im deutschen Volke über sie denkt. Nur von dem einen Wunsche scheinen sie beseelt zu sein, sich so lange, als es nur irgend geht, in der zwar an Selbstverleugnungen, aber auch an Annehmlichkeiten reichen Stellung zu behaupten. Diesem Wunsch entnehmen sie sicherlich auch den bisher beispiellosen Muth, mit dem es ihnen gelingt, über bedenkliche Riffe und Klippen hinwegzukommen. Glänzende Proben haben sie von ihm gerade in jüngster Zeit abgelegt.

Herr Dr. Studt Excellenz, der gegenwärtige Cultusminister Preußens, ist von vorn herein nicht mein Mann gewesen. Als er das Oberpräsidium Westphalens abgab, um es mit einem Ministerium zu vertauschen, sagte er von seinem bisherigen amtlichen Wirken, es sei über Erwarten reich gesegnet worden. Hätten in der von der neuen Excellenz gewählten Formen Diejenigen, die glaubten, ein solches Wirken an sich erfahren zu haben, hiervon der Welt Kunde gegeben, so wären sie unzweifelhaft in den Geruch arger Byzantiner gekommen. Der Herr Minister trug, im schroffen Gegensatz zu den Gepflogenheiten altpreußischer Beamten, kein Bedenken, den eigenen Ruhm zu preisen. Vielleicht wollte er zeigen, mit welchem Scharfblick gerade er zum preußischen Cultusminister berufen worden. Bis heute bot sich kein Anlaß, die ziemlich allgemein herrschende Meinung über Herrn Studt zu corrigiren. Im hohen Grade mißfiel er auch in der Rolle, die er in den neulichen Verhandlungen der Berliner Stadtverordneten-Versammlung über angeordnete Paradeferien gespielt hat. Aber er ist ja in diesen Verhandlungen kaum genannt worden! Richtig. Wer kennt indessen nicht die gesinnungstüchtige Vertretung der Hauptstadt des Deutschen Reiches? Dem Polizeipräsidenten, der doch nur den anbefohlenen Ausfall des Unterrichts sämmtlichen Berliner Schulen durch Schutzleute zur Kenntniß gebracht hatte, ging sie todesmuthig zu Leibe. Gemeint hatte sie aber selbstverständlich den Herrn Minister, der die Verantwortung für das Anbefohlene übernommen und mit seiner Ausführung den Polizeipräsidenten beauftragt hatte. Mit dem letzteren Herrn kann ein Berliner Stadtverordneter schon ein Tänzchen wagen. Den Minister, der von den staatlich Beamteten der höchsten Stelle am Nächsten steht, läßt er in Ruhe. Nur ganz harmlose Geister konnten glauben, daß den Herrn Cultusminister die Sache ganz und gar Nichts anging. In den Augen jedes Urtheilsfähigen war und ist er allein verantwortlich.

Hält bei Gelegenheit der Kaisermanöver der Kriegsherr in der Provinz eine Heerschau über ein Linien-Corps ab und wird dazu die Schule frei gegeben, so läßt sich dies begreifen. Eine solche Begebenheit hat thatsächlich die Bedeutung einer patriotischen Feier. Wenn die Monarchen auch jetzt häufiger als früher außerhalb ihrer Residenzen weilen, so erscheinen sie doch zur Abhaltung von Paraden, bei denen sich die einheimischen Corps in ihrem ganzen Waffenschmuck zeigen können, in den Provinzen nur alle fünf, höchstens vier Jahre. Geradezu politisch unklug wäre es gehandelt, wollte man den Unterricht bei einem derartigen Anlaß fortdauern lassen, bei dem sich das schon vorhandene rege Interesse der Jugend für den Herrscher und das deutsche Heer doch noch nachhaltig vertiefen läßt. Was sich aber in der Provinz nur verhältnißmäßig selten zuträgt, das wiederholt sich in der Hauptstadt des Reiches zweimal in einem Jahr. Denn im Frühjahr und im Herbst hat die Garde vor dem Kaiser zu paradiren. Für Berlin haben daher die Kaiserparaden eine ausschließlich militärische Bedeutung. Allerdings strömen auch zu ihnen große Schaaren aus der bürgerlichen Bevölkerung auf das Tempelhofer Feld. Aber meistens bestehen diese aus Leuten, die an einem Ueberschuß an freier Zeit leiden, oder aus Solchen, die sich einmal einen Tag frei machen, um von angestrengter Arbeit auszuruhen. Eine patriotische Feier hat bisher Niemand in den Paraden des Garde-Corps erblicken können; und kein Minister, geschweige denn der Monarch selber wäre in der Aera Bismarck auf den Gedanken gekommen, ihretwegen den Unterricht in den Berliner Schulen ausfallen zu lassen. Geschieht es jetzt häufiger, so folgt man dabei ohne Frage einem sehr guten Herzen. Hierdurch kann sich aber der ernste, seinem Vaterlande treu ergebene Politiker nicht abhalten lassen, gegen die Maßregel entschiedenen Einspruch zu erheben.

Oesterreich wird das Land der Unmöglichkeiten genannt. Nun, in Deutschland sind die Plötzlichkeiten zu Hause. Wie die Armee, so befindet sich jetzt auch die bürgerliche Bevölkerung fortgesetzt auf dem Alarmfuß. Welcher Sturm der Entrüstung wäre noch vor fünfzehn oder zwanzig Jahren in Berlin losgebrochen, wenn damals die Regierung derartig in das „freie Selbstbestimmungs-Recht“ einzugreifen gewagt hätte? Von zahllosen Versammlungen würde hiergegen messerscharfe Verwahrung eingelegt werden; und in keiner einzigen hätten die Erbitterten die Entschuldigung gelten lassen, daß sich die ausführende Behörde bei der Plötzlichkeit, mit der sie der Schuljugend die Paradeferien verkündete, nichts Böses, sondern nur Gutes gedacht habe. Der verstorbene Rechtsanwalt Munckel, ein politischer Gesinnungsgenosse der fortschrittlichen Mehrheit der Berliner Stadtverordneten-Versammlung, sagte wenige Jahre vor seinem Tode einmal zu mir: „Ach, wir sind ja schon zufrieden, wenn uns nur nicht alle Rechte genommen werden!“ Er hatte Recht. Der Berliner ist heute die Resignation selber.

Der Herr Cultusminister ist, bevor er sein gegenwärtiges Amt antrat, weder Philologe noch Pädagoge gewesen. Jurist ist er von Hause aus. Bedarf es aber philologischer und pädagogischer Erfahrung, um die schweren Schäden zu ermessen, die sich für die Berliner Schulen aus dem plötzlichen Freigeben des Unterrichts an den beiden Paradetagen ergeben mußten? Für jeden Laien lagen sie klar zu Tage. Ob Herr Dr. Studt auch von diesem seinem Wirken als Cultusminister später einmal behaupten wird, daß die Vorsehung es reich gesegnet hat? Da Alles hinieden auf Erden möglich ist, warum sollte nicht auch dies möglich sein? Zweifelhaft ist nur, ob er Viele finden wird, die ihm werden

Digitized by Google

beistimmen können. Das jedoch wird ihm von Allen zugegeben werden müssen, daß er in der Vertheidigung des Berliner Schulwesens einen unvergleichlichen Muth an den Tag gelegt hat.

Muthig war auch Herr von Hammerstein, der Minister des Innern, als er vor einigen Wochen in öffentlicher Rede die Behauptung aufstellte, die deutsche Nation verdanke die Botschaft vom 17. Nov. 1881, welche dem Staate die Pflicht zuschrieb, auch an seinem Theil Sozialpolitik zu treiben, dem „großen Kaiser Wilhelm I." Muthig war es deßhalb, weil diese Behauptung der geschichtlichen Wahrheit schnurstracks zuwiderläuft und jeder nur leidlich Gebildete sie widerlegen kann. Bismarck hat es wiederholt ausgesprochen, und in unzähligen Büchern ist es zu lesen, daß die Unterschrift zu der berühmten und hochbedeutsamen Botschaft dem greisen Herrscher erst hat mit vieler Mühe abgerungen werden müssen. Wer jedoch wollte ihm hieraus einen Vorwurf machen? Wie soll ein Mann von 84 Jahren noch für die Forderungen der Gegenwart Verständniß haben? Und außerdem: „ultra posse nemo obligatur". Wie oft hat Kaiser Wilhelm I. nicht seinem Kanzler und Ministerpräsidenten die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt! Etwa weil er ihn daran hindern wollte, seine Mission in Deutschland zu erfüllen? O nein. Er vermochte nur nicht, dem hohen Gedankenflug des Genies zu folgen. Er konnte nicht durchschauen, wohin eigentlich die Reise ging. Weil die Sorge um die Zukunft seines Hauses seinen Blick gefangen hielt, entging ihm auch, daß die Regierten auf Grund ihrer größeren geistigen Entwickelung schon damals im politischen Leben mehr Ansprüche als früher erheben durften. Friedrich Wilhelm III. witterte Unheil für seine Krone, als die Völker Eisenbahnen zu bauen begannen, die die Unterthanen einander um Vieles näher bringen mußten und so auch politisch stärken konnten. Wilhelm I. mußten bei seiner Eigenart die politische Hebung der unteren Bevölkerungsschichten und die Erweiterung ihrer Rechte mit ähnlichen Befürchtungen erfüllen. Nur ein besonders muthiger Mann konnte Angesichts aller dieser Thatsachen und Umstände dem alten Kaiser das Verdienst um die Botschaft vom 17. November 1881 zuschreiben. Der Zauber, den ein Ministerposten auf seinen Inhaber ausübt, hatte es eben auch dem Herrn von Hammerstein angethan. Erst verhältnißmäßig kurze Zeit bewohnt er das Palais Unter den Linden. Aber schon oft hat er sich Blößen gegeben; und als er im verflossenen Sommer den durch furchtbare Ueberschwemmungen in Schlesien verursachten Nothstand als eine Bagatelle behandelte, derentwegen sich der Staat nicht weiter aufzuregen brauche, da machte sogar in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" der friedfertige Reichskanzler, Graf Bülow, gegen ihn mobil, so daß manche Politiker darauf schwören wollten, Hammerstein's Tage als Minister seien gezählt. In solcher Lage ist natürlich jedes Mittel und auch jedes Vorbild willkommen.

Viribus unitis. Mit vereinten Kräften geht Alles leichter und auch besser. Da hebt sich der Muth des Einen an dem des Anderen. Beinahe in corpore erschien das preußische Staatsministerium vor Kurzem in Posen zur Enthüllung eines Bismarckdenkmals. Und wie floß da den einzelnen Excellenzen der Ruhm des Größesten einer großen Zeit von ihren Lippen! Was? Auch um dem Begründer des deutschen Reiches seine Thaten zuzuerkennen, auch dazu gehört in deutschen Landen heute Muth? Für einen aufrechten Mann keineswegs, für einen vom Staate Angestellten und vollends für einen Minister, dem zu jeder Stunde der Stuhl vor die Thür gesetzt werden kann, unter allen Umständen. Vor etlichen Jahren enthüllte die Stadt Elberfeld ein Bismarckdenkmal. Sämmtliche Minister glänzten dort durch ihre Abwesenheit. Ebenso wenig hatten der Oberpräsident und der kommandirende General der Rheinprovinz, die gleichfalls eingeladen worden waren, gewagt zu erscheinen. Ein Vervehmter war damals der Begründer des deutschen Reiches. Vervehmt ist Bismarck in unseren officiellen Regionen auch heute noch. Nur ungern kommt man auf ihn zu sprechen, und wenn es geschieht, eigentlich nur, um ihn herabzusetzen. Mit nie versagender Ueberzeugungskraft hat der vom Karlsruher Hofe mit geschichtlichem Material ausgestattete Historiker Professor Lorenz nachgewiesen, daß wir nicht durch, sondern trotz Bismarck zur deutschen Einheit und zu einem deutschen Reich gelangt sind. Nach ihm hat Bismarck noch in den Windeln gelegen, als Wilhelm I. schon im Stillen Deutschlands Wiedergeburt erwog. Und in dem Rahmen dieser höfischen Geschichtsschreibung hat sich jede der unzähligen Kundgebungen gehalten, die seit Entlassung des Gewaltigen die deutsche Nation hat vernehmen müssen. Immer blieb hier der wirkliche Schöpfer des deutschen Reiches ein kümmerlicher Handlanger, dem die Gnade erwiesen worden war, mitthun zu dürfen. Wollte ein Minister auch nur um Haaresbreite von der höfischen Bewerthung Bismarck's abweichen, es wäre um ihn geschehen. Davon sind sie auch vollkommen durchdrungen. Und nur wenn es sich aus Rücksicht auf die Regierten absolut nicht vermeiden läßt, geben sie einmal auch in der Oeffentlichkeit zu, daß der erste Reichskanzler nicht ganz ohne Verdienste gewesen sei. Sonst sind sie ängstlich bemüht, ihre Uebereinstimmung mit der Karlsruher Auffassung zu bekunden; und Nichts fürchten sie mehr als den Verdacht, sie könnten daheim innerhalb ihrer vier Wände doch für Bismarck sein. Mitunter sind Kinder enfants terribles, die ausplaudern, was nicht für andere Ohren bestimmt ist. Ein Minister von heute weiß auch der Gefahr vorzubeugen, die ihm von dieser Seite droht. In Berlin giebt es in der Linksstraße eine höhere Mädchenschule, die auch von den Töchtern der Herrn Minister und Staatssecretäre besucht wird. Als Bismarck gestorben war, tauschten die kleinen Damen in der Unterrichtspause ihre Ansichten über die Bedeutung des soeben Entschlafenen aus. Fast Alle waren der Ansicht, daß keiner seiner Zeitgenossen an ihn heranreiche. „Ach Unsinn," warf eine Excellenztochter dazwischen. „Mein Vater sagt, Bismarck wäre gar nicht so groß gewesen, wie die Leute immer glauben." Auch das pfeifen die Spatzen auf den Dächern, daß in ihrer precären Lage die Minister in der Aera nach Bismarck die Letzten wären, die seiner Bedeutung gerecht würden. Den Muth eines Ajax brauchten sie daher, als sie nach Posen geschickt wurden und dort im Interesse der eingeleiteten Ostmarkenpolitik mit einem Male den im Grunde noch immer Vervehmten zu verherrlichen hatten. Aber wozu befähigt nicht der Trieb, sich im Amt zu erhalten? Vermieden es die Herren Minister auch, der von Karlsruhe aus verbreiteten Legende unmittelbar entgegen zu treten, so ließ sich doch aus ihren Reden heraushören, daß nur dort, in der von den Polen bedrohten Ostmark, ausnahmsweise Bismarck als der eigentliche Begründer des deutschen Reiches gelten sollte. Ja, mancher Minister verstieg sich in seinem Eifer zu der Kühnheit, ihn redend einzuführen. Helle Freude hätte der Vaterlandsfreund an der Begeisterung der hochgestellten Herrn für seinen Bismarck bei der Denkmalsfeier in Posen haben können, wenn er sie für ganz echt hätte halten können. So aber erweckte sie in ihm doch wesentlich andere Gefühle.

Werden in anderen Staaten neue Minister nöthig, so giebt es in der Regel ein langes Suchen. Herr Balfour in London hat Wochen gebraucht, bis er nach dem Ausscheiden des Colonialministers Chamberlain sein Ministerium wieder vollzählig hatte; und in Ungarn hat die Ministerkrisis schon Monate gedauert. In Preußen-Deutschland aber hat oft der neue Minister schon seine Berufung in der Tasche, ehe der alte weiß, daß er gehen soll. Bismarck sagte noch Jedem, der es hören wollte, daß er in den Sielen zu sterben gedenke, als Caprivi schon dazu ausersehen war, ihn zu ersetzen. Andererseits sind in Deutschland die Leute kaum zu zählen, die in Ehrerbietung und Unterthänigkeit vor einem Minister ersterben, weil durch seine Vermittelung der Staat Aemter, Ehren und Auszeichnungen verleiht und reichen Gewinn versprechende Lieferungen für seinen Bedarf bestellt. Ist es unter solchen Umständen nicht verzeihlich, wenn sich in den Herrn Ministern der Glaube festsetzt, daß sie von Vielen um ihre an sich doch wahrhaftig nicht beneidenswerthe Stellung beneidet werden, und wenn durch diesen Glauben der eigenartige Zauber, den sie auf die Herrn ausübt, noch bedeutend erhöht wird? Gewiß. Viele neiden ihnen ihr Amt. Aber kein einziger Aufrichtiger, Uneigennütziger und Unabhängiger befindet sich unter ihnen. Ein solcher beneidet die meisten von ihnen weder um das Amt, noch um den Muth, mit dem sie sich in ihm zu behaupten suchen.

Ajax.

Dramatische Aufführungen.

„Salome". Tragödie in einem Act von Oscar Wilde (Neues Theater).

Der Sensationserfolg, den sich die Leitung des Neuen und des Kleinen Theaters von Wilde's „Salome" erhoffte, ist ausgeblieben. Nach dem mächtigen Eindruck, den das seltsame Werk bei seiner ersten Aufführung in Deutschland, vor Jahresfrist, gemacht hat, durfte man annehmen, daß es noch durchschlagender als das „Nachtasyl" wirken würde. Hier kam das Censurverbot, kam der erbitterte Rechtskampf um das Stück hinzu. Die Neugier der Menschen war fieberisch gesteigert, und Wilde's trauriges Schicksal diente noch dazu, sie mit neuer, aus Mitleid und Schauder gemischter Spannung zu erfüllen. Wo so viele psychologische Momente für das Drama arbeiteten, wollte die Direction Reinhardt ein Uebriges thun und ließ auch ihrerseits alle Minen springen. Durch Wilde's „Frau ohne Bedeutung", dies rasch verflackernde Feuerwerk eines Dichters, der seiner und seiner hohen Begabung selbst spottete, deckte man das abenteuerliche, poetische Doppelleben des Engländers auf. Salome, die finster Phantastische, erhaben Furchtbare, hob sich geheimnißvoller und großartiger noch von dem hohlen Salonspiel ab. Um sie in besonders prächtigen Gewande vor das Publicum treten zu lassen, mühten sich Meister wie Corinth. Ein Bühnenbild von nie gesehener Originalität ward uns versprochen, ein des einzigen Kunstwerkes würdiger Rahmen. Und so weiter

Man hat die Erwartungen zu hitzig gestachelt. Das oberste Gebot der Reclamekunst verlangt, alles pomphaft Vorausgesagte mit dem schließlich Dargereichten herrlich zu übertrumpfen. Die Herolde dürfen nicht schöner und prunkvoller als der König sein, sonst murrt die Menge. Salome's Eigenart ergriff und erschütterte, als noch Niemand außer einer Hand voll Literaten in Deutschland von ihr wußte. Man mäkelte an dem Drama herum, sobald die jours fixes sich seiner bemächtigt hatten. Man mäkelte um so lauter, als die Aufführung am Neuen Theater sich bemüht hatte, das Grausige des Stoffes zu unterstreichen und dafür die zarten Blumen Wilde'scher Poesie, die ihn duftend umranken, zu streichen.

Sehen wir uns Schauspiel und Regie näher an. Sie verdienen es, was für Einwürfe auch gegen sie erhoben werden mögen.

Denn dies vor Allem: Wilde rührt mit seiner Salome an die bleichen Sterne des Aethers. Dem Manne, der einen solchen Act schrieb,

Digitized by Google

war kein Lorbeer versagt. Wenn nirgend anders, so zeigt er hier die Fänge des Adlers. Ewigkeit und Zeitlichkeit fluthen durch das Werk. Der heiligste Tag der Menschheit, der Tag, da Christus kam, schickt seine Morgenröthe hinein, und die verworfenste Nacht der Menschheit lastet darauf. In gewaltigen Zügen, mit feinen und brennenden Farben ist das Bild gemalt. Welche Pracht der Gegensätze: hier der blutschänderische Vierfürst, der lüstern die verderbte Tochter des eigenen Weibes umbuhlt, Glanz und Licht um ihn; und dort der finstere Prophet, der aus der Cisterne heraus seine schrecklichen Weissagungen in die Belsazar-Glorie schleudert. Jede Gestalt von Feuer und Dunkelheit umwittert, jede reich und arm, ein dämonisches Durcheinander, das doch wie gewaltige Harmonie anmuthet. Das riesige Geschehniß, der ungeheure Marmorblock hat den Riesen gefunden, der den Stoff zu bewältigen und künstlerisch zu gestalten wußte. Geradezu an Klinger gemahnt dabei die reife Feinheit des Details. In die Wildheit der colossalen Ereignisse hinein schrillt das keifende Gezänk der jüdischen Schriftgelehrten, das humoristische Gebrummel der römischen Soldaten, die sich als Sieger diesem närrischen Volk so unendlich überlegen dünken. Und aus Graus und Blut und Verderben lacht allenthalben die berauschende Schönheit der Königstochter, der strahlenden Tigerkatze, in der sich die tiefe Süße und die ekle Schändlichkeit einer verfaulten Cultur abstoßend und lockend vermählen. Um allzu Irdisches windet das Ueberirdische seine zarten Kränze — wissen wir denn, ob Salome das perverse Ungeheuer ist, welches mit einem Kuß auf des Täufers todtenbleiche und todtenkalte Lippen seine Rache büßt, oder ob in ihrem Schleiertanze, in ihrem Tanze um Johannis Haupt sich nicht auch das ewige Sphinx-Geheimniß der Liebe entschleiert?

Dies Drama fordert in der That starke Nerven. Fordert es zumal in der Berliner Auffassung, die das Entsetzliche noch hervorhebt und das Gemeine grell illuminirt. Aber das Stück ist von Anfang an in Blut und Mondlicht getaucht, und schwächliche Verhüllung, wie sie hier und da vorgeschlagen worden ist, würde auch seine wilden Reize verhüllen. Wir müssen sehen, wie Haß und knirschende Wuth das unselige Königspaar verzehrt; Herodes und Herodias in ihren Lüsten müssen uns das Letzte sagen, damit wir Salome begreifen. Diesen Irrwisch im tiefen Schlamme. Der Schmutz und der Jammer, der dem Propheten aus der Wüste anhängt, läßt um so greller die tolle Gier des königlichen Mädchens funkeln, dessen Jungfräulichkeit längst keine Wünsche mehr kennt und längst aller Männerherzen herzlich müde ist. Wenn sie sich das Haupt des Täufers auf silberner Schüssel bringen läßt und sich an dem gräßlichen Anblick weidet; wenn ihr Liebeswahnsinn, in dem mehr Wahnsinn als Liebe sprüht, sie dies Haupt küssen heißt, und wenn Herodes am Ende Befehl giebt, die glitzernde Bestie Salome unter den Schilden der Soldaten zu ersticken — wie viel rothe Gluth in jedem Worte, jedem Blick! Sie erhellt die Nacht, wie der Brand einer großen Stadt. Hier soll nichts gemildert, nichts verstärkt werden. Jede Retouchirung zerstört unwiderbringlich die Einheit und Geschlossenheit des Bildes.

Nun hat man in Berlin retouchirt. Wilde's Salome sieht im Buche anders aus als auf der Bühne des Neuen Theaters. Der Blaustift hat arg, ärgerlich arg, gewüthet: stille, dunkeläugige Geheimnisse, schwül duftende Nachtblumen sind herausgerissen und zertrampelt worden. Mit einem Male scheint das Ganze brutaler, aufdringlicher, nüchterner. Die vornehmen Gegenwirkungen fehlen; statt des betäubenden Rosenhauches, den der warme, sammtweiche Libanonwind heraufträgt, athmen wir rauhe Luft, die den Blutgeruch sofort scharf hervortreten läßt. Das tiefe Mysterium Wilde's, all' seine üppige und all' seine gliederzarte Symbolik giebt sich jetzt als derbes Theater. Jetzt rufen die gehäuften Schrecknisse leicht den Widerwillen wach, wehrt sich die Phantasie gegen scenische Bilder, die uns wie im halben Traume, wie Gestaltungen unausgesprochener und doch unser Leben beherrschender Gedanken vorüberziehen sollten.

Reinhardt und sein Theater haben so viel für Wilde gethan, daß ihnen zu thun noch das Letzte übrig bleibt. Einer Normalbühne würde Niemand Vorwürfe darüber machen, daß sie den Dichter in ihrem Sinne zu corrigiren versuchte. Reinhardt jedoch hat uns verwöhnt, und darum ist ihm gegenüber der Tadel, der ja hohes Lob einschließt, gerechtfertigt. Loben wir nun aber auch, was unumwunden Anerkennung verdient. Die Darstellerin der Salome, Frau Eysoldt, verkörperte die entzückende Giftschlange, wie nur immer eine mäßig schöne Schauspielerin solch Wunder der Schönheit verkörpern kann. Bis auf den Schleiertanz, der zu viel und deßhalb zu wenig gab, war sie hinreißend. Der Herodes Reicher's, Luise Dumont's Königin — man muß in Berlin schon weit und lange laufen, ehe man solcher Genüsse theilhaftig wird. Weniger kam Johannes selbst zur Geltung. Seine Erscheinung deckte sich nicht mit der Vorstellung, die wir von dem Verkündiger Christi und dem verwilderten Einsiedler, dem Liebhaber herber Wüstenfreuden, haben. Er fand außerdem der Verführerin gegenüber nicht den richtigen Träumerton, sprach nicht wie einer, der aus feuchtem Grabe aufsteigend unvermuthet der entzückendsten, süßesten Versuchung in's Antlitz schauen muß. Statt Satanas erregt zu bekämpfen, monologisirte er. Das verzehrende Feuer just der entscheidenden Auftritte ward dadurch gedämpft oder ganz ausgelöscht.

Die Zuschauer wußten mit der Dichtung nichts Rechtes anzufangen. Einige zischten. Ich für mein Theil nahm mir spät in der Nacht noch einmal das englische Original vor und las es Zeile für Zeile, wie man uralten Würzburger Tropfen für Tropfen trinkt. Dergleichen genießt man übrigens immer besser zu Hause, in nächtlicher Einsamkeit, als in irgend einem viel besuchten Weinschank.

Aus unseren Kunstsalons.

Konstantin Ssomow

heißt der Clou der ersten Ausstellung im umgebauten Oberlichtsaal des Salons Paul Cassirer, in dem auch einige neue Bilder von Max Liebermann und Walter Leistikow ausgestellt sind. Leistikow hat nun dieses Mal freilich nichts Neues zu sagen, und seine beiden skandinavischen Bilder und der Grunewald-See von der letzten Secessions-Ausstellung stehen mit ihrer Farbenkraft und ihrem außerordentlich feinen Naturempfinden noch so lebendig vor dem Auge, daß sie den Eindruck dieser neueren Malereien beträchtlich abschwächen. Aber eine neue Note läßt Liebermann anklingen. Nicht in seiner „Allee" und im „Landhause", zwei schönen Motiven, die er aus Hilversum mitgebracht hat — solch' feine grünliche Dämmerung unter Baumriesen, solch' sonnige Mauern, die mit starren Laubmassen contrastiren, hat er uns auch früher gezeigt. Aber sein „Atelier" am Pariser Platz mit dem Oberlicht an einem dunstigen Tage, mit dem vielen Blau und Roth, das in dem gebrochenen Licht so mild und grau umflossen schillert, und mit den beiden schwarz gekleideten Damen als coloristisch festem und starkem Mittelpunkt, und mit der famosen Perspective in der Behandlung der Möbel und Staffeleien in dem langen schmalen Raume — das bringt neue Reize seiner Palette zur Anschauung. Auch das Bildniß einer jungen blonden Dame in Schwarz, leicht und doch Alles bringend hingeworfen, kann er zu seinen besten Portraitarbeiten zählen. Es ist eines von jenen, bei denen man über dem Menschen die Art der Technik vergißt . . . .

Indessen — ich wollte ja von Ssomow, dem Petersburger, sprechen, der, Dank der Bemühungen unserer „Secession" uns kein Fremder mehr ist. Man kennt vor Allem sein wundervolles Mädchenbildniß von der Ausstellung 1902. Man unterhielt sich gut bei Betrachtung seiner spieligen Phantastik in dem Bilde dieses Sommers, der „Bosquet-Scene". Man war daher sehr gespannt auf seine Collectiv-Ausstellung jetzt bei Cassirer. Ich glaube — sie wird Viele enttäuschen. Auf der Höhe jenes Mädchenbildnisses steht hier nichts. Das Bildniß des Frl. A. Ostroumowa ist von einer geradezu unheimlichen Glätte der Mache, und die lächelnde blonde Frau C. B. ist wohl ein sehr gut gemaltes Bild, aber ein Menschengeschick erzählt es uns nicht. Im Uebrigen mag vielleicht Manche die Reihe ganz schlicht realistischer Studien und Skizzen von Landschaften aus Rußland und Versailles und von Köpfen in Blei und Aquarell überraschen, alle Diejenigen, die Ssomow nur aus den paar Bildern auf unserer Secession kennen.

Aber die Masse unter den nahezu 100 Arbeiten bilden andere Sachen. Allerlei krause Einfälle eines subtilen Zeichners, Entwürfe für Hoftheaterraffichen, zu Festveranstaltungen in den kaiserlichen Schlössern zu St. Petersburg und Peterhof, für Juwelenkästchen, Büchereizeichen, Buchschmuck aller Art, Miniaturen u. dergl. Diese Sachen hätte man am besten auch alle zusammen hängen müssen. Man hätte dann den Ssomow beisammen gehabt, der mit dem Spott und der decadenten Linie eines Beardsley die Pedanterie und Sentimentalität der Biedermeierzeit und das grazile Preziösenthum der Zeit der Encyklopädisten verbindet in jenen zeichnerischen Entwürfen und in einigen Bildern von der Art des „Postillon d'Amour". Ssomow entstammt einem alten Adelsgeschlecht. An den Wänden der Säle und Zimmern des Hauses auf dem väterlichen Gut, in seinen Möbeln, in seinen Stammbüchern und Albums, im Glasschrank mit altem Porzellan u. s. w. — da mag noch der Geist aus der Zeit seiner Großeltern lebendig geblieben sein; in der Bibliothek, in den Bildermappen — der Geist einer noch weit mehr zurück liegenden, bis in die Tage der großen Katharina II. hineinreichenden Epoche. Aber andererseits ist Ssomow selbst durchaus ein Kind seiner Zeit, wie er ja auch einer der überzeugtesten Mitkämpfer in der Gruppe jener Künstler ist, die sich um den Führer der jüngsten russischen „Secession", dem Gardekavalleristen a. D. Djagilew, gruppirt haben. So verhält er sich zu jenen lebendigen Erinnerungen an eine gewesene Zeit nicht anders als mit überlegener Ironie. Wie er aber den Geist jener Zeit erfaßt hat, das zeigen besonders deutlich solche Bilder, wie der schon genannte „Postillon d'amour", „Das Landhaus", „Abendpromenade", „Liebende Herzen", „Koketterie" u. A., Arbeiten, die bisweilen auch ganz im minutiösen Styl der Miniaturmalerei gehalten sind.

Zu den besten Sachen gehören zwei Interieurs: der Blick durch zwei Zimmer auf eine Veranda, wo eine alte Njanja (Kinderwärterin) sitzt, und in den sonnigen Garten hinaus, und ein anderes ähnliches mit noch weiterer Perspective; das kleine Portrait eines jungen Mannes in Hemdärmeln auf einem Divan; von den Landschaften — der „Stoßwind"; endlich auch eine moderne Sommerrestaurants-Scene ganz im Geiste der Pariser, deren Einflüsse überhaupt sich vielfach ebenfalls im „oeuvre" Ssomow's aufdecken lassen . . . .

Im Ganzen tritt aber die Enttäuschung vornehmlich in der Erkenntniß zu Tag, daß Ssomow weit weniger malerisches Temperament

Digitized by Google

besitzt, als man wohl früher angenommen haben mag und weit mehr kühler Räsonneur und Skeptiker ist, wie er auch mitunter für seine Skepsis recht phantastische Ausdrucksformen zu finden weiß.

Bei Eduard Schulte.

Natürlich wieder eine bunte Masse. Das ist da nun einmal nicht anders. Es ist nicht meines Amtes, den Gründen nachzuspüren. Aber es ist auch nicht meines Amtes, ein Spiegelbild der Wände der fünf Ausstellungsräume dort zu geben.

Also nur einiges Wenige aus der bunten Masse. Nur vier Künstler seien aus ihr hervorgehoben: zwei bekannte und zwei für uns neue. James Paterson, der Glasgower boys Vornehmsten einer, der seine Motive immer vor Allem auf die decorative Wirkung hin ansieht und — zustutzt, möchte ich sagen, hätte das Wort nicht so leicht einen häßlichen Nebenklang, zeigt gegen 50 Aquarellstudien und Skizzen aus Teneriffa. Farbengedichte, in denen Luft und Wasser, Wolken und Felsen auf Schönste zusammengereimt werden und so wirkungsvoll den inneren Gehalt an Stimmungslyrik in der Auffassung begleiten. Und, was vielleicht noch höher anzuschlagen ist: von naturtreuer Aquarelltechnik. Großartig, wie er z. B. in blauer und grüner Fluth den Schaum und Gischt brandender Meereswogen einfach ausspart und doch das zerflatternde Leben dieser weißen Massen glaubhaft zu geben weiß.

Von jungem Klang ist der andere bekannte Name: Louis Lejeune, der Bracht-Schüler. In einer Reihe großzügiger Bilder giebt er die Eindrücke wieder, die er auf und ab im Elbthal der sächsischen Schweiz gewonnen hat. Viel Romantik steckt drin, aber keine gefühlsselige, sondern die Romantik eines gesunden Naturempfindens, das sich temperamentvoll zu geben weiß. Die blühenden alten Kirschbäume, das Elbthal im Frühling, der Blick vom Lilienstein u. A. noch gehört hierher.

Aus Holland kommt Willy Sluiter mit einer größeren Collection von Schilderung von Land und Leuten aus und um Katwyk. Seine Kunst bewegt sich in Bezug auf Ausdrucksformen zwischen zwei so entgegengesetzten Polen hin und her, wie Holbein und — Léandre. Neben wunderbar fein gegebenen Köpfen alter Frauen, neben diesen vereinzelten gutherzigen, kreuzbraven Aaltje's und Krijntje's — moderne Turfplatz- und Premièrenpublicum-Typen, neben einsamen, engen Katwyker Gäßchen — das tosende Meer und drei Dorfschöne im Sturm an der schäumenden Brandung; neben einem Interieur mit Kaminfeuereffecten — ein Mädchen mit einem Ochsen vor der Sonnenscheibe. An Vielseitigkeit fehlt's ihm nicht. Und immer bringt er uns, was er gerade schildert, ganz nahe.

Der junge Magdeburger Rudolf Kohtz ist von mir einmal hier schon angemerkt worden. Damals, als er vor zwei Jahren im Künstlerhause ein junges, weiß gekleidetes Mädchen en plein air zeigte, auf blumigen Wiesengrund gelagert und im „Erwachen". Ein Bild, das ein altes Motiv in origineller Weise behandelte. Nun tritt der Kampf-Schüler mit einer ganzen Sammlung von Bildern, Studien, Skizzen auf. Sie zeugen vor Allem von einem großen decorativen Talent, das aber noch gährt und um künstlerisch reiferen Ausdruck ringt. Drei lebensgroße Bildnißstudien, zu denen ein und dasselbe Mädchen in braunem Seidenkleide, weißem Brusttuch und breitkrämpigem schwarzen Hut Modell gesessen hat, zeigen viel Persönliches in Auffassung und Mache. Und vor Allem ist es Kohtz hier um die Erreichung bestimmter coloristischer Werthverhältnisse zu thun; so daß mitunter der Zeichner dem Maler augenfällig den Vortritt läßt. Und doch weiß er gut zu zeichnen. Das beweist ein großer decorativer Entwurf „Des Drachen Tod und Heimkehr der befreiten Prinzessin". Dazu ist es im Aufbau der Linien und in den Farbenwirkungen sehr eigenartig. Man wird Kohtz mit Interesse im Auge behalten.

Paul Flickel.

Einer der liebenswürdigsten Berliner Landschafter. Unser Waldmaler par excellence. Erst fünfzig Jahre alt, mußte er in der Vollkraft seines schönen Schaffens im Frühjahr dieses Jahres aus dem Leben scheiden. Daß er Mitglied der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin und Professor war, sei auch bemerkt. Aber wesentlicher ist, daß er in seiner Kunst ganz aufging. Sichere Naturbeobachtung und tiefe Naturliebe paarten sich bei ihm mit einer geschmackvollen Palette und einer schönen Zeichenkunst. In den Buchen- und Kiefernwäldern der Ostseeküste vor Allem war er zu Hause. Sie liebte er und am meisten an schönen, sonnigen Sommertagen, an klaren Herbsttagen. Aber auch der Harz hatte es ihm angethan und manch' lauschiges Plätzchen kannte er dort zwischen murmelnden Wassern, glitzerndem Gestein und ragenden Bäumen ... Wiederholt war er auch in Italien; aber nur in früheren Jahren, in den 70er und 80er, holte er sich von dort Motive. In des Südens Farbenpracht vermochte er sich nie so recht einzuleben, und in der Auffassung zeigt er da manch' Conventionelles. Das lag ihm somit fern, ganz so, wie andererseits impressionistische Manier: auf diesem Gebiet folgte er seinem einstigen Lehrer, dem alten Weimaraner Theodor Hagen, nicht.

Das Alles erkennen wir jetzt noch einmal auf einer Ausstellung von nahezu 300 Oelgemälden und Studien, die man dem Todten zu Ehren im „Künstlerhause" veranstaltet hat. Und vor Allem seine Arbeitstreue, jenen Respect vor der Arbeit als solcher, der man heute nicht mehr häufig begegnet.

J. Norden.

Offene Briefe und Antworten.

Krokodilsthränen.

Eine Beantwortung der Frage im 30. Heft d. Jhrg.

Die Sage von den heuchlerischen Thränen des Krokodils ist uns aus dem Alterthum überliefert und hat den Fabeldichtern von Aesop bis Lichtwer stets willkommenen Stoff geboten

In England war sie zu Shakespeare's Zeit keineswegs unbekannt. Bullokar's Expositor, der im Jahr 1616, also fünf Jahre vor der ersten im stationers' book eingetragnen Ausgabe des Othello, erschien, giebt über die Gepflogenheiten des Thiers ausführlichen Bericht:

„Solches wird erzählet vom Krokodil: Wenn es einen Menschen aufgefressen, also daß nur dessen Haupt noch übrig ist, so weinet es über diesem Haupt, wonach es dasselbige auch frisset. Und ist derhalb ein lateinisch Sprichwort Crocodile lachrymae, Krokodilsthränen, welches Thränen bedeutet, so erheuchelt sind und vergossen zu Schaden und Trug."

Auch in der deutschen Literatur war das heuchlerische Gebahren des Ungethüms allzeit übel berufen. Fischart schilt den Krokodil, „der zum Mord waint, wan mördet er"; (1573) „Du Krokodil, was heulstu viel?" fragt Chr. Weise, (1701) und Carl Moor wüthet: „Falsche heuchlerische Krokodilbrut! Ihre Augen sind Wasser! Ihre Herzen sind Erz!" —

Sehr anschaulich erzählt die alte Fabel der französische Dichter Florian. Zwei Knäblein spielen am Ufer des Nils, da schießt ein Krokodil hervor und verschlingt das eine. Ein frommer Stör hat die Unthat mit ansehen müssen und verbirgt schaudernd sein Haupt. Aber als er hört, wie das schuldbeladene Thier anhebt, bitterlich zu weinen und zu schluchzen, erbarmt er sich des betrübten Sünders und hält ihm eine erbauliche Rede über die sühnende Kraft der Reuezähren. Da spricht das Ungethüm: „Ich weine aus Verdruß, daß ich der Kinder eins nur konnte rauben!" Des Heuchlers Thränen schenke niemals Glauben.

Es fragt sich nun, wie die Sage entstanden ist.

Die meisten Amphibien vergießen keine Thränen, weder aufrichtige noch erheuchelte. Der Grund ist sehr einfach: sie haben keine Thränendrüsen. Ein beständig vom Wasser umspültes Auge bedarf der Befeuchtung durch Thränen nicht.

Das Krokodil aber treibt sein Wesen zu Wasser und zu Land. Sein Auge, von dem schon Herodot allerlei Wahres und Falsches erzählt, ist auf die verschiedengeartete Umgebung eingerichtet, und auch die Thränendrüse, die den nackten Wasseramphibien fehlt, ist dem schuppengepanzerten Reptil nicht versagt.

Man konnte also aus den kleinen „Schweinsaugen", wie Herodot sie nennt, Thränen fließen sehen; vielleicht kamen sie dem Ungeheuer auch zuweilen dann, wenn der gefräßige Rachen sich gerade über seiner Beute geschlossen hatte, und doch wollte Niemand dem furchtbaren Räuber eine besondere Rührseligkeit und Weichmüthigkeit zutrauen. Die Thränen, die er seinem Opfer nachweinte, waren sicherlich keine Herzensthränen; und sie auf einen äußeren Reiz zurückzuführen lag einer Weltanschauung fern, die in ungebundenem Spiel der Phantasie die belebte und unbelebte Schöpfung zu beseelen liebte. Also mußten es Heuchelthränen sein, das Unthier erpreßte sie sich aus List und arger Tücke.

Und so mochte man denn Thränen, die ohne seelischen Antheil vergossen werden, Thränen, wie sie der Heuchler, der arglistige Betrüger weint, Krokodilsthränen nennen.

Zum Schluß sei dem übel beleumundeten Thier noch die Aussage zweier Entlastungszeugen zugestanden.

Im Buch Hiob erscheint das Nilkrokodil, das mit dem Leviathan der Bibel doch wohl identisch ist, nur als der furchtbare Verderber: „schrecklich stehen seine Zähne umher, seine stolzen Schuppen sind wie feste Schilde, wo er daher bricht, ist keine Gnade da". Aber ausdrücklich heißt es: „Meinest Du, er werde Dir viel Flehens machen oder Dir heucheln?"

Und Hermann Lingg, der doch gewiß in Sachen „Krokodil" gehört zu werden verdient, schreibt in seinem stimmungsvollen Lied vom heil'gen Teich zu Singapur die Weinerlichkeit des thränenreichen Saurierts einzig auf Rechnung blöder, griesgrämlicher Altersschwäche.

Marburg. B. Wülcker.

Notizen.

A. Dorner, Grundriß der Religionsphilosophie. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung 1903. 448 S. Preis 7 Mk. Vorliegendes Buch ist von theistischem Standpunkt aus geschrieben. Es betont in Folge dessen zunächst nachdrücklich die Nothwendigkeit einer auf die transscendentale Giltigkeit der Kategorien gegründeten Metaphysik, ohne welche nun einmal auf philosophischem Gebiete nichts Endgiltiges ausgemacht werden kann, und verbindet dementsprechend Religions-

Digitized by Google

geschichte und Religionspsychologie mit vertiefenden, grundlegenden metaphysischen Betrachtungen. Wenn wir auch den letzteren, sofern sie den Theismus begründen sollen, nicht zustimmen können, vielmehr der Metaphysik Eduard von Hartmann's, von welcher auch der Verfasser nicht unbeeinflußt ist und gegen welche er sich hier und da kritisierend wendet, eine bedeutend größere Wahrscheinlichkeit beimessen müssen, so finden wir uns doch in einem späteren Abschnitt mit dem Autor wieder eines Sinnes in der Anerkennung der als „absolutes Religionsideal" aufgestellten „Religion der Gottmenschheit". Unpassend erscheint es uns nur, auch hierauf noch den Namen des „Christenthums" auszudehnen, da das Princip der Immanenzreligion doch ein anderes ist als das Prinzip der von Paulus gestifteten Heterosoterischen Christusreligion, wenn es auch als Keim in dieser verborgen geschlummert haben mag. Nach den einleitenden erkenntnißtheoretischen und metaphysischen Abschnitten zieht der Verfasser aus einer die eigentliche Religionsphilosophie eröffnenden interessanten phänomenologischen Skizze des religiösen Bewußtseins der Menschheit, worin nebenbei bemerkt der Brahmanismus und Buddhismus theistisch- und optimistisch-schief beurtheilt werden, die Resultate für die Bestimmung des Religionsbegriffes und erörtert weiterhin den Charakter der Religion als Beziehung des Geistes auf eine übersinnliche Realität, sowie den Begriff der „subjectiven" und „objectiven" Religion, worauf diese Untersuchungen in der Explikation des vorerwähnten „Ideals" der Religion ihren Abschluß finden. Es folgen alsdann die metaphysische Begründung der Religion in Gott und die psychologische Betrachtung des religiösen Subjectes und seiner Bethätigungen im Glauben und dessen Aeußerungen durch specifisch religiöse Handlungen wie Opfer, Sakramente, Mittheilung göttlicher Wahrheiten (Offenbarung, Wunder), Gebet, Contemplation, ferner durch die Darstellungsmittel der Geberden, Symbole, symbolischen Handlungen, durch Wort, Sprache, Schrift, heilige Orte und Zeiten und schließlich durch die kirchliche Gemeinschaft, wo wir allenthalben treffenden Bemerkungen begegnen, ebenso wie in den drei sich angliedernden Abschnitten über das Verhältniß der Religion zur Sittlichkeit, Erkenntniß und Kunst. Zum Schlusse versucht der Verfasser „Gesetze" des religiösen Lebens festzustellen. Inwieweit ihm dies gelungen, können wir hier nicht auseinander setzen; wir verweisen den Leser auf das Buch selber, das er jedenfalls nicht ganz ohne Bereicherung seines religionsphilosophischen Wissens wieder aus der Hand legen wird, selbst wenn er durch Lectüre pantheistischer religionsphilosophischer Schriften, insbesondere derjenigen E. v. Hartmann's, den Gegenstand bereits in etwas anderer und objectiverer Beleuchtung gesehen hat. A. K.

Von „Goethes Sämmtlichen Werken", der vierzigbändigen Jubiläumsausgabe, die bei J. G. Cotta Nachfolger in Stuttgart erscheint, liegen wieder zwei Bände vor, der 8. und 28. Der 8. enthält die „Singspiele"; Otto Pniower hat sie mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Der Text ist strenger Durchsicht unterworfen worden. In „Scherz, List und Rache" sind z. B. vier Zeilen hinzugekommen, die in allen bisherigen Ausgaben fehlen; in der Handschrift stehen sie, und sie sind durch eine das Gegenstück bildende Strophe gefordert; nur durch ein Versehen können sie in dem ersten Druck ausgelassen worden sein, und bei späteren Drucken hat man die Handschrift in diesem wie in anderen Fällen nie genau genug eingesehen. Pniower erinnert daran, daß Goethes Singspiele nach der dichterischen Seite hin die höchsten Leistungen der Gattung darstellen. Am Schlusse der Anmerkungen sagt er: „Eine Zeit von gut fünfzig Jahren, wenn auch mit größeren Unterbrechungen, umspannen Goethes der deutschen Oper zugewandte Bestrebungen. Daß sie zu keinem greifbaren praktischen Ergebniß führten, ist im Sinne des Dichters wie unserer Kunst tief zu beklagen." Sollte das eine oder das andere Singspiel, etwa durch Umarbeitung und durch neue Vertonung, nicht doch noch wieder zu beleben sein? — Herausgeber des 28. Bandes, der die „Campagne in Frankreich" und die „Belagerung von Mainz" umfaßt, ist Alfred Dove. Er hat Gelegenheit gehabt, eine beträchtliche Anzahl von kleinen sachlichen Berichtigungen anzubringen, wie denn gleich zu Anfang die Angabe, daß der Postmeister Drouet, der den König Ludwig XVI. auf der Flucht erkannte, gefangen eingebracht worden sei, irrig ist; es war vielmehr Georges, der Maire von Varennes, der Ortschaft, wo der König verhaftet wurde. Der preußische Verlust bei Valmy ist hier auf 1200 Mann angegeben, was viel wäre; Dove vermuthet einen Hörfehler beim Dictat für 200 Mann; thatsächlich fielen 184 Preußen gegen fast 300 Franzosen. Zu dem allgemeinen Eindruck des Erzählten bemerkt Dove: „Durch wunderbare Verbindung von Tagebuchlicht und Memoirenwiderschein, durch ein Schweben des Gegenstandes zwischen greifbarer Nähe und unschädlicher Ferne ward die von Goethe gewollte Wirkung sicher erzielt. Im Genuß vollkommener historischer Anschaulichkeit sollte die Gegenwart eine abschreckende Vergangenheit desto klarer als solche erkennen und verwerfen. Man darf hier von Poesie der Geschichte selber reden. An und in der einzelnen wirklichen Begebenheit ist das Allgemeine, ewig Menschliche tief und rein erschaut und nachgebildet: Kriegswesen an sich, wie es war, ist und sein wird, im Handeln wie im Leiden. Eine Poesie der Geschichte in dieses bestimmten Dichters reifster Art." Dagegen mißbilligt Dove mit Recht, daß Goethe in seiner Schilderung die Beschreibung einer Gemmensammlung einschob, welche die Fürstin Gallitzin in Münster dem Dichter zum Studium mitgegeben hatte. Er sagt, mit Betrübniß sehe man ein Goethesches Meisterwerk, das sich an ein großes historisches Interesse der Mit- und Nachwelt wende, hier plötzlich entstellt durch den greisenhaften Zug verfallender künstlerischer Selbstbeherrschung.

Bruno Wille, Offenbarungen des Wachholderbaumes. Roman eines Allsehers. 2 Bde. Leipzig, E. Diederichs, 1901. 8 Mk. Es ist ein philosophischer Roman, in dem Betrachtungen und pantheistische Träumereien die Hauptrolle spielen. Die eigentliche Erzählung spielt eine ganz untergeordnete Rolle, was zu bedauern ist, da der Verfasser auch auf diesem Gebiete begabt zu sein scheint und die ewigen Wiederholungen auf der anderen Seite ermüdend wirken. Es wird viel graue Theorie geboten, die vielleicht besser ihre Stelle in einem wissenschaftlichen Werke fände. Solche philosophischen Erörterungen ertragen wir heute schwer als Dialog. Auch scheint mir der Verfasser oft zu sehr sich von subjectiven Anschauungen leiten zu lassen. Wenn Bäume sprechen könnten, würden sie jedenfalls anders sprechen als die Bäume dort. Zum Denken gehören doch entsprechende Organe: wo sie nicht vorhanden sind, ist ein abstractes Räsonnement unmöglich. Ich würde dem geehrten Herrn Verfasser eine gründliche Kenntniß der Theosophie wünschen. Er würde dann so viel klarer sehen. Ohne sie ist es nicht möglich, die Phänomene dieser Welt richtig aufzufassen. Das Wort „Karma" z. B. kommt wohl ein Mal vor, aber es wird nicht zur Erklärung weiter verwendet. — Auch dem Christenthum wird er nicht gerecht. Im Katholicismus wenigstens spielen pantheistische Vorstellungen eine Rolle, wie aus den Schriften der Mystiker bis zu Alban Stolz hervorgeht. — Daß er das „Abendmahl" ablehnt, ist auch unnöthig. Denn seine Wirkung läßt sich gerade durch den Pantheismus erläutern. Materie kann vom Wissenden in Aether verwandelt werden und Astralstoff in Mentalstoff, so kann das Wort auch in der That Wunder thun, aber natürlich nur, wenn es aus einem hohen Geiste hervorgeht. Wir brauchen in der That heute mehr Naturphilosophie. Aber um eine wirklich genügende herzustellen, mußte man den Occultismus genau kennen. Vielleicht daß Dr. Wille in einer zweiten Auflage entsprechende Verbesserungen anbringt, damit seine schönen Gedanken noch mehr zur Geltung kommen.

Grävell.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos

von

August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik

von

August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Felix Dahns Werke poetischen Inhalts in Einzelausgaben.

Nachdem wir das Schaffen Felix Dahns, dieses in seiner Art einzigen, urdeutschen Dichters, vor fünf Jahren durch eine Gesamtausgabe seiner Werke poetischen Inhalts dargeboten und die seitdem erschienenen Werke in einer neuen Folge angeschlossen haben, sind wir bestrebt, auch die **Einzelausgaben** seiner Werke leichter zugänglich zu machen. Zu unserer Freude ist es uns in freundlicher Vereinbarung mit dem Verfasser gelungen, die Einzelwerke im Durchschnitt erheblich billiger zugänglich zu machen, so daß wir von jetzt an einheitliche Bandpreise ansetzen, und zwar

Mk. 5.— für jeden Band der Romane und Gedichtsammlungen

Mk. 3 — für jede der kleinen nordischen Erzählungen, der epischen Gedichte und der Dramen, sowie der Auswahl der Gedichte.

Die Ausgaben der Romane sind sämtlich einbändig, bis auf Kreuzfahrer in 2, Julian in 3, Ein Kampf um Rom in 4 Bänden, doch wird vom Kampf um Rom gleichzeitig eine Ausgabe in 3 Bänden ausgegeben. Niedrigeren Preis haben der kleine Roman „Der Vater und die Söhne" mit Mk. 2.—, das soeben erschienene Büchlein „Meine wälschen Ahnen" mit Mk. 1.50, die Textausgabe des Bühnenwerkes „Deutsche Treue" mit Mk. 1.— und die Dichtung „Harald und Theano" mit Mk. 1.—.

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß volkstümliche Einzelausgaben poetischer Werke Felix Dahns nunmehr in jedes Haus, in dem deutsches Empfinden herrscht, eindringen werden.

Leipzig, am 1. Oktober 1903. **Breitkopf & Härtel.**

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. 2c. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie

der

gesellschaftlichen Produktion

von

Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 *M*.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche 2c. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart. Berlin W 57.

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen

von

Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** *M.* 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.**

Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.

Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.

v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.

Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.

Salomon Süditalien. *M.* 4.

Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.

Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Der heutigen Nummer liegt für die Privatabonnenten eine Beilage der Firma **Zorn** in **Neubrandenburg** bei und empfehlen wir dieselbe der geneigten Beachtung.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6: Expedition: Berlin W 57, Kaylerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 31. October 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Königsnoth an der Newa. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin). — Ein Tag in Hinterpommern. Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar). — Die Zweckmäßigkeit des Todes im Lichte der neuesten biologischen Forschungen. Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin). — **Literatur und Kunst.** Das Unsittliche im Roman. Von A. W. J. Kahle. — Im Lande der Dollar. Aus dem Leben eines Auswanderers. Von Johannes Gaulke (Berlin). — **Feuilleton.** Flundern-Fieken. Von Theo Malade. — **Aus der Hauptstadt.** Der Marmorgarten. — Unsere Drei Procent-Anleihen. Von J. Nehok. — Anzeigen.

Die Königsnoth an der Newa.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Vor einigen Wochen wurde von Kopenhagen aus Graf Lamsdorff für politisch todt erklärt und als sein erkorener Nachfolger Herr v. Iswolskij bezeichnet. Iswolskij ist früher Geschäftsträger bei dem Vatican gewesen und jetzt Gesandter in Kopenhagen, ein Umstand, der auf jene Nachricht eine verstärkte Aufmerksamkeit lenken mußte. Jetzt wird wieder in der dänischen Presse behauptet, einige Functionäre in der Umgebung der verwittweten Zarin auf Schloß Fredensborg hätten sich mit neugierigen Zeitungscorrespondenten einen Scherz gemacht. Ist dies der Fall gewesen, dann läßt er auf die Zusammensetzung jenes Hofstabes einige Schlüsse zu. Man hat mehrfach zwischen den Zeiten vor der französischen Revolution und den jetzigen reichsdeutschen Verhältnissen eine Parallele ziehen wollen; sogar weiland Dr. Johannes v. Miquel ist sie in den Mund gelegt worden. Entschieden weit mehr traf sie zeitweise auf das Rußland Alexanders III. zu; jetzt freilich herrscht dort an erster Stelle etwas mehr Fähigkeit und Umsicht. Ob übrigens Graf Lamsdorff in alle Zukunft ruhig vor Herrn v. Iswolskij schlafen kann, wäre vielleicht doch zu bezweifeln; von des letzteren römischen Thätigkeit ist man sehr befriedigt gewesen, und die dänische Hauptstadt gilt längst in Rußland für den Uebergangsposten zu der großen diplomatischen Laufbahn.

Fürst Meschtscherskij hat in seinem „Graschdanin" jüngst einen leidenschaftlichen Artikel zu Gunsten der Türken und gegen die Bulgaren veröffentlicht. Der Zar liest das originell absonderliche Blatt; vielleicht war der Artikel auf ihn berechnet, wahrscheinlicher auf seinen Wunsch geschrieben. Bestimmter als jemals waltet bei dem Friedenszaren die Absicht vor, auf der Balkanhalbinsel um jeden Preis den nominellen Frieden zu erhalten, aus Rücksicht nicht weniger auf Ostasien als auf die inneren russischen Verhältnisse. Die Dinge in Europa haben sich so gestaltet, daß ein großer Krieg für den besiegten Theil eine innere Erschütterung nach sich ziehen müßte, die sich dann schwerlich auf das betroffene Reich allein beschränken ließe; den großmächtigen Monarchen und Staatsoberhäuptern wird aus der Tiefe heraus von Jahr zu Jahr eindringlicher das Wort „Friede" zugerufen. Wie aber, wenn der Krieg zum mächtigen Volkswunsche wird, und sich den Regierenden aufnöthigt? Man muß nie vergessen, daß im russischen Volksgemüth das Eintreten für die glaubens- und stammesverwandten Slaven der Balkanhalbinsel stets eine gewaltig vibrirende Saite bedeuten wird. Die bulgarische Undankbarkeit mag die gebildeten Kreise Rußlands in dieser Hinsicht beträchtlich abgekühlt und der blutige serbische Mummenschanz noch ein Uebriges dazu gethan haben, indeß für die Massenempfindung kommt das wenig in Betracht. Auf diese aber ist nothwendig jedes Selbstherrscherthum gegen die oberen Schichten angewiesen, und in den reichlichen zwei Jahrzehnten seit dem Thronwechsel des 13. März 1881 hat dies an der Newa auch notorisch für bewußte Regierungsmaxime gegolten. Daher jetzt das Bemühen Nikolaj's II. um die Niederhaltung der Volkssympathie für die Christen der Balkanhalbinsel. Ein Bemühen, dem übrigens die täppische englische Greuelagitation ebenso unerwartet wie wirksam zu Hülfe kommt.

Dem 35jährigen Zaren soll Tag und Nacht das Bild des hochbegabten Großvaters vor Augen stehen, der recht eigentlich am Panslavismus zu Grunde gegangen ist. In erheblichem Maß zugleich an dem Deutschenhaß seines Volkes und einflußreicher Hofkreise, wie seines Thronfolgers. Der Zorn des Fürsten Gortschakow über die Verdunkelung durch den genialen Schüler Bismarck benutzte diesen Deutschenhaß zur Durchsetzung jener thörichten Politik vom Frühjahr 1875, als man gegen Deutschland dem von diesen gar nicht bedrohten Frankreich diplomatisch zu Hülfe eilte; freilich hatten gewisse Berliner Hofkoterien diese Intervention indirect mit angerufen. So loyal 1877/78 die deutsche Politik das russische Vorgehen unterstützte, so verhängnißvoll lähmend wirkte das Bewußtsein des 1875 begangenen Mißgriffs auf die gesammte Action des Zarenstaates; man witterte deutsche Vorbehalte, wo sie nicht vorhanden waren. Wieder einmal bewährte sich der römische Sinnspruch, nach dem man den haßt, den man gekränkt hat. Diesen Umstand zumeist hat damals das osmanische Reich in Europa seine Rettung zu verdanken gehabt. Man glaubte bisher, in den letzten Januartagen 1878 sei Großfürst Nikolaus nur deßhalb nicht in das alte Byzanz einmarschirt, weil ihn Abdul Hamid mit einer großen Geldsumme bestochen habe, was also genau der umgekehrte Fall von dem großen Peter und dem Vezir Achmed's III. am Pruth 1711 gewesen wäre. Das moralische Renommée des russischen Höchstcommandirenden ließ dieser Deutung Raum; tief verschuldet in den Krieg gezogen, kam er mit Hülfe der Armeelieferanten finanziell saniert aus ihm nach Hause. Die Furcht vor der englischen Flotte konnte es unmöglich gewesen

Digitized by Google

sein; einmal war sie noch lange nicht da, dann aber hätte sie zwar die Stadt bombardiren, niemals indeß Truppen gegen die russische Besatzung landen können.

Man weiß jedoch jetzt, daß ein telegraphisches Verbot des kaiserlichen Bruders den Großfürsten an jenem Einmarsch gehindert hat. Der edelgesinnte aber bestimmbare Zar hatte gegenüber dem kaiserlichen Oheim seit 1875 kein freies Gewissen mehr; er fürchtete sich am Bosporus festzulegen. Diese Besorgniß wurde dann auf dem Berliner Congreß des Sommers 1878 von Lord Beaconsfield schonungslos ausgebeutet. Fürst Bismarck unterstützte jedes russische Begehren mit der ganzen Wucht seiner gewaltigen diplomatischen Autorität, aber die russische Politik wagte nicht mehr energisch aufzutreten; sie witterte überall deutsche Hintergedanken, sie wich immer weiter zurück. Der von dem russischen Volk selbstgewollte Krieg hatte somit für unermeßliche Opfer an Menschen und Geld nur ein höchst bescheidenes politisches Ergebniß erzielt, der Volksunmuth richtete sich gegen den nominellen Träger der Kriegspolitik, und er verfiel der nihilistischen Bombe.

Mit diesen von ihm in den Knabenjahren erlebten Begebenheiten vor Augen kann sich Nikolaj II. leicht einen officiellen neuen Krieg auf der Balkanhalbinsel als das schlimmste politische Schicksal vorstellen. Nicht aus reiner Philantropie ist der Urenkel Nikolaj's I. der Haager Friedenszar geworden. Er muß die panslavistische Strömung in seinem Reich unbedingt zurückdrängen, und er kann andererseits das Selbstherrscherthum schwerlich dauernd ohne einen gewissen Zusammenhang mit der Volksmeinung behaupten. Da versteht man denn freilich, daß sich Nikolaj II. im persönlichen Adjutantendienst fast nur mehr von den zahlreichen Vettern und Halbvettern umgeben läßt. In seinem „Ingo" legt Freytag dem thüringischen Fürsten Bisino das Wort von der „Königsnoth" in den Mund. Es ist ein sehr treffendes Wort, und diese Noth und Sorge steht heutzutage wie Banquo's Geist nur dem Bedrohten sichtbar neben den Sesseln der mächtigsten Herrscher. Wohl mit am meisten aber wird ihre Gegenwart der gewaltige weiße Zar an der Spitze des größten Reiches der bewohnten Erde verspüren.

Ein Tag in Hinterpommern.

Von Dr. Wilhelm Bode (Weimar).

In einem breiten, niedrigen Zimmer erwachte ich. „Gestern Mittag saßest du noch am Potsdamer Platz in Berlin," sagte ich zu mir selber, „das war dort ein schreckliches Gewirr von Wagen aller Art, von Fußgängern aller Art; hier aber liegst du in der Gaststube eines alten pommerschen Rittergutes; schnelle Pferde trugen dich noch um Mitternacht hierher." Ich trat an's Fenster. Ein großer Misthaufen zierte die Mitte des Gutshofes; ein schwarzer Hund stand auf dem Haufen und blickte unverwandt nach einer Stallthür; er war nämlich ein Schweinehund, und es war seine Pflicht, so einer zu sein. Sobald der barfüßige Junge die Thür aufmachte und die wohlbeleibten Säue und ihre vielen Kinder herausquollen, sprang ihr schwarzer Wächter eifrig hinzu; man sah leicht, daß er sich nicht weniger wichtig vorkam wie der Polizist, der einen Menschenhaufen in Ordnung hält. Anderwärts würden diese Schweine mit ihrem Hunde und ihrem Jungen einem Herrn v. Zitzewitz oder sonst einem Granden gehören. Hier aber flickt kein Baron sein Strohdach mehr; dagegen begrüßte ich am Frühstückstische die Beamten einer Ansiedelungsbank, die das Land ringsum auftheilen und an neue Bauern verkaufen. Nach dem Kaffee fuhr ich in das zukünftige Dorf, zuerst an den alten Leutehäusern vorbei. Ueberall standen blonde Kinder vor den Thüren; die kleinen Mädchen knixten vor mir, dem gutgekleideten Fremden aus dem Herrenhause, die Knaben verbeugten sich tief. Es ist rührend, dies Zeichen alten Sclaventhums bei helläugigen Kindern; „alle Menschen, frei geboren, sind ein adliges Geschlecht", aber noch bücken sich die Großen und Kleinen zu Zehntausenden. Freilich die Kinder der Bauern, die von jetzt an diese Felder bebauen, werden sich nicht mehr vor jedem „Herrn" schnell krümmen. Ihre Väter waren bisher vielleicht noch Gutsknechte oder sonst „kleine Leute" von großer Statur, denen die Leibeigenschaft der Vorfahren noch den Geist drückt. Aber hier werden sie freie Bauern sein. Sechzig Wirthschaften sind hier neu begründet; jede hat etwa 36 Morgen Acker und 6 Morgen Wiesen; soviel Land kostet etwa 9700 Mark ohne die Gebäude, die für 4000 Mark hergestellt werden. Nur ein Viertel oder nur ein Sechstel des Kaufpreises ist baar zu zahlen, der Rest wird von der königlichen Rentenbank zu $3^1/_2$ geliehen und ist mit $^1/_2$ Procent jährlich zu tilgen. Eine ländliche Familie, die tausend Thaler besitzt, kann hier also ein Bauerngut erlangen; der Boden ist vortrefflich und die Landschaft schön. Freilich sehen die neuen Bauernhöfe noch sehr sonderbar aus; es fehlt noch alle Poesie des Individuellen und Historischen. Wenn man Holzhäuser aus einer Nürnberger Spielzeugschachtel herausnimmt und sie einzeln oder in Gruppen zu zweien und dreien auf einem großen Tische aufstellt, jedes Mal einen Stall hinter das Wohnhaus, so hat man das Bild dieses neuen Dorfes. Die Ansiedler wohnen auf ihren Aeckern, wie der Westdeutsche es von Westphalen aus kennt, aber bisher wächst um die Gebäude noch kein Baum und kein Strauch, noch ist kein Garten angelegt, noch keinerlei Einfriedigung geschaffen; noch fehlt der Reiz der Abwechselung zwischen Groß und Klein, noch fehlt fast alles Leben. Denn es wurden zwar rasch alle Stellen vergeben, aber es sind erst wenige Colonisten angezogen; die meisten kommen im October. Wer Fritz Reuter's Werke kennt, wird hier an sein Schmerzensgedicht „Kein Hüsung" denken. Endlich, endlich giebt man diesen fleißigen Söhnen Pommerns und Mecklenburgs die Möglichkeit, auch in der Heimath Eigenthum und Selbstständigkeit zu erlangen! Warum mußten so viele Tausende nach Amerika auswandern, daß ihre Nachkommen uns von dort aus als Concurrenten bedrohen! Wenn man einmal statt der langweilig gewordenen Denkmäler Schandsteine errichtet, so möge man sich nach den Staatsmännern erkundigen, die activ oder passiv bewirkten, daß Ostelbien jetzt fünf Millionen Bauersleute zu wenig hat. Ich plauderte mit einigen der ersten Colonisten; sie sehen natürlich harte Arbeit vor sich, aber die nüchternen, sparsamen Leute dürfen bald verhältnißmäßigen Wohlstand erwarten. Klagen können einige jetzt schon wie die ältesten Bauern, und nicht so bald wird der Ansiedler es verwinden, dessen Schwager bessere Wiesen bekam als er. Ein alter Knabe, der sich auch noch zu freiem Eigenthum entschlossen hat, um nicht immer auf Pachtacker zu wirthschaften, jammerte: „t' is ja allens schön, aber de Dung, de Dung!" Er hatte es sich als alter Landmann klar gemacht, daß auf einer neuen Stelle noch kein Mist producirt sein kann, und nun wollte es ihm nicht in den Kopf hinein, daß der erste Dünger ebenso wie die erste Aussaat vom alten Gutshofe geliefert wird. Gerade dieser Alte hat schon drei Kühe im Stalle stehen, die ihren Nebenberuf als Düngerfabrikanten durchaus nicht versäumen; aber ehe er nicht einen respectablen Haufen Mist an jedem Morgen begrüßen wird, läßt diesen Mann die Düngersorge gewiß nicht los. So da aber Etliche sind, die seiner spotten, so mögen sie in sich gehen und ihr Herz erforschen, ob sie nicht auch unnöthige, mehr theoretische als reale Sorgen haben, ob sie nicht auch in ihrer Sprache jammern: aber de Dung! de Dung!

In der Mitte des neuen Dorfes, an einer Kunststraße, die von Lauenburg nach Leba führt, wird der Krug liegen,

Digitized by Google

und das Grundstück, auf dem er zu stehen kommt, kaufte ich für den Deutschen Verein für Gasthaus-Reform zum landwirthschaftlichen Werthe, damit das neue Gasthaus gar nicht erst einen Speculationspreis bekommt, dessen Zinsen dann die Gäste trinkender Weise beizusteuern haben. Der Wirth bekommt 30 Morgen Land zu bewirthschaften und verwaltet außerdem einen Kaufladen; so wird hier im neuen Dorfe ein recht altmodischer Krug entstehen.

Die schöne Staatsstraße, von der ich eben sprach, ist recht still geworden, seit eine Bahn nach Leba führt; ich aber ließ mich am Nachmittage noch diese alte Straße durch Felder, Wälder und Dörfer der Ostsee zuführen. Man wird es mir nicht recht glauben, wenn ich versichere, daß die Gegend dort ebenso schön ist wie das thüringische Land bei Erfurt oder Weimar; aber eine spätere Generation hat gewiß offenere Augen für die Reize Ostelbiens. Wie herrlich der ostpreußische Strand ist, wissen doch schon einige Deutsche; an der Ostsee sammeln sich bereits die Erholungsuchenden, die später auch im Binnenlande klare Seen, weite Wälder, liebliche Thäler entdecken werden. Hier sind die Flüsse noch keine Kloaken, die Luft ist durch keine Fabriken verunreinigt, hier ist noch die Ruhe, die uns Modernen allmälig zur nöthigsten Arznei wird. Als ich bei Leba in der Ostsee badete, hatte ich eine Zeit lang ein weites Gebiet der See für mich allein, und nie habe ich den Sand der Dünen so zum Lagern ladend gefunden wie in dieser Einsamkeit. Aber ich will nicht verschweigen, daß auch Leba schon ein Strandhôtel hat und daß am Strande sogar zwei Bade-Anstalten stehen. Fragt man dort nach dem Dorfe, so weiß Gaedke — so heißt jeder zweite Mensch in Leba — nicht, was gemeint ist. Die Lebaer Patrioten sehen es nämlich sehr ungern, wenn man ihr Oertchen für ein Dorf hält.

Auf der Rückfahrt ließ ich den Kutscher nach Czarnowski einlenken, und daran war das Conversations-Lexikon schuld. Großer Meyer! bessere Dich unter dem Stichworte Leba; sage hinfür nicht mehr, in der Nähe liege das Zigeunerdorf Czarnowski, sonst rücken Dir die pommerschen Bauern dieses Dorfes einmal mit Dreschflegeln in deine Redaktionsstube! Denn es gehört doch nur noch ein einziges Haus den Zigeunern, und früher waren es auch nur drei. Allerdings wenn Weihnachten naht, dann kommen „Buden" — so nennt man hier die Zigeunerwagen — von allen Seiten nach Czarnowski durch Sand und Moor gefahren, und es entsteht eine Wagenburg auf dem Platze hinter Bruder Schröder's Hause, wo sonst ein Garten wäre, wenn Zigeuner eines eigenen Gartens bedürften. Ich denke mir, daß die braunen Söhne und Töchter dann ihre Familien- und Stammesangelegenheiten abmachen, aber einen recht prosaischen Anlaß hat diese Vereinigung zur Zeit der langen Nächte doch auch: es muß der Gewerbeschein für das nächste Jahr erworben werden, damit die Gensdarmen etwas Schriftliches sehen können. Das wüste Fleckchen Land Bruder Schröder's ist die „Heimath" für Hunderte deutscher Staatsbürger zigeunerischen Bekenntnisses. Ich klopfte an die Hütte, die die bleibende Residenz der Nomaden darstellt; langsam näherten sich ihre Bewohner, es kamen immer mehr und mehr aus dem Dunkel des einzigen Wohnraumes heraus; allein der kleinen Mädchen zwischen zwei und vier Jahren muß es ein Dutzend gewesen sein. Ein paar prächtige braune Burschen, von sechzehn und achtzehn Jahren, wahre Sicilianer, waren auch dabei; „unser Kaiser braucht Soldaten", versicherte mir die Aelteste, der das blauschwarze Haar ungeflochten um den Hals herumringelte. Ich habe selten so patriotische Gesinnung gefunden wie bei dieser beredten Dame, und überhaupt: wenn ich gewartet hätte, bis sie mir die Wahrheit sagte, so stände ich heute noch da. Sie versicherte mir, daß sie Nichts als Deutsch sprächen und verstünden — dabei hatte sie eben der Dirne, die neben ihr stand, in der alten Sprache etwas zugeraunt — daß ihre Kinder vor allen Dingen die Schule besuchen und brave Menschen werden sollten. Freilich der pommersche Nachwuchs mag mit dieser Zigeunerbrut nicht spielen und nicht neben ihr in der Schule sitzen, und die Väter von Czarnowski halten streng darauf, daß sich keine neuen Zigeuner festsetzen. Die braunen Menschen werden von ihren Nachbarn gehaßt, verachtet, vermieden, aber sie scheinen fröhlich dahin zu leben. Sie arbeiten so wenig wie die alten Deutschen, ihre Knaben sind so abgehärtet und so gewandt im Stehlen wie die jungen Spartaner, ihre Töchter sind so fruchtbar, daß man sie den Franzosen zu Kreuzungszwecken empfehlen möchte; sie stehen, Alt und Jung, viel deutlicher jenseits von Gut und Böse als Nietzsche und seine Jünger, aber ihre Nachbarn nehmen es ihnen übel, daß die Zigeuner den Speck nicht aus eigenen Räucherkammern holen.

Als ich weiter fuhr, lag die Landschaft in dem herrlichen Abendlichte da, wie man es nur in der Nähe der See kennt. In der Ferne grüßten blaue Berge und weiße Dünen; das Licht eines Leuchtthurmes blitzte auf. In den Thälern links und rechts von meiner Straße lagen wohlhabende Dörfer: bemooste Strohdächer, schwarze Schindeldächer, warmrothe Ziegeldächer reihten sich an einander. Mein Kutscher zeigte nach Neu-Hammerstein und erzählte, daß dort Zuchthäusler untergebracht seien, die das Moor cultiviren und so erfolgreich dabei sind, daß die Bauern von Gawroch und aus den anderen Dörfern zu ihnen in die Lehre gehen. So sah ich denn Abends wie Morgens ein vernünftiges neues Werk und dachte wieder: weshalb hat man nicht seit fünfzig oder hundert Jahren den Gefangenen solche Arbeit gegeben, die ihnen und dem Erdboden zugleich so heilsam ist!

Jetzt hielt mein Wagen wieder vor dem Herrenhause, und ich hörte die dortigen Neuigkeiten. Die Leuteköchin weigere sich, den Speck des geschlachteten Zuchtebers zu braten, weil er unangenehm rieche, und von den vierzehn Russenmädchen, die man zur Haferernte bitter nöthig braucht, seien die sieben, die keine Männer hier haben, gleich vom Felde weg ausgerückt. Denn diese Russinnen lassen sich kein grobes Wort sagen. Solchen Aerger mit Russenmädchen und Leuteköchinnen werden die neuen Bauern, die sich eben in dieses Rittergut theilen, freilich nicht bekommen. Aber de Dung! de Dung! die eingebildete Noth!

Die Zweckmäßigkeit des Todes im Lichte der neuesten biologischen Forschungen.

Von Eduard Sokal (Charlottenburg-Berlin).

Das merkwürdigste Lebensphänomen ist der Tod. Daß jedes Werden, jedes Entstehen in der lebenden Natur, daß das kleinste Klümpchen protoplasmatischer Materie ebenso wie der complicirteste Organismus den Keim des Unterganges in sich trägt, erscheint dem oberflächlichen Blick vielleicht selbstverständlich, der tiefer eindringenden Forschung ein geheimnißvolles Räthsel. Seit jeher ein Tummelplatz der metaphysischen Speculation, ist die Frage nach dem Ursprung des Todes, nach seiner biologischen Bedeutung, nach seiner physiologischen Erklärung erst in neuester Zeit Gegenstand einer streng wissenschaftlichen Diskussion geworden.

Ich will die psychologische Seite der Frage, die Geschichte der Todesidee, in der Entwickelung des Menschengeschlechtes, hier nur kurz berühren. Die Zeit ist längst vorbei, da man den Wilden für ein Wesen hielt, das mit mächtig überschäumender Phantasie begabt, spielend, gleichsam in bewußter Selbsttäuschung, die Wälder und Schluchten mit Geschöpfen seiner Einbildungskraft bevölkerte, die Ahnen aus ihren Gräbern erwachen und in die Kämpfe der Lebenden eingreifen hieß, um sie willkürlich, nachdem die Komödie ausgespielt, wieder hinter dem Vorhang verschwinden zu

Digitized by Google

lassen. Herbert Spencer's und Anderer Forschungen haben diesen Wahn wohl für immer beseitigt. Wir wissen nunmehr, daß die Auffassung des Todes als eine Art Schattenleben, der wir fast bei allen Naturvölkern begegnen, nicht der Ausfluß einer visionären Phantasie, sondern das natürliche, logische Product einer mangelhaften Interpretation der Traumerscheinungen war, und ein furchtbarer, verhängnißvoller Moment mag es gewesen sein, als zum ersten Mal der Geist eines Menschen die Entdeckung des Todes gemacht hatte, als zum ersten Mal der Mensch in dem brechenden Auge des Verwundeten den Abschied auf Nimmerwiedersehen erkannte.

Der Standpunkt der Naturwissenschaft in der Frage nach den Ursachen des Todes ist nicht leicht zu präcisiren. Noch immer klafft ein unüberbrückbarer Abgrund zwischen den Wissenschaften von der todten und der lebenden Materie, und je weiter die naturwissenschaftliche Erkenntniß fortschreitet, desto mehr Schwierigkeiten thürmen sich auf dem Wege der physikalisch-chemischen Erklärungsmethode von Lebensphänomenen. Sie ist im Princip unanfechtbar, praktisch fast nur in den gröbsten Umrissen durchführbar. Man hat die Bewegung des Protoplasmas mit Seifenemulsionen verglichen, zur Veranschaulichung seiner Constitution einen neuen Aggregatzustand — den „fest-flüssigen" — herangezogen und ist auf diesem Wege nirgends zu weiteren Ausblicken gelangt und nur selten über eine mehr oder weniger versteckte Tautologie hinausgekommen. Die chemische Untersuchungsmethode hat zu fruchtbareren Gesichtspunkten geführt. Die gewaltige räumliche Concentration der chemischen Energie, die Eigenschaft mancher chemischer Körper, der „Fermente", unter gewissen Umständen große Vorräthe von potentieller Energie in lebendige Kraft übergehen zu lassen, weisen schon bei oberflächlicher Betrachtung darauf hin, in den chemischen Kräften das Wesen des Lebensprocesses zu suchen. Es wäre jedoch Selbsttäuschung zu glauben, daß wir auf diesem schwierigen Gebiete mehr als die ersten, schwankenden Versuche zu verzeichnen haben. Die chemische Natur der Eiweißkörper, dieser für den Lebensproceß wichtigsten Substanzen, ist noch in vollständiges Dunkel gehüllt, und so lange dies der Fall, ist die Route: durch die exacten Naturwissenschaften zu den tieferen Lebensproblemen gleichsam durch einen Felsblock verlegt.

Aber ein anderer Weg steht uns offen, wie besonders Robert Franzeschini in seiner trefflichen Abhandlung: „Die Abgrenzung der Biologie als Wissenschaft" hervorgehoben hat: der Weg, den Darwin durch seine Zuchtwahltheorie als einer der ersten mit ungeahntem Erfolge betreten: die biologische Forschungsmethode. Diese geht nicht darauf aus, das Leben direct aus dem Spiel der Atome zu erklären, sie operirt mit Größen zweiter Ordnung, mit den empirisch gegebenen Thatsachen, der Erblichkeit, der Gewohnheit u. s. w. und sucht durch deren sinnreiche Verknüpfung eine unabhängige, selbstständige Wissenschaft des Lebens auszugestalten.

Von ihren Gesichtspunkten ausgehend hat August Weismann in neuester Zeit die Frage nach den Ursachen des Todes behandelt.

Untersuchungen über die „Dauer des Lebens", wohl die ersten, die systematisch über diesen Gegenstand angestellt wurden, bilden das Anfangsglied in der festgefügten Kette der Weismann'schen Ausführungen. „Die organischen Körper sind vergänglich, indem sich das Leben mit einem Schein von Unsterblichkeit von einem zum anderen Individuum erhält, vergehen die Individuen selbst." Dieser natur-philosophisch angehauchte Ausspruch von Johannes Müller, für welchen Weismann das Adjectivum „inhaltsschwer" gewählt hat, bildete bis Weismann den Inbegriff all' dessen, was man in dieser Frage zu sagen wußte.

Lassen wir die allgemeine Richtigkeit dieses Satzes einstweilen dahingestellt, so ist doch so viel außer Zweifel, daß das Leben des Individuums seine natürlichen Grenzen hat, wenigstens bei all' den Thieren und Pflanzen, welche der nicht naturforschende Mensch zu beobachten gewohnt ist. Es ist auch weiter außer allem Zweifel, daß diese Grenzen je nach der Thier- oder Pflanzenart sehr verschieden weit gesteckt sind.

Man wird zunächst geneigt sein, den Grund für dieses verschiedene Verhalten in der körperlichen Verschiedenheit der Arten, in der Verschiedenheit von Bau und Mischung bei den einzelnen Organismen zu suchen. In der That laufen alle Erklärungsversuche, die bis Weismann aufgestellt worden sind, auf diese Vorstellung hinaus.

Dennoch genügt diese Erklärung nicht. Allerdings muß in letzter Instanz die Ursache der Lebensdauer im Organismus selbst liegen, da sie sich nicht außerhalb befinden kann, allein Bau und Mischung, kurz die physiologische Constitution des Körpers sind nicht die einzigen Momente, welche die Dauer des Lebens bestimmen. Das erkennt man sofort, wenn man versucht, die vorliegenden Thatsachen aus diesen Momenten allein abzuleiten.

Zunächst kommt hier in Betracht: die Körpergröße. — Die längste Lebensdauer von allen Organismen der Erde besitzen die großen Bäume. Die Adansonien der Cap Verdi'schen Inseln sollen 6000 Jahre alt werden. Unter den Thieren sind es auch wiederum die größten, welche das höchste Alter erreichen, der Walfisch lebt sicherlich einige Jahrhunderte, der Elephant wird 200 Jahre alt, und es hält nicht schwer, nach abwärts eine Reihe von Thieren aufzuführen, bei welcher die Lebensdauer ungefähr parallel der Körpergröße abzunehmen scheint.

Sieht man sich aber etwas genauer um, so findet man, daß dasselbe Alter von 200 Jahren, welches der Elephant erreicht, auch von viel kleineren Thieren, wie Hecht und Karpfen erreicht wird; 40 Jahre alt wird außer dem Pferd auch die Kröte und die Katze, und die etwa faustgroße See-Anemone besitzt eine Lebensdauer von mehr als 50 Jahren. Wenn also auch im Allgemeinen gesagt werden kann, daß Wachsthum und Lebensdauer bei großen Thieren größer sind als bei kleinen, so besteht doch kein festes Verhältniß zwischen beiden, und Flourens war im Irrthum, wenn er glaubte, die Lebensdauer betrage stets das Fünffache der Wachsthumsdauer.

Das zweite, rein physiologische Moment, welches die Lebensdauer beeinflußt, ist die Raschheit oder Langsamkeit, mit welcher das Leben dahinfließt, kurz ausgedrückt: das Tempo des Stoffwechsels und der Lebensprocesse.

In diesem Sinne sagt Lotze in seinem „Mikrokosmus": „Große und rastlose Beweglichkeit reibt die organische Masse auf, und die schnellfüßigen Geschlechter der jagdbaren Thiere, die Hunde, selbst die Affen stehen an Lebensdauer sowohl dem Menschen als den größeren Raubthieren nach, die durch einzelne kraftvolle Anstrengungen ihre Bedürfnisse befriedigen" — „die Trägheit der Amphibien gestatte dagegen auch den kleineren unter ihnen eine größere Lebenszähigkeit."

Ganz gewiß ist etwas Richtiges an dieser Bemerkung. Dennoch wäre es ein großer Irrthum, wollte man glauben, daß Schnelllebigkeit nothwendig auch kürzeres Leben bedinge. Die schnelllebenden Vögel haben trotzdem eine sehr lange Lebensdauer, sie erreichen, ja übertreffen darin die trägen Amphibien gleicher Körpergröße. Man darf sich den Organismus nicht als einen Haufen Brennstoff vorstellen, der um so früher zu Asche zusammensinkt, je kleiner er ist und je rascher er brennt, sondern als ein Feuer, in das immer neue Scheite hineingeworfen werden können und das so lange unterhalten wird, als es eben nöthig ist, mag es nun schnell oder langsam brennen.

Wie wollten wir es von jenem Standpunkte aus erklären, daß die Weibchen und Arbeiterinnen der Ameisen mehrere Jahre leben, während die Männchen kaum ein paar

Digitized by Google

Wochen ausdauern? Beide Geschlechter unterscheiden sich weder durch Körpergröße irgend erheblich, noch durch Complication des Baues, noch durch das Tempo des Stoffwechsels, sie sind nach allen diesen drei Richtungen nahezu als identisch anzusehen, und dennoch solch ein Unterschied in der normalen Dauer des Lebens.

Durch all' dies scheint jedenfalls so viel bewiesen zu sein, daß die physiologischen Verhältnisse sicherlich nicht die einzigen Regulatoren der Lebensdauer sind, daß sie allein es nicht sind, welche die Stärke der Feder der Lebensuhr bestimmen, daß vielmehr in Uhren von nahezu gleicher Beschaffenheit Federn verschiedener Stärke eingesetzt werden können!

Hiermit sind wir aber zu einem Grundgedanken der Weismann'schen Theorie gelangt. Die äußeren Lebensbedingungen sind es, welche (nach Weismann) durch den Selectionsproceß die Lebensdauer der Organismen in erster Linie normiren. Für Jeden, der überhaupt einmal den Selectionsproceß durchgedacht hat, ist es ohne Weiteres klar, daß bei einer solchen Regulirung der Lebensdauer lediglich das Interesse der Art, nicht etwa das des Individuums in Betracht kommen kann. Es ist für die Art an und für sich gleichgiltig, ob das Individuum länger oder kürzer lebt, für sie kommt es nur darauf an, daß die Leistungen des Individuums für die Art ihr gesichert werden. Diese Leistungen bestehen in der Fortpflanzung, in der Hervorbringung eines für den Bestand der Art genügenden Ersatzes der durch Tod abgehenden Individuen und eventuell noch in der Brutpflege, wenn die Eltern ihre Sprößlinge beschützen und ernähren. Wir werden also erwarten müssen, daß im Allgemeinen das Leben die Fortpflanzungszeit nicht erheblich überdauere, es sei denn, daß die betreffende Art Brutpflege ausübe.

So finden wir es in der That. Alle Säugethiere, alle Vögel überleben ihre Fortpflanzungszeit, auf der anderen Seite hört z. B. bei allen Insecten — mit einziger Ausnahme der Arten mit Brutpflege — das Leben mit der Fortpflanzung auf.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier die Ausführungen Weismann's bis in's Specielle zu verfolgen, ich muß darauf verzichten, die zahllosen Belege, seine scharfsinnigen Erklärungsversuche der scheinbaren Ausnahmen ꝛc. hier des Näheren zu beleuchten. Aber sein Gedankengang führt auch geradewegs auf eines der schwierigsten Probleme der ganzen Physiologie, auf die Frage nach dem Ursprung des Todes.

„Der Tod ist in letzter Instanz eine Anpassungserscheinung"; so paradox dieser Satz auch klingen mag, ebenso einfach und consequent ergiebt er sich aus dem Vorhergegangenen.

Weismann sagt:

„Ich glaube nicht, daß das Leben deßhalb auf ein bestimmtes Maß der Dauer gesetzt ist, weil es seiner Natur nach nicht unbegrenzt sein könnte, sondern weil eine unbegrenzte Dauer des (nicht mehr reproducirenden) Individuums für die Art ein ganz unzweckmäßiger Luxus wäre."

„Es kann selbstverständlich nicht im Geringsten bezweifelt werden, daß die höheren Organismen, so wie sie nun einmal sind, den Keim des Todes in sich tragen, es fragt sich nur, warum und aus welchen Motiven sie so geworden sind, und da glaube ich, muß der Tod nur als eine Zweckmäßigkeitseinrichtung, als eine Concession an die äußeren Lebensbedingungen, nicht als eine absolute im Wesen des Lebens begründete Nothwendigkeit aufgefaßt werden."

Der Tod, d. h. die Begrenztheit der Lebensdauer, ist nämlich gar nicht ein allen Organismen zukommendes Attribut. Es giebt eine große Zahl von niederen Organismen (Amöben, einzellige Algen, Infusorien ꝛc.), die nicht sterben müssen. Wohl sind auch sie zerstörbar, Siedehitze, Kalilauge, Gifte tödten sie, aber so lange die für ihr Leben nöthigen äußeren Bedingungen vorhanden sind, so lange leben sie; sie tragen also die Fähigkeit ewiger Dauer in sich.

Man hat öfters den Theilungsproceß der Amöben so aufgefaßt, als sei das Leben des Individuums mit seiner Theilung beschlossen, als entstünden aus ihm nun zwei neue Individuen, als falle hier Tod und Fortpflanzung zusammen. In Wahrheit kann man doch aber hier nicht von Tod reden! Wo ist denn die Leiche? was stirbt denn ab? Nichts; der Körper des Thieres zertheilt sich in zwei nahezu gleiche Stücke, von denen jedes dem Mutterthier vollkommen ähnlich ist, ja, denken wir uns eine Amöbe mit Selbstbewußtsein begabt, so ist nicht daran zu zweifeln, daß nach der Theilung jede Hälfte die andere für die Tochter und sich selbst für das ursprüngliche Individuum ansehen würde.

Aber gehen wir weiter! — Da die vielzelligen Thiere und Pflanzen nach der Darwin'schen Theorie aus den einzelligen hervorgegangen sind, so fragt es sich nun, wie denn diesen die Anlage zu ewiger Dauer abhanden gekommen ist?

Dies hängt nun wohl mit der Arbeitstheilung zusammen, die zwischen den Zellen der vielzelligen Organismen eintrat und dieselben von Stufe zu Stufe zu immer complicirterer Gestaltung hinleitete.

Mögen auch vielleicht die ersten vielzelligen Organismen Klümpchen gleichartiger Zellen gewesen sein, so muß sich doch bald eine Ungleichartigkeit unter ihnen ausgebildet haben. Schon allein durch ihre Lage werden einige Zellen geeigneter gewesen sein, die Ernährung der Colonie zu besorgen, andere die Fortpflanzung zu übernehmen. Es mußte sich so ein Gegensatz zweier Zellgruppen bilden, die man als somatische und propagatorische, als Körperzellen und Fortpflanzungszellen bezeichnen könnte. Den Propagationszellen konnte die Fähigkeit unbegrenzter Vermehrung nicht verloren gehen, anderen Falles würde ein Erlöschen der betreffenden Art eingetreten sein. Daß sie aber den somatischen Zellen mehr und mehr entzogen wurde, daß sie schließlich auf eine bestimmte, wenn auch eine sehr große Zahl von Zellgenerationen beschränkt wurde, erklärt sich aus der Unmöglichkeit, das Individuum vor Unfällen absolut zu schützen und seiner daraus resultierenden Hinfälligkeit, welche es für die Art überflüssig macht. Bei einzelligen Thieren war es nicht möglich, den normalen Tod einzuführen, weil Individuum und Fortpflanzungszelle noch ein und dasselbe waren; bei den höheren Organismen trennten sich somatische und Propagationszellen, der Tod wurde möglich, die unbegrenzte Lebensdauer überflüssig, und der unerbittliche Zuchtwahlproceß ließ sie wie alles Ueberflüssige verschwinden.

Aber der Tod ist nur scheinbar, den er ist nicht vollständig. In dem ewigen Wechsel der lebenden Organismen bleibt außer dem Schein der Unsterblichkeit auch etwas Anderes erhalten. Jene ursprünglichen Zellengenerationen, deren Existenz wir nach dem Satze „Omne vivum ex vivo" einfach als gegeben annehmen müssen, diese Stammeltern der ganzen lebenden Welt, aus welchem durch Theilung und Differenzirung allmälig die complicirtesten Organismen hervorgegangen sind, sie sind auch in den zusammengesetztesten Lebewesen als Eizellen und Samenkörper enthalten. Die Geschlechtszellen sind unsterblich; sie haben sich neben der starken amöboiden Beweglichkeit auch die unbegrenzte Vermehrungsfähigkeit, also die beiden wesentlichsten Eigenschaften der einzelligen Organismen erhalten. Und so erscheinen uns im Lichte dieser Theorie alle Organismen des Weltalls nach dem Ausdrucke von Pflüger als „Stamm- und Blutsverwandte", die Erblichkeit selbst ist nichts mehr als der einfache Ausdruck dieser Continuität des Keimplasmas, der normale Tod eine Anpassungserscheinung, eine Aufopferung des Individuums im Interesse der Gattung.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Das Unsittliche im Roman.

Von A. W. J. Kahle.

Der Puls der Gegenwart stürmt unaufhaltsam vorwärts, was gestern noch modern war, gehört heute fast schon der Vergangenheit an. Neue Strömungen haben sich Bahn gebrochen, und folgerichtig ist auch der Anschauungskreis der Menschen erfaßt von der heute nur gültigen Thatsache des ewigen Wachsens, des Fortschrittes, des Strebens nach Vollkommenheit. Und wenn auch nicht immer in diesem „Zeichen" ein Steigen nach Höherem, Besserem enthalten ist, sondern sich in ihm oft auch ein begreiflicher Rückschritt versteckt, so ist der „Drang nach oben" immerhin die beste Errungenschaft der Neuzeit.

Und nicht nur auf technischem Gebiet macht sich der Flug der besseren Zeit in auffallender Weise geltend, er überträgt sich auch auf den Literaturgeist unserer Tage. Besonders bemerkbar macht sich diese Erscheinung im modernen Roman.

Wenn auch die Vorzüge der classischen Romane keineswegs zu unterschätzen sind, so haben sie für die Gegenwart nur den Werth des Studiums. In die Jetztzeit passen sie nicht hinein, und das sollen sie auch nicht; der moderne Roman soll sich nur im Milieu der Neuzeit bewegen, in welchem hinreichender Stoff sich zusammen tragen läßt durch das Leben und Treiben, durch die Verwickelungen und die heißen Kämpfe um die Existenz. Aber vorherrschend muß vor Allem die Kraft sein, die Mächte zu bekämpfen, welche störend und gefahrbringend für den inneren Ausbau des Menschen sind. Ein Roman darf keineswegs in erschreckender Art die Schäden des Socialismus bloßlegen und harte Worte dürfen hierüber kein einseitiges Urtheil verbreiten helfen, wenn er auch den Zweck nicht außer Acht lassen muß, gesellschaftliche Unarten und Abarten in treffendem, aber schärfstem Zusammenhang zu geißeln. Kein Anstacheln soll der Roman als Endziel bezwecken, ebenso vermeiden, unedle Gefühle wachzurufen, dagegen mit fester Hand die Schäden in den verschiedenen Gesellschaftsclassen zu mildern suchen und eine Brücke herstellen, welche die große Kluft zwischen den Einzelnen mehr und mehr beseitigen würde. Diese große Aufgabe hat der Roman in ausführlicher breiter Darstellung zur Anschauung zu bringen, nicht aber die häßlichen Klippen zu verherrlichen, welche Ehe und Familienleben bedrohen, und dadurch die althergebrachte gute Sitte stürzen. Mögen die Conflicte noch auf so tragischem Gebiete liegen, der ganze Zusammenhang muß durch die Kraft der Dichtung und Wahrheit nur die Gründe kennzeichnen, wie die Schäden entstanden; nur dadurch würde eine durchgreifende Heilung erzielt. Wenn auch der Geschmack des heutigen Zeitungslesers immer mehr degenerirt erscheint, so erklärt es sich natürlich, daß der Lectüre von realistischen Romanen der Vorzug gegeben wird; doch der Dichter darf sich diesem Geschmack, und somit auch der Mode, keinesfalls fügen, er muß sich der großen Aufgabe bewußt bleiben, wieder neuen guten Samen in die leicht empfängliche Anschauung des Volkes durch seine literarischen Producte zu verpflanzen, damit er die Achtung vor sich selbst und somit auch vor seiner heiligen Aufgabe zurückgewinnt. Mag das Streben sich auch noch so dornenvoll darstellen, wer die Rose des Erfolges und des unvergänglichen Ruhmes für sich und seine Schöpfungen beansprucht, den soll der Stich der Dornen nicht erschrecken. Hat doch das Leben seine labyrinthischen Pfade, aus denen oft kein Ausweg sich bietet, und führen sie nicht zu selten zu dem gähnenden Abgrund; doch je warmblütiger, je heißer die Sehnsucht Thaten herbeiwünscht, deren Veranlassung oft nur auf eine unglückliche Laune des schicksalsvollen Augenblickes zurück zu führen ist, um so mehr sollte der Dichter sich veranlaßt fühlen, die zu engen Fesseln ab zu streifen, ohne dabei die Grenze zu überschreiten, welche aus wirklicher Dichtung das Gefühl elender Alltäglichkeit hervorruft. Der Dichter, also auch der Roman-Schriftsteller, hat seinen umwehten Platz auf der Menschheit Zinnen, und als Kenner des Lebens und richtiger, kritischer Beurtheiler der Schwächen und Vorzüge des Menschen soll sein Werk an der sittlichen Stärke ausbauen helfen und eine erhebende Wirkung erzielen. Die Leser des Romanes werden dann im wirklich besten Sinne des Wortes durchschauert, aber hierin darf keine Aeußerung der Furcht gesucht werden, sondern in der Erkenntniß der rechten Thatsache soll sich das Gelübde der Umkehr finden. Wird diese große Aufgabe in seinem wirklichen Werthe vom Dichter erfaßt, so ist es unmöglich, daß Inhalt wie Schilderung des Romanes diese eingeschlagene Bahn verläßt, um sich in Banalitäten zu verlieren.

Der Zeitungsleser verlangt Neues, wenn er sich auch mitunter Halbes und Ungenügendes gern gefallen läßt. Doch nicht nur der Einzelne, sondern die ganze Generation schwärmt nur für Abwechselung, für Neuheit des Genres, der die meisten Romane ihr Glück verdanken; und diese beruht nicht immer im materialistischen Grundzug, es liegt mehr im Seichten, in der unausführlichen Darstellung der unsittlichen Richtung. Der Geschmack des Publicums will nicht durch Anstrengung eine geistige Erhebung für sich bewirken; er wünscht nackte Thatsachen in allerärgstem Sinne. Die Liebhaberei der großen Masse verlangt in der geschmacklosesten und frivolsten Weise nach Sinnenkitzel. Prüft man daraufhin den belletristischen Inhalt der Unterhaltungsblätter und Journale, so wird zur Zeit in der verschiedensten Färbung und fast unglaublichen Möglichkeit und raffinirtester Art der Ehebruch verherrlicht. Und manchmal in so plumper Logik, daß, abgesehen von jedem literarischen Unwerth, sich jedes Familien-Glied schämen müßte, sich in diese sumpfige Vertiefung hineinzuarbeiten. Und wenn immer wieder unsere Töchter beim Lesen das schleichende Gift des Ehebruches in sich aufnehmen, so erhalten sie eine ganz falsche Vorstellung, welche schließlich sich zur Sehnsucht auswächst. Damit haben sie schon ahnungslos die verhängnißvolle Bahn der „Enterbten des Glückes" betreten. Wenn ihre Sehnsucht schließlich sich in die That umsetzt, und diese ihnen die Binde von den Augen reißt, und sie jetzt das Gefühl der Gewißheit in sich tragen, sich für immer ihres inneren Friedens beraubt zu haben, und kein Zurück mehr existirt, so resultiren daraus ganz unglückselige Consequenzen. Sich dann aus eigener Schuld den „Vae victis" zurechnen zu müssen, dürfte wohl die größte Tragik im Menschenleben darstellen. Wenn auch dieses „aus eigener Schuld" das Resultat ungesunder Lectüre war, so bleibt an der Thatsache nichts zu ändern, geschehene Dinge können nicht weggeleugnet werden, und keine Reue und Buße die Erinnerung daran wegwischen. Wenn auch hier oft ein Märtyrerthum unglücklicher Anschauungen vorlag, so lehrt doch erst des Lebens Ernst des Lebens Güter schätzen. In der Erinnerung stellt sich Alles noch einmal so schön und so furchtbar dar, und diese bleibt, bis oft der letzte menschliche Tribut, der Tod, eine Versöhnung herbei führt und das Ende der Tragödie darstellt.

Hierfür hat sich der Kautschukbegriff „pikant" eingeschmuggelt. Mit diesem Ausdruck „schlüpfrige Rede" umfaßt das große Volk die Erscheinung der Darstellung ihrer ureigensten, unwürdigsten Gefühle; mit wahrem Heißhunger verschlingt es den Lesestoff, um im Leben den Roman in die Wirklichkeit zu übertragen . . .

Es wäre doch besser, wenn diese Conflicte eine andere Lösung fänden. Es müßten sich Schilderungen einbürgern, welche dem Leben in der besseren Sphäre treu abgelauscht sind, in denen nicht die sinnbethörende Macht des Ehebruches den gordischen Knoten löst. Es wären Darstellungen, treu,

Digitized by Google

innig und lebenswarm, welche mächtig in die Brust greifen und die Phantasie gewaltig, aber doch sittlich, erregen und das Herz durch die innere Würde und Tüchtigkeit des rein menschlichen Gegenstandes dauernd befriedigen. Weßhalb soll denn nur für die häßlichen Seiten des Lebens die breite Masse des Volkes gewonnen werden! Ist es nicht viel schöner, den Geist zu befruchten und dadurch zu verjüngen und der Einbildungskraft den Raum zu gewähren, welcher von krankhaften Ueberlieferungen unverdorben ist? Auf diese Weise würden gesunde Ordnung und menschliche Gesittung in ein fruchtbares Land übertragen ...

Groß und vielseitig sind die Schwächen der Menschen, und in der zeitgenössischen Literatur haben sie sich immer wieder gespiegelt. Der moderne Roman-Schriftsteller hat gefährliche Klippen zu umschiffen; wenn es auch seine ehrenvolle Aufgabe bleiben muß, Schäden aufzudecken, so darf diese edle Kunst nur als Milderungsstab gelten, damit nicht die dichterische Kraft zum Handwerk herabgewürdigt und durch Unwahrheiten degenerirt werde. Hierdurch wird nur ein verworrenes Dunkel künstlich hergestellt, in dem sich selbst der Teufel auf den Schweif treten muß. Ein leichtfertiger Schriftsteller verstößt nur zu leicht gegen die allgemeinen äußern und inneren Gesetze der Wahrscheinlichkeit in Bezug auf die Motivirung, Folgerung, Verwickelung und Entwirrung der von hundert Zwischenepisoden unterbrochenen Handlung mit solcher Rapidität, daß man über eine Unmöglichkeit die andere lachend oder ärgerlich vergißt. Die Gesammtcomposition besteht aus einer lockeren, abenteuerlichen und dabei überladenen Schürzung der Intrigue. Keine Alltäglichkeit, keine Plattheit sollen den Inhalt charakterisiren; des Lebens tiefste Tiefen und höchste Höhen sollen sich abwechseln in spannender Diction, zugleich anregend und belehrend und trotz der Berührung heikler Gebiete eine sympathische Lösung walten lassen. Zum Schaden ihrer eigenen Originalität ahmen viele Deutsche gern den leichtfertigen Ton der Franzosen nach, während der Engländer weit mehr zu genauer, ethnologischer Objectivität hinneigt; und dazu kommt noch, daß unnütze Uebertreibungen und falsch idealisirende Verschönerungen nicht fehlen, da ihnen als Folie die Werke ihnen maßgebender, sogenannter classischer Autoren dienen.

So geht denn auch die einmüthige Kritik dahin, daß diesen Producten das Versöhnliche fehlt. Sie können niemals den nachhaltigen Eindruck ausüben, welcher von ihnen verlangt werden müßte. Einem beschränkten Eigensinn, verbunden mit launischer Willkür, ermangelt das divinatorische Ahnen, die große Dichterseele, welche nur aus dem Reichthum des Inneren zu schöpfen braucht und der alberne Imaginationen und halbes Wissen fern liegen, ebenso wie das Geistreich-Angekränkelte; und was dann wirklich noch an Ethnographie und Lebenswahrheit zu verbessern wäre, vermag seine innere Seherkraft durch Ideen-Association richtig und praktisch zu ergänzen.

Wie viel edle Gefühle liegen im Menschen, aus denen heraus herrliche Thaten resultiren: und diese tiefe große Sehnsucht nach ihnen packend zu schildern, ist eine erhabene Aufgabe, nicht eine Sehnsucht menschlicher Sinne, irdischen Genusses, sondern eine Sehnsucht von Seele zu Seele überhaupt, wie heiliger Feiertag mit Glockenläuten und Sonnenschein, eine Sehnsucht, die Bestand hat, welche als Gottesgeschenk betrachtet wird. Denn manch' Einer trägt Sehnsucht durch sein ganzes Leben, bis er sich matt fühlt oder groß und stark daran wird. Gegenüber dieser magischen Kraft, welche oft bestimmenden Einfluß für das Leben nimmt, braucht nicht eine Menge Herzensangst verzapft zu werden, keine Todesqualen — Mißverständnisse, Enttäuschungen, Thränenbäche und Verfeindungen erschüttern immer die Herzen. Die Roman-Schriftstellerei ist trauriger Weise auch der Mode unterworfen, deren Ursprung nur meisthin in dem verdorbenen Geschmack des Publicums liegt; wie verschiedene Auswüchse diese Mode zeitigt und noch zeitigen wird, läßt sich gar nicht absehen. Die Verschiedenheit des Stoffes und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände zeigen die vielen Erscheinungen auf literarischem Gebiete; die Alles verschlingende Menge irritirt nichts, je unnatürlicher, desto besser. Vielfach gehören die Darstellungen zu einer nebelhaften Dichtungsgattung: Die leicht erregbaren Empfindungen gefallen sich in dem eingebildeten Gegensatz zwischen einem Aeußeren von Marmor und einer schwer zu verbergenden Seelenqual im Innern. Es ist ein hoher Tribut, den die Literatur der Lehre von der Ungleichheit der Geschlechter zollt: der Sieg bleibt fast unveränderlich auf der Seite des starken Geschlechts, und die Heldin muß immer den Kürzeren ziehen in dem Wettlaufe der Liebe. Den Jammer dieser erdichteten Charaktere mit anzuschauen, ist das wahre Vergnügen. Das Rom der Cäsaren hatte seine sterbenden Fechter, Spanien ergötzt sich an Stier-Kämpfen; wir sind weit civilisirter als beide, und wir beschränken uns auf das weniger rohe Schauspiel erdichteter und unnatürlicher Grausamkeiten, mit welchem sich die Menschen auf der schrankenlosen Arena des Druckpapieres das Leben verbittern.

Hier durchgreifenden Wandel zu schaffen und mit scharfer Sonde die Schäden heraus zu trennen, ist die Aufgabe unserer Autorenwelt. Nicht einseitig und zag an diese Aufgabe herangehen! Nur mit vereinten Kräften kann hier der große Wurf gelingen. Die Verleger tonangebender Zeitungen werden niemals diesem unsittlichen Hang Vorschub leisten, sie werden nicht Marktwaare dem Publicum bieten, sondern in sorgsamer Auswahl das Beste für Erholung und Unterhaltung des Geistes als Lectüre bereit halten. In der Autorenwelt wird auch in diesem Gebiet die strahlende Sonne der Erkenntniß aufgehen; es müssen Verstand und Phantasie der großen Menge in einem harmonischen Verhältniß zu einander gebildet werden, weil hiervon die Seelen-Gesundheit abhängig ist. Die civilisirte Welt verlangt Erholung und Unterhaltung durch die Literatur; diese, namentlich der Roman, soll zur Weiterbildung, zur Schaffung neuer Kenntnisse und zur Lebensanschauung verhelfen. Und dies zu erreichen, ist es Pflicht der Autoren, das Gebiet des Unsittlichen im Roman zu verlassen und alle die schönen, herrlichen Motive zu wählen, welche im Stande sind, an der Charakter-Bildung weiter zu arbeiten. Hierdurch wird der Nation Subjectivität gewahrt und eine richtige Objectivität geschaffen, welche fähig macht, im abwechselungsreichen Leben Zufriedenheit finden zu lassen. Der großen Aufgabe ist die Bahn gewiesen, und die edle Muse der Dichtkunst und der Poesie mit ihren Gaben veredelnden Gefühles muß sie unbeirrt verfolgen und wird bei ihren Lieblingen die Stoffe reifen lassen, deren Bann sich der Culturmensch nicht entziehen kann. Zu dieser Lösung der großen Aufgabe sind Viele berufen, wie Viele aber wirklich auserwählt sind, wird der Erfolg aufweisen, der ausschlaggebend sein muß zur sittlichen Höherstellung unserer Nation. Wenn auch Manche auf halbem Wege ermatten, so fällt doch ein Blatt von dem großen Ruhmeskranz ab, den nicht der Einzelne, sondern unsere gesammte Autorenwelt mit vereinten Kräften in ihren edelsten Zielen als Krone erreichen soll: einem großen Volke die sittliche Weihe zum erfolgreichen Kampf um die Existenz mit auf den Weg gegeben zu haben ...

Im Lande der Dollar.

Aus dem Leben eines Auswanderers.

Von Johannes Gaulke (Berlin).

Der letzte Cent war verzehrt. Mit knurrendem Magen lief ich auf den Straßen von New York umher und dachte über die Nichtigkeit Alles dessen, was ist, nach. Ich hatte

Digitized by Google

nicht umsonst die Werke des großen Philosophen des Pessimismus studiert. Zeitweise gelang es mir sogar, den Hunger für Augenblicke hinweg zu philosophiren — dann folgte aber ein hörbarer Ruck in meinem Innern, und mir gelangte die erbärmliche Nothwendigkeit zum Bewußtsein, daß der Mensch nicht von den tönenden Worten der Philosophen leben kann. Alles was gemein, irdisch und sterblich an uns ist, hängt am Brod. Um eine elende Brod-Stelle mußte ich mich bewerben, während noch der Geist Schopenhauer's in mir lebendig war!

Zunächst versuchte ich meine Arbeitskraft als Hauslehrer auf den Markt zu tragen. Das Angebot war groß, die Nachfrage klein. Amerika besitzt einen Ueberfluß an Intelligenzen, sagte man mir. Das war ein schlechter Trost, mit dem ich nichts anzufangen wußte. In dieser Zeit machte ich die Bekanntschaft eines deutschen Budikers, der arm wie Hiob nach Amerika gekommen war und es mit den Jahren zu einer behäbigen Existenz gebracht hatte. Er behandelte mich mit einem gewissen Wohlwollen und hielt mir täglich ein Privatissimum über die Kunst, reich zu werden. Ich war aber kein aufnahmefähiger Schüler. Darüber ärgerte er sich.

„Nun sind Sie bald vier Wochen im Lande und wissen nicht ein noch aus," schnauzte er mich an. „Das macht keinen guten Eindruck. In der langen Zeit hätten Sie schon Manches finden müssen. Als ich so lange im Lande war, du lieber Gott, was hatte ich da schon Alles hinter mir! Kam auch mit Nichts rüber und jetzt . . ." Hier machte er eine Handbewegung, die ausdrücken sollte: „Jetzt habe ich's geschafft."

„Well," fuhr er dann fort, „die Zeiten sind auch hier zu Lande anders geworden, heute sind keine goldenen Berge mehr zu holen, aber daß Sie überhaupt noch Nichts gefunden haben, das verstehe ich nicht."

Ich setzte ihm aus einander, daß ich mich um jede mir angemessene Stelle, als Hauslehrer, Secretär, Agent und sonst was bemüht hatte, aber ohne Erfolg. Die „angemessene Stelle" erregte seinen Unwillen.

„Auf dem Wege werden Sie nie zu etwas kommen," sagte er, „von der Pike an müssen Sie hier dienen. Ihre ganze deutsche Bildung nutzt Ihnen nichts in diesem Lande. Das ist alles dummes Zeug. Nehmen Sie an, was sich Ihnen gerade bietet."

Der brave Mann besaß einen natürlichen Widerwillen gegen jedes überflüssige Maß von Bildung. „Die Dummen beschützt der liebe Gott, aber die sich den Kopf mit allerhand gelehrtem Zeug vollstopfen, aus denen wird nie was Rechtes." Das war die Quintessenz seiner Lebensweisheit. Zur Illustration dieses edlen Grundsatzes pflegte er, wenn er gut gelaunt war, auch seine geschätzte Persönlichkeit anzuführen.

„Und nun hören Sie mal auf mich," begann er von Neuem etwas gnädiger gestimmt, „mir fällt da eben mein Freund, der Schützenwirth, ein, der hat schon manchem Deutschen geholfen. Gehen Sie heute noch hin und berufen Sie sich nur auf mich, dann wird er schon was für sie thun. Aber fest zugreifen müssen Sie, wenn's gilt. Sie sind zu keiner Arbeit zu schade."

Ich that, wie mir geboten ward, und machte mich auf den Weg zum Schützenhause. Es lag im Norden der Stadt in einem ausgedehnten Vorort. Nicht in der gehobensten Stimmung trat ich ein. Der Schützenwirth war ein kleiner kugelrunder Mann, der gemächlich an einem Tische saß und eine deutsche Zeitung las. Die Beine hatte er nach amerikanischem Brauch über einen Stuhl behaglich ausgestreckt. Ich lüftete meinen Hut, nannte meinen Namen und trug meine Wünsche vor. Ob dieser europäischen Höflichkeitsbezeugung, die ihm gewiß selten in seinem Leben erwiesen worden war, fühlte er sich sehr geehrt und meinte in einem wohlwollenden Ton: „Well, Sie sind noch nicht lange im Lande, man merkt Ihnen noch stark den ‚Grünen' an."

Es zuckte mir in allen Gliedern. Eine derbe Entgegnung schwebte mir auf der Zunge. Aber weshalb regte ich mich denn auf? Vielleicht meinte es der Mann durchaus ehrlich mit mir. Auf amerikanischem Boden lernt man sonderbare Käuze kennen. Ich ließ ihn weiter reden. Wie es nun einmal bei Geschäftsleuten Brauch ist, lamentirte er über die schlechten Zeiten, er wäre eher genöthigt, Hände „abzulegen", als anzuschaffen. Plötzlich schien aber ein guter Einfall seinen dicken Schädel zu durchkreuzen und, indem er mich von oben bis unten musterte, sagte er:

„Well, mir fällt da eben ein, daß ich nächsten Sonntag noch einen Herold zum Schützenfest hinstellen kann, das wäre so was für Sie. Figur und Haltung haben Sie, die Uniform wird Ihnen famos stehen. Kann Ihnen ja keine feste Anstellung versprechen, aber besser 'n Sperling in der Hand als 'ne Taube auf'm Dache. Man kann nie wissen, was aus'm Herold Alles werden kann."

Er lachte über seinen geistvollen Einfall. Mir war weniger lachhaft zu Muth. Eine herrliche Aussicht, die sich mir da erschloß. Das war mehr, als ein junger Deutscher, der mit großen Illusionen nach Amerika gekommen war, vertragen kann. Aber auch die Pille schluckte ich hinunter, murmelte etwas vom Wiederkommen und empfahl mich. Der Schützenwirth sah mich an, als zweifle er an meiner Zurechnungsfähigkeit. Es giebt doch zu hochmüthiges Volk unter den ‚Grünen'!

Ich war frei im Freien. Auf einem kleinen Abhang ließ ich mich nieder, um auszuruhen und zu vergessen. Vergebens. Die quälenden Gedanken wollten sich nicht ablenken lassen. Das Gespenst der Arbeitslosigkeit und des Hungers war mein getreuer Begleiter. Mit bitteren Gefühlen mußte ich an die Heimath zurückdenken. Was war es, das mich hinausgetrieben hatte? Die große Sehnsucht? Der Freiheitsdrang? Nun lief ich im Lande der Freiheit umher. Aber wie ganz anders sah es aus, als ich es mir vorgestellt hatte! Hindernisse bauten sich auf Hindernisse, tiefer und tiefer wurde die Kluft, die mich von den Menschen trennte. Warum mußte es dahin mit mir kommen? . . . Und eine andere Stimme rief in mir: Nur nicht bereuen!

Trotzig erhob ich mich. Auf den ersten Anhieb wollte ich nicht fallen. Ueber Felsen und dorniges Gestrüpp wanderte ich weiter, manchmal stolperte ich und zerriß mir die Hände. Mir war es gerade recht. Nur nicht bereuen!

Stundenlang mag ich gewandert sein, quer durch die ungeheuere Stadt New York. Abgespannt an Geist und Körper erreichte ich mein trauriges Verließ, das sich Wohnung nannte. Mit dem letzten Kraftaufwand schleppte ich meine müden Glieder die elenden Stiegen empor, die in allen Fugen krachten. In meinem Zimmer wurde mein Interesse an der Außenwelt durch einen auf dem Tische liegenden Zettel wieder wachgerufen. Selten verirrte sich ein Schriftstück in meine Behausung. Hastig griff ich danach, vielleicht enthielt es eine günstige Antwort auf mein letztes Bewerbungsgesuch um eine Stelle. Aber auch dieser Hoffnungsstrahl sollte jäh verlöschen. Nichts weiter enthielt der Zettel als die kategorische Aufforderung, die rückständige Miethe zu bezahlen oder schleunigst das Zimmer zu räumen. Damit war mein Urtheil gesprochen. Ich war schnell die sociale Stufenleiter hinabgeglitten — obdachlos, arbeitslos. Mit hungerndem Magen konnte ich künftig die Straßen dieses mitleidslosen New Yorks entlang pilgern, bis ich zusammenbrach.

Lange starrte ich den verhängnißvollen Zettel an wie ein Verbrecher, dem sein Todesurtheil vorgelegt wird. Dann warf ich mich unausgekleidet auf mein hartes Lager nieder. Nur vergessen, vergessen! Aber der Schlaf, den ich ersehnte, kam nicht. Wilde Traumbilder zogen an mir vorüber. Ich fühlte in mir die Kraft eines Titanen. Aber was konnte sie mir nützen! Mit unzerreißbaren Stricken war ich an

Digitized by Google

den Boden gefesselt, und tausende von kleinen Dämonen zerrten wollüstig an mir herum. —

Man mäßigt seine Ansprüche, wenn der Magen knurrt. Nach dem letzten Mißerfolg hatte ich es aufgegeben, mich um eine „angemessene“ Stelle zu bewerben. Meistens war die ausgeschriebene Stelle auch an Bedingungen geknüpft, die ich nicht erfüllen konnte. Man forderte Empfehlungen aller Art von mir, Zeugnisse und Atteste. Warum nicht gar eine amtliche Bestätigung meines Eintrittes in diese Welt! Im „freien“ Amerika zeigt man sich einem Arbeitssuchenden gegenüber entschieden mißtrauischer und indolenter als im „unfreien“ Deutschland.

Als sich bei mir schon bedenkliche Symptome eines allgemeinen Kräfteverfalls einstellten, fand ich durch die Vermittelung des deutschen Budikers eine Stelle als — Zettelvertheiler für eine neue Zeitung. Ich war auf der ersten Stufe der journalistischen Leiter angelangt! Es war eine fürchterliche Sisyphusarbeit. Die meisten Passanten nahmen von mir überhaupt keine Notiz, andere fühlten sich gar belästigt und fluchten, wenn ich ihnen den Zettel mechanisch hinhielt. Mitunter kam es auch vor, daß einer den Zettel entgegennahm, um ihn sofort wegzuwerfen. Unter hundert Passanten mag kaum einer einen prüfenden Blick darauf geworfen haben. Seit dieser Zeit nehme ich jedem Zettelvertheiler aus Solidaritätsgefühl den dargereichten Zettel ab.

Bei dieser mechanischen Thätigkeit hatte ich genügend Muße, mich in philosophische Betrachtungen zu ergehen. Von Nirwana schweiften meine Gedanken zum Orcus und seine Bewohner hinüber. Auch über jene Frevler war als die höchste Strafe die nutzlose Arbeit als Sühne für ihre Missethaten verhängt. Nun erst begriff ich den tiefen Sinn der antiken Mythe. Denn nichts wirkt deprimirender auf den Menschen als eine erfolglose Thätigkeit, die Verrichtung einer Arbeit, die Niemandem zum Nutzen oder zur Freude gereicht. So wie ich in solchen Momenten empfunden habe, kann nur ein Gefangener empfinden, der dazu verurtheilt ist, eine Grube zu graben, um sie gleich wieder zuzuwerfen, und das fortgesetzt bis an das Ende seiner Tage.

Aber auch diese Zeit ging vorüber. Eines guten Tages wurden alle Zettelvertheiler „abgelegt“. Ob das Zeitungsunternehmen krachen gegangen war oder die Zettelvertheiler in corpore ihre Pflicht nicht erfüllt hatten, ich weiß es nicht — kurzum, meine Carrière im „Dienste der Presse“ wurde schroff unterbrochen. Nun konnte ich meine philosophischen Betrachtungen bei der Suche nach Arbeit wieder aufnehmen. Zu meinem Glück — wenn man will auch Unglück — erstand ich für die letzten Cents bei einem Trödler die Werke Arthur Schopenhauers. Es war schon immer mein heißester Wunsch gewesen, sie zu besitzen. Nun besaß ich sie, mochte der Magen auch noch so sehr gegen diese unverzeihliche Geldausgabe rebelliren. Wer weiß, auf welchem Wege der große Philosoph des Pessimismus in eine so schäbige Gesellschaft gerathen war! Ich fand ihn zwischen blutrünstigen amerikanischen Schauerromanen versteckt. Der Trödler hatte keine Ahnung, weß Geistes Kind er besaß, sonst hätte er den großen Arthur nicht für so billiges Geld losgeschlagen — auf einen Band „Die Welt als Wille und Vorstellung“ kamen etwa fünf amerikanische Cent!

Arthur Schopenhauer in der Rocktasche, beschäftigte ich mich höchst andächtig und ernsthaft damit, den Willen zum Leben zu überwinden. So einfach, wie es in der Theorie erscheinen mag, ist es aber nicht, namentlich in einer Weltstadt, in der es von kleinen, am Leben klebenden, handeltreibenden, ewig feilschenden Menschen wimmelt. Das eine stand aber für mich unumstößlich fest: mein Leben ist nicht werth gelebt zu werden. Wie konnte ich in das heißersehnte Nirwana gelangen! — Plötzlich wieder ein hörbarer Ruck in der Bauchgegend, und das schöne phisosophische Gebilde brach wie ein Kartenhaus zusammen. Die Creatur verlangte nach einer substantielleren Kost. Was war zu thun?

Am nächsten Tage begann die Jagd nach der Arbeit von neuem. Ich studierte die Stellenangebote in den Zeitungen. In Amerika soll man sich immer einen Beruf in der Reserve halten. Mein Blick fiel auf eine fettgedruckte Annonce: „Künstler zum Uebermalen von Photographieen und Bildern verlangt“. Ich überlegte. Zu meinem Vergnügen hatte ich in früheren Jahren etwas gepinselt. Warum sollte ich mein geringes Dilettantenthum nicht praktisch ausnutzen! — Gedacht, gethan. In einer halben Stunde hatte ich das Kunstinstitut, das Arbeitskräfte verlangte, erreicht. Der Chef empfing mich selbst. Er nannte sich Professor Redlich und war ein kleiner beweglicher Herr, dessen glattrasirtes, bäuerisch-verschmitztes Gesicht von einer mächtigen Künstlermähne umrahmt war. Er fragte mich nach meiner Vorbildung in der Kunst, Photographieen zu überklexen.

„Vorbildung habe ich keine, aber den ehrlichen Willen zum Arbeiten.“

Der ehrliche Wille imponirte dem Herrn Professor gar nicht, nachdenklich schüttelte er sein Löwenhaupt.

„Stellen Sie sich die Sache nicht so einfach vor, die Kunst erfordert den ganzen Menschen. Wer weiß, ob Sie sich überhaupt für diese Aufgabe qualificiren! Wenn ich auch nur für den amerikanischen Markt arbeite, so habe ich doch meine künstlerischen Ambitionen. Darum erscheint es mir höchst bedenklich, Sie zu engagiren.“

Der Herr Professor hatte gesprochen. Ich wollte mich schon unverrichteter Sache empfehlen, als mich der Mann mit den künstlerischen Ambitionen nochmals vom Kopf bis Fuß musterte. Ob er das Kunstvermögen nach dem äußeren Habitus taxirte! — Ich setzte ihm jetzt meine verzweifelte Lage auseinander. Schließlich geruhte er, mich versuchsweise zu beschäftigen.

So begann meine künstlerische Laufbahn in Amerika. Am anderen Tage trat ich meine neue Stelle an. Anfänglich ging es mir in der Kunstfabrik des Professors Redlich sehr schlecht. Der Mann mit den künstlerischen Ambitionen war gar nicht mit mir zufrieden. Wenn er meine Arbeit mit Kennermiene betrachtete, schüttelte er sein Haupt mit der Löwenmähne und sagte etwas von „falschen Valeurs“ und schreienden Farbendissonancen. Dessen ungeachtet pinselte ich wacker darauf los, und eines guten Tages hatte ich es in der Kunst, Photographieen zu überklexen, so weit gebracht, daß mir der Herr Professor einen wohlwollenden Blick zuwarf.

Mit mir zusammen arbeitete in demselben Raume ein Mann, der an der Schwelle des Greisenalters stand. Sein langer Bart war schon stark ergraut, seine Haltung gebückt, in seiner Kunst besaß er aber noch die Elasticität eines Jünglings. Er war im Gegensatz zu mir ein „selbstschaffender“ Künstler. Er hatte stets ein Dutzend Landschaftsbilder in Arbeit, die in einer langen Reihe von einem Ende des Zimmers zum anderen aufgebaut waren. Zuerst legte er die verschiedenen Grundtöne für Himmel, Wolken, Wasser und Erde an, dann setzte er nach derselben Methode die Localfarben auf. Dank dieser zweckmäßigen Arbeitseintheilung gingen täglich sechs vollendete Werke aus seiner Meisterhand hervor. Der alte Maler hüllte sich mir gegenüber in ein tiefes Schweigen und musterte mich, wenn er sich unbeobachtet glaubte, mit mißtrauischen Blicken über seine Palette hinweg. Mehrmals versuchte ich, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, aber er wich mir stets aus.

Mehrere Wochen vergingen in dieser Monotonie, keiner von uns unterbrach das unheimliche Schweigen. In dieser Zeit hatte ich mich in der Kunst schon außerordentlich vervollkommnet. Der Herr Professor äußerte sich schon wohlwollend über meine Arbeiten. Wenn er besonders gut gelaunt war, dann sagte er gar: „Nur so weiter, und Sie

Digitized by Google

werden's noch zu was bringen." — Ich kann nicht behaupten, daß mir an dieser Auszeichnung besonders viel lag.

Eines Tages wurde die schwüle Spannung, die zwischen mir und meinem sonderbaren Arbeitsgenossen bestand, auf eigenthümliche Weise gelöst. Der alte Maler zeigte sich ungewöhnlich aufgeregt, mehrmals ließ er sogar seine Arbeit liegen und blickte mich flehend an. Ich hatte mich schon soweit an seinen Absonderlichkeiten gewöhnt, daß ich seiner Erregung keine Bedeutung mehr beilegte. Während ich aber über meine Arbeit gebückt saß und emsig pinselte, fühlte ich plötzlich seine Hand auf meiner Schulter ruhen. Ich mag ihn etwas consternirt angeblickt haben, dann sagte er: „Fürchten Sie sich nicht, ich thue Ihnen nichts zu leide. Hören Sie mich nur ruhig an."

„Wenn ich Ihnen damit einen Gefallen erweisen kann, gern."

„Sie gefallen mir besser als die anderen, darum will ich Ihnen etwas anvertrauen. Ich feiere heute eine Art Jubiläum, ja . . . heute vor vierzig Jahren bin ich nach Amerika gekommen. Das ist eine lange Zeit, reich an Entbehrungen und arm an Freude. Voller Ideale habe ich begonnen, und nun bin ich leer. Eigentlich bin ich es schon lange, seitdem ich aufgehört habe zu hoffen . . ."

Er warf einen Blick, in dem ein unendliches Mitleid mit sich selbst ausgesprochen lag, auf seine sechs Leinwandrahmen.

„Das geht nun schon seit Jahren so weiter," fuhr er fort, „Tag ein, Tag aus, immer dasselbe öde Zeug. Manchmal überwältigt mich der Ekel darüber, dann lasse ich alles stehen und liegen bis mich der Hunger zurücktreibt. Und dann beginnt dasselbe Lied von neuem . . . Da haben Sie nun mein Lebenswerk."

Der Alte hielt erschöpft inne. Nach einer Pause zog er ein Skizzenbuch aus der Brusttasche und reichte es mir mit den Worten: „Damit Sie auch meinen besseren Menschen kennen lernen."

Das waren andere Arbeiten als die Produkte aus der Kunstfabrik des Herrn Professors Redlich. Er erläuterte mir die einzelnen Gegenstände. Es waren Scenen aus dem Leben und Studienköpfe, die er in den ersten Jahren in Amerika gezeichnet hatte. Auch Bilder hatte er gemalt, aber Niemand kaufte sie ihm ab, und er hätte verhungern können, hätte nicht Herr Professor Redlich gerade noch zur rechten Zeit sein Talent nutzbringend angelegt.

Er sprach noch lange über sein verfehltes Leben. Wie so mancher war er in einen Boden verpflanzt worden, in dem er nicht Wurzeln schlagen konnte. Dann begab er sich wieder schweigend an seine Arbeit und erledigte sein gewohntes Tagewerk. Am Abend reichte er mir die Hand und sagte bewegt: „Machen Sie es nicht so wie ich. Leben Sie wohl."

Der sonderbare Alte kehrte am anderen Morgen nicht in die Kunstfabrik zurück. Der Herr Professor Redlich war kreuzunglücklich darüber. Mußte ihn auch gerade seine tüchtigste Kraft im Stiche lassen! Die Arbeit drängte, der Weihnachtsmarkt stand vor der Thür, bis Anfang December mußten die Commissionen auf „Kunst" heraus sein. Der Mann mit den künstlerischen Ambitionen, der nie einen Pinsel angefaßt hatte, wußte sich aber zu helfen. Noch an demselben Tage hatte er ein halbes Dutzend neuer Talente entdeckt, die in ihrer Gesammtheit gewiß den alten Maler ersetzten.

Zu Weihnachten wurden alle „Hände" in der Kunstfabrik des Herrn Professor Redlich „abgelegt". Seitdem habe ich mich nicht mehr entschließen können, mein Künstlermetier wieder aufzunehmen, so oft ich in Amerika auch noch meinen Beruf gewechselt habe. Ich habe den alten Maler nie wieder gesehen, aber ich habe ihn nicht vergessen können. Sein Schicksal wollte ich nicht mit ihm theilen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Flundern-Fieken.

Von Theo Malade.

Was wir mindestens ein Dutzend Mal geplant und ersehnt hatten, das war heute zur Wirklichkeit geworden: Nun saßen wir alten drei Freunde, die wir zwei Semester lang in der kleinen Universitätsstadt an der Ostsee bei einer Wirthin, auf einem Flure, die vielleicht glücklichste Zeit unseres Lebens zugebracht hatten, nach langen Jahren der Trennung als Leute von Amt und Würden, aber innerlich dieselben, wieder einmal zusammen, sogar mit unseren Frauen, und feierten hier in Berlin in der gemüthlich-eleganten Weinstube das große Wiedersehen.

Rolff, der Rechtsanwalt aus Ostpreußen, hatte zwischen mir, dem frisch gebackenen Amtsrichter, und dem kleinen Haltern, dem Forstassessor — das „Kind", wie wir ihn damals nannten — Platz genommen, sah freudestrahlend erst den Einen, dann den Anderen an, daß der Stuhl unter seinem Hünenkörper ächzte, verzog das ehrliche und grundhäßliche Gesicht mit den wulstigen Lippen zu einem Glücksgrinsen und drückte dabei uns Beiden die Hände, daß die Knochen knackten. Unsere Damen: Die Frau Rechtsanwalt mit der voll entwickelten Figur und dem energischen Gesichtsausdrucke der Preußinnen, Frau Forstassessor, die mecklenburgische Gutsbesitzerstochter mit blondem Haar und blitzenden, blauen Augen, und meine Frau, die lebhafte, brünette Berlinerin, hatten, wie sich das für treue Ehegattinnen treuer Freunde geziemt, bald offene Freundschaft geschlossen. Was hatten wir auch für Anknüpfungspunkte! Das Fragen und Erzählen wollte gar kein Ende nehmen. Aber — wunderbar! — bald verloren sich alle anderen Erinnerungen aus unseren Gesprächen, und alle Aufmerksamkeit strömte auf unseren Liebling, den kleinen Haltern, über. Es war, als ob auch unsere Frauen gerade wie wir damals eifersüchtig darauf waren, ihn zu schützen, das Bedürfniß hatten, ihn zu „bemuttern". Und er ließ sich so dankbar von uns, die wir sechs Semester älter als er waren, beschützen! So bildete er bald den alleinigen Gesprächsstoff. Und als Rolff von dem Abende erzählte, an dem er bei einer Mondscheinfahrt auf der See uns seine Liebe zu der nachbarlichen Gutstochter im heimatlichen Obotritenlande verrieth, da färbten sich seine Wangen hochroth, er schlug schüchtern die Augenlider nieder und auf seinem Gesichte erschien wie damals jener eigenartige, mädchenhaft-schämige Ausdruck. Frau Forstassessor aber schlug ihre hellen Augen auf, ergriff den Römer und mit reinem „Kling" begegneten sich die Gläser.

Auf einmal, das Plaudern der Damen jäh unterbrechend, wandte sich Rolff an uns mit der Frage: „Kinder, weiß einer von Euch vielleicht, was aus unserem ‚Flunner-Fieken' geworden ist?" Wir fuhren erschrocken in die Höhe und richteten unwillkürlich die Blicke auf unsere Frauen. Aber Rolff, der unbarmherzige, fragte harmlos den Assessor, und seine Stimme klang in ihrem breiten Dialect wie die des Mephisto: „Mensch, Haltern, was tritst Du mir denn fortwährend auf dem Fuße herum?" — Frau Forstassessor, des Plattdeutschen wohl kundig, neigte sich hellhörig nach vorn: „Flunner-Fieken, was ist es mit diesem Flunner-Fieken? Davon hast Du mir ja nie Etwas verrathen, Hans?" Und die klugen Augen blickten auf einmal ganz strafend drein. Herr Hans rückte verlegen auf seinem Sessel hin und her: „Oh — oh, das ist gar nichts." Schon wollte Rolff ihn unterbrechen. Da setzte sich Frau Rechtsanwalt in Positur und räusperte sich: „Schweig still, Rolff, es wird wohl wieder etwas Rechtes sein, was Du erzählen willst." Und Rolff schwieg. Der Meister hatte gesprochen.

Das Gespräch lenkte bald auf andere Dinge über. Nur die Augen, mit denen sie zuweilen den Gatten musterte, bewiesen, daß Frau Haltern noch nicht vergessen hatte. Und als ich kurz vor dem Aufbrechen bescheiden den Vorschlag machte, wir Herren möchten die Damen in's Hôtel bringen, uns aber nachher noch in einer Bar treffen, sagte sie kühl: „Mein Mann denkt, er ist sehr müde," und Frau Rechtsanwalt faßte ihren Ehegemahl gleich unter den Arm, damit er ihr in dem großen Berlin nicht abhanden kommen könne.

Da nun Haltern sicher an diesem Abende noch seiner Frau hat beichten müssen, da ferner Frau Rechtsanwalt ihrem Manne doch Alles zutraut, da endlich meine Frau seit dem Entstehen der Reformtracht nur auf dies Capitel hin die Zeitungen durchfliegt, also von diesen Zeilen Nichts erfährt, so will ich zu Nutz und Frommen und zur Warnung für Alle, die etwa einem Studenten trauen sollten, ganz kurz die Geschichte vom Flunder-Fieken erzählen.

Also: Wir drei Rechtsbeflissenen bewohnten gemeinsam den zweiten Stock in dem zweistöckigen Hause der verwittweten Frau Klahr, geborenen Kümming — „dat oll Swien, Gott hab em gnädig," pflegte sie zu sagen, wenn sie von ihrem Seligen sprach und sich in der Erinnerung an ihn mit dem Schürzenzipfel die Augen wischte. Unten wohnte vornheraus ein Privatdocent. Das war das große Thier für sie. Ihre Liebe aber hatten wir, ihre „Herrn Doctings". Für uns arbeitete sie, sorgte sie, für uns — pumpte sie. Ueber uns grämte sie sich, wenn wir zu unsolide waren, auf uns war sie stolz und auch eifersüchtig. Mit einem Wort: Sie war die echte, rechte Studentenmutter, wie sie sich nur in kleinen Universitätsstädten findet.

Digitized by Google

Und wir, ihre Pflegebefohlenen, herrschten und verfügten über sie, wie — nun, wie ein Fürst über seine Kammerherren. Dafür war sie auch „unſ' Fru Klahring". Wir Vier — einschließlich Fru Klahring — bildeten eine Art communistischen Staatswesens, und nach den Erfahrungen, die wir gemacht haben, dürfte es sich darin sehr behaglich leben lassen. Vom Fünfzehnten jeden Monats an, wenn das Geld knapp wurde, lieferte Fru Klahring das zum Leben Nöthige: Flaschenbier, Butter, Brot, Eier eigener Zucht, Schinken und vor Allem die in der Seestadt billigen Räucherfische. Sie dagegen theilte unsere gemeinsame Zuneigung und mit Jedem noch außerdem Etwas. Mit mir, wie ich nach Schluß des ersten in ihrem Hause verlebten Semesters mit Entsetzen bemerkte, Zahnbürste und Zahnpulver, mit Rolff das Frottirhandtuch und mit Haltern das Bett — natürlich wenn er, wie öfters über Sonntag, im Elternhause weilte. Das hat Der sich zum Erstaunen von Fru Klahring streng verbeten, während wir uns ohne ihr Wissen eine zweite Garnitur von Geräthen zur Zahn- und Hautpflege ad usum proprium beschafften.

Eines Tages kurz vor dem Ersten, so um Sonnenuntergang, saßen wir wieder in Rolff's „Bude". Frau Klahr deckte den Abendtisch und brachte immer neue Zeichen ihrer Liebe zu uns herbei. „Fru Klahring, Sei sünd doch ne tau nette, oll' Fru," sagte ich und klopfte ihr dankbar auf die Schulter. „Pfui, Herr Docting, wo können Sei zu mir sagen, oll' Fru — ick und 'ne oll' Fru?" — Aber sie fühlte sich doch geschmeichelt, und als wir bereits tapfer zulangten, erschien sie noch einmal in der Thür. „Binah hätt' ick dat Best' vergeten: Flunner, de ierst Flunner von'n frischen Fang." Und sie stellte eine große Schüssel mitten zwischen die anderen Herrlichkeiten.

Nun ist eine geräucherte Flunder schon zu gewöhnlichen Zeiten eine gute Gabe Gottes. Aber eine Flunder, die beim Morgengrauen von den Fischern auf hoher See gefangen, bald darauf in den Rauch gehängt ist und noch warm und von Fett triefend frisch von der Räucherstange weg hungrigen Studentenmagen vorgesetzt wird, das ist ein Hochgenuß, der nicht in Worte zu kleiden ist. Und jetzt, während die Erinnerung daran in mir lebendig wird, läuft mir mit meinem mageren Amtsrichtergehalt das Wasser im Munde zusammen. Und gar erst die Flunder, die Fru Klahring an dem Abende vor unsere Augen zauberte: So dick wie zwei neben einander gelegte dicke Daumen und so breit wie drei an einander liegende Hände (Handschuhnummer neun)!

Ein allgemeines staunendes „Ah!" belohnte Frau Klahr, und Rolff streckte seine unförmige Nase schnüffelnd weit nach vorn. „Weib, theure Wirthin, wo haben Sie das Unthier her?"

Frau Klahr hatte die Arme in die Seiten gestemmt und weidete sich stolz an unserer Bewunderung: „Na, von wem denn sonst als von Flunner-Fieken?"

— „Flunner-Fieken? Wer ist das? Wo wohnt die Jungfrau, wie heißt sie?"

„Sie heißt Fräulein Sophie Dettmers, ist die Tochter vom ollen Fischer Dettmers und wohnt gliek hier üm de Eck rümmer dritt Hus rechter Hand un denn Hof links."

Rolff beanspruchte als Aeltester natürlich den Löwenantheil von der Flunder, und als er sich nach beendeter Mahlzeit behaglich den Mund wischte, meinte er schmunzelnd: „Das hat sehr schön geschmeckt, nicht, Kind? Die Jungfrau werden wir uns warm halten."

Am nächsten Tage zur selben Zeit — Frau Klahr hatte bereits das blendend weiße Tischtuch aufgedeckt — kehrte Rolff mit einem großen Packete nach Hause zurück. Feierlich winkte er uns.

„Erst zahlt Jeder von Euch zwanzig Pfennig auf den Tisch des Hauses."

Das geschah. Jetzt lüftete er die Hülle. Aus dem geöffneten Papier lachten uns eine mächtige Flunder, ein geräucherter Aal und etwa sechs Bücklinge entgegen.

— „Dies Schlemmergericht kostet baare sechzig Pfennige," erklärte er.

„Aber Rolff, wo hast Du das her?"

— „Natürlich von Flunner-Fieken."

„Ja, wie hast Du das nur angefangen?"

Rolff rückte drei Stühle zusammen, winkte uns durch eine entsprechende Handbewegung, roch flink den kräftigen Duft der Fische noch einmal ein und begann flüsternd im reinsten Ostpreußisch: „Bevor ich zur Sache übergehe, will ich Euch auf Euern jungen Lebensweg zwei weise Regeln geben. Erstens: Wenn man Etwas von Jemandem erreichen will, spricht man am Besten in liebenswürdiger Weise mit ihm allein. Und ist, zweitens, dieser Jemand eine Dame, dann fängt man sehr vortheilhaft mit einer Schmeichelei an. Denn kein weibliches Wesen, auch das klügste nicht, ist so schlau oder so stark, daß es sich dem Eindrucke einer Schmeichelei, und wäre sie noch so plump, entziehen könnte. So, jetzt muß ich erst mal trinken."

Wir reichten ihm eine Flasche Bier hin.

„Diese Taktik," fuhr er fort, „habe ich hier auch angewendet. Es waren eine Menge Leute, Studenten, Bürger und was weiß ich, da. Aber als sie mich bedienen wollte, sagte ich höflich: ‚Oh bitte, Fräulein Sophie, ich habe Zeit.' Sie wollte zwar grob werden, als ich sie so nannte, na, aber vor den vielen Leuten ging es doch nicht. Und als sie alle raus waren, war sie halb besänftigt und meinte bloß: ‚Das war frech, mein Herr,' und ich: ‚Aber, mein verehrtestes Fräuleinchen, entschuldigen Sie gnädigst, wenn ich Sie verletzt habe. Aber Sie sind doch in ganz Deutschland, möchte ich sagen, bekannt. Als ich in Königsberg studirte, ich bin nämlich aus Elbing, da sagte schon ein Freund zu mir, der hier gewesen war: »Wenn Du was haben willst, wie Du es nie wieder kriegst, dann frage nach Fräulein Sophie Dettmers, solche Flundern, die giebt's überhaupt nicht« — aber was wollte ich sagen, Fräuleinchen, ich möchte gern eine gute Flunder so für vierzig, fünfzig Pfennig haben' — und schon wickelte sie die große Flunder dort ein. ‚Ja,' sagte ich weiter, ‚wie es hier ist, so hätte ich es mir wirklich nicht gedacht. Und wenn man von so freundlichen Händen bedient wird, das ist doch auch 'n Unterschied. Was sind das für prächtige Aale, Fräuleinchen? Frisch gefangen, wie?' — ‚Natürlich,' sagt sie schon ganz freundlich, ‚bei uns giebt es überhaupt bloß frische Waare.' — ‚Na, dann packen Sie man einen dazu. Und das dort, ah, das sind Bücklinge, auch frisch! Jetzt will ich aber gehen, sonst wird mir's bei Ihnen zu theuer.' Aber sie — schwupp, hat sie schon die Häringe eingewickelt: ‚Versuchen Sie man, ob es Ihnen schmeckt,' und wie ich bezahlen will, macht die ganze Rechnung sechzig Reichspfennige. Und beim Abschied sagte sie sehr freundlich: ‚Auf Wiedersehen, Herr Doctor.' Das habe ich denn für Morgen versprochen."

Er blickte uns triumphirend an.

„Rolff," meinte der kleine Haltern schüchtern, „da hast Du viel Glück gehabt. Du mußt großen Eindruck auf sie gemacht haben."

Rolff lachte aus vollem Herzen: „Ich mit meinem Gesicht — und Glück! Nein, Kind, die Geschmacksverirrung traue ich ihr nicht zu. Im Uebrigen bewahr' mich der liebe Gott davor, denn die Marjell ist grundhäßlich."

Haltern schien doch Recht zu haben. Jeden Abend kam Rolff mit einer Unmenge von ausgesuchten Räucherfischen zum Abendtisch, und der Preis, den er dafür zahlte, wurde immer kleiner.

Aber es schien, als sei er uns nicht mehr so treu wie früher. Manchmal nach beendetem Abendimbiß verschwand er und kehrte erst spät heim. Auf unsere vorwurfsvollen und theilnehmenden Fragen antwortete er mit tiefem Grunzen, nur einmal sah er uns mit väterlichem Blicke an und sprach es ernst, wie eine tiefe Weisheit aus: „Mühsam sucht sich das Kaninchen seine Nahrung." — „Du," stieß mich Haltern an, „mit Rolff ist es nicht ganz richtig, wäre es nicht besser, wir ließen ihn von einem Psychiater heimlich beobachten?" — „Laß nur," beruhigte ich ihn, es muß sich eine Aufklärung finden." Und sie fand sich.

In den nächsten Tagen wollte es offenbar Rolff nicht recht schmecken. Er schaute zuweilen ganz flehentlich um sich, manchmal schüttelte er sich, als überliefe es ihn eiskalt. Ich erkundigte mich sorgenvoll nach seinem Befinden. Da warf er wieder seinen väterlichen Blick auf uns: „Was thut man nicht Alles, um den Hunger der Seinen zu stillen." Dann spuckte er aus, rieb sich die fettigen Lippen mit der Serviette ab und sagte: „Pfui Teufel!" — „Ja, was ist denn eigentlich los?" „Ich will Euch das Geheimniß verrathen," und er zog uns dicht an sich heran, „seit acht Tagen muß ich Flunner-Fieken an jedem Abende zum Abschied einen Kuß geben."

Jetzt war's heraus.

„Aber," fuhr er fort, „nun ist's zu Ende, ich kann nicht mehr. Generäle, ich habe meine Pflicht gethan, thut Ihr die Eure!"

Am nächsten Tage sollten wir den Sinn der dunklen Worte erfahren. Etwa um fünf Uhr Nachmittags forderte er uns ernst auf, ihm zu folgen und führte uns „gliek um de Eck rümmer dritt Hus rechter Hand un denn Hof links".

Dort, in einer Art Küche, waltete Flunner-Fieken ihres Amtes. Jetzt konnte ich Rolff's Gemüthsstimmung verstehen. Sie befand sich in einem Alter, in dem man Damen höflicher Weise nicht darnach fragt. Die Massigkeit ihres Körpers und ihrer abgearbeiteten rothen Hände hätte einem Grenadiere Ehre gemacht. Und auf diesem Körper saß ein Kopf mit breitem, von einem Ohr zum anderen reichenden Munde, mit Stielaugen und unendlich gutem, dummen Ausdrucke.

Als wir eintraten, strahlte ihr Gesicht. „Guten Tag, Fräulein Sophie," begrüßte sie Rolff, „heute kommen wir sehr zeitig" — er tippte einer großen Flunder auf den dicken Leib — „ah, heute sind die Flundern noch ganz warm vom Rauch. Was wollte ich doch sagen: Ich muß auf acht Tage verreisen, Fräulein Sophie, und wollte mich gern verabschieden. An meiner Stelle werden meine Freunde einkaufen. Darf ich sie Ihnen vorstellen: Herr Müller und Herr Haltern."

Wir waren sprachlos, doch Rolff behielt den Faden der Unterhaltung in der Hand. Nur als Flunner-Fieken die ausgewählten Fische einwickelte, drehte er sich um. Vergebens wartete sie ein Weilchen, dann musterte sie uns Beide und — legte Haltern das Packet in die Hand.

Auf der Straße forderten wir Aufklärung von ihm. „Die will ich Euch geben," antwortete er. „Ich bin von heute ab verreist für Flunner-Fieken. Von heut ab tritt Haltern für mich ein."

Ich wollte Einspruch erheben. „Still," befahl er und blickte mich ernst mit seinen treuen Glotzaugen an, „still, Müller. Jeder Mensch hat Pflichten gegen die Allgemeinheit, und die sind die wichtigsten im Leben. Du kannst Dich nicht opfern, denn wie Du gemerkt haben wirst, glüht für Dich nicht ein Fünkchen in ihrer Feuerseele. Und außerdem ist es für Haltern Zeit, daß er sich endlich frei macht von Mutters Schürzenbändern und sich in das brandende Leben stürzt. Ich werde dafür sorgen, daß er nicht ertrinkt."

Das waren freilich weise Worte, die keinen Widerspruch erduldeten.

Digitized by Google

— Der kleine Haltern wanderte täglich zu Flunner-Fieken. Alles ging gut. Nach Verlauf von etwa anderthalb Wochen fragte er um Rath: „Du, Rolff, sie erkundigt sich täglich, ob Du noch nicht wieder hier seiest. Ich habe ihr gesagt, Du wärest zurückgekehrt. Was soll ich weiter thun?"

„Schön," nickte Rolff, „jetzt zeige Deine Lebensklugheit. Wenn sie wieder Auskunft haben will, dann machst Du ein verächtliches Gesicht, zuckst die Achseln und sprichst wegwerfend: ‚Ach, der, der — — er bekommt täglich rosa Briefe, und Abends ist er nicht zu haben für uns.'"

„Nein, das thue ich nicht," wehrte sich Haltern.

— „Folge mir, Kind, es geht nicht anders, ich trage die Verantwortung dafür."

In den nächsten Tagen wurden die Fischportionen immer kleiner. Aber bald änderte sich dieser Zustand. Von Tag zu Tage nahmen sie wieder zu, und bald hatten sie ihren früheren Umfang erreicht. Ja, es schien, als wären sie bereits größer als unter Rolff's Vermittlung.

Der schmunzelte befriedigt. „Wie weit bist Du denn eigentlich?" wandte er sich vergnügt an Haltern. — „Sie — sie drückt mir jedesmal die Fingerspitzen, wenn sie mir die Fische giebt," antwortete Haltern verlegen. „Schön, so hat es mit mir auch angefangen. Laß sie nur ruhig ein Weilchen noch drücken."

Eine halbe Woche verging. Zu jedem Abendtische schleppte Haltern einen Berg von Flundern, Aalen und Bücklingen heran. Aber er selbst wurde stiller, beinahe traurig.

„Iß und genieße Dein Glück," mahnte ihn Rolff. Das „Kind" legte Messer und Gabel hin: „Nein, Rolff, mir ist die ganze Sache über, ich hole keine Fische mehr." Wir sahen ihn erstaunt an. „Ja, ich — ich kann mich nicht mehr retten vor ihr. Sie ließ mich heute bis zuletzt warten und hat mich für morgen Abend zum Rendez-vous an den Räucherhäusern bestellt."

„Famos," rief Rolff, „die Handlung entwickelt sich ganz vorschriftsmäßig." Er klopfte liebevoll Haltern auf die Schulter: „Nimm die Sache nicht tragisch, Kleiner, Du gewinnst dabei an Lebenserfahrung. Natürlich gehst Du morgen hin. Das bist Du doch Deinen Freunden schuldig. Du bist ja ganz Dein freier Herr, wenn es Dir nicht paßt, verabschiedest Du Dich. Und wir folgen Dir auf fünfhundert Meter Entfernung, damit Du das Gefühl der Sicherheit hast. Nur eines rathe ich Dir: Hüte Dich vor jeder Umarmung — sie drückt Dir die Knochen im Leibe zusammen. Am Besten ist es, Du springst, so oft sie Dir nahe kommen will, einfach einen Schritt seitwärts."

Und der kleine Haltern ging — ging aus Pflichtgefühl für uns, seine Freunde.

Wir hielten uns in seiner Nähe, wie es verabredet war. Eine kräftige Brise wehte von der See her. In der Dunkelheit und in der wenig belebten Gegend wurde uns die Zeit lang.

Endlich kam Haltern zurück. „Na, Kleiner," erkundigte sich Rolff, „bist Du glücklich entronnen?" — „Ja," sagte das „Kind", „bis auf den letzten Augenblick. Wenn sie mir zu nahe kommen wollte, bin ich nach Deiner Verordnung immer zur Seite gesprungen, und da sie ein wenig schwerfällig ist, konnte sie mich nicht erreichen. Aber ganz zuletzt" — es war sehr dunkel und wir konnten es nicht sehen, aber sicher stieg ihm jetzt die Röthe bis an die Haarspitzen — „ganz zuletzt hat sie doch plötzlich meinen Kopf genommen und hat — hat — hat mich geküßt."

Erschrocken legte Rolff seinen Arm um Haltern's Schultern: „Ach, Du armer, kleiner Kerl." Er zog sein Taschentuch und wischte dem „Kinde" damit dreimal kräftig über den Mund. „So, so! Und nun denke, Du trägst Dein schweres Schicksal für Deine Freunde." Beim Rückwege nach Hause klopfte er ihm öfters väterlich auf den Rücken: „Du armes Kind! Dich dürfte eigentlich bloß so ein ganz kleines, herziges, weißt Du, so ein ganz süßes Mädel küssen. Und dieser Fischdragoner hat Dich geküßt!"

Trotzdem bestand er darauf, daß am nächsten Abende der Fischeinkauf nicht unterblieb. „Alle Vortheile, solange sie gelten, ausnutzen, das ist die größte und vielleichst schwerste Lebenspraxis," belehrte er uns.

Und die Weisheit dieses Ausspruches wurde uns bald deutlich merkbar. Denn Haltern legte nach wenigen Minuten einen Haufen Räucherfische auf die Tischplatte und daneben das nicht verausgabte Fünfzigpfennigstück. „Sie will kein Geld mehr von mir nehmen," seufzte er verzweifelnd.

Da richtete sich Rolff straff auf und zum ersten Male erschien mir sein Gesicht streng: „Hast Du jedes Gefühl für Standeswürde verloren, daß Du Dir so Etwas gefallen läßt? Wenn Flunner-Fieken so dumm ist und verkauft uns für wenig Geld viel Waare, ist das ihre Sache. Aber schenken läßt sich ein ehrlicher Student von Flunner-Fieken Nichts. Morgen bezahlst Du die Fische doppelt."

Das war sehr deutlich gesprochen. Aber ebenso entschieden weigerte sich Haltern, je wieder vor Fieken's Angesicht zu treten. Erst nach langem Zureden erfuhren wir den Grund.

„Sie will mich heute Abend neun Uhr in der Laube im Botanikergrund treffen!"

„O Du Thor!" rief Rolff, „der Zufall kommt Dir in wunderbarer Gefälligkeit entgegen. Natürlich gehst Du heute Abend nicht hin, denn die Gefahr ist in einer Laube zu groß für Dich. Und morgen spielst Du ob ihrer Frechheit mit dem Gelde die beleidigte Unschuld."

Und so geschah es. Freudestrahlend brachte Haltern am Abende darauf wieder einen Berg von Flundern heim. „Ich habe sie gar nicht angeschaut," berichtete er, „und als sie die Fische einpackte, habe ich kühl eine Mark auf den Tisch des Hauses gelegt und verschwand."

Mit behaglichem Lächeln seiner breiten Lippen breitete Rolff das Packet aus einander. Auf einmal hielt er erstaunt inne. Auf der ersten, duftenden Flunder lag ein fettdurchtränktes Briefchen. „An Herrn Doctor Haltern" las er. „Na, das wird ja immer schöner," — er musterte listig Haltern's verblüfftes Antlitz — „Du gestattest mir wohl, daß ich als Hüter Deiner Moral und als väterlicher Freund Deine geheime Korrespondenz mit einer jungen Dame etwas näher betrachte." Er schnitt den Umschlag auf und faltete den Briefbogen aus einander.

Da stand in Krakelzügen geschrieben:

„Theuerster Herr!

Wenn ich mir erlaube, diese Zeilen an Sie zu richten, so müssen Sie dies dadurch entschuldigen, daß Ihre Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit einen so gewaltigen Eindruck auf mich gemacht haben, daß ich die Unterdrückung meiner Gefühle nicht länger ertragen kann —"

„— Wie wird Dir, Haltern?" fragte Rolff den sprachlos auf das Blatt Starrenden.

„— Ich liebe Sie und werde Sie ewig lieben. Mein sehnlichster Wunsch wäre, zu Ihnen zu eilen und zu Ihren Füßen um Gegenliebe flehen zu dürfen, die allein im Stande ist, mein ferneres Leben für mich werthvoll zu machen.

Ihr süßer Blick ist bis in's Innerste meines Herzens gedrungen und läßt mich hoffen, daß Sie meine Liebe, die jetzt meine ganze Seele erfüllt, gewiß nicht kalt zurückweisen werden. O befreien Sie mich recht bald aus der Qual der Ungewißheit, die jetzt mein Herz erfüllt und geben Sie recht bald ein Zeichen freundlicher Erhörung Ihrer Sie anbetenden

Sophie D."

„Liebesbriefsteller, Abtheilung: Die Geliebte an den Geliebten," meinte Rolff. „Aber was steht denn da unten?"

Da unten stand noch Folgendes:

„Und wenn Sie mir heute Abend wieder vergeblich warten lassen, dann hole ich Sie, weiß Gott, fülwst ab von Hause.

D. O."

„Na, das kann nett werden. — Ex ungue leonem, an der Handschrift erkenne ich Flunner-Fieken," fügte Rolff hinzu. Er wurde nachdenklicher und sah nach der Uhr: „Es ist noch nicht sieben, also haben wir über zwei Stunden Bedenkzeit. Selbstverständlich darfst Du nicht in die Hände dieser liebenswüthigen Dame fallen," wandte er sich an Haltern. „Ich schlage vor, wir laben uns erst. Vielleicht kommt mir dabei ein intelligenter Gedanke."

Er schien keinen rechten Appetit zu haben. Nach ein paar Bissen erhob er sich und ging ernst mit auf dem Rücken gekreuzten Armen im Zimmer auf und ab. Und als wir uns erhoben, winkte er schweigend nach der Thür hin und sagte nur: „Holt mich um halb neun ab." Pünktlich fanden wir uns bei ihm ein. Er wollte Hut und Stock ergreifen, doch, einem augenblicklichen Entschlusse folgend, erfaßte er unsere Rechten, drückte sie innig und sprach mit gepreßter Stimme: „Merkt Euch eins für's Leben, Jungens: Nichts ist gefährlicher als ein wüthendes Weib." Er wandte sich zu Haltern: „Kind, ich werde mich für Dich opfern."

„Rolff, rede nicht solch dummes Zeug, sondern sag frei und offen, was Du vor hast," fuhr ich ihn an.

Er blickte mich tiefsinnig an und erwiderte nur: „Kommt!"

Auf der Straße war es dunkel geworden. Er ging voraus und lenkte seine Schritte der Promenade zu. Wir liefen geduldig hinter ihm drein. Doch als er nach rechts abbog auf einen Seitenpfad, der zum Botanikergrund führte, kündigte ihm Haltern die Gefolgschaft.

Er faßte uns Beide unter den Arm. „Vertraut Euch ruhig mir an," flüsterte er, „es geschieht Euch Nichts." Und er zog uns mit sich.

Hier auf der Promenade war es stockfinster. Die weitästigen Kastanienbäume und die hohen Büsche zu Seiten des Weges ließen keinen Lichtschimmer durchfallen. Dabei herrschte ringsum tiefe Einsamkeit und Stille. Jetzt hob sich der Weg, und rechter Hand in der Tiefe breitete sich, buschbewachsen und begrenzt von den Hinterflächen alter Häuser, der Botanikergrund aus.

Wir waren schweigend dahingeschritten. Plötzlich fing Rolff an, Selbstgespräche zu halten. Und mir kam es vor, als verlangsame sich sein Gang. „Müller," sagte er zu mir, „wie ich schon vorhin Dich belehrte: Nichts ist schlimmer als ein wüthendes Weib. Wie sagt doch der Dichter so wahr und so schön! — Da werden Lämmer zu Hyänen! Kein Tigerthier, sage ich Dir —"

„Mensch," unterbrach ich ihn, „Du machst einen fast grauen mit Deinem Reden. Hör auf! Und übrigens heißt es nicht ‚Lämmer', sondern ‚Weiber'."

„Siehst Du, Müller," antwortete er, und seine Stimme klang auffallend weich, „ich habe Dich stets um Deine literarischen Kenntnisse beneidet. Du bist der geborene Literarhistoriker. Aber trotzdem: Kein Tigerthier — —"

Digitized by Google

Wir waren unwillkürlich stehen geblieben. Da unten im Grunde, etwa straßenbreit von uns entfernt, hob sich aus dem Gezweig die Laube ab.

Rolff faßte wiederum unsere Hände und drückte sie: „Adieu, meine lieben Freunde. Verhaltet Euch ganz still im Schatten dieses Baumes, bis ich wiederkomme. Sollte ich aber um Hülfe rufen, so nehmt Euern Muth zusammen und stürmt gemeinschaftlich mir zum Schutze in die grüne Höhle da hinein.“ Damit stieg er zum Grunde hinunter und verschwand in der Laube.

Es dauerte nicht lange, so ließen sich im Grunde Schritte hören. „Das ist Flunner-Fieken,“ flüsterte mir Haltern zu. Sie war es. Auch wenn ihre massige Gestalt nicht wie ein wandelndes Kanonenrohr in die Dunkelheit geragt hätte, würde man sie doch am Ton ihrer Tritte erkannt haben. Ab und zu machte sie Halt und lauschte wie ein Flußpferd, das zur Tränke schreitet, in die Finsterniß.

Wir verhielten uns mäuschenstill und wagten kaum zu athmen.

Sie schritt vor die Oeffnung der Laube, beugte sich nach vorn und fragte, auch für uns hörbar: „Sind Sie da?“

Ein unartikulirter Laut ertönte von innen. Daraufhin verschwand sie gleichfalls in der Laube.

Wir rührten kein Glied, doch das Herz klopfte uns in Erwartung der kommenden Ereignisse. Aber es ereignete sich Nichts. Aus dem Innern der Laube vernahm man den Laut ihrer Sprache. Rolff schien stumm geworden zu sein. Nur sein dumpfes Räuspern drang zuweilen zu uns.

Es mochten wohl kaum einige Minuten verflossen sein, aber uns dünkten sie eine Ewigkeit.

Auf einmal erscholl ein lauter Schrei, dann ein Geräusch wie von zwei Kämpfenden, dann ein wüthendes Gezeter: „Sei verflixten Beträuger, Sei Swienegel“ — und Rolff stürzte aus der Laube heraus, die Böschung herauf, daß die Zweige knackten. „Reißt aus, Kinder,“ schrie er uns zu, „lauft, was Ihr laufen könnt, sie kommt hinter uns her!“

Und wir Drei stürmten in wildem Laufe die Promenade entlang. Rolff hatte uns bald eingeholt und machte Sätze, als säße ihm der leibhaftige Beelzebub im Nacken.

„Renn' doch nicht so,“ krächzte ich ihm keuchend mit versagender Stimme zu.

„Das — sagst — Du — so in Deinem Leichtsinn,“ keuchte er wieder, „aber — Nichts — geht über ein — wüthendes Weib. — Keine Hyäne — kein Tigerthier — —“ Und er sprang, als gälte es, drei Hürden auf einmal zu nehmen.

„Ja, Rolff,“ ächzte ich und sprang mit wogendem Athem hinter ihm her, „das — weiß ich — weiß ich ja Alles. — Aber — aber — ich kann nicht mehr.“ Und damit blieb ich stehen.

Die Beiden rasten weiter. Ich jedoch drehte mich um und horchte gespannt in das Dunkel. Kein Blättlein regte sich dort hinten. Ich schrie in der Richtung der Fliehenden: „Halt, halt!“ Erst nach geraumer Zeit hatte mein Rufen Erfolg.

Rolff stand noch auf dem Sprunge: „Ist sie wirklich nicht da?“ — —

Inzwischen waren wir in den Bereich der hellen Laternen gelangt und wendeten uns der Stadt zu. In einem der nächstgelegenen Studentenlocale kehrten wir ein und bestellten uns ein Spritzkännchen Lichtenhainer. Erquickend floß das wonnige Naß die lechzende Kehle herab. Rolff prustete und strömte wahre Dampfwolken aus. Haltern wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn, und ich schnappte nach Luft.

Als wir uns erholt hatten, stellte ich Rolff zur Rede: „Ich finde es unerhört, daß Du mich alten Kerl wie einen Fuchs von achtzehn Jahren vor einem Weibe herlaufen läßt.“

„Ja, es thut mir ebenfalls leid, trotzdem Dir die ausgiebige Bewegung sehr gut gethan hat — was hast Du für einen bildschönen Durst zum Beispiel bekommen,“ entschuldigte sich Rolff, „aber es ging doch nicht anders. Sieh mal, Müller, wenn Du die Wahl hättest zwischen Todtgeschlagenwerden und Ausreißen, was würdest Du dann thun?“

„Na, na,“ lenkte ich ein, „war es denn so gefährlich?“

„Ja,“ sagte er mit Ueberzeugung, „als sie merkte, daß sie betrogen sei, gab es gar kein Retten mehr vor ihren Fäusten, so schrecklich wüthend wurde sie. Und Du weißt —“

„Jawohl, ich weiß, Nichts ist schlimmer als ein wüthendes Weib,“ ergänzte ich.

„— Also: Mit unbegreiflicher Schnelligkeit hatte sie mir eins auf den Kopf geschlagen —“ er nahm seinen eingebeulten Hut vom Garderobenständer und glättete ihn liebevoll — „und ehe ich mich besinnen konnte, hatte sie meine beiden Ohren in ihren Fäusten, und wahrhaftig, sie hätte sie mir beide glatt abgerissen, und ich säße beinahe hier neben Euch ohne Ohrläppchen — —“

Haltern stieß ihn an: „Wie ist denn die ganze Sache überhaupt vor sich gegangen, mir ist Alles noch schleierhaft.“

„Oh Du harmloses Kind,“ — Rolff sah ihn väterlich an — „Alles Deinetwegen. Es war pechschwarz in der Laube und sie dachte, Du wärest drinnen. Ich habe auch auf ihre Fragen nicht geantwortet, sondern bloß in höherer Tonlage mich geräuspert, als ob Du es wärest, und sie merkte Nichts. Ich hielt sie möglichst von mir fern. Aber endlich, als sie ihre Lippen auf meinen breiten Mund drückte, da muß sie doch die Fälschung gemerkt haben, ich hörte nur einen Schrei und sah Feuer vor den Augen — —“

Er blickte ganz kläglich drein und winkte dem Kellner: „Fritz, bringen Sie noch ein Spritzkännchen.“

— — — — — Am Abende darauf saßen wir wie gewöhnlich in Rolff's Zimmer zum Abendbrot versammelt. Frau Klahring hatte reichlich aufgetischt. Und doch saßen wir traurig beisammen. Es fehlte eben das Beste — die Flundern. Wir sahen uns der Reihe nach unschlüssig an. Keiner hatte den Muth zuzulangen.

„Was ist das Leben ohne Flundern,“ seufzte Rolff.

„Ja,“ nickte ich ihm zu, „Du hast Recht, Rolff.“

„— Aber,“ fuhr er fort, „warum haben wir denn keine Flundern?“ Er strich Haltern mit der Hand liebevoll über das Haar: „Kind, willst Du uns nicht ein Paar holen?“

„Auf keinen Fall,“ sträubte sich Haltern.

„— Kind,“ bat Rolff, „willst Du es nicht thun — uns, Deinen Freunden zu Liebe? Sieh mal, jeder Mensch hat Pflichten gegen die Allgemeinheit. Du trittst bei Flunner-Fieken ganz harmlos auf. Sie ahnt ja gar nicht, daß Du gestern dabei gewesen bist — —“

Unseren vereinten Bemühungen gelang es, Haltern umzustimmen. Mit schwerem Seufzer machte er sich auf den Weg. Während er einkaufte, erwogen wir die Möglichkeiten seiner heutigen Aufnahme bei Flunder-Fieken.

Mir erschien es doch zweifelhaft, ob sie freundlich zu ihm sein würde. „Oh,“ beruhigte mich Rolff, „Du hast keine Ahnung, wie dumm und wie gut sie ist.“

Wir hatten kaum ausgesprochen, da eilte Haltern die Treppe herauf, öffnete die Thür und warf sich, die Augen mit den Händen bedeckend, auf einen Stuhl. „Ich bin ein blamirter, ein unglücklicher Mensch für's ganze Leben. Nein, das ertrage ich nicht,“ jammerte er.

Sofort waren wir an seiner Seite. „Was ist Dir begegnet, Kind?“

„— Du bist an Allem schuld, Rolff. Warum hat das Schicksal mich mit Dir Unglücksmenschen zusammengeführt? Ich kann mich nicht mehr auf der Straße sehen lassen.“

„Aber, liebster Haltern, ich will ja Alles wieder gut machen. Erzähle doch nur, was vorgefallen ist,“ bat Rolff.

„Schön,“ begann Haltern, und aus seinem Wesen brach etwas wie grimme Selbstverspottung hervor, „also ich fordere meine Flundern. ‚Wieviel?‘ fragt Fieken ganz ruhig, als wäre gestern Abend überhaupt nicht gewesen. ‚Na, etwa drei Stück und ein halb Dutzend Bücklinge‘ und ich lege mein Fünfzigpfennigstück hin. Doch das schiebt sie zurück und rechnet mir vor: ‚Drei Flundern — macht neunzig Pfennige, sechs Bücklinge — macht dreißig Pfennige, zusammen eine Mark und zwanzig.‘ Ich, ganz verlegen, sage leise zu ihr: ‚Ich werde morgen bezahlen, ich habe nicht so viel hier.‘ Da nimmt sie das Packet zurück, wirft die Fische zu den übrigen und sagt ganz laut, daß alle Leute es hörten — wißt Ihr, was sie sagt?“

„Weiter, halt uns nicht lange auf,“ drängte Rolff.

„— Jawohl, Rolff, an Dich war das gerichtet. Sie sagt: ‚Ji Schnorrers, köpt Ji Jugen Flunner*), wo Ji 'n bitohlen könnt. Un wenn Ji 'n nich bitohlen könnt, denn frät**) keen Flunner.‘ Damit drehte sie sich um, und ich mußte wie ein begossener Pudel abziehen. Und die Anderen lachten!“

Ich glaube, in diesem Augenblicke machten wir Drei dümmere Gesichter, als Flunner-Fieken's Gesicht je ausgesehen hatte.

Rolff faßte sich zuerst. „Armer Haltern, das war ein schwerer Schlag auf Dein zartes Gemüth. Tröste Dich, mein Junge.“

Wir setzten uns zu Tisch, aber Keinem wollte es so recht munden. Rolff legte zuerst Messer und Gabel bei Seite. „Reich' mir, bitte, den Spazierstock her,“ wandte er sich an mich. Mit dem Stocke klopfte er zweimal schnell hinter einander auf den Fußboden. Das war unsere drahtlose Telegraphie vor Markoni und Slaby. Gleich darauf klopfte es von unten ebenso wieder, als Zeichen, daß der Geist von Frau Klahr geweckt sei. Und nun that Rolff langsam zwölf gewichtige Schläge gegen den Fußboden. Bald trat der „Apport“ ein: Fru Klahring erschien mit einem Korbe, in dem sich zwölf Flaschen Bier befanden. „Wollen die Herren zu Hause bleiben, dann ist es wohl besser, ich bringe noch einige Flaschen.“ Das schien uns auch besser.

Als wir dann beim vollen Glase freundschaftlich beisammen saßen, war auch dieser Schicksalsschlag fast vergessen. Und Rolff, der Lebenskünstler, brütete wieder Lebensweisheit.

„Siehst Du, lieber Haltern,“ sagte er, „was Dir Flunner-Fieken heute gesagt hat, ist zwar schmerzlich für Dich und uns Alle, aber, auf allgemeine wirthschaftliche Verhältnisse übertragen, enthält es doch in wenigen Worten ein wahres, allgemein geltendes, wirthschaftliches Princip, über das ein Professor der Nationalökonomie wohl ein Semester lesen könnte. Und wenn ich es mir recht überlege, so hat die ganze Angelegenheit mit Flunner-Flieken allen Betheiligten Vortheil gebracht: Flunner-Fieken ist ein gut Theil klüger geworden, Du hast einen tiefen ersten Blick in das trügerische Leben gethan, und Müller wie mir haben

*) Kauft Ihr Eure Flundern.
**) (Sprachgebr. =) eßt.

Digitized by Google

die billigen Flundern sehr gut geschmeckt. Und deßhalb ist es wohl eine Pflicht der Dankbarkeit, daß wir diese unsere Blume auf Flunner-Fieken trinken."

Was auch geschah.

Dies ist die wahrhaftige Geschichte von Flunner-Fieken.

Aus der Hauptstadt.

Der Marmorgarten.

Im Westen der Stadt — ich sage nicht „im vornehmen Westen", weil der Westen ja grundsätzlich durchweg vornehm ist und weil ich es für verwerflich halte, die einzelnen Straßenzüge des Honoratiorenviertels gegen einander aufzuhetzen — also auf dem Lützow-Platze ist ein neuer Brunnen enthüllt worden. Selbstverständlich ein Monumental-Brunnen. Der Lützow-Platz hat im Laufe von anderthalb Jahrzehnten verblüffende Carrière gemacht. So um 1890 herum, als ich mich um die ersten Rendez-vous bemühte, war eine niedliche blonde Kindergärtnerin mit Stupsnäschen seine Adjacentin, und damals lernte ich den Platz kennen. Anno 1890 lag er für die Mehrheit der Berliner noch in dem Reviere, wo sich die Füchse gute Nacht sagten. Man sah und ehrte in der Friedrichstraße noch das unbestrittene Centrum der Stadt; jenseits des Canals und der alten Thiergarten-Villen fing „das Dorf" an. Colonie Grunewald und der Kurfürsten-Damm lagen noch in märkischem Sande begraben. Daß sich dort Reichthum und Würden von Neu-Berlin ansiedeln und daß hier eine Stadt der Vornehmen aus der Erde gestampft werden würde, daran dachten höchstens die weitausschauenden Directoren von etwa zwanzig Terraingesellschaften. In grauenvoller Oede dehnte sich der Lützow-Platz. Er bestand aus vier oder fünf großen Holzlagerstätten und ebenso vielen Kohlenplätzen. Schmutzige Zäune, deren Morschheit kaum noch Kreidezeichnungen annahm, schlossen die köstlichen Brennmaterialien ein. Von Beginn der Dämmerung an war hier nicht mehr gut sein. Wer den betrunkenen Fuhrleuten entkam, schwebte in dringender Gefahr, den wachhabenden Kötern zum Opfer zu fallen. Die sparsame Beleuchtung hatte nur bei Regenwetter Zweck. Man konnte dann mit Hilfe der nächsten (verhältnißmäßig nächsten) Laterne feststellen, daß man ahnungslos durch zwei bis drei Pfützen getappt und in ganzer Länge vom Straßenschmutz umhüllt war. Sie begreifen schon — Anno 1890 erforderte es größeren Heldenmuth als heute, sich Abends mit einer blonden Kindergärtnerin am Lützow-Platze zu treffen.

Denn heute! Alle Kunst, welche das städtische Gartenbauamt auf die Beine bringen kann, lacht dem entzückten Besucher entgegen. Aus saftig grünen Rasenflächen, die vor Mähmaschine und Wasserschlauch keinen Augenblick Ruhe haben, steigen fabelhafte Prunkgewächse auf, Dracaenen, Palmen und derlei exotische Wunder. Sogar einige deutsche Bäume spenden an den paar Sommertagen, wo es durchaus nöthig ist, den herkömmlichen Schatten. An die Stelle der Kohlenhaufen sind leuchtende Bouquetts und Rabatten getreten; elegante Pudel und Seidenspitze haben die unwahrscheinlichen Hundeplebejer von 1890 vertrieben, und statt der einen Kindergärtnerin finden sich jetzt Dutzende ein. Allerdings warten sie nicht auf mich.

Auch sonst ist die Gegend mit Gewalt verschönt worden. Von der alten Herkulesbrücke, die sich in der Nähe des Bahnhofs Börse befand, wurden große Sandsteingruppen hierher geschleppt — obgleich kein Mensch wußte, was der sagenhafte Held just unter den geschniegelten Herrschaften von Berlin W. sollte. Die Herkules-Idee gefiel indeß den Maßgebenden so, daß sie sich ihr rücksichtslos in die Arme warfen und geradezu herkulische Orgien feierten. Es wurde ein Brunnen aufgethürmt, dessen Rand man mit Najaden und Tritonen übervölkerte; zu alleroberst auf dem massigen Bau stand der Zeussohn und machte eine jämmerliche Figur. Er war nämlich viel zu klein gerathen und sah aus wie der im Wachsthum zurückgebliebene Enkel obiger Najaden und Tritonen, oder wie die Marzipanpuppe, welche bei pompösen Tafelaufsätzen das Ganze krönt. Am vortheilhaftesten nimmt sich das Kunstwerk aus, wenn es von Wasserschleiern umgeben ist. Also Nachmittags von halb Fünf an.

Statt des Herakles und der kräftigeren Halbgottheiten hätten Otto Lessing und Stadtbaurath Hoffmann gerade auf diesen Platz eine anmuthige Rococo-Spielerei hinstellen sollen. Ihre jetzige Schöpfung wirkt für diese Umgebung allzu wuchtig. Sie erdrückt, was sie doch eigentlich heben und verschönern müßte. Oder haben sich die städtischen Künstler ihre im Dienste des Kaisers arbeitenden Collegen zum Muster genommen und südlich vom Thiergarten nach denselben Kunst-Theorien gearbeitet, die an seinem Ortsausgange jetzt wieder so überraschend zum Durchbruch gelangt sind? Die Gemeinsamkeit des Strebens würde manches Räthsel lösen.

Gegenüber dem Brandenburger Thor, aus dem Grün des Parkes herausleuchtend, sollten die weißen Denkmäler Friedrich's III. und seiner Frau den Wanderer grüßen. Entweder in schlichter Schönheit, gleich der Schaper'schen Luise, ein freundliches Frühlingskaiserpaar, oder pomphaft gebieterisch, wie es ja vielleicht, trotz alledem, im Wesen der beiden lag. Mit schlichter Schönheit geben wir uns aber in Berlin zur Zeit nicht gern ab, das Glorreiche, Pathetische liegt uns besser. Adolf Brütt, den ich schätze, bildete also einen stattlichen Kürassier mit Vollbart, Helm, Pallasch und flatterndem Mantel, den wir auf guten Glauben für Friedrich III. nehmen wollen, und Herr Fritz Gerth schuf eine hermelinbehängte Dame, welche die rechte Hand auf die Brust drückt. Das ist Alles. Man sieht auf dem neuen Mailänder Kirchhofe Marmorarbeiten, welche von einfachen Handwerkern erdacht und ausgeführt sind, künstlerisch wie technisch aber die neuen Berliner Denkmäler hinter sich lassen. Die bösen Beispiele der Siegesallee wirken verwüstend. Glücklicherweise kommt es diesmal auf die beiden Monumente gar nicht an. Man bemerkt sie kaum und streift sie dann nur flüchtig. Denn das Beiwerk ist die Hauptsache.

Vom Brandenburger Thor aus stellt sich die gesammte Anlage, welche wir dem Talente des Herrn Geheimraths Ihne verdanken, folgendermaßen dar:

Schwere Marmor-Ballustraden umzirken das Werk. Wenn sie mächtige Freitreppen flankirten, wenn sich hinter diesen Colossen eine hochgelegene Burg aufreckte, dann möcht's gelten. Nun aber haben sie keinen anderen Zweck, als einer ohnehin beträchtlichen Marmorvergeudung geradezu barbarischen Anstrich zu verleihen. Diese vier derben Ballustraden mit ihren Urnen-Abschlüssen dienen einzig und allein dazu, den Eindruck zu erhöhen, daß es auf ein paar Hände voll Material nicht angekommen sei. Sie machen Reklame für die Unerschöpflichkeit der Marmorbrüche. Im Uebrigen wirken sie störend wie alles Unorganische. Das Denkmals-Arrangement selber zerfällt in vier Marmorstücke, die zusammen einen untadeligen Halbkreis bilden und nur durch die Thiergartenwege getrennt sind. Auf dem rechten wie dem linken Flügel prunkt je ein klobiger Brunnen: das Riesen-Bassin, zwei Riesenschalen über einander und Wassermassen, die von oben niederrauschen. Nach der Mitte des Halbkreises zu haben Kaiser und Kaiserin ihren Platz gefunden. Aber neben den colossalen Brunnen und deren Marmormacht wirken die Denkmäler wie Nebensächlichkeiten. Man achtet weniger auf sie und die zu ihnen gehörigen, sie flankirenden Büsten (Helmholtz, Blumenthal, A. W. v. Hofmann und Zeller) als auf die weißen Wasserspender und die sonderbaren Adler dahinter. Diese Adler horsten in Gesellschaft großer Kugeln auf marmornen Nischen, deren Aufgabe es offenbar ist, eine Beschädigung der Kunstwerke vom Thiergarten aus zu verhüten. Wie die Brunnen, so sind auch die Denkmäler durch Marmorwände geschützt; die Kugeln aber machen hier einen noch stumpfsinnigeren Eindruck. Von ihnen sprechen, ist Verlegenheit. Man ahnt die Mühe, welche die „künstlerische" Gliederung der Anlage gekostet hat, sieht förmlich, wie ihr Schöpfer sich mit der unlösbaren Aufgabe geplagt hat, die starre Eintönigkeit des marmornen Abschlusses freundlich zu beleben. Er hat ovale Oeffnungen hinein hauen, hat Bänke daran entlang laufen, die Wand oben hübsch canneliren lassen. Aber alle Arbeit ist verloren. Man ist unfähig, der ganzen Anlage gegenüber einen anderen Gedanken zu fassen als den: Wie mag sich die Marmorsäge, wie mag sich der Fabrikant gefreut haben, als man ihm die fette Ordre auf so und so viele Ballustraden-Kegel, so und so viele Marmor-Kegelkugeln, Marmor-Urnen, Adler und laufende Meter Wand ertheilte! Schade, daß er mit seiner Freude so vereinsamt dasteht.

Ein neues riesiges Decorationsstück, dessen weiße Leblosigkeit schmerzliches Bedauern über die von ihm erzwungene Entfernung so vieler lebendiger grüner Bäume weckt. Ein neues marmornes Unglück für eine Stadt, die doch nach kaiserlichem Ausspruche noch einmal die schönste der Welt werden sollte.

Unsere Drei Procent-Anleihen.

Vieles ist anläßlich des Coursrückganges unserer 3% Anleihen geschrieben, und mancher Vorschlag ist der Oeffentlichkeit unterbreitet worden, um den Preis zu heben, vor allem aber der Wiederkehr solch beschämender Entwerthung nach einem anscheinend so glanzvollen Zeichnungserfolge zu steuern.

Daß es auf dem bisherigen Wege nicht weiter geht, ist Allen klar. Aber der Wege zum besseren Ziele sind mancherlei, und unter allen Umständen sollte vermieden werden, noch einmal einen falschen einzuschlagen.

Deßhalb ist es vielleicht erwünscht, im Chor der Meinungen auch einmal eine Stelle zu hören, die zwar bei den Emissionen noch weniger (!) in Betracht kam, als die zur Uebernahme befohlenen Großbanken, die aber vielleicht doch die Noth der Zeit mindestens ebenso gut empfindet. Ich meine, daß der Provinzbanquier, der persönlich und täglich mit dem Anlage suchenden Publicum in Berührung kommt, sogar noch eher in der Lage sein dürfte, die Stimmung dieses „Objectes der Operationen", seine Gewohnheiten und Wünsche, zur Kenntniß zu bringen, und daß im Uebrigen auch sein eigener Standpunkt als wichtiges Glied bei der soliden Unterbringung unserer heimischen Anleihen in Betracht kommen sollte.

Wenn ich sage „sollte", so befinde ich mich schon in medias res, indem ich darauf hindeute, daß nicht nur eine bessere Berücksichtigung

Digitized by Google

der Haute Finance, sondern auch eine solche der Banken und Banquiers, die nicht mit zur Uebernahme herangezogen werden, sehr beachtenswerthe Resultate ergeben würde. Bisher lagen die Dinge so, daß diese Kategorie im besten Falle eine mäßige Unterconsortial-Betheiligung Seitens der „underwriter" erhielt, eine Chance, welche ihnen zwar sehr ehrenvoll erschien, die aber — im Gegensatz zum Spazieren mit Faust — kaum beachtenswerthen Gewinn erbrachte. Ihr Interesse für die Emission selbst konnte dadurch jedenfalls nicht entfacht werden, während dies sonst recht eigentlich der Zweck solcher Unterbetheiligungen zu sein pflegt. Aber man hatte, um diesen Zweck zu erreichen, Seitens der Großen auch noch anderweitig, und besser, vorgesorgt. Die Zahl der Zeichnungsstellen wurde in's Ungemessene vermehrt (bei der letzten Emission waren es ca. 1100), und dies war wiederum für die betreffenden Betroffenen höchst ehrenvoll. Doch standen dieser Ehre Pflichten gegenüber, galt es doch nun bongré malgré sich dieser Ehre durch Herbeiführung möglichst großer Zeichnungssummen auch würdig zu zeigen. Denn wer weiß, ob nicht die liebe, dieser Ehre nicht gewürdigte Concurrenz, die doch die Zurücksetzung ohnehin empfindet und das nächste Mal auch mit paradiren möchte, daraufhin ganz bedeutende Anstrengungen machen wird. Kurz, ein Keil treibt den anderen, und das Ueberzeichnen geht vor sich. Man unterschätze das Vorgebrachte in seinen Wirkungen, die ja übrigens „von oben herab" genau berechnet waren, nicht. Und man denke nicht etwa, daß allein die den Banquiers zugebilligte Verkaufsprovision von 20 Pfg. für 100 Mark (für Nichtzeichnungsstellen nur 10 Pf.!) den Antrieb dafür abgeben kann, denn soviel und mehr wird bei jeder Anleihe Emission „ohne Apparate" bewilligt und verdient, und dieser Satz ist schließlich sogar für den Provinzbanquier erreichbar, wenn er zu irgend einer Zeit einfach börsenmäßig Kaufaufträge in Staatsanleihen ausführt.

Die Zeichnungen laufen nun also ein, aber bei der voraussichtlichen, oft sogar vorher ziffermäßig geschätzten, enormen Ueberzeichnung, für welche Börse und Presse mobil gemacht wird, und bei dem Wunsche, den thatsächlichen Anlagebegehr auch möglichst voll zu befriedigen, werden die Zeichnungen entweder im Einvernehmen mit dem Clienten um das Vielfache höher normirt, oder die Bank thut das fürsorglich selbst. Denn auch hier spielt der Seitenblick auf die liebe Concurrenz wieder mit; man weiß doch nicht, ob der Client im Hinblick auf die angesagte große Ueberzeichnung nicht etwa auch noch bei einer anderen Firma gezeichnet hat, oder ob er nicht durch einen Freund von einer besseren anderweitigen Zutheilung erfährt; man darf ihm also keinesfalls weniger, möchte ihm im Gegentheil möglichst mehr zutheilen! Diese Verhältnisse sind überall die gleichen, in der Provinz und in Berlin, so daß es dahin kommen konnte, daß die letzte große Anleihe-Emission von einzelnen Großbanken allein vielfach gezeichnet wurde.

Es kommt nun die Zutheilung, und mit ihr der Aerger. Die Ueberzeichnung war noch weit größer, als man erwartet hat. Das Geschäft der Zutheilung muß sehr individuell und wägend erledigt werden. Die Arbeit war groß, der Nutzen — Angesichts der schmalen Zutheilung — klein. Aber wie die Bank sind auch sämmtliche Zeichner unzufrieden. Jeder steht fast genau wieder da, wo er vor dem Entschluß zu zeichnen stand (!). Er weiß wirklich oft nicht, ob es lohnt, den ihm zugetheilten winzigen Betrag überhaupt zu nehmen. Oft giebt er ihn geärgert wieder fort, um für die zur Anlage bestimmte Summe nur eine einzige Sorte Papiere zu haben. Zu dem so rasch nach der Zeichnung noch meist höher nottrenden Preise zuzukaufen, ist sein Fall nicht. Also — wird er beim nächsten Male entweder überhaupt nicht wieder zeichnen oder — noch öfter das Vielfache seines wirklichen Bedarfes. Kurz, solche Zeichnung ist eine Explosion. Der zufällig zu dem betreffenden Zeitpunkte vorhandene Anlagebedarf soll zusammen geschweißt werden, wird aber in die Luft gesprengt, verwirrt und abgeschreckt. Welch' anderes Bild würde sich ergeben, wenn man die Bedürfnisse des anlagesuchenden Kapitals studieren, und ihm entgegenkommen wollte! Nicht einmal im Jahre, nein das ganze Jahr hindurch müßten die Anleihen des Staates und des Reiches an den betreffenden Stellen zum Tagespreise ohne Berechnung von Spesen für das Publicum zu haben sein!

Man denke nur an die große Rolle und die Erfolge der Hypothekenbanken, die in ruhiger, zielbewußter Arbeit viele Milliarden Pfandbriefe sicher placirt — hierauf liegt der Nachdruck — in's Publicum gebracht haben. Man ahme ihnen nach oder lerne doch von ihnen, und langsam, aber sicher werden die 3% Staatsanleihen sich einen breiteren Weg bahnen. Der Staat braucht noch nicht einmal annähernd so hohe Provisions-Sätze für die Unterbringung zu zahlen wie die Hypothekenbanken und würde es doch erreichen, daß der Banquier gerne und öfter als jetzt die Staatspapiere als Anlage vorschlägt. Denn wie die Verhältnisse bis jetzt lagen, bei den stets weichenden Coursen, hatte er es sich längst abgewöhnt, diese Papiere in größeren Beträgen vorräthig zu halten, da sie ihm nur Coursverluste brachten. Ein Commissionslager würde ihn in den Stand setzen, die Papiere täglich über den Zahltisch zu verkaufen. Die Reichsbank mit ihrem ausgedehnten Filial-Netze würde die für den Staat so gut wie risicolose Ausstattung und Controlirung dieser Commissionsläger, sowie die Abrechnung mit den Verkaufsstellen leicht besorgen können, auch könnten die Großbanken als Mittler unter Gewährung von Sondervortheilen dafür mit in Anspruch genommen werden, da ihre Beziehungen noch weiter reichen als diejenigen der Bank.

Die Stipulirung einer mäßigen Sperre (etwa 4 Monate) würde genügen, um Mißbräuche dieser Einrichtung zu verhüten. Im Interesse des Geldmarktes wäre solch' stetes Zusammenfließen des Capitals auch weit angenehmer als die mit großen Emissionen meist zusammenhängenden Zuckungen, und auch für den Staat, dessen Geldbedarf thatsächlich ein regelmäßiger, sich über das ganze Jahr vertheilender ist, böte der Modus den Vortheil, daß ihm die Zinsverluste erspart blieben, welche mit der Anhäufung der aus der Zeichnung herrührenden Gelder unzertrennlich sind.

Ich bin mir des Befremdens wohl bewußt, welches diese Anregungen hervorrufen werden. Besonders wird der übliche Seitenblick auf das Ausland nicht ausbleiben. Wenn diese Rücksicht aber dazu führen soll, die Gesundung unseres Anleihemarktes von innen heraus zu verhindern, so geht sie eben zu weit. Und wie im Privatleben, so sollten auch die Staaten sich bezüglich ihrer Lebenshaltung nicht von der Rücksicht auf Andere, sondern nur von der auf ihre eigenen Verhältnisse leiten lassen. Wir sind nicht reich genug, um mit $3^1/_2$% Zinsen (bei 90% für 3% Anleihen verzinst sich ein darin investirtes Capital so) auskommen zu können. Der Capitalist steht sich rechnungsmäßig besser, wenn er die $3^1/_2$% Anleihen des Staates, die wenig über 100% erhältlich sind, kauft, das ist unbestritten! Also müssen wir es denjenigen, die sich den soi disant-Luxus 3%iger Papiere leisten können, oder die aus anderen als rechnerischen Erwägungen den Typus wählen, den Erwerb so bequem wie möglich machen, und ihnen einen Anreiz, wie er in der Ersparniß der Anschaffungsspesen liegen würde, bieten. Ist's doch auf anderen Gebieten nicht anders, z. B. bei Verkehrsgelegenheiten. Die bequem zugänglichen werden, auch wenn sie theurer sind, stark benutzt, während weniger bequeme, obwohl billigere, in's Hintertreffen gedrängt werden.

Man wende nicht ein, daß der Staat nicht vorher weiß, welchen Preis er am Ende des Etats-Jahres per saldo erzielt haben wird, daß er das Risico der Coursschwankungen nicht übernehmen könne und also an dem Zeichnungs-Modus festhalten müsse. Er übernimmt doch in Wirklichkeit bei den oft enormen Schwankungen der Steuer-Eingänge (s. Börsenstempel) ganz anders geartete Risiken. Hiergegen und gegen die Möglichkeit, Beträge der Anleihen übrig zu behalten, kann er sich ja durch Abmachungen mit seinem Finanz-Consortium schützen. Hat dieses nur Zeit und Marge, so wird es — der Placirung ebenso sicher wie bei anderen derartigen Operationen — bezügliche Verpflichtungen gerne eingehen. Wenn dann nebenbei die Course eine größere Stetigkeit erlangen würden, wenn diese Staatspapiere aufhörten, als Speculation zu dienen, so wäre das ein sehr schöner Nebenerfolg meines neuen Systemes. Und will man durchaus von der alten Gewohnheit der Zeichnung nicht lassen, so bleibe man dabei, bedinge aber eine ausreichende Sperre. In diesem Falle wird nur der thatsächlich zu fraglichem Zeitpunkt vorhandene Anlagebedarf sich betheiligen, und der nicht genommene Rest successive hinterher placirt werden — wie eben jetzt auch! Nur geschieht's jetzt plan- und interesselos, nach meinen Vorschlage systematisch, mit allen Kräften, wobei der Coursgang und die Seßhaftigkeit der Stücke bessere werden müssen.

Das Paradiren mit Anleihe-Erfolgen ist nach den bisherigen Erfahrungen sehr in Miscredit gerathen, übrigens aber auch entbehrlich geworden, denn unser Credit ist so fest begründet und berechtigt, daß er nicht der Potemkin'schen Dörfer bedarf.

Wenn man aber die liebe Eitelkeit aus dem Spiele lassen will, so muß man folgerichtig auch darauf verzichten, den bislang relativ so unbeliebten 3% Anleihen einen Preisstand schaffen zu wollen, der ihnen rechnerisch genommen nicht zukommt, oder dem Sparcapital einen Zinsfuß aufzwingen zu wollen, der ihm bei uns zu Lande nicht genügt.

Mit anderen Worten, man verlange nichts Unmögliches, und kehre entweder zum $3^1/_2$% Typus zurück, was aber praktisch genommen wohl ausgeschlossen ist, wenn es auch ein Allheilmittel sein würde, oder man wende dem veränderten Ziele entsprechende veränderte Mittel zur Anleihung der stetig wiederkehrenden Geldbedürfnisse an.

Also fort mit der Fiskalität und dem Bureaukratismus auf diesem wichtigen Gebiete, und hinein in's volle, praktische Leben!

J. Uehok.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.**

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6,** zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.

Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.

Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Allgemeine Theorie

der

gesellschaftlichen Produktion

von

Dr. jur. A. Nordenholz.

X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 *M*.

Kgl. Bad Oeynhausen. Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: 42 **Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen

von

Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** *M.* 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf den heute beigelegten Prospect von Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg über „Neu erschienene Werke" aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaßlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 7. November 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Provinz Berlin. Von Caliban. — Deutschland und die Unterseeboote. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen (Friedenau). — Die Polen als Fremdherren. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin). — Englands Stellung in Ostasien. Von Franz Eißenhardt (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Theodor Mommsen. Von Alfred Semerau (Friedenau-Berlin). — Metaphysischer Tiefbau. Von Heinrich Driesmans. — **Feuilleton.** Ein verpfuschtes Leben. Skizze von Max Wundtke. — Allzumenschliches. Von Agnes Harder. — **Aus der Hauptstadt.** Das Wunder. Von Timon d. J. — Kleidermoden. Von Wilhelm Föllmer. — Dramatische Aufführungen. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — **Offene Briefe und Antworten.** Kutscher und Gerichtsschreiber. — Notizen. — Anzeigen.

Die Provinz Berlin.

Um den Inhalt des Communal-Säckels von Berlin sieht es bös aus. Nachdem man sich im Vorjahre mit Müh' und Noth um die Steuervermehrung herumgedrückt hat, steht der Magistrat jetzt vor einem Deficit, das sich mit Maaß'schen Kinkerlitzchen eigentlich nicht mehr aus der Welt schaffen läßt. Die städtische Verwaltung hat es versäumt, im rechten Augenblick Einnahmequellen zu erschließen, welche auf Jahrzehnte hinaus jede graue Sorge gebannt hätten. Unglaublich fahrlässige und gedankenlose Finanzwirthschaft einte sich mit öder Philistrosität. Da that sich Sesam mit seinen Goldschätzen für immer zu. Man lebte eben von der Hand in den Mund, ließ jede gute Gelegenheit ungenützt verstreichen und verstadtlichte z. B. einige Verkehrslinien erst dann, als es sicher war, daß ihr Betrieb große Fehlbeträge ergeben würde. Jetzt ist die dauernde Unterbilanz da. Sie zu beseitigen, gibt es nur noch das Mittel der Steuerschraube. Der einfachste Weg wäre die Erhöhung des Communalzuschlags zur Einkommensteuer. Berlins Stadtweise aber scheuen ängstlich vor ihm zurück. Denn er bedeutet den Anfang der Spreepräfectur. Bei einem höheren Zuschlage als 100 % hat die Regierung gewichtige Worte mitzureden, hängt doch die Bewilligung der höheren Ziffer von ihr und ihrer Prüfung des Stadthaushaltsplanes ab. Die Berliner Kämmerei befürwortet deßhalb eine ganze Reihe von Spaßsteuern: u. A. soll die Hundesteuer verdoppelt und eine Lustbarkeitssteuer eingeführt werden. Von der Closett-Abgabe, die in Lübeck spukt, hat man in der Reichshauptstadt einstweilen nichts gehört. Doch die Berliner Demokratie, welche sich nicht genug Schreie der Entrüstung weiß, wenn die Reichsregierung Deckung für neue Ausgaben sucht, der Berliner Freisinn sämmtlicher Couleuren würde auch vespasianische Finanzpolitik treiben. Im eigenen Hause handelt er immer ganz anders als da, wo er auf Aftermiethe wohnt und bloß schöne Reden zu halten braucht.

Mit so lächerlich kleinen Mitteln, wie sie jetzt vorgeschlagen werden, wird Berlin aber nicht auskommen. Die Stadt kann ihrem Geschicke nicht mehr entgehen. Ihre Selbstverwaltung ist in dringender Gefahr. Der Theoretiker würde die Katastrophe bedauern. Freilich, echt liberal geleitete Communen mit aufgeklärten und modernen Führern könnten dem Bureaukratismus der Staatsregierung zeigen, wo Barthel den Most von 1903 holt. Aber die Praxis stellt sich so ganz anders dar. Vetternthum und Nichtintelligenz sind zumeist die Fundamente unserer Rathhäuser. Ein Blick in die Stadtverordneten-Versammlungen von Berlin und der Mehrzahl der angrenzenden Gemeinwesen; ein Gang durch die Amtsstuben der hochmögenden Selbsterwalter, Bürgermeister, Stadträthe, Syndici und Genossen erschüttert auch starke Gemüther. Wie könnte Groß-Berlin vor der Welt dastehen, wenn große Männer es geleiteten! Wie unverantwortlich wird die unbändige Kraft des Colosses vergeudet, wenn man es nicht vorzieht, sie ganz unausgenutzt liegen zu lassen! Man denke sich zum Exempel den rührigen und klugen Landrath des Kreises Teltow an der Spitze einer Provinz Berlin; man gebe ihm Vollmacht und sorge dafür, daß Parteihaß oder Eigennutz ihn nicht auf Schritt und Tritt störe! Der gewaltige Körper, der jetzt verdächtig zu kränkeln beginnt, würde rasch zu Riesenthaten befähigt sein.

Das Groß-Berlin von heute, mit seiner monströsen Zerlegung in vier doch gar nicht zu trennende Städte, wird künstlich verkrüppelt; dadurch, daß man zwanzig kleinere Ortschaften, die zu ihm gehören, gleichfalls abschneidet, nimmt man ihm Luft und Licht, schlägt man aller Gerechtigkeit in's Antlitz. Was sind das für Zustände, die einem armen, von Arbeitern bewohnten östlichen Vororte 250 und mehr Procent Einkommensteuer-Zuschlag auferlegen, während die Colonie Grunewald, das Asyl des Banquierreichthums, mit 15 Procent davon kommt! Man will heut' alle möglichen socialen Gegensätze versöhnen und besteuert den wenig begüterten, den proletarischen Berliner von Commune wegen siebzehn Mal höher als den Millionär. Zu Berlin gehören sie Beide, von Berlin leben sie Beide, Berlins Vorzüge genießen sie sozusagen auch beide (der Arbeiter allerdings ganz sicher weniger als der Commerzienrath) — und trotzdem sind die Lasten so ungerecht vertheilt. Eine gemeinsame Casse, die gemeinsame Verwaltung kann nicht mehr lange auf sich warten lassen. Mit der Herrlichkeit im Rothen Hause wird es dann freilich zu Ende sein. Und um diese Götterdämmerung möglichst weit hinauszuschieben, um nur ja hundert oder hundertfünfzig Wichtigthuenden nicht in's Fettnäpfchen zu treten, läßt man die größte und reichste Provinz des Landes geruhsam verkommen, unterbindet ihre gigantische

Digitized by Google

Entwickelung, macht einen hülflosen Wasserkopf aus einem kraftstrotzenden Riesen. Wirthschaft und Finanzwirthschaft, Horatio, oder vielmehr: Regierungskunst hinterwärts von 1900!

Caliban.

Deutschland und die Unterseeboote.

Von Major a. D. **Karl von Bruchhausen** (Friedenau).

Wir müssen uns an das Nachhinken allmälig gewöhnen. Wir hinken nach in Bezug auf das Rohrrücklaufgeschütz (nebst Schutzschilden) bei unserer Feldartillerie; wir hinken nach in Bezug auf eine im Gelände verschwindende Felduniform; wir hinken nach in Bezug auf das Unterseeboot. Und doch war es unabweislich, daß wir uns eines Tages auch mit Letzterem befaßten; und zwar eines baldigen Tages, denn ohne zeitraubende Versuche geht es auf diesem Gebiete nicht ab, und wir werden kaum im Stande sein, den Vorsprung, den andere Mächte — Frankreich, die Vereinigten Staaten, England, Italien und Rußland — vor uns gewonnen haben, im Handumdrehen wieder einzuholen.

Es war betrübend, zu sehen, wie die Unterseeboote bei uns von den Marinekreisen angefeindet, mit Hohn und Spott überschüttet wurden. Nachrichten, die für die neue Waffe sprachen, wurden mit überlegenem Achselzucken abgethan; ungünstige dagegen, wenn sie auch den Stempel der Unwahrscheinlichkeit an der Stirn trugen, sorgfältig registrirt und aufgebauscht. Ja, man scheute sich im Kampfe gegen den frechen, als wenig ehrenhaft angesehenen Eindringling nicht, Aussprüche von Fachleuten anzuführen, die um Jahre zurück, also unter ganz anderen Verhältnissen, gethan waren.

Begreiflich ist diese zugeknöpfte Feindseligkeit freilich durchaus. Dem schneidigen, auf seinen Panzerkoloß stolzen Offizier muß es ein unbehaglicher Gedanke sein, daß so ein Schiffszwerg diesen Koloß unter Umständen mit verhältnißmäßig geringer Gefahr für sich zu vernichten vermögen soll.

An Vorwürfen gegen die Unterseeboote hat es nicht gefehlt. Erst hieß es, diese Dinger seien überhaupt Nichts nütze; sie seien nicht steuerbar, nicht stabil unter Wasser und blind, d. h. die Bemannung habe kein Mittel, sich über die Verhältnisse an der Oberfläche zu orientiren, um danach ihren Curs zu nehmen. Bis auf diesen letzteren, durch Erfindung verbesserter Auslugvorrichtungen (Periskope) stark gemilderten Uebelstand, sind die Mängel längst behoben.

Dann hieß es: jedenfalls gebraucht Deutschland, der Eigenart seiner Küsten wegen, keine Unterseeboote, ja kann sie nicht gebrauchen. Auch diese Behauptung ist nicht haltbar. Wenn auch in der Nordsee die Wattenbildung im Allgemeinen die Verwendung der Unterseeboote nicht unmöglich gemacht, aber erschwert, so sind doch die — in Bezug auf eine mögliche Blockade besonders wichtigen — Fluß- und Canalmündungen sowie Hafeneinfahrten da, und in der Ostsee stehen der Verwendung von Unterseebooten noch weniger Hindernisse im Wege; zur Sperrung enger Meeresarme für einen um Skagen herum herankommenden Gegner könnten sie besonders werthvoll sein. Soweit die Unterseeboote in der Küstenvertheidigung. Es liegt aber gar nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, daß einmal Unterseeboote — bei gesteigerter Geschwindigkeit auf Grund eigener Seetüchtigkeit, oder an Bord großer Kriegsschiffe mitgenommen — auch auf hoher See Verwendung finden. Wie wäre es außerdem mit ein paar solcher Boote für alle Fälle im Hafen von Dar es-Salam und in der Bucht von Kiautschau, wo es einmal aufgestapelte Kohlenvorräthe zu decken geben kann?

Und ein dritter Vorwurf: das Geld zum Ausbau der deutschen Flotte ist knapp. Wir müssen jeden Heller für den Bau von Torpedo- und Kanonenbooten, Kreuzern und Schlachtschiffen verwenden; für Unterseeboote noch nebenbei langt's nicht. Dieser Grund ist von allen angeführten noch der beherzigenswertheste. Aber es läßt sich dagegen anführen, daß die Versuche mit Unterseebooten keine Unsummen verschlingen, und daß mit Rücksicht auf die Wichtigkeit der Frage ein entsprechender Betrag schon geopfert werden muß. Und für die Kosten eines einzigen erstklassigen Schlachtschiffes können wir dreißig bis vierzig Unterseeboote mittlerer Größe bauen!

In diesem Kampfe für und wider erwies sich der geheime Admiralitätsrath Busley als der hartnäckigste Widersacher der Unterseeboote, und am 1. März 1901, zu einer Zeit, als den Franzosen und Amerikanern schon das Gegentheil feststand, erklärte der Staatssekretär v. Tirpitz im Reichstagsausschuß: er glaube nicht, daß die Unterseeboote in Zukunft auch nur für die Küstenvertheidigung Werth haben würden. Er werde sie aber im Auge behalten.

Und nun sind die Vielgeschmähten, Verworfenen, Geächteten da! Daß das der Fall ist, darüber lassen neuere Nachrichten keinen Zweifel. Vorgespukt haben sie schon einige Zeit. Da behaupteten im vergangenen Sommer ausländische Zeitungen, Prinz Heinrich habe während seiner Amerikafahrt von dem Erfinder Holland eines seiner Unterseeboote gekauft, dessen Abnahme von der Marineverwaltung der Vereinigten Staaten aus irgend welchen Gründen verweigert sei. Weiter wurde von Etappe zu Etappe der Weitertransport dieses Bootes bis nach Hamburg und dann nach Kiel gemeldet, aber Niemand bekannte sich als Herrn dieser auffälligen Sendung. Ich brachte diese Dinge unterm 7. October im „Tag" zur Sprache („Das geheimnißvolle Unterseeboot"). Darauf wies der Mitarbeiter des „Tags" für Marine-Angelegenheiten, Corvettencapitän H. Gercke —, einer der federgewandtesten und schärfsten Bekämpfer der Unterseeboote in früherer Zeit — meine Vermuthung: jenes Unterseeboot könne doch für unsere Kriegsmarine bestimmt sein, als unzutreffend zurück. Amtlicherseits wisse man („glücklicher Weise") von einer derartigen Bestellung Nichts; man halte es mit der Offensive, und das Unterseeboot sei eine lediglich defensive Waffe; außerdem sei man viel zu sparsam, um sich auf Versuche zweifelhafter Art einzulassen. Ich bin aber das Gefühl nicht los geworden, daß unsere Marineverwaltung doch etwas mit dem „geheimnißvollen Unterseeboote" zu thun hat, und zwar vielleicht in der Weise, daß sie eine Privatwerft veranlaßt hat, sich mit Proben des Hollandbootes zu befassen. Nach den noch so kurz zurückliegenden amtlichen und halbamtlichen Erklärungen, die das Unterseeboot verdammten, war es ja kaum angängig, daß sie das selber that! Das Vorgehen Englands aber gab zu denken: es baute nicht mehr zu Studienzwecken oder, um Mittel zur Abwehr zu finden, Unterseeboote, sondern planmäßig eine ganze Flottille ... und wenn England, das früher in der Verspottung dieser Boote an erster Stelle stand, so that, mußte doch wohl etwas daran sein ...

Dann machte mich ein Vortrag stutzig, den der Corvettencapitän Wurmbach vom Admiralstabe der Marine am 4. März 1903 in der „Militärischen Gesellschaft" hielt. Der mußte es doch wissen ... und er blies die bekannte Melodie: die Zeit zu Versuchen ist wegen bislang noch unzulänglicher Entwickelung der Unterseeboote noch nicht gekommen. Sollen wir aber, meine ich, an der Entwickelung nicht ein wenig mithelfen? Werden Frankreich und England uns freundlichst mittheilen, welchen Weg die Entwickelung bei ihnen genommen hat und an was für Zielen sie angekommen ist?

Bald brachte Corvettenkapitän Gercke — im „Tag" vom 7. Juni 1903 — wieder Klarheit in meinen zweifelnden Kopf. Am Schlusse eines Aufsatzes: „Altes und Neues von den Unterseebooten" schrieb er (und wie ich vermuthe aus guten Gründen): „Also wünschen wir den Unterseeboote eine rasche Entwickelung, und möge das Glöcklein einen

Digitized by Google

wahren Klang haben, das da jüngst so verloren läutete, daß auch unsere obersten Marinebehörden sich mit allerlei Unterseebootsgedanken trügen."

Eine unmittelbar neben ihm einschlagende Bombe dürfte den Corvettencapitän a. D. Grafen Bernstorff weniger haben entsetzen können, wie die vorstehende „Enthüllung", trotz ihres unbestimmten Charakters, ihn entsetzt hat. Es entspann sich eine Fehde im „Tag". Der vorgenannte Seeoffizier verdammte unterm 20. Juni d. Js. die Unterseeboote in Bausch und Bogen und rettete die Ehre der deutschen Marine, die sich mit solchem Unfug grundsätzlich nicht abgebe. Ihm antwortete am 22. Juni Capitänleutnant a. D. Graf E. Raventlow, fast der einzige unserer Marineschriftsteller, der sich seit Jahren des bei uns allgemein geschmähten Unterseebootes mit vorsichtigem Geschick angenommen hat. Er wies ihrem Bemängler verschiedene Irrthümer nach und meinte, des „verlorenen Glöckleins" Bim-Bam werde nun nicht mehr verstummen.

Er dürfte Recht bekommen, und — wie mir scheint — ich mit meiner früheren Vermuthung auch. Mitte September wurde bekannt, daß die Germaniawerft (Kiel) ein von ihr gebautes, nicht großes Unterseeboot unter sorgfältiger Geheimhaltung der Einrichtung in der Eckernförder Bucht erprobe. Die Flottenverwaltung, hieß es dabei, stehe der Sache zunächst noch fern. Das „zunächst" ist nicht übel! Sie ist der Sache dann anscheinend aber doch rasch näher getreten, denn in den letzten Tagen des September wurde mitgetheilt, daß Prinz Heinrich zusammen mit dem Leiter der genannten Werft, Contreadmiral a. D. Barandon, das Versuchsboot auf einem anderen Boot begleitet habe. Nun ist Prinz Heinrich noch nicht die „Flottenverwaltung", aber man darf doch aus dem von ihm bezeigten Interesse seine Schlüsse ziehen; ebenso darf man annehmen, daß die Germaniawerft nicht ohne Ermuthigung von maßgebender Stelle vorgegangen ist; endlich, daß ihr das oben erwähnte „geheimnißvolle Unterseeboot" als Grundlage gedient hat. In England ist man so verfahren: warum sollten wir nicht das Gleiche thun und unter Ersparung von viel Zeit, Geld und Arbeit auf dem Fertigen weiterbauen? So klingt denn die Mär, das deutsche Unterseeboot sei nach Plänen eines spanischen Ingenieurs gebaut, nicht übermäßig glaubwürdig. Es ist aber auch ganz gleichgültig. Genug, daß die Sache endlich im Flusse ist. Endlich!

Die Polen als Fremdherren.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Der brutale Beschluß des galizischen Landtags, den Ruthenen das Gymnasium in Stanislau zu verweigern, hat den Exodus der ruthenischen Abgeordneten aus der Lemberger Landstube zur Folge gehabt. Die rücksichtslose Gewaltherrschaft der Polen ist wieder einmal grell zu Tage getreten. Sie sorgt selbst dafür, daß den Bedrängten Theilnahme und Hilfe ersteht.

Seit dem Frühjahr erscheint in Wien in deutscher Sprache eine Halbmonatsschrift „Ruthenische Revue"; ihre Herausgeber sind die österreichischen Reichsrathsmitglieder Jaworskij und Dr. Kos und der bekannte Schriftsteller Roman Sembratowicz. Die Revue ist zur Geltendmachung der ruthenischen Ansprüche auf eine besondere Nationalität begründet und richtet sich dementsprechend an erster Stelle gegen Rußland, da von den 25 Millionen Ruthenen 22 auf dem Gebiete des Zarenstaates wohnen. Daneben ist sie mit Bezug auf die allgemeine Nationalitätenfrage entschieden polenfreundlich und sympathisirt mit den polnischen Bestrebungen zur Wiederherstellung eines eigenen Nationalstaates. Desto vernichtender lautet, was sie über das Auftreten der Polen in der territorial weit größeren ruthenischen Osthälfte von Galizien mitzutheilen genöthigt ist.

Die Ruthenen sind nach dieser Darstellung das sechstgrößte europäische Volk, nächst den Deutschen, den Russen, den Franzosen, Engländern und Italienern. Sie sind nächst den Russen der größte slavische Stamm und werden ganz irrthümlich Klein-Russen genannt; ihre um Kiew umhergelegenen Fürstenthümer und Freistaaten führten den russischen Namen, als der jetzige Zarenstaat „Moskovien" hieß. Erst so spät wie 1653 vereinigte ihr Führer Bogdan Chmelnickij sie mit Rußland, unter Vorbehalten nationaler Gleichberechtigung, über die man sich aber sehr bald hinweg setzte. Weltgeschichtlich ist geworden, wie dann 1709 ihr Hetman Mazeppa den Schweden Karl XII. nach sich in die Ukraine und in das Verderben zog. Besonders Katharina II. war eifrigst um Ausrottung der ruthenischen Besonderheit bemüht; man verbot einfach die ruthenische Literatur bis auf Erbauungsbücher, die aber in russischer Orthographie gedruckt werden mußten. Wie für die Finnländer brachte Alexander II. auch für die ruthenischen Unterthanen bessere Zeiten, die aber nicht von Dauer waren; schon in seinen letzten Regierungsjahren wurden die entnationalisirenden Maßregeln von Neuem verschärft, und sein Sohn hat zahlreiche ruthenische Patrioten nach Sibirien geschickt, was auch unter dem Enkel Nikolaj II. kaum besser geworden ist. Noch bei dem Schönbrunn-Mürzsteger Zarenbesuch im September hat die Ruthenische Revue gegen das Großrussenthum eine an den Selbstherrscher persönlich adressirte, leidenschaftliche Anklage gerichtet.

Desto mehr fällt in das Gewicht, was diese Veröffentlichung über die Polen in Galizien sagt. In der österreichischen Hälfte der habsburg-lothringischen Monarchie sind die Ruthenen das viertgrößte Volk, nächst den Deutschen, den Tschechen und Polen, aber ihre politische Stellung ist geringfügig. Galizien zählt 7 Millionen Menschen, davon $3^1/_4$ Millionen Polen, 3 Millionen Ruthenen und 800000 der dort nicht als Confession, sondern als Nationalität auftretenden Juden. Aber von den 78 galizischen Mandaten für das österreichische Abgeordnetenhaus besetzen die Polen 70 und die Ruthenen 8. Obendrein befinden sich unter den Trägern der Letzteren mehrere Deputirte, die gegen entschiedene Ruthenen durch polnischen Einfluß durchgesetzt worden sind. Unter den 161 Mitgliedern des galizischen Landtages haben außer drei durch ihr Amt berufenen geistlichen Würdenträgern die Ruthenen nur 13 Vertreter. Der Landesausschuß zählt fünf Polen und einen Ruthenen; die 76 Bezirkshauptmänner (Landräthe) sind sämmtlich polnischer Nationalität. Von jenen 70 Reichsrathspolen gehören nicht weniger als 64 der Szlachta oder dem Adel an, 4 sind volksparteiliche Bauern; dem früher als Adelsfeind und agrar-demokratischer Agitator vielgenannten P. Stojalowski sagen die Ruthenen nach, daß er für Einräumung von Reichstagsmandat und Landtagssitz sich jetzt zum „polnischen Bauernfang" hergebe, d. h. zur Erhaltung der polnischen Bauern bei der Fahne von Adel und hoher Geistlichkeit. Den hierarchischen Censuren hatte der selbst zur Szlachta gehörende Geistliche bis zur großen Excommunication Widerstand geleistet; später unterwarf er sich Rom, aber nicht in der Heimath, sondern vor dem vom Vatican damit beauftragten neuen katholischen Erzbischof in dem montenegrinischen Antivari. Die polnische Volkspartei selbst wirft der Szlachta vor, daß diese den politischen Machtbesitz zur Vergrößerung ihres Landeigenthumes auf bäuerliche Kosten mißbraucht, auch auf solche des polnischen Landvolkes; am meisten aber auf die des ruthenischen. Wie mit den Landesmitteln gewirthschaftet wird geht daraus hervor, daß bei der Landesmelioration auf den Quadratkilometer westgalizischen Bodens 583, auf den ostgalizischen $16^1/_2$ Kr. gefallen sind. Vielfach zieht der Ruthene jetzt über das Meer nach Nordamerika und Canada;

Digitized by Google

indeß auch dort erwarten ihn keine besseren Bedingungen. Der griechisch unierte Ruthene wird dort einfach von dem katholischen Bischof polonisirt, da dieser keine zwei verschiedene katholische Kirchen kennen will; die sonst so eifrige großslavische Propaganda in Rußland aber hat sich um die griechisch-orthodoxen Gläubigen der westlichen Halbkugel bis jetzt blutwenig bekümmert.

Ein Haupthebel der Polonisirung in Ostgalizien ist die Schule. Das Jahr 1867 schuf bekanntlich überhaupt die galizische Sonderstellung, wobei Graf Beust seinen übrigen Verdiensten um die deutsche Nation das eines besonderen Eifers für das galizische Polenthum hinzufügte; schon ein Jahr darauf trat für das Kronland jener besondere Landesschulrath in das Leben, dessen Zweck nach dem eigenen Eingeständniß seiner Leiter die völlige Polonisirung des Landes ist. So hat noch jüngst der zweite Vorsitzende Ritter von Bobrzyinski als das Endziel dieser Institution die Schöpfung einer einzigen galizischen Nationalität von 7 Millionen bezeichnet. Die ruthenischen Schulen werden systematisch vernachlässigt. Ein Lehrerseminar dieser Nationalität fehlt überhaupt; von den 48 Gymnasien und Realschulen des Kronlandes sind 42 polnisch, 4 ruthenisch und 2 deutsch; von den letzteren soll leider die israelitische Handelsschule in Brody sich gegen die Polonisirungsversuche nicht ganz nach Wunsch behaupten. Dabei versteht das Polenthum ausgezeichnet, sich durch allerlei Blendwerk die europäischen Sympathien zu sichern. Der dänische Literarhistoriker Dr. Georg Cohn-Brandes ist viel in Osteuropa gereist und dabei mit seinen Vorträgen in Warschau von der polnischen Aristokratie gefeiert worden; in einer Controverse über die Verhältnisse in Posen und Westpreußen behauptete er neulich, daß in Galizien das Schulwesen von dem Polenthum durchaus gerecht gehandhabt werde. Er wußte nicht daß die in der galizischen Statistik aufgeführten ruthenischen Schulen sogenannte „utraquistische" sind, d. h. mit zwei Sprachen; polnisch muß überhaupt in jeder galizischen Anstalt unterrichtet werden. Sogar auf die Bukowina mit ihren 40000 Polen unter soviel mehr Ruthenen und Rumänen hat sich neuerdings der polnische Herrschaftsanspruch zu richten begonnen.

Ueber die Endziele dieses Polenthumes kann man sich hier weit kürzer fassen; sie sind ohnehin bekannt genug. Zu Lemberg hat nun Pfingsten ein polnischer Nationaltag stattgefunden, auf dem die Redner offen das alte Polen „von Meer zu Meer" verlangten. Ein „Rumpfpolen" aus den Gegenden mit überwiegend polnischer Bevölkerung mit 15 Millionen Menschen wird verächtlich zurückgewiesen; man will das historische Großpolen mit seinen heute 70 Millionen Menschen. Daß dabei über viele Millionen von Deutschen, Russen, Ruthenen und Rumänen Fremdherrschaft geübt werden müßte, ist den Polen durchaus gleichgiltig; man weiß, wie sich vor einigen Jahren in der Weinlaune der lange für preußisch loyal gehaltene Herr v. Koscielski ausgesprochen hat. Dem Lemberger Nationaltag auf dem Fuß folgte ein „Sokol"- oder Turnertag, auf dem den Posener Gästen ein Banner mit den Wappen sämmtlicher vormaliger großpolnischer Gebietstheile überreicht wurde. Eine Ansichtspostkarte zeigte einen Kaiserlich Königlich österreichischen Gensdarmen, der einem Sokolisten das Gewehr mit den Worten überreicht: „Jetzt kannst Du die Wache übernehmen".

Wie die polnische kleinere Bevölkerungshälfte die Herrschaft über die übrigen Nationalitäten des Kronlandes aufrecht erhält, ist europäisch bekannt; wenn dort gelegentlich Magnaten parlamentarisch zusammenstoßen, pflegt der Vorwurf der von Ruthenenblut triefenden Hände meist das nächste Argument zu sein. Das dortige Militär ist vielfach ungarisch, und früher war zwischen Polen und Magyaren das Verhältniß recht gut; der Meeraugenstreit hat dies geändert, und jetzt klagt man in Ungarn mehrfach darüber, daß die nationalen Truppen zu blutiger Gewaltthat gemißbraucht würden, außer bei den berüchtigten Wahlen auch besonders bei den Streikes ruthenischer Bauern gegen polnische Grundherren. Aendern aber wird das dort natürlich Nichts.

Die allgemeine moralische Beschaffenheit dieser Szlachta endlich macht die eingehendere Beschäftigung mit ihr unnöthig. In einem rheinischen Centrumsblatt fanden sich vor einigen Jahren Schilderungen aus den galizischen Regierungskreisen, die ein wahrhaftes Sodom und Gomorrha bloßlegten; jene Kreise erschienen annähernd als ein Club zu den sieben Todsünden. Plötzlich wurden die Darstellungen abgebrochen. In Lemberg war der frühere Erzbischof Sembratowicz ein entschiedener Gegner des volksverwüstenden Branntweines und wies seinen Clerus zur Predigt gegen den Alkohol an; die Landesregierung sandte dann Gensdarmen in die Kirche zur Ueberwachung der Predigten, da diese die „Propination" der Szlachta schädigten. Als dies Nichts wirkte, berief die Kurie den Erzbischof nach Rom, von wo er nicht mehr zurückkehrte. Sein gleichnamiger und verwandter Nachfolger hielt dann weislich die Hand von der Branntweineinnahme des polnischen Adels. Ein Zug, der wohl nach keiner Richtung zu überbieten sein wird.

Englands Stellung in Ostasien.

Von **Franz Eißenhardt** (Berlin).

Ob es zwischen Japan und Rußland jetzt zu einer Auseinandersetzung mit den Waffen kommt, oder ob es gelingt für diesmal den Ausbruch zu verhindern, ändert daran nichts, daß die bleibenden Reibereien schließlich zu einem Zusammenstoß zwischen den beiden Mächten führen müssen. Ihre Interessenobjecte sind die gleichen. Japan in seiner sehr gehobenen Machtstimmung, in der es noch stark durch England bestärkt wird, erster Kriegsstaat in Ostasien — wer sich so fühlt, wird schwerlich vor Rußland in Besitzergreifungsfragen zurückweichen. Auch ist die Kriegs-Stimmung nach den beiden Siegen über China derartig stark im Volke, daß selbst eine friedliebende Regierung mit ihren Absichten kaum durchdringen dürfte. Daß Rußland sich von Japan in der Verfolgung seiner Pläne in Ostasien behindern lassen wird, ist ausgeschlossen, und England wird ihm schwerlich so imponiren, daß sein Einfluß ein längeres Zögern verursacht. England hat mit Japan ein Bündniß abgeschlossen. Aber England wird sich erst dann veranlaßt sehen, als Bundesgenosse für Japan einzutreten, wenn es nach dem Vertrage dazu sich verpflichtet fühlt, und dies ist der Fall, wenn Rußland Japan angreift. Das sind aber sehr dehnbare Abmachungen. Besetzt Japan einen Punkt Koreas oder Chinas, so wird Rußland das als einen Angriff auf seine Rechte ansehen, ist also angegriffen, und wenn dann der Japaner geschlagen ist, und die russischen Waffen sich gegen Japan selbst wenden sollten, was sehr fraglich ist, so wird England kaum in der Lage sein, mit den Waffen helfend einzugreifen. Es beabsichtigt das auch schwerlich. In Singapore hat eine Zusammenkunft der Admirale der britischen Geschwader von China, des Pacific, von Ostindien und von Australien stattgefunden. Die vier Geschwader bilden eine imposante Macht — der Zahl der Schiffe nach, das Australgeschwader zählt einen großen Kreuzer, das Pacific- wie das Ostindiengeschwader ist nicht bedeutend, nur das Chinageschwader mit seinen vier Linienschiffen, vier großen Kreuzern, unter zwei Admiralen stehend, ist gefechtsstark. Das Geschwader wird wahrscheinlich durch einige Schiffe der anderen Flotten verstärkt werden und sich in die Nähe des voraussichtlichen Kriegsschauplatzes begeben, aber nicht zu Gunsten der Japaner eingreifen. Wenn England das wollte, so könnte es die von der Ostsee stetig

Digitized by Google

nach Ostasien abgehenden Flottenverstärkungen Rußlands unterwegs unschädlich machen. Die aber bewegen sich seit einer Reihe von Jahren ununterbrochen durch den britischen Kanal und an den britischen Seefestungen: Gibraltar, Malta, Aden, Singapore und Honkong vorüber.

Es ist nun von Interesse, wie England sich als neutrale Macht Rußland gegenüber nach Ausbruch des Krieges stellen wird. In letzter Zeit gingen die Abmachungen dahin, daß, falls ein Geschwader oder Kriegsschiff einer der beiden kriegführenden Parteien einen Hafen einer neutralen Macht anläuft, der Aufenthalt nur 24 Stunden dauern darf, und daß den Schiffen nur so viel Kohlen gegeben werden dürfen, als nothwendig sind, den nächsten Heimathhafen zu erreichen. So wurde es gehalten im spanisch-amerikanischen Kriege den Spaniern gegenüber, so im Kriege zwischen Japan und China, in dem England sogar den für Japan bestimmten auf der Ausreise befindlichen Torpedokreuzer „Tatsuta“ zu Aden bis zum Friedensschluß festhielt.

Diese Praxis könnte man also oder vielmehr müßte man auch Rußland gegenüber in einem Kriege mit Japan anwenden. Wird man das englischerseits aber thun? — Nein! — Das heißt: man wird nicht direkt gegen diese Bestimmungen handeln, sondern nur indirekt recht milde sein. Man wird den russischen Schiffen, die nach Ostasien gehen, nicht gerade britische Regierungskohlen in Aden, Colombo, Hongkong oder Singapore überlassen, aber nichts dagegen haben, wenn in diesen Plätzen russische oder auch andere Agenten für Rußland Kohlen gekauft haben, und wenn nun die russischen Schiffe ihr Eigenthum an Bord nehmen. Zur Zeit sind zwei Linienschiffe, ein Panzerkreuzer, elf Torpedoboot-Zerstörer unterwegs, denen bald weitere zwei Linienschiffe, ein Panzerkreuzer und wohl noch weitere, noch nicht fest bezeichnete Schiffe folgen werden, und sie alle läßt man sicher unbehelligt an ihren Bestimmungsort gelangen. In England sind nach Meldung vom 20. October acht große Dampfer in Cardiff gechartert, um Kohlen nach Port Arthur und Wladiwostock zu bringen.

Wäre England ein so warmer Freund Japans, wie die Japaner hoffend sich einbilden, so könnten sie die ganze Situation in Ostasien sofort zu dessen Gunsten ändern, ohne selbst einen Kanonenschuß zu thun. Da die Operationen der Landheere erst dann stattfinden können, wenn die Herrschaft zur See von einer der beiden kriegführenden Mächte errungen ist, so kann England vor Ausbruch des Krieges, noch also jetzt etwa, seine vier Linienschiffe und vier großen Kreuzer der Chinaflotte an Japan verkaufen und Japan dadurch das Uebergewicht geben. — Das ist einfach und keineswegs gegen das Völkerrecht. Japan kaufte von Chile, sogar während des Krieges, den Kreuzer „Esmeralda“, die Vereinigten Staaten kauften indirekt von Brasilien, direkt aber von England die Kreuzer „New Orleans“ und „Albany“, Argentinien von Italien die Panzerkreuzer „Garibaldi“ und „San Martin“, und Spanien würde sicher auch viele Schiffe gekauft haben, wenn es Geld gehabt hätte. Sollte Japan das Geld zum Kauf fehlen, nun so könnte England es ihm ja vorschießen, denn schließlich läuft doch das ganze japanisch-englische Bündniß auf „business“ heraus — für England natürlich. Den Ausfall von starken Schiffen beim Chinageschwader ist England jetzt vollauf in der Lage zu decken. Durch diese Verstärkung würde Japan mit einem Schlage bis Anfang 1904 seine Ueberlegenheit über Rußland auf dem Wasser zweifellos feststellen, denn es hätte dann zehn Linienschiffe gegen acht russische, sieben Panzerkreuzer gegen fünf, drei große Kreuzer gegen vier Rußlands; an Deplacement wären diese Schiffe, auf denen die Entscheidung in der Schlacht beruht, weit überlegen, ebenso an Artillerie und Bemannungszahl, den Mannschaftsbedarf könnte Japan sehr wohl decken. Das könnte also England — um nur ein Beispiel anzuführen — sehr wohl für seinen Freund und Bundesgenossen Japan thun. Aber es denkt gar nicht daran! Und so wird Japan allein seine Angelegenheiten mit Rußland zu ordnen haben, wenn der erste Kanonenschuß gefallen ist.

Für Japan ist bei einem Zurückwerfen Rußlands Korea zu haben, doch ist man wohl doch kaum so naiv, anzunehmen, daß es selbst im denkbar günstigsten Falle gelingen wird, „dauernd“ Rußland zurückdrängen zu können. Für England ist bei einer Betheiligung am Kriege gar nichts zu holen, es sei denn, daß es in der Vernichtung der russischen Flotte sein Prestige zur See zu stärken hofft. Eine Vernichtung des russischen Handels kann es deßhalb nicht geben, weil es außer der freiwilligen Flotte, welche zwischen dem Schwarzen Meer und Ostasien den Verkehr vermittelt, in den in Betracht kommenden Meeren eine russische Handelsflotte nicht giebt. Rußlands Festsetzung an seinen Ostküsten kann England ganz und gar nicht hindern, kann nichts gewinnen, wird viel Geld aufwenden müssen und hat auch nicht einen Schimmer von Hoffnung, daß Rußland je daran denken wird, so etwas wie Kriegskosten oder dergleichen zu bezahlen. Das ist bekanntlich in Rußland noch niemals üblich gewesen.

Der Japaner bleibt, es kann kommen wie es will, der verlierende Theil, denn seine Erfolge können höchstens vorübergehend sein. Unterliegt er aber über kurz oder lang, so hat er neben dem Schaden an Prestige auch gehörig an Material und an Geld eingebüßt, und — da springt dann der Bundesgenosse England helfend ein. Er wird ihm neue Schiffe von seinen Werften liefern wie bisher, er wird ihm das dazu sowie zu sonstigen Zwecken notwendige Geld schaffen und dabei sein gutes Geschäftchen, natürlicher Weise, machen, und Japan wird um eine Lehre reicher sein.

Daß das so kommt, ist unschwer voraus zu sehen, und es ist gut, daß es so kommen muß. Ein Krieg Japans mit Rußland ist der erste Vorstoß, den ein kleiner Theil der mongolischen Rasse, in wenigen Jahrzehnten von europäischer Cultur durchsetzt, gegen die weiße Rasse unternimmt. Man denke, wenn es den Japanern gelingt, die Hunderte von Millionen gelber Stammesbrüder zu gleicher Annahme europäischer Errungenschaften zu veranlassen und empfinde es dankbar, daß Rußland durch seine vorzüglich geleitete, thatkräftige Politik sich in die Lage gebracht hat, mit starker Hand das Uebergreifen Japans nach dem Festland Asien zu hindern. Europa und die ganze civilisirte Welt hat in Rußland seinen Vorkämpfer gegen die gelbe Gefahr zu sehen und kann nur wünschen, diesen Vorkämpfer stets stark zu wissen zu seinem eigenen Besten.

Der Kampf zwischen Japan und Rußland kommt, und zwar in absehbarer Zeit. Daran wird weder die Friedensliga, noch die Haager Konferenz, noch die milde deutsche Tagespresse etwas ändern, aus welcher hier zwei Aeußerungen der „Vossischen Zeitung“ als Belege dienen mögen, wie sich manchmal in manchem Kopf die Welt malt. — Am 15. Februar 1893 stand dort: „Die Last eines Militärstaates auf sich zu nehmen, dazu hat das japanische Volk keine Lust, am Ende wird ihm gegen die Europäisirung bald leid, die sich bis jetzt nur in der Steuerhöhe äußert und am Ende in Kriegsabenteuer ausartet.“ — Am Sonntag, den 3. Mai 1903 aber kann man erfahren, zu welchem Zweck Kriege überhaupt geführt werden: „Daß der Krieg der vernunftgemäße Zustand sei, in dem die Völker mit einander leben, wird heute ein denkender Mensch nicht behaupten. Der Krieg ist nur ein Mittel, durch das man zum Frieden zu gelangen hofft!“

Im Allgemeinen weiß man aber wohl, daß Japan ein Militärstaat par excellence geworden ist, sich in Kriege geradezu hineinstürzt, und daß Rußland und Japan sich nicht in der Hoffnung um Frieden zu erlangen schlagen, sondern um den Besitz Koreas und der Vorherrschaft im nördlichen Ostasien.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Theodor Mommsen.

Von Alfred Semerau (Friedenau-Berlin).

Zur Ostermesse des Jahres 1854 erschien der erste Band von Mommsen's römischer Geschichte, dem in den folgenden Jahren die beiden nächsten und nach langer Pause der fünfte folgten. Selten wohl ist ein gelehrtes Werk — denn das ist die römische Geschichte, obschon in ihr auf jeden gelehrten Apparat, auf ausführliche Citate, auf polemische Ausführungen, ja sogar auf Anmerkungen fast ganz Verzicht geleistet ist, — mit solchem Beifall aufgenommen worden und hat sich so zahlreiche Freunde bei den Fachgelehrten, wie auch bei dem großen Publicum erworben wie Mommsen's Lebensthat. Nur gering war die Zahl Derer, die den großen Wurf des Ganzen übersah, Ausstellungen an Kleinigkeiten machte und sich so die Freude an der trefflich gelungenen Arbeit verdarb. Die alte Zeit des Römerreiches lebte in diesem Buch wieder auf, und das politische Interesse wurde durch dies Werk in weiten Kreisen angeregt. Noch niemals waren die großen Charaktere Roms so scharf aufgefaßt worden und in ihrer ganzen Größe dargestellt, und noch niemals waren die stolzen Größen der römischen Geschichte, die ohne groß zu sein, bisher doch als groß gegolten hatten, so schonungslos in ihrer Halbheit und Hohlheit dargestellt worden. Sehr lebhaft nahm Mommsen Partei und scheute sich nicht, seine Liebe wie seinen Haß und seine Verachtung gegen die einzelnen hervorragenden Gestalten klar zum Ausdruck zu bringen, und das in so leidenschaftlicher Weise, daß wir sowohl durch seine Huldigung wie durch seine Mißachtung mit fortgerissen werden. Durch dieses Werk, dessen ersten Band er im Alter von 36 Jahren herausgab, trat Mommsen, dessen gelehrte Arbeiten ihm schon lange den Ruf eines hervorragenden Gelehrten eingebracht hatten, in die Reihe der ersten Schriftsteller Deutschlands. Es sollte nicht lange dauern, bis diese römische Geschichte in alle Culturſprachen übersetzt und manchmal sogar in mehrfachen Ausgaben veröffentlicht wurde.

Mommsen wurde geboren am 30. November 1817 als der älteste Sohn eines Pfarrers, der erst, als man ihm die erste Pfarrstelle in Oldesloe übertrug, in sorgenlosere Lebensverhältnisse kam. Die Jugend Mommsen's wird wohl kaum reich an großen Vergnügungen gewesen sein, zumal der Vater auch noch seine Mutter und seine Geschwister unterstützte. Vielleicht war es für die beiden ältesten Söhne des Pfarrers Mommsen eine Befreiung aus engen Verhältnissen, als sie in die Prima des Christianeums zu Altona aufgenommen wurden. Nach einem Jahr schon traten sie in die Selecta, wo sie bis zum Jahre 1838 blieben und von wo sich Theodor Mommsen bei seinem Abgang mit einer lateinischen Rede verabschiedete, in der er die Vortheile, die das Gymnasium dem Vaterlande gespendet, darstellte. Bereits auf dem Christianeum in dem sogenannten wissenschaftlichen Verein hatte er sich an freiwillige ernste Arbeit gewöhnen gelernt. Der Verein verfolgte den Zweck, seine Mitglieder in der Interpretation lateinischer Schriftsteller zu üben; später erweiterte er seinen Arbeitskreis noch, und Arbeiten auf deutschem Gebiete kamen hinzu. In der Bibliothek des Vereines findet man auch von Mommsen's Hand drei Themata: „Welches sind die Erfordernisse einer guten Biographie?", „Genies sind nothwendige Uebel", „Warum schadet vieles Kritisiren?"

Ostern 1838 ging Mommsen nach Kiel, um Jurisprudenz zu studiren. Hier schloß er sich besonders an Otto Jahn an, durch den er auch tiefer in die Philologie eingeführt wurde. Jahn, der von Böckh die Bedeutung der Inschriftenkunde verstehen gelernt hatte, übertrug die Neigung für diesen Forschungszweig auf Mommsen. Unter den Studenten, zu denen Mommsen in näheren Verkehr trat, muß man besonders Theodor Storm nennen, mit dem und mit seinem Bruder Tycho er 1843 in Kiel „Das Liederbuch dreier Freunde" erscheinen ließ. Daß Mommsen eine poetische Natur ist, bekundet nicht nur seine römische Geschichte, sondern auch später seine Uebertragungen Carducci's, die er zusammen mit Ulrich von Willamowitz veröffentlichte. Die Freunde hatten noch vor, die Sagen, Märchen, Sprüche und Volkslieder ihrer schleswig-holsteinischen Heimath zu sammeln, und Mommsen hatte bereits einen Plan für das Unternehmen entworfen, als sie hörten, Müllenhof habe dieselbe Absicht. So überließen sie es ihm, das Werk auszuführen und zu Ende zu bringen. Im Jahre 1843 machte Mommsen sein juristisches Amtsexamen und bestand die Doctorprüfung; im folgenden Jahr erhielt er ein Reisestipendium und konnte zum ersten Mal nach Italien und Frankreich gehen, von der er erst drei Jahre später in seine Heimath zurückkehrte. Die Inschriftenkunde stand jetzt im Mittelpunkt seiner Arbeit, und das große Zeugniß für diese seine Thätigkeit haben wir in dem Foliobande, der die Inschriften des Königreichs Neapel birgt, ein Vorläufer gewissermaßen des großen Werks, das alle lateinischen Inschriften sammeln sollte und das größte Denkmal von Mommsen's Lebenswerk geworden ist. Als Mommsen zurückkehrte, mußte er daran denken, sich ein Amt und durch dies Amt ein festes Einkommen und eine sichere bürgerliche Existenz zu schaffen. Eine Zeit lang betheiligte er sich an der Redaction der schleswig-holsteinischen Zeitung, aber bald wurde er als außerordentlicher Professor des römischen Rechts nach Leipzig gerufen, wo er seinen Lehrer und Freund Otto Jahn wieder traf. Hier in Leipzig kam er durch Jahn in einen anregenden Kreis von Menschen, die alle ihre besonderen Bestrebungen verfolgten, aber doch alle das gemeinsam hatten, daß sie unter sich weder kleinliche Empfindlichkeit, noch eitle Sucht vor den andern zu glänzen, aufkommen ließen. Sie zeichneten sich alle durch die sittliche Energie aus, welche jeder auf seinem Arbeitsgebiet bethätigte, und durch die Wahrhaftigkeit, die unter ihnen herrschte. Besonders verkehrte Mommsen außer mit Jahn mit Haupt, Dangel, mit dem Leipziger Buchhändler Karl Reimer, der dann später sein Schwiegervater wurde, mit dem als Goethekenner bekannten Salomon Hirzel, mit Eduard Wiegand und Hermann Härtel. In diesem Freundeskreise wurde die Kunst, seinen Nächsten zu „schrauben", mit ebenso großer Meisterschaft geübt, als die, sich schrauben zu lassen, und Mommsen's Witz und Sarkasmus, der oft die Zartheit und Innigkeit seines Gemüths verdeckte, kam hier zu seinem Recht. Doch nicht nur der Arbeit wurde die Zeit gewidmet, auch die politischen Stürme verfolgte die Runde mit Aufmerksamkeit. Obwohl Mommsen den für die damaligen Verhältnisse gemäßigten deutschen Verein angehörte, setzte die Regierung, der es mißfiel, daß die Professoren immer mitredeten und mit beschlossen, es doch durch, daß Jahn, Mommsen und Haupt der Proceß gemacht wurde. Sie verfügte die Absetzung der drei Professoren „zum Besten der Universität", weil sie während des Mai-Aufstandes „öffentliches Aergerniß" gegeben und „ein sehr schlechtes Beispiel für die akademische Jugend" aufgestellt hätten.

Im Jahre 1852 ging Mommsen als Professor der juristischen Facultät nach Zürich, wo er aber nur wenige Jahre blieb. Obwohl er hier manche Anregung und gute Freunde fand, fühlte er sich doch nicht recht heimisch. Seine Vorlesungen waren nicht sehr zahlreich besucht — das verstimmte ihn, und so widmete er sich eifrig seinen literarischen Arbeiten. Wie es ja natürlich war, beschäftigte ihn hier die Geschichte der Schweiz in der römischen Zeit und die römischen Inschriften der Schweiz; aber vor Allem ging er hier an die Ausarbeitung der ersten Bände seiner römischen Geschichte. Die Anfänge und die Vorarbeiten zu diesem Werke, das nach dem ursprünglichen Plan in drei Bänden die Zeit bis zum Untergang des weströmischen Reiches umfassen sollte, gehörten

Digitized by Google

schon einer früheren Zeit an, aber jetzt erst begann er die Studien zu verwerthen und den Plan auszuführen.

1854 folgte er einem Rufe der juristischen Facultät nach Breslau. Obgleich der abermalige Wechsel des Aufenthalts Störungen und Hemmungen mit sich brachte, ging doch die Arbeit an der römischen Geschichte schnell von Statten. In drei aufeinander folgenden Jahren erschienen die drei ersten Bände der römischen Geschichte, die bis zur Schlacht von Thapsus reichten.

Aber auch in Breslau blieb Mommsen nicht lange. Die Sammlung und Herausgabe der römischen Inschriften, welche die Berliner Akademie ihm jetzt anvertraute, machte eine Uebersiedlung in die Reichshauptstadt nöthig, wo ihm eine philosophische Professur übertragen wurde. Hier in Berlin fand er den seiner allein würdigen Wirkungskreis. Nach Haupt's Tode übernahm er das ständige Secretariat der Akademie, das er über zwanzig Jahre geführt hat. Neben all' seinen gelehrten Arbeiten, neben seinen Aemtern blieb ihm immer noch Zeit, einen regen Verkehr zu pflegen. Kein geistiges Interesse blieb ihm fremd. Wie widerstandsfähig er war, zeigte er, als in seinem sechzigsten Lebensjahre eine Feuersbrunst in seinem Charlottenburger Hause seine Bibliothek und seine Manuskripte vernichtete. Er gab sich nicht lange der Trauer über das Verlorene hin — die Bücher wurden ihm rasch und fast ganz von den Verlegern ersetzt — und fand bald seine gesammte geistige Spannkraft wieder. Die größte Aufgabe seines Lebens war die Redaction des „Corpus inscriptionum latinarum". Wohl hat er eine Zahl eifriger und bedeutender Mitarbeiter bei diesem colossalen Werke gehabt, aber kein Band erschien ohne seine Mitwirkung, und die Organisation des Ganzen ist sein Verdienst. Otto Jahn hat einmal die Bedeutung und Schwierigkeit epigraphischer Arbeit geschildert. Diese Worte muß man sich in's Gedächtniß zurückrufen, um die gewaltige Arbeit, die in jedem einzelnen Bande des „Corpus" steckt, zu würdigen. „Das Abschreiben von Inschriften," sagt er, „welches der oberflächlichen Beurtheilung als eine mechanische, nicht sonderlich schwierige Thätigkeit erscheinen mag, erfordert nicht allein scharfe und geübte Augen, sondern eine angespannte Aufmerksamkeit, bei welcher Beobachtung und Combination sich fortwährend controlliren; denn welcher des Verständnisses nicht mächtig ist, der wird die Züge nicht erkennen, die er entziffern soll, und wiederum darf ein vorausgesetztes Verständniß das Auge nicht gefangen nehmen. Umfangreiche, nur zum Theil wohlerhaltene Inschriften mit Zuverlässigkeit abzuschreiben, ist eine Leistung, welche außer großer Beharrlichkeit in gleichem Maße Scharfsinn und Besonnenheit voraussetzt." Aber auch das bloße Sammeln der Inschriften ist nicht so leicht, wie man denken möchte. Jahrelange Arbeit in Bibliotheken war Mommsen's zahlreichen Reisen vorausgegangen. Aus alten Drucken wie den handschriftlich erhaltenen Sammlungen römischer Inschriften hat er viele Tausende von ihnen ausgezogen mit Vermerkung ihres Fund- oder damaligen Bewahrungsortes. Wenn er sich dann auf die Reise machte, um sie so zahlreich wie möglich noch einmal selbst zu vergleichen, so wußte er schon fast genau, wo und was er an jedem Orte zu suchen und zu finden hatte. Neben dem großen Werk des „Corpus" hat Mommsen außer zahlreichen kleinen Abhandlungen noch manches große bahnbrechende Werk während seiner Berliner Thätigkeit verfaßt. So entstand die römische Chronologie, die Geschichte des römischen Münzwesens, das römische Staatsrecht, um nur wenige von ihnen zu nennen. Zangemeister hat bis zum Jahre 1887 einen Ueberblick der gesammten literarischen Thätigkeit Mommsen's gegeben und ausgerechnet, daß Mommsen's selbstständige Werke und die größeren und kleineren Aufsätze in Oktavform 19 319 Seiten einnehmen. Neben seine literarische Thätigkeit tritt auch noch seine Lehrthätigkeit an der Universität. Auch in Berlin (wie in Zürich) übten seine Vorlesungen nicht gerade eine besondere Zugkraft aus; es fehlte ihm die eigentliche Beredtsamkeit und das gute Organ, um ein fortreißender Lehrer zu sein. Nur wer ein ernstes Interesse an der Sache hatte, fand bei ihm reiche Anregung, noch mehr allerdings in den Uebungen, die er jede Woche in seiner Wohnung abhielt und die einen engeren Kreis von Schülern zu selbstständiger wissenschaftlicher Thätigkeit anleiteten.

Mommsen gehört zu den glücklichen Menschen, die im Alter die Ziele erreicht sehen, denen sie in der Jugend nachstrebten. Seine engere Heimath schloß sich an Deutschland an. Deutschland wurde geeint; und wenn ihn auch Manches bei der inneren Entwickelung verdroß, hielt er sich doch immer das Glück, daß die Hauptziele erreicht waren, vor Augen. Bismarck's äußere Politik bewunderte Mommsen aufrichtig, als aber Bismarck die Wirthschaftspolitik und die gesammte innere auch in seine Hände nahm, trat Mommsen ihm schroff entgegen, und immer wieder hat er ihn hier bekämpft.*) Wie Mommsen über seine wissenschaftliche Thätigkeit gedacht hat, kann man am besten aus den Worten erkennen, die er als Dank an die Vielen gerichtet, die ihn zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum beglückwünscht hatten: „Es ist mir beschieden gewesen, an dem großen Umschwung, den die Beseitigung zufälliger und zum Theil widersinniger, hauptsächlich aus den Facultätsordnungen der Universitäten hervorgegangener Schwankungen in der Wissenschaft herbeigeführt hat, in langer und ernster Arbeit mitzuwirken. Die Epoche, wo der Geschichtsforscher von der Rechtswissenschaft nichts wissen wollte, wo der Rechtsgelehrte die geschichtliche Forschung nur innerhalb seines Zauns betrieb, wo es dem Philologen als ein Allotrium erschien, die Digesten aufzuschlagen, und der Romanist von der alten Literatur Nichts kannte als das Corpus juris, wo zwischen den beiden Hälften des römischen Rechts, dem öffentlichen und dem privaten, die Facultätslinie durchging, wo der wunderliche Zufall die Numismatik und sogar die Epigraphik zu einer Art von Sonderwissenschaften gemacht hat und ein Münz- oder Inschriftencitat außerhalb dieser Kreise eine Merkwürdigkeit war, diese Epoche gehört der Vergangenheit an, und es ist vielleicht mein Verdienst, aber vor allen Dingen mein Glück gewesen, daß ich bei dieser Befreiung habe mitthun können. Was ich, ausgegangen von ernsten Studien des römischen Privatrechts, dabei meinen älteren Freunden, vor Allem Jahn, Haupt, Welcker, Lachmann, an innerer Anregung und äußerer Förderung verdanke, wie dann das Land Italien mit dem ewig belebenden Atem seines Bodens und in Italien die Lehre unseres Altmeisters Borghesi, die treue Arbeitsgemeinschaft mit meinen Freunden Henzen und Rossi befreiend und den Blick erweiternd auf mich gewirkt haben, das habe ich lebhaft und dankbar immer empfunden, wo ich in die Lage kam, mir zu vergegenwärtigen, was ich verfehlt und was ich recht gethan." Knapper und mit bescheidenerem Stolz kann man Mommsen's Lebenswerk nicht schildern, ein Lebenswerk, aus dem wie ein dauerndes Monument die Sammlung der lateinischen Inschriften und die römische Geschichte hervorragt.

Metaphysischer Tiefbau.

Von Heinrich Driesmans.

Alle philosophischen Denker bis auf unsere Tage lassen sich mit Löwen vergleichen, die mit Riesenkräften an den Gitterstäben ihres Gefängnisses rütteln. Vergebens! Die

*) Man muß sagen, leider. Denn dieselbe Wirthschaftspolitik, die er im neuen Deutschland bekämpfte, hat er in seiner römischen Geschichte indirekt gelobt. Man lese nur nach, woran nach seiner Meinung Alt-Rom zu Grunde gegangen ist. R. R.

Digitized by Google

Schranke widersteht ihnen durchaus. Da erscheint plötzlich eine Maus im Raum: wie kam sie herein? Da müßte es doch nach dem Gesetz der Geister und Gespenster auch einen Weg hinaus geben! Sie hat aber die Methode geändert, Untergrundes statt Obergrundes gearbeitet und so mit ihrer schwachen Kraft leicht erreicht, was der Riesenkraft des Löwen versagt geblieben war.

Ich entnehme das vorstehende Bild dem jüngst erschienenen Werke von Dr. Alfons Bilharz: „Die Lehre vom Leben".*) Das Wesen, das von außen nicht in den Löwenkäfig hinein gekommen sein konnte, ist für den Verfasser der Begriff der Freiheit, „ein prädikativer, nichtsinnlicher, metaphysischer, also Inhaltsbegriff, der der Zeitbedingung widerstrebt." In der That, diese „Maus" zu fangen, oder das, was sich unter ihrer Gestalt verbirgt, darum haben sich die Philosophen und Denker seit Alters her bemüht, das war der letzte Sinn und das Ziel ihrer ganzen Geistesarbeit. Die Einen glaubten ihr beizukommen, indem sie die Gitterstäbe ihres Kerkers zu durchbrechen, oder über die Grenzen des empirischen Erkenntnißvermögens hinauszudringen suchten; Andere verfolgten sie in den Käfig zurück, aber weder jene noch diese vermochten ihr irgendwie beizukommen. Die „Maus" schlüpfte hin und her, herein und heraus; die sie draußen suchten, vor denen barg sie sich drinnen, die ihr hier nachspürten, vor denen gewann sie das Freie. So spielte die „Maus" wahrhaft überall Verstecken mit dem „Löwen", und vergeblich steigerte dieser seine Kraft nach der einen oder anderen Seite — zum Beweise, daß ihr mit dieser Methode überhaupt nicht beizukommen war. Aber das erscheint noch nicht einmal als das Tragischste in dieser Tragikomödie. Die „Maus" war überdies gar nicht wahrzunehmen und zu erkennen in ihrer wahren Gestalt. Nur ein Schatten von ihr huschte da umher, ein secundärer, nein, tertiärer oder quartärer Reflex und Abstract. Der „Löwe" wurde allmälig gewahr, daß sich seinem Verlangen wie seinen Blicken Gitterstäbe nicht nur nach außen, sondern auch nach innen zu entgegenstellten, daß er die „Maus" überall nur wie durch eine Brille sah, deren Schliff sie ihm eben allein als solche erscheinen ließ. Denn immer stellten sich seine Gehirnfunctionen und Sinneswerkzeuge als die einzige Pforte dar, durch die sie gefaßt und erkannt werden konnte, ob er sie nun in der Umwelt oder Inwelt suchte, und diese stellten sich — das entdeckte er im Laufe seines vergeblichen Ringens — als „Gitterstäbe" ihrer wahren Erkenntniß und Durchschauung entgegen.

So weit war die Lösung des Problems durch Kant gefördert worden. Er hatte die „Grenzen des empirischen Erkenntnißvermögens" bloßgelegt und die „Maus", wie sie durch die Umwelt huschte, als das „Ding-an-sich", in der Inwelt aber als den kategorischen Imperativ des moralischen Bewußtseins definirt. Zwei Seiten des einen metaphysischen Princips, wie es von Außen in der Welt der Erscheinungen durch unsere Sinneswerkzeuge sich spiegelt, und wie es von Innen in unser geistiges Bewußtsein tritt als das Gefühl der sittlichen Freiheit, das im Denkproceß zum Begriff, zum tertiären oder quartären Reflex und Abstract wird, welches allen lebendigen Inhalt abgestoßen hat und nur noch der Schatten dessen ist, was es bezeichnen und ausdrücken soll. Hier blieb Kant stehen und setzte Schopenhauer ein, der das metaphysische Princip, das sich solchermaßen nach zwei Seiten hin offenbarte, als „Wille" definirte, Wille zum Leben, damit aber auch nur mehr ein anderes, vielleicht angemesseneres und adäquateres Zeichen setzte, eben immer nur ein neues Zeichen für die unfangbare und undurchschaubare alte „Maus".

Der Verfasser des oben erwähnten Werkes hat es nun unternommen, wiederum eine noch tiefere Sole zu erreichen, einen neuen Stollen in das metaphysische Princip, das „Ding-an-sich" oder den „Willen" zu treiben, um dem wahren Grundwesen der Dinge einen Schritt näher, dem verborgenen Kern der „Maus" weiter auf die Spur zu kommen. Die im Denken enthaltene Zeitbedingung gilt ihm als das Hinderniß für die metaphysische Erfassung der Welt. Aber nur die Raumbedingung führt wirklich zur Metaphysik, „nämlich zum räumlichen Gegensatzpaar der zwei sich gegenseitig begrenzenden Seinsgrößen". Es giebt nun eine zweifache Wahrheit, eine logische und eine reale, entsprechend dem logocentrischen und ontocentrischen Standpunkt. Zwischen beiden vermittelt die metalogische Gleichung zwischen Form und Inhalt. Im Seinsbegriff wird reale Wahrheit erreicht, wie sie Descartes in dem Satz „cogito ergo sum" gegeben hat. Dieser Satz ist jedoch nur individuell giltig und muß zur Allgemeingiltigkeit (zur logischen Wahrheit) erst erhoben werden. Diese zweifache Wahrheit würde ein zweifaches oder „gepaartes Subject" postuliren, und ein solches ist in unserem eigenen Ich gegeben, aus dem analytisch Sein und Denken, Inhalt und Form gespalten und wieder vereinigt werden können. Nur im Sein des eigenen Denkens ist aber die absolute Position zum Vergleichen des Seins mit dem Gedachten, also zum Erkennen der Wahrheit, gegeben. Nur als subjective Seinsgröße kann das Ding-an-sich auf ein Bewußtsein bezogen werden. Die metalogische Gleichung oder den vermittelnden Begriff zwischen Denken und Sein, Denkform und Seinsinhalt hat der Verfasser in dem Begriff Seinsform gefunden. Er glaubt damit das *ποῦ στῶ* gewonnen zu haben, von dem aus die zweifache Wahrheit als eine erschaut und erkannt wird, oder, wie er sich ausdrückt, den „heliocentrischen Standpunkt", auf dem sich die Vereinigung der Anschauung mit der abstracten Speculation vollzieht in einer neuen Wissenschaft der metalogischen Metaphysik. Die Entgegensetzung von Sein und Denken im Object und Subject wurzelt in dem Gegensatz der vorbewußten, also dem Sein angehörigen Empfindung und der nachbewußten Erscheinung, deren Gleichsetzung, von innen gesehen, demnach in zwei Welten, die des Seins und der Vorstellung, hineinragt und zwei Sprachen spricht. Tritt Denken (Bewußtsein) auf, so wird die Subject-Object-Relation im Sein zur Subject-Object-Relation im Erkennen. In beiden Fällen aber bleibt das Gleichgewicht zwischen Subject und Object bestehen, und das gesammte sinnliche Erkennen beruht auf einer Gleichung zwischen Empfindungsgröße und Vorstellung, vom allerkleinsten Lebewesen an bis herauf zum Menschen, d. h. vom ursprünglich synthetischen zum analytischen Denkvorgang der menschlichen Sprachbegriffsbildung, durch welche eine neue Art von objectiver Welt entsteht. Die Widersprüche in Kant's „Kritik der reinen Vernunft" rühren alle nur von seiner rationalistischen Grundlage her und verschwinden durch Verschiebung des Standpunktes vom Denken auf das Sein. Nur das Vorurtheil der absoluten, allgemeinen Vernunft muß aufgegeben werden; alsdann giebt es auch keine letzten Vernunftgesetze, sondern alle müssen ihren Zusammenhang mit Seinsbegriffen nachweisen, wodurch sie allererst Nothwendigkeit und Allgemeingiltigkeit erhalten. Die Hauptsache bei Kant ist das Zurückwälzen des ganzen Erkenntnißproblems auf das Subject; die scharfe Grenzbestimmung der Erkenntnißbezirke, und die wissenschaftliche Sicherstellung des Freiheitsbegriffes. Aber wie er hier die Seinsbeziehung unterdrückt, so auch in der „reinen Form der Anschauung". Mit ihm theilen alle Philosophen seit Plato diese fehlerhafte rationalistische Grundlage. Aber weil er die Verbindung mit dem Sein nicht herstellt, so ist auch die volle Lösung des Erkenntnißproblems für ihn nicht möglich. Kant hat nur die Relativität der Dinge im Erkennen, also der Objecte zum Subject, sichergestellt (Idealismus); dagegen wagte er nicht zur Seinsrelation oder vorbewußten Relativität von Subject und Object (Realismus) vorwärts zu gehen. Streng ge-

*) Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden 1902.

Digitized by Google

nommen giebt es also kein „Ding-an-sich", sondern nur ein „Sein-an-sich". In dieser subjectiven Begrenzung liegt der Beweis des Daseins einer objectiven Welt überhaupt, oder des Objectes an sich, nicht aber in der objectiven Erfahrung, die nur Erscheinungen kennt und das hinter der Erscheinung Stehende nie erreicht. Der Gedanke, in den kategorialen Begriffen subjective Bedingung des Erkennens zu sehen, läßt die Spaltung innerhalb des Denkens, die das Sein, die Integralwelt des Seinsinhalts nicht erreicht, welche sich als dritte Welt zu den Sensibilia und Intelligibilia hinzugesellt.

Kant hätte die Realität der Außendinge bezweifeln sollen; aber sein eigener „empirischer Realismus" verhindert ihn, den echten zu finden. Berkeley dachte folgerichtiger, obwohl die richtige Definition der Empfindung als einer Seinsbeziehung auch seinen Fehler bloßlegt. Nicht durch Anschauung, sondern nur durch Empfindung wird uns das Object gegeben. Schopenhauer ist der erste Metaphysiker, da er über Kant hinaus auf ontocentrischen Boden gelangt. Aber sein „Wille" ist nur Wollen, nicht das, was will. Schopenhauer's Verdienst liegt in der Erweiterung seines Begriffes des Wollens zum allgemeinen Weltbegriff. Aber Philosophie als deductive Wissenschaft, deren Gegenstand die metaphysische Seinsgröße ist, hört da auf, wo Empfindung anfängt. Nach Kant ist eine Wissenschaft der Metaphysik unmöglich; wir dagegen kennen eine analytische Erfahrung, die ein metaphysisches Erweiterungsurtheil liefern kann, und auf diesem Grunde allein kann — nach dem Verfasser — eine Metaphysik als Wissenschaft beruhen.

So viel über die erkenntnißtheoretische Philosophie des Verfassers, die er im ersten Theil des Werkes behandelt und „Prologomena zur Biologie" benennt. Der zweite Theil handelt von einer „Noo-Biologie" und „Zoonomie", und enthält im Wesentlichen eine Kritik der Darwin'schen und Haeckel'schen Theorien, welche auf eine Apotheose Johannes Müller's hinausläuft. Dessen Vorgänger wie Nachfolger steuerten auf eine mechanische Biologie hinaus, während Müller eine vitalistische Biologie aufrecht erhielt. Das ist in des Verfassers Augen sein großes Verdienst. Mit anderen Worten, er gab das metaphysische Princip nicht auf, das sich im „Vitalismus" ausgesprochen findet, als „Lebenskraft", „Wille zum Leben", oder wie man den geheimnißvollen Urgrund der Dinge sonst bezeichnen mag, den Goethe gebot, als Unerforschliches schweigend zu verehren. Die Physiologen, die sich gern Biologen nennen, kennen das Leben nur in seiner Zergliederung und Zersplitterung in die Erscheinungen und gelangen auf ihrem physikalischen Wege niemals zum Begriff des Ganzen. Nur aus dem Zusammenwirken von Metaphysik und Physiologie kann aber nach dem Verfasser wirkliche Biologie entstehen: das heißt, die Biologie muß überall an den verborgenen Urgrund der Dinge anknüpfen, von ihm beseelt und durchtränkt sein und gleichsam aus ihm erwachsen. Der Verfasser gelangt demgemäß zu einem psychophysischen Parallelismus, den er weiterhin im Großen als einen solchen von Organisch und Unorganisch, und letztlich von Physisch und Metaphysisch überhaupt feststellt.

Der dritte Theil handelt von „Logo-Biologie" und „Anthroponomie". Nach dem Vorhergehenden könnte man dem Verfasser vorwerfen, daß er Dualist sei oder doch eine neue dualistische Weltanschauung einführen wolle. Dagegen verwahrt er sich indessen entschieden, ebenso wie er den modernen mechanistischen Monismus abweist. Dagegen bekennt er sich zu einem Monodualismus. Gegen den Monismus erhebt er den Einwand, daß die Einheit im Bewußtsein des Forschers gelegen ist und nicht in der Sache selbst. Ein wirklicher Monodualismus, der Zwei vereint, müsse als außerhalb des Bewußtseins gelegen nachgewiesen werden, also dem Vorbewußtsein angehören. Dieser ontocentrische Monodualismus vereinige alsdann die Zweiheit der Gegensätze, Inhalt und Form, in dem Einheitsbegriff der metaphysischen Seinsgröße und durch diesen synthetischen Satz sind damit nach dem Verfasser für die wissenschaftliche Analyse und eine eindeutige Welterklärung alle Schranken hinweggenommen. Aus diesem seinem monodualistischen Gesichtspunkt betrachtet er nun alle Lebensverhältnisse, Wissenschaft und Kunst, Staat und Cultur, und sucht sie überall auf das metaphysische Princip seiner Biologie zu gründen, oder aus diesem erstehen zu lassen. Ich kann ihm dabei überall nur so weit folgen, als ich zugestehen muß, daß für uns gegenwärtige Menschen eine unüberbrückbare Kluft gähnt zwischen der empirisch-logischen Erkenntniß und dem unzugänglichen Urgrund der Dinge. Der Verfasser hat für dieses Verhältniß in seinem Parallelismus, der sich mit dem Fechner's berührt, wohl eine angemessenere Gleichung gefunden, als sie bisher vielleicht gegeben war, aber auch nicht mehr. Ich räume ihm ein, daß er einen Stollen tiefer getrieben hat, als seine Vorgänger, aber von der Erschließung der wahren Lebensvorgänge ist er noch ebenso fern, wie unser ganzer Tiefbau vom Erdmittelpunkt. Es besteht allerdings ein Dualismus in der Erscheinung der Dinge, der niemals erkenntnißtheoretisch, sondern nur intuitiv gehoben werden kann: denn er besteht eben nur in der Erscheinung, in den Grenzen unseres empirischen Erkenntnißvermögens. Die „Brille" unserer Gehirnfunctionen und Sinneswerkzeuge postulirt allein diesen Dualismus, der in Wirklichkeit nicht existirt. Diese Thatsache geht indessen nicht genügend klar aus dem Werke hervor, und der Ausdruck „Monodualismus" erscheint mir dafür sehr unglücklich gewählt. Ein Wort mit einem Widerspruch in sich selbst kann unmöglich zur Klärung eines so schwierigen Problems beitragen; es dürfte nur mehr verwirren. Ueberhaupt erscheinen mir die beiden ersten Theile sehr schwer, um nicht zu sagen schwerfällig, geschrieben, und mit den unmöglichsten wissenschaftlichen Ausdrücken überlastet. Der dritte Theil dagegen ist gemeinverständlicher und liest sich flott weg. Besonders die Auseinandersetzung des Verfassers mit Schopenhauer und Nietzsche ist vorzüglich, und zumal, was er über den Letzteren sagt, ist hocherfreulich; solch gerecht abwägendes, verständiges Urtheil über diesen Denker wird bei Fachgelehrten heute selten erfunden. Sehr beachtenswerth sind ferner die Ausführungen des Capitels „Entwickelungsgeschichte der menschlichen Vernunft als Culturgeschichte der Menschheit". Im Ganzen ein Werk mit ungemeinem Wissensaufwand geschrieben, das wohl Beachtung verdiente und auch allgemein erlangen würde, wenn es weniger schwerfällig und gemeinverständlicher abgefaßt wäre.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein verpfuschtes Leben.

Skizze von Max Wundtke.

Eine dicke Wolke von übelriechendem Cigarrenrauch und Bierdunst, gemischt mit Sauerkraut- und Küchengeruch, liegt über dem menschenerfüllten weiten Gastraum. Ein wirres Durcheinander von Maßdeckelklappern, Lachen, Rufen, Murmeln, Tellergeklirr ... und über das Alles die Tannhäuser-Ouvertüre, von kräftigen Fäusten auf einem renitenten Clavier hervorgebracht! Zwischen lärmenden, halbtrunkenen Männern hindurch zwängen sich die flinken Kellnerinnen in kurzen, rothen Röcken, schwarzem Mieder und mit der großen weißen Flügelschleife auf der modernen Frisur, hierher lachend, dorthin rufend, dahin einem zudringlichen Gast eins auf die Finger klopfend.

Der Musikarbeiter an dem Clavier hatte geendet und stärkte sich durch einen unmenschlich tiefen Zug aus dem Maßkrug, den er auf einem Papierfilz oben auf dem Pianino stehen hatte.

Digitized by Google

Eine Kellnerin, ein hübsches, schmiegsames Mädchen mit kräftigen Formen, die schon die Nähe der Dreißig verriethen, hatte dem tiefen Zuge des Musikanten zugeschaut und kam eilfertig herbei:

„Ich darf doch, Bob?“ fragte sie und griff nach dem Kruge.

Er ließ einen finsteren Blick über sie hingleiten.

„Du poussirst mir zu viel, Peppi,“ grollte er.

„Aber na,“ lachte das Mädel: „ka Spur! Denk' gar net dran.“

„Mach' mir nichts vor,“ herrschte er sie an. „Ich hab's gesehen. Der war schon ein paar Abende hier, der Student oder Polytechniker da oder was er ist. Ich hab's wohl beobachtet! Er sitzt immer bei Dir, und guckt Dich so schafsdämlich an. . . .“

„Ach, laß mich aus! Das ist ja Unsinn!“ sagte sie ärgerlich, drehte sich kurz um und verschwand wieder in dem Gewühl.

Der Bob genannte Clavierspieler starrte mit finsteren Zügen hinüber nach dem Tische des vermeintlichen Nebenbuhlers, dann griff er mechanisch nach seinem Maßkrug. Die geringe Schwere bewog ihn, den Krug wieder hinzusetzen.

„Musike!“ schrie da hinten eine bierheisere Stimme, die letzte Silbe wer weiß wie lang ziehend.

„Musike! Musike!“ brüllte da der gesammte Chorus und begleitete diese zarte Aufforderung mit einem ohrzerreißenden Aufschlagen von Stöcken, Stampfen mit den Stiefelsohlen, Trommeln auf den Tischen und Klirren von Deckeln.

Bob wandte sich wieder dem Instrument zu.

„Die Musik hat kein Bier!“ gab er zurück und deutete auf den leeren Krug.

„Soll sie haben!“ schrie die erste Stimme. „Resi, ein Bier für den Kapellmeister!“

Eine andere Kellnerin brachte den vollen Krug.

Ein „Prosit!“ hüben und drüben, dann trank er, seinen bekannten unheimlich tiefen Zug, und die Musik fing an.

Er griff jetzt in's Sentimentale. Lortzing's „Vater, Mutter, Schwestern, Brüder hab' ich auf der Welt nicht mehr“ kam zu Gehör.

Im Saal wurde es still. Der Musikant sang zu seinem Spiel. War die Stimme auch heiser, blechern, gleich dem Anschlag eines gesprungenen Topfes, so ließ sie doch selbst den Kritiklosesten erkennen, daß sie durch eine künstlerische Schulung gegangen war. Es lag sogar sehr viel Ergriffenheit in dem Gesange, als wäre eine Saite des eigenen Innenlebens in Schwingungen versetzt. Die wüste Menge fühlte etwas davon und schwieg.

Bravos erfüllten die Luft.

„Nu aber was Lustiges!“ schrie Einer, der vermuthlich fürchtete, sonst völlig im Gefühl zu versinken.

Er fand lärmende Zustimmung.

Der Musiker stärkte sich und ging dann in den mit rauschender Wucht gespielten Radetzkymarsch über.

Als er geendet, blieb er in Gedanken versunken sitzen. Seine Seele weilte noch bei dem vorhin gesungenen Liede Albert Lortzing's. Der Teufel auch . . . er ist doch sonst nicht übermäßig sentimental veranlagt! Daß sie gerade heut kommen müssen, die alten, dummen Erinnerungen an die Tage des Glanzes. Er hat ja längst mit ihnen abgerechnet, und er fühlte sich doch leidlich wohl jetzt als gesuchter Clavierspieler für Vorstadtkneipen für zwei Mark den Abend mit Abendbrot und vier Maß Bier. Es fielen auch sonst noch mal ein Schnaps, ein paar Cigarren, einige Maß Bier ab, und wenn die Nacht auch meist verlumpt wurde und am nächsten Morgen der Ekel vor sich und vor diesem Leben alles Andere überschrie, so war doch Alles nach dem ersten Schnaps zum Frühstück überwunden, und er hatte dann nicht mehr viel Zeit, Vergleiche zwischen dem Einst und Jetzt anzustellen. Wie gesagt, er war eigentlich jetzt ganz zufrieden mit dem, wie es jetzt war. Das Frühere hatte er eben abgethan, und wenn ja einmal die Gedanken kamen, dann erhöhte er seine Tagesleistung im Trinken von acht auf zwölf und fünfzehn Maß, nahm das Tempo ein wenig lebhafter und setzte häufiger einen Schnaps dazwischen. Das machte sich dann, und die Gedanken konnten ihm nicht viel anhaben.

Bob's Maßkrug war schon wieder leer.

Peppi stand abermals an seiner Seite.

„Willst noch einen trinken?“ fragte sie. Es war ein eigenthümlich treuherziger, zärtlicher Blick, mit dem sie ihn ansah.

„Wieviel hab' ich schon?“

„Na, Deine vier hast halt weg . . .“

„Dann laß.“

„Ich bring Dir schon noch eins. Ich zahl's, damit Du wieder gut wirst.“

„Geh, ich mag nichts wissen von Dir.“

Statt aller Antwort nahm sie Bob's Maßkrug und verschwand.

Wieder versank der Clavierspieler in Brüten. Das dumme Lied mit seinem sentimentalen Klang . . . „Vater, Mutter, Schwestern, Brüder — Hab ich auf der Welt nicht mehr! — Kehrt ich auch zur Heimath wieder, — Fänd ich Alles öd' und leer“ hatte es ihm angethan. Damals . . . Herrgott, damals . . . da hatte er noch geglaubt, die Welt einreißen zu können. Goldene Berge hatte ihm seine Kunst versprochen! Schließlich . . . er hatte ja auch weiter nichts gelernt als Singen. Aber das konnte er; das flog ihm nur so zu. Er schmetterte die hohen Töne im Postillon von Longjumeau heraus, wie es Wachtel kaum besser gekonnt. Und das Publicum klatschte sich die Hände wund vor Entzücken, wenn er den Troubadour sang, und die Damen überschütteten ihn mit Blumen und Handarbeiten und parfümirten Briefchen. Freilich, die ernste Kritik fand, sein Gesang verfüge zwar über phänomenale Mittel, aber es fehle ihm an Seele, an innerlichem Leben. Er lachte darüber. Was thu' ich mit der Seele? Hatte er gesagt. Stimme, voce haben und Geld machen, das ist die Hauptsache. Er träumte von einem Vermögen, das ihm seine Kunst einbringen sollte. Zwar reichbezahlt wurde er in seiner Stellung; jedoch ein nordamerikanischer Impresario bot ihm das Vierfache. Natürlich war er sofort dabei, und da man ihn ohne contractliche Kündigung nicht ziehen lassen wollte, wurde er contractbrüchig und ging so nach dem Lande der Dollars. Reich werden, reich werden, das war die einzige Sehnsucht seines Leben. Was Kunst bedeutet, welche Opfer sie vom Künstler fordert, das war ihm stets ein Buch mit sieben Siegeln geblieben.

Seine Träume in Amerika verwirklichten sich nicht. Andere Sterne tauchten neben ihm auf und seiner verblaßte. Nach Europa zurückkehren? Er durfte es nicht. Als Contractbrüchiger waren ihm alle größeren Bühnen verschlossen. Nun kam ein halt- und ziellos Lotterleben für ihn. Moralische Energie war nie sein Fall gewesen. Er machte zahlreiche Versuche, ein annehmbares Engagement zu erhalten; aber ihm steckte der Größendünkel noch zu sehr im Kopf, um anzunehmen, was sich ihm bot. Er wähnte, noch wählen zu können. Und die Zeit des Wartens auf das Glück, das ihm nach seiner Meinung doch einmal kommen mußte, füllte er, um die nervöse Unruhe und die geheime Angst vor dem Fehlschlagen seiner Hoffnungen zu übertäuben, durch einen Strudel von Zerstreuungen und Genüssen aus, die eben nur Gewalt gewinnen können über einen — Mann ohne Seele.

Nach einer solchen fast viehischen Orgie war es, als er, in seinem Zimmer angekommen, bewußtlos vor Trunkenheit auf den Teppich niederfiel und dort einschlief, während in verschieden gelegenen Räumen der Wohnung die Fenster weit offen standen. Zudem war die Jahreszeit schon recht rauh und er von jeher ein verzärtelter Mensch gewesen. Da kam der größte, der furchtbarste Schlag seines Lebens — eine Lungenentzündung warf ihn darnieder, sein Kehlkopf wurde in Mitleidenschaft gezogen, und als er nach Verlauf von sechs Wochen wieder hergestellt war, hatte er die Gewißheit gewonnen, daß seine Laufbahn als Künstler zu Ende war. Das war die Tragik in ihrer antiken Form: Zu Grunde gehen durch eigene Schuld! Und er ging zu Grunde. Immer weiter glitt er abwärts auf der Bahn, die Beschäftigungslosigkeit und Verstumpftheit ihn führten. Mit dem letzten Rest von Stimme flüchtete er sich schließlich auf Vorstadt- und Tingeltangelbühnen; aber das wüste Leben zerstörte auch den, und so trat denn der Kampf um die nackteste Nothdurft des Lebens hart an ihn heran. Kellner, Geschirrabwascher, Zettelvertheiler, Schuhputzer, alles wurde er, und die Gelegenheit, die sich ihm einige Male bot, in eine, wenn auch sehr bescheidene, so doch reputirliche Stellung einzurücken, verpatzte er durch seine Trunksucht, die bereits eine dämonische Gewalt über ihn bekommen hatte.

Da trieb es ihn wieder über das Meer zurück. Und hier, wo man ihn nie gekannt hatte — er war ja sowieso ein längst Vergessener — war er endlich als Clavierspieler einer Bierhöhle gestrandet.

„'s hat lange gedauert, Bob,“ sagte die Kellnerin, indem sie den frischen Maßkrug vor ihn hinstellte; „aber es wurde frisch angestochen.“

„Du bist falsch, Peppi,“ klagte der Clavierspieler mit weinerlicher Stimme.

„Bob, das ist nicht wahr. Ich halt es mit keinem Andern! Du mußt nicht so eifersüchtig sein.“

Nun war sie wieder fort.

Eben schlug er die ersten Accorde vom „Kleinen Cohn“ an, als sein Blick noch einmal hinüberstreifte, wo der gefürchtete Nebenbuhler saß. Und er sah wie jener seinen Arm lachend um Peppi's Taille legte und sie sich gewaltsam von ihm losriß und zu schelten begann, was der Mensch mit lautem Gelächter erwiderte.

Bob hämmerte wüthend auf die Tasten los.

Den ganzen Abend war er sehr kurz angebunden zu dem Mädchen. Er trank einen Krug nach dem andern und hoffte, der Unverschämte dort drüben würde nach Hause gehen. Aber er ging nicht.

So wurde es elf Uhr, und Bob schloß das Clavier. Länger durfte nicht gespielt werden. Nun saß er und trank mit verdoppelter Hast, da er sich durch keine andere Thätigkeit mehr zu unterbrechen brauchte. Und so wartete er mit zusammengezogenen Augenbrauen auf das Fortgehen des verhaßten Menschen. Dem fiel's nicht ein, sich zu verabschieden. Er verfolgte Peppi mit seinen Zudringlichkeiten, die sie zwar unzweideutig zurückwies, die sie aber doch nicht hindern konnte. In Bob kochte es. Seine Pulse hämmerten. Die Peppi lag ihm zu sehr am Herzen. Durch sie war er hierher gekommen. Sie hatte redlich mit ihm getheilt, als er eine Zeit lang keinen Pfennig in der Tasche hatte. Aber das war es nicht allein, was ihn so zu dem sonst recht braven Mädchen zog. Sie war der einzige Mensch, der an seine Künstlerschaft glaubte, an eine Künstlerschaft, an die er zuerst am Wenigsten geglaubt hatte. Jetzt erst hatte er sich als einen Gefallenen an der Heerstraße der Kunst entdeckt, und es that ihm wohl, Jemand an seinen Genius glauben zu sehen. Und Peppi, selbst nicht ohne Bildung und ein Stück verpfuschtes Menschenschicksal, glaubte an ihn. Er hätte es nicht ertragen, wenn sie sich von ihm gewandt hätte.

Ein paar Mal stand er im Begriff, aufzustehen und sich an den Tisch zu dem Fremden zu setzen; aber er spielte nur mit dem Gedanken und blieb sitzen.

Digitized by Google

Endlich war es gegen ein Uhr. Das Local hatte sich ziemlich geleert. Die Mädchen besorgten am Buffet ihre täglichen Arbeiten oder saßen in den Winkeln und berechneten ihre Casse. Auch der Fremde machte sich bereit und ging.

Bob athmete auf.

Peppi hatte abgerechnet und machte sich nun fertig zum Nachhausegehen. Bob pflegte sie jedes Mal zu begleiten.

„Du," sagte sie ein wenig verlegen, „ich glaube, der Mensch von vorhin steht draußen und wartet auf mich."

Bob sah sie mit großen Augen an.

„Ja, wenigstens hat er zu mir gesagt, er will warten, obwohl ich's ihm verboten habe."

„Er soll nur kommen," knurrte der Clavierspieler.

Beide gingen. Kaum waren sie ein paar Schritte gegangen, als sich der junge Mensch wieder an Peppi's Seite drängte.

„Komm, Mädel! Sei vernünftig! Laß den Musikfatzke da laufen," raunte er ihr zu.

Bob hatte es gehört. Eifersucht, auf's Tiefste verletzte Eitelkeit, vor Allem aber die Geister des Alkohols rüttelten die Bestie in ihm wach, und im gleichen Augenblicke hatte er sich auf den Fremden geworfen. Der aber schien darauf vorbereitet und umklammerte mit schnellem Griff den Hals seines Gegners.

Bob machte verzweifelte Anstrengungen, sich loszuringen; aber der Fremde drückte immer kräftiger zu. Da griff er blitzschnell in seine Tasche . . . er hatte kaum noch Zeit, den Arm des Mädchens, das schreiend Beide zu trennen suchte, bei Seite zu schieben . . . ein paar kurze Stöße, und der Fremde taumelte zurück mit dem Rufe:

„Ich bin gestochen!"

Eine Menschenmenge sammelte sich. Auch ein Polizist erschien.

Bob hatte sein Taschenmesser weit von sich geworfen. Dort lag es, dicht unter der Gaslaterne, mit Blut bedeckt. Wie abwesend starrte er darauf hin. Er hörte und sah nicht mehr, was um ihn vorging.

Erst auf der Polizeiwache kam ihm die Erinnerung wieder. Man brachte ihn in das Untersuchungsgefängniß. Dort blieb er nahezu drei Monate. Dann war die Verhandlung. Bob bekam ein Jahr und sechs Monate Gefängniß und wurde sofort dahin abgeführt. Schwere Körperverletzung! So weit war es mit ihm gekommen!

Auf dem Flur drückte ihm Peppi noch einmal weinend die Hand. Dann hat er sie nie wiedergesehen.

Allzumenschliches.

Von Agnes Harder.

Als Bartholomäus Franke — in Firma Geschwister Franke — sein Hauptbuch schloß, da war sein einziger Gedanke: wie werden sie es tragen? — Er meinte nicht die Seinen, sein Weib und seine Kinder, die der Zusammenbruch des Geschäftes aus behaglichem Wohlleben herausriß. Deren war er sicher, wie der Capitän eines Schiffes seiner Mannschaft in Zeiten der Gefahr. Sie würden ihm unbedingt vertrauen, daß er das Schiff durch den Sturm steuern würde, und im Nothfall ohne ein Wort der Klage mit ihm untergehen. Aber die Geschwister? Da war der ältere Bruder, dessen Geld sich bei ihm so gut verzinst hatte, daß er nur für die Pflege seiner Nägel und die Wahl seiner Cravatten lebte, und die Schwester Adolfine, die ihren Antheil schon bei Lebzeiten der Kirche verschrieben hatte, unter der Bedingung, daß in dem Findelhause, in dem sie einen Theil ihrer unnützen Tage sich in wohlthuerischem Müßiggange sonnte, an ihrem Namenstage eine öffentliche Feier gehalten würde. Und da waren die beiden Jüngeren, die Rose-Marie, die ein rostiges Wappenschild frisch vergoldet hatte und nun ihre Schönheit in ihm spiegelte, und der Fritz, der lustige Dragoner, der nie abrechnen konnte, sondern dem Bruder seine Wechsel schickte: nicht wahr, Bartolo, Du bist so gut?

Wie würden sie es tragen?

Er hatte an sie geschrieben, zum Familientage, und sie waren gekommen. Sie waren ein stolzes Geschlecht. Ein aufrecht bürgerlich Geschlecht. Und als der Bruder ihnen seine Bücher vorlegte und sagte: „So ist es. Es ist nicht meine Schuld, und doch meine, denn in mir trifft es Euch alle. Kaum der vierte Theil blieb uns, aber der Name ist der alte —" da traf der Schlag sie wohl, und einen Augenblick beugten sie sich. Dann aber richteten sie sich auf und trugen es. Sie gaben ihm die Hand und sagten: „Dann sind wir auch die Alten. Aus dem Hause mußt Du heraus, denn der Bauplatz hier am Markt darf von nun an nicht mehr ein todtes Capital sein. Aber wenn wir zum nächsten Familientag in Dein Miethhaus kommen, so bringen wir mit, was wir gewesen sind, und finden, was wir Dir hier lassen — unseres Wesens Kern — den Familienstolz."

Dann gingen sie, und Jeder nahm seinen Theil der Last, und Bartholomäus fühlte, wie sie ihm den von den Schultern nahmen, und athmete auf und fing von vorn an. —

Nach drei Jahren empfing er sie in dem neuen Hause mit den schlichten, weißen Wänden. Er schlug sein Hauptbuch auf und lächelte. Sie hatten den Berg noch nicht wieder erstiegen, aber hatten den ersten Absatz erreicht, und der Weg nach oben war klar, und es gab schon wieder ein Unten.

Als sie zu Tisch gingen, fragten sie wie aus einem Munde: „Wo ist das Baderbecken?"

Ihr Ahn war ein Feldscheer gewesen und hatte dem gefangenen Johann Friedrich dem Beständigen, dem dicken Herrn, nach der Schlacht bei Mülberg zur Ader gelassen, und das messingene Baderbecken hatte sich fortgeerbt. Adam und Eva waren darein getrieben in roher Arbeit, und die Schlange zwischen ihnen. An den Familientagen stand das messingene Baderbecken auf dem Tisch und diente als Brodschale. Und heute fehlte es. Es war fortgekommen beim Umzug, bei der Auflösung des Haushaltes. Niemand wußte, wo es geblieben war.

„Es war nur ein Zeichen unseres Glückes, nicht dieses selbst," sagte Bartholomäus Franke, „denn das Glück ist wiedergekommen."

Aber als er in die Gesichter der Geschwister sah, ward seine Seele schwerer, als da er vor drei Jahren den Strich durch die letzte Seite seines Hauptbuches gezogen hatte.

Als sie sich trennten, sagte der älteste Bruder kein Wort, aber er griff nach seiner Cravatte, die war wie Dutzende anderer Cravatten, und sah in den Spiegel und räusperte sich.

Schwester Adolfine aber sprach von ihrem Seelenheil und sagte, sie würde ihren Beichtvater schicken, der solle ihr Erbtheil verwalten fortan. Es wäre ihr lieber, ihr letztes Schaf bliebe in der Obhut treuer Hände.

Marie-Rose rauschte vorbei und warf dem Bruder einen verächtlichen Blick zu. Sie hatte das Becken einmal mitnehmen wollen, als Spülnapf auf ihren vornehmen Theetisch. Niemand hatte es ihr gegeben. „Nächstes Jahr bin ich um diese Zeit in Nizza," sagte sie hart.

Fritz stand in seiner Infanterie-Uniform und griff mit zwei Fingern in den Kragen, als müsse er ersticken.

„Das Rrrr—ment verlassen," schnarrte er, „die hohe Nummer bekommen — Nest im Osten — wofür, Bartholo?"

Und er schnallte den Säbel um und ging. — Sie kamen nie mehr zusammen.

Aus der Hauptstadt.

Das Wunder.

„Weißt Du ein neues Räthsel mir? Und in der Zwischenzeit, wie ging's?"
So ungefähr wandt' Oedipus sich neulich wieder an die Sphinx.

„„Ein Räthselwort, wie keines je, beschäftigt meine Geisteskraft;
Es ist ein Räthsel höh'ren Grads — mir selber einfach räthselhaft.

Paß auf: Sie müht und martert sich, damit das große Werk gedeih';
Längst spricht das ganze Land davon, längst ist das ganze Land Partei.

Auch lobt sie selber ihren Fleiß mit dem gehörigen Avec,
Und trotzdem bleibt — man glaubt es kaum — das Werk stets auf dem alten Fleck.

Wie sie auch lärmt und webt und spinnt, wie lebhaft auch die Fäden geh'n,
Das Werk bleibt doch nur Hirngespinst, und Niemand wird's vollendet seh'n.

In Monden nicht, in Jahren nicht, und nicht in der Jahrzehnte Lauf;
Denn was bei Tag sie fertig stellt, das trennt sie nächtens wieder auf.""

Wie er dies Räthsel angehört, da lachte Oedipus: „Ui je!
Du meinst natürlich, liebes Kind, das Festkleid der Penelope?"

„„Penelope? Püh!"" sagt die Sphinx. „„Mein Herr, Sie irren sich diesmal.
Ich meinte die Regierung und den großen Mittellandcanal.""

Timon d. J.

Kleidermoden.

Es wird jetzt sehr viel für die Pflege des Kunstsinnes und Kunstverständnisses gethan, und es ist zu hoffen, daß diese Bestrebungen neben vielem Anderen auch das eine Gute bringen werden, daß endlich Moden unmöglich werden, welche den Körper entstellen, indem sie seine so weise abgewogenen Verhältnisse verrücken, und daß der Einzelne von der

Digitized by Google

herrschenden Mode nur dasjenige annehmen werde, was seinem Körperbau, seiner Haut- und Haarfarbe u. s. w. angemessen ist.

Bei aller Berechtigung dieser Hoffnung dürfte noch manche Modethorheit allgemeine Verbreitung finden, ehe an gründliche Besserung zu denken ist, um so mehr, als, wie Gesetz und Recht, sich auch manche Kleidermoden wie eine ewige Krankheit forterben.

Unsere heutigen Damengarderoben werden — man kann auch schon mit einer gewissen Berechtigung sagen: wurden — beherrscht von dem Bestreben, in den Hüften möglichst breit, in der Brust möglichst voll und zur Unterstreichung dieser Eigenschaften in der Taille möglichst schmal zu erscheinen. Dieses Bestreben, bestimmte Körperpartien möglichst zur Geltung zu bringen, ist beim weiblichen Geschlecht ziemlich alt: es ist eine Sitte der Renaissance, die mit dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften einen argen Sittenverfall brachte. Schrankenlose Sinnlichkeit herrschte in einer Weise, wie es kaum in alten orientalischen Staaten mit ihrem Astartedienst schlimmer der Fall gewesen sein mochte. Die Damen der Gesellschaft suchten in dieser Zeit des Sinnencultus mit größtem Raffinement durch ihre Kleidung die ihrem Geschlechte eigenthümlichen Körperformen in möglichst auffälliger Weise zur Geltung zu bringen. Die Kleidung diente nicht zur Verhüllung, sondern zur stärkeren Betonung der Geschlechtseigenthümlichkeiten. Die Damen der Renaissance-Zeit hatten bei ihren Taillenschnürungen, Wattirungen und Decolletirungen einen sehr naheliegenden grobsinnlichen Zweck im Auge.

Die freien Sitten und Anschauungen des Zeitalters der Kunsthochcultur wurden durch den Sturm der Reformationszeit hinweggeweht. Er reinigte die Menschen innerlich, aber die äußere Gewandung schmiegte sich zu sehr an die Haut an, als daß er sie hätte herunterreißen können. Die Frauengewandung ist in ihren Grundformen unverändert geblieben. Der russische Kaiser Peter der Große soll auf die Frage, wie ihm die deutschen Damen gefallen, geantwortet haben: „Ganz hübsch, sie haben nur alle eiserne Rippen.“ Von der Wahrheit dieses vor 200 Jahren gesprochenen Kaiserwortes kann man sich heute noch auf jedem Ball überzeugen, der einzigen Gelegenheit, auf schickliche Weise die Festigkeit eines Corsettes zu untersuchen.

Die Zeit des Pietismus mit seiner Betschwesternmoral, die Zeit des Rationalismus mit seinem „Aufkläricht“ hat dies Sinnencostüm überdauert und reicht noch tief hinein in die Zeit der Frauen-Emancipation, die auf sittlichem Gebiete die Anerkennung der Forderung erstrebt: für einen Mann das Weib, für alle anderen Männer gleichwerthige und gleichberechtigte Genossin — und nur das — zu sein.

Wir sind uns alle darin einig, daß es selbstverständlich heute keiner Dame bei Anlegung des Schnürleibes einfallen wird, ähnliche Gedanken zu hegen, wie ihre Geschlechtsgenossin der Renaissancezeit. Darin beruht eben das Thörichte, Unvernünftige, ja Unnatürliche, daß sich die lebende weibliche Generation durch die allmächtige Göttin Mode, Kleiderformen aufoctroyiren läßt, die weder ihrem sittlichen noch — zu ihrer Ehre sei es angenommen — ihrem ästhetischen Empfinden entspricht.

Es gab eine Zeit, in der man in geistlicher Verblendung in seliger Sehnsucht nach dem Jenseits das Diesseits als ein schlimmes Jammerthal betrachtete. Je jammervoller man die Zeit darin zubrachte, je sicherer glaubte man sich den Himmel zu erwerben: es war die Zeit der sonderbaren Heiligen, von denen sich Manche rühmen konnten, sich jahrelang nicht gewaschen zu haben, die in ihrer Barmherzigkeit die Laus, die ihnen zufällig vom Kopfe fiel, wieder behutsam aufnahmen und in's Haar setzten. Ich überlasse es der Phantasie des geneigten Lesers, sich die Gewandung dieser Edlen auszumalen.

Wir glauben heute keinen Götzendienst zu treiben, wenn wir unser Erdenleben und unsern Körper etwas höher einschätzen, mehr Sorgfalt darauf verwenden. Es wird sich dies auch in der Kleidung äußern, die den Körper vor Witterungseinflüssen schützen und ihn — schmücken soll. Auf das Letztere, auf das Schmücken kommt es uns in Befolgung unseres Themas besonders an.

Ein wahrer Schmuck muß individuell, d. h. dem Gegenstande angepaßt sein, den er schmücken soll. Im Zwange der Mode wird gewöhnlich der individuelle Schmuck erdrosselt. Jetzt, wo überall das Recht des Individuums gepredigt wird, sollte es doch auch auf dem Gebiete der Trachten die Fesseln der Mode sprengen.

Wie selbst eine vernünftige Mode zur Unvernunft werden kann, dafür ein Beispiel! Die Damenröcke mit dem hinteren schlitzförmigen, durch Falten verdeckten Verschluß hatten ihr Bedenkliches. Ging eine Dame über den Straßendamm und wollte ihre Kleider durch Anheben vor dem Schmutz schützen, so „blitzte“ es, wie spöttisch gesagt wurde. Es war durchaus praktisch, den Kleiderschluß nach der Seite zu verlegen und damit das verdammte „Blitzen“ unmöglich zu machen. Man ließ auch die überflüssigen Falten fort. Es entstand ein Rock, der jugendliche schlanke Gestalten vorzüglich kleidet. Bei nicht künstlich eingeschnürter Taille wurde durch das faltenlose Gewand die Schönheit der weichen Hüftenlinie bedeutend erhöht. Dieser Rock wurde modern, und ist es wohl auch noch. Ob lang, ob kurz, ob dick, ob dünn — Alles huldigt der neuen Mode. Nun stelle man sich eine 250pfündige Hökerfrau in diesem Rock vor. Ich habe eine gesehen. Es kann Einem grausen, wenn man gezwungen ist, ihre „Rücksicht“ zu genießen. Ich glaube, diese Damen würden selbst entsetzt sein, wenn sie ihre „Kehrseite“ sehen könnten. Jede Längsfalte würde den Anblick erträglicher machen; aber sie wird sorgfältig vermieden, um nicht — unmodern zu erscheinen.

Die berührten wunden Punkte werden alle durch das Reformkleid geheilt. Und doch kann man nicht allen Trägerinnen das Lob ertheilen, daß sie sich individuell geschmackvoll zu kleiden wüßten. Das Reformkleid zeigt seine Schönheit und entwickelt seine Schmuckfähigkeiten nicht in der Ruhe, sondern in der Bewegung. Die Faltenlinien, die durch jede Bewegung entstehen, können sehr schön, aber auch sehr häßlich sein. Sie sind unabhängig von der Schneiderin, und werden nur von der Trägerin des Costüms hervorgerufen. Ein Körper, der jahrelang durch Tragen eines festen Schnürleibes zur absoluten Bewegungslosigkeit dressirt worden ist, kann nicht über Nacht erlernen, eine graziöse abgemessene Bewegung zu machen. Wie die Vorzüge, aber auch die Fehler eines Bildes durch eine Vergrößerung mittelst Skioptikons mehr in die Augen springen, so wird gewissermaßen durch den Faltenwurf des langen Reformrockes jede Bewegung seiner Trägerin multiplicirt. Eine weiche Grazie fließt in entzückenden wohlgerundeten Wellen durch die Falten, während jede eckige Bewegung häßlich und abstoßend wirkt.

Eine hübsche, etwas temperamentvolle Dame trug auch Reformkleidung. Ehedem war es eine große Freude, ihr herzliches Lachen zu hören und zu sehen. Als sie jetzt über ein gelungenes Wortspiel losplatzte, ihren Körper krümmte, sich mit den Händen auf die Knie schlug, sah die sonst anmuthige Dame geradezu gräßlich aus. — Für Kinder, die naturgemäß immer für eine gewisse Ausgelassenheit schwärmen, und es auch sollen, ist das Reformkleid in seiner heutigen Form durchaus unkleidsam. Man kann diesem sonst fortschrittlichen, praktischen und mit alten Vorurtheilen aufräumenden Costüm beinahe gram werden, wenn man beobachtet, wie es kritiklos heute von vielen Damen getragen wird, denen es wahrlich nicht zum Schmucke dient. Kleide Dich individuell! Dieses Mahnwort muß immer wieder hinausgerufen werden.

Es liegt nicht im Rahmen meiner Aufgabe, Weisungen für Individualcostüme zu geben. Sie müssen eben die natürlichen Schönheiten des Körpers zur Geltung kommen lassen, und die werden immer bei verschiedenen Menschen verschieden sein und eine verschiedene Gewandung erfordern. Dem weiblichen Geschlechte ist in seinen Kleidungsstücken trotz alledem und alledem nicht der Farbensinn verloren gegangen. Hoffen wir, daß es den Formensinn wiederfindet und nicht aus der Scylla der Renaissancemoden in die Charybdis der Reformkleidung kommt und diese wieder zur Mode und damit zum Entwickelungshemmniß macht.

Es gab eine Zeit, in der es selbst die Männer nicht unter ihrer Würde hielten, sich zu schmücken; es war die Zeit der Kniehose, der Seidenstrümpfe, der Schnallenschuhe. Die Männer von damals liebten bei ihren Gewändern kräftige Farbentöne, und Bilder aus der Rococozeit beweisen uns heute noch, daß die in ihren Theilen verschiedenfarbigen Costüme in ihrer Gesammtwirkung durchaus kleidsam waren. Bei genauerem Hinschauen werden uns zwei Cardinalfehler die damalige Mode für den Gegenwartsmenschen unzeitgemäß erscheinen lassen. Ihre Gewänder waren sehr empfindlich. Man konnte kaum eine längere Strecke gehen und benutzte lieber die Sänfte. Ein mäßiger Regen machte einen theuren Anzug vollständig werthlos und unbrauchbar.

Die kalte berechnende Nüchternheit, die allgemein anerkannte Devise „Zeit ist Geld“, spiegelt sich auch in der Garderobe des stärkeren Geschlechtes wieder. Der erwerbende Mann von heute — ob Professor, ob Fabrikdirector — hat nicht Zeit, einige Stunden dieses kostbaren Gutes auf nutzlose Toilettenkünste zu verwenden. Dasselbe Gewand, in dem er Morgens am Kaffeetisch erscheint, dasselbe Gewand trägt er Abends im Concertsaal oder im Salon. Auf der Straße, im Hörsaal, im Comptoir, in der Fabrik, im Damenboudoir — immer dasselbe Costüm: wetterfest, wenig empfindlich, farblos grau, praktisch und nüchtern wie die ganze Thätigkeit vieler Männer. Ein Gebrauchsgegenstand muß praktisch sein. Das ist die erste und Hauptforderung. Das Praktische braucht aber nie das Aesthetische auszuschließen; das beweisen die Schöpfungen unseres wieder aufblühenden Kunsthandwerks. Gewänder in kräftigen Farbentönen können ebenso praktisch sein wie einfarbige, die sich möglichst dem nichtssagenden Grau nähern. Aber der Mann läßt sich ja genau so von der Mode tyrannisiren wie die Frau. Sein bißchen Farbensinn und Farbenfreude muß sich auf die Cravatte beschränken, die deßhalb mit dem Wachsen der Farbenfreudigkeit Riesendimensionen angenommen hat. Schüchtern wagt sich auch wieder die bunte Weste hervor. Individuell zu kleiden versteht sich der Mann im Durchschnitt noch weniger als die Frau. Die Männergewandung verhüllt Alles. Eine Adonisgestalt läßt sich in dieser Kleidung kaum von einem halb verkrüppelten Menschen unterscheiden. Wattirungen fehlen in keinem Rock und Jaquett und lassen die Schultern möglichst breit, hoch und — unnatürlich erscheinen. Lang- und Kurzhalsige opfern gleichmäßig der Göttin Mode. Allerdings mögen den Letzteren die Opfer in hohen Stehkragen recht schwer werden. Man hat nur Mitleid oder Hohn und Spott übrig, wenn man sieht, wie diese Narren ihren Körper verunstalten und sich selbst auf eine Folter spannen, die ihnen nicht die geringste Bewegung ihres offenbar hohlen und leichten und deßhalb leichtbeweglichen Kopfes gestattet.

Alle Menschen sind wohl darin einig, daß der Pappkasten „Cylinder“ und die Narrenjacke „Frack“ dem Meisterwerke der Schöpfung nicht zum Schmucke dient und seine Schönheitsreize nicht erhöht. Was ist nicht schon gegen diese beiden lächerlichen Garderobenstücke gesprochen und geschrieben worden! Mit welchem Erfolge? Bei jeder festlichen Gelegenheit treten wir heerdenweise im Heerdencostüme an.

Digitized by Google

Die Frauenreformkleidungs-Bewegung wird zum größten Theil von Männern geleitet. Das sollten sich die Frauen nicht gefallen lassen und sich am ehesten auf diesem Gebiete emancipiren. So lange die Männer selbst noch in ihren unkleidsamen farblosen Costümen umherlaufen, haben sie gar kein moralisches Recht, die Frauenkleidung zu reformiren. Sie sollten das den Damen getrost selbst überlassen und ihre Kräfte lieber auf einem ihnen viel näher liegenden Gebiete verwerthen und bei ihren Geschlechtsgenossen eine Reformkleidungs-Bewegung in's Leben rufen. Sie thut wirklich noth.

Ein Jeder fege vor seiner Thür und räume dort den Schutt der Vorurtheile und Thorheiten hinweg!

Wilhelm Föllmer.

Dramatische Aufführungen.

Rose Bernd.*) Schauspiel in 5 Acten von Gerhart Hauptmann. (Deutsches Theater.)

Ein phantasievoller Dichter, ein scharfer Beobachter und ein Rechenkünstler (Künstler, wohlgemerkt), das addirt, ergiebt den großen Dramatiker. Niemals hat Jemand daran gezweifelt, daß Gerhart Hauptmann als Dichter und Beobachter sehr hoch zu werthen ist. Gelingt's ihm stellenweise auch mit der Rechenkunst, dann bescheert er uns ein Drama wie die Weber; beschränkt er sich auf Seelenstudium und auf die Aeußerungen eines liebevollen Dichterherzens, dann bekommen wir Hanneles Himmelfahrt zu sehen. Diese weise Beschränkung übt Hauptmann aber nicht oft, und da ihm der Stoff nur selten wuchtig Vorschub leistet wie in der Weber-Tragödie, so hat gerade er der deutschen Bühne viel Lebensunfähiges gegeben. Das starke Können ist in allen seinen dramatischen Werken, doch nur wenige davon sind wirkliche Dramen.

Der Rose Bernd gegenüber thut sich sofort die Frage auf: Hat diesmal der Theaterpoet den geruhsamen Menschenergründer mit sich fortgerissen, geht diesmal die Linie der Handlung ungebrochen und in schönem Aufstieg zum Ziele? Die dichterischen Eigenschaften des Schauspiels — ich sage gleich, daß sie ungewöhnlich groß, ungewöhnlich fesselnd sind — würden deßhalb nicht geringer, wenn auf die Frage nach der Bühnenqualität keine befriedigende Antwort käme. Möge denn Hauptmann selber antworten. Was erlebt Rose Bernd bei ihm?

Das prächtige Mädel, ausgezeichnet durch die Energie und Festigkeit ihres Wollens und gleichzeitig die Schönste im ganzen Kreise, hat sich in dem Augenblicke einen Herzallerliebsten gewählt, wo sie sich mit dem schwächlichen Günstling des Vaters, dem herrenhutischen Buchbinder („Kleisterpott") August, verloben mußte. Von jeher stellen die Männer der Herrlichen nach, wie lüsterne Buben einem seltenen, bunten Vogel nachstellen, und Rose ist zweiundzwanzig alt, heiß und frisch und ohne Mutter. Vater und Bräutigam sind ganz anders geartet wie das lebensfrohe Geschöpf, ahnen nicht entfernt, was in Roses Sinnen blüht und glüht. So wirft sie sich, eine reife Frucht, dem Aristokraten des Dorfes, dem Herrn Erbschulzen Christoph Flamm, in die Arme. Wildes Liebesglück, starke, ehrliche Leidenschaft bei beiden. Wäre der Mann nicht an ein krankes Weib gefesselt, so nähme er auf der Stelle Rose zur Frau . . . Doch der Rausch darf nicht andauern. Sie erklärt dem Herrn Christoph, dem sie, „Thränen im Auge, inbrünstig aufwallend", die Hand küßt, und den sie weder zu duzen noch beim Vornamen zu nennen wagt, daß es nun vorbei sein müsse. Unglücklicherweise hat gerade ihr letztes Liebesfest ein Arger belauscht: der Locomobilmaschinist Streckmann, die blondbärtige Schönheit des Dorfes, der geschniegelte Mägdegeck. Dieser Alberne weiß die starke Rose so einzuschüchtern und zu ängstigen, daß sie ihm für das Geheimniß unerhört hohen Preis zahlt. Und nun ist sie verloren. Der verrätherische Lump kann seinen Triumph nicht für sich behalten, bringt Rose vielmehr in's Gerede und zwingt ihren Vater, die Beleidigungsklage gegen ihn anzustrengen. Ach, und derweil spürt das Mädchen, daß es sich unter ihrem Herzen regt. Des Kindes wegen hat sie kurz entschlossen in die rasche Verheirathung mit August eingewilligt, des Kindes und ihrer Frauenehre wegen — soll das Opfer umsonst gebracht worden sein? In Schreck und Scham schwört sie vor Gericht, mit dem Streckmann und dem Flamm nichts gehabt zu haben. Der Meineid kommt auf der Stelle an den Tag, denn Streckmann wie auch Flamm sagen beim Schwür die Wahrheit. Mich wundert's, daß der Richter die Unglückliche nicht unverzüglich verhaften läßt. Doch dann wäre das Stück vorzeitig aus. So findet Rose noch Gelegenheit, ihr Neugeborenes zu erwürgen.

Zweierlei in diesen Vorgängen, welche die Haupthandlung darstellen, ist mit der Grundmauer des Stückes nicht fest genug verklammert, zweierlei muthet theatralisch, nicht dramatisch an. Daß Streckmann in so plumper Weise hinter Rose's Geheimniß kommt, mag passiren, obgleich der Coulissentrick einem die Freude an der prächtigen Einleitungsscene des ersten Actes verdirbt, dem anmuthigsten und innerlichsten übrigens, das Hauptmann je geschrieben hat. Nun aber — warum läßt sich diese Derbe und Kernfeste von dem haltlosen Windhund so jämmerlich in's Bockshorn jagen? So große Mühe sich Hauptmann auch giebt — daß seine Rose in besinnungsloser Furcht einem Elenden zum Opfer fällt, glauben wir ihm nicht, weil es uns anwidert, weil es einen eklen, fatalistischen Zug in den Mittelpunkt des Dramas stellt. Kurz vorher hat er uns gezeigt, mit welcher Ehrfurcht und unerschütterlicher Zuversicht das Mädchen zu dem geliebten „Herrn Leutnant" emporsieht, und nun sollen wir annehmen, daß sie ihm kein Wort über die schmachvolle Hetze sagt, die Streckmann gegen sie eröffnet? Potz Blitz, der Erbschulze hat den Schrank voller Gewehre und ist auch sonst der Kerl, mit dem ein armer Locomobilenmaschinist nicht eben gerne Kirschen essen möchte. Seine Frau, die er halb als seine Mutter behandelt, hat ihm während ihrer langjährigen Krankheit vielerlei verzeihen müssen; sie verzeiht ihm später auch die Geschichte mit der Rose — also hätte ihm eine rechtzeitige Beichte bei ihr gleichfalls nicht geschadet. Statt dessen muß, der allzu naturalistischen Oekonomie des Stückes zu Liebe, Rose tiefer noch in Nacht und Grauen versinken. Es ist kein Mensch, der ihr hülfreich zur Seite steht, und ist kein Erbarmen bei denen, die so viel von Gott sprechen, daß sie irdische Angst nicht mehr sehen. Unerklärlich benimmt sich, auch nur der Oekonomie des Stückes zu Liebe, der Christoph Flamm. Wie Rose ihr schreckliches Geständniß ablegt, da stößt er sie verächtlich von sich, ohne weiter auf die Gründe einzugehen, die das arme Wild dem Streckmann gefügig machten. „A hat mich verfolgt und gehetzt wie a Hund!" schreit die Unglückliche, und lachend erwidert Flamm: „Nun was denn — Ihr Weiber macht uns zu Hunden!" Das ist ein Witz, ein Autorenwitz, mit dem Hauptman die eigenen schweren Bedenken, daneben aber auch die Wahrscheinlichkeit seiner Rechnung niederschlägt. Beide Helden, Rose und Flamm, knicken die geraden Linien der Handlung, und die Katastrophe wächst nun aus Seitenästen heraus.

Das ist nicht der einzige Rechenfehler des Stückes. Hauptmann verdunkelt und krümmt den Weg noch mehr, indem er reichliches Episodenwerk hinzu thut und allzu umständlich charakterisirt. Niemals hat er eine ergreifendere Frauengestalt gezeichnet als die kranke Gattin Flamm's, und ich kann mir keinen helleren Mittelpunkt eines Dramas denken als diese Resignirte, deren Haupt die eheliche Märtyrerkrone und alle weibliche Tugend schmückt; die mit mageren, weißen Händen Segen stiftet, halb schmerzlich, halb überlegen lächelnd den Mann gewähren läßt und ihn dadurch fest an sich bindet. Wenn in dies stille Seelenrevier plötzlich doch der eigene, seelische Jammer, der wilde, leidenschaftliche, dringt, dann könnte aus ihm die ergreifende Tragödie des kranken Weibes aufblühen. Hauptmann streift das Alles nur. Frau Flamm dient ihm bloß als Contrastfigur für die kraftstrotzende Rose und hat bloß den Zweck, Christoph Flamm zu beleuchten. Daß sie trotzdem für sich selbst lebt und durch sich selbst wirkt, beweist glänzend Hauptmann's großes Kunstvermögen; dem Schauspiel von der Rose Bernd fügt sie störende Längen ein. Hohen Respect vor dem Dichter und Beobachter, die Rechnung des Dramatikers aber ist falsch. All' das auch sonst üppig sprießende Beiwerk verwirrt, man weiß nicht recht, wohin der Verfasser mit Einem will und folgt ihm interessiert erst vom vierten Acte an, wo er Klarheit zu schaffen beginnt, wo der Blick auf das Golgatha der Heldin frei wird.

Die beiden letzten Aufzüge dröhnen vom Schritte des großen, gewaltigen Schicksals, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. Noch zermalmt Hauptmann mehr als er erhebt, noch ist

*) Das neue Drama von Gerhart Hauptmann Rose Bernd, Schauspiel in fünf Acten, ist soeben bei S. Fischer, Verlag, Berlin, in Buchform (geh. 2 Mk. 50 Pfg.) erschienen. Die Zeichnung des Titelblattes wurde von Karl Schnebel entworfen.

Digitized by Google

darum ein unsicheres Tasten und ein Zuviel in seiner neuen Arbeit. Doch der ungebändigte Reichthum ruft danach, zusammengefaßt zu werden. Menschen von Fleisch und Blut gehen durch das Drama, einheitlich und doch wundersam complicirte Gestalten. Wenn sie uns von der Bühne aus mitunter noch leicht verworren, künstlich zusammengesetzt scheinen, dann ist's allein darum, weil diese Leute mit der vom Dichter ersonnenen Handlung nicht untrennbar verschmolzen sind. Glückt es ihm beim nächsten Mal, den Widerspruch aufzuheben und das Exempel ohne Rest zu lösen — nun, dann ist uns der lang ersehnte Dramatiker gekommen. Auf Hauptmann steht noch immer unsere reichste Hoffnung.

Aus unseren Kunstsalons.

„Ein alter Leser" der Gegenwart, der auch „Bilderkäufer" ist, bezeichnete in einem Schreiben an den Verlag meine „Entgegnung" — es war keine „Entgegnung", verehrter Herr, sondern nur eine Besprechung — also meine Besprechung der Holtzbecher'schen Broschüre „Eine Flucht der Künstler in die Oeffentlichkeit" als „ganz falsch", obschon er andererseits selbst zugiebt, daß „im Holtzapfel*)-Protest" „vieles falsch" ist.

Zum Beweis seiner Behauptung zieht er Folgendes, nur Folgendes heran:

„Der Umstand, daß kein Besucher der in der Ball-Ausstellung war, beweist ja gerade die Richtigkeit der Behauptung, daß nur die große Kunstausstellung ein Markt ist!

Habe ich — ein eifriger Besucher von Ausstellungen, doch nicht einmal Kenntniß gehabt von erwähnter Ball-Ausstellung!

Was die Seitensäle betrifft der großen Kunstausstellung, wie viele zehntausende Mark habe ich für Bilder gerade der Seitensäle schon ausgegeben, und ich glaube, viele erstklassige Bilder zu besitzen.

Also: Manches wahre Wort ist in der Broschüre, das auch von einem Gegner hätte anerkannt werden sollen!"

Hierauf hätte ich zu erwidern, daß ich sehr wohl anerkenne, daß in der „Gr. B. K." nicht Alles zum Besten bestellt ist. Ich schrieb ausdrücklich:

„Daß die Organisation unserer Großen Ausstellung Besserung verträgt — wer weiß das nicht! Ob diese auf dem Wege zu erreichen wäre, der von den Protestlern in Vorschlag gebracht wird — Einsetzung einer staatlichen Commission zur Umarbeitung einer Reform, Juryfreiheit für Künstler, die bereits zehn Mal in der Ausstellung vertreten gewesen, Schaffung einer Revisionsinstanz, Ausnutzung des gesammten Raumes des Landesausstellungspalastes — darüber mögen die zunächst betheiligten Kreise selbst sich vernehmen lassen. Auch dem außerhalb dieser Kreise Stehenden nöthigt aber mancher Vorschlag ein Kopfschütteln ab . . .

Alles in Allem — hier ist das Kind mit dem Bade ausgeschüttet worden. Es wird viel Thörichtes vorgebracht in einem Ton der Erbitterung, wie man ihn ja wohl in einer erregten Debatte am Stammtisch anschlagen mag, nicht aber in einem Druckwerk."

Hat der „alte Leser" meinen ersten Artikel nicht gelesen? Und ist es „ganz falsch", wenn es im zweiten hieß:

„. . . Keine Macht der Erde würde bei Publicum und Kritik ein größeres Interesse für die ‚Seitensäle' wecken können, als es gemeinhin besteht. Es ist ja lange nicht einmal für Alles vorhanden, was in den ‚Hauptsälen' zu sehen ist."

Nirgends aber habe ich behauptet, daß nicht auch in den Seitensälen Käufer zu finden sind. Ich möchte sogar glauben, daß sie dort häufiger zu finden sind, als in den Hauptsälen . . . .

Im Uebrigen — über den Geschmack ist bekanntlich nicht zu streiten. Daß aber die „Gr. B. K." von gewisser Seite, auf der auch der Herr „alte Leser" steht, nur als „Markt" betrachtet wird, das ist und bleibt für mich bedauerlich — mag das manchem auch „ganz falsch" erscheinen. „Ganz falsch" erscheint aber mir die Ansicht, daß „nur die Große Kunstausstellung ein Markt ist." Wo bleiben da alle unsere anderen Ausstellungsunternehmungen, vor Allem die Kunsthandlungen im engen Sinne des Wortes? . . .

Da ich mich gezwungen sah, noch einmal auf den famosen „Appell" zurückzukommen, so will ich mit großer Genugthuung noch feststellen, daß der Versuch der Protestler, an Allerhöchster Stelle ein Eingreifen in die für sie so schmerzliche Sachlage zu erwirken, erfolglos geblieben ist. Officiell ist ihnen mitgetheilt worden, daß man keine Veranlassung habe, ihrem Gesuche zu willfahren.

Ob sie sich nunmehr bei dem dreimaligen Fiasco — Broschüre, Ausstellung bei Ball, Immediateingabe — beruhigen werden? Oder ob sie jetzt eine neue „Sezession" bilden werden, eine im Gegensatz zu den bestehenden fortschrittlichen — künstlerisch reactionäre — falls die zur Zeit unter den Berliner Künstlern angestellte Enquete über ihre Stellungsnahme zur Broschüre zu einem für die Gruppe Holtzbecher ungünstigem Ergebnisse führen sollte? J. Norden.

*) Soll heißen Holtzbecher; der treffliche Landschafter Karl Holtzapfel hat mit der Broschüre nichts zu thun, obschon auch seine Bilder mitunter in den „Seitensälen" anzutreffen waren.

Offene Briefe und Antworten.

Kutscher und Gerichtsschreiber.

Sehr geehrte Redaction!

In dem Aufsatze „Der deutsche Adel in seiner bürgerlichen Erwerbsthätigkeit", enthalten in Nr. 28 der Gegenwart, sind bei Aufzählung der Berufe, zu denen der entgleiste Adel seine letzte Zuflucht nimmt, die Worte

Kutscher, Gerichtsschreiber

neben einander und in der Deutung gebraucht, daß beide Berufsarten als gleichwerthig erachtet werden.

Wir gestatten uns, darauf hinzuweisen, daß die Gerichtsschreiber nach den Vorschriften über die Rangordnung der Staatsbeamten mittlere Justizbeamte sind, bezüglich deren Vorbildung (Zeugniß für den Einj.-Freiw. Militärdienst) der preußische Herr Justizminister am 17. December 1899 Bestimmung getroffen hat. Die geistige Thätigkeit der Gerichtsschreiber ist u. A. in den Reichsjustiz-Gesetzen ersichtlich.

Oelschig, Obersecretair der Staatsanwaltschaft. Franke, Sekretair, Gerichtsschreiber.

Notizen.

Robert Saitschick, Menschen und Künstler der italienischen Renaissance. (Berlin, E. Hofmann u. Co.) Das vorliegende Buch von Saitschick versucht in einigen zusammenfassenden Capiteln den Geist der italienischen Renaissance, wie er sich auf den verschiedenen Lebens- und Schaffensgebieten äußert, gleichsam wie etwas Unpersönliches, an und für sich Daseiendes zu fassen und zu verfolgen. Aber in erster Linie kommt es ihm doch darauf an, in's geistige Wesen der einzelnen hervorragenden Repräsentanten und Träger jener Cultur zu dringen. Es verweilt eingehend bei der Einzelerscheinung, und in diesem Sinne könnte man es eine nicht unwillkommene Ergänzung zu Burckhardt nennen, um so mehr als es auch die bildende Kunst und deren Vertreter in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. In den Charakteristiken zeigt sich viel psychologischer Scharf- und Tiefblick.

Prof. Dr. Georg Witkowski, Ludwig Tieck's Leben und Werke. (Leipzig, Max Hesse's Verlag.) Diese Biographie Tieck's ist ein Sonderabdruck einer demnächst in Max Hesse's Neuen Leipziger Classiker-Ausgaben erscheinenden neuen Ausgabe von Tieck's Werken. Sie benutzt neben der umfangreichen Literatur über Tieck, die sich namentlich in den letzten Jahren reich vermehrt hat, die Dresdener Handschriften und den in der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrten Nachlaß, aus dem u. A. zum ersten Male über die zahlreichen ungedruckten Jugenddramen Tieck's Nachricht gegeben wird. Auch die Beleuchtung ist insofern verschieden von der in früheren Biographien des Dichters angewandten, als er hier nicht als der Romantiker, sondern als der erste deutsche Dichter der großstädtischen Gesellschaft aufgefaßt wird.

Was muß der Gebildete von den Mitteln zur Mundpflege wissen?

Man hört oft die Meinung äußern, daß die Mund- und Zahnpflege eine Errungenschaft der Neuzeit sei, eine Modesache, von der unsere Ahnen nichts gewußt hätten. Diese Meinung ist irrig. Schon Hippokrates, der Begründer der Heilkunde, beschäftigte sich mit der Frage, wie der Zahnverderbniß zu steuern sei, und gab Vorschriften für Zahnpulver und aromatische Mundwässer; auch wußte er z. B. schon wackelnde Zähne an einen der festen Nachbarn mit Gold und Seidenfäden zu befestigen. Da überhaupt bei den Griechen und bei den Römern auf die Pflege des Körpers großer Werth gelegt wurde, so waren duftende Salben, Puder, Schminken und Parfüms unentbehrliche Requisiten bei der Toilette, und die Mittel zur Pflege des Mundes und der Zähne fehlten dabei keineswegs. Man bürstete die Zähne, entfernte den Zahn-

Digitized by Google

stein, ließ sich vom Zahnarzte die Zähne ausbessern, auch die schlechten ersetzen und reinigte den Mund mit aromatischen Mundwässern oder Cachous. So singt Martial:

„Wie erklär' ich es mir, daß stets nach Myrrhe
Dein Kuß riecht."

Und an anderer Stelle:

„Daß Deines Mundes Hauch vom gestrigen
Weine nicht dufte,
Schlingst Fescennia Du, Ueppige,
Cosmus Cachous."

Auch die alten Egypter ließen sich die Pflege des Körpers sehr angelegen sein und vergaßen dabei die Mundpflege keineswegs. Sie benutzten dazu die Aromata in verschiedener Form, um den Athem zu parfümiren und die Mundhöhle nach den Mahlzeiten zu reinigen. Verschiedene derartige Recepte sind uns heute noch erhalten.

Dieses Bedürfniß der alten Culturvölker ging leider mit ihnen verloren, und in den wechselvollen Kriegszeiten des Mittelalters war für die Kosmetik nicht viel Verständniß mehr vorhanden. Erst der neueren Zeit ist es vorbehalten gewesen, diesem wichtigen Theile der Hygiene wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, allerdings auf anderer, auf wissenschaftlicher Basis. War es unseren Vorfahren lediglich darum zu thun, schlechte Gerüche zu beseitigen, indem sie sie einfach durch starkriechende Mittel überläubten, so geht die Kosmetik der Neuzeit darauf aus, ihre Ursache zu ergründen und diese zu beseitigen. Sie legt den Hauptwerth auf die Prophylaxe. So haben denn auch die modernen Präparate zur Mundpflege einen anderen Zweck, als die unserer Vorfahren. Freilich ist zu bedenken, daß damals bei der immerhin einfacheren Lebensweise die Verderbniß der Zähne keine so erschreckende Verbreitung gehabt hat als bei uns, wo kaum 5% der Bevölkerung ein gesundes Gebiß besitzt. Wie ist diese betrübende Thatsache zu erklären?

Man war über das eigentliche Wesen der Zahnverderbniß bis vor Kurzem noch sehr im Unklaren. Man machte erst die schlechten Säfte des Körpers, dann Würmer, Parasiten und die „Welt im Kleinen" dafür verantwortlich. Später nahm man dann an, daß die Zähne organisirte, mit lebenskräftigen Eigenschaften versehene Gebilde seien, die in Folge äußerer Reize, schlechter Behandlung ꝛc. von innen heraus erkrankten. Seitdem man aber selbst an eingesetzten Menschenzähnen die Caries mit eben denselben Erscheinungen wie sonst hat auftreten sehen, ist über die wahre Natur dieser Erscheinung kein Zweifel mehr möglich. Die im Munde verbleibenden Speisereste gehen, wenn sie nicht bald entfernt werden, in saure Gährung über, und die dabei entstehende Essig- und Milch-Säure leiten die Zahnverderbniß ein, indem sie die Zahnsubstanz unmerklich aufweichen. In die Sprünge und Hohlräume, ja selbst in die erweiterten und erweichten Zahnbein-Röhrchen dringen die im Munde zahlreich vorhandenen Bacterien ein und beginnen dort ihre zerstörende Thätigkeit. In erster Linie sind also die Hefekeime und die dadurch producirten Gährungssäuren, in zweiter Linie die übrigen Bacterien, pathogene uud nicht pathogene für die Zahnzerstörung verantwortlich zu machen. Damit ist auch der Weg für die Bekämpfung derselben gegeben. Man beseitige die nach den Mahlzeiten im Munde verbliebenen Speisereste und hemme die Entwickelung der Bacterienflora in der Mundhöhle. Ersteres geschieht durch mechanische Reinigung, letzteres durch Ausspülen der Mundhöhle mit antiseptischen Mundwässern, wie es deren verschiedene im Handel giebt.

Man muß zugeben, daß durch die ungeheure Reclame, die z. B. für Odol gemacht wurde, die Allgemeinheit erst auf die Wichtigkeit der Zahn- und Mundpflege aufmerksam gemacht worden ist. Seitdem übrigens dieses Mundwasser sich die Welt erobert hat, vergeht fast keine Woche, in der nicht ein neues Präparat mit möglichst wohltönendem Namen als „allerbestes", „unerreicht wirksames" Mundwasser angepriesen wird, bis es, vor dem Forum der Wissenschaft in seiner Werthlosigkeit erkannt, allmälig wieder vom Markte verschwindet. Es ist erwiesen, daß fast kein einziges der im Handel befindlichen Mundwässer der Forderung entspricht, antiseptisch, aber gleichzeitig für Mund und Zähne unschädlich zu sein. So leicht die erste Forderung zu erfüllen ist, so schwer ist es die zweite. Wirksame Antiseptica giebt es in Unmenge. Ob sich das Antisepticum aber für die Mundhöhle eignet oder nicht, darüber sind sich die wenigsten Fabrikanten klar. So findet man denn Mundwässer mit Sublimat, Salicyl- und Benzoesäure oder anderen sauer reagirenden Substanzen, mit Kali chloricum, Formaldehyd und Wasserstoffsuperoxyd, obwohl sich herausgestellt hat, daß gerade die wirksamsten Antiseptica für den vorliegenden Zweck die schädlichsten sind und zwar schädlich für die Zähne oder für die Mundschleimhaut.

Eingehende Untersuchungen, die von Chemikern und Bacteriologen über diesen Gegenstand gemacht worden sind, haben überhaupt ergeben, daß die gewöhnlichen Antiseptica zur Mundpflege nicht geeignet sind. Die Verhältnisse der Mundhöhle sind so eigenartig, die Mundhöhle gegenüber chemischen Einwirkungen so empfindlich, daß die Aufgabe, ein wirksames und gleichzeitig unschädliches Mundwasser herzustellen, beinahe unmöglich erschien, bis man ein Antisepticum entdeckte, das die merkwürdige Eigenschaft besaß, an sich indifferent zu sein, in der Mundhöhle aber bei Berührung mit dem lebenden Gewebe in seine antiseptisch wirksamen Bestandtheile gespalten zu werden. So wird eine für die Zähne und Schleimhaut vollkommen unschädliche Wirkung erzielt, die außerdem nicht nur für den Augenblick anhält, sondern stundenlang nachwirkt.

Dieses langgesuchte Antisepticum ist im Odol enthalten, das nach den Aussprüchen der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Zahnpflege das beste der bisher in der Wissenschaft bekannten Mundwässern darstellt. Zahlreiche klinische Beobachtungen und experimentelle Versuche hervorragender Forscher haben diese Thatsache bewiesen. So stellte Heselmann die eigenthümliche Art der Wirkung, das Zustandekommen der Dauerwirkung und die vollkommene Unschädlichkeit für die Zähne fest, Röse constatirte die Unschädlichkeit für die Schleimhaut des Mundes, Seifert die nachhaltige fäulnißhemmende Wirkung, desgleichen Hüppe, Paschkis, Gerlach, Pöhl u. A. Dem zu Folge muß die Behauptung, daß Odol das gegenwärtig beste Mundwasser sei, als berechtigt anerkannt werden.

Was nun die mechanische Reinigung der Mundhöhle betrifft, so kann diese durch sinngemäße Anwendung einer geeigneten Zahnbürste in völlig ausreichender Weise ausgeübt werden. Unter sinngemäß wird verstanden, daß man nicht nur über die Vorderflächen der Zähne in horizontaler Richtung wegfährt, wie dies gewöhnlich geschieht, sondern sie auch in verticaler Richtung, dann auch auf der Innenseite bearbeitet. Spült man nach solch einer gründlichen Handhabung der Zahnbürste den Mund mit Odol nach, so ist den mundhygienischen Pflichten Genüge gethan.

Viele Leute lieben es aber, die mechanische Wirkung der Zahnbürste durch Anwendung eines Putzmittels zu unterstützen, und bei manchen Personen, an deren Zähnen Unebenheiten des Schmelzes vorhanden sind und der Zahnbelag daher fester haftet, ist dies sogar erforderlich. Als mechanische Putzmittel werden nun gebraucht: Zahnseifen, Zahnpasten und Zahnpulver. Zahnseifen eignen sich nicht für diesen Zweck, und es muß vor ihrem Gebrauche dringend gewarnt werden, da sie wegen ihres Alkaligehaltes die Zähne morsch und brüchig machen. Auch die Zahnpasten und Zahncrêmes sind nicht zu empfehlen; um die nöthige Consistenz zu erhalten, müssen sie Glycerin-, Seife-, Syrup- oder Honig-Zusatz erhalten, welche alle für die Zähne oder für die Mundschleimhaut schädlich sind. Als mechanische Putzmittel für die Zähne kann nur ein Zahnpulver in Frage kommen.

Selbstverständlich gilt für das Zahnpulver dasselbe, was eben von den Mundwässern gesagt ist. Sie dürfen keine Antiseptica und dergleichen enthalten, die den Zähnen und der Mundschleimhaut Schaden bringen. Solche Zusätze sind außerdem, wenn man ein antiseptisches Mundwasser gebraucht, überflüssig. Zusätze wie Salicylsäure, Borsäure, Borax ꝛc. sind unter allen Umständen zu verwerfen. Vor der Anwendung des chlorsaueren Kali, das häufig in sehr hoher Concentration ja sogar in Substanz als Zahnpasta und Zahnpulver empfohlen wird, kann außerdem wegen seiner Giftigkeit nicht genug gewarnt werden. Es sind schon tödtliche Vergiftungen damit vorgekommen. Neuerdings wird Gorit als Zusatz zu Zahnputzmitteln empfohlen. Gorit ist Calciumsuperoxyd, ein Körper, der in Berührung mit Wasser sich sehr rasch zersetzt und Sauerstoff entwickelt. Auch dieser Stoff ist zur Zahnpflege ganz ungeeignet; denn durch ihn wird die organische Substanz der Zähne in hohem Maße angegriffen.

Im Uebrigen muß man bedenken, daß die Zähne und die Mundschleimhaut nicht nur chemischen Einflüssen gegenüber sehr empfindlich sind, sondern auch mechanischen Einwirkungen bei Weitem nicht so widerstehen können, wie dies gewöhnlich angenommen wird. Es hat sich sogar gezeigt, daß schon zu harte Bürsten nicht nur eine Verletzung des Zahnfleisches, sondern eine allmälige Abnutzung des Schmelzes der Zähne verursachen. Dies ist natürlich noch viel mehr der Fall, wenn man zur Zahnpflege Mittel anwendet, die man sonst im gewöhnlichen Leben als Schleif- und Scheuermittel benutzt. So werden häufig die Zähne mit Lindenkohle behandelt, der ganz unberechtiger Weise eine kräftige desinfizirende Wirkung zugeschrieben wird. Außerdem sind gepulverter Bimsstein und Austerschalen oft angewandte Zusätze zu Zahnpulvern und Zahnpasten, ebenso Sepiaknochen und, gleichzeitig als Färbemittel, gepulverte Korallen. Bei einiger Ueberlegung muß sich Jeder selbst sagen können, daß solche „Schleifmittel" direct ruinös auf die Zähne einwirken werden. Aber auch Substanzen, die anscheinend ganz feinkörnig sind, wie Kreidepulver, Milchzucker, Schlemmkreide ꝛc., bestehen aus mehr oder weniger harten, spitzen und scharfkantigen Krystallen und Stücken, die natürlich bei anhaltendem Gebrauche die Zähne ebenfalls angreifen müssen. Man darf eben nur solche Präparate verwenden und kaufen, die, nach wissenschaftlichen Principien in fachmännisch geleiteten Fabriken hergestellt, eine Gewähr für tadellose Beschaffenheit und Wirksamkeit bieten. So kann man ein Zahnpulver nicht nach seiner äußeren Beschaffenheit mit dem bloßen Auge prüfen und beurtheilen, sondern es muß auch der mikroskopischen Prüfung bei 300—400facher Vergrößerung Stand halten. Ein solches Ideal-Präparat ist das Odol-Zahnpulver, das, vollkommen frei von Säuren und anderen ungeeigneten Zusätzen, eine fast völlig amorphe Structur besitzt, sodaß auch mechanische Schädigungen der Zähne vollkommen ausgeschlossen sind. Bei der Wichtigkeit einer regelmäßigen Zahnpflege und den großen Schädlichkeiten, welche der Gebrauch ungeeigneter Präparate, wie eben kurz ausgeführt worden ist, nach sich zieht, kann man nicht dringend genug wünschen, daß der allgemeine Gebrauch der Odol-Präparate zum Gemeingut aller Gebildeten werde.

Digitized by Google

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meichtschersky Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.
Seltene Gelegenheit!

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Felix Dahns sämtl. Werke poet. Inhalts.

Neue Folge.

15 Liefgn. zu je 1 Mk. oder 4 Bde. zum Preis von 15 Mk.

Inhalt: **Band I:** 1. Sigwald und Sigridh. 2. Stilicho. 3. Der Vater und die Söhne. **Band II:** 1. Am Hof Herrn Karls. 2. Herzog Ernst von Schwaben. 3. Fünfzig Jahre. 4. Meine welschen Ahnen. **Band III:** Walhall. **Band IV:** Kaiser Karl und seine Paladine.

Diese neue Folge ist ganz selbständig; sie bildet ein vaterländisches Festgeschenk, zumal an solche, welche die Hauptausgabe besitzen. Die Dahnschen Werke sind und bleiben ein nationaler Hausschatz, der überall mit Freuden willkommen geheißen wird.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen
von
Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. A. Promber, Zittau i. Sa.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** ℳ. 3,—.
Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.**
Letzteres gilt auch von:
Allmers Röm. Schlendertage. ℳ. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ. 4.
Salomon Süditalien. ℳ. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ. 4.
Verl.: Schulzesche Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Wir erlauben uns unsere Leser auf die heute beigelegten Prospecte von B. G. Teubner in Leipzig, betr. Neue Blätter des künstlerischen Wandschmucks; Verlag Eugen Diederichs in Leipzig, betr. Religiöse Kultur und Neue Musik-Zeitung in Stuttgart (25. Jahrgang) aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Geisbergstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaplerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 14. November 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Theodor Mommsen. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin). — Die Vereinsamung Deutschlands oder ein Dreikaiserbündniß in Sicht. Von Kurd von Strantz (Berlin). — Der Siegeszug des Kaufmannes. Von Mil Richter (Leipzig). — **Literatur und Kunst.** Dehmel's „Zwei Menschen". Von Heinrich Meyer-Benfey. — Ein Roman aus der neuen Völkerwanderung. Von Max Hoffmann (Berlin). — **Feuilleton.** Gift bleibt Gift. Von Josef Rieder. — **Aus der Hauptstadt.** Ueberfluß im Deficit. Von Ajax. — Jupiter und der Ochs. Von Timon d. J. — Morgan's Fall. Von Otto von Gottberg (New York). — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Theodor Mommsen.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Den Holsteinern hat man stets Talent zugleich für die Jurisprudenz, für die Geschichtsschreibung und für die lyrische Poesie nachgesagt. Die Zusammenstellung klingt ein wenig seltsam, aber Theodor Mommsen vergegenwärtigte eine Vereinigung dieser Eigenschaften. Das „Liederbuch dreier Freunde", vor bald 60 Jahren von ihm mit seinem Bruder Tycho Mommsen und mit Theodor Storm herausgegeben, zeigt ein sehr achtbares lyrisches Talent, besonders aber eine leichte Melodik der Verse, die an dem schwer gepanzerten Hopliten der altrömischen Geschichtsschreibung doppelt Wunder nimmt,

„Die Heimath ist zerschlagen,
Der edle Stamm verdorrt,
Die lieben Klänge tragen
Wir in die Fremde fort"

heißt es in seinem Lied an den plattdeutschen Dichter Klaus Groth. Aber durch sein ganzes Dasein zog sich ein tiefer innerer Widerspruch, der sich gelegentlich geradezu tragisch geäußert hat.

Die Doppeltheit seines Wesens zeigt sich schon in seinem literarischen Hauptwerk. Er ist ein durchaus deutscher Geschichtsschreiber, an Gründlichkeit nicht weniger als an ethischem Pathos; aber daneben haftet seiner römischen Geschichte literarisch ein neufranzösisches Element an. Wenigstens in den ersten Ausgaben verbraucht dieses Buch eine ganz unverhältnißmäßig große Menge linksvogesischer Wendungen; der Ausdruck „die plumpe Morgue der römischen Großen" ist schon von den ersten Bewunderern jenes imposanten Werkes angemerkt worden; augenscheinlich hatte der Verfasser viel französisch gelesen. Das ist seinem Styl sehr zu Gute gekommen, aber man merkt an dem großen Geschichtsschreiber überhaupt etwas zu sehr die Pariser Schule; er wird Thiers in dessen Ungründlichkeit und gelegentlicher Unwahrhaftigkeit tief verachtet haben, aber dieser Verherrlicher des Napoleonismus hatte in einiger Hinsicht auf ihn abgefärbt. So seltsam es klingen mag, im Charakter wie besonders im Schicksal besaßen Beide einige Aehnlichkeit. Beide mahnten unermüdlich den Schatten Cäsar's herauf, bis er erschien; als er sie dann unsanft am Kragen packte, waren sie tief entrüstet und noch mehr erstaunt. Thiers hat das zweite französische Kaiserreich mit an erster Stelle geistig vorbereiten helfen, Mommsen mit das Feld für die Bismarck'sche Politik im Urtheil der deutschen Jugend urbar gemacht. Aber als die Praxis erschien, mißfiel sie ihm im höchsten Grade.

Seine Wirksamkeit in dieser Richtung ist später in Etwas durch Heinrich v. Treitschke in Schatten gestellt worden. Aber er ist vielleicht noch entscheidender gewesen. Mommsen besaß die tragische Stellung des Propheten, der später an dem von ihm Verkündeten irre wird; mit Recht ist dieses Moment neuerdings an der Gestalt Johannes des Täufers besonders hervorgehoben worden. Der schleswig'sche Gelehrte mit den braunen Sibyllenaugen predigte in der deutschen Politik den Cäsarismus, lange bevor Herr v. Bismarck ihn in das Praktische zu übertragen hatte beginnen können; je länger, desto mehr aber bekannte er sich dann von dem Erreichten enttäuscht. Ebenso ist er Friedrich Nietzsche vorausgegangen; sein Sulla ist eine „blonde Herrenbestie", wenn es jemals eine gegeben hat; aber die politische Herrschaft dieser Richtung war dem deutschen Stubengelehrten ein vollendeter Greuel, und diese Abneigung trat im Alter immer leidenschaftlicher hervor. Wie ein anderer Chlodwig verbrannte er zuletzt, was er angebetet, und betete an, was er verbrannt hatte.

Besonders grell trat dieser Widerspruch in Beurtheilung der agrarischen Frage hervor. Seine römische Geschichte ist ein einziger flammender Protest gegen die Zerstörung des altrömischen Bauernstandes durch die Einführung des billigen sizilischen und sonstigen überseeischen Kornes; er gleicht darin seinem mit sichtlicher Vorliebe beurtheilten Cato Censorimus, aber in der Praxis des deutschen Politikers hat er die Kornzölle rücksichtslos bekämpft und den schalen „Nichts als Freihändlern" im Styl der Karl Braun und Genossen das Gewicht seines wissenschaftlichen Namens geliehen. Als ihm Fürst Bismarck einmal parlamentarisch diesen Widerspruch vorhielt, wollte er mißverstanden worden sein. Der Gegensatz zwischen Theorie und Praxis ist ja die überlieferte Eigenheit des deutschen Gelehrten, aber niemals ist er so stark hervorgetreten wie bei Theodor Mommsen. Es war die Zwiespältigkeit einer Natur, die aus redlichem Haß gegen das frühere deutsche Elend das ganze nationale Gelehrtenwesen verabscheute und verspottete und dabei den deutschen Magister auch nicht eine Sekunde abschütteln konnte. Er sah tief

Digitized by Google

herab auf die deutsche Presse, worüber man aus dem Beginn der siebziger Jahre mit Bezug auf seinen persönlichen Verkehr mit hiesigen Publicistenkreisen eine lustige Anekdote hat. In dem französirenden Deutsch ihrer ersten Auflagen bezeichnet seine römische Geschichte die Juden als ein „Ferment der Decomposition"; später haben sich hiesige Preßorgane der vorbezeichneten Specialität seiner Mitarbeiterschaft rühmen dürfen. Nichts kommt dem Haß und der Verachtung gleich, die sein Geschichtswerk dem politischen Doctrinarismus widmete, aber als Politiker war er der vollendete Typus des Doctrinärs. So früh wie aus dem Jahr 1865 hat man davon ein Beispiel. Mommsen veröffentlichte damals eine Broschüre, welche die Annexion Schleswig-Holsteins durch Preußen lebhaft empfahl, den Zwang in dieser Hinsicht aber verurtheilte; wer die Holsteiner zu Etwas zwingen wolle, setze sich in die Nesseln, meinte er mit einer Anspielung auf das Wappen jenes Territoriums. Was aber nun, wenn die Holsteiner sich nicht einverleiben lassen wollten? Da war dann eben das Latein des großen römischen Geschichtsschreibers zu Ende.

Die Beispiele ließen sich noch sehr häufen. Mommsen hat das jetzige deutsche Reichstagswahlrecht als den unvermeidlichen Verderb der Nation bezeichnet, aber in seinen letzten Lebensmonaten empfahl er lebhaft das Bündniß des entschiedenen Liberalismus mit der Socialdemokratie, wovor sich in dieser Allgemeinheit Herr Eugen Richter weislich gehütet hat. Bei der Ernennung des Dr. Martin Spahn zum Geschichtsprofessor in Straßburg protestirte Mommsen mannhaft gegen die Hineinziehung der Parteipolitik in die Wissenschaft; daß Nichts so sehr die Centrumsvorherrschaft in Deutschland gefördert hat, wie die von ihm mitgemachte linksliberale Secession von 1880, war ihm dabei wohl entfallen. In der stets zunehmenden Versteifung gegenüber der neueren deutschen Entwickelung glich er Rudolf Virchow, der sich aber geschichtlich dabei besser ausnimmt. An Begabung war der Nordfriese dem Pommern weitaus überlegen, ein schöpferischer Kopf gegenüber einem geschickten Aneigner. Aber Virchow hielt überhaupt das politische Werk des Fürsten Bismarck für werthlos und äußerte öffentlich, hätte man nur die Fortschrittspartei an das Ruder gelassen, sie würde es viel besser gemacht haben. Für dergleichen war Mommsen zu realpolitisch, leider aber wünschte er zugleich in dem Lichte des unentwegten Freiheitskämpfers dazustehen und gerieth so in eine doppelte und deßhalb schwankende Beleuchtung.

Das Vorstehende ist nicht gesagt worden, um dem glänzendsten noch übrig gewesenen Namen der deutschen Wissenschaft irgendwie auch nur das kleinste Titelchen seines Ruhms abwendig zu machen. Aber die innere Tragik des deutschen Gelehrtenwesens in seiner überlieferten Absperrung von dem nationalen Leben ist kaum irgendwo so zwiespältig hervorgetreten, wie bei diesem bis zur Rabulistik streitbaren Denker und Geschichtsschreiber. Mit allen Fasern strebte er in das nationale Leben hinein, aber er ertrug es nicht. Der grimmige Verächter des deutschen Schulmeisters wurde Zeitlebens als Politiker wie als Patriot von dem deutschen Schulmeister überwunden.

Die Vereinsamung Deutschlands oder ein Dreikaiserbündniß in Sicht?

Von Kurd von Strantz (Berlin).

Die nachbismarckische Reichsleitung ist allen Mächten nachgelaufen und hat sie mit einem Uebermaß von Liebenswürdigkeiten zu kodern versucht, die hinsichtlich Amerikas fast zur nationalen Würdelosigkeit wurden. Erst wurde mit Rußland aus persönlichen Gründen geschmollt, um nachher doch den Bismarck'schen Draht, doch ohne dessen geniale Geschicklichkeit, wieder aufzunehmen. Das Ergebniß war schlechte Behandlung; vom König von England angefangen, der aus Angst vor der feindlichen Volksmeinung seinen kaiserlichen Neffen nicht zu besuchen wagt, bis zum italienischen Herrscher, der sich mit dem deutschen Erbfeind verbrüdert und vom französischen Bundesgenossen an der Newa empfindliche Kränkungen einsteckt, die er sich von uns nicht hätte gefallen lassen. Andererseits ist die Erkaltung der russisch-französischen Beziehungen nicht stark genug, um den Besuch des russischen auswärtigen Ministers in Paris zu verhindern, der also mit dem Polen Goluchewski und Delcassé umschichtig liebäugelt, nur unseren Reichskanzler trotz des Darmstädter Aufenthalts*) meidet. Alle Welt liegt sich in den Armen, aber Deutschland wird geschnitten oder nur aus Höflichkeit besucht. Trotz Faschoda und Tunis ist das „herzliche" Einverständniß der West- und Mittelmeermächte nicht zu leugnen. Will Italien zunächst auch das reiche Frankreich anborgen, sein Herz ist ebenfalls dabei. Der ehemalige lustige Prinz von Wales fühlt sich an der Seine viel wohler, als im soldatischen Berlin mit seiner Denkmals- und Paradesucht.

In den Vereinigten Staaten herrscht trotz aller Liebedienerei deutscher Würdeträger ein gesunder Deutschenhaß, und höchstens wird auf geistigem Gebiet der deutsche Einfluß Seitens der republikanischen Angelsachsen gnädigst anerkannt. Die Thatsache, daß mindestens 20 Millionen Nordamerikaner deutschen Geblüts sind, wird einfach unterschlagen und ist anscheinend auch unserer Regierung noch nicht zum klaren Bewußtsein gekommen, da sie sonst das Gewicht der Rassenfrage in die Wagschale werfen und das überseeische Deutschthum wider die anmaßenden Yankees aufbieten würde. Aber der germanische Kampfeszorn glänzt durch Abwesenheit in unserer Diplomatie. Mit aufdringlichen Geschenken wursteln wir weiter in der irrigen Hoffnung, daß auch in der hohen Politik solche Kleinigkeiten wirklichen Werth haben. Die splendid isolation Albions löst sich in einen westmächtlichen Bund auf. Rußland wird umbuhlt und nur mittelbar durch Japan geängstigt, damit England als selbstsüchtiger Friedensvermittler auftreten kann. Oesterreich marschiert mit Rußland Arm in Arm und ordnet allein in Gemeinschaft mit ihm die Balkanwirren, über die einst Bismarck im Berliner Congreß als ehrlicher Makler entschied, obschon ihm doch die Kämpfe dort unten in der Türkei die Knochen eines pommerschen Grenadiers nicht werth waren.

Inzwischen ist unser Interesse am türkischen Morgenland erheblich gestiegen, da wir wirthschaftlich lebhaft am Gedeihen der Unterthanen des kranken Mannes betheiligt sind. Die anatolische Bahn und ihre noch keineswegs gesicherte Fortsetzung bis zum persischen Meerbusen wurden als deutsche Heldenthaten gepriesen, obwohl das ausländische Capital stärker als das deutsche in diesem Bahnunternehmen Anlage gefunden hat. Aber die Deutsche Bank und ihre Hinterleute machten ein glänzendes internationales Geschäft, und dies genügt schon dem bescheidenen deutschen Michel. Legten wir in Kreta mit Recht die Flöte still bei Seite, so ist die sonstige Selbstgenügsamkeit im europäischen Concert kaum mit unseren tapferen Reden in Einklang zu bringen. Von der deutschen Vormacht im Verein der Großmächte ist nichts mehr zu spüren. Verkrochen wir uns nicht in Venezuela sogar hinter dem mißgünstigen England, um Onkel Jonathan's Zorn nicht allein auf uns zu laden, und

*) Die Wiesbadener Zusammenkunft sieht sehr gezwungen aus. Wenn der Zar bei Herrn Heyl v. Herrnsheim Fasanen jagt und sich täglich im Automobil an der schönen Bergstraße zeigt, kann die Angst vor den Nihilisten doch diesen kurzen Besuch mit höfischer Pracht und unter einem unendlichen kriegerischen und polizeilichen Aufgebot nicht rechtfertigen. Den kaiserlichen Prunk wünscht er anscheinend in Deutschland auch gar nicht. Jedenfalls steht fest, daß Graf Bülow den russischen Amtsgenossen besucht hat, was sonst wider die internationale Höflichkeit ist.

Digitized by Google

erkannten wir nicht bedingungslos die freche Monroelehre hierbei an, die noch Bismarck eine Unverschämtheit genannt hatte? Wir können uns den Umstand nicht mehr verhehlen, daß unser bisheriges Prestige unendlich gesunken ist. Niemand fragt mehr darnach, was man in der Wilhelmstraße zu den Welthändeln sagt, die einst von dort aus geleitet wurden, so daß jeder Franzose davon überzeugt war, daß Bismarck an jedem diplomatischen Vorgehen betheiligt sei.

Die Furcht ist der beste Schild. Ach leider fürchtet man uns gar nicht mehr, sondern spöttelt sogar schon über unsere Redelust und Thatenscheu. Wir sind wirklich vereinsamt, und der Dreibund ist nur im Frieden noch ein Schmuckstück. Im Ernstfall geht Oesterreich mit Rußland und Italien mit Frankreich. Ja, wir müssen mit sauersüßer Miene diese dreibundfeindlichen Annäherungen noch als weitere Friedensbürgschaften feiern, als ob der russische Bär nicht der geborene Deutschenverfolger und die rachsüchtige Marianne an der Seine nicht stets unsere erbittertste Widersacherin blieben. Selbst das amtliche Deutschland könnte sich nicht so gründlich über den Zustand der russischen und französischen Volksseele täuschen, wenn es im Ernst an die friedliche Gesinnung unserer an ihrer Kriegsrüstung fast erstickenden Nachbarn glauben wollte. Die Feigheit der reichen französischen Pfeffersäcke und die Kriegsscheu des schwachen Zaren könnten die erregte Volksleidenschaft bei einem unvorhergesehenen Zwischenfall doch nicht bändigen. Dies wissen auch unsere Heerführer.

Bei dieser Sachlage mußte sich unserer auswärtigen Leitung der Gedanke aufdrängen, das alte Dreikaiserbündniß zu erneuern und dadurch Frankreichs festeste Stütze zu entfernen. Denn weder England noch Italien könnten bei einem Festlandskrieg das russische Massenheer ersetzen. Vor Tommy und dem Bersagliera mit dem schönen Federhut fürchtet sich nicht einmal ein deutscher Trainsoldat. Frankreich wäre dann in Europa zur kriegerischen Unthätigkeit verwiesen und durch die englische Freundschaft in einen natürlichen Gegensatz zu seinem alten russischen Verbündeten getrieben, der uns Rußlands Zuverlässigkeit sichert. Eine Verständigung Oesterreichs mit Rußland wider unseren Willen und ohne unsere Vermittelung, wie sie jetzt eingetreten ist, wäre im Falle des alten Kaiserbundes ausgeschlossen und dann ungefährlich. Wir könnten auch ganz anders auf dem deutschen Charakter des Donaureiches bestehen, das ohne Furcht vor Rußland dann seine widerhaarigen Slawen und Magyaren zur Ordnung zu bringen im Stande ist. Auch Bismarck hat trotz des Dreibundes an der russischen Anlehnung festgehalten und dadurch den gegenwärtigen Zweibund verhindert, der jetzt im besten Zuge ist, sich durch den Zutritt Englands und Italiens zu einem gefährlichen Vierbund auszuwachsen, der unsere europäische und überseeische Stellung bedroht. Das sind die Folgen unserer Epigonenpolitik, die die Lehren des diplomatischen Altmeisters fast kindlich verachtete. Die Zeit ist trotz aller Deutschfeindlichkeit dem Aufleben des östlichen Dreibundes günstig, da Frankreich sich bei der Aengstlichkeit des Zaren in der Bundesbereitschaft Rußlands getäuscht hat, das mit Recht den Schwerpunkt seiner Entwickelung im Osten erblickt, wo auch Oesterreichs Zukunftsstern leuchtet. Hoffentlich rafft sich unsere schwächliche Staatskunst endlich zu dieser rettenden That auf, die eigentlich in der Luft liegt, wenn wir nicht mit Blindheit geschlagen sind und wirklich jeder Thatkraft entbehren.

Der Siegeszug des Kaufmannes.

Von Mil Richter (Leipzig).

Berühmte Kaufleute hat es zu allen Zeiten gegeben. Die Wahrheit des Wortes, daß die Welt vom Gelde regiert wird, hat sich jedes Mal wieder auf's Neue bestätigt, wenn sich durch Glück, Zufall oder andere Umstände große Besitzthümer auf einer Person zusammenhäuften. Denn Reichthum ist Macht und diese Macht des Geldes ist oft bedeutender gewesen als die souveräne Herrschermacht der Kaiser und Könige. Ein treffendes Beispiel sind die Fugger und Welser, deren dominirende Stellung im 15., 16. und 17. Jahrhundert den bestimmendsten Einfluß auf die politische Gestaltung der Länder ausübte. Kaiser Karl V. wäre nicht zum deutschen Kaiser erwählt worden, und manch anderer Fürst des 15. und 16. Jahrhundertes hätte nicht das Scepter des Herrschers in die Hand bekommen, wenn nicht die Macht des Geldes, wie sie sich in dem damaligen Handelshause der Fugger vereinigte, alle Hindernisse hinweggeräumt hätte, die sich der Erlangung der Würde eines Kaisers und Königs entgegenstellten. Auch die Geschichte der ruhmreichen Hansezeit ist eine Zeit der politischen Macht; sie bildet den Inhalt der Culturgeschichte jener Zeit! Welche Rolle dann weiter auch die Rothschild's in der Entwickelung des politischen und wirthschaftlichen Lebens gespielt haben, ist so allgemein bekannt, daß es nur dieses Hinweises bedarf. Noch manch andere Geldkönige stellen sich diesen Namen gleichberechtigt zur Seite: Sie alle waren Herrscher ihrer Zeit und damit zugleich die Beherrscher des Volkes!

Heute ist es nicht anders. Namentlich weist die Geschichte des modernen Amerika eine Reihe von Namen auf, deren Träger in ihren Besitzthümern eine gleich große Macht in sich vereinigen. Man hat diesem neuen Erdtheile in jüngster Zeit den Spitznamen eines Landes der unbegrenzten Möglichkeiten gegeben, den wir Deutsche alles Recht haben auch auf die Erlangung großen Capitals, auf die amerikanischen Geldkönige anwenden zu können. Denn es scheint, als ob bei ihnen auch die Möglichkeit der Capitalconcentration auf einzelne Glückspilze unbegrenzt wäre. Wir Kinder der Alten Welt staunen vor den Millionenzahlen, hinter denen sich Geldsummen verbergen sollen. Der smarte Amerikaner zuckt keine Wimper, wenn ihm das Gespenst der Milliarden-Summen entgegen tritt. In der That, ein Gespenst ist es wirklich, denn mit unheimlicher Schnelligkeit ist aus dem gewöhnlichen, mittellosen Manne ein Milliardär und Billionär geworden — bei uns würden Generationen dazu nöthig sein. Ohne Zweifel liegt in dieser Entwickelung zur Geldherrschaft das große Geheimniß des kaufmännischen Erfolges, das den Gelehrten noch manches Kopfzerbrechen bereiten wird. Und diese Erfolge sind so eigenartiger Natur, daß man selbst in der Person jener Geldfürsten einen psychologischen Schlüssel kaum findet. Auch wenn man hineindringt in die Werkstätten ihrer Arbeit, findet man nur die offenkundige Thatsache bestätigt, daß sie die Conjuncturen ihrer Zeit auszunutzen verstanden haben. Denn diese Conjuncturen gaben ihnen Gelegenheit, Mittel zu erwerben, deren zweckmäßige Anwendung zum kaufmännischen Erfolg und dann zur wirthschaftlichen Herrschaft führte.

Trotzdem sind diese amerikanischen Geldkönige selten Kaufleute gewesen. Sie mögen eine harte Schule des praktischen Lebens als ehemalige Zeitungsjungen, als Buchdrucker, Weber oder andere ehrsame Handwerker durchgemacht haben, Kaufmann dagegen haben sie nicht gelernt, und doch stellen sie hinsichtlich ihrer geschäftlichen Erfolge den gelernten Kaufmann in Schatten, der in jahrelangem Studium der Handelsverhältnisse, der speciellen Branche, der Lebensbedürfnisse der Völker, des Geldverkehres, der Lebensbräuche und der Menschen selbst sich einen reichen Schatz von Fachkenntnissen aneignete. Der amerikanische Geldkönig ging allein durch die Schule des Lebens; er machte sich die Erfahrungen zum Maßstabe seiner ferneren Thätigkeit und arbeitete seinem Ziele schnurstracks entgegen. Stellt dieses Verfahren nicht einen offenbaren Gegensatz zu den Bildungsbestrebungen unserer Zeit dar? Wir lassen unsere jungen Kaufleute eine geregelte Lehrzeit durchmachen, unterrichten sie nach den besten Methoden

Digitized by Google

in allen Zweigen der Fachwissenschaft und geben ihnen schließlich auch Gelegenheit, sich in den höheren Bildungsstätten, den Handeshochschulen, in die wichtigsten Probleme des wirthschaftlichen und praktischen Lebens zu vertiefen und schicken sie schließlich auch in fremde Länder, damit sie ihren Gesichtskreis nach allen Seiten hin erweitern. Das ist der Bildungsweg, den wir benutzen. Und die Erfolge? Sie lassen sich freilich im Einzelnen nicht durch so gewaltige, gewissermaßen verblüffende Zahlen ausdrücken wie bei den amerikanischen Geldfürsten, aber die Arbeit der deutschen Kaufleute ist intensiver. Ihr Bildungsgang lehrte sie kaufmännisch denken und handeln: sie sind bestrebt, auch die unscheinbarste Gelegenheit zu ihrem geschäftlichen Vortheil auszunutzen, ohne dadurch der gesammten Volkswirthschaft zu schaden. Ihre kaufmännische Thätigkeit specialisirte sich nach den vorhandenen Verhältnissen, während der amerikanische Millionär monopolisirte. Auf diese Weise entzog er die wirthschaftlichen Kräfte dem Volke, der deutsche Kaufmann führte dem Wirthschaftsleben neue Kräfte zu. Das sehen wir an dem Aufblühen der deutschen Industrie und an der inneren Entfaltung des wirthschaftlichen Lebens. In Amerika können wir diese Erscheinung zwar auch beobachten, sehen andererseits aber auch, daß es an einer gefährlichen Ueberproduction leidet, die eben durch die Centralisation der wirthschaftlichen Kräfte nicht gebessert, sondern verschlimmert wird. Das ist der Gegensatz der kaufmännischen Schulung in seinen Erfolgen nach der wirthschaftlichen Seite.

Auch die Weltanschauung des deutschen Kaufmannes hat sich geändert. Und gerade jetzt scheint der Zeitpunkt gekommen zu sein, wo die althergebrachte, in dem Boden der Praxis wurzelnde durch eine neue, in wissenschaftlichem Gewande einhergehende abgelöst wird. Denn die Errichtung der Handelshochschulen an den bedeutendsten deutschen Handelsplätzen (Leipzig, Köln, Frankfurt, Aachen, Berlin und Posen) bildet gewissermaßen den Schlußstein einer Entwickelungsperiode des kaufmännischen Bildungswesens, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückreicht. Ausgangs der vierziger Jahre begann man zunächst noch als schüchterne Versuche, dem Kaufmann eine systematisch fachwissenschaftliche Schulung anzubieten. Man erkannte die Erfolge, die hierdurch erzielt wurden und so dauerte es nicht lange, bis diese Versuche schon einen ganz ansehnlichen Umfang angenommen hatten, so daß Anfang der neunziger Jahre man sagen konnte, fast dem gesammten Handelsstand ist die Gelegenheit geboten, sich seine Kenntnisse auf wohl organisirten Fachschulen zu holen. Mittlerweile war allerdings der Kaufmannsstand auch zu einer ansehnlichen Größe angewachsen, Handel und Industrie hatten sich inmitten eines reich entwickelten Wirthschaftslebens zu hoher Blüthe entfaltet und doch fühlte er sich gesellschaftlich zurückgesetzt gegenüber den Gelehrten und anderen Berufsvertretern, die in Folge ihrer wissenschaftlichen Bildung als die Elite des Gesellschaftslebens angesehen wurden. Da erwachte auch im Kaufmannsstande der Ehrgeiz nach einer gleichen Stellung, nach Gleichberechtigung. So entstanden denn jene höheren Bildungsstätten, an denen er sich seine wissenschaftliche Schulung zu holen vermag, soweit er sie als Großkaufmann oder in leitender Stellung umfangreicher Unternehmungen benöthigt. Diesen Bildungsweg zu gehen, hält heute beinahe schon Jeder für selbstverständlich, gewissermaßen als Berufspflicht, während man ihn vor kaum zwei Jahrzehnten als einen Weg bezeichnete, der von der Bahn kaufmännischer Erfahrungen ab und zu geschäftlichen Mißerfolgen führte. Das ist die Wandlung in der Weltanschauung des Kaufmannes.

Diese Wandlungen sind von gar nicht zu unterschätzendem Einfluß, denn sie verändern auch die Structur unseres Culturlebens, wie es jenseits des Oceanes in den letzten Jahrzehnten ja so deutlich in die Erscheinung getreten ist. Wir haben diese Entwickelung gewöhnlich als die amerikanische Gefahr betrachtet, weil sie mit den Traditionen des alten Europa unvereinbar sei. Denn wir haben immer eine angeborene Abneigung gegen die Geldherrschaft Einzelner an den Tag gelegt, weil sie mit unserem socialen Empfinden unverträglich schien. Deßhalb haben auch die kaufmännischen Größen früherer Zeiten nicht bestehen können. Sobald sie aus ihrem eigentlichen Wirkungskreise heraustraten und anfingen, den socialen Geist zu beherrschen, gingen sie zu Grunde. So lehrt es uns die Geschichte. Ob diese Lehren auch auf den Geist des amerikanischen Großunternehmerthumes Anwendung finden, ist freilich nicht zu sagen. Denn dieser Amerikanismus selbst hat noch keine Geschichte, wohl aber liegt der Kern desselben in den Grundsätzen, unter denen seine Vertreter, wie die Vanderbilt, Carnegie und Andere, zum geschäftlichen Siege gelangten. Merkwürdigerweise sind diese Grundsätze von durchaus ethischer Reinheit. Andrew Carnegie, der ehemalige König der amerikanischen Stahlindustrie, ist das Muster eines ehrbaren Geschäftsmannes und Menschen. Wenn er auch das Streben nach Geld als das nothwendigste und vornehmste Ziel des Kaufmannes betrachtet, so glaubt er doch, daß gerade in diesem Geldverdienen die einzige Möglichkeit zu Wohlthaten liege; denn nur so sei es möglich, das Volk in den Genuß wirthschaftlicher Vortheile zu setzen. Der Gewinn des Geschäftes ist für ihn nur etwas Aeußerliches, an ethischem Werthe gewinnt es erst durch den Erfolg, weil nur er allein den moralischen Genuß bei einem Geschäftsmanne mit höheren geistigen Fähigkeiten bringe. Der Gewinn sei weiter nichts als ein Mittel zur Befriedigung des Verlangens nach Fortschritt, vor Allem nach geistigem: Er ist gewissermaßen eine Dividende der inneren Zufriedenheit.

Solche Grundsätze verschaffen dem Geiste des Amerikanismus alle Achtung. Sie rufen ganz von selbst das Verlangen wach, daß der ethische Gewinn nicht durch den materiellen überwuchert werde. Denn nirgends ist diese Gefahr größer als im Kaufmannsstande. Erblicken wir ernstlich eine solche Gefahr in dem Gespenst Amerikanismus, so ist sie doch lange nicht so bedeutend als die der falschen Anwendung der Geldherrschaft. Denn diese Gefahr ist die stete Begleiterin auf dem Siegeszuge des modernen Kaufmannes.

Literatur und Kunst.

Dehmel's „Zwei Menschen".*)

Von Heinrich Meyer-Benfey.

Es ist keine leichte oder dankbare Aufgabe, das neue Werk von Dehmel zu besprechen, denn kein neuerer deutscher Dichter macht es so schwer, zu klaren, reinlichen Resultaten zu gelangen. Schon der Eindruck beim Lesen ist eigenthümlich gemischt und zwiespältig. Selten gewährt der Dichter ungetrübten Genuß; sehr selten finden sich Gedichte, an denen man im Ganzen reine Freude haben kann und höchstens durch unbedeutende Anstöße in Einzelheiten gestört wird. Häufiger begegnet man einzelnen Stellen von reifer, intensiver Schönheit. Viel zahlreicher jedoch sind die Stellen und die Gedichte, wo man sich geärgert und abgestoßen fühlt. Und wenn man endlich erschöpft das Buch aus der Hand legt, so bleibt zunächst nichts als das Gefühl einer unendlichen Wirrheit im Kopfe. Aber man ist damit nicht fertig und kann es nicht befriedigt ad acta legen; es hinterläßt einen Stachel, der uns zwingt, wieder zu ihm zurückzukehren

*) Zwei Menschen. Roman in Romanzen von Richard Dehmel. Verlegt bei Schuster & Löffler in Berlin 1903. 236 S. 4,50 M.

Digitized by Google

und das Spiel von Neuem zu beginnen. Noch schlimmer jedoch ergeht es dem Referenten, der genöthigt ist, sich von dem Eindrucke Rechenschaft zu geben und über ihn hinaus zur Erkenntniß und zum Verständniß des Werkes zu streben. Denn die Mängel, an denen es krankt, — es sind viele und schwere, — liegen ganz offen am Tage und sind dem blödesten Auge sichtbar. Was dagegen an Gehalt in dem Buche lebt, was ihm den starken, persönlichen Reiz giebt, der uns fast wider Willen fesselt, das ist zumeist so unklar und unzulänglich ausgedrückt, so sehr im Ansatz stecken geblieben, daß es sich sehr schwer fassen und oft kaum ahnen läßt. Daher erklärt sich die verschiedene Beurtheilung Dehmel's. Es ist leicht, ihn lächerlich zu machen und kurzer Hand abzulehnen; aber wir fühlen, daß ihm damit, so verdient der Spott im Einzelnen sein mag, im Ganzen doch Unrecht geschieht. Und andererseits hat er seine geschworenen Propheten, — welcher moderne Lyriker hätte die nicht? — die ihm einen unbegrenzten und kritiklosen Cult widmen und ihn über alles menschliche Maß vergöttern; aber das Strahlenbild, das sie mit Gold in Gold malen, hat mit dem Eindruck, den wir beim Lesen von Dehmel's Gedichten haben, so wenig Aehnlichkeit, und sie reden selbst in so priesterlich orakelhaften, mysteriösen und verstiegenen Tönen, daß sie uns nur mit tiefem Mißtrauen erfüllen. Demgegenüber bleibt dem ehrlichen Berichterstatter nichts übrig, als nüchtern und gewissenhaft die Activa und Passiva zu buchen, und zu sehen, welche Bilanz sich dabei ergiebt.

„Zwei Menschen" besteht aus drei Gedichtreihen; jede enthält einen kurzen „Eingang" und 36 „Vorgänge" zu je 36 Zeilen. Diese dreimal 36 Gedichte haben alle genau denselben Bau. Sie beginnen mit einer Schilderung der Scene, die meist in's Freie verlegt ist. Dann redet ein Weib oder ein Mann, in regelmäßiger Abwechselung, und der andere Theil erwidert. Dann ein kurzer Abschluß, dessen letzter Vers regelmäßig eine Aussage über „zwei Menschen" enthält. Die zwei Menschen sind Mann und Weib, die sich gefunden haben, nachdem sie Beide durch eine andere Ehe gebunden sind. Sie ist, nebenbei, eine „Fürstin" und wohnt in Berlin, er der Archivar ihres Gatten. Sie müssen daher über andere Menschenseelen hinwegschreiten, um zu einander zu kommen; aber dies hindert sie nicht, es stört sie auch nicht, daß ihr Glück zwei ihnen am nächsten stehenden Menschen das Leben kostet, nämlich ihrem Kinde und seiner Frau. Der erste „Umkreis" führt die Geschichte bis zu ihrer leiblichen Vereinigung, die zunächst durch ihre Schwangerschaft gehindert wird. Der zweite zeigt sie, wie sie, den Ehefesseln entflohen, zu Pferde und dann zu Rad in die weite Welt, in's Hochgebirge, eilen; diese Hochzeitsreise findet ihr Ende durch einen Sturz vom Rade, der ihm die rechte Hand lähmt. Nach flüchtigem Aufenthalt in Berlin folgt eine Strandidylle, die durch die Nachricht vom Tode seiner Frau jäh abgebrochen wird. Der letzte Umkreis findet sie zuerst wieder in Berlin, wo sie ohne Schwierigkeit ihre Scheidung erreicht; allmälig kommt ihnen jedoch der Gedanke, daß es Zeit sei, irgend eine nützliche Thätigkeit zu beginnen, um so mehr als sie abermals ein Kind, jetzt von ihm, erwartet, und so reisen sie in ihre Heimath am Rhein, wo sie Besitzungen hat und wo ein Bergwerk eröffnet werden soll. Ehe es jedoch dazu kommt, wird er, aus unklaren Gründen, Landes verwiesen, während sie ihrer Entbindung entgegensieht. Aber sie sind nun so weit eins geworden, daß sie die räumliche Entfernung nicht mehr als Trennung empfinden.

Alle Gedichte beginnen also mit der Schilderung der Scene, meist mit einem Landschaftsbilde. Diese Natureingänge sind in ihrer Knappheit, gewöhnlich drei bis sieben Zeilen, ohne Zweifel die eigentliche Glanzpartie des Buches. Eine reiche, feine Naturbeobachtung und ein starkes Naturgefühl sind hier in wenige mit sicherer Hand ausgewählte Züge zusammengedrängt, die doch ein vollständiges Bild geben und denen eine gewaltige Stimmungswirkung innewohnt. Ich nenne einige Beispiele:

„Die hohen Kiefern können noch nicht rauschen;
Sie schweigen schneebedrückt. Zwei Menschen lauschen,
Wenn manchmal durch den schwerbelad'nen Wald
Das Eis der fernen Seen knallt.
Dann scheinen tiefer noch gesenkt
Die dunkeln, weißgesäumten Aeste,
Um die das Frühlicht machtlos hängt." (I, 24.)

„Und Wolke über Wolke kommt gekrochen
Und drückt das off'ne Land in dumpfe Schranken;
Es liegt im Halblicht wie gebrochen,
Der Bergforst steht gesträubt.
Der Donner brodelt schon, und Blitze wanken;
Und wenn die Funken fahl durch's Dunkle kochen,
Dann ist's, als athmeten des Thales Flanken." (II, 21.)

Dies letzte Gedicht gehört in der Durchführung der Gewitterschilderung und der klaren Beziehung dieser zu den seelischen Vorgängen zu den wenigen, wo es dem Dichter gelungen ist, für den Inhalt einen hinreißenden dichterischen Ausdruck zu finden.

In diesen Naturbildern zeigen sich alle die Vorzüge am frischesten und reinsten, die überhaupt Dehmel's Gedichten ihren Reiz verleihen: die Fülle und Kraft sinnlicher Anschauung, die schwüle, gepreßte Gluth der Empfindung, die Kunst, unglaublich viel Anschauung und Gefühl in wenig Worte zusammenzupressen. Seine ganze Sprache hat diesen Charakter kraftvoller Bildlichkeit und ist einer seltenen Concentrirtheit und Energie des Ausdruckes fähig. Dies wäre nicht möglich ohne ein feines Gefühl für den ursprünglichen Sinn und Gehalt der Worte. Denn alle Sprache ist ja aus sinnlicher Anschauung und Bildlichkeit erwachsen und der Dichter, der die Worte zu Bildern verwendet, giebt ihnen in vielen Fällen nur ihre ursprüngliche Würde zurück. In manchen kühnen Neubildungen und Wortspielen bewährt sich dieser Sprachsinn Dehmel's; auch für die Klangwirkung und die gefühlsmäßige Seite der Wörter hat er offenen Sinn und weiß damit zuweilen gute Wirkungen zu erzielen. Leider aber, und das ist der erste und äußerlichste Mangel seiner Dichtung, den wir zu verzeichnen haben: leider fehlt ihm ein sicherer Geschmack, der ihn vor Mißgriffen und Ausschreitungen bewahrte. Und so verleitet ihn eben diese Fähigkeit manchmal zu Spielereien und Wortgeklingel von unsäglicher Albernheit und Abgeschmacktheit. So in der einen Stelle, die für Dehmel selbst der Kern des Ganzen zu sein scheint, denn er hat ihr die Titelzeichnung entnommen:

„Horch — raunt der Mann — das Zauberwort:
Ja, es hieß wohl: WJR Welt! Nicht Schein! nicht Traum!
Horch, wie's wirbelt: WRWlt — o Uraccord!
WRWlt murmeln die Ströme, die großen,
Wenn sie zusammenkommen im Meere!
WRWlt jubeln die Sternenchöre,
WRWlt die Stürme im Uferlosen!
WRWlt stammelten die Menschen, als sie noch reine Thiere waren;
Stammeln's wieder, Alle wieder, die als reine Götter sich paaren
Und mit Wellen und Mondlichtschleiern
Spielend ihre Freiheit feiern,
Die Freiheit, die voll Eintracht spricht:
O gieb uns, Welt, Dein Gleichgewicht!" (II, 32.)

Nicht erquicklicher ist die Spielerei mit den Namen Isabella Lea und Lucas in I, 7, die schon vom sprachlichen Standpunkte nichts als eine Reihe sinnloser Mißgriffe ist.

Gewiß ist Geschmack nicht die höchste Tugend eines Dichters, und gewiß sind gerade die Dichter, die der Kunst neue Bahnen gebrochen haben, oft der Geschmacklosigkeit geziehen, theils weil ihr Geschmack ein anderer war als der herkömmliche, theils weil sie wirklich, größeren Dingen zugewandt, der äußeren Form und der Ausfeilung des Einzelnen nicht genügende Sorgfalt zuwandten. Aber bei Dehmel liegt die Sache doch wesentlich anders. Alle kühnen poetischen Neuerungen und Licenzen,

Digitized by Google

alle ungewohnten Bilder, seien sie auch einer niederen oder gelehrten Sphäre entnommen, wollen wir ihm gern auf Seite seines Haben schreiben. Man wird aber nicht behaupten wollen, Stellen wie die angeführte, enthielten eine neue, werthvolle Art Poesie, für deren Verständniß wir erst reif werden müßten. Und dann ist Dehmel nichts weniger als ein Dichter, der seine Sachen in großem Zuge mit genialer Hand hinwirft und dem es dabei nichts ausmacht, wenn einmal ein Strich daneben geräth. Vielmehr sind die Gedichte mit ungeheurer Mühe und mit bewußter Ueberlegung ausgearbeitet; frische Unmittelbarkeit, geniale Leichtigkeit und Sicherheit sind seine Sache ganz gewiß nicht. Auch wenn er es nicht selbst sagte, daß dieser Band ihn sieben Jahre gekostet hat, die Spuren des Schweißes und der Studirstubenluft würde man doch nicht ganz übersehen können. Und ein solches Maß von Ungeschmack hat sicher keiner unserer großen Lyriker aufzuweisen.

Unter diesen Umständen muß auch ein anderer Punkt angemerkt werden, den man einem naivern Dichter, wie etwa Liliencron, kaum aufmutzen würde: die Behandlung der metrischen Form. Dehmel schreibt in gereimten Versen von frei wechselnder Länge und Reimstellung. Das ist eine bequeme und dankbare Form, die sich dem Bedürfniß des Ausdruckes unbegrenzt anschmiegt und malerische Wirkungen gestattet. Man muß gestehen, daß Dehmel sie im Allgemeinen mit Geschick und Glück handhabt. Auch der Reichthum an Reimen verdient Anerkennung. Um so mehr ist man erstaunt über die beträchtliche Zahl unreiner Reime, unrein in einem heute sonst unerhörten Grade. Reime wie läuten: leuchten, berühren: klirren (beides I, 8), gern: wär'n (I, 9), Mond: betonend (I, 11), alle: Thale (II, 20), tost: Schooß, los (II, 30), Streifen: kreischen (II, 31), nach: Sprache (II, 34), schimmern: flimmert's (III, 3), röchelt: lächelte (III, 14), funkelnder: verdunkelter (III, 15), verschafft: verhaftet (III, 30), sind doch sonst seit 50 Jahren bei ernst zu nehmenden Dichtern unmöglich, der geringeren Unreinheiten nicht zu gedenken, die übrigens theilweise leicht zu vermeiden gewesen wären. — Die Kehrseite dieser Nachlässigkeit ist der peinliche Schematismus in den Zahlenverhältnissen: Wenn die Länge der einzelnen Verse beliebig wechselt und in ihrer Ordnung und Gliederung kein Princip erkennbar ist, warum ist gerade die Verszahl der Gedichte immer die gleiche festbestimmte: 36? Und warum sind es gerade dreimal 36 Gedichte? Ein sachlicher Grund ist nicht vorhanden. Alles das zeugt nicht von lebendigem Formsinn, bei dem im Gegentheil die äußere Form von innen heraus wachsen, und vom Bedürfniß des Gehaltes gefordert scheinen müßte, selbst wenn die Form eine überkommene wäre, — es verräth vielmehr die Schwäche des Formgefühles, das nicht auf sich stehen kann und daher dieser hölzernen Krücken, dieses äußerlichen Gerüstes bedarf.

Wir haben die Ausdrucksmittel betrachtet; wir untersuchen nun, was Dehmel damit ausdrückt. Nun sahen wir bereits, das Ganze ist die Geschichte einer Liebesleidenschaft, die sich über alle Schranken hinwegsetzt und rücksichtslos zum Ziele strebt. Nun ist die Erotik, besonders die Gluth der sinnlichen Leidenschaft, das eigentliche Feld Dehmel's: in dem Wogen und Wechseln dieses Gefühles, in seinen Irrungen und Wirrungen, in den unendlichen Unterscheidungen und Wechselbeziehungen der Geschlechter weiß er Bescheid wie Wenige, und zur Schilderung dieser Seelenzustände stehen ihm sehr kräftige, satte Farben zu Gebote. Es ist überhaupt eine bewunderungswürdige Leistung, in einem Bande 108 Gedichte über dasselbe Thema und von übereinstimmendem Bau zu bieten, ohne eintönig und langweilig zu werden, und das ist hier wirklich gelungen.

Aber Dehmel verfolgt keineswegs die Absicht, hier etwa einen modernen Tristan zu schaffen. Er will ein Weltanschauungs- und Lebensbuch geben, einen vorbildlichen Typus des modernen Menschen darstellen, eine neue Lebenskunst und Ethik verkündigen. Für seine Bewunderer ist Dehmel ohnehin schon längst die vollendete Offenbarung des modernen Menschen, und sie wissen aus seinen Gedichten die wunderbarste und erhabenste Weisheit herauszulesen. In der That muß man zugestehen: Dehmel ist ein durchaus moderner Mensch, und das Lebensgefühl der heutigen Menschheit ringt in seinen Werken nach Ausdruck mit so angespannter, qualvoller Leidenschaftlichkeit wie bei wenig Anderen, aber über ein leidenschaftliches Stammeln kommt es selten hinaus. Das gilt auch von diesem Buche. Zwei Grundgedanken sind in ihm deutlich erkennbar: daß es des Menschen unbedingtes Recht und Pflicht ist, nach seinem Glücke zu streben, sei es auch auf Kosten Anderer, und daß Entsagung Unnatur, Schwäche, unsittlich ist; ferner daß der Mensch dies Glück nicht in der Vereinzelung erreichen kann, sondern daß es im letzten Grunde in der Harmonie mit dem Weltganzen besteht, daß es daher sich auch in der Verbindung mit der Welt bethätigen und nach außen zurückwirken muß. Eins der wiederkehrenden Leitmotive lautet:

„Alles Leid ist Einsamkeit,
Alles Glück Gemeinsamkeit",

und deutlicher sagt Dehmel gegen den Schluß:

„Und man erkennt: Verbindlichkeit ist Leben,
Und Jeder lebt so völlig, wie er liebt:
Die Seele will, was sie erfüllt, hingeben,
Damit die Welt ihr neue Fülle giebt.
Dann wirst Du Gott im menschlichen Gewühle
Und sagst zu mir, der Dich umfangen hält:
Du bist mir nur ein Stück der Welt,
Der ich mich ganz verbunden fühle.
Bei Tag, bei Nacht umschlingt uns wie ein Schatten
Im kleinsten Kreis die große Pflicht:
Wir Alle leben von geborgtem Licht
Und müssen diese Schuld zurückerstatten." (III, 22.)

In dieser Stelle ist zugleich ausgesprochen, daß für Dehmel die Erotik nicht Selbstzweck und Endzweck ist, daß er darüber hinaus will. Mann und Weib finden das Glück in einer Liebe, in der sie mit ihrem ganzen Wesen ein- und aufgehen, aber in dieser Liebe gewinnen sie zugleich ein neues Verhältniß zur Welt. Das Ziel seiner Sehnsucht ist, wie Dehmel es einmal ausdrückt, „im Weibe die Welt zu umfangen". Die Absicht ist auch hier unverkennbar vorhanden; aber realisirt ist sie eigentlich nicht. Dichterisch gestaltet und lebendig geworden ist nur die Erotik, was darüber hinausweist, sind nur dürftige Andeutungen. Aber das gilt überhaupt von dem geistigen Gehalte des Werkes; es finden sich hier und da tiefe, echt moderne Gedanken, und sie sind zuweilen mit großer Kunst ausgedrückt; aber sie sind immer nur ausgesprochen, nie wirklich gestaltet, in geschautes Leben umgesetzt. Der eine Grund davon ist das Versagen der Gestaltungskraft überhaupt. Davon später. Der andere, daß die Gedanken doch nicht so rein und energisch zu Ende gedacht sind, daß sie sich in der Lebensgestaltung fruchtbar erweisen könnten.

Wir haben allmälig begreifen gelernt, daß der schaffende Mensch, um zu seinem Ziele zu gelangen, das für ihn das höchste Glück ist, die Rücksicht auf seine Mitmenschen häufig beiseite setzen muß und nicht umhin kann, ihnen Leid zuzufügen. Soweit ist für uns die Moral der reinen Nächstenliebe überwunden. Ob man aber, nur um zur Liebesvereinigung zu gelangen, das Recht hat, Menschen, die einem im Wege stehen, einfach zu morden? Die Frage scheint heute in der Luft zu liegen (vgl. Maeterlinck, Joyzelle), aber die Art, wie Dehmel sie beantwortet, ist für mich sehr wenig überzeugend. Um so weniger, da man gar nicht begreift, warum die Fürstin ihr blindgeborenes Kind tödtet. Nur, weil bei seinem Anblick ihrem Liebhaber sich das Gewissen regt? Ich will aber hier nicht moralische Bedenken in den Vordergrund stellen; interessanter ist die Frage: wie kann

Digitized by Google

eine Frau, die sonst sehr menschlich und sympathisch dargestellt ist, ohne irgendwelchen zwingenden Grund ihr einziges Kind umbringen und davon seelisch kaum berührt werden? Wenn wir über diese Ungeheuerlichkeit nicht einfach starr sind, so kommt das nur daher, daß alle äußeren Vorgänge so dürftig angedeutet, so unbestimmt und schattenhaft gehalten sind, daß sie von uns gar nicht als wirklich empfunden werden. Die gänzliche Unzulänglichkeit der Lebensdarstellung verdeckt die psychologische Unmöglichkeit. — Bei alledem ist das Weib nicht nur menschlich liebenswürdiger, sondern auch künstlerisch besser geglückt, als der Mann. Sie ist wenigstens im Verhältniß zu ihm ganz rückhaltlose Hingabe und sie empfindet im Ganzen einfach, sicher und natürlich. Er ist das gerade Gegentheil: sein Gefühl ist fast immer krankhaft überspannt bis zur Unnatur, reflectirt und verkünstelt, dazu launisch und unstet. Als sie in dem wunderschönen ersten Gedichte ihm in Reue klagt, daß sie von einem anderen ungeliebten Manne ein Kind trägt, da weiß er sie erhaben zu trösten:

„Das Kind, das du empfangen hast,
Sei Deiner Seele keine Last.
O sieh, wie klar das Weltall schimmert!
Es ist ein Glanz um Alles her;
Du treibst mit mir auf kaltem Meer,
Doch eine eigne Wärme flimmert
Von Dir in mich, von mir in Dich.
Die wird das fremde Kind verklären,
Du wirst es mir, von mir gebären."

Aber diese Gesinnung hält nicht Stich; später steht das Kind doch zwischen ihnen und erregt ihm Grauen, — bis sie es aus dem Wege räumt. Für diese That wird sie von ihm gefeiert:

„Du Liebe, Schöne, Gute, einzig Wahre!
Du Mörderin aus Lebenslust!" (II, 22),

was ihn nicht hindert, es ihr in anderer Laune in roher Weise vorzurücken. Ueberhaupt äußert er ihr gegenüber den Egoismus des Mannes zuweilen in so brutaler Form und läßt sie den Mißmuth über sein selbst verschuldetes Unglück in einer Weise büßen, die nicht gerade vorbildlich ist. Es ließe sich noch Manches anführen, was die neue, höhere Lebensauffassung und Sittlichkeit, die Dehmel verkünden will, recht problematisch, mindestens wenig durchgebildet erscheinen läßt. Der allerwiderwärtigste Zug ist vielleicht der heillose Unfug, der mit Wörtern wie Gott, Himmel getrieben wird, das beständige Schwelgen in großen, majestätischen Worten und hochtrabenden, tiefsinnig seinsollenden Reden, das ewige Sichaufbauschen, Sichhinaufschrauben, Sichberauschen an dem eigenen Größenwahn: es giebt nicht viele Gedichte, worin sie sich nicht wenigstens einmal als Götter fühlen und eine Erhabenheit über Welt, Menschen und Schicksal an den Tag legen, wozu ihr thatsächliches Benehmen im schreiendsten Widerspruche steht.

Im Ganzen kann ich einen Fortschritt über Dehmel's frühere Gedichte nicht erkennen. Es sind manche in dem Bande, die man zu seinen schönsten stellen kann; im Durchschnitt hat weder die Reife und Tiefe des Inhaltes noch die Durchbildung der Form zugenommen.

Dehmel selbst freilich glaubt hier ein Großes erreicht zu haben. Er giebt das Buch nicht als eine Sammlung von Gedichten, sondern als einen „Roman in Romanzen", und meint damit „die seit Goethe und Byron vergebens gesuchte Form des modernen Epos gefunden zu haben." Diese Selbsteinschätzung zeugt von einer wirklich rührenden Ahnungslosigkeit davon, was ein Epos ist. Denn etwas schlechthin Unepischeres als dies Buch kann man sich nicht leicht denken; es liefert vielmehr den evidenten Beweis, das Dehmel durch und durch Lyriker und nichts als Lyriker ist. Alles, was in ihm werthvoll ist, liegt nach dieser Seite: Naturlyrik, Liebeslyrik und Gedankenlyrik. In allen anderen Beziehungen versagt er ganz. Man versuche sich nur einmal die äußere Fabel vorzustellen: eine Fürstin und ihr Archivar in Berlin, die Tag für Tag zusammen sind, in ihrem Palais, in Wald und Haide, auf den Straßen der Großstadt, und nichts zu thun zu haben scheinen, als zusammen zu sein, ohne daß sie Jemand belauert oder stört; die dann miteinander fliehen und mit doppeltem Ehebruch, Kindesmord und Unterschlagung belastet, ungehindert und unverfolgt in der Welt umherreisen, und nach Berlin zurückzukehren, ganz nach Belieben; die dem Fürsten nur einen höflichen gemeinsamen Besuch abzustatten brauchen, um ohne Weiteres die Scheidung, Verzeihung aller Verbrechen und Herausgabe der Mitgift zu erlangen, — es ist so voll von Unglaublichkeiten, so romanhaft und nebelhaft zugleich, daß der Ausdruck „dilettantisch" dafür offenbar viel zu gut ist. Von den psychologischen Unmöglichkeiten sprachen wir schon. Ferner ist in dem Ganzen von einer stetigen Entwickelung, einem organischen, motivirten Fortschreiten wenig zu merken. Jedes Gedicht drückt eine ruhende lyrische Situation aus. Diese Stimmungsbilder sind dann an dem dürftigen Faden des äußeren Geschehens aufgereiht, eine innere sich entwickelnde Einheit werden sie nicht. Man könnte die Gedichte des ersten Theiles nach Belieben durch einander schütteln, soweit nicht äußere Anhaltspunkte sie fixiren, man könnte die Hälfte streichen oder eine Reihe ähnlicher einfügen, das Bild würde nicht wesentlich verändert werden. Und im Anfange des dritten Theiles sind wir in der Hauptsache wieder auf demselben Fleck; erst in der zweiten Hälfte dieses Theils beginnt das Bild sich zu ändern und ist ein entschiedener Fortschritt vorhanden. Aber die Entwickelung wird nun zu schnell abgebrochen, um wirklich überzeugend zu sein; zur Bewährung im thätigen Leben kommt es gar nicht mehr. Und daß der Gedanke des Schlusses eine einfache Anleihe beim „Faust" ist, würden wir an sich leichter verzeihen, wenn die Unwirklichkeit und Unlebendigkeit dieser Darstellung nicht durch den Vergleich doppelt grell hervorträte.

Suchen wir nun das Resultat dieser Beobachtungen zu ziehen, so ergiebt sich ein ähnliches Bild, wie es die moderne deutsche Lyrik überhaupt bietet, nur noch gesteigert. Im Einzelnen eine bewunderungswürdige Fülle und Kraft. Wie sehr Dehmel unsere Naturanschauung und unser Naturgefühl bereichert, was er für die Ausbildung der dichterischen Ausdrucksmittel geleistet hat, läßt sich kaum zu hoch anschlagen; deßwegen allein hat er auf einen ersten Platz unter den lebenden Lyrikern Anspruch. Aber die centripetalen, aufbauenden, formschaffenden Kräfte, die aus der Menge von Einzelheiten ein Ganzes und Eines schaffen, sind nur schwach und rudimentär ausgebildet. So liegen die Materialien zu einer großen Kunst massenweise am Wege; aber das Gebotene ist keineswegs ein Kunstwerk großen Styles. Es ist wie ein Trümmerhaufen, worin allerlei edles Metall unter Schlacken und Schutt vergraben liegt. Es fehlt der ordnende Schöpfergeist, der das Edelmetall von den Schlacken sondert, es im Feuer läutert und zu reinen, formhaften Gebilden schmiedet. Bei Dehmel ist dies um so auffälliger, da er es an Anspannung und Selbstzucht nicht fehlen läßt. Aber sein Streben scheint nicht unbedingt auf Klarheit und Reinheit zu gehen; er scheint vielmehr eine eigensinnige Liebe zum Unverständlichen und Abstrusen zu haben und dem Einfachen mit Fleiß aus dem Wege zu gehen. Und diese deutliche Richtung seines Geistes, vielmehr als alle die angezeigten Mängel, ist es, die es, nach diesem Buche mehr als je, zweifelhaft erscheinen läßt, ob er sich je zur Vollendung durchkämpfen wird. Immerhin, er ist auch so eine ungewöhnlich interessante und der Beachtung würdige Erscheinung. Er ist vielleicht die stärkste Persönlichkeit unter allen lebenden deutschen Lyrikern. Und bei den seltenen Fähigkeiten, über die er verfügt, bei dem gewaltigen Ernst seines Strebens, der nicht zu verkennen ist, dürfen wir wohl noch an der

Digitized by Google

Hoffnung festhalten, der Herr, dem er jetzt nur verworren dient, werde ihn einst noch zur Klarheit führen. Für unsere Dichtung wäre es ein unschätzbarer Gewinn.

Ein Roman aus der neuen Völkerwanderung.

Von Max Hoffmann (Berlin).

Unter der modernen Völkerwanderung versteht Max Bittrich in seinem Roman „Kämpfer" (Hermann Costenoble, Berlin 1903) den Zug vom Dorf zur Stadt, die Landflucht. Der Verfasser ist ein Sohn des mit amerikanischer Schnelligkeit zur großen Fabrikstadt emporgewachsenen früheren Ackerstädtchens Forst in der Lausitz, und Niemand war mehr berufen als er, die Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Land mit ihren Ursachen und Folgen künstlerisch darzustellen. Er hat seine Aufgabe glänzend gelöst und die Ergebnisse seiner scharfen Beobachtungen mit Kraft und Geschick niedergelegt. Da ist die Stadt mit ihren Maschinen und der Möglichkeit, es bei Fleiß und Ausdauer vorwärts zu bringen, die beständig wie ein ungeheurer Magnet mit unwiderstehlicher Gewalt junge Dorfbewohner in den Bannkreis ihrer dampfenden Schornsteine zieht; da ist das Land, das die Alten im Mißtrauen gegen das verschlingende Ungeheuer und im zähen Festhalten an der ererbten Scholle nicht verlassen wollen.

Die beiden eigentlichen Emporkämpfer in diesem socialen Roman sind die beiden Kernnaturen Karl Tobias und die Magd Marie. Letztere, die der alte Tobias nach dem Tode seiner Frau unbekümmert um das Gerede der Leute heirathet, entwickelt sich vor unseren Augen zu einer wahren Prachtgestalt und zeigt sich als ein durch und durch tüchtiges, urgesundes und braves Weib. Sie bleibt auf dem Lande, zieht immer neue Kraft aus der Scholle und verliert bei allen Schicksalsschlägen nicht einen Augenblick den Halt, während Alle, die nach der Stadt abgewandert sind, an der Unzuverlässigkeit der dortigen Verhältnisse, dem Steigen und Fallen bei schwankendem Erwerb zu leiden haben und mehr oder weniger derb hin- und hergerüttelt werden. Einer von ihnen, Lucke, verkommt sogar vollständig und erfriert als dem Schnaps ergebener Vagabund im Straßengraben. Am Weitesten von Allen bringt es Karl Tobias. Er hat von dem Vater den harten Bauernschädel, die unerschütterliche Ausdauer geerbt, sich von Jugend auf seinen Weg genau vorgezeichnet und macht in der Stadt sein Glück. Freilich zu schnell. Und so muß er schließlich den Zusammenbruch seiner großen Unternehmungen erleben, aus dem er aber als ein Ehrenmann mit unbeflecktem Namen hervorgeht, um in der Vereinigung mit der einstigen Jugendgeliebten ein neues, kampffrohes Leben zu beginnen. Zum Schluß, nach aller Sorge um's Dasein, nach aller Angst vor dem Untergang, kurz vor dem drohenden wirthschaftlichen Ruin, geht den Hauptpersonen die große Wahrheit auf, daß es nicht darauf ankommt, glücklich zu sein, sondern glücklich zu machen, und diese Erkenntniß stärkt sie und erfüllt sie mit frischem Lebensmuth, denn „auf der Ackerscholle wie im Bereich der Schlote — über das Grab hinaus — jubilirt nur Eins für alle Zeiten: der Segen erfüllter Pflichten".

Das Alles ist mit einer gewissen bäuerischen Sachlichkeit vorgetragen, wo kein Wort zu viel oder zu wenig ist und weichliche Sentimentalität gänzlich fehlt. Dem derben Charakter entsprechend herrscht der harte Klang vor. Selbst die Liebe zeigt sich fast nur von der Verstandesseite, und zarte Gefühlstöne werden nach echter Bauernart soviel wie möglich in der Tiefe des Herzens zurückgehalten. Man müßte sich ihrer ja schämen! Aber Trotz und Zorn offenbaren sich frei und ungezügelt und treten mit wilder Leidenschaftlichkeit auf, besonders wenn es sich um das ererbte Gut oder sauer erworbenes und unter Entbehrungen erspartes Geld handelt. Der alte Tobias wird in der Angst um den Verlust seines Hofes, in der Wuth über die geopferten Ersparnisse zum Rasenden, der dem eigenen Sohn nach dem Leben trachtet, und seine Tochter Emma schrickt, um den Bruder und ihre Familie vor dem Untergang zu bewahren, selbst vor einem heimlichen Morde nicht zurück. Diese knochigen, eisenfesten Naturen kennen keine Rührscenen, keine glatten Sätze; wie ein Bergstrom brausen ihre Gedanken in rauhen Worten dahin, und rasches Handeln, unbekümmert ob gut, ob böse, ist ihnen angeboren. Und doch hat Max Bittrich eine Scene geschaffen, die so wehmüthig ergreifend ist, daß ihr in der ganzen Literatur wenig an die Seite zu stellen ist. Das ist die Erzählung, wie die alte Frau Lucke, die mit ihrem Mann im Armenhause ein Zimmer mit einer anderen Familie theilt, in der Nacht sich leise erhebt, die Paar Thaler, die sie sich während eines langen, armseligen Lebens zusammengedarbt hat, aus dem Strohsack zieht und dann auf allen Vieren ganz heimlich zu ihrem verkommenen Sohn hinkriecht. Er hat für einige Stunden Unterschlupf gesucht und sich auf einem Lager aus alten Kleidern am Fußboden bei der Thür gebettet. Niemand im Zimmer, vor allen Dingen nicht ihr Mann, darf Etwas von dem Vorhaben der Mutter merken, und es gelingt ihr auch, dem Sohne das Geld verstohlen zuzustecken und unbemerkt nach ihrem Bett zurückzukriechen. „Die Alte steckte den Kopf unter das Bett und lächelte in sich hinein. Wie lange hatte sie nicht gelächelt? Das erste Mal seit Jahren wärmte das Mutterherz eine Freude. Sie vergaß die trüben Folgen und kicherte förmlich in ihrer Altersschwäche: das hab' ich doch fertig gebracht, daß der Junge noch heemlich den Nothgroschen bei sich hat! Als sie den Kopf wieder herauszustecken wagte, leuchtete ihr der Sternenhimmel in's Gesicht. Da fanden sich ihre Hände, und der Mund stammelte ein Gebet." Das Capitel, in dem dies erzählt ist, wiegt das ganze Gorki'sche, bis in den Himmel erhobene „Nachtasyl" auf, und man fühlt auch hier wieder, daß wir durchaus nicht fortwährend nach dem Ausland zu schielen brauchen, sondern auch in der heimischen Literatur genug wahre und ergreifende Wirklichkeitsdarstellung besitzen.

Eigentlich poetische, sogenannte schöne Stellen sind in dem Buch schwer zu finden. Auch die Naturvorgänge sind mit den Augen des Bauern geschaut, dem sie nichts Merkwürdiges bieten und der an sie als an etwas Selbstverständliches von Jugend auf gewöhnt ist. In kurzen, knappen, aber desto eindringlicheren Sätzen sagt der Verfasser, was er zu sagen hat. So, wenn er den Herbst schildert. „Novembernebel hingen leblos über der Stadt, verwischten jeden Laut und verschleierten, was greifbar war. Ein großer Todtensonntag lastete auf der Welt. Draußen im Walde verdichtete sich der Nebel in den Baumkronen; schwere Tropfen sammelten sich an den Spitzen der Kiefernzweige, und von allen Bäumen war ein geheimnißvolles Rieseln. Aus einer Quelle ewiger Schaffenskraft der Natur war eine Stätte des Grauens geworden." Besser noch liegen Bittrich, die Schilderungen grandioser Vorgänge, die Malereien al fresco. In grellen Farben zeigt er eine Feuersbrunst oder die Fabrik in ihrem sausenden, rasselnden, sinnbetäubenden Betriebe. Bei dieser Gelegenheit hat er ein wahres Meisterstück der Darstellungskunst geliefert. Wie Homer den Schild des Achilles beschreibt, indem er ihn vor unseren Augen entstehen läßt, so lernen wir die Fabrik kennen, als der Sohn sie dem Vater im Betriebe zeigt. Der Dichter berichtet nicht, wie es Dutzend-Schriftsteller zu machen pflegen, sondern läßt sich Alles handelnd vor uns abspielen. „Hinter einer Glasthür, die in einem Zittern und Klirren blieb, drehte sich das eiserne Ungethüm. „Das ist ja wie die feinste Putzstube!" meinte der Bauer und betrachtete den Mosaikboden und die

Digitized by Google

blanken Wände. „Gerade wie geleckt ist hier drinnen Alles, — und warm habt Ihr, da könnt Ihr Euch im Winter aufwärmen ohne Geld. — Was war denn das nun?“ Die Mütze war ihm vom Kopf geflogen. „Das war nur das Schwungrad!“ erklärte der Maschinenführer; „das macht soviel Wind, denn gegen siebzig Mal in der Minute dreht es sich um.“ Der Alte legte die Hände auf einander und starrte auf die beiden mächtigen Kolben, sah eine Menge Seile durch die Decke laufen und hörte das Pumpen und Zischen vom Kesselhause. „Nee, ob's man möglich ist!“ „Die kostet 60000 Mark, Vater.“ „60000? 60000 meinst Du? Das wären ja soviel wie 20000 Thaler — kostet die Maschine?“ „Ja, ja, die zwei Dampfkessel machen schon alleine 30000.“ „10000 Thaler, Du bist wohl — —“ „Das ist aber auch etwas Extraes. Sieh mal hier den Hebel, der ist klein wie Spielzeug. Wenn Du da mit dem Finger, mit dem kleinen Fingerchen, dran tippst, geht das ganze Werk langsamer oder schneller.“ „Durch den einen Finger?“ „Drücke mal!“ „Ich wer' mich schwer hüten!“ „Drücke doch mal!“ Der Alte stellte sich mit gespreizten Beinen weit ab, beugte sich über das gewaltige eiserne Werk und drückte. „Merkst Du, wie sich Alles langsamer dreht?“ „So was hätt' ich nich gedacht! Was die noch machen werden mit ihren Maschinen!“ — „Die hat 400 Pferdestärken.“ „400? Da müssen wir ja die Pferde aus so und soviel Dörfern zusammensuchen, ehe wir das Gleiche schafften.“ — Sie stiegen eine Treppe hinauf. Ein Geknatter, als schlügen Tausende von eisernen Stäben ohne Unterlaß mit Windeseile an einander, drang ihnen entgegen. In Reih' und Glied standen die eisernen Maschinen, in deren langsam vorrückende Garnketten die stählernen Schiffchen flink, daß ihnen das Auge gar nicht zu folgen vermochte, ihre Querfäden zogen. Sprachlos stand der alte Tobias einige Augenblicke, unter dem Eindruck des Ungeahnten. „Man möchte sagen, die Dinger sind wie die Spinnen. Wie bei Spinnen, bloß fixer, kommt der Faden von drinnen raus und zieht hinterher.“

Der Humor entspricht dem eigentlichen Charakter jener Menschen, die aus der Mischung des lebhaften Schlesierthums mit dem bedächtigen, kernigen Märkerthum hervor gegangen sind. Er ist herb, oft sarkastisch mit unverhüllter Ironie, und der Bericht über die von Lucke einberufene Versammlung muthet wie eine Miniaturschilderung der berüchtigten Dresdener Genossentagung an. Ohne daß der Verfasser irgendwie Partei ergreift, ergeben sich da kleine Seitenhiebe gegen die Bebelsingerei, und bei der Beerdigung des verunglückten Traugott Dubian spricht es Lucke offen aus, was Viele insgeheim denken: „Da muß man ja gerade lachen, wenn Ihr von Freiheit sprecht. Ihr tanzt ja gleichfalls nach einer Pfeife, wißt Ihr das!“

Zu bewundern ist der Reichthum an Beobachtungen aus dem Kleinleben des Durchschnittsmenschen, wobei allerdings caricaturistische Züge nicht fehlen. Aber auch das Psychologische kommt nicht zu kurz, und das Verhalten des jungen Ehepaares Tobias gleich nach der Hochzeit, das mangelnde gegenseitige Verständniß, die Gleichgiltigkeit, die wachsende Entfremdung, die sich zuweilen bis zum stillen Haß steigert, ist folgerichtig und fein bloßgelegt. Das Werthvollste an dem Roman ist aber der sociale Untergrund, das Aufeinanderwirken von Stadt und Land, der Kampf zwischen Industrie und Landwirthschaft, und aus diesem Grunde wird Niemand, den dieses Ringen ernstlich beschäftigt — und bei wem wäre das heute nicht der Fall? — an diesem Buche Max Bittrich's achtlos vorbeigehen können.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Gift bleibt Gift.

Von Josef Rieder.

Meine Damen!

Ich komme, Ihnen meine Anerkennung auszusprechen.

Es dürfte heute bei den ärgsten Zweiflern kein Zweifel mehr darüber vorhanden sein, daß die menschliche Gesellschaft im höchsten Grade reformbedürftig ist. Höchstens ein ganz verstockter Hinterwäldler, der weder lesen noch schreiben gelernt hat, könnte sich dieser Thatsache verschließen.

Es hat sich aber auch gezeigt, daß der Mann, der früher allein das Recht für sich in Anspruch nahm, die Gesellschaft aufzubauen, umzumodeln, Gesetze zu geben und wieder aufzuheben, sich dieser Aufgabe nicht gewachsen gezeigt hat. Nun sind Sie, meine Damen, eingesprungen und reden in allen derartigen Fragen ein gewichtiges Wort mit.

Das ist anerkennenswerth.

Da hat sich aber leider gleich am Anfange Ihrer Arbeit die sehr traurige Thatsache ergeben, daß gerade dieser Mann, dem Sie mit lobenswerthem Eifer bei den Reformwerken aller Art zu unterstützen sich vorgenommen haben, ein blödsinniges, nichtsnutziges, vollkommen untaugliches Geschöpf ist, mit dem sich schwer etwas anfangen läßt, wenn man nicht damit beginnt, ihn erst selbst vom Grunde aus zu reformiren. Eine Reform aber wird dadurch erschwert, daß der Mann seine Reformbedürftigkeit absolut nicht einsehen will.

Nur wenige Männer haben bisher öffentlich ihre vollkommene Unfähigkeit eingestanden, allerdings diese dann gleich gründlich und so, daß selbst für die anderen Männer jeder Zweifel ausgeschlossen ist. So stehen heute ungefähr die Dinge. Der Mann in seiner Unbeständigkeit und Wankelmüthigkeit — das sind ja auch einige seiner schlimmen Eigenschaften — hätte, wenn er es sich zur Aufgabe gestellt haben würde, das Weib vom Grunde aus zu reformiren, schon längst die Flinte in's Korn geworfen.

Das machen Sie, meine Damen, nun nicht. Sie kämpfen muthig weiter für die gute Sache trotz aller Mißerfolge. Eine der Aufgaben, die Sie sich gestellt haben, ist der Kampf gegen den Alkohol; Sie predigen Abstinenz. Natürlich gilt diese Lehre hauptsächlich den Männern, denn Sie, meine Damen, — ich spreche speciell zu den Frauen deutscher Zunge — sind dem Alkoholteufel ja nur sehr wenig ergeben. Sie predigen vollkommene Abstinenz, indem Sie sich zu dem Grundsatze bekennen: Gift bleibt Gift, auch in den kleinsten Mengen.

Aber, meine Damen, es giebt Gifte, die noch viel schädlicher auf den Mann wirken, und deren theils mäßiger, vielfach auch unmäßiger Genuß noch allgemeiner verbreitet ist als die Trunksucht, und ich glaube, Ihnen einen Dienst zu erweisen, wenn ich Ihnen einige dieser ärgsten Gifte nenne, die viel dazu beitragen, den Mann zu dem stumpfsinnigen Geschöpfe zu machen, das er nun einmal ist, und wenn ich Sie auffordere, mit allen Machtmitteln dagegen zu kämpfen, dem Grundsatze getreu: „Gift bleibt Gift, auch in den kleinsten Mengen!“

Da ist erstens die Ehe. Brauche ich Ihnen erst zu sagen, daß die Ehe ein arges Gift ist, das sehr viele Männer auf dem Gewissen hat? Sie müssen das eigentlich besser wissen als ich. Wie Mancher ist als hoffnungsvoller Jüngling, begeisterungsfähig, für alles Schöne empfänglich in die Ehe getreten, und da wurde er erst jenes zu allem höheren geistigen Streben untaugliche Geschöpf. Die Ehe hat ihn verdummt. Wie Mancher ist als liebeswürdiger junger Mann, der das schöne Geschlecht über sein eigenes bewerthete, die Sache der Frauen hoch hielt, in die Ehe getreten, und dann wurde in der Ehe erst jener stumpfsinnige Tyrann aus ihm, der das Weib als ein Geschöpf zweiter Ordnung betrachtet. Die Ehe hat ihn dazu gemacht.

Tausendfach sind die Gefahren der Ehe für den Mann, und in den verschiedensten Formen treten die durch sie hervorgerufenen Krankheitserscheinungen auf. Sie könnten vielleicht einwenden, daß manche Ehe erst durch den Alkohol zu dem gemacht wurde, was sie ist. Dagegen kann ich Ihnen aber erwidern, daß mancher Mann erst durch die Ehe zum Trinker geworden ist.

Nicht immer gleich stark ist das Gift. Die Ehe mit einem hausbackenem Weibchen, das keine anderen Bedürfnisse hat, als Kinder zur Welt zu bringen, diese aufzuziehen, dem Manne gutes Essen zu bereiten, eigenhändig seine Strümpfe zu stopfen, ist entschieden weniger gefährlich als die mit einer Dame, die von der Tribüne herunter Reden hält, Bücher schreibt, Collegien besucht und dergleichen. Auch ist nicht jeder gleich empfänglich für dieses Gift, der Bauer weniger als der Edelmann, aber: Gift bleibt Gift, auch in den kleinsten Mengen.

Deshalb sollten Sie, meine Damen, die Ehe bekämpfen und nicht nur die Ehe in der heutigen Form, sondern jede Verbindung zweier Menschen, die eingestanden oder uneingestanden den Zweck hat, das Aussterben des Menschengeschlechtes zu verhindern. Ich will nicht behaupten, daß Sie nicht schon heute die Ehe bekämpfen — allerdings nicht mit Worten, sondern durch die That. Je höher Sie Ihre eigenen Ansprüche an die Ehe hinaufschrauben, desto mehr fühlt der Mann den Giftgeschmack und enthält sich trotz seiner anerkannten Dummheit des Genusses.

Dann haben wir den Erwerb.

Digitized by Google

Der Erwerb ist ein noch gefährlicheres Gift als die Ehe. Da war Mancher ein edeldenkender junger Mann, der während seiner Studienzeit große Pläne mit sich herumgetragen hat. Wie würde er wirken für alles Schöne, Erhabene, sei es auf dem Gebiete der Kunst, der Wissenschaften, der Technik! Dann kam das wirkliche Leben, das von ihm verlangte zu erwerben, um leben zu können. Bald lernte er einsehen, daß die erhabensten Dinge am schlechtesten bezahlt werden, und er versumpfte allmälig. Es wurde aus ihm eines jener dummen Geschöpfe, die, wie Sie glücklicher Weise einsehen gelernt haben, die Mehrzahl des starken Geschlechtes bilden. Der Erwerb ist ein starkes Gift. Er vermag, den muthigsten Mann zum Feigling zu machen, die schönsten steifen Nacken und Rücken zu krümmen, bringt auch das Kunststück fertig, aus einem nüchternen Manne einen Säufer zu machen. Mancher Mann hat auch, um diesem Gifte zu entrinnen, zu einem anderen, der Ehe, gegriffen und zwar zur giftigsten von allen — zur Ehe um des Geldes willen.

Nicht immer gleich stark ist dieses Gift. Am schwächsten ist es beim kleinen Landmanne, der nur bescheidene Güter gewinnen will, am stärksten beim Großkaufmann, beim Großindustriellen und Banquier, dessen Erwerb nach dem Besitz von Millionen trachtet.

Und nicht Jeder ist gleich empfänglich für dieses Gift. Am empfänglichsten ist der erblich Belastete, dessen Eltern es schon in starkem Maße consumirten.

Aber Gift bleibt Gift, auch in den kleinsten Mengen, deßhalb sollten Sie, meine Damen, den Mann vom Erwerb abhalten.

Ich will nicht behaupten, daß Sie nicht auch auf diesem Gebiete schon Namhaftes geleistet haben und zwar auch weniger durch das Wort als durch die That. Indem Sie mehr und mehr bestrebt sind, dieses Gift selbst zu consumiren, drücken Sie den Consum beim Manne herunter und steuern also in edler Selbstaufopferung dem Ziele entgegen. Aber es muß noch mehr geschehen, ehe der Mann gesunden kann.

Dann ist der Glaube!

Sie werden erstaunt sein, daß ich Ihnen diesen als Gift bezeichne. Bitte blicken Sie zurück in die Geschichte des Menschengeschlechts. Wie viel Greuel, Elend und Verzweiflung heften sich an den Glauben, wie viel Blut ist geflossen! Und sehen Sie sich heute um. Wie viel wird im Namen Gottes gegen die Menschheit gesündigt! Wie viel Heuchelei, Verstellung neben wahrer Religiosität! Auf dem Wege sind viele Männer das geworden, was Sie an ihnen tadelnswerth finden.

Auch dieses Gift ist nicht gleich stark. Am schwächsten ist es bei dem einfachen Manne, der in seiner Väter Glauben fortlebt, ohne darüber nachzudenken, am stärksten bei dem, der durch den Erwerb, durch die Ehe gezwungen ist, seinen wahren Glauben zu verheimlichen und zum Heuchler zu werden.

Und nicht alle sind gleich empfänglich, der Dumme weniger als der Gescheite. Die Letzteren sind es aber gerade, von denen Sie die Anerkennung Ihrer Forderungen erwarten. Deßhalb müssen Sie auch dieses Gift dem Grundsatze gemäß bekämpfen: Gift bleibt Gift, auch in den kleinsten Mengen. Gerade auf diesem Gebiete aber haben Sie am wenigsten geleistet, denn daß Sie selbst die stärksten Consumenten sind, will nichts sagen. Von diesem Giftstoff giebt es für alle Menschen mehr als genug.

Dann haben wir noch ein starkes, sehr starkes Gift, das ebenfalls schon viele Männer ruinirt hat: die schöpferische, geistige Arbeit.

Viele Dinge, deren auch Sie, meine Damen, sich erfreuen, waren einmal nicht. Abgesehen von der Nähmaschine, nehmen wir nur den Telegraph, der Ihre Reden in die Welt hinaus posaunt, die Buchdruckerpresse, die sie verbreitet, das Dampfschiff, die Eisenbahn, die Sie zu den Congressen führt — tausende und abertausende von Dingen, deren Sie sich heute erfreuen, waren einmal nicht. Und nicht nur Dinge, große geistige Gedanken der Wissenschaft, der Philosophie, deren auch Sie sich bedienen, erhabene Werke der Kunst, an denen Sie sich begeistern. Das sind zum überwältigend großen Theile geistige Schöpfungen des Mannes, des dummen eingebildeten Geschöpfes. Und das ist eines der stärksten, vielleicht überhaupt das stärkste Gift.

Die Geschichte nennt Ihnen viele Männer, die auf diesem Wege untergegangen sind, untergegangen am Erfolg. Zahlreicher aber sind jene Opfer dieses Giftes, von denen die Geschichte in den seltensten Fällen etwas zu melden weiß, jene, die am Mißerfolg zu Grunde gegangen sind.

Bevor einer dieser Gedanken das Licht der Welt erblickte, hat er schon in vielen Männerköpfen gespukt, und vielen von diesen war der einzige Erfolg das Irrenhaus. Bevor einer dieser Gedanken zur Ausführung kam, wurde von Vielen probirt und versucht, wurden Familien geopfert, mußten Frauen und Kinder nutzlos darben. Das Alles um eines schöpferischen männlichen Gedankens willen! Wer von Ihnen, meine zartfühlenden Damen, das Alles sehen könnte, würde von Entsetzen erfaßt werden und erkennen lernen, wie theuer Alles, was wir in unserer Cultur besitzen, erkauft werden mußte, und welches schlimme Gift das schöpferische geistige Arbeiten ist.

Also den Kampf auch diesem Gifte, meine Damen, denn — Gift bleibt Gift auch in den kleinsten Mengen.

Ob Sie die Männerwelt dadurch davon befreien wollen, daß Sie ihr diese Arbeit in Zukunft abnehmen oder predigen werden: keine schöpferischen Gedanken mehr, das muß ich Ihrem Ermessen überlassen.

Das Gebiet der Gifte, die neben dem Alkohol zur Bekämpfung einladen, ist damit noch lange nicht erschöpft. Es giebt deren noch viele, sehr viele. Suchen Sie sie auf, bekämpfen Sie sie, wo Sie sie finden, lehren Sie Abstinenz von allen Giften, die Sie entdecken. Und wenn Ihre Arbeit mit Erfolg gekrönt sein wird, wenn der Mann von all' diesen Giften, die ihn verdummen, blödsinnig, untauglich machen, befreit sein wird, dann wird die Erde vollkommen sein. Denn dann wird sie befreit sein von jenem sonderbaren, wohl dem sonderlichsten all' seiner Geschöpfe, dem die Natur den Verstand verliehen hat, damit es nicht begreift: Daß die Natur keine Freuden umsonst giebt und keine Leiden umsonst verlangt. Daß die Natur hinter die höchste Lust den tiefsten Schmerz setzen mußte, daß aus dem schwersten Leid wieder die vollkommenste Liebe erblüht. Daß die scheinbar größte Unvollkommenheit die höchste Vollendung sein kann, und daß auch Gifte im großen Haushalt der Natur eine wichtige Rolle spielen.

Deßhalb bekämpfen Sie alle Gifte, wo Sie sie auch finden. Bekämpfen Sie sie ganz. Nur ihren Mißbrauch zu bekämpfen, wäre zu wenig dankbar. Gegen den bloßen Mißbrauch arbeitet die Natur selbst mit eisernen, unbarmherzigen Gesetzen.

Bekämpfen Sie alle Gifte nach Ihrem Grundsatz: „Gift bleibt Gift, auch in den kleinsten Mengen."

Aus der Hauptstadt.

Ueberfluß im Deficit.

Unbedingt hat Herr von Podewils, der gegenwärtige Leiter der Politik des zweitgrößten deutschen Staates, ein gutes Herz. Wie sich vielleicht Mancher noch erinnern wird, hatte er an einer Prunktafel nicht den seiner hohen Stellung entsprechenden Platz erhalten, als er nach Berlin geeilt war, um sich hier den verschiedenen, im Reiche maßgebenden Stellen als Nachfolger des von den Römlingen gestürzten Grafen Crailsheim vorzustellen. Andere bayrische Würdenträger hätte eine zu geringe Bewerthung Seitens der preußischen Höflinge vielleicht tief gekränkt. Herr von Podewils trug sie ihnen so wenig nach, daß er bei der ersten öffentlichen Gelegenheit, bei der er die in der Reichshauptstadt gewonnenen Eindrücke wiedergeben konnte, aus dem Entzücken gar nicht herauskam. So wohl und behaglich wie er hat sich vor ihm sicherlich noch kein Minister der kleineren deutschen Staaten in Berlin gefühlt. In dem Verhältniß zwischen der Leitung der Reichspolitik und der bayrischen Regierung ist bisher Alles eitel Wonne gewesen, ist es auch jetzt noch und wird es ferner in alle Ewigkeit bleiben. Der Herr Reichskanzler ist ein ehrenwerther Mann, und er hat es dem bayrischen Ministerpräsidenten gesagt, daß ihm niemals in den Sinn gekommen wäre, die Rechte der Einzelstaaten anzutasten, und daß er Solches auch in Zukunft nicht thun werde. Wie wäre also an seiner Verfassungstreue zu zweifeln? Wenn das Gedächtniß des Herrn von Podewils nicht gar zu schlecht ist, mußte er allerdings noch wissen, daß die China-Expedition mit der üblichen Plötzlichkeit über die Köpfe des Reichstags und der verbündeten Regierungen hinweg in's Werk gesetzt, daß ferner die bekannte Swinemünder Depesche auch von seinen ultramontanen Landsleuten und von diesen vor Allen als ein unerhörter Eingriff in die Rechte der Einzelstaaten getadelt worden ist; daß endlich vor gar nicht langer Zeit die Hanseatischen Regierungen mit der Ernennung eines preußischen Generals zum Chef eines Hanseatischen Infanterie-Regiments überrascht wurden. Indessen, wahrscheinlich hat der Herr Reichskanzler auch seinem bayrischen Collegen verrathen, was er etwa vor Jahresfrist dem preußischen Landtag anvertraut hat, nämlich, daß er in der Rocktasche beständig die Verfassungen des Deutschen Reiches und Preußens bei sich führe und nie versäume, sie sich für die Nachtruhe unter's Kopfkissen zu legen. Und da wäre es in der That schwer gewesen, Zweifel und Befürchtungen noch aufrechtzuerhalten.

Graf Bülow aber ist für Lob aus fremdem Munde sehr empfänglich. Als sich in der China-Frage das Petersburger Cabinet zu der Erklärung herabließ, daß es der Auffassung des deutschen Reichskanzlers einiges Verständniß entgegenbringe, und hiervon der deutsche Botschafter nach Berlin Kunde gab, stürzte der nach seiner Ansicht im hohen Grade Belobte mit dem noch nicht einmal trocken gewordenen Telegramm in den Reichstag, um es hier mit großer Selbstgefälligkeit vorzulesen; und als Herr Prinetti, einer der vielen Minister des Auswärtigen, die wir seit der Thronbesteigung Victor Emanuel's II. in Italien am Ruder gesehen haben, sich ebenfalls einmal nicht ohne Anerkennung über die deutsche Politik geäußert hatte, nannte Bülow ihn in grenzenloser Dankbarkeit hierfür vom Tische des Bundesraths aus seinen ältesten und treuesten Freund. Nur zu gern ergriff Graf Bülow auch den ersten sich bietenden Anlaß, um sich für den Hymnus des Herrn von Podewils auf die in Berlin geübte Verfassungstreue erkenntlich zu erweisen. „Nichts Anderes als die volle Wahrheit," so hieß es sogleich' in der officiösen „Norddeutschen

Digitized by Google

Allgemeinen Zeitung", „habe der bayrische Ministerpräsident gesagt. Und fände der Hymnus nicht auch seine volle Bestätigung durch die Einberufung der Finanzminister der Einzelstaaten zu einer Conferenz?" Viele Trics hat Graf Bülow sich schon geleistet. So weit ich ihn kenne, dürfte er auf keinen so stolz sein wie auf den letzten. Ist aber damit gesagt, daß er dazu auch Grund hat? Allerdings verrechnet sich so bald Keiner, der auf die Dummheit speculirt. Aber auch sie hat ihre Grenzen. Nicht zur Bekundung seines redlichen Willens, die Verfassung des Deutschen Reiches zu halten, hat der Herr Reichskanzler die Finanzminister zu einer Berathung nach Berlin entboten, sondern weil die Cassen des Reiches leer sind und Mittel und Wege ersonnen werden sollten, sie wieder zu füllen. Dies zu durchschauen, bedarf es nur einer minimalen Dosis politischen Witzes. In Geldangelegenheiten hört nicht bloß die Gemüthlichkeit auf; auch die centralistische Begehrlichkeit muß sich bescheiden. Gar zu plump war jedoch der Tric noch nicht. Ungeachtet der äußerst ungünstigen Finanzlage, die schon dazu gezwungen hat, dringende Forderungen des staatlichen Interesses zurückzustellen, fliegt an vielen Stellen das Geld des deutschen Steuerzahlers nur so aus dem Fenster. Stimmt nicht der Herr Reichskanzler weiche Seelen der offenkundigen Verschwendung gegenüber vielleicht zur Nachsicht, wenn er sich ihnen als das Muster eines verfassungstreuen Leiters unserer Politik vorstellt? Wie gern schleppt nicht der deutsche Michel den Mantel der Liebe herbei, um die Verfehlungen der Regierenden, deren Opfer er selber geworden ist, sorgsam zuzudecken!

Vier ganze Armee-Corps haben an dem diesjährigen Kaisermanöver Theil nehmen müssen. Wenn die horrenden Summen bekannt würden, die allein zur Deckung der angerichteten Flurschäden haben gezahlt werden müssen, so wäre zu befürchten, daß der deutsche Steuerzahler in Krämpfe fiele. Und was hat das Reich von diesen Manövern gehabt? Nur die allgemein verbreitete bittere Erkenntniß, daß, wenn unsere großen Manöver in der Weise wie bisher weiter geführt werden, es mit der Tüchtigkeit des deutschen Heeres auf dem Gefechtsfelde rapide bergab gehen muß. Kein Mensch fragt in ihnen noch nach den Geboten des Ernstfalles. Die Aufführung von Schaustücken ist die Hauptsache; gelingen diese, so gratulirt man sich zu dem wieder glänzenden Erfolge.

Nicht den geringsten Vortheil hat das Reich auch von den militärischen Schaustellungen auf dem Paradefelde und in den Garnisonen. Und wie haben diese in den letzten Jahren überhand genommen! Und wie kostspielig sucht man sie jetzt zu gestalten! Oft scheint es, als wäre man zu der Einsicht gelangt, daß früher für sie zu wenig Geld ausgegeben worden sei. Vordem zog man zu solchem Dienst, natürlich abgesehen von den ganz großen Heerschauen, nur die am Ort oder in der nächsten Nähe befindlichen Truppen und Officiere heran. Heute ist es Mode geworden, daß die militärischen Statisten von außerhalb und zwar von weit her kommen. Auf welche Weise Herr Friedrich Krupp aus dem Leben geschieden ist, weiß nur ein kleiner Kreis von Eingeweihten. Aber da er an der deutschen Armee zahllose Millionen verdient hat, mußte diese Armee ihm auch die letzten Ehren erweisen, mußten Infanterie und Cavallerie zur Bildung von Spalier und Escorten bei dem Begräbniß nach Essen rücken. Wie Sand am Meer gibt es zum Anderen Soldaten aller Art in Berlin. Ein vorzügliches Gedächtniß gehört schon dazu, alle dort garnisonirenden Regimenter aus dem Kopf herzusagen. Zu einer Denkmalsfeier wurde aber von der Heeresverwaltung Infanterie aus Potsdam und Cavallerie aus Langfuhr, also aus der Umgegend von Danzig, heranbeordert. Die Cavallerie war eine ganze Schwadron stark und hatte die Reichshauptstadt vermittelst Bahntransportes zu erreichen. In die Tausende geht aber eine solche Maßregel. Umsonst fahren unsere Truppen auch auf den Staatsbahnen nicht. Und dann müssen Officiere, Mannschaften und Pferde doch an ihrem Bestimmungsort auch untergebracht und die Officiere und Mannschaften für die ihnen aus der Abwesenheit von der Garnison erwachsenden Mehrausgaben durch Commandozulagen und Zuschüsse entschädigt werden. Wo sich aber viele Soldaten aufhalten, da gibt es auch in Preußen Stabsofficiere und Generäle in Hülle und Fülle. Indessen auch viele Angehörige dieser Chargen hatten sich von außerhalb zu der Denkmalsfeier einzufinden. Wer trug aber die Kosten ihrer oft recht weiten Reisen? Derselbe Fiscus, der das Geld für den Transport der Schwadron hatte hergeben müssen. Ein sehr unbequemer Gast ist endlich der Zar für das russische Ausland. Stets hält er sein Leben für bedroht. Und wenn er auch zu jeder Stunde ein ganzes Heer von Geheimpolizisten bei sich führt, so bleibt doch für die Regierung seines fürstlichen Wirthes noch außerordentlich viel zu thun übrig, damit er seines Daseins einigermaßen froh werden kann. Das Truppencontingent von Hessen-Darmstadt ist nur sehr bescheiden. Wie viele hessische Soldaten wohl der Ehre, an der Beschützung des Zaren während seines diesjährigen, mehrere Wochen währenden Aufenthaltes in Darmstadt oder auf Schloß Wolfsgarten mitzuwirken, theilhaftig und dadurch ihrer Ausbildung im Kriegsdienst entzogen worden sind! Für das Reich im Besonderen ist der Zar auch noch ein wenig verbindlicher Gast. Zu deutlich hat er uns, so lange er sich Herrscher aller Reußen nennt, zu verstehen gegeben, daß er von uns Nichts wissen will. Unsere Nachbarn jenseits der Vogesen haben ihn in ihrer Hauptstadt gesehen. Den Besuch des Königs von Italien in Petersburg war er fest entschlossen in Rom zu erwidern; und hierzu wäre es auch gekommen, wenn Unvorhergesehenes ihn nicht wieder schwankend gemacht hätte. Die Hauptstadt des Deutschen Reiches, in der sein Großvater so gern weilte, weil er hier am Wenigsten für sein Leben zu befürchten hatte, meidet er geflissentlich, trotzdem Wilhelm II. ihm in Petersburg, wenn ich nicht irre, schon zweimal die Aufwartung gemacht hat. Fast bis zur Unhöflichkeit steigerte sich aber des Zaren Zurückhaltung den Leitern der deutschen Politik gegenüber, als er im Herbst 1899 nach Deutschland kam. So bestimmt und gleichzeitig so plötzlich hatte er für die Hinreise von Petersburg nach Darmstadt seinen Besuch in Potsdam zugesagt, daß das preußische Alexander-Regiment, dessen Chef der hohe Herr ist, Hals über Kopf aus dem Manövergelände herbeigeschafft werden mußte, damit es sich im Lustgarten des Potsdamer Stadtschlosses vor ihm in Parade aufstellen konnte. Wer aber nicht erschien, war der Zar; und das Alexander-Regiment mußte unverrichteter Sache in das Manöver zurückkehren. Und Nichts that er, um den ungünstigen Eindruck, den die plötzliche Absage des plötzlich angesagten Besuchs in ganz Deutschland gemacht hatte, wieder zu verwischen oder doch abzuschwächen. Auf der Rückreise von Darmstadt nach Petersburg wollte er nur sieben Stunden in Potsdam rasten. Erst inständiges Bitten seines Gastgebers vermochte ihn dazu, zwölf Stunden für den Aufenthalt zu bewilligen. Nur so viel Beachtung läßt er eben der deutschen Nation oder vielmehr den Leitern der deutschen Politik angedeihen, als es erforderlich ist, um jene nicht vollends vor den Kopf zu stoßen. Verlangt das Interesse Rußlands eine officielle Begegnung mit dem deutschen Kaiser, so weiß er diese auf hoher See herbeizuführen. Muß er, weil es schließlich nicht anders geht, dem Rechnung tragen, daß er über einen Monat innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches, an dessen Spitze doch Kaiser Wilhelm steht, geweilt hat, so glaubt er schon ein Uebriges zu thun, wenn er auf einige wenige Stunden von Darmstadt nach Wiesbaden kommt, wohin sich ausschließlich zu diesem Behufe der deutsche Herrscher begeben muß, damit dieser bescheidene Act der Höflichkeit überhaupt von Statten gehen kann. Was hat, frage ich, das Deutsche Reich für eine Veranlassung, den unbequemen und in jeder Hinsicht unverbindlichen Gast mit Ehrungen zu überschütten, noch dazu mit solchen, bei denen sehr tief in den Beutel gegriffen werden muß? Der ihm in Wiesbaden bereitete Empfang nahm trotzdem Dimensionen an, aus denen geschlossen werden konnte, er gälte dem ältesten, bewährtesten und gütigsten Freunde. Wie wenige Wochen vorher von Langfuhr nach Berlin, holte man jetzt eine kriegsstarke Escadron mit dem Trompeter-Corps von Paderborn nach Wiesbaden. Gleichzeitig wurde eine Compagnie des erwähnten Alexander-Regiments ebenfalls mit Regiments-Musik von Berlin nach Wiesbaden auf die Bahn gesetzt. Dorthin mußten auch die sämmtlichen ausgebildeten Mannschaften einer ganzen preußischen Division von Mainz und anderen Garnisonen marschiren. Gewissenhafte Mitglieder der Budget-Commission des Reichstags sollten sich auf Heller und Pfennig vorrechnen lassen, welche Summen für die nur einige wenige Stunden dauernde Anwesenheit des Zaren in Wiesbaden aus fiscalischen Cassen ausgegeben worden sind. Zweifellos würden sie dann wahrnehmen, daß das aufgewandte Geld weder mit der ungünstigen Finanzlage des Reiches noch mit dem politischen Ergebniß der Fürstenbegegnung in Einklang zu bringen ist. Dieses Ergebniß kann nur das sein, daß der eben so unbequeme wie unverbindliche hohe Gast durch die seinetwegen gemachten übertrieben großen Umstände in seiner unverbindlichen Haltung noch bestärkt wird. Und dazu braucht der deutsche Staatsbürger doch wahrlich nicht sein Geld auf die Steuercasse zu tragen.

Und wie im Reiche fliegt auch in Preußen trotz der schlechten Zeiten das Geld sehr oft zum Fenster hinaus. Müssen denn wirklich auch bei der kleinsten officiellen Feier alle Instanzen der verschiedenen Ressorts, gleichviel in welchen amtlichen Beziehungen sie sich zu dem Gegenstand der Feier befinden, zugegen sein? In Emden wurde im verflossenen Sommer die Eröffnung einer directen Kabelverbindung zwischen Amerika und Deutschland festlich begangen. Ja, wer von den Beamteten hatte da nicht zur Stelle sein müssen! In den Zeitungen waren die vornehmsten von ihnen aufgeführt worden. Deren fünfzehn zählte ich. Und wie viele werden noch zugegen gewesen sein, die nicht genannt wurden! Alle ohne Ausnahme bezogen aber aus dem Staatssäckel nicht nur die Gebührnisse für die Fahrt nach Emden, sondern selbstverständlich auch Tagegelder. Ist es denn unmöglich, daß eine solche Feier, die sich meist in wenigen Minuten abspielt, von Statten geht, ohne daß so und so viel Angestellten das Geld zu einer Vergnügungsfahrt gewährt wird? Etwas Anderes ist doch eine derartige Dienstreise, bei der kein Dienst zu vollführen ist, wahrhaftig nicht. Von Herzen ist die Vergnügungsfahrt den Beamten zu gönnen, wenn sie für ihre Kosten aus der eigenen Tasche aufkommen. Aber daß die Staatskasse auch diese tragen soll, ist doch eine starke Zumuthung an den Steuerzahler; und die Zumuthung gewinnt an Härte in den gegenwärtigen Zeitläuften, in denen in allen Titeln des Etats Deficits theils bereits vorhanden sind, theils in Aussicht stehen. Geschenke kann der Staat an seine Angestellten doch nur machen, wenn heidenmäßig viel Geld vorhanden ist. Daß es auch heute noch vorhanden sei, dieser irrige Glaube wird auch durch die häufigen Reisen der Herrn Minister erweckt. War es denn unter allen Umständen geboten, daß zwei dieser Excellenzen sich zwei Tage vor der Fahrt des Monarchen von Rominten nach dem nahe bei Berlin gelegenen Jagdschloß Hubertusstock zum Vortrag nach jenem Rominten begaben? Aber die Reiselust scheint mit der Ernennung znm Minister zu kommen. Eigentlich sind die hochmächtigen Herrn nur zu Hause, wenn die Parlamente tagen, und auch dann nur in der Voraussetzung, daß in Letzlingen oder in der Göhrde keine Hofjagd ab-

Digitized by Google

gehalten wird. Herrn Möller hatten im preußischen Landtag die Conservativen den Rath gegeben, er solle nicht so viel reden. Das hieß auf Deutsch, er möchte weniger reisen. Denn bald läßt sich der redselige und sprachgewandte Herr im Osten, bald im Westen der Monarchie hören. Und wo verkündet nicht Alles Herr von Rheinbaben den preußischen Unterthanen, daß sie ihr politisches wie sociales Glück lediglich der Dynastie der Hohenzollern zu verdanken haben? Es ist z. B. gar nicht mehr festzustellen, wie oft er officiell allein in Düsseldorf das Wort ergriffen hat, seitdem er von dort in das preußische Staatministerium berufen worden ist. Das viele Reisen mag den Herrn Ministern persönlich sehr angenehm sein. Aber von preußischer Sparsamkeit zeugt es gerade nicht. Und am Wenigsten kleidet dieses häufige Reisen sie dann, wenn sie, wie jetzt, sich den Kopf darüber zu zerbrechen haben, wo die Steuerschraube noch anzusetzen sein würde, um den Etat zum Balanciren zu bringen.

Das Ergebniß der letzten vom Herrn Reichskanzler in so eigenthümlicher Weise verwertheten Conferenz der Finanzminister der Einzelstaaten hüllt sich noch in tiefes Dunkel. Die Einen sagen, es wäre überhaupt Nichts zu Stande gekommen. Herr Riedel, Bayerns Finanzgewaltiger, hingegen bat seinen Landtag, sich noch ein wenig zu gedulden, und that so, als wenn der deutschen Nation durch die Conferenz noch die erfreulichsten Ueberraschungen bereitet werden würden. Ich habe absolut keine Fühlung zu den officiellen Kreisen der Reichshauptstadt. Wenn ich in der Mittagsstunde zwischen 11 und 1 Uhr die Correspondenten der sämmtlichen unabhängigen Blätter auf ihrem Wege durch die Ministerien zur Einholung von Weisungen und Informationen begleiten wollte, die Thür würde nicht den Herrn Correspondenten, aber mir auf alle Fälle vor der Nase zugeschlagen werden. Das Eine kann jedoch auch ich ausplaudern, daß die Nothwendigkeit peinlichster Sparsamkeit von allen Finanzministern mit großem Nachdruck betont worden ist. Abstriche sollten gemacht werden, wo es nur immer anginge. Indessen, was wird mit solchen Versicherungen erreicht? Wenn der Etat später dem Reichstag vorgelegt wird, kann er lange suchen, bis er diese Abstriche entdeckt. Und wenn sie wirklich erfolgt sind, muß unter ihnen nicht das allgemeine Wohl leiden? Sehr zweifelhaft scheint es mir aber zu sein, ob die Herrn Finanzminister auch auf die andere Nothwendigkeit hingewiesen haben, der Verwendung immenser Summen für überflüssige Dinge zu steuern. Denn Herr von Podewils hat uns gezeigt, wie sehr die Minister der Einzelstaaten dem Herrn Reichskanzler um den Bart zu gehen wissen. Wie kann da von ihnen erwartet werden, daß sie dem Grafen Bülow zugemuthet haben, unter Gefährdung seiner Stellung für den Verzicht auf kostspielige repräsentative und decorative Veranstaltungen einzutreten und den häufigen, den Steuerzahler nicht minder schwer belastenden officiellen Reisen des Herrn Minister ein Ziel zu setzen, zumal er doch selber für Decoration und Repräsentation eine große Vorliebe hat und selber mehr auf der Bahn als zu Hause ist?

Ajax.

Jupiter und der Ochs.

Die Stadt Berlin will außer anderen neuen Steuern auch eine Luxbarkeits- und Theater-Steuer einführen. Lübeck plant u. A. die Erhöhung der Einkommen- und Erbschaftssteuer, sowie die Einführung einer Billetsteuer, einer Fahrradsteuer, einer Firmenschildsteuer und einer Closett-Abgabe.

Zeitungsnachricht.

Der Bürgermeister: Wir müssen zum Ziele kommen. Wir reden jetzt schon stundenlang zwecklos über ein absolutes Nichts.

Der Kämmerer: Stimmt. Ueber unsere Finanzen.

Der Bürgermeister: Ich werde also abstimmen lassen, wenn nicht Jemand zu den übrigen Steuervorschlägen noch einen neuen machen will.

Der Beigeordnete: Ich meine, wir fassen den Luxus recht fest an. Bei den Theatern ist ohnehin nicht viel zu holen; es geht doch kein Mensch hinein. Eine Billetsteuer wird wenig Erfolg haben, wenn wir sie nicht zur Freibilletsteuer ausbauen.

Der Kämmerer: Vielleicht eine Steuer auf Austern — Hummern — Caviar?

Der Magistratsrath: Oder auf Balletmädchen?

Der Bürgermeister: Geht nicht! Man soll den Leuten nicht den Sinn für Naturschönheiten verekeln.

Der Beigeordnete: Auch von der Erbschaftssteuer verspreche ich mir gar nichts. Unsere wohlhabenden Bürger werden nicht patriotisch genug sein, den städtischen Finanzen zu Liebe massenhaft an der Cholera oder einer anderen Seuche zu sterben.

Der Magistratsrath: Aber die Wohlhabenden müssen getroffen werden, die starken Schultern —

Der Bürgermeister (verdrießlich): Ja ja — gewiß. Eine Luxussteuer muß es schon sein, sonst schreien die Socialdemokraten. Und da die Wahlen bevorstehen —

Der Beigeordnete: Wie wär's mit einer Steuer der Wahrheit?

Der Bürgermeister: Witziger Methusalem! Ich hätte Sie doch für jünger gehalten.

Der Beigeordnete: Ich meinte nur, weil das wirklich eine Luxussteuer wäre.

Der Kämmerer: Vielleicht Austern — Hummern — Caviar?

Der Bürgermeister: Ich bin mehr für Heringe. Sehen Sie, wer ißt Heringe? Wann ißt unsereins Heringe? Doch nur am Morgen nach scharfen Kneipereien. Na also! Die Säufer und Völler sollen getroffen werden. Legen wir eine hohe Luxussteuer auf Heringe. Und dann noch eins. Die Wahlen stehen bevor. Wir müssen die Wähler gewinnen. Was hat die letzten Reichstagswahlen so beliebt gemacht? Das Closettgesetz. Richten wir uns danach. Schaffen wir auch eins. Steuergesetz natürlich!

Der Beigeordnete: Popoetische Idee! Aber wir können's getrost riskiren. Die Wähler in liberalen Communen lassen sich alles gefallen.

Ein Magistratsdiener (bringt ein Schreiben).

Der Bürgermeister (liest): Unerhört! Da plant das Reich schon wieder neue Steuern. Immer frecher wird die Reaction. Immer drückendere Lasten werden dem armen Volke aufgepackt; wie ein Vampyr saugt der Fiskus es aus. Na wartet! Das kommt uns für die bevorstehenden Wahlen gerade recht! Keine neuen Steuern! — das zieht in der Agitation (sieht nach der Uhr). Ich muß fort — werde unverzüglich in der Volksversammlung diesen unersättlichen Blutegeln von Ministern die Hölle heiß machen. Bearbeiten Sie entsprechend die Presse, meine Herren!

Der Kämmerer: Bravo! Kampf bis auf's Messer! Das wäre ja noch schöner, wenn jeder Esel in der Verlegenheit gleich zu neuen Steuern greifen dürfte!

Der Magistratsrath: Sie meinen natürlich, mit der richtigen Betonung: jeder Esel!

Timon d. J.

Morgan's Fall.

Wäre Mr. J. Pierpont Morgan vor Jahresfrist gestorben, so hätte Wallstreet wohl eine Panik erlebt wie die Welt noch keine sah. Seine Gründerhand hatte die meisten der großen industriellen Interessen des Landes verschmolzen und hielt ihrer Viele. Ihr Fingerzeig genügte, die Ersparnisse einer Nation für immer neue Unternehmungen zusammenzubringen. Man rühmte sein Glück, das jedem Gefolgsmann klingenden Lohn versprach, und seinen angeblich gesunden und mit klugem wie weitblickenden Wägen gepaarten geschäftlichen Wagemuth.

Sollte Mr. Morgan heute die Augen schließen, so dürften amerikanische Börsenwerthe eher steigen als fallen.

Confidence has been destroyed! „Das Vertrauen in Wallstreet ist dahin!" so lautet die Erklärung, mit welcher seit Monaten die Frage nach den Ursachen der andauernden Baisse an der New Yorker Börse beantwortet wird. —

Das Vertrauen in Wallstreet ist dahin! Wallstreet aber ist — heute noch — Morgan.

Aus den Reihen der Seinen hörte man zuerst diesen Klageruf vom schwindenden Vertrauen. Mr. Roosevelt sollte es gestört haben, als er den Generalanwalt der Union gegen die Bildung der Northern Securities Company einschreiten ließ. In ihr plante Wallstreet die vier großen Bahnsysteme des Westens zu verschmelzen. Also der Bundespräsident verhinderte nichts Geringeres, als die Ueberantwortung von Verkehr und Handel des Landes westlich des Missouri an eine Gruppe scrupelloser Börsenspeculanten. Geführt von Morgan, versicherten diese, eine derartige Einmischung in die Bethätigung Anlage suchenden Capitals müsse dieses zaghaft machen. In Wirklichkeit hatte Mr. Roosevelt seinen besitzenden Landsleuten die Augen geöffnet. Aber nicht nur, wenn deren Capital fortan hinter der Thüre des Geldschrankes blieb, deutete Wallstreet mit vorwurfsvoll erhobenem Zeigefinger auf das weiße Haus. Dessen Herr wurde nahezu für schlechte Ernteaussichten und gewiß für die Thatsache verantwortlich gemacht, daß die Gründer, Jobber und Makler plötzlich weniger Automobile bestellten. Es begann eben zu kriseln. Man sah die mageren Jahre kommen. Der Werth der Actien der größten Morganisation, des Stahltrusts, fiel stetig und ständig. Werthe jeder anderen Arten schrumpften zusammen.

Da waren schließlich in Augen, die früher beim Erscheinen des Gründerfürsten Morgan aufleuchteten, Mißtrauen und bange Fragen zu lesen. Er selbst hüllte sich in Schweigen. Die Ereignisse der letzten Wochen gaben Antwort. Das Kriseln wurde zum Krach.

Schon der Zusammenbruch des Asphalttrusts führte durch seine Folgen dem bislang vertrauensseligen Gemüth des kleinen Capitalisten vor Augen, wie Wallstreet mit seiner Habe verfährt. Dann legte der Bankerott der Consolidated Lake Superior Company das Wesen von Morganisationen bloß. Nach der Liquidation des Schiffsbautrusts schließlich konnte man nach Richter und Polizei rufen. Betrug war verübt worden, und der große Freibeuter der Börse wie Industrie stand selbst am Pranger. Dieselbe Presse, die Morgan einst als „größten Yankee" feierte, nannte ihn: Schwindler!

Digitized by Google

Bei Bildung des Asphalttrusts waren die Actionäre wissentlich getäuscht worden. Fabriken, die ihm einverleibt und bisher mit Verlust betrieben wurden, schilderte man als Dividenden zahlende. Weder dieses Unternehmen noch die Lake Superior Company waren von Morgan selbst, wohl aber nach seinem System in's Leben gerufen worden. Deßhalb sollte der Letzteren nur 17monatliche Geschichte auch europäische Besitzer von Actien solcher Morganisationen wie des Stahltrusts interessiren. Sie entstand zur höchsten Blüthezeit der amerikanischen Gründerperiode im Mai 1901.

Mit einem von Actionären erborgten Capital von 30 Millionen Dollars kauften die Gründer die Stahl-, Eisen- wie Elektricitätswerke und Bahnen eines Landstriches am Superiorsee. Blindlings wurde jeder Preis bezahlt, um nur eines begehrten Objectes habhaft zu werden. Der Werth des so erworbenen Besitzes wurde von den nunmehrigen Eigenthümern auf mehr als das Doppelte der Gesammtsumme des Kaufpreises veranschlagt und in Gestalt von Actien auf den Markt gebracht. Wallstreet lebte noch im Rausch seiner Glückstage. Es glaubte, unter Yankeehänden müßten die Kieselsteine selbst zu Golde werden. Darum konnte die Börse, vor anderthalb Jahren noch, den Werth des Eigenthums der Gesellschaft durch Angebot und Nachfrage auf über 50 Millionen Dollars beziffern. Sie veranschlagt ihn heute auf 800000 Dollars. Die Actionäre haben ihr Capital eingebüßt. Aber mit dreister Stirn täuschte man sie bis zum letzten Augenblicke. Die Gesellschaft zahlte noch 7% Dividende, als die meisten ihrer Fabriken bereits stillstanden und während sie nicht in der Lage war, einen im letzten April fälligen Wechsel von nur fünf Millionen einzulösen. Als er vor wenigen Wochen eingeklagt wurde, erfolgte der Krach.

Dieses Verfahren aber ist das augenblicklich in der amerikanischen Finanz- und Geschäftswelt übliche. Es ist typisch! Zweifellos ist jenes des Stahltrusts das gleiche gewesen. Ein in financiellen Fragen so conservatives Organ wie die „New York Evening Post" behauptet dies. Wie sollte es übrigens anders sein?

Auch gelegentlich der Morganisation des Stahltrusts sahen wir eine Clique von Speculanten mit erborgtem Gelde blindlings Fabriken um jeden Preis aufkaufen. Dieses Unternehmen bezahlt sich ebenfalls nicht. Aber noch während dieser Tage das Directorium sich zu einer Rundreise anschickte, um die Betriebsausgaben zu beschränken, bestand Morgan auf Zahlung der vollen Dividendenrate von 4%. — Es war nicht seine Schuld, daß man den Actionären nur die Hälfte davon auf Papiere bewilligte, welche schon heute nahezu 4/5 ihres ursprünglichen Werthes verloren haben.

Die Gründer aller dieser Unternehmungen fragten nicht, wo man später das Capital für den Betrieb so gigantischer Verschmelzungen erhalten werde. Ihre einzige Sorge war die Auftreibung der Mittel für den Ankauf. Dafür giebt es nur eine Erklärung. Es war ihnen lediglich darum zu thun, das eigene Schäfchen ihres Gründerlohnes in's Trockene zu bringen und die Actien, mit denen sie sich für Promovirung des Unternehmens bezahlten, zu noch hohen Preisen loszuschlagen. Dann mochte kommen, was da wollte. Der eigene Gewinn klimperte ihnen in den Taschen, und — die großen Spitzbuben läßt das amerikanische Gesetz laufen.

Inwieweit diese betrügerische Methode bei Bildung des Stahltrusts zur Anwendung gelangt, dürften die Actionäre zu ihrem Leidwesen bald erfahren. Jedenfalls hat schon der Proceß der betrogenen Actionäre gegen den von Morgan geschaffenen und nun bankerotten Schiffsbautrust bewiesen, daß weder er noch sein Satrap Schwab, der bisherige Präsident des Stahltrusts, zögerten, sich auf diese unredliche Art zu bereichern.

Auch diese Gründung bestand in Abschließung eines Gesellschaftsvertrages. Wieder wurde für Etablissements nicht in baar, sondern mit Actien bezahlt, die man später dem Publicum zum Kauf anbot. Der Klang des Namens Morgan brachte die nöthigen Gelder zusammen, und dann wurde auch in diesem Falle der Werth der neuen Gesellschaft bedeutend höher als die Summe des Werthes der angekauften Etablissements bemessen. Daß dann weder Zinsen noch Dividende verdient werden konnten, wußten die Morgan und Schwab am besten. Also schlagen sie die als Bezahlung für die Verschmelzung erhaltenen Actien los. Doch das war nicht genug! Sie sorgten durch ein Abkommen dafür, daß Niemand ihnen zuvorkommen konnte. So schwindelhaft schien ihnen selbst die eigene Gründung, daß sie die Köpfe nicht früh genug aus der Schlinge ziehen konnten.

In diesem Sinne hat ein angesehener New Yorker Banquier eidlich vor Gericht bekundet. Es ist kein Wunder, daß diese Aussage Wuthausbrüche gegen Morgan entfesselte. Der Gründerfürst ist von der Höhe des Vertrauens, auf die ihn Leichtgläubige und Bethörte gestellt, herabgefallen.

Otto von Gottberg (New York).

Aus unseren Kunstsalons.

Ludwig Richter in Berlin.

Was uns Ludwig Richter heute noch ist, — oder heißt es richtiger: noch sein kann? — zu Beginn des Sommers habe ich es anläßlich der dem Altmeister in Dresden gewidmeten Säcular-Ausstellung zu deuten versucht. Danach hätte man fast annehmen können, daß Berlin, daß die Berliner W. und W. W., die Berliner der „Premièren" aller Art für den deutschesten der Zeichner deutschen Bürger- und Familien- und Heimathsinns nur wenig übrig haben dürften. Es war ja auch allerlei Derartiges hier zu lesen ... Und nun ist die Richter-Ausstellung bei Keller & Reiner zu einer Art Sensation geworden. Man drängt sich förmlich vor den Blättern; man sieht sich fast gerührt die pausbäckigen Kindlein in der ungefügen Wiege an und das Christkindlein in der Rose, man lächelt verklärt vor „Kommt ein Vogel geflogen" und vor der „jungen Frau mit dem Kinde auf dem Arm" und vor „Ringel Ringel Rosenkranz" ...

Ringel Ringel Rosenkranz! Richtig — Bierbaum's „Lustiger Ehemann" war ja der Haupttrumpf der verflossenen Wolzogen'schen Ueberbrettelei. Die Biedermeierzeit ist Mode. Sollte das am Ende den großen Erfolg der Richter-Ausstellung auch bei uns erklären? Denn sie wird uns ja in einem Biedermeier-Milieu gezeigt. Nun hat freilich die Kunst Ludwig Richter's mit dem Geist jener Zeit herzlich wenig zu thun, wie er sein Leben auch nicht einmal zum dritten Theil in ihr verlebt hat. Daß das innerste, heiligste Wesen seiner Kunst überhaupt an keine Zeit gebunden ist, sondern zu jeder Zeit in uns einen Widerhall zu wecken vermag, das glaube ich früher gezeigt zu haben.

Aber wenn die von Keller & Reiner ersonnene Ausstattung dazu beigetragen hat, bei Berlin W. und W. W. für Richter das Interesse zu stärken, in manchem Falle vielleicht gar erst zu wecken, so sei der Einfall gesegnet. Der Gedanke, eine so intime Kunst auch in möglichst intimen Räumen zur Anschauung zu bringen, lag, auch abgesehen von der Vorbildlichkeit der Dresdner Ausstellung, von der diese hier übrigens nur etwa den vierten Theil bietet, allerdings nahe. Und sie haben den Einfall nicht übel in Scene gesetzt: sechs kleine Kojen umgeben einen freien Mittelraum im Oberlichtsaal; Decorateure, Tapezierer, Möbeltischler haben sie in jeder Beziehung „stylecht" ausgestattet, und an den so geschaffenen kleinen Wänden mit den geblümten Tapeten hängen zwischen Bord und Sopha oder Stuhl die zierlich gerahmten Richter-Blätter. Hinten aber die große Nische ist in ein feierliches, blau getöntes förmliches Mausoleum verwandelt, an dessen Hinterwand in einem leicht vorspringenden kleineren Nischen-Aufbau eine kranzgeschmückte Richter-Büste steht. Viereckige schlanke Obelisken und hohe Blattpflanzen umgeben diese Nische und zieren die übrigen Wände dieses Gedächtnißraums, in den man durch zwei von Vogeler-Worpswede, dem trefflichen Kenner des Biedermeier-Styls, entworfene Thürrahmen eintritt, während zwischen diesen Thüren, abermals in einem Vogeler'schen laubenähnlichen Rahmen, ein kleiner Springbrunnen lustig plätschert.

Wenn er nur Alles wieder erzählen könnte, was er in diesen Wochen jetzt da vernehmen mag. Aber — aber vielleicht ist's ganz gut, daß er es nicht kann.

Bei Eduard Schulte.

Auch dort im Oberlichtsaal, an der Hinterwand, ein feierlicher, architectonisch gegliederter decorativer Aufbau mit Pflanzenschmuck. Er gilt Meister Arnold Böcklin. Sein monumentales „Schloß, von Piraten erobert", das Hauptwerk aus dem so fruchtbaren Jahre 1886, dem zweiten des Züricher Lebensabschnittes seines Schöpfers, thront da. Gewaltig im Entwurf, diese romantisch-classische Landschaft, die vielthürmige brennende Burg auf der vom grünblauen Meer umtosten, steil ragenden dunklen Felsenklippe, die kühn gewölbte hohe Brückenbögen mit dem Festlande verbinden. Und im Boot, mitten im Brandungsgischt trotzig stolz dastehend, der Häuptling der Seeräuber, der Genossen harrend, die beutebeladen heranrudern: „sic volo, sic jubeo!" Mit ihm sprach's der Künstler, als er sein Bild schuf voll düsterer Farbenpracht, voller Wucht der Linienharmonie ...

Daß wir das Werk, das aus Privatbesitz hier wieder einmal an die Oeffentlichkeit auftaucht, so auf's Neue zu bewundern Gelegenheit haben, ist dankenswerth ...

Und die lebenden Künstler, die sich dort jetzt mit dem großen Todten in den Raum theilen, sind auch keine Geringen. Auch keine uns unbekannte. Drei Skandinaven: Gotfrid Kallstenius, der farbenfreudige, feinsinnige Künstler der Dämmerungsreize schwedischer Sommernächte, wenn die Sonne zur kurzen Ruhe sich zurückzieht oder von ihr wiederkehrt, und der Einsamkeitspoesie des Stockholmer Stärgards und der Gotländischen Küste, der Binnenseen und der Forsten; Anshelm Schultzberg, der uns nordische Wintermärchen erzählt, Erlebtes und Geschautes, das aber märchenhaft wirkt mit den verschneiten Bauernhäusern zwischen rosig bestrahlten Schneehügeln und -Mauern und blaudämmernden Schneethälern; der uns Frühlingsahnen auf den Schneetriften an vereisten Flußufern miterleben läßt und uns an Aprilabenden nach Dalekarlien führt; Gustav Wentzel, der Norweger, der seine Landsleute im Bauernkittel und im Bäuerinnenrock nach des Tages Last und Arbeit beim frugalen Male oder im sonnigen Thale auf der Wanderschaft nach der Stadt begriffen zeigt. Die beiden Schweden habe ich hier schon früher in der Wesensart ihrer Kunst zu kennzeichnen gesucht. In Wentzel lernen wir einen jener modernen „Genremaler" — sit venio verbo — kennen, die, indem sie ihre Figuren in Lebensgröße hinstellen, die Möglichkeit haben, sich malerisch und psychologisch ganz auszuleben und so anstatt einer illustrirten Anekdote, oder einer anekdotischen Illustration, wie ihre Vorgänger einst es thaten, einen Lebensausschnitt geben ...

Digitized by Google

Von den vielen Sammelausstellungen einzelner Künstler sei hier nur noch Weniges genannt. So der junge Münchener Hermann Völckerling, ein Schüler Karl Marr's, der aber mehr schottische Einflüsse in seinen stimmungsvollen Herbstschilderungen zeigt als solche seines Lehrers. Wie auch der Brachtschüler Alfred Oesteritz in seinen in einer flotten Mischtechnik gemalten, mitunter großzügig stylisirten Landschaften nur noch wenig Verwandtschaft mit seinem Meister verräth. Aber das „Sehen", die Auffassung hat er ursprünglich doch wohl von ihm: das beweisen eine Reihe frischer Studien, die dabei, wie so oft bei allen Malern, der Natur um ein Beträchtliches näher kommen, als das später nach ihnen entstandene Atelierbild. Das Stylisiren an und für sich braucht ja diesen Eindruck nicht zu beeinträchtigen. Man denke nur an Walter Leistikow. Bloß daß dann Alles sozusagen auf einen einzigen Klang gestimmt wird. Der aber muß so gewählt und gegeben sein, daß er uns mitten in die vom Künstler empfangenen Natureindrücke selbst hinein versetzt . . .

Max Fritz, Otto Günther-Naumburg, Richard Müller, der Dresdner, sind ebenfalls mit Collectionen vertreten, die zu weiteren Bemerkungen keinen Anlaß geben, obgleich ich gern feststelle, daß Fritz sich in einigen seiner Blätter breiter und gerader darum persönlicher giebt, als gewöhnlich.

Ein lebensgroßes Bildniß des Düsseldorfers Böninger hat ein actuelles Interesse: es stellt in großer Aehnlichkeit den Reichsbankpräsidenten Dr. Koch dar.

Casper's Kunstsalon

in der Behrenstraße bleibt seinem erfreulichen Programm treu, in größeren Zwischenräumen immer auserlesene Werke älterer Künstler, vornehmlich französischer und englischer, zur Schau zu stellen. N. Diaz, E. Isabey Th. Rousseau, C. Troyon u. A. rücken uns die Kunstideale der Schule von Barbizon und Fontainebleau nahe, Th. Lawrence versetzt uns in eine classische Zeit englischer Bildnißmalerei, Grosvenor Thomas, B. Priestman, J. L. Brown vertreten die englische Landschaftsmalerei unserer Zeit würdig. Das sind so nur einige der Künstler, mit denen man dort zusammentrifft. Man befindet sich also in guter Gesellschaft. Sie alle aufzuzählen mangelt es an Platz. Nur noch zwei ältere Bilder von Max Liebermann möchte ich besonders hervorheben, vor Allem ein Gäßchen aus einer holländischen Kleinstadt von bereits sehr feinem Farbenreiz und dabei noch voll Respekt vor zeichnerischer Form.

J. Norden.

Notizen.

Spicheren. Von Carl Bleibtreu. Mit Illustrationen von Chr. Speyer. (Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.) Keine Schlacht des großen Feldzugs berührt so nahe das patriotische Gefühl wie Spicheren. Unmittelbar an der Grenze vor Saarbrücken ward hier dem Feinde Zutritt in deutsche Gaue verwehrt. Fast nirgendwo erreichte die begeisterte Vaterlandsliebe der deutschen Heeresmassen einen so hinreißenden Schwung, in leidenschaftlichem Eifer das Schlachtfeld zu erreichen und dem verhaßten Erbfeind an den Leib zu kommen. Nicht nur Rheinländer schützten hier die eigene Mark, sondern auch Hannoveraner und vor Allem Brandenburger, als verschmölzen sich hier West- und Ostmark zu einer einzigen Vormauer für Alldeutschland. Dieser begeisternde Vorgang hat denn auch Bleibtreu zu einer glänzenden Darstellung des heldenhaften Ringens veranlaßt, wobei er jedoch mit gewohnter Unparteilichkeit auch den tapfern Widerstand der Franzosen in's rechte Licht stellt. Denn je tapferer der Feind, um so größer der Ruhm des Siegers. Prof. Chr. Speyer hat als Illustrator seine schwierige Aufgabe mit vollendeter Künstlerschaft gelöst.

Jules Bois Le Monde invisible. Paris, Flammarion 1902. 425 S. 8°. 3,50 Fr. Das Buch will in alle Bestrebungen einführen, die sich mit der directen Erforschung der unsichtbaren Welt, d. h. des sogenannten Uebernatürlichen befassen. Es zerfällt in die folgenden Abschnitte: Les Occultistes; Les Théosophes; Le Luci férisme; Le Satanisme; Les deux envoûtements; Les Marchands d'espoir; L'Edise spirite; Les Recherches psychique; Conclusions; Notes. — Für den Anfänger ist es zur Einführung zu gebrauchen, zumal wenn er sich mit französischen Erforschern des Jenseits bekannt machen will, deren hauptsächlichste mit Namen genannt und charakterisirt sind. Doch geht Jules Bois nicht in die Tiefe. Den Theosophen thut er z. B. Unrecht. Daß Frau A. Besant von Madame Blavatsky direct durch Suggestion der Theosophie gewonnen sein soll, ist eine Erfindung. Frau Besant hat eine zu selbstständige Persönlichkeit hierzu. Hätte Herr Bois die theosophische Lehre genau studirt, so würde er auch größere Klarheit über Alles erhalten haben, als er sie zeigt. Er würde auch nicht mit so nichtssagenden Worten operiren, wie „Hallucination" ꝛc. Was ist denn Hallucination? Das mußte er doch genau erklären. Es wird aber nie klar werden ohne genaue Kenntniß der occulten Psychologie. Was er über die Chaldäer sagt, beweist, daß er keine klaren Vorstellungen über die Sache hat. Nicht auf den physischen Körper, behaupteten die Chaldäer, sondern auf den dahinter befindlichen Astralkörper, d. h. Begierdenkörper, der aus denselben seinen Kräften gewebt ist wie die Sterne, haben die Gestirne Einfluß. Dieser Astralkörper, der ja gerade daher seinen Namen hat, wirkt dann wieder auf den physischen Körper. — Die Photographien des Dr. Baraduc in Paris kenne ich auch sehr gut. Sie stellen aber nur Erscheinungen der menschlichen Aura dar, die ziemlich zweifelhafter Natur sind. Wirkliche Gedankenformen hätte er in der Theosophical Review finden können und in dem interessanten Buche des Professor Marques über die Aura Görres, den Jules Bois in's 18. Jahrhundert verlegt, hat Ansichten und Erklärungen aller dieser Phänomene gegeben, die immer noch die besten sind und bloß von denen der Theosophen, die hellsehend sind, wie Anni Besant, übertroffen und ergänzt werden. Auch an dem, was Oberst Olcott in seinen Old Diary leaves berichtet, kann man nicht gut zweifeln. Daß Herr Bois ihn verspottet, ist kein schönes Zeugniß für ihn und seinen Geschmack. Er schadet damit nicht dem Ansehen des ehrwürdigen Mannes, sondern seinem eigenen.

Dr. Grävell.

Margarete Böhme's „Im Irrlichtschein" (F. Fontane u. Co., Berlin) ist ein moderner Zeitroman, der unsere brennenden Tagesfragen berührt und durch Gebrauch aller kleinen und kleinsten Mittel um die Gunst des Lesers wirbt. Beobachtung ist nicht viel darin und wenig tiefgehende Psychologie oder künstlerischer Ernst.

Maria Janitschek, Feuerlilie. (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger.) Es handelt sich in diesem Buche um die seelischen Erlebnisse eines schönen jungen Weibes, das mit fast dämonischer Liebe an einem verheiratheten Manne hängt. Aber sie weiß keinen anderen Weg zu ihm als durch das Herz seiner Frau. Und nun schildert Maria Janitschek mit unerreichter Kunst das Zusammenleben dieser beiden Frauen, des zarten lilienhaften Weibes, das ein schweres körperliches Leiden heldenhaft erträgt, und der Nebenbuhlerin, die von der Natur zu einem Gefäß und zu einer Flamme der Leidenschaft bestimmt zu sein scheint. Eine zarte Freundschaft keimt allmälig zwischen diesen so grundverschiedenen Menschen empor. Da stirbt die kranke Frau. Ihr Gatte stößt die Fremde von sich, die er nie geliebt hat. Da werden alle bösen Gewalten wieder Herr über sie, und verzweiflungsvoll sucht sie den Tod. Doch die treue Liebe eines edlen Mannes, den sie lange verschmäht, gewinnt sie nach und nach dem Leben wieder zurück, einem Leben, das durch ein bescheidenes Glück und durch pflichtgetreue Thätigkeit versöhnende Weihe empfangen wird.

„Zivilisation und Weltfriede." Impressionen zu einer Lehre von Glückseligkeit und Erkenntniß von Anthropos. E. Pierson's Verlag, Dresden. Es ist ein scharfer kritischer Verstand, ein heller, philosophisch durchgebildeter Geist, der hier unter dem Pseudonym Anthropos eine Fülle von Ideen zur Förderung und schließlichen Erreichung des ewigen Friedens niederlegt. Unter allen Werken, welche die reiche Friedensliteratur bislang hervorgebracht, wird Anthropos' „Zivilisation und Weltfriede" eine erste Stelle einnehmen, denn Niemand vor ihm behandelte die Friedensfrage so sachlich und eingehend wie er. Der Pseudonymus geht davon aus, daß die Schiedsgerichte heute in sich noch keinen Werth haben, da die Völker zur Lösung der Friedensfrage noch nicht reif genug seien und er erblickt die sicherste Friedensbürgschaft vorläufig in unseren starken militärischen Rüstungen. Ganz richtig folgert der Autor, daß es ein Fehler ist, wenn man nur von einer Umgestaltung der äußeren Lebenslage die Verwirklichung der Utopie erhofft, ohne in diese Umgestaltung zugleich und vor Allem auch den Menschen selbst mit einzubeziehen.

Im Verlage des Bibliographischen Instituts (Leipzig und Wien) ist soeben erschienen: „Das Deutsche Volksthum", herausgegeben von Prof. Dr. Hans Meyer. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Die erste Lieferung wurde soeben ausgegeben: sie umfaßt den einleitenden Abschnitt „Das deutsche Volksthum" aus der Feder Prof. Dr. Hans Meyer's, der klar und erschöpfend den deutschen Menschen und das deutsche Volksthum im Einzelmenschen wie im Gesellschaftsleben schildert, ferner den Anfang von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff's Capitel „Die deutschen Landschaften und Stämme", einem Meisterstück lebendiger und anschaulicher Darstellung.

Ludwig Max Goldberger: Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. (Verlag von F. Fontane u. Co. in Berlin.) Unter diesem Titel veröffentlicht Goldberger die wirthschaftlichen Betrachtungen, die er während einer achtmonatigen Studienreise 1901/02 in der Union gemacht hat. Goldberger hat, wie er sagt, sie alle kennen gelernt: den Präsidenten, die Industrieherren, die Politiker, die Trustfreunde wie die Trustgegner, die Arbeiterführer, das schaffende Volk in den Werkstätten, wie während der Muße, den New Yorker Banquier, den Goldgräber in Cripple Creek, den kalifornischen Obstzüchter und die Mormonen in Salt Lake City. Und bereitwillig haben sie alle dem Fremden auf Fragen Auskunft über ihr specielles Schaffensgebiet ertheilt. Wir hören in dem Buche typische Amerikaner in charakteristischen Aeußerungen über die wichtigsten Materien des dortigen öffentlichen Lebens gewissermaßen sprechen. Goldberger knüpft an seine früheren Publicationen und insbesondere an die seiner Zeit den amtlichen Stellen im Reich und in Preußen übermittelten Berichte an und schildert den Nationalreichthum, die Eisenbahnen, die Steuerverhältnisse, Land und Leute im Westen, die Arbeiterfrage und ihre Probleme, die deutsch-

Digitized by Google

amerikanischen Beziehungen im Handelsverkehr und in der Presse, des Prinzen Heinrich Amerikafahrt und die Captains of Industry u. A. m.

Die Eigenen, Tendenzroman für freie Geister von Emil F. Ruedebusch. (Johannes Räde, Berlin.) Das Buch gehört zur modernen Literatur über das Liebesleben. In freier Darstellung schildert Ruedebusch an den Helden seines Romans die Conflicte der Ehe-Moral und das Fiasco der sogenannten freien Liebe. Seine Arbeit ist leider recht unausgeglichen und in großen Partien auch dilettantisch, so daß man zu ungestörtem Genusse nicht gelangt. Prächtig sind dagegen die Zeichnungen von Hoeppener-Fidus. Der Maler steht in diesem Buche weit über dem Schriftsteller, was nicht zuletzt des Malers wegen bedauerlich ist.

In seinem kunstvoll angelegten Werk Friedrich der Große (J. G. Cotta, Stuttgart) ist es Reinhold Koser gelungen, ein Buch zu schaffen, das auch hochgespannten Erwartungen im ganzen Umfange genügt. Der Leser bleibt in fortdauernder Spannung, und das nicht lediglich wegen der durch unermeßlichen Reichthum fesselnden Hauptpersönlichkeit, sondern wegen der durchwegs klaren, geschmackvollen Darstellung, die sich in einzelnen Partien, so namentlich bei der Erzählung der Fluchtkatastrophe, des Kunersdorfer Unglücks oder bei der Erörterung der Culturzustände in den ehemals polnischen Gebietstheilen Preußens zu echter Schönheit erheben. Koser beherrscht das fast unübersehbar gewordene archivarische wie das literarisch-kritische Material mit unbeschränkter Sicherheit. Mit großer Vorliebe bedient er sich fridericianischer Redewendungen und Urtheile über Dinge und Menschen, über politische Zustände und allgemeine Fragen. Dadurch gewinnt die Darstellung ungemein an Lebendigkeit. Daß der Geschichtsschreiber gegen Fehler, gegen Mängel, gegen Einseitigkeiten der Persönlichkeiten nicht blind sein darf, ist Koser wohl bewußt. Wer unbefangen die Stücke in dem Buche liest und beurtheilt, in welchen der weltberühmt gewordene Fall vom Müller Arnold oder die Geschichte von der ersten Theilung Polens erzählt wird, der wird unbedingt zugeben müssen, daß der Autor mit einem höfischen Liebediener nichts gemein hat.

Zur socialen Bedeutung der Geisteskrankheiten. Ein allgemein verständlicher Aufsatz von Dr. Otto Juliusburger. Berlin 1903. Verlag von Oskar Koselowski. Preis 0,20 Mk. — Ein ernster, von hoher idealer Begeisterung beseelter Mann unternimmt es in dieser äußerst lesenswerthen Schrift, auf verschiedene Thatsachen hinzuweisen, die dazu beitragen, die Geisteskrankheiten in erschreckendem Maße zu vermehren. Denn es ist erwiesen, daß die geistigen Störungen beträchtlich im Zunehmen begriffen sind. In erster Linie kommt die Erblichkeit abnormer Geisteszustände in Betracht. Aber auch hier müssen äußere Umstände hinzutreten, um die Krankheit zum Ausbruch zu bringen. Der Autor vergleicht deshalb die ererbte Anlage einem Pulverfaß, das erst dann zur Explosion kommt, wenn von außen der Funke einschlägt, wenn also äußere Bedingungen die auslösende Kraft geben. Solche äußere Bedingungen führt er hauptsächlich drei an. Da wirken erstlich in der Jugend die Fehler der heutigen Erziehung, die sich in dem frühzeitigen Anspornen des Ehrgeizes zeigen. Der nicht gestillte Ehrgeiz zerreißt das Gemüthsleben und läßt die Kräfte frühzeitig erlahmen. „Hier kann Wandel geschaffen werden, indem die Schule es sich angelegen sein läßt, die Wettbewerbungs-Gefühle zu dämpfen, die Gluth des falschen Ehrgeizes zu löschen, frühzeitig warmes sociales Empfinden zu wecken, immer und immer wieder den Kindern den Gedanken einzuimpfen, daß die Erde nicht ein Tummelplatz zu wilden Raufereien, sondern eine Stätte für Cultur sein soll." Die beiden anderen Factoren, die für die Entstehung von Geisteskrankheiten hervorragende Bedeutung besitzen, sind der Alkoholismus und der zwecklose Geschlechtsgenuß. Mit flammenden Worten schildert der Verfasser die furchtbare Gefahr der „Göttergabe", des gefeierten Alkoholgenusses. Ueber ein Viertel aller geistigen Störungen sind ausschließlich auf Rechnung des Alkohols zu setzen. In der zweiten psychiatrischen Universitätsklinik zu Wien waren in den Jahren 1891—1900 30 Procent aller aufgenommenen männlichen Kranken Trinker. Die Verpflegungskosten für die Alkoholiker betrugen in jener Klinik in den letzten zehn Jahren 107370 Kronen. Im Jahre 1896 waren in der Irrenanstalt zu Lichtenberg-Berlin unter den Männern 40 Procent Trinker. In derselben Anstalt wurden vom October 1896—1897 320 Frauen untergebracht, unter denen sich 19 Alkoholistinnen befänden. Angesichts solcher Thatsachen tritt der Verfasser für unbedingte Abstinenz, d. h. für völlige Enthaltung vom Alkoholgenuß ein. Jeder Einzelne sei verpflichtet, hier mitzukämpfen und ein gutes Beispiel zu geben. „Was so viel Noth erzeugt, unendlichen Jammer über Tausende bringt, das Leben gefährdet und kürzt, die Hoffnung der Menschheit, ihre heranwachsende Jugend verdirbt oder im Keime zerstört, muß im Namen und zum Heil der Menschheit von seinem Herrscherthrone gestürzt werden, hinunter in die Nacht des Vergessens ... Wer aber den Alkoholismus ernsthaft und wirklich erfolgreich bekämpfen will, muß sich entschließen, die Trinksitte zu brechen, was nur durch die völlige Enthaltsamkeit erreicht werden kann." Ebenso müsse man mit dem heillosen Vorurtheil brechen, als sei der geschlechtliche Verkehr für die Gesundheit nothwendig. Diese Ansicht nennt der Verfasser einen Aberglauben, der sich nur hat einnisten können, weil die Kinder so viel wie gar nichts von den wichtigsten Vorgängen im Körper- und Seelenleben erfahren. Deßhalb müßte auch das Erziehungssystem anders werden und die Kinder müßten belehrt werden über die mächtigen Umwälzungen im Organismus.

Das lesenswerthe Büchlein umfaßt nur 32 Seiten, aber es sagt auf diesen mehr als mancher dicke Band. Jeder, der es liest, wird dadurch zum Nachdenken angeregt werden über Dinge, an denen er vielleicht bisher achtlos vorübergegangen ist. Und wenn der Verfasser gar auf die Lebensführung des Lesers vortheilhaft eingewirkt hat, so wird er das gewiß freudig als seinen schönsten Erfolg bezeichnen.

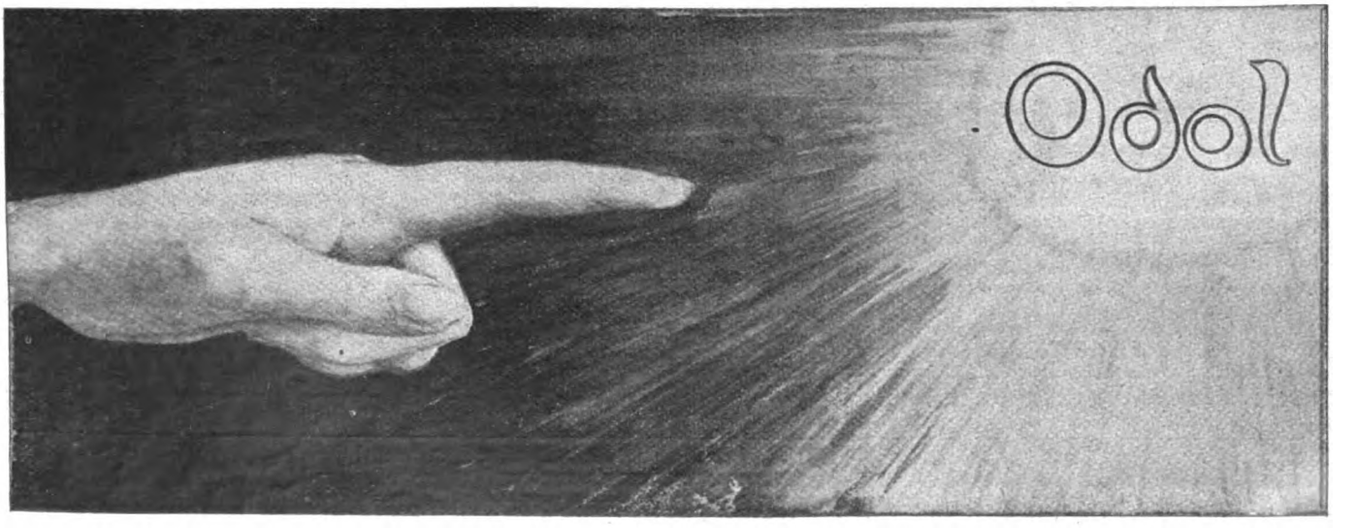
Max Hoffmann.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.



Digitized by Google

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler,
Braunschweig.

(Gegründet 1883.)

Der Kunstwart
(Dr. Georg Göhler) schreibt:
Musikalische Zeitfragen
von
Herm. Kretzschmar
... sind das wichtigste Werk der Musik, das seit langen Jahren erschienen ist ... Es wird einst in der Reihe der deutschen Bücher über Musik zu den wenigen klassischen Werken gehören.
Verlag von
C. F. Peters, Leipzig
Preis Mark 3.—.

Die **geistige Ermüdung** der Schulkinder, welche so viele derselben heutzutage kennzeichnet, weicht gemeiniglich dem Hausens Kasseler Hafer-Kakao, welcher schnell die richtigen Ersatzstoffe zu den ermüdeten Organen führt.

Hausens Kasseler Hafer-Kakao ist nur echt in blauen Kartons à 1 Mk., niemals lose.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Felix Dahns sämtl. Werke poet. Inhalts.
Neue Folge.

15 Liefgn. zu je 1 Mk. oder 4 Bde. zum Preis von 15 Mk.

Inhalt: Band I: 1. Sigwald und Sigridh. 2. Stilicho. 3. Der Vater und die Söhne. Band II: 1. Am Hof Herrn Karls. 2. Herzog Ernst von Schwaben. 3. Fünfzig Jahre. 4. Meine welschen Ahnen. Band III: Walhall. Band IV: Kaiser Karl und seine Paladine.

Diese neue Folge ist ganz selbständig; sie bildet ein vaterländisches Festgeschenk, zumal an solche, welche die Hauptausgabe besitzen. Die Dahnschen Werke sind und bleiben ein nationaler Hausschatz, der überall mit Freuden willkommen geheißen wird.

Verlag von Roßberg & Berger in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**
Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.
Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.
Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** *M.* 3,—.
Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:
Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.
Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Träumereien eines Nachtwandlers.
Dichtungen
von
Otto Promber.
Preis Mk. 1.—.
Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf den heute beigelegten Prospect von B. G. Teubner in Leipzig über „Literarisch wertvolle Festgaben" aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 21. November 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Kammer. Von Caliban. — Der Panama-Canal von heute. Von Franz Eißenhardt (Berlin). — Die endlose ungarische Krise. Von Pannonicus. — Idealismus und Technik. Von G. Heuser (Cöln). — Sachverständigen-Gerichte. Von Hans Rauch, Diplom-Ingenieur (München). — **Literatur und Kunst.** Heinrich Vierordt. Von Eugen Reichel. — Ein Buch über die die Duse. Von Dr. Otto Stoeßl (Wien). — **Feuilleton.** Das Grab. Von Josef Stutzin. — **Aus der Hauptstadt.** Die Landtagswahlen und die Lohgerber-Linke. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Die Kammer.

Die preußische Landtagswählerschaft hat sich abermals mit großer Mehrheit für die sogenannte conservativ-clericale Reaction, dies Schreckgespenst aller politischen Kinder, entschieden. Der Sieg der Rechten und des ihm verbündeten Centrums ist um so bedeutender, als sie eine Dreiviertel-Mehrheit zu vertheidigen hatten, also eine Stellung, die sich nach den ehernen Gesetzen vom politischen Gleichgewicht nur selten länger als etliche Jahre hindurch halten läßt. Vor den Wahlen war der übliche Platzregen von Prophezeihungen niedergegangen; es ruckte Morgens und Abends nach links. Gewaltiges erwartete man von dem Eingreifen der Socialdemokratie. Freilich, wenn jetzt behauptet wird, die rothen Hoffnungen seien schmählich zu Wasser geworden, so liegt ein Bißchen bourgeoise Verlogenheit darin. Denn daß Bebel's Leute unterm Dreiclassen-Wahlrecht im ersten Anlaufe und aus eigener Kraft Mandate erobern würden, daran hat ernsthaft Niemand geglaubt. Dagegen war man auf zahllose Tausende socialistischer Wahlmänner gefaßt, die an hundert Stellen im Ringen zwischen liberalen und conservativen Candidaten den Ausschlag geben sollten. Herrn Barth's verzweifelte Politik gründete sich ja ausschließlich auf diese Rechnung. Nun aber ward der Socialdemokratie nur in vier oder fünf Kreisen das Glück zu Theil, Zünglein an der Wage spielen zu dürfen, und von den anderthalb Millionen Stimmen, welche der Partei am 16. Juni zugefallen waren, verkrümelten sich weit über eine Million. Eine Niederlage nach allen Regeln der Kunst.

Immerhin ist sie für die Socialdemokratie nicht so verdrießlich wie für die bürgerlichen Parteien, welche sich von ihrem Eingreifen blaue Wunder versprochen hatten. Mit Ach und Krach wahrt die Freisinnige Vereinigung den mehr als kargen Besitzstand, dessen sie sich im vorigen Abgeordnetenhause rühmen konnte. Wären ihr nicht im Osten, wo die Polennoth seltsame Bettgesellen schuf, einige Compromiß-Mandate zugeschanzt worden, so läge die Fraction zerrieben auf der Strecke. Gerade sie, der die Dreiclassen-Wahl große Aussichten zu bieten scheint — sie zählt viele schwere Steuerzahler in ihren Reihen, sie hat das Geld und die Presse —, gerade sie hat unvergleichlich jämmerlich abgeschnitten. Das ist ein Vorgang, welcher eigentlich nicht für Bismarck's grimmiges Urtheil über das elendeste aller Wahlsysteme einnimmt.

Socialdemokratie und Vereinigung, die gern Schulter an Schulter in den Kampf gezogen wären und sich nur davor genirten, einander Unter den Linden grüßen zu müssen, Bebel und Barth tragen die Kosten des Kampfes, weil sie die geschworenen Gegner der alten Mehrheit waren. Indem das preußische Volk sie glatt durchfallen ließ, hat es sich mit Entschiedenheit für das conservativ-clerikale Bündniß erklärt. Stelle man sich dazu, wie man wolle — die Thatsache ist nicht fortzuleugnen. Sie bescheinigt der Kammermajorität, daß die von ihr getriebene Politik mit den Wünschen und Anschauungen der Nation wenigstens nicht in krassem Widerspruche steht. Diese Majorität hat weise davon abgesehen, ihre programmatischen Forderungen allzu brutal durchzudrücken. Sie machte von ihrer Gewalt niemals übertriebenen Gebrauch, fuhr sanft und behutsam und verdiente sich den Dank aller Verständigen dadurch, daß sie abenteuerlichen Plänen, auch wenn sie von hoher Stelle aus unterstützt wurden, mannhaften Widerstand leistete. Wenn Preußens Finanzen in gutem Stande sind, so hat vor Allem die Kammermehrheit dazu mitgewirkt. Dieser Umstand, sowie die Erkenntniß, daß sie alle schweren Erschütterungen des politischen Lebens in Preußen verhüte und den ruhigen Fortgang der Geschäfte verbürge, haben die Wählermassen bei ihrer Fahne gehalten. Für einen Umschwung der Stimmung, welche nun schon zwanzig Jahre und darüber anhält, liegt kein Anzeichen vor. Im Gegentheil hat sich der Nationalliberalismus der Mehrheit andauernd genähert und damit ihre ohnehin große Macht gefestigt, ihre Gegner schlichtweg bedeutungslos gemacht. Hätte Preußen jetzt eine Regierung, die sich auf politische Operationen verstünde und Lust dazu verspürte, dann wären die Vorbedingungen für großzügige Reformen im Sinne altpreußischer Weltanschauung gegeben.

Caliban.

Der Panama-Canal von heute.

Von Franz Eißenhardt (Berlin).

Daß die Finanzkräfte, wie sie heute im Weltverkehr sich bewegen, nicht genügend sind, um den Durchstich durch Mittelamerika durchzuführen, wird von verständiger Seite kaum behauptet werden können. Spielend sind heute solche Mittel

Digitized by Google

zusammengebracht, selbst bei weniger groß aussehenden Objecten. Daß die Ingenieure von heute solche Aufgaben wie den Durchstich selbstverständlich lösen können und längst in diesem Falle auch gelöst haben, ist ebenfalls klar. Deßhalb scheint es räthselhaft, weßhalb denn der Durchstich nicht schon erfolgt ist oder wenigstens ernstlich gefördert wird, denn die Arbeiten am Nicaragua-Canal haben überhaupt noch nicht begonnen, und die des Panama wurden und werden mit kleinlichen Mitteln nur soweit fortgeführt nach dem Zusammenbruch der Panama-Gesellschaft, als nothwendig ist, Material und Bauausführung vor dem Untergang im Tropenland zu schützen.

Aber diese so bekannte, so groß aussehende Unternehmung ist in ihrer thatsächlichen Größe und Bedeutung durch die gewaltig um sie aufgebaute Litteratur höchst wahrscheinlich gehörig überschätzt worden, und heute muß es als fraglich angesehen werden, ob die Vereinigten Staaten wirklich so sehr darauf erpicht sind, den Panama- oder einen anderen Isthmuscanal überhaupt fertigzustellen. Kommen wird und muß der Durchstich einmal, das steht fest, weil in solchen Verkehrsfragen selbst ein Staat wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika auf die Dauer nicht hemmend wirken kann, aber „wann" der Canal fertig wird, wenn man kein Interesse hat, den Bau zu beschleunigen, das ist eine andere Frage, und die Meinungen, ob der Panama amerikanischen Interessen förderlich sein wird oder nicht, weichen sehr von einander ab. Wie heute die Chancen liegen, würden die Vereinigten Staaten von ihm eher Nachtheil als Vortheil haben, und so thöricht ist wohl Niemand in der großen Verkehrswelt, anzunehmen, daß die Amerikaner mit immerhin bedeutenden Millionen Dollars eine Weltverkehrsader zu schaffen wünschen, die zumeist anderen Nationen zum Vortheil gereicht.

„Du baust für Fremde", soll die Pythia zu Delphi von ihrem Dreifuß aus den Gesandten verkündet haben, die Pharao Necho um 600 vor Christi Geburt zum Delphischen Orakel gesandt hatte, um zu hören, was in Zukunft dem Canal von Suez blühen würde. Der Pharao folgte der Prophezeihung und ließ die Arbeiten einstellen. Mehr als zwei Jahrtausende später haben die Beherrscher Egyptens die Richtigkeit dieses Orakelspruches scharf am eigenen Leibe empfunden. Sie ließen die Landenge von Suez durchstechen und verloren sie und die Herrschaft Egyptens an Fremde, ohne selbst die Wasserstraße zu benutzen. Und ähnlich kann es den Amerikanern mit dem Panama-Canal ergehen. Wohl macht die Handelsflotte der Vereinigten Staaten recht viel von sich reden — man denke nur an den Morgan-Trust — aber genau besehen, steht sie in gar keinem Verhältniß zur Bedeutung des Landes, seines Seeverkehrs, seiner Häfen und seiner Weltstellung überhaupt. Der elende Zusammenbruch des Morgan-Trusts nach noch nicht einjährigem Bestehen ist noch sehr frisch in der Erinnerung. Der große Schiffbautrust von acht Werften verkrachte noch jämmerlicher; sogar zwei Kreuzer der Kriegsmarine wurden gepfändet, und der Stahltrust, der naturgemäß auch viel auf Abnehmer für Schiffbau rechnen muß, steht traurig da. Noch nicht 9 Procent der Aus- und Einfuhr der Staaten wird unter dem glorreichen Sternenbanner transportirt. Die Morgan-Linien bestehen fast ganz aus Schiffen, die im Ausland gebaut sind. Die ersten Schnelldampfer „New York" und „Paris", mit denen 1893 die American Line als erste und einzige transatlantische erstclassige Passagierlinie eröffnet wurde, waren alte englische Irman Liner, in England konstruirt, und wenn man heute von einem der großen Hafenplätze der Ostküste Südamerikas bequem und schnell nach New York fahren will, muß man die Reise — über Europa machen! Wenn die Statistiken stattliche Zahlen der amerikanischen Handelsflotte bringen, so muß man davon einmal die große Flotte der Binnenseen abziehen, dann die sehr zahlreichen Küstenfahrzeuge, und erst den Rest bilden die Oceandampfer. Dieser Rest ist aber nicht imposant.

Wenn nun der Panama eröffnet ist, so werden zweifellos fremde Flaggen sich an großer Oceanfahrt dort hindurch weit mehr betheiligen, als das Sternenbanner. Weiterhin aber ist wohl zu bedenken, daß die Fahrt von Europa nach Ostasien durch den Suez-Canal bis Shanghai hinauf die kürzere bleibt. Wenn ferner der Weg durch den Panama nach Japan und den nordchinesischen großen Plätzen etwas kürzer wird, so wird doch in den meisten Fällen die Fahrt durch den Suez gewählt werden, weil sich auf diesem Wege sehr viele Zwischenhäfen als Anlege- und Verkehrsplätze finden, auf der Fahrt durch den Panama aber so gut wie gar keine, denn Honolulu ist doch zu winzig im Raume. Dann aber muß eigentlich der Amerikaner der gesammten Weststaaten, soweit sie am Stillen Ocean gelegen sind, dem ganzen Durchstechungsproject nicht besonders freundlich gegenüberstehen. Die Entwickelung dieser Staaten nach Westen — nach Asien hin — wird beeinträchtigt, wenn auch die atlantischen Staaten auf bequemem Wege nach jener Richtung hin erfolgreiche Concurrenten werden können, und solchen Weg bildet eben der Panama.

Diese Erwägungen sind auch in den Vereinigten Staaten nicht unerörtert geblieben, und daher ist die Verzögerung im Bau des Panama sehr wohl zu erklären. Denn daß die Vereinigten Staaten mit dem buntscheckigen Republikenkram auf dem Isthmus im Handumdrehen fertig werden, wenn sie wollen, daran zweifelt Niemand. Aber die Verzögerung ist dem Onkel Sam anscheinend nicht unangenehm, vielleicht sogar ab und zu künstlich von ihm genährt worden.

Nun ist Panama freier Staat unter amerikanischem Schutz, gleichsam ein Staat der United States, die ihrem Banner ein weiteres Sternchen und einen Streifen einverleiben können, und der Isthmus mit dem Canal ist amerikanischer Besitz, unanfechtbar von Jedermann. Nun kann man den Panama fertig bauen, wenn man will, oder auch — nicht bauen, wenn man will.

Als der Bau des Panama begann — vom Franzosen Lesseps entworfen, mit europäischem, speciell französischem Kapital möglich gemacht und als international noch vor seiner Inangriffnahme erklärt —, begannen sogleich die Gegenströmungen in den Staaten gegen dieses abnorme Unternehmen. Wie konnte man auch angesichts des bereits stark entwickelten Amerikanismus glauben, daß ein solches von Europa her unternommenes Werk Entgegenkommen finden würde. Gerade die Franzosen hätten nach ihren Erfahrungen in Mexico auf derartige Pläne verzichten müssen. Aber man verschloß sich thörichter Weise den praktischen, materiellen Gründen. Man sagte: das war die Napoleonische Kaiserzeit, jetzt sind wir Republik wie die Vereinigten Staaten. Als wenn die jemals daran dächten, aus sentimentaler, politischer Schwärmerei für einen europäischen Staat ihre Interessen zu vernachlässigen! Man warf also dem Panamabau Steine in den Weg in jeder Form, und zugleich tauchte der ungeheure Popanz des Nicaragua-Canals auf. Denn in Wirklichkeit hat man alle die vielen Jahre hindurch niemals daran gedacht, den Nicaragua-Canal thatsächlich zu bauen, und hat ihn ernstlich nicht in Angriff genommen.

Auch jetzt ist wieder vielfach, gelegentlich der Angelegenheit der neuen Republik Panama, von „großen amerikanischen Consortien" die Rede, die sich zum Bau des Nicaragua-Canals gebildet hatten. Aber in Thätigkeit sind sie nie energisch getreten, und ihre Capitalien sind wohl noch weniger solide vorhanden gewesen, wie die 720 Millionen, mit denen der Morgan-Schifffahrt-Trust die Welt zu blenden vermeinte. Jedenfalls aber wirkt es ganz eigenartig, daß plötzlich, nämlich nach den vulcanischen Katastrophen im westindischen Archipel und nach dem Entschluß, den Panama zu kaufen; nachdem auch England, dank seiner sonstigen Engagements in

Digitized by Google

anderen Meeren der Erdkugel, sich nachgiebig in Bezug auf die Internationalität des eventuell nicht fertig werdenden Canals gezeigt hat, daß plötzlich die Entdeckung von amerikanischen Gelehrten gemacht sein soll, daß das Gebiet, durch welches die Nicaraguaroute gedacht wurde, gefährlich vulcanisch sei. Als ob das ganz was Neues wäre und eine Entdeckung erleuchteter Geologen der neuen Welt, speciell der Vereinigten Staaten. Das weiß man lange!

Als Ferdinand Lesseps sein Panamaproject in die Wirklichkeit zu übersetzen begann, zeigten sich sofort die amerikanischen Gegner, indem sie einerseits bemüht waren, den französischen Ingenieur, sein Werk und die zur Verfügung stehende Finanzirung herabzusetzen, letztere durch völliges Ablehnen jeder Unterstützung zu untergraben; andererseits tauchte auch das Nicaragua-Canalproject auf. Ein „amerikanischer" Canal sollte dem vielleicht entstehenden „internationalen" entgegengestellt werden — man drohte mit ihm. Man hat aber bis heute auch nur mit ihm „gedroht". Damals ließ Lesseps, dessen Canalproject heute als das einzig richtige anerkannt wird — auch drüben — nach Forschungen, deren Richtigkeit heute ebenfalls anerkannt wird, eine Broschüre veröffentlichen, welche auf Grund geologischer Thätigkeit die vulcanische Gefahr auf der Trace des Nicaragua darlegten. Diese Broschüre ist im Jahre 1880 erschienen und von dem holländischen Ingenieur Knyper verfaßt worden. Sie wurde damals in Amerika heftig angegriffen mit der Begründung, daß sie nur geschrieben sei, um Propaganda für den Lessaps-Panama-Canal zu machen. Die amerikanischen Geologen, die neuerdings mit derselben Behauptung auftreten und deren tiefem Wissen man nun, nach den vulcanischen Erscheinungen, glaubt, haben sonach nichts Neues entdeckt und nur bestätigt, was bereits Lesseps und seine Ingenieure vor fast einem Vierteljahrhundert niedergelegt haben.

Der Bau von zwei Canälen durch die Landenge war von vornherein ein Unding, und für den Panama sprechen so ziemlich Alle sich aus, die sich eingehender mit beiden Routen und den Aussichten ihrer Rentabilität beschäftigt haben. Der Nicaragua wurde, außer in den Vereinigten Staaten, stets als ein Project angesehen, das nur in dem Falle Hoffnung auf Ausführung besaß, wenn der Panama durch stark garantirte Verträge dem Einfluß der Vereinigten Staaten entzogen wäre. Es unterlag auch keinem Zweifel, daß in den Staaten von jeher die Absicht bestand, sich bei passender Gelegenheit den Einfluß auf den Canal oder den Landstrich, durch den er führt, zu sichern. Es wäre auch allen bisherigen Regeln der amerikanischen Politik zuwiderlaufend, wenn man in diesem Falle anders gedacht hätte, und nach dem Vorgehen der Staaten in den letzten Jahren scheint der Gedanke eigentlich naiv, daß die Staaten sich in ihrer nächsten Nähe ein internationales Weltunternehmen, das von Europa her geleitet wird, gefallen lassen würden, wie den Panama.

Jetzt hat man den erworben und zwar für billiges Geld. Was von etwaigen Rechten auf ihn und die Umgebung noch nicht in Händen der Staaten sich befindet, wird bald auch erworben sein, denn die Proteste der Staaten Mittelamerikas, voran Columbien, laufen schließlich doch nur darauf hinaus, zu retten was zu retten ist — an Dollars. Mit den Waffen wird Columbien Nichts ausrichten, auch gegen Panama nicht, denn hinter dem stehen die Vereinigten Staaten, die in fast komischer Weise die ganze Angelegenheit in die Länge zerren und ihren klaren Absichten ein Rechtsmäntelchen umhängen. Nichts desto weniger aber ist die Zeit nicht fern, in welcher die Staaten auch rechtlich im Besitz des Canals oder wenigstens des Terrains, auf dem die unfertige Route läuft, mit allen Titeln sich befinden, und dann wird sich ja sehr bald zeigen, ob mit voller Arbeitskraft der Weiterbau begonnen wird, oder ob weitere Verzögerungen eintreten, welche die Meinung nur verstärken, daß die Eröffnung möglichst lange hinausgeschoben werden soll. — Gebaut wird schließlich der Panama; wann er aber fertig wird, kann heute Niemand sagen. Uncle Sam widerstrebt es, „für Fremde" zu bauen. Das ist ganz gegen seine Gewohnheit und Absichten, aber in diesem Fall wird ihm sein Sträuben nichts nützen, und er wird süß-sauer zusehen müssen, wie durch „seinen" Canal weit mehr Schiffe „fremder" Flaggen dankend ziehen, wie seine eigenen.

Die endlose ungarische Krise.

Von Pannonicus.

Seit einem Jahre wird im ungarischen Abgeordnetenhause von der Unabhängigkeitspartei Obstruction getrieben. Ursprünglich richtete sie sich gegen eine zuerst verdeckt, dann offen geforderte Erhöhung des Rekrutencontingentes und gegen die Erhöhung der Civilliste. Nach einem mehrjährigen idyllischen Verhältniß zwischen der Opposition und dem auf die Devise Recht, Gesetz und Gerechtigkeit eingeschworenen, aber sich von ihr den nichtmagyarischen Nationalitäten gegenüber dispensirenden Ministerpräsidenten Széll, hielt es die aus den relativ reinen und freien Wahlen ziemlich stark hervorgegangene Unabhängigkeitspartei ihren Wählern gegenüber doch für geboten, ihren oppositionellen Standpunkt schärfer zu betonen und wählte mit tactischer Geschicklichkeit als Veranlassung die vorerwähnten, den Blut- und Wehrsteuerträgern naturgemäß wenig sympathischen Vorlagen. Dieser parlamentarisch noch ganz normale Widerstand gewann eine bedenkliche Wendung erst in dem Augenblicke, als ruchbar wurde, daß der Präsident des Abgeordnetenhauses, Graf Albert Apponyi, der nach dem Sturze des Barons Desider Bánffy sich mit der von ihm geführten Nationalpartei der auf die Bezeichnung liberal hörenden Regierungspartei angeschlossen hatte, zur Bethätigung seines früheren und trotz der Parteifusion festgehaltenen „nationalen" Standpunktes, in einem an den Cabinetschef gerichteten Memorandum die Berücksichtigung einer Anzahl von „nationalen Aspirationen" im Rahmen des zur Verhandlung stehenden Rekrutengesetzes gefordert habe. Der Umstand, daß Ministerpräsident Széll auf dieses Ansinnen einging, und von der Heeresleitung, beziehentlich von der Krone einige Concessionen betreffs des schärferen Hervortretens der ungarischen Staatlichkeit und der magyarischen Sprache bei den in Ungarn rekrutirten Regimentern erwirkte, erweckte bei der Unabhängigkeitspartei das Bedürfniß, die ehemaligen Nationalparteiler zu übertrumpfen, und so formulirte sie eine Reihe noch weiter gehender nationaler Forderungen mit der magyarischen Commandosprache an der Spitze. Die selbstständige ungarische Armee ist ohnedies neben der gesonderten Notenbank und dem selbstständigen Zollgebiet ein Hauptpunkt des Programmes der auf die Personalunion lossteuernden äußersten Linken.

Als die von Széll bewiesene Nachgiebigkeit nicht die gehoffte Wirkung hatte, sondern noch anspornend auf die Obstruction einwirkte, glaubte der kluge Ministerpräsident den parlamentarischen Widerstand durch Ausdauer ermüden zu können und proklamirte „die passive Resistenz". Im Vertrauen auf ihren Erfolg wies er die ihm von Franz Kossuth gebotene Gelegenheit, mit einem relativ kleinen Opfer an den von der Heeresleitung sorgsam gehüteten Prärogativen der einheitlichen Wehrkraft die bereits erlahmende Obstruction zu einem Compromiß zu bringen, zurück und mußte dann zu seinem schmerzlichen Erstaunen die Erfahrung machen, daß ohne Rücksicht auf seine bisherigen glänzenden parlamentarischen Erfolge die Krone, beeinflußt von den militärischen Kreisen, die Geduld verlor und dem bewährten

Digitized by Google

Meister im politischen Paktiren recht plötzlich den Laufpaß gab, um es mit einem Regiment der starken Hand zu versuchen, das Graf Stefan Tisza zur Anwendung bringen sollte. Aber dieser Retter in der Noth versagte zunächst vollständig. Das Odium, das auf dem Namen seines Vaters lastet, seine persönliche Unbeliebtheit und andere Ursachen wirkten zusammen, dem thatkräftigen und zielbewußten Politiker die Bildung eines Cabinets zu Beginn des Sommers unmöglich zu machen.

Nun sollte der bereits beim Rücktritt des über die kirchenpolitischen Gesetze gestolperten Ministerpräsidenten Wekerle vom Kaiser zweimal in Aussicht genommene und zweimal von der Regierungspartei brüsk abgelehnte Banus von Kroatien, Graf Khuen-Hedervary den normalen Gang der parlamentarischen Verhandlungen herstellen. Er verstand es, um einen Stein des Anstoßes für die Opposition aus dem Wege zu räumen, den Monarchen zum Fallenlassen seines zuverlässigsten und vertrautesten Berathers, des Landesvertheidigungsministers Freiherrn v. Fejérváry, und zur Bewilligung weitgehender nationaler Concessionen auf militärischem Gebiete zu bestimmen, ersparte sich alle weiteren Cabinetsbildungsschwierigkeiten durch Beibehaltung aller Ministercollegen seines Vorgängers, der ihm hierbei in nobelster Weise an die Hand ging, und brachte es, trotz der eisigen Kälte, mit der ihn die Regierungspartei aufnahm, glücklich dahin, mit dem Führer der Unabhängigkeitspartei Franz Kossuth und dem ihm zur Seite gestellten Exekutivcomité eine Vereinbarung über die Einstellung der Obstruction zu treffen.

Da geschah etwas Unerwartetes. Den radicalsten Elementen der äußersten Linken, die wenige Wochen oder Monate vorher für ein weit billigeres Compromiß mit Széll zu haben gewesen wären, war im Essen der Appetit gekommen. Sie steiften sich auf die Erlangung der von ihnen als Ziel des parlamentarischen Kampfes proclamirten, als unentbehrliches Symbol der selbstständigen Staatlichkeit Ungarns bezeichneten magyarischen Commandosprache, die der Monarch als handgreifliches Zeichen und wirksamstes Förderungsmittel einer Zweitheilung der gemeinsamen Armee unmöglich zugeben kann, und erklärten sich an den von der Parteileitung vereinbarten Pakt nicht gebunden. Sogar ein Mitglied der letzteren, der Abgeordnete Barabás fand, daß das Erforderniß des einheitlichen magyarischen Nationalstaates höher stehe als das gegebene Wort, und so wurde, als Kossuth mit gut gemeinter Entrüstung die Obmannschaft der Partei niederlegte, die Obstruction unter Führung von Barabás fortgesetzt. Graf Khuen kam nicht einmal dazu, im Parlamente sein Programm zu entwickeln, denn der Versuch des Gouverneurs von Fiume, des Grafen Ladictors Szapáry, die Obstruction durch Bestechung eines oder mehrerer ihrer Matadore zu brechen, rief einen solchen Sturm gegen den Cabinetschef hervor, daß seine Stellung unhaltbar wurde, obwohl die entsendete Untersuchungscommission keinen Beweis seiner Mitwissenschaft an dem thörichten Unternehmen des ihm befreundeten Grafen Szapáry zu erbringen vermochte. An der Regierungspartei, deren einzelne Fractionen sich im Stillen immer heftiger bekämpften, fand Graf Khuen keine Stütze und gab in Folge dessen, als seine persönliche Intactheit festgestellt war, seine Demission.

Nun traten Erscheinungen zu Tage, für die es in den parlamentarischen Annalen kaum eine Analogie giebt. Während nahezu eines Vierteljahres konnte der König von Ungarn keinen neuen Ministerpräsidenten finden. Der beispiellosen Agitation der Unabhängigkeitspartei war es gelungen, die öffentliche Meinung des Magyarenthumes von der Berechtigung, Nothwendigkeit und Erreichbarkeit der nationalen Forderungen auf militärischem Gebiet zu überzeugen, und eine Wählerschaft nach der anderen trat theils in Munizipal-, theils in Volksversammlungen mit Resolutionen zu Gunsten dieser Forderungen in die Schranken. Da wurden die Abgeordneten der Regierungspartei von Angst um ihre Mandate erfaßt und gaben ihren unter der Führerschaft Széll's eingenommenen Standpunkt preis. Selbst die um Tisza sich schaarenden Anhänger eines Regimentes der starken Hand fanden ein gewisses Maß nationaler Concessionen nothwendig. Und diesen Anschauungen gaben mit schärferer oder schwächerer Betonung alle magyarischen Parlamentarier Ausdruck, die der König zu sich in die Ofener Burg beschied, um ihre Ansichten über die politische Lage zu hören und unter ihnen den für die Bildung eines neuen regierungsfähigen Cabinets tauglichsten auszuwählen. Aber auf die Anschauungen des Monarchen, der nicht bloß die Wünsche der Magyaren berücksichtigen kann, sondern auch die Rechte und Interessen seiner nichtmagyarischen Unterthanen diesseits wie jenseits der Leitha zu wahren hat, ging weder Andrássy noch Apponyi, weder Tisza noch Széll, weder Wekerle noch Csáky, weder Hieronymi noch Szapáry ein. Jeder schob dem Anderen die Ministerpräsidentschaft zu. Graf Khuen-Hedervary und seine Ministercollegen mußten als demissionirte Minister die Geschäfte fortführen, während Kaiser Franz Josef den deutschen Kaiser und den König von England, den russischen Zaren und den Souverän des Kongostaates bei sich in Wien zu Gaste sah. Hatte der Monarch behufs baldiger Beendigung der Ministerkrise auf die Theilnahme an den südungarischen Manövern verzichtet, so ließ er sich vom Besuche Galiziens, wo ebenfalls Manöver stattfanden, nicht abhalten und gab auch beim Empfange der polnischen Deputationen seinem Mißmuth über die ihm von seinen angeblich allergetreuesten Magyaren bereiteten Schwierigkeiten sehr verständlichen Ausdruck, was wieder in der ungarischen Presse recht verschnupften Tones glossirt wurde. Wie eine Bombe wirkte dann auf den magyarischen Größenwahn der von Chlopy datirte Armeebefehl, in welchem der allerhöchste Kriegsherr seinen festen Entschluß kundgab, von seinen Majestätsrechten nicht ein Titelchen hergeben und an der Einheitlichkeit der Armee nicht rütteln lassen zu wollen. Das dort ausgesprochene „Niemals" rief in den Gemüthern, die es für unmöglich angesehen hatten, daß der constitutionelle und durch seinen Eid auf die Verfassung gebundene König sich schließlich nicht dem durch das Parlament allerdings nur sehr einseitig zum Ausdruck gebrachten Willen „der Nation" d. h. des Magyarenthumes beugen würde, maßlose Erbitterung hervor. Nun hatte der Armeebefehl auch noch die Mahnung enthalten, daß alle Volksstämme im Heere ihre hervorragenden Eigenschaften im Dienste „des großen Ganzen" vereinigen möchten. Diese Aeußerungen, und noch mehr der allgemeine Jubel, den sie in Oesterreich erregten, brachte die exaltirten magyarischen Patrioten vollständig außer Rand und Band. Das Magyarenthum, das eine immer exclusivere Rassenpolitik macht, aber abwechselnd als „Nation", wie es gerade paßt, das eine Mal nur sich, das andere Mal die Gesammtheit der Bewohner Ungarns betrachtet, fühlt sich durch die Bezeichnung als Volksstamm tödtlich beleidigt und durch den Hinweis auf das große Ganze, worunter doch nur die seit 1867 als abgethan betrachtete verhaßte „Gesammtmonarchie" gemeint sein konnte, in seinem Staatsbewußtsein verletzt. Als ein vom Ministerpräsidenten Grafen Khuen inspirirtes oder gutgeheißenes officiöses Telegramm wissen wollte, daß der König sich über die durch den Armeebefehl hervorgerufene außerordentliche Aufregung wundere, glaubte das Magyarenthum schon an ein pater peccavi des gekrönten Königs und begann eine Genugthuung zu fordern, die in einer formellen feierlichen Revocation des Armeebefehles vor versammeltem Kriegsvolk bestehen sollte. Auch beschäftigte sich der constitutionelle Formalismus sofort mit der Frage, wer die Verantwortung für dieses Attentat auf die Nation, auf ihre Verfassung und Selbstständigkeit zu tragen habe, damit nicht ein directer Conflict zwischen Herrscher und Nation offenkundig werde.

Digitized by Google

Daß der Herrscher einen solchen ängstlich scheuen würde, betrachtete jeder Magyar als selbstverständlich. Die ganze Presse schrieb, daß vor einem Widerruf des Armeebefehles von einer Votirung von Steuern und Rekruten, die ja vorher auch verweigert worden waren, nicht die Rede sein könne. Zu maßlosem Erstaunen seiner getreuen magyarischen Unterthanen fiel es nun dem Monarchen gar nicht bei, für den an die Wehrkraft gerichteten Armeebefehl Buße zu thun, sondern er erlaubte sich, seinen Standpunkt auch dem Parlament gegenüber klarzulegen. Und um dem so hoch ausgebildeten constitutionellen Formalismus des erbitterten Magyarenthumes Rechnung zu tragen, wurde Graf Khuen abermals formell zum Ministerpräsidenten ernannt, der den in einem besonderen Handschreiben ausdrücklich wiederholten Standpunkt des Königs auch formell zu decken hatte. Die politischen Kreise der herrschenden Rasse, die seit einem Menschenalter an die immer wieder erprobte und immer wieder mißbrauchte constitutionelle Gesinnung des Monarchen und an die hieraus sich ergebende Nachgiebigkeit und Langmuth gewöhnt worden waren, standen diesem Erwachen der königlichen Willenskraft einfach fassungslos gegenüber und spieen Gift und Galle auf den Mann, der sich für seinen Herrscher so zu exponiren wagte, wobei er sogar mit seinen Ministercollegen in Widerstreit gerieth und nicht zu einer formellen abgeschlossenen Erneuerung seines Cabinets kommen konnte. Denn sehr bald trat ein neues Ereigniß ein, das die politische Lage noch mehr verschärfte.

Die auf österreichischer Seite längst mit steigendem Unmuthe empfundene Präponderanz des Magyarenthums, die alle Bedingungen der Großmachtstellung der Monarchie vom exclusiven Globusstandpunkt ignorirte, war durch die Forderung des magyarischen Commandos für die in Ungarn rekrutirten und doch nur zur kleineren Hälfte aus Magyaren gebildeten Regimenter und die damit angebahnte Zweitheilung der doch zu einem größeren Theile mit österreichischem Gelde erhaltenen gemeinsamen Armee in gar zu herausfordernder Weise den übrigen Unterthanen des Kaisers und Königs zum Bewußtsein gebracht worden. Hatte doch bereits vorher die bei der Designirung des Grafen Khuen zum Ministerpräsidenten von der Krone ohne Rücksicht auf die österreichische Reichshälfte und ohne Befragung der österreichischen Regierung erfolgte Bewilligung zahlreicher ungarischer Forderungen so böses Blut gemacht, daß Dr. Körber seine Demission gab und nur durch die Zusage von allerhöchster Stelle, daß nicht wieder einseitig in Angelegenheiten der Armee verfügt werden würde, vor der Niederlegung seiner Stelle abgehalten worden war. Dies theilte er dem österreichischen Reichsrathe mit ausdrücklicher Ermächtigung des Monarchen mit und rief damit bei allen Völkern Oesterreichs, mit Ausnahme der staatstollen Tschechen, noch eine Erhöhung der über den Chlopyer Armeebefehl allgemein empfundenen Befriedigung hervor. Das Magyarenthum aber schäumte vor Wuth über die Einmischung „fremder" Minister in die Angelegenheiten Ungarns, zu denen man einmal auch die Bestimmung der Commandosprache der ungarischen Regimenter zu zählen entschlossen war. Nicht bloß die Unabhängigkeitspartei, auch die Regierungspartei forderte eine Sühne dieser Schmach, eine eklatante Genugthuung oder mindestens eine flammende Zurückweisung dieses furchtbaren Eingriffes in die ungarische Staatlichkeit von Seiten des Ministeriums. Und als Graf Khuen sehr vernünftiger Weise erklärte, daß sein österreichischer College lediglich einen ihm zustehenden Einfluß auf eine gemeinsame Angelegenheit ausgeübt habe, wie er in einem ähnlichen Falle sich dieses Recht auch nicht abstreiten lassen würde, da war der gothische Parlamentspalast an der Donau Zeuge eines beispiellosen Entrüstungssturmes, der auch die meisten Mitglieder der Regierungspartei erfaßte, so daß sie dem Antrage Kossuth's, die Antwort des Ministerpräsidenten auf die in Angelegenheit der Körber'schen Rede an ihn gestellte Anfrage möge nicht zur Kenntniß genommen, sondern auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung gestellt werden, in überwallendem Patriotismus zustimmten. Damit war Graf Khuen von der Regierungspartei über Bord geworfen und zog auch sofort durch telegraphische Anmeldung seiner abermaligen Demission die Consequenz. Seither hat er die Räume des liberalen Clubes mit keinem Fuße mehr betreten und sich gleich seinen Ministercollegen auf die Erledigung der laufenden Geschäfte seiner Ressorts beschränkt.

Die Cabinets- und Verfassungskrise stand dann als handgreifliches Zeichen der Unhaltbarkeit des ad absurdum geführten dualistischen Systems volle zwei Monate lang in schönster Blüthe. Nun fand man im Lager der täglich mehr von Parteiungen und Intriguen zerrissenen Regierungspartei, daß man durch eigene Schuld den Boden in der Bevölkerung verloren habe, weil man programmlos den fortwährend wachsenden volksthümlichen Forderungen der Unabhängigkeitspartei gegenüber gestanden sei, und sich die jeweilige Stellungnahme von dem jeweiligen Ministerpräsidenten oder von der Krone habe aufoctroiren lassen. Um diesem nach dreißigjähriger Dauer von den bedingungslosen Jasagern an der Regierungskrippe plötzlich als entwürdigend empfundenen Zustande ein Ende zu machen, wurde ein Neunerausschuß aus den Koryphäen der drei etwa durch die Namen Andrássy, Tisza und Apponyi charakterisirten Fraktionen der Parlamentsmajorität entsendet, der durch Herstellung eines allseits befriedigenden und zur allgemeinen Richtschnur zu nehmenden militärischen Programmes die Einigkeit und Aktionsfähigkeit der liberalen Partei herstellen sollte und sich dieser Aufgabe unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, und unter den heftigsten inneren Kämpfen widmete. Inzwischen waren nach dem zweiten Rücktritt des Grafen Khuen als Berather zur Lösung der immer tiefer fressenden Krise und als etwaige Nachfolger Széll, Andrássy und Tisza und schließlich Finanzminister Lukacs wiederholt zum Monarchen berufen worden, wobei abermals einer den anderen als geeigneter zur Cabinetsbildung vorzuschieben trachteten, weil keiner gegen die aufgepeitschte Volksströmung und gegen die Intriguen der Apponyigruppe rückhaltlos aufzutreten wagte, oder sich nicht abnützen wollte. Schließlich hatte es den Anschein, als ob der jedem persönlichen Ehrgeize fernstehende und der Bürde der Ministerpräsidentschaft sehr abgeneigte Finanzminister Lukács noch am ehesten die zwischen dem mit schwerer Mühe fertig gebrachten Programm des Neunerausschusses und der Anschauung des Monarchen über die ihm verfassungsmäßig zustehenden und insbesondere auf dem Gebiete des Heereswesens auszuübenden Majestätsrechte bestehende tiefe Meinungsverschiedenheit auszugleichen im Stande wäre. Seine Betrauung mit der Cabinetsbildung schien bereits feststehende Sache zu sein und wurde von Seite sowohl der Regierungspartei, wie der Opposition ziemlich freundlich aufgenommen. Aber es gelang ihm nicht, die vom Könige verlangten Aenderungen des Programmes bei dem Neunerausschuß durchzusetzen, dem von der chauvinistischen Presse lange genug die Hölle heiß gemacht worden war. Schon sah man den schwersten Conflict zwischen König und Nation (d. h. Magyarenthum) heraufziehen und rüstete sich zu zähem und langwierigem Widerstande gegen verfassungswidrige Maßnahmen, die in Folge des Versagens aller constitutionellen Factoren selbst der Opposition schon unvermeidlich erschienen. Da hat Graf Stefan Tisza trotz klarer Erkenntniß der durch die Unversöhnlichkeit und Kampflust der Opposition wie nicht minder durch die Unzuverlässigkeit der Apponyigruppe erwachsenden enormen Schwierigkeiten die schwere Aufgabe der Cabinetsbildung auf Grundlage einer von der Krone gewünschten, die Einheitlichkeit der gemeinsamen Armee immer noch in wichtigen Stücken preisgebenden Aenderung des Programmes des Neunercommission übernommen. Innerhalb der liberalen Partei gelang es ihm,

Digitized by Google

den Grafen Apponyi mit der Ansicht, als bedeute die mit dem Fallenlassen seiner weitergehenden Modification erfolgte Wiederherstellung der ursprünglichen Fassung des auf die Definirung der Majestätsrechte bezüglichen Punktes des Neunerelaborates eine Minderung der nationalen Souveränitätsrechte, nahezu zu isoliren. Es unterblieb in Folge dessen die schon als unabwendbar angesehene Secession zahlreicher Mitglieder der früheren Nationalpartei, und selbst Apponyi blieb nicht bloß unter Wahrung seiner Actionsfreiheit für den Fall, daß die Auffassung der Krone bezüglich ihres unbeschränkten Verfügungsrechtes in der Frage der Commandosprache legislatorisch festgelegt werden sollte, Mitglied der Regierungspartei, sondern legte auch die Würde eines Abgeordnetenhaus-Präsidenten nieder. Nachdem Tisza die äußere Einheit der Regierungspartei erhalten und ein ziemlich homogenes Cabinet gebildet hatte, sucht er durch ein Reformprogramm auf dem Gebiete der inneren Politik der auf einen vor Kurzem noch für unmöglich gehaltenen Erfolg der Obstruction, auf die Erringung großer Errungenschaften auf dem Gebiete der Magyarisirung des ungarischen Theiles der gemeinsamen Armee zurückblickenden Unabhängigkeitspartei eine goldene Brücke zum Rückzug auf geordnete parlamentarische Verhandlungen zu bauen. Der größere Theil der Anhänger Franz Kossuth's war auch bereit, zur Sicherung der kostbaren nationalen Errungenschaften des Magyarenthums, die freilich gegen den Wunsch der übrigen Bewohner Ungarns und gegen den Willen der österreichischen Völker vom Monarchen erpreßt worden waren, wieder in das constitutionelle Geleise einzulenken. Aber einige fanatische Heißsporne der bisherigen Obstruction wollen dem „von Wien der Nation aufoktroyirten kaiserlichen Commissionär" dasselbe Schicksal bereiten, wie dem Grafen Khuen-Héderváry, die ultramontane Volkspartei und die ihr gesinnungsverwandte Szederkényi- und Ugrongruppe perhorresciren den protestantischen und liberalen Tisza, dessen Regiment nach ihrer Meinung die Wiederherstellung des so lange prakticirten Systems der parlamentarischen Corruption und der terroristischen Wahlfälschung bedeuten würde. Diesen Elementen ist es gelungen, den Einzug des neuen Cabinets in das Parlament zu einem äußerst stürmischen zu gestalten und auch die in offenkundiger Reserve gebliebene Kossuthgruppe wieder wankend zu machen, indem die von Tisza als Eckstein seines Regierungsprogramms hingestellten Principien des Liberalismus und Nationalismus in gehässiger und aufreizender Weise glossirt werden. Es läßt sich unter solchen Umständen der Lösung selbst der nächsten Aufgabe Tisza's kein sicheres Horoskop stellen. Nach allgemeiner Ansicht ist indeß die durch den Größenwahn und die Herrschbegier des Magyarenthumes hervorgerufene Krise durchaus nicht beendigt, sondern nur in eine neue Phase getreten. Die Stimmung der Opposition läßt es vorläufig noch als ganz unsicher erscheinen, ob dem Grafen Tisza die Erlangung eines Budgetprovisoriums oder die Votirung des Rekrutencontingentes gelingen wird. Gelingt es nicht, so wird er an die ultima ratio appelliren, d. h. zur Auflösung des Abgeordnetenhauses im sogenannten Ex lex-Zustande schreiten müssen, was man von vielen Seiten als ungesetzlich betrachtet. Und damit wird der Conflict zwischen der Krone und wenigstens einem großen Theile des Magyarenthumes abermals greifbare Gestalt gewonnen und die Verfassungskrise eine Verschärfung erfahren haben, deren Folgen heute unübersehbar sind.

Vielleicht vollzieht sich dann der Abschluß eines nahezu vierhundertjährigen historischen Processes, der vom Hause Habsburg immer wieder versuchten, vom Magyarenthrone immer wieder vereitelten organischen Einfügung Ungarns in das mitteleuropäische Staatensystem. In befriedigender Weise kann eine solche nur erfolgen, wenn mit Güte oder Gewalt der Anspruch des turanischen Stammes auf eine seine physische und moralische Kraft weit übersteigende Beherrschung nicht bloß einer Anzahl ihm culturell gleichwerthiger Völkerstämme in Ungarn, sondern auch der in den österreichischen Erbländern mit großen historischen Traditionen lebenden Völker endgiltig abgewiesen und unter Achtung der geschichtlichen Entwickelung die in der geographischen Einheit des mittleren Donaubeckens vereinigten ethnographischen Individualitäten in einer Weise politisch organisirt werden, welche die unter dem Schlagworte eines Ausbaues des einheitlichen magyarischen Nationalstaates systematisch betriebene Vergewaltigung angeblich gleich berechtiger Bürger zu Gunsten einer Rasse unmöglich macht, dadurch das Gleichgewicht der Kräfte in dem dualistischen Reiche der Habsburger hergestellt und seine durch die neuesten Ereignisse stark in Frage gestellte Bündnißfähigkeit, speciell auch vom Standpunkte des Deutschen Reiches, wieder zweifellos macht.

Idealismus und Technik.

Von G. Heuser (Cöln).

Das Streben nach dem Guten, Wahren und Schönen geht in weiten Kreisen verloren. Der Idealismus schwindet! In unserm rastlosen Zeitalter des Verkehrs und der Technik dient die Mehrzahl der Menschen nur noch dem groben Nutzen! So haben vielfach die Klagen gelautet, und so werden sie auch heute noch erhoben.

In einem im Jahre 1877 in Cöln gehaltenen Vortrage über „Culturgeschichte und Naturwissenschaft" sagte Du Bois-Reymond im Hinblick auf die Zunahme der technischen Thätigkeit: „Mit einem Wort, der Idealismus erliegt im Kampfe mit dem Realismus, und es kommt ein Reich der materiellen Interessen." Sehr treffend brachte Victor Scheffel die damalige Stimmung zum Ausdruck in dem Liede: „Der letzte Postillon". Der Dichter blickte humorvoll auf die Zeit des Trunks und des „idealen Schwungs" und dachte zum Schlusse an die bewegenden Naturkräfte, welche den Verkehr und den Menschen so umgewandelt haben, an: „Erdenphosphor, Gas und Dampf".

Es war in der That das Studium der Naturkräfte und ihre wirthschaftliche Ausbeutung durch die Technik, welche auf den schwärmerischen Schwung so störend einwirkten. Namentlich die gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnende Anwendung der Dampfkraft für die Großindustrie und den Eisenbahnverkehr führte zu weitgehender Aenderung der Lebensverhältnisse.

Ein Mann von starker Empfindung, Herr von Treitschke, bedauerte in seiner deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert die zahlreichen Mißstände, welche er durch die Massenproduction in den Fabriken schon mit dem Jahre 1842 als gekommen ansah; in Deutschland aber habe die Macht der materiellen Interessen noch ein starkes Gegengewicht an dem hohen Idealismus der politischen Einheitskämpfe gefunden.

Solche Urtheile hörte man namentlich von Männern, die jenen Umschwung miterlebten, in den alten Daseinsverhältnissen aufwuchsen und sie lieb gewannen. Zwar ist die Meinung auch heute noch geltend geblieben, daß unsere Geistesrichtung durchaus realistisch sei, doch werden schon einige Stimmen dagegen laut, und man betrachtet den Realismus nicht stets als einen Fehler. Das Urteil lautet ferner zu allgemein, wenn es nicht auf die dem materiellen Vorteil dienende Tätigkeit beschränkt, sondern auch auf das technische Streben nach Zweckmäßigkeit ausgedehnt wird, weil dieses allerdings die Ursache aller Umwälzung war.

Daß aber auch die Technik als ein ideales Gebiet menschlichen Schaffens betrachtet werden darf, möge hiermit im Besonderen dargelegt werden.

Digitized by Google

Ueberschauen wir die großartige künstliche Außenwelt, mit welcher die technische Thätigkeit seit Einführung der Dampfmaschine zu Aller Nutzen uns umgiebt, so erscheint es doch unzutreffend, praktische nnd erfinderische Berufsmenschen rundweg und ausschließlich als dem einseitigen Realismus verfallen anzusehen, welche durch solche Erzeugnisse so viel erfreuliches Wissen, Wollen und Können in die Erscheinung bringen.

Die Absichten und Pläne des Technikers kommen zwar weniger in schwungvollen Worten, wie in nüchternen, sachlichen Studien, Berechnungen und in der stummen Sprache zeichnerischer Darstellungen zum Ausdruck; aber deßhalb können ihm doch sehr erstrebenswerthe Ziele und ideale Möglichkeiten zu aller Arbeit den Antrieb geben. W. Wilhelm nimmt in seinem Aufsatz „Idealismus in Amerika" — Deutsche Rundschau, Heft 11, 1903 — einen solchen sogar für die als nüchtern und materiell verschrieenen Amerikaner in Anspruch.

A. Lange führte bereits im I. Theil seiner „Geschichte des Materialismus" aus, daß im 18. Jahrhundert selbst die Richtung des Geistes auf das Nützliche in Deutschland einen idealen Zug gewann, und im II. Theil, daß soviel Ideales als unumgänglich nöthig ist, schon in der Hingabe an ein großes Princip und an einen bedeutenden Stoff liege.

Bemerkenswerth ist, daß er hier auch die Meinung gewinnt, der Mensch bedürfe einer Ergänzung der Wirklichkeit durch eine von ihm selbst geschaffene Idealwelt, einer Heimath der Geister, in die er aus den Schranken der Sinne flüchten könne.

Indessen hat Jeder Ideale, der nach hohen, begehrenswerthen Zielen strebt. Wer mit der Wirklichkeit unzufrieden, sie durch eine selbst geschaffene bessere Außenwelt für uns geeigneter zu machen sucht, von dem darf gesagt werden, daß er einen gesunden Idealismus habe, während es einem mehr schwärmerischen Verlangen entspricht, sich durch die Flucht in ein erträumtes Gedankenreich der Harmonie und des Friedens zu retten. Jedenfalls darf man die Erfindung eines freien, unbestimmbaren Phantasiegebildes nicht für besser und geistvoller halten, als die Erzeugung einer brauchbaren, nutzbringenden Idee, welche die besondere Fähigkeit der Intuition, ein beständiges, anschauliches Denken erfordert, um für einen gegebenen Zweck nach passenden Formen zu suchen.

Mit Recht fügt darum K. von Engelmeyer in seinen Aufsätzen zur philosophischen Begründung der Technik — Kölnische Zeitung 1894 Nr. 606—608 und Dinglers polyt. Journal 1900 — zu den drei Gebieten Wissenschaft, Ethik und Kunst als ebenso bedeutungsvoll noch die Technik und die praktische Thätigkeit. Er nennt zahlreiche Fähigkeiten, welche für die „schöpferische Kraft des Nützlichen" nöthig sind und rechnet zu Denjenigen, die mit praktischer Thätigkeit sich befassen, auch den Geschäftsmann und den Politiker.

Die Technik ebenso als ein Reich des Idealen betrachtend wie die anderen, habe ich in einem Aufsatz über „Natur und Technik" erklärt: — Zeitschrift „die Natur" 1900.

Die Technik dient einem Idealismus, welcher nach einer Vollkommenheit der Anpassung, nach thatsächlicher Besserung der Lebensverhältnisse strebt.

Diese Erklärung kann ich beibehalten auch nach Einsicht in das kürzlich erschienene Buch von Hr. Matzat über „Philosophie der Anpassung". Es gehört zu dem durch Preisausschreiben entstandenen Sammelwerk über „Natur und Staat", ein Thema, das der Richtung unseres erwähnten Aufsatzes entspricht und uns interessiren mußte. Matzat sagt: „Der Zweck ist eine gedachte und gewollte Anpassung." — Seite 97. — Er äußert jedoch über Ideale, daß sie Phantasiebilder in unendlicher Vollkommenheit seien, also von einer Beschaffenheit, welche ihrem Begriff nach niemals wirklich werden kann. S. 121.

Wie noch berührt werden wird, giebt es freilich keine ewig bestehende, unverbesserliche Endform, doch gilt allgemein jedes Ziel als Ideal, so lange es noch erstrebenswerth, als schön und zweckmäßig erscheint. Ohne gedachte und gewollte Ideale hört jeder Fortschritt auf.

Meiner Erklärung möchten wir nun weiter hinzufügen: Es ist der nützende, zweckdienliche oder „praktische Idealismus", den unser Geschlecht gegenwärtig zu höherer Geltung bringt. Wenn nicht in den neuesten Auflagen von Brockhaus' Lexikon, so doch in Demjenigen von Meyer ist dieser Ausdruck in meinem Sinne bereits gewählt und erörtert, aber nicht in Beziehung zur Technik, die überhaupt immer eingehender behandelt sein will. So wäre unter diesem Wort eine Angabe der betreffenden philosophischen Literatur erwünscht, die seit 30 Jahren sich entwickelt hat.

Ich versuche, den Begriff mit wenig Worten im Hinblick auf Zweck-Thätigkeit und Technik zu bestimmen:

Der praktische Idealist strebt, die Natur-Erscheinungen zu verstehen und zu unserem Nutzen wirksam zu machen.

Wird die Natur nicht erkannt, nicht mit der Wirklichkeit der Dinge gerechnet, so ist man unpraktisch, und werden sie nicht schöpferisch angewandt, so hat man keine Idealität. Je nachdem die Thatsachen und Erfahrungen befolgt und danach Gedanken erzeugt werden, können vom Realismus Uebergänge entstehen zum Idealismus und darum ist der Sprachgebrauch oftmals schwankend und je nach Standpunkt mehr oder weniger zutreffend. Das wird deutlich, wenn wir an einen großen Politiker denken.

Fürst Bismarck gilt gewöhnlich als Realist, aber er wird besser gewürdigt, wenn wir behaupten, daß er den praktischen Idealismus hatte. Um ihn als Realpolitiker zu schildern, führt M. Busch in seinem Buche über ihn folgenden Satz aus der Reichstagsrede vom 10. März 1877 an:

„Ich traue unserer Verfassung eine Bildungsfähigkeit zu gerade auf ähnlichem Wege, wie die englische Verfassung sich gebildet hat, nicht durch theoretische Aufstellung eines Ideals, auf das man ohne Rücksicht auf die Hindernisse, die im Wege stehen, losstrebt, sondern durch organische Entwickelung des Bestehenden." Für uns sehr bemerkenswerth ist folgender Ausspruch aus seinen „Erinnerungen": S. 270

„Befreite Völker sind nicht dankbar, sondern anspruchsvoll, und ich denke mir, daß die russische Politik in der heutigen realistischen Zeit mehr technisch als schwungvoll vorgehen wird in der Behandlung der orientalischen Fragen."

Man sieht, er fühlte sich als Realist und hielt den idealen Schwung nicht für so nützlich, wie ein praktisches Streben mit Hülfe der Technik. Doch wird man nicht abstreiten wollen, daß er den idealen Trieb besaß, nach weitschauenden Gesichtspunkten die Dinge zu entwickeln, wie sie nach seiner Einsicht werden konnten.

Es findet hiermit auch die von Matzat in seinem Buche ausgesprochene Ansicht eine weitere Bestätigung, daß Bismarck das Prinzip der Anpassung hatte, weil er eben bemüht war, dem organischen Werdegang zu folgen. S. 118. Bezeichnend für ihn war, der er für das praktische Christenthum eintrat, daß er hohe, menschenfreundliche Ziele erreichen wollte auf realistischer Grundlage.

Was Bismarck über die Entwickelung von Staatsgedanken sagt, daß man solche nicht von vorneherein als festes Ideal aufstellen kann, oder wie Busch dazu meint, daß die besten Verfassungen gewissermaßen Naturproducte sind, das gilt überhaupt vom Schaffen des Zweckmäßigen. Verfolgen wir auch erstrebenswerte Ideale, so giebt es doch keine genau bestimmbaren und endgültigen. Der Techniker kann ebenso wenig wie der Politiker ein dauerndes Schlußergebniß der Vollendung und Nützlichkeit voraus erfinden und festlegen.

In seiner „Philosophie der Technik" sagt Kapp:

„Die großen Erfindungen erweisen sich als Producte fortgesetzten Sichfindens nach einem anfänglich unbewußten Ziele hin."

Digitized by Google

Watt erfand die Dampfmaschine, ohne daran zu denken, wie sehr sie als Locomotive auf Eisenbahnschienen einst Verwendung finden würde, und man hatte längst Geleise gelegt ohne jede Ahnung von einer Dampfmaschine. Constructionen und Getriebe entstehen ebenso wie Verfassungen mit Naturnothwendigkeit; sie sind eine Anpassungs-Erscheinung an zwingende Lebensbedingungen.

Läßt sich danach auch nicht prophezeien, welche Gestaltung alle Daseinsverhältnisse in Zukunft gewinnen mögen, so weiß man doch sicher, daß alle edlen Triebe nur auf Grund der durch Zweckthätigkeit erreichten socialen Zustände möglich sind. Verschiedene Schriften belehren darüber, welch' hohe Bedeutung Werkzeuge und Maschinen für die Entwickelung des Menschengeschlechtes. Alle Cultur entsteht dort, wo durch wirthschaftliche und technische Erfolge reiche materielle Güter gehäuft worden sind; das beweist die Geschichte aller civilisirten Völker. Darum dürfen wir zum Schlusse sagen: Der praktische Idealismus ist eine Vorbedingung für die Entstehung der Ideale des Wahren, Guten und Schönen.

Welchen Emporgang mit der Technik auch alle Wissenschaften und Künste genommen haben, davon geben ein leuchtendes Bild die seit Einführung der Dampfkraft in so großartiger Weise möglich gewordenen Ausstellungen von Natur- und Kunstproducten. Bei dem erfreulichen Umschwung aller Verhältnisse und Anschauungen, der durch die Naturkenntnisse und ihre nützliche Anwendung eintrat, mußte man allerdings mit Bedauern erkennen, daß manche ästhetischen und namentlich religiösen Vorstellungen ihren Glanz verloren. Man sah ein kommendes Geschlecht sich abwenden von der erwähnten Heimath der Geister, von einem übersinnlichen Gedankenland der Schönheit und Vollkommenheit, und darum ertönen auch jetzt noch laute Wehrufe über unsere „kraß realistische" Zeit.

Indessen legen nunmehr alle Glaubens-Genossenschaften den Hauptwerth auf die praktische Ethik, auf sociale Fürsorge durch werkthätige Nächstenliebe. Wir sehen auch hier die Menschheit im Streben nach Besserung von einem edlen Thatendrang beseelt, während man seit 50 Jahren vielfach befürchtete, alle hohen Aufgaben würden in Vergessenheit gerathen.

Nach Anpassung suchend an wechselnde Naturbedingungen, gewinnen wir auch in der Gegenwart die dem Stande der Erkenntniß entsprechenden Ideale.

Sachverständigen-Gerichte.

Von Hans Rauch, Diplom-Ingenieur (München).

Der Staat hat das Recht, die Willensmeinung der Majorität von Volksgenossen gegen eine übelwollende Minorität zu schützen. Bei der Organisation dieses Rechtsschutzes kommt ihm der Jurist zu Hülfe, indem er zunächst alle Möglichkeiten, jene Rechtsordnung zu brechen, nach Gattung, Art und Individuen ordnet. Jedem Individuum, dem er den Sammelnamen Strafthat beilegt, weist er eine bestimmte Uniform zu und nennt dieses Kleid Thatbestand, die Einzelstücke des Kleides Merkmale des Thatbestandes. Schöpft nun der Richter Verdacht, daß irgend eine Handlung mit einem Individuum seiner Strafthatengemeinde uniform sei, so spricht er sie als strafrechtlich relevant an. In der Person des Staatsanwaltes wird er die Handlung fassen und zum Zwecke der Confrontirung in sein Strafthatenarsenal führen. Findet er bei dieser Gegenüberstellung, daß die attrapirte Handlung genau dasselbe Kleid trägt wie z. B. die Strafthat des Diebstahls, so wird er erklären, sämmtliche Thatbestandsmerkmale des Diebstahls seien gegeben. Wo also liegt der Schwerpunkt, wo das entscheidende Moment der kriminellen Rechtsprechung? In einem Identitätsnachweis! Wessen bedarf es hierzu? Eines geschärften geistigen Auges, eines gesunden Menschenverstandes. Dieser wird genügen, solange nur Handlungen vorliegen, welche jeder Beliebige vornehmen kann, deren Kleid von Merkmalen also auch ein Jeder genau kennt. Kommen aber Handlungen in Frage, deren richtige Vornahme langjährige Vertrautheit und eingehendes Studium erfordert, so wird man auch für unseren strafprocessualen Identitätsnachweis jene Vertrautheit und Sachkenntniß unbedingt fordern müssen. Der Nachweis des Thatbestandes bleibe also in der Hand des rechtsgelehrten Richters, insolange nur Handlungen in Betracht kommen, deren Thatbestand ein Jeder setzen kann, für deren Beurtheilung also auch der Jurist ohne Weiteres Sachverständiger ist; man überantworte aber das Schicksal des Angeklagten nur einem Fachmann, wenn die Vornahme der als strafrechtlich relevant erkannten Handlung besondere fachmännische Kenntnisse zur nothwendigen Voraussetzung hat.

Rechtsverhältnisse sind bei ihrer Entstehung an Personen oder Sachen oder an Beides zugleich gebunden. Während nun diese ihre physischen Träger im Bereich der Interessenten zurückbleiben, holt die Rechtsverhältnisse selbst und ihre Wartung der Jurist an sich heran. Einsam und einander fremd stehen sie in seinem Hause. Erst die schematisirende Thätigkeit des Juristen ordnet sie mit dem Stabe der Logik zu Familien, Gemeinden und Staaten. So ist das daraus entstehende Gebäude der Rechtsordnung wohl ein geschlossenes, organisches Ganze, aber zwischen den einzelnen Constructionsgliedern besteht kein natürlicher, auf dem Wege fortschreitender Evolution gewordener, sondern ein künstlich geschaffener Zusammenhang. Mir ist, als sähe ich ein Mosaikbild, das im Stande ist, sich nach allen Richtungen hin zu erweitern in demselben Maße, als die wechselnde Cultur die Beziehungen der Menschen unter einander modificirt. Ziehe ich von anderen Disciplinen zum Vergleiche die mir nächstliegende, die Technik, heran, so erscheint sie mir wie ein Werk der Plastik, das man im Denkbereich eines Menschen nur dann errichten kann, wenn man an den Fundamenten beginnt. Das eine ist eben eine exacte, das andere eine rein spekulative Wissenschaft; die eine fügt mit der eisernen Logik der Zahlen Baustein an Baustein, die andere aber entwickelt Complexe von Einzelbildern und bringt diese erst nachträglich methodisirend in logischen Zusammenhang. Schon der Studiengang, der in die beiden Disciplinen eindringen läßt, ist ein sprechendes Bild ihrer grundverschiedenen Wesenheit. Hier ein aus inneren Gründen von vornherein unabänderlich festgelegter Plan, dort die Möglichkeit, die einzelnen Etappen des wissenschaftlichen Werdegangs nach Maßgabe persönlicher Neigung frei zu wählen.

Doch wozu dient mir dieser Excurs? Nicht etwa, um die Meinung zu erwecken, als ob die juristische Disciplin an die geistige Capacität ihrer Vertreter geringere Anforderungen stellte als irgend eine andere! Mit nichten. Ich möchte vielmehr damit lediglich erhärten, daß eine juristische Information ad hoc wohl möglich ist, jedenfalls weit leichter als z. B. eine medicinische oder technische. Ein gewandter Richter wird dem Laien ein klares Bild der Thatbestandsmerkmale des Diebstahles geben können, ohne sich auf die Merkmale der übrigen Eigenthumsdelicte einzulassen. Wer's nicht glaubt, der begebe sich in eine Schwurgerichtssitzung. Hier ist eigentlich noch viel weiter gegangen als in meinem Postulat von Sachverständigengerichten. Einfachen Männern aus dem Volke, sehr häufig ohne umfangreichere Geistesschulung, ist der Wahrspruch über Leben und Tod von Mitbürgern anheimgegeben. Und sie fällen ihn auf Grund einer von Fall zu Fall gegebenen juristischen Belehrung. Weit anders steht es, um beim Fache zu bleiben, mit einer technischen Belehrung. Ein Techniker, und wäre er der geschickteste Lehrer der Welt, wird nie im

Digitized by Google

Stande sein, z. B. über die Festigkeitsverhältnisse des Holzes hinreichend zu informiren, wenn er nicht als Boden für diese Information umfassende Kenntnisse der Festigkeitslehre überhaupt vorfindet. Letztere aber wird der rechtsgelehrte Richter in der kurzen Zeit, die er aus betriebstechnischen Gründen dem einzelnen Proceß widmen kann, unmöglich beherrschen lernen, nachdem der Fachmann sich zum gleichen Zwecke Jahre lang abgemüht hat. Um aber ein oberflächliches Eindringen für hinreichend zu halten, dafür sind die Güter, welche im Strafproceß in Frage kommen, denn doch zu heilig.

Soll nun die Feststellung des Thatbestandes Aufgabe des sachverständigen Richters sein, was bleibt dann noch für den rechtsgelehrten Richter? Oh, der Aufgaben gerade genug! Als Theoretiker hat er, um bei unserem Bilde zu bleiben, das Strafthatenarsenal zu erbauen, einzurichten, zu gliedern und bis in's Kleinste zu differenciren, als Praktiker ist er in dem vom Theoretiker erbauten Gebäude der berufene Wegweser des zum Identitätsnachweis bestellten Sachverständigen. In diesem Hause ist er täglicher Gast und wird darum, wenn er als Ankläger eine Handlung für strafwürdig erklärt, den Sachverständigen auf dem kürzesten Wege zu dem Typus seiner Strafthatengemeinde führen, dessen Identität mit der unter Anklage gestellten Handlung nachgewiesen werden soll. Im Anschluß an diese Erörterung rollt sich von selbst die Frage auf: Soll auch die Erhebung der Anklage in den Händen von Sachverständigen liegen? Es wäre dies wünschenswerth, schon um die Zahl der mit Freisprechung endenden, also zu Unrecht erhobenen Anklagen zu vermindern. Doch halte ich eine solche Einrichtung nicht für absolut nothwendig; denn ein Beschuldigter ist ja noch lange kein Schuldiger, und dann hat der Ankläger lediglich die Entscheidung darüber in Händen, ob sich der Verdächtigte den Unannehmlichkeiten eines strafprocessualen Verfahrens zu unterziehen hat oder nicht. Da in den Insassen unserer Strafthatencolonie nur schuldhafte Rechtsbrüche personificirt sind, ist mit dem geglückten oder mißglückten Identitätsnachweis auch die Schuldfrage bejaht oder verneint. Auch die Entscheidung, ob eine dolose oder culpose Handlung vorliege, möchte ich dem sachverständigen Richter überantwortet wissen und zwar aus genau demselben Grunde, aus dem er mir zur Prüfung und Erhärtung des Thatbestandes berufen erscheint. Nun zur Frage des Strafausmaßes! Das Gesetz läßt hier dem erkennenden Richter einen mehr oder minder großen Spielraum. Indem es ihn auf die Motive des Delinquenten und sonstige von der Frage des Thatbestandes unabhängige Umstände Rücksicht nehmen heißt, verlangt es vom Richter Erwägungen rein psychologischer Natur. Wer wird nun mehr geeignet sein, dem Gedankengang, welcher der inkriminirten Handlung zu Grunde liegt, nachzuspüren, der Jurist oder der Berufscollege des Angeklagten? So leicht sich diese Frage beantwortet, ebenso leicht auch jene, in wessen Händen folglich die Strafzumessung zu liegen habe.

Die Entscheidung, ob eine Strafsache den ordentlichen Gerichten zu entziehen und an Sachverständigengerichte zu verweisen sei, möchte ich ruhig unseren Juristen überlassen. In vielen, ja den meisten Fällen wird diese Entscheidung keinerlei Schwierigkeiten machen; in zweifelhaften Fällen aber werden unsere Berufsrichter — hierin bringe ich ihnen volles Vertrauen entgegen — an die Frage der Competenz mit mehr Vorsicht als Selbstvertrauen oder gar Selbstüberschätzung herantreten. So wie die Dinge heute liegen, müssen sie sich eben die Competenz für Alles beimessen, auch für die complicirtesten, beruflich ihnen fernliegenden Erscheinungen unseres reichen Culturlebens.

Das verkenne ich nicht, daß die praktische Durchführung meiner Forderungen großen Schwierigkeiten begegnen würde; ich habe sie deßhalb in erster Linie nur für die Strafrechtspflege erhoben. Denn hier liegen nicht nur Gut und Geld, sondern die höchsten Güter der Menschheit, Ehre, Freiheit, Leben auf dem Richtblock der Justitia. Diese Güter allen Bürgern in gleicher Weise zu schützen, dürfen keine Schwierigkeiten gescheut werden; diese zu überwinden, ist höchste und vornehmste Pflicht der Staatsgewalt. Es möchte sonst scheinen, als ob der Quickborn des Rechtes, der für Alle gleich klar und lauter fließt, nicht für alle Berufsstände aus gleich durchlässigen Oeffnungen strömte.

Literatur und Kunst.

Heinrich Vierordt.

Von Eugen Reichel.

Seit etwa zwei Jahrzehnten tritt der badische Sänger Heinrich Vierordt in ziemlich regelmäßigen Zeitabschnitten mit einem Bändchen edler Gedichte vor das deutsche Publicum. Die Gemeinde des Dichters, die sich in den achtziger Jahren wohl nur auf das badische Vaterländchen beschränkte, ist inzwischen größer geworden; und heute wissen ihn nicht nur die Badenser und andere Süddeutsche zu schätzen, sondern auch in Norddeutschland hat er seine treuen Verehrer, denen jede neue Gabe des Karlsruher Meisters ein köstliches Weihnachtsgeschenk bedeutet, auf das sie gern zwei, oder wenn's nicht anders geht, auch mal drei Jahre lang warten.

Vierordt nimmt unter unseren zeitgenössischen Lyrikern einen bevorzugten Platz ein. Auch er hat nicht den wohlfeilen Ehrgeiz, ein „Neutöner" zu sein. Auch er weiß, daß es in der Dichtkunst weniger auf den „Ton" ankommt als vielmehr auf die Seele, die in dem Ton zittert; auf den Menschen, der hinter dem Ton steht. Er zwingt sich keine „Originalität" ab; er giebt sich und seine Kunst, wie sie sind; und weil er nichts Anderes giebt und geben will als sich selbst, so bleibt ihm seine Eigenheit unter allen Umständen gesichert.

Wie fast allen süddeutschen Lyrikern, so haftet auch unserem Dichter eine gewisse künstlerische Herbheit an. Die eigentlichen „Sänger" sind unter den Süddeutschen selten. Die weichen Schwingungen der Seele, die sich im tief empfundenen Gesang entladen, sind fast ausschließlich den norddeutschen Sängern eigen. Goethe, Uhland, Mörike und einige Andere gehören zu den Ausnahmen in Deutschland; und selbst bei diesen ursprünglichen Liederdichtern herrscht das reflectirende Element weitaus vor. Ihre schönsten Lieder haben Goethe und Uhland nur in jungen Jahren gesungen; und selbst Mörike denkt und erzählt öfter, als er wirklich singt.

Auch bei Vierordt ist der echte Gesang selten. Ja, wenn man scharf zusieht, so kommt man eigentlich zu dem Ergebniß, daß der echte Gesang, das rechte, seine tiefe Musik in sich selbst tragende Lied bei Vierordt nahezu vollständig fehlt. Wohl hat er „Lieder und Balladen" und „Vaterlandsgesänge" veröffentlicht; aber nur ganz ausnahmsweise treten uns selbst in diesen Sammlungen liederartige Gedichte entgegen, wie etwa das schöne Eingangslied der „Vaterlandsgesänge", das vierstrophige „An's Land Baden". Und nicht selten beschwert er diese wenigen Lieder noch mit Worten und Wortfügungen, wie sie kein eigentlicher Liederdichter gebrauchen würde.

Vierordt ist, gleich den meisten süddeutschen Dichtern, kein Sänger, sondern ein Schauer, ein Betrachter und Gestalter. Insbesondere das Gestalten ist ihm ein künstlerisches Lebensbedürfniß. Er ist ein Plastiker, wie wir deren in Deutschland unter den Dichtern Wenige besitzen. Man hat oft bei Lesung Vierordt'scher Gedichte die Empfindung, als

Digitized by Google

ob dieser Künstler sich im Material vergriffen habe; als ob er nur aus Mangel an Thonerde, oder weil ihm die Technik des Bildens nicht geläufig ist, die Sprache benutzt habe, um das ihm aufgegangene Bild zur Erscheinung zu bringen. Nur wenn man sich hierüber klar geworden ist, lernt man die, zumal in den älteren Balladen sehr häufigen Härten und sprachlichen, aus Reimnoth entstandenen, Verfehlungen begreifen und entschuldigen. Dem Bildner kam es eben vor Allem auf das Bild an: ob er sich dabei gelegentlich im Ausdruck irrte, beziehentlich vergriff — das kümmerte ihn weniger.

Im Laufe der Jahre hat nun Vierordt mit großem künstlerischem Ernst an sich gearbeitet; kaum daß jetzt noch etwas in seinen Dichtungen stört. Er beherrscht heute seine Sprache wie ein Meister und versteht es, geschickt Allem aus dem Wege zu gehen, was die Schranken seiner Begabung offenbar machen könnte. Er übersieht sich und sein Können — d. h. er hat die höchste Stufe erreicht, die ein Künstler im Zustande der Reife erreichen kann. Denn dieses Vermögen, sich und sein Können zu übersehen, macht eigentlich erst den ganzen Künstler. Ob seine Begabung groß oder klein ist, ob sie sich auf diesem oder jenem Gebiete bethätigt das ist eine Frage, eine Angelegenheit für sich. Das Reifsein in sich selbst, ist das Entscheidende. Es giebt große, glänzende Begabungen, die nie zu dieser Reife gelangen. Vierordt hat sie sich in ernster Arbeit erworben; und es ist kein geringer Ruhm für ihn, daß er sie sich in verhältnißmäßig jungen Jahren erworben hat.

Zu dieser, zwar etwas weit ausholenden Betrachtung (die doch keineswegs ausreichen würde, wenn man das ganze bisherige Schaffen Vierordt's kennzeichnen, sich mit der Persönlichkeit des Dichters gründlich auseinandersetzen wollte) hat mich das Erscheinen der neuesten Gedichtsammlung des Karlsruher Meisters veranlaßt. „Meilensteine" ist sie betitelt*); und Vierordt bescheert uns hier 54 Gedichte, die zum Theil in allerjüngster Zeit entstanden sind, zum Theil aber bis in den Anfang der achtziger Jahre zurückreichen. Auch diesmal sind es vorzugsweise Erinnerungsgedichte, die Vierordt überhaupt bevorzugt. Eines der schönsten dieser Art steht in der Sammlung an zweiter Stelle. Es stammt aus dem Jahre 1889 und ist betitelt „Weihnachtsidylle". Der damals noch unvermählte Dichter hat die Weihnachtsmorgenmette besucht; er kehrt nach Hause zurück und zündet den erloschenen Tannenbaum an. Nun versinkt er „wie von Himmelslauten eingeschläfert" in Träume:

„Zu der Augen süßer Weide
Öffnet lautlos sich die Thür,
Und in leuchtend weißem Kleide
Kam es leis und langsam für;
Silberblendend floß der Schimmer
Um ein Haupt wie Heil'genschein:
Festlich trat in's helle Zimmer
Die verklärte Mutter ein.

Ja, sie kam, mit mir zu spielen,
In der heil'gen Nacht genaht,
Wie sie oft vor vielen, vielen
Jahren in der Kindheit that;
In dies Feenland zu tragen,
Sind die Segel bunt geschwellt;
Ach, von längst verscholl'nen Tagen
Baut im Traum sich eine Welt.

Tausend solche Herrlichkeiten
Aus der Jugend goldnem Lauf,
Bilderreiche, ferne Zeiten
Weckte sie zum Leben auf.
Ihre Thränen rannen nieder,
Und sie streichelte mich lind,
Als ein Kind wähnt' ich mich wieder,
Und ich weinte wie ein Kind."

Als er dann nach der theueren Gestalt fassen will, erwacht er — die Erscheinung ist fort. Der Morgen lugt durch den Spalt der Fensterladen, und die Lichter am Baum sind tief herabgebrannt.

Nicht minder schön ist das inhaltsvolle Gedicht, das er seiner Frau, der die ganze Sammlung gewidmet ist, 1895 am wiedergekehrten Verlobungstage geschenkt hat. Ihm gesellt sich „Helmtrauts Schleier", in welchem er gedankenvolle Worte an der Wiege des ersten Kindes spricht. Das Kind liefert ihm dann noch eine Reihe freundliche Motive. Wir sehen ihn mit der Kleinen am Spieltisch, wie er aus Bausteinen eine ganze Stadt errichtet, die dann durch ein „inscenirtes Erdbeben" verwüstet wird; wie er dann eine Pergola errichtet und die Kleine ihn bittet, er möchte „doch mal Trauben wachsen" lassen. Wir sehen das Kind im Sonnenschein und bei Regenwetter spielen u. dgl. m. Aber neben diesen, aus dem Familienglück erwachsenen Gedichten befinden sich andere, die der Erinnerung an theuere Todte geweiht sind. So fällt ihm im Jahre 1890 das braune Kochbuch der Großmutter in die Hände; es veranlaßt ihn zu einem anmuthigen, von guter Laune beseelten Gedicht. In jungen Jahren findet er in der herrlichen Gertelbachschlucht ein Hufeisen, das er auf den Rath des Vaters sorgfältig aufbewahrt. Später geht es, wie es im Leben gewöhnlich der Fall ist, mit anderen Schätzen der Art verloren; und weil er sich im Leben nicht allzuwohl fühlt, so glaubt er, das hänge mit dem verlorenen Hufeisen zusammen. Er sucht's vergebens überall — endlich findet er zwar nicht das Hufeisen, aber seine Frau,

Und als ich am Traualtar mit ihr stand,
Mein leuchtend Eisen ich da wieder fand:
Sie brachte mir lächelnd wieder zurück
Das verloren gegang'ne, verschollene Glück.

Andere Gedichte gelten der Erinnerung an Jugendgenossen au den „prächtigen Onkel Fritz", an verlebte schöne Tage in Heimath und Fremde; und dem inzwischen verstorbenen Klaus Groth, mit dem Vierordt befreundet war, widmet er einen fein durchgearbeiteten „Herrenalber Sommerbrief".

Man glaubt durch eine kleine Galerie von Bildwerken und Gemälden zu wandeln; überall wird man erfreut, oft ernsthaft gefesselt. Große Leidenschaften stören uns nicht. Das Leben des Dichters ist anscheinend friedlich verlaufen. Lebensnöthe hat er nicht kennen gelernt; und wenn er einmal im Jahre 1893 seine Ideale bestattet, so handelt sich's nur um Illusionen. Mit liebenswürdiger Bescheidenheit sagt er in dem Eingangsgedicht der neuen Sammlung:

Nicht hab' ich mir in wolkenweiter Ferne
Gesteckt ein unerreichbar hohes Ziel;
Ich steuerte, vertrauend meinem Sterne,
Zur großen Bucht des Lebensschiffleins Kiel:
Nah funkelt mir des grünen Landes Streifen,
Wo die geheimsten meiner Wünsche reifen.

Selbst sein sehr entwickelter Wandertrieb der ihn fast nach aller Herren Ländern geführt hat, ist nicht mit Unruhe gesellt; und sein stilles Gemüth zeigt und sein Dichtermund bekennt es:

Am süßesten ist es im Vaterland!

Das Enge, das Stille ist seine Liebe. Daher liebt er „die kurzen, dunkelen Tage", denen er ein echt gesungenes Lied widmet, eines der schönsten Stücke der ganzen Sammlung, die ich hier zu guter Letzt den Lesern auf's Nachdrücklichste empfehlen möchte.

*) Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Ein Buch über die Duse.

Von Dr. Otto Stoeßl (Wien).

Ueber Schauspieler giebt es wenig gute und wirklich werthvolle Bücher. Die unmittelbare Macht der schauspielerischen Leistung, welche in ihrem Wesen den Zauber des

Digitized by Google

Augenblicklichen, der Eingebung als höchsten Reiz enthält, spottet der systematischen, weitwendigen und abstracten Darstellung. Der unsagbare Glanz, den die Erscheinung des Schauspielers einer Scene verleihen kann, der Zauber einer Betonung, eines edel gesprochenen Verses, die wunderbare Intuition einer gleichsam unwillkürlichen Geberde kann nicht umständlich dargelegt und aus den einzelnen Leistungen des Darstellers, deren jede eine geschlossene, eben so flüchtige, wie fertige Menschlichkeit zur Anschauung gebracht, kann keine vollständige, plastische Beschreibung als Ergebniß schriftstellerischer und fast wissenschaftlicher Zergliederung abgeleitet werden. Das Unmittelbare, der eigentliche Zauber der mimischen Leistung, ihr Stimmungswerth, ihre hohe geistige Anregung, die schöne Steigerung und Belebung der dichterisch ersonnenen durch die schauspielerische, dargestellte Figur kommen immer noch am sichersten in den kurzen, der einzelnen Aufführung gewidmeten, von ihrem Eindruck stark beeinflußten, gleichsam noch dieser Bewegung nachschwingenden Aufsätzen zur Geltung, in scheinbar rasch gefaßten Aeußerungen, welche einzelne wahrhaft productive und künstlerische Kritiker Stücken und Schauspielern widmen. Aus solchen Umwerthungen des theatralischen in einen poetisch-künstlerischen Eindruck gewinnt auch die spätere Zeit noch immer das beste, lebendigste Bild der Erscheinung und Wirkung des Schauspielers. Dessen Stellung zur Dichtung, seine und ihre zeitliche Besonderheit, Anschauung und dramatische Cultur einer Periode werden gerade aus solchen kurzen und unmittelbaren Darstellungen völlig ersichtlich. Sie geben eine künstlerische Ueberlieferung von historischem und ästhetischem Reiz. Noch heute sind Lessing's Aeußerungen über die Hamburger Schauspieler von stärkster Anschaulichkeit. Keine umständliche wissenschaftliche Biographie kann diesen Zauber erreichen.

Die größte Schauspielerin unserer Gegenwart, Eleonora Duse, wird darum trotz aller Mühe kaum in zusammenfassenden Darstellungen ihres Wirkens geschildert werden können. Wohl aber geben einzelne Aeußerungen künstlerischer Menschen jenes Bild von ihr, wie sie in unserem Gedächtniß und in dem der künftigen Menschen lebt und dauern wird. Erscheint aber ein Buch, das sich mit ihr beschäftigt, so fliegt ihm freilich alles Interesse zu; denn in der wunderbaren Gestalt dieser Schauspielerin liebt unsere Zeit thatsächlich sich selbst und erkennt voll Staunen und Sehnsucht in ihr die eigene, so selten erfüllte Schönheit. Darum greift man trotz aller Zweifel mit Begierde nach dem Buch des italienischen Schauspielers Rasi über die Duse, wovon eben eine brauchbare Uebersetzung erschienen ist. (Luigi Rasi, „Die Duse", autorisirte Uebertragung von M. Gagliardi. Berlin 1904, S. Fischer.)

Das Buch befriedigt allerdings nur die kleinen, auf anekdotische Detailzüge gerichteten Erwartungen. Es ist das Buch eines Schauspielers, von schauspielerischen Eitelkeiten, Nichtigkeiten, zwecklosen Improvisationen voll, es würfelt ohne Disposition sinnlose Beschreibungen von Gastspielreisen, zusammengelesene, ungeordnete Zeitungsausschnitte, werthlose eigene Urtheile, sclavische Nachbetungen, ästhetische Flachheiten durcheinander und erfüllt kaum die einfachste Anforderung geschmackvoller Ordnung. Es wirkt wie so manche Aufführungen von reisenden Schauspielern, die gerade gut genug sind, dem Protagonisten die Stichworte zu bringen. Von der wirklichen Stellung der Duse in unserem Theater, von der Bedeutung ihrer Persönlichkeit für unsere Vorstellung des Tragischen, ja für unseren Schönheitsbegriff, mehr noch, für unsere Lebensstimmung sagt es Nichts. Es ist bloß geschrieben, kaum gefühlt, noch weniger gedacht. Es ist, als sähen wir Requisite vor uns ausgebreitet, die freilich den höchsten Lebenswerth besaßen, solange sie von einer Persönlichkeit berührt waren, welche uns die Offenbarungen tragischer Erlebnisse brachte. An sich sind die Requisite todte Fetische.

Und doch erscheint auf der Scene dieser Schrift, vor all' dem sinnlosen Bric a Brac die mächtigste Gestalt der heutigen Bühne, man kann es ruhig sagen, die größte Dichtung des heutigen Theaters. Denn auf wen hätte die Duse nicht als die gewaltigste Erfindung und Dichtung gewirkt, ohne, ja gegen die Stücke, in welchen sie erschien, als mittelbare und wieder ursprünglichste Schöpfung. Selbst aus diesem talentlosen Buche tritt die Duse in dem Goldlicht der eigenen hohen Menschlichkeit hervor. Dies ist ja das Geheimniß des schauspielerischen Wunders, daß es gerade aus einem willkürlich ersonnenen Spiel die unfehlbarste Wirklichkeit macht, so daß eine zwecklose Erfindung, ein armer Schein sich in zwei glühenden Stunden so wirklich zuträgt, wie irgend ein Erlebniß, das sich in Raum und Zeit als der Traum abspielt, der unser Dasein ist.

Die Gestalt der Duse wird durch die dankbare und mitarbeitende Phantasie des Lesers lebendig. Allerdings bieten die vielen, dem Buch mitgegebenen Bilder die wirksamste Hülfe. Ein Vorschlag: man gebe uns statt eines Buches über die Duse eine schöne Mappe guter Bilder. Bilder, welche sie in einzelnen Augenblicken ihrer Rollen zeigen, Bilder aus allen Zeiten ihrer Laune, ihres Lebens, in allen Costümen, die sie getragen, in den flüchtigsten, darum erhabensten Augenblicken der Eingebung, Bilder von Photographen, wie von Künstlern. Die Photographien, welche die Macht des vereinzelten Zuges herausheben, und die Kunstwerke, welche aus allen Möglichkeiten der Erscheinung die hohe Idealität eines Ganzen suchen. Kann man der Worte nicht entrathen, so sammele man das Beste, was schöpferische Kritiker und Dichter etwa über sie gesagt, und ordne dies reiche Material zu einem klaren Ganzen. Das ist das einzig mögliche Buch über die Duse. Es wird gewiß keine Wissenschaft enthalten, aber unserer Phantasie genügen, die dankbar ist, sich mit dieser Frau zu beschäftigen. Einige Elemente zu einer solchen Ikonographie hat allerdings Signor Rasi beigetragen, aber wie unsäglich gleichgiltig ist uns, was er, man denke, Signor Rasi! über seine, Signor Rasi's, Bukarester Eindrücke, über deutsche Theateraufführungen in Breslau zu sagen hat.

Die Bilder sind das Beste. Die Duse als Kind neben einer echt italienischen Schauspielermutter, die mit stocksteifer Aengstlichkeit und mühevoller Würde dasitzt, die Duse als Mädchen, als Frau in allen denkbaren Rollen. In den Zügen jeder Ausdruck. Tiefbekümmert, von dem Schicksal unsagbarer Schmerzen erfüllt, herabgezogener Mund, hochgezogene Brauen, der ängstliche Blick eines Wesens, das dem Schicksal flehend Halt zuruft und um Gnade bittet. Dann ein Gesicht, voll, süß, rund, wie eine frische Frucht, ein Kindergesicht, das noch aller Dinge begierig zu harren scheint, sanft geneigt, wie eine schwere Blüthe in der schönen Ergebung ein zweites, leidenschaftlich rasend ein drittes. Bilder ihrer ganzen Figur, bald voll Haltung und Styl, bald zusammengekauert oder hingestreckt, von der Wucht des eigenen Wesens bezwungen.

Diese Mannigfaltigkeit des Ausdruckes ist nicht die sogenannte Verwandlungsfähigkeit, die wir an den Schauspielern sonst so gerne rühmen, sondern die reiche Einheit einer Persönlichkeit, welche alle Elemente des weiblichen Wesens in sich enthält und gleichsam alle Weibmöglichkeiten ausdrückt. Die Scene giebt dazu den letzten Anstoß und ist nur ein fast zufälliges Mittel. Die Scene wird nur der Spiegel, der dieses Bild weithin sichtbar zurückwirft. Andere Schauspieler haben begrenzte Rollenfächer, wie sie durch Rasse und Charakter begrenzte Menschen sind. Die Duse ist, wie nur eine geniale Persönlichkeit: unbegrenzt. Das geniale Wesen liegt ja darin, daß es die größte Summe menschlicher Möglichkeiten sowohl in sich enthält, als mit ihnen ein bisher Unbekanntes, Neues schafft, welches eben das Reich des Menschlichen erweitert. Eine solche unwillkürlich sammelnde und schöpferische Macht ist die Duse. Ueber einer bestimmten Gestalt wird eine Art von Idealfigur sichtbar, ein künstlerischer Begriff. Einem

Digitized by Google

Namen wohnt eine mythisch-heroische Macht inne, welche dem Wesen, das ihn trägt, Bedeutung über alles gewohnte Maß hinaus giebt.

Die Duse hat gar kein bestimmtes, bleibendes Aussehen; wer erinnert sich an ein unverlierbares Aussehen, an eine gegebene Statur, an bleibende Züge, welche sich dem Gedächtniß eingeprägt hätten? Die Duse sieht nicht so und so aus, sie ist nicht schön, nicht häßlich; ist sie groß oder klein? Heiter oder finster, klar oder trüb? Sie enthält alle Möglichkeiten weiblicher und künstlerischer Erscheinung. Was wir sehen wollen, können, sollen, das ist sie, so erscheint sie. Shakespeare macht die junge, süße Julia aus ihr, Dumas die hinwelkende Cameliendame, sie ist die reißende Kleopatra, die tapfere Frau Alving, die bangende Francesca von Rimini. Sie ist so schön, so jungfräulich, so schmerzvoll, so heilig, so sehnsüchtig, so mütterlich, so ausgesündigt und verderbt, so müde und so jung, wie das Weib in jedem Augenblick sein kann, wo es ein Schicksal erlebt. Jeder wird sich solcher Momente erinnern, wo sie ihm als die Poesie des Weibes selbst erschien. Julia begegnet dem Romeo. Sie trägt einen Bund Rosen in der Hand, sie steht vor ihm. Eine Rose löst sich aus dem Strauß und fällt zu seinen Füßen nieder. Sie steht vor ihm, er hebt die Rose auf, reicht sie ihr und blickt sie an. Die Amme ruft, Julia entflieht. Julia erwartet Romeo. Ihre Hände sind voll Rosen, die sie über sein Haupt entblättert, wie er kommt, sie, die selbst ebenso zerstört werden wird, wie die glühenden Blumen. Und in der Gruft schüttet sie Rosen über den todten Romeo.

Diese Erinnerung, wo Signor Rasi von diesem Rosenwunder spricht, ist die beste seines Buches.

Das Werk der Dichter, wie jedes Ding der Natur ist todt, ein Nichts, ehe der Augenblick kommt, da es Menschen erkennen, durchfühlen, erleben. Die Welt wird erst wahr, wenn sie erlebt wird. Der Schauspieler leistet uns den hohen Dienst, vor unseren Augen das Seltenste zu erleben, die höchsten, dem gemeinen Wesen versagten Momente, von denen aus ein Licht auf Alles fällt. Und er erlebt diese Momente so stark, daß wir, mitgerissen, an seinem Thun und Leiden die ungeheueren Möglichkeiten irdischer Geschicke abmessen und den Grund unseres Wesens zittern fühlen. So lebte die Duse die Geschichte des Weibes vor unseren Augen. Sie that Nichts, sie war. Und aus der Erinnerung wächst ein schwärmerisches Traumbild eines weiblichen Genius über alles Wirkliche hinaus: der Begriff Duse.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Grab.

Von Josef Stutzin.

Wir haben kein Recht — sagte unser vielgereister und vielgeprüfter Freund; wir hatten gerade an der seltsamen Empfindungsweise eines Bekannten etwas sarkastische Kritik geübt — über die seltsam scheinenden Empfindungen anderer zu spotten. Die Empfindung ist kein Product von Hand und Hirn, sie meistert uns, nicht wir sie. Keine ist zu lächerlich, daß sie nicht einen Jeden von uns in gewissen Augenblicken übermannen könnte. Ich bin schließlich selbst kein unbesonnener, leichtfertiger Mensch, und trotzdem habe ich erst vor kurzem etwas ungemein Lächerliches begangen.

Ihr wißt, meine Kindheit und Jugend war sehr hart. Meine Mutter starb früh, mein Vater, wieder verheirathet und mit anderen Kindern gesegnet, hatte sich meiner nur selten erinnert. Auch dürften ihm die sehr mäßigen Erträgnisse aus der kleinen Wirthschaft nur geringe Anregung dazu gegeben haben. Mein einziger Halt war meine ältere Schwester, die mit sechzehn Jahren die Stelle einer Erzieherin in einer Officiersfamilie übernommen. Ich war gerade noch in den unteren Classen, und Clärchen, so hieß sie, schickte mir mehr, als sie bei ihrem bescheidenen Einkommen erübrigen konnte. Von gleicher Mutter wie ich, hatte sie selbst wenig Freundliches erfahren, zumal wo sie noch fast ein Kind zu Fremden kam. So war ich der einzige Gegenstand, auf den sie den ganzen reichen Schatz ihrer Liebe und Hoffnungen verwandte. Und ich wiederum — mit welcher Liebe und Verehrung ich an ihr gehangen, das Euch näher zu beschreiben, würde mir sehr schwer fallen. Vierzehnjährig, unter kalten, trocknen Menschen und aller Liebe und Freude bar, dabei aber von einem unbezwinglichen Drange nach Liebe und Freude, sah ich in diesem schönen und edlen Mädchen einen Ersatz für Alles, für Mutter, Schwester und Freund, auch für das Bild des schönen, blühenden Weibes, das meine wachen Träume erfüllte ... In meinen Briefen, die manchmal mißlungenen Gedichten nicht unähnlich waren, mischte sich fast immer eine weiche, schwärmerische Zärtlichkeit, die sie freilich mit freundlichern Lächeln zurückzuweisen pflegte. Ihre Briefe waren klar, heiter, fast schalkhaft, aber voll von treuer, inniger Antheilnahme. Später jedoch, sie war etwa siebzehn und ich fünfzehn, fingen ihre Briefe an zerstreut, ja sprunghaft zu werden, auch kürzer und seltener. Dann kam ein Brief auf mehreren Bogen, eng und fein geschrieben, so weich und zärtlich, wie sie es nie gethan. Ich fühlte, es waren darin mehr Thränen als Worte! — Sie wäre sehr krank, schrieb sie, und wisse wohl, daß sie nicht mehr lange zu leben habe, es ginge nicht zu ändern. Ich sollte mich auf meine eignen Füße stellen, mehr arbeiten als träumen und mich selbst mehr lieb haben, als die Menschen; sie verdienten es doch nicht, daß man sich ihnen opferte. Diese schmerzlich bitteren Worte waren ihre letzten. Ich schrieb ängstliche, bittende, verzweifelte Briefe, es folgte keine Antwort. Es vergingen Monate, ich wurde des Schreibens nicht müde. Endlich erhielt ich von einem Hauptmann von Erlencamp die kurze, trockne Mittheilung, daß meine Schwester „verstorben" wäre.

Uebergehen wir die Zeit, die nun für mich folgte. Ich hätte die trüben, trostlosen Schmerzen, die quälende, unstillbare Sehnsucht nicht überstanden, wäre meine kindliche Vorstellung nicht zu lebendig gewesen, um den Tod fassen zu können. Clärchen lebte für mich, ich unterhielt mich mit ihr, ich klagte ihr all' mein Leid, auch daß sie gestorben ... Erst später, als ich älter wurde und zwar nicht den Tod, aber dessen Folgen begreifen lernte, ergriff mich bei der Erinnerung an meine Schwester ein Schmerz, wie ich ihn mir furchtbarer nicht vorstellen kann.

Als ich nun die Schule absolvirte, von Niemand geliebt, von Vielen gehaßt — denn ich war immer von trüber, fast mürrischer Gemüthsstimmung und in mich gekehrt —, da hielt mich nichts mehr in meiner Heimath. Ich vermiethete mich und wanderte aus. Es folgten viele schwere Jahre, ich glaubte manchmal, ich hätte mein ganzes bißchen Menschenwürde verloren und wäre in ein gieriges Raubthier verwandelt, so viel Selbst- und Habsucht hatte ich mir im unerbittlichen Daseinskampf zu eigen gemacht. Endlich kam eine kurze, glückliche Zeit, wenn man ein scrupelloses Gelderwerben glücklich nennen darf. Aber kaum hatte mir das bißchen Metall freie Hand und ein gewisses Selbstbewußtsein gesichert, als sich in mir der Wunsch regte, Clärchens Grab zu sehen. Zuerst kam er mir selbst etwas sentimental, ja phantastisch vor, so rauh war meine Gemüthsstimmung geworden. Aber allmälig gewann er immer mehr Boden, die Sehnsucht nach dem Grabe meiner Schwester erwachte mit einer solchen Heftigkeit, als ob ich nicht ein verödetes Grab, sondern eine theure, blühende Gestalt zu erwarten hatte. So kam ich eines Tages in die kleine ostpreußische Stadt, wo Clärchen in Stellung gewesen. Die Officiersfamilie war längst versetzt, keiner konnte sich entsinnen, wohin. Mißmuthig begab ich mich nach dem Kirchhof. Am schwarzen Gitter stand eine ältliche Frau und wusch in einem dampfenden Kübel, es war die Frau des Kirchhofwächters. Ich fragte nach dem Grabe von Clärchen N., die vor etwa zehn Jahren gestorben war und wohl noch keinen Stein besitzen dürfte. Da fing die Alte zu seufzen an, sprach etwas von der Nichtigkeit alles Irdischen, bemerkte, daß auch sie ihr Gatte mit vier unversorgten Waisen zurückgelassen, und führte mich durch einen ganzen Wald von schlecht gepflegten Gräbern. Vor einem hielt sie inne, bezeichnete es als das gewünschte und fuhr in ihren frömmelnden, weinerlichen Redensarten fort. Bei der Fülle der Erinnerungen, die mich nun überkam, störte mich dieses berufsmäßige Gejammer so, daß ich sie nicht ohne Heftigkeit fortschickte. Nun stand ich allein vor Clärchens Grab. Es war ein schmales, längliches Hügelchen, mit Unkraut überwuchert. Einige regengeschwärzte Reiser lagen zerstreut über und neben ihn. Armes Clärchen, dachte ich, so sieht Dein Grab aus, Du gutes, junges Blut, und drüben glänzt ein herrlicher Marmorstein über einem ausgelebten Greise. Aber ich dachte es ohne Bitterniß, ein süßer Schmerz — seltsam, nicht wahr? — hielt mich umfangen. Mein ganzes Leben zog an mir vorüber, meine bittere Kindheit und Jugend, meine schweren Kämpfe in der Ferne. Aber über allem Herben lag ein zarter Schleier, die sanfte Hand des allversöhnenden Todes. Trübes Herbstwetter lag über den Gräbern, ein mürrischer Wind besäte mir das Gesicht mit kalten, spärlichen Tropfen. Ich sah Clärchen, wie sie, den eignen Tod vor Augen, ihr schönes Gesicht mit Thränen bedeckte — meinetwegen. Und nun, nachdem Du so viel Liebe verschwendet, liegst Du hier liebelos im feuchten, unschönen Grabe, Du arme, junge Leiche. Stumme, kalte Genossen sind Dein Lohn ...

Lange stand ich so in Gedanken und Erinnerungen, die Zeit verstrich wie die Bilder, die vor mir auftauchten. Endlich schied ich. „Leb' wohl, Clärchen," sagte ich laut und lebhaft, ohne an den widersinnigen, oder vielleicht tiefen Inhalt meiner Worte zu denken.

Digitized by Google

Die Frau stand ungeduldig am Gitter. Die Wäsche hing bereits, vom Winde segelartig aufgebläht, am Zaun. Ein reichliches Trinkgeld erheiterte ihre Züge.

Erleichtert, ja befriedigt ging ich nach Hause. Wohl zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich eine so reine und schöne Andacht empfunden. Ich war ausgeglichen und versöhnt mit allem, auch mit meinen bitteren Erfahrungen.

Am selben Tage kam zu mir der Pförtner des Gasthauses. Er machte den Eindruck eines würdigen, besonnenen Alten, wohlthuend abstechend gegen die überaus starke Gattung der Gasthofsdiener, die in ihrer geldsüchtigen Dienstfertigkeit alle Menschenwürde preisgeben. Er hätte einmal eine junge Dame meines Namens gekannt, ob es nicht eine Verwandte von mir gewesen. Ich erfuhr auf diese Weise, daß Clärchen sich in einen jüngeren Bruder des Hauptmanns verliebt und dann mit ihrem leidenschaftlichen Empfinden und kindlichen Vertrauen das Schicksal vieler feinfühligen Mädchen getheilt hätte. Sie wäre später, um unbekannt zu bleiben, nach der nächstgroßen Stadt gefahren und hätte dort im See ihrem Leben ein Ziel gesetzt. Er aber, der zufällig dort anwesend war, habe die Todte erkannt. Da sich aber Niemand gefunden, der die Kosten eines Begräbnisses übernommen, wäre die Leiche „den Studenten" überwiesen worden.

Was denkt Ihr nun, daß mich jetzt für eine Empfindung überkam? Mitleid, Kummer, Schmerz? Oder glühende Rachegefühle gegen den Verführer? Ich lief wuthschnaubend nach dem Kirchhof zurück und verabreichte der listigen Alten, die mir das falsche Grab gewiesen, zwei derbe Ohrfeigen . . .

Könnt Ihr Euch etwas Lächerlicheres denken? Anstatt ihr dankbar zu sein für die schöne Andachtsstunde, zu der sie mir verholfen — ist ja schließlich der Inhalt aller Gräber ein gleicher —, schlug ich in das dürre, zusammengeschrumpfte Gesicht einer zahnlosen Alten? Wieviel Wahnsinn gehört dazu!

Ich habe nur einen Trost, nämlich, daß die Herren Schöffen es für eine „übermüthige Ausschreitung" erklären und demgemäß wenigstens die Anwesenheit meines Verstandes nicht in Frage stellen werden.

Aus der Hauptstadt.

Die Landtagswahlen und die Lohgerber-Linke.

Hier sieben, dort vierundzwanzig —
Das stimmt nicht zu Siegesgesängen;
In Breslau, Görlitz und Danzig,
Da lassen die Köpfe sie hängen.

Daß sie doch endlich errängen
Der Nürnberger Geist und Gaben!
Die lassen auch keinen hängen,
Den sie nicht haben. Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

Elektra. Drama nach Sophokles, von Hugo v. Hofmannsthal (Kleines Theater). — Zapfenstreich. Drama in 4 Acten von Franz Adam Beyerlein (Lessing-Theater). — Die Dorfmusikanten. Volksschauspiel von Heinrich Sohnrey (Neues Kgl. Opernhaus).

„Nach Sophokles" hat Hugo v. Hofmannsthal seine Tragödie „Elektra" gedichtet.*) 2300 Jahre nach Sophokles. Das heißt: mit allen Chikanen der Neuzeit, mit psychologischer Vertiefung und, dies besonders, mit sehr viel Lärm. Ich habe an einem hellen Julitage, den der Kalkstein der Akropolis noch heller machte, in den Ruinen des Theaters gestanden, wo Sophokles um den Preis rang, und ich habe mit dieser gewaltigen Scene das Bühnenbild unseres kleinen Theaters verglichen. Hofmannsthal ist ein kluger Mensch. Er weiß, was für Athen und 30000 oder 40000 Zuschauer, und was für Berlin und 500 Zuschauer paßt. Goldenes Licht, Götter im Blau, andachtsvolle Menschenmassen dort; hier eine dunkele Kunsthöhle, eine entgötterte Welt und das dreifach gesiebte Publicümchen, welches vom Neuen immer nur das Neueste, vom Sensationellen das Stachelndste begehrt. Ein Sohn Apollon's, Dichter und Hoherpriester zugleich, der die großen Wahrheiten der Hellenenreligion den Gläubigen kündet; 2300 Jahre später ein poetisch begabter Banquiersohn, welcher für ein Parterre literarisch interessirter Banquiersfamilien pomphafte Verse schreibt. Ich sage Nichts wider ihn. Ich erkenne vielmehr sein hohes Streben und ernstes Bemühen an. Dagegen aber, daß man ihn dem feinen und starken Erfüller als ebenbürtig zur Seite stellt, ihn, den Sucher und Nichtfinder, dagegen müssen wir uns wehren. Diese Zeit ist die Zeit des sehnsüchtigen Aufstieges, und das wird ihren Reiz auch für die Kommenden ausmachen. Wir wollen jedoch dafür sorgen, daß der Reiz nicht zum Lachreiz werde und uns deßhalb vor albernen Uebertreibungen hüten.

Hofmannsthal sucht modernes Leben in die alte Form zu gießen. Soweit es ihm möglich war, hat er sie ganz übernommen; die Aenderungen, die er wagt, sind nichts nutz und zeigen nur, daß ihm dramatischer Instinct völlig abgeht. Die von ihm erfundenen Diener, die Begleiterinnen Elektra's, die Ausmerzung der ersten Orest-Scene — schweigen wir lieber davon. An die Stelle der schrecklichen, doch feierlich großartigen Vorgänge bei Sophokles, dieser marmornen Tragödie, hat Hofmannsthal blutrünstige Erlebnisse kreischender Neurastheniker gesetzt. Ein wüthendes Geschrei und Gezappel, Ueberschraubung des Fürchterlichen, Verzerrung und Verwilderung jeder Linie. Der Poet unserer Tage ist nicht verpflichtet, sophokleische Gestalten auf Treu und Glauben hinzunehmen und sich mit der Nachzeichnung ihrer Umrisse zu begnügen. Will er indeß mit dem Großen in Wettbewerb treten, so muß er uns die Menschen, mit denen er das Atridenschloß in Mykene bevölkert, so glaubhaft machen, wie die Menschen des Sophokles sind. Es mag Jemand kommen, der die Nibelungensage entheiligt und alle Helden der Edda als nervenkranke, blutarme Schwächlinge brandmarkt, es mag solch ein Dichter kommen — doch dann wird er sich nicht damit begnügen, alte Bälge mit Sägespähnen zu füllen und die neuschaffende Phantasie durch Beleuchtungseffecte zu ersetzen. Aegisth und Klytemnestra heben sich, so kläglich sie immer sind, vom mächtigen Hintergrunde des Trojakampfes ab: die Eine rächt das Opfer Iphigeniens, den Andern treiben brennende Leidenschaften. Bei Hofmannsthal sind sie winselndes Gesindel geworden. Bei Hofmannsthal ist Elektra, die sonst unser herzliches Mitleid weckt, zur abscheulichen Kröte herabgesunken. Und sie spritzt nicht einmal Gift, sondern nur Geifer. Eine Irrsinnige, die sich in rasender Rachsucht überschlägt. Gewiß, für die Wuth und die blutigen Thränen dieser Gestörten findet der Dichter mitunter erschütternden Ausdruck, aber gerade seine Seelenmalerei wirkt anachronistisch. Keine Secunde lang verläßt den Hörer das schmerzliche Bedauern darüber, daß sich just an Sophokles, dem Einfachen und Erhabenen, ein Talent vergreifen durfte, das seine Kraft im prunkenden Worte, im Schrei des verstiegenen Pathos, im Decorativen sucht. Hofmannsthal unterstreicht noch jede Leidenschaft und vergißt, daß sie schon bei Sophokles nur darum erträglich ist, weil gewaltige Menschen sie tragen. Hofmannsthal rackert sich ab, um einen neuen Geist zu gebären, und was er zu Tage fördert, ist zwar nicht Geistlosigkeit, aber es ist quälend stillos. Ein unerquickliches Experiment Alles in Allem.

Ganz unerwartet hat das Lessing-Theater mit Franz Adam Beyerlein's „Zapfenstreich" einen hübschen Erfolg errungen, der die Niederlage des vielgeschmähten „Sturmgesellen Sokrates" auswetzen wird. Um Beyerlein's Tendenzroman „Jena oder Sedan?" tobt neuerdings erbitterter Preßstreit, der seinem ersten Drama sehr zu Statten gekommen ist. Man war drauf und dran, etwas wie einen Märtyrer in ihm zu erblicken, und da sein ebenso geschickt gemachtes wie im Grunde vaterländisch gedachtes Buch die dagegen erhobenen Vorwürfe thatsächlich nicht verdiente, so betheiligte sich Jedermann doppelt gern an der Ehrenrettung des sympathischen Autors. Im Uebrigen erfreut sein Schauspiel mehr durch derbe Theatereigenschaften als durch den redlichen Ernst der Menschen- und Zustandsschilderung, der dem Roman so viele Freunde warb. Beyerlein springt fix und fertig auf die Bretter. Er versteht die Bindfaden zu ziehen wie Einer, hält sich nirgend wo mit Vorreden auf, retardirt nur, wenn die dramatische Technik es durchaus verlangt, und schließt nach der weiblich angestaunten, gut arrangirten Sitzung eines Kriegsgerichtes mit so lautem Knalleffect, daß es Niemandem um die fünf Mark für das Parkettbillett leid thun kann. Wahrhaftig, Beyerlein giebt etwas für's Geld. Sobald Zapfenstreich geblasen ist, schleicht sich Klärchen Volkhardt, die hübsche Tochter des alten Wachtmeisters von 70., des „Regiments-Decorationsstückes", zum geliebten Leutnant. Der heimliche Verlobte des Mädchens, Unterofficier Helbig, kommt in eifersüchtigem Mißtrauen hinter das Geheimniß. Er rückt dem Leutnant auf die Bude — ein Wagniß, daß nur von grenzenlosem Schmerz und Zorn eingegeben sein kann — und bittet ihn dann, plötzlich merkwürdig gefaßt, um ein Wörtchen, ein Ehrenwörtchen der Aufklärung. Das erhält er nicht. So sucht er sich denn auf eigene Faust Gewißheit zu verschaffen, stößt die Thüre zur Kammer auf, in der Klärchen Schutz gesucht hat (wie alle Bühnen-Kammerthüren hat auch diese keinen Riegel) und wird nun wegen Insubordination verhaftet. Man sieht an dem einen Beispiel schon, wie derb Beyerlein zufaßt. Maurerhände — aber unser Theater kann sie gebrauchen, wenn der Geist des Maurers über's Handwerksmäßige hinausgeht. Aehnlich fest, vielleicht geschickter noch ist dann die Kriegsgerichtsscene gezimmert. Der Angeklagte Helbig will das Mädchen nicht belasten, der Leutnant gleichfalls nicht — zweimal hebt er sogar schon die Schwurfinger zum Meineide. Doch einzelne Andeutungen und „Unstimmigkeiten" rufen Verdacht wach, der Vertheidiger beantragt, die Wachtmeisterstochter vorzuladen, und nun berichtet Klärchen, die schon hinter der Thür wartet,

*) Die Buchausgabe ist bei S. Fischer in Berlin erschienen.

Digitized by Google

entschlossen und furchtlos. An dem Kriegsgerichte Beyerlein's mag Manches auszusetzen sein, und der Wirklichkeit entspricht es wohl kaum — aber als Theater ist es famos. Der Schlußact hat zu viel Theater. Daß Wachtmeister Volkhardt den Leutnant fordert und sich von ihm sagen lassen muß, ein Zweikampf zwischen Officier und Subalternen sei ausgeschlossen; daß der Leutnant, der seinen Abschied nimmt, Klärchen nur deßhalb nicht heirathet, weil er dann ihren Handwerker-Verwandten unter Umständen die biedere Tatze drücken muß; daß Papa Wachtmeister schließlich den einmal bereit gehaltenen Revolver dazu benutzt, um Klärchen zu erschießen — dies ist Verlegenheitsdramatik. Den Sieg des frischen Stückes konnte der schlechte letzte Act erfreulicher Weise nicht mehr hindern. Erfreulicher Weise, weil dem begabten Verfasser der aufmunternde Erfolg sicher zum Segen gereichen wird. Denn nun darf er ein ausgeglichenes, gutes Stück schreiben und wird doch gespielt werden.

Vom Verein zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele werden bei Kroll im Thiergarten Heinrich Sohnrey's „Dorfmusikanten" mit großem Beifall aufgeführt. In dem Stücke wirken, von einem lebhaft declamirenden Schauspieler abgesehen, lauter Dilettanten mit, und die Angehörigen der jungen Damen und Herren sitzen im Parterre und freuen sich. Gäbe es in Berlin immer solch' Premierenpublicum, wie das bei Kroll gewesen ist, dann gewänne man's wohl wieder über sich und besuchte fleißig Uraufführungen. Rings umher freundliche, frohe Gesichter, blonde Mädchenköpfe, prächtige Matronen und alte Herren mit weißen Haaren und rothen Backen! In den Gängen liebliche Kinder, die Ansichtspostkarten und Programme feil halten; Schönheiten echt nordischer Art an den Büfetts — ja, soll man da wirklich Kritik üben? Aber Heinrich Sohnrey und sein redliches Arbeiten, das reichen Segen verdient, macht ein redliches Wort nöthig. „Die Dorfmusikanten" sind das Stück nicht, womit der Verein durchdringen kann. Es ist nicht für das Volk, es ist zu sehr für's kindliche Gemüth berechnet mit seinem erstickenden Uebermaß an Tänzen, Gesängen und Musik. Dabei ein papierener Conflict: der jugendliche Liebhaber läßt sein theures Mädel fahren, als der vernünftige Vater Evebärbele's die Meinung ausspricht, man könne sehr wohl die Trompete lieben und brauche doch, als wohlhabender Bauer, nicht bei jeder Kirmeß aufzuspielen. Uebrigens bekehrt sich der Junge bald, und der Alte meint's auch nicht bös, so daß er seine Meinung gleichfalls im Handumdrehen wechselt. Dem unzureichenden papiernen Conflict gesellt sich eine papierne Sprache. Mitunter, wenn die Geschichte pathetisch wird, hält's schwer, das Lächeln zu unterdrücken. Trotzdem: gerade von Sohnrey darf man Besseres erwarten. Ich denke, er wird's nicht allzu lange für sich behalten. — Die Leutchen auf der Bühne waren zum Theil sehr nett, die Gesänge und Tänze klappten famos und der Beifall deßgleichen. Ich wünsche von Herzen, mich beim nächsten Mal anschließen zu können.

Aus unseren Kunstsalons.

Francisco da Goya y Lucientes.

Goya ist in den letzten zwei Jahrzehnten zu einem Schlagwort geworden. Die Literatur der modernen Kunstbewegung entdeckte ihn auf's Neue. Heute weiß man es, daß der vor 75 Jahren Verstorbene nicht bloß ein Vorläufer oder richtiger noch ein Vorbild Daumier's war, sondern auch Manet's und der Impressionisten, denen dieser die Wege bahnte, daß er selbst der Pfadfinder für die Lösung der großen „Probleme von Licht und Bewegung" war.

Wer sich mit der neuzeitlichen Kunstgeschichte beschäftigt, weiß das heute. Die große Masse der echten und der bloß mitthuenden Kunstfreunde — ja ihr ist Goya als Schlagwort nur immer noch die zeichnerische Verkörperung „dämonischer, unheimlicher Phantasieen", „genialisch wilder Satire", „revolutionären Unabhängigkeitssinns".

Und so wies man ihm in der Kunstgeschichte einen ganz eigenen, besonderen, abgegrenzten Platz an. Wie das kam? Nun: „Goya's Name wurde in Deutschland erst laut genannt, als man längst seinen Einfluß auf unsere Kunstentwickelung spürte. Der mächtige Strom von Verismus, Pleinairismus und Impressionismus, der sich von Paris über die staunende Welt ergoß, hatte den Deutschen widerstandslos mit sich fortgerissen, so daß der sonst stets Gewissenhafte, in dem Eifer, es den Franzosen nachzuthun, vergaß — ihn an der Quelle aufzusuchen."

Das ist's. Valerian von Loga spricht's aus in seiner soeben erschienenen, außerordentlich gründlichen Biographie des spanischen Künstlers, der auch ein catalogue raisonné seines umfangreichen Lebenswerks beigegeben ist. Das Buch wird auch noch in anderer Beziehung klärend wirken. Er zeigt uns einen ganz anderen Goya als den romantischen „Messerhelden, Stierkämpfer, Ehebrecher, Freidenker", den man sich, französischen Vorgängern folgend, aus seinen „Proverbios" und „Caprichos" herausconstruirte. Goya war nicht nur dämonischer Phantast und satanischer Humorist, sondern auch ein solider Hofmaler und ein ehrsamer Familienvater, und er war nicht nur der wildgenialische Zeichner und Radirer, sondern eben auch ein sorgsam und systematisch arbeitender Oelmaler...

Was er vielleicht als „interessanter Mann" an Nimbus einbüßt, das gewinnt er an Bedeutung in der Evolution der Kunst als Bahnbrecher und Keimleger, der ganz bewußt die Fesseln des französischen Klassizismus brach und den akademischen Zopf fortwarf.

Und wer ihn bisher nur als jenen Radirer und Zeichner kannte, der wird jetzt in einer Ausstellung bei Paul Cassirer sicherlich eine Ueberraschung erleben. Ausgenommen die Blätter aus der „Tauromachie" ist da von dem Schöpfer der „Caprichos" und der „Proverbios" — in Parenthese: selbst in dem Titel „Proverbes" tritt der große Einfluß zu Tage, den Goya auf Daumier ausgeübt hat — nichts vorhanden. Die Besucher finden eine Reihe außerordentlich fein und sauber gemalter Bildnisse von bald leuchtender Farbenkraft, wie der Graf Mirando, der Herzog von Osuna, die Marquesa de San Andrés (wie peinlich sorgfältig sind beispielsweise hier der hohe Kopfputz aus der Zeit vor der großen Revolution, der Perlen- und Diamantenschmuck, die Spitzen gemalt!), bald in der Farbenwirkung auf Velasquez zurückgreifen, wie z. B. im Knabenbildniß a. d. J. 1806 oder dem meisterlichen des Geschichtsschreibers der Inquisition, des so gemüthlich blickenden rothwangigen D. Juan Antonio Llorente... Wie dieses Gemälde einerseits zum Theil auf Velasquez zurückweist, so führt von ihm andererseits ein directer Weg über Manet zu Carolus Duran. Und wer denkt — um noch weitere Beispiele des Zusammenhangs zwischen der späteren französischen Kunst und Goya namhaft zu machen — gegenüber dem Brustbild einer vornehmen Dame in Schwarz nicht an Renoir, bei der „Teufelsaustreibung" und der „Taufe" nicht an Daumier?...

So ist diese Ausstellung zwiefach interessant. Nur daß sie demjenigen, für den Goya nur ein Schlagwort ist, keine Anhaltspunkte zu seiner Bekräftigung bietet. Das freilich ist zu bedauern. Die „Tauromachie" allein macht es noch nicht...

* * *

Edvard Munch und Ulrich Hübner leisten Goya Gesellschaft. Das neuerdings abgetheilte letzte Drittel des Cassirer'schen Oberlichtsaales, wo der seltsame Norweger seine neuesten Arbeiten zeigt, mag Manchem als eine „Schreckenskammer" erscheinen. Man braucht aber noch nicht Alles zu unterschreiben, was der verstorbene Sigbjörn Obstfelder in seinem farbenschillernden, feinsinnigen Hymnus auf Munch, den die Leser der „Gegenwart" ja kennen, über ihn sagt und kann doch gegen diese Bezeichnung protestiren. Und man kann ein sehr feines, ich möchte sagen transscendentales Farbenempfinden besitzen und braucht doch nicht den Träumen Munch's zu folgen, deren Wesen und Gehalt auszudrücken es ihm doch oft nur zu sehr an ästhetischen Mitteln fehlt. Nicht daß er so ganz seine eigenen Wege geht, sei ihm zum Vorwurf gemacht, sondern daß er uns auf ihnen nicht anders führen will. „Will", sage ich und nicht etwa „kann". Denn Munch ist trotz Allem ein großer Könner.

Da sind ein paar weibliche Acte, da ist ein männlicher Act, da ist das Bildniß eines dicken Herrn mit feisten Wangen, das Brustbild eines Seemanns mit eigelbem Gesicht auf orangegelbem Hintergrund, da sind die vier Bübchen des Herrn Dr. L., mit der hellen Thür als Hintergrund, auf der ganz willkürlich scheinbar und doch wohl mit Berechnung weiße und rosa und lichtblaue Farbenkleckse verschmiert sind, da ist eine norwegische Landschaft, da ist vor Allem eine Tafel mit einem nur leicht angedeuteten rothblonden Frauenkopf, der sich wie ein Symbol, nicht als Gegenstand des Sinnens, des daneben hingezeichneten jungen Mannes ausnimmt — und das Alles zeigt mehr als bloße Spuren des großen Könnens Munch's. Aber wenn er im „Sanatorium" den einen jungen Mann mit dem dunkelgrauen Gesicht links und rechts zwei rothglühende Pinsel-Backenstreiche giebt, wenn er im „Baums" dem Bauernmädchen ein im Verhältniß zur Größe der Figur eigroßes schwarzblaues Etwas anstatt eines Auges giebt, wenn er die gelben Knabenleiber in flüchtigster Modellirung vor ein indigoblau geschecktes Etwas hinsetzt, das das Meer vorstellen soll, so kommt man mit dem von Obstfelder geprägten Wort: „Er ist vor Allem Lyriker in der Farbe" doch nicht aus, um das Räthsel zu lösen.

Und man vergleiche z. B. seine Travemünder Motive, die grellbunten, harten, schreienden mit denen, die Hübner ausstellt. Man wird sagen können: Hübner verhält sich hier zu Munch, wie ein preußischer Gardeinfanterist beim Parademarsch zu einem betrunken durch ein Hafengäßchen hintorkelnden buntaufgetakelten Matrosen eines Seglers der Handelsmarine. Und doch ist Hübner allmälig ganz in das Lager des französischen Impressionisten vom Geiste der Sisley, Monet, Pisarro übergegangen. Aber nicht als Nachäffer, sondern als überzeugter bekenntnißtreuer Glaubender. Und er lehrt ihr Dogma auf seine Weise und im Geiste eines Nordländers. Seine Palette ist eine ganz andere und nunmehr in solchen Bildern, wie die beiden großen Hamburger Hafenbilder, die schattige Promenade und die Düne von Travemünde von einer Wahrheitsliebe, die um so stärker wirkt, als sie sich in dem Gewande einer tiefpoetischen Naturauffassung zeigt.

Im Künstlerhause

stellt sich ein neuer Künstlerverband vor. „Norddeutsche Werkstatt" nennt er sich. Die Bezeichnung ist hübsch gewählt. Ob aber auch richtig? Da es bloß ein Ausstellungsverband ist, so hat er kein Allen gemeinschaftliches Programm. Und auch „Norddeutsch" erklärt sich bloß geographisch, nicht künstlerisch. Im Uebrigen verfolgt jeder der 15 Künstler (13 Maler, ein Radirer und ein Bildhauer) durchaus

Digitized by Google

seinen eigenen Weg. Warum auch nicht? Nur specifisch „Norddeutsches“ habe ich bei keinem Einzigen entdecken können. Und was haben sie gemeinsam, etwa August von Brandis und Franz Paczka, Richard Eschke und Ernst Hausmann, Franz Stassen und Erich Eltze, Berthold Genzmer und Klein-Chevalier? Manches ist übrigens recht sehenswerth. Zum Beispiel Hausmann's großes Kircheninterieur aus Norditalien mit der betend vorn im Gestühle zusammengesunkenen Frau. Die Farben, der braunrothe Ton des Gestuhles, das grünliche Tuch der Betenden, die Sonnenlichtflecken auf dem Boden, das dunstige Grau des Gemäuers und der Luft stimmen gut zusammen, und originell ist der Einfall, den Standpunkt so zu wählen, daß der Rahmen die vorderste Säule schon gleich über der Basis abschneidet. Brandis gibt das Beste in seinem „Wohnzimmer einer alten Dame“, das fest und sicher mit guter Perspective heruntergemalt ist. Eltze zeigt u. A. zwei Damenbildnisse von breiter Vortragsweise und feinem coloristischen Empfinden. Die weiße Dame namentlich in dem Doppelbildniß ist gut geglückt. Daß man dabei an französische Vorbilder denkt, die ihrerseits ihren künstlerischen Stammbaum bis auf Velasquez zurückführen, schadet weiter nicht. Von Eschke's sieben Landschaften möchte ich besonders die Motive vom Kurischen Haff und der Nehrung herausheben. Scheinbar langweilige Naturausschnitte hat hier ein Künstlertemperament interessant zu gestalten vermocht und ist dabei doch durchweg wahr geblieben. Auch die zwölf kleinen impressionistischen Skizzen, Augenblicksbilder vom Strande und Strandleben in Ostende, die Klein-Chevalier ausstellt, sprechen an durch die feine Auffassung und Abstimmung der Einzelfarbenwerthe. Von Carl Ziegler hat man in Graustimmungen schon bessere Damenbildnisse gesehen, als dieses neueste; geradezu verfehlt ist aber die theatralisch posirende Dame in Roth, nicht bloß in der Haltung, sondern auch coloristisch. Daß Ziegler viel, viel mehr kann, das wissen wir, aber gerade darum sollte er vorsichtiger sein. Neu ist mir Werner Zehme. Seine „Sommersonne“ mit der im Rücken gesehenen an einem Tisch voll Blumen vor einem Fenster sitzenden Dame, zeugt von sicherem Können und persönlicher Auffassung. Constantin Starck, der begabte Bildhauer, hat u. A. eine sehr sauber ausgeführte anmuthige sitzende Frauenfigur „Träumerei“ in Marmor zu zeigen. Die Reinheit und edle Einfachheit des classischen Styls verbindet sich hier mit einem künstlerischen Realismus der anatomischen Durchbildung. Auch die getönte Wachsbüste der Frau mit dem Häubchen ist eine technisch schön bewältigte Arbeit. Reliefstafeln und Broncen, darunter die „Isadora Duncan“, vervollständigen den Eindruck der Vielseitigkeit dieses starken und gut geschulten Talents.

Dann hat die „Gesellschaft Deutscher Aquarellisten“ (der Verein ist auf nur 12 Aussteller zusammengeschmolzen) seine Jahres-Ausstellung, es ist die XI., im „Künstlerhause“. Da ein Aufzählen der Künstler und ihrer zahlreichen Blätter hier ausgeschlossen erscheint, so sei summarisch eine sehr achtbare Höhe der künstlerischen Leistungen als Gesammteindruck festgestellt. Franz Skarbina allein zeigt ca. 30 Bilder, Studien, Skizzen. Einzelnes datirt freilich viele Jahre zurück. Feine Landschaftsstimmungen, interessant aufgefaßte Straßenbilder, pikante Lichteffecte machen diese Sammlung zu einer besonders interessanten. Unter den Blättern von Arthur Kampf werden die Studien zu seinem trefflichen Oelgemälde „Schwestern“ ein erhöhtes Interesse beanspruchen. Auch von Walter Leistikow, Ludwig Dettmann, Hugo Vogel sind u. A. Studien zu schon bekannten Oelgemälden zu sehen. Hans Herrman zeigt sich in seinen Eifeldorf-Motiven stofflich sowohl wie technisch von einer neuen Seite: es liegt etwas Großzügiges in dieser Schlichtheit und Breite der Auffassung und Ausführung. Alexander Schmidt-Michelsen hat sich nunmehr vollständig in den Styl des gemäßigten französischen Impressionismus hineingearbeitet, ohne aber darum seine persönliche Note eingebüßt zu haben.

Im Salon von Mathilde Rabl kann man eine Reihe farbiger Einzeldruck-Blätter von Carl Langhammer und Carl Kappstein bewundern. Ein tüchtiges Können und sichtliche Arbeitslust sind hier in den Dienst eines feinen künstlerischen Geschmacks gestellt. Man muß dieser schwierigen Kunstübung die weiteste Förderung wünschen. In Bezug auf Erzielung schöner Farbenwirkung der Platten ist übrigens der Thiermaler Kappstein dieses Mal dem Landschafter Langhammer noch überlegen.

J. Norden.

Notizen.

Im Verlag von Max Hesse (Leipzig) ist eine neue, sehr empfehlenswerthe Ausgabe der sämmtlichen Werke Grillparzer's erschienen. Sie umfaßt 16 Bände und ist von Professor Moritz Necker, dem bekannten Wiener Grillparzer-Forscher, besorgt worden. Neben allen Dichtungen enthält diese Ausgabe auch die theatergeschichtlichen, ästhetischen und historischen Studien Grillparzers sowie seine Tagebuchblätter und Erinnerungen aus dem Jahre 1848. Gediegene Einleitungen und Anmerkungen unterstützen auch hier die Lectüre. Wir möchten diese im schönsten Sinne volksthümliche Ausgabe ganz besonders empfehlen.

Gottesthal. Von Anton Schott, mit Buchschmuck von Philipp Schumacher. (Deutsche Literatur-Gesellschaft. München. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.) Anton Schott, der Landsmann Adalbert Stifters, ist wohl in der neuesten Zeit der einzige deutsche Volksdichter Böhmens, der es hauptsächlich durch die Bemühungen der heimischen Literaturinstitute zu einer größeren Entfaltung seines Talents gebracht hat und dessen Prosawerke sich den Weg zu einem größeren Publicum zu bahnen beginnen. Der vorliegende Roman hat ansehnliche Vorzüge, die man nicht verkennen wird, jene Vorzüge vor Allem, die auf Rechnung des Volksthümlichen gehen und sich in der Charakterzeichnung ausprägen.

Das Bibliographische Institut (Leipzig und Wien) hat in seiner Sammlung von Klassiker-Ausgaben jetzt Herder's Werke erscheinen lassen. Die fünfbändige Ausgabe ist von Professor Dr. Theodor Matthias, einem unserer besten Herder-Kenner, besorgt worden und giebt eine reiche und geschickt getroffene Auswahl aus den werthvollsten Werken Herders. Am Schlusse jedes Bandes sind Anmerkungen des Herausgebers über Fragen kritischer und wissenschaftlicher Natur angefügt, während erläuternde Anmerkungen am Fuße jeder Seite auch dem Laien das volle Verständniß des Herder'schen Textes erschließen. Wir kommen auf diese Ausgabe noch zurück.

Von Meyer's großem Conversations-Lexikon (6. Auflage) ist der vierte Band erschienen. Dieser vierte Band ist für uns Deutsche von besonderem Interesse, denn auf nicht weniger als rund 150 Seiten wird trotz der knappen Form auf das Eingehendste Deutschland und Alles, was mit Deutschland in organischem Zusammenhang steht, behandelt. In präciser, aber durchaus übersichtlicher Form wird das ganze Gebiet nach allen Richtungen hin behandelt, wobei eine Reihe statistischer Tafeln nach den neuesten Erhebungen sehr viel zum Verständniß beitragen. Die großen Perioden des Befreiungskrieges und des Krieges von 1870/71 sind in besonders ausführlichen Artikeln behandelt, und viel Sorgfalt ist auf eine eingehende Darstellung der Geschichte der deutschen Literatur verwendet. Interessant ist auch der Abschnitt „Deutsches Volk“, dem eine Karte über die Verbreitung der Deutschen in Mitteleuropa beigefügt ist. Aus diesem Aufsatz läßt sich ersehen, wie das deutsche Volk sich aus der durch die Völkerwanderung hervorgerufenen Völkervermischung herauskrystallisirt hat und wie es ihm Dank seiner Zähigkeit und Rührigkeit gelungen ist, sich einen Platz an der Sonne zu sichern.

Um Scepter und Kronen. Zeitroman von Gregor Samarow. Neue einbändige Ausgabe. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Meding schildert in dem einstmals so hochberühmten Buche nach seiner Art die Vorgänge des Jahres 1866 und besonders eingehend jene Ereignisse, die das Königreich Hannover betrafen. Bei der Vertrauensstellung, die Meding bei König Georg V. einnahm, war er in der Lage, Dinge zu sehen und zu hören, die minder Bevorzugten verborgen blieben, und wenn er seine Beobachtungen und Erfahrungen auch in das Gewand des Romans kleidet, so unterliegt es doch keiner Frage, daß darin ein guter Kern thatsächlicher Wahrheit enthalten ist. Der Roman liest sich für nicht allzu moderne Gemüther noch heute recht nett.

In der Welt der Verstoßenen. Erzählungen von L. Melschin. Aus dem Russischen übersetzt von G. Polonsky. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Seit Dostojewsky's berühmtem Werke „Memoiren aus einem todten Hause“ ist kein Buch erschienen, in dem Leben und Treiben der nach Sibirien Verschickten anschaulicher und packender geschildert wären als in dem vorliegenden Bande. Alle ihre Leidensstationen hat der Verfasser selber zurückgelegt. Nichts blieb ihm erspart von all' dem Schaurigen, das der Gebildete empfindet, dem die Gemeinschaft mit niedrigen Verbrechern auferzwungen wird, und doch weiß der Dichter, seine schmerzlichen Erfahrungen wiedergebend, den Leser über diese düstere Sphäre emporzuheben. Eine besondere Gabe ist ihm beschieden: selbst aus der düsteren Umgebung vermag er hie und da ein Fünkchen Humor emporsprühen zu lassen, das inmitten der grauen Schatten doppelte Helle giebt.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos

von

August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik

von

August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter), Hamburg.
Seltene Gelegenheit!

Verlag von **Wilhelm Hertz** in **Berlin.**

Soeben erschien:

Georg von Bunsen.

Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten, gezeichnet von seiner Tochter

Marie von Bunsen.

22 Bogen Oktav.
Mit Buchschmuck von Marie von Bunsen und einem Porträt in Heliogravüre.
Geheftet 6 M. Gebunden 7 M.

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,**
Berlin W. 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte

der

Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Felix Dahns sämtl. Werke poet. Inhalts.

Neue Folge.

15 Liefgn. zu je 1 Mk. oder 4 Bde. zum Preis von 15 Mk.

Inhalt: **Band I:** 1. Sigwald und Sigridh. 2. Stilicho. 3. Der Vater und die Söhne. **Band II:** 1. Am Hof Herrn Karls. 2. Herzog Ernst von Schwaben. 3. Fünfzig Jahre. 4. Meine welschen Ahnen. **Band III:** Walhall. **Band IV:** Kaiser Karl und seine Paladine.

Diese neue Folge ist ganz selbständig; sie bildet ein vaterländisches Festgeschenk, zumal an solche, welche die Hauptausgabe besitzen. Die Dahnschen Werke sind und bleiben ein nationaler Hausschatz, der überall mit Freuden willkommen geheißen wird.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen

von

Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber,**
Zittau i. Sa.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** *M.* 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.**

Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.

Verl.: Schulzesche Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Dieser Nummer liegt für Post- und Privatabonnenten die Beilage von **Bonneß & Hachfeld, Potsdam,** bei, auf welche wir unsere Leser aufmerksam machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaßlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 28. November 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Wege Pius' X. Von Chr. D. Pflaum (Rom). — Die heutige Flottenpolitik Englands. Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau). — **Literatur und Kunst.** Wilhelm von Polenz. Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin). — Originale aus einer classischen Schmiere. Schnurrige Theater-Erinnerungen von Carl Schultes. — **Feuilleton.** Das ist das Geschäft. Von Prof. Arnold Fokke. — **Aus der Hauptstadt.** Die Schraube. Von Timon d. J. — X. Internationale Jahresausstellung von Kunstphotographien in Hamburg. Ansichten und Betrachtungen von Karl Friedrich Heitmann. — Notizen. — Anzeigen.

Die Wege Pius' X.

Von Chr. D. Pflaum (Rom).

Giuseppe Sarto, der Bischof von Mantua, nennt es in einem Briefe an den Bürgermeister von Mantua am 5. März 1885 seine Pflicht, den bürgerlichen Behörden durchaus ergeben zu sein und als Priester dahin zu wirken, daß alle dem Wohle des Landes so schädliche Zwietracht unter den Bürgern schwinde. Daß schon die Existenzform des Vaticans in Rom und die mannigfaltigen Edicte der römischen Curie in weltlich-bürgerlichen Angelegenheiten, darunter das Verbot der Betheiligung aller Katholiken an den politischen Wahlen in Italien, weder Aeußerungen der Ergebenheit gegen die bürgerliche Autorität, noch Mittel zur Förderung der Eintracht unter den Bürgern sind, ist dem Cardinal Sarto nicht verborgen gewesen, als er die Wahl zum Papste annahm. Wie sehr seine Ueberzeugungen sich gewandelt haben, offenbarte dann sogleich seine erste Handlung als Papst, die Ertheilung des apostolischen Segens unmittelbar nach der Wahl: sie erfolgte von der inneren Loggia der Peterskirche aus, bestätigte also in aller Form den status quo der Beziehungen zwischen Staat und Kirche in Rom. Immerhin konnte man von Pius X. eine Haltung erwarten, die zwar den Charakter des Papstthums und seine geschichtlich gefestigte Stellung nicht wandeln, aber doch jener oben genannten Pflichtenlehre einigermaßen angepaßt sein wird.

Nun ist am 4. October die erste Encyclica Pius' X., E supremi apostolatus cathedra, erschienen, und er hat anderweit gelegentlich Aeußerungen gethan, welche ausreichen, um die Wege zu erkennen, welche er gehen wird. In der deutschen und fremdländischen, namentlich der französischen Presse, hat man die Encyclica begrüßt als das Bekenntniß eines „nur religiösen" Papstes, dem es an Neigung und Anlaß fehle, politische Dinge überhaupt nur in Betracht zu ziehen. Mir erscheint dieses Urtheil nicht nur voreilig, sondern geradezu falsch. Man braucht, um dies einzusehen, im Grunde sich bloß zu erinnern, daß der Begriff eines ausschließlich religiösen Papstes eine contradictio in adiecto in sich schließt: will nämlich der Papst religiös sein, so kann er dies nur ganz subjectiv, von individuellen Differenzen abgesehen, ganz so wie andere Menschen auch. Hier giebt's Nichts zu prästiren, alles rein Religiöse ist persönliches, innerliches Leben, oder es ist Etwas, dessen außersubjective Existenz behauptet wird, um Geschäfte zu machen; also entweder der sogenannte Papst ist ein religiöser Mann, und dann ist sein Pontificat eine merkwürdige Beschäftigung — oder er ist Papst, und dann befaßt er sich mit Religion als mit einem Object, so wie ein Kaufmann mit seiner Waare. In dem traditionellen Sinne des Wortes Papst und als Papst religiös sein, ist unmöglich. Uebrigens aber giebt die Encyclica selbst auch nicht das Recht zu der Annahme, Pius X. wolle weniger Papst, ein Regent der Menschen in ihren mehr oder minder wichtigen Angelegenheiten, als ein Vorbild religiösen Verhaltens sein. Er beklagt sich, wenngleich in weniger scharfen Worten als sein Vorgänger, über die wachsende Verderbtheit der Menschen, die sie ihrem Ruin entgegenführe; er weist jammernd auf die Menschenheerde, in der mit wachsender Cultur ein stetig heftigerer und hartnäckiger Kampf gewissermaßen Aller gegen Alle tobe und die darum des Friedens dringend bedürfe; er erklärt als die Ursache dieser Entwickelung den Abfall von Gott. Pius X. möchte Angesichts der Lage Frieden und Ordnung einsetzen, er möchte Alles wieder aufbauen, und zwar ganz einfach und solid „in Christo". Alles soll Christus sein, und in Allem soll Christus sein (da er in der glücklichen Lage ist, die praktische Probe dieses wunderbaren Weltconstructions- und Weltverbesserungsrecepts nicht machen zu brauchen, so ist es ja wohl auch nicht von Nöthen, diese Weisheit näher zu beleuchten). Seine persönliche Obliegenheit, erklärt er, sei durch seinen Beruf, Gottes Autorität unter den Menschen zu repräsentiren, ganz allein bestimmt: „Gottes Interessen werden auch Unsere Interessen sein." — Folgt nicht aus solchen Worten unmittelbar, daß der Papst sich zur obersten Leitung aller Dinge auf Erden befähigt und berufen hält? Erkennt man hier nicht die Aspiration eines jeden Papstes, der unfehlbare Lehrer aller Nationen zu sein und den Menschen den Wandel vorzuschreiben allenthalben und bis in alle Einzelheiten? Traut wirklich ein Kenner der Geschichte der Kirche einem Papste zu, daß er den Begriff eines Gottes, der Schöpfer und Leiter aller Dinge ist, nicht in vollem Umfange ausbeuten werde, namentlich wenn er die volle Autorität Gottes ausdrücklich für sich in Anspruch nimmt? Man braucht überdies nicht auf reservatio mentalis bei Pius X. zu fahnden, sondern muß in seiner Encyclica nur sorgfältig weiter lesen. Hier heißt es nämlich: Die Geistlichen sollen in Seminarien herangebildet werden, damit sie Nichts von dem einbüßen, „was das Tridentiner Concil in höchster Weisheit festgestellt hat", und die Reinheit ihrer Sitten erhalten bleibt. Die Geistlichen werden

Digitized by Google

seines Wohlwollens sicher sein, wenn sie alle Waffen des Geistes sich zueignen und sie handhaben zu Gottes Ehre gegen die Feinde des Glaubens; aber nicht die Priester allein, sondern alle Gläubigen ohne Ausnahme sollen „die Interessen Gottes" eifrig wahrnehmen, freilich „nur unter der Leitung und dem Befehle der Bischöfe". Leute, sagt Pius X. ferner, welche sich einbilden, durch Vereinigung zu sogenannten Ordnungsparteien Etwas für den Frieden und die Ordnung erreichen zu können, sind auf dem Holzwege; „die Partei der Ordnung, welche den Frieden in das Wirrniß der Dinge wirklich wiederzubringen vermag, ist einzig und allein die Partei Gottes; diese Partei müssen wir also fördern, an sie uns so viel wie möglich anschließen". Schließlich: Die Vornehmen und Reichen mögen gerecht und mitleidig gegen die Niedrigen sein, und diese sollen mit Ruhe und Geduld auch die schlimmsten Nöthe ertragen; die Bürger sollen den Gesetzen gehorchen und ihre Behörden achten und lieben, deren Gewalt ihnen allein von Gott gegeben sei. Es sei ja Jedermann einleuchtend, daß „die Kirche, die von Christus eingesetzt wurde, voll und ganz Freiheit und Unabhängigkeit von jeglicher fremden Macht haben müsse; und daß Wir, indem Wir eben diese Freiheit verlangen, nicht nur die heiligen Rechte der Religion schützen, sondern vielmehr für das allgemeine Wohl und die Sicherheit der Völker sorgen; es ist zweifellos, daß die Frömmigkeit zu allen Dingen nützlich ist: ist sie ungehindert und in Blüthe, so wird fürwahr das Volk im Vollgenuß des Friedens sein".

Meines Erachtens kann selbst das deutsche Centrum, das doch bei der letzten Katholikenversammlung in Köln bei allem Respect eine starke Dosis Angst in Betreff der Haltung des neuen Papstes zu Staats- und Gesellschaftsangelegenheiten verrathen hat, mit diesem Debut in Hinsicht auf die Sache wie auf die Taktik sehr wohl zufrieden sein. Pius X. beansprucht die Autorität Gottes für sich, ihm untersteht somit selbstverständlich Staat und Regierung. Pius X. macht Socialpolitik, er schilt die politischen Parteien und agitirt für die eine, die Partei Gottes, die clericale Partei, also auch unser liebes Centrum. Pius X. wird von der Confessionalität der Schulen niemals lassen, er ist sogar ein Reactionär in den Vorschriften über die Bildung der Geistlichen. Pius X. will, daß die Hungernden beten, sintemalen die Frömmigkeit zu Allem nützlich ist. Pius X. versteht es wie der gewiegteste Centrumsabgeordnete, beweglich zu klagen über die Zurücksetzung der Katholiken und die Freiheitsberaubung der Kirche, deren internationaler Charakter ihre Unabhängigkeit von aller bürgerlichen Gewalt, d. h. aber nichts Anderes, als ihre absolute Suprematie über sie nothwendig erheische. Freilich sagt uns dies Pius X. nicht mit klaren Worten, nicht in einem großzügigen, die Einzelheiten organisch zusammenfassenden Vortrage — er ist eben kein großer Geist und liebt es nicht, die Sphäre des Dunklen durch Blitze zu erhellen und zu markiren. Bei Pius X. wird die reservatio mentalis, bürgerlich Perfidie genannt, in Blüthe stehen, und die Jesuiten werden ihre bekannten Wege still, sicher und allenthalben wandeln wie nur je.

Eine werthvolle Ergänzung des Inhalts der Encyclica sind einige wohlverbürgte Aeußerungen des Papstes, welche Politik und Socialreform betreffen.

Wie sich die Curie zu den Staaten in der Praxis zu verhalten gedenkt, läßt sich mit einem Wort heute schwer sagen. Es giebt noch keinen Staatssecretär, dessen Person ein Programm bedeutet. Daß Pius X. gewissermaßen als Gegner Rampolla's auf den hl. Stuhl gekommen ist, ist für eine Diagnose nicht ausreichend. Der nach mehrwöchiger Wartezeit zum Staatssecretär ernannte Merry del Val, dem intransigente Gesinnung nachgesagt wird, wird eindeutige, die Wege seiner politischen Praxis erhellende Kundgebungen sicherlich für die nächste Weile unterlassen; soll doch Pius X. ihn genommen haben, weil einige andere in der Politik der Curie erfahrene Cardinäle mit gereiftem Programm seiner Bedingung, nicht „Politik zu machen", sich nicht haben unterwerfen mögen und darum auf das Staatssecretariat verzichtet haben. Das Verhalten der Curie zu Frankreich, der verirrten Tochter der Kirche, scheint als das Zeichen der Ziele und der Taktik des neuen Papstes ganz besonders in Betracht gezogen werden zu dürfen. Vorläufig ist in dieser Hinsicht zu constatiren: eine Aeußerung Pius' X. zu den französischen Jerusalempilgern, Frankreich stehe seinem Herzen besonders nahe, und der Empfang von 2000, durch Jesuiten geführten französischen Pilgern; sodann die Mittheilung an den Generalprocurator der Sulpizianer, der Papst wolle in der ersten unter seinem Pontificat stattfindenden Ritencongregation die Jungfrau von Orleans selig sprechen; schließlich seine unentschlossene Haltung in Sachen des Besuchs von Präsident Loubet in Rom. Da die Jungfrau von Orleans meines Wissens in letzter Zeit keinen besonderen Anlaß gegeben hat, mit ihrer transcendentalen Existenzform unzufrieden zu sein, so ist in jener Seligsprechung ein direct gesuchter, für Frankreich schmeichelhafter und es zu Dank verpflichtender Act zu erkennen, der die verfahrenen Beziehungen zwischen Paris und Rom in's Geleise zu bringen helfen soll. Mit vieler Aengstlichkeit sucht alsdann Pius X. und der allmälig bange werdende französische Clerus eine Form, den Besuch Loubet's am Vatican, dessen Unterbleiben für die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich viel bedeuten dürfte, dennoch zu Stande zu bringen, ohne vor den Augen der Welt von den traditionellen, durch Leo XIII. manchmal so streng betonten Ansprüchen in Bezug auf die äußere Form etwas aufzugeben. Hatte doch die Curie eben erst einen vollen, durch anderweit zu suchende Umstände nicht in die Erscheinung tretenden Erfolg gegen den Kaiser von Rußland errungen, der sich dem demüthigenden Ceremoniell des Vaticans bei Fürstenbesuchen zu unterwerfen bereit war und so mithelfen wollte, die alten politischen Aspirationen der Curie urbi et orbi erneut zum Bewußtsein zu bringen. Eine Wandlung aber der bestehenden und so unerquicklichen Verhältnisse zwischen dem königlichen und dem päpstlichen Rom wird wohl eintreten müssen, wenn der Papst, wie er angekündigt hat, den Vatican wirklich verlassen will, um in Venedig, in Montecassino und in Cava dei Tirreni Besuche zu machen. Er hat zwar seiner ob der beabsichtigten Aufhebung der „Gefangenschaft" stumm staunenden Umgebung naiv gesagt: „Betet! Mit Beten erreicht man alles!", aber er wird sich doch der Einsicht nicht verschließen können, daß trotzdem eine Reise durch italienisches Staatsgebiet in mehrerer Hinsicht eine Provocation bedeutet, die nur dann gewagt werden darf, wenn man seinerseits zu idealen und realen Zugeständnissen bereit ist. Vielleicht giebt aber Pius X. hier ein neues Exempel der altberühmten Anpassungspolitik der Curie. Wie eine Vorauszahlung auf die gewünschten Leistungen der italienischen Regierung nimmt sich übrigens schon seine eifrige Hemmung aller positiv socialreformatorischen Bestrebungen in Italien aus, die ja in ihren extremen Aeußerungen der Regierung recht arg zu schaffen machen.

Jedenfalls giebt sich der „nur religiöse" Papst redliche Mühe, die wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse seiner italienischen und internationalen Heerde auf seine Art zu modeln. Confessionelle, d. h. natürlich nur katholische Vereine zu gründen, empfiehlt er bei jedem Anlaß, und es wäre nicht folgerichtig, wenn die Erscheinung des wirthschaftlichen Boycotts der Andersgläubigen, des strenggläubig-katholischen Nachtwächters und der katholischen Strümpfe nicht seinen vollsten Beifall fände. Weiterhin aber äußert er zu der sehr lebhaften Organisationsbewegung der italienischen Christlich-Socialen, die auf dem im November zu Bologna stattfindenden Katholikencongreß ihren Abschluß finden soll, höchst bemerkenswerthe Anschauungen, die sich von denen des „Arbeiterpapstes" Leo XIII. (vgl. die Encyclica Rerum

Digitized by Google

novarum vom 15. Mai 1891) wesentlich unterscheiden. Jener Congreß hatte im Gegensatz zu den vorausgehenden Katholikencongressen ursprünglich Erörterungsthemen, die sich durchaus auf die Praxis beziehen, so die Frage der Arbeiterorganisation, der Entwickelung des Credits, der Arbeiterwohnungen, der Sonntagsruhe, der Nachtarbeit ꝛc. Pius X. hat aber in das Programm die Erörterung des katholischen öffentlichen Schulwesens, der kirchlichen Beaufsichtigung der Lehrer, des katholischen Pressewesens, der Gründung katholischer Gewerbevereine u. s. w. aufnehmen lassen, die Beibehaltung des „religiösen" Charakters verlangt und ausdrücklich erklärt, hier die Glaubenstreue jedes Einzelnen aus seinem Verhalten zu den Intentionen der Kirche erkennen zu wollen. Die „Jungen" unter der Führung des Abbés Don Romolo Murri, welche ein ziemlich radical socialistisches Programm offen und laut vertreten und zum Zwecke seiner Bethätigung weit mehr Freiheit begehren, als sie der gegenwärtige Leiter der Opera dei congressi cattolici, der conservative und von Pius höchstgeschätzte Graf Grosoli, im Rahmen der bestehenden Organisation einzuräumen gewillt ist, machen ihm nämlich viel Sorge. Sie haben die Kühnheit gehabt, im Wochenblatt von Orvieto insbesondere gegen die ihnen in der Opera dei congressi werdende Bevormundung zu protestiren und sich über den Episcopat zu beschweren, der viel versprochen und noch nichts gehalten habe. Sie haben dann ferner erklärt: Eine solche geistliche Leitung ist erstens dem Zeitgeiste wenig angemessen; sodann sind auch die Bischöfe die am wenigsten geeigneten Persönlichkeiten, um eine solche [christlich-demokratische] Bewegung zu leiten, sie verstehen viel zu wenig von Volkswirthschaft und socialem Leben; überdies ist es ungehörig, daß die Bischöfe sich an die Spitze einer Partei stellen, welche doch nothgedrungen eine bestimmte Richtung halten muß; die Bischöfe sollen aber als Väter des ganzen christlichen Volkes sich fernhalten von dem, was die Menschen und sogar die Christen von einander trennen kann, also namentlich von der Politik. Als Patriarch von Venedig hatte Pius X. seiner Zeit ähnliche Keckheiten der „Jungen" von der Kanzel gegeißelt und sich sogar dazu verstiegen, für die Gemeindewahlen ein Bündniß der Clericalen mit den gemäßigten nationalen Parteien zu befürworten, lediglich um die „Jungen" niederzudrücken. Heute als Papst hat er seinen Staatssecretär an den Bischof von Orvieto einen Brief schreiben lassen, in dem er die Sprache der „Jungen" unehrerbietig nennt, sie der Rebellion gegen jegliche Autorität bezichtigt und jeder Volkspartei, die nicht unbedingt der Leitung der Opera dei congressi folge, in aller Form die Anerkennung versagt. Was das nützen wird, bleibt abzuwarten. Indessen säumt aber Pius X. nicht, Propaganda zu machen für sein Ideal einer Gesellschaftsverfassung. Eine von ihm empfangene Schaar von 2000 Personen niederen Standes war so glücklich, in Form einer kleinen Ansprache von jenem Ideal einige Kunde zu erhalten; sie vernahm: „Der Arbeiter, der seinen Lohn einzutheilen weiß zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse, steht unter dem Schutze Jesu Christi. Das ist das erste Wort, das ich an Euch richte. Seid zufrieden mit Eurem Loose! Sorgt für die Erziehung Eurer Kinder! Ich versichere Euch im Namen des heiligen Geistes, daß der Segen Gottes dann mit Euch sein wird." Wunderbar einfach! Ob wohl Papst Pius X., wenn er vom Arbeitsertrage eines Tagelöhners seine eigenen Lebensbedürfnisse und die einer Frau und eines Häufleins Kinder zu bestreiten hätte, auch die Divisionsaufgabe gut zu bewältigen verstände, aber hungrig bleiben und frieren müßte, mit seinem Loose zufrieden wäre? Ob er zufrieden würde, wenn ihm Jemand sagte: sei zufrieden! und er diesen Jemand selbst im Ueberflusse schwelgen sähe? Ob er in seinem üppigen Palaste säße, von Kunstwerken unvergleichlicher Größe umgeben, und ob er sich von den freiwilligen Steuern der Bewohner der ganzen Erde so gut nähren könnte, wenn die Menschen von jeher im Bewußtsein des Segens Gottes mit ihrer jeweiligen mehr oder minder großen Misere zufrieden gewesen wären und das natürliche Bedürfniß, ihre Lage zu bessern, unterdrückt hätten?

Die heutige Flottenpolitik Englands.

Von Oberstleutnant Rogalla v. Bieberstein (Breslau).

In England macht sich neuerdings eine Strömung bemerkbar, die auf eine Abminderung der in enormem Maße gestiegenen Flotten-Ausgaben abzielt, und die außer Anderen besonders in dem Parlamentarier Sir Archibald Hurd einen beredten Vertreter findet. Die bezüglichen Ausführungen erscheinen aber, obgleich uns ihr Ziel indifferent lassen kann, für uns aus dem Grunde von besonderem Interesse, weil sie einen werthvollen Einblick in die heutige Vertheilung der Streitkräfte der englischen Flotte im In- und Auslande, die Kosten der einzelnen Geschwader, speciell derjenigen der Colonien, namentlich aber eine sachverständige Bewerthung der auf dem Erdball vertheilten einzelnen Gruppen der maritimen Streitkräfte Englands bieten, wie sie sich in der Tages- und selbst der periodischen Presse kaum wieder vorfindet. Sie ist daher für andere Seemächte um so mehr von Bedeutung, als sie eine richtige Beurtheilung der heutigen Flottenpolitik Englands, ihrer Stärken und ihrer Schwächen erlaubt, wie sie sich seit der Naval Defence Acte von 1889 in den letzten $1^1/_2$ Jahrzehnten gestaltete. Da die Geldforderungen für die britische Marine im Rechnungsjahr 1903/04 auf 34 457 500 £, für das Landheer im vereinigten Königreich auf 34 245 000 £, und die Militär- und Marineforderungen für Indien auf 18 175 200 £, für das ganze britische Reich (ohne die Colonien, die Selbstverwaltung besitzen) auf 87 487 000 £ angesetzt sind, so fordert die öffentliche Meinung in England, daß mit dem gewaltigen Marinebudget auch eine Flotte geschaffen werde, wie das Land sie wirklich bedürfe, und daß man sich die Frage vorlege, ob England nicht eine stärkere Flotte baue, als absolut nothwendig sei. Die beschlossene Flottenbaupolitik bestehe darin, daß die englische Flotte den beiden nächstgrößten Flotten der Welt an Anzahl der Schiffe mindestens gleich, und an Gefechtskraft überlegen sei. In manchen politischen Kreisen Englands wird dagegen gefordert, daß die englische Flotte den drittnächst größten Flotten, und zwar denjenigen Frankreichs, Rußlands und Deutschlands, gewachsen sein müsse, und darauf hingewiesen, daß die Ausgaben für die englische Flotte den Gesammt-Ausgaben dieser drei Mächte für die ihrige gleichkomme. Die Kosten der großen Marinen der Welt sind in den letzten 15 Jahren, der Periode die bis zur Naval Defence Acte von 1889 hinabreicht, von welcher die heutige englische Flotte datirt, beständig gewachsen. Sie bildete eine Zeit beispielloser Thätigkeit, wie aus der folgenden die Flotten-Ausgaben von 1889 und 1902 und ihre procentuelle Steigerung ergebenden Uebersicht hervorgeht.

Flotten-Aufwand.

	1889	1902	Procentuale Steigerung
In England	11 556 000 £	31 255 000 £	170,2 %
„ Frankreich. . . .	8 198 000 „	12 272 000 „	49,6 „
„ Rußland	3 610 000 „	10 241 000 „	185,3 „
„ Deutschland . . .	2 554 000 „	10 234 000 „	300,7 „
„ Oesterreich . . .	unbekannt	1 945 000 „	unbekannt
„ Vereinigte Staaten.	4 500 000 „	16 012 000 „	255,8 %

Das Jahr 1889 ist nicht nur als das des Beginnes der lebhaften Schiffsbauthätigkeit mehrerer Mächte einschließlich Englands von Bedeutung sondern auch dadurch, daß in ihm in England die Ueberzeugung zum Durchbruch gelangte, daß die bisherigen Aufwendungen für die Flotte

Digitized by Google

unzureichende seien. Inzwischen, wird hervorgehoben, hätten Rußland, Deutschland und Vereinigte Staaten ihre Flotten-Ausgaben in stärkerem Verhältniß als England die seinigen vermehrt, und überdies sei die Möglichkeit einer Coalition gegen England mehr in die Nähe gerückt. Die maritime Position Englands aber, wird bemerkt, sei aus dem Grunde einzig in ihrer Art, als England zweier Flotten bedürfe. Und zwar zunächst einer Schlachtflotte mit einer genügenden Anzahl Kreuzer und Torpedofahrzeuge, um jeder Coalition zweier Seemächte entgegen zu treten und ihre Flotten besiegen zu können. Für die Bemessung der Stärke dieser Schlachtflotte aber gilt der Vergleich der Anzahl der modernen Schlachtschiffe Englands und derjenigen der möglichen Gegner als Anhalt. Ferner, meint man, müsse die Schlachtflotte so beschaffen sein, um im Stande zu sein, die Gegner an ihren Küsten aufzusuchen und zu überwältigen, und nicht etwa in den eigenen Kriegshäfen zu liegen oder an den britischen Küsten zu kleben. Sie müsse beim Ausbruche eines Krieges die Offensive ergreifen, und daraus folge, daß ihre Schiffe im Stande sein müßten, große Quantitäten an Kohlen, Munition und sonstigen Vorräthen zu führen. Sie müßten daher groß sein, um vermittelst des ersteren Vorrathes die Verbindungslinien zwischen den entfernten Schlachtschiff-Geschwadern und den heimischen Häfen offen zu halten, aus denen sie ihre Hauptaprovisionirung beziehen. Nach Ansicht der bedeutendsten englischen Fachmänner, sollten die britischen Schlachtschiffe im Verhältniß von vier zu drei der Gegner und Kreuzer in dem von zwei zu eins und überdies zahlreiche Kohlenschiffe zur Verfügung stehen. Die zweite Flotte aber, deren England bedürfe, sei eine Kreuzerflotte zum Schutz seines Handels. In Anbetracht des gewaltigen Umfanges des britischen Seehandels sei es, meint man, unmöglich, eine Grenze für die Anzahl der Kreuzer zu bestimmen, die in diesem Dienst mit Nutzen zur Verwendung gelangten, und man hält die vorhandene Anzahl für viel zu gering. Seit 1889, wird bemerkt, hätten Frankreich und Rußland ihr Flottenbudget sehr erhöht, während Deutschland, Amerika und Japan als erstclassige Seemächte auftraten. Jedes dieser Länder unterhalte sich im Wesentlichen selbst. Ihr Seehandel sei im Verhältniß zum Seehandel Englands sehr gering, der britische Import aber bestehe in ausgedehntem Maße aus Nahrungsmitteln und Rohmaterialien. Der Werth des englischen Imports und Exports betrug 1889 743229000 £ und 1902 878000000 £. Zum Schutz dieses wachsenden Seehandels müsse England in der Lage sein, eine gewaltige Anzahl Kreuzer auszusenden, damit die Zufuhr an Nahrungsmitteln und Rohmaterialien nicht abgeschnitten werden könne und die arbeitenden Classen nicht nur nicht ihrer Thätigkeit, sondern auch ihrer Lebensbedürfnisse nicht beraubt werden. Das Wesentlichste aber, wird betont, seien Schlachtschiffe. An ihnen hatte England eine ungenügende Anzahl schon 1889, als Frankreich und Rußland noch nicht verbündet waren, und die Abhilfe dieses Mißstandes bildete die Naval Defence Acte. Ein Vergleich der Anzahl der Schlachtschiffe, die seitdem in England und anderwärts vom Stapel liefen und vollendet wurden, ist deßhalb von besonderem Interesse. Er geht aus folgender Uebersicht hervor:

	Vom Stapel gelaufen und vollendet seit 1889		Gesammt-Zahl der großen weniger wie 25 Jahr alten Schlachtschiffe		
In England	34	Schlachtschiffe	48	von 627000	Tonnen
„ Frankreich	17 (a)	„	31	„ 306900	„
„ Rußland	16 (a)	„	20	„ 221100	„
„ Deutschland	19 (a)	„	14	„ 144000	„
„ Italien	4	„	unbekannt		
„ Oesterreich	4	„			
„ Vereinigten Staaten	12 (a)	„	12	von 125900	„
„ Japan	6	„	7	„ 93800	„

In diesen Ziffern sind eine Anzahl kleiner Schlachtschiffe und Küstenschutzfahrzeuge inbegriffen, und zwar bei Frankreich 4 unter 7000 Tonnen, bei Rußland 3 von je 4126 Tonnen, bei Deutschland 7 unter 5000 Tonnen, bei den Vereinigten Staaten 1 von 6315 Tonnen und 1 von 4084 Tonnen. Addirt man die betreffenden Ziffern, so besitzt England an unter 25 Jahr alten und daher leistungsfähigen Schlachtschiffen 48 von 62700 Tonnen gegenüber 51 von 528000 Tonnen Rußlands und Frankreichs und gegenüber 65 von 672000 Tonnen Frankreichs, Rußlands und Deutschlands. Im Jahre 1907, wenn alle bis dahin zu bauenden Schiffe vollendet sind, werden sich diese Zahlen hinsichtlich der Schlachtschiffe unter 26 Jahren, wie folgt gestalten: England 54 von 794300 Tonnen, Frankreich 31 von 344900 Tonnen, Rußland 25 von 302900 Tonnen, mithin diese beiden Mächte zusammen 57 von 647800 Tonnen und Deutschland 19 von 213000 Tonnen und somit Frankreich Rußland und Deutschland zusammen 76 von 860800 Tonnen. Diese der neuesten Ausgabe des „Taschen-Buches der Kriegesflotten, Capitän-Leutnant Weyers“ entnommenen Zahlen weisen deutlich darauf hin, daß die Stärke der englischen Schlachtflotte verhältnißmäßig abnimmt, und daß die neuesten Forderungen der englischen Admiralität an Schiffen nicht übertrieben sind. Ein anderes bemerkenswerthes Moment, so wird hervorgehoben, liege in dem Umstand, daß vor 15 Jahren die meisten Panzerschiffe der fremden rivalisirenden Mächte von geringem Fassungsvermögen, geringen Vorrathsräumen aller Art einschließlich der für Brennmaterial, und thatsächlich manche von ihnen nur Küstenvertheidigungsschiffe waren; daß aber heute die betreffenden Mächte ausnahmslos nur erstclassige Schlachtschiffe bauen, und Deutschland selbst seine modernen Küstenschutzfahrzeuge umbaut und zu Schiffen, die entfernt von der Basis zu kämpfen vermögen, umgestaltet. Was die großen Kreuzer betrifft, so ist dem „Taschenbuch“ zu Folge, ausschließlich über 20 Jahr alten, werthlosen Schiffen, das Verhältniß das folgende:

England	besitzt	54	derartige Kreuzer	v.	460000	T.
Frankreich	„	23	„ „	„	170000	„ } vereint 36
Rußland	„	13	„ „	„	104700	„ } von 275000 T.
Deutschland	„	8	„ „	„	54407	„

und somit die drei letzten Mächte 44 von 329400 Tonnen. England, das einer besonders großen Kreuzerzahl bedarf, besitzt hierin zwar eine Ueberlegenheit; allein in Anbetracht des Bedarfs seiner Schlachtflotte an Kreuzern und des erforderlichen Schutzes seiner Handelsstraßen im Kriegsfall wird die vorhandene Anzahl von competenten Fachmännern für unzureichend gehalten. Es besitzt nur 18 Panzerkreuzer excl. der im Bau befindlichen, während Frankreich und Rußland 17 beziehentlich 16 besitzen und Deutschland 2 (große Panzerkreuzer). Aus der Zusammenstellung dieser Zahlen folgert man in England, daß es nicht aufhören dürfe, neue Schlachtschiffe und Kreuzer für die Aufklärung und Schiffe für den Schutz seiner Lebensmittelzufuhr und derjenigen seiner Rohmaterialien zu bauen. Man legt sich daher die Frage vor, wie trotzdem die Ausgaben eingeschränkt werden könnten, und bringt in Vorschlag, eine größere Anzahl von Schiffen in Reserve zu halten, davon einen Theil im Spätherbst für den Winter in Dienst zu stellen und deren Reservistenbemannungen durch Matrosen der Linie zu verstärken, gleichzeitig aber die Ausgaben für die in fernen Ländern stationirten permanenten Geschwader sehr beträchtlich zu mindern. Die im stillen und im atlantischen Ocean gehaltenen Geschwader, hebt man hervor, seien hauptsächlich für den Schutz der Colonien bestimmt, und vom Standpunkt des Gesammtreichs aus sei diese Aufgabe mit geringeren Kosten zu lösen. England wende für die 7 Geschwader des atlantischen Oceans, des Pacific und der östlichen Meere jährlich 4549000 £ auf. Die Colonien trügen dazu jedoch nur 428000 £ bei. Selbst wenn man die Kosten des China-Geschwaders als eine

Digitized by Google

vom Mutterlande zu tragende Last betrachte, obgleich es den wirksamsten Schutz Australiens bilde, betrügen die Kosten für die Colonialgeschwader jährlich etwa $2^1/_2$ Millionen £, abgesehen von dem allgemeinen Schutz, den die englische Flotte im Ganzen dem Reiche biete. Auch andere Länder hätten Colonien, jedoch keine von der Bedeutung und dem Prosperiren derjenigen Englands. Die sich selbst regierenden englischen Colonien haben einen jährlichen Handel mit dem Auslande von fast 238 Millionen £. Etwa ein Fünftel des durch die Flotte geschützten englischen Gesammthandels steht mit dem Mutterlande nicht in directer Verbindung, und doch trägt das Mutterland thatsächlich die Gesammtkosten der Flotte. Mit Ausnahme der China-Station, befindet sich kein englisches Schlachtschiff in entfernten Gewässern, noch selbst ein Gürtelpanzer-Kreuzer. Die Auslandsgeschwader bestehen nur aus geschützten, in der Regel nicht besonders schnellen oder an Artillerie besonders wirksamen Kreuzern, von veraltetem Typus, denn der Kreuzer der Zukunft ist der Panzerkreuzer, und ihre Dampfstrecke ist gegenüber der moderner Panzerkreuzer sehr gering, und dabei erfordern sie starke Bemannung und gewaltigen Kohlenverbrauch. Die größte Zeit im Jahre kreuzen diese Schiffe, wenn überhaupt, allein, und selten versuchen die Admirale jener Kreuzergeschwader ihre zerstreuten Schiffe zu sammeln und mit ihnen gemeinsame, direct auf ihre Kriegstüchtigkeit abzielende, Uebungen vorzunehmen. Die Hauptaufgabe dieser Kriegsschiffe ist, „die Flagge zu zeigen", und dies wird mit maximalem Kostenaufwand bewerkstelligt, und nur die Hafenstädte, deren Localhandel dadurch gewinnt, sind dafür erkenntlich. Das gegenwärtige System ist in den englischen Colonien beliebt, weil es ihnen wirthschaftlich nutzt und ihnen, auf Kosten des Mutterlandes durchgeführt, maritimen Schutz gewährt. Vom Standpunkt des Gesammtreichs aus, wird betont, empfehle sich es jedoch nicht, da es die Seestreitkräfte zersplittere, während das Losungswort seiner Rivalen „Concentration" heiße, und zwar Deutschlands in der Nordsee, Frankreichs im Mittelmeer und Canal und Rußlands im fernen Osten. Keine dieser Mächte halte große Geschwader im Atlantischen Ocean, bei Australien oder dem Cap. Sie versammeln ihre Schiffe da, wo sie bedrohte Interessen zu schützen haben, während England seine Schiffe zum Schutz nicht bedrohter Interessen in dem erwähnten hohen Maße vertheile. Ganz abgesehen von den Ausgaben, die die Unterhaltung dieser kleinen Geschwader erfordert, die zu schwach sind, ein richtiges Schlachtgeschwader zu bekämpfen und zu langsam, um ihm auszuweichen und dabei zu kostspielig für die Bedürfnisse der localen Vertheidigung, die nicht Reichs-, sondern Localsache ist, ganz abgesehen davon hat England über 9500 Officiere und Mannschaften auf für Reichszwecke verhältnißmäßig unleistuugsfähigen Schiffen isolirt. Wenn ein Krieg ausbricht, wird bemerkt, seien sie jedoch in der Nähe seines Schauplatzes nothwendig, und dieser werde nicht im südatlantischen Ocean oder an den Ost- und Westküsten Nordamerikas noch denen Australiens, sondern den heimischen Gewässern näher, oder im fernen Orient liegen. Die gegenwärtige Flottenpolitik, meint man, sei daher völlig irrationell, sie bedinge alljährliche starke Verschwendung und eine Schwächung der Kriegsleistungsfähigkeit der Flotte. Sie höre auf einheitlich zu sein, wenn ein so bedeutender Theil ihres Personals an Gebiete gebannt sei, in denen Feindseligkeiten weder wahrscheinlich noch möglich seien. In den heutigen Tagen der Dampfkraft habe England keinen Anlaß, diese entfernten, thatsächlichen Nicht-Kampfgeschwader in Meeren zu halten, in denen keine Gegner vorhanden seien, Geschwader, die andererseits zu schwach seien, einem starken, fliegenden Geschwader eines Gegners wirksamen Widerstand zu leisten, in der Voraussetzung, daß ein solches Geschwader von Europa oder Portsmouth entkäme, und trotz des Mangels an Kohlenstationen einen Angriff auf Canada oder Australien versuchte. Was die Erzielung von Ersparnissen im Flottenbudget betrifft, das wie erwähnt, pro 1903/4 auf 34457500 £ gestiegen ist, so wird des Näheren, was Australien angeht, bemerkt, daß zwei Kreuzer mittlerer Größe zum Theil mit Colonial-Reservisten unter englischen Officieren bemannt, nebst einem Paar kleinen Kanonenbooten für die Bedürfnisse in diesen Gewässern genügen würden. Frankreich in Neu-Caledonien, die einzige benachbarte Macht der anliegenden Gewässer, hat dort nur einen Kreuzer 2. Klasse. Zur Zeit tragen Australien und Neu-Seeland nur 240000 £ für die Ausgabe von 312000 £ für ihr locales Geschwader bei. Man wünscht daher seine größere Betheiligung, aber davon scheint jedoch vor der Hand in Anbetracht des in der Schwebe befindlichen Abkommens mit der Admiralität, die es in gewissen Fällen für den Dienst im fernen Osten beansprucht, davon abzusehen, hält jedoch die Stärke des Geschwaders für übertrieben. Was Canada angeht, so ist es nur durch die Flotte der Union bedroht. Allein die Bevölkerung Englands hält die amerikanische Flotte nicht für eine Drohung, und man hebt hervor, daß, wenn sie es wäre, die gegenwärtigen britischen Geschwader im Atlantischen und Stillen Ocean, so kostspielig sie seien, gegen die Flotte der Union machtlos sein würden. An der Ostküste Nordamerikas, meint man, würden zwei Schiffe für die Ueberwachung der Fischerei im Sommer und für West-Indien in den übrigen Jahreszeiten, oder je nach den Umständen, den Anforderungen des Reiches genügen, und ein Schiff nebst einem Kanonenboot im Westen. Derart aber würde man den kostspieligen Apparat des Pacific- und des nordamerikanischen Geschwaders vermeiden und im Bedarfsfall für die übrigen Aufgaben der Seemacht des Reiches bedeutende Streitkräfte verwendbar machen, während ein einziger kleiner Kreuzer an der Südostküste Amerikas genüge. Von den übrigen Geschwadern, dem indischen, dem Cap- und dem neuen südatlantischen Geschwader mit seiner Basis in Gibraltar und Sierra Leone sind die beiden ersten von wesentlicher Wichtigkeit, da sie die Vertheidigungskette des Reiches entlang der beiden Wege nach britisch Afrika und Indien vervollständigen. Indien, meint man, müsse jedoch bei seinem zunehmenden Prosperiren mehr wie 100000 £ zu den nahe an $^1/_2$ Million £ beitragen, die die Unterhaltung des ostindischen Geschwaders erfordere. Aehnliches gilt für das Capgeschwader, dessen Kosten erheblich über 600000 £ betragen, wozu die Capcolonie und Natal nur 85000 £ beisteuern. Gegenüber der französischen Colonie Madagascar bedarf England eines kleinen Geschwaders am Cap zum Schutz der Transporte nach Indien, wenn der Suezcanal gesperrt ist, und noch mehr, wenn Südafrika zur Zwischenstation nach Indien für ein englisches Armeecorps werden sollte. Das Mutterland, meint man, liefere die Schiffe und ihre Unterhaltung und schütze damit auch den Handel der Colonien, größere Beisteuer dieser Colonien sei daher billig. Bei einer derartigen Verringerung der Auslandsgeschwader würde das Reich und sein überseeischer Handel durch die an den Thoren der einzig möglichen Gegner massirten Streitkräfte geschützt werden, deren Angriffswege das Mittelmeer, der englische Canal und die Nordsee seien, während das britische Chinageschwader und die japanische Flotte, Rußland im fernen Osten beschäftigen würden. Frankreich, Rußland und Deutschland, wird bemerkt, verminderten ihre in Dienst gestellten Schiffe u. s. w. im Winter, für England aber sei der Sommer, wo große Arbeitsthätigkeit herrsche, die ungeeignetste Periode, Reservisten ihrer Beschäftigung zu entziehen, während im Winter sehr viele disponibel sind, denen von Anfang October bis Ende Februar die Einziehung mit ihrem Solde und ihrer Uebung in See, selbst willkommen sein würde. In Folge der angedeuteten Verminderung der zum Dienst in See verwandten Mannschaften, meint man, könne auch die Gesammtzahl der Schiffe vermindert, mit anderen Worten der jährlichen Steigerung der Anzahl der regulären Marine-

Digitized by Google

mannschaften in den letzten Jahren Einhalt geboten werden. An Stelle der gegenwärtigen kostspieligen Auslandsgeschwader — selbstverständlich vom Mittelmeergeschwader abgesehen — solle England, meint man, nur bei Beginn jedes Winters ein fliegendes Geschwader für Westindien formieren, wo die Verhältnisse in den Wintermonaten nicht ungeeignet für Manöver seien. Während der folgenden Sommermonate könnten dann die Reservisten der Bemannung ihrem Civilberuf nachgehen, die reguläre Mannschaft aber Schieß- und Torpedodienst üben und die Schiffe der Reserve in Stand halten. In den Inlandsgewässern, dem Mittelmeer, und in Indien und den chinesischen Meeren aber würden die vorhandenen sechs starken Geschwader beizubehalten sein, und das ganze Jahr hindurch kreuzen und kriegsbereit sein müssen, während das erwähnte fliegende Geschwader mit entsprechend zugetheilten und ausgebildeten Mannschaften zur Sommerzeit in den Inlandshäfen bereit wäre, nach 24 Stunden in See zu gehen. Es würde zu weit führen, auf die fachmännischen Vorschläge zur veränderten Ausbildung des Flottenpersonals einschließlich der Reserven, der kriegsgemäßen Organisation der Admiralität u. s. w. einzugehen. Ich beschränke mich daher auf den Hinweis, daß man mit den angedeuteten Maßregeln die Anzahl des regulären britischen Flottenpersonals auf 100 000 Mann zu verringern hofft. Daneben glaubt man eine tüchtige und rasch mobilisirbare, für jeden Bedarfsfall bereite Reserve an Schiffen zu erhalten, und überdies der Mannschaft derartige Bedingungen zu offeriren, so daß sich die Gesammtzahl der Reservestreitkräfte auf 100 000 Mann erhöhen würde. Endlich meint man damit der Flotte die Fähigkeit zu leichter und schneller Verstärkung im Mobilmachungsfall zu verleihen, und zugleich die Marineausgaben erheblich einzuschränken. Eine Reichsflotte für die Bedürfnisse des Reiches, meint man, müsse die Losung sein. Die Bedürfnisse des Reiches aber umfaßten nicht die locale Vertheidigung der sich selbst regierenden Colonieen. Die Reichsvertheidigung sei am strategischen Centrum, und nicht an der Peripherie des Reiches erforderlich. England könne allerdings nicht aufhören, seine Flotte in dem der Vermehrung der übrigen Flotten entsprechenden Two Power Standard zu verstärken, allein es müsse mit der Verminderung der Auslandsgeschwader und im Kohlenverbrauch Ersparnisse machen, der vielfach zu zwecklosem Kreuzen und die „Flagge zeigen", anstatt zu Geschwaderevolutionen und notorischer Kriegsschulung verwandt werde.

Literatur und Kunst.

Wilhelm von Polenz.

Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin).

Ganz unerwartet hat unsere zeitgenössische Literatur einen großen Verlust erlitten: Wilhelm v. Polenz ist gestorben. Mit ihm ging einer der ersten modernen Erzähler unseres Vaterlandes dahin und einer der wenigen zeitgenössischen Dichter, die einen Platz in der Literaturgeschichte der Deutschen verdienen. Er wird als der Dichter des „Büttnerbauer"*) immer in ihr genannt werden müssen.

Wilhelm v. Polenz wurde am 14. Januar 1861 auf Schloß Ober-Cunewalde in der sächsischen Oberlausitz als der Sohn des Kammerherrn und Klostervogts v. Polenz geboren. Er besuchte das Vitztumsche Gymnasium in Dresden, das er nach bestandenem Abiturienten-Examen verließ, um dann nach Ableistung seiner Militärpflicht in Breslau, Berlin und Leipzig die Rechte zu studiren. Nachdem er schon einige Zeit als Referendar bei einem Gerichte in Dresden gearbeitet, schied er aus dem Justizdienst, in dem er keine Befriedigung fand und bezog wiederum die Universität. Jetzt gab er sich in Berlin und Freiburg dem Studium der Geschichte hin. Mit nicht allzu viel Dichtern der deutschen Literaturgeschichte theilte er das Glück, als der Sproß einer angesehenen und begüterten Familie ganz seinen Neigungen leben zu können. Nach dem Abschluß seiner geschichtlichen Studien kaufte Polenz das Rittergut Lauban und lebte auf seinem Stammschloß Ober-Cunewalde, im Winter gewöhnlich in Berlin. Die Berührung mit den Literaten seiner Zeit nicht gerade vermeidend, wußte er sich doch von dem in Berlin nur zu trefflich ausgebildeten literarischen Cliquenwesen fern zu halten und, hierin eine der sympathischsten und vornehmsten Erscheinungen unter den Dichtern der Gegenwart, seine Befriedigung lediglich in dem ernsten Schaffen und nicht in dem Beifall der Menge zu finden.

Von den bekannteren unter unseren Schriftstellern standen wohl Polenz M. v. Egidy, sein ehemaliger Rittmeister, und der Romanschriftsteller v. Ompteda, auch einst sein Regimentskamerad, besonders nahe. Obgleich er durch seinen Roman „Büttnerbauer" weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus berühmt geworden ist, sind Polenz' Dichtungen doch nicht so allgemein bekannt, wie sie es verdienen. Es ist ein ernster Vorwurf, wenn Tolstoi in einem Aufsatz über den „Büttnerbauer" erzählt: „Ich fragte einige literarisch gebildete Deutsche, die ich in der letzten Zeit sprach, nach dem Roman. Sie hatten wohl den Namen Polenz gehört, seinen Roman aber hatte keiner von ihnen gelesen, obgleich sie alle die letzten Romane Zola's, die Erzählungen Kipling's, die Dramen Ibsen's und d'Annunzio's gelesen hatten." So war es immer mit uns Deutschen, und so wird es ja wohl noch lange bleiben. Wir lesen und schätzen die großen Ausländer vielleicht mehr, als sie selbst es thun, und übersehen dabei nur zu leicht oft ganz Gleichwerthiges leistende Landsleute. Polenz seiner Bedeutung nach zu würdigen, ist auch, wenn man vom Künstlerischen einmal absehen wollte, einfach eine nationale Pflicht; denn keiner von unseren modernen Autoren ist mit der deutschen Muttererde so eng verwachsen wie er, keines Dichtungen sind so aus ihr herausgewachsen. Doch auch im Reiche der Kunst an sich verdient seine so jäh abgebrochene Lebensarbeit ernste Beachtung.

Polenz hatte ein vorwiegend episches Talent. Das, was er auf dem Gebiete des Dramas mit seinem „Heinrich v. Kleist", der werthvolleren Dorftragödie „Junker und Fröhner", dem Drama „Andreas Bockholdt" geleistet hat, bedeutet wenig im Vergleich zu seinen epischen Dichtungen. Unter diesen sind wohl seine drei großen Landromane „Der Pfarrer von Breitendorf", sein reifstes Kunstwerk „Der Büttnerbauer" und der „Grabenhäger" unzweifelhaft diejenigen Schöpfungen, die alles Andere aus seiner Feder am längsten überdauern werden.

Nachdem sein erster Roman „Sühne"*) im Ganzen wenig Anerkennung gefunden hatte, überraschte Polenz im „Pfarrer von Breitendorf" mit einem Kunstwerk, das, groß in seiner Anlage, groß in seiner Idee und bemerkenswerth durch die erstaunliche Gestaltungskraft des Autors, diesem den ersten Ruhm einbrachte.

Zwar die großen Schriftsteller, die auf den jungen Polenz für die äußere Gestaltung des überraschenden Buches von entscheidendem Einfluß gewesen waren, sind leicht zu erkennen. Von den Franzosen sind es Maupassant und Zola, von den Deutschen Gustav Freytag, Spielhagen und vor Allem Sudermann. Was Sudermann für den deutschen Roman hätte werden können, wenn er der Epik nicht so untreu

*) Wie alle Werke des heimgegangenen Dichters bei F. Fontane & Co.

*) Dresden, Heinrich Minden.

Digitized by Google

geworden wäre, das kann man am besten ermessen, wenn man sich des heilsamen Einflusses bewußt wird, den er auf die Entwickelung von Schriftstellern wie Ompteda, Polenz oder Kretzer gehabt hat. Ohne sein erfolgreiches Beispiel hätten trotz des Zola'schen Einflusses diese dem krassen Naturalismus innerlich gänzlich fremden Erzähler an Freytag oder Spielhagen anknüpfen müssen. Sudermann hat durch seine „Frau Sorge" und durch seinen „Katzensteg" die neue Generation von den ausgetretenen Pfaden Spielhagen's und Freytag's verwiesen und ebenso von der damals neuen, aber künstlerisch gänzlich hoffnungslosen Straße der Bleibtreu und Konrad. Die Liebe zur Scholle, die Vorliebe für das Ursprüngliche, die Freude am Landwirthschaftlichen sind, wie in Sudermann's besten Romanen, auch in den großen Erzählungen Wilhelm v. Polenz' die Grundaccorde. Im „Pfarrer von Breitendorf" noch völlig im Banne einer das Ganze beherrschenden ethischen Idee, der man es übrigens anmerkte, daß der Autor stark unter dem persönlichen Einflusse Egidy's gestanden hatte, gab uns Polenz in seinem „Büttnerbauer" ein Buch, das unter den großen deutschen Romanen, wie sie Gottfried Keller, Freytag, Spielhagen, Sudermann geschrieben, sicherlich einer der allerbesten ist. Er machte bei seinem Erscheinen im Publicum berechtigtes Aufsehen und fand in der Kritik verdiente Anerkennung. Man hat ihn, ebenso wie Kretzer's „Meister Timpe", vielfach Freytag's „Soll und Haben" an die Seite gestellt. Hierbei scheint mir Kretzer's Buch überschätzt und Polenz' „Büttnerbauer" unterschätzt zu werden. Die Handlung im Kretzer'schen Buche entbehrt den für solche Art Bücher, wie diese drei es sind, ganz unentbehrlichen typischen Charakter der Handlung. Das Polenz'sche Buch hat diesen in noch höherem Maße als das Freytag'sche. Es erscheint auch ursprünglicher und kraftvoller als dieses und hat, was das Psychologische und Realistische anbetrifft, durch den Einfluß Zola's und Sudermann's gewisse Vorzüge, die der Roman Gustav Freytag's schon aus rein literarhistorischen Gründen unmöglich aufweisen konnte.

Der alte Theodor Fontane hatte nach der Lectüre des „Büttnerbauer", der ihm im Manuscript gegeben worden war, geäußert, daß Polenz nur einige Längen zu beseitigen brauche, um dem Buche, das auf ihn einen sehr großen Eindruck gemacht hatte, auch den letzten Fehler zu nehmen. Als später F. Fontane, sein Sohn, ihm eine Kritik über den „Büttnerbauer" zeigte, in der Freytag's „Soll und Haben" dem Polenz'schen Buche an die Seite gestellt wurde, erwiderte Fontane: „Der gute Freytag hatte doch wohl nicht das Zeug dazu, ein solches Buch zu schreiben." Um zu ermessen, was Fontane hiermit sagen wollte, muß man wissen, daß „Soll und Haben" lange sein Lieblingsbuch gewesen war. Zu Denen, die die hohen künstlerischen Qualitäten des „Büttnerbauer" ganz besonders anerkannt haben, gehört auch kein Geringerer als Graf Tolstoi. „Dieser Roman", sagt Tolstoi in seiner dem „Büttnerbauer" gewidmeten Betrachtung, „ist nicht eine jener Nachahmungen künstlerischer Erzeugnisse, wie sie in unserer Zeit in so ungeheuerer Zahl verfertigt werden, sondern ein wirklich künstlerisches Werk. Er gehört nicht zu denen, die Nichts bieten als eine Beschreibung von Personen und Begebenheiten, vom Verfasser nur deswegen in einen künstlerischen Zusammenhang gebracht, weil er, einmal im Besitze der Technik künstlerischer Schilderung, einen neuen Roman schreiben will. Er gehört auch weiter nicht zu den in die Form eines Dramas oder Romans gekleideten Erörterungen über ein gegebenes Thema, die gleichfalls heutzutage im Publicum als künstlerische Erzeugnisse gelten. Endlich gehört er auch nicht zu den Producten der sogenannten neuesten Richtung, die dem modernen Publicum so ausnehmend gefallen, besonders deßwegen, weil sie, im Grunde dem Wahne eines Geisteskranken gleichend, dem Publicum etwas wie eine Art Rebus sind, dessen Enträthselung als eine angenehme Beschäftigung und gleichzeitig als das Zeichen eines verfeinerten Geschmackes gilt. Dieser Roman gehört zu keiner der drei Arten, sondern ist ein wahrhaft künstlerisches Meisterstück. In ihm spricht der Verfasser über das, was ihm aus Liebe zum Gegenstand nothwendig zu sagen erscheint, und er spricht nicht in der Form von Erwägungen oder unklaren Allegorien, sondern gebraucht das einzige Mittel, mit dem man einen Stoff künstlerisch gestalten kann: er führt uns dichterische Gestalten vor, die durch innere Nothwendigkeit miteinander verbunden sind ... Der Roman ist mit großer Meisterschaft geschrieben und ganz durchdrungen von der Liebe zu den Leuten, welche der Verfasser handelnd auftreten läßt." So weit das Urtheil Tolstoi's. Nicht Alle werden es ganz unterschreiben können, aber in den Grundzügen hat der russische Dichter unzweifelhaft Recht. Der „Büttnerbauer" zählt zu den wenigen deutschen Romanen, die wir ohne Ueberschätzung den Werken der Franzosen getrost an die Seite stellen können. Als Schüler Zola's zeigt sich Polenz mehr als einmal in den realistischsten Scenen dieses Buches, aber in Vielem übertrifft Polenz hier selbst diesen Franzosen, so in seiner Gestaltungskraft, in der inneren Folgerichtigkeit der Handlung, in der großen Wärme und der Liebe zur Muttererde. Eine ganz besondere Eigenschaft des Buches ist eine in der zeitgenössischen Literatur äußerst seltene künstlerische Männlichkeit nach außen hin.

Sudermann's „Frau Sorge" hat beispielsweise viel weichere und damit vielleicht künstlerische Linien. Polenz erscheint — im „Büttnerbauer" ist das ganz besonders der Fall — dagegen kühler, jedenfalls herbe. Aber er erscheint es nur.

Polenz ist ein Dichter, der es wie wenige verstanden, dem mehr norddeutschen Elemente, der sich nach innen zurückziehenden Wärme künstlerisch Gestalt zu geben. Fast stark steht der „Büttnerbauer" auf dem Boden der Pflicht, wie Kälte geht es von ihm aus, er ist wortkarg, scheint den Besitz mehr zu lieben als etwa sein bestes Kind. Einer zärtlichen Regung wirklichen Ausdruck zu geben, würde er sich schämen, wie ein Mädchen seiner Schönheit. Doch in seelischer Zurückgezogenheit lebt keusch, fast unangetastet das Warme und Weiche, das in allen Menschengestalten ist, die einen wirklichen Künstler zum Schöpfer haben.

So entbehren auch die Liebesscenen im „Büttnerbauer" nicht einer gewissen äußeren Herbheit. Aber von ihnen gilt, was Polenz von dem Verhältniß des Büttnerbauers zu seiner Frau sagt: „Unter rauhen Formen wurde die Liebe gewahrt, als etwas Stilles und Keusches, von dem man nicht viel Aufsehens macht, weil es so selbstverständlich war."

Zu der Wahl seiner Stoffe steht übrigens Polenz ganz wie alle Erzieher unter den Dichtern.

Zwar ist es müßig, den Proceß der Conception eines neuen Werkes bei Künstlern darstellen zu wollen. Ganz dem Reiche des Halbdunkels und des Unbewußten angehörend, wird dieser Proceß selbst von dem betreffenden Künstler nicht klar erkannt oder gar beschrieben werden können. Der innerliche Keim eines wirklichen Kunstwerks, auch des realistischsten, wächst wie alles Leben aus dem Dunkel und jener Mystik heraus, die, die Urheimath des Lebens und der Kunst, diesen beiden das ihnen eigne Unergründliche und Anfangslose giebt, das für beide die Unsterblichkeit bedeutet. Denn wie sollte Etwas ein Ende haben, dessen Anfang schon die Unendlichkeit ist?

Der erste Keim eines wirklichen Kunstwerkes liegt also auch für den Künstler völlig im Dunkeln. Er kann über ihn ebensowenig Rechenschaft ablegen, wie sonst irgend ein Mensch über den wirklichen Ursprung des Lebens. Etwas Anderes ist es, wenn es sich um die Frage handelt, wann und wie die Idee dieses oder jenes Kunstwerkes zum ersten Male zu seinem Bewußtsein kam. Darüber haben uns Dichter und Künstler vielfach Aufschluß gegeben. Fast Alle, die sich darüber ausgesprochen haben, sagten, daß das erste

Digitized by Google

klare Bewußtsein von dem Werden eines neuen Kunstwerkes äußerst hell gewesen wäre, aber zuerst nur ein schnell erlöschendes, sozusagen momentanes Leben hatte. Ein bestimmtes Bild, eine besonders plastische Situation — bei Dichtungen oft der Höhepunkt der Handlung — eine besondere Farbengebung, erscheint plötzlich wie vom Blitze beleuchtet, vor der dichterischen Einbildungskraft. So spielt bei der ersten Gestaltung von Dichtungen eine Grundsituation meist eine viel größere Rolle als die Grundidee. Eine ganze Reihe bedeutender Romane und Dramen in der Literaturgeschichte verdanken so ihre Entstehung einer dem Dichter besonders reizenden Situation, die, so merkwürdig es klingt, nur zu oft für das Gestalten des Dichters weniger das Resultat der Handlung als ihr Ausgangspunkt sein dürfte. Bei Wilhelm von Polenz findet dies aber nicht statt. Ihn läßt nicht etwa, wie Gerhart Hauptmann, dem größten Plastiker unter unseren zeitgenössischen Dichtern, das besonders Anschauliche und Plastische einer Situation diesen oder jenen Stoff wählen; bei ihm ist die ethische Idee — hier ähnelt Polenz unserem Schiller — für die Wahl eines neuen Stoffes bestimmend. So ist er — hierin Tolstoi von allen zeitgenössischen Schriftstellern am ähnlichsten — weniger Künstler, als Charakter bei der Conception einer neuen Dichtung.

Aber es geht ihm ganz wie dem großen Russen: Beide treibt ein social-erzieherischer Gesichtspunkt zum Schaffen. Beide ziehen sozusagen als Prediger gewisser ethischer Ideen aus und Beide werden — man denke nur an die Anfangscapitel in Tolstoi's „Auferstehung" und an die prächtigsten Situationen in Polenz' „Büttnerbauer" und im „Pfarrer von Breitendorf" — fast unbewußt zu Künstlern, deren Gestaltungskraft selbst von den Dichtern nur selten erreicht wird, welche sich des Unkünstlerischen der erzieherischen Tendenz viel bewußter als Polenz oder Tolstoi sind.

Unter den Dichtungen, die Polenz nach dem „Büttnerbauer" erscheinen ließ, ist „Der Grabenhäger" wohl die weitaus bedeutendste. Auch sie spielt wie eine Reihe sehr werthvoller Novellen, unter denen die unter dem Titel „Wald" erschienene wohl die beste ist, auf dem Polenz so vertrauten Boden des ländlichen Lebens. In der „Thekla von Lüdekind" wandte sich dann Polenz von der Gattung des Berufsromanes ab und dem rein psychologischen Romane zu. Daß er das dichterische Können für einen solchen Roman besaß, hatte er schon im „Pfarrer von Breitendorf" bewiesen. Aber man merkt, daß der Dichter hier nicht so aus dem Vollen schöpft, wie in den auf dem ländlichen Boden seiner Heimath spielenden Werken. Der Roman leidet trotz vieler einzelnen Schönheiten und trotz großer Ehrlichkeit — fast ängstlich vermeidet Polenz jeden unkünstlerischen Effect — immerhin an einer fast Spielhagen'schen Breite.

Polenz' letztes Werk ist „Das Land der Zukunft". Es ist die Frucht einer Reise durch Amerika und bietet, da sie keine Reisebeschreibung gewöhnlichen Styles ist, des Interessanten und Fesselnden genug, um speciell in der Literatur über Amerika ein sehr bemerkenswerther Beitrag zu sein. Bei der künstlerischen Bewerthung des uns leider zu früh Entrissenen kommt dies Buch aber natürlich weniger in Frage.

Die Frage, ob Polenz bei längerer Lebensdauer noch Großes geleistet hätte, ist schwer zu beantworten. Ich glaube — seine letzten Romane sind mir der Beweis dafür —, daß er im „Büttnerbauer" den Höhepunkt seines Schaffens erreicht hat. Sein Tod aber ist ein großer Verlust: Eine der eigenartigsten, gesündesten, nationalsten und aufrichtigsten Erscheinungen in dem nicht gerade glänzenden literarischen Leben der Gegenwart ist mit ihm dahin gegangen. Aus dem Nachlaß Otto Ludwig's — einem größeren, doch auch specifisch männlich empfindenden Künstler, wie Polenz es war — ist soeben eine Sammlung von Aphorismen*) erschienen. Sprüche goldener Weisheit stehen in ihr, so auch die Worte: „Jedem Anderen ist die Natur ein Ding, eine Sache für den Nutzen oder für das Vergnügen, dem Germanen ist sie eine Person, die mit ihm empfindet, wie er mit ihr." In diesem Sinne hat die Erzählungskunst des Dichters Wilhelm von Polenz ausgesprochenermaßen das, was man nur mit germanisch bezeichnen kann.

*) Leipzig, Eugen Diederichs.

Originale aus einer classischen Schmiere.

Schnurrige Theater-Erinnerungen von Carl Schultes.

Wer hat außer mir noch den braven Komödianten-Vater Hannes Obstfelder gekannt, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den nördlichen Rand der sogenannten „Thüringer Raubstaaten" und den Harz mit seiner Bande unsicher machte?

Böse Mäuler sagten: Wenn die Dörfler die Komödianten-Wagen des Papa Obstfelder aus der Ferne auftauchen sahen, so wäre ihr Nothschrei erklungen: „Kinder, thut's die Wäsch' herein, die Kumedianten kummen!"

Es war das jedoch gemeine Verleumdung; denn Hannes Obstfelder, der „e gemiethlicher Sachse" war, hielt auf strenge Ordnung, zahlte seine Gagen pünktlich, zog aber auch eben so pünktlich die Strafen ein, die er auf Verfehlungen im Theaterdienste, und auch außerhalb im gewöhnlichen Leben „auf das Beinlichste (Peinlichste)" festgesetzt hatte.

Da war Alles — vom Ausspucken auf der Bühne, Unart im Wirthshause, bis zur Widersetzlichkeit gegen directoriale Anordnungen auf das ꝛc ausgerechnet, und die Strafen gingen von einem Groschen bis zu der unbeschreiblichen Höhe von einem Dahler. Die Strafgelder kamen aber nicht der Direction, sondern erkrankten Mitgliedern und armen Collegen zu Gute. — Hannes Obstfelder, der ein ganz geriebener Theaterleiter war, verstieg sich im Sommer, wo die meisten Wintertheater brach lagen, bis zur Oper, wie sich gleich kundgeben wird.

Der Tenorist Baumhauer, mit dem ich zusammen in Meiningen engagirt war, galt damals für einen der besten Spieltenore, aber er kam auf keinen grünen Zweig, weil er ein ganz unsicherer Cantoniste war, und oft aus drei oder vier Engagements auskniff während einer Wintersaison.

Im Cholera-Sommer 1855, wo die Menschen wie die Fliegen hinstarben, meinte ich auf dem Sommertheater des ganz und gar verseuchten Magdeburg, und hielt ruhig aus, bis mich ein furchtbares Erlebniß forttrieb. In der Restauration „Im Weingarten" neben dem Sommertheater spielte ich Kegel mit mehreren Freunden, unter denen der Stadt-Stallmeister Freiberg war. Da stürzte der Inspicient herein und rief mir zu: „Herr Schultes, Sie vergessen ganz, daß Sie im dritten Acte als Vater Blücher auf die Scene zu reiten haben. Der zweite Act ist schon im Gange, also wenn Sie nicht Strafe zahlen wollen, die über eine Obstfelder'sche weit hinausgeht, dann kommen Sie rasch mit!" Im Nu hatte ich meinen Rock angezogen, und sagte zu Freiberg, der zu meiner Parthie gehörte: „Sei so gut und übernimm meine Kugeln!" „Und Du," rief mir Freiberg lachend nach, „übernimm mir meinen Almansor nicht wie das letzte Mal, wo Du bei einem Haar mitten in das Orchester hineingesetzt bist, so daß die Herren Musikanten schreiend davon liefen!"

Als ich in die Garderobe kam, rissen mir ein paar Schneider die Kleider vom Leibe, steckten mich in das Blücher-costüm, im Handumdrehen hatte ich mich geschminkt und mir den Blücher-Schnauzbart aufgepappt, als der Beifall bewies, daß der zweite Act zu Ende war. Nun noch die Sporen festgeschraubt, die Mütze aufgesetzt, den Säbel umgeschnallt und den Mantel umgehängt. Da stürzte der Regisseur Rigéno in die Garderobe und: „Schultes, um Gottes willen..." „Na, was schreien Sie denn so? Ich bin ja fertig!"

Digitized by Google

„Ich bin auch fertig! Mir zerreißt der Schreck die Gedärme! Schneiderbock, schnell zwei Weingläser voll Rum und zwei Theelöffel voll gestoßenen Pfeffer hinein. Setzen Sie sich, Schultes, sonst fallen Sie um ... Ihre Parthie ist verloren; denn eben brach Freiberg, als er für Sie schieben sollte, urplötzlich zusammen und war mausetodt!“ — „So schnell ist noch Keiner an der Colmopsus“ — so nannten wir leichtsinnigen Komödienmachergesellen die Cholera morbus — „umgestanden, erzählten sie da draußen am Büffet!“ sagte der Schneider, welcher den Rum brachte.

„Ich bleibe nicht mehr im Engagement,“ rief Rigéno, nachdem er den Gifttrank auf einen Zug leerte, „ich brenne morgen zu Obstfelder nach Gernrode durch, wohin halb Magdeburg in die reine Gebirgsluft geflüchtet ist!“

Daß ich meine Scene zu Ende führen konnte, daran war nur allein die Ruhe des braven Pferdes schuld; denn der Schrecken über den plötzlichen Tod des lieben Freundes, mit dem ich fast jeden Tag spazieren ritt, hatte mich unfähig gemacht, die Zügel zu führen und die Hülfen zu geben.

Anderen Tages war aber nicht Rigéno, sondern ich durchgebrannt, um — gesunde Harzluft zu schnappen und in Gernrode Meister Obstfelder und seine classische Schmiere kennen zu lernen.

Da hörte ich denn gleichsam als Vorspiel folgendes Ereigniß, daß den „praven Tierecter“ in voller Glorie vorführen soll.

Hannes hatte den Josef Baumhauer vor sein Angesicht citirt und sagte: „Paumhauer, Sie sein e kanz erschrecklicher Mensch! Sie haben die Kienheit gehabt, und wollten mir mein praves Weib verfiehren, dem Sie in den Geller nachgestiegen sind! Das gann gar nich schwer genug pestraft werden, und ich vertonnere Sie am 15. Aujust zu eenem Kasche-Abzug von 5, sage und schreibe von finf kanze Dahler!“

„Schön! Dann ziehe ich am 16. auch ab, und Sie können Ihre süße Ehehälfte den Max und den George Brown flöten lassen!“ — sagte Baumhauer in aller Ruhe. Das machte Hannes stutzig; denn in Wernigerode, wo er von Gernrode aus sein Zelt aufgeschlagen hatte, wimmelte es von flüchtigen Magdeburgern, und diese waren auf die Oper versessen.

Hannes nahm nach der Erklärung seines beliebten, ersten Tenors eine Doppelprise aus seiner großen, runden, immer quitschenden Dose von Papiermaché, und sagte nach einer Gedankenpause:

„Paumhauer, Sie sin' werklich e erschrecklicher Mensch!“ und fügte nach einer dritten Prise mit schlauem Augenblinzeln hinzu: „Wie viel wollen Sie denn Strafe keben (geben)?“

„Nicht einen Pfennig!“ erwiderte Baumhauer lachend, „denn ich muß sternhagelbesoffen gewesen sei, als ich der dicken, alten Schachtel nachstieg.“

„Hm! des is Sie blausibel! Also sagen wir: Eenen Dahler!“

„Nicht einen rothen Heller! Ich danke für Obst und die ganze Felderei dazu, und Sie können mich, — wie unser Bassist mein Namensbruder Sepperl Binder so schön sagt, — heunt Nacht im Mondschein b'suchen!“ und: „Ha, welche Luft, Soldat zu sein“ trällernd, zog Baumhauer urvergnügt ab.

„Nu sähen Se, hären Se, Paumhauer, des du ich Sie nich, und wenn Sie mich fußfällig trum bitten, wie's der verrickte Binder-Seppl geban hat!“ rief der gute Hannes dem „erschrecklichen Menschen“ aus der Thüre nach, nahm noch eine Beruhigungs-Prise und damit war die Sache gut.

Sind Obstfelder und Baumhauer nicht ein Paar Originale, wie man sie in unserer verfeinerten Theateratmosphäre — ich will damit die Kunst ganz aus dem Spiele lassen, die nicht gewonnen hat — gar nicht mehr antreffen kann? Heute sind Humor und Selbstironie nicht mehr gang und gäbe, weil Arroganz und Ueberschätzung zur Mode wurden.

Das dritte Original, das genannt wurde, war der stimmgewaltige Bassist Seppl Binder. Von dem stammt auch ein trefflicher Ausspruch. Als er in seiner Heimath Innsbruck gefragt wurde: „Sepperl, Du warst ja in Humborg (Hamburg), hast da was g'lernt?“ erwiderte. „G'lernt ham' ma nix, aba arragant san ma wur'n!“ Binder war die Wonne meiner Leutnantszeit in Regensburg. — Er war schon seines urwüchsigen Humors wegen berühmt, ehe er mit der Gesellschaft des Directors Zacharda von Innsbruck nach Regensburg übersiedelte.

Nach dem Tode des berühmten Ferdinand Eßlair 1839 in der Wasserheilanstalt Mühlau bei Innsbruck ließ Zacharda, als die Leiche nach München übergeführt werden sollte, sein ganzes Personal im Sonntagsstaat in Mühlau zu einer Feier antreten, und nachdem der Chor die priesterliche Einsegnung begleitet hatte, mußte das Solo-Quartett eine Trauerhymne singen. Binder war nun in Todesnöthen des mangelnden Frackes wegen. Endlich bekam er von einem Wirthshausbruder, der ihm an Stärke und Größe glich, einen Schwalbenschwanz — Modell anno Tobak — geborgt. Es war ein kalter Novembertag, und da Seppl seine Gebirgsjoppe nicht über den Frack anziehen konnte (Mantel besaß er keinen), so ging er eben im Frack zu der Feier. Da ihm das luftige Costüm gefiel, schleppte er es in den Proben und auf allen Bierbänken herum, und wich dem Herleiher immer aus. Endlich stellte ihn dieser und sagte: „Was ischt das mit mei'm Frack? Gleich ziehst'n aus und giebst'n her!“

Da zog ihn Sepperl an sich und flüsterte ihm zu: „Pscht! Woaßt Du Esel denn nöt, daß wir 6 Wochen Hoftrauer hab'n?“

Dieses Original hatte sich auch zu Hannes Obstfelder verirrt, und dieser hatte einen heillosen Respect vor dem Hünen, der ihn einmal auf einer Probe in die Höhe hob, und freundlich anbrüllte: „Sächsisches Mistvieh, wohin willst hiatz lieber fliach'n, in's Orchester oder in's Parterre?“ worauf Hannes mit Händen und Beinen strampelnd schrie: „Herr Jemersch, lassen Se mich los, Sie seh'n doch, daß ich Sie gar keene Fliegel nich habe!“

Lachend drehte Binder seinen Prinzipal herum, sagte: „'s is scho' wahr a!“ und setzte Hannes so fest auf seinen Regiestuhl nieder, daß dieser unter ihm zerbrach. Sich aufrappelnd, rief Obstfelder ergrimmt: „Das Stuhlzerbrechen kostet Sie eenen Dahler Strafe!“ „Schön!“ erwiderte Seppl der in die Tasche langte, einen Thaler herauszog — er trug sein Geld immer lose bei sich, „weil er's doch nicht halten könne“, und ihn dem Prinzipal mit den Worten gab: „Da hast Dein'n lumpeten Thaler, der Seppl Binder is immer nob'l! Aber wann ich'n am nächsten Gagetag nöt wieder krieg', nacha kannst Deine sächsischen Knoch'n in an Schnupftüch'l hoamtrag'n!“ Am nächsten Ersten ging Sepperl den ganzen Tag mit einem blankgeputzten Thaler als Monocle im Auge herum.

Wie Binder sich mit einem Schlage in Regensburg die Gunst eroberte, will ich in Kürze erzählen. Director Zacharda brachte einen Tenoristen mit Namen Bigl, der zwar eine gute Stimme hatte, aber ein kleiner Kerl mit dickem Bauche war. Als Eröffnungs-Vorstellung gab man „Die Hugenotten“ unter der österreichischen Verballhornung „Die Ghibellinen in Pisa“. Das war uns ständigen Theaterbesuchern nicht nach der Mütze, und nach dem vorhergehenden Prologe zischten wir den Director aus, und riefen ihm zu: „Wir kennen nur Hugenotten, und verbitten uns Ihre dummen Ghibellinen!“

„Uih sakra, die san scharf!“ sagte Binder zu seinem Director, „aba wenn Bigl und i uns nacha in's Zeug leg'n, wer'n wir's scho' zahm mach'n!“

Als aber der kleine Dickbauch Bigl auftrat, und die große Versammlung von acht edlen Herrn begrüßte, da ging das Lachen über den putzigen Kerl so arg los, daß man die

Digitized by Google

gute Stimme dabei überhörte. Händeringend lief der Director hinter den Coulissen herum und jammerte laut: „Was? Mein Bigl mit der schönen Stimm', den blas'n S' a an? Was woll'n denn die Schafsköpf'?" „Na wart', die blas' i a an!" sagte Binder unverfroren laut in die Coulisse, trat bis an die Rampe vor, und begann mit voller Macht sein: „Piff, paff, puff!" Donnerwetter, ja der Kerl gefiel uns ausnehmend, und der Applaus ließ nicht nach, bis er sein Kriegslied wiederholt hatte. Ruhig trat Binder an die Coulisse, und sagte zu dem aufathmenden Director, die Hand vor den Mund haltend: „Da hast es! Alles wird guat, wann i die Viechkerl mit mei in Eselstan (Eselstönen) anspritz'n thua!" Wir lachten wie toll, und am Schlusse der Oper konnte Zacharda sagen, daß er auf der ganzen Linie gesiegt hatte.

Auch bei dem wirklich feinen Publicum Obstfelder's — es bestand zumeist aus Magdeburgern, Braunschweigern und Hamburgern, die der Cholera entflohen waren, hatte Seppel Binder sich auch durch seine drollige Urwüchsigkeit beliebt gemacht. Bei der ersten Aufführung des „Freischütz" klappte in der Maschinerie der Wolfsschlucht nicht Alles, und so wollte das höllische Feuer zum Gießen der Freikugeln durchaus nicht auf den Anruf Kaspar's erscheinen. Obstfelder, der den Samiel spielte, stand selbst auf Kohlen in der Coulisse und flüsterte Binder-Kaspar zu: „Sin' Se doch kemietlich das Feier kommt Sie gleich."

Binder, der vor dem Gelächter des Publicums nichts hörte, rief dem Director zu: „Samiel-Hannes, wenn Dei' Feuer nöt bald kimmt, dann hust' ich auf Dich und Deine ganze öllende Maschinerie!" Das Lachen übertönte den ganzen Höllenspuk der Wolfsschlucht und war Veranlassung, daß der Capellmeister Zwicker dem Herrn Samiel-Obstfelder den Tactstock an den Kopf schleuderte, so daß der „kute Tierecter" aufschrie: „Au! das kann Sie der werkliche Deifel ooch nich verdragen!"

Dieser Carl Zwicker, ein geborener Dräsener (Dresdener), war ein musikalisches Genie, ein satyrischer Humorist, und was die äußere Erscheinung betraf, ein Cyniker erster Sorte. Er schien den Grundsatz der oberbayerischen Bauern angenommen zu haben: „Was für die Kält'n taugt, is a für die Hitz'n guat!" denn ich sah ihn nie anders — er war zwei Jahre vorher, als ich die Direction des Neuen Stadttheaters in Regensburg führte, bei mir engagirt — als in einem mantelartigen Ueberwurfe, der eine große Capuze hatte. Im Winter steckten seine Arme in Aermeln, die im Innern des Mantels angebracht waren, und im Sommer, wo er weder Rock noch Weste trug, streckte er die mit grauem Wollhemde bedeckten Arme durch zwei Schlitze heraus, die seitwärts des Mantels sich befanden. Seine Kopfbedeckung war eine hohe, schmalkrempige Angströhre, die er wohl schon bei seiner Confirmation getragen haben mochte.

Eines für Vieles zu seiner Charakteristik: Mein Theaterdiener Vincenz Raschbacher, dessen Name aber durch einfache Umstellung zweier Buchstaben verunglimpft wurde, hatte mir gesagt: „Der Herr Capellmeister Zwicker is der erschte Musikant, den ich je g'funden hab', der nöt sauft!" — Zwicker hatte nun die für damalige Zeit hohe monatliche Gage von 80 Gulden, und bei der ersten Gageauszahlung sagte ich zu ihm: „Ich vernahm, daß Sie außerordentlich einfach leben, würden Sie mir es nicht übel nehmen, wenn ich auch bei Ihnen, wie es bei einigen anderen, ledigen Mitgliedern geschieht, jeden Monat einen Theil der Gage bei einem Banquier, der mir aus meiner Regensburger Offizierszeit befreundet ist, bis zum Ende meiner Direction im nächsten Frühjahre, natürlich gegen Zinsen hinterlegen werde? Sagen wir z. B. 20 Gulden. Es bildet das ein Reise-Viaticum."

„Herr Chefses, des is e brillanter Gedanke, aber legen Sie 40 Gulden an, von Zinsen kann Sie keene Rede sein, dann spiel' ich im Mai mit 320 Gulden den Großprotzen, und lebe den ganzen Sommer in einem oberbayerischen Gebirgsdorfe, in herrlichster Natur, wie der Vogel im Hanfsamen!"

Als ich mit meinem Magdeburger Hausherrn und Freunde Carl Hoff, der sich auch nach Wernigerode geflüchtet hatte, am ersten Nachmittage einen Spaziergang in den Thiergarten machte, sah ich auf ein paar Hundert Gänge eine Gestalt zwischen den Bäumen auftauchen, bei deren Erscheinen ich ausrief: „Hat dieses Original sich auch zu Obstfelder verlaufen? Gott Strambach, das ist ja mein Regensburger Capellmeister Zwicker!"

„Richtig, es ist das der „verrückte Zwickel", Zwicker, der Alles auswendig dirigirt, und durch seine originellen Zwischenrufe in's Orchester, auf die Bühne oder in das Publicum, sobald ihm etwas nicht gefällt, eine Kritik vor der Kritik ausübt, die man ruhig hinnimmt, da man weiß, daß er seine Kunst bis auf den Grund versteht."

„Das ist sicher, aber wenn er bis zu einer solchen Schmiere heruntergekommen ist, fürchte ich, daß er zu Grunde geht. Er hat sein Glück muthwillig verscherzt; denn als man ihm eine zweite Capellmeisterstelle unter Reißiger in Dresden anbot, schrieb er zurück: Er wolle die Stelle gerne annehmen, wenn ihm nicht die Tortur auferlegt würde, eine der fünf durchgefallenen Opern des Herrn Hofcapellmeisters dirigiren zu müssen!" — So konnte ich ihn nicht bewegen, Conradin Kreutzer's „Nachtlager in Granada" zu dirigiren, das mußte der Musikdirector thun, und Zwicker's Entschuldigung war: „Sähen Sie, des is Sie e ganz scheener Blumenstrauß, aber je mehr ich die Nase 'neinsteck', desto übler wird mir's."

Zwicker sah sehr schlecht und trug die schärfsten Brillengläser, ich ließ ihn also ganz nahe kommen und sagte: „Guten Tag, alter Freund! Na, Sie wollen mich wohl nicht kennen und spielen sich wieder auf den Großprotzen hinaus?"

„Ei, Herr Chefses, des is Sie ja mei' kuter Schultes! O weh, es großprotzt sich nix mehr!"

„Na, hier im Harz ist die Natur doch beinahe so schön, wie im bayerischen Hochgebirge, und das ist für Sie die Hauptfrage im Sommer."

„Das schon, aber damals war ich Freiherr, der barfuß und in Hemdärmeln herumstolziren konnte, und hier muß ich mir jeden Tag die Stiefel wichsen, und am Abend zum Dirigiren meinen schwarzen, neuen Concertrock anziehen, den ich mir erst vor 10 Jahren in Leipzig hab' bauen lassen."

„Der existirt also noch? Wenn ich mich jedoch nicht irre, war er in Regensburg braun."

„Haha, ganz recht! Er wurde mir aber zu getiegert, und ich ließ ihn mir vorigen Sommer vom Theatermaler Menge in Ballenstedt mit Leimfarbe schwarz anstreichen. Nu, denk' ich, hält er noch manches Jährchen aus! Besser als ich dieses Lausewenzelgetriebe bei dem Theater, bei dem meine einzige, geistige Erholung so eine geradezu classische Schmiere ist, wie die des Hannes Obstfelder, bei der ich meinen Affen tanzen lassen und aus dem Nichts etwas hervorzaubern kann!"

„Wer eine Oper hier hörte, muß Ihnen das zugeben!" sagte Carl Hoff.

„Lieber Herr, mit den zufällig zusammengewehten Solokräften hier könnte ich, was die Stimmen betrifft, am nächstbesten, großen Theater immerhin Ehre einlegen, aber es sind lauter Luderſch, ausgenommen die zwei erschten Sängerinnen, und da habe ich meine liebe Noth damit. — Ich spiele nun das Oberluder, und das — ist der Humor davon!"

Wir mußten herzlich lachen über das mit allem Ernst Gesprochene, und mein Freund Hoff lud Zwicker ein, nach der Freischütz-Vorstellung sein Gast zu sein.

„Sie sind da ganz ungenirt, und können in Hemdärmeln Ihr Abendbrod ruhig genießen, auch zwischen Thee, Wein, Bier oder ... Gose wählen!"

Zwicker schob seine goldene Brille in die Höhe, faßte Hoff dann bei beiden Schultern, zog ihn an sich heran,

Digitized by Google

beguckte das liebe, immer fidele, rotbäckige Gesicht mit dem überblonden Vollbart ganz genau, und sagte dann: „Gott sei Dank, da hab' ich wieder emal — eenen Menschen geseh'n!" *)

Als wir am Abend an die Theatercasse kamen, war da ein Gedränge, Geschrei und Gejohle, als ob die ganze Wernigeroder Straßenjugend in Aufruhr wäre. Die dicke Directorin saß an der Casse, aber wie mir mein Freund vertraute, „nur zum Staat"; denn das Theater war meist Mittags, bis auf wenige letzte Plätze, schon ausverkauft; hinter seiner Gattin stand aber Hannes im rothen Mantel und grauenvoller Maske als Samiel.

„Emmeline, gieb Acht, daß dir keen Groschenpillet für den Heiboden (Heuboden hieß der letzte Platz) gemaust werd! — Also," wendete er sich an die Jungen, „wer gann mir eenen heiligen Eid ablegen, daß er schon mitkemacht hat?" „Ich!" tönte es aus ein paar Dutzend Kehlen, und alle Hände streckten sich hinauf zum Himmel. „Scheen! Wer den Schbottchor schon mitkesungen hat, ran an die Gasse!". Damit zog Hannes ein dünnes spanisches Röhrchen aus dem Mantel. „Aufgebaßt! Wer fehlt, eenen Hieb, und wersch richtig macht, een Pillet von meiner Emmeline, für das er nach der Vorstellung eenen Matier oder leichten Groschen erhält! Nu los!" Wenn ein Junge einen Hieb bekam, verschwand er, und ein anderer sang an seiner Stelle „Häh, häh, häh!"

Als Samiel so ein Dutzend ausgewählt hatte, ging er damit auf die Bühne, und mit wenigen Griffen wurden sie vom Schneider zu Bauernbuben umgewandelt, und vom Theaterdiener mit Kugellack roth geschminkt. Eben so viele Mädchen, die besser herausgeputzt waren, standen schon auf der Bühne, und mit dem Chore — die zweiten Fächer waren zum Chorsingen verpflichtet — zeigte sich der Bühnenraum ganz gefüllt. — Freund Hoff hatte das Recht, auf die Bühne zu gehen, weil er für die Solisten seine schönen Jagdgewehre herlieh. Es machte nichts aus, daß zur Zeit des 30 jährigen Krieges der Fürst Ottokar einen damascirten Zwilling mit Percussionshämmern voll Stolz zur Schau trug. — Als wir auf die Scene traten, rief mir Baumhauer zu, der sich aller Regie-Anordnungen zum Trotze eine Flasche Rothspohn geleistet hatte: „Na nu, Schultes, Sie wollen doch nicht unser Obstfelderisches Narrennest auch noch bevölkern?" „Der Herr Baumhauer is Sie e kanz erschrecklicher Mensch!" meinte Hannes-Samiel, indem er das Glas des Tenoristen austrank, und zwar mit den Worten: „Confiscirt wegen Frechheit!"

„Wannst dei' Parrucken und dei' aufpappte Nas'n verlier'n willst, nacha lang' nach mein'm Glasl!"

„Sie sin' mir zu tirollerisch!" entgegnete Hannes dem Binder und verschwand in der Coulisse.

Als wir in den Zuschauerraum zurückkehrten, winkte uns Zwicker mit seinem elfenbeinernen Tactstocke, der mit silbernen Lorbeerblättern umwunden sich zeigte — es war ein Andenken der Regensburger Oper — einen freundlichen Gruß zu, klopfte auf und ... sagte zu seinem Orchester: „Nu baßt extra auf, meine lieben Bratlgeiger, wir hab'n heite eenen Menschen im Dheater, der was versteht, und von dem da mein Ehrendacktstock kommt!"

„Diese Unverschämtheit!" tönte es aus dem Parket. „Still da hint'n! Jetzt hat ein Größerer das Wort und er heißt ... Carl Maria von Weber!" Was Zwicker mit dem kleinen, 22 Mann starken Orchester fertig brachte, war bewunderungswürdig, und brausender Jubel durchtönte nach der Ouvertüre den Zuschauerraum. — Der geniale Zwicker kam aber auf keinen grünen Zweig, und ein paar Wochen vor seinem Tode schrieb er mir einen bewegten Brief aus dem großen Hamburger Krankenhause nach Wiesbaden, dessen origineller Schluß lautete: „Das Regensburger Batuta ist all' mein Hab'. Das nehm' ich aber mit in's Grab! Von Ihnen, Freund, nicht vom Publicum, erbett'l ich mir ein Sterbens-Viaticum!" — Auch in den letzten Zügen bestätigte sich Zwicker als wirkliches Original.

*) Wenn Herr Heinr. Fischbach vom Thalia-Theater in Hamburg damals mit seinen tüchtigen Eltern bei mir engagirt war (er verkörperte in Kinderrollen trefflich), so erinnert er sich sicher dieses Originals.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das ist das Geschäft.

Von Prof. Arnold Fokke.

Herr Stubbs betrieb mit seiner Frau zusammen einen einträglichen Gemüse- und Fischhandel. — Während er selbst über eine außerordentliche Klugheit verfügte, war sie nicht dumm und hatte wenigstens unter gelegentlicher Beherzigung seiner gutgemeinten Zurechtsetzungen Verständniß genug, den Absichten ihres Eheherrn zu entsprechen. Außerdem gebot sie über einen Vorzug, der für die Zwecke des Stubbs'schen Geschäftes von unbezahlbarem Nutzen war. An Schönheit litt sie nicht, aber sie war stark und rundlich mit gut ausgebildeten Formen, und wenn sie lächelte, dann trat auf ihrem Antlitz ein so herzgewinnender Ausdruck von Freundlichkeit und Ehrlichkeit hervor, daß keine Hausfrau den Anerbietungen ihrer Waare auf die Dauer Widerstand zu leisten vermochte.

Im Gegensatz zu seiner Frau war Herr Stubbs, wenn auch kein schöner, doch gut aussehender Mann von mittlerer Statur mit kurzgehaltenem Vollbart und dementsprechenden Schnauzer. Von seinen Augen konnte man nichts andres sagen, als daß sie wasserblau waren. Auch vermochte man sie nicht immer zu sehen, denn das eine von ihnen war dauernd unter dem überhängenden Schirm seiner Mütze verborgen.

Eines Tages hielt er mit seinem Wagen vor der Gartenthüre einer kleinen Villa, deren Besitzer eben aus dem Schatten seines Gartens ins Freie trat.

Herr Stubbs, sagte dieser, Sie haben eine ganz vortreffliche Frau.

Wie meinen Sie das, Herr Doctor? fragte der Händler, anstatt eine Antwort zu geben, und blinzte mit dem linken Auge, während das rechte auf dem Rücken seines kleinen Pferdes haftete, nach dem Fragenden hinüber.

Weil sie sich auf den Fischhandel so gut versteht wie auf's Gemüse.

Sie hat sich natürlich wieder von dem Doctor stören lassen, warte — dachte Stubbs, ließ aber den Gedanken nicht aus sich heraus, sondern erwiderte bloß: Sie ist doch man recht simpel, Herr Doctor.

In diesem Augenblick kam die, von der die Rede war, hinter dem Rücken des Villenbesitzers auch aus dem Garten heraus und trottete mit einem flachen Korbe voller Fische an dem Wagen vorbei der nächsten Villa zu.

Sie hat natürlich wieder keine Schuppe verkauft, dachte Stubbs und stieß mit dem Ellenbogen seines rechten Armes heftig seitwärts. Wenn Jemand neben ihm gesessen hätte, wäre diesem der Stoß ohne Zweifel sehr empfindlich gewesen.

Nur sehr simpel? begann der Doctor Strehle wieder, ich dächte, sie wäre Ihnen bei Ihrem Handel sehr von Nutzen.

Man sehr simpel, wiederholte Herr Stubbs und, mit der Peitsche nach einer Fliege auf dem rechten Ohre seines Pferdchens schlagend, sagte er die Worte noch ein drittes Mal.

Mann, weßhalb haben Sie sie denn genommen?

Aus Mitleid, Herr Doctor, aus Mitleid.

Na nu!

Ja, sehen Sie, Herr Doctor, und dann — — — Herr Stubbs zögerte einen Augenblick, bis er fortfuhr — ha, und dann — ich hatte mich doch damals mit ihr versündigt, und der Pastor sagte, daß er mich nicht wieder zum Abendmahl zulassen werde, wenn ich sie nicht nähme. Man hat doch auch seine christliche Gesinnung. — Guten Morgen, Herr Doctor!

Bei diesen Worten schlug er auf sein Pferd und fuhr seiner Frau entgegen, die an der Thür der nächsten Villa auf ihn wartete. Herr Stubbs war keineswegs gnädiger Laune, und als seine Ehegenossin neben ihm Platz nahm, gab er ihr mit dem Ellenbogen einen solchen Stoß in die Seite, daß sie über die Lehne weg vom Wagen gestürzt wäre, wenn sie sich nicht noch im letzten Augenblick mit einem Griff an der Leiter festgehalten hätte.

Was hast Du zu flennen?! schrie er, als sie still in sich hineinwimmerte.

Ich bin freundlich genug gewesen, aber der Herr Doctor kam gerade an der Küchenthür vorbei.

Kauft der Doctor die Fische oder seine Frau?!

Digitized by Google

Er rief in die Küche hinein, daß er nicht schon wieder Fisch essen wolle.

Hast Du bei den andern auch nur 'ne Flosse abgesetzt?!

Osterns waren verreist, und bei Hagens war die Blümig schon gewesen.

Jetzt schweig, oder — —

Obgleich Frau Stubbs in dem nahen Badeorte, wohin sie gefahren waren, bessere Geschäfte machte als an irgend einem Tage der voraufgegangenen Woche, so gelang es ihr damit doch nicht, in der Gemüthsstimmung ihres Gatten eine Aenderung hervorzubringen. Als er sich auf der Rückfahrt zum Frühstück rüstete, schienen Speck, Wurst und Brod nur für ihn da zu sein. Schüchtern langte seine Frau nur dann zu, wenn das unter dem Schirm verborgene Auge in Eintracht mit dem andern in die Ferne schweifte, und nicht, ohne daß ihr Blick an seinen Zügen entlang irrte, um in ihnen den aufsteigenden Zorn zu erspähen.

So wie an diesem Tage ging es im Zusammenleben der Stubbs'schen Eheleute alle Tage, oder es wurde vielmehr mit jedem Sonnenaufgang noch schlimmer. Obgleich an der Verbitterung in den Gemüthswallungen ihres Gatten nur die zunehmende Concurrenz der Frau Blümig schuld war, so hatte Frau Stubbs doch allein alles auszubaden.

So war es an einem Sonnabendmorgen, wo sie um sechs Uhr ihr Lager verlassen hatte, für Frau Stubbs kaum zu ertragen. Sie floh vor seinen Drohungen und Angriffen von einer Ecke der Küche in die andere, und als sie ihm um sieben Uhr den Kaffee vorgesetzt hatte, zog sie sich alsbald an einen Punkt zurück, wo sie seinen Griffen wenigstens nicht unmittelbar ausgesetzt war.

Er macht heute so lange, dachte die Frau, wenn wir doch erst auf unserm Wagen säßen! — Draußen ist es immer noch besser als hier drinnen, wo ich so ganz alleine mit ihm bin. — Endlich erhob sich Herr Stubbs, um sich in den Stall zu begeben und sein Pferd anzuspannen. Mit einem unhörbaren Seufzer der Erleichterung stand auch sie von ihrem Stuhle auf.

Du bleibst heute hier, herrschte er sie an, und die folgenden Tage auch!

Erstaunt und erschreckt blickte sie ihn fragend an.

Was fragst Du noch lange? schrie er. Ich kann Dich nicht gebrauchen mit einem Gesicht, woraus man 'nen Affen schneiden kann! Für die nächste Zeit bist Du krank!

Krank?! —

Ja, so lange wie ich will! Und daß Du Dich während der Zeit nicht vor der Thür sehen läßt und Dich mit den Weibern der Nachbarschaft umhertreibst! —

Sonst — —! Herr Stubbs hielt seiner Frau den dicken Peitschenstiel vor die Nase und verschwand aus der Thür.

Was Frau Stubbs anfing, während sie allein und gezwungen war, krank zu sein, ist schwer zu erzählen, weil es eigentlich gar nichts war, was sie that. Solange wie ihr Mann noch mit dem Pferde und dem Wagen beschäftigt war, sah sie ihm durch einen schmalen Spalt der Hausthür zu, aber als er das beim Aufladen des letzten Gemüsekorbes bemerkte und mit drohend gehobenem Peitschenstiel auf sie einsprang, floh sie von ihrem Beobachtungsposten fort und vergrub sich in die Küche, die sie bis zu seiner Rückkehr nicht zu verlassen wagte.

Herr Stubbs fuhr währenddem die Hauptstraße des Städtchens hinauf, wobei er sich dieses Mal um den Handel und seine Kundschaft offenbar wenig kümmerte. Nur an einigen Stellen reichte er bestellte Waare den an den Thüren erscheinenden Dienstmädchen in die Hände und fuhr dann in schlankem Trabe auf die in's Gebirge führende Chaussee hinaus. In dem Thale, das zu dem schon früher erwähnten Badeorte führte, ließ er sein Pferd noch schärfer ausgreifen, bis er an einer Biegung des Weges weit vor sich hinaus einen freien Ausblick hatte. Da geht sie, sagte er und ließ seinen Gaul eine langsamere Gangart annehmen. Hole sie jetzt immer noch früh genug ein. Bei diesen Worten lief es über seine Züge wie auf dem Antlitze eines Fauns. Summten jetzt nicht auch seine Lippen die Melodie eines Gassenhauers, der von den Freuden der Liebe berichtete?

Die Frau, die mühsam mit ihrem Tragkorbe vor ihm herschritt, war schlank und hatte übermittlere Größe. Frühzeitig Wittwe geworden, mochte sie im Beginn der Dreißiger stehn, sah aber in Anbetracht der Last des Daseins, die sie drückte, noch immer gut und begehrenswerth aus. Als Herr Stubbs sie mit seinem Wagen eingeholt hatte, machte er Halt und sprang von seinem Gefährt herab. Guten Morgen, Frau Blümig! sagte er und trat an ihre Seite.

Statt aller Antwort hemmte sie ihren Schritt und sah ihn voller Erstaunen von der Seite an. Seit drei Jahren war er mit seinem Wagen an ihr vorbeigefahren und hatte sich nicht eines Hellers werth um sie gekümmert. Im Gegentheil, er hatte ihr die paar kümmerlichen Groschen, die ihr Handel abwarf, von Herzen mißgönnt, das wußte sie sehr wohl, und nun dies — —?

Frau Blümig, begann er wieder, ich weiß ganz gut, was Sie denken, aber — was soll ich sagen? — ich meine, wir könnten das anders machen.

Anders machen?

Ja, ich meine, wir brauchten doch einer dem andern nicht im Wege zu sein, und könnten viel besser dadurch, daß wir zusammen halten, uns gegenseitig unterstützen.

Frau Blümig verstand es nicht, wie sie ihm im Wege sein und noch weniger, wie sie im Stande sein sollte, ihm irgend in seinem Geschäft von Nutzen zu sein. Deßhalb ging sie auch jetzt noch schweigend neben ihm her und erst, als er seinem immer langsamer daherschreitenden Pferde eine landesübliche Ermahnung zurief, sah sie auf und fragte: Wo ist denn heute Ihre Frau, Herr Stubbs?

Krank, antwortete er leise, krank. Der Himmel weiß, wo sie's hergekriegt hat, aber sie war heute Morgen schwer krank. Wenn sie mir nur erhalten bleibt!

Das thut mir so sehr leid, sagte Frau Blümig,

Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, lautete die salbungsvolle Antwort. Aber Frau Blümig, fuhr er lebhafter fort, woran denken wir nur? Weßhalb werfen Sie Ihre Kiepe nicht auf meinen Wagen? Sie kann dort besser stehen, als daß sie auf Ihrem Rücken hängt.

Frau Blümig hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß sie in Gefahr geriethe, wenn sie das Anerbieten annähme, aber schon hatte er den Korb erfaßt, und auf und davon konnte er doch damit nicht fahren.

Ruhig von allerhand Dingen plaudernd schritten sie auf dem Sommerwege neben der Chaussee weiter, und Herr Stubbs war sogar so freundlich, seiner Begleiterin allerhand guten Rath für die Führung ihres Geschäfts zu geben.

Er ist doch nicht so schlimm, wie ich mir gedacht habe, sann Frau Blümig für sich hin, und dann wurden die ersten schmucken Häuser des Dorfes sichtbar. Herr Stubbs, sagte sie, jetzt muß ich meinen Korb wohl wieder haben, ich muß rechts nach der Villa Rohrscheid hinauf.

Also die hast Du mir auch abspenstig gemacht? dachte Herr Stubbs, während er ihr den Korb zulangte, und laut rief er ihr nach: Gute Geschäfte!

Als die beiden nach zwei Stunden mit ihrem Geschäft fertig waren, trafen sie sich fast an derselben Stelle, wo sie vorher auseinander gegangen waren. Herr Stubbs, der wenig über die Hälfte seines Vorraths abgesetzt hatte, bemerkte von der Höhe seines Wagens an dem leichten Schritt seiner Concurrentin, daß ihr Korb leer war. Hastig fuhr sein Ellenbogen seitwärts, aber das war wohl nur in träumerischer Erinnerung an seine Frau geschehn, und jetzt zog er die Zügel an. Aufgesprungen, Frau Blümig! rief er in der besten Laune, an Ihrem Korbe, seh' ich, hat der Gaul nicht mehr schwer zu ziehen. Hier neben mir ist Platz.

Wiederum wurde sie von einem bangen Gefühl beschlichen, das sie warnte, den Fuß auf die Radspeiche zu setzen, aber seine Anrede war so zutrauenerweckend, und ihren Füßen konnte es nicht schaden, wenn sie sich eine halbe Stunde ausruhten. Hopla! sagte er, als sie auch ihr rechtes Bein über die Wagenlehne nachhob und in Folge einer etwas ungeschickten Bewegung hart an seiner Seite niederplumpte. So geht's besser, nicht wahr? sagte er, und sie lächelte. Nicht so herzgewinnend wie seine Frau, aber er blickte zufrieden, und es war, als ob diese Gemüthsstimmung im Knallen seiner Peitsche wiederhallte.

Wahrhaftig, da sind wir schon, klang es fast wie ein Seufzer aus seinem Munde. Es ist mir so, als ob wir nur fünf Minuten neben einander gesessen hätten. Wollen Sie denn wirklich hier absteigen, Frau Blümig?

Ja, Frau Forstmeister hat heute Morgen gesagt, ich sollte, wenn ich zurückkomme, noch mal vorkehren.

Behende sprang sie vom Wagen, mit zarter Rücksichtnahme war er ihr dabei behülflich.

Wenn Herr Stubbs sich während dieser Fahrt Zwang angethan hatte, so hatte er eine Viertelstunde später vollauf Zeit, sich bei der Begegnung mit seiner Frau schadlos zu halten. Wo steckst du denn, süßer Engel? schrie er, nachdem das Pferd im Stalle untergebracht war. Im Schweinestall? — Ja, das ist der Platz für Schlumpen wie Du bist, aber jetzt rasch und höre, was ich Dir zu sagen habe!

Frau Stubbs kam nur zögernd, und als sie in die Erscheinung trat, blieb sie in der Nähe der Küchenthüre stehn.

Ich weiß nicht, ob Du mich so verstehn kannst, komm näher heran, ich habe Dir was zu sagen!

Frau Stubbs trat zwei Schritte auf ihren Mann zu und machte wieder Halt.

Jetzt hör' zu, und daß Du mir genau ausführst, was ich befehle!

Die Lippen seiner Gattin erwiderten nichts, aber sie bebten.

Du mußt vier Wochen lang krank sein — — —

Ich krank sein?

Ja, meinetwegen kannst Du den Doctor holen lassen, ich will, daß Du krank bist, und daß auch die Leute es glauben. Vier Wochen läßt Du Dich nicht vor der Thür sehn.

Vier Wochen?

Ja, und wenn Du nur einen Strich Deiner Kartoffelnase am Fenster zeigst, dann soll Dich ein heiliges Donnerwetter holen!

Nach diesen Worten warf sich Herr Stubbs in den alten Sessel, auf dem er zu ruhen pflegte, und sagte lange Zeit gar nichts.

Auch beim Mittagessen ging es friedlich zu, wenn es auch Frau Stubbs lieber gewesen wäre, daß ihr Herr Gemahl ab und zu gescholten und sie gepufft hätte. Es war doch immer noch besser als dies drückende Schweigen. Was mochte er nur vorhaben, daß sie es nicht wissen durfte? — Und daß sie nicht mit durfte auf die Straße, wo sie doch das eigentliche Geschäft machte? — Sie wußte das sehr wohl, obgleich sie sehr simpel war, wie ihr Mann sagte.

Frau Stubbs hatte strengen Befehl, sich innerhalb der vier Wände ihres Hauses zu halten, aber sie fühlte auch in sich selbst nicht den Trieb, mehr als nöthig mit der Außenwelt in Verbindung zu treten.

Digitized by Google

Es war selbstverständlich, daß die Drohungen ihres Mannes nicht wörtlich zu nehmen waren: wer sollte denn die vielen Besorgungen machen, die im Interesse des Haushalts nothwendig waren. Wenn ihr die doch nur irgend Jemand hätte abnehmen wollen, daß sie in Wirklichkeit nicht vor die Thür zu gehen brauchte! Es war kaum zu ertragen, was sie da von ihren freundlichen Nachbarn und guten Bekannten zu hören bekam. In den ersten Tagen nicht, aber gleich nach Mitte der Woche begann es. Ob sie denn abgesetzt wäre, daß ihr Mann seinen Handel jetzt mit der Blümig zusammen betriebe, meinte die eine, und die andere, es sähe geradezu niedlich aus, wie die beiden traulich bei einander auf dem Wagen säßen. Eine dritte fuhr schon gröber zu mit den Worten: Ich bin ja nicht gefragt worden, aber das muß ich doch sagen, daß sich so etwas eine ehrliche Frau nicht gefallen zu lassen braucht. Frau Stubbs hörte alles, blieb aber stumm und weinte nur in sich hinein.

Ob es in Wirklichkeit so schlimm war, wie die beiden es trieben? Frau Stubbs glaubte an die Zuträgereien, deren sie sich nicht erwehren konnte, und wie sie ihren Mann kannte, mußte sie es glauben. Mit jedem Tage wurde sie trauriger, und schließlich fühlte sie sich wirklich krank, wie sie sein sollte.

Ich habe Dir gleich gesagt, schrie er sie an, daß Du Dich zu Hause halten solltest, weßhalb bist Du hinausgegangen und hast Dir allerhand dummes Zeug aufhängen lassen?! Ich hab's gleich kommen sehn!

Ich mußte doch auf die Straße, um das Allernothwendigste für's Haus zu besorgen.

Dafür haben sie Dich denn mit Lügen bis oben hin vollgestopft.

Ich glaube, was die Leute sagen, erwiderte sie auf die Gefahr hin, daß er sie todtprügeln werde.

Aber er that das nicht und hob nicht einmal die Hand zum Schlage, sondern schrie bloß: Jetzt bleib im Bette liegen, ich will schon heranbringen, was nöthig ist!

Nach einer Viertelstunde saß er mit Frau Blümig auf seinem Wagen. Es war seit acht Tagen zum ersten Male wieder, daß sie sich neben ihn setzte. Des Geredes der Leute wegen hatte sie sich zurückgehalten, aber ihr Korb war immer von ihm befördert worden.

Blümichen, sagte er, sie unter dem Schirm her beobachtend; Du siehst heute ebenso käsig aus wie meine Frau zu Hause im Bette.

Wie sollt' ich nicht? erwiderte sie, und Thränen füllten ihre Augen. Die Folgen ... die Folgen sind da, in Monaten lassen sie sich nicht mehr verbergen.

Beruhige Dich, Süßchen, für das Kind sorge ich.

Ja, dafür — — — Aber wie wird es mit meiner Ehre und Reputatschon?

Deine Reputatschon? — Da kann ich doch nichts machen, Süßchen, erwiderte er achselzuckend.

Nichts dazu machen? fragte sie, ihn erschreckt anblickend.

Wie könnte und wie sollt' ich denn das? kam es mit Eiseskälte von seinen Lippen.

Mehr als zehnmal, sagte sie entsetzt, hast Du mir versprochen, daß Du Dich von Deiner Frau scheiden lassen wolltest.

Da hast Du Dich verhört, mein Kind, das kann ich nicht gesagt haben.

Stubbs, schrie sie in qualvoller Angst, hier ist die Stelle, kannst Du es leugnen, daß Du es mir an dieser Ecke des Weges feierlich geschworen hast?

Ich kann nur wiederholen, daß Du mich nicht verstanden hast. Ich habe gar nicht daran gedacht, so was zu sagen.

In starrem Entsetzen saß sie da, jetzt wußte sie, daß sie mit teuflischer Bosheit umgarnt worden war. Plötzlich sprang sie in die Höhe und, ihn mit geballter Faust in's Gesicht schlagend, schrie sie: Halt an, ich will von Deinem Wagen herunter!

Im nächsten Augenblick stand sie am Boden. — Soll ich Ihnen Ihren Korb auch geben, Frau Blümig? fragte er, und sie mußte sich ihn herabreichen lassen. Während Stubbs davonfuhr, sank sie über ihrer Kiepe zusammen und brach in herzzerreißendes Weinen aus. —

Von diesem Tage an fuhr Frau Blümig nicht wieder mit Herrn Stubbs, und nach sechs Monaten wurde sie auch mit ihrem Gemüsekorbe nicht mehr gesehen. Als man dann von ihrem Unglück hörte und daß der Gemüsehändler Stubbs Schuld daran war, regte sich eine Zeitlang das Mitleid. Aber sie schämte sich und wollte keine Kohlköpfe mehr in die Küchen reputirlicher Häuser bringen, wofür denn wochenlang mildthätige Frauenhände ihr das Nöthige zutragen mußten.

Und Stubbs? — Nach siegreicher Niederwerfung aller Concurrenz beherrschte er den Gemüsemarkt des Ortes und seiner Umgegend als unumschränkter Gebieter. Sein Geschäft blühte wie nie zuvor, und er verdiente, wie die Leute sagten, viel Geld. Auch mit der Kirche, die ob des Geschehenen heftig mit dem Kopfe geschüttelt hatte, wußte er sich in's Benehmen zu setzen. Von Reue zerknirscht, warf er sich vor ihr hin auf die Kniee, und dann verging kein Sonntag, wo er nicht in demüthiger Haltung seinen Platz am Tische des Herrn einnahm.

Schade um Stubbs! Er war für Höheres als für den bloßen Gemüsehandel bestimmt.

Aus der Hauptstadt.

Die Schraube.

I.

(Auf der rechten Seite der Straße.)

Bankdirector: Es ist so, wie ich sage. Wir haben zwanzig Millionen an dem Röhrengeschäft, fünfundzwanzig an der Preßluft, dreißig an Südamerika verloren. Das halbe Actiencapital ist zum Deibel.

Anderer Bankdirector: Wir werden liquidiren müssen.

Der Generaldirector: Unsinn! Die Sache liegt vielmehr so: Unsere Actien stehen 180, die der Norddeutschen 90. Verschmelzen wir die Norddeutsche mit uns, geben wir neue Actien in der Höhe ihres Capitals aus und bieten wir diese Neuen unseren Actionären zu 150 an. Der Buchgewinn beträgt rund achtzig Millionen. Wir benutzen ihn zu Abschreibungen und stehen dann wieder groß wie vorher da. Größer sogar! An der Spitze!

Bankdirector: Gerettet!

Anderer Bankdirector: An der Spitze! Sie sind ein Genie, Herr General!

II.

(Auf der linken Seite der Straße.)

Zweiter Director: Die Concurrenz erwirbt die Norddeutsche und erhöht ihr Actiencapital um hundert Millionen.

Erster Director: Ehrensache für uns, nicht zurück zu bleiben! Lassen Sie sofort die Fusionsverhandlungen im Westen aufnehmen und unser Capital um zweihundert Millionen erhöhen.

Zweiter Director: Es wird ein Bißchen viel. Die Verzinsung —

Erster Director: Ganz egal! Wir dürfen nicht in's Hintertreffen kommen. Die Spitze gebührt uns.

III.

Der Generaldirector von der rechten Seite: Es ist nun Alles verschmolzen — bis auf unsere beiden Institute. Jedes hat zwei Milliarden Grundcapital.

Der erste Director von der linken Seite: Schon wahr! Keiner von uns Beiden marschirt an der Spitze, weil der Andere genau so stark ist. Ein unleidlicher Zustand. Wissen Sie was — gehen wir eine Geschäftsvereinigung auf dreißig Jahre ein. Wenn nur noch eine einzige Milliardenbank in Deutschland besteht, marschirt sie naturgemäß an der Spitze.

Der Generaldirector von der rechten Seite: Wird aber das Geschäft nicht darunter leiden?

Der erste Director von der linken Seite: Papperlapapp! Erst die Stellung im Geschäftsleben, dann das Geschäft!

IV.

Zukunftsstaats-Bankdirector Bebel: Beim Marx, sie haben's mir leicht gemacht. Nicht ein Bißchen hab' ich mehr zu concentriren und zu expropriiren gebraucht. Wer das vor zehn Jahren geglaubt hätte! Ach ja, Gott lenkt und der Mensch denkt — wenn er nicht gerade Leiter einer großen Actienbank ist!

Timon d. J.

X. Internationale Jahresausstellung von Kunstphotographien in Hamburg.

Ansichten und Betrachtungen von Karl Friedrich Heitmann.

Der Verein zur Förderung der Amateurphotographie veranstaltete in diesem Jahre seine Jubiläumsausstellung. Die künstlerische Ziele erstrebende Photographie hat in Hamburg zuerst Fuß gefaßt. Als noch in der ganzen Welt kein Galerie-Director daran dachte, die geheiligten Pforten des Tempels der „großen Kunst" photographischen Bildern zu öffnen, stellte der Leiter der Hamburger Kunsthalle, der weitsichtige und feinfühlende Prof. Lichtwark, die Räume seines Instituts zur Verfügung und trat in drei Vorlesungen (veröffentlicht unter dem Titel: Die Bedeutung der Amateur-Photographie) kräftig für die junge Bewegung ein. Er bejahte die Frage, ob der photographische Apparat als Ausdrucksmittel für die künstlerische Individualität anzusehen sei. Das war vor 10 Jahren eine kühne Antwort, die nur einem klarschauenden Mann möglich war. Heute wird sich auch der Laie, der die Jubiläumsausstellung besucht, dieser Einsicht nicht verschließen können, und die alten Zweifel, ob Photographie Kunst sei, werden bald gänzlich verstummen. Bei dem

Digitized by Google

staunenswerthen Fortschreiten dieser jüngsten aller Kunstarten, deren Entwickelungsmöglichkeiten vorerst unabsehbar sind und bei dem großen Interesse, daß der Kunstphotographie von den feinempfindenden Kreisen des deutschen Volkes, die leider noch wenig ausgedehnt sind, entgegengebracht wird, lohnt es sich, einen kurzen Ueberblick über die letzten zehn Jahre zu geben.

Im April 1893 wurde in einer Sitzung des Amateur-Photographen-Vereins zu Hamburg beschlossen, eine internationale Ausstellung zu veranstalten. Der Hamburger Senat, verschiedene gemeinnützige Gesellschaften der Stadt, die fremden Consuln und die Direction der Kunsthalle sagten dem Comité ihre thätige Unterstützung zu. In dem Prospect wurde als Zweck der Ausstellung bezeichnet, den künstlerischen Geschmack im Publicum zu heben und anregend auf ihn zu wirken. Es wurde ferner ausgeführt, daß die Amateur-Photographie in England und Amerika von wohlthuendem Einfluß auf die glatten und conventionell „verschönten" Machwerke der Berufsphotographen gewesen sei und daß ein gleiches auch für Deutschland wünschenswerth sei. Die Photographie sei den bildenden Künsten gewiß nicht ebenbürtig, aber auch sie sei künstlerischer Wirkungen fähig und könne auf eine höhere Stufe als die heutige gestellt werden.

Trotz der bescheidenen Zurückhaltung und trotzdem der erzieherische, mittelbare Werth der Photographie kräftig hervorgehoben wurde, so daß ihre Bedeutung an sich fast etwas stiefmütterlich unterdrückt wurde, erregte doch das Programm lebhaften Widerspruch und Anfeindung bei den Fachleuten. Die Leistungen der Ausländer, die bedeutend höher waren als die der Deutschen, spornten indeß zur Nacheiferung an. Deutschland war vor 10 Jahren am weitesten zurück in der Photographie-Bewegung, es zählte nur 40 Amateurvereine und England allein deren 400. Mit der Erfindung des Platindrucks (1894) ging es kräftig vorwärts und schon 1896 hieß es im Katalog etwas sicherer und selbstbewußter von der Photographie:

„— — sie erzieht zahllose Jünger zu selbstständigem, gesunden Kunsturtheil und erweckt frühzeitig die Freude an der Natur durch Beobachtung, durch allmäliges Erkennen der feinen Abstufungen in Licht und Schatten, durch erhöhte Aufmerksamkeit auf Farbe und vor Allem auf die durch dunstige und neblige Luft hervorgerufenen, immer wechselnden Stimmungen der Natur. — —"

Das Jahr 1897 brachte zum ersten Mal farbige Photographien, eine Erfindung der Herren des Wiener Camera Clubs: Prof. Watzek, Dr. Henneberg, Dr. Spitzer und Heinrich Kühn. Seit diesem Jahre mit der Wiederbelebung des Gummidruckes datirt der ungeheure Aufschwung der Amateurphotographie, die es 1898 zum ersten Mal wagte, sich Kunstphotographie zu nennen.

Es giebt zum Herstellen farbiger Photographien bekanntlich zwei Verfahren: Das Negativ- und Positiv-Verfahren, deren Technik dem Fachmann vertraut ist und die der Laie ohne praktische Vorführung schwer verstehen wird, weshalb an dieser Stelle nur kurz erwähnt werden soll, daß beim Negativ-Verfahren, von dem man die Photographie in natürlichen Farben ersehnt, drei Negative für Gelb-, Roth- und Blaudruck hergestellt werden, die sorgfältig übereinander gedruckt werden. Die Farbenverschmelzung erfolgt auf rein chemischem Wege und ist unabhängig vom Photographen. Das Negativ-Verfahren ist bis heute technisch noch zu mangelhaft, um künstlerisch wirkende Bilder herzustellen, weshalb auch die meisten Amateure diese Erzeugnisse vorerst nicht aus ihren Ateliers herauskommen lassen.

Beim Positiv-Verfahren werden die Farben nicht durch einen chemischen Proceß hervorgebracht, sondern es werden die Gummibilder in den Grundfarben einheitlich gefärbt durch dieselben Stoffe, die der Maler verwendet. Es ist ungefähr das umgekehrte Verfahren des Malers. Dieser mischt die Farbatome auf der Palette und trägt sie partiell auf, während beim Gummidruck die Mischung der Farbatome im Ganzen auf der Unterlage erfolgt. Die Farbenwahl ist beim Positivproceß vollkommen abhängig von den Künstlern, die heute fast ausschließlich dies Verfahren zur Herstellung farbiger Bilder anwenden.

Aus dem Einfluß des Combinationsdruckes heraus entwickelte sich in den folgenden Jahren die Neigung, auf der Platte selbst manuelle Veränderungen vorzunehmen, ein Verfahren, das die Ausländer heute noch cultiviren, von dem die deutschen Amateure aber meist zurückgetreten sind, in der Meinung, daß dadurch der reine Charakter der Photographie gestört werde und die Vorwärtsbewegung der jungen Kunst Bahnen einschlagen würde, die der Eigenart der bildenden Künste vorbehalten seien. Einbeck's Plakat „Jüngling und Fackel," in dem die Zwischentöne herausgewaschen sind, so daß nur die hellsten Lichter und die schwersten Schatten wie Flächen wirken und das nach Ankauf von der Tropon-Gesellschaft durch millionenfache Vervielfältigung bekannt wurde, dürfte ein markantes Beispiel sein. Die am extremsten links stehenden Anhänger der Kunstphotographie vertheidigen die Anwendung der Handfertigkeit, wenn sie sich darauf beschränkt, zu unterdrücken und nichts hineinzeichnet. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Behauptung: Wirkungen der Technik durch Unterdrücken von Zwischentönen und Einzelheiten intensiver und einheitlicher zu gestalten sei erlaubt, etwas für sich hat. Auf der anderen Seite behaupten die Gegner, daß die Photographie dadurch bewußt die Wirkungen der bildenden Künste anstrebe.

Diese Beschuldigung war besonders in den ersten Jahren nicht ohne Grund, wenn auch mehr nach der Seite der Anschauung hin als nach der technischen. Manche der Photographien, speciell die Genrebilder, erschienen wie Reproductionen nach Gemälden von David, Grützner, Defregger und Gabriel Max, Gainsborough u. A. Heute jedoch ist davon wenig mehr zu spüren. Eine andere Klippe, die die Momentphotographie bot, ist auch glücklich umschifft. Neben dem künstlerischen Gehalt besitzt die Photographie einen bedeutenden Werth als Hilfsmittel für Maler, Bildhauer, Naturforscher und Aerzte. Ihre Verdienste auf diesem Gebiete sind fast unschätzbar (Tiefseeforschung, Thierbewegungsstudien, Teleskop- und Mikroskop-Photographie). Aber diese Art von Photographie hat so wenig mit der künstlerischen zu thun als — grob verglichen — ein Stubenmaler mit Rembrandt, oder — weniger grob verglichen — Otto Ernst's Dramen mit denen Schiller's. Der Werth der Momentphotographie als Hilfsmittel liegt nicht in der künstlerischen Anschauung des Objects, sondern lediglich in technischen Vervollkommnungen, denen wir freilich durch die vortrefflichen Arbeiten von Anschütz in Berlin ganz außerordentliche Erfolge verdanken. Es ist bedauerlich, daß gerade die Reichshauptstadt ihrem Publicum so gut wie gar nicht Gelegenheit geboten hat, die Fortschritte der Kunstphotographie zu verfolgen. Es wäre z. B. sehr lehrreich gewesen, die hiesige Jubiläumsausstellung in Berlin mit Anschütz'schen Arbeiten zu vergleichen. Der Beschauer würde sofort den Unterschied erfaßt und begriffen haben, daß beide Richtungen sehr wohl neben einander bestehen können, aber fast nichts Gemeinsames haben. In gewissen einflußreichen Kreisen steht man den Hamburgischen Zielen abweisend gegenüber. Eine wohlgelungene Photographie einer fliegenden Kanonenkugel wird höher geschätzt als die intime Wiedergabe der Perspective eines nebligen Morgens auf der Haide. Herrn Anschütz, dem willenskräftigen Charakter und meisterhaften Beobachter, fehlt doch so Manches zum Hervorbringen eines geschlossenen, künstlerischen Bildes. Wer dies klar einsehen will, durchblättere sein neues Werk „Cadinen" und vergleiche es mit seinen Thierstudien. Gleich wird der Beschauer mit großer Deutlichkeit begreifen, was die Momentphotographie kann und was sie nicht kann.

Auch in Hamburg waren vor 7—8 Jahren derartige Kunststücke beliebt, wie Blitzphotographien, galoppirende Pferde u. dergl., doch bald sonderte sie ein cultivirter Geschmack von den Photographien, zu derem Erzeugen kein schnelles, sondern ein künstlerisch geschultes Auge erforderlich war. Die exakte und scharfe Wiedergabe eines Objects in allen seinen Theilen war nicht mehr das höchste Ziel, sondern der Blick für Raum- und Lichtverhältnisse erwachte, der Amateur lernte es, das Objectiv wie sein eigenes Auge sehen zu lassen. Wer die Bewegung der Photographie aufmerksam verfolgt hat, wird beobachtet haben, daß ihr Entwickelungsgang parallel läuft mit dem der Malerei. Im Anfang das anekdotenhafte Sujet, mit dem erwachenden Sinn für Raum- und Lichtverhältnisse: das Stimmungsbild in einfacher, natürlicher Auffassung und endlich, als neuestes: das Eindringen des farbigen Elements und das Beginnen rein farbiger Wirkungen. Die Annahme aber, die Photographie sei nur ein Nachtraber der Malerei, ist grundfalsch. Lichtwark sagte schon 1893, daß er Aufnahmen eines Hamburger Amateurs kenne, die sich im Princip absolut decken mit den Studien eines großen deutschen Landschafters, die dessen Mappe nie verlassen haben, und daß der Amateur bereits Gebiete betrete, in denen der Maler ihm erst folgen soll. Charakteristisch ist auch seine Aeußerung von einem der Preisrichter, der meinte: wie bei Handzeichnungen und Oelbildern könne man sagen: das ist ein Eickemeyer, das ist ein Arning, das ist ein Bucquet, u. s. w.

Leider sind diese Ansichten, die in dem als philiströs verschrieenen Hamburg bei Künstlern und Publicum Verständniß gefunden haben, im übrigen Deutschland wenig anerkannt. Die meisten der Amateur-Photographen-Vereine begnügen sich mit Ansichtsbildchen, Vogelflug und dergl. Aufnahmen. Die hamburgischen Bestrebungen, die Photographie als Kunst auszubilden, erregen trotz der Worte von berufener Stelle — auch Emerson tritt in seinem Essay: Naturalistic Photography schon 1889 für die Bewegung ein — noch immer vielfachen und lebhaften Widerspruch. Einer der Gründe liegt sicher darin, daß die Photographie eine Liebhaber-Beschäftigung ist, „Dilettantismus", und der Durchschnitts-Deutsche liebt es, für alles nicht Zünftige eine gründliche Verachtung zu zeigen. Vielleicht liegt es nur am Wort. Es mag nicht richtig sein, die Leute, deren Arbeiten auf der Jubiläums-Ausstellung sind, als „Amateur"-Photographen zu bezeichnen, trotzdem sie kein Geschäft aus ihrer Thätigkeit machen. Das Wesen der Kunst liegt doch wahrlich nicht darin, ihre Erzeugnisse gewinnbringend zu verwerthen. Der Berufs-Photograph ist mit wenigen Ausnahmen bis heute lediglich ein Handwerker, der sein Geschäft nicht einmal technisch vorwärts bringen kann, denn alle technischen Erfindungen: Trockenplatte, Platindruck, Dreifarbenverfahren, Combinationsgummidruck wurden von Amateuren gemacht. In der Photographie hinkt der Berufsmann hinter dem „Dilettanten" her, während es bei allen anderen Künsten umgekehrt ist, und darum ist die Umwandlung der Bezeichnung eines Amateurs in die eines Kunstphotographen durchaus gerechtfertigt.

Ein weiterer Einwand ist der, ob der Photograph fähig ist, seinen Bildern den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken. Will Jemand ein platt und ähnlich gemaltes, aber ausdrucksloses Porträt abfällig beurtheilen, so sagt er: Das ist ja nur eine Photographie! und vergißt hinzuzufügen: von einem schlechten Photographen. Denn der gute schafft heute Bilder von so ausgeprägter Eigenart wie Lenbach und Liebermann und Stuck. Freilich sind derartiger Photographien nur wenige, aber geht es in der großen Kunst anders? Wieviel Persönliches ergattert der Besucher

Digitized by Google

der „großen Berliner“? Die Malerei hat ihren Böcklin und Thoma und andere einsame Großen, aber das Gros bilden die Sichel und Kiesel und Thumann mit ihren sanften Nachtraben. Nicht jeder in der Photographie hat die Qualitäten eines Steichen, eines Hofmeister, und wenn die Jubiläumsausstellung trotzdem genußreicher und kunstinniger wirkt als so manche Gemäldemassenausstellung, so liegt es an der sorgsamen und verständnißvollen Auswahl des Vorstandes.

Das am schwersten zu beseitigende Mißtrauen des großen Publicums gegen die Photographie liegt in der Ueberschätzung des Einflusses der Technik. Der Maler probirt und mischt die Farben nach eigenem Gutdünken auf seiner Palette, der Zeichner kann mit seinem Stift auf dem weißen Papier hinfahren, wo er will, aber die Umrisse und Einzelheiten des Objectes einer Photographie fixirt die Glaslinse auf die Trockenplatte, ohne daß der Photograph anders als durch manuelles Eingreifen Aenderungen bewirken könnte. So die Meinung des Herrn Jedermann, gegen die sich im Princip nichts einwenden läßt. Betrachten wir aber den Proceß des künstlerischen Schaffens etwas näher. Ein Maler soll ein Porträt malen. Er sitzt der zu malenden Person gegenüber und studirt ihre Gesichtszüge, die sich unaufhörlich verändern. Aus diesen Veränderungen sucht er nun diejenige Anordnung der Verhältnisse und Linien auf, die ihm den Charakter der Person am besten auszudrücken scheinen. Entweder giebt es einen Augenblick, in dem diese Anordnung mit einem Male auf dem Gesicht erscheint, und dann wird das geschulte Künstlerauge diesen Eindruck festhalten und ihn nicht verlieren, oder er muß sich die einzelnen Theile zusammensuchen. Aber er darf nur geben, was in dem Gesicht enthalten ist, nicht mehr, ohne unwahr zu werden. Dann steht er vor seiner Leinewand und probirt, kratzt ab, trägt von Neuem auf, bis die gewünschte Anordnung erreicht ist. Und der Photograph? Ihm steht nur der erste Weg offen, er muß warten bis alle charakteristischen Verhältnisse auf dem Antlitz vereint erscheinen und er dieselbe Anordnung durch Oeffnen des Objectivs festhalten kann. Er thut im Princip dasselbe wie der Maler, nur sind seine chemischen Mittel intensiver und complicirter als die des bildenden Künstlers, dessen Mittel übrigens durchaus nicht frei von chemischen Eigenschaften sind. Das Haften eines Bleistiftstriches, die Vermischung zweier Farben setzen ebenfalls chemische Eigenschaften der Hilfsmittel voraus. Beim Landschafter liegt die Sache genau so, trotzdem der großen Masse der scheinbare Unterschied noch krasser erscheint. Von den Compositionslandschaften des 17. und 18. Jahrhunderts ist der heutige Geschmack ziemlich abgekommen, aber trotzdem besteht noch die Meinung, der Photograph könne nur die Natur, der Maler aber noch mehr geben. Aber auch er kann nicht mehr geben, als die Natur ihm bietet, er kann ihren Eindruck nur intensiver gestalten, verdichten, sei es durch sorgsam künstlerische Auswahl des Motives, sei es durch Unterdrückung oder durch dominirendes Hervorheben eines Theils. Alles das vermag aber auch der Photograph. Freilich manches Motiv, das der sinnenfrohe Maler aus verschiedenen geschauten Theilen zusammenstellt, muß der Photograph erst mühselig aufspüren, bis er es vereint findet. Aber das ist seine Sache. In der Kunst gilt nur das Erreichte, nicht das Gewollte und wenn die Photographen nicht künstlerisch vollendete Bilder schaffen würden, würde ich ihnen nicht das Wort reden. Ich möchte nur beweisen, daß das Wesen des Künstlers allein in seiner Anschauung liegt, in seinem Auge und in seinen Sinnen, und daß die Fauſtfertigkeit zwar eine Hauptsache zum Hervorbringen des Kunstwerks ist, aber mit dem Wesen der Kunst nichts gemein hat und sehr wohl durch die Camera und den dazu gehörenden Entwickelungsproceß ersetzt werden kann. Das alte Wort, daß Rafael auch ohne Hände ein großer Maler gewesen wäre, verdankt demselben Gedankengang seinen Ursprung.

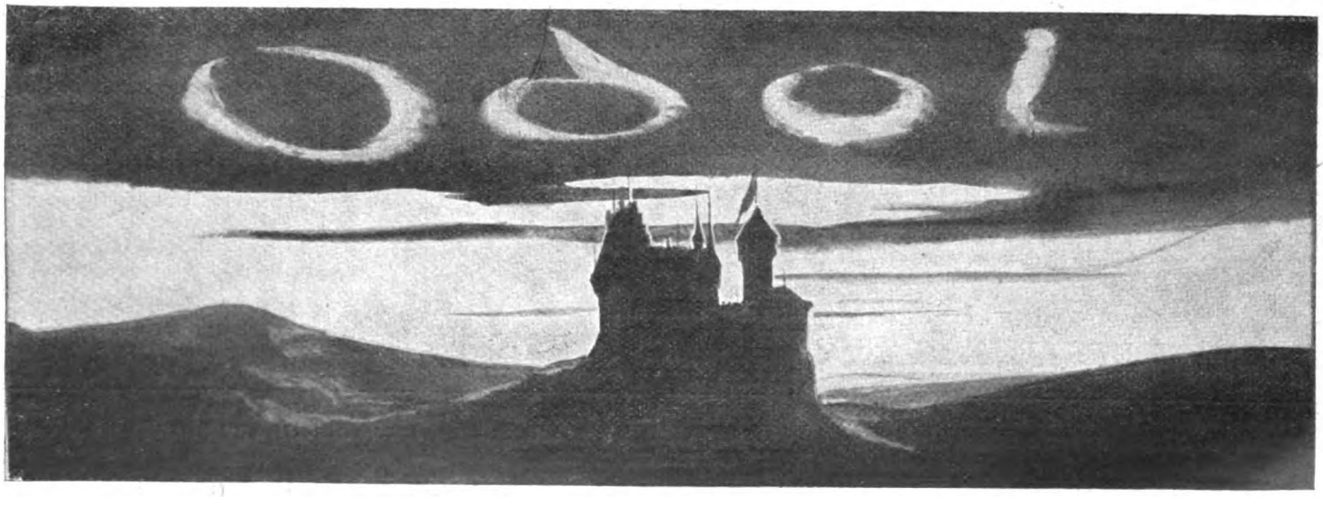
(Schluß folgt.)

Notizen.

Arthur Drews, Nietzsche's Philosophie, Heidelberg 1904, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 561 Seiten. Preis 10 Mk., geb. 12 Mk. Seinem anerkannt praktischen Grundriß des philosophischen Systems Eduard von Hartmann's hat Drews jetzt eine ähnliche compendiöse und doch alle Schriften des Autors umfassende Darstellung der Philosophie Nietzsche's folgen lassen. Auch in diesem Buche bewährt sich die elegante, lichtvolle Schreibweise Drews', indem sich seine Diction dem Stil Nietzsche's derartig geschmeidig anpaßt, daß die Lectüre zu einer ebenso genußbietenden wie lehrreichen wird. Außerdem befähigt Drews sein eigener Standpunkt der Philosophie Nietzsche's eine kurzgefaßte treffende Kritik angedeihen zu lassen. Dies geschieht jedoch nicht etwa in Nietzsche'schem Fehdeton, sondern in durchaus sachlicher Weise; ist es Drews doch bei Abfassung seines Buches nicht so sehr um Polemik zu thun gewesen, als um den Versuch, „mit gleicher Liebe und Antheilnahme die Grundgedanken der sämmtlichen Schriften Nietzsche's, und zwar jedes Mal in systematischer Anordnung, herauszustellen, ihren Zusammenhang sowohl unter einander wie mit der Persönlichkeit des Denkers und dessen Erlebnissen aufzuzeigen und dadurch ein tieferes Verständniß des Philosophen Nietzsche zu vermitteln“. So giebt seine Darstellung zunächst ein Bild von Nietzsche's Leben bis zur „Geburt der Tragödie“, dann zeigt sie Nietzsche unter dem Einflusse Schopenhauers und Wagners, hierauf unter dem Einflusse des Positivismus, und schließlich reproducirt sie dessen Philosophie des freien wollenden Selbst, der Cultur als das Reich des Uebermenschen. Die reductio ad absurdum des individualistischen Princips und der sonstigen Irrthümer Nietzsche's ergiebt sich meistens fast von selbst, demgegenüber Drews, wie gesagt, immerhin die bleibend werthvollen Culturideen des Philosophen herauspräparirt und sie erhalten oder fortentwickelt sehen möchte, ihnen also volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. A. Korwan.

Theodora. Schauspiel in vier Acten von Johan Bojer. Uebersetzung von Adele Neustädter. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Der Verfasser behandelt in diesem Schauspiel ein schwieriges Capitel der Frauenfrage. Mit Aufwendung höchster seelischer Kraft sucht sich die Heldin über die conventionellen Anforderungen der Gesellschaft zu erheben, um schließlich zu erkennen, daß die großen Opfer, die sie im Zwiespalt der Herzensneigung mit der Liebe der Wissenschaft gebracht, doch vergebens waren. Die scharfe Charakteristik der Gestalten des Dramas verdient alles Lob.

Marianne Mewis: Der Sonntagsmann. Novellen. — (F. Fontane & Co., Berlin.) Von den in diesem Bande gesammelten Novellen war uns „Schweigen“ bekannt, eine Arbeit mit seltsamem Vorwurf, die für die feine und behutsame Kunst der Verfasserin von vornherein günstiges Vorurtheil weckte. Voll poetischer Einfachheit ist dann die Geschichte des „Cicisbeo“, der seiner schönen Herrin treu und aufopfernd dient, bis er bei der Erfüllung des Auftrages, ihre verwaiste Nichte sicher in ihre Arme zu führen, sein Herz an die schöne Laura verliert. Aber in der Sumpfluft hat die Signorina den Todeskeim geathmet; halb bewußtlos wird sie ihrer Anverwandten überbracht. Der Cicisbeo muß sie sterben sehen, ohne seinem Schmerze Ausdruck geben zu dürfen, der den Ruf der Geliebten gefährden könnte. Für die fesselnde und liebliche Handlung der „Madonna im Schnee“ wußte die Dichterin ein interessantes, großartig geschildertes Milieu zu finden: Das Haus eines streng gläubigen Mennoniten, eines „Taufgesinnten“, im hohen Norden von Westpreußen. Mit großer Wirkung heben sich auch die überall eingestreuten Naturschilderungen ab, in denen die Dichterin sich als Meisterin offenbart.



Digitized by Google

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler,
Braunschweig.

(Gegründet 1883.)

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.
Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.
Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter), Hamburg.
Seltene Gelegenheit!

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Felix Dahns sämtl. Werke poet. Inhalts.
Neue Folge.

15 Liefgn. zu je 1 Mk. oder 4 Bde. zum Preis von 15 Mk.

Inhalt: **Band I:** 1. Sigwald und Sigridh. 2. Stilicho. 3. Der Vater und die Söhne. **Band II:** 1. Am Hof Herrn Karls. 2. Herzog Ernst von Schwaben. 3. Fünfzig Jahre. 4. Meine welschen Ahnen. **Band III: Walhall. Band IV: Kaiser Karl und seine Paladine.**

Diese neue Folge ist ganz selbständig; sie bildet ein vaterländisches Festgeschenk, zumal an solche, welche die Hauptausgabe besitzen. Die Dahnschen Werke sind und bleiben ein nationaler Hausschatz, der überall mit Freuden willkommen geheißen wird.

Verlag von **Roßberg & Berger** in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**
Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.
Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Träumereien eines Nachtwandlers.
Dichtungen
von
Otto Promber.
Preis Mk. 1.—.
Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.
Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** *M.* 8,—.
Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:
Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.
Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Wir erlauben uns unsere Leser auf die heute beigelegten Prospecte von B. G. Teubner in Leipzig, betr. „Aus Natur und Geisteswelt" und C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers) in Dresden und Leipzig, betr. „Studien zur Literatur der Gegenwart" aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 5. December 1908. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Cant. Von Caliban. — Das gefährdete Ansehen des Officier-Corps. Von einem altpreußischen Officier. — Die nationalliberale Partei. Von Dr. Cajus Moeller (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Der Dramatiker Bernard Shaw. Von Felix Heilbut. — Neue deutsche Romane. Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin). — **Feuilleton.** Madame. Von Friedrich Albert. — **Aus der Hauptstadt.** Der Literatur-Trust. Von Timon d. J. — Aus unseren Kunstsalons. Von J. Norden. — X. Internationale Jahresausstellung von Kunstphotographien in Hamburg. Ansichten und Betrachtungen von Karl Friedrich Heitmann. (Schluß.) — Notizen. — Anzeigen.

Cant.

Der Graf Kwilecki, der offenbar nicht zu den Larochefoucauld-Greisen zählt, jüngeren Leuten also keine guten Lehren giebt, weil er ihnen keine schlechten Beispiele mehr geben kann, der Majoratsherr von Wroblewo hat dem entrüsteten Berlin seelenruhig eingestanden, daß er „Verhältnisse" gehabt habe. Excellenz Ruhstrat leugnete vor Gericht nicht ab, daß er nach des Tages Last und Mühen was weniges gejeut und dabei harte Silberthaler mit dem Ellbogen verächtlich auf die Erde gefegt habe: Pour le garçon! Welche erschreckende Fülle von Unsittlichkeit! Die socialdemokratischen Blätter, die Organe der Mosse-Schule und die Conservativen achten sonst ängstlich darauf, daß sie sich einander schroff widersprechen; doch den Sündern aus Posen und Oldenburg gegenüber setzen sie dasselbe strenge Amtsgesicht auf. Diese Wüstlinge und Spielratten sind verächtlicher noch als Biermann, der scheußliche Revolver- und Scandal-Journalist, den der Herr Staatsanwalt mit Recht so madig gemacht hat. Man möge übrigens, also heißt es im Leitartikel, vom Herrn Leutnant Bilse sagen, was man wolle — in goldener Glorie hebt sich das Bild dieses unerschrockenen, redlichen Bekämpfers von Forbach-Gomorrha von den sittenlosen Finsterlingen ab.

Der polnische Dämchenfreund, die oldenburgische Jeu-Excellenz, die vergnügten Ehebrecher und Zukost-Schnapper von Forbach, der geldgierige Provinz-Pamphletist, sie alle sind in unserem fortgeschrittenen und moraldurchtränkten Zeitalter, Gottlob, Ausnahme-Creaturen. Ihrer Thaten Scheußlichkeit freilich wird dadurch nicht geringer, daß sich derlei, dem Himmel sei Dank, nur selten ereignet. Man weiß, welche Macht die Sittlichkeit über uns hat. Unsere Ehemänner reagiren nur auf legitime Reizungen. Erfolglos bleibt ihnen gegenüber das große Waffenlager von Verführungen, womit Satan der Keuschheit Fallen legt: das Heer der Eingemietheten, der gefälligen Nachmittagsschönen und last not least — damit auch dem kleinen Manne etwas geboten wird — der freundlichen Dienstmädchen. Im Berliner Thiergartenviertel wie bei den Sechsdreier-Rentnern von S. und SW.; in der Residenz wie auf dem Sitze der ländlichen Aristokratie weht dieselbe gesunde, dünne Luft. Wer weiß hier, was das überhaupt ist: einer verheiratheten Dame das Mieder öffnen? Wir erröthen bei der bloßen Vorstellung, wir ganz phantastisch Sittlichen. Käme Tacitus zurück, er hätte noch heute seine Freude an uns. Ja, mehr — er würde zerknirscht erkennen, daß wir das von ihm getadelte ekle Laster des Hazardirens abgestreift haben, und daß in Germaniens Gauen höchstens noch Sechsundsechzig mit Streichhölzern oder, wenn's ganz satanisch schlimm kommt, Skat zum fünftel Pfennig gespielt wird. Es ist eine Lust zu leben. Unsere asketische Strenge freilich berechtigt uns auch dazu, centnerschwere Steine auf die paar Verruchten zu werfen, welche ihres Nächsten Weib begehren, Mädel aus Saarbrücken mit auf die Bude genommen oder lüstern einer Stallmagd, die beträchtlich nach Mist riecht, nachgestellt haben. Alles kommt an's Tageslicht, wenn man unter Eid aussagen muß, und gerichtet ist, wer als Excellenzherr reumüthig zugesteht, daß er vor Jahrzehnten einmal vom Oberkellner zehn Mark gepumpt hat, um sie in schamlosem Jeu schleunigst zu verplempern. Kinder, was für herrliche Tugendbolde sind wir doch geworden! So herrliche, daß wir's beinahe selber nicht glauben. Nur gut, daß die Zahl der Eide immerhin noch selten ist, und daß solche Geschichten, wie die Forbacher und Oldenburger und der Kwilecki-Rummel, sonst entweder unter Ausschluß der Oeffentlichkeit verhandelt werden oder überhaupt nicht in die Zeitungen kommen.

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut. Das sind die sittlichen Leitmotive der bestehenden Weltordnung. Das sind die idealen Forderungen, die wir beständig dem Nachbar auferlegen. Was uns selber anbelangt — na ja. Das Menschenleben besteht aus momentanen Verirrungen. Bloß darf man sich nie dabei kriegen lassen. Denn wer erwischt wird, den schleift man an den Zeitungspranger und ersäuft ihn in der Riesentonne, wohinein alle Thränen über die Schlechtigkeit der Welt geweint werden. Der Zeitungspranger ist besonders furchtbar für einen Zeitungsmenschen vom Schlage dieses Biermann, der mit Sensationsartikeln ein übelriechendes Geld verdient. Ich muß ihn mir nächstens doch ansehen, den einzigen verderbten Verleger in Deutschland, der von der Corruption im redactionellen Theile lebt und nicht von den Annoncen.

Wo wir Alten so ausschweifend moralisch sind, da ist die Verwahrlosung der Jugend ja als gesunde Reaction eigentlich erklärlich. Es soll jetzt Sitte in einzelnen studentischen Corps geworden sein, kranke Dirnen an Commilitionen weiter zu geben, damit die ebenfalls erkranken. Ein göttlicher Spaß, aber kein taciteischer. Juvenal hätte mehr Vergnügen

Digitized by Google

daran gehabt. Und der Ehebruch ohne Leutnants ... Und das Jeu — nein, was man sich da gerade jetzt wieder aus der Gegend Unter den Linden erzählt! Excellenz a. D. Ruhstrat ist doch ein armer Stümper gewesen ... Wenn man nach übertischtem Mahle in den Club bummelt oder in einen Salon Schetteler, dann denkt man mit zwiefachem Vergnügen der ebenso erbaulichen wie lehrreichen Entrüstungs- und Strafartikel, welche der Vorwärts, die Vossische, die Frankfurter Zeitung gegen die sexuellen Orgien im Leutnantsstübchen und das Ministerjeu veröffentlicht haben. Caliban.

Das gefährdete Ansehen des Officier-Corps.

Von einem altpreußischen Officier.

Um den militärischen Gerichtsherrn, dieses Zwitterwesen eines für die Leistungen der ihm unterstellten Truppe in allen Punkten verantwortlichen Commandeurs und eines juristisch völlig unerfahrenen Hüters der Rechtspflege, zu retten, gaben bei Berathung der neuen Militärstrafproceßordnung die im Reiche maßgebenden Stellen dem Drängen der öffentlichen Meinung nach und willigten in die Einführung der Oeffentlichkeit in den militärgerichtlichen Verhandlungen. Mögen die Officiösen es auch noch so oft und noch so heftig bestreiten, es ist und bleibt Thatsache, daß seit Bismarck's Scheiden aus dem Amte das Ansehen des Deutschen Reiches zusehends geschwunden ist. Ein Wunder ist dies wahrhaftig nicht. Was hätten in der neuen Aera die Regierenden denn nicht am falschen Ende angefangen? Ueberall ließen sie sich einerseits durch das heiße Sehnen nach gewaltigen, die gesammte Welt blendenden Erfolgen bethören, andererseits von Theoretikern berathen, bei denen man nicht wußte, was größer war: ihr Ehrgeiz oder ihre naive Unerfahrenheit in politischen Dingen. Hierunter hat von allen Einrichtungen des Reiches am Meisten das deutsche Heer gelitten, das, so weit es sich nicht um das liebe Geld handelt, einer Controlle durch die Volksvertretung — unter normalen Verhältnissen zum Segen des Vaterlandes — noch entrückt ist. Und der schwerste Schlag, der nächst der zweijährigen Dienstzeit diesem Heere versetzt worden ist, dürfte unzweifelhaft die Zulassung der Oeffentlichkeit in den militärgerichtlichen Verhandlungen sein.

Das Heer ist der Grundpfeiler, auf dem fast ausschließlich der gewaltige Bau des Deutschen Reiches ruht. Wankt er, so geräth Alles in's Schwanken. Sein Werth ist aber vornehmlich durch die Tüchtigkeit des Officier-Corps bedingt. Daher kommt es vor Allem darauf an, daß das Vertrauen der Nation in dieses nicht bloß erhalten, sondern auch noch beständig gestärkt wird. Nur wenn das deutsche Volk davon durchdrungen ist, daß seine Officiere sittlich so hoch stehen und in ihrem Dienst so sicher sind, wie es ihre hehre Aufgabe, das Vaterland gegen seine inneren und äußeren Feinde zu schützen, erfordert, nur dann kann es der Gegenwart froh werden und zuversichtlich der Zukunft entgegengehen. Demgemäß sollte für alle Diejenigen, denen das glückliche Fortbestehen des Werkes Otto von Bismarck's am Herzen liegt, der gute Ruf des deutschen Officier-Corps ein Noli me tangere sein. Wird er aber nicht durch die Oeffentlichkeit der militärgerichtlichen Verhandlungen auf das Bedenklichste gefährdet? Allerdings gehört nur sehr wenig Verstand dazu, um sich zu sagen, daß auch die Officiere nicht frei von Fehl sind, daß auch in ihren Kreisen von Einzelnen arg gesündigt werden kann. Sind doch auch sie nur mit menschlichen Schwächen behaftete Sterbliche. Aber es ist nun einmal so: selbst dieses Minimum von Einsicht ist nur bei einer verhältnißmäßig kleinen Zahl unserer sogenannten Gebildeten anzutreffen. Zwar fällt es der gedankenlosen Mehrheit niemals ein, aus dem Umstand, daß unsere Criminalgerichte mit Arbeit überhäuft sind, zu folgern, daß die Nation an sittlicher Stärke eingebüßt habe. Wenn aber nur zwei oder drei Officiere auf der Anklagebank wegen schwerer Verfehlungen sitzen, glaubt dieselbe Mehrheit sogleich, unser gesammtes Officier-Corps wäre nicht einen Schuß Pulver werth. Und um so nachhaltiger vermag sich bei ihr diese Auffassung festzusetzen, als alle diejenigen Parteien, die in dem Heere das Haupthinderniß für die Erreichung ihrer Ziele erblicken, ihr Möglichstes thun, sie zu nähren. Erheben sie nicht regelmäßig ein fürchterliches Geschrei über Zucht- und Sittenlosigkeit, die im Officier-Corps eingerissen sei, oder über unerhörte Willkür, die immer mehr um sich greife, wenn bekannt wird, daß einmal auch deutsche Officiere mit dem Gesetz in Widerspruch gerathen sind? Das Officier-Corps soll im Grunde doch der rocher de bronce sein, von dem alle gegen das Deutsche Reich gerichteten Angriffe zurückprallen müssen. Um das Vertrauen der Nation in die Widerstandskraft dieses rocher de bronce zu erschüttern, konnten die Verbündeten Regierungen wahrhaftig kein geeigneteres Mittel wählen als die Zustimmung zu der Einführung der Oeffentlichkeit für die militärgerichtlichen Verhandlungen. Bei dieser Oeffentlichkeit sitzt über den Officier nicht bloß das betreffende Richtercollegium zu Gericht, sondern auch die gesammte Welt außerhalb des Gerichtssaales, die eine Zeitung zu lesen im Stande ist.

Man wird vielleicht sagen, ich solle das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Wie die bürgerlichen, so dürften ja auch die militärischen Gerichte nach eigenem Ermessen die Oeffentlichkeit ausschließen. Gewiß! Hat aber die Armee die Bürgschaft, daß von dieser Befugniß in der ihr allein dienlichen Weise Gebrauch gemacht wird? Unsere hervorragenden Juristen bleiben fast sämmtlich der bürgerlichen Justiz treu, weil sie Bedenken tragen, sich in ein Verhältniß der Abhängigkeit zu einem höheren Officier zu bringen, der auf dem Gebiete der Rechtspflege im günstigsten Falle nur Kenntnisse und Erfahrungen eines Laien hat. In keiner Epoche der preußisch-deutschen Geschichte ist zwar in dem Maße wie in der gegenwärtigen der Grundsatz giltig gewesen, daß wem Gott ein Amt giebt, er ihm auch den dazu erforderlichen Verstand verleiht. Aber dadurch ist doch noch nicht gegeben, daß heute ein General, der mit den Obliegenheiten eines militärischen Gerichtsherrn betraut wird, auch sofort vollkommen in der Rechtspflege zu Hause ist. Ihm ordnet sich sobald kein bürgerlicher Jurist unter, der sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen pflegt. Vortreffliche Männer sind sicherlich die Herren, die von der bürgerlichen Justiz zur militärischen übergegangen sind, als diese auf Grund der neuen Militärstrafproceßordnung reorganisirt wurde. Nichts liegt mir ferner, als in Abrede stellen zu wollen, daß sie auch als bürgerliche Juristen Tüchtiges geleistet haben. Aber es muß hier doch ausgesprochen werden: mit der Oeffentlichkeit der militärgerichtlichen Verhandlungen werden sie absolut noch nicht fertig. Die Berathung der Gerichtshöfe durch sie in dieser Frage hat sich bis heute noch viel zu oft als unzulänglich erwiesen. In den verschiedenen, von der öffentlichen Meinung mit besonders regem Interesse begleiteten Processen seit Einführung der neuen Strafproceßordnung haben die betreffenden Gerichtshöfe eigentlich nur einmal das Richtige getroffen; und zwar im Falle Hüssener. Die Tödtung eines wehrlosen Untergebenen, wie es schien ohne triftigen Grund, auf offener Straße durch jenen Fähnrich z. S. hatte die deutsche Nation in ihrem Innern so stark aufgewühlt, daß, da nun einmal die Oeffentlichkeit statthaft war, sie hier im vollen Umfang angewandt werden mußte, damit Jedermann sah, wie der Angeklagte seinem Opfer an's Leben gehen konnte, und ob auch das Vergehen durch die Strafe gesühnt wurde. Noch tiefer als durch den Fall Hüssener war aber das Empfinden des Volkes durch die Gumbinner Mordaffaire berührt worden. Hier jedoch

Digitized by Google

bedurfte es erst eines Sturmes allgemeiner Entrüstung, um die zweite und dritte Instanz an dem Ausschluß der Oeffentlichkeit, welchen die erste Instanz an den wichtigen Stellen mit großer Consequenz durchgeführt hatte, zu hindern. Ganz und gar verfehlt ist auf der anderen Seite wieder die breite Oeffentlichkeit gewesen, in der sich jetzt in Metz der Proceß gegen den Leutnant Bilse abgespielt hat.

Wer in aller Welt hatte denn in dem Proceß gegen den Leutnant Bilse ein berechtigtes Interesse an der Oeffentlichkeit? Der Angeklagte keineswegs. Wenn er auch vor Beginn der Verhandlungen in der Presse zu verstehen gegeben hatte, daß er für alle von ihm in dem Roman „Aus einer kleinen Garnison" aufgeführten Thatsachen den Beweis der Wahrheit erbringen werde, so hat er sich doch zu guter Letzt eines Besseren besonnen. Denn vor den Schranken des Gerichts erklärte er bereits am ersten Verhandlungstage, er wäre bei der Abfassung seines Buches lediglich der Phantasie gefolgt. Verdiente er hinsichtlich des Waltens seiner Phantasie auch wenig oder gar keinen Glauben, so lag doch nach dieser Erklärung auf der Hand, daß seinen Rechten durch Schließung der Thüren durchaus nicht zu nahe getreten worden wäre.

Ein Pamphlet hatte ferner der nunmehr verurtheilte Officier geschrieben; und diese Auffassung muß hier aufrecht erhalten werden, trotzdem der Metzer Gerichtshof in der Urtheilsbegründung dem Roman „Aus einer kleinen Garnison" den Charakter einer Schmähschrift abgesprochen hat. Warum? Man höre und staune! Nun, weil sich unter die vielen Schmähungen auch einzelne gute, von edlen Bestrebungen zeugende Gedanken geschoben haben. Also, wenn Jemand ein Pamphlet in die Welt schicken, aber nicht Pamphletist gescholten werden will, hat er nur nöthig, unter die Schmähungen einige richtige, wohlmeinende Sätze zu mischen. Das heißt doch nichts Anderes, als den Begriff des Pamphlets verschieben. Lag es nun etwa im Interesse der im Pamphlet des Leutnants Bilse Bloßgestellten, daß vor In- und Ausland gerichtlich nachgewiesen wurde, der Pamphletist hätte sie mit aller Gewalt bloßstellen wollen? Sehr schlecht hat der Verfasser des Romans abgeschnitten; aber zum Mindesten ebenso schlecht die Mehrzahl der geschmähten und nun als Zeugen auftretenden Officiere. Die Bilder, die sich in Folge ihrer Aussagen vor dem Zuhörer oder Leser entrollten, waren so tieftrauriger und oft auch so widerlicher Art, daß Officiere altpreußischer Gesinnung vor Kummer und Scham über das Vernommene lebhafte Scheu empfinden konnten, sich auf der Straße sehen zu lassen. In ihrem eigenen und ihrer preußischen Kameraden Interesse hätten vielmehr die geschmähten Zeugen den Gerichtshof fußfällig bitten müssen, nur ja die Thüren des Saales dauernd zu schließen.

Verlangte etwa zum Dritten, wie in dem Fall Hüssener und in der Gumbinner Mordaffaire, die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, daß bei den Verhandlungen Alles im hellsten Tageslicht vor sich ging? Freilich interessirte sich diese auch für den Fall Bilse. Aber doch nur insoweit, als sie mit Bestimmtheit erwartete, dem Pamphletisten würde durch eine möglichst schwere Strafe die Lust genommen werden, sich noch weiter in Schmähschriften zu versuchen. Zweifellos wäre sie auch vollkommen zufrieden gewesen, wenn sie von den Metzer Verhandlungen nur zu hören bekommen hätte, daß dem Leutnant Bilse eine recht fühlbare Lection ertheilt worden.

Oder wollte am Ende der Metzer Gerichtshof vermittelst der breiten Oeffentlichkeit indirect gar die Heeresverwaltung auf die Anklagebank bringen? Mitschuldig ist diese allerdings im hohen Grade an den Metzer Vorgängen. Unbedingt hat die Heeresverwaltung seit Jahren gewußt, was für unser Officier-Corps dort in den kleinen Grenzgarnisonen auf dem Spiel steht. Es ist darauf zu schwören, daß die höheren Vorgesetzten, welche die in jenen Garnisonen stehenden Truppen zu besichtigen hatten, in ihren Berichten auch gesagt haben, wie viele hoffnungsvolle Officiere ihnen zum Opfer fallen. Wie die schiedsrichterlichen Entscheidungen in den Kaisermanövern nur allzu oft, aber natürlich ganz zufällig, den Wünschen der Höheren entsprechen sollen, so mögen diesen Wünschen nicht selten auch die Ergebnisse der Inspizirungen unwillkürlich angepaßt werden. Aber ich halte es doch für undenkbar, daß Generäle in ihren Berichten den verhängnißvollen Einfluß eines längeren Verweilens im Milieu der kümmerlichen Garnisonen an der Grenze auf die geistige und sittliche Entwickelung der Offiziere nicht zur Sprache gebracht haben. Denn sicherlich ist ihnen nicht ein-, sondern mehrere Male von zuständiger Seite erklärt worden, daß der Hauptmann M. oder der Oberleutnant W., die nach der Ansicht des Herrn Generals sich zur Beförderung nicht mehr eigneten, „so nur in Weißenburg, Bitsch, Saarburg, Diedenhofen, Mörchingen ꝛc. werden konnten" und gewiß noch eine Zukunft gehabt hätten, wenn man sie rechtzeitig in eine Garnison versetzt haben würde, welche ihre einschlummernden Kräfte wieder zu beleben vermochte. Ohne Frage haben die höheren Vorgesetzten auch wiederholt an der Beilegung oder Erledigung von persönlichen Conflicten mitwirken müssen, die nur in der dumpfen, schwülen Luft der kleinen Grenzgarnisonen entstehen konnten. Und weiter! Herr von Goßler, der letztverflossene Kriegsminister, bezeichnete die That des Oberleutnants Rüger, der in Mörchingen am Abend eines Kaisergeburtstages zur Rettung seines mit einem Duell bedrohten Bruders dessen Gegner, den Hauptmann Adam, niederschoß, seiner Zeit in der Budget-Commission des Reichstags als eine Schmach für die Armee. In einer weit verbreiteten Zeitung streng conservativer Richtung, deren militärische Artikel im preußischen Kriegsministerium sonst nicht unbeachtet bleiben, wurde hingegen nachgewiesen, daß der unglückliche Officier in einer Garnison mit weniger trostlosen Daseinsbedingungen, als wie sie die kleinen Grenzgarnisonen des Westens bieten, nie und nimmermehr zum Revolver gegriffen haben würde, und zu diesem Nachweis haarklein geschildert, wie es in den traurigen Nestern aussieht, und wie es in ihnen zugeht. Sollte man wirklich den hier gekennzeichneten Artikel im preußischen Kriegsministerium zufällig nicht gelesen haben? Angenommen aber, es träfe zu, sollte es auch den in einer Wochenschrift erschienenen Aufsatz übersehen haben, der zu derselben Zeit dasselbe Thema behandelte, und dessen Ausführungen in der Forderung gipfelten, die Truppentheile nicht länger als höchstens drei Jahre in den bösen Grenzgarnisonen zu lassen? Möglich ist in der Welt Alles. Möglich ist auch, wie ein officiöser Berichterstatter einer Berliner Zeitung bewiesen hat, daß die tactisch eigentlich unmöglichen, oft besprochenen und oft beklagten Cavallerie-Attacken im Ernstfalle vorkommen werden. Möglich ist daher auch, daß der Zufall zweimal der Heeresverwaltung die Gelegenheit vorenthalten hat, sich über das Milieu der Grenzgarnisonen erschöpfend zu unterrichten. Aber wahrscheinlich ist es gerade nicht, wie es auch kaum glaubhaft ist, sie sollte nicht gewußt haben, daß die kleinen Grenzgarnisonen das Hauptcontingent zu den mit schlichtem Abschied aus dem Heere zu entfernenden Officieren stellen. Diese Thatsache ist auf Grund eingehenden Studiums der neuesten Armee-Rangliste nicht von einem abscheulichen Nörgler, sondern von dem hyperloyalen Mitarbeiter einer Zeitung festgenagelt worden, die, mag geschehen, was da wolle, verpflichtet ist, unter allen Umständen den Ruhm des gegenwärtigen Regiments zu preisen. Ist nicht die Annahme berechtigt, daß auch die letzterwähnten Officiere nur das Opfer ihrer nichtswürdigen Garnison geworden sind? Also: in vollem Maße konnte schon seit längerer Zeit die Heeresverwaltung die schweren Schäden übersehen, die dem Officier aus dem Aufenthalt in den kleinen Standorten an der Westgrenze erwachsen. Und trotzdem hat sie bis heute auch nicht das Geringste gethan, um ihnen

Digitized by Google

entgegenzuwirken, so daß die preußische Armee die Blamage von Forbach erleben mußte. Vermuthlich hatte sie stets wichtigere Aufgaben als die Bewahrung einer großen Zahl hoffnungsvoller Officiere vor dem sittlichen Verfall zu erledigen. Man könnte sich wirklich nicht wundern, wenn ihr die Vorbereitung und Abhaltung glänzender militärischer Schauspiele, die Stellung von Ehrencompagnien und Ehrenescorten, die Commandirung von Truppen zur Bildung von Spalieren, die Abfassung neuer Verordnungen und die Abänderung der Uniform zu weniger ernsten Dingen keine Zeit mehr übrig gelassen hätten. Sei dem jedoch, wie ihm wolle, immerhin würde es sich verstehen lassen, wenn sich bei Männern, die ihr Vaterland lieb haben, das Bestreben regte, die unverzeihliche Unterlassung der Heeresverwaltung nicht bloß dieser selber, sondern auch der ganzen Nation vor Augen zu führen. Indessen derartige Absichten dürfen wir nicht einmal bei einem bürgerlichen Gerichtshof voraussetzen. Wie sollte sie ein militärischer hegen können, der doch um Vieles abhängiger von oben ist als ein bürgerlicher?

Ja, warum lehnte aber der Metzer Gerichtshof den immer wieder von dem Vertreter der Anklagebehörde gestellten Antrag auf Ausschluß der Oeffentlichkeit immer wieder ab? Wüßten wir nicht, daß hervorragende Juristen zögern, in den Dienst der Militärjustiz überzutreten, wir würden vor einem Räthsel stehen. Nur aus diesem Umstand erklärt sich die gewählte breite Oeffentlichkeit in den Proceßverhandlungen gegen den Leutnant Bilse. Der Gerichtshof hat ihre große und verhängnißvolle Bedeutung für den Ruf des preußischen Officier-Corps nicht zu ermessen vermocht. Selbst wenn die öffentliche Meinung auch den unheilvollen Einfluß des Milieus der kleinen Grenzgarnisonen auf den Officier richtig bewerthen sollte, sagt sie sich etwa ebenfalls, daß das Officier-Corps des Forbacher Trainbataillons weder in seiner männlichen noch in seiner weiblichen Zusammensetzung als die Elite des preußischen Officier-Corps gelten kann? Sagt sie sich ferner, daß Vorgänge, wie sie sich in jenem Trainbataillon zugetragen haben, in keinem anderen Officier-Corps des preußischen Heeres möglich gewesen wären, auch nicht in einem solchen, das, wie das Officier-Corps des Bataillons in Forbach, den bösen Einflüssen der kleinen Grenzgarnisonen ausgesetzt war? Stets fühlt sich die öffentliche Meinung versucht, den Einzelfall zu verallgemeinern. Wenn jetzt die große Masse der Halbgebildeten und die noch größere der Ungebildeten eine ähnliche Handlungs- und Denkungsweise, wie sie zum großen Leidwesen aller aufrichtigen Vaterlandsfreunde an den Forbacher Officieren beobachtet werden konnte, dem gesammten preußischen Officier-Corps zuschreibt, so hat dies hauptsächlich der Metzer Gerichtshof verschuldet, der, weil juristisch nicht in genügendem Maße berathen, in seinen Verhandlungen von der Oeffentlichkeit einen zu umfangreichen Gebrauch gemacht hat.

Das Unglück ist geschehen, d. h. das Vertrauen des Volkes in das preußische Officier-Corps so schwer erschüttert worden wie kaum je zuvor. Jetzt erübrigt nur noch, den Brunnen zuzudecken, in den das Kind gefallen ist. Es genügt aber dabei nicht, daß die Heeresverwaltung sich nun endlich dazu bequemt, sich der in die kleinen Grenzgarnisonen des Westens verbannten Officiere anzunehmen. Dieses Erforderniß steht, so wichtig es auch an und für sich ist, erst an zweiter Stelle. Bei Weitem nothwendiger ist die Bekämpfung der Oeffentlichkeit in den militärgerichtlichen Verhandlungen. Wird aber hierzu jemals der Reichstag die Hand bieten? Wohl kaum. Daher liegt der Schutz des Ansehens unseres Officier-Corps gegen seine weitere Gefährdung allein in der schleunigst herbeizuführenden Erkenntniß der Militärgerichtshöfe, daß die Oeffentlichkeit rücksichtslos auszuschließen ist, sobald ein Officier auf der Anklagebank sitzt. Wenn die dem Heere übelwollende Presse darüber auch Zeter-Mordio schreien wird, so darf dies die militärischen Richter nicht weiter anfechten. Nur der Stimme ihres Gewissens haben sie zu folgen. Das Gewissen aber bleibt ruhig, wenn das geschieht, was das Wohl des Vaterlandes erheischt.

Die nationalliberale Partei.

Von Dr. Cajus Moeller (Berlin).

Gegen das Vermuthen der Draußenstehenden hat die jüngste Reichstagswahl der nationalliberalen Partei einen sehr erheblichen Stimmenzuwachs gebracht. Obschon alte Parteiburgen wie Leipzig dem socialdemokratischen Ansturm erlagen und auch die hart umstrittenen westfälischen Industriebezirke sich nicht behaupteten, kehrte die Partei fast ungeschmälert zurück und wird von Neuem einen Posten im Reichstagspräsidium zu besetzen haben. An Mandaten wie an Stimmen zeigte sie sich stärker als die drei sogenannten entschieden liberalen Parteien zusammen gerechnet. Sie fühlt sich ausgesprochen im Wiederemporsteigen und hofft dafür besonders auf die gebildete Jugend; die jung-nationalliberalen Vereine haben ja weit über das Reich hin eine erhebliche Ausbreitung gewonnen. Und das in einer Zeit, deren ganze Richtung übrigens die Mittelparteien nicht begünstigt, dafür desto mehr die Extreme von Rechts und von Links.

Einem im Kampf für diese Partei allerdings zumeist als Outsider alt gewordenen Publicisten seien dazu einige Betrachtungen gestattet. Rückblicke auf die Vergangenheit, aus denen vielleicht für die Zukunft Einiges zu entnehmen sein könnte. Wenn nichts Anderes, dann eine Warnung vor dem Rückfall in früher verhängnißvoll gewordene Fehler.

In den glänzenden Zeiten der Partei, gleich nach 1870, sagte der alte Julian Schmidt einmal skeptisch, die Partei sei im Grunde gar keine solche, sie bezeichne nur die Stelle, wo einmal künftig eine Partei sein könnte. Das Wort ist damals als viel zu pessimistisch abgelehnt worden, aber der Erfolg hat ihm Recht gegeben. Der Nationalliberalismus verfiel, weil er es niemals zu einer geschlossenen Form gebracht hatte. Eine Partei braucht vor Allem einen Führer, wie ihn das Centrum in Herrn Windthorst und der Fortschritt in Herrn Richter gefunden hatten. Die Nationalliberalen besaßen keinen Führer; darin bestand ein Theil ihrer Stärke, zugleich aber ihre große Schwäche. Die Partei wird auf deutschem Boden ihre Daseinsberechtigung behalten, so lange auf diesem die Voranstellung der nationalen Gesinnung vor jeden sonstigen Gesichtspunkten nothwendig bleiben wird, und das wird noch sehr lange der Fall sein. Eben darum aber wird es ihr stets schwer fallen, in den inneren deutschen Fragen zu einem geschlossenen Auftreten zu gelangen. Auch das Centrum umfaßt alle Gesinnungsnuancen, vom hochtoristischen Magnaten bis zum Industriearbeiter. Aber das Centrum ist eine confessionelle Partei; einen berechtigten Stolz des Nationalliberalismus bildet es, daß er seit seinem Bestande stets eine Menge hervorragender katholischer Capacitäten mit umschlossen hat.

Die Zeiten der nationalliberalen Stärke im Reichstag und preußischen Abgeordnetenhause waren zugleich die, als die genannten Körperschaften das höchste geistige Niveau besaßen. Darüber können unbefangene Meinungen in sämmtlichen Parteilagen einig sein. Vom Reichstag galt das übrigens entschieden ausgesprochener als von der bedeutendsten einzelstaatlichen Volksvertretung. Aber gerade darin lag auch wieder ein Nachtheil. Man erinnerte ominös an das Frankfurter Parlament mit seinen dichten Professorenreihen. Daß sich zu diesem dann das großindustrielle Element gesellte, war im Ganzen sicher kein Gewinn, obgleich die Partei dadurch um hochverdiente und moralisch intakte Persönlichkeiten

Digitized by Google

bereichert wurde. Es fehlte zu sehr der kleine Mittelstand, der städtische und noch mehr der ländliche. Der materielle Daseinskampf fand dort keine Stimmen; man schwebte zu gerne wie eine Gottheit über den Massen. Man glaubte dem Fürsten Bismarck nachzuahmen, wenn man die Massenwünsche verachtete. Heinrich v. Treitschke hat sich um die nationalliberale Partei unsterbliche Verdienste erworben, obschon er im Unfrieden von ihr schied und sich weiter rechts ansiedelte; aber im Kampf gegen die fortschrittliche Bornirtheit in der deutschen Frage unmittelbar vor 1866 war ihm das unglückliche Wort „vornehme" Parteiauffassung entschlüpft, und fortan glaubte jeder nationalliberale Unterführer vornehm zu sein, wenn er auf die Stimmzettelträger herabsah. Der Sinn für die sociale Frage war stets auf dem rechten Flügel relativ lebhafter als auf dem linken. Der dort gern gehörte Trost lautete, daß es doch stets arme Leute gegeben habe und geben werde, aber er war bei Weitem nicht groß genug. Vollends die in ihren Anfängen so zaghaften landwirthschaftlichen Interessenbestrebungen konnte man gelegentlich mit spöttischen Bemerkungen über „die Agrikel" abgefertigt hören. Die gesicherte Lebensstellung der meisten nationalliberalen Häupter vergrößerte noch das Uebel; man hielt sich selbst gerne von dem Staub des Parteikampfes fern und überließ ihn subalternen Kräften. Der verhängnißvolle Reichstagswahlkampf von 1878 z. B. ist deßhalb so unglücklich verlaufen, weil die Führer erster und zweiter Garnitur von dem sommerlichen Berlin entfernt waren und die Publicisten dritten Ranges eilfertig in die antibismarck'sche Tonart von vor 1866 zurückfielen.

Verhängnißvoll wurde daneben die Persönlichkeit des ersten Führers, der ein Parteityrann hätte sein müssen und nur der Erste unter Seinesgleichen sein wollte, bis man ihm auch dieses nahm. Rudolf v. Bennigsen war ein vornehmer Mann im besten Wortsinn, aber gerade diese seine Eigenschaft war ein Fehler für ihn als Parteiführer. Das heutige Parteileben braucht in Deutschland Männer mit festen Fäusten und kräftigen Ellenbogen. Daß er um die Jahreswende 1877/78 nicht den Willen zur politischen Macht besaß, sondern auf seine Freunde Rücksicht nahm, ist für die Partei verhängnißvoll geworden. Die Forckenbeck und Stauffenberg haben ihm das 1880 bei der Secession wahrlich schlecht genug gedankt. Den Mephisto bei der ganzen Angelegenheit spielte übrigens in einer noch nicht genügend bekannten Weise Herr Dr. Bamberger. Er war weit mächtiger als der im Grunde confuse Lasker, den er aber sehr geschickt vorzuschieben wußte, um hinter ihm zu agiren. Nach dem Scheitern der Combination Bennigsen wurde in München ein hervorragender rechtsnationalliberaler Abgeordneter gefragt, wie denn ein so sinnloser Ausgang möglich gewesen sei? „Dr. Bamberger giebt so gute Diners", war die selbstironisirende Antwort. Man hat der nationalliberalen Partei häufig von Links her den Vorwurf der Rückgratlosigkeit gegenüber dem Fürsten Bismarck gemacht. Die Berechtigung dazu mag hier dahingestellt bleiben, aber vulgäres Machtstreben war davon jedenfalls nicht die Ursache. Den Willen zur Macht hat die Partei im Gegentheil stets viel zu wenig gehabt.

Das läßt sich nun nicht wieder einbringen. Für Ministerien aus der Mitte der Volksvertretung ist bei uns in absehbarer Zeit keine Aussicht vorhanden, und für den Moment ist das auch sicher recht gut. Wenn man aber aus der Vergangenheit lernen kann, dann sollte die Partei vor Allem sich möglichst mit den materiell schaffenden Kräften in Stadt und Land im lebendigsten Zusammenhang erhalten. Man hat sie principienlos genannt; sie war dies so wenig, daß man sie vielmehr zu principienvoll nennen konnte; sie war recht eigentlich das, was man in Belgien doctrinär nannte; das Schicksal dieser Brüsseler Doctrinärs aber könnte ihr wohl zur Warnung dienen. Wie gesagt, kann ihr der Zufluß aus der Nation niemals fehlen, solange sie das nationale Element jeder sonstigen Erwägung voranstellt, und dieses wird sie immer thun; sie wird damit stets die stärkste der liberalen Parteien in Deutschland bleiben, wie sie die bei Weitem bestberechtigte ist. Aber dieser Strom wird sehr viel stärker werden können und müssen, wenn sie auf die Gesinnung und die Bedürfnisse des kleinen Mittelstandes in Stadt und Land größere Rücksicht nimmt als bisher. Dazu haben diese Zeilen eines alten publicistischen Tiro nach ihrem Maß von Wirkung Anstoß geben wollen.

Literatur und Kunst.

Der Dramatiker Bernard Shaw.

Von Felix Heilbut.

Ich kenne nur drei Dramen von ihm. Aber diese Arbeiten hörte ich als seine besten bezeichnen, und sie sind wohl auch für den Verfasser in genügendem Maße charakteristisch, so daß ich glaube, ein Urtheil über Shaw aussprechen zu dürfen, ohne mich mit seiner ganzen, sich über mehr als ein Jahrzehnt erstreckenden dramatischen Production zu befassen.

In England und Amerika werden seine Dramen seit Jahren dem Publicum vorgesetzt, und Shaw hat sich dort einen Namen gemacht; zwar keinen hervorragend großen Namen, aber seine Thätigkeit wird mit Ernst verfolgt. Er gilt für mehr als ein bloßer Theaterlieferant: man zählt seine Werke zur „literarischen" Literatur. Ja, es giebt sogar Kritiker, die ihn mit Ibsen verglichen und diesem an die Seite gestellt haben. — In Deutschland ist man erst seit kurzer Zeit auf ihn aufmerksam geworden. Man verspricht sich sehr viel von ihm, und sowohl literaturfreundliche wie auch geschäftskundige Theaterleiter reißen sich förmlich um das Aufführungsrecht seiner Dramen. Wir werden in der nächsten Zeit mit Arbeiten Shaw's förmlich überschüttet werden, und da drängt sich von vorn herein die Frage auf, ob ein solcher Erfolg berechtigt ist.

Shaw macht es sich im allgemeinen bequem. Er läßt eine der ersten dramatischen Forderungen unerfüllt. Er verzichtet nämlich darauf, Charaktere und Handlungen zu begründen, und sie so, wie er sie schildert, als nothwendig erscheinen zu lassen. Er macht sich anstatt dessen über sie lustig. So hat er es leichter, und das Publicum kann ihm leichter folgen.

Ohne eigentlich Satiriker zu sein, zieht Shaw alles in's Lächerliche. Er thut das weniger mit der Absicht, das Publicum zu erheitern, als vielmehr aus dem Grunde, vor dem dadurch erheiterten Publicum seinen Mangel an Charakterisirungsvermögen zu bemänteln. Und darin ist er sehr geschickt. Außerdem geht er dadurch, daß er sich über seine Figuren lustig macht, etwaigen Vorwürfen, sie seien nicht richtig gezeichnet, aus dem Wege: er kann immer die Schuld von sich abwälzen und sagen, die Leute hätten nur falsch gehandelt, und daß das ja auch der Grund sei, warum er sich über sie lustig mache.

Was am meisten bei Shaw in die Augen springt, ist seine Sucht, zu verkleinern und zu negiren. Er verkleinert Alles: Begriffe, Gefühle wie auch Thaten. Der Held wird zum Beispiel unter seiner Feder zum Narren. Den Mann, der die Geschicke der Völker lenkt, zeigt er uns, wie er sich von den kleinsten und kleinlichsten Motiven leiten läßt. Große Gefühlsäußerungen hinterlassen bei ihm — und mit Absicht — den Nachgeschmack einer Phrase. — Das alles geschieht mit einem Aufwand von starkem Humor. Aber es ist kein

Digitized by Google

sieghafter Humor; beileibe nicht das Ergebniß von irgendwelcher Selbstsicherheit. Der Humor ist bei Shaw nur Mittel: Man soll sich über den Humor freuen und es darüber versäumen, zu analysiren. Man soll nicht entdecken, daß Shaw möglicher Weise gar nicht der Skeptiker ist, welcher er zu sein gerne scheinen möchte. Denn sein Skepticismus entspringt nicht seinem Charakter, sondern weit eher seinem Mangel an Charakter. Es ist nicht der Trieb zum Verkleinern und Ironisiren der Begriffe da — nur der Wille.

Auf solche Weise hat Shaw sich gleichsam verstellt. Und er hat es mit Erfolg gethan. Schon weil er mit anscheinend großem Muth seine — was noch besonders günstig für ihn in's Gewicht fällt: leicht verständliche — Meinung äußert, obgleich sie von der herrschenden, allgemeinen Auffassung weit abweicht. Ein großer Theil des Publicums wird, indem er an den Muth Shaw's glaubt, anfangen — sich selber schmeichelnd —, sich mit der Auffassung Shaw's zu befreunden. Man wird etwas Gesundes darin finden; wenn auch mit einiger — wieder für den Betreffenden selbst schmeichelhafter — Selbstüberwindung. Und gerade als ob solche Wirkung beabsichtigt worden wäre, bildet das Umwerthen von Begriffen und Motiven den Hauptbestandtheil der Arbeiten Shaw's. Die eigentliche Handlung wird dadurch in den Hintergrund gedrängt; d. h. die Feinheiten, die Nüancen der Handlung. Die Stoffe an sich sind geschickt gewählt und in hohem Grade fesselnd.

Die Gestalten Shaw's sind äußerst interessant, scheinbar auch lebenswahr. Sobald Shaw aber an einen Punkt gelangt, wo er Gelegenheit hat, den oben erwähnten Humor zur Geltung zu bringen, da wird die Psychologie dem Humor zum Opfer gebracht, zum Mindesten willkürlich beeinflußt. Man kann alsdann bemerken, daß gerade wie der Humor Shaw's, so auch seine Psychologie gewollt, daß sie mehr für seine Absichten — auf die Bühnenwirkung hin — zugestutzt ist, als auf Beobachtung und Empfindung des Verfassers sich stützt. Und wenn Shaw sich hauptsächlich mit complicirten Naturen befaßt, so zeichnet er sie vor allem deßhalb complicirt, um willkürlicher zeichnen zu können. Seine Figuren sind nicht unmöglich: sie könnten so sein, wie er sie schildert; aber es fehlt die innere Nothwendigkeit: sie könnten auch anders sein — es besteht keine Consequenz in ihrem Handeln.

Ich glaube, Shaw würde das hier Gesagte nicht als Vorwurf empfinden; wenigstens dann nicht, wenn er sich selbst gegenüber ehrlich ist. Sein Ehrgeiz läuft nämlich nicht darauf hinaus, Probleme erforschen und lösen zu wollen. Das dient ihm nur als Maske. Denn ebenso wie die meisten anderen modernen, englischen Autoren strebt Shaw vor Allem danach, geistreich und originell zu sein. Und wenn er auch dieses Bestreben besser zu verbergen versteht als etwa Pinero oder Wilde, so dienen ihm die von ihm geschilderten Ereignisse doch nur als Basis für geistreiche Worte. Seine Gestalten vermögen in Folge dessen wohl zu interessiren, aber sie lassen kalt: es fehlt die Innerlichkeit, die Wärme. Esprit und Witz bieten dafür keinen Ersatz.

Trotz Allem glaube ich aber, daß die Dramen Shaw's auch auf deutschen Bühnen Erfolg haben werden. Zum Theil deshalb, weil sich das Publicum wahrscheinlich über die geistsprühenden Worte freuen und amüsiren, oder durch überraschende Logik an vielen Stellen angenehm verblüfft sein wird. Andererseits werden die Dramen, wenn bedeutende Schauspieler sie darstellen, diesen viele ebenso willkommene wie dankbare Aufgaben bieten. Die Darsteller könnten ergänzend wirken. Denn Shaw hat beim Charakterisiren weniger falsche Wege eingeschlagen, als vielmehr fühlbare Lücken aufgelassen. Wenn es gelingen würde, diese treffend auszufüllen, so wäre es durchaus nicht ausgeschlossen, daß aus den Dramen Shaw's Kunstwerke werden können, und nicht bloß schauspielerische.

Wie schon gesagt, kenne ich nur drei von den Dramen Shaw's. Nämlich „Candida", „Ein Teufelskerl" und „Helden", welche zusammen bei Cotta als Buch erschienen; in einem Deutsch leider, welches im Stande sein könnte, Manchen vom Durchlesen des immerhin sehr interessanten Buches abzuhalten.

Neue deutsche Romane.

Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin).

Wir leben in einer Zeit, in der das Drama stark überschätzt wird. Es ist das Ziel der meisten Autoren geworden. Unsere Epiker liebäugeln heutzutage mit der Bühne, als wäre sie die einzige Stätte, an der man sein Können erst wirklich beweisen könne. Fast alle Erzähler unserer Tage — ich nenne nur Wassermann, Rudolph Stratz, von Zobeltitz, W. von Polenz — glaubten wohl weniger einem dunkeln Drange als dem von den Dichtern großgezogenen Zeitgeiste folgend, sich in dieser angeblich höchsten Kunstform versuchen zu müssen. Hätte einer den mit billigen Mitteln gerade auf der Bühne leicht zu erringenden äußeren Erfolg gehabt, ihn hätte das Theater und sein schimmernder Glanz nicht mehr zum epischen Schaffen kommen lassen. — Auch Frenssen mußte schon ein Drama schreiben, und wer weiß, ob nicht der Erfolg des „Zapfenstreich" aus dem guten Romanschriftsteller Beyerlein doch noch eines Tages einen schlechten Stückefabrikant macht. Sudermann hat sich durch den Erfolg der „Ehre", eines Stückes, das sich, was künstlerische Qualitäten anbetrifft, mit seinen poetisch außerordentlich werthvollen Romanen „Frau Sorge" und „Der Katzensteg" gar nicht vergleichen ließ, gänzlich, wie es scheint, von einer Kunstform abbringen lassen, in der er wirklich Meisterschaft hatte. So hat die moderne Ueberschätzung des Theaters mehr als Einen in falsche Bahnen gedrängt. Sie ist der beherrschende Mittelpunkt unseres literarischen Lebens geworden und unseren Dichtern selbst wie zur fixen Idee. Die dramatische Form soll deßhalb nicht unterschätzt werden. Sie ist aber ebenso wenig die höchste Kunstform der Poesie, wie etwa das Epos oder das lyrische Gedicht. Es überrascht nicht, wenn man heutzutage etwa in einem sonst bemerkenswerthen Aufsatz über „Die griechische Tragödie und das moderne Drama" einen Ausspruch liest wie: „In der Tragödie ist der Gipfel aller Dichtung überhaupt erreicht". Mit Verlaub, mein Herr! Das ist ganz unzutreffend. Das Poetische an sich ist ursprünglich wie das Chaos. Es giebt im Grunde keine höchste Form, nur einen höchsten Inhalt. Und dieser ist in jedem Gewande das Endziel aller Poesie. Ein künstlerisch hochstehender Roman muß uns wieder ebenso werthvoll werden wie ein künstlerisch bedeutendes Drama. Das wird der Entwickelung des Dramas ebenso förderlich wie der des Romans sein. Es ist um so mehr an der Zeit, hierauf einmal hinzuweisen, als gerade in letzter Zeit in Deutschland eine Reihe von Talenten aufgetreten ist, die in der epischen Dichtungsform zu den schönsten Hoffnungen berechtigen, und die nur zu leicht durch eine Unterschätzung ihrer Leistungen allmälig zu der das breitere Publicum vielmehr interessirenden Bühne gedrängt werden könnten. Wenn man bedenkt, daß es noch gar nicht so lange her ist, wo die Marlitt, die Werner oder gar die Heimburg zu den gelesensten Autoren gehörten, wenn man sich vergegenwärtigt, wie wenig wirklich Künstlerisches diesen Erzählerinnen auf dem Gebiete der Romanliteratur entgegengehalten werden konnte, und daß selbst Dichter wie Paul Heyse und Spielhagen sich völlig in's Oberflächliche verloren, so wird man, ohne optimistisch zu sein, bei den Leistungen der letzten Jahre von einer erfreulichen Entwickelung des deutschen Romans sprechen können.

Digitized by Google

Nachdem man sich allmälig der künstlerischen Verwahrlosung des Romans bewußt geworden war, wurde er auch den deutschen Dichtern, die hierin ganz unter dem Einfluß der hochbedeutsamen nordischen Literatur und unter den in der Behandlung des Psychologischen großen Franzosen standen, für längere Zeit vor Allem eine Stätte, an der sie sich endlich wieder vornehmlich der künstlerischen Gestaltung ihres eigenen Innenlebens hingaben. Dies bedeutete für den deutschen Roman schon einen künstlerischen Gewinn, der eben nur deßhalb nicht genügend gewürdigt wurde, weil in weiser Erkenntniß dessen, daß Oberflächlichkeit in unserer Zeit Trumpf ist, von all' den Literaturleuten und literarisch pikfeinen Unternehmern, die in den achtziger Jahren drauf und dran gingen, unserer zeitgenössischen Literatur unter dem Zeichen der Clique einmal gründlich auf die Beine zu helfen, die Parole Drama ausgegeben war. Die psychologische Wiedergeburt der deutschen Erzählung schloß aber gleichzeitig eine Gefahr in sich, der man auch nicht entging. Man verlernte den Wert einer künstlerisch straffen und concentrirten Handlung zu schätzen. Der Roman ward so eine Zeit lang — ich spreche natürlich bloß von den ernst zu nehmenden — nur eine bestimmte Form des Seelenstudiums. Ein treffliches Beispiel hierfür ist der Weg des bekannten Romans: „Der Weg des Thomas Truck" von Felix Holländer. Von diesem interessanten Buche veranstaltet sein Verleger (S. Fischer, Berlin) ebenso wie von dem etwas breit angelegten, aber mit Recht gerühmten Roman „Buddenbrooks" von Thomas Mann eine wohlfeile Ausgabe. Das ist gewiß auch für den Fall, daß hierbei vor Allem geschäftliche Motive maßgebend gewesen sein sollten, verdienstvoll. Den Verlegern von Büchern wie „Jörn Uhl" sei dies Beispiel angelegentlich empfohlen, auch denen, die sich etwa für eine Storm'sche Novelle heute noch sage und schreibe fünf Mark auf den Tisch des Hauses legen lassen. So könnten sie am besten der von ihnen erst neuerdings wieder so beklagten „Schundliteratur" auf den Leib rücken und künstlerisch hochstehende Erzählungen auch da zum Gemeingut des Volkes machen, wo heute noch, gerade durch die Schuld der großen Verleger, der Colporteur das Scepter schwingt. Daß aber Holländer's „Thomas Truck" durch eine wohlfeile Ausgabe so populär werden könnte, ist freilich zu bezweifeln. Die Fülle von interessanten Zeittypen und Persönlichkeiten, die er enthält, können unmöglich für den empfindlichen Mangel an künstlerischer Concentration und Geschlossenheit entschädigen. In der Anlage und Idee ein großes Kunstwerk ist es, ein merkwürdiges Beispiel eines Mangels an künstlerischer Selbstzucht, halbfertig der Oeffentlichkeit übergeben worden. Die Kritik hat bei dem Buch vielfach an „Wilhelm Meister" erinnert. Ich weiß nicht, ob das eine Empfehlung ist. „Wilhelm Meister" ist ein sehr lehrreicher, aber bei vielen einzelnen Schönheiten in seiner äußeren Form durchaus unvollkommener Roman. Er hat auch, was die Technik des deutschen Romans anbetrifft, auf diesen — ich erinnere nur an „Franz Sternbald's Wanderungen" und an Mörike's „Maler Nolten", bis hinauf zum „Grünen Heinrich" — einen mehr hemmenden, als befruchtenden Einfluß ausgeübt. Eine wohlfeile Ausgabe der „Buddenbrooks" hingegen wird hoffentlich dieses treffliche Buch in die weitesten Kreise tragen. Neben den „Buddenbrooks" liegt jetzt auch ein neues Buch von Thomas Mann vor, welches unter dem Titel „Tristan" (Berlin, S. Fischer) sechs werthvolle Novellen enthält und die Stellung, die sich Mann unter den modernen Erzählern errungen, nur befestigen wird. Unter diesen Erzählungen ist die prächtige kleine Studie „Der Weg zum Friedhof" jedenfalls die, die die Sonderart Mann's am besten erkennen läßt. Er hat einen ausgesprochen persönlichen, oft an Dickens erinnernden Stil, den man unter zwanzig Erzählungen der verschiedensten Autoren sofort wiedererkennen würde. Die einfachsten Dinge und Geschehnisse haben sozusagen symbolisches Ansehen, ohne sich deßhalb in's Mystische zu verlieren. Er liebt den Werkeltag und das Kleine. Aber er zeichnet ihn, als wenn er sich selbst über die Alltäglichkeit seiner Motive lustig machen wollte, oft grotesk und caricirt. Doch seine Caricatur hat ganz im Gegensatz zu dem ihm im Styl oft nicht unverwandten Simplicissimuszeichner T. Th. Heine nie etwas Unkünstlerisches, da man bei ihm immer die Wärme des echten Humoristen spürt.

Neben diesem Buche Mann's ist Wilhelm Hegeler's neuer Roman „Pastor Klinghammer" (Berlin, Egon Fleischel & Co.) wohl, so weit die Neuerscheinungen bis jetzt vorliegen, das Bedeutendste. Es wird in den kommenden Monaten über das Buch viel Tinte verschrieben werden, aber es hieße dem Buche etwas Unrechtes thun, wollte man einfach seinen Inhalt erzählen. Hegeler hat das in der Literaturgeschichte seit Anton von Leisewitz' „Julius von Tarent" unendlich oft variirte und auch von Schiller in der „Braut von Messina" wieder behandelte Thema, von dem feindlichen Brüderpaar, das sich den Besitz desselben Mädchens streitig macht, in die Gegenwart mit ihren complicirteren Menschen und Verhältnissen versetzt. Das Motiv also ist nichts weniger als neu. Aber was hat Hegeler aus ihm gemacht! Eine bis in's Feinste gehende Psychologie mit echt poetischer Keuschheit verbindend, schafft er in der Figur des Pastors eine Gestalt, der an innerlicher Tragik und künstlerischer Wahrhaftigkeit in der modernen Literatur nur wenig an die Seite gesetzt werden kann. Er versteht es, die Handlung, die trotz aller psychologischer Vertiefung ganz im Gegensatz zu dem Holländerschen Roman und zu einer großen Reihe unserer zeitgenössischen Erzähler straff und spannend ist, von Zeit zu Zeit zu Situationen zu verdichten, die in uns die Rückerinnerung eines Erlebnisses hinterlassen. Menschen und Landschaften stehen dann zu einander, wie in den Bildern Segantini's. „Ich halte den für den feinsten Künstler, dessen Werke mich am meisten über mich selbst erheben und mir die größte Stimmung hinterlassen," schrieb einst Stauffer-Bern in einem Briefe an Lydia Escher. Wenn Stauffer-Bern hiermit Recht hat, ist Hegeler's neuer Roman das Werk eines sehr feinen Künstlers. Wie aus einer anderen, ruhigeren Welt muthet dagegen der neue Novellenband Paul Heyse's an, der unter dem Titel „Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen" (Berlin u. Stuttgart 1903, J. G. Cotta) vorliegt. Ein schönes, wenn auch kein großes und starkes Buch wie das Hegeler'sche, enthält es viel des Feinen und Werthvollen für den, der nur die künstlerische Wahrhaftigkeit fordernd, nicht vergißt, daß es in der Dichtkunst ebenso wie in der Malerei und der Musik viele Provinzen giebt. Von weiblichen Autoren ist besonders Gabriele Reuter mit einem neuen Roman „Liselotte von Reckling" zu nennen. Die Verfasserin hat sich die Aufgabe gestellt, einen Frauencharakter von auserlesener Zartheit durch manche Stufen der Lebensentwickelung zu harmonischer Vollendung zu bringen. Es ist ein gutes Buch, wenn es auch im Vergleich zu dem bekannten Roman „Aus guter Familie" aus der Feder derselben Verfasserin nicht eben einen Fortschritt bedeutet. Man ersieht auch aus diesem Werk der begabten Erzählerin, daß Georg Brandes Recht hat, wenn er ihr in seiner neuen, überaus interessanten Aufsatzsammlung „Gestalten und Gedanken" (München, Albert Langen) den den deutschen Romanschriftstellern nur allzu gemeinsamen Vorwurf der Weitschweifigkeit macht. Der im gleichen Verlag erschienene Roman „Die Stadt mit den lichten Türmen" von Toni Schwabe entbehrt durch die feine, fast duftige Stimmung, in der die einfache und zarte Liebesgeschichte gehalten ist, nicht des poetischen Reizes und läßt der weiteren Entwickelung der jungen Verfasserin mit Spannung entgegensehen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Madame.

Von Friedrich Albert.

Der Rittmeister fuhr empor. Aber er sank gleich wieder zurück. Nun lag er in dem weißen Kliniksbett und starrte an die Decke; allmälig erst begann die Wirkung des Chloroforms zu weichen. Wo war er denn nur? — Große, fast bis zum Fußboden reichende Fenster ließen blauen Himmel und grüne Baumkronen sehen. Der suchende Blick wanderte über die kahlen, weißen Wände, über das Lager. — Eine hohe weiße Bettstelle, daneben ein drehbares Tischchen. — „Ach!“ — Ein kalter Schauer durchrann ihn. Dort unten; dort zeichnete sich sein linker Fuß unter der leichten Decke ab und daneben — der Stumpf seines rechten Beines, das man ihm soeben amputirt hatte.

Es lag dort, wie ein lauerndes, gräßliches Unthier, ein furchtbares und doch lockendes Geheimniß. Und wieder kam ihm der Gedanke, den er gehabt, als es geschehen sollte. „Was wird Lucie sagen?“ Denn er — der Rittmeister Landsfeldt — war ja nun ein Krüppel! — Nie mehr auf's Pferd steigen! — Ach, was, er würde es schon ertragen lernen, ritt mancher so seine Attacke! — Aber sie? — Wie war das bloß gekommen?

Von den Linden her hatte er den Thiergarten durchquert. Es war so schönes Wetter gewesen. Am großen Stern wollten sie sich treffen, sie war zu seiner Mutter nach Charlottenburg gefahren gewesen. — Ob sie denn nun nicht bald kam?

In jede Straßenbahn hatte er hineingeschaut, pünktlich war sie ja nie! Die Sonne spiegelte sich in seinen Stiefeln, und er hatte hinabgeschaut, wie die neuen Dinger saßen. Dann schämte er sich, aber es war ihm eingefallen, was sie gesagt, und er lachte vor sich hin. — „Ein Husar muß eitel sein!“

Da kam sie! Er wunderte sich, daß sie vorn stand, und noch sah er das rothe Gesicht des Wagenführers vor sich und links dahinter die schlanke, elegante Frau. Sein Weib! Sie winkte ihm zu und wollte abspringen, ehe der Wagen noch ganz hielt. „Warte, Schatz!“ hatte er gerufen, aber da war's ja schon geschehen. — Nach der falschen Seite — Sie fiel. Aber er packte zu und riß sie fort vom Wagen. Da mußte sein Säbel irgendwo eingehakt sein; die drei Schritte, die der Wagen noch fuhr, reichten hin, ihn, den Rittmeister Landsfeldt, zu dem zu machen, was er jetzt war. Ein furchtbarer Schmerz im rechten Knöchel, und er lag auf der Straße. Er versuchte sofort aufzuspringen, es war unmöglich, er brach zusammen! Da war Etwas entzwei.

„Max!“ Er hörte es noch, „ich war nicht Schuld daran!“ Er sah, wie seine Frau rasch ihr bestaubtes Kleid abklopfte. „Steh' doch auf!“

„Erst können!“ knirschte er zwischen den Zähnen. Es war ihm so peinlich, hier im Kreise der rasch zusammengelaufenen Gaffer liegen zu müssen. Ein Schutzmann holte eine Droschke. „Endlich!“ rief sie wie erleichtert. Ihm that das weh, er vergaß darüber den furchtbaren Schmerz im Knöchel. „Fahr' zu Mama, Schatz, sag' ihr, was geschehen, ich laß telephoniren, wo sie mich hinbringen!“ —

„Nicht nach Haus?“ Sie sah sich ängstlich um.

„Nein, nein! Scheint doch ernster“ . . . da hielten die Nerven nicht mehr.

„Ist besser so! Ich zieh' mich schnell um und fahr' zur Mutter. — Armer Max!“ — Und das Wort hatte Alles vergessen lassen, was ihn gequält, als sie gesagt hatte, sie wolle sich erst umziehen. „Eitel muß der Husar sein!“ —

Und nun lag er hier! Dunkel entsann er sich, daß die Mutter bei ihm gewesen. Lucie aber nicht! — Weshalb kam die nicht? Und die Brüder! — Die Sonnenstrahlen draußen fielen schon so schräge. — Ob denn überhaupt Niemand kam? — Die Ungeduld begann zu quälen. — Die Schwadron! — Ob Heinrich wohl die Pferde fütterte? Wenn er nur erst ein Bißchen frischer war!

„Wie lange wird's dauern, Herr Professor, bis ich den Stiefel wieder anziehen kann?“ hatte er gefragt.

„Sobald noch nicht!“

Und nun hieß es sogar — „Niemals wieder!“ — Weshalb? —

Eine Krankenpflegerin öffnete die Thür und blickte in's Zimmer. „Schon wach, Herr v. Landsfeldt? Ein gutes Zeichen!“

„Ist meine Frau da?“ Hart und scharf klang's, und dann sank er gleich wieder zusammen. Es ging eben nicht.

„Sie kommt wohl gleich! Ihre Frau Mutter ist da, ich wollte nur sehen, ob ich sie hereinlassen darf.“

„Aber schnell! — Mutter!“ rief er.

„Nein, nein, das geht nicht so hastig. Still müssen Sie liegen, ganz still!“ „Ja, ja! Aber rufen Sie sie, bitte!“ Er sprach ganz leise und langsam. — Lucie, armes Häschen, hat's Dich auch umgeworfen? Aber Du wirst gesund werden und den Husaren nicht allein lassen!

Die Schwester stand noch an der Thür.

„Ach, legen Sie doch Etwas da unten hin!“ Er zeigte mit allen fünf Fingern nach „da unten“. Da, wo das Entsetzliche war. „Mutter braucht das nicht zu sehen! Und dann rufen Sie sie, bitte.“

Die Pflegerin sah den blonden Mann mit einem langen Blicke an, dann legte sie die Decke vom Nebenbett vorsichtig auf das Fußende des Krankenlagers. „Ich darf aber nur zehn Minuten gestatten.“

„Ja, ja, gewiß! Nur schnell!“

Und da kam seine Mutter. „Mein Junge!“ Die alte Frau mit dem vornehmen Gesicht im weißen Haar hatte geröthete Augen. Der Sohn ergriff matt ihre Hand.

„Wo ist Lucie?“ Weiter nichts. Die Pflegerin schob einen Stuhl neben das Bett, und blitzschnell sann die Mutter nach, was sie antworten solle. — Am Ende kam ja die junge Frau noch. — Der Sohn sah sie an. „Wein' nicht, Mutting, das ist Schicksals Wille: ich begreif' ihn man nicht!“ Und seine Mutter unterdrückte die Thränen.

„Lucie ist gar nicht wohl, mein lieber Junge! Schon gestern, als sie kam, sah sie so elend aus. Ich mußte sie zu Hause lassen.“ Sie konnte doch nicht sagen, wie die junge Frau gesagt, daß sie „kein Blut sehen könne“!

„Hast Dich wohl erschreckt, als sie zum zweiten Mal kam?“

— „Zum zweiten Mal?“ —

„Na, sie kam doch von Dir, als es geschah. Weißt Du nicht?“ Und die alte Dame lächelte. „Ach ja, das hatt' ich ganz vergessen.“ Und das Lächeln that ihr so weh. Sie wog schwer, diese neue Last!

„Hat sie denn einen Arzt? Schick' doch gleich einen hin! Geh' selber, Mutting, schick' mir Nachricht; der Bursche kann ja kommen!“

„Gleich, Max, die Brüder kommen auch. Günther in Afrika erfährt's zu spät immer noch früh genug.“

„Brave Kerls! Nicht wahr, Du gehst zu ihr?“

„Ja, ja, mein Junge! Aber wie ist's denn nur mit Dir? Wie kam das bloß?“ Und sie seufzte doch.

„Lucie fiel, ich fing sie auf; da hakte mein Säbel ein, und ein Rad ging mir über den Fuß.“

„Nun sei Alles normal,“ sagt Ueberhofer. — „Nun!“ —

„Sei still, Mutting! Ich trag's schon! Aber die arme Lucie? Ihr Husar ist nun nicht mehr viel werth. — Du, Mutter!“ Er kämpfte mit sich selber. „Du, ich hab' den ganzen Tag schon Angst gehabt, ob ihr das genügen wird, was übrig ist von mir. — Du! — Was denkst Du?“ Angstvoll sah er auf seine Mutter.

— „Aber Max? Sie wird Gott danken, daß es so abging!“

— „Wird sie genug haben?“ —

Die alte Dame nahm sich zusammen. „Ja, sie wird!“

Der Sohn preßte ihre Hand. Das Bett zitterte, und die hinten aufgelegte Decke sank herab. Die Mutter wollte sie aufheben. Da sah sie das Furchtbare. Und wenn sie's auch schon wußte, sie konnte den Thränen nicht wehren.

Der Sohn sah sie an, und die lange Gestalt reckte sich. „Wein' nicht, Mutter! Das Schicksal sieht weiter!“ Wie eine Anklage sprach er's, als warte er auf eine ferne Antwort. —

In der Nacht war dann das Fieber gekommen. Es tobte in den Adern, es wogte und rollte wie flüssiges Feuer, und die Wärterin saß in dem großen Lehnstuhl und lauschte den Worten, die die Fiebersgluth dem Kranken auf die trockenen Lippen drängte. — „Lucie!“ — Immer wieder. Gar Manches hatten diese schweigenden Wände gehört, manchen Fluch, manchen Seufzer. Aber niemals solch glühendes Liebesbekenntniß. Stunden auf Stunden! Gegen Morgen ward's ruhiger. Er schlief ein.

Ueberhofer war zufrieden. „Nur Ruhe, Herr Rittmeister. Alles geht gut!“ —

Und wieder lag er und wartete. Da kam sie — gegen Abend.

„Husar!“ Das klang so fröhlich. „Armer Husar, was machst Du?“

„Liebling!“ Er breitete die Arme aus. „Endlich! Ich hab' so gewartet. Geht's Dir wieder gut? Ich hatte Angst!“

Die Schwester sah im Hinausgehen, daß die Decke fehlte, die sie gestern zur Schonung der Mutter aufgelegt. Nun war's zu spät. Sie ging.

„Ich hatte mich so erschreckt!“ Sie reichte ihm die Hand. Er zog sie an sich. „Nicht doch, Du! Mein Hut! Artig sein, Husar! Wie gefällt er Dir?“

„Ach was, Hut!“ Er küßte sie auf den Mund. Sie wand sich, aber er hielt sie fest. „Hast Du Dir gar nichts gethan?“

„Nun hast Du ihn ganz verdorben,“ schmollte sie, als er sie endlich losließ. Sie eilte vor den Spiegel. „Ach nein, es geht noch!“ Sie strich an sich herunter. „Gefall' ich Dir?“

„Aber großartig, Schatz!“

„Denk' Dir bloß, die ganze Balayeuse ist gestern ausgerissen. Die mußte doch erst genäht werden. Ich hab' mich toll geärgert.“ Plötzlich wurde sie ernst. „Armer Husar, wie Du da so lagst! Ist denn was gebrochen?“

Und er sah ihr fest in die Augen. Er hatte bemerkt, daß die deckende Hülle fehlte. — Am Ende bannte er sie!

„Es ist nicht so schlimm, Du mußt nur manchmal nach dem Husaren sehen kommen! Wirst Du?“

„Ach ja! Weißt Du, ich mag den Geruch hier nicht und dann so das Ganze. Ich hab' Angst.“ Und da sah er, wie ihre Züge starr wurden. „Max!“ stoßweise kam's heraus. „Was — ist — das dort?“ Ganz leise.

„Liebling!“ Er sprach, als entschuldige er sich. „Sie haben das thun müssen! Dreiviertel Husar sind Dir hoffentlich — noch —

Digitized by Google

genug!" Er lächelte ängstlich und streckte die Hand aus. Aber sie kam nicht.

„Kannst Du denn nun Soldat bleiben?" Sie fing an so bitterlich zu weinen, wie er's noch nicht gehört, und sie war doch sonst nah' am Wasser. „Und reiten?" Es klang so vorwurfsvoll.

„Ich hoff's! Wenn nicht — denn nicht!" Das war schwer. Hat mancher mehr verloren! Armes Herz!"

„Warum warst du so ungeschickt, Husar?" Nun hörte auch er einen Vorwurf.

„Weil ich nur an Jemand anders dachte!" Er schwieg. Nur sie hörte man schluchzen.

„Du!" sagte sie dann langsam. „Ich kann das nicht sehen, ich muß gehen! Ich kann nicht!"

„Ich leg' was drüber, Schatz, dann siehst Du's nicht." Er bat.

„Nein, Husar, es ist zu schrecklich! Außerdem muß ich reiten, gestern ging's nur eine halbe Stunde."

„Gestern?" — Da hatte sie ihn nicht besuchen können, weil ihr nicht wohl war. Aber er schwieg. „Ja, Kind! Reite! Vertritt den Husaren! Aber morgen! Gelt ja? Du kommst?"

„Ja, ja!" Sie reichte ihm schnell die Hand. Er zog sie an sich. „Sag', magst Du den Husaren noch?" —

„Ja, ja! Aber ich muß fort! Gute Besserung! Ach, dieser gräßliche Geruch!" Vor dem Spiegel nickte sie ihm noch einmal zu; dann ging sie. —

„Niemand will ich sehen! Niemand!" Er blickte vor sich hin. „Das heißt, die Mutter ja und die Brüder auch." Er warf sich hin und her. — „Hat die Liebe Dich so blind gemacht?" flüsterte eine dumpfe Stimme. — Ach, ich hab' sie ja so lieb! So lieb! — Eine kleine Egoistin war sie ja immer gewesen. — Und er hatte sich gefreut daran, er hatte das genährt und groß gezogen. Sie war ja sein — sein kleines Weib. Sie konnte nichts dafür! —

Und als dann die Mutter gekommen, hatte er sich zusammengenommen und sie gefragt. „Mutting, ich glaub', ich hab' heute nicht nur den Fuß verloren — sondern auch mein Weib." —

Und sie dachte daran, wie ja alles, was er bisher schön, lieb und gut an ihr gefunden hatte, in ihm selbst gelegen. Aber sie sah seine ängstlich fragenden Augen und streichelte seine Hand. „Unsinn, mein Junge! Sie dankt Gott mit uns, daß es nicht noch schlimmer kam." —

Die Brüder kamen. „Wo ist Lucie?" fragte Georg.

„Zu Haus, es hat sie so sehr angegriffen. Sie kommt bald!"

Da meldete die Pflegerin den Burschen. „Soll 'reinkommen!" Der Husar schlug klirrend die Sporen zusammen. Auch er erschrak. Aber dann stand er still. War ja Soldat.

„Gnädige Frau schickt diesen Brief."

„Gut, Heinrich, daß Du mal nach mir sehen kommst!" Die Hand zitterte, als er den Brief dem Bruder gab. „Mach auf, bitte!" Dann las er mit klopfendem Herzen.

Lieber Husar!

Ich kann heute nicht kommen! Ich muß immer daran denken, wie schrecklich das aussieht. Und ich will noch fahren, Miß ist noch nicht gegangen. Sei nicht böse. Hier haben sich Viele nach Dir erkundigt. Vielleicht morgen! Gute Besserung! Lucie.

„Sie kann nicht kommen," sagte Landsfeldt langsam, als er den duftenden Brief in das Couvert schob. „Ihr ist noch zu schlecht."

„Gnädige Frau fährt aus," sagte da der Bursche. Den hatte er vergessen.

„Ist gut, Heinrich! Kannst gehen. Ich laß' die gnädige Frau sehr grüßen. Es ginge besser."

Die Brüder sprachen nicht mehr viel. Sie gingen bald und Max las immer wieder den Brief seiner Frau.

Die beiden blonden Männer gingen dem Thiergarten zu. „Ich hab's immer gesagt, viel war nie an ihr dran," sagte Georg nach einer Weile.

„Er hat sie so lieb und liegt ihretwegen da, und sie quält ihn dafür! Sieh mal, Du!" Ein Traberfuhrwerk kam daher. „Klick, klack! Klick, klack!" klangen die Hufe auf dem Asphalt. Der Schimmel streckte sich. Eine Dame führte die Zügel; sie unterhielt sich lebhaft mit einem Herrn, der neben ihr saß, und beide lachten fröhlich. Die Brüder blieben stehen. „Du!" Dann war das elegante Gefährt vorbei. Nach einer langen Pause sagte der Jüngere leise: „Armer Max!"

Und der kämpfte mit dem Fieber. — „Lucie komm! Liebling! — Mutter sprich' doch mit ihr, sie soll kommen! — Will sie den Hinkefuß nicht mehr, den Krüppel? Ja! Ja! Ja!" Sie hatte ihn wohl niemals lieb gehabt. Es war eine Comödie gewesen, die er selber sich vorgespielt, und nun — war's ein Trauerspiel. — Er wurde klarer.

Die junge Pflegerin schlief, das Licht brannte düster, und er sann. „Aber ich hab' sie lieb! Trotzdem! Deswegen! Ich war ja allein Schuld daran. — Sehnt sie sich nach der Freiheit, soll sie sie haben!" „Unter mir sollst Du nicht leiden!"

Mit glänzenden Augen richtete er sich auf. Es ging nicht. Er war so fest angebunden und so schwach. „Was schwach!" Das Fieber sang und flüsterte, es rollte und tobte in seinen Adern. —

Er begann zu rütteln. Es that weh. „Frei soll sie sein! Ganz frei — von mir! — Und die Mutter? — „Ach sag' ihr doch, sie soll kommen! Ich hab' sie so lieb." Es floß so feucht. Er sank hintenüber und sah zur Decke. — „Sie — konnte das — nicht — sehen! Ob sie wohl — morgen kam? Du, mein Liebling! Ach, komm' doch!" Er versank in Schweigen. —

Als die junge Wärterin empor fuhr — da war Lucie von Landsfeldt frei. Ganz frei! Hier aber spiegelte sich der trübe Schein des Lichtes in einer Blutlache unter dem Lager. Auf diesem aber lag lang ausgestreckt der Rittmeister.

Aus der Hauptstadt.

Der Literatur-Trust.

Herr Cajus Geo. Meyer, alleiniger Inhaber der Allgemeinen Deutschen Druck- und Verlags-Werke, legte das Morgenblatt verdrossen fort und nahm den goldenen Kneifer ab, dessen Gläser er mit Hülfe der Tischdecke zu putzen begann. Sein Antlitz war sorgenvoll geworden. „300 Millionen Mark!" sagte er. „Verflucht noch 'mal! Warum bin ich Esel Buchhändler geworden und nicht Bankdirector!" Cajus Geo. Meyer hielt, wie wir sehen, an der Monolog-Technik des alten Dramas fest. Und das war nett von ihm, denn ohne diese seine unmoderne Eigenschaft wäre meine ganze Geschichte unmöglich.

Der alleinige Inhaber der Allgemeinen Deutschen Druck- und Verlags-Werke hatte einigen Grund zur Mißstimmung. Seine heurigen Weihnachtsbücher gingen absolut nicht. Kaum, daß sie sich Jemand zur Recension bestellte. Schon begannen seine Commis, die frechen Bengels, darüber zu ulken. Anonyme Publicationen, sagten sie, müsse man immer im Cajus Geo. Meyer'schen Verlage erscheinen lassen, dann bliebe sowohl der Name des Verfassers wie auch der Inhalt seines Buches stets in tiefem, ebenso undurchdringlichem wie wohlthuendem Dunkel. Von der lyrischen Anthologie „Mädchenlocken" behaupteten sie, dies Werk verdanke seinen poetischen Titel dem Umstande, daß Niemand mit der Schere heranzugehen wage. „Ja, die großen Banken!" stöhnte der alleinige Inhaber, während er wüthend auf das Morgenblatt schlug. „Sie reißen alle Geschäfte an sich, dictiren aller Welt ihre Bedingungen. Wir dagegen.... Schottländer in Breslau arbeiten heuer auch mit Unterbilanz. Wahrhaftig, die einzigen Neuheiten aus dem Buchhandel, die allgemeines Interesse finden, sind Meldungen von neuen Bankrotten. Hätt' mich mein Vater doch Bankdirector werden lassen! Hol' mich der Teufel — auf die Trusterei wär' ich auch gekommen, und mit 300 Millionen Mark könnt' ich ebenfalls den Markt beherrschen! Hol's der Teufel!"

„So? In der That?" fragte da höflich ein vornehm gekleideter Herr, der mit tiefer Verbeugung in's Zimmer getreten war. „Es käme auf einen Versuch an." Cajus Geo. Meyer erholte sich rasch von dem kleinen Schreck, den das unangemeldete Auftauchen des Fremdlings ihm verursacht hatte. Diese Dienstmädel passen auch gar nicht mehr auf! Der Gast machte indeß einen ganz guten Eindruck. Sein tadellos frisiertes Haar schwoll in hohem Bausch über die Stirn hin; dem braunen Gesicht stand das Monocle gut, und seine Lackstiefel täuschten darüber hinweg, daß einer von ihnen offenbar einen Klumpfuß umhüllte.

„Sie beehren mich in Geschäften?" begann der alleinige Inhaber der Allgemeinen Deutschen Druck- und Verlags-Werke seinerseits die Unterhaltung.

Der Fremde zog langsam den rothen Handschuh von der dicht behaarten Rechten. „Ich habe Ihnen ein Project vorzutragen. Unsere Literatur leidet an ungeheuerlicher Zersplitterung. Jedermann schreibt Bücher, Jedermann druckt und verlegt sie. Während auf allen anderen industriellen Gebieten das Capital zusammengefaßt wird und Massen in's Gefecht kommen, ist bei uns der unwirthschaftliche Kleinbetrieb die Regel. Cotta und Bibliographisches Institut zählen als Ausnahmen nicht mit. So werden planlos Tausende von Büchern auf den Markt geworfen, die einander das Leben schwer machen und höchstens den Aufschwung der Wurstfabrikation zahlenmäßig feststellen helfen. Warum nehmen wir Buchhändler uns kein Beispiel an den großen Banken?" Cajus Geo. Meyer horchte hoch auf, als der Fremde das sagte. „Die moderne Entwickelung heißt Concentration. Heute vereinigen sich Dresdner Bank und Schaafhausenscher Bankverein; morgen laufen die Darmstädter und die National-Bank zusammen; übermorgen die Disconto-Commandit-Gesellschaft und der Rest. Zehn Jahre später, und ein großer Banken-Trust regiert Deutschland, regiert vielleicht Europa. Wollen wir andern gar nichts zu lernen? Herr Meyer, ich schlage Ihnen die Gründung eines Literatur-Trustes, etwa nach Art des Morgan'schen Stahltrustes, vor."

Es überlief den alleinigen Inhaber kalt und heiß. „Sie — Sie — aber Sie nehmen mir das Wort vom Munde!" stammelte er. „Nur so ist noch Rettung möglich."

Der Fremde steckte sich behaglich eine Cigarre an, merkwürdigerweise ohne ein Streichholz zu gebrauchen. Es roch aber stark nach Pech

Digitized by Google

und Schwefel. „Zweierlei ist von Nöthen. Wir kennen den Geschmack des Publicums. A: Familienfutter. B: Schlangenfraß. Sämmtliche Verleger Deutschlands treten zusammen und geben insgemein so viel Dichtung heraus, daß auf jeden erwachsenen Staatsbürger ein zehntel Band Familienfutter, auf jede Staatsbürgerin zwei Bände Schlangenfraß entfallen. Die Production wird genau contingentirt, wie beim Kohlen- und beim Kali-Syndikat. Für die Abfassung der Bücher stellt der Literatur-Trust eine größere Zahl von Trustdichtern ein. Die Kerle schreiben heute ja schon allesammt denselben Stiefel; sie werden sich rasch an gemeinsame Arbeit gewöhnen. Zur Beschaffung des Familienfutters genügt der zwanzigste Teil von jener Talente-Compagnie, die den pikanten, realitischen, sensationellen ꝛc. Schlangenfraß zu besorgen hat. Mein Programm ist fix und fertig. Es erstreckt sich auch auf das Theater. Sudermann monopolisirt hinfort die Berliner Salons, Hauptmann bekommt das schlesische Dorf angewiesen und hat in den Jahren, die mit einer ungeraden Zahl endigen, für lustige Actschlüsse, in denen mit gerader Zahl für tragische zu sorgen. Ob Sudermann fidel oder traurig dichtet, darüber weiß er, und der Theaterzettel leider nie recht Bescheid. Wir Trusters knobeln es einfach deßhalb aus, ob seine Stücke Komödien oder Dramen genannt werden sollen. Beide Poeten haben abwechselnd, je nach Anordnung des Trusts, die ideale, die naturalistische, die romantische, die symbolistische Richtung, das historische und das Märchen-Drama zu pflegen."

„Und die anderen Dichter?" warf Cajus Geo. Meyer ein. Er fragte es nur, um dem Fremden seine Aufmerksamkeit zu bekunden. Wie gebannt hing er an den beredten Lippen des großen Mannes.

„Die andern werden sämmtlich pensionirt. Zwei Stücke jährlich genügen für die Bedürfnisse der modernen deutschen Bühne. Der Trust darf seine Unkosten nicht durch ein Uebermaß ohnehin schlechter und gewohnheitsmäßig durchfallender Neuheiten erhöhen."

„Sollte man nicht noch wenigstens Philippi und Lauff anstellen?"

„Philippi arbeitet für den Trust alle Sensationsprocesse, aber heftweise als Colportage-Roman. Das liegt ihm besser und bringt uns mehr ein. Was Lauff anbelangt, so wollen wir ihn der preußischen politischen Polizei abtreten, zur Bekämpfung der Socialdemokratie. Während der Wahlbewegungen liest er den Volksversammlungen seine Hohenzollern-Dramen vor. Es giebt kein besseres Mittel, überfüllte Säle rasch zu leeren."

„Ein gutes Mittel, aber kein angenehmes," bemerkte der alleinige Inhaber. „Doch Sie vergessen immer eins, — die Kritik."

„Die besorgt der Trust selber. Zur Vertrustung der Literatur gehört selbstverständlich auch die der Zeitungen. Denn diese Verrohungs-Anstalten haben zum Theil die unanständige Gewohnheit, sogar den Gründern und Speculanten in Kunstsachen scharf auf die Finger zu gucken. Nun, der Anfang zur Besserung ist gemacht. Die sogenannten Platten-Zeitungen, die kopflosen Zeitungen — das ist mein Werk. Der Trust stellt später die gesammte öffentliche Meinung Deutschlands in eigener und in einer einzigen Fabrik her. Gerade wie Chloralhydrat und Saccharin."

„Kreuzdonnerwetter, eine famose Idee!" rief Cajus Geo. Meyer entzückt und klopfte dem Fremden liebevoll-zutraulich auf die Schulter. „Jesus, Maria und Joseph, wirklich eine famose Idee!"

„Au — das hätten Sie nicht sagen sollen!" schrie sein Gast, wie unter schmerzhaftem Hiebe zusammenfahrend. „Mit diesen Herrschaften mag ich absolut nichts zu thun haben."

Wiederum stieg ein Geruch wie von Pech und Schwefel auf, aber markiger denn vorher. Bläulicher Dampf lief durch's Zimmer, und als er verschwunden war, saß der alleinige Inhaber wieder allein.

„Hab' mir's gleich gedacht, daß es der Teufel sein mußte!" monologirte er von Neuem. „Wer die deutsche Literatur in die Höhe bringen will, der zeigt damit, daß er sich die Hörner noch nicht abgelaufen hat. Ein dummer Teufel!" Damit vertiefte sich Cajus von Neuem sehnsüchtig in die Riesenziffern der Bank-Fusion und seufzte nur noch: „Hätt' ich ihn doch um zwanzig Mark angepumpt!"

Timon d. J.

Aus unseren Kunstsalons.

Die jüngst eröffnete große dritte Ausstellung „Zeichnender Künste" der Berliner „Secession", die noch umfangreicher ist, als ihre beiden Vorgängerinnen und im Uebrigen von gleich großem Interesse, wie nächstens hier gezeigt werden soll, ist im Augenblick in aller Kunstfreunde Mund. Aber sie währt bis in den Januar hinein, und daher schiebe ich ihre Besprechung noch hinaus. Heute sei auf eine andere Ausstellung aufmerksam gemacht, die an dem gleichen Tage eröffnet wurde, aber von kürzerer Dauer ist. Auch sie ist von großem Interesse. Ich meine die

Finländer bei Eduard Schulte.

Die Maler und Bildhauer aus dem „Lande der tausend Seen", der düsteren Kiefer- und Tannenwälder, der schäumenden Stromschnellen und der trotzigen Granitkuppen sind seit einigen Jahren bei uns gern gesehene Gäste. Albert Edelfelt und Axel Gallèn, der cosmopolitische Schwede, der doch so treu an Land und Leuten zwischen dem bothnischen und dem finnischen Meerbusen hängt, und der nationale Finne, der mit seiner ganzen so eigenartigen Kunst tief im Heimathsboden wurzelt, ohne den er überhaupt gar nicht denkbar wäre, sowie der Rodinjünger Wilhelm Vallgren haben wiederholt bei uns ausgestellt. Vor 1898 sowohl, wie später. Ich nenne dieses Jahr, weil damals, ebenfalls bei Schulte, mit jenen Beiden zum ersten Male in Berlin auch andere Finländer auftauchten, die sofort die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Darunter befanden sich schon K. Magnus Enckell und Ecro Järnefelt, die gleich Edelfelt auch an der jetzigen Ausstellung betheiligt sind. Dann kam der große Erfolg der nationalen Kunst und Kunstgewerbe Finlands auf der Pariser Weltausstellung 1900. Außer den Genannten fielen dort besonders auch noch Pekko Halonen, Juho Rissanen, Albert Gebhard, Väinö Blomstedt, Emil Halonen auf. Der finländische Pavillon, ein Werk der Baukünstler Saarinen, Gesellius, Lindgren, den jene anderen Künstler mit ihren decorativen Malereien und ihren Tafelbildern geschmückt hatten, war eine der Sensationen in der „rue des Nations."

Das war echteste Heimathkunst aus einem weit entlegenen nordischen Lande, das Vielen, den Meisten in Europa ein ultima Thule bedeutete. Sie wirkte wie eine Offenbarung, die dazu Anlaß gab, sich in weiteren Kreisen eingehender mit der hohen Cultur jenes Landes zu beschäftigen.

Gerade dann, als das russische Verhängniß über dieses Culturland hereinbrach, jäh und gewaltig. Ein Schandfleck in der Geschichte des slawischen Riesenreiches, den keine Beschönigung mit dem Dogma des „souveränen Nationalitätsprincips" je wird fortwaschen können.

Die Tragödie, die sich dort oben abspielt, ist eine der düstersten und grausamsten der Weltgeschichte.

Um so dankenswerther ist daher jede Bethätigung der dort um ihr Dasein ringenden Cultur im Auslande, wenn sie Einen auch immer mit Wehmuth erfüllen. Es ist, als wollte sie jedesmal sagen: „Seht, was wir sind, was wir erreicht haben im Kampfe mit den schwersten und härtesten Lebensbedingungen, wie die Natur unseres Landes sie uns geschaffen hat, und nun — —!"

Und eine solche Bethätigung finländischen Culturlebens ist auch die jetzige Ausstellung bei Schulte.

Finlands Kunst befand sich bis vor etwa 25 Jahren ganz im Banne Düsseldorfs und Roms. Ganz so wie in Schweden und in Dänemark. Dann aber erreichte die von Paris ausgegangene Strömung einer modernen Kunstbewegung auch dieses Land. Und diese fand hier einen sehr empfänglichen Boden, gerade weil hier so viel Persönliches vorhanden war. Früher und stärker, als in mitteleuropäischen Ländern wurde gerade hier der Kampf für die Probleme des „Lichts und der Bewegung" und für das Princip der „Kunst um der Kunst willen" in den Dienst gleichzeitig auch des Persönlichen und des Heimathlichen gestellt.

So entstand jene neue technisch moderne nationale schwedisch-finische Kunst, die vor drei Jahren in Paris so verblüffte und so viel Bewunderung fand.

Spuren der Kunst jener älteren Periode begegnen wir auch jetzt hier noch. In dem Geiste der Düsseldorfer Illustrationskunst sind zum Theil noch die Zeichnungen Edelfelt's zu „Fähnrich Stål's Erzählungen", jenem nationalen Werke Johan Ludwig Runeberg's, des größten schwedischen Dichters Finlands, der damit — die Erzählungen beziehen sich auf den schwedisch-russischen Krieg von 1808, der sich hauptsächlich auf finländischem Boden abspielte, — der starken Vaterlandsliebe, der nationalen Treue, bewunderungswürdigen Tapferkeit, schönen Schlichtheit und zähen Ausdauerkraft des Finländers ein herrliches Denkmal widmete. Nur schlichter wohl und gefühlsehrlicher sind diese Zeichnungen, als die meisten Düsseldorfer und Münchener aus der Zeit vor den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Auf der Grenze zwischen Einst und Jetzt steht dann Edelfelt's Gemälde aus dem Jahre 1887, eine Zierde des Helsingforser „Ateneum", des finländischen Nationalmuseums, „Alte Frauen unterhalten sich in Erwartung des Sonntaggottesdienstes vor der Kirche". Wohl ist's schon gute Freilichtmalerei, aber in der wundervollen Menschenschilderung überwiegt doch noch das Zeichnerische über das Malerische. Für die Wandlungen, die die Edelfelt-Kunst in Paris durchmachte, sind besonders bezeichnend solche Bildnisse, wie die der rothblonden Frau Langen-Björnson im weißen Kleide; des reizenden Fräulein Elli Grahn im schwarzen Kleide auf hellblaugrauem Hintergrunde, der Typus eines träumerischen finländischen Mädchens; das wunderbar helle, ganz auf Weiß und Fleischton und Sonnenschein gestimmte Bildniß des Klinikers Professor Runeberg am Bette eines kranken Bauern im Hospital. Breiter Vortrag und ein bezwingend feines Farbenempfinden zeichnen diese und noch andere Bilder aus. Die Harmonie in Roth in dem Gäßchen aus seiner Vaterstadt Borga z. B., oder das ergreifende Bild „finische Klagegesänge" (eine alte Frau mit der nationalen Zither) zeigen dieselben Vorzüge Edelfelt's in anderen Ausdrucksformen. Die „Klagegesänge" sind trotz der leuchtenden Farben ein malerischer Commentar zu der jetzigen Noth des Volkes.

Zehn Jahre jünger als der heute fünfzigjährige Edelfelt ist der Finne Eero Järnefelt. Ein Naturalist von gesundem Empfinden, aber einer von denen, wie sie in Finland häufig anzutreffen sind — die über dem scharfen Beobachten nicht das Träumen verlernt haben. In

Digitized by Google

seinem Bildniß des Senators und Vicekanzlers der Universität Freiherrn von Palmén, den er als Achtzigjährigen malte, zeigt sich noch stark die französische Eleganz des Bonguereau-Schülers, der er zu Beginn der neunziger Jahre war, aber in der lustigen Scene „Heimkehr vom Jahrmarkt“ und in „Hausherr und Knecht“, zwei auch coloristisch sehr fesselnden Bildern, steht er schon ganz auf nationalem Boden Und derselbe impressionistische Realist, der dieses und den weißgekleideten Backfisch im scharfen Seewinde malte, der die große Herbstlandschaft „Am Pielisjärvi“ so stimmungsvoll zu schildern weiß, vermag dann doch so minuttös ausgeführte Studien, wie das weißblühende Pflänzchen auf windgekräuseltem Wasser, oder solch decoratives Naturstilleben, wie „Gelbe Blumen“ zu geben . . . Noch jünger sind Magnus Enckell und Pekko Halonen. Dieser ist ein Geistesgenosse Galléns. Gleich ihm ein Freund des Stylisirens und dabei vom nationalen Ornament ausgehend. Ernst bei aller großzügigen decorative Zwecke anstrebenden Sprache seiner Kunst, weiß er doch immer wahr und überzeugend im realistischen Sinne zu wirken. Seine Wolfsjäger im Winter, seine halbnackten Holzfäller, sein Bauernhof und das Waldinterieur tragen alle diesen Charakter. Sie führen uns in das Wesen finländischer Landschaft und Menschenart besser ein, als langathmigste Beschreibungen.

Und es ist eine große Kunst, weil sie mit scheinbar geringen Mitteln viel zu sagen weiß. Das gilt auch von Magnus Enckell, der, seit ich zuletzt von ihm was gesehen, technisch sich sehr vervollkommnet hat. Er bewegt sich zumeist in der Formensprache der Impressionisten etwa von der Art Besnard's, ist aber in der Farbe schlichter, ernster. Das Mädchen vor dem Spiegel, das sich das Haar kämmt, das Bildniß des Architekten Lindahl von unheimlicher Suggestion in dem Blick der großen blauen, fast wimperlosen Augen, das schwarze Fröken Beda St., das so schelmisch lächelnd im Stuhl zurückgelehnt daliegt — wie ist das Alles so furchtbar einfach und doch so lebendig in den Ausdrucksmitteln. Und wie auch er den Schmerz darzustellen weiß: man sieht, wie sein Bauernmädchen, das das Gesicht mit den Händen bedeckt hat, schluchzend erzittert und zuckt. Dem haben wohl den Liebsten die Russen wider Recht und Gesetz genommen, um ihn unter die Soldaten zu stecken? Noch ein anderes Schmerzensbild von Enckell: Christus in Gethsemane. Im Uhdeschen Geiste sind die schlafenden Apostel vorn vor dem Felsen finnische Bauern und der Kopf des betenden Herrn der eines modernen Menschen. Von grandioser Wucht in der Einfachheit des Entwurfs und von großer Tiefe der Empfindung. Wohl auch herausgeboren aus der schweren Bedrängniß des Landes, dieses Bild. Es ist, als ob der Volksgeist selbst um Abwendung des Martyriums betete, indessen des Volkes Söhne, kampfesmüde zum Theil, zum Theil stumpfsinnig zusammengebrochen sind . . .

Das Herbe, Ernste, Schwermüthige, das Finlands Kunst auch früher schon anhaftete, ein Erbtheil des Volksstamms aus seinen natürlichen Lebensbedingungen — scheint dort jetzt in Folge der politischen Nothlage aus dem Zustande des Latenten zu einer acuten Schmerzempfindung geworden zu sein. J. Norden.

X. Internationale Jahresausstellung von Kunstphotographien in Hamburg.

Ansichten und Betrachtungen von Karl Friedrich Heitmann.

(Schluß.)

Vom Publicum wird häufig die Mannigfaltigkeit der photographischen Technik unterschätzt. Die Dauer des Exponirens, scharfes oder unscharfes Einstellen des Objectivs, kürzere oder längere Belichtung des Negativs, Wahl des Papiers, Art des Drucks u. s. w. machen es heute möglich, Bilder herzustellen, die so außerordentlich verschieden wirken, so daß der Unkundige es nicht begreifen kann, daß sie ihre Entstehung demselben Apparat verdanken. Die künstlerischen Qualitäten der Photographien liegen heute nach der Seite der Verhältnisse, der Silhouette, der Raumvertheilung und der Lichtwirkung, Grundelemente auch der darstellenden Flächenkunst. Der Vergleich mit der Malerei ist nur darum so häufig, weil wir uns gewöhnt haben, die Anordnung einer Landschaft oder irgend eines Objectes, welches unserem Auge wohlgefällt, mit „malerisch“ zu bezeichnen, ohne zu bedenken, daß auch andere Techniken wie Griffel und Stift uns diesen Reiz übermitteln können. Natürlich erzielt die andere Technik der Photographie andere Wirkungen als die der Malerei, aber ohne dadurch an Kunstwerth einzubüßen. Sie ist eben etwas Anderes, aber nichts Niedrigeres. Eine Radirung unterscheidet sich von einer Kohlezeichnung, diese von einem Pastell und dies von einem Oelgemälde beträchtlich, und so hat auch die Photographie ihre eigene Wirkung, die freilich heute nur von wenigen Künstlern erreicht wird, eine Folge der großen Jugend dieser neuen Kunstart im Vergleich zu der viele Jahrhunderte alten Tradition der großen Künste. Die Malerei in ihren jüngsten Anfängen hat sich sicher an die ältere Zeichenkunst angelehnt, und so hat auch heute die Photographie manche Aehnlichkeit und Anlehnung an die bis jetzt bekannten Arten flächenmäßig darstellender Kunst, deren feinere Unterschiede nur einem geübten Auge sichtbar sind. In einer kleinen Zahl von Arbeiten aber zeigt sich klar der Weg in die Zukunft: Die neuartig künstlerische Wirkung, die verschieden von allem bisher Gesehenen ist, so bei Hofmeister, bei Steichen, bei H. W. Müller, B. Troch, Yarnall Abbott, Page Croft, Cochrane u. A. — Ich glaube nicht, daß die Photographie selbst mit der fortschreitenden Entwickelung des farbigen Elements jemals die Malerei ersetzen wird, aber vielleicht wird sie sich ihr eines Tages ebenbürtig an die Seite stellen. Trotz der gewaltigen Fortschritte der letzten 10 Jahre scheint mir noch alles im ersten Anfang zu sein und ich glaube, daß in der jungen Kunst ganz ungeahnte Entwickelungsmöglichkeiten schlummern, die uns noch die erfreulichsten Ueberraschungen bescheeren werden. Alle principiellen und theoretischen Einwendungen und auch meine theoretischen Auseinandersetzungen sind unnütz und werthlos gegen einen einzigen Blick auf einen Gummidruck. Was scheert den Beschauer die Technik des Künstlers, was kümmert es ihn, ob er sich die Details mühselig zusammengesucht hat oder ob es ihm gelungen ist, das intime Stimmungsbild in der Natur als ein einziges aufzustöbern? Was kümmert es ihn, ob die Farben partiell mit dem Pinsel aufgetragen werden oder durch zahlreiche Drucke die farbige Wirkung erzielt wurde? Unbefangen stelle er sich mit offenen Augen und Sinnen dem Werk gegenüber, und giebt es ihm Freude, Schönheit und reinen Genuß, so mögen Splitterrichter es Kunst oder Kitsch nennen, für ihn ist es ein Kunstwerk. Die Hamburgische Ausstellung nun wird jedem Vorurtheilslosen die Ueberzeugung geben, daß er hier den weitvorgeschrittenen Anfängen einer neuen lebenskräftigen Kunstart gegenüber steht und daß zwischen Photographie und Malerei kein größerer Unterschied ist, als zwischen Konzertflügel und Geige.

Wie bei der Malerei, der Griffel- und Stiftkunst ist auch bei der Photographie die breite Menge der Werke leidlich geschickt, aber wenig charaktervoll, ein kleiner Kreis giebt eigenes in Anschauung und Technik, von denen sich aber doch Mancher an größere Vorbilder anlehnt, und nur einige Wenige stehen in ihren Werken als kraftvolle, eigene, in sich abgeschlossene Persönlichkeiten da. Es liegt in der Jugend der Photographie, daß manche kleinere Talente sich in ihren Arbeiten nicht nur große Kunstphotographen, sondern auch große Maler zum Vorbild nehmen und deren Art der Anschauung nachahmen, so z. B. Demachy in seiner „Impression de théatre“ Degas, und Dr. Kirstein in seiner „Römischen Landschaft“ Böcklin.

Der staunenswerthe Reichthum der photographischen Ausdrucksfähigkeit äußert sich zuweilen in ganz überraschenden Effecten, besonders beim Platindruck. Da giebt es Bilder, die wie Lithographien, wie Kohle-Stift- und Tuschzeichnungen aussehen, die aber durchaus einwandsfrei ohne wesentliche handmäßige Einwirkung auf das Negativ entstanden sind. Bei anderen sind wie bei Einbeck's Plakat die Zwischentöne herausgespritzt. Von hier führt der Weg zu den nach meiner Ansicht outrirten Arbeiten, die blind und ohne Berücksichtigung des Materials fremde Techniken nachahmen. Wenn Le Bégue z. B. einen Theil der Platte schraffirt, so erzielt er mit seinen Aktstudien zwar den vollkommenen Eindruck einer Radirung, aber was ist damit erreicht? Besten Falls eine zweite Radirung, aber keine Neuwirkung, die die Klarblickenden unter den photographischen Künstler doch erstreben. Dagegen erweckte die Arbeit eines anderen Franzosen, Puyo, ein weiblicher Act, auf dessen Rückenparthie die weichen Lichtabstufungen meisterhaft herausgebracht waren in mir die Vorstellung, als ob die Photographie auf dem Gebiete des Actes zur Schulung der Anschauung noch eine große Zukunft hätte. Die Ausstellung giebt noch mannigfache andere Anregung zur Erschließung neuer Gebiete, so eine Illustration von dem Amerikaner White, die unvergleichlich feiner und künstlerischer ist als die platten Erzeugnisse ähnlicher Versuche in französischen Büchern, ein Exlibris, eine Fries-Decoration ꝛc.

Da dieser Aufsatz in einer nicht Hamburgischen Wochenschrift erscheint, die Ausstellung aber nur in Hamburg zu sehen war, so ist es unnütz, auf einzelne Bilder aufmerksam zu machen, und ich versage es mir daher, wie ein Kunstprofessor jeder Photographie ein oder zwei lobende oder tadelnde Adjective anzubaumeln und sie dann als beurtheilt laufen zu lassen. Der Zweck dieser Zeilen ist nicht, die Aussteller zu kritisiren, sondern im Publicum den Sinn für die junge Kunst zu wecken.

Die Jubiläumsausstellung versammelt Werke von allen Kunstphotographen der Welt, die etwas Bedeutendes leisten, mit ganz wenigen Ausnahmen. Es sind 100 Aussteller mit etwa 500 Bildern vertreten. Die Ausstellung bietet ein so vollkommenes Bild von dem heutigen Stand der Bewegung, wie es noch niemals zu sehen war und wie es in den nächsten Jahren auch kaum wieder in irgend einer Weltstadt wird gezeigt werden können. Dem Präsidenten der Ges. z Förd. d. Am. Phot. Herrn Ernst Juhl gebührt das wärmste Lob für die Zusammenstellung. Sein Verdienst ist es, daß durch Beschränkung der Bilderzahl ein so sehr hoher Durchschnitt erzielt wurde. Auch durch die Aufmachung der Photographien auf passend getöntem Papier, durch die Umrahmung und durch den Katalog, der ein kleines Kunstwerk an sich ist, wirkt die Ausstellung mustergiltig und zeigt von des Leiters feinem Geschmack, der leider bei mancher großen Kunstausstellung schmerzlich entbehrt wird.

Auf dem ersten Blick fallen die großen farbigen Gummidrucke der Hamburger am meisten auf. Die stärksten unter den Amateuren sind die Gebrüder Hofmeister, H. W. Müller und Bernhard Troch. Ihre Bilder sind ausnahmslos Vergrößerungen nach den Originalen und

Digitized by Google

offenbaren zum Theil eine ganz neuartige künstlerische Wirkung, die mit dem Eindruck der Malerei nicht verglichen werden kann. Bewundernswerth ist häufig die malerische Wirkung des Motivs. Wie lange die Photographen umhergelaufen sein mögen, ehe sie es derartig wundervoll zusammenpassend aufgefunden haben mögen, kann dem Beschauer gleichgiltig sein. So wie die Bilder vor seinem Auge stehen, wirken sie vollendet künstlerisch in Auffassung und Wiedergabe. Die Gebrüder Hofmeister, die eigentlichen Anreger und Meister der Hamburger, haben einen ausgeprägten Zug in's Monumentale, Kraftvolle, das sich besonders in ihren großzügigen Silhouetten äußert. H. W. Müller's und B. Troch's Arbeiten sind im Unterschied davon voll intimem, heimathinnigem Reiz. Mit großer Freude habe ich gesehen, daß sie stets auf Einfachheit und Einheitlichkeit zurückgehen, oder besser, zu ihr vorgeschritten sind, wie auch die starken Künstler der Malerei, und daß die gekünstelte, outrirte und weichliche Art der Wiedergabe der Natur, die wahrlich nur ein Zeichen von impotenter Schwäche ist, nur noch bei den kleinen selbstgefälligen Geistern Geltung hat.

Neben diesen dreien treten die anderen Hamburger ein wenig zurück, trotz einzelner sehr guter Leistungen. Das große Format und die gleiche Technik des Gummidrucks macht es ihnen schwer, individuelle Eigenarten zu entwickeln.

Das Figurenbild und vor Allem das Porträt ist bei den deutschen Amateuren nur spärlich vertreten, auch der Farbendruck hat sich bei ihm noch nicht einbürgern können. Bei der breiten Wirkung (der Oeltechnik vergleichbar), die die Hamburger anstreben, und die sie sehr große Formate — häufig ein Quadratmeter anwenden läßt, bevorzugen sie die Landschaft. Porträts in größerer Anzahl haben nur Berufsphotographen gesandt, unter ihnen R. Dührkoop, Hamburg, sowie Raupp, Dresden, M. Perscheid, Leipzig, der einzige, der nach dem Negativ-Proceß hergestellte farbige Bilder ausgestellt hat, J. Hilsdorf, Bingen a. Rh. So vortheilhaft diese Porträts sich auch von den üblichen Leistungen der Hof- und sonstigen Photographen unterscheiden, so unvergleichlich höher ihre künstlerischen Qualitäten sind, besonders bei Raupp's Porträt des Grafen Bülow und bei Perscheid's bekanntem, vorzüglichen Bildniß des sitzenden Liebermann's, so glaube ich doch nicht, daß etwas wesentlich Neues sich aus der Thätigkeit dieser Herren herausbilden wird. Es ist bedauerlich, daß die Hamburgischen Amateure sich nicht mehr mit dem Porträt beschäftigen, denn gerade durch die Bildniß-Photographie, zu der Jedermann Beziehung hat, dürfte es am leichtesten sein, Einfluß auf die große Menge zu gewinnen, wie denn auch stets betont wird, daß eine Hebung des Geschmackes der Berufsphotographen angestrebt wird, deren Bilder als mehr oder minder primitive Kunstproducte wohl in das Haus des Aermsten kommen. Grade beim Porträt sollte der Hebel kräftig angesetzt werden, um eine Umwandlung herbeizuführen.

Die Amerikaner wie auch die Engländer, Franzosen und Belgier unterscheiden sich merkwürdig scharf von den Deutschen. Sie haben noch den älteren Platindruck beibehalten und erzielen mit ihm zum Theil geradezu raffinirte Wirkungen. Der Gummi- und Kohledruck wird nur spärlich angewandt, und in Folge dessen fehlen die mehrfarbigen Bilder bei ihnen gänzlich. Die glatte, die Einzelheiten scharf hervorhebende Art des Platindrucks erheischt ein kleines Format, das auch für die Gummidrucke beibehalten ist. Einzelne starke Persönlichkeiten erzielen auch mit dem Platindruck kräftige und eigenartige Wirkungen, doch beim Durchschnittsphotographen liegt die Gefahr einer gewissen Weichheit und Süßlichkeit nahe. Natürlich fällt es den Frauen, die größtentheils Platin vorziehen, am schwersten, sich davon freizuhalten. Das Porträt wird von den Ausländern mehr gepflegt als von uns Deutschen. Der Meister darin ist der Amerikaner J. Steichen, New York. Seine Bildnisse von der Duse, von Rodin u. A. sind von so mächtiger, künstlerischer Wirkung wie kaum eines der besten Porträts der besten, lebenden Maler. Einige Actstudien von ihm sind das Eigenartigste, das zu denken ist. Der weiche Fleischton ist mit so wunderbarem unbeschreiblichem Reiz wiedergegeben, daß diese Bilder mit denen der Hamburger Landschafter zusammen genügen, um die Ueberzeugung von der Zukunftskraft und Bedeutung der Photographie aufzudrängen. Die Amerikaner mit ihrer vielseitigen Verwendung der Technik und ausgeprägten Individualitäten wie Stieglitz, Eickemeyer, C. Yarnall Abbott sind wohl die reifsten Künstler von den Ausländern. Von den Engländern gehen Archibald Cochrane und J. Page Croft am deutlichsten neue Wege. Von den technischen Schwierigkeiten, die die Amateure zum Hervorbringen dieser eigenartigen Bilder zu überwinden haben, die in nichts den altgewohnten Photos gleichen und uns durch den auserlesenen Reiz und künstlerischen Feingehalt verblüffen, macht sich der Laie kaum eine auch nur annähernd entsprechende Vorstellung. Die Gebrüder Hofmeister mußten häufig oft 12—15 Mal von demselben Gesichtswinkel aus exponiren, ehe sie die Landschaft, so wie sie sie sahen, fixiren konnten, oder bis das bäurische Modell vor dem Apparat die unvermeidliche Gezwungenheit verloren hatte. Tage hindurch arbeiteten sie stundenlang in der grimmigsten Kälte, um ihre Winterbilder aufzunehmen. Bernhard Troch brauchte zum Hervorbringen der Farbenwirkung seines „Wegs mit Weiden" 20 Drucke. Interessant ist auch die Aufnahme von Nachtbildern, die gewöhnlich zweimal exponirt werden. Das erste Mal bei Tagesbeleuchtung, das zweite Mal bei Nacht, um die hellen Laternen zu fixiren. In der Zwischenzeit mußte der Apparat natürlich unangetastet stehen bleiben. Welche Schwierigkeit das bietet, wenn es sich um eine belebte Straße handelt, wie in Stieglitz' „Icy Night" ist leicht zu ermessen.

Ziehen wir das Facit der Ausstellung. Zwei Gipfel sehen wir deutlich hervorragen: Steichen und Hofmeister. An Steichen schließen sich die Amerikaner und ein Theil der Engländer an; an Hofmeister die Amateure östlich vom Rhein. Die Franzosen mit gewandter Technik und feiner Beobachtung überschreiten doch nicht den guten Durchschnitt. Die Arbeiten derer um Hofmeister weisen eine gewisse Einförmigkeit der Technik auf, die der Jugend des Gummidrucks zu Gute gehalten werden muß. Seit 6 Jahren neubelebt, haben die Herren ihre ganze Kraft der einen Technik widmen müssen, um diesen außerordentlichen Fortschritt erzielen zu können. Daß das Porträt weniger gepflegt wird, habe ich schon bedauert. Ein Grund mag sein, daß die stärksten Könner in Hamburg leben und daß die herrliche landschaftliche Umgebung Hamburgs, die so abwechselungreich und voll feinster Licht- und Farbenreize ist, wie die keiner anderen Stadt Deutschlands, bisher von Malern nicht berücksichtigt wurde, so daß die Photographen mit wahrem Feuereifer diese unerschöpfliche Fundgrube ausbeuteten.

Die Amerikaner und die besten der Engländer bieten größere individuelle Verschiedenheiten, aber bei Vielen macht sich ein etwas schwächlicher femininer Zug breit, der z. Zt. in Deutschland auch in den anderen Künsten ungebührlichen Raum einnimmt, aber Gottlob von Jahr zu Jahr kleiner wird. Der prächtige Steichen überragt an Kraft und Gewalt der Anschauung Alle. Eine gegenseitige Befruchtung zwischen ihm und den Hamburgern könnte sehr segensreich wirken. Viele der zierlichen amerikanischen Arbeiten könnten aber auch für unsere kleineren Talente von gutem Einfluß sein, denn an Hofmeister können sich nur kräftige Naturen heranbilden. Bei den schwächeren liegt die Gefahr der hohlen Kraftpose nahe.

Das gesammte Bild der Ausstellung indeß giebt den zwingenden Eindruck, daß wir hier einer neuen Kunstart gegenüberstehen, die sich, trotzdem sie wenig anerkannt, doch viel verkannt wird, in kurzer Zeit mächtig und triumphirend Bahn brechen wird. Die Maler, die bekanntlich häufig treffliche Kunstphotographien herstellen, sollten ihre unangebrachte Scheu überwinden und sie der Oeffentlichkeit übergeben. Deutschlands Großstädte sollten Hamburgs Beispiel folgen und durch Ausstellungen das Publicum mit den neuen Werken bekannt machen, damit die verständnißlose Redensart, die aus der steten Anschauung schlechter Lichtbilder hervorgegangen ist: Die Photographie solle nur wie eine Photographie wirken, endlich der besseren Einsicht Platz machen werde, daß die Wirkungen einer jeden Kunst, die rein aus ihrer Technik und der Anschauung des Künstlers sich entwickeln, natürlich und ihr eigenthümlich sind. Dann wird man begreifen, daß der Höhepunkt der Photographie nicht von den großen Ladeninhabern der Leipziger Straße in Berlin erreicht worden ist, und daß auch die Kunstwerke von Steichen und Hofmeister „nur wie Photographien" wirken.

Je mehr Schönheit dem großen Publicum geboten wird, desto höher wird dessen Bildung des Herzens steigen, und die Photographie, kraft ihrer Verbreitung und ihrer Wohlfeilheit wird durch angemessene Pflege einer der einflußreichsten Culturfactoren werden können.

Notizen.

Herder. Sein Leben und Wirken. Von Superintendent Richard Bürkner. Verlag: Ernst Hofmann & Co. in Berlin W. Unter der Fülle von Veröffentlichungen, welche deutscher Gelehrtensitte treu der hundertjährige Todestag des ostpreußischen Dichters Gottfried Herder zeitigen wird, dürfte das vorliegende Buch die weitaus gründlichste und werthvollste sein Der Genius Herder's verdient es wohl, daß auch die Allgemeinheit etwas mehr von ihm wissen sollte, als daß er ein Classiker gewesen und den Cid geschrieben hat. Es ist ein großer Vorzug des vorliegenden Lebensbildes, daß der Verfasser, ohne etwa Herder wie es Mancher gethan hätte, als wirklich großen Dichter hinzustellen, gerade das an ihm hervorhebt, wofür wir dem Dichter besonderen Dank und Anerkennung zollen müssen. Man ersieht aus dem Buche, wie der bahnbrechenden Anregungen, die dieser umfassende Geist auf einer Reihe von Lebensgebieten gegeben hat, zahlreiche sind. Wir müssen die bedeutenden pädagogischen Gedanken ebenso wie die kühne Freiheit seines Denkens und die ehrliche Frömmigkeit seines Fühlens bewundern. Bürkner's packende Schilderung der Persönlichkeit Herder's und seines Lebenswerkes wird sicherlich Vielen um so willkommener sein, als das grundlegende Buch über Herder, die bekannte Biographie Rudolf Haym's für das größere Publicum viel zu ausführlich und kostspielig sein dürfte.

Dr. Heinrich Ilgenstein.

Otto von Leitgeb: Die stumme Mühle. (Egon Fleischel & Co., Berlin.) 5 Mk. Otto von Leitgeb, dessen bisher erschienene Novellen allgemein warme Anerkennung gefunden hatten, wird mit diesem Buche auch weiteren Kreisen bekannt werden. Man merkt es der mit überraschender Sicherheit durchgeführten Handlung des Romans nicht an, daß sich der Verfasser hier zum ersten Mal an eine größere Composition gemacht hat. Das von vielen modernen Romanschriftstellern bewußt, aber fälschlicher Weise vernachlässigte Spannungsmoment

Digitized by Google

weiß Leibgeb als guter Techniker richtig einzuschätzen und zu verwerthen, ohne deßhalb ins Unkünstlerische zu verfallen. Aus scheinbar ganz einfachen Verhältnissen wächst eine Handlung empor, die menschlich tief ergreift und gleichzeitig mit hochgespanntem Interesse erfüllt. Ueber dem Ganzen liegt eine Melancholie, die, ohne in's Sentimentale zu verfallen, nur ein besonders feiner Stimmungsreiz ist. Aus dem Umstande aber, daß Leitgeb ein guter Freund Wilhelm Leibl's war und diesen auch in seiner letzten Krankheit pflegte, auf eine künstlerische Verwandtschaft Leitgeb's mit dem großen Maler zu schließen, wie das von einer Seite geschehen ist, geht zu weit. Die großen Maler unserer Zeit haben so unendlich viel mehr als selbst unsere besten zeitgenössischen Poeten geleistet, daß ein solcher Vergleich stets zu Ungunsten der Letzteren ausfallen wird. H. Ilgenstein.

Max Bernstein. Närrische Leute. (S. Fischer, Verlag, Berlin.) 2 Mk. Das Publicum hat sich gewöhnt, den Erscheinungen gewisser Verlagsanstalten ein besonderes Vertrauen entgegenzubringen. Der Fischer'sche Verlag gehört mit Recht zu diesen. Wären aber diese unter dem anspruchsvollen Namen Novellen dargebotenen Geschichten — zehn Erzählungen von wahrhaft rührender Belanglosigkeit — bei Hinz und Kunz erschienen, es würde kein Hahn, auch nicht einmal ein literarischer, darnach krähen. H. J.

Grillparzers Werke. Mit Grillparzers Leben, Bildniß und Facsimile, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Rudolf Franz. 5 Bände in Leineband 10 Mk. (Meyers Klassikerausgaben.) Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. Bei einem Dichter vom Range Grillparzers ist der Wunsch berechtigt und seine Durchführung lehrreich, der Entstehung und Weiterentwickelung seiner Werke in den Handschriften und Drucken nachzugehen. Dies ermöglicht die neue, vom Gymnasialdirector Dr. Rudolf Franz besorgte fünfbändige Ausgabe, die auf der Sauer'schen fußt. Hier wird in einem umfangreichen Anhang von Schlußanmerkungen und Lesarten, einer gediegenen wissenschaftlichen Leistung, zu jeder Dichtung über Veranlassung, Entstehung erster Drucke, wichtige Varianten knapp berichtet. Insbesondere aber wendet sich die Ausgabe, die alles zusammenfaßt, was von des Dichters Schriften weitere Kreise interessieren kann, an das große, literaturfreudige Publicum. Eine vier Bogen umfassende Einleitung macht unter Berücksichtigung aller, auch der erst jüngst erschlossenen Quellen, den Leser mit dem Leben und den Werken des Dichters genau bekannt. Gute, knapp orientierende Sondereinleitungen gehen den Gedichten und einzelnen Dramen voran. Die Fußnoten sind auf das Notwendige beschränkt und werden, da sie bei den Gedichten oft zum Verständniß sehr viel beitragen, gewiß willkommen sein. — Eine vorzügliche Radierung nach dem Schmecker'schen Grillparzer-Porträt leitet den soeben erschienenen ersten Band ein, der außer dem Abschnitt über Leben und Werke die Gedichte und das Drama „Die Ahnfrau" enthält. Die anderen vier Bände sollen in rascher Folge erscheinen.

Schlitzohr. Von Wilhelm Müller-Amorbach. (C. Krebs'sche Buchhandlung, Wilhelm Hausmann, Aschaffenburg.) Der Dichter hat die Handlung mit einer wahren Blüthenpracht wirklich schöner poetischer Gebilde zu umgeben und zu überdecken verstanden, so daß das Ganze einen herzgewinnenden Eindruck macht. An diesen Vorzügen der Dichtung wird sich jeder Leser des „Schlitzohr" erfreuen, ja viele Leserinnen werden davon hoch entzückt sein. Die vornehm-elegante Ausstattung verdient ein besonderes Lob.

Das offene Fenster. Roman von Otto von der Pfordten. (Carl Winter, Heidelberg.) Ein ausgezeichneter Tendenz-Roman! Denn hier unterjochen Polemik und Tendenz nicht das Künstlerische, sondern werden dadurch gehoben, vertieft; die Schwärmer für Naturheilkunde haben alle Ursache, diesem Verfechter ihrer Sache dankbar zu sein. Der Verlauf der Handlung ist sehr wirksam, besonders reizvoll aber die Figurenzeichnung: die Contraste in den Charakteren der beiden Gatten, dann die Familie mit ihrem Durcheinander von Dünkel, Kleinlichkeit und Eigensinn, ferner die mehr drolligen Figuren des Doctor Georg und der von Kneipp zu Lahmann wechselnden Fanny, sie alle ergeben ein interessantes Gesammtbild, wegen dessen auch der nicht Naturheilschwärmer die Darlegungen eines solchen schon mit in den Kauf nehmen kann.

Mit dem Tornister. Feldzugserinnerungen eines Infanteristen aus dem Jahre 1870 von C. Rückert. (Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag. Ein großherzoglicher Hesse, der als Einjährig-Freiwilliger im Infanterie-Regiment Nr. 115 den deutsch-französischen Krieg mitmachte, bis der Verlust des rechten Beines bei Gravelotte seiner Soldatenlaufbahn ein Ende machte, erzählt hier seine Kriegserlebnisse. Mit dem Tornister auf dem Rücken sah er zwar nichts von dem, was „oben" vorging, empfand aber um so deutlicher den Geist, der „unten" in der Marschkolonne herrschte, und konnte, nur für die eigene Person verantwortlich, besser als der mit der Sorge für andere belastete Vorgesetzte beobachten, wie der Soldat in Reih' und Glied lebte und dachte. Im Zeitalter des Automobils, wo man die Welt nur noch im Fluge genießt, sind auch solche Rückblicke nicht unwesentlich und nicht uninteressant.

Max Hesses Verlag in Leipzig, rühmlich bekannt durch seine „Neuen Leipziger Klassikerausgaben" und durch die „Volksbücherei", hat kürzlich mit der Veröffentlichung einer dritten Sammlung begonnen, die, nicht minder empfehlenswerth als jene beiden, an dieser Stelle schon gebührend gewürdigt worden ist, Sie soll die „Meisterwerke der deutschen Bühne", die Dramen Goethe's, Schiller's, Lessing's, Shakespeare's, Grabbe's, Kleist's, Uhland's, Hebbel's, Halm's, Grillparzer's, Ibsen's u. s. w., nach einem Programme bringen, das an ein ähnliches, leider nicht verwirklichtes Vorhaben Schiller's erinnert. Dieser entwarf nämlich 1799, als er von der Höhe seiner Meisterschaft die deutsche Bühne überblickte, den Plan, unter dem Titel „Deutsches Theater" eine Folge der werthvollen dramatischen Werke herauszugeben, die im Spielplan seiner Zeit bereits Bürgerrecht besaßen oder neu erwerben würden. Jährlich sollten zehn Stücke erscheinen, jedes begleitet von einer Kritik, die er aus gemeinsamen Erörterungen mit Goethe hervorgehen lassen wollte. Bis auf den heutigen Tag fehlt es uns an einer Sammlung, die Schiller's schönem Gedanken entspräche und die Schätze der dramatischen Dichtung aller Zeiten und Völker so darböte, daß durch tieferes Verständniß der Genuß der Aufführung und des Lesens erhöht würde. Diese Lücke soll nun das neueste Hesse'sche Unternehmen ausfüllen, und nach den bereits vorliegenden zwölf Heften zu schließen, wird es seiner Aufgabe in erfreulichem Maße entsprechen. Den Herausgeber, Prof. Witkowski von der Universität Leipzig, unterstützt ein Stab hervorragender Fachgelehrten. Jedem Werke ist eine knappe, nach Stichworten außerordentlich klar und übersichtlich angeordnete Einleitung vorausgeschickt. Darauf folgen kurze Anmerkungen zur Erläuterung von Dunkelheiten des Inhalts wie der Sprache. Um die Sammlung den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, ist der Preis jedes Bandes auf nur 30 Pfennige festgesetzt worden.

Georg Frhr. v. Ompteda, Nerven. (Novellen.) (Berlin, Egon Fleischel & Co.) — „Nerven" ist eine psychologische Studie, vielleicht in ihrer Kraßheit mehr ein Schulfall, aber mit so sicherer Hand geschrieben und von so feiner Beobachtung bestimmter psychischer Absonderlichkeiten und Zähigkeiten zeugend, daß einen die Menschen, die darin auftreten, wirklich beschäftigen. — Frieden betitelt sich die letzte, prachtvoll gearbeitete, ergreifende Novelle des Buchs, voller Eigenart und Poesie. Eine Familientragödie ohne lautes Pathos; die Acteurs stille und in ein bestimmtes Schicksal gezwungene Menschen, deren Ursprünglichkeit an der Last einer mühselig als Geheimniß fortgeschleppten Schuld zu Grunde geht.

Aus den Flegeljahren der Menschheit. Von Leo Frobenius. (Verlag von Gebr. Jänecke, Hannover). Der Titel des vorliegenden Buches wird durch die Einleitung des Verfassers mit Erfahrungen aus seinen eigenen Flegeljahren sehr anmuthig und anschaulich erläutert, gleichzeitig der Werth und Zweck der Schilderungen: den mit Indianer- und anderen Mordsgeschichten aus fernen Ländern irregeleiteten, verdorbenen Ansichten unserer Jugend von den „Wilden" eine bessere und dienlichere Richtung zu geben. Deßhalb skizzirte der über reiche ethnographische Schätze verfügende Forscher das Wissenswertheste von den „Wilden" in knappen Umrissen. Obschon diese lehrreiche und angenehme Lectüre kaum unseren Jungen die geliebten Indianergeschichten ersetzen oder gar erübrigen dürfte, so wird sie doch auch ihren veredelnden Zweck nicht verfehlen und sicherlich zur Förderung des Interesses und zu rüstiger, nützlicher Würdigung des Wesens und Charakters der Naturmenschen viel beitragen. Der Verfasser hat seinem Werke zwei Sprüchwörter der Bakuba, eines schwarzen Menschenvolkes im Innern Afrikas, das durch Menschenfresserei und gewerbliche Kunstfertigkeit und große Klugheit sich auszeichnet, vorangesetzt. „Lerne andere würdigen, dann wirst Du Dich selbst zu würdigen lernen!" „Sieh nach den Schwächen anderer, dann wirst du sie selbst vermeiden!" Er lehrt uns in den Wilden die Menschen erkennen und zeigt, daß sie in ihrem Culturbesitz gar manches haben, was uns fehlt, daß es kein Volk giebt, das den Thieren näher steht als uns, daß alle Menschen wahre Menschen sind, daß unsere Triebkräfte auch schon bei den Wilden bestehen, und daß die größten und einzigen Unterschiede, Unterschiede der Erziehung des Geistes und des körperlichen Besitzes sind.

Hans Karlson, Die Starken. (Dresden, E. Pierson.) Die Starken, welche diesem Roman den Titel gegeben haben, sind eigentlich nicht stark, sondern schwach, und überwinden das Schicksal nicht aus eigener Kraft, sondern durch unabhängig von ihrem Wollen und Können eintretende günstige Zufälle. Der einzige starke Mensch im Roman ist der katholische Pfarrer, der, entgegen der Absicht des Verfassers, sympathischer erscheint als die Helden, weil er wenigstens weiß, was er will, und sich nicht durch rührselige Phrasen beirren läßt. Denn das ist das Merkwürdige an dem Verfasser, daß er die „Stärke" seiner Helden in hochtönenden Reden nachweisen zu können glaubt, denen gegenüber das, was sie thun, von kläglichster Schwäche ist. Sieht man aber, wie der Verfasser mit Sorgfalt und Geschicklichkeit große Scenen anbahnt und dann, wenn sie da sind, nichts aus ihnen zu machen weiß, so hat man die psychologische Erklärung in der Hand. Auch des Verfassers Können reicht an sein Wollen noch nicht heran; sein Dialog ist von erstaunlich unbeholfener Technik, die Ausführung des überaus dankbaren Themas bleibt hinter dem, was er sich vorgesetzt hat, weit zurück.

Im Sattel durch Centralasien. Von Erich v. Salzmann. (Verlag von Dietrich Reimer [Ernst Vohsen] Berlin.) Der Verfasser will kein Forschungswerk bieten, sondern nur das erzählen, was er im fernen Osten und auf dem Wege in's Innere Asiens gesehen und erlebt hat. Das Werk soll weitere Aufklärung darüber bringen, was Mann und Pferd in 176tägigem Ritt über eine Strecke von annähernd 6000 km durch Wüsten und Schneeberge, in Hitze und Kälte und nur mit den denkbar einfachsten Hülfsmitteln ausgestattet, zu leisten vermögen, und es soll im Besonderen auch für den mongolischen Pony, mit dem der Ritt ausgeführt wurde, eine Lanze brechen. So bescheiden er selbst von

Digitized by Google

seiner Leistung spricht, ist doch Herr v. Salzmann der erste Europäer, der in so kurzer Zeit mit so geringem Gefolge diese gewaltige Strecke zu Pferde zurückgelegt hat. Dabei fand er noch immer Zeit und Kraft, ein ausführliches Tagebuch zu führen, allerhand Jagdabenteuer zu bestehen und eine Fülle höchst interessanter photographischer Aufnahmen zu machen. Das Werk dürfte bei seinem ungewöhnlich billigen Preise eine willkommene Gabe auf dem diesjährigen Weihnachtstische bilden.

Die Kunst des Jahres. Deutsche Kunstausstellungen 1903. (München, Verlags-Anstalt F. Bruckmann.) Zum zweiten Male tritt die Verlagshandlung mit dieser Jahrespublication vor die Kunstfreunde; das Werk giebt wiederum in übersichtlicher Form das Hervorragendste aus den diesjährigen Kunstausstellungen in vorzüglichen Reproductionen wieder und bietet dadurch ein lebendiges Bild der Entwickelung der Kunst in diesem Jahre. Der Hauptvorzug des Werkes ist der, daß nur Bilder selbst zu dem Beschauer sprechen. Die Auswahl ist mit großer Sorgfalt getroffen worden, es dürften nicht viele der wichtigeren künstlerischen Erscheinungen aus den diesjährigen Ausstellungen fehlen. Dies und die reiche illustrative Ausstattung im Verein mit dem sehr billigen Preis empfehlen das Werk zu weiter Verbreitung in all' den Kreisen, die der modernen Kunst nicht interesselos gegenüberstehen. Wer die Ausstellungen selbst besuchen konnte, dem bietet das Buch eine willkommene Auffrischung der gewonnenen Eindrücke.

P. J. Möbius, Goethe. (Johann Ambrosius Barth, Leipzig.) Jeder Band 3 Mk. Diese neue Ausgabe des bekannten Werkes von Möbius ist um einen ganzen Band bereichert. Der bekannte Nervenarzt giebt hier eine prächtige Seelenanalyse des Dichters nach der Methode Gall's, er lehrt uns den genialen Menschen Goethe nach seinen physiologischen Bedingungen kennen. Die frische, kernige Art des Verfassers fesselt auf jeder Seite, und man freut sich, nach dem unendlichen Phrasenwust, der über Goethe's Leben und Schaffen Jahr für Jahr producirt wird, diese bei aller Verehrung und Bewunderung doch wissenschaftlich-nüchterne Abhandlung zu lesen.

„Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten." (H. S. Hermann, Berlin.) Professor Hans Meyer hat das soeben in 5. Auflage erschienene Buch bearbeitet. Es giebt eine Grammatik und ein Wörterbuch des Berlinischen Dialects, bestimmt für die Gebildeten unter den geborenen Berlinern. Es will ihnen die Freude machen, den heimathlichen Sprachschatz beisammen zu haben und sich mancher vielleicht lange vergessenen Wörter und Wendungen, Jugendscherze und Schulausdrücke, Verse und Kinderspiele zu erinnern. Das interessante Buch, das auf einer wissenschaftlichen Grundlage ruht, will doch vor Allem den eigenthümlichen Charakter, den Humor des Berliners, soweit er in seiner Sprache erscheint, vor Augen führen; es erreicht dies durch die Fülle höchst eigenthümlicher Ausdrücke und Redensarten, die es in alphabetischer Ordnung vorführt, sowie durch mancherlei Zugaben, die den Berliner nach den verschiedensten Seiten seines Wesens zu charakterisiren geeignet sind. Namentlich hat es die neue Auflage mit gutem Erfolg darauf abgesehen, die in den letzten zwanzig Jahren erwachsenen Blüthen des Berlinischen Geistes mit strenger Prüfung auf ihre Echtheit zu sammeln.

Hebbel's Ausgewählte Werke. In sechs Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Zweiter Band. Inhalt: Judith. — Genoveva. — Maria Magdalene. Dritter Band. Inhalt: Herodes und Mariamne. — Michel Angelo. — Agnes Bernauer. — Gyges und sein Ring. In Leinwand gebunden je 1 Mark. (Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin.) Die Erkenntniß von der Bedeutung Hebbel's hat sich in den Jahrzehnten nach seinem Tode mehr und mehr Bahn gebrochen. Hebbel wird modern. Und wahrlich — er verdient es! Möge die vorliegende, billige und gute Ausgabe ihm recht viele neue Freunde werben! Besonders dankbar sind in der Cotta'schen Ausgabe die werthvollen Einleitungen zu begrüßen, die der Herausgeber jedem einzelnen Drama voranschickt; sie wecken im Leser volles Verständniß der in ihrer gedrungenen Kraft und Fülle vielfach eines Commentars bedürfenden Schöpfungen Hebbel's.

Baedeker's Reisehandbücher: Unteritalien. — Spanien. (Karl Baedeker, Leipzig.) Baedeker's Reisebücher sind eine Weltberühmtheit und so gut ein Stolz unseres Buchhandels, wie etwa die großen Conversationslexika. Sie bedürfen keiner Empfehlung mehr — wenn wir trotzdem, jetzt nach beendeter Reisezeit, noch einmal auf sie zu sprechen kommen, so geschieht es aus dem Gefühl der Dankbarkeit diesen treuen Begleitern gegenüber. Man begreift heute nicht, wie es einmal möglich war, ohne sie fremdes Land zu durchstreifen, und man macht es sich selten klar, welche ungeheure, wochen-, ja monatelange Arbeit früher nöthig war, um sich auf eine Reise auch nur halbwegs so vorzubereiten, wie man's jetzt mit Hülfe Baedeker's in wenigen Minuten kann. Die besonderen Vorzüge seiner Reisehandbücher sind oft genug dargestellt worden. Die knappe, präcise Form, die jeder Phrase abhold ist und es dem Reisenden überläßt, sich zu begeistern, während sie andererseits alles wirklich Wissenswerthe erschöpfend mittheilt — wie wohlthuend empfindet man sie unterwegs! Man spürt, daß die Sätze im Baedeker gleichsam Extracte sind, der mit unendlicher Mühe gewonnene Auszug aus überreichem Material. Sehr angenehm berührt ferner das Fehlen alles Inseratballastes. Abgesehen davon, daß er Reisebücher unhandlich macht, vermindert er auch das doch unbedingt nöthige Vertrauen auf die redactionellen Angaben des Buches. Baedeker verzichtet, indem er keine Inserate bringt, auf eine zweifellos riesige Einnahme; um so höhere Anerkennung verdient seine Abstinenz. Was vielen gebildeten Reisenden die Baedeker'schen Bücher besonders lieb macht, ist der Umstand, daß Baedeker nicht nur über Land und Leute, sondern auch über die künstlerischen Schönheiten, welche das bereiste Gebiet erschließt, Fachgelehrte ersten Ranges schreiben läßt. Ich werde nie vergessen, mit welcher Andacht ich zahlreiche dieser einfach classischen „Einführungen" gelesen habe, die auch dem Laien einen wirklichen, ruhigen Kunstgenuß ermöglichten. Wer den Baedeker recht zu gebrauchen versteht, also nicht etwa snobbistisch glaubt, nun auch Alles, was er aufzählt, sehen und anstaunen zu müssen, sondern wer individuelle Auswahl trifft, dem werden erst diese Reisehandbücher die Tage der goldenen Freiheit wahrhaft genußreich machen.

Im Verlag von Dr. J. Marchlewski & Co., München, ist ein interessantes Werk erschienen, „Lebensfreuden" von Adolf Dygasinsky. Von Hause aus Naturforscher und Philosoph, schlägt Dygasinsky die Brücke zwischen Wissenschaft und Kunst. Die Wunderwelt der Natur hat sich zuerst dem mit allen Mitteln des modernen Wissens bewaffneten Denker erschlossen. Botanik und Zoologie führten ihn in ihre unermeßlichen Reiche. Als Philosoph beobachtet der Verfasser und als Künstler schaut er; mit ernstem Prüfen verbindet er enthusiastische Bewunderung, mit kaltem Zerlegen blutwarmes Schaffen. So ist ein schönes Werk erstanden, in dem in wirkungsvoller Harmonie Wissen und Kunst zusammentreffen. Der literarisch-gebildeten Welt wird es eine willkommene Gabe sein, gleichzeitig eignet es sich aber auch sowohl in erzieherischer wie in bildnerischer Beziehung für die Jugend. Der Verlag hat es sich angelegen sein lassen, das Werk würdig auszustatten.

Der Stern von Hallalat. Roman von M. Hellinden. Mit Buchschmuck von Phil. Schumacher. (Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München.) Ein farbenreiches Gemälde aus dem Alterthum. Der Verfasser schafft keine bloßen Buchmenschen, wie wir sie so oft in historischen Romanen antreffen, sondern wirkliche Charaktere, wie sie aus starken Volksstämmen heraus gewachsen sind. Speciell das Schicksal des Judenvolkes, das zuerst in der babylonischen Gefangenschaft schmachtet und dann heimkehrt, um den Tempel zu bauen, wird den Leser gefangen nehmen und manch Einen erst jene Zeit des Alterthumes, jenen Geist der alten Juden verstehen und erfassen lassen.

Die Heimath. Roman von Paul Keller. Mit Buchschmuck von Phil. Schumacher. (Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. in München.) Daß Paul Keller zu den begnadeten Dichtern gehört, die die geheimnißvolle Stimme der Natur im Inneren der Menschen herrlich zu deuten und wiederzugeben verstehen, hat er schon mit seinem Roman „Waldwinter" bewiesen. Was er uns in seiner neuen Arbeit „Die Heimath", bietet, steht an innerer Geschlossenheit, Kraft und Feinheit nicht hinter seinem letzten Buch zurück. Es ist ein Werk voll feiner Stimmungen und erschütternder Scenen. Die Illustrationen Phil. Schumacher's schmiegen sich in ihrem Stimmungsgehalt dem Inhalte des Romanes an.

Goethe. Sein Leben und seine Werke. Von Dr. Albert Bielschowsky. (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.) Bd. II. Das Buch gehört zu jenen schönen und seltenen Literaturerzeugnissen, in denen die Ergebnisse langjähriger Studien so vorgetragen werden, daß die gereiften Früchte dem Leser zum Genuß in den Schooß zu fallen scheinen. Auf die Vollendung dieser geradezu classischen Goethebiographie haben wir mehrere Jahre warten müssen. Es war dem Verfasser nicht vergönnt, sie ganz zu Ende zu führen; er ist am 21. October 1902 nach längerer Krankheit aus diesem Leben abgerufen worden. Professor Theobald Ziegler in Straßburg hat das Werk abgeschlossen, Kalischer, Imelmann und Roethe haben dabei geholfen. So ist das Werk, auf das die deutsche Wissenschaft und die deutsche Literatur stolz sind, kein Torso geblieben. — Bielschowsky war kein bloßer „Goethe-Kenner", er hatte seines Geistes einen Hauch verspürt. Die wunderbare Klarheit und Durchsichtigkeit der Goethe'schen Sprache finden wir hier wieder. Als Ganzes betrachtet, läßt dies Goethe-Bild nichts vermissen. So war Goethe! Aus dem künstlerischen Erfassen seiner Persönlichkeit ergab sich der Styl der Schilderung von selbst. Sollte Goethe's Bildniß ganz ähnlich werden, so mußte es in Goethe's Sprache geschildert werden, und in dieser Sprache hat Bielschowsky es zur Meisterschaft gebracht.

Im Verlag Dr. J. Marchlewski & Co., München, ist eine interessante Anthologie erschienen, die unter dem Titel „Schwedische Lyrik" die Perlen unter den lyrischen Dichtungen Schwedens in einer vorzüglichen Uebersetzung von Hanns v. Gumppenberg in einem Bande vereint. Das Verdienst, das sich v. Gumppenberg durch die Uebertragung dieser Dichtungen in das Deutsche erworben hat, ist um so größer, als die Lyrik Schwedens bis jetzt in Deutschland so gut wie gar nicht bekannt war. Die wenigen zerstreut erschienenen Verdeutschungsversuche spiegelten nicht den Charakter der Originale wieder und waren meist oberflächliche Uebertragungen, deren Verfasser an das Wort der Deutung klammerten und nicht tief in ihren Geist einzudringen verstanden. Die Unmittelbarkeit des Naturgefühles, das aus der schwedischen Lyrik spricht, ihre Kraft, die Schönheit und Feinheit der Formen, die nationale Eigenart, die sich in den Originalen nie verleugnet, kamen in diesen Uebersetzungen nicht zum Ausdruck. Hanns v. Gumppenberg, als Dichter und Kritiker gleich bekannt, hat es mit Erfolg unternommen, die gebildeten Kreise Deutschlands mit der neueren schwedischen Lyrik seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts in würdiger Weise und entsprechendem Umfang bekannt zu machen. Die Gumppen-

Digitized by Google

berg'schen Uebersetzungen geben die Originale in Rhythmus, Reimordnung und Strophenbau wie auch in der Bildersprache mit voller Treue wieder und wirken trotzdem wie selbstständige deutsche Dichtungen. Die vornehme Ausstattung und der künstlerische Einband der Bände machen es auch äußerlich zu einer Zierde für jede moderne Bücherei.

Nun ist auch das neue Türmerjahrbuch, für 1904, herausgegeben von Frhrn. von Grotthus, im Verlage von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, erschienen. Es rechtfertigt den bereits wohlbegründeten Ruf seiner Vorgänger. Die Aufsätze, mit denen es beginnt, behandeln zum Theil actuelle Fragen, jedenfalls aber Gegenstände von allgemeinem Interesse und dürfen einen dauernden Wert in Anspruch nehmen. Natürlich kommt in dem Jahrbuch auch die Kunst zu ihrem Recht, besonders die Sammlung lyrischer Gedichte ist zu erwähnen. In dem vielleicht den wichtigsten Theil des Buches, das sich auch durch seine gediegene Ausstattung empfiehlt, bildenden Abschnitt „Am Webstuhl der Zeit" finden wir einen gedrängten Abriß der politischen Cultur- und Sittengeschichte des zur Rüste gehenden Jahres. Hier werden auch die innerpolitischen Verhältnisse unseres deutschen Vaterlandes mit einigen scharfen, marcanten Strichen gezeichnet.

„Der Fenriswolf." Ein österreischicher Provinzroman von Karl Hans Strobl. (Herrmann Seemann, Nachfolger. Leipzig.) „Der Fenriswolf" nennen einige junge Idealisten in einer österreichischen Provinzialstadt ihren Bund, zu dem sie sich gegen das eingewurzelte Banausenthum ihrer Mitbürger zusammengeschlossen haben. Aber trotz ihres guten Willens erliegen sie in dem Kampfe gegen die Alltäglichkeit, denn es fehlt ihnen Ausdauer und Tragfähigkeit. Klappenbach, die am meisten ausgeführte Figur, bringt es zwar bis zur Aufführung seines Stückes in München, aber von da an geht es auch abwärts; unter den neuen Eindrücken, die hier plötzlich auf ihn einstürmen, verliert er die ruhige Beherrschung über sein Leben soweit, daß er die Sorge für seine schwache Gesundheit vollends außer Acht läßt und sich einen Blutsturz zuzieht. Oberflächlich wiederhergestellt, wird er mit seinen zerrütteten Nerven immer verbitterter gegen seine philisterhaften Mitbürger. Seine literarische Production wird zur persönlichen Satire und verliert den künstlerischen Charakter. — Dies Zunehmen von Haß und Bitterkeit in Klappenbach's Seele hat Strobl äußerst fein dargestellt. Der Mensch, der die Urkraft des wilden Fenriswolfes zum Wahrzeichen des Freundschaftsbundes erhob, vermochte die Banausen, trotz seines Abscheus, nicht zu entbehren; es schmerzte ihn, daß sie so wenig auf seine fortgesetzten Angriffe reagiren. „Das wahrhaft Große," hält ihm ein Freund entgegen, „kann mitten unter der Heerde einsam sein. Der Kleine braucht die Hülfe von Wüsten und Felsgrotten." Aber Klappenbach kann sich weder geistig, noch körperlich aufraffen; trotz aufopfernder Pflege seiner Frau geht er unter den fortwährenden Nervenaufregungen, die seine Lebenskraft verzehren, zu Grunde.

Die übrigen Mitglieder des „Fenriswolfes" sterben zwar nicht, aber sie geben den Kampf auf. Da ist zunächst der Gymnasialprofessor von Hoscheck, mit seinem wohlgepflegten, goldblonden Lohengrinhaupt; er ist ein poserender wiener Schöngeist von jener liebenswürdigen Charakterlosigkeit, die so sehr nach Decadenz riecht. Da ist ferner der humorvolle Neumann, dessen hübsches Talent jedoch in Vereinsdichterei aufgeht und der nach bitteren, inneren Kämpfen zur Erkenntniß kommt, daß er sich von seinem Milieu nicht loszureißen vermag und dann resignirt. — Der am weitesten Schauende von Allen ist Schmidt, allerdings hat er es bei seinem geringen Temperament leicht, nie Etwas zu wollen und zu beginnen, was über seine Kräfte geht oder was gar unnützen Zank mit der Umgebung, mit der man doch nun mal gezwungen ist zu leben, heraufbeschwört. Ihm fehlt der Zug ins Große. — Der „Fenriswolf" der österreichischen Provinzstadt wird der in Walhall thronenden Bourgeoisie nicht gefährlich; er beißt nicht, wie sein Vorbild in der Edda, dem Kriegsgott die Schwerthand ab. — Am Schluß des Buches heißt es im Hinblick auf die kraftvollen Gestalten unserer germanischen Urväter: „Aus diesen da wird wieder das Neue. Das sind die Bausteine, aus denen die großen Einzelnen der Jahrhunderte ihre weißen Tempel bauen. Indem sie diese immer wieder überwinden, schaffen sie neue Ewigkeiten. Das können Menschen, wie Klappenbach, nicht!"

Der Roman erscheint mir von sociologischem Werth in der Schilderung der österreichischen Verhältnisse zu sein. Ich kann die Absicht des Verfassers, uns in einer Reihe weiterer Romane sein Vaterland von verschiedenen Blickpunkten aus zu geben, nur mit Freude begrüßen.

Fährt Karl Hans Strobl so fort, wie er hier angesetzt hat, so wird er sich zum besten österreichischen Romancier der Gegenwart entwickeln.

Rolf Wolfgang Martens.

Oskar A. H. Schmitz „Halbmaske". (Stuttgart 1903. Axel Juncker.) 3,50 Mk. Nachdem der Aestheten-kreis derer um George eine Zeit lang hochmüthig seine Publicationen der Oeffentlichkeit vorenthalten hatte, wurde der mit den ersten Bühnenerfolgen Hofmannsthal's und mit der Auslese aus den „Blättern für die Kunst" gründlich gebrochen. Einer nach dem Anderen setzte sich dem verachteten Urtheile der Menge aus, gleichzeitig bieten Wolfskehl, Vollmöller und Schmitz-München Auswahlen ihrer bisher nur im engsten Kreise publicirten Dichtungen, und Gerardy machte sogar neuerdings durch eine Satire auf den Belgerkönig in den Ländern französischer Zunge von sich reden. Dem Tageslichte der Kritik ausgesetzt, das nüchtern alle Weihrauchnebel zerstreut, kennzeichnet sich das Bretteste der Bewegung als marklosen Epigonenthum; von ihren Vertretern dürften nur George literarhistorisch und Hofmannsthal als einer der seltenen Meister und Meisterer der deutschen Sprache bleiben, obwohl sicherlich auch dem excentrischen Dauthendey, dem exclusiven Vollmöller und dem und jenem Anderen noch Talent nicht abzusprechen ist. Aber wie das Beispiel Gerardy's darthut und nun hier auch das des Oskar Schmitz — die strenge Abgrenzung ihrer ästhetischen Principien hat die Mehrzahl zu einer gezwungenen Pose verurtheilt, die sie des natürlichen Ausdruckes ihrer Begabung beraubt. Dem entspricht, daß bei Schmitz die gebundene Form des Verses, der äußerlich wohl eine reife Kunst darstellt, aber keine menschliche Tiefe hat, kalt läßt: „In weißem Lichte eine todte Pracht, da keine Lust und keine Trauer wohnt." Seine Sonette (ausgenommen das auf den Taunus), die hellenische Draptrung, eine nicht ohne Weiteres verständliche Blumensymbolik, die „allen Blumen dunklen Sinn erfindet, jedes seiner Seele Gegenton", würden uns hier gar nicht interessiren, wenn nicht die objective Kälte der Form von jener schwülen Sinnlichkeit durchleuchtet würde, die der hervorstechendste Zug in dem Bilde des Dichters ist. Wie sich erweist, daß das Aestheten-thum des ganzen Kreises ausgeprägte Decadenz ist, so nüancirt sich die culturelle Ueberfeinerung bei Schmitz bis zur Perversität. Der Cyklus Erzählungen „Haschisch", ausschweifende Phantasien über Ausschweifungen, verräth, in glänzender und auch literarisch werthvoller Formgebung, die Gier nach neuen und unerhörten Sensationen des Nervenlebens; die Wollüste des Schmerzes und der Grausamkeit wälzen sich ihm aus allen Jahrhunderten und Ländern zu: „Irgendwo hatte ich Aehnliches selbst erlebt, selbst gethan." Bei Hoffmann und Poe überwiegt die Lust am Grauenhaften und Wild-Phantastischen an sich, bei Quincey das Psychopathische: Aurévilly und die französischen Satanisten, die einen Sade zu ihrem Vorläufer zählen dürfen, führen dann die Perversität ihrer poetischen Phantasie bewußt auf das sexuelle Moment zurück, der Natur des Deutschen ist das durchaus entgegen — trotz Sacher-Masoch und Schmitz. Einen reizvollen und sympathischen Gegensatz zu „Haschisch" bildet die novellistische Skizzirung „Eos", die in der intimen, verhaltenen Seelenkunst des Peter Altenberg mit leisem, keuschem Erschauern an das Geheimniß der Mannwerdung rührt. Abgesehen noch von der unaufdringlich lebenswahren Skizze „Pantomime", vertritt Schmitz in den übrigen Prosagaben des Buches das Recht der Sinnlichkeit bis in seine äußersten Consequenzen, wobei sich, bei der Verteidigung der Venus vulgivaga in dem grotesk-komischen, nur zu langathmigen scenischen Scherze „Wie die Hetäre Pannychis in den Himmel kam", alles Licht auf ein Körnchen erfreuliche Wahrheit concentrirt und so alles Unerfreuliche ringsum im Schatten bleibt. Mehr relative Lebenswahrheit ist dem Einacter „Der weiße Elephant", einem Stück Alltagstragödie von furchtbarer Bitterkeit, zuzusprechen; freilich ist hier das tragische Moment selbst zum grellen Beleuchtungseffect für eine These degradirt, in die auch die forcirte Einleitung, zurückgreifend auf den gesuchten Titel, einzuführen sucht — unter dieser gewaltsamen Verschiebung des Kernpunktes behindert sich das Stückchen, das in der mit wenigen Strichen hingesetzten, damit allerdings auch erschöpften Charakteristik und dem oft scharf und witzig zugespitzten Dialoge gute dramatische Ansätze zeigt, stark in sich selbst. Der Schlußabschnitt des Bandes, der ästhetische Aufsätze ohne neuen Gedanken, aber mit manch' feiner Bemerkung im Einzelnen bringt, geht in seiner Tendenz auf den Anfang und das ästhetische Grundprincip zurück, dem der Autor doch zwischendurch keineswegs immer treu geblieben ist — die Natur ist eben stärker als alle Theorie.

Leonhard Adelt.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Magen-Leiden
Darm-Leiden
Durchfall
Blutarmut
Bleichsucht

Bei
wird
Hausens Kasseler
Hafer-Kakao

als hervorragend wohlthuendes und leicht verdauliches Kräftigungsmittel von mehr als 10000 Aerzten ständig verordnet. Nur echt in blauen Cartons à 1 Mk., niemals lose.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Der König von Babel.
Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.
Neue Lyrik
von
August Sturm.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter), Hamburg.
Seltene Gelegenheit!

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.
Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.
Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Neu! Ein hochinteressantes Geschenkwerk Neu!
Der Vulkan
Die Natur und das Wesen der Feuerberge im Lichte der neueren Anschauungen für die Gebildeten aller Stände in gemeinfasslicher Weise dargestellt von Professor **H. Haas.**
Umfang ca. 22 Druckbogen. — Reich illustriert. — Preis eleg. geb. Mk. 5.—, geh. Mk. 4.—. Zu beziehen direct franco v. d. Verlagsbuchhandlung **Alfred Schall,** Kgl. preuss. u. Herzogl. bayer. Hofbuchh. **Berlin W. 30,** oder jede Buchhandlung.

Fedor von Zobeltitz:
Trude Alberti. Illustriert von **M. Barascudts.**
Preis geh. M. 3.—, in Leinenband M. 4.—

Fr. Spielhagen: Ultimo.
Illustriert von **C. H. Küchler.**
Preis geh. M. 2.—, in Lederband M. 3.50

Clara Viebig: Wen die Götter lieben. Illustriert von **René Reinicke.**
Preis geh. M. 2.—, in Lederband M. 3.50

Ernst Eckstein: Die rothe Jula. Illustriert von **F. v. Reznicek.**
Preis geh. M. 2.—, in Leinenband M. 3.—.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.
Soeben ist erschienen:
Allgemeine Theorie
der
gesellschaftlichen Produktion
von
Dr. jur. A. Nordenholz.
X, 292 Seiten. gr. 8°. Geh. 7 *M*.

In unserem Verlag ist erschienen:
Die Gegenwart.
General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*
Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.
Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Träumereien eines Nachtwandlers.
Dichtungen
von
Otto Promber.
Preis Mk. 1.—.
Zu beziehen durch **M. O. R. Promber,** Zittau i. Sa.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.
Deutsch Capri
in Kunst, Dichtung, Leben.
Von **Johannes Proelß.** *M.* 3,—.
Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:
Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.
Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Wir erlauben uns unsere Leser auf die heute beigelegten Prospecte von **Hermann Gesenius** in **Halle,** betr. **„Auswahl empfehlenswerter Festgeschenke"; Verlag von Friedrich Jansa** in **Leipzig,** betr. **„Harriet Beecher-Stowe, Des Predigers Brautwerbung"** und **Heinrich Reesing, Cigarren- und Tabak-Fabrik** in **Blotha i. Westf.** aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 12. December 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Mehr Land! Von Kurd von Strantz. — Der Wettbewerb fremder Mächte in Abessinien. Von Major a. D. Karl von Bruchhausen (Friedenau). — **Literatur und Kunst.** Aus Weininger's Nachlaß. — Eine neue Herder-Ausgabe. Von Professor Dr. Th. Achelis (Bremen). — Materialfälschung im Kunstgewerbe. Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin). — **Feuilleton.** Die Sehnsucht. Von Josef Stutzin. — **Aus der Hauptstadt.** Der kleine Wahlfälscher in der Westentasche. Von Timon d. J. — Das neue Kind. — Opern und Concerte. Von Hermann Springer. — Dritte graphische Ausstellung der Berliner Secession. I. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Mehr Land!

Von Kurd von Strantz.

Händlerthum und Socialdemokratie sind bekanntlich die bittersten Feinde der Landwirthschaft, obschon der Parteipapst Bebel trotz alles Gepolters gegen die unbelehrbaren harten und selbstsüchtigen Bauernschädel nothgedrungen behufs freilich allzu durchsichtigen Bauernfanges die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Kleingrundbesitzes hat zugeben müssen. Auch ein unbedingter Anhänger des Bebel'schen umstürzlerischen Flügels, der internationale Russe Issaieff*), ein gemaßregelter Professor, wohl jüdischer Abkunft, möchte zunächst von der Vergesellschaftung des bäuerlichen Eigenthums an Grund und Boden Abstand nehmen und preist daher sogar die russische Feldgemeinschaft; die allgemein als die Ursache des landwirthschaftlichen Niederganges des Moskauiterreiches von verständigen Volkswirthen angesehen wird. Ganz irrig vergleicht er damit die altdeutsche Markgenossenschaft, die keine Ackergemeinschaft kennt, sondern nur den Gemeinbesitz an Wald und Weide bezeichnete. Der lediglich hetzerischen und industriell einseitigen socialen Demokratie Deutschlands kann man freilich eine vernünftige Einsicht in den Culturwerth der Bauernschaft nicht zumuthen.

Die wesentlich klügeren, und politisch geschulten Genossen**) jenseits des Canals im Hauptlande des Großgewerbes bekennen sich denn auch zu ganz anderen Anschauungen. Sie bezeichnen als das sociale Hauptübel folgende Punkte: 1. Gewaltige Landstrecken sind der Lebensmittelerzeugung entzogen, wodurch die Getreideeinfuhr aus dem Auslande nothwendig wird. 2. Immer größer wird die Zahl der Menschen, die sich mit Vermittelungsgeschäften, d. h. mit unproductiver Arbeit befassen; verschiedene Typen der Händlerclasse vermehren sich mit ganz ungewöhnlicher Schnelligkeit. Nothwendig ist vor Allem die Entwickelung des inneren Marktes. 3. Die wahre Blüthe Englands ist von Bedingungen abhängig, mit denen der Absatz unseres Außenhandels nicht das Geringste zu thun hat. 4. Es ist kein normaler Zustand, daß England gewissermaßen zur Fabrik für die ganze Welt werde, indem es das Fabrikwesen zu immer größerer Entwickelung bringt und England das widerwärtigste Land wird, das jemals existirt hat. Die englische Landwirthschaft kann auf den vorhandenen Boden drei Mal soviel Menschen ernähren, als die Einwohnerschaft Englands beträgt. 5. Die Abhängigkeit des Vaterlandes von anderen Völkern muß dadurch beseitigt werden, daß die eigene landwirthschaftliche Erzeugung in dem Maße gefördert wird, daß sie im Stande ist, den gesammten Bedarf des Volkes an landwirthschaftlichen Nahrungsmitteln zu decken. 6. Die Landwirthschaft erscheint als ein so wichtiger Erwerbszweig, daß alle in ihr beschäftigten Classen zu unterstützen sind.

Was sagen Bebel und seine bürgerliche, freihändlerische und industrielle Gefolgschaft zu dieser socialistischen Auffassung der Landwirthschaft im englischen Industriestaat, der doch das Vorbild selbst des gemäßigten und schutzzöllnerischen Liberalismus ist? Diese Sätze scheinen dem Bund der Landwirthe entlehnt zu sein, der mit dem Großgewerbe nicht einmal so scharf zu Gericht sitzt, wie die berufenen englischen Arbeitervertreter dieses Erwerbszweiges. Es sind freilich goldene Worte der altenglischen Erbweisheit, die über Adam Smith und Kobden hinwegschreitet, wie jüngst Chamberlain als der gegenwärtig bedeutendste englische Staatsmann gezeigt hat. Indessen dem deutschen Ideal eines waschechten Socialdemokraten entspricht das beschämende Beispiel des französischen Socialismus besser. In Roubaix*) sind fast sämmtliche Stadtväter Socialdemokraten und — Schenkwirthe, die von Partei wegen das schlecht genährte Volk zum Absinthgenuß verführen. Diese Selbstlosigkeit socialistischer Hetzer ist auch in Deutschland nur allzu beliebt.

Diese Zeilen wollen sich jedoch nicht mit der Socialdemokratie auseinandersetzen, sondern das festeste Bollwerk wider den socialen und bürgerlichen Demokratenhaß, die Liebe zur Scholle, die Seßhaftigkeit des kleinen Mannes und die Bodenständigkeit unserer nationalen Gesittung behandeln. Doch ist es wohl nützlich, den jetzt so beliebten und überschätzten Socialismus hierbei nicht zu vergessen und dessen natürlichen Zusammenhang mit dem regierungsseitig so verhätschelten Industrialismus zu betonen, der Nährmutter unserer gegenwärtigen socialen Wirrnisse und Gegensätze. Der preußische

*) Issaieff, der Socialismus und das öffentliche Leben (Uebersetzung). Stuttgart 1903, Dietz Nachf. Das Buch ist ob seines Stoffreichthums lesenswerth, obwohl es von verwaschenen Humanitätsphrasen trieft und gerade die vaterlandslose deutsche Socialdemokratie besonders international verherrlicht.

**) Hall, Land, Labour and Loberty 1899; Wallace, Land, Nationalisation 1892; Blatchford, Land, Nationalisation 1898.

*) Chabrouillaud, La municipalité de Roubaix. Mouvement socialiste 1900, Nr. 33.

Digitized by Google

Handelsminister Möller hat noch jüngst den Vorzug gepriesen, den gerade die Industrie für die Volksernährung und -vermehrung leisten soll, indem sie so viele Hände beschäftigen kann. Er hat sich wohl allzu sehr seiner eigenen großindustriellen Vergangenheit erinnert, als daß diese Weisheit für staatsmännisch gelten kann, wo auf dem Lande Arbeiternoth herrscht und der berechtigte Ruf erschallt, Bauern anzusiedeln, die ein ganz anderes Element der Volkskraft bilden, als das in den Großstädten entartete Proletariat. Dann sollen die reiche Industrie und die mit ihr eng verbundene, lediglich Spielzwecken dienende Börse auch selbst die erforderlichen Lungenheilstätten und Krankenanstalten für die der Natur entwöhnte Industriearbeiterschaft bauen, statt im Lande zu schnorren. Was der Industrialismus an der Volksgesundheit sündigt, soll er auch aus der eigenen Tasche begleichen und gesetzlich dazu angehalten werden. Das Volk steht höher als die Dividenden und Unternehmergewinne. In diesem Mißverhältniß liegt der berechtigte Kern des Socialismus. Die Arbeiterschaft hat das Anrecht auf eine menschenwürdige und gesunde Lebenshaltung. Der am schlechtesten bezahlte Landarbeiter ist gesundheitlich besser gestellt, als der hochgelohnte gelernte Fabrikarbeiter, dessen zusammengepferchte Familie in einer großstädtischen Miethscaserne ohne Licht und Luft haust.

Es giebt ein viel besseres Mittel, die erfreulicher Weise wachsende Bevölkerung zu erhalten und sie dabei vor den Gefahren des geistig tödtenden und körperlich ausmergelnden Fabriklebens zu bewahren, die innere Colonisation. Es ist die Mode des selbstsüchtigen Händlerthums und liberaler Professoren, auf das Junkerthum und den Großgrundbesitz zu schelten, obschon die alten Familien bereits zu beträchtlichem Theile dem städtischen Capitale auf dem Lande haben weichen müssen. Es wäre das kein Unglück, sofern es sich nicht um Börsenleute und Stadtprotzen handelt, die ihre Güter lediglich als Luxusgegenstand behandeln und auf gar keinen Ertrag rechnen. Und solche Großgrundbesitzer meist recht undeutschen Blutes wollen dann von agrarischer Begehrlichkeit reden! Nicht das Junkerthum, also der alte Grundadel, hat die sogenannte Latifundienwirthschaft verschuldet. Vor der Bauernbefreiung war das Gutsland erheblich kleiner als jetzt. Denn durch eine thörichte Gesetzgebung ist das Bauernland bei Ablösung der Frohnden um ein volles Drittel vermindert worden. Die Rittergutsbesitzer wurden in Land abgefunden, obschon sie nunmehr ihrer Zwangsarbeiter beraubt waren und kaum für den alten Gutsumfang geschäftige Hände fanden. Das städtische Capital ergoß sich auf's Land, und das sonst gesetzlich verbotene Bauernlegen vermehrte noch das Gutsland.

Stein bestand bei seinen Gesetzentwürfen zur Agrarreform auf gesetzliche Sicherung der Bauernhufen, deren Minderung er als nationales Unglück empfand. Der König, der persönlich Jena verschuldet hat, trägt auch die Verantwortung für die Entlassung des größten vorbismarckischen Staatsmannes und des edelsten Deutschen, der gerade als Reichsritter ein warmer Bauernfreund war. Seine Pläne wurden von seinen unzulänglichen Amtsnachfolgern verhunzt.*) Ich kann bei unseren Stammgütern, die uns der 7jährige Krieg gekostet hat, während er der Krone Preußens das reiche Schlesien brachte, urkundlich verfolgen, daß im Zeitraum von 500 Jahren Guts- und Bauernland unverändert geblieben sind, jedoch die nachfolgenden bürgerlichen Familien das Gutsland beträchtlich vermehrt, also Bauernhufen eingezogen haben und zwar theilweise auf Grund gesetzlicher, zwingender Vorschrift. Schon damals hat die Leutenoth auf den vergrößerten Gütern begonnen, während die verkleinerten Bauernhöfe ihre Söhne nicht mehr auf der schwindenden Scholle ernähren konnten. Im Westen gab es gar keine großen Gutshöfe, auch der adlige Besitz bestand in kleinen Pachthöfen. Die gestattete Theilbarkeit hat zu einer Parcellenwirthschaft geführt, die überhaupt kein landwirthschaftlicher mehr, sondern höchstens noch ein gartenmäßiger Betrieb ist. Die Brodfrucht ist eben das Rückgrat des Ackerbaues und der Getreidebau ist auf solchen Erdfleckchen unlohnend. Dies erklärt auch die riesige Korneinfuhr auf dem Rhein, die sich nicht allein aus der Dichtigkeit der Industriebevölkerung rechtfertigt.

Leider ist der Amtsgenosse des preußischen Handelsministers in den entgegengesetzten Fehler verfallen, als er sich einen 150 Millionencredit für den Ankauf von Domänen in den gemischtsprechenden Landestheilen bewilligen ließ. Güter brauchen Arbeiter, und diese sind im Osten Polen. Bauernstellen werden aber mit Deutschen besetzt. Der Landwirthschaftsminister scheint in dem Irrthum befangen zu sein, daß deutsche Domänenpächter auch bei gutem Willen und Geschick, die keineswegs immer vorhanden sind, noch vertraglich erzwungen werden können, ihre slawischen Arbeitskräfte zu verdeutschen. Der deutsche Großgrundbesitz in Posen wirkt mittelbar polonisirend, und die Sorge um die Bestellung wird jede nationale Regung bei den Gutsleitern zurücktreten lassen. In gleichem verderblichem Sinn arbeitet die Vermehrung des Forstbesitzes dem Polenthum in die Hände, da gerade der besitzlose Holzhauer stets ein Pole ist. Domänenauftheilung nicht nur im Westen, wo sie übrigens in so beschränktem Maße stattfindet, daß sie völlig wirkungslos bleibt, sondern gerade in den halbpolnischen Provinzen muß die Loosung sein, da der Großgrundbesitz sich als Bollwerk gegen das Polenthum nicht bewährt hat und gerade dort noch so umfangreich und wohlhabend ist, daß er landwirthschaftlich auch ohne Mitwirkung eines Staatspachtbesitzes vorbildlichen Einfluß behält.

Ich kann gerade den Domänenpächtern und zwar den bestgestellten in Mitteldeutschland den Vorwurf nicht ersparen, daß sie sich auf Kosten der Steuerzahler durch ungenügenden Pachtschilling Dank des Unverstandes des Staates in ungemessener Weise bereichert haben. Für frühere Zeiten trifft auf die reichen Pächter der Magdeburger Börde die Thatsache zu, daß sie auf Staatskosten Millionäre geworden sind. Zum Theil waren es Kaufleute, die für den Rübenbau ihrer Zuckerfabriken die billigen Kammergüter pachteten. Die kleinen Rübenbauern bedurften aber gar nicht zur eindringlichen Bodenbearbeitung des Musters und der Anleitung der Domänen. Es befindet sich privater Großgrundbesitz genug, der diesen Zweck erfüllt. Diese Domänenpächter haben sogar ein unerfreuliches ländliches Protzenthum groß gezogen, das den ärmeren Berufsgenossen in der öffentlichen Meinung geschadet hat und noch jetzt gegen die Klagen der Landwirthe ausgespielt wird, obschon jene glänzenden Zeiten auch für die Rübengüter im Staatsbesitz geschwunden sind und gerade die Zuckererzeugung vor großen Absatzschwierigkeiten steht.

Der Staat sollte daher getrost seinen Besitz an Ackerland auftheilen. Die Kleinstaaten wirthschaften schon mit Fehlbeträgen auf diesem Gebiet. Preußen besitzt 1054 Staatsvorwerke mit 336542 ha, Württemberg 10264 ha, Baden 17338 ha, Sachsen bloß 3055 ha, wogegen Mecklenburg und Anhalt ein besonders großes landwirthschaftliches Kammergut besitzen. Freilich sind daraus im Schwerin'schen Großherzogthum bereits über 5300 bäuerliche Erbpachtstellen geschaffen. Mecklenburg und Holstein sind indessen auch die Hauptgegenden des verderblichen Bauernlegens gewesen, was sich jetzt an der Ritterschaft rächt. Die schlechte Bodencultur mangels genügender Arbeitskräfte hat die alten Familien besitzlos gemacht. Der Großhandel und die Industrie sind

*) Lehmann, Freiherr vom Stein, 2 Bände, Leipzig 1903, Hirzel. Diese neueste Steinmonographie ist eine wahre Fundgrube interessanter Streiflichter auf die deutsche Staatsentwickelung, die ja noch nicht abgeschlossen ist, und würdigt bei aller Sachlichkeit immer mehr die unsterblichen Verdienste des eigentlichen Erneuerers des preußischen Staates trotz der würdelosen Schwäche eines Friedrich Wilhelm III. und seiner kläglichen Regierung.

Digitized by Google

jetzt die Eigenthümer der schönsten Güter dieser fruchtbaren Küstenländer. Besonders überwiegen die Hamburger Kaufleute und die neue Bergwerksfamilie Tiele-Winckler.

Der Staatscredit wird genügend durch großen Forstbesitz gestützt, obschon das domänenlose England und Frankreich einen höheren als das deutsche Reich und seine Einzelglieder haben. Die Forstfläche beträgt im Reichsgebiet überhaupt 26% von der gesammten Bodenfläche, was fast zu reichlich ist und schon zu mangelhafter Ausnutzung selbst bei guten Holzpreisen geführt hat. Im Interesse der Bodencultur wird alljährlich vom Staat und den Gemeinden viel Oedland aufgeforstet, aber leider auch Pflugland in Holzboden verwandelt und dies besonders von Privatbesitzern, da die gegenwärtigen Getreidepreise auf leichten Böden einen Ertrag verhindern. Hat doch Bayern allein seit 1832 über 60000 ha Forsten aufgekauft und schont nicht immer wirthschaftlich Weidealpen an, die besser als Hochwiesen zu nutzen wären. Das Waldland nimmt in Deutschland zu und der Ackerboden ab, was einen Culturrückschritt bedeutet. Preußen hat 2760000 ha Staatsforsten, das kleine Bayern aber 852000 ha. Sicherlich ist in den Alpen viel absoluter Holzboden. Aber jeder Bergsteiger kann sich auf den bequemeren Aussichtsbergen, dem Herzogstand am Walchensee und dem Wallberg am Tegernsee davon überzeugen, daß dort das beste Bauholz auf dem Stamm verfault, obschon es leicht zu Thal geschafft werden kann. Angeblich deckt der Preis gerade die Gestehungskosten. Dann ist jedenfalls der Arbeitslohn verdient, und die Holzknechte haben ein besseres Auskommen, oder man soll den armen Gebirglern die Stämme als Brennholz umsonst überlassen. Die schöne deutsche Vorliebe für den grünen Wald hat gerade in Bayern dazu verleitet, mitten im Flachland bis nach Franken hinein, auf bestem Wiesen- und Ackergrund den Wald stehen zu lassen, der der wachsenden Bevölkerung weder Nahrung noch genügende Arbeit gewährt. Es ist kein Zufall, daß gerade Bayerns Volkszahl so langsam steigt, obwohl sein Großgewerbe sehr entwickelt ist. Dabei erzielt Bayern 17 Mark für den Hectar Reinertrag aus seinen Forsten, während er sich in Preußen bloß auf 11 Mark beläuft.*) Die rationellere Forstwirthschaft Sachsens wirft freilich Dank der Grubenhölzer und kürzeren Umtriebszeit 51 Mark für den Hectar ab.

Wir müssen uns daher entschließen, bei der allgemeinen Landnoth auch Waldland auf Acker- und Wiesenboden anzugreifen. Schon die bessere Waldpflege würde den Ausfall ausgleichen. Sieht man sich um Berlin herum die Kiefernhaiden der Gemeinden an, so bedauert man lebhaft, daß die Aufsichtsbehörden mangels gesetzlicher Handhaben nicht auf einen pfleglichen Waldschutz dringen. Dann wäre es schon zweckmäßiger, diese elenden Krüppelkiefern durch den Kartoffelbau zu ersetzen. In Altbayern findet man auf den Feldern und Landstraßen Tannen, die Obstbäumen zu weichen haben — besitzen diese doch einen ganz anderen wirthschaftlichen Werth und ersetzen den Waldbaum klimatisch in seiner Wirkung auf die Bodenfeuchtigkeit völlig. Die reichen Bestände unserer Mittelgebirge schützen uns vor jeder Waldverarmung, wogegen die Gefahr einer culturwidrigen zunehmenden Bewaldung augenscheinlich ist. Ist der Gutsbesitzer nicht mehr in der Lage, sein Ackerland unter den Pflug zu nehmen, da der Körnerbau sich nicht mehr lohnt, so soll er es als Rentengut austhun, wodurch er auch fleißige Hände für die Ernte gewinnt. Der slawische Wanderarbeiter muß aus Deutschland verschwinden, soll unser Volksthum nicht nationalen Schaden erleiden. Nur eine kleinbäuerliche Ansiedelung kann aber dieser verderblichen Entwickelung vorbeugen, die den als Büdner ansässigen Landarbeiter auf die Stufe des heimathlosen Fabrikproletariats herabdrückt. Die socialistische Verseuchung hat bisher vor den Bauern Halt gemacht, aber die unseßhaften Hülfskräfte bereits ergriffen und zwar wegen ihrer Besitzlosigkeit.

Deutschland birgt aber noch einen Schatz von mindestens 1000000 ha an ertragfähigem Land, sobald es vom Wasser befreit ist. In der norddeutschen Tiefebene die weiten Moore, in Oberdeutschland die bayerischen Moose. Ueberall ist die Entwässerung möglich, und dann steht mit geringen Kosten durch Kalk und Sandbewurf die beste Wiesen- oder Ackerkrume zur Verfügung. In Bayern geschieht überhaupt nichts, diesen Schatz zu heben, ja man läßt sogar die nassen Wiesen an den Gebirgsseen völlig versumpfen und begnügt sich mit sauerem Riedgras. In Norddeutschland geht die Entmoorung zu langsam vorwärts, da die staatlichen Aufwendungen zu gering sind, obwohl Capital und Verzinsung nicht verloren sind. Es ist also ein Irrwahn von der feststehenden Größe der Anbaufläche für Korn und Hackfrüchte zu reden, wo noch solche Mengen jungfräulichen Bodens zum Gebrauch bereit stehen. Ist es nicht beschämend, daß holländischerseits ein viel größeres Stück des Dollarts bereits eingepoldert ist, als wir es im ostfriesischen Antheil zu Stande gebracht haben? Wir können mit leichter Mühe das fetteste Marschland gewinnen, und der junge Bauernsohn braucht nicht die friesische Heimath mit Bremen oder Hamburg zu vertauschen.

Im Kleinbesitz wird es aber auch möglich sein, viel mehr Gemüse zu erzeugen, als dies im Großbetrieb mangels der Arbeitskräfte thunlich ist. Vergleichen wir Frankreichs vegetabilische und dabei gesündere Ernährung mit unserer Volkskost, so ist noch viel nachzuholen und thatkräftig der Unterernährung durch Kartoffeln, Kaffee und minderwerthiges Fleisch mittelst nahrhafter Gemüse und Hülsenfrüchte der Krieg zu erklären.

Aber nicht nur capitalschwacher Großgrundbesitz, auch die schwer zu bestellenden Außenschläge sonst in guten Zustand befindlicher Güter eignen sich trefflich zur Ausgabe von Bauernstellen oder Rentengütern. Die polnischen Rettungsbanken betreiben dieses Geschäft mit großem Erfolg, der politisch wie national höchst bedenklich ist. Warum sind Staat und Gesellschaft nicht eifriger in gleichen Bestrebungen, um unser Volksthum auf dem Lande kräftig zu erhalten und auszubreiten, damit es nicht von den Slawen auf deutschem Volksboden überwuchert wird? Bei unserer Vereinsmeierei und staatlichen Bevormundung kann es nicht schwer fallen, die Bauernansetzung im großen Maßstabe nach fridericianischem Muster systematisch zu betreiben. Die landschaftlich beschränkte Thätigkeit der Posener Ansiedelungscommission hat schon gute Früchte getragen, ist aber natürlich nicht im Stande, die innere Colonisation im übrigen Reich zu ersetzen. Bisher haben sich überhaupt bloß Preußen und Mecklenburg in dieser Richtung bemüht. Die Kleinstaaten verhalten sich völlig theilnahmlos, obwohl gerade im Süden und Westen die Bodenzersplitterung schon soviel bedenkliche Formen angenommen und fast zur Auflösung der Bauernschaft geführt hat. Der Zwergwirth ist auf gewerbliche Nebenarbeit angewiesen und daher bald der Landwirthschaft ganz verloren. Das Werk der Bauernansiedelung muß aber schleunigst beginnen, sonst gehen wir rettungslos den englischen Mißständen entgegen.

*) Vergleiche auch Ehrenberg, Finanzwissenschaft. Diese klare und sachliche, wissenschaftliche Darstellung enthält treffliche statistische Angaben, die das Buch auch für den Volkswirth sehr empfehlenswerth machen.

Der Wettbewerb fremder Mächte in Abessinien.

Von Major a. D. Karl von Bruchhausen (Friedenau).

Seit der Schlacht von Adua (1. März 1896) hat sich auf dem abessinischen Hochlande ein gewaltiger Umschwung vollzogen: nach innen wie nach außen. Nach innen: indem

Digitized by Google

der Sieg über die Italiener Menelik's Stellung gegenüber seinen im Allgemeinen wenig „reichsfreundlichen" Nas befestigte. Sie fügten sich seiner überlegenen Klugheit und dem Gewicht seiner nach Zehntausenden zählenden Mehrlader. Die Anerkennung der vollen Souveränität des Negus Negest im Frieden von Adis Abeba setzte ihn dann in die Lage, seine Arsenale weiter zu füllen und damit seiner Macht als Oberherrn neuen Nachdruck zu geben.

Nach außen: indem nach dem Fallen des Scheinbildes einer italienischen Schutzherrschaft die am meisten interessirten Mächte alsbald zu dem innerafrikanischen Reiche, das sich überraschender Weise in Besitz starker militärischer Streitmittel gezeigt hatte, in offene Beziehung traten. Das waren: Frankreich seines Schutzgebietes an der Somalikküste (Hauptstadt Dschibuti) wegen; England in Bezug auf seinen Theil des Somalilandes und die breiten Berührungsflächen zwischen Abessinien und dem egyptischen Sudan, sowie zwischen jenem und Britisch-Ostafrika wie Uganda; Italien als erythraeischer Nachbar und Herr des Südostabessinien vorgelagerten Benadir-Gebietes. Dann fand sich Rußland auf Grund einer nicht bloß künstlich construirten Glaubensgemeinschaft und auch wohl ganz leiser, aber bald enttäuschter, colonialer Hoffnungen mit Officieren, Aerzten und Popen ein; ferner — nichtamtlich — Deutschland mit Waaren und sonstigen Unternehmungen; und soeben endlich mit dem bei ihnen üblichen Trara die Vereinigten Staaten.

Frankreich wurde hier an die Spitze gestellt, weil es zuerst Einfluß in Abessinien gewann, indem es — durch recht kräftiges Zudrücken beider Augen im Durchgangshafen Dschibuti — Menelik die erforderlichen Waffen gegen Italien lieferte. Es spielte auch einmal in Adis Abeba die erste Rolle, aber das hat aufgehört, sobald sich auch andere Mächte officiell dort vertreten ließen. Menelik's kluger und fast ängstlich befolgter Regierungsgrundsatz ist, keiner Macht den geringsten Vortheil vor einer anderen zu gewähren. Frankreich hat nun freilich eine besondere Stellung gegenüber Abessinien dadurch, daß die vom Meere zum südabessinischen Hochlande hinaufsteigende Eisenbahn auf französischem Boden (Dschibuti) beginnt und ein, freilich nur 90—100 km breites Stück französischen Gebietes durchquert. Diese bis Adis Harrar fertige und soeben mit der auf einem Bergkegel gelegenen Stadt Harrar durch eine Kunststraße verbundene Bahn, ist das Werk des z. Z. wieder auf Urlaub in seiner schweizerischen Heimath weilenden abessinischen Staatsrathes Alfred Ilg, des vertrautesten Berathers des Negus Negest. Ganz abgesehen von diesem Verhältniß ist Letzterer aber auch persönlich durch Vergünstigungen für Staatstransporte sowie directe financielle Vortheile dermaßen interessirt, daß das immer wieder auftauchende Gerücht: er habe den Weiterbau der Bahn nach Adis Abeba untersagt, keinen Glauben verdient. Lagarde sollte bei Menelik in höchste Ungnade gefallen sein und wurde bei seiner Abreise aus Adis Abeba mit Liebenswürdigkeiten überschüttet! Freilich hat gerade die Bahn auch zu einer ernsten Reibung geführt. Als die französische Regierung zum Zwecke der Ausschaltung englischen Capitales und Ermöglichung des Weiterbaues die Zinsgarantie für die Bahn übernommen hatte, verlangte sie dafür besondere Gerechtsame auch auf der abessinischen Strecke. Das mochte Menelik nicht zugestehen: er wolle es überhaupt nur mit Unternehmern, und nicht mit fremden Staatswesen zu thun haben.

Gleichwohl wäre es falsch, wollte man annehmen, daß Frankreich in den Hintergrund gedrängt sei. Selbstverständlich vermochte es nicht zu verhindern, daß englischen Unterthanen wie dem englischen Staate von Menelik gleichfalls Vortheile zugewendet wurden; so die Zusicherung, daß dem Blauen Nil an keiner Stelle Wasser zu Berieselungs- 2c. Zwecken entnommen werde, und die Erlaubniß der Anlage von Stauwerken am Tsana-See; ferner die Erlaubniß zum Bau einer Bahn von einem Grenzpunkte am Blauen Nil vorbei am Rudolf-See nach Uganda. Schon das Zustandekommen der Abgrenzung zwischen dem Ostsudan und Abessinien war ein Erfolg des englischen Vertreters, Oberstleutnants Harrington.

Hat dieser eine gute Position in Adis Abeba, so ist der Vertreter Italiens, Major Cicco di Cola der erklärte Liebling Menelik's; einen italienischen Stabsarzt (Lincoln de Castro) hat er sich verschrieben und der italienische Oberleutnant Colli di Felizzano reitet ihm die Pferde zu. Eine directe telegraphische Linie, die im kommenden December eröffnet werden soll, hat Menelik im Verein mit den Italienern von Adis Abeba über Land nach Asmara (1700 km!) legen lassen, von wo Verbindung nach Massaua bereits besteht. Italienische Gesellschaften erhielten Gewinn verheißende Concessionen in Nordabessinien — kurz, von etwaiger Feindseligkeit Menelik's gegen Italien kann gar keine Rede sein.

Und auch die Deutschen würde der schwarze Fürst, über den Niemand mehr spötteln sollte, mit demselben gewinnenden Lächeln aufnehmen. Menelik's Beziehungen zu Deutschland? Nun, sie beschränkten sich in früherer Zeit darauf, daß er dem von ihm begeistert verehrten Fürsten Bismarck den Stern von Aethiopien verlieh, so daß dieser Orden in den letzten Lebensjahren Bismarck's auch regelmäßig in unserer Rangliste erschien.

Dann ist vor ein paar Jahren festgestellt, das deutsche Waaren die fünfte Stelle in Adis Abeba einnehmen. Aber sie kommen leider nicht direct, sondern auf dem Umwege über Indien — durch indische Händler — und natürlich unter gewaltigen Preistreibereien dorthin. Die deutschen Forschungsreisenden Erlanger-Neumann fanden bei Menelik sehr freundliche Aufnahme; der deutsche Ingenieur W. Hentze hat im vergangenen Sommer eine von der Maschinenfabrik Vulkan hergestellte Prägeanstalt nach Adis Abeba gebracht. Auch sonst spinnen sich Fäden hin und her, und der Tag dürfte nicht mehr fern sein, wo auch Deutschland einen amtlichen Vertreter an den Hof des Negus Negest sendet.

Die Vereinigten Staaten können sich gleichfalls rühmen, ein paar Forscher nach Abessinien entsandt zu haben. Der letzte davon war Mac Millan, der — von Menelik früher gut aufgenommen — im vergangenen Sommer den verunglückten Versuch der Befahrung des Blauen Nil machte: diesmal aber nicht als Amerikaner, sondern im Dienste Englands. Aber gleichwohl hat er den Boden vorbereitet für den Anfang September nach Abessinien abgegangenen New Yorker Banquier W. Ellis und für den demnächstigen Vertreter der Vereinigten Staaten bei Menelik, den bisherigen Generalconsul in Marseille, Mr. Skinner. Er soll nicht etwa vorhandene amerikanische Interessen schützen, sondern erst Handelsbeziehungen schaffen: ein etwas verblüffendes Vorgehen. Denn einen nennenswerthen amerikanischen Handel nach Abessinien gab es bislang nicht; daß der Kohlenring vor etwa $1^1/_2$ Jahren zum Kummer der Adener Händler den Versuch einer Kohlenniederlage in Dschibuti gemacht hat, ist eine Sache für sich. Abgesehen von der Negerrepublik Liberia hatten die Yankees bislang ihre Hand noch nicht in afrikanischen Dingen. Das soll anders werden, und im innersten Herzen denken sie schon daran, bei einer etwaigen Auftheilung des Landes ein hübsches Stück — womöglich die Goldländer der Wallega und am Baro — für sich zu grapschen. Sie dürften falsch rechnen. Der gute Menelik wird aber, wenn der Wettbewerb der fremden Mächte in Adis Abeba sich wiederum steigert, immer häufiger seine vor ein paar Jahren 70 km westlich Adis Abeba — unter thätiger Mitwirkung seiner italienischen Freunde — neugeschaffene zweite Residenz Adis Alam aufsuchen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Aus Weininger's Nachlaß.

Ueber Friedrich Schiller.*)

In so schlechte Gesellschaft man sich leider heute begiebt, wenn man an das Ansehen dieses Namens tastet, indem hauptsächlich er es ist, gegen welchen die Schuljungen-Opposition der Modernen wider alle officiellen Größen der Historie sich richtet, so sollte diese Furcht doch nicht dazu verleiten, Schiller für einen wahrhaft bedeutenden Menschen zu erklären, ihn für mehr zu halten als einen extrem begabten Mann und zugleich den tüchtigsten Journalisten, den die Welt bisher gesehen hat. Diese Werthung läßt sich mit wenigen Worten begründen; das Uebrige ist in Otto Ludwig's „Dramatischen Studien" nachzulesen.

Schiller's einzige Größe ist darin zu erblicken, daß er die Tragödie vollkommen ruinirt hat: sie hat sich noch lange nicht davon erholt. Die Helden seiner Dramen haben nie die geringste innere Vergangenheit; einzig der „Fiesco", sein bestes und wohl darum von den Literaturgeschichtsschreibern so schlecht behandeltes Stück, weniger bereits die „Jungfrau von Orleans" könnten als Ausnahme in Betracht kommen. Er selbst ist so völlig ohne Verständniß für Probleme im Menschen, es fällt ihm so wenig ein, den Mord oder die Liebe, den Erkenntnißtrieb oder die Eitelkeit, die Herrschsucht oder die Opferwilligkeit irgendwo wahrhaft ernstlich zum Vorwurf einer Dichtung zu machen, daß er vielmehr stets die „größere Hälfte" aller Schuld „den unglückseligen Gestirnen" zuschreibt. Damit ist das Schicksal seiner Dichtung besiegelt und Schiller das Urtheil gesprochen. Die Constellation der Gestirne ist relativ zum Menschen immer Zufall, und sie kann selbst bei Schiller nur in die alleräußerlichste Verbindung mit der Handlung treten.

Der Zufall ist das absolut Atragische, auf ihn baut sich gerade das Lustspiel auf. Es gehört der ganze Waffenlärm der beredten Schiller'schen Heroen dazu, um die Erkenntniß zu übertäuben, daß hier die entgegengesetzten Dinge überhaupt, Fatum und Zufall, verwechselt werden. Ist es nicht kläglich, einen Don Carlos an einem überlegenen Spionage-System scheitern, einen Wallenstein an einer äußeren, nie wiederholten Schuld zu Grunde gehen zu lassen (daß er einmal einen ehrgeizigen Soldaten in einer allzu ungeschickten Weise als Mittel für seine Pläne benutzt hat)? Diese Dichtung das größte Drama der Deutschen? Eine spannende Intrigue, wie in allen Schiller'schen Stücken, ein hohler diplomatischer Klapperapparat, keine kosmische Gegensätzlichkeit, bilden ihr Getriebe. Es sind keine Spuren eines inneren Kampfes an Schiller's Personen wahrzunehmen, sie athmen eine verdammt verdächtige Objectivität, aber nicht die Naivetät alles dreifach ausgedehnten Natürlichen, sondern die Anämie flächenhafter Schatten; als ob sie nichts vom Herzblut des Dichters empfangen hätten; Schiller ist im Grunde ein Epiker und kein Dramatiker, oder es mangelt ihm wenigstens, was der Dramatiker vom Lyriker übernehmen kann: die Subjectivität des Helden. Hier sind nicht ein Unbegrenztes und Begrenztes im Menschen entzweit, hier steht nicht die geistige mit der sinnlichen Welt im Kampfe. Es ist im Grunde nur die Tücke und die Gemeinheit der Außenwelt, welcher der Held schließlich zum Opfer fällt. Darüber beklagt sich Schiller noch in seiner letzten, völlig phraseologischen und das Laster der Rachsucht verherrlichenden Dichtung, dem „Tell": „Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt." Den Feind in der eigenen Brust, die Einsamkeit und ihre Schrecken, das Schicksal im Menschen, scheint Schiller kaum gekannt zu haben. Die „Braut von Messina" hat den „König Oedipus" schlecht nachgeäfft; was diesem seine Größe und seine Alles überragende Wirkung verleiht, ist ja nur die Einbeziehung des Zufalls in die Schuld, die der Held selbstthätig vollzieht, der höchste Heroismus des Nicht-Entlastet-Sein-Wollens, der jede Entschuldigung verschmäht.

Merkt man übrigens nicht, wie gänzlich seicht, wie ametaphysisch Schiller's Dramen sind? — „Aber die Gedichte!" wird man einwenden, „sind sie nicht eher zu philosophisch?"

Was ist es jedoch, das an jenen Gedichten so beleidigt? Es ist das Verletzende an Schiller überhaupt, es ist seine Freude im Chor, in der Heerde; sein ganz ungeniales Glücksgefühl, gerade in der Zeit zu leben, in der er lebte*); seine willige Selbstbegrenzung innerhalb der Geschichte, sein befriedigter Civilisationsstolz. Er hat recht eigentlich den Dünkel des Europäers und den verlogenen Enthusiasmus des Fortschrittsphilisters begründet — Eigenschaften, deren vollgültige Repräsentanten heute zumeist Juden sind, auch wenn sie von Schiller's Namen sich loszusagen erklären. Was tiefere Menschen von Schiller immer abstoßen sollte, was Goethe trotz Schiller's Zudringlichkeit in der Annäherung, wie im Begreifen-Wollen, von diesem stets in so großer Entfernung gehalten hat, ist jener voraussetzungslose Optimismus in ihm, kein transcendent-religiöser, kein nach dem Herausbrechen aus der Zeit verlangender, kein des Gottvertrauens voller, sondern ein immanent-historischer Optimismus; ein Optimismus, der sich freut, wenn die Menschheit um tausend Jahre älter geworden ist, und begeistert die Addition in seinen Kalender einträgt; ein Optimismus, der nicht hofft, sondern selbst in seinen Hoffnungen schon gesättigt ist, weil ihm die Erscheinungen nicht das Mittel sind, um zu den Symbolen durchzudringen, sondern die Symbole ihm nur die Erscheinung sollen verschönern helfen. Darum ist Schiller nicht sehnsüchtig, sondern nur sentimental, wenn die Erscheinung mit der Idee nicht congruirt.**)

Er ist so auch der eigentliche Schöpfer des Aestheten-thums, das unter den modernen Juden die meisten Anhänger zählt: es flüchtet vor aller Tiefe, oder heuchelt Tiefe, um den Schein sich retten zu können. Schiller ist der eminent unerotische Mensch; und Niemand so wenig wie er Dichter des Einsamen, Niemand so ganz wie er Dichter der Familie. Und neben der ungeheueren technischen Routine seiner Werke ist es diese verlogene Vergoldung des Philisterthums, diese raffinirt-künstliche Weihe des Alltagslebens („Die Glocke"), aus dessen Perspective er alle geschichtlichen Erscheinungen erblickt, um sie zum Hintergrunde des bürgerlichen Idylls zu machen, welche zu seiner Popularität das Meiste beigetragen hat.

Hierdurch erst wird das Bild Schiller's vervollständigt. Seine Philosophie ist so monistisch wie seine Dichtung, seine Weltanschauung so wenig tragisch wie seine Tragödien. Er ist der Typus jener Menschen, die auf die Gründe des Seins gekommen zu sein glauben, bloß weil sie seine Abgründe nie empfunden haben. Schiller's Kantianismus ist ein pures Mißverständniß; leicht konnte er den Pflichtbegriff in's Lächerliche ziehen und die Kantische Ethik dort verspotten, wo sie am tiefsten ist. Denn die Resignation der Vernunftkritik verwandelt sich bei ihm zur Suffisance der Immanenz, und die theilt er mit dem stets positivistisch veranlagten Judenthum; nicht ohne Grund war auch er Antisemit.

Einen Journalisten durfte ich ihn mit Grund nennen. Denn er ist dem Journalismus durch seine Versabilität

*) Wir entnehmen mit Erlaubniß der Verlagsbuchhandlung Wilhelm Braumüller, Wien, folgende beiden Studien dem in Kürze erscheinenden Buche des verstorbenen Otto Weininger „Ueber die letzten Dinge". Das seltsam kühne Erstlingswerk des Dreiundzwanzigjährigen „Geschlecht und Charakter" ist in der „Gegenwart" eingehend gewürdigt worden; auch auf seine nachgelassene Schrift kommen wir noch zurück. Sowohl die Betrachtungen über Schiller wie über Wagner sind echt weiningerisch. Man wird ihnen an vielen Stellen scharf widersprechen und sie doch mit gespanntem Interesse lesen und durchdenken. D. R.

*) Wenn man es zu wörtlich nicht nimmt, muß man Hebbel Recht geben: „Schiller ist ein Verdienst des großen französischen Kaisers".

**) Die Sentimentalität ist noch mehr jüdisch als weiblich; sie ist der Weltschmerz der Schmöcke.

Digitized by Google

verschrieben, die ihn in „Wallenstein's Lager" goethisch, bald darauf wieder romantisch, nun griechisch, nun shakespearisch sein läßt; und daß er gewisse Gedichte und Vieles aus dem „Tell" bloß nach Erzählungen Goethe's über Italien und die Schweiz abfassen konnte, das ist eben der stärkste Beweis für meine Meinung, daß er nicht aus eigenstem Erleben heraus singen mußte, sondern in raffinirter und affectirter Steigerung Anderen, was sie geschaut hatten, nachleben konnte. Was ihn aber endgültig zum Journalisten stempelt, ist die Rührseligkeit, die von einem tragischen Geschehniß schwätzt, wenn ein Mensch auf der Gasse überfahren wird; und es ist vor Allem eben jene Bindung an den Tag und die Stunde, jene Philistrosität, die sich am kosmischesten gestimmt dann fühlt, wenn ein Jahrhundertwechsel vor sich geht. In Schiller haßt die journalistische Moderne nur sich selbst.

Ueber den Gedankengehalt der Werke Richard Wagner's.

Noch nie hat eine Kunst das Kunstverlangen irgend einer Zeit so völlig zu fesseln und so ganz und gar auszufüllen vermocht, wie die Schöpfungen Wagner's. Alle Bestrebungen zur Hervorrufung einer neuen Literatur, zur Begründung einer neuen Kunst, nehmen sich vor dem, was wir in seinen Werken bewundern, wie gemacht und unwahr aus. Daß diese gänzliche Befriedigung von so Vielen nur bei Wagner gefunden wird, entspricht der wohl unbezweifelbaren Thatsache, daß es nie zuvor einen Menschen von so ungeheuer gewaltigem Bedürfniß des Ausdruckes gegeben hat als ihn. Der ihm hierin am nächsten kommt, ist, wie Wagner selbst stets empfunden hat, Beethoven; und auch dieser bleibt hier weit hinter ihm zurück. Nur darum aber findet beinahe ein jeder bei Wagner das, was der Erfüllung am nächsten kommt; denn er hatte selbst den höchsten Begriff vom Kunstwerk, den je ein Künstler gefaßt, und die größte Forderung an sich gestellt, die je ein Schaffender zu stellen gewagt. Die gleiche Vollendung, das gleiche Erfülltsein athmet darum von einem gewissen Zeitpunkt an (von „Lohengrin" bis zum „Parsifal") Alles, was er geschaffen; und das Eigenthümliche gerade der Wagner'schen Motive ist auch musikalisch ein Maximum von Dichtigkeit, wenn ich so sagen darf; sie sind nie verdünnt, sondern sagen immer Alles. Die höchste Prägnanz und Concentration und Unwiderstehlichkeit seiner Melodien, die weiteste Entfernung von allem Sauerstoffmangel, das Gegentheil aller Luftverdünntheit und Leerheit an Masse, das kennzeichnet die Motive Wagner's selbst dort, wo er über Bergesgipfeln schwebt und am Gletscher sich berauscht und jene Höhenluft athmet, für die Niemand so viel Sinn hatte, wie er. Ich verstehe zu wenig von der Lehre der Musik, um in ihrer Sprache genau bezeichnen zu können, woran dieses Eigenartige der Wagner'schen Musik gerade in ihren Melodien liegt. Wagner's Musik ist aber eben durch all' das eigenthümlich, um was sie mehr ist, als Mathematik, was sie alles noch ist außer einer Sprache von Raum und Zeit; wie hier die ganze Physik des Weltalls resorbirt ist in die Mathematik, oder die Mathematik nur zum Mittel der Physik geworden. Wagner ist der Mensch mit dem größten Naturempfinden, das je ein Mensch besessen hat: Gegen sein „Rheingold" gehalten, verblassen selbst Goethe's Lieder von allem Wasser in Nebel, Wolke und Fluß. Wohl mag zu den Sternen Beethoven im Scherzo der neunten Symphonie (das Wagner, eben darum, wohl gänzlich mißverstanden hat) ein tieferes Verhältniß offenbart haben, als Wagner im „Tannhäuser", vielleicht Schubert den Bach, Weber das Dämonische des Waldes besser verstanden haben; aber ein Naturgefühl von solcher Intensität und einem Umfang, der die ganze Erde, Alles in ihrer Fläche, ihrer Hülle, ihrem Inneren beherrscht, ist noch in keinem Menschen in einem Ausmaße verwirklicht gewesen, wie hier.

Aber nicht davon wollte ich sprechen, warum die Wagner'sche Musik alle anderen Eindrücke der Kunst, selbst Goethe's „Faust" und Beethoven's „Waldstein-Sonate" und selbst Bach's „Präludien" und selbst Michel Angelo's „Jeremias" hinter sich läßt. Was ich ernstlich zu zeigen versuchen will — nicht weil mir Alles außerordentlich erscheint, was Wagner geschaffen hat — ist, daß die Wagner'sche Dichtung der Tiefe ihrer Conception nach die größte Dichtung der Welt ist.

Es sind die gewaltigsten Probleme, die je ein Künstler sich zum Vorwurf gewählt, bedeutender noch als die Probleme des Aischylos und Dante, Goethes', Ibsen's und Dostojewsky's — um von den Problemen Shakespeare's zu schweigen.

Motive der Rheintöchter:

„Wagalaweia"-Motiv ist die spielende Unschuld des Paradieses; vollkommen monistisch, vor dem Sündenfall, ohne Kenntniß des Dualismus; voraussetzungsloser, naiver, überall nur sich selbst antreffender, an sich selbst sich freuender Monismus. (Vor dem Sündenfall = Alberichs Aufgeben der Liebe.)

Motiv aus der Götterdämmerung, III. Act, Anfang *):

Motiv der absoluten Trennung. Motiv der völligen Loslösung vom Absoluten, gleichsam ein Abfinden mit der Einsamkeit und doch eine Resignation; wunderbar ist, wie hier die in der Vergangenheit erfolgte Schuld doch zugleich als Gegenwart, als Strafe constatirt wird, wunderbar das Verhältniß von Zeit zum Zeitlosen.

Sehnsucht, Wille ist hier nicht mehr; vollkommene Reduction ist eingetreten, vollkommene Abfindung mit dem Sündenfall, schmerzlos zugleich und doch überschmerzhaft.

Motiv am Schluß der Götterdämmerung:

Aufnahme des Verlorenen in die Gemeinschaft, Erlösung von der Erbsünde und zugleich selig überquellendes Staunen darüber, daß das Wunder sich vollzieht (der Ring zu den Rheintöchtern, das Böse zur Lust und zum ewigen Lächeln zurückkehrt); denn das Lächeln ist wohl das Gefühl, das sich nach dem Tode (d. h. im ewigen Leben) über das Leben (d. h. über allen Tod) am stärksten einstellt.

Das Baßmotiv des Orchesters in Tristan, III. Act, nach jener furchtbaren Prostration vor der Schönheit, bei den Worten: „Und Kurwenal, wie, du sähst sie nicht?" u. s. w., ist das größte Motiv des Todes, das je erdacht worden ist. Es liegt darin der scheinbar active Verzicht auf das Leben, auf die Freiheit, das in Wahrheit schon die passive Hingabe und Gefangenschaft ist; das Einswerden des Willens mit den Trieben, sein Capituliren vor diesen; es ist Identification mit dem eigenen Schicksal, der Punkt, an dem Wille in Trieb, Freiheit in Unfreiheit übergeht, sich an sie knüpft, sich ihr übergiebt.

Eine neue Herder-Ausgabe.

Von Professor Dr. **Th. Achelis** (Bremen).

Für uns Epigonen, die wir unter der Einwirkung der verschiedenartigsten Einflüsse vor Allem wieder nach einer einheitlichen, zusammenhängenden Weltanschauung ringen, die uns tragen und heben soll im Kampf um's Dasein, ist die Gewalt des großen Verkündigers der Humanität, dessen Andenken am 18. December d. J. überall festlich gefeiert wird, von ganz besonderem Interesse. Man könnte sagen, eben um deswillen, weil es dem so vielseitig begabten Manne leider nicht beschieden war, aus allen widerstrebenden Elementen eine harmonische Einheit zu bilden, bietet er um so mehr Beziehungen und Vergleichungspunkte. Und mehr als das, wir verdanken ihm die nachhaltigsten, tiefgreifendsten Anregungen,

*) Gemeint ist hier die ganze Rheintöchterscene, insbesondere der aufsteigende Terzsextengang. (Anmerkung des Herausgebers.)

Digitized by Google

die unser ganzes Leben und Denken befruchtet haben, Kunst und Wissenschaft umgestaltet. Man denke nur an seine Sammlung der Volkslieder und die großartigen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, die zum ersten Mal und zwar auf Grund empirischen Materials die Brücke zwischen Ethnographie und Geographie einerseits und der Geschichte andererseits schlugen, die seitdem nicht wieder verlassen ist. Man darf deßhalb wohl die jüngst erschienene Ausgabe seiner Werke als besonders zeitgemäß bezeichnen, die hoffentlich das verdiente Interesse findet.*)

Im gewissen Sinne bietet die vorliegende Auswahl zugleich in aufsteigender Linie ein Bild des Entwicklungsganges, jedenfalls erhalten wir so die tiefsten Einblicke in die Werkstatt des unermüdlich schaffenden Mannes. Der erste Band, Kritisches, führt uns zu den Anfängen des vom Ruhme Lessing's gestachelten Schriftstellers, der sofort mit dem ihn eigenen Eifer sich auf alle möglichen ästhetischen Probleme stürzt, die sein großer Zeitgenosse in den Brennpunkt der literarischen Discussion gestellt. Es sind die bekannten Fragmente über die neuere deutsche Literatur und die kritischen Wälder (welche letztere ja unmittelbar an den Laokoon anknüpfen), die hier in Betracht kommen, wo in völlig neuer Wendung die Literatur als Spiegel der Sprache gefaßt wird. Ein sehr interessantes, meist viel zu wenig gewürdigtes Zeugniß für die Entfaltung seines Geistes ist sodann das Journal der Reise im Jahre 1769 (von Riga zur See nach Frankreich), ein Tagebuch, in welchen sich die verschiedenartigsten Ideen kreuzen. Um nur ein Moment zu erwähnen: die in unseren Tagen so mächtig aufwärts strebende Reformbewegung der höheren Schulen hat hier ihren selten beachteten Ausgangspunkt gefunden. Die Grundlage des Unterrichts sei die Muttersprache, dann eine lebende, das Französische, — fort mit dem Latein, das für höhere Stufen zurückgestellt werden soll! Ich will, ruft Herder aus, daß selbst der Gelehrte besser Französisch als Latein könne. Der zweite Band enthält zunächst das berühmte, durch ganz Deutschland wie ein Laufseuer sich verbreitende Sendschreiben von deutscher Art und Kunst, das zuerst Sinn und Verständniß für wahre, ursprüngliche Poesie erwecken sollte auf dem verdorrten Boden kümmerlicher Anakreontik und anderseitiger verkünstelter Versmacherei. Dann die bedeutenden Aufsätze über Ossian und Shakespeare, von der Aehnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst und endlich die berühmten Volkslieder vom Jahre 1778 mit der trefflichen Einleitung, die das Wesen des Volksliedes nach allen Seiten hin bestimmt und den ausschlaggebenden Werth des Rhythmus, der Melodie, oder wie Herder sagt, der Weise feststellt. Ein genaueres Eingehen auf diese unvergleichliche Sammlung ist an dieser Stelle nicht angezeigt, es muß genügen, wenn ich darauf hinweise, daß Herder hierdurch der Erwecker der echten Kunst aus langjährigem Todesschlaf wurde, daß ein Goethe ihm zujauchzte und ein Bürger unter diesem Eindruck mit seinen genialen Balladen einen durchschlagenden Erfolg erzielte. Der dritte Theil zeigt uns den vielseitigen Forscher als kühnen Pfadfinder auf einem ganz anderen, gleichfalls verkümmerten Gebiet, nämlich dem der Theologie. Ich erwähne die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, Vom Geiste der ebräischen Poesie, — zwei Untersuchungen, durch die sowohl die historisch-kritische Betrachtung für die Sagen und Mythen des Alten Testaments als auch namentlich die erhabene Poesie der Psalmen den verwunderten Zeitgenossen erschlossen wurde. Auch für das verknöcherte theologische Fach wurde ein höherer Standtpunkt gewonnen durch das bezeichnende Wort, es verlange keine Sklavenseelen, sondern es sei ein liberales Studium. Den ganzen vierten Band füllen die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, unzweifelhaft Herder's genialstes und reifstes Werk, das trotz der bekannten Ablehnung durch Kant, die den Verfasser so verstimmte, ja verbitterte, bis auf den heutigen Tag seinen unvergänglichen Werth behauptet. Wie bereits bemerkt, wird hier zum ersten Mal (wenn wir von einigen schwächlichen früheren Anläufen absehen) die naturwissenschaftlich-geographische Begründung der bis dahin völlig in der Luft schwebenden Kulturgeschichte angestrebt. Auf Herder's Schultern steht z. B. der geistvolle Karl Ritter oder, um von den heutigen Forschern eine Autorität anzuführen, Friedr. Ratzel. Hier konnte der warmherzige Denker seinem Enthusiasmus so recht den Zügel schießen lassen, hier den eigentlichen Gehalt alles Strebens in dem Preise der Humanität, des echten, sittlich geläuterten Menschenthums erfassen und bestimmen. Auch die allzu vordringliche teleologische Tendenz kann die eigenartige Bedeutung dieses groß angelegten (freilich ja nicht zu Ende geführten) Unternehmens nicht verringern, das z. B. ein moderner Philosoph Herm. Lotze sich zum Leitstern setzte. Den Beschluß machen die Dichtungen, zunächst eigene (Paramythien, Parabeln ꝛc.), die freilich keine besondere Bedeutung beanspruchen können; trotz aller gelegentlichen Schönheiten (ein ergreifendes Lied über die Kümmernisse der Jugend rechnen wir dahin) tritt hier der auffällige Zwiespalt zwischen Phantasie und Denken zu auffällig hervor, als das der Eindruck harmonisch sein könnte. Um so ansprechender ist der Cid, gleichfalls für unseren verwöhnten Geschmack noch eine Perle. Jahrelange liebevolle Beschäftigung mit den spanischen Romanzen hatten den feinfühligen Dichter mit dem Stoff nach allen Richtungen hin vertraut gemacht, — es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß es sich hier nicht um eine Umbildung, sondern genau genommen um eine völlige Neuschöpfung handelt auf Grund einer kümmerlichen französischen Prosavorlage. — Ich kann nur vollständig dem verdienten Herausgeber zustimmen, der sich folgendermaßen über das Epos äußert: Es ist dreierlei, worauf die große Wirkung des meist mehr als freie Dichtung denn als Uebersetzung empfundenen Werkes beruht, der doppelte Werth, den der Gegenstand für Herder's persönliches Empfinden wie für seine Poesie gewonnen hatte, und die glücklichste, wie er der Stimmung der Zeit entgegen kam. Als aber der waffenklirrende Sohn der gottlosen Revolution das deutsche Vaterland zerschlug und in der Person des Statthalters Christi auch das Christenthum befehdete, machte Herder seinem Volk den Helden vertraut, der den Glauben einst vor schlimmeren Feinden gerettet und sich in den spanisch-maurischen Kämpfen vor anderen als das bewährt hatte, was die gegenwärtigen Deutschen bitter vermißten, einen Mann. Das Mittel, wodurch ihm dies so vorzüglich gelang, war dem ähnlich, dem einst der vermeintliche Ossian die empfindung- und dichtungweckende Wirkung seiner Gesänge verdankt hatte: von der schönrednerischen Ausschmückung der jüngeren spanischen Romanzen und der breit aufgetragenen Empfindsamkeit der französischen Bearbeitung nahm Herder der Dichtung gerade so viel, daß der Hauch der volksthümlichen Kraft der spanischen Lieder und ihres Lieblingshelden gewahrt blieb, und ließ er ihr andererseits auch genug, um ihr eine günstige Aufnahme bei einer weicheren Gegenwart zu sichern. Er sah selbst in Ximene und dem ihr so oft entführten Cid mit den ihren einzigen Reichthum ausmachenden Töchtern ja die treue Karoline und sich, den durch den Dienst an Kirche und Menschheit und die Sorge für die Seinen so viel Beschäftigten. Hat Herder so die Dichtung förmlich mit seinem Herzblut geschrieben, so hat er darin anderseits bewußt ein poetisches Meisterwerk, ein Seitenstück zu Homer, ein Beispiel zu seiner Theorie vom Epos gestalten wollen.

Ich kann diese Ausgabe, die sich durch die altbekannten Vorzüge des Bibliographischen Instituts auszeichnet, nur dringend allen Herder-Interessenten empfehlen.

*) Herder's Werke, herausgegeben von Prof. Dr. Theodor Matthias (5 Bände, Bibliograph. Institut 1903).

Digitized by Google

Materialfälschung im Kunstgewerbe.

Von Dr. Heinrich Pudor (Berlin).

In einer illustrirten Zeitschrift las ich kürzlich folgenden Gedanken: „Nichts kennzeichnet unser Zeitalter besser, als der massenhafte Gebrauch des Wortes ‚echt'." Der Mann, der das schrieb, hat Recht. Denn da kaum in einem anderen Zeitalter, als dem unseren, so viel Unechtes producirt wurde, glaubte man bei jedem beliebigen Gegenstand betonen zu müssen, daß er echt sei. Aus dem massenhaften Gebrauch des Wortes „echt" folgte einerseits die hohe Bedeutung des echten Materials und andererseits die heute bestehende große Verbreitung der Materialfälschung. Und hieraus wiederum könnte man bedenkliche Rückschlüsse auf die Moralität unseres Zeitalters machen, denn die Frage der Echtheit ist eine Frage der Wahrheit. Die falsche Vorspiegelung eines echten Materiales ist ein Betrug, der nicht nur ästhetisch, sondern moralisch zu verwerfen ist, und wahrscheinlich würden wir der Materialfälschung im Kunstgewerbe nicht zuneigen, wenn wir der Fälschung unserer Empfindungen und Gedanken im Leben und in Sitte und Handlung nicht fröhnen würden. Sei immer wahr, sei wahr vor Allem gegen Dich selbst — dieses oberste Sittengesetz wurde im Leben tagtäglich übertreten, und in Folge dessen wurde die Unwahrheit auch zum Kainsmal der Gegenstände, in denen wir unser Leben und Denken ausdrückten: im Kunstgewerbe. Wer es daher gründlich und gewissenhaft reformiren wollte, müßte wohl oder übel bei der Moral anfangen: ein Mensch, der im Leben und Thun der Wahrheit folgt, wird nicht im Stande sein, falsche Materiale vorzuspiegeln oder solche Gegenstände um sich zu dulden. Der Ueberblick, den ich im Folgenden über die Materialfälschungen des Kunstgewerbes geben werde, wird daher zugleich indirect einen Beitrag zur Sittengeschichte unserer Zeit bilden — und wehe der Zeit, welche so der Lüge und dem Betruge gefröhnt hat, wie eben diese! Aber um es nur gleich zu sagen, die eigentliche Periode des Materialbetruges liegt hinter uns und muß hinter uns liegen, denn es giebt heute der Menschen zu viele, die nichts davon wissen wollen, die sich aufbäumen, die wieder zur Wahrheit zurückkehren wollen — die Einen aus ästhetischen Gründen, die Anderen aus logischen Gründen, die Dritten aus moralischen Gründen.

Angefangen hat die Materialfälschung innerhalb der Kunst in der Architektur. Man braucht nur das eine Wort Stuck auszusprechen, und es bilden sich eine ganze Reihe hierher zielender Gedankenassociationen. Und zu dem Wort Stuck setze man das Wort Putz, und auf's Neue ersteht eine Welt von Unwahrheit vor unserem Auge: hat doch ein Mann, der sich zu den in gutem Sinne Modernen zählt, es lebhaft beklagt, daß wir nicht mehr verständen, guten Putz zu machen.*) Kaum ein bedenklicheres Zeichen, wie tief sich in unsere Anschauung die Materialfälschung und Verkleisterung eingefressen hat, könnte es geben, als diese Stimme eines Mannes, der sich sonst ernstlich müht, der Aufrichtigkeit die Wege zu bahnen.

Aber es war nicht genug damit, daß die Fabriken ganze Architekturtheile aus Stuck lieferten, sondern auch ganze Säulen wurden aus Ziegeln gemauert, die „nachgeputzt" und gar noch marmorirt wurden, um Marmor vorzuspiegeln. Den Marmor zu imitiren, darauf waren die Bauhandwerker besonders erpicht, denn der Marmor ist kostspielig, und je kostspieliger ein Material war, desto leidenschaftlicher wurde es nachgemacht: man braucht nur ein Treppenhaus aus dem Ende des 19. Jahrhunderts, vielleicht auch Anfang des 20. Jahrhunderts hinaufzugehen, und man wird aller Wahrscheinlichkeit nach die Wände so gestrichen finden, daß sie Marmor imitiren, womöglich sogar täuschend, womöglich „künstlerisch".

Aber meine Aufgabe ist es an dieser Stelle, im Kunstgewerbe den Materialfälschungen nachzugehen. Wer hätte sich wohl je träumen lassen, daß man auf die Suche gehen würde, selbst für ein so billiges Material, wie Holz ist, ein Surrogat herzustellen? Doch es gab ja eine Intarsiatechnik, und es gab der ausländischen Hölzer etliche, die recht kostspielig waren. Und zudem war das Fourniren und die Marquetteriearbeit eine kostspielige Sache. Also fand man ein Surrogat selbst für das Holz. Nicht nur Holzspähne, sondern sogar Lumpen werden so verarbeitet, daß sie eine Holzmasse bilden und als Fournire dienen können. Das Schlimmste dabei ist, daß von Haltbarkeit kaum die Rede sein kann. Ausnahmen giebt es freilich auch hier. Das relativ beste derartige Erzeugniß dürfte das Koptoxyl von B. Harraß in Böhlen in Thüringen sein. Er verarbeitet seine Surrogatstoffe in sehr moderner Weise durch Preßluftmaschinen, die die Fournire in das Grundholz vermöge eines hohen atmosphärischen Druckes einpressen. Welche Entwickelung also hat nicht die Intarsia genommen! Die alten Italiener bedienten sich des Schnitzmessers. Dann kam die Handsäge. Darauf die mechanische Laubsäge. Und nun gar die Preßluftmaschine! Da haben wir die Entwickelung der Industrie aus der Handarbeit in Maschinenarbeit in nuce vor uns. Aber es mag ausdrücklich erwähnt werden, daß das Harraß'sche Koptoxyl einen verhältnißmäßig sehr guten Eindruck hinterläßt. Die Frage der Haltbarkeit läßt sich ja heute noch nicht entscheiden. Ich fürchte, es wird dem Harraß'schen Koptoxyl so gehen, wie einst den Boulle'schen Möbeln, als sie auf Geheiß des Sonnenkönigs in die feuchten unteren Gemächer des Louvre gestellt wurden und dort überraschend schnell verfielen. Soweit indessen die künstlerische Vorlage in Betracht kommt, darf man den Harraß'schen Arbeiten uneingeschränktes Lob zollen. Auch muß gerade hier betont werden, daß er in bewußter Weise Farbenwirkungen anstrebt und auch die natürliche Farbe des Holzes nicht zu unterdrücken und zu verfälschen, sondern zur Geltung zu bringen sucht. Man wird sich also mit der Harraß'schen Art der Intarsia mit der Zeit noch abfinden dürfen, — vielleicht sogar müssen, so curios sie sich auch heute noch in einer Geschichte der Intarsia ausnehmen würde.

Im Grunde genommen, bedeutet ja das Fourniren an sich schon eine Materialfälschung. Denn der Beschauer glaubt, wenn er ein Möbel in Eiche vor sich hat, daß dieses Möbel durchaus nur aus Eiche gebaut sei, und Tausende und Hunderttausende haben keine Ahnung, daß ihre Möbel nur mit Eiche fournirt sind, im Uebrigen aber recht viel „Cichorie" enthalten, um einen naheliegenden Vergleich aus der Nahrungsmittelindustrie zu machen. Wenn daher auch heute gerade die guten Möbel durchgängig fournirt sind, so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß wir in einer aufrichtigeren Zeit von den Fourniren wieder zurückkommen und es nur da anwenden werden, wohin es gehört und wie es entstanden ist, nämlich in der Intarsia-Technik.

Naheliegend ist der Weg von hier zur Boulle-Technik. Schildpatt, dessen sich Boulle vorzugsweise bedient hat, wird von der Seeschildkröte gewonnen und hat neben der Farbenkraft den Vorzug der Biegsamkeit, Härte und Polurfähigkeit. Heute wird es durch gefärbtes Horn oder durch Celluloid nachgemacht.

Schon im Vorhergehenden sprach ich vom Marmor, und zwar innerhalb der Architektur. Die Imitationssucht des Marmors erstreckt sich aber auch auf das Kunstgewerbe. Einerseits versucht man nämlich Marmorvasen vermittelst des Glases herzustellen, und reussirt auch dabei, — hierher gehören die sogenannten Diluviumgläser einer bekannten österreichischen Glasraffinerie. Von dem Laienpublicum wird

*) „Man könnte zwar sagen, der Putz koste doch auch etwas, wenn auch nicht viel. Gewiß, er ist dafür aber auch ein Schutz für die Steine und ein Wärmeschutz, der, wenn er gut gemacht ist, die Haltbarkeit des Hauses verlängert. Aber die Handwerker haben ja verlernt, guten Putz zu machen."

Digitized by Google

Niemand, der eine solche Vase kauft, wissen, daß er es mit Glas zu thun hat, bis er es am Bruche merkt.

Da aber der Marmor in der Plastik eine so große Rolle spielt und hier erst recht gut bezahlt wird, so versuchte man auch für den Marmor ein Surrogat zu finden. Ein kluger Mann dachte: wenn man den Marmor gießen könnte, würde man ihn so billig wie Blei verkaufen können. Er erfand den Marmorguß. Welche Materiale er dazu nimmt, ist sein Geheimniß. Ich glaube ihm, wenn er sagt, daß er auch Marmorabfälle verwendet. Aber es ist erreicht: der Mittelstand kann sich nunmehr für 15 gute Groschen eine Marmorbüste in's Zimmer stellen. Es mag Interesse bieten, zu erklären, wie ungefähr ein solcher Marmorguß zu Stande kommt. Es verhält sich damit ähnlich wie mit dem Gypsguß. Man fand die Lösung vermittelst der chemischen Wissenschaft. Carrarischer Marmor enthält kohlensauren Kalk. Folgerichtig erhärtete man die Masse des Marmorpulvers durch Zuführung von Kohlensäure.

Wie ist es nun mit der Bronce? Echte Bronce war immer sehr geschätzt und gut bezahlt worden. Man konnte sie gießen, aber der ganze Kern mußte echtes Material sein. Da erfand man den Zinkguß in Sturzformen. Man goß Zink in die Formen und schüttelte sie, bis sich das Material überall „angesetzt" hatte, oder man patinirte das billige Zinn auf galvanischem Wege mit Kupfer und erhielt auf diese Weise „echte" Bronce. Die Patina wiederum, die sich bei der Bronce mit der Zeit von selbst bildet, imitirte man durch einen Farbenanstrich und nannte es dann Metallfärbung, womöglich „auf chemischem Wege".

Aber auch das Zinn war noch zu theuer. Man imitirte es, indem man Blei in ein Zinnbad tauchte.

Zinn wiederum war spottbillig im Vergleich zum Gold. Deshalb badete man Zinn auf galvanischem Weg in Gold.

Aber die Materialfälschung ging noch weiter. Auf dem Schreibtische meines Freundes standen bis vor Kurzem ein paar vortrefflich modellirte Jagdhunde in bräunlicher Färbung. Jeder naive Mensch würde sie für Broncen gehalten haben. Das Zimmermädchen war so naiv. Sie packte die Hunde am Leibe und — behielt den Leib in der Hand. Denn die Hunde waren aus Terracotta. Das Mädchen entschuldigte sich, indem sie sagte, sie habe gedacht, die Hunde seien aus Eisen. Mein Freund war klug genug, nicht das Mädchen zu schelten, sondern sich, daß er nämlich ein kunstgewerbliches Surrogat gekauft hatte. Zur Gewissenspflicht sollte es sich jeder Mann machen, keinen Gegenstand zu kaufen, der ein anderes Material vorspiegelt, als er enthält. Aber es giebt heute im Inlande und Auslande eine ganze Reihe lebhaft florirender „Manufacturen", welche Bronce aus Terracotta machen, je nach Wunsch mit oder ohne Patina, und je nach Wunsch stumpf oder goldbroncirt. Billigkeit ist Trumpf. Ehrlichkeit ist Dummheit.

Auf alle Gebiete des Kunstgewerbes hat sich diese Materialfälschung erstreckt. Eine der herrlichsten Stoffe ist ohne Zweifel die Seide. Welcher Ehrgeiz, für Seide ein Surrogat zu finden! Dank der modernen Wissenschaft der Chemie, die auf kunstgewerblichem Gebiete vielfach wie ein Krebs wirkte, erfand man den Glanzstoff, der die Seide noch dazu an Leuchtkraft übertraf. Wenn er auch an Haltbarkeit Alles zu wünschen übrig ließ — er war billig.

Auf diesem Gebiete, also in der Textilbranche, hat, wie ich hier erwähnen muß, eine Erfindung geradezu verheerend gewirkt, welche schon Morris brandmarkt. Es handelt sich nämlich darum, für das Farbmaterial der Stoffe ein Surrogat zu finden. Denn „echte" Farben waren zu theuer. So brachte uns denn Amerika die „echt" amerikanische Erfindung der Theerfarben, die wie eine Pest über die ganze europäische Industrie hereingebrochen ist. Aber welcher Laie hätte wohl eine mit Theerfarbe gefärbte Wolle erkennen können! Sie sah nach etwas aus und war billig; das genügte.

Von hier ist nicht weit zur Gobelinweberei. Zu den am meisten geschätzten und am theuersten bezahlten Kunstgegenständen gehört der Gobelin. Grund genug, ihn zu imitiren. Und die Sache war hier noch weit einfacher, als bei der Bronce oder bei dem Marmorguß. Die Waarenhäuser ließen sich von unbeschäftigten Decorationsmalern auf Leinwand Schäferscenen aus der Rococozeit mit Oelfarben copiren und verkauften „echte Gobelinmalerei" wiederum für 15 gute Groschen.

Warum? Warum war alles dies möglich? Weil das Publicum — sprechen wir es nur offen aus — von alle Dem nichts verstand. Denn ich glaube nicht, daß so viele Leute, wenn sie die Fälschung gewußt hätten, allein von der Billigkeit sich hätten verführen lassen.

Eher noch verstehe ich, wenn die Parvenus mit Diamantenfalsifikaten sich zufrieden geben und statt Goldes vergoldetes Silber und statt Silbers versilbertes Kupfer kaufen.

Sehen wir nur in unseren Zimmern um uns. Die Wände sind mit Zeitungspapier verklebt und darüber sind sogenannte Tapeten geklebt, die in sehr uninteressanter Schablonisirung verzeichnete und falsch stylisirte Naturformen zeigen. Das haben nun unsere Väter ihr Leben lang Tag und Nacht vor ihren Augen dulden können! Aber Gottlob sei gesagt, daß z. B. auf der letzten Turiner Ausstellung keine Tapete mehr zu finden war und daß die Tapete offensichtlich in den letzten Zügen liegt. Die Losung muß auch hier sein: lieber die nackte Wand, als ein Lumpensurrogat, welches Gott weiß welchen Textilstoff vorspiegeln soll.

Den Anlaß zur Materialfälschung giebt immer und immer die vermeintliche Theuerung des betreffenden Materiales. Aber lieber greife man zu einem billigeren Material und stelle dies wahr und ehrlich dar, als daß man betrüge! Solidität und Ehrlichkeit sind die ersten Erfordernisse des Kunstgewerbes. Man konnte es dankbar begrüßen, daß der Wortführer des Dresdener Kunstgewerbes, Prof. Groß im Mai-Heft des Kunstgewerbeblattes unter dem Titel „Kunstgewerbliche Erziehung" die Ueberschätzung des Billigkeitsmomentes im Kunsthandwerk mit scharfen Worten geißelte.

Es thut Noth, daß das große Publicum sich kunstgewerbliche Bildung erwirbt, so daß es sich nicht betrügen läßt und Echtes vom Unechten, Talmi von Gold, Gegossenes von Gehämmertem und Gewachsenem unterscheiden lernt. Zum sittlichen Standard des Volkes habe ich das Vertrauen, daß es alsdann das Unechte, auch wenn es billig ist, verschmähen und die Materialehrlichkeit unterstützen wird.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Sehnsucht.

Von Josef Stutzin.

Mein einziger Junge, sagte die sehr feinfühlige Dame des Hauses, ist nun zwei Jahre fort und kommt in einigen Tagen wieder. Es war eine schwere Zeit, denn die Sehnsucht ist bitter. Und doch ist es etwas Schönes drum! Wie könnte man ohne sie die Freuden des Wiedersehens so tief empfinden? . . . Die Sehnsucht kommt mir wie ein Vogel vor, den man in den Käfig sperrt, damit er nachher die Süßigkeit des freien Augenblicks erst recht genießen kann.

Gestatten Sie, erwiderte ein Graukopf mit durchfurchtem, braunem Gesicht, seine Lippen zu einem bitter-ironischen Zuge verziehend, daß ich Kraft meiner zoologischen Kenntnisse dabei an ein anderes Bild denke . . . Ich denke nämlich an einen frischgefangenen Stier, der mit lautem Gebrüll hin- und herrennt, den Kopf zwischen die spitzen Eisenstacheln zwängt und Hörner und Hufe an den steinernen Mauern zersplittert, bis er verblutend niederfällt . . . Der glückliche Stier! Er sieht keine steinernen Mauern, und mit jedem Ansatz glaubt er sich seiner grünen

Digitized by Google

Wiese näher. Wir aber, wir sehen unsere Schwäche und Hoffnungslosigkeit und haben nichts als die furchtbare Qual der unthätigen Verzweiflung!

Aber damit ich Ihnen nicht Gemeinplätze zum Besten zu geben scheine, will ich Ihnen einen kleinen Vorfall erzählen.

Ich hatte einmal eine Frau gekannt. Sie war mir Anfangs fremd und gleichgiltig, aber allmälig, ohne daß ich es merkte, kam sie mir immer näher, und im Laufe dreier Jahre hatte sie sich in mein Gedanken- und Empfindungsleben eingesogen, wie das Blutgift in die Wunde ... Da mußten wir Abschied nehmen.

Ich ging nach Hause, setzte mich in den Stuhl, schlug ein Bein übers andere, legte den Kopf auf die Lehne und wunderte mich über meine Seelenruhe. Seltsam, dachte ich, drei Jahre lang hast Du einen Menschen in Dein Innerstes lesen lassen, schien er Dir untrennbar von Deinem Wesen, und nun, da Du ihn für immer und ewig entsagen mußt, bist Du so kalt und so ruhig ... Ich spürte nur ein dumpfes Gefühl in der Brust, dumpf und drückend. Bald aber löste es sich, es fing drin zu bohren an, wie wenn ein Maulwurf sich da immer tiefer grübe. Der Schmerz stieg. Er wurde stechend, ätzend, brennend ... Damit aber begnügte sich das ekle Thier nicht. Es fing an meinem Blute zu saugen an. Ich fühlte, wie es sog, wie ich immer blutleerer und kraftloser wurde, wie ich zusammensank ... Ein furchtbares Angstgefühl überkam mich, wie wenn ein Schraubstock meine Brust zusammenzöge. Das Leben tauchte mit seinen Schreckbildern vor meinem Auge auf. Muskeln spannten sich, Fäuste ballten sich, Körper drängte an Körper — und ich lag unten, ein hohles zertretenes Gerippe ... Keine Brücke, keine rettende Hand, kein lieber Blick. Nur Grinsen und verächtliches Hohnlachen ... Und plötzlich hörte ich ein schauriges Schluchzen. Haben Sie je einen angeschossenen Fuchs wimmern hören, der zu Tode getroffen, die blutgierigen Mörder auf den Fersen, durch sein Entsetzensschrei seine Qual und Angst zu betäuben sucht? Oder wissen Sie etwas vom markerschütternden Aufschrei eines Wahnsinnigen, so, daß es einem wie ein kalter Pfeil durch den Leib geht? Ein solches Schluchzen ging durch mein Zimmer ...

Wer war es? Ich lauschte, lauschte ... Da lähmte mir Schreck und Grauen die Glieder. Ich sah einen Wahnsinnigen — im Spiegel! —

So habe ich einmal die Sehnsucht empfunden ... Und das war nur der Anfang.

Aus der Hauptstadt.

Der kleine Wahlfälscher in der Westentasche.

Noch gerade rechtzeitig für den Weihnachtstisch kommt die billige Volksausgabe der bekannten Dr. Herzfeld'schen Prachtleistung, seiner tiefgründigen Studie über moderne demokratische Wahlarithmetik. Als Vorwort ist eine Reichstagsrede des beliebten Tribunen über conservative Wahlbeeinflussungen und Wahlbetrügereien in Mecklenburg abgedruckt; im Anschluß hieran stellt Herzfeld die unbedingte Forderung auf, daß in Zukunft für reine Wahlen gesorgt und jeder reactionäre Verstoß dagegen mit Zuchthaus und mehrjährigem Ehrverlust geahndet werde. Der Autor tritt sodann nachdrücklich für das auch in Belgien eingeführte, von ihm selber mit so großem Erfolge ausgeübte Mehrstimmenrecht ein, das er jedoch keineswegs obligatorisch machen will. Es soll nach seinem Vorschlage vielmehr ganz facultativ bleiben. Mit prächtiger Satire geißelt der Autor die Schwerfälligkeit des Ordnungsbreies, die ihn daran hindere, Nutzen aus den gewaltigen Errungenschaften der modernen Technik zu ziehen. Ein richtiger Zielbewußter kann, wenn er den Eisenbahn-Fahrplan gut im Kopfe hat und alle Anschlüsse ausnutzt, schon heute an einem Wahltage in mindestens zwanzig verschiedenen Orten wählen. Nun denke man sich, fährt Dr. Herzfeld begeistert fort, die Aera der electrischen Schnellbahnen angebrochen! „An jenem Tage", schreibt er wörtlich, „wird es jedem ehrlich strebenden Genossen möglich sein, in jedem der 397 Wahlkreise die verlogene Reaction mit je einem Stimmzettel bis auf's Messer zu bekämpfen." Eine Fülle beherzigenswerther Winke über den Umgang mit Magistraten und Wahllistenführern, sowie über die besondere Technik des Stichwahlbetruges schließt das aus der Praxis für die Praxis geschriebene Buch. Wie verlautet, beabsichtigt die socialdemokratische Fraktion des Reichstages, Herrn Dr. Herzfeld sofort nach der Niederlegung seines Mandates zum Ehren-Spiegelberg zu ernennen und ihm in Plötzensee ein Denkmal zu errichten, dem die für die Partei in's Feuer gelegte Hand und die Unterschrift: Mucius Scävola der Sturmgeselle nicht fehlen wird. Neueren Nachrichten zu Folge fällt es jedoch Herrn Dr. Herzfeld nicht im Traum ein, auf sein Mandat zu verzichten. Er hat es zu theuer bezahlen müssen.

Timon d. J.

Das neue Kind.

Schönstes Weihnachtsgeschenk! Orient-Expreßzug, $3^1/_2$ Meter lang, Locomotive 22,5 Kilogramm schwer; Alles dem Original naturgetreu nachgeahmt! (Bis auf die Dynamitexplosion natürlich.) Der Preis dieses Wunderwerkes beträgt 750 Mark. Besichtigung gerne gestattet; kein Kaufzwang.

So trommelt und trompetet eine unserer großen Spielwaarenhandlungen. Ich zweifle nicht daran, daß sich aufgeklärte Eltern finden werden, welche ihren bedauernswerthen Nachkommen das schönste Weihnachtsgeschenk unter den Christbaum stellen, und ich hege, in meinem unverwüstlichen Glauben an die Zukunft des deutschen Volkes, nur die stille Hoffnung, daß die beschenkten Unglücklichen bereits am dritten Festtage ein Athanas-Attentat auf das dem Original naturgetreu nachgeahmte Ungeheuer ausüben. Wobei es dann programmgemäß in Stücke zerschlagen werden müßte.

Erinnern Sie sich der ersten Eisenbahn, mit der Sie vor Zeiten sehr ernsthaft spielten, geehrter Leser? Ich will sie Ihnen beschreiben: Die Wagen bestanden aus Streichhölzerschachteln, und die Räder waren Mohrrübenscheiben, was allerdings beständig zu Betriebsstörungen führte, da sie entweder zerplatzten oder von den anderen Beamten aufgefressen wurden. Als Locomotive diente ein technisch vorzüglich durchgearbeitetes Monstrum, das auf zwei Garnspulen lief, während der Kessel aus einer alten Blechbüchse und dem Halse einer Medicinflasche construirt war. Der Flaschenhals wurde mit Schuhwichse angestrichen und fungirte als Schornstein ganz prachtvoll. Mit diesem Expreßzuge haben Sie, hochgeehrter Leser, Ihre Frau Mama und Ihren Papa rasend gemacht, von wegen dem mit jedem ausgedehnten Eisenbahnbetriebe verbundenen Heulen, Pfeifen und Klingeln. Wenn Sie aber die Sache satt hatten und in die Ecke warfen, dann waren keine 750 Mark zum Kuckuck, sondern nur eine Mohrrübe. Und auch die hatten Sie oder die anderen Beamten rechtzeitig nutzbringend angelegt.

In altfränkischen Tagen dachte man noch daran, daß jedes Kind ein Dichter ist, und daß die Sonne, welche unsere Kindheit durchwärmt und fruchtbar macht, Phantasie heißt. Damals schufen wir uns einen Holzschemel zum Königswagen, einen Besenstiel zur Riesenschlange, einen Stuhl zum Drachen um, und unterm Bett, im geheimnißvollen Dunkel zwischen den vier gemüthlichen Beinen, erstreckte sich je nach Bedarf unsere Festung, unser Schloß oder die Löwengrube. Herrgott, wie leicht fiel es uns, mit diesem gediegenen Apparat shakespearisch das Bühnenbild nach Belieben zu wechseln! Schemel und Stuhl, Besenstiel und Kasten schufen uns täglich neue Zauberreiche. Das moderne Kind, dem ja unter Anderem auch die Kunst genaht ist, hat es besser. Es bekommt den schönen, vierrädrigen Prunk- oder Sportwagen, Schlangen aus Pappe oder Leder mit glühenden Glasaugen und beweglichen Kiefern; und wenn es nicht soviel Platz fortnähme, bauten ihm die Eltern ein richtiges Schloß, eine richtige Festung oder Löwengrube mit täuschend nachgeahmten Löwen auf. Das Unangenehme bei alledem ist nur, daß sich der Prunkwagen nicht ohne Weiteres in einen Schlitten, eine Buchdruckerpresse, einen Schild oder Helm verwandeln läßt wie der Holzschemel, und daß die schillerndste Riesenschlange als Lanze oder Schlagbaum bei Weitem nicht so gute Dienste leistet wie der biedere Besenstiel. Deßhalb langweilen sich die Kinder der Reichen so rasch bei ihrem herrlichen Spiel-Schmuckzeug. Deßhalb sind diese reichen Kinder recht arme Kinder. Man stiehlt ihnen die Phantasie und die Gelegenheit, sich schöpferisch zu bethätigen, sich als Herr und Meister des Objects zu fühlen. Sie sind vielmehr zitternde Sclaven des $3^1/_2$ Meter langen Orient-Expreßzuges und seiner 22,5 Kilo schweren Locomotive. Denn wehe, wenn etwas caput geht! Wer darf es noch wagen, höchste Knabenlust zu büßen und einmal nachzusehen, wie es im Inneren dieser Locomotive ausschaut? Das geht unbedingt nicht. Mindestens 200 Mark wären damit zum Fenster hinausgeworfen ... Unsere erste Locomotive, die wirklich lief, hatte ein Gummiband und ein Stück Blei im Bauche. Da sie nach jeder Umfahrt ewig still stand wie die Vergangenheit, mußten wir sie natürlich repariren und zu dem Behufe auseinandernehmen. Nein, war das schön! Zuletzt wollte keiner mehr Eisenbahndirector, sondern Jeder wollte Maschinenbauer sein.

Das moderne Kind wird von Anfang an so mit Wundern überfüttert, daß es sich den Magen daran verdirbt und schließlich dem raffinirtesten Spielzeug blasirt gegenübersteht. Ueber die simplen Nothbehelfe der Vorzeit zuckt es selbstverständlich höhnisch die Achseln. So bleibt ihm am Ende nichts. Da der kindliche Nachahmungstrieb sich immer nur auf die Handlungen der Großen erstreckt, Spielzeug aber nicht nachgeahmt wird, so verlieren auch die minder verwöhnten jungen Herrschaften des Mittelstandes manche reiche Freude. Haben sie erst einmal die mit Dampf getriebene Eisenbahn des begüterten Kameraden angestaunt, dann mißachten sie das ehedem vergötterte, billige Surrogat. Mißmuthiger Neid und Verdruß ziehen in die kleinen Herzen ein. In diesem Jahre spielen die Göhren nichts lieber als Automobil. Eine schiefe Ebene, wie sie sich aus Tafelbrettern leicht herstellen läßt, ein festes Wägelchen, eine Hausknechtsmütze und Großmutters Hornbrille, etwas Benzin für den nöthigen Gestank und eine für's Töff-Töff-Gebrüll geeignete Lunge genügen. Sobald aber die ersten Kinder-Automobile auftauchen werden — und sie sind auf dem Marsche — ist das neue schöne Spielzeug zu Grunde gerichtet. Ruheliebende Leute werden sich dessen freuen; uns Andere ärgert's, daß die Kindheit von heute immer

Digitized by Google

lichtloser gemacht wird, daß man ihre Phantasie künstlich verkümmert. Künstlich — das zielt auch auf die vielerwähnte Kunst im Leben des Kindes.

Wenn Erwachsene sich mit Kindern beschäftigen, so meinen sie, sich zu ihnen herablassen, sich auf den Dalber-Ton stimmen, derb und geistvoll werden zu müssen. Die Braven ahnen nicht, daß echter Humor nur den ganz Alten oder den ganz, ganz Jungen eignet. Alles Erklügelte und Ausgetüftelte freilich geht an den Kinderseelen spurlos vorbei, das schlichtweg Dumme und Plumpe aber genügt ihnen noch viel weniger. Welch' ein Possenspiel ist fast unsere gesammte Kinder-Literatur! Welch' eine spießbürgerliche Ueberhebung phantasiearmer Schreibknechte, die sich anmaßen, den phantasiereichsten Menschen, denen unter zwölf Jahren, Geschichten erzählen zu wollen! Und neben ihnen die vertrockneten Nichts-als-Pädagogen mit den Moraltanten, die Weisheitssprüche ausspucken, wie ein Lama oder ein Yankee spuckt. Wenn sie schon immer Censuren vertheilen müssen, sollten sie zunächst ihre Muse censuriren: Sittliches Betragen recht gut, Deutsch ungenügend. Die völlige Verkennung kindlichen Empfindens, die merkwürdiger Weise bei der Mehrzahl der Erwachsenen anzutreffen ist, überschwemmt den Markt mit öden Erbauungsbüchern und führt zu Narreteien nach hamburgischer Art. Sonst recht verständige Männer haben dort Wilhelm Busch als „unbrauchbar für die Jugend" gebrandmarkt. Obgleich dieser Wilhelm der Eroberer aller Kinderherzen ist, obgleich nur Kindern die lebendige Tiefe seines Humors aufgeht, weil nur Kinder an die Wirklichkeit der tragikomischen Vorgänge, an die Wesenheit seiner Menschen glauben! Schade, daß alle Welt immer wieder die gleichen Fehler begeht. Es ist versucht worden, den Kleinen anstatt der herkömmlichen dramatischen Weihnachtsmärchen mit ihren Ballets und ihrem Prozenpomp 'mal echtes Kindertheater vorzuspielen. Aus der trefflichen Künstlerschaar Reinhardt's, der das Neue und das Kleine Theater so meisterhaft verwaltet, kam auch diese Anregung. Aber es blieb einstweilen beim Lehrhaften, und der Humor kicherte nur befangen in die ewige pädagogische Wahrheit hinein, daß man im Lande bleiben und sich redlich nähren solle, daß jeder Stand seine eigene Plage habe und dergleichen mehr. Immer von Neuem hob der Poet mahnend den Zeigefinger, und Frau Ballentin's fidelste Purzelbäume, Frl. Durieux' wundersame Schlumpelinen-Kunst versagten, weil die Zuschauer die Erinnerung an den Bakel nicht los wurden. Wie bei allen Kindervorstellungen, war auch hier das Bild des Parketts interessanter und vergnüglicher als das Bühnenbild. Wie sie sich vorbeugten und die runden Augen weit aufrissen, wenn der Moralpredigt doch einmal etwas wie ein Stück Handlung folgte; wie sie jauchzten und krähten, wenn Schlumpeline über den Stein fiel und faul liegen blieb; wie sie die Mamas anriefen und auf die Höhepunkte des Dramas aufmerksam machten — das war zum Entzücken gar. Kommt einmal der Dichter, der keinen Orient-Expreßzug mit 22,5 Kilo schwerer Locomotive auf die Bühne bringt, sondern mit Hilfe von Besenstiel, Schemel und Stuhl und mit Buschens phantastischem Humor Zauberdramen aufführt, dann wird's sogar bei den Erwachsenen Mode werden, in's Kindertheater zu gehen.

Opern und Concerte.

Hector Berlioz. — Bruckner's „Neunte" und Anderes. — Massenet's Manon im Kgl. Opernhause. — Operetten (Der Rastelbinder von Franz Lehár. Rip-Rip von Robert Planquette).

In Kunstdingen wird zur Zeit wieder einmal ein kühler Skepticismus beliebt. Der elastische Aufschwung einer individualistischen Betrachtungsweise, welche Künstler und Werk aus sich selber heraus verstehen und — lieben lernt, scheint im Augenblicke nicht so recht modern zu sein. Jetzt feiert man Hector Berlioz, der vor hundert Jahren, am 11. December 1803 geboren ist. Jahrzehntelange, liebevolle und eindringende Künstlerarbeit hat es dahin gebracht, daß der Franzose bei uns in Deutschland eine Art Heimathsrecht gewonnen hat. Wir sind glücklich so weit, daß Berlioz nicht mehr als grotesk Verrückter gilt, — daß man seine Sachen nicht mehr in der gruseligen Erwartung von Nervensensationen anhört. Aber jetzt kommen manche bedächtigen Leute und wollen die Naiven, welche bei Berlioz schlichten Gemüthes eine ernste Kunstwirkung suchen, überlegen belehren, daß sie sich im Grunde von einem schlauen Schauspieler dupiren lassen, daß sie Theatergefühle für wahre Leidenschaft, Raffinement für hohe Gedankenkunst nehmen. Und der Deutsche, der sich eben ein wenig begeistern wollte, erschrickt und schämt sich . . .

Glücklicherweise hat solche kühle Reservirtheit einen schweren Stand, wenn Berlioz'sche Kunst sich in lebendigen und energievollen Aufführungen aussprechen darf. Wir haben in der letzten Zeit viel Berlioz gehört. Zuerst das Requiem vom Philharmonischen Chor, der sich um das Werk schon seit Jahren verdient gemacht hat. Man konnte bemerken, daß sich die Zuhörer nicht mehr bei den curiosen Nebendingen aufhielten, sondern die Stimmungen des Werkes mitfühlten und miterlebten. Niemand wird Siegfried Ochs das Verdienst um diesen Fortschritt schmälern wollen. Er stand vielleicht sicherer denn je über seiner Aufgabe und feuerte den Chor zu einer glänzenden, durch keine Schwankung getrübten Leistung an. Dann ließ der Wagnerverein durch Dr. Muck und die Philharmoniker den aus Byron's schmerzvoller Romantik herausgeborenen „Harold in Italien" von Neuem aufführen. Und Felix Weingartner, der als Mitherausgeber der gesammelten Werke Berlioz' dem Meister näher steht als irgend ein anderer seiner dirigirenden Collegen, gestaltete den letzten Symphonie-Abend der Königlichen Capelle zu einer inhaltreichen Gedächtnißfeier. Man hörte als Hauptwerk die Symphonie fantastique, und nächstdem interessirte der Versuch, ein noch vollkommen unbekanntes Werk, die Gesangsscene „Cleopatra", die noch aus der Zeit der vom Schulzwange beengten Entwickelungsjahren stammt, einmal zum Leben zu erwecken. Das Stück, dessen Autograph sich in der Bibliothek des Conservatoire zu Paris befindet, liegt jetzt in dem soeben erschienenen fünfzehnten Bande der Breitkopf und Härtel'schen Gesammtausgabe zum ersten Male gedruckt vor. Die ganze Conception des leider übermäßig langen Stückes, die einzelnen Kunstgriffe der Instrumentation sind schon echter Berlioz. Am bemerkenswerthesten scheint mir die charakteristische melodische Linie in dem auf das einleitende Recitativ folgenden Lento, welche später im Carnaval Romain eindrucksvoll wiederkehrt. Zu wirklicher Größe erhebt sich der Schluß, der in den pochenden und stockenden Noten der Geigen und Bratschen den Todeskampf der stolzen Königin mit unheimlicher Kraft schildert. Also in Summa — dem Meister ist zur Hundertjahrfeier seine Ehre gegönnt worden. Jede Aufführung ist für die Lebensfrische seiner Musik eine neue Probe. Wohl fühlen wir den trüben Erdenrest, der ihr anhaftet, die Zerrissenheit des Styls wie der seelischen Anschauung. Er wehrt uns, Berlioz den Größten der Großen beizugesellen. Darin theilt der große Tonromantiker das Loos eines Byron oder Victor Hugo. Aber als individuell gefaßter und großzügiger Stimmungsdichtung wohnen dieser Musik unvergängliche Werthe inne. Und vor der Macht dieser starken Persönlichkeitskunst beugen wir uns ehrfürchtig.

* * *

Von Anton Bruckner war in den letztvergangenen Jahren hier oft genug zu reden. Nach den acht Symphonien, die nun alle auch in Berlin erklungen sind, hatte man noch die Neunte zu gewärtigen, — sein letztes Werk und die Cumulation seines Schaffens. Arthur Nikisch und die Philharmoniker haben uns nun auch diese Symphonie bescheert, die im Februar im Wiener Concertverein von Ferdinand Loewe zum ersten Male aufgeführt worden ist. Man weiß, daß Bruckner nur drei Sätze vollendet hat. Den fehlenden Schluß sollte nach seinem Wunsche das Tedeum vertreten, und so verfuhr man auch bei der Wiener Uraufführung. Ich möchte zweifeln, ob der Eindruck dadurch verstärkt wurde. Jedenfalls bildet das geheimnißvoll verklärte Adagio einen so überirdischen Ausklang, daß eine Gefühlssteigerung kaum noch denkbar ist. Es ist unmöglich, den Gehalt des großartigen Symphonietorsos durch Worte ahnen zu lassen. Der erste Satz legt eine tragische Grundstimmung fest. Wuchtige Gedanken wogen durcheinander, und eine warme, innerliche Gefühlssprache greift an's Herz — doch die Elemente wollen sich nicht so zwingend zum Ganzen fügen. Aber dann leuchtet die Zauberwelt des Scherzos auf. Es ist vielleicht das genialste Orchesterstück, das Bruckner je geschrieben. Hier fühlt man die absolute Nothwendigkeit des tondichterischen Gestaltens, die aus einer mächtigen Intuition heraus auch die kleinste Einzelheit beherrscht. Und darnach im Adagio ein Tongedicht von feierlichster Weltentrücktheit. Wenn man von „metaphysischer Musik" reden will und darf — hier ist sie, in reinster hellsichtiger Verklärung.

* * *

Moderne Musik giebt es im Ganzen spärlicher zu hören als noch im vergangenen Winter. Der Elan, mit dem die modernen Concerte unter Richard Strauß bei Kroll einsetzten, ist bald verrauscht und verflogen. Das Unternehmen des Tonkünstlerorchesters, das man mit so schönen Hoffnungen begrüßte, ist eingegangen. Aber Herr Busoni giebt noch „moderne Orchesterabende". Die Erfahrungen des letzten Winters haben ihn nicht deprimirt Wenn Ferruccio Busoni im Sinne des Strauß'schen Programms arbeiten und die Schaffenden und Ringenden der Gegenwart in den Concertsaal hineinlassen will, so ist das sicher ein Beginnen, das ehrlichen Dank verdient. Wenn nur der positive Ertrag nicht immer wieder hinter den Wünschen und Hoffnungen zurückbliebe! In seinem ersten Concerte hörte man kleinere Stücke von Vincent d'Indy und Claude Debussy, ohne wesentlich Neues von diesen Franzosen zu erfahren. Und das anspruchvollste Werk des Programms, die viersätzige Orchesterdichtung des jungen Dänen Carl Nelsen, erwies sich als ein Fehlschlag. Reizlose Musik, länglich und gedankenarm, — im besten Falle als sorgsames Schulprobestück zu bewerthen. Durch einen gewissen temperamentvollen Schwung fesselten die Syrischen Tänze von Heinrich Schenker, denen die von Arnold Schönberg herrührende Instrumentation zu einem exotischen Colorit verhilft. Weingartner und die Königliche Capelle, die dem hergebrachten Conservatismus ihrer Programme im Wesentlichen immer noch treu bleiben, brachten eine neue Symphonie von Dohnanyi heraus, die sich als ein ernst gearbeitetes und gedankenreiches Werk erwies, ohne jedoch einen nachhaltigen Eindruck zu erzwingen. Eine Aufführung von Tschaikowsky's herzlich flacher zweiten Symphonie durch Nikisch hatte vielleicht das Gute, die Verehrer des in

Digitized by Google

die Mode gekommenen Russen etwas kritischer zu stimmen. Ebenfalls von den Philharmonikern hörte man endlich eine neue Idyllische Ouverture von E. N. v. Reznicek, ein nicht sehr eigenartig geprägtes Werk voll freundlicher Lyrik. Neue Kammermusik lehrten die Böhmen kennen: für ein Streichquartett von Ew. Straesser setzten sie ihre ganze künstlerische Energie ein, ohne dem Werke ein wärmeres Interesse wecken zu können. Im Uebrigen ist noch von einem neuen Chorwerke zu reden, das durch Gedankenkraft und eigenartig bestimmte Physiognomie auffällt. Georg Schumann hat die Strophen aus der „Braut von Messina" componirt, in denen der Chor über die grauenvolle jähe Macht des Schicksals philosophirt. Es steckt Charakter in dieser Musik, Herbheit und Größe der Empfindung. Und darum bedauert man es fast, daß der breitangelegte Schluß etwas unvermittelt in eine weiche und friedliche Melodik verfällt, deren innere Wahrheit nicht so ohne Weiteres einleuchtet. Die Technik verräth eine wirkungssichere Beherrschung der modernen Ausdrucksmittel. Jedenfalls bildet das Werk, das der Componist mit seiner Singakademie zugleich mit Verdi's prächtigem Requiem aufführte und das bei Leuckart in Leipzig erschienen ist, einen werthvollen Zuwachs zur ernsten Chorliteratur. Im Ganzen war so die Ausbeute an neuen Werken in den bisherigen ersten Wochen des Musikwinters nicht sehr zahlreich. Das große Durchschnittspublicum vermißt sie ja auch nicht. Es läuft lieber Virtuosen und Wunderkindern nach. Die Affaire des kleinen Geigers Vecsey, den viele Tausende musikalisch ganz indifferenter Leute als Abnormität anstaunten, bot wieder einmal einen lehrreichen Einblick in die Psychologie der musikhörenden Menge ...

* * *

Hector Berlioz wird überall gefeiert. Nur auf der Königlichen Bühne nicht. Im Opernhause regt sich nichts zu einem Berliozfeste. In solchen Dingen pflegt Berlin nun einmal nicht voranzugehen. Und etwa von einem Berlioz-Cyclus zu träumen, wie ihn Karlsruhe einst seinem Felix Mottl verdankte, wäre eine Vermessenheit. Ein Verdienst hat sich aber jetzt unsere Hofbühne um Massenet's Manon erworben, welche den Weg nach Berlin so merkwürdig spät gefunden hat. Vor'm Jahre war das schöne Werk in der unglücklichen französischen Operncampagne bei Kroll maltraitirt worden. Ein Pfuscher dirigirte alle Feinheiten in Grund und Boden. Was zu retten war, rettete Herr Leprestre als Des Grieux, Frankreichs bester lyrischer Tenor. Diesmal kam die Oper, deren Stylsicherheit immer bewundernswerth bleiben wird, gut zu ihrem Rechte. Dr. Muck saß am Dirigentenpulte. Ihm liegt die feine Rococograzie der straffen und gemessenen Tanzrhythmen, aus denen die Manonmusik zum guten Theile hervorwächst, besser als das erregte Pathos ihrer Liebesleidenschaft. Manches könnte ich mir noch intensiver, noch wärmer und sinnlicher denken, von noch stärkerem Empfinden durchzittert. Aber es war doch eine Freude, Manon in dieser Wiedergabe zu hören. Naval gab den Chevalier, und ihm singt Niemand so leicht diese Partie nach. Er bringt alle natürlichen Dispositionen für sie mit, — leichte und vornehme Gesangskunst, und die rechte Mischung von Eleganz und lyrischer Wärme. Seiner Partnerin, dem Fräulein Farrar, wird es nicht so leicht, in ihrer Partie aufzugehen. Die Manon Lescaut, so wie sie der alte Abbé Prévost im Roman gezeichnet und wie Massenet sie ihm nachgedichtet hat, erfordert eine Darstellung von größter Schmiegsamkeit und Beweglichkeit des Ausdrucks. Fräulein Farrar ist bewundernswerth fleißig gewesen, und sie sang und spielte sehr frisch und intelligent. Aber ihre Manon trug doch zu kühle und ruhige Züge. Man glaubte ihr nur die schüchterne, naive Kleine des ersten Actes. Da sah sie aus wie eine Gestalt aus einem Bilde von Greuze herausgeschnitten. In der Inscenirung bewährte die Königliche Hofbühne wieder den besonderen künstlerischen Ehrgeiz, den man ihr bei Erstaufführungen stets nachrühmen muß. Alles war umsichtig und sorgfältig ausprobirt. Und mit Vergnügen darf man constatiren, daß das Ganze wirklich geschmackvoll und stylecht war, nicht nur hoftheatermäßig opulent.

* * *

Der Pessimismus, mit dem man heute den Thaten der Operettenbühne gegenüber tritt, kann nicht mehr überboten werden. An die Wiener Operette vor Allem geht man nachgerade mit den allerbescheidensten Erwartungen heran. Wenn nur die künstlerische Dürftigkeit einigermaßen von flotter Bühnenlaune zugedeckt wird ... Auf solche Nachsicht ist auch der aus Wien hergeholte „Der Rastelbinder" von Lehár, den das Centraltheater mit Mia Werber und Steinberger sehr hübsch herausbrachte, dringend angewiesen. Der Operettenstyl wird darin stellenweise nur noch markirt, und das Ganze läuft in einen Possenact von crasser Trivialität aus. Die Handlung, die von Victor Leon stammt, stellt im Uebrigen wenigstens ein paar dankbare und drollige Gestalten auf die Bühne und benutzt vor Allem das bunte österreichische Nationalcolorit mit lustiger Wirkung. Aber gegen die breite Redseligkeit eines mit Witzen vollgepackten Dialoges kommt die Musik nicht auf. Was man von Herrn Lehár hört, ist im Allgemeinen annehmbare Arbeit. Ein paar frische Melodien fallen angenehm in's Ohr, und ein paar Mal bemerkte man nicht ohne Interesse Ansätze zu charakteristischer Verwendung slavischer Volksliedelemente.

Im Theater des Westens des Herrn Prasch gab man Planquette's Rip-Rip, dieses hübsche und solide Werkchen aus dem Bestande der älteren französischen Operette. Seine Musik erhebt sich kräftig über den Durchschnitt, und die Handlung erwärmt durch mancherlei poetische Züge. Man kennt die Geschichte des Träumers Rip van Winkle, die Washington Irving in seinem Skotch-book mit so feinem Humor erzählt. Die französischen Librettisten haben aus ihr einen hübsch gesteigerten Operntext entwickelt. Planquette's Melodien schreiten oft recht derb einher, und es genirt ihn wie die meisten seiner Collegen wenig, mitunter auch eine kräftige Trivialität vorzubringen. Aber in manchen Stücken liegt doch Eigenart und Stimmung, und man begegnet Einfällen von jener selbstsicheren natürlichen Grazie, welche für die französische komische Oper so bezeichnend ist. Als Rip-Rip sah man Julius Spielmann aus Wien als Gast. Die lyrische Gesangspartie liegt ihm durchaus nicht gut, aber im dritten Acte zeigte sich der flotte Operettentenor als überraschend kraftvoller und packender Charakterspieler. Der begabte junge Capellmeister Roth hielt die hübsche Aufführung gut zusammen. Das Theater des Westens hatte es bisher noch nie zu bereuen, wenn es sich auf die Vorräthe der französischen heiteren Oper besann.

Hermann Springer.

Dritte graphische Ausstellung der Berliner Secession.

I.

Ausländer.

Gegen die vorjährige bietet diese Ausstellung reichlich noch ein paar hundert Blätter mehr, nämlich über 1200.

Man capricirt sich darauf, sie noch immer als Ausstellung „Zeichnender Künste" zu nennen. Das ist nicht bloß sprachlich, sondern auch sachlich falsch. Es sind sehr viele Aquarell- und Pastellgemälde darunter und sehr wenige richtige Handzeichnungen. Aber den größeren Platz nehmen die verschiedenen Techniken ein: Radirungen, farbige und schwarzweiße, Holzschnitte, ebenfalls schwarzweiße und farbige, Lithographien Zinkätzungen, Kaltnadel-Blätter. Und das ist sehr erfreulich: es zeugt von der Arbeitslust der Künstler, von ihrem Bemühen, nicht in einer Manier stecken zu bleiben.

Die Durchschnittshöhe der Leistungen ist nicht minder erfreulich. Unerfreulich ist nur der große Umfang der Ausstellung; unerfreulich in erster Linie für die Künstler selbst: es erscheint wohl ganz ausgeschlossen, daß auch nur die Hälfte der Besucher die Hälfte der ausgestellten Blätter besichtigen sollte. Wie es auch ausgeschlossen ist, daß man so eingehend Alles bespräche, wie man wollte ...

Unter den vielen Einzelausstellungen sind die drei größten ausländische: die Auguste Rodins, Aubrey Beardsley's und Edvard Munch's. Auf sie allein entfällt mehr als die Hälfte aller Blätter. D. h. nach dem Katalog. Von mehr als 300 Blättern, die der Führer der französischen impressionistischen Plastik zur Verfügung stellte, ist zunächst nur etwa ein Drittel ausgehängt worden. Aber auch das ist schon mehr als genug. Alle diese Skizzen und Entwürfe, fast durchweg einzelne oder aber zwei innig umschlungene oder sonst wie gruppirte weibliche Gestalten, bieten, abgesehen von den verschiedenen Bewegungsnuancen, keine Abwechselung.

Eine lange Reihe von Notizen sozusagen, in denen der Künstler die ihm blitzähnlich auftauchenden, schöpferischen Visionen festzuhalten suchte; mitunter aber mögen sie auch die Bedeutung von Modellakten haben, fertige Entwürfe, die nur der Uebertragung ins Plastische harren. Der Eindruck ist immer der gleiche: eine wirkliche wunderbare Erfassung der verschiedensten Bewegungsmomente des Stürzens, Springens, Knieens, Fallens, Fliehens, Haschens, Tauchens, Schwimmens, Schwebens, Ziehens hinauf und hinunter u. s. w.: meistens in den raffinirtesten und gewagtesten Voraussetzungen und in einer Art der Enthüllung, die unserem deutschen Empfinden zum mindesten als graß erscheint. Im Uebrigen ein Triumph der Linie, sanfter, leiser Linien, die Alles sagen was nöthig ist, um den Gedanken des Künstlers zum Ausdruck zu bringen. Hier und da noch ein, zwei Striche, um eine Hautfalte, einen geheimen Schatten anzudeuten; dann mit einem Pinsel voll blasser Fleischfarbe, oder grauer oder gelber, wenn's mal einen Fetzen des Gewands mitzugeben gilt, darüber hingefahren — und die Sache ist abgethan. Kurze Bemerkungen, wie „Constellation", „La lune se decouvre", „Pléjades", „Amour et Psyché", oder „Contemplation, ascension, résurrection", „Suppliante", „l'Insomnie" u. s. w. stehen mitunter auf den Blättern. Wer sich eingehender mit Rodin's Werken beschäftigt hat, erkennt hier manche Entwürfe, die er in der Ausführung schon gesehen hat, und es ist interessant, die verschiedenen zeichnerischen Skizzen zu dieser oder jener plastischen Schöpfung miteinander zu vergleichen, wie „Erde und Mond", „Dichter und Muse", „Die Hand Gottes", auch die figurenreiche „Höllenpforte", jenes Werk, zu dem ihn Dante begeistert hat und an dem er viele Jahre hindurch arbeitete. Auf der Pariser Rodin-Ausstellung 1900 bildeten die modellirten Entwürfe zu diesem Riesenrelief den clou, den clou auch der genialen Phantastik des Meisters.

* * *

Eine decadente Phantastik auch ist das Leitmotiv in dem Werk des vor sechs Jahren im Alter erst von 26 Jahren verstorbenen Aubrey Beardsley, der kaum mehr als fünf Jahre gearbeitet, aber gar Vieles

Digitized by Google

in dieser kurzen Zeit geschaffen und mehr von sich reden gemacht hat, als mancher ganz angesehener Künstler, der sein 50jähriges Jubiläum feiern konnte. So jung er war, so hat er doch in der Kunst unserer Zeit eine deutliche Spur hinterlassen, der wir auch gerade in Deutschland begegnen. Den Cultus allerdings, den das sonst so prüde und vielfach bigotte englische Publicum mit diesem decadenten Jüngling und seiner diabolischen Kunst getrieben hat, macht man hier nur ausnahmsweise mit. Aber unumwunden wird jeder, der Einiges von Beardsley gesehen hat, zugeben, daß er ein höchst eigenartiger und großer Künstler war, ein großer, weil er es immer verstand, zum Ausdruck zu bringen, was ihn beseelte. Und ein eigenartiger, obschon wir in seinem Werk den Spuren anderer Künstler begegnen. Wer sich auch nur in die ca. 160 Zeichnungen — „Illustrationen" zu Wilde's „Salomé", einige wenige zu anderen Dichtungen, dann eine Menge Entwürfe zu allerlei graphischem Buchschmuck, zu Einbanddecken u. s. w. — wer sich in sie vertieft, die aber nur einen kleinen Theil der Schöpfungen Beardsley's darstellen, der wird sich bald von diesen „Spuren" überzeugen. Die alte florentiner Kunst und die der englischen Prärafaeliten, die Kunst eines Gavarni und eines Rops und eines Eysen, das Rococo und der Japanismus, dazu die eigene wilde oder aber vergrübelte, in beiden Fällen meistens ungesunde Phantastik — das Alles führt zusammen einen tollen Reigen auf. Dieser selbst aber ist eigenartig, wie auch die Technik vielfach eigenartig war. Er erfand eine eigene subtile Punktirmanier, die ihm ganz besondere Wirkungen ermöglichte; er paarte die zarten, weichen Linien des Quatrocento mit dem stylisirten Impressionismus der Japaner, strenge Linienstarrheit mit feingeschwungenen Tonflächen, mikroskopisch feine decorative Pflanzenstylistik mit der Charakterisirung des ganzen Wesens des Weibes in Gesinnung und Empfindung durch drei, vier schwungvoll hingeworfene Linien. Und seltsam wie dieses Gemisch auch der geistige Gehalt seiner Kunst: kindliche Naivität und greisenhafte Perversität, orientalisch-mystische Erotik und germanisch-christliche Askетik, Religiosität und Satanismus, dämonische Traumeswirren und nüchterne Verstandessatire, Parzivalstimmung und Variété-Styl, priesterliche Strenge und burlesker Bajazzo-Humor — so tollt es bei ihm durch einander, oft auf einem und denselben Blatte . . . Es bleibt zu bedauern, daß man nichts von den Zeichnungen zu Pope's „Lockenraub", Morte d'Arthur", „Lysistrate", „Volpone" und andere Schöpfungen hat beschaffen können, aber auch das Vorhandene ermöglicht immerhin eine Vorstellung von dem Wesen und der Bedeutung dieses Künstlers fin-de-siècle mit jeder Fiber.

Auch der dritte Ausländer gehört zu jenen, die, vielfach unverstanden und mißverstanden, ihre eigenen Wege wandeln. Jüngst erst konnte ich hier ein paar Worte über Edvard Munch sagen. Ich möchte heute nur hinzufügen, daß, wer sich mit seinen 150 Lithographien, Zinkätzungen, Holzschnitten u. s. w. beschäftigt, die er in der „Secession" ausgestellt hat, ihm näher wird kommen können, als gegenüber seinen Malereien, wie sie bei Cassirer zu sehen sind. Jedenfalls wird man mich besser verstehen, wenn ich ihn trotz Allem einen großen Künstler nannte. Und auch seine Vertiefung in die innerste Seelenwelt erschließt sich in diesen Blättern dem Skeptiker wohl leichter, als in den Oelbildern . . .

* * *

Die Franzosen waren bekanntlich im vorigen Jahre sehr zahlreich vertreten. Dieses Mal ist neben Rodin nur noch Albert Besnard erschienen, der außer seiner bekannten Folge von Radirungen „La femme" einige große Panneaux decorativer Malerei zeigt, die die Welt des Gebirges behandeln, in einer süßlichen, oder aber nüchternen Art, die mit dem gewaltigen Stoff, den es darzustellen galt, seltsam contrastiren. Ein kleines Gebirgsbild von Segantini wiegt diese acht großen Tafeln reichlich auf.

Unter den Engländern begegnen wir neben einer Reihe von subtilen Radirungen von dem verstorbenen Whistler, die seine farbige Malkunst so glücklich ergänzen, kunsthistorisch sehr interessanten Aquarellen von J. M. William Turner. Der vor ca. 50 Jahren verstorbene Meister der Landschaftsmalerei erschien damals als bahnbrechender Realist; unserem heutigen Geschlecht kommt er wie ein Phantast vor mit seinen zarttönigen, hingehauchten Schilderungen aus der Schweiz und Venetien. Dann ist Henry Muhrmann da mit einigen breit und kräftig gegebenen, im Style der boys of Glasgow gehaltenen dunkeltönigen Pastellen, Landschaften aus dem Themsethal, Straßenmotiven aus malerischen englischen Städten. Auf gleicher Höhe stehen die großen Pastellbilder des Holländers M. Bauer-Aerdenhout, der uns mit seinem Blick und sicherer Hand Ausschnitte aus der spanischen Landschaft bietet, aus dem ernsten, braungrauen Spanien des Velasquez. Daß unter den Holländern die beiden Israels nicht fehlen, versteht sich von selbst. Vater Jozef hat eine ganze Menge seiner kräftig mit Kohle oder Kreide hingeworfenen Typen von der Küste oder dem flachen Lande in jener ihm eigenen treffsicheren Charakteristik, die ihn ewig jung erscheinen läßt, und mehrere seiner Radirungen, die im Gegensatz zu den Zeichnungen einen meist sehr feinen Strich zeigen, ausgestellt. Sohn Isaak bringt außer Amsterdamer Grachten namentlich ein schönes farbiges Blatt mit Studien von Ballettänzerinnen in guter Erfassung der Bewegung, die er sich allerdings minder schwierig auswählt, als Degas.

Carl Larsson, der anmuthige, feinfühlige Schilderer stiller Daheim-Poesie und sonnigen Familienglückes, Anders Zorn, der neben einigen bekannten Radirungen eine Reihe interessanter Porträts in derselben von ihm so effectvoll beherrschten Technik ausstellt, vertreten mit dem Landschafter Fritz Thaulow, der mit farbigen Radirungen etwas für ihn Neues sagt, die Kunst Skandinaviens. Bei Zorn und Thaulow ist sie allerdings bekanntlich stark mit pariserischen Elementen versetzt.

Ich schließe diese kurze Uebersicht mit einer Erwähnung Emil Orlik's. Der sehr begabte Böhme, eine starke Künstlerpersönlichkeit von auch technisch bedeutendem Können, ist in allen möglichen graphischen Verfahren gleich gut zu Hause. Aber den Preis möchte ich in seiner großen Sammlung doch wohl den Schabkunstblättern zuerkennen und unter ihnen den beiden Bildnissen Max Klinger's. Namentlich das Blatt, das den Leipziger Meister „bei der Arbeit" zeigt, gehört zu den charaktervollsten Bildnissen, die je von ihm, d. h. von Klinger, zu sehen gewesen sind.

J. Norden.

Notizen.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1904. VIII. Jahrgang. Zum Aufhängen als Abreißkalender eingerichtet. Preis 1,75 Mk. (Bibliographisches Institut in Leipzig und Wien.) Schon das äußere Gewand des Kalenders ist ansprechend: zwischen einer geschmackvollen, freien Linieneinfassung, die sich auf grauem und hellbraunem Grunde gut abhebt, thront die altehrwürdige Memnonssäule, jenes Bildwerk aus der frühesten Geschichte der Menschheit. Die altbewährte Form der Eintheilung des Kalenders wurde beibehalten, der Inhalt aber wesentlich ergänzt, das reiche, für jeden Tag ein anderes Bild liefernde Illustrationsmaterial fast durchweg neu beschafft. Historische und geographische Bilder aus allen Landen, Völkertypen, Landschaften, Werke der Natur und Kunst, Reproduktionen alter schöner Holzschnitte und anderer Kunstblätter und moderner Photographien ziehen, mit trefflichen, prägnanten Begleitworten versehen, an uns vorüber. Planetentafeln geben Aufschluß über die Erscheinungen des Himmels, Kernworte der Literatur dienen der Erbauung. Dankbar wird auch die auf dem Rückdeckel vermerkte Tafel der geographischen Breiten der wichtigsten Städte, eine Erklärung der Planetentafeln und eine Uebersicht über die Festtage des laufenden Jahres empfunden werden.

Worte Christi. (München, F. Bruckmann A.-G.) Herausgeber dieser Sammlung ist Houston Steward Chamberlain, der Verf. des Buches über die „Grundlagen des 19. Jahrhunderts". Weihnachten 1901 war eine größere Sammlung unter dem gleichen Titel (Worte Christi) erschienen. Da das Buch inzwischen recht gut verbreitet worden ist, kann sich die Anzeige der neuen „Kleinen Ausgabe" kürzer fassen. Sie ist sehr hübsch ausgestattet, enthält im Wesentlichen die gleichen Stücke; verschiedene wissenschaftliche Kritiken haben Berücksichtigung gefunden und Anlaß zu Umarbeitungen gegeben. Zweck der neuen billigen Ausgabe ist vor Allem, die Sammlung in weitere Kreise zu bringen.

Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. M. Consbruch und Dr. Fr. Klinkieck. (C. F. Amelang. Leipzig.) Die hier gebotene Auswahl ist zunächst für die Schüler der oberen Klassen bestimmt und dem Wunsche entsprungen, auch ihm die Entwickelung der lyrischen Dichtung bis in die neueste und allerneueste Zeit vorzuführen. Daher finden wir nächst den Romantikern, den Jungdeutschen, den politischen Lyrikern, den großen Schweizern u. s. f. von den Heutigen nicht nur Jensen, Dahn, Allmers, Saar, Stieler und Wildenbruch, sondern auch Nietzsche, Liliencron, Holz, Dehmel und Falke vertreten. So entsteht eine Gesammtübersicht, die in der geschickten Auswahl der einzelnen Dichtungen das hübsche Büchlein weit über den Rahmen eines Schulbuches hinaushebt und es vielmehr zu einem Haus- und Familienbuch wohl geeignet macht. Das Lehrhafte tritt vollkommen zurück, die Dichtkunst selbst spricht zu uns; was uns auf diesen Blättern begegnet, das sind nicht flüchtige Proben des sich wandelnden Tagesgeschmacks, sondern Stücke von dauerndem Werthe, charakteristisch für ihre Schöpfer und zugleich in ihrer Art Höhepunkte ihres Schaffens bedeutend. Schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichniß zeigt, daß die Herausgeber in der Sichtung des unendlichen Materials eine sehr glückliche Hand gehabt haben.

Von Marie Eugenie delle Grazie erscheinen soeben die „Sämmtlichen Werke" bei Breitkopf & Härtel, Leipzig. Drei Bände sollen delle Grazie's beide Epen, das gedankenreiche, farbenglühende moderne Epos „Robespierre" und das nationale Hermann-Epos, in zweiter umgearbeiteter Auflage bringen. Der 3., 5. und 9. Band fügt dazu die ernsten und humoristischen Erzählungen in Prosa, der 6. enthält die vereinigten, bis jetzt nur in zwei getrennten Sammlungen vorliegenden Gedichte (Italienische Vignetten 1892; Gedichte, vierte Auflage 1902). Den 7. und 8. Band sollen Bühnenwerke füllen. Die Sammlung ihrer Werke wird hoffentlich dazu beitragen, der Dichterin des „Robespierre" ihren Anspruch auf den ihr gebührenden ersten Platz unter den lebenden Schriftstellerinnen für jeden unbefangenen Betrachter unserer neuesten Literaturgeschichte zu erhärten.

Digitized by Google

Spemann's goldenes Buch der Gesundheit. Eine Hauskunde für Jedermann. (W. Spemann, Berlin und Stuttgart.) Schon kurzes Blättern in dem gediegenen Buche zeigt seinen ganz besonderen Werth. Ein vernünftiger, praktischer Rathgeber, ein Hausfreund im besten Sinne! Das Buch will, wie es in der Vorrede heißt, „vom Boden fortgeschrittener Wissenschaftlichkeit aus, nach liebevoller Prüfung der im Publicum vorhandenen Bedürfnisse und Mitbenutzung der vom rührigen Laienthum ausgebildeten Hülfsmittel, eine Richtschnur für körperliches Wohlverhalten aufstellen, so daß der Gesunde leistungsfähig zu bleiben, der Schwächere zu erstarken, jeder sich vor dem Krankwerden zu hüten vermöchte". Es soll und will nicht den Arzt ersetzen, sondern, „an der Schwelle der Krankheit" Halt machend, nur Winke für die erste Hülfe geben, bis der rechte Helfer zur Stelle ist. Der Inhalt ist äußerst mannigfaltig und giebt auf alle Fragen der Hygiene Antwort. Das neue goldene Buch ist zur Anschaffung bestens zu empfehlen; es wird sicher jedem Besitzer vortreffliche Dienste zu leisten im Stande sein.

Illustrirte Geschichte der Deutschen Literatur von Prof. Dr. A. Salzer. Mit 110 ein- und mehrfarbigen Beilagen und über 300 Textabbildungen. Vollständig in 20 Lieferungen. (Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H., München, Hasenstr. 11.) Was Verfasser und Verlag im 1. Hefte dieses Unternehmens versprochen haben, eine deutsche Literaturgeschichte im großen Stile zu bieten, die, vom katholischen Standpunkt aus berichtend, den an sie zu stellenden Anforderungen nicht nur nach der textlichen Seite gerecht wird, sondern insbesondere auch nach der bildlichen — das haben beide, soweit sich dies nach den bis heute vorliegenden 6 Lieferungen beurtheilen läßt, in ganzem Umfange gehalten. Wir können das tüchtige Werk allen katholischen Lesern bestens empfehlen.

Goethe's sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden Groß-Oktav. 13. Band. Mit Einleitung und Anmerkungen von Erich Schmidt. (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H., Stuttgart.) Vor kaum einem Jahre erschien der erste Band dieser gediegensten und schönsten Goethe-Ausgabe, und schon ist das erste Dutzend der ebenso stattlichen wie billigen Bände voll geworden. Eines der Hauptwerke, vielen das Hauptwerk des Dichters, erhalten wir jetzt, nämlich den ersten Theil des „Faust". Der vorliegenden Ausga beleiht es besonderen Werth, daß sie den sogenannten „Urfaust" im Anhang vollständig zum Abdruck bringt.

Spemann's reich ausgestatteter Kunstkalender hat eine so günstige Aufnahme gefunden, daß sein zweiter für das Jahr 1904 berechneter Jahrgang, der dieser Tage in den Handel gekommen ist, um so freudiger begrüßt werden wird, als er sich seinem Vorgänger in jeder Beziehung würdig anschließt. An der Einrichtung dieses Abreißkalenders ist nichts geändert worden. Er bringt für jeden Tag im Jahr einen anderen künstlerischen Eindruck, eine andere künstlerische Erinnerung und einen anderen künstlerischen Nachweis. Man kann aus diesem Kalender spielend eine ganze Menge lernen und enthält eine Menge interessanter Abbildungen.

Paul Verlaine, Ausgewählte Gedichte, übersetzt von Otto Haendler. (Straßburg, Verlag von J. H. Ed. Heitz. Heitz und Mündel.) Verschiedene deutsche Poeten haben schon ihre Uebersetzungskunst an Paul Verlaine geübt, und die Aufgabe ist verlockend genug, da dieser Pariser Bohemien in seiner Lyrik manche Verwandtschaft mit deutscher Art und Kunst aufweist. Doch ist man über schwächliche Leistungen bisher nicht hinausgekommen. Haendler versteht sich besser auf den merkwürdigen Boulevardgarten, dessen bestrickende Versfeinheiten er congenial wiederzugeben weiß. Durch ihn wird Verlaine uns erst wirklich „erschlossen".

Die arme Kleine. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Mit 3 Farbendruckbildern und 22 Textillustrationen von F. Haß. (Berlin, Gebrüder Pätel.) Wie Marie von Ebner-Eschenbach in einer Kinderseele zu lesen weiß, hat sie wohl kaum in einer anderen ihrer Dichtungen so dargethan wie in dieser. Die einfache, aber mit großer Liebe geschriebene Erzählung stellt besonders für die heranreifende Jugend ein sicherlich sehr willkommenes und werthvolles Buch dar. Trotz vieler Schönheiten muß man jedoch sagen, daß es bedauerlicher Weise zu dem Genre von Veröffentlichungen gehört, die sich, wie man es ausdrückt, „ganz besonders zu Geschenkzwecken eignen". Es ist wenig wirkliche Größe und zuviel Harmlosigkeit in dem Buch, um ein wirkliche Bereicherung unserer zeitgenössischen Literatur zu bedeuten. Für die wirklichen Verehrer der Dichterin wird es eine kleine Enttäuschung bedeuten. Ich hätte gewünscht, der Dichterin mehr in ihrer alten, künstlerischen Heimath zu begegnen. Aber für den Weihnachtstisch kann das Buch nur auf das Allerwärmste empfohlen werden. — Die Ausstattung ist außerordentlich ansprechend. Dr. Heinrich Ilgenstein.

Deutsche Volksabende. Ein Handbuch für Volks- und Unterhaltungsabende von Pfarrer Dr. Paul Luther. (Alexander Duncker, Berlin.) Dem heißen Verlangen nach Bildung, das sich, eine gesunde und natürliche Reaction gegen die Materialisirung durch Naturwissenschaft und moderne Technik, in den breiten Schichten des Volkes seit Jahren regt, sucht dies Buch gerecht zu werden. Der Verfasser hat mit wahrer Liebe zu der im wahren Sinne des Wortes gemeinnützigen Sache, der er hier dient, mit dieser Schrift den wirklichen Freunden des Volkes, die vielfach fern von den großen Bildungscentren in dem weiten Vaterlande mit möglichst großem Erfolge ihre Mission erfüllen möchten, ein äußerst werthvolles Hülfsmittel für die Veranstaltung von künstlerischen Volksunterhaltungsabenden gegeben. Die lehrreichsten Erfahrungen der schon seit langen volksthümlichen Unterhaltungsabenden in Berlin, Breslau, Düsseldorf, Hamburg und Wiesbaden zu Grunde legend, ist der Verfasser mit Recht bestrebt, dem einzelnen Abend vor Allem eine einheitliche Grundstimmung zu geben. Zu diesem Zwecke sind dem Buche eine ganze Reihe ansprechender und künstlerisch fein abgetönter Programme beigegeben. Diese stellen dem literarischen Verständniß des Verfassers, der weit davon entfernt von einem einseitig kirchlichen Standpunkt auszugehen, auch das Beste aus der modernsten Literatur mit Vorliebe gelten läßt, das beste Zeugniß aus. Neben den zum Vortrag an solchen Abenden sich eignenden Perlen aus der classischen Literatur-Periode und neben den auch von der Allgemeinheit anerkannten Künstlern weiß der Verfasser auch das Neueste, und Kühnste, soweit es nur einem volksthümlich künstlerischen Zwecke dienlich sein kann, zusammenzutragen. So finden wir, gewiß ein Vorzug des Buches, neben Goethe, Schiller und Uhland auch die besten Sachen Dehmel's und selbst des Neuromantikers Hugo v. Hofmannsthal. Das Buch sollte in keiner Bibliothek der Männer fehlen, welche, als Pfarrer, Lehrer oder Volksfreunde sich dazu berufen fühlen, der künstlerischen Weiterbildung unseres Volkes wirklich zu dienen. Dr. Heinrich Ilgenstein.

Badische Kunst 1903. Im Auftrage der Vereinigung „Heimathliche Kunstpflege", Karlsruhe, herausgegeben von Albert Geiger. (Verlag G. Braun'sche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe.) Ein reizvolles Pröbchen badischer „Heimathkunst"! Kein Geringerer als Hans Thoma hat mit seinem poesie- und gemüthvollen inneren Titelblatt dem Buche die Weihe verliehen. Die Künstler Karlsruhes haben eifrig mitgearbeitet: außer Thoma sind ansprechend vertreten Gustav Schönleber, Ludwig Dill, Ludwig Schmid-Reuter, Friedrich Fehr, Hans von Volkmann, Gustav Kampmann, Hellmut Eichrodt u. A. Auch die literarische Jugend des schönen Ländles steht ihren Mann. Wie sonnig ist die Geschichte aus fernster Vorzeit von Adolf Schmitthenner; wie köstlich der „Bläsibauer" unseres Max Bittrich, dessen prächtige „Kämpfer" wir neulich eingehend würdigen konnten; wie charakteristisch für das Leben des Kaiserstuhles, des badischen Eisellandes, Pauline Wörner's „Kameraden"!... Die Verlagshandlung hat der Ausstattung des Werkes ihre rühmlich bekannte Sorgfalt gewidmet.

Kohut's „Justus v. Liebig" wird den Manen des großen Chemikers, von dem in diesen Tagen so viel die Rede war, nach jeder Richtung hin gerecht. Man weiß, daß Kohut's Stärke in seinem großen Sammeleifer besteht, und so hat er auch diesmal eine Fülle neuen Materials, zumal an ungedruckten Briefen, beigebracht und seiner fleißigen Arbeit dadurch zu erhöhtem Interesse verholfen. Den Verehrern des „praktischen Gelehrten" wird das Buch um so willkommener sein, als es an einer gediegenen Liebig-Biographie bisher noch durchaus gefehlt hat. Die Verlagsbuchhandlung (Emil Roth, Gießen) hat das interessante Werk so vornehm und reich ausgestattet, wie man es von ihr seit jeher gewöhnt ist.

Von Georg Edward's „Balladen und Liedern" giebt die Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin, soeben die zweite Auflage heraus. Edward's Verse zeichnen sich durch Anmuth und Freiheit der Form aus, eine Anmuth, die doch nie in's Süßliche umschlägt. Unter den Neueren ähnelt ihm in mancher Beziehung Vierordt: es ist bei Beiden dieselbe gehaltene Ruhe, derselbe Ernst des Schaffens und dieselbe Innigkeit. Die Sammlung wird auch weiterhin ihren Weg in deutsche Häuser finden.

Dietrich Theden weiß Kriminalgeschichten famos zu erzählen. Das zeigt er neuerdings wieder in seinem neuen Roman „Leben um Leben" (Verlagsbuchhandlung Alfred Schall, Berlin). Eine spannende Handlung, die den Leser so leicht nicht wieder los läßt, und eine ganz besondere Kunst, sie zu erzählen. Theden's Technik hat sich mit den Jahren recht vervollkommnet. Vortrefflich sind seine Schilderungen des Moores, dessen gespenstisches Grausen er uns mit markigen Strichen näher bringt. Nur in Doyle's „Hund von Baskerville" haben wir eine ähnliche Kraft und Anschaulichkeit in der Wiedergabe solcher düsteren Naturbilder gefunden.

Eine hübsche Gabe für den Weihnachtstisch ist der Spessartsang Schlitzohr von Wilhelm Müller-Amerbach (C. Krebs'sche Buchhandlung, W. Hausmann, Aschaffenburg). Epische Erzählungen stehen zur Zeit ja nicht hoch in der Gunst; wer sich aber an einer niedlichen Aventiure in Versen erquicken will oder seiner Frau (wenn's sein muß, auch dem Fräulein) Liebsten damit eine Freude machen will, dem empfehlen wir die sehr geschmackvoll ausgestattete und von C. Ulrich mit ansprechendem Buchschmuck versehene Weidmannsmär.

Von Theodor Lindner's „Weltgeschichte" (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart) ist soeben der dritte Band ausgegeben worden. Er führt bis in die Zeit der Conzile und schildert mit jener reifen Meisterschaft, die wir bereits an den beiden ersten Bänden bewundert haben, das langsame organische Werden der Reformationsgedanken. Wir werden auf die große und imponirende Arbeit zurückkommen, empfehlen sie aber schon heute und wiederholt der aufmerksamen Beobachtung unserer Leser. Wenn in die Geschichtschreibung gerade durch deutsche Meister der Historie ein neuer Geist gekommen ist, so müht sich Lindner mit Fleiß und hohem Können, ihn auszubreiten und ihm vollends die Oberhand zu verschaffen.

Digitized by Google

C. Krabbe's Verlag, Stuttgart, genießt den wohlbegründeten Ruf, mit besonderer Sorgfalt das Gebiet der gediegenen und zugleich fesselnden Unterhaltungslectüre zu pflegen. Der Verlag versteht es, seinen Ruhm zu wahren, ungeachtet der aufschießenden Concurrenz. Auch heuer legt er wieder literarische Gaben auf den Weihnachtstisch, die gleicher Weise durch Inhalt wie Form bestechen und die sich durch ihre geschmackvolle Ausstattung ganz besonders zu Geschenkwerken eignen. Da sind C. Viebig's feine Novellen: Wen die Götter lieben und Vor Thau und Tag, die beide tiefe Blicke in die Frauenseele werfen lassen und nicht alltägliche Vorwürfe mit sicherer Hand gestalten. Die Heldin der zweiten Novelle ist eine Erfindung, auf welche die Verfasserin stolz sein darf: sehr fein ist da geschildert, wie die Liebe das Talent eines jungen Mädchens zur Blüthe bringt und ihr doch gleichzeitig alles Lebensglück raubt. — Sehr gefällig giebt sich F. v. Zobeltitz in seiner Trude Alberti. Eine starke und effectvolle Handlung durchpulst den Roman, und die Menschen darin sind mit fester Hand, wenn auch vielleicht nicht sonderlich originell, gezeichnet. Der Apostel „edler Selbstsucht", der von romantischen Schauern umwitterte Johannes, wird unseren Damen wohlgefallen, gerade weil sich in seiner Gegenwart das gewisse Gruseln so hübsch lernen läßt. — Friedrich Spielhagen in seiner Novelle Ultimo, und Ernst Eckstein in der „Rothen Jula" und der „Melanie" bieten Anregung genug, und ihr besonderer Styl, der diesen Autoren viele Freunde erworben hat, macht auch diese Gaben genußreich. Zumal Eckstein's gute Laune offenbart sich ergötzlich in dem nachgelassenen Werk. Künstler wie René Reinicke, Baraschudts, Kuechler und Reznicek haben die Bücher illustrirt und ihren Reiz daran wesentlich erhöht.

Ferdinand v. Saar, der greise Wiener Poet, erringt nur allmälig den Platz, der ihm in der modernen Literatur rechtens zusteht, aber er erringt ihn. Seine aristokratische, stille Art paßte nicht in die Jahre des Sturmes und Dranges, so daß er selbst in Wien nur eine kleine Gemeinde von Verehrern um sich sammeln konnte. Indessen, was an den Wiener Elegien so sehr gefiel: ihre reife Abgeklärtheit, ihre selbstsichere Ruhe, das gewann doch mit der Zeit die Herzen auch Derer, die sonst lieber stürmenden Leidenschaften lauschen. Für Saar's ganzes Wesen ist bezeichnend, was er in den „Gedichten" (Dritte Auflage, Georg Weiß, Kassel) einer Dichterin sagt:

„So möcht' ich fast mich selber preisen,
Daß ich das Weib verletzt in Dir,
Da mit so herrlichem Erweisen
Die Dichterin sich rächt an mir.

Und ob Du auch, in Haß entglommen,
Mit Recht zu fliehen mir vermeinst:
Die Stunde, glaub' mir, seh' ich kommen,
Wo Du mich segnen wirst dereinst."

Das ist so Saar's Weise, durch's Leben zu gehen und kluge, oft liebevoll-innige Betrachtungen an die Erscheinungen zu knüpfen, statt sich ihnen mit Herz und Sinnen schrankenlos hinzugeben. — Die Novellen aus Oesterreich (zwei Bände, derselbe Verlag) haben außer ihren hohen dichterischen Qualitäten den einen großen Vorzug, daß sie wirklich schwarzgelb sind. Man lese den „Excellenzherrn", „Die Steinklopfer" oder „Seligmann Hirsch" — über allen schwebt die gewisse Donaulandstimmung, und alle sind Proben reifer, gar nicht turbulenter Kunst. Literarische Feinschmecker, die mit der Alltagskost unzufrieden sind und die Größe eines Buches nicht in seiner Wildheit oder Gewagtheit erblicken, werden sich mit hohem Genuß in Saar's Schöpfungen versenken.

Eines liebenswürdigen und fröhlichen Buches sei mit besonderem Dank gedacht: der Lieder des „Biedermeier mit ei", die F. v. Ostini „herausgegeben" hat. Man kennt den ansprechenden Typ aus der Münchener „Jugend"; die meisten der dort veröffentlichten Biedermeier-Gedichte finden sich in dem schmucken Bande wieder. Mit großem Glück hat Ostini den philisterhaft-gutmüthigen Saitenklang der Sauter und Genossen für seine besonderen Zwecke optirt, und der Spaß wird dadurch noch größer, daß er die Spießbürger-Reimerei von 1830 für sehr aktuelle Geschehnisse verwendet. Freilich — am besten gefällt uns dieser Biedermeier, wenn weder hohe Politik noch entsprechendes Kunstverständniß ihn befallen, wenn er nicht ihnen, sondern den kleinen und großen Wundern des Alltags dichtend huldigt. Welch' verhaltene Gluth jener Empfindung, die ein gut erzogener Mensch für das andere Geschlecht haben und dichterisch offenbaren darf, loht im „Idyll", in der „Erhörung"; wie keusch-verständig ist das „Abenteuer", das eben nur Biedermeier mit ei erleben kann. Freunde der Dichtkunst, die nicht auf den glitschigen und unbequemen Höhen des Daseins, sondern auf gut gewalzter Chaussee dahin wandeln, mögen ja nicht versäumen, das fidele, sehr niedlich ausgestattete und von Julius Diez mit reizenden Bilderchen geschmückte Buch zu kaufen.

In C. C. C. Bruns' Verlag (Minden in Westfalen), dem wir die treffliche Uebersetzung einer Zahl von Werken Wilde's verdanken, ist ein sympathisches Buch von Robert Harborough Sherard erschienen: Oscar Wilde, die Geschichte einer unglücklichen Freundschaft. Seltsam bewegt legt man die vortreffliche Arbeit nicht eher fort, bis man sie zu Ende gelesen hat. Sie liest sich thatsächlich wie ein Roman. Freilich, ein Roman voll trüber Scenen, daß man immer wieder mit Trauer innehält und des unglückseligen Helden gedenkt. Welch' ein starkes Talent der europäischen Culturwelt in Wilde verloren gegangen ist, das erkennt die breitere Oeffentlichkeit leider erst heute, wo es zu spät ist. In den schrecklichen Tagen, da Wilde nöthiger als je vorher die stützende und starke Freundeshand gebrauchte, stand er fast allein, und einsam ist er in Elend und Jammer gestorben. Die nach seinem jähen Sturze noch zu ihm hielten, waren schwach wie er und konnten dem Sinkenden keine Hülfe bringen. Der gemeine Cant, der eine aus krankhafter Anlage entspringende Verfehlung so grausam mitleidlos an dem Poeten rächte, kennzeichnet den Tiefstand der vielgerühmten englischen Bildung; Wilde's Schicksal ist wahrlich nicht dazu geeignet, die Abneigung vor dem englischen Wesen zu verringern. — Das vom Freiherrn von Taschenberg übersetzte Buch — es leidet im Deutschen unter den unaufgelösten Schachtelsätzen, zu denen die englische Sprache verführt, die aber hier zu Lande verpönt sein sollten — das Werk ist vom Verlage trefflich ausgestattet worden. Gute Porträts von Wilde und Faksimiles geben ihm besonderen Werth. Die wachsende Gemeinde des geistvollen und feinen Poeten wird Sherard's Arbeit mit Dankbarkeit aufnehmen. — Wir möchten bei dieser Gelegenheit übrigens einer Ehrenpflicht genügen und gerade kurz vorm Weihnachtsfeste, das gottlob immer noch zum Bücherkaufen verführt, nochmals an die im Bruns'schen Verlage erschienene prächtige Poe-Uebersetzung erinnern. Sie verdient wirklich weite Verbreitung.

Unter dem Motto „Jeden Tag ein anderer künstlerischer Eindruck, jeden Tag eine andere künstlerische Erinnerung, jeden Tag ein anderer künstlerischer Nachweis" will Spemann's Kunst-Kalender 1904 (Berlin und Stuttgart, W. Spemann, Preis 2 Mk.) den Bestrebungen dienen, die Freude an der bildenden Kunst und das Verständniß für ihre Werke zu heben. Zu diesem Zwecke giebt dieser Abreißkalender auf jedem Tagesblatte eine Reproduction eines edlen Kunstwerkes mit erläuterndem Text sowie mit kunstgeschichtlichen und anderen zweckdienlichen Hinweisen und Notizen. Bei der Auswahl der Kunstwerke sind diesmal die Gebiete der Architektur und Sculptur sehr berücksichtigt worden. „Spemann's Kunst-Kalender" empfiehlt sich als Geschenk für kunstsinnige Familien.

Wer Odol consequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.

Digitized by Google

Soeben ist erschienen:

Lessings Leben und Werke

Von

Adolf Wilhelm Ernst.

Dem Deutschen geht das Herz auf, wenn er von Lessing redet.

1.—4. Tausend. — 34 Bogen 8°.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—.

Lessing tritt uns in diesem Buche entgegen als ein Mann, in dessen Ringen und Streben sich die geistigen Strömungen seiner Zeit wie in einem Brennpunkte sammeln und reiner und lauterer zurückgestrahlt werden. Indem sich so die Biographie zu einem großen Kultur- und Menschenbilde erweitert, kann sie wohl dazu beitragen, die heranreifende Generation an dem Beispiele des edlen Charakters und erhabenen Geistes, der darin der Mittelpunkt ist, und der die Wahrheitsliebe und Wahrheitstreue selbst war, sittlich zu stärken, gesinnungsrein und gedankenernst, mit einem Worte: gut und wahr zu machen.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte der Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Der Kunstwart

(Dr. Georg Göhler) schreibt:

Musikalische Zeitfragen

von

Herm. Kretzschmar

... sind das wichtigste Werk der Musik, das seit langen Jahren erschienen ist ... Es wird einst in der Reihe der deutschen Bücher über Musik zu den wenigen klassischen Werken gehören.

Verlag von

C. F. Peters, Leipzig

Preis Mark 3.—.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben wurde vollständig:

Felix Dahns sämtl. Werke poet. Inhalts.

Neue Folge.

15 Liefgn. zu je 1 Mk. oder 4 Bde. zum Preis von 15 Mk.

Inhalt: Band I: 1. Sigwald und Sigridh. 2. Stilicho. 3. Der Vater und die Söhne. Band II: 1. Am Hof Herrn Karls. 2. Herzog Ernst von Schwaben. 3. Fünfzig Jahre. 4. Meine welschen Ahnen. Band III: Walhall. Band IV: Kaiser Karl und seine Paladine.

Diese neue Folge ist ganz selbständig; sie bildet ein vaterländisches Festgeschenk, zumal an solche, welche die Hauptausgabe besitzen. Die Dahnschen Werke sind und bleiben ein nationaler Hausschatz, der überall mit Freuden willkommen geheißen wird.

Manuskripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuskripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler,

Braunschweig.

(Gegründet 1883.)

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen

von

Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. G. R. Promber, Zittau i. Sa.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872—1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 *M*

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** *M.* 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. *M.* 7.
Barth Ital. Schenkenführer. *M.* 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. *M.* 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. *M.* 4.
Salomon Süditalien. *M.* 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. *M.* 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. *M.* 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Wir erlauben uns unsere Leser auf den heute beigelegten Prospect der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger (G. m. b. H.),** betr. **„Bismarck-Werke"** aufmerksam zu machen.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 19. December 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Ouverture. Von Caliban. — Studentenpolitik. Von Max Thielert. — **Literatur und Kunst.** Der Wartburg-Roman. Von Wilhelm Arminius (Weimar). — Künstlermoral. Von Privatdocent Dr. E. Platzhoff-Lejeune (Genf). — **Feuilleton.** Das Lied ... Von Maria Schade. — **Aus der Hauptstadt.** Unglaublich! Von Ajax. — Gordon-Bennett. Von Timon d. J. — René Lalique. II. Von Heinrich Pudor. — **Offene Briefe und Antworten.** Die Grenzgarnisonen. Von Major a. D. Bruno v. Treuenfeld (Naumburg a. S.). — Notizen. — Anzeigen.

Ouverture.

Die Regierungsmänner haben es gut getroffen, zumal die leitenden. Der neue Reichstag frißt ihnen aus der Hand, jubelnder Beifall, Anerkennung ohne Maß lohnt ihre rednerische Thätigkeit. Graf Bülow triumphirte mit einer politischen Späßelei, die jede einigermaßen auf sich haltende Wochenschrift unverzüglich als nicht druckreif zurücksenden würde. Tagelang dröhnte durch die maßgebende Presse der Ruhm seines Könnens, und wenn sich die Blätter der Vereinigung und der Volkspartei sonst schon bis auf den bleichen Tod befehden: in der Lobpreisung des Bülow'schen Geistes fanden sich die Vossin und das B. T. schwesterlich zusammen. Man trug es diesem neuen Peter von Amiens-Arbuez, der plaudernd einen feuilletonistischen Kreuzzug gegen die rothen Ketzer eröffnete, nicht einmal nach, daß ihn seine historischen Kenntnisse trotz Tacitus, Gibbon und Friedländer so arg im Stich ließen, und schweigend litt man seine naiven Ulkereien über den Zukunftsstaat. Unser Leitender sollte freilich wissen, daß einer rein regierenden Partei durch die Zerpflückung ihres positiven Programms kein Abbruch geschieht, und daß die vagen Träumereien Liebknecht's nur die Bedeutung gehabt haben, die schöpferische Unfähigkeit dieses Monomanen festzunageln. An irgend einen thatsächlichen, spürbaren Erfolg der Bülow'schen Redekünste glaubt selbstverständlich auch diesmal Niemand. Die kleinste gesetzgeberische Handlung, der ärmlichste productive Gedanke würde unauslöschliche Wirkungen erzielen im Vergleich mit der so lebhaft begrüßten Reichskanzler-Rede. Gewiß, ihn trieb der Instinct, den feindlichen 81, den antimonarchischen Siegern im Wahlkampfe gleich zu Beginn schroff entgegenzutreten und so nach allen Seiten hin deutlich zu zeigen, daß die kaiserliche Regierung mit den geschworenen Feinden des Kaisers nichts gemein hat. Daß er sich dieser dankbaren Aufgabe à la Bülow entledigte, darf dem Grafen nicht verübelt werden. Zwecklos indeß war auf jeden Fall der zierliche Anritt des Husaren gegen die drei Millionen, die er lächelnd umtänzelte und denen er so ganz und gar nicht weh that. Bekäme der Reichstag Diäten, so müßte man um das schöne Geld trauern, welches Bülow's Reden gegen Bebel dem Lande gekostet haben. Nun aber mag's hingehen.

Fast noch glücklicher als der Kanzler-Graf hat sein Standesgenosse Posadowsky bei den Parteien abgeschnitten. Er wählte sich zum Ziel seines Ehrgeizes den allerseits schwer verhaßten Bund der Landwirthe, den der neue Volksvertreter Reventlow mit dem Sturmgesellen-Muth des parlamentarischen Anfängers zu vertreten gesucht hatte. Doch just dem Anfänger gegenüber, der sich verlegen die Grobheiten der Hochmögenden gefallen ließ, hätte sich Graf Posadowsky weniger nervös zeigen sollen. Er verrieth dadurch die Schwäche seiner Stellung. Ganz sicher bedarf das Handelsprovisorium mit England nach dem canadischen Zwischenfall noch genauerer Prüfung als bisher, und es ehrte den deutschsocialen Sprecher, daß er dem fadenscheinigen Gewebe mit der Lupe nahte. Nur die rührende Geduld unserer reichstäglichen Mehrheitsparteien erlaubt es der Regierung, noch mit den alten Handelsverträgen fortzuwursteln. Daß dies die Frucht der erbittertsten Kämpfe um den Antrag Kardorff sein würde, hätte im vergangenen Jahre Niemand geglaubt; heute, wo Barth und Singer sich als Ueberwinder fühlen, finden Rechte und Centrum nichts Merkwürdiges daran. Wenn der Finanzgraf trotzdem mit knirschender Wuth auf den Tadler los schlug, wenn er sich höhnisch über die Weltfremdheit seiner Handvoll Anhänger ereiferte und mit allzu stolzem Selbstlob der alles besser verstehenden, eigenen Wissenschaft gedachte, so verrieth er unvorsichtig Furcht vor ernsthafter Debatte und hochgradige Unsicherheit. Sein Geschick ereilte ihn, als der famose Socialdemokrat Ede Bernstein den verhaßten Finanzer über den grünen Klee lobte und — Musterbild eines oppositionellen Volksvertreters! — seine Freude darüber aussprach, daß man auf der Regierungsbank einen anderen Abgeordneten ungebührlich schroff behandelt hatte. Unangenehmeres hätte dem Staatssecretär nicht begegnen können. Steht er doch ohnehin schon längst im dringenden Verdachte der bewußtlosen Socialdemokraterei. Am 23. Januar 1902 erkannte er den rothen Herren in aller Unschuld die Berechtigung zu, sich Arbeiterpartei zu nennen:

„Ich verdenke es," so sagte er vor versammeltem Reichstage, „den Vertretern der Socialdemokratie nicht, wenn sie hier in diesem hohen Hause die Rechte der Arbeiter vertreten, ich betrachte die Socialdemokratie als eine Arbeiterpartei ... Ich bin der Ansicht, die Socialdemokratie wahrt ihr gutes Recht, wenn sie hier für die Rechte der Arbeiter eintritt."

Richard Calwer verfaßte daraufhin im Auftrage des Parteivorstandes sofort eine Massenschrift: „Wen soll der Arbeiter wählen?" Das kluge Büchlein predigte auf Seite 16 den gar zu gern Gläubigen: „Daß die Sozialdemokratie die politische Vertretung der deutschen Arbeiter ist, das zeigt nicht nur die Erfahrung von mehr als dreißig Jahren, das wird

Digitized by Google

nicht nur von der Thatsache bestätigt, daß die überwiegende Mehrzahl der deutschen Arbeiter schon heute sozialdemokratisch gesinnt ist, das erklärte auch einer der ersten Beamten des Deutschen Reiches, der sicher über den Verdacht erhaben ist, ein Freund der Socialdemokratie zu sein ... Für den Arbeiter bedarf es daher keines langen Besinnens, welchem Candidaten er bei der Reichstagswahl seine Stimme zu geben hat." Es half also die Reichsregierung bis zum letzten Augenblicke zum Dreimillionensiege mit. Ede Bernstein dankte bei erstbester Gelegenheit dem hohen Gönner der Partei auf seine Art. Lächelnd verzeiht er Bülow's zukunftsstaatliche Anzapfungen einem Ministerium, von dem er sich thatkräftige Hülfe bei der Propaganda erwartet.

So hat sich an's fröhliche Ende der fröhliche Anfang geknüpft. Und wiederum ist die Gefahr des Parlamentarismus überdeutlich geworden: in der Redelust liegt das Malheur. Der herzinnige Beifall des redewüthenden Hauses muß einer ernsthaften Regierung deßhalb widerwärtig in die Ohren gellen, weil von ihr, im Gegensatz zum unverantwortlichen Sprachabgeordneten, Thaten erwartet werden. Caliban.

Studentenpolitik.*)

Von Max Thielert.

Wenn ich hier von Studentenpolitik spreche, so ist damit nicht die Politik gemeint, die von Studenten getrieben wird, sondern diejenige, die man mit ihnen getrieben hat und noch treibt. In den studentischen Corporationen und Verbänden ist die Uebung eines sich gar sanft nach oben abrundenden Nick- und Beifallspatriotismus Gewohnheit geworden, die brav empfiehlt. Dieser Patriotismus erstreckt sich auf alle Fälle des öffentlichen Auftretens der studentischen Jugend, bei dem die blanken Schläger die Paradebedeutung der Bajonette haben.

Im Innern aller dieser sich gleichmäßig servil nach oben verbeugenden Corporationen und Vereinigungen, und vielleicht gerade in den bevorzugtesten, fiel wie auf dem Hofparquett manches despectirliche Wort über bürgerliche Kriecherei und stylloses Streberthum, dessen Endzweck mit sarkastischem Lächeln bezweifelt wurde.

Also, der deutsche Student als voraussichtlicher Staatsanwärter in der Mehrzahl muß monarchisch-national sein. Seine Schulerziehung, die Lust an Fest, Pomp und gerechtfertigtem Umtrunk kommt hinzu. Nur der Patriotismus bietet mannigfache Gelegenheit mit rectorlicher Genehmigung. Der Student feiert Bismarck, er feiert die Reichsgründung und Kaisers Geburtstag, er belebt mit freiem Burschenprunk der Kleidung Trauerfeiern um Gelehrte und hohe Staatsspitzen, er ist immer da, wo Verherrlichung des herrschenden Princips und Regimes seine Anwesenheit erfordern. Etwas Spaß ist ja überall dabei.

Die Regierung hat den kritisch akademischen Geist, die Unbestechlichkeit und Freiheit der Wissenschaft und voraussetzungslos verkündeter Wahrheit, der in den Vorhallen und Hörsälen der mittelalterlichen Universitäten aus fürstlichen Privilegien für die Unabhängigkeit entstand, mehr und mehr auf den Grund der emsig bewachten staatlichen Brodkörbe gelegt.

Es ist kein Zweifel: Schon die studentischen Corporationen und Vereine sichern sich durch Schmiegsamkeit und Hervorkehren der entsprechenden Gesinnung beim Commers zwischen General und Regierungspräsidenten oder Consistorialrath der Orthodoxie den Platz am besseren Tisch, vielleicht gar an der Marschallstafel des Hofes. Staatsanwälte und höhere Beamte bewachen die Klangfarbe des Liedes vom freien Burschen. Und man paradirt mit den Namen alter Herren vor dem höchlichst erstaunten Keilfuchs. Wer kann sagen, ob nicht die Zugehörigkeit zu einer den Landesvater besonders innig brüllenden Corporation auch dem Philologen, Theologen, dem verstaatlichten Arzt oder Techniker besonders nützlich sei?

So liegen die Dinge. So weit hat die Reichsbegeisterung mit immerwährenden Hochs und Hurrahs geführt. Der akademische Boden war ja immer seit 1870 schönen Reden auf's theure Vaterland günstig, wie Alles so groß und herrlich weit gebracht sei. Wohlgemerkt, von einem Individualismus ist bis auf die verschiedenen Farben, auf Cerevis oder Federbarett und bis auf einige Ausnahmen Nichts zu bemerken. Die Universität ist in Bezug auf die Vielgestaltigkeit der Aeußerungen denkender junger Köpfe, in denen es sich selbstständig zu regen beginnt, auf das Niveau des Pennals herabgesunken.

Dagegen ist an sich Nichts einzuwenden. Man verstehe mich recht: die Universität wird für die Studirenden der Rechte, der philologischen und philosophischen Wissenschaften, soweit sie das Lehrfach ergreifen, und der Theologie (und der Staatstechniker) immer mehr eine Bildungsstätte der zukünftigen Beamten, deren erste Aufgabe nicht selbständige Forschung und Wissenschaft, sondern Erhaltung und Vertheidigung des Bestehenden ist. Mögen sie sich also dergestalt in der Entwickelung und Hervorkehrung der Eigenschaften, die zu ihrem Beruf empfehlen und geeignet machen, in den betreffenden Vereinigungen üben. Ob es im Interesse des Staates, des Volkes und der Nation liegt, das ist freilich eine andere Frage.

Wie aber wurden diese Zustände erreicht?

An den studentischen Schläger, wie an den kaufmännischen Federhalter baumelte man seit den letzten deutschen Kriegen, in denen man die Todesverachtung und den Muth bürgerlicher Reserveofficiere, ihre Eigenschaften zur Behandlung der Mannschaften schätzen gelernt hatte, lockend das Portepée des Sommerleutnants. Also auch die Universität unterwarf sich mehr und mehr den gesellschaftlichen, ja den geistigen Bedingungen des Officierstandes.

Und wie man allmälig dem Grenzleutnant Meyer, dessen einzige Stütze gegenüber dem umgebenden Volk der Degen blieb, den Weg zur höheren Officierslaufbahn auch im Frieden ebnen wollte — wie einige bürgerliche commandirende Generäle beweisen — so veranstaltete man unter den studentischen Corporationen mit klugem Commerswort und amtlich vorsichtiger That eine Art Wettrennen. Nur war hier wie dort bei den Preisen nicht Alles richtig. Oder auch bei der Preisvertheilung.

Man sagte laut: So ist die Form, so muß der zukünftige Regierungspräsident mit vorhergehendem Ministerportefeuille aussehen, hier darf er sich nicht durch mannbaren Widerspruch oder jugendlichen Enthusiasmus und Idealismus, der ein schlechtes Zeichen ist, compromittiren, dort muß er mit Reichsgründerverehrung aufhören, hier muß er mitgehen. Man kann dabei an die Haltung der Corps in der Zeit denken, als Bismarck in Ungnade fiel, um den freien Burschensinn der Gegenwart recht zu schätzen.

Man ging von Aeußerlichkeiten aus. Bei den Rennen der Corporationen war, entsprechend der gesuchten Gesellschaft von Spitzen und Stützen, die zum Theil vielleicht gerne bei Kneipen und unter dem Nachwuchs allein eine Befreiung von Zwang, ein mannhaftes Wort insgeheim gewagt hätten, anständig und peinlich gekleidet aufzutreten, die Frisur war in Ordnung zu halten, man mußte mit Anstand eventuell unbezahlten Sect, der gemeinhin nicht des Studenten Speise war, zu trinken wissen.

*) Auch wer, wie ich, mit vielen Einzelheiten dieses Aufsatzes nicht einverstanden ist, wird von Zeit zu Zeit ein so frisches und freies Wort an die deutsche Studentenschaft gerne hören. R. N.

Digitized by Google

Nun, um den Preis zukünftiger schneller und bevorzugter Carrière konnte man sich den Ansprüchen höherer Lebensart, die an sich nicht schwer zu erfüllen und ganz annehmlich sind, anbequemen. Wir sahen das Heraufsteigen studentischer Sitten und Lebensart zu denen feudaler Clubs, wir sahen die blasirte Schlemmerei sich in den Kreisen fröhlicher deutscher Burschen, die aus den Taschen der Väter sparsam zu wirthschaften hätten, sich breit machen. Das war aber nur eine Uebergangsstation. Nur muthig durch's Ziel gegangen, trotz der Rotte ernstlicher Manichäer, die nicht mehr einige Jahre, sondern vielleicht ein ganzes Leben dem armen Studio auf den Fersen blieben.

Aber siehe da! Der Preis wurde den muthigen Jockeys vorenthalten. Man behauptete, sie wären nicht in der nöthigen Form angekommen. Leute, die im gemächlichen Zuckeltrab prähistorischer Streitrosse anlangten, wurden prämiirt.

Die Burschenschaft war die erste, die abschnappte. Freilich mußte auch ihr erst ein unerwidertes Huldigungstelegramm an den Kaiser auf die große Zehe fallen. Sie besann sich auf ihre Tradition und auf ihren Stolz, die manchen wahrhaft deutschen Mann gezogen haben.

Und nun kam das Zweite: Die Preise erwiesen sich nicht ganz als echt. Politische Bedeutung, Ausschlaggeben zum Wohl deutscher Volkskraft, des Durchdringens der Lebensmöglichkeit ihres Ideals, reale Machtfactoren zum klar geschauten Endzweck sollten vorliegen. Dafür hielt die akademische Jugend höchste Staatsstellungen geeignet. Vielleicht nur die tüchtigere und idealer gesinnte, der die Selbstsucht rücksichtslosen Genießens und Durchkostens noch nicht den Stempel des brutalen Egoismus und Fortkommens aufgedrückt hatte.

Aber es erwies sich, daß Ministerportefeuilles nur zur Entgegennahme von Befehlen und zur Verordnung sinngemäßer Colportirungen ermächtigten. Die Führer, Leiter und Ausbreiter der wirthschaftlichen und politischen Macht saßen in den großen Bankinstituten und den eminenten Unternehmungen der internationalen Schifffahrt und Industrie. Sie wurden zu freundschaftlichen und schwerwiegenden Berathungen herangezogen, trotzdem sie durch den Glauben und äußere Erscheinung Anstoß hervorzurufen geeignet waren, während die berufenen Spender politischer Weisheit an den Thüren horchen mußten.

Und als die Burschenschaftlichen Blätter, als der Reichstag dem Herrn von Hammerstein mahnend auf die Schulter schlugen, da kam die Erklärung der sinngemäßen Colportirung kaiserlicher Bevorzugung. Und jetzt nimmt er es durch die Hamburger Nachrichten als Zeichen des Neides von Leuten, die für sich und ihre Mannen an die Futterkrippe höherer staatlicher Versorgung heran möchten. So sehr sah er sich auf seinen Gedanken ertappt. Und in die Schalmei bliesen die Zeitungswächter, die an Thüren herumkriechen, und die Schnelligkeitsjockeys der officiösen Ebenfallspresse, die in fremden Farben reiten.

Das aber ist Alles unwesentlich. Thatsache ist, daß man durch Bevorzugung einer studentischen Gruppe, der Corps, die am meisten Aussicht auf erheblichere Versorgung bot, eine Schablone schuf, in der Gleiches zu erreichen, dem Ehrgeiz junger Studenten verheißen wurde. Und als diese Schablone erreicht war, zeigte sich, daß die geistige und physische Uniformirung der akademischen Jugend in Bezug auf höhere und höchste Staatsstellungen ein zweckloses caudinisches Joch war. Bei dem ersten und den nächsten Preisen wurde nun nicht mehr die Form, die Farben, sondern die Zugehörigkeit zur Adelskaste im Corps durch Thatsachen und dann durch Worte offen zugestanden. Frisch auf drum die deutschen bürgerlichen Corps zum Rennen in den weißen Kreis! Jetzt gilt es, die Convente und Senioren der Adligen zu umschmeicheln und Freundschaftsbeziehungen und Cartelle herauszuschlagen. Dann passirt auch der Bürgerliche leichter.

Das Bollwerk ist am Ende durch Uebersteigen und offenen Sturm leichter zu nehmen, als durch die Duckethüren, durch die ein Einzelner mühsam hineingequetscht wird.

Indem man dem deutschen Studenten einen rasch verwelkenden Rosenkranz sorgloser und nicht immer einwandsfreier Studentenlust flocht, hat man mit ihm eine Politik getrieben, deren erste Ergebnisse in dem Niedergang des akademischen Geistes und Ansehens vorliegen. Bruder Studio hat an Raum und Sympathie verloren. Wenn er auch nicht Parteipolitik treiben soll und es auch nicht nöthig hat — der Politik, die man mit ihnen gemacht hat, sollten die tüchtigen studentischen Corporationen einen Riegel vorlegen.

Literatur und Kunst.

Der Wartburg-Roman.

Von Wilhelm Arminius (Weimar).

Zur selben Zeit, wo uns Weimaranern von der Bühne her ein „Heinrich von Ofterdingen" geboten wurde, ist den Theatern eine zweite Bearbeitung des „Sängerkrieges auf der Wartburg" eingereicht worden. Von einem Schlesier ist der gleiche Stoff unter dem Titel „Am Wartburghofe" neuerdings episch behandelt. Den „Tannhäuser" Richard Wagner's kennt ein Jeder, und — last not least — hat mancher wohl vernommen, daß ein gewisser Joseph Viktor Scheffel sich fast sämmtliche Zähne ausgebissen hat, um dem Großherzog von Sachsen-Weimar mit einem Wartburg-Roman von 1208 ein gegebenes Versprechen zu halten.

Wunderlich, dieser sich fortspinnende Sängerwettkampf um den Sängerkrieg! Liegt das Ganze nicht unendlich weit zurück für unsere Anschauungen, unser Mitempfinden?

Man höre, was Scheffel erstrebte.

Wenn man das endliche Resultat seines durch Jahre gehenden Forschens, Denkens und Dichtens, die Liedersammlung „Frau Aventiure", sammt den sie erläuternden Anmerkungen mit liebevollem Eingehen in dem Zusammenhange mit seiner Romanidee studirt, so ergiebt sich als Lösung, welche der Dichter für seinen Sängerkrieg-Roman schließlich vorschwebte (so etwa schreibt Johannes Proelß in „Scheffel's Leben und Dichten") die Absicht, den Ofterdinger zum Vertreter der volksthümlichen, auch vom Ursprung her deutschen Poesie zu machen, der sich im ernsten Kampf zwar mit seinen heiteren, aber „dörperlichen" Tanzweisen dem in „höfischer" Kunst ihn hoch überragenden Dichter des Parzival nicht als gewachsen weist, dann aber von verwundetem Ehrgefühl gespornt und von seinem Genius geleitet zum Sänger des Nibelungenliedes und damit zum Schöpfer eines nach Form und Inhalt echten Nationalepos wird, mit dem er endlich den Sieg am Hofe des kunstfreundlichen Thüringer Landesfürsten erringt.

Geht man diesem Faden nach, so kommt als Wesentliches also ein — sagen wir — „Literaturstoff" zu Tage, wie etwa der „Königsleutnant", oder „Die Karlsschüler" und Andere sind. Das heißt: der Hörer oder Leser muß bereits von der Größe, der grandiosen Wucht, dem unantastbaren Ewigkeitswerth dieses Liedes für die nachkommenden Geschlechter wissen, wenn er von einer solchergestalt zielenden Dichtung überhaupt Wirkung verspüren soll.

Der Tiefstand solcher Arbeiten als Kunstwerke ist bekannt. Auch wenn man sich als Dichter dieses Stoffes den Verfasser eines Ekkehard dazu denkt, auch wenn man sich der hundert wohlthuenden realen Einzelheiten erinnert, die

Digitized by Google

diesen Roman so fesselnd machen, so ewig jung erhalten — undankbar zum Mindesten ist die Aufgabe immer, solch einem philologisch-literarischen Stoff seelenrührende Kraft einhauchen zu wollen. Und selbst ein Scheffel hätte zum Schluß vor, „einem gebildeten Publicum" seine Dankverbeugung zu machen gehabt, im Fall er Beifall geerntet hätte. Wo aber ist dies Publicum zu finden?

So hätte Scheffel sicher — auch wenn er über all' die geradezu ungeheuerlich weit ausgedehnten Vorarbeiten hinweggekommen wäre und „einen sprühenden, blitzenden, in's Jahrhundert hinein wetterleuchtenden Geist" (seine eigenen Worte in einem Briefe an Eichrodt) danach noch hätte aufbringen können — mit seinem bereits „Viola" getauften Roman nicht die Höhe des Ekkehard erreicht, sondern wäre in der Hauptsache gescheitert. Einen so gefaßten Stoff auszuführen, geht einfach über die Kräfte eines Poeten oder über die Geduld selbst eines bändeverschlingenden Lesers.

Man überlege einmal, wer da noch alle — nicht im Hintergrund, wie sonst üblich, nein — im Vördergrunde auf genaueste Beachtung wartet.

Ein Walther von der Vogelweide darf nicht übersehen werden, ein Wolfram von Eschenbach verlangt sein wohlgemessen Theil. Der schwierig zu fassende Klingsor will eigenartig dargestellt sein. Ueber Alle auf augenfälliger Höhe aber ragt die Landgräfin empor, tritt in einer Hauptscene (wo der Henker den erlegenen Sänger greifen will) stark handelnd, ja Alles zum Guten kehrend, auf und stellt sich sogar ihrem Gatten, dem Landgrafen, entgegen. Welcher Künstler würde da nicht eine starke Herausarbeitung der Motive für nöthig halten?!

Und der Landgraf? — Ein Mann, dem zu Ehren doch schließlich das ganze Gedicht „Der Sängerkrieg" verfaßt worden ist, darf ein Hermann von Thüringen übergangen oder nur im Hintergrunde gelassen werden?

Scheffel, der — durch die übernommene Aufgabe körperlich und geistig zerrüttet — sich durch Ueberanstrengung den Verfolgungswahn zugezogen hatte, hat es späterhin selbst ausgesprochen, nicht ein Roman, sondern acht Romane seien ihm aus dem Stoff herausgewachsen. (Man braucht zu den oben Aufgezählten nur etwa noch Gottfried von Straßburg heranzuziehen und Philipp von Hohenstaufen oder Otto von Braunschweig — die Zahl ist immer bald erreicht!)

Wenn neuere Dichter trotzdem nicht davon abgegangen sind, in ihren Werken diese den landgräflichen Thron umstehenden Geistes- und politischen Heroen einzeln in den Vordergrund zu schieben, so hat die Warnung, die in Scheffel's Ohnmachtserklärung lag, eben nicht gefruchtet, den Schaden aber hat immer das Werk und der Dichter zu tragen gehabt.

Aber muß denn der Stoff so aufgefaßt werden? Reizt er in dieser Anordnung allein zu einer nationalen Behandlung?

Ist nicht über dem Wort einmal wieder die Sache vergessen worden?

Schließlich sind nicht die Werke großer Dichter, so köstlich sie sein mögen und so dauernden Werth sie haben, für die Generation, in der sie entstehen, selbst das Wichtigste. Wichtiger zweifellos ist der Zusammenhang der politischen Bedingungen und der Hintergrund der menschlichen, die eine solche Fülle von Gesichtern und Gestalten haben, entstehen lassen. Wichtiger zweifellos als Heinrich von Ofterdingen, selbst wenn er auch der Herausgeber des Nibelungenliedes wäre (was wissenschaftlich nicht zu halten), ist Hermann, der Landgraf, der es verstanden hat, in einer durchaus zerrissenen Zeit, wo der Kampf zwischen den Gegenkaisern tobte und der Bürgerkrieg deutsche Lande verwüstete, sich die überlegene Ruhe zu wahren, seine Art durchzusetzen und seinem von innen her leuchtenden Stern zu folgen.

Gewiß hätte er einen Walther von der Vogelweide, einen Wolfram von Eschenbach nicht aus der Erde stampfen können, aber er hat doch, z. B. für einen Heinrich von Veldeke, gesorgt, einen Herbort von Fritzlar zur Ausarbeitung seines deutschen Heldengedichtes gebracht. Er war es doch, in dem zwischen unerhörten Bethätigungen der Rohheiten der Zeit ein nur edlen Seelen angehöriges Saatkorn zur Kunst aufzukeimen begann. Er, der zwischen Befriedigungen seines nie gestillten Ehrgeizes und Demüthigungen vor Philipp still auf seine Wartburg zurückkehrte und dort das Sonnenlicht wurde, das auch die Saaten in den Seelen Anderer zum Sprießen brachte. Gewiß hatte er zwei verschiedene Hände: eine milde, die Gaben austheilte; eine harte, die mit scharfem, unbarmherzigen Griff das wilde Gespann seiner Lehnsleute zurückriß, wenn es über Stock und Stein davonjagen wollte. Gewiß besaß er auch eine Seele, die von politischer Treue nichts wußte (das hatte er übrigens mit Otto IV. gemein). Gewiß war er künstlerisch-zart und unbarmherzig-grausam zugleich. Er vermochte eben noch nicht über die Reste der Anschauungen einer eben vergangenen rauhen Zeit hinweg zu kommen. Und so gewißlich er seiner ureigensten Persönlichkeit treu geblieben, so gewißlich hat er es durch gewaltigste Energie leider doch nur vermocht, ein künstlerisches Reis auf einen Baum zu pfropfen, der selbst noch nicht zu vollem Leben erwacht war.

So mußte das Reis absterben, da des Baumes Zeit noch nicht gekommen war. Dieser Baum war die deutsche Volkskraft, der der Landgraf Hermann eine künstlerische Cultur aufpfropfen wollte.

Ist ein solcher Wille, ein solcher Versuch, ein solcher Mann nicht etwas Tragisch-Großes?!

Sollte eine solche Gestalt, wenn sie uns durch Dichterthat näher gebracht würde, nicht Jedem starke Theilnahme abringen? Steht sie nicht mächtig genug da, auch wenn ihr Wirken nicht die Fülle ersehnter Früchte gezeitigt hat? — Wahrlich, die Ausbeute war dennoch nicht gering!

Und ein Anderes kommt dazu: gerade so aufgefaßt, wird der Stoff actuell für uns!

Betrachten wir unsere Zeit, die letzten dreißig Jahre.

Unseres Volkes Natur war trotz der äußeren Siege um 1870 durchaus geschwächt. (Um so klarer tritt eben das Wirken jenes Einzigen, unseres Bismarck, in's hellste Licht!) Sahen wir nach dem großen Kriege die Volkskraft aufsprießen aus neugepflügtem Boden zu großen aus sich selbst erwachsenden künstlerischen Thaten? Kaum, daß die „Dekadence" langsam überwunden wurde! Kaum, daß für feiner Spürende (seit 1890 etwa) eine aufsteigende Gesundung festzustellen ist! Und doch haben wir eine neue Cultur gehabt (nicht „gezeitigt"), haben einen künstlerischen Hochstand verzeichnen können, der mit dem Namen Richard Wagner's eng verbunden ist.

Aber — wie sehr wir auch an seine Größe geglaubt, wie sehr wir uns selbst in dieser Größe gespiegelt haben — unsere neue Cultur nach 1870 war eben nur eine künstlerische durch und durch. (Man lese z. B. bei Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte, nach; Vorwort zum Literatur-Bande!) Auch wir besaßen einen schlafenden Baum und ein Reis, das ihm, d. h. dem deutschen Volke aufgepfropft war. Und auch dieses Reis zeigt für die Augen Gesunder bereits jetzt sein beginnendes Welken. Es muß sterben, ob der Baum weiter schläft, oder ob in ihm die Säfte zu eigenem Leben langsam steigen.

Wir leben somit in einer Zeit, deren Verhältnisse denen der Minnesängerzeit durchaus ähnlich geartet sind.

In diesen politischen Aehnlichkeiten liegt das Actuelle des Wartburgstoffes, nicht in der nach Papier riechenden philologisch-literarischen Entwickelung, die ihm mit Vorliebe gegeben worden ist.

So gefaßt ist auch eine Anordnung der gewaltigen, den Fürsten umstehenden Großen jener Zeit leichter möglich. Man schiebe sie einfach in den Mittelgrund! Wie denn auch in jener politisch stark durchpulsten Zeit ein „Sängerkrieg"

Digitized by Google

sicher nichts Weltbewegendes besessen hat. Als Haupthandlung aber nehme man eine menschlich rührende, herzergreifende Fabel, daran die übrigen Figuren auch menschlich sich bethätigen können, nicht bloß „papierne“.

Solcher Gestalt könnte der spröde Stoff vielleicht gezwungen werden und ein tieferes Nachklingen in uns Heutigen erzwingen. Denn es ist eine nicht wegzuleugnende starke Spannung in uns auf das, was kommen wird.

Zu jener Zeit des Sängerkrieges ist das deutsche Volk trotz einem Walther, einem Wolfram zu seiner Gesundung, zu einem starken inneren Leben nicht erwacht. Vielmehr legte sich erdrückend schwer ein zweites Fremdes: die Hand des Papstes auf das geschwächte. Die Furcht vor den ewigen Strafen wurde künstlich groß gezogen, Klösterbauten wurden bewirkt, und eine Elisabeth von Thüringen ließ sich zu größerer Buße von Konrad von Marburg täglich den Rücken bis auf's Blut geißeln. Wahrlich, ein trauriger Ausgang des künstlerischen Hochstandes; der Zeit, von der der Vogelweider so Frisches zu singen wußte, und von der uns das Lied vom Parzival geblieben ist.

Aber auch was unserer wartet, wir wissen es nicht.

Hegen nur können wir die zarten Keimlinge, die schüchterne Knospenspitzen in die rauhe Luft, in den zersetzenden Dunst des Tages unserer Zeit strecken. Wachsen möchten sie wohl in das Licht der Sonne hinein, aber ihre Sonne ist eine besondere — sie erblüht nur wärmend und segnend aus der Volksseele.

Künstlermoral.

Von Privatdocent Dr. E. Platzhoff-Lejeune (Genf).

Achselzuckend pflegt das Publicum das ereignißvolle Liebesleben und selbst die sexuellen Excesse der Künstler als „Künstlermoral“ zu entschuldigen. Eine andere Gruppe beruhigt sich nicht so schnell über die Unsittlichkeit des irrthümlich für groß gehaltenen Künstlers. Die Enthüllung der Unregelmäßigkeiten seines Privatlebens ist für sie zugleich ein vernichtendes Urtheil über das Kunstwerk auch dann, wenn sie vor jener Enthüllung weit günstiger darüber geurtheilt hatten. Für sie kann nur ein großer Mensch ein großer Künstler sein; ein unsittlicher Mensch aber ist kein großer Mensch; also ist ein unsittlicher Künstler auch kein großer Künstler. Eine unfehlbar logische Schlußfolgerung für Alle, die in der Bezeichnung „sittlich“ und „unsittlich“ eindeutige Begriffe und feste, unverletzliche Normen zu sehen gewohnt sind.

Stellen wir uns einen Augenblick auf ihre Seite, so ist kein Zweifel mehr, daß die „Unsittlichkeit“ eine Begleiterscheinung des Künstlerthums ist. Nicht in dem Sinne, als ob jeder Künstler ein Don Juan wäre; noch in jenem, als ob seine Künstlerschaft mit der Höhe seiner Unsittlichkeit und Sittlichkeit zu- oder abnähme. Wir haben ausgezeichnete Künstler ersten Ranges gehabt, die vom engsten Philisterstandpunkt aus sittlich untadelhaft genannt zu werden verdienten. Andererseits läßt sich nicht leugnen, daß der Prozentsatz der „Sittenlosigkeit“ in Künstlerkreisen höher als anderwärts ist. Es muß also in diesem Beruf ein Trieb zur Durchbrechung der sittlichen Schranken stecken, es muß die Gefahr geschlechtlicher Ausschweifungen zwar nicht nothwendig gegeben, aber doch drohender und gewissermaßen natürlicher sein, als anderwärts.

Bei Künstlern muß man eben ein Einsehen haben, Nachsicht üben und ein Auge zudrücken, sagt die Weisheit der Gasse. Mit dieser faulen Toleranz begnügt sich freilich nicht Jeder, am wenigsten der Psychologe, der gerne dem hier versteckten Problem auf den Grund ginge und ihm auf jede Weise beizukommen versucht. „Inwiefern steht die künstlerische Bethätigung mit der sexuellen im Zusammenhang? Welche Bedeutung hat für den Künstler der Verkehr mit dem anderen Geschlecht?“ In diese beiden Sätze läßt sich wohl das mit dem Stichwort unseres Titels bezeichnete Phänomen zusammenfassen. Und die Antwort könnte lauten: Die Bedeutung des Sexuellen für den Künstler ist die des Rauschmittels, der poetischen Verklärung seiner Existenz und des dem sexuellen Vorgang analogen Antriebs zum Schaffen!

I.

Das Wort Rausch hat vor dem bildlichen Sinne der Begeisterung den wörtlichen der Betäubung und künstlichen Erregung durch den Alkohol. Der alkoholische Rausch und der sexuelle Rausch sehen sich denn auch in ihren Symptomen und Wirkungen erstaunlich ähnlich. Sie werden vom Künstler abwechselnd erzeugt oder auch zu gleicher Zeit gesucht, falls er nicht vorzieht, den einen auf Kosten des anderen ausschließlich zu cultiviren. Rausch ist die Erzeugung eines täuschenden Kraftgefühls, die Ansammlung einer bedeutenden Energie, die mit Schwäche und Schlaffheit später bezahlt werden muß; ein künstlich geschaffener, erhöhter Lebenszustand, der eine große Kraftanstrengung ermöglicht und die Leistungsfähigkeit für kurze Zeit auf ihr Maximum bringt. — Die künstlerische Leistung ist nun eine solche Anstrengung; was Wunder, daß der Künstler, um sie zu vollbringen, jene Steigerung des Lebensgefühls durch den Rausch erstrebt? Ohne ihn, versichern einige Künstler, könnten wir überhaupt nichts schaffen. Ja und nein: denn so unzweifelhaft die Gewohnheit des Rausches in ihren ersten Anfängen keine Nothwendigkeit war, so sicher ist sie mit der Zeit unentbehrlich geworden.

Zwischen dem alkoholischen und dem sexuellen Rausch, die übrigens oft genug gemeinsam auftreten, ist bisweilen kein Unterschied. Jener ist schwächer, aber leichter zu erlangen und zu wiederholen; dieser kürzer, aber intensiver. Beide erzeugen jene Spannung und Stärke, die der echte Künstler sofort benutzt und während deren Dauer er oft Außerordentliches zu Stande bringt. Nur ist die Gefahr vorhanden — und Viele erliegen ihr —, den Genuß über das Maß des als nöthig Erkannten zu verlängern und so die Spannung ungenutzt vorübergehen zu lassen. Das sind die verbummelten Genies, für die die Arbeit nur ein Vorwand zur Berauschung ist, die sich zu Grunde richten, ohne etwas zu Stande gebracht zu haben. Denn man verhehle sich nicht: Die künstliche Stimmungserregung auf die besagte Weise ist immer ein beschleunigter Verbrauch der Lebenskraft, ein langsames Aufzehren des Capitals; ein Anticipiren der von der Natur der Zukunft vorbehaltenen Schätze. Dazu kommt, daß der Rausch sich nur bei immer gesteigerten Dosen wiederholt und das Ende dieses Kraftverbrauchs — ein Ende mit Schrecken — vorauszusehen ist. Viele Künstler verhehlen sich auch keineswegs diesen Ausgang, aber sie ziehen nun einmal ein kurzes, bewußt mit Affect gelebtes Leben der behaglich langen Bürgerexistenz vor, und wer möchte sie darum tadeln? Wer möchte auch im Ernst den Abstinenten und Sittlichkeitsaposteln beistimmen, die uns versichern, ein Goethe und Gottfried Keller, Böcklin und Daudet hätten ohne den Wein und ohne die Weiber „weit Besseres“ geleistet?

II.

Was der Künstler im Verkehr mit dem Weibe sucht, ist aber mehr als jener flüchtige, rein physisch bedingte Rausch, den ihm der Alkohol beinahe gerade so gut und leichter bieten kann: es ist die Atmosphäre der Poesie, die für den Mann von jedem normal gebildeten Mädchen ausgeht. Es ist jener unbeschreibliche Reiz, der in letzter Linie zwar ebenfalls geschlechtlich bedingt ist, aber zunächst doch rein geistig auf den Mann wirkt. In dieser Atmosphäre fühlt sich der Künstler in gehobener Stimmung, thatenfreudig und arbeitsmuthig.

Digitized by Google

Die erste Begegnung, das erste Wort, der erste Blick und Händedruck, das schrittweise Erobern des fremden Herzens, das „Langen und Bangen", Hoffen und Zagen, das Glück des Besitzes und der Schmerz der Trennung, das Alles sind Emotionen ersten Grades, die den Künstler, sobald er nur einigermaßen über ihnen steht, zu höchster Gestaltungskraft anregen.

Auch hier sieht der Unbetheiligte sofort den Abschluß voraus. Die Geliebte ist Mittel für den Künstler. Die von ihr ausströmende Poesie dauert gerade so lange, bis die Scala der Liebesempfindungen durchlaufen ist. In der Liebe kann die Geliebte Mittel, in der Ehe muß sie Zweck sein. Es giebt eine ungetrübte Poesie der Liebe, aber eine der Ehe? Hier treten andere Aufgaben in den Vordergrund und mit ihnen andere Empfindungen. Der Ehemann arbeitet, erzieht, liebt und leidet mit der Gattin, der Künstler genießt die Geliebte. Die Zeit des Genusses aber ist für jedes Object, sei es auch ein Mensch, äußerst beschränkt. Soll der Genuß gleichwohl verlängert werden, nun, so wechsele man das Object. Was anders thut der Künstler? Das ist ja eben seine Unsittlichkeit. Nachdem er hinter der Weinenden die Thür mitleidigen Blicks sanft geschlossen, klopft er an die nächste erwartungsvoll und freudig gespannt. Mit einer von der Reflexion des Verstandesmenschen himmelweit entfernten Naivität lebt er nun ein zweites, drittes und zwölftes Mal mit einer Anderen das gleiche Idyll mit angenehmen Varianten, unbekümmert um den unvermeidlichen Ausgang, ganz der Gegenwart lebend, erst felsenfest von der Ewigkeit dieser letzten Liebe überzeugt, bis der Bruch sich auch hier wieder vollzieht, für die Verlassene der Vorhang unerbittlich fällt, für den Liebenden ein neuer strahlend sich hebt.

Auch hier natürlich führt der Rausch längst nicht immer zum künstlerischen Ziele; aber wie oft hat er auch hier dazu geführt? Was wären Goethe's Frauengestalten ohne seine Liebesabenteuer, Beethoven's Lieder ohne die „unsterbliche Geliebte", Wagner's „Isolde" ohne Mathilde Wesendonck? Sollen wir den Künstler verklagen oder entschuldigen, der beinahe aus Berufspflicht der Maxime Kant's stracks entgegen handelnd, seine Nebenmenschen ausschließlich als Mittel zur Verwirklichung seiner Zwecke gebraucht? Wer würfe den ersten Stein auf sie? Wer aber möchte auch philisterhaft statistisch berechnen, ob der Künstler zur Verwirklichung seiner Zwecke nothwendig so viele Herzen brechen mußte, als er gebrochen hat? Wäre es hier nicht am besten, sich einfach mit dem Resultat zufrieden zu geben, daß der Künstler es mit einem immerhin bedenklichen Verbrauch getäuschter Hoffnungen und geflossener Thränen zu Etwas gebracht hat, das ohne diesen Verbrauch schwerlich zu Stande gekommen wäre? Das aber halte man fest: wer die Mittel will, muß auch den Zweck wollen. Wer sich als Künstler geberdet und von Blume Honig saugend zu Blume fliegt, der vergesse nicht, daß man von ihm etwas erwartet und daß Adel verpflichtet.

III.

Nicht in allen Fällen fordert die Künstlermoral so große Opfer; nicht überall hat der Künstler mit unschuldigen Mägdlein zu thun, die besinnungslos ihm ihr Bestes opfern. Darum bleibt für ihn das fortwährend wechselnde Verhältniß zu dieser und jener Vertreterin des schönen Geschlechts nicht minder charakteristisch. Aus den hier entspringenden Conflictsepisoden und Genüssen schöpft er die Anregung und Ermuthigung zum Schaffen. Kluge Frauen haben das von jeher verstanden, wie sie denn überhaupt sich dem Künstler im Manne stets geistesverwandter fühlten, als dem Manne im Künstler. Ueber die Thatsache, daß sie in den Händen des künstlerischen Verehrers nur ein bald unnütz gewordenes und fortgeworfenes Werkzeug bleiben, haben sie sich mit der Erwägung getröstet, daß sie auf eine kurze Weile dem Schaffenden als Muse zur Seite stehen durften. Welche Schlußfolgerungen aus diesen Prämissen für den Werth und die Dauer einer Künstlerehe zu ziehen sind, erhellt ohne Weiteres. Daß diese gleichwohl so häufig sind, erklärt sich leicht aus dem geringen Maß von Reflexion, das der Künstler, wie alle impulsiven Naturen, besitzt, noch mehr vielleicht aus dem einfachen Umstande, daß er anders zum vollen Besitz der heute Geliebten und morgen Vergessenen nicht gelangen kann.

Ein drittes, wichtiges Moment für das Verständniß der Künstlermoral ist die eigenthümliche Analogie, die zwischen dem Sexualtrieb und dem künstlerischen Schaffen besteht. Schon Bie in seiner Aesthetik „Zwischen den Künsten", dann Naumann in seinem Buche über „Geschlecht und Kunst", endlich H. Driesmans an verschiedenen Stellen haben diesen Parallelismus betont. Das künstlerische Product ist eine dem Bestehenden nachgeahmte, neue Wirklichkeit gerade so, wie das erzeugte Kind zu einem neuen, ähnlichen Gliede der vorhandenen Menschheit wird. Der physische und geistige Zeugungsproceß verfolgen den gleichen Zweck der Gestaltung dieses Neuen nach dem Ebenbilde und mit der Bethätigung der intimsten Eigenart seines Schöpfers. So betrachtet, wird nicht nur das Weib, sondern auch der Rausch zum Mittel eines höheren Zwecks, dem der Bildung eines neuen Individuums, einerlei ob Mensch oder Kunstwerk.

Der Parallelismus zwischen physischer und geistiger Zeugung ist freilich nicht überall gleich. Bald sind die beiden Triebe gleichzeitig in höchster Activität, bald schließen sie sich, einander ablösend, aus; bald geht der eine ganz im anderen auf. Aber eine gewisse Wechselbeziehung zwischen Geschlecht und Kunst, natürlicher und künstlerischer Produktivität, die bei dem einzelnen Künstler konstant, bei verschiedenen bis zum Gegentheil wechselnd ist, läßt sich nicht mehr wegleugnen. Man braucht übrigens nur die Probe darauf zu machen und das gleiche Verhältniß bei dem weiblichen Künstler zu beobachten. Auch hier der gleiche Drang zum anderen Geschlecht und das Bedürfniß des Wechsels. Daneben aber die Furcht vor der Hingebung, die für das Weib Schwächung, also auch Verminderung des künstlerischen Vermögens bedeutet, während der männliche Künstler gerade im Geschlechtsverkehr die Stärke findet. Der passiven Haltung der Frau in sexueller, entspricht ihre passive Haltung in künstlerischer Beziehung, in der Musik zumal, die von dem Schaffenden höchste Activität und Entfaltung der Subjectivität erfordert. Wo also die Künstlerin den gleichen Parallelismus aufweist, den wir beim Künstler beobachteten, da geschieht es, weil sie ihm gleich frei und gleich mächtig gegenübertritt; flieht sie aber die engste Gemeinschaft, so ergiebt sich das aus der ihr dort widerfahrenden Schwächung, die sie dem Manne unterlegen machen würde. Die Sittlichkeit der Künstlerinnen und die Unsittlichkeit der Künstler finden hier eine ganz natürliche Erklärung, die man auf Mann und Weib überhaupt auszudehnen beinahe geneigt wäre. (Vgl. in J. Duboc's „Streiflichtern" den Aufsatz Quod licet Jovi . . .)

Was ergiebt sich nun aus diesen Betrachtungen über die Künstlermoral und die, aus den Bedingungen wie dem Charakter des künstlerischen Schaffens verstandene Bedeutung des sexuellen Moments für die Künstler? Etwa, daß es eine besondere Künstlermoral gäbe, die nun nach dem Muster unserer alten Philistermoral auf Flaschen gezogen und in ein System gespannt werden soll? Aber wo ist der Unterschied zwischen dem Künstler und dem Philister? Liegen die Dinge nicht vielmehr so, daß jedes Individuum schließlich seine eigene Moral haben sollte, der Schwierigkeit oder Leichtigkeit entsprechend, die das Thun des von ihm als recht erkannten Guten seinem Temperament kostet? Zweifellos ist es ungerecht, die sittliche Anstrengung nach dem für Alle in gleicher Weise festgesetzten Resultat zu werthen, statt nach der gemachten Anstrengung. Und die Künstler sind eben jene

Digitized by Google

Unglücklichen, die dem Moralcodex schwerer als Andere nachkommen, weil ihr Beruf wie ihr Temperament bei seiner Festlegung nicht gefragt worden sind. Man versuche ihm also jene individuelle Behandlung angedeihen zu lassen, auf die wir Alle schließlich Anspruch hätten, auf die aber nun einmal aus Gründen gedeihlichen Zusammenlebens verzichtet werden muß. Suchen wir zu verstehen, ehe wir richten, und vielleicht können wir verzeihen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Lied . . .

Von Maria Schade.

Der Saal war ganz ausverkauft, nicht einmal mehr ein Stehplatz zu haben.

Am Abend des festgesetzten Tages strömten die Menschen nach dem Concerte, das der junge früher so unbekannte Sänger gab, dessen Namen jetzt die ganze Stadt im Munde führte.

Auf dem Wege trafen sich zwei Herren.

„Sie gehen wohl auch hin?"

„Natürlich. Glücklicherweise habe ich noch ein Billet bekommen."

„Dieser Skandal . . .! Ist es nicht schrecklich?"

„Mir thut nur der arme alte Vater leid. Er war einer meiner vorzüglichsten Beamten. Hätte ihm ein besseres Loos gewünscht als eine solche Tochter zu haben." Der wohlwollende Vorgesetzte schüttelte sich in tiefer Entrüstung.

„Sie kannten sie, nicht wahr?"

„Ganz oberflächlich, wirklich nur ganz oberflächlich," beeilte sich der vorsichtige Staatsmann zu wiederholen, dem es jetzt nicht mehr rathsam schien, sich zu erinnern, daß es eine Zeit gegeben, in der er das kleine, mit wildem Wein umrankte Häuschen seines Untergebenen oft aufgesucht hatte mit einem brennenden Wunsch im Herzen und zwar immer zu einer Stunde, wo er den Vater dienstlich abwesend wußte, den er gerade in einer dienstlichen Angelegenheit sprechen zu wollen vorgab.

„Ich begreife auch den jungen Mann nicht . . .?"

„Ich bitte Sie, was kann man von einem solch hergelaufenen Menschen ohne Bildung verlangen? — So ein Musikant . . . Die Frauen sind allerdings immer sehr impulsiv, aber wir Männer tragen doch die Verantwortung." Im Gefühl seiner Ehrenhaftigkeit reckte sich der Würdige selbstbewußt in die Höhe, ohne daran zu denken, daß es ja nicht seine Ehrenhaftigkeit war, der er es zu danken hatte, daß er in dieser Angelegenheit so tadellos dastand.

Ein paar junge, stutzerhaft gekleidete Leute kamen in eifrigem Gespräche eilig daher.

„Hätte doch nicht gedacht, daß sich auch in unseren Kreisen solch perverse Naturen finden," sagte der Eine.

„Ich weiß auch gar nicht, wie das in sie hineingekommen," meinte ein Anderer. „Ihre Brüder sind tadellos — Ehrenmänner."

„Hat sie denn mehrere? Ich kenne nur den Einen mit dem Schmiß über der Nase, der immer mit der schwarzen Ilse zu sehen ist. Ein Teufelskerl! Dieses Glück bei den Weibern . . .! Beneidenswerth!"

„Na, der Andere hat womöglich noch mehr. Beim Ballet ist er immer obenan."

„Ich kann mir denken, wie schrecklich es denen sein muß, eine solche Schwester zu besitzen."

„Sie haben sich jetzt ja auch vom Stammtische zurückgezogen, an dem sie sonst immer die Ersten und die Letzten zu sein pflegten."

„War sie denn eigentlich hübsch?"

„Na und ob!" Der stutzerhafteste unter den jungen Leuten kniff die Augen zusammen. „In ihrem Aeußeren erschien sie allerdings etwas simpel. Ja, gegen die eleganten Brüder . . . Außerdem immer sehr unnahbar. Einen solchen Schritt hätte ich ihr jedesfalls nicht zugetraut."

„Ja, ja, stille Wasser sind tief . . ."

Schon geraume Zeit vor Beginn des Concertes waren alle Plätze fest besetzt. Ein nicht endenwollendes Geflüster lief durch die dichtgedrängten Reihen.

Als Letzter betrat ein Herr den Saal, mit dunklem Bart und Haupthaar, das an den Schläfen bereits weiß schimmerte. Beim Anblick der großen Zahl der Neugierigen senkte er tief erröthend den Blick, denn er schämte sich in dem Gedanken, vielleicht auch zu denen gerechnet zu werden, die das niedrige Behagen am Skandal und die Schadenfreude hierher getrieben. Er drückte sich in eine Ecke. In seiner Nähe hörte er ungenirt und frivol einen Namen nennen, den er nur immer mit der größten Zartheit und Verehrung genannt . . . Die Zornesader an seiner Stirne schwoll. Er hätte sie Alle strafen mögen, die da verdammten, ohne zu verstehen. Aber der Gedanke, daß er ihr, die ihm noch immer das Theuerste auf der Welt war, dadurch keinen Dienst erwies, ließ ihn schweigen. Und so schloß er denn mit Gewalt Auge und Ohr, um sich der widrigen Gegenwart zu entziehen . . .

Da liegt es — — das kleine, mit wildem Wein umrankte Häuschen. Die stille Straße glänzt in der Abendsonne, die Fensterscheiben leuchten. So hatte er es gesehen, als er es zum ersten Male betrat, um sich seinem Bureauchef vorzustellen. Sie war damals ein zartes Kind gewesen, das zierlich wie eine Elfe in dem kleinen Gärtchen zwischen Himbeersträuchern und Stachelbeerhecken dahinhuschte, und leise weinte, wenn die wilden Brüder ihr ein Spielzeug zerbrachen. Er war allmälig Freund des Hauses geworden, denn er verstand es, sich in die Launen des strengen, oft harten Hausherrn zu fügen, und die stille blasse Frau, die an der Seite eines solchen Gatten viel zu dulden hatte, sah es gern, wenn er kam, Aus dem zarten Kinde war eine schlanke Jungfrau geworden. Wie rasch das gegangen! — Wenn er sie jetzt sah, hätte er jauchzen mögen und weinen zugleich. Er wußte zuerst selbst nicht warum. Und dann wußte er es. Es war ein Frühlingsabend. Durch das weit geöffnete Fenster drang der Ruf der Nachtigall und der Hauch des Jasmins — schwer und bang. Die stille blasse Frau saß ihm gegenüber fleißig wie immer. Da fiel ein schlanker Schatten in's Zimmer: es war, als sei eine Elfe vorübergehuscht. Er hob den Kopf, aber es war nicht der Ruf der Nachtigall, dem er lauschte. Er öffnete die Lippen; und doch war es nicht der Hauch der Jasmins, den er hätte trinken mögen. Hinter der Stachelbeerhecke zitterte eine Stimme: wie auf weißen Flügeln hob sich das Lied . . .

„Wie schön sie singt," sagte er.

Die blasse Frau hatte nun auch das Haupt gehoben:

„Es ist ein Lied — — und doch ist es wieder keins. Ich weiß nicht, wo sie das her hat. Es ist, als habe sie Alles von innen; von außen kann doch so etwas nicht kommen."

Und dann war es auf einmal ganz still geworden, so still, daß man ungesprochene Worte hörte: es war ein Augenblick, in dem die ahnende Seele sich von der Gegenwart löst und sich der Zukunft nähert.

„Mir ist so bang . . ." sagte die blasse Frau wieder. „Wenn ich nicht mehr bin, wird sie es schwer haben . . . Der Vater . . . die Brüder . . . Seien Sie ihr ein Freund . . ."

Ihm war auch bang geworden. Noch nie war ihm die Blasse so blaß erschienen. Er beugte sich über ihre Hand. Zitternd sagte er ihr, was er mit Klarheit erst in diesem Augenblicke wußte.

Und die Blasse lächelte: es war ihr letztes Lächeln.

Als er sie wieder sah, lag sie starr da. Aeußerlich war kaum ein Unterschied: die Todte konnte wohl nicht bläßer und stiller aussehen als die Lebende erschienen war. In all' den weißen Blumen, in die man sie gebettet, versank sie fast. Der Jasmin duftete — schwer und bang.

Und schwer und bang war auch die Zeit, die jetzt für das kleine mit wildem Wein umrankte Häuschen herannahte. Die stille blasse Frau, die ein altes Leiden, von dem sie aus Sorge für die Anderen nie gesprochen, so plötzlich dahingerafft, fehlte überall. Es war, als müsse sie noch da sein. Man suchte sie unwillkürlich. Am meisten war es wohl die Tochter, die sie suchte.

„Wenn ich nicht mehr bin, wird sie es schwer haben . . ."

Jedesmal wenn er jetzt das Haus betrat, mußte er an diese Worte der Verstorbenen denken. Und dann dachte er auch an ihre letzte Bitte.

Das junge Mädchen hatte sich nach dem Tode ihrer Mutter fester an ihn geschlossen. Er war jetzt ja der Einzige, zu dem sie sich offen aussprechen konnte. Wie oft hatte sie nicht vor ihm geweint, wenn der Vater, der sich über die Brüder geärgert, wieder einmal den Groll an ihr ausgelassen! Dann pflegte er nur zu sagen:

„Seien Sie ruhig! Es wird schon Alles gut werden später wenn . . ."

Und er dachte an die Zeit, in der er ihr mehr sein würde als ein Freund. Die Zeit mußte ja kommen. Nur jetzt durfte er noch nicht mit seinen Ansprüchen hervortreten, weil sie ja noch andere Pflichten zu erfüllen hatte. Aber später, wenn die Brüder erst aus dem Hause waren, der Vater sie leichter entbehren konnte . . .

Und die Brüder kamen aus dem Hause. Eigenwillig hatten sie es selbst verlassen, weil ihnen das alte Heim zu einfach erschien und zu ihren weltmännischen Gewohnheiten nicht mehr passend. Denn sie waren feine Herren geworden, für die der Vater nur noch zum Geldgeben da war, und die Schwester, um sie zu bedienen.

Und unermüdlich diente sie ihnen auch. In dieser Sorge vergaß sie sich selbst. Es war ja ganz natürlich, daß die Brüder verschwendeten, und daß an der Schwester gespart wurde. Und was brauchte sie auch! Für sie, die immer zu Hause blieb und arbeitete, war doch Alles gut genug.

Der stille Freund sah dies. Das geliebte Mädchen that ihm in tiefster Seele leid. Um jeden Preis hätte er ihr helfen mögen; und doch war es die Furcht, sie vielleicht heiligeren Pflichten zu entziehen, die ihn noch immer schweigen ließ. Da — —

Ein neues Unglück war über das kleine, mit wildem Wein umrankte Häuschen hereingebrochen. Der älteste Sohn hatte Schulden gemacht, die aber diesmal bei Weitem das geringe Vermögen des Vaters überstiegen. Den Alten, der sich in seiner strengen Ehrenhaftigkeit tief

Digitized by Google

erschüttert sah, traf der Schlag. Unermüdlich war die Tochter in der Pflege.

Der stille Freund kam jetzt täglich. Fast litt er mehr als der Mann, der anscheinend ruhig und wunschlos in den weißen Kissen lag. Wieder war sein sehnsüchtiges Hoffen zerbrochen, denn wäre es nicht eine Grausamkeit gewesen, dem Hilflosen gerade in diesem Augenblicke die letzte Stütze zu entreißen? Er mußte mit seinen Ansprüchen zurücktreten. Das war seine Pflicht, die er als Freund dem Unglücklichen schuldete.

In dieser Zeit war es, daß sein dunkles Haupthaar an den Schläfen weiß wurde.

Der Kranke erholte sich langsam: ganz genesen konnte er wohl nicht mehr.

Es war wieder ein Frühlingsabend. Genau auf der Stelle, wo damals die blasse Frau gesessen, stand jetzt der Lehnstuhl, in dem der Sieche ruhte. Ihm gegenüber der Freund. Wieder war es rings umher still. Und wie einst so tönte auch jetzt durch das weit geöffnete Fenster eine Stimme, nur daß sie diesmal lauter, kräftiger klang.

„Wie schön sie singt . . .“ sagte er wieder.

Der Kranke hob mühsam das Haupt. Auch er lauschte.

Dem Freunde schien es, als wären die harten Züge plötzlich mild geworden, als blickten die strengen Augen freundlicher.

War jetzt der günstige Moment gekommen? — Durfte er endlich wagen zu sprechen?

Er öffnete die Lippen . . .

Die liebe Stimme zitterte in der Abendluft. Wie ein leises Flehen drang es an sein Ohr, wie ein Mahnen . . .

Nein, nein, den günstigen Augenblick durfte er nicht für sich ausnutzen, ihr galt er, ihr ganz allein. Jetzt wo der Alte so geneigt schien, würde er ihr vielleicht auch den Wunsch erfüllen, den sie nicht wagte dem strengen Vater vorzutragen, und den sie ihm neulich anvertraut.

Er beugte sich weit vor. Leise sprach er von ihrer Liebe zur Musik und wie es ihr stiller und doch so sehnlicher Wunsch sei, sich in dieser Kunst auszubilden. Er sprach von dem jungen braven Sänger, den sie kürzlich bei einer Verwandten kennen gelernt, und der sich uneigennützig erboten, sie zu unterrichten. Es lag nun nur an dem Vater, ob er sie wohl die kurze Zeit entbehren konnte: zunächst wohl nur eine Stunde die Woche.

Der Vater hatte genickt: vielleicht war es auch nur im Traume gewesen, denn mit der Dämmerung war die Müdigkeit über den Kranken gekommen. Aber er hatte auf die Bitte genickt. Sie sollte es gleich wissen.

Dann hatte der stille Freund ganz plötzlich verreisen müssen. Nur auf wenige Tage kehrte er heim. Und wieder riefen ihn dienstliche Angelegenheiten fort. In diesen wenigen Tagen hatte er sie nur einmal gesehen: es war zufällig auf der Straße gewesen. Unter dem Arme trug sie Noten. Strahlend vor Freude hatte sie ihm erzählt, daß sie nun wirklich Gesangstunden habe, und daß der Vater, den das Musiciren zu Hause störte, ihr auch erlaubt, bei dem Lehrer zu üben. Er hatte sie immer ansehen müssen: so schön war sie ihm noch nie erschienen — —

In dem Saale plötzlich laute Bewegung. Ein Stühlerücken, das Geräusch von sich Erhebenden — —

Der ruhige Mann mit dem schon grau schimmernden Bart und Haupthaar, der anscheinend theilnahmlos in der bewegten Menge gestanden, schrak empor aus seinen Gedanken, die ihn wohlthätig in die Vergangenheit geführt. Er erwachte mit ihrem Bilde vor den Augen. Das blendete ihn so, daß er nicht gleich wußte, wo er sich befand.

Da — — dort auf dem Podium . . .

Also das war er, um dessentwillen sie der Vater verstoßen, die Welt sie verdammte.

Er maß die schlanke jugendliche Erscheinung mit den Blicken eines Feindes. Alle Qualen, die er erduldet, als er bei seiner Rückkehr das Furchtbare gehört, durchbebten ihn wieder. Und plötzlich fühlte er nichts als Haß — einen tödtlichen, unversöhnlichen Haß.

Der junge Mann auf dem Podium verneigte sich. Sein bartloses Gesicht war wie mit Blut übergossen, die Noten in seinen Händen zitterten.

„Wie er sich schämt!“ flüsterte eine Stimme aus der Menge. „Aber auch diese Ehrlosigkeit, sich nach einem solchen Skandal noch öffentlich zu präsentiren!“

„Er kann nicht anders,“ sagte eine andere Stimme. „Die Noth zwingt ihn dazu. Sie ist krank, er gegenwärtig ohne Verdienst. So furchtbar ihm dieser Schritt auch sein muß, es ist schließlich die einzige Möglichkeit, die Noth zu lindern.“

Und er sang.

Wie auf weißen Flügeln hob sich das Lied. Leise, zitternd begann es: ein keusches Werben. Man fühlte den Hauch des Frühlings, unter dem jedes Eis schmelzen muß. Jetzt ein Jubeln — — Es war als müsse man mit einstimmen in diese reine Freude. Und nun brauste es dahin groß, gewaltig auf Adlerfittigen: das war der Sieg.

In dem Saale — tiefe Ruhe. Kein Räuspern, kein Flüstern. Das Große, das zu der kleinlichen Menge herabgestiegen war, gebot Schweigen.

Der stille Freund hob das Auge. Wie gebannt schaute er auf den Sänger, der ruhig dastand. Aus seinem Antlitze war die dunkle Gluth gewichen, die edlen Züge strahlten in der Frische des Glückes.

Und jeder fühlte die Nähe dieses Glückes.

Noch immer schaute der stille Freund auf den ruhig Dastehenden. Aber es war nicht mehr der Blick des Feindes mit dem er die jugendliche Gestalt maß. Aus seinem Herzen war der Haß geschwunden: das Lied hatte ihn ausgelöscht. Er konnte nur noch bewundern. Das war die große, die wahre Liebe, die nichts weiß von Zögern und Schwäche. Sie schreitet dahin wie das Schicksal. Ihr Wort — Gesetz. Wie bleich kam ihm dagegen seine Liebe vor, deren Loos es war bei den Todten zu ruhen. Ja, sie schlummerte nun bei der stillen blassen Frau, der Einzigen, die von seinem Geheimnisse wußte. Zwischen all' den weißen Blumen war seine weiße Liebe versunken. Aber die andere Liebe, die die Farbe des Lebens trug . . .

Und wieder tönte es durch den Saal. Jetzt war es die Treue, von der er sang.

Kraftvoll schwoll das Lied an. Es machte den Saal zur Kirche, die Lauschenden zur Gemeinde. Man glaubte die Stimme der Orgel zu hören, die den Schwur begleitete. Und es war auch ein Schwur, der dort vom Podium herniederrauschte. Jedes Ohr traf er, jedes Herz durchdrang er.

Der stille Freund rührte sich nicht. Schon lange war die Stimme des Sängers verklungen, und doch hörte er sie noch, denn er hörte mit der Seele.

Jetzt schrak er empor: Einer der Diener hatte ihn beim Ausräumen des Saales angestoßen.

Der Saal leer. — Wo waren die Menschen geblieben, die ihn bis zum letzten Platze gefüllt?

So geräuschvoll sie gekommen, so lautlos waren sie davongegangen.

Die Stühle auseinander gerückt. Auf dem schmutzigen Fußboden zerknitterte Programme.

Eine Schlacht war geschlagen. Wo war der Sieger?

Einer der Diener, der auf dem Stuhle stand, um das Gas auszudrehen, beantwortete ihm die Frage.

Er ging, denn er mußte doch dem Sänger sagen, daß er einen Freund hatte, der in der Noth ihm zur Seite stand.

Aus der Hauptstadt.

Unglaublich!

„Unglaublich! unglaublich!“, hörte man die Leute, die sich über die Dinge dieser Welt ein Urtheil erlauben dürfen, betroffen ausrufen, als von officiöser Seite berichtet wurde, der Reichstag werde um persönliche Zulagen für diejenigen Officiere angegangen werden, die ihr Dasein in den durch den Bilse-Proceß beleuchteten Exilen der kleinen Grenzgarnisonen unseres Westens zu fristen haben. Allerdings ist es unglaublich, daß Männer, die berechtigt sind, sich zu den Gebildeten des Volkes zu zählen, und deren Stand nach der Auffassung Friedrich's des Einzigen der erste im Staate ist, mit Geld dafür schadlos gehalten werden sollen, daß sie sich von Dienstes wegen auf Jahre in trostlosen Nestern geistig und moralisch einsargen lassen. Aber einmal steht der officiöse Ursprung der befremdlichen Meldung über allem Zweifel. Dann aber wissen nunmehr wohl auch sämmtliche Politiker im Reich, daß bei uns Alles möglich und, weil es eben möglich, auch glaubhaft ist. Und um so weniger ist hier Mißtrauen am Platz, als die verkündete Absicht, mit glitzerndem Mammon den üblen Einflüssen der kleinen Grenzgarnisonen des Westens beizukommen, ganz und gar der hohen Bewerthung des Geldes Seitens der maßgebenden Stellen entspricht.

In der inneren Politik ist bei uns Centrum Trumpf, in der äußeren England und die Vereinigten Staaten Nord-Amerikas, also jene beiden Reiche, in denen dem Mammon mit besonderer Innigkeit gehuldigt wird und der Profit und der mit diesem zu ermöglichende Genuß als die letzten und höchsten Ziele des Erdenlebens gelten. Und so tief hat sich in Folge dessen die Vorstellung von dem Gelde als dem Factor, der überall den Ausschlag gebe, in deutschen Politikern festgesetzt, daß der vor wenigen Jahren verstorbene erste Leiter der deutschen Bank, Herr Georg Siemens, unter dem Beifall des Reichstags das Capital den eigentlichen Sieger von Königgrätz und Sedan nennen konnte. Natürlich spielt in dem Ringen der Völker auch das leidige Geld eine gewichtige Rolle, aber doch nicht diejenige, die ihm Montecuculi mit dem Ausspruch beigelegt haben soll: „Zum Kriege gehört Geld und nochmals Geld und zum dritten Mal Geld.“ Wer hat denn den gewaltigen Corsen zu Falle gebracht? Niemand Anderes als Preußen, dasselbe Preußen, aus dem er den letzten Groschen herausgepreßt hatte, damit es zu kriegerischen Unternehmungen völlig unfähig wurde. Ohne nennenswerthe Geldmittel nahm dieser verarmte, in seinem Gebiete arg verstümmelte Staat den Kampf mit Erfolg gegen den Bedrücker auf, der für Alles den richtigen Blick hatte, nur nicht für den hohen, ich möchte sagen, sieghaften Werth der sittlichen Kräfte. Was wußte Napoleon von deutscher protestantischer Lebensauffassung, was von der sittlichen Veredelung, die

Digitized by Google

Goethe und Schiller, Kant und Fichte an ihrem Volke vorgenommen hatten! Wer da des Glaubens ist, daß mit Geld Alles zu erreichen ist, auch die preußischen Officiere in den kleinen Garnisonen vor der geistigen und sittlichen Versumpfung bewahrt werden können, der beweist damit nur, daß er einen äußerst mangelhaften Geschichtsunterricht genossen und, wenn er es überhaupt je gelernt hat, deutsch weder zu denken noch zu empfinden vermag. Im Grunde liegt in der Absicht, die verbannten Officiere für die Verbannung mit klingender Münze zu entschädigen nicht bloß eine Verkennung ihrer Eigenart, sondern auch eine unmittelbare Beleidigung. Nicht auf Geld steht ihr Sinn. Ein deutscher Officier dient seinem Vaterlande, aber er erwirbt nicht, er verdient nicht. Die Verbannten wollen nicht bezahlt, sondern vor einem rapiden Rückgang ihrer dienstlichen Brauchbarkeit und vor einem vorzeitigen geistigen und sittlichen Einschlummern bewahrt werden. Es ist eine weise Bestimmung, daß unsere Officiere zu allen politischen Vorgängen, auch zu denjenigen, die sie persönlich angehen, zu schweigen haben. In dem vorliegenden Falle ist es aber eigentlich zu bedauern, daß sie besteht. Denn hätte es sich nicht gehört, daß die deutschen Officiere laut und heftig gegen die Absicht, ihnen ihren geistigen und sittlichen Niedergang gewissermaßen abzukaufen, Verwahrung einlegten?

Die Väter der unglückseligen Idee und alle Diejenigen, die ihnen beistimmen, werden natürlich sagen, die bei dem Reichstag zu beantragenden Zulagen sollten ja auch oder vielleicht sogar ausschließlich zur Förderung der verbannten Officiere in geistiger und sittlicher Hinsicht dienen. Durch sie würden diese doch in den Stand gesetzt, sich Anregung zu verschaffen, indem sie unter Anderem von Zeit zu Zeit Metz oder Straßburg aufsuchten. Aber ein besser gefülltes Portemonnaie feit nur wenig oder garnicht gegen das abtödtende Gift des Milieus der kleinen Grenzorte. Große Wohlhabenheit herrscht auch in den Officier-Corps der dort garnisonirenden Regimenter; und die bemittelten Herren befanden sich auch bisher schon sehr oft mit ihren Frauen auf dem Wege nach den benachbarten Hauptstädten der Reichslande. Trotzdem konnten auch sie sich nicht den bösen Einflüssen ihres Wohnortes entziehen, da diese stärker sind als die flüchtige, in anregender Umgebung gesuchte und gefundene Auffrischung. Worin würde also die unmittelbare Wirkung der geplanten Zulage bestehen? Sehr wahrscheinlich würden auch die unbemittelten Officiere das eine oder das andere Mal nach Metz oder Straßburg fahren, um dort einige genußreiche Stunden zuzubringen, sicherlich aber auch, um auf der Rückfahrt, wenn in der Ferne der Kirchthurm des ihnen als Exil angewiesenen Städtchens auftaucht, sich ihrer trostlosen Existenz erst recht bewußt zu werden. „Nein, hier kannst und darfst Du eigentlich nicht leben," würde Jeder, der noch nicht gänzlich abgestumpft ist, noch häufiger als bisher zu sich sagen, wenn er bei der Heimkehr vom Bahnhof durch die engen, öden und schmutzigen Straßen von Bitsch, Mörchingen, Forbach und Weißenburg der eigenen Behausung zustrebt. Wer aber auch bei erhöhter Einnahme aus Bequemlichkeit oder aus einem anderen Grunde auf die Ausflüge in die näheren größeren Städte verzichten sollte, der dürfte leicht darauf verfallen, für sein leibliches Wohl mehr zu thun, als ihm selber und dem königlichen Dienste förderlich sein würde. Bei allen Gelegenheiten, wo er sonst nur eine Flasche getrunken hat, würde er sich nun zwei gönnen; und das schon aus dem Grunde, weil zwei besser und auch schneller als eine ihn für einige Augenblicke der unerträglichen Gegenwart entrücken. Liegt hiernach nicht die Gefahr vor, daß die beabsichtigte Zulage, welche die den kleinen Grenzgarnisonen anhaftenden Uebel beschwören soll, diese nur noch erheblich vergrößern wird und dort nur noch mehr Officiere als bisher Schiffbruch erleiden werden?

Sachkenntniß gehört zu den Dingen, die man oben für durchaus überflüssig hält. Alles wissen die Regierenden auf der hohen geistigen Warte, auf der sie zu stehen meinen, aus eigener Erkenntniß zehnmal besser als die kleinen Sterblichen unten, die zwar mitten im Leben stehen, deren Gesichtskreis jedoch gerade dadurch beengt wird. Niemals dürfte aber jede Sachkunde mit solcher Hartnäckigkeit ausgeschaltet worden sein wie bei den Erwägungen, die zu der Absicht geführt haben, für die Officiere in den üblen Grenzgarnisonen Zulagen als Entschädigung für die dort von ihnen zu bringenden geistigen und sittlichen Opfer zu beantragen. Hätten doch schon junge Hauptleute, die sehenden Auges zwei oder drei Jahre in Bitsch und Weißenburg zugebracht haben, überzeugend den Herren oben darlegen können, daß die jetzt durch den Bilse-Proceß acut gewordene Frage keine Geldfrage im persönlichen Sinne ist, daß sie sich vielmehr nur durch einen Wechsel der Garnison Seitens der Regimenter nach drei Jahren lösen läßt, der dem Officier-Corps die durch zu häufige Versetzungen seiner einzelnen Glieder gefährdete, für den Dienst aber unerläßliche Stabilität erhält und gleichzeitig die beruhigende und dadurch beglückende Gewißheit gewährt, daß es mit dem fürchterlichen Ort nicht verheirathet ist.

Ebenso unglaublich aber wie die Idee der Zulage selbst muß es auch allen klaren Köpfen erscheinen, daß der Reichstag zu ihrer Verwirklichung die Hand bieten sollte. Indessen wie es erwiesen ist, daß oben die Absicht besteht, durch Erhöhung der Einnahmen die Officiere in den kleinen Grenzgarnisonen geistig und sittlich zu schirmen, so ist auch keinen Augenblick daran zu zweifeln, daß die Mehrheit der Vertretung der deutschen Nation auch dieses Mal die seltsamen Sprünge der Heeresverwaltung mitmachen wird. Der letzte Reichstag hat ihr — und hieran kann nicht oft genug erinnert werden — die Verlegung der Tanzhusaren von Düsseldorf nach Crefeld bewilligt, nicht weil er von deren militärischer Nothwendigkeit durchdrungen war, sondern weil es ihm opportun erschien, auch hier in verba magistri zu schwören. Der neue Reichstag ist kaum anders zusammengesetzt als sein unmittelbarer Vorgänger. Aus Opportunität und auch aus Verständniß für die vor wenigen Jahren von dem inzwischen verstorbenen Herrn Georg Siemens entwickelte politische Weisheit wird auch er Unglaubliches zu Stande bringen und seinerseits vermittelst des glitzernden Mammons deutsche Officiere geistig und moralisch fördern helfen. Ajax.

Gordon-Bennett.

Das große Internationale Automobilrennen von 1904 geht um die Saalburg herum. Ueber den Weg äußert sich Georges Prade, der französische Sachverständige, wie folgt: „Die einzige Schwierigkeit sind die Kurven. In Deutschland ist die Chaussee launenhaft, und im Taunus, diesem wunderbaren Gedränge von Bergen, werden die Curven mitunter durch einen Ab- oder Aufstieg complicirt. Und was für Schründe! Wahre Wolfsschluchten! . . . Unsere Karte zählt allein von der Saalburg nach Usingen vier Kreuze (gefährliche Stellen). . . . Die Strecke von Neuhof nach Ersch ist, man sehe sie an wie man will, am wenigsten gut. Schmaler Damm, Schleifen, Senkung, Curven, — nichts fehlt. . . . Nach Königstein gelangt man auf einem schrecklich langen und steilen Abstieg, der am Fuße mit einer sorgfältigen Curve verziert ist. . . . Kurz vor Oberursel ist der Weg buchstäblich mit kleinen platten schwärzlichen Steinen bepflastert. Von Oberursel nach Dornholzhausen ist die Route eben, aber schmal genug und gewunden. Sie gleicht fast vollkommen der letzten (durch die zahlreichen Katastrophen berüchtigt gewordenen) Strecke Paris-Bordeaux."

I. Im Pariser Club.

Der Präsident: Sie halten Ihre Meldung aufrecht, Herr Baron? Ich will Ihnen nicht verhehlen, Fournier und Sie sind die einzigen, die am Saalburg-Rennen theilnehmen werden! Vielleicht, daß sich noch ein Dritter findet, wenn bis dahin Jemand von uns im amerikanischen Duell das schwarze Loos zieht —

Der Baron: Unsere Ehre steht auf dem Spiel. Und dann — außer ihr hab' ich nichts mehr zu verlieren. Die Baronin läßt sich von mir scheiden, denn ich bin ruinirt, und mein Magen auch. Schließlich drängt es mich, ein Gelübde zu erfüllen. Die Rennstraße wird ja wohl von deutschen Soldaten bewacht?

Der Präsident: Wie eine Stecknadel.

Der Baron: Nach dem furchtbaren Jahre der Niederlage habe ich meinem hochseligen Vater schwören müssen, als Held auf deutschem Boden, im Angesicht der Soldaten des Erbfeindes, zu sterben. Aber diese Republik denkt an keinen Revanchekrieg, trotz unserer redenden Generäle und Exminister. So bietet mir das Automobilrennen die einzige Gelegenheit, nicht meineidig zu werden.

Der Präsident: Tapferer Freund! Sie werden dafür die Auszeichnung genießen, dem Deutschen Kaiser unsere Huldigung zu Füßen legen zu dürfen.

Der Baron: Er liebt die Citate von Bülow her — ich kann also einfach sagen: Ave Caesar, morituri te salutant!

II. Beim Regierungspräsidenten.

Der Präsident: So sind alle Vorbereitungen getroffen, Ew. Excellenz?

Der Regierungspräsident: Seien Sie beruhigt. An den Stellen, die mir noch nicht gefährlich genug schienen, habe ich Dynamitpatronen legen lassen; hinter Oberursel mit seinen platten und schwärzlichen Steinen sind Nägel gestreut worden, und den schmalen und gewundenen Weg nach Dornholzhausen lasse ich mit Seife einschmieren, damit das Seitwärtsgleiten erleichtert wird.

Der Präsident: Vortrefflichement. Und was ich sagen wollte: es ist doch eventuell für Unterkunft gesorgt?

Der Regierungspräsident: Gewiß. Jede Ortschaft auf dem Wege hat ihren eigenen, comfortabel eingerichteten Kirchhof.

Der Präsident: Bleibt noch die Entschädigungsfrage —

Der Regierungspräsident: Lassen Sie sich deshalb keine grauen Haare wachsen. Falls Ihre Automobile unsere Felsen beschädigen sollten, werden wir keinerlei Ersatzansprüche stellen.

Der Präsident: Excellenz sind von einer sportfreundlichen Güte —

Der Regierungspräsident: Gott, wissen Sie — mit Leuten, bei denen es hier oben nicht mehr ganz richtig ist, kommt man in Güte am besten aus. Wenn Ihnen übrigens an Ihrem Automobil etwas zustoßen sollte — ich bin dann gern bereit, den Chauffeuren ausrangirte Locomotiven zur Verfügung zu stellen.

Der Präsident: Locomotiven?

Der Regierungspräsident: Locomotiven sind für die freie Landstraße mindestens so gut geeignet wie Automobile; sie machen sogar nur sechzig bis achtzig Kilometer, während Ihre Wagen mit hundert-

Digitized by Google

undzwanzig fahren. Ich begreife nicht, daß man vor achtzig Jahren so unmodern rücksichtsvoll war, eigene Schienenwege für Locomotiven zu bauen. Wäre der Eisenbahnbetrieb erst heute erfunden worden, dann ließe man die D-Züge gleichfalls auf offener Chaussee dahinrasen. Was dem Benzin recht ist, ist dem Dampf billig.

III. In einem Taunusdorf.

Der Gemeindevorstand: Die Schweine und Hühner sind sämmtlich auf die Straße getrieben worden, die Kinder in die Ställe gesperrt?

Der Herr Gendarm: Zu Befehl. Möcht' nur noch gehorsamst anfragen, ob wir nicht auch alle perlsüchtigen Rinder überfahren lassen sollen? Der gesamte Viehstand bedarf einer Auffrischung. Auch die Rösser, mein' ich —

Der Gemeindevorstand: Trottel! Die Rösser nicht. Womit sollen wir denn nachher die Automobile an die Eisenbahn bringen? Was ich sagen wollte — schau' zu, daß die Brücke beim Rennen nicht zu fest ist. Wir können eine neue auf Regierungskosten gut gebrauchen; die alte hält so nimmer lang.

Der Herr Gendarm: Melde gehorsamst, daß im automobilsichern Kirchthurm alle Stehplätze verkauft sind.

Der Gemeindevorstand: Schön. Wer sich jetzt noch meldet, der kann für drei Mark einen Platz auf der Aussichtswarte bekommen, gegenüber der Schleife am Abgrund, wo sich die letzten Fahrer das Genick abstoßen werden.

Der Herr Gendarm: Ew. Gnaden haben gut reden vom Genickabstoßen — aber die Schweinerei muß nachher unsereiner fortbringen! Es schüttelt mich!

Der Gemeindevorstand: Ja, das ist ja g'rad' der Sport, daß er die Menschen abhärtet!

IV. Im Pariser Club.

Der Präsident: Sie kommen, um Abschied zu nehmen, Baron? Nun, uns, die wir an ein Jenseits glauben —

Der Baron: Es geht nicht. Madame will sich wieder mit mir vertragen, mein Appetit hat sich gehoben, und eben habe ich ein Türkenloos gekauft. Vielleicht mach' ich den Treffer, 400000 Franken. Da werd' ich's mir noch ein Jahr lang mit ansehen.

Der Präsident: Aber die Ehre unseres Sportes —

Der Baron: Ich habe mit Loubet gesprochen. Sie wissen, er ist gegen die Todesstrafe. Da sind aber zwei Verbrecher — ich sage Ihnen, die verdienen die Guillotine dreifach. Man wird ihnen die Begnadigung zusichern, falls sie am Gordon-Bennett von 1904 theilnehmen.

Der Präsident (erschüttert): Wie grausam! Gott sei den armen Sündern gnädig!

Der Baron: Nun — es ist wenigstens kein langsamer Tod, bei hundertundzwanzig Kilometern stündlich! Timon d. J.

René Lalique.

II.

Bewunderung muß man der Kunst Lalique's zollen für die Art, wie er die einfachsten Materiale behandelt und vermöge der Behandlung veredelt. Gerade hierin zeigt sich der echte, geborene Künstler. Das Material selbst, das Wesen, das Ding an sich des Materiales ergründet er intuitiv und instinctiv und läßt es triumphiren. Alle die, deren Gewissen mit Materialsünden belastet ist, mögen hier bei Lalique in die Schule gehen. Ein Beispiel bildet das Horn. Da ist ein Diadem, ein Wunderwerk der Kunst, das ich ohne Weiteres einer Büste Donatellos oder einem Gemälde Franz Hals' gleichstelle: geschnitten aus Horn, silbergrau getönt — einen Kranz von Alpenveilchen darstellend, auf deren Blüthen allerlei Insecten sitzen, die in Gold gefaßt in Brillanten dargestellt sind. Die Farbenwirkung, der Glanz der Edelsteine, die Composition, die technische Arbeit, der phantasievolle Entwurf des Ganzen — Alles ist hier so vollendet, als es nur auf Erden sein kann. Der Preis des Stückes ist 3500 Mark — es giebt wohl Leute, die reich genug sind, sie zu zahlen, aber kaum welche, die den künstlerischen Werth so hoch einschätzen: „Horn ist ja so billig, und die kleinen Brillanten sind auch nicht so sehr theuer." ....

Oder eine Halskette aus überschmolzenem Gold mit Brillanten besetzt. Die matte silbergraue Tönung des Goldes giebt hier just den rechten Untergrund für den blendenden, gleichsam schrillen, zuckenden Glanz der Brillanten. Auch bei diesem Stück können wir mancherlei lernen. Man kann die Wirkung eines Edelsteines vollkommen vernichten, indem man ihn mit einem anderen gruppirt, dessen Eigenschaft in Farbe und Glanz so wenig mit ihm harmonirt, daß sich ihre Wirkung gewissermaßen subtrahiren läßt. In dieser Hinsicht sündigen heute viele Juweliere, ohne daß sie es wissen. Sie schaden sich dabei um so mehr, als das Publicum Recht hat, wenn es dann immer noch lieber Similibrillanten, Taits Diamanten, oder böhmisches Glas kauft. Es handelt sich hier heute wirklich um eine Frage der Selbsterhaltung für die Juweliere. Die Technik schreitet heute Dank der glänzenden Entwicklung der chemischen Wissenschaft so gewaltig vorwärts, daß die Juweliere in Allem, was das Nichtkünstlerische angeht, in Kurzem von den Falsifikatoren aus dem Felde geschlagen sein werden. Zu gleicher Zeit steigt aber der Geschmack und das Verständniß des Publicums unzweifelhaft. Nur diejenigen Goldschmiede werden also in Zukunft gut abschneiden, welche auf künstlerischen Entwurf und künstlerische Arbeit den Nachdruck legen. An keinen kunstgewerblichen Handwerker werden so hohe Anforderungen in Bezug auf Geschmack, vornehmes Empfinden, Farbensinn, Materialdurchdringung gestellt, wie an den Goldschmied. Der Edelstein an und für sich thut es heute in der Goldschmiedekunst am Allerwenigsten. Auch in dieser Beziehung kann Lalique ein Führer sein.

Bekannt ist der Haarschmuck Lalique's: ein Eukalyptuszweig aus grünlich getöntem Horn, die Blüthen aus Email mit eingesetzten Brillanten. Doch gehört diese Arbeit nicht gerade zu den subtilsten der Hand Meister René's.

Schopenhauer hat die Architektur „gefrorene Musik" genannt. Ich möchte die Art, wie Lalique die Edelsteine behandelt, gefrorene Leidenschaft nennen. Man spricht ja von dem „Feuer" des Brillanten. Aber es ist nicht glühendes oder flammendes Feuer, sondern gleichsam gefrorenes Feuer (man denke zugleich hierbei an die Art, wie die Edelsteine vor 20000 Jahren im Erdfeuer geschmiedet worden sind). In diesem Sinne spreche ich von der gefrorenen Leidenschaft eines Lalique'schen Schmuckes. Und bezeichnend hierfür war mir die Persönlichkeit Lalique's. Keine tobende Leidenschaft, keine Nervosität, keine schwankende Genialität, sondern die gefrorene Leidenschaft des Künstlers, der jede aufbrechende Flamme seiner glühenden Phantasie zügelt und in Fesseln schmiedet und in Reifen bindet — nämlich künstlerisch bindet.

Man glaube nur nicht, daß es so leicht sei, mit Edelsteinen umzugehen. Mancher denkt heute, daß ein Schmuck, der einen echten Diamanten enthält, selbstverständlich schön und kostbar sein müsse. Weit gefehlt! Den Diamanten zu fassen, dazu ist höchste Kunst nöthig. Je edler das Material ist, desto mehr Kunst, desto feineres Empfinden ist nöthig, es zu behandeln. Und deshalb ist die Kunst, Edelsteine zu fassen und zu gruppiren, die allerschwierigste. Nur Meister sollten sich daran wagen. Aber geradezu freche Brutalität muß man heute die Art nennen, wie sich Mancher die Aufgabe, Edelsteine zu fassen, leicht macht. Er setzt beispielsweise den Smaragd neben dem Diamant und tödtet sie dadurch beide. Er faßt den Saphir in glänzendes Gold statt in Mattgold. Und so fort. Die Schwierigkeiten in der Behandlung der Edelmetalle werden eben heute stark unterschätzt. Und leider ist auch im Publicum das Verständniß für Edelmetalle gesunken. Um es kurz zu sagen, Edelsteine wollen nicht nur geschätzt, gemessen und berechnet, sondern empfunden sein. Alle Kunst ist Empfindung. Die Goldschmiedekunst steht innerhalb des Kunstgewerbes vielleicht am höchsten. Daß aber gerade für diese die subtilste Empfindung und der geläutertste Geschmack nothwendig ist, scheint man ganz vergessen zu haben. Oder wie Viele giebt es, die behaupten können, daß sie einen Türkis oder einen Aquamarin empfinden können? Daß jeder bestimmte Edelstein einen bestimmten Reiz auf ihr Gefühl ausübt? Für die Geschmacks- und Bewußtseinsreize, die der Anblick der Edelsteine in uns auslöst, müssen wir erst wieder empfänglich werden, und die Aesthetik der Edelsteine auf physiologisch-psychologischer Grundlage ist noch nicht geschrieben — sicherlich eine der interessantesten Aufgaben, die einen modernen, d. h. psychologisch gebildeten Kunstschriftsteller beschieden ist.

Wovon wir hier gesprochen haben, betrifft im Grunde auch nur die allwichtige Materialfrage. Edelmetall und Edelsteine als Material in ihrer Eigenart empfinden und mit japanischer naiver Innigkeit in sich aufnehmen und mit seinem Blut und seinen Nerven durchdringen und durchwachsen zu lassen, darauf kommt es an, und dies bildet die Grundlage der Edelsteinkunst. Selbst ein Lalique begeht nach dieser Richtung hin und wieder Fehlgriffe. Aber doch war er der Erste und Mächtigste, der hier mit Erfolg gewirkt hat. Mit Recht sagt Léonce Bénédicté in seiner Abhandlung über Lalique in der Revue des Arts Décoratifs „La grande révolution, qu'aura accomplie Lalique aura été de créer le bijou pour l'art et non pour la richesse de la matière."

Es ist kein Zweifel, daß dem gekennzeichneten Unverständniß der eigenthümlichen Schönheitsreize der Edelsteine, im Besonderen des Diamanten, der Umstand, daß der Diamant billiger wurde, zu Hülfe kam. Im Jahre 1867 wurden die Diamantenfelder der Capcolonie entdeckt. Und bei der Pariser Weltausstellung des Jahres 1889 konnte man schon constatiren, daß der Diamant aufhörte, ausschließlich dem Schmuck der oberen Zehntausend zu dienen, als vielmehr den Mittelstand für sich eroberte. Aber bis dahin war es immer der rein materielle, nach Pfundnoten abschätzbare Werth des Diamanten, nicht seine Rassenschönheit, wenn ich mir hier diesen Ausdruck erlauben darf, welcher ihn begehrenswerth machte, und man hatte kein Gefühl dafür, daß die höchste Kunst aufgewendet werden muß, um diesem Stein eine seiner würdige Fassung zu geben und ihn passend zu kleiden. Man war nicht wählerisch genug in der Auswahl der Gesellschaft, in die man ihn brachte, und doch kommt gerade hier so viel darauf an, in welches Milieu man ihn bringt, wie man ihn servirt, wie man ihn putzt, welchen Hintergrund und welchen Umhang man ihm giebt. Die Sonne und die Sterne am Firmamente, die uns unwürdigen Menschenkindern zu Häupten strahlen und leuchten, bilden deßhalb ein erhabenes Schauspiel, weil der unendliche Himmelsraum ihnen als Folie dient. So muß jede Blüthe ihr passendes Blatt

Digitized by Google

und so muß jeder Edelstein seine passende Umrahmung haben, innerhalb deren er zur größtmöglichen Wirkung kommt, und es braucht Hirnmartern und Phantasie-Ausschweifungen, um für den köstlichsten, wunderbarsten kostbarsten, festen Stoff unseres Planeten, für den Diamanten, das Bett zu finden, das seiner werth ist. Einen orientalischen Künstler vergangener Zeit hatte unbezwingbare Sehnsucht nach einem Krondiamanten ergriffen, er brach ihn aus, entwendete ihn und arbeitete dann zwanzig Jahre lang an einem Monument aus Gold und Bronze und Edelsteinen, bei dem jedes kleinste Stück und jeder Gedanke von der Sehnsucht durchzuckt war, der Schönheit dieses Diamanten einen Altar zu bauen. Diese Geschichte ist geeignet, Goldschmiede zu bilden. Die Kunst nährt sich von der Begeisterung der Künstler. Auch der Goldschmied kann kaum zuviel davon haben. Er soll nicht nur Kaufmann und Handwerker sein. Er soll auch Künstler sein. Er soll sein Gold und seine Edelsteine lieben und fähig sein, für sie zu erglühen. Lalique hat diese Begeisterung. Bei den meisten seiner Arbeiten wirkt das ganze Stück wie ein Gedicht auf die Schönheit des betreffenden Steines. Es war also nicht nur eine Phrase, sondern es steckte recht viel beherzigenswerther Sinn dahinter, wenn wir oben sagten: Lalique dichtet in Edelsteinen. Und der deutschen Goldschmiedekunst sei es zugerufen: sie braucht Künstler, die in Gold und Edelsteinen dichten können.

Heinrich Pudor.

Offene Briefe und Antworten.

Die Grenzgarnisonen.

Im „Tag" erschien kürzlich ein Artikel vom Generalmajor z. D. Bigge über die Grenzgarnisonen im Westen, welcher die Gefahren schildert, denen der Officier, namentlich der junge, dort ausgesetzt sei.

In Nr. 517 befindet sich ein zweiter Artikel über dasselbe Thema vom Generalleutnant z. D. W. v. Holleben, welcher sich mit den Ausführungen des ersten vollkommen einverstanden erklärt und nur noch hinzufügt, daß die Verhältnisse im Osten, wenn auch nicht ganz so schlimm, doch ähnlich seien.

Die Ausführungen beider Artikel gipfelten darin, daß die kleinen Grenzgarnisonen jedweder geistigen Anregung entbehren, und es werden dann die Gefahren geschildert, die hieraus nicht nur für den Einzelnen, sondern auch für das Officiercorps ganzer Regimenter entstehen. Diese bestehen darin, daß die Dienstfreudigkeit darunter leiden müsse; daß in „trostloser geistiger Verödung" die Spannkraft und geistige Frische für höhere Stellen gebrochen und untergraben werde; daß der Ersatz des Officiercorps entweder unzureichend sei, oder daß bei der Annahme die Ansprüche an „Herkunft, Bildung und Erziehung" herunter gesetzt werden müßten, so daß das „geistige und gesellschaftliche Niveau" des Officiercorps sinke.

Liest man beide Artikel, so bekommt man nicht den Eindruck, als ob — wie dies ja allerdings nicht zu den Unmöglichkeiten gehören würde — der Eine oder der Andere unter den geschilderten Verhältnissen entgleist, sondern die Gefahren werden ausgesprochenermaßen für die Allgemeinheit, für ganze Regimenter, in weiterer Folge sogar für die ganze Armee, als bestehend hingestellt.

Beide Generale machen dann Vorschläge zur Abhülfe dieser Uebelstände und Gefahren.

Generalmajor Bigge schlägt zwei Mittel vor: 1. Häufige Versetzung aus einer schlechten Garnison in eine gute und umgekehrt. 2. Zahlreiche Zutheilung von Cadetten an die Regimenter in den Grenzgarnisonen, da der Cadett kein Anrecht auf die Wahl des Truppentheiles habe. Er giebt aber selbst zu, daß das erstere Mittel für den inneren Zusammenhalt des Officiercorps sehr schädlich sei, und daß das zweite aus personellen Rücksichten sich nicht in dem gewünschten Umfang durchführen lasse. Mit anderen Worten, er giebt überhaupt kein Heilmittel an.

Generalleutnant v. Holleben bezeichnet als einziges Mittel zur Beseitigung dieser Gefahren, als ausgleichenden Act der Gerechtigkeit, etwa alle 6—8 Jahre die Versetzung ganzer Regimenter aus schlechten in gute Garnisonen, z. B. von Mörchingen nach — Berlin? nein, so weit kann die ausgleichende Gerechtigkeit nicht gehen, denn es besteht ja die Ungerechtigkeit, daß Berlin der Garde vorbehalten ist — aber etwa nach Garnisonen wie Düsseldorf oder Magdeburg. Die Schäden, die an der Grenze entstanden sind, würden dann hier wieder ausheilen. Er giebt zwar selbst zu, daß dieses Mittel nicht unbedeutende, sagen wir lieber die ungeheuerlichsten Kosten verursachen würde, aber sie müßten gebracht werden, denn es handle sich um das „Wohl der Armee" und um einen „Act der Gerechtigkeit". Da General v. Holleben nicht angiebt, woher das Geld nehmen, so giebt also auch er kein Heilmittel an.

Da ich die bei Weitem längste Zeit meines Lebens in der denkbar trostlosesten geistigen Oede, unter den denkbar widerlichsten Verhältnissen in jeder Beziehung, in einem kleinen Ackerbürgerstädtchen zugebracht habe, das sich von einem Dorfe nur durch den Namen unterschied, so könnte ich die Gefahren, denen die Armee im Osten und Westen ausgesetzt ist, eigentlich noch um diejenigen vermehren, die sie in der Mitte bedrohen, denn diese Garnison lag weder an der Grenze im Osten oder Westen, sondern inmitten der Monarchie. Die Verhältnisse waren hier sogar jedenfalls noch jammervoller als in einer Grenzgarnison, denn in einer solchen steht jedesmal eine starke Garnison, so daß der Einzelne in der Menge wohl stets den ihm zusagenden Umgang findet. Paßt doch nicht Jeder zu Jedem — außerdem aber ist es eine allbekannte Wahrheit, daß nur das gleiche Lebensalter sich aneinander anschließt. In jeder Grenzgarnison stehen verschiedene Waffen, was das dienstliche Leben unter allen Umständen anregender gestaltet, als es ohnedem der Fall ist. In jeder Grenzgarnison befindet sich zweifellos ein für den täglichen Verkehr behaglich eingerichtetes Casino. Hier stand nur ein Infanterie-Bataillon. Hier gab es nur eine enge, räucherige, dumpfe Bierkneipe.

Trotz alledem und alledem bilde ich mir aber doch ein, nicht geistig verödet zu sein, und da die Frage der kleinen Grenzgarnisonen und ihrer Gefahren öffentlich zur Erörterung gestellt ist, so möge es auch mir gestattet sein, dieser Frage ein Wort zu widmen, und ein Mittel zur Bekämpfung dieser Gefahren anzugeben, noch dazu da ich, wie gesagt, aus langjähriger Erfahrung rede. Mein Mittel hat noch dazu den Vorzug, daß es nicht des Militär-Cabinets zu unzähligen Versetzungen bedarf, daß der Reichstag überflüssig ist, um ungezählte Summen für Umzugskosten der Regimenter zu bewilligen, daß es augenblicklich, sei es wo es sei, angewendet werden kann.

Unzähligemale ist die Vorzüglichkeit, sind die Tugenden des preußischen Officiercorps in allen möglichen Tonarten gepriesen worden. In aufreibender Arbeit, einem Leben voller Entsagung sucht und findet der Officier seine Befriedigung in dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, und wie die Lobeserhebungen alle heißen mögen, die hier nur angedeutet werden können, die aber Jedem, der sich mit derartigen Fragen befaßt, bekannt sein müssen.

Angesichts dieser landesüblichen Schilderungen macht es einen höchst sonderbaren Eindruck, wenn man plötzlich die Stimmen zweier Generale vernimmt, welche alle diese herrlichen Tugenden nur dann gelten lassen, wenn der Officier in Magdeburg oder Düsseldorf in Garnison steht, daß sie aber wie Nebel vor der Sonne verschwinden, wenn Mörchingen oder Dieuze in Frage kommen. Es macht einen geradezu beschämenden Eindruck, von so hoher Stelle dem Officiercorps ein derartig bodenloses Armuthszeugniß ausgestellt zu sehen, wie es in der Behauptung liegt: kommt ein junger Officier nach Mörchingen in Garnison, dann liegt die Gefahr vor, daß er geistig zu Grunde geht.

Daß es angenehmer ist, in einer guten als in einer schlechten Garnison zu stehen, wer wollte das leugnen? Es ist auch angenehmer, monatlich 2000 Mark ausgeben zu können, als auf 200 angewiesen zu sein. Der Wunsch nach einer guten Garnison ist also sehr begreiflich, der Mißmuth über eine schlechte darf aber nicht in einem ganzen Officiercorps an äußerlich erkennbaren Schäden zu Tage treten. Wenn dies der Fall ist, dann muß wohl etwas faul sein, nicht nur im Staate Dänemark, sondern auch in einem anderen Staate; dann spricht sich darin aus, daß eine sehr häßliche Gesinnung Wurzel gefaßt und aufgegangen ist, nämlich der Neid, und wenn man derartige Gesinnungen nicht verurtheilt, wenn man sie als etwas ganz Natürliches ansieht, dann darf man auch keinen Stein auf den armen Fabrikarbeiter werfen, wenn er den Millionär in seiner Villa beneidet.

Wo bleiben alle die viel gerühmten Tugenden, von Pflichttreue, Entsagung, und wie sie alle heißen mögen, wenn ein Officier verkommt, sobald es in der eigenen Garnison keine Theater, Concerte, Diners, Bälle u. s. w. u. s. w. giebt? Wenn das Gefühl der Mißstimmung über die eigene schlechte, das Gefühl des Neides über die fremde gute Garnison eine derartige Ausdehnung annimmt, daß als einziges Heilmittel hiergegen von hoher Stelle aus nur ein Garnisonwechsel erachtet wird? Was soll man dazu sagen, wenn auf der einen Seite fortgesetzt die Bildung, das hohe geistige Niveau des Officierstandes hervorgehoben, und dann wieder auf der anderen Seite behauptet wird, daß nicht nur der Einzelne, sondern daß ganze Regimenter an ihrem inneren Gehalte beim Fehlen von Vergnügungen und Festlichkeiten Schaden erleiden müssen? Vom gebildeten Menschen muß man verlangen, daß er seine Erholung von den Mühen und Lasten des tagtäglichen Lebens in anderen Dingen sucht und auch findet, als in äußeren, rauschenden Festlichkeiten, noch dazu, da man sich einen Officier in einer kleinen Grenzgarnison doch auch nicht 25 Jahre lang — es ist dies die Zeit, die ihn General v. Holleben daselbst zubringen läßt — wie in einem Gefängniß eingeschlossen vorzustellen braucht. Es wird sich auch wohl für ihn in dieser langen Zeit Gelegenheit finden, Zerstreuungen wie sie nur eine große Stadt bietet, kennen zu lernen. Je gebildeter der Mensch ist, desto unabhängiger ist er von derartigen äußeren Vergnügungen, je ungebildeter und roher, desto abhängiger. Und hiermit komme ich auf das Heilmittel.

Dem Eintritt in das Leben, in diesem speciellen Falle in die Armee, geht die Schule vorher, die auf das spätere Leben vorbereiten soll. Auf das Mehr oder Weniger an positivem Wissen, welches der junge Mann beim Verlassen der Schule mit in das Leben hinüber nimmt, kommt es nun gar nicht an. Denn die Schule kann nichts weiter thun, als dem jungen Menschen das Handwerkszeug mitgeben, mit welchem er auf seinem späteren Lebenswege dann weiter arbeitet, vorausgesetzt daß er es will. Die Hauptsache ist, in welche Richtung sein ganzes Denken und Fühlen gelenkt worden ist, mit welchen Gesinnungen er geistigen, sich

Digitized by Google

über Pferderennen und Lawn-Tennis-Spiel erhebenden Dingen gegenüber steht, welches Interesse er an derartigen Dingen nimmt, mit einem Worte welche Grundlage auf der Schule gelegt worden ist. Nimmt er eine gute Grundlage mit in das Leben hinüber, dann wird es ihm keine Last, sondern dann wird es ihm ein Vergnügen und eine Erholung sein, sich mit irgend einem ernsteren wissenschaftlichen Gegenstande, sei er welcher Art er wolle, zu beschäftigen und durch diese Beschäftigung den Gefahren und den Schäden der kleinen Garnison zu begegnen und sie unschädlich zu machen oder zu heilen. Es ist mir noch in weit vorgerücktem Alter eine Freude gewesen, wieder Griechisch anzufangen und griechische Schriftsteller zu lesen, eine Beschäftigung, die eine ähnliche beruhigende Wirkung gehabt hat, wie es diejenige sein soll, welche Oel auf hochgehende Wellen ausübt. Diese Behauptung mag Manchem lächerlich vorkommen, und wer sie nicht glauben will, dem ist der mathematische Beweis allerdings nicht zu erbringen. Man muß es an sich selbst erleben. Fehlt diese Grundlage, dann fehlt aber auch selbstverständlich die Lust an jeder späteren, ernsteren geistigen Beschäftigung, was sich dann sehr häufig in einer zur Schau getragenen Verachtung aller Büchergelehrsamkeit, Stubenheckereien und wie diese Bezeichnungen sonst noch lauten mögen, äußert, eine Verachtung, die sich selbst für Schneidigkeit hält und leider auch sehr häufig dafür gehalten wird. Kommt dann noch eine, keine anderweitige Ablenkung für derartige Gesinnungen bietende kleine Garnison hinzu, dann ist es allerdings sehr leicht möglich, daß Dieser oder Jener seine einzige außerdienstliche Beschäftigung in der Flasche sucht.

Auf der anderen Seite würde es aber auch nicht überflüssig sein die Frage aufzuwerfen, wie sich die maßgebenden Vorgesetzten, in erster Linie also der Regiments-Commandeur, dem Bestreben, sich auch noch mit anderen Dingen zu beschäftigen als mit dem Kommiß, gegenüber verhalten, ob sie es fördern, ob sie sich gleichgiltig verhalten, oder ob sie es sogar unterdrücken. Diese Frage soll hier nicht weiter erörtert werden. General Bigge behauptet zwar daß man sich an entscheidender Stelle der Pflicht sehr wohl bewußt sei, die höheren Dienststellungen in den Grenzregimentern nur mit Persönlichkeiten zu besetzen, die in geistiger und gesellschaftlicher Beziehung anregend zu wirken wissen, und daß demgemäß auch verfahren werde. Ob er Recht hat, vermag ich natürlich nicht zu beurtheilen. In der Mitte der Monarchie muß die Auswahl aber wohl etwas weniger sorgsam sein.

Davon abgesehen, wie steht es denn nun aber in sehr vielen Fällen mit dieser Grundlage? Es ist hier selbstverständlich nicht der Ort, die Schulfrage zu erörtern, daß aber schon hier, und nicht erst in den kleinen Grenzgarnisonen Schäden liegen, das möge nur angedeutet werden durch das eine Wort: Ueberbürdung. Man möchte beinahe sagen, vom ersten Denken an wird dem Schuljungen heut' zu Tage vorgepredigt, daß er sich nur ja nicht allzusehr anstrengen möge, er könnte sonst nervös werden; Alles soll ihm so leicht gemacht werden wie nur möglich, nur ja keine Mühe, nur ja keine Anstrengung. Wenn die Sonne einmal im Jahre etwas heißer scheint als gewöhnlich, dann muß die Schule ausfallen, der arme Junge könnte sonst ohnmächtig werden. Vernunftgemäß sollte man meinen, müßte die Schule danach trachten, Charaktere zu erziehen, den Charakter zu stählen und zu stärken, und das wird nur dadurch erreicht, daß man bereits in jungen Jahren lernt auch Unangenehmes zu ertragen und zu überwinden. Jetzt hat man den Eindruck, als ob das Gegentheil beabsichtigt würde. In der Fachpresse tobt der Kampf zwischen humanistischem und realistischem Gymnasium. In der Schweiz und an den italienischen Seen wird kein Griechisch gesprochen, Homer und Sophokles sind beim Rekruten-Exerciren gänzlich überflüssig, also fort mit der Sprache der ersten und ewigen Lehrer der Menschheit. Wie eine derartige Zeitströmung auf dumme Schuljungen wirken muß, das braucht man nicht weiter auszumalen.

Anstatt also die Armee im Einzelnen oder im Ganzen ein Nomadenleben führen zu lassen, scheint es mir viel einfacher zu sein, um den Gefahren der kleinen Garnison vorzubeugen, daß alle diejenigen Stellen, die dazu berufen sind, sei es vor dem Eintritt in das Leben, sei es nach demselben, für die Erziehung eines jungen Menschen zu sorgen, dahin zu wirken, daß er durch die Grundlage, die in ihm gelegt ist, in sich selbst das Mittel findet, den Gefahren der kleinen Garnison zu begegnen. In erster Linie besteht dieses Mittel darin, daß der junge Mann im Stande ist, sich geistig zu beschäftigen, daß er eine derartige Beschäftigung nicht als einen unnützen Ballast empfindet, der möglichst bald über Bord geworfen werden muß, daß sie keine Last für ihn bedeutet, die ihn zu Boden drückt, sondern daß sie ihm eine Stütze ist, an der er sich hält und aufrichtet. Tritt ein junger Mensch mit derartigen Gesinnungen, wie sie hier nur kurz haben angedeutet werden können, derartig „überbürdet" in das Leben, dann mag er trotz Forbach hingeschickt werden wohin er will, er wird nicht verkommen oder untergehen.

Wenn ein Leutnant geistig verödet oder mit schlichtem Abschied entlassen werden muß, dann ist nicht Mörchingen daran Schuld, sondern er selbst.

Naumburg a. S. Major a. D. Bruno v. Treuenfeld.

Notizen.

Die letzten vier Bände der neuen revidirten **Jubiläumsausgabe von Brockhaus Conversations-Lexikon** sind im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien erschienen, und das ganze große Werk ist damit in seiner neuesten Gestalt, bis auf die jüngste Vergangenheit ergänzt, zum Abschluß gebracht worden. In Anbetracht der vielen neuen Gegenstände, deren Wichtigkeit ihre Besprechung für die Redaction des „Brockhaus" zur gebieterischen Nothwendigkeit machte, mußte so Manches, was im Laufe der Zeit in den Hintergrund des öffentlichen Interesses getreten, von neuen Erscheinungen zurückgedrängt oder überflügelt worden war, in kürzerer Fassung behandelt werden, um Raum für die Erörterung des Actuellen und Neuen zu schaffen. Bei der überwältigenden Masse des Stoffes, der in ein Conversations-Lexikon hineingedrängt werden muß, heißt es eben haushalten mit dem verfügbaren Raum, wenn der Umfang des Werkes nicht in das Unberechenbare anschwellen und das Ganze dadurch an Werth für seine Bestimmung einbüßen soll. Die schwierige Aufgabe, Oekonomie zu üben, aber dabei doch für Alles, was der Erwähnung und der Besprechung werth ist, den erforderlichen Platz zu finden, trotz des Raumes, den die Illustrationen und sonstigen Beilagen für sich in Anspruch nehmen, hat die Redaction des „Brockhaus" in meisterhafter Weise zu lösen verstanden. Trotz eines universellen Charakters ist der „Brockhaus", wie er es auf Grund seiner ganzen Geschichte nicht anders sein kann, ein deutsches Werk und für das deutsche Volk berechnet. Daher ist auch Alles, was für das deutsche Volk von besonderem Interesse ist, seine Geschichte in ihren verschiedenen Phasen, sind seine großen Männer, seine Dichter und Denker, seine Heerführer und Erfinder, alle die befruchtend auf die politische und geistige Entwickelung des deutschen Volkes eingewirkt haben und ihre Lebensarbeit zum Gegenstande eingehender Darlegungen gemacht worden.

Erich Marcks' Festrede: **Die Universität Heidelberg im 19. Jahrhundert** (Karl Winter's Verlag, Heidelberg) ist ein herrliches Stück echt akademischer Beredsamkeit, deren Schönheit auf jeden Leser einen nachhaltigen Eindruck machen muß, auch wenn ihn keine persönlichen Erinnerungen an die berühmte Stadt knüpfen sollten. Die Rede enthält übrigens unvergleichlich viel mehr, als die Gelegenheit vermuthen läßt, der sie gerecht werden sollte. Marcks entrollt mit kundiger Hand ein Stück deutscher Gelehrtengeschichte und ein bedeutsames Stück aus der inneren Entwickelungsgeschichte von Neu-Deutschland.

Schattenhalb. Drei Erzählungen von **Ernst Zahn** (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). „Schattenhalb" hat der Verfasser nach einem Bezirk seiner schweizerischen Heimath sein neues, drei Erzählungen umfassendes Buch benannt. Die erste, „Der Schatten", behandelt ein wahrhaft tragisches Frauengeschick. Einst in kindlicher Unerfahrenheit die Beute eines Gewissenlosen geworden, wird die Heldin nach Jahren das Weib eines wackeren Mannes, den sie liebt und verehrt. Dadurch, daß sie das Vergangene ihm verschwieg, lud sie eine schwere Schuld auf sich, die sie grausam büßen muß. Denn der Verführer erscheint wieder auf dem Plan, seine alten „Rechte" geltend zu machen, ihr Ehe- und Mutterglück mit Vernichtung bedrohend. Indem sie den Nichtswürdigen aus dem Wege räumt, giebt sie sich selbst den Tod — eine neue, doppelte Schuld und doch eine heroische That, denn durch ihr Opfer bewahrt sie Gatten und Kinder vor unauslöschlichem Schimpf. — Als eine Art Gegenstück zu dieser packenden Erzählung erscheint die zweite: „Lentin". Hier ist der Held ein armer Bub, der sich verpflichtet fühlt, eine schwere Schuld seines Vaters zu sühnen. Diejenigen, in deren Frohndienst er sich nunmehr stellt, machen sein Leben zu einem wahren Martyrium, aber er duldet schweigend und bleibt selbst in äußerster Bedrängniß dem am Sterbebette des Vaters geleisteten Schwur getreu. Aufrecht erhält ihn in allen Qualen die Liebe zu einem Mädchen, das schließlich auch sein eigen wird. — Im Vordergrund der dritten Erzählung, „Das Muttergötteli", steht wieder eine edle Frauengestalt. In allen drei Erzählungen bekundet Ernst Zahn seine große Meisterschaft, mit der plastischen Naturschilderung eine sichere Charakteristik zu verbinden.

Von den Königen und der Krone, Roman von Ricarda Huch (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Ricarda Huch liebt es, in die Erzählung symbolische Momente einzuführen. Diesmal beginn sie mit einem halb sagenhaften Geschlecht uralter Herrscher, um uns die Schicksale der letzten Abkömmlinge dieser von ihrer Höhe gestürzten Könige vorzuführen. Der Roman offenbart von neuem die Eigenart der Dichterin und ihre wunderbare Gestaltungskraft; er ist ganz und gar persönliche Kunst.

Camille Bellaigue, **„Musikalische Silhouetten"**, in deutscher Uebersetzung von Margarethe Toussaint (Carl Siwinna, Kattowitz und Leipzig). Adam Röder, der das Vorwort geschrieben hat, sagt zutreffend: „Es ist eine stattliche und Achtung gebietende Gallerie bedeutender Männer aller Nationen, die Bellaigue uns vorführt. Wenn er sie Silhouetten nennt, so ist das nur der Ausfluß persönlicher Bescheidenheit des Schriftstellers dem eigenen Werke gegenüber. Denn was Bellaigue uns bietet, ist kein Schattenriß, sondern ein volltöniges Lichtbild, das mit den Silhouetten nur die Schärfe der Contouren gemein hat." Minder zufrieden als mit dem Texte sind wir mit drei Zeichnungen Lewin's, die allzu oft und allzu sehr an die Caricatur streifen und als Buchschmuck eigentlich nicht angesprochen werden können.

Digitized by Google

J. Hertel, Bunte Geschichten vom Himalaja (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., 1903). Hertel will uns durchaus keine vollständige, auch keine wörtliche, sondern vor Allem eine lesbare und sinngetreue Uebersetzung einer Anzahl von Erzählungen aus der Kathasaritsagara (dem „Ocean für und durch die Erzählungsströme") liefern. Man darf sagen, daß er sein Ziel glänzend erreicht hat. Er hat zwar in seiner Uebersetzung Weitschweifigkeiten des Sanskritoriginals beseitigt, des Metrums wegen dort eingefügte Flickwörter sowie manche Eigennamen gestrichen, ja auch einzelne Züge ausgeschieden und sich somit die Sache etwas erleichtert. Aber dem Geiste des Originals ist hierdurch doch nirgends Gewalt angethan worden. Und so bezeichnet diese neueste Arbeit Hertel's, gemessen an seiner vor drei Jahren erschienenen Uebersetzung indischer Gedichte, einen ganz bedeutenden Fortschritt, den wir freudig begrüßen. Da obendrein auch die Ausstattung des Buches geradezu glänzend ist, sind somit alle Voraussetzungen erfüllt, um diese bunten Geschichten allen Lesern empfehlen zu können.

Lexikon der Erfindungen und Entdeckungen auf den Gebieten der Naturwissenschaften und Technik in chronologischer Uebersicht mit Personen- und Sachregister von Franz M. Feldhaus (Verlag von Karl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg). Das Buch ist eine nöthige Ergänzung zu jedem Conversationslexikon. Ein Blick in das Personen- oder Sachregister zeigt seine erstaunliche Reichhaltigkeit. Sämmtliche Angaben wurden mit wissenschaftlicher Genauigkeit festgestellt. In unserer Literatur fehlte ein auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebautes, von den ältesten Zeiten bis heute reichendes Verzeichniß der Erfindungen und Entdeckungen. Das Feldhaus'sche Lexikon giebt in übersichtlicher Weise reichhaltige Auskunft über nahezu 1600 Stichwörter, Physik, Chemie, Astronomie, Ingenieurkunst, Verkehrswesen, wie auch die Dinge des täglichen Lebens, alle sind sie in über 3200 Daten in ihrem Ursprunge und ihrer Entwickelung dargestellt. Die Anordnung des Stoffes ermöglicht es, sich sogleich über die Leistungen einer gewissen Zeit, den Fortschritt einer gesuchten Sache und Bedeutung einzelner Personen zu unterrichten.

Im Wechsel der Tage. Unsere Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Dichtung. Begründet von A. Brennecke, in vollständiger Neubearbeitung herausgeg. von Paul Heinze. 11. Aufl. (F. Hirt u. Sohn, Leipzig). Ill. Preis gbd. 10 Mk. Schon lange gehört auf dem von berufenen wie unberufenen Händen eifrig angebauten Gebiete der deutschen Gedichtanthologien neben Scherer's „Deutschem Dichterwald" und E. Polko's „Deutschen Dichtergrüßen" die jetzt bereits in 11. Auflage vorliegende, von dem bekannten Literarhistoriker und Lyriker Paul Heinze völlig neu bearbeitete Sammlung „Im Wechsel der Tage" zu den „standard works" der deutschen Geschenkliteratur, die eigentlich kaum einer Empfehlung mehr bedürfen. Das von der Verlagshandlung prächtig ausgestattete Buch unterscheidet sich von anderen ähnlichen zunächst äußerlich durch sein größeres Format, das die zahlreichen, den Text begleitenden Bilder zur besten Wirkung gelangen läßt, sowie innerlich durch das sehr glücklich gewählte Prinzip der Anordnung des Textes. Es ist geradezu erstaunlich, welche Fülle deutschen Gemüthsreichthums und edelster Stimmungspoesie sich hier im Rahmen des ewigen Wechsels der Jahreszeiten vor unseren Augen enthüllt. Besonders erfreulich ist es zu nennen, daß in der Neubearbeitung des Werkes neben den älteren Meistern auch die neuen und neuesten Talente zu ihrem Rechte gelangt sind. So begegnen wir neben Geibel, Lenau, Storm, Heyse, Keller, Mörike, Hamerling und anderen allgemein anerkannten jüngeren Dichtern und Dichterinnen, wie Detlev v. Liliencron, F. Avenarius, A. v. Gaudy, H. Vierordt, Prinz Emil Schönaich-Carolath, R. Dehmel, A. Holz und vielen anderen, deren treffliche Beiträge ein vollwichtiges Zeugniß dafür ablegen, daß die edle Liederkunst in deutschen Landen trotz allen Maschinengedröhns und politischen Haders sich auch heute noch begeisterter Jünger und verständnisvoller Pflege erfreut. Es erscheint uns als ein nicht geringes Verdienst des Herausgebers, dem zeitgenössischen Publicum durch seine verständnißvolle Auswahl diesen erfreulichen Umstand zu klarem Verständniß gebracht zu haben. „Im Wechsel der Tage" ist eine der wenigen Anthologien, die fast nur Vortreffliches und in seiner Art Vollendetes enthalten und dem deutschen Volke ohne jedes Bedenken als ein Familienbuch im besten Sinne des Wortes empfohlen werden können.

Reinhold Fuchs.

Das Deutsche Volksthum. Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Meyer. Zweite neu bearbeitete und vermehrte Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Von dem Versprechen des Bibliographischen Instituts, Prof. Dr. Hans Meyer's „Deutsches Volksthum" solle noch rechtzeitig vor Weihnachten in zweiter Auflage erscheinen, ist ein Theil bereits pünktlich in Erfüllung gegangen: die erste Hälfte des groß angelegten Werkes ist soeben in geschmackvollem Geschenkband erschienen. Gleichzeitig meldet die Verlagsanstalt, daß die zweite Hälfte, sowie die einbändige Ausgabe in allernächster Zeit folgen werden, und so wird die deutsche Familie eines ihrer liebsten Hausbücher in gründlichster Neubearbeitung, dabei nicht unerheblich vermehrt, auf dem Weihnachtstisch finden. Die Aufdeckung deutscher Eigenart, die Erschließung aller Wechselwirkungen zwischen dem Volkscharakter und seinen Erzeugnissen, damit zugleich eine Förderung des deutschen Nationalgefühls, danken wir dem wissenschaftlich gediegenen, in der Darstellung geschmackvollen und polemikfreien, in der Ausstattung mustergültigen Werke; das ist von der ersten Auflage her bekannt, und das zeigt auf's neue schon der erste Theil der zweiten Auflage. Nach allen Seiten hin schildert hier der einleitende Abschnitt aus der Feder Prof. Dr. Hans Meyer's den deutschen Menschen als Einzelnen und im Gesellschaftsleben und schafft so mit der sich anschließenden Abhandlung Prof. Dr. Alfred Kirchhoff's, einem Erzeugniß glücklichster Charakterisirungskunst, eine sichere Grundlage für alle folgenden Einzeluntersuchungen. Diese beginnen mit Dr. Hans Helmolt's lebendiger Darstellung der deutschen Geschichte, bieten in Prof. Dr. Oskar Weise's gründlichen Erörterungen über die deutsche Sprache tiefe Einblicke in das geheimste Wesen unserer Muttersprache und verbinden in Prof. Dr. Eugen Mogk's Abschnitt über die deutschen Sitten und Bräuche Volksthumswissenschaft und Volkskunde. Desselben Gelehrten Aufsatz über die altdeutsche heidnische Religion leitet endlich über zu Prof. Dr. Karl Sell's gedankenreicher Analyse des deutschen Christenthums. Bilderschmuck und Ausstattung machen dem berühmten Geschmack des Verlags wieder alle Ehre.

W. Meyer-Förster, „Die Fahrt um die Erde". Roman. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Der kleine, mit liebenswürdigem Humor erzählte Roman darf zwar keinen Anspruch auf künstlerischen Werth erheben, wird aber dem Leser eine müßige Stunde angenehm verkürzen. Zu dem harmlos-biederen, etwas beschränkten Milieu paßt der moralisirende Ton, den der Verfasser dabei anschlägt, ganz gut, und dem Leser bleibt somit ein wohlgefälliger, von Nervosität und tieferen Empfindungen gleich weit entfernter Nachgeschmack übrig. Die kleinen Illustrationen von Adolf Wald ergänzen den Text recht gut.

Ein unpraktischer Mensch. Roman von Rudolf Hirschberg-Jura. Preis 3 Mk. elegant gebunden. (F. A. Lattmann, Berlin — Goslar — Leipzig.) Von den Bänken seiner strengen Klosterschule bis über die Schwelle seines in mancher Noth erkämpften Mannes-Glückes schildert der Verfasser den Werdegang eines führerlos irrenden Menschen. Man möchte immer lachen über diesen unpraktischen Jüngling, der stets das Beste will und oft das Thörichteste thut. Man möchte lachen über sein Ungeschick und seine Ehrlichkeit. Aber man kommt vor wehmüthigem Mitgefühl nicht dazu. Denn wie hier eine junge Mannes-Seele so rührend um ein persönliches Leben, um eine eigene Weltauffassung, um ein selbstständiges Glück ringt, das muthet so eigenartig und doch so vertraut an, daß man all' das bange Sehnen nach Erkenntniß, Freiheit und Liebe mitempfindet und sich lächelnd an seine eigenen Träume und Thränen erinnert. Die bunten Schicksale des Helden sind mit ruhevoller Schlichtheit erzählt. Aber die einfache Sprache ist mit so persönlichem Stimmungsgehalt erfüllt, daß man vielfach einen Ich-Roman oder eine auf intime Tagebuchblätter niedergeschriebene Wirklichkeit zu lesen meint, und man scheidet von der kraftvollen Liebenswürdigkeit dieses Buches in demselben Gefühl, in dem man einen Band lieber Gedichte aus der Hand legt: Man greift gern von Neuem danach, um diese und jene Stelle wieder und wieder zu lesen.

Geschichte der Deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Professor Dr. Friedrich Vogt und Professor Dr. Max Koch. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Seit dem Erscheinen dieser nach Inhalt und Ausstattung gleich vorzüglichen „Geschichte der Deutschen Literatur" im Jahre 1897 hat die Literaturwissenschaft eine bedeutende Anzahl neuer und wichtiger Forschungsergebnisse zu Tage gefördert. Diese zu verwerthen, war die Hauptaufgabe der beiden Verfasser bei Bearbeitung der zweiten Auflage. Sie ist in gründlichster Weise gelöst, dabei aber die ganze Anlage, der ursprüngliche Charakter des Werkes sorgfältig gewahrt: auch jetzt bleiben alle nur für Gelehrte anziehenden Streitfragen grundsätzlich unerwähnt, auch jetzt gilt als Ziel, in geschmackvoller Form den wesentlichsten Inhalt der neuesten Forschungen weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Eine Folge der eingehenden Neubearbeitung für die zweite Auflage war eine nicht unbeträchtliche Raumerweiterung des Werkes, die eine Trennung in zwei Theile nöthig machte. Der erste, aus der Feder Professor Vogt's, wird das Mittelalter und die Neuzeit bis zu Opitz' Reform behandeln, der zweite, von Professor Koch verfaßt, die Entwickelung der deutschen Literatur bis zur Gegenwart weiterführen. Jedem von ihnen wird außer einem ausführlichen Register ein Literaturnachweis beigefügt werden, in dem der Leser die literarischen Quellen findet, die über ihn besonders interessirende Fragen speciellere Belehrung geben. Die soeben erschienene erste Lieferung des Werkes behandelt zunächst die Zeit des nationalen Heidenthums, Glauben und Dichten der alten Germanen, die Völkerwanderung und die Entstehung der deutschen Heldensage. Sodann leitet sie hinüber zur christlich-lateinischen Kultur, schildert die Anfänge der römisch-christlichen Bildung in Deutschland und die Anfänge des deutschen Schrifthums unter den Carolingern. Den Text unterbrechen Initialen, Faksimiles und Illustrationen. Eine weitere willkommene Beigabe dieser ersten Lieferung sind vier Volltafeln: „Hund und Wolf" (aus Boner's „Edelstein") in Farbendruck, „Eine Seite aus dem Vaticanischen Bruchstück des Heliand" als Faksimile, „Die Hauptvertreter des jungen Deutschland" in Holzschnitt und „Die wichtigsten Musenalmanache" in Buchdruck. So läßt sich schon nach dieser ersten Lieferung vorhersagen, daß die zweite Auflage dem prächtigen Werke viele neue Freunde zu den alten gewinnen wird.

Das vornehme und gediegene Werk Reinhold Koser's mit dem Titel „König Friedrich der Große" liegt nun vollständig vor, nachdem die abschließende zweite Hälfte des zweiten Bandes erschienen ist. (Stuttgart und Berlin 1903, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.) Sie umfaßt von der Regierungszeit Friedrich's die zwischen dem Hubertus-

Digitized by Google

burger Frieden und seinem Tode liegenden Jahre. Als Probe dafür, wie Koser den König beurtheilt, wie er über dessen Größe doch auch den Tribut nicht übersieht, den selbst dieser Herrscher an seine Zeit zu zahlen hatte, stehe hier die allgemeine Charakteristik der Politik und Diplomatie Friedrich's. Diese Politik erscheint, heißt es da, groß in dem hohen Flug ihrer ersten kühnen Entwürfe; groß in der stolzen Sprache, mit der sie für Preußen den Einlaß in den Kreis der alten Mächte forderte; unvergleichlich groß in der Beherztheit, mit der sie jedes Mal in der Stunde der Entscheidung den Entschluß gefunden hat. Sie erscheint groß in der Selbstbescheidung und Mäßigung, die sie sich trotz der ersten großen Erfolge nach dem Einblick in die Beschränktheit ihrer Mittel aufzuerlegen verstand; groß wieder in der Besonnenheit und Festigkeit, mit der sie nach manchen Bedenklichkeiten und längerem Zaudern verwickelte diplomatische Actionen zum glücklichen Ende geführt hat; groß endlich in der vornehmen Geschlossenheit, mit der sie bei Anlässen, wie dem von 1778 (bayerischer Erbfolgekrieg) oder 1785 (Fürstenbund), ein würdiges, obgleich beschränktes Ziel im Auge, der Versuchung widerstand, durch begehrliches Ausgreifen im Geiste Hertzberg'scher Projecte eine einfache und klare Lage zu verwirren und zu verdunkeln. Aber bei aller Großzügigkeit hat diese Politik in keinem Lebensabschnitt ihres königlichen Trägers verzichtet auf die kleinen, ja kleinlichen Künste der herkömmlichen Diplomatie. — Das Alles stellt die prächtige Arbeit anschaulich dar. Koser vereinigt mit umfassender und eindringender Sachkenntniß den großen Ueberblick und die Feinfühlichkeit, die zusammenwirken müssen, um dem vielseitigen Herrscher auf alle Höhen und in alle Tiefen seiner fürstlichen Wirksamkeit und seines Geistes- und Seelenlebens folgen zu können. Die beträchtlichen Anforderungen, die heute an eine Geschichte Friedrich's gestellt werden, sind hier im Wesentlichen erfüllt, und wenigstens in den nächsten Jahrzehnten wird man nicht wagen, diese Darstellung überbieten zu wollen.

General Christian de Wet's Kampf der Buren (Jugendbearbeitung) von Oscar Klaußmann liegt in neuer Ausstattung und neu revidirter Auflage vor. (Carl Siwinna, Leipzig und Kattowitz.) Wie die erste Auflage, wird auch dieser Neudruck unsere Jugend lebhaft interessiren. Denn wenn wir Alten auch über die Buren zur Tagesordnung übergegangen sind — Begeisterung ist keine Heringswaare, die man einpökelt auf einige Jahre —, unsere Jungens schwärmen noch mit Leib und Seele dafür. Wir gönnen dem verständig und doch herzerfrischend lebendig geschriebenen Buche den Erfolg. Die Umschlagzeichnung, sowie das von R. Hellgrewe künstlerisch entworfene bunte Titelbild, die ganzseitigen Vollbilder nach Original-Photographien, sowie das Bildniß de Wet's schmücken den Inhalt, Kartenskizzen tragen zum besseren Verständniß des Kriegsschauplatzes bei, und der schöne klare Druck auf holzfreiem Papier verdient besonderes Lob.

In dem Buche „Mit Büchse, Spaten und Ochsenstrick in Südwestafrika" (Carl Siwinna, Leipzig und Kattowitz), begleitet der jugendliche Leser den braven Schutztruppler, nach dessen Aufzeichnungen und Erinnerungen das Buch geschrieben ist, nach Südwestafrika. Das Buch ist flott geschrieben, die Darstellung höchst lebendig. Das Interesse des jugendlichen Lesers wird beständig wachgehalten und genaue Schilderungen von Land und Leuten gewähren neben der Unterhaltung werthvolle Belehrung. Besonders aber ist darauf Rücksicht genommen worden, den jugendlichen Leser auch über die Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten des colonialen Lebens zu unterrichten.

A. O. Klaußmann, „Heiß Flagge und Wimpel!" (Carl Siwinna, Kattowitz und Leipzig.) Der Verfasser begeht nicht den Fehler, beim Leser Kenntnisse vorauszusetzen, die der Fachmann für selbstverständlich hält, die der Laie aber nicht besitzt. Das Buch führt in einer Art und Weise, wie sie bisher noch nicht versucht worden ist, und die selbst für den erwachsenen Leser sehr interessant sein dürfte, in die Details des so mannigfaltigen und eigenartigen Dienstes an Bord eines solchen Schiffes ein. In stets lebendiger, sehr oft humoristischer Darstellung wird ein Einblick in den Dienstbetrieb im Hafen und auf See gewährt, werden die Mühen und Gefahren des Dienstes geschildert. Die Ausstattung ist gediegen und das Buch mit ganzseitigen Vollbildern geschmückt. Das interessante Werk ist bei dem billigen Preise von 4,50 Mk. bestens als gutes Weihnachtsgeschenk empfohlen.

Im Jüdischen Verlag, Berlin, hat Dr. J. M. Judt eine Studie „Die Juden als Rasse" erscheinen lassen, die wir unseren Politikern und sonstigen Interessenten recht angelegentlich empfehlen möchten. Bringt sie doch ein reiches und klug gesichtetes Material dar, das die Judenfrage von ihrer wichtigsten Seite aus beleuchtet und als Rüstzeug für die Behandlung der Frage schlechterdings nicht zu entbehren ist.

Wilhelm Bölsche hat bei Carl Reißner in Dresden eine neue Folge seiner naturgeschichtlichen und naturphilosophischen Betrachtungen und Ausblicke erscheinen lassen, die sich allmälig einen großen Freundeskreis zu erwerben wußten. Männer wie Weininger haben über Bölsche's Bestrebungen und über seine Art sehr absprechend geurtheilt, und zweifellos liegt in der von ihm beliebten Weise, die Wissenschaft zu popularisiren, eine nicht geringe Gefahr. Das darf uns aber nicht hindern, die großen Vorzüge Bölsche's seine hohe Kunst der Darstellung, sein tiefes Verständniß für natürliche Vorgänge und sein dichterisches Vermögen herzlich anzuerkennen. Just sein neues Buch „Aus der Schneegrube" vereinigt alle starken Eigenschaften Bölsche's in sich. Fehlt ihm auch das Letzte, das seinen starken Roman „Die Mittagsgöttin" (Eugen Diederichs, Leipzig) ergreifend durchpulst, so ist es doch recht ein Werk für die wißbegierige und aufklärungsfreudige Menge.

Max Bewer's „Lieder aus der kleinsten Hütte", (Goethe-Verlag, Dresden-Laubegast) die wir an dieser Stelle bereits mit hohem Lob erwähnt haben, sind in zweiter, vermehrter Auflage erschienen. Das hübsch ausgestattete Buch eignet sich trefflich zum Geschenk, spricht doch in ihm ein rechter Dichter von dem Leid und der Lust junger Liebe — nicht im Phrasenspiel und Kling-Gesing der Alltagslyrik, sondern aus großem und starkem Herzen heraus.

Von Max Eyth, dessen schönes Schaffen wir der Aufmerksamkeit unserer Leser schon wiederholt empfohlen haben, liegt uns ein neues Buch vor: „Im Strom der Zeit". Aus Briefen eines Ingenieurs. 1. Band. Lehrjahre. (Carl Winter's Universitäts-Buchhandlung, Heidelberg.) Wir wünschten, daß recht Viele von Denen, die als Ingenieure oder auch als Kaufleute den Ruf deutscher Tüchtigkeit in die Fremde tragen, Eyth's gesunde, helle Augen im Kopfe trügen — und wie Eyth von dem Gesehenen zu erzählen wüßten. Wer mit einem gebildeten Beobachter, einem gediegenen Kenner und Versteher plaudern, sich über ausländische Dinge und Verhältnisse unterrichten lassen will, der nehme den neuen Eyth in die Hand. Hat er schon vorher fleißig Reisebücher gelesen, so wird er von dem frischen Humor und der geistigen Spannkraft des Verfassers doppelt angenehm überrascht sein.

Zwei schöne und vornehme Bücher von Hermann Ubell bitten um Einlaß: die Studie Praxiteles (bei Julius Bard, Berlin) und die Gedichtsammlung Stundenreigen (bei C. W. Stern, Buchhandlung L. Rosner Verlag, Wien). Das Praxitelesbuch, dessen sich der Verlag übrigens mit besonderer Liebe angenommen hat, athmet reines Griechenthum; niemals sind die Schöpfungen des großen Meisters liebevoller und feinsinniger betrachtet worden als von Ubell. Nicht nur Freunde des classischen Alterthumes und nicht nur Kunstfreunde überhaupt sollten das Buch lesen, sondern Jeder, der sich an scharfgeistiger und köstlich frischer, nachschaffender Darstellung zu ergötzen liebt. — Durch Hermann Ubell's Verse weht ein Duft, wie von fernen, Jahrhunderte fernen Blumenbeeten, die des Dichters Kunst wieder aufblühen machte. Matte, gedämpfte Farben, Dämmerglanz und verdämmernde Musik — dabei doch eine unbeschreibliche Innerlichkeit des Gefühles, das sich nur davor schämt, in's helle, brutale Licht des Tages zu treten. Für Ubell's Art ist folgendes Lied bezeichnend:

Weil ihm die Herrin einen Blick geschenkt,
Nach vielen Tagen winterlicher Noth,
Erfand er Worte, so von inn'rem Feuer glühend,
So schweren Hauch in trunkner Luft versendend,
Daß Mädchen, die sie insgeheim belauscht,
Da sie ein Spielmann in der Dämm'rung sang,
Wie träumend in den mondbeglänzten Gärten gingen,
Die schönen Stirnen höher hoben, aber dann
Sie wieder leise lächelnd neigten, wie
Von einem unsichtbaren, hohen Schmuck bekränzt. —

Gegensätze ziehen sich an, und daraus erklärt es sich, daß der wortkarge, in sich gebundene Ubell auch einige Gedichte des allzu wortreichen Schönredners d'Annunzio prächtig übertragen hat. Sein Büchelchen wird jedem Leser herzliche Freude machen.

Lukas Delmage, ein moderner Seelsorger-Roman von Patrick A. Schanhorn (Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H., München) gehört zu den immerhin spärlichen Gaben katholischer und für den Katholicismus Propaganda machender Schriftsteller, die auch Andersgläubige, mit Vergnügen lesen. Schanhorn sucht von englischen Verhältnissen ausgehend die römische Kirche dem andern Leben anzunähern, oder umgekehrt. Er verfügt über so viele literarische Qualitäten, daß seine Arbeit zum Mindesten immer durchweg fesselnd bleibt. Der rührige Verlag verdient aufrichtigen Dank dafür, das er uns die Bekanntschaft dieses Werkes vermittelt hat.

Gegenüber den Pöbeleien, die sich in letzter Zeit an P. J. Möbius und sein reiches Schaffen herandrängen, — er hat es durch den „physiologischen Schwachsinn des Weibes" mit Vielen verschüttet — scheint es uns Pflicht, mit besonderem Nachdruck auf die eben erschienenen ersten drei Bände seiner Ausgewählten Werke (bei Johann Ambrosius Barth, Leipzig) hinzuweisen. Der berühmte Pathologe trottet nicht auf Alltagspfaden, und was er über Rousseau sagt, sowie Manche seiner Darlegungen über Goethe werden nicht auf der Stelle Jedermanns Beifall finden. Wir für unser Theil freuen uns lebhaft darüber, daß sich einmal ein wirklicher Versteher damit beschäftigt, geistige und körperliche Störungen beim Genie aufzuweisen und uns ganz behutsam zu zeigen, wie diese Störungen die Schaffenskraft beeinflussen, zum Theil sogar bedingen. Mancher Aberglaube und manch' läppisches Bewunderungsgethue wird dabei freilich in die Brüche gehen, aber durch die Menschlichkeit unserer Großen lernen wir ihr Erlesenes erst recht kennen und lieben. Zumal wenn ein so scharfer und dabei liebevoller Geist wie Möbius die Führung übernimmmt. Daß er die bei deutschen Gelehrten noch immer seltene Gabe, die Muttersprache glänzend zu handhaben, in hervorragendem Maße besitzt, bedarf an dieser Stelle kaum besonderer Hervorhebung.

„Nietzsche's Lehre in ihren Grundbegriffen", das heißt die Theorie von der ewigen Wiederkehr des Gleichen und der Uebermenschen-Gedanke, wird von Oskar Ewald in einem glänzenden Buche abgehandelt

Digitized by Google

(bei Ernst Hofmann & Co.). Wien bescheert uns seit einiger Zeit philosophische Köpfe von ganz besonderer Schärfe und verwegener Feinheit des Urtheils; wir zögern nicht, Ewald in diese Reihe zu stellen. Unter den Kritikern, die Nietzsche's Philosophie gefunden hat, ist die seinige die erste, welche ich bis zu Ende lesen konnte. Ewald erweist sich als congenialer Denker. Kein Anfänger Nietzsche's und kein Nietzsche-Enthusiast (ich meine damit theils die Freunde des Philosophen, theils die Bewunderer des Dichters und Schriftstellers) sollte an Ewald's Untersuchungen vorübergehen. Er weist nach, daß Nietzsche selbst die Grundmauern seiner Lehre unterhöhlte und seine eigene Lehre mißverstand. Den scheinbaren Zusammenhang zwischen der Hinaufpflanzung zum Uebermenschen und dem tiefen Gedanken von der ewigen Wiederkehr des Gleichen löst Ewald auf. Und wuchtig klingt es zum Schlusse: „Im Bestreben, der Metaphysik aus dem Wege zu gehen, fiel Nietzsche der gröbsten Metaphysik anheim . . . Entwerthung der Wirklichkeit zum Schein sieht ihre Metaphysik. Er sah nicht den logischen Abstand der Erscheinung vom Schein." Die Lectüre des Buches bietet einen erlesenen Genuß, den sich kein philosophisch geschulter Geist entgehen lassen sollte.

Die Ereignisse der neuesten Neuzeit hat Dr. Albrecht Wirth in einer ganz vortrefflichen „Weltgeschichte der Gegenwart" (Gose & Tetzlaff, Berlin) abgehandelt. Wir nennen das Buch vortrefflich, obwohl wir mit dem Autor und seinen Auffassungen nicht durchweg übereinstimmen. Aber nichts wäre verfehlter, als einem gewissenhaften Historiker, der das Wagniß auf sich nimmt und den gefährlichen Boden der neuesten Geschichte betritt, Steine in den Weg zu werfen. Sein Muth verdient vielmehr hohe Anerkennung. So sprechen wir es denn gern aus, daß die knappe doch gründliche Darstellung der Ereignisse seit 1871 die Analyse aller treibenden Kräfte oft meisterhaft ist und daß gerade der Mangel an Temperament, der zum Beispiel bei der Erwähnung von Bismarks Sturz auffällt, als ein Vorzug des Buches gedeutet werden kann. Wir stehen dem Allen noch zu nah; tacitetische Worte wird erst ein Späterer finden.

Unbedingt zu den werthvollsten literarischen Gaben, die uns das Jahr gebracht hat, zählen wir das „Leben Shakespeare's" von Robert Hessen. (W. Spemann, Berlin und Stuttgart.) Es ist in Wahrheit ein starkes und erhebendes Buch, das überall kräftigen Eigenwuchs zeigt und dem Lebens- und Entwickelungsgange des großen Briten mit so geistvoller nnd dabei so herzlicher Andacht nachgeht, daß es gleich nach den ersten Seiten zu freudiger Theilnahme veranlaßt. Wir müssen es uns im Rahmen dieser Besprechung versagen, so tief auf das schöne Werk einzugehen, wie es wohl unser Wunsch wäre, behalten uns aber vor, darauf zurückzukommen. Robert Hessen verdient reichen Dank und nicht nur den Dank der Shakespearefreunde, für sein geradezu classisches Buch; er hat die deutsche Literatur um ein Buch von Dauer bereichert. Wir heben heute nur die prächtigen Capitel über das elisabethanische London, über die Essexperiode, die Sonette, dann die Hamletkritik und die in ihrer Bündigkeit erquickende Abfertigung der Baconianer hervor. Der Verlag hat der werthvollen Arbeit die gebührende Ehre erwiesen; eine große Zahl schöner Schwarzdrucke gereichen dem Buche zur Zierde und stellen dem erprobten Geschmack W. Spemann's ein neues, sehr günstiges Zeugniß aus.

Die Vorzüge der Original-Lithographien, die im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erscheinen, sind bekannt genug, sodaß sie keiner weiteren Empfehlung bedürfen. Es ist ursprüngliche farbenfrohe Kunst, die zu ganz außerordentlich niedrigem Preise geboten wird. Der Künstler selbst entwirft das Bild, zeichnet es auf den Stein und überwacht den Druck, so daß jedes Blatt sein Werk ist. Die vorliegenden neuen Blätter gehören zu dem Besten, was die Original-Lithographie bisher geleistet hat. Die technische Sicherheit hat, wenn möglich, noch gewonnen; mit den einfachsten Mitteln der Steinzeichnung werden die kräftigsten Farbenwirkungen ebenso wie die feinsten Nüancirungen erreicht. Der künstlerische Werth der Blätter beruht vor Allem auf der Macht der Stimmung, die von ihnen ausgeht. Ein lebendiges tiefes Empfinden für die Natur, eine stille Freude an ihren Schönheiten spricht aus ihnen und hat einen künstlerisch überzeugenden Ausdruck gefunden. Hans von Volkmann giebt ein Bild „Aus der Eifel". Abendsonnenschein liegt über der weiten Herbstlandschaft. Die Wipfel der schlanken Buchen im Vordergrund sind in braunes Gold getaucht, während die Stämme und die grüne Waldwiese zur Seite mit den grasenden Rehen schon von dunklen Schatten bedeckt sind. Die Höhen in der Ferne aber leuchten von brennendem Gelb und Roth des Laubwaldes, aus der inselgleich dunkle Gruppen von Nadelholz hervorragen. Gleich farbenprächtig ist auch „Das Thal" von Franz Hein, ein echtes Frühlingsbild. Von saftigen, sonnenhellem Grün prangen die Wiesen, durch die sich das blaue Band eines Bächleins dahinzieht. Vom vorspringenden Hange und dem blühenden Strauche im Vordergrunde leitet es den Blick an der schwarzgrünen Pappel in der Mitte vorüber, hin zu der weißstämmigen Birkenallee und dem stillen Waldthal, dessen Hang von graubraunen Buschwerk bedeckt ist. Gleiche Frühlingsstimmung beherrscht die „Kastanien" von Strich-Chapell. Zwei mächtige alte Bäume, stehen sie am Eingang des Dorfes, dort wo der Weg über die alte Steinbrücke des Baches führt. Die weißen Blüthenkerzen leuchten in der Dämmerung aus dem üppigen Laub hervor, dessen Grün sich dunkel von dem gelben Abendhimmel abhebt. Unter der Wölbung des Geästes hindurch sieht man die braunweißen Mauerfläche und braunen Dächer der Häuser, die wie im Schutze der mächtigen Riesen friedlich daliegen. Ein „Altes Stadtthor" stellt Petzet dar. Hoch ragt der mächtige viereckige Turm mit dem spitzen Dache in den blaßblauen Abendhimmel hinein, ein letzter Strahl goldenen Sonnenlichtes huscht über die Mauer des Thurmes, während die braunen Ziegeldächer und hellen Kalkmauern schon im Dunkeln liegen. Das schwarzgähnende Thorhaus mit seinen Erkern spiegelt sich im Stadtgraben, der sich an der Wegmauer zwischen grünem Rasen dahinzieht. Es ist ein Bild, wie wir es wohl in den alten Städtchen des Südens und Westens antreffen. Es erzählt von der guten alten Zeit, von der schlichten echten Schönheit ihrer Kunst und der ewigen Jugend, die das Leben der Natur daneben immer neu entstehen läßt. Voll wunderbarer Stille ist auch das Bild „Herbstluft" von Ortlieb. Die Sonne ist untergegangen, ein letzter heller Schein verglimmt in dem Grau des Gewölkes und übergießt den stillen runden Hügel mit dunklem Violett, von dem sich das Gelbbraun der Stoppelfelder abheben. Schwarz stehen zwischen dunklem Wiesengrün und schwarzer Ackererde die Bäume des Vordergrundes da, hinter ihnen taucht gespenstisch die runde Masse eines Weidenbaumes auf, neben dem eine herbstbraune Buche steht. So lebensvoll ist Alles, daß man die Abendkühle zu fühlen, die tiefe Stille der Natur zu athmen glaubt. Jedes der Bilder hat seine eigenen Vorzüge, die sich bei intimer liebevolle Betrachtung erschließen. Jeder Freund echter, schlichter Kunst wird sie mit immer neuem Genusse betrachten. Der Preis ist, wie bekannt, sehr niedrig, das einzelne Blatt kostet nur 2,50 Mk., ein einfacher Holzrahmen kostet nur 2,50 Mk., ein polirter Mahagonirahmen 3 Mk. Ein innerlich werthvolleres und daher so wohlfeiles Weihnachtsgeschenk dürfte man keinem Kunstfreunde machen können.

Ein ganz famoses Büchelchen sind die Balladen und Schwänke, die Oscar Wiener bei C. C. C. Bruns, Minden i. W., verlegt und die Richard Teschner mit ebenso famosen Bildern geschmückt hat. Von der ersten Zeile an auf den richtigen Balladenton gestimmt, hält das Heft ihn nachher fast durchweg fröhlich aufrecht, und die Treffer entschädigen reichlich für einiges Minderwerthige. Mit Bedauern sieht man den Verfasser allzu bald Abschied nehmen. Es ist viel burschikose Lustigkeit und dabei echtes, starkes Empfinden für alles Balladeske in diesen Versen. Leere Stellen stören nur vorübergehend. Im Allgemeinen verblüfft die Kraft Wiener's, die mit wenigen Strichen machtvolle Stimmungsbilder schafft. Wir können es uns nicht versagen, wenigstens von dieser Seite seines Könnens eine Probe zu geben:

Kronenlied.

Mich hat in fahler Nordlichtnacht
Ein wetterharter Schmied gemacht:
Bin ein Marterkrone,
Bin eine Königsfrohne.
Mein Schläfenring ist kantenscharf;
Als ihn der Schmied in's Feuer warf,
Da flüsterten ganz leise
Die Flammen ein Weise:
In einer Köhlerhütte
Weint eine alte Frau;
Ihr Sohn hat sie geschlagen,
Ihr Sohn ist roh und rauh,
Und alle Leute sagen,
Er sei seit frühen Tagen
Ein finster wildes Kind,
Und daß zwei Eisenengel
Seine Pathen sind;
Daß seine Köhlerhände
Seltsam roth,
Und daß sein böses Auge
Jedem droht,
Und daß er keinen Herrn
Und keinen Meister kennt,
Und daß auf seiner Stirne
Die Kronennarbe brennt.

Zur gefälligen Beachtung.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamen, zu adressiren an den Verlag der Gegenwart in Berlin W 57, Katzlerstr. 4 I.

Dagegen sind alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die Redaction der „Gegenwart" in Berlin W 30, Gleditschstr. 6, zu senden.

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavalla Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Soeben erschien:

Gigantomachie

Roman von Hans Hauptmann.

Eleg. brosch. Mk. 6.—, eleg. gebd. Mk. 7.50.

Die „Deutsche Warte" schreibt in ihrer Nummer vom 8. December d. J.: Dem mythologischen Kampfe der Giganten gegen die Götter ist der Titel des Romans entlehnt, und er konnte nicht besser gewählt werden, denn gigantisch kämpft der Verfasser in seinem Werke gegen Kirche und Staat. Der Dichter schildert uns das Lebensbild eines edlen Menschen, eines Genies, der in seinen Bestrebungen, das Große und Schöne zu wollen, am Ende des gewaltigen Kampfes doch unterliegen muß, untergehen an dem Unverstand und der Bosheit seiner Mitmenschen. Der Roman zerfällt in drei Abteilungen, „Religion, Liebe, Hoffnung". Von hochpoetischem Reiz ist in den beiden ersten Abschnitten das Liebesidyll und die wundersame Ehe eines edlen Menschenpaares wiedergegeben. Hier ist nichts, was nicht erhebend wirkt, der ganze Zauber der Poesie, die hinreißende Schönheit der Sprache, die mit bewundernswerter Beobachtungsgabe und unendlicher Liebe zur Natur veranschaulichten Bilder sind von intimem Reiz. Mit der Feinheit der Empfindungen einer vornehmen Frauenseele zeichnet der Verfasser die Frauentypen dieses Romans, und durch das ganze Werk weht ein so idealer Zug, daß es zum Genuß wird, es immer wieder zu lesen.

Als **Weihnachtsgeschenk** bestens empfohlen. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Richard Sattler's Verlag
Braunschweig.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in Leipzig.

Soeben erschien:

Geschichte
der
Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von
Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Soeben ist erschienen:

Spicheren

von
Carl Bleibtreu.

Mit Illustrationen von Chr. Speyer.
1.—20. Tausend.

Preis in farbigem Umschlag 1 M., geb. 2 M.

Der Verfasser der Schlachtenschilderungen von **Weissenburg, Woerth, Gravelotte, Metz, Sedan, Paris, Orleans, Belfort, Amiens — St. Quentin, Le Mans, Königgrätz,** welche in mehr als 250000 Exempl. verbreitet sind, zieht nun auch **Spicheren** in den Kreis seiner Darstellung. Keine Schlacht des großen Feldzugs berührt so nahe das patriotische Gefühl wie diese. Unmittelbar an der Grenze vor Saarbrücken ward hier dem Feinde Zutritt in deutsche Gaue verwehrt. Fast nirgendwo erreichte die begeisterte Vaterlandsliebe der deutschen Heeresmassen einen so hinreißenden Schwung, in leidenschaftlichem Eifer das Schlachtfeld zu erreichen und dem verhaßten Erbfeind an den Leib zu kommen. Nicht nur Rheinländer schützten hier die eigene Mark, sondern auch Hannoveraner und vor allem Brandenburger, als verschmölzen sich hier West- und Ostmark zu einer einzigen Vormauer für Alldeutschland. Prof. Chr. Speyer hat als Illustrator seine schwierige Aufgabe mit vollendeter Künstlerschaft gelöst.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

E. Fr. Amelangs Verlag, Leipzig.

Soeben erschien die 7., verbesserte Auflage von

Martin Greif, Gedichte

in Duodez-Format, gebd. in Ganzleinen, oben Goldschn. mit einem Porträt nach **Hans Thoma,** M. 5.—.

Vor einem Jahr erschienen neu:

Martin Greif,
Neue Lieder und Mären.

In gleicher Ausstattung, Porträt nach **Wilh. Trübner,**
M. 4.—.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos
von
August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik
von
August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** M. 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.** Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. M. 7.
Barth Ital. Schenkenführer. M. 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. M. 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. M. 4.
Salomon Süditalien. M. 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. M. 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. M. 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Abonnement
auf das
I. Quartal 1904.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaßlerstr. 4 I. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 26. December 1903. 32. Jahrgang. Band 64.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Richard Nordhausen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Wird Mitteleuropa einst deutsch sein? Von Teut. — Republikanische Führer Frankreichs vor und nach dem Kriege. Von Karl Blind. — Aus Alt- und Neu-Hellas. Von Eduard Sokal. — **Literatur und Kunst.** Heloise von Beaulieu. Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin). — Die Klimtausstellung der Wiener Secession. Von Dr. Hermann Ubell. — Der mathematische Wandersmann. Von Emil Lucka (Wien). — **Feuilleton.** Ein schwerer Auftrag. Novellette von Niklolaij Teleschow. Deutsch von Wilhelm Thal. — **Aus der Hauptstadt.** Anonym. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Dritte graphische Ausstellung der Berliner Secession. II. Von J. Norden. — Notizen. — **Anzeigen.**

Wird Mitteleuropa einst deutsch sein?

Von Teut.

Die Völker in Oesterreich-Ungarn geberden sich wie toller Most. Sie wollen den Reifen sprengen, den die Hauspolitik der Habsburg-Lothringer um die Donaulande geschmiedet hat. Aus dem schwarzgelben Kaiserstaat am Nibelungenstrom wollen Slaven und Magyaren föderalistische Kleinstaaten herausschlagen, denn die Zertrümmerung der einheitlichen deutschen Armeesprache ist der böse Anfang vom schlimmsten Ende. Bei der mehr als seltsamen Obstruction der Tschechen und Magyaren muß man unwillkürlich an Gottfried Keller's markige Kampfworte denken:

„Sie sehnen sich nach Gewitternacht,
Nach Sturm und Regen und Donnerschlag,
Nach einer wogenden Freiheitsschlacht
Und einem entscheidenden Völkertag!"

An der Donau werden die Würfel fallen, ob Mitteleuropa dereinst deutsch sein soll.

Prüfen wir an der Hand der Statistik nüchtern die Stärke der auseinander strebenden Rassen.

Heute wohnen zwischen Eger und Kronstadt sicher mehr denn 12 Millionen Deutsche. Sie waren, sind und bleiben die überragenden Culturträger der Doppelmonarchie, wenn auch jetzt die Schüler den Lehrer noch so heftig schmähen. Die Tschechen, die einst in den Tagen der rasenden Omladina der Kaiser Franz Josef „eine sonderbare Gesellschaft" nannte, haben heute in der Wiener Hofburg gewaltige Fürsprecher. Rom protegirt diese fünf Millionen Tschechen, als ob sie wahrhaft ein „Herrenvolk" wären. Die gefällige officiöse Statistik macht ebenfalls gehorsam in Kemenatenpolitik, indem sie 7975000 „Tschechen, Mährer und Slowaken" als eine Nation anführt! Jeder Kenner der thatsächlichen Verhältnisse kann über die slavische „Solidarität" nur herzhaft lachen. Die vier Millionen Ruthenen hassen die $4^1/_2$ Mill. Polen; die kaum mehr denn eine Million zählenden Winden, dieses slovenische Zwergvolk, sitzen isolirt zwischen Serben und Croaten, die zusammen kaum $3^1/_2$ Millionen ausmachen uud sich ebenfalls befehden. Gewiß giebt es also in Oesterreich-Ungarn 20 Millionen Slaven gegen „nur" 12 Millionen Deutsche, aber dieser Vergleich hinkt schlimmer denn Mephisto mit seinem Pferdefuß. Die deutsche Weltsprache ist immer noch das Verständigungsmittel dieser ohnmächtigen Völkersplitter. Selbst die drei Millionen Walachen aus rumänischer Rasse brauchen ebenso wie die 700000 Ladiner und Wälschen die deutsche Verkehrssprache als Grundlage ihres wirthschaftlichen Seins. Wer das leugnet, fälscht bewußt die Thatsachen. Und die stolzen Paprikaritter, die acht Millionen Magyaren, klagen offen in ihren Chauvinistenblättern, daß man häufiger Deutsch in Ofen-Pest hört, als wie das Hunnenidiom. . . . Rechnet man nicht nur mit kalten Zahlen, sondern mit realpolitischen Thatsachen und socialen Wahrheiten, so ergiebt sich das klare Resultat, daß die 12 Millionen Deutschen das durchaus führende Element der Donauländer waren, sind und stets bleiben werden, allen tschechischen und magyarischen Herrengelüsten zum Trotz. Wer einmal in Prag war, weiß, wie künstlich die Sprache der fabelhaften Libussa aufgepäppelt werden mußte, um auch nur eine locale Bedeutung zu erhalten, und jeder Reisende im Ungarlande erfährt auf Schritt und Tritt, wie die amtlich „befohlene" Hunnensprache nur künstliche Etikette für rein deutsche, rumänische oder slowakische Gegenden ist. Selbst mit allen Mitteln einer gewiß scrupellosen Zählmethode hat man die Arpadsprossen in Transleithanien nur auf 45 v. H. aller Bewohner Ungarns hinaufschrauben können, und da sind 900000 Juden gern und ganz als „Vollblutmagyaren" mitgezählt. . .

Nach Professor Langhans-Gotha bilden die Deutschen in den österreichischen Ländern des ehemaligen Deutschen Bundes vor 1866 fast 52 Procent der Gesammtbevölkerung, und er fügt hinzu: „Die Ausscheidung Galiziens, der Bukowina und Dalmatiens aus dem österreichischen Staatskörper (Cisleithanien) ist eine der Hauptforderungen der alldeutschen Partei Oesterreichs (Schönerianer; Linzer Programm), auch das Programm der Deutschen Volkspartei verlangt die Sonderstellung Galiziens. Durch Angliederung deutscher Sprachinseln in Westgalizien und durch Ausscheiden slowakischer, slovenischer und serbocroatischer Gebietstheile in Mähren, Krain und Küstenland läßt sich der Hundertsatz der Deutschen auf 53 erhöhen, der der Slaven auf 43 vermindern. Durch Anschluß des anstoßenden deutschen Sprachengebiets in Ungarn (Hienzen und Haidebauern) würde der deutsche Antheil sogar auf 55 Procent steigen."

Und Angesichts dieser Thatsachen zögert eine hochweise k. k. Regierung noch mit der Einführung der deutschen Staatssprache, die allein eine straffe Centralisation verbürgt, während man den kaum 45 Procent zählenden Magyaren die eigene Armeesprache halb und halb zugesteht!

Digitized by Google

Wahrlich, die Deutschen in Cis und Trans haben Ursache, über den historischen „Dank vom Hause Oesterreich" tiefinnig nachzudenken... Trotzdem ist den Deutschen unter dem Scepter der Habsburger nur dringend anzurathen, die Krone für sich zu gewinnen, denn in Austria felix liegt alle Entscheidung bei der Dynastie. Ich habe das kürzlich in den „Alldeutschen Blättern" näher begründet. Da der Aufsatz viel beachtet nnd besprochen wurde, darf ich wohl zur näheren Orientirung reichsdeutscher Leser, denen die Irrgänge vaticanisch-habsburgischer Politik nicht bekannt, hier kurz die Folgerung aus diesem Aufsatz wiederholen, daß die Deutschen die realpolitische Tactik befolgen müssen, eine geschlossene centralistische Partei zu bilden, auf die das Ministerium sich stützt und bei fortgesetzter Obstruction der Tschechen und Magyaren einfach die Verfassung ändert. Also „Staatsstreich" werden die liberalen Gefühlsheuchler jammernd rufen! Aber wie Preußen niemals die polnische Irredenta wird besiegen können, ohne den Bodenerwerb in Posen und Westpreußen, sowie auch Schlesien und Ostpreußen nur Deutschen, nicht aber mehr Polen zu gestatten (nur im Wege des Erbrechts unter nächsten Verwandten dürfte auch der Pole Grundbesitz in den umkämpften Provinzen erwerben), ebenso kann das Haus Habsburg, will es nicht zu einem magyarischen Wahlkönigthum oder zu einer Slavendynastie à la Serbien herabsinken, die Exaltados unter den Tschechen und Hunnen nur bändigen, wenn eine eiserne Faust Ungarn und Böhmen zu Provinzen eines kraftvollen Einheitsstaates degradirt, die von Statthaltern so lange unter Ausnahmegesetzen regiert werden, bis die Tschechen und Magyaren einsehen, daß ihr wirthschaftlicher Vortheil innig mit dem Gedeihen des Einheitsstaates zusammenhängt, und sie sich daher aus socialen Gründen fügen müssen. Denn die Magenfrage ist doch ausschlaggebend, und die ultima ratio realer Staatsweisheit ist die vernünftig gebrauchte Gewalt, der aufgeklärte Despotismus gegen ewig Renitente! Oesterreich-Ungarn braucht einen germanischen Dictator. Natürlich kann er nur mit Hülfe aller Deutschen der Monarchie sein Ziel erreichen und die einst mit deutschem Blut erworbenen, durch deutsche Cultur aus halbasiatischem Chaos geschaffenen Siedelungsstätten wieder deutsch machen. Wo ein Wille, ist auch ein Weg. Der mitteleuropäische Zollbund wird sicher einst kommen, Onkel Sam und John Bull werden uns Mitteleuropäer einfach dazu zwingen, wollen wir nicht unter dem transatlantischen und großbritannischen Wettbewerb wirthschaftlich ersticken.

Dieser mitteleuropäische Zollbund wird das Deutsche Reich mit dann wohl mehr als 60 Millionen Deutschen bei 4 Mill. Slaven, die Niederlande mit 6 Mill. Germanen, Belgien mit 3 Mill. Vlamen gegen $2^3/_4$ Mill. Wallonen, die Schweiz mit 3 Mill. Deutschen gegen 1 Mill. Romanen, Oesterreich-Ungarn mit 12 Mill. Deutschen gegen 20 Mill. Slaven und 8 Mill. Magyaren umfassen. Mit anderen Worten: Im mitteleuropäischen Zollbund, dessen einzelne Glieder ihre politische Selbständigkeit sich gegenseitig garantiren, werden dann mindestens 84 Mill. Germanen gegen 24 Mill. Slaven, 8 Mill. Magyaren und fast 4 Mill. Romanen wohnen. Diese 36 Mill. ungermanischen Elemente werden von den 84 Mill. Germanen im Laufe eines Jahrhunderts wirthschaftlich völlig eingesponnen werden, Wohlstand und bessere Lebensführung, Kunst und Wissenschaft werden alle Bewohner dieses Bundes zu einer Kulturmasse mit germanischer Prägung zusammenschweißen. Ob sich dieser Bund aber freiwillig und friedlich aufthut, wer will das prophezeien? Kommen muß er, und wenn die Dynastien und Völker zu kurzsichtig sind, die friedliche Hand der Vormacht Mitteleuropas freudig zu ergreifen, so wird eine rücksichtslose Blut- und Eisenpolitik sie zu ihrem Glück zwingen müssen. Daß dann Throne wanken, ist allerdings wahrscheinlich... Und so liegt es geradezu im Selbsterhaltungstrieb des Hauses Habsburg, diesen Bund sobald wie möglich energisch herbeizuführen, gegen den Trotz der Slaven und Magyaren. Die reichsdeutsche Hand wird bei diesem eminenten Culturwerk sicher nicht versagen. Hohenzollern, Habsburg, Oranien und die Coburger in Belgien werden mit den Schweizer Republikanern alle Ursache haben, diesen Bund zu segnen! Völker und Fürsten wird er in ihrem festen Besitzstande sichern. Dann mag der Magyare daheim seine Pußtaweisen weiter singen, der Tscheche seine holden Schnalzlaute literarisch ausmünzen, der Pole zum Herrgott, der „nur polnisch versteht", auch deßhalb nur in Mazurka-Tonart beten, Franzosen und Ladiner mögen im Kreise der Familie ihren Idealen nachgehen, der Kitt des gewaltigen Wirthschaftsbundes wird allein die deutsche Weltsprache sein können! Es ist nicht blinder Optimismus, der mich an diesen mitteleuropäischen Zollbund glauben läßt. Die ungestüme Presserin, die Noth, wird trotz Libussa und Arpad, trotz Monsieur Chauvin und Schwyzer Tyrannenhaß aus Mitteleuropa ein breites, sicheres Culturgebäude auf germanischer Basis schaffen.

Republikanische Führer Frankreichs vor und nach dem Kriege.

Von Karl Blind.

I.

Ab und zu wetterleuchtet es in Frankreich immer noch mit Gelüsten nach Wiedereroberung der Rheingrenze. Dem jüngeren Geschlechte ist dies Streben allerdings, wie ich aus Besuchen in Paris während der letzten zwölf Jahre und bei dem Verkehre mit Freunden erkannt habe, allmälig immer fremder geworden. Elsaß-Lothringen hat sich für die seit dem Kriege Erwachsenen nach und nach einfach zu einer geschichtlichen Erinnerung gestaltet. Nur im Bunde mit einer anderen starken Macht wäre das Wagniß der Wiederaufnahme eines Kampfes gegen das Deutsche Reich denkbar. Die Stimmung der tonangebenden, schnell erregbaren, durch bekannte Mittel leicht zu mißleitenden Hauptstadt wäre dann freilich entscheidend.

Eine leider unbezweifelbare Thatsache ist es, daß bis in die neueste Zeit herein nicht bloß die bonapartistische und die königlich gesinnten Parteien das Jahrhunderte lang fortgesetzte Trachten nach Erlangung des gesammten linken Rheinufers sich zum Ziele vorgesetzt hatten, sondern daß auch die republikanische Partei vielfach mithalf. Unwissenheit, selbst unter sonst Hochgebildeten, spielte dabei eben so wohl eine Rolle, wie Ruhmsucht und der Wunsch, unter der politisch hin und her schwankenden, eitlen Menge Parteianhänger zu erwerben.

Beranger's Lieder hatten nach dem Sturze des korsischen Tyrannen eine Art Heiligenschein um den Gefangenen auf St. Helena gewoben. Unter der wiederhergestellten Bourbonen-Herrschaft arbeiteten oft Republikaner und Bonapartisten in Verschwörungen zusammen. Als Bindeglied diente das Verlangen nach „Zerreißung der Verträge von 1815", durch die Frankreich vom unteren Laufe des Rheines wieder zurückgetrieben war. Das bourbonische Haus wurde als „Geschöpf und Diener des Auslandes" in Verruf gebracht und seine Beseitigung im Namen des nationalen Ruhmes gefordert.

Der Bourbone Karl X. trat indessen selbst mit dem Petersburger Hofe in Unterhandlungen ein, die zum Zwecke hatten, für Frankreich wieder die volle Rheingrenze zu erwerben und Rußland zum Besitze von Constantinopel zu verhelfen, als mitten in diesen geheimen Machenschaften die

Digitized by Google

Juli-Erhebung von 1830 ausbrach und Ludwig Philipp zum Thron gelangte.*)

In ihrer „Geschichte der Revolution von 1848" erzählt Daniel Stern (die Gräfin d'Agoult, deren Mutter eine Deutsche war), daß im Jahre 1831, nach dem Sturze der Bourbonen, Beranger's Lieder in vielen Tausenden von Abzügen in den Straßen von Paris verkauft wurden. Sie bringt die Verse der „Parisienne" von Delavigne in Erinnerung, die leidenschaftlich gesungen worden seien, und in denen es sich namentlich um Jena, Marengo u. s. w. handelte. Unter Ludwig Philipp verfocht im „National" die von Armand Carrel geleitete, gemäßigt demokratische Partei das Anrecht Frankreichs auf das ganze linke Rheinufer. Weitergehende Republikaner, wie Barbès, stellten stürmisch die gleiche Forderung.

Ein damals, und noch später unter Napoleon III., in den Schulen viel gebrauchtes Werk über Erdkunde — verfaßt von Dussieux und von den Regierungsbehörden empfohlen — sprach von dem „französischen Gebietskreise (région française)" als an den Quellen des Rheins beginnend und bis zu den Mündungen dieses Stromes reichend! Das bedeutete die Hinzuschlagung zu Frankreich nicht bloß aller deutschen Rheinlande, sondern auch des größeren Theiles der Schweiz, ganz Belgiens und eines Stückes von Holland! ... Durch solche Lehren wurde die ohnedies vorhandene Unwissenheit der Massen in's Ungeheuerliche verdichtet.

Kein Wunder, daß Thiers es wagen konnte, 1840 bei Gelegenheit einer syrischen Frage ganz aus dem Stegreif („à propos de bottes", wie der Franzose sagt) eine Bewegung für einen Angriff am Rhein auf die Beine zu bringen. Da erhob sich das deutsche Volk mit solcher Entrüstung**), daß man es in Paris doch für gerathen hielt, den Degen in der Scheide zu lassen.

Durch die Februar-Umwälzung von 1848, auf die sofort die gewaltige Volkserhebung in Deutschland für Freiheit und Einheit folgte, wurde Frankreich stark im Innern beschäftigt. Indessen suchten auch da noch Manche den öffentlichen Geist von der Gründung eines echten Freistaates wieder abzulenken, indem sie unablässig die „Zerreißung der Verträge von 1815" verlangten — mit anderen Worten: die Kriegserklärung an Deutschland wegen desjenigen Theiles der Rheinlande, der 1815 wieder in unseren Besitz gekommen war. Der andere Theil, Elsaß-Lothringen, war in Folge der Uneinigkeit der beiden deutschen Hauptmächte und des von dem Herzog von Wellington veranlaßten Einspruches Englands, wie auch des Kaisers von Rußland, in französischem Besitz verblieben. Beide, England und Rußland, wollten sich die neue Regierung Frankreichs dadurch zum Freunde machen.

II.

Im Februar 1848, kurz vor Ausbruch der Revolution, begab ich mich, auf den Wunsch Friedrich Hecker's und mehrerer anderen Mitglieder der zweiten Kammer in Baden, mit ein paar gleichgesinnten Freunden nach Straßburg, um die Stimmung zu beobachten und über den Verlauf der bereits begonnenen Bewegung nähere Mittheilungen an jene Kammer-Mitglieder zu machen. Der Schweizer Sonderbund war ein paar Monate vorher niedergeworfen worden. In Neapel war eine Erhebung für Einführung eines Verfassungsstaates im Gange. Wir im Südwesten von Deutschland, vor Allem die jüngeren Männer, sahen hoffnungsvoll einer rasch nahenden Zeit des gewaltsamen Umschwunges im eigenen Vaterlande entgegen.

Unter den Bürgern, den Arbeitern, den Studenten, mit denen wir in Straßburg in Berührung kamen, zeigte sich damals keinerlei chauvinistische Regung. In den Versammlungen, an denen wir theilnahmen, und bei deren einer auch ich, auf eine mir gewordene Aufforderung, in deutscher Sprache eine Anrede hielt, wurde die „Brüderlichkeit der Völker" betont. Soldaten, von denen Einige bereits sich auf die Seite der beginnenden Umwälzung zu schlagen wagten, waren dabei mit anwesend. Die ganze Erhebung war nach Innen gerichtet, auf den Sturz der gründlich verderbten Regierung Ludwig Philipps.

In den März-Tagen, als ganz Deutschland in hellem Aufruhr stand, suchten reactionäre Sendlinge die Bauernschaft in Baden durch das falsche Gerücht einzuschrecken: „Die Franzosen kommen!" Keine Franzosen kamen aber; nur die deutsche Arbeiterschaar aus Paris unter Herwegh's Führung, mit dem ich bei einem zweiten Besuche in Straßburg, vor dem Uebergange seiner Schaar über den Rhein, dort zusammengetroffen war.

In Paris war man mittlerweile vollauf mit inneren Angelegenheiten beschäftigt. Ein paar Gruppen Unverbesserlicher zeterten wohl gegen die vorläufige Regierung, weil sie die Verträge von 1815 nicht für zerrissen erklären wollte. Man darf es Lamartine, trotz aller seiner sonstigen Schwäche, als Verdienst anrechnen, daß er diesem Geschrei nicht nachgab. Der Untergang der Freiheitssache in den beiden benachbarten Ländern wäre ja die unmittelbare Folge gewesen.

Im Mai 1848 befand ich mich, nach der Niederlage des von Hecker und Struve geführten Freischaarenzuges, an dem ich theilgenommen, wiederum in Straßburg, diesmal in zeitweiliger Verbannung. Da kam aus Paris die Meldung, daß am 15. Mai eine tobende Menge in den Saal der verfassunggebenden Versammlung eingebrochen war unter dem Rufe: „Hoch lebe Polen!" und mit dem Verlangen: es müsse sofort der Krieg gegen „Preußen" erklärt werden. Der auf die Rednerbühne gedrungene Leiter des wilden Haufens, ein gewisser Huber, sprach inmitten des wüsten Lärmes die Auflösung der Versammlung aus.

Daß „Preußen" bei der verlangten Kriegserklärung allein genannt wurde, stimmte allerdings mit einem schon seit 1792 und ebenso von Napoleon I. beliebten Verfahren, einen einzelnen deutschen Staat als Feind herauszugreifen. Der übrige Theil Deutschlands sollte dadurch beschwichtigt werden. „L'un après l'autre!" („Einen nach dem Anderen abthun!"), wie Napoleon I. selbst einmal sagte.

Der Krieg gegen Preußen zu Gunsten Polens bedeutete natürlich nur einen Marsch nach dem Rhein hin. Rußland lag ja gar fern.

Was die Theilnehmer an diesem Sturm auf die Volksvertretung betrifft, so hat man fälschlicher Weise Louis Blanc in die Sache mit hineinverwickeln wollen. Es wurde gegen ihn durch die Versammlung sogar eine Untersuchung eingeleitet. In Wirklichkeit that er — wie aus seinen „Geschichtlichen Erinnerungen von 1848" und aus Daniel Stern's umfassender Schilderung ersichtlich — unter äußerster Lebensgefahr alles Mögliche gegen diesen Einbruch. Barbès ließ sich dagegen, obwohl auch er anfänglich abzuwehren suchte, im Laufe der gewaltthätigen Vorgänge mit hineinreißen, nachdem Blanqui für das Kriegsgeschrei eingetreten war.

Barbès hat stets behauptet, daß Blanqui sich einst im Gefängniß, unter Ludwig Philipp, sein Leben durch einen Verrath an einer Verschwörung erkauft hatte. Als Barbès sah, daß es durch die Auseinandertreibung der Volksvertretung zur Bildung einer neuen Revolutions-Regierung kommen könnte, an deren Spitze Blanqui stünde, verlor er,

*) S. Louis Blanc's „Geschichte der zehn Jahre (1830—40)". Band I, Abschnitt I.

**) Das „Rhein-Lied" von Nikolaus Becker, das dieser Entrüstung Ausdruck gab, ist neuerdings vortrefflich in's Englische übersetzt oder vielmehr umgedichtet worden von Sir J. G. Tollemache Sinclair, dem früheren freisinnigen Abgeordneten im Londoner Unterhause. Er hat in Frankreich 1870—71 gute Dienste für die deutschen Verwundeten und Kranken geleistet und ein Buch: „Der deutsch-französische Krieg" geschrieben, das werthvolle Aufzeichnungen, Meinungsäußerungen und Schriftstücke enthält. Am Schlusse der gegenwärtigen Abhandlung ist Sir Tollemache Sinclair's Umdichtung mitgetheilt.

Digitized by Google

wie Daniel Stern behauptet, alle Geistesgegenwart, suchte ihn zu übertrumpfen, und forderte nun seinerseits die unverzügliche Absendung eines Heeres gegen Preußen zur Wiederherstellung Polens in den Grenzen von 1792!

Es hat sich nachher herausgestellt, daß die ganze Sache jenen Huber zum Anstifter gehabt hatte, einen ehemaligen politisch Verurtheilten, der aber schon unter Ludwig Philipp geheimer, verrätherischer Angeber seiner Genossen und dann freigelassen worden war. Ihm gelang es, eine Anzahl Republikaner in sein Netz zu ziehen. Die oft auf eigene Faust handelnde Geheim-Polizei soll die Absicht gehabt haben, durch Anzettelung des scheußlichen Unfuges Männer wie Barbès, Raspail und andere zur äußersten Linken Gehörige zu Fall zu bringen.

Unter Napoleon III. erhielt Huber eine einträgliche Verwaltungsstellung. Wer die ganze Verworfenheit der Mittel erkennen will, mit denen Polizeispitzel in Paris wirken — wie es ja auch 1870 bei Kriegesausbruch geschah —, der möge die Schilderung des „15. Mai 1848" in Daniel Stern's Werk lesen.

Dieser Einbruch in die Volksvertretung wurde schließlich durch Mobilgarden und Bürgerwehr überwältigt. Von dem künstlich angeregten Kriegsgeschrei gegen Deutschland wurde es nun wieder still.

Bezeichnend bleibt es immerhin, daß, bei Beginn der Sitzung vom 15. Mai, der Minister Bastide, auf eine an ihn gestellte Anfrage, im Gegensatz zu der Haltung Lamartine's, des Hauptes der Regierung, die Verträge von 1815 und die darauf beruhende Karte Europas für einen todten Buchstaben (une lettre morte) erklärte. Frankreich, meinte er, müsse „kraft seiner geographischen Lage und seines Volksgeistes an der Spitze eines Bundes freier Völker" stehen. Die Verträge von 1815 seien nicht mehr zu Bestand: doch Frankreich allein könne die Zukunfts-Karte von Europa nicht regeln, u. dgl. m.

Diese Aeußerung war eine Antwort auf eine Anfrage bezüglich Italiens. Die Abschaffung der Verträge aber bedeutete für Frankreich immer den Wiedererwerb der deutschen Rheinlande.

Was die Sorge um die freien Völker anlangt, deren Bund Frankreich zum Oberhaupte haben sollte, so schlug im folgenden Jahre, nachdem Ludwig Napoleon zum Präsidenten der Republik ernannt worden war, Frankreich unter Zustimmung der gesetzgebenden Versammlung die römische „Schwester-Republik" mit Waffengewalt nieder und setzte den Papst wieder als Herrscher des Kirchenstaates ein.

III.

Ende Mai 1849 hatte ich in Paris Gelegenheit, mir die Dinge in nächster Nähe anzusehen. Zusammen mit Dr. Friedrich Schütz, dem Abgeordneten für Mainz in der deutschen Nationalversammlung, war ich als Mitglied der gemeinschaftlichen Gesandtschaft von Baden und Rhein-Bayern dorthin gegangen. Wiederum war Frankreich im Inneren auf's Tiefste erschüttert. Es handelte sich darum, ob Ludwig Bonaparte, wegen des Angriffes auf die römische Republik, gestürzt werden könne. Ledru-Rollin, dem der Hauptantheil an der Gründung der Februar-Republik von 1848 zuzuschreiben war, stand an der Spitze der Bewegung.

Nach der Sprengung der Massenkundgebung vom 13. Juni 1849 völkerrechtswidrig verhaftet, wurde ich zuerst in der berüchtigten Conciergerie und dann in „La Force" eingekerkert. Von der Linken der gesetzgebenden Versammlung, der sogenannten „Berg-Partei", wurde dies zum Gegenstande von Verhandlungen gemacht, um meine Freilassung zu erwirken. Herr von Tocqueville, der berühmte Verfasser des Werkes über „Die Demokratie in Amerika", damals Minister des Auswärtigen, sah sich da wegen dieses Bruches des Völkerrechtes schlimm in die Enge getrieben. Um sich zu retten, erklärte er, ohne den geringsten Beweis: ich sei nicht in meiner diplomatischen Eigenschaft, sondern als „Verschwörer" verhaftet worden, und die Regierungen, die mich nach Paris gesandt, gehörten einer Partei an, welche seit zehn Jahren stets mit der bittersten Entschlossenheit und Thatkraft durch ihre Schriften und ihre Drohungen dem Streben des französischen Volkes, sich bis zum Rhein hin auszudehnen (cette tendance du peuple français à s'étendre vers le Rhin) Widerstand geleistet habe."

Das genügte, um die Versammlung zur Tagesordnung übergehen zu machen. Nach mehr als zweimonatlicher Haft mußte ich indessen freigelassen werden. Bezeichnend aber ist es, daß in solchen Reden, wie Tocqueville sie da hielt, stets so gethan wurde, als stehe Frankreich, das Elsaß besaß, noch gar nicht am Rhein. Und doch hießen zwei seiner Departements der „Ober-Rhein" und der „Nieder-Rhein"!

Aus den hinterlassenen, eigentlich gegen seinen Willen veröffentlichten Aufzeichnungen dieses „republikanischen" Ministers erhellt, daß er einer der schlimmsten Feinde deutscher Freiheit und Einheit war, und eingestandener Maßen ebenso insgeheim mit den Royalisten und Ultramontanen zusammen spielte, wie er es auf die Eroberung des ganzen linken Rhein-Ufers abgesehen hatte. (Forts. folgt.)

Aus Alt- und Neu-Hellas.

Von Eduard Sokal.

In der leicht zugänglichen Literatur über Griechenland herrschen die Angaben über Architektur und Kunst einseitig vor. Für die anderen Dinge, die zeitweise Menschen kaum weniger interessiren, bleibt selten Raum, und die Fragen nach den Menschen, die der Welt das Vermächtniß der classischen Cultur hinterlassen haben, nach ihrem Leben und Treiben, treten zurück und werden nach überkommenen, oft ganz falschen Lehrmeinungen schablonenmäßig erledigt. Und doch wimmelt die Literatur gerade in diesen Fragen von Irrthümern. Besonders hat das Durcheinanderwerfen der Rassen- und Sprachwanderungen Seitens der vergleichenden Sprachforschung das Urtheil vielfach in Irrgänge geführt, aus denen oft kaum ein Entkommen möglich scheint. Sicher hat diese Wissenschaft bis jetzt den hierzu nöthigen Ariadnefaden noch nicht gesponnen. Es handelt sich eben um Gebiete, in denen das biologische Wissen nnd Können zeitlich zu spät einsetzt, wie in der Rassenfrage, oder in denen es überhaupt unzulänglich ist, wie in den technischen Fragen. Man muß es daher mit Dank begrüßen, daß der bekannte Hygieniker Prof. Hueppe in einem kürzlich erschienenen Werke über die „Rassen- und Socialhygiene der Griechen im Alterthum und in der Gegenwart" den Versuch unternommen hat, mit dem Rüstzeug exakter Forschung an diese Probleme heranzutreten. Seine Ausführungen werden sicherlich den vorgesetzten Zweck erreichen, „ein natürliches Verständniß für die alten und neuen Rassenmischungen in dem Wetterwinkel zwischen Europa, Asien und Afrika anzubahnen und dadurch vielleicht auch manche schiefe Urtheile über die modernen Griechen zu beseitigen."

In manchen Punkten schöpft Hueppe aus eigenen Beobachtungen, in anderen knüpft er an weniger bekannt gewordene Mittheilungen der Schliemann'schen Expedition an. Es war eine glückliche That Schliemann's, daß er bei seinen Ausgrabungen auch Techniker heranzog. Waren dabei zunächst nur die Gesichtspunkte der Architekten maßgebend, so waren dies doch immerhin allseitig technisch geschulte deutsche Architekten, welche eine für alle Völker mustergiltige Methode der Ausgrabungen schufen, und bei denen die meisten technischen Befunde wirklich sachverständig klargelegt wurden.

Digitized by Google

Besonders Dörpfeld hat es verstanden, die Technik der Antike im weitesten Sinne des Wortes für uns zu erschließen. Durch die kritische Verwerthung der Dörpfeld'schen Mittheilungen gelangt Hueppe beispielsweise zu dem interessanten Ergebnisse, daß die herkömmliche Angabe, nach welcher eigentlich nur die Römer im Alterthum große hygienische Techniker gewesen sind und daß sie besonders in der Wasserversorgung allein nachahmenswerthe Werke geschaffen hätten — ein ehrwürdiger Irrthum ist. Allerdings hätte hierbei schon der Hinweis auf die Egypter genügen sollen, um vor Uebertreibungen zu schützen. Aber von den anderen Völkern, von Assyriern, Persern, Phöniciern und Griechen wußte man so wenig, daß man aus dieser Unwissenheit auf der einen Seite aus den weithin sichtbaren, in grob verständlicher Lapidarschrift sprechenden Werken der Römer auf der anderen Seite glaubte schließen zu dürfen, daß nur das technische Genie der Römer in diesen Dingen Großes geschaffen habe. Und doch ist diese Ansicht nach Hueppe grundfalsch, und wie in fast allen anderen Dingen, waren die Römer auch hierin nur die Schüler der anderen Völker, welche sie oft nicht einmal geschickt nachahmten, vielfach nur durch die Großartigkeit ihrer Anlagen übertrafen.

Seinen Erörterungen schickt Hueppe einige klimatologische Mittheilungen voraus und warnt gleichzeitig von der neuerdings in Schwung gekommenen Ueberschätzung klimatischer Einflüsse auf die Cultur. Die Bezeichnungen „erschlaffendes und anregendes" Klima sind nur cum grano salis aufzunehmen, wenn auch der Umstand, daß das Klima der Mittelmeerländer im Alterthum kühler war als jetzt, sicherlich nicht ohne Bedeutung für den Gang der Geschichte gewesen ist. Wir wissen, daß noch zu Zeiten der Römer der Nil regelmäßig im Winter etwas Eis zeigte. Bei dem Feldzuge in Böotien ging Sokrates zum Erstaunen seiner Bekannten barfüßig im Schnee. In Eretria wurden mit Holz gefütterte, unter der Sohle ähnlich wie Kapruner Steigeisen einmal gegliederte Bronceschuhe mit scharfen großen Randstiften gefunden, so daß man fast an antike Alpinisten denken könnte. Die olympischen Spiele konnten als nordische Sonnenwendfeste zur Zeit der Hundstage dort unten gefeiert werden. Erst allmählich trat — von den kleineren periodischen Schwankungen abgesehen — eine Zunahme der Wärme ein, welche gegen das Jahr 1000 n. Chr. für Europa ihren Höhepunkt erreichte, um dann allmählich wieder zu sinken. Es ist nach Hueppe nicht undenkbar, daß beim Untergange der alten Cultur diese Zunahme der Temperatur und eine dadurch herbeigeführte erschlaffende Wirkung des Klimas mit betheiligt sein kann. Doch ist er viel mehr geneigt, den Niedergang der alten Culturwelt in allererster Linie dem allmählichen Untergang des arischen Rassenelementes zuzuschreiben, das sich gegenüber der Mehrzahl der ligurischen und alarodischen Mischrassen des Mittelmeeres, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden, nicht rein zu erhalten vermochte. Die alten Culturvölker gingen in diesen Mischungen aus Mangel an Nachschub aus den nördlichen Gegenden auf und unter, nachdem sie als Culturferment unter den zeitweise glücklicheren Verhältnissen von Griechenland und Italien die hohe Blüthe der beiden Länder herbeigeführt hatten. Nachdem auch Egypten und die asiatischen Culturstaaten arischer semitischer und fethitischer Rasse und Sprache untergegangen waren, drangen nach Griechenland und Italien nur noch rohe Völker aus Asien und Barbaren aus Europa. Wenn auch Egypten und die großen mittelasiatischen Culturstaaten, im Alterthum ein kühleres Klima hatten als jetzt, so war die indische Cultur der Arier stets eine Tropencultur, und Egypten hatte auch schon im Alterthum ein sehr mildes subtropisches Klima. Und die Barbaren? Sie traten zunächst der ganzen alten Culturwelt feindlich gegenüber, um später vorübergehend eine neue Blüthe herbeizuführen und schließlich endgiltig dem Süden fern zu bleiben. Jedenfalls werden auch die begeistertsten philhellenischen Schwärmer sich der Einsicht nicht verschließen können, daß die gegenwärtigen Bewohner von Griechenland nur einen sehr geringen Einschlag althellenischen Blutes besitzen. In dieser Beziehung haben sich die Anthropologen lange Zeit von der vergleichenden Sprachforschung irreführen lassen. Ein nur englisch sprechender Neger ist deshalb kein Germane und ein nur albanesisch sprechender Türke kein Arier. Wirkliche Nachkommen der alten Griechen giebt es kaum noch, und selbst die reinsten, die Mainoten, sind nach den Criterien der Gesichts- und Schädelbildung durch Kreuzung mit slavischen Völkerstämmen vermischt.

Von der niedrigen Temperatur abgesehen, wird wohl das Klima Altgriechenlands dem jetzigen sehr ähnlich gewesen sein. Die stärkere Bewaldung der Höhen mag wohl für viele Quellen einen wirksamen Schutz abgegeben haben. Trotzdem hat Griechenland im Gebirge entschieden noch genügend Wald und Hain, um den Wassergehalt der Quellen zu sichern. Attika war freilich schon im Alterthum wegen seiner Wald- und Quellenarmuth verrufen, und die ölbaumspendende Athena hatte es nicht schwer, mit dem quellenversprechenden aber nicht liefernden Poseidon, der sich nur als Erechtheus, als Erderschütterer dafür um so unangenehmer im Gedächtniß zu erhalten wußte, siegreich um den Vorrang im Lande zu kämpfen. In einem Lande, welches nur sehr wenige, stets wasserführende Flüsse hat, deren Wassermenge jedoch von spärlichem Gerinne bis zu reißenden Hochwässern wechselt — wie erst im October 1890 der Ilisses eine Ueberschwemmung des Piräus herbeiführte — in welchem verhältnißmäßig wenig Regen fällt, ist das Wasser etwas Heiliges und die Pflege der Quellen geradezu von der Natur geboten. Der beste Beweis für die ständige Wasserarmuth ist daher die Sorgfalt, mit der schon die Alten und zwar vor den Hellenen schon die Achäer und Pelasger, die Quellen sicherten und durch Cisternen ergänzten.

Daß aber die Zustände, welche in den von Homer besungenen Zeiten herrschten, bis zu der Neuzeit annähernd gleich geblieben sind, ergiebt sich daraus, daß nach den Pelasgo-Achäern die classischen Hellenen, nach diesen die Römer nach diesen die Venetianer und Türken und nach diesen die Neugriechen dieselben Quellen benutzten und an denselben Orten zu deren Ergänzung Cisternen anlegen mußten. Dies spricht auf jeden Fall stark dafür, daß trotz der heute theilweise stärkeren Entwaldung der Wasserreichthum Griechenlands immer gering war. Es erklärt sich dies einfach dadurch, daß trotz der säkularen Aenderungen in der Wärmevertheilung die Lage zu den allgemein bestimmenden meteorologischen Factoren seit vorgeschichtlichen Zeiten unverändert geblieben ist.

Wie haben sich nur bei dieser Wasserarmuth des Landes zunächst die ältesten Bewohner, die Pelasgo-Achäer beholfen?

Die Besiedelung der Burg von Korinth, Akrokorinth, reicht eben noch in diese Zeiten zurück, da an der Landenge im Gebiete von Megara und Korinth sich die vom Norden kommende pelasgische Rasse mit den aus dem Osten von der See herkommenden-semitischen Mischrassen der Phönicier und Karier traf. Die Sage vom Sisyphus und der Cultus der sidonischen Astarte auf der Burg sprechen für das hohe Alter dieser Besiedelung der Burghöhe in vorhellenischer Zeit. Die Burg ragt auf schroffem Felsen 575 Meter über das zu ihren Füßen sich ausdehnende Meer empor, und ihre Ersteigung erfordert gegen anderthalb Stunden Zeit. Etwa eine Viertelstunde unterhalb des Gipfels findet sich die gleichmäßig ergiebige Quelle Peirene, die die Besiedelung der Burg ohne Weiteres ermöglicht hatte. Ein Hufschlag des Pegasus soll sie aus dem Felsen hervorgezaubert haben, da man sich so dicht unter dem Gipfel das Entstehen einer Quelle aus natürlichen Gründen wohl schwer erklären könnte. Bei der Erweiterung der Burg reichte die Quelle nicht aus,

Digitized by Google

und die Römer erbauten noch eine circa 30 Meter lange, 10 Meter breite und 5 Meter tiefe Cisterne; der Waldreichthum der Umgebung hatte ihnen nicht mehr Wasser verschafft, als sich dort jetzt vorfindet. Am Fuße der Burg der Stätte des mächtigen, alten Korinth, wo jetzt nur ein elendes Dörfchen besteht, finden sich mehrere Quellen, von denen die eine aus einem uralten, gemauerten Gange hervorbricht und dem Bade der Aphrodite entspricht. In ähnlicher Weise kommt in der Nähe der Proria, einer Vorstadt der Nauplia, bei dem jetzigen Nonnenkloster Hagra Meri ein Laufbrunnen aus einem uralten Stollen, der früher die Quelle Karathes zu Tage förderte. Diese Quelle ist, wie Hueppe hinzufügt, medicinisch hochinteressant, weil dort Hera alljährlich im Frühling sich ihre jungfräuliche Reinheit zurückerbadete. Die Ebene von Argos ist im Westen bei Myli wasserreich, sogar zu wasserreich. Um nun ihre Fruchtbarkeit auszunützen, sind an den anderen Stellen, wo kein sichtbares Wasser vorhanden ist, über die ganze Ebene zahlreiche Brunnen mit Göpelwerken zerstreut, die das Grundwasser auf die Felder heben. Diese Einrichtung scheint uralt zu sein und zeugt von großem Verständnisse für die Hebung der Landwirthschaft durch Wasserversorgung.

In der mykenischen Periode und zum Theil wahrscheinlich noch weiter zurückreichend, finden wir demnach in Bezug auf die Technik der Wasserversorgung bei den Pelasgo-Achäern, dem ersten thrakischen Schube der Rassen und Sprachstürme, aus dem später die Hellenen hervorgingen, bereits sorgfältig hergestellte Cisternen, gute Quellfassungen und unterirdische Leitungen von Quellen. In der cyklopischen Mauer von Tyrus finden sich außerdem merkwürdige, durch Verkragungen der großen Steine mit Spitzgewölben abgeschlossene Gallerien mit Seitenkammern, welche man mit Dörpfeld als kellerartige Magazine für Lebensmittel auffassen muß. In Troja fanden sich schon in der zweiten Culturperiode, dem vorhomerischen Troja, in besonderen Räumen hinter der Stadtmauer riesige, mannshohe Krüge, welche zum Theil frei aufgestellt, zum Theil jedoch derart eingegraben und mit Erde umgeben waren, daß ihre Mündungen in der Ebene des Fußbodens lagen. Diese ganz einfachen, gar nicht oder nur höchst einfach ornamentirten Krüge waren sicher zum Magaziniren von Getreide und Wein bestimmt.

Während die homerischen Helden pokulirten und schmausten wie germanische Bärenhäuter, sollen die modernen Griechen überaus genügsam geworden sein. Eines ihrer Sprichworte lautet sogar, daß, wo ein Esel verhungere, ein Grieche noch satt werde, und Bädeker sagt wörtlich:

„Eine Hand voll Oliven, ein Stück schlechten Brodes, ein Glas Wein dienen dem griechischen Bauer als Mittagsmahl, Kaffee und Tabak sind die einzigen Genüsse.“ Solche Legenden halten sich mit großer Hartnäckigkeit, und die populäre Literatur weiß Aehnliches von Japanern, Chinesen, Hindus zu melden, die sich jahraus, jahrein von einer Hand voll Reis, von Arabern, die sich von einer Hand voll Datteln ernähren. Mit Recht verweist Hueppe derartige Berichte in's Reich der Fabel. Ihrer Körpergröße, ihrem Gewicht und ihrer Arbeit entsprechend, müssen alle Menschen eine genügende Menge Ersatzstoffe und eine ausreichende, in Wärme-Einheiten ausdrückbare Menge Kraft bildender Stoffe aufnehmen. Die Griechen arbeiten eben nach den Beobachtungen Hueppe's nur, wenn sie müssen, und würden am liebsten den Kerl, der die Arbeit erfunden hat, am nächsten Baume aufknüpfen. Daraus erklärt sich nach ihm ihre scheinbare Mäßigkeit. Die Bauern und Hirten leben in Griechenland sogar besser, als die kleinen Bauern und Landarbeiter in manchen deutschen Gegenden. Wie für diese, ist Fleisch für sie ein Leckerbissen an Feiertagen. Aber als Hirtenvölker benützen sie die Produkte der Heerden selbst, weil sie nur wenig absetzen können, während die deutschen Bauern Butter, Milch und Käse verkaufen. Für die einheimische Bevölkerung ist gegenwärtig in ganz Griechenland das Lamm das einzige Fleischthier. Da hatten die homerischen Helden es allerdings ein gutes Stück besser! Neben dem Schafe spielte das Rind und das Schwein eine bedeutende Rolle, wie auch die Knochenreste aus Ilios ergeben, und neben Hammelrücken waren auch Roastbeef und Schweinsrücken sehr beliebt. Mit diesen drei Fleischarten läßt sich schon eine ganz hübsche Speisenfolge zusammenstellen, welche die homerischen Helden noch mit Austern einleiteten und mit Käse beschlossen. Dabei läßt sich schon leben. Auch die Erfindung der Blutwurst verdanken wir den Pelasgo-Achäern. Die alten Kretenser hielten die Bärenhäutersitten aus homerischer Zeit länger in Ehren, so daß die späteren verfeinerten Hellenen sie als „faule Bäuche“ bezeichneten und ihr übler Ruf sogar vom Apostel Paulus vermerkt wurde.

Eine bedeutende Rolle spielt im Leben der alten und neuen Griechen der Wein. Auf Weinkarten, in den Ankündigungen der Kaufleute wird Wein noch immer *οινός* geschrieben, aber es wird krasi gesprochen. Die Alten mischten den Wein mit Wasser und so diente schließlich das Wort für Mischung (*κρασις*) in verballhornisirter Form als Ausdruck für Wein. Im Alterthum verehrten nur die Bewohner von Phigalia in Arkadien den Dionysos Akratophoros, den ungemischten Wein spendenden Gott und waren deßhalb übel berüchtigt. Jetzt ist das in Paolitza, einem von Weinbergen umgebenen Bergdorfe an Stelle des alten Phigalia noch benso, aber auch die anderen Griechen trinken jetzt den Wein ungemischt, so daß der jetzige Name im Style des lucus a non lucendo gebildet ist.

Großartig gering ist nach Hueppe bei den Griechen das Bedürfniß nach Waschen. Man läßt sich aus einem kleinen Kruge einen Schuß Wasser in die Hände gießen zur Reinigung derselben, ein zweiter Schuß dient dann für das Gesicht, andere machen es umgekehrt, aber in beiden Fällen wird nicht mehr verabreicht als zwei Hohlhände Wasser. Damit kommt der Grieche aus. Die Reinlichkeit der homerischen Helden ist spurlos verschwunden. Die Auffassung eines vor etlichen Jahren verstorbenen militär-ärztlichen Schriftstellers, der seinem Unmuthe über die Brausebäder Luft machte, indem er meinte, daß dadurch die „conservirende Speckschichte“ beseitigt würde, besteht in Griechenland noch in Kraft.

Am Schlusse seiner Studienskizzen bringt uns Hueppe einige interessante Mittheilungen über Athen und insbesondere über den als Seuchenheerd zu einer traurigen Berühmtheit gelangten Stadttheil Limni. In Folge der Durchlässigkeit des Terrains vermag es viele Infiltrationen zu übernehmen, ohne übersättigt zu werden, so daß man der Beseitigung der Fäkalien wenig Sorgfalt widmete. Die Ausdünstungen eines solchen Bodens mußten aber schließlich die Widerstandsfähigkeit der Bewohner herabsetzen und ihre Krankheitsanlage erhöhen. Dazu kommt, daß bei der Nähe der Brunnen von den oft unmittelbar daneben liegenden Canälen für die Ausbreitung der Keime durch Infection des Trinkwassers Verhältnisse vorlagen, wie sie gleich ungünstig so leicht nicht vorkommen. Die Verhältnisse zur Verbreitung einer Epidemie waren dort ebenso gegeben, wie die Bedingungen einer Trinkwasserinfection und diese Ermittelungen dürften zum ersten Male das Verständniß für die berühmte durch Thukydides und Diodor geschilderte Pest bieten.

Von solchen vereinzelten Fällen abgesehen, sind jedoch die Wasserversorgungsanlagen in Griechenland, welche weit zurückreichen, ehe die Römer auch nur die ersten Anfänge dieser Art zeitigten, nach Hueppe's Ansicht geradezu geniale Anpassungen an die gegebenen, meist sehr ungünstigen Verhältnisse. Um kein Wasser zu verlieren und daß erquickende Getränk in der ursprünglichen kühlen Beschaffenheit zu erhalten, wurde es überall in unterirdischen Leitungen zugeführt, bei denen nicht nur kurze Stollen, sondern selbst lange Tunnels durch die Felsen getrieben wurden. Eine Anlehnung

Digitized by Google

an fremde Vorbilder ist nirgends wahrnehmbar; überall machen die Anlagen den Eindruck des Originalen. In voller Würdigung dieser Thatsache schließt Hueppe seine geistvollen Ausführungen mit den Worten: „Ist auch die alte Lehre des ‚ex oriente lux' nach vielen Richtungen hinfällig geworden, so hat der Orient doch an Interesse nichts eingebüßt, und vielleicht ist in dem vorliegenden Werke der Nachweis gelungen, daß in der öffentlichen Gesundheitspflege die alten Culturvölker mehr geleistet haben, als man bisher angenommen hat. Allerdings in der eigentlichen Technik sind wir in dem letzten Jahrhundert bedeutend weiter gekommen, die Berechnung der Quellen, Flüsse ꝛc., das Maschinenwesen, die Vertheilung des Wassers in den Häusern kann mit den analogen Arbeiten der Alten nicht auf eine Stufe gestellt werden. Aber immerhin war erst diese ganze modernste Technik der letzten Decennien dazu nöthig, um die Antike wirklich zu übertreffen und dies muß unsere Achtung vor den Leistungen der alten Völker nur erhöhen."

Literatur und Kunst.

Heloïse von Beaulieu.

Von Dr. Heinrich Ilgenstein (Berlin).

Es giebt kein Genie in der deutschen Dichtung der Gegenwart. Derjenige, der das leugnen wollte, würde für die Genies unserer literarischen Vergangenheit gleich wenig Verständniß haben wie für die besonderen Merkmale unserer Zeit. Die Gegenwart ist als eine der ausgesprochensten Uebergangsperioden, die es wohl je in der Geschichte gegeben hat, ebenso unfähig, ein starkes Genie zu erzeugen, wie sie als das Stadium neuer Entwickelung, die sie darstellt, dazu angethan ist, Talente hervorzubringen. So begegnen wir — übrigens nicht nur in der Poesie — heute einer ganz erstaunlich großen Reihe von Talenten, die, ein bemerkenswerther Ausdruck unserer Zeit, Anspruch auf mehr oder minder ernste Beachtung machen können. So hat es in der ganzen deutschen Literaturgeschichte auch nicht eine Periode gegeben, in der wie in unserer Zeit ein großes Wollen für den Mangel starken Könnens entschädigen muß. Diese Erscheinung ist aber für das aufstrebende Talent, so weit es sich erst durchsetzen muß, ein wesentlicher Nachtheil. Der anerkannten Talente sind heute so viele, daß es dem Berufenen selbst beim besten Willen an Zeit und Sammlung gebricht, um sich mit der Fülle ihrer Erscheinungen so bekannt zu machen, wie es im Interesse der Sache, der der kritische Beurtheiler dient, wünschenswerth wäre. Für die Anerkennung neuer Talente sind heute aber ungünstigere Voraussetzungen gegeben denn je. In Perioden, in denen wie etwa zu Lebzeiten Schiller's und Goethe's einige wirkliche Genies die Literatur beherrschten und in denen der mittelmäßigen Talente nicht wie heute so viele waren, wurde es diesen bei ihrem Auftreten viel leichter, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, als das heute im Zeitalter des Talentes der Fall ist. Jeder Kritiker sollte, um diesen Umständen gerecht zu werden, lieber die Neuerscheinung des einen oder des andern der allgemein anerkannten Talente von seiner Besprechung ausschließen, um hierdurch Zeit und Raum für einige von denen zu finden, die — noch nicht gekannt — aber mit ebenso viel Recht die Beurtheilung ihrer Leistungen in der Oeffentlichkeit fordern können.

Eine von denen, die diesen Anspruch zweifelsohne erheben können, ist die den Lesern der „Gegenwart" schon durch eine Reihe stimmungsvoller Novelletten bekannt gewordene Schriftstellerin Heloïse von Beaulieu.

Von ihr liegt mit der Novellensammlung „Höhenluft" (Dresden, Heinrich Minden) die erste Veröffentlichung in Buchform vor. Sie enthält vier Novellen und zeigt, daß wir in der begabten Verfasserin nicht eine von jenen zu vielen zu sehen haben, die für den Weihnachtstisch oder die Leihbibliothek schreiben. In allen vier Geschichten fällt vor Allem eine gewisse künstlerische Selbstständigkeit der Erzählerin auf, die man bei mancher unserer Zeit geschätzten Romanschriftstellerinnen vergeblich suchen dürfte — Heloïse Beaulieu huldigt weder wie etwa Clara Viebig in ihren besten Sachen einem ausgesprochenen und deßhalb künstlerisch nicht ungefährlichen Naturalismus, noch schreibt sie wie etwa Gabriele Reuter, um einer bestimmten Tendenz oder reformatorischen Idee zu dienen. Es läßt sich — bei Erstlingswerken sicher eine bemerkenswerthe Erscheinung — kaum sagen, welcher von den größeren Roman- oder Novellendichtern unserer Zeit für ihre Art und ihren Styl von erkennbarem Einfluß gewesen ist. Sie giebt sich so phrasenlos und schlicht, sie schaut so wenig nach rechts oder links, sie giebt offenbar so wenig darauf, „literarisch" zu wirken, daß in dem ganzen Buche auch nicht ein gesuchter Effect oder eine künstlerische Unaufrichtigkeit zu finden ist.

Von den vier Erzählungen ist die erste „Wenn die Blüthen fallen" freilich die relativ schwächste. Sie leidet noch an Unsicherheit in der Composition und an einer empfindlichen Unruhe in der Darstellung. Aber die künstlerischen Vorzüge der Verfasserin machen auch diese Erzählung werthvoll. Das Geschehniß ist wie auch in den anderen Novellen des Bandes äußerlich sehr einfach. — Zwei sich liebende Menschen, der eine ein begüterter, junger Gutsbesitzer, der andere ein junges Mädchen, das sich aus der Enge gesellschaftlicher Umgebung einmal für kurze Zeit in die Natur und in die Freiheit flüchten möchte, sind eines Tages heimlich aus der Stadt hinaus auf's Land geeilt, um hier im Genuß der Natur einmal ihrer Liebe recht froh werden zu können. Wie die Beiden in Erwartung glücklicher Stunden aus „der Stadt, wo Menschen Canäle bauen und Gasröhren legen, wo die arme Menschheit sich quält in Fabriken, Casernen und Hospitälern, wo Kinder mit Greisengesichtern in übelriechenden Gassen spielen", hinauseilen in das blühende, frühsommerliche Land hinein, wie das Mädchen einmal dem Banne der Convention entronnen, wieder zum Kinde werdend den kühler veranlagten Geliebten mit ihrem Entzücken fortreißt und unter den blühenden Bäumen Sonnenfeiertag hält, das Alles ist in einer Weise geschildert, die kaum wärmer und überzeugender sein kann. Frau von Staël sagt an einer Stelle ihres Buches „De l'Allemagne": „Der deutsche Dichter steht der Natur nicht als Dichter, sondern als Bruder gegenüber; Wasser, Luft, Blumen, Bäume haben sozusagen Familienbeziehung zu ihm." Auch für Heloïse von Beaulieu trifft dieser Ausspruch zu.

Die Natur, die Landschaft ist ihre künstlerische Heimath. Die Rückkehr zu ihr und die Sehnsucht nach ihr ist der Grundaccord ihrer Erzählungen. Mag sie nun mit uns über wogende Felder gehen oder uns in eine sonnige Dorfstraße führen, mag sie wie in der Erzählung „Höhenluft" die Spitzen der Berge erklimmen oder mit uns wie in der Novelle „Lebenswende" in Goethe's Garten wie in einem Heiligenhain herumschweifen, immer ist ihr die Natur das Größte und Heiligste des ganzen Seins. Sie allein kann reich bis zur Wunschlosigkeit machen. Die höchste Thätigkeit der Vernunft und selbst die liebevollste Hingebung an einen anderen Menschen, giebt in ihren Augen nicht den inneren Reichthum, den die Hingabe an die Natur und ihr Leben gewährt. Nichts ist bezeichnender für die Verfasserin als folgende Stelle: „Es giebt Augenblicke, wo der Zeitbegriff uns entschwindet, wie jeder andere klare Begriff; wo die

Digitized by Google

festen Umrisse der Dinge sich auflösen in's Vage, Ungreifbare, in einen goldenen Dunst, wo die streitbaren Kräfte der Seele entschlummern, kein Hoffen und Erinnern ihr Pein macht und nur ein dumpfes, aber unendlich süßes Sinnenempfinden bleibt. Und in solchen kaum über eine Pflanzenexistenz hinausreichenden Momenten, wo Herkunft und Zweck der Dinge keine Bedeutung für uns haben, wo der Duft der Wiese und das Lächeln des Junilüftchens unsere ganzen Empfindungen ausmachen — in solchen Momenten sind wir doch dem Urquell alles Seienden näher als in höchster Thätigkeit der Vernunft". So ist der Verfasserin die Natur Wissen, Können, Liebe und Freiheit. Ihr schiene ein Mensch, dessen Lebensumstände es ihm gestatteten, sich in absoluter Freiheit in der weiten Welt umherschweifend ganz der Natur und ihrer Schönheit hinzugeben unendlich beglückter und reicher, als etwa ein durch Noth und Arbeit an die Großstadt gebannter Mensch, selbst wenn sich auf diesen der ganze Reichthum gelegt hätte, den ein Mensch dem andern durch sich schenken kann. Ein Glück, das nicht unter dem weiten Himmel zugleich mit der Landschaft genossen wird, wäre für Heloise von Beaulieu ein halbes. Erst hier bekommt Alles Farbe und Inhalt für sie. Daß ist gewiß ein künstlerischer Reiz ihrer Erzählungen, doch nicht immer eine künstlerische Stärke. Denn was hülfe Einem für die Dauer der ganze Reichthum der Natur, wenn man einsam bliebe in seiner Seele? Und leicht übersieht ein Künstler, der nur in die Weite schweift, das, was ich neben der Naturpoesie die Poesie des Lebens nennen möchte. Und diese ist oft gerade in den von der Verfasserin so ängstlich gemiedenen Stätten des Werkeltages und des Kampfes zu Hause. Verleiht die Poesie der Natur dem Kunstwerk Stimmung und Größe, so giebt die Poesie des Lebens ihm erst die innerliche Stärke. Wenn diese nicht den vier vorliegenden Novellen der begabten Erzählerin oft so merklich fehlen würde, hätte sie gewiß noch Vollkommneres geschaffen.

Neben dem Vorwiegen des Landschaftlichen ist noch ein ideelles Moment den Erzählungen gemeinsam. Immer handelt es sich bei den behandelten Conflicten um den Kampf für die innerliche Wahrhaftigkeit. Als ein echtes Naturkind ist Heloise von Beaulieu für Compromisse nicht zu haben. In der Erzählung „Wenn die Blüthen fallen" kommt auch dies am Klarsten zum Ausdruck. Wir haben gesehen, wie ein junges Menschenpaar draußen in der Landschaft glückliche Stunden verbringt. Aber gerade hier, wo Jeder unbewußt klarer und ehrlicher sein Inneres zeigt, wird es dem Mädchen klar, daß die Seele des Mannes, mit dem sie schon die ganze Lebensreise zusammen zurücklegen wollte, in wichtigen inneren Fragen anders gestimmt ist. So empfinden sie, wie sich zeigt, der Natur gegenüber ganz verschieden. Er liebt den Nutzen und den Besitz, sie die Schönheit und die Freiheit in ihr. So löst das junge Mädchen ihr Verhältniß zu dem jungen Mann, den sie zu lieben begann, eh' sie sein Inneres kannte.

Die beste der vorliegenden Erzählungen ist offenbar die unter dem Titel „Höhenluft" in das Buch aufgenommene Novelle. Eine solche Schilderung der Berge kann nur der geben, der wirklich Höhensehnsucht in sich trägt. Das Landschaftliche ist hier mit Meisterschaft geschildert. Hier herrscht wirkliche Höhenluft. Für die Verfasserin gilt das Wort, das der Held der Erzählung einmal seiner Geliebten zuruft: „Das können Thalmenschen nicht!"

Die kleine Erzählung „Lebenswende" ist vielleicht die feinst empfundene von allen. Sie spielt um Goethe's Gartenhaus, und man fühlt, daß die Dichterin hier etwas wie Heimathsrecht hat. „Wenn Weimar das Herz Deutschlands ist," schreibt sie von dem Sterbezimmer Goethe's, „ist hier seine innerste Herzenskammer. Hierher sollten sie kommen, die in anderen Kirchen nicht beten können, wenn des Lebens Kleinlichkeit sie einengt oder seine Schwere auf ihnen lastet." So wohnt stille Schönheit an der Straße, die Heloise von Beaulieu in diesen Erzählungen zurückgelegt. Ob diese aber zur Mittagshöhe starker Kunst führt, müßte die Dichterin noch in Zukunft erweisen. In das eng bewohnte Thal, in dem die Unterhaltungsschriftsteller ihr sonnenfremdes Handwerk treiben, führt sie jedenfalls nicht.

Die Klimtausstellung der Wiener Secession.

Von Dr. Hermann Ubell.

I.

Als ich das erste Mal die Ausstellung besuchte, die jetzt in Wien das Werk der jüngsten Schaffensepoche Gustav Klimt's, des bedeutendsten Mitgliedes der Wiener Secession, in annähernder Vollständigkeit vorführt, da fühlte ich mich von so Vielem abgestoßen, daß ich, ärgerlich und enttäuscht, zu keinem reinen Genuß kommen konnte. Aber schon am nächsten Tage kehrte ich wieder, räthselhaft von einem Zwange getrieben, über den ich mir keine Rechenschaft zu geben vermochte; noch ohne Liebe, aber voll unruhiger Neugier suchte ich von allen Seiten her zu dem merkwürdigen Künstler vorzudringen. Um mein Gefühl zu reinigen, meine Empfindung zu schärfen, machte ich meinen alten Lieblingen im kunsthistorischen Hofmuseum einen Besuch; aber seltsam! Giorgione's und Tizian's, Breughel's und Holbein's Zauber versagte dies Mal, und vor ihrer ruhigen und großen Kunst erwachte mit einem Mal ein tiefes Heimweh nach dem suchenden und unruhvollen, nervösen und launischen Künstler, der mich die Tage her zugleich gequält und angelockt hatte. Es erwachte das Gefühl, daß, während jene große alte Kunst für mich in einem gewissen Sinne etwas Fremdes und Todtes sei, hier ich mir selbst aus dem funkelnden Spiegel entgegenkäme, den dieser malende Zeitgenosse der Welt vorhält, ich selbst mit all' meinen geliebten Leiden und verkehrten Freuden, mit meinem neuen Verhältniß zur Landschaft und zum Menschen, mit meiner neuen Sehnsucht und meiner neuen Verzweiflung. Wirklich die ganze Seele der modernen Menschheit lebt in diesen Bildern ihr qualvoll unruhiges Leben: da ist es denn kein Wunder, daß sie den, der ihnen in ihrer Gesammtheit zum ersten Mal entgegentritt, verwirren, peinigen und tief verstören, kein Wunder aber auch, daß sie ihn nicht mehr loslassen, ihm bis in seine Träume folgen, bis er merkt, daß sich sein Herz nach ihnen sehnt und als nach seiner süßesten Nahrung wie ein Kind zurückverlangt.

Da sind die zwei ersten großen Deckenbilder für die Aula der Wiener Universität, die man freilich nicht mit dem Verstand betrachten, sondern wie Musik genießen muß. Traumhaft schweben die leidenden Geschlechter der Menschen vorüber, von dunkeln Mächten beherrscht. Religion heißt ja Gebundenheit; und da er unser neues starkes Gefühl der tiefen Gebundenheit vor dem Ewigen und Unbekannten mit unerhörter Kraft geschildert hat, dürfen wir in Klimt eine wahrhaft religiöse Natur verehren. Freilich, wen noch die Dünkel eines überwundenen Materialismus blähen, der wird sich von dieser Art von Religiosität verachtend abwenden; wir Andern aber besitzen in diesen Schilderungen eine bethörend tiefe und süße Musik zu den Versen des frommen Hölderlin:

... Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruh'n.
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang in's Ungewisse hinab ...

Digitized by Google

Dunkel rauscht in diesen geheimnißvollen großen Bildern, wie aus unterirdischen Höhlen herauf, der Strom des ewigen Geschehens, ewigen Vergehens; ihre Farben sind wie aus einer anderen Welt, die Formen rinnen in einander; unsichtbaren Kräften gehorsam, schweben die trauernden und schaudernden, träumenden und verlangenden nackten Weiber und Greise, Kinder und Männer durch den Weltraum, an den geahnten, gefürchteten und verehrten großen Geheimnissen vorüber, in langen ewigen Zügen, eingehüllt in Schlaf und Traum.

Statt kahler Allegorien, wozu die gestellte Aufgabe, die Philosophie, Medicin und Jurisprudenz zu malen (die Theologie fehlt noch) eigentlich herausforderte, gab uns der reiche Künstler wunderschöne, tiefe Symphonien über unser Gefühl vom Leben.

II.

Da Klimt ein Feminist ist (und ist es etwa Klinger nicht, oder Khnopff, oder Rossetti und Burne Jones?), so nimmt die Schilderung des Weibes, wie wir es spüren, in seinem Schaffen einen breiten Raum ein.

Mehrere hundert ausgestellte Studien, eine entzückender als die andere, mit einem so gefühlten Strich, daß es keine größere Wonne giebt, als ihn nachzufühlen, befassen sich mit nichts Anderem. Weibliche Köpfe, Acte, Gewandstudien, alle mit dem einen Thema: Heva, die „Ewige". Den Melodien ihrer Linien, den momentanen Wundern ihrer Bewegungen, ja ihren Entstellungen wird mit einer Liebe nachgespürt, deren Unbedingtheit bisweilen an's Perverse streift. Alles, was uns das Weib empfinden läßt, vom Zartesten und Heimlichsten bis zur letzten Wollust, ist hier mit einer Vollständigkeit ausgesagt, daß man sich über dieses Compendium unseres Gefühls vom Weibe hinaus kaum noch eine Abstufung der Empfindung vorstellen kann, die hier nicht bezeichnet wäre. Ein Verleger, der diese wundervollen, aufregenden Zeichnungen in guten Abbildungen gesammelt herausgäbe, würde nicht nur dem Kenner von heute erlesene Genüsse, sondern auch dem künftigen Geschichtschreiber unserer Cultur unschätzbares Material darbieten.

Seinen vielen weiblichen Porträts (ein männliches scheint er kaum jemals gemalt zu haben) ist die Eigenthümlichkeit gemeinsam, daß Körper und Umgebung mit einer Art von Verschleierung gemalt sind, während der Kopf aus dieser Unbestimmtheit mit einer um so stärkeren Gegenwart hervordringt. Dann sind Frauenschilderungen da, die aus dem Reich des Individuellen in's Ewige und Typische erhoben sind. Eine unendlich expressive „Judith", mit schmachtend leise zurückgeworfenem Kopf, vibrirenden Nüstern und nassen Zähnen; ihre Augen sind schwer verhangen, den Mund hört man langsam wonnevoll schlürfen; es ist das Weib, an dem der Mann zu Grunde geht, die blutsaugende, unersättliche Zerstörerin. An Ausdruckskraft und geltender Typik geht diese Schilderung weit über das hinaus, was in Klinger's „Salome" geleistet ist. So ist auch Klimt's „Musik" unvergeßlich mit dem verlangend lauschend vorgestreckten Kopf, dem von den Haaren wie von einer dunkeln Wolke breitumrahmten schmalen Gesicht, und diesen hungernden Augen! Frierenden Augen, deren Sehnsucht nie gestillt wird! Auch dieser Blick verfolgt einen im Wachen und im Schlaf.

Die „Goldfische" sind ein kecker anmuthiger Scherz, eine moderne Abwandlung der Aphrodite Kallipygos im Museo nazionale in Neapel, genau so sinnlich und genau so unschuldig wie diese, dabei eine derbe, vielleicht absichtliche Verhöhnung unserer Prüderie.

Demselben Künstler gelingen dann wieder die innigen Mädchengestalten seines Schubertbildes, desjenigen seiner Werke, das vor Aller Augen Gnade findet. Ich wüßte auch gar nicht, wie man es anstellen sollte, um sich dem rührenden Reiz dieses holden Gedichtes zu entziehen. Es ist weiter nichts als ein abendlich erleuchtetes Zimmer, worin Schubert am Klavier sitzt, von Singenden und einer Lauschenden umgeben. Dem Oesterreicher aber dringt aus diesem Bilde der ganze Zauber seiner Biedermeierzeit entgegen, der Zeit Schubert's und Schwind's, Raimund's und Grillparzer's.

Wieder sind es vornehmlich die Köpfe, die sprechen. Da ist der rührende Kopf Schubert's selbst, der so gar nichts vom lockigen Geniehaupt hat, und von dem eine so tiefe Innigkeit ausstrahlt, daß wir der Musik, die ihm unhörbar entströmt, mit derselben abgrundtiefen Verlorenheit zu lauschen beginnen, wie das schöne Mädchen zu seiner Rechten. Und Alles, was uns an der engen und heimischen Art jener vergangenen Zeit und ihrer Menschen so ergreift, und was vielleicht nur unsere Sehnsucht in sie hineinlegt, ist auf unaussprechliche Weise in den beiden lieben Mädchen ausgedrückt, die hinter dem Componisten stehen und singen.

Wie es Historienbilder giebt (ich erinnere nur an die von Menzel), die den gegen die ganze Gattung erhobenen Vorwurf zu Schanden machen, so ist hier ein Genrebild geschaffen, das in seinen malerischen und seelischen Qualitäten so stark ist, daß es allein genügen würde, um die moderne Verachtung des Genres auf ein richtigeres Maß zurückzuführen. Es kommt eben nie auf die Gattung, sondern nur auf die Kraft und den Tact des einzelnen Künstlers an; sind diese nur stark und fein genug, so bilden sie aus demselben Stoffe, der sich unter anderen Händen zu einer Anecdote geformt hätte, ein Lied, eine Vision schöner entschwundener Zeiten, ein Gefäß unserer Sehnsucht.

III.

Ueber den Fries, den Klimt im Vorjahr für die Wiener Ausstellung von Klinger's Beethoven gemalt hat, durfte ich den Lesern der „Gegenwart" schon damals berichten. Er wirkt auch jetzt wieder sehr fein und materialecht, gerne verweilt das Auge auf dem vornehmen weichen grauweißen Ton des Mörtelbewurfs, den die gemalten Figuren mit sparsamen lichtfangenden Vergoldungen pikant unterbrechen und gliedern. Leider liebt Klimbt die Vergoldungen auch in seinen Bildern, wo sie mir die geschlossene Bildwirkung zu zerreißen scheinen. Aber die geschlossene Bildwirkung ist überhaupt Klimt's Stärke nicht; während z. B. bei Böcklin jeder Zoll Leinwand in die künstlerische Wirkungsrechnung mit einbezogen ist, jeder Punkt sozusagen malerisch mitspricht, giebt es in den Bildern Klimt's große taube Flächen. In der „Jurisprudenz" z. B. gähnen weite malerisch nichtssagende Partien. Dieselbe „Jurisprudenz" zeigt eine zweite Eigenthümlichkeit der Kunst Klimt's in vollster Ausprägung. Klimt gehört zu den großen „Nehmern" der Kunstgeschichte, etwa mit Raffael hierin vergleichbar, der auch erst Perugino, dann Fra Bartolommeo, dann Leonardo und Michelangelo ist und doch immer Raffael bleibt; den „edelsten Dieb" hat ihn ja darum Nietzsche genannt. Ein ähnlich weiches, weiblich anschmiegsames Talent ist Klimt, der mit Makart anfing, dann über Fernand Khnopff zu den Impressionisten kam und jetzt bei Jan Toorop angelangt ist, dazwischen aber starke Anleihen z. B. bei Michelangelo (vgl. den Zug der Gestalten im „Jüngsten Gericht", auch Einzelheiten darin, wie der schaudernd die Hände vor's Antlitz schlagende Verdammte) und Stuck nicht verschmäht. Aber daß er alle diese fremden Elemente in sich aufnimmt und dennoch ein Eigener bleibt, darin scheint mir kein geringer Theil seiner Größe zu liegen. Der bedenkliche Fall, daß ein Bild von ihm (die auch sonst schwache „Jurisprudenz") nur von fremden Motiven lebt (der Polyp, in dessen Umarmung der nackte Mensch wehrlos dasteht, stammt von Sascha Schneider, die ausdrucksvollen, eckigen Geberden der drei Frauen sind von Jan Toorop) ist glücklicher Weise vereinzelt.

Klimt hätte ein gutes Recht darauf, daß ihm solche Dinge in aller Ruhe gesagt werden; aber dieses gute Recht wird ihm verweigert. Wenigstens in Wien, wo sich

Digitized by Google

Enthusiasten und Gegner seiner Malereien auf's Erbittertste bekämpfen. Da ist eben eine Broschüre „Gegen Klimt" erschienen, in der sich Hermann Bahr das Vergnügen gemacht hat, alles Gehässige und allen Spott, der in der Wiener Presse seit der ersten Ausstellung der „Philosophie" (1900) gegen Klimt gesagt ist, zusammen zu stellen und mit ironischen Randbemerkungen, meist Citaten, zu begleiten. Der Sinn dieser Veröffentlichung ist mir offen gestanden nicht ganz klar geworden. Der nicht unterrichtete Leser bekommt ein ganz falsches Bild von der Situation, da das viele Schöne und Warme, was in der nämlichen Wiener Presse seit Jahren für Klimt geschrieben worden ist, verschwiegen wird; ich erinnere nur an die Kritiken von Hermann Bahr selbst, ferner an die von Richard Muther, Hevesi und Servaes. So aber gewinnt der unbefangene Leser nothwendig den Eindruck, daß sich Klimt in einem wahren Martyrium gegen eine Welt von Dummheit und Haß durchsetzen mußte, während gerade das Gegentheil davon wahr ist. Wäre es z. B. in Berlin auch nur möglich gewesen, daß das Cultusministerium einem Künstler von der äußersten Linken einen so großen Auftrag ertheilt, wie der, der unserem Klimt gegeben wurde, die Aula der Universität mit vier großen Plafondgemälden zu schmücken? In Wien aber geschah viel mehr: Das Ministerium hielt den Künstler und sein Werk gegen den Ansturm eines großen Theiles der Presse, hielt ihn gegen den Protest einer Reihe von Universitätsprofessoren, ja hielt ihn selbst gegen eine Interpellation der clericalen Partei im Parlament! Und wenn es wahr ist, daß ein paar Professoren gegen die Bilder Klimt's protestirten, so ist ebenso wahr, daß die Anderen einen entrüsteten Gegenprotest erließen und der Kunsthistoriker unter ihnen, Hofrath Wickhoff, der bedeutende Forscher und Gelehrte, es nicht verschmähte, in einem öffentlichen Vortrage dem Publicum zu erzählen, daß es Unrecht, Klimt aber und die Moderne zehnmal Recht hätten. Wieder frage ich mich, ob in Berlin Geheimrath Bode sich etwa für Liebermann so erwärmen möchte?

Ein großer Maler, den man einst um seine Ansicht über das Wesen der Kunst befragte, antwortete auf diese gescheite Frage halb im Ernst, halb scherzend: „Ich theile meine Bilder in solche ein, die verkauft werden und solche, die mir bleiben. Jene mag ich, diese mag ich nicht." Auch in diesem Punkt darf sich Klimt nicht beklagen; ich glaube nicht, daß auch nur ein halb Dutzend unter den vielen ausgestellten Bildern zu finden ist, das noch nicht in festen Händen wäre. Vom Staat auf's Kräftigste unterstützt, von den Kennern geliebt, vom Publicum gekauft, vom Pöbel angebellt — ja was will denn dieser Künstler, was wollen seine Freunde noch mehr?

Der mathematische Wandersmann.

Von Emil Lucka (Wien).

1

Was suchst Du, Mensch, noch mehr, da Du das Eins schon bist?
Was And're wirst Du erst, wenn Du auch das vergißt.

2

Die Zweiheit liegt zu tiefst. Und tauchst Du bis zum Grund,
Du findest sie doch erst, wenn Dir die Einheit kund.

3

Vollkommen ist die Drei. Sie thronet ewig still;
Sie kennt nicht Wunsch und Weh, weil sie das Viel nicht will.

4

Zum ersten Mal gebiert der mütterliche Schooß.
Ein festes Band umschließt, was früher nackt und bloß.

5

Fünf Finger hat der Mensch gemeinsam mit dem Affen.
Des Pöbels ist die Zahl; er mußte sie sich schaffen.

6

So heilig ist die Sechs, weil Eins und Zwei und Drei,
Wie Du's auch stellen magst, in Sechs vollkommen sei.

7

Im Regenbogenband zerspaltet sich der Geist,
Der in der Sphären Ring als siebenfach sich weist.

8

Wenn sich mit Dreiheit paart der letzte Grund der Welt,
In Selbstgenügsamkeit sich Acht entgegenstellt.

9

Und blickst Du tief hinab bis in der Welten Schooß,
Dann löst sich dreimal Dir die heilige Dreiheit los.

10

Wie hohl und nichtig sich die Zehnzahl immer spreizt!
Des Menschen Schand' ist's doch, daß ihn der Zufall reizt.

11

Die klapperdürre Elf, so schielend und so prim,
Feind jedem beff'ren Ding, so wie das Beff're ihm.

12

Der Zwölfe Glockenklang, so tief und reich und rund,
Vollkommen wie der Ruf der mitternächtigen Stund'!

13

Doch fügt der Wahnwitz Eins noch zur Vollkommenheit,
Löst sich Dämonenbann in wilder Dreizehnheit.

Was drüber geht, ist Nichts. Nur immer mehr und mehr
Wächst ohne Sinn und Ziel des Chaos ödes Heer.

$$e = 1 + \frac{1}{1} + \frac{1}{2!} + \frac{1}{3!} + \cdots$$

Unendlich ist Natur. Wo Du sie suchst und faßt,
Da siehst Du, daß Du erst gerad' begonnen hast.

$$\pi = 3 \cdot 14159 \cdots$$

Du glaubst, Nichts ist so klar, als wie des Kreises Rund:
Je länger Du's betracht'st, je minder wird Dir's kund.

$$i = \sqrt{-1}$$

Du weißt nicht, was das sei; und suchst Du die Natur,
Sie öffnet sich Dir doch mit diesem Schlüssel nur.

$$i^4 = 1$$

Und nimmst Du viermal das, was Du als Eins nicht kennst,
Dann hast Du, wunderbar, was Du das Klarste nennst.

$$e^{2\pi i} = 1$$

Und fügt sich Dir Natur, Zeit, Raum und Grund in Eins:
Dann bist Du Ewigkeit und Ende alles Seins.

$$m^0$$

Die Nichtheit war zuerst; da sie das Ein gebar,
Enthob sie nur dem Nichts, was stets ein Sein schon war.

$$m^1$$

Die Einheit wird und schwillt schier in Unendlichkeit;
Sie wächst mit Riesenschritt und bleibt doch stets nur Zeit.

$$m^2$$

Der Kampf von Eins und Zwei — so alt als wie die Welt,
So lang' sich Finsterniß dem Licht entgegenstellt.

$$m^3$$

Die Dreiheit löst sich nicht, da sie als Welt sich weist.
Untrennbar auch als Will', als Liebe und als Geist.

Digitized by Google

$$m^4$$

Jetzt fassest Du Nichts mehr, denn Drei ist Dein Revier,
Und nimmer wird Dir kund das Wesen dieser Vier.

$$m^\infty$$

Hier wohnt Unendlichkeit. Ich sag' es frank und frei,
Daß hier von allem Wort ein End' gekommen sei.

$$a = a$$

Das halte fest und treu: in jeder Pein und Noth
Sei stets Du selbst! Das sei Dein allererst Gebot.

$$a \gtrless b$$

Sei nie dem Andern gleich! Ob groß Du oder klein,
Sei stolz! Und wolle nie mehr als Dein eigen sein.

$$a + b = c$$

Hie hebt das Räthsel an: Ein Held und noch ein Held,
Die haben sich, zwei Freie, zu Höh'rem fromm gesellt.

$$a + b + c + d = n$$

Die Zahl der Freien wächst. Dem Andern Keiner gleich,
So gründen sie ein stark und unbesiegbar Reich.

$$a^m = n$$

Verschwunden ist schon ganz der Freien stolzer Sinn.
Der Sclaven Riesenzahl wird nimmer zum Gewinn.

$$a > b^m$$

Der Genius hebt sich frei. Der Pöbel staunt und ahnt,
Daß mehr als Sclavenvolk ein Geist an Götter mahnt.

$$a = f(b)$$

Gefangen von dem Blick, der Dir das Glück verspricht,
Wird all' Dein kühner Muth und Deine Kraft zunicht.

$$a = f(b) \quad b = \varphi(a)$$

Im Spiel und Wechselspiel befestigt sich das Band,
Du staunst und weißt nicht wie: Die Fessel ist gespannt.

$$c = f(a, b), \quad d = \varphi(a, b) \cdots\cdots$$

Jetzt liegst Du still und merkst kaum, daß Du nicht mehr ganz.
Ich aber sage Dir: 's ist bald ein ganzer Kranz.

$$a \cdot o = o$$

Du mußt im steten Ringen selbst dir Werth verleihn.
Sonst bist Du nichts, und wirst auch nimmer etwas sein.

$$\frac{a}{o} = \infty$$

Erst wenn Dich gar kein Wunsch, kein Sehnen mehr durchfließt,
Erst dann hast Du Dir ganz Unendlichkeit erkiest.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein schwerer Auftrag.

Novellette von Niklolaij Teleschow. Deutsch von Wilhelm Thal.

Es war am frühen Morgen. Auf dem frischgefallenen Schnee in einer Lichtung zwischen den Birkenbäumen stand ein ganz junger Officier im Reitanzug und langen Stiefeln, doch ohne Pelz und Mütze. Ruhig sah er einer andern weit ältern Militärperson in's Gesicht, die bei einem Abstand von dreißig Schritt langsam ein Pistol hob und auf ihn zielte.

Seine exponirte Stellung, der mitleidslose Ernst des Gegners und die tiefe Schweigsamkeit der Secundanten verliehen dem Augenblick das Gepräge einer unheimlichen Erwartung. Das fühlten auch alle Anwesenden, doch war es ihnen kaum ganz klar, auf welch hohes Spiel sie sich in Folge eines leichtfertigen Wortes eingelassen hatten. Der Schuß fiel, und durch Alle ging es wie ein elektrischer Schlag. Der junge Officier schlug mit den Armen um sich, sank in die Knie und taumelte vornüber. Die eine Hand in den Schnee gebohrt lag er da, so lang er war; rund um den Kopf herum begann sich eine Blutlache zu bilden. Die Secundanten sprangen hinzu und hoben ihn auf; der Stabsarzt warf einen kurzen Blick auf ihn, fühlte dann den Puls und constatirte, daß der Tod eingetreten war. Damit hatte der Ehrenhandel seinen Abschluß gefunden, es blieb nur noch übrig, die Sache dem Regimentschef zu melden und die Trauerbotschaft möglichst schonend der Mutter des Gefallenen beizubringen, einer Wittwe, die die Herren durch die Erschießung ihres einzigen Sohnes kinderlos gemacht. Daran hatte vorhin Keiner gedacht, jetzt fingen sie an, sich den Kopf zu zerbrechen, wie sie es ihr beibringen sollten. Alle Officiere kannten sie und hatten sie gern, sie begriffen, daß man nicht mit der Thür in's Haus fallen konnte. Nach einiger Berathung wurde beschlossen, einer der beiden Secundanten des Gefallenen, sein bester Freund, Leutnant Golubenku, der bei der Mutter ganz besonders gut angeschrieben war, sollte vorausfahren, um sie so gut, wie es sich machen ließ, vorzubereiten.

Die nichtsahnende Pelagia Petrona war eben aufgestanden und im Begriff, den Morgentrank zu bereiten, als Golubenku eintrat.

„Ach, das ist schön", sagte die alte Dame freundlich, „Sie kommen gerade zum Thee. Vermuthlich gilt Ihr Besuch Wolodja?"

„Nein", stammelte der Leutnant verschämt und zog an seiner Uniform. „Ich kam nur so zufällig vorbei."

„Wolodja schläft übrigens noch, der faule Junge, er ist gewiß spät zu Bett gegangen, denn ich hörte ihn noch lange in der Nacht in seinem Zimmer auf- und abgehen. Vielleicht kommen Sie in Dienstangelegenheiten?"

„Nein, eigentlich nicht."

„Na, dann kann ich ja hinaufgehen und ihn wecken."

„Nein, machen Sie sich meinetwegen keine Umstände."

Pelagia Petrona gab sich aber damit nicht zufrieden.

„Jetzt könnte Wolodja wohl recht gut aufstehen," sagte sie und ging aus dem Zimmer. Golubenku fuhr sich vor Verzweiflung mit den fünf Fingern durch die Haare, warf sich einen Schritt von dem Tisch auf einen Stuhl und hatte keine Ahnung, wie er die Sache angreifen solle. Der entscheidende Augenblick war gekommen, aber er selber wußte weder aus noch ein.

„So seid Ihr jungen Menschen," bemerkte Pelagia Petrona gutmüthig, während sie zu ihrem Gast zurückkehrte.

„Ich bemühe mich, nur ja nicht mit den Tassen zu klappern, um den Burschen da oben nicht zu wecken, und wie ich nach ihm sehen will, ist er gar nicht zu Haus."

„Aber setzen Sie sich zu mir, Iwan Iwanowitsch, und trinken Sie Ihren Thee. In der letzten Zeit haben Sie sich gar nicht mehr bei mir sehen lassen."

„Und gerade in letzter Zeit geschah so viel Gutes und Neues. Wolodja hat es gewiß auch nicht verschweigen können und Ihnen das große Geheimniß schon selbst anvertraut. Mit so etwas hinter dem Berge zu halten, ist nicht seine starke Seite, er hat ja auch augenblicklich für nichts Anderes Gedanken. Als ich ihn heute Nacht in seinem Zimmer auf- und abgehen hörte, begriff ich gleich, daß er wieder in seine goldenen Träume versunken war und an unsere gemeinsame Freundin Lenotschka dachte. Ach Iwan, Iwan! das ist meine einzige Bitte an Gott den Herrn, er möge ihm Glück und Segen spenden. Ich habe ja weiter Nichts auf der großen, weiten Welt außer meinem Jungen, und wenn ich es erleben könnte, ihn mit Lenotschka zu verheirathen, und ihn glücklich und froh in guten Händen zu sehen, dann habe ich keinen Wunsch mehr auf Erden und kann in Ruhe und Frieden von dannen gehen." Der alten Dame waren die Thränen in die Augen getreten. „Sie erinnern sich wohl", fuhr sie fort, „daß die Liebesleute vor einem Jahr ein großes Hinderniß zu überwinden hatten. Beide sind ja stolz und selbstbewußt. Wolodja wollte um keinen Preis der Welt in der leidigen Geldfrage von Lenotschka's Vater eine Hilfe annehmen. Ihr Officiere dürft ja keine Ehe eingehen, ohne für alle Fälle eine Sicherheit zu stellen. Aber jetzt ist die Schwierigkeit überwunden. Ich habe ein Darlehn von 5000 Rubeln aufgenommen, und nun kann der Junge heirathen, ohne seiner Würde etwas zu vergeben; wenn es sein kann, schon morgen. Das Allerbeste aber ist, daß ich einen so guten, schönen Brief von Lenotschka bekommen habe. Es wird Einem ganz warm um's Herz, wenn man alle die liebreichen Worte liest."

Pelagia Petrona nahm einen Brief aus der Tasche, zeigte ihn Golubenku und steckte ihn wieder ein.

„Das ist ein Glück, daß der liebe Gott Lenotschka sendet," fügte sie hinzu.

Golubenku stand wie auf Nadeln. Er würde jetzt ihrem Entzücken, mit einem kurzen Wort, daß es jetzt kein Glück mehr giebt, ein Ende machen, denn Wolodja lag ja mit einer Kugel im Kopfe todt. Doch er mußte sie anhören, er konnte kein Wort heraus bringen. Je länger er dieses gute fröhliche Gesicht betrachtete, desto stärker schnürte sich ihm die Kehle zusammen.

„Warum sehen Sie denn heute so verdrießlich aus?" fragte ihn die Wirthin endlich und reichte ihm die Sahnenkanne. „Sie sind gar nicht mehr derselbe wie sonst."

Digitized by Google

Iwan Iwanowitsch wollte antworten: „Dasselbe wird man wohl bald von Ihnen sagen," doch anstatt etwas zu sprechen, sah er zur Seite und drehte an seinem Schnurrbarte herum.

Die alte Frau merkte Nichts, und ganz mit ihren Gedanken beschäftigt, fuhr sie fort:

„Es steht auch ein Gruß an Sie in dem Briefe, Iwan. Ich soll Iwan Iwanowitsch grüßen und ihn bitten, in den Osterferien mit Wolodja zu Besuch zu kommen. Sie hat immer große Stücke von Ihnen gehalten, das wissen Sie auch selbst. Na, es geht schon nicht anders; ich muß Sie den Brief lesen lassen."

Damit faltete sie das dicht beschriebene Blatt Papier aus einander, strich es glatt und rückte ihren Stuhl dicht an Golubenku heran. Er machte eine halbe Wendung, als wolle er den Brief zurückweisen, aber es wurde Nichts. Und die Frau begann ihn selbst laut zu lesen: „Liebe gute Pelagia Petrona! Nun kommt bald der Tag, da ich diese officielle Namensbezeichnung fallen lassen kann und Sie endlich von ganzem Herzen meine süße geliebte Mutter nennen darf. Ich sehne mich danach, Ihnen um den Hals zu fallen, wie ein erfrorener Sperling sich nach der Frühlingssonne sehnt."

Pelagia Petrona hob das Haupt und betrachtete Golubenku mit glücklichem Lächeln.

„Sehen Sie, Iwan," wollte sie sagen, wie sie aber sah, daß der junge Officier eine Bewegung machte, um nicht in lautes Weinen auszubrechen, erhob sie sich, legte die Hand auf seinen Kopf und küßte ihn weich und leise auf die Stirn. „Gott segne Sie, Iwan Iwanowitsch," flüsterte sie, „Sie glauben gar nicht, wie lieb ich Sie habe, wegen Ihrer reichen aufopfernden Zärtlichkeit zu meinem Sohn. Sie sind Wolodjas bester Freund, eine bessere Stütze, einen besseren Vertheidiger kann er nie bekommen."

Mit Thränen in den Augen drückte sie ihre Lippen an seine Wangen, doch Golubenku hatte das Gefühl, als müsse er den Verstand verlieren. Er fiel vor ihr auf die Knie und begann in unsäglichem Seelenschmerz ihre dünne abgezehrte Hand zu küssen. Sprechen konnte er nicht; er verstummte vor Aufregung. Das Herz drehte sich ihm gleichsam im Leibe herum, bei der grauenhaften Erklärung: „Sie sind seine Stütze und sein Vertheidiger." Ein Vertheidiger! Hatte er nicht dabei gestanden und still geschwiegen, als der Andere langsam auf Wolodja zielte? Hatte er, die Stütze, der Vertheidiger, nicht selbst die Schrittweite abgemessen und die Pistolen geladen? Ja, so war es! Und nun saß er da, wie eine Memme, und wagte nicht zu sagen, was geschehen war.

Er begriff, daß er es thun mußte, er begriff, daß die Zeit verging, er verachtete sich selbst wegen seiner Schwäche, und doch konnte er es nicht über sich gewinnen, Pelagia Petrona die letzten kurzen glücklichen Augenblicke ihres Lebens zu rauben. Hundertmal hatte er im Laufe dieser Viertelstunde alle Regimentsgebräuche und Duelle verdammt. Jetzt erhob er sich, fest entschlossen, seine Pflicht zu thun und seinen schweren Auftrag auszurichten. Er öffnete den Mund und streckte die Arme aus, da wurde es ihm dunkel vor den Augen, mit beiden Armen fiel er Pelagia Petrona um den Hals, verbarg sein Gesicht an ihrer Brust und brach in krampfhaftes Weinen aus. Ein Zittern ging durch seinen Körper, dann riß er sich los, stürzte in das Vorzimmer, riß seinen Mantel vom Kleiderständer und lief wie wahnsinnig davon, ohne ein Wort gesprochen haben.

Pelagia Petrona starrte ihm betroffen nach und dachte: Gott! der Aermste! Hatte ich es mir nicht gedacht? Er war selbst in Lenotschka verliebt, traurig, daß ihm seine Hoffnung geraubt, aber er ist ja noch so jung. Regenwetter zur Frühlingsnacht läßt die Rosen blühen! Damit dachte sie wieder mit Träumen an ihr eigenes großes Glück, das ihr ja wie in Fels gehauen unendlich und ewig dünkte.

Aus der Hauptstadt.

Anonym.

Unter den außerordentlichen Einnahmen des Staatshaushaltes von 1903 findet sich ein Betrag von 9000 Mk., der dem Reichskanzler anonym zugegangen ist.
Zeitungsnachricht.

Graf Bülow sitzt und sinnt allein. Es lugt durch jeden Thürenritz,
Durch jede Scheibe grauenvoll das Schreckgespenst des Deficits.
Da sieh — ein Fünfgesiegelter! Er öffnet ihn mit Ungestüm . . .
Neuntausend Emmchen liegen drin — neuntausend Emm! Und anonym!

Von einem Sozi stammt's vielleicht, der auf das Wohl des Grafen schnapst,
Vielleicht hat sich's ein darbender Agrarier für ihn abgeknapst!
Ist's ein Reclame-Honorar, das ihm von Büchmann zugestellt?
Der Antheil, der im Zukunftsstaat auf Bernhard und sein Mohrchen fällt?

Trüb lächelnd greift er zum Journal und wird abwechselnd roth und blaß . . .
Ein jeder weiß es besser, und zu tadeln hat ein jeder was.
In allen Blättern findet er sein Wirken namenlos geschmäht:
„Ach, fühlbar wie der Segen ist der Fluch der Anonymität!

Neuntausend schimpfen anonym, und nur ein einziger verehrt
Uns anonym neuntausend Mark . . Viel lieber wär' mir's umgekehrt!
Vom Golde der Neuntausend reich, litt ich des Einen Schimpferein
Ganz gern — natürlich müßte er so gutgesinnt wie heute sein!"

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

So ist das Leben. Acht Bilder von Frank Wedekind. (Neues Theater.) — Gustav Adolf. Schauspiel in fünf Acten von August Strindberg. (Berliner Theater.) — Früchte der Bildung. Lustspiel in vier Acten von Leo Tolstoi. (Neues Theater.) — Der Meister. Komödie in vier Acten von Hermann Bahr. (Deutsches Theater.) — Crainquebille. Schauspiel in drei Bildern von Anatole France. (Residenz-Theater.)

Gegen die banausische Ueberschätzung des Theaters wenden sich, wie gegen die vielfach als drückend empfundene Vorherrschaft Berlins, nicht wenige unserer vornehmsten Geister. Ihre Gründe sind stark und leicht noch zu verstärken: Giebt es ärgeren Spott über die Premierenfexerei als die Thatsache, daß wissenschaftliche Werke von Jahrhundertwerth, erzählende Dichtungen voll Glanz und Zauber, die ein ganzes Poetenleben ausschöpfen, in den Zeitungen Jahre lang mit keiner Zeile erwähnt werden, während ein Bummellied von zwei Strophen spaltenlange Recensionen noch in derselben Nacht erfährt, wo es „erstmalig zur Aufführung gelangte"? Aber der Leuchtkraft und Anziehungskraft des Bühnenbildes geschieht durch solche Erwägungen kein Abbruch. Der Drang, irgend einem Ereigniß zuzusehen und sich dabei ganz von selber im Kreis oder Halbkreis um die Helden zu schaaren, der organisirte Schautrieb steckt zu tiefst im Menschenherzen. Was uns auf der Straße dazu veranlaßt, einem gefallenen Droschkengaul oder einer Katzbalgerei gespannte Aufmerksamkeit zu schenken, das lockt uns auch in's Theater. Wollen die Zeitungen sich Einfluß und Stellung sichern, so müssen sie mit diesem Instinkte rechnen und ihm klug nachgeben. Der einsame Mensch, der im stillen Kämmerlein Raabe oder Keller liest, duldet's schweigend, daß sein Leibblatt die Beiden höchstens einmal im Jahre, an ihrem Geburts- oder Todestage, erwähnt. Die Masse jedoch will ihre Vergnügungen schwarz auf weiß beschrieben sehen und will immer von Neuem hören, wie nett ihre Vergnügungen doch eigentlich sind. Dem industriellen Manne, der das lichtscheue Gewerbe der Mitternacht-Kritik erfand, gellen tausend Flüche nach; sein Handwerk indeß hat er genau so gut verstanden wie jener Andere, der zuerst die Zahl der bei der fünfundzwanzigsten Aufführung gespendeten Kränze im Morgenblatte mittheilen ließ.

Mit Naturkräften, auch Elementargewalten genannt, soll man nicht kämpfen. Erlaubt wird es dagegen sein, ihnen des Oefteren aus dem Wege zu gehen. Freilich, wenn man uns Stücke von Wedekind, Strindberg und Tolstoi vorgespielt, verlohnt sich schon ein Wort, und da mag dies Wort als Pflicht gelten. Selbst wenn die Gaben nicht ersten Ranges sind.

Die Bühnenbekanntschaft mit Wedekind's „So ist das Leben" und Tolstoi's „Früchte der Bildung" vermittelte uns Reinhardt's Neues Theater, neben dem Kleinen Theater desselben Reinhardt weitaus der vornehmste Musentempel des reichgesegneten Berlins. Wedekind nimmt in seinem romantischen Spiele wiederholt Anläufe zur Schaffung eines neuen Kunststyles, und ich könnte mir denken, daß aus Scenen wie der prächtigen Gerichtssitzung und aus Gedanken wie der Elendenkirchweih recht gut ein hinreißendes modernes Drama zu bauen wäre. Nur daß unserem Autor in seiner nervösen Zappligkeit die Geduld fehlt, etwas geruhsam werden, ein Werk still in der Sonne reifen zu lassen. Die unfruchtbaren Tage, welche im Leben jedes zeugenden Künstlers auftreten und gewiß, gleich der Brache, mehr Segen als Schaden bringen, diese unfruchtbaren Tage benützt Wedekind gleichwohl zur Production. Mag sein, deßhalb, weil er viele fruchtbare nicht benützt. Mangels eigener Ideen hält er sich dann an fremde, und es entstehen jene entsetzlich öden, sandigen Strecken in seinen Arbeiten, die einem die Fußwanderung verleiden. Kommt nun noch hinzu, daß der Dichter sich damit begnügt, nur Umrisse von Menschen, keine Menschen selbst, auf die Bretter zu stellen, und daß die von ihm gepredigte Lebensweisheit und Lebenstragik zuweilen hart an Albernheit und unfreiwillige Komik streift, dann ist die Schlacht verloren. Um so mehr, als die berühmte Ironie Wedekind's sich diesmal weniger gegen die Hörer als gegen das Stück selbst wendet. Wenn der entthronte König seine Märchenschicksale regelmäßig mit der platten Redensart „So ist das Leben!" erläutert, hält es schwer, dieser gedankenreichen Philosophie gegenüber ernst zu bleiben.

Selbstherrlich wie er zertrümmert Strindberg das erprobte Regelwerk des alten Dramas. Statt die Acte nach der Kunst zu bauen, eine

Digitized by Google

Handlung säuberlich zu steigern und mit starker Hand zu gipfeln, stellen diese beiden Dichter bunte Episoden zusammen, die sich wie ein Karussell drehen. Alle Zugkraft des Stoffes geht verloren, man fährt im Kreise, statt vorwärts gebracht zu werden. Es ist die Technik des Nebeneinanders, welche an die Stelle der Technik des Hintereinanders getreten ist. Strindberg bedarf eines ungeheuerlich großen Apparates, um sie recht entfalten und zeigen zu können. Sein „Gustav Adolf" wimmelt von Verwandlungen. Und doch ist es immer dasselbe Bild: der liebenswürdige, „lichte und leichte" König kann nicht der ideale Glaubensheld bleiben, sondern wird zum brandschatzenden Söldnerführer wie die anderen Condottieri des Dreißigjährigen Krieges. Um uns die schwankende Gestalt des Schwankenden näher zu bringen, schleppt Strindberg fünfzig und mehr Statisten auf die Bühne, erzählt er uns fünfzig und mehr historisch beglaubigte Anecdoten aus jener wilden Zeit, nimmt unaufhörlich neue Fäden auf, um sie dann wieder fort zu werfen. Am Ende ist das Gewebe so unheilvoll verfitzt, wie die Politik seines Helden: ohne den Pistolenschuß bei Lützen würde die Affaire in Unehren schließen. Strindberg's gestaltende Kraft durfte sich nicht an diesen Vorwurf wagen. Trotz Weininger, der hinter Otto Ludwig und den Schreiern der Literatur-Revolution eine Vernichtung Schiller's riskirte, zeigen doch just die schwächlichen Versuche der Epigonen, wie thurmhoch der Wallenstein-Dichter über dem Gewühle ringsum steht. Er hat den Geist der schweren Zeit in den Krystall seiner mächtigen Trilogie gebannt, während Strindberg nur Kosthäppchen dieses Geistes auf eine Schüssel zu packen versteht. Daß ihm dabei noch solche Fehlgriffe passiren wie die Gestalt des vertrauten Lieblings und der Gattin Gustav Adolfs, deren belanglosen Schwatz man mit immer stärkerem Mißbehagen entgegen nimmt, oder gar des alten Juden, der dem König unermüdlich Geld pumpt und diesen Freundschaftsdienst durch ebenso unermüdliche Gratisbeigabe elender guter Rathschläge entwerthet — das macht den Jammer vollkommen. In der Buchausgabe soll sich Strindberg's Drama erfreulicher ausnehmen. Ich will es gern glauben, aber die rohe Mache des Theaterstücks hat mir den Appetit auf die Lectüre genommen.

Tolstoi versucht sich in den „Früchten der Bildung" als Humorist. Er geht lachend auf den Spiritismen-Unfug, daneben auf die ordinäre Halbbildung und die Herzensrohheit der Gebildeten — Rußlands? — los. Dabei bewährt er sich als der große Seelenkenner, der uns die „Macht der Finsterniß" und die herrliche Folge titanischer Romane schenkte. Auch wo er seine psychologischen Bosheiten und seine Gesellschaftssatire rein episch gestaltet, amüsirt er; hinter dem derben Lachen aber dröhnt die Stimme des Bußpredigers. Im Neuen Theater, dessen vorzügliche Schauspieler es verdienen, daß man ausnahmsweise einmal vom Lessing'schen Recept absieht und sie lobt, im Neuen Theater feierten sie an diesem Abend schauspielerische Triumphe. Was das Gute haben wird, dem Dichter Tolstoi wieder mehr Leser zu schaffen. Die „Früchte der Bildung" nämlich reizen den Appetit.

Der Vollständigkeit halber soll auch gleich von der neuesten That Hermann Bahr's, seiner Thesen-Komödie „Der Meister", und von dem schwächlichen Tendenzstücke Anatole France's, dem vorher allzu laut gerühmten „Crainquebille" gesprochen werden. Bahr hat eine gewaltige Fülle von Anregungen mit der ihm eigenen Geschicklichkeit verarbeitet; daß man dabei weder kalt noch warm wird, versteht sich bei solcher Arbeitsart und besonders bei Herrn Bahr von selbst. Der Meister ist ein genialer Naturbursch, der hoch über aller gewöhnlicher Menschheit thront und so grausam gewaltig aufragt, daß einer seiner Assistenzärzte sich keinen brünstigeren Wunsch weiß, als die abgelegte Maitresse des imposanten Chirurgen zu heirathen. Aber die eisige Temperatur, welche den Erhabenen umwittert, verschnupft seine geistig gleichfalls bedeutende Gattin. Sie läßt sich, da auch ihr Menschliches nicht fremd ist, nach dem Vorbilde des Meisters auf außereheliche Vergnügungen ein. Zufällig bricht in der Meierei, wo sie sich mit ihrem geliebten Grafen trifft, Feuer aus, und die mehr als nachlässige Kleidung des sich eiligst rettenden Paares bringt den Ehebruch an's Licht. Nun ist der Meister durchaus bereit, zu verzeihen. Er wollte in seiner Ehe das Thier nicht zu Wort kommen lassen und führte es deshalb, sobald es erwachte, auswärts spazieren. Dasselbe Recht, oder sagen wir in seinem Sinne, dieselbe Pflicht, erwuchs natürlich auch der Frau. Ist das Thier gesättigt, so finden sich die beiden erlauchten Geistesmenschen wieder zu hochgestimmter Gemeinschaft zusammen. Leider versagt die Gemahlin, als die Probe auf das Exempel gemacht werden soll. Sie will Liebe, nicht nur monumentale Größe. Und der arme Meister bricht zusammen. Ueber die Unmöglichkeiten und die Banalitäten des Stückes hilft Bahr's feuilletonistische Flitterkrone und die Figur des kleinen Japaner hinweg, der für alle peinlichen und entscheidenden Situationen aus seinem armseligen Wortschatze heraus immer das rechte Wort prägt. Diese originelle Einkleidung der letzten Weisheit des Verfassers gefiel.

Weniger Glück hatte Anatole France, der sonst so feine Stylist, mit seiner plumpen Crainquebille-Tragödie. Crainquebille wird angeklagt, einem Pariser Schutzmann das beleidigende „Mort aux vaches!" in's Gesicht geschleudert zu haben, und der bornirte Gerichtshof verurtheilt den Unschuldigen. Merkwürdiger Weise verzeihen die Leute von Belleville ihrem Gemüsekrämer dies Martyrium nicht, das ihm doch eigentlich zu einem Sitz in der Vaillant-Fraction verhelfen sollte. Crainquebille verliert seine Kunden und kommt so tief in's Elend, daß er, bloß um Unterschlupf im Gefängniß zu finden, nun wirklich einem Polizisten das böse Mort aux vaches! zuruft. Aber dieser Polizist ist ein humaner Mann und verweist dem Crainquebille mit mildem Wort sein ungerechtes Thun. Und so weiter. Das Schauspiel ist viel zu breit ausgesponnen und die Satire viel zu grobschichtig. Man langweilt sich dabei, was Einem um France leid thut, der es nicht verdient hat, in dieser Gestalt bei uns eingeführt zu werden.

Dritte graphische Ausstellung der Berliner Secession.

II.

Deutsche Künstler.

Was die Ausländer zeigen, läßt sich natürlich auch in Gruppen theilen, wie die Blätter und Bilder unserer Landsleute. Weil dort aber der Aussteller weniger sind, ging ich im ersten Berichte lediglich von den Persönlichkeiten aus. Hier scheint mir die zweite Methode mehr angezeigt, um die Ueberfülle des Gebotenen einigermaßen überblicken zu können.

Wenn ich von Gruppen spreche, so meine ich aber damit nicht etwa Schulen oder aber eine besondere Technik. Das „Wie" kommt bei dieser Eintheilung nicht in Betracht, sondern lediglich das „Was". Im Uebrigen wurde bereits betont, wie überaus erfreulich die Vielseitigkeit in der Technik ist, als ein Beweis der Arbeitslust, des Suchens und Strebens unserer Künstler, ihr Eigenstes mit mannigfachen Mitteln zum Ausdruck zu bringen. Es giebt da welche, die in drei oder gar vier Techniken gleich gut zu Hause sind. Und es ist gewiß immer vom höchsten Interesse, festzustellen, auf welche Weise die gleichen Wesenszüge bei einem und demselben Künstler in den verschiedenen graphischen Verfahren zu Tage treten. Das ist ein Genuß mehr, den diese Ausstellung bietet.

* * *

Eine Gruppe von Künstlern ist vornehmlich durch Studien und Skizzen vertreten, durch solche zu schon bekannten Bildern von ihnen, oder durch andere, die Notizen oder Uebungen darstellen. Ihr Studium ist besonders werthvoll, denn sicher kommt man so dem Persönlichen eines Künstlers immer noch erheblich viel näher. Die Studien Louis Corinth's z. B. zu seiner „Salomé" und „Andromaché", zum „Samuel", auch der große Karton für eine „Grablegung" zeigen, wie sorgfältig auch dieser Künstler arbeitet, dessen „fertige" großen Gemälde der Masse des Publicums zumeist als „geniale Schmierereien" gelten. Insbesondere mache ich auf seine Studien von Frauenhänden aufmerksam: eine Feinheit der Ausführung, eine Vertiefung in's Einzelne, die geradezu an die Art Leibl's gemahnt. Aber eben nur wer das schon vermag, kann sich ungestraft eine so breite Vortragsweise in der Oelmalerei gestatten, wie Corinth.

Auch die meisten Blätter des Grafen Leopold von Kalckreuth — farbige Zeichnungen, Kohlezeichnungen, Radirungen — können füglich als Studien bezeichnet werden. Sie bringen Figürliches und Landschaftliches. Der Unterschied zwischen „Studie" und „Bild" ist hier weit geringer. Hier wie dort die gleiche schlichte und ehrliche Weise, die so anmuthet und so bezeichnend ist für Alles, was der Treffliche schafft.

Eine besondere Ueberraschung finden wir an der Hinterwand des mittleren Saales (hinter der Entrée). Dort hängen der mehrere Meter lange Entwurf nebst Studien zu einem Relief „Wagenrennen", sowie Entwürfe zu Statuen „Iphigenie" und „Merkur". Wenn man zu dieser Hinterlassenschaft des todten Hans von Marée's geradewegs von den Rodinblättern kommt, so gelangt man unmittelbar aus dem Reiche einer phantastischen, mitunter das Perverse streifenden Romantik in das einer klassischen Ruhe von maßbeseelter Stylgeschlossenheit. Man würde, wenn man's nicht besser wüßte, nebenbei bemerkt, den Maler für den plastisch-formal empfindenden Bildhauer, jenen französischen Bildhauer für einen impressionistischen Maler-Improvisator halten können.

* * *

Daß Illustration und Illustration zweierlei sein kann, ist bekannt. Die Zeichnung schmiegt sich entweder dem Gedankengehalt und namentlich der Handlung eines Dichtwerkes eng an, wie das die Illustration im einstigen Sinne immer that und noch thut. Oder sie steht mit dem Dichtwerk nur in einem losen Zusammenhang, ist kein Kommentar, sondern der selbstständige Theil sozusagen eines Duetts, wird mitunter gar nur zum decorativen Ornament. Diese moderne Illustration will nicht erzählen. Thut sie es doch, so wird sie dabei zur Hauptsache, der Text zur Begleitung. Man denke an die „Illustrationen" der modernen satirischen Witzblätter von der Art des „Simplicissimus".

Indessen der erzählenden Illustration in jenem älteren Sinne begegnen wir jetzt auch in den Sälen der „Secession". So hat z. B. Max Slevogt das Märchen „Ali Baba und die 40 Räuber" mit ca. 50 Zeichnungen illustrirt. An die Kinder hat er dabei aber wohl am wenigsten gedacht. Denn es sind fast durchweg impressionistisch hingeworfene Skizzen, wenn auch von packender Charakteristik und oft wirksamem Humor. Aber solche Illustrationen setzen bei dem Beschauer

Digitized by Google

schon eine erhebliche künstlerische Bildungsreife voraus, die Kinder nun schon gewiß nicht besitzen. Und dann — so eine rechte Märchenstimmung weht uns daraus nicht an.

Alt und Jung in gleicher Weise dagegen mögen die Arbeiten des Wieners Ferdinand Andri erfreuen. Recht eigenartig hat er Gerlach's „Jugendbücherei" mit graphischem Schmuck versehen. Häufig zieht er die ganze Papierfläche der Seite mit hinein in die Illustration, indem er sie mit einem farbigen oder schwarzem stilisirten Muster bedeckt, das dann entweder einige Zeilen Text oder ein Bildchen randleistenartig umrahmt. Die Bilder selbst sind potzlustige Einzelfiguren oder Gruppen, scharf umrissen mit breiten Farbenflächen. Das Ganze zeigt eine Mischung von Japanismus und mittelalterlicher Schönschreibekunst, die nicht übel wirkt. . .

Andere Künstler, eine große Gruppe, „erzählen" uns desgleichen was, nur selbstständig, frei, ohne Anlehnung an ein Dichtwerk. Neu ist das natürlich nicht, man denke nur an die freien Holzschnittfolgen Ludwig Richter's oder an Alfred Rethel's Todtentanz u. s. w. noch viel tiefer in die Vergangenheit zurück, an andere Meister.

Solche Erzähler geben sich dabei gar verschieden: die Einen als phantastische Ideenkünstler, Andere als schlicht realistische oder derb naturalistische und gleichzeitig satirische Schilderer der Lebenswirklichkeit. Max Klinger's Kunst stellt hier etwa den einen Pol dar; den anderen die eines Hans Baluschek und Heinrich Zille. Zwischen diesen beiden Polen giebt's dann noch eine Reihe von Nuancen.

Klinger sandte zwei neue Blätter zum zweiten Theil des Cyclus „Vom Tode". Die „Pest" zeigt ihn auf der Höhe seiner Radirkunst und seiner symbolisirenden Darstellungsweise. Eine Hospitalscene voll Todesrauschen und Todesangst, voll Grausen und auch Stumpfsinn; gespenstische Todesboten — krächzende, flügelschlagende Raben auf den Betten, über den Betten, ein unheimlicher Windstoß, der die Fenster aufriß, eine barmherzige Schwester mit hochgeschwungenem Rosenkranz; die Hauptsache aber — die verschiedenen Typen der Sterbenden. Alfred Kubin enttäuscht dieses Mal etwas. Es ist, als hätte er sich mit seinen ersten Serien ganz ausgegeben; abgestumpfter ist die Satire und matter das Grausen in diesen Blättern. Ein anderer Münchener, Alois Kolb, gehört auch zu den Symbolisten. Manches Blatt ist gut gelungen, z. B. wenn er den „Sonnenfleck" auf dem Buche eines alten Mannes zu einem anmuthsvollen nackten Jungfräulein werden läßt. Sehr fein sind die Radirungen als solche durchweg. Daß Carl Walser in seinen Zeichnungen und Holzschnitten hier und da sich von Beardsley beeinflußt zeigt, konnte man schon im Vorjahre sehen. Dann ist natürlich auch Martin Brandenburg da. Außer einem königlichen Märchenzwerg hat er seine schon früher bei Keller & Reiner zu sehen gewesene „Todesangst" ausgestellt. . .

Grausiges ohne alle Phantastik und Allegoristerei weiß Käthe Kollwitz zum Ausdruck zu bringen. Sie findet es über und über genug in der Wirklichkeit, und sie versteht sie darzustellen in einer erstaunlich männlich kraftvollen Technik, sei's Radirung, Lithographie, Kohle- und Kreidezeichnung. Ihre Blätter gehören zu den interessantesten der ganzen Ausstellung und zu den besten. Oft sehen wir Studien und Skizzen und daneben das fertige Bild. Sehen dabei, wie sie arbeitet, im rein technischen Sinne des Wortes, mit welcher Treue, Energie. Z. B. diese Hände- und Kopfstudien. Man denkt an Menzel's Wort: „Talent ist Fleiß". Aber es kommt doch wohl noch was Anderes hinzu, das künstlerische Ingenium. Würden sonst der „Weberaufstand" und der „Bauernkrieg" mit ihrer fortstürmenden und fortreißenden Leidenschaftlichkeit, oder „die Mutter mit dem todten Kinde", eines der erschütterndsten Blätter, das man je gesehen hat, eine solche bannende Wirkung ausüben können?

* * *

Hier sind wir also bei der Wirklichkeitsschilderung, bei den Ausschnitten aus dem Menschendasein und dem Naturleben angelangt. Auch hier wieder verschiedene Richtungen, Nuancen. Denn wenn die Einen thatsächlich das Gegenständliche selbst in erster Linie fesselt, giebt bei den Anderen das rein Malerische der Aufgabe den Ausschlag: dann also heißt l'art pour l'art die Losung. Aber leicht verwischen sich da die Grenzen. Das ist natürlich. Immerhin denken doch wohl Baluschek und Zille bei ihren oft so grotesken Typen und Scenen aus dem Vorstadtleben an dieses rein Malerische gewiß ganz zuletzt, ebenso wie Adolf Oberländer, von dem auch wundervolle Naturstudien, allerlei Thierisches und Menschliches, zu sehen sind — wenn er uns in Noah's köstliche „Weinschänke" versetzt, oder zum Theil auch Philipp Klein, wenn er Tennisspielerinnen zeichnet, oder Adolf Münzer, der uns so gern auf den Turfplatz, in's Theater, auf Bauernfestlichkeiten führt, oder Hans Neumann jr., der ein Nachtcafé sehr offenherzig schildert.

Dagegen wird man einer ganzen Reihe von Blättern gegenüber keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß das Malerische in Auffassung und Technik an erster Stelle zu stehen kommt, ein „Wie", das sozusagen zum „Was" wird. Hier denke ich beispielsweise an Max Liebermann's Pastellblätter mit den mannigfachen Reiterfiguren am Meeresstrande bei verschiedenen Luftstimmungen, mit den badenden Knaben, dem Café-Garten — lauter bei ihm altbekannte Motive, denen er aber eben so immer wieder neue Reize abzugewinnen weiß. Oder an Ludwig von Hofmann's stylisirte Farbensymphonien in Pastell: „Lockung" und „Träumerei", an Eduard Stiefel's Radirung „Dame in Schwarz", Leo Prochownik's farbige Zeichnung „Der See", Heinrich und Ulrich Hübner's „Interieurs, oder an Julius Klinger's japanisirende, mitunter humoristische Farben- und Linienspiele: „Carneval", „Verlobung", „Hahn und Ente", „Rococo" u. s. w. — denn es gäbe noch Vieles aufzuzählen. .

* * *

Es ist selbstverständlich, daß die vielen Landschaftler eine mittlere Stellung einnehmen. Walter Leistikow's große Aquarellen mit Gasteiner Motiven, seine Radirungen und Lithographien und Kohlezeichnungen mit Eindrücken aus der Havellandschaft, Schweden u. s. w., Philipp Franck's feine Dorf- und Landstraßenausschnitte, Hans am Ende's farbige Radirungen und Zeichnungen, namentlich die beiden Herbstmotive und das „Wetter im Moor" oder Hugo Friedrich Hartmann-Bardewieck's farbige Zeichnungen „Im Stiftsgarten" und „Dämmerung nach dem Regen", Alexander Schmidt-Michelsen's stimmungsvolles Pastellblatt: „Abendfriede", Hans Pigulla's Studie „Ueber den Dächern", oder Wilhelm Stumpf's „Trüber Tag", Hans von Volkmann's farbige Lithographien, die uns bald in's Donauthal oder sonst in eine bestimmte Gegend versetzen, bald eine „Mittagsrast" oder einen „Sonnigen Morgen" miterleben lassen — ja, das sind Alles Blätter, unter vielen anderen, die uns ebensosehr durch die formale Physiognomie der Landschaft, wie durch ihren malerischen Stimmungsgehalt, durch eine persönliche Note in der Auffassung, wie durch die oft glänzende Technik in gleicher Weise zu fesseln vermögen. Unter den Volkmann'schen Blättern ist übrigens eines von ganz besonderem Interesse. Es ist eine aquarellirte Federzeichnung und heißt „Frühling". Reigen tanzende Bauernkinder vorn am Ufer des Flusses, hinten das Dorf: Frühlingslust allüberall, sogar das Hündchen tollt mit. Ein kleines Bildchen, aber wie gesagt sehr bemerkenswerth: nämlich ganz Styl Ludwig Richter und dabei doch auch ganz Volkmann, also modern. Ist's Zufall, ist's etwa — Programm? Was es auch sei — gebt uns auch mehr solche Blätter in unseren Tagen mit der Parole: „Kunst im Leben des Kindes".

J. Norden.

Notizen.

Georg Hirth's „Wege zur Freiheit" (Verlag der Münchner Jugend) sind ein starker und sympathischer Beweis für die Geistesarbeit eines Patrioten, der von hoher Warte auf die Geschehnisse und Gedanken des Tages blickt, alles Bleibende der Gegenwart in die schönere Zukunft hinüberretten will und allem Dunkeln, Häßlichen scharf entgegentritt. Man wird mit Georg Hirth nicht immer eines Sinnes sein, aber immer wird man an ihm den ganzen, geraden, aufrechten Mann lieben, der aus seinem Herzen keine Mördergrube macht, sondern sich offen und ehrlich mit Feinden wie Freunden auseinandersetzt. Es wäre besser um deutsche Politik, deutsche Kunst und um unser gesammtes öffentliches Leben bestellt, wenn sich viele Patrizier von Hirth's Art eben in der Art Hirth's daran betheiligten. Möge das zum Nachdenken anregende Buch glückliche Fahrt machen!

In neunter Auflage ist Eduard Grisebach's moderne Aventiure „Tanhäuser in Rom" (J. G. Cotta, Stuttgart) erschienen. Mag die eigenartige Schöpfung von ihrem schwülen Zauber auch manches eingebüßt haben, die ungezwungenen eleganten Verse lesen sich noch heute gut, und die freie Keckheit des Dichters mtuhet noch heute wie ein kühler Trunk sehr guten Weines an. Wir sind in der letzten Zeit mit Tanhäusereien überfüttert worden, aber Grisebach's liebestarker Held bleibt doch der Aristokrat unter den Don Juans der modernen Poetenphantasie, und seine vornehme Art, das Leben zu genießen, sowie sein feiner Sinn für die Feinheiten des Lebensgenusses adelt dieses Tanhäusers römisches Erlebniß. Wir wünschen ihm zahlreiche neue Leser, damit die von unseren Modernen eben nicht verwöhnten Freunde graciöser Erotik wieder einmal einen Maßstab gewinnen.

Hugo Bertsch. Die Geschwister. Mit einem Vorwort von Adolf Wilbrandt. (J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin.) Unter den Erzählungen, die wir der Feder eines Fabrikarbeiters verdanken, ist dies Buch sicher eine der merkwürdigsten und beachtenswerthesten Erscheinungen. Selten ist etwas so aus der Tiefe echter Volkskraft heraufgekommen wie dieser einzigartige Briefwechsel eines durch einen Unfall zum Krüppel gewordenen Arbeiters, dem es in Kopf und Herzen nicht wenig stürmt, mit seiner Schwester. Die Wärme und die edle Beredtsamkeit, mit denen der Dichter, der übrigens Deutsch-Amerikaner und bereits ein Mann in reiferen Jahren ist, für die Rechte seines Standes eintritt, wirkt um so überzeugender, als nirgends für eine bestimmte Parteidee Propaganda gemacht wird. — Als echter Schwabe neigt der Verfasser stark zum Philosophischen. Kann er dies in seinen nächsten Werken mehr zurückdrängen, so wird die Wirkung künstlerisch noch reiner sein. Vielleicht entsteht uns hier ein deutscher Gorki, aber ich sage noch: vielleicht . . . Adolf Wilbrandt hat sich mit der Herausgabe dieses Werkes zweifelsohne ein großes Verdienst erworben.

Dr. Heinrich Ilgenstein.

Digitized by Google

Die Naturkräfte. Ein Weltbild der physikalischen und chemischen Erscheinungen, von Dr. M. Wilhelm Meyer. Mit 474 Abbildungen im Text und 29 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung. (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien.) Der aus seinem kosmischen, astronomischen und geophysischen Arbeiten wohlbekannte einstige Director der Urania zu Berlin hat in seinem neuesten Werk die Naturkräfte ebenso lehrreich wie vielseitig behandelt und die physikalisch-chemischen Kräfte im Weltall mit besonderer Wirkung auf die Erde und ihr Leben, sowie ihre Erkenntniß und Ergründung möglichst allgemeinverständlich beschrieben, ohne die wissenschaftlichen Grundsätze zu vernachlässigen. In dieser Hinsicht kann das Werk W. Meyers wohl als eine Fortsetzung oder Ergänzung von Ratzel's prächtigem Werk „Die Erde und das Leben" betrachtet werden. Auch Meyer schöpft sein Wissen, wo die Fülle des heut vorhandenen enormen Wissensmaterials selbst dem Fachmann nur noch auf engumgrenzten Gebieten volle Beherrschung gestattet, aus den Kenntnissen und Lehren berufener Autoritäten. Er vermeidet dabei in anerkennenswerther Weise, wissenschaftliche Theorien und Hypothesen jener durch eigene Weisheit auszugestalten, wohl aber ist er erfolgreich bestrebt, sie aus der Entwickelung der Forschung wissenschaftlich abzuleiten und möglichst leicht verständlich zu erläutern. Gerade für unsere oft allzusehr nach Aufklärung strebende oder gar schon „aufgeklärte" Generation sind wissenschaftlich populäre Werke wie das vorliegende von hoher Bedeutung und sehr empfehlenswerth, zumal auch das Wesen und die Wirkungen der Naturkräfte sowie ihre Beobachtung und Erforschung durch eine Fülle guter Abbildungen anschaulich gemacht werden.

Ferdinand von Hornstein offenbart sich in seinen „Novellen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) doch als ein ernst zu nehmendes Talent, dem es allerdings noch an künstlerischer Selbstzucht und an sicherem Geschmack fehlt. Sowohl in der ersten Novelle „Die Petersinsel", die einem recht fein gefaßten Liebesproblem einen allzu breiten verschnörkelten Rahmen giebt, wie auch in der letzten: „Herrn Wimplinger's romantische Genesung" wird der Geduld des Lesers durch umständliche Breite etwas zu viel zugemuthet. Doch entschädigt die eben genannte Geschichte durch ihren vollsaftigen kecken Humor, der aus dem Contraste zwischen derber Urwüchsigkeit und prüde thuender Ueberempfindlichkeit überwältigend komische Wirkungen herauszuholen vermag. Freilich kommt der Autor mit der Pointe seiner Erzählung der Sphäre des gewöhnlichen Ulks recht nahe. Feiner gehalten ist die in Ichform gefaßte humoristische Novelle „Christus von Mariahilf", in welcher der auf dem Sterbebett das entscheidende Abenteuer seines Lebens erzählende alte Baron indirect auf's Köstlichste charakterisirt ist; sie stellt den Verfasser unsern stärksten und feinsten Humoristen zur Seite.

Hugo Wolf's Briefe an Hugo Faißt. Im Auftrage des Hugo Wolf-Vereines in Wien herausgegeben von Michael Haberlandt. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Ferner Stehenden werden diese Briefe kaum lesenswerth erscheinen. Sie lassen uns kaum einmal einen Blick in das Innere des Künstlers thun und betreffen fast nur rein äußerliche Dinge ohne jedes allgemeine Interesse. Daß Wolf bei seinem Freunde Notenpapier bestellt und ausführliche Vorschriften dafür giebt, ist doch wirklich nicht wichtig genug, um es der Welt mitzutheilen. Derartige Veröffentlichungen gehören zu dem neuerdings förmlich grassirenden Personencultus, der, wie der Herausgeber ganz richtig bemerkt, allzurasch und allzugern von den Werken zu den Autoren übergeht und fast immer noch den geheimen Nebenzweck hat, auch die Veranstalter selbst in ein gehöriges Licht zu setzen.

Heinrich Lilienfein. Modernus. Die Tragikomödie seines Lebens — aus Bruchstücken ein Bruchstück. (Karl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.) Die Geschichte eines gefühlvollen empfindsamen Herzens erzählen uns diese Tagebuchblätter, die Tragikomödie eines Menschen, der ein zweiter Werther, sein Herz für die Quelle aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elends hält. Wie er Gott verlor, das ist der erste Act der Tragikomödie. Dieser erste Theil ist künstlerisch der abgerundetste. Die Charakterzeichnung ist von wunderbarem Farbenschmelz. Die Schilderung der aufkeimenden Liebe und die Wehrlosigkeit des Schmerzes, als die Geliebte stirbt, sind von ergreifender Tragik. Im Ganzen wird sich aber gegen Modernus als den Typus des modernen Werther viel sagen lassen. Dazu ist der Held doch zu passiv, zu unbedeutend, um wirklich etwas gegen die modernen Feinde zu beweisen. Modernus wäre zu jeder Zeit untergegangen. Aber auch unter dem Gesichtspunkte einer Satire unserer Zeit ist das Buch immerhin eine beachtenswerthe Vorarbeit für den Roman der Zukunft, der mit Goethe'scher Kraft die Bildungselemente unserer Zeit auf ihren inneren Werth prüft.

Spessart-Klänge von Franz Englert. (Gießen, Emil Roth.) Der Poet bringt uns in seinem 87. Lebensjahre eine Reihe höchst gemüthvoller poetisch empfundener, vielfach humorvoller Gesänge über die Schönheiten und Wege des Spessartwaldes, der wegen seiner herrlichen Eichen-, Buchen- und Nadelhölzer so großen Ruf besitzt. Die Spessartklänge Englert's sind recht stimmungsvoll und mitunter von köstlichem, originellem Humor. Gewiß werden diese Spessartklänge, völlig neu in Darstellung des besungenen Gebietes, einen dankbaren Leserkreis finden.

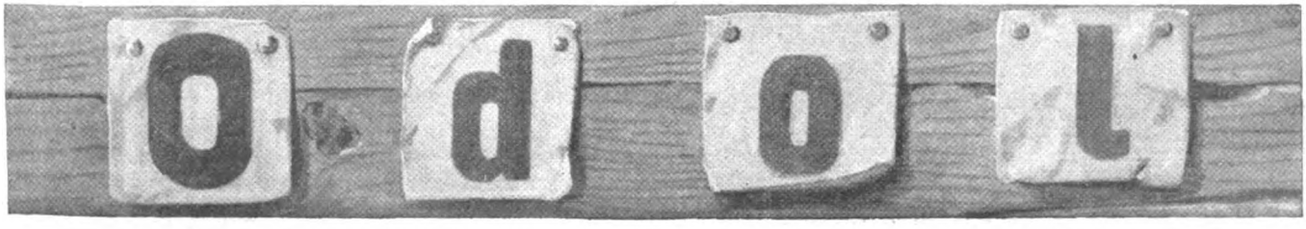
Von Wilhelm Hertz, hat J. G. Cotta Nachf. in Stuttgart die 3. Auflage des Parzival herausgegeben, die in den Anmerkungen von namhaften Gelehrten auf den neuesten Stand der Forschung gebracht worden ist. Das herrliche Werk des mittelhochdeutschen Dichters hat dem modernen Empfinden keiner so nahe gebracht, wie Wilhelm Hertz, der selbstschöpferische Nachdichter, dem das große Verdienst zukommt, den Parzival von allem schwerverständlichen Beiwerk und den heute sonst kaum mehr erträglichen Längen befreit zu haben und ihn so wieder als das große Kunstwerk haben erstehen zu lassen, das über die Jahrhunderte hinweg vom Ruhm des deutschen Geistes spricht.

Wiederholt sei auf die monumentale Ausgabe von Goethe's sämtlichen Werken hingewiesen, die der J. G. Cotta'sche Verlag zum Jubiläum seiner ersten großen Ausgabe von 1806 in 40 Bänden veranstaltet und von der jetzt 12 Bände erschienen sind. Der altberühmte Verlag hat so sich angelegen sein lassen, seine schöne Ehrenpflicht, ein echtes Werk der Pietät, auf das er stolz sein darf, in einer Weise auszustatten, wie es bisher in Deutschland wohl noch nicht oft der Fall gewesen ist. Aeußerlich von vornehmer moderner Eleganz und Gediegenheit, präsentirt sich die prachtvolle Ausgabe innerlich als ein mustergiltiges Werk literarischer Bearbeitung. Die ersten Namen in Literatur und Kunstgeschichte haben sich in der Herausgabe der einzelnen Werke mit glänzenden Einleitungen und Anmerkungen vereinigt, so daß die sämmtlichen Werke auch ein allgemeinverständliches, wissenschaftliches Hülfsmaterial allerersten Ranges zur Erkenntniß Goethe's bieten werden. Der Preis ist so gering, daß sich Jedem die Anschaffung ermöglicht.

„Lebensbilder" von Alfred af Hedenstjerna. Nach den Manuskripten des Verfassers übersetzt von Ernst Brausewetter. (Ulrich Meyer, Berlin.) Die zu einem Bande vereinigten 15 Erzählungen tragen das Gepräge echt Hedenstjerna'scher Darstellungs- und Schilderungsweise Sie spielen durchweg in dem anheimelnden Milieu einfacher bürgerlicher Verhältnisse, in denen sich Hedenstjerna, wie unsere Leser zur Genüge wissen, ja so gründlich auskennt. Ein feiner Humor, der sich oft zu lustigem Uebermuth steigert, durchweht diese schlichten Schilderungen, die uns die Personen, die im Mittelpunkt der Erzählungen stehen, mit plastischer Treue vor Augen zaubern, Wirklichkeitsgestalten, wie wir sie im Leben so oft selbst kennen lernen. Wahre Cabinettstücke anschaulicher Schilderung und feiner Beobachtung sind besonders: „Wenn die Sonne kommt", „Sie mögen keinen Scherz", „Die beiden Untröstlichen", „Die kleine Dolmetscherin". In Brausewetter hat Hedenstjerna einen geschickten Dolmetscher gefunden.

Karl Reinecke. Meister der Tonkunst. (Verlag von W. Spemann, Stuttgart.) Es mag für Professor Reinecke keine leichte Aufgabe gewesen sein, Lebensbilder der großen Tonkünstler Mozart, Beethoven, Haydn, Weber, Mendelssohn und Schumann zu schreiben. Giebt es doch Biographien über die Genannten in Hülle und Fülle, doch kranken wohl die Meisten an dem Fehler, zum Theil veraltet, zum Theil zu fachmännisch zu sein. Mit Freuden kann man daher nur die Ausführung der Idee, die großen Meister durch populär gehaltene Würdigungen der Gegenwart wieder näher zu rücken, begrüßen. Daß es dem Verfasser trotz der oben angeführten Gründe gelungen ist, uns manches Neue über die Musikheroen zu sagen, darf ihm hoch angerechnet werden.

„Illustrirte Geschichte der deutschen Literatur" von Prof. Dr. Salzer. Mit 110 ein- und mehrfarbigen Beilagen und über 300 Textabbildungen. Vollständig in 20 Lieferungen à 1 Mk. (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.) In der vorliegenden siebenten Lieferung bietet der Verfasser die Früchte seiner eingehenden Studien über die Blüthezeit der mittelhochdeutschen Dichtung (1180—1250) und zeigt die Bedeutung der höfischen Dichter: Heinrich v. Veldeke, Hartmann v. Aue, Wolfram v. Eschenbach in ihren Beziehungen zu ihrer Zeit, sowie als Vorläufer für die folgenden Perioden in vielfach neuem Lichte.



Digitized by Google

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserm Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der König von Babel.

Ein Epos

von

August Sturm.

Auf der Höhe.

Neue Lyrik

von

August Sturm.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter), Hamburg.

Seltene Gelegenheit!

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S.

Wolframs von Eschenbach

Parzival und Titurel.

Herausgegeben und erklärt

von

Ernst Martin.

I. Teil: **Text.** geh. ℳ 5,—.
II. Teil: **Kommentar.** ℳ 12,—.

Bismarck

im

Urteil

seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Verlag von **Roßberg & Berger** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Geschichte

der

Nationalökonomie u. des Sozialismus.

Von

Dr. **Karl Walcker,**

Privatdozenten der Staatswiss. an der Univ. Leipzig, ordentl. Mitglied der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswiss. und Volkswirtschaftslehre zu Berlin und der American Academy of Political and Social Science.

Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage.

Preis 4 Mk.

Der bekannte Verfasser berücksichtigt besonders die **neueste Litteratur Europas** und **Amerikas.**

Kgl. Bad Oeynhausen.

Sommer- u. Winter-Kurort. Stat. d. Linien Berlin-Köln u. Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Okt. bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlens. Thermalbäder, Soolbäder, Sool-Inhalatorium, Wellenbäder, Gradirluft, Medico-Mechan. Zanderinstitut, Röntgenkammer, vorzügl. Molken- u. Milchkuranstalt. **Indicationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns u. Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankh. ꝛc. Kurkapelle: **42 Musiker,** 120 Morgen Kurpark, **eigenes Kurtheater,** Bälle, Konzerte. Allgemeine Wasserleit. u. Schwemmkanalisation. Prosp. u. Beschreibung übers. frei die **Kgl. Badeverwaltung.**

Im reichsten Bilderschmuck und Prachtband.

Deutsch Capri

in Kunst, Dichtung, Leben.

Von **Johannes Proelß.** ℳ 3,—.

Reizvollste Schilderungen deutschen Lebens auf Capri sonst und jetzt. Zeitgemäße **Festgabe.**

Letzteres gilt auch von:

Allmers Röm. Schlendertage. ℳ 7.
Barth Ital. Schenkenführer. ℳ 1.
v. Dalwigk Rom u. Athen. ℳ 3.
Roland Ital. Landschaftsbilder. ℳ 4.
Salomon Süditalien. ℳ 4.
Zabel Europ. Fahrten. 2 Bde. ℳ 12.
Zacher Röm. Augenblicksbilder. ℳ 4.

Verl.: **Schulzesche** Hofbuchhandlung **Oldenburg.**

Träumereien eines Nachtwandlers.

Dichtungen

von

Otto Promber.

Preis Mk. 1.—.

Zu beziehen durch **M. O. R. Promber, Zittau i. Sa.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—1900. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Abonnement

auf das

I. Quartal 1904.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.

Bestellungen werden von den Briefträgern entgegen genommen, die auch gleichzeitig den Betrag einziehen.

Verlag der Gegenwart in Berlin W 57.

Verantwortl. Redacteur: Richard Nordhausen in Berlin. Redaction: Berlin W 30, Gleditschstr. 6; Expedition: Berlin W 57, Kaiserstr. 41. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DEC 27 49

WIDENER

NOV 06 2000

CANCELLED

Digitized by Google

Digitized by Google